Hofrath v. Eckartshauſen's

Schriften.

Erſter Band.

Erzählungen
zum Vergnügen und zur Seelenbildung.

I. Theil.

Enthält:

Die Geſellſchaft.
Die Gottheit lohnet ſtets die Tugend.
Socrates und Alcibiades.
Hans, eine Erzählung.
Herwing und Lindenheim.
Karl von Lindenberg, eine Erzählung.

Wien, 1830.
Bei Anton v. Haykul, Buchdrucker,
und bei
Mich. Lechner, Univerſitäts-Buchhändler.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

Ak 2275 - 1-4

Erzählungen

zum

Vergnügen und zur Seelenbildung.

Erster Theil.

Die Geſellſchaft.

Ein Gedanke, als es am Morgen graute.

Du Künſtler deiner eignen Qualen,
armer Sterblicher! — deine Seligkeit
hängt an den Ketten der Liebe,
die die Geſellſchaft von Menſchen bildet.
Ach! Elender! warum ſucheſt du
dieſe Ketten zu zerreißen,
und beſchuldigſt ſie aus Eigenſinn
deiner ungerechten Seele,
daß ſie die Menſchheit laſten?
Ach! wie bedaurenswerth iſt der Irrthum,
der dich täuſchet!
Wiſſe, Elender! — du eileſt ſelbſt
in dein Verderben! —
Mißkenneſt du denn die Macht dieſer Bande?
Durch ſie werden Welttheile gefeſſelt,
und Himmelsſtriche vereint. —
Vergebens trennt die Menſchen
die unermeßliche Scheidewand des Meeres;

nichts iſt mehr auf dem Ball der Erde,
das die Kette der Geſellſchaft nicht verknüpfet.
Die ganze Welt iſt nur mehr ein Land,
und die Folge dieſer göttlichen Harmonie
macht jeden Aufenthaltsort zu meinem Vaterland,
und jeden Sterblichen zu meinem Freunde.
Heilige Bande! die ich verehre,
Göttinn der Geſellſchaft! wo ſind die Altäre,
die dir die Sterblichen bauen?
Schüchtern ſeh ich umher,
und mörderiſche Hände
ſtrecken ſich aus, deinen heiligen Tempel zu entweihen.
Schon die That des zweyten
der Gebornen
weißſagte die blutige Beleidigung
deiner Rechte.
O ihr — würdige Erben ſeiner grauſamen Verbrechen!
ihr übertrefft die blutende That
des erſten Mörders.
Henker und Henkers Henker erfüllen die edlen
Gegenden der Natur,
ſterbende Opfer ſinken in blühenden Thälern
und die Lilien im Thale röthen ſich
vom vergoſſenen Blut unſrer Brüder.
Da ſeh ich jene blutdürſtenden Menſchen,
denen der erſte der Lügner
den Nahmen des Helden gab.
Dieſe Menſchen, geboren um Brüder zu ſeyn,

ſenken den blitzenden Stahl
ins Bruderherz;
die Erde zittert bey dem Anblicke der Raſenden
und erbleicht unter dem Purpur
des rieſelnden Blutes
ihrer ſterbenden Bewohner.
Doch welcher gütige Schutzgeiſt
der zerſtreuten Sterblichen
vereinte ſie wieder in Hainen der Liebe? —
Geſittete Völker ſtehen auf,
und Menſchen umarmen ſich in der Geſellſchaft;
glücklich eilt der Menſch von Alter zu Alter,
und genießet die Früchte ihrer Güter.
Aber wie beſchämt, und verlaſſen
floh'ſt du wieder wie ein Vertriebener
von den glücklichen Gegenden,
Schutzgeiſt der Menſchheit!
und Heil und Glück der Sterblichen
fliehet dir in langen Reihen nach.
O! von wie viel blutigen Schlachten
ſchaudert dein Blick zurück,
von wie viel Feinden
biſt du umzingelt!
Immer geſchäftig, dich zu verfolgen,
ſchwört der Menſch am Altare
des Eigennutzes.
Unbeſcheidenheit iſt auf den Lippen von Hunderten,
und vereinet ſich mit dem Ungeheuer des Verdachtes,

um die Menſchheit zu trennen.
So treulos als furchtſam
verſteckt ſich die Schmähſucht im Winkel,
und tödtet mit unſichtbaren Dolchen.
Ach! fliehe — fliehe, fern dem Sterblichen,
der nur ſich ſelbſt zum Gegenſtand ſeiner Liebe hat:
— Der, der nur ſich ſelbſt ſuchet,
kann der Menſchheit nicht würdig ſeyn.
Fliehe den finſtern Schwärmer,
der mit einer Keule die Hände der Gottheit rüſtet,
die doch nur Liebe iſt.
Die Wildheit, die ihn zu dieſem Traum verleitet,
war nie eine Tugend;
denn ſprich — wenn es Tugend ohne Bruderliebe gäbe,
welche Laſter würdeſt du verdammen können?
— O! reiße den Lorber von der ſchuldigen Stirn
des ſtolzen Kriegers,
ſeiner Eroberung grauſame Frucht,
und den zu glücklichen Preis, durch Menſchenblut
erkaufter Laſter!
Laß ſie nur ſich ihrer Thaten brüſten!
Einſt wird ein Tag, im Tempel des Gedächtniſſes
den Namen dieſer Mörder verlöſchen;
an ihre Stellen wird die Menſchheit
dauerhaftere Namen ſchreiben,
Namen — der Liebe und des Friedens.
Der ſüße Name des Vaterlandes
tönt nicht mehr in unſern Hainen;

ſie ſind verſchwunden, die glücklichen Zeiten,
ſeitdem das Geſpenſt des Kriegers
die Erde mit Menſchenblut deckte,
und Könige ſich zu Eroberungen ſchwangen
über den Haufen zerſchmetterter Schädel
ihrer Bürger.
Kein Kodrus war in dieſen Zeiten mehr
und Liſabone ſtürzten in Abgründe,
ohne daß unter dieſer Menge der Geopferten
ein Curtius war.
O Natur! wie entheiligt man dich!
wie mißkennet man deine Gewalt!
wann wird dein heller Zuruf
den Menſchen zu ſeinen Pflichten führen?
wann wird man, mit Feuer gezeichnet,
die Menſchenpflicht im Herzen leſen,
geſchrieben durch die Hand der Liebe? —
Ha! dann wird vergebens die kühne Thorheit es wagen,
dieſe geweihte Schrift zu verlöſchen,
die die Liebe für Ewigkeiten ſchrieb.
Nicht Unabhängigkeit
ſoll der Stolz unſers Lebens ſeyn:
die Gottheit ſchuf uns
zum Wohl der Menſchen, unſrer Brüder.
Der Tag meiner Geburt
gab ſchon dem Bruder Recht
auf meine Tage!
Mein Daſeyn ſicherte ihm Unterſtützung zu,

mein Leben iſt nicht mein. —
Ihr Fürſten pochet nicht auf eure Kronen!
Ihr tragt ja nur um eine Bürde mehr.
Gibt eure Pflicht nicht zu erkennen,
daß der Menſch nur für Menſchen ſey?
O könnte doch der kleinſte Funke
der edelſten von allen Flammen
vom Liebesfeuer des Ewigen
in alle Menſchenſeelen fallen
und die erloſchne Glut erwecken
zur Thätigkeit für Bruderwohl!
Ach! laßt uns doch die Wonne fühlen
und das Vergnügen, gut zu ſeyn! —

Die Gottheit lohnet ſtets die Tugend.

Adelaide war von guten Aeltern geboren. Die Edeln ſchonten keiner Mühe für das Wohl von Adelaidens Tagen zu wachen; ſie gut zu erziehen, ſie edel und empfindſam zu bilden, war ihre erſte Bemühung.

Fünfzehn Frühlinge waren kaum für Adelaiden verfloſſen, als ſich ihre Schönheit wie die Roſe entwickelte: ſchon blickten Jünglinge neidiſch auf ſie hin, und jeder wünſchte ſich Adelaiden.

Schlank war des Mädchens Wuchs, Majeſtät war in ihrer Stellung, ihr Auge war Sanftmuth, Vergnügen lächelte aus ihren Blicken, munter war ihr Umgang, und Eingezogenheit (die den Mädchen unſrer Zeit ſo wenig eigen iſt) erhob die Reitze ihrer Schönheit.

Kein Jüngling war in der Gegend, in der ſie lebte, der ſich nicht Adelaiden wünſchte. Wie Schmetterlinge die jungen Roſen im Sommermorgen umflattern, ſo war Adelaide von Anbethern umrungen.

Einer verſprach ſich Adelaidens Herz aus den Vortheilen ſeiner edlern Bildung; ein anderer dachte an ihre Eroberung, und deckte ſeine Seele mit der Maske des Gefühles.

Aber vergebens waren äußerliche Vorzüge, und Verſtellung, die ſich ſo leicht entdecken läßt.

Des Mädchens Auge war ſo ſcharfſichtig, und Adelaide wußte den Werth der Seele von der betrüglichen Außenhülle zu unterſcheiden.

Vor ihrem durchdrigenden Blick entlarvte ſich die Verſtellung; ſie lachte über die Schwärmerey ihrer Liebhaber, und die verſchiedenen Rollen, die ſie ſpielten, führten Adelaidens Seele auf den traurigen Gedanken des Verderbniſſes unſrer Sitten.

Adelaidens Geſinnungen unterſtüzte ihre würdige Mutter, die den Mädchen helle Begriffe von dem Werth der Tugend beybrachte.

Wenn der Morgen am Horizont grauete, der Schatten dahin floh, und der Purpur der Morgenröthe die Ankunft der Sonne verkündigte, da, wenn die

Lerche dem Schöpfer ihr erſtes Lied ſang, da war Adelaide ſchon oft wach, und irrte unter Laubengängen von wildem Jasmin einſam herum, und ihr Herz ſprach mit der Gottheit. —

Empfindſamen Seelen ſind die Stunden der Einſamkeit heilig. — Da, wenn die Natur im Schlummer liegt, das Geſchöpf mit dem Schöpfer allein iſt, da iſt die Stunde der Selbſtprüfung — in dem Tempel der Ruhe iſt der Wohnſitz der Weisheit, nicht im Gedränge der Welt, nicht am Hofe, nicht in dem lärmenden Tollhauſe der Philoſophen.

Nur ein ruhiges Herz iſt zur Weisheit empfänglich; — die Sonne ſpiegelt ſich nicht im Bach, den der Regen trübet, oder den der Sturmwind in Fluthen thürmet — eine ruhige Quelle iſt ihr Spiegel. Ueberzeugt von dieſer Wahrheit, hing Adelaide oft den Gedanken ſüſſer Schwermuth nach — ihr Herz ſchlug, eine Thräne floß aus ihrem Auge, als ſie ausrief: »Ach! werde ich denn nie die Tugend ohne Verſtellung ſehen? Ach! wie viel Widerſprüche finde ich nicht täglich unter der Sonne! wie viel Eitelkeit, wie viel Verſtellung — wie viel falſche Freundſchaft! — Die Ehrlichkeit iſt den Boshaften zur Spielerey geworden.«

»Wie empört ſich nicht mein Herz, wenn ich den Schwarm jener treuloſen Menſchen ſehe, wie ſie, hingeſtreckt zu den Füßen ihrer Geliebten die Gottheit zum Zeugen ihrer Liebe nehmen, die doch ihre fühlloſe Seele nicht kennt.«

»Wie bedauert mein armes Herz die ſchwachen Geſchöpfe, die Zufriedenheit in einem Lebenswandel ſuchen, in den die Natur nur Verachtung und Schande ſetzte.

Nein, fuhr Adelaide fort, nein, der Himmel ſey meine Stütze, daß mein Herz nie den Schlummer falſcher Liebe ſchlafe! — Man nennt mich ſchön; ich bin von Jünglingen umzingelt, aber was iſt ihr Geſchwätz mehr als Thorheit? Ihre Liebe gleicht dem Nordlichte, das nur in mitternächtlichen Stunden glühet, und wie ein Meteor am Morgen verlöſchet; — und ihr Feuer iſt gleich einem Raket, das prächtig aufſteigt, und dann auf ewig verſchwindet. — Ich weiß es wohl, daß ich einmahl lieben werde — ich fühle es, daß mein Herz zu dieſem ſanften Triebe geſchaffen iſt; aber wo iſt der gute Sterbliche, der mein Herz feſſeln kann? — ach ich fürchte, daß es nur ein Schattenbild iſt, nach dem ich mich ſehne.

So dachte Adelaide. Still und ruhig floßen ihre Tage dahin, und ihre Seele fühlte noch nie den Tumult der Leidenſchaften; noch fühlte das gute Mädchen die ſtillen Freuden der Unſchuld, zärtlich von ihren Aeltern geliebt, angebethet von allen denen, die ſie kannten. — Vom Glücke begünſtigt, blieb ihren Wünſchen nichts übrig, als daß ihr doch die Natur einen beſſern Vater gegeben hätte.

Adelaidens Vater war äußerſt ausſchweifend. Trunk und Geilheit erſchöpften ſein Vermögen, und ſchwächten ſeine Geſundheit. — Vergebens waren die Vorſtellungen ſeiner Gattin, vergebens führten Adelaidens Thränen ihn von ſeiner Verwirrung zurück; die Macht der Gewohnheit zerriß die heiligen Bande, die ihn an ſeine Familie ketteten, und er ſtürzte ſich neuerdings in die Abgründe, die er ſich ſelbſt unter ſeinen Füßen grub.

Seine ſchwächliche Geſundheit ſank unter der Bürde der Ausſchweifung; ein böſes Fieber ergriff ihn, und die ſchändlichſte Krankheit, die gewiſſe Folge der Ausſchweifung, lieferte ihn in die Arme des Todes.

Welche Einbildungskraft wäre maleriſch genug, Adelaidens Schmerzen zu ſchildern, als ſie, hingeſtreckt auf die Leiche ihres Vaters, den Gram einer zärtlichen Seele fühlte! Eine Fluth von Thränen ſtürzte von Adelaidens Wangen, und hätte die Gottheit den Engel des Todes nicht taub dem Flehen der Sterblichen gemacht, er hätte wieder Adelaiden ihren Vater gegeben.

Ihre blonden Haare waren zerſtreut auf ihrem Buſen, ihre Hände krümmten ſich zum Himmel, und Seufzer hoben die unſchuldsvolle Bruſt, die ein Strom von Thränen überſchwemmte.

So ſtürzt bey rauſchenden Gewittern der Regenbach vom Felſen herab, und ertränket die Lilien in den Fluren.

Bald erhohlte ſich Adelaide wieder, ſtürzte mit ſtärkerem Gefühl auf die Leiche ihres Vaters, und drückte ihn an ihren Buſen, als wollte ſie mit der Hälfte ihrer Seele, die entgeiſterte Hülle beleben. — Sie ſprach, als hörte ſein Ohr noch — ſie küßte, als fühlten ſeine Lippen noch den Kuß der Liebe. Vergebens — konnte ſich Adelaide ſagen, dieſer war mein Vater — war mein Vater, rief ſie, — war — und iſt alſo nicht mehr, höret meine Seufzer nicht mehr, fühlet nicht mehr meinen Kuß. — — Bläße deckte die Wange — Adelaide ſank ohnmächtig hin, und halbſterbend entfernte man ſie von dem Gegenſtande ihrer kindlichen Liebe.

O edles Bild der kindlichen Frömmigkeit! du biſt ſo ſchön als du ſelten biſt. — Adelaide iſt troſtlos bey dem Verluſte eines Vaters, der doch ſo wenig der edlen Thränen würdig war — und wie viele Töchter ſind fühllos bey dem Tode der edelſten aller Väter! —

O Natur! dränge dich aus deinen Kreiſen — vermiſche die Elemente — feßle den Donner ans Meer und füttere die Sonne mit unſerm Erdball, nur laß mich das Schrecklichſte der Natur nicht erfahren — die Undankbarkeit eines Kindes! — —

Die Stunde, in der Adelaide ihren Vater verlor, war die erſte ihres Unglücks. Kaum waren die erſten Tage der Trauer vorüber, kaum entrichtete Adelaide die letzte der Ehrenbezeugungen der Aſche ihres Vaters, als eine Menge von Gläubigern in das Haus der unglücklichen Familie drang, und ſich ihrer ganzen Habſchaft bemächtigte.

Adelaide ſah mit Thränen im Auge die grauſame Verwüſtung. Geräthloſe Wände umgaben die Unglücklichen, die gar bald gezwungen waren, auch ihr Haus zu verlaſſen.

Schon wandelte Adelaide an der Seite ihrer Mutter wie eine Bettlerinn herum, und ſuchte ſich einen geringen Aufenthalt, um ſich doch vor Wind und Regen zu ſchützen.

Die Freunde des Glückes waren bereits von Adelaiden geflohen, und reichere Verwandte kannten die Erarmten nicht mehr. Stolz ſahen ſie von ihrer Größe herab, wandten den Rücken, und gingen fühllos vorüber; und die — die ſelbſt an ihrem Vermögen einſt zehrten, ſchlugen die Augen bey ihrem Anblick zu Boden, als hätten ſie die Unglücklichen nie geſehen.

So iſt der gewöhnliche Lauf der Welt: reiche Menſchen, im Ueberfluſſe erzogen, kennen das Leiden der Armuth nicht; weil ihr Magen immer von Speiſen ſtrotzet, ſo fällt ihnen nicht ein, daß in der Welt noch Jemanden hungern kann.

Nur der, der unglücklich und arm war, kann die Menſchen kennen lernen, denn, der immer in Ueberfluß lebt, dem iſt dieſe Wohlthat nicht beſchieden.

Wohlthat! iſt es wohl Wohlthat, Ungeheuer kennen zu lernen? — Ja, grauſame Wohlthat iſt's, und doch Wahlthat. Dank dem Himmel, Unglücklicher! ſeine harte Prüfung führt dich in die Arme der Ruh — und nur du kenneſt den Werth des Edlen.

Adelaide wurde aus dem Schooße des Ueberfluſſes zum äußerſten Elende geriſſen, zehnmahl fühlte ſie die blutende Wunde ihres Herzens, denn Adelaide hatte eine fühlbare Seele, und wie hart ſind ſolche Schläge des Unglückes für empfindſame Herzen!

Schon oft ſtieg der ſchwärzeſte der Gedanken in Adelaidens Seele auf — der Gedanke — ich kann nicht mehr ſeyn. — Es ſteht in meiner Macht, mein Unglück zu enden, dieſer Gedanke bemächtigte ſich ganz des armen Mädchens. —

Ich will ſterben, ſagte Adelaide, was iſt der Tod — das Ende meines Kummers — ſterben will ich — ja — ſelbſt die Roſe pflücken, die allgemach der Sturmwind entblättert — ich will mich der Feſſeln entreißen, ſagte ſie: die mich in meinem unerträglichen Kerker feſthalten — und dann, wenn ich ſie zerbrochen habe, die Hülle — wirſt du Allgütiger mich auch verſtoſſen! — die ich die Menſchen floh — um bey dir Hülfe zu ſuchen, der du barmherzig biſt? So ſprach Adelaide, und es wurde immer finſterer in ihrer Seele.

Schon wollte ſie ihren Plan vollenden, ſchon ergriff ſie das Werkzeug der That, über die ihre Melancholie brütete, als ungefähr ihre Mutter in das Zimmer trat — und ein Blick — ein Blick der Natur entwaffnete die Unglückliche wieder. Ich ſollte dich verlaſſen? ſchrie Adelaide. Ich — dich — zärtlichſte der Mütter — ich ſollte dich allein, ohne Stütze, ohne Freundinn in dieſem Weltthale laſſen? — nein, das kann ich nicht! weiche, ſchrecklichſter der Gedanken — die Natur ſiegt. — Sehet, ſehet die Thränen, die aus dem Auge meiner Mutter fallen! Die Liebe ruft mich, ich muß ſie trocknen. Bey dieſen Worten umarmte Adelaide ihre Mutter, und küßte ihr die Thränen von den abgehärmten Wangen.

Du tödteſt mich, Adelaide! erwiederte ihre Mutter; höre auf, dich ſo lebhaft über unſer Schickſal zu beklagen, deine Thränen zerreißen meine Seele — bald wird der Tod mich von meinem Kummer befreyen— Denke auf dich, du biſt noch jung — arbeite — und ſey tugendhaft, vielleicht wird der Himmel durch dein Unglück noch gerührt werden, und wird dir die Güter wieder ſchenken, die dir das Schickſal geraubt hat.

Thränen wechſelten ab bey dieſer theilnehmenden Scene mit ſprachloſen Umarmungen. Seele und Gefühl war ganz in den Blicken der Leidenden.

Vodevil, ein ehrwürdiger Geiſtlicher, deſſen Beſchäftigung war, Unglückliche zu beſuchen, und Bedrängten Gutes zu thun, trat bey dieſer Scene auf ihr Zimmer, und Balſam floß von ſeinen Lippen in die Seele der Unglücklichen.

Vodevil beſaß ein anſehnliches Kanonikat; ſeine edle Denkart ſetzte ihn aber über die Lebensart ſeiner Kollegen hinaus, und der Aufwand ſeiner Einkünfte war ganz von dem ihrigen verſchieden. Vodevil that Gutes, und das Bewußtſeyn, der Wohlthäter im Elende zu ſeyn, war Vergnügen für ſeine Seele. Oft ſaß er traurig da, und der Gram verzehrte ſein Herz; wenn er auf ſeine Chorbrüder hinblickte, und ihre Lebensart überdachte.

Brüder! ſagte er oft: Es liegt doch wirklich nicht in der Natur, daß ein Menſch ſo einen großen Theil der Einkünfte des Staats ziehe, um gar nichts zu thun, oder um noch weniger zu thun als gar nichts. Arbeitſamkeit iſt Menſchenpflicht, und Wohlthun — eine Schuldigkeit für den Reichern. Der Staat fordert uns daher ſelbſt durch ſeine Wohlthätigkeit auf, Gutes zu thun, und da er uns in die Gemächlichkeit unſers Lebens ſetzt, ſo trauet er unſern Herzen die Denkart zu, daß wir die uns verliehenen Güter beſſer als andere Menſchen anzuwenden wiſſen werden. So ſagte Vodevil; aber er wurde meiſtens als ein alter Schwärmer verlacht, und die Gründe ſeiner Vernunft gab man als Folgen ſeines melancholiſchen Temperaments an.

Vodevil beſuchte täglich die Unglücklichen, und ſeine theilnehmende Sorge linderte den Gram der troſtloſen Familie. Seine Troſtgründe waren aus dem Herzen genommen; ungefühlte Sätze einer mechaniſchen unfühlbaren Philoſophie waren nie auf ſeinen Lippen — in wahrer Theilnahme beſtand ſein Zuſpruch, und im Mitgefühl ſein Troſt.

Nichts war mir in meinem Leben ſo auffallend, als die ſonderliche Art, mit der die meiſten Menſchen die Unglücklichen tröſten.

Ihre eiskalte Miene, ihr thränenloſes Auge, und ihre hölzerne Seele vermehrten oft mehr das Unglück eines empfindſamen Leidenden, als daß ſie Troſt in ſein klopfendes Herz goßen.

Denken Sie! heißt es, Sie ſind lang nicht ſo unglücklich, als Dieſer und Jener; und dieſer Vergleich ſoll Troſt ſeyn?

Gefühlloſer Menſch! wenn mein unglücklicher Mitbruder noch elender iſt als ich, ſo ſoll dieſer Gedanke mich tröſten? Unmenſchen! glaubt ihr denn, daß der Unglückliche kein Herz mehr hat für Andere zu fühlen? In Anderer Qualen ſoll ich meinen Troſt ſuchen? Schweig, Grauſame! Barbarey iſt eure Tröſtung — Unfühlbarkeit eurer Zuſpruch. Leide ich wohl weniger, weil mein Mitmenſch noch mehr leidet? Werden die Lumpen, die meinen Körper kaum decken, zur Kleidung, weil mein Mitbruder ganz nackend geht, und verkehrt ſich das erdenſchwarze Brod in eine ſchmackhafte Speiſe, wenn ich denke, daß mein Mitmenſch in einer Einöde erhungert?

Man muß ein böſes Herz haben, oder wenigſtens eine Anlage zum Böſen, wenn ſolche Gründe unſrer Seele Linderung verſchaffen können. Mir würde es vielmehr Troſt ſeyn, wenn mir einer ſagen könnte, daß alle Menſchen um mich her glücklicher als ich wären; das Antheilnehmen an dem Schickſal meiner Brüder wäre Labſal für mein leidendes Herz.

Ich lernte auch in meiner bisherigen Durchreiſung dieſer Welt eine Art von Menſchen kennen, die wohl gar keinen Antheil an Unglücklichen nehmen. Die Gründe ihrer Troſt-Philoſophie beſtehen alle in dem: alles liegt bey dem Menſchen in der Einbildung. Der Unglückliche darf daher nach ihren Grundſätzen ſich nur einbilden, daß er glücklich iſt, ſo fehlt ihm nichts mehr. Ich war erſtaunt, als ich dieſe Grundſätze zum erſtenmahl hörte, als ich die Gleichgültigkeit des Mannes ſah, der manchen Elenden abſpeiſte, mit dem gefühlloſen Zuſpruch: Glück, und Unglück iſt in der Einbildung.

Heilige Philoſophie! wie weit kann man deine Grundſätze unter die Menſchheit erniedrigen? was ſucht ein fühlloſes Herz nicht für Gründe auf, ſeine Fühlloſigkeit zu entſchuldigen?

Alles liegt in der Einbildung! leider ja — aber nichts ſo ſehr, als theilnehmende Menſchen. Freylich wird die Realität eures Beutels wenig leiden, wenn ihr die Armen nach Kamäleonsart mit der Luft füttert.

Vodevils Bemühung brachte es bald dahin, daß der unglücklichen vaterloſen Familie eine jährliche Penſion von 300 fl. beſchieden ward. Niemand war glücklicher in dieſem Falle als Vodevil, der die Freude ſeines Herzens im Wohlthun fand; athemlos ſuchte er Adelaiden, und hinterbrachte ihr die glückliche Nachricht.

Es war eine reiche Gräfinn, die jährlich eine anſehnliche Summe unter die Hausarmen austheilte, und von dieſer Gutthäterinn der Menſchheit erhielt

Vodevil den nöthigen Unterhalt für Adelaiden und ihre Mutter.

Die Art, mit der Vodevil den Unglücklichen dieſe Nachricht hinterbrachte, zeichnete ſein vortreffliches Herz aus.

Sie haben mich, ſo ſagte er zu Adelaidens Mutter, Sie haben mich immer ihrer Freundſchaft gewürdigt; zürnen Sie nicht, wenn ich etwas auf die Rechnung Ihres guten Herzens gewagt habe. Hier ſchwieg er, und überreichte die Verſicherung der jährlichen Penſion. Eine Schamröthe überzog ſeine Wangen, und eine Thräne floß aus ſeinem Auge — als er fortfuhr: — Verzeihen Sie mir, daß ich es wagte, Sie ſo zu erniedrigen — ich habe noch nie Ihre Freundſchaft beleidigt, noch nie mich Ihrer Hochachtung unwerth gemacht. Dieſes iſt der erſte Fehler, den ich auf Ihre Nachſicht zu begehen wagte, und mein Herz wird mich rechtfertigen. — Bey dieſen Worten ſtand er ſchnell auf, und verließ die Unglücklichen, um ihnen eine Dankſagung zu erſparen, die manchem empfindſamen Herzen die Lage ſeiner traurigen Umſtände nur zuviel erneuern könnte.

Wohlthätig ſeyn, und wohlthätig mit Gefühl ſeyn, iſt ſehr verſchieden. Der Menſch, der ſeinem leidenden Bruder ſeine Wohlthat fühlen läßt — iſt ein grauſamer Wohlthäter. Geben, ohne zu erniedrigen, ſchenken, ohne ein empfindſames Herz zu beleidigen, das heißt wahre Herzensgröße, wahre Güte der Seele, und iſt die Kunſt des Gefühles. Sehr wenige Menſchen ſind auf dieſe Art wohlthätig.

Ich kannte einen Mann, zu dem ein Unglücklicher auf das Zimmer trat, als eben mehrere Perſonen da waren. Der Arme erröthete ſogleich, und ſchlug die Augen tief zu Boden; allein der Menſchenfreund wußte ſeiner Verlegenheit durch Herzensgüte die beſte Wendung zu geben. Sie haben nicht Urſache, ſagte er: daß Sie erröthen, denn Sie ſtören mich wirklich nicht, und ich wollte in dieſer Stunde nach Ihnen ſchicken; denn als Sie geſtern bey mir beym Spiel waren; ſo vergaßen Sie Ihren Beutel, den ich Ihnen zurückſenden wollte. Hier gab er ihm den Beutel und ſprach ſo viel, daß er dem Armen keine Zeit ließ, ihm zu danken, und niemand von der Geſellſchaft wußte ein Wort von der Gutthat, als ich, weil ſie mir der Unglückliche erzählte.

Unſer Herz muß dem Unglücklichen nie zu erkennen geben, daß wir dem Geſchenke, das er von uns empfängt, einen Werth beylegen.

In unſern Augen muß er weder Verachtung, noch Erniedrigung leſen, und unſer Blick muß ihn nicht mit Vorwürfen ſeines Unglücks kränken, denn ſonſt hört Wohlthat auf, Wohlthat zu ſeyn, wenn man ſie ſo theuer erkaufen muß.

Ich höre auch die Prahlerey der Menſchenfreunde nicht gerne: ich habe Jenem dieſes gethan, Dieſem jenes — Haſt du Gutes gethan, ſo prahle damit vor den Menſchen nicht! der die Herzen der Sterblichen kennt, dem ſind deine Wohlthaten nicht verborgen — und ſonſt ſoll ſie niemand als er wiſſen. —

Zur Erde geſtreckt, dankte Adelaide dem Himmel für die unverhoffte Unterſtützung, und Gefühle der Dankbarkeit wallten in ihrer Seele zum Himmel für Vodevil auf.

Nun, liebe Mutter! ſagte ſie: ſind wir doch dem äußerſten Elende entriſſen; dieſes Geld und meine Arbeit ſetzt uns in beſſere Umſtände. Dann ſchlang das gute Mädchen die Arme um den Hals ihrer Mutter, und ein ſeelenvoller Kuß drückte die Sprache ihres Herzens aus.

Vodevil beſuchte täglich Adelaiden, und in der Geſellſchaft dieſes würdigen Freundes lebten ſie die Tage ihres Lebens im Stillen hin.

Allein auch die Blume, die im einſamen Thale blühet, locket das Auge des Wanderers auf ſich, wenn Wohlgeruch um die Gegend duftet, wo ſie die Natur erzogen; ſo ging es auch mit Adelaiden.

Adelaidens Eingezogenheit, und des Mädchens ſeltne Stütze zogen die Bewunderung mancher Menſchen auf ſich.

Es gibt Leute, die die unverſchämteſten von der Welt ſind, und dennoch die Eingezogenheit bey Anderen lieben, als wäre dieſe Achtung ein Tribut, welcher der Tugend gebührte, und den das Laſter ſelbſt derſelben nicht verſagen kann.

Wenn doch die Mädchen wüßten, oder fühlten, will ich ſagen: wie die Eingezogenheit die jugendliche Reitze erhöhet, ſie könnten ſich niemahls ihr entreiſſen. Eine ſchuldloſe Stirne, ein Aug' voll Seele, ein Mund, den die Coquetterie noch durch keine Verzehrung entſtaltet — eine Wange, wo die Tugend noch mit der Roſe ſpielt, die ſie ziert; ach! welches Bild gegen das unverſchämte Weſen der Buhlerinn. Ihr ungeſtaltes Aug', ihre lächelnden Lippen, ihre von den Blumen der Tugend entblätterte Stirne, ihre gemahlten Wangen, wo die Lüge thronet, und die Falſchheit ſich unter der Schminke deckt; ach! welches Bild! Zur Schande der Natur hat es das Laſter gezeichnet, und der Pinſel der Folge des Verbrechens verunſtaltet es mit den ſchwärzeſten ſeiner Farben.

Adelaidens Bildniß war nicht dieſes; ihre Züge waren die der Unſchuld und der Tugend — Eine Menge lüſterne Wollüſtlinge, denen die Natur nichts als Reichthum beſchied, zankten ſich um Adelaiden, und jeder wollte ihr mehr glänzende Anerbietungen verſichern.

Adelaide, die den Werth der Tugend kannte, und Ehre mehr als Reichthum liebte, ſchlug mit edlem Stolze jede ihrer Anerbietungen aus.

Die Menſchen, rief Adelaide auf, müſſen doch recht böſe ſeyn — denn als ich reich war, bezeigten ſie mir Ehrfurcht, und jetzt, da ich arm bin, verachten ſie mich und wagen es, mich zu entehren — O ihr Elenden! wie ſind doch eure Herzen verdorben!

Ihr vergeſſet die Heiligkeit der Armuth, und waget es, mit ehrvergeſſener Seele einem armen Mädchen Anträge zu machen, über die meine Wangen erröthen müſſen.

Adelaide dachte noch mit beklemmter Seele über die Bosheit der Menſchen nach, als der Zufall einen Jüngling mit edler Bildung auf ihr Zimmer führte. Vervil war ſein Nahme. Er kam nach der Hauptſtadt, um ſeine Seele vollends auszubilden.

Mit Anſtand entſchuldigte Vervil ſeinen Irrthum, und wünſchte ſich doch zugleich Glück, daß ein günſtiger Zufall ihn an ein Ort wies, wo er eine ſo edle Seele, wie Adelaide, kennen lernte. Er ſagte noch tauſend artige Sachen mit vielem Anſtand und Geiſt, und entfernte ſich wieder mit aller Eingezogenheit.

Vervil war der einzige Sohn eines Mannes von Adel, der einzige Erbe eines unermeßlichen Vermögens. Sein Geſicht war angenehm, ſeine Bildung ſchön, ſein Körperbau ſchlank, und ſeine gute Seele ſprach durch ſein ſanftes Auge.

Mitten unter den rauſchenden Freuden der Welt genoß ſein Herz die ſtille Zufriedenheit des Weiſen, und athmete nach dauerhafteren Gütern, als denen, die Wolluſt und Laſter der Jugend anbieten. Gegen das ſchöne Geſchlecht war er bisher äußerſt gleichgültig, und ehe er Adelaiden ſah, konnte ſich kein Mädchen noch ſchmeicheln, daß ſie Anſprüche auf Vervils Herz hatte.

Adelaide war die erſte Schöne, die des Jünglings Ruhe ſtörte. Ihre ungeſchmückte Schönheit, die Einfachheit ihrer Kleidung, Adelaidens ganzes Weſen war in Vervils Seele. — Schüchtern begehrte er die Erlaubniß, ſie öfters zu ſehen. — Adelaide wollte nicht, aber Vervils Bitten, ſeine tückenloſe Miene, die Verſicherung ſeiner unverfälſchten Abſichten zwangen Adelaiden eine Erlaubniß ab, die bisher noch kein Mann von ihr erhielt, die Erlaubniß, ſie zu beſuchen.

Ganz betäubt kehrte Vervil in ſeine Wohnung zurück, und Adelaidens Bild war noch ſo lebhaft in ſeinem Herzen, als hätte ſie die Gottheit ſeiner Seele eingeprägt. Wer wird die ſanfte Unruhe ſchildern können, die Vervil die langen Stunden der Nacht über empfand? Wer kennt den Eindruck der Sympathie, die in einem Augenblicke mit ſo vieler Macht auf zwey Seelen zu wirken im Stande iſt? —

Adelaide war nicht minder unruhig als Vervil. Vielleicht, dachte ſie, hab ich in Vervil den liebenswürdigen Sterblichen gefunden, den mein Herz ſchon ſo lange ſuchte; aber Adelaidens traurige Lage ſchlug alle aufkeimenden Hoffnungen wieder in des Mädchens Seele zu Boden, wenn ſie dachte, daß ſie arm und verlaſſen war.

Die Zeiten, ſagte ſie, ſind ja nicht mehr, wo tugendhafte Jünglinge gleichgeſtimmte Seelen aufſuchen; Geld, Abſicht ſich in eine Familie hineinzudrängen — Eigennutz iſt die Triebfeder der Männer, wenn ſie ſich Mädchen zu Weibern wählen. O Adelaide! was wird aus dir werden?

Nichts fehlte dir mehr, die Größe deines Unglückes zu vermehren, als daß du auch lieben mußteſt. Armes Herz! was wird aus Adelaiden werden? — Kann Vervil nicht auch einer der Falſchen ſeyn, der ſeine unedle Abſicht vielleicht mit dem Firniß einer guten Erziehung zu decken weiß? — der — aber nein — es hieße Vervil beleidigen — Vervil wird kein Betrüger ſeyn.

In dieſen Gedanken brachte Adelaide die Nacht zu, als ſie die aufgehende Sonne aus ihrer Träumerey weckte, und dem Mädchen verkündigte, daß der Frühlingsmorgen ſchon den Landmann erfreute.

Adelaide verließ ihr Lager, eilte am frühen Morgen zur Stadt hinaus aufs offne Feld, und ſuchte Freyheit für ihre Seele und Ruhe für das wunde Herz.

Noch beugten ſich unter den glänzenden Tropfen des Morgenthaues die Feldblumen zu Boden, und es ſchien als begrüßten ſie mit Ehrfurcht die Königinn der Geſtirne, die aufgehende Sonne.

Balſamgerüche dufteten von den Stauden, und der Vögelgeſang tönte angenehm im Gebüſche. — Wonne floß mit dem rieſelnden Bach, und Freude rauſchte mit dem Strome für fühlende Herzen. So ſchön als an dieſen Morgen ſah Adelaide noch nie die

Welt, und ſo ſanft waren ihre Nerven noch nie geſtimmt zu den Eindrücken der Natur.

Gleiches Gefühl war in Vervils Herzen, der ebenfalls wie Adelaide bey der Morgenſonne ſchon wach war, und einſame Gegenden aufſuchte, um ſeine Liebe zu nähren.

Die reinſte Sympathie iſt zwiſchen Natur und Liebe. Edle Liebe gibt der Seele die ſchönſte Stimmung, ſie verkehrt unſer ganzes Weſen, und macht unſer Herz zu den Eindrücken jeder Blume empfänglich.

Die Natur erhält Reitze für die Liebenden. Wohlwollen für jedes lebende Geſchöpf erwacht in der ſanften Seele, und Harmonie iſt im Ganzen.

Liebe iſt das edelſte der Gefühle. Lieben und immer lieben iſt die Seligkeit der Geiſter, und die große Beſtimmung der Sterblichen. Ins Buch der Natur ſchrieb ſie die Gottheit mit unauslöſchlichen Zügen, und heiligte den Sterblichen, der ſie liest und fühlt.

Liebe iſt die mächtigſte der Leidenſchaften. Hätten die Geſetzgeber ihre Gewalt von jeher gekannt; hätten ſie gewußt, die Herzen der Menſchen durch ſie zu leiten, die Welt würde weniger unglücklich ſeyn.

Allein dieſe Liebe, von der ich rede, iſt nicht die, die der Wollüſtling Liebe nennt: ich verſtehe nicht jenes erniedrigende Gefühl des thieriſchen-Genuſſes, das ſo vieles Uebel unter den Sterblichen verurſacht, ſondern jene ſanfte Empfindung gleichgeſtimmter Seelen, jene Harmonie zweyer Geſchöpfe, jenes göttliche Gefühl, das unſer Daſeyn erhöhet, jene magnetiſche Kraft, die durch die Seele auf Seele wirkt, die unſere Einbildungskraft würdig erhöhet, die unſerm Verſtand einen feurigen Schwung gibt, die die Natur um uns her verſchönert, unſere Seele zum Gefühl gegen jedes Geſchöpf herabſtimmt, mit einem Worte: ich verſtehe darunter jene reine Flamme der Seele, die die Gottheit ſelbſt in unſere Herzen legte, um uns die Größe ihrer Güte kennen zu lernen, und die einſt, wenn wir dieſe Hülle des Körpers werden abgelegt haben, uns zur geiſtigen Einigwerdung hinleiten wird.

Es iſt dieſes eine Sprache, die zwar Wenige verſtehen werden, denn auch nur Wenigen iſt es vergönnet, die Süßigkeit von dieſer Quinteſſenz des menſchlichen Gefühles zu koſten.

Wolluſt hat das Herz unſerer Jünglinge ſchlapp gemacht; die Nerve hat ihre Spannkraft verloren, und iſt zu den ſanftern Eindrücken nicht mehr empfänglich. Coquetterie hat die Seelen unſrer meiſten Mädchen verdorben, ihr Geiſt iſt ganz materiel, und Seelengefühl kann unter dieſer Maſſe nicht wirken.

Mir ſchauderts beym Anblick ſo vieler Bilderſäulen ähnlichen Figuren, die zwar ſchön geſchnitzt, aber ſo ganz ohne Seele ſind. An ſcheckigen Bändern, und an Federbüſchen hängt ihr Herz, das ſich noch nie zu ſanften Empfindungen der Natur geöffnet hat.

Da taumeln ſie herum bey lärmenden Tänzen, um die wenigen Fibern, die noch in ihrem ſchwachen

Gehirn zu einem vernünftigen Eindruck empfänglich wären, gänzlich in Unordnung zu bringen.

Dann öffnen ſie ihre Ohren, die noch nie die Stimme der Nachtigallen gehört haben, den abgeſchmackten Tölpeleyen der Stutzer, bilden ſich ein, daß man ſie zu Göttinnen erhebt, und hören die Schelle nicht, die an der Narrenkappe ihrer Anbeter klingelt.

Unter dieſe Reihe von Thörinnen konnte man Adelaiden nicht zählen, die ſich durch ihr edles Gefühl ſowohl als durch die Erhabenheit ihrer Seele weit über die Mädchen ihres Alters erhob.

Vervil, der denſelben ganzen Morgen ſich nur mit Adelaiden beſchäftigte, wagte es endlich, der Theureſten ſeiner Seele das Innerſte ſeines Herzens zu entdecken.

Was fehlt Ihnen wohl, Adelaide! ſagte Vervil: Ihre Wangen ſind blaß — ihre Augen ſind trübe — Gott! es wird Ihnen doch nichts Böſes begegnet ſeyn? Ihre Geſundheit iſt meinem Herzen ſo theuer — Ihr Wohl ſo nah an meiner Seele — So ſprach Vervil, und wagte es noch nicht, die Heftigkeit ſeiner Empfindungen dem guten Mädchen zu entdecken; aber das, was Vervils Blick Adelaiden ſagte, war mehr, als was die Lippen des Sterblichen ſagen können. — Adelaide las an Vervils Stirne, wie ſehr ſie der Jüngling liebte.

Es gingen Tage vorüber, und Vervil war noch immer muthlos, und getraute ſich nicht, mit dem Mädchen von ſeiner Liebe zu ſprechen.

Es fügte ſich aber, daß einſt Vervil und Adelaide das Vergnügen eines Sommerabends genoßen. Hand in Hand gingen ſie ſprachlos durchs blühende Kornfeld. Adelaidens Mutter ging an ihrer Seite, und Wonne der Seele floß durch das Herz der Liebenden bey den Auftritten der heiligen Natur. Schon überzog die Dämmerung mit ihrem Schleyer die ſchlummernden Felder, der Mond ſtreute blaſſes Licht in der Entfernung, und Zephyr wiegte die Blumen ein. Eine feyerliche Stille verherrlichte den entzückendſten Anblick; am Geisblattlaube öffnete ſich die Blume, und ſtreute Wohlgerüche umher, und der Weſtwind jagte mit ſanften Fittigen Berauſchung aus dem Becher des Nachtveilchens auf die Vorübergehenden hin. Wie doch dieſer Abend ſo ſchön iſt, fing Vervil an, und doppelt ſchön, weil mir das Schickſal vergönnte, ſeinen Genuß an Adelaidens Seite zu fühlen. — Wie doch die Natur für den Menſchen öde ſeyn muß, der immer einſam, nur ſich ſelbſt überlaſſen, dieſe wonnevollen Haine durchwandelt. — Es iſt doch ſo was herrliches um das Theilnehmen, — ach, Adelaide! wie würde dieſer Abend alle ſeine Reitze für mich verlieren, wenn ich den Gedanken aus meinem Herzen reiſſen müßte, daß Adelaide dieſes Alles mit mir genöße. —

Sympathie hat der Schöpfer in unſere Herzen gelegt, und alles das, Adelaide — was ich dieſen Abend fühle — überzeugt mich, daß ich Sie liebe — verzeihen Sie mir dieſen Ausdruck — er kann nicht Beleidigung für Sie ſeyn — denn die Gottheit ſieht mein Herz — und kennt meine Abſicht — hier drückte Vervil Adelaidens Hand an ſein pochendes Herz. Ach! Sie müſſen doch geſtehen, theuerſtes Mädchen! fuhr er fort, daß die Welt keine Seligkeit ohne Freundſchaft, ohne Liebe kennt, dieſe Seligkeit will ich hiernieden durch Sie genießen, Sie meine Gattinn, meine Freundinn nennen, die Einzige, für die ich lebe — Adelaide! könnteſt Du mich zurückſtoßen — könnteſt Du ein Herz verſchmähen, das mit reiner Abſicht Dich liebt, das ohne Dich keine Seligkeit fühlt, und mit Dir in ein Eden verſetzt wird — ſprich Adelaide — — was ſagt Dein Herz — was kann Vervil von Dir hoffen?

Hier ſchwieg Vervil, und das edle Gefühl ſeines Herzens, ſeine ehrfurchtsvollen Ausdrücke ſetzten Adelaiden ganz in Verlegenheit. — Adelaide ſeufzte; — Vervil! ſagte ſie: was thun Sie? Sie ſind nicht klug; wenn Sie meine Lage kennen werden, ſo wird Ihre Liebe, guter Mann! bald verſchwinden. Ich war reich, und eine Menge von Liebhabern umflatterte mich, aber unter dieſer Menge war kein würdiger, der meine Achtung verdiente, nun bin ich arm, und mein Schickſal ſetzte mich auf die empfindlichſte Probe. — Ich beſitze gar nichts, Vervil! was eines Jünglings Herz an mich heften ſoll — Hören Sie alſo, Vervil! und öffnen Sie den Schleyer, der Ihre Augen deckt — meine Schönheit iſt längſt wie die Roſe verblühet, wenn der Sturm durch den Garten wüthet — Gram und Unglück hat aus meinen Wangen die Freude getilgt. Ich bin arm, bin ohne Stand, was wollen Sie mit ſo einem Mädchen machen? was kann ich Ihnen geben? nichts als ein gefühlvolles Herz, das traurigſte Geſchenk für Unglückliche. —

Vervil! eine unbehutſame Leidenſchaft reißt Sie hin; laſſen Sie Ihr aufwallendes Geblüt wieder ruhig ſeyn. — Die Verblendung wird verſchwinden, ich bin Vervils Freundinn, und kann nicht zugeben, daß die Empfindſamkeit ſeines Herzens ihn zu einem Schritt verleite, der ihn vielleicht ſeine Tage durch unglücklich machen könnte. — Vervil hörte mit Erſtaunen Adelaiden zu — Hoffnung und Furcht wechſelten auf ſeinen Wangen — ſein Herz widerlegte Adelaidens Gründe, bewegende Sanftmuth war auf ſeinen Lippen, und rechtfertigte die Thräne, die in ſeinem Auge war. Sie ſind arm, ſagte Vervil: aber Sie ſind nicht unglücklich; wer Adelaidens Herz hat, kann nicht unglücklich ſeyn — ich bin reich, aber was nützen ſie mir, dieſe Reichthümer? kann ich mir ein Herz, eine Freundinn um ſie kaufen?

Laſten müſſen mich dieſe Schätze — denn ſie rauben mir mehr als mein Leben, ſie rauben mir Adelaiden, wäre ich arm — ſo würdeſt Du mich vielleicht nicht verſchmähen. — Ich würde Dir nichts geben können als ein Herz — und Adelaide würde es annehmen. — Du würdeſt mit mir fliehen, meine Hand würde Dich nähren, Du würdeſt ſie annehmen, und nun — —

O Adelaide! glaubſt Du denn nicht, daß man ehrlich und reich ſeyn kann — glaubſt Du denn, daß das Gift des Verderbens in jeder Nerve des Reichern nagt? Reichthum hat nie einen Werth in Vervils Augen, nur liebe ich Schätze, wenn ich Dich, Adelaide, und Deine Mutter glücklicher machen könnte. —

Denke doch, gutes Mädchen! Mein Leben hängt ganz an Dir, entſcheide über mein Schickſal — lerne meine Denkart kennen! Vervil ſucht kein Weib — er ſucht eine Gattinn, eine Freundinn — und ſollte er dieſe an Adelaiden nicht finden —

Bey dieſen Worten fiel Vervil zu den Füßen von Adelaidens Mutter — von Ihnen, rief er, würdige Frau! von Ihnen hängt Vervils Schickſal ab. — Ich leſe es in Adelaidens Auge — ein Wink von Dir, Würdigſte der Sterblichen! wird mein Schickſal entſcheiden. — Ach! könnet ihr zu meinen Bitten unfühlbar ſeyn, ſo hab' ich mich betrogen, daß ich euch empfindſame Herzen zudachte — und ich will der Stunde fluchen, in der die Natur den Keim zur Empfindſamkeit in meine Seele legte. — Unglückliche! könntet ihr an meinen Abſichten zweifeln — ſo will ich dieſe düſtere Nacht zum Zeugen meiner Schwüre nehmen — nie ſoll mein Herz dieſe ſanften Eindrücke mehr fühlen, nie empfinden, was Menſchenwonne iſt, wenn Vervil Adelaiden betrügen könnte.

Adelaidens Mutter ward durch Vervils Vorſtellung gerührt. — Ich hoffe, ſagte ſie, Vervil! daß Ihre

Miene nicht betrügen wird; es iſt Ihnen erlaubt Adelaiden zu beſuchen. Hat der Himmel eure Herzen zur Vereinigung geſchaffen — ſo wird er auch ſeinen Segen geben.

Seit dieſer Stunde floßen die Tage der Liebenden, wie die der Frühlingstage dahin, und nichts ſtörte das Glück ihrer Seelen. Jeden Tag beſuchte Vervil Adelaiden, jeden Tag fühlte ſein Herz neue Überzeugung, wie ſehr er Adelaiden liebte. Ein Jahr war vorüber, aber das neidiſche Schickſal fing an, Adelaiden wieder zu verfolgen. — Ihre Gutthäterinn, die Gräfinn, von der ſie die jährliche Penſion zu genießen hatte, ſtarb, und verſetzte ſie wieder in die erbarmungswürdigſten Umſtände. Vervil, der die Armuth ſeiner Geliebten nicht ſehen konnte, unterſtützte nach ſeinen Kräften Adelaiden, und entlehnte unter dem Namen ſeines Vaters eine anſehnliche Summe Geld von einem Wechsler.

Vervils Vater bekam hievon Nachricht, und ſein väterliches Herz beſorgte, Vervil könnte ſich den Ausſchweifungen ſeiner Jugend ergeben; er ſchrieb, und bittere Vorwürfe füllten das Blatt, das Vervil empfing. Wie vom Donner getroffen war Vervil, als er den Brief von ſeinem Vater erhielt. Die Munterkeit floh von ſeiner Stirne, die Roſe welkte auf ſeiner Wange, und der nagende Gram, der ſein Herz durchwühlte, mahlte bald die fürchterlichen Züge des Harms in Vervils Bildung.

Den einſamſten Ort in der Gegend ſuchte der gute Jüngling oft auf, um ſich ganz ſeinem Schmerze zu überlaſſen; dort, wo keines Menſchen Auge ihn ſah, dort floßen ſeine Thränen, und ſeine Seufzer ertönten in einſamen Gebüſchen! — Wie? ich ſollte ſie verlaſſen, rief er auf — ſie, die Beſte der Sterblichen, nein — ſo lange Veroil lebt, wird er Adelaiden nicht verlaſſen! — Ach, Beſter der Väter! könnteſt Du mein Herz — könnteſt Du Adelaiden ſehen — unſere Thränen würden Deinen Zorn entwaffnen, unſre Liebe Deine Seele bewegen. So ſeufzte Veroil und die Thränen, die aus ſeinen Augen floßen, tränkten die Blumen, die bey ſeinen Füßen ſympathetiſch mit ihm dahin welkten. — —

Adelaide bemerkte wohl, daß etwas Außerordentliches in Veroils Seele vorgehen müſſe, allein ungeachtet ihres zärtlichſten Zudringens, konnte ſie von Veroil die Urſache ſeines Kummers nicht erfahren.

Der Winter war vorüber, und die angenehmen Tage des Frühlings ſtiegen wieder aus heitern Wolken auf die Erde herab, als eines Tages Veroil und Adelaide in der Gartenlaube ſaßen. — Stille herrſchte in der Gegend — und ſprachloſes Sehnen war die Sprache der Liebenden — nichts ſtörte ſie in ihren angenehmen Träumereyen, als die Grasmücke, die im benachbarten Gebüſche ſang. Froh und munter ſchwang der kleine Vogel ſich auf elaſtiſchen Zweigen, ſein Weibchen ſaß neben ihm und Ausdruck der Liebe war in ihrem Geſang.

Vervil horchte mit Seelengefühl den Singenden zu — endlich ergriff er Adelaidens Hand, legte ſie in die ſeine — und ſein Herz ſchlug ſtärker — und heftige Bewegungen verriethen ſich in ſeinen Zügen. Sein Blick war ſtarr auf die Grasmücke geheftet — Adelaide! rief Vervil aus: höreſt Du, was dieſe Thierchen ſich ſagen? Mir däucht, ich verſtehe ihre Sprache — ihre Seelen ſind gleich einem ruhigen Gewäſſer, das den leichten Eindrücken der Weſte ſanft nachgibt; ihre Seele empfindet die ſanften Regungen des Gefühls, die wonniglichen Erſchütterungen der ſchuldloſen Natur ſie kennen die grauſamen Kämpfe jener ſtürmiſchen Leidenſchaften nicht, deren gewaltiger Ungeſtüm die Seelen der Sterblichen erſchüttert — nie hat Scheelſucht den Glanz ihrer Augen getäubet, nie Haß ſeine ſchwarze Fackel in ihren kleinen Buſen geſchüttelt — So ſagte Vervil, und als er noch ſo ſprach, ſtieß ein räuberiſcher Geyer, wie ein Pfeil auf die Grasmücke, und raubte dem ſingenden Vogel ſeine Gattinn — röchelnd ſiel ſie vom Baume, und ſtarb zu Vervils Füßen. Dieſer Zufall erſchöpfte gänzlich Vervils leidendes Herz, welches ohnehin ſchon bis auf den äußerſten Grad des Schmerzes geſtimmt war — er ſank ohnmächtig in Adelaidens Arme — nach einer ziemlichen Weile erhohlte ſich Vervil wieder — ſie iſt todt, rief er auf, die arme Gattinn — des guten Vogels — entriſſen iſt ſie dem Gatten, auf ewig entriſſen — aber Dich Adelaide — Dich — bey Gott! — nein! Dich ſoll Niemand meinem Herzen entreiſſen — Vervil lebt ja noch — was iſt Vervil ohne Dich? — — laß mich Dich noch ſehen — laß mich ſterben — — — — armer Vogel — arme Grasmücke! —

Auf ſolche Art ſchwärmte Vervil eine Zeit lang, bis er endlich von ſeiner Betäubung vollkommen zu ſich kam — Adelaide drang in ihn; ſie wollte Aufklärung über die Seltenheit ſeines Betragens, und Vervil ſprach:

Du weißt es, Mädchen meines Herzens! daß meine ganze Seele an Dir hängt, daß ich Dich liebe, ſo liebe, als je ein Sterblicher geliebt hat. Lange haſt Du Dich ſchon bemühet, das Geheimniß aus meinem Herzen zu reiſſen, das bisher mit Wehmuth meine Tage beſtreuet hat; nun wohl! ſo wiſſe mein ganzes Unglück — hier lies und bedaure Deinen armen Vervil! — Bey dieſen Worten überreichte Vervil ſeinem Mädchen die Briefe, die er von ſeinem Vater erhielt. — Adelaide durchlas ſie mit trockenem Auge, und mit einer Herzenskälte, die Vervil in Verzweiflung ſetzte. Nach einer Weile von Ueberlegung rief ſie auf: Verlaſſen Sie mich, geliebter Vervil! Erſticken Sie eine unglückliche Liebe, die Ihre Tage verbittern würde, folgen Sie dem Willen Ihres Vaters! Die Rechte der Natur ſind die heiligſten.

Vervil. Ich kenne keine heiligeren Rechte, als die der Liebe — ich lebe für Dich Adelaide — ich will für Dich ſterben. —

Adelaide. Wie doch die Leidenſchaften den

Menſchen verblenden können! Armer Vervil! ſtärke Dein ſchwaches Herz, und vergiß Deine Pflicht nicht — Wir wollen uns nicht mehr ſehen, Vervil! wie grauſam wäre es, wenn ich die Lebenstage Deines Vaters verbitterte — Nein! Adelaide will die Ruhe eines ehrwürdigen Greiſes nicht ſtören. Vervil! Sie ſollen mich nicht mehr ſehen — ich will es.

Vervil. Ich ſoll Dich fliehen! Wohl, ſo flieh mit, eine Einöde ſoll uns aufnehmen — ein gutthätiger Felſen uns vor den Verfolgungen der Menſchen ſchützen — die Erde will ich mit meinen Händen pflügen — die Natur zwingen, daß ſie ihren fruchtbaren Schooß für uns öffne; wir werden arm, aber glücklich ſeyn. — Es iſt für Dich, Adelaide! daß ich arbeite — und Du kannſt mich verlaſſen?

Adelaide. Sie ſchwärmen, Vervil! — Sie lieben mich, ich bin's überzeugt, aber Ihre Leidenſchaft erhöht Ihre Einbildungskraft durch blendende Phantaſien. — Vergeſſen Sie die Tugend nicht, Vervil! nicht die Achtung, die Sie einem armen Mädchen ſchuldig ſind. — Ich werde meine Mutter nie verlaſſen — Leben Sie wohl, vergeſſen Sie Adelaiden — glauben Sie, Vervil! mein Herz leidet, da ich Ihnen dieſes ſage. Leben Sie wohl — die Tugend fordert unſere Trennung. Lebe wohl! rief Vervil — aber nein! ſagte er wieder — und wollte Adelaiden umfaſſen, die aber ſchon eine Weile nicht mehr da war, und ſich auf ihr Zimmer zurück gezogen hatte.

Vervil war aus ſeiner ganzen Faſſung — und wie ein Verzweifelnder eilte er zurück in ſeine Wohnung, und das Lebewohl, das er aus Adelaidens Munde hörte, tönte noch immer in ſeinem Ohr wie der Ausſpruch des Todesurtheils in der Seele eines Verurtheilten.

Vervil ſaß eine Weile voll Betäubung da; er wußte nicht, ob die glücklichen Tage, die er in Adelaidens Umgang genoß, Träume, oder Wirklichkeit waren.

Wo bin ich denn nun, rief er auf — und wohin ſind die Stunden meines Glückes? Wo iſt Adelaide? iſt ſie ewig für mich verſchwunden? — Armer Vervil! zu welchem gränzenloſen Elend hat dich dein Schickſal verurtheilt! — alle dieſe ſchönen Tage der Liebe waren alſo bloſſe Träumereyen für mich! — alles das Glück, das meine Einbildungskraft mir mit ſo lebhaften Farben darſtellte, eine Täuſchung! —

Sagte mir denn Adelaide nicht, daß ſie mich liebte? Liebte — o nein — Adelaide hat nie geliebt. — Kann man lieben, und verlaſſen? — Ich Unglücklicher! alle Hoffnung iſt für mich verloren — aber meine Liebe nicht. Dieſe ſchlägt noch in jedem Pulsſchlage, fließt noch in jeder Thräne, athmet noch in jedem Seufzer — Laß mich denn klagen, grauſames Mädchen! wenn Du auch meine Thränen nicht ſieheſt, wenn Du auch meine Seufzer nicht höreſt. — Die Welt iſt für mich ſchon öde, wie das Grab; alles um mich her iſt traurige, lebloſe Einſamkeit, nur der Tod iſt noch meine Hoffnung; täglich ſeufze ich ihm entgegen. Was ſoll ich in einer Welt, wo eine Adelaide für mich nicht mehr ſeyn ſoll! — warum, und wozu ſollte ich noch leben? um zu ſeufzen, um Thränen zu vergießen, um jeden Tag den Tod zu wünſchen? — Ach! wäre ich nie glücklich geweſen, ach! hätte ich Adelaiden nie gekannt! — Wie ſchnell ſeyd ihr entflohen, ihr ſüßen, angenehmen Träume! — mit welcher Dunkelheit habt ihr euch geendigt, ihr Frühlingstage meines Lebens! — wo ſind ſie, die geliebten Phantaſien der Zukunft, wo die Tage, wo jede Minute golden, jeder Augenblick ſelig war! — So verkündigt ein trügendes Morgenroth dem ſorgloſen Landmanne den ſchönſten Tag, und jählings ſteigen Wolken auf, und ein Gewitter ſtört ſeine ländliche Freude — ſtört — ja aber nur eine Zeit lang — und für mich iſt mein Glück auf ewig zerſtört — auf ewig verloren. —

Bey dieſem Ausdruck ſtürzte Vervil auf ſein Lager hin, und die Größe ſeines Schmerzes beraubte ihn eine Zeitlang des Gefühles ſeiner Sinne. —

Binnen der Zeit kam Vervils Vater nach der Stadt, er ſuchte ſeinen Sohn auf, und fand ihn in dem Poſthauſe in dieſer Lage.

Eine ziemliche Weile ſtand Vervils Vater vor ſeinem Sohne, der noch immer außer ſich, wie in einem tiefen Schlummer lag, und wußte nicht, was er denken ſollte. — Die Bläße, die Vervils Wangen deckte, der Kummer, der an ſeine Stirne geſchrieben war — die Thräne, die noch in ſeinem Auge zitterte, alles dieſes ließ ihn viel Gutes vermuthen.

Der Alte ſetzte ſich an Vervils Seite, er nahm ſeine Hand in die ſeine, und rief ihm leiſe in das Ohr: — Vervil! Dein Vater, den Du liebſt, der ſuchet Dich. —

Vervil öffnete die Augen, ſah ihm ſtarr ins Geſicht, ſammelte ſeine Kräfte, und ſchlang ſeine Arme um ſeinen Hals. O mein Vater! mein Vater! dieſes war alles, was er ſagte. —

Unglückliches Kind! — in welcher Lage muß in Dich finden! — Vervil, wie biſt Du entſtaltet! — haſt Du die Tugend verlaſſen, Unglücklicher!

Vervil. Nein, Vater, nein — ich war immer ihren Grundſätzen getreu, ich fühlte noch niemahls den Werth der Tugend ſo ſehr, als ich ihn jetzt fühle — aber ich bin unglücklich, äußerſt unglücklich — ich liebe. —

Vater. Ich weiß es, daß Du liebſt, und darum bin ich hier, um Dich den Fallſtricken einer Buhlerinn zu entziehen, die Dich in das Verderben reißt.

Vervil. Beleidigen Sie Adelaiden durch dieſen Ausdruck nicht, Vater! Sie iſt das tugendhafteſte Mädchen, ſie befahl mir ſelbſt ſie zu verlaſſen, und Ihnen zu folgen — aber Vater! — wenn Sie je die Liebe gefühlt haben — Erbarmen über mich — und Schonung meinem leidenden Herzen!

Vater. Faſſe Dich Sohn! die Entfernung wird

Deine Seele heilen; in dem Schooße Deiner Familie wirſt Du wieder aufblühen.

Vervil. Wie, Entfernung! — Ich ſollte mich von Adelaiden entfernen? — Sie wollen alſo dieſe Liebe nicht? —

Vater. Nein, Sohn!

Vervil. Und welche Gründe?

Soll ich Dir Rechenſchaft von meinem Willen geben? —

Vervil. Sehen Sie mich zu Ihren Füßen, lieber Vater! haben Sie Erbarmen mit Ihrem Sohne! — Hier will ich nicht eher aufſtehen, als bis ich Sie erweichet habe — ich will ſterben, hier zu Ihren Füßen will ich ſterben, nur zwingen Sie mich nicht Adelaiden zu entſagen!

Vater. Unglücklicher! haſt Du denn keine Liebe für Deinen Vater mehr? Geh — ich will nichts von Dir wiſſen. Folge nur Deiner thörichten Leidenſchaft — und bringe die Tage Deines Lebens in Armuth und Elend zu!

Entſchuldigen Sie doch, beſter Vater, mein armes Herz, entſchuldigen Sie die Verzweiflung, in der ich bin! — Warum wollen Sie mich von Adelaiden trennen? Iſt ſie nicht von ſo gutem Stande, als ich? — Sie iſt arm — aber ſie iſt tugendhaft — iſt denn Armuth ein Verbrechen? — O könnten Sie ſie doch ſehen — wie ſanft, wie liebenswürdig das Mädchen iſt — ach! Sie würden Ihren Sohn nicht mehr von ſich ſtoßen. — Adelaidens Blick würde Ihr Herz erweichen, Sie würden unſere Liebe ſegnen.

Vervils Vater ſah wohl ein, daß alle Vorſtellungen vergebens waren; er ging fort, verſperrte ſeinen Sohn, ließ anſpannen, und zwey gemiethete Kerls bemächtigten ſich des armen Vervils, und trugen ihn in die Kutſche, die eilig fortrollte.

Vervil war einigemahl unter der Reiſe ganz außer ſich, aber ſein Vater machte ſich nichts aus der Sache, und dachte, daß Zeit und Umſtände alles ändern würden.

Allein kaum war Vervil in dem Schooße ſeiner Familie, als Kummer und Verdruß den Unglücklichen abzehrten. Die heftigſten Bewegungen ſeiner Seele, der innerliche Drang ſeines Herzens verurſachte bald, daß Vervil, ganz von Kräften erſchöpft, in den erbarmungswürdigſten Zuſtand kam. Ein heftiges Fieber zehrte die wenigen Kräfte des Jünglings vollends auf, und nach kurzen Tagen war ſein Leben in Gefahr.

Wie eine Leiche lag Vervil ganz außer ſich auf ſeinem Krankenbette. — Kein Laut entfloh ſeinem Mund, keine Klage über ſeinen elenden Zuſtand, nur hörte man zuweilen, daß er mit Adelaiden ſprach. Bald werde ich dich ſehen, rief er einſt, bald werde ich immer um dich ſeyn können — meine Seele fühlt es ſchon, daß die Stunde nahe iſt, in der ich dieſen Körper ablegen werde — dann wird mein Geiſt bey Adelaiden ſeyn — ſie auf dieſer Durchreiſe, wie ein

Schutzgeiſt begleiten — und dann werde ich dich jenſeits der Grube erwarten.

Alle Aerzte zweifelten an Vervils Wiedergeneſung und einſtimmig ſtellten ſie Vervils Vater vor, daß ſein Sohn ohne Adelaiden verloren ſey. — Die heftigſte Leidenſchaft, ſagten ſie, iſt die Urſache von Vervils Krankheit, nichts wird den Unglücklichen herſtellen, als Adelaide.

Krankheiten der Seele heilt kein wohlthätiges Kraut, und die Arzney kennt keine heilende Wurzel für die Wunden des Herzens. —

Vervil iſt verloren — ſo war die Sprache der Aerzte — und wie vom Donner getroffen, ſank Vervils Vater auf ſeinen Lehnſtuhl zurück.

In dieſem Augenblicke war nun Vaterliebe in ſeinem Herzen, er vergaß alle Beweggründe ſeines Verfahrens, und die Natur ſiegte über Adel und Vorurtheil — die bitterſten Vorwürfe erwachten in ſeiner Seele. — Ich Unſinniger! rief er auf, ich bin der Henker meines Kindes — ich bin's — unglücklicher Vervil! der Dich in dieſen Zuſtand geſetzt hat. Ich habe Dir alſo das Leben gegeben, um es Dir wieder grauſam zu rauben. — Ach! warum wollte ich denn die heiligen Bande trennen, die die Tugend knüpfte! — warum, gab ich denn der Stimme des Eigennutzes Gehör! — warum dem Vorurtheil eines alten Herkommens! ſind wohl Ahnen nöthig, um glücklich zu ſeyn? iſt nicht die Tugend der älteſte Adel? ach!

mein Sohn, mein lieber Sohn! ich werde Dich nicht lange mehr überleben — ich werde mich von einer Bürde zu befreyen wiſſen, die mich doppelt zu Boden drücken würde; ſollte auch dieſe ſchwache Hand mir den letzten Dienſt verſagen, ſo wird der nagende Kummer mir die Wege zum Grabe öffnen.

So klagte Vervils Vater, und hob die Augen zum Himmel auf. Bald näherte er ſich ſeinem kranken Sohne, bald legte er Vervils Hand in die ſeine; nun küßte er ſie, und netzte ſie mit Thränen; alle Anweſende waren gerührt durch dieſen Auftritt — allein jetzt war nicht Zeit zum unnützen Weinen. Rettung forderten die Umſtände, man ſtellte ſie dem weinenden Vater vor, und er entſchloß ſich eilends nach der Hauptſtadt zu reiſen, um Adelaiden abzuhohlen.

Vervils Vater war nun bey Adelaiden. Mit dem wärmſten Gefühle ſchilderte er den unglücklichen Zuſtand ſeines Sohnes, und beſchwor ſie durch die Liebe, die ſie für Vervil fühlte, ihm zu folgen. Adelaide ſank in Ohnmacht, als ſie Vervils Krankheit in Erfahrung brachte. — Vervils Vater wandte alle Mühe an, das unglückliche Mädchen wieder zu ſich zu bringen; allein ſie öffnete ihre Augen nur, um Thränen des Schmerzens zu vergießen.

Die Liebe, die ſie gegen Vervil fühlte, beflügelte ihr Herz, es ſtieg der Wunſch in ihrer Seele auf, den Geliebten zu retten, aber ihre Tugend, die Achtung, die ſie gegen ihre Mutter hatte, hielt ſie wieder zurück. Finden Sie ein Mittel, fing ſie an, mein

Herz zu dem Zuruf meiner Pflicht ſchweigen zu heiſſen! Ich bin bereit alles zu thun, was Sie von mir begehren, aber ſchützen Sie mich von der üblen Nachrede, und von ungleicher Auslegung meiner Handlung. Sie wiſſen, daß man die ſtrengſte Rechenſchaft von jedem Schritte unſers Geſchlechts fordert, daß der Verdienſt eines Mädchens von der Sorge abhängt, die ſie in Rückſicht ihrer Ehre bezeigt. Die Welt ſucht den geringſten Schein auf, um uns in's Verderben zu ſtürzen, um unſern Ruf, um unſerer Ehre zu ſchaden. — Was würde man von mir urtheilen, wenn ich meine Mutter verließ, meinem Geliebten nachzöge? — Bedauern Sie mich! Vervils Tod wird unzweifelbar den meinigen nach ſich ziehen — aber ich werde doch ſeiner würdig ſterben, und meine Ehre wird ohne Flecken ſeyn.

Vergebens dachte der redliche Alte auf alle möglichen Beweggründe, Adelaidens Grundſätze zu widerlegen; ſie war unbeugſam. Vergebens fiel er ihr zu Füßen — vergebens nannte er ſie bey dem ſüßen Nahmen einer Tochter — ſie weinte — aber ſie gab ſeiner Bitte kein Gehör. Adelaidens Mutter wurde durch die Thränen des unglücklichen Vaters gerührt. Deine Tugend iſt zu ſtreng, rief ſie auf: Adelaide! — laß uns den Sterbenden retten! Ich werde Dich begleiten, meine Tochter, und werde die Schmähſucht durch meine Gegenwart ſchweigen heißen. Die Gottheit wird unſere gute Abſicht ſegnen, und dem wieder ſein Leben, und ſeine Geſundheit ſchenken, der das Glück unſerer Tage ausmachen ſoll.

Adelaide gehorchte den Vernunftgründen ihrer Mutter — und ſie reiſten ab.

Mittlerweile wandte man in Vervils Haus alles an, den Jüngling zu dieſem Auftritt vorzubereiten; man ſagte ihm, daß er Adelaiden bald ſehen würde, daß ſein Vater nicht mehr auf ihn zürne, daß er ſelbſt abgereiſet ſey, um Adelaiden in ſeine Arme zu führen. Alle dieſe Reden waren Labſal für Vervils Herz. Adelaide kam, zitternd nahete ſie ſich ihrem Vervil, ihre Füße wankten, und ſie war öfters gezwungen, Erhohlung zu ſuchen. Aber wie ſchrecklich war Vervils Anblick für Adelaiden, als ſie die Todtenbläße auf des Jünglings Wange ſah. — Erbarmung! ſchrie ſie auf, und von der Schwelle des Todes rief dieſe Stimme den ſterbenden Vervil zurück. Er öffnete ſeine Augen wieder — Adelaide! Geliebte meiner Seele! ſagte er, biſt Du es, die ich ſehe, biſt Du es? ſeelenvolles Mädchen! und iſt es keine Täuſchung? — Er ſammelte alle ſeine Kräfte, und wollte ſeine matten Arme um Adelaiden ſchlingen, allein die Schwäche raubte ihm dieſes Vergnügen. — Adelaide blieb immer an Vervils Seite, jeder ſtärkende Trank, aus heilenden Kräutern gepreßt, wurde ihm von den Händen ſeiner Geliebten gereicht, und nach und nach erholte er ſich vollkommen wieder. — Nach ſechs Wochen war Vervil vollkommen hergeſtellt, — und ſein Vater traf ſchon alle Anſtalt zu Vervils Verbindung.

Der glückliche Tag erſchien, und Adelaide war Vervils Gattinn! Stunden der Seligkeit und des Vergnügens verfloßen in ihren Umarmungen, die Liebe ſchwächte ſich nicht durch den Genuß, ſondern die Freundſchaft gab ihr neue Stärke. — Von Jedermann geliebt, von ſeinen Unterthanen verehrt, verlebte dieſes ſelige Paar Tage der Wonne, und Beider Glück beſtätigte die Wahrheit, daß der Himmel tugendhafte Sterbliche nicht unbelohnt läßt.

Anhang.

Er kommt zurück, ſo ruft der Widerhall:
Er kommt zurück, der Vater ſeiner Völker,
Und auf des Greiſen Wangen zittert
Die Thräne, die der Liebe fließt.
Der Knabe eilt, verläßt ſein Spielwerk,
Und will ſehn, wo Titus iſt,
Von dem der Römer ihm erzählte:
Wo Titus iſt, der Fürſt und Vater iſt.
Ihr Römer, ruft des Jünglings Stimme,
Seht den, dem Römer heilig ſind,
Seht den, von dem die Thaten ſagen,
Daß Götter Ihn zum Fürſten wählten!

Das Blut ſtrömt wallend durch die Adern,
Des Helden Wange färbet ſich,
Sein Auge glüht, und der Gedanke,
Der einſt mit großen Heldenthaten
Des jungen Römers Herz erfüllte,
Erfüllt mit Liebe ſeinen Buſen,
Der ganz für ſeinen Fürſten glüht.
Das Kind wünſcht ſich des Jünglings Jahre,
Der Jüngling wünſcht ſich Mann zu ſeyn,
Der Mann, ein Held, und Jeder wünſcht
Der Götter Wink, und Gut und Leben
Gibt jeder Unterthan für ſeinen Titus hin.
So dachten Römer einſt, ſo fühlten ſie,
So denken Baiern auch, ſo fühlen ſie.

Sokrates und Alcibiades.

Ach ſag mir, Sokrates! was iſt die Tugend wohl?
So fragte in Athen den klügeſten der Menſchen
Ein Krieger, welcher Herz und Heldenmuth beſaß.
Sag' mir: ſo fuhr er fort, ſag', was die Tugend iſt,
Mit der die Sterblichen ſich ſo verwegen brüſten,
Und die der Menſch doch nur nach ſeinem Herzen lenkt,
Nach ſeiner Denkart ſchätzt, nach der Erziehung übt —

Sokrates! was iſt ihr Lohn? — vielleicht, wenn die Geſchichte
Der Nachwelt unſer Bild und unſre Thaten zeigt?
Iſt das ihr Lohn? wie eitel wär' er nicht!
Hör'. Alcibiades! erwiederte der Weiſe,
Die Tugend, glaube mir, iſt keine Täuſchung nicht;
Doch, Jüngling! wenn du willſt Geſchmack am Guten ſinden,
So übe Gutes aus, denn Uebung gibt Geſchmack.
Dem Menſchen iſt die Weisheit immer nütze;
Die Schnellkraft unſers Geiſt's, ſie gibt dem Herzen Muth.
Erfülle deine Pflicht, und lern' den Vortheil kennen
Im heiligen Genuß der ſüßeſten der Freuden, und,
wenn du dieſe fühlſt — ſo frag' dein eig'nes Herz —
Frag's, was die Tugend iſt, und wie die Tugend lohnt?

Hans.

Eine Erzählung.

Hans war der einzige Sohn eines ergrauten, abgedienten Vaters, an dem nun ſein eigenes Kind Vaterſtelle vertreten mußte. Noch eine Schweſter, Margareth, hatte er, die neben der Hausarbeit ihres alten Vaters ſorgfältige Wärterinn war. Kümmerlich nährte ihr kleines Feld drey edle Menſchen, ein Paar Kühe und eine Ziege. Doch gaben ſie treulich, was des Herrn war, und kümmerten ſich mehr, ihre Abgaben zur Zeit entrichten zu können, als ſie um ihr eigenes Leben beſorgt waren. — Aber wann fehlt es dem tugendhaften Menſchen, der Gott vertraut, und gerne arbeitet? — Hans arbeitete gerne, wurde von Jugend auf von ſeinen fleißigen Aeltern zur Arbeit gewöhnt, und Liebe zu ſeinem Vater, und Noth ernährten ſeine Freude zur Arbeit. Die erſten Strahlen der Morgenröthe ſahen ihn ſchon auf dem Felde, und die Sonne war ſchon lange über die Berge hinunter, und Hans pflegte noch ſeines kleinen Landes. Oft arbeitete er beym Mondenſcheine, und Gott ließ ſeinen Fleiß gedeihen.

Wenn er dann manchmahl, entkräftet und ganz mit Schweiß überdeckt, im glühenden Julius im Kühlen einer ſchattigen Linde ſein karges Mittagbrot verzehrte, alle Nerven ihre Spannung verloren hatten, und die Natur ihn ſelbſt in einen erquickenden Schlaf verſenkte, dem er nicht mehr widerſtehen konnte, dann bethete er allzeit beym Erwachen aus dem Grunde ſeines Herzens zu Gott: »Lieber Gott! Schenke mir die verlornen »Kräfte des vorigen Tages wieder, und laſſe mich ja »nicht erkranken, damit ich arbeiten kann, daß mein »guter Vater, der auch für mich gearbeitet hat, nicht »darben darf, im achtzigſten ſeiner Jahre!« — Wann ſteigt wohl ſo ein Gebeth aus den Städten zum

Himmel? Da in den großen Häuſern, wo man das Brod üppig verwirft, das der arme Landmann mit monathelanger Arbeit herſchaffen muß: da, wo man die Tage verſchwendet, und Nächte verſchwelget, und nur von der faulen Muſſe ausruht, denkt man nicht, Gott um Kraft und Segen zu bitten.

So arbeitete Hans immer muthig fort, und nährte ſeinen guten Vater noch im neunzigſten Jahre. Nun näherte ſich der gute Greis immer mehr dem Ziele; ſeine Kräfte verließen ihn, die Theile des Körpers arbeiteten nicht mehr zu einem gemeinſchaftlichen Zwecke, die Maſchine zerfiel — der Vater hörte auf zu leben. Welch ein ſeliger Tod! —

Heiter und ſtill, wie ſein Leben war, verging er. Keine marternden Vorwürfe, keine ſchreckenden Bilder ängſtigten ſeine Seele; ſein Hinſcheiden war nicht mit gräßlichen Zuckungen, und allen den Anzeigen eines ſchmerzhaften, ſelbſt verſchuldeten Todes begleitet. Er hatte ſeiner Jahre Ziel erſtreckt, bis an die Grenzen der Natur gelebt.

O ihr! die ihr euer Leben muthwillig hinwerft, Jahre verſchwendet, um eine wollüſtige Minute zu genießen, ſehet das ſchreckliche Sterben eines von euch; und gehet dann hin, und ſehet einen Greiſen, der nie den Lüſten gefröhnt hat, am Ende ſeiner Bahn!

Hans weinte bittere Thränen — Thränen des innigſten Schmerzes über einen geliebten Vater. Viele, deren Herz keine ſo hohe Tugend faßt, würden es für Glück halten, einer ſolchen Bürde entledigt zu ſeyn; und die jungen Herren, die ſchon lange mit Ungeduld auf den erkargten Wucher ihrer Väter warten, um ihn eben ſo ſchändlich verſchwenden zu können, als er erobert wurde, die lachen, wenn ſie der Vater im Sommer ſeiner Jahre durch ſeinen Tod zu reichen Erben macht.

Aber Hans weinte aus biederem Herzen, und die Zeit, die freylich allen Schmerzen lindert, oft auch vergeſſen macht, hatte viele Tage daran zu ſetzen, um nur die Zäher dieſes guten Mannes zu trocknen; doch im Innern der Seele zehrte noch der geheime Schmerz an ſeiner Ruhe.

Nach einigen Wochen kam ſeines Nachbars Sohn, ein blühender, rüſtiger Burſche, deſſen Vater ein ſchönes Stück Vermögen beſaß, aber dabey ein herzlich guter Mann war. Velten hieß er, und Franz ſein Sohn. — Ihm hatte ſchon lange die zärtliche Sorgfalt gefallen, mit der die beyden Kinder, Hans und Margareth, ihres lieben Vaters pflegten, ihr Fleiß und ihr ſtilles, ſchuldloſes Leben. Sie waren gute Nachbarn zuſammen, und Velten that ihnen viele freundliche Dienſte. Er half ihnen bald mit Saamen in Mißjahren, ſchenkte ihnen Dünger, beſuchte ſie ſelbſt gar oft an heiteren Abenden mit ſeinen Kindern, wo dann die beyden Väter die verfloſſenen Jahre aus der Vergangenheit hervorzogen, ihr Leben durchſchauten, ſich nun freuten der wenig genoſſenen Freuden, und der Leiden, die ſie duldeten. — Da theilten ſie ihren Kindern ihre geſammelten Erfahrungen mit, lehrten ſie die Wege des Schickſals kennen, und mahnten ſie zur ſtätigen Tugend.

Margareth war ſchön unter den Töchtern des Landes, und ihr Herz war gut, und noch unbekannt mit der Liebe; denn es war noch zu voll zärtlicher Triebe der Kindesliebe, zu ſehr mit der Sorgfalt für ihren Vater beſchäftigt, als daß ſie zu einer fremden Liebe Muſſe gefunden hätte. Franz war auch gut, und ſein Herz hegte nicht den thörichten Wunſch nach Reichthum. Er war ſelbſt arbeitſam und häuslich, und hatte, was er brauchte, in Fülle.

Er ſah ſchon lange der guten Margareth häuslichen Fleiß und treuliche Sorgfalt für ihren Vater mit herzlicher Freude an, und ſagte ſeinem Vater — denn er hatte nichts vor ihm geheim — daß es ihm ſo wohl gefiele, und daß er wohl wünſchte, mit ſo einem Mädchen, wie Margareth, zu leben. »Und warum nicht ſie ſelbſt, ſagte der alte Velten? — Ja, wenn ich auch wüßte, daß ſie mich haben möchte? — Das mußt Du verſuchen, verſetzte ihm Velten. Geh' hin und ſage ihr, Du wolleſt theilen mit ihr, was Dein iſt, ſie ſolle auch mit Dir ihre Liebe theilen. Franz ging hin zu Margreth, und erhielt, was er begehrte. In einem Hui ſprang er über Feld und Zaun und Graben hin zu ſeinem Vater, und ſchüttete da ſeine Freude aus, und wußte ſich vor Wonne kaum zu geberden. — Velten ließ Anſtalt in ſeinem Hauſe zu einem fröhlichen Mahle machen, und Hanſen und Margareth zu Tiſche hohlen.

Hans war immer ſehr traurig. Der Gedanke, ſich von ſeiner Schweſter trennen zu müſſen, verſenkte ihn in die bitterſte Schwermuth. Er aß wenig, und nach aufgehobenem Tiſche trat er hin mit thränendem Auge, und ſagte zu ſeiner Schweſter: — Liebe Margareth! Dein Glück freut mich ſo ſehr, daß ich gerne das Unglück, mich von Dir trennen zu müſſen, vergeſſen will; Du haſt es verdient, gutes Mädchen! Um der Liebe willen zu unſerm Vater, und Deines Fleißes und Deines guten Lebens willen. Aber verzeih mir, Kind! wenn es mich ſchmerzt, daß ich Dich verlieren ſoll. Das Gütchen, das uns unſer guter Vater hinterließ, gehört nun Dein und mein; doch keines kann mit der Hälfte davon beſtehen; gib mir alſo den Antheil, der mich trifft, heraus, und ich will irgend bey einem Bauern als Knecht dienen, bis mir Gott was Beſſeres ſchickt. — Margareth weinte, und Alle, Alle weinten.

Und nun entſtand ein edler Zank unter ihnen; kein feindſeliger Streit, den die Habſucht in filzigen Herzen anfacht, und der die heiligſten Bande der Geſellſchaft trennt; es war der Streit der geſellſchaftlichen Liebe. — Margareth wollte den Vorſchlag nicht annehmen; Franz drang mit Ungeſtüm darauf, daß er Hanſens kleines Gut mit einem Geſchenke von ihm vergrößern wolle, und Hans beſtand auf ſeinem Entſchluße. Velten ſtand dabey als ein ſtummer Zeuge in dem ſeligſten Entzücken über einen ſo herrlichen Anblick; die Freude war ſo voll in ihm, daß er alle Faſſung verlor.

Die holde, muntere Liſe, Franzens Schweſter, konnte ſich nun nicht mehr bergen: ſie lief hin zu ihrem Vater, und bath: ach! — wenn Hans dienen ſoll, nehmt ihn doch zu euch, damit er zu keinem Bauer kommt, der ihn hart hält.

Nein, nein! er ſoll ſein Gütchen behalten, verſetzte Margareth. Und das nehmen, was ich ihm geben will, fiel Franz ein; und ſo ging der Zank von neuem an. Am wenigſten war Liſe damit zufrieden. Sie ſtand in einer Ecke der Stube, hielt die Schürze vor das Geſicht, und weinte.

Nun ſah Velten etwas klärlicher ein, wo es ihr fehlen möchte. Meine lieben Kinder! ſagte er, das thut nicht gut, ihr werdet euch ſo in Ewigkeit nicht ausgleichen. — Hanſen fehlt es an einer guten Partie, und dann braucht er euch alle nicht. He, Hans! weißt Du Dir nichts in der Gegend herum? — Wie Ihr fragt, lieber Velten! verſetzte Hans; wie hätte ich mich je um eine Liebſchaft bewerben können, da ich nie es wagen durfte, um ein vermögliches Mädchen freyen zu wollen, weil ich ihr nichts daran ſetzen konnte. Wie aber, wenn es eine gäbe, die Dich liebt? — Ich müßte ſie erſt kennen. Nun komm her zu uns, Liſe! ſagte Velten, zog ſie noch weinend aus der Ecke hervor, und ſtellte ſie

Hanſen gegenüber. Du willſt ſie kennen lernen, Hans! ſagteſt Du; nun, könnteſt Du einig werden mit ihr? —

Hans ſtaunte, und wußte nichts zu ſagen. Velten wandte ſich zu ſeiner Tochter, und fragte ſie, ob ſie wohl Hanſen zum Mann möchte? O ja, lieber Vater! rief ſie, und die Freude lachte aus jedem ihrer Geſichtszüge. — Und warum ſollte ihr Mund nicht das Ja bekannt haben, das ihr Herz ſchon lange geſagt hat? — Ein unſchuldiges Bauernmädchen kennt die Theatergrimmaſſe nicht, zu ſtocken, zu erröthen, und das, was man ſchon längſt gewünſcht, verläugnen zu wollen.

Nu, Hans! gilts? fragte Velten, und Hans, der nun bisher ſeinen Sinnen nicht genug getraut hatte, konnte nicht Ausdrücke der Freude genug finden. Ey, ſagte er, das freut mich, meine Kinder! — Gott hat mir ſo viel beſchert, daß ich meiner Liſe ein Sümmchen geben kann, womit ihr euch ein Gut kaufen könnt, das euch mit Gottes Segen und eurem Fleiße wohl ſo viel einträgt, daß ihr auch euren Kindern einmal was geben könnt. — Ich brauche für mich nichts mehr. Ihr habt eurem Vater ſo wohl gethan, ihr werdet auch mir nichts mangeln laſſen.

Nie ward vielleicht ein Band edler geknüpft als dieſes; nie fand ſich vielleicht ſo wahre, ſelige Eintracht der Herzen, ein ſo inniger Freude volles Gemüth, als bey dieſem ländlichen Bündniſſe. Ihre Herzen waren voll der ſeligſten Wonne, und was ausſtrömte, war freudigſter, wärmſter Dank zum Allvater der Güte.

Die ganze Nachbarſchaft hatte die guten Leute lieb, und alle Nachbarn in der Gegend, die es gar bald erfuhren, was Hanſen und Greten für ein Glück zugeſtoßen ſey, kamen herbey, und bezeugten ihre ungeheuchelte Theilnahme der Freude bey Hanſens fröhlichem Feſte.

Und als Hans die erſten ſegenvollen Garben flocht, der Wieſen bunt geflecktes Grün die Senſe erwartete, und ſich der Schäfer der Erſtlinge ſeiner kleinen Herde freute, da freute ſich Hans auch des Erſtlings ſeiner glücklichen Liebe, und weinte im ſeligſten Entzücken ſtummen Dank zu Gott für all den Segen, den er ihm beſcherte.

So ging es das andere und dritte Jahr, und all ſein Fleiß gedieh zur reichen Ernte.

Hans fand ſein Gütchen, als er es kaufte, ganz verödet; ſein voriger Beſitzer hatte es ſchlecht gepflegt, und ließ es durch Nachläßigkeit ganz eingehen; allein durch Hanſens Fleiß wurde es in kurzer Zeit wieder in den blühendſten Stand geſetzt.

Sein Beyſpiel belehrte alle Nachbarn, und ermunterte ſie zur Arbeit. So oft ihm ein Kind geboren wurde, pflanzte er einen ſchattenreichen Baum um ſeinen Hof. Er erzog ſich einen ſchönen Obſtgarten, davon man bey ſeinem Vorfahren kaum eine Spur ſah, und beſetzte von Zeit zu Zeit die Stelle der verdorrten Bäumchen mit neuen Sprößlingen. Nebenbey legte er ſich, ſo viel Äcker und Herde Zeit ließen, auf die

Bienenzucht, war glücklich damit, und zeigte ſo im Kurzen den übrigen Bauern, wie nützlich ſie ſey.

Es gab viele, die minder vermöglich waren als er, ja Arme ſogar, und ſie gingen doch in die Schenke, und verzehrten oft, wenn ſie zur Stadt fuhren, die Hälfte der Loſung; allein Hans ging niemahls zu Bier, und lebte ſo ſparſam wie vor.

Er pflegte oft zu einigen jungen Bauern zu ſagen: Liebe Brüder! wie mögt ihr doch die Früchte eures Schweißes für etwas hingeben, das euch ſo entbehrlich iſt? — Da ſitzt ihr einen halben Tag hin in die Schenke, und trinkt; trinkt nicht allein, ihr ſpielt auch, und ſag' mir Einer, ob er ſich nie beym Spiele gezankt hat? — Welche Folgen! — Ihr ſchändet Gottes feſtlichen Tag mit blutiger Feindſchaft, verderbt eure Geſundheit, nehmt euch ſelbſt die Kräfte zur Arbeit und Erfüllung eurer Pflichten, verkürzt euch das Leben, ſtehlt euren Kindern die letzten Nothpfennige, indem ihr nicht nur euer Geldchen vertrinkt und verſpielt, ſondern auch durch eure Zänkereyen bey Gericht in Strafe verfallt, und wohl auch manchmahl dem Bader eine hübſche Nachzeche bezahlen müßt; und dann zuletzt noch, was bleibt euch von eurem tollen Vergnügen? Nichts, als bittere Reue! — Seht! ich bleibe hübſch zu Hauſe, und wenn ich mir gütlich thun will, laß ich mir ſüße Milch und friſche Butter bringen — die ihr auch habt — eſſe mit meinem Weib und Kindern das Abendbrod dazu, und bin im Schooſe meiner Familie recht herzlich vergnügt. — Oder ich gehe mit all meinen Leuten zu meinem alten Schwiegervater, wo ich Franzen und meine liebe Schweſter finde; da ſetzen wir uns alle ins Grüne, erzählen uns einander unſre Tagsgeſchichten und die luſtigen Streiche unſerer loſen Buben, freuen uns ihrer, und ſind da ſo luſtig, ſo — ach! gewiß froher als ihr in der lärmenden Schenke. — So vergeht uns der Abend im fröhlichen Scherze, wir gehen heiter und geſund zu Bette, und haben neue Kräfte zur Arbeit erhalten, die ihr muthwillig verſchwelget.

Und wie thöricht ſeyd ihr nicht, wenn ihr in der Stadt euer Geld verzehrt! — Ha! heißt es: können die Schufte noch ſo groß thun; muß ihnen ſo arg noch nicht gehen, — denn da iſt man immer gewohnt, von fünfen auf tauſende zu ſchließen.

Hanſens gutgemeinter Rath, mit ſeinem eigenen Beyſpiel begleitet, war nicht ohne Wirkung. Hie und da nahm ſichs Einer zu Herzen, dachte nach, und fand, daß Hans nur zu wahr geredet hatte, und beſſerte ſich. Mancher hatte ihm dadurch ſein Aufkommen zu danken, und das vervielfältigte Beyſpiel reizte. Zwar waren Wirth und Amtmann ſehr unzufrieden, und hätten ſich gerne an Hanſen dafür gerächt, wenn ſie an ihn gekönnt hätten. O wie hart, daß dieſe Leute vom Vergehen leben müſſen! —

Mit der Zeit wuchs die Familie immer ſtärker an, und das Gütchen würde ſie bald nicht mehr genährt haben. — O wie freute ſich Hans da ſeiner Sparſamkeit! — Mit der mäßigen Summe, die er ſich während der Zeit erhauſt hatte, kaufte er ſich ein paar Aecker und eine große Wieſe zu ſeinem Gute, und ſah ſich nun in den glücklichen Stand geſetzt, mit ſeinen Kindern keine Noth leiden zu dürfen. Ja, durch ſeinen Fleiß und Gottes reichlichen Segen unterſtützt, genoß Hans oft das ſelige Vergnügen, Gutes zu thun.

O wie gut iſt es, ſagte er oft zu ſeinem Weibe und den Kindern, fleißig und wirthlich zu ſeyn! Ihr ſeht, ohne dem müßten wir darben, oder von der Gutherzigkeit eines Andern das erſetzen, was wir an Fleiß und Sparſamkeit mangeln ließen. — O wie ſchwer würde mir das fallen! — Kinder! arbeitet lieber, daß euch der Schweiß ſtromweis von der Stirne fließt, als daß ihr hingeht zu eures Nachbars Thür, und da um die Ueberreſte ſeines Fleißes bettelt. Seht! das hab' ich nun nicht nöthig; ich habe es vielmehr ſo weit gebracht, daß ich eines Andern Noth ſteuern kann. — Wie wehe würde es meinem Herzen thun, wenn ich die Thräne des unglücklichen Nothleidenden, vergebens geweint, müßte in Staub verſinken ſehen, und ich ſie mit meinen Händen nicht trocknen könnte! Was iſt ein Monat Arbeit gegen eine einzige ſüße Viertelſtunde, wo ich die Wonne fühle, des Andern nagenden Kummer gelindert, ihn durch meine kleine Gabe zur neuen Thätigkeit ermuntert zu haben, und — noch allzeit war Gottesſegen dabey — ihn wieder ſo glücklich zu ſeben, daß er keiner Hilfe mehr bedurfte. Kinder! arbeitet! — Die Arbeit hält uns geſund, und macht uns das Leben erträglich.

So ſprach Hans oft zu ſeinen Kindern, und die Grundſätze, die er ihnen beybrachte, las er in keinem Buch — er fühlte ſie in ſeinem Herzen und der Saame, den er ausſtreute, fiel auf kein dürres Erdreich.

Seine Söhne folgten ſeiner Lehre treulich nach. Als ſie groß und ſtark zur Arbeit wurden, dienten ſie hie und da bey einem braven Bauern als Knechte, und das ganze Dorf liebte ſie.

Welch eine Freude für den guten Vater in ſeinen alten Tagen! — Dem Staate fünf wackere Jungen verſchafft zu haben, die die ſicherſte Hoffnung an ſich blicken ließen, ein Völkchen zu pflanzen, das ſeines edlen Urgroßvaters würdig wäre.

Die Familie war ein anziehendes Beyſpiel für die ganze Gegend. Jeder gute Vater ſtellte ſeinen Jungen Hanſens Söhne vor, jede gute Mutter ihren Mädchen Liſens Töchter.

Aber Hans lebte nicht immer in Freuden; auch trübe Tage miſchten ſich unter die heitern, und verbitterten ihm tauſend fröhliche Stunden. Es gab nichtswürdige Taugenichtſe, die ihr Hab verſchwendet hatten, und Hanſen nun um die Früchte ſeines Fleißes neideten. Er mußte, wie mancher gute ehrliche Mann, unter dem Druck der Verfolgung ſeufzen. Zweymal legten Böſewichter in ſeinem Hauſe Feuer, und zweymal brannte es vom Grund weg. Ihn ſchmerzte die Bosheit der Menſchen, er vergoß bittere Thränen über den Verluſt, denn der Schweiß vieler Jahre verbrannte mit; er duldete, und murrte nicht wider Gottes Geſchick. In ſeinem fünfzigſten Jahre erlebte er noch das blutige Elend des Krieges. Er mußte, wie alle Inwohner des Dorfes, Freunden und Feinden Quartier geben, und Freund und Feind vereinigten ſich zu des Landes Verderben. O wie ſchmerzlich fiel ihm der Uebermuth dieſer unbändigen Menſchen! wie ſchwer fiel es ſeinem Herzen, wenn er die mühſam geſammelten Früchte ſeines Fleißes in Uebermuth verzehren ſah, und nicht ſagen durfte: Räuber, das iſt mein! —

Er ſah mit zagendem Blicke die ſchwere Bürde an, die er auf ſich laden mußte; aber er trug ſie, und fiel nicht. —

Armer Landmann! wie traurig iſt dein Loos hienieden! — Du, aus deſſen ſchwieler brauner Hand Nahrung und Luxus für den leckern Städter gedeihen muß, du! dem wir alles, was unſere Bedürfniſſe befriedigt, was unſere Bequemlichkeit fördert, zu danken haben; du! der erſte verdienſtvollſte Bürger im Staate, der allgemeinen Achtung würdig; — und doch ſo wenig geſchätzt — oft ſo niedrig — niedriger als Thiere behandelt, — den gröbſten Beleidigungen niederer Sklaven eines faulen Städters preis gegeben! Unbekannt und vergeſſen blüheſt und welkeſt du dein Leben hin, und dein Verdienſt wird verkannt.

Ja, man zweifelt ſogar in den Städten, ob wohl je der Landmann großer Menſchenthaten fähig ſey.

Unter allen den Neidern, die des guten Hanſens ehrlichem Fortkommen feind waren, war Märten der ärgſte. — Ein grober feindſeliger Mann, voll arger Tücke, dem es die größte Freude war, die Bauern aneinander zu hetzen, und Meutereyen zu ſtiften; der jede Gelegenheit ablauerte, die Ruhe irgend einer glücklichen Familie zu ſtören, und dann mit Satansfreude in ſeine Schelmenfauſt lachte, wenn Sohn gegen Vater, Weib gegen Mann, Bruder gegen Bruder, von ihm gereitzt, kämpften, und Glück und Ruhe aus einem Hauſe flohen, wo er ſein böſes Weſen hatte. Mit finſterm trüben Blicke, den er nie gen Himmel zu heben wagte, ſchlich er auf der Gaſſe umher, ſcheute das Begegnen eines ehrlichen Mannes, und nahm ſeinen Gang auf unbetretenen Wegen."

Faul und unthätig zu allem Guten, überließ er die Pflege ſeiner Felder gedungenen Knechten, die ſichs dann nach dem Beyſpiel ihres Herrn auch nicht zu ſauer werden ließen; und ſo mußte es denn um ihn immer ſchlimmer werden. Dabey ſchwärmte er täglich von einer Schenke in die andere, hatte mit Spielern Gemeinſchaft, die keines beſſern Herzens waren als er, und ſchändete mit Schwelgen die Tage ſeines Lebens. Man kann ſich leicht denken, daß es im Hauſe um kein Haar beſſer ſtehen mochte. Wo der Mann, das Haupt der Familie, ein Nichtswürdiger iſt, werden auch die Glieder nichts taugen.

Das Weib, die ihm einige hundert Gulden zugebracht hatte, womit ſie ſich mächtige Dinge einbildete, glaubte mit ihrem Manne ein gleiches Recht zu haben, ſich vollends zu Bettlern aufzehren zu können. — Unterdeſſen, daß ihr Mann in der Schenke ſaß, zechte und ſchmauſete ſie zu Hauſe mit einigen Weibern von ihrer Bekanntſchaft, verbuhlte einen ziemlichen Theil mit liederlichen Burſchen, und beging alle die ſchändlichen Ausſchweifungen, die man in Städten häufiger findet. — Märten hatte zwey Söhne, die aber beyde wegen ihres zügelloſen Lebens zur öffentlichen Strafe ins Zuchthaus und zur Schanzarbeit verurtheilt wurden. Allein das krümmte den Aeltern kein Härchen; auch ließen ſie ſich deßwegen nicht geringer anſehen, als ſie zuvor im Dorfe angeſehen waren. Noch ein Töchterchen hatte er, ein Mädchen von zehn Jahren, das in jeder andern Hand das beſte Mädchen geworden wäre; ſo viel lag von Natur des Guten Keim in ihr; aber der Keim des Guten wurde mit mörderiſchem Frevel in der jungen Bruſt erſtickt; und der des Böſen in die ſchuldloſe Seele gepflanzt. Schon in ihren Kindesjahren war das Mädchen die ausgelaſſenſte frecheſte Dirne, der Abſchaum aller Gaſſenkinder im Dorfe, und jedes Haus, wo man nur um ein wenig beſſer dachte, ſchloß vor dieſem garſtigen Kinde die Thüre zu, und verboth den ſeinigen, Gemeinſchaft mit ihr zu haben.

Märten und ſeine Familie waren der Gegenſtand der allgemeinen Verachtung, des allgemeinen Abſcheues, und man ſprach nie davon, als um einander vor dieſen Leuten zu warnen. Jeder Hausvater ſtellte ſeinen Kindern dieſes ſchreckliche Beyſpiel vor Augen, wenn er ihnen das Laſter, die Folgen und die Strafe in ſeiner fürchterlichen Geſtalt zeigen wollte, ſo wie er ihnen im Gegentheile, wenn er ihnen die Schönheit der Tugend, ihren Werth und Lohn pries, Hanſen und ſein Haus darſtellte. — Es wurde ſogar zur allgemeinen Sitte im Dorfe, daß jeder Vater am Tage, da eine Vermählung ſollte angeſtellt werden, ſeinen Sohn mit Zähren bat: Junge! wenn du nicht ſchon zu den Verworfenen gehörſt, die des Vaters Jahren mit Ungeduld nachrechnen; wenn du nicht willſt, daß meine Tage ſich kürzen, und mein Fluch auf dir liege, ſo werde kein Ungeheuer unter den Menſchen, wie Märten; fliehe alle ſeine Freunde, und eiskalter Schauer faſſe dich jederzeit bey dem Gedanken, daß du Menſch biſt wie er, und hinſinken kannſt wie er; zittere, wenn du den ſchlangenbeſäeten Nebenweg zum grauſen Abgrund vor dir ſiehſt, auf dem ſich Märten verirrt hat! Laſſe dir von Hanſen ſeine Geſchichte erzählen, höre ſie, ſo oft du kannſt, von ihm, und präge ſie tief deiner Seele ein, ſie iſt dir nach Gottes Wort die heilſamſte Predigt! Und jede Mutter bat ihre Tochter, wenn ſie ſich entzückt im Brautſchmucke ſah, noch am letzten Abend mit Zähren: —

Sieh! du trittſt jetzt einen Stand an, in dem auch Märtens unglückliches Weib in deinen Jahren, vielleicht eben ſo unſchuldig getreten iſt; ſey nicht ſtolz auf deine Kräfte, und trage keinen Hochmuth im Herzen, denn du kannſt fallen, wie Märtens Weib fiel. — O wie mir der Gedanke alle die Freude verbittert, die du mir heut am Brauttage machſt! — Wenn noch Kindesgefühl und Mutterliebe in deinem Herzen ſchlägt, wenn du noch Würde darin fühlſt, die Tochter eines ehrlichen Weibes zu ſeyn, die viele raſtloſen Stunden, viele mitternächtliche Sorgen deiner Pflege geopfert hat, werde nicht, was Märtens Weib iſt! — Sieh! Verachtung und Abſcheu begleiten nun ihre Schritte; man flieht ſie, und immer, immer wird ſie das Schreckenbild bleiben, das Mütter ihre Töchtern vorhalten, um ſie vom Sündenwege abzumahnen. — Zittere vor dem erſten Schritte zum Laſter; mit dem erſten ſind auch alle übrigen zum nahen Abgrunde gethan!

So ſprach jeder Vater zu ſeinem Sohn; jede Mutter zu ihrer Tochter.

Darob wurde aber Märten nicht beſſer; es ärgerte ihn, aus dem Zirkel guter Menſchen ſich ausgeſchloſſen zu ſehen; zu ſehen, daß es andern wohlging und er ſich immer mehr dem Elende nahte, das ihm ſeine Ausſchweifungen, ſeine Bosheit bereitete. — Je mehr man die beyden Häuſer, Hanſens und Franzens ſeines, im Dorfe ſchätzte, deſto mehr wurde er gegen ſie erbittert, und ſann bey dem holden Tageslicht und in den ſchwarzen Stunden der Mitternacht, wie er ihnen ſchaden könnte; ſann ein Bubenſtück aus, das ihm die Freude machen ſollte, gute Leute unglücklich zu ſehen.

Es gab viele Leute im Dorfe, und ſelbſt unter denen einige, die man nicht unter Hanſens und Franzens Feinde zählen konnte, und die es nicht begriffen, wie Hans bey den ſchweren Zeiten, bey vielen erlittenen Unglücksfällen ſich noch ſo ſchwingen konnte, daß er unter allen ſeinen Nachbarn beynahe am Beſten ſtand. Aber die guten Leute verſtanden ſich auf die Goldmacherey nicht ſo, wie ſich Hans darauf verſtand, der ſeinem Kopf und ſeinen Händen immer was zu ſchaffen zu geben wußte. Sie berechneten die verworfenen Ausgaben nicht, die Hans ſorgfältig vermied, der jeden Kreuzer zum Gulden anwachſen ließ; auch hatte Keiner ſo viel Geſchicklichkeit und Eifer, Alles auf ſeinem Gute anwendbar und nützlich zu machen. Daher gab ſein Aufkommen Vielen zu reden, und Märten war dieß Gerede willkommen.

»Ha! dachte er, nun hab ich's, nun muß er
»fallen, und wenn er feſt ſtünde, wie die Eiche im
»Walde, die ſchon Jahrhunderte den Stürmen getrotzt
»hat. Ich will einen Sturm über ihn erregen, der den
»Mächtigen von der Wurzel aus ſtürzen ſoll.«

Er dacht's, und ging mit kochender Galle an das Werk der Bosheit.

Er hatte nur noch ein Stück Feld übrig; das verpfändete er um die Hälfte des Werths, und kaufte ſich Waaren dafür, die im Lande verbothen ſind.

Geſellen der Bosheit finden ſich leichter um ſchändliche Miethe, als die Tugend den Rechtſchaffenen findet auf Hoffnung künftigen Lohnes. Auch Märten fand ſie, eilte mit ihnen des Nachts, als unbeſorgt vor feindlichen Tücken der ehrliche Mann in den Armen des Schlafes von des Tages Laſten ruhte, hin auf Hanſens Hof, und verbarg ſie theilweiſe in die Scheune, und unter das Holz, — und floh mit den Helfern der Satans-That über Felder und Zäune, und jagte, wie Kain, den Gottes blutige Rache verfolgte, davon.

Kaum graute der Morgen, kaum trat die Sonne, mit trüben Wolken verſchleyert, ſich ſchämend der Nacht, wo eine ſchändliche That verübt wurde, da ſprang Märten haſtig vom Lager; noch glimmte die Rache im Buſen. Auch Hans verließ die Stätte der Ruhe und eilte aufs Feld, und ahnte nicht den ſchändlichen Trug, den ſein Haus verbarg, und das Unglück, das ſeiner wartete.

Märten ging hin zum Richter, und ſagte: Ich habe die Nacht — es war ſchon nahe an der Hälfte — Männer, die gebückt unter dem Joch einer ſchweren Laſt über die Langwieſe gingen, auf Hanſens Haus zugehen ſehen; doch was ſie weiters gethan, und wer ſie waren, weiß ich nicht: wollte es auch nicht unterſuchen; denn ich denke nicht, daß Hans mit

Leuten zu thun hätte, der er ſich des Tags ſchämen ſollte. So ſagte er, und ging, jauchzend im Buſen, daß ihm ſein Stückchen gelang.

Die häusliche Liſe bereitete eben den Brey in der Küche zum Frühſtück, und hohlte geronnene Milch aus dem Keller dazu, und ihre beyden Töchterchen, Trude und Hannchen, trugen ihr Holz in die Küche, und Waſſer, und warteten aufmerkſam dem Winke der Mutter zu neuen Geſchäften. — Da ſchmiegte ſich Trudchen hin an die Mutter, und ſchmeichelte ihr, und bath: Ey Mutter! lege mir heut beſonders ein Stück Butter auf's Teller zum Brey; du weißt, wie ſehr ich ihn liebe: nicht wahr, du thuſt es? — und ein gefälliger Wink von der Mutter freute das Mädchen, daß ſie hüpfte und jauchzte, als hätte ſie Goldes gewonnen. Nun lief ſie munter, ſcheuerte die Stube, und deckte den Tiſch.

Nun kam auch Hannchen, geſchmeichelt von der Mutter Bereitwilligkeit, mit der ſie Trudchen willfuhr, und bath: doch Hannchen bath mehr. — Liebe Mutter! ſagte ſie, du biſt recht gut, und haſt mich auch lieb: Sieh! Bronchen, das weißt du, iſt krank, aber doch nicht ſo ſehr, daß ich mich fürchten müßte, und die hat mich ſo lieb, und ich ſie auch, daß ſie mich geſtern durch die Großmagd zu ſich bath, und ich verſprach ihr zu kommen; bey Mund und Hand verſprach ich's; und wenn ich nun heute nicht Wort hielt? — Aber erſt will ich dem Vater das Mittagmahl bringen, und der läßt es gewiß auch angehen.

Noch blickte das freundliche Auge der Mutter kein Ja ihr zu; und ſeufzend hob Hannchen den flehenden Blick zur Mutter empor, und ſchien faſt zu weinen. Nun, darf ich? ſagte ſie wieder, und zupfte ſie ſachte am Rock: Wenn Du mich nicht gehen läßt, ſo weine ich Dir den ganzen Tag. Das arme Bronchen! — Hannchen weinte. — Nun, ſagte die Mutter, der Baſe und Bronchen zu lieb, laß ich Dich gehen, aber trotzig weinen mußt Du nicht mehr, wenn Du nicht gleich erhältſt, was Du willſt. — Schnell blickte Hannchens Auge wieder heiter, die Thränen waren getrocknet — ach! trocknen auch Thränen des Schmerzes ſo ſchnell? — und freudig ſprang das muntere Mädchen zu den Geſchäften des Morgens.

Auch in der Mutter Buſen klopfte die Freude über ihre guten Töchter, und eine zärtliche Thräne ſtieg ihr ins Auge, und ein Wunſch zum Himmel empor: Ach! Vater der Menſchen! laſſe ſie in Unſchuld und Freude zu Bräuten erwachſen, und mache ſie glücklich wie mich und laſſe ſie fühlen die Mutterfreuden, die Du mir, Vater der Güte, ſchenkeſt! —

Und nun, da in aller Herzen Friede und Wonne genoſſen war, da in aller Herzen Dank zum Schöpfer für ſeine Güte — Freude und Dank ſtrömte — nun trat das Gericht mit ſeinen Dienern, mit Hunden und Waffen in fürchterlichem Anzug in die Hütte, wo Unſchuld und Tugend wohnten, um da Verbrechen zu ſuchen, wo keines iſt — Verbrecher zu feſſeln, wo ſchuldloſe Seelen in Frieden und häuslicher Ruhe der Laſt des Kummers und des Tages Arbeit trotzen, und ſich ihres Daſeyns freuen.

Wie ein Blitzſtrahl fuhr's Liſen durch die Seele, als ſie den Beamten in dieſer fürchterlichen Begleitung ſah — in ihrem eigenen Hauſe ſah. Die guten Töchterchen fürchteten ſich vor den zähnefletſchenden Hunden, und den grimmigen Geſichtern der Schergen und Häſcher, ſchmiegten ſich an ihre bebende Mutter, und verbargen ihr thränendes Angeſicht hinter der Schürze. Nun wurden alle Ausgänge des Hauſes auf das ſchärfſte bewacht, um ein wehrloſes Weib und zwey unmündige Kinder zu fangen. Zwey Häſcher mit Hunden wurden um Hanſen aufs Feld hinausgeſchickt. Der ſah ſie — ſah ſie auf ſich zugehen und erblaßte; denn fremd und gräßlich war ihm der Anblick, und ſein Herz konnte ihm nicht ſagen, warum ſie kamen. —

Sie ſchleppten ihn, gebunden, wie einen Mörder und Straßenräuber, mit ſich fort, und achteten nicht ſeiner Fragen und Bitten, nicht ſeines Flehens; — ſie ſchleppten ihn fort.

Der Beamte, der ihm von jeher nicht unhold geweſen, ihn ſelbſt als einen ordentlichen Mann liebte, ſagte ihm in freundlichem Tone: Hans! laßt Euch das nicht erſchrecken, was um euch vorgeht; ſeyd Ihr unſchuldig, ſo ſoll es Euch kein Härchen koſten. Man hat mir hinterbracht, Ihr hättet Kontrebandwaare im Hauſe. — Das war wieder ein Strahl der Freude in

Hanſens ſchuldloſe Seele. Sonſt nichts als das, gnädiger Herr? rief er auf. — Durchſuchen Sie nur das ganze Haus, und wenn Sie pfennigswerths finden, ſo will ich all mein Hab und Gut verloren geben. Die heitere, ruhige Miene, die Sicherheit, mit der Hans dieß ſagte, beruhigte ſelbſt den Beamten.

Nun kehrte er auch zu Liſen, die noch immer ſprachlos und betäubt da ſaß; ihr Herz klopfte mächtig; — ach! es ahnte das nahe Unglück, und ihr naſſes Auge ſah trüb und ſtarr gen Himmel. Hans richtete ſie auf, ſuchte ſie durch eine Erklärung deſſen, was vorging, zu beruhigen, und es gelang ihm.

Nun wurde das Haus der Kreuz und die Quer durchſucht, und man fand nichts. Man ſuchte weiter, ging in die Scheune, und Hans mit kühnem Schritte mit, durchwühlte Alles, und fand. — Der Beamte gerieth in heftigen Zorn, und ſagte zu Hanſen: Ha! Heuchler! Du wollteſt mich belügen! — Hans ſank ſtumm und ſinnlos zu Boden, als wäre er unter der mächtigen Hand des Todes geſtürzt.

Und nun entdeckte ſich Alles, was Märten, der Böſewicht, in Hanſens Scheune und Holz verſteckt hatte.

O die Unmenſchen! — Das war Alles, was er hervorbringen konnte, als man ihn wieder zu ſich brachte.

Der Beamte ließ Alles zuſammenpacken, befahl einem Knechte, es auf einen Wagen zu laden, und Hanſen darauf zu binden, und ihn ſo mit ſeiner eigenen Fähre in die Frohnfeſte zu bringen. — Umſonſt rang Liſe die Hände, flehte, und weinte, und ſchlang ihre Arme um ihn. Sie wurde weggeriſſen; vergebens hingen die Kleinen an ihm, und bathen; mit trotziger Miene ſchleuderte ſie Einer weg, daß ſie entlang den Boden hinfielen, und weinten und wimmerten. Hans mußte fort, und Jammer und tobender Schmerz blieb im Hauſe zurück, und in den Herzen derer, die ihm nicht folgen durften.

Dieſe traurige Begebenheit wurde ſelbigen Tag noch in der ganzen Runde um Hanſens Nachbarſchaft kund; und ein buntes verworrenes Gerede von Wahrem und Falſchen, Guten und Böſen, lief in der Gegend umher, ſo wie die Nachricht bald einem wohlwollenden Menſchen, bald einem neidiſchen, niederträchtigen Verläumder zu Ohren kam. Die Meiſten bedauerten den ehrlichen Mann, und Alle die ihn kannten, wollten es gar nicht einmahl glauben. Zum erſten erfuhr Franz, ſein Schwager, das klägliche Geſchick ſeines Freundes.

Als Liſe ſich aus ihrer erſten Betäubung, worein ſie der wüthendſte Schmerz geworfen hatte, wieder zu Sinnen half, nahm ſie ihre Kinder, und lief — das war ihr erſter Gedanke — hin zu ihrem Schwager, und klagte ihm ihren Verluſt. Lange ſtand ſie in der Stube mit zerrauften, fliegenden Haaren, mit ſo fürchterlichem Ausſehen, daß ſich Alles ob dieſem Anblick entſetzte, ehe noch ein vernehmlicher Ton auf ihre Lippen kam. Sie weinte, heulte, ſchrie, rang ſchmerzlich die

Hände, und alles, was ſie ſagen konnte, war: Gott! Gott! mein Mann! — Und die Kinder weinten mit, und ein lautes Klaggeſchrey erfüllte die Stube.

Endlich, als Franz erfuhr, wie ſchändlich ſeinem unglücklichen Freunde mitgeſpielt worden, bemächtigten ſich Schmerz und Zorn ſeines Herzens, der die Todtenbläße wieder von dem Geſicht verdrängte, die es bey dem erſten ſchrecklichen Anſehen ſeiner Schweſter überzogen hatte. Er lief wie ein Raſender in der Stube herum, und, hingeriſſen von Leidenſchaft, ſchwur er dem Schändlichen, der dieſe Bosheit an Hanſen begangen hatte, unverſöhnliche, blutige Rache, denn ſein Herz würde ſich von keiner Zunge haben überreden laſſen, daß Hans ſo niederträchtig, ſo vergeſſen ſeines Wohls und ſeiner Familie ſeyn könne. Der alte Velten, den nun bereits Körper- und Geiſteskraft zu verlaſſen anfingen, ſchien faſt vor Schrecken des Todes zu ſeyn. Zum Glück war Grete mit zwey ihrer Kinder nicht zu Hauſe, denn der Schmerz würde ſie getödtet haben.

Franz bedachte ſich nicht lange, was er thun wollte. — Er hieß ſeine Schweſter mit ihm zu dem Beamten eilen, und wußte noch nicht, was er dort machen, oder was es ihm dort helfen ſollte; doch er ging und Liſe mit ihm. — Als ſie beyde in das Zimmer des Beamten traten, fanden ſich zwey Bauern auch dabey, die ihre und Hanſens ſehr gute Freunde waren, und gewaltig ob dieſem unverhofften erbärmlichen Auftritte erſchracken. Liſe ſtürzte ſich hin zu des Beamten

Füßen, umſchlang ſeine Knie, jammerte und ſchien was zu flehen, und konnte doch kein Wort vorbringen. Franz ſprach mit vieler Hitze, und forderte die ſtrengſte Gerechtigkeit über die Unſchuld ſeines Schwagers. Gnädiger Herr! rief er, auf der Stelle laß ich mir den Kopf vom Rumpfe hauen, wenn nicht der ganze Handel heimtückiſche Büberey iſt. Hans iſt gar nicht der Mann dazu. Unterdeſſen bürge ich mit Haus und Hof, mit all meinem Hab, mit meinem eigenen Leben für ſeine Unſchuld; ich will Alles verloren haben, wenn es wahr iſt. — Auch die beyden andern Bauern verbürgten ſich für ihn, und ſprachen mit ſo viel Wärme, als wenn es ihre eigene Sache geweſen wäre.

Doch das Alles konnte Hanſen nicht aus dem Gefängniſſe befreyen.

Nicht Liſens jammerndes Flehen, kein Händeringen, kein Strom von Thränen: und wenn ſich das ganze Dorf für ihn verbürget hätte, ſo wäre er nicht zu retten geweſen.

Der Beamte, ſo leid es ihm auch that, ſo ſehr ihn auch die faſt allgemeine Stimme von Hanſens Mitbürgern von der Unſchuld des Mannes zu überreden ſchien, konnte doch, um ſeines Anſehens und der Gerechtigkeit willen, ohne Unterſuchung den gethanen Schritt nicht mehr zurücknehmen.

Kein Menſch würde den Unglücklichen haben retten können, wenn ſich nicht die Vorſicht ſeiner angenommen hätte, deren Geſchäft es iſt, die gekränkte

Tugend zu rächen, und die Bosheit, wenn ſie ſich ſchon des Sieges gewiß glaubt, zu Schanden zu machen.

Die zwey Gehülfen, die Märten zu ſeinem abſcheulichen Schelmenſtück brauchte, waren verarmte Bauern, ohne eigenes Dach, ohne Nahrungsmittel, ganz ohne Ausſicht einer glücklichern Zukunft, durch die Erniedrigungen, die ſie in ihrem Armuthſtande von Andern leiden mußten, alles Gefühles von Ehre, aller Menſchenwürde, alles Emporſtrebens zu höhern Geſinnungen beraubt; ja ſelbſt durch die Härte, womit der Reichere den Armen zu beleidigen pflegt, mit der Menſchheit entzweyet, und alſo bereit, jede Gelegenheit, die ihnen zur Befriedigung ihrer Bedürfniſſe helfen würde, willkommen zu heißen, ſie möchte ſich ihnen in was immer für einer Geſtalt darbieten. Sie waren alſo leicht zu einer That zu überreden, wo ſie zu einer andern Zeit und in andern Umſtänden ſchon vor dem Gedanken derſelben würden zurückgebebt haben.

Einer davon, Stephan mit Nahmen, war gar arg daran. Er hatte ſchon drey Tage kein Brot im Hauſe, noch viel weniger ein anders Nahrungsmittel, und er wollte doch eſſen, und ſeine Kinder wollten doch eſſen, und er konnte ihnen nichts geben. Da ging er mit trübem Sinne, mit Unmuth im Herzen, ohne zu denken wohin, und das Unglück führte ihn zu Märten, dem er gerade gelegen kam. Auch Klare, ſein Weib, lief in der Gegend, um Hülfe zu ſuchen, und fand ſie ſehr wenig. Endlich traf ſie von ungefähr Hanſen, und klagte ihm ihre Noth. Er führte ſie mit ſich zu Hauſe, und gab ihr ſo viel er konnte — ſein Herz wünſchte mehr. Mit Thränen des Dankes und der Freude verließ ſie das Haus ihres freundlichen Wohlthäters, ſammelte ihre ſchwachen Kräfte, und eilte zu den Ihrigen heim.

Auch Stephan kam früh morgens, den Tag, als Hans in's Gefängniß geworfen wurde, nach Hauſe, und brachte zwey Thaler — die ſchändliche Miethe für ſeinen Schurkendienſt, mit. Klare lief ihm mit offenen Armen, mit Freude glühendem Geſichte entgegen, zeigte ihm die reichliche Gabe aus Hanſens wohlthätiger Hand, und fing gleich ihm zu erzählen an, wie glücklich ſie dieſe Hilfe gefunden habe.

Da fuhr's Stephan durch die Seele, als hätte er einen Mord begangen, und ſähe den Leichnam des Erſchlagenen vor ſich liegen, und höre ſein Blut um Rache ſchreyen. Er erblaßte, verſtummte, und blieb wie angewurzelt auf dem Boden ſtehen. Klare erſchrack, fragte ihn; aber keine Antwort klärte ihr dieß ſeltſame Betragen auf, und benahm ihr den Schrecken. Er warf noch einen Blick, aus dem Wuth und Verzweiflung ſprach, auf Hanſens Geſchenke, und eilte zur Thüre hinaus, durchlief Felder und Wieſen, wie ein Raſender, und trug die Verzweiflung mit im Buſen herum; überall verfolgte ihn Hanſens Bild, mit Ketten belaſtet im ſchmählichen Kerker, und folterte ſein Herz mit den marternſten Vorwürfen.

Ach! auch er hat Kinder, ſchrie er, Gott helfe den meinigen! Und nun eilte er mit raſtloſem Tritte in den Gerichtshof, ging zum Beamten, und warf dort das Geld auf den Tiſch. — Es iſt Schandgeld — Blutgeld, — ſchrie er — ich kann es nicht mehr behalten. Jetzt entdeckte er ſein Verbrechen und das Verbrechen ſeines Mitſchuldigen und Märtens himmelſchreyende That.

Es wurde ſogleich noch ſeinem Gehülfen geſchickt und Märten, die beyde noch ſelbigen Tag ins Gefängniß geworfen wurden.

Märten wollte vor Aerger herſten, als er von Allen Hanſen bedauern hörte — hörte, wie ſich die Beſten im Dorfe ſeiner annahmen, denn er wollte ihn als einen Verbrecher allgemein verachtet und gehaßt ſehen; aber wer mag die Wuth beſchreiben, in die er ausbrach, als er ſich entdeckt, und in den Händen der Gerechtigkeit ſah! — Der Reue und des Schmerzes iſt das Herz eines ſolchen Ungeheuers nicht fähig. — Er ſtampfte unter den ſchrecklichſten Flüchen auf die Erde, und fluchte dem Schöpfer, daß er ſeinem Fuße nicht Rieſenkraft genug gegeben hatte, ſich ſelbſt mit einem Schlage den Abgrund zu öffnen.

Alles gönnte dem Böſewicht ſeinen Fall; die Vernünftigen ſahen mit Schauder auf die Grube hin, in die ihn das Laſter geſtürzt hatte. Man erzählte ſich mit Zittern die Geſchichte, und alle Gutdenkenden wünſchten, daß dieß Beyſpiel kräftig genug ſeyn möchte, um kein ähnliches mehr jemahls erleben zu dürfen.

Hans wurde frey und, ſiegend über die Bosheit, den Seinigen wiedergegeben. Sie ſahen ihn nicht anders an, als ein Geſchenk der Gottheit, als wäre er ihnen nach einer langen Abweſenheit aus dem Reiche der Todten wiedergegeben worden. — Groß und Klein umrang ihn; Alle jauchzten, als ſie ihn ſahen, und begleiteten ihn wie im Triumphe in ſein Haus zurück, aus dem ihm Liſe, ſein gutes Weib, mit ihren Kindern, und Franz, und ſeine Schweſter Margareth entgegen kamen; alle ſtürzten auf einmahl auf ihn los, und Jedes wollte das erſte an ihn ſeyn.

Von Märtens Sündenleben wurden noch mehr böſe Streiche ruchbar, und er beſtätigte ſie mit ſeiner eigenen Ausſage. Das ging ihm nahe an's Leben, und das Todesurtheil war ſchon von der Hand des Fürſten unterſchrieben. — Allein es kam ſchon zu ſpät. Die Verzweiflung hatte ihn ereilt; er dachte nichts anders als Mord, Verweſung und Hölle, und wurde ſein eigener Henker. So beſchloß Märten mit der gräßlichſten That die Reihe ſeiner Verbrechen, und ſtarb den Tod — eines Böſewichts.

Die zwey Gehülfen Märtens, nicht ſo ganz verwilderten Herzens, traf ein gelinderes Loos.

Sie wurden Beyde verurtheilt, auf einige Jahre durch öffentliche Strafe ihr Verbrechen zu büßen; aber Stephen wurde auch dieſe Strafe durch Hanſens und all ſeiner Freunde, die er dazu beredet hatte, unabläßiges Vorbitten, bis auf ein Jahr nachgelaſſen; ſein

Weib und ſeine Kinder verſorgt, und ſo der Gefahr auf den Sündenweg zu gerathen, dem uns die Armuth immer nahe führt, entriſſen.

Die erbärmlichen Menſchen, die bisher Hanſens Feinde und Neider waren, ſahen nun ihre Blöße; ſahen, wie niedrig ſie gegen ihn gedacht hatten, und ſchämten ſich nun vor ſich ſelbſt. Sie ſahen an Märtens Beyſpiel, daß ſich das Laſter durch ſich ſelbſt beſtraft, und zitterten, wenn ſie den Gedanken faßten, daß ſie einſt auf Märtens Wege waren.

So beglückte die Vorſicht die letzten männlichen Tage des guten Mannes mit ſtiller, häuslicher Ruhe, die ihm in Freude die bitteren Tage vergeſſen half.

Die wenigen Jahre, die ihm Arbeit, Sorge und Trübſalen noch übrig ließen, verfloßen, ohne daß weiter was Merkwürdiges in ſeiner Lebensgeſchichte vorgefallen wäre.

Er wallte dieß Erdenleben auf dem nähmlichen Wege, den er von Jugend auf betreten hatte, mit gleichem Schritte fort. —

Ruhig und ohne voreiligen Wunſch erwartete er den Wink der Vorſehung, die es ihm ſagen würde, wenn er am Ziele ſey. Der Wink des Höchſten kam, und zeigte ihm das Ziel ſeiner Laufbahn, das er rühmlich erreicht hatte, und er folgte dankbar, wie der Sohn aus der weiten Ferne in die Arme des Vaters eilt, dem Winke der Vorſehung.

Die letzten Augenblicke ſeines Lebens verwendete er noch zum Wohl ſeiner Bürger. Er erzählte ſeinen Kindern, die in bitterſtem Schmerz verſunken um ihn her ſtanden, die Geſchichte ſeines Lebens, zeigte ihnen bey den traurigen Vorfällen die wohlthätigen Abſichten Gottes mit dem Menſchen, und mahnte ſie zur ſtätigen Tugend.

Wer im Leben geliebt wird, wird im Tode betrauert. — Um Hanſen trauerte Kind und Mann. —

Der Leichenzug war ſtattlich und rührend; prächtig nicht, wie die Trauerzüge vornehmer Herren in den Städten, denn er hatte keine müßigen Leute im Solde, die ihn, mit den Wappen ſeiner Ahnen behangen, in Trauerflor gehüllt, mit einem Halbdutzend ſtinkenden Pechfackeln zur Grube begleitet hätten. Ihm folgte kein gaffender Pöbel, um das Auge an eitlem Schimmer zu weiden, und ſeine Läſterzunge mit Hiſtörchen aus der Lebensgeſchichte des Verſtorbenen zu beſchäftigen. — Da bewundert man oft den Aufwand, die Koſtbarkeit der Begräbniſſe, ſieht die Ehrenzeichen auf der Bahre an, und flucht dem Geiſte.

Von allem dem Prunke, mit dem die Eitelkeit der Menſchen im Tode noch groß thut, da noch blenden will, wo die Wahrheit ihre Rechte behauptet, von allem dem Prunke war an Hanſens Leichenzuge nichts zu ſehen; aber er war ſtattlich und rührend. —

Hinter ihm her folgten wackere Söhne, und gute Töchter, die er dem Staate geſchenkt, dem Staate als nützliche Mitbürger erzogen hatte und nun als würdige Erben ſeiner Tugenden hinterließ. Sie ſchienen unter dem Drang ihres leidenden Herzens, unter ihren Thränen zu erſticken. Sie hatten einen geliebten Vater verloren, der ihnen Alles war. Sein gutes Weib, das in ihm alle ihre Wünſche befriedigt gefunden hatte, der nun kein Troſt mehr blieb, als der, ihn einſt wieder zu ſehen — dort, wo ihr ihn keine Bosheit der Menſchen, kein Unglück, kein Tod mehr entreißen kann.

Jetzt folgten ſeine Verwandten nach, die auch alle ſeine Freunde waren, und ihre heißen, reichlichen Thränen zeigten von ihrer warmen ungeheuchelten Freundſchaft.

Eine lange, unüberſehliche Reihe verherrlichte den Zug, und gab den redenſten Beweis von der allgemeinen Achtung und Liebe, die ſich Hans bey Jedermann durch ſeine Rechtſchaffenheit erworben hatte. Greiſe, am Stabe gebückt, ſammelten die letzten Ueberreſte ihrer Kräfte, und gingen mit. Und hie und da quoll eine ſtille Zähre aus dem Auge eines Redlichen.

Und den Mann, der ſo manchen Kampf des Lebens muthig beſtanden, ſo manchen Sieg über ſich ſelbſt errungen hat, der ſeine Kräfte zum Wohl ſeiner Mitbürger anwendete, dem Staate nützliche Bürger erzog, ein treuer Unterthan, ein rechtſchaffener Bürger, ein guter Vater war, den Mann, deſſen hohe

Tugend wenig Seelen faſſen, trug man unbekannt außer dem Zirkel ſeiner Gegend zur Grube, deckte ihn mit einigen Erdſchollen, und kein Monument behielt den Nachkömmlingen ſeinen Namen auf; kein Denkmahl ſagt dem Wandrer in der Ferne der Jahre ſeine Geſchichte und ſeine Verdienſte.

Aber ſo mußte es ſeyn! Auf ein Grabmal, auf marmornes Denkmahl müſſen die Guten und Edlen der Menſchheit nicht rechnen.

Was brauchſt du ein Denkmahl! du haſt dir das herrlichſte in dem Angedenken deiner Mitbürger errichtet, die deine Geſchichte und deinen Nahmen von Enkel zu Enkel fortpflanzen werden. Du haſt dir das herrlichſte in deinen Kindern errichtet, die — treu deinen Lehren und deinem Beyſpiele — immer das ſeyn werden, was du warſt. Was brauchſt du ein Denkmahl! Und kümmert die Ameiſen, die um eine Ruheſtätte krabeln dein Nahme nichts, ſo haſt du ein gleiches Schickſal mit dem Baumeiſter, der Berge aufthürmte in Wolken.

Herwing und Lindenholm.

Wann hat wohl je ein Menſch ſein Herz ſo genau geprüft, daß er alle die geheimen Triebe zum Böſen kennt, die in demſelben verborgen liegen, und die oft an dem beſten Herzen zum Verräther werden. Stolz und Eigennutz ſind meiſtentheils die Triebfedern unſerer Handlungen, — nur zu oft die geheime Quelle, daraus die abſcheulichſten Verbrechen fließen. Wir ſind aber gewöhnlich zu ſicher auf unſere Tugend, zu leichtgläubig gegen uns ſelbſt, um unſer Herz näher kennen zu lernen, und die Eigenliebe iſt immer geſchäftig, uns vor uns ſelbſt zu verbergen. Daher wird der Menſch oft zum ſchändlichen Böſewicht, ehe er es einmahl ſich ſelbſt glauben würde, daß er auf dem Wege dazu ſey, weil er es ſtufenweiſe ohne ſein Wiſſen wird. Kaum iſt der erſte Schritt gethan, ſo eilen die folgenden nach, und wir ſind ſchon ſo weit gekommen, daß die Rückkehr beynahe nicht mehr in unſerer Macht ſteht.

Wie ſehr liegt alſo daran, daß wir uns kennen, die geheimen Gänge unſers Herzens aufdecken lernen, den Keim der Leidenſchaften ausfindig machen, und ſie nicht, wie eine thörichte Mutter ihr Kind, durch Eigenliebe verzärteln, und Ungeheuer an ihnen aufziehen, die uns als Mann tyranniſiren, uns Ruhe und Glück rauben.

Deine eigene Erfahrung, Jüngling! wird Dich, leider! mit noch mehr ſolchen Beyſpielen bekannt machen, — mit Beyſpielen, die noch weit abſcheulicher ſind. — — Laſſe ſie Dir kräftige Lehre ſeyn, und verlöſche nie das Schreckenbild aus Deiner Seele, das eine ſolche Geſchichte eingedrückt hat.

Herwing und Lindenholm waren die trauteſten Geſpielen in ihren Kindertagen, und die zärtlichſten

Freunde in ihren Jünglings-Jahren. Die Nachbarſchaft ihrer Häuſer, ein gleiches Alter, gleiche Beſchäftigung und die Freundſchaft ihrer Väter knüpfte ein Band, das unzertrennlich allen Stürmen zu trotzen ſchien. Sie waren einander unentbehrlich, und keiner konnte ein Vergnügen genießen, woran nicht der andere Theil nahm. Sie hatten ihre Spiele gemein, und ſelbſt ihre loſen Streiche wurden gemeinſchaftlich ausgeführt. Mit welcher Zufriedenheit entdeckten nicht die beyden Väter in dem jungen Buſen ihrer Söhne immer mehr gegenſeitiges Wohlgefallen, — immer mehr gegenſeitiges Beſtreben zu gefallen, und freuten ſich der ſchmeichelnden Hoffnung, daß ihre Freundſchaft noch in ihren Söhnen fortleben würde!

Auch waren die Kinder beyde gut und liebenswürdig, und noch zeigte ſich nur der einzige Unterſchied in ihrem Charakter, daß Herwing von jeher, durch das Beyſpiel ſeines Vaters aufgefordert, nie müßig war, und jedes Geſchäft mit anhaltendem Fleiße ſchlichtete, ohne daß er eines Anſtrengens bedurft hätte; hingegen Lindenholm fing nichts an, vollendete nichts, wenn nicht der Ehrgeiz ſeine Rechnung dabey fand. Alles geſchah bey ihm aus dem Triebe, und alle Mittel waren unzulänglich, ihn zu etwas zu bewegen, wenn nicht der Ehrgeiz befriedigt wurde. Und dieſe Leidenſchaft, die man in ihrem Keime überſah, ihr wohl gar ſchmeichelte, daß ſie um ſich griff im Herzen, und ſich aller guten Seiten deſſelben bemächtigte, wurde in der Folge von Lindenholms Geſchichte die geheime Quelle ſeiner Vergehen, der Grundtrieb zum Böſewicht.

Herwing und Lindenholm hatten bereits ſchon ihr fünfzehntes Jahr erreicht, und dieſe fünfzehn Jahre — wer hatte ſie gezählt? — So wie ihnen ein angenehmer Frühlingstag unter Scherzen und Spielen entſchlüpfte, ſo eilte ein Jahr — ſo eilten ſie alle vorüber.

Sie kamen nun immer dem Zeitpunkte näher, an dem das Vaterland nützliche und rechtſchaffene Bürger erwartete. Mit hoffnungsvollem Zutrauen ſahen ihm ſelbſt die beyden Väter entgegen, berechneten ängſtlich die Jahre, die bis dahin noch verfließen würden, und machten ſich unterdeſſen glänzende Plane für die Zukunft.

Noch ein Jahr konnten ſie die Freude haben, ſich an dem Anblick der jungen Freunde zu weiden, und dann — war die Trennung unvermeidlich. —

Die beyden Jünglinge mußten fort, um ſich auf der hohen Schule Kenntniſſe zu ihrem künftigen Berufe zu ſammeln, und ſich zu würdigen Dienern des Staates zu bilden.

Wer nie Vater geweſen iſt, nie Vaterfreude an ſeinem Kinde gefühlt hat, kann ſich auch keinen Begriff von den Empfindungen machen, die die beyden Söhne in den Herzen ihrer Väter zurückließen. — Schmerz über die Trennung, und Freude über die Hoffnung, ſie wieder zu ſehen, würdiger und wackerer wieder zu ſehen, wechſelten im Herzen ab, und reitzten ihre Phantaſie zu prächtigen Träumen für die Folgezeit.

Sobald ſie ihren Beſtimmungsort erreicht hatten, und ihre Geſchäfte in Ordnung gebracht waren, gingen ſie mit unermüdetem Fleiße an die Vorbereitung zu ihrem Berufe. — Allein Lindenholm hatte nicht einerley Trieb mit ſeinem Freunde. Er würde der unthätigſte Menſch geweweſen ſeyn, wenn ihn nicht ſeine Hoffnung, einſt im Staat eine glänzende Rolle zu ſpielen, zur Thätigkeit ermuntert hätte, und in ſeinem Herzen machte er ſchon den böſen Vorſatz, überall nach dem Vorzuge zu ringen, der Einzige zu ſeyn. —

Nun wurde er kleingeiſtig, hörte gerne Schmeicheleyen, ließ immer mehr Stolz an ſich blicken, und machte ſich durch ſeine Eitelkeit in allen Geſellſchaften lächerlich. —

Herwing hingegen äußerte mehr ſanftes, ſtilles Betragen, nahm Jedermann für ſich ein. — Er hatte ſich in Kurzem allgemeine Achtung und Liebe erworben, und in allen Geſellſchaften drängte man ſich an ihn, ſuchte ſeinen Umgang, und ließ Lindenholm zurück. Man entfernte ſich immer mehr von ihm, und endlich — fand er ſich allein.

Das wurmte ihn gewaltig, und er konnte nicht begreifen wie? — Seine Eitelkeit verhinderte ihn, die Urſache davon in ihm ſelbſt zu ſuchen, und daher gerieth er gerade auf die entfernteſten Einfälle. Dem gab er Unwiſſenheit, Jenem Bauernſitte Schuld, und ſo fand er an Jedem den Grund, man müſſe ihn verkennen, und ſeine Verdienſte nicht genug zu ſchätzen wiſſen.

Herwing liebte ſeinen Freund zu ſehr, als daß er bey der Geringſchätzung hätte gleichgültig ſeyn können, die Lindenholm auf allen Seiten fühlen mußte. — Aber er kannte die Urſache davon, und wußte wohl, daß ſein Freund erſt das Uebermaaß ſeines Stolzes ablegen, und ſein Betragen gegen Andere ändern müſſe, wenn er ſich Achtung und Liebe erwerben wolle. — Aber Herwing hatte die Menſchen noch nicht ſo genau kennen gelernt, um wiſſen zu können, daß ſelbſt die zärtlichſte Freundſchaft einer überhand genommenen Leidenſchaft weichen müſſe.

Herwing hatte ſonſt alle Macht über ſeinen Freund, nur über ſeine Leidenſchaft nicht, darüber Lindenholm ſelbſt nicht Herr war.

Was ihm alſo Herwing Gutes zu rathen glaubte, ſah er für Demüthigung an, und alle Kränkungen, die er ferner wegen ſeines Stolzes leiden mußte, ſchrieb er auf Herwings Rechnung, in dem er nun ſtatt dem Freunde einen Böſewicht zu ſehen glaubte, der ihn auf dem Wege nach Ehre aufzuhalten, und ihm vorzukommen ſuche.

Noch durfte er es nicht wagen, öffentlich mit Herwing zu brechen, denn die Liebe ſeines Vaters war zu feſt mit Herwings Freundſchaft verbunden. Er konnte und durfte daher keinen Angriff auf ſeinen Freund wagen, ohne zugleich ſeinen und Herwings Vater auf das Empfindlichſte zu beleidigen, ohne ſich nicht den Haß aller Edlen zu zuziehen, die Herwings Freunde waren.

Er brauchte alſo Verſtellung, nahm nun die Freundſchaft zur Maske, hinter die er ſeine gallſüchtigen Abſichten verbarg, trug immer noch die freundlichen Liebkoſungen im Munde, und ſein Herz ſchwoll vom Geifer des Neides. Er drückte ſeinen Freund an den Buſen, darin ein heimtückiſcher Verräther auf Anſchläge ſann, in Geheim die Ruhe ſeines Freundes zu untergraben.

Noch vor einem Jahre war Lindenholm der edelſte Jüngling, der zärtlichſte Freund, der Blut und Leben für ſeinen Herwing würde hingegeben haben, und nun um ein Nichts — um die Puppe ſeiner Einbildung die Freundſchaft mit Füßen tritt, alles Gefühl davon aus ſeinem Herzen bannt, und es zur Schmiede ſchändlicher Bubenſtücke macht. — Vor einem Jahre — hätte man ihm nur im Schattenbilde das Ungeheuer gezeigt, das eine thörichte Leidenſchaft aus ihm gemacht hat, wie würde er vor ſich ſelbſt zurückgebebt — der Hand des Zeichners geflucht und ihn einen ſchändlichen Lügner geſcholten haben!

Lindenholm war ſchon ein treuloſer Böſewicht, ohne nur zu bemerken, daß er es werden könnte, denn er dachte immer, Alles was er thue, fordere die Rechtfertigung ſeiner ſelbſt.

Zum Unglück noch für ihn wurde er immer mit Herwing in eine Paralelle geſetzt, und nothwendig mußte er gewaltig viel bey der Vergleichung verlieren. — Wo ihm nur immer das Auffahren ſeines Stolzes Vorwürfe und Ahndungen zuzog, wurde er durch das Gegenbild von Herwings Charakter gedemüthigt.

Dieſe Art der Korrektion iſt der erniedrigendſte für unſern Stolz und die heftigſte Kränkung unſeres Ich, andere beſſer ſehen zu ſollen, als wir ſind, und kann dann öfters eine entgegengeſetzte Wirkung hervorbringen.

Lindenholm wurde durch den Verluſt, den er bey der Vergleichung mit Herwing litt, immermehr gegen ihn aufgebracht, fand Fehler an ihm, die Andere nicht ſahen, ſuchte ſie ſorgfältig auf, und fand ſie ſelbſt in Herwings Tugenden — ſeine eigenen Fehler glaubte er in ſeinem Freunde zu ſehen.

Er ſpielte ihm hie und da einen böſen Streich, aber wenige gelangen, — und je weniger ſie ihm gelangen, deſto mehr wurde er gegen ihn erbittert, deſto haſtiger verfolgte er ſeinen Weg, und eilte dem Verderben zu. Und wie viel litt er nicht ſelbſt dabey, der Unglückliche! — Mit der Freundſchaft floh auch alle Ruhe aus ſeinem Herzen. Die Munterkeit ſeines Geiſtes verlor ſich, und wie ſich das Edle in ſeinem Herzen verlor, verlor ſich's auch in ſeinem äußern Betragen. — Seine freye, offene Stirne faltete ſich in tiefe Runzeln; aus ſeinem Auge ſtrahlte nicht mehr die geſellige Freude, nicht mehr der heitere Blick einer reinen ſchuldloſen Seele. — Seine verbiſſenen Lippen waren nicht mehr erhaben, wie ehe, da ſie noch die Dolmetſcher ſeines Herzens waren; um ſeinen Mund, gewohnt ſich zum Hohnlächeln und zu ſpöttiſchen Krümmungen zu verziehen, grub ſich jene ſatyriſche Furche ein, die Einem beym erſten Blick ſchon alles Zutrauen raubt. Sein kühner, gerader Gang wurde ſchleichend und ſchüchtern. Alle ſeine Geberden verriethen die geheime Geſchichte ſeines Herzens.

Glaube ja nicht, Jüngling! daß du unbemerkt laſterhaft biſt. Du magſt dich noch ſo ſehr in dich ſelbſt ſchmiegen; deine Leidenſchaften werden ſich dem ſcharfen Auge des Beobachters verrathen. Deine Seele iſt zu genau mit den Organen deines Körpers verbunden, als daß ſie nicht jede Regung, die in derſelben vorgeht, entdecken ſollten.

Der Wollüſtling trägt das genaue Verzeichniß ſeiner Ausſchweifungen mit ſich herum.

Der Geizhals wird dir mit einer unfreundlichen, mißtrauiſchen Miene über die ſchlechten Zeiten jammern, und über Luxus und Geldmangel ſchreyen; aber wenn du ihn auf ſeinem Wege vom Rücken belauſcheſt, ſo wird ihn die gewiß ſeine Unruhe verrathen, du wirſt ihn rechnen hören und über die Vermehrung ſeiner Zinſen ſpekuliren.

Der Tartüffe wird Enthaltſamkeit und Andacht predigen, allein ſein Mund mag noch ſo künſtlich heucheln, ſo verräth ihn gewiß ſein Kopfhängen, ſein ſtäts zur Erde geſenkter Blick; ja ſelbſt, wenn er ſeine dürren Hände zum Himmel faltet, ſich vor dem Allmächtigen auf die Erde wirft, und bethet, ſo verräth ſich Tartüffe, denn er bethet mit dem Phariſäer.

Und ſo alle Andere, je nach dem ſie mehr oder weniger Sklaven ihrer Leidenſchaften ſind.

Was verheimlicht wohl der Menſch in ſeinem Herzen, von dem ſich nicht wenigſtens einige ſichere Spuren in ſeinem Aeußeren zeigen? —

Gram und Kummer zeichnen ſich in die Sinne, und wiſchen die Roſen von den Wangen. Wenn Reue über ein geheimes Verbrechen im Buſen wühlt, ſich wie eine unbändige Schlange um das Herz windet, und es zuſammenpreßt, wer vermag wohl den Ausdruck des innern Schmerzes zu verbergen? — Wer gebietet der Verzweiflung, die dein Inneres zerfleiſcht, daß ſie nicht auch aus deinen hohlen Augen im düſtern Flammenblicke rede, daß nicht all' deine Geberden der ganzen Geſellſchaft ſagen, was in dir vorgeht?

Siehe! da kömmt ein Unglücklicher den Weg herauf, — kömmt eben von der Stätte, wo er ſich von ſeines Nächſten Eigenthum bereicherte, ſeinen Bruder erſchlug, oder ein unſchuldiges, wehrloſes Mädchen entehrte. Geh' raſch auf ihn zu, rede ihn im dreiſten, ſtarken Tone an — wie er blaß und bebend zurückfährt, und in dir ſchon den Rächer ſeiner Schandthat — oder doch den Verräther zu ſehen glaubt! Sein Blick iſt unbeweglich zur Erde geheftet, weil er den ernſten feurigen Blick eines freyen Mannes nicht ertragen kann.

Aber nicht nur allein der, deſſen Herz ſchon das marternde Bewußtſeyn eines ſchwarzen Verbrechens in ſich ſchließt, wird ſich auf dieſe Art verrathen; auch jener, der erſt mit einem Anſchlage dazu beſchäftigt iſt, wird die Menſchen ſcheuen, und in eines jeden Miene — in jeder zweydeutigen Rede einen Kundſchafter ſeines Geheimniſſes zu ſehen glauben.

Welche ſchreckliche Folgen einer unbezähmten Leidenſchaft! — Wir werden von einer Thorheit zur andern, von einem Verbrechen zum andern hingeriſſen, und überall ſchleppen wir die Zentnerlaſt derſelben an ſchändlichen Ketten mit. Das Verbrechen macht ſeinen Mann furchtſam und mißtrauiſch. Des Tages martern ihn peinigende Vorwürfe und Furcht; des Nachts ſchrecken ihn ängſtliche Träume aus ſeinem Schlafe. Alle geſellige Freude flieht ihn, es iſt ihm in keinem Zirkel von Menſchen wohl, denn ſie ſind ihm alle verdächtig. — Er hat keinen Freund, keinen wohlthätigen Theilnehmer ſeiner geheimen Leiden; ſelbſt Gattinn und Kinder ſind ihm Fremde. — Einſam und verlaſſen ſteht er wie auf einer ſchroffen Felſenſpitze unter den Menſchen, und ſieht mit zagendem Blicke auf ſeine glücklichern Brüder herab.

Es iſt ein ſchreckliches Bild — und doch wie ſchwach, wie undeutlich gegen die Wahrheit ſelbſt; — Herwing, deſſen edles Herz voll warmer, thätiger Freundſchaft für Lindenholm ſchlug, ſah mit Schmerz die Veränderung, die mit ſeinem Freunde vorging. Er ſah's, fühlte es, war der einzige, der Mitleid mit dem Unglücklichen fühlte, und wußte nicht, daß er ſelbſt es war, den Lindenholm haßte. Er allein wagte es, ſeinen kranken Freund zu heilen. Er ſammelte Gründe in ſeinem Herzen, Gründe der Freundſchaft, um ihn zu beruhigen, ſchlenderte mit ihm manchen ſchönen Abend ins Freye, nahm da Lindenholms Hand in die ſeinige, drückte ihn an ſeinen fühlenden Buſen, und ſagte: Lindenholm! — Freund! — Warum wollen Sie mir die Wunde in Ihrem Herzen nicht zeigen, wo es blutet? — Wie, hab' ich Ihr Mißtrauen verdient? — Sagen Sie — Sie ſagen es ja Ihrem Freunde — wie Ihnen zu helfen iſt? und wenn es Alles — Alles — mein Leben koſten ſollte; wenn es nur in meiner Macht ſteht, Ihnen Ruhe wieder zu ſchaffen. —

Herwing ſagte dieß oft mit Thränen, glaubte Balſam in die Wunde des Freundes zu gießen, und doch war es Gift, und Lindenholm ſah ihn mit einem grämlichen Blicke an, riß ſich loß, und ſein Herz nannte den Freund einen Betrüger.

Mit welcher Ungeduld ſehnten ſich nicht die beyden Väter nach dem letzten Tage, der ihnen ihre Söhne nach vollendeten akademiſchen Jahren in ihre Vaterarme zurückbringen würde? — Und je näher ſie ihm waren, deſto ungeduldiger riefen ſie ihm, zu eilen, deſto weiter entfernte ſie ihre Ungeduld von ihm. — Endlich erſchien er doch auch. Fünf Jahre riß ſie der unaufhaltſame Strom der Zeit mit ſich fort, und ſchüttete ſie in den Ozean der Vorzeit. Fünf Jahre — wie lange werdet ihr manchem Vater! — Wie unbemerkt entwiſcht ihr dem Jünglinge, der eurer nicht achtet! — Fünf Jahre — ewig verſchwunden! —

Herwing ſelbſt ſah mit freudigem Herzen eine Zeit enden, die ihm bis jetzt noch die unangenehmſte in ſeinem Leben war. — Er war die Menſchen nicht gewohnt, die er da zu ſehen bekam, und ihr tumultuariſches Leben, das ihm auf einmahl all ſeine hohen Begriffe von Menſchen und der Beſtimmung der Menſchen raubte. — Auch war es ihm lieb, daß Lindenholm wieder nach Hauſe kam; er hoffte, ſein Freund würde in den Armen ſeines Vaters, im Schooße der Natur, im Zirkel der Freundſchaft die verlorne Ruhe wieder finden, wieder der gute, geſellige Junge, der zärtliche offne Freund werden, der ſo gerne, mit ſo warmem Gefühle an Herwings Buſen hing, ehe ſie mit einander auf die hohe Schule reiſten.

Am meiſten aber ſehnte ſich Herwing, ſeinen Vater, ſeine Freunde, den Ort wieder zu ſehen, wo er unbekannt mit den Menſchen, und ungekränkt die ſeligſten Jugendfreuden genoß. Daher rechnete er der Zeit eben ſo ungeduldig nach, als ſein Vater; fühlte eben das bange Sehnen nach Wiedervereinigung, das die beyden Väter fühlten.

Auch Lindenholm wurde gegen die letzten Tage vergnügter; ſchien ſogar ſein Herz der Freundſchaft wieder zu öffnen, und wirklich ermunterte ihn die Freude, einen Ort zu verlaſſen, der ihm ſeine Ruhe, und ſeine Freuden geraubt hatte. — Aber immer ſchwoll ſein Herz von eitlen Hoffnungen, und ſein Kopf war voll feindlicher Plane, wie er Herwing unter ſich bringen, und Ehre und Anſehen über ihn erringen würde, und ſeine größte Bekümmerniß war immer die: Wenn nur Herwing nicht vor mir eine anſehnlichere Beförderung als ich erhält! — Der Gedanke durchkreuzte ſein Gehirn von einer Seite zur andern, und beſchäftigte ihn die ganze Reiſe durch.

Der einzige Troſt ſchmeichelte noch ſeinem Stolze, daß er ſich beſſer fühlte, und auf Reichthum und Anſehen ſeines Vaters pochen konnte. Der war reich, und hatte viele Freunde am Hofe.

Mit dieſen Gedanken näherte ſich Lindenholm ſeinem Vaterorte auf einige Stunden, wo ihnen die beyden Väter entgegen kamen, und ſie freudethränend in ihre Arme ſchloßen.

Lindenholms Vater hatte die Abſicht, ſich unterdeſſen ſeinen Sohn adjungiren, und dann mit der Zeit ſeine Stelle durch ihn beſetzen zu laſſen. Beyde, Vater und Sohn, beſtrebten ſich aus allen Kräften, ihren Zweck zu erreichen, und es gelang ihnen auch.

Lindenholm hatte nun, was ſein Stolz verlangte, und der Anſchein, der Herwings Ausſichten keinen ſo glücklichen Erfolg verſprach, hob ihm alle Beſorgniß, daß ihm Herwing über den Kopf wachſen könnte. — Er freute ſich ſeines Triumphes in vollem Maße, und ließ ihn ſeinem Freunde bey allen Gelegenheiten fühlen. — Er hielt ſich immer in einer gewiſſen Entfernung von ihm, und ſteckte auch ſogar ſeinen Vater mit einem ziemlichen Theile ſeiner Schwachheit an.

Eine gewiſſe Folge, wenn ſich Aeltern bis zum Uebermaß in ihren Kindern gefallen.

Herwings Vater, der nicht minder zärtlich für ſeinen Sohn dachte, und ihn doch wenigſtens in gleichen Glücksumſtänden mit ſeinem Freunde zu ſehen wünſchte, fühlte die Kränkung zu ſehr, als daß nicht auch in ihm der natürliche Antheil Menſchenſtolz erwacht wäre, der ihn denn aufs heftigſte anſpornte, für ſeinen Sohn alles Mögliche zu wagen.

Er reiſte mit ihm zur Stadt, ſuchte ſich Freunde und Empfehlungen; fand ſie, und an Menſchenkenntniß und Klugheit fehlte es ihm nicht, um die verſchiedenen Wege zu finden, auf denen man der Cabale und Verfolgung ausweichen kann.

Herwing empfahl ſich ſelbſt am meiſten. Seine ſchöne Bildung und das angenehme Betragen, ſeine Beſcheidenheit bey den Großen und ſeine Herablaſſung bey Geringern nahmen Jedermann für ihn ein, und Jedermann verwendete ſich mit Vergnügen für ihn.

In Kurzem hatte Herwing ſeine Abſicht erreicht, und ſah ſeinen Sohn im Beſitze einer anſehnlichen Staatsbedienſtung. —

Herwing blieb in der Stadt zurück, und ſein Vater kehrte mit den mannigfaltigſten Empfindungen der Freude nach Hauſe. — Das Bewußtſeyn, ſeiner Zärtlichkeit Genugthuung verſchafft, ſeinen Sohn für die erlittene Kränkung ſchadlos gehalten zu haben, und ihn nun in einem Wirkungskreiſe zu ſehen, wo ſeine Talente und ſein Herz Raum genug haben würden, wo allgemeine Achtung und Ehre ſeine Verdienſte belohnen, und ihm den Weg zu höhern Stufen bannen würde. — Dieſes Bewußtſeyn bemächtigte ſich nun ganz des guten Vaters, und hätte ihn gewiß zum Thoren, wie Lindenholms Vater, gemacht, wenn ihn nicht ſein gutes Herz und ſeine Geiſtesſtärke wieder in ſein Geleiſe zurückgeführt hätten. Die Vernunft mäßigte die Wallungen des Herzens; mit männlicher Beſcheidenheit ſprach er unter den Seinigen, als er daheim anlangte, von der Sache, und ließ nicht die mindeſte Spur von ſieghafter Freude an ſich blicken.

Die Neuigkeit von Herwings Glück bey Hofe ſchlug auf einmahl Lindenholms Triumph, wie vom Donner getroffen, zu Boden, und die traurigſte Nachricht hätte ſein Herz nicht ſo gewaltig angegriffen, als dieſe. — Die erſten Tage war er zu allem Geſchäfte untüchtig, ſelbſt des Nachdenkens nicht fähig, wie er ſeinen Nebenbuhler von der Höhe, die er über ihn erreicht hatte, wieder herabſtürzen wollte.

Allen Leuten war das Betragen dieſes jungen Neiders unerklärbar, nur Herwings Vater nicht, der die Quelle gleich fand, und deßwegen für die Ruhe ſeines Sohnes äußerſt beſorgt war. Er ſchrieb ihm daher den ganzen Vorgang, und mahnte ihn, ſich vor jedem zweydeutigen Schritt in Acht zu nehmen, und ſich ſo klug als möglich vor allen Fallſtricken zu hüten, weil er voraus wußte, daß Lindenholm Alles aufbieten würde, ihn zu ſtürzen.

Herwing las den Brief, wie ihn die Wenigſten würden geleſen haben. Er hatte keinen ſeiner Schritte zu bereuen; und alſo auch nichts zu befürchten. — Er zürnte dem unglücklichen Manne nicht; aber er beweinte ihn; es ſchmerzte ihn tief in der Seele, daß ſich ein Menſch, von dem er ſich ſo hohe Begriffe gemacht hatte, den er ſo ſehr liebte, von einer thörichten Leidenſchaft habe ſo weit können verleiten laſſen. Er legte den Brief traurig zur Seite, und ſagte mit gen Himmel gewandtem Blicke: O wie elend iſt der Menſch, wenn ihn Vorurtheil und Leidenſchaft in ihrem Solde haben! —

Immer ſchwebte das Bild ſeines verlornen Freundes vor ihm, als nähme er, in Staub gedrückt, von dem Stolze Befehle an, und huldige der menſchlichen Thorheit; bäte den Irrthum um Wahrheit, und ſuche Hoheit und Würde bey den Inſekten, die mit ihm im Staube krochen. Er zürnte ihm nicht, daß er böſe war; er beweinte ihn, denn Herwing liebte den Menſchen, und haßte das Laſter.

Er ging ruhig ſeinen Gang fort, that Gutes, wo er es konnte, und war immer thätig in ſeinem Zirkel. — Wenn er ſeine eigenen Geſchäfte geſchlichtet hatte, verwendete er die übrige Muſſe auf die Geſchäfte ſeiner Kollegen, von denen es Manchem an Fertigkeit, Manchem an Luſt zu arbeiten fehlte, und alſo oftmals wichtige Geſchäfte, daran das Wohl und die Ruhe ganzer Familien lag, würden vernachläßigt worden ſeyn.

An einem ſchönen Sommerabende, der auf einen heißen, ſchwülen Juliustag gefolgt war, ging Herwing allein, ſeiner Weiſe nach, ſpazieren, und freute ſich an dem Anblicke der wohlthätigen Natur, und bewunderte den Schöpfer derſelben, und ſein Herz fühlte ſich voll des Dranges der Freude.

So ging er wohl über eine Stunde ſeinen Gedanken nach, verlor darüber den Weg, und ging auf einem einſamen Fußſteig über blumige Wieſen, bis er zu einer kleinen Hütte kam, wo ihn das Geſchrey eines Kindes aus ſeinen Gedanken weckte, und ſein Herz mit einem traurigen Anblick erſchütterte.

Vor der Thüre ſaß eine lange hagere Frau, mit abgehärmten bleichen Wangen, weinte, daß ihr die häufigen Thränen die hohlen Furchen der Wangen ausfüllten, und rang ſchmerzlich die zarten Hände. Vor ihr auf der Erde lagen zwey Töchterchen, halb nackt, und nur mit einigen Stücken einer alten Kleidung bedeckt, und halfen ihrer Mutter weinen, und ihren Schmerz vermehren.

Herwing fragte um die Quelle ihres Jammers, und both ihnen liebreich ſeine Hülfe an. Allein da ſchwieg die arme Frau, raffte ihre Kinder von der Erde auf, und wollte zur Thüre hinein. Da hielt ſie der gute Mann am Arme zurück, und ſagte: Liebe Frau! die Lage, in der ich Sie ſo eben gefunden, hat zu viel Eindruck auf mein Herz gemacht, als daß ich mehr gleichgültig bey Ihrem Schickſale ſeyn könnte. Laſſen Sie mich den Schmerz, den mir Ihr Anblick verurſachte, nicht im Buſen herumtragen, ohne wenigſtens in der Hoffnung Troſt zu fühlen, daß ich Ihnen dienen kann. — Alles was ich ſehe, iſt allenfalls, daß Sie arm ſind — es einmal nicht waren; nun ſagen Sie mir, wie Ihnen aus dieſem Zuſtande zu helfen iſt?

Die Treuherzigkeit, mit der er dieß ſagte, benahm ihr alle Zurückhaltung, und ſie fing nun umſtändlich ihre Geſchichte zu erzählen an. Sie war die Witwe eines Beamten, der erſt vor anderthalb Jahren geſtorben iſt. Schon vor langer Zeit fiel ihm von einem ſeiner Verwandten ein anſehnliches Vermögen zu, wogegen aber die übrigen Freunde Prozeß führten. Der Streit um ein entferntes Gut raubte ihm ſein gegenwärtiges, und die Prozeßunkoſten brachten ihn ſo weit, daß nach ſeinem Tode nichts als Deſerviten-Conto und Schuldbriefe gefunden wurden. Nun zogen die Gläubiger Alles, was da war, und nur einigen Werth hatte, an ſich, und der unglücklichen Frau blieb nichts als Noth und zwey unmündige Kinder. Mit dieſen wandte ſie ſich zu einem Oheim von ihrer Freundſchaft, der ſie unterſtützte, und den Prozeß wieder in Gang brachte. Allein nach einem halben Jahre rührte ihn der Schlag, und ſein Tod ſetzte ſie wieder in den elenden hülfloſen Stand, in dem ſie vorher war. — Das Wenige, was ſie ſich mit ihrer Hände Arbeit verdiente, nährte ſie in der Stadt nimmer, und ſo vertrieb ſie die Armuth in eine einſame Hütte, wo ihnen der Hungertod von Tag zu Tage näher kam.

Herwing hörte mit innigſter Rührung ihre Leidengeſchichte an, tröſtete ſie mit den heiligſten Verſicherungen, daß er alle Kräfte zu ihrer Rettung anwenden wolle, und gab ihr ſein weniges Taſchengeld, das er bey ſich führte, damit ſie ſich doch auf einige Tage, bis er wieder käme, Nahrung ſchaffen könnten.

Herwing eilte ſeinen Weg zurück; der Mond beleuchtete ihm die Bahn, und die Sterne waren ſeine Führer. Es iſt doch Alles ſo ſchön in der Natur, ſo voll Güte, ſo voll Wonne für den Menſchen; die ganze Schöpfung das Werk der Liebe, — und der Menſch ſo elend! Und die Thiere ſind es nicht! — Und iſt ſo ein großer Abſprung vom Menſchen zum Thier! — Wäre jetzt Lindenholm bey mir, ſo drückte ich ſeine Hand in die meinige, nähme ſeinen Ring mit dem großen Diamant, hieß ihn gen Himmel zu den Sternen ſehen, und würde ihn fragen: Freund!

— was iſt dein Brillant gegen dieſes Sternchen, das deinem Auge kaum ſichtbar iſt? Was ein Diamant — größer als das Rieſengebirg? — Und ſollte es ihm da nicht beyfallen, was Menſchen-Größe iſt? — Mit dieſen Gedanken kam Herwing auf ſein Zimmer.

Den andern Tag war's ſein erſtes Geſchäft, ſich um den Akt dieſer Frau zu erkundigen; er bekam ihn in ſeine Hände, unterſuchte die Sache genau, und da er die Ungerechtigkeit ihres Gegentheils einſah, verwendete er ſich mit allen Kräften für die gute Sache, und in wenigen Wochen war der Prozeß zu Ende, der Jahre lang unter den Händen eigennütziger Menſchen verzögert wurde, und die arme Witwe bekam nun ein Vermögen von einigen tauſend Gulden in die Hand.

Mehr der edlen Thaten ließen ſich zum Gegengewicht der niedrigen Handlungen ſeiner Mitmenſchen von Herwing erzählen, wenn ich ſie noch zur Beleuchtung ſeines Charakters nöthig fände, und mir es der enge Raum verſtattete; aber wenn ich auch noch mehrere Bogen mit Anekdoten aus ſeinem Leben anfüllte, würde ich ihn doch nie ſo herſtellen können, wie er ſelbſt war.

Viele ſeiner ſchönen Handlungen blieben auch verborgen; denn die That verlor bey ihm vieles, wenn ſie Geräuſch machte. Er that gern im Stillen Gutes; that's, ohne Lohn, ohne Beyfall zu erwarten. Die Wonne, die ſein Herz dabey empfand, war ihm Lohn genug — war ihm Alles.

So verſtrichen ihm einige Jahre, als ihm die Vorſicht einen weitern Wirkungskreis anwies. — Er erhielt durch die Verwendung des Miniſters, der ſeine Verdienſte kannte, und ihn hoch über Alle ſchätzte, eine der wichtigſten Staatsbedienſtungen.

Herwing ſah wohl, daß er ſich eine Menge Neider und Feinde unter den Höflingen zuziehen würde, deren einige ſelbſt darnach trachteten, einige aber auf ihre Kreaturen damit Abſicht hatten. Aber des Miniſters und ſelbſt des Fürſten Verſicherungen, ihn vor allen Nachſtellungen zu ſchützen, und noch mehr das Bewußtſeyn ſeiner Rechtſchaffenheit beruhigten ihn, und flößten ihm Muth gegen ſeine Feinde, und Eifer für die Wichtigkeit ſeines Amtes ein.

Lindenholm hatte ſich vor einiger Zeit in die Stadt gedrungen, um näher an Herwing zu ſeyn, und ſchneller an ſeinem Sturze arbeiten zu können. — Er nahm wieder die Maske der Freundſchaft an, um ihn deſto ſicherer zu machen, und ſo mächtig auch der Gram über Herwings Erhebung in ſeinem Herzen wüthete, bot er doch alle ſeine Verſtellungskunſt auf, die er ſich mit der Zeit eigen gemacht hatte, um ſich zu verbergen. Verläumdung, dachte er, hab' ich alle verſucht; aber ſie reicht nicht zu, ihn aus dem Herzen des Miniſters zu reiſſen: alſo Thatſache. —

Einſt an einem ſpäten Herbſtabende, da Herwing eben von einem Beſuche nach Hauſe gehen wollte, begegnete ihm ein Mädchen, das ihn anhielt, und mit gebrochenen Worten, die von der Beklemmung ihres Herzens erſtickt zu ſeyn ſchienen, und unter Thränen bat, ihr in die Wohnung einer unglücklichen Familie zu folgen, von der ſie ihm eine ſo rührende Erzählung machte, daß Herwing keine Minute anſtand, der Stimme ſeines Herzens zu folgen.

Nachdem er einige kleine dunkle Gäßchen mit ihr durchzogen war, blieben ſie vor einem alten ſchlechten Häuschen ſtehen. Herwing trat hinein, und die Thüre wurde halb hinter ihm zugeſchloſſen. — Es war nicht die Hütte der dürftigen Tugend, nicht der Wohnort edler Menſchen, die eines Edlen Hülfe bedurften; — es war die Höhle des ſchändlichſten Laſters. — Lindenholm hatte es mit einer von den Töchtern der Freude abgeredet, Herwing unter dieſem Vorwand in ſeine Falle zu locken. — Dem Miniſter hatte er hinterbracht, daß Herwing öfters heimliche Bordels beſuche, und both ihm bey dieſer Gelegenheit an, ihn ſelbſt von der Wahrheit zu überzeugen. In einer Ecke der Gaſſe ſtanden beyde, Lindenholm und der Miniſter, verſteckt, und ſahen ihn die Schwelle dieſes Hauſes betreten — Lindenholm mit teufliſcher Lache in ſeinem Herzen über den ſo glücklich gelungenen Streich, — der Miniſter mit Zorn und Abſcheu vor einem Menſchen, den ihm der Anſchein als den elendeſten Betrüger zeigte.

Ha! der Schändliche! rief er auf, ich will ihm die Larve vom Geſicht reißen. Kommt mit mir, ſagte er zu Lindenholm, ich muß hinein, und wenn noch ein

Tröpfchen ehrliches Blut in ſeinen Adern ſchlägt, ſo will ich's ihm ins Geſicht jagen. Mit ſchnellem Ungeſtüm öffneten ſie die Thüre, und — da ſtand der Betrüger — Lindenholm. Die alte Kupplerinn und ihre beyden Mädchen lagen eben in einer bittenden Stellung zu Herwings Füßen, und geſtanden ihm mit Thränen ihr ſchändliches Vorhaben, als der Miniſter mit Lindenholm zur Thüre hineintrat. — Herwing wendete ſich gleich zu ihm, und bath ihn, aus dem Munde dieſer Leute ſelbſt ſeine Rechtfertigung zu hören. — Ja, fing die Alte an, dieſer Herr da hat uns durch Geld und Worte verleitet, den edlen Mann mit dem Verdachte eines ſchändlichen Wollüſtlings zu brandmarken, und mich dadurch des ſchwärzeſten Undanks ſchuldig zu machen. Er rettete mich vor einigen Jahren aus der äußerſten Dürftigkeit, und ſetzte mich durch die Summe, die mir von dem gewonnenen Prozeß zufiel, in einen Stand, wo ich meine Tage glücklich und mit Ehren hätte verleben können, wenn mich nicht Leichtſinn und Stolz meiner Mädchen wieder geſtürzt hätten. Wir vergaßen, daß wir kein Vermögen mehr hatten, wollten die vorige Lebensart fortſetzen, und ſuchten auf Wegen das Glück, wo man gerade der Schande und dem Verderben entgegen rennt. Euer Excellenz! Ich weiß nur zu wohl, daß die ſtrengſte Strafe unſer wartet; aber gern will ich meine Schuld büßen — lebenslang büßen, weil nur die abſcheulichſte That nicht gelungen iſt. —

Der Miniſter wandte ſich nun zu Lindenholm, und ein wilder, grimmiger Blick ließen ihn ſeine Strafe ahnen. Aller Zorn, den er gegen Herwing gereizt hatte, fiel nun doppelt auf ihn zurück, und von allen Seiten mußte er die härteſten Ausdrücke, die ſchimpflichſten Vorwürfe dulden. Herwing allein trat hin zu ihm, und ſagte mit ſanftem Tone — im Tone der edelſten Freundſchaft: Freund! wie konnten Sie ſo grauſam gegen ſich ſelbſt ſeyn? — Er wagte auch ein Wort bey dem Miniſter für ſeinen Feind; aber er bath ihn zu ſchweigen, umarmte ihn, und ſagte: Herwing! Verzeihen Sie mir die Beleidigung, die Sie von mir erlitten haben! Ich verſichere Ihnen hier mein ganzes Zutrauen, und keine was immer für eine Anklage ſoll es Ihnen je wieder rauben können.

So ſiegte er über ſeinen gefährlichſten Feind, ohne es je gewollt zu haben, ſelbſt da ſich die Bosheit ſchon ſeines Sturzes freute. O fänden ſich doch mehr der Edlen wie Herwing in dem Tagebuch der Menſchheit, und der Menſchenfreund könnte vergeſſen, daß es Lindenholms gibt!

Karl von Lindenberg.

Eine Erzählung.

Karl von Lindenberg war ein guter Jüngling; er beſaß ein empfindſames Herz und eine edle Seele. Güte des Herzens iſt ein Geſchenk der Schöpfung und eine empfindſame Seele iſt Glück für die Menſchheit. Wie ſchön und edel iſt die Natur, wie heiter die Tage des Frühlings, wie angenehm die Abende nach einem ſchwülen Tage — wie reitzend die ſtillen Nächte, wenn die Sterne am Himmel glänzen, oder der Mond ſeine ſanften Lichtſtrahlen verbreitet! Wie ſehnt ſich der Wanderer nach einem mühevollen Tage nach Ruhe — und welche Wonne kühlet den Buſen des ermüdeten Reiſenden, wenn ihn eine gutthätige Linde in ſeinen Schatten aufnimmt! Wohlwollen unter den Menſchen iſt Wink der Natur, das Glück unſrer Tage liegt in unſern Herzen. Im Gefühle, im Mitleid herrſcht Kraft, und ſtärkere Kraft als in Balſamtränken. Lindenberg fühlte dieſes Alles in ſeinem Herzen; ſchon frühe in ſeiner Jugend nahm er Antheil am Schickſale der Unglücklichen, und ſeine Seele öffnete ſich gern dem Leidenden, wie das Nachtveilchen ſich öffnet, um die letzten Stunden des ſterbenden Tages in ihrem wohlthätigen Schooße aufzunehmen.

In ſtillen Gegenden, in öden Wäldern wandelte Lindenberg einſam herum, dachte dem Schickſale der Menſchen nach, und ſtimmte ſein Herz beym Geſang der Nachtigallen zu empfindſamen Regungen.

Leiden und Mitleid war ſein Geſchäft, und doch war kein verzehrender Gram an ſeiner Stirne. Sanfte Theilnehmung an Allem, was unglücklich war, mahlte ſich deutlich in ſeinem ſchmachtenden Auge.

Eine ſtille Sehnſucht nach Freundſchaft und Liebe erhob die Reize ſeiner ſanften Phyſiognomie. Seine entgegenkommende Miene, ſein gütiger Blick erhöhte jene edle Traurigkeit theilnehmender Seelen, und goß alle Reize der ſüßen Melancholie auf ſeine Bildung.

Gute Herzen ketten ſich gern an andere, und gefühlvolle Seelen wünſchen ſich wieder die Bekanntſchaft gefühlvoller Seelen. So ging es dem guten Lindenberg auch; er fühlte das Leere in ſeinem Herzen, und wünſchte ſich oft einen Gegenſtand, in deſſen freundſchaftlichen Schooß er das Innerſte ſeines Herzens ausgießen könnte — er wünſchte ſich einen Freund.

Einen Freund haſt du dir gewünſcht, armer Lindenberg! einen Freund! — o wie bedaure ich dich, daß deine Seele dieſer Gedanke martert! Freunde für ein fühlendes Herz, wo ſind die? Freunde des Vergnügens, der Wolluſt, der Mahlzeit, und der Ausſchweifung — ſolche Freunde kannſt du genug finden, guter Lindenberg! aber Freunde, wie dein Herz ſie begehrt, wo willſt du ſie finden? — Entſage, ich bitte dich, dieſem Gedanken; er wird ſonſt die Ruhe deiner Tage ſtören, dein gutes Herz wird dir ein Ideal erſchaffen, das ohne Exiſtenz iſt. Der feine Betrüger wird dich täuſchen, wird die Maske der Freundſchaft nehmen, und ſich dann als ein Ungeheuer entlarven, wenn du in nächtlichen Stunden in ſeinen Armen zu ruhen glaubſt. — Nichts iſt hienieden ſo ſelten als Freundſchaft. — Die wenigen Redlichen, denen die Gottheit ein fähiges Herz zu dieſem Triebe gab, die wenigen Redlichen leben einſam wie in einer Einöde, kennen ſich nicht, weil Erfahrung von Betrogenwerden, und Betrogenwordenſeyn, eine Scheidewand zwiſchen ihnen aufthürmte, und die Kette zerriß, durch die die Natur die Menſchen an Menſchen feſſelte.

Hüthe dich, lieber Lindenberg, vor Freunden, und zittere bey der Wahl in unſern Tagen! Lebe einſam, thue jedem Menſchen Gutes, fordere von Niemanden einen Dank, von Niemanden ein Gefühl und Freundſchaft, und du wirſt glücklich leben! Schildere dir die Menſchen nicht, wie ſie ſeyn ſollen, ſondern wie ſie ſind, — Niederträchtige — Undankbare — Gefühlloſe — und liebe ſie doch dieſe Niederträchtigen, dieſe Undankbaren, dieſe Gefühlloſen, weil ſie dir der Schöpfer zu deinen Brüdern gab. — Folge meinem Rath! Ich habe ein Bündniß in meinem Herzen geſchloſſen, der Freund jedes Menſchen zu ſeyn, und von Niemanden Erwiederung der Freundſchaft zu begehren, ich habe mich entſchloſſen, Menſchen zu lieben, um von ihnen gehaßt zu werden, Gutes zu thun, um Undankbarkeit zu erfahren, Beleidigungen zu verzeihen, um auf das neue beſchimpft zu werden. So iſt nun meine Denkart, und ich will die Ungerechtigkeiten der Sterblichen Niemanden klagen, als dem, der die Seelen der Menſchen ſieht, und die Urſachen weiß, warum er dieſes alles zulaſſet.

Wir werden vergnügt ſeyn, Lindenberg, und wenn auch unſer Herz ſich empört, wenn eine Thräne heiß wie Gluth, auf unſre Wange fließt bey dem Gedanken an die leidende Menſchheit — ſo können wir ja doch vergnügt ſeyn, daß wir von Ungeheuern nichts forderten, als was Ungeheuer geben können. Wenn ich eine Schlange aus der Grube zöge, und ſie tödtete mich dann, ſo iſt es ja die Natur des giftigen Wurms; war meine That minder gut, meine Handlung minder wohlthätig? — Kann mir ihr giftiger Biß die Ruhe meines Gewiſſens, die Ueberzeugung meines Gefühls rauben? O nein, Lindenberg! — Nur hier im Herzen iſt Ruh — nur hier Lohn der Tugend; fordere keinen andern. Ich geſtehe es dir, edler Sterblicher! daß ich auch manchmahl des Abends, wie du, die Sterne betrachte, die über mich hinrollen, mir ihre Bewohner zu kennen und zu wiſſen wünſche, ob ſie auch unſern Brüdern im Weltthal gleichen. Tröſtend iſt der Gedanke der Bosheit der Menſchen nicht, aber doch beruhigend für eine ehrliche Seele. — Er führt uns zurück zu Gott, der der einzige wahre Freund der Tugend iſt.

Kannſt du Jemanden Gutes thun, ſo verſäume die Gelegenheit nicht; allein wenn dich dein Mitmenſch verſichern will, daß er dir dankbar ſeyn wird, ſo nimm die Verſicherung in deinem Herzen nicht an! — Glaub mir, es könnte eine Lüge ſeyn; und warum willſt du einen Strafbaren noch ſtrafbarer machen, und zu ſeinen Schandthaten auch dieſe noch hinzuſetzen, daß er, wenn er das, was heilig in der Natur und der Menſchheit iſt, frevelt, ſich auch noch zum Lügner machen ſollte? —

So mache es auch mit der Freundſchaft! Sey der Freund jedes Menſchen, und fordere von Niemanden Freundſchaft! Dann wirſt du dich gegen Niemanden zu beſchweren haben. —

Freylich, guter Lindenberg! iſt dieſes alles nicht ſo leicht, allein es iſt Nothwendigkeit; die Menſchen ſind einmahl ſo, Erfahrung lehrt ſie uns kennen.

Ich weiß wohl eine Zeit, wo ich nicht ſo dachte, an der ich immer die Menſchen beſſer beurtheilte, als ſie ſind; allein ſie bewieſen mir deutlich meinen Betrug, und heilten mir meine blöden Augen, ich ſehe deutlicher. Dieſe meine nunmalige Denkart führt mich auch näher zum Schöpfer zurück, entfernt mich mehr von Geſchöpfen, adelt mehr meine Handlungen, weil ſich wenigere Abſichten von Eigennutz und Selbſtliebe in ſelbe miſchen. Glaube mir, Lindenberg! liebe die Menſchen nicht, weil ſie liebenswürdig ſind, ſondern weil die Gottheit dir befiehlt, deine Brüder zu lieben;

thue deinem Nächſten Gutes, nicht darum, weil er es verdienet, ſondern darum, weil Gutesthun Ähnlichwerdung der Gottheit iſt! —

Thue Gutes mit Verzicht auf Dankbarkeit, thue Gutes aus Liebe gegen den, der die Liebe iſt!

So würde ich zu Lindenberg geſprochen haben, wenn ich ihn gekannt hätte, den Edlen, allein die Sprache der Gottheit und der Vernunft iſt hörbar Jedem, der ſie hören will.

Lindenberg hörte ſie auch, und richtete ſeine Denkart nach dieſen Grunſätzen ein. Er that Gutes, und erfuhr die ſchändlichſten Undankbarkeiten, und ermüdete doch nicht, Gutes zu thun. Sein Vergnügen war die Einſamkeit, und ſeine Freude der Genuß der Wonne der Natur.

Eines Tages ging Lindenberg ſpät am Abend vom Dorf zurück, wo er öfters hinkam, und Gutes that. Ein alter Mann, der ſich mit der Arbeit nicht mehr nähren konnte, war der Gegenſtand von Lindenbergs Beſuch. Bey dieſem brachte Lindenberg manche Stunden zu, und tröſtete ihn in ſeinem Unglücke. Als Lindenberg den Alten verließ, und nach der Stadt zurückkehrte, reitzte eine ländliche Familie, die ihre Abendmahlzeit unter einer Linde verzehrte, ſeine ganze Aufmerkſamkeit. Ein Mann mit braunem Geſicht ſaß an der Linde. ſchlang ſeinen Arm um den Nacken ſeiner ländlichen Gattinn, und die Kinder ſpielten mit Blumen auf ſeinem Schooß. Milch war im Gefäße, und Brod auf dem Raſen.

Gütiger Schöpfer! rief er da aus: wie glücklich muß doch der ſeyn, der an der Seite eines gefühlvollen Weibes die Freuden der Natur genießen kann! wie glücklich iſt doch der Sterbliche, der in den Armen eines theilnehmenden Weſens, mit gleicher Stimmung der Seele, mit gleichem Herzesgefühl, die Güte der Gottheit bewundert, und die Freuden der Unſchuld genießt!

O könnte ich auch ſo ein Mädchen finden — ſo rief er — und ging traurig mit niedergeſchlagener Seele fort, als hätte ihm ein Schutzgeiſt in die Ohren geflüſtert, daß ſolche Mädchen ſehr ſelten wären. —

Selten, ja wirklich recht ſelten! Iſt gleich in unſerm Jahrhundert Empfindſamkeit Mode, ſo iſt ſie doch nicht Seelengefühl, ſondern bloß nur Empfindeley, und der Jüngling wird leicht bethört, der empfindſame Schwärmer getäuſcht.

Lindenberg wußte wohl den Unterſchied zwiſchen einer edlen und gefühlvollen Mädchenſeele, und der Seele einer empfindelnden Schwärmerinn.

Lindenberg, ſo ſagte er ſich ſelbſt, ſey auf deiner Huth, daß du nicht in die Fallſtricke einer empfindſamen Dirne fällſt! — Lerne das gute Herz von dem ſchwachen wohl unterſcheiden, und benutze zu deinem Mädchenſtudium die Erfahrung! Kennſt du nicht das Weib des rechtſchaffnen Silvander? — wie herrlich iſt ihr Geiſt, wie edel der Ausdruck, wie gefühlvoll manche ihrer Handlungen — und doch, doch iſt ſie nichts, als eine Schwärmerinn. Sie hat Vernunft, ſie hat Gefühl, aber ihre Leidenſchaft ſchwächt ihre Vernunft, und entſeelt ihr Gefühl. — Schwachheit, nicht Herzensgüte iſt ihr Karakter, Empfindeley, nicht Empfindung; vergißt das gute Herz ihren Gatten, ihrer Kinder, um ſich bis zu einem niedrigen Liebshandel herabzulaſſen? heißt ſich erniedrigen, ſich wegwerfen, Empfindung Empfindeley?

O Menſchenfreundlichkeit! wie gefährlich biſt du im Herzen des Weibes! Unter deiner Maske ſchleicht ſich ſo gern die Ausſchweifung ein, und die gütige Herablaſſung ſinkt oft bis zur Erniedrigung herab. Unſre thörichte Selbſtliebe, die immer gewohnt iſt, uns zu täuſchen, verführt uns unter mancherley Geſtalten. —

Belmine liebt einen Seiltänzer oder einen Laufer, und ihr verblendetes Herz entſchuldigt ihre Thorheit, und nennt dieſe Erniedrigung menſchenfreundliche Herablaſſung — und ihre Untreue, menſchenfreundliches Wohlwohlen gegen ihren Nächſten. Man muß nicht ſtolz ſeyn, ſagt Belmine, die Menſchen ſind alle gleich, und aus dieſem Grundſatz gibt ihr Herz den Buhlern die Stelle des Mannes in ihrem Herzen, denn die Menſchen ſind alle gleich. —

Lindenberg wußte wohl alle dieſe gefährlichen Grundſätze dieſes Frauenzimmers, und zitterte beym Gedanken einer empfindſamen Gattinn.

Der Gedanke iſt äußerſt niederſchlagend für einen empfindſamen Jüngling, wenn er über die Koketterie der Mädchen und ihrer verdorbenen Denkart nachſinnt. Die Wahl einer Gattinn iſt heut zu Tage bedenklicher, als ſie jemahls war. Wo iſt das aufrichtige deutſche Mädchen? wo die redlichen unverfälſchten Sitten, die das deutſche Weib machten? Die Zierde der Sitten hat ſich in Putz, und die Redlichkeit in Federbüſche verloren.

Lindenberg überdachte dieſes alles mit tiefer Ueberlegung, und ſchrieb ſich viel Bemerkungen über das deutſche Frauenzimmer in ſeine Schreibtafel.

So bedrängt Lindenbergs Seele immer bey dieſen Gedanken war, ſo hatte doch der ſanfte Trieb der Natur zu viel Macht über ſein Herz, als daß er ſich vollkommen entſchließen konnte, der Liebe zu entſagen. Vielleicht, ſagte er oft, wird der Himmel, der mein Herz kennt, meine Empfindungen leiten; er wird mich das Mädchen kennen lernen, die mich glücklich machen ſoll. Mit dieſen Gedanken ſchwärmte er oft einſam herum, und unterhielt ſich mit dem Ideal eines Mädchens, dem ſeine lebhafte Einbildungskraft das Daſeyn gab.

Lindenbergs gefühlvolles Herz war jedes rührenden Auftritts empfänglich, und was je ſeiner Seele auffiel konnten Zeit und Umſtände ſchwerlich mehr aus ſeinem Herzen verdrängen.

Die ländliche Mahlzeit, die Lindenberg ſah, der braune Mann im Arm ſeiner ländlichen Gattinn, die ſpielenden Kinder, das ganze rührende Gemälde war ſo lebhaft in ſeinem Geiſt abgedrückt, als ſchwebte es immer vor des Jünglings Augen.

Die Freude, die er bey dieſer Scene fühlte, das unbeſchreibliche Etwas, das ihm Vergnügen an dieſem Bilde gab, alles das führte unvermerkt den guten Lindenberg oft an die Stelle, wo ihm dieſes Geſicht zum Erſtenmahl erſchien. Er machte dieſe Gegend zu ſeiner Lieblingsgegend, und die Linde zu ſeiner Lieblingslinde; manchmahl ſaß er ſelbſt in ihrem Schatten, dachte, wähnte, und träumte, und es wahr ihm ſo wohl — und ſeinem Herzen ahnte, ich weiß nicht was, alles Fröhliche und Gute.

An einem ſchwülen Sommertage, als eben Lindenberg wieder unter dem Baume ſaß, zogen ſich ſchwarze Wolken am Himmel auf; ein heftiger Regen überraſchte den guten Jüngling, der nun gezwungen war, zu ſeiner Rückkehr eine beſſere Stunde abzuwarten.

In der Ferne ſchlängelten ſich feurige Blitze durch die Wolken. Lindenberg ſah dieſem herrlichen Schauſpiele der Natur zu, und bethete Gottes Allmacht in ihrer Majeſtät an. Das Gewitter ward heftiger, der Regen nahm zu; ein kleiner Ziegenhirt flüchtete ſich auch unter den ſchützenden Baum, und Lindenberg machte bald Bekanntſchaft mit dem Knaben.

Guter Bube! fing Lindenberg an: deine Kleider ſind ja durchgenäßt, als hätte man dich aus dem Waſſer gezogen! wie wird es dir die Nacht über gehen, wenn du vielleicht keinen Rock mehr zum Abwechſeln haben ſollteſt!

Hirt. Lieber Herr! Sie haben wohl recht, daß es mir übel gehen würde. Ich weiß wohl eine Zeit, wo ich manche lange Nacht durch, wie eine arme Gans, vor Näſſe ſchnatterte, und mich oft Tage lang nicht trocknen konnte; aber, unſerm lieben Herrgott ſey's gedankt! dieſe Tage ſind verfloſſen. Der liebe Gott ſchickte mir nun Kleidung und Wäſche, Schuhe und Strümpfe; ſehen Sie nun, mein lieber Herr! noch drey ſolche Röcke hab' ich zu Hauſe in meinem Kaſten, wie Sie einen da ſehen.

Lindenberg. Wer war denn ſo liebvoll, guter Knabe! und ließ Dir dieſes alles machen?

Hirt. Das will ich Ihnen erzählen: Meine Aeltern ſind ſchon lange todt, und ich habe gar keinen Freund und Blutsverwandten mehr, wenigſtens kenne ich keinen; ich hätte Hungers ſterben müſſen, wenn mich nicht der Bauer, der dort am großen Hofe wohnt, aufgenommen und als einen Ziegenhirten angeſtellt hätte. Ich war freylich viel glücklicher als vorher, allein drey Gulden Lohn, die er mir gab, langten nicht, um mir etwas Kleidung zu ſchaffen. — Tag und Nacht war ich unter freyem Himmel, war voll Unflath, voll Ungeziefer, und mußte im harten Winter froh ſeyn, wenn mir mein Herr erlaubte, im Geißſtalle auf dem Stroh bey meinen Ziegen zu ſchlafen; — aber, lieber Herr! ſo traurig als mein Schickſal immer war, ſo murrte ich doch nie wider meinen lieben Gott, und dachte, es wird ſchon beſſer werden, und wird es nicht beſſer, Martin! ſo ſagte ich zu mir ſelbſt, ſo wird dich doch der liebe Herrgott ſchon einmahl in Himmel zu ſich nehmen.

Wenn ich auf dem Felde war, und ſah die Vögel mit ihren ſchönen Federn, die wolligen Schafe und meine ſcheckigen Ziegen, da ſang ich denn zuweilen ſo ein Lied, wie ich es Ihnen gleich ſingen werde. Hier ſang Martin:

Lieber Herrgott! der du kleideſt
Jeden Vogel gut und ſchön,
Der du meine Ziegen weideſt,
Eile auch mir beyzuſtehn!
Sieh! Ich bin ein armer Knabe,
Hab' dir nichts zu leid gethan.
Weil ich keinen Menſchen habe,
Nimm dich, Vater! meiner an.

So ſang ich — und da ich ſo ſang, ſchlug eine Zähre die andere. Ich weinte oft bitterlich, und doch tröſtete mich immer etwas, und liſpelte mir in die Ohren: ſey nur getröſtet, Martin! Gott wird für dich ſorgen. Und er hat auch geſorgt.

Es war an einem der ſchönſten Mayentage des Jahrs, als ich früh morgens meine Ziegen auf die Weide trieb, und froh — von dem Anblicke des herrlichen Morgens entzückt — dem Schöpfer mein Liedchen ſang, und mich dieſes ſchönen Tages zu freuen in meinem Herzen beſchloß, ſo daß ich mich ſchon ganz erwachſen dünkte, und mein Elend vergaß: da ſetzte ich mich unter ein ſchattiges Haſelgeſträuch am Bache, bey deſſen freundlichem Geräuſche ich oft ſchon, von Kummer ermüdet, einſchlief, und ſo glücklich war, daß es mir allezeit leid that, wenn ich wieder erwachte.

Und Alles um mich her, ſo weit ich ſehen und hören konnte, war guter Dinge, und freute ſich des ſchönen Tages. Die Vögel ſangen gar wunderſchön und ſüß durcheinander, und wurden nicht müde zu ſingen, und hüpften von Zweig zu Zweig, von Baum zu Baum, und waren ſo freundlich, ſo gut miteinander, der Hänfling und die Finke, die Meiſe und das Rothkelchen, daß ich meine herzliche Freude daran hatte. Die ganze Gegend hallte von den mancherley Tönen der Freude, von dem lauteſten Frohlocken. In keiner Heerde hätten Sie ein Thier geſehen, das den Kopf hing, und mit traurigem Schweigen Ihnen zu verſtehen gegeben hätte: ich bin nicht von den Fröhlichen des heutigen Tages. Guter Martin! dachte ich, wenn es immer ſolche Tage gäbe, wenn ſich nie ein Wetter am Himmel zuſammenzöge, und keine Schloſſen fielen; wenn ich nie mehr den rauhen Winter zu befürchten hätte, und es immer ſchöner Frühling bliebe, wie gerne wollte ich immer auf den erſten Hahnenſchrey mein Stroh verlaſſen, und mit bloßen Füßen, mit zerriſſenen Lumpen, und ſollten ſie mich kaum zur Hälfte bedecken, mit meinen Ziegen auf die Weide ziehen, und die Nacht auf einem Baume zubringen, und gewiß, mir ginge nichts ab, um recht froh zu ſeyn; ich würde mich beſſer dabey befinden, als der Oberknecht, der Kleidung genug, ein beſſeres Leben, und obendrein noch ein hübſches Geld vom Bauer hat — ja! ich tauſchte wohl vielleicht gar mit meinem Bauer ſelbſt nicht.

Aber da dachte ich auch wieder: ſieh, Martin! biſt ein dummer Junge! Wenn es beſſer wäre, und wir keines Winters und keines Sommers nöthig hätten, würde es der liebe Gott wohl ſo eingerichtet haben, daß es immer Frühling bliebe, daß es nie regnete, und nie hagelte, und du immer in den ſchönen Tagen deine Heerde weiden könnteſt? Dein Wunſch iſt alſo thöricht. Mit dieſem Sinne wurd ich's nun wieder zufrieden, und mein Wunſch ſchränkte ſich bloß auf den einzigen Tag ein, und endete ſich dann dieſer ſo ſchön, ſo heiter, wie er begann, ja — dann wäre mir mein Leben um die ganze Welt nicht feil geweſen; ich vergaß Schnee und Kälte, Wetter und Schloſſen, und legte mich in der ſüßen Hoffnung nieder, daß ich auch den folgenden Tag ſo herrlich würde aufgehen ſehen, und ſo ungeſtört bis am Abend die Wonne würde genießen können, die mir die Heiterkeit des Himmels und der Anblick des ſchönen Landes verſchafft.

Lindenberg. Du biſt ein herzensguter Junge, lieber Martin! Wie Wenige an Deiner Stelle würden ſo denken — wie Wenige bey ungleich beſſerm Glücke! — Aber Du wollteſt mir ja erzählen —

Hirt. Ich ſehe wohl, ich mach' es Ihnen zu lange, lieber Herr! aber verzeihen Sie mir, ich kann mir nicht abbrechen, wenn ich einmal darauf zu ſprechen komme; es iſt auch das Beſte, was ich habe, mein einziges Glück, all' meine Freude. Nu, haben Sie nur ein klein Weilchen Geduld, ich will's jetzt ſchon kurz machen.

So war mir ſchon dieſer ſchöne Tag über die Hälfte verſchwunden, und in meinen Gedanken war ich noch ſo weit hinter ihm, daß ich immer noch den Morgen davon im Kopf hatte, als ſich die kleinen Wölkchen, die dort und da am Himmel zerſtreut waren, immer näher zuſammenzogen, bis ſie endlich alle beyſammen eine große finſtere Wolke ausmachten, die der ganzen Gegend die Sonne verbarg.

Es ſtand nicht lange an, ſo war alles Nacht, und es blitzte und donnerte ſo entſetzlich, daß ich mich recht zu fürchten anfing. — Mein Gott! dacht' ich mir, bin wohl nicht auf der Welt, um eine Freude zu haben; und der Gedanke machte mich ſo traurig, daß ich weinte, und meines Zuſtandes ganz überdrüßig wurde.

Ich trachtete ſo viel möglich, mit meinen Ziegen unter Dach zu kommen; aber auf einmal überfiel mich der Regen, und das ſo gewaltig — ey das war — als hätten ſie droben alle Feuer-Eimer umgeſtürzt — ich konnte kaum mehr zu Athem kommen; und das hätte doch noch hingehen mögen; aber da hagelte es Schloſſen, groß wie die Haſelnüſſe. Ich fühlte immer nach dem Kopf, denn er ſchmerzte mich, als wär' ich damit an die Wand gerannt. Der Boden war in kurzer Zeit fußtief mit Hagel bedeckt, und er fror, daß ich glaubte, der leibhaftige Winter wäre da. Am ganzen Leib keinen heilen Fleck, tropfennaß und ſo verfroren, als wär ich über Nacht auf dem Eiſe gelegen, weinte und heulte ich in einem fort, bis ich ans Dorf kam, und meine Ziegen mußten beſſern Muths geweſen ſeyn, denn ich hatte ihrer nicht mehr Acht, und doch verlor ich keine davon.

In dieſem ſchönen Aufzuge ſah ich ein Mädchen, das unter der Schwelle ihres Hauſes ſtand, und eben auch den Regen und Hagel von ſich ſchüttelte. Sie war gut gekleidet, und mochte noch nicht viel vom Wetter gelitten haben. Ich ſah ſie an, und nun that es mir doppelt wehe, daß ich ſo arm war. — Das gute Kind hatte Mitleid mit mir, als ſie mich ſo zerfetzt und ſo übel vom Wetter zugerichtet ſah, und ſagte: Ey Du armer Junge! wie Du ausſiehſt! Mache ja geſchwind, daß Du unter Dach kömmſt und trockne Kleider an den Leib bringſt, ſonſt wirſt Du ja krank. — Ach! das fuhr mir wie ein Meſſerſtich durchs Herz. Antworten konnte ich nicht; ich ſah ſie an; aber ſchnell kehrte ich mich wieder um, und weinte. — Ich glaube wohl, daß es Dir wehe thut, fuhr ſie fort, Du frierſt ja ganz jämmerlich; aber wenn Du nur ein Mahl wieder trocken biſt, dann iſt's gleich wieder vorüber. — Ach! das werde ich wohl heute nimmer, ſagte ich ihr.

Das Mädchen. Wie? Warum denn nicht?

Mein Gott! weil das all mein Hab iſt, was Sie an mir ſehen. Das ging dem guten Mädchen nahe; ich ſah, daß eine Thräne ihr im Auge ſtand. Sie nahm mich bey der Hand, und ſagte: Gibt Dir denn Dein Vater nichts? — Ich habe ja keinen mehr, antwortete ich; und nun erzählte ich ihr denn Alles, wie es um mich ſtand, und wie hart es mir immer gegangen. Du lieber Gott! das Mädchen weinte mit mir, daß man hätte glauben ſollen, es ging ſie Alles ſo viel an wie mich, und habe mein Lebtag noch mit ihr kein Wort geredet.

Nach einer kleinen Weile ſagte ſie: Warte hier ein Weilchen! Ich will Dir von meinem Bruder etwas alte Kleidung bringen; er iſt zwar größer als Du: aber wenn ſie Dir ſchon nicht vollkommen paßt, vor der Hand iſt es doch beſſer, Du haſt etwas, als gar nichts. O die Freude, mein Herr! können Sie ſich gar nicht vorſtellen, und ich kann es Ihnen auch nicht ſagen, wie mir war, als ich das gute Mädchen mit all dem Zeugs ſah, was ſie mir brachte. Wenn mir der Regen den ganzen Leib durchgeweicht, und mich der Hagel braun und blau geſchlagen hätte, ich hätte nichts mehr gefühlt davon, ſo wohl war mir wieder. Darauf mußte ich ihr auch ſagen, wo ich wohne, und die Gegend zeigen, wo ich meine Ziegen weide.

Lindenberg. Das edle Mädchen! Wo iſt ſie? — Guter Junge! führe mich zu ihr, daß ich ſie ſehe, die Engelſeele. —

Hirt. Das ſollen Sie, mein Herr! und Sie werden Ihre Freude daran haben. Aber laſſen Sie nur erſt den Regen vorüber ziehen; mittlerweile will ich Ihnen ſagen, wie es weiter ging. Das Schönſte kömmt noch. — Sie kam wirklich zu mir den andern Morgen — es war an einem Sonntage — und brachte mir in ihrer Schürze eingewickelt noch zwey Röcke und viel andere Kleidungsſtücke, und ich hatte in meinem Sinne ſo viel daran, daß ich glaubte, ich brauchte in meinem Leben nichts mehr in der Welt. Aus ihrer Taſche zog ſie Kuchen hervor, und ein großes Stück weiß Brot, wie ich mein Lebtag keines geſehen habe; ſetzte ſich zu mir, und ſagte gar freundlich: Nun laß Dir's ſchmecken, und ſey guter Dinge; es wird ſchon einmahl beſſer werden. Ich weiß Deinen Namen noch nicht; wie heißt Du denn? —

Martin. —

Sieh, lieber Martin! ſagte ſie, ich habe es geſtern meinen Aeltern geſagt, daß Du ſo arm biſt, als ich Dir was zu bringen verſprach, und ich bath für Dich daß ſie mir die Erlaubniß dazu geben möchten, und da ſagten ſie, ſie möchten Dich wohl kennen, und wenn Du brav biſt, und es Dich freut, ſo wollten ſie Dich den Winter durch mit mir zur Schule ſchicken, daß Du was lernſt, und es Dir mit der Zeit beſſer gehe; wollteſt Du wohl? — Ich ſchrie aus vollem Halſe: Ja, ja! und war ſo grob vor lauter Freude, daß ich ihr um den Hals fiel, und ſie küßte, als wäre ſie meine Schweſter. Ich ging darauf mit zu ihren Aeltern, und that da — weil ich ſo Leute zu ſehen nicht gewohnt war — ſo albern, daß ich mich jetzt noch ſchäme. Es wäre kein Wunder geweſen, ſie hätten mich brav ausgelacht und wieder fortgeſchickt; aber — Herr! ſie waren ſo freundlich und ſo gut, als wenn ich ihr eigenes Kind wäre, und ich gehe nun traulicher mit ihnen um, als mit meinem Bauer und ſeinen Knechten.

Lindenberg. In der That, ſo edle Menſchen gibt es wenig. Aber ich möchte ſie ſehen, Martin! Der Regen wird uns ſo viel nicht mehr ſchaden: auch iſt es ſchon ſpät am Tage. Es iſt ein ſeltnes Glück, gute Menſchen zu ſehen, und die Wonne des Menſchenfreundes, ſie zu kennen. Komm!

Hirt. Nun, wenn Sie nicht mehr bleiben wollen, ſo muß ich wohl; wer könnte es Ihnen abſchlagen: ich könnte Ihnen freylich noch eine Menge Sachen ſagen. —

Lindenberg. Wir wollen uns öfters ſprechen, guter Martin! aber heut verlange ich zu ſehr, ſie zu ſehen.

Hirt. Nun, es lohnt auch den Gang. Ich weiß gewiß, Sie gehen mehr als ein Paar Schuh durch, bis Sie das letzte mahl da ſind. So ein gutes, herziges Mädchen, und ſo brave Leute kann es nicht mehr geben, als dieſe ſind.

Lindenberg. Du reizeſt mein Verlangen immer mehr. — Kannſt Du mir nicht vorläufig eine kleine Beſchreibung von ihr machen? Wie ſieht ſie denn aus?

Hirt. Wie ſie ausſieht? — Ja Herr! wer Ihnen das ſagen könnte! — Schön! Schön! — Nicht ſchön, wie des Michels Grete, und des Amtmanns Lieschen, die die ſtolzeſten Dirnen im Dorfe ſind; es iſt ganz was anders. — Sie ſieht Einen ſo himmliſch gut an, daß Einem das Herz im Leibe vor Freude zittert, und ich kann's gar nie müde werden ſie anzuſehen. Ich kann Ihnen nicht beſſer rathen, als, Sie bilden ſich ein, Sie ſähen die ſchönſte Heilige, und ich wette, ich habe es getroffen. — Und was ſie redet, iſt ſo ſanft, ſo ſchön, ſo gut gemeint — ſie ſchilt nicht, und iſt nicht ſchnippiſch, wie andere, und da kann ſie Einem ſo reden, als wenn ſie es aus dem Buche läſe, und was ſie ſagt, iſt wahr. Wenn wir ſo zwey bis drey Stunden beyſammen ſitzen, und ich ihr zuhöre, ſo iſt mir es doch allzeit, als wenn wir erſt zuſammen gekommen wären, und hätte ſie nur eine Viertelſtunde lang gehört und geſehen. Sie hat ihre Freude an mir; ich weiß aber nicht warum. Ich bin recht tölpelhaft, und habe ihr ſchon manchen dummen Streich geſpielt; aber nicht ein ſchlimmes Wort gab ſie mir. Sie ſagt mir oft die ſchönſten Lehren vor; und ich ſperre Augen und Maul auf, um ſie nur recht zu verſtehen, und es mir zu merken, aber da habe ich manchmahl den andern Tag ſchon wieder das Beſte vergeſſen — ich möchte mich oft ſelbſt vor den Kopf ſchlagen — aber ſehen Sie, wenn Sie mich dann darum wieder fragt, und ich weine und ihr geſtehe, daß ich es nicht mehr weiß, iſt ſie ſo gut und ſagt mir es wieder — ein-zwey-dreymahl vor, — und das ſo freundlich, ſo gut, als hätte ich meine Sache auf das Beſte gewußt.

Lindenberg. Kannſt Du mir einige dieſer Lehren ſagen?

Hirt. O ja! zum Beyſpiel, ſie traf mich jetzt ſchon einigemahl unter dem Haſelbuſche, wie ich Ihnen ſelbſt erzählt habe, ſchlafend an. Sie weckte mich nicht mit einem gähen Schrey, der mich etwa erſchreckt hätte, oder mit einem derben Schlage, ſondern erwartete ſtill mein Erwachen. Da ſtand ſie, wie ein Engel vor mir, ſo mild und feyerlich, und hatte ein gutes Abendbrot in der Schürze. Das reichte ſie mir, und dann fragte ſie, ob ich ſanft geſchlafen hätte. Ich antwortete ihr ja, und ſagte, das wäre vormahls, ehe ich ſie gekannt hätte, mein Beſtes auf der Erde geweſen, und mache wirklich noch einen großen Theil meines Glückes aus. Gut, erwiederte ſie, der Schlaf iſt ſüß: aber wie ich dir ſchon oft geſagt habe, all dein Vergnügen, all dein Glück muß deinem Nächſten nicht nachtheilig werden. — Wenn du nun ſchlafeſt, ſind die Ziegen ohne Hirten, und jeder Schalk kann dir eine rauben, oder ſonſt einen böſen Streich ſpielen; da ſiehſt du wohl ein, was deine Huth werth iſt? Wachſamkeit iſt die größte Tugend eines Hirten, ohne die der Hirt gar nichts taugt. Du mußt alſo dieſem Vergnügen künftighin entſagen, weil es deinem Nächſten ſchädlich iſt, und dich in Ausübung deiner Pflichten hindert.

Ich fand, daß ſie wohl recht haben könnte, und nahm mirs ſo kräftig vor, nie wieder zu ſchlafen, daß ich meinen Kopf daran geſetzt hätte, aber — da hab' ich's ſchon oft überſehen. Wie erſchrecke ich aber dann, wenn ich aufwache, und ſie vor mir ſehe — Ha! es läuft mir eiskalt über den ganzen Leib; nicht ſo fürchtete ich mich, wenn mein Herr, der Bauer, mich ſähe, bey dem's nicht ohne einem Schock Prügel ablaufen würde, aber ich fürchte mehr das gute Mädchen durch meine Faulheit zu beleidigen, ſie böſe zu machen; und das würde mir viel weher thun, als Schläge und Auszanken.

Lindenberg. Guter Martin! ich dachte nicht, daß ein Menſch wie Du, ſo glücklich ſeyn könnte. Aber nun biſt Du doch ſo ziemlich mit Deinem Stande zufrieden?

Hirt. O ja, ich bin's — bin's vom ganzen Herzen. Jetzt mag's wettern, mag's regnen, hageln, ſchneyen, und Stock und Stein zuſammenfrieren, ich habe Kleidung die Hülle und die Fülle, und darf im Winter nicht mehr im Geißſtalle ſchlafen, denn die Aeltern des guten Mädchens haben mir auch verſprochen, mich zu ſich ins Haus zu nehmen, und da bekomm ich ein Bett und eine warme Stube. Jetzt möchte ich wohl, daß es Winter wäre.

Lindenberg. Glücklicher Junge! mit ſo Wenig glücklich! — ſo ganz Unſchuld, ſo ganz unverdorbene Natur. Lindenberg! — Du wirſt nicht einmahl mehr ſo glücklich, als ein Hirtenjunge, denn du biſt ſchon außer ſeinem Kreiſe, fühlſt zu viel Bedürfniſſe, die dich umringen, und ihre Befriedigung — ach! ſie ſind ja zu des Menſchen Pein erdacht, dieſe Bedürfniſſe! —

Hirt. Hm! Was ſagten Sie jetzt?

Lindenberg. Du haſt es doch gehört?

Hirt. Gehört! Reden habe ich wohl gehört, aber was —

Lindenberg. Mehr Glück für Dich, daß Du dieſe Sprache noch nicht verſtehſt. O daß ich ſie auch nicht verſtände!

Hirt. Iſt es denn böſe, wenn man's verſteht?

Lindenberg. Haſt Du Deinen Bauer ſich nie beklagen gehört, daß es ihm nicht wohl ergehe? haſt Du ihn nie weinen geſehen, und wünſchen gehört, daß er doch auch ſo gut daran wäre, wie ſein reicherer Nachbar? ſo wohl leben könnte, wie ſeine Herrſchaft, oder ſo was dergleichen?

Hirt. Gar oft; und ich ſehe ihn doch ſelten zu Hauſe. Er iſt oft ſo toll, daß er Alles unter ſich treten möchte; auch hab' ich ihn wohl ein paarmal weinen geſehen; aber das geſchieht ſelten, und da muß es ihm ſchon recht zu Herzen gehen; denn wenn er ſonſt zornig iſt, ſo ſtampft und wüthet er, wie ein unbändiges Roß, und geberdet ſich fürchterlich. — Einmal kann ich mich auch noch erinnern, daß ich mich mächtig über ihn wunderte, und da ſtand — das Maul angelweit offen — als ſähe ich große Wunder. — An einem gar ſchönem Herbſttage brachte ich ihm ſein Abendbrot auf das Feld, wo er ackerte. Ich reichte es ihm ſo freundlich und gut, und ſagte dabey: Wohl bekomm's euch! aber er ſah es mit einem unmuthigen Blicke an, lehnte ſich auf den Pflug, und ſeufzte. Ueber eine Weile erhob er ſich wieder, ſah gen Himmel, und ſagte: Warum muß ich mich ſo am Pfluge quälen! — Der Henker möchte Bauer ſeyn! — Je, dachte ich mir, haſt es doch von Jugend auf getrieben, wie ich das Hüthen, und iſt dein einziges Thun; warum ſoll es dich denn verdrießen? Es wäre ja gerade ſo närriſch, wenn ich deine Ziegen nicht mehr hüthen wollte, ohne daß ich mir was Beſſers wüßte.

Lindenberg. Dein Bauer iſt alſo nicht ſo zufrieden, wie Du, und hat doch mehr, als Du haſt?

Hirt. Das dächt' ich!

Lindenberg. Woher meinſt Du nun, daß es kommt?

Hirt. Das weiß ich nicht.

Lindenberg. Nun hör'! Mit dem, was Du gegenwärtig haſt, biſt du geborgen, und weil du nicht mehr kennſt, ſo verlangſt Du Dir auch nicht mehr. Aber Dein Bauer, der ſein Hausweſen, ſeine Leute zu beſorgen hat, mehr Dinge, die unſere Bequemlichkeit und Begierden fördern, kennt als Du, und die Mittel nicht hat, ſich das zu verſchaffen, was ihn zufrieden machen könnte, iſt alſo eben ſo unzufrieden, und beynahe eben ſo unglücklich, als Du warſt, ehe Du Kleidung und die Hoffnung hatteſt, daß es Dir bald beſſer gehen würde. Nun wirſt Du wohl einſehen, daß Menſchen, die mehr Bedürfniſſe haben und kennen, als ſie befriedigen können, viel ſchlimmer daran ſind, als Du, der Du ſehr wenige haſt, und die befriedigt ſind, und über dieſe weiter keine mehr kennſt.

Hirt. Ich meine ſo — ich meine, ich wollt's faſſen; aber recht verſteh' ich's doch nicht.

Lindenberg. O käme doch nie die Zeit, wo Du es nur zu deutlich wirſt einſehen lernen! Man wird Dich in eine Schule ſchicken, wo man dir über dieß Kapitel manche Lektion leſen wird. Dinge, die in der Natur nicht einmahl einen Nahmen haben. — Unweſen haben die Menſchen in der Geſellſchaft unentbehrlich gemacht, um deren Beſitz täglich tauſend Wünſche das Herz des eitlen Sterblichen füllen; dafür er ſeine Ruhe hingibt, und wenn er ſie hat, unglücklicher iſt als zuvor, weil ihm ſeine Eitelkeit, ſeine Habſucht immer Wünſche übrig läßt, weil immer neue Bedürfniſſe ihn umringen, und neue Tändeleyen ſeine Begierde reitzen.

Selbſt der Weiſe entgeht dieſem Elende nicht. Er muß ſich um Dinge bekümmern, die ſein Herz nicht wünſcht, die es verachtet, weil er nicht in der Geſellſchaft ſeyn kann, ohne nicht zugleich Sklave der Konvention ſeyn zu müſſen. Er iſt an Verhältniſſe gebunden, von denen er ſich unmöglich loß reißen kann, ohne ſich, ſeine Familie, und Alles, was ihm lieb und theuer iſt, unglücklich zu machen.

Unter dieſen Reden ging Lindenberg eine ziemliche Strecke fort, und Martin ſah ihm von Zeit zu Zeit ins Geſicht, begaffte ihn vom Fuß bis zum Kopf, und konnte nicht klug werden, was er aus ihm machen ſollte.

Als ſie ſchon ziemlich nahe gekommen waren, erblickte Martin das Mädchen an der Hand ihrer ältern Schweſter, und Martin ließ Lindenberg und Ziegen hinter ſich, und eilte auf ſie zu.

Sehen Sie, ſagte Martin zu dem Mädchen, dieſer Herr verlangt es recht ſehr Sie zu ſehen. Ich hab' ihm erzählt, wie gut Sie ſind, und wie es zeither mit mir gegangen, und er hatte ſeine Freude daran. Mir ſcheint er ein recht guter lieber Herr zu ſeyn; Sie werden ihm doch näher kommen? Und hiemit führte ſie Martin den Weg, den ihnen Lindenberg ſelbſt, durch einen ihm unbekannten Trieb geleitet, entgegen kam. Lindenberg wurde nun durch einen Anblick überraſcht, auf den er ſich nicht gefaßt hatte. Er hatte ſich das gute, liebvolle Mädchen gedacht, von dem ihm der Hirtenjunge ſo viel Schönes erzählt hatte, das er in Gedanken ſchon geküßt und an ſein Herz gedrückt hatte, und nun mit innigſtem Verlangen der Freude entgegen eilte, es wirklich thun zu können, ihr unter tauſend Segnungen ſagen zu können, wie ſehr er ſich ſelbſt das Glück einer ſolchen Tochter wünſche, und mehr, was ſein Herz empfand, was ihm ſein edler Geiſt ſagte. —

Aber alle dieſe Gedanken, alle die Empfindungen, die er, durch Martins Erzählung gerührt, in ſeinem Herzen ſammelte, verlöſchte ein einziger Anblick. Lindenberg ſtand unbeweglich und ſprachlos da, als er des guten Mädchens Schweſter, Roſinen, vor ſich ſtehen ſah.

Er ſtaunte ſie an, und verſchlang ſie mit ſeinen Blicken. Kaum riß ihn noch ſo viel Geiſtesgegenwart aus ſeiner Seelenohnmacht, daß er ſein Thun bemerken konnte, und die Unſchicklichkeit ſeiner Lage einſah.

Er wandte ſich dann zur Kleinen, ergriff ihre Hand, und ſagte ihr da, wiewohl mit vieler Mühe, daß ihm Martin durch ſeine Erzählung den unwiderſtehlichen Wunſch rege gemacht habe, ein ſo edles Mädchen, deſſen frühe Tugend ſchon für ihr ganzes Leben zu bürgen ſcheint, ſelbſt kennen zu lernen. Aber Alles, was er ihr ſagte, war nicht mehr der Strom ſeiner Empfindungen, hatte Kraft und Feuer nicht mehr, es war nicht mehr der Enthuſiasmus, in den er ſonſt gerieth, von dem Bilde einer edlen Seele entzückt.

Mein Herr! unterbrach ihn endlich die Kleine mit vieler Beſcheidenheit, Martin mag wohl hier und da was übertrieben haben. Für die kleinen Gefälligkeiten, die ihm meine Aeltern erwieſen haben, liebt er ſie und uns Alle über ſein Leben; er hat ein recht gutes Herz, und das reißt ihn gern zu Schmeicheleyen hin.

Lindenberg. Nein, meine Beſte! der gute

Martin hat vielleicht zu wenig geſagt. Ihre Beſcheidenheit gab mir ſo eben einen neuen Beweis. —

Das Mädchen. Ich bitte, Sie thun mir zu viel — Ich habe oft gehört, man müſſe ſich ſein Lob nicht ins Geſicht ſagen laſſen, das wäre eitel; und ich finde es wirklich ſelbſt ſo. Wenn ich ja nicht ſchlimmer bin als Andere, und wirklich einen Theil ihrer Lobſprüche verdiente, ſo bin ich Alles wieder meiner guten lieben Schweſter ſchuldig, die mich Gutes thun gelehrt hat, die mir ſagt, wenn ich fehle und böſe bin, und mir die Schönheit der Tugend zeigt.

Lindenberg wurde neuerdings und ſtärker als vorher hingeriſſen.

Roſinen hatte der Schöpfer zum trefflichſten Meiſterſtücke ſeiner Kunſt gebildet. In allen Theilen ihres Körpers herrſchte das vollkommenſte Ebenmaaß, überall ununterbrochenes Verhältniß. Alle Züge ihres Geſichtes waren mild, nicht tief gegraben, und verfloßen ſanft in einander. Gang und Stellung gerade, voll edlen Anſtandes. Auf ihrem Geſichte thronte die Würde der edelſten, reinſten Tugend. Ihr Anſehen war feyerlich — majeſtätiſch, nicht ſtolz; das Erhabene, mit einer unnachahmlichen Grazie gemiſcht. Ihr Auge ſprach — nicht kühn — nicht eitel frevelnd — — ſanft und freundlich. Mit Ehrfurcht mußte man ſich ihr nahen, und mit Verwunderung fand man Herablaſſung und Zutrauen auf ihren Lippen ſchweben. In ihr lag das höchſte Studium weiblicher

Schönheit; in ihrer Seele die höchſte Schönheit menſchlicher Tugend. Alle Beſchreibung von ihr kann nicht mehr, als einen unförmlichen Schattenriß von dem entwerfen, was Roſine wirklich war.

So ſah die Bildnerinn aus, die das Herz ihrer kleinen Schweſter bildete, und ſie zum beſten, edelſten Mädchen ſchuf, die einſt des würdigſten Jünglings werth würde. Lindenberg ſtand im Feuer, ſeine Adern ſchwollen, und das Herz bebte. Er ſammelte alle ſeine Geiſteskräfte, um in Faſſung zu bleiben, und mit männlichem Anſtande, mit Würde zu reden. Er ſprach; aber er fand nicht Worte genug für ſeine Empfindungen. Seine Bildung bürgte für ſeinen Charakter, und machte ihn Jedermann anziehend und liebenswürdig. Roſine fand mehr in ihm, als ſie in andern Perſonen fand. Der Drang gleichgeſtimmter Seelen, ſich feſter aneinander zu ketten, brachte ſie immer näher an Lindenberg. Er erbat ſich von ihr die Freyheit, ihre Aeltern beſuchen zu dürfen, um auch ſie zu kennen, und dieſe Bitte wurde ihm von Roſinen mit innigſtem Vergnügen, und ſo ſchnell gewährt, als ſie ſeinem Munde entflog. Er hatte dadurch um ein Großes bey ihr gewonnen, ohne daß ſie ſich ſelbſt den Grund davon anzugeben wußte. Lindenberg hatte nun den Jungen, der unterdeſſen mit ſeinen Ziegen nach Hauſe gewandert war, und Roſinens Schweſterchen vergeſſen, als hätten ſie nie das kleinſte Gedankenplätzchen in ſeinem Herzen innegehabt, und war ganz Auge, ganz Ohr, ganz Geiſt für Roſinen, mit der er ſich allein auf dem Wege unterhielt. Sein Herz ſchloß ſich immer inniger an ſie, und das — nur aus Achtung für ihre Verdienſte, glaubte er. Er nannte es Hochſchätzung, Verehrung, und noch Etwas, das in ſeinem Herzen lag, und das er nicht nennen konnte, — nicht Liebe zu nennen wagte — und doch kam es ihr am nächſten.

Lindenberg wurde von Roſinens Aeltern auf das Beſte empfangen, und die Gelegenheit, die ihn in ihr Haus führte, gab ihm bey ihnen ſehr viel Empfehlung. — Welche Aeltern ſchmeicheln ſich nicht mit dem Lobe ihrer Kinder?

In der That, ſagte Lindenberg, wenn Gott nie den Wünſchen der Sterblichen ein Ziel geſetzt hat, ſo hat er es bey Ihnen gethan: Sie haben in Ihren beyden Töchtern ſo viel — ſo unſchätzbar viel, daß Ihnen nichts mehr zu wünſchen übrig bleiben kann.

Vater. Viel noch, ſehr viel, mein Herr! Meine Töchter machen mir viel Freude, das iſt wahr; aber auch der Sorgen viele.

Lindenberg. Ich begreife nicht, wie?

Vater. Sie ſind ein junger Herr, dem die Welt noch nicht viel zu ſchaffen gegeben hat; aber kommen Sie nur einſt in meine Lage. — Die beſten Mädchen bleiben jetziger Zeit ſitzen, wenn ſie Schönheit, Verſtand, Tugend, Alles, Alles haben, — nur Geld nicht, und das iſt gerade bey meinen Töchtern auch der Haken. Meine Umſtände waren immer ſo, daß ich knapp als ein ehrlicher

Mann mit meinen Kindern durchkomme, und ſchuldenfrey bin. Dabey werden die Zeiten immer ſchlechter, unſer einer alt und hinfällig. Ich müßte mein Kind gar nicht lieben, wenn ich nicht bey Zeiten ihr Glück zu machen ſuchte.

Lindenberg. Sie denken, wie ein zärtlicher Vater für ſeine Kinder bedacht ſeyn ſoll.

Vater. Iſt meine Schuldigkeit. — Das machte mir den Kopf oft ziemlich warm. Endlich habe ich's aber gefunden, und ich bin's vom ganzen Herzen froh. Ich habe mich um eines Mannes Freundſchaft beworben, der meinen Abſichten ganz entſpricht. Er iſt reich, ſteht auf einem guten Poſten, hat anſehnliche Freunde, und iſt ein biederer, wackerer Mann. Der wird mein Schwiegerſohn, und damit iſt uns allen geholfen.

Lindenberg fuhr's wie eine Dolchſpitze ins Herz, und ließ eine tiefe Wunde zurück; aber doch tröſtete er ſich damit, daß Roſine glücklich würde, für die er Alles, Glück und Ruhe aufopfern wollte.

Er ging mit Roſinen und ihrer Schweſter in den Garten, den ſie ihn zu beſehen baten. Einige Gänge war Lindenberg durchſpaziert, ohne daß nur ein Wörtchen von ſeinen Lippen kam. Er ſah bald Roſinen mit einem beklommenen Blicke, bald die Erde und den Himmel an, und ſchwieg. Ungefühlt und unbelobt wandelte er die ſchönſten Blumenbeete vorbey. Er war im Garten, und ſah ihn nicht; ein Eden ſelbſt hätte auf ſeine Sinne keinen Eindruck gemacht. Die

Blumen, die Roſinens Schweſterchen in einen niedlichen Strauß gebunden hatte, und ihm anboth, wurden gleichgültig angenommen, und nicht einmahl eines Blickes gewürdiget. Endlich brach Roſine das Stillſchweigen. Herr von Lindenberg! ſagte ſie, es gefällt Ihnen hier im Garten nicht.

Lindenberg. O ja, ſehr wohl.

Roſine. Es ſcheint nicht. — Es wird ihnen vielleicht ſchon zu kalt? Oder Sie gehen nicht gerne ſpazieren?

Lindenberg. Recht gerne.

Roſine. Doch mißfällt Ihnen hier etwas. Sie finden ſehr wenig Vergnügen bey uns; auch iſt der Tag heut gar nicht angenehm.

Lindenberg. Ich wünſchte mir ihn ſelbſt beſſer. Das Wetter hat viel Einfluß auf den Menſchen. An einem ſchönen Tage bin ich viel aufgeräumter, freyer, fühle mich leichter und empfänglicher der Genüſſe, die uns die Schönheiten der blühenden Natur darbieten. Es wird Ihnen manchmahl auch ſo ſeyn?

Roſine. Sie haben Recht. Die düſtere Wolke, die mir den Anblick der Sonne raubt, entzieht mir auch einen großen Theil von dem Vergnügen, das mir ſonſt das Anſchauen der Werke Gottes verſchafft.

O wir Menſchen haben ſo wenige Tage, wo wir ungeheuchelt ſagen können, daß uns wohl iſt. Hinderniſſe von innen und außen nehmen unſerm Geiſte und Körper die Theilnahme an den allgemeinen Freuden, die der Schöpfer dem geſammten Menſchengeſchlechte zugedacht hat.

Lindenberg. O ja, ja! Wenn ich ja manchmahl ſagen konnte, ich bin glücklich, ſo war's nur das Glück von wenig Minuten. Beſte Roſine! Wenn Sie dieſe Erfahrung jetzt ſchon gemacht haben — jetzt — noch in den unſchuldigen Tagen der Wonne — ach! Ich wünſchte, daß Sie recht glücklich würden!

Roſine (Eine Thräne trat ihr ins Auge, und ein langes ſchwergezogenes Ach! aus dem beklommenen Herzen mußte erſt der Sprache wieder die Bahn öffnen.) Glücklich! —

Lindenberg. Wie? Sie weinen! — Ich dächte, Sie wären dem Glück auf dem Wege. Ihr Herr Vater ſagte —

Roſine. Ach! Sie wiſſen alſo —

Lindenberg. Daß Sie einem Manne die Hand geben, der ihr und der ganzen Familie Glück machen wird.

Roſine. Soll — O möchte er es! — Möchte er wenigſtens dem Wunſche meiner Aeltern entſprechen! — ich will — will gerne unglücklich ſeyn. — —

Häufige Thränen erſtickten die Rede; Lindenberg erſchrack, als fühlte er die Erde unter ſich beben, und bald — vom gleichen Schmerze ergriffen — ſtürzten auch ſeine Thränen über die glühend heiße Wange. Ha! Sie unglücklich! — rief er auf. Nein, Gott walte es! das ſollen Sie nicht. Gott freut ſich nicht der Leiden edler Seelen. Und wenn kein Glück auf Erden mehr übrig wäre für Sie, ſo wird Ihnen Gott ein neues ſchöpfen. —

Aber ſagen Sie mir, wie ſind Sie unglücklich? — Sie lieben ihn wohl nicht? — Oder liebten Sie ſchon vorhin einen Andern? — O ich bitte Sie! Vielleicht läßt ſich noch ein Mittel ausfindig machen.

Roſine. Ich weiß keines. Der Zeitpunkt iſt zu nahe, wo ich einem Manne — —

Lindenberg. Den Sie nicht lieben —

Roſine. Den ich nicht lieben kann. Ein rauher ungeſtümer Polterer, Witwer und Vater zweyer ausgearteter, boshafter Jungen, von denen ich mir die niedrigſten Begegnungen zu verſprechen habe.

Lindenberg. Wie! Und Ihr Vater nennt das, das Glück ſeiner Tochter machen? — Grauſamer Vater! —

Roſine. Sie irren, Herr! Er liebt mich wie ſein Augenlicht; er meint es gewiß von Herzen gut mit mir: aber eben dieſe Liebe, dieſe Zärtlichkeit wird nun für mich eine Quelle unzählbarer Schmerzen. Er kennt die Welt, und weiß, daß man in der Welt eine ſchlechte Figur macht, wenn man nichts hat: nun denkt er das Glück ſeiner Tochter vollends gemacht zu haben, wenn er ſie an einen Mann hängt, der Geld, Charakter hat, und nebenbey ein geltender Mann iſt.

Lindenberg. Aber eben weil er Sie liebt, weil er Ihr Glück machen will, würde er Ihren Vorſtellungen weichen müſſen, wenn Sie ihm Ihr Inneres öffneten, wenn Sie ihm ſagten, daß die Bedürfniſſe der Liebe ſich ganz anders verhalten, als die des Oekonoms, daß Liebe Ihr Glück macht, und nicht Geld, und kurz, daß Sie mit dem Manne Ihr Lebtag nie glücklich ſeyn werden, daß er Ihre und Ihres Vaters Hoffnungen täuſchen wird, weil Sie ihn nicht lieben.

Roſine. Glauben Sie, ich dürfte einem Manne von Liebe vorſchwätzen, der ſo mechaniſch geheirathet hat, daß er bey meiner Mutter ihr ganzes Vermögen und alle ihre Umſtände gewußt hat, ihre Aeltern und Freunde gekannt hat, nur ſie ſelbſt nicht, und nicht eher ſie geſehen, als zwey Tage vor der Hochzeit? — Würde ich ihm nicht eine ganz unverſtändliche Sprache reden, weil ſie ſeinem Herzen unbekannt iſt? Würde er mich nicht eine Thörinn, eine Modepuppe ſchelten, und die Folge? —

Lindenberg. Wie aber, wenn Sie den Mann durchaus nicht wollen, den Ihnen Ihr Vater vorſchlägt?

Roſine. Muß ich nicht? — Iſt es nicht der Wille meines Vaters, daß ich heirathe, — den heirathe? und muß ich nicht gehorchen?

Lindenberg. Ohne Ausnahme?

Roſine. (Sah ihm mit Würde in's Geſicht, und drückte ihm die Hand.) Ich kenne meine Pflicht zu gut, als daß ich mich durch was immer für eine Entſchuldigung derſelben entziehen ſollte. Meine Pflicht iſt unbedingter Gehorſam, wo es das Wohl meiner Aeltern betrifft — ſelbſt Aufopferung des meinigen — nun wird aber mein Vater ſammt meinen Geſchwiſtern in glücklichere Umſtände durch dieſe Heirath geſetzt.

Lindenberg. Nur Sie nicht.

Roſine. Iſt es unmöglich? — Ich werde Gott bitten, daß er dieß Herz für den entflammt, in deſſen Arme mich die Vorſehung wirft; es ſoll meine tägliche Beſchäftigung ſeyn — ihn lieben zu lernen.

Lindenberg. Engelsſeele! Ihre Tugend — (für ſich) Ach! ſie gibt mir den Tod.

Es war ſchon ſehr ſpät am Abend, und Lindenberg kehrte voll des Bildes, das Roſine in ſeine Seele gedrückt hatte, in den tiefeſten Schmerz verſenkt, den ihre hohe Tugend ſeinem Herzen eingrub, — nach Hauſe, und die Nacht war wie der Tag — ſchlaflos und traurig.

Immer ſchwebte Roſinens Bild vor Lindenbergs Seele; er ſchlummerte, träumte, und wachte wieder, bis das Morgenroth am Himmel war.

Am frühen Morgen verließ er ſein Lager, ging hin auf Gottes freyes Feld, und hörte der Morgenſängerinn, der Lerche, zu, wie ſie trillerte und ſang, und ſich in die Lüfte empor hob.

Lindenberg fühlte unausſprechlich Vieles in ſeinem Herzen. — Mit Thränen im Auge ſchlich er durch's weite Feld, bis er an einen wilden Roſenſtrauch kam; da blieb er eine Weile ſtehen, athmete und ſeufzte wieder. — Du! fing er endlich an: Wohlthäterinn der Menſchen! gütige Natur! — du — biſt die einzige meiner Freundinnen, du öffneſt mir wohlthätig deine Arme, mit dir darf ich vertraut ſprechen! o wie ſchön ſind dieſe wilden Roſen, die Kinder deiner Liebe! — wie geſchäftig durch verſchwenderiſche Gerüche uns Wonne und Freude zu geben!

Hier dieſen gütigen Blumen will ich es anvertrauen, daß ich Roſinen liebe, daß ich ſie mehr als mein Leben liebe.—Heilig ſoll mir dieſer Ort von dieſer Stunde an ſeyn, und wenn Roſine ihre Tage in den Armen eines Andern verlebt, ſo wird Lindenberg hier täglich die Gottheit bitten, um Glück und Wonne über Roſinens Haupt, und bis der Winter dieſen Strauch entblättert, wird vielleicht auch Lindenberg nicht mehr ſeyn. — Dann ſoll im künftigen Frühjahr Roſine über dieſe Gegend gleiten, meinen Grabhügel ſehen — und du, guter Roſenſtrauch, — der du meine Aſche umſchatteſt — du ſollſt ihr auch werth ſeyn.

So ſchwärmte Lindenberg täglich, und die Heftigkeit ſeiner Leidenſchaft raubte die Roſen von ſeinen jugendlichen Wangen; man ſah die Schwermuth in ſeinem Auge, und ſeine verlöſchende Geſundheit machte ihn der Blume ähnlich, die langſam dahinwelkend ſtirbt.

Roſine war die erſte, die um Lindenbergs Umſtände beſorgt war; das Mädchen liebte den Jüngling, und gleicher Gram verzehrte ihre zärtliche Seele.

Seit der letzten Unterredung ſprachen ſich Karl und Roſine ſehr ſelten. Sprachlos ſtanden ſie da, wenn ſie ſich begegneten, ſahen ſich an, und weinten. Es war bald Niemand in der Gegend, der den tödtenden Kummer nicht merkte, der die Liebende verzehrte; nur Roſinens Vater, der alte Blumeneck, und Junker Velten, ihr beſtimmter Bräutigam, bemerkten ihn nicht.

Roſinens Vater hatte zwar kein verdorbenes Herz, allein die heftigſte Leidenſchaft, die er von Jugend auf zu der Jagd hatte, machte ihn weniger empfindlich, als er es ſeiner Natur nach wirklich war; immer Jagen und Jagen ſchläferte ſein Herz gegen die Gefühle ſanfterer Triebe ein, und der beſtändige Umgang mit Pferden und Hunden raubte ſeinen Freunden und Kindern den Genuß eines geſelligen Umganges. Auch hatte Blumeneck manche boshafte Streiche der Menſchen empfunden, und bekümmerte ſich daher wenig mehr um ihren Umgang.

Das Geſchöpf, das er am meiſten zu lieben ſchien, war Pandur, ein großer Pudel. Pandur beſaß viele Geſchicklichkeit, war treu und wachſam, und rettete ſeinen Herrn ſchon einmal vom Tode, denn Roſinens Vater ſtürzte in einen Bach, und würde unfehlbar ertrunken ſeyn, wenn nicht der Pudel ihn aus dem Waſſer gezogen hätte. Seit dieſer Zeit war Pandur der einzige Freund des alten Blumeneck, und er ſprach niemahls ohne Herzenswärme von ſeinem Pudel.

Blumeneck und Pandur jagten nun die meiſte Jahrszeit tapfer herum. Es fügte ſich aber unglücklicher Weiſe, daß Pandur ein großes wildes Schwein ausſpürte. Das Schwein ſtemmte ſich gegen den Hund, und verſetzte ihm eine tödtliche Wunde. — Blumeneck ſah den ſchrecklichen Kampf und Pandurs Verwundung, da er aber jenſeits des Waſſers war, konnte er ſeinen treuen Pandur nicht retten.

Troſtlos kehrte der Jäger nach Hauſe, ſuchte noch dieſelbe halbe Nacht durch mit ſeiner Tochter den verwundeten Hund auf, aber vergebens. —

Mittlerweile erhohlte ſich der arme Pandur von ſeiner Verblutung wieder, richtete ſich auf, und wollte mit wankenden Füßen ſeinem Herrn nach: allein der arme Hund war ſo entkräftet, daß er nicht weiter kommen konnte, als bis an Junker Veltens Schloß, wo er leider ohnmächtig hinſank. —

Junker Velten erkannte zwar den Hund ſeines zukünftigen Schwiegervaters; allein ſtatt ihn zu bewillkommen, jagte er das arme Thier noch mit Prügel aus ſeinem Schloße, warf Steine hinter ihm nach, und wollte dieſes Schinderaas, wie er ſich ausdrückte, nicht an ſeiner Schwelle krepiren laſſen. Pandur kroch auf allen Vieren aus dem Schloßhof, verſteckte ſich auf offenem Feld unter einem Nußſtrauch, und erwartete dort das Ende ſeines Lebens.

Es war ſchon Mitternacht vorüber, und Roſinens Vater ſuchte noch immer den treuen Hund. — Alter, treuer, lieber Pandur! ſchrie Roſine, und der Wiederhall wiederholte ihre Stimme; alter, lieber, treuer Pandur! — aber Pandur war nicht zu finden.

Der Morgen graute, und Blumeneck durchſtrich alle Gegenden, und machte ſich noch immer Hoffnung, ſeinen Hund zu finden. Jeden, der ihm begegnete, fragte er um ſeinen Pudel, und erzählte ihm mit Thränen im Auge ſein Verhängniß.

Blumeneck kam auch zu Velten, und klagte dem Junker ſeinen Verluſt; allein der Junker begegnete ihm mit harten Worten, nannte ihn einen alten Narren, und ſpottete ſeiner Thränen.

Blumeneck erfuhr auch durch einen Diener Junker Veltens Verfahren mit ſeinem ſterbenden Pudel; man erzählte ihm, wie er den verwundeten Hund mit Prügel aus dem Schloſſe gejagt, und mit Steinen verfolgt habe.

Bey dieſer Nachricht war Blumeneck außer ſich. Um des Himmels willen! ſchrie er auf, — Junker Velten konnte ſo meinem Hunde begegnen, meinem Pandur, der mir mein Leben rettete? — Abſcheulicher Unmenſch! Und dir ſollte ich meine Tochter zum Weibe geben? Geh', ſuche dir eine Bärinn zur Gattinn, oder eine Wölfinn zum Weibe, denn nur die werden mit deinem Herzen harmoniren.

Ein armes ſterbendes Thier in der letzten Stunde ſeines Lebens mißhandeln — einem Geſchöpfe des Schöpfers in der Stunde des Todes ſeine Schmerzen vervielfältigen — dem treueſten Geſellſchafter der Menſchen, einem Pudel, ſo zu begegnen — Barbar! zu welchen Grauſamkeiten biſt du nicht aufgelegt! Und ich ſollte dir meine Tochter geben? — Eine Schlange, die mein Haus vergiftet, mein Kind gebiſſen hätte, — eine Schlange will ich dir zur Strafe zum Weibe geben, und dieſe wird mir noch Vorwürfe meiner Grauſamkeit machen. So ſchrie der erbitterte Blumeneck, und eilte wie ein Raſender zu Roſinen zurück. —

O Geliebte meiner Seele! ſagte er, verzeih Deinem Vater — ach! wie hätte er Dich unglücklich gemacht! Ich wollte Dir den Junker Velten zum Manne geben, wollte eine Taube mit einem Geyer vermählen, ein Lämmlein mit einem Wolf. O verzeih, Roſine! Meine Abſicht war nicht, Dich unglücklich zu machen.

So ſprach der Alte, und Thränen rollten häufig aus ſeinen Augen, als er Roſinen Veltens Betragen gegen ſeinem ſterbenden Pandur erzählte. — Ach! Roſine, ſetzte er hinzu, ich will dieſe Geſchichte mahlen laſſen; es ſoll ein herrliches Gemählde werden. — Hier ſoll der Mahler aufzeichnen, wie mich der Pudel aus dem Waſſer rettet, hier, wie ich Velten dankbar meinen Erretter aufführe, wie ich ihm, dem Junker, meine Tochter zum Weibe verſprach, und dort will ich den ſterbenden Pudel mahlen laſſen, wie er winſelnd Hülfe bey Junker Velten ſucht, wie ſein ſterbendes Auge ihm ſagt: Habe Erbarmen mit mir, ich habe deinen Schwiegervater gerettet; dann ſoll Velten gemahlt werden, wie er den armen Pudel mißhandelt, wie er Steine nach ihm wirft, wie er ihn verſtoßt! — — Und wenn ein Jüngling um Dich werben ſoll, Roſine! ſo will ich ihm dieß Gemählde zeigen — und kann er es kaltblütig anſehen, kann er Veltens Bildung betrachten, ohne daß er dem Gemählde ins Geſicht ſpeyet — ſo will ich ihn aus dem Hauſe jagen, denn er muß auch aus Veltens Geſchlecht ſeyn, und nun, liebe Roſine, will ich mir ein Sprichwort angewöhnen; ſo wie dieſes, drückt keines das Gemählde einer ſchlechten Handlung aus. — Wenn je ein Bube die niedrigſte der Thaten verübt hat, ſo will ich ſagen, er handelte wie Junker Velten mit meinem Pudel.

Roſine wandte alle Mühe an, ihren Vater zu tröſten; alles was Liebe und Zärtlichkeit nur immer ſagen konnte, ſagte auch die gute Roſine. Kaum war ihr Vater ein wenig beruhigt, kaum ſchloß ein ſanfter Schlummer ſein Aug, als ſich Roſine zur Erde warf, und der Vorſicht dankte, die ſie ſo gütig von Junker Velten befreyte.

Sanfte Hoffnungen ſtiegen in ihrer Seele auf. Vielleicht, dachte ſie, iſt er mir beſtimmt, der Redliche! vielleicht wird Lindenberg mein Gatte werden. So ſprach ſie, und eine Thräne der Dankbarkeit gegen den Allgütigen zitterte in ihrem Auge.

Mittlerweile als alles Dieſes vorging, ſchwärmte Lindenberg, ſeiner Gewohnheit nach, an manchem ſchönen Abend, in mancher ſchönen Sternennacht in Feldern und Gebüſchen herum, und dachte an die gute Roſine.

Den nähmlichen Abend, als der redliche Pandur aus Junker Veltens Haus gejagt wurde, und ſich unter den Nußſtrauch flüchtete, ſaß Lindenberg unweit der Linde, wo er Roſinen zum erſtenmahle ſah. Mit einem Herzen voll von Frömmigkeit und Tugend bethete er zu dem Ewigen, und machte Gott zum Vertrauten ſeiner Liebe. — Du Vater der Menſchen, bethete er, du weißt den innerſten meiner Gedanken, du weißt meine Abſicht, aus der ich Roſinen liebte; ihr Herz iſt rein, ihre Seele gut; laß mich, wenn es dir gefällt, an der Seite dieſer Frommen meine Tage verleben! Dich, Allvater, verherrlichen — dich lieben ſoll das Geſchäft unſerer Liebe ſeyn.

So bethete Lindenberg, und wo iſt der Liebhaber in unſern Zeiten, der mit ihm ſo bethet? Frömmigkeit und Tugend waren nur Handlungen der Vorwelt; heut zu Tage ſchämt man ſich der Tugend, und iſt ſtolz auf das Laſter. Heiligkeit der Sitten iſt ſelten mehr die Zierde des Jünglings, und Tugend nicht mehr der Brautſchatz des Mädchens. Abſicht, Geld ſind die Beweggründe des Freyers; die meiſten Heirathen ſind Heirathen par Raison, Heirathen, an denen das Herz keinen Antheil hat. Lindenberg wußte leider Dieſes — allein er ſetzte ſich in ſeiner Denkart um ein Jahrhundert zurück, und wollte ſich ein Mädchen wählen, wie ſie der alte Deutſche mit ſeinem Spitzhut und ſeinem Knebelbart und Bundſchuhen gewählt hatte. Es iſt beſſer, ſagte er, den Sitten der Zeiten zu folgen, wo der Mann noch Mann war, wo ein Hänbedruck — die Freundſchaft und das Wort die Sache beſtimmte. Es iſt beſſer, ſagte er, dieſen Sitten zu folgen, als den Sitten der Zeiten, in denen die Tugend ſo wenig Werth hat.

So ſagte ſich Lindenberg, und ging langſam durch den großen Hain, bis an den Nußſtrauch, wo der ſterbende Pudel lag.

Da ſtörte ihn das Gewinſel des leidenden Thieres in ſeinen Gedanken; er ſah ſich um, und ſah den armen Pudel im Blut liegen; Mitleid bemächtigte ſich ſeiner Seele, er bückte ſich unter dem Nußſtrauch, zog ſein Schnupftuch aus ſeiner Taſche, und verband die Wunde des armen Pandur, dann nahm er das wunde Thier auf ſeine Arme, und eilte mit demſelben ſeiner Wohnung zu.

Der gute Mann iſt auch gut gegen ſein Vieh, ſagt der vortreffliche Herr Abt in ſeinem Buche über die Güte des Herzens. Die Natur, fährt er fort, muß jeden gut organiſirten Menſchen für die Zuckungen eines ſterbenden Thieres empfindlich machen, weil unſer Nervenſyſtem die Aehnlichkeit uns nur allzudeutlich darſtellt.

Die gütige Natur hat bey dem Menſchen die Saiten des Schmerzes in ſeiner Seele aufgezogen, und wenn eine ſolche Saite an einem andern Geſchöpfe gerührt wird, ſo müſſen nothwendig des Menſchen eigene zittern. Weh uns, wenn wir dieſes Gefühl erſticken! Weh dem leidenden Menſchen! —

Derjenige, der kaltblütig ein Thier martern kann, hat Grauſamkeit in ſeiner Seele. — Die Natur äfft uns nicht; dieſes Zeichen iſt unbetrüglich; die Weichheit, welche wir von der Natur für das Leiden der Thiere haben, für ihre letzten Todeszuckungen, iſt ein ächtes Gepräge eines empfindungsvollen Herzens. Weh der Menſchheit von dem Sterblichen, dem die Natur dieſe Anlage ſparſamer mitgetheilet, oder den die Erziehung verhärtet hat! Was kann der Unglückliche von einem Menſchen hoffen, dem Todesröcheln Vergnügen, und Sterbenſehen Wonne iſt? — Der Menſch im Leiden kann ja auch nichts als winſeln, ſich krümmen, und ſtöhnen, wenn ſeine Seele im Jammer iſt, und ſein Leben in Qual; und kann ſich je ein Geſchöpf an das Gewinſel des leidenden Weſens gewöhnen, ſo ſollte dieſes Weſen ſelbſt aufhören Weſen zu ſeyn, um nicht Fluch über die Schöpfung zu bringen. —

Ach! ſchämt euch nicht, ihr Menſchen! Erbarmen mit den leidenden Thieren zu haben; dieſes edle Gefühl entehrt euch nicht. Der Gerechte, ſagt die Schrift, nimmt ſich auch des Lebens ſeines Viehes an: das Herz des Gottloſen aber iſt ohne Erbarmung.

Ich rücke hier eine Geſchichte ein, die ſo würdig zu dieſem Stoff paſſet, daß ich wünſchte, daß ſie alle Menſchen leſen möchten; ſie iſt aus den vermiſchten Abhandlungen und Erzählungen für Kinder I. Bändchen 1779 Göttingen entnommen.

Zu Abo (Obo) in Finnland, erzählt der Verfaſſer, ward im Jahre 1778 ein Hund überfahren, und kroch mit Mühe bis an die Thüre eines Lederhändlers, deſſen fünfzehnjähriger Sohn dieſes arme Thier zuerſt mit Steinen warf, und dann mit einem vollen Topfe ſiedenden Waſſers begoß. Glücklicher Weiſe ſah dieſe entſetzliche Unmenſchlichkeit ein gegenüber wohnender Rathsherr, der am nächſten Tage ſeine Herrn Amtsbrüder, die bey ſeiner Erzählung ſchauderten, ohne Mühe bewog, den jungen Unmenſchen vorzufordern und gefangen zu ſetzen, wonächſt das verdiente Strafurtheil an einem Markttage vor vielen Zuſchauern vollzogen ward. Ein Büttel entkleidete den Oberleib des Unmenſchen, ſchloß ihn an den Schandpfahl, und verlas Folgendes:

Weil Du, junger Unmenſch! einem der Geſchöpfe Deines Schöpfers, in deſſen Todesſtunde, da es winſelnd Dich um Hilfe anflehete, nicht nur keinen Beyſtand geleiſtet, ſondern gar mit frevelnder Hand die Schmerzen des ſterbenden Thieres vervielfältiget, und es mit vermehrter Qual getödtet haſt, ſo ſoll Dir nun Dein verdienter Nahme an die Bruſt geheftet, und Du ſollſt dann mit fünfzig Geiſelhieben beſtrafet werden.

Auf dem ſchwarzen Blech, das ihm der Büttel an die Bruſt heftete, ſtanden mit großen weißen Buchſtaben die Worte:

Blutdürſtiger Unmenſch!

Mit einer geflochtenen Drahtpeitſche zählte ihm nun ein zweyter Büttel 25 Hiebe zu, wonächſt wieder der erſte Folgendes verlas:

Hier, junger Unmenſch! fühle nur etwas von dem Schmerze, womit Du Dein Mitgeſchöpf in deſſen Sterbeſtunde quälteſt, und wenn Du einſt in Deiner Todesſtunde Erbarmen von dem Herrn aller Geſchöpfe erflehen willſt, ſo werde menſchlicher! Dann gab der zweyte Büttel ihm noch die rückſtändigen 25 Hiebe alles Winſelns ungeachtet, wodurch der Unmenſch Erbarmen von ſeinen Richtern auf dem Rathhauſe zu erflehen ſuchte.

Dieſe Strafe der Unmenſchlichkeit war eben zu rechter Zeit vollzogen, um häufigern Grauſamkeiten gegen arme Thiere ein Ende zu machen; denn im Sommer pflegten die Finniſchen Buben lebende junge Sperlinge anzunageln, und darnach mit Blasröhrchen zu ſchießen. Von nun an unterblieb Dieſes.

In allen Stunden des Unterrichtes haben die Knaben von Finnland noch nie ſo lebhaft die göttliche Wahrheit empfunden: *Wer Mitleid fühlet, dem wird Erbarmung widerfahren von Dem, der ſich Aller erbarmet*; und nie ſchienen ſie gewußt zu haben, daß es ein Kennzeichen eines ächten Gottesverehrers iſt, ſich auch der Thiere zu erbarmen.

Nur in ſo weit als wir die Thiere zu unſrer Nahrung und Erhaltung nöthig haben, und in ſoweit als unſere Selbſterhaltung wider ihren ſchädlichen Anwachs ihre Verminderung fordert, iſt es dem Menſchen erlaubt, ſie zu tödten: keineswegs räumt Gott und die Natur uns das Recht ein, ſie zu quälen, zu peinigen und aus Muthwillen zu zerſtören.

Es bleibt immer abſcheuliche Barbarey, einem Uhu die Augen auszubrennen, oder einen armen Habicht lebendig zu rupfen, mit einem Käfer eine Mühle zu machen, oder einer Mücke alle Füße auszureißen, und ſie wieder fliegen zu laſſen, eine Katze auf ein Brett zu nageln, und ſie den Fluthen preis zu geben, oder einen armen Murner mit Blaſen umzuhängen, und ihn über einen Thurm fliegen zu laſſen. Dieſe Barbareyen gegen die Thiere entehren die Menſchheit, verwildern unſern Charakter, und machen uns zu Unmenſchen.

Dergleichen grauſame Unterhaltungen ſind immer der Anfang zu größeren Grauſamkeiten; erſt martert ein loſer Bube eine Mücke, dann einen Hund, endlich das Kind ſeines Nachbars, und zuletzt, wenn er je im Staate eine Stelle bekömmt, ſo peinigt und martert er Alle, die unter ihm ſtehen.

Allein die Empfindlichkeit, die der Menſch auch dem Thiere ſchuldig iſt, muß nicht aus ihren Schranken treten; das Gefühl für das Thier muß nicht das Gefühl für den Menſchen erſticken. Es iſt Ungerechtigkeit gegen die Menſchheit, Hunde mit Hühnerfleiſch zu füttern, ſo lang arme Mitmenſchen vor unſern Thüren ſtehen, die nichts zu nagen haben. Es iſt Ungerechtigkeit, ein armes Mädchen aus dem Dienſte zu jagen, wenn ſie unglücklicher Weiſe den Schooßhund der gnädigen Frau auf die Pfote getreten hat. Es iſt Ungerechtigkeit die Bruderliebe zu vergeſſen, und Menſchenliebe einem Thier aufzuopfern.

Unſer Lindenberg wußte dieſes Alles; er liebte den Menſchen, und da er auch das Thier liebte, ſo verleitete ihn dieſe Liebe nicht, die Pflichten der Menſchheit und der Religion zu vergeſſen.

Wir verließen unſern Lindenberg, wie er den wunden Pudel nach Hauſe trug. Mitlerweile, als wir hier moraliſirten, wandte Lindenberg ſchon alle Sorgfalt an, das kranke Thier wieder herzuſtellen. Eine wollene Decke war zu ſeinem Lager zurecht gemacht, mit Wein und Eſſig wurde Pandurs Wunde gewaſchen, und Lindenberg ſchonte keine Koſten, den armen Pandur wieder herzuſtellen.

Du biſt der treue Freund eines Mannes, ſagte Lindenberg, der mir unausſprechlich theuer iſt, er iſt der Vater des beſten der Mädchen! er iſt der Vater meiner Roſine, lieber Pandur! Geneſe bald — dann will ich dich deinem Herrn wieder zurückbringen, und Herzenswonne ſoll ſeine Freude für mein Herz ſeyn. Der Pudel ſah Lindenberg aufmerkſam in's Geſicht, und wedelte mit ſeinem Schweife, als hätte er jedes Wort verſtanden, das Lindenberg ſprach.

Es verfloſſen drey volle Wochen, und Blumeneck war noch immer untröſtlich über den Verluſt ſeines Pandurs. — Ach! ſagte er oft zu ſeiner Tochter, wenn das wilde Schwein meinen Pandur vollends aufgemetzelt hätte, ſo wollte ich mich nicht betrüben, aber ſo — daß das arme Thier, weiß nicht wo, ohne Hülfe, ohne Unterſtützung, verfolgt noch von dem ſchlimmſten der Menſchen, vielleicht auf die ſchmerzlichſte Weiſe ſein Leben beſchloſſen hat, das ſchmerzt mich. O armer Pandur! du haſt mir mein Leben gerettet, ach! wie gern hätte ich dir deine Liebe erwiedert, wie gern Alles angewendet, um auch dein Leben zu retten! ich habe dir ja für deine Treue nichts gegeben, armes Thier! Die Natur gab dir deine Kleidung; die wenigen Knochen, die ich dir gab, waren ſie Vergeltung für deine treuen Dienſte? — So klagte Blumeneck, und Roſine nahm Antheil an ſeinem Schmerze.

Einſam verlebten ſie ſeit der Zeit von Pandurs Verluſt ihre Tage; ſie nahmen wenig Beſuche an. Auch Lindenberg kam ſchon eine geraume Zeit lang nicht mehr zu ihnen; Roſine dachte oft an ihn, allein bey der Traurigkeit ihres Vaters getraute ſich das Mädchen nicht, eine Erwähnung von ihm zu thun.

Es war ein ſchöner Abend nach einem ſchwülen Tage, und Blumeneck wollte mit Roſinen das Angenehme des Sommerabends genießen. Arm in Arm wandelten ſie die Fluren durch im tiefem Stillſchweigen. Endlich fing Roſine an:

Wollen Sie nicht, lieber Vater! den Weg dieſem Dorfe zu nehmen? Es iſt dort eine ſchöne, prächtige Linde; es iſt kein Baum in der Gegend, der Gottes Majeſtät ſo würdig verkündigt.

Blumeneck. Ich will wohl, liebe Tochter!

Roſine. Und dort, theurer Vater! werden wir auch den armen Ziegenhirten ſehen. Sie verſprachen ihm ja, daß Sie ihn wollten zu ſich nehmen? —

Blumeneck. Ja, das verſprach ich, und will's auch halten, und wenn der Bube gut thut, und treu iſt, ſo will ich ihn ſo lieb gewinnen, als meinen Pandur. —

Roſine. Ach! das iſt er gewiß. —

Blumeneck und Roſine näherten ſich der Linde. und der Ziegenhirt trieb eben ſeine Ziegen zum Dorfe. Er ſpielte auf einer Schalmey, und ſang ein Lied.

Wir wollen, ſagte Blumeneck, uns unter dieſem Strauch verſtecken, und da der Hirt die Ziegen vorüber treibt, ſo wollen wir ihm zuhören, was er wohl ſingt.

Roſine und ihr Vater waren bereits verſteckt, und der Hirt zog mit ſeinen Ziegen vorüber, und ſang dieſes Lied:

Das Kleid, das ich am Leibe trage,
Iſt von Roſinen eine Gabe,

Vergeſſen will ich's ewig nicht,
Wie göttlich dieſes Mädchen ſpricht.
In ihrem Wort iſt Geiſt und Kraft,
Sey, Märten! ſprach ſie, tugendhaft!
Und Gott, der wird dich nicht verlaſſen.
Ich konnte zwar nichts weiter faſſen,
Was ſie noch alles Schönes ſprach,
Doch folg' ich ihrem Beyſpiel nach,
Und liebe Gott, bin fromm und brav,
Und hüthe fleißig Geiß und Schaf.

Bey dieſen Worten ſprangen Roſine und Blumeneck aus dem Gebüſche, und umarmten den kleinen Hirten. — Wer zum Geyer, ſagte der alte Blumeneck, hat Dich dieſes Lied gelehrt?

Hirt. Das will Ihnen wohl ſagen: das Lied hat mich der ſchöne, gute Herr gelehrt, der mich täglich beſucht, und mir die Lehren wiederhohlte, die mir Jungfer Roſine gab.

Blumeneck. Wer iſt denn dieſer Herr?

Es iſt der Herr Lindenberg. Kennen Sie ihn denn nicht? Er war erſt heute wieder da, und da mußte ich ihm Weegerich und Schwarzwurzen graben, denn er hat zu Hauſe einen wunden Pudel, den er kuriren muß.

Blumeneck. (haſtig) Einen wunden Pudel, ſagſt Du, wie ſieht er aus? haſt Du ihn geſehen?

Hirt. O ja, es iſt ein großer, brauner Pudel, hat lange Ohren, und iſt lockig, wie meine Schafe.

Blumeneck. O Roſine, das iſt Pandur! Geh', laß Dich umarmen, Herzensmädchen! — Lindenberg — wie ſoll ich Dich nennen, guter Mann! mein Pandur — mein Pandur — in ſo guten Händen — und Weegerich und Schwarzwurzen, um den wunden Pandur zu heilen. Geh, Knabe — komm geſchwind mit mir — Du ſollſt auf beſtändig verſorgt ſeyn — zeig mir, wo iſt Lindenbergs Wohnung? aber hurtig — hurtig!

Hirt. Herr! ich muß vorher meine Ziegen in den Stall treiben, dann will ich gleich kommen.

Blumeneck. Der Geyer hole Deine Ziegen! komm!

Hirt. Nein, Herr! der Geyer ſoll meine Ziegen nicht holen! Was würde wohl der Bauer von mir denken, wenn ich ſo liederlich wäre, und davon lief, und die Ziegen allein ließ? Das wäre nicht recht gehandelt; nicht wahr, Jungfer Roſine?

Blumeneck. Haſt recht, Herzensbube! — verdienſt einen Kuß. Treib Deine Ziegen in den Stall, und komm bald wieder! —

Roſine! wenn der Bube wahr ſpricht, und ich meinen Pandur wieder finde, und wenn der ehrliche Junge meinen Pudel geheilet hat — ſo will ich — aber was ſollte ich ihm wohl geben — ſieh Mädchen! Du weißt, ich habe Dich lieb, und dürfte mir nicht ſogleich einer um Dich kommen; wenn aber Lindenberg

Dich liebte — beym Pandur und beym Pudel — ich gäbe ihm meine Tochter. Was ſagſt Du? wäre er Dir nicht lieber, als Junker Velten?

Roſine. Mein Vater!

Blumeneck. Ich ſeh es Dir, Mädchen, an der Stirne an, daß Du dem Jüngling nicht gram biſt — Du kannſt nicht unglücklich mit ihm ſeyn; er hat ein gutes Herz, er liebt meinen Pudel — nun Roſine! es kann nicht gefehlt ſeyn.

Roſine. Wir wollen ſehen Vater, ob er unſere Achtung verdient. Gut wäre es, wenn wir ihn unbemerkt belauſchen könnten, denn es wäre ja möglich, daß der Pudel unſer Pandur nicht wäre; es könnte ein anderer Pudel ſeyn.

Blumeneck. Du haſt recht — aber die That iſt immer edel, und wenn es auch ein anderer Pudel iſt, ſo will ich ihn, meines lieben Pandurs zum Andenken, lohnen.

Der Ziegenhirt war nun da, und Roſine und Blumeneck folgten ihm nach bis zu Lindenbergs Behauſung.

Still gingen ſie über die Treppe, und Lindenbergs Zimmerthür ſtand offen; Lindenberg war eben mit dem wunden Pudel beſchäftigt, er reinigte ihm ſeine Wunde, und tropfte ausgepreßten Kräuterſaft in dieſelbe.

Lieber Hund! ſagte er: Du biſt gerettet, deine Wunde iſt bald geheilet. Wie freue ich mich des Augenblickes, in dem ich dich deinem Herrn wieder gebe. — Gutes Thier! du verdienſt alle meine Pflege — du haſt den Vater meiner Roſine errettet. Was wollte ich nicht Alles thun für dieſen Würdigen! lebe denn noch lange, guter Pudel! mache ihm noch viele Freuden, und wenn Lindenberg auch Roſinen niemahls wieder ſieht, ſo erinnere doch ihren Vater ſeines Freundes, des armen unglücklichen Lindenbergs! Hier fiel eine Thräne aus Lindenbergs Auge — und Pandur ſchleckte ſie von ſeinen Wangen.

Ich kann nicht mehr, rief Blumeneck haſtig auf, und ſtürzte mit Roſinen ins Zimmer. Laß Dich umarmen, edler Junge! ſprach er, laß Dich belohnen für Deine That — da nimm meine Tochter!

Lindenberg war erſtaunt, und Roſine ſank auf den kranken Pudel. Treues Thier! ſagte ſie, Du haſt mir meinen Vater gerettet, und gibſt mir nun den Liebſten der Sterblichen. — Lindenberg, dem man endlich das ganze Räthſel erklärte, konnte ſich vor Freuden kaum faſſen; ſprachlos ſtand er da, und Seufzer und Thränen waren die Ausdrücke ſeines Gefühles.

Nach drey Tagen war die Hochzeit, und Blumeneck pries dieſen Tag als den glücklichſten ſeines Lebens.

Lindenberg hatte alle erdenkliche Sorgfalt für ſeinen Schwiegervater, und alle Liebe für Roſinen. Der Geißhirt ward gut erzogen, und reichlich verſorgt, der Pudel wieder geſund, und lebte noch lange Zeit, und nagte noch viele Knochen an Lindenbergs Tiſch. Der

Segen der Gottheit war über Lindenbergs Haus, und beſtätigte die Wahrheit des Ausſpruches der Weisheit:

Der Gerechte nimmt ſich auch des Lebens des Viehes an; das Herz des Gottloſen aber iſt ohne Erbarmung.

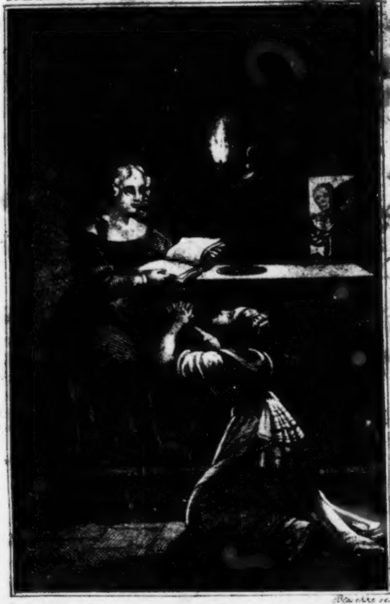
Inhalt

des erſten Theiles.

Seite

Die Geſellſchaft. Ein Gedanke als es am Morgen graute 5
Die Gottheit lohnet ſtets die Tugend 10
Anhang 50
Sokrates und Alcibiades. 51
Hans. Eine Erzählung. 52
Herwing und Lindenholm 86
Karl von Lindenberg. Eine Erzählung . . 111

Schwab II Bd.



Blaschke sc.

Er wird mich ermorden, wenn ich nicht deine Verzeihung bringe.

Hofrath v. Eckartshauſen's

Schriften.

Zweyter Band.

Erzählungen

zum Vergnügen und zur Seelenbildung.

II. Theil.

Enthält:

Herman.
Hartwart und Leonore.
Valentin, oder die Macht der Erziehung über das Herz.
Johanna und Ubald, eine Geſchichte im alten Geſchmack, entlehnt aus den Biographien der Selbſtmörder.
Johanna und Ubaldus.
Ein Pendant zur vorigen Geſchichte.
Heinrich und Eduard.
Zum neuen Jahr an meinen Fürſten.
Zum neuen Jahr an die edlen Damen unſerer Stadt, die Gattinnen und Mütter ſind. ꝛc. ꝛc.

Wien, 1830.
Bei Anton v. Haykul, Buchdrucker,
und bei
Mich. Lechner, Universitäts-Buchhändler.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

Erzählungen

zum

Vergnügen und zur Seelenbildung.

Zweyter Theil.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

Erzählungen

zum

Vergnügen und zur Seelenbildung.

Zweyter Theil.

Herman.

Eine Geſchichte aus den Zeiten der Ritterſchaft.

Tiefſchweigend lag die Natur in nächtlicher Stille dick in Wolken gehüllt war das Firmament, und im Rabengewand näherte ſich die traurige Stunde der düſtern Mitternacht majeſtätiſch und ernſthaft. Feyerlich zitterte die ſtumme Gegend, und heiliges Schrecken bebte an jedem Laube; das brauſende Thal war mit Finſterniß bedeckt, und nächtliches Grauen ſchlug ſein dunkles Gezelt auf, um unumſchränkt über die Halbkugel zu herrſchen.

Tiefes Stillſchweigen, wie die Stille des Todes, verbreitete ſich umher, und außer der Eule klagendem Liede hörte der Sterbliche keine Stimme.

In einer ſolchen Nacht wandelte Herman durch unbekannte Wege: ſein einziger Gefährte war ſein Schwert, denn mit dieſem bahnte er ſeinen wankenden Tritten den Fußſteig.

Ein halbverfallenes Schloß, das in den älteſten Zeiten Manchem zur Bosheit und Manchem zum Schutz gedient hat, erhob ſich in der Gegend, wo ſich Herman verirrte. Unter dem Schutte ſtiegen bemooſte Gewölber empor, wo in den dämmernden Stunden der traurige Nachtvogel ſein Lager aufſchlug, und ſein ödes Wohnhaus erbauete. An den Gemäuern ſchlichen Eidechſen und Kröten herum, und fürchterlich ziſchten die Nattern auf den Wanderer. Epheu rauſchte an den zerfallenen Wänden, und ſchlang ſich hinauf auf hangende Thürme, die, mit Gras bewachſen, ſich über ſchwarze Felſen hinſtürzten. In dieſem fürchterlichen Orte, wohin ſelten der Pfad einen Sterblichen leitete — in dieſem Aufenthalte von wilden Beſtien, und giftigen Thieren, dem ſich kein Tiger zu nahen getraute — da wandelte Herman in den Stunden der Mitternacht. Todtenſchedel und Knochen von ermordeten Menſchen hinderten die Schritte des Reiſenden, und noch in eiſernen Banden hangende Skelete breiteten Schauder über den fürchterlichen Ort aus. Die Furcht würde ihn getödtet haben, wenn nicht die gütige Nacht ſeinem ſchaudernden Blicke dieſe Schreckenbilder verhüllet hätte.

Hier war Herman — ermattet ſank der Held, der tapfer in Paläſtina focht, auf eine Felſenwand hin, und Entkräftung und Schlaf beraubten ihn ſeiner Sinne.

Schon graute der Morgen, und Eulen und Fledermäuſe kehrten in ihre Höhlen zurück vor der aufgehenden Sonne. Mit gräßlichem Geräuſche flatterten ſie über Hermans Haupt, und weckten ihn mit rauſchenden Flügeln aus ſeinem Schlummer.

Herman erwachte, und wie entſetzte ſich ſein erſtauntes Auge, als er eine große Schlange vor ſich ſah, die ihm ſtarr ins Geſicht blickte, und züngelte. Er ſuchte ſein Schwert; es lag nahe an ihm, aber drey fürchterliche Nattern umflochten es, als ihre Beute, und machten es dem Helden ſtreitig. Kalter Schweiß durchſtrömte ſeine Glieder; ängſtig wandte er ſeine ſchüchternen Blicke um ſich her, und von jeder Seite kam ihm Grauen und Entſetzen entgegen. Da ſah er die grundloſen Höhen, die er durchwandelte, dort die drohenden Felſen, die ihre Rieſenkörper über ſeine Scheitel beugten, und mit den Wolken zu kämpfen ſchienen. Unſterbliche Gottheit! rief er aus: Wo bin ich? Sind dieſes die Vorhöfe der Hölle, oder die Wohnungen des Todes und des Verderbens? Iſt es ein böſes Geſpenſt, das mich in dieſe Gegend verführt hat? Dieſe Todtenſchedel, die um mich herumliegen, dieſe modernden Knochen meiner Brüder ſind die fürchterlichen Zeugen, daß hier kein Sterblicher unbeſtraft dieſe Schwellen betrat. — Aber Herman! was zitterſt du? — Können wohl dieſe Felſengewölber deine Stimme verſchließen, daß ſie ſich nicht bis zum Ewigen empor hebt, oder verbergen dich dieſe Marmorgebirge, und dringet der Blick des Allmächtigen nicht in dieſe Tiefe hinunter? Schwacher Sterblicher! faſſe Muth, das Auge der ewigen Vorſicht begleitet dich auf deinen Wegen — und was haſt du zu fürchten, wenn Gott mit dir iſt?

So ſprach Herman, und Muth floß in ſeinen Adern. Er ſchleuderte mit ſeinem Fuß die Nattern von ſeinem Schwerte, und erlegte die Schlange im muthigen Kampf, die ihm gräßlich entgegen ziſchte. Schaum und Blut floß umher aus der Wunde des erlegten Wurmes, und die Erde zitterte ſelbſt unter dem kühnen Fuß des Helden, und ſtaunte über ſeinen Muth.

Ermüdet vom Streit ſuchte ſich Herman eine Anhöhe, die die Sonne beſchien; da ſetzte er ſich hin, und gürtete ſein Schwert an ſeine Seite. Du treuer Gefährte meines Lebens! rief er aus: du ſollſt deinen Herman nie wieder verlaſſen! Durch dich ſanken die Feinde des Glaubens in Paläſtina; der Gottheit Schutz heiligte deine Stärke; du wütheteſt bisher wider die Feinde von Hermans Gott, vertheidige nun auch einmal den Helden, der für ſeinen Glauben focht, und den die Gottheit vielleicht noch zu höheren Thaten beſtimmt hat, weil ſie noch ſeines Blutes ſchonte, das Herman ſo gerne für ſie vergoſſen hätte.

So ſprach Herman, und ſein feuriges Auge blickte majeſtätiſch um ſich; die Winde rauſchten minder, der Schauer floh von den Felſen, und verkroch ſich in die Wohnung der Finſterniſſe vor dem Anblick des Helden.

Herman hob ſich endlich auf, als die Sonne am Mittag war, und ſuchte Erfriſchung in der nahrungsloſen Gegend. Mit Kühnheit kletterte er einen hohen Felſen an, und fand dort einige Haſelſtauden mit Nüſſen bewachſen, von welchen er ſich dieſen Tag über nährte.

Nachdem er eine ziemliche Weile die Gegend durchirrte, kam Herman zu einer Quelle. Friſches Waſſer ſprudelte aus dem gutthätigen Fel[illegible] für Hermans durſtende Lippen.

Die Mittagsmahlzeit war vorüber, und nun beſchäftigte ſich Herman mit den Todtenknochen und Gerippen, die in dieſer Gegend umher lagen. Es iſt vergebens, ſagte er, ich bin noch zu müde, um eine Rückkehr aus dieſer Gegend zu verſuchen; ich will heute noch mein Nachtlager hier aufſchlagen, und dieſe Knochen beerdigen. Er ging eine Weile umher, und unter einer Felſenwand fand er verſchiedene Rüſtungen, Helm, Harniſch und Schwerter, Picken und Hauen und Schaufeln. Herman ergriff eine Haue und eine Schaufel, nahm dieſe Werkzeuge auf ſeine Schultern, ſtieg den Felſen wieder hinauf, und ſuchte ſich einen Ort, um eine Grube zu graben.

Hier, fing er an, will ich eine Ruheſtätte für euch machen, für euch, deren Gerippe hier fürchterlich herumſtehen! — Ihr nahmt mich mit edler Gaſtfreyheit auf; es iſt billig, daß ich euch meine Dankbarkeit zeige. Ihr, wer ihr immer geweſen ſeyd — Helden oder Mörder, weil noch verweslichen Fleiſch eure Knochen deckte — ich will euch eine Grube bauen, und eure Gebeine ſollen in Ruhe modern. —

Herman fing ſeine Arbeit an; vergebens bemühte er ſich zu graben, die harten Steine forderten die Picke: er hauete, und ein dumpfer Ton erfüllte die ganze Gegend unter ſeinen Streichen, ſo daß Herman leicht einſehen konnte, daß eine Höhlung im Felſen ſeyn müſſe. Er hauete öfters, als gählings mit entſetzlichem Geraſſel die Steine durchbrachen, und ſich eine Oeffnung in eine grundloſe Höhle zeigte; kaum legte ſich der Staub, der wie Rauch aus der Caverne herausdämpfte, als eine düſtere Stimme aus dem Abgrunde rief:

Wer biſt Du, verwegner Sterblicher, der Du Dich erkühneſt, meine Ruhe in dieſen Grüften zu ſtören! Entferne Dich ſogleich von dieſer Gegend, und erwarte die gerechte Strafe deines Frevels! Hunger und Elend werden Dich zum Geſellſchafter der Todtengerippe machen, die Du um Dich her ſiehſt. Frevler! ſtirb, und fühle zehnmahl den Tod, und das Elend des Sterblichen!

Herman zitterte bey dieſer Stimme; ſeine Wangen entfärbten ſich, und kalter Schweiß tropfte von ſeiner Stirne.

Scheu ergreift den Menſchen vor ungewöhnlichen Dingen, und die Liebe unſrer Selbſterhaltung macht oft den Helden zur Memme im Augenblick, wo körperliches Gefühl den Muth der Seele überwiegt. —

Es gibt Dinge in der Natur, die unſere Erwartung überſteigen, und der, der außerordentliche

Dinge im erſten Augenblicke gleichgültig ſehen kann, muß weder Menſchengefühl noch eine Seele haben.

Die Furcht iſt dem Menſchen eigen, Ueberlegung und Vernunft ſchwächen erſt ihren Eindruck, und erzeugen Muth und Tapferkeit. So ging es unſerm Herman auch; ſeine Seele faßte ſich bald wieder. Du, wer Du immer biſt, ſchrie er, der Du dieſe unterirdiſche Höhle bewohneſt, Du ſollſt mich durch Deine Drohungen nicht hindern, das Werk, das ich unternommen, zu vollenden. — Ich will die Todtengerippe, die da herumſtehen, beerdigen, und Du ſollſt mein Vorhaben nicht ſtören, und wenn Du mich ſelbſt zum Todtengerippe zu verwandeln Macht hätteſt. —

Herman ſammelte alle Todtenſchedel, Knochen und Gerippe, die er finden konnte, zuſammen, und warf ſie in den Schooß der Mutter Erde. Es war ſchon ſpät am Abend; als Herman ſeine Todtengräberarbeit vollendet hatte, wälzte er einen großen Stein vor die Oeffnung, und ſprach zu ſeinen Begrabenen: ruhet in Frieden!

Müde von ſeinem Tagwerk, ſuchte Herman nun Ruhe; eine erhabene Gegend wählte er ſich zu ſeiner Ruheſtätte, damit ihn die Nacht über die Kröten und Nattern nicht beunruhigen konnten. — Einige Nüſſe waren die Gerüchte ſeiner Nachtmahlzeit, und eine hohle Hand voll Waſſer ſein Getränke. —

Schon war ſein Nachtlager von Moos bereitet, ſchon lag der Held geſtreckt, und ruhete bis Mitternacht.

Dieſe fürchterliche Stunde trat mit Majeſtät auf die Erde. Geſpenſter mit Drachenflügeln und Rabenklauen wandelten in einſamen Wildniſſen vor den Furchtſamen umher, Irrwiſche verführten den Wanderer in ſumpfige Oerter, und mit Zauberſprüchen ſtand ſchon der Teufelsbeſchwörer auf dem Kreuzwege.

Der Ball öffnete ſich ſchon auf dem Blocksberg, und unter Katzengeſchrey und Hundesgeheul wurden ſchon die Hexentänze gefeyert, und ſchwarze Kater mit feurigen Augen ſpielten ſchon bey dieſem herrlichen Feſte Uhu=Conzerte und Miaunaden.

In Wäldern erſchollen die Jagdhörner, geblaſen von verwunſchenen Jägern; das Nachtgejaid jauchzte im Thale, und lärmte mit wiehernden Pferden und Gebell geſpenſtiſcher Hunde.

Couriers auf flüchtigen Geißböcken reiſeten durch die Lüfte, und eine ehrwürdige Cavalcade bedachter Damen mit fliegenden Haaren folgte ihnen nach auf Beſen und Gabeln.

In dieſer fürchterlichen Stunde erwachte Herman, und ein gäher Lärm ſchreckte ihn auf von ſeinem Schlummer.

Unerſchrocken und ohne Vorurtheil, wie er war, ſah er alle die Schreckenbilder nicht, die der Furchtſame ſieht, und die ihr Daſeyn in einer verwöhnten Einbildung haben; er ſah unerſchrocken um ſich. Die Sterne funkelten am Himmel; — aber wie ſank ſein Muth wieder — wie zitterte ſein Herz, als er in der

Ferne eine ganz unnatürliche Geſtalt aus der Erde herausſteigen ſah, die ihm immer näher und näher kam; er ſah ſtarr nach dieſem Weſen, das ſich ihm näherte, und konnte ſich ſelbſt nicht erklären, ob es ein Menſch oder ein Thier ſeyn ſollte. Endlich wagte er es, zog ſein Schwert, und ging dieſem Abentheuer entgegen; aber kaum vollendete er einige Schritte, als eine übernatürliche Kälte alle ſeine Glieder durchfuhr — ſeine Haare ſträubten ſich empor, und Todesſchweiß war an ſeiner Stirne; das Geſpenſt glitt nahe an ihm vorüber. Es war ſchrecklich anzuſehen. Herman faßte ſich aber doch. — Halt! — ſchrie er das Geſpenſt an, und wenn Du aus der Hölle ſelbſt biſt, ſo ſollſt Du halten. —

Wer biſt Du? Verwegner! antwortete das Geſpenſt mit einer Stimme, als tönte jedes Wort aus hohlem Erze. Wer biſt Du? Verwegner! der Du es wagſt, ein Weſen anzureden, das mit euch Sterblichen keine Gemeinſchaft mehr hat? Weißt Du, daß ich durch einen einzigen Hauch Deine Säfte in Eis verwandeln, oder durch Veränderung meiner Geſtalt in eine weit ſchrecklichere Dich aus Furcht über dieſe Abgründe ſtürzen könnte? —

Wer biſt Du? erwiederte Herman, ein ſterbliches Weſen, oder ein Geiſt; ſo mußt Du mit mir ſprechen. Biſt Du aus der Hölle geſchickt worden, ſo glaube nicht, daß ich vor Deinen Drohungen erſchrecke. —

Die Hand deſſen, der jedes Geſchöpf ſchützt, wird auch mich ſchützen, und ſollte er zugeben, daß Du meinem Körper ſchaden könnteſt! Was willſt Du, ſchwacher Geiſt, meiner unſterlichen Seele thun? biſt Du aber die Seele eines Abgeleibten, die vielleicht verdammt, zur Abbüßung ihrer irdiſchen Sünden, in dieſen Wüſteneyen umher irren muß — ſo ſprich! und kann Herman Dir mit ſeinem Leben dienen, ſo fordre es von ihm, und lerne, daß der, der ein Freund der Menſchen iſt, auch Muth hat, ein Freund eines Geiſtes zu ſeyn. Rede! — Das Geſpenſt blieb ſprachlos ſtehen — ſah Herman ins Geſicht, und ſeufzte. —

Armer Geiſt! fuhr Herman fort, Du ſeufzeſt? Meine Anrede muß Dich gerührt haben. Du biſt unglücklich, und ſchon biſt Du meinem Herzen werth; rede! gieße Deinen Kummer in meinen Buſen, und können dieſe meine Arme, deren Knochen noch mit Fleiſch bedeckt, und in eine verwesliche Hülle gewickelt ſind, Dich, geiſtiges Weſen, nicht an meinen Buſen drücken, ſo will ich Dich mit den Armen meiner Seele umfangen. Kann Herman etwas zur Linderung Deines Leidweſens beytragen, ſo rechne auf ihn, armer Geiſt! Verſchmähe die Freundſchaft eines armen Sterblichen nicht!

Es ſchien, als würde das Geſpenſt freundlicher. Folge mir, rief es, Herman! folge mir! Herman folgte dem Geſpenſt. Dieſes führte ihn bis an die Spitze eines Felſen; da war eine große Oeffnung. Du haſt mir Deine Freundſchaft angebothen, rief das

Geſpenſt — wohl! Du ſollſt mein Freund ſeyn, und mein Freund bleiben. — Hier ſchlang es ſeinen eiskalten Arm um Hermans Nacken, riß ihn mit ſich in die Oeffnung, und wie ein Pfeil eilten ſie tief unter die Erde hinab, beynahe bis an die Vorhöfe der Hölle.

Hier! — doch ich will meinen Leſern noch nicht ſagen, was dem kühnen Herman begegnet iſt — Gutes oder Böſes. — Er ſoll es uns ſelbſt erzählen, wenn er aus ſeiner Höhle wieder herauskommt, und kommt er nicht mehr heraus, ſo wollen wir ihn bedauern den edlen Ritter.

Drey ganze Tage waren bereits verfloſſen, binnen welchen Hermans Freunde vergebens ihren Gefährten ſuchten. — Das gräßliche Gewitter war vorüber; der Regen und der Hagel, der die Helden zerſtreute, ließen nach. Allein alles Bemühen war vergebens, man wußte nicht, wo Herman war.

Reinhold war einer der tapferſten Ritter, der ſelbſt an den heiligen Mauern von Jeruſalem focht, und an Hermans Seite manche Lanze brach, manche Wunde empfing. Gemeinſchaftliche Unglücksfälle, gleichgeſtimmte Herzen ketteten dieſe jungen Männer an einander, und machten ſie zu unzertrennlichen Freunden.

Als die Sonne am Morgen aufging, und die Schatten der gräßlichen Nacht zerſtäubte, in welchen ſich Herman von Reinholds Seite getrennt hatte, ſaß Reinhold traurig auf einem Hügel, und Thränen rollten über ſeine braunen Wangen, und netzten ſein narbiges Geſicht.

Ach! wären wir, rief er aus, an Jeruſalems Bollwerken geſunken, oder hätte der blinkende Stahl der Saracenen meinen Scheitel geſpalten, als ich noch an Hermans Seite focht! O wie glücklich wäre ich geweſen! Aber was wird nun Ludmilla ſagen, wenn Reinhold ohne Herman kömmt?

War nicht ſie es, das trefflichſte der Mädchen, die mir bey unſerer Abreiſe ihren Bruder empfahl? War nicht ſie es, die mir ſagte: Reinhold, bringe mir meinen Bruder wieder, oder zähle nicht mehr auf Ludmillens Liebe! —

Ja; ſo ſprach ſie, mir däucht noch, daß ich ihre Stimme höre. Ludmilla! ja, du ſollſt deinen Bruder wieder ſehen, oder wenn Herman nicht mehr iſt; ſo wird auch Reinhold nicht mehr leben. —

So ſprach Hermans Freund, nahm ſeine Lanze, und ſeinen Helm, ſetzte ſich auf ſein Pferd, und rannte tief in die Wildniß hinein.

Als Reinhold in die Tiefe des Waldes kam, hinderten ihn die dicht verwachſenen Wege mit ſeinem Pferde fort zu kommen. Er ſtieg ab, band den Gaul an einen Baum, und wollte weiters ſeinen Herman aufſuchen; allein, er wurde von einer Menge Räuber umrungen. Reinhold zog ſein Schwert; aber ſeine Vertheidigung war zu ſchwach, er ward übermannt, und überwunden. Schon führten die Räuber den armen Reinhold gebunden in ihre Höhle und hielten Rath, ob ſie ihn leben laſſen, oder tödten ſollten.

Schon war das Todesurtheil über Reinhold geſprochen, als einer aus den Räubern ſeine Stimme erhob, und ſo zu ſeinen Brüdern ſprach: Wie? ſchämt ihr euch nicht, ihr Männer, die ihr bisher euern Ruhm in eurem Arme, und eure Größe in eurer Stärke geſuchet habt! ſchämt ihr euch nicht, einen Wehrloſen, der in unſerer Gewalt iſt, zum Tode zu beſtimmen? — Pfuy; ich würde es mir zur Schande rechnen, unter eurer Rotte zu ſeyn, wenn ihr Memmenthaten auszuüben im Stande wäret. Ein feiger Bube tödtet den Entwaffneten; der Mann mit Muth vergießt nur das Blut des Kämpfenden, und weiß des Ueberwundenen zu ſchonen. — Habt ihr nicht geſehen, wie muthig der Jüngling focht, und ſind nicht eure Wunden, die noch bluten, die Zeugen ſeiner Tapferkeit? und ihr, ihr wollt ihn nun tödten? — Pfuy! ſchämt euch! — Feige Ponzen, die den Götzen opfern, führen wehrloſe Schlachtopfer zum Altare. Der Held zückt ſeinen Stahl nicht gegen den Gefeſſelten, ſondern gegen den, der noch gleiche Kräften mit ihm hat. Auf Muth und Stärke gründet ſich das Heil unſerer Rotte, und Muth und Stärke fordern auch unſere Achtung, wenn ſie ſelbſt im Herzen des Feindes thronen. — So ſprach der Räuber, und runzelte ſeine Stirne, daß ſie einer verwilderten Eiche gleich war;

und ſeine Löwenſtimme gab ſeinen Worten den Nachdruck, den ſie verdienten.

Stillſchweigen herrſchte in der ganzen Verſammlung, bis endlich der Redner nach einer Pauſe wieder anfing:

Ihr ſchweigt, und eure Herzen fühlen die Ueberzeugung der Wahrheit. Tritt alſo näher zu mir, junger Held, und empfange Deine Freyheit; ehe Du aber dieſen Ort verlaſſeſt, ſo geh hin bis an den Felſen, wo ein großer Tannenbaum ſteht, und ſich der Weg ſcheidet; dort wirſt Du einen Erſchlagenen antreffen. Dieſen entkleide, beerdige ſeinen Körper, und bring uns ſeine Kleider hieher. Dieß begehr ich von Dir, das Du thun ſollſt, ehe Du uns verlaſſeſt, und hierüber ſollſt Du mir Dein Wort geben, und meinen Auftrag zu erfüllen, mir ſchwören bey Deinem Schwerte.

Das will ich, erwiederte Reinhold, und ſchwur bey ſeinem Schwerte. Dann gaben ihm die Räuber ſeinen Helm, ſeine Rüſtung, ſeinen Harniſch zurück, und behielten nur das, was ihnen einigen Werth zu haben ſchien.

Reinhold war frey, und ſchon entfernte er ſich von der Räuberhöhle.

Dem Unendlichen ſey Dank! rief er aus; die Gefahr iſt überſtanden, ich bin wieder in Freyheit. Doch wie! — ich bin noch nicht frey, ich muß erſt mein Wort halten, das ich gab; ich muß den Erſchlagenen auskleiden. Freylich, wer könnte mich hierzu verbinden, wenn ich nicht wollte! Der Feige würde tauſend Entſchuldigungen finden; aber das Wort des Mannes bleibt Wort; und wenn es auch mein Leben koſten ſollte — ich muß es halten.

Reinhold ging dem Orte zu, den ihm der Räuber beſchrieben hatte, und als er an die große Tanne kam; ſah er den Entſeelten beym Mondlicht liegen. Reinhold trat näher, ſah ihm ins Geſicht, und fand, daß der Erſchlagene ein edler, junger Ritter war. Wer magſt Du ſeyn, fing Reinhold an, oder weſſen Seele belebte die ſchöne Hülle, die wie eine Roſe da liegt, die ein loſer Bube in ihrer ſchönſten Blüthe dem Gärtner entwendet hat? Armer Jüngling! — vielleicht bethet in dieſer nähmlichen Stunde, in der ich nun vor Dir ſtehe, Deine arme Mutter zum Himmel für Dein Wohlſeyn, oder vielleicht führet ein gutthätiger Traum Dein Schattenbild in die Arme Deiner Geliebten, in der Stunde, in der Deine Seele den Körper verließ. Armer Knabe! — was führte Dich wohl hierher in dieſe abſcheuliche Wildniß? War es Freundſchaft oder Liebe, die Deine Schritte leitete? — Du biſt nun nicht mehr — Du haſt die Drangſalen dieſes Lebens überſtanden — wohl Dir! — aber hier, hier ſollſt Du, bey meiner Seele, nicht liegen bleiben. Dein edler Körper ſoll nicht der wilden Thiere Beute, und die Fütterung des Raubvogels ſeyn. Auch nackend, wie einen Bettler, will ich Dich nicht begraben. Ach! warum gab ich mein Wort, Dich Deines

Kleides zu berauben, und es den Räubern zu bringen? — Ich will hingehen, will ihnen das meinige laſſen, will eine Ziegenhaut um meine Lenden binden, um mich der Unthat nicht ſchuldig zu machen, daß ich einem Entleibten noch ſeine Kleidung entzogen habe. O mich Unbeſonnenen! — hätte ich die Abſcheulichkeit dieſer That nicht gleich einſehen, nicht gleich fühlen ſollen, daß mein Herz nicht fähig iſt, ſie auszuüben?

Reinhold nahm den Körper, legte ihn ins Mondlicht auf einen Raſen, ſah ihn nochmahls an, und fühlte, ob er keine Spuren des Lebens mehr an dem Unglücklichen fände. Es däucht mir, ſagte Reinhold es däucht mir, es iſt noch Leben in Dir! — Du athmeſt! — ja — Du biſt nicht todt, Du lebſt noch: — erwache! — Als Reinhold ſo ſprach, öffnete der Unglückliche ſeine Augen. Wo bin ich, fing er an? — Biſt Du auch einer der Räuber, die mich ſchlugen? — Faſſe Dich, erwiederte Reinhold, ich bin Dein Freund, bey meiner Seele! — So lang ich noch lebe, ſoll Dir kein Leid mehr widerfahren.

O biſt Du es! fuhr der Verwundete fort, der mich aus den Armen des Todes wieder zum Leben rufet? — Ach, warum, Grauſamer! erweckeſt Du mich wieder? — mein Leben iſt mir Qual: denn der, den ich liebe, iſt nicht mehr. —

Reinhold. Murre nicht über die Vorſicht des Ewigen! Er wachet für das Wohl des Sterblichen. — Auch ich ſuche einen Freund, den ich verloren! auch ich möchte ohne ihn nicht mehr leben; aber ich hoffe — ich hoffe noch immer. O Herman! —

Der Verwundete. Herman! — Kennſt Du Herman, den Ritter, der nach Paläſtina zum heiligen Krieg zog? —

Reinhold. Ob ich ihn kenne? — ich, der ſein Ich, und er das meine iſt! —

Der Verwundete. Wie nennſt Du Dich? — Sprich. —

Reinhold. Ich bin Reinhold. —

Der Verwundete. Ach Reinhold! — hier ſank der Verwundete in Ohnmacht; nach einer Weile erhohlte er ſich wieder. Du biſt Reinhold, ſagte er, Du — Du lebſt noch, biſt noch Hermans Freund, und kenneſt ſeine Schweſter nicht mehr? —

Reinhold. Wie, Du biſt Ludmilla! — Geliebte meiner Seele, laß Dich umarmen! — Du biſt Ludmilla — Du, für die ich noch immer lebe — und bin — Du, Ludmilla! — Aber, was ſoll dieſe Rüſtung?

Ludmilla. Sie iſt das Zeichen der Stärke der Liebe. Ich erfuhr durch ein falſches Gerücht, daß Du an Jeruſalems Mauern ſankeſt: wollte Dich aufſuchen, Dich finden, oder mit Dir ſterben. Aber, wo iſt Herman?

Reinhold. Du wirſt ihn ſehen. O Ludmilla! — So glücklich iſt heut Dein Reinhold, und zugleich ſo unglücklich. Was iſt hier in dieſem öden Orte zu thun? Ich habe weder Oehl noch Wein, um Deine Wunden zu heilen. Es bleibt mir kein Mittel übrig, Dich, Beſte meiner Seele! zu retten, als daß ich zu den Räubern zurückkehre, bey denen ich war, und ſie um Menſchlichkeit anflehe: ſie werden Dich aufnehmen, und ich werde bey Dir bleiben, bis Du wieder geſund biſt.

Ludmilla. Thu das nicht, Reinhold! Du wagſt Dein koſtbares Leben für Ludmillen.

Reinhold. Wenn ich es wagte, wollt' ich nicht tauſend Leben für Ludmillens Erhaltung geben? — aber ich müßte es auch ohne Dich thun: denn ich gab den Räubern mein Wort, wieder zurück zu kehren, ich ſchwur bey meinem Schwerte.

Ludmilla. So erfülle Deinen Schwur zuvor. Wäre es Liebe, wäre es Freundſchaft, ich könnte Dir Vorſtellungen machen; nun iſt es Pflicht, und ich würde Deiner nicht werth ſeyn, wenn ich Dich von Erfüllung des gegebenen Wortes abhalten könnte. Geh, Reinhold! und komme bald wieder zurück. —

Hier drückte Reinhold ſeine Ludmilla nochmal an ſein Herz, und muthig, wie ein junger Löwe, kehrte er in die Räuberhöhle zurück. —

Ihr! fing er an, ihr! die ihr wie Raubthiere, abgeſondert von allen Menſchen, in dieſer Einöde lebet, eine Höhle bewohnet, die niemal das Licht der Sonne erwärmt, ihr, die ihr eure Herzen abgehärtet, wie die Felſenſteine, die ſich über eure Scheitel gewölbt, höret die Stimme eines jungen Ritters:

und wenn eine einzige eurer Nerven noch zu dem Eindrucke eines Gefühles empfänglich iſt, wenn noch Mitleid und Theilnahme in eure Seelen dringen kann, ſo höret mich an, und gewähret mir meine Bitte! —

Ich gab euch mein Wort, den Erſchlagenen auszukleiden, ſeine Kleidung euch zu überbringen, und ſeinen Körper zu beerdigen. Ich wollte thun, was ich euch gelobte: ich ſuchte, und fand den Körper des vermeintlichen Erſchlagenen; allein, er war nicht todt, wie ihr vermuthet, er lebte, und nennt ſich Ludmilla. Ein Mädchen mit edler Seele und Muth — und meine Verlobte — war unter der Rüſtung des jungen Ritters verſtellt, den ihr beraubet habt: ihre Wunden ſind gefährlich und ihr Tod wird gewiß, wenn ihr unerbittlich ſeyd, ſie in eure Höhle aufzunehmen, und Oehl und Wein in ihre Wunden zu gießen. Erſtaunet nicht über mein Begehren, ich muthe euch noch Menſchlichkeit zu. Sind eure Herzen gleich verhärtet, wie ein Marmor, der Jahrhunderten den Jahreszeiten trotzte, ſo hab ich doch noch Hoffnung, daß eure verwilderten Seelen noch empfänglich des Meiſels ſeyn werden, mit dem das menſchliche Elend auch in die härteſten Herzen manchen Zug des Gefühles gegraben hat. Solltet ihr mir aber dieſe meine Bitte verſagen; ſo wiſſet, daß mein Leben an Ludmillens Leben hange, und daß ich Alles wagen werde, um eure Grauſamkeit zu rächen. Dieſes Schwert wird mir Genugthuung verſchaffen, und wenn ich auch unterliege, und wenn ich auch hinſinke zur Grube, ſo ſoll mein Sturz doch auch einige von euch Ungeheuern ins Verderben reißen, und die Beleidigung rächen, die ihr der Menſchheit zugefüget.

So ſprach Reinhold; zog ſein Schwert — und erwartete die Antwort der Räuberrotte.

Alle erſtaunten über die Unerſchrockenheit des Jünglings; Erbarmen und Mitleid rührte ihre Seelen, und ſie gewährten dem Ritter ſeine Bitte. Da warf Reinhold ſein Schwert weg, und umarmte die Räuber. Nun hab ich des Schwertes nicht mehr unter euch nöthig, rief er auf, denn eure gaſtfreye Handlung macht euch zu meinen Freunden. —

Die Räuber begleiteten den guten Reinhold bis an den Tannenbaum, wo Ludmilla lag, und wollten die Verwundete zur Verpflegung in ihre Höhle zurücktragen.

Wie war aber Reinhold erſtaunt, als er Ludmillen nicht mehr ſah. Vergebens durchſuchte er die Wildniß; vergebens rief er, Ludmilla! — Ludmilla war nicht mehr da.

Entſetzen durchdrang Reinholds Herz, als er im Sande die Spuren einer Löwinn fand, und ohnmächtig ſank er hin, als ihm einer der Räuber, ein Stück des Kleides überbrachte, das Ludmilla trug, und das blutig und zerfetzt war.

Sie iſt hin! ſchrie er auf, die Geliebte meines Herzens! ſie ward zur Beute der grauſamen Löwinn. Aber, unſterbliche Gottheit! Reinhold wird ohne Ludmilla nicht leben; ich will alle die Raubthiere, die dieſe Wüſteneyen bewohnen, in ihren Höhlen aufſuchen, und mein Arm ſoll mit Löwenknochen und Tigergerippen dieſe Einöde überſäen, und Ludmillens Mord an dieſen Beſtien rächen.

So wüthete Reinhold; vergebens ſuchten ihn die Räuber zu tröſten. Wie ein Raſender eilte er einer Löwenhöhle zu, und ſo ſehr ihn die Räuber von ſeinem Unternehmen abzuhalten ſich bemüheten, ſo war doch alles vergebens. Mit zerſtreuten Haaren und blinkendem Schwerte drang er tief in die unterirdiſche Höhle. Ein entſetzliches Löwengebrüll und eine heulende Stimme erklärte den Räubern bald die Zuverläßigkeit von Reinholds Untergang; ſie beweinten den Jüngling, und nahmen ſich vor, ſein Andenken zu feyern.

Durch Felſen und Gebüſche, die dieſe fürchterliche Wüſteney umzingelten, führte ein unbekannter Weg zu einem Einſiedler. Dieſer lebte ſchon ſeit vielen Jahren abgeſondert von allen Menſchen in dieſer Einöde, und nährte ſich mit Wurzeln und Kräutern. Die wunderliche Lage verbarg dem Sterblichen den Zugang zu ſeiner Wohnung, und ſchützte dieſen Mann wider die ungerechten Verfolgungen der Menſchen.

Große Fichtenbäume verbreiteten ihr dunkles Grün über ſeine Hütte, und eine große Linde umſchattete das niedrige Dach, das aus Baumrinden gezimmert war. Zwey Vogelbeerbäume ſtanden an dem Eingange, und Haſelſtauden umgrenzten den kleinen Garten, der die Nahrung ſeinem Eigenthümer gab. Unweit davon rauſchte ein Quell von einem Felſen, ſtürzte ſich brauſend über Steine hinab, und verlor ſich in einem blühenden Thale in ſchlängelnden Bächen. Seitwärts wölbten ſich verſchiedene Geſträuche zu angenehmen Lauben, und Amſeln und Droſſeln baueten in ſelben ihre Neſter.

Gegen Mittag ſtand eine majeſtätiſche Eiche; auf ihr ruhete der Geyer oft aus, wenn er ermüdet von ſeiner Beute zurückkam, und der Steinadler beſah oft von ihren Anhöhen mit ſeinem durchdringenden Blicke die herumliegenden Thäler.

Gegen Abend ragte aus der Mitte von ſchwarzen Tannengebüſchen eine dürre Eiche empor, und Raubvögel und Raben ſaßen oft auf den blätterloſen Wipfeln, und ſchrien ihren rauhen Geſang in die melancholiſche Gegend hinab.

Gegen Aufgang der Sonne war ein wildes Roſengeſträuch, das am Morgen mit Thautropfen behangen, wie geziert mit Diamanten ſchimmerte; unweit von dieſem Geſträuche ſtand ein Altar auf Felſenſteinen gebauet, und am Morgen dampften Wachholderſträuche in majeſtätiſchem Rauche auf, und verbreiteten weit umher ihre Gerüche.

Gegen Untergang war unter wilden Jasminen ein Raſen erhöht, auf dem der Einſiedler oft ſaß, die letzten Strahlen der Sonne empfing, und das Abendroth bewunderte, das die einſchlummernde Gegend mit Karmin bemalte. Da, von dieſer Anhöhe blickte er oft in die Entfernung hin auf die offene See, wo das Herwälzen der ſchäumenden Berge von Waſſer, das unaufhörliche Rauſchen und Schlagen der tauſendmahl tauſend Wellen die Majeſtät der Gottheit verkündigte. Da ſah er den Wallfiſch, wie er ſich im brauſenden Meere umkehrte, und wie Ströme von Waſſer aus ſeinem Rachen aufſtiegen, und ſich wie Säulen von Cryſtalle im Scheine der Sonne ſpiegelten.

Zwanzig volle Jahre lebte der Einſiedler in dieſer Gegend, und weihte die Stunden ſeiner Tage den Betrachtungen und dem Gebethe; oft ſaß er ſchwermüthig da, ſtützte ſein graues Haupt auf ſeine Hand, und dachte über die Bosheit der Menſchen nach. — Glücklich bin ich! rief er oft aus, der ich wie ein Verſtorbener für den lebenden Schwarm der Menſchen bin; meine Gegend ſchließt mich ein wie das Grab, und in allen Welttheilen bin ich vergeſſen, wie ein Menſch, der in die Erde verſcharret iſt. Allein, dieſe Einſamkeit führte mich in den Tempel der Weisheit, und zeigte mir die Wahrheit in ihrem Lichte, die in der Welt weit umher Schatten und Finſterniſſe umhüllen. — Was iſt der Menſch? — Erſchaffen zu unendlichen Dingen, an Fähigkeiten gleich einem Engel, und oft wieder durch ſeine Handlungen niedrig wie ein Wurm, und böſe wie eine Schlange. — Seine Seele ſchwingt ſich wie der Adler zu der Sonne, und ſein Herz ſenkt ſich in die tiefſte Pfütze abſcheulicher Leidenſchaften. Der Keim ſeines Glückes liegt in ſeinem Herzen, und

Bosheit reißt die Wurzel der Tugend aus der Seele, und pflanzet vergiftete Geſträuche des Laſters in die leere Stäte.

Schwach, wie ein Moosrohr, das dem Hauche der Winde weichet, iſt der Menſch, und wie ein Schatten und Luftgeſicht verſchwindet die eingebildete Größe der Sterblichen.

Ungewiß ſeines Lebens, ſchwebt der Menſch jede Stunde am Rande des Grabes; und er, der Sklave einer Minute, entwirft Pläne der Ewigkeit!

Sterblich, wie ſeine Brüder, ſucht der Held täglich neue Eroberungen; unter ſeinem Schwerte ſinken ſterbende Menſchen, und erkaufen mit ihrem Blute größere Umkreiſe der Erde für den, den einige Schaufeln voll Koth in einem ſpannenlangen Raume decken werden.

Dieſes Weſen, das ſich Menſch nennet, ein Sklave der Luft, das Opfer eines giftigen Inſekts, mehrern Gebrechlichkeiten unterworfen, und mehrerer Krankheiten Raub, als meine Sinne im Stande ſind, Fibern im Nervenbau eines Polyps zu denken; — gebrechlich, wie ein Glas, und ſchwach, wie eine Seifenbläſe, die den Strohhalm des Knaben verläßt, in die Luft ſteigt, und zerplatzet; vorübergehend, wie die Zeit; verſchwindend, wie ein Bliz am kühlen Sommerabend; niedrig, wie die Pflanze im Moos; unbedeutend, wie der Staub, den eine Mücke von ihren Flügeln ſchüttelt; und dieſes Weſen unternimmt Thaten zum Untergang ſeiner Brüder! — Dieſes Weſen, das verlöſcht, wie eine Rakette, das in die Luft ſteigt, und kein Zeichen ſeines Andenkens hinter ſich läßt! — So dachte der Einſiedler oft, wenn er am Abend die ſinkende Sonne ſah, wie ſie ihr Antlitz von den Thorheiten der Menſchen wandte, und mit Schatten die Werke der Finſterniß deckte.

Heiliger Schauder mitternächtlicher Stunden! ſenke dich ſchnell vom Himmel herab, und verſetze den tugendhaften Sterblichen in die Gegend der Ruhe, wo er unbehorcht der Gottheit ſeinen Jammer klagen, und ungeſehen Thränen der Menſchlichkeit weinen kann!

Ach! wie athmet meine Seele von dem Geräuſche der Welt nach den Stunden der Ruhe, wo es ihr vergönnt iſt, bey der düſteren Lampe in melancholiſchen Gedanken luſtzuwandeln! Heilige Einſamkeit! auch du biſt die Vertraute meines Herzens; deine geräuſchloſen Stunden ſind wonnevoller als die Feſttage der Könige, wo ſich oft das Laſter in Seide brüſtet, und die Tugend in Lumpen betteln gehet! — Es wird Nacht, die Sterne funkeln am Himmel, der Schlaf breitet ſeinen Fittig weit umher aus, und Könige und Sklaven unterliegen ſeinem Szepter. Du, der du Gefühl haſt, reich mir deine Hand, wandle mit mir in dieſen einſamen Stunden herum, und beſuche die Ruheſtätte der ſchlafenden Sterblichen! Aber nein, beſuche ſie nicht! — Du würdeſt zurückſchaudern über die Pläne der Bosheit, die in den Schlafzimmern manches

Böſewichts liegen. Beſuche ſie nicht die ſchlafenden Sterblichen! Du könnteſt den Böſen wieder zu neuen Schandthaten aufwecken. — Danke dem Himmel, daß er ruht! Wenigſtens iſt die Menſchheit einige Stunden vor ihm ſicher.

Dem Weiſen gab die Gottheit dieſe Stunden, daß er ungeſtört heiligen Betrachtungen nachhängen kann, um die Wege der Tugend zu ſuchen. Der Schlaf feſſelt den Arm des Böſewichts, ſeine Hand ſtreckt ſich nun nicht aus nach dem Raub des Gutes einer armen Waiſe, oder nach dem Vermögen einer troſtloſen Witwe. Der Mund des Höflings ſchweigt; Schmeicheley und Unwahrheit weichen von ſeinen Lippen, und erwarten die Stunden des Tages, um wieder Beſitz von ſeiner Zunge zu nehmen.

Stille herrſcht im Tempel der Gerechtigkeit, und kein Lärm thörichter Sachwalter verdrängt die Stimme der Unſchuld, oder erkauft gemiethete Sprüche gewiſſenloſer Richter.

O wie iſt es Einem doch ſo wohl um das Herz, ſich ſagen zu können: Nun werden doch einige Stunden über wenigere Thorheiten ausgeübt, wenigere Laſter vollbracht! Aber wie traurig iſt doch auch der Gedanke, daß die Hälfte der Menſchen ſchlafen muß, um dem Tugendhaften Ruhe vor den Anfällen der Bosheit zu gönnen! Doch — was ſoll meine Ueberlegung? der Morgen grauet ſchon, und die Menſchen werden bald wieder zu böſen Thaten erwachen; uneingedenk, daß der Tod einſt in längerem Schlummer ihren Körper feſſeln wird, werden ſie Thaten der Bosheit ausüben, als hätten ſie keine rächende Gottheit zu fürchten. Edle Schöpfung! wie wirſt du entſtaltet! Ich will meine Augen von den Schandthaten wenden, die die Sterblichen ausüben, will meinen Einſiedler wieder aufſuchen — unter fürchterlichen Klippen, entfernt von Palläſten, den Aufenthalt der Tugend ſuchen.

Doch, wo bin ich? Da iſt nun die Einöde nicht mehr, wo ich war. Ein dumpfes Gewölbe umgibt mich, meine Schritte gleiten durch einen finſtern Gang, eine düſtere Lampe verbreitet ihren traurigen Schimmer. Ein abgezehrter, elender Greis ſitzt hier auf einem Felſenſtück; ein Ziegenfell umgibt ſeine Lenden, und ein langer, eisgrauer Bart umſchattet ſeine Bruſt. Ein junger, edler Ritter ſitzt zu ſeiner Seite; aufmerkſam hört er jedes Wort, das der Alte ſpricht. Ich will näher treten. Himmel! was ſeh' ich! — es iſt Herman.

Als das Geſpenſt den Herman in die unterirdiſche Höhle führte, ſprach es zu dem Ritter:

»Dein Muth gefällt mir, junger Held! und dein edles Betragen gab mir Beweiſe deiner guten Seele. Ich bin weder ein Geiſt, noch ein Geſpenſt, ſondern ein Menſch, wie du biſt. Zwanzig volle Jahre verlebte ich hier, abgeſondert von allen Menſchen, in dieſer Wildniß, um die ſchrecklichſte aller Thaten, die die Menſchheit je ſah, zu beweinen. Höre mich an!

Ich will dir meine Geſchichte erzählen; und biſt du fähig, Ruhe in meine kummervolle Seele zu gießen, ſo will ich dich für einen Engel halten, den die Gottheit mir geſandt hat, mir die Vergebung meiner Sünden anzukünden. Setze dich auf dieſen Stein, und höre meine Geſchichte!« Der Ritter ſetzte ſich, und mit mitleidiger Hand trocknete er die Thränen aus dem Auge des Greiſen, der ſeinen Blick zum Himmel hob, und nach einer Weile ſo anfing: »Ich war ein Ritter wie Ihr, und mein Geſchlecht iſt weit umher berühmt; auf Tugend und Tapferkeit gründete ſich der Stolz meiner Ahnen. Als ich noch ein Knabe war, loderte die Begierde nach Ruhm ſchon in meinem Buſen, und Ehrgeiz wurde bald zu meiner herrſchenden Leidenſchaft. Mein ſtolzes Herz konnte es nicht ertragen, daß Jünglinge meines Alters auf der Bahn wetteiferten. Jede edle That, die einer meiner Zeitgenoſſen ausübte, ſah ich mit Scheelſucht an, und jeden haßte mein Herz unverſöhnlich, der es mir an Muth oder Tapferkeit bevorthun wollte.

Dieſe unſelige Leidenſchaft, die ſich täglich mit mehrerer Gewalt meiner Seele bemächtigte, war die Urſache meines Unglückes; ſie zerſtörte meine ſchönſten Ausſichten, und das Glück meiner Tage.

Unweit von meiner Veſte lebte ein anderer junger Ritter, den die ganze Gegend wegen ſeines Muthes verehrte. Er hob Manchen aus dem Sattel, und erkämpfte manches Panier. Das war genug, daß mein Herz ihn wie den ärgſten meiner Feinde haßte. Schon erwachten in meiner Seele die abſcheulichſten Gedanken, ſchon entwarf mein Herz Plane, ſchwarz wie die Nacht, zu Horvarts Verderben. Jahre lang brütete mein Geiſt über die Unthat, ehe ich ſie in Ausübung brachte; aber, immer vereitelten mir verſchiedene Hinderniſſe mein Vorhaben, und verzögerten die Vollbringung meines Entſchluſſes. Es fügte ſich endlich gar, daß ich das Liebenswürdigſte der Mädchen kennen lernte, und daß eine ſanftere Leidenſchaft die Oberhand im meinem Herzen erhielt. Ich liebte; und wie die Liebe in meiner Seele zunahm, verminderte ſich der Haß gegen Horvart. Ich brachte es ſo weit, daß ich ihn erſt gleichgültig ſehen, endlich gar Freund nennen konnte.

Am Tage, an dem ich Ema, denn ſo hieß meine Geliebte, die Hand gab, war Horvart an meiner Seite, und ein Kuß verſiegelte meinen Haß, und ich ſchwur ihm ewige Verſöhnung.

Niemand war glücklicher als ich, nach den Tagen der Hochzeit. Meine Ema war Alles für mich, und alle meine Freuden beſchränkten ſich auf die Liebe meiner Gattinn.

Die Tage des Glückes rollen für den Sterblichen ſchneller vorüber, als der Laufwagen eines Ritters rollen könnte, wenn der Preis der Olympiade eine göttliche Schönheit wäre.

Mein Glück, guter Ritter! war von kurzer Dauer.

Acht Monathe lebte ich an Ema's Seite, und Ema gab mir ſchon Hoffnung, das ſchönſte Geſchenk der Liebe mir zu geben: als ein benachbarter Edler einige Ritterſpiele gab, und unter Andern auch mich zum Feſte bat. Ach! hätte ich meiner Ema gefolgt — hätte ich ihr Flehen gehört, ich würde nicht in den Abgrund des Verderbens gefallen ſeyn! Geh nicht, Geliebter! ſprach ſie, und ſchone deines theuren Lebens! Es iſt nun nicht mehr dein; deine Ema, und das Weſen, das ich unter meinem Herzen trage, hat Anſprüche auf dasſelbe. Warum willſt du unſer Glück, einer eingebildeten Ehre wegen, auf die Spitze ſtellen, und alles das, was deiner Ema theuer iſt, der Untreuheit einer Lanze anvertrauen? Bleibe! Aber nein, ich blieb nicht. Mit neuem Feuer glimmte die Flamme des Ehrgeitzes in meinem Buſen auf. Ich gab mein Wort, bey dem Ritterſpiele zu erſcheinen, und konnte es nicht mehr widerrufen. Den Tag will ich ewig nicht vergeſſen, an dem ich in voller Rüſtung vor meiner Ema ſtand; ſie band mir die Schärpe um den Leib, die mir ihre Liebe geſtickt hatte, und da ſie ihre Arme um mich ſchlang, rollten Thränen aus ihrem Auge, und netzten meinen Harniſch. Es war Zeit, ich konnte mich nicht länger verweilen; noch einen Kuß meiner Ema, dann ſprang ich auf mein Pferd, und eilte ſpornſtreichs dem Ritterfeſte zu, wo das Gefecht war.

Viele Edle und Ritter waren da verſammelt, unter Andern auch Horvart. Der Streit fing an, und Horvart erhielt den Preis. Es war kein Ritter, den er nicht aus dem Sattel hob, oder im vollen Rennen vom Pferd ſtürzte, und keiner war ſeiner Stärke und Geſchicklichkeit gleich. Das war genug für mein neidiſches Herz; die alte Feindſchaft erwachte wieder in meinem Buſen, und ich haßte Horvart ſtärker als jemahls. Kaum war das Rittergefecht vorüber, ſo entfernte ich mich, brachte drey Tage lang in einem Walde zu, wartete auf Horvart, und mein Entſchluß war, ihn zu morden.

Mittlerweile, als ich wie ein Straßenräuber in Wildniſſen herumzog, erwartete mich Ema mit Ungeduld. Den Tag des Ritterfeſtes feyerte ſie mit Faſten und Bethen für ihres Gatten Wohl, und rechnete emſig nach, wann ich wieder kommen ſollte.

Zwey Tage, wie ich Alles hernach erfahren habe, wartete ſie an der Heerſtraße vergebens, und ging am dritten vor Aufgang der Sonne ſchon wieder dahin. Oft ſah ſie von Weitem Staub, eilte mit offnen Armen vorwärts, und fand ſich immer betrogen; fremde, ihr unbekannte Ritter zogen vorüber. Schon ſank die Sonne hinter die Berge, ſchon war es Abend, als ſich ein neuer Staub erhob, und ein neuer Trupp von Rittern und Reiſigen anzog. Ehrenveſte Ritter! ſagte Ema, verzeiht meiner Neugierde; wo kommt ihr her?

Die Ritter. Edle Dame! wir kommen von dem Rittergefechte, das ein Edler in der Nachbarſchaft gab.

Ema. Wer kämpfte am beſten?

Die Ritter. Horvart.

Ema. Und mein Gemahl? habt ihr ihn nicht geſehen? iſt er verwundet? krank?

Die Ritter. Keines von beyden, edle Frau! Er verließ am Kampftage noch das Feſt, und wir glaubten, er würde wieder zu ſeiner Ema zurück ſeyn.

Ema war äußerſt für mich beſorgt; noch denſelben Abend ſuchte ſie mich auf, ging bis an Horvarts Veſte, und glaubte, mich dort zu finden. Horvart, der im Herzen mein Freund war, und den ich unverdient haßte, nahm Ema mit aller Freundſchaft auf, wies ihr ein Zimmer an, ließ ſein Pferd ſatteln, nahm einige Reiſige zu ſich, und ſuchte mich die Nacht über auf, ob ich mich vielleicht nicht verirrt hatte.

Ema lag ſchlaflos in Horvarts Veſte, und beſchäftigte ſich mit meinem Andenken. Mittlerweile ſchlich ich, der ich von dieſem Allen nichts wußte, in Horvarts Burg, und da Alles ſtille war, näherte ich mich dem Zimmer, wo ich ehevor reden hörte, wo Ema war, und hielt es für Horvarts Schlafgemach. Mit gezücktem Dolche öffnete ich die Thüre; ich hörte eine Stimme, die mich anrief, aber ohne zu überlegen, verblendet durch Rache, ſtieß ich der Perſon den Dolch in die Bruſt, die ſich mir näherte. Aber wie ſchrecklich erwachte ich von meinem Taumel, als ich Ema's Stimme hörte; ſie lag im Blut, und Todesröcheln war ſchon auf ihren Lippen. Meine Verzweiflung war unbeſchreiblich, und mein Unglück übertraf alle Grenzen, als ich aus ihrem ſterbenden Munde noch Horvarts Unſchuld hörte. Sie ſtarb. Verzweiflungsvoll verfluchte ich mich, der ich meine Gattinn und mein Kind mordete, und floh in die Tiefe dieſer Wildniß, wo ich mich der Zeit über mit Seufzen nährte, und mit Thränen tränkte. Ewig unvergeßlich wird mir der Auftritt der ſchaudernden Nacht ſeyn, in der ich die ſchrecklichſte That, die die Menſchheit je ſah, verübt habe. Noch däucht mir, ich ſehe, wie Ema's Schlafgemach vom Monde düſter beleuchtet iſt; noch däucht mir, ich ſehe den ſchwarzen Schatten, den ein großer Tannenbaum, der außerhalb dem Fenſter ſtand, in die Mitte des Zimmers warf; noch ſeh' ich Ema in Blut liegen, noch höre ich ihre Stimme: Unſeliger! Du tödteſt deine Gattinn, und dein Kind.

Ach! wer iſt unglücklicher als ich. Ritter? Und kann der Ewige mir meine Laſterthaten verzeihen?

Ja, erwiederte Herman, er verzeiht dir, denn er gibt dir deine Ema, und deine Kinder wieder zurück; höre! beuge dich tief zur Erde, und bethe die ewige Vorſicht an!

Deine Ema lebt noch; die Wunde, die du ihr verſetzteſt, war nicht tödtlich; durch Horvarts Sorge wurde ſie wieder vollkommen hergeſtellt, und nach einem Monate gebar ſie eine Tochter und einen Sohn, die auch noch leben, und ihren Vater ſchon oft beweinet haben. Was ſagſt du mir? ſagte der Alte, iſt es ein Traumgeſicht, oder Wahrheit? Wahrheit iſt's, Wahrheit, denn der dich nun umarmet, der dich nun an ſeinen Buſen drückt, dieſer junge Ritter, den du nun vor dir ſiehſt, dem du nun deine Hand auf ſein Herz legeſt; der iſt Herman, dein Sohn, der bin ich!

Thränen und Umarmungen waren hier Ausdrücke und Worte, und der Alte konnte ſich von ſeinem Erſtaunen kaum erholen.

Mittlerweile, als Herman ſeinen Vater fand, traf Reinhold ſeine Ludmilla bey dem Einſiedler an, von dem wir oben erzählten. Durch die Höhle, in die Reinhold ſich wagte, führte ein verborgner Weg bis zur Einſiedeley. Reinhold verfolgte die Löwinn, und Ludmilla, die ſich von der verfolgenden Beſtie zu retten ſuchte, eilte durch die nämliche Kluft, und ſchon lag ſie ohnmächtig zu Boden; ſie würde des Todes geweſen ſeyn, wenn ſie nicht der Einſiedler von den Klauen des Raubthieres gerettet hätte; noch war der Einſiedler beſchäftigt, heilenden Balſam, aus Kräutern gepreßt, in Ludmillens Wunden zu gießen, als Reinhold daher kam, und vor Freude, ſeine Ludmilla gerettet zu finden, dem alten Einſiedler um den Hals fiel, ihn mit Thränen benetzte, und mit Küſſen überhäufte. Reinhold erwartete bey dem guten Alten Ludmillens Geneſung, die auch bald durch die Sorgfalt und geſunde Lage des Orts vollkommen hergeſtellet wurde.

Schon bereiteten ſie ſich zu ihrer Abreiſe, als auch Herman und ſein alter Vater bey dem Einſiedler eintrafen. Glück und Freude war in der Hütte, wo Vater und Sohn, Gatte und Geliebte ſich fanden. Sie hielten ſich noch ganze acht Tage lang in der Gegend auf, und feyerten der Gottheit das Feſt ihrer Wiedervereinigung. Nach Umlauf dieſer Zeit begleitete ſie der Einſiedler, dem alle Wege der Wüſteney bekannt waren, bis auf die Heerſtraße; da kehrten ſie zurück auf ihre Veſte, und überhäuften mit Freuden Hermans Mutter. Ludmillens Hochzeit wurde gefeyert, und Gott ſegnete noch den alten Herman, und gab ihm die Freude, edle Enkel zu ſehen.

⁂

Unter der Hülle von Mährchen liegt manche wahre Geſchichte verborgen, und Gegenden, die wegen Geſpenſtern verſchrieen ſind, waren meiſtentheils Aufenthaltsörter unglücklicher Menſchen. Der, der Muth hat, kann manches Räthſel der Natur entdecken, aber wer hat Muth, wahren Muth? Der allein, der wahre Tugend beſitzt.

Harwort und Leonore.

Eine Scene aus dem Leben edler Seelen.

Die Sonne endete allmählig den herbſtlichen Tag, begrüßte noch mit den letzten Strahlen im röthlichen Glanze die Spitzen des fernen Gebirgs und winkte den Abend herein, als Leonore noch unter der jahrestolzen Linde ſaß, die vor ihrer Hütte ſtand, ängſtlich die Wiederkunft des Gatten erwartend, der hingegangen war, im nahe gelegenen Städtchen ein kleines Geſchäft zu beſtellen. Sorglos und unbekannt mit dem Kummer der leidenden Mutter ſpielten ihre Kinder um ſie im Kreiſe herum, und tändelten ſich die bangen Stunden weg, da die zärtliche Gattinn traurig und ahnungsvoll harrte.

Nur Albert, die erſte Freude ihrer glücklichen Liebe, ſchmiegte ſich an die Mutter, koſte ihre roſigen Wangen, und gab nicht nach zu fragen: Ach! kömmt der Vater nicht bald? — He, Mutter! wann kommt er? — Ach! noch konnte kein tröſtlicher Blick den Knaben begnügen, noch ſah er die Stirne der Mutter umwölkt, und nun — zum erſtenmal quälte ſein gutes, ſchuldloſes Herz, das noch kein inneres Leiden gekränkt hatte, Angſt und zagendes Sehnen. Albert weinte; Leonore drückte ihn an ihren Buſen, küßte ihn, und eine heiße Thräne — eine aus den Tauſenden, die ihr das feindliche Schickſal ausgepreßt — ſtürzte aus ihrem Auge. — Armes Kind! ſeufzte ſie, als dich der Himmel mir gab, da waren noch glückliche Tage, und nun — mit mir das Opfer der Verfolgung, der Raub des Unglücks! Was werden noch für ſchreckliche Leiden deiner warten? —

Schon verbreitete der nachbarliche Mond ſein blaſſes Licht, das ihm die gutthätige Sonne borgt, über die thauende Erde; die Sterne ſchmückten den blaulichten Himmel, und Harwort kam noch nicht.

Das Jahr älterte bereits gegen den Winter; der rauhe Nord durchſtrich mit brauſendem Fittige die Lüfte, und ein nächtlicher Froſt ſchauderte über der Erde. Die Kleinen verließen jetzt ihr Spiel und ihre Scherze, von der Kälte verſcheucht, und drangen alle in die Mutter mit wimmernden Flehen, zurück in die Stube zu kehren. — So gerne ſie auch — die nunmehr des Ungemachs gewohnte Dulderinn — den ſtarrenden Froſt gelitten, und da ihren ſäumenden Harwort erwartet hätte, ſo verließ ſie doch die Linde, und kehrte in die Stube zurück.

Nach einer Stunde kam Harwort, pochte ans Thor, und führte an der Hand einen Mann hinein, der mit ſchwankenden Tritten ſeinem Grabe zuzuſtolpern ſchien. Todtenbläſſe hatte ſein Geſicht bedeckt;

ſeine Stirne war mit einem weißen Tuche verbunden, und der rechte Arm gelähmt.

Da, ſagte Harwort, hab' ich dir einen Gaſt gebracht; heiß ihn willkommen: aber vor Allem, liebes Lorchen, ſorge, daß wir den Unglücklichen aus ſeinem Zuſtande bringen. Du haſt doch etwas Eſſig im Hauſe, daß wir ihm ſeine Wunden reinigen? Auch werden wir Ueberſchläge brauchen. Sieh nur, was du in Eile zuſammenbringſt. Und Lorchen, mit einem mitleidigen Blicke auf den Fremden, lief eilig zum Brunnen, und ſchöpfte erſt Waſſer, dann brachte ſie etwas Wein, und glücklicher Weiſe fanden ſich auch noch in einem Schranke einige Ueberreſte der balſamiſchen Holderblüthe verſteckt, die Lorchen zur Nothhülfe verunglückter Menſchen ſammelte. Nun lief ſie der Küche zu, und kochte aus aromatiſchen Kräutern zertheilende Ueberſchläge.

Harwort ſah, als Leonore ſich entfernte, mit einem vielſprechenden Blicke zum Himmel, und eine Thräne entfiel ſeinem Auge — unverſtändlich Allen, die den Fremden nicht kannten und Harworts Geſchichte nicht wußten. Albert und Fritze, Franz und Lischen drängten ſich um den Vater herum, überhäuften ihn mit Küſſen und Liebkoſungen, und fragten in die Kreuz und Queere, daß er ſich nicht genug hören konnte. Nachdem der erſte Strom von Freude ſich gänzlich ergoſſen hatte, zog endlich auch der Fremde ihre Aufmerkſamkeit auf ſich, der anfangs nur mit einem flüchtigen, ſtaunenden Blicke beſehen wurde. Albert wagte es, der erſte, ihn näher zu betrachten, und als er ihn ſo übel zugerichtet ſah, fragte er ihn: Biſt du gefallen, Herr? — Das wird dir wohl recht wehe thun? —

Mittlerweile nahm Harwort dem Fremden die Binde von der Stirne, wuſch und ſalbte ihm ſeine Wunden. Nun wollte er ihn auch entkleiden; aber der Arm war unterdeſſen ſchon ſo ſehr angeſchwollen, daß man den Ermel vom Rocke ſchneiden mußte. Jetzt kam auch Lorchen, und Beyde bemühten ſich zur Hilfe des Kranken. Er ſprach wenig, und was er redete, waren Ausdrücke des Schmerzes, Staunen über ſeinen Zuſtand und des ihm unbekannten Orts und der Leute, die er um ihn beſchäftigt ſah; denn in der erſten Betäubung wußte er von Allem nichts, was mit ihm geſchah und jetzt noch waren ſeine zerrütteten Sinne keines klaren Begriffes fähig.

Man legte ihn in ein ſchlechtes Bette, das einzige, das für die Unglücklichen Ruheſtätte war, um ihm einige Erholung zu verſchaffen.

Während dem war Lorchen an Harworts Seite, erzählte ihm, wie bange ihr ſein langes Ausbleiben gemacht hätte, und nach Dieſem war das Erſte, wie ihn zu fragen, wer denn der Fremde ſey? wie ihm dieß Unglück begegnet, und wie Harwort ihn angetroffen habe?

Seinen Namen kann ich dir noch nicht ſagen, erwiderte Harwert, aber das Uebrige will ich dir alles erzählen

Ich wurde wider Verhoffen in Pinau ſo lange aufgehalten, daß ich erſt gegen Abend auf den Weg kam, doch war mir's nicht leid, denn mein Gewerbe ging glücklicher, als ich gehofft; allein Das ein andermahl. Ich eilte ſo viel ich konnte, von Freude und Liebe geſpornt, und als ich ſo bis gegen eine Viertelſtunde näher kam, da hörte ich in der Ferne von etwa hundert Schritten im ſauſenden Galopp über Stein und Stock reiten; ich ſah mich darnach um, und kaum — da wollte der Reiter über den tiefen Graben, der zwiſchen den Feldern und der Heerſtraße liegt;, das Pferd ſtürzte, und weg aus den Augen war Pferd und Mann, als hätte ſie die Erde verſchlungen. Ich eilte hinzu, und fand den Unglücklichen leblos auf der Mähre liegen, die zum Glück alle Viere wie todt von ſich ſtreckte, daß ich ſicher zu Hülfe kommen, und ihn aus dem Graben ziehen konnte. Das Blut floß ihm in großen Strömen aus Mund und Naſe und den Wunden, die er ſich in die Stirne gefallen hatte. Ich führte ihn zu dem nächſten Bächlein, das uns auf dem Wege aufſtieß, wuſch ihm da ſeine Wunden, ſo gut als es die Eile litt, und trachtete damit aus allen Kräften nach Hauſe. Aber die etlichen Schritte machte er mir ſo bang, daß mir der Schweiß Alles durchweichte. Er ſank von einer Ohnmacht in die andere, und ich dachte nicht, ihn lebendig unter Dach zu bringen. Den kurzen Weg haben wir in länger als einer Stunde gemacht.

Lieber Gott! rief Lorchen: der arme Mann! Vielleicht harret ſeiner auch ein liebendes Weib zu Hauſe; wie wird ſich die grämen! vielleicht hat er auch Kinder! — Ach! wie glücklich bin ich noch, daß ich dich wieder habe — geſund: Wie elend wären wir jetzt! Aber was wollen wir weiter mit ihm machen? Wir können ihn nicht pflegen; unſere Thränen heilen ihn nicht, und ſein Zuſtand bedarf mehr eines Arztes, als des unthätigen Mitleids.

Das iſt freylich das Nothwendigſte, verſetzte Hanwort; ich werde alſo morgen mit Tages Anbruch einen Wundarzt holen, und ihn gleichwohl hinbringen laſſen, wohin er ſelbſt begehrt.

Gutes Lorchen! Wie wunderlich, wie unbegreiflich irre doch die Wege ſind, auf denen die Vorſicht die Menſchen führt! — Der Mann hat wohl in ſeinem Leben nicht gedacht, daß er einſt in dieſer Hütte übernachten wolle — bey uns, und doch — doch muß er. Auch wir hätten uns den Gaſt wohl nie vermuthet.

Nie, verſetzte Lorchen, am wenigſten in dieſer traurigen Lage nicht.

Lorchen! Wie gerne läßt ſich unſer Herz, das ſo viel Raum für Schmeicheleyen hat, durch liebliche Täuſchungen hintergehen! — Wir ſind gerührt, wir bemitleiden, wir weinen Zähren der zärtlichſten Theilnahme, — und das oft ſo mechaniſch — bloß eine nothwendige

Wirkung der äußerlichen Eindrücke auf unſere Sinne. Noch leidet dein Herz beym Anblicke dieſes verunglückten Fremden, noch iſt er dir werth; wie aber, wenn er ein Böſewicht wäre? — Setzen wir den Fall, du kennteſt ihn, und es wäre einer unſerer Feinde — der Stifter unſerer Müheſeligkeiten, würde dein Herz nicht vor ihm zurückbeben? — Würde der bemitleidete Unglückliche nicht ein Scheuſal in Deinen Augen werden? —

Lorchen. Und wenn er es iſt, Harwort, nein! — Er iſt unglücklich, und iſt der Unglückliche nicht einer Menſchenthräne werth? Er bedarf unſerer Hilfe; wir können ſie ihm nicht verſagen, und ſollte ſein Herz des ſchwärzeſten Undankes ſchuldig ſeyn. Du ſagteſt mir ja ſelbſt oft bey manchen Gelegenheiten: man müſſe wohl das Laſter haſſen, aber den Menſchen nie, und verwünſchteſt ſelbſt das ſchändliche Vorurtheil des größern Haufen. Seinen Feinden verzeihen, ſie lieben, ihnen Gutes thun, iſt ja eine göttliche Lehre.

Harwort. Treffliches Weib! laß dich umarmen! Verzeih! Es war nicht Mißtrauen in deine Tugend; ich kenne dein Herz; aber ich wollte dich doch vorbereiten. So höre denn, und hebe deinen Blick zum Ewigen auf, und bethe ſtaunend ſeine Vorſicht an!

Der unglückliche Fremde iſt — Frenthof.

Lorchen. Frenthof! — Gott im Himmel! — Frenthof! —

Leonore ſtieß den Nahmen Frenthof mit einem ſo heftigen Schrey aus, daß dieſer aus ſeinem Todesſchlummer erwachte. — Mit ſtarrem Auge blickte er in der Stube herum, und ſtarrte die Gegenſtände unbeweglich an, die ihn rings umgaben. Er traute ſeinen Sinnen nicht, und hielt Alles für ein Zauberbild der erhitzten Phantaſie, denn ſein Auge war nicht gewohnt auf den traurigen Zeugniſſen der Armuth und des Unglücks zu ruhen.

Harwort trat hinzu, und fragte ihn: Wie befinden Sie ſich? — Sehr ſchlecht, matt; und ach — mein Kopf — mein Kopf! — Aber — Gott! wo bin ich? Wer ſeyd Ihr?

Fürchten Sie nichts; Sie ſind in freundlichen Händen.

Bin ich nicht gefallen?

Sie ſind mit dem Pferde geſtürzt.

Ach ja! geſtürzt. Wo iſt es?

Ich glaube, es iſt todt. Doch die Mähre mag liegen bleiben, bis es Tag wird, weil nur Sie gerettet ſind.

Guter Mann! wer ſeyd Ihr?

Ein armer Mann. Doch reicher als Sie, denn mir fehlt nichts.

Euren Nahmen, Freund!

Beruhigen Sie ſich; das viele Reden erſchöpft Ihre Kräfte vollends.

O nennt mir ihn!

Warten Sie, bis mich die Sonne Ihnen nennt, und indeſſen ſammeln Sie Ihre verlornen Kräfte wieder.

Das Anſtrengen zum Reden hatte ihn in eine neue Mattigkeit geworfen, darauf er in einen ſanften, erquickenden Schlummer fiel.

So lag er, bis der Tag in vollem Glanze vom Oſten herauf ſtieg, und ſeine goldenen Strahlen das noch graue Dunkel der Morgendämmerung durchbrachen. Die Sonne zog die Nebeldecke auf, die die Nacht über die Erde verbreitet hatte, und der herrlichſte Morgen weckte die Vögel zum fröhlichen Sange, den Landmann zum Pflug, und jedes Geſchöpf zu den Geſchäften des Tages. Auch Frenthof erwachte, und das Tageslicht entdeckte ihm nun mit einem Blicke ſeine traurige Lage. Harwort trat zu ihm, und reichte ihm freundlich ſeine biedere Rechte. Noch war ihm ſein Wohlthäter unbekannt; er drang alſo von Neuem in ihn, ſich ihm zu entdecken. Freund! ſagte er, ſchenkt mir zum Ueberfluß des Guten, daß Ihr an mir thut, auch noch die Wonne, meinen Retter, meinen Wohlthäter zu kennen. Eure Umſtände laſſen mich hoffen, daß Euch mein Dank nicht unwillkommen ſeyn kann. Nicht des Dankes wegen, mein Herr, erwiederte Harwort; ich fordere keinen; ich habe — verzeihen Sie mir den Ausdruck — auf allen Dank von Menſchen Verzicht gethan. Aber wenn Sie es wollen, wenn mein Nahme Ihr Ohr nicht beleidigt, — Harwort iſt Ihr Freund.

Harwort! — Harwort! — ſchrie Frenthof, daß das ganze Häuschen von dem fürchterlichen Namen erſcholl, und ſank ſinnlos auf ſein Lager hin. Harwort erſchrack heftig, und Lorchen eilte in voller Haſt herbey, und ſchlug die Hände zuſammen. Ach Lieber! rief ſie, was haſt du gethan! Dein Name donnerte das Fünkchen Leben in ihm noch ganz zu Boden. Laß uns Hülfe verſuchen. Leonore und Harwort arbeiteten mit vereinigten Kräften, Frenthof wieder ins Leben zu bringen, und es gelang ihnen auch. Harwort achtete es aber für beſſer, ſich ſeinem Blicke eine Weile zu entziehen, und eilte nach Pinau, um den Arzt zu hohlen.

Mittlerweile kam Harwort mit dem Arzte. Frenthoft hatte ſich unterdeſſen wieder erhohlt, und der Arzt verſicherte, daß es gar keine Gefahr habe, und die Geneſung in wenigen Tagen erfolgen müßte.

Nun nahm Frenthof ſeinen Wohlthäter bey der Hand, und rief im ſchmerzlichſten Tone aus: Harwort! Harwort! mein Verbrechen an Ihnen iſt abſcheulich; aber Ihre Tugend macht mich ganz zum Ungeheuer. Die wüthendſte Rache würde mir minder ſchmerzlich ſeyn. Laſſen Sie es gut ſeyn! verſetzte Harwort; was geſchehen iſt, habe ich als eine Fügung des Himmels angenommen, und — Gott weiß es — nie fluchte Ihnen mein Herz. Aber ich wünſchte Sie ruhiger zu ſehen, um Ihnen, bevor Sie mich verlaſſen, noch eine Freude machen zu können. Hier nahm er

Franzen, den Kleinen, der immer unter Harworts Familie als ein Mitglied derſelben betrachtet lebte, bey der Hand, und führte ihn Frenthof, ſeinem Vater, zu. Er iſt Ihr Sohn, fuhr Harwort fort; der Himmel vertraute ihn meinem Herzen an, und als ein Geſchenk deſſelben war er mir immer theuer; er war der Vaterliebe werth, wie meine eigenen Kinder. Wer mag Gefühle dieſer Art beſchreiben? Schmerz und Freude theilten die Thränen unter ſich, die ſich häufig aus Frenthofs Augen ergoßen. Stumm war die ganze Scene; aber ihre Seelen drückten ſich beredter in Mienen und Geberden aus, als ein Wortſtrom des größten Redners.

O wie glücklich wäre ich jetzt, rief Frenthof nach einer Pauſe, wenn mir mein Herz keinen Vorwurf machte, wenn ich nicht von dem Wohlthaten annehmen dürfte, dem ich Glück und Ruhe geraubt habe!

Frenthof war noch zu ſchwach, um weiter reden zu können. Er erlag dem mächtigen Drange ſeines Herzens, das von den heftigſten Empfindungen ſchwoll.

* * *

Frenthof hatte kein böſes Herz; aber ſehr ſchwach, der blendenden Verführung zu widerſtehen. Er und Harwort waren ehemahls Beyde am Hofe, und hatten ſich die Gnade des Fürſten und die Achtung des Publikums durch ihre Verdienſte in einem hohen Grade erworben. Beyder Glück ſtand unerſchütterlich, wenn nicht Frenthof's Gattinn durch Leichtſinn und Ausſchweifungen, die anſehnliche Summen koſteten, ſelbſt ihren Fall befördert hätte; und Frenthof, zu ſchwach, um den Thränen eines Weibes zu widerſtehen, zu ausſchweifend in ſeiner Liebe, ihrer Verſchwendung mehr als zärtliche Vorwürfe entgegen zu ſetzen, fand ſich endlich auf's Äußerſte gebracht. Seine reichen Freunde, die er in der Ferne hatte, unterſtützten ihn öfters; allein, von den vielen Erpreſſungen ermüdet, verſagten ſie ihm jetzt allen Beyſtand. Nun nahm Frenthof zu den niedrigſten Mitteln ſeine Zuflucht, und Harwort, unbekannt mit der Schuld, mußte für den Verbrecher büßen, der ſich und ſeine Familie nicht anders mehr, als durch eine ſchändliche Kabale in Sicherheit ſetzen konnte. Allein noch immer fuhr Frenthofs Gattinn fort in ihren Ausſchweifungen; noch immer war Frenthof ſchwach, und ſah ſich von Tag zu Tag ſeinem Sturze näher. Und der ſchreckliche Zeitpunkt kam wieder, wo Frenthof ſeine Gläubiger befriedigen, und die entfremdeten Gelder, die der Staat ihm anvertrauet, erſetzen ſollte; aber Harwort war nicht mehr, und alle Quellen waren verſiegt. Frenthof entfloh, und 3 Jahre ſchleppte er die Schande und das marternde Bewußtſeyn ſeines Verbrechens im Elende herum. Mittlerweile ſtarb ſeine Gattinn, die nirgends Erbarmen fand, in dem jämmerlichſten Zuſtande. Harwort nahm ſich des kleinen Kindes an, das allein der Gefährte ihres Elendes war, dem nun das grauſamſte Schickſal drohete, und theilte es in ſeine Familie ein.

Während der Zeit gewann Frenthof das Herz ſeiner Verwandten wieder, und eine anſehnliche Erbſchaft ſetzte ihn in den Stand, ſich den Schaden, der durch ſeine begangene Untreue entſtand, zu erſetzen, und ſich neuerdings Anſehen und Kredit zu erwerben. Es waren bereits erſt einige Wochen, daß er in der Hauptſtadt erſchien, wo ihm wieder eine anſehnliche Bedienſtung gegeben wurde, als ihn der Zufall in des unglücklichen Harworts Haus führte.

Frenthof, als er gänzlich geneſen war, warf ſich vor den Thron des Fürſten, und bekannte da ſein Verbrechen, das er an Harwort begangen, und both ſich mit all ſeinem Vermögen zur Genugthuung für Harwort an. Die Geſchichte rührte das gute Herz des Fürſten, daß er dem unglücklichen Verbrecher verzieh, doch weniger ſeinetwegen als um Harworts Tugend verzieh; denn Harwort, der vor den Fürſten gerufen wurde, Belohnung für ſeine Tugend zu empfangen, machte ſich Frenthofs Gnade zur einzigen Bedingung, unter welcher er ſein neues Glück aus der Hand des großen Fürſten annehmen wollte.

Valentour,

oder die Macht der Erziehung über das Herz.

Valentour lebte am Hofe. In dem bunten Gewühle von ſo vielerley Menſchen, Schurken, Weiſen, und Narren; im Cirkus der unzähligen ſich ſtets kreuzenden Intereſſen, wo jeder mit freyem Ziegel nach ſeinem Ziele rennt; auf dieſem Schauplatze der menſchlichen Charaktere, wo ſich alle Leidenſchaften des Menſchen und ihre Masken zeigen, lernte Valentour den Menſchen, die Welt und den Gang der Dinge kennen. Sein geübter Blick durchdrang die innerſten Tiefen des menſchlichen Herzens, und die Sprache der Seelen, die ſich dem Leſekundigen mit unverkennbaren Buchſtaben auf die Stirne zeichnet, war ihm verſtändlich, wie die Sprache ſeines Landes. So bewies er dem finſtern, weltſcheuen Philoſophen, daß ſich der Menſch immer ſicherer unter den Menſchen ſtudiert, als in der einſamen Hütte, oder im Dachſtübchen bey der düſteren Lampe, wo der Philoſoph nur denkt, und nicht ſieht, den Gang des menſchlichen Herzens nach ſeinem eigenen beurtheilt, und dabey die tauſendmahl tauſend Nüanzen der Charaktere aus dem Auge verliert; ſich die Welt nach dem engen Kreiſe ſeiner Bedürfniſſe, und dem

Wahne ſeiner Phantaſie denkt. Man muß in der Welt ſeyn, um die Welt kennen zu wollen; man muß dem Menſchen zur Seite leben, um mit ihm gekannt zu werden, ſo, wie man ſelbſt muß gelitten haben, um an ſeines Bruders Leiden wahre, kräftige Theilnahme fühlen zu können.

Valentour hatte ein gutes Herz und einen erhabenen großen Geiſt. Großmuth und der Geiſt der ſtrengſten Gerechtigkeit zeichneten alle ſeine Handlungen aus, und machten ihn ſeiner großen Ahnen würdig. Herablaſſend und gefällig gegen Jedermann, nahm er Aller Herzen ein, die ſich ihm naheten; ſeine Dienſtfertigkeit ſammelte ihm einen Zirkel von Freunden, die der Stolz Anderer verſcheucht hatte, und da er ſich wenigen zu verbinden ſuchte, aus Klugheit Keinem ſein volles Vertrauen ſchenkte, wurden ſie ihm auch niemahls läſtig, nie nachtheilig. Edle liebten ihn, und die den Schalk im Herzen trugen, fürchteten ihn, weil er ſich nie einer ihrer niedrigen Handlungen mitſchuldig machte. Er kannte die Hofſtücke, die vielköpfige Kabale, den Neid und den Stolz; wußte die krummen und finſtern Schleichwege, auf denen alle die Ungeheuer kriechen, die der Leidenſchaften Kinder ſind; aber ſein Herz blieb vorwurfsfrey, und er ſah, kannte, wußte alles Dieß nur, um ſich vor den Angriffen der Bosheit zur Gegenwehr zu ſetzen, um die Minen zu fliehen, die man dem ehrlichen Manne gräbt. Traurig genug, daß uns die Kenntniß der Laſter eben ſo nothwendig gemacht wird, als jene der Tugenden! —

Wie konnte es einem ſo edlen, einſichtsvollen Manne fehlen, daß er ſich nicht nach dem Tode der Welt in ſeinem Ebenbilde ganz hinterlaſſen ſollte. Sein Sohn, damahls ein Knabe von 6 Jahren, hatte alle die Vorzüge des Herzens und des Geiſtes, die die Größe ſeines Vaters beſtimmten, von ihm geerbt; aber auch ſeine Schwächen nahm er mit in die Welt. Sein feuriges Temperament, raſche, auffahrende Hitze, und den damit unzertrennlich verbundenen Hang zu Wollüſten, alle dieſe gefährlichen Gaben der Natur waren ihm angeboren, die ihn ohne eine weiſe Erziehung gewiß zum abſcheulichſten Ungeheuer gemacht hätten.

Die Bildung ſeines Sohnes war nun Valentours vorzüglichſtes Augenmerk. —

Er entdeckte bald in dem Kinde die Keime des Laſters, und zitternd dachte er der Wahl dieſes ſeltnen Mannes nach, der den Sprößling zum künftigen Manne, zum Gatten, Vater, Bürger und Diener des Königs bilden ſollte. Er kannte die Sorgloſigkeit und Herzensleere des größten Theils dieſer Leute zu gut, die ſich Hofmeiſter nennen; die, nicht Vater, nicht Gatte, ſelten Vaterlandsbürger — oft aus der geſellſchaftlichen Kette ausgeriſſene Glieder — der väterlichen, häuslichen Sorgen, der bürgerlichen Pflichten, der Vaterlandsliebe ganz unerfahren ſind; er kannte ihre Unwiſſenheit außer einigen Schulwiſſenſchaften, ihre unlautern Gründe, die ſie zu dieſem Geſchäfte bewegen, und oft die Niedrigkeit ihres Charakters zu wohl, als daß er nicht bey dem großen Wageſtück hätte zittern ſollen, ſein Kind, das Koſtbarſte, was an dem Herzen des Vaters hängt, einem Miethlinge zu vertrauen.

Die Hauptſtadt, in die ſich alles müßige unnütze Volk drängt, wimmelte von einer unzähligen Menge dieſer Leute, die um Geld zur Hälfte Vater ſeyn wollen. Und — o wer zählt alle die geheimen Wege, die Armuth, und Eigennutz ausfindig gemacht haben, ſich zu Brot zu ſchwingen! Hier hat ſich Einer das Vertrauen einer ehrwürdigen Matrone erheuchelt, die ihn dann überall empfiehlt; da trägt das Kammermädchen den künftigen Hofmeiſter in ihrer Schürze zur gnädigen Frau, welcher ihr ſchläfriger Mann die Wahl aller Domeſtiken, folglich auch des Hofmeiſters, aus Gemächlichkeitsliebe überläßt; Jener dringt durch Kabale in die Kinderſtube, Dieſer durch Dienſtfertigkeit, oder irgend ein Talent, das ihn bey der ſchönen Welt empfiehlt. Er tanzt ſchön, kann Muſik, ſchwätzt allerliebſt in Geſellſchaften, und faſelt zum Entzücken, und ſo vielerley Geſchicklichkeiten mehr. Einige danken ihr Glück Mätreſſen und Buhlerinnen; Andere der Verwandtſchaft mit dem Kutſcher oder Kammerdiener, der ſo eben des gnädigen Herrn Günſtling oder — Spießgeſell iſt. Die Wenigſten unterziehen ſich aus Beruf dieſer ſchweren Bürde.

Valentour erkundigte ſich um einen würdigen Mann, und ſetzte ihm nebſt Tafel und Wohnung 1200 Gulden lebenslänglichen Gehalt aus.

Das Geld lockte den ganzen Schwarm feiler Menſchen herbey; täglich wurde ſeine Schwelle überlaufen, und Bittſchriften und Empfehlungen wurden ihm zu hunderten aufgedrungen. Wenn Valentour, der unaufhörlichen Plage müde, dem Portier Befehl gab, Niemanden mehr mit dieſem Geſuche bey ihm zu melden, ſo durfte er es kaum wagen, ſich auf den Gaſſen ſehen zu laſſen. Aus jeder Ecke ſchlüpfte ein Kandidat hervor, machte ſeinen unterthänigſten Bückling, und feilſchte ſich da mit nicht weniger Erniedrigung aus, als immer ein brotloſer Burſche um die Liverey bitten kann.

Auch jene, die ſchon in andern Häuſern Informatorsſtelle vertraten, ſuchten bey Valentour unterzukommen — weil Valentour zwölfhundert Gulden gab.

Die Menge der Kompetenten vermehrte ſeine Furcht bey dieſem gefährlichen Schritte nur noch mehr, und erſchwerte ihm die Wahl aufs Äußerſte. Das Klügſte, was er dabey thun konnte, war, von Allen — keinen zu nehmen.

Wie! rief Valentour aus; welche Begriffe müſſen ſich die Leute von der Erziehung machen! — Ich kann aus der Menge ſicher ſchließen, daß ſie ſich ihr Stück Brot nicht beſſer und leichter als auf dieſe Art zu verdienen glauben.

Nein! eher will ich mein Kind noch einem ehrlichen Landſchulmeiſter zuſchicken, als dieſen feilen, niedrigen Geſchöpfen preisgeben.

Endlich fand ſich doch ein Mann, der Valentours Wünſchen ganz zu entſprechen ſchien. St. Luce lebte in einem abgeſonderten Theile der Stadt, vom mißlichen Glücke und von der Verfolgung ganz aus der Welt in den engen Kreis ſeines Selbſt zurückgewieſen. Er lehrte ehemals die Moral in ſeinem Vaterlande; aber durch die Intrique eines Rivalen wurde er bald wieder vom Katheder verſcheucht. Valentour lernte ihn durch eine Schrift von der Erziehung, die ihm zufälliger Weiſe in die Hände kam, kennen, durch die St. Luce ſein volles Vertrauen gewann. Wie glücklich ſchätzte ſich nicht Valentour, endlich den würdigen Freund gefunden zu haben, den ſein Herz bereits vergebens gewunſchen zu haben ſchien. St. Luce beſaß ausgebreitete Kenntniſſe; in keiner Wiſſenſchaft Fremdling, mit den bildenden Künſten bekannt, in Sprache und Völkerkunde bewandert, und von einem untadelhaften Charakter, ſchien er alle Erwartung zu übertreffen.

Sein Äußeres war wenig einnehmend, und zeigte gar nicht den Mann von Welt; ſeine Stirne war immer umwölkt, und ein gewiſſes mürriſches Weſen ſchien alle geſellige Freude aus ſeinem Herzen gebannt zu haben. Allein Alles das ſah man gern als eine Folge ſeiner traurigen Schickſale an, und hoffte durch Verbeſſerung ſeines Glücks ſeinen Geiſt wieder aufzuheitern. Indeſſen blieb er doch in Rückſicht ſeiner übrigen Vorzüge unter Unzähligen der Einzige.

Der rege Geiſt des Menſchen, dem eine Welt nicht Raum genug hat, wie ſollte er in dem engen Zimmer, worin der junge Valentour immer eingeſchloſſen wurde, ſich beruhiget haben? Dazu das tägliche Einerley der Geſchäfte, — ja auch der Erhohlungen, was St. Luce aus einem nicht allzurichtigen Begriffe Ordnung nannte, mußten den Knaben manchmal zu kleinen Auswegen aus ſeinem Geleiſe reitzen.

Das ſtets ernſte, pädagogiſche Betragen ſeines Lehrers machte, daß er in ihm mehr den Hofmeiſter fürchtete, als den vertraulichen Freund liebte.

Valentour bemerkte dieß eher als St. Luce, und ſah gleich die Gefahr ein, der ſein Sohn bey dieſer Lebensart ausgeſetzt war.

Er erlaubte ihm daher öfters kleine Zerſtreuungen, verſtattete ihm den Zutritt in Geſellſchaften, und wählte ihm aus der edlern Klaſſe des Adels einige Geſpielen, um ſo den Jungen mit Welt und Menſchen bekannt zu machen, und ſeinen Geiſt zu beſchäftigen.

Wirklich war dieß der einzige ſichere Weg, den Valentour einſchlagen konnte, und der Vater fand ſeine Abſicht ganz erreicht.

St. Luce war aber damit minder zufrieden. Die Geſellſchaft beſteht nicht aus guten Menſchen allein, ſagte er, auch Ungeſittete befinden ſich darunter, und das verſteht ſich vom Knaben bis zum Manne; was er alſo auf einer Seite gewinnt, wird er auf der andern verlieren. Er wird Menſchen kennen lernen, er wird ſich mit Anſtand in einer Geſellſchaft zeigen lernen; aber jetzt, in dem Alter, allen Eindrücken offen, wird er auch die Thorheiten des vergoldeten Haufens auffangen; vielleicht auch das Laſter, das ſeine Diener überallhin begleitet, und, ſo glänzend es ſich von Außen zeigt, blenden muß — auch das Laſter wird er lieb gewinnen.

Grundſätze müſſen alſo zuvor ſein Herz inne haben, um der Thorheit und dem Laſter den Eingang zu wehren.

Auf dieſe Art, verſetzte Valentour, müſſen Sie ihn ganz von Menſchen und Welt entfernt halten; wie iſt das möglich?

St. Luce. Das wohl nicht. Aber mit ſo Wenigen in Geſellſchaft als ſeyn kann. Und die Welt, däucht mich, läßt ſich am beſten und ohne Gefahr in der Geſchichte zeigen.

Valentour. Nu! war die Vorwelt beſſer als unſere? finden Sie nicht in der Geſchichte gute und böſe Menſchen untereinander? So wie Sie darin Beyſpiele von den ſchönſten Tugenden finden, ſo treffen Sie im Gegentheil wieder die ſchändlichſten Bubenſtücke an.

St. Luce. Das verſchlägt mich nicht. Die Geſchichte iſt eine Bühne, die uns mit einem Blicke die Tugend und das Laſter zeigt; wir ſehen auf einmal den ſchrecklichen Abſtand zwiſchen Beyden, und unſer

Herz läuft die Gefahr nicht dabey, verdorben zu werden, der es dann, ausgeſetzt iſt, wenn wir die Welt durch die Welt ſelbſt kennen lernen müſſen.

Valentour. Aber läuft er nicht Gefahr, da er Alles, Gutes und Böſes vor ſich ſieht, ſo oft die Tugend fallen, und das Laſter ſteigen ſieht, daß ihn Beyſpiele des Böſen mehr reitzen, als jene des Guten? Er iſt ehrgeitzig, zum Beyſpiel, findet er nicht tauſend Siege des Stolzes, die ſeinem Ehrgeitze ſchmeicheln?

St. Luce. Das iſt nun mein Thun, ihm das Wahre von dem Falſchen zu unterſcheiden; ihn vor dem Betrug zu warnen, den der äußere Schein der Dinge ihm droht.

Valentour. Nun, mein Herr! habe ich Sie, wo ich Sie haben wollte. Der Menſch braucht einen Führer; ihn ſucht' ich an Ihnen für meinen Sohn, und hoffe, ihn gefunden zu haben. Er wird unbeſchädigt an der Hand ſeines Mentors ſich durch die Gefahren der Welt drängen; er wird Thorheiten ſehen, und wenn Sie ihm zeigen, daß es Thorheiten ſind, wird der falſche Schimmer ein Herz nicht mehr beſtechen können; er wird das Laſter verabſcheuen, weil Sie ihm den Werth der Tugend reitzender gemacht haben. Dann verbinden Sie die Geſchichte damit, und Sie können Ihren Zweck nicht verfehlen. Die Geſchichte allein, ohne praktiſchen Umgang mit der Welt, iſt nicht nur unzureichend, ſondern ſogar ſchädlich. Sie führet den Menſchen in eine Welt, die nicht mehr die unſrige iſt; macht ihn mit todten Leuten bekannt, und wir leben unter Lebenden, und ſo bleibt der Menſch bey der tiefſten hiſtoriſchen Einſicht Kind in der gegenwärtigen Welt.

St. Luce, zu ſehr in ſein Syſtem vertieft, das das Reſultat jahrelangen Studiums war, zu ſtarrſinnig und ſtolz, ſich belehren zu laſſen, widerſprach Alles mit Hitze, und würde um Alles in der Welt ſeine Meinung nicht verlaſſen haben. Valentour entdeckte mit bitterſtem Verdruße die ſchwache Seite des Mannes, wovon er für die Erziehung ſeines Sohnes die nachtheiligſten Folgen vorausſah. Er ſchwieg, aber ohne dabey ſeine Abſicht zu vergeſſen. Er ſelbſt verband ſich, die Lücke zu erſetzen, die er in St. Luce fand, und ſchmeichelte ſich um ſo mehr, den Hofmeiſter nach und nach auf ſeine Seite zu bringen, wenn er wider Verhoffen den glücklichen Erfolg von ſeiner Bemühung ſehen würde.

Allein dieſe Lücke wurde verſtopft, und eine andere öffnete ſich wieder. Valentour entdeckte ſie mit Schaudern. Es iſt einer der gefährlichſten Fehler für den Charakter des Zöglings, und kein Mittel fand ſich, ihn zu heben.

St. Luce ward, wie geſagt, von dem Drucke des Schickſals und der Menſchen ſehr mißmuthig gemacht, davon ihm noch öftere Anfälle von böſer Laune übrig blieben, wo es ihm unmöglich war, ſeinen Trübſinn zu verhüllen. Dieſe Lage war für ſeine dermahligen Berufsgeſchäfte ſehr traurig; denn ſein Charakter war dem des jungen Valentour gerade entgegen geſetzt, und nothwendig mußten alſo Beyde öfters in Kolliſion kommen.

Die kleinſte Ausſchweifung des Knaben zog eine ernſte Sittenrede nach ſich, und das Verbot irgend eines unſchuldigen Vergnügens, das von der Willkühr des Hofmeiſters abhing.

Wie konnte das lange dem forſchenden Auge des Vaters entwiſchen, der den Lehrer und Zögling immer mit gleicher Wachſamkeit beobachtete. Die Folge entdeckte dieſen Umſtand ſelbſt. Das Zutrauen, das freye offene Betragen des jungen Valentour gegen ſeinen Lehrer verlor ſich bald in ſklaviſche Furcht, und dieſe — macht Heuchler. Der Knabe, den finſtern Blicken und Vorwürfen ſeines mürriſchen Hofmeiſters zu entgehen, ſpielte ſeine Sächelchen geheim, und die Furcht lehrte ihn Liſt und Betrug.

Valentour hatte in wenigen Tagen mehrere dieſer Entdeckungen gemacht, und den Grund davon hatte er ſich leicht entziffert.

Schrecklicheres hätte ihm nicht begegnen können; er war aufs Äußerſte gebracht. Er theilte ſeine Erfahrung dem St. Luce mit, machte ihm bittere Vorwürfe, und beſchloß, ſo ſchwer es ihm auch ankommen ſollte, bey der Laſt ſeiner Geſchäfte ſelbſt ſeinen Sohn zu erziehen. Er entließ den St. Luce ſeines Geſchäftes, und behielt ihn als Freund bey. St. Luce! ſagte er, Sie ſind ein würdiger, trefflicher Mann. Sie ſind liebenswürdig Ihrer Rechtſchaffenheit, Ihrer Einſichten wegen: aber zum Erzieher ſind Sie verdorben worden. Sie ſchreiben trefflich von der Erziehung, das iſt die Folge ihres Studiums; aber ſelbſt Erziehen, laſſen Sie ja niemahls mehr ihre Sache ſeyn. Ich verſichere Ihnen hiemit, daß Sie den ausgeſprochenen Gehalt beybehalten ſollen, und daß ich, ſo lange ich lebe, ſelbſt meines Sohnes Hofmeiſter ſeyn werde.

Edler Mann! wie Wenige verdienen, ſo wie Valentour im ganzen Wortverſtande, Vater genannt zu werden! Wie Wenige kennen die Heiligkeit ihrer Pflichten, die hohe Würde ihres Charakters! — Wie Viele gibt es nicht, deren ganzer Begriff von Erziehung ſich auf das Wort Erhaltung einſchränkt; und wenn ſie Leſen und Schreiben und etwa die Erlernung einer Brotkunſt dazurechnen, dann glauben ſie nicht mehr, daß ihnen noch was übrig bleiben könnte. Dann ſind ſie ſtolz, ſich ſagen zu könnnen: ich hab' dich erzogen! unter meinen Händen biſt du groß geworden! Ach, wißt doch: Beſſer nicht ſeyn, als werden ohne Bildung.

Valentour richtete bey der Erziehung ſeines Sohnes ſein vorzüglichſtes Augenmerk dahin, das Vertrauen des Kindes zu gewinnen, und das Herz desſelben ſo enge an ſeines anzuſchließen, daß keine Lücke zwiſchen Beyden ſtatt haben konnte. Und wie leicht war ihm dieſes nicht? Er begegnete ihm ſanft, und vermied, ſo viel möglich, mit rauhen Vorwürfen ihn von ſich zu ſcheuchen; kein Vergnügen, keine kleine Wohlthat konnte der Knabe genießen, die er nicht aus des Vaters Hand ihm reichen ſah, und Strafen — ſchicklich und ſelten angebracht — waren immer ſo, daß ſie nie als eine Folge des Zornes ſchienen, ſondern immer als nothwendig aus dem Vergehen ſelbſt entſpringend mußten angeſehen werden, ſo daß der Knabe Beydes, Verbrechen und Strafe, als ſein Werk betrachtete. Dem Umgange der Domeſtiken entzog er ihn ſo viel als möglich, und in Künſten und Wiſſenſchaften hatte er ihm kluge und rechtſchaffene Männer gewählt, die nebſt der Geſchicklichkeit in ihrem Fache auch Sitte und Wohlſtand beſaßen, und feſt an die Vorſchrift des Vaters gebunden waren. Valentoue, der den thieriſchen und moraliſchen Menſchen und das Verhältniß unter Beyden kannte, erreichte ſpielend ſeine Abſicht. Er ging der Natur nach, und vermied alle andern Nebenwege, von Syſtemen und Methoden dem ſchüchternen und trägen Kopfe eröffnet. Auf dieſer Bahn waren ihm alle die pädagogiſchen Hilfsmittel entbehrlich, die gegenwärtig ſo reichlich, und doch mit ſo wenig Erfolg, an Aeltern und Kinder ausgeſpendet werden. Aus ſeinem guten Herzen flammte die zärtlichſte Liebe, die nie an ſeinem Liebling ermüdete; und ſein großer, vorurtheilfreyer Geiſt zeigte ihm die Wahrheit, und ließ das Herz nicht überſchwenglich werden. Der unerſchöpfliche Schatz an Erfahrungen, und das große Buch der Natur diente ihm für alle Bücher. Auch ſeinem Sohne verſagte er einen unnützen, überläſtigen Bücherkram reizte ſeine Aufmerkſamkeit auf die Dinge ſelbſt, die in der Natur um den Menſchen herum geſchehen, und ließ ihn mehr beobachten als leſen. Man weiß ja zu gut, und jetzt mehr, als in den Jahrhunderten der Vorzeit, daß der Geiſt träge wird, und es ſehr gemächlich findet, ſich von Andern vordenken zu laſſen.

Stufenweiſe wird der Menſch; allmählig entſchwingt ſich der edlere Geiſt den Feſſeln des thieriſchen Körpers; allmählig reifet der Knabe zum Jüngling, der Jüngling zum Mann, und wie wichtig ſind dieſe Stufen in der Geſchichte des Menſchen, wie wichtig der Aufmerkſamkeit des Erziehers! Es ſind Epochen, wo uns die Entwickelung der Keime, der Anwuchs und das Uebergewicht der Neigungen am ſichtbarſten wird.

Valentour bemerkte ſie richtig, und ſah die Keime des Guten und Böſen reifen, und die Leidenſchaften ihre Hülle durchbrechen, worin ſie in der Kindheit lagen. Der junge Valentour trat nun in ein Alter, wo der Geiſt, zu groß, ſich gängeln zu laſſen, und zu ſchwach noch, ſich ſelbſt trauen zu können, das Herz allen Gefahren preis gibt. Jetzt zeigen ſich Bedürfniſſe, die man in der Kindheit noch nicht kannte, und ihre Befriedigung wird mit ungeſtümer Begierde geſucht. In dem Augenblicke, da der Wunſch aufſteigt, will man ihn auch ſchon erfüllt ſehen; jede Verzögerung iſt ein neuer, noch ſo mächtiger Reiz.

Leidenſchaften liegen im Temperament; der Vernünftige ſucht ſie nicht auszurotten, ſondern zu lenken; denn auch in ihnen liegt der Keim der Tugend. Iſt gleich die Beſtimmung des Temperaments unwillkührlich; iſt ſie gleich eine Gabe der Natur und des Climas, ſo ſind doch auch der freye Wille des Menſchen, und die Mittel, ihn zum Guten zu leiten, die Religion und Sittenlehre geben, Geſchenke der Gottheit. Oft ſchlummern die Leidenſchaften nur, erwachen wieder, und reißen den Menſchen mit unwiderſtehlicher Wuth fort, wenn ihnen nicht Grundſätze der Tugend das Gleichgewicht halten.

Die vielerley Wege, die von Erziehern in dieſem Falle ſind angetreten worden, haben noch meiſtens irre geführt. Man hat aus Jünglingen, mit der hoffnungsvolleſten Anlage zu großen Männern, Tückköpfe, Heuchler und geheime Böſewichter, ungeſtüme Wildlinge oder träge, unthätige Maſchinen erzogen, in denen aller Geiſt, alles Feuer iſt vertilgt worden — Automaten, die nicht mehr aus eigner Kraft handeln, und ſich mechaniſch nach der Richtung bewegen, die ihnen eine fremde Kraft gibt.

Valentour fand auch hier ſeinen Weg von der Natur vorgezeichnet. Druck und Gegendruck ſtellt das Gleichgewicht her, und das muß auch, ſo viel möglich, unter den Leidenſchaften hergeſtellt werden. Man muß den niedrigen Leidenſchaften edlere entgegen ſetzen; z. B. dem Hang zur Wolluſt Ehre, Selbſtliebe, zärtliches Gefühl gegen andere, Achtung für ſeinen Mitmenſchen, Hoheit und Würde ſeines Standes, auch Seelenſtolz in einem gewiſſen Grade; ſo, daß das Böſe nie — wenigſtens ſeltner — das Gute überwiegen kann. Selbſtgefühl des Guten und Böſen iſt das ſicherſte Mittel, Beydes kennen zu lernen. Valentour ſetzte daher ſeinen Sohn öfters in die Lage, wo er die Folgen von Zorn, Rachſucht, Eitelkeit und andern böſen Neigungen ſelbſt fühlen konnte. Er benützte alle Gelegenheiten, wo er ihm durch Beyſpiele, meiſtens gegenwärtige, die traurigen Folgen des Vorurtheils, der Modethorheiten und des Laſters anſchaulich machen konnte. Dann prägte er ihm auch jene Grundſätze ein, die den Charakter des Edlen befeſtigen, Grundſätze von Ehre, Rechtſchaffenheit, Menſchenliebe, Dankbarkeit, Achtung gegen ſich ſelbſt, Menſchenwürde ꝛc. Freylich behalten ſie nicht immer jene Kraft, mit der ſie in der gegenwärtigen Zeit auf das Herz wirken, wo man ſie vorträgt; aber nie verlieren ſie ſich ganz aus dem Herzen; man erinnert ſich ihrer wieder in vorkommenden Fällen, und dann ſtämmen ſie ſich wieder mit neuer Kraft gegen die entgegengeſetzten Leidenſchaften.

Durch das Zutrauen, das der Sohn zum Vater hatte, war ihm jedes Wort heilig, und kein Zweifel, kein Gegenſatz konnte ihm die Lehren ſeines Vaters verdächtig machen; durch die Zärtlichkeit, mit der er ſich von ſeinem Vater geliebt ſah, und mit der er ihn wieder liebte, würde er um Alles in der Welt ſeinen

Grundſätzen nicht ungetreu geworden ſeyn, ſeinem Willen nicht entgegen gehandelt haben; und wenn er ja zuweilen aus Schwachheit oder Leichtſinn fehlte, ſo war es ihm minder des Schadens wegen leid, den er ſich durch ſeinen Fehler zugezogen, als weil er die zärtliche Liebe ſeines Vaters beleidigt hatte.

Unbeſchreiblich, fühlbar nur für den Vater, iſt die Freude, die Valentour über ſeinen Sohn empfand. Kein Erdenglück hätte ſein Herz mehr in die innigſte Wonne verſetzen können, ſeine Seele mehr über alles Ungemach des Lebens erheben können, als daß er ſeine Sorge, ſeine Liebe ſo reichlich in ſeinem edlen Sohne belohnt ſah. Mancher Vater, der zu träge, zu gemächlich war, die Stunden, die ihm ſeine Berufsgeſchäfte übrig ließen, auf die Bildung ſeines Kindes zu verwenden, blickte jetzt mit thränenden Augen auf den glücklichen Valentour, und bereute zu ſpät, daß er ſein Kind lieblos und pflichtvergeſſen den Händen eines Fremdlings überließ, der einen heilloſen Taugenichts, einen ungeſitteten Burſchen, oder gar einen Böſewicht daraus geformt hatte.

Bald bekleidete Valentour eine anſehnliche Stelle im Staate, wo er beneidet und geliebt, allgemein geſchätzt, ſich den Beyfall des Monarchen und ſeiner Nation in vollem Maße erwarb. Noch immer an der Hand ſeines weiſen Führers, der allein ſein ganzes Zutrauen beſaß, ging er mitten durch die Gefahren des Hofes, wo ihm von allen Seiten Verläumdung

Cabale, Schikane und Verführung in den Weg ſtanden, unbeſchädigt an ſeinem Herzen, ſeinem Glücke und ſeiner Ehre.

Wenn ihn je zuweilen eine Leidenſchaft auf ſeinem Wege aus dem Geleiſe riß, ſo hielt ihn auf der andern eine edlere zurück, und die Aufmerkſamkeit ſeines Vaters, der er nie entging, ließ ihn nie ſeine Bahn verlaſſen.

Valentour war der Liebling in Geſellſchaften, und ſeine einnehmende Bildung, und ſein erhabener Geiſt verdienten ihm unſtreitig dieſen Vorzug; er ſchätzte auch den Beyfall des ſchönen Geſchlechts, denn wie konnte er ihm nach ſeiner heftigen Neigung gleichgültig ſeyn? — Aber er gab ihm auch zu vielen unangenehmen Vorfällen Anlaß, verleitete ihn zu manchem Schritt, der der nächſte in ſein Verderben geweſen wäre, wenn ihn nicht die Rückerinnerung an die Grundſätze ſeines Vaters, die Vorſtellung der ſchrecklichen Bilder vom Laſter, die dieſer mit unauslöſchlichen Zügen in ſein Herz gezeichnet hatte, noch zur Zeit zurückgehalten hätte.

Unter allen den Schönen, die am Hofe glänzten, ſtellte ihm die Marquiſe de Valiere am gefährlichſten nach. Sie war ſchön, hatte viel Geiſt, und noch in der Blüthe der Jahre, geübt in den Künſten der Liebe, war es ihr leicht, einen feurigen, liebeſchmachtenden Jüngling an ſich zu ziehen, deſſen Herz noch unbefangen war.

Valentour, ganz von den anziehenden Reizen und ſeiner Leidenſchaft hingeriſſen, verrieth bey jedem Blicke, mit dem ſie ſich begegneten, die geheime Geſchichte ſeines Herzens; allein die ſchlaue Schöne, die mit Vergnügen den Jüngling ſo weit gebracht ſah, that, als ob ſie von allen den Regungen ſeines Herzens nichts wußte, wich ſeinen zärtlichen Blicken aus, und reitzte ihn durch anſcheinende Nachläßigkeit ſo ſehr, daß Valentour auf dem Wege war, ihr einen förmlichen Antrag zu machen. Allein die Scham, ſeine Schwäche zu entdecken, und die Achtung, die er ſich und dem Marquis ſchuldig war, hielten ihn zwar von dieſem Schritt zurück, konnten aber doch nicht die Flamme löſchen, die in ſeinem Buſen loderte. De Valiere ſuchte ſie immer mehr anzufachen; und wirklich hatte ſie ſchon zur Hälfte gewonnen. Im Enthuſiasmus der Liebe, von allen Seiten beſtürmt, verlor Valentour alle Macht über ſein Herz, und that ſeiner Dame in den feurigſten Ausdrücken ein Geſtändniß, das er zwar nicht länger verſchweigen konnte, bey kälterem Blute aber bey jedem andern verliebten Thoren würde belacht haben. Nun hatte de Valiere ihre Abſichten erreicht, und in einer Gegenantwort verſicherte ſie ihn ihrer zärtlichſten Gegenliebe. Valentour war außer ſich vor Entzücken, und in dem gegenwärtigen Augenblicke würde er ſich zu den niedrigſten Schwachheiten herabgelaſſen haben. Allein der Zeitpunkt war zu ſeinem Falle eben nicht günſtig. Er wurde denſelben Tag noch zu einem Beſuche gebeten. Nun war es beynahe um ſeine Ruhe, um ſeine Ehre geſchehen. Er lief, von der Leidenſchaft gepeitſcht, bis an den Rand des Abgrundes, vor dem er eben ſtand, ohne den gräßlichen Schlund zu ſehen, darein er unrettbar fallen ſollte. Noch lag er wonnetrunken auf einem Ruhebette, die goldne Uhr in der Hand, und ſchimpfte die Zeit eine alte Vettel, weil ſie nicht mit ſeinen Gedanken die wenigen Stunden vorüber eilte, als er unangemeldet einen Beſuch erhielt, der ihn aus ſeinem ſüßen Traume aufſchreckte, und ihn in eine ganz andere Lage verſetzte. Es war der Marquis, der allein die Freyheit hatte, unangemeldet kommen zu dürfen. Ein guter, freundlicher Mann, der gerne ſeine Kräfte zum Dienſte ſeines Mitmenſchen verwendete. Er war zu gut, um Arges von ſeiner Gemahlinn zu muthmaßen, und bekümmerte ſich um ihre Galanterie wenig.

Valentour hatte ihm ſchon öftere Gefälligkeiten zu danken, und eben jetzt kam der Marquis wieder, ihm in einer ſehr dringenden Angelegenheit, worin ſich Valentour befand, den wichtigſten Dienſt zu leiſten.

So ſehr er auch über den Beſuch des Marquis erſchrack; noch mehr beſtürzt wurde er, da er die Urſache desſelben vernahm. Des Mannes redliche, zärtliche Freundſchaft, die er mit dem ſchändlichſten Undank zu vergelten im Begriff war, erregte in ſeiner Seele die bitterſten Vorwürfe. Eine Purpurröthe deckte alle Lilienflächen auf ſeinem Geſichte; das Blut tobte in den Adern, von dem erſten Aufruhr noch nicht geſtillt. Er bebte vor den Umarmungen des Marquis zurück, und floh ſeinen Blick. Die ſchrecklichſten Bilder ſtellten ſich ſeiner Seele dar, und, nur erſt auf dem Wege zum Laſter, glaubte er ſich ſchon laſterhaft. Alle Reitze der Marquiſe verſchwanden aus ſeinen Augen; und ſo verſchwenderiſch zuvor im Taumel der Leidenſchaft ſeine Phantaſie der trunknen Seele neue Schönheiten vorgemalen hatte, die in dem Original nicht waren; ſo geſchäftig war ſie jetzt, das Bild mit den häßlichſten Zügen zu entſtellen. Die ihn ehemahls als eine holde Grazie entzückte, war jetzt in ſeinen Augen ein Ungeheuer, eine elende Verführerinn.

Der Abend und die Nacht verging, ſchlaflos und marternd. Den andern Tag erhielt die Valiere von Valentours Hand ein Billet, darin er ihr den Zuſtand ſeiner Seele mit den lebhafteſten Farben, mit den kräftigſten Zügen ſchilderte, und ihr das Unedle ihres Betragens gegen ihn auf das nachdrücklichſte vorſtellte.

Unvergeßlich wurde ihm die Geſchichte dieſes Tages, und lange wirkte ſie auf ſein Herz; doch endlich verdunkelte die Zeit die Züge wieder, die in ſeiner Seele davon übrig geblieben waren, und die Leidenſchaft wurde von neuem rege, wenn ſchon mit minderer Kraft, doch nicht minder gefährlich; und der Menſch, ſelbſt nachläßig, durch Geſchäfte und Eindrücke von äußern Dingen zerſtreut, iſt ſo wenig aufmerkſam auf ſich ſelbſt, daß er die Regungen, die in ſeinem Innern vorgehen, meiſtentheils dann erſt erfährt, wenn die Leidenſchaften ſchon das Uebergewicht über die Vernunft gewonnen haben.

Valentour befand ſich öfters in dem Falle; öfters täuſchte ihn ſein Herz, allen Eindrücken offen; und hatte ihn ſo weit gebracht, daß er den gefährlichſten Kampf wagen mußte, um ſeine Tugend dem mächtigern Laſter abzuringen.

Und — nicht genug, daß wir uns ſelbſt ſchon ſo gefährlich ſind, droht uns auch noch die Verführung, von der wir weit mehr zu befürchten haben. Das Laſter hat die beredetſten Zungen im Solde, und den Erfindungsgeiſt gedungen, der nie müde wird, es zu ſchminken.

Einſt an einem Abend, als Valentour aus dem Theater ging, wo eben eine wollüſtige Scene ſeine Phantaſie erhitzt hatte, und die Leidenſchaft, die eine lange Zeit her in ſeinem Buſen ruhete, wieder erweckte, ſtieß er auf einen jungen Kavalier von ſeiner Bekanntſchaft, der ein unmäßiger, und bereits ſchaamloſer Wollüſtling war. Es koſtete ihn wenig Worte, den jungen Valentour zu bereden, daß er mit ihm gehen, und an ſeinem Vergnügen theilnehmen ſollte. Larignon, ſo hieß er, führte ihn am äußerſten Ende der Stadt in ein abgelegenes Häuschen. Ein altes, in Schande und Verbrechen graugewordenes Mißgeſchöpf verführte arme, unſchuldige Mädchen, die das Glück verſtoßen hatte, in dieſe Höhle, und verſteckte ſie den Augen der Gerechtigkeit, bis ſie am Altare der Schande als Opfer hinſanken. Schaam und Verzweiflung feſſelte ſie dann ſelbſt an das Laſter, zu dem man ſie gezwungen hatte. Valentour trat mit ſeinem Begleiter hinein; ſein Tritt wankte, aber es fehlte ihm Kraft und Entſchloſſenheit zur Flucht. Er ſollte der Mörder einer Unſchuld werden, die noch kaum die Kindesjahre verlaſſen hatte, deren Reitze erſt zu blühen anfingen; die, elend und verlaſſen, ein Raub des Schickſals und des ſchändlichſten Eigennutzes geworden. Sie weinte, als ſie mit Valentour war; nicht aus Schaam, nicht aus Furcht, denn ihre Beſtimmung war ihr noch unbekannt, aber ſie weinte um Rettung aus einem Orte, in den man ſie aus dem Schooße ihrer Aeltern geſchleppt hatte. Ihre Thränen rührten ihn, und er forſchte um die Urſache derſelben. Wie von einem gräßlichen Geſpenſte erſchreckt, fuhr er zuſammen, als er die Geſchichte dieſes unglücklichen Mädchens hörte. Gott! rief er, was wollte ich! — Was für ein Ungeheuer ſollte ich geworden ſeyn! — Valentours Geſchrey führte die Wirthinn des Hauſes und Larignon herbey. Sein Geſicht glühete, ſein Auge ſchoß Flammenblicke auf die Schändlichen, und Wuth und Schaam über ſich ſelbſt nahmen ihm anfangs Beſinnung und Sprache. Dann warf er ihnen in den bitterſten Ausdrücken die Grauſamkeit ihres niederträchtigen Herzen vor. Sogleich verließ er das Haus, und nahm das Mädchen mit ſich, ohne in der erſten Hitze zu bedenken, daß er ſeine eigene Ehre in Gefahr ſetzte. Er eilte mit ihr dem Hauſe ihrer Aeltern zu, verließ ſie da, und ſogleich war es ſeine erſte Sorge, das Raubneſt der Unſchuld zu vertilgen, und die Elende in die Hände der Juſtiz zu liefern. Larignon kam des andern Tags zu ihm, wollte ſich über Valentour, den Tugend-Ritter, wie er ihn nannte, luſtig machen, und ſuchte ſeinen Entſchluß zu ändern. Valentour erſchrack über die Niederträchtigkeit eines Menſchen, der ihn noch geſtern Freund nannte, und entſagte aller fernern Gemeinſchaft mit ihm. Larignon drohete, die Geſchichte in allen Geſellſchaften auszubreiten, und ſo Valentours Ehre auf immer zu brandmarken. Aber die fürchterlichſten Drohungen ſtrömten aus Valentours Mund auf den Frevler, und es hatte wenig gefehlt, daß er nicht, von übermächtigem Zorne hingeriſſen, eine gräuliche That begangen hätte. Er hatte das Leben des Unwürdigen in ſeiner Hand, und nur Bitten und die heiligſten Verſicherungen, ewiges Stillſchweigen zu halten, hielten ſeinen Arm zurück.

So brachte Valentour die Tage ſeines aufkeimenden Lebens zu; bald riſſen ihn die Leidenſchaften in die gefährlichſten Abgründe hin. Allein die Macht der Erziehung ſiegte über ſein Temperament, und hielt den Wankenden zurück, daß er nicht ſtürzte.

Der Menſch iſt der Sklave der Zeit und der Umſtände, er darf nie auf ſeine Tugend pochen; ein Augenblick einer feurigen Leidenſchaft zerſtört Jahrgebäude, die Moralität und Ueberlegung erbauten. Bey Manchem, der tugendhaft ſcheint, liegt der Keim des abſcheulichſten Laſters im Herzen verborgen, und erwartet oft nur den Zeitpunkt ſeiner Entwickelung. Der auf ſeine Stärke trauet, iſt ſchwach, und ſchon nahe dem Falle.

Es gibt reiche Menſchen, und man bewundert ſie, daß ſie ehrlich ſind, das heißt, ſie betrügen nicht, ſie ſtehlen nicht, ſie morden nicht. Wo iſt hier Tugend? wo Verdienſt? Aendert ihre Lage, entzieht ihnen Tauſende, die ſie genießen, und ſeht, ob ſie Probe halten! Die Armuth iſt die Erzeugerinn mancher unedlen That: Mangel an Herzensbildung, an Erziehung, begleiten ſie, und was iſt der Menſch ohne Erziehung? Sein thieriſches Weſen lechzet nach Befriedigung ſeiner Bedürfniſſe, er ſucht Mittel, ohne zu unterſuchen, ob ſie erlaubt, oder nicht erlaubt ſind. Legt auf eine Schale der Waage ein Pfund, und laſſet die andere Schale leer, ſo erhält nothwendig die Schale mit dem Pfunde das Uebergewicht. Stellet euch nun einen Menſchen vor, ganz ohne Erziehung; Bedürfniſſe, Leidenſchaften, Beyſpiele reitzen ihn zum Laſter. Er kennt die Schmeicheleyen der Eigenliebe nicht, nicht die Verführungen des Eigennutzes, er folgt blindlings, und ſtürzt in ſein Verderben.

O ihr, denen der Zufall und die Geburt Vortheile vergönnt haben, die ihr oft nicht verdient, erniedrigt euch zu dem Elenden, und habt Mitleiden mit dem Verbrecher! Der Arme iſt ja auch ein Menſch, wie ihr; ihr ſeyd reich, ihr habt Alles, kennt keine Bedürfniſſe. Der erſte aufſteigende Gedanke einer Begierde iſt ſchon geſättigt durch Befriedigung, und dennoch

— dennoch, was habt ihr nicht ſchon Alles gethan! Wenn ihr nun ganz ohne Erziehung, ganz ohne Grundſätze wäret, was würde aus euch werden? Aber wie? eure Erziehung iſt ja oft nur Maske? ihr habt gelernt tugendhaft zu tadeln, aber nicht tugendhaft zu handeln. Der Hofmeiſter muß meiſtentheils ein Maskenkrämer ſeyn, der verſchiedene Larven und Maskenkleider in ſeiner Bude hat. Der will ſeinen Sohn zu einem Spanier, dieſer ſein Kind zu einem Franzoſen bilden, der ſoll den ſchwarzen Mantel eines Philoſophen tragen; und dieſer die Maske des Politikers.

Im Treibhaus unſrer Mode-Erziehung wachſen ſie auf wie Schwämme, wunderlich aber ohne Geiſt, ohne Geſchmack, ohne Stärke.

Sie denken nicht, ſondern ſie reden, was andere gedacht haben, ſie ſpotten, weil andere ſpotten, lachen, weil andere lachen, und ſind Thoren, weil andere Thoren ſind. Sie haben viel geleſen, aber wenig gedacht, ſind literariſche Buchſtaben-Menſchen.

Daher jene Mißgeburten des Geiſtes, daher jene Menge von abentheuerlichen Thiermenſchen, die täglich auf der Bühne der Welt erſcheinen. Daher jene Menſchen, die halb Lamm und halb Wolf ſind, halb Geyer, und halb Taube, halb gut, und halb böſe.

Der alte Valentour, der dieſes Alles wußte, ſuchte aus ſeinem Sohn weder einen Kavalier noch einen Hofmann, noch einen ſo betitelten Weltmann, ſondern einen Menſchen zu bilden.

Er ſprach ihm nie von ſeinen Ahnen, nie von ihren Verdienſten, ſondern nur von denen, die der junge Valentour ſich erwerben ſollte.

Wenn das Blut, ſagte er ihm oft, das von Helden in Valentours Geſchlecht floß, in dieſen Adern verdirbt, und in einen Nichtswürdigen ſchleicht, ſo ſage, Valentours Adel hat aufgehört, ſeitdem du biſt.

Dieſe edlen Grundſätze, die Valentour ſeinem Sohne beybrachte, machten auch das Glück ſeiner Tage.

Die edlen Geſinnungen ſeines Herzens wußten immer den Leidenſchaften das Gleichgewicht zu halten, und ſiegten immer über dieſe.

Des jungen Valentours feuriges Temperament hätte den guten Jüngling mit einer anderen Erziehung unfehlbar in's Verderben geſtürzt.

Das Feuer, das Valentours Adern durchglühte, riß ihn oft hin zu einem gefährlichen Schritte; aber die edlen Grundſätze erwachten bald wieder, und erhielten die Oberhand.

Wenn unſer Herz von Jugend auf harmoniſch geſtimmt wird, ſo empfindet die Seele bald, wenn uns das Laſter verſtimmen will.

Uebung edel zu handeln, gibt Fertigkeit, und dieſe Fertigkeit iſt die Siegerinn über die Leidenſchaften.

Valentour kam oft in böſe Gelegenheit. Einſt ſah er Belminen, ein ſchönes Geſchöpf, aber eine jener Unglücklichen, die Armuth und Mangel an Erziehung zur

Schande des weiblichen Geſchlechts durch eine ſchändliche Aufführung brandmarkte.

Er ſah ſie, und Belminens Züge ſiegten über Valentours Herz; er entſchloß ſich Belminen zu beſuchen.

Der Entſchluß war gefaßt, aber ſchon machte ihm ſeine Seele heimliche Vorwürfe, er hörte aber noch nicht deutlich; die heftige Stimme der Leidenſchaft übertäubte den Ruf der ſchon beleidigten Tugend. Ich muß Belminen ſehen, ſagte er, denn nichts gleicht der Heftigkeit meiner Liebe. Ohne weitere Ueberlegung taumelte er in ſeiner Leidenſchaft durch die Gaſſe, und ſchon war er bey Belminens Hauſe. Es dämmerte, ſchüchtern ſah er um ſich. Es wird mich doch niemand ſehen, ſagte er: ſehen! aber warum? habe ich denn einen Schritt gethan, vor dem ich mich vor der Welt zu ſcheuen habe? Ich liebe ja Belminen; iſt die Liebe ſtrafbar?

Liebe iſt nicht ſtrafbar, aber — aber was denn? Hier überlegte er; die Wolke der Leidenſchaft zerſtäubte vor dem Licht der Vernunft, er kehrte wieder auf ſein Zimmer zurück.

Was wollte ich thun? fing er an, Belminen beſuchen? wer iſt Belmine? iſt ſie meiner Liebe werth?

Wie, Valentour! ſo ein Mädchen willſt du dir zum Gegenſtand deiner Empfindung wählen? ein Mädchen, die das Gefühl der Tugend nicht kennt, die nicht weiß, was Liebe iſt, die ſich auf harmoniſche Stimmung gleich geſtimmter Seelen gründet? Ein Mädchen willſt du dir wählen, zu der du dich im Finſtern ſchleichen mußt, damit das Auge des Rechtſchaffenen dich nicht ſieht? O pfuy! ſieht dich nicht das Auge deines Gottes, vor dem du wandelſt? Weiß er nicht die Geheimniſſe deiner Gedanken? und du ſchämſt dich nicht vor dem Ewigen? Valentour! was wollteſt du thun? eine Unglückliche noch unglücklicher machen; neue Schande über das Haupt einer Geſchändeten ſammeln. Umſtände, Armuth, oder Verführung, auch dieſe wollteſt du dir zu Nutzen machen, um die Unglückliche zu mißbrauchen, und dich den Niedrigſten der Menſchen gleich zu ſetzen, die dieſes Geſchöpf in das Elend geſtürzt haben. O wie erröthe ich vor mir ſelbſt! Zu welchen Thaten iſt doch der Menſch nicht aufgelegt!

Nein, das Gefühl der Natur will ich nicht ſo entweihen. Verlöſche, Unendlicher! jedes Gefühl der Liebe in einem Herzen, wenn thieriſche Leidenſchaft es je entheiligen könnte.

So ſagte ſich Valentour, und die erſten Grundſätze ſeiner Erziehung ſiegten über ſeine Leidenſchaft. Menſchenfreundlichkeit, Wohlwollen, der Glaube an die Vorſehung, eine gewiſſe edle Schüchternheit, Menſchenachtung, alles Dieſes, was für die Menſchheit edel und gut iſt, erwachte in Valentours Seele, und führten ihn wieder auf die Wege der Tugend zurück.

Valentour war glücklich, und dankte oft in den Tagen ſeines Lebens der Erziehung, die ihm ſein Vater gab.

Menſchenachtung iſt eine der vornehmſten Tugenden, und ſie kann nie genug ans Herz des Jünglings gelegt werden; ſie allein iſt im Stande, gute Menſchen hervorzubringen. In ihr allein ruhet der Keim aller Tugenden; wer den Menſchen zu achten weiß, wird ſich nie zum Laſter erniedrigen. Mitleid, Sanftmuth, Wohlwohlen ſind mit der Menſchenachtung verſchwiſtert, und veredeln das Herz deſſen, dem ſie heilig iſt.

Mißtrauen auf ſich ſelbſt iſt die zweyte Stütze der Tugend, denn ſie macht uns behuthſam auf unſern Wegen. Wenn man ſich je von dem Charakter eines jungen Menſchen überzeugen will, ſo darf man nur ſehen, wie beſcheiden er iſt. Jene unverſchämten Burſche unſers Jahrhunderts, die über Alles ihre entſcheidende Stimme geben, die Alles verachten, weil ſie ſich allein weiſe glauben, was werden dieſe Burſche für die Menſchheit werden?

Ihr Stolz, ihr Hochmuth verrathen ihren Unverſtand; wie möchte der Gutdenkende über ſein Vaterland weinen, wenn er die Menge der jungen Thoren ſieht, wie ſie, aufgeblaſen von ihrer Selbſtzufriedenheit, ſich klug und weiſe dünken.

Ihr lächerliches ſteifes Weſen, ihre Doktorsmiene im Fratzengeſicht, ihre Ausſprache durch die Zähne, wie bei — finden S — i — e ſi — ch? und alles Das, wovor dem Manne ekelt, prophezeiht der nachkommenden Menſchheit wenig Gutes.

Es waren einſt Zeiten, in denen der Jüngling den Umgang des Mannes ſuchte. Aufmerkſam war ſein Ohr auf die Stimme des Weiſen, und Beyſpiele leiteten ihn zur Tugend, aber ſie ſind vorüber dieſe Zeiten, und auch ihre Männer, die die Nachwelt bewunderte.

Man erzieht ſelten Denker mehr, ſondern Schwätzer, die durch tauſend Worte das zehnmal ſchlechter ſagen, was manche ſchon ſchlecht genug geſagt haben.

Ihre Lektüre iſt einem Bettler-Hafen gleich, in dem gute und ſchlechte Brocken, alles durch einander, warm und kalt, weich und hart, bitter und ſüß ſich befinden mögen. Was wundert ihr euch denn, wenn die Tugend in Lumpen geht?

Man fordert heut zu Tage, der Knabe ſoll viel wiſſen; ob er es gut weiß, um Das bekümmert man ſich nicht, wenn es nur blendet, wenn die Natur nur den Firniß hat, ſie mag gleich aus faulem Holze geſchnitzelt ſeyn.

Und dann unſere Hofmeiſter, wie ſind ſie angeſehen? Denken die Väter, daß ſie die erſten Freunde der Familie ſind? Begegnet man ihnen mit jener Achtung, mit der man Männern begegnen ſoll, die den Saamen zum Glücke nachfolgender Jahrhunderte ausſtreuen? Weiß man, daß der gnädige Herr Vater nur das Thier, und der Hofmeiſter erſt den Menſchen gemacht hat?

Läßt man dem Manne, dem man das Wohl ſeiner Kinder anvertrauet, allezeit unumſchränkte Freyheit, das junge Herz zu bilden?

Verderben die Ältern nicht durch ihre üblen Grundſätze in einem Abend oft mehr, als was der Erzieher durch Zeiträume von Jahren gut gemacht hat? Sagt man den Jungen nicht immer, daß ſie vom Adel ſind, daß alſo das Verdienſt ſchon mit ihnen geboren iſt, daß ſie alſo nicht nöthig haben, ſich um Verdienſte zu bemühen? O ihr Hofmeiſter! die ihr die wichtigſten Männer des Staats ſeyd, ich bitte euch um der Menſchheit willen, zeiget einem Zöglinge die Nichtigkeit dieſer Grundſätze! Die Welt hat gute Menſchen nöthig, ſonſt bedarf ſie nichts; der kein guter Menſch iſt, wird ſeine Rolle immer ſchlecht ſpielen, und hätte ihn der Zufall auf einen Thron geſchleudert. Edle Handlungen geben dem Menſchen das Verdienſt, nicht Geburt; man kann Dieſes nie genug ſagen, nie genug wiederhohlen, denn der Menſch, der ſeiner Natur nach faul und ſtolz iſt, ſchmückt ſich gern mit fremden Verdienſten, und ſchläft gern auf Lorbern ein, die Andere geſammelt haben.

Der alte Valentour führte ſeinen Sohn, als er noch ein Knabe war, einſt in Garten, und zeigte ihm einen Baum, der keine Früchte trug. Sieh, ſagte er: Sohn! die Vorältern dieſes Baumes trugen die beſten Früchte, ſie waren die Zierde dieſes Gartens, und dieſer Zögling hat ausgeartet; ſieh, hier ſtehen andere Obſtbäume prächtig herum, ſie tragen Früchte; wähle! —

Sieh Valentour! dieſe Bäume ſind die Menſchen; nur die, die nutzbare Früchte tragen, haben einen Werth in der menſchlichen Geſellſchaft; der ohne Frucht iſt, verdient ausgehauen zu werden, denn durch die Früchte, die ſeine Vorältern trugen, bekommt er keinen Werth, es bleibt immer ein unnützer Baum.

Durch dergleichen Beyſpiele flößte Valentour oft die Triebe zur Nacheiferung ins Herz des Sohnes. Eines Tages war er mit ihm in einem Naturalienkabinet; da zeigte man ihnen einen Embrio, den man aus dem Leibe einer Dame ſchnitt, die vor kurzem ſtarb.

Valentour führte ſeinen Sohn zu dieſem Gegenſtand. Freund! ſagte er: ſieh dieſen Embrio! er ſtammet ab von einem der beſten Geſchlechter, und wenn die Thaten der Vorältern unmittelbar ohne unſere Verdienſte auf uns wirken können, ſo iſt kein Edelmann im Lande, der ſeine Verdienſte mit den Verdienſten dieſes Embrio vergleichen darf. Du verſtehſt mich?

Der junge Valentour umarmte ſeinen Vater. Ja, ich verſtehe Sie, ſagte er: ich weiß es, daß die Verdienſte meiner Vorältern ohne Zuthun der meinigen auf mich nie wirken werden; ſie werden mir auch nie zum Stolze, wohl aber zur Nacheiferung dienen, meiner Vorältern würdig zu werden.

So glücklich als Valentour es wirklich war, ſo unglücklich dachte er ſich oft, als er die Stärke des

Stromes ſeiner Leidenſchaften fühlte, gegen welchen die Tugend ihm oft nur ein ſchwacher Damm ſchien. Oft verbitterte es ihm ſeine Lebenstage, wenn er ſich im Wirbel herumgedreht ſah, und in manchen einſamen Stunden die Geſchichte ſeines Lebens durchlas, bey mancher Stelle vor den Gefahren aufſchauderte, die auch den feſteſten Mann hinreißen, und noch bey dem Entzücken, ſie glücklich beſtanden zu haben, zitterte; bey dieſer erröthete er, und bey jener dankte ſein matter Thränenblick dem Retter aus der Gefahr. Sorgfältig und ſtreng — zu weiſe, um eitel zu ſeyn — prüfte er jeden ſeiner Schritte; freute ſich deſſen, der ihn näher zum Ziele führte, und bereute manchen; — glücklich genug, keinem fluchen zu dürfen.

Ach! dieſe Stunden, die köſtlichſten des Weiſen, die er, frey von Geſchäften und Sorgen, ungeſtört genießen kann, wie ſchnell entrinnen ſie der Zeit, und geben zu früh den kommenden Raum, wo wir, nicht mehr ſo ganz uns eigen, wieder das Spielwerk der Gelegenheit ſind! —

Valentour dachte ſich in den Stunden der Selbſtprüfung, ſo ſtark, ſo mächtig, der Vorſatz war ſo unwandelbar in ſeiner Seele gefaßt, daß er auf der Stelle kühn den heftigſten Stürmen würde getrotzt haben.

So wähnt auch der Kranke in den erquickenden Pauſen, wo ihm Schmerz und Kleinmuth einige Ruhe gönnen, ſich geſund und ſtark, freut ſich der Geneſung, und verläßt das traurige Bette. O! ruft er, wie will ich mich nun meines Lebens freuen, wenn kein Schmerz mich mehr einkerkert, nicht mehr die grauſame Hand des Arztes mir Wunden gräbt, kein ſchleichendes Fieber das Mark mir aus den Knochen frißt! Ah! mir iſt recht wohl! ſo ſagt er, träumt Freuden des Lebens, und wankt zum Fenſter, um friſche Luft zu genießen. Ein rauher Nord bläſt ſtarrenden Froſt in ſeine Glieder, er ſinkt auf ſein Bett zurück — und ringt mit dem Tode.

So freute ſich Valentour der Plane, die er mit enthuſiaſtiſchem Geiſte entworfen hatte, ſein Leben in ſicherer Ruhe zu genießen; feſt auf ſeinen Grundſätzen ſtehend, der Thorheit und dem Laſter zu trotzen; unerſchütterlich, wie der Fels im Meere, an den die tobenden Wogen vergebens anſtürmen.

Wir begreifen oft kaum die Möglichkeit unſerer Schwäche; nicht die Möglichkeit, wie man doch bey ſo vielen Geiſteskräften dieſer Schwäche unterliegen könne; faſſen neuen Muth, neuen Stolz auf unſere Stärke, und dann —ergreift den Geiſt im Aufruhr des Herzens ein gäher Schwindel, und treibt ihn im Kreiſel herum; dann ſind wir wieder Alles, was die Leidenſchaften aus uns machen wollen; am wenigſten aber Das, was wir kurz vorher ſeyn wollten.

Nur wenige Wochen vergingen, als Valentour ſich neuerdings, ohne daß es ſein Herz ſelbſt zu wiſſen ſchien, der Gelegenheit in die Arme warf, der er ſich — feſt umſchlingt ſie die Beute — nur mit Anſtrengung aller ſeiner Kräfte entwand.

So leicht angezogen von jedem Bilde, das ſeine geſchäftige Phantaſie mit noch höhern Farben zu verſchönern ſuchte, mußte er nicht auch betrogen werden? Ihn, dem die Erfahrung immer die Blößen ſeines Herzens wieder aufdeckte, die er ſich ſelbſt gerne verhüllt hätte, ſollte ihn nicht der Schein von Tugend haben trügen können, wenn er ſie ſelbſt, die Göttliche, in einem Mädchenherzen zu finden hoffte? — Sein Schwachheitsgefühl ſagte es ihm, daß ſeinem Herzen ein tugendhaftes Frauenzimmer ein unentbehrliches Bedürfniß ſeye, um es vor den kühnen Ausfällen der Leidenſchaft zu ſchützen.

Lange ſuchte er ſie vergebens, die würdigſte ihres Geſchlechts, als endlich Heloiſe de la C... ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Keine blendende Schönheit und nicht gemacht, auf den erſten Blick zu erobern; aber deſto anziehender war ſie in der Folge, wie näher man ihr kam. Ihr lebhafter Geiſt, ihre nicht gemeinen Kenntniſſe, ihr beſcheidner, einnehmender Ton machten ſie in allen Geſellſchaften liebenswürdig. Dazu ihre Geſchmeidigkeit, ſich jede Lage, jede Denkungsart, jeden Charakter dem ihrigen anzupaſſen: ihre Klugheit, mit der ſie auch dem geringſten Anſtoß vorzubeugen wußte, mit der ſie ſogar die Schmähſucht unter den geſchäftigſten Zungen ihres Geſchlechts zum Schweigen brachte. In Geſellſchaften ſuchte ſie immer den Werth

Anderer zu erheben, und vermied alle Schmeicheleyen, die man ihr ſagen wollte, oder gab ihnen eine ſo künſtliche Wendung, daß ſie mehr ihre eitle Nachbarin beräucherten, als ſie ſelbſt zu treffen ſchienen, und eben durch ihre Gefälligkeit, durch ihre ſanfte Herablaſſung erhob ſie ſich über Alle, und erreichte ihre Abſicht, allein zu glänzen. Sie eroberte, ohne daß ſie es zu wollen ſchien; und doch war Siegen ihr Wunſch. So ward ſie in Kurzem, als ſie am Hofe erſchien, der Liebling in allen Verſammlungen; der allgemeine Wunſch ihres Gegengeſchlechts.

Valentour hatte ſie nur einige Male geſehen, an ihrer Seite in Geſellſchaft geſeſſen, und ſonſt nirgends als da geſprochen, ſo fühlte er ſich ſchon ſo unwiderſtehlich zu ihr hingeriſſen, daß ihm keine andere Wahl mehr übrig blieb. Ach! ſie iſt's! ſie iſt's! rief er einſt voll Entzücken aus, als er an einem Abend den Zirkel verließ, wo er ſich mit ihr befand. Sie iſt's! Ich muß ihn haben, den Engel, die Einzige! Mein Herz ſagt es mir.

Durch den Tod ſeines Vaters wurde er in den anſehnlichſten Vermögensſtand geſetzt, und um ſo mehr war er erfreut, Heloiſen, deren häusliche Umſtände nicht die beſten waren, durch ſeine Hand glücklich machen zu können. Er wünſchte nichts anders, als alle ſeine Schätze ihr zu Füßen legen zu können; und ſie nichts anders, als eine reiche Heirath zu treffen, um deſto angenehmer kokettiren zu können.

Valentour ſog jeden ihrer Blicke gierig in ſich; fühlte ſich in ihrer Gegenwart über alle Erdenkinder erhoben, und malte ſich in ſeiner wonnetrunkenen Seele eine Zukunft wie Eliſium; aber Heloiſe, deren ganzes Leben nichts anders als ein Moderoman war, hatte die edlen Empfindungen der Liebenden ſchon zu viel in Büchern geleſen, um ſie ſelbſt mehr empfinden zu können. War ihre Tugend Verſtellung, ſo war's ihre Liebe gegen Valentour um ſo mehr; wie ſie ihn liebte, liebte ſie Alle; ihr Herz kannte nur ſinnliches Gefühl, ſonſt war es hart zur Empfänglichkeit reinerer Triebe.

Wenn Valentour, durchglüht von dem Feuer ſeiner Liebe, ſich ſelbſt und ſeinen allkräftigen Vorſatz vergaß, und die Schranken zu durchbrechen ſchien, die ihm der Wohlſtand ſetzte, ſtand ihm ihre Tugend entgegen. Jeder leichtfertige Blick wurde mit einer ernſten Miene beſtraft, jedem unanſtändigen Ausfalle ſeines Witzes mit feyerlicher Würde, kaum von jener ächten Tugend zu unterſcheiden, begegnet. Was ſie ſprach, war lang gedacht; war ſchicklich für den Charakter des Mannes gewählt, der ihr zur Seite ſaß, und ſo, ohne das Mitgefühl deſſen, was Valentour für ſie empfand, konnte ſie nie aus ihrem Geleiſe gerathen, konnte ſie ſich nie enthüllen; ſo hielt ſie ihn immer in der geziemenden Entfernung, wie ſie nur die ſtrengſte Tugend vorſchreiben kann; und ſo betrachtete ſie Valentour, der nie aus ſeinem Traume wieder zu ſich ſelbſt kommen konnte, für ſeinen Schutzgeiſt, für das Glück ſeines Lebens.

Ungeſtüm pochte ſein getäuſchtes Herz dem glücklichen Zeitpunkt entgegen, wo er mit ihr Hand an Hand über den roſigen Pfad dieſes Lebens hinüber gleiten könnte. Die Stunden ſchienen ihm mit Zentnerlaſten an den Füßen behangen ſtehen zu bleiben; er konnte nicht früh genug ſeine Jammertage heranrücken ſehen.

Endlich nahete ſich der entſcheidende Tag; nur eine Woche verzögerte ihn noch. Gerne hätte Valentour ſo viel Jahre von ſeinem Leben ſich abrechnen laſſen, als Tage den letzten ſeiner Hoffnungen verſchoben. Mit unaufhaltſamer Haſt machte er alle Vorbereitungen, ſetzte alle Gewerbe zum Brauttag in Bewegung, ließ alle Geſchäfte liegen, und ſelbſt ſeine Freunde waren ihm jetzt ungelegen.

Heloiſe ſah mit jauchzender Freude der Eilfertigkeit des betrogenen Thoren zu, und war während dem mit nichts beſſerm beſchäftigt, als ſich alle die Koſtbarkeiten, die ihre Eitelkeit prächtig genug fand, aus Valentours Kaſſa beyzuſchaffen, der dabey nur immer ihren noblen Geſchmack zu bewundern hatte.

Glückwünſchungen ſtrömten ihr auf allen Seiten zu, die nun ihr Stolz mit einem gefälligen Lächeln beantwortete.

Nun fing die Mißgunſt, von dem blendenden Glücke Heloiſens beleidigt, ſich in dem Herzen ihrer Geſpielinnen zu regen an. Aber ſie war zu klug, um ſich Einer von ihnen zu vertrauen. Sie verbreitete von jeher über alle ihre Geheimniſſe das undurchdringlichſte Dunkel, und keiner ihrer Galanen plauderte, aus Furcht ihre Gunſt zu verlieren.

Valentour würde ohne Rettung verloren geweſen ſeyn; würde unfehlbar in die Arme einer niedrigen Betrügerinn geſunken ſeyn, würde Glück und Ruhe, all ſeiner Tage Seligkeit an eine Unwürdige verſchwendet haben, wenn es nicht Leute gegeben hätte, die für ſein Beſtes wachten, und klärer ſahen als er, mit Augen, nicht von dem Zauber der Liebe getäuſcht. Einige der wenigen Redlichen, die Valentours Freunde waren, wollten dem Betrognen die Binde vom Auge ziehen, und wagten es daher, dem Liebetrunkenen ſeinen Irrthum zu zeigen. Allein Valentour glaubte an ihnen neidiſche Verläumder zu ſehen, und haßte ſeine Freunde.

Einem Einzigen von dieſen gelang es, über Liſt und Liebe zu ſiegen, den Hingeſunkenen aus ſeinem Schlafe zu wecken, und der Betrügerinn die Larve vom Geſicht zu reißen. Es war Valentours Onkel, ein würdiger Mann, den ihm das Schickſal an Vaterſtelle hinterlaſſen hatte. Sein Auge ſah hell und frey, und Valentours Liebe mit Heloiſen blieb ihm nicht unbemerkt. Ein ſorgfältiger Beobachter ſeines Neffen entdeckte er ſie ſchon im Keime, und nun, da ſie zur völligen Reife gedeihen ſollte, hatte er feſt beſchloſſen, ſie zu zernichten, es möchte koſten was es wolle.

Unterdeſſen verbarg er ſeine Abſichten auf das behutſamſte, um ſie deſto ſicherer zu erreichen. Er ſchien der einzige unter Valentours Anverwandten zu ſeyn, der ſeiner Wahl allen Beyfall gab, ſeinen Geſchmack bewunderte, und ſeiner Liebe in den ſchmeichelndſten Ausdrücken Glück wünſchte. Zu ſeinem Plane wählte er ſich einen von den Lieblingen Heloiſens, den er zur willigen Maſchine machte, um im Verborgenen durch ihn deſto ſicherer wirken zu können.

Einſt an einem Abend, als die Cour geendet war, bürdete er ihm durch den Mund eines dritten die liſtige Mähre auf, daß Valentour plötzlich, durch Kabale geſtürzt, in die Ungnade des Königs gefallen ſey, und nächſter Tagen ſeiner Stelle werde entſetzt werden. Dieſes falſche Gerücht kam in wenig Stunden in Aller Ohren, und der geäffte Liebling kam ſchnaubend mit dieſer Nachricht zu Heloiſen. Zugleich ſorgte aber auch Valentours Onkel, um Heloiſen um ſo gewiſſer in ſeine Schlinge zu ziehen, daß ihr zu gleicher Zeit von einer andern Seite ein reitzender Antrag gemacht wurde, und nun hatte der Onkel das Mäuschen in der Falle, wie er ſich's gedacht hatte. Gleich den andern Morgen ſchrieb Heloiſe ihrem Bräutigame in einem ſehr lakoniſchen Briefe den Tauſch ihres Herzens, das nie Einem gehörte, und ſchon ſah man ſie am Arme ihres neuen Gegenſtandes zum Trotz ihrer Geſpielinnen, die ſich ſchon zum Voraus freuten, wie ſie die unglückliche Braut in allen Geſellſchaften ausziſchen wollten, auf der Promenade an Valentour, den ſein Onkel, um den gelegenſten Zeitpunkt zu benutzen, dahin geführt hatte, ſo gleichgültig vorüber gehen, als hätte ſie ihn ihr Lebtag nicht geſehen.

Nun war ſie, die häßliche Seele, in den Augen aller Welt, und auch in Valentours Augen entlarvt. Er ſah ſie, aller glänzenden Hülle entblößt, die gleißende Schminke von dem Geſichte gewiſcht — o der Anblick iſt zu gräßlich, um ihn mehreren Augen darzuſtellen! — Oder gibt es noch ein abſcheulicheres Bild, das den Blick einer edlen Seele mehr beleidigt, als ein weibliches Geſchöpf mit Heloiſens Charakter darſtellen kann? Die Kunſt, grauſamer als alle die wilden Thiere, die der Schrecken in Lybiens Wüſten ſind, würgt die Natur, wenn ſie den verderbenden Fortſchritten derſelben im Wege ſtehen will. Sie, die Freundinn, die Begleiterinn der Natur, hat ſich in den Tagen unſerer Verfeinerung zur elenden Magd des Laſters herabgewürdigt, das nie ohne ſein Putzmädchen erſcheint. Am grauſamſten handelt die Kunſt mit dem ſchönen Geſchlechte. Mit der Lüge vereint, zerrt und pfuſcht ſie ſo lange an dem göttlichen Bilde aus weiblichem Stoffe, an dem Meiſterſtücke, darin ſich die ganze Natur ſpiegelt, bis es zur eckelhaften mechaniſchen Puppe wird, und endlich — muß nicht aus einem Urbilde von Schönheit ein Scheuſal der Natur werden?

Valentour umarmte ſeinen Onkel, und mit Thränen der Freude und der innigſten Rührung dankte er ihm für ſeine Rettung. Ach! rief er aus, was würde aus mir geworden ſeyn! — Ha! ich Träumer! — wie elend würde ich meine Tage verjammert haben! — nein! nein! — ich würde ſie nicht ausgelebt haben! —

So ſchnell als ſich das falſche Gerücht von Valentours Fall verbreitet hatte, eben ſo geſchwind ging der Widerruf von Ohr zu Ohr zurück, und nun ſah Heloiſe, daß ſie überliſtet worden; doch faßte ſie ſich leicht über ihrem Verluſt, da ſie auf einer andern Seite wieder gewonnen zu haben glaubte; allein auch da war ſie hintergangen. Sie wollte Rache haben über Valentour, und verſuchte es daher den Grafen P... (ſo hieß er, der Valentours Stelle erſetzen ſollte) wider ihn zu reitzen. Aber dieſer, von ihrem niedrigen Charakter unterrichtet, und zu wenig noch von ihren Reitzen geblendet, verachtete ſie, und ſo wurde ſie, zu ihrer gerechten Strafe, die Fabel der Stadt. Ueberall wurde von ihr geſprochen, über ſie gelacht und geſpottet. Sie durfte ſich in keine Geſellſchaft mehr wagen; denn alle Witzlinge ſchärften ihren Zahn gegen Heloiſen, und was noch mehr — der Edle verachtete ſie. Sie dachte auf geheime Rache, aber man war ſchon zu ſehr mit ihrer niedrigen Denkungsart bekannt, und daher zu wachſam, um ſich nicht auf jeden Fall ſicher zu ſtellen. Nun, da ſie alle ihre Pläne vereitelt, ſich immer mehr erniedrigt ſah, floh ſie die Hauptſtadt, und verlebte in der Provinz einſam und dürftig ihre Tage.

Unterdeſſen ſorgte das Glück für Valentour auf einer andern Seite, und bald wurde die Leere in ſeinem Herzen, die Heloiſe zurück ließ, mit einem würdigern Gegenſtande beſetzt.

Die Gräfinn Deligny brachte ihre Tochter vor einiger Zeit vom Lande in die Reſidenz. Eine holde Grazie in der Frühlingsblüthe, von ihrer weiſen und tugendhaften Mutter ſo edel gebildet, als ſie die Natur ſchön geformt hatte. Unverdorben und unſchuldig aus dem Schooße der Natur gehoben, führte ſie das Glück in Valentours Arme.

Amalia war die Seeligkeit ſeiner Tage; die Jahre floßen dem glücklichen Paare in den Umarmungen einer tugendhaften Liebe dahin, wie fröhliche Lenztage, und die Zeit, die Alles ſchwächt, gab ihrer Liebe immer neuen Schwung. Liebenswürdige Kinder, die ſchönſten Abdrücke ihrer trefflichen Originale, ſegneten die Ehe der Liebenden, und adelten Valentours altes Geſchlecht. So entſproß aus dem alten Valentour, der die Lehren Weisheit und der Tugend getreu vom Vater zum Sohn übertrug, eine Reihe edler Menſchen, die der Menſchheit eine Nachkommenſchaft verſprach, die, von dem gemeinen Schlage der Menſchen entfernt, ein neues Menſchengeſchlecht werden würde.

Valentour, der all ſein Glück, ſeine Ruhe, alle Freuden ſeiner Mannstage der weiſen Erziehung ſeines Vaters zu danken hatte, und einſah, was ohne die wohlthätige Macht derſelben auf das Herz aus ihm würde geworden ſeyn, machte auch die Erziehung ſeiner Kinder zum vorzüglichſten Augenmerk. Er folgte hierin getreu der Vorſchrift ſeines ſeligen Vaters, der auf jedem Schritte der Natur nachging.

Er ſchämte ſich nicht, in den Stunden der Muſſe die Kinderſtube zu beſuchen, und herzte da mit unbeſchreiblicher Vaterfreude ſeine lieben Kleinen. Auch Amalie ſchämte ſich nicht, ſo ſehr auch Mode und Gemächlichkeit dawider eiferten, Mutter zu ſeyn, und die hohen Pflichten ihres Standes wie eine wackere Bürgersfrau zu erfüllen. Aber daher waren auch ihre Kinder geſünder, gediehen beſſer als die meiſten Sprößlinge des Adels, die eine gemiethete Amme geſtillt, und eine runzelige Madenne zu hochadelichen Krüppeln, ungeſunden, an Geiſt und Körper verwahrloſten Schwächlingen erzogen hatte.

O mit welcher Wonne füllt die Beſchäftigung mit ſeinen Kindern die leeren Stunden des Vaters aus! — Welch ein ſchöner Anblick, eine zärtliche Mutter in dem Kreiſe ihrer Kinder zu ſehen! ſie ſpielen, arbeiten, bethen und lernen zu ſehen! — O um wie viel ſchöner kleidet eine Mutter die Beſchäftigung mit ihren Kindern als Spiel und Aſſamblee! — Wie würdiger iſt nicht der Anblick, wenn man ſie ſieht, wie ſie ihre Kinder kämmt, wäſcht und putzt, als wenn man ſie Marquen zählen ſieht, oder müßig am Fenſter ſitzen, einen Roman in der Hand, oder über die Auswahl einer Putzkrämerey ſtudieren.

Aber ich bitte um Vergebung, daß ich ſo bürgerlich rede: es muß doch einen Unterſchied geben.

Was würde man von Selinden in Geſellſchaften ſagen, wenn ſie zu Hauſe ihrer ſorgloſen Amme zuvorkäme, und ſelbſt ihr Kind wüſche und kleidete? kann ſie ſich doch ſelbſt nicht ohne Hilfe ihres Putzmädchens anziehen. Ihre zärtliche Naſe, nur gewohnt Lavendel und Ambra der ſüßen Herrchen zu riechen, würde den beleidigenden Geruch der Kindsſtube nicht ertragen können. Sie iſt zu empfindſam, und ihr Ohr zu melodiſch geſtimmt, um das Schreyen und Wimmern ihrer Kinder hören zu können. Daher ſind ſie in den äußerſten Winkel des Hauſes verwieſen, in ein finſteres, dämpfiges Zimmer, das keinen andern Zufluß von friſcher Luft hat, als was ſich in dem Vorhofe ſammelt, und der nahe Pferdeſtall ausdünſtet.

So wurde auch Selinde erzogen, und ſo erzieht Selinde wieder ihre Kleinen zu geiſtloſen, kränklichen Puppen. Ihrer Kinder wegen verläßt ſie um keine Minute früher den Spieltiſch, opfert keinen Ball, keine Promenade auf; nicht die geringſte Einſchränkung wird um dieſer unbedeutenden Geſchöpfe willen gemacht. Nun ſind ſie einmahl da; aber auch das war nicht ihre Abſicht. Sie wollte nur einen Mann haben, der ihr ſchöne Robben, Spitzen und Bänder kauft, ihr Bediente und Pferde hält, und zu ihren Ausſchweifungen Geld genug gibt; die Kinder ſieht ſie als eine überläſtige Bürde des Eheſtandes an.

Glaube man ja nicht, daß Selinde die einzige ſey; es gibt ihrer hunderte, denn man hat die Erziehung in unſern Tagen zum Geſchäft armer niedriger Menſchen gemacht, die gerade, weil ſie zu keinem andern häuslichen Geſchäfte tauglich gefunden werden, nirgends beſſer angebracht werden können, als in der Kindsſtube. — Welche ſchreckliche Ausſicht in die Ferne des künftigen Alters! — Ha! ich ſehe ſie, die kommenden Menſchen; elende, verſchrumpfte Karrikaturen, Zwerge an Geiſt und Körper, ausgedörrte, kraftloſe Gerippe, in deren zärtlichen Knochen ſtinkendes Eiter anſtatt des Markes liegt, — Menſchen, die von ihren Vätern nur den Nahmen mehr tragen. Ha! erſchrickt man nicht ſchon jetzt, wenn man in ein Zeughaus tritt, und die Waffen unſrer Ahnen ſieht, die unſre entnervte Hand kaum mehr von der Stelle heben kann? — Staunen wir ſie nicht an, als Wunder der Vorzeit? Bald — bald wird man ſie für Mährchen halten, die Thaten unſrer Väter. — Wie, wenn der Menſch ſo von Stufe zu Stufe herabſteigen ſollte, wo wäre noch ein Planet für dieſe Marionettenfiguren? denn die Erde kann doch nicht lauter Würmer tragen? — O möchte der Ruf der Wahrheit aus dem Munde ſo vieler wackerer Männer, die ſich gegenwärtig mit der Erziehung beſchäftigen, in das Herz mancher Aeltern dringen, die ſchon ſeit lange vergeſſen haben, was ſie ihren Kindern ſeyn ſollten. —

Johanna und Ubald,

eine
Geſchichte im alten Geſchmack;
entlehnt
aus den Biographien der Selbſtmörder.

An einem ſchwülen Sommerabende, ſo erzählte mir ein altes Mütterchen, ſaßen vor mehr als hundert Jahren einige Bauern unter der großen Linde des Dorfes L — r. Sie tranken, bis die Glocke eilfe ſchlug, und ſchwätzten in dieſer, den Geiſtern geweihten Stunde ganz natürlich von Kobolden und Geſpenſtern. Einer aus ihnen, der als Knecht in der Stadt gedient hatte, ſpielte den ungläubigen Thomas, ſpottete über jedes Hiſtörchen, das die Andern erzählten, und behauptete endlich, daß Geiſter und Kobolde nur eine Erfindung der alten Weiber wären. Wenn Du denn ſo gar viel Courage haſt, fiel ihm Michel ins Wort, ſo geh doch jetzt auf unſern Kirchhof, und hohle das Todtengerippe her, das in der Halle ſteht. Thuſt Du dieß, ſetzte Jakob hinzu, ſo will ich Dich für den muthigſten Kerl im ganzen Dorfe halten, mit Dir an keine Geiſter glauben, und Dir noch obendrein einen neuen Thaler ſchenken. Der Ungläubige fing an zu wanken, und geſtand endlich, daß er zwar nichts fürchte, aber doch auch nicht freveln wolle. Gebt den Thaler her, ich hol's, ſagte des Wirths Magd, die eben eine volle Kanne brachte, und dem Geſpräche zuhörte. Die Bauern erſtaunten ſammt und ſonders über dieſe Kühnheit, und verſprachen den Thaler zu zahlen, wenn ſie die Wette wirklich erfüllen würde. Käthchen ſprang fort und ſetzte in wenig Minuten das Skelet an den Tiſch der erſchrockenen Bauern. Alle zitterten, der Ungläubige am meiſten. Er verſprach in der Angſt der Magd einen zweyten Thaler, wenn ſie es geſchwind wieder forttrüge. Käthe nahm den Thaler, huckte das Gerippe wieder auf, und eilte damit der Halle zu. Als ſie es wieder an ſeinen Platz ſetzen wollte, konnte ſie es nicht von ihrem Rücken bringen. Sie verſuchte es mit Gewalt, aber auch ſo gelang es ihr nicht. Sie bebte, und war einer Ohnmacht ſehr nahe.

Das Skelet. (mit dumpfem und düſterem Tone) Ich laſſe Dich nicht!

Käthchen. Heilige Mutter Gottes! Heiliger Schutzengel, ſtehe mir bey!

Das Skelet. (mit noch ernſterer und ſchrecklicherer Stimme) Ich laſſe Dich nicht!

Käthchen. Jeſus Chriſtus, erbarme dich meiner!

Das Skelet. (äußerſt gräßlich) Ich laſſe Dich nicht, bis Du meine Bitte erfüllſt!

Käthchen. (zitternd und bebend) Was ſoll ich thun?

Das Skelet. Geh in die Kirche! Rechter Hand wirſt Du ein offenes Gewölbe erblicken. Verfolge Deinen Weg durch die offene Thüre deſſelben, bis Du zu einem ſchwarz gekleideten Frauenzimmer kömmſt. Dieſe bitte für mich um Verzeihung! Willſt Du es thun?

Käthchen. Ich will!

Das Skelet ließ ſie nun los; ſie wollte fliehen, aber ſtraks hing es wieder an ihrem Halſe, und drohte ſie zu erwürgen. Käthchen gelobte auf's Neue, und ging auch wirklich in die Kirche. Mit größter Angſt näherte ſie ſich dem Gewölbe. Der Eingang war düſter und dunkel. Weiter hin erblickte ſie den Schein eines Lichtes, dem ſie folgte, und am Ende das beſchriebene Frauenzimmer, welches in einem großen Buche las. Blaß war ihr Geſicht; langes, blondes Haar hing zerſtreuet über ihren ganzen Körper, und bedeckte an der linken Bruſt nur halb eine tiefe Wunde, aus der roſenfarbnes Blut quoll, und am Kleide herunterſtrömte. Käthchen warf ſich vor ihr nieder. Verzeihe, rief ſie ſtammelnd, dem Todtengerippe, das draußen an der Halle ſteht, und mich zu Dir ſendet. Langſam und traurig wandte nun die Leſende ihr Geſicht gegen Käthchen, ſchüttelte dreymahl mit dem Kopfe, und winkte ihr, ſich zu entfernen. Käthchen ſprang aus dem Gewölbe, und wollte eben ſo eilig durch die Halle rennen, als ihr das Skelet auf's Neue den Weg vertrat.

Das Skelet. Sie hat mir nicht vergeben! Ich weiß es! Aber der Baum fällt nicht auf den erſten Hieb.

Gehe noch einmahl! Bitte, flehe! Bitte für Dich, für Dein Leben! denn kommſt Du unerhört zurück, ſo packe ich dich bey den Haaren, und ſchleudere Dich an die Wand, daß das Gehirn in die Ecke ſpritzt, und von Deinem Frevel vierzig Menſchenalter mit Schauder erzählen.

Mehr todt als lebendig ſchlich Käthchen auf's Neue nach dem Gewölbe, und bath noch einmahl laut weinend im Nahmen des Skelets um Verzeihung. Aber der Geiſt ſchüttelte wie vorher dreymahl mit dem Kopfe.

Käthchen. O ſo verzeihe ihm wenigſtens um meinetwillen! Er wird mich ermoden, zerſchmettern, wenn ich ihm nicht Deine Verzeihung bringe. Du haſt gewiß auch gelebt, weißt, was Jugend iſt, und Jugend unternimmt! Ich lebte ſo gerne noch länger! O verzeih, vergib ihm!

(Der Geiſt ſeufzte, ſchüttelte wieder dreymahl mit dem Kopfe, und las weiter.)

Käthchen. Grauſame, wenn Dir mein Leben, mein Tod ſo gleichgültig iſt, ſo kann's Dir, die Du ein Weib zu ſeyn ſcheinſt, doch nicht angenehm ſeyn, daß der Barbar mit mir ein Kind tödtet, das ich, allen Menſchen verborgen, unter meinem Herzen trage, und deſſen Geburtsſtunde ich täglich erwarte. Wenn Du je Mutter warſt, je ihre Liebe zu einem Kinde kannteſt, ſo verzeihe ihm um des armen Würmchen willen, das Dich und ihn nie beleidigte, das jetzt durch mich für ihn bittet.

Plötzlich fuhr nun das Frauenzimmer in die Höhe, ſchlug freudig das Buch zu, löſchte die Lampe aus, und verſchwand, indem ſie Käthchen noch einen freundlichen Dank zuwinkte. Dieſe ſtand in dieſem Augenblicke, kaum ihrer Sinne mächtig, auf dem Kirchhofe, ſah wie das Skelet ebenfalls zuſammenſtürzte, und kam noch dieſe Nacht mit einem jungen Sohne nieder, den man nachher den Geiſterbanner nannte, der lange lebte, in allen ſeinen Unternehmungen glücklich war, und als Miniſter am Hofe — ſtarb.

Das Mährchen der Alten gefiel mir. Ich hörte ihre Betheuerungen, daß dieſes Alles ſo wahr, wie das Evangelium, mit ſchönen Worten an der Wand der Halle noch zu leſen ſey, mit Geduld an, und dachte nur nach: Wie und warum ein Bauer oder Mönch dieſe für empfindſame Seelen gewiß anziehende Geſchichte erdichtet hätte.

Am andern Morgen ging ich in die Kirche des Dorfs, in der ich vorher nie war. Beym Eintritte in die Halle fiel mir das Skelet ein, ich ſah maſchinenmäßig umher, und erblickte im Winkel ein elend gemaltes Skelet, über deſſen Haupte folgende Inſchrift zu leſen war: Hibr ſtunte in natura das Totengerippe ynes uralden attelichen Ritters. Es wurde drimale beertigt, und am drieten Tage druf ſtunte es wieter uf dieſem Ploze. Ana Katharina Reicherin erlöſſete es in der St. Joanis des Tufers

Nacht durch ihre Fürbiete Anno Christi 1627. Gott ſie ſiner und oler chriſtglaubichen Sehlen genatig und barmherzich. J. N. R. J.

Dieſe Inſchrift erregte meine Neugierde aufs neue, und nach der Kirche bath ich den Pfarrer des Orts um Aufklärung. Er war mir von lange her als ein vernünftiger und ohne Vorurtheile denkender Mann bekannt, ich konnte alſo auch eine ſeinen Grundſätzen gemäße Antwort von ihm erwarten.

Es geht ihnen wie mir, ſagte er lächelnd. Auch mir gefiel das Mährchen, als ich's zum erſten Mahle erzählen hörte. Ich glaube aber die Wahrheit oder wenigſtens die veranlaſſende Geſchichte entdecket zu haben. Ich bath ihn, ſie mir zu erzählen. Sie können ſie ſelbſt leſen, ſagte er, und holte aus ſeiner Bibliothek einige Bogen Papier. Ich mußte, fuhr er fort, unſerm ſeligen Herrn ſein Archiv ordnen, alle Dokumente und Papiere durchſuchen, weil ſein zweyter Sohn deutſcher Herr werden ſollte. Unter andern fand ich auch dieſe Geſchichte. Es thut mir leid, daß ich ſie nicht wörtlich kopirte, aber ich wollte dazumahl ſelbſt Autor werden, und kleidete ſie nach meiner Art ein. Als ich älter und geſcheiter wurde, dachte ich wohl, daß es dem Leſer angenehmer wäre, ſie in den altdeutſchen, poſſierlichen Ausdrücken zu leſen, aber da war ſchon vor zwölf Jahren das Schloß, und mit dieſem auch das Archiv abgebrannt, und nun müſſen Sie ſich's ſchon gefallen laſſen, ſie nach meiner Façon zu leſen. Ich war neugierig, und wollte gleich anfangen. Können's ganz behalten, ſagte der gutherzige Greis, können's vielleicht eher und beſſer benutzen als ich. Nur bitte ich die Nahmen der Familien zu verſchweigen, weil ſie noch exiſtiren. Ich las hernach mit Vergnügen, was ich meinen Leſern hier wieder mit Vergnügen erzähle:

* * *

Johanna und Ubaldus.

Im Jahre 1362 gebar Margaretha von — ihrem Gemahl eine Tochter, die ihr Ebenbild und folglich ein Muſter der Schönheit, ein Engel in weiblicher Geſtalt war. Damahls ſchämten ſich die Damen noch nicht, ihre Kinder ſelbſt zu ſtillen, und Margaretha ſaß oft in dieſer liebenswürdigen Beſchäftigung unter der großen Linde, die nahe an der ritterlichen Veſte ſtand. Eine Wahrſagerinn oder Zigeunerinn ging einſt vorüber. Edle Frau, gib mir eine Gabe! Du ſollſt ſie reichlich erhalten, wenn Du mir das Schickſal meines Kindes enthüllſt. Die Wahrſagerinn guckte lange in des Kindes Hand, und ſagte endlich: In vieler tauſend Hände habe ich ſchon geſehen, aber nie ſah ich ſolche Linien! Meine Kunſt wird an ihnen zur Stümperinn. Allem Anſehen nach wird Deine Tochter ſehr glücklich werden, aber ihre Lebenslinie, die bis über das höchſte Menſchenalter hinausläuft, iſt in der Mitte zerriſſen. Soll ich der Länge der Linie trauen, ſo wird ſie länger leben als Du und ich, und ich und Du. Geht aber der Riß der Linie in Erfüllung, ſo wird ſie früher ſterben als Du und ich, und ich und Du. Kurz, ſie wird ſterben, und doch leben. Sie wird keine Kinder gebären, aber ein Knabe wird ſie in das größte Elend ſtürzen, und ein anderer Knabe ſie aus der größten Noth erlöſen. Mehr weiß ich Dir nicht zu ſagen. Margaretha bezahlte dieſen Unſinn reichlich, und erzählte Alles ihrem Gemahl. Benno, ſo hieß der Alte, ließ dieſe merkwürdige Weißagung von einem gelehrten Mönch aufzeichnen, und verwahrte ſie in dem vergüldeten Käſtchen, das ihm ein Ritter der alten Minne aus dem gelobten Lande mitgebracht hatte.

Johanna wurde nun größer, immer ſchöner, und theilte ſchon als Mädchen von fünfzehn Jahren auf einem Turniere den Preis aus. Ubald war der Sieger, ſah dieſe aufblühende Roſe, und liebte ſie heftig. Er war ein ſchlanker, ſchöner Ritter, beſaß feſte Schlöſſer, viele Reiſige, Knechte, und eine große Zahl Leibeigner. Mit allem Prunke damahliger Zeit umgeben, zog er am andern Tage auf des alten Benno Schloß, und warb um ſeine Tochter. Sie iſt zur Gattinn noch zu jung, ſprach der Vater, das weißt und ſiehſt Du ſelbſt; aber ſollte ich weit und breit einen Gemahl für ſie ſuchen, unter allen Rittern den mir gefälligſten wählen, ſo würde die Wahl Dich treffen. Willſt Du noch fünf Jahre harren, dann iſt meine Tochter mannbar, und denkt ſie um dieſe Zeit wie ich, ſo werde ich Dich mit Freuden als Sohn umarmen. Ubald erwiederte: Deine Tochter iſt ein Schatz, auf den ich nicht fünf, ſondern zehn Jahre harren will, wenn ich nur am Ende Meiſter des Schatzes werde. Sie iſt ſchon in dem Alter, in welchem ſie ſagen und unterſcheiden kann: Ob ihr ein Geſicht, wie das meinige, gefällt? Laß mich alſo heute und morgen mit ihr reden, und frage ſie dann: Ob ich hoffen darf?

Der alte Benno nahm dieſen Vorſchlag mit Freuden an, bewirthete ſeinen Gaſt auf's Herrlichſte, und Ubald ſprach viel mit ſeiner Tochter. Als er wieder fortzog, ſuchte die ſchöne Johanna vergebens ihre Thränen zu verbergen, und geſtand endlich nach vielem Zureden ihres Vaters, mit jungfräulicher Scham, daß ihr der Ritter nicht gleichgültig, daß er der Mann ſey, den ſie lieben könne, wirklich ſchon liebe.

Ubald feyerte den Tag hoch, an dem er dieſe frohe Nachricht vom Vater hörte. Er beſuchte ſeine Dame oft, zog an ihrer Seite auf die Jagd, und wurde bald von ihr mit aller Inbrunſt, mit dem erſten aufbrauſenden Jugendfeuer geliebt. Ihr Ritter erwiederte dieſe Liebe mit gleicher Stärke. Ihr Wink war ſein Gebot, ihr Wille ſein Befehl. Er hörte gleich Anfangs von ihr, daß ſie den tapfern Mann beſonders ſchätze, und er war bald der tapferſte Ritter der ganzen weiten Gegend.

Die Ritter des berühmten Löwenbundes nahmen ihn in ihre Geſellſchaft auf, und bey ihrer erſten Verſammlung wurde er zu ihrem Bundeshauptmann erwählet. Viele Aebte gaben ſich ihm in Schutz und Schirm, und die Reichsſtädte fürchteten ihn ſehr.

Schon war das fünfte Jahr ſeines Harrens halb verfloſſen, ſchon machte er auf ſeiner Veſte Anſtalt, ſeine Braut anſtändig bewillkommen zu können, lud ſchon entfernte Ritter zum Verlobnißfeſte, zum Turniere ein, als der Ruf in der Gegend erſcholl, daß der Graf Eberhard *) ſeiner einzigen Tochter zu Ehren ein prächtiges Scharfrennen **) halten, und zum erſten Preiſe einen ganz vergüldeten Harniſch ausſetzen würde. Nur in dieſem Harniſche laſſe ich mich von euch zum Altare führen, ſagte Johanna im Scherze zu ihrem Ritter, der ihr dieß erzählte. Schnell nahm ſie ihren Scherz zurück, als ſie ſah, daß Ubald ihn im Ernſte nahm; aber es war zu ſpät, und der Ehrgeizige zog ungeachtet ihrer Thränen am beſtimmten Tage zur gräflichen Burg hin. Er fand dort den Kern der Ritterſchaft von vielen Ländern; aber Ubald ſiegte doch entſcheidend, er ſtieß ſelbſt das Oberhaupt der Ritter mit den Hörnern *) vom Pferde, und erhielt aus der Hand der jungen Gräfinn den erſten Dank. Er näherte ſich ihr, nahm ſeinen Helm ab, um den ihrigen zu empfangen. Zerſtreuet hing ſein gelbes, krauſes Haar um ſein Geſicht, und flatterte, der Feſſeln entledigt, muthig in der Luft. Schweiß floß in Strömen über ſeine rothbraunen Wangen, und ſein großes, feuriges Auge ſchoß Flammen um ſich her. Lange zögerte die Grafentochter, ehe ſie dieß ſchöne, äußerſt reitzende Geſicht wieder bedeckte. Sie fragte nach ſeinem Nahmen, Stand, und ſetzte am Ende hinzu, daß ſie ſich freue, den tapferſten und ſchönſten Ritter geſehen zu haben. Am Abende fand ſie der Vater in Thränen.

---

*) Sein Geſchlechtsname ſteht ſelbſt im Originale nicht.

**) Dieß war damahls eine beſondere Art der Turniere. Die Ritter fochten mit ſcharfen Lanzen, und ſelten wurde ſo ein Turnier zu Ernſt gehalten, wo nicht mehrere Ritter todt auf dem Platze blieben.

G. Eberh. Was fehlt Dir, meine Agnes? An einem ſo feſtlichen, Dir ſo ruhmwürdigen Tage hoffte ich, Dich nicht in Thränen zu finden. Sahſt Du nicht, wie Fürſten und Grafen, wie alle Ritter nur nach einem Deiner Blicke geizten, wie ſie Wunder der Tapferkeit thäten, und nur dem Einzigen, dem Löwenritter weichen mußten? Die Schmeicheley, die Du ihm ſagteſt, ſchmerzte Alle mehr, als die Wunden, die er ihnen ſchlug, mehr, als der Verluſt des Preiſes, mit dem Du ihn krönteſt.

Agnes. Eben dieſer Unüberwindliche, dieſer reitzende, ſchöne — O mein Vater! dieſer Unnennbare iſt die Urſache meiner Thränen!

---

*) Eine Geſellſchaft der Ritter, die dieſen Nahmen führte.

G. Eberh. Und warum?

Agnes. Er ſtritt nicht, um von mir bemerkt zu werden, nicht um mir ſeine Tapferkeit zu zeigen!

G. Eberh. Worauf gründet ſich Deine Muthmaſſung?

Agnes. O ich ſah's deutlich beym Turniere! Noch deutlicher beym Male! Er trägt das Bild, die Farbe einer andern!

G. Eberh. Nach dieſem Allen zu ſchließen, wäre dir der Ritter wohl nicht gleichgültig?

Agnes. Gleichgültig? Nur nicht gleichgültig? Ich liebe — Nein, das iſt noch zu wenig! Ich verehre — O das drückt's ſchon gar nicht aus! Ich hänge an ſeinem Blicke, ich weide mich an ſeinen Zügen, ich ergetze mich an ſeinen Worten, ich lebe und bebe bloß in ihm.

G. Eberh. Tochter!

Agnes. Der Sturm iſt zu groß! Mein Herz iſt zu gepreßt! Ich muß mein Leiden in die Bruſt meines Vaters ausgießen, damit er mir helfe, mich tröſte. Ich ſchäme mich vor mir ſelbſt, ich möchte mich in eine dunkle Höhle verſtecken, und doch würde ich es auch dieſer Höhle, den Bäumen im Walde erzählen. Wäre er noch frey, dieſer große, dieſer tapfere Ritter, und ich ſein! O theuerſter, beſter Vater! Ich ſein! Wer würde es wagen, mich und euch anzutaſten? Ruhig könntet ihr das längſte, größte Alter genießen, noch als Greis auf Krüken Jedem furchtbar herumkriechen! Kein Feind würde ſich Eurem Lande nahen, Alle würden horchen auf Euern Befehl, ſich ſchmeichelnd um Eure Burg lagern, und ſclaviſch harren, bis es Euch gefällig wäre, ihren Zins anzunehmen. Und raubte der Tod Euch mir, ſo würden ſie Alle auf die Knie fallen, in mir dem Unüberwindlichen huldigen, und meine Kinder als ihre Herrſcher verehren. Aber ſo! — Wen kann ich wählen? Wen ſoll ich einſt ehelichen? Da Alle ſahen und hörten, daß Er nur unüberwindlich iſt. Jeder, dem ich meine Hand ſchenke, wird um das Land beneidet, bekriegt, überwunden, vielleicht von ihm überwunden werden.

G. Eberh. Tochter! Tochter!

Agnes. Wenn er es nun wirklich thut, mich, mein Land überzieht! — Und muß er es nicht, da alle unſere Ritter wie Knaben von ihm behandelt, ihre Lanzen wie Ruthen zerbrochen worden? dann die Geliebte ſeines Herzens auf meinen Fürſtenſtuhl ſetzt, ich vielleicht ihr dienen, die Wärterinn ihrer Kinder ſeyn muß! O Vater! Ihn oder den Tod!

G. Eberh. Haſt Du geendet?

Agnes. Nein, Vater, nein! Nach dem Gefühle meines Herzens muß ich immer, muß ich ſtets reden, aber nur von ihm! Da geht er! Da ſteht er! Dort ſprengt er auf den ſonſt ſo tapfern Reynald zu! dort wirft er den—

G. Eberh. Halt ein, und laß mich reden, dann phantaſire noch, ſo lange es Dir gefällt! Ubald iſt ein tapferer Ritter, ſtammt von einer Mutter her, aus der Wittenbergiſchen Linie der Sachſen; ich würde ihm alſo meiner Tochter Hand nicht weigern. Auch muß ich Dir offenherzig geſtehen, daß ich ſchon daran dachte, ſchon die Vortheile überlegte. Er beſitzt viele Schlöſſer und Veſten, nur der Titel eines Grafen mangelt ihm, den ſo viele Eigenſchaften reichlich erſetzen, und den ihm endlich der Kaiſer auf mein Vorwort gewiß gewähren wird. Ich kam wirklich, um Dich auszuforſchen, und — —

Agnes. Und finden mich elend, unglücklich, denn er liebt eine Andere!

G. Eberh. Iſt dieß ſo ganz ausgemacht?

Agnes. Ausgemacht! Erwieſen! Denn ich bemerkte deutlich, daß er, als ſeine Lanze am Panzer des großen Robert abſprang, bey'm Lenken des Pferdes das Bild küßte, und dann geſtärkt durch dieſen Kuß, Roberten wie einen Vogel in die Luft ſchnellte.

G. Eberh. Aber weſſen Bild? Kann es nicht das Bild eines Heiligen, das Bild einer geliebten Schweſter, das letzte Vermächtniß ſeiner Mutter geweſen ſeyn?

Agnes. O wäre es ſo! Sein Heiliger ſollte auch mein Heiliger, ſeine Schweſter auch meine Schweſter ſeyn! Meine Buſenfreundinn ſollte ſie werden, mein Herz wollte ich mit ihr theilen, wenn es nicht ganz ſein gehörte, und bethen auf dem Grabe ſeiner Mutter, die einen ſo ſchönen Sohn gebar.

G. Eberh. Ich will ihn morgen ausforſchen!

Agnes. Und mich verrathen! Damit er meiner ſpotte, in der Geliebten Armen mich verlache!

G. Eberh. Agnes, ſprich nicht Unſinn! Du verſpottet! verhöhnt! Ha! ich fühle das ſtark! Eh' würde ich Dir das Schwert ſelbſt in das Herz ſtoßen, ehe ich — —! Nein, bitten, werben muß er bey mir um Dich, flehen bey Dir um Deine Gunſt! Er erhält mit Dir ein ſchönes Land, und dieß iſt des Bittens und Flehens wohl werth.

Agnes. Wenn er aber nicht flehet, nicht bittet?

G. Eberh. So wird er nie Dein Gemahl, nie mein Sohn!

Agnes. Und wenn ich dann hinwelke, hinſchmachte?

G. Eberh. So wird der Vater Leid um Dich tragen, Thränen im Verborgenen mit Dir weinen, aber der Fürſt ungerührt hinter Deiner Leiche gehen, und nicht wanken, wenn man Erde auf den letzten Zweig ſeines großen Heldenſtammes wirft. Darnach richte Dich! Morgen will ich mit dem Ritter reden.

Indeſſen der Vater ſo mit ſeiner Tochter ſprach und die Letztere in banger Erwartung die Nacht durchwachte, lag Ubald auf dem gaſtfreyen Lager des Grafen. Er war müde und matt von den Thaten des heutigen Tages, und konnte doch nicht ſchlafen. Der goldene Harniſch glänzte im Dunkeln vor ihm, er dachte oft an ſeine Johanna, aber noch öfter an die ſchöne

Agnes, die einer Gottheit gleich, vor ſeinen Augen ſchwebte. Ihre Blicke waren in ſein Herz gedrungen, das voll Bewunderung — was ſoll ich ſeine ſchändliche That länger verhehlen? — voll Liebe für ſie war. Er hatte Mitleid mit Johanna, von der er wußte, daß ſie ihn liebte, aber er hatte auch Mitleid mit ſeinem Herzen, das nur für die ſchöne Agnes ſchlug. Johanna war jetzt in ſeinen Augen ein gutes, liebes Mädchen, das für ſeine Ritter und Knechte ein gutes Mahl bereiten würde, wenn ſie ermattet vom Streite nach Hauſe gekommen; aber Agnes eine Heldinn, die mit ihm in den Kampf ziehen, an ſeiner Seite ſtreiten, und ihn zu größerem Muthe anfeuern würde. Ganz natürlich war es alſo, daß er dieſe vorzog, und jene hindanſetzte. »Sie wird mich vergeſſen, wie ich ſie vergaß. Im Kampfe war ich noch ganz Liebe für ſie, und ein Blick der großen Agnes entriß mich ihr. Kann und wird es ihr ja eben ſo gehen!« So dachte er, und ſo ſuchte er ſeine Untreue zu entſchuldigen. Doch untreu wurde er ſeiner Meinung nach nicht, denn er war mit ihr noch nicht geſetzmäßig verlobt. Er harrte nur, und nach des Vaters Ausdruck ſtand es ihm und ihr frey, des Harrens müde zu werden. Freylich ſtellten ſich ihm große Hinderniſſe in Weg, wenn er ſich Agneſen ſein dachte, aber eben dieſe Hinderneſſe ſpornten ihn noch mehr an, und Liebe und Ehrgeiz vereinigte ſich, um die arme Johanna unglücklich zu machen.

Früh verſammelten ſich die Ritter zur Meſſe, Ubald eilte auch dahin, denn er hoffte Agneſen zu ſehen. Johannens Bild, das er vier Jahre an ſeinem Halſe trug, blieb vergeſſen an der Wand hängen, und da er mit der goldnen Rüſtung auch der Gräfinn Schärpe erhielt, ſo ſchmückte er ſich damit. Geſtern ſah er wie Mars, heute wie Adonis aus, denn er trug ein Wams von goldnem Stoff, geſtickt mit Perlen. Agneſe hörte hinter einem verborgenen Gitter Meſſe, Ubald ſuchte ſie alſo vergebens, aber ſie ſah ihn, und ihr Auge ruhte mit Wohlgefallen auf der Schärpe, die ſie an ihm bemerkte.

Nach der Meſſe reiſten viele Ritter fort. Ubalds Pferde waren auch gezäumt, aber ein einziges Wort des Grafen hielt ihn zurück, ihn, den ſonſt nicht hundert Krieger eine halbe Minute von ſeiner Johanna abgehalten hätten. Bald nahm der Graf die Gelegenheit wahr, mit Ubalden allein zu ſprechen, und bald geſtand ihm Letzterer, daß er der glücklichſte Sterbliche ſeyn würde, wenn er ſich nur entfernte Hoffnung auf Agneſen machen könne. Sie ſoll Dein ſeyn, ſagte der Graf, denn Du biſt ihrer würdig. Du ſollſt mit ihr mein Land erben, denn Deine Tapferkeit verdient es. Komm jetzt zu meiner Tochter, laß uns hören, ob ſie eben ſo wie ich denkt!

Agnes. Wie ſoll ich euch empfangen? Wie kommt ihr? Als Vater oder Herr?

G. Eberh. Als Herr, der unbedingten Gehorſam von der erſten ſeiner Unterthanen fordert.

Agnes. Ich bin alſo ausgeſchlagen! Verworfen! Das deutſche Mädchen fühlt dieſen Schimpf, und wird ihn rächen!

G. Eberh. Und die Fürſtentochter?

Agnes. Wird, muß gehorchen! Doch wünſchte! ſie vom Vater zu erfahren: Ob er es ihm auch wirklich ſo nahe legte, daß er's begreifen konnte, ſie ſey es, die er ausſchlug, deren Hand er verwarf?

G. Eberh. Er ſoll Dir's ſagen, wenn er mit Dir reden wird. Aber jetzt antworte: Willſt Du jeden Fürſten, Grafen und Ritter, er heiße, wie er wolle, kurz, er ſey Ubald oder nicht, von meiner Hand als Deinen Gemahl annehmen?

Agnes. Wenn er mich an dem Stolzen rächt! Ja!

G. Eberh. Ja? So raſch, ſo ſchnell ausgeſprochen! Ueberlege dieß wichtige Ja gut! Ich will es noch nicht als geſagt annehmen, und frage Dich zum zweyten Mahle?

Agnes. Ich habe nichts zu überlegen, wenn ich unbedingt gehorchen muß, und habe dennoch eine Bedingung hinzugeſetzt, die der billige Fürſt billigen wird.

G. Eberh. Wohl, ich gebe ſie ein! Nur müſſen wir hören: Ob der Liebhaber auch Muth genug hat, einen Gang mit dem Löwenritter zu wagen?

Agnes. Sehr ſchwerlich!

G. Eberh. Steht zu erfahren!

Er ging, und trat mit Ubalden wieder ins Gemach. Dieſer ſtolze, tapfere Ritter, vor deſſen Lanze Jeder erſchrak, deſſem Schwerte Jeder wich, ſtand nun ſchamroth und betroffen da. Er ſtotterte, ſprach einige Worte, und ſtotterte wieder. Agnes ſchwieg ganz, denn Freude und Entzücken hemmten ihre Sprache. Der Vater half endlich, und brachte die Werbung in Gang. Ubald gab dann Agneſen den erſten Kuß der Liebe, und die ſpäter abreiſenden Ritter nahmen ſchon die Neuigkeit von Beyder Hochzeit, und die Einladung zu einem noch herrlichern Turniere mit ſich. Er blieb noch einige Tage, und zog dann auch nach Hauſe, um bald auf immer wieder zu kommen.

Seine verlaſſene, ganz vergeſſene Johanna harrte indeſſen ſehnlich auf ſeine Ankunft. Den Tag ſeines Turniers feyerte ſie mit Faſten und Bethen für ihres Ubalds Wohl, und rechnete emſig nach, wann er wieder eintreffen könne. Zwey Tage wartete ſie an der Heerſtraße vergebens, und ging am dritten vor Aufgang der Sonne ſchon wieder dahin. Oft ſah ſie von weitem Staub, eilte mit offenen Armen vorwärts, und fand ſich immer betrogen. Fremde, ihr unbekannte Ritter zogen vorüber. Schon ſtand die Sonne am höchſten, ſchon kam ein Bothe von der Mutter, daß man mit dem Male auf ſie warte, als ſich neuer Staub erhob, und ein neuer Trupp anzog.

Ehrenveſter Ritter! ſagte Johanna zu dem Vornehmſten, verzeiht meiner Neugierde! Woher kommt ihr?

Ritter. Edle Dame, ich komme vom Turniere, das der Graf Eberhard ſeiner Tochter zu Ehren gab.

Johanna. Wer kämpfte am beſten? Wer erwarb den erſten Dank?

Ritter. Der tapfere Ubald, Schirmer der Veſten, die ringsumher liegen.

Johanna. (Ihr Herz ſchlug hoch, ihr Geſicht glühte) Ubald der Sieger? Zog er vor Euch aus? Oder hielten ihn Feſte, dem Sieger zu Ehren, noch zurück?

Ritter. Kein's von Beyden, er — — —

Johanna. Oder iſt er verwundet? krank? Wohl gar —

Ritter. Nein, edle Dame! Er machte nur mit einem Steine zwey Würfe, gewann den Preis und nahm noch obendrein des Grafen Tochter zum Lohne. Doch verzeiht! Meine Dame harrt meiner! Bring' ich ihr auch nicht den erſten Preis, ſo habe ich doch den zweyten! Gott und Maria mit euch! (ſprengt fort)

Johanna. (ihm nachſchreyend) Was ſagtet Ihr? Erklärt mir's deutlicher! (dem letzten ſeiner Knechte in Zügel fallend) O guter, lieber Mann! Was ſagte Dein Herr? Ubald des Grafen Tochter zum Lohne?

Knecht. Ja, edle Dame! mein Herr log nie! Ich ſelbſt ſah es, wie Ubald beym geſtrigen Abſchiedsmale mit Agneſen liebäugelte, und hörte den Grafen ſelbſt ſagen: Es wird ein ſchönes Paar werden! wenn Ihr etwa auf ihn harret, wenn er Euch den Preis des Turnieres verſprach, ſo wartet Ihr vergebens.

Johanna ließ erſtaunt den Zügel fahren, und wankte ohne Gefühl nach Hauſe. Vater und Mutter wollten ſie tröſten, aber ſie nahm keinen Troſt an, ſie weinte, jammerte und welkte hin, wie eine Roſe, an der ein Wurm nagt. Oft ging ſie noch ans Fenſter, ſah vergebens hinaus, und horchte, wenn ſie der Roſſe Trab hörte. Aber ihr Treuloſer dachte nicht mehr an ſie, und war zu höflich, ihr mit ſeiner Gegenwart beſchwerlich zu fallen. Ihr Vater ſah, fühlte ihr Leiden, und zog hin auf Ubalds Burg, um von ihm ſelbſt zu hören: ob ſeine Tochter eine ſo ehrloſe Dirne wäre, die man ſo wegwerfen könne, wie man wolle? Aber die Wächter ließen ihn nicht ein, und ſpotteten von der Warte des alten Graukopfs. Wuth und Rache ſchäumend, ritt der alte Benno nach Hauſe, und als Jedermann erzählte, daß der glückliche Ubald nun hinziehen würde, um ſeine Hochzeit zu feyern, ſo wartete er, nur von zweyen ſeiner Knechte begleitet, an einem Scheidewege des Kommenden. Ubald zog bald darauf mit einem Troſſe von zweyhundert Pferden bey ihm vorbey.

Benno. Wenn Du ein Ritter, ein ehrenfeſter Mann biſt, wenn nicht jeder Schildknappe Deiner ſpotten, dich ins Geſicht eine Memme ſchelten ſoll, ſo ſtehe, und gib Rede und Antwort!

Ubald. (ſtand)

Benno. Johanna iſt meine Tochter! Ich fordere in ihrem Namen Rechenſchaft von Dir!

Ubald. Ich ſtreite nicht mit Greiſen!

Benno. Memme! Unedler! Knecht! Sklave! ſtehe und rechte!

Ubald. So ſey's! wie willſt Du ſtreiten?

Benno. Wie ein Mann! Auf Tod! Ohne Helm, ohne Schild!

Sie ſtiegen vom Roſſe, ſchnallten ihre Harniſche ab, und in wenig Augenblicken fiel der beleidigte, muthige Greis durch ſeines Beleidigers Schwert. Ubald jammerte ſehr. Ich wollte, ſagte er, daß mich Johanna vergeſſen, aber nicht, daß ſie mir fluchen ſollte! Und doch ließ er den Leichnam in den Händen der beyden Knechte, und zog, mit des Greiſes Blut beſpritzt, zur Hochzeit.

Johanna hatte eben ſo wie ihr Vater, die Bothſchaft von der Hochzeit ihres Ungetreuen vernommen, und wollte, eben ſo wie er, am Wege ſeiner warten. Nicht, um mit ihm zu kämpfen, ſondern ihm alle ſeine Schwüre und Geſchenke zurück zu geben, ihn zu bitten, ihr ein Leben zu nehmen, das ſonſt Wonne, jetzt Qual für ſie ſey, oder wäre er ſo ungroßmüthig, ihre Bitte nicht zu erfüllen, ihn wenigſtens noch ein Mahl zu ſehen, und dann auf immer in einem Kloſter ihr Leben zu vertrauern.

Das wachſame Auge der Mutter verhinderte ſie, um die beſtimmte Zeit abzureiſen, ſie warf ſich erſt um Mitternacht auf das Pferd, und wie die Sonne ſie beleuchtete, ſo begegnete ſie dem Leichnam ihres Vaters, den ſeine Knechte auf ſein Pferd gelegt hatten, und traurig nebenher ritten. Als ſie ihn erkannte, ſtürzte ſie vom Pferde, und die beyden Treuen hatten nun zwey Todte zu führen. Nahe beym Schloſſe erhohlte ſich Johanna, um ihr arme Mutter im gleichen Zuſtande zu ſehen. Bennos Körper wurde endlich beerdigt. Die Thränen aller ſeiner Unterthanen, die ſtumme Verzweiflung ſeines Weibes und Kindes gaben ihm das laute Zeugniß, daß er ein ſanfter Herr, ein guter Gatte und Vater war.

Nach neun Tagen erfuhr die troſtloſe Johanna von einem Schildknappen den Namen des Vatermörders, welchen man ihr bisher ſorgfältig verſchwiegen hatte, und noch an dieſem Tage nahm ſie ein Pferd, und entfloh ihrer Mutter auf's Neue. Viele Ritter, die zu Ubalds Hochzeit zogen, begegneten ihr auf des Grafen Burg, verwunderten ſich, eine edle trauernde Dame ſo allein ziehen zu ſehen, ehrten ihr Leid, das ſie nicht kannten, und nahmen ſie unter ihrem Schirme mit auf die Burg. Viele Vornehme, denn man dachte damals noch ſehr gaſtfrey, trugen ihr eine Wohnung an; ſie ſchlug dieß Anerbiethen aus, und zog in die Hütte einer armen Frau, deren Dienſte ſie reichlich belohnte.

Ubalds Hochzeitfeſt erſchien. Er und Agneſe ſchwammen in Wonne, im Gefühle der nahen Glückſeligkeit. Sie zogen in größter Pracht und Herrlichkeit in die Kirche. Dreyhundert Ritter, fünf und ſechzig edle Damen, und ſiebenhundert Knechte begleiteten ſie zu Pferde. Der Zug ging bey Johannens armſeliger Wohnung vorbey, und ſie folgte allein im Trauerkleide dem fröhlichen Zuge.

Schon traten die Verlobten zum Altare, ſchon begann der Prieſter die Trauung, als Johanna das ſchärfſte Schwert ihres Vaters unter ihrem Kleide hervorzog, und durch die Verſammelten auf Ubalden drang. Mörder meines Vaters, mordbrüchige Memme, ſtirb! In dieſem Augenblicke ſtieß ſie mit dem Schwerte nach ihm, aber Ubald wandte ſich, und der Stoß fuhr, ihn nicht beſchädigend, unter dem Arme durch. Hingeriſſen von Erſtaunen; erſchrocken vor der nahen Gefahr, taumelte er einige Schritte vorwärts, und Johanna glaubte ihn wirklich getroffen zu haben. Gott verzeihe dir, ich kanns nicht! ſchrie ſie noch, kehrte die Spitze des Schwertes ſchnell gegen ſich, und rannte damit gegen den Altar. Das Schwert fuhr ihr durchs Herz, und ſie ſank todt nieder.

Gemurmel und Lärm folgte nun auf die Todtenſtille, die bisher herrſchte. Die Kirche war durch Mord entheiligt. Der Prieſter floh, und alles Volk eilte ihm nach. Der Graf riß ſeine Tochter von Ubalds Seite, und er ſtand einſam, allein, ohne vielleicht zu ſehen, zu fühlen, was vorging. Er war durch eine todte, edle Dame unauslöſchlich mit Schande gebrandmarkt, und konnte ſie nach den Geſetzen der Ritterſchaft nicht mehr abwaſchen. Zwey Stunden darnach ſah man ihn aus der Kirche wanken, einige ſeiner Getreuen umgaben ihn. Nach der Zeit ſah man ihn nicht mehr. Johannens Leichnam wurde der Mutter geſchickt, und Agneſe, für die der beſchimpfte Ubald auf immer verloren war, nahm den Schleyer an, und ſtarb, nach dem Zeugniſſe des Geſchichtſchreibers, als Abtiſſinn im Geruche der Heiligkeit.'

Die arme, äußerſt gekränkte Margaretha ſandte in alle Ecken Bothen nach ihrer verlornen Tochter aus, und alle kamen ohne tröſtende Nachricht zurück, denn ſie ſuchten Johannen nicht unter den Rittern, mit denen ſie zog. Am Sterbetage ihrer Tochter wandte ſie ſich müde auf ihrem Lager, und ſchlief ermattet von vielen Thränen um Mitternacht ein. Ihre Tochter erſchien ihr im Traume. Blut quoll aus ihrer linken Bruſt.

Mutter, ſagte ſie langſam und traurig, ich bin todt, habe mich ſelbſt entleibt. Bald wird man euch meinen Körper bringen; beſtattet ihn im Todtengewölbe meines Vaters. Bethet für mich, denn ich bin unglücklich! Der Gerechte ſprach ein ſtrenges Urtheil über mich aus. Ich lebe noch, und bin doch todt! Im Todtengewölbe, deſſen Riegel ihr nach meiner Beerdigung nicht mehr eröffnen ſollt, nicht mehr eröffnen könnt, werde ich Tag und Nacht auf Erlöſung harren, und nie erlöſet werden. Nie! ſchrie Margaretha im Traume, das wäre ſchrecklich! So gut als nie, antwortete der Geiſt. Ubald wird nach einigen Jahren Reue auch fallen. Sein Skelet wird, nach des Verhängniſſes Schluß, vor die Thüre meines Begräbniſſes zu ſtehen kommen. Ich werde ſo lange ſchmachten und leſen, er wird ſo lange ſtehen und harren, bis ein noch nicht gebornes Kind für ihn bey mir bittet. Wird, kann dieß je geſchehen? Und doch glimmt noch Hoffnung in meiner Bruſt! O bethet für mich!

Sie verſchwand. Margaretha erwachte und ſahe am dritten Tage mit größtem Jammer ihren Traum erfüllt. Man brachte ihr den Leichnam ihres Kindes, den ſie in dem Todtengewölbe beerdigen, die Thür auf ewig ſchließen, und alle Tage in der Kirche Meſſe leſen ließ. Der Geſchichtſchreiber F. Auguſtinus Bornerius oder Bonorius, ein Barfüßer-Mönch, verſichert hier, daß er dieſe Stiftungsmeſſe ſelbſt fünfzehn Jahre geleſen, und deutlich bemerkt hätte, daß ſich beym Anfange der Meſſe jedesmal die Gewölbthüre aufgethan, und mit dem Ite, Missa est! wieder von ſich ſelbſt geſchloſſen hätte. Er und viele andere Prieſter ſahen die Wunder, aber die Layen ſahen ſie nicht.

Nach zehn Jahren kamen einige fremde Reiſige auf der Burg an, und fragten nach Margarethen. Edle Dame, ſagten ſie, Ihr könnt uns wohl am beſten ſagen: wo Eurer Tochter Grab iſt? Wir haben Aufträge dahin von unſerm todten Herrn! Sie erzählten dann, daß ſie Ubalds Reiſige wären, der, nach Johannens That, ins gelobte Land zog, dort in einer Schlacht gegen die Ungläubigen fiel, und im Todeskampfe verlangt hatte, daß ſie ſeine Gebeine nach Deutſchland führen, und an ſeiner Seite Johanna beerdigen ſollten. Ein griechiſcher Arzt hatte ihn auf ihr Verlangen ſkeletiſirt. Da ſie nun hörten, daß das Gewölbe nicht eröffnet werden könne, ſo ſetzten ſie das Skelet, das ſie in einem Sacke bey ſich führten, zuſammen, und ſtellten es neben die Thür. Wenn nun, ſagt der Geſchichtſchreiber, das Gewölbe bey der Meſſe ſich öffnete, ſo wandte ſich auch das Skelet, und ſah traurig hinein.

Jeder meiner Leſer kann und mag dieſe Geſchichte ebenfalls für ein Mährchen halten. Ich trenne Wahrſagung und Traum davon ab, und ſehe dann nicht ein: Warum ich und ſie ſolche nicht als geſchehen annehmen könnten? Sie iſt freylich im Legendentone von einem Mönche verfaßt, aber ſeine Zuſätze ſcheinen ſichtbar durch, und wenn man bedenkt, daß die Geſchichte in einem Familienarchive aufbewahrt wurde, ſo findet man noch mehr Grund, das Wahrſcheinliche derſelben nicht zu bezweifeln.

Das Mährchen der alten Mutter erklärt ſich durch die Geſchichte ganz. Eine gute, mitleidige Seele wollte die armen Verliebten nicht länger leiden laſſen, und hieb, wie Alexander, den Knoten entzwey, da ſie ihn nicht ganz aufzulöſen vermochte.

Ein Pendant

zur vorigen

Geſchichte, vom Verfaſſer des Sittenblatts

zur Probe einer Nachahmung verfaſſet.

Am Ufer der Donau, unweit eines kleinen Dorfes, ragten auf einer Anhöhe noch verſchiedene Ruinen eines alten Gemäuers hervor. Es ging die Sage, daß ein Raubſchloß in dieſer Gegend einſt war, und alte Mütterchen ſahen in heiligen Nächten aus dem Schutte der alten Veſte herumwandelnde Lichter. Ein großer weißer Schimmel ohne Kopf ſoll auch von dieſen Gegend an bis in das benachbarte Dorf einen Fremden einſt begleitet haben, und ſchnell bey dem Wirthshauſe verſchwunden ſeyn, als ihm der Wanderer mit einem Vergelt es Gott dankte.

Niemand wußte in dieſer ganzen Gegend ſo viel Zuverläßiges von dieſem Schloſſe anzugeben, als ein alter Hirt, der von ſeinem Urgroßvater noch verſchiedene Nachrichten zu erzählen wußte. Es war einſt an einem heiligen Weihnachtsabend, als in Nachbar Hanſens Wohnung verſchiedene Bauern in Heimgarten kamen, und den Abend über mit Mährchen verſchwätzten, bis es Zeit in die Mette war. Valentin, ſo hieß der Hirt, war auch mit, und er fing ſo zu erzählen an, als die Reihe an ihn kam: Seht, ihr Nachbarn! ich weiß es noch ſo gut, als wäre es heute. Ich war noch ſo ein Bube, ſaß meinem Vater auf ſeinem Schooß, und hörte den Wunderdingen zu, die er von alten Schlöſſern erzählte. Da fing er an, und machte das heilige Kreuz, daß uns Gott alle, die wir da ſind, von böſen Geiſtern bewahren wolle, aber gewiß war es doch, daß ſo ein Poltergeiſt in unſerm Schloße regierte. Was ſagſt Du? erwiederten die Bauern, ein Poltergeiſt? Ja ſag ich euch, ein Poltergeiſt, fuhr mein Ahnherr fort, und horcht nur, was ſich Alles fügte:

Wie geſagt, ein Poltergeiſt war im Schloß, aber damahls war das Schloß noch nicht ſo zerfallen, wie jetzt, es war noch dort und da ein Zimmerchen darin, wo man wohl noch wohnen konnte, aber niemand wollte hinein, denn es wüthete des Nachts fürchterlich herum.

Es war in Kriegszeiten, ſagte mein Ahnherr, als ſpät am Abend, eben in der heil. Thomas-Nacht, ein alter Offizier kam, der ſich im Wirthshauſe einquartieren wollte; allein es war Alles beſetzt, und er fand keinen Platz.

Das Wetter war kalt, und es ſtürmte und ſchneyte, daß es nicht fortzukommen war. Die Bauern aßen Käſe und rauchten ſchwarzen Tobak, daß es in der Zechſtube ſtank wie die Peſt. Beym Element! fing der Offizier an, habt ihr denn keine Hundshütte, wo ich bey euch übernachten kann! Ich wollte mir da ein Strohlager zurecht richten laſſen, aber ich wollte lieber beym Teufel wohnen, als da bey dieſem Höllengeſtanke. Wenn Sie Luſt haben, ſagte der Wirth, beym Teufel zu wohnen, ſo finden Sie noch Platz genug. Sie dürfen nur ins alte Schloß hinaufgehen, da finden Sie guten Platz, aber Gott ſegne Ihnen Ihre Nachtherberge. Weiſet mir den Weg, ſagte der Offizier, und bekümmert Euch um das Übrige nicht! Er nahm Branntwein und Brot mit ſich, ließ ſich Feuer machen, und kampirte im erſten beſten Zimmer im Schloſſe. Von ſeinem Zimmer ſah er durch ein Fenſter in die alte Kapelle hinab, wie ihr wiſſet, und die noch zu ſehen iſt. Dort, Nachbar! wo jetzt die Feldkapelle ſteht, und wo der große Grabſtein liegt, auf dem der geharniſchte Mann iſt, dort, Nachbarn! war die Schloßkapelle.

Um Mitternacht hörte der Offizier ein erſchreckliches Geraſſel; er ſah in die Kapelle hinab, und fand, daß ſie durchgehends beleuchtet war. Der große Grabſtein, der an der Mauer war, öffnete ſich von ſich ſelbſt, und ein vom Fuß auf geharniſchter Mann trat aus dem Grabe. Der Offizier wollte ſeinen Augen nicht glauben, er nahm ſeine Blendlaterne, und ging in die Kapelle. Ganz über ſeine Erwartung war es, daß er wirklich den Grabſtein offen fand; er ſah in die Oeffnung, und eine ſteinerne Treppe führte in eine Todtengruft hinunter. Der Offizier wagte ſich hinab, da war ein zinnener Sarg ohne Deckel; der Offizier legte ſich in denſelben, nachdem er vorher ſeine Laterne zu Seite ſetzte, und erwartete den Geiſt.

Nach einer halben Stunde kam das geharniſchte Geſpenſt zurück, und näherte ſich ſeinem Sarge. Wer biſt Du? fing der Offizier an: und wer berechtigt Dich, die Sterblichen in dieſen Stunden zu beunruhigen? Bleib in Deinem Grabe, und wage es nicht mehr, in dieſer Gegend herumzuwandeln, oder ich will die Knochen Deines Skelets zuſammenſchlagen, daß der Harniſch von Deinem Gerippe fallen muß! Wenn Du Leute die Nacht durch beunruhigen willſt, ſo beunruhige die Schlemmer in der Stadt, und laß den ehrlichen Landsmann und den braven Soldaten ungehudelt. Der Geiſt hob ſeine Hände aufrecht, und ſagte: Du haſt mich erlöſet, denn ich war verurtheilt herumzuwandeln, bis ein Sterblicher durch außerordentlichen Muth die Stärke ſeiner Herzhaftigkeit zeigen würde. Der Offizier verließ den andern Morgen das Schloß. Seine Haare waren grau wie Eis, und ſein Bart weiß wie Schnee. Er verließ auch bald hernach die Welt, und begab ſich in ein Mönchkloſter, wo noch in der Chronik dieſe Geſchichte aufgezeichnet ſtehen ſoll; ſo ſagte Valentin. Allein Paul, der Sohn eines Bauers, der ein wackerer Junge war, und in der benachbarten Stadt ſchon einige Jahre ſtudierte, ſchüttelte immer den Kopf. Valentin! ſagte er endlich: Dein Ahnherr war ein guter Mann, allein in dieſer Geſchichte ſtecken viele Unwahrſcheinlichkeiten. Es mag wohl was hinter der Sache ſeyn, aber ſo iſt ſie gewiß nicht, wie Du ſie erzählteſt. Ein Mährchen pflanzt ſich leicht durch Jahre und Jahre fort, und die Wahrheit verliert ſich leicht im Nebel der Vorzeit.

Wenn Ihr mich anhören wollet, ſo will ich Euch die wahre Geſchichte erzählen, ich las ſie ſelbſt in dem Kloſter zu N., ſie iſt dieſe:

Heinrich und Eduard.

Es war ein alter Graf, der hieß Heinrich, ſeiner Natur nach ein rauher Mann. Nach den Sitten jener Zeiten konnte er ſeinen Mann zu Boden werfen, etliche Maaß Wein auf einen Zug trinken, und ein Pferd todt reiten. In der ganzen Nachbarſchaft fürchteten ihn die Edlen und Ritter, und man nannte ihn den Wilden.

Wenn er fluchte, ſo war es als wenn ein Sturmwind durch Gehege ſaußte, und wenn er ſtampfte, ſo zitterte die Erde unter ſeinem Fuße. Sein Blick war wie ein verzehrendes Feuer, und ſein Auge war fürchterlich wie der Vollmond beym Aufgang in einer nebligen Nacht. Seine Haare waren ſtarr wie abgeſchnittene Mähnen von Pferden, und ſein Bart drehte ſich aufwärts wie der Bart einer Tigerſchnauße.

Da er noch ein Bube war, verrieth ſich ſchon ſeine Wildheit, denn es war kein lebendes Thier im Schloſſe, das er nicht würgte.

Morden war ſein Vergnügen, und tödten war ſeine Luſt. Zur Unterhaltung kämpfte er mit Stieren, oder ſuchte im Walde Schweinbecker auf, und ſchlug ſie mit Fäuſten todt. Seine Lieblingsgeſchöpfe waren die Schweine, er hatte zehn bey ſich auf ſeiner Burg, die ihn bey der Tafel und im Bette nie verließen.

Einen Diener, der unglücklicher Weiſe eines dieſer Thiere beſchädigte, warf er zum Fenſter hinunter, und einem andern, der ihnen die Speiſen nicht gut genug bereitete, trat er die Gedärme aus.

Zum Frühſtücke trank er warmes Pferdblut, oder wenn er Luſt am Morgen zum Eſſen hatte, ſo riß er dem nächſten beſten lebenden Thiere einen Brocken Fleiſch mit ſeinen Zähnen aus dem Körper, und kauete bis von Blut und Saft ſein Wams röthete.

Er war fünf und zwanzig Jahre alt, als ſein Vater ſtarb, und Heinrich Herr der hinterlaſſenen Herrſchaft wurde. —

Da wollte er heirathen, aber weit und breit floh jedes Mädchen vor ihm, und jeder Vater ſperrte ſeine Tochter ein, wenn es hieß, daß Heinrich auf die Jagd ging.

In der Gegend lebte ein ſchönes Fräulein, ſie hieß Hedwig, und war die einzige Tochter eines würdigen Ritters. Sanft war ihre Bildung, wie das Mondlicht in einer Frühlingsnacht, und rein war ihr

Herz, wie der Thautropfen des Morgens, der an der Lilie hängt.

Eduard, ein edler Jüngling, liebte die Schöne, Hedwig liebte den Jüngling. Die Tage der Hochzeit waren ſchon beſtimmt. Schon eilte die Braut an der Seite ihres Vaters zu der Burg ihres Geliebten, da Heinrich ſie unterwegs begegnete, den alten Vater ſogleich erwürgte, und das Fräulein entführte. Ohnmächtig lag ſie noch in den Armen des Wilden, als ſie in Heinrichs Veſte gebracht wurde. —

Vergebens wandte Heinrich Alles an, um das ihrer Sinne betäubte Mädchen ins Leben zu bringen. Blaß wie eine Leiche, einer Narziſſe ähnlich, die unter der Senſe geſunken iſt, lag ſie geſtreckt auf dem Ruhebett im Vorſchlummer des Todes. —

Der wilde Heinrich ſtaunte ſie an, und zum erſtenmal regte ſich ſein Herz zu einem Menſchengefühle, es war, als wollte eine Thräne ſein Auge netzen; allein die Wildheit vertrocknete den Tropfen, ehe ihn die Empfindung zur Thräne bildete.

Er war wüthend. Werft, ſchrie er zu ſeinen Dienern, dieſe Dirne zur Thür hinaus! Was ſoll ich mit dieſem Fratzengeſicht?

Ein einziger Sturm hat ſie ſchon entblättert, es iſt Zuckerwerk, taugt nichts für meinen Magen. Hedwig kam nicht mehr zu ſich; ſie war entſchlafen, und der mitleidige Tod ſchloß ihr die Augen vor dem Anblick des Ungeheuers. Heinrich ließ ſie in einen zinnernen Sarg in die Todtengruft legen; ſah ſie nochmahl an, und rief: Schwaches Geſchöpf! Du ſollteſt eine Mücke geworden ſeyn; und ging wieder ganz unempfindlich auf ſeine Stube.

Mittlerweile, als Dieſes geſchah, wartete Eduard hoffnungsvoll auf ſeiner Veſte. Der Gedanke an ſeine Geliebte war die einzige Nahrung ſeiner liebenden Seele, aber vergebens richtete ſich ſein Auge nach dem Ort, von dem ſeine Hedwig kommen ſollte. Schon ſchlug unruhig ſein Herz, ſchon floß manche Thräne aus ſeinem Auge, ſchon wandelte er ihr entgegen, als er die traurigſte aller Nachrichten erhielt. —

Betäubt war Eduard eine Weile, allein Entſchloſſenheit erwachte bald in ſeinem Buſen. Hedwig iſt in Gefahr, was iſt mehr nöthig um Eduard Muth und Stärke zu geben? —

Schon eilte Eduard mit dem Treueſten ſeiner Diener an Heinrichs Veſte, um ſeine Braut und Hedwigs Vater zu rächen; allein Ueberlegung hielt den Jüngling zurück. Was willſt du thun? ſagte er ſich: Heinrich wird ſich zur Gegenwehr ſtellen, du wirſt unterliegen, oder nicht unterliegen, und doch unglücklich ſeyn? Verzeihung dem Böſewichte, die Gottheit wird ſeine Schandthaten rächen; ich will nichts, als was mein iſt, meine Hedwig!

Er ſchickte einen der Vertrauteſten ſeiner Diener an Heinrichs Veſte, und trug ihm auf, ſich um Hedwigs Zuſtand zu erkundigen. Es gelang ihm, dem Treuen, daß er einen von Heinrichs Dienern auf ſeine Seite brachte, der ihm Alles umſtändlich erzählte.

Eduard war untröſtlich; er wollte noch ſeine Hedwig ſehen, und durch vieles Verſprechen willigte endlich Heinrichs Diener ein, den unglücklichen Eduard, durch eine heimliche Fallthür in die Veſte zu bringen, und ihn in die Gruft zu Hedwigs Leichnam zu führen. Nur zu verweilend wälzten ſich die Stunden des Tages am Rade der Zeit ins Vergangene. Tauſendmahl wünſchte er ſich die Nacht, und verwünſchte die langweilige Sonne. —

Endlich war es Nacht; ſchon war Eduard an dem beſtimmten Orte; die Glocke ſchlug zwölfmahl in der Veſte; man öffnete, und Eduard wurde beym Schein der düſtern Lampe ins Todtengewölbe geführt.

Da ſah er ſeine Geliebte, ſah ſie, und ſank hin an ihren kalten Buſen. Entferne Dich, ſagte er dem Diener: ich will Dich reichlich bezahlen; komm erſt nach einer Stunde wieder.

Heinrichs Diener entfernte ſich. Eduard war nun allein bey Hedwig!

Muß ich Dich ſo ſehen, Geliebte meiner Seele! fing er an, ſo ſehen? am Tage unſerer Hochzeit? O erwache wieder! Schönſtes der Geſchöpfe! erwache, um deinen Eduard zu lieben!

Während Eduard im beſten Zutrauen bey Hedwigs Leichnam war, ging der boshafte Diener hin, und verrieth Alles dem böſen Heinrich. Heinrich griff wüthend nach seinem Schwerte, und eilte in die Gruft. Allein kaum erblickte ihn Eduard, als Rache und Wuth in seinen Nerven glühten. Feuerfunken statt Blut rollten in seinen Adern; er fiel ihn wie ein Löwe an, und stürzte auf einen Stoß das Ungeheuer zu Boden, daß es seine Seele zur Hölle aushauchte.

Eduards Diener, die sich während der Zeit der Veste näherten, hörten den Tumult, drangen durch die Fallthür, die Heinrichs Diener zuzuschließen vergaß, in die Burg, und metzelten Alles nieder.

Eduard war schon Sieger, als er sich nochmals seiner Geliebten näherte, die allgemach von ihrem Todtenschlummer erwachte. Hedwig war nicht todt, nur eine Ohnmacht fesselte die Kräfte ihres Geistes in ihrem leidenden Körper.

Wer kann die Freude und das Vergnügen schildern, die Eduard empfand, als der Himmel ihm seine Hedwig wieder gab? Begleitet von seinem Treuen, eilte er mit seiner Geliebten auf seine Veste zurück, und feyerte nach etlichen Wochen, als Hedwig vollkommen hergestellt war, den glücklichsten Tag seines Lebens.

Heinrichs Schloß war zerstört, sein Körper in die Gruft gelegt, und selber mit einem großen Marmor vermauert, auf welchem der geharnischte Mann noch zu sehen ist.

Diese Geschichte wurde öfters erzählt, und vom Erzählen und Wiedererzählen verlor sich die Wahrheit in ein Mährchen.

Zum neuen Jahr
an
# meinen Fürſten.

Du, den die Gottheit uns zum Vater gab,
Fürſt! ſieh die tauſende der Kinder,
die Dir die Vorſicht anvertraut,
ſieh, wie ihr Herz, gerührt von Deiner Güte,
dem Deinen warm entgegen pocht!
Das ſanfte Feu'r, das durch die Adern ſtrömt,
das jedes Herz belebt, dieß Feuer
iſt ſanfte Kindesliebe.
Vom Bettler an, der in der Hütte ruht,
bis zu dem Mann, den die Geburt erhebt,
der in Palläſten wohnt, herrſcht Liebe,
Liebe ja für den, der unſer Vater iſt.
Ach! laß uns, beſter Fürſt! Dir es oft ſagen,
daß alles Das, was uns belebt,
daß alles Das, was uns das Daſeyn gibt,
daß unſere Exiſtenz die Deine iſt.
Stets kettete die Liebe uns an Fürſten.
Sieh den Altar, auf dem, geſtreut
von unſrer Väter Hand,
Noch Weihrauch dampfet,

dampft zur Gottheit auf
für's Wohl des Herrſchenden.
O ſieh uns auch gebeugt zur Erde,
wie unſer Blick ſich durch die Wolken drängt,
um Götterſeligkeit für Dich zu flehen —
zu flehn Glück auf Dein Haupt.
Ein Blick von Dir iſt Sonnenblicken gleich,
die jede Blume ſanft erwärmen,
vom Veilchen an, das in dem Thale ſteht,
bis zu der Lilie, die auf den Bergen glänzt.
O ſey uns ſtets, was Du uns wirklich biſt,
und nie entzieh des Unglücks Wolke
uns Deinen Schutz,
denn da Du unſer Aller Seele biſt,
ſo iſt Dein Daſeyn und Dein Leben
das unſrige.
Nimm unſer Hab, nimm Alles, was wir haben,
es iſt ja Dein, weil wir die Deinen ſind,
nur nimm uns Dich und Deine Liebe nicht

Zum neuen Jahre
an die edlen Damen unſrer Stadt,
die Gattinnen und Mütter ſind.

Ihr! die ihr wie die Roſen im Frühjahre
für das Aug' des Gärtners blühet,
Ihr! der Frauen edelſte,
ſo blühet ihr — für eure Gatten.
Reitzend und ſchön ſind eure Züge,
reitzender als die Züge der Venus;
denn Minervens Geiſt erhöht eure Bildung.
Geiſt und Empfindung ſprechen
aus dem ſeelenvollen Auge
Hörbar für den, der die Seelenſprache verſteht
im erklärenden Blicke.
Der Pinſel des beſten der Künſtler
ſchildert nicht die rührende Scene,
wenn eure Kinder aufmerkſam auf eure Lehren
an euern Armen hangen.
Entfernt lächelt der Gatte, und fühlt
ganz die Freude, Vater zu ſeyn.
Der Tugend harmoniſche Stimme
tönt mit Sanftmuth von euern Lippen

ins zarte Ohr des horchenden Knaben,
und wie die Biene Honig aus den Blumen ſauget,
ſauget das Mädchen Labung für's Menſchenherz
aus euren Lehren.
O ihr Edlen! wie ſoll ich euch nennen?
Empfanget den edelſten der Wünſche,
die die Menſchheit zum Himmel ſchicket,
den Wunſch — der längſten Erhaltung!
Lebet glücklich — und genießet lang die Wonne,
das Glück der Menſchheit zu fühlen,
Lang das Glück
Gattinn und Mutter zu ſeyn.

An
Herrn Le Brun.

Orpheus ſchweigt, wenn Le Brun ſpielt,
der Ton verläßt Appollo's Leyer
und Seelenwonne wiegt
den Menſchen ein,
im Vorgeſchmack der ſeligſten Gefühle,
die einſt die Götter nur genoſſen,
ehe Le Brun war.
Die Nachtigall vergißt die ſüßen Töne
und horcht, der Schäfer ſchweigt und ſinkt
im Taumel des Gefühls an den Buſen der Geliebten,
die Leidenſchaft weiß keinen Ausdruck mehr,
wenn Le Brun ſpielt.
Empfindung, Seligkeit und Wonne,
der Gottheit Kind — die Harmonie,
belebt — beſeelt den Horchenden.
Wenn Le Brun ſchweigt, ach! wie verdrießlich
erwacht man nicht von dem Genuſſe der Götterwonne
zurück in's Menſchenleben,
in's Leben armer Sterblicher.
Der Ton mit dem die Gottheit ſpricht

in's Geiſterherz — iſt Le Bruns Ton,
und wenn in himmliſchen Gefilden
die ſchönſte Harmonie das Glück der Geiſter iſt,
ſo muß von dieſen Seligkeiten
der Herold — Le Brun ſeyn.

An die
Madame Le Brun.

Als Le Brun noch Mädchen war,
horchte ſie einſt im Gebüſche
der edelſten der Nachtigallen zu;
Apollo's trefflichſte, die ſang.
Entzückt von ihrer Zauberſtimme,
ſank Le Brun hin am wilden Roſenſtrauch.
Der Gott der Töne ſah es und gab
der Philomelen ſchönſte
dem guten Mädchen zu erzieh'n.
Allein, beraubt der Freyheit ihrer Schwingen,
in Käfig eingeſperrt, ſtarb Philomele bald.
der Gott bedau'rte ſie, und Jupiter
um ihn zu tröſten,
verſetzte ſeit der Zeit der Nachtigallen Töne
in Le Bruns Lied.

Zum neuen Jahr

an mein Weib.

Liebſt du mich nicht, ſo reizt die ſchönſte Quelle,
Die ſchönſte Gegend reizt mich nicht,
Und traurig murmeln dann die Waſſerfälle,
Die Sonne ſelbſt verliert ihr Licht.
Vergebens winken mir die reifen Felder,
Vergebens lacht die angenehmſte Flur,
Der Hayn iſt mir verhaßt, ich flieh die Wälder,
Ich flieh mich ſelbſt und die Natur.
Wenn du mich liebſt, iſt mir die Wüſte ſchön,
Und jeder rauhe Morgen heiter.
Der Nord wird ſanft um meine Schläfe weh'n,
Der rauhe Winter duftet Kräuter.
Vergnügen ſchickt die überſchneite Fläche
Mir von den dürren Wipfeln zu;
Es rauſchen mir gefrorne Bäche,
Und bey dem Sturmwind find' ich Ruh.

An alle Menſchen.

Euch Allen, denen die Gottheit Seelen
und Herzen zum Gefühle gab,
euch Allen, wer ihr ſeyd, vom edlen Bettler an
bis zu dem König — euch Allen wünſche ich
den ſeligſten Genuß des Lebens.
Denn leben hieß uns Gott, und leben, das heißt fühlen,
und fühlen heißt ein fühlbares Weſen ſeyn.
Lebet Alle — der Tugend treu, weil Harmonie
der Schöpfung Tugend iſt.
Lebt, aber nicht ein träges Pflanzenleben,
ein Menſchenleben lebt, des edlen Funkens würdig,
der aus der Gottheit Weſen
in unſere Herzen floß,
und nicht erſtirbt, wenn auch die Hülle,
in die die Gottheit ihn gehaucht,
am Ruder der Galeeren ſitzt.
Seyd Menſchen, und fühlt ihr der Menſchheit Würde,
ſo blicke euer Aug' zum Himmel auf,
wo keiner Zeiten flücht'ger Wechſel
das Leben mit der Zahl der Tage
in weiten Raum der Vorzeit peitſcht!

Zum Himmel blicket auf, und lernt der Menſchhei
Würde
im Land der Seelen kennen!
Wer Menſch iſt, dem ſey Heil,
in welchem Theil der Welt er wohnen mag;
er ſey ein Mohr, ein Weißer, ein Creol,
ein Jud', ein Türk, ein Heid, —
Heil ihm, wenn er nur Menſch —
der Gottheit Kind — mein Bruder iſt!

Inhalt

des zweyten Theiles.

Seite

Herman. Eine Geſchichte aus den Zeiten der Ritterſchaft 5

Harwort und Leonore. Eine Scene aus dem Leben edler Seelen 40

Valentour, oder die Macht der Erziehung über das Herz 53

Johanna und Ubald, eine Geſchichte im alten Geſchmack, entlehnt aus den Biographien der Selbſtmörder 100

Johanna und Ubaldus 106

Ein Pendant zur vorigen Geſchichte, vom Verfaſſer des Sittenblattes zur Probe einer Nachahmung verfaßt 127

Heinrich und Eduard 131

Zum neuen Jahr an meinen Fürſten . . 137

Zum neuen Jahr an die edlen Damen unſerer Stadt, die Gattinnen und Mütter ſind . . 139

Seit

An Herrn Le Brun 141
An die Madame Le Brun 143
Zum neuen Jahr an mein Weib 144
An alle Menschen 145

Hofrath v. Eckartshauſen's

Schriften.

Dritter Band.

Sammlungen
zur Sittenlehre für alle Menſchen.

I. Theil.

Enthält:

Das Mädchen im Landthale.
Der Werth der Unſchuld an Mädchen.
Warnung vor der Wolluſt.
Ueber das Glück der ehelichen Liebe.
Edles Beyſpiel der Dankbarkeit.
Die treue Gattinn.

Wahrheiten, aus der Natur der Sache gezogen.
Brief an Amintor.
Die wahre Zufriedenheit.
An Cidaliſe.
Die Mutter an ihr Kind bey der Wiege.
An Sophie ꝛc. ꝛc.

Wien, 1830.
Bey Anton v. Haykul, Buchdrucker,
und bey
Mich. Lechner, Univerſitäts-Buchhändler.

Verzagt nicht, Sterbliche! Gram iſt das Loos hinieden,
Doch jenſeits iſt die Ruh, die Seeligkeit, der Frieden;
Das Leben iſt ein Bach, ſchnell eilt der Kahn vorbey,
Am Ufer macht der Tod uns aller Feſſeln frey.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi

Sammlungen

zur

Sittenlehre für alle Menſchen.

Erſter Theil.

Sittenblatt.

1. Stück.

Das Mädchen im Laubthale.

Eine Erzählung.

Ganz in Thränen zerfloſſen, mit vollem Herzen und wankenden Füßen, ging jetzt Arcinde durch den ſchwarzen Tannenhain, oft noch ſah ſie ſich um, und trocknete ihre Thränen; aber Dunkelheit verbarg den ſchlimmen Archeſt, den ihr naſſes Auge vergebens ſuchte. — Kaum hörte ſie noch einige Fußtritte in der nächtlichen Stille, ſo glaubte ſie die Schritte ihres Verführers zu hören. — Er — ſo ſeufzte ſie, er hat mich verlaſſen; nächtlicher Hayn — ruhiges Thal — und ihr — ihr glückſeligen Gefilde — ihr habt mich mit dem Treuloſen verlaſſen! Dort, ſagte ſie — ſah ich ihn zum letzten Mahle. Der Bach, der meine Thränen empfangen, das Gebüſch, das meine Seufzer gehört hat — murmelt noch ewig ſeinen Nahmen in mein Herz.

Hätten uns die Götter getrennt, hätte ein unglückliches Verhängniß unſre Bande zerriſſen — ſo wäre ich unglücklich, aber doch nicht beſchimpft und erniedrigt; aber ſo hat Archeſt ſelbſt mein Verhängniß geſchmiedet — mit lachenden Lippen mich ins Verderben geführt — und mich dann treulos verlaſſen.

O wie ſchnell ſeyd ihr entflohen, ihr ſüßen, ihr angenehmen Träume der Liebe! Wo ſind die geliebten Phantaſien meiner Zukunft, wo jede Minute golden, jede Sorge unbekannt war! Nun iſt das Elyſium der Natur in eine Einöde, und das Wonnegefilde in Wüſteneyen verwandelt. — Unglückliche Verblendung! — Verachtung für Ehre — Gram für Entzücken — Verzweiflung für Hoffnung, das war meine Aernte; das war mein Loos! So ſeufzte Arcinde — und die mitleidige Nachtigall, die ihren Klagen von den hohen Zweigen zuhörte, war die einzige Theilnehmerinn ihres Schmerzes. Wie durch die Hitze des brennenden Mittags die Feldblume welkt, und traurig dahin ſinket, ſo ſank Arcindens Haupt auf den Raſen, den ihre Thränen benetzten.

Die Morgenröthe erblaßte, der Thau lag glänzend auf den Gebüſchen, und ſchon ſchimmerte die grüne Fläche von tauſend mannichfaltigen Strahlen; die Blumen richteten ſich von ihrem Schlummer auf, Arcinde aber lag noch geſtreckt zur Erde, und war unfühlbar für die Reize der wieder auflebenden Natur.

Archeſt, ſo hieß der Mann, der Arcinden in dieſes gränzenloſe Elend ſtürzte.

Es war ein herrlicher Morgen; wie Weihrauch dampfte der Thau zum Himmel, als Archeſt Arcinden zum erſten Mahle ſah. — Mit ſanftem Geräuſche liſpelten Zephyre im Frühlingsgeſträuche, und gleich einem heitern geſchmolzenen Silber rollten an der Seite des Hügels im Sonnenglanze murmelnde Bäche dahin. — Arcinde ſaß da — bewachte der Lämmer unſchuldige Heerde, und Unſchuld und Schönheit mahlten ſich auf ihrer tückenloſen Stirne. Frömmigkeit verrieth ihr Aug', und die ſanfte Thräne, die auf ihrer Wange zitterte, Gefühle für die Eindrücke der Schönheiten der Natur. — Tugend herrſchte in Arcindens Herz. — Archeſt ſah ſie, und Liebe glühte in ſeinem Buſen. — O Arcinde, rief Archeſt: wie öde iſt die Welt für den, der nicht liebt! — Was iſt das Glück, das man mit keinem Gegenſtande theilt! — Unruh und Sehnſucht, oder wie ſoll ich das nennen, was ich empfand? — dieſes Alles marterte immer mein Herz, ſo lange meine unbefriedigte Seele ſich nach einem Gegenſtande ſehnte, den es nicht kannte, ſo lange als ich mich nach Dir, Arcinde, ſehnte, ohne zu wiſſen, unter welchem Himmelsſtriche Du wohnſt.

Oft am Abend, als ich im Garten einſam umher wandelte, beſeelte der Gedanke dieſer Glückſeligkeit mein klopfendes Herz. — Da baute ich ſchon eine Hütte für den Gegenſtand meiner Liebe. — Hier, ſo ſagte ich, ſoll meine Arcinde wohnen, hier ſollen Blumen für ihr Auge blühen — hier ihr die erſten Düfte des Morgens und die letzten des Abends entgegen hauchen. Sieh Arcinde, ſo glücklich will ich Dich machen — ſo glücklich wollen wir ſeyn! — Arcindens unſchuldiges Herz hörte die Töne des Verführers mit Rührung, weil ſie die Menſchen noch nicht kannte; das Mädchen ſank an den Buſen des Ungeheuers, — verließ ihre Aeltern, und opferte dem Verführer Unſchuld und Gewiſſen; aber nur zu bald erwachte ihre Seele von dem tödtlichen Schlummer. — Sie ſah ſich geſtürzt von dem Gipfel des Glückes in das äußerſte Elend. — Da war keine Gegend mehr ſchön für ihr Auge, kein Ton der Nachtigall mehr reitzend für ihr Ohr; — ſie wandelte, wie ein Schatten umher, — und näherte ſich, wie eine Blume, der Verweſung — ſie ſtarb. Freundinnen, die ſie liebten, ſetzten ihr ein Grabmal, im düſteren Tannenwalde — und ſchrieben in eine hundertjährige Eiche dieſe Grabſchrift:

O ruhe ſanft auf Wiederſehen,
Unglückliche Verirrte!
Und Fluch komm' von des Himmels Höhen
Auf den, der Dich verführte.

Der Werth der Unſchuld an Mädchen.

Glaubt mir, Mädchen! unſrem Leben
Kann nur Unſchuld Würde geben,
Denn ein ſchönes Angeſicht
Gibt des Herzens Güte nicht.

Eurer Wangen Roſen welken,
Wie die Veilchen, wie die Nelken;
Nur bey blaſſem Angeſicht,
Welkt der Werth der Unſchuld nicht.

Ach — wie welkt nicht in der Jugend
Manches Mädchen ohne Tugend,
Wenn ein ſchönes Angeſicht
Ihrem Herzen nicht entſpricht.

In der Bildung ſteckt die Lüge,
Tugend adelt nur die Züge;
Edlen kann man nur allein
Schön durch Seelenbildung ſeyn.

Die du nur für Tugend glüheſt
Und wie eine Roſe blüheſt,
In der ſchönſten Frühlingszeit,
Dir ſey dieſes Lied geweiht.

Du, der Schöpfung Meiſterſtück,
Fühle Freundſchaft, fühle Glück,
Und in deines Freundes Arm,
Lebe ohne Gram und Harm!

Der mit Witz, und mit Verſtand,
Auch ein edles Herz verband,
Und es treu und redlich meint,
Mädchen! dieſer ſey dein Freund.

Willig leih' du ihm dein Ohr,
Malt er dir die Tugend vor,
O ſo fühle wie die Treu
Und die Liebe edel ſey!

Warnung vor der Wolluſt.

Der Wolluſt Reiz zu widerſtreben,
Dieß, Jugend, liebſt du Glück und Leben,
Laß täglich deine Weisheit ſeyn!
Entflieh der ſchmeichelnden Begierde;
Sie raubet dir des Herzens Zierde,
Und ihre Freuden werden Pein.

Laß, ihr die Nahrung zu vermehren,
Nie Speis und Trank dein Herz beſchweren,
Und ſey ein Freund der Nüchternheit!
Verſage dir, dich zu beſiegen,

Auch öfters ein erlaubt Vergnügen,
Und ſteure deiner Sinnlichkeit!

Laß nicht dein Auge dir gebiethen;
Und ſey, die Wolluſt zu verhüthen,
Stets ſchamhaft gegen deinen Leib!
Entflieh des Witzlings freien Scherzen,
Und ſuch' im Umgang edler Herzen
Dir Beyſpiel, Witz und Zeitvertreib!

Der Menſch, zu Fleiß und Arbeit träge,
Fällt auf des Müßigganges Wege
Leicht in das Neſt des Böſewichts.
Der Unſchuld Schutzwehr ſind Geſchäfte.
Entzieh der Wolluſt ihre Kräfte
Im Schweiße deines Angeſichts!

Erwacht ihr Trieb, dich zu bekämpfen,
So wach auch du, ihn früh zu dämpfen,
Eh' er die Freiheit dir verwehrt!
Ihn bald in der Geburt erſticken,
Iſt leicht; ſchwer iſt's, ihn unterdrücken,
wenn ihn dein Herz zuvor genährt.

Oft kleiden ſich des Laſters Triebe
In die Geſtalt erlaubter Liebe,
Und du erblickſt nicht die Gefahr.
Ein langer Umgang macht dich freier;
Und oft wird ein verbothnes Feuer
Aus dem, was Anfangs Freundſchaft war.

Dein fühlend Herz wird ſich's verzeihen;
Es wird des Laſters Ausdruck ſcheuen,
Indem es ſeinen Trieb ernährt.
Du wirſt dich ſtark und ſicher glauben,
Und kleine Fehler dir erlauben,
Bis deine Tugend ſich entehrt.

Doch nein, du ſollſt ſie nicht entehren,
Du ſollſt dir ſtets die That verwehren;
Iſt drum dein Herz ſchon tugendhaft?
Iſt's Sünde nur, die That vollbringen?
Sollſt du nicht auch den Trieb bezwingen,
Nicht auch den Wunſch der Leidenſchaft?

Begierden ſind es, die uns ſchänden
Und ohne daß wir ſie vollenden,
Verletzen wir ſchon unſre Pflicht.
Wenn du vor ihnen nicht errötheſt,
Nicht durch den Geiſt die Lüſte tödteſt;
So rühme dich der Keuſchheit nicht!

Erfülle dich, ſcheinſt du zu wanken,
Oft mit dem mächtigen Gedanken:
Die Unſchuld iſt der Seele Licht.
Einmahl verſcherzt und aufgegeben,
Verläßt ſie dich im ganzen Leben,
Und keine Reu bringt ſie zurück.

Denk oft bey dir: Der Wolluſt Bande
Sind nicht nur dem Gewiſſen Schande,

Sie ſind auch vor der Welt ein Spott.
Und könnt' ich auch in Finſterniſſen
Den Greul der Wolluſt ihr verſchließen:
So ſieht und findet mich doch Gott.

Die Wolluſt kürzt des Lebens Tage,
Und Seuchen werden ihre Plage,
Da Keuſchheit Heil und Leben erbt.
Ich will mir dieß ihr Glück erwerben.
Den wird Gott wiederum verderben,
Wer ſeinen Tempel hier verderbt.

Wie blühte nicht des Jünglings Jugend!
Doch er vergaß den Weg der Tugend;
Und ſeine Kräfte ſind verzehrt.
Verweſung ſchändet ſein Geſichte,
Und predigt ſchrecklich die Geſchichte
Der Lüſte, die den Leib verheert.

So rächt die Wolluſt an dem Frechen
Früh oder ſpäter die Verbrechen,
Und züchtigt dich mit harter Hand.
Ihr Gift wird dein Gewiſſen quälen;
Sie raubet dir das Licht der Seelen,
Und lohnet dir mit Unverſtand.

Sie raubt dem Herzen Muth und Stärke,
Raubt ihm den Eifer edler Werke,
Den Adel, welchen Gott ihm gab;
Und unter deiner Lüſte Bürde

Sinkſt du von eines Menſchen Würde
Zur Niedrigkeit des Thiers herab.

D'rum fliehe vor der Wolluſt Pfade,
Und wach und rufe Gott um Gnade,
Um Weisheit in Verſuchung an.
Erzittre vor dem erſten Schritte;
Mit ihm ſind ſchon die andern Tritte
Zu einem nahen Fall gethan!

Ueber das Glück der ehelichen Liebe.

Was wäre unſer Leben ohne Liebe,
Die der Schöpfer ſelbſt in unſre Herzen goß?
Ohne ſie wär' unſer Glück nicht groß,
Wenn nicht ihre ſchönen Triebe
In uns pochten, nicht uns leiteten,
Freud' und Seligkeit nicht um uns verbreiteten.

Ja, das ſah der Schöpfer unſers Lebens,
Unſer Glück wog er, wie unſer Ungemach.
Eins folgt ſtets dem andern nach.
Sollten wir in ewig trüben Tagen
Uns mit Sorgen oft vergebens
Und mit innerm Kummer plagen?

Nein, nicht immer ſollten unſre Tage trübe,
Nein, nicht immer traurig ſeyn.

Zur Verminderung der tauſendfachen Pein
Flößt er uns in's Herz den ſchönſten Trieb der Liebe.

Nun verleben Menſchen ihre Stunden
Ruhig, ohne-Bitterkeit,
Und wenn ſie des Tages Laſt empfunden
Genießen ſie der Liebe Seligkeit.

Sieh, der Landmann kehrt, von Arbeit müde,
In das ſtrohgedeckte Haus zurück,
Suchet ſeine Gattinn — dann winkt ihm in ihrem Blick
Und im frohen Kreis der Kinder ſüßer Friede.
Stärker geht er dann am frühen Morgen wieder
Hinter'm Pflug hinaus in's freye Feld,
Zieht der Furchen viele, ſinget Lieder,
Achtet nicht den Schweiß, der von der Stirne fällt;
Er verachtet alle die Beſchwerden
Und den Kummer, der ihn manchmahl drückt;
Wenn er hin auf ſeine braune Gattinn blickt,
Lachet ihm der Himmel ſchon auf Erden.

Wenn ein Freund die tauſendfachen Sorgen
Dieſes Lebens von uns nimmt, auf ſeine Schultern legt,
Leid und Sorge liebreich für uns trägt;
Wenn die Freundinn ſchon am frühen Morgen
Für die Freuden ihres Freundes wacht,
Zärtlich ihn umarmt, und ihm verborgen
Eine Freude nach der andern macht;
Wenn ſie Beyde nun mit frohen Trieben

Durch die blumenvollen Felder geh'n,
Seligkeit empfinden, und die lieben
Muntern Kinder hüpfend vor ſich ſeh'n:

O da freu'n ſie ſich, und blicken
Mit der Thrän' im Auge himmelauf;
Jeder Blick iſt Dank; ſie drücken
Sich die Hand, und ſegnen ihren Lebenslauf.

Edles Beyſpiel der Dankbarkeit.

Unter der Regierung Ludwig XIV. Königs von Frankreich, wurde Algier von einer franzöſiſchen Flotte bombardirt, und die Einwohner ſehr geängſtiget. Das Werfen der Bomben verurſachte den Algierern großen Schaden, und jeder war in der äußerſten Lebensgefahr. Dieſe wurden darüber auf die Feinde ſo erbittert, daß ſie alle gefangene Franzoſen durch die Kanonen nach der Flotte ſchoßen. Unter jenen unglücklichen Opfern der Wuth und Grauſamkeit war ein franzöſiſcher Schiffskapitain. Auch dieſer wurde fortgeführt, angebunden, und ſollte eben fortgeſchoſſen werden, als ein dabey ſtehender Türke denſelben erkannte. Ehedem war dieſer Türke ein Gefangener des Kapitains geweſen, von ihm ſehr gütig behandelt, und endlich wieder los gegeben worden. Dieſer genoſſenen Güte erinnerte ſich der Verehrer des Mahomet mit aller Lebhaftigkeit des Geiſtes, und bath ſogleich um Gnade für den Gefangenen. Der Herr deſſelben war aber zu erbittert, als daß er auf dieſe Vorſtellung geachtet hätte. Der Türke erboth ſich, den Gefangenen zu kaufen, um welchen Preis es auch ſeyn möchte; aber dieſer Edle konnte nichts erhalten. Seine Aengſtlichkeit war in allen Zügen und in jeder Bewegung ſeines Körpers ſichtbar. Der Augenblick, wo die Kanone ſollte abgefeuert werden, war nahe, und in dieſem Augenblicke umarmte der Türke den Franzoſen, ſchloß ſich feſt an ihn an, und rief dem Kanonier zu: Zünd los, ich will mit meinem Freunde ſterben, deſſen Tod ich nicht verhindern kann. Das umſtehende Volk, das ſich bisher an dem barbariſchen und ſchrecklichen Schauſpiel ergetzt hatte, wurde durch dieſen unerwarteten Anblick ſo bewegt, daß es den Gefangenen mit Gewalt losmachte.

Siehe hier die innigſte Empfindung in einer wilden Geſtalt, die ſie aber deſto liebenswürdiger machte! Siehe hier die Macht der Tugend, die auf ein ganz erbittertes Volk wirket, das den grauſamſten Handlungen zuſah, um ſeiner Rachluſt Genüge zu thun, das mitten unter dieſen Grauſamkeiten erweicht wurde, und den Gefangenen befreyete, obgleich die Franzoſen deſto ſtärker feuerten! So handelte ein Türke gegen einen Chriſten, und du, der du ein Chriſt biſt, wie handelſt du gegen Chriſten? Geh hin, und thu desgleichen!

2. Stück.

Die treue Gattinn.

Verborgen unter der Bedeckung eines Geſträuches von Haſelſtauden, wo das in angenehmen Einöden ſich verlierende Thal ſchlängelnd dem Auge entſchwand, ſaß Alcindor tiefſinnig auf einem Felſenſtücke, das einſt ein mächtiger Orkan von den fürchterlichen Klippen trennte, und in den Stunden der leidenden Natur in die erſchrockene Ebene hinſchleuderte. Seine ſchwarzglänzende Haarlocke erhöhte die roſige Wange. Rings umher war Schönheit der Natur; dankvoller Geſang des Hirten ertönte in den blühenden Hainen, munteres Brüllen der Kühe gab Harmonie ſeiner Flöte, und das Blöcken der weidenden Schafe wiederhohlte das Echo im Kleethale. Alcindors fühlendes Herz klagte ſeine Liebe dem Strome, der über den hohen Felſen herabfiel; die klagenden Lüfte ſäuſelten ſeine gebrochenen Seufzer; tief im Herzen fühlte er die Flammen der Liebe.

Semine war die ländliche Schöne, für die ſein Herz glühte, ganz war Alcindor für ſie; denn Unſchuld und Tugend wirkte mit ſympathetiſcher Kraft auf die unſchuldigen Seelen. Semine! ſo rief Alcindor oft aus: die Schönheit deiner Seele entheiligt kein niedriges Laſter, deine lächelnden Lippen ſind ohne Betrug, die Schönheit der Seele weiht dein unſchuldiges Herz zum Tempel der Tugend. — So ſprach er, und ein wohlthätiger Schutzgeiſt führte ſeinen ſchüchternen Schritt in die Hütte Seminens. Da ſaß ſie, das unſchuldige Mädchen, beym lehrenden Vater, und ſanfte Thränen netzten ihr Auge bey dem Gedanken der Gottheit.

Alcindor, der liebenswürdige Jüngling, ſteht da in ſüßer Betäubung — ſein anbethender Blick enthüllt die treueſte Liebe; Semine ſieht ihn an, und eine glühende Wange iſt die Verrätherinn ihres Gefühles. Zu Boden geſchlagene Augen verriethen Alcindors Sieg. Die Schwermuth der Seele, die ſich ſo gern zu Liebenden geſellt, bekämpft ihren Buſen, und ſchon iſt der Gedanke im Herzen, für Alcindor zu ſeyn. — Die Liebe erklärt ſich: Seminens Aeltern ſind voll Entzücken, und nun ſtehen die Verliebten beym Altare, und ſchon gießt ein heiliger Ehebund Segen und Wonne über ihre Tage.

Semine iſt Alcindors Weib, keine beſſere Gattinn hat der Himmel je gewählt, dem guten Jüngling zu lohnen. Die Stunden der Ehe ſind ſchnelle Minuten. Die Eiferſuchtsfackel entflammte nie ihr Herz; Seminens Liebe vergrößert Alcindors Glück; — Seminens Glück Alcindors Liebe. Ihre Tage floßen dahin, wie ſchlängelnde Bäche durch blumige Auen. — O wie liebte Semine den Mann, wie Alcindor die Gattinn! Jahre wurden bald zu flüchtigen Tagen, und Stunden eilten dahin, wie Minuten.

Zufriedenes Lächeln lockte Seminens Blick auf die Stirne des Gatten. Alcindor bethete ſie an; mit jedem Tag ſchwärzte ſich mehr ihr funkelndes Auge und neue Reiße bekam ihre Tugend.

Endlich kam die Stunde heran: ein glücklicher Säugling vermehrte der Liebenden Wonne. Ein munterer Knabe hing an Seminens Bruſt, und trank Tugend und Muth an der ſäugenden Mutter.

Aber Geſchäft und Beruf entfernten den liebenden Gatten von dieſer herrlichen Szene. — Alcindor mußte Seminen verlaſſen. — Traurig hob ſich Seminens Bruſt, ihr klopfender Buſen verrieth ihr ängſtliches Herz. — Thränen der Liebe rollten vom ſchmachtenden Auge auf die liebkoſenden Wangen. — Seminens Buſen ſchwoll von Sehnſucht und Liebe, ihre Bruſt athmete ſtärker; begieriger, als des Wanderers Blick auf die Dämmerung ſieht, und die Morgenſonne erwartet, ſo ſah Seminens Aug — Alcindorn in's Auge.

Nun war Alcinder fort, und Tage verfloßen, ehe ſie ihn wieder ſah. — Sein Kuß, ſeine Stimme, — o rief Semine: o wo iſt ſie, damit ich ſie, die liebliche, wieder höre, die ſo ſanft meine Seele durchzitterte. — O Alcindor! ſoll mein Herz nicht wieder an deinem Buſen überfließen, — ſoll deine Hand nicht wieder die Thräne von meinem Auge wiſchen, wie ſie es neulich that? — Wo biſt du? O Alcindor! — daß ich meinen Arm doch um deine Mitte legen, und mit tauſend Küſſen auf deinen Lippen verweilen könnte! — O Geliebter! meine Seele ſchließet ſich auf, verſchlingt den Gedanken von dir, meine Arme öffnen ſich, deinen Schatten zu umfaſſen, der vor mir ſchwebt! — So rief ſie, das zärtliche Weib. — Aber vergebens waren ihre Klagen, Alcindor kam nicht zurück. — Vergebens ſeufzte Semine, vergebens erwartete ſie mit ſtiller Sehnſucht den Gatten. — Die Stunde war vorüber, in der ihr trunkener Blick in wolluſtvoller Stille ganz überfloß; mit Wehmuth erinnerte ſie ſich noch des letzten Abſchiedskuſſes, wie ſie an ihres Gatten Bruſt lag, und heilige Seligkeiten der Liebe fühlte.

Traurig ſaß Semine in der Laube; — Thränen ſtanden in ihren Augen, und ihre Stimme erſcholl, wie die Stimme der leidenden Nachtigall. O Gatte! ſo rief ſie, wann kömmſt du wieder zurück! — Dann ſang ſie mit zärtlicher Kehle ein Lied, wie die ſterbende Grasmücke, die ihren Gatten verlor;

Am ſtillen Hügel, der den Schatten
Des Baumes deckt, wo unverrathen
Mein Herz geheime Wehmuth nährt;
Wo ſich des Mondes bläſſe Strahlen
Am Teiche einſam ſchwebend malen,
Und nichts die treuen Seufzer wehrt;

Hier, wo verſchwiegne Dunkelheit
Den Trauerflor um mich verbreitet;
Hier ſinken, von dem harten Loos
Des Schickſals müde, meine Glieder

Auf ſchwarz bethautem Mooſe nieder,
Hin in der ſtillen Schwermuth Schooß.

Dir, Nacht, vertrau ich meinen Kummer,
Der meinen Geiſt in düſtern Schlummer
Der Wehmuth ſenkt; verhüll' mein Lied!
Laß mich in deine Tiefe weinen,
Und meinen Schmerz mit dir vereinen;
Sey Zeuge meiner Zärtlichkeit!

Ach, theurer Gatte! komm' zurücke
Nur du biſt für Seminen Glücke!
Entfernt von dir ſinkt ſie dahin,
Und wird, von Unmuth und von Kummer
Gewiegt in halben Todesſchlummer,
Wie eine Roſe bald verblüh'n.

Allein, auch vergebens war ihr Geſang; das unerbittliche Schickſal hat Kummer und Elend für Seminen ins Buch der Sterblichen geſchrieben. Bald erhielt das zärtliche Weib die ſchrecklichſte Nachricht, daß Alcindor ein Gefangener ſey. — Alcindors gütiges Herz rettete einen verlaſſenen Elenden auf ſeiner Reiſe, nahm ſich des Unglücklichen an, und pflegte ſeiner mühſeligen Tage. — Allein mit Undankbarkeit lohnte ihm der giftige Wurm, den er in ſeinem Buſen erwärmte. Unter dem Scheine der zärtlichſten Freundſchaft wurde Alcindor als Sklave verkauft.

Wer ſchildert die traurige Scene? wer iſt im Stande Seminens leidenden Schmerz und das Gefühl ihrer Seele auszudrücken? — Sie ſchloß den Säugling in ihren Arm, und tränkte ihn mit Thränen der Liebe. Alles was Zärtlichkeit fühlt, was je die Liebe empfunden, empfand auch Seminens Herz in den Stunden des Unglücks. —

Aber bald entwickelten ſich die noch ſchrecklicheren Folgen des Elendes. — Semine war ohne Nahrung. — Hunger und äußerſtes Elend ſchlich ſich in die Hütte der würdigſten der Sterblichen, und entzog ihnen das, was die Natur doch den Thieren vergönnt — Kleider und Nahrung.

Armin, ein wollüſtiger Reicher, hatte Nachricht von Seminens Elend; allein ſelten war ſein Herz durch Empfindung gerührt, nur Wolluſt trieb ihn an, oft Thaten zu thun, unter der Maske der Tugend. Auch er kam in Seminens Haus, und verſprach der Unglücklichen Unterſtützung. — Aber ſein ſchändliches, eigennütziges Herz forderte Schandthaten zu ſeiner Belohnung. Tief im Herzen fühlte Semine das erſte Mahl ihr gränzenloſes Elend. —

Mit würdigem Anſtand, mit der Miene der Unſchuld machte ſie dem Grauſamen Vorwürfe. — Allein ihre heiße Thräne floß kalt auf das ſcythiſche Herz des geadelten Satyrs: — er forderte ſein Geld zurück, das er ihr unter dem Schein der Unterſtützung bisher vorſtreckte, drohte ihr mit Kerker und Strafe, und wollte ihr den Säugling entreißen, das einzige Pfand ihrer Liebe. —

Als Semine ſah, daß alle Vorſtellungen vergebens waren, nahm ſie ihr Kind, drückte es an ihren fühlenden Buſen; o ſäuge, ſprach ſie, ſäuge noch, unglückliches Kind! es iſt das letzte Mal, daß dich die Muttermilch eines ehrlichen Weibes nährt, der die Armuth und Nothwendigkeit die Tugend entreißt. Morgen — ach! — wie elend iſt deine Mutter doch nicht! Morgen — trinkſt du die Milch einer Geſchändeten! — Bey dieſen letzten Worten ſank Semine ohnmächtig hin, — und Armins Herz fühlte zum erſtenmahl die Macht der Tugend. — Er ſchonte die Heiligkeit der Armuth — und verehrte die Unentweihlichkeit des Elendes. — Seine Sorge war ganz die, Seminen zu tröſten. Er erkundigte ſich um ihren gefangenen Gemahl, — kaufte ihn von den Seeräubern los, und erſetzte durch menſchliche Handlungen das Unrecht, welches ſein Herz gegen das Elend unternahm.

Alcindor kam zurück, und wonnevolle Tage genoß er noch lange in Seminens Armen.

* * *

Lieblich iſt die Morgenröthe, aber rührender die Natur der weiblichen Unſchuld. Welche verborgene Schönheit dringt durch deine Reize, Semine! Die Sanftmuth regt deine Lippen, dein Geiſt ſieht hervor, dein Auge denkt. — Ach! Semine! welche nie gefühlte Befriedigungen genoß Alcindor in der Liebe! Die Tugend deines Herzens iſt koſtbarer, als die Schätze von Peru; der Beifall deiner Seele ſchmackhafter, als der Zuruf des Volkes: — reitzender das Roth deiner Lippen, als der Purpur der Königinnen.

Wahrheiten, aus der Natur der Sache gezogen.

»Der frühzeitige oder allzuhäufige Genuß der Wolluſt löſchet die Liebe zum Schönen und zum Großen aus; er nimmt den Nerven ihre Kraft, und übergibt uns in der Blüthe unſerer Jahre den Schreckniſſen eines hohen Alters. Alle Städte, wo man durch den zaumloſen Hang nach der elenden Luſt von einem Augenblicke, durch ein Geräuſch von Glückſeligkeit, das ein Herz voll tauſendfachen Kummers mühſam verbirgt, durch die Unreinigkeit der Sitten beweiſen will, daß man zu leben weiß — zeigen darum vorzüglich ſo viele verdorbene Conſtitutionen, ſo viele hagere Todesgeſtalten, ſo viele kleine Witzlinge und zu großen Unternehmungen ungeſchickte Köpfe, ſo viele gedankenlos durch das menſchliche Leben ſpuckende Schwindelgeiſter, ſo viele in ihren beſten Jahren ſchon entnervte Greiſe mit zuſammengeſetzten Mienen von zweydeutiger Freundlichkeit und teufliſch lauernden Blicken.«

Welcher Verluſt, das Sinnliche von dem Vernünftigen, Wolluſt von der Weisheit zu trennen, welche ſie adelt!

Weisheit adelt, was wir mit den Thieren gemein haben, und macht unſere Handlungen menſchlich; ſie ſaugt aus jeder Blume den Honig, und ſichert den Genuß; ſie lehrt den zugleich Sterblichen und Unſterblichen — einen glücklichen Menſchen ſeyn.

Dieß kann ſie in dem dunkeln Labyrinte der Welt; aber ſie kann noch mehr, ſie langet noch weiter.

Geh mit mir an das Ende deines Lebens und der Anzüglichkeiten in demſelben, wo dein Daſeyn als ein Theil der Natur unter Zerſtörung ſinkt, und Alles von dem Punkte deines Triebwerkes bis in das Uibrige allgemach in lebloſe Unthätigkeit, ſchreckbare Einöde, Finſterniß und Tod ſich verkehrt, wo alle zu deiner Erhaltung und Annehmlichkeit wirkende Dinge gegen dich Kraft und Einfluß verlieren, wo dich alle Menſchen verlaſſen, wo ſich die Natur von dir ablöſen muß; wo du allein mit deiner Verſchwindung, mit dir ſelbſt kämpfeſt! Steig an den äußerſten Rand des menſchlichen Jammers, wo alle Mühſeligkeiten an dem Damme des Lebens anſchwellen, und der Tod dir den gewaltigen Stoß hinübergibt!

Dort kannſt du einſehen, was im Leben am meiſten nütze, und den größten Troſt verſchaffe; dort erfährſt du, daß es die Wahrheit iſt, die du zur Kenntniß und Beſſerung deiner ſelbſt, zur Erhebung deines Geiſtes und zur Empfindung der Tugend angewendet haſt. Dieſe iſt des Menſchen treueſte Gefährtinn; ſonſt Alles in der Welt, ſeine eigene irdiſche Hälfte, verläßt ihn; durch ſie dehnt der Sterbende alle ſeine Hoffnungen in die nahe Ewigkeit hinaus. Da er alle irdiſchen Annehmlichkeiten nur als einen unvollkommenen Abglanz der überirdiſchen betrachtet, ſo findet ſeine Vernunft überall Spuren des weiſen gütigen Gottes, und ſelbſt auf der betrübten Seite der Natur, ſelbſt in der Zerſtörung der Dinge — Endzweck, Ordnung und Vorſicht! Sie ſteigt in die Leiter der Weſen bis an die oberſte Stufe, bis an den Urſprung, zur Gottheit hinauf. Da hält ſich der unſterbliche Geiſt, von Allem, was unterhalb iſt, abgelöst, feſt, um ſich troſtvoll in das beſſere Leben einer glücklichen Unſterblichkeit zu ſchwingen.

Dieſe höhere Ausſicht iſt es, die den Muth des empfindſamen Denkers nie ganz unterſinken läßt. Wenn auch alle Bequemlichkeiten mangeln, wenn ihn das mächtigere Laſter verkleinert und mißhandelt, wenn eine Welt ihn verkennt; ſo iſt es dem mächtigſten Schöpfer und Beherrſcher der Natur bewußt, und er harret mit Zuverſicht auf höhere Belohnungen.

Die Güter einer ganzen Ewigkeit werden wohl hinreichen, unſer hiernieden unbefriedigtes Herz zu ſättigen, und den Mangel flüchtiger Tändeleyen zu erſetzen; früh oder ſpät ſtellt der weiſe Gott jene Ordnung wieder her, die der Mißbrauch menſchlicher Freyheit zerrüttet.

Alle ſchmachten nach Glückſeligkeit, darin ſind ſich die Menſchen gleich; allein die meiſten tappen nach

Schatten, indem ſie Weſenheiten zu erhaſchen glauben; ſie ſuchen den Stein der Weiſen, und kennen ihn nicht; oft ſtoßen ſie ihn muthwillig von ſich, und raufen um ſchimmernde Glasſcherben, daß die begierigen Hände bluten. Immer nach Zeitlichem lüſtern, vergeſſen ſie ſich im Genuſſe deſſelben, vergreifen ſich an dem Uebel, und wiſſen mit dem Guten nicht hauszuhalten; ſie wollen nichts, als wünſchen und genießen, allein das iſt ihre, das iſt unſere Beſtimmung nicht.

Wir ſind nicht geſchaffen, immer an dem Gegenwärtigen zu hangen; unſer Daſeyn iſt nur eine gute Erſcheinung, wo wir weder Alles noch immer genießen können. In unſern zu kurzen Abſichten ſtets irre gemacht, müſſen wir uns endlich zur Urquelle hinauf wenden, nachdem wir aus niedern Abflüſſen, welche irdiſcher Schlamm verunreiniget, bis zum Eckel geſchöpft haben. Immer in ſtolzen Zurüſtungen unterbrochen, immer in unſerer blinden Anhänglichkeit an betrügeriſchen Gütern, immer im Genuſſe geſtört, werden wir endlich, in unſeren Kräften erſchöpft, unter der aufgethürmten Laſt, unſerer eigenen Anſchläge erdrückt.

Wie ein Wurm, der aus ſeiner Lage lange vergebens hinaustrachtet, ſich gegen alle Seiten windet, endlich müde und unwillig zurückſchrumpft, und ſich von der Mitte emporhebt, — ſo ſtößt der Menſch, in dieſe irrdiſche Sphäre eingeſchränkt, von allen Seiten an Koth; durch tauſend Eitelkeiten hienieden getäuſcht, ſucht er endlich, was über ihm iſt; je mehr er ſich ſeiner Auflöſung nahet, deſto weniger kann er ſich an dieſes Zeitliche halten; die Erfahrung hat ſeine Seele erhoben, und die Zeit ſeinen Körper unterdrückt.

Vollſtändige Glückſeligkeit iſt unſer Loos nicht, und wozu wollen wir ſie innerhalb den Gränzen des Lebens, da unſer Ziel in der Ewigkeit ausgeſteckt iſt? da wir immer reiſefertig ſind? da unſer Aufenthalt nur eine Herberge iſt — wozu ſo vieles Hausgeräthe?

Darum laſſet die Trunkenheit der Luſt nicht eure Vernunft betäuben! Seyd frühzeitig zur Erkenntniß und bereitet euch zum höheren Genuße!

3. Stück.

Brief an Amyntor.

Mein Freund!

Du, der Du einſt meiner Seele ſo theuer warſt, — wie tief hat Dich doch die Leidenſchaft in den Abgrund hingeriſſen? Ich wäre Dein Freund nicht, hätte nie Deine Liebe verdienet, wenn ich in dem Zeitpunkte ſchweigen müßte, in dem Du Deinem Verderben ſo nahe biſt. —

Theurer meiner Seele! Haſt Du die Stunden vergeſſen, die ſo ſanft für uns einſt im ländlichen Vergnügen vorüberfloßen? — Erinnerſt Du Dich denn nicht mehr jener Seligkeiten der Tugend, die wir fühlten, als wir der Menſchheit noch nützlich waren? — Du weißt es, ich bin ein finſterer Moraliſt, ich liebe die Natur und das Vergnügen, aber Du weißt es, daß ich auch den Menſchen achte, und daß mir Beleidigungen der Menſchheit an's Herz gehen. Du wirſt meine Sprache verſtehen, oder ſoll vielleicht Dein Herz ſo ſehr verdorben ſeyn, daß Du die Beſchimpfung der Tugend nicht einmahl mehr für ein Laſter anſehen ſollteſt? — Ach! Wie würde ich Dich bedauern, Unglücklicher! Aber nein, ſo weit iſt Deine Seele nicht geſunken. — Sie ſchläft nur, gewiegt in den Armen der Wolluſt — ſie hat einen Freund nöthig, der ſie aufweckt, — und der will ich ſeyn. —

Du weißt, Amyntor! Wer die Sitten einer Familie beleidigt, beleidiget den Staat; wer einem ſeiner Glieder das anſteckende Gift des Laſters einflößet, der vergiftet den ganzen Körper — und Du biſt unter der Zahl dieſer Niedrigen, verderbter Menſch! Deine Leidenſchaft reißt Dich hin, Unheil in der Menſchheit zu ſtiften. — Du flößeſt Deine böſen Sitten einer Perſon ein, die Theilnehmerinn Deiner Schandthaten iſt. — Du ſchätzeſt Dich glücklich, die Eroberung eines Weibes gemacht zu haben, die nie die Deine werden kann, die bereits andere Bande knüpfen; und dieſem räuberiſchen Eingriff in die Eigenthumsrechte Deines Nächſten legſt Du den Namen der Liebe bey. — Wenn das Liebe iſt, ſo ſage mir: was Haſſen heißt? Du raubſt dem unglücklichen Gegenſtande Deiner aufbrauſenden Leidenſchaft die Achtung des Rechtſchaffenen. Du treibſt die Schamröthe an ihre Stirne, wenn ſie das Aug ihres Gatten anſieht, indem ihr eine männliche Thräne Vorwürfe ihrer Untreue macht, — und dieſer Unglücklichen, der Du die Seligkeit der Unſchuld, die Ruhe des Gewiſſens, und die Freude der Eintracht raubeſt, dieſer — — getraueſt Du Dir vorzuſagen, daß Du ſie liebeſt? — Kein ſchädlicher Dämon hat je eine größere Lüge geſagt. — Liebe —

wie? Liebe wäre dieß? — Wolluſt iſt es, die Deinen Buſen entehrt. — Du liebſt Irenen nicht, Du liebſt das Weib. — Allein das Uebel, das Du bereits unter die unglückliche Familie gebracht haſt, wird nicht da ſeine Grenze haben. Es wird weit um ſich freſſen, wie giftige Geſchwüre, um Verderben über den ganzen Körper auszubreiten. Deine Geliebte wird ihr böſes Beyſpiel ihren Geſpielinnen zum Muſter dienen ſehen; deine durch Dich laſterhaft gemachte Freundinn (wenn ich den Nahmen der Freundſchaft ſo entweihen darf) wird in Kurzem unter ihren Freundinnen wieder Nachfolgerinnen des Laſters haben, und der ganze geſellſchaftliche Körper wird durch eine beſtändig fortlaufende Kette, deren unzählige Glieder ſich mit dem Auge gar nicht überſehen laſſen, in kurzer Zeit mit den ſträflichſten Gegenſtänden angeſteckt und verderbt werden.

Denke, Amyntor: wie Viele wären vielleicht ohne Dein böſes Beyſpiel tugendhaft geblieben! — Nach einigen Jahrhunderten werden vielleicht noch Menſchen geboren werden, die durch Deine Verführung noch vergiftete Säfte in ihrem Körper tragen. Aber, Amyntor! laß uns diejenigen Unglücksfälle, die Du als Dein Werk zu betrachten haſt, nicht ſo weit in entfernter Zukunft aufſuchen. Ich folge Dir nur in jenes Haus, wo Du Verderben und Unheil verurſachteſt.

Denke, dieſes Haus war einmahl eine verehrungswürdige Freyſtaat der Ruhe und der Tugend. Du aber, Unglücklicher! haſt dieſe heilige Stätte zerſtört, den

Altar der Unſchuld geſchändet, und Weihrauch der Unzucht geſtreut. Hier — wohnte einſt eine zärtliche Gemahlinn, angebethet von dem beſten der Gatten, der ſie auf das feurigſte liebte. Hier war einſt nur ein Herz und ein Sinn, gleiche Stärke der Liebe war in gleichgeſtimmten Herzen — und Freundſchaft, noch koſtbarer als die Liebe, adelte die ſeligen Empfindungen.

In dieſen Ort der menſchlichen Seligkeit, in dieſe Stärke des Glückes trat Amyntor, geführt durch den freundſchaftlichen Arm ſeines Freundes, hinein. Ohne Argwohn ſtellt der Freund ſeiner Gemahlinn den Meuchelmörder vor.

O Amyntor! — Unter dieſem heiligen Titel erlangteſt Du das Vertrauen einer Frau, deren Seele ſo rein war, daß ſie gar kein Mißtrauen kannte. Sie vertraute Deiner verrätheriſchen Bruſt kleine Verdrießlichkeiten an, welche das Wohl einer gutverſtandenen Ehe nur mehr ſchärfen, und im menſchlichen Leben ſo gewöhnlich ſind. — Du aber wußteſt ſie ſchändlich zu vergrößern, und enthüllteſt die Fehler Deines Freundes auf die niederträchtigſte Art. Entgegengeſetzte Eigenſchaften heuchelteſt Du, und machteſt Dich liebenswürdig durch eine Larve, um diejenige, die Du hintergingſt, ins Verderben zu ſtürzen. Alle hinterliſtigen Gefälligkeiten, alle niedrigen Schmeicheleyen werden von Dir erſonnen, um mit ſtärkern Waffen die bethörte Unſchuld zu bekämpfen. Du gleicheſt einer grauſamen Schlange, die ihre Beute leckt, ehe ſie ſelbe verſchlinget. Die Unſchuldige — die keine Liſte kennt — fühlet die Wirkungen des Giftes, ergibt ſich, und Ruhe und Glück ſind auf ewig verloren.

Nun haſt Du geſiegt, Ampntor! — freue Dich über Deinen Sieg — und genieße die Früchte Deiner Trophäen. — Zwiſtigkeiten, Haß und Feindſchaft herrſchen ſchon in dem Orte, wo einſt Unſchuld und Liebe wohnten. Zank vergiftet die Lebenstage derjenigen, die ſich einſt ſo zärtlich liebten. Unſchuldige Kinder ſind das Opfer davon. — Gram zeichnet ſich an der Stirne des Mannes, Verzweiflung auf den Wangen des Weibes. — Elend brütet über das Haus Tod und Verderben. — Freue Dich, Ampntor: Du haſt dieſe Unglückliche ins Elend geſtürzt. —

Lache! — Es war ja nichts als modiſche Schwachheit. — Dein Gift war ja mit Honig zubereitet, und der Stahl Deines Dolches war ja vergoldet. — Meuchelmörder einer ganzen Familie! Nenne mich nicht mehr Deinen Freund! — Du entſtalteſt die Schöpfung. — Geh — Niedriger! — geſelle Dich zu der Schlange, und die Schlange ſelbſt wird Dich noch verabſcheuen. Flieh! Du verdienſt kein Lebewohl mehr.

Es kam mir unlängſt ein Aufſatz zu Geſicht, mit der Inſchrift: Die wahre Zufriedenheit. Ich fand darin ſo viel Ungezwungenes, ſo viel Natur, ſo viel Menſchengefühl in der Sache, daß ich dieſen Aufſatz auch meinen Freunden liefern will. Dank dem Edlen, der ihn verfaßte. Er nennt ſich

Andre Schachtner.

Die wahre Zufriedenheit.

Zufriedenheit, du biſt der Wunſch der ganzen Welt,
Doch wird vom größten Theil der Weg zu dir verfehlt.
Man ſucht dich, aber wie? Man ſucht nach Art der Blinden,
Nicht, wo du biſt, nein! Dort, wo man dich wünſcht zu finden.

Die Großen ſuchen dich in Hoheit, Staat und Pracht,
Und in Erweiterung von ihrer Länder Macht;
Sie ſchauen mißvergnügt von ihren gold'nen Thronen
Auf die zu kleine Zahl der Knechte-Millionen.
Ihr eig'nes Gut mißfällt dem ſtumpfgeword'nen Sinn:
Drum greift ihr Arm zum Schwert, und fordert mehr Gewinn.
Wie mancher Halbgott lebt im Himmel dieſer Erden
Und ſtrebt durch Kriegeszwang noch mächtiger zu werden.

Allein ſobald das Glück den heißen Wunſch erfüllt;
Wird erſt ſein Hunger mehr empöret, als geſtillt;
Er ſieht, wie viel, da er den Nachbar aufgerieben,
Von ſeinem eig'nen Gut im Streit zurückgeblieben,
Er fühlt zu ſpäte Reu ſtatt der Zufriedenheit,
Es graut ihm beym Genuß ſo einer blut'gen Beu't.

Die Helden ſuchen dich, und eilen dir auf Wegen,
Die ſie mit Blut gefärbt, mit offnem Helm entgegen;
Sie ſuchen dich beym Ruhm der Namensewigkeit,
Und denken, nirgends ſonſt biſt du, Zufriedenheit!
Auf ihren Unſinn ſtolz erwürgen ſie die Brüder,
Und beugen manches Volk zum Sklavenjoche nieder,
Verwüſten Stadt und Land, und Reich und Unterthan.
Der beſte Bürger wird durch ſie zum Bettelmann.
Allein, iſt das die Kunſt ſich Glanz und Ruhm zu ſchaffen?
Ein Weiſer und ein Chriſt muß ihre Thorheit ſtrafen,
Und ſagen: So ein Held (der Ruhm klingt wahrlich ſchlecht)
Hat ſchicklichern Beruf zu einem Fleiſcherknecht?
Nur der bleibt wahrhaft groß, der ſtets der Tugend frohnet,
Der Länder Glück erbaut, und ſeiner Brüder ſchonet.

Der Geizige durchſchleicht die trübe Lebenszeit,
Und ſucht bey ſeinem Gott, beym Geld, Zufriedenheit.
Allein, was findet er? nur Tage voller Sorgen:

Nur Nächte ohne Schlaf, kaum einen heitern Morgen.
Er darbt beym Ueberfluß, lebt hungrig ſelbſt beym Brot,
Er ſättigt nur ſein Aug, ſein Magen leidet Noth,
Verbirgt den Mamon tief, daß ihn kein Räuber ſiehet,
Und iſt doch ſelbſt der Dieb, der ihn ſich ſelbſt entziehet.

Der Schlemmer ſuchet dich bey Fraß und Füllerey,
Und fühlt mit vollem Wanſt im ſchweren Kopfe Reu.
Statt der Zufriedenheit, die er ſich vorgelogen,
Sieht er ſich arm und krank, um Hab und Gut betrogen.

Der Wohlluſtſklav, das Bild vom unvernünft'gen Vieh,
Sucht auch Zufriedenheit, doch findet er ſie nie.
Von geilen Trieben blind, folgt er ſchamloſen Thieren,
Und läßt ſich ſtets vom Fleiſch, und nie vom Geiſt führen,
Wälzt ſich mit jedem Tag in Schlamm und Sündenwuſt,
Vertauſcht die alte Luſt mit immer neuer Luſt,
Und ſucht dieß Himmelskind, das nur die Seele liebet,
Beym Leib, der ſich mit ihm in Viehgelüſten übet.
Doch wenn der wilde Tag, den er geſchändet hat,
Aus Scham ſein Licht verbirgt, wird ihm die Liegerſtatt
Zur harten Folterbank, die Nacht zur Marterhölle,

Der Urſprung ſeiner Luſt faſt zur Verzweiflungsquelle;
Sein fauler Leib wird ſiech, ſein mürbes Fleiſch verdorrt,
Nur ſein Gewiſſenswurm bleibt kräftig, frißt und bohrt.

Der Schmeichler ſuchet dich in ſeines Fürſten Gnaden,
Doch dieſe ſind zum Sturz der nächſte Leitungsfaden:
Sobald er ſie erhaſcht, mißgönnt ihm jedermann,
Der ganze Hof ſieht ihn mit ſchiefen Augen an:
Des Fürſten Liebling ſeyn, beleidiget ſchon Alle,
Man untergräbt ſein Glück, und baut ihm eine Falle.

Der Chriſt, des Nahmens werth, ſucht auch Zufriedenheit,
Doch ſein Beſtreben kennt gar keine Schwierigkeit:
Er ſucht ſie nicht, mit Müh', in ausgedachten Fernen.
Von ihm, ihr Thoren kommt! müßt ihr ſie finden lernen:
Er ſuchet ſie in ſich, und findet ſie in ſich.
Du, der du ſie verlangſt, geh nur um ſie in dich;
Umſonſt läufſt du ihr nach, ihr Feſſel anzulegen.
Wer ſie bewirthen kann, dem kömmt ſie ſelbſt entgegen.
Ein unbeflecktes Herz, und die Gewiſſensruh
Muß ihre Wohnung ſeyn, ſonſt geht ſie dir nicht zu.
Sobald du dieſes haſt, iſt ſie auf allen Wegen,
Die dich dein Schickſal führt, faſt ſichtbarlich zugegen.
Schau, zum Beweiſe, nur den echten Chriſten an,
Von dem ſie auf der Welt kein Zufall trennen kann;

Wenn ihn gleich manches Leid faſt ganz zu Boden drücket,
Erhält ihn ihre Kraft, die ihn mit Muth erquicket;
Ihr Finger deutet ihm auf jene ſel'ge Höh',
Und zeiget ihm den Lohn für ſein erlittnes Weh.
Bey jedem herben Streich, der ſeinem Tritt begegnet,
Wird er von ihrer Hand mit Himmelstroſt geſegnet,
Und ſo durchlebet er mit ihr in Einigkeit
Die von der Vorſicht ihm beſtimmte Wanderzeit.
Auch da, wenn ſich der Tod zu ſeinem Bette dringet,
Und der Natur Gebühr aufs ſchmerzlichſte erzwinget,
Steht die Zufriedenheit ihm mit der alten Treu,
Siegspalmen in der Hand, Lob Gottes ſingend, bey.
Sie ſchwinget über ihn die weiße Friedensfahne
Und jagt den ſchwarzen Feind von ſeines Zweckes Bahne;
Er ſieht ſie ſtarrend an, ſie tröſtet ihn mit Gott,
Sie küßt ihn, er erblaßt, ächzt, lächelt, und iſt todt.
Vereinigt mit dem Hauch, mit dem die Seel entfähret,
Erſchwingt ſie ſich mit ihm zur Freud', die ewig währet.
O Luſt voll Seligkeit! Nimm alle Menſchen ein,
Und laß ſie vom Gefühl' des Frommen Zeugen ſeyn:
So werden ſie den Hang der Sinnlichkeit verfluchen,
Und die Zufriedenheit in Geiſteswonne ſuchen.

Andre Schachtner.

An Cidaliſe.

Du beklageſt Dich, theure Freundinn! daß Dir Dein Gatte ſeine Liebe entzog, und beſchuldigeſt ihn einer Untreu. Ich vertheidige ihn nicht, liebe Cidaliſe! wenn ich Dir ſage, daß es in dem menſchlichen Leben kein Glück gibt, das nicht mit Wehmuth vermiſcht iſt. Du kannſt ruhig ſeyn, Cidaliſe! wenn es nicht durch Deine Schuld geſchah, und ſey auch zufrieden, wenn ich Dir ſage, daß es in Deiner Macht ſteht, Deinen Gatten wieder zurück zu führen.

Ich vertheidige Deinen Gatten nicht, Cidaliſe! ich wiederhohle es Dir aber: denke, daß oft ſchon, durch eine feurige Gelegenheit hingeriſſen, durch flüchtige Bezauberung verführt, der ehrliche Mann die Wege der Tugend verlaſſen hat. Eine gereitzte Einbildungskraft überläßt ſich leicht dem Reitze der Wolluſt, ohne daß oft das Herz der Gattinn entſaget. Wolluſttrunken liegt oft der Verirrte in den Armen einer Geliebten, und geſtehet doch im Herzen die koſtbare Empfindung der Freundſchaft nur allein ſeiner Gemahlinn zu. Sey auf Deiner Huth, Cidaliſe! überlaſſe Dich nicht eiferſüchtigen Empfindungen, bringe nicht bittere Klagen und Vorwürfe vor — bleibe immer die Freundinn Deines Mannes, und erwarte eine zärtliche Rückkehr!

Du biſt vielleicht für ſein Herz noch lange nicht gleichgültig, mache Dich nicht verhaßt, und verſchließe Dir ſelbſt das Herz Deines Mannes nicht, zu dem Du tauſend Zugänge noch haſt. Der Zeitpunkt iſt mißlich und entſcheidend, eine kluge Frau weiß davon Gebrauch zu machen. Verbirg Deinen Kummer, verſtelle Deinen Verdruß, und rufe Deinen flüchtigen Ehegatten bloß durch eine liebenswürdige Sanftmuth zurück! Glaube mir, die neuen Rechte, die Du Dir über ſeine Hochachtung erwerben wirſt, werden die Bande, die ihn an Dich ziehen, noch feſter ſchlingen Lebe wohl, und denke, daß ich Deine wahre Freundinn bin.

4. Stück.

Die Mutter an ihr Kind in der Wiege.

Ja, das Verhängniß hat meine Wünſche gekrönet. Ich bin Mutter! Dieſer zärtliche Nahme iſt ſo heilig für' mein Herz, ſo rührend tönt ſeine Ausſprache in meiner Seele. Was iſt wohl der Glanz aller prächtigen Titel gegen dieſen zärtlichen Nahmen! O du einziger Gegenſtand meiner Wünſche, geliebtes Kind! Wie theuer biſt du meinem Herzen! Die aufgehende Morgenröthe deines Lebens wirft noch den ſchwächſten der Strahlen durch den grauen Nebel deines Nichts. Du biſt noch kaum; o höre doch die Stimme, die dir ruft! es iſt die Stimme deiner Mutter; aber nein, du höreſt meine Töne noch nicht, noch ſchlägt dein Herz dem meinigen nicht entgegen; dicke Finſterniſſe umhüllen noch deinen Verſtand. Dein Herz ſchweigt, du kenneſt noch nicht die Stärke des Gefühles, und den Ausdruck der Sprache: aber ich ſehe dich doch, ich drücke dich an mein Herz, ſchließe dich in meine Arme, und überhäufe dich mit meinen Küſſen. Gibt wohl die Natur einen wichtigern Stoff meinen Gedanken als dich, beſtes Geſchenk der Liebe? Dieſe ſelige Empfindung, die mich bey deinen Anblick begeiſtert, verſchönert mir die ganze umher liegende Natur. Nichts ſchmeichelt meinem Herzen mehr, an Nichts nimmt meine Seele mehr Antheil, als an dir. — Weſen meines Weſens! ſieh dieſe holden Waldungen! Wie majeſtätiſch breitet die ſchwarzgrüne Tanne langen Schatten um ſich her! Sieh dieſe lächelnden Fluren, wie duftende Blumen ſie bedecken, dort will ich dich in Schatten hintragen, und da Blumen abbrechen, um dich zu ſchmücken. Schon zähle ich mit Vergnügen die Schätze des Frühlings; ich will dich hinſetzen in die blühende Flur; mit Veilchen ſollſt du ſpielen, und mit der Schließelblume dich unterhalten.

Wie doch die Sonne ſo prächtig glänzet! Sie glänzt auch für dich, gutes Kind! — Ach, wenn die Natur ſchon bey der erſten Kindheit deiner Tage mir ſo viele Freuden gönnt, — was werde ich in der Zukunft nicht Alles fühlen! Wird mein Schickſal nicht des Neides würdig ſeyn? Mich däucht ſchon, daß deine ſchwachen Arme ſich zärtlich um meinen Hals ſchlingen, zärtlich ſiehſt du mich an, und dein Haupt ſinket langſam an den Buſen, der dich nährte. Bey jedem Schritt lächelſt du mir entgegen, und deine unſchuldigen Spiele werden die Unterhaltungen meiner Tage ſeyn. Alsdann —alsdann werden noch ſeligere Tage meine Wonne vergrößern. Die Vernunft wird allgemach deine Seele aufklären, du wirſt die Würde deines Daſeyns ganz fühlen. O eilet herbey, glückliche Jahre! Aber —

was ſind meine Wünſche? Vielleicht iſt das Unglück deiner Tage mit dieſen Zeiten verwebt. Nun ſchläfſt du noch ruhig in deiner Wiege, kennſt die Ungeheuer des menſchlichen Lebens noch nicht; der ſchwarze Argwohn, der düſtere Neid wird noch von deinen Windeln verſcheuet, er lauert nur in ſeiner Höhle, und verſchont dich, weil du noch nicht Empfindung genug haſt, die Schärfe ſeiner vergifteten Pfeile zu fühlen. Hier in der Wiege, armes Kind! ſtört noch nichts deine ſanfte Ruhe. — Lächelnd erwachſt du, und dein Auge kennt noch nicht das menſchliche Elend. Was wird aus dir werden? Welcher Gedanke! — Schon verſchwindet die Schönheit der Flur. Schwarze Wolken ziehen ſich am Horizont auf; Winde heulen durch den Tannenwald her, und Schrecken bemächtigt ſich meiner Seele. — Wehe dir, daß du geboren biſt! Qual und Elend erwartet dich in dieſem großen Tollhaus der Welt. — Kein Bollwerk iſt für die Tugend errichtet, um ſich wider die Bosheit zu ſchützen, und die Dummheit macht Verdienſte zu kerkerwerthen Verbrechen. Schließe deine Augen wieder, eh du erwacheſt, eh du die Menſchen ſiehſt, die ſich in ſcheckigen Flecken brüſten, und Stolz in der Narrenkappe ſuchen. — So ſprach die gute Mutter; dann weinte ſie eine Thräne der Tugend und ſang:

Höre, Mädchen, meine Bitte!
Heil'ge Tugend leite Dich,

Leite Deines Lebens Schritte,
Liebes Mädchen, höre mich!

Denn hiernieden wirſt Du nimmer
Ohne Tugend glücklich ſeyn.
Flieh des Laſters eitlen Schimmer,
Und der Thorheit falſchen Schein.

Bange ſchwermuthsvolle Klagen,
Die das Elend oft erzwingt.
Stillen Schmerz, geheimes Zagen,
Das nach Troſt vergebens ringt:

Alles kann die Tugend lindern;
Sie verkehrt in Luſt das Leid,
Und gibt Wonne ihren Kindern
In der Selbſtzufriedenheit.

Deines Schöpfers heil'ge Rechte,
Gutes Kind, beſchütze Dich!
Wandle durch des Lebens Nächte
Mit der Tugend ſchweſterlich!

An Sophie.

Theure Gattinn!

Nach ſo viel vergebenen Verſuchen, die ich angeſtellt habe, Dich auf Dich ſelbſt, und auf die Folgen Deines Betragens aufmerkſam zu machen, wähle ich, um wenigſtens Alles, was an mir lag, gethan zu haben, auch noch dieſen, Dich bey Dir ſelbſt anzuklagen, und Deine ſonſt ſo helle Vernunft zur Schiedsrichterinn zwiſchen uns Beyden aufzufordern. Wir ſind jetzt 5 Jahre verheirathet, Sophie! Du weißt es, ob ich in aller dieſer Zeit Dir die unveränderte, ſich ſtets gleiche Fortdauer einer Zärtlichkeit bewieſen habe, die bey ihrer Entſtehung keine Grenzen kannte. Es kommt mir nicht zu, auf die Gerechtſame zu trotzen, die ich mir durch die Zuvorkommung Deiner Wünſche, durch meine aufmerkſame Achtung, und durch meine zärtliche Ergebenheit, über Dein Herz, das ſtets dem Eindruck edler Gefühle offen zu ſeyn pflegte, erworben zu haben ſchmeichle; auch würde es mir übel anſtehen, *Erwiederungen* zu fordern, die Deine Liebe nicht von ſelbſt zu geben bereit iſt. Es ſteht mir aber wohl an, Dich zu erinnern, daß Du Mutter und Gattinn biſt, und daß dieſe beyden Nahmen Dir geheiligte Pflichten auflegen; und es kommt mir zu, die Gerechtſame meiner Ehe, und die noch heiligeren Gerechtſame meiner Kinder geltend zu machen.

Du haſt deren zwey, Sophie! zwey Weſen, die nächſt dem allmächtigen Urheber ihres Lebens uns ihr Daſeyn zu danken haben, und die eben daher auch ein gegründetes Recht haben, von uns zu fordern, daß wir ihnen die Glückſeligkeit dieſes ihres Daſeyns, ſo weit Menſchen dieß können, auf ihre ganze Zukunft ſicher ſtellen ſollen. Gott ſelbſt, Sophie! that durch die Güte, mit der er dieſe ihm theuren, kleinen Geſchöpfe unſern Händen anvertraute, die große Forderung an uns, ihm in Zeit und Ewigkeit für ihr Wohl einzuſtehen, wenn es durch unſere Schuld vernachläßiget worden wäre. Laß uns zittern, Sophie! hier irgend etwas zu verabſäumen, oder unſere Neigungen und Leidenſchaften den ſtrengen Pflichten vorzuziehen, die dieſe Forderungen uns auflegen.

Du, — es thut mir weh, Dir dieſen Vorwurf machen zu müſſen — Du, Sophie! kannſt Dich bey Dir ſelbſt nicht von der Beſchuldigung freyſprechen, dieß ſchon oft gethan zu haben. Nehmen nicht, zum Beyſpiel, die Befriedigung Deiner Neigungen, Dein Putz, Deine Beſuche, Deine Zurüſtungen zu Beſuchen, und Deine Vergnügungen alle die Zeit hin, die der Aufſicht über Dein Hausweſen, und noch mehr, der weit wichtigern Aufſicht über Deine Kinder gewidmet ſeyn ſollte?

Dieſe bleiben unterdeſſen den Händen treuloſer oder ungeſitteten Bedienten anvertrauet, die durch ſtrafbare Gefälligkeit gegen ihre aufwachſenden kleinen Leidenſchaften eben ſo ſehr ihre Geſundheit zu Grunde richten als ihre Sitten. verderben, und denen man, wenn ſie dieſes Alles thun, es noch zum Verdienſt anrechnen muß, nichts ärgers, mit den armen kleinen hülfloſen, ihnen überlaſſenen Geſchöpfen, gethan zu haben. Möchte doch die Aufrichtigkeit jeder unbeſonnenen Mutter, die ihr Kind fremden gedungenen Händen überließ, Dir, Sophie! hier zu Deiner Warnung jene ſchreckliche Geſchichte mittheilen, die ihr oft ihr Kind aus den Armen riß, und ſie auf ihre ganze Lebenszeit mit dem nagenden Vorwurf belaſtete, ſelbſt Schuld an dem Tode, oder doch dem lebenslangen Elende dieſes ihrer heiligſten Aufſicht anvertrauten Geſchöpfes geweſen zu ſeyn.

Wenn Dich nun Gott den Folgen Deiner Unbeſonnenheiten überließe, und es ſeiner Gerechtigkeit gefiele, die Beyſpiele beſtrafter Mütter durch Dein Beyſpiel zu vermehren, und Dich in Deinen Kindern unglücklich werden zu laſſen; würden Deine jetzigen Zerſtreuungen, Deine eitlen Vergnügungen, welche der Putz, das Spiel und die Bewunderung Deiner Anbether — ein beleidigender Gedanke für das Herz einer rechtſchaffenen Frau — Dir verſchaffen, würden alle dieſe Thorheiten Dich für jenen herben Jammer ſchadlos halten, das Unglück, oder den Verluſt Deiner Kinder, als eine Folge des

Genuſſes dieſer elenden Freuden zu wiſſen? — In welchem Grade mußte Deine Seele von Deinem Abgott der Welt ſchon verdorben ſeyn, wenn Du Dich getrauen könnteſt, mir dieſes mit Ja! zu beantworten! — oder wenn Dich nicht bey dieſer bloßen Vorſtellung, ſchon von ſelbſt vor allen den Vergnügungen eckelte, die Dir das herannahende Alter, oder oft eine nur eben eher durch ſie erzeugte Krankheit, ohnehin früher oder ſpäter entreißen, und Dich dann, mit einem leeren, zu elenden Beſchäftigungen gewöhnten Herzen, ohne das Bewußtſeyn guter, uns folgender Thaten, Dir ſelbſt dem Eckel und dem Schmerze der Krankheit und der Furcht des Todes überlaſſen werden! oder glaubſt Du, Sophie! daß ich hier etwas übertreibe — daß es ſo arg nicht werden wird? Wenn das iſt, ſo wirf nur einen prüfenden Blick auf Dich ſelbſt — auf unſer Hausweſen — und auf unſere Kinder! — Sieh Dich an! Die jugendlichen Roſen Deiner Wangen ſind größtentheils verblüht; das Feuer in Deinen ſonſt ſo ſchönen, lebenden Augen iſt erloſchen.

Nachtwachen, Unruhe — verzeihe der aufrichtigen Freundſchaft Deines Gatten dieſe harte Wahrheit — niedrige Leidenſchaften, Neid und Gewinnſucht, oder wenigſtens gerechte Furcht, durch Deinen unmäßigen Verluſt im Spiel mich vollends zu verderben, nebſt wildem Tanzen und übertriebenen Sitzen am Spiel = oder Putztiſche, haben Deine Jugend vor der Zeit verblühen laſſen, und die Farbe der Geſundheit von Deinen Wangen gewiſcht. —

Du biſt nicht mehr, die Du warſt, wie ich zu meiner unausſprechlichen Seligkeit mit Dir verbunden ward. — Deine reitzende Fröhlichkeit iſt verſchwunden, und Deine offene Güte, unſchuldsvolle Ruhe, und ſcherzende Laune hat ſich in Unmuth, geheime Unzufriedenheit mit Dir ſelbſt, und verdrießlichen Unwillen gegen Alles, was Dich umgibt, verwandelt. Wo ſind die reitzenden frühen Morgen, die ich in unſerm Gärtchen entzückt durch den Genuß der herrlichen Natur, in der Gegenwart unſerer frohen jauchzenden Kleinen mit Dir zu erleben dachte? — Ha! meine Sophie ſchlummert ſie weg im Schooße des ſchweren Schlafes, der nach durchwachter Mitternacht, vom ſpäten und ungeſunden Abendeſſen noch mehr vergiftet, ſich mit ängſtlichen Träumen über ſie herabſenkt, und ſie erſt hoch am Mittage wieder aus ſeinen erhitzenden Feſſeln entläßt, da ſie denn mit aufgedunſenem Geſichte, verdrießlicher Miene und trübem Auge zu den geſtern verlaſſenen Beſchäftigungen wieder zurückkehrt, um durch die Hülfe der Kunſt die verlornen Schönheiten der Geſundheit zu erſetzen, um wieder auswärts zu ſiegen, und im Zirkel eitler Geſellſchaften das zu ſeyn, oder zu ſcheinen, was ſie in ihrem Hauſe zu ſeyn längſt aufgehört hat.

Wenn Du dieſes Bild treu gemahlt findeſt; — und Du müßteſt Deine Vernunft verläugnen, wenn dem nicht ſo wäre — ſo ſieh jetzt auf das noch traurigere Bild Deiner Kinder! Vergleiche dieſe armen Kleinen mit den Kindern Deiner weiſern Schweſter! Kleine abgezehrte Geſichtchen, mit bleicher, kranker Farbe, traurigem Anſehen und eingefallenen Augen, predigen laut die wenige Aufſicht, die ihre arme getäuſchte Mutter, ſeit dem Anfang ihres Weſens, auf ihr Leben, und auf ihre Geſundheit verwendet hat. Und noch lauter predigen tauſend ſchon eingeriſſene Ungezogenheiten, ihre kleinen tobenden Leidenſchaften und das öftere Ausſprechen ſolcher Worte, die noch nie ihre Ohren hätten beflecken ſollen, die noch wenigere Aufſicht über ihre Sitten, die unter den Händen zügelloſer Bedienten nicht beſſer erwartet werden kann; da jene hingegen mit jugendlicher Kraft, im vollen Aufblüh'n des Lebens daſtehen, und mit ihrem holden, fröhlichen Geſichtchen, und mit ihren gedrungenen, feſten Körperchen, jedem, der ſie anſieht, nächſt der Güte ihres Vaters im Himmel, die weiſe Sorgfalt ihrer Aeltern für den herrlichſten Schatz ihrer Kinder, für ihre Geſundheit, verkündigen, und ſo auch durch das ſanfte, liebliche, einnehmende Betragen, und durch ihre gottgefallende, noch kindiſche, und doch rührende Frömmigkeit, die eben ſo große Schönheit ihrer jungen Seelen verrathen, welche nur durch eine weiſe und ſorgfältige Erziehung dieſen Grad von Güte zu erlangen pfleget.

Wenn ich Dich nun noch, ohne Dich zu ſehr zu betrüben, bitten dürfte, nur den kleinſten, flüchtigen

Blick auf unſer Hausweſen, auf die Zerrüttung, die allenthalben herrſchet, auf die Ausgelaſſenheit der Bedienten, auf die Verſchwendung unſers Vermögens, und auf den nothwendig daraus entſtehenden, ſich uns nähernden Mangel, nebſt der Gemüthsverfaſſung, in die mich alle dieſe traurigen, ſchrecklichen Ausſichten verſetzen müſſen, zu werfen; mich, der ich Vater und Verſorger ſeyn ſollte, und auch gerne ſeyn wollte, der bittern Kränkung nicht einmahl zu gedenken, die es für meine Zärtlichkeit gegen Dich iſt, mich ſo von Dir vergeſſen, und die Frau meiner Wahl ſo in ihrer Würde geſunken zu ſehen, — wenn ich Dich bitten dürfte, ſage ich, auf Alles dieſes noch einmahl ernſthaft Deinen Blick zu werfen; ſo zweifle ich nicht, daß dieſer aufmerkſame Blick auf unſere ganze Verfaſſung Dich Dir ſelbſt wieder geben, Dich von Deinem Verderben zurückrufen, und mich nach langem Kummer wieder, wie ehemahls, durch Deine Liebe und durch Deine Tugenden, zum glücklichſten Manne machen ſollte.

Wunſch einer zärtlichen Gattinn,

als ſie ihrem Manne eine Blume überreichte.

Gatte! nimm die Blume hin!
Sie iſt jetzt, was ich noch bin,
Blühend, jung und ſchön:
Doch wird ſie auch ſo, wie ich,
Glaub mir Gatte! ſicherlich,
Bald in nichts vergeh'n.

Denk, Dein Weib blüht auch für Dich,
Doch der Tugend weiht ſie ſich.
Soll die Schönheit fliehen,
So wird, wenn die Jugend weicht,
Die nur einer Blume gleicht,
Doch ihr Herz noch blühen.

An Cleis, die Gattinn.

v. Berghofer.

Seit unſerer Vereinigung, Cleis! bin ich ſo ganz Deines ſeelenfreundlichen Umgangs, der nahen Antheilnehmung Deines Herzens, Deines zärtlich ſorgſamen Anblicks gewohnt; Du ſelbſt biſt meiner Seele ſo eigenthümlich geworden, wie der innigſte meiner Gedanken! Du weißt es, auch bey dem tiefſinnigen Geſchäfte des Nachforſchens habe ich Dich gerne um mich: in einer Sphäre mit Dir, kann ich die Wahrheit leichter entdecken; Alles gewinnt in Deiner Gegenwart eine ſich öffnende Vertraulichkeit, Alles wird willfähriger, geſelliger. Ohne Dich — öder Gedanke! wer theilt mit mir die innigſten Empfindungen, und denkt meine geheimſten Gedanken mit? Wer lächelt mir ſo getreu, und dringt mit Wohlwollen erquickungsvoll in das Innerſte meiner Seele?

Erfülle nun die Abſicht Deiner Reiſe, liebe Cleis, und ſammle für Dich und den jungen Weltbürger, den du unter Deinem Herzen trägſt, die heilſamen Gerüche der freyen Landluft! Ich habe Dich der Natur anvertraut; ſie möge durch ihren kraftvollen Einfluß Deine zarten Glieder ſtärken, und Deine reine Seele mit den Bildern der lächelnden Unſchuld ergetzen! — Wandle ſorgenlos, redliches Weib, auf ihrem getreuen Boden! Mein Herz begleitet Dich überall hin, wenn Du leiſe an abgehenden Schatten im Thale irrſt, oder längs einem Walde die unverwelklichen Blümchen leſeſt, damit für mich, deſſen Ankunft Du nun bald hoffeſt, Dein Buſen, wie Dein Herz, mit häuslichen Tugenden geſchmückt iſt. Ach, eine Thräne der treuen Sehnſucht fällt darauf! — Mein Andenken rührt Dich. Ich weiß es, Du liebvolles Geſchöpf, wie nah ich Deinem Herzen bin!

Gib mir Deinen Arm! — Du ziereſt die Gegend, die Dein Fuß ſo ganz ſchüchtern betritt! Du liebſt die beſcheidene Tugend, die ſich dem Auge der Welt entzieht, und ſucheſt die Stille, die kühlen Schatten unſrer einſamen Lauberhütte. Ich habe ſie gebaut Dir zu Liebe, geweiht Deinem keuſchen Herzen, und der ſtillen Betrachtung unſrer liebenden Seelen — nicht für einen Sommer; gleich unſrer Liebe dauerhaft ſchön, wie Du mit Küſſen betheuerteſt. Ich bog junge Erlen und hellgrünende Buchen unter zwey Tannen, die feyerlich vereint am Eingange hervorragen.

Dieſe Erinnerungen, Cleis! ſind indeſſen Genuß für Dich, wenn Du ohne mich dieſen ſtillen Schutzort beſucheſt — Erinnerungen, Dir ſo heilig, wie unſre Zärtlichkeit, ſo ſüß wie unſre Thränen, die aus höherer Seelenliebe und aus Liebe zur Tugend vereint floſſen. Dort biſt Du frey genug, an mich ausruhend zu denken, und in dieſem Gedanken einzuſchlummern. Wenn Dich dann der ſüße Traumgott umſchleicht — nur mit vergnügten Phantaſien müſſe ſich Deine Einbildungskraft beſchäftigen — ſo beneide ich die vertraulichen Zephire. Hätt' ich den Zauberſtab, ſüßes Weibchen! ich würde jene Gegend um Dich her zu einem Paradies verſchönern! — Lebe wohl! Möchteſt Du aus dem Schooße der Natur ſo kraftvoll wiederkehren, als Du Freuden in meiner Umarmung empfängſt!

5. Stück.

Seligkeit der Jugend.

Laura war ſchön; blühend war ſie
wie eine entfaltete Roſe, an deſſen purpurnen Blättern
ſich die Sonne im Morgenthau ſpiegelt.
Majeſtätiſch wallte ihr nußbraunes Haar
den weißen Nacken herunter.
Grazien ordneten ihren ſchlanken Wuchs, und der Ton ihrer Stimme
war Melodie der Natur.
Freudig hüpfte ſie, wie ein munteres Reh
im ſchattigen Thale, wo ambroſiſche Gerüche
von Kräutern düften.
Balſamiſchen Wohlgeruch von Frühlingsblumen
trugen gaukelnde Weſtwinde mit leichten Flügeln
der aufgehenden Sonne entgegen,
zum Geſchenke des erwachenden Morgens.
Schon ſiebzehn wiedergekommene Mayen
feyerte Laura im Roſenmond,
denn ſiebzehnmal blühte die hohe Linde
an der Hütte von Laurens Aeltern,

ſeitdem die Gottheit dieſes Geſchenk der Liebe
den Redlichen gab.
Die Sonne ging auf, und feyerlich rauchten
die Berge in der herumliegenden Gegend,
ſo wie einſt auf Abels Altar
das Dankopfer rauchte.
Mit dankvollem Herzen heftete Laura
ihr ſeelenvolles Aug zum Himmel.
Wonne ſchlich in ihr unſchuldiges Herz. —
Die blühende Wieſe und das lachende Kornfeld,
mit friedvollen ländlichen Hütten vermiſcht,
entzückte ihren ſtaunenden Blick.
Ganz fühlte ſie die Herrlichkeit des Frühlingsmorgen:
mit heiligem Entzücken ſtand ſie da, ſprachlos und ſtaunend.
Tauſend zärtliche Thränen machten ihrem Gefühle Luft.
Mit emporgehobenen Händen bethete ſie,
die Unſchuldige, ſo zum Himmel:
»Dank Dir! — Dir, Geber meines Lebens! —
Dank Dir für das Wonnegefühl dieſes Morgens! —
Schön iſt Deine Welt, die Du erſchaffen:
aber noch ſchöner das menſchliche Antlitz,
wenn noch kein Laſter ſeine Züge entheiligt hat,
und wenn noch Friede und Tugend ſich darin ſpiegeln.
In ihrem Lenze, in ihrem jugendlichen Schmuck
iſt jetzt noch die lachende Natur;
Und auch ich, beſtimmt, einſt auf den Wegen der Tugend

zu Dir, Unſterblicher! zu kommen,
auch ich bin noch im Frühling meiner Jahre.
Aber ſie, die Zeit der Wonne,
ſoll nicht in Tändeleyen vorübergleiten.
Ich will Früchte der Tugend tragen,
und alsdann, wenn der Winter meiner Jahre kömmt,
ſanft in die Grube ſinken.
Die welkende Hülle ſoll die mütterliche Erde bedecken,
wie bey des Winters verderbender Kälte
ſie die Wurzel des Baumes deckt,
der im Frühling wieder zu neuen Blüthen erwachet.«
So ſprach Laura, und durch blaulichte Wolken
ſah ihr blaueres Aug' zum Himmel auf. —
Während ſie noch ſo ſtand, ſo ertönte im nahen Laube
die Stimme des ſchönſten der Jünglinge.
Athenor war es, — der beſte der Menſchen.
Rechtſchaffenheit ſtrahlte in ſeinem heitern Auge,
und Beſcheidenheit war auf ſeiner männlichen Stirne.
Längſt liebte er Lauren: — gut und unſchuldig liebte er ſie,
ſo wie in Edens Gründen
unſere erſten Aeltern ſich liebten,
ehe die Sünde die Erde ſchreckte.
Da ſtand er, der gute Jüngling.
Heilige Treue und Liebe ſchwur er dem Mädchen zu.
Nahmloſe Wonne ſtrömte durch den Buſen
der Liebenden.
Schon wandelten ſie Arm in Arm

durch die blühenden Fluren,
alß Laurens Mutter ſie belauſchte.
Unter dem ſchützenden Schatten
einer alten Linde
bereitete die gute Mutter ein Frühſtück.
Hänflinge und Meiſen waren auf dem hohen Gipfel des Baumes
und ſtimmten ihre Kehlen zu ländlichen Concerten.
Auch Laurens alter Vater kam herbey,
gelehnt auf ſeinen Stab, und freute ſich,
daß Athenor ſein Mädchen liebte.
Du! ſo ſprach er: Du Athenor; meines verſtorbenen Freundes Sohn,
Du, der frömmſte unter den Jünglingen dieſer Gegend! —
Stets fielen meine Wünſche auf Dich:
Nimm meine Einwilligung, und die Gottheit gebe
Euch Segen und Glück! —
Die Gottheit hörte das Gebeth dieſer Frommen,
und Segen ſtrömte vom Himmel herab,
wie wohlthätiger Thau auf die Blume ſtrömt.
Selig lebten ſie viele Jahre dahin:
endlich rief die Stimme des Ewigen
Athenors Freundinn zu ſich.
Sie ſtarb, und ihre letzte Umarmung
heiligte der Freundſchafts-Kuß. —
Ich ſterbe nicht, Athenor! ſo ſagte Laura:
nur entkleidet ſich meine Seele,

um Dich in den Gegenden ewiger Wonne
mit neuen Reizen zu empfangen.
Näher werden wir uns dort in der Ewigkeit umſchließen,
wenn nichts mehr die Liebenden trennt,
und gleich geſtimmte Seelen nur Eins werden.
So ſprach ſie; — und lächelnd ſchloß ſie ihr Aug.
Todtenbläße überzog ihr Geſicht,
und die Röthe ihrer Wangen wich wie die Röthe der Roſe
beym Dampf des Schwefels.
Sie entſchlief, und Athenor ſammelte
die Aſche der Entſeelten in eine marmorne Urne.
Die ſetzte er in den Schatten dunkler Zypreſſen,
und pflanzte hohe Pappelbäume umher,
und ſchrieb in den Marmor
diese Grabſchrift:

Meine Gefährtinn war ſie,
und iſt weg gewandelt
hin in eine ſeligere Gegend,
wo Ruh und Zufriedenheit thronen. —
Sie war im Frühling ihrer Tage,
und ich begann meinen Morgen;
da fand ich ſie — ſie mich, und liebvolles Gefühl
goß ſegnend des Lebens Wonne auf uns.
Froh, vereint mit Unſchuld und Tugend,
entflohen unſere Tage,
ſanft und ſchnell, wie die Baumblüthe im Frühling,
eh ſie ein Sturmwind entblättert.

Doch ach! die Blüthe fiel ab — geſchüttelt,
durch die räuberiſchen Hände des Todes
ward mir die Roſe geraubt, die ich pflegte.
Langſam ſank ſie dahin: an meinen fühlenden Buſen
welkte ſie, die Gute! zur Verweſung hin.
Ruhe Sanft, beſte der Sterblichen! Nie ſchlug ein edleres Herz
im Buſen des Weibes. —
Ruhe ſelig! — Sanft beleuchte der Mond Deine Aſche,
täglich durch Athenors Thränen geheiligt!

Vom Frauenzimmer.

Der Charakter des Frauenzimmers unſers Zeitalters iſt ſo ſonderbar, daß man beynahe keine Benennung findet, ſich über ſelben auszudrücken. Es waren einſt Zeiten, in welchen ſich die Merkmahle weiblicher Güte leicht bezeichneten; aber nun ſind ſie die ſchwankendſten, undeutlichſten, und trüglichſten. Mode, große Welt, Ziererey, Empfindeley, rauben alle jene Merkmahle der innerlichen Herzensgüte, und nehmen verfälſchte Außenſeiten an, die bey unſern Vorältern keine weibliche Kunſt, kein Firniß der Erziehung, keine nur in der großen Welt erlernte Miene der Theilnehmung nachzuahmen wußte. Wie angenehm mußte es damals nicht geweſen ſeyn, da man noch Schönheit und Unſchuld auf ungeſchminkten Stirnen erblickte. — Engelsſeelen ſtrahlten noch aus dem unverſtellten Auge des Mädchens, und Durſt nach Bewunderung, und Affektion künſtelten noch nicht die Lüge auf ihre Wangen.

Dort ſchleicht Roſette im leichten Gewande. — Scheinbare Reitze locken den Jüngling nach ihren flüchtigen Schritten. Eine Seele voll Güte verräth ihr heuchelndes Aug, und bezaubert die leichtgläubige Einfalt. Der Jüngling lernt Roſetten kennen, und findet an ihr nicht das Ideal ſeiner Schwärmerey. Seine erhitzte Fantaſie betrog ſich; Roſette war nicht das, was ſie ſchien.

Hier ſitzt Selinde im Zirkel feiner Geſellſchaft. Sanfte, biegſame Höflichkeit iſt zu ihrer Seite. Der holde Ton jungfräulicher Sanftmuth auf ihren Lippen, und holde Gefälligkeit in ihrem Auge; aber eben dieſe holde Selinde ſpottet ihrer ärmern Geſpielinn: behandelt mit Härte ihre Freundinn, und gießt den bitterſten Spott und liebloſeſten Tadel über die Abweſenden aus.

So, wie die Mädchen, ſind auch die meiſten unſerer Weiber. Sie machen das Entzücken der Beau monde, in der ſie leben. Cidaliſe hat den ſtärkſten Anſpruch auf eine fühlbare Seele. Sie iſt Schiedsrichterinn des Geſchmacks, ſie beurtheilt jede Schönheit eines dichteriſchen Ausdrucks, der das Gefühl mit wahren Farben entwirft.

Jede rührende Stelle in einem Buch, das ſie las, jede thränenauspreſſende Schönheit eines affektvollen Trauerſpieles fühlte ſie mit Wärme der Seele, und alles Dieſes preiſt ſie, bewundert ſie und beweint ſie.

Doch eben dieſe Cidaliſe iſt in ihrem häuslichen Leben kalt; kalt für das wahre Gefühl des Guten; für jede im Stillen ausgeübte Handlung der Pflicht, die Gott nur zum Zeugen hat, — kalt. Cidaliſe iſt die Geißel ihres Mannes, die Plage ihrer Diener, und der Schreck für ihre Kinder, die ſie mit modiſcher Kälte und Zurückhaltung empfängt, und ſie öfters zurück ſtoßt, als wenn ſie ihr nicht angehörten.

Themire lebt in allen Schwelgereyen des Glücks. Sie vertändelt ihre Tage in den ausgeſuchteſten, üppigſten Freuden der verfeinerten Wolluſt. Vor der Welt hat ſie die Miene der Güte; die Maske der Mildthätigkeit deckt ihre harte Seele. Prahleriſch großmüthig legt ſie angeſtellten öffentlichen Sammlungen für die Armuth das Ihrige bey, und verſtelltes Mitleiden erkünſtelt eine Thräne in ihrem Auge.

Da, wo man ſie bewundert, iſt ſie ganz Mitleid, ganz Menſchenliebe; aber nicht ſo iſt Themire auf ihrem Zimmer. Da ſeufzet vergebens der Unglückliche an ihrer Thüre.

Glycere vernichtet ihren Mann, oder beerdigt ihn, juſt, wenn man in der Welt gar nicht an ſie denkt. Er iſt, ſagt ſie, in ſeiner Familie zu gar nichts nütze, als ein Beyſpiel ſeiner vollkommenen Unterwürfigkeit gegen mich zu ſeyn. Ich bin die Frau, und er iſt der Mann, obwohl wir uns, wenn wir auch gleich ein Haus bewohnen, oft halbe Jahre lang nicht ſprechen. Mein Herr bezahlt die Diener und den Koch, und ich bin die, die die Gaſtereyen gibt. Wir leben übrigens, ſagt Glycere, ganz gut, und mein Mann hat im Geringſten nichts einzuwenden, wenn man auch in der halben Stadt Herrn Gleimour, der unſer Hausfreund iſt, für meinen Mann hält. Aber, Glycere, erwiedert einer aus der Geſellſchaft, ich könnte ihre Handlung gegen ihren Gatten nicht billigen. Nicht, ſagt Glycere, und meine Lebensart iſt doch nach der Mode — — — Bravo! Bravo! — Hier klatſchte die ganze Geſellſchaft und der Fragende ward wegen ſeiner Einfalt verlacht.

Geſpräch.

Timant. Aber Schweſter! Du ſollſt doch mehr Achtung für das Publikum haben. Die halbe Welt glaubt ja, daß Raymund Dein Mann ſey. Man ſieht Dich immer mit ihm. — Schweſter! Du biſt doch dem gemeinen Ruf Ehrfurcht ſchuldig. —

Philinde. Raymund iſt mein Freund. Ich bin ihm viele Verbindlichkeiten ſchuldig.

Timant. O ja! Iſt aber Dein Mann minder dein Freund? Haſt Du weniger Verbindlichkeiten gegen ihn?

Philinde. Ich weiß wohl, was ich ihm ſchuldig bin.

Timant. Das weißt Du, Philinde? — O ich bedaure Dich! Du machſt zwey Menſchen unglücklich. Zu Raymunds Glück fehlt nichts, als der Ehekontrakt, und zum Glücke Deines Gatten nichts, als Dein Herz. — Aber das ſind bey Euch Kleinigkeiten!

Ein eingeſandtes Stück.

Wünſche eines Knaben

am Nahmenstage ſeines Vaters.

Eine häusliche Scene.

Knabe. Ja, beſter Vater! — Es iſt wirklich ſo! — Mein Herz ſagt es mir. —

Vater. Was ſagt es Dir, lieber Knabe? —

Kn. Daß es nur Wünſche ſind, was ich ſprach, — daß Wünſche meiſtens das bleiben, was ſie ſind, — und daß es ſchmerze, Dinge zu fühlen, die man zu thun außer Stande iſt. — Dieſer Gedanke macht mich unruhig, untermiſcht mir die Freuden des heutigen Tages mit Traurigkeit!

Vat. So eine Traurigkeit iſt edel, mein Kind! — Und eben dieſe Unruhe iſt ein Beweis Deiner ruhigen Seele. — — Du biſt Deiner Aeltern Troſt! — Der Himmel ſegne Dich dafür — durch den Segen Deines Vaters! — Der herrlichſte Lohn ſey Dir meine Liebe und Sorge! —

Kn. Aber, ich wünſchte Alles — Alles für Sie zu thun, und kann es nicht — und liebe Sie zärtlich! —

Vat. So thuſt Du Deine Pflicht, und das heißt genug — heißt Alles thun. — Ich bin zufrieden. — Wahr iſt es, Knabe, Wünſche ſind Wünſche, bleiben es oft. — Aber der Herr kann ſie erfüllen: — erfüllet wirklich, was ſeiner heiligen Vorſicht gemäß: iſt mein Vater, wie der Eurige. — — Und ich! — o ich lege den heutigen Tag für mich, ſo wie ich jeden Tag meines Lebens für den hinlebe, der ſich ſeines Vaters würdig machet.

Kn. Gewiß, Ihre Wohlthaten ſind zu groß, ſind zu viele, als daß ſie der Dank und das Wohlverhalten Ihres Sohnes verlieren könnte. — Sie ſind mir Alles — Alles auf der Welt. Ihre Hand iſt meine Veſte, — Ihr Auge mein Licht, — Ihre Rede mein Troſt, — Ihre Vaterſorge meine Erhaltung, und jeder Schlag Ihres Herzens iſt mein Leben. — O wie dauern mich Kinder, die keine guten Aeltern haben! —

Vat. Guter Knabe! Ein Vater, der ſeine Kinder liebet, wird nie müde, ihnen wohl zu thun, um ſie einſt glücklich zu ſehen: er verwendet Alles darauf, dem Staate einſt nützliche Mitglieder zu verſchaffen. — was würde es ſonſt mit uns ſeyn? — Religion und Thätigkeit müſſen euch glücklich machen, und Verſtand und ein gutes Herz müſſen euere Vorzüge ſeyn. — — —

Kn. Ja, theuerſter Vater! zum heiligſten Geſetze will ich es mir machen, Ihrer Leitung zu folgen, Ihre Abſichten zu erfüllen.—Sollte ich auch nur eine Stunde in meinem Leben undankbar, unfolgſam, die Quelle eines väterlichen Schmerzes ſeyn, o ſo müßte dieſe Stunde mit Schande gebrandmarkt unter den verworfenen ſtehen! — Ich ſehe es mit ruhiger Seele, daß uns eine gute Erziehung glücklich mache. — Die Zukunft meines Lebens, noch in Dunkel verhüllet, läßt mich Freude hoffen, ſo wie ſich ſanfte Lämmer im ſtillen Thale freuen, wenn die Sonne am ſchönen Abende über ſie niedergeht.

Vat. Ja, mein Kind! Wir thun wohl, was wir können, werden es ferner thun. — Aber, — — gib Acht, — ich will Dich nun etwas lehren. — Sieh einmahl mit der gleichgültigſten Miene über das Getümmel der Menſchen hin, oder — — —

Kn. Aber das iſt mir ja unmöglich? —

Vat. Stelle Dich wenigſtens, als wenn Du darüber hinſäheſt, gleichgültiger darüber hinſäheſt, als über den Haufen der Ameiſen, die Dich zum Lobe des Schöpfers, und zur Thätigkeit reizen. — Und was ſiehſt Du? Siehſt ein Schauſpiel, wo der ſeine Rolle gut zu ſpielen ſcheint, der es oft nicht einſieht, daß es eitles Schauſpiel iſt; ſiehſt eine Menge Geſchöpfe, die ſich alle aus ihrer Niedrigkeit herauswinden, und groß ſcheinen wollen, da ſie klein ſind; ſiehſt Menſchen, die ganz vergoldet ſind, und doch niederträchtig handeln; — hier eine Klaſſe, die das Metall zur Philoſophie führen ſoll; — dort eine Geſellſchaft, der, um glücklich zu ſeyn, geſunder Menſchenverſtand fehlet. Wirſt unter zwanzig vernünftigen Thieren jedesmal etwa drey finden, die Verſtand im Kopf, und ein ehrliches Herz haben. — — Doch — laß uns aufhören, über Menſchen zu klagen; ſie bleiben wie ſie ſind, werden niemahl, wie ſie ſeyn ſollen.

Kn. Aber wie hart muß es ſeyn, liebſter Vater, unter dieſen Menſchen zu leben? —

Vat. Und doch leicht für den, der ſich nicht ſchämet, fromm zu leben, nicht fürchtet, ehrlich zu ſeyn. — Der Herr hilft uns, mein Kind, — er führt uns den Weg der Weisheit und ſeiner endloſen Güte, führt uns dieſen Weg mitten unter dem Getöſe der Laſter, die ſich wie ein aufſchwellender Strom fürchterlich um uns her thürmen.

Kn. Dank ſey Ihnen für dieſe Lehren, und für jedes Wort ſoll der Himmel eine Reihe Jahre in der Dauer Ihres Lebens zuſetzen. — Mein Gebeth ſoll immer zum Ewigen ſteigen, und er ſoll es hören, da ich für meinen Vater bitte, ſoll das Rufen der Kindesliebe und Zärtlichkeit hören. Er wird Sie uns erhalten, — wird uns noch lange das Glück, das unſchätzbare Glück ſchenken, Ihre Vaterhand zu küſſen, Ihren Segen zu empfangen.

Vat. Gut, lieber Sohn! Dieſen ſollſt Du allezeit haben, ſollſt ihn — wenn ich jenſeits des Grabes bin, noch haben. — Danke dem Himmel, daß er Dir ein gutes Herz gab, und mißbrauche es nie! —

Kn. Wie vergnügt, wie zufrieden werde ich den heutigen Tag zubringen! — Ich würde ihn mit Fürſtenkindern nicht vertauſchen. — O möchte er uns noch hundertmahl wiederkehren: möchte mir oft ſo eine Freudenthräne aus den Augen rollen! — Unglücklich das Kind, das die Aelternliebe in ſeinem Herzen erſtickt! — Nicht wahr, lieber Vater? —

Vat. O ja, Knabe, eben ſo unglücklich, als Aeltern, die für ihre dumme oder böſe Erziehung nichts anders als den Fluch ihrer Kinder einernten.

Kn. Laſſen Sie mich alſo den freudigen Wunſch ausrufen, und alle guten Kinder ſollen ihn auch ihren Aeltern mit mir zurufen: Es lebe mein guter, mein rechtſchaffener Vater! — — —

Hofmann.

6. Stück.

Gefühle der Schwermuth

bey der Leiche einer geliebten Gattinn.

Nächtliche Stille herrſcht in dieſer öden Gegend,
wie die Stille der einſamen Stunden der Mitternacht:
Traurig verbreitet die Todtenlampe ihren düſtern Schein
in dieſem dunkeln Gewölbe.
Kalter Schauder ſtrömt durch jedes meiner Glieder:
meine Schritte wanken, und gräßliche Furcht
bemächtigt ſich meines Herzens,
Doch warum zittert mein Fuß auf dem Pfad,
wo er gleitet?
Warum träufelt der Schweiß von meiner Stirne?
Bin ich denn nicht hier — hier, wo das Ende alles
Elendes iſt? —
Fort mit euch ihr Schreckenbilder! —
Tyrannen ſchufen euch. — Freundlich lächelt der Tod,
nicht gräßlich für den, der längſt ſchon ſeine Freundſchaft ſuchte.
Komm, reiche mir deine Hand, letzter Gefährte des Sterblichen! —

und nimm von mir den Dank des Leidenden,
den Du mit Güte aus dem Kerker dieſes Lebens führteſt
Dein Blick ſcheint mir ſchon holder zu ſeyn,
ſchon ſanfter Dein Aug'. —
Warum ſollte ich denn vor Dir zittern?
Biſt Du nicht der Menſchenfreund?
Wer, als Du, bringt die Tugend zu ihrer Belohnung?
Wer, als Du, vereinigt uns mit unſern Freunden?
Wer, als Du, führet den Menſchen zu ſeiner Beſtimmung? —
Ja, gleich ſeinem Bruder, dem holden Schlaf,
bringt der Tod den mit Jammer beladenen Sterblichen
in die Arme der Ruhe.
Den kalten Lippen des Sterbenden
entzieht er ſanft den erſchöpften Kelch des menſchlichen Leidens.
Doch — was zeigt ſich hier meinem Auge —
Elmire! — Gehüllt in's Todtenkleid! —
Elmire — biſt Du es? — Du geliebteſte der Sterblichen!
Wie! — Die biſt Du! — Dieſen unfühlenden Körper
bewohnte einſt die zärtlichſte der Seelen?
Wer hat die Roſe von Deinen Wangen gepflückt?
Wer mit Eis Deine heißen Lippen gefeſſelt? —
Dein ſeelenvolles Aug deckt dunkle Nacht.
Kein Kuß, der Dich einſt beſeelte,
weckt Deine Blicke mehr zum Leben

Elmire! — Dein Ohr iſt taub der Stimme Deines Gatten!
Elmire! — Dein Herz ſchlägt nicht mehr dem meinen entgegen,
kein Troſt fließt mehr von Deiner Zunge in meine Seele;
vergebens ſtreckt ſich meine Hand nach der Deinen.
Ach! warum mußteſt Du mich verlaſſen! —
Wie! dieſer unfühlbare Körper war einſt Elmirens,
die ſo zärtlich fühlte? —
Nein, nein! das iſt Täuſchung. — Elmire! das biſt Du nicht.
Doch, unſterbliches Weſen! iſt es Traum, oder Wahrheit, was ich ſehe? —
Hier ſind doch Elmirens Züge — hier ihre Hand, die mir Treue ſchwur,
Hier ihre Lippen, die Balſam auf meinen Kummer goßen,
hier ihr ganzes Weſen; und unfühlbar für meine Schmerzen.
Nein, nein! das iſt Täuſchung. — Das iſt Elmire nicht.
Ja, wollte Gott — daß ſie es nicht wäre! —
Erwache doch, erwache, theuerſte der Freundinnen! —
Wohl! — wenn Du ohne Gefühl für meinen Zuruf biſt,
ſo höre das Gewinſel Deiner Kinder!
Kannſt du, Natur! die Thränen der Unſchuldigen ſehen? —
Kannſt du ſie ſehen, ohne Elmiren aus dem Schlummer
des Todes zu wecken? — —

Iſt es darum, daß du ihnen das Leben gabſt,
um Unglücklichen Alles wieder zu entreißen,
was dem Herzen heilig iſt? —
O himmliſche Philantropie! beſte aller Tugenden;
Lohnſt du meinem Leben ſo, wie eine Buſenverrätherinn
mit Qualen?
Du pfropfeſt grauſam auch fremdes Elend auf Herzen,
ſchon genug beladen mit eigenem.
Warum mußte unſere Seligkeit in fremden Gütern hangen? —
Unglückliche Kinder! warum habt ihr einſt von Elmirens Buſen
die Milch des Elendes getrunken? —
Hättet ihr doch nie den Tag geſehen,
nie gefühlt, was Sterben iſt!
O ewig Geliebte! wie theuer hab' ich die Seligkeit bezahlt,
die ich einſt in Deinen Armen genoß!
Alle meine Hoffnungen hingen an Dir,
an Dir, die Menſchen ehrten, und verſchwiſterte Engel liebten. —
Ach! ſeitdem ich getrennt bin von Deinem
belebenden Blick,
ſeitdem ſind meine Tage mir Qual,
Hölle, des Lebens Nächte. —
O hätte ich nie den Werth der Liebe gefühlt!
Ach! hätte nie meine ſchmachtende Seele,
ſchmelzend in Deinem Arm, der Erde Trotz gebothen

trunken von Engelsfreuden lebte ich
die Tage dahin, die ſtets heilig
dem Vergnügen waren. —
In balſamiſchen Thälern pflückten wir des
Frühlings Blumen,
und jugendliche Lieder der Vögel weckten uns
mit jedem Morgen zur Freude auf.
Schäumend aus dem Becher unſers Herzens
tranken wir Wonne in großen Zügen.
Und nun verfinſtert ſich die Sonne meiner Freuden
und meine Thränen löſchen alle Spuren
vom Glücke auf ewig aus. —
Wer biſt du, du! — der du es wagteſt,
die Züge der Schönheit ſo zu entſtellen,
und mir das edelſte aller Geſchöpfe zu entreißen? —
Gib ſie mir zurück! — zurück — Engel des Todes!
Sag! wer du immer biſt, grauſames Weſen!
was berechtigt dich, Herzen zu trennen, die ſich liebten
und die die Gottheit vereinte? —
Schrecklich wird die Nacht: — der heulende Sturmwind
brauſet über den Gräbern dahin. — Der praſſelnde Hagel
ſtrömt von den hohen Zinnen des Tempels.
Wetterwolken decken den Mond, und nur bey leichtern Blitzen
leitet die Furcht den zitternden Schritt des Wanderers.
Fürchterlich raſſelt der Ziegel vom Dach
des kämpfenden Thurms,

als eine vom Sturmwind erfochtene Beute.
Doch ſoll meine Seele nicht mehr bey dieſen Schreckniſſen zittern.
Keine Furcht entfernt mich von deiner fürchterlichen Stätte;
Durch Moder und Verweſung will ich hin dringen
bis in das Innerſte deines ſcheußlichen Tempels,
um dir zu zeigen, was die Liebe vermag —
Hier in den Wohnort des Schreckens,
wo das Todesröcheln des Menſchen
und das Gewinſel der leidenden Sterbenden
die Muſik deiner Hallen ſind:
Hier, wo Mord und Krankheit mit Gift und Dolchen
ſich fürchterlich zu deinen Befehlen rüſten,
und auf die ehernen Gewölbe in ſterbenden Geſichtern
die Siege ihrer Grauſamkeit zeichnen.
Hier, wo ſtatt Ambra faulende Dünſte
den Wohnort der Zerſtörung durchdampfen;
hier, wohin noch niemahls ein Sterblicher ſeine Schritte wagte,
hier bin ich, und fordere aus deinen Armen Elmiren zurück.
Du, der du hier thronſt in den Grüften der Verweſung
und mit Menſchenknochen deinen Pallaſt umſchanzeſt,
um dich vor dem Zutritt der furchtſamen Sterblichen zu ſchützen.
Höre mich, Cherub des Todes!
Oder wie dich ſonſt elende Sterbliche nennen,

die, wie Grasblume im Heumond,
unter deiner Senſe fallen.
Und wenn dein Weſen fühlbar für Thränen iſt,
die arme Sterbliche vergießen,
ſo gib mir Elmiren zurück!
Gib ſie mir! — Meine Thränen ſollen ihre kalten Glieder erwärmen,
wie der Weſtwind im Frühling
durch ſeinen wärmenden Hauch
das Eis von den Feldern thauet.
Gieb ſie mir! — Wo nicht — ſo will ich — —
Doch was will ich, armer Sterblicher,
gegen Engel wagen? —
Wer weiß es? — Aber kann ich nicht auch dieſe Hülle von mir werfen?
Dann bin ich Geiſt, wie du,
und mit gleichen Kräften will ich mich dann an dich wagen,
und die Wunde rächen, die du mir verſetzteſt. —
Doch, Thörichter! wohin verleiten mich meine Gedanken! —
Wohin mein Gram! — —
Verzeihung — Todesengel! — Verzeihung meiner Schwärmerey!
Bitten will ich dich, wie Sterbliche Engel bitten können,
mit mir Mitleid zu haben.
Sieh! dort am einſamen Bach ſaß ich oft mit Elmiren

und ſchwur dort der Menſchheit Liebe, und den Göttern Treu.
Iſt Dieſes der Lohn unſrer Tugend?
Weißt du nicht mehr den Altar, den unſere Hände dir bauten,
und wo ich dir das ſchönſte meiner Lämmer ſchlachtete,
um dich zu bitten,
mich nie von Elmiren zu trennen?
Grauſamer! nimmſt du Opfer von Sterblichen an,
um ihrer zu ſpotten?
Gut, ſo will ich mit eigenen Händen
den Opferherd zuſammenreißen.
Epheu und Moos ſoll die Erde bedecken,
wo ich dir, grauſamer Engel! ein Opfer gab.
Doch bey dir iſt mein Flehen vergebens.
Gut! doch ſollſt du mich von Elmiren nicht trennen.
Hier, wo dem Sterblichen ſchaudert,
wo die Menſchheit von erblaßten Leichen zurück bebt,
hier bey Elmiren will ich wohnen.
Arm in Arm will ich die Leiche umſchließen,
und keine Gottheit ſoll mich von der Geliebten trennen.
Und wenn mit Motten und Würmern
die Verweſung kömmt,
ſo will ich Motten und Würmer bitten,
Elmirens Leichnam zu ſchonen, —
und Motten und Würmer werden meine Bitte hören,
um dich Todesengel, zu beſchämen.

Aber! — wie? lächelt Elmirens Mund? — welche Zauberſtimme
ertönt in dieſen unterirdiſchen Grüften? —
»Was beneideſt Du mir, Grauſamer! die Ruh?
»Warum läſterſt Du meinen Freund, den Tod? —
»Er hat mich zwar aus deinen Armen genommen:
»aber kurz iſt die Zeit unſerer Trennung:
»bald wird er uns wieder in Gegenden vereinen,
»wo keine Trennung mehr iſt.
»Sohn der Zeit, erinnere Dich der Ungewißheit deiner Stunden!
»Die Geburt gibt ſchon dem Tode ſein Recht,
»Leben heißt anfangen zu ſterben.
»Ueber Alles ſtreckt die Verweſung ihre mächtige Hand.
»Die Schöpfung iſt ein weites Gebieth voll Sterbender.
»Zufall, Alter und Krankheit, die Brüder des Todes,
»theilen die Herrſchaft über die Erde.
»Das Alter weiht das ſilberne, Haupt des Greiſes,
»der Todesſichel,
»Sieh umher, welche für Gefilde voll Leichen! —
»Schaarenweiſe reißt ſie hier Seuche
»glühende Jünglinge hin,
»Dort die zerſtörende Schlacht —
»Waſſer und Feuer, Mangel und Ueberfluß, Verzweiflung und Freude —
»wer zählt die namenloſen Feinde
»des menſchlichen Lebens? —
»Dunkel deckt die verödeten Welten,

»und verlöſchte Sonnen trauern im weiten Raum
»der Schöpfung,
»und Du weinſt über die Verwandlung
»einer Sterblichen, die aus der verweslichen Schale
»die Gotheit zur Unſterblichkeit ruft? —
»Siehſt Du nicht, wie der Wurm, der einſt im Staube kroch,
»nun prächtig ſein Grab verläßt, und ſich in einer höheren
»Gegend empor ſchwingt? —
»Nenne, geliebter Gatte! meine Befreyung
»Aus dem Gefängniß der Erde nicht Tod! —
»Die Schuppe fiel vom verblendeten Aug':
»Ich ſehe heller die Werke der Liebe.
»Weine nicht! — Du verlorſt mich nicht,
»für mich geſchaffene Seele!
»Nach kurzen Stunden
»werden wir uns jenſeits umfaſſen.
»Denke nicht, einſam zu ſeyn, mein Geliebter!
»Dein wachender Schutzgeiſt
»wird Deine Elmire ſeyn.
»Wenn Du mit Thränen im Auge
»um mich ſeufzeſt,
»ſo will ich unſichtbar neben Dir ſtehen,
»und ſüßer Schauder ſoll Dir meine Gegenwart melden.
»Wenn Du im Frühlingsabend
»unter dem Schatten der Linde ſitzeſt,
»So wird Dich Elmire Dein Leben durch begleiten,

»und im Tod Deine letzten Seufzer empfangen,
»um Dich in das ſturmloſe Reich
»der Ewigkeit hinüber zu bringen.« —
So tönte Elmirens Stimme, und heilige Unterwerfung
gegen die ewigen Rathſchlüſſe der Gottheit
bemächtigte ſich meines Geiſtes.
Mit gebeugtem Knie verehre ich die Wege der Vorſicht,
und mein Auge ſoll nur Thränen der Liebe weinen.
Verzeih, Unſterblicher! der Schwäche unſerer Seele! —
Heilig ſind Dir die Thränen der Freundſchaft:
in Deinen Schooß will ich ſie weinen,
und mit Geduld in dieſem Leben den Zeitpunkt erwarten,
in dem es Dir gefällt, dieſe Thränen
zu trocknen. —

Das Glück eines Mannes.

Die größte der Schönheiten des Weibes will ich beſingen. Sie iſt Tugend und holdſelige Sanftmuth, verſchwiſtert im weiblichen Buſen. Roſa iſt der Engel, den Selmon beſitzt. Ihr Blick macht die Gegend zum Eden, wo er wohnt. Veilchen und Roſen blühen unter ihren Tritten. Wo ſie hinkömmt, entflieht lärmende Unruhe, und zankender Zorn, und boshafte Schwatzhaftigkeit. Die giftige Verläumdung verbirgt ſich vor ihrem forſchenden Blick. Der bittere Tadel verliert ſeine richterliche Strenge durch ihrer himmliſchen Liebe ſanfte Entſchuldigungen. Groß in ſich ſelbſt, ohne den Zoll bemerkender Bewunderung, lebt ſie ungeſehen in ihrem häuslichen Zirkel; blüht wie eine einſame Feldroſe, nur für ihren Mann, und für ihre liebenden Kinder. Ihr ſegnendes Daſeyn äußert ſich durch Früchte der himmliſchen Tugend. Freude und Erquickung verbreitet ſie um ſich her. Unermüdete Geduld und ſanfter Eifer zeichnen ſie aus durch Erfüllung der Pflichten mütterlichen Treue. Sie beſeelet den Gatten mit nachgebender Liebe, und füllt die Seele der Kinder mit lächelnder Sanftmuth. Der abgemattete Blick des abgehärmten Elenden findet lindernden Balſam in ihren Lippen. Sie reicht der beſchämten Armuth hilfreiche Hand und lächelt dem zaghaften Kummer Muth in die Seele. Gegen die Forderungen der Menſchheit gerecht, iſt ſie ſelbſt gegen Fehler noch gütig, und ihre bey irrender Leidenſchaft nachſichtige Huld läßt ſie immer das Gute bey ihrem Nächſten finden. Wilden Unmuth und drückenden Gram athmet ſie mit ſanftem Hauch von dem Herzen des Gatten weg, und beſeliget die Tage des Liebenden.

Anekdote.

Eine **galante** Frau verlangt wirklich geliebt zu werden. Einer **Kokette** aber iſt es ſchon genug, wenn man ſie nur für liebenswürdig und ſchön hält. Jene ſucht Eroberungen zu machen, dieſe aber begnügt ſich zu gefallen. Die erſtere geht von einem Verſtändniß zum andern; die zweyte aber macht ſich vielerley Zeitvertreib zugleich. Bey der einen herrſcht die Leidenſchaft und das Vergnügen: und bey der andern die Eitelkeit und der Leichtſinn. Die Galanterie iſt eine Schwachheit des Herzens, oder vielleicht ein natürlicher Fehler; die Koketterie hingegen iſt eine Unordnung im Verſtand. Die galante Frau macht ſich fürchterlich; die Kokette verhaßt. Man verbinde dieſe zwey Charaktere, und man wird einen dritten finden, der der ſchlimmſte unter allen iſt. Willſt du, Bruder! — eine Galante zum Weib, oder eine Kokette? oder eine Galante und Kokette zugleich? —

Antwort. Ich begnüge mich mit einer Ehrlichen, und wenn ſie auch nur Alltagstugenden beſäße.

7. Stück.

Die Armuth.

Ein Gemälde.

Mit Moos dicht bewachſen
iſt das vermoderte Brett,
das das Obdach dieſer Hütte bildet.
Morſche Pfeiler ſind die ſchwachen Stützen
geräthloſer Wände,
durch die die Winde gräßlich ſauſen. —
Kalte Näſſe deckt den ſchlammigen Boden,
und füllt mit Inſekten und Koth den elenden Wohnort
des leidenden Armen.
Hier, wo der Regen ſeine ſchlechten Lumpen
durchweicht, die ſeine elenden Glieder decken,
und die brennende Sonne ſeine bloße Scheitel röſtet;
hier, wo kein gutthätiger Baum ſeinen Schatten
verbreitet,
kein trockener Raſen den Müden zur Ruhe ladet;
hier, wo vielleicht keine Schlange wohnen möchte,
hier wohnt ein Menſch. —

Wer biſt Du, armes Geſchöpf? — wer hat Dich ſo aus der Menſchheit
verwieſen? —
Komm her, Bruder und Mitmenſch,
und ſtelle Dich auf dieſen Hügel! —
Ich will Dich Deinen Brüdern zeigen.
Todtenbläſſe verwüſtet Deine Züge,
und der Gram, der Deine Stirne entſtaltet,
verkündigt das Leiden Deiner Seele
im ſchrecklichſten Ausdruck.
Du! — Du biſt es alſo, der, verlaſſen von ſeinen Brüdern,
einſam in dieſem Thale lebt,
Lebt, als hätte Dich die Natur von den Rechten
der Menſchheit ausgeſchloſſen.
Bruder! o ſag mir, was häufte das Elend über
Dein edles Haupt? —
Wer entriß Dir Deine Nahrung,
wer Dein Kleid, das Deine Glieder deckte?
Gab nicht Gott und die Natur jedem Menſchen
gleiche Rechte? —
Warum biſt Du ſo davon ausgeſchloſſen? —
Iſt nicht der weite Umfang dieſer Erde
fruchtbar genug, um uns Alle zu nähren?
Wer iſt es, der es wagte, Dein Antheil
Dir zu entreißen? —
Sieh umher! hier hängt erquickende Frucht

an dicht beladenen Bäumen,
und winkt Dir zur Erquickung.
Warum zauderſt Du, die Frucht zu pflücken,
die Deinen Lippen entgegen lächelt?
Aber nein! Pflücke ſie nicht! Es zeichnet ja dieſe umherſtehende Wand
das Recht des Eigenthums eines Andern.
Verbrechen wäre es für Dich, ſie zu pflücken,
Die Geſellſchaft würde Deine Hände ſtrafen:
ein Verbrecher würdeſt Du ſeyn.
Geh hin, und mit demüthigem Blicke
krieche im Staube vor dem Reichern:
bettle an der Thüre Deines Bruders
um Labſal für Deine dürſtende Zunge:
Hier, — ſo ſprich — an Deinem Baum
hängt eine Frucht, die meine Seele ſtärken könnte;
aber ſie iſt Dein — gib ſie mir! — Du haſt noch tauſende der Früchte,
und ich nicht eine. —
— Aber, — was willſt Du jetzt, kühner Bettler? — ſo ſpricht der Reiche —
Glaubſt Du wohl, daß meine Gärtner
die Bäume für Dich, Elender, pflanzen? —
Geh, und ſtöre mich nicht in meinen Geſchäften.
Siehſt Du nicht die hunderte meiner Diener,
die geſchäftig hin und wieder eilen,
um die Tafel mit köſtlichen Speiſen zu beſetzen,
weil ich Freunde zum Mittagmahle bat? —

Geh, packe Dich! — was arme Mönche
von ihren Tellern waſchen,
das magſt Du Dir zur Erquickung hohlen.
So ſpricht er, und keine Thräne entfällt ſeinem Bimſenauge.
Gramvoll ſtehſt Du da, armer Bruder!
und ſiehſt mit neidiſchem Blicke
auf den Brocken hin, an dem die Hunde des Reichen nagen.
O hätte ich — ſo ſeufzeſt Du, und Thränen netzen Deine Wangen —
o hätte ich doch ſo ein Bein!
Ich wollte es meinen armen Kindern bringen,
ich wollte — o ſchweige, elender Mitmenſch, ſchweige!
deine Stimme empört mein Herz.
Iſt es ſo weit auf dieſer Erde gekommen,
daß Hunde beſſere Tage genießen,
als arme Menſchen? —
Wie du fragſt! wie kannſt du fragen! —
Siehſt du denn nicht, daß die Schätze der Natur
zum Raub einiger Wenigen geworden,
die ſtärker als Andere ſind? —
Sag mir, wo iſt wohl noch ein Ort,
wo ein Elender ruhen kann,
ohne von ſeinen Brüdern geſtört zu werden?
Wenn Entkräftung deine matten Glieder ſtreckt,
und wenn dein ſinkendes Haupt den härteſten der Steine
zum Polſter wählt,
ſo kann man dir dieſen noch entreißen,

wenn der Eigenthümer, der ihn beſitzet,
keine Seele hat.
Flüſſe werden in Feſſeln gelegt,
und Quellen verſiegelt. —
Wo ſuchſt du Labung, wenn Durſt deine
vertrocknete Kehle martert?
Unter Menſchen ſuche ſie nicht!
Nur der gutthätige Himmel wird deine ſchmachtende Zunge
unentgeltlich laben,
wenn Regen von ſeinen Wolken ſtrömt,
oder wohlthätiger Thau die Fluren tränket.
Dann ſtrecke deine heiße Zunge zum Himmel,
und Labſal wird auf deine Lippen fließen.
O Schande der Natur! — Wie entſtellte der Menſch die Schöpfung,
wo die Gottheit mit Güte
das kleinſte der Inſekten ſpeiſet. —
Noch nie fiel es der Raupe ein,
auf dem Blatt, wo ſie lebt, einen Umraum zu ziehen,
und zu ſagen: — das iſt mein.
Aber auch die niedrige Raupe
kennt keine anderen Bedürfniſſe,
als die der Natur;
und unerſchöpfliche Quellen
liegen in den Werken der Schöpfung.
Hätten wir nie die Wege der Natur verlaſſen,
nie Bedürfniſſe erdacht, die die Menſchheit nicht kannte,

ſo würden ſo viele unſerer Brüder nicht elend ſeyn.
Aber ſo verließen wir die Schätze der Schöpfung,
und ſuchten Gold in unterirdiſchen Grüften,
um uns Feſſeln des Elendes zu ſchmieden.
Wie ſchaudert's meinem Blick vor den ſchrecklichen Höhlen,
wo ewige Finſterniſſe thronen,
wie in den Vorhöfen des Orkus.
Hier in dieſe fürchterlichen Abgründe
ſteigen beſoldete Sklaven
zur Schande der Menſchheit hinab,
und entſagen dem Licht der Sonne,
um Metalle zu ſuchen,
und graben Unglück und Armuth
mit ihnen aus.
Geld iſt der Götze der Erde:
dieſem opfert man Unſchuld und Glück.
Wo ſind ſie nun die Tage der Fröhlichkeit und des Friedens,
die einſt in Edens Gegend ſo herrlich blühten? —
Sie ſind nicht mehr! — Wie ein ſchöner Traum
ſind ſie verſchwunden, und liegen begraben
unter den unermeßlichen Trümmern
hinweggerollter Jahrhunderte.
Die finſtern Wolken der Vorurtheile und des Laſters
haben der Unſchuld heiliges Bild in dem
Herzen der Menſchen verdunkelt.
Unabläßig ſeufzen wir nach Glück;

aber vergebens.
Dem Sohne des Unglücks gleich, der entfernt
von ſeinem trauten Vaterlande
auf dem fremden Boden
unter dem Joche als Sklave
ſchmachtet.
Vergebens wirft er thränenvolle Blicke
über das unermeßliche Gefilde
des Meeres hin:
Unſichtbare Ufer ſcheiden ihn
von ſeiner trauten Heimath.
Die Bilder des Vergnügens
verſchwinden in ſeiner Fantaſie,
der Traum zerſtiebt, und nichts bleibt,
als Elend ihm übrig.
Hier, wo hohe Palläſte ſich dem Auge zeigen,
hier wird ſelten Weihrauch der Tugend geſtreut:
das zärtliche Gefühl verbirgt ſich ſelten
unter das vergoldete Getäfel,
wo der Stolz froſtig in den Armen der
Weichlichkeit ſeine mühevollen Genüſſe berechnet.
Ach! wie ſchaudert's mir, wenn ich da den Elenden ſehe,
wie er an euren Schwellen leidet,
wo ihr in Wollüſten praſſet!
O verkennt ihr denn, ihr Reichen!
eure Beſtimmung,
durch Geſchenke des Zufalls euch Schätze der
Ewigkeit zu ſammeln,

und Menſchen glücklich zu machen?
Hat nicht die Vorſicht den Armen
eurer Pflege anvertraut? —
und warum laßt ihr ihn im Elende ſchmachten?
Aber ich Thörichter,
was klage ich!
Muß man nicht eine Seele haben,
wenn man fühlen will? —
Und wo iſt ſie, dieſe fühlbare Seele
bey euch, die ihr in Kiſten
eure Herzen verſperrt,
die unfühlbar, wie eure Metalle ſind!
O Menſchheit! führe mich doch aus den
Kerkern der Städte
auf das wonnevolle Land,
wo noch der arme Hirt
ſein ſchwarzes Brot
mit dem Aermern theilet,
und wo noch Menſchen mit freundſchaftlicher Wonne
unter dem Schatten einer Eiche
erfriſchende Milch brüderlich verzehren.
Da, o Gottheit! laſſe mich wohnen,
und die Freude unſerer Beſtimmung genießen —
genießen die Wonne,
Menſch und Bruder zu ſeyn.

Brief einer Gattinn

an ihren leichtſinnigen Ehemann.

Mit einem Herzen voll von einer Liebe, wovon vielleicht niemand wie ich, einen Begriff hat, und mit einer Unruhe um Dein Wohl, die dieſer Zärtlichkeit gleich iſt, wage ich es über eine Sache an Dich zu ſchreiben, von der ich mit Dir zu reden nicht das Herz haben würde. Dieſe Sache, mein theuerſter Lindor! betrifft nichts Geringers, als mein, und Dein, und unſers Kindes ganzes Wohl in Zeit und Ewigkeit vielleicht. Denn was wäre wohl, das in den engen, und doch ſo lieben Bezirk einer kleinen Familie einen wichtigern und ausgedehntern Einfluß hätte, als das Betragen und die Sitten desjenigen, der dieſe Familie regieren, die Aufführung der Hausmutter leiten, das Geſinde beherrſchen, die Kinder bilden, und ihrer aller Beſtes beſorgen ſoll? — Können, mein geliebter Lindor! dieſe Pflichten, kann ihre Ausübung und ihre Werthhaltung, mit einem zügelloſen, leichtſinnigen, oder ausſchweifenden Leben beſtehen? Und kann derjenige, welcher ſchwach genug iſt, ſich nicht ſelbſt beherrſchen zu können — und nicht weiſe genug, ſich den

Geſetzen der Rechtſchaffenheit, der Arbeitſamkeit und der Mäßigkeit zu unterwerfen, um ſich ſelbſt glücklich zu machen, kann der ſein Weib, ſeine Hausgenoſſen, ſeine Kinder beherrſchen, ihren Sitten die Geſetze der Tugend, und der ſtrengen Pflicht vorſchreiben, oder für ihre Glückſeligkeit ſorgen? Und doch, Lindor, iſt es ſo. Ein Mann, der den Muth hatte, dieſe heiligen Verbindungen anzutreten, der ſich's wählte, Gatte und Vater zu werden, muß entweder ein ſo rechtſchaffener Mann, der ſein ganzes Daſeyn nur anwendet, Diejenigen alle wahrhaftig glücklich zu machen, die Gott ſeiner Aufſicht anvertraute — oder ein Böſewicht, ein Nichtswürdiger ſeyn.

Glaube mir, es gibt hier keine Mittelſtraße, und das hauptſächlich deswegen, weil Alles ſeinem Beyſpiel folgt — von ſeinen Laſtern angeſteckt wird, oder mindeſtens unter ſeinen Unordnungen leidet und vergeht. Denn wird nicht zum Beyſpiel das Weib Desjenigen, der ſich dem Trunk, dem Spiel, oder irgend einer andern unordentlichen Leidenſchaft ergeben hat, in Gefahr ſeyn, wenn ſie mit ſchwacher, weicher Seele, mit ſchwachen Verſtandeskräften nur von Gott begabt, und ihre Tugend nicht über jede Verſuchung erhaben iſt, wird ſie nicht in Gefahr ſeyn, durch das Gefühl des ihr angethanen Unrechts, durch den Kummer über die, ihr widerfahrende Vernachläßigung, und über das, über ihr ganzes Haus kommende Unglück, irgend auch einer ähnlichen, ſtrafbaren Leidenſchaft, oder vielleicht einer noch ſchlimmern, noch ſchändlichern, überliefert zu werden? Werden nicht dann die unglücklichen Kinder, die dann ohne Stütze, ohne Führer, die ſie zum Guten leiten, und ſie mit der ſo ſüßen, belohnenden Ausübung ihrer Pflichten bekannt machen könnten, elend und verlaſſen herumwandeln, ohne ſich der ſegnenden väterlichen oder mütterlichen Aufſicht auf die Geſundheit ihrer Seele oder ihres Leibes, tröſten zu können? Werden nicht dieſe armen Kinder dem ſchrecklichen Beyſpiele ihrer Aeltern folgen, und eben ſo elend eben ſo laſterhaft werden müſſen? Und wird dann nicht dereinſt, wenn ſie, wegen ihrer elenden Lebensart, die verdiente Verachtung der Welt, und dort den Zorn des Richters dieſer Welt tragen, wird dann nicht ihre Beſchämung, das Gefühl ihres Elendes, ihre Angſt Denjenigen fluchen, welchen Gott das heilige Vater- und Mutterrecht über ſie anvertrauete, und von ihren Händen ihr Wohl forderte? — Und wenn denn nun auch die Tugend der armen, leidenden Gattinn zu groß, zu bewährt iſt, und himmliſche Mächte ihre Seele rein erhalten, um von dieſer doch ſo ſchweren Verſuchung nicht überwunden zu werden, wird dann nicht eben erſt alles mögliche Elend ihr um deſto mehr folgen, um durch die Ausſchweifungen ihres Mannes auf ſie zu ſtürzen, je weniger ſie es verdient, und je lebhafter und inniger die Güte ihrer Seele, und die Feinheit ihrer Empfindungen, ihre Liebe für ihren Mann, und das Gefühl ihres Unglücks ſeyn läßt?

Werden nicht dann alle Freuden auf ewig aus dem Herzen Derjenigen weichen, der er doch vor dem Angeſichte Gottes ſchwur, ihr, ſo viel an ihm läge, Glück und Freude zu verſchaffen? Oder was heißt anders, in Lieb, und Leid beyſammen halten, und ſich treu bis in den Tod ſeyn? — Wird nicht der Kummer über den treuloſen Gatten, über das Elend, das er ſich ſelbſt bereitet, ihre Glückſeligkeit zerſtören, ihre Geſundheit, wenn ſie auch die feſteſte und blühendſte wäre, zernichten, und ſie einem frühzeitigen, ſchmerzhaften Tode überliefern? Und werden nicht dann erſt die Kinder jedem Elende überliefert werden, das aus der Härte und Vernachläßigung Anderer entſteht, und dem mutterloſe Waiſen ſo ſehr und ſchrecklich ausgeſetzt zu ſeyn pflegen? Und bis dahin, bis dieſe entſetzliche Folge kömmt, wird nicht ſchon bis dahin aller möglicher Jammer jene unglückliche Familie treffen, von der das Haupt, der Hausvater und Verſorger nicht ſeinen Pflichten gehörig vorſteht, ſondern die Anwendung ſeiner Zeit, ſeiner Kräfte, ſeines Vermögens und ſeines Lebens, den Ausſchweifungen, der Unmäßigkeit, und dem Müßiggange aufopfert?

Werden nicht Unordnungen, Schande, Trotz und Zügelloſigkeit der Bedienten, Mangel, Beſchimpfung, drückende Armuth, nebſt ſo oft daraus entſtehendem Verderben des Leibes und der Seele, jedem Gliede derſelben folgen, die Gattinn in Verzagtheit ſtürzen, und die Fähigkeiten der Kinder vernachläßiget bleiben müſſen? —

Und wird von dieſem Allen nicht er der ſtrafbare Urheber ſeyn, dem jede ihrer Verſchuldungen, und jeder ihrer Seufzer zu Schulden kömmt, und der bey beſſern Sitten und rechtſchaffener Frömmigkeit, ihrer Aller Ehre, und ihrer Aller Tugenden hätte ſichern können? Dieß, Lindor, dieß heiß ich Dir Deine Vergehungen nur bloß von der Seite der kalten Pflicht vorgeſtellt.

Wenn ich aber nun noch jetzt mein Herz, jene innige, mächtige Zärtlichkeit, die unaufhörlich für Dich in mir herrſchet, wenn ich dieſe dürfte reden laſſen, und Dir jene Unruhe, jene zärtlichen und ängſtlichen Beſorniſſe um Dein Wohl, die mich Tag und Nacht foltern, vor Augen legen, wenn ich Dir zeigen dürfte, wie mich bald die grauſamſte Angſt, Dich auf ewig verloren zu haben, und unſerer künftigen Vereinigung vor dem Angeſichte Gottes, worauf ich mich ſo ſehr erfreute, durch Deine ſtrafbaren Vergehungen auf ewig unüberwindliche Hinderniſſe in den Weg gelegt zu ſehen — wie mich bald die herzzerreiſſende Furcht, Dich mindeſtens durch einen frühen, durch Deine Ausſchweifungen über Dich gebrachten Tod, hier zu verlieren — oder doch Dich in Elend, Krankheit, Mangel und Schande gerathen zu ſehen, ohne Dich dafür zu bewahren, oder Dich daraus erretten zu können, wie mich alles Dieß wechſelweiſe nagt, und mir Freude, Thätigkeit und Geſundheit raubt, meinen Tagen am Morgen ſchon ihr Ziel ſetzt, und mich der Verzweiflung, einem Kummer ohne Grenzen, und dem Tode überliefert. Ach, würde Dieß nicht Deine Seele zum Mitleid bewegen?

Und würde die ehmahls für mich gefühlte Liebe Dir nicht den Entſchluß abnöthigen, gegen Dich ſelbſt zu kämpfen, um Dein Weib zu ſichern, und Deine Seele zu erretten, indem Du nur meine Ruhe zu ſichern dächteſt?

8. Stück.

Ein Gemälde

nach der Natur.

Bruderliebe! du, der Gottheit Kind!
wo ſoll ich dich ſuchen?
Ach! wie glücklich war nicht die Erde,
als du noch in freundſchaftlicher Wonne
bey uns wohnteſt!
Sanft lächelte des Menſchen Auge,
und ſelige Ruhe
floß aus ſprechenden Blicken.
Des Freundes Arm ſchlang ſich noch
um den Nacken des Bruders,
an dem der Bruder hing.
Den Schweiß der Wehmuth trocknete der Liebende
von der Stirne des Leidenden,
und die Thränen des Kummers
wurden aus dem trüben Auge
des weinenden Bruders
geküßt.

Eine Seele verſammelte noch
die Empfindung Aller
in einen Buſen.
Göttliche Harmonien, nur hörbar
zarteren Seelen,
liſpelten leiſe Freudentöne
in gleich geſtimmte Herzen.
O welche Wonne erſchuf ſich dort
der menſchliche Geiſt!
Welche Gefilde der Ruhe verbreiteten ſich
um den Sterblichen,
als noch Blicke voll Seele
mit ſchlagendem Herzen
Empfindung der Liebe verriethen!
Rein, wie die Unſchuld war der Menſch;
kein Schmerz deckte mit ſeinem
mitternächtlichen Flügel
des Bedrängten Haupt.
Süßer Gedanke! Darf ich dich noch denken?
Denken! und wird dich mein Schmerz
nicht entweih'n?
Ach! in der einſamſten der Höhlen,
von keinem Geſchöpfe behorchet,
will ich klagen mit leidendem Tone,
wie die Nachtigall um ihre verlornen Jungen
mütterlich jammert.
O! ſagt doch ihr Menſchen:
in welche verödete Wüſte

habt ihr ſie, die Bruderliebe, verwieſen?
Ach! daß mein leidendes Herz doch nicht
ſchlüge, und daß mein Geiſt,
geſchaffen zur Angſt,
wie dort das Gewölk vom Himmel,
in die Nacht des Todes entfloh —
wenn ich an dich, Verwieſene, denke!
Verfolgungsgeiſt herrſcht auf dieſem Umraum
der Erde;
Brüder rüſten ſich gegen Brüder,
und Dolch und Gift waffnet die Hände
boshafter Sterblichen.
Hier verwüſten räuberiſche Heere
die blühende Saat, und die Hoffnung des Landmanns.
Blut röthet die entweihten Bäche,
die einſt wonnevoll durch die Fluren floſſen.
Gleich dem Donner fährt
ein verwüſtendes Bley
aus ehernen Schlünden,
und raubt Hunderten das Leben,
das Leben, das die Größe der Könige
keiner Mücke geben kann.
Hier ſchwingt ſich in ungeheurer Verwüſtung
eine glühende Bombe
bis zum Olympus hervor.
Zertrümmert ſpeyt ſie Zerſtörung um ſich
aus feurigem Rachen;
ſtürzt Tempel und Palläſte in Staub,

und vergräbt redliche Bürger
unter den Ruinen
ihres freundſchaftlichen Herdes.
Dort blutet in den Armen ſeiner zärtlichen Gattinn
an dem Opferherd der falſchen Ehre
der geharniſchte Mann in voller Rüſtung;
noch geröthet iſt ſein Schwert vom Blut ſeiner Brüder,
die ihm niemahl Leids gethan.
Röchelnd ſtirbt er — und ſein erloſchenes Aug'
ſchielt noch neidiſch hin auf den feindſeligen Lorbeer,
der ſeine bleichen Schläfe umzingelt.
Er vergißt die Bande der Freundſchaft,
zerreißt die Ketten der Liebe,
vertigert ſein Herz, und verwölft ſeine Seele,
um ganz Krieger zu ſeyn. —
Tod iſt alſo euer Ruhm — Tod eure Ehre,
ihr Helden! —
Ach wie eure Lorbeer doch ſchön an eurer Stirne glänzen,
befleckt mit Menſchenblut,
erworben um Gold, und verabſcheut
von geplünderten Ländern.
O unglückliche Ehre! Abſcheuliches Vorurtheil
von Jahrhunderten!
Nie adelte dich eine menſchliche That;
nichts rettet dich vor der Verachtung
des Weiſen. —
Iſt der Held glücklicher am Ende des Lebens,

der Tauſende mordet, und ſich doch vor dem Stachel
des Todes nicht ſchützen kann.?
O laßt euch, ihr Krieger, von dem Mittagsſtrahl
eurer Tage nicht blenden;
rechnet auch den Morgen und Abend
zum Tage!
Die ganze Summe eures gränzloſen Rufes
iſt ein Mährchen,
zuſammengeſetzt aus Ruhm und Schande —
Aber vergebens iſt die Stimme der Menſchheit,
ſie dringt nicht durch gepanzerte Herzen,
und der ſanfte Strahl der Vernunft
gleitet ab von den Häuptern,
die mit eiſernen Helmen bedeckt ſind.
Erſt, wenn ihr, im Staube gewälzt,
bluten und ſterben werdet,
werdet ihr die falſche Leiter eurer Glückſeligkeit kennen —
auf der ihr ſtehet;
kennen, daß Alles, was den Helden erhebt,
den Menſchen erniedrigt. —
Doch wie — ſchwingt nicht hier ein eben ſo gräßlicher Dämon,
als der des Krieges,
in den Zeiten des Friedens
ſeinen ſchwarzen Fittig
über unglückliche Städte?
Ja — er bildet zur Qual der Menſchheit
Gefühlloſe Anwälde,

und im geheimſten Aufenthalt verurtheilter Geiſter,
wo ewige Nacht und Finſterniß thronen,
wird Liſt und Chikane
auf Satans Ambos geſchmiedet.
Liſt zerſtört dein demüthiges Haus,
und Deine wirthſchaftliche Schwelle
wird von der Chikane verſchlungen.
Vergebens ſtreckeſt du deine Hände
zum Himmel auf.
Zänkereyen verdrängen die Stimme der Unſchuld
im geſetzmäßigen Lärm
vor dem geblendeten Richter.
Erkaufte Knechte des Goldes, untergraben
mit ſchändlichen Kniffen
den Pfad, auf dem der Ehrliche
ſicher zu wandeln glaubet.
Glänzenden Staub ſtreuen die feinſten der Betrüger
in die Augen der Wahrheit.
Vergebens ruft die gedrückte Waiſe
den Beyſtand der Themis an.
Der Ausſpruch verweht ſich oft,
wie die Seifenblaſe des ſpielenden Knaben,
wenn ſie den ſchöpferiſchen Strohhalm verläßt,
und ſich in tauſend Theilchen zerſtäubet.
So ſtählet mit dreyfachem Erz ein ſchwarzer Dämon
das Herz mancher Reichen,
und ſetzt ſie gefühllos hin in Marmorpalläſte.
Da mäſten ſie ihren Bauch mit Seufzern der Armen,

und trinken Thränen des Elendes
aus goldenen Bechern,
lachen, ſchlafen und tanzen,
und bilden ſich zuverläßig ein,
daß, weil ihre Wänſte
von Speiſen ſtroßen,
daß auf dieſem weiten Umraum der Erde
keinen Menſchen mehr hungere.
O gütiger Schöpfer! haſt du denn
keine pfadloſe Wüſte,
kein unentdecktes Ufer dem redlichen Sterblichen
auf dieſem grenzloſen Meere
zur Zuflucht aufbewahrt?
Ich will meine Stirn, gebeugt zur Erde,
verſtecken im Schilf,
und mit Riedgras meine Augen verdecken,
und meine erſchrockenen Blicke
ſollen nicht mehr zurückbeben
von den ſchaudernden Scenen
des menſchlichen Elendes.
O du, wer du biſt, deſſen ſchändlicher Hochmuth
zu deinen Füßen den Bruder wälzt,
deſſen leidenden Vater
deine ſtolzen Ferſen zu Boden drücken,
erhebe dein Haupt zur glänzenden Sonne!
Prächtig beſcheint ſie die niedere Hütte,
prächtig, ſo wie ſie Palläſte beſcheinet,
um zu erinnern,

daß der geringſte der Sklaven
Menſch iſt — wie du. —
Aber vergebens ſpricht mein Mund vom Gefühle.
Dein ſeelenloſer Buſen
empfängt nicht mehr den ſanften Eindruck
unſchuldiger Freuden.
Deine Seele gleicht jenen Flüſſen,
die von unlautern Bächen geſchwellt ſind.
Vergebens ſucht man das glänzende Bild
des azurnen Himmels in ihnen.
Trüb ſind die Fluthen, und Schlamm
verdunkelt den entſtalteten Spiegel,
in dem ſich einſt die Allmacht beſah.
Menſchen ſind immer gegen Menſchen gerüſtet;
gleich ſterbliche Weſen
verfolgen ſich gegenſeitig zum Tod,
und tödten noch ſterbend.
Eigennutz nährt in ihrem thieriſchen Buſen,
immer den thörichten Stolz.
Ich bin beſſer als andere;
Dieß iſt die Sprache des Hochmuths,
und daher jener Geiſt der Verfolgung,
jene unglückliche Wuthſucht,
mit neidiſchem Auge im Herzen des Nächſten
immer Fehler zu ſuchen.
Wenn Unglück dem Bruder droht;
oder wenn aus donnernden Wolken
der Wetterſtrahl fährt,

und ſeine Scheune in Feuer ſetzt,
ſo netzt keine Thräne das Aug'.
Die menſchenfeindliche Schmähſucht
dichtet Laſter dem Unglücklichen an,
und unſer Herz ſagt uns:
er hat es verdienet, es war Strafe, —
und wir ſind oft zehnmal
mehr ſtrafbar. — —
O! ſo dachteſt du nicht, menſchenfreundlicher Silvan;
deine Lippen waren immer die Vertheidiger
des menſchlichen Elendes;
nie haſt du einen unglücklichen Bruder
mit neuen Bürden beſchwert;
nie Wermuth mit Bosheit geſtreut
in den Becher des Unglücks.
Ach! lebteſt du noch —
doch nein — wohl dir, daß du ſtarbſt!
Dein Herz o Silvan! wie würde es bluten,
täglich ſo viel lebende Geſchöpfe
mit Menſchengeſichtern zu ſehen,
und ſo wenig Menſchen
zu finden.

Von der üblen Nachrede.

Ausgeartete Selbſtliebe, und niedriger Stolz ſind die Urſachen der üblen Nachrede. — Dieſes Laſter iſt ſo gewöhnlich, ſo allgemein, daß man es bald in jeder Geſellſchaft mit Vergnügen empfängt.

Willſt Du Menſchen kennen lernen, wie weit ſie in ihrer Seelenbildung gekommen ſind; — ſo behorche ihre Worte und ihre Urtheile über andere. Weiß der Menſch ſeine Zunge zu regieren, ſo hat er es weit in einer der nützlichſten Wiſſenſchaften gebracht: denn die Zunge iſt der Dolmetſcher des Herzens. Es gibt Empfindungen, die für ſich unſchuldig ſind, die aber ſtrafbar werden, ſobald ſie der Mund dem Andern verkündigt.

Ich kann ohne Verletzung meines Gewiſſens erfahren, was Laura für Liebeshändel hat; ich übertrete aber die Geſetze der Religion, und thue unrecht, ſobald ich ſie ausſchwätze.

Es iſt mir erlaubt zu wiſſen, daß Jemand ein abgeſchmackter Thor iſt; ich beleidige aber die Menſchheit, wenn ich beißende Ausdrücke wider ihn gebrauche. Es iſt ein ſchrecklicher Gedanke, wenn man denkt, daß Menſchen noch keine Stunde lang in Geſellſchaft bey einander ſeyn können, ohne Zuflucht zum Spiel, oder zum übel Nachreden zu nehmen.

Der Menſchenfeind Craſt ſpricht mit vieler Ungezwungenheit übel. Man nennt ſobald nicht Jemanden in ſeiner Gegenwart, ſo erzählt er ſogleich mit der genaueſten Sorgfalt alles Ueble, das er von ihm weiß. Er verhehlt dabey mit aller Vorſicht alles Gute, was man von ihm ſagen kann, und betrachtet ſein Original nur von der böſen Seite, wenn er es ſchildern will.

Die buhleriſche Irene hält ſich weniger bey meinem Vorwurfe auf. Ihre reiche Einbildungskraft verſchafft ihr eine größere Anzahl von Menſchen, von denen ſie den Abriß nur aus Nachſicht entwirft. In einer Viertelſtunde hat ſie mehr als zwanzig Originalien fertig — wovon jedes ihr bloß ein Wort, einen Zug, ein leichtes Wort, einen Scherz koſtet.

Die andächtige Mirmitene iſt aber noch weit behuthſamer, als Irene; ſie weiß, daß es Sünde iſt, ihrem Nächſten übel nachzureden, ſie thut es auch ſehr ſelten, und wünſchet auch, die ganze Welt eher loben zu können. Spricht ſie von Jemanden, ſo ſchildert ſie anfänglich alle guten Eigenſchaften; dann hört ſie auf einmahl auf: Mein Gott! es iſt freylich kein Menſch ohne Fehler, ſagt ſie; — freylich ſagt man, es ſolle der — aber ich will und möchte es nicht nachſagen. — Dorothea iſt eine liebenswürdige vernünftige Frau — aber — nur Schade — aber was — Frau Mirmitene — Mirmitene ſchweigt — man fragt ſie, man bittet ſie, aber vergebens. — Dieſes aber iſt Dorotheen ſchädlicher, als hätte Mirmitene das Aergſte der Verbrechen von ihr entdecket. — —

Der Abend.

Aus dem Engliſchen überſetzt.

Sie flieht, die lächelnde Göttinn des Tages, ſie flieht unwillig von der mit Thorheit beſchäftigten Erde hinweg, und überläßt ihrem beſcheidenern Bruder, der manche Scenen des Unſinns gütig unter den Schleyer kommender Dunkelheit verbirgt, willig und gerne die Bühne. Jetzt herrſcht er auf Erden — jedes Tagewerk iſt geendiget. Milde Kühle, beſänftigende Stille, und die, das Auge ſtärkende Dunkelheit, ſchwebt über die ermattete Natur, und gießt neue Ströme des Lebens zum künftigen Tagewerk über ſie aus. Billig und gerecht ſind dieſe Wohlthaten der Nacht, ſind der müden Natur verdiente Belohnung, für die ihr vom Schöpfer angewieſenen, und verrichteten Geſchäfte. Aber der Menſch! — und ich unter den Menſchen — Auch mein Tag iſt geendiget; auch mir gibt der mildere Abend, und die wohlthätige Nacht ungefordert ihre erquickenden Wohlthaten. Aber beſchämt nicht die wirkende Natur, meine träge Unwirkſamkeit? und ihr heiliger Gehorſam gegen die Geſetze ihres Schöpfers, den Ungehorſam meiner Sünden? Wie Vieles iſt nicht verſäumt, an wie Vieles iſt nicht gedacht! Und wie noch weit Mehreres nahm ſich der frömmere Vorſatz vor, was die verdorbene Leidenſchaft hinderte, und die faule Trägheit in Nichts verwandelte. — Ha! wie iſt der Menſch ſo müde, ſo matt, ſo leicht erſchöpft im Guten, und doch ſo lebendig, ſo thätig, ſo ſtark, ſo geſchäftig in Thorheiten, in Spielwerken — oder — o der Schande — gar in Laſtern! Gleich als wenn das Böſe höhern Sold gäbe wie die Tugend, oder ſein Einfluß mächtiger wirkte, wie der Einfluß der Frömmigkeit, da es doch — wiſſen wir Thoren es denn nicht? nahes Verderben im Hinterhalte hat, nur mit Strafen lohnet, und ſein Einfluß giftiger, wie der Einfluß der Peſt iſt. Und doch — wie der Tag entflieht, ſo entflieht das Leben. Nichts wird gethan, was gethan werden ſollte, und in keinem Dienſt ſind wir treuer, wie im Dienſte der Sünden. Die Tugend, die heilige Verbeſſerung unſerer ſelbſt bleibt ewiger Vorſatz, und unterdeſſen wächſt Irrthum, Thorheit und Laſter fruchtbar empor, mit unſerm geheimen Willen, und wird mit den beſten Säften unſerer Jugend gepflegt, und gedünget, bis wir — ach nur zu oft an der giftigen Frucht, die die geile Pflanze trägt, unvermuthet erſticken. Doch nicht immer gibt uns der Abend des Tages und des Lebens zu ſolchen beſchämenden Betrachtungen Anlaß. Theontes kam jeder Abend ſeiner Tage lächelnd herab. Segnende Ruhe lohnte dem edel Geſchäftigen für die treue Arbeit im Garten, balſamiſche Kühlung erfriſchte den müden Kämpfer, der des Tages Laſt und Hitze getragen hatte, und ſein letzter Abend war wie der Abend des erſten Tages der vollendeten Schöpfung, den die anbethende Natur, und Adam in ſeiner Unſchuld, zur Ehre des Schöpfers feyerten — und Adam mit frohem Ahnen, in der Hoheit der Unſterblichkeit, die Seligkeit des künftigen Tages erwartete. So auch waren die wenigen Abende der jungen Narciſſa. Jeder von ihnen beſchloß eine Reihe ſchöner Thaten, die jeden Augenblick ihres Tages bezeichnet hatten, und die ſich jetzt, dicht an einander gekettet, vor das allſehende Auge Gottes drängten, um ſich in herrliche Perlen zu verwandeln, die unverwelkliche Krone der edlen Siegerinn über Sünde und Welt zu ſchmücken, und der Abend ihres kurzen, ſchönen, blühenden Lebens, war ein ſanfter Frühlingshauch, der die reinſte Lilie entblätterte, um ſie auf Schwingen himmliſcher Lüfte zum neuen Blühen im mildern Clima emporzutragen.

9. Stück.

Das Land, und die Stadt.

Ein Gemählde.

Dort im öden Thale,
wo die einſame Hütte
verlaſſen ſteht:
dort, wo die Fichte fürchterlich ſich über Abgründe
neiget, und rauſchende Fluthen
mit ſchrecklichem Brauſen
ſchäumend ſich über Felſen
ſtürzen:
dort ſitzet bei einer majeſtätiſchen Eiche,
die Jahrhunderte zählt,
am Fuß der dunklen Gebirge
ein armes Kind.
Verlaſſen von allen Menſchen,
ſpielt dieſes unſchuldige Geſchöpf
am Bach mit Steinen,
und bauet im Sand am Ufer der Bäche
mit unſchuldigen Händen
kleine Gebirge.
Tändelnd verlebt es mit Wonne

der Kindheit Tage.
Immer neue Gegenſtände der Natur
reitzen ſeine gierigen Blicke.
Bald bewundert es die Hunderte der Sonnen,
die in den Bächen glänzen;
bald eilet ſein gieriges Auge
nach den ſilbernen Schuppen
des ſpielenden Fiſches.
Nun eilt es den Schmetterlingen nach,
die mit tauſendfarbigen Flügeln
im Thale auf den Blumen flattern.
Jetzt erhaſchet es einen der ſchönſten
aus den Sommervögeln,
und was iſt wohl ſeiner Freude gleich?
Schon eilt es ſeinem Vater entgegen,
der mit ſchweißbedecktem Geſicht
bey ſinkender Sonne,
vom Feldbau ermüdet,
ſich in die Arme ſeiner Gattinn
ſöhnet.
Hier, Vater! ſo ruft der Knabe, hier ſehet,
welch' einen ſchönen Vogel
habe ich Euch nicht gefangen!
Nun ſoll er immer bey uns wohnen;
Am Abend will ich mein Brot
mit ihm theilen,
und die Nacht über ſoll er in meinem Lager
mit mir ſchlafen.

Von Moos und Blumen will ich ihm,
dem ſchönen Vogel,
ein Lager bauen.
Auch täglich ſoll er mit mir
die Fluren beſuchen,
und luſtig im Thale
mit den Blumen ſeyn.
O Vater! Ihr erlaubet ja,
ihn zu behalten?
So ſpricht der Knabe,
und eine Thräne fließt auf die braune Wange
des Vaters.
Er ſieht ſeine Gattinn an, und ein Kuß,
ſo wie die erſten Menſchen ſich küßten,
flüſtert auf unſchuldsvollen Lippen.
Arm in Arm ſetzen ſie ſich, die Redlichen,
unter die Schwelle
ihres kleinen Hauſes,
und auf dem Mutterſchooß ſitzt der Knabe,
der die Freude ihrer Tage iſt.
Jählings entreißet ſich der Sommervogel
ſeinem Gefängniß.
Aus der unachtſamen Hand des Kindes,
iſt er ſchon weit in der Ebene fort. —
Halte! ſchreyt der Knabe vergebens:
halt, du loſer Vogel!
Warum biſt du jetzt fort? und ich wollte
dir nur Milch und Butter geben.

Auch wirſt du im offenen Feld
kein ſolches Lager finden,
als ich dir ſchon in Gedanken
bereitet habe.
Wenn Winde und Hagel ſtürmen,
wo wirſt du dich, armer Vogel,
wohl ſchützen können?
Armer Vogel! ſo ſpricht der Knabe, und Thränen
rollen aus ſeinem Auge.
Allein der gute Vater tröſtet ihn mit Küſſen
über den verlornen Vogel,
und die Mutter eilt geſchäftig um Aepfel und Pflaumen,
und ſucht den Verluſt zu erſetzen.
Ach! welch' eine herrliche Scene,
Mann, Vater und Gatte zu ſeyn!
O könnte ich dieſes Bild, das ich einſt ſah,
immer in meiner Seele erneuen!
O wie mächtig fühle ich noch den
Eindruck in meinem Herzen! —
Mann der Natur — unſchuldig und rein, wie ſie,
laſſe dich in meine Arme ſchließen!
Dein ſchlanker Wuchs, der Bau deiner Nerven
und dein männliches Geſicht
verkündigt mir das Glück deiner Gegend.
Da hat der Weichling noch nicht die Natur geſchändet,
und Kinder des Elendes gepflanzt.
An dem Buſen deiner geſunden Gattinn
hängt der Säugling wie das Bild des Lebens,

und ſein Adlerauge und die Röthe der Wangen
der Mutter — ſagt uns, Unſchuld, und Geſundheit
ſind auf dem Boden,
wo wir wohnen.
O glückliche Menſchen! Euer Genuß
iſt Reichthum der Natur.
Die Menſchheit kennt auch keine andern Schätze,
kein anderes Glück.
O Brüder! euere Tugend verdient es,
daß euch unwandelbare Gebirge
von Menſchen ſchützen,
die die Städte bewohnen,
und die Gegend vergiften.
Ihr habt wenig, ihr Brüder! aber ihr ſeyd reich,
denn der iſt reich, der wenig Bedürfniſſe hat.
Ach! könnte ich bey euch wohnen;
ich wollte gern dieſe Lumpen von mir werfen,
auf die der Schneider mein Anſehen nähet.
Gebräme ſchwer von Seide,
aber für Gold bezahlt, macht hier den
Werth des Mannes.
Biſt Du nicht verkleidet, wie der Affe des Arztes,
ſo wird Dich jeder Diener verſpotten,
und von weitem Dich ſchon
von den Thüren weiſen.
Verhunze Dein Geſicht, lächle
wenn Du weinen möchteſt,

beuge Dich, und krieche! — Dieſes iſt die Sprache der Stadt.
Früh am Morgen muß ich mir ſchon
meine Haare zauſen laſſen;
nach Krümmungen, die Paris erfand,
müſſen ſich meine Locken ſchmiegen,
und wie ein Nebel fliegt Mehlſtaub,
und bereiſet ungepuderte Köpfe.
So muß ich denn, ich, Gottes Geſchöpf,
verhunzt wie ein Narr, nach der Mode wandeln.
O hätte die Gewohnheit nicht das Recht
dieſen Thorheiten gegeben,
was würden Menſchen wohl denken,
wenn ſie Menſchen ſo ſähen?
Da muß ich meine ſo friedſamen Lenden
aus Mode täglich mit langen Schwertern umgürten,
und lange Degen, verdammt zum ewigen Frieden,
an meinen Hüften ſchleppen.
Da muß ich Hüte, unbrauchbar zum Bedecken,
in meinen Händen tragen,
und mechaniſch wie ein Automat, mich krümmen,
und wie ein Papagey ſprechen:
Guten Morgen, gute Nacht, wie befinden ſie ſich:
ohne Empfindung, ohne Gefühl
antwortet mir der Gefragte:
Recht wohl, und Ihre Geſundheit? —
und dieſes Alles ſo mechaniſch,

als eine Maſchine
mechaniſch nur immer ſeyn kann.
Dann kömmt die Zeit, daß ich geputzt
in den Vorzimmern der Reichen,
die entſetzlichſte der Lügen höre,
die Schmeichler ſagen.
Da kommen verhungerte Dichter
mit ellenlangen Gedichten,
und ſchaffen manchen Satyr zum Jupiter um.
Die Stunde ernſthafterer Geſchäfte
naht ſich endlich und in Caroſſen
und Senften
eilen Juſtiz und Finanz
zu ihrer Beſtimmung,
verfolgt von einem Haufen
jammernder Menſchen.
Thränen des Elendes
der ärmſten der Streitenden
waſchen das Blut von dem Tempel der Themis,
das noch an ihrer Schwelle klebt,
von gemetzelten Menſchen.
Dick gemäſtete Männer,
ohne Gefühl, ohne Empfindung,
beweiſen aus zentnerſchweren Autoren,
daß Gold ſchwerer wiegt,
als der Flügel einer Mücke.
Der erſchrockene Landmann
hört erſtaunend die Zauberſprüche,

und bezahlt um theueres Geld
unverſtändliche Worte. —
Doch ſtill! — Welch ein entſetzliches Lärmen
lockt mein begieriges Aug zu andern Scenen?
Was iſt hier, und was ſind dieſe Männer in Maſken,
die, wie raſende Thoren
Sätze auf Sätze häufen,
wie Geyer ſchreyen, und ſich wie Krähen gegenſeitig
verfolgen? —
Sie ſind Gelehrte, ſagt man mir,
ſie ſind Doctores.
Doctores? — und was ſoll dieſer lächerliche Aermel,
und dieſes Viereck von Filz
auf ihrer runzlichen Stirne? —
Dieſes ſind die Zeichen des Gradus.
Hab euch Dank! — Nun iſt mir das Räthſel
vollkommen gelöſt,
und ich wundere mich nicht mehr
über geſchriebene Folianten von Narren,
wenn ein Aermel und ein Viereck von Filz
den Menſchen zum Weiſen macht.
So ſpringen nervige Jungen
auf offenem Platz in eiskaltes Waſſer,
und werden durch alte Gewohnheit
im Brunnen zu Metzgern gradirt.
O menſchliche Thorheit! Weisheit und Größe
ſeht ihr an Sachen, wo ſie nicht ſind.
Einige brüſten ſich in Lumpen, Andere in Seide,

(ſagt Pope) der Schuſter im Schurzfell,
und der Doktor im Mantel.
Was iſt ſo verſchieden, als Mantel und Schurzfell.
als ein Weiſer und ein Narr?
und doch macht Verdienſt nur den Mann
und Tugend den Weiſen;
alles Andere iſt Mantel und Schurzfell.
Was iſt der Ruhm? — ein eingebildetes Leben,
durch fremden Athem,
das vor dem Tod nicht in unſerer Gewalt ſteht.
Narrheit iſt Alles, was uns nicht beſſer macht,
was dem Menſchen nicht nützt.
Aber bey unſerer Zeit
macht der Helmſchmied den Helden,
der Goldſticker den Ritter,
und der Schneider den Doktor.
Nur der Narr macht ſich ſelbſt,
denn er trägt keine Kappe mehr.
Beſteckt mit Titeln, behängt mit Medaillen,
was biſt du mehr, als was Menſchen dir geben können,
und Sklaven von Menſchen?
Eine eingebildete Hoheit
macht den Schwindel unſerer Vernunft.
Vor allen Laſtern gebt dem Hochmuth
die Nieſewurz.
Wenn der Menſch nicht mehr hinauf ſteigen kann,
ſo geht er abwärts.

Nero erniedrigt ſich unter die Thiere: ſeine Niederträchtigkeit
iſt ſein Ehrgeiz in der Verzweiflung.
Habt ihr nie, an langen Faden gebunden,
den ſumſenden Käfer geſehen,
mit dem in den Tagen des Mayes
der muntere Knabe
am Abend ſpielet? —
Seht, wie ſcheckig er iſt, — verſchiedene Flecken
ſind auf ſeine Flügel gepappt.
Eine ſcheckige Mütze deckt ſeinen Kopf,
und ein klein geſchnittenes Säbelchen
waffnet ſeinen zitternden Fuß.
Zum Geſpötte der Tugend,
ſteht er da in der Rüſtung des Helden,
oder im ſchwarzen Mantel des Doktors. —
Dieſer Käfer ſind wir, beſtimmt, nur einen Monat zum Leben:
der Knabe iſt der kindiſche Stolz,
der die Freyheit unſerer Beſtimmung uns raubt,
und mit Fleckchen uns bildet
zu thörichten Figuren.
Seht doch einmahl, ihr Stolzen! von eurer Höhe herab
in den niedrigen Haufen,
in dem die Ameiſe wühlt.
In ihrer Republik iſt Gleichheit der Bürger.
Gemeinſchaftlich arbeitet man
am Beſten des Ganzen.

Kein müßiger Thor füttert ſich hier
auf Unkoſten des andern:
Alles iſt geſchäftig zum Zweck,
und thätig für's Ganze
Eckelnd wendet ſich im Auge
von der Verfaſſung der Ameiſe
zum Menſchen zurück.
An den Tagen des Frühlings
ſchläft man in erhitzenden Federn
bis zum hohen Mittag
den ſchönſten Morgen vorüber.
Endlich entzieht ſie den dünſtenden Fuß,
die Dame, der ſeidenen Decke:
langſam geht ſie zum wartenden Nachttiſch,
begleitet von Abbeen und Stutzern.
Da wird geſchwätzt und gelacht,
und philoſophirt und gehächelt;
und Roms heilige Gänſe
weichen ſelbſt mit tiefſter Ehrfurcht
dem Geſchnatter der Weiber,
und geſtehen großmüthig ein,
daß ihr lärmendes Schwätzen
lange nicht das war, als ſie Rom
vom Untergang ſchützten.
Sorglos ſieht hier die Gattinn
die ſaugenden Kinder
an fremden Brüſten. — Eine ſchändliche Dirne

wird oft zur Amme gewählt; und vergiftete Säfte
trinkt mit gemietheter Milch der Säugling vom Buſen.
Keine Liebe zum Mann, keine Triebe zur Tugend
beſeelen ihr fühlloſes Herz:
nur Stutzer und Gecken umgeben die thörichte Mutter.
Ihr ſchreckliches Beyſpiel
reißt jeden Keim von Tugend
aus dem Herzen der Tochter.
Empfindung ohne Gefühl, und tändelnde Narrheit
iſt der Brautſchatz der meiſten Mädchen.
Geſchwächter Geiſt durch böſe Romane,
entnervte Stärke der Seele,
Schalkheit und Witz in gehirnloſen Köpfen. —
Geh, laſſe mich! — Was ſoll ich hier die erniedrigte Menſchheit
in den Zügen des Weibes leſen?
Warum ſehen an glänzenden Stirnen,
wie Bleyweiß die Furchen füllet,
die die Wolluſt gepflügt,
und Karmin die Roſen der Unſchuld
im Pinſel nachäfft?
Geh, ſuche im rauhen Gebirge das beſſere Mädchen,
wo noch reineres Blut die Adern durchwallet.
Hier iſt noch nerviger Saft, nicht geſchwächt durch Sünde.
Einfalt und Unſchuld thront hier in ſchuldloſen Herzen.
Hier ſitzt der Mann noch beym Weib.
Es iſt noch keine Schande geworden,

Gatte und Gattinn zu ſeyn.
Ihr glücklichen Leute! beneidet die Städte nicht!
Entehrende Laſter
herrſchen da über die Menſchheit.
Verzuckertes Gift und vergoldete Aloe
ſind unſere Geſchenke.
Die Billigkeit iſt im Buch,
die Empfindung im Roman,
und die Tugend auf der Bühne,
in unſerer Seele iſt nichts,
gar nichts als Laſter und Thorheit;
nur bey euch, glückliche Sterbliche!
iſt die Tugend
im Herzen.

Wider den Uebermuth.

Was iſt mein Stand, mein Glück, und jede gute Gabe?
Ein unverdientes Gut.
Bewahre mich, o Gott, von dem ich Alles habe,
Vor Stolz und Uebermuth.
Wenn ich vielleicht der Welt mehr, als mein Nächſter nütze:
Wer gab mir Kraft dazu?
Und wenn ich mehr Verſtand als er beſitzt, beſitze;
Wer gab mir ihn, als Du?

Wenn mir ein größeres Glück, als ihn erfreu't, begegnet;
Bin ich ein beſſrer Knecht?
Gibt Deine Gütigkeit, die mich vor Andern ſegnet,
Mir wohl zum Stolz ein Recht?
Wenn ich geehrt und groß in Würden mich erblicke;
Gott, wer erhöhte mich?
Iſt nicht mein Nächſter oft bey ſeinem kleinern Glücke
Viel würdiger als ich
Wie könnt ich mich, o Gott! des Guten überheben,
Und meines ſchwachen Lichts?
Was ich beſitz', iſt Dein. Du ſprichſt! ſo bin ich Leben;
Du ſprichſt! ſo bin ich Nichts.
Vor dir kömmt das Gedeih'n und jede gute Gabe,
Von Dir, Du höchſtes Gut!
Bewahre mich, o Gott! von dem ich Alles habe,
Vor Stolz und Uebermuth!

10. Stück.

Ueber die Beleidigung der Tugend und der Menſchheit durch die öffentliche Lüge, oder ſogenannte Zeitungs-Schmiederey.

Die Begierde, allezeit die Wahrheit zu reden, wenn uns nicht höhere Verbindlichkeiten nöthigen, ſie entweder nicht zu wiſſen, zu verſchweigen, oder zu verbergen, iſt ein ſo edler und liebenswürdiger Charakter, daß derjenige, welcher Anſpruch auf die Ehre der Rechtſchaffenheit und Redlichkeit macht, ſeine Zunge nicht ſorgfältig genug bewahren kann. Sind Wahrheit und Tugend, wie einer von den größten Weltweiſen des Alterthums ſagt, Töchter der Gottheit, ſo muß eine jede Beleidigung der Wahrheit auch eine Beleidigung der Tugend ſeyn. Herodot erzählt von den Perſern, daß ſie ihre Söhne von ihrem fünften Jahre an nichts mehr gelehrt hätten, als dieſe drey Dinge, ein Pferd gut zu reiten, mit dem Bogen fertig umzugehen, und niemals eine Lüge zu ſagen.

Ich will gar nicht behaupten, daß ihre Erziehung ſehr vollkommen geweſen ſey; allein ihre Wahrhaftigkeit iſt doch gewiß eine Vollkommenheit, um welche ſie von Vielen in unſern Zeiten, die eine beſſere Erziehung gehabt haben, beneidet werden ſollten. Noch jetzt wird man lieber den Vorwurf erdulden, daß man unmäßig trinke, oder in der Wolluſt ausſchweife, oder zum Geitze geneigt ſey, als ſich Lügen ſtrafen laſſen; ſo ſchändlich iſt dieſes Laſter! Gleichwohl gibt es gewiſſe Arten deſſelben, die ſo gewöhnlich ſind, daß ſich ſogar Leute damit beflecken, die ſich mit dem Vorzuge ſchmeicheln, in ihrer Art zu denken, und in ihren Geſprächen weit über den gemeinen Haufen erhaben zu ſeyn. Sie ſagen oft an einem Tage tauſend Unwahrheiten; ſie wiſſen es, und dennoch befürchten ſie den Vorwurf nicht, der ſie zum äußerſten Zorne reitzen würde, weil ſich die Menſchen miteinander verſtanden zu haben ſcheinen, nur gewiſſe in einem hohen Grade niederträchtige und boshafte Unwahrheiten für Lügen zu erklären.

Einen, der auf eine pöbelhafte Art verleumdet, und nicht einmal die Klugheit hat, ſich in ſeinen Verleumdungen nicht offenbar zu widerſprechen, wird Jedermann für einen Lügner halten; aber wie Viele glauben wohl, daß auch derjenige dieſen Namen verdiene, der es auf eine feinere Art, und mit einem gewiſſen boshaften Witze thut? Unterdeſſen könnten vielleicht die Menſchen davon noch überredet werden; aber es gibt viele andere Arten von Unwahrheiten, von denen es

Niemanden einfällt, daß ſie Flecken und Beſchimpfungen eines Jeden ſind, der für rechtſchaffen gehalten ſeyn will.

Was ſind die meiſten Gerüchte, welche ſich zuweilen in weniger, als einer Stunde Zeit, wie ein Lauffeuer, durch eine ganze Stadt ausbreiten? Oder was ſind in den meiſten Zuſammenkünften die Geſpräche, die am längſten unterhalten? Wie Viele bekümmern ſich wohl, in Geſellſchaften nichts zu reden, als was mit der Wahrheit beſtehen kann? Die Komplimente, mit denen ſie anfangen, was ſind ſie gemeiniglich? Unwahrheiten. Und die ſo ſcheinbar freundſchaftlichen Erkundigungen nach unſrer Geſundheit? Unwahrheiten. Und das freundliche Lächeln, das zärtliche Auge, und die gütige Miene? Unwahrheiten. Und die Schmeicheleyen, mit denen man ſo freygebig iſt? Unwahrheiten. Und ſo viele neue Zeitungen, ſo viele Familiengeſchichten, ſo viele geheime Nachrichten, die man einander mit ſo vieler Vertraulichkeit ins Ohr ziſchelt, damit ſie deſto geſchwinder weiter kommen mögen? Unwahrheiten.

Eine Geſellſchaft iſt gemeiniglich ſehr lebhaft, ſehr munter und aufgeräumt, ſehr vergnügt geweſen, wenn viele ſolche Unwahrheiten geſprochen worden ſind. Ich ſage gemeiniglich: denn es gibt noch einige ſo außerordentliche, bewunderungswürdige Menſchen, die in jeder Miene, in jedem Komplimente, und in jeder Verbindlichkeit, die ſie ſagen, wahr ſind. Allein, ſie ſind eben ſo ſelten als diejenigen, die in einer Geſellſchaft am meiſten Verſtand haben, und doch allen Anweſenden Gelegenheit zu geben wiſſen, mehr Verſtand zu zeigen, als ſie zeigen.

Die Quellen, aus denen die geſellſchaftlichen Unwahrheiten entſpringen, wenn ſie nicht ihren erſten Urſprung in der Falſchheit haben, oder in einer geheimen Feindſeligkeit und in der boshaften Abſicht einander zu hintergehen, ſind mannichfaltig. Allein die vornehmſten ſind wohl Unwiſſenheit, Eitelkeit, Pralerey, die ſeltſame Einbildung, daß eine gute Lüge einen ſehr witzigen und verſchlagenen Kopf anzeige, und ein gewiſſer kleiner politiſcher Partheygeiſt.

Herr Trifling erſcheint in vielen Geſellſchaften; allezeit ſehr willkommen, weil er immer viel Neues zu erzählen weiß. Ich verwundere mich nicht darüber. Es iſt gewiß keine kleine Plage, bey einer großen Unwiſſenheit die Begierde zu haben, wo Andre reden, mit zu reden. Stumm kann man nicht ſeyn, ſprechen ſoll man, aufgemuntert ſoll die Geſellſchaft werden. Was würde die Welt von Sr. Wohlgebornen, oder von Sr. Hochedelgebornen denken, wenn ſie ſo ehrbar, als eine Jungfrau aus dem vorigen Jahrhunderte, ſtillſchweigen, oder zum höchſten nur von der erſchrecklichen Kälte oder von dem ewigen Winter reden ſollte? Der arme Herr Trifling! Ein leerer Kopf, und, nach einer richtigen Folge, auch ein leeres Herz! keine Erkenntniß und Wahrheit im Verſtande, und eben deswegen keine Empfindungen des Guten und Schönen im Willen: Was iſt damit anzufangen? Zu ſpät iſt es, daß er ſich noch einen tüchtigen Hofmeiſter halten ſollte, um in den verdrießlichen ſchweren Büchern zu leſen: Das iſt ſeine Sache nicht. Welch ein Glück, daß er einen Diener hat, der ihn mit einer Straßenanekdote nach der andern verſorgt. Er glaubt ſie freylich ſelbſt nicht, und ſie ſind auch zuweilen ſo handgreiflich falſch, daß er ſie ändern muß, ehe er ſie weiter erzählen kann; aber ſie geben doch Materie zum Geſpräche und mit einer recht ehrlichen Stirne und einigen ſtarken hohen Betheurungen untermiſcht können ſie Herren und Damen mehr vergnügen, als vielleicht die beſten und weiſeſten Geſpräche eines Sokrates oder Plato nicht thun würden.

Die unſchädlichſten Unwahrheiten ſcheinen noch diejenigen zu ſeyn, welche die Menſchen aus Pralerey von ſich ſelbſt ſagen; ſie machen zwar den, der ſie ſagt, lächerlich, oder verächtlich; aber ſie können doch ſelten einen ſehr nachtheiligen Einfluß auf das Glück anderer Menſchen haben, weil ſie leicht entdeckt werden können. Ich erinnere mich hier eines ſolchen Charakters aus dem Bruyere *). Arrias hat Alles geleſen, Alles geſehen; er iſt ein Mann, der Alles weiß; zum wenigſten gibt er ſich dafür aus; er mag lieber lügen, als ſchweigen, oder das Anſe-

---

*) Bruyere, Tom. I. p. 266.

ben haben, daß er nicht von Allem unterrichtet wäre. Man redet an der Tafel eines Großen von einem gewiſſen nordiſchen Hofe; er fängt an zu ſprechen, er nimmt denen das Wort aus dem Munde, welche eben ſagen wollten, was ſie davon wußten, und ſpricht mit einer ſo viel wiſſenden Miene von dieſem entfernten Reiche, als wenn er daraus gebürtig wäre. Er ſpricht von den Sitten des Hofes, von den Damen des Landes, von ſeinen Geſetzen und Gebräuchen; er erzählt verſchiedene Hiſtörchen, die ſich daſelbſt zugetragen haben ſollen; er findet ſie ſehr luſtig, und lacht bis zum Lautlachen darüber.

Jemand wagt es, ihm zu widerſprechen, und beweiſt ihm, daß Das, was er ſagt, falſch ſey. Arrias läßt ſich Das gar nicht in Verwirrung bringen; er geräth vielmehr gegen den, der ihn unterbrach, in Feuer, und fährt auf: Ich ſage, ich erzähle nichts, was nicht original iſt; ich weiß es vom Sethon, unſerm Geſandten an dieſem Hofe, der ſeit einigen Tagen nach Paris zurückgekommen iſt, den ich ſehr genau kenne, den ich über Alles gefragt habe, und der mir nicht einen einzigen Umſtand verſchwiegen hat. Hierauf will er ſeine Erzählung mit einer viel größern Dreiſtigkeit fortſetzen, als einer von den Gäſten zu ihm ſagt: Es iſt Sethon ſelbſt, mit dem ſie ſprechen, der Geſandte, der nur kürzlich von ſeiner Geſandtſchaft zurückgekommen iſt.

Solche Selbſtſchmeichler von verſchiedenen Arten und Geſtalten, die eine ſich angedichtete Vollkommenheit eben ſo hoch ſchätzen, als den wirklichen Beſitz derſelben, gibt es unter unſerm Geſchlechte ſehr viele. Unter dem Frauenzimmer habe ich dieſen Fehler ſelten bemerkt. Die Damen brauchen ſich auch nicht ſelbſt zu ſchmeicheln, ſie hören zu ſchmeichelhafte Unwahrheiten genug von uns. Alles, was man vielen unter ihnen ſchuld gibt, iſt Dieſes, daß ſie in Abſicht auf ihr Alter, nicht die beſten Freundinnen von der Wahrheit wären, und entweder jünger oder älter ſeyn wollen, als ſie ſind. Solche Unwahrheiten ſind ſchon unter dem römiſchen Frauenzimmer Mode geweſen. Allein ſie waren auch ſchon damahls gefährlich. Denn der fünfzigjährige Cicero antwortete einmahl einer ſehr vornehmen Dame, Fabia Domitilla, als ſie ſagte, daß ſie nunmehr dreyßig wäre: Es iſt wahr; denn ich höre es ſchon ſeit dreißig Jahren.

Unter den Engländern gibt es, beſonders unter dem großen Haufen, eine Art Lügner, die man Beißer nennt, weil ſie über einen jeden treuherzigen Menſchen, als über ihren Raub, herfallen, und ihm Dinge erzählen, die ſehr wohl wahr ſeyn können, zumal da ſie ihm keinen Anlaß gegeben haben, daran zu zweifeln; nachher aber, wenn ſie ihn nun überredet zu haben meinen, mit einer triumphirenden Miene ausrufen: Gelogen! Dergleichen Beißer habe ich überall, und auch wohl unter Denen gefunden, die von einem gewiſſen Range ſind, dem eine jede Unwahrheit ſehr übel anſteht. Vornehmere Beißer unterſcheiden ſich von den gemeinen nur dadurch, daß ſie über ihre falſchen Anekdoten und Neuigkeiten, wenn ſie nun geglaubt werden, nicht ausrufen: Gelogen! Solche Unwahrheiten auszubringen, die Niemand läugnet, weil es Wahrheiten ſeyn könnten, dazu, meinen ſie, werde ein außerordentlicher Kopf erfordert. Sie ſind äußerſt mißvergnügt mit ſich, ſo oft ſie keine Unwahrheit mit ſo vielen Umſtänden wahrſcheinlich machen und ausſchmücken können, daß ſie leicht geglaubt wird. Der Barbier, der Schneider und der Friſeur ſind die Kanäle, durch welche ſich die bewunderungswürdigen Empfindungen ihres Geiſtes ins Publikum ergießen. Welch' eine Freude für ſie, wenn es ihnen nun gelungen iſt, die halbe Stadt durch eine von ihnen erdichtete, entweder angenehme oder traurige, oder zuweilen nicht allein außerordentliche, ſondern auch ſchreckliche Begebenheit in Bewegung zu ſetzen! Wie zufrieden ſind ſie nicht mit ihrem Witze!

Welch ein unaufhörlicher Umlauf von Unwahrheiten im Publikum, und ich habe noch nichts von den Partheilügen geſagt, die in Kriegszeiten Mode ſind. Niemand kann die Zeitung buchſtabieren, der ſich nicht alliirte, und wie viel Neues und Geheimes weiß dann nicht ein jeder von ſeiner Parthey zu erzählen, das nicht allein falſch, ſondern die meiſte Zeit auch ſo ungereimt iſt, daß man Mitleid mit ſolchen Erzählern haben muß! Im Anfange wiſſen ſie ſelbſt ſehr wohl, daß es falſch ſey, was ſie ſagen; aber das Lücherliche, oder vielmehr, das Bedauernswürdige davon iſt Das, daß ſie endlich ihre eignen Lügen ſelbſt ſo feſt glauben, als wenn ſie durch tauſend Zeugen beſtätiget werden könnten.

Alle dieſe Unwahrheiten, die von den meiſten für unſchuldig gehalten werden, haben vielleicht keinen ſichtbaren Einfluß in die Glückſeligkeit der Menſchen, ob ſie gleich allzeit das allgemeine Vertrauen hindern, einen allgemeinen Argwohn gegen einander unterhalten, die Liebe zur Wahrhaftigkeit ſchwächen, und Den, der ſie ſagt, nach und nach zu einer Unempfindlichkeit auch gegen ſchändlichere und ſchädlichere Unwahrheiten gewöhnen. Aber iſt es nicht genug, einen jeden tugendliebenden Menſchen dafür zu warnen, daß ſie zu den unnützen Worten gehören, von denen Rechenſchaft gegeben werden ſoll?

N. A.

Die Sprache der Welt,

und die Sprache der Religion, wenn Verleumdung Deine Seele kränkt.

Welt. Räche Dich! ſagte der Zorn. — Er hat Deine Ehre gekränkt; er hat Deinen guten Nahmen befleckt; ſeine Laſter hat er auf Dich gebracht: Räche Dich! Du haſt Gelegenheit, ihn empfindlich zu kränken: Du kannſt es leicht, Du kannſt es ohne Schaden thun. —

Religion. Nein! antwortete die Sanftmuth. Dieſer Menſch, war er nicht Dein Feind, ſo war er doch Dein Geſellſchafter. Mit ihm haſt Du ſo manches Vergnügen getheilt; ſo manche Wohlthat empfing er von Dir.

Welt. Deſto ſchlimmer! Den Undankbaren wollteſt Du ſo hingehen laſſen? Das würde ihn zu größern Beleidigungen fähig machen. Laß die Gelegenheit nicht entwiſchen! Sie kommt ſo gut nicht wieder.

Religion. Mag ſie doch entwiſchen; mag ſie doch nie wiederkommen! Du kannſt ihn böſer machen, wenn Du Dich nicht an ihm rächſt: das iſt möglich; allein Du machſt Dich ſelbſt böſer, wenn Du Dich rächſt: das iſt gewiß. Wähle nun unter zwey Uebeln das kleinere: Vergib ihm! Es iſt doch möglich, daß

Du ihn dadurch überwindeſt. Ganz gewiß aber erhälteſt Du dadurch den herrlichſten Sieg über Dich ſelbſt; ganz gewiß aber verſchaffſt Du Dir dadurch eine ſüße, innere Beruhigung, und die reinſte Wolluſt, deren das menſchliche Herz fähig iſt.

Welt. Das ſind Träume! Deine Ehre iſt etwas Reelles. Die Welt wird ſeiner Verläſterung glauben geben, wenn Du dazu ſchweigſt. Man wird Dich für den Deiſten, für den Wollüſtling, für den Verführer der Unſchuld halten, dafür er Dich in allen Geſellſchaften erklärt hat.

Religion. Biſt Du gewiß, daß man es weniger thun wird, wenn Du Dich rächſt? Und hängt denn Deine Ehre von dem Gerichte der Viſitenſtuben und von dem Urtheile der Menſchen ab? Frage Dein Gewiſſen! Spricht es Dich los: was geht Dich das laute Geſchrey einer ganzen läſternden Welt an? Du haſt Ehre bey Gott! —

Welt. Das heißt der Verleumdung Thür und Thor öffnen; das heißt, dem ſchändlichen Laſter Raum geben!

Religion. Ich gebe Dir die Macht aller Könige, und den Verſtand aller Weiſen auf Erden. Wehre der Verleumdung, wenn Du kannſt! Du wirſt es vergebens verſuchen! Der bellende Hund verſtummt zuletzt, wenn man ſeinen Weg ruhig fortgeht.

Welt. Ich ſehe, Du biſt furchtſam. Was geht es mich an? Magſt Du doch für eine Memme gehalten werden! Nicht genug, daß Du in den Ruf eines Buben gekommen biſt? Die Welt verſteht Deine überſpannte Moral nicht: ſie wird Dich trefflich auslachen.

Religion. Der iſt nicht furchtſam, der bey aller Neigung zum Böſen, bey aller Anreizung dazu, bey aller Bequemlichkeit, es ungeſtraft und mit einer Art von Anſtande zu thun, den Weg der Tugend nicht verläßt. Kann er es leiden, daß er darüber für thöricht und feige gehalten, daß er öffentlich verlacht wird, ſo hat er ſich zu einer Stärke des Geiſtes erhoben, die ihn den geprieſenſten Helden an die Seite ſetzt.

Welt. Die Vernunft ſelbſt —

Religion. Welche Vernunft? die nüchterne, die erleuchtete gewiß nicht! Sie kann kein Laſter gebieten. Und wenn ſie Dich, ungewiß laſſen ſollte: den das iſt Alles, was geſchehen kann; ſo iſt hier das Wort Gottes, der alleinige Orakelſpruch, der nichts unterſchieden gelaſſen, was Glückſeligkeit unter Menſchen veranlaſſen und verbreiten kann. Dieſer füllt die Linien aus, die die zweifelnde Vernunft mit unterbrochnen, blaſſen Zügen gezeichnet hat. Liebe iſt im Himmel und auf Erden die Krone aller Tugenden, die Quelle aller Seligkeit. Gott iſt die Liebe. Aus Liebe duldet er Dich; aus Liebe verzeiht er Dir eine Laſt von Schulden, die Dich zu Boden drückte; alte wiederholte, aufgehäufte Verſchuldungen, alle verzeiht er Dir. Und Du wollteſt mit Deinem Bruder zürnen, der Dich nur einmal oder zweymal, an einer kleinen, empfindlichen Stelle berührte? Weg von dem Angeſichte des Herrn, verächtlicher Sterblicher, hinweg! Dir ſoll man Alles, und Du willſt Nichts thun? Bete noch einmal: Vergib mir unſre Schuld, wie wir vergeben unſern Schuldigern; und zittre! Es kömmt ein Tag, wo Dich der Fluch treffen wird, den Du in einer frevelhaften Gedankenloſigkeit tauſend und aber tauſendmal auf Dich herabgebetet haſt. Du kannſt ihm entrinnen: Eile! Rette Deine Seele! Überhöre den leiſen Ruf Deines Gewiſſens, überhöre meine brüderliche Stimme nicht! Ich bin Dein warnender Engel.

Blum.

11. Stück.

Der Gedanke der Ewigkeit
iſt der Troſt des Chriſten im Unglück.

So finſter auch die Wolken ſeyn mögen, welche, zumahl in den Augen eines Schwermüthigen, das gegenwärtige Leben oft von fern her überſchatten, oft ganz verdunkeln: ſo muß man doch geſtehen, daß die Umſtände und Schickſale der menſchlichen Natur in vielen Stücken beſſer ſind, als ſie bey dem erſten Anblicke zu ſeyn ſcheinen. Wie oft beſchweren wir uns darüber, daß alle unſere Glückſeligkeiten von einer ſolchen Beſchaffenheit ſind, daß man in der Erwartung derſelben, und in den Bemühungen, ſie zu erlangen, mehr Vergnügen findet, als in dem Genuße ſelbſt! Wenn man nun dieſe traurige Erfahrung mit den Uebeln zuſammen denkt, die uns getroffen haben, oder jetzt quälen, oder noch quälen können: ſo muß es nothwendig ein ſehr niederſchlagender Gedanke ſeyn, daß wir in einer Welt leben, wo das Vergnügen ſelbſt zum Lügner wird, und gleich einem ſchmeichelnden Verräther zu unſerm Kummer faſt eben ſo viel beyträgt, als das mannigfaltige Elend, das uns entweder bedroht, oder trifft.

Allein wir ſollten uns mehr über unſer eigenes Urtheil, als über die Natur der Dinge beſchweren. Wir ſollten in Abſicht auf die Glückſeligkeiten des Lebens weniger erwarten, und in Abſicht auf die Widerwärtigkeiten, die uns darin begegnen können, weniger fürchten. Es verhält ſich mit unſern Leiden, wie mit unſern Vergnügungen; was wir auf der einen Seite verlieren, gewinnen wir auf der andern wieder. Es iſt bloß unſere eigennützige Partheilichkeit, welche das, was auf unſere Läuterung und höhere Vollkommenheit abzielt, härter und unerträglicher abbildet, als es wirklich iſt.

Wie manche Arten des Unglücks ſind nur in der Ferne ſchrecklich! Je näher ſie kommen, deſto mehr verlieren ſie von ihrer Furchtbarkeit, und wenn ſie nun mit aller ihrer gefürchteten Laſt auf uns fallen, ſo erſtaunen wir oft, daß es uns ſo leicht wird, ſie zu tragen. Zuweilen kann ſogar ein Unglück ein Gegenſtand unſerer Wahl werden, wenn es nur mit einem ernſtlichen, ſtandhaften Blicke betrachtet wird.

Um in dem gegenwärtigen Leben ſo viel Vergnügen zu genießen, als wir, nach der eigentlichen Beſtimmung deſſelben, erwarten können, ohne uns in unſerer Erwartung betrogen zu ſehen, ſollten wir die Gegenſtände unſerer Freude, unſerer Hoffnung, unſeres Kummers und unſerer Furcht immer aus dem Geſichtspunkte betrachten, worin ſie in ihrer wahren Geſtalt erſcheinen. In dieſem Geſichtspunkte ſtehen wir, wenn wir uns erinnern, daß wir geſchaffen wurden, die höchſte Stufe der Vollkommenheit und Glückſeligkeit, nach welcher wir zu ſtreben, von faſt unendlichen Begierden angefeuert werden, nicht in der Zeit, ſondern in der Ewigkeit zu erreichen.

Alsdann erkennen wir, daß dieſes Leben nicht mehr Anmuth und Glück hat, als nöthig iſt, uns zu den Tugenden aufzumuntern, durch welche wir, als durch ſo viele mittlere Stufen zu der höchſten empor ſteigen müſſen. Die Gottheit könnte ihre wohlthätigen Abſichten mit uns nicht erfüllen, wenn ſie uns in dem Genuße irdiſcher Güter ſo viel wirkliche Freude finden ließe, als wir uns in der Hoffnung verſprechen. Die Erfahrung lehrt, daß wir uns nur darum betrogen ſehen, weil ein einziger Wunſch ſo heftig geworden war, daß kein anderer in unſerer Seele empor kommen konnte. Wer würde alſo eine höhere Glückſeligkeit wünſchen; wer würde ihr Daſeyn glauben? Wer aber beydes unterläßt, wird auch das Beſtreben nach derſelben unterlaſſen. Folglich muß uns der Genuß geringerer Glückſeligkeiten lehren, daß nur diejenige unſere eifrigſten Beſtrebungen verdient, von der uns die Gottheit ſelbſt verſichert, daß ſie unſere größten Erwartungen nicht allein befriedigen, ſondern übertreffen werde.

Betrachteten wir die Widerwärtigkeiten des Lebens in eben dieſem Lichte, ſo würden wir ſehen, daß es weder mehrere, noch größere Uebel gibt, als erfordert werden, uns diejenigen Vollkommenheiten zu verſchaffen, ohne welche wir zum Genuße einer ohne Aufhören fortdauernden Glückſeligkeit unfähig ſind. In der Ferne ſind ſie größer, damit wir keine rechtmäßige Bemühung vernachläßigen, ihnen auszuweichen, oder vorzukommen, weil auch dieſe unter die Tugenden der Vorbereitung gehört. In der Nähe aber, und noch mehr in der Empfindung ſelbſt ſind ſie geringer, damit wir den Schwierigkeiten, mit denen die Ausübung unſerer Pflichten unzertrennlich verbunden iſt, williger und freudiger entgegen gehen, weil wir aus der Erfahrung wiſſen, daß ſie fruchtbarer zu ſeyn ſcheinen, als ſie ſind.

Möchten wir nur die Vorſtellungen, daß dieſes Leben kaum ein Anfang unſrer Exiſtenz iſt, öfter und lebhafter denken! Die längſte Periode dieſer flüchtigen Dauer würde uns alsdann ſo bedeutend ſeyn, daß, wenn wir auch alle glücklichen Tage desſelben verlören, wir die Lücke darinnen kaum bemerken würden, weil das Ganze ſo wenig von einem Nichts unterſchieden iſt! Jahrhunderte ſind gegen die Ewigkeit noch nicht einmal wie ein Augenblick zu rechnen. Sollte es denn nicht einer durch die Ausſicht in die Ewigkeit erweiterten Seele gleichgültig ſeyn, ob dieſe Minute einige angenehme Secunden mehr oder weniger enthält? Sollte ſie ſo klein denken, und darauf alle ihre Wünſche, Anſchläge und Sorgen einſchränken?

Es müſſe denn die Hoffnung einer glückſeligen Ewigkeit die herrſchende Empfindung unſerer Seele ſeyn; alsdann werden wir durch die Erwartung irdiſcher Vergnügungen weder zu ſehr aufſchwellen, noch durch den Ueberdruß in ihrem Genuſſe zu ſehr ſinken; wir werden ſie als Blumen betrachten, die wir unſrer Mühe nicht werth achten, wenn wir ſie nicht im Vorbeygehen brechen können. Im Getöſe des größten irdiſchen Glückes wird unſere Seele nicht entzückt, ſondern ruhig ſeyn; unter der Empfindung noch ſo niederdrückender Leiden wird ſie Troſt genug haben, weil ſie weiß, daß jedes Uebel, das nicht aus ihrer Verſchuldung entſpringt, in ſeiner Beziehung auf die Zukunft ein moraliſches Gut iſt.

Ueber Natur- und Menſchen-Gefühl.

Könnte man den Umgang der Menſchen nicht haben, ſo müßte man die Geſellſchaft der Thiere ſuchen. — Ich bin überzeugt, daß mir, wenn ich durch einen Schiffbruch, oder durch eine Hexerey, oder durch Doktor Fauſts Mantel, auf irgend ein wüſtes Eiland geworfen würde, und mich vergeblich acht und vierzig Stunden lang nach einem Menſchengeſicht umgeſehen hätte, das erſte beſte Affen- oder Hundsgeſicht willkommen ſeyn würde. Iſt doch ſo etwas, würde ich denken, welches mehr verſpricht, als jener Baum, oder jener Strauch da. Ich würde den Affen oder Hund ſo auf meine Seite zu bringen ſuchen, daß wir ein Paar Herzensfreunde würden, weil ich einmahl ſähe, daß man ſeine Freunde in der Welt ſo nehmen müſſe, wie man ſie greift, und würde mich ſo in ihn zu ſchicken ſuchen, daß wir mit einander reden, und uns einander an den Mienen und Bewegungen verſtehen könnten. Und wäre ich auf dem Eiland eben ſo thier- als menſchenlos, begegnete mir weder Affe, noch Hund, noch ſonſt dergleichen jemand: ſo würde ich mich an den erſten, beſten Baum halten, den ich fände. Er wird zuweilen vom Winde bewegt, wollt' ich zu mir ſelbſt ſagen: iſt doch auch ſo eine Art vom Leben. Siehſt du während des Windes in die Luft, ſo drehen ſich die Gipfel ſeiner Zweige bald hier bald dorthin; blickſt du bey Wind und Sonnenſchein zur Erde, ſo wandelt der Schatten ſeiner Aeſte vor- und rückwärts. Auch wächſt er an ſeinen Spitzen binnen acht Tagen wohl einen Zoll und es iſt doch noch immer ſo etwas Menſchenähnliches, wenn ein Ding dann und wann, oder nach und nach vom Fleck kömmt; es iſt doch beſſer, als ein ſtilliegender, nackter Stein. Und fänd' ich auf dem Eiland auch keinen Baum, keinen Strauch: ſo würd' ich zu dem erſten, beſten Stein hinlaufen, den ich ſähe. Kannſt ihn doch wälzen, wollt' ich mir zuſeufzen; wenn du auch weiter nichts mit ihm kannſt; kannſt ihn doch wälzen! Siehſt doch, daß er etwas ſey, das nicht unmittelbar zur Erde oder zum Himmel gehöre! Iſt ſo ein Ding, worauf du dich wenigſtens zwiſchen Himmel und Erde hinſetzen, und dich umſehen kannſt! — Ich kanns euch nicht verhehlen, Brüder! daß ich mit dieſen und dergleichen Gedanken mich durch Gottes Schöpfungen oft ſtundenlang hingetragen habe. Das Reſultat meiner Betrachtungen war alsdann allemahl dieß: daß wir uns mit der Schöpfung, die rings um uns her iſt, zu wenig *familiariſirten*, *und — daß wir unendlich viel dabey gewinnen würden, wenn wir Dieß thäten.* —

Es würde in dieſem Fall offenbar kein Winkel der Erde für uns ſeyn, wo wir nicht Unterhaltung und Vergnügen fänden. Vom größten unſerer Nebengeſchöpfe an bis zum kleinſten, von dem uns nächſten bis zu dem von uns entfernteſten, von dem in unſern Augen ſchönſten bis zu dem — wohlgemerkt, gleichfalls in unſern Augen — häßlichſten, würde jedes uns ſo viel Stoff zum Denken und Reflektiren geben, daß wir bey wiederholtenmahlen nicht damit fertig werden würden. Eine Ameiſe, eine Biene, ein Schmetterling, eine Nachtigall, eine Roſe, ein Cedonulli, eine Eiche — Gott! wenn ich alles Das ſagen ſollte, was ich in meinem Leben ſchon darüber gedacht, und wie ich mich in die Ameiſen, Bienen, Roſen, Schmetterlinge, Cedonullis, Nachtigallen und Eichen, hinein, und aus ihnen wieder herausgedacht habe; ich wette drauf, mein Verleger, deſſen Preſſe, im Vorbeygehen geſagt, nicht gern lange müßig iſt, ſollte einen Autor an mir haben, der bis tauſend ſiebenhundert und neunzig fortſchreiben könnte, ohne — Athem zu holen. Laßt uns nur die Beziehung aller unſerer Nebenweſen auf uns, und dann wieder auf einander, beherzigen: es iſt dabey ſo viel Angenehmes, Abwechſelndes, alle Augenblick Neues, daß man es nicht erſchöpfen mag. Sonne, Mond, der Venusſtern, und die Milchſtraße, müſſen den ärmſten Menſchen reich, und den kränkſten Menſchen geſund machen können, und wär es auch nur ein Paar Minuten, während deren er ſich's einbildete zu ſeyn, wenn er ſie recht angaffte. Und wenn man keines von dieſen allen ſieht, und guckt nur nach den Wolken, wie ſie kommen, und gehen, wie ſie bald einen Berg, bald ein Haus, bald einen Thurm, bald ein großes Rieſengeſicht mit einer Zwergnaſe, oder umgekehrt, bilden, ſo hat man zu gucken, und zu lachen, ſo viel man will — Das ſind alles Freuden und Heiterkeiten, die Jeder haben könnte, wie er wollte, und die unter Tauſenden kaum Einer wirklich hat.

Ich wollte es auch behaupten, daß wir, wenn wir ſo familiär mit der ganzen Schöpfung lebten, nicht ſoviel Unbarmherzigkeit gegen ſie begehen würden. Wenn wir bedächten, daß wir jedes Thier, auch das kleinſte, zu unſerm Freunde machen könnten, ſo müßt' uns ihre Erhaltung mehr am Herzen liegen. Wir würden nicht mit kaltem Blut in einem Ameiſenhaufen ſtören, wenn wir ihn antreffen, wo er ohne unſern Schaden immerhin ſeyn könnte. Wir würden nicht die kleinen unter den Vögeln zu Schocken wegfangen; wenn wir erwägten, daß ſie über's Jahr noch über uns ſingen, um uns her fliegen, und uns allerley artige Schauſpiele der Natur ſehen laſſen könnten; würden lieber unſere Abendmahlzeit, die wir von ihnen bereiten wollten, in ein Paar Schnitte übers Brod, mit Butter beſtrichen, verwandeln; würden nicht die gelben und rothen unter unſern Tulpen über die Wand werfen, aus der ſonderbaren Grille, weil ſie nicht bunte — wären; da wir doch, wenn wir ſie bunt haben wollten, ſie neben einander pflanzen, und alsdann mit einem Blick in einander miſchen konnten; würden die einfachen unter den Levkoien nicht ausreiſſen, weil ſie — nicht doppelt wären, ſondern vielmehr denken, daß wir nie eine gefüllte geſehen hätten, wenn keine einfachen uns zu Geſicht gekommen wären; würden keinen Holunderbaum abhauen, weil er nicht einen Schritt der Riegelwand, oder dem Zaun, näher ſteht, an welchem er ſteht; würden keine Höhe abtragen, weil uns das Darübergehen zu unbequem iſt. — Das wär' denn doch wohl eine Menſchenwonne, wenn man wüßte, man hätte die Natur nicht grauſam beunruhigt, ſondern wäre durch ſorgfältige Beſchützung einer ihrer reichlichſten Wohlthäter geweſen!

Und würfe uns unſer Schickſal jemahls aus unſerer gewohnten Lage in eine andere, auf die wir uns nie vorbereitet hätten; wofür wir denn freylich nicht ſicher ſind: ſo würde uns der Vortheil zuwachſen, daß wir uns eher in unſere neue Lage ſchicken. — Ich habe einmahl einen hochgräflichen Büchſenſpanner gekannt, welcher zwanzig Jahre lang bey ſeinem Herrn auf der Reſidenz zugebracht hatte.

Ich weiß nicht, wodurch er es verſehen haben mochte. Die Rede ging, wie ſie oft geht — wie viel Wahres oder Unwahres daran geweſen ſeyn möge, kann ich nicht ſagen: genug, der Büchſenſpanner fiel in Ungnade, und das Zeichen davon war, daß er aus einem Büchſenſpanner auf der Reſidenz in einen Unterläufer bey einem der Forſte in der Grafſchaft verwandelt wurde. Der Mann führte in dieſem ſeinem veränderten Zuſtande keine größere Klage, als die, daß er, ſeine Frau ausgenommen, von allen den Gegenſtänden entfernt wäre, die ihm ſonſt zur Unterhaltung und Zerſtreuung gedient hätten, und daß er ſich in das ſtille Leben auf dem Lande nicht ſchicken könnte. Da er ein gelernter Jäger war, ſo konnt' ich nicht anders, als ihm meine Verwunderung darüber zu erkennen geben, daß er über Entfernung von ihm unterhaltenden Dingen klagte. »Mein lieber Mann! ſagte ich, er iſt ja ein Waldmann von Profeſſion: das Leben unter Bäumen und Gewild muß ja gerade ſo recht ſeine Lage ſeyn.« Er gab mir zur Antwort, daß er ja wohl einmahl einen Tag auf die Haaſenhetze ausgehen, oder einen Vormittag lang Holz anſchlagen wollte; aber, daß er ſich mit ungehetzten, freymüthig ſpielenden und ruhig graſenden Haaſen, oder mit Bäumen, ohne ſie fällen zu ſehen, unterhalten ſollte, wollte ihm nicht in den Kopf — Ich denke, daß es vielen unter meinen Nebenmenſchen, wenn ſie in eine andere, überdieß ihnen wohl gar widerſtrebende Lage verſetzt werden, nicht beſſer, oder wohl gar noch ſchlimmer gehen möge, als dieſem Büchſenſpanner. O! daß wir uns doch früh mit der ganzen Schöpfung, ſo viel wir nur immer könnten, familiariſirten, wie weniger unvollkommen und widrig würde uns jede Veränderung unſerer Lage ſeyn! Allenthalben fänden wir Weſen, die wir kennten, mit denen wir vertraut wären, und deren Anblick und Umgang uns für alles Verlorne ſchadlos hielte. — Und ſäßen wir mit Bewußtſeyn unſerer Unſchuld in dem verſchloſſenſten, abgeſonderteſten Kerker, bekämen wir kein lebendes Geſchöpf zu ſehen, würde uns unſer Brot und Waſſer auf einem ſchmalen Brett durch ein Loch in der Mauer hereingeſchoben, und eine Maus wohnte mit uns in einem Behältniß, und wir gewöhnten ſie von unſerm Brote zu eſſen, und von unſerm Waſſer zu trinken — ihr Daſeyn, ihr Umgang, ihre Tiſchgeſellſchaft müßten für uns Wohlthat ſeyn! Und verließe ſie durch irgend einen Zufall das Gefängniß eher, als wir; ſo müßten wir uns darüber herzlich betrüben. Einen Unglücklichen möchte ich über dieſe Materie ſprechen, oder ich möchte darüber etwas von ihm leſen; er müßte es uns recht ſagen können, wie viel man dabey gewinne, wenn man ſich mit der ganzen Schöpfung familiariſire.

Da ich ein Sittenlehrer bin, Brüder! ſo komm' ich mit meinen Betrachtungen auch zuweilen gern zuletzt auf die Religion. Wahre Religion iſt mir in meinem Leben nichts anders geweſen, als freudige Ausübung des Guten, und Zufriedenheit mit unſerm Geſchick, ſo, wie es denn nun einmal für uns iſt. An der letztern, dacht' ich, müßt' es uns nie fehlen, wenn wir allenthalben in der Schöpfung Vertraute fänden; ihr Anſchauen, ihre Geſellſchaft würd' uns der erquickendſte Troſt werden; und der erſtern würden wir bald mit Eifer nachſtreben, ſobald es mit jener ſeine Richtigkeit hätte. Der Weg zur wahren Religion dünkt mir daher, Familiaſirung mit Allem, was da iſt, zu ſeyn; und daß ich nicht irre, mag euch der Weiſe lehren, der uns Alles verkündigte! — Ha! wie das Herz klopft, wenn man ihn, jeden großen und kleinen Gegenſtand in der Natur ſeinen Brüdern näher zu bringen, und intereſſanter zu machen, ſtreben ſieht! wenn er mit ihnen ins offene Feld, oder in den Hain, oder auf den Berg geht, oder mit ihnen auf dem Waſſer fährt, und da lauter Linien zieht, von ihnen auf die äußerlichen Gegenſtände, und von dieſen auf ſie zurück. Wir mögen ihm gerne alles nachthun, warum bleiben wir auf dieſer Seite hinter ihm ſo weit zurück? Wär's nicht auch Glaube an ihn, wenn wir ihm hierin ähnlich würden? —

Für mich ſey kein Theil der Schöpfung, und wär's der kleinſte, verachtetſte, der wüſteſte, leer! Leer an Unterhaltung, an Freude, und an Troſt! Allenthalben will ich ſie ſuchen, und finden; will glauben, daß ich ihrer daſelbſt noch mehr finden werde, als ich denke! Will in die düſterſte, ſchwärzeſte Mitternacht hinſchauen, und ſie auch da noch finden, daß alsdann zwiſchen dem Zuſtande außer mir, und zwiſchen dem Zuſtande in mir — Kontraſt ſey! — — —

12. Stück.

Ueber die Freygeiſterey unſerer Zeiten.

Aus einer ähnlichen Urſache wünſchte ich, meine Leſer! ihre Aufmerkſamkeit auf eine gewiſſe Art Leute rege zu machen, die ſich ebenfalls gerne ein beſonderes Anſehen vor andern ihres gleichen geben möchten, und weil ſie es durch nichts Klügeres zu thun wiſſen, Freygeiſter ſind; Leute, deren Unglaube mehrentheils (ihrem verderbten Herzen unbeſchadet) aus einem unſchicklichen Gebrauche ihrer Vernunft, und einem ziemlich kleinen Vorrath von Gelehrſamkeit, mit einem Worte aus einer ſehr zählbaren Menge einſeitiger Kenntniſſe und Einſichten herrührt. Man kann ihnen zwar nicht Schuld geben, daß ſie Leute von Verſtand und Wiſſenſchaften verführten, und ich getraue mir, den Ungrund einer ſolchen Anklage allenfalls vor jedem Richterſtuhle zu erweiſen, wenn ſie einmahl dergleichen Vertheidigung nöthig haben ſollten. Allein die Schuld liegt doch wenigſtens nicht an ihrem guten Willen, und ſie ermangeln nicht, den beſtmöglichſten Schaden unter denen anzuſtiften, denen es eben ſo wie ihnen ſelbſt an den gehörigen Einſichten fehlt, und die eben ſo, wie ſie, mit deſto mehr Leichtſinn und Eitelkeit verſehen ſind.

Meine Umſtände verbinden mich, oft mit dergleichen halbklugen Köpfen in Geſellſchaft zu ſeyn, und ehe ich ſie ganz kennen lernte, gab ich mir bisweilen die Mühe, ihre Weisheit ernſthaft zu beantworten. Allein die Erfahrung hat mich gelehrt, daß man ſie dadurch in ihren eigenen Augen nur um ſo viel wichtiger macht, ohne ſie zu beſſern. Und ſind denn nicht alle ihre mächtigen Einwürfe ſchon tauſendmahl beantwortet? Sind ſie nicht bloße Nachſager? Aber das wiſſen ſie entweder nicht, oder ſie wollen es nicht wiſſen.

Die alte Wahrheit, daß man dasjenige, womit man ſich ſehen laſſen will, entweder recht, oder gar nicht lernen müſſe, iſt jedermann bekannt. Halbgelehrte und Halbdenkende ſind die überläſtigſten Leute auf dem Erdboden. Sie wiſſen gerade ſo viel, als man nöthig hat, gegen alle Dinge Schwierigkeiten und Zweifel vorzubringen, und weiter nichts. Wüßten ſie mehr, ſo würden ſie ſich auch ſelbſt darauf antworten können, oder ſich vielmehr ihre verjährten Entdeckungen gar nicht einfallen laſſen.

Wer ſind die meiſten Freygeiſter geweſen? War es Newton? Iſt es Young? Oder ſind es die ganz Ungelehrten, die eine geſunde Vernunft und ein redliches Herz beſitzen? Nichts weniger! Nur die unſeligen Mitteldinge zwiſchen Beyden, welche weder die höhern

Einſichten der Erſtern, noch die redliche Einfalt der Andern beſitzen.

Der ehrliche Bediente des jungen Herrn — iſt ein aufrichtiger Chriſt; ſein Herr iſt ein Freygeiſt, denn er will nicht unter den Pöbel gehören; und Newton, Richardſon und Baumgarten ſind wieder eben das, was ſein Diener iſt. Nur mit dem Unterſchiede, daß jene durch Gründe von dem überzeugt ſind, was dieſer bloß aus gutem Herzen glaubt. Denn glücklicher Weiſe haben Leute ſeines gleichen gemeiniglich auch nicht Spitzfindigkeit genug, die Erheblichkeit der weiſen Lehren unſerer Freygeiſter zu begreifen: So wie ſich der ehrliche Sancho Panſa nimmer überreden konnte, daß die Windmühlen, die ſein ritterlicher Herr für Rieſen anſah, wirkliche Rieſen wären. Sie lachen alſo ganz offenherzig darüber, oder verachten ſie ohne Komplimente. Und ſo geht es dieſen eingebildeten Helden, wie den jungen Lehrlingen in der Fechtkunſt, die zwar ihre Geſchicklichkeit gerne an Jedermann verſuchen möchten, die aber der Bauer im Nothfalle mit einem Pfahle zu Boden ſchlägt, und der geübtere Fechter mit dem Degen niederſtößt.

Zweifeln iſt der erſte Schritt zur Wahrheit, haben ſie einmahl irgendwo gehört oder geleſen. Dieſen erſten Schritt haben ſie gethän, und darüber ſind ſie auch ſchon außer Athem gekommen; ſie haben ſich alſo ganz wohlbedächtig entſchloſſen, ſtehen zu bleiben. Iſt es nun Wunder, daß ſie nichts weiter können, als [illegible]? Ein Grad mehr Verſtand, ein Grad mehr Wiſſenſchaft würde ihnen ihr ganzes Syſtem (wenn ſie anders etwas haben, das einem Syſteme ähnlich ſeyn ſoll), über den Haufen werfen, ſie würden das Baufällige an ihren Gründen gewahr werden, und die Fehler in ihren Schlüſſen entdecken, und was wollten ſie alsdann anfangen? Mit wem könnten ſie disputiren? Und disputiren müſſen ſie doch; denn es iſt ihr größtes Talent: Das Talent aller derjenigen, die, wie Pope von den Eroberern ſagt, nicht weiter ſehen, als ihre Naſe reicht, und gleichwohl alle diejenigen für Thoren halten, welche weiter ſehen, als ſie.

Sie ſind ein paar Jahre auf Akademien geweſen das iſt, (zumal wie ſie dieſe Zeit angewandt haben) gerade ſo lange, als man nöthig hat, die Nahmen der Kunſtwörter, oder aufs höchſte einen leichten Umriß von einigen Wiſſenſchaften zu lernen. Mit dieſem Schaume von Gelehrſamkeit, (denn die rechte Oberfläche haben ſie nicht einmahl berührt;) mit dieſem Schaume von Gelehrſamkeit, der ihr kleines Gehirn in eine große Gährung ſetzt, ohne es zu reinigen, ſpringen ſie in die große Welt. Sie wiſſen genug, um ihr entſcheidendes Urtheil über alle möglichen und wirklichen Dinge zu fällen, und ihr wildes unbändiges Herz, dem der Unglaube ſchmeichelt, rennt mit dem ſchwachen Kopfe davon, der weiter nichts mehr zu thun hat, als nachzuſtolpern, wohin jenes will.

Ich habe oft darüber nachgedacht, wie ſie ſich bey ihrem Stolze mit einem ſo geringen Antheile von Wiſſenſchaften für ihre Perſon begnügen können. Und vielleicht habe ich die Urſache ausfindig gemacht. Hier haben Sie, meine Freunde, meine Muthmaßung

Ein gewiſſer Schriftſteller vergleicht die Wiſſenſchaften mit den ſtarken Getränken, von denen Niemand mehr zu ſich nehmen darf, als ſein Kopf vertragen kann. Vielleicht haben unſere jungen Freygeiſter Dieſes geleſen und aus einem allzubeſcheidenen Mißtrauen in die Stärke ihrer Köpfe, (welches doch ſonſt nicht ihr Fehler zu ſeyn ſcheint,) die Nüchternheit zu weit getrieben. Ich kann zwar, mit ihrer Erlaubniß geſagt, bey dem Weine ſelbſt, eben ſo wenig, als bey vielen andern Gelegenheiten Spuren eines ſolchen Mißtrauens an ihnen gewahr werden: Alle Menſchen haben oft große Ungleichheiten in ihren Charkteren.

Sollte ich wirklich hinter die wahre Urſache gekommen ſeyn, ſo kann ich dieſen Herren eine ſehr nützliche Entdeckung mittheilen, die ihnen vielleicht noch unbekannt iſt. Ich finde nähmlich, daß die Wiſſenſchaften auch eine gewiſſe Eigenſchaft haben, worin ſie der Fieberrinde gleichen, die, wenn ſie in einem allzugeringen Maſſe, und nicht eine gewiſſe Zeit hinter einander genommen wird, die Waſſerſucht oder eine Auszehrung verurſacht, zwey gefährliche Krankheiten, die ſich ſelten anders, als mit dem Untergange des Patienten endigen.

Ueberhaupt würde ihnen dieſe Bemerkung auch noch in allerhand andern Fällen nützlich ſeyn können; denn ſie ſprechen von andern Künſten und Wiſſenſchaften eben ſo unverzagt, als von der Religion, ob gleich ihre Einſichten in jene nicht tiefer ſind, als in dieſe. Man erſtaunt, wenn man hört, wie ſie den Worten Poeſie, Heldengedicht, Muſik, Ausführung, Compoſition, Zeichnung, Colorit, eben ſo übel mitſpielen, als den Wahrheiten des Chriſtenthums: Ob ſie gleich damit, weil die Sache keine ernſthaftern Folgen hat, weiter keinen Schaden thun, als daß ſie ſich einigen Anmerkungen ausſetzen, auf die ſie eben nicht ſtolz ſeyn dürfen.

Felix, oder der Freygeiſt.

Seiner Aeltern Freude war Felix,
als er noch ein Knabe war.
Mit Sehnſucht ſah der Vater
den aufblühenden Jüngling,
ſo, wie ein Gärtner die Blume ſieht,
die treu ſeiner Pflege
dem Aug' zur Freude entgegen lächelt.
Oft ſaß der gute Greis im ſchattigen Laube,
und bethete aus frommem Herzen zu Gott
um Segen für ſeine Kinder.
Allein der gute Vater, wie war er betrogen,
als Felix die Jahre des Jünglings betrat,
bald vergaß er treulos
die Lehren der Weisheit,
die aus den Lippen ſeines Vaters floßen.
Wie ein muthiges Roß überließ er ſich ganz
ſeinen Leidenſchaften;
verführt durch böſe Geſellen
wagte er es über Alles zu ſpotten,
was heilig iſt.
Tugend und Religion waren Gegenſtände

ſeines Gelächters.
Umſonſt härmte ſich ſein Vater ab,
vergebens ſtand die Thräne
in ſeinem Aug'. — Die ſilbernen Locken
ſchwankten vergebens auf dem Nacken des Greiſes;
nichts rührte den böſen Jüngling mehr.
Sohn — ſo ſprach der würdige Greis,
Sohn — ach! wenn Du Deinen Vater vergeſſen haſt,
ſo höre noch die Stimme
Deines alten Freundes,
und verſchmähe meine Warnung nicht!
Gut iſt es gemeint, der Himmel iſt mein Zeuge;
Jüngling! höre die Warnung!
Der Weg, den Du geheſt, führt zum Verderben. —
Traue den Blumen nicht, die auf dem Pfad
unter Deinen Füßen blühen.
Schlangen ſind unter Roſen verſtecket,
Du wirſt ſie fühlen — fühlen, ja —
aber zu ſpät — kehre zurück
in die Arme der Religion!
Sieh, ihre Freundin, die Tugend
ſtehet an ihrer Seite, und ladet Dich
zu Seligkeiten ein.
Fliehe nicht zurück von der ernſthaften Miene
der Tugend — o fliehe nicht — reitzender iſt Sie,
als die lächelnde Wange der Wolluſt,
die mit heuchelnden Blicken des Baſilisken
Dich im Lächeln tödtet.

O Sohn — bald ſind die Jahre der Jugend vorüber.
Bald iſt der Faden des längſten Lebens
abgeſponnen — denke, im Tode
verläßt uns Alles — Wo findet Dein ſterbendes Aug
einen Troſt, wo Hoffnung deine Seele, als bey Dem,
den Du ſo treulos verlaſſeſt. —
Vater! erwiederte der Sohn, und rümpfte die Naſe,
Ihr ſeyd alt, ein ſchwaches Gehirn
mahlt Euch Bilder vor, die nichts
als Producte Eurer Einbildung ſind.
Was kümmert mich Eure Religion,
ich bin hier zum Vergnügen,
und kümmre mich nicht viel um die Schwärmerey der Prieſter.
So ſprach der zügelloſe Jüngling — und die Worte
drangen wie ein Dolch in des Vaters Herz.
Wie ein Schatten gleitete er dahin
durch die Tage des Lebens,
und ſtarb, da ſein Aug noch Thränen
über ſeinen Felix weinte. —
Undankbarer! kannſt Du noch länger
die Liebe Deines Vaters verkennen,
komm her, und ſieh ſeine kalten Hände,
die ſich ſo oft für Dich zum Himmel ſtreckten.
Iſt es Dir noch möglich, unempfindlich zu ſeyn —
allein vergebens ſind meine Worte.
In Geſellſchaft ruchloſer Buben
taumelt Felix ſein Leben durch,

und verſchwärmt die unwiederbringlichen Tage.
Keine Thräne, geweint durch das Aug' eines Elenden,
trocknete ſeine Hand mitleidig ab,
nur Praſſen und Schwärmen war das Geſchäft ſeines
Lebens.
Endlich war das Maß ſeiner Sünden gefüllet;
Elend, Armuth und Krankheit,
die Begleiterinnen der Wolluſt,
ſtürmten um ſeine Hütte;
verlaſſen von den Geſellen des Laſters,
ſchmachtet er elend auf ſeinem Lager.
Schlechtes Stroh war ſein Polſter,
und Unflatt ſeine Decke.
Da fühlte er erſt die Größe ſeines Elendes,
und fluchte den Verführern ſeiner Unſchuld.
Grauſame! ſo rief er — habt ihr mich nicht elend
genug gemacht?
Saget, warum habt ihr
mir den einzigen Troſt des Sterblichen,
warum den Glauben an Gott
meinem Herzen entriſſen?
Bin ich jetzt nicht elend — ohne Grenzen elend!
Schaudernd wendet ſich mein Blick
zum Himmel,
wo für mich keine gütige Gottheit
mehr wohnet. — Grauſame! ſo rief er,
und Verzweiflung war in ſeiner Seele.
Die Verführer ſpotteten aber des armen Felix.

Wie, Du ſuchſt bey uns Hilfe?
ſagten ſie;
was ſoll uns rühren, mit Dir Erbarmen zu fühlen?
der, der keinen Gott kennt,
achtet auch keinen Menſchen.
Stirb nur — unſer Vergnügen iſt,
Dich ganz elend zu wiſſen. —
O Himmel! rief Felix mit ſterbender Zunge,
welche Ungeheuer von Menſchen!
Iſt das eure Philoſophie?
ſo weit führt der Unglaube
den Sterblichen?
O gütiges Weſen! wie hab' ich dich verkannt,
wie deine Wege verlaſſen können,
um Wölfen in Wüſteneyen zu folgen,
die Lämmer zerreißen!
So ſprach Felix, und Thränen der Reue
netzten ſein ſterbendes Aug'.
Er ſtarb, und die letzten Worte,
die der ſterbende Jüngling noch ſprach,
waren dieſe: —
O Jugend! traue dem nicht,
der Gott nicht fürchtet, und kühn
den Geſetzen des Glaubens ſpottet.
Wenn Dir Dein Wohl je heilig iſt,
ſo fliehe den Freygeiſt — denn nichts
beſchränkt ſeine boshafte Seele. —
Eigenes Intereſſe iſt ſeine Gottheit;

dieſem opfert er Alles auf.
Fliehe — wenn Dein Wohl Dir heilig iſt,
fliehe — o Jugend — den Freygeiſt! —

⁂

Nur Gottes Liebe
Adelt die Triebe,
Und führt den Menſchen zur Seligkeit.
Zum Himmel ſchauen,
Auf Gott vertrauen,
Iſt für den Frommen Zufriedenheit.

⁂

Freudig und helle
Iſt ſtets die Seele,
Die ohne Hochmuth aufrichtig glaubt.
Stets gleich im Glücke,
Wie im Geſchicke,
Wenn ihr ein Zufall die Freuden raubt.

⁂

Sich nicht betrüben,
Menſchen lieben,

Und ſelbſt dem Feinde edel verzeihen,
Das ſind die Kräfte
Edler Geſchäfte,
Denen der Chriſt ſich täglich wird weihen.

⁂

Dieſes ſind Werke
Heiliger Stärke,
Und nur der Geiſt der Religion
Gibt den Getreuen,
Die ſich ihr weihen,
Menſchengefühle zu ihrem Lohn.

⁂

O Jüngling höre!
Was ich Dich lehre,
Glaub mir, es iſt Dein eigenes Wohl;
Bück' Dich im Staube,
Bitte und glaube,
So wie die Demuth ſtets glauben ſoll!

⁂

Wird Dich beym Sterben
der Tod entfärben,

Dann kann der Glaube Dein Troſt noch ſeyn,
Dann wird es helle,
Und unſre Seele
Wird ſich im Schooße des Ewigen freun.

Inhalt

des erſten Theiles.

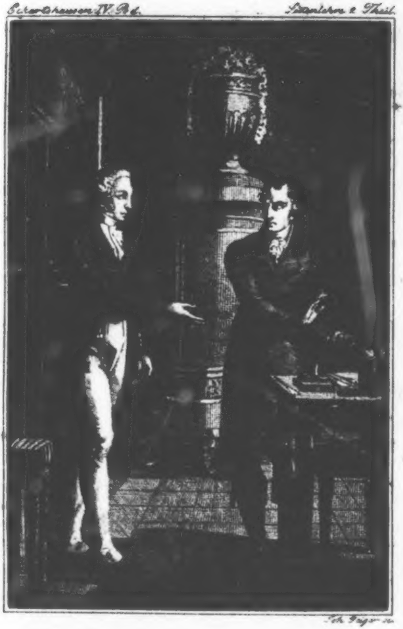
Seite
Das Mädchen im Laubthale, eine Erzählung . 5
Der Werth der Unſchuld an Mädchen . . 9
Warnung vor der Wolluſt 10
Ueber das Glück der ehelichen Liebe . . . 14
Edles Beyſpiel der Dankbarkeit . . . 16
Die treue Gattinn 18
Wahrheiten, aus der Natur der Sache gezogen . 25
Brief an Amyntor 30
Die wahre Zufriedenheit 35
An Cidaliſe 40
Die Mutter an ihr Kind in der Wiege . . 42
An Sophie 46
Wunſch einer zärtlichen Gattinn, als ſie ihrem
Manne eine Blume überreichte 53
An Cleis, die Gattinn 54
Seligkeit der Tugend 57
Vom Frauenzimmer 62
Geſpräch 66
Wünſche eines Knaben am Namenstage ſeines
Vaters 67

Seite

Gefühle der Schwermuth bey der Leiche einer geliebten Gattinn . . . . [illegible]
Das Glück eines Mannes . . . [illegible]
Anekdote . . . . [illegible]
Die Armuth, ein Gemählde . . . [illegible]
Brief einer Gattinn an ihren leichtsinnigen Ehemann [illegible]
Ein Gemälde nach der Natur 99
Von der üblen Nachrede 106
Der Abend, aus dem Englischen übersetzt . . [illegible]
Das Land und die Stadt. Ein Gemählde . 113
Wider den Uebermuth 126
Ueber die Beleidigung der Tugend und der Menschheit durch die öffentliche Lüge, oder sogenannte Zeitungsschmiederey 127
Die Sprache der Welt, und die Sprache der Religion, wenn Verläumdung Deine Seele kränkt [illegible]
Der Gedanke der Ewigkeit ist der Trost des Christen im Unglück 140
Ueber Natur- und Menschengefühl . . . 144
Ueber die Freygeisterey unserer Zeiten . . 150
Felix, oder der Freygeist 169

K

Schwarzhuber IV. Bd. Sittenlehre 2 Theil.



Joh. Geiger sc.

Sie haben nicht mich, ich habe Sie, beleidigt.

Hofrath v. Eckartshauſen's

Schriften.

Vierter Band.

Sammlungen
zur Sittenlehre für alle Menſchen.

II. Theil.

Enthält:

Das Geboth des Herrn: Du ſollſt nicht ſtehlen.
Der Geiz handelt dem Gebothe entgegen: Du ſollſt nicht ſtehlen.
Treue und Glaube ſind die Stützen dieſes Gebothes.
Kein Neid.
Wahre Gutherzigkeit iſt dem Neide entgegen.
Die Habſucht.
Dem Fürſten ſeinen Dreyer entziehen, iſt Diebſtahl.
Schweigen iſt Diebſtahl gegen den ärmern Nächſten ꝛc. ꝛc.

Wien, 1830.
Bey Anton v. Haykul, Buchdrucker,
und bey
Mich. Lechner, Univerſitäts-Buchhändler.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

Sammlungen

zur

Sittenlehre für alle Menſchen.

Zweyter Theil.

13. Stück.

Das Geboth des Herrn:

Du ſollſt nicht ſtehlen.

Vorläufige Einleitung von dem Verlangen des Menſchen nach zeitlichen Gütern.

Wir verſtehen unter zeitlichen Gütern Alles, was man ſonſt unter den Namen, irdiſches Vermögen, oder Geld und Gut begreift. Unſere Selbſtliebe äußert ſich in dem Verlangen nach zeitlichen Gütern, weil das Mittel ſind, theils unſere nothwendigen menſchlichen Erhaltungsbedürfniſſe zu befriedigen; theils uns die unſchuldigen Bequemlichkeiten des Lebens zu verſchaffen; theils unſerer Nebenmenſchen Glück zu befördern.

Alle die zeitlichen Güter, worüber Jemand das Recht hat, ſie nach ſeinem eigenen Gutachten frey gebrauchen und anwenden zu können, oder nach ſeinem eigenen Gutachten darüber zu ſchalten und zu walten, nennt man ſein Eigenthum, und dieſe Freyheit ſelbſt ſein Eigenthumsrecht. Das Hauptſächlichſte, was bey den irdiſchen Gütern zu bemerken iſt, betrifft die Erwerbung und die Anwendung derſelben.

Regeln.

1) Liebe Geld und Gut nicht mehr, und nicht weniger, als ſie werth ſind! Es iſt dir nicht nur erlaubt, ſondern auch Pflicht für dich, Geld und Gut in dem Maße zu ſchätzen, als ſie dir zu deiner Wohlfahrt und zur vollkommenen Ausübung deiner Pflichten gegen dich und Andere brauchbar und dienlich ſind. Sie weniger lieben, ſie mit Gleichgiltigkeit, Leichtſinn oder gar mit blinder Verachtung anſehen wollen, würde dich bald mit daraus folgendem Mangel und drückender Armuth beſtrafen, dein Leben mühſelig machen, und dir tauſend Gelegenheiten rauben, Andern nützen zu können. Die Verachtung der irdiſchen Güter muß mit Vernunft geſchehen. Die Güter der Zukunft gehen den Menſchen ſo weit an, als ihre Erwartung theils ihn beruhigen, theils zu einem weiſen Gebrauch der gegenwärtigen antreiben ſoll: ſo wie die höhern Güter dieſes Lebens keine allgemeine Geringſchätzung der kleinern, ſondern nur eine vernünftige Verleugnung derſelben in dem Falle von mir fordern, wenn jene mit dieſen nicht zugleich erhalten werden können.

Aber auf der andern Seite darfſt du auch nicht dem Laſter des Geitzes fröhnen, oder Geld und Gut über ihren Werth lieben und ſchätzen. Die kindiſche Thorheit des Geitzes iſt von allen Seiten ſichtbar. Denn da alle irdiſchen Güter an und für ſich ſelbſt kein unmittelbares Stück unſerer Vollkommenheit ſind, ſondern nur durch den guten Gebrauch, den wir von ihnen machen, einen Werth für uns erhalten können; ſo liebt ſie der Geizige, der ſie blos haben und beſitzen will, um ſie zu haben und zu beſitzen, der ſich aufs höchſte mit kindlicher Freude an dem Anblicke derſelben beluſtigen, ſie aber nie gebrauchen und anwenden will, ich ſage, der Geizige liebt die irdiſchen Güter alſo ohne ihren Werth. Wenn er ſchon träumt, daß ihm ſein Vermögen helfen könne, ſo geſchieht dieß doch nicht, und wird nie geſchehen. Er hat oft in dem drückendſten Mangel oder Bedürfniß das Herz nicht, zur Beſtreitung ſeiner dringendſten Ausgaben ſein Vermögen anzugreifen. Er kann mitten im Ueberfluſſe verhungern, und bey dem größten Reichthume der ärmſte Menſch ſeyn. Alles mangelt ihm, was er noch nicht beſitzt; mithin iſt ſein Mangel der allergrößte. Sein Geld hilft ihm nicht zur Zufriedenheit und Ruhe. Es macht ihm keine Freunde. Es iſt in ſeinen Händen für ſeine und andere Menſchen Wohlfahrt völlig todt.

Dagegen treibt ihn ſein Geiz zu den unruhigſten und beſchwerlichſten Arbeiten, zu den gefährlichſten und oft auch wohl zu den niederträchtigſten Unternehmungen; er foltert ihn mit beſtändiger Furcht und ängſtlichen Sorgen bey Bewachung ſeines Vermögens, läßt ihn bey jeder Gefahr des Verluſtes zittern, und oft bey dem wirklichen kleinſten Verluſte untröſtlich in verzehrenden Gram verſinken, der ſich nicht ſelten mit dem Selbſtmorde endiget. Ein abſcheulich dummes Laſter! Kein geſunder Begriff von ſeiner wahren Glückſeligkeit und Beſtimmung, von der über unſere Schickſale wachenden Vorſehung, von den Verbindlichkeiten gegen andere Menſchen, kann in dem Verſtande desjenigen leben, der den Goldklumpen anbethet. Und wenn der Geitz bey einem Menſchen herrſchend geworden iſt, ſo kann er die Quelle der abſcheulichſten Verbrechen, der grauſamſten Ungerechtigkeiten, des Meineides, der niederträchtigſten Verräthereyen, und überhaupt der ſchändlichſten Laſter werden, denn das Geld iſt das höchſte Gut eines ſolchen Menſchen. Hüte dich vor dieſer ſchlechten Geſinnung, ſo viel du kannſt: und vergiß es nicht, daß der Geitz bey Armen ſowohl, als bey Reichen wohnen könne; weil er nicht in dem Beſitze des Vermögens an ſich, ſondern in der übermäßigen Liebe desſelben beſteht.

2) Was die Erwerbung der zeitlichen Güter betrifft, ſo vermeide alle ungerechten Mittel und Wege, und bediene dich nur der gerechten! Dieß fordert nicht nur deine eigene Vollkommenheit, ſondern die Theorie der geſellſchaftlichen Pflichten wird dich auch künftig lehren, daß, wenn du auch auf dem Wege der Ungerechtigkeit noch ſo viel zu gewinnen ſcheineſt, dein Verluſt noch größer, als der Gewinn durch dieſelbe werde.

Erſtlich: vermeide alle ungerechten Mittel der Erwerbung!

Du erwirbſt dir alsdann auf ungerechte Weiſe ein zeitliches Gut, wenn du dir ein Eigenthum auf die Art anſchaffſt, daß dadurch das alte Eigenthumsrecht, welches ein Anderer ſchon daran hatte, gekränkt wird. Dieß kann geſchehen, theils auf eine grobe Art: Wenn der rechtmäßige Eigenthümer dem Uebergange ſeines Eigenthumsrecht auf dich ausdrücklich widerſpricht, oder ſeine Einwilligung darin gänzlich zurückbehält, oder ſie zu geben, mit unſichtbarem Unrechte gezwungen wird. Hierher gehören alle gewaltthätige Beraubungen und Entwendungen, gegen die ſich der Eigenthümer entweder ſetzt, oder die ihm mit gänzlichem Mangel ſeiner Bewilligung gemacht werden; alle Unterdrückungen, Erpreſſungen in der Noth, Vorenthaltung des verdienten und verſprochenen Lohnes, Verheimlichung geſtohlenen Gutes oder einer gefundenen Sache, wo ich mir keine Mühe gebe, den wahren Eigenthümer ausfindig zu machen, u. ſ. w. theils auf eine feinere oder verſtecktere Art. Und dieſe iſt wieder gedoppelt.

Wenn ich die Zuſtimmung des Andern zur Veräußerung ſeines Eigenthumsrechts an mich gefließentlich erſchleiche. Hierher gehören alle Betrügereyen und Beſtechungen; alle Vervortheilungen im Handel und Wandel, durch falſches Maaß und Gewicht; alle betrügeriſche Anpreiſungen ſchlechter Waaren; alle eigene Verfälſchungen des Geldes oder der Waaren; alle falſche Ueberredungen, die den Gewinn des Eigenthums-

[illegible] eines andern an einer Sache zur Abſicht haben; alles betrügliche Betteln; alles betrügeriſche und unbeſonnene Schuldenmachen u. ſ. w. Da bey allen Menſchen die Selbſtliebe vorausgeſetzt werden kann, ſo iſt es dir nicht erlaubt, den Verſtand des Andern auf irgend eine Art zu hindern, daß er ſeinen Vortheil nicht ſehe, oder etwas zu thun, wodurch der Andere von der beſſern Erkenntniß ſeines Vortheils abgeleitet und dagegen in Irrthum und falſchen Meinungen zu ſeinem Schaden und deinem Vortheile gezogen, und durch dieſe Hinterliſt dahin gebracht werde, dir dem Scheine nach mit freyer Entſchließung ein Eigenthumsrecht abzutreten; was aber nicht geſchehen ſeyn würde, wenn du ihn nicht getäuſcht hätteſt.

Du erwirbſt dir auch alsdann auf ungerechte Art ein Gut, wenn du die Schwachheit und Uebereilung eines Andern und unbedachtſamer freywilliger Abtretung ſeines Eigenthumsrechts ſchändlich benutzeſt. Alle Menſchen haben nicht einerley Grad von Beurtheilungskraft. Da, wo du mit Gewißheit ſieheſt, daß dein Nebenmenſch mit ganz eigener freygefaßten, von dir gar nicht erſchlichenen Entſchließung dir ein ſolches Eigenthumsrecht abtreten will, das ihm durchaus zu ſeiner Wohlfahrt nöthiger und unentbehrlicher iſt, als dir, oder wodurch ihm ein größerer Schade, als dir Vortheil erwächſt; da biſt du ſchuldig der Vormund deines ſchwächern und zu gutherzigen Nächſten zu ſeyn; da kannſt du kein braver Mann bleiben, wenn du ſeine

Schwachheit zu ſeinem Schaden benutzen und ſein Geſchenk annehmen wollteſt. Eben darum ſind auch in wohlgeordneten Geſellſchaften alle Verträge über Geld und Gut mit Kindern, Minderjährigen und erwachſenen Unfähigen, mit Recht verbothen.

Ein Menſch, der ſich ſolcher niederträchtiger Ungerechtigkeiten ſchuldig macht, muß ſehr ſchlechte Begriffe von ſeiner wahren Glückſeligkeit haben; denn er arbeitet ihr gerade entgegen. Er verſcheucht ſeine Zufriedenheit; gräbt ſich Quellen der bittern Reue; raubt ſich das Bewußtſeyn eines ehrlichen Mannes; ſetzt ſich dem Verluſte ſeines guten Nahmens bey Andern, und der gerechten Beſtrafung in der menſchlichen Geſellſchaft bloß, und iſt durchaus zur vollkommnen Wiedererſtattung des mit Unrecht an ſich gebrachten Gutes an den Eigenthümer oder deſſen Erben, und zur gänzlichen Schadloshaltung verbunden.

Zweytens: Aber welches ſind die gerechten Erwerbungsmittel zeitlicher Güter?

Rechtmäßige Erbſchaften. Biſt du aber überzeugt, daß dein Erblaſſer dir unrecht erworbenes Gut hinterlaſſen, kennſt du die rechtmäßigen alten Eigenthümer, und ſieheſt ſie vielleicht in der dadurch verurſachten Noth noch leiden; ſo entledige dich als Erbe des ungerechten Antheils. Das wird dir ein ruhiges Gewiſſen, Ehre und Liebe erwecken. Iſt die etwa begangene Ungerechtigkeit aber ſchon in ihren Beweiſen zu dunkel; ſo würde die ſpäte Wiederſtattung und rechtliche Ausmittelung des ſtärkern Eigenthumsrechts in den meiſten Fällen mehr Unordnung, als Nutzen in der Geſellſchaft ſtiften; aber dein armer Mitmenſch hat dann Anſprüche auf deine Wohlthaten.

Freywillige Gaben und Geſchenke von Denen, die reicher ſind als du, über das Gut, welches ſie dir abtreten, die das Eigenthumsrecht haben, und durch Abtretung derſelben an dich, dich nicht wohlhabender machen, als ſie ſelbſt bleiben. Wo dir jemand unter dieſen Vorausſetzungen ein Eigenthumsrecht abtritt, da hat die Gerechtigkeit nichts dawider, daß du es nicht annehmen könnteſt.

Die Zueignung eines ſolchen Gutes, wovon der alte Eigenthümer aller angewandten Bemühungen ungeachtet, nicht mehr ausgemittelt werden kann, und weder der Geſellſchaft, noch ſonſt Jemanden ein näheres Recht darüber zuſteht.

Das beſte und allgemeinſte Erwerbungsmittel zeitlicher Güter iſt die Arbeitſamkeit, oder die vernünftige Anwendung unſerer Kräfte zur Vollbringung nützlicher Geſchäfte. Es iſt ſchon gezeigt, daß die Arbeitſamkeit eine Quelle der Geſundheit, des Vergnügens, der Zufriedenheit, der mehrern Geſchicklichkeit und Vervollkommnung unſerer ſelbſt, und der Ehre und Hochachtung bey Andern ſey, und daß hingegen Faulheit und Müßiggang, die Erſchlaffung unſerer Kräfte, Krankheiten und Verachtung nach ſich ziehen, und eine Quelle vieler Unordnungen und Vergehungen werden können, weil ſie den Leidenſchaften und der Einbildung Muße und Freyheit auszuſchweifen verſchaffen. Da aber auch dieſe Tugend das ſchönſte Erwerbungsmittel zeitlicher Güter iſt, ſo wollen wir ſie hier etwas näher kennen lernen.

Jeder Menſch iſt ſchuldig, ſeine Kräfte in nützlichen Arbeiten thätig ſeyn zu laſſen, denn zu keinem andern Zwecke ſind ſie ihm verliehen. Auch der Reiche, er mag nun ſeinen Reichthum einer Erbſchaft oder ſeinem noch bewieſenem Fleiße, oder andern Zufällen zu verdanken haben, iſt darum keineswegs berechtiget, ſeine Kräfte im Müßiggange zu verſchleudern, weil ihn ſonſt gewiß alle elenden Folgen des Müßigganges treffen, und die ſchönen Früchte der Arbeitſamkeit mangeln werden; und weil er auch ſogar ſchuldig iſt, durch fortgeſetzten Fleiß ſeine irdiſchen Güter zu vermehren, und durch eine gute Anwendung derſelben nach den Regeln der Sparſamkeit, die man kennen lernen muß, ſich und der Welt immer mehr nützlich zu werden.

Allein, wir können um der Verſchiedenheit unſerer Kräfte, Neigungen, Bedürfniſſe und Gegenſtände willen nicht alle auf einerley Art geſchäftig ſeyn. Dabey würde auch weder das Glück eines einzelnen Menſchen, noch einer ganzen Geſellſchaft beſtehen können. Daher gibt es unzählige Ordnungen, Stände, Lebensarten und Handthierungen, in welche ſich die Menſchen vertheilen.

Das, was die meiſten nützlichen Beſchäftigungen eines Menſchen in ſeinem Leben in ſich faßt; das, worin ſeine Kräfte am öfterſten und vorzüglichſten thätig ſind, und woher die Welt ſeinen eigentlichen Beytrag zum allgemeinen Wohl erwartet, nennt man den Beruf eines Menſchen.

Glücklich iſt derjenige, der ſich gerade in einen ſolchen Beruf geſetzt ſieht, der ſeinen Kräften recht angemeſſen iſt, für den er gerade geboren war! Denn ihm ſind alle ſeine Beſchäftigungen, die er darin findet, Quellen des Vergnügens. Er gibt ſie mit Luſt, und ſie gehen ihm glücklich von ſtatten. Die Geſellſchaft findet ſich in ihren Erwartungen von ihm nicht betrogen. Er ſegnet ſie mit Vortheilen nach dem Maße, als es der Wirkungskreis ſeines Berufs zulaſſen will. Allein, Dieß iſt leider der ſeltenſte Fall, und er zeichnet ſich da, wo er iſt, ſehr geſchwinde aus. Ein für ſeinen Beruf geborner Menſch zieht bald die Aufmerkſamkeit anderer auf ſich, und läßt ſeine ungeſchicktern Berufsverwandten ſehr weit hinter ſich zurück. Allein, ſage ich nochmahls, es iſt leider der ſeltenſte Fall, daß ein Menſch mit ſeinem rechten Berufe zuſammenkommt.

Stolz, Geiz, Unwiſſenheit, Vorurtheile und geprüftes Gutachten derer, denen wir in der Kindheit und Jugend unterworfen ſind, und tauſend andere Zufälle und Verbindungen entſcheiden gemeiniglich in unſerer Kindheit unſer künftiges Schickſal von dieſer Seite, beſtimmen unſern Beruf, und ſtoßen uns in eine Lebensart, bey der vielleicht von denen, die ſich mit ihrer guten Wahl über uns viel wußten, alles Übrige, nur nicht Das bedacht war, ob wir in dieſelbe paſſen würden oder nicht? Daher ſo viele Reiche in Palläſten, unfähig zu befehlen, geboren zum Gehorchen! Daher ſo viele Helden, die bey der kleinſten Gefahr zittern, oder gleich dem gedankenloſen Pfoſten mit ſtarrer Unentſchloſſenheit da ſtehen! Daher ſo viele Räthe, die Andern rathen ſollen, und ſelbſt kaum einer undeutlichen Vorſtellung fähig ſind! Daher ſo viele Lehrer, in deren Köpfen entweder egyptiſche Finſterniß ruhet, oder die ſich mit ihrer ganzen Lehrgabe auf's Höchſte bis zur Fertigkeit eines albernen Nachbethers hinaufſchwingen können! Daher ſo viele Stümper in allen Gewerben, Handthierungen und Lebensarten der Menſchen! Wäre ein Jeder an den Platz geſtellet, wo er hingehört, er würde ihn würdig behaupten. Aber ſo gibt es unzählige mehr oder weniger verwahrloſete Köpfe, je nachdem die natürliche Anlage ihrer Kräften, mit dem Berufe, zu welchem ſie verdammt ſind; in größerem oder geringerem Widerſpruche ſteht.

Sey es denn nun, wie es ſey, ſo bleibt kein anderer Rath übrig, als der: Biſt du noch in keine beſondere Lebensart eingewieſen, ſondern haſt noch Freyheit zu wählen; ſo wähle denjenigen Beruf, der ſich am beſten für deine Kräfte und Neigungen ſchickt, für den du gemacht und an Gaben ausgerüſtet biſt, deſſen pflichtmäßige Abwartung dir das meiſte Vergnügen ſchafft. Iſt dein Beruf aber ſchon feſtgeſtellt, und biſt du in denſelben ſchon eingewieſen, du ſchickſt dich aber ganz und gar nicht zu ihm, ſieheſt hingegen, daß die Möglichkeit, ihn mit einem andern, für dich ſchicklichern zu vertauſchen, leicht ſey, daß dieſe Veränderung ohne Verletzung höherer Pflichten geſchehen könne, daß die dabey zu beſiegenden Schwierigkeiten den Beſchwerlichkeiten bey weitem nicht die Wage halten, mit denen du beym Ausharren in deinem alten Berufe bis an deinen Tod fruchtlos zu kämpfen haben würdeſt; ſo laß den alten fahren, und tritt in den für dich beſſern. Sieheſt du aber, daß eine ſolche Veränderung mit ſo vielen Schwierigkeiten verbunden ſey, daß ſie nun, wenn ſie zu ſpät geſchehen ſollte, dir und der Geſellſchaft mehr Schaden als Vortheil bringen würde, und kannſt du dich dabey mit den Pflichten deines Standes, wenn ſie dir ſchon nicht die liebſten ſind, doch einigermaßen ausſöhnen, und ihrer Ausübung einigen Geſchmack abgewinnen; ſo bleibe in deinem Berufe, und ſuche ihm mit der dir möglichſten Treue vorzuſtehen.

14. Stück.

Du ſollſt nicht ſtehlen.

Fortſetzung
von der Einleitung zu dieſem Gebot.

Um deinem Berufe würdig vorſtehen zu können, ſuche recht kennen zu lernen; welche Hauptbeſchäftigungen er fodert? wie und durch welche Mittel dieſe am beſten zu vollbringen ſind? Gib auf diejenigen Menſchen und auf ihre Verhaltungsart Acht, welche in demſelben Berufe leben; und ſchäme dich nicht von den Klügern zu lernen. Je mehr Ordnung in deinen Geſchäften herrſcht, deſto beſſer gehen ſie von ſtatten. Das, was wichtiger, nothwendiger, ſtärkere Pflicht iſt, oder was das folgende erleichtert und abkürzt, muß zuerſt vorgenommen werden. Sey auch nicht ſo unbeſtändig und veränderlich in deinem Vornehmen. Oft hängt der glückliche Ausgang einer Sache von der unverdroſſenen Fortſetzung und Ausharrung in der Arbeit ab. Da, wo du dieß mit Wahrſcheinlichkeit vorausſiehſt, harre in der Arbeit bis zu ihrer Vollendung aus. Siehſt du aber jetzt zu große Hinderniſſe, und iſt die Arbeit eines Aufſchubs fähig; ſo ermüde dich nicht vergebens, ſondern verſpare ſie bis dahin, wo die Zeit die Hinderniſſe aus dem Wege räumt, und bequemere Gelegenheit dich einen beſſern Fortgang hoffen läßt!

Nimm die guten Gelegenheiten inſonderheit wahr, denn ſie gehen mit den Vortheilen, die ſie dir anbiethen, vorüber, wenn du ſie ihnen nicht abgenommen, oder die vortheilhafte Zuſammenſtimmung aller Umſtände zur Bewerkſtelligung einer Sache benutzt haſt! Theile, ſo viel möglich, deine Zeit unter deine Beſchäftigungen mit weiſer Sparſamkeit ein, und vergiß auch nicht der Erholung deiner Kräfte die Nothdurft davon zuzumeſſen! Wenn deine Berufsgeſchäfte und nöthigen Erholungen nicht deine ganze Zeit ausfüllen, ſo nimm noch andere, deinem Stande und deinen Kräften angemeſſene nützliche, Arbeiten zu Hilfe! Denn je voller dein Leben an guten und nützlichen Handlungen iſt, deſto beſſer iſt es; deſto höher ſteigt dein Werth; deſto mehr Samen ſäeſt du, aus welchem dir immerhin die reichſten Früchte erwachſen. Und wenn du außer deinen Berufsgeſchäften die mannigfaltigſten Verbindungen anſiehſt, in welchen du als Vater, als Kind, als Freund, als Nachbar u. ſ. w. ſtehſt, wenn du es für deine größte und ſeligſte Pflicht hältſt, dein und Anderer Glück ſo viel möglich zu erhöhen; ſo wirſt du für deinen geſchäftigſten Fleiß beſtändig genug zu thun finden, ohne dich mit ſtrafbarem Vorwitze in fremde Angelegenheiten, die dich gar nichts angehen, und in denen du nichts Gutes ſtiften kannſt, miſchen zu dürfen. Suche für diejenigen deiner nützlichen Beſchäftigungen, die eine Sammlung deiner Kräfte und Enthaltſamkeit von aller äußern Zerſtreuung fordern, die erforderlichen Stunden der Stille und Einſamkeit aus deiner Zeit heraus, und vergiß es nicht, daß das Recht-Arbeiten dem Viel-Arbeiten weit vorzuziehen ſey. Wenn du dieſe Regeln beobachteſt, ſo wirſt du nie über eine beſchwerliche Langweile zu klagen Urſache haben. —

Fliehe den ſchändlichen Müßiggang, der die koſtbare Zeit verſchwendet, und das Ruhebette aller Laſter iſt! Fliehe die unausſtehliche Faulheit, der jede Art von nützlichen Beſchäftigungen zuwider iſt, die den Menſchen zur unnützen Laſt der Erde macht, und ſeine Kräfte verroſten läßt! Fliehe die weibliche Bequemlichkeit, die jede Arbeit von ſich weiſet, wenn ſie mit der geringſten Beſchwerlichkeit verbunden iſt! Fliehe die zaudernde Saumſeligkeit da, wo die Vernunft ohne Anſtand die Anſtrengung deiner Kräfte gebiethet! Fliehe auch den geſchäftigen Mißiggang, der dich zwar ſtets, aber ohne vernünftige Abſichten und Ordnung handeln läßt, und bey dem du am Ende mit vieler unnützer Geſchäftigkeit nichts gethan haſt!

3) Allein, es iſt nicht genug, die Erwerbungsmittel zeitlicher Güter zu kennen, man muß auch wiſſen, wie man die erworbenen zeitlichen Güter auf die beſte Art gebrauchen und anlegen ſollte? Dieß lehrt die Tu-

gend der Sparſamkeit. Dieſe fordert, daß man allen unnöthigen und verſchwenderiſchen Aufwand zeitlicher Güter vermeiden ſolle, damit man da, wo der Aufwand derſelben nothwendig und nützlich iſt, ihn zu machen im Stande ſey. Die Sparſamkeit iſt alſo von dem Geitze unendlich verſchieden.

Um dieſer Forderung der Sparſamkeit nachleben zu können, hat der Menſch zwey Ueberlegungen anzuſtellen höchſt nöthig. Man muß nähmlich ſeine Einnahme und ſeinen Vermögenszuſtand, und ſeine Bedürfniſſe und Veranlaſſungen zu Ausgaben überſchlagen und richtig kennen zu lernen ſuchen, ſich auch ſtets in guter Bekanntſchaft mit dieſen zwey Stücken zu erhalten befliſſen ſeyn, damit man vernünftig ausmachen und unterſcheiden könne, welche unſre dringendſten, welche unſere weniger nothwendigen, und welche die ganz überflüßigen und unnützen Bedürfniſſe ſind? wohin, und wie weit man alſo mit ſeinen Ausgaben gehen müſſe und könne, um den beſten Gebrauch von ſeinen zeitlichen Gütern zu machen.

Das erſte Stück, nähmlich der Vermögenszuſtand, läßt ſich gemeiniglich am geſchwindeſten ausmitteln, wenn man nur dabey die gewiſſern Einnahmen von den ungewiſſern nicht zu unterſcheiden vergißt. Freylich iſt der ſicherſte Beſitz nicht ohne alle Unſicherheit, und die am gewiſſeſten zu erwartende Einnahme kann ausbleiben. Allein, dieß kann uns hier nicht hindern, jene Eintheilung zu genehmigen, weil wir ſonſt gar keine Regeln der Sparſamkeit würden feſtſetzen können. Ueberdieß wird für die Fälle, wo die vernünftigſten Erwartungen in dieſer Sache fehl ſchlagen, weiter unten nähere Anweiſung gegeben werden, wie wir uns dabey zu verhalten haben. Derjenige aber, der ſeinen Vermögenszuſtand, ſein Eigenthum und ſeine Einnahmen gar nicht recht kennt, und auch nicht recht kennen zu lernen bemüht iſt, macht ſich der erſten Nachläßigkeit und Unordnung in Verwaltung der zeitlichen Güter ſchuldig, die die traurigſten Folgen für ihn nach ſich ziehen kann. Denn da die Beurtheilung Deſſen, was nöthige und was unnöthige Ausgabe iſt, vornähmlich auch von dem Vermögensſtande abhängt, wie will ein Menſch mit einiger vernünftigen Ordnung ſein Geld und Gut anwenden, oder über ſeine Ausgaben ein Auge halten, der ſein Eigenthum gar nicht kennt? Iſt es Liebe zur Bequemlichkeit, die ihn an dieſer wichtigen Pflicht gegen ſich ſelbſt hindert, ſo iſt ſie ſchändlich.

Iſt es gar zu großes Vertrauen zu andern, ſo iſt dieß Vertrauen unbeſonnen, weil die elenden Folgen davon ihn ſelbſt am meiſten treffen werden. Iſt das Gewerbe, worin er ſteht, zu groß und zu weitläuftig; klagt er, daß er es nicht ganz überſehen könne; warum ſchränkt er es nicht lieber bis auf den Punkt ein, wo ihm eine Ueberſicht deſſelben möglich bleibt? So würde er den Vortheil der Sicherheit haben, anſtatt, daß er da, wo er ein Fremdling in ſeinem Eigenthume bleibt, alle Augenblicke den Einbruch eines gänzlichen Verfalls ſeines Wohlſtandes befürchten, und ehe er es ſich verſieht, ſich auch wohl wirklich aus dem Traume des Reichthums, mit dem er ſich ſchmeichelte, heraus, und an den Bettelſtab verwieſen ſehen muß.

Allein, das zweyte Stück, nähmlich die Auseinanderſetzung unſerer Bedürfniſſe und nöthigen Ausgaben erfordert noch mehr prüfende Ueberlegung. So ſehr dieſe auch überhaupt der Vernunft eines jeden einzelnen Menſchen überlaſſen bleiben muß, um in ſeiner Lage, in ſeinen beſondern Umſtänden und Verhältniſſen, worin er lebt, eine richtige Rangordnung ſeiner Bedürfniſſe auszumitteln, die ihm bey ſeinen Ausgaben zur Regel diene, ſo wollen wir doch verſuchen, ihn durch die Angabe einiger allgemeinen Sätze und Regeln dabey zu Hilfe zu kommen.

Erſtlich. Du mußt es nie vergeſſen, daß du nicht einſam und allein, ſondern in Geſellſchaft anderer Menſchen in der Welt lebſt, und daß du, ſelbſt um deiner eigenen Wohlfahrt willen verbunden biſt, nicht auf deine eigenen Bedürfniſſe allein und ausſchließungsweiſe, ſondern zugleich mit auf die Bedürfniſſe deiner Nebenmenſchen zu ſehen. Dieſe Forderung gehört zwar vorzüglich zu den Pflichten gegen andere Menſchen, wo ſie auch künftig weitläuftiger ausgeführt werden wird. Allein, es iſt nöthig, ſie hier zu berühren, weil ohne ſie die Materie von der pflichtmäßigen Anwendung der zeitlichen Güter in zu vieler Dunkelheit bleiben würde. Nun iſt es wahr, deine eigenen Bedürfniſſe haben in Vergleichung mit anderer Menſchen ihren, an ſich betrachtet, zu allen Zeiten und überall immer den Vorzug bey dir, und müſſen ihn auch um der Selbſtliebe willen haben; aber wohl gemerkt, wenn Bedürfniß und Bedürfniß einander gleich ſind, oder dein eignes größer iſt als das deines Nächſten, ſo ergibt ſich der Vorzug ohnehin von ſelbſt. Sind ſie ſich aber beyde gleich, ſo iſt dir dein eignes Bedürfniß das nächſte, und muß von dir zuerſt, und wenn dem eben ſo großen Bedürfniß deines Nächſten nicht zugleich mit von dir abgeholfen werden kann, jenes, das deinige nähmlich, auch nur allein von dir befriedigt werden. Allein, ſobald der Fall eintritt, daß das Bedürfniß deines Nächſten größer iſt, als das deinige, ſo muß ſchlechterdings jenes größere, deinem kleineren von dir vorgezogen werden. Z. B. du bedarfſt eines neuen Kleides. Dein Nächſter iſt aber in Gefahr zu erhungern: und beyden Bedürfniſſen kannſt du nicht zugleich abhelfen. Du biſt ſchuldig in deinem alten Rocke noch länger zu gehen, und deines Bruders Leben zu retten. Freylich muß die Entſcheidung, ob dein oder deines Nächſten Bedürfniß das größere ſeyn, und ob dein zeitliches Vermögen zureiche, beyden zugleich, oder nur einem abzuhefen? deiner eignen Beurtheilung überlaſſen werden. Um dieſe aber deſto richtiger anzuſtellen, und dadurch überhaupt dieſe ganze Vorſchrift deſto beſſer ausüben zu können, ſo eigne dir die Fertigkeit an, dich überall in die ganze Stelle, Lage und Verhältniſſe des Andern leicht hinein denken zu können. Verwechſle im Gedanken die Perſonen. Sey du der, der er iſt, und laß ihn denjenigen ſeyn, der du biſt. Seine Umſtände, Schickſale, Bedürfniſſe, Vermögen, u. ſ. w. ſeyen die deinigen, und was dir gehörte, leihe ihm in Gedanken. Dieß wird dich gleich lehren, ob dein oder ſein Bedürfniß größer ſey? Denn noch nicht der gleiche Mangel ein oder eben derſelben Sache macht ein gleiches Bedürfniß aus.

Mein Nächſter kann einen ältern Rock tragen, als ich; und mein Bedürfniß eines neuen Kleides kann in Rückſicht auf meinen Stand, doch dringender ſeyn. Ueberhaupt, wenn du erſt davon feſt überzeugt biſt, daß dein höchſter Werth und deine größte Würde darin beſtehe, ein guter Menſch zu ſeyn; wenn folglich deine fleißigſten Beſtrebungen auf deine perſönliche Vervollkommung gerichtet ſtehen, ſo wird dieſe Ueberzeugung auch in Anſehung deines zeitlichen Vermögens deine Augen hinlänglich ſchärfen, ſowohl deine, als deines Nächſten Natur, Umſtände, Verhältniſſe und ganze Lage in der Welt richtig zu ſehen, zu beurtheilen und zu unterſcheiden, um nicht nach dem blinden Gutachten der Einbildung, der Leidenſchaften und herrſchender Vorurtheile, ſondern nach dem Urtheile der Vernunft, der Wahrheit gemäß ausmachen zu können, ob dein, oder deines Nächſten Bedürfniß dringender ſey, und deine gegenwärtige Hülfe erfordere? Und wenn du denn, indem du der Vernunft und Wahrheit folgſt, noch ſo viel von irdiſchen Gütern aufzuopfern ſcheinſt, ſo laß dich es nicht gereuen, weil eines Theils der Gewinn für deine perſönliche Vollkommenheit und vernünftige Zufriedenheit durch das Bewußtſeyn rechtſchaffen zu handeln, unendlich wichtiger iſt, anderntheils eine ſolche Geſinnung und Verhaltungsart dir die Liebe anderer Menſchen erwirbt, die dich in deiner Noth auch nicht ſinken laſſen wird; zugeſchweigen, daß bey einer vernünftigen Ausübung jener Regel deine Noth nie größer werden kann, als des Nächſten ſeine, weil ſie nur fordert, das größere Bedürfniß desſelben deinem eigenen kleinern vorzuziehen. Wollteſt du aber die Bedürfniſſe Anderer überall und ohne Unterſchied deinen eigenen Bedürfniſſen ſtets nachſetzen; ſo würdeſt du dich des ſchändlichen Laſters des Eigennutzes ſchuldig machen.

Der ſtrafbarſte Mißbrauch aber wäre es, dein irdiſches Vermögen gar zu einem Mittel zu gebrauchen, deinem Nächſten ſchädlich zu ſeyn.

Dieſe Regel lehrt dich alſo, den Umfang der Bedürfniſſe, zu derer Abhelfung du deine zeitlichen Güter zu verwenden haſt, kennen. Es ſind nicht blos deine eigenen und unmittelbaren. Nein! Auch die Bedürfniſſe deiner Mitmenſchen haſt du, da du einmahl in ihrer Geſellſchaft lebſt, als deine eigenen anzuſehen. Und nur in dem Falle, wenn beyde gleich groß ſind, und nicht zugleich von dir befriediget werden können, haben deine eigenen und unmittelbaren den Vorzug. Glückliche

Geſellſchaft, in welcher dieſe Regel von allen Mitgliedern vernünftig geübt würde!

Zweytens. Mäßige deine Neigungen und Begierden, damit ſie dir nicht mehrere Bedürfniſſe nothwendig machen, als die Vernunft in Rückſicht auf dein Vermögen, auf deine übrigen Umſtände und dein geſammtes wahres Wohl billigen kann. Ein Menſch, der nicht durch die Vernunft, ſondern durch ſeine blinden Neigungen, Einbildungen, herrſchende Vorurtheile und Gewohnheiten ſeine Bedürfniſſe beſtimmen läßt, macht ſich entweder des Laſters des Geitzes oder der Verſchwendung ſchuldig. Von jenem iſt oben ſchon geredet worden.

Die Verſchwendung beſteht in der Unbeſonnenheit die unnöthigen Ausgaben den nöthigern vorzuziehen. Sie iſt wahre Ungerechtigkeit und Grauſamkeit gegen uns und Andere, weil wir zur Abhelfung der nöthigen Bedürfniſſe, ſie mögen ſich bey uns oder bey Andern befinden, immer zuerſt verpflichtet ſind, und keines Menſchen Vermögenszuſtand zureicht, neben den nöthigen auch alle unnöthigen Bedürfniſſe zu befriedigen. Wie thöricht iſt es, z. B. allen Geld verſplitternden Geſellſchaften beyzuwohnen, oder alle koſtbare Kleidergewohnheiten mitzumachen, und darüber ſeinen Nahrungsſtand, der nöthigere Ausgaben fordert, ſinken zu laſſen? So wie der Arme ſo gut als der Reiche geitzig ſeyn kann, ſo iſt Dieß auch in Anſehung der Verſchwendung möglich. —

Noch mehr: Ungeachtet die Natur der Menſchen an ſich mit Wenigem zufrieden iſt, ſo können wir uns doch leicht verwöhnen, uns eine Menge unnützer Bedürfniſſe anzuſchaffen, von deren Befriedigung unſere Zufriedenheit abhängig wird. Da nun unſer Vermögensſtand veränderlich iſt, ſo ſteht alsdann unſere Zufriedenheit immer auf dem Spiel. Wird jener geſchwächt, ſo fällt es dem Menſchen hernach ſehr ſchwer, ſeine verwöhnten Neigungen wieder einzuſchränken, und die angenommenen Bedürfniſſe wieder abzuſchaffen, oft ſo ſchwer, daß Viele, um ſich dieſen Verdruß mit ſich ſelbſt zu erſparen, die größten Ungerechtigkeiten und Betrügereyen begehen, oder ihre Zuflucht zum unbeſonnenen Schuldenmachen nehmen, und ſich dadurch einem früh oder ſpät hereinbrechenden noch größern Elende, Armuth und Schande blos ſetzen, ſich Quellen des Kummers und des Grams graben, und durch ihre Unbeſonnenheit ſich Urſachen zu den gefährlichſten Krankheiten, ja oft zum Selbſtmorde bereiten. Vergiß es nie, daß der Menſch um ſo viel ruhiger und glücklicher lebe, je weniger Bedürfniſſe er ſich nothwendig werden läßt, und daß daher die Pflicht, die dringenderen Bedürfniſſe Anderer, ſo weit ſie dir bekannt ſind, und du ihnen abhelfen kannſt, deinen eigenen weniger nöthigen bey deinen Ausgaben vorzuziehen, auch darum ein wahrer Segen für dich ſey, weil ſie deine Neigungen und Begierden in den Schranken der Ordnung und Mäßigkeit zu bleiben zwingt.

Drittens. Der Maßſtab, nach welchem du dein irdiſches Vermögen zur Abhelfung deiner eigenen und Anderer nöthigen Bedürfniſſe anzuwenden haſt, iſt, wie ſchon geſagt, dein Vermögenszuſtand ſelbſt, oder dein Eigenthum. Daher ergeben ſich für den Reichen mehrere Bedürfniſſe und Verpflichtungen zum größern Aufwande als für den Armen.

Allein geſetzt, daß dir ſolche eigene dringende Bedürfniſſe aufſtießen, denen dein gegenwärtiges Vermögen nicht gewachſen wäre; ſo iſt es dir vollkommen erlaubt, zu dem Vermögen eines Andern auf eine ſolche Art deine Zuflucht zu nehmen, daß ſein Eigenthumsrecht nicht gekränkt wird. Dieß Letztere wird auf die Weiſe ververhütet, wenn du ihn mit Beſcheidenheit um den dir nöthigen Vorſchuß aus ſeinem Vermögen anſprichſt, ihm mit aller Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit die hinlängliche Sicherheit ſeines Darlehens aus deinem Vermögenszuſtande nachweiſeſt, dich über den Zeitpunkt der Wiedererſtattung mit ihm vereinigeſt, und ihm den Schaden, den er während dieſer Entäußerung leiden möchte, wenn er es fordert, mit Billigkeit erſetzeſt. Allein, dann vergiß auch nicht, deine übernommenen Verbindlichkeiten mit aller Treue und Redlichkeit zu erfüllen, und, um dieß leiſten zu können, hüte dich ja, nicht mehr zu borgen, als die dringende Nothwendigkeit erfordert.

15. Stück.

Du ſollſt nicht ſtehlen.

Beſchluß

der Einleitung zu dieſem Geboth.

Geſetzt aber, daß bey deinem Unvermögen dein Bedürfniß äußerſt dringend und nothwendig wäre, und du auch keine Sicherheit über einen dir etwa zu leiſtenden Vorſchuß aufweiſen könnteſt, ſo entdecke denjenigen Menſchen, zu welchen du darin Vertrauen haben kannſt, mit aller Aufrichtigkeit deine traurige Lage. Hüte dich, keine Blendwerke, keine falſchen, keine lügenhaften Verſprechungen dem Andern zu machen, oder auf irgend eine ungerechte Art ſein Eigenthum an dich zu bringen. Denn nicht die Armuth, ſondern die Ungerechtigkeit iſt ein Schandfleck für einen Menſchen. Es müßte ſchlimm ſeyn, und ich kann mir den Fall unmöglich denken, daß du in der menſchlichen Geſellſchaft leben, deine dringendſten Bedürfniſſe und völliges Unvermögen Andern entdecken, und durchaus keine willige Unterſtützung finden ſollteſt? Gibt es Menſchen, die Dieß für möglich halten, oder wohl gar durch ihr eignes Beyſpiel erweislich machen wollen, ſo war gewiß entweder ihr Stolz Schuld daran, der ſie an dem freyen und offenen Geſtändniſſe ihrer Noth hinderte, oder ihre Noth ſelbſt beſtand aus ſolchen Bedürfniſſen, die ihre ungezähmten Begierden und ihre ausſchweifende Einbildung für wichtig und dringend hielten; und in beyden Fällen geſchah ihnen dann ganz recht, daß der Mangel fremder Hülfe ſie nöthigte, die Begriffe von ihrer Hoheit entweder von ihrem Stolze, oder von ihren Bedürfniſſen herunter zu ſtimmen.

Viertens. Da es zu allen Zeiten nöthige und unnöthige Bedürfniſſe gibt und geben wird, und der Menſch, wenn ihm ſchon die Zukunft noch nicht aufgedeckt vor Augen liegt, doch an dieſelbe denken, und gewiſſe Ueberlegungen und Entſchließungen für dieſelbe faſſen kann, ſo verlangt die Tugend der Sparſamkeit, daß du dieſe Zukunft auch in Anſehung deiner Bedürfniſſe nicht ganz aus den Augen laſſen ſollſt. Um aber die rechte Mittelſtraße zwiſchen ängſtlichen Sorgen und unbedachtſame Sorgloſigkeit in Abſicht auf die Zukunft zu treffen, ſo merke, daß du für die etwaigen künftigen Bedürfniſſe bey dir und Andern nicht dadurch Sorgen und Bedacht nehmen mußt, daß du die gegenwärtigen dringenden und nothwendigen, ſondern dadurch, daß du die gegenwärtigen unnöthigen Ausgaben vermeideſt. Wenn von ſolchen Bedürfniſſen die Rede iſt, die die Vernunft als nothwendig und dringend, erkennt, ſo hat die Gegenwart den Vorzug vor der Zukunft. Es iſt alsdann Thorheit, wenn du jetzt leiden, oder Andere leiden laſſen wollteſt, um in der Zukunft deiner Meinung nach nicht leiden zu dürfen; da die Zukunft tauſend Veränderungen in Anſehung deines und des Lebens Anderer, oder deines Vermögensſtandes, oder deiner und Anderer Bedürfniſſe mit ſich führen kann. Oft können auch eben dadurch, daß die gegenwärtigen Ausgaben am rechten Orte nicht geſparet werden, viele Bedürfniſſe der Zukunft ganz abgewandt werden. Die Erfahrung lehrt, daß der Menſch, der, um gegen die möglichen Unfälle der Zukunft gerüſtet zu ſeyn, ſich gegen die gegenwärtigen nothwendigen Bedürfniſſe mit unverſtändiger Fühlloſigkeit härtet, daß der Vater, der, um ſeinen Kindern ein großes Erbtheil hinterlaſſen zu können, die gegenwärtigen Koſten ihrer vernünftigen Erziehung ſcheuet, daß der Ackersmann, der um dem Ankaufe reinen Samens zu entgehen, ſeinen untauglichen auf den Acker ſtreuet, daß der Einwohner der, vor der ſchadhaften Beſchaffenheit ſeines Hauſes, der jetzt noch mit Wenigem abzuhelfen wäre, die Augen zudrückt: mit einem Worte, daß alle die Menſchen, die die Ausgabe des gegenwärtigen Groſchens da ſcheuen, wo ſie die Vernunft doch zu machen befiehlt, ſich für die Zukunft ſehr ſchlecht berathen, und anſtatt ihre Zufriedenheit zu gründen, und ihren Wohlſtand zu bauen, ſich vielmehr Quellen der Reue graben, und den Weg zur Armuth wandeln. — Ueberdieß hat eine andere Hand auch ſchon deine und andere Bahnen auf die Zukunft gezeichnet, deine und ihre Schickſale abgewogen, ſo, daß du nicht fürchten darfſt, wenn du als ein vernünftiger Menſch dein zeitliches Vermögen zur Beſtreitung gegenwärtiger dringender Bedürfniſſe anwendeſt (und ſollte es auch dem Urtheile der Vernunft nach ganz angewandt werden müſſen) einſt darum deine Tage im Unglücke verſeufzen zu müſſen, oder Anderer wahre Wohlfahrt untergehen zu ſehen.

Aber auf der andern Seite iſt es einem erwachſenen Menſchen eben ſo unanſtändig, wenn er mit kindiſcher Sorgloſigkeit in den Tag hinein leben, an die Zukunft gar nicht denken, ſein Vermögen in unnützen Ausgaben verſchwenden und die Oekonomie eines Vogels unter dem Himmel zu der ſeinigen machen wollte. Armuth mit allen ihren traurigen Folgen, und der Spott Anderer werden die Früchte ſeyn, die ihm ſein Leichtſinn früh genug tragen wird. Was du alſo durch die Vermeidung unnützer und unnöthiger Ausgaben erſparen kannſt, das ſammle für die Zukunft.

Fünftens. Uebe dein Eigenthumsrecht, ſo viel möglich, ſelbſt aus. Viele Menſchen überlaſſen die Verwaltung ihres Vermögens aus weichlicher Bequemlichkeit Andern. Dadurch verlieren ſie die Bekanntſchaft mit ihren Einnahmen und Ausgaben, geben ſich dem Unverſtande, oder dem Eigennutze und der Treuloſigkeit Anderer preis, und müſſen ihre Thorheit und Nachläßigkeit hernach oft durch die Leiden der Armuth büßen. So lange du lebſt und dein Eigenthum ſelbſt verwalten kannſt, ſo entäußere dich dieſes Rechts nicht. Tritt nicht von ſelbſt in die Schranken der Unmündigkeit zurück, aus welchen dich deine Jahre und die Geſetze herausgeführt hatten. Dieß mögen ſich auch alle Aeltern merken, und ſich vor der Thorheit warnen laſſen, bey ihren Lebzeiten ihre Kinder zu Herren ihres Vermögens zu machen, und ſich dadurch in die Nothwendigkeit zu ſetzen, dieſen künftig ihr eigenes nothdürftiges Brot aus den Händen wieder abbetteln zu müſſen.

Sechſtens. Wird dein Eigenthumsrecht irgendwo von andern Menſchen gekränkt ſo haſt du freylich das Recht, es zu vertheidigen; ſieh aber zu, daß dieſe Vertheidigung nicht ſo geſchehe, daß du nähmlich ein größeres Gut der Wiedereroberung eines kleinen aufopferſt. Bedenke, was unzeitiger Argwohn und übereilte Beſchuldigungen für Unheil ſtiften, und welche Quelle des Segens die Tugend der Friedfertigkeit ſey? Prüfe, ob du nicht vielleicht durch deine Härte und Unempfindlichkeit bey der Noth des Andern ihm zu einem ſo unwürdigen Schritte Veranlaſſung geworden ſeyeſt? Muß dir an der Wiedererlangung deines Eigenthums etwas gelegen ſeyn, ſo gehe keine Andere als ſolche Wege dabey, die die Klugheit, Sanftmuth, Gerechtigkeit und Menſchenliebe anrathen, und billigen. Und findeſt du es gar nöthig, die Obrigkeit zu Hülfe zu nehmen, ſo bleibe auch dann noch in den Schranken, die dir Billigkeit, Verträglichkeit, Vernunft und Ordnung vorzeichnen. Laß dich im Übrigen deine eignen ſowohl, als Anderer Erfahrungen lehren, auf welche beſte Art du die Angriffe, welche auf dein Eigenthum gemacht werden können, verhüten könneſt. Halte die nöthige Aufſicht über daſſelbe, und wende die zu ſeiner Sicherheit erforderlichen Verwahrungsmittel an. Gib jedem beweglichen Gute ſeinen gehörigen und beſtimmten Ort, wo es aufgehoben wird. Nachläßigkeit und Unordnung gibt es ſonſt der Raubgierde Anderer preis.

Siebentens. Uebe die ſchöne Tugend der Genügſamkeit. Dieſe hebt keineswegs die Tugend des Fleißes und der Arbeitſamkeit auf. Sie erlaubt nicht, daß du die Betriebſamkeit, deinen Vermögenszuſtand zu verbeſſern, aufgeben, oder in deinem Berufe nachläßig ſeyn dürfeſt. Sie fordert nur, daß du mit dem jedesmaligen Theile irdiſchen Vermögens, der dir auf rechten Wegen zugefallen iſt, wie groß oder klein er denn auch ſeyn mag, zufrieden ſeyn, und dich nicht darum, daß er nicht größer iſt, oder nicht dieſe oder jene Güter, die dich inſonderheit reizen, in ſich faßt, für unglücklich halten ſollteſt. Du kannſt immer, wie oben bey der Zufriedenheit ſchon gezeigt iſt, ganz ſicher ſeyn, daß, wenn du das Deine thuſt, die Vorſehung dir ſchon denjenigen Theil von irdiſchen Gütern zukommen laſſen werde, der deiner wahren Glückſeligkeit und Vollkommenheit und der weiteren Beförderung derſelben am angemeſſenſten und zuträglichſten iſt. Deine Arbeiden und vernünftigen Bemühungen mögen mit dem glücklichen Erfolge, den du dir davon verſprochen, geſegnet werden oder nicht, laß dich dadurch nicht irren oder muthlos machen. Denn Mangel kann ſowohl als Ueberfluß, Dürftigkeit wie Reichthum, ein Mittel ſeyn, welches den Menſchen zu höhern Vollkommenheiten und Glückſeligkeiten führt, und die Vorſehung wird für dich dasjenige Mittel wählen, welches dein wahres Glück am beſten fördert. Hierüber kannſt du überall und auch da ſicher ſeyn, wo du einen wirklichen Verluſt an deinen irdiſchen Gütern leideſt, den du nicht abwenden konnteſt. Es iſt immer deine Pflicht deinen Nahrungsſtand, ſo viel ehrlicher Weiſe geſchehen kann, zu verbeſſern, und allen wirklichen Verluſt daran, ſo weit die Vernunft und Pflicht anrathen, zu verhüthen, auch wie vorhergeſagt iſt, für dein von Andern gekränktes Eigenthumsrecht, wenn es der Mühe werth iſt, bey der Obrigkeit Schutz zu ſuchen. Aber was dann am Ende, wenn du nach deinem jedesmaligen beſten Wiſſen pflichtmäßig gehandelt haſt, über deinen Vermögenszuſtand für ein Verhängniß kommt, das laß dir recht und gut ſeyn; darum, weil dir die ganze Natur die unwiderſprechlich gewiſſe Ueberzeugung anbiethet, daß überall das Beſte geſchieht, überall die jedesmalige Lage eines Geſchöpfs die beſte für dasſelbe ſey, folglich auch die Deinige von einer unendlich weiſen Güte ſo für dich gewählt ſey, daß keine andere, als die wirklich iſt, und in der du dich in der That befindeſt, dein wahres Glück in ſo hohem Maße befördern könne. Kann ſich dieſe Ueberzeugung gegen alle Einwendungen verwöhnter Begierden, ausſchweifender Einbildungen, und herrſchender Vorurtheile anderer Menſchen bey dir feſtſetzen, ſo wird ſie deine Zufriedenheit unerſchütterlich, die Gegenwart des Geiſtes in allen Verlegenheiten und Unfällen groß und ſtandhaft, deine Kräfte in Ausübung deiner pflichtmäßigen Arbeiten immer munter und geſchäftig erhalten. Sie wird dich lehren, dich in alle Umſtände zu ſchicken, in welche dich Reichthum oder Armuth ſetzen, und die Tage deines menſchlichen Lebens mit frohem Sinne ſo zu durchleben, wie ſie dir von dem weiſeſten und gütigſten Lenker deiner Schickſale zu deinem wahren Glücke beſtimmt ſind.

Der Geitz handelt dem Gebothe entgegen:

Du ſollſt nicht ſtehlen.

Das dieſem Gebothe am ſtärkſten entgegen geſetzte Laſter iſt der Geitz, eine der allerlächerlichſten und unvernünftigſten Leidenſchaften, weil ſie ſich blos auf eine leere Meinung gründet, ohne ſich auf einen wirklichen Gegenſtand zu beziehen.

Alle andere Leidenſchaften ſcheinen Denen, die davon eingenommen ſind, ein Vergnügen zu verſchaffen.

Sie ſchmeicheln den Sinnen, und ihr Keim ſtecket in der Natur. Sie ziehen zwar viele Uebel nach ſich, wenn man ihnen bis zur Ausſchweifung nachhänget; doch ſind ſie jederzeit mit Vergnügen begleitet. Hingegen der Geitz gereichet ſchon an und für ſich den Thoren, die ſich ihm überlaſſen, zur Qual, und erſcheint niemals anders als mit ſchwarzen Sorgen umhüllet.

Welche Thorheit iſt es nicht, Dinge, die außer ihrem Gebrauche keinen Werth haben, in Menge zu ſammeln, um keinen Gebrauch davon zu machen? Sich an den Beſitz einer Sache hängen, die nur ein etwas vorſtellendes Zeichen iſt, ohne das, was es vorſtellet, ſich jemahls verſchaffen zu wollen; einen leeren Schatten beſtändig fort umfangen, und den wirklichen Gegenſtand zugleich hartnäckig von ſich treiben?

Dieſes Laſter verurſachet jederzeit eine finſtere Laune, anſtatt daß die Natur lauter glückliche und vergnügte Leidenſchaften erreget. Der Geitzige iſt weder Mann noch Vater, weder Freund, Bürger oder Menſch; er iſt gar nichts als ein — Geitzhals.

Er beſtiehlt ſeine Mitbürger, indem er den Umlauf des Geldes, ſo viel er nur kann, unterſchlägt. Er verweigert den Handwerksleuten den billigen Lohn, den ſie rechtmäßig zu fordern haben; er läßt im Beſitz des größten Reichthums ſeine Frau in dem Verdruß ſchmachten, Mangel an den nöthigen Dingen leiden; er raubet ſeinen Kindern die Erziehung, und verſaget ihnen bey heranwachſendem Alter die

Mittel, ſich einen Stand, ein Amt, oder eine Bedienung verſchaffen zu können; er überläßt den Unglücklichen, dem mit ganz mittelmäßiger Unterſtützung geholfen werden könnte, dem Schmerz und Elend, und verweigert ſich ſelbſt die nöthigen Bedürfniſſe der Natur. Alles dieſes iſt Diebſtahl, alles dieſes iſt Räuberey.

Die Ergetzlichkeiten rühren ihn nicht, und Thränen erweichen ihn nicht. Alle Sinne ſind bey ihm vernichtet; blos die Augen haben den einzigen Genuß des Anblicks des Goldes.

Wie iſt es möglich, daß ein Menſch mit einer ſo heftigen Neigung zum Reichthum, ſich bey Gelegenheit unrechte und niederträchtige Mittel, ſelben zu erwerben, verſagen kann?

Wenigſtens macht der Geitz ſchon dadurch Jedermann allzeit ſehr ſträflich, weil er ihn verhindert irgend etwas Gutes zu thun. Er iſt ein Laſter einer kleinen Seele, die lauter unanſtändige Handlungen hervorbringt, und ſich mit lauter niederträchtigen und kalten Leidenſchaften vermenget.

Der Geitzige iſt äußerſt unglücklich. Die Seinigen wünſchen ſeinen Tod; Betrüger ſtellen ihm Netze, und alle Menſchen verabſcheuen ihn, fliehen ihn, und überlaſſen ihn der Marter, die er ſich ſelbſt gemacht hat.

Wohl dem, der beſſere Schätze liebt,
Als Schätze dieſer Erden!

Wohl dem, der ſich mit Eifer übt,
An Tugend reich zu werden,
Und in dem Glauben, dem er lebt,
Sich über dieſe Welt erhebt!

Wahr iſt es, Gott verwehrt uns nicht,
Hier Güter zu beſitzen.
Er gab ſie uns, und auch die Pflicht
Mit Weisheit ſie zu nützen.
Sie dürfen unſer Herz erfreu'n,
Und unſers Fleißes Antrieb ſeyn.

Doch nach den Gütern dieſer Zeit
Mit ganzer Seele ſchmachten,
Nicht erſt nach der Gerechtigkeit
Und Gottes Reiche trachten;
Iſt Dieſes eines Menſchen Ruf,
Den Gott zur Ewigkeit erſchuf?

Der Geitz erniedrigt unſer Herz,
Erſtickt die edlern Triebe.
Die Liebe für ein ſchimmernd Erz
Verdrängt der Tugend Liebe,
Und machet, der Vernunft zum Spott,
Ein elend Gold zu Deinem Gott.

Der Geitz, ſo viel er an ſich reißt,
Läßt Dich kein Gut genießen;

Er quält durch Habſucht Deinen Geiſt,
Und tödtet Dein Gewiſſen,
Und reißt durch ſchmeichelnden Gewinn
Dich blind zu jedem Frevel hin.

Um wenig Vortheil wird er ſchon
Aus Dir mit Meineid ſprechen:
Dich zwingen, der Arbeiter Lohn
Unmenſchlich abzubrechen;
Er wird in Dir der Witwen Flehn,
Der Waiſen Thränen widerſtehn.

Wie könnt' ein Herz, vom Geitze hart,
Der Wohlthat Freuden ſchmecken,
Und in des Unglücks Gegenwart
Den Ruf zur Hilf' entdecken?
Und wo iſt eines Standes Pflicht,
Die nicht der Geiz entehrt und bricht?

Du biſt ein Vater, und aus Geiz
Entziehſt Du Dich den Kindern,
Und läßeſt Dich des Goldes Reiz,
Ihr Herz zu bilden, hindern:
Und glaubſt, Du haſt ſie wohl bedacht,
Wenn Du ſie reich, wie Dich, gemacht.

Du haſt ein richterliches Amt;
Und Du wirſt Dich erfrechen,

Der Sache, die das Recht verdammt,
Aus Habſucht Recht zu ſprechen;
Und ſelbſt der Tugend größter Feind
Erkauft an Dir ſich einen Freund.

Gewinnſucht raubt Dir Muth und Geiſt,
Die Wahrheit frey zu lehren;
Du ſchweigſt, wenn ſie Dich reden heißt,
Ehrſt, wo Du nicht ſollſt ehren,
Und wirſt um ein verächtlich Geld
Ein Schmeichler, und die Peſt der Welt.

Erhalte mich, o Gott! dabey,
Daß ich mir g'nügen laſſe,
Geiz ewig als Abgötterey
Von mir entfern' und haſſe.
Ein weiſes Herz und guter Muth
Sey meines Lebens größtes Gut!

16. Stück.

Du ſollſt nicht ſtehlen.

Treu' und Glaube ſind die Stützen des Gebotes.
Neid iſt denſelben entgegen.

Schilderung der Abſcheulichkeit des Neides.

Unter allen denen, welche ſich verderbten Leidenſchaften überlaſſen, iſt unſtreitig keiner verächtlicher und zugleich elender als derjenige, der vom Neide beherrſcht wird. Alle andere Laſter beſchäftigen ſich mit Gegenſtänden, die in einem gewiſſen Grade gut ſind, oder in einem gewiſſen Grade gefürchtet, gehaßt und verabſcheut zu werden verdienen. Das Unregelmäßige und Strafbare der darauf gerichteten Begierden beſtehet darin: Dem Guten, das ſie wünſchen, eignen ſie einen allzugroßen Werth zu, und weil ſie es vergrößern, ſo verfolgen ſie es mit einer Hitze, welche ſie verleitet, edlere und höhere Endzwecke zu vernachläßigen; die Vorſtellungen von dem Böſen, das ſie fliehen, ſind nicht weniger übertrieben, und indem ſie ſich dem Gefühle derſelben zu entziehen ſuchen, wählen ſie oft Uebel einer ſchädlicheren Art, weil ſie ſich ihnen unter dem verführeriſchen Scheine des Guten anbieten. Das Vergnügen der Sinne, dem der Wollüſtige Pflicht und Gewiſſen aufopfert, beſteht in wirklich angenehmen Empfindungen.

Ehre, Beyfall und Lob dürfen ſelbſt einem rechtſchaffenen Manne nicht gleichgültig, noch vielweniger verächtlich ſeyn Der Ehrgeitzige betrügt ſich nur darin, daß er ſie zu ſeinem letzten Endzwecke macht, oder ſie durch Handlungen zu erhalten hofft, die ihn eines beſſern Beyfalles unwürdig machen, und das nur allzuoft das zweydeutige oder eitle Lob der Menge iſt. Selbſt die Rachbegierde, die mit der Mißgunſt am nächſten verwandt iſt, unterſcheidet ſich, wie unmoraliſch ſie auch ſeyn mag, dadurch vom Neide, daß ſie eine wahre oder eingebildete Beleidigung vorausſetzt, und unter dem Vorwande, daß dieſe geſtraft werden müſſe, wüthet. Allein, was iſt ſo wohl in den Wünſchen, Hoffnungen und Vergnügungen, als in der Furcht, in dem Haſſe und Abſcheue des Neides, das gut und edel zu ſeyn ſchiene? Der Wollüſtige haſſet Beſchwerlichkeit und Schmerz; der Eitle Verachtung und Schande; der Rachgierige fürchtet neue Beleidigungen; der Neidiſche quält ſich über Das, worüber er ſich freuen ſollte, und vergnügen kann ihn nichts, als der Anblick voll Unvollkommenheiten und Elend.

Welch ein ſchändliches Laſter der Neid ſey, erhellet auch daraus, daß andere ausſchweifende Leidenſchaften mit einigen äußerlichen Vollkommenheiten, und zwar im Grunde nicht moraliſch ſind, aber doch moraliſch zu ſeyn ſcheinen, beſtehen, und ſo gar zum Beſtreben nach denſelben antreiben können, da der Neid hingegen das Verlangen, doch auf eine gewiſſe Art gut zu ſeyn, oder gut zu ſcheinen, völlig erſtickt, indem er eine Verzweiflung oder völlige Muthloſigkeit, Andre zu übertreffen, vorausſetzt. Der Sinnliche, der Ehrgeitzige, ſelbſt der Gewinnſüchtige und der Rachgierige können bürgerliche Tugenden beſitzen, die keinen geringen Einfluß in die allgemeine Glückſeligkeit des gegenwärtigen Lebens haben, wenn ſie gleich nichts zu ihrer eignen wahren Wohlfahrt beytragen. Der Wollüſtige kann gefällig, dienſtfertig und angenehm im Umgange ſeyn; der Ehrgeitzige große ſchimmernde Thaten unternehmen; es gibt Gewinnſüchtige, die nicht betrügen, um nicht wieder betrogen zu werden, und der Rachgierige iſt nicht eher ein Feind ſeiner Nebenmenſchen, bis er von ihnen beleidigt zu ſeyn glaubt. Was kann aber der Neidiſche für gute Eigenſchaft beſitzen, da er ein Feind aller Menſchen iſt, ſie mögen glücklich oder unglücklich ſeyn, ſie mögen Verdienſte haben, oder Mißfallen und Tadel verdienen, und alſo keinen Antrieb hat, ſich Jemanden zu verbinden?

Der Neidiſche löſt alle Bande auf, welche die Menſchen zu gemeinſchaftlichen Abſichten verbinden können. Das Vergnügen, Andern zu dienen, die Freude über ihre Freude, Mitleid, Dankbarkeit, Großmuth, alles Das ſind Empfindungen, zu denen er unfähig iſt. Könnte er zum Gefühle derſelben gebracht werden, ſo würde er oft aufhören, Das zu ſeyn, was er iſt, der Haſſenswürdigſte unter den Menſchen, wenn ein Menſch gehaßt werden dürfte.

Wie verächtlich iſt er nicht, wenn er ſich freut! Denn worüber freut er ſich? Daß er in dieſem oder jenem bewunderten Charakter Flecken entdecket, die Niemand geſehen hat? oder daß es ihm gelingt, ihm Fehler anzudichten, von denen er frei iſt? daß einem würdigen Manne ſeine weiſen und vortrefflichen Abſichten nicht glücken wollen; daß ein Verdienſt, welches aus ſeiner Dunkelheit hervorzukommen ſtrebte, unbekannt, unbelohnt, und unbewundert bleibt, oder daß eine Tugend, die ihn quälte, weil ſie Verehrer fand, durch Verläumdungen ihren äußerlichen Glanz verliert, und anfängt verachtet zu werden? Das ſind die Urſachen ſeiner Freude. Zu welch einer Tiefe der Abſcheulichkeit muß ein Menſch nicht herunter geſunken ſeyn, der eines ſolchen Vergnügens fähig iſt, und nur alsdann fröhlich wird, wenn ein Andrer beklagt, oder getadelt zu werden verdient! Gleichwohl iſt der Neidiſche unter den Unglücklichen der Elendſte, denn wer kann unglücklicher ſeyn, als der iſt, welcher nicht beklagt wird, und auch keines Bedauerns werth iſt? Es ſcheint zwar, daß ein Menſch, welcher ſein Vergnügen in den Unvollkommenheiten oder widrigen Schickſalen andrer Menſchen findet, niemals mißvergnügt ſeyn könne, wie erniedrigend für ein vernünftiges Weſen, wie abſcheulich auch ſeine Freude ſeyn mag. Allein, es iſt für ihn ſchon Qual genug, daß ſich Jedermann beſtrebt, glücklich zu werden: daß ihn jede Art des Vorzugs aufbringen kann; daß endlich alle Menſchen, wo nicht wirklich gut zu ſeyn, doch auf irgend eine Weiſe vortrefflich und ruhmwürdig zu ſcheinen ſuchen.

Mein Neid.

⁂

Mein Neid iſt Tugend, keine Sünde,
Wer zweifelt, prüfe meine Gründe:
Ich ſag' es frey mit dreiſtem Muth':
Oft wünſch' ich mir des Nächſten Gut.
Ich lache zwar der Schwärmereyen,
Woran ſich reiche Thoren freuen:
Nur Das, was ſie kaum ſelten freut,
Erreget meinen frommen Neid.
Hätt ich ihr Geld, wie wollt' ich meine Sehnſucht kühlen,
Und, ſtatt des Schwärmers Luſt, des Chriſten Wonne fühlen!

⁂

Mit kaltem Blut ſeh' ich die Großen,
In zimmergleichen Staatskaroſſen,
Von prächtig raſchen Hengſten zieh'n,
Statt daß ich darüber neidiſch bin.
Ich lach', wenn ſie die Herrlichkeiten
Mit bloß ererbtem Gut beſtreiten:
Wer, was er braucht, erobern muß,
Geht freylich größtentheils zu Fuß.
Hätt' ich ihr Geld, wie wollt' ich meine Sehnſucht kühlen,
Und höh're Luſt im Staub, als ſie im Kobel fühlen!

⁂

Gelaſſen ſeh' ich auf den Adel,
Ich ehr' ihn, lebt er ohne Tadel.
Doch wenn er nichts als Ahnen hat,
Und nie was Ahnenähnlich's that;
So lache ich ſtill in meinem Sinne:
Denn während ich mein Brot gewinne,
Verpraßt das Herrchen von und zu
Sein Rittergut in träger Ruh'.
Hätt' ich ſein Geld, wie wollt ich meine Sehnſucht kühlen,
Und mehr Luſt am Verdienſt, als an Diplomen fühlen!

⁂

Ich geitze nicht nach Rang und Würden;
Ein großes Amt bringt große Bürden.
Bin ich nur redlich, brav und klug;

So hab' ich Ehrentitel g'nug.
Ich lach', wenn Manche ſich beſtreben,
Und Gold um hohe Stellen geben:
Sie kaufen ſich mit Fleiß Verdruß
Für ihren baren Ueberfluß.
Hätt' ich ihr Geld, wie wollt' ich meine Sehnſucht kühlen,
Und, ſchlechtweg Herr, mehr Luſt, als Ihre Gnaden
fühlen!

⁂

Ohn' Neid ſeh ich bey Faßnachttänzen
Die Masken reicher Stutzer glänzen,
Die, wenn ſie Gold und Seide ſchmückt,
Doch auch der enge Tanzſchuh drückt.
Ich lache über Harlekine,
Scarmütze, Pirots und Skapine:
Man wird oft, was man eh' ſchon war,
Für große Koſten, erſt ein Narr.
Hätt' ich ihr Geld, wie wollt' ich meine Sehnſucht kühlen,
Und einſam größ're Luſt, als ſie im Taumel fühlen!

⁂

Wie leicht kann ich's geſchehen laſſen,
Wenn reiche Schlemmer theuer praſſen!
Mein Tiſch reicht mir (dem Himmel Dank)
Drey Schüßeln und gemeinen Trank.
Ich lache: Uebermaaß vom Weine
Macht aus beſoff'nen Menſchen Schweine.

Und wer zu viele Köche hält,
Wird todt gefüttert für ſein Geld.
Hätt' ich ihr Geld, wie wollt' ich meine Sehnſucht kühlen,
Und nüchtern ſüß're Luſt, als ſie im Rauſche fühlen.

* * *

Der Gegenſtand, von meinem Neide
Iſt bloß des Menſchenfreundes Freude,
Die er an ſeinen Schätzen fühlt,
Durch die er Armer Nöthen ſtillt.
Ich weine, daß ſo manche Reichen
Nach allen Wolluſtarten ſchleichen,
Und doch wie fühllos, taub und blind
Der beſten Wolluſt Feinde ſind.
O möchten die, ſo Gott zum Reichthum auserſehen
Das ſelige Gefühl, das Wohlthun ſchafft, verſtehen!

Andre Schachtner.

Wahre Gutherzigkeit iſt dem Neide entgegen.

Mein thätiges Verlangen, den Wohlſtand meiner Nebengeſchöpfe zu vergrößern, iſt Gutherzigkeit. Dadurch unterſcheidet ſie ſich von jedem unwirkſamen Wohlwollen, von jeder aufwallenden, weichherzigen

Regung, und von dem Affekte des Mitleids, der ſich auf Unglückliche allein nur beziehen kann. Das gute Herz äußert ſich gegen Feinde, gegen Glückliche und Unglückliche, gegen Hohe und Niedrige. Aus einem Grunde ſpeiſe ich den Hungrigen, kleide den Nackten, pflege den Verwundeten, der unter die Mörder gefallen war, rette den angefochtenen guten Nahmen meines Beleidigers, erhöhe die Freuden des Glücklichen, erleichtere dem Sklaven die Kette, und dem kranken Bekümmerten ſeine Schmerzen; aus einem Grunde erbarme ich mich jeder leidenden Kreatur, und des Böſewichtes ſelbſt, der nun doch einmahl unglücklich, und mein Bruder iſt. Jede menſchliche Bruſt enthält den Keim dieſes wohlthätigen Hanges. Er iſt, wenn ich mich dieſer Sprache bedienen darf, der edle Ueberreſt des göttlichen Ebenbildes in uns, der nicht verloren gegangen iſt. Wir würden ihn ſogar nicht, durch eine fortgeſetzte Reihe menſchenfeindlicher Handlungen, auf immer erſticken können: warum wollen wir nicht lieber die angelegentlichſte Sorgfalt auf ſeine Wartung verwenden, die uns eine untrügliche, reiche Aernte der ſüßeſten Früchte verſpricht? Nicht zu gedenken, daß die höchſte belohnende Gerechtigkeit, unſer kleinſtes Wohlwollen, das unvollkommenere fruchtloſe ſelbſt, wenn kein beſſeres möglich war, wo nicht in dieſer, doch gewiß in einer künftigen Welt, verhältnißmäßig belohnen wird; ſo wird doch auch hier ſchon jede Handlung dieſer Art, von einer angenehmen innern Empfindung begleitet. Das Bewußtſeyn einer edlen That iſt auch lange nachher noch eine Quelle des Vergnügens, und die Ausbrüche der Dankbarkeit, die wir an manchen, durch unſere Güte gerührten Gemüthern bemerken, müſſen nothwendig auch das Ihrige zu unſrer Zufriedenheit beytragen. Nur lege man dieſen angenehmen Gefühlen, nicht ohne genaue Prüfung, einen allzu hohen Werth bey; nur glaube man nicht, daß ſie die nothwendigen Beylagen jeder gutherzigen That ſind; nur läugne man Dem nicht das gute Herz ganz ab, der ſich bey den Äußerungen desſelben nur ſelten eines lebhaften Vergnügens bewußt geworden iſt! Das beſte Temperament iſt weder Tugend, noch Laſter; ob es gleich zu einer und der andern Tugend, zu einem und dem andern Laſter geneigter machen kann. Sollte ich darum beſſer ſeyn als ein Anderer, weil ich von Natur leichter mit Andern ſympathiſire; weil ich, meines eignen Vergnügens wegen, nicht umhin kann, mich mit dem Glücklichen zu freuen; weil mir die Leiden des Unglücklichen beſchwerlich ſind, und ich es um meiner ſelbſt willen nicht laſſen kann, dieſe Beſchwerden von mir zu entfernen? So wäre der feinere Epikureismus die beſte Philoſophie, und der vernünftigſte Wollüſtling der einzige Weiſe! Wehe dann dem unabläßigen, ſtrengen Bearbeiter ſeiner ſelbſt, der mit einer minder empfindlichen Seele geboren, erſt eine Menge Hinderniſſe in ſich ſelbſt überwinden muß, ehe er ſich beſtimmen kann, ſein Herz ſeinem dürftigen Bruder zu öffnen;

dem jede größere geſellſchaftliche Tugend erſt einen beſchwerlichen Kampf koſtet! Aber Gott und die ſehende Vernunft würdigen die Tugend nach einer vollkommnern Regel. Der wahre Gutherzige iſt es nicht in dieſem und jenem Falle; ſondern unter allen Umſtänden: nicht aus einem unbeſtändigen ſinnlichen Triebe, ſondern aus deutlicher Ueberzeugung ſeiner Vernunft; nicht aus Affekt, ſondern oft ſeiner herrſchenden Leidenſchaft entgegen; nicht mit Widerſpruch irgend einer andern Tugend, ſondern in der genaueſten Harmonie mit allen.

Der wahre Gutherzige, der es mit Weisheit, und in der erforderlichen Unterordnung ſeiner andern Obliegenheiten iſt, vergißt ſich alſo ſelbſt nicht. Er iſt ſich ſeine eigne Erhaltung für heute und morgen ſchuldig. Mein Leben iſt unter allen meinen Glücksgütern das größte. Es iſt die Bedingung, vermöge welcher ich die andern allein nur beſitzen kann. Wer kann es mir verdenken, wenn ich anſtehe, es ohne vorhergegangene große Ueberlegung zum Beſten eines Andern in Gefahr zu ſetzen? Die Gutherzigkeit kann es nicht wollen; oder Gutherzigkeit und Unbeſonnenheit müſſen Eins ſeyn. Nur in wenigen Fällen bin ich ihm mein Leben ſchuldig; dieſe wenigen Fälle aber erfordern den Zuſammenfluß weit höherer Tugenden, als die Gutherzigkeit ſelbſt iſt. Viel öfter wird dieſe mich verbinden können, meine Geſundheit einiger Gefahr zu unterwerfen, einen Theil meines Lebens zum Wohl des Andern zu verbrauchen, einige meiner Bedürfniſſ für ihn hinzugeben. Daran iſt kein Zweifel. Aber nichts Wichtiges wird ohne Ueberlegung geſchehen; keine große Verläugnung, ohne genaue Abwägung des aufzuopfernden Guts. Auch dem Chriſten ſteht es wohl an, das Seine zu Rathe zu halten. Es würde lächerliche Verſchwendung, es würde Thorheit ſeyn, wenn man ſich ſeines Vermögens berauben wollte, um hier und da vielleicht einen nichtswürdigen Müßiggänger zu ernähren, dem es ſo freylich beſſer gefällt, als wenn er ſein tägliches Brot mit Arbeit erwerben ſollte.

Der wahre Gutherzige kann nur den Wohlſtand des Andern zum Zwecke haben. Sollte er alſo mit Wahrſcheinlichkeit wiſſen können: ſeine Wohlthaten würden den Zuſtand des Andern verſchlimmern; ſo iſt es ihm einleuchtend, daß er hierin ſeinem guten Willen Schranken ſetzen muß, wenn er nicht auf das mindeſte ſelbſt Gefahr laufen will, in eine ſich und Andern verderbliche Thorheit zu verfallen. Die Ausflucht: Ich thue Gutes, was geht es mich an, wie es angewandt wird? Meine Abſicht iſt doch, dem andern zu helfen. Iſt es meine Schuld, wenn ich ſie nicht erreiche? Ich gab doch Einem, der meiner Unterſtützung bedurfte; war er es übrigens würdig oder unwürdig, daß ich ihm gab: das wuß't ich nicht, und durft' es nicht wiſſen, — kann nur da gelten, wo es entweder nur auf eine Kleinigkeit ankömmt, oder dringende Umſtände, wenn anders überhaupt Hülfe geleiſtet werden ſoll, eine ſchleunige Hülfe erfodern.

Endlich iſt der wahre Gutherzige nothwendig auch gerecht. Seine Wohlthaten können keinen dritten beleidigen. In der That, es muß ſo ſeyn, meine Leſer! wenn anders die ſehende Vernunft eine ſichrere Führerin, als die blinde Leidenſchaft iſt. Wie nennen ſie den ſanguiniſchen Richter, der jetzt noch auf der Seite des Rechts ſteht; bald aber durch das Geſchrey des Schuldigen, durch ſeine falſchen Thränen erweicht, der Unſchuld Sache verräth, den liſtigen Böſewicht losſpricht, und den armen Unterdrückten verdammt, deſſen jammernde Stimme nicht bis zu ſeinen Ohren erſchallt? — Ungerecht!

17. Stück.

Die Habſucht.

Weit entfernt von menſchlichen Gegenden
trennte die unermeſſene See
jene ſeligen Ufer,
wo noch reinere Luft,
als die in Europa,
unſchuldige Geſchöpfe athmeten.
Da war der Wilde, und lief nackt
die Hayne durch,
die ihm die Gottheit
zur Wohnung anwies;
nie waffnete ſeinen Arm
der Stahl — ſeinen Bruder
zu tödten;
nie empörte die Habſucht
ſein ruhig fließendes Geblüt
in ſeinen Adern.
Wenn je ein Pfeil,
ſchneller als der Gedanke,
ſeinen geſpannten Bogen verließ,
ſo drang er entweder nur

in das Herz einer Löwinn,
oder durch den ſchuppigen Harniſch
des Krokodills,
um den Naturmenſchen zu ſchützen.
Seinen mäßigen Gaumen
gelüſtete nie nach verbothenen Speiſen;
dankbar ſaß er an dem Baum,
von dem er die Früchte
zu ſeiner Labung pflückte,
und ſang der Gottheit ein Lied
aus reiner Seele.
Von ungefähr wandte ſich ſein Blick
auf die unermeßliche Ebne
des Meeres hin,
und ſein verwunderndes Aug'
entdeckte ſchwimmende Maſchinen
in der Mitte der Meereswogen;
ſchwankend kamen ſie immer
dem Ufer näher,
und wuchſen zu ungeheurer Größe.
Menſchen, wie er war, aber mit weißern Geſichtern,
und mit ſcheckigen Flecken bedeckt, ſah der
Wilde, auf dieſen unbegreiflichen
Gebäuden.
Götter! ſchrie er auf, und der Blitz einer Kanone
trennte die Lüfte entzwey, und ein
donnerähnliches Knallen
brüllte langſam durch Berge und Thäler hin,

beſtärkte ſeinen Irrwahn.
Schon lag er ausgeſtreckt mit ſeinen ſchwarzen Brüdern
zur Erde gebeugt,
und wollte die Gottheiten mit Ehrfurcht empfangen,
die an ſeine Geſtade ſtiegen. —
Früchte von Baum gepflückt, wurden auf artigen Muſcheln,
mit gebeugten Knieen den Europäern zur Labung getragen,
aber mit ſtolzem Fuß ſchleuderten ſie die Geſchenke hin,
und laſteten undankbar die gütige Hand des Amerikaners
mit unverdienten Ketten.
Verführten ſeine treues Weib,
und ſchändeten ſeine unſchuldige Tochter,
und verkauften ſeine Kinder wie Vieh. —
O Barbaren ihr! ihr verdienet den Namen der Wilden,
nicht der — der unmächtig ſeinen ſchwarzen Nacken
unter eure Füße beugt.
Sagt, wer gab euch das Recht,
den Unſchuldigen zu drücken?
Iſt der Bruder, dem die Sonne ſein Antlitz ſchwärzt,
nicht Menſch wie wir, gegen die ſich die Sonne nicht einmal
würdigt,

die Wirkung ihrer Strahlen abzudrücken?
ſagt, was feſſelt ihr
die freyen Arme der Unſchuld?
Wo iſt euer Recht? —
Nie hat der Wilde einen freundſchaftlichen Herd
in der Gegend verwüſtet,
wo ihr wohntet.
Nie trug ſeine Rechte den Keil in eure
Wohnung,
und nie klebte Blut an ſeinen Händen:
ſagt, — hat er wohl je eure Weiber in Ketten geſchmiedet,
je eure Kinder getödtet?
War er nicht zufrieden mit der einfachſten Frucht ſeiner Bäume,
und er konnte ſich doch nicht in ſeiner Wildniß wider
euch — ihr Unmenſchen! ſchützen.
Still lebte er ſeine Tage dahin,
und würde ſie noch in Wonne leben,
wenn nicht die Furie des Geißes
euch Barbaren dahin getrieben hätte;
ihr entreißet den Armen ſeinem Vaterland,
um ewig ſeine Tage zu plagen,
feſſeln ihn treulos an Galleren,
die über die ſchäumende See, an durch Laſter geſchänderen Ufern
mit dem Unglücklichen landen, —

Ganz empört ſich mein Blut bey dieſen Gedanken.
O mächtige Gottheit! warum ſchleuderte deine Rechte nicht
den ſchrecklichſten der Blitze
auf die Scheitel der Frevler?
Warum ſenkteſt du ſie nicht
in den Agrund des Oceans,
und fütterteſt den Wallfiſch
mit dieſen Elenden?
Mußten ſie zur Schande der Menſchheit
Tod und Verderben
in Gegenden bringen,
wo Einfalt und Unſchuld herrſchten?
O Habſucht, abſcheulichſtes der Laſter!
wie viel Elend, wie viel Verwüſtung
ſtreuten deine niedrigen Sklaven
unter die Menſchheit! — —

Dem Fürſten ſeinen Dreyer entziehen
iſt Diebſtahl.

Denn der Herr ſpricht:

Gebet Gott, was Gottes iſt, und dem Kaiſer was
des Kaiſers iſt.

So oft ich auch von meinen Beobachtungen über den Menſchen mit Vergnügen zurückkomme, ſo find' ich ihn doch auch nicht ſelten in ſo ſchlimmen Verhältniſſen, daß ich kein Mittel weiß, wie ich dem Unwillen Einhalt thun ſoll, den ich darüber empfinde. Ich ſehe dann ein allgemeines Verderben durch alle Städte verbreitet, die Gerechtigkeit von der Erde verbannt, und einen durchgängigen böſen Willen, ſich allein wohl zu wollen. Alles iſt in einer verborgenen Gährung, von der man die ſchlimmſten Folgen zu beſorgen haben würde, wenn nicht eine höhere Hand im Spiel wäre, wenn nicht eine unſichtbare Weisheit dieſe Maſchine im Gange erhielte, wenn ſie nicht aus dem Uebel ſelbſt etwas Gutes herauszubringen wüßte. Es iſt in der That ſo, als wenn ein Jeder für ſich zu arbeiten beſchloſſen hätte, und als wenn ihn die äußerſte Nothdurft allein nur beſtimmte, ſich zuweilen auch für einen Andern zu verwenden. Alle glaubt man für ſich, und ſich für Keinen geſchaffen. Daher das in der Theorie nicht bezeugte, ungeſchriebene, in der Ausübung aber nur allzudeutlich befolgte Geſetz: Gebrauche deinen Bruder, ſo viel du kannſt: oder mit andern Worten: Nöthige ihn, mit und wider ſeinen Willen, wie es die Umſtände nur immer verſtatten mögen, ſo viel zu thun, oder geſchehen zu laſſen, als dir dazu zu verlangen, oder geſchehen zu laſſen beliebt. Die Fürſten und ihre Diener wird man wohl am wenigſten beſchuldigen, daß ſie dieſer Regel nicht in ihrem ganzen Umfange nachgekommen ſeyn ſollten. Wer will aber ſagen, daß er, unter gleichen Umſtänden, nicht eben ſo viel und noch mehr, für ſich gethan haben würde? Bey aller Verbindlichkeit, die wir den Göttern der Erde ſchuldig ſind, bey dem fühlbaren Zwange, dadurch ſie uns in unſerm Gleiſe zu erhalten wiſſen, bey der ſo oft unvermeidlichen Gefahr, in Abſicht auf Gut und Ehre, wenn wir ihren Forderungen nicht genügen wollen, wiſſen wir es doch einzuleiten, daß wir, mit unverwandter Rückſicht auf unſern Privatnutzen nur diejenigen ihre Befehle erfüllen, die wir zu erfüllen nicht umhin können. Unſere Verwegenheit geht oft dabey ſo weit, daß wir, nicht wie in einem Lotto, eine Kleinigkeit einlegen, um ſechzigtauſendmahl ſo viel zu erhalten, ſondern, daß wir Alles auf's Spiel ſetzen, um eine Nußſchale zu gewinnen, von der man noch nicht ſagen kann, ob ſie hohl oder voll ſeyn werde. Man ſage nicht: die Fürſten verlangen zu viel. Erſtlich ſind wir die Leute nicht, die das entſcheiden können, und dann ſo mögen ſie viel oder wenig fordern; der Habſucht iſt auch das Wenige zu viel. Das ſanfteſte Joch, denkt man, iſt doch ein Joch. — Dieß Bedürfniß wird mit einem kupfernen Dreyer verſteuert. Es iſt doch immer ein Dreyer! Wie? Wenn ich ihn behielte, und doch mein Bedürfniß befriedigte? Ich kann es ſicher: Wohlan! — Dieſen Zoll kann ich verfahren; Laßt ſehen! Ich gewinne den dritten Theil eines Thalers, wenn ich es thue. Eine Kleinigkeit, in der That! um die ich den Fürſten lieber nicht betrügen wollte; allein man wird aufgehalten, und das iſt verdrießlich! — Aber der Zollverwalter iſt ein Argus und Briareus für den Vortheil ſeines Herrn. — Deſto beſſer! Es iſt ſchon ein Vergnügen mehr, ſo vielen Augen und Händen entkommen zu ſeyn. So denkt man, ſo handelt man, von dem ſchwülſtigen Kaufmanne an, der ſich bis zu dem Vermögen hinaufgewuchert hat, bis zu dem Bewohner der Lehmhütte, der Eyer und Hühner zu Markte bringt! Und man läßt es ſich nicht träumen, daß damit ein Diebſtahl begangen, daß dadurch das klare, wohlgegründete Recht eines Dritten gekränkt ſeyn könne. Ich habe ſelbſt Männer, die ſich für ehrlich und muſtermäßig fromm hielten, und auch von Andern dafür gehalten wurden, mehr als einmahl für ein ſo intereſſantes Herkommen die ſtärkſten Gründe anführen hören, die einen Jeden, nur mich allein nicht, zu überzeugen hinreichten. — Aber warum nehmt ihr es denn ſo ſehr übel, wenn ihr einen eurer Bedienten über einen kleinen Betrug ertappt? warum wollt ihr es ihm nicht vergeben, wenn er mit einem unendlich kleinen Theile eures Ueberfluſſes, ſeiner dringendſten Bedürfniſſe eins zu befriedigen geſucht hat? Die Verbindlichkeit dieſes Unglücklichen gegen euch iſt bey weitem ſo ſtark nicht, als es die eurige gegen den Fürſten iſt. Ihr ſeyd dem Fürſten mehr ſchuldig, und er hat mehr Gewalt, euch zur Bezahlung anzuhalten.

Dieſe ungerechte Raubſucht nun hat ſich, wie eine Peſt, durch alle Stände und Ordnungen der Menſchen verbreitet. So handelt man gegen ſeine Obern, ſo handelt man gegen ſeine Untergebenen, ſo handelt man gegen ſeines Gleichen! Der größte Theil des Gewerbes und Handels kann nur auf die Weiſe vollzogen werden. Der Kaufmann ehrt ſeinen Merkur. Der hat ihn handeln und — ſt** gelehrt! — Wer alle Künſte des groben und feinen Betrugs an den Tag bringen wollte, der würde eine herkuliſche Arbeit unternommen, und zuletzt doch nur den kleinſten Theil ſeines Unternehmens vollführt haben. Kein Handwerk, oder es führt ſeinen Betrug mit ſich, zu dem die Lehrlinge, als zu einem unentbehrlichen Stücke desſelben auf das ſorgfältigſte vorbereitet werden. Einige Innungen haben es darin zu einer ſo bekannten Vollkommenheit und Stärke gebracht, daß man ihre Nahmen nicht mehr nennen kann, ohne damit zugleich auch den Begriff der Dieberey verbinden zu müſſen. Ich weiß mich, wie geſagt, aus dieſer allgemeinen Verwirrung nicht anders herauszufinden, als wenn ich annehme, daß die Menſchen einen ſtillſchweigenden Vertrag unter einander gemacht haben, vermöge deſſen es einem Jeden vergönnt ſeyn ſoll, dem Andern ſo viel von dem Seinigen zu entziehen, als entweder ohne Wiſſen, oder wenigſtens ohne lauten Widerſpruch deſſelben geſchehen kann. Dergleichen Beraubungen werden dann für unendlich klein, und ganz und gar nicht für Gegenſtände des Gewiſſens geachtet. Man würde ſich einem lauten Gelächter ausſetzen, man würde für unwiſſend in den täglichen Vorfällen des Lebens gehalten werden, wenn man ernſthaft davon reden, man würde für unbeſonnen, eigenſinnig, geizig und, wer weiß für was mehr? gehalten werden, wenn man davon viel Aufhebens machen, und in allen dieſen Dingen auf ein ſtrenges Recht beſtehen wollte. Nun kann ich es auch wohl über mich erhalten, mich ohne Widerrede hintergehen zu laſſen; aber die Sache luſtig zu finden, wie ich das könnte? das weiß ich nicht!

Schwelgen,

iſt Diebſtahl gegen den ärmern Nächſten

Von einem Gaſtmahle des ſchwelgeriſchen Phanor ermüdet, ſchlich ich dem dunklen Buchengange zu, der ſich um die alten Mauern von N** in allmähliger Beugung herum zieht. O, wie viel ſchöner als jemals fand ich dieſen Schauplatz der harmoniſchen Natur! Welch eine Scene, verglichen mit jener, der ich nun erſt entflohen war! Wie ſehr verkennen ſich die Menſchen, die von den feinern Wollüſten nichts wiſſen wollen, die ihnen der gütige Schöpfer, ſo ohne alle Koſten, vorgeſetzt hat! Täglich kann ich ſie, und ohne den Eckel genießen, der eure geſchmackloſen Ueberladungen begleitet. Meine ganze Seele nimmt an ihnen Theil. Ich kann in ihrem Genuſſe dem Gedanken an einen Schöpfer Raum geben, der mich allgegenwärtig umgibt, der das Innere meiner Seele bemerkt, und auf jede geheime Abſicht meiner Handlungen achtet. Was iſt der flüchtige Kitzel, womit jene gekünſtelten Gerichte die Zunge reitzen? was iſt die wollüſtige Fieberhitze, die jene köſtlichen Weine meinen Adern einflößen, gegen den reinen Athem der Luft, die ich hier trinke, gegen die innige Wärme, die dieſe mäßige Bewegung zu gleichen Theilen durch meinen ganzen Körper verbreitet?

Phanor! du haſt nichts, darum ich dich beneiden könnte. Dein rauſchendes Konzert betäubt mich; ich glaube die Korybanten zu hören; dein Feſt iſt ein Bachanal, und deine Tänzerinnen gleichen den Mänaden an Wildheit. Wie viel glücklicher bin ich, zärtliche Philomele! da ich deiner einſamen Klage zuhöre. Mein Herz, von deinen Tönen erweicht, ſchmelzt in ſüßer Wehmuth. Jetzt ſchweigſt du; ich höre das ſanfte Geſchwätz eines nahen Bachs, der über entblößte Wurzeln dahinfließt, ich höre den liſpelnden Weſt, der ſich auf ſchlanken Zweigen wiegt. Und iſt es nicht ein ungemeiner Gewinn, ſo Vieles nicht zu hören: das Getöſe der Spieltiſche nicht, wo Ausrufungen und Flüche ſich unaufhörlich begegnen; das ungereimte Gewäſch ſo vieler ſchamloſen Zungen nicht, die ohne Leben und Bewegung ſind, wenn ſie nicht der mächtige Weingott regiert?

Phanor! ich bin dein Gaſt nie wieder. Ich entſage Deinen Feſten und dir; oder wenn ich ja komme, ſo iſt es um dir einen deiner Gäſte zu entführen, der ein beſſeres Schickſal verdient, als den nichtswürdigen Haufen vollzählig zu machen, der von dem Schweiße deines rechtſchaffenen Vaters lebt.

Die Zufriedenheit mit ſeinem Zuſtande.

Du klagſt, und fühleſt die Beſchwerden
Des Stand's, in dem Du dürftig lebſt;
Du ſtrebeſt glücklicher zu werden,
Und ſiehſt, daß Du vergebens ſtrebſt.

Ja, klage! Gott erlaubt die Zähren;
Doch denk im Klagen auch zurück!
Iſt denn das Glück, das wir begehren,
Für uns auch ſtets ein wahres Glück?

Nie ſchenkt der Stand, nie ſchenken Güter
Dem Menſchen die Zufriedenheit.
Die wahre Ruhe der Gemüther
Iſt Tugend und Genügſamkeit.

Genieße, was Dir Gott beſchieden,
Entbehre gern, was Du nicht haſt!
Ein jeder Stand hat ſeinen Frieden,
Ein jeder Stand auch ſeine Laſt.

Gott iſt der Herr, und ſeinen Segen
Vertheilt er ſtets mit weiſer Hand;

Nicht ſo, wie wir's zu wünſchen pflegen,
Doch ſo, wie er's uns heilſam fand.

Willſt Du zu denken Dich erkühnen,
Daß ſeine Liebe Dich vergißt?
Er gibt uns mehr, als wir verdienen,
Und niemahls, was uns ſchädlich iſt.

Verzehre nicht des Lebens Kräfte
In träger Unzufriedenheit;
Beſorge Deines Stands Geſchäfte;
Und nütze Deine Lebenszeit!

Bey Pflicht und Fleiß ſich Gott ergeben,
Ein ewig Glück in Hoffnung ſeh'n,
Dieß iſt der Weg zu Ruh und Leben.
Herr, lehre dieſen Weg mich geh'n!

18. Stück.

Der Verleumder iſt ein Ehrendieb — ſeine Handlungen ſind abſcheuliche Räuberey.

Rechtſchaffenheit und Verdienſt niederzudrücken, ihren liebenswürdigen Glanz zu verdunkeln, und die ihnen ſchon vorſchwebenden Belohnungen zu entreißen, läßt ein mißgönnender, laſterhafter und verdienſtloſer Sterblicher oft die Stimme der Verleumdung tönen. Außer Stand, den Edlen zu übertreffen, oder ihm nah zu kommen, haſſet er ihn, ſchaut ihn mit ſcharfſpähendem Blicke von allen Seiten an, und denkt, unter ſo vielen Tauſenden von Handlungen, welche er ausübte, wird doch eine, und unter ſo vielen Millionen Schritten, die er that, werden doch ein Paar ſeyn, welche du aus einem widrigen Geſichtspunkte betrachten, und nach gehörig angebrachten Verdrehungen, Vergrößerungen und Verkleinerungen, ſo ſtellen kannſt, daß ſie ihm — Schande werden. Er denkt's, und es gelingt ihm. Mit ſtarken Schritten eilt er in die Geſellſchaften der Welt, ſchüttet das Gift hin, und läßt davon ſaugen, wer will. Die Gutherzigen ſchlucken's hinunter, und es wühlt in ihrem Innern; wühlt ſo lange, bis es in Argwohn gegen den gemißhandelten Redlichen ausbricht. Sie ſehen ihn an, und denken: Es könnte doch wohl ſeyn! Die Boshaften freſſen's gierig hinein, ſpeyen's auf der Stelle wieder aus, und es fließt umher — ein noch weit ſtärkeres, ſchnell wirkenderes Gift, als es vorher war. — Der Edle fühlt das Unrecht, ſo ihm widerfährt. Fortgeſetzter Fleiß im Reichthume, großmüthiges Umarmen ſind die Waffen, mit welchen er ſeinem Feinde entgegen geht. Er verfehlt ſeinen Zweck. Der Liebloſe fühlt den Stich, der ihm verſetzt ward, ſieht ſich noch ſtärker von ihm übertroffen, als zuvor, und verbindet nun mit ſeiner Verleumdung Hinterliſt und Grimm. Es iſt wahrlich keine Menſchenfreude, im Schauſpielhauſe alsdann auf dem Parterre ſeyn, wenn dieſe tragiſche Scene aufgeführt wird! Wohl aber iſt es, vom Parterr aufs Theater laufen, und mit einem Akte dazwiſchenkommen, welcher dem All der Zuſchauer zu Gunſten des Geſchändeten die Augen öffnet! Eines Verläumdeten Ehre retten! — ſieh da! eine That voll Wolluſt und Ruhm! —

Biſt eine Stütze der Wahrheit, und der Tugend Freund! ſo oft du ſie verrichteſt; biſt's an deinem eigenen Herzen, welches an der Lüge, und an der Schandhandlung keinen Antheil nimmt; biſt's für den unglücklich Leidenden, den die Läſterung kränkt, und der ſeiner Unſchuld vollen Segen vermißt; biſt's für die ganze Welt; ſicherſt ſie vor Betrug, und gegen ihn richte Unternehmen, gehörte Schmacherdichtung weiter zu verbreiten. O! dankbar und mit beſeligendem Blicke ſehen dich die beyden Göttinnen, denen du hierdurch Dienſt leiſteſt, zu ihren Altären kommen, umwinden dein Haupt mit Kränzen, und laſſen einſt auch wider dich vertretende Stimmen ſchallen, wenn Böſewichter dich ſchmähen werden! Du wirſt ſie hören! und ſie werden deiner Tugend erquickender Lohn ſeyn, Stehſt du dann in der Menſchen Mitte, wirſt du verleumdet und geläſtert, ſiehſt du dich allenthalben nach Hülfe für die gute Sache um: ſo wird aus dem unüberſehbaren Haufen deiner Brüder ein Mann hervortreten, von dem du's vielleicht nie erwartet hätteſt, wird dich unterſtützen, wird für dich reden, und ſeine Worte werden dir ſüßer Nachhall von den deinigen ſeyn, welche du ehemahls für einen ähnlich Leidenden ſprachſt! — Es werden alsdann noch Menſchen dabey ſeyn, die vor Zeiten dich reden hörten, und werden ſagen: Man ſpricht für ihn, wie er für Andere ſprach! Laßt uns auch, werden ſie einander zurufen, der Unterdrückten uns annehmen, damit es uns, wenn wir auch ſänken, nicht an freundſchaftlichen Händen gebreche, die uns aufrichten!

Der Verleumder flieht gern das Antlitz des Edlen, welchen er ſchmäht, und nutzt ſeine Abweſenheit. Er weiß, daß ſein bloßer Anblick ihn niederſchlagen, daß die Welt beym hervordringenden Strahl der Tugend aus des Rechtſchaffenen Auge auf ſeine Reden nicht achten würde. Oft, wenn der Gute im Sinnen volles Bewußtſeyn ſeiner edlen Thaten genießt, wenn rings um ihn her ein Himmel voll Freude ſchwebt, wird ihm wohl in der Nähe ſchon eine Hölle bereitet. Er ſieht nicht — kann ſich gegen die Flamme nicht decken, zu welcher der Funke, aus dem Feuer werden ſoll, ſchon unter der Aſche glimmt. — Ach! biſt du dann, Bruder, in der Geſellſchaft Mitte, in welcher ein Satan auftritt, und Feuer ſchlägt; ſpringe raſch auf, blick ihn mit einem erſchütternden Blick voll edlen Unmuths an, und zerſtampfe mit deinen Füßen die Gluth, welche er anlegen will! Schön iſt es, Repräſentant eines Andern ſeyn, wenn ſeine Sache gut iſt! Schön iſt es, ihm nachher ſagen zu können: Du warſt nicht da, als Verderben wider dich gerüſtet ward; aber du verlorſt nichts dabey, daß du abweſend warſt: Ich war da, du in mir!

Nicht Jeder, wenn ihn das Unglück trifft, hat Bewußtſeyn genug, ſich ihm ſtark entgegen zu ſtellen. Das völlig Unerwartete deſſelben ſchlägt alle ſeine Kräfte zu Boden. Er ſteht da, hätte nimmer geglaubt, daß es ſich ereignen könnte, glaubt es wohl in dem Augenblicke noch nicht, in welchem ſich's wirklich ereignet hat. Die Umſtehenden ſehen ſeine Beſtürzung, wähnen wohl gar, daß ſie Folge innerer Vorwürfe und eigener Verdammung ſey. Er konnte nicht antworten, ſprechen ſie, als man ihn anſchuldigte; er ſchwieg, und — bekannte, daß es wahr ſey. — Oder der verleumdete Redliche verantwortet ſich darin nicht, weil er glaubt, daß ſeine guten Thaten für ihn reden ſollen; oder Furcht für Menſchen, wozu ein Temperament ſchon Anlage hat, hält ihn von der Selbſtvertheidigung zurück; oder eine übertriebene Beſcheidenheit treibt ihn an, einen bequemern Zeitpunkt zu erwarten, wo er ſie mit weniger Verletzung der ſtrengſten Höflichkeitsregeln ins Werk ſetzen könne. Sein Feind benützt jeden dieſer Augenblicke, welche er verſtreichen läßt, und gibt ſeiner Verläumdung unterdeſſen die Ausbildung. — Ach! ſäumt nicht, Brüder! in Geſellſchaften der Welt den unvorbereiteten, edeldenkenden, furchtſamen, beſcheidenen Mann, mitten im Angeſichte aller ſeiner Schmäher, zu unterſtützen! Tretet an ihn hin, muntert ihn auf, höret, und führet das Wort für ihn! Er ſteht vor Richterſtühlen, auf welchen in einer Perſon Kläger und Richter ſitzen, von denen weder der eine etwas wider ihn anzubringen, noch der andere wider ihn zu entſcheiden, das Recht hat! Werdet ſeine Sachwalter, erſchüttert die Richterſtühle mit einer donnernden Defenſion für ihn, und macht, daß ſich Klägertreue im Auge, und Richterſcham auf den Wangen ſeines Verfolgers zeige! — Großen Segen euch, wenn ihr es bewirket, daß die Bosheit eines Menſchen die Beſtürzung, den Edelmuth, die Zaghaftigkeit, und die Beſcheidenheit ſeines beſſeren Bruders nicht ſchändlich mißbrauchen könne!

Dem redlichen Mann wird's nicht immer gleichgültig ſeyn, um ſich her die Stimme der Läſterung zu hören. Hat er ein zärtliches Herz, ſo wird er ſich darüber beunruhigen, daß er mit all ſeiner Rechtſchaffenheit ſich auch nicht einmahl den kleinen Lohn erwerben könne, daß man allenthalben wenigſtens nicht ſchlecht von ihm denke. Seine Zufriedenheit wird dabey leiden, der Genuß des Lebens wird ihm dadurch verbittert werden, und ſein Körper ſelbſt wird ſich in einem Zuſtande der Unbehaglichkeit, befinden. Iſt er ſchnell im Reden und Handeln, ſo kann ihn die Keckheit und Unverſchämtheit ſeines Verläumders leicht zum gefährlichſten Zorne reitzen. Ein wühlender Aerger mit ſeinen unüberſehbaren tödtenden Folgen kann ihn ergreifen; es können Wortwechſel vorfallen, welche ihm hie und da eine Phraſe abzwingen, deren Gebrauch er ſich ſonſt nie erlaubt haben würde. Der unſchuldige Fehltritt, welchen er hierdurch begeht, kann dazu gemißbraucht werden, daß man der geſchehenen Verläumdung Gewicht damit gebe, oder ſchon den Samen neuer Läſterungen daraus zuſammen ſammle. — O Bruder! biſt du unter Menſchen, wo dein abweſender Freund geſchändet wird, dulde die Schmach nicht, welche der Redliche hinterm Rücken empfängt! Schütz' ihn, rett' ihn, und freue dich, daß er dabey nicht gegenwärtig war! Haſt ſein zärtliches Herz für Unruhe geſichert, indem du machteſt, daß die feindliche Stimme verſtummte, ohne ſein Ohr erreichen zu können! Haſt ihn im frohen Lebensgenuſſe, in glücklicher Geſundheitsfülle erhalten! Haſt ihn auch wohl dem grimmigen Zornaffect entriſſen! Haſt ſeine Tugend, ſeine Größe, bewahrt, daß ſie ſich nicht gezwungen befleckte! — Wirſt ſeinen vollen Dank haben, wenn er die Schönheit deiner That, die du, ohne ihn zum Zeugen davon zu machen, ausübteſt, einſt vom dritten Manne erfährt. Wirſt ſeine neugeſtärkte, ununterbrochen dauernde Freundſchaft, und all' ſeine Bewunderung genießen! Wirſt ſeinem Herzen heilig ſeyn! —

Ach! daß es ſich ſo fügte, daß unter jedem kleinen und großen Menſchenhaufen, in deſſen Mitte ſich ein Niedrigdenkender aufmacht, und einen aus ſeinen Brüdern ſchändet, allemahl auch ein Edler emporthäte, und des Unſchuldigen Sache führte! daß er dem Verläumder auf jeden Schritt nachginge, auf jedes ſeiner Worte merkte, ſeine Fußſtapfen auslöſchte, ſeine Stimme überſchrie; damit man nicht ſähe, wo der Menſchenfeind gewandelt, nicht hörte, was ſein giftſpeyender Mund geſprochen hätte! Mit Scham überſchüttet, vom mißlungenen Verſuche, wagt er es dann wohl nie wieder, einen Rechtſchaffenen anzutaſten! Käme wohl gar zur vollen Reue darüber, liebte den zuvor angefeindeten Mann, ſtrebte auch nach Verdienſt, und würde ein Edler an ſeiner Seite! — '

Der Haß iſt Räuberey

gegen ſich ſelbſt, und gegen ſeinen Nächſten.

Gemählde der Verſöhnung.

Das glaub' ich gewiß, und laſſe mir's nicht ausreden, daß Menſchen weit geneigter zur Verſöhnlichkeit ſind, und nicht erſt darauf warten würden, daß vor ihnen deshalb gekniet, geweint und Hände gerungen würde, wenn ſie je recht darüber reflektirt hätten, wie viel Menſchenwonne dabey ſey — die Hand der verſöhnlichen Liebe zuerſt zu bieten. Ich habe ſonſt auch nicht ſo, wie ich ſollte, von der Sache geurtheilt, bis ungefähr vor einiger Zeit, da ich ebenfalls mit einem Manne, welcher wenigſtens glaubte, ich hätte ihn beleidigt, und von dem ich auch ſo wenigſtens glaubte, er hätte mich beleidigt, eine liebevolle Ausſöhnung bewirkte; da ich's mir dann ernſtlich vornahm, ehe ich noch meine Rechte hinreichte, auf Alles genau Acht zu haben, was bey der Geſchichte in mir, und, ſo viel ich ſehen könnte, auch in ihm, vorgehen würde. Zuförderſt, ich kann's nicht leugnen, entſtand ein kleiner Kampf in mir; es war, als wäre mein Ich in zwey Ichs getheilt, von denen ein's mit dem andern ränge.

Die alberne Weltgrille tummelte ſich wacker in meinem Gehirnchen herum, daß der Beleidiger den Anfang zur Wiederverſöhnung machen müſſe, und das eigenſinnige Ding, welches wir Herz nennen, ohne daß wir eigentlich angeben können, was wir damit ſagen wollen, überredete mich mit Hülfe aller ſeiner Beredſamkeit, daß er, mein damahliger Feind, der Beleidiger wäre. Ein Paar Menſchen, welche auf der Erde durch die verſchwendende Gütigkeit des Schickſals ſo geſetzt ſind, daß ſie glauben, weiter nichts zu thun zu haben, als ſich um andere Leute zu bekümmern, kamen überdieß noch dazwiſchen, und ſprachen mir viel von Point d' Honneur vor; wie mein Point es erfordere, daß ich warten müſſe, bis mein Feind mir die Hand zuerſt reichte, wie mein Point dabey verlieren würde, wenn ich meine Hand eher ausſtreckte, als er die ſeinige nach mir, wie alle Welt ſagen würde, ich hätte kein Point mehr, wenn ich dieß thäte, und was dergleichen alberne Dinge mehr waren. Ein Seitenblick, welchen mein damahliger Feind Tages vorher, als wir uns in einer Geſellſchaft trafen, auf mich warf, und der mir freylich keine feyerliche Einladung zur Verſöhnung zu ſeyn ſchien, hätte endlich auch beynahe alle guten Vorſätze in mir wieder erſtickt, wenn nicht zum Glücke ein Umſtand dazu gekommen wäre, der mich, zu ihm hinzugehen, nöthigte.

Ich ging alſo zu ihm; und zwar in einer Morgenſtunde, bey heiterm Himmel. Wie ich die Thüre ſeines Zimmers öffnete, ſtand er ſchnell vom Stuhle auf, warf einen wilden Blick auf mich, und dann eben ſo einen Blick in alle Winkel ſeiner Stube, welcher das Anſehen hatte, als ſähe er ſich nach einer Art von Vertheidigung um; weil er nicht wußte, in welcher Abſicht ich käme. Ich avancirte auf ihn, und reichte ihm meine rechte Hand. Sie zitterte, wie zuweilen nach dem Kaffee, wenn er zu ſtark geweſen iſt. Ich ſuchte ſie wieder ſteif zu machen, und es gelang mir. Er zog die ſeinige zurück. Ich kann's nicht läugnen, wie ich Dieß ſah, fing die meinige abermahls an zu zittern, und ich erblickte in meinem Innerſten, daß ſich dieß zweyte Zittern von dem erſtern merklich unterſchied. Vorher war's eine Folge der Furchtſamkeit geweſen; jetzt war's ſo etwas von der Ergrimmung über ihn. Ich konnte es nicht einſehen, wie ein Menſch, der, wenn er auch nicht mein Beleidiger geweſen, doch die Beleidigung angenommen, nun nicht auch das Wiedergutmachen derſelben annehmen wollte. Doch faßte ich mich bald, und machte meine Hand durch den Gedanken wieder ſteif: du ſollſt nun einmahl heute nicht mehr zittern. — Ich reichte ſie ihm nochmahls.

Mein Herz war wieder gut, und eine Thräne ſchlich ſich allgemach aus dem linken Auge dabey. Er ſah es, und trat einen Schritt zurück. Sein ganzes Anſehen war die Miene der Verlegenheit. Es ſchien, als wenn er bald auf die Bewegungsgründe blickte, welche mich, Dieß alles zu thun, gereizt hätten, bald die Gründe pro und contra abwöge, welche ihm bey vorwaltender Ausſöhnung aufſtießen, bald die ganze Geſchichte noch in Zweifel zöge, und ſich zu überzeugen ſuchte, ob ihn ſeine Phantaſie nicht etwa täuſche. Ich ließ ihm zu keinem von Dieſem allen Zeit. Geben ſie her, ſprach ich, indem ich das, was er, bey der Sache zu verderben, in Begriff geweſen war, als er einen Schritt zurücktrat, dadurch wieder gut machte, daß ich einen Schritt vorwärts trat, die Hände ſind nun einmahl in der Welt dazu da, daß ſie einander ergreifen ſollen, und unſer Herz darf und kann unſern Händen nicht entgegen ſeyn. Geben ſie her! — Seine Miene änderte ſich, ſie ging ins Weichwerdende, Gerührte über; aber im Augenblicke darauf fiel ſie wieder in die vorige Falte zurück. Ich ſah deutlich, daß eine lebhafte Erinnerung an das Unrecht, welches ich ihm, ſeiner Meinung nach, gethan haben ſollte, ihn ſogleich ergriffen, und dieſen Rückfall hervorgebracht haben mochte. Nun! fuhr ich fort, was zaudern Sie? ich bin Ihr Beleidiger geweſen. Sie haben mich nicht, ich habe Sie, beleidiget. Was wollen Sie mehr? darum reiche ich die erſte Hand — verdient dieſe aber nicht auch die zweyte? — Der Pfeil trafs Herz. — In dem Augenblicke, als ich Dieß ſagte, verlor ſich das Wilde und Strenge ganz in ſeinen Blicken; es war, als wenn ihm ſein Herz ſagte: der iſt edler, als du; und ein hoher Grad von Scham ſtieg in ſeinen Augen empor. Sonſt bin ich, wenn wir neben einander ſtehen, nur einen halben Zoll höher, als er; aber jetzt, da ich den Gedanken in ihm entſteden ſah, ward ich über Kopfslänge größer als er. Das Gefühl des Wachſens war mir Belohnung genug; ich zwang mich, es ihm nicht merken zu laſſen, weil ich mit Recht glaubte, daß Dieß die ganze gute Handlung vereiteln könnte. Wie er ſo ſah, daß ich ſeine Scham nicht bemerkt haben wollte, daß ich that, als ſähe ich den Kampf nicht, der in ſeinem Innern vorging, ſondern meine ſanfte, beſcheidene Miene beybehielt, konnt ich's recht ſpüren, wie die volle Menſchlichkeit in ihm wieder erwachte. Ein holder, lieblicher Glanz ſtrömte aus ſeinen Augen, welche von Neuem ihre menſchliche Stellung annahmen. Weiß und Roth miſchte ſich auf ſeinen Wangen. Die Naſe ward wieder an ihrer Spitze rund; die Lippen ſchloßen ſich, und ſchienen ſich zu neuen Freundſchaftsküſſen bereit zu machen. Die Hände ſenkten ſich, als wollten ſie ſich anſchicken, mich in recht lange Umarmungen zu ſchließen. Liebe, Achtung, Vertrauen für mich drückten ſich auf's Neue am ganzen Manne aus. Das war ein Anblick vom Himmel! die Gefühle der Menſchlichkeit im Geſichte eines Menſchen ſich wieder zeichnen ſehen, und dann dabey denken: ich bin's, der dieſe Gefühle wieder weckt, ſie über's ganze Geſicht in ſichtbaren Ausdrücken zerſtreut! — Ich reichte ihm geſchwind noch einmahl meine rechte Hand. Er umfaßte ſie mit den beyden ſeinigen, und hielt ſie feſt. Ich legte ſogleich meine linke auch darauf, und drückte ihn von unten und oben mit einem zärtlichen Freundſchaftsdruck; da ſahen wir einander ins Geſicht, ſagten uns tauſenderley mit den Augen, ohne ein Wort zu ſprechen, thaten als ſähen wir uns zum erſtenmale in der Welt, umarmten uns, ſchwuren ewiges Vergeſſen geſchehener Dinge, und richteten unter einander eine neue unzertrennliche Freundſchaft auf. Von dem Tage an ſind wir nun wieder für einander thätig, und arbeiten einer an des andern Wohl. Wir theilen unſere großen und kleinen Freuden, erleichtern einander unſere große und kleine Noth. Unſer Glück nicht nur, auch das Glück unſerer Feinde, das Glück aller Menſchen, denen wir dienen können, gewinnt dabey. Vorher hatten wir uns oft entgegen geſtrebt, wenigſtens das Gute, welches wir mit vereinigten Kräften würden haben leiſten können, durch unſere Trennung unmöglich gemacht; nun ſtimmen wir wieder überein, geben einander Anſchläge zu Vollführung edler Thaten, und leiſten einander Hülfe dabey.

19. Stück.

Die Natur kennt keinen Tagedieb.

Eine Betrachtung an der Isar.

Die Fluthen, welche jetzt vor mir vorüberrauſchen, kommen nicht wieder zurück; und meine Tage, wenn ſie verfloſſen ſind, auch nicht. So ſollten doch Jünglinge oft, wie ich hier, am Ufer ſitzen, und Weisheit des Lebens lernen! So ſollten doch Träge, welche nur immer raſten und ruhen wollen, bedenken, daß morgen der heutige Tag wieder für ſie verloren ſey! Von Allem, was erſt vorüber iſt, mag der Menſch überhaupt wenig zurücknehmen; aber ſeine vergangenen Tage gar nicht. — Jünglinge! ihr ſeyd jetzt in demjenigen Theil eures Lebens, in welchem ihr edle Kenntniſſe einſammeln ſollet, um der Geſellſchaft einſt euch brauchbar und nützlich zu machen. Alles fordert euch jetzt dazu auf; die Pflicht, welche ihr, wie alle Menſchen, auf euch habt, nicht nur zu nehmen, ſondern auch wieder zu geben — die Aufforderung, welche ihr auf allen Seiten empfanget, ſegenvolle Glieder der menſchlichen

Geſellſchaft zu werden — die Freyheit von Sorgen für eure Erhaltung, welche noch andere Menſchen auf ſich nehmen — die Munterkeit eures Geiſtes, die Reitzbarkeit eures Herzens, die Treue eures Gedächtniſſes, welche euern Jahren in beſonders hohem Grade eigen ſind. Wollet ihr die kraftvolle Zeit eures Lebens verſtreichen laſſen, ohne euch zu nützlichen Weltbürgern zu bilden, welch eine elende Figur würdet ihr einſt in der Geſellſchaft machen! Wenn ihr dann, mit Scham von innen und mit Scham von außen überſchüttet, da ſtändet, und die Jahre eurer rüſtigern Jugend zurückriefet, um ſie nun mit Sammlung nützlicher Wiſſenſchaften zu zeichnen: was wär's, das ihr dann thätet? Zu allen euren vergangenen Thorheiten geſellet ihr dann noch die größeſte — denn alle eure Wünſche, und würden ſie mit tauſend Thränen begleitet, vermöchten nicht, einen einzigen Jugendtag eures Lebens wieder zurückzurufen. Ach, Jüngling! wie lieb ich dich, der du den Winken, welche Gott, die Geſellſchaft, und das eigene Gefühl deiner Kräfte dir geben, Weisheit des Lebens zu lernen, und dich zu einem edlen Manne für die Welt zu bilden, redlich folgſt, deine Kräfte nicht an den Altären des Müßiggangs und der Wolluſt opferſt, ſondern an Tugend und Wiſſenſchaft täglich reicher wirſt — ach guter Jüngling! wie lieb ich dich! Dir werden Segen und Lohn von aller Art, und wie ſie ſchöne Seelen wünſchen, auf dem Fuße nachfolgen! Du wirſt ſeyn der Gegenſtand der Achtung deiner Mitbürgen, und der Achtung deines eigenen Herzens, und Beyſpiel für jeden guten Jüngling, der nach dir kömmt und von dir hört! Und wenn du dann auf die verfloſſenen Tage zurückblickeſt, und dich überzeugeſt, daß ſie unwiederbringlich ſind, wie wird dieß ſelige Bewußtſeyn deine Bruſt erweitern, daß ſie, ob ſie gleich unwiederbringlich für dich ſeyen, doch nicht unwiederbringlich verloren für dich ſind. — — Was der Träge doch denken mag, wenn er nicht heute, ſondern morgen erſt, thätig ſeyn will! Wenn er es darum nicht will, weil er es nicht ſeyn kann, ſo darf er ſich nicht entſchuldigen; kann er es aber ſeyn, und will es nicht: ſo mag er auch nirgends für ſich Entſchuldigung antreffen. Der Mann, welcher Kräfte zu wirken hat, wirkt mit denſelben, ſobald er kann, falls er ein Edler ſeyn will; denn ihn belebt ein brennender Eifer, ſeine gute That zu verrichten, und er empfindet nicht eher die Zufriedenheit mit ſich ſelbſt, bis die That ſich ihm als vollbrachte That darſtellt. Sollte er, wenn er dieſe Zufriedenheit mit ſich ſelbſt heute erlangen kann, nicht auch heute derſelben ſchon theilhaftig ſeyn wollen? Auch darf er ſeinen eigenen Kräften nicht zu viel trauen. Er kann ſie vielleicht morgen nicht mehr ſo in aller ihrer Fülle beſitzen, als heute. Wie würde er ſich alsdann morgen darüber beruhigen können, daß er heute nicht wirkſam geweſen wäre? Und, wenn er auch morgen alle die Kräfte ſo hätte, wie er ſie heute hat, kann er ſich dafür Bürge ſeyn, daß er den Gegenſtand, für den ſie wirkſam werden ſollen, morgen vor ſich haben, oder ihn wenigſtens noch ſo in der Nähe haben werde, als heute? Die Zeit iſt unwiederbringlich, und mit ihr auch die Gelegenheit oft, ſeine Kräfte auf eine edle Art wirkſam zu machen. Jeder Träge ſetzt ſich wenigſtens dem Verdachte eines böſen Herzens aus. Betrifft die Thätigkeit beſonders Leidende, was für einen noch ernſthaftern Anſtrich empfängt alsdann die Sache! Heute iſt der Unglückliche noch rettbar. Heute eilt ihm zu Hülfe! Morgen iſt er vielleicht nicht mehr, oder alle deine Thätigkeit ſtiftet ihm keinen Nutzen mehr. Sprich, wo ſoll die Stäte auf Gottes ganzem Erdboden ſeyn, auf der du, wenn dich dieſer Vorwurf alsdann quälte, jemals wieder Ruhe finden wollteſt?

Je mehr ich ſo über die Aehnlichkeit meiner Tage, welche ſie mit dieſen Fluthen haben, nachdenke: deſto heiliger ſoll mir die Pflicht werden, ſie auf die würdigſte Weiſe zu verwenden. Ich will mich beſtreben, mit jedem derſelben weiſer und beſſer zu werden; und mitten in aller ihrer Vergänglichkeit ſo viel Gutes zu thun, als ich thun kann. Denn, wenn einſt die letzte von ihnen kommen wird: ſo iſt's nicht genug daran, daß ich denke: ſie ſind nun dahin, und kommen nicht wieder. Wahr iſt eins, wie das andere; aber ſie waren nur das erſte Daſeyn. Auf ſie folgt ein zweytes. Und die Art ihrer Verwendung hat auf dieſes die größten Einflüſſe. Eingang — Vorbereitung — Ausſaat waren ſie auf meine Daſeynsfolge. Von da, wo ich am Ende meiner erſten Laufbahn mit meinen Einſichten ſtill ſtand, werde ich beym Eintritte in die zweyte wieder ausgehen. So auch in Anſehung des betriebenen heiligen Geſchäfts der Veredlung meines Herzens. Hab ich in beyden Hinſichten jetzt ſchon viel vorgearbeitet, welche Fortſchritte werde ich dann nicht thun können Und, nachdem ich jetzt gehandelt habe, wird alsdann mein Schickſal ſeyn. Jede gute That, welche ich jetzt ausübte, ſoll alsdann gute That für mich werden; und war ſie Dieß etwa auch hier ſchon geweſen, ſo wird ſie es dort in weit höherm Grade noch werden. So kurz und ſchnell vorübergehend meine Tage alſo auch ſind: ſo ſind ſie doch von äußerſter Wichtigkeit für mich; und ſobald ich mich hiervon überzeugt habe, ſo muß ihre Vergänglichkeit ſogar mir der ſtärkſte Reitz werden, von ihnen den edelſten Gebrauch zu machen. Müßiggang wäre doch wohl die unverantwortlichſte Thorheit, welche ich gegen mich ſelbſt begehen könne. Wie? von den wenigen Tagen, in welche ſich meine erſte Daſeynswoche einſchränkt, und in denen ich das Geſchäft meiner Ausbildung und Veredlung betreiben ſoll, wollte ich noch einige wegwerfen? Um müßig zu gehen, müßte der Menſch Tage mehr im Ueberfluſſe haben, als er ſie wirklich hat. Was würde man doch von dem Manne im Mittelſtande denken, wenn er von dem mäßigen Vermögen, welches er hat, und deſſen er auch ganz benöthigt iſt, noch einen Theil hinter ſich werfen, und muthwillig zu verlieren ſuchen ſollte? Je weniger du haſt, deſto weiſer treffe darüber deine Einrichtung, und mache, daß du auch von der wenigſten Kleinigkeit deſſelben Vortheile habeſt. Und, wenn ich denn müßig ſeyn wollte, würde ich nicht hintreten, und die aftermenſchlichſte unter allen Klagen, die Klage über Langeweile, führen müſſen? Eine größere Schande kann ich mir nicht denken, als wenn ich ſpreche: ich habe Langeweile! Ich, dem die Tage unter den Händen wegſchwinden; Ich, der ich in denſelben das Geſchäft der Vervollkommnung meines Geiſtes und Herzens auf allen Seiten zu betreiben habe? Ich ſollte jemahls, ohne aus Scham mir ſelbſt entfliehen zu wollen, ſprechen können: ich habe Langeweile? Wäre dieß nicht eben ſo, als wenn Jemand, dem geſagt ward, daß er heute Abends da oder dort ſeyn müſſe, wenn er glücklich ſeyn wolle, widrigenfalls er ſeines Glücks verfehle, und der deßhalb auch in der That am Morgen aus ging, und Mittag nach zurück gelegter Hälfte Wegs ſich niederſetzen, und zu jedem Vorübergehenden ſprechen wollte: ich weiß doch gar nicht, womit ich mich beſchäftigen ſolle? Nein, ich will meine Stunden ſo eintheilen, daß ich in denſelben entweder wirklich thätig ſey, oder daß ich mich zu bald erfolgender Thätigkeit durch Sammlung dazu gehöriger Kenntniſſe, und durch Stärkung dazu erforderlicher Kräfte, gehörig zubereite. Dieß iſt die Oekonomie des Lebens, welche mir die

Weisheit empfiehlt. Kommt der Tod, ſo iſt zum Müßiggang im Grabe noch Zeit genug. — Auch will ich auf allen Seiten ſolche Maßregel treffen, daß ich mir die Zahl der Tage auf Erden nicht ſelbſt verringere. Kürzt ſie eine höhere Hand ab, ſo mag ich mich darüber zufrieden ſtellen; aber meine eigenen Hände müſſen mir keinen derſelben rauben. In unvermeidlicher Gefahr will ich muthig ſeyn; aber nie will ich mich verwegen in eine ſolche ſtürzen, der ich ausweichen könnte. Muth! iſt Weisheit; Verwegenheit aber Thorheit; denn es gibt doch oft unvermeidliche Gefahren genug, welche unſern Muth beynahe erſchöpfen. Ich will auch Ruhepunkte zwiſchen meinen Arbeiten machen. Ruhe iſt nicht Müßiggang. Ruhe und Müßiggang differiren, wie Sättigung und Schwelgerey. Der Mann, welcher mit Ruhepunkten arbeitet, arbeitet länger und vollkommener; und Ruhe iſt ſelbſt Zubereitung zur Thätigkeit. In Allem, was auf Erden zum Genuß mir angebothen wird, ſoll kein Uebermaß von mir begangen werden. Was mir ſchädlich iſt, will ich ganz meiden. Wär' ich doch des Guten nicht werth, daß es mir gereicht würde, wenn ich machen wollte, daß es durch Unmäßigkeit Böſes für mich würde! Welch ein Mißbrauch wär's, wenn ich Dinge, welche dazu da ſind, das Leben zu erheitern, ſo gebrauchen wollte, daß ſie mir es trübe machten! Ueber meine Leidenſchaften will ich Herr zu ſeyn ſuchen, ſo viel ich kann. Ueberraſcht mich doch wohl hie und da ein heftiger Ausbruch meiner Lieblingsleidenſchaft, ſo will ich ihn wenigſtens nicht ſelbſt unterhalten. Durch Selbſtkenntniß auf die ſchwächern Seiten meines Herzens aufmerkſam gemacht, will ich auf dieſen beſonders auf meiner Huth ſeyn. Dieß iſt ein Weg zu einem langen Leben, und zu einem qualloſern Alter! — Thätig ſeyn iſt nicht genug; meine Thätigkeit ſoll nur aufs Gute gerichtet ſeyn. Erworbene Einſichten übel anwenden, iſt ſchlimmer, als keine Einſichten erwerben; und Böſes thun ärger, als Müßiggehen. Segen um mich her ſtiften, und dadurch mich ſelbſt ſegnen, dieß ſoll der Geſichtspunkt ſeyn, aus welchem ich bey allen meinen Handlungen ausgehe. Das Ganze beſteht aus Theilen. Jeder Theil hat Kräfte, und hat ſie für's Ganze; weil er, ſobald das Ganze glücklich iſt, zugleich glücklich ſeyn muß. Ich bin auch ein Theil, und muß meine Kräfte für's Ganze anwenden. Hab' ich mehr Kräfte, als Andere, ſo darf ich darum noch nicht ſagen, daß ich ein wichtigerer Theil des Ganzen ſey; dieß bin ich nur dann erſt, wenn ich mit dem größern Maße meiner Kräfte auch eine größere Summe des Guten ſtifte. Zum Gutesthun werden Gegenſtände erfordert. Ob dieſe nun gleich immer für mich da ſind: ſo ſind ſie doch nicht immer in gleicher Anzahl, oder von gleicher Würdigkeit, oder gleicherreichbar für mich da. Darum ſoll, ſobald Gelegenheit Gutes zu thun für mich ſich ereignet, meine edlere Thätigkeit keinen Aufſchub leiden. Nicht niedrig eigennützige Abſichten ſollen mich dazu erſt in Bewegung ſetzen; ſondern jetzt kannſt du eine gute That verrichten — dieß ſoll die einzige Stimme ſeyn, welche ich von außen zu hören verlangen will, und in dem Augenblicke, in welchem ich ſie höre, ſoll mein Herz darauf antworten: verrichte die That! Ich fühle es wohl, daß der Menſch nichts ohne Eigennutz verrichten könne; aber ich will darauf halten, daß mein Eigennutz edel ſey; oder, daß ich mich alsdann nur erſt glücklich ſchätze, wenn ich Andere glücklich gemacht habe. So wird mein Eigennutz gemeinnützig; ſo verlange ich nicht, als einzelner Theil, auf Koſten der Uebrigen, ſondern im glücklichen Ganzen, ein glücklicher Theil zu ſeyn. Da, wo es gar auf Augenblicke ankömmt, um eine wahrhaftig menſchenfreundliche Handlung zu vollbringen, will ich alle meine Gegenwart des Geiſtes, und alle meine Entſchloſſenheit dazu aufbieten. Nicht hinſchleichen, hinfliegen will ich zu dem Leidenden, nicht erſt viel reden, wenn zum Reden nicht Zeit genug vorhanden iſt, ſondern gleich handeln, und meiner Handlung ſo viel Vollkommenheit geben, als ich ihr zu geben vermag. Verſtreicht ſo mein Leben in edler Thätigkeit: wie mag ich mich dann auf den Abend meiner Tage noch freuen! Große, vortreffliche Handlungen der Menſchenliebe ſind der ſchönſte Schmuck eines Lebens! Sie vollbringen, iſt Seligkeit; und ſie vollbracht zu haben, wird uns einſt auch noch im Tod erfreuen. Mit menſchlicher Würde tritt der Mann, welcher ſich ihrer in Menge bewußt iſt, zuletzt ans Ufer hin, und ſieht ſich nach dem Fahrzeug um.

welches ihn aus einer Welt, deren Segensſtifter er war, überſetzen wird. Ach! ein Edler tritt jetzt ins Fahrzeug ein, und vertrauet die Ruder den Händen desjenigen Weſens gar willig an, welches ſchon im Leben ſein Alles war!

Umgebet, o ihr Ufer der Iſar, noch Jahrtauſende hindurch, mit Grasgrün und Baumgrün geſchmückt, den vaterländiſchen Fluß! Mit der heiterſten Seele verlaſſ' ich euch, und hoffe zu Gott, daß ich einſt, wenn ich nach vollendetem Lauf ans Geſtade eines Meeres, welches eine Welt von der andern ſcheidet, und von meinem ganzen Geſchlecht befahren werden muß, hintreten werde, eben ſo freudig ſeyn werde, wie ich war, als ich heute zu euch hieher trat.

Die Freundſchaft.

Ein eingeſandtes Stück.

* * *

Heut ſtrahlt mir die fröhlichſte Sonne,
Es wallen die Adern — und Wonne
Durchſtrömet mein hüpfendes Herz.
Entfliehet ihr düſteren Sorgen,
Nun glühet ein ſchönerer Morgen,
Mich panzert ein ſchützendes Erz.

* * *

Ich ſehe mit gierigen Blicken
Die Roſen im Frühlinge pflücken,
Der biederen Freundſchaft entblüht;
So laßt uns den Blumenkranz winden
Und Seele mit Seele verbinden,
Da Sehnſucht zur Tugend entglüht.

* * *

Harmoniſche Triebe verrathen,
Wenn Freunde geſellig ſich gatten,
Beharrliche Züge der Treue,
Da Witzlinge ſich nur beſtreben
Den Laſtern und Lüſten zu leben,
Bleibt Freundſchaft des Vorwurfes frey.

* * *

Gemeinſchaftlich ſind uns die Freuden,
Wir theilen auch gerne die Leiden,
Uns Beyde trifft nur Ein Geſchick.
Wenn düſtre Orione weinen,
Wenn glückliche Sonnen uns ſcheinen,
Bleibt uns gleicher Antheil zurück.

* * *

Wenn menſchliche Fehler ſich brüſten,
Die wider die Freunde ſich rüſten,

Ihr heiliges Bildniß entweih'n,
Dann werden ſie leicht es vergeſſen,
Sich ſelbſt mit den Irrenden meſſen,
Und ungeſäumt — herzlich verzeih'n.

* * *

Wenn Zweifel und Unmuth, und Kummer,
Verborgenes Leiden — den Schlummer
In ängſtliche Laune verkehrt,
Freund! kannſt du dich dann noch verhehlen?
Sollſt du dir den Tröſter nicht wählen,
Der biederen Redlichkeit werth?

* * *

Wenn mißliche Lage dich quälet,
Wenn Qual deine Tage vergället,
Wenn eigener Rath dir gebricht,
Steh'n freundliche Räthe dir offen:
Wie? ſollſt du nicht Linderung hoffen?
Sey weiſe! raub dieſe dir nicht.

* * *

Wenn Andere fälſchlich uns richten,
Und Ehre mit Anſeh'n zernichten
Aus ſcheinbarer Ahnungen Trug;
So ſchließen doch Freunde gelinder,
Sie glauben dem Trüglichen minder,
Und ſind in dem Urtheile klug.

* * *

Auch thatenreich — redende Werke,
Sie legen der Freundſchaft die Stärke
Nach Maß ihrer Kräfte erſt bey,
Doch Dieſes ermangelt oft Vielen;
Sie nähren nur eifrigen Willen,
Und ſind wahrer Freundſchaft nicht treu.

* * *

Erbauliche Thaten vor allen
Der Gottheit, der Tugend gefallen,
Durch höhere Triebe belebt.
Wie mahleriſch ſpiegelnde Quellen
Empfängliche Bilder darſtellen,
Sind Züge der Freunde beredt.

* * *

Freund! dieſes Entzücken in Freude,
Und oft auch nicht minder im Leide
Die wechſelnde Lage dir gibt;
Vertändle doch nicht deine Jahre,
Sey Menſchenfreund bis zu der Bahre!
Dann haſt du — wie Freunde — geliebt.

B. J.

20. Stück.

Auf den Tod
des
Herzog Leopolds von Braunſchweig.

Nicht in der mörderiſchen Schlacht,
wo Menſchenblut erwürgter Brüder
die Erde röthet,
ſank der Krieger, von dem ich ſinge.
Sein Arm zuckte nicht das Schwert
auf die Scheitel ſeines menſchlichen Gegners,
und Furcht und Tod begleiteten nicht die Schritte
des Helden.
Göttliche Philantropie war an der Seite des Fürſten,
als er am Altar
der Menſchenliebe ſank,
und ſeinen Arm nicht zum Verderben der Menſchheit,
ſondern noch zur Rettung des unglücklichen Bruders
ſtreckte.
So ſchön ſtarb noch kein Held, und ſeit Codrus Zeiten
ſammelte die dankbare Nachwelt

keine edlere Aſche
in ihre Urnen.
Weit umher breiteten die ausreißenden Wogen
der empörten Oder
Verderben aus.
Die Grenzen, die ihr einſt ihren Umlauf zeichneten,
brach ſie ſchäumend entzwey,
und ſuchte, zum Schrecken des fliehenden Bürgers,
unumſchränkte Freyheit.
Schon deckte die Fluth die ländliche Gegend,
und blöckende Heerden
eilten den Dörfern zu,
verfolgt vom zürnenden Waſſer.
Mit ängſtlicher Sorgfalt flüchtete ſich die ſchüchterne Mutter,
mit dem Säugling an ihrem Buſen,
auf das erhabnere Dach,
und ſuchte Rettung;
aber ſchon durchwühlt der Strom die wankende Hütte
und entflieht mit der geraubten Beute
des Eigenthums des zitternden Hirten.
Thränen fließen aus dem Auge des Weibes,
und vergebens ruft ſie um Hilfe.
Die ausgeſpülte Hütte ſtürzt,
und gibt treulos, wie eine feige Verrätherinn,
die Mutter dem Waſſer preis,
die doch Zuflucht in ihr ſuchte.
Begraben unter den Fluthen verwandelt ſich

das jammernde Geſchrey des Elendes
in dumpfes Gemurmel.
Hier ſinkt ermüdet die treue Hand des rudernden Gatten,
und verſagt ihm die Luſt, ſeine Kinder zu retten:
ohnmächtig ſank er, und der reißende Strom
ſchwemmt ſein Seufzen von ſeinen ſterbenden Lippen,
und wäſcht aus ſeinem erlöſchenden Aug'
die Thränen des Kummers.
Tauſend erſtickte Leichen decken
die fürchterliche Fläche, wie ein Schlachtfeld.
Hier liegt der treue Hund bey dem ertrunkenen Schäfer,
dort der arbeitſame Stier an der Seite des Sämannes.
Traurig beſpiegelt die Sonne in der von Leichen
wimmelnden Fläche
ihr trübes Antlitz;
das Gewinſel des Elendes
trägt auf düſteren Flügeln
der theilnehmende Wiederhall
in der erſchrockenen Gegend umher.
Leopold hört's, und ſeine fühlende Seele
erwachet ganz bey dem Anblick der leidenden Menſchheit;
erſtaunt ſieht er umher, und ſieht die tauſende der Hände,
die das Elend zum Himmel faltet;
eine Thräne, wie ſie der Menſchenfreund weint,
fällt aus ſeinem Aug',
wo Entſchloſſenheit und Liebe thronte;
ſchon beſtieg er den Kahn, beflügelt durch Menſchenliebe
eilt er hin, um Brüder zu retten;

kein anderer Trieb herrſcht in ſeinem pochenden Herzen,
als der des Gefühles für Leidende.
Der Trieb der Selbſterhaltung wagte es vergebens,
ſeinem Unternehmen Einhalt zu thun;
vergebens tönte ihre Stimme!
in Leopolds Seele, die keine Sprache mehr,
als das Gewinſel der Unglücklichen hörte.
Nur empfänglich für fremde Gefahr,
vergißt er ſeine eigene,
eilt — und ſinkt als ein Opfer der Liebe.
— Halt doch, kühnſte der Fluthen,
halt und ſchone den Menſchenfreund!
Iſt denn keine Gottheit, die dir gebiethet,
Ehrfurcht für die Tugend zu haben?
Doch wer kennt die Rathſchlüſſe des Ewigen?
Wer die Todesarten,
die für Sterbliche die Vorſicht ins Buch des Lebens
gezeichnet hat? —
Leopold ſtirbt — verewigt in den Herzen jedes Menſchen,
der Tugend und Rechtſchaffenheit fühlt —
in der Rüſtung des Helden ſtirbt er den Tod der Liebe,
und beweiſet, daß nicht der ein Held iſt,
der ſeiner tollen Habſucht und Raubgierde
Hekatomben von Menſchen opfert,
und um vergoſſenes Blut gemietheter Menſchen
Thorheiten bezahlt, die Jahrhunderte beweinen,
und alsdann ſeine faulen Schläfe mit Lorbeer umgibt,
die ſeine treuen Bürger erkauften,

und wofür er ſelbſt keinen Schwertſtreich gethan:
Nein, der verdient den Nahmen des Helden nicht,
der ſo abſcheulich die Menſchheit entſtaltet.
Nein — nur der iſt ein Held,
der zu ſterben weiß,
um Menſchen zu retten.

Billig iſt der Schmerz, wenn wir den Edlen beweinen, der im Tode uns verläßt.

Keine Schmerzen ſind gerechter und menſchlicher, als diejenigen, die wir bey dem Tode der Unſrigen empfinden; ſie mögen nun entweder durch die Natur, und durch alle die Verbindungen, welche aus dieſer Quelle entſpringen, oder auch nur durch ihren Charakter, durch die Gleichheit zwiſchen uns und ihnen, durch ihren Umgang, und durch die mannigfaltigen Verknüpfungen einer zärtlichen und vertraulichen Freundſchaft mit uns vereiniget, und nach dem Urtheile unſerer Zuneigung zu unſerer gegenwärtigen Glückſeligkeit unentbehrlich ſeyn. Unſere Seele verliert durch die Trennung von ihnen, ſelbſt wenn ſie ihren Verluſt befürchtet hat, den Genuß ihrer edelſten und angenehmſten Freuden, die, ſo lange wir unſerer erſten Empfindung glauben, durch keine andern erſetzt werden können, und je gewohnter wir dieſes Genuſſes ſind, deſto mehr bluten auch die Wunden, die uns dadurch geſchlagen werden. Wer könnte denn ſo fühllos ſeyn, und unſere Thränen mißbilligen, die alsdann die beſte Erleichterung eines gerührten und niedergeſchlagenen Herzens ſind, wenn es gleich immer die Schuldigkeit einer gottſeligen und weiſen Seele bleibt, ſich ihrer Traurigkeit nicht ſo ſehr zu überlaſſen, daß ſie dadurch unfähig würde, ihre höhern Verbindlichkeiten zu erfüllen? Ich habe, und zwar in Jahren, wo die Empfindung ſo viel Macht hat, daß eine noch ſchwache und ungeübte Vernunft von derſelben leicht überwältigt werden kann, treue und geliebte Aeltern, Kinder, die mein väterliches Herz mit den ſüßeſten Hoffnungen erfüllten, und, was nach den theuern Gegenſtänden unſerer natürlichen Zuneigung die größte Glückſeligkeit der Tugendhaften zu ſeyn pflegt, zärtliche Freunde verloren, und aus dieſen betrübten Erfahrungen weiß ich, wie groß der Schmerz iſt, den die Trennung von ihnen verurſacht, zumahl wenn ſie uns plötzlich und unerwartet trifft; und wann trifft ſie uns nicht unerwartet, und unbereitet? Daher leide ich allzeit mit Denen, die unter eine ſo empfindliche Prüfung mit Gelaſſenheit und Standhaftigkeit gebracht werden, am meiſten aber mit Denen unter ihnen, die vorzügliche Anſprüche auf meine Hochachtung und Liebe haben. Meine Jahre ſelbſt haben alsdann über meine Wehmuth, und über das Mitleiden, das ich ihnen ſchuldig bin, ſo wenig Gewalt, daß niemand unfähiger ſeyn kann, ſie aus ihrer anfänglichen Betäubung zu ermuntern, als ich. Und möchte dann ihr Schmerz nur durch die Thränen gelinder werden können, die ich mit ihnen weine!

Wie unerträglich war nicht die Philoſophie der Stoiker, die ihrem weiſen Manne ſelbſt das Mitleiden mit dem gerechteſten Kummer andrer Menſchen unterſagten! Epiktets Moral mag man ſich mit ihren ſtolzen Sittenſprüchen, gleich Götterorakeln noch ſo ſehr auf unſre Bewunderung zudrängen; ich kann ihn nicht ohne Unwillen anhören, wenn er uns den Rath gibt, daß wir zwar gegen einen bekümmerten Freund eine traurige Miene und die Geſtalt des Mitleids annehmen, uns aber hüten ſollen, unſern Schmerz ernſtlich werden zu laſſen. Und wie viel mehr, als Unwillen und Zorn empſinde ich nicht, wenn diejenigen von dieſer Secte, die eine noch größere Härte vorgaben, nicht einmahl den äußerlichen Schein des Mitleids verſtatten wollten, ſondern, wenn man ihnen die Leiden ſelbſt ihrer nächſten Verwandten mit allen den Umſtänden, die nur rühren und bewegen können, erzählte, mit Kaltſinn antworteten: Das kann Alles wahr ſeyn: aber was geht es mich an. Welch eine grauſame Philoſophie, die, wofern ſich die Natur ſelbſt nicht ihrer Ausbreitung widerſetzt hätte, alle Menſchenliebe aufgehoben, und alle Bande der Zuneigung und Freundſchaft zerriſſen haben würde! Wie ſehr unterſcheidet ſich nicht von ihr die Weisheit des Chriſtenthums, die uns gebiethet, mit den Weinenden zu weinen! Ein hartes fühlloſes Herz kann kein rechtſchaffenes und tugendhaftes Herz ſeyn, und ich würde an der Aufrichtigkeit meiner Neigung zur Tugend zweifeln, wenn ich weniger empfindlich gegen die Schmerzen und Bekümmerniſſe meiner Freunde wäre, ſo wenig ich es ihnen vergeben könnte, wofern ſie bey der Trennung von Denen, welchen ſie Liebe ſchuldig ſind, unbewegt und gleichgültig blieben. Denn eine gemäßigte Traurigkeit gehört mit unter die Abſichten der Vorſehung, die uns ſolchen Prüfungen unterwirft.

Allein, weil es eine gemäßigte Traurigkeit ſeyn ſoll, ſo müſſen ſie auch ihren Kummer; durch alle Arten weiſer und kräftiger Tröſtungen zu mildern, und die erſten Schmerzen nach und nach in eine ſtille und ruhige Wehmuth zu verwandeln ſuchen, die ihren Kräften einen neuen Trieb gibt, ſich der künftigen Wiedervereinigung mit ihren Geliebten durch ihre Handlungen immer würdiger zu machen.

Dieſe Pflicht iſt unſtreitig; die Frage iſt nur, wo ſie dieſe weiſen und kräftigen Tröſtungen finden? Sollen ſie ſich bemühen, ihre Traurigkeit durch ſinnliche und rauſchende Zerſtreuungen zu erſticken? Wenn ſie Dieſes könnten, ſo würden ſie des Glückes einer tugendhaften und edeln Traurigkeit unwürdig ſeyn. Sollen ſie ſich mit der Vorſtellung von der Nothwendigkeit und endlichen Unvermeidlichkeit ihres Schickſales aufrichten, oder ſich mit der Erinnerung tröſten, daß es eben ſo Elende, oder noch Unglücklichere gäbe, als ſie? So würden ſie erſt zur Tugend des Mitleids unfähig werden müſſen, wenn eine ſolche Erinnerung ihre verdunkelte Seele aufheitern könnte. Sollen ſie endlich die Linderung ihres Kummers der Zeit überlaſſen, die nach und nach die heftigſten Empfindungen ſchwächt, wenn die körperliche Natur nur ſtark genug iſt, ihren zerſtörenden Wirkungen zu widerſtehen? Was für eine Tugend wäre es dann, auf dieſe Weiſe beruhigt und getröſtet worden zu ſeyn!

Bey den erleuchtetern Einſichten, die wir haben ſollen, kann Niemand zweifeln, daß die Frucht auch der Widerwärtigkeiten, die wir nicht als ahndende Folgen unſrer Handlungen anzuſehen haben, Tugend ſeyn müſſe. Allein dieſe herrliche Frucht kann nicht aufblühen, wenn nicht die Religion den Samen dazu ausſtreuet, und ſie durch ihre geſegneten Einflüſſe ſowohl zum Wachsthume, als zur Reife bringt.

Wie unglücklich würden nicht ohne ihre Hülfe diejenigen ſeyn, welche die betrügeriſchen Anerbiethungen und Freuden des Laſters verachten gelernt haben, und das Vergnügen dieſes Lebens nur von der Hand einer unſchuldigen und edeln Liebe oder Freundſchaft empfangen wollen! Wie oft würden ſie leiden, und wie unheilbar wäre ihr Kummer, wenn ſie nicht dieſe beſte Tröſterinn hätten! Wenn Jedermann um ſie her verſtummt, und Niemand aufrichten kann: ſo wird ſie das dunkle Auge erheitern; mitten in ihrer Nacht wird es einige Strahlen von Freude erblicken; der Bekümmerte wird ſich ſelbſt nicht glauben; denn wen überredet, beſonders bey dem Verluſte derer, die wir lieben, die Traurigkeit nicht, daß nunmehr ſein Herz aller Freude verſchloſſen ſeyn werde? Allein, wenn er ſich nur dieſer gütigen und hilfreichen Führerinn überläßt, ſo wird ſie ihn bald in lichtvollere Gegenden bringen, und er wird erſtaunen, daß ſelbſt die betrübteſten Umſtände ein fruchtbarer Boden für unſere wahre Glückſeligkeit ſind.

Wenn unſer Schmerz auch die Leiden, die uns zuſtoßen, nicht vergrößerte: ſo iſt es genug, daß er ſie uns nur von ihren unangenehmen Seiten beſtändig, daß er uns von unſern Trübſalen bloß ihre widerwärtigen Folgen, und von unſerm vorhergehenden Glücke bloß die Abweſenheit und die Flucht deſſelben zeigt. Ein ſolcher Anblick verhindert uns zu ſehen, daß alle Arten von Widerwärtigkeiten mit unſrer wahren Wohlfahrt beſtehen können. Es iſt uns ein Vater, eine Geliebte, ein theurer Verwandter, ein zärtlicher Freund entriſſen worden; in unſrer Bekümmerniß ſehen wir nichts als den Verluſt; wir zählen die Tage, die wir nicht in ihrer Geſellſchaft zubringen, die Freuden, die wir ihnen nicht zu danken haben, die Aufmunterungen und Erleichterungen, die wir nicht von ihnen empfangen werden. Selbſt das Vergnügen, das wir vormahls durch ſie genoſſen, werfen wir zu unſerer Laſt hin, weil wir den Genuß deſſelben nicht wiederhohlen können. Die Religion aber zeigt uns unſre traurigen Schickſale auch auf ſchönen und angenehmen Seiten; ſie überführt uns; denn ſie hat die Kraft, unſre Vernunft auch mitten im härteſten Schmerze aufmerkſam zu machen, daß jeder Verluſt, ſo tief er uns auch beugen mag, beſtimmt ſey, ein Segen für uns zu werden: und muß nicht der bitterſte Kummer nachlaſſen, wenn dieſe Ueberzeugung in uns zu wirken anfängt?

Glückſelig ſind die Bekümmerten, die ſich ihr überlaſſen! Sie wird bald durch ihre großen Wahrheiten einen tiefen Eindruck in ihrem Gemüthe von der genauen und väterlichen Aufſicht Gottes über ihre Wohlfahrt und von ſeiner beſondern Regierung aller ihrer Schickſale und Veränderungen wirken. Sie wird ſie bald dahin bringen, daß ſie an dem unverbeſſerlich guten Verhalten ſeiner Vorſehung auch bey ihrem Verluſte nicht zweifeln, dasſelbe bey allem ihnen noch ſo traurigen Scheine des Gegentheils rechtfertigen, und ſeine Rathſchlüſſe und Wege ihren Einſichten und ſelbſt den Wünſchen ihrer Betrübniß vorziehen. Sie werden begreifen lernen, daß er traurige Umſtände nie ohne einen heilſamen und uns vortheilhaften Grund veranſtalte; daß er immer den erträglichern Weg dem beſchwerlichern vorziehe; daß unſre Leiden in dem Zuſammenhange mit unſrer innern Beſſerung, und mit ihren entfernten Folgen unentbehrliche Mittel zu unſerer größern Glückſeligkeit, und zugleich zur weitern Erhöhung und

Befeſtigung unſerer moraliſchen Vollkommenheiten ſeyn ſollen.

Die Liebe, ſie mag kindliche oder väterliche, oder eheliche Zärtlichkeit, oder vertrauliche Freundſchaft heißen, iſt unſtreitig die Quelle des ſchönſten Vergnügens. Was für ein Troſt, den die Religion gibt, wenn wir erſt den großen Gedanken faſſen lernen, daß uns der Beherrſcher unſrer Schickſale die ſinnliche und irdiſche Gegenwart unſrer Geliebten nimmt, damit ſie ihre völlige Beruhigung in ihm ſuchen, und von einer niedrigen Art der Freude mehr und ſchneller zum Genuſſe der höchſten Glückſeligkeit hinauf ſteigen mögen!

Die Religion würde bey der Trennung derer, die wir lieben, bekümmerte Gemüther aufrichten, und vor den Ausſchweifungen der Traurigkeit bewahren können, ſelbſt wenn wir Urſache hätten, wegen ihrer künftigen Schickſale beſorgt zu ſeyn, ob ich gleich geſtehe, daß eine ſolche Furcht auch den heftigſten Schmerz eines feinern und edlern Eigennutzes bey ſolchen Seelen überwiegen müſſe, die weiter denken, als auf das Gegenwärtige. Allein wenn uns dieſe Furcht nicht beunruhigen und quälen darf; wenn wir wiſſen, daß ſie lebten, wie diejenigen leben müſſen, die eine unermeßliche Ewigkeit vor ſich ſehen; daß ſie ihr Gewiſſen bewahrten, oder die Unordnungen ihrer Leidenſchaften beweinten und auf die Wege der Tugend zurückeilten; daß ſie ihre künftige Begnädigung nicht von ihrer Rechtſchaffenheit erwarteten, ob ſie gleich mit unabläßiger Sorgfalt ihren mannichfaltigen Verbindlichkeiten getreu zu ſeyn ſuchten; daß ſie ſich zum Sterben, als zur wichtigſten Handlung des Menſchen, vorbereitet hatten; daß ſie vielleicht auch mit einer ſtarken Verſicherung ihrer künftigen Verherrlichung und einer mehr als gewöhnlichen und bloß menſchlichen Freydigkeit den finſtern Weg gingen: Welche Quellen der Beruhigung und des Troſtes finden wir nicht hier denjenigen geöffnet, die ihren Verluſt nur im Anfange ihres Kummers für unerſetzlich halten können! Der Tod iſt, nach dem Ausdrucke eines Alten, das Siegel auf ihrem Charakter, und ſie ſind auf eine Höhe geſtellt, wo ſie keine von den Gefahren mehr erreichen kann, die, wenn wir weiſe genug denken gelernt haben, allein zu fürchten ſind. Ihre Glückſeligkeit iſt mit ihrer Gottſeligkeit und Tugend auf ewig befeſtigt. In der Welt der Uebung und Verſuchung könnten ſie noch fallen, und wie gefährlich könnte nicht ihr Fall für ihre Wohlfahrt werden! Eine völlige Sicherheit gehört zur Belohnung einer endlich geprüften Tugend. Wenn wir unſre Geliebten in dieſer Sicherheit wiſſen, oder doch mit guten Gründen hoffen können, daß ihr Glück über alle Zufälle erhoben ſey; wie gern müſſen wir unſern Schmerzen Gewalt anthun und uns beſtreben, einer fröhlichen Wiedervereinigung mit ihnen immer würdiger zu werden?

21. Stück.

An Lucinden;

die über den Tod ihres Alphons trauert.

Die blühende Blume hat nicht immer Tage genug zum Verblühen — ein Sturm reißt, die Dürre welkt ſie oft vor der Zeit darnieder: Auch Alphons iſt nicht mehr! Alphons, der junge muntere Mann, der ſeinen Freunden ſo willkommen war; der noch Segenſtiftung der Geſellſchaft verſprach, täglich vollkommener ward, in dem, den er liebte, ein Paradis zu bauen ſuchte, und in Lucinden das ſchönſte, das reizendſte! Ihn klagen alle Edle — ihn klagt die ganze nähere Welt um ihn her; — ihn klagt Lucinde, die treue, die dankbare, für die er ſo innigſt lebte, vorzüglich! — —

Wer wärſt du, Theure holde! unter allen geweſenen Gegenſtänden ſeiner Liebe der zärtlichſte — wenn deine Thränen über ſeinen Verluſt nicht flößen? Sind denn nicht weibliche Seelen beſonders zur Empfindung geſchaffen? Sollen ſie nicht darſtellen den ſanftern Adel menſchlicher Natur in liebenswürdigſter Maske? Ach!

ſey, wer du ſeyn ſollſt, und wozu dich Gott berief, du Gebeugte, du Jammernde!

Ein Freund iſt ſeinem Freunde Viel. Erfolgte Trennung unter Beiden: ſo wäre der Hinterbleibende des abgeſchiedenen Redlichen nicht ganz werth geweſen, wenn ihn nicht der Hintritt deſſelben aufs innigſte ſchmerzte. Aber dreymal mehr noch iſt dem Gatten der Gatte! In der Stunde, in welcher ſie ſich vereinigten, machten ſie ihr zweyfaches Wohl nur zu einem einzigen. Jeder von ihnen übernahm in Betreibung deſſelben die Hälfte, und gewöhnte ſich daran, daß er für den andern arbeite, und den andern für ſich arbeiten ſah. Er hätte einſam bleiben, und nur für ſich ſelbſt arbeiten mögen; aber er wollte Segen ſtiften, und Dank leiſten, zugleich. Sein eigenes Herz war ihm nicht genug dazu. Noch ein anders Menſchenherz ſollte ſeyn, dem er den Segen ſtiftete; das den Dank von ihm erhielte. Da, da iſt Trennung höchſter menſchlicher Jammer!

O Lucinde! Lucinde! wie ſanft ſchwebte Alphons in deinen Armen, ſo lange ſie ihn umſchloſſen! Wie ſo zärtlich ſchlug dein Herz, wenn es den Druck ſeines Buſens empfand! Ueberreſte der goldenen Zeiten der Welt, Tage aus dem Alter, welches ſo allgemein beſungen uud vermißt zugleich wird, das aber doch noch hie und da in einzelnen Hütten edler und zufriedener Sterblichen fortwährt, waren die Tage eures Beyſammenſeyns. Eine Zuſage von Gott, daß ihr ewig ſo auf Erden bey einander ſeyn ſollet, wäre euch Verſprechen des Himmels auf ihr, mit Erfüllung verbunden, geweſen.

Dieſe Zuſage ward euch, ihr Lieben, nicht zu Theil. Ihr wäret ihrer werth geweſen; allein, die allgemeine erſte Menſchenbeſtimmung verſtattete ſie nicht. Auf der Erde iſt's uns nur freygelaſſen, uns zu vereinigen, vorbehältlich die Wiedertrennung, welche aus dem gefällten Urtheil des Todes über uns fließt. Während des Beyſammenſeyns mögen wir das Glück, welches liebende Herzen einander gewähren, in vollſtem Maße genießen. Gott ſelbſt iſt uns behülflich dazu. Er erblickt ſchon in uns alsdann ein ſchwaches Bild von dem, was wir einander ſeyn werden, wenn uns keine Todesfurcht mehr umſchwebt. Aber, ſchlägt die Stunde, welche Liebende trennet — ſo hat die erſte Verheißung für ſie ihr Ende erreicht.

Lucinde! darum ſollen edle Seelen, ſo lange ſie vereinigt leben, die Seligkeit ihrer Gemeinſchaft mit Herzensdrang genießen. Wiſſen ſie doch nicht, wie lange ihr Beyſammenſeyn daure! Thun ſie Dieß nicht, ſo müſſen ſie bey erfolgter Trennung nicht blos aus Zärtlichkeit, ſondern aus Vorwurf des Herzens zugleich ſeufzen; und Seufzer von dieſer Art bereiten einen Jammer, der nie wahrer Erleichterung fähig iſt.

Ach! Heil dir! Als dein Alphons ſank, und banger Schmerz über ſein Hinſinken dich ergriff, gab dir dein Herz das Zeugniß, daß ihr, ſo lange ihr beyſammen waret, ganz für einander lebtet! Im erſten Anfall der Leiden war es dir nicht genugthuend, und konnte es auch nicht ſeyn; denn da wollteſt du nur deinen Alphons wieder haben. Aber, da du nun ſiehſt, daß er dahin ſey, daß er für dieſe Welt, für dich verloren ſey: was mag dir denn ſanftere und holdere Erquickung gewähren, als das Bewußtſeyn, ganz die Seinige geweſen zu ſeyn! Zuerſt verlangt das Herz den Verlornen nur wieder; wenn dieſer aber nicht zurückkehren darf, ſo liegt ihm Alles daran, ſich ſagen zu können, daß es den Verluſt deſſelben nicht verwirkt habe. Es iſt natürlich und wahr zugleich, daß uns der Tod eines Menſchen um ſo mehr ſchmerze, je redlicher wir ihn geliebt haben, und von ihm wieder geliebt wurden: aber ſind die erſten ſchmetternden, betäubenden, hinſtürzenden Stunden, in welchen die Natur nach ihres Urhebers Willen ihre Rechte behauptet, nur vorüber, ſo entſpringt auf derſelben Stätte, wo erſt ängſtliches Leiden entſprang, wieder höchſter menſchlicher Troſt. Dich zerſchlug der Gedanke, von dem Geliebteſten deines Herzens getrennt zu ſeyn, laß ihn dich nun wieder aufrichten und ſtärken. Du biſt nicht getrennt von einem Edlen, den du etwa getäuſcht hätteſt. Die gute Meinung, welche er von dir in jene Welt hinübernimmt, iſt Wahrheit vor dir, vor ihm, und vor Gott. Mehr ſollen und mögen wir nicht leiſten, als wir zu leiſten im Stande ſind. Haben wir, als Verbundene, wahrhaftig für jemanden gelebt, ſo iſt's wenigſtens nicht unſre Schuld, daß wir getrennt werden: und wir haben weiter nichts thun können, als uns bis zum letzten Augenblick des Beyſammenſeyns die unbezweifelndſten Zeugniſſe unſerer Liebe zu geben. O Lucinde, wäreſt du nicht die treue, die zärtliche Gattinn deines Alphons geweſen, die du wareſt: was tröſtete dich nun? Um uns her ſterben ſo viele, über deren Tod ſich die, welche mit ihnen verbunden ſeyn ſollten, aber in Zwietracht und Feindſchaft lebten, beruhigt fühlen. Sieh, dieſer Letztern wird die Ruhe in Jammer alsdann erſt übergehen, wenn dein Herz von ſeinem Jammer zur Ruhe zurückgekehrt ſeyn wird. Sie werden's fühlen lernen, daß ſie in ihren Todten diejenigen nicht geweſen ſind, welche ſie ſeyn ſollten. Nach Jahren erſt wird der Hintritt derſelben ihnen Pein verurſachen. Du aber warſt deinem Alphons Alles. Und Alles geweſen ſeyn, heißt genug geweſen ſeyn. So wirſt du bald mit himmliſcher Beruhigung wieder einher geben, und deine Ruhe wird alsdann eine unzerſtörbare Ruhe ſeyn. Liebend deinen Alphons, aber ſtill und ergeben zugleich, willſt du erſcheinen; und du wirſt dich in ſanfter Größe fühlen, ſo oft dein Herz dir ſagt, daß du zu keiner Zeit, du ſäheſt ihn wieder, wann es ſeyn möchte, auch nur mit aufwallender Schamröthe ihm unter die Augen treten müßteſt.

Aber, warum entſank Alphons, der zärtlichſte Gatte, ſeiner noch zärtlichern Gattinn ſo früh? Iſt es nicht genug daran, daß Liebende nicht Ewigkeiten zum Lieben auf Erden haben ſollen? Müſſen ſie auch noch lange vor der gewöhnlichen Trennungszeit auseinander geriſſen werden? — Ach, Lucinde! wie viel hätten wir doch zu fragen, wenn wir über Alles, was außerordentlich geſchieht, Erläuterung haben wollten! Es iſt gewiß, daß nichts von Allem, was uns widerfährt, ohne Abſicht geſchehe. Und je ungewöhnlicher daſſelbe iſt, deſto wichtiger muß die Abſicht ſeyn, weswegen es geſchieht. Nur iſt es uns nicht alle Mahl vergönnt, in dieſe Abſichten vollkommen einzuſehen, wenigſtens alsdann nicht gleich, wenn das Ereigniß für uns entſteht. Es ſoll uns genug ſeyn, zu wiſſen, daß alle unſere Schickſale unter den Führungen der weiſeſten Güte ſtehen. Dieß ſoll uns Bürge für die Heiligkeit und Größe der Abſichten derſelben ſeyn. Vielleicht, daß die Folgezeit uns dieſe Abſichten noch überdieß entwickelt. Lucinde! du biſt Chriſtinn! An der Seite deines Alphons warſt du mehr. Er führte dich zum lebendigſten Glauben an eine obere Vorſehung, und ſuchte dich mit dem Grundſatze täglich vertrauter zu machen, daß Alles, was Gott für den Menſchen geſchehen laſſe, von uns gebilligt und gut geheißen werden müſſe. Wende dieſe Geſinnungen, welche er dich ſelbſt lehrte, zu Deiner Beruhigung über ſeinen frühen Hintritt an. Er iſt dahin: mit Gottes Willen dahin. Das Schickſal wollte die Fortdauer eurer Verbindung nicht; aber nicht aus Eigenſinn, oder Mißgunſt, ſondern aus einer dir noch verborgenen Fügung des Höchſten. Dein Geſchlecht zeichnet ſich durch Biegſamkeit und Sanftmuth aus. Ehe du noch in jene Welt dem Vertrauteſten deiner Seele folgſt, wirſt du deutlicher erkennen lernen, warum er dir ſo früh entriſſen ward. Sieh, es ſind der Freuden auf Gottes Erden ſo mannigfaltige, und ihr genoßet viele davon. Du drückteſt ihn oft während des Genuſſes an dein Herz; ſo ſollſt du dieſer Seligkeiten nur nicht vergeſſen, welche euch zu Theil wurden. Großen, ewigen Dank ſind ſie werth geweſen. Aber es gibt auch Leiden auf der Erde. Oft, wenn wir eine Zeitlang froh geworden ſind, brechen ſie über uns ein. Waren ſie etwa eben im Begriffe, deinen Geliebten zu ergreifen: ſo iſt er nun ihnen entriſſen. Er ward genommen, ohne ſie geduldet zu haben. In künftiger Welt werden du und er über dieſen Umſtand zuverſichtlich urtheilen können; und werdet ihr ihn dann richtig befinden: zu welcher innigſten Anbethung Gottes werdet ihr euch ſeinetwegen vereinigen! Es ſey nun aber ſo, oder nicht — Alphons ruhet. Er, den du ſo zärtlich liebteſt, für deſſen Ruhe du ſo unermüdet ſorgteſt, verließ er dich doch nicht aus Antrieb ſeines Herzens! Weinte er doch in deine Thränen mit, welche er dich über ſeinen annahenden Tod vergießen ſah! Laß ihm die Ruhe! — Der, welcher mit dem Tode gerungen hat, bedarf ihrer! Denke dir, daß es möglich wäre, daß er deine Troſtloſigkeit ſähe, und dadurch an ſeiner Ruhe verlöre: würdeſt Du ihm nicht noch zuletzt damit wohlthätig werden wollen, daß du deinen Kummer ſtillteſt? Oder ſtelle dir vor, daß er auch von deiner jammernden Traurigkeit nur wüßte; würde er nicht bey der Liebe, die du noch für ihn hegeſt, dich flehen, daß du derſelben Grenzen ſetzteſt, daß du die von ihm empfangenen Hinweiſungen an die Vorſehung nun vorzüglich befolgteſt, und dich durch tiefen Gram nicht zu vollkommener Erfüllung deiner noch übrigen Pflichten unaufgelegt machteſt? Ach! mit welcher Sehnſucht nach deiner Beruhigung würde er in einem ſolchen Falle aus jener Welt in dieſe nach dir zurückblicken! Wie würde er darnach ſchmachten, dir höhere Kenntniſſe von den Abſichten ſeiner frühen Trennung von dir, welche er nun ſchon hätte, mitzutheilen! Lucinde, den Liebenden, wenn ſie von einander geſchieden werden, ſind dieſe Vorſtellungen willkommen; denn ſie begünſtigen ihre Phantaſie, welche ohnehin ſchon in voller Wirkſamkeit iſt. Du unterhältſt dich vielleicht auch mit ihnen. Laß ſie dir dazu dienen, daß du wenigſtens mit mehrerer Ergebenheit über den Tod deines Alphons traureſt. Oder ergreife den noch wichtigern Gedanken, daß du dir ſelbſt aus mehr, als einer Urſache Dieß ſchuldig ſeyſt.

Es war Gottes Wille, daß Alphons von dir genommen wurde; aber ſein Wille war es nicht, daß der Tod deſſelben dich auch tödten ſollte. Darfſt du auch wohl ſagen: wenn ich nicht an meines Gatten Seite leben kann, ſo will ich gar nicht mehr ſeyn? Wenn ich mit ihm mich nicht mehr freuen darf, ſo ſoll gar keine Freude mehr zu meinem Herzen Eingang finten? Doch, Lucinde! ſo ſprichſt du nicht. Aber, willſt du, wenn du der Natur nun deine Opfer gebracht haſt, und die Unabänderlichkeit deines Schickſals, dir ſelbſt mehr zugehörig und gegenwärtig, erkennſt, dir nicht den Genuß des Guten, das dir auf Erden noch übrig iſt, eben ſo gönnen, wie ihn dir dein Schöpfer gönnet? Willſt du nicht aus unverbrüchlicher Sorge für deine Erhaltung, und aus Eifer, Gott deine Unterwerfung zu bezeigen, deinem Kummer da ſein Ziel ſetzen, wo Vernunft und Religion derſelben ſchon den Platz abgezeichnet haben? Unſere Empfindungen mögen uns wohl Anfangs überwältigen — dieß iſt menſchlich; aber fortwährend ſollen ihre Ueberwältigungen nicht ſeyn. Dazu ward unſer Geiſt zu hoch gebildet. Dazu empfingen wir zu erhabene Begriffe von Gott und von unſerer Beſtimmung. Auch iſt deine Ruhe, wie dein Leben, dir nicht bloß um dein Selbſt willen wichtig. Alphons hinterließ dir einige kleine Menſchen, welche täglich mehr ſein Bild darſtellen. Was wären ſie, wenn du ihnen auch entſänkeſt? Iſt es nicht genug daran, daß ſie vaterloſe Waiſen ſind? Sollen ſie auch mutterlos werden? Sag, Lucinde, wie jammervoll würde das Schickſal dieſer Unſchuldigen ſeyn, wenn beyde Aeltern ihnen genommen würden! Solch ein Unglück will Gott nicht. Sieh, wie ſie ſo holdſelig, ſo ſorgenlos Dich umſpielen — ſie wiſſen noch nicht, was am Vater ſie verloren! Ihr Anblick ſetze Dein ganzes Herz für ſie in Bewegung.

Ihretwegen ſollſt du noch mehr ſo lange zu leben ſuchen, als du leben kannſt. Sterbend übergab ſie Alphons dir, und bethete unter den letzten Schlägen ſeines Herzens noch Gott verſtändlich genug, daß ſeine verlornen Jahre Zulage für Dein Daſeyn werden möchten. Vereitle dem Todten die Kraft ſeines Gebethes nicht! Aber dein Leben iſt deinen Kindern nicht genug. Nur bey Ruhe kannſt du ihnen im Leben ganz Mutter ſeyn Zu ſehr bekümmert in Dir ſelbſt, vermagſt Du nicht, redlich genug für ſie deine Sorgen zu tragen. Herabgeſpannt, kraftlos, unthätig, kannſt Du ihnen den Beyſtand nicht leiſten, welchen Du ihnen doch leiſten ſollteſt. Ach! Lucinde, der Umfang deiner Pflichten gegen ſie iſt ja durch den Tod Deines Gatten nicht kleiner, enger, ſondern vielmehr ausgebreiteter, größer geworden. Sonſt arbeitete er mit dir zugleich an der Gründung ihres Wohls. Er hat die Hand vom Werke müſſen abziehen. Soll der Theil der Arbeit dabey, welchen er übernahm, nun unverrichtet bleiben? Oder wenn Dieß nicht ſeyn darf, auf wen unter allen Lebendigen fällt derſelbe am natürlichſten, als auf dich? Großer Kräfte bedarfſt du alſo; und ſo mußt du dich von Allem, was die Deinigen zerrütten kann, losreißen. Auf Sammlung neuer Kräfte, auf Stärkung derer, die du noch beſitzeſt, mußt du bedacht ſeyn. So ermuntere Dich, und befördere auf allen Seiten wieder nach und nach deine Ruhe! Nie wird Alphons Deiner vergeſſen; aber auch nie ſeiner Kinder, welche er auf Erden in deinen Armen zurückließ. Von dir fordert er eine recht vollkommene Fürſorge für ihre Ausbildung. Dadurch ſollſt du deine fortdauernde Zärtlichkeit gegen ihn zu erkennen geben, daß du dieſe mit aller Macht betreibeſt. In ſeine Arme ſollſt du ſie zu rechter Zeit wieder führen; willſt du ihm nicht die Seligkeit gönnen, ſie als vortrefflich gebildete Menſchen in dieſelben zu führen? Wird er dir nicht bis aufs Zärtlichſte dafür danken? Und ſchätzeſt du nicht ſeinen Dank in jener Welt?

Auf! Kehre zum Betriebe alles Deſſen, was dir auf der Erde, die Alphons verließ, noch obliegt zurück! Lebe wieder für alle die Deinen, für deine Kinder, für deine Hausgenoſſen, für deine Freunde, und für alle Gegenſtände deiner Thätigkeit. Der vornehmſte von dieſen iſt dahin; aber die Uebrigen ſind noch da, und dürfen dabey nichts verlieren, daß Jener nicht mehr iſt. Halte deines Alphons Angedenken werth, und theile die Merkmahle deiner Ergebenheit an ihn, welche du gern gegen ihn ſelbſt abgeſtattet hätteſt, unter die Seinen aus. Sie ſind es, welche an ſeiner Statt von die empfangen ſollen: und Liebe von dir ihnen erwieſen, iſt Liebe, deinem Alphons erzeugt. Gebrauche dazu anfangs das kleine Maß von Kräften, welches dir der zerſchmetternde, entnervende Schmerz über ſeinen Tod übrig ließ. Durch Anwendung deiner Kraft wirſt du ſtärker werden. Die mannichfaltigen Geſchäfte deines Hausweſens, deines Erziehungswerks, und deiner Bekanntſchaften, werden dir eine edle Zerſtreuung gewähren, über denen du des Todten zwar nicht vergeſſen, bey denen du doch aber mit gefaßterer Seele an ihn, als Abgeſchiedenen, denken lernen wirſt. Mitten in dieſen menſchlichen Zerſtreuungen, welche Gott und dein Herz billigen, wirſt du dich von Zeit zu Zeit kraftvoller fühlen. Zuletzt werden Tage für dich kommen, in denen du ohne allen Schmerz dich an Alphonſens Sterbebette hindenken kannſt. Nicht die Angſt der Trennung, welche du da empfandeſt, wird es alsdannn mehr ſeyn, welche aufs Neue dein Gemüth erſchüttert; ſondern die Stille der Seele, mit welcher er ſtarb, die Sehnſucht nach deiner Gemeinſchaft, die er, als Chriſt, mit der vollkommenſten Ergebung des Herzens an ſein Geſchick zu vereinigen wußte, werden dich tröſten und laben. Du wirſt nicht daran zweifeln, einen ſo vortrefflichen Mann in der ſchönſten unter allen Welten Gottes einſt wieder zu erblicken; und der ſich dir immer mehr nähernde Zeitpunkt wird über dein Gemüth eine Wonne der heiligſten Art verbreiten.

O Lucinde! dieſe Welt iſt nur Schauplatz der Trennung. Dort werden die Liebenden wieder vereinigt, und keiner fürchtet des andern Scheiden mehr Alphons ging nur voran — Lucinde wird ihm folgen. So iſt's! Zu verſchiedenen Zeiten wandern wir aus, um am Ende in der Heimath wieder verſammelt zu werden. Da werden die Liebenden einander noch mehr ſeyn, als ſie hier geweſen ſind. Ueber alle Leiden dieſer Welt erhöhet, ergetzen ſie ſich dann Einer an des Andern vollendeter Tugend, zu welcher ſie hier oft ſelbſt unter Leiden den Grund gelegt haben, in voller Harmonie der Seelen. Ach, Lucinde! welche Entzückung muß dir gewährt werden, wenn du dich in den Zeitpunkt ſchon hinaus verſetzeſt, in welchem der geſchiedene Alphons dir wieder gegeben werden wird! Mit welchem ſchmachtenden Sehnen nach dir wird er unter den Tauſendmaltauſenden forſchen, wo irgend eine menſchliche Geſtalt umherſchwebe, in der er dich erblicke! Und unter welchem Herzensdrang, mit was für unausſprechlichen Ergießungen der innigſten Fröhlichkeit eines Seligen über die Mitſeligkeit eines Menſchen, den er unter Allen mit auserkohrenſter Zärtlichkeit in der erſten Welt umſchloß, wird er, wenn er dich gefunden, zu dir hineilen, dich ſegnen, und dich ewig lieben! O Lucinde! Zage nicht mehr! dein Geliebter iſt nicht auf immer für dich verloren! Er iſt dir nur verloren auf dieſer Welt — auf die ſchnellvergänglichſte unter allen Welten Gottes für uns! Jenſeits weilt er ſchon leidenfrey, und ſehnet ſich nach dir hinüber! Doch fleht er zum Vater der Menſchen, daß er dich auf Erden erſt vollenden laſſe, was du an ſeiner Seite angefangen haſt. Ach! ſetze fort! ſetze fort! vollende! vollende! du Menſchentöchter Edelſten, Treueſten eine! Haſt du vollendet — dann umſchließe dich wider deines Gatten Arm, und der Menſchenvater ſammle wieder alle eure Lieben zu euch über!

22. Stück.

Hilarius Todesbetrachtung.

Er kommt — der Ender aller Noth! Wenn dieſer Gliederbau aufhört, wenn dem Auge das Licht erliſcht, das Blut in jeder Ader ſtockt, das Herz den letzten Jammerſchlag thut, jeder Nerve ſeine Reitzbarkeit verliert, und der in ſeiner Länge hingeſtreckte Leichnam unter Bläſſe und Kälte erſtarret: dann hört der ſtechende Schmerz auf; dann drückt die Armuth nicht mehr; dann trocknen der Unſchuld die Thränen; dann wird der racheſchnaubende Feind nicht weiter gefürchtet. Was dem Leidenden alle ſeine Freunde nicht leiſten mögen, dieß leiſtet ihm der Tod — Erlöſung! Oft hatte er ſüßen Vorgeſchmack von ihr, wenn er, von ſeinem Elende erſchöpft, in ſtärkenden Schlummer ſank. Da umſchwebte ihn auf eine Zeit lang ſanftes Vergeſſen aller ſeiner Noth; da träumte er ſich im goldenen Traume in beſſere Welten über. Aber der eine Jammer hatte ihn eingewiegt, ein anderer weckte ihn wieder. Er erwachte, um wieder zu leiden, und wünſchte, daß ſein Schlaf um eine Stunde noch länger gedauert haben möchte. Ach der ſo oft getäuſchte Wunſch wird ihm endlich allgenugſam erfüllt! Im Grabe iſt volle, dauerhafte Ruhe für ihn. Mögen die Krieger doch mit Roſſen und Wagen über ihn dahinſchweben; mag Feuer- und Unterdrückungsgeſchrey von den Wohnungen der Lebendigen her an ſeinen Hügel anſchallen, und in den Höhlungen ſeines Sargs dumpfer Wiederhall davon entſtehen; — den Todten kümmert Dieß nicht!

Sieh, der Menſch ſoll wider keine Einrichtung etwas einwenden wollen, welche für ihn mit ſeines Schöpfers Genehmigung getroffen worden iſt. So ſoll er ſich, als Kreatur, auch gegen das Urtheil des Todes nicht empören wollen, welches über ihn geſprochen ward! Es geſchieht ihm nie etwas, das nicht ſein Heil befördern müßte. Er kömmt ins Leben mit großen Anlagen. Er bildet ſich von Jahr zu Jahr mehr aus. Er erreicht die höchſte Stufe der Ausbildung ſeiner Kräfte. Hat er Dieß gethan, ſo geht er zurück, und nimmt ab, wie er erſt zugenommen hat. So iſt's nicht ihm allein; auch Allem, was er auf der Erde erblickt, geſchieht es alſo. Beſteht er doch aus eben den Grundſtoffen, aus welchen das übrige All um ihn her zuſammengeſetzt iſt — wie mag er für ſich eine Ausnahme vom Tode fordern wollen? Hat er nicht ohnehin ſchon Vorzug genug im Leben? Wurden ihm nicht die edelſten Genüſſe desſelben ausſchließlich angewieſen? Er lebt und die, welche nach ihm kommen, ſollen ſich auch des Lebens freuen. So gönne er ihnen auf der Erde auch Platz, wie ſelber ihm gegönnt ward! Er denke, daß dieſe noch nicht Landes genug habe, das ganze Menſchengeſchlecht beyſammen zu hegen; daß ſie alsdann aber geräumig genug für dasſelbe ſey, wenn von Zeit zu Zeit Auswanderungen von ihr ſich ereignen. Iſt dieſe Welt doch nur erſt die Welt der Vorübungen und Vorgenüſſe! Was mag dem Menſchen, wenn ſie Dieß ſeyn ſoll, anders in ihr zu Theil werden, als — nur Durchgang durch ſie? Und, wenn Leiden, die nach der gegenwärtigen Einrichtung ſeiner Natur nun einmahl von ihm unzertrennlich ſind, ihn treffen müſſen, ſo muß ſein Herz auch den Tod billigen, welcher allmählig aus ihnen entſteht, und zuletzt durch Zerſtörung allen Schmerz vorhergegangener Erſchütterungen dahinnimmt. Ach! wie viele Leidende vom höchſten Range gibt es auf der Erde doch! Wie unüberſehbar würde ihnen ihr Elend ſeyn, wenn ſie nicht auf die wohlthätige Veranſtaltung des Todes für ſich warten dürften! Um ihretwillen, ihnen zum Troſte, ſey der Tod vorzüglich da; und am Ende würde auch der Glückſeligſte durch überhandnehmende Schwachheit der Natur ſo ein Leidender werden, dem der Tod nur letzter Troſt wäre.

Ich höre es zwar täglich, wie ſehr ſich viele der Mächtigen, der Begüterten, und der Geſunden darüber beſchweren, daß auch ihnen der Tod bevorſtehe. Sie geben in ihren Klagen deßhalb oft ſo weit, daß ſich dieſe in die peinlichſte Furcht für ſie verwandeln, welche ihnen beynahe allen Genuß ihrer Güter und ihrer Kräfte raubt. Woher kommt es, daß ihnen die Betrachtung des Todes ſo große Qual verurſache, und daß Hilarius eben dieſelbe unter Gelaſſenheit und Ergebenheit anſtellen möge? Daher, daß ſie, unendlich mehr durch den Tod zu verlieren glauben, als er! Sie ſind im Beſitze alles Deſſen, was die Welt Glückſeligkeit zu nennen pflegt. Allerdings ſind dieſe Güter von der Art, daß ſie der Tod gänzlich aus den Beſitzungen derſelben vertreiben wird. Unter allen ihren Feinden iſt er ihnen deshalb der ſchrecklichſte. Hilarius aber hat ſchon den größten Theil von denjenigen Gütern verloren, welche ihm der Tod rauben kann. Er hat ſchon unausſprechlich gelitten, und ſieht noch große ihm bevorſtehende Leiden. Darum hat er ſich mit den Gedanken des Todes mehr vertraut gemacht, und ſieht ihm ohne Beben entgegen.

So habe ich denn auch auf dieſer Seite von meinem Unglücke einen beträchtlichen Gewinn. Ich bin nach und nach durch dasſelbe von der Furcht vor dem Tode abgezogen worden, und habe über die geſammte Beſtimmung des Menſchen freymüthiger denken gelernt. Meine letzten Schickſale auf der Erde ſind mir nun nicht grauſenvoller mehr, als die übrigen. Ich erkenne in ihnen allen die weiſeſten und gnädigſten Fügungen des Höchſten. Ich bin bereit, in jeder Stunde, in welcher Gott will, abzugeben, und mein Schöpfer bleibt immer mein höchſter Wohlthäter, wenn ich auch auf Grab und Verweſung hinblicke.

Freylich ſtärkt mich in dieſen Geſinnungen der Glaube an ein künftiges, abermahliges, neues Leben noch weit höher. Mein Grab, welches nach allen überſtandenen Leiden dieſer Welt ſo ſchon als Ruheort und Friedensſtätte mir erſchien, wird mir nun noch mehr als dieß. Es wird mir heilige Stätte meiner Aufbewahrung unter der Aufſicht des Allliebenden zu einer zweyten Welt. Wenn ich von hinnen gehe, ſo verſchwinde ich nicht auf immer; ich gehe nur auf eine Zeit lang auf die Seite. Nur die erſte, nur die kürzeſte und vollkommenſte Scene meines Daſeyns ſchließt der Tod. Dauerndere, ſeligere Scenen werden ſich mir jenſeits des Grabes öffnen. Die herrlichen Anlagen meines Geiſtes und Herzens ſind offenbar noch weit höherer Entwicklungen und Ausbildungen fähig, als ſie hier erlangen mögen. Sobald nun irgend etwas zu meinem größern Heil noch geſchehen kann: ſo iſt mir Gottes Liebe dafür Bürge, daß mir Dieß auch geſchehen werde. Als Schöpfer wird er nicht nur angefangen haben, ſondern auch vollenden wollen. Daß ich nun gerade durch ein Grab zur Herrlichkeit gehen müſſe, ſoll meinen Glauben an dieſe nicht wankend machen. Auch dieſe Veranſtaltung iſt wenigſtens widerſpruchfrey, und vielleicht natürlicher, als ich denke. Wenn ich nicht ganz ſo, wie ich jetzt war, in jene Welt übergehen kann, weil die verſchiedene Beſchaffenheit derſelben auch eine Verſchiedenheit an mir fordert, ſo muß eine Auflöſung der Theile, aus welchen ich jetzt beſtehe, vorgehen; damit die Abſonderung derjenigen, welche hernach von mir getrennt ſeyn ſollen, durch ſie bereitet werde. Gelangt doch das ſchönſte unter allen Metallen zu ſeinem Glanze und zu ſeiner Vollkommenheit erſt alsdann, wenn es im Feuer von ſeinen Schlacken gereinigt wird. Weiß ich doch, daß von Dem, was wahrhaftig Gold an ſelbem iſt, dadurch nicht das geringſte verloren gehe! Der Keim des Samenkorns liegt ſo lange verſchloſſen, als das ihn umgebende Mark mit der Hülſe noch feſt iſt. Nur alsdann, wenn dieſe ſpaltet, dringt er hervor; und mit dem Vergehen jenes entwickelt er ſich. Täglich verfährt der Menſch ſelbſt, wenn er an einem bereits geſchaffenen Werke ſeiner Hand eine ſehr beträchtliche Verbeſſerung vornehmen will, ſo, daß er es auseinander legt, um es hernach deſto vollkommener wieder zuſammenſetzen zu können.

Meine Hoffnungen auf künftig erneuertes Leben ſchwingen ſich dadurch zum höchſten Grade der Zuverläßigkeit, daß ſie Jeſus Chriſtus beſtärkt hat. Sie waren es, auf welche er die Seinen jederzeit hinwies, und mit denen er ſie für alle dieſe Verluſte, mit denen ihr Glaube an ihn begleitet war, zu entſchädigen ſuchte. Nicht bloß darum, weil mir ſein Beyfall, welchen er gerade meinen Erwartungen einer Zukunft über den Tod hingibt, willkommen iſt, berufe ich mich vor meinem eigenen Herzen auf ihn; ſondern, weil ich auch in allem dem Uebrigen, was er lehrte, nichts als Wahrheit finde, und weil mich ſeine ganze Geſchichte überzeugt, daß er von ſeinem Vater außerordentlichen Auftrag gehabt habe, dem menſchlichen Geſchlechte über Alles, was demſelben wichtig iſt, die glaubwürdigſten Auskünfte und Belehrungen zu geben. Er ſelbſt, mit Allem, was er auf der Erde that, und was ihm auf derſelben geſchah, wäre das unauflösliche Räthſel — wenn kein künftiges Leben wäre.

Freudenvoll ſehe ich demnach der zweyten Scene meines Daſeyns, welche ſich mir öffnen wird, entgegen; und verſpreche mir von derſelben unausſprechlich viel. So oft mir jetzt bey meinem redlichſten Nachdenken irgendwo eine Dunkelheit übrig bleibt, ſo rechne ich darauf, daß dieſe in Gottes zweyter Welt für mich in Licht übergehen werde. Wenn ich es jetzt auf irgend einer Seite an meinem Herzen nicht ſo weit bringen kann, wie ich es zu bringen wünſchte, ſo tröſte ich mich damit, daß ich's zu anderer Zeit gewiß dahin, und noch weiter bringen werde. Und drückt mich jetzt ein unverſchuldetes Leiden, ſo hoffe ich, daß mir über lang oder kurz dafür reichlicher Erſatz geſchehen werde.

Zu welcher Zeit, auf welche Weiſe mein Schöpfer nach meiner Abgabe des erſten Lebens meinen Eintritt ins zweyte veranſtalten werde, — darüber grüble ich nicht. Jeſus verkündigte die Auferſtehung der Todten. Noch ſind die Todten in ihren Gräbern, Gewölbern, Höhlen und Urnen. Tauſendjährige Menſchenaſchen und Mumien werden zur Schau aufgeſtellt. Der Fall kann eintreten, daß meine Aſche einſt noch ältere Aſche werde. Jedoch ſchadet's der Menſchenaſche nichts, wie alt ſie auch werden möge. Beſinne ich mich doch jetzt keiner ſchmerzhaften Empfindung, welche ich darüber gehabt hätte, daß ich nicht um einige Jahrtauſende früher in mein gegenwärtiges Leben eingetreten ſey, als ich wirklich in daſſelbe eingetreten bin. Genug, wenn das zweyte Leben beginnt, ſo bin ich wieder da, und preiſe den Schöpfer dafür, daß ich dieß ſey. Augenblicke ſind Augenblicke, und Jahrtauſende Jahrtauſende nur für Den, der ſie lebt. Eine meiner jetzigen Nächte wird mir dann nur lang, wenn ich ſie ſchlaflos zubringen muß; haben meine Leiden ſie mich aber ſchlafend hinbringen laſſen, ſo dünkt mir am Morgen, wenn ich erwache, als wäre dieſer nicht auf den Abend, an welchem ich einſchlief, gefolgt.

Wohl mir in deinem Schooße auf jeden Fall, mein künftiges Grab! Ich geh' in dich auf Gottes Geheiß, und verweile in dir, ſo lange Gott will. Diesſeits an deinem Rande das Ende meiner Noth — jenſeits an ſelbem der Anbruch meiner Seligkeit! Während, daß ich in dir bin, wacht die allmächtige Liebe ſchützend über meinem Staube. Wer erſt zu dir eingegangen iſt, dem verſtummt die Klage; dem verſiegt die Thräne! In dir ruht man von ſeiner Arbeit, ohne den Segen derſelben zu verlieren — denn die Werke folgen nach!

Aber dieſem Gedanken will ich nie in der Maſſe nachhängen, daß mir dieß Leben, ſo lange es noch dauert, darüber zu einer Laſt werde, welche ich gern je eher, je lieber von mir werfen möchte. Es iſt wahr; mein Elend beugt mich.

Täglich beugt es mich tiefer zur Erde. Allein, es iſt große Obliegenheit für mich, die Stunde duldend und ergeben abzuwarten, in welcher Gott will, daß die Erde mich in ihren Schooß aufnehme. Ich darf auf mein Grab heiter und lächelnd hinblicken; aber es mir zu öffnen, iſt mir nicht verſtattet. Und, wenn Dieß nicht iſt, ſo handelte ich ja unrechtmäßig, wenn ich mit meinen Wünſchen nach ſelbem dem Schickſale auch nur voreilen wollte.

Es iſt an ſich ſchon ausgemacht, daß, je ungeduldiger man auf etwas warte, deſto länger uns die Zeit dünke, ehe ſolches ſich für uns ereignet. Sollte ich denn ſo grauſam gegen mich ſelbſt handeln, und zu der Zahl meiner Leiden, welche ſo ſchon groß genug iſt, mir noch ein neues hinzufügen? Bey jenen hätte ich den Troſt, für den ich mein Herz, ſo oft ſie heftig auf mich andringen, ſegne, daß ich ſie mir nicht ſelbſt zugezogen; aber, auf weſſen Schuld käme die Qual, welche mir mein Unwille über meines Todes Verzögerung zuzöge, als auf die meinige?

Ich bin ja auf das vollkommenſte überzeugt, daß Alles, was nur einigermaſſen Bezug auf mein Wohl hat, mir gerade ſo und dann geſchehe, wie und wann Got will, daß es mir geſchehen ſolle. Will ich denn dieſer ſo ſchätzbaren Ueberzeugung gerade in dem wichtigſten unter allen Punkten fur mich nicht gemäß handeln und denken? Wer beſtimmte den Augenblick meines Eintritts in dieß Leben? Wer wird alſo auch den Augenblick meines Ausgangs aus demſelben zu beſtimmen haben, als eben derſelbe? Ja, noch mehr — — denn an meiner bloſſen Unterwerfung iſts nicht genug; dieſe muß auch mit dem ergebenſten, vertrauendſten Gemüthe geſchehen — — wer wird die Stunde meines Todes weiſer und beſſer zu beſtimmen wiſſen, als — der Ewige? Ich wünſchte, ich beſchloß in meinem Leben oft mancherley. Es ward mir nicht immer alsdann zu Theil, ich konnte es nicht immer alsdann ausführen, wenn ich es thun und haben wollte. So unangenehm mir dieſe Erfahrung war, ſo beruhigte mich hernach, wenn mir es geſchah, und wenn ich es that, die Bemerkung, daß ich es doch zur rechten Stunde empfangen und gethan hätte. So will ich denn feſt glauben, daß ich, wenn ich unter allen Augenblicken den Augenblick meines Todes ſelbſt hätte feſtſetzen ſollen, keinen ſeligern dazu würde haben erwählen können, als den, in welchem er mich treffen wird. Als Geſchöpf Gottes will ich mich fühlen, und mich ſeinem Willen unterordnen; aber als Kind Gottes will ich mich auch fühlen, und denken, daß ſein Wille für mich Seligkeit ſey. Ich will dieß Leben, welches mit ſo drückendenden Leiden für mich umgeben iſt, als ein Gut betrachten, mit dem ich gar nicht walten dürfe, wie ich wolle. Gabe des Allgütigen, höchſte, theuerſte Gabe deſſelben ſoll es mir ſeyn, die er zwar von mir zurückfordern kann, wann er will; welche ich aber nie nach meinem Gefallen von mir werfen, oder auch nur geringſchätzen darf.

Wie könnte ich auch bey allen meinen Leiden den Werth meines Lebens verkennen? Geſchähe Dieß auch in Augenblicken aufs höchſte ſteigender Angſtgefühle, da ich alsdann auf Verzeihung dafür von meinem Schöpfer hoffen darf, ſo muß Dieß doch keineswegs herrſchende Geſinnung in mir werden. Sobald ich nur einigermaßen mich wieder geſammelt habe, muß ich die Wahrheit zugeben, daß auch das elendeſte Leben noch immer beſſer ſey, als der Tod. Kein Weſen kennet etwas ſeligeres, als ſeine Exiſtenz. Der Menſch hat vorzüglich hohe Urſache, ſo zu denken. Für ihn iſt das Gefühl ſeines Daſeyns mit Empfindungen des Daſeyns des Weltſchöpfers verbunden. Welch eine Quelle von Seligkeit entſpringt für ihn aus dieſen! Und! ſo lange dieſe dauern, fließt eine Quelle für ihn. Mit dem letzten Gefühle ſeines Daſeyns verſiegt ſie einſt.

Je länger das Leben des Menſchen dauert, deſto mehr ſolcher Vorfälle ereignen ſich für ihn, durch die er zu immer würdigern Begriffen von dem höchſten Weſen, und von ſeiner über ihn waltenden Vorſehung, und durch ſolche zu immer lebendigern Glauben an ſelbes geleitet wird. In dieſem Falle findet ſich der Leidende hauptſächlich. Sein Leben ſelbſt ſchon hat mehr Sonderbares aufzuweiſen, als anderer Menſchen Leben. Auch iſt er durch ſein Unglück aufmerkſamer auf jeden Beweis gemacht worden, den er für die Vorſehung

Gottes in ſeinen Schickſalen findet. Welchen Gewinn muß ſein länger daurendes Leben ihm verſchaffen, da es ihn in den heiligſten Kenntniſſen des Menſchen, die ihm in jener Welt unentbehrlich und ſelig ſeyn werden, ausbildet! Ja, in demſelben Maße, in welchem ſeine Leiden zunehmen, empfängt er noch höhere Ausbildung in dieſen Kenntniſſen!

Mein Unglück hat mich auch offenbar zu einem beſſern Menſchen gemacht. Die ſchönſten Stimmungen meines Herzens habe ich ihm zu danken. Ich weiß, wer ich ſonſt war, und auch, wer ich nun bin. Ich kann aber noch beſſer werden. Sollte ich alſo nicht gern ſo lange leben, als ich leben kann, da ich dadurch noch immer mehr Zeit gewinne, die Uebungen der Tugend zu wiederhohlen, und mit jeder neuen derſelben meinen Hang zur Tugend zu ſtärken? Geſetzt, daß auch noch immer ſchwerere Leiden mich befallen ſollten, ſo wird doch durch ſie auch, wie durch meine bereits erduldeten, mein Herz an ſeiner Veredlung noch mehr gewinnen können. Verſchönert ſich doch in dem Maße die künftige Welt für mich, in welcher ich hier mich durch Aufnahme immer edlerer Geſinnungen in meine Denkart, und durch täglich erweiterte Fortſchritte im Guten, zu meinem Uebergange in ſie vorbereite!

Die Welt bedarf des guten Beyſpiels. Ich kann ihr, als Leidender, durch ſelbes in der That noch den beträchtlichſten Nutzen ſtiften. An Unglücklichen hat die menſchliche Geſellſchaft oft Ueberfluß; aber an der Menge ſolcher Unglücklichen, die mit Edelmuth leiden, gebricht es ihr. Man kann kein größerer Wohlthäter für ſeine Nebenmenſchen werden, als wenn man ſie zur wahren Zufriedenheit mit Gott, und zu dem lebendigſten Vertrauen auf ihn ermuntert. Der beredteſte Freund der Tugend vermag Dieß nie ſo vollkommen durch ſeine Reden zu thun, als der ergebene Leidende durch ſein ſtilles Beyſpiel.

23. Stück.

Ueber das Wahre in irdiſchen Verluſten.

Vor einer Verſammlung von Leidenden

Unſere Klagen ſind, wie ihr ſehet, die allermannigfaltigſten. Der Eine von uns hat dieſen, der Andere jenen, Jeder einen recht empfindlichen Verluſt erlitten. Wäre es möglich geweſen, daß ſich dieſe ſämmtlichen Verluſte für Einen von uns allein ereignet hätten, ſo würde ſein Zuſtand ſein Entſetzen erregen. Jeder nimmt ſeinen Verluſt in beſondere Betrachtung, und ſchätzt das durch ihn eingebüßte Gut, da er es nicht mehr hat, wenigſtens dreymahl höher, als da er es noch beſaß. Ihr Lieben, laſſet uns einander darüber zu beruhigen ſuchen!

Alles Das, was wir verloren haben, war nie in der That unſer Eigenthum geweſen. Nur geliehen war es uns. Hätten wir dieſen Gedanken immer beybehalten, ſo würden uns unſere Verluſte bey weitem nicht ſo ſchmerzhaft haben ſeyn können. Aber ſo verloren wir ihn unter dem langen Beſitz und Gebrauch unſerer Güter, und maßten uns nach und nach das Eigenthumsrecht über dieſe an. Laßt uns demnach vor allen Dingen erſt zu ihm zurückkehren! Viel von Dem, was wir verloren, hatte ſchon Andern vor uns eine Zeit lang zugehört. Dadurch, daß ſie es verloren, kam es erſt in unſere Hände. Sie bekamen es einſt auch durch Verluſt des vorigen Beſitzers; und ſo konnte es eben ſo wenig jemals ihr Eigenthum, als das unſrige werden. Es ging aus Hand in Hand. Was Wunder, wenn wir es nun auch wieder einbüßten? So geſchah uns dadurch eben ſo wenig Unrecht, da wir es verloren, als wir glaubten, daß Jenen geſchehen ſey, durch deren Verluſt wir es überkamen. Rechnet hierher Haus und Hof, Ehrenſtellen, Vermögen und alle die tauſendfältigen äußerlichen Belohnungen, welche die Welt den Verdienſten zu reichen pflegt. — Andere unſerer verlornen Güter hatten es nur zur Nebenbeſtimmung, uns zu ſchützen. Wir benutzten ſie, weil ſie in der Nähe von uns und in unſerm Zirkel waren. Dieß war der Fall bey unſern Wohlthätern, Gönnern, Freunden, Verwandten und Kindern. Noch andere unſer verlornen Güter entſtanden bloß aus verhältnißmäßig richtiger, zuſammengeſetzter und glücklicher Wirkung anderer Dinge und Umſtände außer uns. So lange dieſe währte, ſchöpften auch wir beyläufig allerley koſtbare Lebensgenüſſe aus ſelber. Es war aber unmöglich, daß ſie immerwährend ſeyn konnte; da wir in einer Welt leben, wo Alles unaufhörlich wellt und wogt. Eben ſo konnte unſere blühende Munterkeit und unſere Jugendſtärke nicht länger dauern, als unſere Jugend ſelbſt dauerte, unſere Geſundheit nicht länger, als alle Theile unſeres Körpers, zum Wohlſeyn des ganzen Körpers, ihre gehörigen Verrichtungen thun. Der ganze Bau deſſelben aber gibt uns auf der Stelle zu erkennen, daß Dieſes nur auf eine Zeit lang geſchehen könne. Folglich war auch unſere Geſundheit nie unſer Eigenthum. Ja, unſer Körper ſelbſt gehört uns nicht zu. Alle Elemente trugen dazu bey, ihn zuſammen zu ſetzen. Wenn alſo ein Zeitpunkt kommt, in welchem jedes derſelben das Seine zurückfordert, welches es uns gab, ſo wird dadurch kein Raub an uns begangen. Wir bezahlen unſere alte, und von Tage zu Tage noch mehr gehäufte Schuld durch den Tod an die geſammte Natur zurück. Wenn unſere Sache ſo ſteht, ihr Lieben: ſo laſſet uns die Klagen über jeden Verluſt, den wir erduldet haben, und noch dulden müſſen, mäßigen! Wir verlieren, das heißt, wir geben zurück; — wir verlieren immer mehr, das iſt: wir geben Eins nach dem Andern zurück; — wir ſterben, das bedeutet: wir geben Alles zurück, was nicht unſer war. Es iſt billig, daß wir nicht verlangen, daß wir geliehene Güter auf immer an uns behalten dürfen.

Sprechet nicht: wenn wir ſie nicht behalten ſollten, ſo wäre es beſſer für uns geweſen, daß wir ſie nie empfangen hätten. Dieß iſt nicht die Sprache der

Natur; ſondern es iſt ſchon Verwöhnung von dem eigentlichen Ton derſelben. Da Alles um uns her verliert, täglich mehr verliert, ſo können wir, wenn wir in der Mitte ſtehen und dieß beobachten, unmöglich auf den Gedanken gerathen, daß wir, die wir zu derſelben Weſenreihe und Welt gehören, und mithin denſelben Geſetzen des Wachsthums und der Abnahme, des Entſtehens und der Zerſtörung unterworfen ſind, das, was wir haben, auf immer behalten wollen. Es iſt unnatürlicher Stolz, wenn wir ſo denken können. Er rührt theils von eingebildeten, theils von wahren Vorzügen her, welche wir vor den übrigen Weſen fühlen. Jene zerfallen bey näherer Betrachtung in ihr eitles Nichts alsbald zurück, und von dieſen ſollten wir doch nicht vergeſſen, daß ſie uns bey allen irdiſchen Verluſten, die wir leiden müſſen, dennoch gewiß bleiben. So iſt's auch Undank, wenn man Das, was man nicht auf immer behalten kann, lieber gar nicht haben will. Wie? wenn es nun einmal nicht auf immer gegeben werden konnte: geſchah nicht Alles für uns, was für uns geſchehen konnte, wenn wir es wenigſtens auf eine Zeit lang erhielten? Wer wählt, wenn er zwiſchen Nichts und Etwas die Wahl hat, auch wohl das Erſtere? Und am Ende belehret uns ja die Vernunft, daß ein Gut, welches uns glücklicher macht, nicht eigentlich dadurch uns beglücke, daß es unſer ſey, ſondern, daß wir es gebrauchen. Wenn es nun von uns gebraucht worden iſt, wenn es die Beyträge zu unſerm

Wohl geliefert hat, welche es liefern ſollte, ſo kann es immerhin für uns verloren gehen, ohne, daß wir dieſe, welche ſich feſt in unſerm Zuſtand eingewebt haben, und auf die Beſchaffenheit deſſelben ewig fortwirken, zugleich verlieren. So büſſen wir nur die Werkzeuge des Segens ein; der durch ſie für uns geſtiftete Segen bleibt uns, ſo lange wir ſind. Laſſet doch eins unſerer Lebensgüter nach dem andern dahin ſchwinden; haben ſie die Ausbildung unſeres Geiſtes und Herzens ſo befördert, wie ſie ſie befördern konnten, wie erträglich muß uns ihr Verluſt werden! wie dankbar müſſen wir im Augenblick deſſelben ſelbſt zum Himmel dafür aufblicken können, daß wir ſie gehabt haben!

Geſetzt nun, daß wir uns zwar an unſer Geſchick darüber hingäben, daß wir den Verluſt unſerer Güter irgend einmahl dulden müßten, daß wir aber wünſchten, daß derſelbe wenigſtens ſpäter für uns eingetreten wäre; o wie viel können wir uns zu unſerer Zurechtweiſung darüber ſagen! Alles, was wir verloren haben, iſt Etwas, das wir über lang oder kurz doch hätten verlieren müſſen. Iſt Verluſt einmahl mit Schmerz verknüpft, ſo iſt es ja am Ende auch wohl Vortheil, dieſen oder jenen Verluſt ſchon hinter ſich, und ſeine Schmerzen überſtanden zu haben. Wir Leidende ſollen uns wenigſtens beruhigen, ſo gut wir können, und ſollen, wenn das Unglück einmahl da iſt, aus dem Unglück ſelbſt Troſt ſchöpfen. Und wie ſelten möchte doch wohl der Fall eintreten, daß irgend ein Verluſt, wenn er wirklich für uns eintri unſern Gedanken nach ſpät genug einträte? Unſe Kenntniſſe ſind zu eingeſchränkt, als daß wir imm genau wiſſen ſollten, wie lange eigentlich der Beſitz dieſ oder jenes Guts für uns nützlich ſey. Der Beſitz dünk uns an ſich Glück; und ſo wünſchten wir ſeine Fortdaue vielleicht nach Jahrhunderten noch, wie heute. Auc der Gedanke, Andern durch den Verluſt zu nützen würde uns nicht immer großmüthig genug finden, ih ins Werk ſetzen zu helfen. Die Vorſehung leitet un auch in dieſem Falle ſicherer, als wir uns ſelbſt leite würden. Sie weiß, wie lange dieſes oder jenes Gut un wahrhaftig nütze, und läßt es uns gewiß eben ſo lang Sie überſieht, wenn es nothwendig ſey, daß wir für Ander verlieren, und überläßt uns alsdann das Wohl der Wel nicht nach unſerm Belieben. Sie ſetzt uns erſt in Gewinn und hernach wieder in Verluſt; das heißt: ſie ſorgt fü uns, und für Alle. Möchten wir uns doch ihren Fügunge willig unterwerfen!

Haben wir nur unſere verlornen Güter nie gemißbraucht! — Dieſer Vorwurf, wenn er uns träfe, würde uns allerdings das Andenken an ihren Verluſt unausſprechlich ſchmerzhaft machen müſſen. Wir würden die Stunde, in der wir ſie einbüßten; als eine ſolche zu betrachten haben, in welcher das Schickſal ſelbſt dazwiſchen treten mußte, um uns mit Gewalt außer Stand zu ſetzen, uns länger durch ſie zu verſündigen; als eine Stunde, in welcher uns gleichſam im Angeſichte der ganzen Welt laut geſagt ward, daß wir ihrer unwürdig geweſen, und deßhalb durch ihren Verluſt geſtraft würden. Wie jammervoll würde uns alsdann nun die Vorſtellung ſeyn, daß wir durch Güter, die wir nicht einmahl mehr hätten, uns in ſchwere Verantwortung gebracht, und daß die Güter ſelbſt zwar für uns dahin, die Verſchlimmerungen unſeres Herzens aber, welche ſie geſtiftet, noch da, und vielleicht immerbleibend, wären! Fällt aber dieſer Vorwurf weg; haben wir ſie gehörig geſchätzt, und zu erhalten geſucht; haben wir ſie zu unſerer wahren Beglückung und Veredlung, ihrer Beſtimmung gemäß, angewendet und genoſſen: o wie gelaſſen mögen wir ihnen nachſehen, da ſie nicht länger die unſrigen haben ſeyn ſollen! Sie haben uns geſegnet. Wir haben unſere Pflichten um ſie während des Beſitzes erfüllt. Es iſt uns noch die Einzige übrig, daß wir ihren Verluſt auch gutwillig ertragen. Sollten wir nicht hiedurch unſerer Tugend ihre Vollkommenheit geben?

Denket doch an den frühen Tod ſo vieler Menſchen! Sie waren mit uns von gleichem Alter, und ſanken ſchon längſt dahin. Durch ihren Tod verloren ſie Alles, was die Erde für ſie hatte. Wir leben noch, und ſind, wenn auch nicht mehr im Beſitz aller unſerer ehemahligen Güter, doch noch in dem Beſitz vieler überaus ſchätzbaren derſelben. Iſt dieſer Vorzug, deſſen uns Gott vor ihnen würdigte, nicht des innigſten Dankes werth? Können wir ſolchen Dank abſtatten, ohne uns dadurch zur Zufriedenheit bey allen unſern erlittenen Verluſten zu ſtimmen?

Wir haben, ſo lange wir unſere verlornen Güter beſaßen, ihren Werth zwar ſchon zu kennen angefangen; aber vollkommen ward unſere Kenntniß desſelben erſt durch ihren Verluſt. Sonſt wußten wir nur, was für liebenswürdige Beyträge ſie hier und da zu unſerer Glückſeligkeit leiſteten; jetzt wiſſen wir, daß ſie zu unſerer wahren menſchlichen Wohlfahrt keineswegs unentbehrlich ſind. Dieſe Erfahrung iſt überaus wichtig, und lehrt uns erſt ihren eigentlichen Werth beſtimmen. Es iſt wohl nicht lange her, meine Lieben, daß der Eine von uns ſich gar keine Vorſtellung davon machen konnte, wie er ohne großes Vermögen, und der Andere, wie er ohne unaufhörliche Geſundheit, und noch ein Anderer, wie er ohne dieſen oder jenen Freund, noch einige Anſprüche auf Glückſeligkeit machen könnte. Nun wiſſet ihr, daß man arm ſeyn könne, ohne ſich für verworfen halten zu dürfen; daß man am Körper leiden, und doch Freudigkeit des Geiſtes fühlen, daß man den wackerſten Freund verlieren, und ſich darum noch nicht verlaſſen nennen möge, ſo lange man nur ſein eigenes Herz noch auf ſeiner Seite hat. Der lange Beſitz eines Gutes iſt es nur, der nach und nach bewirkt, daß wir uns ſo an dasſelbe gewöhnen, daß wir es zu unſerer Glückſeligkeit für unentbehrlich halten. Indeſſen iſt vom Schickſal nun dafür geſorgt worden, daß wir von dieſem Vorurtheil zurückgekommen ſind. Wir werden noch mehr verlieren müſſen, als wir ſchon verloren haben. Laſſet uns durch den Gedanken, welchen wir nun erlernt haben, daß wir Alles, was wir verlieren können, auch müſſen entbehren können, uns auf jeden noch bevorſtehenden Verluſt vorbereiten! Er wird es ſeyn, der die Wirkung auf uns hervorbringt, daß wir an keines von allen unſern irdiſchen Gütern unſer Herz zu ſehr befeſtigen; und, ſobald wir es bis hieher gebracht haben, wird jede Stunde voll Einbuße weniger ſchrecklich für uns ſeyn.

Ihr Lieben, ſtärkt uns denn nicht jeder unſerer irdiſchen Verluſte in dem Glauben, daß dieſe Welt, deren Güter wir ſo allmählich verlieren, nicht unſere ganze, einzige Beſtimmung ſey? So laſſet denn doch verloren gehen, was verloren gehen ſoll! Sie ſelbſt, dieſe Welt, hat einſt volle Vergänglichkeit für uns; ſo wollen wir jeden irdiſchen Verluſt ſchon als Anfang ihrer Vergänglichkeit für uns betrachten. Wir ſind hiernieden im erſten Hauſe Gottes. Das Haus ſelbſt iſt voll von mancherley und herrlichen Gütern. Man bedarf der Güter des Hauſes aber nur während des Aufenthalts in demſelben. Wir werden in ein anderes Haus des Vaters übergehen, und der Hausvater, welcher uns da ſo willig aufnehmen will, wird auch andere Güter in Menge daſelbſt für uns bereitet haben. Wir werden allenthalben finden, was wir allenthalben zu unſerer wahren Glückſeligkeit brauchen. Wir verlieren nur, weſſen wir nicht mehr bedürfen. Können wir etwas in jener Welt noch brauchen, ſo iſt kein

Zweifel, daß wir es auch mit in ſie hinüber nehmen werden. O wie muß ſich unſer Geiſt, wenn er ſo ſeiner höhern Beſtimmung eingedenk wird, über jeden Verluſt, den wir auf Erden leiden, recht göttlich beruhigen können! So ſinke, ſtürze und ſchwinde denn ein Gut des Lebens nach dem andern zur Linken und zur Rechten; das, wozu uns Gott ſchuf, wird dadurch weder zerſtört, noch aufgehalten, ſondern vielmehr befördert. Wir legen mitten unter dieſen vergänglichen und ungewiſſen Gütern den Grund zu unvergänglichen Seligkeiten, und retten einſt aus allen Zerſtörungen, die an und um uns geſchehen, doch den koſtbarſten Theil unſerer Beſitzungen. Welche ſind dieſe?

Ach! ihr Lieben, unſere Kenntniſſe ſind es, die wir durch Erfahrung und Nachdenken uns erworben haben. Jene Kenntniſſe vom Vater der Weſen, von ſeinen herrlichen Werken, die wir anſchauten und bewunderten, und von all' ſeiner Liebe gegen uns; jene Kenntniſſe von Wahrheit und Recht, von Weisheit und Tugend, von Schönheit und Ordnung.

Unſere edlen Geſinnungen ſind es, zu welchen wir uns hier gebildet, und in denen wir täglich vollkommener zu werden getrachtet haben. Jene Geſinnungen, vermöge deren wir, Alles zu thun und zu leiden, bereitwillig waren, ſobald es Gott von uns forderte, und uns auflegte; jene Geſinnungen, mit welchen wir die Vorſehung über Alles, das geſchah, rechtfertigen: das Gute um ſeines Werths willen liebten, der Tugend uns, aus Ueberzeugung von ihrer Nothwendigkeit für uns, ergaben, der Verführung aus Gewiſſen widerſtanden, alle Menſchen dulden konnten, und bey empfangener Beleidigung nicht an Rache dachten.

Unſere guten Thaten ſind es, welche wir verrichtet haben; jene Thaten, da wir fremde edle Handlungen beförderten, und Böſewichtern Widerſtand leiſteten; für die Wahrheit eiferten, und die verfolgte Unſchuld in Schutz nahmen, Einzelnen und Tauſenden nützlich wurden, Barmherzigkeit, wie Gott, ausübten; jene Thaten, da wir Treue, Großmuth, Selbſtverleugnung, Standhaftigkeit und Glauben ausübten, und in allen unſern öffentlichen und einſamen Lagen unſere Pflichten redlich erfüllten.

Dieß, ihr Lieben, ſind die Schätze, welche wir aus allen unſern Verluſten retten. Sie allein ſind unſer wahres Eigenthum. Unſerm Geiſte gehören ſie zu. Er hat jene Kenntniſſe ſich erworben, jene Geſinnungen in ſich aufgenommen, und ein immerwährendes Andenken jener vollbrachten edlen Handlungen ſich verſichert. Wir fühlen es, dieſe Güter ſind Güter für ihn; alle andere, welche wir verlieren, befriedigen ihn nicht.

Ja, noch mehr. Wir ſehen ſogar, daß der Verluſt aller jener Güter, welche der Erde zugehören, ihn in dem Beſitz dieſer ſeiner eigenthümlichen nur noch mehr befeſtige. In jedem derſelben hat er Gelegenheit, ſeine Kenntniſſe zu erweitern, ſeine Denkart noch mehr zu veredeln, und noch immer herrlichere Handlungen auszuüben. Man lernt nie mehr, als durch Verluſt; und je ſchmerzhafter der Verluſt iſt, in deſto ſchönerer Seelengröße kann man ſich in demſelben zeigen. In dieſem immerwährenden Beſitz ſeiner eigenthümlichen Güter wird ſich unſer Geiſt auf immer glücklich fühlen.

Wie wird er ſich ſeiner Kenntniſſe freuen! Wie wird ihn der Gedanke ſeiner Aehnlichkeit mit Gott erquicken! Wie werden ihn die Segen ſeiner ausgeübten guten Handlungen in jene Welt begleiten! — O laſſet uns dulden, meine Lieben! Wir ſind ſo unglücklich nicht, als wir zu ſeyn ſcheinen. Unſer wahres Heil iſt uns auf ewig gewiß. Was wir jetzt verlieren, ſind nur Güter der Erde, aber nicht des Menſchen. Unſere Freunde ausgenommen; und dieſe ſind es, welche wir aus der geſammten Summe der verlornen Güter zurück empfangen werden.

24. Stück.

An glückliche Menſchen.

An euch, ihr meine vom Schickſal ſo geſegnete Brüder, wende ich mich, um die Gefühle der Menſchheit in eurem Buſen zu ſtärken. Ich will euch die mannigfaltigen Genüſſe eures Lebens nicht verbittern; nur unterbrechen möchte ich euch auf wenige Augenblicke in denſelben, um ſie euch hernach noch deſto reitzender zu machen, und die ſeligſte aller menſchlichen Freuden für euch noch mit ihnen zu verbinden. Für die leidende Menſchheit wende ich mich an euch. Es iſt die heiligſte, die ſanfteſte aller menſchlichen Angelegenheiten, für die ich rede. Wie könnet ihr mir das Gehör verſagen?

Es iſt ja nicht genug, ihr Günſtlinge des Glücks, daß ihr, dem Willen des großen Gebers gemäß, alle die Güter, welche euch zu Theile wurden, in euren Nutzen verwendet und genießet. Es iſt nicht genug, daß ihr ſie nicht wider ſeine Abſicht mißbraucht. Habt ihr euch Alle auch wohl ſchon in einer recht feyerlichen Stunde des Nachdenkens mit den Unglücklichen und Elenden, welche allenthalben euren Blicken begegnen, in Vergleich geſtellt, und die Vorzüge recht lebhaft gefühlt, die ihr vor ihnen beſitzt? Unmöglich konntet ihr ſie doch überſehen, und es konnte euch nicht einfallen, zu denken, daß euer Loos das allgemeine ſey; denn ſie wimmeln ja recht in Menge und Mannigfaltigkeit um euch her. Fiel euch ihr Anblick nicht ſchwer auf's Herz? Warfet ihr nicht die Frage auf: Warum ſind wir ſo glücklich, und ſie ſo elend? Und, wenn ihr dieſe Frage gethan hattet: bekanntet ihr euch nicht ſelbſt, daß unter ihnen viele wären, die eben ſo glücklich, wie ihr, zu ſeyn verdienten, und die ohne alle ihre Schuld litten; ſo, wie unter euch viele ſind, die zu ihrem beſſern Schickſale wahrlich wenig, oder nichts beytrugen? Wohlan, thut jene Fragen jetzt noch einmal an euch! Legt dieſes Bekenntniß noch einmal gegen euch ab, und höret nun der Menſchheit Stimme! Viele, ſehr viele unter euren leidenden Brüdern leiden dergeſtalt, daß ihr, wenn ihr nur wollet, ihnen ihr Elend abnehmen, oder doch erleichtern könnet. Auf euch ſind ihre Blicke gerichtet. Sie ſeufzen, daß ihr es hören ſollet. Wollet ihr nicht Thätigkeit für ſie als euren heiligſten Beruf erkennen, und Thränen abtrocknen, die nur durch eure Schuld noch fließen? Was hilft es, wenn ein Menſchenfreund Tröſter zu werden ſucht, und die, welche noch weit mehr, als er, leiſten, Unterſtützer, Helfer und Retter werden könnten, um ihn her zum Theil müßig ſtehen?

Ach! es gibt herrliche, großmüthige Seelen unter euch. Dieſe! dieſe, ſind der Elenden Troſt. Aber, es gibt auch deren unter euch, die ſchlechterdings noch zu wenig für ſie thun.

Es iſt wahrlich nicht die Natur, welche uns, wenn wir unbehilfſich ſind, ſo ſchuf. Sehet das Kind an — es hat noch die meiſte Natur — es widerlegt Dieß auf der Stelle. Mitleid, Erbarmen, Bereitwilligkeit zu thätigem Beyſtande ſind urſprünglich die Mitgaben, welche wir aus den Händen unſers großen Urhebers, der die Liebe iſt, und uns zum Bilde ſeiner Liebe ſchuf, empfingen. Ach! blieben wir ſo, wie wir eingerichtet ſind, wie gut hätten's die Leidenden auf Erden! wie heilig würden uns ihre Thränen ſeyn!

Aber Stolz drängt ſich leicht in die Seele eines Menſchen, der von jeher in einem Zuſtande des Wohllebens ſich befand. Er bildet ſich ein, daß er glücklich ſeyn müſſe, und daß er es darum geworden ſey, weil er es zu werden verdient habe. So denkt er; er, der wohl ſchon ſo glücklich gebören ward, dem das Schickſal mit einer auffallenden Freygebigkeit Alles zuwarf, der ſchon tauſend Freuden genoß, ehe er das kleinſte Verdienſt erwarb, und der wohl in ſeinem ganzen Leben nicht ſo viel arbeitete, als mancher Elende in einem Jahre thut. Durch dieſen Stolz verleitet, bleibt er mit ſeinen Blicken nur an ſich ſtehen, bewundert ſich, lächelt ſich Beyfall zu, und ſieht über Andere weg. Oder muß er ſeine Blicke ja auf ſie richten, ſo begleitet Geringſchätzung jeden derſelben. Andere machen keine Eindrücke auf ſein von ſich ſelbſt nur eingenommenes Gemüth. Und ſieht er Leidende unter ihnen, ſo bleibt er kaltblütig und gleichgültig dabey. Er iſt einmahl nicht gewohnt, Menſchen zu ſchätzen. Andere ſind nur unbedeutende Geſchöpfe in ſeinen Augen; nur Weſen, für ihn da; nur geſchaffen, den Anblick der Geſellſchaft für ihn noch bunter zu machen. Es verſteht ſich, ſeiner Meinung nach, ſchon von ſelbſt, daß ſie nicht ſo glücklich ſeyn müſſen, wie er; und, wenn er ſie ſogar in größter Noth erblickt, ſo iſt Dieß keine Sache von Bedeutung. Sie haben ja keinen Werth; ſie verdienen kein beſſeres Schickſal. Sie haben ſich über nichts zu beſchweren, denn ſie haben ſchon mehr Gutes auf Erden genoſſen, als ihnen von Rechtswegen zukam. O aftermenſchliche Sprache! Höret man ſie auch nicht immer, ſo lieſt man ſie deſto öfter in den Blicken, Mienen und Geberden vieler Günſtlinge des Glücks. Sie durchbohrt die Herzen der leidenden Tugendhaften, die ſich auch, als Menſchen fühlen, ſich ihres Werthes vor Gott bewußt ſind, zerknirſcht und zerſchlägt ſie.

Andere macht die Trägheit, die Liebe zur Gemächlichkeit, undienſtfertig und grauſam. Da ſie immer ſo geſetzt waren, daß man ſich zu ihrer Bedienung drang, ſo wiegten ſie ſich in eine recht öde Ruhe ein. Es kann ihnen nun nichts Verdrießlicheres begegnen, als wenn ſie ſich auch nur auf die kürzeſte Zeit aus dem Schooße derſelben begeben, und die geringſte Einbüßung an der Behaglichkeit ihres Zuſtandes leiden ſollen. Sie thun für ſich ſelbſt wohl auf kleine Vortheile Verzicht, und laſſen ſie lieber fahren, wenn ſie nur dabey ohne Sorge, Arbeit und Gefahren, und ganz ungeſtört in ihrer ſüßen Unthätigkeit bleiben können. Wie ſollten ſie Menſchenfreunde werden, und für Andere wirkſam ſeyn? Der Beyſtand, welchen ſie Leidenden leiſten ſollten, ſetzte ſie in Unruhe, koſtete ſie einigen Aufwand ihrer Kräfte, verwickelte ſie wohl in Schwierigkeiten, zöge ihnen Verantwortung zu, und unterbräche ſie im Genuſſe der Seligkeiten des Müßiggangs. Der Leidende mag froh ſeyn, daß er vor ihren Augen leiden dürfe. Sein Anblick iſt ihnen ſchon eine Störung ihres Wohllebens. Sie entfernen ſich von demſelben, und beſchweren ſich über die unangenehme Lage, in der man ſich in der Geſellſchaft befinde, daß man nicht einmahl ſeines Glücks genießen könne, ohne durch unerträgliches Geſchrey und Gewinſel beunruhigt zu werden, und ohne bald Eckel, bald Schauer zu empfinden. Hören ſie endlich, daß der Elende umgekommen, ſo ſind ſie froh, daß der Störer ihrer Ruhe dahin iſt, und ſegnen ſein Grab mit dem menſchenfreundlichen Segen — es war auch das Beſte für ihn, daß er ſtarb; denn es war ihm ſo nicht zu helfen. Und er möchte ihnen aus dem Grabe noch antworten: Grauſame, es war mir wohl zu helfen; aber durch eure Trägheit mußte ich umkommen.

Noch Andere verlieren unter ihren immerwährenden Zerſtreuungen und Vergnügungen, und in den ſteten Ausübungen ihrer Uebermacht über Andere das Gefühl für Leidende. Selbſt haben ſie nie ſehr gelitten; es fehlt ihnen an Erfahrungen des Schmerzes. Nur vom Anblicken fremder Noth kennen ſie ihn; und, weil ſie dergleichen oft haben, ſo härten ſie ſich leicht gegen ſie ab. Sie haben wohl ſelbſt ſchon Leidende genug gemacht; wie ſollten andere Leiden, die ſie nicht bewirkt haben, ſie in Thätigkeit verſetzen können? Mit der Miene des edelſten Bewußtſeyns ſprechen ſie allenfalls — wir ſind nicht Schuld daran — und gehen untheilnehmend den Elenden vorüber. Er ſchreyet ihnen nach; aber ſie verdoppeln ihre Schritte; denn ſie hätten, ihrer Meinung nach, viel zu thun, wenn ſie bey jedem Leidenden ſtill ſtehen ſollten, und ſehen es für Pflicht an, in deren Ausübung man Keinen unterbrechen dürfe, daß Jeder, dem Gott eine Laſt auflegt, ſie auch tragen müſſe. O die Unempfindlichen! Wie würden ſie ſchreyen über Ungerechtigkeit und Gewaltthätigkeit, wie würden ſie Himmel und Erde in Bewegung ſetzen, wenn ſie das Schickſal jemahls in eine ſo jammervolle Lage würfe; wenn Menſchen ſie aus derſelben retten könnten, und ſie hilflos in ſelbiger umkommen ließen!

Ach! Glückliche, Selige auf dieſer Welt, die für ſo unzählige eine Welt des Jammers noch iſt! Es iſt endlich einmahl Zeit, daß ihr alle, aus dem engen Kreiſe eures Ich hervortretet, eure leidenden Brüder in ihn aufnehmet, und euch ihr härteres Schickſal zu Herzen gehen laſſet. Sehet im Leidenden einen Menſchen, und erwärmet euch mit Gefühlen der Menſchlichkeit für ihn! In allen euren Handlungen gehet auf Gemeinnützigkeit, auf Menſchenliebe, und auf Segenſtiften aus!

Weiſe! verſchwendet das Leben nicht in Unterſuchungen, die ohne allen Nutz und Frommen für die Welt ſind! Studiert Das, was anwendbar iſt, und was die Summe der menſchlichen Leiden auf Erden vermindert! Nur die Wiſſenſchaften und Kenntniſſe ſind eurer würdig, durch die ihr Wohlthäter eurer Brüder werdet. Seyd Weiſe nicht nur auf euren Studierſtuben und für euch; ſondern tretet hervor in's Freye, und ſeyd es auch für die Welt! Theilet mit die Reichthümer eures Geiſtes, die beſeligenden Einſichten desſelben! Sehet doch, wie ſo Unzählige, nur aus Mangel an Unterricht, über Glück und Weg zum Glücke noch leiden! Eine mehr thieriſche als menſchliche Erziehung, die ſie empfingen, ließ ſie ohne alle Grundſätze, gab ſie ihren Leidenſchaften preis, und machte, daß die ſchönſten Anlagen zum Menſchen, die ihnen die Natur eben ſo wenig, als euch verſagte, in ihnen verwilderten. Zündet ihnen das Licht an! Gott will nicht, daß dasſelbe nur das Eigenthum einiger Wenigen ſeyn ſolle. Nimmermehr iſt der größte Theil des menſchlichen Geſchlechts dazu beſtimmt, daß er irre gehen ſolle. Helfet Vorurtheile und Aberglauben ausrotten; ſie ſind noch die Zerſtörer der Wohlfahrt ſo vieler Tauſende. Machet einfältige Wahrheit, die zur Ruhe leitet, Tugend, die Vorſchmack vom Himmel gibt, gemeiner. Werdet dadurch Retter für Viele, die ſchon im Verderben ſind, und Warner für noch mehrere, die, ſich in ſelbes erſt zu ſtürzen, in Bereitſchaft ſtehen.

Lehrer der Religion! haſſet dieſe Weiſen, dieſe Erleuchter ihres Geſchlechts nicht, ſondern geſellet euch zu ihnen; machet mit ihnen gemeinſchaftliche Sache! In euren Händen iſt ein großer Theil der Volksglückſeligkeit und der Hülfe, auf die die Verlaſſenen hoffen. Euer Stand iſt zum Segen geſchaffen; das heilige Anſehen, welches die Stäten haben, von denen ihr redet, erleichtern auch das Segengeſchäft. Ihr könnet, ſo wie zur Fortpflanzung der Irrthümer, ſo auch zur Ausrottung derſelben, das Meiſte beytragen. Der Glaube des Volks bildet ſich nach euren Vorträgen. Ihr könnet durch Verketzerungen machen, daß Elende umkommen; ihr könnet, wenn euch der Geiſt der Menſchenliebe beſeelt, tauſend Hände und Füße für ſie in Bewegung bringen. Laſſet den Geiſt Jeſu Chriſti auf euch ruhen. Polemiſirt, verdammet, verfolgt nicht weiter von den Kanzeln herab! Erreget die Kinder eines Vaters im Himmel nicht mehr, daß ſie Steine gegen einander aufheben; beſänftiget vielmehr die erbitterten Gemüther, und vereinigt ſie alle in der Ausübung des höchſten Geboths der Menſchenliebe! Bildet euch ganz nach eurem großen Meiſter; haltet euch nicht bey Lehrſätzen auf, die ſich nicht unmittelbar auf die Religion gründen, und zur Glückſeligkeit der Menſchen nicht ein Scherflein beytragen; ſondern traget praktiſche Wahrheiten vor, wie Er ſchaffet die Herzen der Menſchen um, und führet durch Darſtellung und Auseinanderſetzung der göttlichen Reitze des Wohlwollens, des Mitleids und der thätigen Erbarmung, die Unglücklichen ihren Helfern in die Arme! Benutzet den Trieb der Selbſtliebe im Menſchen zur Beförderung ſeiner Tugend, und nehmt alle Beweggründe, die euch Vernunft und Religion, die Zeit und die Ewigkeit, darbieten, zuſammen, wahre Gottſeligkeit, thätiges Chriſtenthum, unter euren Brüdern herrſchender zu machen. Wahrlich, der Leidenden ſowohl aus Selbſtverſchuldung, als aus Härte der Glücklichern, müſſen mit jedem Tage weniger werden, ſobald ihr alle in eure eigentliche Beſtimmung tiefer eindringet, und eurem Amte mehr Genüge leiſtet!

Starke! lernet euern Beruf recht kennen und erfüllen! Euch ſchuf die Natur nicht darum ſo kraftvoll, daß ihr Jeden, der euch hinderlich wird, um ſo weiter von euch wegſchleudern, den Unſchuldigen, der ſich euren ungerechten Forderungen nicht gutwillig ergeben will, mit Gewalt zu Boden werfen, und Alles um euch her in Furcht und Schrecken verſetzen ſolltet. Ihr empfinget vielmehr dadurch den feyerlichſten Auftrag, in wirklichen Lebensgefahren, und in ſchrecklichen Nöthen, die Unterſtützer, die Befreyer Anderer zu werden. Sobald ſo ein Fall eintritt, daß ein Menſch im Begriffe iſt, umzukommen, müſſet ihr diejenigen ſeyn, welche ſich durch einen ganzen Haufen herbeygeeilter Zuſchauer hindurch drängen, den Leidenden ergreifen, eigene geringe Gefahren dabey nicht ſcheuen, und die Schöpferthat, die Rettung an ihm zu vollbringen, ſtreben.

Reiche! Begüterte! höret auf, zu denken, daß euch die Fürſehung blos zu euerem Vergnügen, zu euerem Wohlleben, oder gar zu Befriedigung der ausſchweifendſten Leidenſchaften vor tauſend Andern ſo mit Uiberfluß ſegnete! Welche niederſchlagende Vorſtellung müßten ſich die Armen von Gott, ihrem und euerem Schöpfer, und dem Austheiler aller Güter, machen, wenn dem alſo wäre! Noch mehr höret auf zu denken, daß euch Reichthümer verliehen wurden, um ſie nur zu beſitzen, und aufs ſorgfältigſte zu verſchließen! Warum grub man ſie aus den Eingeweiden der Erde, wenn ſie abermals durch euch vergraben, und eben ſo unnütz für die Welt gemacht werden ſollten, als ſie dort geweſen ſind? Waren es nicht Menſchen, die ſie ausgruben? Sollen ſie nicht auch Menſchen zu ſtatten kommen? Iſt es nicht mehr, als Raſerey, die ganze Beſtimmung ſeines Vermögens darin zu ſuchen, daß man es nur habe? Sobald ein Menſch etwas hat und beſitzt, muß er es auch anwenden und genießen; und, ſobald Gott einem Menſchen etwas gibt, kann er es ihm unmöglich nur darum geben, daß er es habe. Werdet alle Anwender und Genießer, ihr Reichen der Erde! Nur den Reichen ſchmerzt es in ſeinem Tode nicht, ſeine Güter zu verlaſſen, der ſie genoſſen hat. Genießet, und — laſſet genießen! Durch Theilnehmungen, die ihr verſtattet, wird der Antheil, den ihr ſelbſt an euren Gütern nehmet, erſt rechtmäßig. Roher Verſchwender zu ſeyn — es im Anblick vieler tauſend Nothleidenden zu ſeyn. — Gott, was für eine von aller menſchlichen Empfindung entfernte Seele gehört dazu! Auf euch, ihr Begüterten, auf euch ſind die Blicke der Armen gerichtet. Entziehet euch ihnen nicht; — es ſind Blicke voll Thränen; um Erbarmung flehende Blicke. Nach euch hin winſeln Waiſen und Witwen, aufgezehrte Kranke, und treue Arbeiter im Alter, die zu wenig erwarben, um in Tagen, wo ſie ihre Kräfte verlaſſen, nicht hungern zu müſſen. Wie viel Millionen Klagen könnet ihr ſtillen! Wenn euch die Argliſt betriegt, ſo müſſet ihr eueren Gram darüber verbergen. Wenn ihr aber ganze Familien mit Dem, das euch der Betrüger aus den Händen wand, glücklich gemacht hättet, ſo könntet ihr euere Freude darüber vor aller Welt genießen. Dankt es der Gutherzigkeit der Menſchen und dem Chriſtenthume, welches dieſe ſtiftet, wenn die Hartherzigen unter euch nicht öffentlich beraubet werden. Ermuntert dieſe, daß ſie, wenn ſie nicht aus Menſchenliebe Wohlthäter werden können, es wenigſtens zu ihrer Sicherheit werden.

Angeſehene, Erhabene! laſſet in euren Schatten die verfolgte Unſchuld, das ſprachloſe Verdienſt, und die verachtete, unterdrückte niedrigere Klaſſe der Menſchheit ruhen! Redet, wandelt, wirket für ſie! Gott machte eure Stimme ſtark; laſſet ſie durchdringen zum Beſten Derer, welche nirgends Gehör finden können. Gott macht eure bloſſe Gegenwart kräftig; verwendet ſie für den Mann ohne Freund, und ohne Schutz, und ſeyd ihm beſonders nahe. Schaffet dem Rechtſchaffenen ein leichteres, beſchwerdeloſes Fortkommen; befördert die Bitten der edelmüthigen Beſcheidenheit; reißt der Grauſamkeit, der Verfolgungsſucht die ſchön gleißende Larve ab; und ſetzet Den, welchem Gewalt geſchah, wieder in den Beſitz ſeiner Gerechtſame ein! Tretet keine Thräne mit Füßen; es weine ſie denn der Böſewicht, dem ſein Bubenſtück mißlang, und der deshalb mit den Zähnen knirſcht. Gott iſt die Liebe; Jeder, der Euch wandeln ſiehet, müſſe Gott wandeln zu ſehen glauben. — —

O ihr Glückſeligen der Erde! könnet ihr in Abrede ſeyn, daß ſolchergeſtalt, ſobald ihr Alle, durch Menſchenliebe angetrieben, thätig werdet, dem größten der menſchlichen Leiden und Klagen abgeholfen ſeyn würde? Was für ein ſanftes Joch, den Schultern der Menſchheit aufgelegt, würde denn das noch übrigbleibende Elend ſeyn! Noth und Jammer aller Art würde dann nur dazu dienen müſſen, höhere Tugend zu bewirken; höhere Tugend an den Seelen der Leidenden und an den Seelen ihrer Unterſtützer und Retter. Und ſo würde der Wille des Schöpfers erfüllt. Die Menſchheit unterſtützt ihre Forderungen an euch mit den heiligſten Gründen. Bey Gott bitte ich euch — erwäget dieſelben!

Wollet ihr den Schöpfer ſinken laſſen, den — Urheber eures Seyns, den, der euch vor Tauſenden ſo vorzüglich beglückte? Wollet ihr ihn ſinken laſſen in den Augen der Leidenden, vor euch ſelbſt, und vor der ganzen vernünftigen Schöpfung? Ach! erkennet doch, daß eben dieſe ſo äußerſt ungleiche Vorſtellung der irdiſchen Segnungen Gottes der Stein des Anſtoßes für den großen Haufen, und eine Quelle der Zweifel und des Unglaubens für ſo unzählige noch ſey. Welche Vorwürfe empfängt die Vorſehung deshalb! In euren Händen iſt es, ſie vor ſelben zu ſichern. Ihr könnet machen, daß Das, was erſt Zweifel und Unglauben hervorbrachte, für die ganze Welt der höchſte Beweis von der Weisheit und Güte Gottes werde.

25. Stück.

Süße Schwermuth
beym Gedanken der Verſtorbenen.

Sie ſind nicht ganz für mich dahin; — ihre Bilder umſchweben mich noch. Ewig werde ich nicht nur ihrer nicht vergeſſen, ſondern es gelingt mir auch zuweilen, ſie mir ſo lebhaft vorzuſtellen, als wandelten ihre Geſtalten vor mir auf und nieder. Bis auf den kleinſten Zug ſind ſie es. Alle die Geberden, die ihnen eigen waren — eben die Miene der Freundſchaft, durch die ſie mich ſo feſſelten — der ganze Blick voll Liebe, den ſie über mich ausgoſſen — Alles, alles ſo, wie es lebend war. Dann iſt's mir, als ginge ich auf ſie zu, als breitete ich meine Arme um ſie her, und drückte ſie, wie ſonſt, mit Wärme an meine Bruſt. Laſſet es ſeyn, daß es Täuſchung iſt! Die Täuſchung iſt ſo ſüß, ſo ſanft, daß ich für ſie gern tauſend eurer Wirklichkeiten hingebe.

Was für ein geheimes, unnennbares, von allen andern ſo ganz verſchiedenes Vergnügen gewährt es der Seele doch, an ihre verſtorbenen Freunde zu denken, und ſich mit ihnen zu unterhalten! Anfangs zittert zwar ein ſtiller Schmerz durch ſie hin, den der Gedanke an das Geſchiedenwordenſeyn erweckt: aber er verbindet ſich bald mit den ſeligern Empfindungen der Liebe und des Danks, mit den ſanfteſten Erinnerungen der erhaltenen unzähligen Beweiſe von der Freundſchaft der Todten, mit den zärtlichſten Theilnehmungen an ihrer Vollendung; und geht zuletzt durch die himmliſchen Ahndungen baldiger Wiedervereinigung mit ihnen in die reinſte, geiſtigſte Wolluſt über. — Gott! wie viel iſt eine Stunde, ſo hingebracht, werth! Wie ſtärkt ſie das Herz im Guten!

Ich bin jetzt ſo einſam. Alles Geräuſch um mich her iſt todt. Die Stille der Natur begünſtigt meine Empfindungen. Entſchlummert in mir, alle andere Vorſtellungen! Ich widme meinen verblichenen Lieben dieſe Augenblicke.

O, wo ruhet ihr Alle, ihr Redlichen? Wohin wende ich mich, um jedes eurer Gräber zu finden? Sanket ihr doch ſo zerſtreut von mir und von euch unter einander! Einige von euch ſchlummern in der Nähe, und ich ruhe vielleicht einſt an ihrer Seite. Andere führte das Schickſal fern von mir. Mancher ſtarb gar vom Vaterlande und von allen den Seinen geſchieden, und zerſtäubet unter einem fremden Volke. O wie mochte er im Tode ſich ſehnen, noch einmahl zu ſehen das Land, das ihn gebar, und noch einmahl zu ſehen ſeine Freunde, und noch einmahl zu ſegnen ſein mütterliches Land und ſie! Der Wunſch ward ihm nicht gewährt, und er weinte eine Thräne mehr darüber. Ich breite meine Hände allenthalben nach euch aus — gen Abend und gen Morgen. Und ſchliefen Einige von uns unter Himmelsſtrichen, wo ich ſie nicht ſuchte, ſo iſt meine Rechte oder Linke doch irgendwo nach ihren Grüften hingeſtreckt, ohne daß ich es weiß. Liebevoll führe ich euch Alle im Geiſte in meine Hütte zurück, wo noch Raum für euch insgeſammt iſt, und ſtelle euch Alle in eine Reihe um mich her, und denke: Dieß waren der edelſten, beſten Menſchen, die jemahls gelebt haben, Einige, die dir Gott auf eine Zeitlang zu Gefährten des Lebens, zu Freunden und zu Verſüßern deiner Leiden gab; die du ſuchteſt und fandeſt; die du liebteſt, und von denen du wieder geliebt wardſt; die im Tode noch deiner im Segen gedachten, und derer du auch ewig nicht vergeſſen ſollſt.

Ach! ihr littet wohl viel, ehe ihr ſterben konntet! Einige von euch ſah ich ſcheiden, und ſie hatten eine Stunde voll harten Kampfes. Noch blutet die Wunde, welche der Anblick davon meinem Herzen ſchlug. Mir fing an zu grauen vor meiner Stunde, wenn ſie einſt kommen würde. Ich faltete meine Hände und ſeufzte: iſt's nicht genug, daß der Wurm zertreten werde? Muß er unterm Fußtritt ſeines Zerſtörers ſich noch ſo jämmerlich quälen? Ich ſah eure Leiden, und eure Großmuth zugleich; aber dieſe verurſachte, daß jene noch gewaltſamer mich rührten. Manchen von euch lohnte das Schickſal im Leben für ſeine Treue nicht genug. Er arbeitete wacker und unermüdet; aber ſein Werth ward verkannt. Er ſchien zu redlich für dieſe Welt zu ſeyn, und konnte ſich nicht in den Ton der Schmeicheley, der Hinterliſt und der Rachgierde ſtimmen. Kaum, daß ihm vergönnt ward, einen überaus mäßigen Antheil an Lebensgenüſſen zu nehmen; und mit großen rückſtändigen Anforderungen an die Erde verlies er ſie.

Entflohn, entflohn, ſeyd ihr Alle. Auf viele von euch hatte ich länger gerechnet; aber ich habe in der Rechnung geirrt. So iſt's hienieden. Es iſt uns nichts gewiß; auch der beſte Freund iſt's nicht. Man findet einen Freund, umarmt ihn, und hat in ſeinen Umarmungen die ganze Welt. Man verliert ihn wieder. Kann man auch weniger in ihm verlieren, als man in ihm hatte? — Welche Leeren um mich her durch euren Tod! Zwar iſt die Welt noch nicht an guten Menſchen arm; aber es gibt eine das Leben erſt wahrhaftig verſüßende Herzlichkeit, die nur eine Folge eines jahrelangen Umgangs iſt. Auch gibt es unter tauſend guten Menſchen oft kaum einen, der vollkommen mit uns ſympathiſirt. Viel, unzuberechnend viel verlor ich mit euch. Wiederkommen müßtet ihr: ihr ſelbſt müßtet wiederkommen, wenn euer Verluſt mir ganz erſetzt werden ſollte.

Doch, ihr ruhet nun. — Welch eine Stille entſteht in und außer mir, indem ich dieß denke! Freundſchaft, Liebe, Leben, Welt und Alles, Alles feyert für euch. Ihr ruhet vom Leiden und vom Thun. O wohl euch, daß ihr vollbrachtet! Wem iſt der Abend mehr zu gönnen, als dem Arbeiter, der den Tag über ſeine Kräfte anſtrengte? Ihr verlieret dadurch den Lohn eures Tages nicht. Es iſt euch ſicher aufgehoben; ihr ſollet ihn doch genießen, und nicht vergeblich gearbeitet haben. Durch eine beſtimmte Muße von allen Geſchäften, durch eine erquickende Raſt im Schooße der Mutter ſollet ihr zum vollen und recht herzlichen Genuſſe desſelben nur geſchickt gemacht werden. Euer Feld iſt beſtellt. Ihr habt zugeſäet. Das letzte Korn, welches von euch ausgeworfen ward, waret ihr ſelbſt. Dieß wird zuerſt wieder aufgehen, und hervorwachſen; und alsdann die ganze Saat um euch her. Wie ehrwürdig iſt der Gedanke an Menſchen, die das Ziel erreicht haben, und ſchon vollendet ſind! Sanft und ſüß ſey euch die Ruhe! Um ſo ſanfter und ſüßer, je mehr ihr leiden mußtet. Ach, ſehntet ihr euch nach ihr unter groſſen Schmerzen: nie ſollte ich ſie durch den Gedanken, daß ihr noch da ſeyn, und noch leiden möchtet, auch nur ferner wagen, zu ſtören? Verlieh ſie euch Gott mit Barmherzigkeit, der eure Kämpfe und Thränen ſah, ſo müſſe auch euer Freund ſie durch ſeine Zufriedenheit mit ihr ſegnen! Nun nagt kein Schmerz mehr an euren Gebeinen. Nun verfolgt euch die Rache nicht mehr. Nun fühlet und ſehet ihr auch kein Elend weiter. Es geſchehe auf Erden, was da will, es komme Unglück und Verderben — trifft es doch euch, meine Freunde, nicht mehr. O die Vorſtellung ſolcher Menſchen, die nun Alles überwunden haben, die auch über den Tod ſchon weg ſind, was für ganz beſondere Empfindungen weckt ſie doch! Geht es doch dem Manne, der ſich mit ihr unterhält, wie Dem, der in einem ſchwachen, halbſinkenden Fahrzeuge unter Sturm und Wetter noch an der Küſte umhergetrieben wird, und die, welche mit ihm lange auf dem weiten Meere fuhren, ſchon aller Gefahr entkommen, auf dem Geſtade erblickt. Je mehr ich an euch denke, mit deſto weniger Aengſtlichkeit denke ich an euch. Ja, ja, es werden Tage kommen, und ich ſehe ſie ſchon herannahen, in welchen ich mich eurer mit voller Seelenruhe, mit voller Heiterkeit erinnern werde.

Aber nie werde ich mich eurer erinnern, ohne euch meine zärtlichſte Erkenntlichkeit für alle die tauſendfältigen Beweiſe eurer Liebe, die ihr mir lebend gabt, für die ſanften Lebensgenüſſe, die ihr mir verſchafftet, und für alles das Gute, welches ihr oft, ohne es zu wiſſen, für mich ſtiftet, noch in jene Welt hinüber zu widmen. Auch nur zu ſehen, daß ich von euch geſchätzt ward, war mir ſchon Seligkeit; denn ihr waret ſelbſt vortreffliche Menſchen. Durch eure Achtung für mich legtet ihr ein herrliches Zeugniß für meinen Werth ab. Und, wenn ich von Hunderttauſenden wäre geſchmeichelt worden, die es nur, um mir gefällig zu werden, oder aus Weltbrauch gethan hätten, ſo wäre mir Dieß nie ſo lieb geweſen, als daß auch nur Einer von euch zu mir geſprochen hätte: du biſt meiner Freundſchaft werth. Noch iſt mir's lebhaft im Angedenken, wie ich in ſolchen Augenblicken, da ich überzeugt ward, daß ich von euch geſchätzt werde, ein erhöhtes und geſtärktes Gefühl meines eigenen Werths empfand. Und, ſo lange ich lebe, wird, ſo oft ich von Menſchen verkannt werde, euer für mich abgelegtes Zeugniß mich darüber entſchädigen und zufrieden ſtellen.

Wie rein war unſere Freundſchaft! Mit dem innigſten Vergnügen denke ich noch oft der ganzen Geſchichte derſelben nach. Ihre Quelle entſprang wie im Himmel. Uns verband nicht gemeinſchaftlicher Trieb zum Laſter, nicht Betrug, nicht Müßiggang, nicht Rachſucht gegen Feinde, denen wir einzeln etwa nicht ſchaden konnten. Gefühl für Tugend und Redlichkeit, in welchem wir harmonirten, beſtimmte unſere Seelen ſchon für einander, ehe wir uns kannten. Und kaum waren wir einander ſo nahe gekommen, daß wir uns erkennen konnten, ſo umarmten wir uns auch. Wir ſahen Einer den Andern eine edle That ausüben, und reichten uns in demſelben Augenblicke die Hände; oder wir waren zu einer und derſelben Zeit im Begriffe, eine und dieſelbe gute Handlung zu verrichten, und ergriffen Einer den Andern dabey, wie von ungefähr, und hielten uns von Stund an feſt. Eigenes Unglück und fremdes Unglück, eins wie das andere, vereinigte uns. Wir fanden aneinander Menſchen. O ſeligſter Anfang der Freundſchaft, wenn ſie auf Menſchenſeyn und Menſchenausüben gegründet wird! So dauert ſie lang; ſo dauert ſie bis an den Tod. Von ſolcher Dauer war die unſrige. Wir waren einander nahe gekommen, und kamen uns täglich näher. Und, je näher wir uns kamen, deſto mehr ſchätzten und liebten wir uns. Immer fanden wir noch mehr gute Seiten an einander; und auf jeder derſelben knüpfte ſich ein neues Band.

Ach! kommet zurück, ihr in den Umarmungen ſo edler Freunde verlebte himmliſche Tage, kommet in mein Gedächtniß zurück! Ihr ſeyd von denen einige, an die ich ohne Röthe und mit Seelenfrieden denken darf. Welche reine Freuden gewähret ihr! —

Wenn wir nach einander ausgingen, und eilten auf dem Wege einander uns in die Arme, und an den Buſen ſanken, und ewig dauernde Liebe uns — verſprächen — nein, ſchon Einer in des Andern Augen laſen, o wie ſegnete und pries ich da mein Daſeyn auf Erden ſo hoch und hehr!

Wenn wir dann über unſere Angelegenheiten, Vorſätze und Schickſale ſprachen, Rathſchläge einander gaben, und von einander nahmen, uns ermunterten, oder abmahnten, unſere Welt- und Menſchenkenntniſſe einander mittheilten, und auf allen Seiten einander behilflich wurden, wie empfand ich da der Freundſchaft Werth!

Wenn wir dann die Reitze der Natur zuſammen genoßen, oder in den frohen Zuſammenkünften der Menſchen wären, wie ward ich ſo feſt davon überzeugt, daß Alles, Alles auf Erden, ſo ſchön es auch an ſich ſchon ſey, durch die Liebe doch noch ſchöner werde!

Freude, ihr Lieben, hatte ich bey euch; Freude in unausſprechlicher Menge. Aber Stärkung im Guten in gleichem Maße. Ich überlaſſe es euch, zu beſtimmen, wie viel ich euch auf dieſer Seite geworden ſey; ſo viel weiß ich aber, ihr wurdet mir überaus viel auf ſelber. In eurem Umgange ward mein Gefühl des Guten reiner und erhöhter; mein Geſchmack am wahren Schönen beſtimmter, feſter und leidenſchaftlicher. Ich danke es euch größtentheils, daß mein Herz jetzt dasjenige iſt, welches es iſt. — Ich hatte ſchon viel Trieb zur Tugend, ehe ich euch kannte; aber es fehlte mir noch an Menſchen, die durch ihr edles Beyſpiel dieſe Triebe zur Thätigkeit brächten. Ihr wurdet meine Freunde, und übtet die ſchönſten Handlungen vor meinen Augen, und in meinen Armen aus. Ich ſahe ſie, und ahmte euch nach. Ja, ich habe ſie genau angemerkt — viele gute von mir ausgeübte Thaten, deren ich mich noch jetzt freue; die ich ohne euch nicht vollbracht hätte, und manchen unlautern Vorſatz, deſſen ich mich noch ſchäme, den ich ohne euch ins Werk geſetzt haben würde. Gönnet mir die Freude, daß ich euch meine Lehrer, meine Zurechtweiſer, meine ewigen Wohlthäter nenne! Wie erweitertet ihr meine Kenntniſſe von Wahrheit und Recht! Wie unterhieltet ihr euch ſo feyerlich mit mir über jede Angelegenheit, die dem Menſchen auf ſeine ganze Beſtimmung wichtig iſt! Sprachen wir nicht oft über Gottes Daſeyn und Vorſehung, und über die Seligkeiten des Glaubens an beyde? Suchten wir nicht einzudringen in des Schickſals heilige Wege? Standen wir nicht oft anbethend ſtill, wenn wir bis ans Ziel menſchlicher Blicke gekommen waren, und freueten uns auf künftiges Leben? O wie verſchwand dann aus unſern Augen die erſte Welt! Wie waren wir ſchon im Geiſte in der zweyten, und waren eben ſo da wieder Arm im Arm, und ſahen weit mehr, und prieſen Gott noch mehr! Ueberall ſtärkten wir uns im Vertrauen auf ihn. Er war uns allenthalben nahe; — in der Natur am nächſten. Da ſahen wir am Himmel mehr, als Sonne, Mond und Sterne, Regenbogen und Wolken; da fanden wir auf der Erde mehr als Blumen, Bäume, und Früchte. Ihn — ihn fanden wir; weiſe und mächtig, liebend und rein, Anfänger und Vollender und Erbarmer aller ſeiner Werke, Urheber des Guten, welches der Menſch hat und hofft, ſieht und glaubt, begreift und anſtaunt, und Verwandler des Fluchs in Segen. Unſere Lieblingsbeſchäftigung war es, den Bezug einzelner Theile der Schöpfung auf's Ganze, und die Uebereinſtimmung aller Werke Gottes zu einem großen gemeinſchaftlichen Zweck aufzuſuchen. Wie dachten wir darüber bald Jeder einſam für ſich, bald vereinigt, nach! Wie ſchufen wir im letzten Falle durch Einwendung, Zwiſchenreden und Beantwortungen ganze neue Reihen von Gedanken Einer in des Andern Seele! Wie eilten wir im erſtern, jede gemachte neue Bemerkung und Entdeckung, die uns mehr Licht über die Sache zu verbreiten ſchien, einander mitzutheilen, und ſo eine von den mannigfaltigen Diſſonanzen der Schöpfung, und der Welt, und des Schickſals, nach der andern in ewige Harmonie aufzulöſen! So oft uns Dieß gelang, und wir Gottes Sache vertheidigt hatten, ſahen wir uns eben ſo beruhigt darauf an, als hätten wir unſere eigene vertheidigt; und wir ſchienen uns um ſo glücklicher zu ſeyn, je größer uns Gott ward. Mit frommer Inbrunſt denke ich an die Stunden zurück, in welchen die Liebenswürdigkeit und Göttlichkeit des Chriſtenthums, und der erhabene Charakter ſeines Stifters, der Gegenſtand unſerer Geſpräche waren. Wie beſtrebten wir uns da, die Lehre Jeſu von allem menſchlichen Aberglauben zu entkleiden, und ſie in ihrem natürlichen und einfachen Gewande unſern Augen darzuſtellen! Wie groß ward uns der Herr in Allem, was er ſprach und that? Zitterte nicht oft eine Thräne reiner Liebe in unſern Augen, wenn wir von ſeinem Leiden und Tode ſprachen? Glaubten wir von dem Augenblicke an nicht noch weit inniger an ihn? Entſchloßen wir uns nicht zu einer noch eifrigern Nachfolge ſeiner?

Ach! ihr ſeyd ihm ſchon gefolgt durch Leiden und durch Tod! Mir aber ſind noch wichtige, feyerliche Lagen übrig, in welchen ich ihm ähnlich werden ſoll. Ich blicke auf euch, wie ihr ihm treu verbliebet. Ich habe von euch gelernt, in allen Lagen des Lebens Größe und Schönheit der Seele zu zeigen: Ich lernte von euch Aufrichtigkeit und Mitleid, Uneigennützigkeit und Feindesliebe. Zuletzt lehrtet ihr mich auch noch Standhaftigkeit, Geduld und frommes Harren mitten unter allen Niederlagen der Natur. An den Betten habe ich geſtanden, auf welchen einige von euch den Geiſt verhauchten. O unvergeßlich, mit immer gleich lebhaften Zügen vor Augen ſchwebend, ſoll mir das Bild bleiben, welches ihr mir da reichtet! Ach! wie ihr da kämpftet und ranget! Wie man die gewaltſamſten Schmerzen in den willkührlichen Bewegungen eurer Glieder ſah, in der Trübheit eurer Augen las! Und wie ihr doch ſtrebtet, die hin und her zitternden Hände vor Gott noch zu falten! Und wie ihr durch euren trüben Blick, ſo oft ihr ihn gen Himmel richtetet, ein ſanftes Licht ewiger Hoffnungen auf den Weltſchöpfer hervorbrechen ließet! Da war Stätte des Unterrichts für mich, und heilige Schule der Erbauung! Ich wohnte eurem Tode bey, ſah, wie ſchwer es oft dem Menſchen werde zu ſterben, empfing einen eurer letzten Blicke, und fühlte es, daß ihr mir mit ſelbem noch ſagen wolltet, daß der Glaube an Gott auch alle Schwere des Todes trage. Ihr Lieben! ich muß dahin, wo ihr waret. Ich habe noch zu leiden, was ihr littet, und im Leiden noch zu leiſten, was ihr leiſtetet. Kommt einſt denn auch meine Stunde, ſo will ich unaufhörlich eurer gedenken, und mir zurufen: Nun biſt du, wo ſie waren. Sey daſelbſt, was ſie geweſen ſind, und bleibe nicht hinter ihnen zurück. Leide, dulde, kämpfe, ringe, ſiege und ſinke wie ſie! Gelingt's mir dann ſo ſtandhaft, ſo ergeben und gläubig im Tode noch zu ſeyn, wie ihr, ſo will ich dieſen höchſten Grad menſchlicher Würde und Tugend noch ſterbend euch verdanken. Nun, ihr Lieben! was ihr mir waret, habe ich euch nicht werden können. Weit mehr, als ich euch, unausſprechlich mehr, ſeyd ihr mir geweſen!

26. Stück.

Menſchen! laßt uns in Freundſchaft leben.

Es klagt von euch der Eine — es klagt von euch der Andere. Jeder klagt über den Andern. Im Grunde klagt Jeder über ſich ſelbſt. Legtet ihr den Haß gegen einander ab, ſo wäre vielleicht alles eures Klagens ein Ende. Ihr fühlet das Elend, welches ihr für einander bereitet; ach! möchtet ihr es doch in ſeinem ganzen Umfange fühlen!

Unaufhörlich gehet ihr darauf aus, einander zu ſchaden. Bald, wenn der Grad der Demüthigung dadurch für den Andern höher wird, thut ihr es öffentlich, und ziehet dabey wie im Triumph einher. Bald, wenn der Streich um ſo gewiſſer dadurch ausgeführt werden kann, oder durch Ueberraſchung noch empfindlicher wird, thut ihr es im Verborgenen. Mit Recht ſieht ſich Jeder von euch, ſobald er durch irgend einen Vorfall leidet, nach dem Andern um, ob ſolcher nicht von ihm etwa bereitet worden ſey. So wie der Eine bemerkt, daß der Andere Anſtalten mache, ſich hier oder da einen Vortheil zu ſtiften, ſo macht er ſeine Gegenanſtalten, um ihn von ſelbem abzuhalten. Jeder ſucht des Andern Entwürfe auszuſpähen und zu vereiteln; Jeder ſucht des Andern Hoffnungen zu täuſchen. Hat Dieſer gearbeit, ſo reißt ihm Jener den Lohn aus den Händen, und wirft ſolchen, wenn er ihn ſich nicht ſelbſt zueignen kann, doch lieber einem Dritten zu, der ihn gar nicht verdiente, damit der Lohn nur nicht von ſeinem Feinde empfangen werde. Erblickt der Eine den Andern bereits im Genuße, ſo verbittert und vegällt er ihm wenigſtens dieſen noch. Es iſt beynahe unausſprechlich, wie viel ein Menſch Kraft, Mittel, und Gelegenheit hat, dem Andern Unglück zuzufügen Wer ſich hiervon nicht überzeugen kann, betrachte nur euch.

Ihr habet nicht genug daran, in eigener Perſon und mit eigener Kraft einander zu ſchaden; ihr nehmet auch noch fremde Hände, wo ihr dergleichen nur ergreifen möget, und füget einander mit denſelben die ſchmerzhafteſten Streiche zu. Ihr würdet gern, wenn es möglich wäre, die ganze Welt Einer gegen den Andern aufreitzen. Bald wendet ihr dazu eure Gewalt, bald eure Freundſchaften, bald eure Argliſten an; und, wenn ihr dazu nichts weiter beſitzen ſolltet, als die Zunge, ſo beurtheiltet ihr doch wenigſtens einander lieblos und hämiſch im Rücken, um Menſchen unbereitwillig zur Dienſtfertigkeit gegen euren Feind zu machen. Ihr bedürftet dieſes elenden Kunſtgriffs nicht. Die Welt, welche ihr zur Zeugin euer Unverſöhnlichkeit machet, wird dadurch ohnehin ſchon gegen den Einen von euch, wie gegen den Andern, weniger gut geſinnt. Sie verabſcheuet eure Handlungen, und bemitleidet euch nicht, wenn ihr hernach über einander Klage führet. Ihr könnet euch feſt davon überzeugen, daß der größte Theil eurer Fehlbitten, die ihr an Menſchen ergehen laſſet, von den Anblicken der Rache herrühre, welche ihr gegen einander ausübet. Seyd nicht unbillig gegen die Welt, und nennet ſie nicht eine Verſammlung von Menſchenfeinden und Unbarmherzigen, wenn ihr allenthalben die Sprache höret: »Miſche ſich Niemand in ihren Handel! Laſſe ſie Jeder ſich unter einander ſelbſt aufreiben! Sie verdienen unſern Beyſtand nicht.« Erzwinget ihr doch von der Welt dieſe Sprache. Steht es doch in eurer Macht, ſie in einen andern Ton zu ſtimmen. Nie wurden ihr ungerechtere Vorwürfe gemacht, als die eurigen ſind.

Ihr habt noch lange nicht über euern Zuſtand genug nachgedacht, ſonſt müßtet ihr noch weit trauriger darüber ſeyn, als ihr wirklich ſeyd. Ihr bleibt nur immer bey dem äußerlichen Verluſte ſtehen, welchen ihr einander zufüget. Aber es gibt noch Elend von weit höherer Art, das ihr für euch ſtiftet. Erwäget doch, wie viel edle Handlungen eurer Feindſchaft wegen von euch unausgeübt bleiben. Sobald irgend Jemand bey euch den Verdacht erweckt, daß er der Freund eures Feindes ſey, ſo verſaget ihr auch ihm die Ausübungen der Menſchlichkeit gegen ihn. Leute, die, wie ihr, nur darauf dichten und trachten, daß ſie ihrem Feinde ſchaden mögen, haben auch überall nicht viel Zeit daran zu denken, auf andern Seiten Gutes zu ſtiften. So gehen vielleicht tauſend und mehr edle Handlungen für euch verloren, mit denen ihr dieß euer erſtes Leben hättet bezeichnen und ſchmücken können. Und was noch mehr iſt, all der Segen, welchen ihr, wenn ihr ſie ausgeübt hättet, in eurem zweyten Leben davon gehabt haben würdet. Dieſen Verluſt beherzigt! Gegen ihn ſind alle eure gegenwärtigen äußerlichen Verluſte, die euch eure Freundſchaft bewirkt, nur eine unbedeutende Kleinigkeit.

Nehmet ihr denn auch gar nicht Rückſicht auf die Beſchaffenheit, welche euer Herz durch eure Feindſchaft empfängt, auf die Neigungen, welche durch ſelbe in euch herrſchend werden? Ihr wiſſet beynahe keinen angenehmern Anblick mehr, als eueren Feind leidend zu ſehen. Ihr ſinnet auf nichts mehr, als ihn leiden zu machen. Es hat keine Handlung mehr Süßigkeit für euch, als wenn ihr Unrecht, das er an euch beging, mit doppelter Ungerechtigkeit ihm erwiedern könnet. Dadurch gewöhnet ihr euch überall zur Menſchenfeindſchaft, und eure geſammte Denkart wird mit jedem Tage ſchwärzer. Haß und Rachſucht werden die ſtärkſten Triebfedern, euch in Bewegung zu ſetzen, und die Gefühle für wahre Schönheit und Größe im Handeln erſterben in euch immer mehr und mehr. Mag eine menſchliche Seele unter dieſen Umſtänden auch ferner Anſprüche auf wahre Glückſeligkeit machen können? Beſteht unſer Glück nicht im Gleichgewicht unſerer Triebe gegen einander? Beſteht es nicht in dem Bewußtſeyn, unſerer Natur und Beſtimmung würdig zu handeln? Ihr fühlet Dieß zum Theil ſchon ſelbſt durch die immerwährende Unruhe, in welcher euch eure Feindſchaft erhält. Haß, Rache, Schadenfreude und Verfolgungsſucht ſind zu ſtürmiſche Leidenſchaften, als daß durch ſie das Gleichgewicht der Seele, dieſe Grundfeſte unſerer Ruhe, nicht durchaus erſchüttert werden ſollte. Und wie könnet ihr in Stunden des feyerlichen Nachdenkens über Das, was ihr ſeyn ſolltet, euch in eurer wahren Geſtalt erblicken, ohne vor ihr zu erſchrecken? Welch eine Vobereitung auf unſere ferne Zukunft! Kann Dieß die richtige Bildung und Stimmung ſeyn, die ihr hier eurem Herzen geben, und mit der ihr in jene Welt übergehen ſollet? Wie ſchicken ſich Seelen, die in menſchenfreundlichen Geſinnungen ſich befeſtigt, und ſie in ihr innerſtes Weſen aufgenommen haben, in die Wohnungen der Unſchuld, des Friedens, und der reinſten Liebe? Oder dürftet ihr etwa auf ein Wunder hoffen, durch welches die eurigen beym Eingang in dieſelben umgeſchaffen, und zum Aufenthalt daſelbſt geſchickt gemacht werden? O, daß doch Schaden und Unglück, welche auch jetzt ſchon eure Feindſchaft ſtiftet, die Mittel werden möchten, euch vor Verderben zu ſchützen, deſſen Umfang und Dauer von euch nicht noch ein Mahl recht überſehen werden mag!

Ihr liebet doch die Eurigen, welche euch einſt hinterbleiben? Ihr ſeyd durch die menſchenfeindlichen Geſinnungen, von denen ihr euch beherrſchen laſſet, doch wohl noch nicht ſo weit herabgeſunken, daß ihr gleichgültig dagegen wäret, ob es ihnen nach eurem Tode wohl oder übel gehe? Nun erwäget, daß der Eine von euch die Erde, auf der ihr ſo hadertet, eher verlaſſen werde, als der Andere. In was für einer traurigen Lage werden eure Kinder ſeyn! Haben ſie auch etwas Geringeres zu befürchten, als, daß euer längerlebender Feind, der auch der ihrige iſt, weil ſie Eure ſind, ſie nun zu den Gegenſtänden ſeines Haſſes machen, ſie an eurer Statt anfeinden, Manches, das er an euch nicht rächen konnte, an ihnen noch rächen, weil er euch nicht mehr verfolgen kann, ſie verfolgen, und um ſo grauſamer gegen ſie ſeyn werde, je ohnmächtiger ſie ſind? Oder glaubt ihr etwa, daß euer Feind nach eurem Tode milder denken werde? Wer ſoll Dieß bewirken? Ihr, oder er, oder ſie? Ihr ſeyd alsdann nicht mehr da; und durch euren Tod habt ihr ihm ein Hohngelächter erweckt. Von ihm ſelbſt erwartet doch ja nicht zu viel; denn er iſt ein Mann, den ihr in Rache geübt und vollkommen machen geholfen habt. Und die Eurigen? Habet ihr ihnen nicht Mißtrauen gegen euren Feind eingeflößet? — Noch mehr. Was werden eure und eures Feindes

Kinder, wenn ihr längſt dahin ſeyd, anders thun, als was ihre Väter thaten! Sie werden ſich anfeinden, wie ihr euch anfeindetet, ſich verfolgen und unglücklich machen, wie ihr euch verfolgt und unglücklich gemacht habt. Familien- und Geſchlechterhaß wird eintreten, feſtwurzeln und um ſo viel ſtärker werden, je mehr neue Beleidigungen, die der Nachkomme empfängt, ſich zu dem Andenken derer geſellen werden, welche ſeine Vorfahren empfingen.

Ich will euch den Gedanken an euren Tod auch noch von andern Seiten wichtig machen. Nehmet an, daß es dem Längerlebenden von euch, wenn ihr längſt getrennt wäret, durch ſchwere Mißgeſchicke, oder durch Gewiſſensregung, bewegt, einfiele, zur Ausſöhnung mit ihm ſich hinzuneigen; welche Erſchütterungen würde es auf euch machen, daß dieſelbe alsdann unmöglich wäre! Ihr würdet eure Arme allenthalben nach ihm hin ausbreiten, und ihn nirgends mehr ergreifen können. Die Vorſtellung davon, daß es unumgänglich nöthig ſey, ſeine Streitigkeiten noch hienieden beyzulegen, und daß ihr Zeit und Gelegenheit genug dazu gehabt, ohne euch ihrer zu bedienen, würde euch den Abend eurer Tage äußerſt trübe machen. Träumend und wachend würdet ihr ihn vielleicht oft zu ſehen glauben, und die Vorwürfe ſchon von ferne hören, welche in ſeinem Munde euer warten. Ihr würdet die Orte fliehen, an denen er eurer Rache beſonders ausgeſetzt war. Den Anblick derer, welche mit ihm verbunden waren, würdet ihr kaum ertragen können. Und ſo troſtvoll ſonſt für den Greis, welcher des Umgangs mit der Welt beraubt, und einſam da ſitzt, der Gedanke iſt, daß er bald zu ſeinen vorausgegangenen Freunden wieder komme: ſo ſchauervoll würde euch der Gedanke werden, bald da zu ſeyn, wo ihr den Mann wieder fändet, den ihr mit Groll im Buſen gegen euch abgehen ließet. Ihr würdet den Hinblick ins Grab vermeiden wollen, und könntet doch nicht; das Grab iſt euch zu nahe. Wie ſchrecklich würdet ihr dann erſt euer gethanes Unrecht empfinden, wenn ihr es auf keine Weiſe mehr zu eurer Zufriedenheit vergüten könntet!

Und nun denket euch in jene Welt ſelbſt hin! Da iſt er wieder vor euch — der Mann, gegen den ihr nichts als Tücke und Schadenfreude hier empfandet. Wird eure Seele ſanfterer Denkart gegen ihn fähig ſeyn? Wird es die ſeinige gegen euch ſeyn? Oder, wenn Beydes iſt, werdet ihr Deſſen, was zwiſchen euch und ihm geſchah, uneingedenk ſeyn können? Werdet ihr, wenn ihr daran denken müſſet, es ohne Vorwurf, Scham und Reue thun mögen? O wie viel muß jedes Glück jener Welt dadurch an ſeinem Reitz für uns verlieren, wenn wir es auch nur vor den Augen eines Menſchen genießen ſollen, von dem uns unſer Herz ſagt, daß wir zur Verſchlimmerung ſeiner Seele beygetragen, ihn mit unwürdigen Geſinnungen angefüllt, von edlen Handlungen abgehalten, und dadurch des Segens derſelben beraubt haben! Kann Seligkeit dabey beſtehen, wenn wir einen Mann erblicken, dem wir bis ans Ende Zerſtörer ſeiner Ruhe waren? Ach! was wirklich mit der Einrichtung unſerer Seele ſtreitet, wird ewig mit derſelben ſtreiten. Ziehet Dieß in die ſorgfältigſte, heiligſte Ueberlegung, und machet Ende eures Haders! Ihr habt euch laſterhaft gemacht; es iſt Zeit, daß ihr auch nur wenigſtens einander im Guten ſtärket. Ihr habt eure Herzen gegen einander verbittert; löſchet noch die Flamme, daß ſie nicht in jene Welt hinüber lodere. Könnet ihr auch wohl einen einzigen Gedanken an die Ungewißheit des Lebens recht lebhaft denken, ohne die Arme nach einander auf der Stelle auszubreiten? Ihr ſeyd unglücklich; aber euer Unglück iſt von der Beſchaffenheit, daß Menſchen ihm abhelfen können. Tauſendfaches Elend iſt nicht von dieſer Art. Dieß muß geduldet, durchgerungen werden. Die Menſchen, welche dem eurigen abhelfen können, müſſen die bereitwilligſten dazu ſeyn, denn ihr ſeyd dieſe ſelbſt. Warum wollet ihr länger leiden?

Sollte der Gedanke, daß derjenige von euch ſich für den ſchwächſten erklärt, welcher zuerſt Geneigtheit zur Ausſöhnung blicken ließe, im Ernſt euch verlegen machen können? Gibt es denn kein anderes Nachgeben, als aus Mangel der Kraft? Kann man nicht auch aus Abſcheu an ſeitheriger Anwendung derſelben nachgeben? Unterſcheidet ſich nicht Beydes auch durch äußerliche Merkmahle auf das deutlichſte von einander? O wie leicht muß es euch werden können, euren Feind und die ganze Welt davon zu überzeugen, daß ihr auf die letztere Weiſe die Nachgebung ausübet! Und wo iſt alsdann ein Menſch von Werth, in deſſen Augen ihr nicht durch ſie gewinnen ſolltet? Jeder kennet die Stärke des verjährten Haſſes. Wenn daher ein zur Rache noch immer genug gewaltiger Mann durch Ueberlegungen es an ſich dahin bringen kann, daß er ihn bey Seite lege, ſo erweckt er dadurch hohe Begriffe von ſeiner Geiſtesſtärke. Er wird bewundert und geliebt zugleich. Wie freudig muß ihm ſelbſt das Bewußtſeyn werden, noch mehr Gefühl für die Tugend bewahrt zu haben, als ſein Feind, der ſonſt, wenn er ihn daran überträfe, ſich früher zur Ausſöhnung bereitwillig gezeigt haben würde, als er! Mit wie viel ſanfterer Seelenruhe, als dieſer, wird er in Zukunft an die ehemahlige Feindſchaft, die nichts als Böſes ſtiftete, zurück denken, wenn er durch Verſöhnungsantrag den größten Antheil an Beylegung derſelben, und an allen nachherigen Vergütungen des durch ſie angerichteten Schadens, genommen hat! »Ich will mich, und meinen Feind nicht mehr verſchlimmern — ich will ihn und mich nicht mehr unglücklich machen« — verherrlichen dieſe Vorſätze nicht die Seele, welche ſie faſſen und ausführen kann?

Freylich muß auf einer von beyden Seiten die letzte empfangene Beleidigung alsdann unerwiedert bleiben; denn, wenn Dieß nicht iſt, ſo nimmt der Feind die Erwiederung derſelben als neue Beleidigung an, und erwiedert dieſe ebenfalls; und ſo währet die Rachfort, bis der Tod den einen oder den andern Theil mit Gewalt in Reſt läßt. Geſteht es nur, es iſt nicht ſowohl das Andenken an die alte Feindſchaft, ſondern vielmehr allemahl das Gefühl der neuen, letzten erhaltenen Beleidigung, welche euch in Erbitterung gegen einander fort erhält. Jeder von euch ſieht die jüngſte ungerechte Handlung des Andern gegen ſich, die doch im Grunde nur Rächung der vorhergegangenen gegen ihn iſt, für den erſten Ausfall wieder an, der auf ihn geſchieht. Aber ſchauet doch um euch her. Muß nicht mannigfaltiger anderer Schaden, der euch ohne Menſchen zugefügt wird, auf Erden unerwiedert und ungerächt von euch erduldet werden? Wollet ihr denn nur in ſolchen Fällen auf jedesmahlige genaue Rache beſtehen, wenn der euch zugefügte Verluſt von Menſchen, die doch eure Brüder ſind, herrührt? Und, wenn ihr ſogar genau Alles berechnen wollet, ſo überſchlaget doch alle die Rache, welche ihr ſchon vorher an euerm Feinde genommen habet. Darunter wird hier und da eine ſeyn, die die Größe der Beleidigung, durch welche ihr euch zu ihr berechtiget glaubtet, weit überſtieg. Nun, ſo könnet ihr die letzte ſeiner Beleidigungen um ſo viel eher unerwiedert laſſen. Sie iſt ſchon wieder gerächt. Ihr habt im Schadenzufügen vor eurem Feinde den Vorſprung gethan. Er iſt nun durch ſeine letzte Beleidigung erſt da gegen euch, wo ihr vor ſelber gegen ihn ſchon waret. Iſt nun nicht gerade die rechte Zeit, daß ihr Beyde ſtill ſtehet, und euch zurufet: Hier ſey Ruhepunkt! nicht einen Schritt weiter! wir waren weit genug gekommen!

Doch, vielleicht habet ihr das Zutrauen gegen einander ſchon ſo weit verloren, daß der Eine von euch fürchtet, daß der Andere auch ſogar den Ausſöhnungsantrag für neue Beleidigung aufnehmen werde. Oder vielleicht trauet ihr euch ſelbſt nicht genug Fähigkeit zu, den bey der Ausſöhnung unterlaufenden kleinen Vorfällen und Reden eine ſolche Wendung geben zu können, daß ihr nicht noch erbitterter wieder von einander gienget. So rufet einen Dritten herbey. Einen Mann von bewährter Rechtſchaffenheit, von Einſicht und kaltblütiger Ueberlegung, der von euch Beyden geachtet wird. Ihm traget das ſo ſüße und menſchliche Geſchäft eurer Wiedervereinigung auf. Wenn ihr nicht von Seite der zügelloſeſten Undankbarkeit bekannt ſeyd, ſo wird es der Redliche freudig übernehmen. Wie ſollte er nicht eine der würdigſten Handlungen gerne mehr verrichten wollen? Wie ſollte er nicht zwey Menſchen mehr gerne um ſich ſehen wollen, die ihm einſt ihre Tugend und ihr Heil verdanken? Es iſt ja unausſprechliche Wolluſt dabey, zu machen, daß ein Paar Menſchen von nun an wieder menſchlich gegen einander handeln und denken, Gottes ſchönſtes Geboth wieder halten, und ſich ſeines Beyfalls wieder vertröſten können. Dieſen herbey gerufenen Dritten unterrichtet von der Geſchichte eurer Fehden; aber ſeyd dabey ſo aufrichtig im Erzählen, als wenn Gott ſelbſt darüber von euch Rechenſchaft forderte. Sind mannigfaltige Hinderniſſe eurer Ausſöhnung im Wege, ſo entdecket ſie ihm. Hat der eine Theil von euch noch wichtige Vergütungen ſeiner Meinung nach, am andern zu fordern: ſo machet ſie ihm nahmhaft, detaillirt ſie ihm, und überlaſſet ihm den unpartheyiſchen Ausſpruch darüber. Thut er dieſen alsdann, ſo unterwerfet euch ihm. Rechnet, wenn ihr ja dabey zu verlieren glaubtet, auf die Ruhe des Lebens, welche ihr durch Verſöhnung wieder gewinnet. Oeffnet euch den Vorſtellungen und Ermahnungen des Redlichen! Gewähret ihm die ſanfte Freude, zu ſehen, daß er mit Segen für euch arbeite! Leget eure Hände in die ſeinigen, und nehmet ihn zum Zeugen bey der gegenſeitigen Angelobung, einander nicht zu beleidigen! Wie wird er einen ſolchen Tag unter die ſeligſten ſeines Lebens rechnen! Wie würdet ihr noch mehr denſelben ſegnen, und von ihm an eure wiederhergeſtellte Zufriedenheit berechnen!

27. Stück.

An meine Leſer!

Ich habe ihnen, werthe Freunde! die Hälfte dieſes Jahres Beyträge zur Sittenbildung und Sammlungen edler Gemählde geliefert. Wie würde meine Seele belohnt ſeyn, wenn mancher aus ihnen in einſamen Stunden den Werth der Seligkeit fühlte, Menſch und Bruder zu ſeyn? — Wenn in einſamer Laube oder unter einer ſchattigen Linde Einer von ihnen den großen Gedanken der Tugend dächte, und wenn heilige Empfindungen aus ſeiner Seele zu dem Ewigen aufſtiegen?

Brüder dieſes Weltthales — Freunde! ſagt, ob nicht Sittlichkeit den Menſchen erhöhet, ob nicht das Gefühl der Tugend das Band der Liebe aneinander kettet, und gleiche Stimmungen unſern Herzen gibt?

Freunde! die Liebe, iſt das größte Geboth des Ewigen — hierauf gründet ſich unſere ganze Sittlichkeit; der Menſchen ganzes Wohl. — Die Welt würde zum Paradieſe werden, wenn alle Menſchen ſich liebten.

Denket oft den größten der Gedanken, und in der Stunde des Todes ſey er Balſam für eure Herzen!

Was ich euch ſagte, ſammelte, ſchrieb, hab ich tief in der Seele gefühlt, redlich es gemeint, als ich es euch mittheilte — und meine Aufrichtigkeit wird die Fehler meines Geiſtes entſchuldigen, die ſich vielleicht in meine Feder ſchlichen.

Ich habe meinen Plan, und von dieſem will ich nicht abgehen; Alles was ich euch ſagte, war fürs Herz und Alles was ich euch noch ſagen werde, ſoll fürs Herz ſeyn. Gott iſt die Liebe — unſere Tugend iſt Liebe, unſere Seligkeit Liebe; Das will ich euch immer ſagen, auf ſo verſchiedene Arten ſagen, durch ſo viele Thathandlungen beweiſen, daß jede Seele, die empfindſam iſt, ſich dieſen Empfindungen öffnen ſoll.

Trockene moraliſche Lehren, mit fühlloſem Herzen geſagt, beſſern den Menſchen nicht; der rühren will, muß gerührt ſeyn; der will, daß man fühle, muß ſelbſt fühlen.

Künftig hin ſoll meine Sittenſchrift ſo eingerichtet ſeyn, daß jede Hälfte des Jahres einen ganz abgeſonderten Band ausmachen ſoll, den man ſich ohne Zuſammenhang mit den übrigen beyſchaffen kann. Da ich auch meinen Leſern gern Vergnügen ſchaffen möchte, und das Publikum meine Erzählungen mit ſo vieler Güte aufnahm, ſo ſollen künftighin die Wahrheiten meiner Sittenlehren, unter rührenden Erzählungen und Geſchichten vorgetragen werden. Ich finde dieſe Art unterhaltender, auch praktiſcher, wenn man die

Wahrheit und Tugend gleich in der Ausübung zeigt, und durch Beyſpiele erklärt. — —

Aus dieſen Grundſätzen wird kein eingeſendetes Stück, das nicht ganz mit meinem Plane übereinkömmt, mehr angenommen; ich bin gezwungen dieſe Erklärung zu machen, indem ich mehr als hundert eingeſendete Stücke empfing, aus welchen ich ſah, daß mich manche, leider! noch nicht verſtehe. Der gegen ſeinen Nebenmenſchen aufgebracht war, ſchickte mir eine charakteriſtiſche Schilderung, aus welcher man leicht ſein unfreundliches Herz erkannte. Da ich mir nun feſtgeſetzt, daß meine Schriften die Menſchen zur Liebe führen ſollen, und nicht von der Liebe entfernen, ſo kann ich ſolchen Werken des Witzes auf Unkoſten des Herzens keinen Platz einräumen.

Ja ich nenne öffentlich alle Aufklärung falſch, wo nur Verſtand — oder vielmehr Witz will ich ſagen — herrſcht, wo das Herz keinen Antheil hat, und wo man Menſchenſeelen Empfindungen und Gefühle raubt.

Es mögen manche Herren Recenſenten meine Abſicht verdrehen, wie ſie wollen, ich werde ihnen nicht antworten — meine gute Abſicht beruhigt mich, und ich habe mich noch nie über eine Recenſion aufgehalten. Gott gab mir ja ſelbſt Kräfte zu wirken; die Natur zeigt mir die Wahrheit; warum ſoll ich meine ungekünſtelte Denkart nach euerer gekünſtelten richten? Es gibt Leute genug, die auf Unkoſten ihres Nebenmenſchen ihren Verſtand mißbrauchen.

— Ich beneide euch nicht um eure aufgeklärten Einſichten — laßt mir mein Herz, denn nur dieſes will ich zum Wohl der Menſchheit und zum Wohl meines Vaterlandes brauchen.

Verſperrt die Geburten eures großen Geiſtes in Bibliotheken, die Welt baue euch Altäre, und Weihrauch dampfe bey euren Gemälden; ich will ſelbſt hinkommen, und euch wie Gottheiten verehren — aber laßt mir auch meine Freude! Ich will Weisheit in der Kenntniß meiner Schwäche, Wahrheit in der Natur und Zufriedenheit unter einer ländlichen Laube, in den Armen eines ehrlichen Ackermannes, oder eines rechtſchaffenen Handwerkers ſuchen; dem will ich erzählen, was ich fühle — er wird aufmerkſam ſeyn, ich ſehe eine Thräne in ſeinem Auge — mein Herz ſchwillt, meine Arme ſchlingen ſich um die ſeinen, ich ſinke an ſeinen Buſen, und fühle das Vergnügen der Menſchheit.

Ich erkläre auch, daß ich nicht für Gelehrte ſchreibe, denn dieſes wäre Kühnheit von mir. — Ich ſchreibe für Bürger — für Freunde — für Herzen, die einfältig wie die Natur ſind. — — Schreiben heißt bey mir mit Vielen auf einmahl reden — ihnen das Innerſte meiner Seele entdecken — meine Theilnehmung — ihnen ſagen, daß ein Geſchöpf lebt, das wieder Geſchöpfe ſucht. Bedürfniß des Herzens iſt reden — Empfindung ſtrömt von Herz zu Herz, Gefühl von Seele zur Seele.

O alle ihr, die ihr meinem Herzen theuer ſeyd —

Menſchen und Brüder! vergönnt mir eure Liebe, ſo wie mein Herz euch ganz eigen iſt! —

Kann ich Einem von euch durch eine meiner Kräfte, die Gott, oder die Natur mir gab, nützlich ſeyn — ſo komm, theures Geſchöpf! und gönne mir das Vergnügen des erhabenſten Gefühls, Menſch und Bruder zu ſeyn. —

Kann ich nicht helfen, ſo habe Mitleid mit mir, und verachte die theilnehmende Thräne nicht, die von meinem Auge für dich fließt. — Hand in Hand wollen wir dann zum Himmel ſehen — zu dem, welcher der Retter der Menſchen iſt. —

Trennt uns die Sterblichkeit einſt — liebe Bürger! ſo vergeſſet nicht, was ich euch ſagte — — — und was ich euch noch ſagen werde. —

Eine Thräne von der harten Hand des Ackermannes, der meinem Herzen ſo theuer war, vom Auge getrocknet, ſoll Labſal in meiner Sterbſtunde ſeyn. — Empfängt dann noch, ihr Theuren! mein Lebewohl! — dort — auf Wiederſehen.

Inhalt

des zweyten Theiles.

Seite

Das Geboth des Herrn: Du ſollſt nicht ſtehlen. Vorläufige Einleitung von dem Verlangen des Menſchen nach zeitlichen Gütern 5
Du ſollſt nicht ſtehlen. Fortſetzung von der Einleitung zu dieſem Gebothe. 17
Du ſollſt nicht ſtehlen. Beſchluß der Einleitung zu dieſem Geboth 29
Der Geitz handelt dem Gebothe entgegen: Du ſollſt nicht ſtehlen 36
Du ſollſt nicht ſtehlen. Treu' und Glaube ſind die Stützen dieſes Gebothes. Neid iſt ſelben entgegen. Schilderung der Abſcheulichkeit des Neides. . . 42
Kein Neid 48
Wahre Gutherzigkeit iſt dem Neide entgegen . . 49
Die Habſucht 56
Dem Fürſten ſeinen Dreyer entziehen, iſt Diebſtahl. Denn der Herr ſpricht: Gebet Gott, was Gottes iſt, und dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt . . . 60
Schwelgen, iſt Diebſtahl gegen den ärmern Nächſten. 65
Die Zufriedenheit mit ſeinem Zuſtande . . . 67

Seite

Der Verleumder iſt ein Ehrendieb — ſeine Handlungen ſind abſcheuliche Räuberey 69
Der Haß iſt Räuberey gegen ſich ſelbſt, und gegen ſeinen Nächſten. Gemählde der Verſöhnung . . 76
Die Natur kennt keinen Tagedieb. Eine Betrachtung an der Iſar 82
Die Freundſchaft. Ein eingeſandtes Stück. . . 91
Auf den Tod des Herzog Leopolds von Braunſchweig 95
Billig iſt der Schmerz, wenn wir den Edlen beweinen, der im Tode uns verläßt 99
An Lucinden; die über den Tod ihres Alphons trauert 108
Hilarius Todesbetrachtung. 121
Ueber das Wahre in irdiſchen Verluſten. Vor einer Verſammlung von Leidenden. 134
An glückliche Menſchen 146
Süße Schwermuth beym Gedanken der Verſtorbenen. 159
Menſchen! laßt uns in Freundſchaft leben. . . . 172
An meine Leſer! 186

Hofrath v. Eckartshauſen's

Schriften.

Fünfter Band.

Duldung und Menſchenliebe.

In rührenden Erzählungen.

I. Theil.

Iſak Herruſch, oder einen Juden verfolgen ꝛc.

Iſogin und Cella, oder einen Wilden verfolgen ꝛc.

Marie, die Jüdinn. Eine Erzählung.

Der gute Chriſtian, oder einen Lutheraner verfolgen ꝛc.

Wien, 1830.
Bei Anton v. Haykul, Buchdrucker,
und bei
Mich. Lechner, Univerſitäts-Buchhändler.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

Ak 2275 - 5.6

Duldung und Menſchenliebe.

In

rührenden Erzählungen.

Erſter Theil.

Ich liefere hier der Menſchheit einen Verſuch über Duldung und Menſchenliebe. Dieſer beſteht in Erzählungen. Vorurtheile gegen Nationen, Stände, Religionen trennen die Menſchen von einander, die doch alle Kinder des Allvaters ſind, der uns gemeinſchaftlich dieſe ſchöne Erde zur Wohnung anwies. Mein Herz blutet, wenn ich denke, wie Bruder gegen Bruder, Nationen gegen Nationen aufſtanden, Menſchen gegen Menſchen — wie ſie ſich würgten, metzelten und verfolgten, und den Wohnort des Vergnügens mit Leichen deckten! —

Duldung iſt die Tochter der Gottheit, die Verkünderinn des erſten Geſetzes des Ewigen — des Geſetzes der Liebe. Wer liebt, der duldet, wer duldet, der liebt. Chriſtus war der erſte und herrlichſte Prediger der Toleranz. Liebe! Liebe heißt ſein ganzes Geſetz, und Liebe iſt auch allein der Menſchen Glückſeligkeit. Wer die Menſchen liebt, wird kein Uebel in der Menſchheit ſtiften, nur die, die die Liebe verlaſſen, ſind die Tyrannen der Welt, und die Peiniger der Geſchöpfe. Der große Gedanke, daß wir Alle Kinder Eines Vaters ſind, der im Himmel iſt, dieſer Gedanke allein iſt fähig, uns mit der Menſchheit auszuſöhnen, und Jeden, der eine Menſchenbildung hat, als unſern Bruder anzuſehen. Die Wege zur Duldung ſind die Wege zur Liebe. Wer zeichnet aber dieſe Wege dem Menſchen vor, und auf was für eine Art? Man predigt in unſerm Jahrhunderte immer von Toleranz, und der Verſtand donnert das Herz darnieder, und ſchont ſo wenig der Eigenliebe, noch des Intereſſe der Menſchen. Man will ſie zur Duldung führen und iſt ſelbſt unduldſam: welch ein Widerſpruch! — Die Natur zeigt uns die Wege; Duldung und Liebe ſind verſchwiſtert, ſagt ſie. Suche

Liebe, und du wirſt Duldung finden. Liebe des Nächſten entſpringt aus Selbſtliebe, denn wer ſich ſelbſt nicht liebt, wie kann der einen Andern lieben? Das Geſetz ſagt auch: Liebe deinen Nächſten, wie dich ſelbſt! Mitleid, Erbarmen, die herrlichſten Gefühle der Natur gegen den Mitmenſchen, entſpringen aus unſrer Selbſtliebe. Dieſe veredelt ſich, ſetzt mich an die Stelle des Andern, und ich leide durch fremdes Uebel, und weine bey fremdem Gefühle, das nun mein Gefühl wird. Dieſer Wink der Natur iſt ſo herrlich, und ſagt uns:

Führe durch Eigenliebe den Menſchen zur Duldung.
Führe durch dein eigenes Intereſſe den Menſchen zur Liebe.

Der Keim der Liebe und Duldung liegt ſchon in unſerm Herzen; nur muß das Herz gebildet werden, daß dieſer Keim zur Frucht werde. Man muß zuvor den Menſchen bey ſeiner eigenen Schwäche angreifen, und ſeine edlern Leidenſchaften benutzen. Vaterliebe, Kindesliebe, Liebe für den Geliebten, Bruderliebe ſind ſo herrliche Mittel, unſere Einbildung auf einen gewiſſen Grad zu ſpannen, unſer Herz durch unſere Selbſtliebe zu erſchüttern, und ſie durch eigenes Leiden zum Leiden für Andere empfänglich zu machen.

Dieſes waren meine Grundſätze, nach welchen ich dieſe Geſchichten bearbeitete. Ich ſuchte das menſchliche Herz in verſchiedene Lagen zu ſetzen, ich zeichnete edle wohlwollende Charaktere; verſetzte ſie in Stellungen, in denen nothwendig ein Herz, das gefühlfähig iſt, theilnehmen mußte: dann, wenn ich das Herz ganz für meinen Helden intereſſirte, ließ ich ihn durch Irrthum falſcher Religionsbegriffe und Bigotterie elend werden; zeichnete Gemählde, wie der Bruder ſeine Schweſter, der Vater ſeinen Sohn, der Liebende ſeine Geliebte verlor; ſetzte verſchiedene ſolche Zufälle, die im menſchlichen Leben täglich noch möglich ſind, um das Herz auf dergleichen Fälle aufmerkſam zu machen, und es durch Selbſtliebe von Verfolgung zu entfernen.

Hauptſächlich ließ ich mir angelegen ſeyn, Duldung allgemein zu verbreiten; der Eigenliebe jedes Menſchen zu ſchonen, und zu zeigen, daß es eben ein ſo großes Vorurtheil iſt, einen Menſchen des Kleides wegen zu haſſen, als es ein Vorurtheil iſt, einen Menſchen ſeiner Religion wegen zu haſſen. Unter dem allumfaſſenden Namen Bruder verſtehe ich jeden Menſchen. Ich bemühte mich auch zu zeigen, daß die Menſchen in ſolchen Fällen mehr ſich aus Irrthum als aus Bosheit verfolgen; dieſen Irrthum ſuchte ich durch Ueberzeugung zu benehmen, und da ich dort und da einen Menſchen von der böſen Seite zeigen mußte, ſo ſetzte ich ihm doch gleich wieder ein anderes Gemählde entgegen, das die Würde der Liebe und Duldung in ihrer Größe zeigte.

Nach dieſem Plane ſind meine Erzählungen bearbeitet. Gott, der die Herzen der Menſchen kennt, ſegne meine Abſicht, und laſſe den Keim, den ich ausſäete, Frucht im Menſchen bringen, und wenn die Gottheit meine Seele einſt aus dieſer ſterblichen Hülle ruft, ſo laſſe ſie mich die Seligkeit des Himmels genießen, zu ſehen, daß zwey Menſchen ſich an meinem Grabe umarmen, und ſich Brüder nennen.

Iſak Harruſch,

oder

die Judenfamilie.

Eine intereſſante Erzählung für's Menſchenherz.

Noch ſind es keine fünfzig Jahre, daß es, zwar nur in einigen Gegenden Europa's, dämmerte; aber noch erwachten die Menſchen nicht zum Tage aus ihrem Aeonen-Schlafe, und der ſeltne Weiſe, zuerſt von einigen matten Strahlen des aufgehenden Lichtes geweckt, ſah mit traurigem Blicke über die Erde hin — einem grauſen, finſtern Gefängniſſe gleich, darin kein Sonnenſtrahl die fürchterliche Nacht durchbricht. Die Menſchheit lag, von Vorurtheil und Unwiſſenheit — des Deſpotismus Henkerknechten — gefeſſelt, im Todtenſchlafe, und das Höllenungeheuer Fanatismus trat den Menſchen unter ſich, daß er ſich nicht regen konnte.

Die grauenvollen Spuren dieſer finſtern Zeiten zeigen uns, wie ſchrecklich die damahlige Lage des Menſchengeſchlechts müſſe geweſen ſeyn.

Man ſtritt ſich um Nahmen, und kannte die Sache nicht; balgte ſich um die leere Schale, und fand den Kern nicht.

Ein Wort — — und Brüder mordeten ſich, und Ströme unſchuldigen Menſchenbluts überſchwemmten die Erde.

Man verbrannte einen irrigen Kopf, und belohnte mit Gold das ſchwärzeſte Rabenherz.

In dieſen Zeiten, wo Dummheit ein Verdienſt, Mordluſt und Rache Tugend, Menſchlichkeit ein Verbrechen und Verſtand ein Laſter hießen: wo es gleich gefährlich war, ein Mann von geſundem Kopfe und gutem Herzen, oder ein Giftmiſcher und Kirchenräuber zu ſeyn, wie kläglich ſah es da um den Menſchen aus! —

Und doch ſind es dieſe Zeiten — dieſe ſchaudervollen Jahrhunderte, die unter den wüthendſten Gräuelthaten menſchlicher Barbarey und Bosheit die ſchönſten Denkmähler der Menſchheit aufweiſen können.

Man glaube mir doch, das menſchliche Herz fühle nicht erſt ſeit einigen Jahren — ſeit einem Jahrfünfzig, ſeither man von Empfindſamkeit ſchreibt, und Menſchengefühl dem Menſchen in Büchern auswendig zu lernen vorlegt. Oder — ich argwohne es — ſind vielleicht jetzt die Menſchen gerade gefühlloſer, haben weniger Tugend, und — ganz gewiß iſt es! — am wenigſten mehr Redlichkeit des Herzens. Die Eitelkeit ſchleppt ſie am Gängelbande der Mode. Sie empfinden nicht; ſie empfindeln nur, und flimmern mit dem Scheine der Tugend, die ſie nicht haben.

Nein, auch damahls fühlte man, und handelte nach dem Drange ſeines Herzens; zwar mit weniger Freyheit, mit mehr Gefahr; aber deſto größer, deſto denkwürdiger ſind die Thaten, die wir noch hie und da aus dem Schutte der eingeſtürzten Zeit ausgraben.

Damahls war es freylich ſehr gefährlich, einem Ungläubigen wohl zu thun, und mit einem Ketzer Freundſchaft zu pflegen, einen Türken zu bemitleiden, und ihn nicht mit den Hunden zu vergleichen; und doch finden wir die edelſten Züge der Duldung, der Liebe und Sanftmuth unter Menſchen, die Geburt und Stand gerade deſſen unfähig gemacht zu haben ſchienen.

Und aus dieſen Zeiten will ich meinen Leſern eine Geſchichte erzählen, die ihnen Menſchenliebe und Tugend — nicht Worte von heute nur — ſchätzbar machen ſolle; die ihnen — leider! nichts anders beweiſt, als daß Chriſten nach den Grundſätzen ihrer göttlichen Lehre, dem Beyſpiel ihres göttlichen Meiſters, die edelſten, tugendhafteſten Menſchen, das Vorbild anderer Völker ſeyn ſollten, und es nur zu oft nicht ſind, und daß Unglaubige und Ketzer, ungeachtet ihrer falſchen Lehre, auch tugendhaft, auch edle Menſchen ſeyn können.

Zu Anfang dieſes Jahrhunderts lebte in Liſſabon eine Judenfamilie, deren Haupt ſich Iſak Haruſch nannte. Der Mann iſt würdig, daß ich ihn meinen Leſern näher als bloß dem Nahmen nach bekannt mache. Wenn er auch nicht Nathan's des Weiſen hellen Kopf hatte, ſo hatte er doch gewiß Nathan's edles, wohlthätiges Herz und geraden, ſchlichten Menſchenſinn, der ſeinen Handlungen den Weg bereitete. Eifrig befolgte er die Lehre ſeiner Väter, war gerecht in ſeinem Wandel, liebte die Menſchen als ſeine Brüder ohne Ausnahme, haßte des Nahmens wegen niemanden und verfolgte nicht, und wenn er Gutes that, fragte er nicht erſt: wie heißt du? wer biſt du? — Biſt du ein Sadducäer oder ein Eſſäer? —

Wehe that ihm oft in dem Innerſten ſeines Herzens die Unterdrückung ſeines Volkes, und da wünſchte er den Gegnern, daß ſie ihre Ungerechtigkeiten einſehen, und eines reinern Herzens ſich beſtreben möchten, und dem Beyſpiel ihres Lehrers folgen ſollten, der Niemanden des Nahmens wegen haßte, Niemanden verfolgte; aber auch den Juden verwies er oft in der Stille ihre Rachgierde, die ſie gern gegen Einzelne ſättigten, und ſich dadurch bey den Chriſten noch verhaßter machten, und auch die Unſchuldigen der Verfolgung ausſetzten. Er kannte die Menſchen zu wohl, daß er nicht wiſſen ſollte, daß der ſtärkere Theil, der über den Schwächern die Oberhand gewinnt, allezeit ungerecht gegen denſelben handeln wird; daß die Menſchen nie aufhören werden, gegen ſich ſelbſt ungerecht zu ſeyn, und daß ſtarrköpfige Widerſetzlichkeit das Uebel nur ärger macht. Oft ſagte er zu dem kleinen Zirkel ſeiner Glaubensgenoſſen: Brüder! murret nicht in der Zeit der Trübſal wider den Herrn, und verwandelt nicht durch Unbiegſamkeit des Geiſtes Ketten von Eiſen in diamantne Feſſeln. Traget geduldig euer Joch, und ſuchet durch Nachgibigkeit, durch Liebe die Freundſchaft eurer Gegner zu gewinnen!

So dachte Harruſch gegen die Menſchen; ſo handelte er, und Jedermann war ihm gut — Wenige ausgenommen, deren Herz böſe und vorurtheilig genug war, ſchon durch den Nahmen Jude: ſich zu Haß und Ungerechtigkeiten berechtiget zu finden. Viele liebten ihn und ſchätzten ſeine Freundſchaft.

Aber noch liebenswürdiger wird uns der Mann im Schooße ſeiner Familie, wenn wir ihn als Bürger, Gatte und Vater ſehen.

In ſeinen Geſchäften der ordentlichſte, ehrlichſte Mann; in ſeiner Handlungsweiſe der folgſamſte, untadelhafteſte Staatsbürger; zu Hauſe der geliebte, von

Gattinn und Kindern umrungene Harruſch, ganz Liebe für ſein Weib; ganz Liebe für ſeine Kinder.

Er wußte zu wohl, daß auch ſeine Kinder unzertrennlich in die Kette des Ganzen verbunden ſind, und beſtrebte ſich daher nach allen Kräften, ſie nicht nur zu Kindern Iſraels, ſondern auch zu würdigen Staatsbürgern zu bilden. Ob Liſſabon euch nährt, ſagte er, oder Kanaan, — in jedem Staate müßt ihr gute Menſchen ſeyn.

Da nun einmahl ſchon die Iſraeliten alles Anſpruches auf bürgerliche Aemter und Ehrenſtellen des Staates beraubt waren, und ihnen keine andere Nahrungsquelle offen blieb, als der Handel, ſo bildete auch Harruſch ſeine zwey Söhne zu dieſem Gewerbe. Er wußte aus Erfahrung, wie gefährlich dieſer Nahrungszweig dem moraliſchen Charakter des Menſchen ſey, und ſchärfte daher ſeinen Kindern vorzüglich Treue und Redlichkeit im Handel, Milde und Nachſicht gegen den Unvermöglichen, und Liebe gegen alle Unglücklichen ein.

Er machte ſie eben ſowohl mit den Geſetzen des Staates, darin ſie lebten, als mit den ihrigen bekannt, weil ſie beyde befolgen müßten, und mit gleichem Nachdruck prägte er ihnen gegen beyde Gehorſam ein.

Harruſch war reich. Seinen Reichthum erbte er von ſeinen Vätern; aber die Erhaltung und Vermehrung deſſelben dankte er ſeinen Einſichten und ſeiner Häuslichkeit, dieſe, und Thätigkeit in Geſchäften, empfahl er auch ſeinen Kindern, und machte ihnen durch Beyſpiele begreiflich, daß man, ohne thätig und häuslich zu ſeyn, nie zu was gelangen werde, wohl aber auch Das verlieren müſſe, was man ſchon hat.

Außer ihnen hatte er noch eine Tochter, der Stolz unter den Schönen Iſraels, und die Alterwonne des Vaters. Schön war ſie, wie Rachel in der Jahresblüthe, und gut wie die Braut im hohen Liede.

Er ließ ſie in allen Dem unterrichten, was die weibliche Seele, das feinſte, ſanfteſte Geſchöpf aus Gottes Hand, bilden, und ein Mädchen an Geiſt und Körper vervollkommnen kann, um ganz das Glück eines Jünglings zu machen.

Wie glücklich war Harruſch in ſeinen herannahenden Wintertagen; er ſah die Früchte ſeiner Bemühungen unter ſeinen Händen reifen; ſeine Söhne heranwachſen, wie ein Paar ſchöne Bäume, die durch ihr Gedeihen der mühſamen Pflege des Gärtners lohnen, und von der reichlichen Blüthe, die ſie tragen, ſeinen Hoffnungen ſchmeicheln. Sie wuchſen heran zu des Vaters Freude, und nahmen zu an Geiſt und Stärke.

Oft in den ſeligen Augenblicken, da er ſich in ſeinen Kindern freute, umarmte er ſeine älternde Sara, weinte an ihrem Buſen Thränen himmliſcher Wonne, und Beyde vereinigten ihre Stimmen, den Gott ihrer Väter zu preiſen, daß er ſie geſegnet habe.

Da Harruſch ſeine Kinder innigſt liebte, und nichts ſo ſehr wünſchte, als ihr Glück, das ſeiner Meinung nach nicht im großen Reichthum, in Verbindung mit anſehnlichen Häuſern und Wohlleben, ſondern in wechſelſeitiger Liebe, heiterer ſtiller Ruhe der Familie und in der Zufriedenheit mit ſich ſelbſt und der Welt beſtehen müſſe, ſo dachte er nie daran, eine reiche Parthie für ſie auszuſuchen; bediente ſich nie der väterlichen Gewalt, die ihm das Geſetz zutheilte, das Schickſal ſeiner Kinder nach dem unbiegſamen Eigendünkel eines alten, filzigen Mannes beſtimmen zu können; er ließ ihnen freye Wahl, und ſein älteſter Sohn, Moſes, der bereits das ſiebenzehnte Jahr erreicht hatte, war das erſte Beyſpiel von der Liebe ſeines Vaters. Sein Herz hatte ein Mädchen gewählt, zwar ſchön und von edler Seele, aber arm, und eben darum von allen Andern unbemerkt: Sie diente als Magd bey dem reichſten Juden in der Stadt, der aber auch kein anderes Verdienſt kannte, als reich ſeyn, und gegen Arme mit einer unmenſchlichen Härte verfuhr.

Moſes entdeckte ſeinem Vater mit all der Freymüthigkeit eines unſchuldigen Jünglings und dem Zutrauen, das ihm die Freundſchaft und Liebe ſeines Vaters eingeflößt hatte, die Wahl ſeines Herzens, und Harruſch umarmte ſeinen Sohn, und billigte ſeine Liebe mit Freuden. Allein nachdem die erſte Aufwallung ihrer Freude vorüber war, ſchien Harruſch mit einer beſorglichen Miene ſeinen Sinn zu ändern, und machte ihm Einwendungen, um das Herz des guten Jünglings zu prüfen. Deine Wahl, mein Sohn! iſt edel, fing er an, und die Uneigennützigkeit derſelben beweiſet, daß ſie die Wahl deines Herzens iſt. Aber noch weißt du nicht, unerfahrner Jüngling, daß es Augenblicke gibt, wo unſer Herz, von den Sinnen getäuſcht, vom Enthuſiasmus dahin geriſſen, einen Wunſch hegt, der in dem Moment des Begehrens der einzige, der einzig beglückende zu ſeyn ſcheint, und den das Herz nach einer Weile, da das brauſende Blut wieder ruhiger wird, und die kalte, grübelnde Vernunft, von der erſten Jugendhitze überworfen, wieder ihren Platz einnimmt, verlacht, vielleicht ſich deſſen ſchämt, oder der es oft wohl gar bereut.

In der Liebe iſt das eine gewöhnliche Erfahrung. Ein ſchneller, überraſchender Eindruck iſt ſo vergänglich als er ſchnell iſt, und der erſte Wink iſt nicht immer der wahre Ruf. Noch iſt dir dein Mädchen reitzend — denn noch iſt ſie nicht dein, aber bald dürfteſt du Flecken an ihr entdecken; noch verehrſt du eine himmliſche Tugend in ihr, die dich entzückt; aber bald wirſt du Mängel, Vergehen — vielleicht mehr gewahr werden, denn ſie iſt doch immer nur Menſch — ſchwach und hinfällig zum Böſen, wie alle Kinder Evens. Es iſt vielleicht nur erſt eine kurze Zeit, ſeit du ſie kenneſt.

— Mein Vater, fiel Moſes ein, ſchon ſeit einem Jahre kenne ich ſie, und habe ſie aus allen unſern Töchtern am erſten bemerkt. Nicht ihr Wuchs, ihre ſchöne Bildung allein war es, was mir an ihr gefiel; obwohl ihr freyes freundliches Auge, die Unſchuld ihrer Stirne, die Heiterkeit und das Sanfte ihrer Miene am erſten meinen Blick auf ſich zogen; aber mehr noch als Alles dieß machte ſie ihr Fleiß meiner Aufmerkſamkeit würdig, ihre Treue und Sorgfalt, ihre Aufmerkſamkeit in Geſchäften, ihr freundliches Wohlwollen, das ſie gegen Jedermann äußert, und wodurch ſie ſich allen Menſchen verbindlich zu machen ſucht, eine Seelengröße, die ſie weit über ihre Schweſtern erhebt; eine gewiſſe, hohe Würde der Tugend, die ſie umſtrahlt, und die auch den verwegenſten Räuber der Ehre von ihr entfernen müßte, und ihr gutes Herz, das ſo ganz allen Menſchen wohl will, mit dem Unglücklichen mitleidet, und ſelbſt den haſſenswürdigſten Böſewicht nicht verdammen kann — o verzeiht mir, Vater! ich kann nicht fertig werden. Ich beobachtete ſie, näherte mich ihr; aber ſchüchtern floh ſie mich, aus Furcht, nach dem gewöhnlichen Tone der Reichen einen erniedrigenden Antrag hören zu müſſen. Wir wurden Freunde, und ihr Umgang iſt die Geſellſchaft eines Cherubs. Unſere Herzen wurden vertrauter, und Liebe — Liebe konnte ich länger nicht mehr verbergen. Ich geſtand ihr den einzigen, allumfaſſenden Wunſch meines Herzens. Aber Sie — nein, wer Suschen nicht kennt, wird es nicht glauben — ſie ſelbſt, Vater! war es, die mich bat, mit Thränen bey unſerer Freundſchaft bat, dieſen Wunſch aufzugeben. Das Schickſal, ſagte ſie, hat mich zu tief unter dich gebeugt. Ich eine arme, verachtete Magd, und du — — was würde dein Vater ſagen?

Alle meine Vorſtellungen, alle meine Betheurungen konnten ſie noch nicht zufrieden ſtellen. Ihr, mein Vater, ihr ſelbſt nur könnt das gute Mädchen beſänftigen.

Harruſch, der glückliche Vater, wußte ſeine Freude kaum zu bergen; aus ſeinen Augen ſtrahlte ein mattes, halb verloſchenes Feuer, und jeder Funke, der noch in ihnen glimmte, entzündete ſich von neuem, und durchfuhr alle Adern, wie ein elektriſches Feuer. Einer Pauſe des Entzückens konnte er nicht wehren, aber bald darnach ſammelte er ſich wieder, und ſagte: Jüngling! du ſprichſt im Enthuſiasmus der Leidenſchaft. Man macht ſich ſo gern in deinem Alter und in dieſer Lage ein Ideal von Liebe; man hat das Bild ſeiner Phantaſie vor Augen, und ſieht den reelen Gegenſtand ſeiner Liebe nimmer. Aber, vergib mir, ich bin alt, das Feuer meiner Jugend iſt verloſchen, und deine Empfindungen ſind nicht mehr die meinigen; ich ſehe alſo, wo du nur fühlſt, und urtheile, wo du träumſt; doch geſetzt, dein Bild, das du mir da von ihr machteſt, iſt ſo wahr, daß kein Zug der Phantaſie mit einverwebt iſt; aber dann haſt du noch nicht bedacht, was Suschen ſelbſt dir eingewendet hat — ſie iſt arm und eine Magd. Die anſehnlichſten, die reicheſten Töchter werden deine Hand annehmen, und ich — es iſt nicht Geiz — aber ich ſähe es doch lieber — — Wie, Vater, was ſaget ihr? Ihr — —

Ja, es wäre mir lieber, daß du des reichen Aarons Tochter — — —

Moſes ſtand ſprachlos und erblaßt da, zitterte, und ſah ſtarr vor ſich auf die Erde.

Harruſch, der zärtliche Vater, bereute, daß er das Herz eines liebenden Jünglings gekränkt hatte, und wenn nun Suſanna die Hälfte nicht von dem geweſen wäre, wie ſie ihm Moſes geſchildert hatte, ſo hätte er nicht entgegen ſeyn können.

Was fehlt dir, mein Sohn! fing er an; ſagte ich denn, daß ich durchaus deiner Wahl entgegen ſeye? Aber vernünftige Vorſtellungen eines Vaters, dächte ich — Sieh! ich bin ſo reich nicht, als man mich hält, und kann dir alſo nicht ſo viel geben, daß du andern reichen Jünglingen gleich kommſt. Mit Wenigem mußt du daher auch einen geringen Handel anfangen, und nach Jahren — wenn das Feuer deiner Liebe ſich allgemach verzehrt, könnte vielleicht die Reue — — der Spott der Reichen — —

O nein, Vater! ich habe mich dagegen gerüſtet. „Die Einwendungen ſind mir nicht neu; auch Suschen machte mir ſie, aber ſie prellten ab von meinem Herzen, wie die ſtürmenden Wellen des Meeres an den Felſen.

Kann man nicht glücklich ſeyn, ohne in Millionen umwühlen zu können? Mir genügte mit Wenigem, Vater! ich kann mit Wenigem glücklich ſeyn; was kümmert mich dann der Reiche? Gott, der die Herden unſerer Väter ſegnete, wird auch meine kleine Habe ſegnen, und mich und mein Weib nicht darben laſſen. Euren Segen, Vater! und Gottes Segen iſt mir dann gewiß.

Den ſollſt du haben, ſprach Iſak, der entzückte Vater, in ſeiner ganzen Fülle, wie ihn der Herr dem Jakob gab. Komm in meine Arme, Sohn! ich konnte mir nicht ſo viel von dir verſprechen, als du mir leiſteſt Die Freude übermannt meine Kräfte.

Wer war nun glücklicher als Moſes? — Der Gedanke, daß Suſanna ſein Weib ſeyn ſolle, ſtrömte durch ſein Herz, wie der Wohlgeruch der Myrten durch Salomons Seele floß an der Seite ſeiner Braut.

Ganz der Liebe geweiht war nun Moſes Herz. Gedankenvoll ſchwärmte er in Feldern herum, und weidete ſich in den Gärten und ſammelte Roſen für ſeine Geliebte und duftende Kräuter für die, die ſein Herz anbethete.

Es war an einem Morgen — einem der ſchönſten Frühlingsmorgen, als Suſanna ſchon früh im Garten war, und zu dem Gott ihrer Väter bethete. Prächtig glänzte die Sonne auf den hohen Thürmen der Stadt, und vergoldete die blendenden Spitzen, wie ſie die Spitzen der Cedern vergoldet auf Libanons Höhen. Ruhe und Unſchuld ſchmückten ihre Wangen, den Blumenbeeten ähnlich, wo der Gärtner Lilien und Roſen pflanzte. Ihr zum Himmel geſtreckter Arm glich dem Elfenbein, mit dem die Kunſt ſich beſchäftigt, und ihr vor Andacht ſchwellender Buſen glich dem Waizenhügel, den Zephyre durchwehen. Die Sonne ſpiegelte ſich in der edlen Thräne, die auf ihren holden Wangen zitterte, und die rein war wie der Teich zu Hebron am Thore der Fürſtentöchter.

Freudig, wie das muntere Reh, blickte ſie dann umher, und ſah wonnevoll auf das Veilchen, das unter ihren Füßen blühete, wie die Taube, die auf den Zinnen des Schloſſes von Libanon ſitzt, und gegen Damaſkus ſchaut.

Eine Lämmerherde ſchien auf ihrem Nacken zu weiden, und wie die goldenen Wogen des Nilſtroms am hohen Mittage dahinſtrömen, ſo floß ihr goldgelbes Haar den ſchönen Nacken herunter.

Königstöchter ſtanden beſchämt vor ihr und der Granatapfel verbarg ſich am Baume vor der Röthe ihrer Wangen. — Lieblich wie der Mond — rein wie die Sonne und ſanft wie das Morgenroth, wenn die Sonne noch hinter dem Karmel ſteht, war Moſes Braut.

So ungekünſtelt und ſchön fand Moſes ſeine Geliebte, der nicht minder ſchön und edel war.

Die Schlingungen ſeiner Hüften waren wie Kettenwerk geſchlungen durch des Meiſters Hand; ſeine Größe war gleich dem Palmbaume, und ſein Wuchs war ſchlank wie die Rebe. Sein Blick war der Blick eines jungen Hirſchen auf düftenden Höhen, und ſein Muth war wie der Muth eines Kriegsroſſes, das gen Jeruſalems Mauern zieht.

So war das Menſchenpaar, das ſich fand, ſich liebte, und das die Gottheit vereinte.

Schon kam der Tag von Moſes Verbindung Der geheiligte Talet war ſchon durch die Hand des Rabbi bereitet, und mit Wein gefüllt ſtand ſchon der Becher zum Hochzeittrank in der Synagoge.

Harmoniſche Töne erſchollen in der Gegend, und begleiteten das Brautpaar in den häuslichen Tempel; ſchon ſegneten der Rabbi und die um ſie verſammelte Gemeinde die Verlobten, ſchon war der geheiligte Becher geleeret, und das Geſchrey Maz-àou erfüllte ſchon die Mauern der Synagoge.

Moſes Hochzeit war vorüber, und die glücklichſten Tage verlebte dieſes vertraute Paar im Schooße ſeiner Familie. Suſanna gab bald ein Pfand ihrer Liebe, und Iſak Harruſch dankte dem Himmel das Glück, ſeines Kindes Kinder zu ſehen.

Zwanzig volle Jahre verlebten ſie in ruhiger Eintracht, glücklich und zufrieden, bis in das ein und zwanzigſte Jahr nach Moſes Hochzeit eine ſchwarze Wolke des Unglücks ſich über Harruſch's Haus zog, und Verderben und Unglück drohete.

Unergründlich ſind die Geheimniſſe des Ewigen; es leidet oft der Gerechte, und den Blitzſtrahl des Verderbens ſchleudert oft das Verhängniß über ſein Haupt, um die Stärke ſeiner Tugend zu prüfen. So erging es auch unſerm Harruſch, der im Unglücke groß und edel wie im Glücke war.

Franz Raps war die Urſache von Harruſch's Unglücke. Es iſt nöthig, daß ich das Gemählde dieſes Menſchen entwerfe, und unſern Harruſch eine Zeitlang verlaſſe.

Franz Raps war in Deutſchland geboren, ſein Vater war ein verdorbener Projektant, der die Welt um viele Tauſende betrog, und ſeine Mutter eine Dirne, die die Hälfte ihres Lebens ſich als Amme nährte, und daher ſich jährlich hiezu fähig zu machen alle Mühe gab.

Alle Anlage, die ein ſterbliches Weſen zum Böſen haben kann, war ſchon von erſter Jugend an in Rapſens Seele. — Er log und ſtahl ſchon als ein Knabe, und war ſchon ein ausgebildeter Böſewicht im Kindeskleide. Viel mag die Art ſeiner Erziehung hiezu beygetragen haben, denn ſeit ſeinem achten Jahre war er immer unter dem unglücklichen Haufen der elendeſten Menſchen.

Ein junger Baron, der den Raps zu ſeiner Bedienung aufnahm, gab den letzten Pinſelſtrich ſeinem ſchwarzen Herzen, und vollendete das Meiſterſtück mit Farben, das bisher die Übrigen nur mit der Kreide entworfen hatten. Der Baron war ein Spieler, ein Wollüſtling, ein Säufer, ein Nachtſchwärmer; er konnte lügen und betrügen, und bildete Rapſen vortrefflich nach ſeinem Charakter.

Als der Baron das Opfer der Galanterie ward, und im Lazaret oder in einem Siechenhauſe ſtarb, (denn er hatte ſein ganzes Einkommen durchgejagt) entſchloß ſich Raps ein Eremit zu werden. Ich weiß auch nicht, durch welche Lüge er dieſes Kleid erhielt; allein dieſe Lebensart ward ihm bald verhaßt, und er entſchloß ſich, als ein Pilgrim in der Welt herumzuziehen. Es gelang ihm; er beſuchte die meiſten Orte Italiens, gewöhnte ſich an heuchleriſche Mienen, und bildete ſich zum vollkommenen Gleißner, und daher zum letzten Grad des Böſewichts.

Raps wanderte beynahe die halbe Welt durch, als er eines Tages ermüdet von der Beſchwerlichkeit der Reiſe — entkräftet und krank — an der Straße ſank, und ohnmächtig da lag. Ein reiſender junger Kaufmann zog vorüber, und ſah dieſen Menſchen liegen, ſein Gefühl erwachte beym Anblick des Leidenden, er ſprang aus der Kutſche, — brachte den Unglücklichen durch Stärkungen zu ſich, und nahm den Elenden in den Wagen. In der nächſten Stadt hielt ſich dieſer junge Mann viele Tage auf, ſparte weder Geld noch gute Worte, und wendete Alles an, was in ſeinen Kräften war, um dieſen Menſchen wieder vollkommen herzuſtellen.

Raps ward wieder geſund, und mit ſeiner zunehmenden Geſundheit nahm auch die Stärke ſeines leidenſchaftlichen, verdorbenen Herzens zu. —

Wenn Raps einige Tage unthätig war, kein Laſter ausübte, ſo hatte ſein Herz hieran keinen Antheil, ſondern nur ſeine geſchwächten Fibern; mit den Lebenskräften der Natur ſtärkte ſich auch ſeine Seele, die bisher nur im Schlummer lag, wenn ſie nicht über Greuelthaten brütete.

Der junge Mann, der den Raps gutthätig pflegte, und wie der menſchenliebende Samarit ihm begegnete, hieß Ismael, und war auch ein Jude, der aber die Grundſätze nicht vergaß, daß die Religion das Band ſeyn muß, Menſchen zu vereinen, und nicht Menſchen zu trennen. Er that Alles, was Menſchenpflicht war, und fragte ſein Herz nicht, gegen wen er es that, genug, wenn der, der ein Gegenſtand ſeines Mitleids war, die Bildung des Ewigen in ſeinen Geſichtszügen trug, genug für Ismael, wenn er Menſch war. —

Als Raps vollkommen geſund war, beſchenkte ihn Ismael noch reichlich, umarmte ihn, und ſagte: Thue, was ich gegen dich that, wenn du auch einen Unglücklichen antriffſt, und es in deiner Macht ſteht, ihm zu helfen. Er ſchlang ſeinen Arm um Rapſens Schultern, und eine Thräne, geweint aus dem Bruderauge, floß auf Ismaels Wangen.

Geſchäfte hielten Ismael noch einige Tage in der Stadt auf, binnen welcher Zeit Raps bald liederliche Geſellen ſeines Gleichen fand. Ein fürchterlicher Gedanke ſtieg in ſeiner Seele auf, und ſein Herz brütete über das ſchrecklichſte Unternehmen. Er entſchloß ſich, ſeinem Gutthäter auf der Straße vorzupaſſen, ihn zu morden und zu beſtehlen. Er iſt nur ein Jude, ſagte er zu ſich, was hat Das zu ſagen; ein Verdammter, der ohnehin der Hölle Beute iſt, und deſſen Blut wie Kalbsblut fließen kann. Sein Gedanke reifte zur That, und 10 Spießgeſellen des Laſters waren ſchon von Rapſen zum Vollzug gemiethet. Ein einziger unter ihnen hatte noch eine Menſchenſeele, und getraute ſich Rapſen Vorſtellungen zu machen. Bruder! fing er, an verzeih' mir, ich bin ein großer Böſewicht, hab' manche Laſterthat ausgeübt; aber bey dieſem Gedanken, den wir bereit ſind auszuführen, macht mir mein Herz doch Vorwürfe. —

Sag' mir, Raps, wie kannſt du denn einem Menſchen das Leben rauben, der dich dem Tode entriß? —

Raps. Er iſt ein Jude.

Ein Jude! — hat der Jude aufgehört Menſch zu ſeyn? biſt du ihm minder Dankbarkeit ſchuldig? Ismael fragte dich nicht, wer du warſt, als er dir Gutes that, er behandelte dich nur als einen Menſchen, der nach Gottes Ebenbild geſchaffen iſt. —

Raps. Er iſt ein Verdammter.

Ein Verdammter! — Weißt du nicht, daß Chriſtus ſagte, urtheilt nicht, damit nicht ihr geurtheilt werdet? und verdammt nicht, damit euch der nicht verdammt, der im Himmel iſt! Wer kennt die Urtheile Gottes? Wer kann ſagen: ich bin ſeiner Gnade würdig? wer ſeines Haſſes?

Raps. Er iſt ein Irrgläubiger.

Hat Gott den Irrgläubigen ſeine Geſchenke verſagt? Glänzt nicht die Sonne über die Scheitel des Perſers, der in der Moſchee der Gottheit opfert, wie über den, der in unſerm Tempel bethet? Iſt die Quelle minder erfriſchend für den Mund des Israeliten als für den unſrigen? — Blüht der Baum in Jsmaels Garten nicht, wie in deinem? und iſt der Apfel, den er trägt, nicht ſo ſchmackhaft, wie der deine? Du ſollſt deinen Nächſten lieben, ſagte Chriſtus, nicht, du ſollſt den Chriſten allein lieben: und als die Phariſäer ihn fragten, wer der Nächſte ſey, ſo erzählte er ihnen die Geſchichte des gutherzigen Samaritaner. — Raps, ſage mir: wer war dein Nächſter, als du krank und verlaſſen da lagſt, als Jsmael ſich deiner erbarmte? Sag', und wenn du Gründe haſt, die die meinigen widerlegen, ſo will ich hingehen, und will mit dir morden.

Raps lachte über dieſe Einwürfe. Geh', Feiger! ſagte er, du biſt nicht würdig unter Männern zu ſeyn, wie wir ſind. — — Sie ließen den armen Moraliſten ſtehen, und eilten zur That. —

Der Religionshaß entſteht meiſtentheils aus böſem Herzen. Die meiſten Menſchen ſind leidenſchaftlich, ſtolz, und zur Verfolgung geneigt. —

Unſere Eigenliebe möchte dann gerne Entſchuldigung und Rechtfertigung ihrer Handlungen finden, und entlehnt falſche Begriffe, um das Gewiſſen einzuſchläfern. Abſcheulich! der Jude iſt Menſch, und Menſchen zu achten, iſt die erſte Pflicht der Menſchheit, die erſte Pflicht der Religion. Der Chriſt iſt ſo wenig berechtigt, einen Juden zu betrügen, als der Jude berechtiget iſt einen Chriſten zu betrügen. Einem Juden ſpotten, ihn ſeiner Religion halber lächerlich machen, iſt Grauſamkeit und Sünde wider den Nächſten. —

Iſt er irrgläubig, ſo verdient er nicht meinen Haß, ſondern mein Mitleiden. Mein ſanftes Betragen gegen ihn, meine Menſchlichkeit, meine Nachſicht, meine Liebe werden eher Bekehrungsbeweggründe für ihn ſeyn, als mein Haß und Spott.

Der Menſch muß ſich immer in die Lage des andern ſetzen. Wenn uns nun auch das Schickſal in dieſer Religion hätte geboren werden laſſen; wenn man uns nach dieſen Grundſätzen, nach dieſem Lehrgebauch erzogen hätte, würde es uns lieb ſeyn, wenn man uns ſo behandelte? Sind Verfolgungen die Mittel, wodurch ſich der Chriſt liebenswürdig macht, wodurch er die Begriffe erhöht, die man von ihm haben ſoll, und die er Andern einzuflößen durch ſeinen Umgang ſchuldig iſt? —

Ich wollte, die Menſchheit könnte alle jene Thaten auf ewig vergeſſen, wodurch man die Nächſtenliebe beleidigte. —

Man ſchor manchem Juden die Hälfte des Bartes ab, ſteckte andern Schweinsbraten oder Speck in die Taſche. —

Wozu Das? Iſt der Jude nicht ehrwürdig, der den Geſetzen ſeiner Väter gemäß handelt? Verdient er Verachtung — Spott? nein, es iſt Spott für uns, wenn wir uns zu ſolchen Handlungen erniedrigen, und die Menſchheit ſo beleidigen können. —

Laßt den Juden ſeyn, und betrachtet an ihm nur euren Nächſten, predigt ihm eure Religion durch eure Aufführung, betbet für ihn zum Allvater, und laßt die Lenkung ſeines Herzens dem Allgütigen über! —

Die fürchterlichſten Folgen begleiteten ſeit Jahrhunderten die Menſchen, die ſich gegenſeitig aus religiöſen Meinungen haßten. Ströme von Blut floßen unter den Menſchen, und entheiligten die Altäre des Gottes der Liebe und des Friedens. Mich däucht, ich höre noch die Stimme des Rabbi David ben Anrou, mit der er der Menſchheit ſo mächtig zurief:

Mächtigſter der Erden! zu dir erhebt der Niedrigſte der Menſchen ſeine Stimme, und der nun in Feſſeln ſchmachtet und doch beſtimmt war zu herrſchen, der unglückliche Ben Anrou wagt es, vor deinen Thron hinzutreten, die Menſchheit anzuflehen, und dich bey der Gottheit zu beſchwören, ein herumirrendes, verlaſſenes Volk nicht zum Opfer der Grauſamkeit zu machen; ſey nicht Tiger gegen Die, die Menſchen wie du ſind, und mißhandle nicht, wie ſchändliche Thiere, Die, welche die Züge der Gottheit, wie du, tragen.

Mir, meine Nachkömmlinge Davids und Ezechias, mir gebührte gleiches Recht, wie den Königen, aber mein Schickſal warf mich vom Throne. Die beilige Arche iſt nicht mehr — die Starken Iſraels ſind im Grabe, nur ich lebe noch, und bin der König elender Sklaven, die man zum Tode führt. Von den Höhen des Libanon zeigt ſich noch meinem Auge unter dem Schatten der Cedern das Heiligthum der Gottheit, Salamons Tempel. Mein ſchaudernder Blick iſt geheftet auf ſeine Ruinen, ich ſehe, wie ſich die Völker verſchwören über den kleinen Reſt der Unglücklichſten der Menſchen, ich ſehe Welttheile aufſtehen, um wehrloſe Sonnenſtäubchen zu zerdrücken.

Ich wollte mich nicht beſchweren, ihr Könige der Erden! Ich wollte euer Schwert küſſen, das noch vom Blut der Meinigen geröthet iſt, wenn ihr doch Urſache hätter, dieſe Atomen zu zerſtören. Sagt, haben ſie eure bürgerliche Ordnung geſtöret? Haben ſie eure Thronen erſchüttert? Haben ſie es gewagt, dem Diadem zu nahe zu treten? So ſprecht, und ich will eure Urtheile als Gottes Gerichte anſehen, wenn ihr aber den Meinigen keine andere Schuld zur Laſt legen könnt, als daß ſie Jakobs Abkömmlinge ſind, ſo ſey Erbarmen über ſie, und nicht Fluch über die, die den Geſetzen ihrer Väter noch treu ſind.

Aber was nützt meine Vorſtellung, was nützen meine Thränen? die Verläumdung breitet noch immer alle Schandthaten über uns aus, und beſchuldiget uns als Werkzeug jeder Verbrechen. Des Feindes Wuth zerſtört eure Grenze, und man beſchuldigt uns ſeiner

Grauſamkeiten. Ein Mörder würgt einen der Eurigen, und wir werden über ſeine Mordthat angeklagt; die Peſt ſtreut vergiftete Dünſte über eure Länder, der Mehlthau vergiftet eure Brunnen, und ihr waret grauſam genug, die Zufälle des Himmels uns zur Schuld zu legen. Wenn die Sterne ſich aus ihren Kreiſen drängen ſollten, ſo werdet ihr uns auch hierüber anklagen, und die Wirkungen der Natur wird man zum Verbrechen der Iſraeliten machen.

Die grauſamſten der Laſter, an denen keiner der Meinigen Schuld hat, belaſten den Unſchuldigen mit Ketten. Schon ſchleppen ſie ihn zu den ſchrecklichſten Martern. Man begnügt ſich nicht, unſer Volk mit den härteſten Auflagen zu drücken; man gibt noch überdieß unſer Leben den erſten Fanatikern preis *). Die erfinderiſche Einbildung erſinnt Martern und Qualen für uns, die die Natur verabſcheut. Hier fließt Blut unter dem Schwerte; da krachen zerſchmetterte Knochen

---

*) Die Annalen von Bretagne liefern uns über dieſen Gegenſtand die traurigſte Bemerkung. Dieſe Staaten beſchloßen im Jahr 1239, daß Der, welcher von einem Juden Geld entlehnet, ſolches nicht mehr zurückbezahlen durfte, und daß Der, der einen Hebräer ermordete, für keinen Mörder angeſehen wurde.

D'Argentré hist. de Bretagne liv. 4. ch. 23.

Wie grauſam dieſes Geſetz iſt, — wie ſehr es die Menſchheit beleidigt, braucht wohl keiner weitern Bemerkung.

unter dem Rade; dort lodert die Flamme von Scheiterhaufen auf — — — Verzweiflung und Tod empörten nie unſere Zunge zum Fluch wider die Gottheit.

Sind wir denn nicht Menſchen, wie ihr, und ſeyd ihr nicht Chriſten, deren erſtes Geſetz Menſchenliebe ſeyn ſoll? Wollt ihr dieſe heiligſten Pflichten nicht erfüllen, ſo ſeyd zum wenigſten Menſchen, behandelt uns ſo, wie uns ein Jeder behandeln würde, dem die Natur nur einen blaſſen Schein des Lichts der Vernunft gab — der keine Religion haben würde, die ihn führte, und keine Offenbarung, die ihr leitete — nur um das bitten wir euch.

Wenn euch der Himmel mehr geliebt hat, als uns, wenn er euch das Licht des wahren Glaubens gab; ſeyd ihr berechtigt, uns zu haſſen, die wir dieſes Geſchenk des Himmels nicht haben? Euer Glaube ſagt nur, daß ihr für die Ungläubigen bethen, — nicht daß ihr ſie haſſen und verfolgen ſollt.

Sagt, können wir wohl nach der allgemeinen Verfaſſung Menſchen ſeyn, ohne mit Menſchen Umgang zu haben? Können wir in einer Geſellſchaft leben, ohne mit dieſer Geſellſchaft im Verhältniſſe zu ſtehen? Was heißen alſo eure Blutgerüſte, die ihr unſertwegen errichtet habt? Laßt ihr alſo eure Henker entſcheiden, was wir in der menſchlichen Geſellſchaft ſind? Sind wir eure Feinde, ſo begegnet uns doch mit gleichen Waffen; die Rechte der Natur fordern dieſe Billigkeit; ſind wir Unterjochte, Beſiegte, ſo vergeſſet doch die Pflicht des Sieges nicht, den Beſiegten menſchlich zu behandeln. Iſt es euch eine Ehre, ein ſchutzloſes Volk noch mehr zu verfolgen, und iſt euer Triumph groß, wenn ihr den noch verwundet, der ſchon halb todt zu euren Füßen liegt? Sind wir Bürger des Staats, ſo urtheilt über uns nach euren Geſetzen; und wo iſt das Geſetz, das die Mißhandlungen billigt, die ihr uns zufügtet? — Seht ihr uns als wilde Völker an, ſo behandelt uns nach den Geſetzen der Natur.

O ihr Mächtigen! laſſet die Stimme der Natur zu euren Thronen dringen, hört ſie, die einzige, die unſere Vertheidigung über ſich nimmt; höret nicht die Stimme des Vorurtheils, ſondern die Stimme eures Herzens! Spielt nicht mit unſerm Leben, nicht mit unſern Gütern, denn der Allvater der Natur hat Beydes in eure Hände gelegt, und wäre es wohl edel, die Gewalt zu mißbrauchen über ein Gut, das er euch anvertraute? Denkt, wir ſind die Schwachen unter dem Schutz der Stärkern; iſt die Stärke edel, wenn ſie ſich gegen den Schwachen zeigt? —

Verzeiht mir, ich rede für Menſchen, nicht für vorurtheilsvolle Köpfe, nicht für blutdürſtige Herzen, die ſich mit Menſchenblut mäſten, wie die Poppen im Tempel des Saturn.

Betrachtet die Erniedrigung der Menſchheit unter dem Unſrigen. Ausgeſchloſſen von allen bürgerlichen Rechten, müſſen wir in den meiſten Plätzen Europens uns mit dem Handel fortbringen; der Handel iſt ſicher das einzige Mittel, das uns übrig bleibt, uns zu nähren; und dann wundert man ſich, daß es Betrüger unter uns gibt. Welches Geſchäft iſt mit mehr Gefahr für den ſittlichen Charakter verbunden, als die Handlung. Werfet nur einen Blick auf die Eurigen ſelbſt, und ſeht, ob Das, was man Routine in der Handlung nennt, die Bleywage der prüfenden Rechtſchaffenheit aushalte.

Welche Erhabenheit des Charakters, welche ſorgfältige Bildung der Seele erfordert dieſes gefahrvolle Unternehmen! — Was Wunder denn, wenn Menſchen auf Irrwege gerathen, und aus Umſtänden böſe werden! Iſt es denn minder ungerecht, wegen eines Theiles das Ganze zu beſchuldigen? Denkt doch, daß wir immer auch Menſchen bleiben, daß der größte Theil unter uns, wie unter euch, arm und elend iſt. Mangel an Erziehung, Armuth und Elend können den Menſchen leicht böſe machen. Euch ſtehen tauſenderley Erwerbswege offen, uns nur Einer; was Wunder denn, wenn der Dürftige oft ſeine Zuflucht zum Betrug nimmt? —

Glaubt mir, ich vertheidige den Betrüger nicht, aber auch der Betrüger — obgleich ſtrafbar — bleibt immer Menſch, und ein gerechter Richter vergißt niemahls, was Umſtände aus Menſchen machen können.

Der Jude hat Bedürfniſſe, wie der Chriſt; er hungert und dürſtet; er hat Gefühle der Freundſchaft und Liebe; unſere Weiber, unſere Kinder ſind uns werth, wie auch die Eurigen: wir leiden, wenn wir ſie ſchmachten ſehen, wie ihr, und wünſchen ſie zu nähren, und wünſchen für ſie zu gewinnen. Wenn uns nun tauſend Arten des Gewinns abgeſchnitten ſind, nur eine einzige davon übrig bleibt, und dieſe noch ſehr begrenzt, wie unſer Handel iſt; iſt dann die Folge nicht natürlich, daß Mancher von uns nicht allezeit handeln wird, wie er ſollte.?

Ich wiederhohle es: ich vertheidige den Wucher, den Betrüger nicht; aber auch dieſer Betrüger, wenn er auch ein Jude iſt, iſt nicht allzeit ein Böſewicht. Was vermag Armuth, was zuweilen Gewinnſucht über den Menſchen?

Seyd gerecht; unterſuchet die Lage des Menſchen, ehe ihr über ihn urtheilet, und ſehet, ob eure Anſprüche gegen uns nicht zuweilen übereilt waren! Wir ſind Menſchen, wie ihr, fähig, große Tugenden und große Laſter auszuüben; Umſtände und Erziehung bilden unſere Seelen, wie die Eurigen: mit einem Worte, als Menſchen ſind wir euch ganz gleich: nur unſere Religion und unſer Verhängniß unterſcheiden uns, und eben Das, was uns von Euch unterſcheidet, ſoll uns mit euch vereinigen.

Euer Glaube, ihr Chriſten! gebiethet euch allgemeine Nächſtenliebe — eine Liebe, die ſich durch kein Wort beſchränkt, durch keinen Nahmen ausnimmt — eine Liebe, deren göttlicher Strahl vom Anfang der Sonne bis zum Untergang alle Zonen durchſtrömt, und Alles wohlthätig zuſammenkettet, was Menſch heißt. Unſer Anſpruch auf eure Liebe iſt gerecht, und gründet ſich ſelbſt auf eure heiligen Geſetze. Sollte es aber einige unter euch geben, die uns als Feinde der Chriſten betrachten, ſo erinnert ihr ſie, ihr Edlern! erinnert ſie der Lehre eures ſterbenden Meiſters, der noch am Kreuz ſeinen Feinden verzieh, der ſich nicht rächte, wenn er gleich die Macht hatte, ſich zu rächen, und der es ſeinem Jünger verwies, daß er das Schwert zog.

So vereint uns eure Religion als Menſchen mit euch; ſo bringt uns unſer Verhängniß eurem Herzen näher.

Mitleid erwecken unſere Umſtände, Erbarmen unſere Lage; ſeyd Menſchen, das iſt eure Pflicht, und überlaßt das Uebrige dem Allvater der Sterblichen! —

So däucht mich, daß einſt David Ben-Anrou ſprach; ſo däucht mich, daß die Vernunft noch ſpricht, hörbar für den, der gewohnt iſt, ihre heilige Stimme zu hören. Aber wie ungefühlt gleiten meiſtentheils die edelſten Gründe der Vernunft über Herzen hin, die das Vorurtheil verſteinert hat. Dank ſey dem Unendlichen daß doch einmahl die Sonne der Menſchheit und der Vernunft die Finſterniſſe zerſtreut haben, die einſt Europa in die ſchwärzeſte Decke der Nacht verhüllten, in der man es zur Tugend machte, Menſchen zu tödten, und Verdienſte ſich vor dem Allmächtigen zu ſammeln glaubte, wenn unſer Schwert des Irrgläubigen Bruſt durchſtieß.

Nach einer zuverläßigen Berechnung verlor die Welt durch den Religionshaß 3,3095 290 Menſchen — eine ſchaudervolle Anzahl unglücklicher Opfer des Fanatismus, worüber das Menſchenherz zurück ſchaudert, die Religion ihr trauerndes Antlitz verdeckt, und der Gott der Liebe und des Friedens aufrufen möchte: es gereuet mich, den Menſchen geſchaffen zu haben. Allein, da das Menſchengeſchlecht ſtufenweiſe zu ihren Erkenntniſſen ſteigt, ſo weht nach ſolchen fürchterlichen Stürmen der ſanfte Weſt des Menſchengefühls langſam durch die verwüſteten Gegenden; Blumen des Friedens düften dort, wo vormahls Dörner der Zerſtörung ſtanden, und die Huldgöttinnen der Menſchheit winden an Roſengeſträuchen Blumenkränze, um im Tempel der Bruderliebe Feſte der Menſchheit zu feyern.

So ſchön und edel alle dieſe Gründe ſind, ſo ſehr ſie jedes Menſchenherz nothwendig fühlen muß, ſo wenig iſt manche Seele hiezu empfänglich, und unter dieſe war Rapſens Seele zu zählen.

Er war taub der Stimme der Menſchlichkeit, die ſo dringend in ſein Herz flüſterte, das einer verwitterten Eiche ähnlich war, die der Herbſt ſchon entblättert hat, und an welcher kein Laub mehr hängt, das noch in einer ſanften Herbſtſtunde ein Zephyr bewegen kann.

Mit dem Herzen eines Tigers, der nur auf Beute lauert, wartete Raps an der Heerſtraße.

Es war Abenddämmerung; die Sonne warf nur noch einige ſchiefe Strahlen durch den Tannenwald, deſſen hohe Wipfel die Abendröthe in Roſenroth färbte. Feyerliche Stille herrſchte ſchon durch den Wald, und außer der Amſel ſang kein Vogel mehr. Dort und da flatterte ſchon eine Fledermaus durch die Luft, und Fröſche quackten im benachbarten Teiche, und ſangen ihr einſchläferndes Lied aus rauher Kehle im Sumpfe.

Ismael ſaß ruhig in ſeiner Kutſche, und ſeine reine Seele nahm Antheil an den Schönheiten des Abends. Das Poſthorn tönte ſchon durch den Wald, und war ſchon hörbar für Rapſens wachendes Ohr. Er lauerte im Hinterhalt, und wie Wölfe unter eine Lämmerheerde ſtürzen, ſo ſtürzte Raps mit ſeinen Gehülfen auf Ismael. Sie tödteten ſeinen Diener, riſſen den Unglücklichen aus der Kutſche, und mißhandelten ihn auf das Unbarmherzigſte. Raps hatte ſchon Alles ausgeplündert, und Ismael lag im Blute auf der Straße, da näherte ihm ſich noch der Böſewicht, und ſchrie ihm ins ſterbende Ohr: Jude! ich bin der, den du gerettet haſt. Ismael öffnet noch einmahl bey dieſer Stimme ſein Aug' gegen ihn, und Thränen verwiſchten die Tropfen des Todtenſchweißes, der auf ſeinen Wangen lag. Dein Gott möge es dir verzeihen, ſprach er mit ſterbendem Tone, wie ich dir verzeihe. Ismael ſchloß ſeine Augen, der Mond glänzte das letzte Mahl auf ſeinem ſterbenden Antlitz, und verbarg ſich hinter ſchwarzen Wolken. Blitze ließen ſich am Himmel ſehen, ein Gewitter, ſchwarz wie die Nacht, ſtieg am Horizonte auf; der Sturmwind ſauſte, und Donnerſchläge rollten fürchterlich durch den Wald. Es ſchien, als hätte ſich die Natur über den Unmenſchen entſetzt, und Elemente zur Rache der beleidigten Menſcheit aufgefordert. Raps flüchtete ſich in eine Felſenhöhle, geſchaffen für Schlangen und Menſchen, wie er war.

Bis gegen Mitternacht heiterte ſich der Himmel wieder auf, und ein armer Taglöhner, den das Gewitter überfiel, und ihn hinderte, nach ſeiner Hütte zurück zu kehren, trug freudig ſein Bündel Holz auf dem Rücken, und eilte ſeinem Dorfe zu. Dieſer alte, ehrliche Landmann ſtieß auf Ismael, der in ſeinem Blute ohnmächtig da lag. Sogleich warf er ſeine Holzbürde von ſich, und pflegte den armen Verwundeten. Ohne ſich viel zu bedenken, zog der Taglöhner ſein Hemde aus, zerriß es in Stücke, und verband Jsmaels Wunden. Nach einer Weile hob er ihn auf ſeine Schultern, und trug ihn ſeiner Hütte zu.

Des armen Taglöhners Weib verließ ihr eigenes Bett, und legte den Kranken darein. Der benachbarte Bader, der ein gutherziger Mann war, wurde geholt, und wandte Alles an, um den Verwundeten herzuſtellen.

Nach einigen Stunden kam Jsmael zu ſich, ſah die gutherzigen Leute um ihn verſammelt, und reichte ihnen ſeine noch mit Todesſchweiß benetzte Hand. Ein Händedruck ſagte ihnen, wie ſehr und wie warm er dieſes edle Betragen fühle. Nach einigen Tagen, als Jsmael wieder ſprechen konnte, erzählte er dem Taglöhner ſeine Geſchichte. Dieſer weinte bitterlich, und ſagte oft: „O könnte ich die Ungerechtigkeit durch mein Betragen wieder gut machen, die dieſer Barbar dir angethan hat. Verzeih, ich kann dir nicht mehr geben, als was ich habe. Ich bin ein armer Mann, aber am guten Willen fehlt es mir nicht; hätte ich mehr, ſo wollte ich mehr für dich thun.

Du thuſt nur zu viel für mich, erwiederte Jsmael; weißt du denn nicht, daß ich ein Jude bin? Ein Jude oder ein Türke, verſetzte der Taglöhner; du biſt ein Menſch. Nach meiner Religion ſtellt jeder Unglückliche meinen Gott vor; was ich meinem Nächſten thue, das thue ich ihm, und ich will mir nicht am Tage des Gerichts ſagen laſſen: ich war durſtig, und ihr habt mich nicht gelabt; ich war hungerig, und ihr habt mich nicht geſpeiſet; ich war nackt, und ihr habt mich nicht bekleidet. Meine Religion iſt kurz: Liebe Gott über Alles, deinen Nächſten wie dich ſelbſt — dieſes ſind meine Grundſätze — dieſes iſt die Richtſchnur meiner Handlungen.

So ſagte der Taglöhner, und pflegte den Juden wie ſeinen Sohn. Allein ungeachtet aller Pflege, die man in ſo einem Orte auf ihn verwenden konnte, wurden Jsmaels Wunden gefährlich; der Bader zweifelte an ſeinem Aufkommen, und nach fünf Tagen fühlte auch ſelbſt Jsmael die Annäherung ſeines Todes. Er bat den armen Taglöhner, ihm Davids Pſalmen vorzuleſen, der ſolches auch that; und vom Schulmeiſter eine Bibel entlehnte, und als er auf die Stelle kam: unſere Seele harrt auf den Herrn, denn er iſt unſer Helfer und Beſchirmer, ſo ſtarb Jsmael.

Der arme Taglöhner beweinte ihn von ganzem Herzen. Er ging zu Gericht, und bat, daß man ihm erlauben möchte, Jsmaels Leichnam, weil es wegen ſeiner Begräbniß ohnehin Umſtände haben könnte, in ſeinem Garten zu begraben. Er erhielt dieſe Erlaubniß, und der Taglöhner machte zu Ende ſeines Gartens, wo eine große Linde ſtand, eine Grube, legte Ismaels Leichnam hinein, und pflanzte wilde Roſen um den Grabhügel. Der Pfarrer ließ eine Urne machen, und ſetzte ſie auf das Grab mit der Inſchrift:

Mitmenſch, Jude Ismael, ruhe im Frieden!

Des Taglöhners Kinder ſpielten oft in dieſer Gegend, und wenn im Frühjahr Blumen blühten, ſo wanden ſie Kränze und ſagten: Kinder! laßt uns das Grab des Ismaels zieren, von dem uns der Vater ſo oft erzählte.

In Ismaels Kleidung fand ſich noch ein Beutel mit hundert Dukaten, die ein Zufall Rapſens Klauen entriſſen haben mußte, und die man nicht eher fand, als nach ſeinem Tode, denn der Taglöhner bekümmerte ſich nicht um Lohn. Dieſe brachte der ehrliche Taglöhner zu Gericht. Der Richter wollte ſie ihm für die Pflege vollkommen zuerkennen, aber der Gute nahm nicht mehr als die Hälfte an, und bath, die andere Hälfte als einen Preis demjenigen zu beſtimmen, der einen armen unglücklichen Juden, der in dieſer Gegend reiſen ſoll, Gutes thun, und ihn menſchlich behandeln würde. Von den fünfzig Dukaten bezahlte der Taglöhner den Bader, vertheilte hundert Gulden unter die Armen und behielt nur den Ueberreſt, den er ſeinen Kindern zum Erbtheil mit dem Ausdruck beſtimmte, jedem Menſchen, ohne Unterſchied der Religion, nach Möglichkeit Gutes zu thun.

Seit dieſer Zeit war auch dieſer gute Mann glücklich, der Segen des Himmels lohnte ſein wohlthätiges Herz, und Gedeihen war in ſeinem Hauſe. Er lebte die glücklichſten Tage, ward alt, ſah Kindeskinder, lebte ein vergnügtes Alter, und entſchlief ruhig an einem Frühlingsabend in der Gartenlaube, nahe an der Grabſtätte, wo Ismaels Gebeine moderten. Sterbend wandte er noch ſeinen Blick dorthin, und ſprach zu ſeinen Kindern: Ihr Lieben! laßt euch nie eine gute Menſchenthat gereuen, denn ſie lohnt mit einer ſo ſüßen Freude. Mich däucht, ich ſehe Ismaels Schatten, wie er beym Allvater für mich bittet, und der mir gütig zuwinkt. Ich war krank, und du haſt mich gepflegt: komm, ich will dir's vergelten. So ſprach der Taglöhner, ſein Aug' ſchloß ſich, und lächelnde Zufriedenheit war noch auf ſeinem ſterbenden Geſichte.

Mittlerweile, als Dieſes alles geſchah, wandelte Naps in den Wäldern herum, wie der Wolf, der noch blutig von der Beute iſt, die er opferte. Tauſend Gelüſte erwachten in ſeiner Seele, und er berechnete ſchon ſorgfältig die Genüſſe, die ihm ſeine Eroberung verſchaffen ſollte. Als der Morgen wieder grauete nach der grauſamen Nacht, in der Naps die ſchwärzeſte der Thaten verübte, lagerte er ſich unter einem einſamen Eichenbaume, der auf einer Anhöhe ſtand, und ſah nach der Stadt, die in einer Entfernung vor ihm da lag.

Dort, ſprach er, dort, in dieſe Werkſtätte menſchlicher Laſter und Bosheiten — dort will ich hin; dort will ich Größe und Vergnügen ſuchen. Geld hab' ich — was brauch' ich mehr? Niemand fragt mich, woher ich es habe, wenn ich mich nicht ſelbſt verrathe. Dort werden Verdienſte nach dem Beutel, und das Anſehen nach der Kleidung berechnet. Die Befriedigung jeder meiner Wünſche verſchafft mir dieſes Metall; — ich will hingehen, und will es nützen.

So ſprach Rapé, und kam nach Liſſabon.

Einige Zeit wohnte er in einem Gaſthofe, führte ſich prächtig auf, und bekam viele Beſuche.

Wer Geld hat, Tafel und Spiel gibt, bekommt bald Freunde. Ein guter rechtſchaffener Mann heißt's — auf ſeine Geſundheit! Es lebe unſer Mäcen! — Der Champagner fließt durch die Kehlen, und erzeugt Umarmungen der Freundſchaft, die ſo flüchtig wie ſein Geiſt ſind. Künſtler, die meiſtentheils betteln müſſen, nähern ſich ihm in demüthiger Stellung, und Kraftgeiſter zittern im Vorzimmer in zerriſſenem Rocke mit ellenlangen Manſchetten.

Das iſt der gewöhnliche Gang der Welt. Man beurtheilt den Menſchen meiſtentheils nach dem Aeußerlichen. Eigenliebe und Intereſſe verblenden unſere Augen, und ſo ſehen wir oft Manchen als groß an, der klein iſt. Mancher Schurke lebt in der Welt ruhig und glücklich, wenn er nur ſo viel Weltklugheit beſitzt, einen Böſewicht von feinerer Art zu ſpielen, für welche es in ſehr wenig Staaten Strafgeſetze gibt.

So ging es dem böſen Raps. Auf Unkoſten des armen Ismael kleidete er ſich nun prächtig, hielt ſich Diener und Wagen, und ſpielte in den Augen des Pöbels, der den Menſchen immer nach dem Aeußerlichen beurtheilt, eine ſehr anſehnliche Rolle. Manchmahl ſtieg freylich ein trauriger Gedanke in ſeiner Seele auf, und machte ihm heimliche Vorwürfe über ſeine That; er beruhigte ſich aber bald wieder, indem er zu ſich ſagte: es war ja nur ein Jude.

Für die Menſchheit iſt nichts gefährlicher, als ein irriges Gewiſſen; und es gibt doch ſo viele. Unſere Eigenliebe gibt bald der ſchlimmſten That einen Firniß von Gutem, und wir beruhigen uns über Schandthaten, die wir verübten. Wäre das nicht, ſo wäre mancher Reiche, der ſo ruhig auf ſeinen Geldſäcken ſitzt, die der Raub von tauſend Familien ſind, ein Räthſel in der Natur.

Raps war lange in Liſſabon, und frequentirte ſehr gute Geſellſchaften; da er aber manchmahl einen Blick auf ſeine Kaſſa warf, ſo ſah er traurig, wie ſein Geld dahin ſchwand, und dachte daher auf Mittel, es zu vermehren.

Rauben und morden, ſagte er ſich, iſt nicht das Werk eines jeden Tages; man kommt auch nicht allezeit ſo glücklich durch als ich; auch reiſen nicht immer ſo reiche Juden, wie Jsmael, alſo bin ich ſchon genöthiget, mich um andere Erwerbsmittel umzuſehen. Arbeiten will ich nicht — kann auch nicht, denn ich war's von Jugend auf nicht gewohnt: was bleibt mir alſo übrig? — Was? — Das Handwerk eines Abentheurers. Dieß beſteht in Spielen, in der Geſchicklichkeit, gutherzige Leute zu bevortheilen, ſich in die Häuſer einzuſchleichen, Liebeshändel zu machen u. ſ. w., mit einem Worte, in Allem, wodurch man auf fremde Unkoſten kann genährt werden.

So dachte Raps, und entſchloß ſich, ſeinen Plan auszuführen.

Als Raps ganz gedankenvoll in einem öffentlichen Spaziergange ſo einherging, machte ihn gählings der Anblick eines ſehr ſchönen jungen Frauenzimmers aufmerkſam. Ihr ſchlanker Wuchs, ihr edles Auge—Alles reitzte in ihm die Neugierde, die ſchöne Freundinn zu kennen. Sorgfältig erkundigte er ſich, und erfuhr, daß es Sarah ſey, das Mädchen Harruſch's, die Tochter eines reichen Handelsmannes. Sogleich ſuchte er Gelegenheit, in Harruſch's Haus zu kommen, und unter dem Vorwand eines Juwellen-Handels ließ er ſich bey ſelbem als Chevalier de la Raps melden.

Harruſch, der jeden Menſchen gut empfing, war auch ſo bey de la Raps Beſuche. Er begegnete ihm mit der Achtung, die er glaubte, einem Manne von Stand und Erziehung ſchuldig zu ſeyn. Raps nahm ſeine Gleißnerlarve vor, und ſpielte die Rolle eines Tartüffs ſo herrlich, daß er, ich weiß nicht wie, Harruſchs geheimſter Freund wurde, der täglich in Harruſchs Hauſe war. Bisher verbarg Raps noch ſeine Abſichten auf Sarah mit aller Sorgfalt, um nicht den geringſten Verdacht wider ihn zu erwecken. Er lebte ſo ordentlich, ſo eingezogen, daß Harruſch glaubte, Chevalier de la Raps wäre der edelſte der Menſchen.

Der gute Menſch wird mehr als einmahl in ſeinem Leben getäuſcht: er muß ſich auf das gefaßt machen, denn da es zum Charakter des Guten gehört, Jeden nach ſich zu beurtheilen, ſo iſt die nothwendige Folge, daß er in dem Verhältniſſe von 10 neunmahl betrogen wird. Freylich wird man mit dem beſten Herzen in der großen Welt nichts Mehreres als ein guter Schafskopf ſeyn; aber was thut das zur Sache? Auf höhern Graden der Stufenfolge ſieht man nicht zurück, ſondern vorwärts.

Harruſch hatte nach einem Umgange von einem vollen Jahre alles Zutrauen auf de la Raps. Oft dankte er dem Himmel für die Bekanntſchaft eines ſo edlen und rechtſchaffenen Mannes.

Eines Tages, als Harruſch an der Seite ſeines vermeintlichen Freundes ſaß, als ſein Herz voll der ſeligſten Menſchengefühle überſtrömte, als ſich das Innerſte ſeiner Seele bewegte, Thränen aus ſeinen Augen rollten, und zärtliche Umarmungen das Siegel der Freundſchaft waren, — in dieſem Augenblick entdeckte ſich Harruſch ganz gegen ſeinen Freund, und äußerte ſich, daß er Liſſabon gern verlaſſen möchte, weil die Geſetze die Freyheit der jüdiſchen Religion in Liſſabon ihn ſehr beſchränkten. Raps umarmte ſeinen Freund, billigte ſeinen Vorſchlag, und entdeckte ihm unter der heiligſten Zuſicherung der Freundſchaft, als dem größten Beweiſe ſeiner Aufrichtigkeit, daß er auch ein Jude wäre, den aber Umſtände genöthiget hätten, ſeine Religion zu verbergen. Um die Sache noch wahrſcheinlicher zu machen, zeigte er ihm noch einige Papiere, die er von Ismaels Raub noch übrig hatte; nannte ſich ſelbſt Ismael, und bethörte den Harruſch auf's abſcheulichſte.

Nun iſt es Zeit, dachte Raps, ſich des günſtigen Augenblicks zu bedienen; noch iſt Harruſch's Seele in Begeiſterung; das Eiſen muß geſchmiedet werden, während es noch warm iſt. Raps machte den Vorſchlag, Liſſabon zu verlaſſen, und nach England zu ſegeln. Harruſch willigte ein, und überließ ſeinem Freunde de la Raps die Sache zu beſorgen.

Harruſch ganzes Vermögen war bereits zu Geld gemacht, Raps hatte ſchon ein Schiff gemiethet, und des Juden ganzer Reichthum war ſchon auf ſelbes gebracht, der Tag zur Abreiſe beſtimmt, und Harruſch und ſeine ganze Familie betheten die Nacht durch zum Himmel um ſeinen Segen und ſeinen Schutz.

Als der Morgen des Tages graute, der zur Abreiſe beſtimmt war, kam Raps zu Harruſch ins Zimmer. Erlaube mir, ſagte er, ich will Sarah, deine Tochter, einſtweilen ins Schiff führen; komm du mit deinem Weibe nach, dann dein Sohn und deine Schwiegertochter.

Ohne Vermuthung des Böſen, unſchuldig wie das Lamm an der Hand des Menſchen, der es zur Schlachtbank führt, folgte Sarah dem Freunde ihres Vaters. Sie ſtieg ins Schiff — aber erſtaunt ſchrie ſie auf, als ſelbes ſich vom Ufer trennte, und ohne ihre Familie zu erwarten, ſchon weit in der See war. Wo iſt mein Vater? ſchrie ſie, wo meine Freunde? — Im Kerker, ſchrie Raps; du wirſt ſie nicht mehr ſehen! Beuge dich unter die Gewalt — du biſt in der meinigen. Sarah ſank leblos zu Boden. Raps ließ ſie in das unterſte Behältniß des Schiffes tragen, und eilte mit Harruſch's Tochter und Vermögen davon.

Als der Vater mit ſeiner Familie ans Ufer kam, ſo wurde er von Soldaten umrungen; wie ein Böſewicht mit Ketten gefeſſelt und in den Kerker geſchleppt; denn Raps gab ihn als Ismaels Mörder bey der Gerechtigkeit an, und lieferte Beweiſe zu Gericht, die die Beweiſe des Böſewichts ſelbſt waren.

Vergebens waren Thränen; vergebens Umarmungen; man hörte die Stimme der Unſchuld noch nicht; man kannte noch nicht die Bosheit des teufliſcheſten der Menſchen — denn Harruſch's Schickſal war vor den Augen der Gerechtigkeit noch ein Geheimniß.

Sarah erwachte von ihrer Ohnmacht, und Angſt und Schrecken bemächtigten ſich ihrer Seele. Wo bin ich? ſchrie ſie auf, ich arme Verlaſſene! wo iſt mein Vater? wo mein Bruder? Dann ſtieg ſie die dunkle Treppe hinauf, und mit wankenden Schritten, einer Sterbenden ähnlich, näherte ſie ſich ihrem Verführer. Grauſamer! fing ſie an, ſchlägt wohl ein Menſchenherz in deinem Buſen unter dem Schein der heiligſten Freundſchaft? haſt du dich in unſer Haus geſchlichen, um die elend zu machen, die dich aufnahmen? Iſt es dieſes elenden Geldes willen, daß du dich ſo ſehr unter die Menſchheit erniedrigteſt? Warum haſt du dich dieſer Beute nicht bemächtigt? Warum mußteſt du noch Laſter auf Laſter häufen? Warum ein Mädchen ſo grenzenlos elend machen? Gib mir meinen Vater wieder! Haſt du denn keinen Vater gehabt? oder hat dein Herz nie gefühlt, was kindliche Liebe iſt? Gib mir ihn zurück, glaube mir, wir wollen dir gern unſer Vermögen überlaſſen, ſchenken wollen wir dir's, ſey doch Menſch, und laß dich erweichen! So ſprach Sarah, und Thränen floßen über ihre Wangen herunter; ihre Bruſt hob ſich unter Seufzern, und ihre Arme rongen ſich zum Himmel mit zur Erde geſenktem Haupt. Wie eine Verurtheilte ſtand ſie da vor dem Böſewicht, und trocknete mit ihren Haaren die Thränen von ihrem Auge, die unabläßig dahin ſtrömten. Rapſens Herz fühlte aber nicht den geringſten Eindruck bey dem Anblick der Leidenden. Mit unbewegtem Auge ſah er ſie an, lächelte und rümpfte die Naſe. Neuer Schmerz bemächtigte ſich der armen Sarah. Wenn denn kein Gefühl in deiner Seele mehr iſt, wenn die geringſten deiner Fibern ſchon ganz in der Gewalt der Bosheit ſind, fuhr ſie fort, wenn jeder Blutstropfe ſich in deinen Adern wälzt, und dein Herz erwärmt, um Schandthaten auszuüben, wenn die Thränen der Unſchuld fruchtlos bey dir fließen, wenn dein Ohr die Seufzer der Unterdrückten nicht mehr hört, ſo ſey Der mir gnädig, der im Himmel iſt, ihn fleh' ich nun an, ich armes verlaſſenes Mädchen, ich, die ich nun in der Gewalt des Boshaften bin, ihn fleh' ich an auf meinen Knieen, wenn ſein Ohr nicht taub iſt bey dem Gewinſel ſeines Geſchöpfes, ſo höre er mich, er, der für den Raben ſorgt, und die nackten Jungen des Geyers kleidet, er erhöre mich, und räche die Menſchheit, und rette die unterdrückte Unſchuld! Zu dir, Unendlicher, fleh' ich um Rettung, um Hülfe.

So ſchrie Sarah, und dumpfes Gemurmel ſtieg aus den Wogen des Meeres, die Sonne bedeckte ſich mit Wolken, Seefiſche ließen ſich ſehen, und verkündigten einen nahen Sturm.

Gählings war die Gegend der See in dunkle Nacht gehüllt, Blitze rötheten, und Sturmwinde ſchleuderten das Schiff wie einen Ball von Wogen zu Wogen. —

Unordnung herrſchte auf dem Schiffe, der Steuermann verzagte, und Raps bebte wie ein Böſewicht bey der Gefahr des Todes; nur Sarah war bey dieſem ſchrecklichen Auftritte ruhig, und einer Roſe ähnlich, die ein Bube vom Stocke riß, und in die See warf; immer ſchön und blühend iſt ſie der Raub der Fluthen, und iſt noch Roſe, da ſie untergeht. —

Ruhig erwartete Sarah den Ausgang, als ein ſchrecklicher Windſtoß das Schiff an eine Klippe warf, und in Stücken zerſchmetterte. Vergebens war hier Bitten und Flehen, es ſtürzte Alles im Abgrunde des Meeres; Sarah allein ward auf eine Sandbank geworfen, wo ſie im Vorſchlummer des Todes lag, bis das Morgenroth aufging.

Die Sonne war am Himmel, und die Luft war wieder heiter. Leichte Wolken hingen am Firmament, als Sarah ganz entkräftet ihr mattes Auge öffnete. Sie richtete ſich auf, und lehnte ſich mit einem Arme auf den Sand, da ſie den andern zum Himmel aufwärts hob. Dank, Unendlicher! ſagte ſie, für deine Befreyung; nun bin ich wieder im Schooße der Natur, ganz entfernt von allen Menſchen, und habe nichts Böſes mehr zu befürchten. Hier, wo ich arm und entblößt bin, wie die Steinklippe, die über mich herragt, hier werden es keine Menſchen wagen dürfen, mich zu beneiden. O warum, gütige Gottheit! haſt du mich nicht in einer Inſel geboren werden laſſen, wo man keine andere Bedürfniſſe als die der Natur kennt?

Hier würde es nie ein de la Raps gewagt haben, die ſtillen Freuden zu ſtören, hier würde er nicht Gelegenheit gehabt haben, uns des Reichthums wegen elend zu machen. Du haſt mir wohl gezeigt, Vater der Sterblichen! daß das, was Menſchen Glück nennen, wirklich nicht Glück iſt. Hätte ich hier meine Aeltern bey mir, wir wollten uns bloß, wie der erſte Menſch, mit Blättern bedecken, uns mit Früchten und Kräutern nähren, und glücklicher als Menſchen in Städten ſeyn. —

Ja Sarah! du redeſt wahr; die Bedürfniſſe des Menſchen ſind der Natur nach wenig, nur die Staaten haben ſie vervielfältigt. Hier haben wir einen eingebildeten Werth des Lebens in die Stelle des Wahren geſetzt, haben unſere Freyheit verlaſſen, uns ſelbſt Kerker gebauet, und Ketten geſchmiedet, die uns laſten. —

Ah, wie oft, gute Sarah! wenn ich menſchenſcheu in einſamen Gegenden wandle, oder in den ſtillen Stunden der Nacht im Laube träume, fühle ich dieſe heiligen Ahnungen, dieſen Wink der Natur. Wie öde liegen die Freuden des Lebens um mich her — wie eckelhaft ſcheint mir des Menſchen Größe, wie ſehne ich mich nach Freyheit, nach dem Grabe! — Was iſt hienieden? Sarah! Verfolgung, Elend! Wo haben die ſeligſten Gefühle der Natur einen Werth? Wo weiß man, was Leben heißt? Wo iſt der Arm eines Freundes, in dem du ſorglos ruhen kannſt? Wo der Buſen eines Geliebten? Wo das Herz einer Gattinn, das ſich dem deinen öffnet? —

Den wahren Werth des Menſchen hat ein eingebildeter Werth verdrängt, dieſer eingebildete Werth heißt Geld, — Geld, ein todtes Metall, aber mehr wirkend zum Unglücke des Menſchen, als der Arm des Würgengels, der ſich über Senecharibs Lager hob.

Zum ſchädlichſten Feinde der Menſchheit, zum Privatintereſſe kettet ſich noch ein ſchädlicherer, der Stolz, und vollendet den Bau der Hölle für Geſchöpfe, erſchaffen zum Glücke. O Menſchen! wann werdet ihr die Bahn zu eurem Glücke wieder finden? ſo lang gewiß nicht, als eure Aufklärung Stolz und Verfolgungsſucht iſt. — —

Sehet doch den Wink der Natur! Höret ihren Zuruf! Einfalt iſt Glück; was gleicht den Schönheiten der Natur? was dem Vergnügen unſchuldiger Einfalt? Sehet die Lerche, wie ſie ſich ſorglos zum Himmel ſchwingt, wie freudig ihr Lied iſt! Da in ihrer Republik ſind keine ſtolzen Gelehrten, des Lebens ſanfter Genuß iſt lohnende Freude.

Wie beneid' ich dich, ländlicher Mann! der, entfernt von vergifteten Städten, balſamiſche Luft der Wälder einhaucht, der, unbekannt mit erfundenen Bedürfniſſen, froh bey der Quelle ſitzt, und vergnügt beym ſchwarzen Brod iſt. Ja, dort im Schooße der Natur iſt Wonne — Wonne des Menſchenlebens.

O Götter! raubt mir die Hälfte meiner Jahre, die ihr mir zum Leben beſtimmt habt, ich will ſie euch hingeben — hingeben um wenige Tage und Stunden des wahren Genuſſes des Menſchenlebens.

Glücklich der, der das wahre Vergnügen des Lebens kennt, der die Freuden des Menſchen in der Natur ſucht, und in ſeinem Herzen, das ihm die Gottheit gab, um die Schöpfung zu genießen. Wie ſelig müſſen die Tage ſeyn, wenn gleichdenkende Geſchöpfe unter einem heiterern Himmelsſtrich als dem unſrigen Hand in Hand in blühenden Fluren einhergleiten und beym Conzert der Sängerinnen der Natur Herz an Herz ſchließen und Wonne der Liebe fühlen. Hier hat die Natur den Becher der Freude bis an den Rand gefüllet, hier wird Menſchenglück in großen Zügen getrunken, Göttertrank! von dem ſelten ein Tropfen unſere matte Zunge in den Gegenden der Städte labet. —

Was iſt Menſchenantheil in dieſen Wildniſſen? die Pracht, himmelhoher Palläſte raubt uns den Strahl der wohlthätigen Sonne, vergiftete Ausdünſtungen kranker Menſchen verpeſten die Lüfte, und Schlamm die Erde, die unter unſern Füßen verödet. —

Sehet doch einmal; wie der Naturmenſch verſtaltet iſt! Dieſes tückevolle Aug, dieſe Miene des Höflings, dieſes Lächeln des Betrugs, dieſe Zufriedenheit des ungerechten Richters, dieſe Karrikaturen mit Händen und Füßen, mit Lippen und Herzen, welcher Gedanke! Raube mir den Gebrauch meiner Sinne, allmächtige Gottheit! beym Anblick ausgearteter Städter; raube mir Gefühl und Empfindung, damit ich nie nachdenke, wie ſehr ſich der Menſch erniedrigt hat! Fort auf die einſame Inſel zu Sarah! Ich will dich aufſuchen; was machſt du? Gaſtfrey ſitzeſt du noch unter dem hohen Felſen. Sieh umher, es rauſcht dort eine Quelle, um dich zu laben, jenſeits des Felſes iſt ein Maulbeerbaum; du kannſt ſie pflücken die Frucht, ſie iſt dein, ſie wird dich ſtärken; verlebe deine Tage einſam in dieſer Inſel, Sarah! wünſche dich nicht mehr in die Stadt zurück, ich bitte dich; wenn die ganze Welt nicht mehr weiß, daß du biſt, ſo wirſt du ruhig ſeyn. Ich hatte oft gewunſchen, die Menſchen hätten meine Exiſtenz vergeſſen mögen. Was kann dich reuen, Sarah? Nichts! biſt du reich, ſo haſt du Neider; biſt du arm, ſo biſt du elend; biſt du ſchön, ſo werden Weiber dich haſſen, Männer dich verführen; biſt du häßlich, wird man deiner ſpotten; biſt du dumm, ſo wirſt du zum Gelächter; biſt du vernünftig, ſo iſt es noch ärger, das können viele Menſchen gar nicht ertragen. Bleibe auf dieſer Inſel, glaub mir, auf der Inſel bleibe! So wie mich däucht, daß ich mit Sarah geſprochen hätte; ſo ſprach das gute Mädchen mit ſich ſelbſt. Nichts kränkte das gute Kind, als das Unglück ihrer Aeltern. O ihr Lieben! rief ſie auf, könnte ich euch retten, gern wollte ich dieſe unermeßliche See durchſchwimmen, gern Hunger und Durſt für euch leiden, gern für euch ſterben, wenn ich euch retten könnte. So ſagte Sarah, und ihrem zum Himmel gewendeten Auge entfiel eine Thräne, die ſchön wie der Tropfe des Morgenthaues war, der an Blumen zittert. —

Gählings hörte ſie ein Geräuſch hinter ihr; ſie glaubte, es wäre ein wildes Thier; ſchüchtern floh ſie, aber etwas eilte ihr nach, ſie ſchrie, wurde blaß, ſank ohnmächtig hin, und fiel in die Arme eines Seeräubers, der an dieſer Küſte landete, und ſein Schiff mit friſchem Waſſer verſah. Einer von ſeinen Knechten erblickte die Unglückliche, eilte ihr nach, bemächtigte ſich ihrer, und brachte ſie als eine Beute ins Schiff. —

Der Korſar ſegelte fort, und das Schiff war ſchon weit in der See, als die ſchöne Sarah wieder zu ſich kam. Der Oberſte der Korſaren ſtand vor ihr, und ſtaunend ſah er ſie an. Ihre glatten Wangen, auf die die Wolluſt keine Furche grub, ihre heitere Stirne, wo Freundlichkeit ſaß, und ihr ſanfter Mund, wo Lächeln der Unſchuld thronte, flößte Ehrfurcht dem Barbaren ein, der vor ihr da war, als ſtände er vor einer ſchlafenden Gottheit. Fürchte dich nicht, gutes Kind! ſagte er, als ſie erwachte, fürchte dich nicht, bin ich gleich ein Korſar, ſo bin ich doch noch ein Menſch, der Gefühl gegen Leidende hat, und der dich nicht rettete, um dich unglücklicher zu machen, als du warſt. Hätte ich dich mit Gewalt erobert, ſo würde ich die Rechte des Eroberers gebrauchen, ſo aber, da ich dich fand, ſo biſt du nicht mein Eigenthum, ſondern ein Darleihen des Himmels, das ich gut bewahren muß. So denke ich, ſprach der Korſar, und ſeine braune Wange war naß von der Thräne, die das Mitleid aus ſeinem ſtarren Auge preßte. —

Sarah erhob ſich, fiel zu ſeinen Füßen, und umſchlang ſeine Knie. Großmüthigſter der Menſchen! ſagte ſie, wie kann ich dir meinen Dank äußern? Gern will ich bey dir bleiben, gerne die niedrigſte deiner Mägde ſeyn, gern dir dienen, ſo lang ich lebe, um dir zu zeigen, wie lebhaft ich fühle, was ich dir ſchuldig bin. Dann erzählte Sarah den ganzen Hergang ihrer unglücklichen

Geſchichte. Der Korſar ſtampfte, als er de la Rays That hörte. Das Ungeheuer! rief er auf, o möchte die Vorſicht ihn unter meine Hände bringen! ich wollte ihn zehnmahl bis zum Tode martern, dem zehnmahl mein ganzes Vermögen geben, um ihn wieder geſund zu machen, um ihn wieder zehnmahl zu martern. Das Scheuſal der Natur! Die See wird ſeinen Körper auswerfen, und wenn ihn ein Fiſch fraß, ſo wird er ihn wieder ans Ufer ſpeyen. Die Erde wird ihn auch nicht in ihrem Schooße dulden, die Vögel der Luft werden ſeinen Körper verzehren, und an dem vergifteten Brocken ſterben, den ſie von ihm einſchluckten. Wenn die Vernichtung eines Körpers je in der Natur Platz hat, ſo ſoll ſie da Platz finden.

Abſcheulichkeit! wenn mich ein Sturm an die Küſten jagen ſoll, wo es ſolche Abentheurer gibt, ſo will ich mein Schiff in die Luft ſprengen, damit mich die Peſt nicht ergreift, die in euren Gegenden herrſcht; ich wollte, daß ich nie ein Menſch geworden wäre, wenn ich je mich zu einer ſolchen That aufgelegt fände. Von welcher Nation war er? Hatte er eine Religion, glaubte er an einen Gott? Sarah! Sarah! wenn dein Auge nicht ſo ſanft wäre, ich glaubte, du lügeſt. Ich bin ein alter Seefahrer, hab manche wilde Völker geſehen, aber ich fand doch noch immer Naturmenſchen. Sagt doch, Europäer! wie habt ihr es denn gemacht, daß ihr euch ſo abſcheulich verhunzt habt? Menſchengeſichter tragt ihr zwar auch wie die Barbaren, aber eure Herzen müſſen verteufelt ſchwarz ſeyn. —

Aergere dich nicht ſo, erwiederte Sarah, er mag vielleicht in ſeinem Herzen nicht ſo unrecht haben. Ich war eine Jüdinn, und er war ein Chriſt; vielleicht rechtfertigt ſein Herz damit ſeine Handlung. Die Hölle kann ſie nicht rechtfertigen, ſchrie der Korſar. Was will das ſagen, er war ein Chriſt, und ich ein Jude? Wir ſind Menſchen; das iſt die Sprache der Natur, dieſe hat die Gottheit in jede Seele gelegt, und ihre Stimme iſt zu mächtig, daß ſie nicht jeder Menſch hören ſoll. Keine Religion billigt die Mißhandlung des Menſchen, die Gottheit liebt alle ihre Geſchöpfe: ſie ſchuf alle nach ihrem Ebenbild, und wer getraut ſich dieſes Ebenbild zu entweihen, ohne die Gottheit ſelbſt zu ſchänden? —

Ich bin ein Barbar, aber mein Herz billigt die Mißhandlung der Menſchen nicht. Nach den Gewohnheiten und Geſetzen meines Orts darf ich Menſchen als mein Eigenthum erobern, ich kann ſie verhandeln, verkaufen, allein dieſes mein Recht gründet ſich nur auf meine Stärke. Durch Bubenſtücke hab' ich in meinem Leben nichts erobert. Gewalt gegen Gewalt iſt edler, als eure feinen Betriegereyen, unter der Larve der Unſchuld und der Gleißnerey Menſchen unglücklich zu machen. —

Wenn ich erobern will, ſo kann man ſich zur Gegenwehr rüſten; wer kann ſich aber bey euch gegen

Heuchelei, gegen Betrug, gegen ſeine Gewalt waffnen? Wer kann bey euch ſich ſchützen, wenn der Blick der Freundſchaft Lüge iſt, der euch tödtet? —

Glaubt mir, Europäer! verlachet die Barbaren nicht, wir ſind roh und grauſam, ihr ſeyd fein, ja aber nicht minder grauſam; unſer ſtumpfer Stahl verwundet weniger, als euer geſpitzter. —

Ihr beſchuldigt den Korſarn, daß er mit Menſchen handle, ihr findet das Abſcheulichkeit. Sagt, handelt ihr weniger mit Menſchen? Mancher eurer Sachwalter, mancher eurer Richter, der euch plündert, der euch Gut, Kinder und Leben raubt, iſt er edler als ein Korſar? Wir ziehen die Sklaven auf, und ſtellen ſie auf offnen Markt, um ſie zu verkaufen, und nähren ſie einſtweilen; ihr zieht ſie ſo auf, laßt ſie nackt herum gehen, und laßt ſie erhungern. Der Sklave, der bey uns Fähigkeit beſitzt, wird höher geachtet, er wird beſſer gehalten, wird theurer verkauft; das iſt bey euch ſeltner, ihr wißt nur das Kleid, das ihr ihm auszieht, und ſelten den Mann, zu ſchätzen.

Vor die entſcheidende Richterinn, vor die Natur wollen wir hintreten, und ſo ſoll ſie unterſuchen, wo mehr Barbarey iſt.

Komm, unglückliches Mädchen, komm in meine Arme, du ſollſt Unterſtützung bey einem Seeräuber finden, die dir der Chriſt verſagt hat.

Der Korſar nahm das Mädchen mit ſich, und landete glücklich am Ufer.

Sarah wurde von dem edelmüthigen Seeräuber, wie ſein Kind behandelt; ſie ſah ein, daß der Mann ein gutes Herz hatte, und nach und nach machte ſie ihn auf die Grauſamkeit ſeiner Landesverfaſſung aufmerkſam, ſie ſtellte ihm die Beleidigung der Natur durch den Menſchenhandel vor, und brachte es ſo weit, daß der Seeräuber ſich entſchloß, ſeinem Gewerbe zu entſagen.

Nun will ich für Niemanden mehr, fing er an, als für dich leben, Sarah! Durch das Vermögen, das ich mir erwarb, will ich dich und andere Menſchen glücklich machen; kann ich dir durch mein Beſtreben gefallen, ſo würde ich glücklich ſeyn, wenn du mich deiner Hand würdig achten könnteſt.

Sarah liebte den Mann ſeines guten Herzens willen. Sie ſagte es ihm und ward ſein Weib.

Die Hochzeit wurde nach den Geſetzen des Orts gefeyert; hundert Chriſtenſklaven kaufte der Korſar los, und ſchenkte ihnen, ſeiner Braut zu Liebe, die Freyheit am Hochzeittage. Mich däucht, ſagte er, liebe Sarah! ich hätte dir kein beſſeres Geſchenk geben können, als die Freyheit armer, unglücklicher Menſchen. Ich will dir am Hochzeittage zeigen, wie ſehr ich gern deiner würdig wäre, ich will, ſo viel es in meinen Kräften ſteht, die Ungerechtigkeiten wieder gut machen, durch die ich die Menſchheit beleidigt habe, und mein Lohn ſoll ſeyn, daß Sarah mein iſt.

Du biſt edel, erwiederte Sarah, und die Gottheit wird dich lohnen. Kann dein Weib zu deinem Glücke beytragen, ſo zähle auf ſie! Wenn Liebe glücklich machen kann, ſo ſoll Omar nie unglücklich ſeyn; ſo lang Sarah ein Herz hat, ſo wird dieſes Herz Omars ſeyn. Sanft, wie der wonnevolle Schlummer des erſten Menſchen, verfloßen Omars Tage an der Seite ſeiner Gattinn. Sarah war auch ganz glücklich, nur kränkte ſie oft das Schickſal ihrer Aeltern.

Einſt ſaßen Omar und Sarah am Ufer des Meeres, und betrachteten die untergehende Sonne. Sanfte Schwermuth überfiel Sarah; ſie ſank an Omars Bruſt, und Thränen edler Gefühle quollen aus ihren Augen. Was iſt dir, Sarah! ſagte Omar, was fehlt dir? Gieße deinen Kummer in mein Herz; ich habe mich mit dir gefreuet, ich will mit dir weinen. —

Sarah erhob ihr Auge, das ſo blau wie das Firmament war, zum Himmel. Wie glücklich wäre ich, lieber Omar! erwiederte ſie, wenn ich wüßte, wie es mit meinen lieben Aeltern ſtünde. Vielleicht ſchmachten ſie noch im Kerker, vielleicht ſind ſie getödtet, o Omar! wie martert mich dieſer Gedanke!

Es ſoll dich nicht lange martern, ſagte Omar, wir wollen uns mit unſerm Vermögen aufs Schiff ſeßen, und nach Liſſabon ſegeln. Ich will eine Küſte mit Geld beladen, will's hingeben, um deinen Vater los zu kaufen; er iſt auch mein Vater, er ſoll mit uns leben, und mit uns genießen, was das Glück mir beſcherte. Sarah konnte nicht antworten, denn die Thränen, die über ihren ſchönen Buſen herunter glitten, erſtickten jedes Wort, das ſie ſagen wollte. Umarmungen drückten das Gefühl ihres Herzens aus.

Harruſch war der Zeit über, als de la Raps ſich mit Sarah flüchtete, im Gefängniß. Die Form des Prozeſſes zog ſich in die Länge, bis ſich endlich Harruſch's Unſchuld entdeckte. Es iſt nicht zu beſchreiben, welche Grauſamkeiten, welches Ungemach Harruſch und ſeine Familie im Kerker erdulden mußten. — Der Kerkermeiſter war ein Mann voll von Vorurtheilen, der ſich's zum Verdienſte rechnete, dieſe Menſchen zweyfach elend zu machen. Sie ſind Juden, ſagte er, ich will's ihnen fühlen laſſen, wer ſie ſind. Gleich bey ihrem Verhaft warf er ſie in den dunkelſten Kerker; kein Sonnenſtrahl drang je in ſeine Finſterniſſe hinab. Kälte und Näße herrſchten dort, und machten dieſen Ort einer Höhle gleich, die nicht für Menſchen, ſondern für giftige Thiere beſtimmt iſt. Harruſch war in ſeinem Unglück gelaſſen; ſein Herz, das ſchuldlos war, hoffte auf Gott, und ſeine Tugend war ſeine Stütze. — Durch das harte Betragen des gefühlloſen Kerkermeiſters würde Harruſch das Ungemach nicht überlebt haben, wenn nicht des Kerkermeiſters kleines Töchterchen das Schickſal dieſer Unglücklichen erleichtert hätte. Täglich legte ſie von ihren Speiſen etwas zurück, täglich ſammelte ſie von den Fremden etwas, und brachte es dem guten Harruſch. Da bey ſeinem Kerker ſaß ſie oft ſtundenlang, und verſchwätzte mit ihm durch das eiſerne Gitter die ewigen Stunden der Gefangenſchaft. Harruſch dachte oft an Sarah, erzählte ihr von ihr, und das Mädchen weinte mit ihm. — Die warme Theilnahme dieſes guten Herzensmädchen an Harruſch's Schickſal war bald Urſache, daß Klärchen, denn ſo hieß ſie, erkrankte. Wer war unglücklicher, als die armen Juden, die ihre kleine Tröſterinn nicht mehr ſahen. — Klärchen war krank, tödtlich krank, ihr empfindſames Herz war zuſehr durch Harruſchs Unglück erſchüttert, und der Arzt zweifelte an ihrem Aufkommen. Der Kerkermeiſter, zwar ein harter vorurtheilvoller, aber im Herzen doch nicht ganz böſer Mann, war äußerſt durch ſeines Mädchens Krankheit bewegt, denn er liebte Klärchen. Er näherte ſich ihrem Bette. Warum willſt du denn ſterben? ſagte er, Kind! Was hat dir denn dein Vater gethan, daß du ihn verlaſſen willſt? Mädchen! ſieh, ich liebe dich, gib Alles, was ich habe, wenn du mir bleibſt. Klärchen erhob ihr Aug' gegen ihren Vater: Verzeiht mir, wenn ich euch beleidigt habe! — Ich kann nicht mehr leben. Der arme Horruſch, ſeine armen Freunde, ſterben werden ſie im Kerker. Liebt ihr euer Klärchen noch, Vater! ſo erleichtert ihnen ihr Schickſal; dieſes iſt Alles, um was ich euch bitte, dann will ich gern ſterben. Ein frommer Geiſtlicher, der an Klärchens Bette ſaß, rief den Kerkermeiſter auf die Seite. Freund! ſagte er, ihr habt unrecht gehandelt. Die Gefangenen, die euch der König anvertraut, hören nicht auf Menſchen, und eure Nächſten zu ſeyn, es iſt unverantwortlich, das Schickſal des Gefangenen zu erſchweren, und einen Unglücklichen noch unglücklicher zu machen. So lang der Menſch unter dem Prozeſſe liegt, ſo weiß man noch nicht, ob er ſchuldig oder unſchuldig iſt, kein Menſch hat daher das Recht, ihn zu mißhandeln. Wer gibt ihm ſeine Geſundheit? wer ſeine verlornen Kräfte wieder zurück? wer die Jahre, die ihm der Kummer abſtahl? Glaubt mir, ihr habt euch ſchwer wider Gott verſündigt, und da er euch eure Tochter krank werden ließ, ſo wollte er euch nun euer Unrecht fühlen laſſen. Der Kerkermeiſter wartete die Rede nicht aus, ſogleich lief er ſelbſt in den Kerker, führte die gefangenen Juden in einen gemächlichern, reinigte ſie und wartete ſie, wie es die Menſchenpflicht iſt, Menſchen zu behandeln. Als Klärchen dieſe Nachricht ſelbſt von ihrem Vater erhielt, ſo war es Balſam für ihr wundes Herz; ſie erhohlte ſich, und täglich beſſerte ſich ihre Geſundheit. Binnen der Zeit wurde Harruſch und ſeine ganze Familie als unſchuldig erkannt. Allein ſie waren arm, weil de la Raps ihr ganzes Vermögen entfremdet hat. Dieſe Umſtände und Klärchens Bemühung, die ſich ſelbſt zu des Königs Füßen warf, erwarb eine kleine Penſion für dieſe unglückliche Judenfamilie. Klärchen beſuchte täglich den Harruſch, und wo ſie etwas für ihn bekommen konnte, brachte ſie es ihm mit Freude. Wenn ihr Vater ihr eine Freude machen wollte, ſo bat er die Juden zum Mittagmahl, die auch mit ihm ohne Vorurtheil zu Tiſch aßen, und mit ihm zu Gott betheten, der der Vater aller Menſchen iſt. Eines Tages ſaßen Harruſch und Klärchen am Haven des Meeres, und ſahen den Schiffen zu, die landeten. Da ſtieg Sarah und der Korſar ans Ufer. Sarah erkannte ihren Vater, ſchlang ihre Arme um ſeinen Hals, und genoß die ſeligſten der Menſchenfreuden; ſie erzählte Alles. Der großmüthige Korſar machte durch ſeinen unermeſſenen Reichthum die ganze Familie wieder glücklich. Omar heirathete Klärchen aus, und gab ihr eine prächtige Hausſteuer. Auf einem Landgut, das ſie kauften, lebten alle dieſe Familien: der Korſar, der Jude und der Chriſt. Sie liebten Gott, und thaten Gutes. Klärchen, die eine gute Heirath traf, nahm auch ihren Vater zu ſich, und der Segen des Himmels ſtrömte wie Thau aus den Wolken über die Gutdenkenden. Sie lebten lange, lebten glücklich, waren das edelſte Bild der Toleranz, und bewieſen, daß Gottes erſtes Geſetz iſt, uns als Brüder zu behandeln, weil wir alle Kinder Eines Vaters ſind, der im Himmel iſt.

Iſogin und Celia,

eine
Geſchichte von einem unſrer ſchwarzen Brüder aus
Africa, von einem Mohren.

Ich weiß es wirklich nicht, ob es denn ſchon ſo ganz ausgemacht iſt, daß wir Europäer die geſitteten Völker ſind: ich zweifle täglich mehr. Der Nahme Barbaren, mit dem wir ſo gerne andere Völker benennen, klingt mir ſo wunderlich, daß mir manchmahl ſehr ſchwindelt, wir könnten uns geirrt haben. Verdienten wir vielleicht den Nahmen Barbaren nicht eher als mancher Wilde, der doch weni[illegible] wenn er auch keine andern Geſetze hat, den G[illegible] treu bleibet?

Wenn ich an mich ſelbſt zurück denke, was der Staat, was Erziehung aus mir gemacht haben, ſo finde ich oft ein ſehr wunderliches Ding, ein Geſchöpf, das man von Jugend auf durch tauſenderley Bemühungen von der Natur entfernte, das man mit manchen Kenntniſſen anpfropfte, die ihm nichts nützen, und das man mit Syſtemen bekannt machte, die in der Natur nicht exiſtiren, und dem man manche Meinungen aufdrang, die bey Unterſuchung große Lügen waren.

Nachdem man uns durch tauſend ſeltſame Meinungen von Kindesbeinen an das natürliche Gefühl unſers Herzens verdorben hat, ſo können wir in Mannsjahren uns wieder bemühen, das zu vergeſſen, was wir beſſer niemals gelernt hätten.

Es wäre ſo edel, unter geſitteten Menſchen zu leben, wenn das, was Sitten heißt, bei Vielen einen Werth hätte; aber ſo hat Falſchheit und Politik die geſellſchaftlichen Tugenden verdrängt, und Barbarey und feinere Wildheit unter Menſchen gepflanzt, die in ihr Verderben rennen. Das Recht des Stärkern herrſcht unter den Barbaren; das Recht des Witzigern, des Liſtigern unter den Geſitteten. —

Dort war des Menſchen Bildung verſtaltet, als er verfolgte; Zorn war im Munde, Zorn in der Hand, die ſich waffnete. Jetzt iſt Verſtellung in der Miene, man lächelt, und tödtet, weint und mordet, bemitleidet und raubt. Geſchändete Natur! ſetze doch die Menſchheit wieder in ihre Rechte ein! haſt du dem Menſchenauge Thränen gegeben, um zu betrügen? gabſt du holdes Lächeln dem Munde, um ſicherer zu ſchaden? eine ſchmeichelnde Miene, um zu tödten, und ein ſanftes Auge, um zu morden? —

O bahne die ſchrecklichſten der Lügen aus der Menſchengeſtalt! Laß ungeheuchelte Natur auf unſerer Stirne herrſchen, und erniedrige uns nicht durch unſere Verfeinerung unter den rohen Naturmenſchen, manchmal ſogar eine ganz edle Natur, die ganz Unſchuld wie Iſogin iſt.

In einer wilden Gegend von Afrika war Iſogin geboren, ein junger Mohr, dem die Natur Gefühle und ein edles Herz gab. Iſogins Daſeyn war die Urſache des Todes ſeiner Mutter, denn der Balma koſtete dieß Geſchenk der Liebe, das ſie ihrem Freunde Jacquer gab, das Leben. —

Jacquer war Iſogins Vater, ein Mann, den ſeine Brüder ſehr ſchätzten, denn er war tapfer. Es war keiner in der Gegend, der es ihm im Laufen bevorthat, und keiner warf den Pfeil ſo ſicher als Jacquer: zudem beſaß er auch ein edles Herz. Wo er einen ſeltnen Stein, oder eine ſchöne Muſchel am Ufer des Meeres fand, brachte er ſelbe entweder ſeinen Freunden, um ihnen Freude zu machen, oder er legte ſie als ein Opfer auf den Altar ſeiner Gottheit, die er anbethete.

Jacquer liebte Balma, ein Mohrenmädchen, das ſeiner würdig war. Beynahe ein Jahr lang koſteten ſie die unſchuldigen Freuden der Natur. In ſtiller Eintracht wandelten ſie oft Hand in Hand unter dem Schatten der hohen Palmenbäume, oder ſaßen an einer Staude von Yſop, und lebten dem ſanfteſten Gefühle der Natur, der Freundſchft und der Liebe. —

Balma war das ſchönſte der Mohrenmädchen in der Gegend. Weich wie Atlas waren ihre Wangen, und Adlerſchwärze war ihre Farbe. Das Weiße ihres Auges war der Schneeflocke ähnlich, die an der ſchwärzeſten Beere der Brombeerſtaude hing, Korallen waren ihre Lippen, und eine Perlenreihe [illegible] ne. Jacquer war nicht minder ſchön, ſein Wuchs war wie ein junger Pappelbaum, ſeine Augen blitzten wie ein Meteor in der Nacht, und ſeine Lippen glichen den letzten Pupurſtrahlen des Abendroths, wenn die ſchwärzeſte Nacht im Neulicht ans Firmament ſteigt. Das zärtlichſte einer ſchwarzen Lämmerheerde ſchien ihre Wolle Jacquers Haupt geliehen zu haben, wo ſein Haar in tauſend kleine Locken ſich drehte.

Jacquers Blick war ſanft, und ſein Auge ſprach unendlich viel, wenn es ſich auf Balma richtete.

Jeder von Jacquers ſchwarzen Brüdern freute ſich an ſeinem Glücke, denn in dieſen Gegenden iſt es noch nicht Mode, daß Einer um des Andern Mädchen oder Weib buhlt. Keine giftigen Dünſte von unverdauten Speiſen vergiften hier die reineren Säfte, und weder Gewürze noch Weine peitſchen hier das Geblüt durch die Adern. Ruhig wie ein ländlicher Bach iſt hier der Umlauf der Säfte, und macht das Herz zu wahren Freudem empfänglich. Ich liebe dich, und du liebſt mich: iſt da die ganze Sprache der Liebe. Das Herz fühlt's, das Auge ſpricht's, der Mund erzählt's ohne Lüge, ohne Täuſchung. — Balma war glücklich an Jacquers Seite, oft wandelten ſie des Nachts unter dunkeln Cypreſſen, und ihr Blick wandte ſich zum Himmel, und betrachtete das Sternenheer, das über ihnen glänzte. —

O Balma! ſagte Jacquer, wie doch der Herr groß ſeyn muß, der dieſes Alles erſchaffen hat. Fühlſt du nicht, Mädchen! was ich fühle, ſo etwas, das mein Herz gegen ihn hinzieht? Sieh Balma! ihm haben wir die Freuden der Natur zu danken, ihm hab' ich deine Liebe zu danken; er hat dich ſo trefflich gebildet! Er gab dir das Herz, das mich liebt. Ja, Jacquer, erwiederte Balma, ich fühle Alles, was du fühlſt. Komm, lieber Jacquer! wir wollen unſere Hände zum Himmel ſtrecken, und ihm danken, daß er ſo ein guter Vater iſt. Jacquer und Balma ſammelten ſich verſchiedene Muſcheln und Schnecken, und baueten aus ſelben unter Cypreſſenbäumen einen Altar, unter dem ſie täglich am Morgen der Gottheit opferten. Wohlriechende Stauden zündeten ſie an, und Blumen ſtreuten ſie umher, und betheten zum Himmel ein Gebeth, das ihnen ihr Herz ſagte. —

Laß mich, ſagte Jacquer einſt, laß mich ein Thier erhaſchen, Balma! Ich will's hieher bringen, und wir wollen es den Göttern ſchlachten. Nein, erwiederte Balma, lieber Jacquer! Vergoſſenes Blut kann den Göttern nicht angenehm ſeyn. Sie, die die Geſchöpfe zur Freude ſchufen, können nicht Freude an ihrer Zerſtörung haben. Dieſes ſind die Begriffe, ſagte Balma, die ich mir von der Gottheit mache. Laß uns jedem lebenden Geſchöpfe Gutes thun! Dieſes ſoll der Gottheit beweiſen, daß wir gerne unſers Daſeyns würdig wären. —

Eine Thräne ſtand in Jacquers Auge und eine Umarmung lohnte Balma's edles Herz.

Eines Tages wandelten ſie, entfernt von ihren Hainen, in einer öden Gegend in Klippen und Gebüſchen, und betrachteten die Reitze der wilden Natur. Ein jammerndes Gewinſel eines leidenden Geſchöpfes machte ſie aufmerkſam; ſie näherten ſich und eine verwundete weiße Bärin rang mit Schmerzen und Tod. An der Bruſt des ſterbenden Thieres lag ein ſäugendes Junges. Jacquer eilte hinzu, zog den tödtenden Pfeil aus der Bärin Wunde, und wollte ſie heilen, aber vergebens war ſeine Mühe. Das ſterbende Thier lohnte den gutthätigen Jacquer mit einem dankbaren Blicke. Es ſah ſein Junges noch an, dann ſah es wieder auf Jacquer, als wollte es ihm ſagen, nimm dich des armen Geſchöpfes an, das ich hinterlaſſe, weil du mich, guter Menſch! nicht mehr retten kannſt. Die Bärin war todt. Balma und Jacquer nahmen das junge Thier zu ſich, und erzogen es mit Sorgfalt. —

Das heranwachſende Thier vergaß auch ganz ſeine Wildheit, ward geſellſchaftlich und gut, ward Jacquers und Balma's Freude. — Tauſend artige Krümmungen und Sprünge ergetzten manchen Abend die Liebenden, und es mangelte ihnen immer etwas, wenn ihre junge Bärin nicht bey ihnen war. —

Als Balma ſich ſchwanger fühlte, bemerkte ſie auch, daß ihre Bärin trächtig wäre. Das gute Thier verließ zwar manche Stunde lang ihre Gutthäter, ging in den Wald, aber kehrte jeden Abend wieder zu ihren Freunden zurück. —

Es war Zeit zu Balma's Entbindung, und wie ſchlug Jacquers Herz. Die Stunde nahete ſich als Iſogin geboren ward, und Balma ſtarb. —

Wer war untröſtlicher als Jacquer! Ein Blick auf ſein Kind, ein Blick auf ſeine ſterbende Gattinn zerriſſen ſein Herz, und marterten ſeine Seele. —

Warum hat mir dich die Gottheit entzogen? rief er, in dem Augenblick, wo du mir doppelt lieb wurdeſt, Balma! Du gibſt mir ein Kind, o Natur! und entreißeſt mir des Kindes Mutter. Warum iſt denn der Tod in der Natur? warum die Trennung? Mußte ich lieben um zu fühlen, was verlieren heißt? —

Ah! wie ſanft war die Freude, die ich an Balma's Seite genoß! ſie zu ſehen, ihr zu ſagen, daß ich ſie liebte, war da herrlichſte Glück meiner Tage, was will ich nun thun ohne ſie? Einſam werde ich herumwandeln, wie der Elephant in Wäldern, ſeufzen, und vergebens ſeufzen, weil nichts im Stande iſt, mir meine Balma wieder zu geben. —

Arme Balma! ſo rief Jacquer, und warf ſich auf den todten Körper hin, und weinte heiße Thränen der Liebe. Erwache doch, ſagte er, erwache! Nur noch einen Blick auf Jacquer, ehe ſich deine Augen auf ewig ſchließen, noch einmahl ſchlinge deinen Arm um meinen Nacken, noch einmahl ſchlage dein Herz an dem meinigen, noch einmahl laß dir es ſagen, daß ich ganz dein bin! Sieh doch! kannſt du mich verlaſſen, in dem Augenblicke, in dem du mir ein Pfand deiner Liebe gibſt? Wenn du nicht mehr für mich leben willſt, ſo lebe für das Geſchöpf, das du der Welt gabſt. —

O Natur, Natur! warum gabſt du mir ein Herz, fähig zur Liebe, die du ſo grauſam die Herzen behandelſt, die ſich lieben? Vergebens waren Jacquers Seufzer: Balma erwachte nicht mehr. Als er ſah, daß Alles vergebens war, warf er einen Blick auf ſein Kind. Du biſt noch allein; Alles, was mir übrig bleibt, ſagte er, du unglücklicher Iſogin! ſo will ich dich nennen; dein Bild wird mich immer an deine arme Mutter erinnern! Ich werde dich anſehen, trauriger Ueberreſt meiner Liebe! werde über dich weinen aber dich doch lieben. Dann ſah Jacquer ſtarr um ſich. Auch du wirſt ſterben, rief er mit heiſerer Stimme, du wirſt ſterben, du haſt ja keine Mutter mehr, die dich nährt. Was ſoll ich anfangen! Er nahm das Kind auf ſeine Arme, und benetzte es mit Thränen. Da Jacquer ſo weinte, kam die weiße Bärin herbey, leckte ſeine Thränen aus ſeinem Auge, ſchmeichelte ihm mit ihrer Pfote, und ſah immer hinter ſich, als wollte ſie ihm etwas ſagen. Jacquer warf einen Blick zurück, und ſah, daß ſeine Bärin zwey Junge zur Welt gebracht habe. Gutes Thier, rief Jacquer, ſey du die Amme meines Iſogin, nähre ihn mit deiner Milch, und rette ihm das Leben, wie ich das deinige rettete! Jacquer legte das Kind zu der Bärin, und ſie ſäugte es, und leckte es, und ſah oft mit unverwandtem Blicke unſern Jacquer an, als wollte ſie ſagen: ich kann dir deine Gutthaten nicht beſſer vergelten. —

Seit dem Tode der guten Balma war Jacquer untröſtlich; langſam verſchwand ſein Leben, wie der Schatten des Wanderers bey der untergehenden Sonne. Jacquer ſtarb, als Iſogin noch kaum zehn Wochen alt war.

Nach Jacquers Tode nahm die gute Bärin ihre Jungen, und ihren Säugling, den Iſogin, und trug ſie fern von Menſchen in eine Wildniß. Es war, als hätte ſie ſagen wollen: Ich habe die Pflichten der Dankbarkeit erfüllt, nun behaupte ich wieder die Rechte meiner Freyheit. Jacquer erzog mich, und ich will Jſogin erziehen. Vergebens bemühten ſich Jacquers Freunde, die Bärin auszukundſchaften; alle Mühe war vergebens. — Balma und Jacquer wurden in eine Grube gelegt, und die Wilden pflanzten Cypreſſen und Pappeln um ihre Grabſtätte.

In der Gegend, in die ſich die Bärin mit Jſogin flüchtete, hatte vor einigen Jahren ein Kaufmann Schiffbruch gelitten. Der Unglückliche wurde von den Wellen verſchlungen, nur ſein Weib, die doch ſchwanger war, rettete ſich aus den Fluthen, und kam in dieſen unbewohnten Ort, wo ſie nach drey Tagen das liebenswürdigſte Kind zur Welt gebar. Es war ein Mädchen, und dieſes Mädchen nannte die Mutter Celia. Drey volle Jahre verlebte hier die arme Kaufmannsfrau, abgeſondert von aller menſchlichen Geſellſchaft, mit ihrem Kinde, als ſie im Anfange des vierten Jahres die weiße Bärin zur Geſellſchafterin bekam. Schickſal, Hang und Bedürfniſſe feſſelten dieſe Weſen an einander, und die weiße Bärin, Celia, ihre Mutter, Jſogin, und die 2 jungen Bärinnen machten bald eine kleine Familie aus. Ganz erſtaunt ſah Celiens Mutter, wie die Bärin den jungen Jſogin pflegte, und da gleiches unglückliches Schickſal den Unglücklichen an Unglückliche kettet, ſo war Celiens Mutter dem jungen Jſogin ganz hold, Celia und Jſogin erwuchſen. Celia war ungefähr 15 Jahre alt, als ihre Mutter ſtarb. —

Schrecklich war der Verluſt für Iſogin und Celia, die nicht wußten, was ſterben iſt. Warum ſchläft denn die Mutter ſo lange? ſagte Celia. —

Iſogin. Ich weiß es nicht, Celia. —

Celia. Glaub' mir, Iſogin, ſo lang ſchlief die Mutter noch nie; ſie wird ja doch wieder aufwachen?

Iſogin. Aufwachen! das hoffe ich; was würde aus uns werden, Celia, wenn die Mutter nicht mehr aufwachte? aber glaubſt du wohl, Mädchen, daß man ſo immer fortſchlafen könne?

Celia. Ich würde es nicht glauben, Iſogin! aber ich hatte einen kleinen Vogel, den ich liebte, unendlich liebte, und da ſchlief er auch ein, und erwachte nicht mehr. —

Iſogin. O Celia! wenn nun die Mutter nicht mehr erwachte, und du auch einſt einſchliefeſt, was würde aus Iſogin werden? Geh, Mädchen, wir wollen uns dort hinlegen. Laß ſehen, ob wir nicht auch einſchlafen können; wenn du nicht mehr erwachſt, ſo will ich auch nicht mehr erwachen. —

Celia. Aber, Iſogin! wenn wir alle einſchliefen, was würde die gute Bärin machen, die dich erzog?

Iſogin. O! die darf nicht allein bleiben, die muß auch mit uns ſchlafen, und wenn wir dann alle wieder erwachen, erwachen werden wir ja doch müſſen, ſo wollen wir uns wieder des Lebens freuen.

Celia. Ja das wollen wir thun! die Mutter ſagte mir oft, daß alle Menſchen und Thiere auf lange Zeit einſchlafen müſſen, und daß ſie nicht mehr hier erwachen, ſondern in einem ganz andern Ort, wo es ſchön iſt, ſo ſchön als ich's dir nicht ſagen kann. —

Iſogin. O ſo freue ich mich ja recht zur Ruhe! Wir ſehen uns ja Alle wieder.

Celia. Das wird wohl ſeyn. Ohne dich, Iſogin! möchte ich nirgends ſeyn.

Iſogin. Und ich nirgends ohne Celia.

Hier küßten ſich Celia und Iſogin, und weinten, ſahen die Mutter an, küßten ſich, und weinten wieder. Ich weiß nicht, ſagte Iſogin, was ich fühle. Celia! mir iſt ſo wohl, wenn ich meinen Arm um deine Schultern lege, wenn ich mein Haupt an deinen Buſen ſenke, ſo wohl iſt es mir, daß ich immer ſo ſeyn möchte. Wenn ich weine, weinſt du mit, wenn nur ich ganz du, und du ganz ich wäreſt, daß uns nichts trennen könnte. O Celia! warum ſind wir denn zwey? Zwey kann man trennen! Wenn wir doch Eines wären:

Siehſt du, wenn die Mutter mit uns Eins wäre, ſo ſchliefen wir nun auch mit ihr. —

Ah, Iſogin! erwiederte Celia, und feurig hing ſie an ſeinen Lippen, und Kraft der Seele zur Einswerdung wirkte thätig in ihrem Herzen. Sie umarmten ſich, und fühlten zum erſten Mahle, daß Umarmen Beſtreben des im Körper gefeſſelten Geiſtes zur Einswerdung iſt; ſo ſahen ſie ihren Körper als den Kerker ihrer Seelen an, und der heftige Trieb zur höhern Freyheit gab ihnen den Vorgeſchmack von Fortdauer und Unſterblichkeit. — Weil nun die Mutter immer ſchläft, ſagten ſie, ſo wollen wir ihr eine Ruheſtätte bauen. Sie ſammelten Geſträuche und Moos, wanden Kränze mit Blumen, und warfen wohlriechende Kräuter auf den Leichnam.

Ganz Unſchuld, ganz Natur war Celia — ganz Einfalt Iſogin. Wie die erſten Menſchen keimten ſie auf und waren glücklich. Zufrieden mit dem, was ſie aus der Hand der Natur genoßen, kannten ſie keine marternden Bedürfniſſe. Die ſchmackhaften Früchte des Baumes waren ihre Nahrung — ihr Trank die reine, unverfälſchte Quelle.

Am Abend ſaßen ſie oft an dem Ufer, und überſahen die unermeſſene Fläche des Meeres, und wähnten und dachten, daß auch dort Menſchen wie ſie ſeyn könnten.

Die aufgehende Sonne flößte ihnen Begriffe von der Majeſtät der Gottheit ein, und ihr erwärmender Hauch, der die Blumen hervorrief, verkündigte ihnen, daß es ein allerhaltendes Weſen geben müſſe.

Laß uns, ſagte Celia einſt, laß uns, Iſogin! die ſchönſten der Blumen pflücken für Den, der die Urſache von allen dieſen ſchönen Dingen ſeyn muß. Ja, Celia! das wollen wir, erwiederte Iſogin, und weil du die Blumen pflückeſt, will ich Meermuſcheln holen, und glänzende Steine leſen, ſie mit Reiſern durchmengen, und da am Ufer eine Stätte bauen, auf der wir täglich Blumen und Früchte dem Weſen bringen wollen, welches dieſe ſchöne Gegend gemacht hat.

Er ſagte es, und ſchon ſtand der Altar. Celia brachte Blumen und Früchte, legte ſie hin, ſah ihren Iſogin an, und umarmte ihn. Ihr zum Himmel gewandter Blick, ihr edles Herz, das heftiger ſchlug, die ſtillen Ahndungen, die ſie empfand, waren ihr erſtes Gebeth, das ſie zum Himmel ſchickte.

Was denkſt du? liebe Celia! fing Iſogin an.

Celia. Ich bitte den, der uns das Leben gab, daß er dich erhalten möchte.

Iſogin. Auch ich, Celia! habe ihn um deine Erhaltung gebethen. Was glaubſt du wohl, Celia, daß dieſes Weſen ſeyn muß?

Celia. Das kann ich dir nicht ſagen, Iſogin! aber gut — ohne Grenzen gut muß es ſeyn.

Iſogin. Wer ſagte dir das?

Celia. Mein Herz — mein Gefühl.

Sieh, Celia! das iſt die ſchönſte der Blumen, die ich pflückte. Sie war für Celia beſtimmt — nun will ich ſie ihm geben, dem Weſen, das wir lieben.

Iſogin legte die Blume auf den Altar, und die Gottheit ſah mit gütigem Blicke vom Himmel herab, und Engel trugen dieſes Opfer der Unſchuld zum Thron des Allmächtigen.

Das Herz des Menſchen iſt der wahre Tempel der Gottheit; in dieſem hat der Ewige ſein Wohlgefallen. Was ſind Rauchwerke, was Opfer dem Allmächtigen, wenn das Herz des Menſchen daran keinen Theil hat? — Der ſtolze König ſtreut vergebens Weihrauch in goldene Gefäße; Winde zerſtreuen den Rauch, wie ſein Gebeth, das nicht bis zur Gottheit emporſteigt. Dieſe beſchäftigt ſich nur mit Einfalt und Unſchuld, verachtet Hekatomben und Opfer, und ſieht gnädig die Blume an, die ein redliches Herz auf den Altar legte.

Zwanzigmahl erneuerte der Mond ſein Licht über die Erde ſeit Celia's Daſeyn, und achtzehn Frühlinge ſchmückten die herrliche Gegend ſeit der Zeit, als Iſogin lebte. Der Wink der Natur zur Freundſchaft und Liebe führte auch dieſes unſchuldige Menſchenpaar zu den heiligſten der Gefühle. Sie liebten ſich, und waren glücklich.

Unſchuldige Liebe! du biſt ein Geſchenk der Gottheit; dein Alles belebender Geiſt heiliget jedes Geſchöpf dem Vergnügen. Gottes Wonne iſt dein Gepräge. Verkannt von Menſchen findet man dich ſelten mehr in Städten; nur auf einſamen Inſeln oder in niedrigen Hütten erneuert man noch deine Feſte. In ſchattigen Hainen unter Blumen wird dein Andenken gefeyert, da man deinen Tempel in Palläſten entheiliget, wo die Wolluſt deine Stätte beſitzt, und Weihrauch annimmt, der einſt, Göttliche! auf deinem Altare dampfte.

O ihr Menſchen! Warum verkennt ihr ſo das herrlichſte der Gefühle der reinen Liebe! — Sie ſtrömt aus von Dem, der uns ſchuf, und ſtrömt wieder zu ihm zurück — zu ihm, der die Liebe iſt. Alles iſt herrlich mit ihr; alles elend ohne ſie. Sie iſt die Kette, die das niedriegſte Erdengeſchöpf ſtufenweis bis an den Menſchen kettet — den Menſchen an Engel, den Engel an Gott; — eine Kette, in der jedes Glied zum Ganzen gehöret; die zur Einswerdung hinziehet; — in der ich du, und du ich wird — und ich und du im Mittelpunkt der reinſten Liebe, in der Gottheit ſich unzertrennlich vereint.

Iſogin und Celia genoßen ſie, die Freuden dieſer Liebe; allein ihre Glückſeligkeit ſtörte ein unglücklicher Tag auf ewig, an dem ein Schiff an dem Ufer landete, wo ſie wohnten.

Ein ſpaniſcher Kaufmann kam in dieſe Gegend. Sein Schiff lag ſchon drey ganzer Tage lang vor Anker, als einige ſeiner Leute den dritten Tag ans Geſtade ſchifften, und den Ort beſehen wollten, der ſo mahleriſch ſchön vor ihnen da lag.

Iſogin und Celia ſaßen am Ufer, und betrachteten ſchon dieß wunderliche Gebäude, das ſo prächtig in der See ſchwankte, als ſich ein Kahn ihrem Geſtade nahete, und ſechs Spanier ans Land traten.

Beym erſten Anblick dieſer Menſchen warfen ſich Celia und Iſogin zu Boden, und glaubten erſt, daß es die Gottheit ſelbſt wäre, die vom Himmel herabſtieg. Nach einer Weile erholten ſie ſich von ihrer Verwunderung, und wurden vertrauter, als ihnen die Fremden freundlich begegneten.

Die Spanier waren nicht minder erſtaunt, eine ſo ſchöne Geſtalt, wie Celia, zu finden, und verwunderten ſich über die Ungezwungenheit des Mohren, der in ſeiner Art nicht minder ſchön war. Schon berechneten ſie den Gewinn, den ſie aus dieſen beyden Menſchen ziehen könnten, und vergaßen die ſchöne weiße Bärin im geringſten nicht in ihrem Calkul.

Ihr ſeyd nun unſer, ſagte einer von den Spaniern, und legte ihnen Feſſeln an, und Celia und Iſogin reichten willig ihre Hände dar, und glaubten, daß dieſe Feſſeln ein Geſchenke wären.

Bald ſprachen ſie auch mit den Spaniern, denn Celia's Mutter war eine Spanierinn, und wenn ihre Mundart gleich an Celia höchſt unvollkommen überging, ſo ſprach Celia doch ſo, daß man ſie verſtehen konnte.

Ihr werdet uns doch nichts Böſes thun, ſagte Celia; ihr ſehet ja ſo gut aus, und wir haben euch ja nichts zu Leide gethan. Sorgt euch nicht, ſagte einer von den Spaniern, und ſchleppte Iſogin vom Geſtade, der immer ſorgfältig nach Celia umſah.

Sie waren im Schiffe, und Iſogin und Celia und die weiße Bärin ſegelten ſchon weit in die See, entfernt auf ewig von dem Wohnorte ihrer Glückſeligkeit.

Iſogin kehrte noch traurig ſein Auge nach der verlaſſenen Gegend, und eine Thräne fiel auf Celia's Hand, die er immer an ſein Herz drückte.

Was fehlt dir? Iſogin! ſagte Celia; du weinſt.—

Iſogin. Ich weiß nicht, Celia! warum mir ſo ſchwer um's Herz iſt? — Mir war noch niemahls ſo; mir ahndet ſo was, das ich dir nicht ſagen kann.

Celia. Glaubſt du, Iſogin! daß uns was Böſes begegnen könnte?

Iſogin. Ich fürchte, Celia! Sieh, Liebe meiner Seele! ſieh die Menſchen, die da am Ruder ziben; ſie ſind Menſchen, wie ſie, und werden ganz anders behandelt. Ich fürchte — ich fürchte, Celia! — — und dieſe Ketten — —

Celia. Sind kein Geſchenke der Liebe, Iſogin! Schon fühle ich ihre Laſt; aber gern will ich ſie tragen, wenn nur du bey mir bleibſt, Iſogin! Du mußt dich nicht von mir trennen laſſen.

Iſogin. Trennen! — Nein! bey der Gottheit nicht, die wir ehrten, trennen ſollen ſie mich von Celia nicht.

Hier ſchwieg Iſogin und tiefer Kummer bemächtigte ſich das erſte Mahl ſeines Herzens; er lehnte ſein Haupt auf Celiens Schultern, und die Liebenden ſprachen wenig mehr, ſo lang ſie auf ihrer Seereiſe waren; nur ſahen ſie ſich ſehr oft an, und weinten.

Die Spanier kümmerten ſich nicht viel um dieſes leidende Paar, und ſchifften glücklich mit ihrer Beute in den ſichern Haven. Als ſie dort ans Land traten, waren eine Menge von Menſchen am Geſtade, die die Neugierde reitzte, das anlandende Schiff zu ſehen. Iſogin, Celia und die weiße Bärin wurden aus dem Schiffe geführt, und Tauſende der Menſchen umzingelten dieſe Seltenheiten.

Don Serpino war einer der reichſten in der Gegend. Er hatte eine Thier-Menagerie, dergleichen ſelten eine in Europa war.

Sein Blick fiel ſogleich auf die weiße Bärin, und er bot eine anſehnliche Summe für ſie. Der Kauf wurde richtig, und man gab ihm die Bärin. Don Spintos, ein Reicher von Adel, wollte Celia kaufen, und handelte ſie um tauſend Piaſter ein. Iſogin ſtand da, wie eine Bildſäule aus ſchwarzem Marmor. Er wußte noch nicht, was er aus alle dem machen ſollte, bis man endlich Cilia und die weiße Bärin fortführen wollte: da erwachte das Naturgefühl in ſeinem Herzen; er zerriß ſeine Ketten, und mit funkelnden Augen ſtürzte er Serpino und Spintos zu Boden, bemächtigte ſich ſeiner Celia und ſeiner Bärin wieder, und fing ſo zu ihnen an:

Barbaren! Welche Rechte habt ihr auf Celia? — Welche Rechte auf dieß arme Thier, das mich erzog und ernährte? — — Stehen gleich Tauſende von euch umher, die mich tödten und morden können, ſo ſcheue ich doch euren Mord und euren Tod nicht, denn nichts ſoll mich von Celia trennen können, und von dieſem armen Thiere, das Mutterſtelle an mir vertrat. — Wagt's! ich biethe euch Trotz — wagt's, mir dieſe Geſchenke der Natur zu entreißen, und ihr ſollt fühlen, was beleidigte Liebe, was beleidigte Menſchheit in dem Herzen desjenigen vermag, der keine andern Geſetze, als die Natur kennt.

Ungeheuer! Iſt das der Lohn unſrer Gaſtfreundſchaft? — Wie Götter haben wir euch empfangen: die ſchönſten der Blumen pflückte euch meine Celia, die ſchmackhafteſten Früchte reichte euch Iſogin zur Labung dar, und ihr mißhandelt uns wie Feinde an euren Ufern. — Mit Tigern muß ſich der Naturmenſch vermiſcht haben, als er nach Europa kam, und Wölfe müſſen eure Mütter geſchändet haben, weil ſie ſolche Kinder, wie ihr ſeyd, der Welt gaben. Welche Rechte habt ihr auf Celia? Welche Rechte auf meine gute Bärin? — Hat die Stimme der Natur und des Herzens bey euch noch einen Werth, ſo höret mich — höret meine Rechte, die ſie mir gab, und habt ihr heiligere als ich, ſo will ich euch Celia und meine Bärin abtreten.

Erſtaunt ſtand das Volk um den zürnenden Mohren, und voll von Erwartung hörte man ihm zu.

Celia iſt meine Geliebte, fuhr er fort. Unglück und Schickſal ketteten unſere Herzen an einander. Die Gottheit billigte unſere Liebe, denn ſie lohnte unſere Tage mit ſtillem Vergnügen. Kein Kummer runzelte unſere Stirne; keine Sorge kränkte unſer Herz, ehe ihr Barbaren ans Ufer tratet, wo wir glücklich waren — glücklich noch ſeyn würden. Dieſe weiße Bärin vertrat Mutterſtelle an mir, und wenn euch der Nahme Dankbarkeit unbekannt iſt, ſo lernet von mir, was ſie ſey. Ich werde die Kindespflichten gegen dieß Thier beobachten, das mir Mutter war, ſo lang ich lebe. Es ſoll nie von meiner Seite kommen; ich nie von der ſeinen. Tödten werdet ihr uns können, aber trennen — das ſoll euch unmöglich ſeyn.

Das Gefühl, das in meinem Herzen iſt; die Kühnheit, die ich fühle und die Stärke, deren ich mir beym geringſten Gedanken bewußt bin, ſagt mir, daß dieſes heilige Geſetze der Natur ſind; — daß ich Celia ewig lieben muß, und ewig lieben werde, und daß meine weiße Bärin immer die gegen mich ſeyn wird, der ich mein Leben ſchuldig bin.

Habt ihr heiligere Anſprüche, ſtärkere Rechte, ſo tretet auf! —

Um euertwillen ſoll ich Natur und Liebe vergeſſen? — um euertwillen, die ihr euch, wie ſchändliche Räuber, in eine Inſel gewagt habt, die noch nie ein Böſewicht entheiligte, ehe ihr das heilige Ufer ſchändetet! — Euren Eigennutz zu befriedigen, ſoll ich meine Bärin verkaufen laſſen, und meine Celia hingeben! — — Die Bärin iſt mein, und Celia iſt mein! die Natur gab ſie mir; meine Anſprüche gründen ſich auf ſie; die eurigen kennet die Natur nicht, denn euer Recht nennt ſich Gewalt.

Alles, was ich um mich her ſehe, verkündigt mir, daß ihr längſt treulos an der Gottheit und der Natur waret. Eure Speiſen, eure Kleidungen, eure Schwerter — Alles verkündigt eure Verrätherey. Die Natur erkennt euch nicht mehr als ihre Kinder, denn ihr habt eure Mütter vergeſſen; ihr ſeyd Muttermörder an ihr geworden, und habt ſie verſtümmelt, daß ſie nicht mehr zu kennen iſt. Führt uns in unſere Inſel wieder zurück, denn die Natur gab euch kein Recht, uns unglücklich zu machen. Führt uns zurück; wo nicht, ſo ſtürzet uns in die See, und die ſtürmiſchen Fluthen werden wohlthätiger als ihr ſeyn, und werden uns entweder dem Ort wieder geben, wo wir herkamen, oder auf ewig unſere Augen ſchließen, ohne uns zu trennen.

So ſprach Iſogin, und drückte Celia und ſeine Bärin ans Herz, und ſah feurig um ſich her, wie ein Löwe, der an der Seite ſeiner Löwin und ſeiner Jungen ſteht.

Man erſtaunte über die Kühnheit des Mohren; allein die Stimme des Eigennutzes übertäubte die Stimme der Vernunft, und die Geſetze der Gewalt die Geſetze der Natur. Man bemächtigte ſich des Mohren, und entriß ihm Celia; allein Iſogin vertheidigte ſich, raubte dem Nächſten, der bey ihm ſtund, das Schwert, tödtete den Räuber, und wüthete umher, wie ein Raſender, bis er endlich ermüdet und von Wunden überhäuft an der Seite ſeiner Bärin, die ebenfalls im Gemenge tödtlich verwundet wurde, zu Boden ſank.

Blut ſtrömte aus ſeinen Wunden; Celia lag ohnmächtig in der Ferne, Spintos, ihr Käufer, war getödtet, und Niemand nahm ſich ihrer mehr an, als Don Carlos, ein edler Mann, der Gefühl und Herz beſaß. Er ließ die Unglückliche in ſeinen Pallaſt bringen, und geboth, ihr mit aller Ehrfurcht zu begegnen.

Die Kühnheit des Mohren machte eine ganze Gährung unter dem Volke. Einige vertheidigten Iſogin; Andere den Kaufmann, und das gab Urſache, daß die gegentheilige Anhänger der Meinungen zum Streite kamen. Sie wurden handgemein, und gegen fünfzig Menſchen blieben todt auf dem Ufer. Der arme Iſogin wurde als das Haupt dieſes Aufruhrs angeſehen; er wurde in Feſſeln gelegt, und in den Kerker geſchleppt.

Mittlerweile, als Iſogin im Gefängniſſe ſchmachtete, war Celia in Don Carlos Pallaſt. Dieſer edle Spanier hatte ein wohlthätiges Herz, und einen Geiſt, der von allen Vorurtheilen frey war. Alle Mittel wurden angewandt zu Celiens Erholung. Gleich wie eine Lilie lag ſie da, und ungeheuchelte Unſchuld thronte auf ihrer Stirne. Sie öffnete ihr Auge, ſah umher, und ihre Wange röthete ſich allgemach, wie die Narciſſe beym Wiederſchein der Morgenröthete.

Wo iſt Iſogin, ſprach ſie, mein Geliebter?

Härme dich nicht, gutes Mädchen! ſagte Don Carlos; es wird für ihn, wie für dich geſorgt werden. Denke nur auf deine Erholung — dein Glück laß mich beſorgen.

Celia. Wer biſt du, der du ſo gutthätig biſt? Bey dir möcht' ich wohl wohnen. Komm, rufe Iſogin, wir wollen beyſammen bleiben.

Don Carlos. Das wollen wir auch, gutes Mädchen — — O wie ganz Unſchuld, wie ganz Liebe iſt ſie! —

Hier machte Don Carlos eine ernſte Ueberlegung. Die Natur, ſagte er, bildet doch die Menſchen edler als alle Erziehung; das will aber auch heißen, unverdorbene Natur. In Staaten kennen wir dieſes Wort ſelten mehr. Verdorben ſind unſere Säfte, und Laſter erben ſich ſchon im Geblüt, und pflanzen ſich vom Vater zum Sohn bis zum ſpäten Enkel. Tugend iſt in der ſimplen Natur; Laſter entſtehen erſt durch die Kunſt. O wie elend iſt unſer Zuſtand, wenn wir ihn gegen Einfalt und Unſchuld halten! — —

So träumte Don Carlos, und Celiens ſchlummernde Schönheit hatte die mächtigſten Reitze für ſein Herz, das ganz für ſie ſchlug.

Was wollte ich thun, ſagte er zu ſich ſelbſt, wenn Celia mein wäre! — Glücklich müßte man an ihrer Seite gewiß ſeyn, doch fern ſey von mir der Gedanke! Sie liebt Iſogin; — mein Geſchäft ſey nur, ſie glücklich zu machen und ihren Geliebten zu retten.

Dann ſtand er wieder eine Weile vor Celien, und ſein Auge weidete ſich an ihren Wangen, und konnte ſich nicht ſatt ſehen.

Celia erwachte wieder, und ſein ſchönes Auge öffnete ſich wie der blaue Azur des Firmaments, den eine weiße Wolke verdeckte. Ihre Lippen waren wie zwey Korallen, die der Schaum des Meeres im Sturme verhüllte; lächelnd enthüllten ſich ihre Zähne wie Perlen, die neidiſch noch halb von der Schaale bedeckt ſind. Ihr Blick wandte ſich zum Himmel, und ihre weiße Hand ſtreckte ſich nach ihrem Gutthäter aus. Sie ſah ihn an, und eine Thräne fiel wie der Thau am Morgen auf Carlos Hand, die Celia an ihren Buſen drückte. Heftig ſchlug ihr Herz, und ihre ganze Sprache war — Iſogin! —

Binnen der Zeit, als Celia bey Carlos war, ſchmachtete Iſogin im Kerker. Traurig ſtaunte ſein Auge die Mauern an, die ihn einſchloßen. Er betrachtete die Bande, die ihn feſſelten, und wußte nicht, was er aus alle Dem machen ſollte, was er ſah und was ihm begegnete. Der erſte Gedanke, der in ſeiner Seele aufſtieg, war Zweifel, ob die Geſchöpfe, die ihn ſo behandelten, auch Menſchen wären.

Ihre Bildung, ſagte er, iſt zwar Celien ſehr ähnlich; ſie ſind weiß, wie ſie iſt — aber ihr Herz — — nein! das iſt Celiens Herz nicht. Inden er ſo dachte, wurde er vom Kerkermeiſter zum Verhör gerufen. Ein dicker phlegmatiſcher Ritter wartete ſeiner; ein Mann der ſchon Hunderten das Todesurtheil ſprach, ohne daß je eine Thräne in ſein Auge ſtieg. Mit Freymüthigkeit näherte ſich Iſogin ſeinem Richter, der gar keine Begriffe hatte, was Richten, was Verurtheilen iſt.

Wer biſt du? fing Selpanos an; ſo hieß der Richter.

Ein Menſch, erwiederte Iſogin, wie du; geboren zum Genuß, und zur Freude; erſchaffen von Dem, der dich erſchuf, und erhalten von der Natur, die dich nährt.

Selpanos. Weißt du die Urſache deines Verhaftes?

Iſogin. Die weiß ich nicht.

Selpanos. Haſt du dich keines Verbrechens ſchuldig gemacht?

Iſogin. Wenn ich dieſe Frage beantworten ſoll, ſo ſage mir vorher, was Verbrechen iſt.

Selpanos. Verbrechen iſt, den Geſetzen zuwider handeln, Aufruhr im Volke machen, und Unglück verurſachen.

Iſogin. Wenn das Verbrechen iſt, ſo weiß ich mich keines Verbrechens ſchuldig. Ich handelte den

Geſetzen der Natur und meines Herzens niemals entgegen; ich vertheidigte ſie vielmehr, und der Beweis davon ſind meine Wunden. Höret mich, Selpanos! ich bin ein Naturmenſch; kenne eure Gewohnheiten, euer Herkommen, eure Geſetze nicht; aber etwas iſt in meinem Herzen, das mir ſagt, daß ich meine Denkart nicht um die eurige vertauſchen wollte. Aber ſage mir, wer biſt denn du, der du mich ſo fragſt?

Selpanos. Ich bin dein Richter.

Iſogin. Was will das heißen?

Selpanos. Ich bin Der, den die Gottheit und der König aufgeſtellt haben, Recht und Unrecht zu unterſuchen, den Böſen zu beſtrafen, und den Guten zu belohnen.

Iſogin. Der biſt du? — Nun wohl mir! So flehe ich zu dir um Gerechtigkeit und Rache der beleidigten Natur. Ich lebte auf einer öden, verlaſſenen Inſel glücklich, genoß Freuden der Natur an der Seite meiner Celia; da kamen Ungeheuer an unſere Ufer, riſſen mich aus den Armen der Natur, nahmen mir meine Celia, meine weiße Bärin, die mich nährte, und Alles, was mir theuer war. Wenn du der Mann biſt, dem die Gottheit die Gewalt gab, die Böſen zu ſtrafen, ſo ſtrafe die, die mir meine Celia raubten.

Doch nein! ſtrafe ſie nicht. Wenn je ein Menſchenherz in ihrem Buſen ſchlägt, ſo muß ſich ja ihr Gefühl rühren, und ihre Seele ihnen Vorwürfe über die Beleidigungen machen, die ſie mir zufügten.

Unermeſſene Räume trennen uns von einander; ich war glücklich, kannte euch nicht, verlangte euch nicht zu kennen, und ihr reißt mich aus dem Schooße der Ruhe, und liefert mich dem Verderben. O du! wenn du je eine Thräne der leidenden Menſchheit geweint haſt, erbarme dich des armen Iſogin, und gib mir Celien wieder!

Selpanos. Welches Recht haſt du auf Celien?

Iſogin. Welches Recht, fragſt du? Sie iſt meine Geliebte, iſt mein Weib.

Selpanos. Dein Weib, Elender! — Wer gab ſie dir zum Weibe? Wer verheirathete euch?

Iſogin. Gott und die Natur gaben mir Celien zum Weibe, und unſere Herzen waren die Bande unſerer Liebe.

Selpanos. Nach den Geſetzen unſers Landes iſt deine Heirath nicht giltig; Celia kann dich ohne Vorwürfe verlaſſen.

Iſogin. Mich verlaſſen? — Nein, das kann Celia nicht. Sterben wird ſie, aber nie ihren Iſogin verlaſſen. Ach, Selpanos! in welchem barbariſchen Lande wohnet ihr? Sind denn bey euch die Triebe des Herzens, die Triebe der Natur nicht heilig? Iſt nach euren Geſetzen nicht die mein Weib, die mich liebt, die ich wieder liebe! Sind Freundſchaft, gegenſeitiges Wohlwollen nicht die Bande, die uns ketten? Sind die Schwüre unſers Herzens nicht ſo heilig als die eurigen? Sagt, was ſoll ich thun, daß Celia auch in eurem Lande mein Weib iſt? ich will mich gerne euren Gewohnheiten unterwerfen.

Selpanos. Du willſt dich gerne den Gewohnheiten des Landes unterwerfen, ſagſt du? Du mußt, denn du biſt Sklave.

Iſogin. Was heißt dieſer Name?

Selpanos. Du biſt das Eigenthum des Mannes, der dich eroberte; er kann mit dir machen, was er will; dich verkaufen, verſchenken, tödten.

Iſogin. Wer gab ihm dieſes Recht? Recht! — Was Recht! eine Lüge iſt's, eine Lüge der Gewalt, nicht Recht. Recht iſt das, was mir mein Herz, was mir die Natur ſagt, und mein Herz ſagt mir, daß ein jeder Menſch iſt; daß ich meinem Bruder nicht thun ſoll, was ich nicht will: das ſagt mir mein Herz, und wenn das eurige euch andere Dinge ſagt, ſo glaubt mir nur, es iſt eine Lüge.

Selpanos. Vernünftle nicht zu viel, Armſeliger! Du haſt den Staat und die allgemeine Sicherheit beleidigt; du biſt dein Leben durch verurtheilt zur Galeere.

Iſogin wurde in den Kerker zurückgeführt und nach einigen Tagen auf die Galeere gebracht. Die weiße Bärin verließ ſeit der Zeit, ſo ſehr verwundet ſie war, die Thüre des Gefängniſſes nicht, und als man Iſogin nach dem Hafen führte, folgte ſie ihm bis ans Ufer. Da warf ſich Iſogin zu Boden, ſtreckte ſeine Hände zum Himmel, und rief um Barmherzigkeit. Doch vergebens; Henkersknechte peitſchten ihn mit Stöcken auf, riſſen die Bärin aus ſeinen Armen, warfen ihn mit Gewalt in die Galeere, und ſegelten fort, ungeachtet aller ſeiner Thränen. Die weiße Bärin ſprang in die See und ſchwamm ſo lange dem Schiffe nach, wo Iſogin war, bis ſie ermüdet unterging, und in den Grund ſank.

Don Carlos ſchickte täglich in den Kerker, und erkundigte ſich um Iſogin, und Selpanos, der ſeiner Gutthätigkeit lachte, täuſchte ihn immer, bis Don Carlos erfuhr, daß der arme Iſogin fort war.

Dieſe Nachricht war ſchmerzend für Carlos Herz; er fürchtete Alles für Celien; doch faßte er ſich wieder, indem er ſich entſchloß, den König von der Sache zu benachrichtigen. Täglich brachte er die meiſten Stunden bey Celien zu, und ſchwatzte ihr immer von ihrem Iſogin vor, tröſtete ſie, und weinte manchmal lang mit ihr. Endlich war es vergebens, ihr länger ein Geheimniß zu verhüllen, das vielleicht Celien das Leben koſten würde. Sie drang ſo ſehr in Carlos, um ihren Iſogin zu ſehen, daß ihr endlich Carlos das traurige Schickſal Iſogins entdeckte.

Celia weinte nicht; ſie heftete ihren Blick ſtarr zur Erde, und ganze Tage lang entfloh ihrem Munde weder ein Seufzer, noch entfiel ihrem Auge eine Thräne; nur drückte ſie oft Carlos bei der Hand, und geberdete ſich manchmal wie eine Wahnſinnige.

Celiens Schmerz marterte den guten Carlos, und er hätte die Hälfte ſeiner Tage gegeben, denn er liebte ſie.

Alles, was erfinderiſche Liebe vermag, erdachte Carlos, um Celiens Schmerzen zu zerſtreuen; aber vergebens waren ſeine Bemühungen. Manchmahl in Mitte der Freude ſank Celia hin, und weinte die bitterſten Thränen ihrem armen Iſogin. O Carlos! ſagte ſie einſt, wie ganz glücklich wäre ich, wenn Iſogin ſo bey mir wäre, wie du. Weißt du, Carlos! nach Iſogin biſt du mir der liebſte der Sterblichen; wenn wir nun alle drey bey einander wären, wie wollten wir des Lebens Freuden genießen! Ich liebte Iſogin und dich, Iſogin liebte dich und mich, und du liebteſt mich und Iſogin; denke, welche Wonne, welche Seligkeit!

Carlos. Du denkſt es ſo, gutes Kind! allein glaube mir, Iſogin würde minder glücklich ſeyn, als du dir einbildeſt, wenn du auch mich liebteſt; er würde eiferſüchtig ſeyn, denn die Männer wollen nur die Beſitzer eines einzigen Herzens ſeyn, ohne dieſen Beſitz zu theilen. –

Celia. Das mag bey euch ſeyn, aber Iſogin iſt gewiß nicht ſo. Sieh doch die Natur an, ſie iſt nicht geizig; niemand hat ein ausſchließendes Recht in ihrem Gebiethe. Ich wollte ſo Viele lieben, ſo unendlich Viele, die dir und meinem Iſogin gleichen; Jeden wollte ich lieben, und doch keinen mit Vorzug, und wenn ihr Alle wirklich gut wäret, ſo müßte es euch ja lieb ſeyn, denn wir Alle wären doch nur Eines.

Carlos. Du biſt ein wunderliches Mädchen, und kennſt dich und die Menſchen noch nicht. Glaube mir, Celia! die Sache verhält ſich ganz anders; unſere Mädchen ſollten nur Einen Gegenſtand lieben.

Celia. Geſchieht es aber nun auch?

Carlos. Das iſt freylich eine andere Frage.

Celia. Ha! da ſiehſt du, daß die Sache nicht in der Natur iſt.

Carlos. Celia, warum nicht?

Celia. Es müßte ja ſonſt geſchehen.

Carlos. Du unterſcheideſt Liebe und Freundſchaft nicht, Mädchen! Liebe ſchränkt ſich nur auf einen Gegenſtand ein; Freundſchaft umfaßt mehrere: wenn du nun wieder in deine Inſel zurück müßteſt, und dürfte dich Iſogin oder Carlos begleiten; wen würdeſt du wählen? —

Celia. Iſogin! aber du verzeihſt mir; ich bin dir doch auch gut.

Carlos. Wenn es nun aber auch von deiner Wahl abhinge, Einem von uns das Leben zu retten; wem würdeſt du den Vorzug geben, deinem Iſogin, oder mir?

Celia. Beyde müßtet ihr leben.

Carlos. Wenn du aber unmittelbar wählen müßteſt?

Celia. So wollte ich für euch ſterben.

Carlos. Wenn aber auch das nicht ſeyn könnte?

Celia. So ſtürben wir alle mit einander.

Carlos. Edles Kind! wie ſchön iſt die Unſchuld in der ungeheuchelten Natur.

Carlos hatte tauſend Unterhaltungen mit ſeinem naiven Mädchen, und viele Große beſuchten ihn, um Celien zu ſehen. Da ſie ſchön und reitzend war, ſo zog ſie das Auge des Wollüſtlings bald auf ſich, und Pedro Danaltos, ein reicher aber unverſchämter Menſch, wandte Alles an, um Celien zu erobern.

Es gibt Menſchen, die, wenn ſie reich und von Adel ſind, ſich einbilden, daß jedes Mädchen, wie eine Waare, ihnen eigen ſeyn muß. Sie ſind wie eine Raupe im Garten, ſchleichen nach jeder aufkeimenden Blume, und Genuß iſt ihr Wunſch. Dann welkt die weggeworfene Blume, und der Gärtner ſieht ſie mitleidig an, und eine Thräne ſteigt in ſein Auge; weinend ruft er aus: Ach! wie Schade iſt es für die Blume, daß ſie die Hand eines Wollüſtlings gepflückt hat, der ſie ſah, und wegwarf.

Don Carlos, der einen edlen Charakter hatte, und nichts Böſes von Pedro vermuthete, geſtattete ihm öfters Zutritt zu Celien. Pedro's aufwachende Gelüſte vermehrten ſich jeden Tag, und er brütete über ein Unternehmen, darüber es der Menſchheit ſchauderte, ehe ſein Gedanke zum Werke ward.

Carlos erlangte vom König Iſogins Freyheit, und ſchon erwartete er ungeduldig den Tag ſeiner Ankunft. Er wollte Celien überraſchen, entdeckte dem böſen Pedro ſeine Abſicht, und erklärte ſich, daß er Celiens und Iſogins Glück beſorgen wolle.

Iſogin kam an und am Ufer erwartete ihn ſchon Pedro. Gleich bey ſeiner Ankunft gab er ſich als ſeinen Befreyer aus. Ich, guter Mohr! ſagte er, habe dich dem Elende entriſſen, in dem du warſt. Weißt du wohl, daß der boßhafte Don Carlos die einzige Schuld deines Unglückes iſt? Er raubte dir Celien, er iſt die Urſache, daß man dich auf die Galeere brachte — er, der Unmenſch! — Iſogin! wenn du Celien ſehen würdeſt, wie unglücklich ſie iſt, du würdeſt dich der Thränen nicht enthalten. Aber weißt du was, räche die Bosheit, wenn du Celien willſt, rette ſie aus den Ketten des Barbaren; hier haſt du einen Dolch — du verſtehſt mich. Tödte ihn, ich will dich ſchützen. So ſagte Donaltos, und führte Iſogin bis an Carlos Pallaſt. Eben wollte dieſer Celien ans Ufer führen, als der Mohr an der Schwelle des Pallaſtes mit funkelnden Augen ſtand. Carlos erblickte ihn, eilte mit offenen Armen auf ihn zu, und der Betrogene ſtieß den Dolch in Carlos Herz, und tödtete ſeinen Wohlthäter. Was thuſt du, Unglücklicher! ſchrie Celia; du tödteſt Den, der dir die Freyheit, der dir Celien wieder gab. Don Carlos iſt dein Freund.

Mein Freund! ſchrie Iſogin, hat er dich denn nicht unglücklich gemacht? —

Celia. Unglücklich? — Er hat mich ja dir wieder gegeben, er hat dich losgekauft.

Da ſtürzte Iſogin auf Carlos hin, und Celia überhäufte mit Küſſen den ſterbenden Carlos.

Don Pedro kam bey dieſem Lärmen herbey, lachte heimtückiſch unter der Thüre des Pallaſtes, denn er war ſchon lange Carlos Feind. Es iſt nothwendig, daß man ſich des Mörders bemächtige, ſagte er. Iſogin wurde wieder in den Kerker gebracht, und Celiens verſicherte ſich Pedro. Don Carlos wurde auf ſein Zimmer getragen, und Aerzte eilten herbey, ihn zu retten.

Menſch in der Geſellſchaft! Wer biſt du doch: zu welchen Schandthaten biſt du nicht aufgelegt! Um deine Leidenſchaften zu befriedigen, um deine Plane auszuführen, iſt dir nichts heilig in der Natur. Wer iſt der Mörder, Iſogin oder Pedro? Unter dem Schein der Freundſchaft bemächtigte ſich der Liſtige einer argloſen Seele, und brauchte die Einfalt zum Mord und die Unſchuld zum Verbrechen. Was will aber das ſagen? Iſogin, er iſt ja nur ein Mohr, — ja wirklich ein Mohr, ſchwarz wie die Nacht, und doch weiß wie die Lilie, wenn dieſer Ausdruck das Bild einer guten Seele mahlt. Eure Haut iſt weiß, Europäer! und eure Seele ſchwarz. Gewohnheiten und Laſter verunſtalten euch, und drücken das Gepräge der Hölle auf manche Stirne.

Naturmenſch, Iſogin! du biſt meinem Herzen werth; komm in die Arme der Ruhe, laß mich's fühlen in einer einſamen Gegend, wie edel die Beſtimmung des Menſchen iſt, und wie abſcheulich ihn das Laſter in Städten verunſtaltet hat.

Arme Celia! was wird aus dir werden? Pedro iſt nicht Carlos; deine Thränen werden keinen Eindruck auf ihn machen, er wird dich nicht lieben, ſondern nur ſich ſelbſt, und du wirſt das Opfer ſeiner Gelüſte ſeyn. — — Ja, ſie wäre es geweſen, wenn nicht die Gottheit für ſie geſorgt hätte.

Carlos erholte ſich wieder, und die Aerzte ſetzten ihn bald durch ihre Sorgfalt außer Lebensgefahr. Sein erſter Gedanke, als er wieder zu ſich kam, war Jſogin, war Celia. Krank noch, wie er war, ließ er ſich zum König tragen, und erzählte ihm mit Thränen Pedro's abſcheuliche That. Er erhielt Jſogins Freyheit und Pedro wurde vom Hofe verſtoßen. Carlos, als er wieder vollkommen hergeſtellt war, verließ die Stadt, lebte mit Jſogin und Celie auf dem Lande, war ihr Freund, und beſorgte ihr Glück. Uneigennützig und edel, wie er war, kannte er keine andere Freude, als Jſogin und Celien glücklich zu ſehen. Er ſelbſt unterrichtete ſie in der Religion, und lehrte ſie große Begriffe von der Gottheit. Er ſtarb in Jſogins und Celiens Armen, und ſein letztes Wort an ſeinen Freund war noch: **Wir ſind alle Menſchen, alle ſind wir Brüder.**

Marie, die Jüdin.

Eine Erzählung.

Der Abend dämmerte nach einem ſehr ſchwülen Sommertage, und die Natur freute ſich des kühlenden Weſtes, der die matten Fluren erquickte. Angenehm ſäuſelte der Zephyr im Laube, und Wohlgerüche von Blumen verbreiteten ſich durch ſeinen zarten Fittig. Der Freund guter zärtlicher Herzen, der ſanfte Mond, ſtreute angenehm ſein melancholiſches Licht über die Gegend, und die Nachtigall feyerte ihr Daſeyn durch das lieblichſte der Koncerte.

Abraham Windiſch, ein redlicher Jude, ſaß in ſeiner Gartenlaube und genoß die Freuden des kühlenden Abends. Marie, ſeine Tochter, war bey ihm; ihr Arm umſchlang den gebeugten Nacken des Alten, und eine Thräne netzte ſein Silberhaar, das wie der Schnee beym Mondlicht glänzte.

Mitleidig ſah der Alte ſeine Tochter an, und ſtille Ahnungen für die Zukunft kümmerten ſein Herz. Er ſeufzte und ſah öfters zum Himmel. Seufzet doch nicht, lieber Vater! ſagte Marie; ihr zerreißet mein Herz; was fehlt euch denn, daß ihr eure Augen ſo zum Himmel wendet? Euer Herz ſchlägt, Vater! — Laßt euch die Thräne von eurer Wange küſſen, auf der ſie zittert!

O Marie! erwiederte Windiſch, ich bin alt, und fühle meine Entkräftung; bald werde ich den allgemeinen Tribut der Menſchheit zahlen; bald wird Abraham nicht mehr ſeyn. Ich zittere nicht, liebe Marie! für den Augenblick, der mich zu meinem Vater ruft, denn ich habe mit Gottesfurcht vor dem Herrn gewandelt. Aber dich zu verlaſſen! liebe Marie! dich, die du die Freude meines Alters biſt — das kömmt mir ſchwer an.

Marie. Lieber Vater! Die Gottheit wird euch noch lange für eure Marie erhalten.

Abraham. Ihr heiliger Wille geſchehe, Marie! Wenn die Menſchen nicht ſo böſe wären, ſo würde ich weniger für dich zittern. Du biſt jung, Mädchen! und biſt ſchön, und daher tauſend Gefahren mehr ausgeſetzt. Jugend und Schönheit ſind gefährliche Feinde der Mädchen. Ich kannte manches ſanfte Geſchöpf, das unſchuldig wie die Roſe blühte; da kam ein Bube, riß die Roſe vom Stock, und entblätterte ſie vor der Zeit.

Marie. Der Himmel wird mich ſchützen. Ihr wiſſet doch, Vater! mein Herz iſt nicht böſe; ich gehorchte euren Grundſätzen — —

Abraham. Freylich nicht böſe; gut iſt dein Herz, Marie! und eben darum ſorge ich für dich. Jedes gute Herz hat aber ſeine Schwäche; das gute Herz wird gern betrogen, das gute Herz betrügt ſich gerne ſelbſt; — wenn nur die Folgen dieſes Betrugs nicht allemahl ſo traurig wären. O Marie! Alter und Erfahrung lehren uns viele Sachen auf dieſer Welt. Es gibt Umſtände, wo eine geſtählte Seele dem Menſchen nöthig wäre; die rauhen Winde verträgt die Roſe nicht.

Marie. Lieber, theurer Vater! Die Gottheit die über uns Alle wachet, die hört es, daß ich euch ſchwöre, euren Lehren treu zu ſeyn, die ihr mir von Jugend auf beygebracht habt; ich will mit Furcht und Liebe vor Dem wandeln, den ihr mich gelehrt habt anzubethen.

Abraham. Gutes Kind! der Vater aller Menſchen lohne deinen Gehorſam, deine Liebe! —

Marie war das beſte Mädchen; rein wie die Taube, und unſchuldig wie das Lamm. Die Unſchuld erhöhte ihre Schönheit, und die Einfalt der Natur adelte ihre Reitze. Ihr Auge war ſchön, wie das Auge einer jungen Lerche, die ſich zum erſtenmahl himmelan hebt, und der Gottheit ihr Lied ſingt; und ihr ganzes Weſen war einer Blume ähnlich, die unter der Obſorge des Gärtners aufwuchs.

Marie war fünfzehn Jahre alt, als Hayum Gabriel bey ihrem Vater um ſie warb. Gabriel war ein guter Junge; er wurde von Jedem geliebt, denn er war dienſtfertig und redlich. Marie war ihm ſchon lange hold, und oft ſagte ſie ſchon zu ihrem Vater: wenn ich mir einen Jungen zum Mann wählen müßte, ſo wäre es Gabriel.

Die Heirath ward richtig, und binnen einem Monath war Marie Gabriels [illegible]. Der alte Abraham genoß die freudigſten Tage ſeines hohen Alters und ſtarb froh in den Armen ſeiner Marie, als er ſie noch ſegnete.

Vier Jahre ungefähr lebte Gabriel glücklich und zufrieden an der Seite ſeiner Marie, als er im fünften Jahre ſeiner Heirath mit einem Herrn von Nelkenthal in ein Handlungsgeſchäft verwickelt wurde, das die Urſache von Gabriels Unglück war.

Nelkenthal war ein reicher Wollüſtling, der weder Religion noch Sitten hatte; der zu nichts in Gottes Natur gut war, als zu einem Müßiggänger; ſeinen Verluſt hätte die liebe Mutter Natur nicht mehr vermißt, als den Untergang einer ſchlechten Kantaride; ſo ganz unnütz war ſeine Exiſtenz. Sein ganzes Geſchäft war — nichts zu thun. Mädchen und Spiel waren ſeine Leidenſchaften; in der erſten handelte er niederträchtig; in der zweyten betrügeriſch. Wo er ein ſchönes Mädchen oder Weib ſah, jagte er ihnen nach, wagte Alles, um ſeinen Endzweck zu erreichen, und nichts ſcheute ihn zurück, weil er weder edle Gefühle noch feine

Empfindungen beſaß. Die Unterthanen, denen das Schickſal dieſen Menſchen zum Gebieter gab, waren höchſt unglücklich, denn er beſuchte nie ſeine Rittergüter, als wenn er wieder Geld nöthig hatte, und ſeine Unterthanen in die Preſſe legte, die ſein Verwalter ſo vortrefflich zuzuſchrauben wußte, daß Mark und Blut mit dem Gelde floß.

Nelkenthal wurde längſt durch Mariens Schönheit aufmerkſam gemacht, und ſchon brachte er manche ſchlafloſe Nacht zu, und ſpekulirte, wie er ſie erobern könnte.

Baron Luſtig war einer ſeiner vertrauteſten Freunde, ein Spießgeſell ſeiner Laſter, ein würdiger Freund ſeiner Begierden.

Luſtig! ſagte Nelkenthal, kennſt du die ſchöne Jüdin?

Luſtig. Ob ich ſie kenne? — Nenne mir ein ſchönes Mädchen oder ein ſchönes Weib in der Stadt, das ich nicht kenne.

Nelkenthal. Was hältſt du von ihr?

Luſtig. Sehr viel Gutes.

Nelkenthal. Glaubſt du, daß was zu machen wäre?

Luſtig. Darnach die Sache angefangen wird. So leicht wird es nicht ſeyn.

Nelkenthal. Wie das? Iſt ihr Mann eiferſüchtig?

Luſtig. Natürlich! ein entſetzlicher Jammer über dieſen Punkt.

Nelkenthal. Verſteht er einen Spaß?

Luſtig. Nicht viel. Man muß aber auch teufliſch ſpaßig ſeyn, wenn man Luſt darin findet, ſich ſein Weib wegkappern zu laſſen.

Nelkenthal. Du nimmſt die Sache zu genau. Liebt er Geld?

Luſtig. Wer liebt das Geld nicht? —

Nelkenthal. Getroffen, Freund! ich will mich ausziehen für das Weib.

Luſtig. Nur nicht ſo hitzig; ſachte, ſachte! Es iſt in dergleichen Fällen nicht genug, wenn man die ſchwache Seite des Mannes kennt, man muß auch die des Weibes kennen, und wenn man dann auf einen Wurf zwey treffen kann, ohne daß man doch zu viel einſetzt, ſo iſt's immer beſſer.

Nelkenthal. O du biſt ein göttlicher Menſch! Ich will's dir reichlich vergelten, Baron; nur hilf mir!

Luſtig. Vor Allem mußt du des Juden Bekanntſchaft ſuchen. Das iſt zwar leicht: Handel und Wandel gibt die Gelegenheit. Dann lerne den Charakter des Weibes kennen; das iſt härter. Doch kurz, wenn du mir hundert Louisd'or zahlſt, ſo ſoll das Weib dein ſeyn. Ich wette mit dir, was du willſt, ich will den Juden prellen; ich weiß ein Geheimniß. — —

Nelkenthal. Gut! Hier ſind hundert Luisd'or. Nun das Geheimniß. —

Luſtig. Wohl! Für ſeinen guten Freund wäre es ein Verbrechen, länger ein Geheimniß zu haben. Höre mich alſo. Im kenne der Jüdin Charakter ſchon lange; ſchon als ein Mädchen kannte ich ſie, und kam öfters zu ihrem Vater ins Haus, der mir manchmahl — ich muß es zu ſeiner Ehre ſagen — ſehr uneigennützig aus der Noth half.

Nelkenthal. Aus der Noth half! — Alſo wirſt du ein Bedenken finden, ſeine Tochter —

Luſtig. Zu verführen? nein, im geringſten nicht. Das Kind iſt todt, die Gevatterſchaft hat ſein Ende, und zu dem weiß ich's gewiß, daß es Abrahams ſeligem Schatten zur Ehre gereichen wird, daß wir ſeiner Tochter ſo viele Vorzüge geben.

Nelkenthal. Spaſſe nicht, und ſage.

Luſtig. Gut! Das Mädchen war von Jugend auf höchſt ſchwärmeriſch. Mit Geld wird nicht viel zu machen ſeyn, ſie ſind reich; man muß die Attaque von einer andern Seite machen. Wie wäre es, wenn ich mich unter dem Vorwand der Tugend in Gabriels Haus ſchlich, die Schwärmerey des Weibes benützte, und ſie nach und nach zur Veränderung ihrer Religion überredete? Das wäre der herrlichſte Streich. Dann, Nelkenthal! wäre ſie dein. Verſtoßen von den Ihrigen, beraubt vom Vermögen, wie eine Bettlerinn würde ſie herumwandeln; dann könnteſt du dich ihrer aus Menſchlichkeit annehmen; die Noth würde ſie zwingen, von dir abzuhangen, und das Übrige würde ſich ſelbſt geben, und die Welt würde dir noch mit dem Nahmen eines Edelmüthigen lohnen. Ha ha ha! — Wie trefflich war das ausgedacht!

Hier umarmten ſich die ſchwärzeſten der Böſewichter, denen nichts in der Natur heilig iſt, und Luſtig arbeitete, ſeinen Gedanken ins Werk zu ſetzen.

Der Ewige, der durch einen Hauch ſolche Würmer zerſtören könnte, läßt oft zu, daß ihre Bosheiten zu Werk werden; theils um den Tugendhaften zu prüfen; theils um die Stärke ſeiner Gnaden denen zu zeigen, die er liebt.

Gabriel mußte verreiſen, und binnen der Zeit ſchlich ſich der ſchlimmſte der Menſchen zu ſeiner Gattinn. Unter dem Scheine der Heucheley brachte er es ſo weit, daß Marie alles Zutrauen auf ihn hatte. Ihr gutes Herz ſah keine Täuſchung in der Miene des Böſewichts, und er überredete ſie, ihre Religion zu verlaſſen. Beſtimmt war der Tag und voll von gutem Herzen folgte Marie dem Verführer. Er nahm ſie auf Nelkenthals Schloß, und ließ ſie in der Religion unterrichten, um jeden Schein der Verführung in den Augen des Volks zu vermeiden.

Marie ward getauft, und Alles wunderte ſich über Nelkenthals Großmuth, der ſich ſo edel für die Jüdin verwendete. Bald aber entlarvte ſich das Ungeheuer, und entdeckte der ſchönen Marie ſeine Abſicht. Marie konnte die Größe der Bosheit nicht begreifen, als ſie aber die Böſewichter in ihrer ganzen Blöße ſah, als ſie ihr ihr Elend vorwarfen, ſie bedrohten, ſie der Armuth Preis zu geben, wandte ſie ihr Aug' zum Himmel, und ſeufzte ſo zu der Gottheit:

Gütiges Weſen! Dir zu gefallen, nach deinen heiligen Geſetzen zu leben, war die Urſache, daß ich meiner Väter Religion verließ; Alles verließ, was mir theuer in der Welt war — Vermögen, Mann und Kinder. Meine Abſicht war rein; dir iſt mein Herz bewußt; dir allein wollte ich angehören: iſt es menſchlich, daß man mich von der Seite der Tugend hinterging, daß man meine Schwäche benützte, mich unglücklich und elend machte? — — Dir, Allgütiger! der du über jedes Geſchöpf wacheſt, dir ſey's geklagt; ich will über deine Verhängniſſe nicht murren. Du wirſt mein Retter ſeyn, denn die Thränen der Unſchuld ſteigen zu deinem Thron.

So ſagte Marie, ein Strom von Thränen floß aus ihren Augen und hingeſtreckt warf ſie ſich zur Erde; die Blumen waren benetzt von ihren Thränen. Vergebens waren Nelkenthals Bemühungen; ſie ſtieß ihn von ſich, und ein Blick voll Verachtung ließ ihn ſeine ganze Niederträchtigkeit fühlen. Flieh, Elender! rief ſie, flieh tief unter die Menſchheit! verſtecke dich in Höhlen, wo giftige Schlangen wohnen, um ſelbſt Schlangen noch durch dein Daſeyn zu verſcheuchen. Auswurf der Natur! Du glaubſt, daß Armuth meine Tugend beugen könne? aber du verkennſt mich. Ueberzeugung war in meinem Herzen, als ich meine Religion verließ, nicht Leichtſinn. Die Lehren der Eurigen ſind heilig, und werden der Troſt meines Elends ſeyn.

O Gabriel! wie wirſt du von deiner Marie denken! Nie hat ſie dich beleidiget, und in deinen Augen ſcheint ſie vielleicht ſelbſt der Tugend wegen eine Verbrecherinn; o das iſt das Einzige, was mich elend macht. So ſeufzte Marie und verließ Nelkenthals Schloß wie eine Bettlerin, und nährte ſich mit Milch und Brod, das ihr gute Leute gaben.

Binnen der Zeit, als Marie das Opfer menſchlicher Bosheit und des Elendes war, gingen Gabriels Geſchäfte glücklich. Er ſehnte ſich nach der frohen Stunde, die ihn den Armen ſeiner Gattinn wieder geben ſollte, und eilte voll ſüßer Hoffnungen zu ſeiner Familie. Wie unerwartet war ihm aber ſein Schickſal, als er bey ſeiner Ankunft Marien nicht mehr ſah. Blaße Geſichter wandelten im Hauſe herum und keiner ſeiner Diener getraute ſich ſeinen Blick gen Gabriel zu erheben. Seine Freunde weinten, und Gabriels Feinde lächelten. Was ſoll dieſes Alles heißen? ſagte Gabriel; wo iſt mein Weib? Sie iſt fort, ſagte man ihm, verließ ihre Religion und warf ſich in die Arme eines Leichtfertigen, der um ſie buhlte. Das iſt eine Lüge, ſagte Gabriel; Marie iſt einer ſolchen Handlung nicht fähig. Sollte ſie ihre Religion verlaſſen haben, ſo mußten ſie überzeugende Gründe zu dieſem Schritte verleitet haben; aber eine niedrige That hat ſie nie gethan. Ich kenne ihr Herz, bin ihr Mann, und nicht der Tyrann ihres Gewiſſens. Iſt Marie in der Religion glücklicher, die ſie annahm, als in der meinigen, ſo ſoll ſie unumſchränkte Freyheit haben; ſie wird immer mein Weib, meine Gattinn ſeyn. So erhaben, ſo edel dachte Gabriel. Es murmelte zwar die halbe Sinagoge wider ihn; allein, er, ein Mann ohne Vorurtheile, achtete das Hohngelächter der Thoren nicht, und ging fort, ſeine Marie aufzuſuchen.

Nach langem fruchtloſen Bemühen verzweifelte Gabriel bald, ſeine Marie wieder zu finden. Kummervoll lagerte er ſich unter einen Baum, und Thränen des Kummers und der Liebe floßen aus ſeinen Augen. Warum haſt du mich denn verlaſſen? Marie! ſo ſeufzte er; kannteſt du denn deinen Mann ſo wenig? Glaubſt du denn, daß ich ſo voll von Vorurtheilen ſey, daß ich dich eines Schrittes wegen haſſen würde, an dem dein gutes Herz Urſache war? Immer liebteſt du deinen Gott, immer die Menſchen, und weil du glaubteſt, in der Religion, die du annahmſt, deinem Gott beſſer zu dienen, ihm mehr zu gefallen, ſo ſoll ich dich haſſen? — Pfui der Schande! Wie unmenſchlich wäre dieß gedacht! Es mag der Rabbiner den Religionshaß in meiner Seele anfeuern, wie er will, ſo höre ich doch eine weit heiligere Stimme in meinem Herzen, die mir ſagt, daß man Menſchen ihres Glaubens wegen nicht haſſen ſoll. So ſprach Gabriel, und ſtille Zufriedenheit ſeines Herzens lohnte ſeine natürliche Denkungsart.

Sechs ganze Jahre brachte Gabriel mit fruchtloſem Bemühen zu, ſeine Gattinn aufzuſuchen, da er aber doch immer die Hoffnung nährte, ſie wieder zu finden, ſo verlor er ſeinen Muth nicht.

Spät war es im Herbſt, als Gabriel müde von der Reiſe ſich auf einen Hügel hinſtreckte, und die ſchöne Gegend überſah, die vor ihm da lag. Er betrachtete aufmerkſam einen Bauer, der ſeine Felder pflügte, und voll frohen Muthes war. Der Mann ſang, und trillerte, und ſeine zufriedene Miene verkündigte die Ruhe ſeiner Seele. Die Neugierde reitzte Gabriel, mit dieſem Manne näher bekannt zu werden. Er erhob ſich, trat näher, und fing ſo mit ihm zu ſprechen an:

Gabriel. Ihr ſcheint mir vergnügt zu ſeyn, guter Alter?

Der Bauer. O ja! das bin ich, vergnügt, wie es vielleicht nicht einer der Menſchen ſeyn wird.

Gabriel. Was macht euch denn ſo vergnügt?

Der Bauer. Gottes Segen, und mein Herz. Ich habe ſeit einigen Jahren eine arme Jüdin angenommen, die ſich hat taufen laſſen, und ſeit der Zeit gedeiht ihr Alles wohl. Marie iſt aber auch eine ſo gute Seele, es gibt ſo eine nicht bald in der Welt.

Gabriel. Marie? was ſagt ihr? Marie iſt bey euch? — könnte man ſie wohl ſprechen?

Der Bauer. O ja! Wenn ihr ſie kennt, kommt mit mir; es iſt ohnehin ſchon ſpät. Wollt ihr euch mit meiner Hütte, und ſchlechten Koſt begnügen laſſen, ſo will ich euch Nachtherberge geben.

Gabriel ging mit dem Bauer, und fand die gute Marie in ſeiner Hütte. Wer kann die Freude ſchildern, die der Redliche empfand? Umarmungen und Thränen waren die Sprache der Liebenden. Ich habe meine Gattinn wieder! ſchrie Gabriel; ich meinen Gatten wieder! rief Marie, und ſie umarmten ſich, als hätten ſie ſich jenſeits des Grabes wieder gefunden.

Du biſt alſo für mich nicht verloren, ſagte Gabriel; du einzige Geliebte meiner Seele! Wie viele Thränen haſt du mir gekoſtet, Marie! Aber ſieh doch, Wie du abgehärmt biſt! Die Roſe auf deiner Wange verwelkt, und der jugendliche Schmuck floh von deiner Stirne, wie die Baumblüthe, wenn ſie der Reif am Morgen verſengt. Aber du lebſt noch, biſt noch mein, biſt noch edel und tugendhaft; ich leſe es in deinem Auge, in deinen holden Blicken, daß du noch immer Marie biſt, wenn du auch ſchon deinen Gatten verlaſſen konnteſt. Verlaſſen! erwiederte Marie; o nein! du betrügſt dich, Geliebter meiner Seele! Nie war mein Herz von dir entfernt, nie konnte ich meinen Gatten vergeſſen. So ſprach Marie, und ein Strom von Thränen, der aus ihren Augen floß, ſchwemmte ihre Worte von den holden Lippen; ſie legte ihr Haupt auf Gabriels Schultern, und ihr Herz ſchlug heftig an dem ſeinen. Wir wollen wieder beyſammen leben, fing Gabriel nach einer ziemlichen Pauſe an, und das, was zwiſchen uns vorging, ſoll unſere Herzen nicht trennen. Du biſt eine Chriſtin und ich ein Jude; lebe Du nach deinen Grundſätzen, nach deiner Religion; ich nach der meinigen, und Gott wird ſich über uns erbarmen.

Gabriel beſchenkte den Bauer reichlich, bey dem ſeine Marie war, und führte ſeine Gattinn nach der Stadt zurück, wo er wohnte. Als Gabriel aber dort ankam, ſo wurde er von dem Rabbiner gerufen, und dieſer erklärte ihm, daß er mit Marien als einer Getauften nun nicht mehr leben dürfe. Gabriel war äußerſt betroffen; er bat um einige Tage Aufſchub, und als am fünften Tage ſich die Prieſter und Gelehrten in der Synagoge verſammelten, ſo trat Gabriel vor ihnen auf, und die Sprache, die er führte, war dieſe:

»Ihr Auserwählten des Volks, und du, heiligſter der Prieſter! gönnet dem niedrigſten aus eurer Gemeinde euer Gehör, und erlaubt mir, daß Gabriel zu euch reden darf.«

Der Prieſter winkte ihm mit einem gütigen Blicke zu, und Gabriel fuhr weiter fort:

»Marie iſt meine Gattinn und die Mutter meiner Kinder. Natur und Menſchheit fordern euch auf, dieſe Unglückliche zu vertheidigen, denn man will das geliebte Weib den Armen ihres Gatten, und die Mutter ihren Kindern entreißen. Vor dir, großer Prieſter der Gottheit, klage ich die Ungerechtigkeiten der Menſchen an, die ſich zum Untergange des Redlichen verſchworen haben; dir, dem der Allgütige die Macht anvertraut, über den Iſraeliten zu ſprechen, Recht und Unrecht zu unterſuchen; dir klage ich es, daß man mir Marien entriſſen.«

» Marie iſt eine Chriſtinn: hört ſie aber auf, meine Gattinn zu ſeyn? Da ſie zu einer Religion übertrat, in der ſie glaubte, ihrem Gott gefälliger zu ſeyn, ſo ſoll ich aufhören, ſie zu lieben? — Marie iſt für Gabriel noch immer ſeine Gattin; ſie iſt noch immer die Mutter für meine Kinder; ihr Gewiſſen iſt nicht der Gegenſtand der Gewalt des Mannes; ungezwungen ſoll ſie denken und handeln, wenn ſie nur eine treue Gattinn, eine zärtliche Mutter iſt. Ich erkläre mich, daß ich Marien nie verlaſſen werde. Sie bethete im Tempel der Chriſten; ich in der Synagoge. Was macht das Gebäude dem Unendlichen? die großen Zinnen im großen Tempel der Natur decken Moſcheen und Synagogen, in der die Gottheit allgemein, jeder Menſch heilig iſt.«

Der Rabbiner war erſtaunt über Gabriels Kühnheit; man ſah ihn als einen Verächter der Geſetze an, und verſtieß ihn mit Verachtung aus dem Tempel. Gabriel nahm ſein Vermögen, und wanderte mit ſelbem in eine entfernte Gegend, wo er beſſere Menſchen zu finden glaubte.

Gabriel und Marie lebten einige Jahre lang in einem kleinen Städtchen. Unbekannt waren ſie glücklich, und ihre Wünſche ſchränkten ſich nur auf ſich ſelbſt und ihre Kinder ein. Allein die wachende Polizey entdeckte dieſe Menſchen, und ſie wurden vor Gericht gerufen. Gabriel erſchien mit der Miene eines Mannes, der ſich keiner unedlen That bewußt iſt. Er ſprach mit Wärme des Herzens, und erzählte dem Richter ſein ganzes, trauriges Schickſal. Da haben ſie unrecht gethan, die Juden, ſagte der Bürgermeiſter, daß ſie Marie als eine Chriſtin ſo verfolgten; aber wißt ihr was, Gabriel! ihr müßt ein Chriſt werden, oder Marie kann nicht mehr bey euch ſeyn.

Ich muß ein Chriſt werden? erwiederte Gabriel; ich muß! — Was will das heißen? Rechtfertigt mich die Gewalt vor Gott, wenn ich aus menſchlicher Abſicht die Religion meiner Väter verlaſſe? Ich liebe jeden Menſchen, welcher Religion er immer ſeyn mag; ich geſtatte ſelbſt meinem Weibe uneingeſchränkte Gewiſſensfreyheit: Marie iſt mir ſo lieb als Chriſtin, wie ſie mir ehehin als Jüdin war; ich fordere alſo eine gleiche Behandlung von Menſchen. Werden mich längere Jahre mit euren Gebräuchen bekannt machen, werde ich Ueberzeugung in meinem Herzen finden; ja, dann werde ich ohne Anſtand ein Chriſt: aber aus Leichtſinn, aus Umſtänden, aus Menſchenfurcht, aus ſolchen Gründen ſeine Religion verlaſſen — wäre abſcheulich.

Ihr könnt thun, was ihr wollt, erwiederte der Bürgermeiſter; aber in dieſem Augenblick wird Marie von euch getrennt werden, ſie iſt eine Chriſtin, und kann und darf nicht mehr bey euch ſeyn.

Umſonſt waren alle Vorſtellungen, die Gabriel machte; umſonſt waren ſeine Thränen, die häufig über ſeine Wangen floßen. Er kehrte traurig zu ſeiner

Marie zurück, umarmte ſie, und ſank troſtlos an ihren Buſen. Die Juden, gutes Weib! fing er endlich an, verfolgten dich, und wollten Marie von Gabriel trennen, und die Chriſten verfolgen mich, und trennen Gabriel von ſeiner Marie. Was iſt zu thun? Marie! Aus Politik ſeine Religion verändern? Aeußerlich ein Chriſt werden, und im Herzen ein Jude ſeyn; das kann ich nicht. Gott! du ſiehſt mein Herz, wie es gegen dich denkt; bin ich irrig, ſo führe du mich zum Licht, denn mein Herz wird dich im Tempel des Chriſten, wie in der Synagoge anbethen. Gabriel umarmte ſeine Geliebte, und ſeine Arme ſchlangen ſich ſo heftig um ihren Nacken, daß ſie Nichts von ihr trennen konnte. Tröſte dich, Gabriel! ſagte Marie; ich werde dir überall folgen. Menſchen ſollen mich nie von dir hienieden trennen, und die Gottheit wird es nicht thun. Ich werde die Pflichten der Chriſtin nie vergeſſen, aber auch nie die Pflichten des Weibes gegen Gabriel.

Indem Marie ſo ſprach, trat der Amtsdiener in das Zimmer, und machte ihnen den Auftrag, als ein liederliches Geſindel, ſich aus der Stadt zu begeben, nachdem er ihnen vorher einen ſchönen Antheil Vermögens unter dem Vorwande der Gerechtigkeit entzog.

Marie und Gabriel gingen von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, fanden nirgends Unterſtützung, nirgends Hülfe. Juden verfolgten Marien; Chriſten Gabriel, bis ſie endlich, beraubt vom Vermögen, abgezehrt durch Kummer, krank und elend in einer ſchlechten Hütte, die weder vor Regen noch Wind ihre Bewohner ſchützte, nahe am Ende ihres Lebens waren. Ihre Kinder waren die Zeugen ihres Elendes, und tunkten hartes, ſchwarzes Bettelbrod in die Thränen ihrer Aeltern. In dieſem erbarmungswürdigen Zuſtand traf ein vorübergehender Geiſtlicher dieſe Armſeligen an. Er näherte ſich ihnen, hörte ihre Geſchichte, und ging wieder fort mit dem Ausruf: Gott wird ſeine Urſachen haben, dieſe Menſchen ſo zu ſtrafen. Einige Zeit hernach kam ein Kavalier an dieſen Ort; er verirrte ſich auf der Jagd, und fand dieſe Menſchen. Gefühl und Erbarmen erwachten in ſeinem Herzen; der Mann war gewohnt, immer Gutes zu thun. Er tröſtete die Elenden, nahm ſie mit ſammt ihren Kindern auf ſein Schloß, und pflegte ſie wie ſeine Freunde.

Gabriel wurde durch dieſes edle Betragen innigſt gerührt. Mit ſterbender Stimme fragte er ſeinen Gutthäter: Was hat euch ſo edel, ſo menſchenfreundlich gemacht? — Meine Religion, erwiederte der Kavalier; denn es iſt Chriſtus Befehl, jedem Menſchen zu dienen. Gabriel weinte, umarmte ſeine Marie, und ließ ſich den letzten Tag ſeines Lebens noch taufen.

Er ſtarb, nachdem er ſeinem Gutthäter noch ſeine Kinder und ſeine Marie empfohlen. Der Edelmann ließ ihn prächtig zur Erde beſtatten, baute ihm ein ſchönes Grabmahl, und ließ eine Inſchrift auf den Stein zeichnen.

Marie erohlte ſich wieder, und die Ehrfurcht, mit der ihr der Edelmann begegnete, iſt nicht zu ſchildern. Eine längere Zeit machte Marie dieſem Manne immer ſchätzbarer, und er trug ihr ſeine Hand an, und verſprach ihr Gabriels Kinder als die ſeinigen anzunehmen.

Marie willigte in ſein Begehren, und ward Lilienbergs Frau, und lebte lange und glücklich an ſeiner Seite. Manchen Abend, wenn der Mond am Himmel war, beſuchten ſie Gebriels Grab, und Lilienberg weinte manche Thräne dem Edlen.

Die Gottheit lohnte auch den guten Lilienberg; denn Segen des Himmels war in ſeinem Hauſe.

Mariens Kinder wurden gut erzogen, und man flößte ihnen von Jugend auf ein, jeden Menſchen zu lieben, und keinen ſeiner Religion halber zu haſſen.

Lilienberg überlebte noch ſeine Marie, und ſtarb erſt im höchſten Alter, in den Armen des älteſten Sohns Mariens, von dem er nichts als Freude und Gutes erlebte.

Der gute Chriſtian.

Haſſe deinen Bruder ſeines Glaubens halber nicht, ſondern überlaſſe die Lenkung ſeines Herzens dem, der im Himmel iſt.

So unbedeutend, ſo klein immer Züge aus der Geſchichte des gemeinen Bürgers ſcheinen können, ſo wichtig ſind ſie doch dem Bürger ſelbſt; er findet Wahrheit und Licht in dem engen Kreiſe, der ſeinen Kenntniſſen und Einſichten vorgeſchrieben iſt; er faßt die Lehre eher und lieber, weil ſie in dem Bilde enthalten iſt, das mit ihm in einerley Verhältniſſe ſteht.

In dieſer Abſicht ſammelte ich einige Daten aus dem Leben eines ehrlichen, guten Bürgers, deſſen Andenken, wie das Andenken vieler Redlichen, keine Geſchichte aufbehalten wird, weil er vielleicht nicht auf der Liſte der Glückskinder ſtand.

In dieſem Bilde möchte ich gern meinen Mitbürgern zeigen, wie ſehr auch das ehrlichſte, beſte Menſchenherz durch falſchen Religionseifer verlieren kann, der noch ſo viele gute Seelen zu menſchenfeindlichen Geſinnungen verführt, und Handlungen erzeugt, deren ſich ſelbſt der raubeſte Barbar nicht ſchuldig machen möchte.

Noch vor ein paar Jahren erſt ſtarb der Mann, von dem ich hier erzählte. Er lebte in einem kleinen Marktflecken, wo er das Gewerbe eines Schuhmachers trieb, das ſchon das Handwerk ſeines Ur-Großvaters war, denn beynahe ſeit 200 Jahren erbte ſich dieſe Profeſſion auf dem Hauſe in ununterbrochener Reihe fort

Franz Gerber, ſo hieß er, lehrte es daher auch ſeinem Sohne, Michel Gerber, und hatte ſeine herzliche Freude, einen Sproſſen zu hinterlaſſen, der das Gewerbe ſeiner Väter forttreiben würde.

Nach den Begriffen, die ein Mann von dieſem Schlage von einer guten Erziehung haben kann, erzog Franz ſeinen Sohn gewiß gut. Er geſtattete ihm keinen Unfug, prägte ihm Ehrfurcht und Gehorſam gegen ſeine Eltern und Vorgeſetzten ein, hielt ihn fleißig zur Arbeit an und warnte ihn nachdrücklich vor Müßiggang, empfahl ihm Gottesfurcht und zog ihn durch ſein eigenes Beyſpiel zur Andacht, die bey ihm einen ziemlich hohen Grad der Schwärmerey erreicht hatte. Uebrigens verſtand ſich Meiſter Franz wenig darauf, was Herz und Verſtand bilden konnte; er hatte nie davon gehört und war zufrieden, daß ſein Sohn fleißig arbeitete und gern zur Kirche ging. Franz hatte ein gutes Herz, half, wo er helfen konnte, und meinte es mit allen Leuten redlich; und das that auch ſein Sohn, der gut und bieder war.

Bereits war er nun herangewachſen, hatte ſeine Lehre vorüber, und diente ſeinem Vater ſchon ſeit zwey Jahren als Lohnjunge. Michael ſollte nach der löblichen Gewohnheit in die Fremde reiſen, und der Vater ſtattete ihn nach ſeinen Kräften aus. Er liebte ihn, und verſah ihn daher ſo gut, daß es ihm nie an etwas mangeln konnte. Der Tag der Abreiſe nahete heran und Alle erwarteten ihn mit Bangigkeit, nur Michael nicht. Er freute ſich einmahl mehr zu ſehen, als ſeines Vaters Haus und Garten, und ſein Geiſt, ſo ſchlechte Pflege er auch gefunden, ſtrebte aus dem engen Kreiſe ſeines Wirkens zu kommen.

Michael! fing der Vater an, in die Fremde mußt du; das läßt ſich ohne Schande nicht vermeiden; aber, Gott weiß, wie hart es mich ankömmt, dich von mir zu laſſen. Biſt mein einziges Kind, biſt unter meinen Händen chriſtlich und ehrlich groß gewachſen; aber der Himmel weiß, was die Welt aus dir macht. Sey fleißig und treu deinem Herrn; arbeite und fliehe den Müßiggang und die Betteley; ſey häuslich, aber wenn's dir fehlt, ſo laſſe mir ſchreiben, ich werde dich nicht ſtecken laſſen. Bethe fleißig und laſſe nicht von Gott, damit er nicht von dir läßt, und entehre ſeine Feſte nicht mit Trunk und Spiel. Laſſe dich in keine Kameradſchaften ein, und halte dich hübſch ſtill und allein. Kannſt du deinem Nebenmenſchen helfen, ſo thu's ohne Bedenken, und was in deinen Kräften ſteht; Gott wird dir dafür Glück und Segen ſchicken. Aber geh mir nicht zu weit von uns weg; damit wir dich an der Hand haben, wenn mich Gott unter der Zeit zu ſich nehmen ſollte. Was ich kann, haſt du von mir gelernt, wie ichs ſelbſt von meinem Vater habe, und mehr brauchſt du nicht. Habe mich mit Gottes Hilfe immer gut fortgebracht, und wenn du mir nachfolgſt, kanns dir auch nicht fehlen. Vor Allem geh mir nicht ins Lutherthum; Junge! das wäre dein Unglück. Hab zwar ſelbſt meiner Tage keinen Lutheraner geſehen, aber genug davon gehört. Traue ja keinem Ungläubigen; ſie tragen Honig auf den Lippen und den Schalk im Herzen, denn Gott iſt nicht mit ihnen. Aber du haſt's ja oft ſelbſt gehört, wenn uns am Feyerabend der Vetter aus der Legende vorgeleſen, wie abſcheulich die Türken und Heiden mit den Chriſten verfahren ſind. Laß mich ja nicht hören, Michael! daß du unter dieſen Leuten biſt; ich würde mich zu Tode kümmern.

Mit dieſen Grundſätzen ließ Meiſter Franz ſeinen Sohn von ſich, der ſie auch kräftig zu Herzen nahm, denn er hätte eher auf ſeines Vaters Wort als auf das Evangelium geſchworen, von dem er eben dunkle Begriffe hatte, als einer Sache, die ganz außer ſeinem Geſichtskreiſe lag.

So gibt es noch viele aus dem gemeinem Stande, die ohne Pflege, ohne Unterricht erwachſen, ſo denken und handeln, wie Meiſter Franz dachte und handelte.

Wenn nun zum Unglück noch ihr Herz böſe und verdorben iſt, wundert man ſich noch, wenn es Scheuſale von Menſchen gibt? Franzens Herz war gut, empfänglich des Mitleids und der Freude, wohl zu thun; es war arglos und gewiſſenhaft, und doch ſtrauchelte Franz oft, von falſchem Wahne irre geführt, über manche der vornehmſten Pflichten des Menſchen hin. Gewohnt, von Jugend auf nach dem Leiſten ſeiner Väter zu denken, mit nicht mehr als mechaniſchem Unterricht in der Religion und den geſellſchaftlichen Pflichten, ohne Bildung des Verſtandes, glaubte Meiſter Franz Niemanden als ſeinen Glaubensgenoßen Mitleid und Hilfe ſchuldig zu ſeyn, und hielt ſich berechtiget, alle Andere zu haſſen. Das Evangelium würde ihn zwar eines Beſſern belehrt und überzeugt haben; aber gerade dieſes Buch war es, das Franz am wenigſten kannte. Zwar wurde auch bey ihm nach der Gewohnheit, die faſt in allen Bürgershäuſern herrſcht, an Sonn- und Feyertagen das gehörige Evangelium vor Tiſch abgeleſen — aber auch nur geleſen, dann weggelegt, und nichts darüber gedacht. Alſo bloß mechaniſcher Gebrauch. Deſto fleißiger wurde Abends von ſeinem Vetter aus einer alten Legende vorgeleſen, die Aller Ohren auf ſich zog. Die greulichen Geſchichten — mögen ſie auch alle wahr ſeyn — die ſchrecklichen Barbareyen des Alterthums empören das Herz gegen die Menſchheit und erfüllen es mit Haß; ſie haben den ſchädlichſten Einfluß auf einen ungebildeten Kopf und ein Herz, das aller Eindrücke fähig iſt. Er hörte mit Entſetzen und innerer Rachluſt die Grauſamkeiten an, die manchmahl gegen die Chriſten verübt wurden, und in ſeiner Einfalt vermengte er Heiden und Türken, Juden und Lutheraner untereinander. In den allgemeinen Begriff nicht katholiſch ſchloß er alle ein, und nannte ſie alle Wüthriche und Böſewichter. Das war's nun, was ſein Herz vollends gegen Jeden erbittert hatte, der nicht ſeines Glaubens war. Wie ſehr verunſtaltete dieſer ſchwarze Flecken ſeine edle Seele, und wie gering war er doch ſeine Schuld. Die Folge der Geſchichte wird uns beyde Seiten ſeines Characters darſtellen, und bald in der liebenswürdigſten Geſtalt, bald als den menſchenfeindlichſten Fanatiker zeigen.

Gleich darnach, als ſein Sohn fort in die Fremde reiſte, nahm Franz ein armes Kind, das Vater- und Mutterlos war, und deſſen ſich Niemand hatte annehmen wollen, zu ſich, kleidete es, lehrte es ſein Handwerk, und liebte den Knaben, wie er ſeinen Sohn geliebt hatte. Freut mich recht vom Herzen, ſagte er, ſo glücklich zu dem guten Jungen gekommen zu ſeyn; im Bettel wäre er vielleicht für die

Buben groß gewachſen; will ihn lieben und pflegen wie mein Kind. Wer weiß, wer meinem Buben Gutes thut! Gott laſſe ihm's wohl gehen. Kein reiſender Handwerksburſche, den Mangel an Arbeit oder ſonſt ein Unglück in Dürftigkeit geſtürzt hatte, kam vor ſeine Thür, ohne eine hinlängliche Gabe; manche hielt er, beſonders bey unfreundlichem Wetter, einen und mehrere Tage bey ſich, und erquickte ſie mit Speis und Trank.

Ein Jahr verſtrich, als Franzens Sohn noch immer in verſchiedenen Märkten und kleinen Städtchen, die ſo um ſeine Heimath in der Runde herumlagen, arbeitete. Noch kam ihm keine Luſt, zu ſeinem Vater zurück zu kehren; er ſah, hörte und lernte ſo Vieles, daß er nur immer weiter hinaus in die Fremde ſich ſehnte. In einer kurzen Zeit wanderte er wieder, und kam in eine große Stadt, die ſchon an der Grenze ſeines Vaterlandes lag. Hier fand er Arbeit, und gewann gleich den erſten Tag das Vertrauen ſeines Meiſters, denn Michael ſah gut aus, trug einen ſchweren Bündel, und ſeine ehrliche Miene betrog nicht. Allein in ſeiner Arbeit hatte er keine großen Vorſchritte gemacht, noch immer die Art ſeines Vaters an ſich, und keine außer der ländlichen Arbeit gewohnt, konnte Michael das noch nicht leiſten, was man von ihm forderte. Einer aus des Meiſters Geſellen gewann den Jungen lieb und nahm ſich ſeiner an. Gern und gütig belehrte er ihn, gab ihm alle

Vortheile an die Hand, und in wenig Tagen war er ſchon ziemlich weit mit ihm.

Michael war zu ſchüchtern, als daß er ſich längſt näher mit ſeinem Freunde bekannt gemacht hätte; aber von ungefähr ſchickte ſich's, daß er mit andern davon zu reden kam, und Alle lobten ihn, den biedern Menſchen. Es iſt ein ehrlicher, gutherziger Menſch, ſagte einer davon, nur Schade, daß er ein Lutheraner iſt. Bey dieſem Worte fuhr Michael einige Schritte zurück, blieb ſtarr ſtehen, ſah ſich ſchaudernd um, ob er nicht hinter ihm ſtände, und machte die dümmſte Figur. Alle lachten über ſeine Thorheit. In dieſem Augenblicke trat Chriſtian (ſo hieß dieſer Gute) in die Stube; Alle lachten aufs Neue, und Michael wagte kaum, ihn mit einem flüchtigen Blicke anzuſehen, und floh zur Thüre hinaus. Chriſtian erfuhr kaum die Urſache dieſes ſeltſamen Betragens, als er mit Ernſte zu ſeinen Mitgeſellen ſprach: Lachet nicht über den Unwiſſenden; die Sache iſt zu wichtig, und der Menſch verdient Mitleid und nicht Spott. Wir wollen ihn freundlich über ſeinen Irthum belehren, und an einem guten, ehrlichen Menſchen uns auch einen Freund erhalten.

Mittlerweile war Michael zu ſeinem Meiſter gegangen, und ſagte ihm ſeine Dienſte auf. Mit äußerſtem Erſtaunen hörte dieſer ſeine Gründe, und ſah, daß Michael ſtarr auf ſeinem Vorſatze hielt. Der

Meiſter hatte ihn immer lieb gehabt, und verlor den Jungen ungern; er faßte ſich ſo gut er konnte, nahm allen ſeinen Kopf, und ſeine Beredſamkeit zu Hülfe, um ihn eines Klügern zu bereden; auch Chriſtian kam dazu und machte ihm Vorſtellungen. Endlich gelang es ihnen doch ſo weit, daß Michael ſeinen lutheriſchen Wohlthäter für einen Menſchen erkannte, der wohl auch ehrlich und gut ſeyn könnte, und noch einige Zeit bey ihnen zu verbleiben verſprach.

Chriſtian verließ Franzens Sohn, deſſen er ſich einmahl als Freund angenommen hatte, nimmer, that ihm ſo viele Dienſte und Gefälligkeiten, als nur immer in ſeiner Macht ſtand, und was der Freundſchaft des guten Chriſtian den höchſten Werth gab, war die Uneigennützigkeit und edle Abſicht deſſelben. Er hatte keinen andern Endzweck, als den guten ehrlichen Jungen auf dem Wege der Ehre und Rechtſchaffenheit zu erhalten, den er ſehr leicht durch Verführung aus dem Geſicht verlieren konnte; und hauptſächlich ſeinen rohen Kopf mit Kenntniſſen und Grundſätzen auszubilden, die ſein Herz ſanfter, feinerer Empfindungen fähig machen, und immer mit mehr Schwungkraft zur Tugend erheben konnten.

Michael liebte ihn auch und ſchätzte ihn mehr als ihm ein Menſch achtungswürdig war, und nun glaubte er ſogar ſeinen Worten ſo ungezweifelt, als er je ſeinem Vater geglaubt hatte. Er ſah, wie viel er ſeinem Freunde Chriſtian zu verdanken hatte, wie glücklich er durch ſeinen Freund ſey. Chriſtian hatte ihm gar oft vorſichtig einen Verdruß und Schaden verhütet; ſeine Warnungen waren allzeit gegründet, und Michael folgte ihnen nie ohne gute Folgen.

Eines Tages reiſten einige von Chriſtians und Michaels Bekannten fort. Sie hatten einmahl von Amerika gehört, und bekamen Luſt, ſich dahin einſchiffen zu laſſen. Mehr als ihrer zwanzig begleiteten die Reiſenden bis an den nächſten Ort, um ſich da noch bey einer kleinen Zeche das letzte Lebewohl zu ſagen. Auch Chriſtian und Michael gingen mit, und Alle waren frohes Muthes.

Schon fing der Tag ſich allmählig an zu enden, und der Scherz der frohen Zecher, die des Guten bald zu viel genoſſen hatten, muthwilliger und lauter zu werden, als Chriſtian ſeinen Freund mahnte, mit ihm nach Hauſe zu gehen. Er ſah die Nacht einbrechen, und die Leute immer trunkener werden; Michaels Verſtand ſelbſt fing ſchon an zu wanken, und ſo ſah Chriſtian nichts Gutes vor.

Allein dießmahl folgte Michael, zu ſeinem Unglücke, nicht. Er fand es hier ſo gut, und ſich ſo wohl unter ſeinen Kameraden, daß ihn Chriſtian nicht von der Stelle bringen konnte. Es ſtand nicht lange an, ſo neckten ſie einander über die Landesthorheiten eines

Jeden, griffen immer mehr in Einzelne, und endlich entfuhr einem unter ihnen eine unſchickliche Rede, die man wohl eine Sticheley gegen die Katholiken nennen konnte. Es war ein Landsmann Chriſtians, und ſonſt ein guter vernünftiger Menſch.

Sogleich fuhr Michael auf gegen ihn; die ſchwarzen Bilder des Religionshaſſes, die bisher weder Zeit noch Umgang mit Chriſtian hatten vertilgen können, ſondern nur mit einem ſchwachen Schleyer verhüllt waren, ſtellten ſich dem Aufbrauſenden in ihrer ganzen ſchrecklichen Geſtalt dar. Ein Fauſtſchlag von Michaels derber Hand ſollte den Andern ſeines Unrechts überführen, und nun brannte es in allen Köpfen. Man fiel über den Unglücklichen her; es gab Partheyen und eine Schlägerey, wo ein Jeder einen wunden Körper und Schande und Verachtung davon trug.

Chriſtian, der gerade in dieſem unglücklichen Augenblick nicht im Zimmer war, hörte den Lärmen, und zitterte für ſeinen Freund; er wollte zur Thüre hinein: aber vergebens wandte er alle Kräfte an, durchzudringen; er rief den Wirth, und dieſer ſchaffte ſich obrigkeitliche Hilfe. Alle wurden in Verhaft genommen, und die ſtrengſte Ahndung wartete der Tollſinnigen. Michael und ſein Gegner mußten eine große Geldbuße bezahlen, und wurden aus der Stadt geſchafft. Nachdem ſie Beyde entlaſſen worden, ging der Andere zu Michael und bat ihn um Vergebung, daß er die Urſache ſeines Unglücks war.

Lieber Freund! fing er an, verzeiht mir. Mehr als meine Strafe ſchmerzt mich der Gedanke, daß ich euch zu eurem Unfug Gelegenheit gegeben. Ich bin der Schuldige, nicht ihr; der Trunk hat mir, wie uns Allen, den Kopf verrückt; aber wenn euch Beſſerung des Menſchen hinlängliche Genugthuung iſt, hier habt ihr meine Hand und mein Wort: das ſchwerſte Unglück ſoll mich treffen, wenn ich je mehr ſo ſträflich handle.

Michael ſtand erſtaunt und beſchämt vor ihm; er hätte ſich Vorwürfe und Feindſchaft vermuthet, und nun ſah er, daß der Beleidigte den Schuldigen um Vergebung bat.

Sein Herz ſagte ihm nun, wie böſe er gehandelt habe, und gebot ihm Freundſchaft und Liebe. Beyde umarmten und küßten ſich als Brüder und verſprachen einander ſich zu beſſern.

Immer tiefer grub ſich die Reue in Michaels Herz, immer ſchmerzlicher fühlte er die Schwere ſeines Verbrechens und die Folgen davon. Er mußte von ſeinem Chriſtian ziehen und wußte nicht, wohin, und wo aus. Er wagte es nicht ihm unter die Augen zu treten, denn er fürchtete ſeinen ſtrengen Blick und Vorwürfe von ihm. Aber dieſer kam ihm liebreich zuvor. Er ſuchte ihn auf, bedauerte und tröſtete ihn. Siehſt du einmahl, lieber Freund, ſagte er, die traurigen Folgen deiner irrigen Denkungsart! Laſſe dir dieß die erſte und letzte Warnung ſeyn: ſey duldſamer und gütiger. Ich will dir keine Vorwürfe machen; aber die Religion ſelbſt und dein Herz werden ſie dir machen. Verſprich mir künftig, klüger und beſſer zu ſeyn; wir bleiben dann Freunde und ich ziehe mit dir.

Welch eine Freude für Franzens Sohn! Wie unbegreiflich war ihm Chriſtians Großmuth, die hohe Tugend des Edlen, die nur das Herz des ſanften Chriſten, des guten Menſchenfreundes beſeliget. Michael gelobte ihm mit Thränen im Auge ſeine Beſſerung, und verſprach ihm, in Allem ſo folgſam zu ſeyn, als er ſeinem Vater folgte.

Chriſtian und Michael kamen in eine der vorzüglichſten Reichsſtädte Deutſchlands. Auf dem Wege ſtießen ſie auf eine Begebenheit, die den guten Chriſtian ſchmerzlich Thränen koſtete, und Michaeln gewaltig über ſeinen fanatiſchen Eifer die Augen öffnete.

Es war am hohen Mittage, als ſie Beyde müde und hungerig dem nächſten Orte zueilten, das vor ihnen lag. Es war ein lutheriſcher Marktflecken, und Chriſtian und Michael kehrten beym nächſten Wirthe ein, den man ihnen als den billigſten und freundlichſten angab. Wirklich war er es gegen die Beyden, und Alle, die ſeines Glaubens waren; — noch kannte er Michaeln nicht. Aber ein kleines herabgeſunkenes Völkchen, das nun aller Welt Sklave iſt, war ein Dorn in ſeinen Augen.

In einem Seitenkämmerchen der Stube ſaßen zwey Iſraeliten, die Geſchäfte halber hier durchreiſen mußten. Schon die trotzige Miene des Wirths und ſein unfreundliches Betragen gegen ſie, weisſagte ihnen nichts Gutes; aber daß ſie ſollten auf das grauſamſte mißhandelt werden, konnten ſie ſich von einem gebildeten Menſchen, von einem Chriſten nicht vermuthen. Wart! ſagte der Wirth zu ſeinem Weibe, die beyden Schelme aus Canaan will ich preſſen, daß ihnen die Augen tropfen ſollen. Gehört ihnen nicht anders; warum ſind's Juden? Ich will dafür künftigen Quatember mehr in die Armenbüchſe geben, und zu unſerm Kirchenbau beyſteuern, ſo thue ich gewiß was Gott-Gefälliges. So ſprach er, ſo entſchuldigte er ſeine Bosheit, und mit dieſen Gründen verhärtete er ſein Gewiſſen.

Der unbilligſte Mann hätte ſich's zur Sünde gerechnet, die Zeche der beyden Hebräer und ihrer Pferde höher als auf zwey Thaler anzuſchlagen: aber dieſer Wirth forderte fünfzig an ihnen, und dagegen ließ er ſich von den erſtaunten Juden keine Einwendung, keine Vorſtellung machen. Chriſtian und Michael erſchraken, denn nach Maßgab ihrer Bedienung und der kleinen Mahlzeit, die ſie genoſſen, ſahen ſie eine Rechnung von wenigſtens 25 Thalern vor ſich. Chriſtian faßte ſich, und nahm den Wirth bey Seite. Er iſt doch ein luſtiger Kopf, fing er an. Was die Juden für Augen machen über ſeine Zeche; aber er muß ſie doch nicht zu lange necken. Der Spaß — — Was Spaß? Es iſt mein wahrer Ernſt, und nicht Spaß, erwiederte der Wirth. Die Juden müſſen mir bezahlen, oder ich ziehe ihnen das Fell über den Kopf ab.

»Aber warum denn die Juden ſo viel? oder vielleicht andere Leute auch?«

Nein; ich bin gewiß der ehrlichſte, billigſte Mann, aber wenn ich ſo einen Schuft von Juden kriegt —

»Aber ſind denn die Juden nicht auch Menſchen wie wir?«

Menſchen! — Menſchen mögen ſie wohl ſeyn; aber verworfene, verdammte. Sie betrügen und übernehmen uns auch, wo ſie können; alſo Gleiches mit Gleichem.

Lieber Freund! ihr ſeyd irrig. Ich weiß wohl, ihr ſeyd jetzt nicht in der Lage, wo ihr euch belehren laßt; aber genug iſt's, wenn ich euch ſage: thut was Recht iſt, und handelt als ein Chriſt, nicht als ein Jude.

Ein paar Flüche und Schimpfreden waren die Antwort auf Chriſtians guten Rath. Zahlt eure Zeche, ſagte er — die ſehr mäßig war — und packt euch zum — — — oder ihr erlebt hier nichts Gutes, wenn ihr mir ſo kommt. Und nun forderte er mit wildem Ungeſtüm an den Juden die fünfzig Thaler; als dieſe ſie ihm gerade zu abſprachen, nahm er ihre Pferde in

Beſchlag, und ließ ihnen die Wahl, zu zahlen, oder aus dem Hauſe geworfen zu werden. Zur Sicherheit, um nicht noch ärger mißhandelt zu werden, und ihre Geſchäfte ohne Aufenthalt fortſetzen zu können, wählten ſie das Erſtere, zahlten, und behielten ſich bevor, ſo wie ihnen Chriſtian gerathen hatte, bey dem Obergerichte ihre Klage zu ſtellen, und ſich ihres Schadens zu erhohlen. Chriſtian und Michael verließen eben ſo geſchwinde den böſen Mann, und traten unter dieſem Geſpräche ihre Reiſe an.

Lieber Gott! hub Chriſtian an, wie blind ſind doch deine Menſchen noch in den aufgeklärteſten Zeiten! wie unglücklich durch ihre Blindheit! Da ſiehſt du wieder einmahl, Michael, was eine irrige Denkungsart im Herzen ſtiftet. Sieh, ſo wie dieſer Wirth, und grauſamer vielleicht noch, würdeſt du gegen deine Mitmenſchen verfahren, wenn du ſo zu denken fortführeſt, wie du anfangs gedacht haſt: und wie abſcheulich muß nun der Mann in deinen Augen ſeyn! — —

Du haſt recht, Chriſtian! O ich ſchäme mich vor mir ſelbſt. Ich hätte wohl nie geglaubt, daß es ſo unrecht ſey, einen Irrglaubigen zu haſſen, und daß man ſo böſe dadurch werden könne.

Denke nur, was daraus entſtehen müßte, wenn eine Glaubensparthey die andere haßte und verfolgte

— ein ewiger Krieg unter den Menſchen! Du biſt in der Geſchichte nicht bekannt, und leſen kannſt du auch nicht, ſobald wir alſo wieder an Ort und Stelle ſind, will ich dir an Feyertagen die Geſchichte vorleſen, da wirſt du Abſcheulichkeiten hören, daß dir die Haare zu Berge ſtehen möchten. Aber unterdeſſen denke dir nur immer ſo: Wie, wenn ich der wäre, den ich nun verfolge? wenn der Irrglaubige mich ſo haßte, wie ich ihn gehaßt habe? würde mich dieß Unrecht nicht ſchmerzen?

Unter ſolchen Geſprächen ſetzten ſie ihren Weg fort, und den andern Tag waren ſie ſchon in der Stadt, die Chriſtian vorgeſchlagen hatte. Glücklicher Weiſe fügte ſich's, daß ſie Beyde zu einem Meiſter in die Arbeit traten. Chriſtian wandte nun ſeine Feyerſtunden ganz zur Belehrung und Beſſerung ſeines Freundes an, und Michael war gelehrig und folgſam. In kurzer Zeit lernte er leſen und ſchreiben, heiterte ſeinen Kopf auf, und bildete ſein Herz, wie das Herz des guten, ſanften Chriſten ſeyn ſoll. Einige Zeit darauf ſchrieb er ſeinem Vater ſelbſt folgenden Brief:

Liebſter Vater!

Die Leute, die euch geſagt haben, daß die Ketzer alle gefährliche und böſe Menſchen ſeyn, haben euch die Wahrheit nicht geſagt. Es mag wohl auch Böſe unter ihnen geben, wie es unter uns einige gibt, aber ich habe noch recht brave, gute Leute darunter angetroffen. Mein Mitgeſell, mit dem ich hieher gereiſt bin, iſt ſelbſt lutheriſch, und der beſte Menſch — mein beſter Freund. Ihm danke ich's, daß ich nun leſen und euch ſelbſt ſchreiben kann, und jetzt ein biſchen geſcheidter denke als vorhin. O ich hab's euch noch nie geſchrieben, und mag's euch auch nicht ſagen, wie albern ich geweſen bin, und was mir meine unrichtige Denkungsart für böſe Händel zugezogen hat; ich ſchäme mich zu ſehr, wenn ich daran denke. Je länger ich hier bin, deſto mehr gewinne ich die Leute lieb; denn ſie ſind ſo freundlich, ſo bieder, thun ihrem Nebenmenſchen ſo viel Gutes — Gewiß! man muß ſie lieben. Aber deßwegen, Vater! dürft ihr euch nicht ſorgen, daß ich verführt und einſt ein Abtrünniger würde; ſie ſehen es im Gegentheile recht gerne, wenn ich fleißig zur Kirche gehe und meinen Gottesdienſte abwarte. Auch dürft ihr nicht glauben, daß ich mich jemahls getraut hätte, wieder euren Rath aus meinem katholiſchen Vaterlande zu gehen, wenn ich nicht vorher einen würdigen und vernünftigen Geiſtlichen befragt hätte. Dieſer ſelbſt verwies mir meine Unduldſamkeit, lehrte mich Liebe gegen alle Menſchen und ſagte: Gott iſt überall mit dem Guten, und der Böſe wird ihn auch in ſeinem Tempel nicht finden. Seht, Vater! der Mann muß es doch verſtehen, und ihm habe ich getraut. Schreibt mir ja bald, wie es euch geht und unſern Freunden, und danke Gott mit mir, daß er mir's ſo wohl gehen läßt ꝛc.

Dieſen Brief erhielt Meiſter Franz von ſeinem Sohne, und eilte damit zum Schulmeiſter, um ſich ihn von ſelbem vorleſen zu laſſen. Voll Unmuth warf er ihn zur Erde, blaß ward er, wie eine Mauer, vor Schrecken, und dann brach er in ein lautes Weinen aus. Mein Gott! ſchrie er auf, du haſt mein Kind verlaſſen. Der Bube wird — iſt lutheriſch; dafür hilft nichts mehr.

Nach einigen Wochen erhielt Michael folgende Antwort auf ſeinen Brief.

Mein Sohn!

Um Gottes Willen! was haſt du gethan! Haſt meinen Rath nicht befolgt, meine Lehre vergeſſen — Gott leite dein Herz, daß du auch nicht ſeiner vergeſſen mögeſt! Dein Brief bringt mich ums Leben. Ich bin ſeit einigen Tagen nicht mehr vom Bette gekommen, und wenn du deinen alten Vater noch ſehen willſt, ſo komme eilends. Hätte ich dich doch nie von mir gelaſſen, als daß ich ſo ein Kreuz erleben muß. Der Schulmeiſter und der Frater Klausner ſagen einmüthig, du biſt verdammt, wenn du ſo fortfährſt. Zum Pfarrer bin ich nicht gegangen, denn der alte iſt todt, und jetzt haben wir ſo einen Modeherrn aus der Stadt. Traue ja den Ketzern nicht: ſie ſind wie Schlangen; ſie ſchmeicheln dir, bis ſie dich im Garn haben. Sobald du dieſen Brief erhältſt, ſo gehe davon oder — du ſiehſt mich nicht mehr. Leb' wohl und ſey dem Schutze Gottes empfohlen ꝛc.

Michael las dieſen Brief mit äußerſter Beſtürzung, und häufige Thränen rollten über ſeine Wange herab, die er mit ſeinem Schmerze in den Buſen ſeines Freundes Chriſtian ausſchüttete.

Chriſtian beredete ihn, dem Wunſche ſeines Vaters ein Genüge zu thun. Verweile nicht, ſagte Chriſtian, denn theuer ſind einem liebenden Vater die Augenblicke, in denen er um ſeine Kinder iſt. Entreiße ihn durch deine ſchnelle Folgſamkeit den marternden Zweifeln, die ihn deines Heils willen beängſtigen; von Mund zu Mund wirſt du ihn auch eher ſeines Irrwahns überzeugen können.

Rührend und traurig war der Abſchied zweyer redlicher Freunde; es war, als ſollten ſie ſich das letzte Lebewohl ſagen. Michael reiſte fort mit beklemmtem Muthe und ahnendem Herzen; traurig und langſam zögerten ſeine Schritte und in zwey Tagen hatte er noch nicht fünf Meilen zurückgelegt. Am dritten Tage kehrte er in einer Straßenſchänke ein, und beſchloß da zu übernachten, obwohl ihn noch nicht der Abend zur Ruhe einlud.

Hier war der Zweck ſeiner Reiſe, den ihm ſein feindliches Schickſal ausgeſteckt hatte. Es war an einem Feyertage, nnd die Schänke wimmelte von lärmenden Zechern. Michael ſetzte ſich abſeits an den hinterſten Tiſch, und ſah ſtier und traurig vor ſich hin. Zwey Werber, die da waren, auf Leute zu lauern, bemerkten ihn, und ſahen ihn für einen verzweifelten Burſchen an, den die Noth drückt, oder irgend ein böſer Handel in der Welt herumjagt. Sogleich machte einer davon mit ihm Geſellſchaft, ſprach ihm Muth und Fröhlichkeit zu, und ging ihm nicht mehr von der Seite. Michael argwohnte nichts Böſes, kannte ihn nicht für den, der er war, und ſah ihn als einen luſtigen guten Menſchen an, den kein Kummer härmt, und keine Sorge drückt, und ſo war er Michaeln nicht unangenehm. Man aß, trank und lärmte bis die Nacht einbrach, und den andern Tag ward Michael mit einem Transport geſchloſſen zum Regimente abgeführt.

Vierzehn Tage waren vorüber, und Chriſtian wartete noch ſehnlich auf eine Nachricht von ſeinem Freunde, die ihm dieſer bey ſeiner Abreiſe verſprochen hatte: und ſehnlich harrte der Vater des Sohnes; aber noch erfreute den guten Chriſtian kein Brief von ſeinem Freunde; noch harrte vergebens der alte Vater auf ſeinen Sohn, und zürnte auf ihn. Ach, rief er in ſeinem Schmerze aus, ſie haben ihn ſchon in ihrem Netze! Er achtet des Vaters nicht mehr — treulos wird er auch Gott vergeſſen haben.

Nochmahl ließ Franz an ſeinen Sohn ſchreiben, und bat ihn zu kommen. Wie erſchrak aber Chriſtian, als ihm ſein Meiſter den Brief zu leſen gab, und er erfuhr, daß Michael noch nicht bey ſeinem Vater war. Er wußte nicht, was er denken ſollte. Vermuthlich, dachte Chriſtian, iſt der Unglückliche in Räuberhände gefallen, und ermordet worden, und weinte dem Lieben ſchmerzliche Thränen. Man ſchrieb dem Vater zurück, was man wußte, und dieß erbitterte den Alten noch mehr. Er glaubte nun ſteif und feſt, man wolle ihn belügen, und halte ihm ſeinen Sohn in den Banden der Verführung gefangen zurück. Täglich grub ſich tiefer der Schmerz in ſeine Wangen ein, täglich wankte Franz näher dem Grabe.

Auch Chriſtian war nicht mehr ſo heiter, ſo froh, und eine ſtille Schwermuth hatte ſich ſeines fröhlichen Herzens bemächtiget. Sein Freund war ihm zu lieb geweſen, als daß er hätte gleichgültig bey dem ungewiſſen Schickſal deſſelben bleiben können.

Nach einiger Zeit verließ er die Werkſtätte ſeines Meiſters, und zog wieder in die Fremde.

Eines Tages ging Meiſter Franz nach dem nächſten Städtchen, um dort Leder einzukaufen. Es war nur eine Tagreiſe von ihm entfernt; folglich kehrte er gleich den andern Tag wieder zurück. Es war ſchon ſpät am Abend, als Franz noch auf dem Wege war, und nur noch einige Stunden vor ſich hatte, bis er zu

Hauſe ankam. Still und ſchauerlich führte der Fußweg durch einen dichten Tannenwald, wodurch nur einige blaſſe Strahlen des freundlichen Mondes durchblinkten. Franz bethete im Gehen — es war ſo ſeine Gewohnheit — und eilte, ſo viel es Alter und Schwäche zuließen.

Plötzlich ſtieß er auf einen Gegenſtand, der zu gleicher Zeit Schrecken und Mitleid erregte. Ein Menſch lag vor ihm hingeſtreckt; verwundet und von dem häufig vergoſſenen Blute kaum mehr einem Menſchen ähnlich. Franz ſchlug jammernd die Hände zuſammen ob dieſem gräßlichen Anblick, und wußte ſich nicht zu rathen und zu helfen. Zum Glücke ſah er Jemanden gegen ſich kommen; es war ein Bauer aus dem nächſten Dorfe. Mit vollem Vertrauen redete ihn Franz ſogleich an, und bath ihn, daß er ihm den armen Menſchen möchte tragen helfen. Beyde hoben nun den Elenden auf, und trugen ihn zu des Bauern Wohnung, die nicht ferne war. Nun ließ er ſich einen Wagen geben, und der Bauer führte den Erſchlagenen in den Markt zu Meiſter Franzen, der es ſo haben wollte, damit er ihn unter ſeiner Obſicht hätte, und man ihm eher zu Hülfe kommen könnte.

Dieſer Unglückliche war Chriſtian, der von Räubern dieſer Gegend überfallen, und ſo jämmerlich zerſchlagen wurde. Franz ließ es an Nichts fehlen; er ſparte keine Unkoſten und keine Pflege, um Chriſtian wieder herzuſtellen. Am fünften Tage erſt war er im

Stande, einige gebrochene Worte hervorzuſtammeln, und nun ließ Franz einen Geiſtlichen hohlen, der ſeiner Seele pflegen ſollte.

Frey und ungeheuchelt ſprach Chriſtian zu ihm; entdeckte ihm ſeine Religion, bath aber den Prieſter doch um ſeinen Zuſpruch und Troſt. Nun erfuhr es auch Franz, wer ſein unglücklicher Gaſt ſey, und das Wort Lutheraner fuhr wie ein Donnerſchlag in ſein Ohr. Alles Gefühl, alle Menſchlichkeit wich aus ſeinem Herzen, und Fanatismus und Menſchenhaß drangen an ihre Stelle. Da in dem Orte kein öffentliches Spital war, und Niemand ſich des Elenden annehmen wollte — denn alle ſchienen froh zu ſeyn, daß dieſe Laſt auf Franzens Schultern fiel — war Gerber ſo grauſam, den Todtkranken auf die freye Gaſſe zu ſetzen, und ſchloß ſein Haus vor ihm zu. Ein alter armer Taglöhner, der ſich halb von Arbeit, und halb vom Betteln nährte, ging vorüber, und nahm den Verſtoßenen in ſeine Hütte. Und das geſchah, ohne daß ſich nur ein Menſchenhaar darüber gekrümmt hätte.

Nach einigen Tagen kam Michael an, und ſtürzte freudig in die Arme ſeines Vaters. Er erzählte ihm ſein unglückliches Geſchick, das Schuld war, warum er nicht eher hatte kommen können, und ſeine ganze Geſchichte bis auf den Vorfall, wo er hatte Soldat werden müſſen. O Gott ſey Dank! rief Franz, das ich dich wieder habe, mein Sohn; du ſollſt nicht mehr aus meinen Armen; ich dächte ſchon, die Lutheraner — O denkt künftig beſſer von ihnen, fiel ihm Michael ein; ihnen habe ich Alles zu danken, Alles; daß ich mehr gelernt habe, daß ich klüger und beſſer geworden bin, ja ſogar, daß ihr mich jetzt ſeht, das haben wir den Lutheranern zu danken. Ich war eingeſperrt zwiſchen unüberſteiglichen Mauern; jeder meiner Tritte wurde beobachtet. Als ich Soldat war, da machte ich mit einem Meiſter Bekanntſchaft, deſſen gutes Herz durch mein Unglück gerührt wurde. Er gab mir Arbeit, ſonſt hätte ich mich kaum des Hungertodes erwehren können, und liebte mich, wie ſein Kind. Ich lernte ſeine Tochter kennen, liebte ſie und wurde geliebt, und der Vater billigte unſer Verſtändniß, kaufte mich los, und ſchenkte mir ſein Vertrauen in einem ſo hohen Grade, daß er mich auf mein Wort zu euch reiſen ließ. — Wirklich! ſagte Franz erſtaunt, ſo viel Gutes haben ſie dir gethan? — Ey, ey! nun ſollte mich's bald reuen. — Was, Vater! was? — Und hier erzählte Franz ſeinem Sohne, wie er mit Chriſtian verfahren. Gott im Himmel! ſchrie Michael, das habt ihr gethan? — Sogleich eilte Michael fort, erkundigte ſich um ſeinen Aufenthalt, fand ihn und fand — ſeinen Freund Chriſtian. Welche Freude! — Welche Beſtürzung! — O Freund! wirſt du auch meinem Vater dieſes himmelſchreyende Unrecht verzeihen können? — ſagte Franzens Sohn, und ein Thränenſtrom rollte über ſeine Wangen herab. — Chriſtian drückte ſeine Hand, und ein ſanftes Lächeln ſchwebte auf einen Lippen. Und du kennſt mich noch ſo wenig, ſagte er; dein Vater hat mir ja Gutes gethan — nicht er — die Unwiſſenheit war grauſam gegen mich. Mich ſchmerzt nur, daß er mich noch haßt, daß ich ſterben ſoll, ohne ſeine Liebe, ſeine Freundſchaft mit mir zu nehmen. Laß ihn zu mir kommen, Freund!

Franz kam und trat ſchüchtern und ſchaamroth vor das elende Lager Chriſtians, und ſein Mund verſtummte. Sanft und liebreich nahm ihn dieſer bey der Hand, und ſagte: ich fühle, daß ich ſterben werde; laßt euch noch für eure Liebe danken, ihr ſeyd ein guter Mann; aber ein blinder Eifer hat euer Herz partheyiſch gemacht. Gewährt einem armen Menſchen, der dem Tode nahe iſt, eine Bitte — — ſeine letzte Bitte! Vergeßt, daß ich nicht eures Glaubens bin, und hört auf, unſchuldige Menſchen zu haſſen, die euch kein andres Leid thun, als daß ſie anders denken, als ihr denket. Liebet und thut Gutes jedem Menſchen ohne Unterſchied der Religion; wir ſind ja Alle Brüder! Franz zerfloß in Thränen und verbarg ſein Geſicht, das Schaam und Verwirrung bedeckten. O, rief er, was war ich für ein Ungeheuer! — Warum muß ich jetzt erſt von meinem Irrthume überzeugt werden!

Eure Hand, rief ihm der von Leiden erſchöpfte Chriſtian mit ſchwacher Stimme entgegen, eure Hand, guter Mann! Nun ſterbe ich mit Freuden, ſterbe mit der vollkommenſten Zufriedenheit meines Schickſals, ſo traurig es auch immer für mich war. Ich nehme die

Freude eines Sieges mit ins Grab, der alle Siege ſtolzer Helden an Herrlichkeit übertrifft — — des Sieges der Menſchheit über den Fanatismus. Laßt euch meine ſterbende Lippen auf die eurigen drücken! Dieſer Kuß ſey der erſte Beweis eurer Liebe — der Beweis, daß ihr euch wieder mit der Menſchheit verſöhnt habt. Lieber Freund! ſagte er zu Michael, als wir einander in S*** bey deiner Abreiſe traurig Lebewohl ſagten, unſere Herzen Unglück ahneten, und wir uns zum letztenmahl zu ſehen ſchienen, gingſt du nicht von mir in dem bangen Wahne daß das Schickſal unſere Wege auf immer geſchieden habe, daß wir ewig würden getrennt werden?

Michael. Ach ja, lieber Chriſtian! ich dachte nicht anders.

Chriſtian. (heiter lächelnd) Nun du biſt deinen Weg gegangen, ich den meinigen — Beyde den, den uns die Vorſicht vorgezeichnet hat, und hier kommen wir wieder zuſammen, ſehen uns, und genießen die ſelige Wonne, uns als liebende Freunde zu umarmen; nun reiſen wir wieder von einander — weine nicht Lieber! — trennen uns hier; und (bedeutend) ſehen uns wieder. — —

Das waren Chriſtians letzte Worte. Er hatte ſich zu ſehr angeſtrengt, und verfiel nun in eine Mattigkeit, wo er allen Gebrauch ſeiner Sinne verlor. Seine Lippen ſchwiegen, aber ſein Geiſt bethete, und war voll der ſeligſten Ahnungen von der Ewigkeit.

Nach zwey Tagen ſtarb der Edle, und Franz und ſein Sohn beweinten in ihm nicht den Tod eines Menſchen, den Tod eines guten, geliebten Freundes — mehr noch! das Verſchwinden eines guten Engels.

Sein Leichnam wurde ganz der Sorgfalt und Willkühr Franzens überlaſſen, denn man hielt ihn für unwürdig, unter andern Todten zu ruhn. Das drang Franzen tief in die Seele. Vater! ſagte Michael, es iſt doch allenthalben Erde; Chriſtian gehörte auch im Leben nicht unter die gewöhnlichen Menſchen; er war zu gut für ſie; er ſoll auch im Tode außer ihrer Gemeinſchaft ſeyn. Es iſt gut, daß er nicht liegt, wo Thoren und Weiſe, der Gute und der Böſe unter einander geworfen faulen, denn ich fürchte, es möchten ſich noch die Knochen eines Schurken an ihm reiben. Draußen, Vater! auf der Wegſcheide, laßt uns ihn beerdigen: da bleibt er den Menſchen im Gedächtniß, und iſt nach langen Jahren noch eine kräftige Lehre. Was ſoll er in einem abgelegenen Winkel des Kirchhofes machen? Man ſucht die Todten ohnehin nicht; aber hier muß er Jedem ins Aug' fallen, und jeder Gute, der vorübergeht, wird ſeine Aſche ſegnen.

Haſt Recht, Michael, ſagte Franz, und ich will ihm ein Denkmal ſetzen laſſen von Marmor, ſo ſchön und koſtbar ich es vermag. Gut! ſagte der Sohn, und ich pflanze herum drey ſchlanke Tannen, die mit ihrem ſchwarzen Schatten ſein Grab decken ſollen.

Noch ſagt der Leichenſtein dem Wanderer, wer Chriſtian war, wie edel und gut er war, und wie Franz mit ihm verfahren. Unſere Nachkommen, ſagte Meiſter Gerber, mögen es wiſſen, daß ich gefehlt habe, und durch mein Beyſpiel belehrt, beſſer werden.

Wie mehr Chriſtians Charakter durch das Gute und Edle, das ihm eigenthümlich war, dem Leſer auffallen wird, deſto mehr fürchte ich auch, wird man die Wahrheit der wirklichen Exiſtenz dieſes Mannes bezweifeln, oder wenigſtens nicht begreifen können, wie ein Menſch in der Lage, in der Chriſtian ſich als Handwerksgeſelle wahrſcheinlicher Weiſe von jeher mußte befunden haben, ſo habe denken, ſo handeln können.

Ich finde es nöthig, meinen Leſern dieſen Zweifel zu heben; und gut, ſie mit einem Manne genauer bekannt zu machen, deſſen Leben Vielen eine nützliche Lehre ſeyn wird. Ich weiß, wie viele Feenmährchenleſer es gibt, die nur ſeltene Begebenheiten und wunderbare Entwickelungen lieben, und denen Alles, was noch von dem guten Chriſtian folgt, langweilig ſeyn wird, aber für dieſe ſchreibe ich auch nicht. Nie können wir uns zu lange bey dem Bilde eines guten Menſchen aufhalten, denn der Böſen ſind zu viel um uns. Laßt uns bey dem Andenken eines Guten nicht ſo ſchnell vorübereilen, wie der gaukelnde Schmetterling eine Roſe überhüpft — unfähig ihre Balſamgerüche einzuathmen — unfähig der dauernden Wonne. —

Chriſtian lernte Weisheit im Elend und Tugend in der Noth; das Schickſal bildete ſein Herz nach Grundſätzen, die es mit Thränen ihm aufzeichnete, die Kummer und Elend aus der Menſchen Auge preſſen. Er kam in eine Schule, wo man die Geduld nicht theorethiſch aus dem Epiktet ſtudiert, und Schmerz und Leiden die Philoſophie geben. Schüler, deren Geiſt nicht groß, deren Herz nicht ſtark genug iſt, verzweifeln, ehe ſie am Ende ihres Curſus ſind. Es iſt leichter, den Lauf der Sonne zu meſſen, und die Größe des kleinſten Sternchens im zahlloſen Sternenmeere zu berechnen, als ſtark zu ſeyn im Unglück; und leichter ſich über einen Felſen ſtürzen, wenn man ſein Schickſal nicht enträthſeln kann, als ausharren im Leiden. Wenige halten aus; aber dieſe Wenigen ſind ſchätzbarer, als Gold, das alle Feuer ausgehalten hat.

Chriſtian wurde von anſehnlichen und bemittelten Aeltern geboren; aber noch lag er unmündig in der Wiege, als dieſe ihn verließen, und Vormünder über ihn und ſein Vermögen ſchalteten. In fünf Jahren hatten ſie es durchgebracht, und Chriſtian war nun unglücklicher als der ärmſte Betteljunge. Man bedauerte ihn, fluchte den Pflichtvergeſſenen, aber Niemand nahm ſich ſeiner an. Chriſtian wurde endlich in das Waiſenhaus aufgenommen. Hier war des jungen Chriſtians Beſtimmung, einſt dieſen milden Ort als ein elender Krüppel zu verlaſſen. Den ganzen Tag an ſeine Arbeit gekettet, ohne Bildung des Geiſtes und Herzens, im Zirkel verdorbener Jungen, die durch Härte der Zucht und Mangel an Unterricht verſtockte ſchelmiſche Buben waren, hätte Chriſtian zum Mann, zum nützlichen Bürger heranwachſen ſollen. Ein alter Paſtor in der Gegend, der einſt als armer Student bey ſeinen Großältern die Suppe hohlte, vernahm ſein trauriges Schickſal, und forderte ihn aus dem Waiſenhauſe zu ſich.

Chriſtian war ihm Alles, denn er hatte weder Frau noch Kinder mehr, und ſein weniges Vermögen dachte er für ihn anzuwenden. Fünf Jahre war Chriſtian bey dem guten Manne, der ihn zärtlich wie ſein Kind geliebt, und den der Kleine wieder ſo innig liebte, ſo verehrte wie ſeinen Vater. Er unterrichtete ihn in der Religion und allen Anfangsgründen derjenigen Wiſſenſchaften, die er zu Chriſtians Beruf erforderlich glaubte; und hier war es, wo der Saame des Guten in das Herz des Kindes gelegt wurde; hier faßte ſein Herz die edlen Grundſätze, die ihn nachher zum guten Menſchen bildeten, die ihn groß im Unglück, und ehrlich in der Noth erhielten. Der Mann dachte ſelbſt hell und gut; hatte reine Begriffe, viel ſein Lebtag erfahren und viel gedacht. Sein Wandel war das ſchönſte Beyſpiel der Tugend, und ſein ganzer Kirchſprengel liebte und verehrte ihn, wie ſeinen gemeinſchaftlichen Vater.

Chriſtian hatte viel Talente und ein weiches, empfängliches Herz; in dieſer kurzen Zeit hatte er ſchon viel gelernt, und zur größten Freude ſeines Pflegevaters zeigte ſich ſchon jetzt die Grundlage ſeines edlen Charakters. Der Paſtor ſchickte ihn nach dieſer Zeit in das nächſte Städtchen in die Schule, und empfahl ihn der Aufmerkſamkeit und Liebe des dortigen Rektors, der einſt ſein vertrauter Geſpiele war. Ihn hatten Alter und die Bürde ſeines Amtes, die nun ſchon zwanzig Jahre ſeine Schultern laſtete, zu ſchwach gemacht, um ferner den angefangenen Unterricht mit ſeinem Zöglinge fortzuſetzen.

Noch war Chriſtian kein Jahr auf der Schule, als der Paſtor plötzlich an einem Schlagfluſſe ſtarb. Entfernte Verwandte, die der Verſtorbene in ſeinem Leben nie gekannt hatte, traten hervor, und bemächtigten ſich des kleinen Vermögens, das er hinterließ.

Dieſer Schlag des Unglücks fiel tödtend auf Chriſtian. Wie ein Wetterſtrahl ſtürzte er das ſchöne Gebäude ſeiner Hoffnungen; alle Ausſichten verbarg ihm eine düſtere ſchwarze Donnerwolke, und der Knabe ſtand da im Kreiſe, den das fürchterliche Schickſal um ihn geſchloſſen hatte, wie der Wanderer in einer grauſen Wetternacht — ſtaunend und zitternd.

Bezahlen konnte Chriſtian nun nichts mehr, und hätte, unwiſſend wohin, von dannen ziehen ſollen; aber weil er doch einmahl dem Rektor war empfohlen worden, ſo behielt ihn dieſer, und machte ihn zu einem der Aufwärter des Kollegiums. Hier mußte Chriſtian unbeſchreiblich leiden. Die niedrigſten und ſchwereſten Geſchäfte wurden ihm aufgetragen; dafür warteten ſeiner bey dem geringſten Verſehen die grauſamſten Züchtigungen, und Spott und Verachtung der Reichen, die mit ihm unbeſtraft ihr Spiel treiben durften, verfolgten alle ſeine Tritte. Und klagen durfte Chriſtian niemanden ſeine Leiden; kein theilnehmendes Herz eines zärtlichen Freundes öffnete ſich ihm; nur weinen konnte er im Stillen, und Troſt aus ſeinem eigenen Herzen ſchöpfen. Aber nicht einmahl ſo viel Barmherzigkeit fand er unter den Menſchen, daß ſie ihm ihr Gnadenbrod unter Drangſal und Verfolgung zu genießen gönnten. Nicht lange ſtand es an, ſo mußte er das Kollegium verlaſſen. Weinend zog Chriſtian von dem Ort, wo er ſo viel gelitten, und arm und hülflos hatte er Bettel und Hunger zu Geſellſchaftern. Er nahm ſich vor in die Stadt zu gehen, wo er einſt im Waiſenhauſe war, um dort zu bitten, daß man ihn wieder aufnehmen möchte.

Unterwegs traf er zu einem Schuſter, bey dem er um Brod bat. Noch hatte Chriſtian dieſen Weg des Lebens nicht gekannt, aber Armuth und Hunger führten ihn darauf. Dieſem erzählte der unglückliche Junge ſeine ganze Geſchichte, und Thränen quollen dem guten Manne aus den Augen, die er behutſam vor Chriſtian verbarg.

Aber was willſt du denn ſo machen? ſagte er zu ihm.

Chriſtian. Ich weiß nichts. Ich will wieder in das Waiſenhaus gehen, wo ich vormahls war.

Wo es dir ſo übel ging? Das mußt du nicht. Aber man nimmt dich auch nicht mehr an.

Chriſtian. Man nimmt mich nicht mehr an? — Lieber Gott! ſo muß ich verhungern.

Das ſollſt du nicht. Gott ſorgt für jedes ſeiner Geſchöpfe. Möchteſt du kein Schuſter werden?

Chriſtian. Alles, Alles! wenn ich nur nicht betteln und nicht hungern darf.

Nun! du kannſt gleich bey mir bleiben. Aber treu und fleißig und gehorſam mußt du ſeyn, ſonſt ſchick ich dich wieder fort, und es wird nichts aus dir werden.

Hier war nun der Standpunkt von Chriſtians Beruf. Der ehrliche Schuſter behielt ihn bey ſich, nährte, kleidete und lehrte ihn, und hatte an dem guten Jungen ſeine Freude. Die Jahre ſeiner Lehrzeit gingen vorüber, und noch drey Jahre diente ihm Chriſtian als Lohnjunge, als ihm endlich ſein Meiſter eröffnete, daß er nun in die Fremde reiſen müſſe. Chriſtian lebte ſo wohl und ſo zufrieden bey ſeinem Wohlthäter, daß er ſich wieder in die glücklichen Tage verſetzt glaubte, die er bey ſeinem ehrwürdigen Pflegvater, dem guten Paſtor, hatte, und nun wieder aus dem Schooße der Ruhe und des Glückes hinaus in den Wirbel der Zufälle und des mißgünſtigen Schickſals — das war ein ſchmerzlicher Gedanke, der ihm viele bittere Thränen koſtete. Aber es mußte ſo ſeyn. Sein Meiſter gab ihm einige Kleidung und etwas Geld und hieß ihn in eine entfernte Stadt gehen, wohin er ihm ein Empfehlungsſchreiben an ſeinen Bruder mitgab, der dort das nähmliche Gewerbe trieb.

Nun fangen ſeine Wanderjahre an, die ich hier zu erzählen weder Raum noch Zeit genug übrig habe: ſie würden allein einen ganzen Band anfüllen. So wie ſein ganzes Leben, waren auch dieſe Jahre ein ſteter Wechſel von Widerwärtigkeiten und Leiden, womit die Menſchen einander ſelbſt zu drücken ſich beſtreben. Kaum, daß er einige Tage der Ruhe genoß, ſich einige Stunden des Lebens freute, und mit Siegeswahn ſich der überſtandenen Leiden erinnerte, ſo ging ſchon wieder den andern Tag die Sonne düſterer über ihn auf, und ein neues Ungewitter ſtürmte auf ihn los.

So wurde Chriſtian ſtark im Leiden, und groß im Unglück; ſein Glaube an Gott gab ihm Troſt, und ſeine Tugend Stärke, und Weisheit lehrte ihn die Erfahrung. Er hatte gelernt, daß man nicht auf lokkern Grund bauen, und dem Menſchen und dem Glükke nicht trauen müſſe; daß man ſich nicht blenden laſſen dürfe von dem Schimmer glänzender Hoffnungen, und daß der Menſch nur auf die Gegenwart rechnen kann. Er hatte gelernt, daß der Schwächere das Laſtthier der Stärkern iſt, und daß er ſchwerlich ſein Joch abſchütteln wird, und Starrſinn und Empörung gegen ſein Schickſal das Joch mehr erſchwere; daß ſchon einmahl der Gang der Dinge den Ochſen zum Pflug, den Eſel zur Laſt verdammt habe — den Menſchen zu Allem.

Seine Verlaſſenſchaft war das Eigenthum des Weiſen, der Alles mit ſich trägt. Aber doch fand ſich darunter ein Stück, das Michael allein zu ſich nahm, und höher ſchätzte, als Tonnen Goldes. Es war folgendes Gebeth, das durch den täglichen Gebrauch kaum mehr leſerlich war:

Göttlicher Mittler, der du vom Vater geſendet worden, um Licht und Wahrheit in die Welt zu bringen, und die Menſchen ſelig zu machen, ſieh herab auf deine heilige Kirche, beſchütze ſie und ſey bey ihr bis ans Ende der Zeiten! Laß ſie eine treue Bewahrerinn deiner göttlichen Lehren ſeyn, und von deinem Geiſte unaufhörlich geleitet werden!

Erhalte die Religion, die du mit deinem Blute geſtiftet haſt, in jener himmliſchen Lauterkeit, mit der ſie aus deinem untrüglichen Munde gefloſſen iſt!

Gib deiner Herde treue Hirten, und erfülle ſie mit Weisheit und apoſtoliſchem Eifer. Dein Geiſt ſchwebe auf ihren Lippen, wenn ſie dein Wort verkündigen, die Jugend unterrichten und den Sterbenden auf ihrem Todtbette beiſtehen!

Gib, daß der Geiſt der Eintracht und des Friedens unter den Bekennern deines heiligen Nahmens herrſche; daß ſie einander als Brüder lieben; daß ſie ſich wegen Fehlern und Schwachheiten nicht verachten, haſſen, verfolgen, ſondern einander ertragen, gleichwie auch unſer himmliſcher Vater ſeine Sonne über Gute und Böſe aufgehen läßt!

Zwar bethen wir in Demuth die unerforſchlichen Rathſchlüſſe an, nach welchen du unter jenen, die den Chriſtennahmen führen, ſo verſchiedene Glaubensbekenntniſſe zuläßeſt: aber um deines heiligen Nahmens willen bitten wir dich, Erlöſer der Welt, nimm dieſes Aergerniß endlich hinweg; verſammle uns alle in deinen Schaafſtall, und laß uns untereinander eins ſeyn, ſo wie du eins biſt mit deinem himmliſchen Vater!

Erbarme dich auch des Volkes, welches einſt dein auserwähltes war, und zu welchem du ehemahls ſelbſt gehörteſt, und welches jetzt verlaſſen und verſtoßen in der Welt herumirrt! — Mache dich auch den Völkern kund, die dich noch nicht kennen, und laß das Licht deines Evangeliums aller Orten aufgehen, wo Finſterniß herrſcht! — —

Bald darauf wurde Michael ſeines Vaters Erbe. Er hatte keine Freude mehr an ſeinem Geburtsorte, und die Liebe zu ſeinem Mädchen hatte ihn ſeither täglich an ſein Wort erinnert, das er dem guten Manne gab, eheſtens wieder zurück zu kehren. Er nahm nun ſein Vermögen zuſammen uud reiſte dahin, wo ſchon lange ſehnlich ein guter Vater, und ein liebendes, tugendhaftes Mädchen ſeiner warteten.

Glückliche Tage verlebte Michael im Schooße einer zahlreichen Familie, an der Seite einer zärtlichen Gattinn; Gottes Segen ließ ſeinen Fleiß gedeihen, und was er liebreich ſeinem Nebenmenſchen Gutes that, wurde ihm reichlich wieder vergolten. Er ſelbſt ſchrieb ſeine und Chriſtians Geſchichte auf, und machte ſie zum Leſebuch ſeiner Kinder. Der Tag, an dem er Chriſtian hatte kennen lernen, war ihm ein jährlicher Feſttag, und die Freude des Hauſes feyerte ihn; aber wenn ſein Sterbetag einfiel, war Michael traurig, weinte ihm noch eine Thräne des Dankes, und unterhielt ſich mit ſeiner Familie über die traurigen Schickſale des Guten.

Sterbend bat er noch ſeine Kinder, der Lehren lebelang nicht zu vergeſſen, die Chriſtian ihm gab. Liebt euren Mitmenſchen, ſagte er, und thut Gutes Jedem, der euer bedarf; haſſet und verfolget den nicht, der nicht in euren Tempel geht! Wir ſind alle Gottes Kinder.

Inhalt

des erſten Theiles.

Seite

Jſak Harruſch, oder einen Juden verfolgen, weil er Jude iſt, iſt Unduldſamkeit und dem Geſetze der Liebe entgegen 11

Jſogin und Celia, oder einen Wilden verfolgen, weil er ein Wilder iſt, iſt Unduldſamkeit und dem Geſetze der Liebe entgegen 72

Marie, die Jüdin; oder der Glaube ohne die Werke iſt todt. 110

Der gute Chriſtian; oder einen Lutheraner verfolgen, weil er ein Lutheraner iſt, und einen Katholiken, weil er ein Katholik iſt, iſt Unduldſamkeit und dem Geſetze der Liebe entgegen . . . 130

Hofrath v. Eckartshauſen's

Schriften.

Sechster Band.

Duldung und Menſchenliebe.

In rührenden Erzählungen.

II. Theil.

- Taſſo. Ein grauſames Beyſpiel aus den Zeiten der Religionsverfolgungen.
- Iſis und Tira, oder Muhameds Lehre gründet ſich auf Grauſamkeit ꝛc.
- Pater Joas und Paſtor Brem ꝛc.
- Karl von Blüthenheim ꝛc.
- Meiſter Johann und Meiſter Fritz, oder Unduldſamkeit iſt im Herzen des Böſen. ꝛc.
- Etwin und Zama ꝛc.
- Fatim und Criſine ꝛc.
- Alfred, Anazis und Philarete ꝛc.
- Hauptmann B. ꝛc.

Wien, 1830.
Bei Anton v. Haykul, Buchdrucker,
und bei
Mich. Lechner, Univerſitäts-Buchhändler.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

Duldung und Menſchenliebe.

In
rührenden Erzählungen.

Zweyter Theil.

Callo,

ein

grauſames Beyſpiel aus den Zeiten der Religionsverfolgungen.

Mit Schaudern denkt der fühlende Menſchenfreund in die vorigen Zeiten zurück; ſchüchtern wagt er einen flüchtigen Blick in die Vergangenheit, wo er die Vernunft in Feſſeln geſchmiedet und die Menſchheit, unter der Laſt der Vorurtheile gebeugt, vom Fanatismus mißhandeln ſieht; wo ſein Auge bey jedem Blick vor den gräßlichſten Barbareyen der Menſchen, vor den ſchändlichſten Thaten erſchrocken zurückbebt, und wo er ſchmerzlich aufruft: Gott! waren das auch deine Menſchen? — — Traurig iſt die Rückerinnerung; aber doch nothwendig iſt ſie — nothwendig iſt es, daß wir in die vergangenen Jahrhunderte zurückſehen, um das Bild unſerer Zeiten nicht außer Augen zu laſſen, und es richtiger zu beurtheilen: denn wir könnten nie ſagen, unſere Zeiten ſind beſſer oder ſchlechter, wenn wir ſie nicht mit den verfloſſenen in Vergleich ſtellen.

Noch iſt unſer Jahrhundert nicht ſo aufgeklärt, daß aller Nebel der Unwiſſenheit und Vorurtheile verſchwunden wäre, der Geiſt ſich über die Niedrigkeit unſinniger Irrthümer zu höhern Begriffen emporgeſchwungen hätte; noch hat die Aufklärung, die reine Religion des Gottmenſchen, die Herzen nicht ſo ganz gebeſſert, daß nicht noch Haß und Verfolgungsgeiſt die edelſten Empfindungen in vielen Herzen erſtickt, daß nicht noch Rache und Blutdurſt in der Bruſt des Fanatikers toben und nicht auch jetzt noch das Nachbild jener ſchrecklichen Auftritte zu befürchten wäre, wo einſt Menſchenblut in Strömen zur Schande der Vernunft und der Menſchheit floß. Wirklich — ich kenne ſelbſt viele — gibt es noch Menſchen, die an dem entehrenden Vorurtheil hangen: Haſſe und verfolge jene, die nicht deines Glaubens ſind! Menſchen, die vergeſſen, was Chriſtus gelehrt hat, die nur eines Winkes bedürften, um mit der verheerenden Gewalt eines jähen Stromes über die Mitmenſchen herzufallen, und im Namen der Gottheit zu morden, zu rauben und zu wüthen, wie der reißende Tiger unter den friedlichen Thieren.

Ich bemitleide ſie, die Unglücklichen, in deren Seele es noch ſo düſter ausſieht, die noch ſo menſchenfeindlich denken, und wünſche, daß es auch in ihrer Seele licht werden möchte; daß ſie zur Vernunft zurückkehren und ſich mit der Menſchheit ausſöhnen möchten.

In dieſer Abſicht will ich hier meinen Mitbürgern eine Geſchichte erzählen, die ihnen ein Bild darſtellen ſoll, das ihr Herz mit Schauder und Entſetzen erfüllt, das ihnen bey jeder Erinnerung deſſelben ſagen ſoll: Menſch! liebe deinen Bruder, und haſſe ihn darum nicht, weil man ihn anders denken gelehrt hat, als dich.

Die Zeit dieſer Geſchichte fällt in die traurige Lage Deutſchlands, wo der bekannte dreyßigjährige Schwedenkrieg — aus einem irrigen Religionseifer angefacht — Alles verheerte.

Unbegreiflich iſt es, wie lange der Menſch zu der Lehre des Evangeliums, zur Belehrung und zur Beſſerung braucht. Erſt als Millionen Ungerechtigkeiten waren begangen worden, erſt als Millionen Menſchen auf die grauſamſte Art waren hingewürgt worden, ſah man ein, daß Gott allgemeine Liebe befohlen, daß er dieß Geſetz jedem Menſchen ins Herz geſchrieben. Man war des Schlachtens müde, ſatt des getrunkenen Blutes, und man gewann erſt einige Augenblicke zum Denken. Doch zur Sache.

Noch ſteht in O*** die alte Feſtung, die einſt lange Guſtavs Waffen getrotzt, bis ſie endlich, durch die Uebermacht bezwungen, ſich hatte ergeben müſſen. Sie iſt die Krone eines hohen Felſen, der dem Wanderer einen fürchterlichen Anblick darbeut. Auf der Oſtſeite iſt ſie ſchon ziemlich zerfallen, und zeigt dem ſtaunenden Auge nichts als die morſchen Ueberbleibſel ihres ehemaligen Stolzes, darin nun Raben und Krähen niſten, und Nattern und giftiges Gewürme. Zitternd eilt der Furchtſame vorüber, wenn der klägliche Unkenruf aus dem Graben in ſein Ohr dringt, und die Eule ihre ſchauerliche Stimme erhebt.

Tapfere Krieger, die muthig den blutenden Säbel ſchwangen, und vor dem Donner der Kanonen nicht bebten, fürchteten ſich hier Wache zu halten, denn der Wahn von Geſpenſtern hatte ſich auch des muthigſten Herzens bemächtigt: aber hier ſtieg der Wahn zur völligen Gewißheit.

Alte Gebäude ſtehen bey den Einfältigen nie in einem guten Rufe und eine alte Sage hatte den Wall, der die Feſtung umgab, ganz und gar verſchrieen. Man glaubte öfters eine düſtere Todtenſtimme zu hören, und die Einbildung ſchuf ſich gleich den Geiſt perſönlich, von dem dieſe Stimme kam.

Einſt traf hier die Wache auch einen alten Krieger, der kühn und feſt war, wie der Stahl ſeines Schwertes, und den keine Gefahr ſchreckte. Die feyerliche Stunde der Mitternacht rückte heran, die Erde ſchwieg, und Alles lag ſtill und ſchauerlich in grauſer Finſterniß umher. Da hörte der Krieger die Stimme, aber verſtehen konnte er ſie nicht. Er ſah ſich um, doch kein Gegenſtand zeigte ſich ſeinem Auge; er rief und ſtieß mit ſeinem Doppelhacken auf den Boden, daß es laut wiederhallte, und die Stimme fuhr fort. Seine Stunde war vorüber, und er meldete es dem Offizier. Furcht und Staunen bemächtigte ſich Aller, und keiner wollte Wache halten.

Den andern Tag wurde ein junger Mann dahin geſtellt, ein toller Wagbals, der es mit einer ganzen Höhle voll Geſpenſter aufzunehmen verſprach. Unbekümmert und muthig ſang er ſich ein Liedchen von Wein und Liebe; aber bald wurde er durch die Stimme, die ſich wieder hören ließ, unterbrochen, und unter ſich vernahm er ein ſtarkes Klopfen. Auf einmahl ſank der Muth des unbeſonnenen Jünglings, er zitterte, und der kalte Schweiß lag ihm auf der Stirne. Es fuhr immer fort zu klopfen, und die Stimme wurde immer lauter. Aengſtlich und bebend erwartete er die Stunde, wo er abgelöſt wurde, und kam blaß und zitternd in die Wachſtube. Er meldete ſeinen Vorfall dem Lieutenant, und dieſer dem Generalmajor von W***. Nun war Alles rege, und der Geiſt ging ſchon in tauſend ſeltſamen Geſtalten von Mund zu Mund. Dem Generalmajor war die Sache auffallend, er dachte nach, und glaubte bey ältern Leuten hierüber Erfahrung einhohlen zu können. Er that in der ganzen Stadt und der Feſtung Nachfrage, aber keine genügende Auskunft wurde ihm gegeben. O, hieß es, das iſt nichts Neues; es iſt der Schloßgeiſt; ſchon viele Jahre hören wir ihn, und jeder wußte ihm ein anderes Märchen davon zu erzählen. Allein v. W*** gab ſich nicht damit zufrieden, und ſein Wille war, einmahl den Grund der Sache zu entdecken.

Unterdeſſen traf ein Regiment königlichſchwediſcher Truppen zur Verſtärkung ein, und Generalmajor v. W*** lud dieſen Tag alle Officiere zu ſeiner Tafel. Bey Tiſche erzählte er ihnen den gehabten Vorfall, und man ſtaunte darüber. Einige lachten, andere erſchracken; wenige dachten ernſtlich darüber nach. Wenn ſich die Stimme heute wieder hören läßt, ſagte v. W***, ſo laſſe ich auf dem nämlichen Platz in die Erde graben, ich will doch ſehen, was hinter der Sache iſt. Ja, ſchrieen Alle zugleich, von einem Triebe der Neugierde gereitzt, das thun Sie; wir wollen dabey ſeyn, und das Geſpenſt ſehen.

Die Tafel wurde aufgehoben. Alles trat auseinander, und einem jungen Lieutenant fiel das Portrait eines alten ehrwürdigen Mannes in die Augen. Starr und unverrückt blieb ſein Auge daran hangen, und konnte nicht ſatt werden, es zu ſehen. Was finden Sie an dieſem Gemälde, ſagte v. W*** zu ihm, es ſcheint Ihnen nicht gleichgültig zu ſeyn. Ich kenne ihn nicht, den guten Mann, antwortete der junge Officier, aber er hat ſo was Edles, ſo was Gutes in ſeiner Bildung, das mich ganz zu ihm hinzieht. Sein Anzug ſagt, daß er einſt die Stelle eines Paſtors hier muß vertreten haben.

Er wird meinem Herzen immer werther; ich möcht' ihn näher kennen, es muß ein trefflicher Mann geweſen ſeyn. Ein trefflicher Mann? ſagte v. W**; wenn dieß Bild nur nicht das Ideal eines Mahlers iſt. Aber wir wollen uns genauer mit ihm bekannt machen. Ich bin mit meinem Regiment nur erſt ein paar Wochen hier, und weiß um Nichts, aber ich will heute noch in der Stadt nachfragen laſſen.

Das geſchah, und ein betagter Mann, der hier geboren, erzogen und alt geworden war, wurde herbeygeholt. Man wies ihm das Gemälde, und kaum ſah er es, ſo rief er auf: Ach! das iſt der gute Paſtor Callo, und Thränen netzten ſein halb erloſchenes Auge.

Er muß euch nahe gehen, ſagte v. W**; was iſt es denn mit ihm?

Ach! er iſt geſtorben, oder — verſchwunden; hin iſt er, und Gott weiß, wo er hingekommen iſt. Er war ein redlicher, herzensguter Mann, that allen Menſchen Gutes, wo er konnte; aber ſie haben ihn gewaltig gedrückt.

Wie ſo?

Sein älteſter Sohn hatte noch nicht fünf Jahre, als er von der Seite ſeines Vaters kam, ohne daß man wußte wohin; noch blieben ihm drey Töchter und ein Söhnchen, das das Vermächtniß ſeiner ſterbenden Gattinn war; mit dieſen theilte Callo ſeinen kümmerlichen Unterhalt, war arm und verachtet — und glücklich in ſich ſelbſt. Aber der Bürgermeiſter, der ein Todfeind aller Nichtkatholiken iſt, haßte ihn vom Grund der Seele, und entriß ihm ſogar die Beſorgung ſeines Amtes. Vielleicht hat ihn Hunger und Elend aufgerieben; er iſt nicht mehr.

Gott! rief v. W***, welche Härte von Menſchen! und das Auge des edlen Kriegers trübte ſich. Aller Herzen wurden gerührt, und der junge Officier empfand einen Schmerz, der weit über den gewöhnlichen Antheil an den Leiden der Menſchen erhaben war.

Die ganze Geſellſchaft beſchenkte den alten Mann für den Dienſt, den er ihnen geleiſtet. Mittlerweile trat eine Ordonanz des Wache habenden Officiers ins Zimmer, und meldete dem Generalmajor, daß ſich die Stimme wieder hören ließe. Die Neugierde weckte Alle aus der ſanften, ſtillen Schwermuth der Seele, worin ſie die Theilnahme an Callo's Schickſal und ihre traurigen Empfindungen verſetzt hatte. Der Generalmajor begab ſich mit ihnen an den Ort, und Alle hörten die nähmliche Stimme, und je lauter ſie unter einander wurden, deſto lauter wurde auch die Stimme gehört.

— Bey Gott! rief v. W***, das iſt nicht die Stimme eines Geiſtes; hier unter dieſer Decke von Moos und Stein liegt ein Geheimniß vergraben, vor deſſen Entdeckung ich ſchaudere. Meine Herren! wir wollen bald ſehen, was es iſt. —

Alles ſtaunte und ſchwieg ſchaudernd und erwartungsvoll. Sogleich wurden einige Sappeurs geholt, und auf der Stelle, wo man die Stimme gehört zu haben glaubte, wurde zu graben angefangen. Sobald die erſte Schichte von der Erde weggeſchafft war, kam man auf Mauerwerk, und kaum waren einige Ziegeln abgenommen, ſo ſtieg ein Dampf hervor, der Alle von der Oeffnung zurückſcheuchte. v. W * * * und der junge Officier traten zuerſt wieder hinzu und ſahen — — einen alten, eisgrauen Mann zur Erde liegen — nicht todt, noch athmete er. Durch den ſchnellen Zugang der Luft war er in eine Ohnmacht gefallen. Man zog ihn heraus, und ſuchte ihn wieder zu ſich zu bringen. Ach! das iſt Callo, rief der junge Officier — das iſt Callo, rief v. W * * * — und Callo! Callo! erſcholl es aus Aller Mund. Der Generalmajor ließ ihn auf ſein Zimmer bringen, und befahl, alle mögliche Pflege und Sorgfalt daran zu wenden. Der junge Mann, der ſchon im lebloſen Bilde ſo viel für ihn empfand, wich nicht mehr von ſeiner Seite, und mit der zärtlichſten Sorgfalt, wie ein liebender Sohn am Sterbebette ſeines Vaters, bemerkte er jeden Athemzug des Greiſes, jede Bewegung.

Nach Erhohlung einiger Stunden kam Callo wieder zu ſich, fühlte ſich, und kam ſo viel zu Kräften, daß er — zwar mit ſchwacher Stimme — reden konnte. Noch war ihm das Licht des Tages unerträglich, und jeder ſtärkere Schall der Stimme war ſeinem Ohr ſchmetternder Donner. All ſein Gefühl hatte einen ſo hohen Grad der Feinheit erlangt, daß jeder ſtärkere Eindruck eine ſchmerzliche Empfindung verurſachte. Nach einer Weile fing Callo an, dem Generalmajor und dem jungen Officier, die allein um ihn waren, ſeine Geſchichte zu erzählen, und entdeckte ihnen das ſchauervolle Geheimniß ſeiner unterirdiſchen Wohnſtätte — ein Geheimniß, das mit ihm hätte vermodern ſollen, und das die Vorſicht mit ihm erhielt.

Nun ſind es ſchon dreyzehn Jahre, hub Callo an, daß ich in dieſer Höhle eingemauert lebe; ich war nicht da, zu leben, ſondern, um elend zu verſchmachten; aber Gott vereitelte die Abſicht der Feinde, und ließ mich hier Wurzel und Kräuter finden, von denen ich mich bis dieſe Stunde ernährt habe.

Aber wie, und durch wen ſeyd Ihr denn dahin gekommen? fragte von W***.

Ich will es Ihnen gleich ſagen, fuhr Callo fort. Ich war hier der Hirt eines kleinen Häufleins, das im Stillen nach dem Glauben ſeiner Väter lebte, und ſich jederzeit ruhig unter ſeinem Oberherrn verhielt. Es war immer meine erſte Sorge, Friede in den Herzen zu ſchaffen, und ſie zur Verträglichkeit mit dem größern Theile — den Katholiken, zu ermahnen. Der Bürgermeiſter — er wird wohl ſchon todt ſeyn — war mir vom Herzen gram, und verfolgte alle meine Schritte und Tritte. Ungeachtet aller Behutſamkeit, aller Sorgfalt konnte ich ihm doch nicht entkommen — wer entfliehet auch der Gewalt? Er nannte uns unterſcheidungsweiſe nur Beſtien und Hunde, und haßte alle Lutheraner, wie ſeine Todfeinde.

Gott verzeih es ihm! Der Mann hat mich oft geſchmerzt, und ich war ihm deßwegen nie feind, denn es war nicht ſeine Schuld, daß er ſo dachte. Sein Haß ging endlich ſo weit, daß er mir die kleine Pfarre, die ich hatte, nahm, und arm und brotlos mit vier Kindern bey Lebensſtrafe verbot, jemals eines meiner geiſtlichen Geſchäfte mehr zu verrichten. Ich unterwarf mich meinem Schickſal, und dachte, entweder leitet Gott das Herz des Irrigen auf beſſere Gedanken oder er nimmt dich bald zu ſich. Ich hatte genug zu thun, einige hitzige Köpfe unter meinen Glaubensgenoſſen ruhig zu erhalten; der Streich that ihnen weh, ſie hatten mich Alle lieb, ſie ließen mich daher auch keine Noth leiden, und unterſtützten mich nach eines Jeden Kräften. Da ſie meines Unterrichts und meines Umganges nicht entbehren zu können glaubten, ſo drangen ſie unabläßig in mich, ich möchte ſie doch in der Stille beſuchen, und mein Amt heimlich unter ihnen verwalten. Ich ſah die Gefahr vor und den Tod, der mir drohte, aber die Liebe zu meinen Schäfchen überwog alle Furcht, machte mich kühn und ſtandhaft; ich wagte es. Bald wurde ich entdeckt, die Sache dem

Bürgermeiſter verrathen, und ich ins Gefängniß geſchleppt.

Wüthend, wie ein ergrimmter Löwe, fuhr er mich an, und hätte mich in Stücke zerriſſen, wenn ihm die Wuth keinen grauſamern Tod angegeben hätte. Ha! Elender! ſchrie er, ich habe dir den Tod geſchworen, und du ſollſt ihm nicht entgehen — aber einen Tod, der grauſamer und ſchrecklicher iſt, als das Rad und der Scheiterhaufen. Höre dein Urtheil! Du und dein Glaube, ihr ſeyd beyde Kinder der Finſterniß und dahin ſollt ihr wieder zurück. Lebendig wirſt du in eine Höhle eigemauert werden. Da magſt du den Würmern predigen, und den Kröten deine teufliſche Lehre verkünden; Schlangen ſollen deine Diener ſeyn, und die Vipper deine Gefährtinn. Jammer und Fluch ſey dein Gebet, und Verzweiflung der Dienſt deines Altars. Stille den Durſt von deinem Blute, und den Hunger von deinem Fleiſche, — und fahre zur Hölle!

Entſetzlich! rief von W***, eiskalt läuft es mir über den ganzen Leib, und jedes eurer Worte macht mich ſchaudern. Unglücklicher Alter! Aber ſagt mir, wie nannte ſich der Unmenſch?

Wie ich euch geſagt habe; ich glaube, er iſt ſchon todt. Hartenſtein nannte er ſich.

Wie? ſagte von W***, Hartenſtein? — Der lebt ja noch. O wenn es der nähmliche wäre — o er muß es ſeyn. Jetzt in dem Augenblick will ich nach ihm ſchicken.

O laßt ihn, bat Callo; ich habe ihm längſt verziehen, möge ihm auch Gott ſeine Grauſamkeit verzeihen. Ueberlaßt ihn der Strafe ſeines Herzens, und der Gerechtigkeit des Himmels, ich bitte euch, denkt nicht auf Rache!

Nicht Rache, erwiederte von W***, nur Genugthuung der beleidigten Menſchheit, er iſt es ihr ſchuldig. Die Geſetze richten über ihn, und die Menſchheit verdammt ihn.

Ja, ſagte der junge Officier, er ſoll, er muß büßen für ſeine Unmenſchlichkeit. Verdient der Böſewicht Liebe und Schonung, der die Menſchheit ſchändet, und ſie mit Füßen tritt? Nein, hier wäre Nachſicht ein Verbrechen, und der Sieg der Bosheit; er ſoll der gerechten Strafe nicht entgehen.

Von W*** ließ Hartenſtein, den Bürgermeiſter, vor ſich rufen, und ſtellte ihn, als er kam, gerade Callo's Bildniſſe gegenüber. Herr Bürgermeiſter, fing von W*** an, dieß Bildniß gefällt mir ſo wohl, daß ich gern auch das Original kennen möchte; können Sie mir nicht ſagen, weſſen Bild es iſt? — Hartenſtein ſah es an, aber ſein Blick wich furchtſam zurück, und Angſt und Verwirrung bemächtigten ſich ſeiner. Mit ſichtbarer Unruhe antwortete er: Ja — ich denke — wenn ich — nicht irre — es war einſt — ein lutheriſcher — Paſtor — der Paſtor — Collo.

Iſt er ſchon lange todt? — Ich möchte ſeine Grabſtätte ſehen — der Mann iſt meinem Herzen werth. — Wo liegt er begraben?

»Ich kann Ihnen nicht dienen, Herr Generalmajor!«

Es wird ſich wohl erfragen laſſen?

»Ich zweifle ſehr; ich kann mich eben erinnern, daß er hier gar nicht geſtorben iſt.«

Gut! er mag ruhen im Frieden! — Aber noch eins. Ich habe vor einigen Stunden eine wunderliche Entdeckung gemacht; und Sie, glaube ich, können mir auf die Wahrheit helfen. Schon einige Tage ging das Gericht unter den Soldaten herum, daß es in der Feſtung ſpucke. Man glaubte, zu verſchiedenen Zeiten eine Stimme gehört zu haben. Es wurde mir gemeldet, und nach meinem Grundſatze: Nichts ohne Unterſuchung zu verwerfen, nahm ich mir vor, der Sache ſelbſt nachzuforſchen. Ich ließ mich an den benannten Ort hinführen, hörte wirklich ſelbſt die Stimme, und ließ gleich auf der Stelle, wo ſie hörbar war, in die Erde graben — und — ſtellen Sie ſich vor, Herr Bürgermeiſter! wir fanden — einen alten, ganz verwachſenen und verwilderten Greis. Ich nahm ihn zu mir, und als ich ihn näher betrachtete, glaubte ich einige Aehnlichkeit dieſes Bildniſſes mit ſeinen Geſichtszügen zu finden. Sie ſollen ſelbſt entſcheiden.

Auf ein Zeichen trat Callo, von dem jungen Offizier begleitet, aus einem Seitenkabinette; Gott! rief er, es iſt Hartenſtein. Todtenbläße überzog das Geſicht des Schuldigen, als er Callo ſah und Callo's Stimme hörte, und ohnmächtig ſank er zur Erde. — — Hilfe! Hilfe! rief Callo, er ſtirbt! Hilfe! Hilfe! rieſen von W*** und der Lieutenant, er iſt nicht werth, dieſes ſanften Todes zu ſterben.

Man brachte ihn nach einer Weile zu ſich, und ließ ihm einige Minuten Ruhe zur Erholung.

Ha! Ungeheuer! fing von W*** zu ihm an, dein Herz war hart und grauſam genug, den guten, unſchuldigen Greiſen ſo entſetzlich zu mißhandeln! — Kein Trieb der Menſchenliebe, keine ſanfte Regung bewegte es — nicht ſein Bitten — nicht ſeine Thränen rührten dich! — Abſcheu der Menſchen! Welch ein Richter der Erde mag deine Unthat richten? — Wo iſt ein Strafgeſetz ſtrenge genug, deine Miſſethat zu rächen? — —

O ſchonet ſeiner, bat Callo, Gott iſt ſein Richter, und keine Menſchenſtrafe iſt ſchrecklicher als die Folter ſeines Gewiſſens.

Ich verzeihe euch gern, Hartenſtein! und möge euch auch Gott verzeihen. Er weiß es, der Allwiſſende!

daß nie mein Herz um Rache zu ihm gebethen, nie mein Mund euch geflucht habe. Ich bat um Stärke und Troſt für mich, um Gnade für euch. Aber ſagt mir, wo ſind meine Kinder? Sie ſind mein Alles — o laßt ſie mich wieder ſehen.

Hartenſtein ſchwieg. Dieſe Frage forderte das Geſtändniß einer noch entſetzlichern Greuelthat. Rede, Böſewicht! donnerte ihm von W*** ins Ohr, rede! Wo ſind ſie? — Haſt du ſie erwürgt, — oder deinen Hunden zu freſſen gegeben? Haſt du ſie in Stücke zerhauen und den Raben aufgetiſcht? Ha! ich kann mir keine Grauſamkeit denken, deren du nicht fähig wäreſt. — Rede! — —

Verzweiflungsvoll raffte er ſich auf, und mit wüthenden Geberden ſchrie Hartenſtein: Nun macht mit mir, was ihr wollt! Ich bin in den Händen meiner Feinde. Tretet mich unter eure Füße, flucht mir, ſchneidet Riemen aus mir, und reißt mir ſtückweis das Fleiſch vom Leibe; thut was ihr wollt, ich bin in eurer Gewalt! —

Elender! rief ihm der junge Officier entgegen, glaube nicht, daß noch ein Menſch ſo grauſam ſeyn kann, als du biſt; du übertriffſt den wildeſten Karaiben. Aber rede! — —

Nun ſo hört, fing er an, und zittert bey jedem Worte, und flucht Gottes Donner auf mich herab! Erblaßt, wenn mein Mund ſich öffnet, und ſinket zur Erde, wenn ihr hört, was ich that.

Aengſtlich erwarteten Alle, wie Hartenſtein beginnen würde, und, von Schrecken und Entſetzen zuſammengeworfen, fielen ſie hin, als er endete.

Eure kleinen zwey Knäblein, fing Hartenſtein an, hat ein armer Bürger zu ſich genommen, aber als der ſtarb, weiß ich nicht, wo ſie hingekommen ſind.

Vater der Menſchen! unterbrach ihn Callo, mögen ſie bey Dir ſeyn; hienieden wartete ihrer ohnehin nichts Gutes. — Aber meine Tochter — — —

Die habt ihr von mir zu fordern, fuhr Hartenſtein fort. Als ihr aller Menſchen Augen unſichtbar geworden, ließ ich eure Tochter vor mich rufen; ich wollte ihr Glück machen; aber eure Herzen ſind verhärtet, wie Pharaos ſeines, und euer Geiſt iſt unbiegſam wie ein hundertjähriger Eichenſtamm. Ich ſagte ihr, ſie ſolle ihrem Afterglauben abſagen, und das katholiſche Glaubensbekenntniß ablegen, damit ich ſie mit einem reinen Gewiſſen zu meiner Buhlerin hätte nehmen können, und es wäre ihr wohl dabey geweſen. Aber die ſtolze Dirne verſchmähte meine Liebe und meinen Glauben, und — — —

Und du erwürgteſt ſie, Unſeliger! rief von W***.

Nein! ich ließ ſie in den Stadtthurm einſperren.

Und da lebt ſie noch? rief Callo.

Ja! wenn der Hunger ſie nicht verzehrt und der brennende Durſt ſie nicht getödtet hat, ſo lebt ſie noch. Geht hin, und ſucht ſie!

Man eröffnete das Gefängniß, und fand nur noch einige Knochen. Ihre Kleidungsſtücke, wovon noch einige kennbar waren, zerfielen in Staub, als man ſie berührte.

Ich wage es nicht, den Vaterſchmerz des Greiſes Callo, nicht das Entſetzen und den flammenden Zorn des Generalmajors zu beſchreiben; keine Feder wird je Leiden und Empfindungen des Herzens dieſer Art beſchreiben, nie auch die fruchtbarſte Einbildungskraft ſich ſie vorſtellen können. Schmerz und Wuth theilten ſich in des jungen Officiers Seele, und er würde den Böſewicht in Stücke zerriſſen haben, wenn nicht ſelbſt Callo und von W*** ſich dazwiſchen geſtellt, und ihn beſänftiget hätten. Wir wollen unſere Hände nicht mit dem Blute eines Verworfenen beflecken, in deſſen Adern Krötengift ſchleicht, deſſen Herz ſelbſt Irions Geyer nicht anfreſſen würde, ſagte von W***, und ließ ihn von der Wache ins Gefängniß führen.

Mahler! wenn deine Kunſt den hohen Grad erreicht, daß die Natur ſie Schweſter nennt, und das Auge des Kenners ſelbſt noch getäuſcht wird; wenn du den raſenden Sturm und den heulenden Nord, der die wankende Donnerwolke vor ſich her durch die Lüfte peitſcht, den Spiegel des Meeres zerreißt, und die brauſenden Wogen übereinander wirft, auf todte Leinwand hinkleckſen kannſt; wenn du die Schrecken der Finſterniß, und alle Angſt der Seele bey den fürchterlichen Schlägen des Donners ausdrücken kannſt; das Zagen und Stürmen der Seele; Raſerey und ſtummer Schmerz muß in deiner Gewalt ſeyn; jede Fiber im menſchlichen Körper muß das Spiel deines Pinſels ſeyn können — — dann Mahler! — dann mahle mir die Seele der Verzweifelnden. Erhitze deine Einbildungskraft, und ſtelle dir ein Empörung der Hölle vor, laß Teufel gegen einander im Feuerkampfe wüthen, und nimm dieſes Bild zur Grundlage, wenn du den Aufruhr ſchildern willſt, der das Herz des Verzweifelnden zerſtört: und Nacht — die ſchwärzeſte Rache ſey der Grund deines Gemähldes. Toben muß es innen und raſen, wie der ſchäumende Ocean tobt, und Boreas durch die ſeufzenden Lüfte raſet; kein Schimmer des Lichts durchbreche die Finſterniß, als etwa eine düſtere Flamme des Feuers, das in ſeinem Buſen wüthet; und außen — zeige Verwüſtung! Laſſe Sonne und Mond übereinander ſtürzen, und ein neues Chaos in dem leeren Raume entſtehen, und das kann dir die Idee von der Zerſtörung des Körpers geben. Kein Zug des Geſichts muß mehr mit dem andern Gemeinſchaft haben, kein Theil mit dem andern, gräßlich, wie wenn ein brennender Komet im Kreiſe herumgetrieben würde, rolle ſein Auge; ſein Haar muß zerrauſt und empor ſträubend, ſeine Wange blaß und eingefallen ſeyn. Jeder geheime, noch nicht ganz hervorgepreßte Fluch des Herzens ſchwebe auf ſeinen Lippen, und ſey in allen Zügen des Geſichts ſichtbar. Zähneknirſchen und Stampfen drücke ſeine Wuth aus und den Wunſch, daß ſich die Erde öffnen möchte, um ihn zu verſchlingen; mit ſeinen Händen zerreiße er ſeine Bruſt, und zerſchlage ſein Geſicht, und — — Mahler! — Alles dieß iſt noch ein matter, unvollkommener Entwurf von der Wirklichkeit. Kein Zuſtand der Seele iſt ſchrecklicher, als wenn die Verzweiflung ſie ergreift, und Verzweiflung tobte in Hartenſteins Buſen, als er ins Gefängniß gebracht wurde.

Sein Herz unterlag dem raſenden Schmerze; von den marternſten Vorwürfen beſtürmt, von den fürchterlichſten Bildern beängſtet, ward es der Verzweiflung Raub. Wo er hinſah, ſah er ſich von Feinden umgeben, und Alles ſchien Rache wider ihn zu ſchreyen. Er hatte den Himmel erzürnt, und die Menſchheit beleidiget, und der, der ſelbſt grauſamen Haß im Buſen trug, und giftige Rache nährte, wie konnte der Liebe und Schonung hoffen? Von wem ſollte ſein troſtloſes Herz Mitleid erflehen?

Noch ehe die Richter über ihn ſprachen, und die Geſetze ihn verurtheilten, hatte ſein Herz ihn verurtheilt, und der Richter der Menſchen über ihn Gericht gehalten. Hartenſtein ſtarb im Gefängniſſe — den ſchmählichſten, den fürchterlichſten Tod. Mit den Ketten der Schande, die ſeine Hände feſſelten, hatte er ſich erwürgt. So wahr iſt es, daß kein Menſchengericht ſtrenger urtheilt, als das eigene Gewiſſen, und in dem Verbrechen ſelbſt ſchon die ſchrecklichſte der Strafen liegt.

Callo's ſanftes Herz, blutend von dem Schmerz über den Verluſt ſeiner Kinder, bemitleidete noch den Verworfnen und flehte für ihn zum Himmel um Gnade. Gott! rief er, welcher Grauſamkeiten wird der Menſch fähig, wenn der Fanatismus ſeinen Geiſt verfinſtert, und das Herz mit Haß erfüllt! — Er würde gewiß nicht ſo gehandelt haben, wenn man ihn von Jugend auf richtiger denken gelehrt hätte. Unter ſeinen Glaubensgenoſſen ward er geliebt, denn man konnte ihn keiner Ungerechtigkeit gegen ſie in ſeinem Amte beſchuldigen; er verfuhr gütig und gerecht gegen ſie und that vielen von ihnen Gutes.

Ich will die ſchreckliche Geſchichte, ſagte von W ***, in Marmor graben laſſen, und ſie ſoll der ſpäten Nachwelt eine Lehre der Duldung — ein ſchaudervolles Beyſpiel des Fanatismus ſeyn. Himmel, wie viel Tauſende unſchuldiger Menſchen hat dieß Ungeheuer ſchon verſchlungen! Gott! möchte doch bald Licht aufgehen über den Erdkreis, daß deine Menſchen alle die Wahrheit ſehen — ſich lieben, und glücklich ſeyen. — — Aber, Freunde! laßt uns dieſe traurige Begebenheit vergeſſen, und unſere Herzen, die zu viel ſchon gelitten, wieder aufheitern! Callo! verleben Sie die wenigen Tage, die Sie noch dem Tode abzurechnen haben, bey mir; die Vorſicht wird Ihnen jene erſetzen, die Sie in Ihrem Grabe zugebracht haben.

Traurig an einem Fenſter ſtand der junge Officier, und trocknete die heimliche Thräne von ſeinem Auge, die der zärtliche Schmerz ihm entlockte. Von W *** trat hinzu und ermunterte ihn. Sie weinen, ſagte er; edler Mann! ſchämen Sie ſich der Thräne nicht, die Ihren Augen entrinnt; ſie iſt mir der ſchätzbarſte Beweis Ihres guten Herzens. Der Soldat iſt keine fühlloſe Maſchine, von Eiſen und Stein zuſammengeſetzt; feſt wie der Stahl, der ſeine Bruſt umgibt, ſoll ſein Muth ſeyn; aber wohl ihm! wenn ein gefühlvolles Herz dahinter ſchlägt.

Unterdeſſen kam ein alter, ergrauter Soldat herzugelaufen, und begehrte vor den Generalmajor gelaſſen zu werden. Mit dem Schwunge eines haſtigen Jünglings ſtürzte er in die Arme des jungen Officiers; Beyde umarmten ſich, und der Junge nannte ihn Vater. Dann wandte er ſich zum Generalmajor, und ſagte: Ich habe von einer Begebenheit gehört, die mir ſehr nahe geht; lebt wirklich der alte Paſtor Callo noch? —

Wirklich, ſagte von W * * *, hier ſeht Ihr ihn.

Die Freude entathmete den grauen Krieger, und ſprachlos ſtand er da, und ſtaunte. — Nun, Gott ſey geprieſen! fing er nach einiger Erholung an. Hört, was ich euch ſage. Als ich vor zwanzig Jahren hier durchzog, und Alles in der Stadt unter und über ging, Alles verheert wurde, auch man des ſchuldloſen Kindes nicht ſchonte, da kam mir ein Knäblein unter die Hände; ſchon ſchwang ich meinen Säbel, aber da bat und jammerte es ſo kläglich, daß mir das Herz weich wurde, ich ſah das Kind an, gewann es lieb, und nahm es gar mit mir. Ich fragte nicht, wem es zugehöre, denn nun war es mein. Aber oft hörte ich ſagen: Mein Vater Liebhold. Bald darauf kam ein junger Bürgersſohn aus Eurer Stadt zu meiner Compagnie; ihm erzählte ich einmahl, wie ich zu dem Kinde gekommen, und er ſagte mir, daß Euch zur nähmlichen Zeit ein Knabe ſey verloren gegangen, und meinte gar, er könne ihm viel gleich ſehen. Nun hörte ich Eure Geſchichte, hörte, daß ihr noch lebet, und eilte daher, Euch zu ſehen und den Vater meines lieben Jungen zu finden. Nehmt dieſe Umſtände zuſammen, und hört die Stimme Eures Herzens; ich glaube, wir trügen uns nicht.

Wirklich! ſagte Callo, unter dem Nahmen Liebhold war ich allgemein bekannt, die Umſtände treffen zuſammen und — hatte er nicht noch die friſchen Narben von den Pocken an ſich, denn es waren nur erſt vierzehn Tage, daß er die Stube verließ?

»O ja! die hatte er.«

Dank der gütigen Vorſicht! fuhr Callo fort, welches Glück! Ich finde eines meiner Kinder — finde meinen Erſtgebornen wieder. Komm in meine Arme, Sohn! und laß mich noch, ehe ich zum letzten Mahl in die Erde zurückkehre, dich an mein Herz drücken, und die Vaterwonne fühlen.

O mein Vater! — Ja Ihr ſeyd es, mein Herz log nicht.

Welches Entzücken! welche Freude! — Ich vermag es nicht auszudrücken — fühlen kann es das liebende Vaterherz — fühlen ein zärtlicher Sohn, der nach langen Jahren wieder in die Arme ſeines Vaters eilt.

Kommt Kinder! ſagte von W***, das iſt ein Freudentag, den die Menſchen ſelten erleben; ich habe ihn noch nie erlebt; wir wollen heute ganz den Becher der Freude leeren — die Wonne des heutigen Tages in aller Fülle genießen.

Iſis und Tira.

Es floß nicht ſo viel Blut an Saturns Altären, und im Tempel des Teutates war die Menſchheit nicht ſo entweiht, als ſie Muhamet entweihte.

Als dieſer Betrüger in Aſien aufſtand, und ſich zum Propheten der Gottheit aufwarf, ſo war ſein Entſchluß, Arabien ſeiner Träumereyen zu überzeugen, oder deſſen Bewohner zu würgen.

Die Talente dieſes boshaften Lügners unterſtützten ſeine Vorſchritte; er ergriff das Schwert, und ein glücklicher Erfolg warf Aſien zu ſeinen Füßen.

Er behauptete, daß er den Mond in ſeinem Aermel trug. Die natürliche Vernunft des Menſchen ſtutzte hierüber, aber bald machte ſein Schwert den Beweis; die Araber zitterten, und — glaubten.

Die Califen, und die erſten, die die Sultans-Würde begleiteten, waren fürchterliche Menſchen. Muhamets Geiſt der Zerſtörung pflanzte ſich in ihren

Herzen fort, und Fanatiſmus und Tyraney unterdrückte das Volk. Bewaffnet mit dieſem zweyfachen Dolche, zitterten Arabiens Kinder und Europa's Könige.

Nach Albulfedas treuer Geſchichte der Muſelmänner, nach Abulfrags Berechnungen wurden Muhamets Viſionen, und die Wahrheiten des Alcorans durch das Blut von drey Millionen Menſchen, die Muhamets Grauſamkeit aufopferte, beſtätigt. Der Muſelmänner Wuth war unbegreiflich gegen Jeden, der nicht an Muhamets Lehre hing. In dieſen grauſamen Zeiten war Iſis und Tira geboren, zwey Kinder, ganz Natur, ganz Liebe. Iſis war der ſchönſte der Knaben, und Tira das ſchönſte der Mädchen. — Wie Blumen keimten ſie auf, und freuten ſich unſchuldig ihres Daſeyns. — Mulibet war ihr Vater und Oritone ihre Mutter; Geſchöpfe, gut, wie die Natur, und wohlthätig, wie die Sonne. Mulibet und Oritone wohnten in einer einſamen Gegend in Arabien, huldigten der Gottheit, die ihnen ihr Herz kennen lehrte, thaten Gutes und waren glücklich. Iſis und Tira, die Geſchenke ihrer Liebe, waren ihre Freude, und reine Wonne des Lebens genoßen ſie durch ihr Daſeyn. —

So glücklich lebte Mulibet bis in das dreyßigſte Jahr ſeines Alters, als Muhamets Lehre und Grauſamkeit ihm die Ruhe ſeines Lebens entriß. Dem Propheten ſollte Mülibet huldigen, er, der ihn im Herzen verabſcheute. Nein, ich huldige dem Betrüger nicht, ſagte Mulibet; laß uns den Ort fliehen, Oritone, wo man die

Geſetze der Gottheit durch das Schwert verkündigt. Mulibet und Oritone flohen, von Iſis und Tira begleitet, aber Muhamets Anhänger holten ſie ein, und ſie waren das Opfer ſeiner Rache. Die arme Tira wurde von ihrem Bruder getrennt, und Iſis einem Faquir zum Unterricht in dem Alkoran übergeben. —.

Da lebte Iſis nun bis in das zwanzigſte Jahr ſeines Alters, und dachte oft an ſeine armen Aeltern, oft an ſeine Tira. Innerlicher Haß gegen Alles, was Muhamets Lehre anhing, war immer in ſeinem Herzen, und in nächtlichen einſamen Stunden weinte er oft bittere Thränen ihrer Aſche, und ſchwur, Muhamets Grauſamkeit zu rächen. Muliqua, hieß der Faquir, bey dem Iſis erzogen ward; ein Mann den der Pöbel anbethete, und wie eine Gottheit verehrte. Aeußerſt ſtreng war ſeine Lebensart; er lebte nur von Wurzeln und Kräutern, kaſteyte ſich bis auf's Blut, und ſetzte ſich Tage lang der brennenden Hitze der Sonne aus. Man ſagte allgemein, er ſtände mit Muhamets Engel in Verwandtſchaft, und hätte die Gabe, zukünftige Dinge vorherzuſagen. Haufenweiſe lief der Pöbel zu ihm, küßte die Fußſtapfen, die er betrat, und die Schwellen, die er berührte. Geſchenke lagen um ihn: allein der Vertraute des Propheten nahm ſie nicht an, und die Engel trugen die Speiſen in der Nacht zum Himmel, und der Faquir ſagte, daß ſie die Gottheit zum Opfer annahm. —

Leicht täuſcht der Betrüger das kurzſichtige Auge des Pöbels, und hintergeht den ſchwachen Geiſt des großen Haufens, und der Fanatismus, des Betruges ſicherſte Stütze — wirft die Vernunft in Feſſeln, und verpanzert das Herz gegen die Wahrheit; aber es gibt Augen, deren ſcharfer Blick die Nacht durchbricht, und Herzen, wogegen kein Erz ſtark genug iſt, die Strahlen der Wahrheit davon abzutreiben; Secten, die, mit einem reinern Lichte umgeben, anſchauliche Begriffe von der Wahrheit haben. In dem Herzen des guten Jünglings Iſis lag ſchon ein gewiſſes Wahrheitsgefühl, das keine Furcht hinausbannt, und kein Sophiſt wegdisputirt, und ſein Herz widerſtand aller Täuſchung. Er ſah Derwiſche ſich auf den Zehen im ewigen Kreiſel herumdrehen, und trauernde Kalender im Bußkleide herumgehen, und ſein Herz verachtete ſie. Ihn ſchreckte nicht das Waffengeklirre bethörter Muſelmänner; ihn täuſchten die Verheißungen des Propheten nicht; ſein Geiſt lachte des Truges, und ſein Herz hatte Mitleid mit den unglücklichen Schwärmern. Ich will ſie entlarven, ſagte er, die Betrüger, will Mulibet und Oritone an ihnen rächen, und Tira, meine Schweſter — die theuerſten Geſchenke des Himmels, die mir die Grauſamen geraubt haben.

Und bald machte Iſis wichtige Entdeckungen. Sein Forſchergeiſt, der immer den künſtlichen Nebel zu durchdringen ſtrebte, der Muhamets Geheimniſſe verbarg, brachte ihn auf mancherley Spuren. Vorzüglich waren ihm die Opfer auffallend, die der gläubige Pöbel der Gottheit zu bringen glaubte. Wie! dachte Iſis, der, der Alles ſchuf, der, aus deſſen Vaterhand der Menſch ſelbſt ſeine Nahrung empfängt, der, von dem ſelbſt Alles kömmt, ſoll ſich von Geſchenken des Menſchen nähren, ſoll vom Opferblute leben? — Der, dem Millionen Sterne zu Gebothe ſtehen, der der Sonne ihr Licht gab, ſoll Freude finden an Gold und glänzenden Steinen, wie der ſchwache, kindiſche Menſch, der ſie ihm opfert? — Unmöglich! Ewiges Weſen! ich mache mir zu hohe Begriffe von dir, als ich dieß glauben könnte; und unſere Facquirs und Derwiſche, die ein ſo ſchwärmeriſch ſtrenges Leben führen, und niemahls eſſen und trinken, ſind doch ſo geſund und ſo vollgemäſtet dabey, als der reichſte Emir. Ich begreife es nicht. Entweder haben ſie recht, und Muhamet nähret ſie durch ſeinen Geiſt oder — — ſie ſind Betrüger. Ha! des Nachts, ſagen ſie, hohlen Engel des Propheten die Speiſen ab, und bringen ſie auf die Tafel der Gottheit; ich muß es ſehen, und die Wahrheit inne werden.

Bey nächſter Gelegenheit, als Iſis der Aufmerkſamkeit ſeiner Wächter entſchlüpfen konnte, führte er ſein Vorhaben aus, und verſteckte ſich in einem Winkel der großen Moſchee, wohin die meiſten Opfer gebracht wurden.

Nicht lange wartete Iſis, ſo öffnete ſich der Boden in der Mitte der Moſchee, und zwölf Facquirs ſtiegen aus der Erde hervor, worunter Muliqua der erſte war, und Andere kamen nach mit Vaſen und Krügen, womit ſie die Opfertiſche beluden. Alles wurde prächtig beleuchtet, und die Diener des Propheten lagerten ſich auf brokadenen Sophen, und hielten von den Geſchenken des geäfften Volkes köſtliche Tafel.

Iſis mußte alle Geiſteskräfte zuſammen nehmen, um ſeine Wuth zurück zu halten, daß ſie nicht voreilig ausbrach, und ſeufzte zur Gottheit: Ewiges Weſen! Du Gott von Norden bis Süden und aller Welten Gott! ſieh herab auf die Schändlichen, die deinen Nahmen läſtern, und ihre Laſter hinter deinem heiligen Anſehen verbergen wollen. Schleudere einen Blitzſtrahl auf ſie herab; zerſchmettere die Böſewichter, und zeige dich dem betrogenen Menſchengeſchlechte in der Klarheit.

Noch mehr wurde Iſis aufgebracht, als er ſie aus goldenen Pokalen ſich mit Wein berauſchen ſah, den doch ſelbſt der Prophet ſeinen Gläubigen ſo ſtrenge verboth. Er ſah diejenigen ſinnlos am Boden liegen, die er ſelbſt ſo oft wider die Uebertretung dieſes Gebothes eifern hörte — ſie, die den ſchwachen Uebertreter mit aller Härte beſtraften.

Der Wein hatte die Trunkenen beredt und witzig gemacht. Sie machten ſich weidlich unter einander über die Einfalt der Muſelmänner luſtig, die gutmüthig die derbſten Lügen für bare Wahrheit nahmen, an den Propheten glaubten und ihre Blendwerke anbetheten.

Die Mahlzeit wurde beſchloſſen, die Geſchirre weggeräumt, und die Heuchler kehrten wieder durch die Oeffnung zurück, durch die ſie in die Moſchee gekommen waren, und Iſis blieb allein zurück, ſich ſelbſt und ſeinen Betrachtungen überlaſſen.

Lange noch verweilte Iſis in ſeinem geheimen Hinterhalte, in ſprachloſes Staunen verſenkt, ehe er es wagte hervorzutreten, ehe er ſich von ſeiner Verwunderung wieder erhohlen konnte. War es ein Traum? fing er nach einer Weile an, iſt es das täuſchende Bild der Phantaſie, was ich geſehen? oder habe ich nicht geträumt? habe ich wirklich geſehen? — — Ha! des Alla Diener — die Vertrauten ſeiner Geheimniſſe — ſind Betrüger — ſind Heuchler! — — Aber was ſoll ich thun? Soll ich ſchweigen? Oder mit Anbruch des Tages auf öffentlichem Markte dem Volke ſagen, was ich geſehen, und den Betrogenen die Binde vom Auge nehmen? — Ja, das will ich — Doch halt! raſcher Jüngling! wird man dir auch glauben? Haben nicht dieſe Betrüger das Herz wie den Verſtand unterjocht? ſind ſie nicht die Tyrannen des Willens und Herren der geheimſten Gedanken? Wird nicht das Volk dich einen Verläumder ſchelten, und erbittert ſteinigen, oder dich in Stücke zerreißen? — Schweigen will ich und warten, bis ſich mir eine ſichere Gelegenheit anbeut. Ich will mich gegen Muliqua verſtellen, und ſein Vertrauen zu gewinnen ſuchen.

Mit dieſem Vorſchlage verließ Iſis die Moſchee, und kehrte in ſeine Wohnung zurück. Von dieſer Stunde an zeigte ſich der Jüngling willfähriger gegen Muliqua, und in Kurzem hatte er ihn gewonnen. Bald war Iſis der Liebling ſeines Lehrers. Auf dieſe Art machte er immer neue Entdeckungen. Er kam ihnen ſogar auf ihre Kunſt Wunder zu wirken, worin ſie den Propheten meiſterlich nachahmten, und erfuhr, daß Alla ſeinen Thron nicht mit Gold und Edelſteinen der Menſchen ziert, die in der Moſchee geopfert wurden, und die Diener des Propheten unter ſich vertheilen. Iſis mußte ſich alle Gewalt anthun, um die Zeit ſeines Joches auszuharren, und den glücklichen Zeitpunkt zu erwarten, der ſeiner gefaßten Abſicht entſprechen würde; aber keine Zeit konnte den Haß tilgen, der in ſeinem Herzen gegen Muhamet lebte; er erhielt durch die Länge der Zeit nur immer neuen Zuwuchs.

Einſtmals ließ der Facquir den Jüngling vor ſich rufen, und hielt folgende Anrede an ihn: Alla, wache über dir, und ſende ſeinen Engel dir zur Seite. Sohn des roſigen Morgens! Du biſt ſchön wie der wonnigliche Lenz im Blumengewande, und lieblich wie die duftende Blüthe; deine Augen gleichen zwey Sonnen;

auf deiner Stirne iſt Würde und Majeſtät, ſie iſt der Thron deiner großen Seele; du gehſt einher, wie ein junger Gott, und deinem Tritte folgt Staunen und Ehrfurcht nach. Danke es dem Alla, daß er dir den Geiſt der Wahrheit und des Lichts geſendet hat; der Prophet hat ſein Wohlgefallen an dir, und gewiß hat er dich zu großen Dingen auserſehen. Komm an meine Seite, Geliebter des Himmels! und vernimm aus dem Munde des niedrigſten der Diener des großen Propheten, was Alla's Wille iſt.

Schon drey Nächte hindurch erſchien mir Muhamet und ſprach ſo zu mir: Iſis iſt mein Liebling und gehört in die Zahl meiner Diener. Er ſoll meinen Namen über den Erdkreis verbreiten, und die Schaaren der Ungläubigen überwältigen; er ſoll Hirkaniens Tyger und den Löwen von Getulien mit dem Blute meiner Feinde tränken, daß mein Nahme herrſche über die Erde, und Sonne und Mond ihn verehren. So ſprach der Prophet zu mir. Ich bin ſtolz darauf, dein Freund, dein Lehrer, und nun der Theilnehmer deines Berufes zu ſeyn. Erzittere nicht, Jüngling, und tritt freudig in die Bahn, an derer Ende dich Ehre und die Liebe des Himmels erwartet. Rauh ſcheint ſie dir vielleicht und dornig; aber — Iſis! wenn du unter die Klugen gehörſt, ſo findeſt du ſie leicht und blumig. Höre! du ſollſt Geheimniſſe erfahren, die dem Ohre des profanen Pöbels immer unbekannt bleiben werden. Nicht alle Faquirs, nicht alle Derwiſche und Kalender führen wirklich das ſtrenge Marterleben, das einige fromme Schwärmer angenommen haben. Die wenigen Ungemächlichkeiten, die uns den äußern Schein der Strenge geben müſſen, lehrt bald die Gewohnheit übertragen. Was ſind Nägelritze am Leib und Ruthenſtreiche, eine Laſt von einigen Pfunden am Halſe, und das biſchen Blut, das man bey dieſem frommen Spielwerk vergießt? Bald wirſt du Sonnenhitze leiden, und den Froſt aushalten lernen. Denke, alles das und mehr muß der arbeitſame Landmann, der geſchäftige Bürger dulden, und hat doch nur den kargen Lohn, den ihm der Schweiß ſeines Angeſichts verſchafft; aber auch dieſen genießt er mit Furcht und Zittern vor der Tyranney der Baſſen, und weniger als zur Hälfte, denn den größten Theil davon zieht der Sultan und ſeine Diener. Aber wir haben die Hüll' und die Fülle, genießen Alles ſicher und arbeiten nicht; ſind geehrt von Großen und von Pöbel, die uns die Füße belecken, und den Staub mit heiliger Ehrfurcht ſammeln, der hinter unſern Fußtritten auffährt. Wiſſe, unſere Tafel iſt köſtlicher, als des Sultans ſeine, und wir leben in Wollüſten, die nie ein Emir fühlte. Unſer Tiſch iſt mit den Speiſen beſetzt, die das dumme Volk dem Alla opfert, und wir trinken den Wein, den der betrogene Muſelmann aus Furcht nicht zu koſten wagt. Glaubſt du, wir ſind Thoren, daß wir die Vergnügungen des Lebens verachten, und uns martern um des Propheten Gnade? Wir kennen die Freuden des Lebens alle, und genießen ſie, und freuen uns der Leichtgläubigkeit der Menſchen. Aus Klugheit entſagen wir öffentlich dem ſchönen Geſchlechte, um den Neid und den Haß des Hofes nicht auf uns zu laden, aber wir haben Mädchen und Knaben ſo ſchön, als vielleicht keine Huris in Muhamets Paradieſe iſt. Denk', Iſis, welch eine Herrlichkeit! Uns ermüdet kein Zwang der Geſchäfte, unſere Stirne träuft nicht vom Schweiße des armen Landmanns; wir denken nicht — wir leben nur — glücklicher als ein Calife und ein Schach. Keine Sorge wölkt unſere Stirne, und kein Gram nagt an unſerm Herzen; keine Furcht verdirbt unſere Freude.

Sieh, Jüngling! welch eine herrliche Bahn dir Muhamet vorgezeichnet hat! begreifſt du nun wohl, daß du ſein Liebling biſt? Ich wollte dir mehr ſagen — aber noch iſt die Stunde nicht gekommen, wo dein Geiſt, frey und hell, von Allem anſchauliche Begriffe hat.

Oftmals färbte der Zorn mit ſtärkerm Roth die roſigen Wangen des Jünglings, während Muliqua ſprach, welches dieſer für Ausbruch der Freude hielt; und oftmals wollte er ihn ſchon unterbrechen; aber die Klugheit ſchloß ihm den Mund. Doch nun nahm auch Iſis das Wort und ſagte: Vertrauter des groſten Propheten! Verzeih, und erlaube dem letzten ſeiner Diener ſeine Meinung zu ſagen. Heilig iſt mir Muhamets Wille, und heilig die Bahn, die er mir angewieſen: doch ſag, hinterließ der Prophet ſeinen Dienern keine Vorſchrift, nach der ſie leben ſollten, oder iſt es jene Lebensart, von der du mir eben ſagteſt?

Jüngling! verſetzte Muliqua, wir haben allerdings eine Vorſchrift in Rückſicht ſeines Dienſtes, aber nicht in Rückſicht unſerer Lebensart. Folge meinen Lehren und deinen Trieben, lebe ſo gut du kannſt; thu was dir gefällt, du darfſt ja Niemand Rechenſchaft geben; aber ſey eifrig im Dienſte des Propheten. Haſſe und verfolge, die ihm nicht anhangen; ſey unerbittlich gegen Alle, die nicht deines Standes ſind; thu hie und da Gutes im Kleinen, das aber Aufſehen macht, ſo bemerkt man nicht, was du im Großen thuſt. Sey unverſöhnlich gegen unſere Feinde, und laſſe nicht ab, ſie zu verfolgen, bis ſie gänzlich zu Boden getreten ſind. Wozu du nicht Macht genug haſt, wende Liſt an, und verbirg deine Sache hinter das geheiligte Anſehen des Propheten. Stecke dich hinter die Großen und hilf den Schwächern ſtürzen; werde der Vertraute ihrer Geheimniſſe, und du biſt ihnen furchtbarer, als der ärgſte Feind. Laſſe dich nicht von der Freundſchaft der Profanen verführen, und dein Herz von Liebe verzärteln. Freundſchaft iſt unter uns, und Liebe iſt eine Narrheit; der Genuß der Wolluſt ſteht dir unter uns immer frei.

Glaube auch nicht, lieber Iſis! daß nur der Facquir ſo ſpricht, und der Derwiſch; auch der Bonze und der Talapoin denken ſo, und der Bramine; in Japan und China denkt man ſo, und das nicht von heute — ſeit Jahrhunderten ſchon ſind das die Grundſätze der Diener des Alla. Wenn ein Träumer kömmt, der dir widerſprechen will, ſo ſtoß ihn zu Boden und verdamme ihn; der Fluch des Propheten treffe ſein Haupt. Nun geh, und denke dem nach, was ich dir vorgetragen habe; morgen erwarte ich Rechenſchaft von deinen Gedanken. So war die Sprache des Götzenprieſters. Wie unterſcheidet ſich die reine Sprache der Religion von dem Götzendienſt der falſchen Bonzen! Wie heilig iſt die Sprache des Prieſters am Altare des Chriſten, der Menſchenliebe und Wohlfahrt verkündigt, der heilige Religion in unſere Seele flößt, und die Lehren des Evangeliums predigt, welche die einzigen ſind, die den Menſchen zum Glücke und zur Seligkeit führen! Da iſt keine Täuſchung, kein Betrug, Wahrheit glänzt wie die Sonne am Mittag, da die Finſterniß die Kinder des Unglaubens deckt.

Ha! rief Iſis auf, als ihn Muliqua nach dieſer Rede verließ, nun hab ich ihn ja! ſo ganz bloß, aber auch ſo häßlich wie das Laſter ausſieht, wenn es ſeiner glänzenden Hülle beraubt wird. O der Schändliche! und ſo ſind ſie Alle, ſagte er, höchſtens den unwiſſenden Schwärmer ausgenommen. Iſt das nicht die unſeligſte Menſchenklaſſe! —

Viele Tage ging Iſis traurig herum, und hing dem Gedanken nach, wie er den Nichtswürdigen vor den Augen ſeines Volkes entlarven ſollte. Noch konnte er ihn nicht entdecken, denn die Stimme der Wahrheit würde immer von der mächtigern Lüge überſchrieen worden ſeyn; auch konnte er niemals auf den Beyſtand eines Freundes rechnen, denn unter dieſen Baſtarten von Menſch und Teufel würde Iſis vergebens ein Herz geſucht haben, das der Freundſchaft fähig geweſen wäre. Und doch war ihm das Joch der Vorſtellung und Muliquas Anblick ſo unerträglich, daß er bald jede Stunde die letzte ſeines Lebens, oder diejenige zu ſeyn wünſchte, die den Betrüger entdecken, und das unglückliche Volk von ſeinem Irrthum heilen möchte.

Unterdeſſen half ihm der Zufall auf eine Entdeckung, die der Sache eine ganz neue Wendung gab, und ſeinen großen Plan einer allgemeinen Ueberzeugung des Truges der Facquirs ꝛc. gänzlich vereitelte.

Iſis hatte nun auch ſeinen Platz in der Zahl der Facquirs, und Muliqua, der ſowohl bedacht war, alles Mögliche anzuwenden, dem jungen Manne ſeinen Stand angenehm zu machen, als auch aus ihm einen vollkommenen exemplariſchen Facquir zu erziehen: nahm ihn nun auch des Nachts in die Moſchee mit, und ließ ihn Theil nehmen an den Geſchenken der Gläubigen.

Noch war er nicht das drittemahl Gaſt beym Propheten, als er in der vierten Nacht, da er mit den Andern durch die geheime Oeffnung wieder zurückkehrte, ſich etwas verweilte, und eine jammernde Menſchenſtimme hörte. Iſis ſtutzte darüber, horchte, aber ſchon hörte er von außen die Thürriegel knarren, und rief, daß man ihn hinauslaſſen möchte, denn ſich einſperren zu laſſen, fand er nicht für rathſam.

Tauſend unruhige Gedanken kreuzten die Nacht über in ſeinem Kopfe, und Neugierde und Mitleid beſchäftigten ſeinen Geiſt unaufhörlich mit der Erfindung eines Mittels, wie er unentdeckt dahin kommen und das Geſchöpf ſehen könnte, von dem er die Klagestimme hörte. Aber unfruchtbar war das raſtloſe Bemühen der Nacht, und traurig verließ Iſis, als der Morgen grauete, ſein Lager, und ging der Moſchee zu. Von ungefähr hörte er ein leiſes Geräuſche, und verſteckte ſich, um zu ſehen, was es bedeuten ſollte. Ein Menſch, ganz vermummt, und eine ſcheußliche Geſpenſter = Larve vor dem Geſicht, kroch aus einer engen Oeffnung hervor, und wälzte dann einen großen Stein darüber. Iſis ſchien ihn nicht zu bemerken, und ließ ihn ruhig ſeiner Wege gehen. In wenig Augenblicken hatte er ihn aus dem Geſichte, und Iſis war nun wieder ſich ſelbſt und der Freyheit überlaſſen, Verſuche über dieſe Oeffnung zu machen. Was mag nun wohl dieſer Menſch hier gethan haben! dachte Iſis! er iſt keiner aus uns, ſonſt hätte er ſich wohl dieſes Weges nicht bedienen dürfen; vielleicht ein Dieb, der etwa die Opferſpeiſen roch, und ſie den Dienern des Propheten wegkappern wollte? Vielleicht wußte er auch von ihrem Reichthum? — Und ſo war es auch. Doch weiter kümmerte ſich Iſis wenig mehr darum, und dachte nur, ob und was für einen Gebrauch er von dieſem Wege machen ſollte.

Kühn war ſein Entſchluß, und ſchnell reifte er zur Ausführung; Iſis wälzte den Stein wieder hinweg und kroch hinein. Nach vielen Umwegen und Krümmungen dieſes Weges kam endlich Iſis an die Thüre, durch die gewöhnlich die Facquirs des Nachts hinauszugehen pflegen. Nun verfolgte er den ihm bekannten Weg, und kam wieder an den Ort, wo er zum erſtenmahle die Klageſtimme gehört zu haben glaubte. Hier ſtand er ſtille und horchte, aber noch hörte er nichts. Er pochte an verſchiedenen Orten mit der Hand, aber kein Gegenlaut erfolgte. Endlich wollte er wieder gehen, und ſtieß mit dem Fuße auf einen großen eiſernen Ring, der ein gewaltiges Getöſe machte. Ein heller Schrey erfolgte darauf, und Iſis ſtand da beſtürzt und Freude zitternd, ſeinem Wunſche ſo nahe gekommen zu ſeyn. Wer biſt du hier unten, rief Iſis, und was machſt du da? Eine Unglückliche, antwortete die Stimme; rette mich, wenn du nicht Muliqua, wenn du kein Facquir biſt; und biſt du's, ſo komm und tödte mich. Ha! was ſoll das? rief Iſis, der Böſewicht! — und ſogleich legte er Hand an den eiſernen Ring, um den

Stein, der dieſes unglückliche Geſchöpf deckte, zu erheben. Er wandte alle ſeine Kräfte an, und nur mit vieler Mühe konnte er ihn von der Stelle bringen. Hier ſah Iſis bey dem ſchwächlichen Scheine einer düſtern Lampe ein Mädchen auf der Erde liegen, deren Geſicht hold und ſchön, wie das Antlitz einer Verklärten, mit Todtenbläße überzogen, und ihre Hände in Feſſeln geſchmiedet waren. Edles Mädchen! ſagte Iſis, ſag' mir, wer biſt du, wie kömmſt du hieher? Welch ein Böſewicht hat dich ſo mißhandelt? — Biſt du ein Jacquir, erwiederte das Mädchen; haſt du nicht Luſt mich zu tödten? — Warum tödten? Hat dich ein Jacquir hier angekettet? —

Ach guter Mann! ſagte die Verlaſſene, wenn nicht das Herz eines Muliqua in deinem Buſen ſchlägt, wenn du nicht ſeine Farbe trägſt, ſo höre und bemitleide mich; und biſt du edel und gut, ſo rette mich, wo du kannſt, und verfluche die ſchändlichſten der Menſchen.

Sie haben mich den Armen eines liebenden Vaters entriſſen und einer Mutter geraubt, die all ihre Seligkeit in die Liebe ihrer Kinder ſetzte, und Beyde haben ſie mir entriſſen; denn die Grauſamen haben ſie getödtet. Mein Bruder fiel vermuthlich auch unter Muhamets Schwerdt, denn ich ſah ihn ſeit dem ſchrecklichen Augenblicke nicht mehr, da uns die Türken einhohlten und trennten. Ach! mein Bruder! — wenn der noch lebte! wenn er hier wäre — o er würde mich gewiß retten — er würde tauſend Leben aufbiethen für ſeine Tira —

Tira! rief Iſis ganz erſtaunt. Tira! — Wie ſollte Iſis glücklich ſeyn? —

Ewiges Weſen! — Du biſt, Iſis — biſt mein Bruder! — Wenn du es auch nicht biſt, wenn nicht Mulibet dein Vater, nicht Oritone deine Mutter war, wenn du dich doch nur Iſis nenneſt, ſo biſt du ſchon mein Freund, auf den ich hoffen kann. Mann! bey dieſen Nahmen, die mit ewigen Buchſtaben in mein Herz geſchrieben ſind, räche — rette mich! —

Ja Tira! ja meine Schweſter! du biſt es! bey dieſen heiligen Nahmen ſchwöre ich dir, dich zu rächen — zu retten. Jeder Tropfen Bluts in meinen Adern werde zu brennendem Schwefel und verzehre mich; jedes Lüftchen, das ich einhauche, ſey langſam tödtendes Gift, und martere mich zu Tode — des Himmels Zorn über mich, Tira! wenn ich dich nicht räche — räche mit Muliquas Blut. — Doch ſage, geliebte Tira! wie kömmſt du hierher!

Hör', Iſis! fing Tira an, als wir Beyde gefangen, und getrennt wurden, nahm mich ein alter Türke zu ſich, bey dem ich ſo dürftig erzogen wurde, daß Hunger und Blöße Alles war, was er mir geben konnte. Er war ſelbſt arm, und nahm mich nur darum zu ſich, um mich einſt um ein großes Geld zu verkaufen. Doch begegnete er mir immer freundlich, und ſah mich mit Entzücken heranwachſen. Ich war zwölf Jahre alt, und glich nach ſeinem Ausſpruche einer jungen Roſe, die ſich eben zu entfalten anfängt. Muliqua hatte mich durch ſeine Leute ausgeforſcht, und ließ mich heimlich entführen. Ich wußte ſelbſt nicht, was man mit mir vorhatte, und weinte um meinen Pflegvater, ſo elend es mir auch bey ihm gegangen. Ich wurde in ein großes Gebäude gebracht, und da auf immer eingeſchloſſen. Mein Zimmer und ein kleines Gärtchen war all meine Welt, und zwey Frauen, die die Aufſicht über mich hatten, waren aus dem ganzen Menſchengeſchlechte die einzigen, die ich zu ſehen bekam. Aber bald gewöhnte ich mich daran, und dankte ſogar der Vorſehung für dieſe Unordnung, denn ich lebte recht gut. Man pflegte meiner mit möglichſter Sorgfalt, und ich hatte alles Gute, was immer dem Leibe behagen kann. Noch war ich unſchuldig, und kannte nichts als die wenigen Bedürfniſſe des Lebens, und glaubte das höchſte Glück zu genießen.

Nach einiger Zeit kam Muliqua ſelbſt zu mir. Sein Anſehen flößte mir Ehrfurcht ein, und ſein Betragen Liebe. Er nannte mich ſeine Tochter. Von dieſer Zeit an kam er täglich zu mir, und unterrichtete mich in Muhamets Geſetzen, und den Gebräuchen ſeines Volkes.

Zwey Jahre dauerte dieſer Zuſtand, und ich befand mich ſo glücklich, daß mir kein Wunſch mehr übrig blieb. Ich wußte, daß ich Alles, was ich genoß, dem

Jacquir zu danken hatte, und mein Herz dankte ihm dafür mit kindlicher Liebe. Oft — ach! der Himmel verzeih mir die ſchreckliche Sünde — nannte ich ihn, im Irrwahn meines Herzens, Vater — nannte ihn Mulibet. Einſt ein einem Abend kam Muliqua zu mir, und fing ſo zu mir an: Geliebte meiner Seele, ſchöne Tira! Du Stolz der Töchter der Erde, Tochter des Himmels! Du biſt aufgegangen über der Erde wie der Morgenſtern, und heller funkelt nicht ſein Licht, als dein Auge glänzet, und hold lächelt es wie der freundliche Mond. Die Schönſte aus Cirkaſſien oder Georgien würde beſchämt vor dir ihr Angeſicht verbergen, und ſelbſt die Reitze der Schönſten der Huris im Paradieſe ſind Flecken gegen deine Schönheit. Sey nicht ſtolz, über Könige zu ſiegen, und den Mond um dich buhlen zu ſehen; du kannſt noch mehr. Engel werden dir zu Füßen liegen, und der Prophet ſein Paradies verlaſſen, um in deinen Armen ſeligere Wonne zu fühlen. Höre, er hat mich geſandt, und heute noch ſollſt du ihn ſehen.

Muliqua endete ſeine Rede, und hieß mich mit ſich gehen, und führte mich in die Moſchee. Hier verließ er mich, und die ſchönſten der Jünglinge im goldlockigen Haare kamen, und beſchäftigten ſich um mich. Ueber eine Weile kam auch der Prophet ſelbſt, und vollendete das ſchändlichſte Gaukelſpiel. Ich wurde wieder zurückgeführt, und in einigen Tagen wurde es wiederholt. Noch hatte ich den Betrug nicht entdeckt, und noch dauerte die Glückſeligkeit meines Lebens fort. Aber bald verlor ich ſie auf immer. Ich entdeckte ſelbſt nach einiger Zeit, daß Muliqua die Perſon des Propheten vorſtellte, und dieſe Entdeckungen und die Gewißheit, daß ich bald Mutter werden ſollte, machten mein Unglück. Geſtern Nachts wurde ich in aller Stille abgehohlt, und hieher gebracht, um des grauſamſten Todes zu ſterben.

Ha! Rache! Ewige Rache des Himmels über die Unmenſchen! ſchrie Iſis; doch, Tira! Hoffe auf mich, ich rette dich — oder Ströme von Blut ſollen über deine Leiche fließen. Nun muß ich fort, ehe die Sonne dieſen verruchten Fleck der Erde beſcheint. Laß uns unſer Vorhaben ſicher ausführen! Dieſe Nacht komme ich wieder, und dann — fliehen wir.

So ging Iſis fort, Wuth und Rache im Herzen und Jammer über die Leiden ſeiner Schweſter. Er verbarg ſich, um nicht auf Muliqua zu ſtoßen, denn er würde ſich beym erſten Anblick verrathen, und den Niederträchtigen mit der Hand erwürgt haben, wenn ihm kein Dolch und kein Schwert dieſen Dienſt geleiſtet hätte.

Die Sonne neigte ſich gegen Abend und Iſis harrte voll Verlangen der Stunde, wo er ſeine Tira ſehen — ſeine Tira retten würde. Schon nahte ſie ſich, die entſcheidende Stunde, und das Herz des Jünglings pochte heftiger. Alles flammte in ihm, und ſein Muth ſpannte alle Nerven wie die Sehnen des Pfeilbogens; als Iſis vor den Facquir gerufen wurde. Iſis erſchrack und glaubte ſich verrathen, aber bald wich die Furcht und Wuth trat an ihre Stelle. Verrathen! rief Iſis'; magſt du es doch wiſſen, Elender! aber meiner Rache wirſt du nicht entrinnen. Euer Aller Leben hängt an Tira's Leben.

Iſis trat vor den Facquir, kühn und entſchloſſen, aber doch konnte er nicht bergen, was in ſeinem Innern vorging; daher fragte ihn Muliqua um die Urſache ſeiner Verwirrug, und die Antwort des Jünglings würde den alten Menſchenkenner nicht beruhigt haben, wenn nicht Muliqua's Forſchgeiſt diesmahl ſelbſt fehlgerathen hätte. Er nahm die Hitze des Iſis, und das wildrollende Auge für ein gähes Aufbrauſen ſeines jugendlichen Feuers, das durch irgend einen unangenehmen Vorfall rege geworden, und hielt dieſe Verfaſſung am geſchickteſten für den gegenwärtigen Augenblick, aus der er ihn nicht weiter zu bringen ſich bemühte.

Hör', Iſis! fing Muliqua an, du biſt in meiner Gewalt, und ich dürfte dir nur befehlen, aber ich will deinen Stolz nicht beleidigen und deinem Herzen Freyheit laſſen; um ſo mehr verſpreche ich mir deine Willfährigkeit. Ich will deinen Muth prüfen und ſehen, ob dein Geiſt ſtark genug iſt, über die Schwächen des Herzens zu ſiegen. Hier haſt du einen Dolch, und hier nimm dieſe Schlüſſel; ſie öffnen dir die Thür, durch die wir Nachts in die Moſchee gehen. Unter deinen Füßen wirſt du einen Stein finden, dieſen decke auf, und was du dort ſieheſt, ſoll von deiner Hand ſterben. Laſſe dich nicht durch Schönheit verführen, nicht durch Thränen bewegen; es iſt eine Gottloſe, die den Zorn des Propheten auf ſich geladen. Sobald dieſes geſchehen, komm, und zeige mir den blutigen Dolch. Dieſe That wird dich höher einen Grad meiner Freundſchaft würdig machen, und du wirſt tiefer in unſere Geheimniſſe ſehen, als vorher. Iſis entſetzte ſich anfangs, aber bald beſann er ſich beſſer, und freute ſich der guten Gelegenheit. Sobald er dahin kam, wo ſeine Tira ſchmachtete, zertrümmerte er mit der Wuth und Stärke eines erzürnten Löwen ihre Feſſeln, und führte ſie ſiegreich den langen Gang fort, den blanken Dolch in der Hand. Aber da überraſchte ihn Muliqua und zwey ſeiner Gefährten, mit Fackeln in der Hand, die ſchauerliche Todesſcene zu beleuchten. Der ſchrecklichſte Fluch fuhr aus des blutdürſtigen Jacquirs Mund, er keuchte, ſtampfte und rannte wüthend auf Iſis und Tira los; aber Iſis übereilte ihn, und ſtieß ihn zu Boden. Stirb, Elender! rief er, würdiges Opfer meiner Rache, du der Gottheit Fluch, der Menſchen Abſcheu! Ein Teufel hat dich in ſeinem Zorne ausgeſpien, und er konnte ſich nicht beſſer an dem Menſchen rächen. Und ihr Beyde, ihr des Laſters Lohnknechte, elende Gehilfen dieſes verfluchten Böſewichts, wagt es nicht, mir nahe zu kommen, wenn ihr noch Luſt habt, länger die Geißel der Menſchheit zu ſeyn. Flieht in eine Drachenhöhle, und die zürnende Schlange und jedes Ungeheuer wird furchtſam vor euch fliehen! Verbergt euch in den tiefeſten Abgrund der Erde; die Sonne zittert vor euch, und der Mond erblaßt vor euren Geſichtern!

Staunen und Schrecken verſteinerte die beyden Böſewichter, und heftete ſie ohnmächtig an die Erde; Iſis zog ſeine Schweſter mit ſich fort, und verſchwand vor ihnen, noch ehe ſie ſich wieder ihrer bewußt wurden.

Die Dunkelheit der Nacht begünſtigte ihre Flucht, und das Glück behielt ihnen ein ſegelfertiges Schiff auf, das ſie nach einem Wege von zwölf Stunden in dem Hafen liegen fanden. Mittlerweile als Iſis und Tira auf dem Wege waren, raſften ſich die beyden Facquirs von ihrer Beſtürzung wieder zuſammen, dachten gemeinſchaftlich dieſem Vorgange nach, und berathſchlagten ſich, was ſie mit Muliqua's Leichnam anfangen, und wie ſie ihn ohne Gefährde verheimlichen möchten. Aber unterdeſſen war die ganze Moſchee von dem häufigen Volke umrungen, welches einige, die gerade zu dieſer Zeit, als dieſe Begebenheit vorfiel, gegenwärtig waren, herbeygezogen hatte. Der Lärm wurde allgemein. Soldaten kamen herbey, man drang ein, unterſuchte, und fand — Alles, was nur immer die Heucheley, die Schändlichkeit und die Grauſamkeit dieſer Böſewichter aufdecken konnte. Allein ſie benutzten den Geiz ihrer Richter, und die reichen Opfer, die das Volk dem Alla brachte, opferten ſie wieder dem Eigennutze des Baſſa; aber doch entgingen ſie ihrem Schickſale nicht. Der eben ſo niederträchtige Richter nahm ihre Geſchenke an, und ließ die Geber heimlich erdroſſeln, um ſich ſelbſt aus aller Gefahr zu ziehen.

Drey Tage ſchifften Iſis und Tira glücklich fort, unter dem Schutze eines freundlichen Himmels; aber am vierten erhob ſich ein gewaltiger Sturm, ihr Schiff ſtrandete an einer fremden unbekannten Küſte. Iſis rang glücklich, Tira in ſeinen Armen, durch die fürchterlich brauſenden Wellen, und erreichte das Ufer; aber Tira lag todt in ſeinen Armen. Er legte ſie in die Sonne, und verſuchte alle Mittel, die ihm ſein Herz einrieth, um Tira ins Leben zurück zu rufen; aber Tira erwachte nicht wieder.

Hier lebte Iſis bis in die vierzig Jahre, und vierzig Jahre weinte Iſis um Tira. Gewiß würde er unbekannt von allen Menſchen auf dieſem öden Eilande geſtorben ſeyn, wenn nicht das Schickſal einen genueſiſchen Seefahrer, Venuccio, dahin verſchlagen hätte, der den unglücklichen Iſis da fand, und von dem er ſeine Geſchichte erfuhr. Dieſe war auch Alles, was Venuccio nach einigen Jahren wieder in ſein Vaterland brachte, denn all ſein Vermögen hatte er durch Schiffbruch eingebüßt; aber doch murrte er nicht wider die Vorſicht und pries ſich glücklich. Die Geſchichte des Iſis, ſagte er oft zu ſeinen Bekannten, hat mich in vielen Stücken klug gemacht. Nehmt Aſien für den Schauplatz der ſchrecklichen Folgen des Fanatismus, und laßt ihn nicht Europas Gefilde verheeren; fluchet dem Andenken Muhamets und der Bosheit eines Muliqua's und greifet in euer Herz, und reißet den Keim des Laſters aus ſelbem. Lernet den Werth der ſanften Chriſtus-Lehre im Vergleich des Glaubens Muhamets kennen, der ſein Geſetz mit dem Schwert verkündigte, und ſeine Lehre mit dem Feuer predigte.

Pater Joas und Paſtor Brem.

In einem kleinen Städtchen im ſchwäbiſchen Kreiſe lebte in einem Kapuziner-Kloſter ein herzensguter Mann, der Pater Joas genannt wurde. Die Herkunft dieſes Mannes war ganz unbekannt, denn er erzählte ſelbſt oft, daß er ſeine Aeltern nicht kannte, daß er bey einem armen Schuſter erzogen worden, der ihn als ein Kind von drey Jahren ganz nackt im härteſten Winter auf der Straße fand, und aus Mitleid zu ſich nahm und ihn erziehen ließ. Mit ſieben Jahren wurde er in einer benachbarten Abtey Singknabe, lernte die lateiniſche Sprache, führte ſich gut auf, und wurde endlich als Kapuziner angenommen.

Im ganzen Kloſter war kein Pater, der den guten Joas nicht liebte; denn mit dem redlichſten Herzen verband er Verſtand und eine edle Denkungsart.

Es ſchickte ſich nun, daß die Obedienz dieſem Redlichen das Geſchäft der Kollektur auflegte, welchem er ſich auch mit vieler Würde unterzog. Joas kam in keine Gegend, wo er nicht zehnfach das Almoſen vergalt, das man ihm gab: denn hier verbreitete er Troſt unter Unglückliche, dort ſöhnte er Feinde aus; hier vereinigte er in Zwietracht lebende Eheleute und ſammelte mehr Schätze für ſeine Seele als Viktualien für ſein armes Kloſter.

Wenn er oft ganz müde den Abend an einen Pfarrhof kam, wenn Schweiß ſeine Stirne deckte, und Mattigkeit ſeine Glieder feſſelte, ſo ſetzte er ſich doch noch beym mondhellen Abend unter eine Linde im Dorfe und unterhielt ſich mit den Kindern, denen er Gottesfurcht und Liebe zum Fürſten einflößte.

Es war eine herrliche Szene, den guten Pater zu ſehen, wie ihn eine Menge Kinder umzingelten. Da ſpielte eines mit ſeiner Kapuße, da ein anders mit ſeinem Bart, nannten ihn Vater Joas und küßten ihn, und Vater Joas herzte ſie und wandte ſeinen Blick zum Allvater, und eine Thräne der Liebe rollte ſeine Wange herunter.

Vor allem ließ ſich Joas angelegen ſeyn, den Leuten Tolleranz und Menſchenliebe einzuflößen. Seht, liebe Leute, ſagte er oft, ihr lebt da nahe an Nachbarn, die eine andere Religion haben als ihr. Ich bitte euch, vertragt euch mit ihnen, ſeht ſie als Menſchen, als eure Brüder an, und bethet für ſie. Vorzüglich zeichnet euch durch eine fromme Lebensart und thätige Menſchenliebe gegen ſie aus, und überzeugt ſie durch euren Wandel von der Heiligkeit eures Glaubens.

Diſputirt nie, wenn ihr zuſammen kommt, denn beym Diſputiren will jeder Recht haben, und das empört die Gemüther und beſſert nicht. Liebe allein iſt die anziehende Kraft. Die Lutheraner ſollen euch ehevor ſchätzen, dann werden ſie euch lieben; ſo werden ſie auch bald der Religion hold ſeyn, die ſo gute Menſchen aus euch bildete.

So dachte Pater Joas, ſo lehrte er: allein Paſtor Brem der in einer der benachbarten Gegend in einem proteſtantiſchen Dorfe lebte, dachte nicht ſo. Dieſer war äußerſt intollerant, denn es gibt leider in jeder Religion intollerante Menſchen. Paſtor Brem konnte keinen Katholiken vertragen; manche Predigt durch, ſtatt ſeine Pfarrkinder in der Liebe und Menſchenpflicht zu unterrichten, predigte er ihnen Haß wider die Katholiken, ſchilderte den Kindern den Pabſt als ein Ungeheuer, das einen Katzenkopf und Tiegerklauen hätte und alle proteſtantiſchen Kinder freſſen wollte. Die Bettelmönche, ſagte er, ſind alle Bären, und wilde Männer und ziehen den Kindern die Haut über die Ohren; und brachte eine ſo gewöhnliche Furcht unter die Leute, daß man allgemein in dieſem Dorfe, wenn man die Buben ſchrecken wollte, ausrief: Buben, der Pabſt kommt oder der Kollektor!

Pater Joas wußte das Vorurtheil dieſes Mannes und es ſchmerzte ihn vom Herzen und er bath oft in ſeiner Seele zum Himmel, Gott möchte ihm doch eine

Gelegenheit geben, dieſen Paſtor auf beſſere Geſinnungen zu bringen.

Paſtor Brem wäre im Grunde kein böſer Mann geweſen, wenn ihn nicht das Vorurtheil, wodurch er wider die Katholiken ſo eingenommen war, aufgebracht hätte. Seine Frau ſagte ihm oft: Lieber Brem! ich weiß nicht, wie du biſt; mich däucht immer, dein Haß gegen die Katholiken gründe ſich nicht auf gute Grundſätze; es gibt doch in jeder Religion rechtſchaffene Menſchen. Allein Brem lachte, und handelte, wie vor.

Brem war Vater von einem engelſchönen Knaben, der die Freude ſeines Lebens war, und Toms genannt wurde. Toms ſpielte einſt mit den Jungen im Dorfe, als es ſich eben fügte, daß den guten Pater Joas der Weg durch das Dorf traf. Kaum war Joas im Dorfe, als alle Knaben ihre Spielwerke verließen, und den armen Joas verfolgten. Der Bär! der Bär! war das allgemeine Geſchrey. Sie liefen ihm nach, und warfen Koth und Steine auf den armen Pater. Ruhig ging Joas ſeiner Wege, bedauerte die Jungen, aber fluchte ihnen nicht. Nun ereignete es ſich, daß er über die Brücke mußte. Er ging noch immer, verfolgt von den läſternden Buben, überdeckt mit Schlamm und Koth; ſein Geſicht blutete und Thränen waren in ſeinen Augen. Als die Buben über die Brücke liefen, glitſchte des Paſtors Söhnchen, und fiel in den Bach hinunter. Joas ſah es; ohne ſich viel zu beſinnen, ſprang er über die Brücke ins Waſſer, und rettete den Jungen vom Tode. Das Geſchrey war allgemein; der wilde Mann hätte des Paſtors Toms aus dem Bach gezogen, und das halbe Dorf lief zuſammen, und Alles ſchrie, o der gute wilde Mann! Das Gerücht verbreitete ſich bis zum Paſtor Brem. Wie vom Donner getroffen war der gute Vater, als er Toms Unglück hörte; er wollte eilen, aber vergebens; entkräftet ſank er in ſeinen Lehnſtuhl.

In dieſem Augenblick trat Pater Joas in des Paſtors Zimmer und trug den kleinen Toms in ſeinen Armen. Hier habt ihr euren Sohn wieder, ſagte er, freuet euch, und danket Gott! — Joas wollte wieder gehen, aber der Paſtor hielt ihn zurück. Wie ſeht ihr denn um's Himmelswillen aus, fing er an, wer hat euch ſo zugerichtet? — Es ſind eure Pfarrkinder, antwortete Joas ganz gelaſſen; ſie warfen mich mit Steinen und Koth, und nannten mich einen Bären und einen Wilden. Ich danke Gott, daß ich es ihnen beweiſen konnte, daß ſie ſich irrten.

Paſtor. Welchen Dank bin ich euch ſchuldig?

Joas. Keinen! Es war Pflicht der Menſchheit. Würdet ihr nicht das nähmliche einem jeden Menſchen thun?

Ich bin beſchämt, erwiederte der Paſtor, und erkenne mein Unrecht. Verzeiht mir, lieber Mann! da fiel er ihm um den Hals, und Thränen der Reue wuſchen das Blut von Joas Wangen.

Die Jungen des Dorfes verließen auch den Joas nicht und ſchrieen immer: o der gute, gute Bär! ah, Paſtor Brem! laßt den guten Bären bey uns bleiben! Jedes Wort drang Brem durch die Seele, und war ein ſtrafender Beweis ſeiner Intolleranz, und ein Vorwurf ſeiner Unmenſchlichkeit.

Brems Gattinn, die gute Thereſe, eilte herbey, und brachte Wein und Balſam, um Joas Wunden zu heilen; alle Sorgfalt, alle Liebe wandte ſie an für den Retter ihres Sohnes.

Pater Joas! ſagte Paſtor Brem, Sie müſſen einige Tage bey uns bleiben; ich will das Unrecht, das ich gegen die Menſchheit begangen habe, öffentlich gut machen. Morgen wollen wir ein Feſt der Tolleranz feyern: ſo ſagte Paſtor Brem und Joas blieb einige Tage beym Paſtor.

Einen Tag vor Joas Abreiſe war das Feſt der Tolleranz. Früh am Morgen, als die Sonne aufging, ſammelten ſich Jünglinge und Mädchen, unter einer großen Linde, die Brems Wohnung umſchattete.

Blumenkränze trugen die Mädchen, und mit Roſengehängen zierten ſie den Baumgang, der von Brems

Wohnung weit hinaus bis auf eine Wieſe gepflanzt war. Dort war ein großer Altar aufgethürmt von Raſen; rings umher ſtanden ſchwarze Tannen und verbreiteten ein heiliges Dunkel über die Stätte, die der Gottheit erbauet war. Sanfte Töne von Flöten ertönten in der Gegend, und Nachtigallen ſangen mit in benachbarten Gebüſchen.

Paſtor Brem hielt eine rührende Anrede und bekannte öffentlich ſein Unrecht. Er ſprach mit Wärme und Nachdruck von der Bruderliebe, umarmte öffentlich den Pater Joas, und bat ihn um Vergebung. Joas umarmte den Paſtor und gab ihm den Kuß des Friedens und die Gemeinde ſang:

Ewige Gottheit! heiligen Frieden
Flöße unſern Herzen ein!
Liebe iſt das Glück hienieden,
Laß uns alle Brüder ſeyn!

Als das Feſt vorüber war, ging man zur Tafel. Die Aelteſten des Dorfes aßen mit, und nach der Mahlzeit wurden drey Bäume gepflanzt zum Andenken dieſer Feyerlichkeit. Unter dem Schatten dieſer Bäume, ſagte Paſtor Brem, ſollen einſt eure Kinder ruhen, und ſollen die heiligſten der Pflichten überlegen — Wohlwollen und Menſchenliebe.

Glücklicher war an dieſem Tage niemand als Pater Joas, deſſen Menſchenherz die Wonne dieſes Tages ganz fühlte. Die halbe Nacht über ſchwäzte er mit Paſtor Brem, und ſie ſchilderten ſich die herrlichſten Scenen des Menſchenglückes, wenn je der größte Theil der Menſchen ihr wahres Glück — die Liebe — kennten.

Wie gehts denn bey Ihnen, ſagte Paſtor Brem, über dieſen Punkt?

Joas. O mein Freund! ſehr ſchlecht. Es gibt ſehr Wenige, welche wiſſen, was Nächſtenliebe iſt. Verfolgung, Verläumdung iſt allgemein. Sie können keine gleichgültige Handlung verrichten, lieber Paſtor, die man Ihnen nicht verarget; Alles wird böſe ausgelegt. Es iſt weder Nachſicht noch Vertraulichkeit unter den Menſchen; Einer freuet ſich über des Andern Fall und ärgert ſich über des Andern Glück. Mit einem Worte: ich ſehe gar nicht, was das ſo gewöhnliche Wort Aufklärung für einen Nutzen unter die Menſchheit gebracht hat. Wir ſind noch immer Kinder der Finſterniß und verlaſſen das reine Licht, das uns Chriſtus angezündet hat — die Bruderliebe. Ich bin froh, lieber Freund, daß die meiſten Tage meines Lebens auf dieſer Wanderſchaft vorüber ſind. In den Mauern meines Kloſters verſchloſſen, lebe ich ſo unbemerkt dahin, und freue mich oft, wenn ich denke, daß wenig Menſchen wiſſen, daß ich da bin. Ich verlaſſe ſehr ungern meine Zelle, denn die Mönchverfolgung iſt nun auch zur Mode geworden. Wir ſind nun einmahl da, und können unſer Schickſal, unſere Beſtimmung nicht ändern. In jedem Stande gibt es rechtſchafſene Leute, und ich verſichere Sie, lieber Paſtor! daß wir in unſerm Kloſter einige gewiß recht gute und helldenkende Köpfe haben. Sie werden ſich verwundert haben, lieber Paſtor! daß ich ſo geduldig über die Beſchimpfungen war, die mir die Kinder im Dorfe zufügten, als ſie mich mit Steinen und Koth warfen; allein, lieber Freund! ſolche Dinge waren mir nicht unerwartet. Bey uns werfen ſie uns zwar nicht mit Steinen und Koth; allein ihre Behandlungen ſind nicht minder beſchimpfend; die gewöhnliche Sprache der Aufgeklärten iſt: die Pfaffen ſind alle Schurken, die Mönche ſind alle Betrüger, Scheinheilige und weiß nicht, was wir Alles ſind. Nun denken Sie, guter Paſtor! wie einem ehrlichen Manne zu Muthe ſeyn muß, der ſo einen Habit trägt, und urtheilen Sie nun unter uns, ob das nicht äußerſt intollerant iſt.

Ein wahres gutes Menſchenherz haſſet Niemanden; es liebt jeden Menſchen, er mag einen Kittel oder eine Kutte tragen, und — glauben Sie mir, lieber Paſtor! mit unſerer Tolleranz wird's nichts, wenn nicht unſere Herzen ehevor gebeſſert werden, und wenn uns nicht ſanfte Menſchenliebe in ihr Heiligthum einführt.

Etwas, lieber Paſtor! iſt mir noch immer ein Räthſel. Ich möchte nur wiſſen, was doch die Welt unter dem Nahmen der jetzigen Aufklärung verſteht? Ich ſehe nicht, daß es lichter im Menſchenherzen wird; ehe finſterer. Man ſtößt Manchem mit der Pechfackel der Aufklärung unter die Naſe, daß ihm der Kopf blutet. Aufklärung! Aufklärung! Alles verwerfen, heißt Aufklärung; Jeden verfolgen, der nicht verwirft, was ich verwerfe, heißt Aufklärung. Wer nicht frech genug iſt, ſich über alle Geſetze weg zu ſetzen, wer noch an ſeiner Religion hängt, iſt ein Dummkopf, ein Fanatiker, Mönchsſtütze ꝛc. Wohin führt nun das?

Brem. Zur Verwirrung, lieber Pater Joas!

Joas. Sie haben recht, Herr Paſtor! denn wenn es nicht zur Verwirrung führte, ſo müßten ja die Menſchen beſſer werden; aber ſie werden ärger. — Der Stolz iſt immer der erſte Zeuge der Dummheit und die Rechthaberey iſt die Verrätherinn des Eigenſinnes: und wer beſitzt nun mehr Stolz, als unſere Aufklärer? Wer mehr Eigenſinn, als ſie? Ich verſtehe darunter nicht die wahren Aufklärer; denn dieſe ſind ſanft, nachſichtig mit der Menſchheit; ihr Licht verbreitet ſich wie das Licht der Sonne; iſt ſanft wärmend und verzehrt nicht. Ich glaube, die Gottheit läßt dieſes Alles zu, um den Menſchen durch inneres Gefühl zu überzeugen, was wahrhaft gut iſt. Ich bin ein Kapuzinermönch, lieber Paſtor! und Sie ſehen doch, daß ich nicht ſo denke, wie mancher Aufklärer uns zumuthet, und ſo, wie ich denke, denkt mancher der Unſrigen. Sagen Sie mir, lieber Paſtor! iſt ein Mönch verachtungswürdig, wenn er die Regeln ſeines Ordens befolgt, die er geſchworen hat zu befolgen? Gewiß nicht! Mein Orden trägt mir auf, dieſe

Kutte zu tragen, ich trage ſie; der Staat hat mich angewieſen, meinem Obern zu gehorchen, der über mich gebiethet; ich gehorche: verändert ſich dieſes Verhältniß, ſo verändert ſich auch mein Gehorſam. Ich bemühe mich nur ein guter Kapuziner zu ſeyn, und der werde ich dadurch, wenn ich ein guter Menſch bin. Finden Sie, daß ich unrecht denke?

Brem. Gewiß nicht!

Joas. Sie behandeln mich gerecht; allein vor dem Tribunal der angemaßten Aufklärung werde ich nicht ſo behandelt. Da urtheilt man nach dem Kleide. Er iſt ein Mönch, heißt es, und das Reſultat iſt: ein Dummkopf oder ein Betrüger. Iſt das gerecht? lieber Paſtor! als ich in den Orden trat, hörte ich noch nicht auf ein Mitglied des Staats zu ſeyn; der Staat gab mir den Stand, nicht ich ſelbſt; er gewährte mir ſeinen Schutz unter dieſem Habit, wie er dem Soldaten ſeinen Schutz unter der Fahne gewährte, der er folget; entſpricht der Stand, in dem ich lebe, den Verhältniſſen des Staats nicht mehr, ſo bin ich nicht Schuld; ich höre nie auf, Bürger des Staats zu ſeyn, und der Staat kann mir nie ſeinen Schutz entziehen. Der Staat beſteht aus Ständen, wie er aus Familien beſteht; jeder Stand hat ſeine Pflichten, und der, der ſie erfüllt, iſt nie verachtungswürdig!

Brem. Sie reden gründlich, und überzeugend.

Joas. Für Sie, mein lieber Paſtor! ja; aber nicht für Jeden. Meine Worte ſind wahr, aber man wird ſie doch eine Lüge nennen, und wenn dieſe Worte der Wahrheit auf der Zunge eines Weltmannes ſind, ſo wird ihn der größte Theil der Menſchen als einen Bigotten und Mönchen-Protektor ausſchreyen, da er doch nur ein Vertheidiger der Menſchheit iſt.

Brem. Es iſt leider ſo; aber ſagen ſie mir doch, lieber Pater! welche Wege hielten ſie für die ſicherſten zur Tolleranz?

Joas. Die Wege des Evangeliums, lieber Paſtor! liebe deinen Nächſten, wie dich ſelbſt, iſt der erſte Grundſatz zur Tolleranz. Gott lieben, ſeinen Geſetzen treu bleiben, jeden Menſchen als Bruder betrachten, Vorurtheile verfolgen, nicht den Menſchen; jeden überzeugen durch menſchenfreundliche Handlungen des Wohlwollens, der Liebe, das ſind die wahren Wege zur Tolleranz. Es gibt keine andere. Der Geiſt der Verfolgung herrſcht in keinem guten Herzen, denn er iſt dem Geiſt der Liebe entgegen. Beſchimpfungen und Worte allein beſſern nicht; thätige Nächſtenliebe beſſert und überzeugt. Aber der Morgen grauet ſchon; lieber Paſtor! meine Pflicht ruft mich zurück; es iſt Zeit, daß ich Sie verlaſſe.

Joas und Brem beurlaubten ſich, und ein Händedruck und eine Thräne im Auge verherrlichten ihren Abſchied.

Joas kehrte in ſein Kloſter zurück, und wurde von dem Quardian mit vieler Freude wieder empfangen. Allein die Geſchichte, die dem guten Pater Joas begegnete, war ſchon bekannt in dem Kloſter, und einige Väter (denn die Denkart aller Menſchen iſt ja nicht gleich) murrten wider Joas Betragen, und fanden gar nicht gut, daß er ſich ſo lange bey dem Paſtor aufgehalten habe; es wäre ein Aergerniß, ſagten ſie. Unter dieſen Unzufriedenen war Pater Valentin einer der erſten, der immer murmelte, und es endlich ſo weit brachte, daß der Quardian gezwungen war, den Pater Joas rufen zu laſſen.

Joas erſchien mit der Miene eines Mannes, der ſich nichts vorzuwerfen! hatte. Der Quardian ſah ihn an, und eine Thräne rollte ſeine Wange herunter. Ich verſtehe Sie, ſagte Joas, und warf ſich zu Boden; um Ruhe im Kloſter herzuſtellen, fordern die Umſtände, daß ich büßen werde. Sprechen Sie über mich, ich kenne Ihr Herz; aber ſprechen Sie doch, ich unterwerfe mich mit Gehorſam Ihrem Befehle. Der Quardian erhob mit Güte den zu Boden geſtreckten Joas, und weinte. Ich will drey Tage eingeſperrt ſeyn, und faſten, ſagte Joas, und Pater Valentin wird zufrieden ſeyn; und ich will Gott um eine Gelegenheit bitten, ſein Herz zu erleuchten, daß er einſehen möge, daß ich nicht unrecht gehandelt habe. Gehen Sie hin im Frieden, ſagte der Quardian, und nehmen Sie meinen Segen mit.

Nach drey Tagen war Alles im Kloſter wieder ruhig; als den vierten Tag früh Pater Valentin auf Joas Zelle kam, und bittere Thränen der Reue weinte. Verzeih mir, lieber Bruder! ſagte er; ich war Urſache Deiner Strafe. Ich habe aber nun eingeſehen, daß ich unrecht gedacht habe. Der nähmliche Paſtor Brem, bey dem Du warſt, hat verfloſſene Nacht meine Eltern gerettet. Er ſelbſt wagte ſich mit Lebensgefahr in ihr brennendes Haus, und rettete das Beſte von ihrem Vermögen. Durch ſeine Verfügung ward das Feuer gelöſcht, und der ganze Markt dem drohenden Unglücke entriſſen. Lies dieſen Brief! Wie leid thut es mir, daß ich ſo unverträglich war. — — Joas lächelte ſanft, umarmte ihn, und nannte ihn Bruder. Das ganze Kloſter freute ſich über dieſes edle Betragen, und der Quardian ließ einen Tag den Paſtor Brem zu ſich bitten, und ſie feyerten ein kleines Feſt der Menſchenliebe. Gütig ſah die Gottheit auf die Edeldenkenden herab. Ein ehrwürdiger, alter Greis, deſſen ſilberweißer Bart bis an die Mitte ſeines Gürtels hing, weinte Thränen der Freude bey dieſem Feſte, und ſchrieb dieſen Tag als den herrlichſten ſeines Lebens auf.

Heilige Menſchenliebe! die man aus Palläſten, täglich verbannt, in der einſamen Hütte, oder im dunklen Gange der Einſiedeley der Mönche wird dir noch eine Stelle gebaut. In manch' einſamem Kreuzgange wandelt das beſte der Menſchenherzen, und bey der traurigen Lampe in mitternächtlichen Stunden, wenn der Mond düſter die Leichenſteine des Kirchhofes beleuchtet, bethet manche herzensgute Seele zu Gott für wahres Wohl der Menſchheit.

Joas lebte lang; er war der Stolz ſeines Kloſters, und ſtarb, bedauert von jedem Rechtſchaffenen. Sein Grab wurde oft beſucht, und der Empfindſame weinte eine Thräne dem Redlichen. Der von Joas Geſchichte wußte, wandelte oft bey dunkler Nacht in den einſamen Gemäuern des Mönchkloſters, wenn Dunkel den Tempel umhüllte, und das hölzerne Kreuz in ſchaudernder Majeſtät ſein koloſſaliſches Bild im ſchwarzen Schatten mahlte.

Karl von Blütenheim,

oder

ein Beyſpiel der Dankbarkeit, die heut zu Tage nicht mehr Mode iſt.

Es iſt traurig, wenn man denkt, daß der Geiſt der Verfolgung mehrere Herzen beherrſchet, als der Geiſt der Liebe. Wenn Unglück dem Menſchen droht, wo findet er einen Freund, der Theil an ſeinem Kummer nimmt? Wo iſt der Arm, der ſich gerne gegen Unglückliche ausſtreckt? wo das Herz, an dem der gekränkte Mitmenſch ruhen kann? Wer öffnet ſeine Hütte, um den Verfolgten aufzunehmen, und wo iſt das Bruderauge, das eine Thräne mit dem Unglücklichen weint? So ſehr als Chriſtus immer die Menſchenliebe einflößte, ſo ſehr ſich jeder Lebende überzeugen kann, daß das wahre Glück der Menſchheit nur Bruderliebe iſt, ſo ſehr entfernt man ſich doch immer von dieſem Kinde der Gottheit, und huldigt dem Sohne der Finſterniß, dem Geiſte der Verfolgung.

Ich weiß nicht, welcher Keim der Abſcheulichkeit im Herzen des Menſchen liegt, um den Menſchen zu verfolgen? Jede Gelegenheit iſt uns werth, unſern Mitmenſchen herabzuſetzen, jede Stunde willkommen, in der Unglück unſerm Bruder droht, oder eine Thräne aus ſeinem Auge fällt: und unſer böſes Herz findet ſo viele Entſchuldigung ſeiner Bosheit. Ich fühle einen heiligen Trieb in mir, die beleidigten Rechte der Menſchheit zu vertheidigen und möchte gern jeden meiner Brüder in die Würde einſetzen, die ihm die Gottheit gab.

Nach meiner Denkart iſt Jeder, der die Bildung des Ewigen trägt, mein Bruder — ich kenne keinen Modeton der Welt, keinen Unterſchied des Kleides. — Jeder Menſch iſt mir Menſch, und Nächſter. Ich ſetze dieſes voraus, weil ich eine Geſchichte und ein Beyſpiel einer Dankbarkeit erzählen will, die heute nicht mehr Mode iſt.

Da ich für die Rechte der Menſchheit ſchreibe, ſo kümmere ich mich auch nicht, was immer für ſchiefe Wendungen die Leute dieſer Geſchichte geben mögen. — Der Ton meines Vortrags und mein Wohlwollen für Jeden, der Menſch iſt, ſoll mich in den Augen des Edlen rechtfertigen, wenn der Unedle die Sache verdrehen wollte. — Vor dem Tribunale der Menſchen mag die beſte Abſicht manchmahl unterliegen, aber ſie unterliegt nicht vor Dem, welcher der Richter aller Menſchen und der Freund der Wahrheit iſt.

* * *

In den Zeiten, in welchen die Jeſuiten noch den öffentlichen Schulen vorſtanden, lebte ein würdiger

Mann in dem Kollegio zu N. in Deutſchland. Er nannte ſich Pater Eberhard, und war Lehrer der Philoſophie. Graf von Blütenheim, ein rechtſchaffener Kavalier, empfahl ihm ſeinen hoffnungsvollen Sohn, den er auf die Akademie ſchickte, und übergab ihn Eberhards Obſorge. — Karl nannte ſich der junge Blütenheim, und war ein Knabe von guter Denkart. Da andere Jünglinge leichtſinnig und ausſchweifend waren, war Karl fleißig und hatte gute Sitten. Pater Eberhard gab ſich alle mögliche Mühe für dieſen Jungen, und ſuchte aus ihm einen guten Menſchen und Bürger zu bilden. Pater Eberhard durchwachte viele Nächte, und dachte auf verſchiedene Mittel, dem Jünglinge die Wiſſenſchaften leicht, und begreiflich zu machen.

Blütenheim folgte in Allem ganz genau ſeinem Profeſſor, denn er fühlte, daß ihn Eberhard zur Tugend und zur wahren Glückſeligkeit führen wollte.

Manche Jünglinge ſpotteten des guten Blütenheim, verlachten ihn, und höhnten ſeiner. Blütenheim vergoß manche Thräne über ihr Betragen und fühlte Ueberzeugung in ſeinem Herzen, daß ihm Profeſſor Eberhard keine ſchädliche Anweiſung gab, daß er ihn zur Tugend, zur Rechtſchaffenheit ermahnte, und ihn oft bat, ſeiner Religion treu zu bleiben, und nie zum Freudenker auszuarten. Glauben Sie mir, lieber Karl! ſagte Eberhard oft zu Blütenheim, Sie werden nirgends Ruhe finden und Glück, wenn Sie nicht der Religion Ihrer Väter treu bleiben. Sehen Sie nur die ausſchweifenden Jungen an, die dieſe Grundſätze verließen; finden Sie, lieber Karl! daß ſie gute Menſchen ſind? Gewiß nicht, erwiederte Blütenheim; und aufmerkſam heftete er ſein Auge auf die Lippen ſeines Lehrers.

Eines Tages ging Blütenheim mit ſeinem Profeſſor Eberhard ſpazieren. Karl beobachtete einen jungen Menſchen, der traurig unter einem Baume ſaß, und ſeinen Gedanken nachhing. Was muß dieſem jungen Menſchen wohl Widriges begegnet ſeyn? fing Blütenheim an, er iſt ſo niedergeſchlagen, ſo traurig. — Dieſer Menſch iſt ſehr arm, erwiederte Eberhard, er hat Anlage und Fähigkeit, er müßte aber Hungers ſterben, wenn ich nicht ſo viel bey unſerm Rektor bewirkt hätte, daß er täglich die Koſt bey uns abhohlen darf. Von dem Wenigen, was ich mir erſpare, gebe ich ihm auch manchmahl etwas, damit er ſich doch ehrlich kleiden kann. Ich wünſchte von Herzen, daß ihm geholfen werden könnte. Ich will meinen Aeltern ſchreiben, fuhr Blütenheim fort, und ſie bitten, daß ſie ihn zum Repetitor geben möchten. Sie werden ein herrliches Werk für die Menſchheit thun, ſagte Profeſſor Eberhard. Blütenheim näherte ſich dem armen Studenten, tröſtete ihn, und gab ihm Geld.

Nach einigen Tagen eilte Blütenheim voll Freude zu ſeinem Profeſſor, zeigte ihm den Brief von ſeinen Aeltern, und die Erlaubniß, daß er den armen Studenten zu ſich nehmen dürfe. Niemand war glücklicher als

Karl, denn Gutes thun, war ſeine Freude. Sperber, ſo hieß der Student, kam nun zu Blütenheim, und Blütenheim behandelte ihn täglich wie ſeinen Freund. Ich will dich wie meinen Bruder lieben, ſagte er, denn du biſt ein Geſchenk, das mir Eberhard gab, das mir ewig werth ſeyn wird. Sperber war nun verſorgt, und hatte ſein Glück dem guten Eberhard zu verdanken.

Die akademiſchen Jahre endeten ſich, und Blütenheim mußte die Univerſität verlaſſen. Thränen der Dankbarkeit vergoß er bey ſeinem Abſchiede. Profeſſor Eberhard drückte ihn warm an ſein Herz, und ſagte ihm: Herzensjunge! du haſt mir eine wahre Freude gemacht. Bleibe den Grundſätzen getreu, die ich dir gab, und ich werde durch dich das Glück vieler Menſchen gemacht haben. Sperber beurlaubte ſich auch, doch ſein Abſchied war äußerſt kalt.

Es gibt Menſchen, die, wenn ſie im Elende ſind, im Staube kriechen; verändern ſich aber ihre Umſtände, ſo verändert ſich ihr Charakter; ſie werden ſtolz und unerträglich. Der Menſch, der das Glück vertragen kann, hat ein größeres Herz, als der, der das Unglück erdulden kann. So ging es dem jungen Sperber; er übernahm ſich bald im Glücke, und vergaß den vollkommen, dem er es zu verdanken hatte.

Blütenheim, der Sperbern von Herzen liebte, überhäufte ihn mit Gutthaten, denn er glaubte ſeinem Profeſſor Eberhard zu dienen, wenn er Sperbern diente. Durch Blütenheims Bemühung und die Verwendung ſeiner Eltern erhielt Sperber eine Rathsſtelle vom Fürſten. Mit ſeiner Erhöhung erhöhte ſich auch Sperbers Hochmuth; er wurde hart, ſtolz, unmenſchlich; wie der Modeton war, war auch ſein Ton; wen Zeit und Umſtände verfolgten, den verfolgte er auch, und war daher ein erklärter Feind der Jeſuiten, die zu ſelber Zeit eben aufgehoben wurden. Hatte er gleich dem Profeſſor Eberhard ſein ganzes Glück zu danken, ſo vergaß er doch alle Liebe, die ihm dieſer gute Mann erwieſen.

Undankbarkeit iſt zwar das ſchändlichſte aller Laſter, aber auch das allgemeinſte. Es richtet ſich nach dem Weltton, und gründet ſich auf unſern Stolz. Sie iſt ein Kind der Hoffahrt, der erſten Verderberinn der Menſchen.

Karl von Blütenheim war binnen dieſer Zeit in Ländern, er hörte ſeit ſeiner Entfernung, ungeachtet ſeiner wiederholten Briefe, weder ein Wort von ſeinem Profeſſor Eberhard, noch eine Sylbe von ſeinem Freunde Sperber. Blütenheim ſchloß alle Briefe an Profeſſor Eberhard ſeinem Freunde Sperber bey, und dieſer ließ ſie alle unbeantwortet liegen. Denn da Sperber ſich als einen ſtarken Geiſt fühlte, ſo lachte er des guten Blütenheim; nannte ihn einen ſchwachen, vorurtheilsvollen Kopf.

Die Begriffe vom ſtarken Geiſt ſind in der Menſchheit ſehr wunderlich. Ich kannte ſtarke Geiſter, die ſo ſtark waren, daß Menſchengefühl wie über einen Felſenſtein auf ihren Herzen abgleitete, und unter dieſen war auch Sperber.

Die Bulle der Aufhebung der Societät wurde publicirt, und das Loos traf Sperbern, daß er als Kommiſſär ernannt wurde, den Herren der Societät ihre Aufhebung in der Gegend anzukünden, in der er lebte. Man würde glauben, Sperber würde ſich dieſem Geſchäfte mit der Würde eines Mannes unterzogen haben, den es forderte; allein Sperber entheiligte ſeinen Auftrag, und behandelte die Unglücklichen mit äußerſter Härte. Je unangenehmer ein richterlicher Auftrag iſt, deſto ſanfter und liebenswürdiger muß der Mann ſeyn, der ihn auszuführen hat. Unglückliche muß man nie unglücklicher machen, und Elende nie die Schwere ihres Elends fühlen laſſen. Es iſt Menſchenpflicht, jede Bürde zu erleichtern, die unſern Nächſten drückt, und ſteht es nicht in unſrer Macht zu helfen, ſo ſteht es doch in unſrer Macht zu tröſten. Man weiß nicht, wie fühlbar der Menſch in den Zufällen des Unglücks iſt, wenn man es nicht ſelbſt erfahren hat. Ein ſchiefer Blick, ein zweydeutiges Wort iſt Tod für die leidende Seele; wie ein gutes Wort, ein ſanfter Blick Balſam fürs wunde Herz iſt. — Der Fluch der Menſchheit iſt über den Grauſamen, der dieſen Balſam in ſeiner Gewalt hat, ihn wegwirft, und Gift ins Herz des Leidenden gießet. Allein was heißen dieſe meine Worte? — Einige werden ſie eine Kapuzinade nennen, andere Empfindeley; nur das Herz des Rechtſchaffenen wird ſie kennen, denn der Ruf der Natur, die Stimme der Menſchheit, und das Gepräge der Religion iſt in ſelben.

An der Schwelle ihrer Wohnung empfingen die ehrwürdigen Väter ihren Richter; mit entblößten Häuptern ſtanden ſie um ihn, und erwarteten ehrfurchtsvoll aus Sperbers Mund ihr Urtheil.

Sperber ſah ſtolz um ſich her, und weder das Silberhaar der Greiſen, noch das ehrwürdige Alter rührten ihn. Mit entblößten Häuptern ließ er ſtundenweiſe Männer vor ſich ſtehen, die eine beſſere Behandlung verdient hatten. Sein Blick verkündigte ſeinen Stolz, und ſein Hohnlächeln die innere Schadenfreude. Eine Thräne netzte das Auge manches Redlichen, und Sperbers vorurtheilsvolles Herz weidete ſich an der herabrollenden Thräne, die jeder andere Menſch getrocknet haben würde. Mancher, der ſich noch erinnerte, was Sperber war, was Profeſſor Eberhard für ihn that, rief zum Himmel auf: Ah! das hatten wir nicht an Sperbern verdient.

Niemanden kam dieſe Behandlung ſchwerer an, als dem redlichen Eberhard, der auch bey dieſer Szene zugegen war. Dieſer konnte Sperbers Betragen nicht länger aushalten, er entfernte ſich, und ging weit in den benachbarten Wald, und erzählte dort der verwitterten Eiche, was ſein Herz drückte, und es ſchien als hätte die verwitterte Eiche Theil an ſeinem Kummer genommen. Der Wind bog ihre harten Aeſte herab, als wollten ſie ſich vor dem Haare des Greiſes beugen, und das Blatt rauſchte düſter, als ſeufzte es mit dem Unglücklichen Eberhard über Sperbers abſcheuliche Undankbarkeit.

Ich weiß nicht, wie es ſich fügte, daß Pater Eberhard ganz unglücklich wurde. Als er ſeiner Profeſſur nicht mehr vorſtehen konnte, ſo machte Sperber, daß Eberhard beynahe ganz ohne Gehalt war, denn Sperber richtete die Sache ſo ein, daß der gute Mann vollkommen vergeſſen wurde.

Mittlerweile als dieſes alles geſchah, kam Blütenheim von ſeiner Reiſe zurück. Sein erſter Weg, als er aus der Poſtkutſche ſtieg, war nach ſeines Freundes, nach Sperbers, Wohnung; da erkundigte er ſich gleich nach ſeinem guten Profeſſor Eberhard.

Ich ſollte Dir Vorwürfe machen, fing er an, lieber Sperber! — ſo viel Briefe und keine Antwort — iſt Blütenheim nicht mehr Dein Freund? —

Sperber. Ich ſchwöre es Dir, ich erhielt keine Sylbe —

Blütenh. Und wenn das wäre! Iſt Dir Blütenheim ſo gleichgültig, daß Du ihn nicht einmahl mehr werth hielteſt, dich um ihn zu erkundigen? —

Sperber lächelte höhniſch, und Blütenheim blickte ihm ins Auge — und entdeckte Undank und Abſcheulichkeit.

Dank der Vorſicht, daß das Auge der Spiegel der Seele iſt! Vergebens verbirgt der Schurke ſein ſchwarzes Herz; zu deutlich ſtehen die Buchſtaben der Bosheit in ſeinen Blicken geſchrieben. Tiefſinnig verließ Blütenheim den böſen Sperber — er ſuchte Erholung im Freyen.

Als er vor die Stadt tief in Gedanken wandelte, ſtörte ihn ein altes Mütterchen in ſeinen Betrachtungen. — Guter Herr, ſagte ſie, nehmen Sie es doch nicht ungnädig, daß ich Sie ſtöre! Sie ſehen ſo gut aus, und werden mir es nicht übel nehmen.

Blütenh. Liebes Mütterchen! wie kann ich Euch helfen?

Die Alte. Sie ſollen mir hier einige Zeichnungen abkaufen, damit ich doch etwas zu leben bekomme, denn ich bin ſehr arm —

Blütenh. Laß ſehen — ſie ſind ſchön — wer gab ſie Dir? —

Alte. Mein armer Sohn. Er kann mir ſonſt nichts mehr geben, denn er iſt ſelbſt ärmer als arm — er ernährt ſich und ſeine arme Mutter mit dieſer Arbeit.

Blütenh. Wer iſt denn Dein Sohn? liebe Alte.

Alte. Er nennt ſich Pater Eberhard — war ehemals im Kloſter zu — und —

Eberhard! rief Blütenheim, und umarmte bey dieſem Nahmen das alte Mütterchen — ſag' — wo iſt er? führ' mich hin, daß ich ihn in meine Arme drücke.

Die Alte führte Blütenheim in die Stadt zurück, und nachdem ſie in eine abgelegene Gaſſe kamen, fand Blütenheim ſeinen Profeſſor Eberhard in einer ſehr ſchlechten Wohnung. Blütenheim öffnete die Thüre; mit ausgeſtreckten Armen eilte er gegen den ehrwürdigen Greis, der ſich vor Erſtaunen kaum faſſen konnte.

Eberh. Wer ſind Sie?

Blütenh. Wer ich bin, lieber Vater! — wie! Du kennſt Deinen Lehrling nicht mehr — Deinen Blütenheim kennſt Du nicht mehr — der jede Stunde ſeines Lebens an Dich dachte — der Dich ſchon als todt beweinte, weil er ſo lange keine Nachricht von Dir erhielt? — Wer iſt nun glücklicher als ich, der ich Dich wieder fand! — An mein Herz will ich Dich drükken, nichts ſoll Dich mir mehr entreißen —

Thränen des Gefühls erſtickten die Stimme des ſeelenvollen Blütenheim, und Eberhard konnte lange Zeit vor Freude nicht ſprechen. Wie, ſagte er endlich, Sie denken noch an mich, guter Karl? Ich glaubte, Sie hätten mich ſchon längſt vergeſſen.

Blütenh. Ich Dich vergeſſen — der ich Dir das Glück meines Lebens zu danken habe? — Wer gab mir die Grundſätze, die die Zufriedenheit meiner Seele machen — wer, als Du — und ich ſollte Dich vergeſſen — welches Ungeheuer müßte ich ſeyn!

Eberh. Theurer Mann — ah! was wird die Welt von Ihnen ſagen? — Ich bin nun ein Vertriebener. —

Blütenh. Die Welt mag ſagen, was ſie will. Die Stimme meines Herzens iſt mir wichtiger; dieſe ſagt mir, daß Du mein Lehrer biſt, und daß ich Dir dankbar ſeyn muß. Du biſt ein armer Vertriebener, ſagſt Du — was heißt das? Dein Orden iſt aufgehoben, aber die heiligen Bande der Pflicht ſind nicht getrennt. Biſt Du nun minder mein Freund, minder mein Gutthäter? bin ich Dir weniger Dank ſchuldig, weniger Gefühl? — So ein Vorurtheil iſt nicht für mein Herz. Ich will der Welt zeigen, daß ich Dich liebe, trotz allem Vorurtheil. Du biſt Pater Eberhard, mein Lehrer, und ich Dein Zögling; das Verhältniß zwiſchen uns hört nie auf. Was ich weiß, weiß ich von Dir, und ich ſchäme mich nicht, der Welt zu ſagen, was ich Deiner Mühe zu danken habe.

Eberh. Guter Blütenheim! Ihr Herz iſt gut: aber Sie ſetzen ſich einem grauſamen Tadel aus; die Welt denkt nicht, wie Sie.

Blüth. Die Welt! — O laß die Welt Welt ſeyn, lieber Alter! Es iſt beſſer ſich der Kritik der Welt auszuſetzen, als der Kritik deſſen, der die Herzen der Menſchen richtet. Meine Denkart iſt offen, wie der Tag, und wenn nur mein Herz eine Handlung billigt, ſo mag die Welt ſie immer tadeln.

Eberhard wollte noch Vieles reden, aber Blütenheim ließ ihm keine Zeit mehr. Der Fiaker, den er miethete, war vor der Thüre, und Eberhard wurde mit ſeiner armen Mutter in Blütenheims Pallaſt geführt. Da ernährte er ſie Beyde. All ſein Bemühen war, daß der gute Pater Eberhard die Ungerechtigkeit vergeſſen möchte, mit der ihm der gefühlloſe Sperber begegnete.

Eberhard lebte nur eine kurze Zeit mehr; er ſtarb in Blütenheims Armen, und empfahl ihm ſterbend ſeine arme Mutter.

Blütenheim beweinte den Mann, und ließ ſeinen Leichnam in die Grabſtätte ſeines verſtorbenen Vaters legen, mit der Inſchrift:

Hier in dieſer Stätte
modern die Gebeine meiner Väter.
Blütenheim gab mir das Leben,
und Eberhard lehrte es mich zu gebrauchen.
Es iſt billig, daß Beyder Aſche
eine Urne ſammelt,
die ewig heilig dem ſeyn wird,
der ſie ſetzte.

Als Eberhard verſchied, und ſein Leichnam ausgeſtreckt in dem Sarge lag, ließ Blütenheim den Rath Sperber unter dem Vorwande einer wichtigen Unterredung zu ſich bitten.

Sperber kam; Blütenheim führte ihn in das Zimmer und riß gählings das Leichentuch von dem erblaßten Eberhard. Hier, fing er an, hier ſieh das erblaßte Bild Deines Gutthäters! Er iſt nun nicht mehr; ſeine Leiden ſind überſtanden; keine Thräne rollt mehr aus ſeinem ſtarren Auge, und kein Seufzer hebt mehr ſeinen kalten Buſen. Elender! wie kannſt Du nun die Beleidigungen wieder gut machen, die Du ihm zufügteſt? Geh hin, und vergieße ein Meer von Thränen, Du wirſt ſeine ſtarren Glieder nicht wieder erweichen!

Ueberhäufe ihn mit Küſſen, Du wirſt nie ſeine kalten Lippen wieder erwärmen. Menſch! warum vergißt du, daß du Menſch biſt! — Hat die Gottheit die handvoll Staub, die du herumträgſt, darum belebt, daß du zur Peſt deines Bruders werdeſt? — So wird auch dein Aug' erſtarren, ſo deine Lippe erkalten; denn — wenn dein Geiſt die Hülle verläßt, ſo ſiehe hin, und betrachte, wer du warſt, und überdenke das Nichts deiner Größe!

Sperber ſtand beſchämt da, und eine Thräne ſtieg in ſein Auge. Weine ſie, dieſe Thräne! fuhr Blütenheim fort, weine ſie! ſie macht der Menſchheit Ehre. Glaub mir, Sperber! wir ſind alle Menſchen; das Kleid macht nicht den Mann. Wir kommen alle nackt in die Welt, und gehen wieder nackt davon, der Monarch wie der Sklave, der Laye, wie der Mönch; der ſchwarze Rock und die Mönchskutte, die Doktorkappe und die Krone, das Diadem des Perſers und der Turban des Türken — alles dieſes bleibt hier, wenn die Maskerade dieſes Lebens aus iſt. Und wenn uns der Richter jenſeits fragt: warum habt ihr euren Bruder verfolgt, ſo wird es uns nicht zur Entſchuldigung ſeyn, wenn ich ſage: er trug einen Mönchsrock, oder einen Türkenbunt. Schweig, Unverſchämter! wird der Richter ſagen, das Kleid hat ihm die Welt gegeben, aber mein Bild machte ihn ungeachtet dieſes Kleides kennbar. Er war Menſch, und dein Bruder; ſag, warum haſt du ihn gehaßt? Warum mein Bild entheiligt? — —

Sperber war gerührt; er ging traurig fort, und bitterer Gram marterte ſein Herz.

O ihr Menſchen! die ihr euch immer verfolgt und haſſet, wäre es mir doch vergönnt, euch alle zu einer Leiche zu führen. Den gräßlichen Tod wollte ich dort bitten, daß er euch doch ausſöhnen möchte. Staub haſſet den Staub, und Knochen treten Knochen zu Boden. Sehet euer Unrecht ein! Es kommt eine Stunde, in der ihr kein Unrecht mehr gut machen könnt. Verfolgung iſt der Geiſt der Hölle; Liebe der Geiſt der Gottheit. Reiche mir deine Hand, du, der du mir feind biſt, wer du immer ſeyn magſt, ich verzeihe dir! Meine Seele iſt des Haſſes nicht fähig; noch haben wir Arme, uns zu umarmen; noch ein Auge, um Thränen des Wohlwollens zu weinen; noch ein Herz, das für Menſchen ſchlagen kann. — Die Zeit des Lebens iſt kurz; der Tod raubt uns dieſe Geſchenke — wehe dem! der ſie zum Unglück der Menſchen, ſeiner Brüder mißbraucht hat, und nie der Verſöhnung eine Thräne geweint!!! —

Meiſter Johann und Meiſter Fritz.

Senkrecht ſtand die Sonne über dem Dorfe; eine feyerliche Stille heiligte die Stunde des ſchwülen Mittags. Unter einer pechvollen Tanne, die Johanns Hütte umſchattete, ſtand der ländliche Tiſch bereit zur ganz ungekünſtelten Mahlzeit; und Meiſter Johann ſaß unter dem Baume, und athmete Balſam durch den harzigen Geruch der ausdünſtenden Tanne.

Mit ruhigem Gemüthe freute er ſich des reinen Genuſſes der Wohlthaten der Natur, verzehrte ſeine mäßige Mahlzeit, und weidete ſein Auge an ſeinen Kindern. Malchen war ſeine Tochter und Peter ſein Sohn, zwey hoffnungsvolle Kinder, die Johanns Tage verherrlichten. Gegenüber ſaßen ſie ihm am Tiſche, und ihre liebreiche Sorgfalt, ihre kindliche Liebe trieb manche Freudenthräne in Johanns Auge, der von Herzensgrund der Gottheit das Glück ſeiner Tage dankte.

Unweit Johanns Wohnung wohnte Meiſter Fritz, ein wohlhabender Mann. Er war reich und böſe. Sein Grundſatz war: Alles für mich. Nie fühlte er die Herzenswonne, Gutes zu thun; nie die Freude, eine Thräne auf den Wangen des Unglücklichen zu trocknen. Neidiſch mißgönnte er jedem Menſchen ſein Glück, und grämte ſich im Herzen, wenn es einem andern wohl ging. Nie war er glücklicher, als wenn man ihm von Unglücksfällen erzählte; wenn der Donner in ein Haus ſchlug; wenn ſein Nachbar einen Fuß brach; ein ehrlicher Mann aus dem Dorfe ſein liebes Kind verlor; das war Freude für ihn; da feyerte Fritz einen Feſttag, trank eine Maß Wein mehr. Er war ſo boshaft, daß er durch ſchlechte Leute, die er mit Geld miethete, bey Unglücklichen ausſprengen ließ, daß er ein guter barmherziger Mann wäre, damit die Elenden bey ihm Hülfe ſuchten; dann hatte er ſeine ganze Freude, wenn er einen Unglücklichen an ſeiner Thüre ſah, und wenn er ihn ſeine Armuth in ihrer ganzen Größe konnte fühlen laſſen. Verachtung, Vorwürfe, Hohngelächter waren ſeine Geſchenke, die er gab, denn kein Menſchenherz ſchlug in ſeinem Buſen.

Manche werden glauben, es gäbe keine ſolchen Gemüther; allein, leider! gibt es deren; meine Schilderungen ſind Copien nach wahren Originalien: wollte Gott! daß dieſe Bilder nicht da wären.

Fritzens größter Verdruß war, daß es ſeinem Nachbar Johann ſo wohl ging. Er beneidete ihn um Alles, ſelbſt um die gutthätige Luft, die er einhauchte und um die Wärme der Sonne. Wer würde es je glauben, daß ein Menſchenherz ſo ausarten könne, und doch iſt dieſe Ausartung leider nur zu oft wahr. Ich kannte ſelbſt einen Menſchen, der einſt zu einem Unglücklichen, der ihn um Hülfe anſprach, ſagte: Wie, ich ſollte dir helfen? mir das Vergnügen rauben, dich elend zu ſehen? Mein halbes Vermögen wollte ich geben, wenn dein Auge nie die Freude des Geſichts, dein Ohr nie die Freude des Gehörs, die Zunge nie die Freude des Geſchmacks haben könnte. Wenn es in meiner Macht ſtände, ſo wollte ich ſelbſt das Gefühl der Liebe in Schmerz verwandeln, um euch Alle doppelt elend zu ſehen. — — Ach! welches teufliſche Gefühl! das Gepräge der abſcheulichſten Seele, Vorgeſchmack der Annäherung zur Satanswerdung. In die Hölle wollte ich mich vor ſolchen Menſchen verſtecken; gewiß iſt dort der ſchlimmſte Teufel nicht ſo boshaft, wie ſie.

Fritz war nun unter dieſer Zahl, und jede Stunde näherte er ſich durch ſein boshaftes Herz mehr der Verteuflung, denn er brütete über die ſchwärzeſten Thaten, über die abſcheulichſten Entwürfe zum Unglück ſeines Nachbars. Wie ſoll ich es angeben, ſagte er zu ſich, um Hanſen ganz elend zu machen? Soll ich ihm ſein Haus abbrennen, oder ſeine Kinder morden? — ach! das wäre nichts: ich würde nur mich unglücklich machen, nicht ihn, und wenn auch das nicht wäre, ſo würden ihm ſeine Freunde wieder ein Haus geben, und der Schmerz über den Verluſt ſeines Sohnes würde mit der

Zeit verſiegen. Nein, Fritz! das wäre ein dummer Einfall. Ich will die Sache klüger und weiſer machen. Fritz ließ ſelben Abend noch den Schreiner Falk zu ihm kommen, der ein ausgelernter Böſewicht war. Falk war ein Gleißner der ärgſten Art. Er war ſtundenlang in den Kirchen, bethete und haßte ſeinen Mitmenſchen. Falk kam. Was befehlen Sie, Herr Fritz! ſagte er: worin kann ich Ihnen dienen? Sie wiſſen, daß es meine größte Freude iſt, meinem Nächſten etwas Gefälliges zu erweiſen.

Fritz. Lieber Herr Falk! Sie müſſen mir einen Rath geben.

Falk. Und in welcher Sache?

Fritz. Sie kennen den Meiſter Johann; es iſt Antipathie zwiſchen ihm und mir. Ich möchte ihn gerne zu Grunde richten; ſagen Sie mir eine ſichere und zuverläßige Art.

Falk. Hm! Hm! zu Grunde richten! — Das geht nicht. Das wäre nicht recht. Wir wollen ihn nicht zu Grunde richten, er ſelbſt ſoll ſich verderben, das iſt beſſer, ſo haben wir uns keine Schuld zuzulegen.

Fritz. Wie iſt aber dieſes anzugeben?

Falk. Vorausgeſetzt, lieber Herr Fritz! daß Johann ein böſer, gottloſer Menſch iſt, ſo verdient er gewiß gezüchtigt zu werden, und unſer Gewiſſen kann ſich über dieſen Punkt beruhigen. Ich denke ſo: — kann zwar nicht ſagen, daß er mir je etwas zu Leide gethan hat; weiß auch eben nichts Böſes von ihm; allein ſtille Waſſer gründen tief, und — die Welt iſt böſe — Gott behüte mich, daß ich ihm Unrecht thun möchte! Aber unter uns geſagt, ich halte nicht viel auf ihn. Aber laſſen wir Dieſes bey Seite. Sie fragen mich ja um Rath und That, und iſt es nicht meine Pflicht, meinem Nächſten an die Hand zu gehen? und dieſer Nächſte ſind nun Sie, der Sie meiner Hülfe bedürftig ſind.

Fritz. Trefflicher Mann! Sie können einen ſo beruhigen. —

Falk. Das iſt eine außerordentliche Gnade des Himmels. Ich ſehe die Sache ſogleich allzeit von dem rechten Geſichtspunkte an.

Fritz. Alſo zur Sache! Auf welche Art können wir ihn am leichteſten verderben?

Falk. Das Gott behüte! Verderben! — Was, verderben? Glauben Sie, daß ich ſo ein böſer Mann bin, daß ich Jemanden verderben wollte? Was ich Ihnen rathe, ſoll nichts als eine Tugendprüfung für Meiſter Johann ſeyn. Stürzen wir ihn in Armuth, ſo geben wir ihm Anlaß zur Geduld; entziehen wir ihm ſeine Kinder, ſo ſetzen wir ihn in die Lage der Aufopferung: mit einem Worte, Alles, was wir unternehmen, ſoll zu Johanns Glück ſeyn; Alles um ſeine Tugend zu prüfen, und wenn wir ihm die zeitlichen Güter auch entziehen, ſo erſetzen wir ihm ja dieſen Schaden zehnfach wieder, da wir ihm die ſchönſte Gelegenheit an die Hand geben, durch Geduld und Sanftmuth ſich Güter der Ewigkeit zu ſammeln, denn alles iſt Eitelkeit auf dieſer Welt. Vanitas vanitatum. —

So ſprach der ſchlimmſte der Gleißner, und das Gepräge der Hölle war auf ſeiner Stirne, als er ſprach. Der böſeſte der Entwürfe reifte zur That, und das Reſultat ihrer Unterredung war ſo abſcheulich als ihre Seele. Wir wollen, fuhr Falk fort, dem Meiſter Johann, der nun zehn Jahre Wittwer iſt, ein Weib geben, und die ſich für ihn am beſten ſchickte, wäre wohl die fromme Kathrine — in Gott und der Heiligkeit, meine Mitſchweſter im Gebethe. Sie bethet den ganzen Tag, und außer einer kleinen Zankſüchtigkeit iſt ihr nichts auszuſetzen. Ich bin verſichert, daß Schweſter Kathrine dem guten Meiſter Johann alle mögliche Gelegenheit geben wird, ſich täglich in der Tugend zu ſtärken und vollkommener zu machen. Wenn Kathrine Johanns Weib iſt, ſo hat er weder Faſten noch andere Kaſteyung mehr nöthig, er wird Alles in ſeiner lieben Gattinn finden, die eine werkthätige Geißel ſeines Fleiſches ſeyn wird — des Geiſtes und ſeines Willens. Verdruß und Nachläßigkeit werden den Meiſter Johann bald in üblere Umſtände bringen, und wir werden nichts mehr zu thun haben, als ihm ſeine Kinder zu entziehen. Seine Tochter wollen wir ausheirathen, ſeinen Sohn Peter ins Kloſter ſchicken, dann iſt Meiſter Johann ganz ohne Stütze, und bald wird er an Armſeligkeit und Armuth wie Job ſeyn.

Trefflich! Trefflich! erwiederte Fritz, und umarmte den Böſewicht.

Fritz überhäufte ſeit dieſem Tage den Meiſter Johann mit Gutthaten, beſuchte ihn öfters, und Meiſter Johann, der die Menſchen nach ſeinem Herzen beurtheilte, glaubte, daß er wirklich ſein Freund ſey. Unbedacht folgte er ſeinem Rathe, verheirathete ſeine liebe Tochter, bekam die böſe Kathrine zum Weib, und zwang ſeinen hoffnungsvollen Sohn ins Kloſter zu gehen, der ihm vergebens alle Vorſtellungen dagegen machte. Nachdem Peter die Profeß abgelegt hatte, entlarvte ſich vor dem guten Johann das Ungeheuer der Menſchheit; aber Johann entdeckte zu ſpät den abſcheulichſten der Entwürfe menſchlicher Bosheit.

Elend und arm war Johann, und hatte weder Unterſtützung noch Hilfe. Die böſe Kathrine verbitterte jede Stunde ſeines Lebens, und vor Gram und Armuth näherte er ſich dem Grabe, wie eine Pflanze in den rauhen Tagen des Windmonaths.

Fritz lachte höhniſch und triumphirte, allein die Gottheit ſchützet den Gerechten, und ein Augenblick zernichtet jahrelange Anſchläge des Böſewichts. Falk war der erſte, der die rächende Hand des Himmels fühlte.

An den Schwellen des Altars, wo er mit ſeinen Lippen an der Gottheit frevelte, die ſein Herz nicht kannte, wurde er vom Bliß erſchlagen. Sein Herz ward in Aſche verwandelt, und ſein Körper war ſchwarz, wie ſeine Seele, aber ſeine Lippen waren noch unbeſchädigt, als hätte Gott ſagen wollen, Böſewicht! du haſt mich zwar mit den Lippen geehrt, aber dein Herz war allzeit weit von mir. Kathrine wurde krank und ſtarb. Verzweifelnd waren die letzten Stunden ihres Lebens, denn ſie bekannte, daß ſie eine abſcheuliche Gleißnerinn und Falkens Beyſchläferinn ſeit vielen Jahren geweſen ſey. Fritz verheirathete ſeinen Sohn, und bekam die ſchlimmſte der Schwiegertöchter. Sie verdarb gänzlich das Herz ſeines Sohnes, und mißhandelte grauſam den Vater, den ſie öfters im härteſten Winter vor das Haus hinaus ſperrte, daß er bey Nachbarn Hilfe ſuchen mußte.

Eines Tages heulte er vor Kälte wie ein Hund und Niemand hatte Erbarmen mit ihm, Niemand als Johann, der um Mitternacht ſein Lager verließ, den elenden Fritz zu ſich nahm, und ſein kleines Bett mit ihm theilte. Du haſt mir Böſes gethan, ſagte er, und ich will dir's mit Gutem vergelten. Du biſt Menſch, wie ich; es ſoll dir verziehen ſeyn. Fritz fühlte die gerechte Straſe des Himmels, ertrug mit Geduld ſein Verhängniß, und Johann ſprach ihm öfters Stärke und Muth zu.

Der arme Johann war gelaſſen in ſeinem Unglücke, und verzieh ſeinem Feinde; allein untröſtlich war er, als er die Nachricht erhielt, daß ſein Sohn Peter, der im Kloſter Alphons genennt wurde, ſeinen Stand verlaſſen habe und aus den geheiligten Mauern entſprungen ſey. Von allen Seiten wurde ihm nachgeſetzt, aber vergebens; man konnte Alphonſen nicht mehr ausfindig machen. Einige ſagten, er hätte ſich entleibt, indem man ſeinen Habit am Ufer der Donau fand; Andere ſagten, er hätte ſich in die Schweiz geflüchtet, und dort ſeine Religion verändert.

Johann weinte bitterlich bey dem Andenken ſeines Sohnes. Gott im Himmel! rief er, ich bin allein die Urſache ſeines Unglücks, ich habe ihn gezwungen, dieſen Stand anzunehmen; er wollte nicht, alle ſeine Vorſtellungen waren vergebens, und nun ward er das Opfer meines Eigenſinnes. O Nachbar Fritz! du haſt mir böſe Streiche geſpielt; daß es dir Gott vergebe! — — Kein Abend verging, in dem Johann nicht ſeufzte, und der Mond warf nie ſein blaſſes Licht ins Dorf, daß nicht eine Thräne auf Johanns Wange glänzte. Bald hörte Johann auch die traurige Nachricht, daß ſeine Tochter geſtorben, denn ſie war höchſt unglücklich verheirathet. Wohl dir! rief er da, daß du nicht mehr biſt, unglückliches Weib! Möcht' es der Himmel fügen, daß wir uns jenſeits bald vereinen! Seit dieſer Zeit nahete ſich Johann jeden Tag ſichtbar dem Grabe;

er konnte ſeiner Arbeit nicht mehr verſtehen, und Elend und äußerſte Armuth warteten ſeiner alten Tage. Menſchenſcheu, verſteckte er ſich in ſeiner Hütte, und verließ ſeine Stube nie, als am Abend, wo er ſein Gärtchen beſuchte. Dort errichtete er zwey Grabhügel zum Andenken ſeiner Kinder, beſtreute ſie täglich mit Blumen, und benetzte ſie mit Thränen. Eines Tages, als er mehrmahl dem Schatten ſeiner Kinder ihr heiliges Andenken feyerte, ſah er jählings einen Menſchen mittlern Alters vor ſich ſtehen. Ehrlich war ſeine Miene, aber Gram und Unglück hatten ſein Geſicht entſtellt. Aufmerkſam betrachtete dieſer Menſch den armen Johann, und häufige Thränen floßen aus ſeinem Auge bis zum Grabhügel herunter, an dem Johann ſtand. Wer ſeyd ihr? fing Johann an, guter Menſch? und welch ein Ungefähr bringt euch hieher? Ich bin unglücklich, ſprach der Unbekante, und ſuche Unglückliche auf, um mich über mein Schickſal durch Theilnahme zu tröſten.

Johann. Wer ſeyd Ihr denn? Wie heißt Ihr?

Der Unbekannte. Fragt nicht nach meinem Stande, noch nach meinem Namen, und ſeht mich nur als einen Menſchen an, der ſich Gottlieb nennt, und der Euch wohl will.

Johann. Mir?

Der Unbek. Ja, Euch. Ihr ſeyd Meiſter Johann, der Uhrmacher?

Johann. Ja, der bin ich, und was wollt Ihr?

Der Unbek. Euch dienen. Ich bin auch ein Uhrmacher, verſtehe meine Kunſt, und will Euch durch meine Arbeit wieder aufhelfen.

Johann. Guter Menſch! Eure Abſicht iſt gut, aber mein Elend hat ſie vereitelt. Ich bin ſo arm, daß ich Euch keinen Taglohn geben kann.

Der Unbek. Ich begehre ja keinen Taglohn. Ich diene Euch umſonſt, und daß wir zu leben haben, um Das laßt mich ſorgen. Ich gehe nun nicht mehr von euch, ſo lang ich lebe.

Johann wußte nicht, was er aus dieſem ſeltſamen Menſchen machen ſoll. Gottlieb hatte einige hundert Gulden, dieſe gab er ſeinem Meiſter zu den nothwendigen Geräthen und zur Nahrung, erbeitete Tag und Nacht, und bald war er ſo glücklich, den Johann in beſſere Umſtände zu ſetzen. Von allen Seiten bekam er Arbeit, denn weit und breit war kein ſo geſchickter Uhrmacher, wie Gottlieb. Johann liebte dieſen Menſchen, wie ſeinen Erretter, und Gottlieb liebte Johann, wie ſeinen Vater, und der Segen des Himmels war bey ihnen. Die ganze Gegend bewunderte die Seltenheit dieſes Menſchen. Er lebte nüchtern, war arbeitſam und bethete ſo fleißig, daß man ihn den frommen Gottlieb nannte. Am Abend nach der Arbeit unterhielt er ſeinen Meiſter mit auferbaulichen Geſchichten; tröſtete ihn über das erlittene Unglück, und über den Verluſt ſeiner Kinder. Oefters bemerkte Johann, daß Gottlieb von Herzen ſeufzte, wenn die Rede auf Alphons kam, der aus dem Kloſter entſprungen war, und daß er manchmahl weinte, wenn Johann ſprach: aber Gottlieb! dieſe Schande hätte mir mein Alphons doch nicht anthun ſollen. Wer iſt im Stande, in das Herz der Menſchen zu ſehen? ſagte er oft, vielleicht verdient Alphons unſere Vorwürfe nicht: aber laſſen wir ihn ruhen.

Zehn volle Jahre war Gottlieb bey Meiſter Johann, und Meiſter Johanns Glücksumſtände waren vollkommen gebeſſert. Nun habt ihr meiner nicht mehr nöthig, ſagte Gottlieb; ich werde euch verlaſſen müſſen. Du, mein Erretter! erwiederte Johann, und fiel ihm um den Hals.

Gottlieb. Nicht verlaſſen, daß ich in dieſer Welt von euch zöge, nein! auf dieſe Art nicht; aber mir ahnt das Ende meines Lebens. Meiſter Johann gab ſich alle Mühe, ſeinem Gottlieb dieſe Einbildungen auszureden: aber Gottlieb wurde nicht munterer.

Geh' nach der Stadt, ſagte Johann, und überbringe dem Grafen Roſenſchild die ſchöne Uhr, die Du verfertigteſt. Bleib' einige Tage in der Stadt, und erhohle dich ein wenig! Gottlieb trug die Uhr nach der Stadt; begab ſich aber gleich den andern Tag wieder zurück. Es dämmerte ſchon, als er an den Wald kam, und es war finſtere Nacht, als ihn der Weg bis in die Mitte des Forſtes führte. In tiefen Gedanken wandelte Gottlieb ſeine Wege, als er gählings ein jammerndes Geſchrey verunglückter Menſchen hörte, die um Hülfe riefen. Gottlieb eilte dem Lärmen nach, und erblickte bey dem Schein einiger Fackeln, daß eine Kutſche von Räubern angehalten wurde, und ein ſchönes Frauenzimmer lag ohnmächtig in den Armen eines Räubers, der ſie fortſchleppte. Gottlieb eilte dem Verwegnen nach, ſtürzte ihn zu Boden, und rettete die Dame. Wie ein Tollſinniger wüthete er unter den Mördern, und ſchlug ſie in die Flucht, obwohl er ſelbſt tödtlich durch einen Schuß verwundet wurde.

Die Dame war die Tochter des Grafen Roſenſchild, die er unendlich liebte. Sogleich nahm der Graf den Verwundeten zu ſich, und führte ihn mit auf ſein Schloß, wo er ihn mit aller Sorgfalt als ſeinen Erretter wartete. Allein alle Sorge war vergebens; die Wunde war tödtlich. Gottlieb fühlte den annahenden Tod, und bat den Grafen, daß er ihm noch vor ſeinem Ende den Uhrmacher Johann, ſeinen Meiſter, möchte kommen laſſen. Johann kam, und näherte ſich zitternd dem armen Gottlieb.

Setzt Euch, ſagte Gottlieb, und hört mich nun an. Das Ende meines Lebens iſt nahe, und meine Rolle auf dieſer Schaubühne iſt ausgeſpielt. Ich bin Alphons, Euer Sohn, ich bins, der aus dem Kloſter entſprungen iſt; nicht aus Muthwillen, oder Bosheit, ſondern aus kindlicher Liebe. Ich erfuhr, wie übel es Euch ging, und wußte keine andere Rettung für Euch. Die Stimme der Natur erwachte in meinem Herzen; ich fühlte die Heiligkeit des Gebothes: Du ſollſt deine Aeltern lieben: und ſollte Euch dem Verderben preis gegeben ſehen? — Ich wollte lieber in den Augen der Welt als ein eidbrüchiger, als ein ausgeſprungener, ſchlechter Mönch den Nahmen tragen, als die Pflichten des Kindes gegen den beſten Vater vernachläßigen. Verzeiht mir, wenn ich gefehlt habe! Gebt dieſen Brief meinem Obern, und entziehet mir Euren Segen nicht vor meinem Ende!

Johann umarmte ſeinen Alphons, und das Gefühl der zärtlichſten Liebe war das letzte Gefühl des guten Alphons. Graf Roſenſchild, der bey dieſem herrlichen Auftritte zugegen war, verſicherte den tapfern Alphons, daß er ſeinen Vater Johann für ſein Leben reichlich verſorgen werde. Alphons dankte dem Grafen, und ſchlief — den Schlaf des Frommen. Der Brief, den er an den Obern ſeines Kloſters ſchrieb, war folgenden Inhalts:

»Verzeih, Ehrwürdiger! ein Vergehen, über welches mich doch mein Herz rechtfertigt, wenn auch die »Welt meiner flucht. Mein Vater war in Gefahr; kein »anders Mittel war mir übrig, ihn zu retten, als dieſes. Mein Leib verließ euer Kloſter, aber meine Seele »war immer bey euch. Ich habe nicht aufgehört Mönch

»zu ſeyn, und die Pflichten des Mönches zu erfüllen, »als ich die heiligſten Pflichten der Menſchheit, der »Kindesliebe erfüllte. Dieſe waren mir die erſten, die »mir die Natur an's Herz legte: waren aber meine »Einſichten zu gering, und war meine beſte Abſicht übel, »ſo verzeiht mir, Brüder, wie der verzeiht, der die »Menſchen nach dem Herzen richtet.«

Der Graf ließ Gottlieb zur Erde beſtätigen, und baute ihm eine Pyramide zum Andenken. Johann lebte noch glücklich bey ihm, und ſtarb im hohen Alter. Der böſe Fritz aber fühlte die ganze Rache der Gottheit; er war elend; wurde zum Mörder ſeines eigenen Sohnes, und endete ſein Leben auf dem Blutgerüſte voll Verzweiflung.

Die Inſchrift der Pyramide, die Graf Roſenſchild ſetzen ließ, war folgende:

Ein ſeltnes Herz deckt dieſe Pyramide,
Der Kindesliebe reinſte Glut
War in dem Buſen, der hier ruht,
Des Elends dieſes Lebens müde.

Etwin und Zama.

Eine morgenländiſche Erzählung.

Noch ſtanden Thränen auf Zama's Wangen, und Schmerz ſprach noch ihr Auge, als der wohlthätige Schlaf ſeinen Balſam über ſie ausgoß. Die Morgendämmerung verſcheuchte die ſchwarze Nacht; lichtere Nebel umhüllten ſchon das ſchläfrige Haupt der Wälder auf den Bergen, und ſchwarze Dunkelheit fiel von dem hangenden Gebirge ins tiefe Thal. Da war noch Etwin, begleitet von dem treueſten ſeiner Freunde, dem edlen Egard. Süße Hoffnungen und angenehme Träume unterhielten den Unglücklichen. Zama liebt mich noch, ſagte er; ſie ſchwimmt vielleicht noch in Thränen, und glaubt, daß ich ihr auf ewig entriſſen bin. Sie weiß nicht, daß der Himmel mich ihr noch zurück behalten hat, um mich vielleicht ihr auf ewig wieder zu geben.

O, Egard, dort im Haine haben uns oft die freundſchaftlichen Gebüſche rings um uns in Schatten vereint; dort an dem blumigen Ufer ſtützte ich oft ſchwermüthig mein denkendes Haupt auf Zama's Hände, und Thränen trocknete der Weſtwind von ihren Augen, die ſie für mich weinte. Ewige Gottheit! welch ein Anblick würde es für mich ſeyn, meine Zama wieder zu finden! Wenn ſie mich dann plötzlich zu ihren Füßen ſieht, wenn ich in ihrem Auge die frohe Bewunderung entdecke, wenn ihr Herz mächtiger ſchlägt, wenn ſie voll edler Verwirrung reden will, und ſchweigt, wenn überſtrömende Freuden der Sprache zu mächtig ſind, Egard! wie will ich dann aller Qualen vergeſſen, die ich um ſie empfand. So ſprach Etwin, und an der Seite ſeines Freundes wandelte er durch das Feld, das allgemach die Morgenröthe beſchien. Die Sonne geht auf, ſprach er zu ſeinem Egard, vielleicht hat der letzte Schlummer, der über ihre mitternächtliche Thräne ihr Auge ſchloß, ſie itzt in ſeinen Armen; vielleicht quält ein ängſtlicher Traum Zama's ſchuldloſe Seele; es iſt nur noch ein Augenblick, dann ſehe ich meine Zama, dann löſen ſich alle ſchmerzlichen Thränen in ſanfte Empfindungen auf, ich ſehe Zama, und nichts wird mich mehr von der Geliebten trennen. So ſchwärmte Etwin. Der Thau lag ſchon gleich funkelnden Perlen auf den hangenden Blättern der Kräuter; die grüne Fläche ſchimmerte ſchon von tauſend manchfarbigen Strahlen; die Blumen richteten ſich von ihrem Schlummer auf, und ſanfte Lüfte ſtreuten aus den geöffneten Roſen balſamiſche Gerüche umher. Etwin näherte ſich immer mehr der Wohnung, in der Zama lebte, und ſtärker ſchlug jeden Augenblick ſein Herz, mächtiger wallte ſein Blut, je näher ihm die Hoffnung kam, ſeine Zama wieder zu ſehen.

Nicht fern von Zama's Pallaſt ſtand ein duftender Hain; niedriges Gebüſch, und aromatiſche, heilige Kräuter und Blumen deckten den Boden; hohe Myrthen, prächtige Lorbeer und geruchvolle Bäume wölbten über denſelben einen feyerlichen Schatten. Dort baute Zama einen Altar, und ſtreu'te oft Weihrauch am Morgen der Gottheit, und bethete um Etwins Erhaltung. Noch wallte der dämpfende Weihrauch in die Höhe, und erfüllte die Gegend mit ſüßen Gerüchen, noch lag Zama auf ihren Knieen und bethete zum Himmel, als Etwin in dieſen heiligen Tempel trat, und Zama überraſchte.

Wer ſchildert den erſten Augenblick des Wiederſehens, wenn Sterbliche ſich lieben, getrennt waren und ſich wieder vereinen? wer mahlt den Ausdruck des Gefühles, wer die Freude der Empfindung! Ein Cherub müßte den Pinſel von der Gottheit borgen, und von der Schöpfung die Farben, und er wird das Seelengefühl nicht mahlen können.

Ich ſehe Dich wieder, Etwin, rief Zama; ich ſehe Dich wieder, die ich Dich auf ewig von mir getrennt glaubte. Geliebte meiner Seele erwiederte Etwin. Die Götter wachten über mich und meinen Freund Egard. Schrecklich war die vergangene Nacht, und nichts in der Natur gleichet der gräßlichen Szene, die ich genöthiget war anzuſehen. Blut floß um uns her, und Todesröcheln erfüllte die Gegend. Tauſend erwürgte Menſchen deckten das Schlachtfeld, und das Gemetzel würde noch dauern, wenn nicht die Düſternheit der Nacht die Barbaren zerſtreuet hätte. Es war, als wollte die Natur mit einem Schleyer dieſe grauſamen Thaten verdecken, denn ich denke keine Nacht, die ſo finſter war, als dieſe. Dem Himmel ſey Dank, Zama! daß meine und Egarts Hände rein von dem vergoßenem Blute ſind.

Zama und Etwin lebten in den Zeiten, als noch die Califen Muhameds Lehre mit dem Schwerte fortpflanzten, und Alles grauſam erwürgten, was nicht glauben wollte.

Zama war in Perſien erzogen, und ihr Vater Oroſmin pflanzte ihr Menſchengefühl und Liebe für die Gottheit ein. Als Muhameds Verfolgungsgeiſt in Aſien herum wüthete, flüchtete ſich Oroſmin mit ſeiner Familie in einen weit von Menſchen entfernten Ort, lebte dort einſam mit ſeiner Zama, und diente den Menſchen und den Göttern.

Zama erwuchs wie eine Roſe in einer Wildniß, ſchön und bezaubernd. Unbemerkt wie ein Veilchen keimte ſie auf, und war Oroſmins Freude. In Unſchuld und Einfalt floßen ihre Tage dahin, wie ein heller Bach, der durch einſame Gegenden ſchleicht. Glücklich lebte Zama und ruhig, obwohl ſie doch manchmal einen Drang im Herzen fühlte, den ſie ſich ſelbſt nicht erklären konnte. Wenn ſie im Haine ſaß, und Roſen pflückte, wenn ſie den Altar, den ſie der Gottheit erbauet hatte, mit Blumen zierte, wenn ſie am Morgen einen Blick auf die ſchöne umher liegende Gegend warf, ſo war ihr immer, als ſagte ihr Herz: »O Zama! wenn doch auch noch eine Menſchenſeele wäre, der du all dein Gefühl mittheilen könnteſt, und die dieſe Schönheiten der Natur mit dir empfände!« So ſagte ſich Zama, und der Keim des ſanfteſten der Menſchengefühle lag ſchon in ihrem Herzen.

Etwin und Egard waren zwey Freunde, erzogen in Muhameds Lehre; tapfer und edel waren ſie, trugen von ihren erſten Tagen an ſchon die Waffen, und fochten für Aſiens Beherrſcher. Allein die Stimme der Natur überwältigte die Stimme ihrer Erziehung, ſie bekannten mit dem Munde Muhameds Lehre, und verabſcheuten in ihrer Seele die Grauſamkeiten der Califen. Der Gott der Liebe, ſagten ſie, prediget ſeine Geſetze nicht mit dem Schwerte, und Menſchenblut kann nie den Altar der Gottheit röthen.

Der Verfolgungsgeiſt der Califen ſchickte eine Mannſchaft bis in die entlegendſten Winkel Aſiens. Etwin und Egard traf das Loos; auch ſie mußten hin, und ihr Auftrag war zu bekehren oder zu morden.

Gelegenheit fanden ſie Zama; und gleiche Stimmung des Herzens flocht bald zwiſchen Etwin und Zama ein Band der zärtlichſten Liebe.

Da fühlte nun Etwin zum erſten Mahl, was wahre Glückſeligkeit des Lebens iſt. Einfalt der Natur, Freundſchaft und Liebe erſetzten ihm allen Pomp, alle Freuden in den Palläſten der Veziere; die ganze Welt war für ihn, ſeine Zama und ſeinen Freund Egard.

Glücklich iſt der Mann, der in einer einſamen Gegend, entfernt von Palläſten, in den Armen eines Freundes ruhet, und an dem Buſen einer Geliebten Menſchenfreuden einathmet. Freundſchaft und Liebe ſind die herrlichſten Geſchenke der Gottheit, ſind der Vorgeſchmack der Seligkeiten der Geiſterwelt. Jenſeits des Grabes iſt keine Trennung mehr; der entfeſſelte Geiſt fühlt die innere Kraft und eilt zur Einswerdung. Du biſt dort Ich, und ich bin dort Du. Glücklich der, der in der Körperwelt dieſe große Beſtimmung kennt. Aber dieſe Sprache iſt fremd, und wenig verſtehen ſie. Etwin kannte dieſe Sprache, und Zama redete ſie; denn die Reinheit ihres Gefühles ſtärkte das Aug ihrer Seele und das Gehör ihres Herzens, und ſie ſahen und hörten, was Alltagsmenſchen nicht ſehen und hören. Liebe iſt ein ſo edler, ſo weit umfaſſender Nahme, ein Nahme, der meiſtentheils entweiht wird, ein Nahme, den die Gottheit ins kleinſte Blatt der niedrigſten Pflanze webte, und ihn auf den Gipfel der Cedern von Libanon ſchrieb; ein Nahme, den der

Finger der Gottheit auf den Purpur der Morgenröthe zeichnete, der auf der geſtirnten Decke der Nacht mit goldenen Buchſtaben glänzt, und doch kennt man ihn nicht, dieſen heiligen Nahmen, den Nahmen der Liebe. Nicht im Getümmel der Welt, nicht bey lärmenden Tänzen, nicht in großen Palläſten — nein, ſanft ruft dieſe Stimme nur im Herzen der Menſchen, und leicht übertäubet die brauſende Leidenſchaft ihren zärtlichen Zuruf.

Zama, Etwin und Egard wußten die Freuden der heiligſten Geheimniſſe, mit denen die Gottheit unſchuldige Herzen lohnet. Ihre Tage floßen ſanft hin, wie muntere Quellen durch Roſengefilde, und die Freude des Lebens genoßen Etwin und Zama noch nie ſo, als ſeit der Zeit, da ſie ſich kennen lernten.

Aber nicht lange dauerten dieſe Tage ihrer Wonne. Mediqua, der grauſamſte der Veziere, forderte unbeſchränkten Gewiſſenszwang, und opferte Tauſende der Ungläubigen, wie er ſie nannte, ſeiner Wuth auf. Ganze Gegenden waren mit Leichen überdeckt, und die Sonne ſpiegelte ſich in Menſchenblut, wenn ſie unterging. Egard und Etwin entſchloßen ſich, den Grauſamen zu verlaſſen, flüchteten ſich zur Zama, und betheten zu der Gottheit um Verſchonung der Menſchen. Aber bald erfuhr auch Mediqua ihren Aufenthalt; er überraſchte ſie, und Drosmin wurde ermordet, Zama ins Gefängniß geſetzt, und Egard und Etwin als Verräther zum Tode verurtheilt.

Noch lag Zama auf dem blutigen Leichnam ihres Vaters, noch netzte ſie ſein blutbeflecktes Silberhaar mit Thränen; noch hing ſie an ſeinen kalten Lippen, und bemühte ſich fruchtlos, ihn wieder zu beleben. Noch war ſie ganz dem Gefühle des kindlichen Schmerzes ergeben, als man ſie von Orosmins Körper wegriß. Wo iſt Erwin, der Geliebte meiner Seele? fing ſie an, und ſtürzte ohnmächtig hin, als man ihr ſein Schickſal entdeckte. Mediqua wandte Alles an, um die ſchöne Zama zu ſich zu bringen, denn ſein Vorhaben war, ſie unter die Schönen des Serails zu verſetzen.

Als Zama ſich wieder erholte, ſo wagte ſie es, den unerbittlichen Mediqua zu rühren; aber vergebens. Er ſah die Thränen nicht, die über ihre ſchönen Augen herunterglitten, und ihre Seufzer bewegten ihn nicht, die doch Felſenſteine bewogen hätten; feſt und unerſchütterlich war er in ſeinem Entſchluß. Härteſter der Menſchen, fing Zama an, haſt Du denn nie die Macht der Liebe gefühlt? Iſt Dein Herz allen Empfindungen verſchloſſen? Wie kann Dich die Grauſamkeit ſo abſcheulich täuſchen! Wie kannſt Du Dir einbilden, Menſchenblut wäre den Göttern gefällig? Sieh umher, und betrachte die reizende Natur! Verkündiget ſie wohl Mord und Zerſtörung? — oder Leben und Genuß? Iſt nicht auf jede Blume der Wille der Gottheit gezeichnet? — Menſchenwonne und nicht Tod! — Sag mir, Mediqua! haſt Du denn nicht geliebt? Nie die Wonne des Menſchenlekens an dem Buſen einer Liebenden gekoſtet? Sahſt Du Dich nie wieder aufleben? haſt Du keinen Sohn gehabt, keine Tochter? —

Bey dieſen letztern Worten milderte ſich Mediqua's Blick, ſein Auge wurde ſanfter, und ſein Buſen hob ſich, als wollte er ſeufzen; ſeine Stirne heiterte ſich auf, wie das Firmament an einem Sommerabende, wenn das Gewitter den Horizont verläßt. Zama bemerkte, was in Mediqua's Seele vorging, und wollte dieſen günſtigen Augenblick benützen.

Die Menſchheit behauptet immer ihre Rechte, und kein Herz iſt ſo barbariſch, daß es nicht Augenblicke ſanfterer Gefühle haben ſollte.

Der ſtille Mond warf jetzt ſein Silberlicht durch die Gebüſche; wolluſtathmende Weſte hauchten durch den Myrtenhain; Zama's Fuß trat auf Blumen, ſüße Gerüche wallten um ſie, die Wipfel der Bäume flüſterten Töne der Liebe und Zärtlichkeit. Nicht weit von dem Myrtenwäldchen lag eine Grotte, die Droſmin, Zama's Vater, baute, und ſie die Grotte der Liebe nannte. Es hing einſtmals nur ein Hügel, mit Stauden beſchattet, über den Weg, und Roſenbüſche kränzten ſeine Seiten, und warfen Schatten auf den Vorübergehenden. Als Droſmin die Grotte baute, bethete er zu den Göttern, und heiligte dieſen Tempel der Natur den seligſten der Menſchengefühlen. Noch war ſeit dieſer Zeit kein Sterblicher in die Grotte gekommen, ohne tiefe Züge des Menſchengefühls einzuathmen, und wenn ein Tiger ſelbe betrat, ſo verließ ihn ſeine Wuth, und er wurde ſanft, wie ein Lamm.

Mediqua fühlte bald am Eingange den ſüßen Aushauch, eine ſchmachtende Sehnſucht ſchlich ſich in ſein Herz, und das erſte Mahl nach einem Jahrfünfzig glänzte eine Thräne in ſeinem Auge. Laß uns hier ausruhen, ſagte Zama. Sieh, wie der Mond ſein zitterndes Licht durch die wankenden Regenblätter ſtreut, und halb dieſe ſchöne Dunkelheit erleuchtet. Das weiche Moos der Raſenbank beut uns ſeinen anmuthigen Sitz; welch ein angenehmer, welch ein feyerlicher Schatten! wie flüſtern hier die Weſte ſo vertraulich und athmen ſüße Düfte! wie rauſchet die Quelle ſo angenehm! Die Hände der Freude haben dieſe Grotte gebaut. — Sie ſetzten ſich.

Ich denke eine Zeit, fing Mediqua an, in der ich nicht der war, der ich nun bin. Allein Betrug, Treuloſigkeit der Freunde, Verrätherey des Weibes jagten jede Empfindung aus meinem Herzen, und verſteinerten meinen Buſen. Ich liebte das ſchönſte Mädchen Aſiens; ſie nannte ſich Zephaline. Mein Herz hing ganz an ihr, und meine Seele, mein ganzes Ich war Zephaline. Zwey Jahre lebten wir die ſeligſten Tage, als ſie mir ein Geſchenke ihrer Liebe gab. Mit Freuden ſah ich das Mädchen erwachſen, das ſie mir ſchenkte; aber ein Augenblick raubte mir Weib, Kind und Freude. Porzina, der böſeſte der Menſchen, mein vertrauter Freund, war mein Verräther. Zephaline verließ mich, folgte dem Böſewicht, und —

Halt! ſchrie Zama, halt ein, Mediqua! Du biſt ungerecht; Zephaline war Dir nicht ungetreu. Sie liebte Dich, noch als ſie ſtarb —

Wie ſagſt Du? kannteſt Du Zephaline?

Ob ich ſie kenne? o Mediqua! o mein Vater!

Zama! erkläre Dich —

Der böſe Porzina entführte meine Mutter wider ihren Willen, und verhandelte ſie und ihr Kind den Tartaren. Droſmin, mein Nährvater, kaufte ſie, und wollte ſie Dir wiederzurückgeben; allein die Religionsverfolgungen von Muhameds Lehre hinderten bald ſein Vorhaben. Droſmin mußte ſich flüchten; Zephaline ſtarb, nur ich blieb noch ihr trauriger Ueberreſt, und verlebte meine Jugendjahre in dieſer Gegend. Droſmin nahm mich als ſeine Tochter an, und hier — hier in dieſer heiligen Grotte hab ich oft Thränen der Liebe meinem unbekannten Vater geweint.

Mediqua drückte Zama an ſeine Bruſt, und ſein Herz thaute zur Menſchlichkeit wieder auf, wie eine gefrorne Quelle beym Anblick der Frühlingsſonne. Noch umarmten ſie ſich, noch fühlten ſie ganz die Freude der ſprechenden Natur, als Mediqua's Knecht eilend ſie aufſuchte. Schweiß rann von ſeinen Wangen, ſein Haar träufelte vom nächtlichen Thaue, er athmete ſchnell, und ſein unruhiger Blick verkündigte Verderben.

Etwin und Egard, rief er, haben ſich aus dem Kerker gerettet, ſie haben Anhänger, und fielen die Wache an. Man ſetzte ſich zur Gegenwehr, und ein allgemeiner Tumult brachte Alles in Bewegung. Man ergriff die Waffen, und Blut fließt von beyden Seiten.

Zama ſank ohnmächtig bey dieſer Nachricht auf den Raſen nieder; der Schatten ihres ermordeten Etwin ſchwebte ſchon vor ihren Augen, ſie ſah ſeinen Leichnam im bluttriefenden Staube vor ihr liegen. Ihr geängſtigtes Herz arbeitete; ihr ſchönes Haar lag zerſtreut auf ihrer Bruſt, und Thränen zitterten auf ihren Wangen. Auch in Mediqua's Auge traten Thränen; er ſchlug die Hände ſeufzend zum Himmel, zu ſchwach dem Schlage, der ihn getroffen hatte.

Als Zama ſich wieder erholte, folgte Mediqua dem Sklaven. Zama ſchlich in der Ferne nach, und hatte in der Weite das Klingen der Schwerter, und das Getümmel der Kämpfenden gehört. Jetzt bebte ſie, da ſie ſich dem Kampfplatz näherte. Kalter Schauer ergriff ſie bey jedem Klange, den ſie hörte. Sie floh umher, glaubte den Ruf ihres Etwin zu hören. Die Finſterniß des Orts goß Grauſen durch ihre Adern; ihr Haar richtete ſich empor, ſie bebte, ſie ſtand, ſie horchte mit flehendem Herzen. Alles war ſtille. Sie ſeufzte: O wie ſchwarz! welch eine grauſe Stille! — Hier wohnen die Todten. — — Mit wankenden Knieen wagte ſie ſich in die Ebne; ſie ſetzte den zitternden Fuß furchtſam weiter, und trat auf einen Erſchlagenen — — ein plötzlicher Schrecken ſchleuderte ſie zurück.

Ha! ein Todter! rief Zama, ein Todter! — und wer? — O ihr Götter! Wer? Sie bebte zurück und kam wieder, und ſah vor ſich auf den Boden hin. Die Dunkelheit erlaubte ihr nicht mehr als einen Verwundeten zu ſehen, und neben ihm ſein Schwert.

Etwin war, wie ſie wußte, von ſeinem Egard begleitet. Noch von ferne hörte ſie den Kampf, und zitterte um Etwins Schickſal.

Ha! Entſetzen! wer liegt hier? — Licht des Tages, gutthätige Sonne, eile und laß mich ſehen, wer der Ermordete iſt. Doch nein! zurück! verbirg mir den grauſamen Anblick; wer Anderer iſt wohl der Unglückliche als Etwin? Ja er iſt es; mein pochendes Herz, der kalte Schauer, der mich ergreift, die Angſt in meinem Buſen — Alles — Alles ſagt mir, daß es Etwin iſt.

Etwin hörte Zama's Stimme, er erwachte aus dem Vorſchlummer des Todes; er horchte — und kannte Zama. Zama! rief er leiſe, Zama! Geliebte! Du? Biſt Du es, Zama, die in dieſer Todesgegend herumgleitet? Engelsſeele! iſt es dein Geiſt, der mich umſchwebt?

Bald wird Etwin nicht mehr ſeyn; laß Dir es nochmahl ſagen, Zama, daß ich Dich liebe, und — — laß mich ſterben.

Zama ſtürzte auf ihren Etwin, und Thränen träufelten wie Balſam aus Zama's Auge in ſeine Wunden. Eine große Pappel breitete ihre Blätter in dieſer Todesgegend aus, und unter dieſer ruhte Etwins Haupt an Zama's Buſen. Sein wunder Arm ſchlang ſich noch um ihre Schultern, und ſein ſterbendes Auge hing noch an ihren Lippen. Langſam rieſelte das Blut aus Etwins Wunde die weißen Kleider hinunter, und Blut färbte die Lilienhand des Mädchens.

Die Sonne ging am Horizonte auf, ſchauderte zurück über dieſen Anblick, und deckte ihr Antlitz mit einer trüben Wolke.

Ich habe Dich geliebt, ſagte Etwin, und danke den Göttern das Glück, Zama! daß ich in Deinen Armen ſterbe. Sanfter wird mir der Tod, ſüßer dieſer Schlummer, Zama! — — Dort! — auf Wiederſehen. — — —

Etwins ſinkende Hand wollte ſein ſchwaches Haupt nicht mehr tragen; Schatten des Todes umnebelten ſeine Blicke, ſein Nacken ſank zurück in den Staub: noch ein Schauer — noch eine gewaltige Zuckung — — und Etwin war nicht mehr.

Zama war ohne Empfindung und Sprache; ihre Augen floßen von Thränen über, ſie rang die Hände.

Du rufſt mir, rufſt mir, Etwin! ſagte ſie, und leblos ſank Zama auf Etwins Leichnam.

Mediqua kam zurück, und dieſe grauſe Scene erfüllte mit Schrecken ſein Herz. Egard, Etwins treuer Freund blieb auf dem Schlachtfelde; nur lebte noch Mediqua, aufgehoben zu den empfindlichſten aller Leiden. Er näherte ſich ſeiner Tochter. Hälfte meiner ſelbſt, Du meine andere Seele! ſagte er, genug der Thränen und der Marter! Erwache, und lebe für Deinen Vater; komm Theure, und laß uns dieſen werthen Leichnam der mütterlichen Erde wieder geben; laß uns um die Stätte, wo er ruht, Blumen pflanzen, und ſie einſt mit unſern Thränen tränken! Die Götter haben es ſo gewollt, Geliebte! wenn noch ein Troſt den Weg zu Deinem Herzen findet, ſo laß Dich nicht umſonſt bitten, dein Auge von dieſem Anblick wegzuwenden. Verſage mir es nicht, Zama! komm mit mir! hier wohnen die Schrecken des Todes in dieſer fürchterlichen Gegend; komm, meine Theure! vergieß die letzte Thräne auf die werthe Leiche und laß uns eilen!

Wie! ſprach Zama, hier in dieſem Wohnorte des Mordes, auf den nie die Gottheit mit einem milden Auge herabgeſehen; hier zwiſchen Klippen und Gebirgen, wo Grauſen und Entſetzen wohnen, wo Todesvögel von dem traurigen Felſen herabächzen, hier ſoll Etwin — hier ſoll mein Geliebter ſchlafen? Hier, wo der Mörder, wo Muhamets Sclave ſchläft? Nein! weg von dem verwünſchten Orte! hier haben Brüder Brüder erwürgt; hier wurde der Vater von der Hand des Sohnes, der Freund von der Fauſt des Freundes erſchlagen. Hier ſoll Etwin nicht ruhen, nein! hier nicht! — Hier, wo keine Blume auf ſeinem Grabe wächſt; hier, wo kein Grabmahl ſeinen Namen nennen würde, wo kein Wanderer ſeinem traurigen Tode eine Thräne weinen würde, hier ſoll Etwin nicht ruhen. Theurer Freund! im Leben ſollte ich dich nicht — laß mich dich wenigſtens im Tode beſitzen! So jammerte Zama, hing an Mediqua's Lippen, mit ſtrömendem Auge ihre zitternde Hand um ſeinen Hals geſchlungen.

Mediqua gab ihrer Bitte nach; man trug Etwins Leichnam in Zamas Grotte, und erbaute ihm dort einen Grabhügel.

Zama's Thränen floßen unaufhörlich; ſie floh jeden Troſt, und verſteckte ſich in einſamern Gebüſchen, um ungeſtört zu ſeufzen und zu weinen. So ging eine grauſame Stunde nach der andern für Zama hin, bis die letzte ihres Lebens kam. Mit ausgeſtreckten Armen fand man einſt Zama auf Etwins Grab. Die Sonne verließ eben den Geſichtskreis, als Zama ſtarb; die Abendröthe mahlte feyerlich die umher liegende Gegend in Purpur; dunkler Schatten deckte die Gebüſche gen Oſten, und des Mondes blaſſer Schein warf ſeine erſten Strahlen auf Zama's ſterbende Züge. Wie ein ſchlummernder Engel hing ſie über den Grabhügel; der von dem Himmel ſtrömende Thau netzte ihr Antlitz, und Roſen blühten noch an ihrem ſterbenden Buſen.

Mediqua fand ſie, und Verzweiflung und Gram bemächtigten ſich ſeiner Seele. Er verließ ſein Heer und verlebte ſeine Tage in dieſem einſamen Orte. Thränen ſah die Sonne in ſeinem Auge, wenn ſie aufging, und Thränen, wenn ſie unterging, bis er endlich auch hinſank zur Grube — als ein unglückliches Opfer des Fanatiſmus.

Lied

an den Tod und an Thereſen.

Menſch! zerreiße jene Decken,
Die das Vorurtheil gewebt,
Und der Tod wird dich nicht ſchrecken,
Vor dem jetzt dein Buſen bebt.

Nur die, die den Tod nicht kennen,
Die nicht wiſſen, wer er iſt,
Haben ihn mit Pfeil und Sehnen
Und mit Köchern ausgerüſt.

Sanft iſt er, wie eine Schöne;
Nur der Böſe und der Thor
Stellt ſich, wenn ich ſeiner wähne,
Schaudernde Skelete vor.

Nicht mit wankenden Gerippen,
Nicht mit Knochen ſpieleſt du:
Roſen decken deine Lippen,
Freundlich winkſt du uns zur Ruh.

Nicht barbariſch, nicht verwegen
Iſt dein Antlitz; dein Geſicht
Lächelt freundlich uns entgegen,
Wenn das ſchwache Auge bricht.

Keine grauſen Finſterniſſe
Wölben ſich um dieſen Thron.
Deine Stimme klinget ſüße,
Und bezaubernd iſt ihr Ton.

Dem verſchwinden Marterſtunden,
Der aus deinem Becher trank:
Leiden ſind für den verſchwunden,
Der in deine Arme ſank.

An des Grabes Rand herrſcht Stille;
Bey des Lebens Dämmerung
Schwinden neidiſche Gefühle
Und der Menſchen Läſterung.

Tod! von Kerkern kannſt du retten,
Und freundſchaftlich an dem Grab
Nimmſt du Bande, Laſt und Ketten
Dem gedrückten Sklaven ab.

Halte! ſchreyſt du zu dem Sieger,
Deine Macht geht bis hieher:
Denn der allerbeſte Krieger
Bleibt ein ſchwacher Sterblicher.

Wenn im ſanfteren Gemüthe
Seelenqual das Herz durchwühlt,
Iſt es deine holde Güte,
Die uns unſre Leiden ſtillt.

Thränen trocknen auf den Wangen,
Sink ich einſt in deinen Schoos,
Ah! dann iſt der Schmerz vergangen,
Aller Feſſeln bin ich los.

Tod, ich eile froh und munter
An der ſchweſterlichen Hand
In das dunkle Grab hinunter,
Wo ſo Mancher Ruhe fand.

Jenſeits wart' ich dir, Thereſe!
Keine Ruh iſt für mich hier.
Ach! die Menſchen ſind zu böſe;
Jenſeits, Mädchen! wart ich dir,

Dort, wo Liebe kein Verbrechen
Gleichgeſtimmter Seelen iſt;
Wo kein feſſelndes Verſprechen
Uns an kalte Herzen ſchließt:

Dort, Thereſe! an dem Grabe,
Dort, Thereſe! wart ich dir.
Ja, des Lebens ſchönſte Gabe
Iſt der Tod, Thereſe! mir.

Sitzeſt du auf deinem Zimmer,
Oder einſam am Klavier;
O ſo ſchwebt mein Geiſt doch immer,
Holdes Mädchen! über dir.

Sitzeſt du auf ſtillen Matten,
An dem Abend auf dem Klee,
So umflattert ſtets mein Schatten
Dich, geliebte Sterbliche!

Bey der Lampe düſterm Schimmer,
Bey des Mondes blaſſem Schein
Will ich, trautes Mädchen! immer
Als ein Schutzgeiſt um dich ſeyn.

Schreckt die Nacht mit ſchwarzem Flügel
Jeden Menſchen, jedes Thier;
Komm auf meinen Grabeshügel,
Eine Roſe ſchenke mir.

Denkeſt du noch an die Hülle,
Die man hier zur Grube trug?
Ach! ſo denke in der Stille,
Daß mein Herz einſt für dich ſchlug.

Denn nur einen Blick, o Schöne!
Wirf in meine Gruft hinab;
Weine mir nur eine Thräne,
O Thereſe! auf mein Grab!

Gefühle.

Weil ich noch ein Knabe war,
War mein Herz voll Freude;
Schnell verfloß mir jedes Jahr,
Ohne Gram und Leide.

Munter wie ein frohes Reh
Hüpfte ich in Wäldern,
Sammelte im Thal den Klee,
Blumen auf den Feldern.

Jedes Sträuchchen, jedes Blatt,
Lämmer, Schaf und Ziegen,
Was das Land nur immer hat,
War für mich Vergnügen.

Wenn die Nachtigall mir ſang
Auf den hohen Bäumen;
Wiegte ihrer Stimme Klang
Mich zu ſanften Träumen.

Ungeduldig ward ich wach,
Kam am Abend wieder;
Eilte manchem Vogel nach,
Liebte ſeine Lieder.

Wonnejahre! ſeyd ihr denn
Schon für mich verſchwunden?
Eure Tage waren ſchön,
Herrlich eure Stunden.

Angenehme Jugendzeit,
Zeit der heitern Lieder!
Tage der Zufriedenheit!
Kommet, kommet wieder!

Freudig wallt ja noch mein Blut;
Und in meinem Herzen
Fließt Vergnügen, edler Muth,
Wonne, Luſt und Scherzen.

Brüder! laßt uns fröhlich ſeyn,
Nichts ſoll uns betrüben;
Laßt uns ganz der Freude weihn,
Gutes thun, und lieben!

Dann ſeh' ich zum Himmel auf,
Fühle keine Bürde,
Blicke nach dem Sternenlauf,
Ahne meine Würde.

Seht den Schöpfer der Natur;
Er heißt Menſchen lieben.
Auf den Blumen, auf der Flur
Iſt ſein Wink geſchrieben.

Liebe! das iſt ſein Gebot,
Liebe iſt ſein Wille:
Liebe ganz iſt unſer Gott,
Ahne Menſch, und fühle!

Welche Freuden werden wir
Einſt erſt jenſeits fühlen!
Unſre Liebe gleichet hier
Nur den Kinderſpielen.

Größer iſt die Zärtlichkeit,
Nichts wird uns dort trennen.
Vorgeſchmack der Seligkeit,
Laß dich hier ſchon wähnen!

Fühlt der Menſch nicht bey dem Kuß
Geiſtiges Beſtreben,
Das die Seele fühlen muß
Schon in dieſem Leben?

Freund! wie hold iſt dein Geſicht,
Und dein Aug', wie helle!
Bruder! was aus ſelbem ſpricht,
Iſt die Sprach' der Seele.

Wenn ich an des Freundes Bruſt
Voll von Wonne ſinke,
Und aus ſeinen Augen Luſt
Für die Seele trinke;

O dann fühl' ich, wer ich bin,
Fühle Geiſtes Stärke;
Blicke nach den Sternen hin,
Lobe Gottes Werke.

Freund! legſt du dein Seelenkleid
An des Lebens Ziele
In den Schooß der Sterblichkeit
Deine ſchöne Hülle,

Ach! dann ſterb' ich gern mit dir,
Denn dein Geiſt wird meiner;
Dann war keine Liebe hier
Feuriger und reiner.

Fatim und Eriſine.

Die ſchwärzeſte der Nächte breitete ihren Rabenfittig über die Erde, und hüllte jeden Gegenſtand in dicke Finſterniß. Der Wind heulte gräßlich durch den Todtenhain, und die Gerippe raſſelten in dem Beinhauſe des einſamen Kirchhofes. Die nächtliche Eule flüchtete ſich ſelbſt in das Todtengewölbe, und die lichtſcheue Fledermaus verſteckte ſich unter hohle Todtenſchedel oder unter modernde Knochen. Kein Menſch, den ein Obdach deckte, verließ ſeine Hütte; ſelbſt der Wanderer blieb ſtehen, und erwartete unter einer gaſtfreyen Eiche beſſere Stunden. Wölfe heulten vor Kälte in der Gegend, und der Kautz ſtieg von hohen Dächern herunter, und flüchtete ſich vor dem wüthenden Sturmwind aus den Scheunen. Niemand verließ ſein Haus als Eriſine, das zärtlichſte der Mädchen. Sie trotzte den Schreckniſſen der Nacht und dem Schauder des Todes, und ſuchte ihren Geliebten, den treuen Fatim.

Eine Stunde weit von dem Orte, wo Eriſine lebte, war ein fürchterlicher Hain, berühmt durch die

Würgenacht, die Irlands Gegenden mit Leichen deckten. Man nannte ihn das Blutfeld. Todtenſchedel und Knochen deckten ſeine Fläche, und Diſtel- und Dorngebüſche umzäunten ihn. Keine Blume blühte ſeit den ſchrecklichen Mordſcenen mehr an dieſem Orte, und kein Baum, der in dieſer Gegend war, kleidete ſich mehr mit Blättern. Man ſah nichts als kahle, blätterloſe Wipfel, ſchwarze Rümpfe halbvermoderter Eichen, die fürchterlich ihre dürren Aeſte über die ſandige Gegend himmelan ſpreizten; die noch von Menſchenblut geröthet waren. Todesvögel ſaßen auf den dürren Wipfeln, und heulten gräßlich auf die Gräber herunter. An dieſem fürchterlichen Orte wartete Fatim auf ſeine Eriſine, denn in keinem andern war es ihnen vergönnt, ſich zu ſprechen.

Die Stunde der Mitternacht war die Stunde ihrer Zuſammenkunft. Die Glocke ſchlug zwölf in der benachbarten Veſte, und der Wind verwehete ihren düſtern Klang bis in die Tiefe des Eichenwaldes. Fatim ſtand, und erwartete ſchon die Ankunft der Geliebten.

Seitwärts dieſer Gegend war eine Schedelſtätte. Von der Sonne ausgedörrte Skelette unglücklicher Menſchen hingen an dem modernden Balken, und der Wind ſpielte mit den klappernden Knochen. Dort und da fiel ein Bein von der hohen Stätte herunter, und das Rad ächzte unter der drückenden Laſt faulender Körper.

Fatim harrte ohne Schrecken und ohne Furcht; denn was hat der Liebende zu verlieren, wenn es nicht ſeine Geliebte iſt?

Criſine verließ ihr Haus, und einſam, von niemanden, als von der Liebe begleitet, ſuchte ſie im Schauder der Nacht ihren Fatim auf. Wie ein Engel ſchwebte ſie hin in den nächtlichen Stunden, und jeder Augenblick war ihr koſtbar. Der aufmerkſame Fatim hörte ihre leiſen Schritte, er eilte ihr entgegen, und Criſine ſank an Fatims Bruſt.

Schön iſt die Umarmung der Liebe, ſelbſt bey den gräßlichſten Auftritten der Natur. Der Sturmwind hörte zu heulen auf, und bewunderte die Macht der Liebe. Die Finſterniſſe der Nacht verſchwanden, und der Freund der Liebenden, der freundliche Mond, ließ ſich am Himmel ſehen, und lächelte gutthätig herab aufs Todtenfeld.

Es iſt doch ſchaudernd hier, Fatim! fing Criſine an; kalter Schauder läuft durch meine Glieder bey dem Anblick dieſer ſchrecklichen Gefilde.„

Fürchte Dich nicht in meinen Armen, Geliebte! Was ſoll Dir begegnen, wenn Fatim lebt? dieſe Todtenknochen, die um uns her liegen, ſind Uiberbleibſel unglücklicher Menſchen: vielleicht umſchloßen dieſe Gerippe auch das Herz manches Liebenden; ſein Geiſt, der vielleicht unſichtbar über uns ſchwebt, wird Theil an unſerm Kummer nehmen, und ſeine unſichtbare Hand uns ſchützen. O Eriſine! wie ganz glücklich bin ich nun, daß ich Dich wieder ſehe! — Fatim umarmte ſeine Eriſine, und ſie ſetzten ſich hin auf einen Grabhügel.

Eriſine war die Tochter eines Edlen. Sie lebte in den Zeiten, als der grauſame Oneale ſich zum Anführer der Rechtgläubigen aufwarf, und die Hälfte ſeiner Mitbürger aus falſchem Religionseifer erwürgte. Fatim war ein edler Jüngling; gleiche Stimme des Herzens, gleiche Denkart der Seele kettete ſein Herz an Eriſinen. Ganz gleich dachte dieſes liebende Paar, nur ihre Religionen waren verſchieden, und dieſer Unterſchied machte Eriſinens Liebe zum Verbrechen.

Eriſinens Vater fluchte der Liebe ſeiner Tochter, und beſtellte Mörder ſuchten Fatim auf, um ihn für die Gottheit zu morden.

Drey volle Monate lebte Fatim verſteckt in einer Höhle, wo er Hungers hätte ſterben müſſen, wenn ihm nicht des Abends ſeine liebe Eriſine Nahrung gebracht hätte.

In dieſem fürchterlichen Orte, wo Todesſchrecken und Schauder wohnten, waren ihre Zuſammenkünfte; nur dort war es ihnen vergönnt, ſich zu ſprechen, ſich zu ſehen. Da ſaßen ſie oft, Hand in Hand, und ſahen die zerſchmetterten Schedel ihrer Mitbürger zu ihren Füßen. Keine Roſe blühte da für die Liebenden; Diſteln umgaben ſie und verdorrte Stauden; kein Zephyr trug auf ſeinen Fittigen Balſamgerüche von Blumen; modernde Leichen verbreiteten ihren eckelnden Geruch in dem Wohnorte des Schreckens.

Laß mich, Eriſine! ſagte Fatim, laß mich das Opfer meines Schickſals werden, rette Du Dein theures Leben! Es iſt unmöglich, Eriſine! in dieſer Welt werden wir uns nicht lange mehr lieben können. Wie zittere ich jede Stunde für Dich! Bedenke doch, Mädchen, was Du wagſt! Lebensgefahr iſt jeder Schritt für Dich, den Deine Liebe für Fatim wagt. Ach! Eriſine! lebe — und laß mich ſterben! —

Eriſine. Kennſt Du die Liebe ſo wenig? Fatim! weißt Du ſo wenig, was ſie vermag? Wenn Blumen! blühen, Weſtwinde hauchen, Fatim! wenn Alles nach unſerm Willen geht, dann, Geliebter! iſt die Zeit der Wonne, und nicht der Prüfung. Ich danke dem Himmel dieſe Zeiten, Freund! denn ſchönere Stunden hätte ich mir nicht wünſchen können, um Dir zu beweiſen, wie ſehr Dich Eriſine liebt.

Fatim. Beſtes Mädchen! Ich kenne ganz Dein gefühlvolles Herz; aber glaubſt Du denn, daß Dich Fatim minder liebet? Glücklich möcht' ich Dich ſehen!

Eriſine! ich bin unglücklich, und Du ſollſt es nicht mit mir ſeyn.

Eriſine. Glück iſt dort, wo Du biſt, und Unglück, wo Fatim nicht iſt. Was kann mir begegnen? Bin ich nicht zu Allem bereit? Trennen kann man mich nicht von Dir; werden unſere Zuſammenkünfte entdeckt, ſo iſt die Stunde unſerer Trennung nahe. Mächtig wie eine Gottheit will ich meinen Arm um den Deinigen ſchlingen, und der Schwertſtreich, der auf Dich zielt, ſoll Eriſinen treffen; dann wollen wir lächeln — und ſterben. Unſere Hülle mag modern, wo ſie will; Fatims, und Eriſinens Seelen wird kein Menſch mehr trennen.

Fatim. Sterben alſo iſt unſer Loos. — Sterben all unſere Hoffnung. Theuerſtes Mädchen! warum mußte ich Dich kennen lernen? Glücklich wäreſt Du ohne mich geweſen; ich bin die Urſache Deines Unglücks.

Eriſine. Unglück! was nennſt Du Unglück? den Tod, der das Ende unſerer Leiden iſt? Beleidige ihn nicht, den holden Freund der Liebenden; er allein ſchützt uns wider die Grauſamkeiten der Menſchen. Das, was der Menſch das ſchrecklichſte in der Natur nennt, heißt aufhören zu leiden — heißt ſterben. Fatim! wie ungerecht iſt der Menſch! Sieh den Wurm, wie emſig er ſich ſelbſt ſein Grab baut; nun ſchleppt er ſich noch fort im Staube; aber bald fliegt er hoch über ſeinen Brüdern in ſeligern Gegenden.

Fatim. Deine Sprache iſt mächtig, Mädchen! wie die Sprache eines Engels.

Noch lange verſicherten ſich Fatim und Eriſine ihrer gegenſeitigen Liebe, als der Morgen ihre Umarmungen ſtörte. Allgemach flohen die Nebel der Nacht, der Morgen grauete und die Stunde ihrer Trennung nahete ſich. Noch ruhte Fatims Haupt auf Eriſinens Schultern, noch träufelten Thränen aus ſeinem Auge in ihren Schooß, noch ſchlug Eriſinens Herz mächtig dem guten Fatim entgegen, als es immer heller und heller wurde. Schon ſtreute die Sonne die erſten Strahlen über die Erde, und war der glänzende Zeuge ihres Lebewohls. Eriſine verließ den Todtenhain, eilte nach Hauſe, und Fatim verſteckte ſich vor den Verfolgungen der Menſchen in ſeine Höhle.

Jernis war Eriſinens Bruder, ein aufkeimender Junge voll guter Hoffnungen; ſein Herz war gefühlvoll und die Liebe, die er gegen Eriſinen hegte, war ohne Gränzen. Er war auch der einzige Vertraute ſeiner Schweſter, und Niemand als er wußte das Geheimniß von Eriſinens Liebe; Niemand als er nahm Theil an dem Kummer des leidenden Mädchens; nur Jernis trocknete durch ſeine ſchmeichelnden Worte ihre Thränen. Wenn es Eriſinen unmöglich war, ihren Fatim zu beſuchen, ſo beſuchte ihn Jernis, und brachte ihm Waſſer und Früchte.

Rinor, ein Freund von Eriſinens Vater, ein Mann voll Aberglauben, voll Hartnäckigkeit, der längſt auf Eriſinen ſeine Abſicht hatte, aber von ihr verachtet wurde; Rinor, der rachgierigſte Menſch, ſchwur bey dem ſchwärzeſten der Geiſter der Unmenſchlichkeit und der Rache die verſchmähte Liebe an Eriſinen zu rächen. Seinem ſpähenden Auge war kein Geheimniß mehr verborgen, er wußte Eriſinens Liebe, und freute ſich ſeiner Entdeckung und des abſcheulichen Entwurfes, den er in ſeinem Herzen ausgeheckt.

Rache iſt ſüß, ſagte er, aber man muß ſie mit Klugheit ausüben. Gutherzige Menſchen, die Seelen ohne Tücke haben, und Jeden nach ihrem guten Herzen beurtheilen, ſind oft die tauglichſten Werkzeuge, deren ſich die Bosheit ſicher bedienen kann. Jernis, Eriſinens Bruder, ſcheint mir hiezu geſchaffen zu ſeyn. So ſchwärmte der ſchlimmſte Böſewicht, ſo begann die ſchwärzeſte That des boshaften Rinors.

Ein Zufall erleichterte ſeine Abſicht. Eriſine war krank. Jernis! ſagte ſie zu ihrem Bruder, geh zu Fatim! beſuche ihn, wenn es dunkel iſt, und verſichere ihn meiner Liebe. Jernis tröſtete ſeine Schweſter, und ungeduldig erwartete er die zögernden Stunden der Nacht. Die Sonne ging unter. Alles lag bereits in den Armen des Schlafes. Thau und Schlummer ſanken auf die ſtillen Thäler und auf die ſchweren Augen der Geſchöpfe; nur von den Augen Eriſinens und ihres Bruders Jernis verjagte die Sorge den balſamiſchen Schlaf und ſtreute Dörner auf ihr Lager.

Es ward Zeit; Jernis umarmte noch ſeine Schweſter, und verließ mit leiſen Schritten das väterliche Haus, um zu dem Geliebten ſeiner Schweſter zu eilen.

Es war eine heitere, mondhelle Nacht; die Sterne glänzten am Himmel, und Reif deckte wie gearbeitetes Silber die Fluren. Die Todtengebeine auf dem Blutfelde funkelten, als wären ſie mit Edelſteinen beſetzt, und Bäume und Gebüſche ſtanden da wie künſtlich gebildetes Zuckerwerk auf den Tafeln der Könige. Feyerlich und majeſtätiſch war dieſe Herbſtnacht. Mit pochendem Herzen ſchlich der gute Jernis durch den weiten Hain, und bey dem geringſten Geräuſche des Windes klopfte ſein furchtſamer Buſen. Er war jung und abergläubiſch erzogen.

Als Jernis ungefähr in der Mitte des großen Waldes war, erſchreckte ein gähes Geräuſche ſein Ohr; ſchüchtern ſah er ſich um, und ſah ein graues Geſpenſt in voller Rüſtung. Faſt ſank er ohnmächtig vor Furcht hin, und konnte ſich kaum mehr faſſen.

Jernis! fürchte Dich nicht, rief das Geſpenſt; ich bin der Schutzgeiſt dieſer Gegend; Du biſt ein guter Knabe; fürchteſt die Götter, und liebeſt die Menſchen; Du biſt zu außerordentlichen Dingen beſtimmt; Du kannſt Deinen Vater und Deine Schweſter von dem Tode retten.

Von dem Tode! rief Jernis mit zitternder Stimme.

Ja vom Tode, fuhr das Geſpenſt fort, denn die Götter beſchloßen das Verderben über euer Haus; deine Schweſter liebt einen Ungläubigen und beleidiget durch dieſe Liebe den Himmel. In dieſer mitternächtlichen Stunde ſchwingt der Würgengel ſeine Arme über Criſinen und deinen Vater; Beyde ſind das Opfer des Todes, und Niemand als Du allein kann ſie retten.

Jernis. Ich kann ſie retten! Mächtiger Geiſt! Schone! ſag, was ſoll ich thun? nimm mein Leben, und ſchone meines Vaters, meiner Schweſter!

Geiſt. Dich haben die Götter zu großen Dingen aufbehalten; Du mußt leben, aber tödte den, den die Götter haſſen, tödte den böſen Fatim! Dort unter dieſer Staude liegt ein Dolch, waffne Dich, und würge!

Jernis. Wie! ich ſollte Fatim, meinen Freund tödten? das wollen die Götter? Nein, das können die Götter nicht wollen; es wäre Meuchelmord, Abſcheulichkeit. — Ich ein Mörder — —

Geiſt. Haben die Götter nicht die Herrſchaft über der Menſchen Leben? Schwacher Sterblicher! Du biſt unwürdig des Zutrauens; verzage nur, feige Memme!

laß Fatim leben, und vergiß die Pflicht, die Du Deinem Vater und Criſinen ſchuldig biſt.

Jernis. Grauſamer Geiſt! Warum haben die Götter mich zu dieſer That beſtimmt? Gern will ich ſterben, gern ich das Opfer ſeyn, laß nur Fatim! nur Grimaro, nur Criſine leben.

Geiſt. Die Stunde der Mitternacht rückt an; der Augenblick kommt näher; ehe der Mond über dieſen Hügel hinunter ſteigt, muß das Opfer vollbracht ſeyn; entweder lebt Fatim nicht mehr, oder dein Vater Grimaro und Criſine ſind das Opfer des Todes.

So ſprach der Geiſt, und ſchwebte hin beym Mondenlicht ins weite Feld; ängſtlich verfolgte ihn Jernis Auge, bis es ihm endlich däuchte, daß er unter den Gräbern verſchwand, und in die Erde hinein ſank.

Lange konnte ſich Jernis nicht faſſen; langſam näherte er ſich dem Gebüſche und hell funkelte der Dolch im Mondenlichte ſeinen Augen entgegen. Jernis ſchauderte zurück bey dieſem Werkzeuge des Mordes, er ſah ihn an, ergriff ihn und warf ihn wieder aus ſeinen Händen. Fort mit dir, Urheber des Todes! ſagte er, es iſt unmöglich, die Götter haben dich nicht in meine Hände geſchickt! Menſchen ſchmiedeten dich. Du biſt nicht in der Natur, und was nicht in der Natur iſt, kömmt nicht von den Göttern. Das Geſpenſt, welches ich ſah, war ein böſer Genius, der noch auf dem Schlachtfelde herumirret, Menſchenblut trinkt, und mit Knochen ſich nährt. Fort mit dir! Es war Täuſchung. Fatim iſt Eriſinens Geliebter, ich kann, ich darf ihn nicht tödten.

So ſprach Jernis, und wollte gehen; da ergriff ihn ein kalter Schauder; der Mond ging bereits den Hügel hinunter, und eine gräßliche Stimme rief ihm von weiten zu: Eriſine und Grimaro ſterben! —

Sterben! Wer? Eriſine, meine Schweſter, Grimaro, mein Vater? und ich — ich vielleicht ihr Mörder! — Wo iſt der Dolch? Laß dich küſſen, Geſchenk des Himmels! durch dich kann ich meine Schweſter, meinen Vater retten. Ja, ich will — verzieh, Würgengel! verzieh! ich will morden. Fatim ſoll ſterben! — Da ergriff Jernis den Dolch; mit wankenden Schritten näherte er ſich der Höhle, in der Fatim war.

Als Jernis hinein trat, ſah er ſeinen Freund Fatim; ausgeſtreckt lag er da auf einem Felſenſtück, und ſchlummerte. Sanft lächelte er, denn leiſe und ruhig war ſein Schlaf, wie der Schlaf des erſten Menſchen. Jernis zitterte bey ſeinem Anblick, und Thränen rollten häufig ſeine Wangen herunter. Götter! rief er, ich kann nicht, nein! ich kann Fatim nicht morden. Wenn euch, ihr Götter! daran liegt, daß Menſchenblut fließe, ſo laßt an meinem Blute euren gerechten Zorn entwaffnen, ich will das Opfer ſeyn. So ſchrie Jernis, und mit kühnem Muthe ſtieß er den Dolch in ſeinen Buſen.

Fatim erwachte durch das Geſchrey, und fand den ſterbenden Jernis zu ſeinen Füßen. Er erzählte ihm den ganzen Zufall, der ihm in dem Bluthaine begegnete. Die Götter mögen mir verzeih'n, ſagte er; ich konnte nicht treulos gegen einen Freund, nicht verrätheriſch gegen Eriſine ſeyn. So ſprach er, lehnte ſein ſinkendes Haupt auf Fatims Schooß, und fühlte den annahenden Tod.

Ungeduldig erwartete Eriſine die Rückkehr ihres Bruders; aber vergebens wartete ſie; ängſtlich und zaudernd ſchlichen die Stunden vorüber; er kam nicht. Es ward Morgen, und Jernis war noch nicht zurück; die Sonne ſtieg am Mittag und leuchtete ſenkrecht über die Erde, und Jernis kam noch nicht. Der Abend ſenkte ſich auf die Fluren herab, und Eriſinens Herz klopfte mächtiger. Ungeduldig erwartete ſie die Nacht, feſt entſchloſſen, dieſes Räthſel zu entziffern. Eine Stunde nach der andern ging vorüber; es ward Nacht, und Eriſine eilte mit verdoppelten Schritten durch den Bluthain. Sie hörte ein Geziſche und das Geſpenſt ſtand vor ihren Augen, und rief ihr entgegen: Halt! Dein Fatim lebt nicht mehr; die Götter ließen ihn durch Deinen Bruder ermorden als ein Verſöhnungsopfer ihrer Rache. Eriſine ſchauderte zurück, aber bald faßte ſie ſich wieder. Wer biſt Du, ſchrie ſie, wer biſt Du?

Der Schutzgeiſt dieſer Gegend, erwiederte das Geſpenſt. Du lügſt, verſetzte Eriſine; Liebe herrſcht in den Regionen der Geiſterwelt, nicht Mord. Du biſt ein Sterblicher, denn ein Inwohner des Orkus ſelbſt würde die Götter nicht ſo läſtern. Ich liebe Fatim; und iſt er todt, ſo hab ich nichts mehr zu verlieren. Wie eine Raſende fiel Eriſine das Geſpenſt an, und den Dolch, den ſie bey ſich führte, ſtieß ſie tief in ſeine Bruſt. Der Koloß raſſelte und ſtürzte hin, wie eine Marmorſäule, daß die Gegend rings umher ertönte.

Schwacher Schutzgeiſt! rief Eriſine, den ein Weib tödtet, laß Dich entlarven, laß ſehen, wer Du biſt! Da riß ſie das Viſir dem Vermummten herab, und ſah den boshaften Rinor.

So recht! rief ſie auf, der Arm der Liebe ſiegte über die Bosheit. Nun iſt die entſcheidende Stunde meines Schickſals. Ich höre den Ruf der Liebe, mächtig tönt die Stimme in meine Seele. Mit zerſtreuten Haaren, den blutenden Dolch in der Hand, eilte ſie zurück in ihr Haus, und ſtellte ſich vor das Bette ihres ſchlummernden Vaters. Erwache! ſchrie ſie, zärtlichſter der Väter, und ſieh, was die Liebe vermag, ſieh, was nie ein Auge geſehen — das Werkzeug der äußerſten

Bosheit, den böſen Rinor. Dann überſtrömte Eriſine ihren Vater mit Thränen, ſchloß ihn feſt in ihre Arme, und ihr Herz klopfte, wie das Herz eines Sterbenden.

Grimaro rührte das Flehen ſeiner Tochter, er folgte ihr nach bis in Fatims Höhle. Dort fand er ſeinen ſterbenden Sohn, und ganz erwachte in ſeinem Herzen die Vaterliebe. Jernis athmete noch ſchwach, dankte dem Himmel das Glück, ſeinen Vater noch zu ſehen, und bath ihn, ſeine Schweſter Eriſine nicht ewig unglücklich zu machen. Grimaro verſprach es dem ſterbenden Jernis, und ſanft ſchloß ſich des Jünglings Auge in Eriſinens Armen. Du ſollſt nun mein Sohn ſeyn, ſagte Grimaro zu Fatim, Du ſollſt mein Sohn ſeyn. Kein Vorurtheil ſoll uns mehr trennen. Die Rechte der Natur ſind heilig, und nichts kann den Göttern gefällig ſeyn, was nicht Liebe iſt. Der böſe Rinor belehrte mich meines Irrthums. — Da umarmte Eriſine ihren Vater, da weinte Fatim Thränen der Liebe; nur der Tod des guten Bruders verbitterte noch die Tage ihrer aufkeimenden Seligkeit. Eriſine baute ihm ein herrliches Grabmahl; Roſen und Nelken pflanzte ſie um ſeine Stätte, und beſuchte ſie am Abend mit ihrem Fatim. Rinor blieb unbeerdigt auf dem Blutfelde liegen, und ſelbſt den Raben ekelte vor ſeinen Eingeweiden; nur Würmer und Inſekten von der niedrigſten Art mäſteten ſich von ſeinem Wamſte. Man behauptete, daß der

Wurm ſelbſt wieder den Wurm tödte, der von Rinors Leichnam gekoſtet hatte.

Nach kurzer Zeit verließ Grimaro mit ſeiner Tochter und Fatim Irland, und ließ ſich in einer Gegend nieder, wo man dem Himmel mit Liebe und nicht mit Mord und Menſchenblut huldigte.

Alfred, Anaxis und Philarete.

Verbergen möchte ich mich in die rauheſte Gegend, wo der wilde Oby ſeinen gefrornen Strom rollt; wo weder Geſang, noch Scherz, noch Zärtlichkeit thronet, wo außer dem Brummen der Bären keine Stimme in den Eisgebirgen erſchallet; da, in dieſem Kerker gränzloſer Wildniſſe, ſelbſt von der Hand der Natur für den verriegelt, den die Verzweiflung dahin treibt, oder Rußlands Verbannung; wo ringsumher das traurige Auge im Schnee ſich verlierende Wüſten ſchrecken; wo belaſtete Wälder und verſteinerte Fluthen ihre Schreckniſſe durch die einſame Weite verbreiten; wo man von keinem Menſchen je eine Nachricht hört, als wenn die Karavanne ihre jährliche Fahrt nach den goldenen Küſten von China richtet; da, oder noch in einem weit ſchrecklichern Ort, wo Hugh Willoughby ſelbſt zurück ſchauderte, als ihn Eliſabeth ſandte, die Durchfahrt im Nordoſt zu entdecken; — da wollte ich wohnen, und mich unter die Eisgebirge verſtecken, wenn ich an Amerika denke, und die Bürger von Meriko bluten ſehe; da in Siberiens Wüſteneyen wollte ich es dem Hermelin und dem Zobel erzählen, daß das grauſamſte Thier der Menſch iſt. Zu den Füßen des Tigers wollte ich mich hinwälzen, und Schutz für die

Menſchheit unter ſeinen Klauen ſuchen, und Thränen möchte ich aus dem Auge des Krokodils trocknen, und mir einbilden, daß es dieſe Zähren über Mexikos Blutſzenen weinte.

Heilige Gottheit! ſende einen Strahl deiner heiligen Liebe in mein Herz; laſſe mich in dieſem Augenblicke ganz mein Daſeyn fühlen, und die große Beſtimmung, die der Menſch hat! Zeige dich mir in dem Glanze deiner Weſenheit und laße dich anbeten, als den Gott der Liebe! Dein heiliges Geſetz der Nächſtenliebe ſey mit goldenen Buchſtaben von mir geſchrieben, und dein Geiſt überſchütte mein Herz mit Engelsgefühlen; dann leite mich mein Schutzgeiſt nach Amerika hin, und führe mich an die Ufer des Zamoro, wo der Erwürgten Blut floß, und die Flamme die Felſen ſchwärzte, die arme Menſchen verzehrte.

Unendlicher! laß meine Seele ganz fühlen, wie tief der Menſch fähig iſt, herabzuſinken, wenn er dein Geboth der Liebe verläßt. Zeige mir das entſtellte Geſicht, das fürchterlich rollende Auge, wie es nach Gold blickt, und wie der Menſch mit der Linken raubt, und mit ſeiner Rechten mordet; dann, wenn ich dieſes Alles ſehe, wenn mein Herz blutet, meine Seele zerreißt, will ich meine Hände zu dir, Allvater, aufheben, dich bitten — — Gib mich, will ich ſagen, der Wuth der Tieger und dem Blutdurſte der Wölfe preis, nur ſchütze mich vor der Bosheit der Menſchen!

Umrungen von tief herabhangenden Klippen, wie die Klippen an den äußerſten Ufern von Hilda, Schottlands weſtlichen Inſeln, lag ein Thal an dem Ufer des Fluſſes Zamoro; von Wäldern war es überhangen, und zottig von moſigen Felſen. Von jeder Seite ſtürzten ausbrechende Bäche herab, und ſchäumten wie rauhe Kaſkaden die Klippen herunter. Eine verlängerte Ausſicht ſtrahlte durch umherſtehende Bäume ins Thal, und der Natur ſorgloſe Hand ſtreute feyerliche Gebüſche anmuthsvoll umher um die trotzenden Berge.

Tiefſinnig horchte hier Anaris den verſchiedenen Stimmen des ländlichen Friedens zu; er hörte das Klagen der Bäche, die Lieder der Vögel, und das frohe Gebrülle der weidenden Herden. Glücklich war Anaris, wie ein unbekannter Wilder, der einſt in der Gegend lebte, wo der Ganges ſeine geweihten Wellen rollte, und wo uralte Bäume ihren heiligen Schatten über des Nigers gelben Strom werfen; glücklich war noch Anaris wie der Wilde im Thale von Senar, wo kein Räuber unter der Larve geſelliger Handlung noch raubte, und kein Gottesläſterer würgte.

Unſchuldig, wie die Biene frey von Wieſe zu Wieſe fliegt, ſo ſtreifte Anaris von einem Jasminwalde zum andern durch den Schatten der Palmen, und durch gewürzreiche Gehölze.

Wohlthätig öffnete die Natur in dieſem Orte ihr Füllhorn; Pomeranzenbäume beugten ihre Aeſte unter der Laſt ihrer Frucht, und überſchütteten mit dem Balſam ihrer Blüthen die umliegende Gegend. Die Milchſchale des Cacao both erfriſchenden Saft und aus den Palmen träufelte erquickender Trank. Niedrig hing an einem ſchlanken Zweige der Granatapfel, und mit gelben Schimmer blickte unter gewaffneten Blättern der Gewächſe Königinn hervor, die geſchmackvolle Ananas.

Philarete war ein junges Mädchen, und Anaris Geliebte. Sie lernten ſich frühzeitig kennen, und erwuchſen wie die Blumen der Natur, von Einfalt und Unſchuld erzogen. Hand in Hand ſaß dieſes unſchuldige Paar im blühenden Thale, und oft ſchlummerte Philarete an Anaris Buſen, als der Morgen im Oſten majeſtätiſch von dem Cederwalde herabſtieg. Mit ſanfter und liebreicher Stimme, wie der Zephyr eine Blume umhaucht, erweckte dann der gute Jüngling ſeine Geliebte. Glücklich waren ſie; denn hohe Felſen trennten ſie von Europa's Gegenden.

Noch lebten ſie ſo im ſeligen Schlummer der Unſchuld dahin, als ſchon Armeen die Flächen ihres Landes deckten, als ſchon Scheiterhaufen brannten, und ſchon das Blut von Tauſenden die Ufer von Zamaro röthete. Noch wußten ſie nicht, was dieſes alles ſagen wollte, als die Barbaren es wagten, auch ſie aus den Armen der Ruhe zu reißen.

Es war ein heiterer Morgen; vergoldet glänzten die Spitzen der Cedern auf den Bergen, und wie ein leichter Schleyer lag der von den Höhen verſcheuchte Nebel im Thale, und verhüllte neidiſch die Blumen. Da ſtand Philarete und heiligte den Aufgang der Sonne durch ihr Gebeth; ihr Blick wandte ſich ſorglich nach Anaris, der ſein Haupt auf ihre Hand ſtützte und die Feyerlichkeit der Morgenſtunden fühlte. So war die Stellung der Liebenden, als ſie ein Schwarm wüthender Soldaten überraſchte. Die Bosheit feſſelte die Unſchuld, und Barbarey laſtete die Einfalt mit Ketten.

Alfred, einem jungen Spanier, wurde dieſes Paar zur Verwahrung anvertraut. Gut war Alfreds Herz, und redlich ſeine Seele; mit Thränen im Auge blickte er Philareten an, und weinte bittere Zähren über den armen Anaris.

Wer biſt Du? ſagte Anaris, wer biſt Du, daß Du weinen kannſt? Du mußt eine gute Seele haben, und wirſt nicht ſo grauſam ſeyn, wie Deine Brüder, die dieſe Gegend verwüſteten. Ha! die Wüteriche! rief Alfred, und fühlte ſeine Seele ganz von Abſcheu ergriffen; Ha! die Wüterriche! mehr vermochte er nicht zu ſprechen; Seufzer erſtickten ſeine Stimme; er umarmte den guten Anaris und badete ihn mit Thränen. Ach! wenn Du wüßteſt, ſo nahm er wieder das Wort, wenn Du wüßteſt, wie herzlich ich ihre Grauſamkeiten haſſe, wie ſehr ich ſie verabſcheue! O ihr Beſten! Euer Leben iſt mir theuer; ich verlaſſe euch nicht; ihr ſollt nicht ſterben; ſagt, wo ſoll ich euch hinbringen? — Nach jenen Hütten dort, erwiederte Anaris; da wartet unſer ein alter Vater; um Deines Vaters willen bitt' ich Dich, laß uns noch in unſere Hütte hinkriechen, einmahl noch unſern Vater ſehen; dann laß uns ſterben! — Ihr ſollt nicht ſterben, ſagte Alfred, genießt die Wonne des Lebens; flieht aber weit von dieſem Orte, und verſteckt euch in einer Wildniß, wo euch der Arm der Natur vor unſern Grauſamkeiten ſchützet. So ſagte Alfred, und ließ die Wilden entketten; zieht hin im Frieden und denkt meiner! — Mit zum Himmel gewandtem Blicke dankte Philarete, und Anaris legte ſeine Hand auf die Bruſt, und ſein Gefühl bewies, wie ſehr er Dankbarkeit fühlte.

Voll Vergnügens über die gute That kehrte der junge Krieger nach dem Lager zurück; der Kriegsrath war eben verſammelt im Gezelte des Feldherrn. Gleich beym Eintritt des jungen Helden merkte man, daß etwas Außerordentliches in ſeiner Seele vorging. Er wurde befragt, und fing ſo an: Ich bin Menſch, und die Menſchheit iſt meinem Herzen heilig; die Stimme der Natur, die in meiner Seele ruft, eine vollkommene Uiberzeugung meiner Gefühle, verleitete mich zu dem Schritte, den ich wagte; verleitet mich, euch zu ſagen, daß ihr Barbaren ſeyd. Ihr behandelt dieſes unſchuldige Volk mit der äußerſten Grauſamkeit; ihr entreißet der Mutter ihr Kind, dem Vater den Sohn, der Gattinn den Geliebten, und dieſes alles unter dem heuchleriſchen Vorwande, dieſe Menſchen zu geſitteten Menſchen zu bilden. Eine edle Bildung! ſchicket Wölfe unter die Heerden der Lämmer, und Geyer unter die friedſamen Tauben und laſſet ſie Sitten lehren. Schwarz wie die ewige Nacht gleitet Barbarey in dieſen Gefilden, und waffnet mit dem Schwerte des Raſenden Hand, um zu tödten, zu würgen. Furchtbar, wie das Blut der Erwürgten, die ihr ſchlachtet, wandelt ſie herum die Mordſucht, und entheiligt die Altäre durch Menſchenblut. Ich will kein Mitgeſell eurer Grauſamkeiten mehr ſeyn; hier iſt mein Schwert, hier mein Leben! — So ſprach Alfred. Höhniſch lächelnd ſahen ihn Männer an, die härtere Seelen hatten. Er iſt ein Aufrührer, ſprachen ſie kaltblütig, und ſchon war Alfred in Feſſeln, ſchon durch die Mehrheit der Stimmen zum Tode verurtheilt.

Die Sonne verbarg ſich hinter den Bergen, und die Decke der Nacht hüllte Mexiko's Gegend in ſchwarzen Schatten ein. Krieger ſchliefen auf blutigen Schwertern, und außer dem Aechzen der Verwundeten, und dem Jammer der Gefangenen hörte man keine Stimme in der ganzen umliegenden Gegend. Alfred war wach, und überdachte den großen Gedanken des Todes.

Ich ſterbe um der Menſchheit willen, ſagte er; es iſt beſſer, nicht zu leben, als leben und ein Böſewicht ſeyn. Was iſt der Tod? Ein Freund ſeiner Freunde, der mein Auge vor dem ſchrecklichen Anblick dieſer Mordſzenen ſchließt; mein Ohr taub macht gegen das Gewinſel der Leidenden, und meinen Arm entkräftet, um Thaten der Bosheit auszuüben. Nur der Böſewicht fürchtet den Tod; der, den ſein Herz nicht mit Vorwürfen laſtet, ſieht ihm herzhaft entgegen. Was verlieret der Gute, wenn er ſtirbt? — Eine große Geſellſchaft von Narren und Böſewichtern! Was iſt die Welt? — Ein großer Kerker voll Raſender, — wo die Tugend in Ketten ſeufzet, und das Laſter geehrt wird. Ich will mich freuen, wenn der Tag kömmt, der mich aus dieſem großen Narrenhauſe führt. So ſagte Alfred; dann legte er ſich hin, und ſchlummerte bis am Morgen.

Die Sonne ging auf, und allgemach näherte ſich die Stunde von Alfred's Tod. Sein Urtheil wurde ihm eröffnet, und er hörte es mit unerſchütterter Stärke der Seele. Habe ich wohl je den Tod gefürchtet? ſagte er; er war mir oft nahe in der Schlacht, und ich blickte ihm ohne Entſetzen ins Auge. Ich wagte mein Leben oft für den König; ich darf es ja wohl einmahl auch für die Menſchheit wagen. Alfred ſtirbt, aber Anaxis und Philarete ſind glücklich; das iſt genug; für die Erhaltung zweyer Menſchen kann ja wohl Einer ſterben. Bin ich ein Verbrecher, ſo bin ich's um der Menſchheit willen; ich war ein Soldat; aber ich wollte kein Mörder ſeyn. So ſprach Alfred, und ging zum Tode.

Mancher alte Soldat, der Alfreds gutes Herz kannte, wiſchte ſich eine Thräne von ſeinen Wangen, und manches redliche Herz bedauerte ihn im Grund der Seele.

Schon war er auf dem Richtplatze, als gählings Anaris und Philarete mit Ungeſtüm durch die Menge des Volkes drangen. Wir ſind Urſache an Alfreds Tod, ſchrieen ſie; er hat uns freygelaſſen, und vielleicht aus Menſchenliebe ſeinen Befehlen entgegen gehandelt. Er ſoll nicht ſterben; hier ſind wir; wir haben nichts zu verlieren. Bindet den Unglücklichen los, und laßt uns ſterben! Alfred ward gerührt durch dieſe Stimme. Entfernt euch, ſagte er; ihr macht mir den Tod ſchwer, wenn ich denke, daß es noch Seelen hienieden gibt, wie die eurigen. Was habt ihr gethan? Ich hatte euch gerettet, und nun bin ich mit euch verloren. — Nicht verloren! rief der General; die Umſtände dieſer Begebenheit ſind zu merkwürdig; man muß dieſe Geſchichte dem Könige überſchreiben. Alfred wurde ins Gefängniß zurückgebracht, und man verwahrte Anaris und Philareten einſtweilen in Sicherheit.

Der König war über dieſen Umſtand äußerſt gerührt, und der General erhielt nach einem Monathe dieſen Brief von dem Monarchen.

»Meine Befehle gründen ſich auf Menſchlichkeit, »nicht auf Barbarey. Mein Wille iſt nicht, Mexiko's »Bürger zu mißhandeln, und mein Herz blutet, wenn »ich daran denke, was wider meinen Willen geſchah. »Alfred, der Anaris und Philareten die Freyheit gab, »hat ſich keines Verbrechens ſchuldig gemacht, denn die »erſten Geſetze ſind die der Menſchlichkeit. Wie kann »ein Menſch ſeinem Könige treu ſeyn, der es der Menſch»heit nicht iſt? Kann der den Staat achten, der es »wagen kann, die Natur zu ſchänden? der, welcher »dem Rufe ſeines Herzens taub iſt, iſt auch taub den »Befehlen der Könige. Der Held, der zugleich Menſch »iſt, iſt allein meiner Achtung würdig; der, welcher »der Stimme der Natur kein Gehör gibt, iſt ein Toll»ſinniger, oder eine ſchädliche Maſchine, die ſich nicht »ſelbſt lenkt. Alfred ſoll zurück; ſein König wird ſeine »That belohnen, um der Menſchheit zu beweiſen, daß »der nicht unwürdig iſt, über Menſchen zu herrſchen, »der die Handlungen der Menſchen zu ſchätzen weiß.«

So ſchrieb der König, und die ganze Natur gab ihm Beyfall. Alfred, Anaris und Philarete wurden nach Madrid gebracht, und dort ſorgte der König reichlich für dieſe edlen Seelen, und manchmahl weinte er eine Thräne des Mitleids, als man ihm die Grauſamkeiten erzählte, die wider ſeinen Willen ausgeübt wurden. O Alfred! rief er oft aus, und ſtützte ſein geheiligtes Haupt auf Alfred's Schultern; warum müſſen Könige ſchwache Menſchen ſeyn, die man hintergehen und betrügen kann! Ach! wie traurig iſt ihr Schickſal, wenn die Heiligkeit ihrer Befehle mißbraucht wird, wenn Engelsgüte in ihren Herzen iſt, und wenn ſie Teufel zu ihren Dienern haben! — — — —

Haptmann von B***.

Der Hauptmann von B***, ein alter, verdienſtvoller Officier, kam auf einer ſeiner Reiſen in eine Stadt, die an dem Geſtade der U... liegt. Er ſtieg bey einem Gaſtwirth ab, und wollte ſich eine Zeit lang in dieſem Städtchen aufhalten. Die Abſicht dieſes Mannes war, Deutſchlands Sitten kennen zu lernen; vorzüglich aber den Zuſtand der Literatur. Aus der entſetzlichen Menge der verſchiedenen Produkte des menſchlichen Verſtandes und Unverſtandes, die täglich die Druckereyen verlaſſen, konnte er nicht klug werden. Ich muß doch die Männer der Aufklärung ſelbſt kennen lernen, ſagte er; dann will ich urtheilen, ob es gut wird. Er durchreiſte daher den größten Theil von Deutſchland, beſuchte die merkwürdigſten Städte und Univerſitäten und ſchrieb ſeine Beobachtungen in ſeine Schreibtafel.

Es iſt ſehr wunderlich, war einmahl eine ſeiner wichtigſten Bemerkungen, daß es unter einer ſo unzähligen Menge großer Gelehrten ſo wenig Herzen gibt. Gute Köpfe fand ich ſehr viele, ſo ſagte er auf der andern Seite ſeiner Schreibtafel, aber gute Herzen fand ich wenig; und Letztere ſind doch der Menſchheit wichtiger als Erſtere. Was nützen gelehrte Köpfe, wenn ſie Eigennutz und Stolz leitet? Der Verſtand muß der Diener des guten Herzens ſeyn, ſonſt iſt er der Menſchheit nicht nützlich. Man ſpricht immer von Toleranz, und keine Seele iſt unverträglicher, als die Gelehrten. Verſtand allein wird die Toleranz nie unter die Menſchen bringen; aber das Herz. Wirf den beſten Samen auf felſigen Boden; er wird keine Frucht bringen. Die Erde muß mild und umgearbeitet ſeyn; dann kömmt Frucht und Ernte.

Solche und dergleichen Bemerkungen hatte der Hauptmann B*** eine Menge in ſeiner Schreibtafel.

Seine Reiſe über unterhielt er ſich manchmahl trefflich mit all dem lächerlichen Gezeuge von Menſchen, die ſich mit unter die Aufklärer zählen; aber nie beſſer als mit dem Gaſtwirthe zu K — r — e.

Daß der Geyer das verwünſchte Rabenneſt hohlen möchte, ſchrie der Hauptmann dem Wirthe zu; ich bin viel in der Welt herum gereiſet, aber ſo einen Stall von Wirthshaus habe ich noch nie angetroffen. Ich wollte meinem Poſtillion den Henker auf den Hals wünſchen, daß er mich da in eurer Taberne ablud. Ich konnte die ganze Nacht über kein Viertelſtündchen ſchlafen, und meine Augen ſind noch ſo wach, wie Falkenaugen.

Wirth. Mir iſt unendlich leid, gnädiger Herr!

Hauptm. Zum Henker! welch eine verwünſchte Käsbude habt ihr mir da zum Zimmer angewieſen? Es iſt ja Alles da von Höllengeſtank impeſtirt, und das Gezeuge von Bett iſt hart und klozig, als wäre es mit Bockshaaren und Schweinborſten gefüllt; ich lag mich die Nacht über krumm und lahm.

Wirth. Verzeihen Eure Gnaden! daß wir kein beſſeres Zimmer in Bereitſchaft hatten, es war Alles ſo voll: allein in dieſem Augenblicke iſt Herr Profeſſor K*** abgereiſet, der da neben Ihnen wohnte, und Sie können nun ſein Zimmer beziehen.

Hauptm. Das war ein Profeſſor, der neben mir wohnte? Ein Zahnarzt mag er geweſen ſeyn. Er polterte und ſchrie ja die ganze Nacht, daß ich ihn hätte zum Teufel wünſchen mögen.

Wirth. Er hatte Beſuche von Gelehrten.

Hauptm. Das mögen mir feine Menſchen geweſen ſeyn; ich dachte, es wäre eine Schwadron Reiter bey einander. Worüber diſputirten ſie denn?

Wirth. Ueber die Toleranz.

Hauptm. Ueber die Toleranz? Das hätte ich nicht vermuthet. Ueber die Toleranz — —

Wirth. Ja, Ja! über die Toleranz. Herr Profeſſor R. hält öffentliche Vorleſungen hierüber, und es geſchah nicht einmahl ſchon, daß er ſich ſo darüber ereiferte, daß die Menſchen ſo unverträglich ſind, daß er in ſeinem gerechten Zorne manchem ſeiner Zuhörer das Buch an den Kopf warf.

Hauptm. Ha ha ha! Nun, das heißt die Toleranz wirklich mit Nachdruck beweiſen. Aber um Vergebung, Herr Wirth, Sie waren ja auch geſtern beym Diſput?

Wirth. Euer Gnaden zu dienen! denn unter uns zu ſagen, obwohl ich mich nicht unter die Gelehrten hieſiger Stadt zähle, ſo bin ich doch ſo als ein Mann bekannt, der ſeine Schulen ſtudiert hat, und ſo ziemlich in der Literatur zu Hauſe iſt.

Hauptm. Ich habe allen Reſpekt für des Herrn Kenntniſſe und Einſichten, wenn aber alles das Din nicht beſſer iſt, als das verwünſchte Rattenneſt vo Matrazen, das Sie mir da zum Lager angewieſen, ſ ſieht's elend mit Ihrer Literatur aus; doch laſſen wir di Sache gut ſeyn, und befriedigen Sie meine Neugierde. Sie ſagten mir ja, wenn ich nicht irre, daß Si von der Toleranz ſprachen.

Wirth. Gehorſamſt aufzuwarten.

Hauptm. Wie kömmt denn ihr, lieben Leute und die Toleranz zuſammen? Es ſieht bey euch alle ſo näckiſch aus; ihr verfolgt euch ja ſelbſt untereinan der, wie die Krähen; ihr vertraget euch ſelbſt untereinander nicht, wie wollt ihr euch mit Andern vertragen? Eure Pasquille von Journalen, eure Almanachs und Rezenſionen, und wie das Gewäſche alles heißt, iſt ja der größte Beweis eurer Unverträglichkeit.

Wirth. Sie belieben zu ſpaſſen. Denken Sie denn, es wäre ſo finſter bey uns, obwohl es ganz richtig iſt, daß wir unſere Portion — salva venia — Dummköpfe haben, ſo müſſen Sie doch einen Mann wie ich bin, nicht darunter zählen, der auch ſein Lichtchen zur Aufklärung beyträgt.

Ich kann Ihnen nicht bergen, daß ſich eine Uneinigkeit in unſern Diſput miſchte. Der Profeſſor N. iſt einer unſerer erſten Aufklärer; allein er heißt gleich jeden, der mit ihm nicht verſtanden iſt, Dummkopf und Eſel, und ſo begegnete er mir auch; ich kam aus meiner Faſſung, bekam ihn bey den Haaren und ſtieß ihm den Kopf ſo etliche Mahl auf den Tiſch, bis er der Toleranz halber meiner Meinung war.

Hauptm. Das iſt ja allerliebſt! Ihr ſeyd ja wahre Haudegen in der Literatur, verfluchte Teufelskerls in der Aufklärung. Ihr beweiſt Alles ſo unwiderſprechlich, daß man ja ſagen muß.

Wirth. Ja freylich! Es wäre nicht gut gegangen, wenn nicht der fremde Profeſſor die Güte gehabt hätte, den großen Schwenkkeſſel über uns abzugießen.

Hauptm. Nun! das war wirklich gütig. Will's aufſchreiben unter die Beyträge zur Toleranz- und Gelehrten-Geſchichte. Doch, Herr Wirth! was gibt es noch weiter Neues in der Literatur? Kann ich mit keinem eurer Gelehrten Bekanntſchaft machen?

Wirth. O ja! Wir haben zwey ausbündige Männer. Einer ſchreibt für die Toleranz, und der andere wider die Toleranz, und dieſe haſſen ſich ſo einander, daß ſie ſich ſchon oft auf offener Gaſſe gezankt haben.

Hauptm. Ah pfui! das iſt nicht ſchön! Daß ein Menſch, der wider die Toleranz ſchreibt, einen andern haſſen kann, der für ſelbe ſchreibt, das iſt mir begreiflich; aber das iſt unbegreiflich, daß ein Menſch, der die Toleranz predigt, ſelbſt intolerant iſt, das überſteigt alle Begriffe.

Wirth. Es iſt doch ſo, und ich bin von der großen Parthie der Toleranziſten, und behaupte, daß alle Eſel, Ochſen, Dummköpfe ſind, die — — —

Hauptm. St! Herr Wirth! Herr Wirth, Sie treiben die Sache zu weit. Es hat Alles Maß und Ziel. Doch wer kömmt hier?

Wirth. Es iſt Thereſe, des Buchhändlers B. Tochter.

Thereſe. Um Vergebung! ich werde mich geirrt haben.

Hauptm. Wenn Sie ſich irrten, ſo iſt der Irrthum recht ſchön. Kommen Sie herein, ich bin ſchönen Kindern, wie Sie ſind, vom Herzen hold. Aber was haben Sie da?

Thereſe. Es iſt ein neues Buch. Ich ſollte es einem Fremden, der in dieſem Gaſthofe wohnt, auf das Zimmer bringen. Er machte die Beſtellung bey meinem Vater.

Hauptm. Laſſen Sie doch ſehen! — (lieſt den Titel.)

Vesuvius novus Literarius,

oder der wider alle Intolerantiſten wüthende Vesuvius.

Das muß ein feuriges Genie ſeyn, der dieſes Gezeug geſchrieben hat.

Thereſe. Feurig? Ja, der abgeſchmackteſte Kerl von der Welt iſt er.

Hauptm. Wie nennt er ſich denn?

Thereſe. Ich mag ſeinen Namen nicht einmal nennen, er lautet ſo kindiſch.

Hauptm. Sagen Sie nur!

Thereſe. Ich ſchäme mich aber recht.

Hauptm. Nur heraus!

Thereſe. Er nennt ſich Magiſter Schepperl; und denken Sie nur, dieſer abſcheuliche Menſch ſoll mein Mann werden.

Hauptm. Dein Mann! — holdes, gutes, Mädchen! Magiſter Schepperl dein Mann! Nein, der ſoll's nicht werden, bey Gott nicht!

Thereſe. Wenn es aber mein Vater ſo will, und wenn er mir meinen Wilhelm nicht läßt.

Hauptm. Wer iſt denn Ihr Wilhelm?

Thereſe. O Gott! ein ſo herzensguter Junge, der es mit allen Menſchen ſo redlich meint; der mich ſo ſehr liebt. Da leſen Sie nur einmahl dieſen Brief, den er mir ſchrieb.

Wilhelm an Thereſe.

»Ich liebe Dich mehr, als mein Leben, holdes, theuerſtes Mädchen! Nie fühlte ich noch das in meinem Herzen, was ich für Dich fühle. Jede Stunde gleitet traurig für mich vorüber, in der ich denke, daß Du abweſend biſt, und ſchlaflos träume ich die lange Nacht über von Deiner Engelsſeele. So ganz Güte biſt Du, ſo ganz ungeſchmückte Natur. Ach! laß es Dir oft ſagen, nur recht oft ſagen, wie gut ich Dir bin, Thereſe! Wie glücklich wäre die Menſchheit, wenn es viele ſo gute Seelen gäbe, wie die Deine. So ſanft iſt Dein Auge; ſo ſprechend Dein Blick; iſt Tücke in Deinem Herzen, ſo iſt die ganze Natur eine Lügnerinn. Wüßteſt Du, beſtes

Mädchen! wie ich ganz an Dir hange, ſo an Dir hange, daß mich keine Gottheit von Dir trennen könnte. Ich liebe Dich nicht, wie Alltagsmenſchen ſich lieben, ſondern ſo, wie gleichgeſtimmte Seelen von Herz zu Herz, von Seele zu Seele. Aus Deinem Auge, holdes Geſchöpf, ſtrahlt Deine Engelsſeele. Dich ſehen, Dir es ſagen, daß ich Dich liebe, daß ich nur für Dich lebe, in dem allein begränzen ſich alle meine Hoffnungen, alle meine Wünſche. Schreib mir bald, gutes Mädchen! und ſag mir: Deine Thereſe iſt noch ihrem Wilhelm gut.

Hauptm. Das mag ein guter Menſch ſeyn.

Thereſe. Aber mein Vater ſagt immer, er ſey nicht tolerant.

Hauptm. Wie das?

Thereſe. Weil er kein Geld hat.

Hauptm. Wenn es nur da fehlt, ſo kann ich helfen. Ich bin ein alter Junggeſelle; habe keinen Freund, und will auch mein Geld nach meinem Tode keinem Taugenichts geben. Kommt mit mir! Mit einem Paar tauſend Dukaten will ich Deinem Vater beweiſen, daß Wilhelm mehr Toleranz hat, als der verwünſchte Kerl, der Magiſter Schepperl. Komm, komm, Thereſe!

Thereſe fiel dem alten Hauptmann um den Hals, und Freudenthränen netzten ihre Wangen.

Thereſens Vater war ein Buchhändler, der ſich auf Unkoſten der Vernunft und des Menſchenglückes durch die elendeſten Brochüren nährte. Er hatte mehr, denn zwanzig Dummköpfe in Sold, die die Zeit ihres Lebens durch ſchmierten. Teufelsgeſchichten und abergläubiſche Hiſtörchen, elende Hexenerzählungen, Schutzſchriften für Dummheit und Aberglauben, und feindſelige Pasquille wider jeden Gutdenkenden waren ſein Verlag.

Dieſer Mann, der ſich Thomas B. nannte, war überdieß äußerſt intolerant und menſchenfeindlich. Jedes vernünftige Buch ſah er als einen Eingriff in ſeine Gerechtſame an, und verfolgte daher jeden Autor, der nicht für ſeinen Kram ſchrieb.

In ſeiner Nachbarſchaft lebte Johann E. ein junger Buchhändler,, der ein Freund der Vernunft und ein gerader Mann war. Dieſer ſammelte ſich nützliche Schriften und machte ſich bald einen Verlag, der in ganz Deutſchland bekannt war. B. war raſend über E.'s Unternehmen, denn er ſah ein, daß ſeine Brochüren nothwendig verlieren müßten, wenn beſſere Schriften ans Licht treten.

Die Vernunft iſt dem Menſchen ſchädlich, ſagte B.; denn wenn die Menſchen vernünftiger werden, ſo bleiben meine Werke liegen, und folglich habe ich keinen Abgang, und leide daher Schaden: atqui ſagte er weiter, ich bin ein Menſch, und weil ein ſolcher Schaden mir als einem Menſchen zugeht, ergo iſt die Aufklärung dem Menſchen ſchädlich.

Optime argumentavit Dominatio, ſagte ſein vertrauteſter Freund, Hieronymus Valentin Pinſel. In vino veritas; eine Bouteille Wein auf den Tiſch, und nun ſoll die Sache ausgemacht werden, wie die neue Autorſchaft kann zernichtet, und Nachbar E. an den Bettelſtab gebracht werden.

Hieronymus Valentin Pinſel war ein ausgemachter Bigot; außer ſeinem Intereſſe kannte er keinen Gott und keinen Menſchen.

Sie haben recht, Herr Thomas B. ſagte er, Sie haben recht, daß Sie nicht zugeben wollen, daß ſolche ſchädliche Schriften in die Welt treten, wie Nachbar E. verlegt. Ihr ganzer Kredit müßte nothwendig ſinken, und das durch Jahrhunderte erhaltene Anſehen Ihrer berühmten Bücher, als das Millefolium der Hexengeſchichten; das Trifolium der Teufeley, dann das berühmte Buch, das durch den Nagel der Wahrheit an die Thüren der menſchlichen Vernunft geheftete unwiderſprechliche Testimonium der Druden-Exiſtenz.

Alle dieſe berühmten, belobten, verkauften, geſuchten, gewünſchten Bücher würden ihre Autorität, und ihren nützlich bisher gemachten Einfluß auf die ganzen vier Welttheile von Europa verlieren.

Sie haben recht, Herr Hieronymus Valentin Pinſel, denn ohne es mir zur Schmeicheley zu ſagen, ſo weiß ich es aus zuverläßigen Nachrichten, daß meine Thomas B. Werke bis jenſeits des oceaniſchen Meeres geſucht werden, und daß ſich ſelbe der König von Abyſinien hat ſchon oft über Tiſch vorleſen laſſen, wie mir Magiſter Schepperl erzählt hat.

Daran iſt gar kein Zweifel.

Hier trat eben Magiſter Schepperl zur Thüre herein.

Quasi vocatus, rief Hieronymus Valentin Pinſel, quasi vocatus venisti, Doctissimus admodum peritus magister Schepperl. Quid novi in re literaria?

Hier machte Magiſter Schepperl eine tiefe Verbeugung, ſetzte ſich hin, und fing mit einer lächelnden Miene ſo zu ſeinem Freunde B. an.

Hier ſind vier Werke, die ganz neu aus der Offizin meiner Vernunft kommen; ſie ſind auf dem Ambos meiner Autorsſtärke geſchmiedet. Es kann nichts Herrlicheres mehr geſagt werden.

B. Laſſen Sie ſehen!

Magiſter. Nicht ſo begierig! Dieſe Werke ſind den Kometen gleich, die fürchterlich in den Finſterniſſen der Nacht leuchten werden: ſie ſind gleich einer Kanonenkugel, die durch die weiße Scheibe der ſich anmaſſenden Aufklärung ein entſetzliches Loch machen wird, woran die Herren Philoſophen genug werden zu flicken haben. Alle neue Grundſätze der Philoſophie ſind umgeſtoßen und widerlegt. Hören Sie nur einmahl die auffallenden Titel.

Das erſte Buch nennt ſich: Das von dem Thron der Vernunft geſtoßen wordene, und wieder von mir Magiſter Schepperl in ſeine Rechte eingeſetzte.

Das Zweyte: Unwiderſprechliche Beweiſe, daß die neu erfundene brennbare Luft keine brennbare Luft, ſondern eine wahre Höllenluft ſey.

Das Dritte: Unumſtößlicher Beweis, daß der Magnetſtein ein wahrer Höllenſtein ſey, und das Anzieh'n des Magnets in nichts Anderm beſteht, als in denen in dieſem Höllenſtein ſich noch befindenden Teufelsklauen.

Das Vierte endlich: Philosophia antipodina Schepperiana, oder Philosophia omni Philosophiae contraria, in welcher Magiſter Schepperls Vernunft der Vernunft der ganzen Welt widerſpricht. Dieſes Letztere iſt das Omega aller meiner Werke.

Trefflich! trefflich! rief Thomas B. wie es aber nur möglich iſt, daß Ihnen alles ſo einfällt?

Magiſter. Ja, das liegt im Genie. Wenn ich mirs in den Kopf ſetze, ſo beweiſe ich, daß die Laterne eine Lampe, und die Lampe eine Laterne iſt. Es mag die ganze Welt darüber ſich ärgern oder lachen, wenn nur die Sache gekauft wird. Das iſt der wahre Geiſt der Aufklärung. Unter uns geredet, ſo müſſen ſich die Leute, wie wir ſind, um nichts bekümmern, als ihre Werke gut an Mann zu bringen. Klärt's auf, oder klärt's nicht auf; das kümmert uns wenig, wenn's nur abgeht.

Sie ſprechen recht, ſagte Hieronymus Valentin Pinſel, denn mein Vetter, Ferdinand Apotheus, war der nähmlichen Meinung. Ein Aufklärer, ſagte er, muß den Geiſt der Aufklärung verſtehen, ſeine Nation kennen, und ſich der Zeiten zu bedienen wiſſen. Iſt's dunkel in der Gegend, wo er lebt, ſo darf er Blaſen für Laternen verkaufen, oder Windſiebe für Marktkörbe: Dummodo emat populus.

Aber nun zur Sache, ſagte Thomas B. Was bin ich Ihnen für Ihre neuen Werke ſchuldig?

Magiſter. Kurz und gut! Sie geben mir Ihre Jungfer Tochter zum Weib — — —

Nein, Herr! hol's der Teufel: Ihr ſollt des Thomas B. Tochter nicht zum Weib haben, um Euren verfluchten Vesuvium literarium nicht, rief der Hauptmann, und trat zur Thüre hinein. Daß euch der Bliß! ihr Raupen der Literatur, fluchte er, und Hieronymus Valentin Pinſel und Magiſter Schepperl flüchteten ſich zur Thüre hinaus, und fielen die halbe Treppe hinunter. Hier ſind tauſend Dukaten, fuhr der Hauptmann fort; ſie gehören dem guten Wilhelm und Eurer Thereſe. Dieſes Paar muß ſich heirathen und Euch glücklich machen. Ich kenne das Teufelszeug aller dieſer Schmierereyen; nehmt Schepperls Werke, und heißt den Ofen damit. Was nüßt das der Menſchheit? verlegt beſſere Bücher, hier habt Ihr Geld; Ihr ſeyd nicht mehr genöthiget, ſo elendes Gewäſche auf Unkoſten des Menſchenverſtandes unter die Leute zu bringen. Ich will Euer Glück machen.

Der Buchhändler war ganz erſtaunt über dieſe Anrede, und wußte nicht, ob es Traum oder Wahrheit ſey. Die tauſend Dukaten funkelten ihm ſo ſchön ins Auge. Schämt Euch nicht zu geſtehen, fuhr der Hauptmann fort, daß Ihr ſo ein Thor waret, ſolches Narrenzeug zu verlegen. Es ſind manche unſrer neuen Aufklärer nicht beſſer; ihre Journale, ihre Pasquille haben keinen beſſern Endzweck, als eure Opera Schepperiana. Es trägt Geld, iſt ihr Beweggrund, nicht: es werden die Menſchen beſſer; denn wenn dieſes wäre, ſo müßten manche Herzen edler und erhabener denken, und es ganz anders anſtellen, um die Menſchheit zur Toleranz zu führen, als durch Schimpfſchriften und literariſche Pasquille. Aber laßt die Sache gut ſeyn; wir ändern ſie nicht, es muß ſich ſelbſt ändern. Laßt Wilhelm kommen, ich will bey Thereſens Hochzeit ſeyn.

Thereſe war glücklich; Wilhelm ward ihr Mann, und der alte Hauptmann ihr Freund, der ſeine letzten Lebenstage bey ihnen verlebte. Er brachte ihnen ſeine Grundſätze bey, und ſchrieb mit großen Buchſtaben in das Handlungsgewölbe:

Der iſt ein Aufklärer, der durch ſeine Schriften beweiſet, daß er jeden Menſchen liebt.

Der iſt tolerant, der gegen jeden Menſchen tolerant iſt.

Inhalt

des zweyten Theiles.

Seite

Caſſe, ein grauſames Beyſpiel aus den Zeiten der Religionsverfolgungen 5

Iſis und Tira, oder Muhameds Lehre gründet ſich auf Grauſamkeit; nicht aber die Lehre des Chriſtenthums, denn dieſe iſt Sanftmuth und Liebe . 29

Pater Joas und Paſtor Brem, oder jeder Stand hat gute Menſchen, und es iſt Unduldſamkeit, einen Mönch zu verfolgen, weil er ein Mönch iſt, und einen Paſtor, weil er ein Paſtor iſt . . . 55

Karl von Blütenheim, oder es iſt auch Unduldſamkeit, einen Jeſuiten zu verfolgen, weil er ein Jeſuit war, denn kein Menſch hört auf Bruder zu ſeyn, und kein Vorwand rechtfertigt die Beleidigung der Rechte der Menſchheit 70

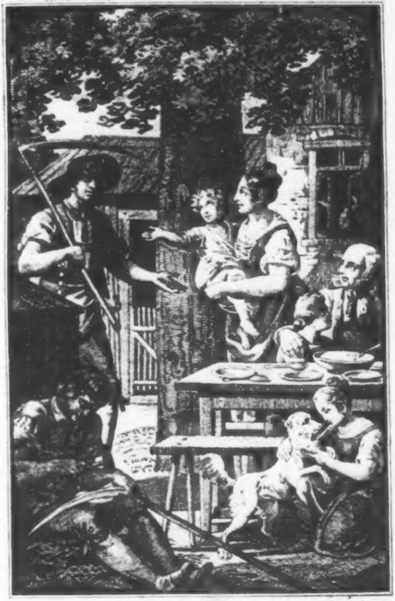
Meiſter Johann und Meiſter Fritz, oder Unduldſamkeit iſt im Herzen des Böſen; Liebe im Herzen des Guten. 86

Etwin und Zama, oder ein Beyſpiel durch falſchen Religionseifer unglücklich gewordener Menſchen. Eine morgenländiſche Erzählung 101

Fatim und Criſine, oder ein trauriges Denkmal aus den Religionsverfolgungen in Irland . . 126

Alfred, Anaxis und Philarete; oder der Geiſt des Chriſtenthums iſt Sanftmuth und Liebe . . 142

Hauptmann B., oder nur der iſt duldſam, der gegen jeden Menſchen duldſam iſt 153



Im Kreise seiner Kinder sitzt der Landmann am Tische

Reden

zum

Wohl der Menſchheit

über

verſchiedene Gegenſtände.

I. Theil.

Rede von dem Einfluſſe der ſchönen Wiſſenſchaften auf die Rechtsgelehrſamkeit.
Rede von der Achtung, die man dem gemeinen Manne ſchuldig iſt.
Rede von der Wirkung der Religion auf die Wiſſenſchaften, und der Wiſſenſchafen auf die Religion.
Rede auf Bergmanns Tod.
Rede von den Quellen der Verbrechen und der Möglichkeit ſelben vorzubeugen.

Von

Hofrath v. Eckartshauſen.

Wien, 1830.
Bei Anton v. Haykul, Buchdrucker.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi

Ax 2215 - 77

Hofrath v. Eckartshauſen's

Schriften.

Siebenter Band.

Reden

zum Wohl der Menſchheit

über verſchiedene Gegenſtände.

I. Theil.

Rede von dem Einfluſſe der ſchönen Wiſſenſchaften auf die Rechtsgelehrſamkeit.

Rede von der Achtung, die man dem gemeinen Manne ſchuldig iſt.

Rede von der Wirkung der Religion auf die Wiſſenſchaften, und der Wiſſenſchaften auf die Religion.

Rede auf Bergmanns Tod.

Rede von den Quellen der Verbrechen und der Möglichkeit ſelben vorzubeugen.

Wien, 1830.
Bei Anton v. Haykul, Buchdrucker,
und bei
Mich. Lechner, Univerſitäts-Buchhändler.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi

I.

Rede

von dem

Einfluſſe der ſchönen Wiſſenſchaften

auf die

Rechtsgelehrſamkeit.

Hommes, soyez humains; c'est votre premier devoir; soyez le pour tout les états, pour tous les âges, pour tout ce qui n'est point étranger à l'homme. Quelle sagesse y a t'il pour vous hors de l'humanité?

I. I. Rousseau.

Ich gehorche Ihrem Auftrage, Eure Erzellenzen, meine gnädigen Herren! da ich es wage an die Stelle zu treten, auf welcher bisher die berühmteſten Männer unſerer Akademie für das Wohl des Vaterlandes ſprachen, und mit dem wärmſten Gefühle im Nahmen aller Bayern dem gütigſten Fürſten dankten, für den Schutz der Künſte und Wiſſenſchaften.

Ueberzeugt von der Schwäche meiner Kräfte würde ich mich dieſem Geſchäfte entzogen haben, wenn mich nicht höhere Befehle hieher riefen. In dieſem Falle aber bleibt mir nur zu wünſchen übrig, daß ich die Wichtigkeit dieſes Auftrages in ſeinem ganzen Umfange erfüllen, und den Erwartungen entſprechen könnte, welche die würdigſten Männer in dieſem Hörſaale verſammelt haben, und die der Tag fordert, den wir dem Gütigſten der Regenten, unſerm Karl Theodor, feyern.

Noch niemahl wurde an dieſem Orte geſprochen, ohne daß der Redner, der hier auftrat, entweder ſchädliche Vorurtheile bekämpfte, oder gemeinnützige Wahrheiten zum Wohl des Vaterlandes verbreitete:

nur ſolche Gegenſtände wurden immer behandelt, die den Entzweck hatten zu nützen, und die Akademie mit dem ſtillen Vergnügen lohnten, wieder etwas zum Wohl der Menſchheit beygetragen zu haben.

Selige Wonne, dem Herzen nur allein ganz fühlbar, das für ſeinen Fürſten und ſein Vaterland lebt, jedes Mitgeſchöpf mit Bruderliebe umfängt, und den Werth der Wiſſenſchaften und gelehrter Verſammlungen kennt, die die Güte der Regenten nicht zur Pracht der Staaten, ſondern zum Wohl der Menſchen, unſerer Mitbrüder, vereinigte.

Dieſer Gedanke ſtrömte mit ſtillem Vergnügen durch meine Seele, belebte meinen Muth, vor dieſer gelehrten Verſammlung unerſchrocken zu erſcheinen, und bewog mich, zum Gegenſtande meiner Rede den Einfluß der ſchönen Wiſſenſchaften auf die Rechtsgelehrſamkeit zu wählen.

Ich rede vor vereinigten Landsleuten, vor rechtſchaffenen Bayern, und wackern Pfälzern. Liebe zum Fürſten glüht in ihren Herzen, und Wünſche von unendlichen Segen und Wonne für den Regenten ſind ihre Erwartung. Kann ich alſo nicht ſo ſchön, nicht ſo erhaben ſprechen, wie es die Würde dieſes Tages fordert, ſo will ich ſo ſprechen, wie es mein Herz fühlt, und der Ausdruck vaterländiſcher Geſinnung, und warmes Gefühl für meine Mitbürger muß die Schwäche meiner Rede erſetzen.

Der Tag, an dem das Genie zur Bewunderung künftiger Jahrhunderte Sokraten, und Platone hervorrief, der Tag, an dem Newtone entſtanden, und der menſchliche Verſtand zum erſten Mahle Flecken in der Sonne, Seen im Monde ſah, Straßen zeichnete, die die Planeten laufen mußten, die Luft feſſelte, und den Donner des Himmels zwang, demüthig zu gehorchen, dieſe Tage ſind Tage ewiger Schande der Menſchheit und der Vernunft, wenn Sorbonen und Akademien entſtehen könnten, wo Männer nur für ſich, für ihren Stolz, und nicht für das Glück ihrer Mitbürger arbeiteten. Was iſt der Menſch, der alle Wiſſenſchaften beſitzt und doch ein ungebildetes Herz hat? Der, wer er auch immer ſeyn mag, und wenn er mit Lambert und Halley dem vorhandenen Weltkörper, mit Newton den Lichtſtrahlen, mit Haller und Bonnet den Organiſationen, und mit Montesquieu und Mably den Geſellſchaften ihre Schickſale und Zufälligkeiten auf Jahrhunderte voraus zu beſtimmen im Stande wäre, der verdient ſammt allen ſeinen Wiſſenſchaften nicht die Achtung des Rechtſchaffenen, wenn nicht die Güte ſeines gebildeten Herzens ſeinem Verſtande zum Wohl ſeiner Mitbürger nützt.

Dreymahl glücklich das Land, wo die Stimme der Pflicht, wo die Liebe des Vaterlandes die Jünglinge zu den Wiſſenſchaften ruft; wo nicht das Vorurtheil, oder der Eigennutz zu den Geſellſchaften treibt ſondern das Gefühl des Guten, und die Abſicht zu nützen. Es werden Männer entſtehen zum Glücke der Staaten; die Wiſſenſchaften werden aufblühen, die Vorurtheile entfliehen, wie die Nacht vor der aufgehenden Morgenröthe; die Dummheit, die Feindinn des Lichtes, wird in ihre düſtere Höhle zurückfliehen, aus der ſie der Aberglaube und der Fanatismus hervorzog; Segen und Glück wird mit jedem Morgen den Weiſen zur Freude wecken; er wird verwüſtete Gefilde ſeiner Pflege dankbar aufblühen ſehen, und Menſchenfreundlichkeit und Wohlwollen, die Begleiterinnen der Wiſſenſchaften, werden ſich umarmen, und mit befruchtenden Schritten durch die Gefilde hinwandern. Unſchätzbar iſt der Mann für den Staat, der ganz für ſeinen Fürſten, und ſeinen Mitbürger lebt; der den Werth der ſchönen Wiſſenſchaften kennt und ſeinen Verſtand ſo wie ſein Herz ganz dem Staate widmet; ein leitender Engel ſchwebt unſichtbar zum Wohl der Nation über ihm, und wenn ſeine Gebeine einſt zum Staube ſeiner entſchlafenen Väter geſammelt ſind, weinet vielleicht noch nach Jahrhunderten ein edles Auge Thränen des Dankes auf ſein Grabmahl, wie ſie auf den Grabhügeln des Yorik, auf den Kirchhof des Young, und über den prachtloſen Leichenſtein eines redlichen Gellerts geweint werden. Aber es iſt ein Unglück für die Nation, wenn unedle Abſichten, oder pedantiſcher Stolz die Bildung des Herzens verhindern; wenn die ſchönen Wiſſenſchaften von Männern verachtet, oder von Stutzern entehrt werden; wenn man ſie wie unbedeutende Tändeleyen anſieht, die keinen Bezug auf höhere Wiſſenſchaften haben, oder ſie durch eine entehrende Hochſchätzung ſo weit herabſetzt, daß manch ungezogenes junges Herrchen ſein abgeſchmacktes Betragen für ihre Wirkung hält.

Es gibt unendlich viele, welche die ſchönen Wiſſenſchaften verachten und ſie nicht kennen; aber es gibt deren noch weit mehr, die ſie hochſchätzen und doch nicht kennen. Ich weiß nicht, wer ſie mehr entehrt, die erſten durch ihre Verachtung, oder die letztern durch ihre beſchimpfende Verehrung.

Ein offenbarer Verächter einer Wiſſenſchaft, die uns weiſe, menſchlich, tugendhaft und glücklich macht, entzieht ihr durch alle ſeine unverſchämte Beſchuldigungen, durch alle ſeine giftigen Spöttereyen nichts von ihrer Majeſtät, und ſelten einen von ihren wahren Verehrern. Man haßt die Unvernunft eines ſolchen Verächters, ſieht ihn als einen Feind des menſchlichen Geſchlechts an, der mit dem verwegenſtem Stolze der allgemeinen Stimme der Vernunft und der Empfindung widerſpricht, und mit frechen Lippen eine Wahrheit läſtert, die unzählige Vertheidiger ihres Ruhms in den Gelehrten verfloſſener Jahrhunderte aufzuweiſen im Stande iſt.

O! könnten wir uns in jene Zeiten zurückſetzen, die uns unwiderlegliche Beweiſe geben, was für großen

Einfluß die ſchönen Wiſſenſchaften auf das Herz, in die Sitten und Handlungen der größten Männer gehabt haben! Könnten wir einen Cicero ſprechen hören, wie er Rom vertheidigt, und anklagt, wie er von dem nähmlichen Feuer beſeelt, jetzt regiert, und nun die ausbrechende Flamme der Verſchwörungen dämpft, und ſein Vaterland dem nahen Untergange entreißt! Die Ordnung, die in ſeiner Rede herrſcht, der gute Geſchmack, der uns entzückt, und das Feuer ſeiner Ausdrücke, das bewegt, hinreißt und überzeugt, ſind die Folgen der ſchönen Wiſſenſchaften, denen er ſich von Jugend auf geweihet hat. Laſſen wir Plinius, den Lobredner Trajans, zu ihrer Vertheidigung auftreten; was belebte ſeine Seele mit der wirkenden Empfindung, als er für ſeine Freunde bath? Was gab die Macht ſeinen Ausdrücken, wenn er ſich um die Sache der unterdrückten Chriſten annahm, wenn es nicht die Zauberkraft der bildenden Wiſſenſchaften war, durch die er des Fürſten Herz und Willen in ſeiner Macht hatte. Dieſer Plinius *), der der Freund ſeiner Freunde war, der die unterdrückte Unſchuld vertheidigte und für die Rechte der Menſchheit im vollen Senate ſprach, der keinen Eigennutz kannte und keinen Stolz, als den Stolz des rechtſchaffenen Mannes, tugendhaft und menſchlich zu ſeyn; der Plinius, der Suetons Wohl wie das ſeinige anſah, der Martialen unterſtützte,

---

*) Rollin Histoire Tom. 12.

Calvina dem Verderben entriß, und Corellia *) großmüthig behandelte, der auf ſeine Unkoſten Lehrer nach Comum rief, Pflanzſchulen für ſeine Mitbürger errichtete, und ſein Wohl in dem Wohl ſeines Vaterlandes ſuchte; dieſer war der eifrigſte Verehrer der ſchönen Wiſſenſchaften, und was braucht es mehr, um ſie zu ihrer Größe zu erheben und ihre Würde ganz zu fühlen, als Plinius zu denken, der durch ſie das wurde, was er war, und ſeine Nation und die Nachwelt an ihm bewundert? Ich würde unſer Jahrhundert beſchämen und unſer Vaterland entehren, wenn ich das Alterthum noch weiters aufrufen müßte, um die ſchönen Wiſſenſchaften zu vertheidigen. Mich mit dieſem Gegenſtande beſchäftigen, würde ſo viel ſeyn, als ſagen: Bayern iſt noch weit von der Aufklärung entfernt, weil es den Werth der Wiſſenſchaften nicht kennt, die dahin führen.

Es braucht keine weitern Beweiſe, die Heiligkeit und die Rechte dieſer Wiſſenſchaften zu vertheidigen. Rom und Athen ſind ihre Beſchützer, die Cicerone, die Cäſars, die Catone, die Pompejus und Lucullus ſchätzen ſie hoch; die Sokraten, Platone, Alcibiaden verehrten ſie, und der Ruhm gelehrter Männer jeder Nation iſt ihre Wirkung. Durch welche Wege ſtiegen in England die Pope, die Addiſſons, die Klarke, Newtons und Miltons zu ihrer Größe empor? Wodurch

---

*) Vid. epist. 4. l. 2. et epist. 19. l. 1.

erwarben ſich in Frankreich die Racine, die Deſtouches, Monteſquieus, Diderots, Rouſſeaus, und Buffons ihre Verdienſte? und wodurch näherten ſich ſelbſt in unſerm Deutſchlande die Gellerte, Cramer, Jeruſalem, Lavater, Geßner, Jacobi und Andere mehr der Verewigung?

Das Schöne, Edle und Große iſt der Gegenſtand der ſchönen Wiſſenſchaften, Menſchenkenntniß und Bildung des Herzens ihre Wirkung, und Menſchenliebe, Freundſchaft, Dankbarkeit, Liebe zum Vaterlande, Heldenmuth und wahre Ehrbegierde ſind ihre Folgen. Der, der ſie alſo verachtet, muß ſie nicht kennen, oder ſelbſt das Bild der Gottheit in die Seele fühlbarer Menſchen gedrückt, mit ſtrafbarem Eigenſinn boshaft mißkennen.

Wenn wir aber überdenken, wie viele die ſchönen Wiſſenſchaften gering ſchätzen, und ſich oft gar mit ſpöttiſchem Tone bis zu ihrer Verachtung herablaſſen, ſo können wir wahrlich keinem andern Gedanken in unſerer Seele Gehör geben, als daß die Geringſchätzung dieſer Wiſſenſchaften nur die Unrichtigkeit der Begriffe derjenigen zur Quelle haben muß, die ihre falſchen Verehrer ſind. Ich finde höchſt nöthig, mich über dieſen Gegenſtand weitläufiger zu erklären, ehe ich zu meinem Hauptgegenſtande ſchreite; denn würde ich vorher nicht allen Einwürfen begegnet haben, ſo würden auch meine Beweiſe von dem Einfluſſe der ſchönen Wiſſenſchaften auf die Rechtsgelehrſamkeit wenig nützen.

Ich bemerke ſeit einiger Zeit eine herrſchende Leidenſchaft unter den meiſten jungen Leuten, ſich den ſchönen Wiſſenſchaften zu weihen; ihre Begriffe aber hievon ſind ſo unrichtig, als ihr Beſtreben dem Endzweck dieſer Wiſſenſchaften entgegen iſt. Man will ſich einen gewiſſen Ton geben, ein ſogenannter Belletriſt ſeyn. Journale und Brochuren in öffentlichen Spatziergängen zu leſen, und die Titelblätter der neuen Autoren zu wiſſen iſt die Gelehrtheit der meiſten jungen Herrchen; ſie vernachläßigen das Solide, und die ächte Bildung ihres Herzens. Eine abgeſchmackte und noch dazu unrichtige Ausſprache, und eine unrichtige Art ihren Witz zu zeigen und über die Religion zu ſpotten, iſt ihre ganze Wiſſenſchaft, und die Folge davon die Verachtung der ehrwürdigſten Männer, die ſie alle für Pedanten anſehen, und von welchen der Jüngling durch den Umgang Erfahrung und Weisheit lernen ſoll.

O daß die gütige Allmacht zum Wohl unſers Vaterlandes verhüten möchte, daß dieſe um ſich greifende Peſt nicht das Herz unſrer beſten Jünglinge ergreife! Sollte es aber ſeyn, daß zum Untergange der Staaten die ewigen Rathſchlüſſe der Gottheit dergleichen Strafen beſtimmt hätten, o ſo will ich im Nahmen meines Vaterlandes an dieſem feyerlichen Tage und vor dieſer ruhmwürdigen Verſammlung die ewige Vorſicht bitten, daß ſie vielmehr das Wörtergehäuf der alten Philoſophie wieder aufſtehen laſſe, und daß ſich der ſchreckliche Fanatismus der menſchlichen Seele wieder bemächtige, der den Carteſius verbannte, den philoſophiſchen Wolf in Armuth trieb, und Galilei ſeine Wahrheiten abſchwören hieß: wenn nur unſer Vaterland von der Seuche befreyet iſt, die den Staat mit unnützen Witzlingen und gefühlloſen Gecken anfüllen würde.

Wenn unrichtige Begriffe von den ſchönen Wiſſenſchaften ſich der Seele des Jünglings bemächtigen, dann iſt der Staat ſeinem Untergange nahe: die ſchönſten Jahre der Jugend werden in Puppenſpielen vertändelt, und deine Erwartungen, unglückliches Vaterland! von deinen Zöglingen auf ewig getäuſcht. Wo iſt alsdann der Mann, der die Wiſſenſchaften beſitzt, die der Staat von ihm fordert? Wer vertheidigt die Rechte des Fürſten am Hofe? Wer ſpricht in den Gerichtsſälen für den Unterdrückten, und wer ſchützt den Elenden in ſeiner Hütte, wenn unnütze Tändeleyen das Gehirn des Jünglings verdorben haben, der als Mann mit Vernunft auf der Scene erſcheinen ſoll, in welcher ihn das Vaterland erwartet? Wenn man von dieſem Geſichtspunkte die ſchönen Wiſſenſchaften anſieht, von welchem manche junge Leute ſie anſehen, ſo verdienen ſie nicht nur Verachtung, ſondern Abſcheu; die traurigſten Folgen würden ihre Wirkungen ſeyn. Welche elende Rolle würde nicht der Jüngling ſpielen, wenn er die Bühne betreten ſollte, auf welcher ihn der Staat zu bürgerlichen Geſchäften und Thätigkeit aufruft; er wird urtheilen wollen, aber ſeine Urtheile werden ſeicht ſeyn und die Schwäche ſeines Geiſtes verrathen; er wird reden wollen, aber keinen Stoff zu reden finden, weil Empfindung ſeiner Seele mangelt; er ſoll die Laſt einer wichtigen Arbeit auf ſeinen Schultern tragen, und er wird der Bürde unterliegen. Setzen wir aber, daß er durch den äußerlichen Schein den Blick der Menſchen eine Zeit lang täuſche, ſo entdeckt ein Scharfſinniger doch mit Einem Blicke das elende Gewebe, mit dem er ſich behängt, und dieſer Blick iſt Verachtung und Mitleid. Ehre und Ruhm ſind für ihn auf ewig verſchwunden, und würde er ſich auch zum höchſten bürgerlichen Anſehen emporſchwingen, ſo werden ihm doch ſeine eigenen Empfindungen ſagen: dieſe Ehre und dieſer Ruhm iſt nicht dein, und tauſend laute Stimmen werden ihm bis zu ſeinem Gipfel zurufen: du biſt unfähig, die Stelle zu vertreten, die der Fürſt dir anvertraut hat, weil du die Talente nicht beſitzeſt, die das Amt von dir fordert; die Thränen tauſend Unglücklicher durch dich ſchreyen Rache, denn ſie floßen aus deiner Unwiſſenheit. Schrecklich muß dieſe Stimme in der Seele derjenigen ertönen, die ſich Vorwürfe machen können, die Zeit ihrer Jugend unnütz vertändelt und den Namen der ſchönen Wiſſenſchaften auf dieſe Art entheiligt zu haben.

Wenn ich von den ſchönen Wiſſenſchaften rede, ſo verſtehe ich nicht unbedeutende Tändeleyen, mit welchen ſich manche junge Leute entweder aus unrichtigen Begriffen, oder aus Liebe zum Müßiggange abgeben, ſondern ich verſtehe hierdurch die Wiſſenſchaften und Uebungen, die das Gefühl der Menſchlichkeit in uns bilden; ich verſtehe die Wiſſenſchaften, die den Verſtand ſchärfen, die Einbildungskraft beleben, das Gedächtniß mit einer Menge von Kenntniſſen bereichern, ohne die man ſich weder in den göttlichen, noch in den menſchlichen Wiſſenſchaften, weder in den öffentlichen noch in den häuslichen Geſchäften über das Mittelmäßige erheben kann; ich verſtehe mit Gellert die Wiſſenſchaften, durch deren Erlernung wir Licht, Gründlichkeit und Anmuth überkommen, die in genauer Kenntniß der Sprache des Alterthums und der Sitten aller Zeiten beſtehen, die den Verſtand mit den Meiſterſtücken der Poeſie und Beredſamkeit bekannt, und ihm den Geiſt und die Schönheit der alten und neuen Schriftſteller durch Leſen, Nachdenken und Nachahmen eigen machen, eine Wiſſenſchaft, die uns mit einem Vorrath ſchöner und nützlicher Gedanken ausrüſtet, mit einer Menge lebhafter Bilder ausſchmücket, und mit den Schätzen der Sprache und des Ausdruckes bereichert, die uns wahr, genau, ſchön und mannigfaltig denken, uns richtig und lebhaft ausdrücken, lehren, gefallen und des Menſchen Herz rühren lehrt: eine Wiſſenſchaft die durch ihre Ausübung unſer Herz mit der Neigung für Tugend und Rechtſchaffenheit, und unſere Seele für das Edle und Erhabene anfüllt, die uns zum wohlthätigen Menſchen und nützlichen Bürger macht, und unter dieſem Namen verſtehe ich eine Wiſſenſchaft, die den höchſten Einfluß auf die Rechtsgelehrſamkeit haben muß.

Der die Rechte ſtudiren will, und in ſeinem Herzen nicht bey ſich ſagt: ich will ein Mann werden, der ſeinem Vaterlande nützen kann; ich will mein Herz zu ſanften Empfindungen bilden, daß es das Unrecht des Unterdrückten, wie ſein eigenes fühle; ich will mich mit Kenntniſſen bereichern, die dieſe Wiſſenſchaft fordert, und der ganze Gegenſtand meiner Beſchäftigung ſoll das Wohl meines Fürſten und meines Mitbürgers ſeyn, der, ſage ich, dem ſein Herz dieſes nicht bey ſich ſagt, wenn er dieſes wichtige Geſchäft unternimmt, und auf hohe Schulen reiſet, der verlaſſe den Gedanken, ein Rechtsgelehrter zu werden; denn Niederträchtigkeit iſt ſeine Abſicht, und ſein Fleiß wird ihm zur Strafe ſeines künftigen Lebens ſeyn. Der, den nicht die Stimme der Pflicht, nicht die innerliche Ueberzeugung der Tugend und die Vaterlandsliebe zu den Wiſſenſchaften ruft, der verlaſſe den Pfad, den er betreten: denn Unglück für ſeinen Mitbürger wird ſein Unternehmen ausmachen. Wie mich dünkt, ſo ruft das Vaterland Jedem zu, der ſich der Rechtsgelehrſamkeit weiht: Jüngling! überdenke die Wichtigkeit des Geſchäftes, das du über dich nimmſt; ſtudire nicht aus Eigennutz, nicht, weil es Mode iſt, auf Akademien zu reiſen, oder weil du dir deines Vaters Dienſt wünſcheſt, ſondern aus Liebe gegen mich, ich erwarte deine Rückkehr nach etlichen Jahren, und erwarte in dir einen Mann, dem ich das Wohl deiner Mitbürger anvertrauen kann; der im Stande iſt, die Rechte des Thrones zu ſchützen, und der Herzhaftigkeit beſitzt, auch den Niedrigſten im Staate, wenn ſeine Sache gerecht iſt, vor Fürſten zu vertheidigen.

Dieſes ſind die Erwartungen des Vaterlandes von dem Jünglinge, der ſich der Rechtsgelehrſamkeit weiht, und wie wird er dieſen Erwartungen entſprechen können, wenn nicht ſeine Seele für die ſanften Eindrücke der Menſchenliebe ſchon von ſeiner erſten Jugend an fühlbar gemacht worden iſt?

Ein junger Menſch, der auf Akademien reiſet, muß nicht allein die Vorbereitungswiſſenſchaften ſchon tief in ſeine Seele gedrückt haben, ſondern auch die Fertigkeit in Ausübung derſelben wirklich beſitzen, wenn er mit Nutzen die hohe Schule betreten, und dieſelbe mit Ehre verlaſſen will.

Kenntniſſe der Geſchichte ſollen ſeinen Verſtand aufheitern, eine gründliche Rhetorik ſeinen Vortrag erheben, und eine gute, geſunde Moral ſeine Sitten verfeinern und ſeinen Umgang angenehm machen.

Es iſt höchſt bedauernswürdig, wenn man ſich auf die höhern Wiſſenſchaften verlegt und die bildenden vernachläßigt hat; wenn man ſich Wiſſenſchaften weiht, die uns zum Staatsmanne, zum Richter, oder Sachwalter bilden ſollten, wenn wir noch nicht gelernt haben, Menſchen zu ſeyn. Wie können wir die Geſetze gründlich ſtudiren, wenn wir nicht die Geſchichte voraus wiſſen? Wie können wir ſagen, daß wir die Geſchichte wiſſen, wenn ihre Erlernung unſer Herz nicht gebildet und unſere Sitten nicht verfeinert hat? Wie iſt es möglich, daß unſer Verſtand Licht in dunkeln Fällen der Geſetze verbreite, wenn unſere Seele ſtumpf gegen die Eindrücke der Empfindung iſt? Iſt es wohl möglich ſich zu ſchmeicheln, auf jeden Fall die Geſetze glücklich anzuwenden, wenn wir nicht Menſchenkenntniß beſitzen, oder wenn es uns an dem Vortrage mangelt, der unſern Mitrichter von der Wahrheit und Gerechtigkeit der Sache überzeugen ſoll?

Mit Thränen im Auge muß jeder rechtſchaffene Bürger den Jüngling anſehen, der auf hohen Schulen den Schweiß ſeiner Aeltern unnütz verzehrt, eine Reihe von Jahren ohne gebildet zu werden, zurückgelegt, und endlich als ein Rabuliſt ohne Gefühl und Empfindung, und ohne Sitten zurückkehrt. Setzen wir nun dieſen Menſchen mit unzählichen Geſetzen im Kopf, und keiner Bildung im Herzen in eine Stelle, in welche wir immer wollen, und ſeine Handlungen müſſen ſtärkere Beweiſe, als die Beweiſe des Redners ſeyn, daß die höhern Wiſſenſchaften ohne die Wiſſenſchaften des Herzens unbedeutende Dinge ſind. Setzen wir ihn in die Gerichtsſtube: er ſoll über das Gut und das Leben ſeiner Mitbürger ſprechen. Es kömmt ein zweifelhafter Fall vor, er weiß das Geſetz nicht, das hierauf paßt; bald wird der Vorſpruch eines Großen, bald die Freundſchaft, oder die Eigenliebe ſich ſeiner Seele bemeiſtern; er wird glauben nach dem Geſetze zu ſprechen, und er ſpricht doch nur nach ſeinem Herzen, das er noch nicht kennen gelernt hat; bald wird kindiſches Mitleid die Schwäche ſeiner Seele verrathen: bald allzuſtarke Strenge ihn zu ungerechten Ausſprüchen verleiten. Er wird immer ein Spiel ſeiner Leidenſchaften und derjenigen ſeyn, die ſeine Schwäche mit Argliſt zu gebrauchen wiſſen. Laſſen wir ihn als Sachwalter die gerechteſte Sache eines Streitenden vertheidigen: es wird ihm an Gründlichkeit in ſeinem Vortrage mangeln: ſein Gegner benützt die Undeutlichkeit ſeines Ausdruckes, ſucht die Sache durch Verwirrung in die Länge zu ziehen, und die unglückliche Parthey wird das Opfer ſeiner Unvernunft; da hingegen der Mann, der von ſeiner erſten Jugend an ſich den ſchönen Wiſſenſchaften ergab, mit einem Herzen, welches das Edle, und Große fühlt, und deſto ſtärker fühlt, je mehr ihn der rührende Ton und die lebhaften Bilder, in denen er es ausgedruckt fand, entzückten, mit Größe, und Seelenkraft in das Amt tritt, zu welchem ihn das Vaterland hinruft. Sein Geiſt, genährt durch die Schriften der Alten, und ſein Verſtand durch ihre Größe gebildet, begleitet ihn zu allen Geſchäften. Der, der den Werth der Menſchenliebe ſo oft fühlte, der das Vergnügen einer edelmüthigen That ſo oft empfand, der ſo oft bey einer rührenden Stelle von Zärtlichkeit und Mitleid durchdrungen wurde, der ſich ſo oft durch erhabene Beyſpiele zu großen Entſchließungen begeiſtert fühlte, wird dieſer Mann im Senat ein ungerechter Richter, oder im Staate ein eigennütziger Sachwalter ſeyn können? Der Mann, der aus beſtändigem Umgange mit guten Schriften die Kunſt gelernt hat, Alles, was groß und edel iſt, zu empfinden, wird dieſer Mann nicht eben der ſeyn, wenn er die Sache der unterdrückten Unſchuld in der Gerichtsſtube vertheidigt, als er es ſeyn wird, wenn er zur Aufrechthaltung der Geſetze am Hofe ſpricht? Stärke im Ausdrucke und Wahrheit ſind die Begleiterinnen ſeiner Worte, und der Muth des Rechtſchaffenen die Stütze ſeiner Handlungen.

Man glaube alſo nicht, daß die ſchönen Wiſſenſchaften für Rechtsgelehrte unnöthig ſind! Nein! ihr Geiſt wird uns ein treuer Gefährte in allen Verrichtungen des Lebens ſeyn: er wird uns zu Gericht führen, in den Angelegenheiten des Staats begleiten, und in jedem Verhältniſſe des Lebens als Regent, als Unterthan, als Bürger des Vaterlands, und als Bürger der Welt und der Ewigkeit folgen; denn wo iſt ein

Fall, wo eine Lage denkbar, die nicht gebildete Herzen vom Menſchen fordert?

Dreyerley Arten von Beruf, die alle von einander unterſchieden ſind, erwarten den Lehrling der Themis am Ende der Laufbahn ſeiner Studien. Entweder wird er berufen, an der Seite des Monarchen die Regierungsſorgen und die geſetzgebende Macht mit ihm zu verwalten, oder er muß als Obrigkeit die bürgerlichen Händel und Kriminalſachen entſcheiden, oder als Sachwalter Proceſſe vor Gericht führen. Jeder von dieſen Ständen erfordert ſeine beſondere Uebung und Fähigkeit, ob ſie ſich gleich alle auf eine allgemeine Theorie des Rechts gründen; aber jedes dieſer Fächer erheiſcht Bildung des Herzens, und ſetzt die Kenntniſſe der ſchönen Wiſſenſchaften und thätige Ausübung ihrer Vorſchriften voraus.

Wie mannigfaltige Einſichten muß nicht der Geiſt eines Mannes beſitzen, dem das Wohl des Staats gemeinſchaftlich mit dem Fürſten anvertraut iſt! Er iſt eine Triebfeder, welche die ganze Maſchine des Staats in Bewegung ſetzen und allen Kräften ihre Arbeit und Thätigkeit geben ſoll; er muß daher die mannigfaltigen Kräfte kennen, um die Aemter zu beſetzen; er muß ihre Fähigkeiten beurtheilen, und zu dieſem ſchweren Geſchäfte ſeinen Verſtand mit großen Kenntniſſen vorbereitet haben. So viel von Seite des Verſtandes und der Einſicht von einem ſolchen Manne gefordert wird, ſo viel, ja noch mehr, fordert das Wohl des Staats von ſeinem Herzen.

Es iſt unmöglich, ein ſchöneres Bild von einem Manne zu entwerfen, der in hohen Würden an den Sorgen der Fürſten, Völker glücklich zu machen, Theil nimmt, als der berühmte Kanzler Dagueſſeau in einem Gemählde entwarf, welches in der berühmten Wochenſchrift des nordiſchen Aufſehers *) gedruckt iſt. Dieſes Gemählde iſt ſo vollkommen ausgearbeitet, und ſo lehrreich, daß ich mich nicht enthalten kann, einige Züge davon abzuzeichnen. »Mehr geboren für das Vaterland, betrachtet ſich dieſer Mann von dem feyerlichen Augenblicke, da ihn das gemeine Weſen mit rühmlichen Ketten beſchwert hat, als ein Opfer nicht allein für den Nutzen, ſondern auch ſelbſt für die Ungerechtigkeit des Publikums. Das allgemeine Wohl iſt ſein einziger Gegenſtand; ſeine Jugend hat für ihn keine Ergetzlichkeit, und das Alter keine Ruhe; den Tag hält er für verloren, den er nicht für ſein Vaterland gelebt hat, und da er ſeinen Ruhm nur in dem Ruhm ſeiner Mitbürger ſucht, ſo iſt der Beyfall des Gewiſſens, und das Bewußtſeyn rühmlicher Handlungen auch ſeine einzige Belohnung, die er in dem Namen des gerechten Mannes aufſucht; er mildert ſeine Hoheit durch Beſcheidenheit, und ſei-

---

*) Nordiſcher Aufſeher 1ter Band.

ne Befehle durch Sittſamkeit; ſchont der Schwachheit des menſchlichen Herzens, und wie die Tugend in ſeiner Miene Zutrauen findet, ſo erzittert das Laſter vor ſeinen Blicken. Der Ehrgeiz hat keine Gewalt über ſeine Seele; edle Einfalt des Herzens ziert die feyerlichen Tugenden, die die Nation an ihm bewundert, ſanfte majeſtätiſche Ruhe folgt ſeinen Schritten und erhebt ihn zur Bewunderung der Menſchen; er thut Gutes ohne Abſicht auf Dankbarkeit, und freut ſich, unbekannter Urheber vieler Glücklichen zu ſeyn; er denkt keinen Gedanken, der nicht der Weisheit ſelbſt würdig iſt; ſein Wille iſt der Wille der Gerechtigkeit, er redet wie die Wahrheit, handelt wie die Klugheit; herrſcht wie die Vernunft, ſtraft wie das Geſetz und vergibt wie Gott ſelbſt.« Dieſes iſt der erhabene Begriff von den Pflichten derjenigen, welche beſtimmt ſind das Wohl der Staaten zu beſorgen. Kann wohl etwas Schöneres, etwas Vollſtändigeres, und mit mehr Majeſtät geſagt werden, und kann Jemand höhere Begriffe von dem Einfluſſe der ſchönen Wiſſenſchaften auf die geſetzgebende Rechtsgelehrſamkeit einflößen *), als der Mann, der

---

*) Antigonus écrivit à Zenon: si la fortune m'a elevé à la plus haute place, si je vous surpasse en grandeur, je reconnois que vous me surpassez en science. Venez donc à ma Cour; vous-y serez util non seulement a un grand Roi, mais encore à toute la nation macedonienne.

dieſes Bild ſchilderte, und ſelbes rühmlich nachahmte? Dagueſſeau war der eifrigſte Verehrer der ſchönen Wiſſenſchaften, das Leſen alter Dichter war nach ſeinem Ausdrucke die Leidenſchaft ſeiner Jugend, und empfindſame Schriften waren ſeine Erhohlungen nach ſeinen Geſchäften. Dieſe Art zu denken ſetzte ihn auch in den Stand, alle Pflichten der wichtigſten obrigkeitlichen Aemter, die er begleitete, mit den reifſten Einſichten zu erfüllen, ſeine Würde durch ſeine Tugenden zu erreichen, und für ſein Vaterland in der Verbeſſerung alter und Ertheilung neuer Geſetze ſo gebraucht zu werden, daß es, wie Kramer ſich ausdrückt, zweifelhaft iſt, ob Frankreich dadurch größere Vortheile, oder der Kanzler mehr Ruhm gewonnen habe.

Allein nicht bloſſe Beyſpiele belehren uns, welch einen großen Einfluß die ſchönen Wiſſenſchaften auf die geſetzgebende Rechtsgelehrſamkeit gehabt haben; die Geſetze ſelbſt, und ihre Entſtehungsart überzeugen uns hievon, ohne daß wir genöthigt ſind, weitläufiger zu werden, und in unſerm Jahrhunderte Männer aufzuſuchen, die in den höchſten Aemtern, die ſie begleiteten, die Verehrer dieſer Wiſſenſchaften waren.

Vous savez quel est sur les peuples le puvoir de l'exemple : imitateurs serviles de nos vertus, qui les inspire aux princes, en donne aux peuples. Adieu Helvet. de l'Esprit discours. 3.

In ruhigen Hainen floß einſt des Menſchen Leben dahin, und Geſetze und Sitten wurden von Hirten geſungen. Natur und Menſch war der Gegenſtand aller Wiſſenſchaft, den glücklichere Vorältern aus Erfahrung, und nicht aus Büchern kannten. Natur und Menſch iſt der Grund aller Wiſſenſchaften. Wer die Natur, wer den Menſchen nicht kennt, iſt ein Thor, und hätte er Bibliotheken durchgeleſen, und ſich mit Folianten gefüttert. Jede Wiſſenſchaft gründet ſich darauf, kenne die Natur, kenne den Menſchen! Dieſen Grundſatz verlaſſen heißt: Irrwege gehen, und ſtatt Weisheit Thorheit aufſuchen. Je mehr ſich der Menſch von der Natur entfernte, je unglücklicher ward er, und je mehr ein Gelehrter die Natur verläßt, je mehr verläßt er die Weisheit.

Die ſchönen Wiſſenſchaften führen uns zur Kenntniß der Natur, und des Menſchen, ſie ſind Schweſtern der Philoſophie, und dieſe die Stütze aller andern Wiſſenſchaften. Die Poeſie verliert ihre Schönheit, wenn das Gemählde des Dichters ſich nicht der Natur nähert; die Rhetorik iſt ohne Wirkung, wenn nicht der Ausdruck des Redners Natur iſt, und wenn er nicht die Leidenſchaften des Menſchen kennt, wie wird er lehren, rühren und bewegen können? Die Rechtsgelehrſamkeit ſelbſt ſetzt dieſe Grundſätze voraus, beſonders die geſetzgebende: denn ihr Gegenſtand ſind die Geſetze, und Geſetze ſind nach Montesquieu in unbeſchränkter Bedeutung nothwendige, und aus der Natur der Dinge entſtehende Verhältniſſe, welche alſo Natur und Menſchenkenntniß vorausſetzen.

Wenn wir die alten Geſetzgeber aufmerkſam betrachten, wenn Mercurius Trismegiſtus in Aegypten, Minos in Creta, Pythagoras, Charondas und Zaleucus in Griechenland, Lycurg in Sparta, Draco und Solon in Athen Geſetze geben, ſo werden wir Menſchenkenntniß und Natur in ihren Verordnungen antreffen.

Folgten nicht Lycurgs Geſetzen Ruhm und Größe der Spartaner? Sie wurden unüberwindlich ohne Helden zu ſeyn. Blutige Treffen, verlorne Schlachten konnten ſie nicht ſchwächen, ſo lange die innerliche Verfaſſung die Stütze ihrer Größe war. Der Mann, der ſeinem Staate eine beſtändige Dauer ſchuf, der den Diebſtahl mit dem Karakter der Gerechtigkeit, die ſtrengſte Sclaverey mit der größten Freyheit, und die grauſamſten Neigungen mit der größten Mäßigung zu vereinigen wußte, wer war der, als ein Mann, der die feinſten Kenntniſſe des Menſchen beſaß, dem die Wirkung der Seele auf jede Nerve bekannt war, und der die geheimſten Neigungen des Herzens durch ſchöpferiſche Macht zum Gehorſam ſeiner Geſetze zu bringen wußte? Und wie konnte es auch wohl möglich ſeyn, ohne Kenntniſſe der Natur und des Menſchen nützliche Geſetze zu geben? Wie viel Klugheit wird nicht erfordert, um die geſellſchaftlichen Tugenden blühend zu machen? Welche Kenntniß des menſchlichen Herzens erfordert die Sicherheit der Staaten, um die um ſich greifenden Laſter einzuſchränken? Bald muß der Geſetzgeber für das Ganze, bald für das Einzelne bedacht ſeyn, nun muß er für die äußerliche Sicherheit des Landes, und nun für die innerliche ſorgen: jetzt iſt die Nahrung, die Arbeit, die Bequemlichkeit, die Geſundheit des Bürgers ſein Gegenſtand; jetzt Religion, Erziehung, Wiſſenſchaft, gute Sitten ſeine Beſchäftigung. Die verſchiedenen Verhältniſſe, die mannigfaltigen Kontraſte ſetzen die tiefſte Einſicht derjenigen voraus, die an der geſetzgebenden Rechtsgelehrſamkeit Theil nehmen.

Es iſt bereits ausgemacht, daß Einfalt und Deutlichkeit das Weſentliche der Geſetze ſeyn ſollen; aber eben dieſes Weſentliche fordert die Kenntniß der ſchönen Wiſſenſchaften von uns: denn Einfalt und Deutlichkeit ſind ihre Grundſätze. Es läugnet wohl Niemand, oder es ſoll doch Niemand läugnen, daß die Geſchichte die beſte Quelle der Geſetzgebung für diejenigen ſey, die ſich der geſetzgebenden Rechtsgelehrſamkeit befleißen; denn die Geſchichte liefert uns nicht allein den Anlaß zu den Geſetzen, ſondern auch ihre Wirkungen auf die Sitten der Völker.

Von eben dieſem Geſichtspunkte iſt für die geſetzgebende Rechtsgelehrſamkeit die Poeſie unentbehrlich; in ihr liegt die Sittenlehre der Alten, wie ihre Geſetze in Liedern verhüllt. Die Dichtkunſt iſt eine Verwandte der Geſchichte; denn der Tradition der Dichter des Alterthums hat die Geſchichte die Züge ihrer Helden zu verdanken. War es nicht die Dichtkunſt, die den Menſchen aus wilden Gebüſchen zur gemeinſchaftlichen Freude hervorrief? Durch ſie brannte einſt Muth und Stärke in den Adern des Helden; die Haine ertönten durch ihren Geſang, und heilige Andacht floß in den ſtillen Buſen harmoniſcher Menſchen. Der rauhe Deutſche ſelbſt, von der Sonne geſchwärzt, von kalten Lüften verhärtet, war fühlbar ihrer Stimme, und ſtarb, durch Hermanns Lieder mit Muth begeiſtert, in ſeinen Gefilden.

Heiligkeit der Sitten, Ehrfurcht gegen Gott und Verbeſſerung des menſchlichen Herzens waren allezeit ihr Gegenſtand; jede Art der Gedichte iſt uns hievon ein Beweis.

Unter die Allegorie einer wichtigen Handlung wurden verdeckte Lehren in epiſchen Gedichten gegeben.

Die Ode ſang Heldenthaten großer Leute, und munterte zur Nachahmung auf; das Trauerſpiel zeigte die Folgen des Verbrechens, und die Belohnung der Tugend; das Luſtſpiel und die Satyre ſollten lächerliche Schwachheiten verbeſſern; die Elegie vergoß Thränen auf dem Grabe würdiger Männer, und die Ekloge beſang Unſchuld der Sitten, und das Vergnügen des Landlebens.

Die nahe Verbindung der Poeſie mit der Geſchichte, ihre Wirkungen auf das Herz überzeugen, wie nothwendig die ſchönen Wiſſenſchaften für Rechtsgelehrte wegen ihrer nahen Verwandtſchaft mit den höhern Wiſſenſchaften ſowohl von Seite des Verſtandes, als von Seite des Herzens ſeyn mögen; denn die ſanften Eindrücke der Moral, die ſie zurücklaſſen, das ſtille Vergnügen, menſchliche Handlungen auszuüben, das ſie einflößen, erheben erſt den Staatsmann zu ſeiner Größe; dann ſieht ſein gutes Herz das Wohl des Vaterlandes wie ſein eigenes an, und Sorgfalt für das Wohl ſeines Mitbürgers iſt ſeine Beſchäftigung; ſein Stand wird ihm werth nicht wegen des Glanzes ſeiner Würde, ſondern dadurch, weil er Gelegenheit bekam, ſeinem Nebengeſchöpfe beyzuſtehen, und im weitern Umfange ſeinem Vaterlande nützlich zu werden; er beſchützt und ermuntert die Tugend durch ſein Anſehen und ſeinen Einfluß; er wird der Schutzgott der Unglücklichen, und vertheidigt die unterdrückte Unſchuld; ſeine Größe iſt ohne Stolz, ſeine Sanftmuth ohne Erniedrigung; er iſt mitleidig, ohne ſchwach zu ſeyn, und gerecht ohne Härte. Dieſes iſt das Bild des Mannes, der an der geſetzgebenden Gerechtigkeit Theil nimmt und ſein Herz, durch die ſchönen Wiſſenſchaften gebildet zu edeln Empfindungen fühlbar gemacht hat. Ehre vom Vaterlande, Liebe vom Fürſten, und Belohnung von der Gottheit ſelbſt ruft dem Jünglinge Nachahmung dieſes trefflichen Bildes zu. O! könnten die, denen der Vortheil der Geburt den Pfad zu höhern Ehrenſtellen öffnet, und die noch, wie Bäume in der Pflanzſchule, zu hohen Erwartungen aufblühen, dieſes Bild mit unauslöſchlichen Zügen in ihre Seele eingraben, und die erſte Beſchäftigung ihres Herzens die Bildung ihrer Seele ſeyn laſſen! Vorzüge des Adels fordern auch Vorzüge der Seele, und eine feinere Erziehung verlangt auch feinere Sitten, und wie der Mann von Adel mit Recht Achtung von dem Staate fordern kann, ſo kann auch der Staat von ihm mit Recht ſeinen Fleiß und ſeine Verwendung zum allgemeinen Wohl fordern. Rühmliche Ahnen und altes Herkommen ſind Sinnbilder der Tugenden unſerer Vorältern, ſie ſind Zeugniſſe der Verdienſte derer, die vor uns waren, aber noch keine Zeugniſſe von der Tugend deſſen, der ſie erbte; ſie ſind heilige Vermächtniſſe, die uns mit jedem Tage erinnern ſollten, daß nur den außerordentlichen Verdienſten der Staat dieſe Geſchenke zudachte, und daß er auch Recht hat, von ihren Nachkömmlingen den Schutz zu erwarten, den ein fühlbares Herz, durch edle Empfindungen erhaben, ſeinem Mitbürger nicht entziehen kann, ohne die Rechte der Menſchheit zu beleidigen.

Unbemerkt hätte ich mich aber bald zu weit von meinem Endzweck entfernet; es iſt nöthig, daß ich wieder zu meinem Hauptgegenſtande zurückkehre.

Ich habe bißher von dem Einfluſſe der ſchönen Wiſſenſchaften auf die geſetzgebende Rechtsgelehrſamkeit gehandelt. Ich erwies mit Beyſpielen, daß die ſchönen Wiſſenſchaften ſowohl von Seite des Verſtandes, den ſie ſchärfen, als von Seite des Herzens, das ſie ausbilden, den größten Einfluß auf die geſetzgebende Rechtsgelehrſamkeit haben. Mir bleibt alſo noch übrig, ihre Wirkungen in der ausübenden Rechtsgelehrſamkeit darzuthun, unter welcher Klaſſe das Richter- und Sachwalteramt zu behandeln ſeyn wird.

Gelehrſamkeit, Beurtheilungskraft, Rechtſchaffenheit und Arbeitſamkeit machen die vier Haupttugenden eines Mannes aus, dem der Fürſt die Stelle anvertrauet hat, über Gut und Leben ſeiner Mitbürger zu ſprechen.

Könnten doch in dieſem Augenblicke, wo ich das rede, alle Bürger meines Vaterlandes um mich verſammelt herumſtehen! Ich wollte ihnen ſagen: Es iſt für euch, für euch allein, daß ich jetzt rede; ich unternehme es, für eure Güter, für eure Freyheit, für euer Leben zu ſprechen, und wer von euch kann mich mit Gleichgültigkeit anhören? Heute ſeyd ihr noch frey; euer Glück, und eure Güter ſcheinen euch in Sicherheit zu ſeyn; aber morgen vielleicht ſeyd ihr Kläger, oder Beklagte; vielleicht rüſtet ſich in dieſem Augenblicke einer eurer Feinde, um euch in das Unglück zu ſtürzen; vielleicht ſetzet eine niedrige Verſchwörung euer Leben durch Verdacht der Gerechtigkeit aus, und vielleicht ſchmachtet ihr, die ihr heute noch frey ſeyd, morgen in Ketten; ihr werdet Richter haben müſſen, und ich wünſchte mir, ihr Bild zu entwerfen, wie es euer Wohl fordert, und jeder Rechtſchaffene rühmlich nachahmen ſollte. Könnte das wirkendſte Feuer, das je einen Redner begeiſterte, meine Seele entflammen, und der nervigſte Ausdruck, der je in der Welt gebraucht worden, jedes meiner Worte beſeelen, oder könnte ich vielmehr einen Gott in dieſe Stelle treten laſſen: o ſo wollte ich ihn bitten, daß er mit einer übertäubenden Stimme dem Menſchen zurufe, daß Richter Gefühl und Menſchenliebe haben müſſen.

Noth, Elend, Kummer, Drangſalen ſind das unglücklichſte Loos unzähliger menſchlicher Geſchöpfe auf dieſem Erdball. Wölfe gegen Wölfe ſtanden nie auf, ſich gegenſeitig zu würgen, aber Menſchen, Verführung gegen Unſchuld, Argliſt gegen Vertraulichkeit, Gewalt gegen den Unbeſchützten zwangen den Menſchen, Richterſtühle zu errichten. Der Unterdrückte ſuchte allda Hilfe, Beyſtand der Nothleidende, und Rettung der Verfolgte. Ordnung, Friede, Ruhe, Einigkeit, Treue und Glauben, und Rechtſchaffenheit ſollen durch ſelbe aufrecht erhalten werden. Wie ſoll alſo der Mann ſeyn, dem der Staat die Pflicht übertrug, dieſes Amt zu verwalten?

Bildung der Seele iſt ihm mehr nöthig, als außerordentliche Gelehrſamkeit *). Es kann nie genug geſagt, nie genug wiederholet werden, daß der Richter ein Menſchenfreund ſeyn ſoll **); nichts wird ſeinen Fleiß mehr befördern, nichts ſein Gemüth bey den Entſcheidungen aufmerkſamer, und ſeine Ausſprüche gerechter machen. Was wird ihn bewegen, aus dem Wuſt beſtäubter Papiere den Streitakt eines armen Mannes eher zum Vortrage zu nehmen, als es ſeine Schuldigkeit wäre, wenn es nicht die Menſchenliebe iſt? Was wird ſein Herz vor dem menſchlichen Anſehen, vor eitler Abſicht, vor der Argliſt der Betrüger ſchützen, welche ſo oft die gerechteſte Sache zu verdrehen wiſſen, wenn es nicht die Menſchenliebe iſt? Es wird mancher Betrüger mit gebeugtem Rücken ſeiner Eigenliebe ſchmeicheln, und des Richters Herz für den Vortheil ſeiner Sache zu gewinnen ſuchen; aber er wird ihn nicht hören. Mancher Große wird ihm durch ſein Anſehen Unterſtützung und Hilfe verſprechen; er wird aber gleichgültig und nur für die gerechte Sache ſeyn; ſeine dem Herzen eingedrückte Neigung iſt, ſich für das Glück Anderer zu bemühen, ihrem Elende zu wehren, ſo viel gute Handlungen auszuüben, als er kann, und das ohne Eigennutz, um den Beyfall ſeines Gewiſſens und ſeines Gottes zu erhalten. Welche Wolluſt iſt es auch für ein edles Herz, der gedrückten Unſchuld und dem gekränkten Rechte trotz der Cabale zu Hilfe zu kommen, und ſich ſagen zu können: Ich entriß den Unglücklichen durch die ſchnelle Beförderung ſeines gerechten Handels der äußerſten Armuth; ich beſchützte den Unterdrückten wider den Frevler der Menſchheit, und vertheidigte die Unſchuld in ihren Ketten, und ſchützte den Staat durch kluge Strafen wider den Verbrecher. *).

---

*) Es gibt gewiſſe große Empfindungen, gewiſſe edle und erhabene Handlungen, wozu uns nicht ſowohl die Stärke des Geiſtes, als die Güte unſrer Gemüthsart verhilft. Man wird geſelliger und fähiger zum Umgange durch die Eigenſchaften des Herzens, als durch die Eigenſchaften des Verſtandes. Thomas Abt vom Verdienſte.

) Prenez en effet autant d'hommes que voue voudrez, ce seront toujours des hommes contre un autre. Qui l'assurera qu'ils seront equitables envers lui, qu'ils le condamneront selon la faute et non selon leurs passions, selon la chose et non selon le moment? quel sera le garant de leur jugement? le nombre des Juges? mais la multitude s'égare, et c'est le petit nombre qui aime et connait le vrai. Aristide fut condamné par le peuple d' Athenes. Discours de Mr S. Avocat general.

---

*) Que sert aux hommes d'avoir des Loix, s'ils n'ont point de Magistrats? Que leur sert d'avoir réuni leurs forces, si le commun depositaire ne'n sait pas faire usage? Que leur sert d'être

Um aber den Umfang dieſer heiligſten Pflichten in ſeiner ganzen Größe zu fühlen, wird Fühlbarkeit und Güte des Herzens erfodert. Es iſt nöthig, daß man einen jungen Menſchen, der einſt ein richterliches Amt bekleiden ſoll, von ſeiner erſten Kindheit an zu den ſanften Eindrücken der Menſchenliebe fühlbar mache.

O ihr, denen die Erziehung der Adelichen anvertrauet iſt, denket nicht, daß, um einen Kavalier zu bilden, das mitleidige Herz erſt an ihm müſſe verhärtet werden! Laßt ihn weinen, daß eine Thräne die andere treibt, wenn er Unglückliche ſieht, oder Elende hört. Es kann ihn ein Balſam auf ſeine Wunde werden, wenn er in der Stunde der Angſt, am Tage der Flucht bey ſeinem geliebten Nebenmenſchen ein weiches Herz für ſich antrifft. Die heiligſten Pflichten, die euch der Staat in Erziehung der Jugend auflegt, fordern von euch, daß ihre eure Zöglinge bald mit der Menſchenliebe bekannt machet. Zeigt ihnen den Elenden in ſeiner

---

bons s'ils sont livrés aux méchans? C'est dans ces tristes occasions qu'on se rappelle cette reponse noble et juste d'une femme qui demandait le troupeau qu'on lui avait enlevé pendant son sommeil. Vous dormiez donc bien profondement : lui dit le Magistrat ; oui, repond cette femme intrepide, parce que je croyais que vous veillez pour moi. Ces deux mots sont la plus énergique leçon de l'indispensable devoir de la vigilance. Discours de M. S.**

Hütte, wie er einen ſchwarzen Biſſen verſchimmelten Brods unter ſeine hungrigen Kinder und ihre bedrängte Mutter austheilt, und ſagt ihnen, daß dieſer Mann aus dem nämlichen Stoff iſt, aus dem wir ſind; zeigt ihnen den Bettler und Krippel, der zu dem nämlichen Endzwecke von dem Schöpfer der Weſen erſchaffen iſt, zu dem wir es ſind, und den jetzt nur die äußerliche Hülle, und zufällige Umſtände unterſcheiden; beſucht die Kirchhöfe und lehret den Jüngling frühe, daß die Dauer des höchſten Glückes nur von einem zukünftigen Tage abhängt, wo der Schimmer der Welt, wie die Roſe verbleicht und zu Staube wird. Dann wenn das Herz des Jünglings bewegt iſt, wenn Empfindung jede Nerve erſchüttert, und der Anblick des Elends der Menſchen tiefe Wunden in ſeine Seele ſchlägt, dann iſt es Zeit, ihn zur Thätigkeit anzutreiben, und ihn zu lehren, daß es oft nur von ſeinem Willen abhängt, das Unglück Anderer zu mindern*); dann möge der Lehrer zu ihm ſagen: Es wird eine Zeit kommen, in der Sie der Staat zu öffentlichen Geſchäften ruft: Sie werden einſt die Stelle eines Richters vertreten müſſen, und Glück und Unglück ihres Nebenmenſchen wird von Ihren Ausſprüchen abhangen; es iſt unentbehrlich nöthig, daß Sie die Kenntniſſe des Menſchen, und Ihres eigenen Herzens beſitzen *), und wie werden Sie dieſe überkommen können, wenn Sie die bildenden Wiſſenſchaften nicht lieben? Sie haben einen höhern Einfluß auf ihre zukünftigen richterlichen Geſchäfte, als Sie immer glauben. Es wird eine Zeit kommen, in der Sie der Chicane werden vorbeugen, und Ihr eigenes Herz vor den Fallſtricken zu bewahren ſuchen müſſen, die ihnen die Eigenliebe legen wird; die Ungerechtigkeit wird ſich in der Maske der Gerechtigkeit zu Ihnen nahen, und man fordert Muth von Ihnen, ſie zu entlarven; einer Ihrer beſten Freunde wird ungerechte Proceſſe haben, und Sie ſollen einen Unbekannten gegen ihn ſchützen. Sie werden Ihre Meinung in dem Rathe ſagen, und eine andere Meinung wird die Ihrige an Einſicht und Gründlichkeit überwiegen; werden Sie Muth haben, ſich abzuändern, oder wird die Parthey das Opfer Ihres Stolzes ſeyn müſſen? Alle dieſe Fälle werden Ihnen begegnen, und Sie werden ungerecht ſeyn, wenn nicht thätige Menſchenliebe Ihren Charakter auszeichnet; wenn dieſe die Gerichtsſtube verläßt, ſo fällt die Gerechtigkeit ohne Stütze; die Geſetze

---

*) Ce n'est pas d'argent seulement qu'ont besoin les infortunés, et il n'y a que les paresseux, qui ne sachent faire du bien que la bourse à la main. J. J. Rousseau.

---

*) Nicht alle, die ihren Verſtand kennen, kennen ihr Herz. Der Verſtand ſpielt nicht lange die Rolle des Herzens. Das gute Herz, das ſo empfindlich ſeyn will, läßt ſich oft durch den geringſten Eigennutz erſticken. Thom. Abbt vom Verdienſte.

entſcheiden nicht mehr, ſondern bloße Meynungen der Menſchen *): dieſer, weil er klüger ſeyn will, wird den klaren Buchſtaben des Geſetzes verlaſſen, und verkünſtelte Meynungen anbringen; der wird nach geheimen Abſichten, dieſer aus Eigennutz, jener aus Freundſchaft, und mancher mit dem gleichgültigſten Phlegma der nächſten Meinung beytreten, wenn die Reihe des Stimmens an ihn kömmt.

Alle Leidenſchaften ſchleichen ſich ein, und bemächtigen ſich der Herzen der unbehutſamen Richter, aber keine eher, als Stolz und Eigenliebe. Dieſe verurſachen das Vernünfteln im klaren Falle der Geſetze: man ſieht einerley Gegenſtände zu einerley Zeiten auf eine ganz verſchiedene Art an; die Ausſprüche des Richters werden der Erfolg ſeiner guten, oder ſchlechten Logik, oder die Wirkung ſeiner geſunden, oder verdorbenen Säfte. Unſchuldige Partheyen werden das Schlachtopfer falſcher Begriffe, oder aufbrauſender Leidenſchaften, oder des Stolzes einer ſonderlichen Meinung. Die Obrigkeit hält eine Reihe verworrener Schlüſſe für die rechtmäßige Auslegung des Geſetzes, und der ſchwankende Unbeſtand willkührlicher Meynun-

---

*) Mais qui me garantira les lumieres, la où je vois les passions, où je trouve des intérêts particuliers, s'il n'y a point de vertu. Les Juges de Socrate furent ſeduits ou corrompus, Discours de Mr. S**

gen übertäubt die immer gleiche und reine Stimme der Geſetze.

Nur du, gefällige Menſchenliebe, Trieb zur Gerechtigkeit, ſchützeſt die Gerichtsſtühle vor abentheuerlichen Ausſprüchen; du nährſt Empfindung in dem Herzen des Richters, begleiteſt ihn in den Senat, biß ſeine Gefährtinn im Kerker, und in jedem Zeitpunkte zeigſt du ihm den Menſchen, er mag in Lumpen verhüllt als ein Bettler vor ihm ſtehen, oder als ein angeblicher Verbrecher in finſtern Gewölben verſperrt ſeyn. Die Miene des Menſchenfreundes wird immer gütig, und heiter ſeyn; er wird das Verbrechen, doch den Menſchen nie haſſen; er wird ſtrafen, wenn das Geſetz die Strafe will, und mit Thränen im Auge Verbeſſerung wünſchen, wenn Verbeſſerung möglich iſt. Als Beamter, wird der Bauer ſein erſter Freund ſeyn; er wird den Werth der Hände kennen, die für uns pflügen; er wird für Erziehung, für Verbeſſerung der Sitten des Landmannes ſorgen, ihm ſeine Bürde erleichtern, ſein Rathgeber, ſein Bruder und ſein Beſchützer ſeyn.

So viel vermögen die bildenden Wiſſenſchaften auf das Herz eines Richters, wenn er ſich in ſelben von ſeiner erſten Jugend auf geübt hat; zu dieſer Größe eines Menſchen kann er ſich emporſchwingen. Allein es iſt nicht genug für Richter, daß ſie ſich in ihrer Jugend in den bildenden Wiſſenſchaften geübt haben;

ſie müſſen dieſe Uebung auch in der Zeit der Muße in ihren Geſchäften noch fortſetzen.

Es iſt dem Menſchen eigen, daß ihm tägliche Geſchäfte zur Gewohnheit werden, und aus dieſer Gewohnheit entſpringt eine gewiſſe Gleichgültigkeit, die dem Geſchäfte die Aufmerkſamkeit einigermaßen entzieht, die es doch wegen ſeiner Wichtigkeit von uns forderte. Wir wiſſen aus der täglichen Erfahrung, daß auch Sachen, die den heftigſten Eindruck in unſrer Seele hervorbrachten, durch Wiederhohlung die Stärke ihres Eindruckes auf unſre Gemüther verlieren. Der Donner rollt über den Menſchen gleichgültig hin, der ihn zu hören gewohnt iſt, da er den, der ihn das erſte Mahl hört, vor Schrecken zu Boden hinſtürzen wird; ſo ſchaudert vor dem erſten Anblick eines Erblaßten der Jüngling zurück, der nachmals ſelbſt todte Körper gleichgültig zerſchneidet, und als Arzt bey Todtenſchedeln und Gerippen bey der nächtlichen Lampe verſperrt ſitzt. Die Gewohnheit ſchwächt den Eindruck der Sachen, und ſie mag es in jedem Fache thun, ohne ſchädlich zu ſeyn, nur ſoll ſie dieſes bey Richtern nicht. Es iſt höchſt gefährlich für den Staat und den Bürger, wenn der Richter gewohnt iſt zu entſcheiden. Gewohnheit raubt den Fleiß und das Nachdenken. Gut und Leben bleiben immer Gegenſtände der Entſcheidung; ſie können dem Richter nie gleichgültig ſeyn, und ſie werden ihm doch gleichgültig werden, wenn er nicht täglich ſeine Nerven zur

Empfindung erſchüttert, und das Gefühl wieder aufwachen läßt, das in ſeinen Adern zu ſchlummern anfängt.

Die Menſchheit würde leiden, und jede empfindſame Seele zurückbeben, wenn man eine Anzahl Menſchen mit Herzen von Eis verſammelt ſähe, die über Menſchen zu richten verpflichtet ſind, wenn ein Mann mit der nähmlichen gleichgültigen Stimme, mit der er zu Hauſe ſeiner Magd um ein Glas Wein ruft, dem zum Verluſt ſeiner Güter, jenen zum Kerker, und dieſen zum Tode verurtheilt, dann wieder ruhig ſein Mittageſſen zu ſich nimmt, als wenn nichts in der Menſchheit geſchehen wäre. Wenn Gleichgültigkeit herrſcht, wer kann alsdann die Aufmerkſamkeit, die die Wichtigkeit der Sache erfordert, und den genauen Fleiß der Unterſuchung erwarten? Man darf wohl oft mit Feuer, mit Empfindung für die gerechte Sache arbeiten, es werden doch der menſchlichen Schwachheit ſich Umſtände entziehen, die, wenn ſie bemerkt worden wären, oft das Urtheil würden geändert haben. Die Erfahrung kann es beweiſen, daß die Gewohnheit des Menſchen Herz von der Empfindſamkeit entfernen kann, und es koſtet oft ſehr viele Mühe, ſich wieder zum fühlenden Menſchen zu machen. Mancher Richter, der bey der erſten peinlichen Frage, die er ſah, mehr litt, als der Unglückliche, der auf die Folter geſpannt war, der, ſage ich, ganz das Schaudervolle dieſes ſchreklichen Auftritts in ſeiner Seele mit doppelter Marter fühlte; der wird bey der dritten, oder vierten Tortur, die er vorzunehmen hat, vielleicht ſo gleichgültig werden, daß er von dem leidenden Menſchen wenig Eindruck mehr in ſeiner Seele findet.

Ich wünſchte, daß dieſe Beobachtung Jeden auf ſein Herz aufmerkſam machen könnte, dem der Staat ſolche Geſchäfte anvertraut: man darf wohl aufmerkſam auf ſein Herz, und keiner der ſchlimmſten Menſchen ſeyn, Gewohnheit kann unſre Nerven doch ſtumpf für die Eindrücke des Gefühls des leidenden Menſchen machen. Welche Wirkungen wird ſie hervorbringen bey denen, die die Beobachtung ihres eigenen Herzens in dergleichen Fällen vernachläßigen!

Die Gewohnheit, die ſo Vieles der Empfindung raubt, hat ihre übeln Folgen, wenn man ſich nicht Mühe gibt, ſelben vorzubeugen. Es verſchwindet der menſchenfreundliche Antheil, den man dem Unglücke jedes Menſchen ſchuldig iſt; man ſucht nicht mehr das Laſter auf, ſondern nur den Gefangenen eines Verbrechens zu überzeugen, der zuweilen noch weit von demſelben entfernt iſt. Alles dieſes, was wir bisher geſagt haben, kann uns zum Beweiſe dienen, wie ſehr eine beſtändige Bildung des Herzens dem Richter nothwendig ſey. Es gereicht ihm daher gar nicht zur Schande wenn er in den Stunden der Erholung den ſchönen Wiſſenſchaften obliegt, wenn ein empfindſames Buch in ſeinen

Händen iſt, oder wenn ſeine Wangen beym rührenden Trauerſpiel eine edle Thräne netzt; denn ſie fließt der Menſchheit zur Ehre. Der Mann, der nie bey einer ſchönen Stelle geweint hat, der wird auch nicht weinen, wenn Unglück der Menſchen ſeine Thränen fordert.

Man klagt ſo viel über die Pedanterey in juridiſchen Geſchäften, und mich däucht, daß Mangel an Empfindung die Urſache der Pedanterey iſt. Wenn es denkende Köpfe gibt, und Aufmerkſamkeit und Fleiß, ſo werden Pedanten verſchwinden. Mancher klagt über die Trockenheit im juridiſchen Fache, und der erregt bey mir Argwohn, daß er ſeinen Kopf nicht zu den Geſchäften mit ſich bringe, oder daß ſein Herz hierbey eine ſehr ſchlechte Rolle ſpiele. Der Philoſoph, der Menſchenkenner findet in dem Felde der ausübenden Rechtsgelehrſamkeit häufige Nahrung für ſeinen forſchenden Geiſt. Man hat Gelegenheit, die Tiefe des menſchlichen Herzens zu ergründen, und ſeine Geheimniſſe aufzudecken; allein dieſes fordert ein empfindſames Herz und einen gebildeten Verſtand, und Kenntniß der Gelehrten des Alterthums, mit welchen unſern Geiſt die ſchönen Wiſſenſchaften allein auszubilden im Stande ſind.

Der natürliche Zweck und die Pflicht eines guten Sachwalters iſt ſo heilig, als die Pflicht des Richters, und ſie erfodert die nähmlichen Kenntniſſe und Tugenden. Er muß den ſtreitenden Partheyen, die ihn um Rath fragen, das Recht und Unrecht ihrer

Sache nach den Regeln des Rechts und der Billigkeit erklären können; er muß ihnen die Wege anzugeben wiſſen, ſich Recht verſchaffen zu können; er muß ſie der kräftigſten Mittel belehren, wie ſie allen Arten von Chicanen und Kunſtgriffen von Seite ihrer Gegner vorbeugen können, und er muß ihnen alle unnöthigen Proceßkoſten erſparen.

Aus dieſem richtigen Geſichtspunkte betrachtet, muß ein Sachwalter eine treffliche Theorie von der Rechtsgelehrtheit, eine große Einſicht in die Geſetze, eine vollkommene Kenntniß von dem, was man den Weg Rechtens nennt, oder von der Art und Weiſe, den Proceß zu führen, beſitzen; er muß die Chicanen, die Kunſtgriffe und Schlingen, durch welche entweder ungerechte Richter, oder liſtige Advokaten der Gegenparthey das Recht verkehren, oder unkräftig machen könnten, genau kennen, um im Stande zu ſeyn, die erforderliche Behutſamkeit entgegen zu ſetzen, und endlich fodert man von ihm eine Ehrlichkeit und Rechtſchaffenheit, die alle Prüfungen aushält. Dieſe wichtigen Pflichten zeigen die Wichtigkeit ſeines Amtes, und welche Bildung des Herzens der Staat von ihm fordert.

Welches elende Geſchöpf iſt in den Augen des Vernünftigen der Mann, der ſeine ganze Wiſſenſchaft in Geſchwätz, oder übertäubenden Lärmen ſetzt, der ſeinen Kopf mit juridiſchen Sprichwörtern anfüllt, der ſonſt vom Verſtande ſo leer iſt, als ſein Herz an Empfindung. Vor dem Pöbel, der ihn nicht verſteht, gibt er ſich die Miene des Rechtsgelehrten; der gemeine Mann bewundert ſeine lateiniſchen Zauberſprüche und glaubt, daß er die Gerechtigkeit zum Vortheile ſeiner Sache beſchwören werde. So wird der Unerfahrne überraſcht, und in den Abgrund der Chicanen, und der verderblichſten Unkoſten geſtürzt. Iſt nicht ſo ein Mann eben ſo gefährlich, als es Räuber im Staate ſind? Menſchenliebe, Uneigennützigkeit müſſen den Charakter eines Sachwalters auszeichnen; denn wer vertheidigt den Elenden, den Unterdrückten vor Gericht, wenn es nicht Männer gibt, die aus Menſchenliebe, und ohne Eigennutz dienen? Es leidet die Menſchheit und das Gefühl empfindſamer Weſen, wenn man Härte der Seelen bey denen findet, die unſre Unterſtützer ſeyn ſollen.

Mit zitternder Hand verläßt der Bauer ſeinen Pflug, ſchleicht am Stecken gebückt in die Stadt, und ſucht Hilfe gegen die Bosheit des Unterdrückers. Unbekannt wie ein Fremdling, fragt er, wo Gerechtigkeit wohnt, ſieht zweifelhaft jeden Pallaſt ſtaunend an, und glaubt, ſie in prächtigen Gebäuden zu finden. Nun weiſet ihn ein gütiger Menſch, der arm, wie er iſt, zu den Hörſälen der Richter. Hier ſagt er, guter Freund! mußt du deine Klage anbringen, aber weine, lärme, ſchreye an den Schwellen der Gerechtigkeit, man wird dich nicht hören; du mußt einen Sachwalter haben, der dem Richter deinen gerechten Handel vorträgt. Stille Freude ſtrömt bey dieſem Ausdrucke durch die redliche Seele des Alten, der ſein Leben ländlich verträumte, und Städte und ihre Gewohnheiten noch nicht kannte. Nun bin ich glücklich, ſagt er bey ſich ſelbſt, wenn es Männer gibt, die meine Sache vertheidigen; ich kann alſo wieder zu meinem Weib und meinen Kindern zurückkehren, und meine Sache wird doch gehen.

Voll dieſer ſüßen Träumereyen läßt er ſich das Haus eines Sachwalters weiſen; klopft begierig an der Thür ſeines Erretters, und glaubt mit dem redlichſten Herzen, auch redliche Menſchen zu finden. Aber wie ſchrecklich wird deine Täuſchung ſeyn, wenn du von deinem Traume erwachſt, unglücklicher Alter! und wenn du keinen ehrlichen Mann finden ſollteſt, der Menſchenliebe beſitzt! Dann fließen deine Thränen vergebens; deine Vorſtellungen ſind ohne Gewicht, und deine Rechte ohne Nachdruck; man wird Geld von dir fordern, und ſollteſt du das Brod aus den Händen deiner hungrigen Kinder reißen; dann kannſt du ausgeſaugt von deinem Räuber unter dein zerriſſenes Strohdach wieder elend zurückkehren, und auf deinem Sterbebette mit der gerechteſten Rache ohne Rettung verhungern. Die beleidigte Natur wird zwar gerechte Flüche zum Himmel über den Scheitel des Böſewichts wünſchen, der dir durch ſein Recht mehr Schaden zugefügt, als das Unrecht dir zuzufügen im Stande war; aber vergebens ſind dieſe Flüche für dich, der du zum Opfer der Bosheit der Menſchen wardſt.

So abentheuerlich das Bild eines ſolchen Mannes iſt, ſo edel, ſo ſchön und erhaben ſind die Züge des rechtſchaffenen Sachwalters; ſeine Beſchäftigungen ſind die Beſchäftigungen des Menſchenfreundes *); er ſucht Menſchen mit Menſchen auszuſöhnen, Eintracht herzuſtellen, wo Irrthum die Urſache des Zwiſtes war; er dient der gerechten Sache, und haßt die Unterdrückung. Menſchenliebe beſeelt ſeine Schriften, Natur iſt ſeine Schreibart, und kernhafter, nerviger Ausdruck ſeine Stärke; Wahrheit ohne Beſchimpfung und Freymüthigkeit ohne niedrigen Zwang belebt ſeinen Vortrag. Der Weiſe findet Vergnügen in ſeinem Umgange, der Bürger ſeine Zuflucht, und der Bedrängte ſeine Beſchüt-

---

*) Avocats! rendes-vous utiles aux malheureux; vous le pouvez; gardez-vous de sacrifier à un vil intétêt le plaisir d' être blenfaisans; jamais la fortune ne peut consoler une honnête homme de cette perte. Combien serait respectable celui de vous dont on dirait: voilà l'Agent de tous les malheureux! Mais s'il en ètait quelqu'un qui laissât le pauvre à sa porte, et ne voulût servir que le riche, je vous le d'enonce, vengez la justice, et l'humanité, laissez lui son or, mais accablez le d'opprobres. Discours de Mr. S **

zung. Er iſt ein Mann, welcher der Liebe des Fürſten, der Hochachtung des Staats und des Beyfalles des gemeinen Weſens, und jedes Weltbürgers würdig iſt, und mit dieſer Bildung des Herzens kann man mit Ulpian von ihm ſagen, daß dieſer Mann dem gemeinen Weſen ſolche Dienſte erweiſe, als hätte er ſein Vaterland durch herrliche Schlachten gerettet, und das Wohl des Staats durch Vergießung ſeines Bluts rühmlich erkauft.

Wie edel iſt alſo der Geiſt, der durch würdige Empfindungen beſeelt, den Antrieb zum Großen fühlt und zum gemeinſchaftlichen Wohl der Menſchen gemeinſchaftlich beyträgt; der den großen Endzweck der Beſtimmung des Menſchen und ihre thätige Wirkung zur allgemeinen Glückſeligkeit denkender Weſen kennt, dem jeder Menſch darum werth iſt, weil er Menſch iſt, und bey dem Jeder gleiche Anſprüche auf ſeine Großmuth hat, weil wir Alle als gleiche Mitbürger der Welt von dem ewigen Schöpfer der Sphären auf dieſe Erde geſetzt ſind.

So empfindet und ſo fühlt der Mann, der ſein Herz durch Erlernung der ſchönen Wiſſenſchaften gebildet hat, und ſo wird Jeder fühlen, der ſich die erſte und wichtigſte Wiſſenſchaft, die Bildung des Herzens, angelegen ſeyn läßt, und die Handlungen des Geſetzgebers, des Richters und des Sachwalters werden unumſtößliche Beweiſe ſeyn, daß die ſchönen Wiſſenſchaften auch den höchſten Einfluß auf die Rechtsgelehrſamkeit haben.

Bürger des Vaterlandes! Es bleibt uns nichts mehr übrig, als dieſen feſtlichen Tag noch zu feyern, da wir unſre Herzen der Liebe des Fürſten und unſrer Mitbürger weihen. Können wir wohl herrlichere Geſchenke zum Throne des Gütigſten der Regenten bringen, als Geſchenke, die würdig ſeiner Größe und ſeiner Güte ſind?

Bayern! laßt euren Stolz noch ferners die Rechtſchaffenheit ausmachen! Bildet eure Herzen zur würdigen Größe und zeiget der Nachwelt, daß ihr der Gnade des Himmels nicht unwürdig waret, der euch einen Weiſen zum Fürſten gab. Verſchönert die Welt und die Werke der Schöpfung durch menſchenfreundliche Handlungen! Unendliche Segenswünſche ſteigen aus euren Herzen für den Beſten der Fürſten zu dem ewigen Vater der Welten empor, und der Nahme **Karl Theodor** ſoll ewig in eurem Herzen bey dem Nahmen des Rechtſchaffnen, des Weiſen, und des Menſchenfreundes gefunden werden! Er, der Beſchützer der ſchönen Wiſſenſchaften, ſey ewig Bayerns Stolz, und fremder Länder Bewunderung!

II.

Von der Achtung,

die man
dem gemeinen Manne ſchuldig iſt.

Eine
Rede für's Vaterland.

Pour faire des heureux vous occupéz l'Empire,
Astres de l'Univers, votre éclat est pour vous.
Mais, de vos doux rayons l'influence est pour nous.

Rex.

Wenn der Tag, der dem Fürſten gefeyert wird, der Tag der Erinnerung ſeiner Wohlthaten iſt, und wenn ſeine Lobeserhebungen nur Erzählungen von den Glückſeligkeiten ſeiner Völker ſind, o! wie muß der Morgen ſchön ſeyn, der dieſe feyerlichen Auftritte verkündigt.

Die Lerche wachet noch nicht, noch bedeckt Schatten die niedrigen Hütten, und der Landmann verläßt ſchon ſein Lager; er erwartet mit Ungeduld die aufgehende Sonne, und Segenswünſche für das Wohl ſeines Fürſten ſteigen ſchon aus ſeinem fühlenden Herzen zu den Wolken empor; die Sonne vergoldet endlich die Spitzen der Berge, wie Weihrauch dampfet der Thau von dem Opferherd der Natur zum Himmel, und bey dieſer erſten Scene des Tages ſtehen Greiſe mit ſchneeweißen Haaren, und Jünglinge mit wallendem Blute verſammelt und rufen mit vereinigter Stimme dem aufgehenden Geſtirne entgegen — O! glänze, glänze noch lange über das Haupt unſers Fürſten; ein zehnfacher Wiederhall wiederhohlt dieſen Ruf, und ein wohlthäter Cherub trägt ihn bis zum Throne des Ewigen hin. Töne der Freude erſchallen in den umliegenden Dörfern; mit ländlicher Muſik zieht die Jugend des Dorfes mit Blumen in den Haaren zum Tempel hin, wo ſtumme, heilige Andacht jede Seele erhebt, die, zur Erde geſenkt, den Allgütigen anbethet.

Solche Tage werden guten Fürſten gefeyert und ſolche Tage feyern Bayern ihrem Theodor.

Es waren Zeiten, in denen die Völker Ehrenſäulen ihren Fürſten errichteten; in Marmor gehauen ſtanden ſie da in den Reihen der Trajane und Weihrauch düftete in den Tagen ihres Gedächtniſſes. Geführt durch die Hand ſeines Vaters, trat der Jüngling mit Muth einher, ſah mit unverwandtem Blicke die Züge des großen Mannes an, der die Krone trug, und durch ſein begieriges Auge drang Vaterlandsliebe in ſeine Seele; Heldenmuth floß in ſeinen begeiſterten Säften; ſein Herz ſchlug für Tugend und Rechtſchaffenheit, und ſein männlicher Blick ſagte Jedem, der ihn anſah — auch ich will würdig werden, ein rechtſchaffener Unterthan ſo großer Fürſten zu ſeyn. Dieſer mächtige Entſchluß wurde vom Vater zum Sohne gebracht; die Zeit verzehrte den Marmor; die Bilder der Fürſten ſtürzten ein, aber ihr Andenken war noch in den Herzen der Unterthanen verewigt und ſie überzeugten die Nachwelt, daß nicht die Hand des Künſtlers, ſondern das Herz des Bürgers allein im Stande iſt, die Tugend des Fürſten mit ewigem Nachruhm zu lohnen.

Schön erliſcht der Tag, welcher der Tugend geheiligt wird, mit Majeſtät kehrt er in den Schooß der Ewigkeit zu jenen hunderten der Tagen zurück, die entweder mit goldenen Buchſtaben in der Tafel der Ewigkeit glänzen, oder mit dem eiſernen Griffel in Bley zur Schande der Menſchheit auf ſelbe gegraben ſind. So ſchön, als der Tag hinſinkt, welcher der Tugend geweihet iſt, ſo ſchön ſoll auch der Tag hinſinken, den wir unſerm Theodor feyern, und noch prächtig ſeyn, da er verſchwindet. Götter verachten den Weihrauch, wenn ihn nicht Frömmigkeit hinſtreut, und eitles Lob heiligt die Tage der Fürſten nicht, ſondern die Tugend des Unterthans.

Einſt gab man an feſtlichen Tagen den Gefangenen Freyheit, oder Verurtheilten Gnade. Aber keine von dieſen iſt heute unſere Beſchäftigung. Der, den die Umſtände, oder ſeine Geburt an kleinere Dächer anwies, der ſoll unſere Aufmerkſamkeit reitzen; wir wollen die Hütte des gemeinen Mannes beſuchen, ihm zurufen: Freund! verlaſſe dein Strohdach, oder den Pflug, und du ehrlicher Handwerker deine Werkſtätte; komm mit uns im ſchlechten und zerriſſenen Kleid, mit Schweiß und Staub bedeckt, wie du von der Arbeit herkömmſt; dein Aufzug iſt feyerlich: du biſt mehr geſchmückt, als deckte Seide deine Glieder und Diamanten deine Stirne; in dieſem feyerlichen Putz, der der Zeuge deines Werthes iſt, will ich dich meinen Mitbürgern vorſtellen, und dein Anblick ſoll deine Anſprüche vertheidigen, die du auf unſere Achtung haſt, denn ich rede für dich, da ich von der Achtung rede, die man dem gemeinen Manne ſchuldig iſt.

Großer Fürſt, der die Würde des gemeinen Mannes kennt; der ihn hochſchätzt, und liebt; gib meinen Worten die Macht der Empfindung; laß mich bey jeder Sylbe denken, daß der Niedrige dein Kind iſt; daß ſein Wohl mit dem Deinen gemeinſchaftlich und daß ſeine Rechte auch die Deinen ſind, und die Sache der Wahrheit und vaterländiſches Gefühl wird die Schwäche des Ausdruckes erſetzen.

⁂

Alle Menſchen waren zu einem Endzweck erſchaffen, als wir den Schooß der Natur verließen; als ein ewiges Weſen uns ſchuf, war die Seligkeit ſeiner Geſchöpfe der große Entwurf der Schöpfung; nackt liefen wir umher, aus dem nähmlichen Stoffe von der Gottheit gebildet, kannten wir keine Vorrechte vor unſern Brüdern; der Nahme des Fürſten, des Gewalthabers war unbekannt; nur wußte man von dem Nahmen des Menſchen.

Der Hang zur Geſellſchaft erſchaffener Weſen brachte aber bald Bedürfniſſe hervor; der Trieb der Selbſterhaltung verſammelte Menſchen; es entſtanden Geſellſchaften und endlich Staaten.

Mit Vermehrung der Menſchen vermehrten ſich die Bedürfniſſe*), der Hunger trieb den Hungrigen zur Verfolgung des Wildes an, aber bald war dieſes nicht mehr ergiebig, die Menge zu nähren, und man baute die Erde und verlegte ſich auf die Viehzucht; ſo ward der Ackersmann und der Hirt.

Fleiß und Arbeitſamkeit geſellte ſich zu dem geſchäftigen Landmanne, und mit Zaubermacht verwandelten ſich verwüſtete Oerter in reizende Gegenden; dankbar lohnte der gepflügte Acker mit zehnfachem Segen, und der Arbeitſame wurde der Schöpfer ſeines eigenen Glückes; Einfalt der Sitten und Unſchuld folgten dem Pfluge, und lagerten ſich in niedrige Hütten.

Da war nun der Mann, der von der Natur gelernt hatte, mit Wenigem zufrieden zu ſeyn; heitere

---

*) »Die Kenntniß eines Vortheils erwecket Begierde nach andern Vortheilen, die am Ende wahre, oder eingebildete Bedürfniſſe werden. Der Gedanke Bedürfniß erzeugt den Gedanken Befriedigung, aus dem die Mittel fließen ꝛc.« Abhandlung über die Stärke des Menſchen im geſellſchaftlichen Stande. S. 11.

Der Verfaſſer dieſer edlen Schrift iſt der durch ſeine ſchönen Schriften und mächtigen Ausdrücke bekannte Graf Savioli Corbelli. Sie iſt zu finden in dem Band der Abhandlungen der bayeriſchen Akademie in München von der Claſſe der ſchönen Wiſſenſchaften.

Luft umwehte ſein kleines Haus; keine anſteckenden Dämpfe, die nur den Städten gemein ſind, vergifteten ſeine Lunge, der Hunger würzte ſeine ungekünſtelten Speiſen, die er unter dem Geſang der Vögel genoß im Schatten wohlthätiger Bäume.

Dieſes war das Glück des Ackermannes, und die ſelige Wonne des Hirten, bis der Menſch mit ſeinem Glücke unzufrieden die Schätze der Natur verließ, die Erde durchwühlte, in Abgründe ſtieg, und nah an den Pforten der Hölle Gold und mit ſelbem ſein Verderben ausgrub.

Eigennutz, Habſucht, Tod und Verwüſtungen traten mit den ſchädlichen Metallen aus ihren Grüften hervor, und Mordſucht in der Geſtalt eines fürchterlichen Geſpenſtes gleitete in nächtlicher Stille durch die bereits verdorbenen Fluren; der ſchwarze Rauch ihrer blaßbrennenden Fackel verkündigte der Gegend ihre Verderberinn, und Menſchenblut floß, durch die Hand des Menſchen vergoſſen; der Ackersmann weinte in einſamen Wäldern über die verdorbene Saat, und kriegeriſche Helden prahlten ſich mit ihrer Wuth, und die Urſache ſeiner Thränen zu ſeyn. *)

---

*) »Voila un homme, qui se tue à travailler pour nourrir ses semblables, et cet homme est ignoré ou méprisé: car tel est le sort de tous les cul-

So wurde einſt die Menſchheit beleidigt, und Tyrannen zeichneten die Tage, wo Blut floß, als die rühmlichſten ihres Lebens auf, die die Menſchheit wünſchte auf ewig vergeſſen zu haben; allein auch unter den Haufen von Leichen ſchwang ſich noch menſchliches Gefühl wieder empor; es verſammelte der Menſchen rohes Geſchlecht wieder in Hütten und feſſelte die Hände der Bosheit durch weiſe Geſetze.

Gütige Menſchen beherrſchten die Länder und man achtete den Mann wieder, der beym Pflug und bey der Heerde war.

---

tivateurs dans la plus grande partie du monde connu.

En effet, nos premiers Legislateurs (si toutefois ils méritent ce grand nom) étoient à peine des hommes. C'étoient au moins des barbares, qui, n'ayant que l'esprit de rapine, et de conquête toujours armés, toujours prêts à desoler les peuples, ne prenoient que le tems de faire des loix militaires, c'est-à-dire, des loix destructives; et traitoient de barbare la plus ancienne, la plus noble, et la plus utile des professions. Ainsi je ne dois pas m'étonner que des gens qui faisoient consister l'honneur, et la gloire à savoir égorger des hommes, ayent abhorré ou méconnu un art, qui donne du pain à l'univers. Des Hommes Ouvrage de Sentiment. Pag. 120. et 21.

Bald wurden ordentliche Geſetze für den Ackerbau und für die Viehzucht gegeben, und man hielt den Stand, der die andern nährte, nicht für erniedrigend. Die Weiſen verfloſſener Jahrhunderte erhoben den Stand des Landmannes durch die prächtigſten Ausdrücke. Weiſes und glückliches Leben ſuchten ſie bey dem Bauer, und Aufrichtigkeit und Gerechtigkeit in ſeinen Haynen.

Da Schwelgerey, Ungerechtigkeit und Gewalt des Menſchen Seele in Städten verdarb, ſuchte der Dichter die Tugend wieder auf dem Lande, wo das harte und arbeitsvolle Leben die Laſter vertilgte, und wo die Gerechtigkeit ihren Aufenthalt ſuchte, als ſie die Palläſte verließ, in denen kaum mehr ihr Nahme bekannt iſt. Glücklicher Landmann! ſang Virgil: bey dir herrſcht ſtiller Friede und Einfalt der Sitten; Ruhe erwartet dich in fruchtbarer Wohnung und Lohn der Tugend in kühlenden Schatten.

So ward der Mann wieder gelehrt, der durch ſeinen Schweiß Tauſende nährte, und ſo war ſein Glück von Dichtern beſungen; allein ſein glückliches Schickſal war von kurzer Dauer; der Hochmuth in Städten erſann unnütze Künſte; Schwelgerey und Wolluſt entnervten die Männer; es entſtanden faule Weichlinge, und der würdigſte Stand wurde bis zur Verachtung herabgeſetzt; Arbeit, die einſt Verdienſt war, war nun eine Beſchäftigung für Sclaven; nichts thun, den Schweiß des Elenden verzehren, mit Undank verehren, hieß groß ſeyn, und ſo ſchwangen ſich Müßiggänger zum unerſättlichen Reichthum hinauf, und bey ihren Füßen ſchmachteten die, die ihn verdienten, in Armuth. Es war Ungerechtigkeit gegen die Menſchen, die die Länder verwüſtete, die den Elenden, wie den Böſewicht zum Pflug verdammte, ihn der brennenden Sonne und der ſchneidenden Kälte preis gab, und ihm dann Alles wieder raubte, was er erwarb. Weiſe Geſetze bemüheten ſich vergebens, den Armen wieder in ſeine Rechte einzuſetzen; man ſchrieb, man geboth, aber vergebens: noch in unſern Tagen iſt der gemeine Mann nur von manchen Einzelnen geehrt; der allgemeine Haufe des müßigen Pöbels verachtet noch immer den, deſſen Würde er mißkennt.

Ihr, die ihr den Geringen verachtet, haltet mit eurem Hochmuth zurück, lernet euch ſelbſt bevor, und den Niedrigen kennen, dann erzählt eure Verdienſte; ich will die ſeinigen ſagen, und Unpartheylichkeit ſoll das Urtheil über uns ausſprechen, wer Würde und wer Verachtung verdient.

Noch deckt Schatten das Land, und die Sonne iſt noch weit von unſerm Geſichtskreiſe entfernt; Ruhe herrſcht in den Städten; Alles ſchläft noch; nur der Landmann wacht ſchon, und harte Arbeit erwartet ihn in den Scheunen; Stunden verfloßen ſchon unter ſeiner geſchäftigen Hand, bis der Schlaf die Städte verließ, und der Hammerſtreich in den Gaſſen erſchallt, und den wachenden Handwerker verkündigt.

Türkiſche Getränke dämpfen in Palläſten, die der Müßiggänger beym Nachtiſche verzehrt, und ſchwarzes ſchimmelndes Brod und ungeſchmalzene Suppe iſt der Lohn des Morgens für den arbeitenden Landmann.

Unbeſchäftigt eilen die Stunden für den Höfling dahin, dem Putz und den Kleidern geweiht, und da der gemeine Mann, von der Sonne geſengt, ermüdet am Pfluge hinſinkt, ſitzt der Stutzer an der Seite eines albernen Mädchens in ſchattigen Alleen und verſumſet die Zeit mit abgeſchmackten Romanen. Endlich hebt er ſich auf und reicht den Arm ſeiner Schönen. Mit gemeſſenen Schritten tritt er langſam auf dem Pflaſter dahin und geht in den Tempel; nicht dort dem Ewigen für ſein Daſeyn zu danken, ſondern um ſein ſchimmerndes Kleid zu zeigen, oder der Wolluſt zu fröhnen.

Kaum tönt im Dorfe die ländliche Glocke, ſo verläßt Jeder, wer kann, ſeine Arbeit und eilt mit verdoppelten Schritten dem Heiligthum zu; da herrſcht heilige Ehrfurcht im Tempel und unſchuldige Herzen danken der Gottheit für ihre Schöpfung. Wünſche aus fühlenden Seelen für das Wohlſeyn des Fürſtens ſteigen zum Himmel, und man kehrt wieder nach geendigtem Gottesdienſte mit ſtiller Ehrfurcht zurück. Da wird der Ort der Religion nicht zu Liebesintriquen beſtimmt, und die Stunde des heiligen Gebethes nicht durch Thorheit entheiligt.

Die Sonne iſt nun am Mittag; im Kreiſe ſeiner Kinder ſitzt der Landmann am Tiſche, und verzehrt ſchwarzes Brod; zufrieden dankt er dem Himmel für das reine Waſſer, das ſeine durſtende Kehle erfriſcht, und eilt wieder zur Arbeit.

Lange iſt ſchon die Stunde des Mittages in den Städten vorüber, und noch rauchet die Küche von treſlichen Speiſen; was Geſchmack und Wolluſt erſann, iſt auf den Tafeln des Reichen, und Reben aus Cypern, ſchäumen in vergüldeten Bechern;*) ſtundenlange ſchmauſt man dahin, und ſchwätzet und lärmet, und endlich wird Gefühl und Vernunft unter Speiſen begraben, oder in Bechern verſenkt, bis des Abends erfriſchende Lüfte die vertrunkenen Lebensgeiſter wieder zur neuen Wolluſt erwecken.

---

*) Le luxe nourrit cent pauvres dans nos villes, et en fait périr cent mille dans nos campagnes. L'argent, qui circule entre le mains des riches et des artistes, pour fournir à leur superfluité, est perdu pour subsistance du laboureur; et celui-ci n'a point d'habit précisement, parce qu'il faut du galon aux autres. Le gaspillage des matieres qui servent à la nourriture des hommes; suffit seul pour rendre le luxe odieux à l'humanité. Il faut du jus dans nos cuisines; voilà pourquoi tant des malades manquent de bouillon.

Endlich ſteigt der Abend von den Wolken herab, und findet den Landmann, wie er mit Staub und Schweiß bedeckt in ſeine Hütte zurückkehrt.

Blöckende Heerden eilen zum Dorfe, und geſchäftige Mädchen preſſen erfriſchenden Trank aus milchvollen Eitern: der Hirt reinigt ſein Vieh, und der Ackersmann beſſert ſeinen Pflug, oder richtet die Senſe wieder zurecht für die Arbeit des künftigen Morgens; dann kömmt die Zeit zum Gebethe, und nach verrichteter Andacht ſucht der Ermüdete Ruhe auf Stroh, oder auf dem hölzernen Lager.

Es iſt Nacht und Stille herrſcht im Dorfe, außer dem treuen Haushund iſt kein lebendes Geſchöpf mehr wach; aber in Städten glänzen noch tauſend funkelnde Lichter beym lärmenden Tanz, und ſpät in die Nacht wird geliebt, geſpielt und getrunken.

Il faut des liqueurs sur nos tables; voila pourquoi le paysan ne boit que de l'eau. Il faut de la poudre à nos perruques; voilà pourquoi tant de pauvres n'ont pas de pain. J. J. Rousseau.

Endlich kehrt der Schwärmer, vom Schlafe und vom Wein halb berauſcht, auf ſein Zimmer zurück, wirft ſich mürriſch auf ſein Ruhebette hin, und dieſes iſt der Zeitpunkt, in dem ich ihn erwarte.

Du! wer du immer biſt, mein Freund! der du wieder einen Tag deines Lebens verſchwendet haſt, ſieh zurück in die verfloſſenen Stunden und berechne nun deine Verdienſte mit den Verdienſten des gemeinen Mannes, den du verachteſt. Wie haſt du als Menſch, als Bürger, als Chriſt den Tag verlebt? Sage, was ſind deine Verdienſte? Der Wolluſt, dem Trunk, dem Schlaf und dem Spiel haſt du deine Stunden geweihet, und nennſt du dieß Verdienſte? O ſchäme dich, vernünftiges Weſen! Lerne deine Pflichten von dem Niedrigen, den du verachteſt; ſiehe da den ruhenden Landmann, wie herrlich iſt ſein Geſicht! wie ſanft ſeine Ruhe! Er hat die Pflichten des Menſchen und des Standes erfüllt, in dem er lebte; ich will ihn aufwecken; in zerriſſenem Kleide, in Lumpen gehüllt, will ich ihn an deine Seite ſtellen, und die Vernunft ſoll entſcheiden, ob dieſer Mann nicht ein Gott gegen dich iſt? Der Tugend Bild ſtrahlt in ſeinen Zügen und des Laſters Spuren ſind im deinigen. O verlaſſe den Pfad, den du gehſt: er führt zum Verderben, und willſt du ihn nicht verlaſſen, ſo ſey doch gerecht und bekenne, daß der Niedrige deiner Achtung würdig ſey. Setze dich nur einige Augenblicke an ſeine Stelle; betrachte die ſchlechte Hütte, die Winde und Stürme durchbrauſen, und die kaum im Stande iſt, ihn vor der Kälte zu ſchützen; verkoſte ſein ſchwarzes Brod, ſeine ungeſchmalzene Suppe, gehe mit ihm zu Acker, laß dich von der Sonne brennen, und erſtarre vor Froſt und vor Kälte; ziehe den Pflug, oder hüte die Heerden, wenn der Platzregen fällt, wenn Blitze glühn, Nacht die Dörfer umhüllt, und der Hagel mit dem Donner herabſtürzt; dann, wenn dein ganzes Kleid von Näße durchdrungen iſt, wenn ſchaudernde Kälte bis in die Gedärme dringt und deine dürſtende Zunge nur mooſiges Waſſer zum Labſale hat; dann ſage, ob das Schickſal des gemeinen Mannes gut iſt, und ob er nach allen Mühſeligkeiten, die er erduldet, unſere Verachtung verdienet? Iſt er nicht auch Menſch, wie du biſt? fühlt er die Kälte nicht, wie du ſie fühlſt? nagt der Hunger nicht ſeinen Magen, wie den deinen? O Barmherzigkeit für den Armen! Du haſt Mitleid, wenn dein Hund im kalten Winter vor deiner Thüre heult, und du ernährſt ihn doch, und du willſt kein Mitleid mit deinem Weſen haben, das dich ernährt! Wie wenig verlangt der gemeine Mann von dir, nichts als was ihm gebührt. Gib ihm die Achtung und er iſt reich in ſeiner Armuth, wie du arm bey deinen Schätzen biſt. Du kannſt ihm nichts geben und er gibt dir Alles; nimm dein Gold und deine Edelſteine, verſperre dich in Gewölbe von Schmuck, und du wirſt mit deinem Reichthum noch arm ſeyn, wenn der gemeine Mann den Acker verläßt; der hat die Schätze der Natur, das Glück der Menſchen in Händen. Du haſt nichts, als elende Bedürfniſſe, denen die Schwelgerey den unverdienten Nahmen von Schätzen gab, und die bisher noch zu nichts nüzen, als den Menſchen elend zu machen.

Der Arme verlangt nichts von dir als Achtung; er iſt mit ſeinem Schickſale zufrieden; er will elend ſeyn, für dich elend ſeyn, aber nur laſſe ihm ſein Elend nicht fühlen. Er iſt mit ſeinem ſchwarzen Brod vergnügt und beneidet dich nicht um deine Braten, nur ſollſt du ihn als Menſch nicht verkennen, und kannſt du wohl taub zu dieſer Stimme ſeyn, ſo laſſe dein Herz doch durch Mitleid bewegen; ſiehe den Elenden, wie er ſeinen harten Biſſen Brod in die Thränen eintaucht, die du aus ſeinen Augen gepreßt haſt. O Grauſamer! Iſt dieſes der Lohn ſeines Fleißes, iſt Dankbarkeit wohl ein Gedicht, und menſchliches Gefühl ein Spielwerk für Menſchen? Der Tiger iſt ſelbſt dem dankbar, der ihm täglich die Speiſe reicht, und du willſt dieſen Trieb in deinem Buſen erſticken, den die Natur den Thieren gab.

Lerne Menſchlichkeit in den niedrigen Hütten und Güte von dem, dem du ſie verſagſt. So arm der gemeine Mann iſt, ſo gütig iſt ſeine Seele; Gaſtfreyheit herrſcht noch bey ihm und Liebe des Nächſten.

Wenn dich je die Nacht übereilt, oder wenn du auf Irrwege durch die Dunklheit geführt wirſt, ſo ſuche Hülfe bey dem Armen; klopfe an der nächſten Hütte an, der Bauer wird ſein Lager verlaſſen; er wird dich aufnehmen; ſeine Milch und ſein Brod mit dir theilen und bis zum Morgen dir den beſten Ort ſeiner Hütte anweiſen, und dieſes Alles iſt ihm ſo ganz Natur, daß er nicht einmahl einen Dank von dir fordert. O wie beſchämt mußt du da ſtehen, wenn du einen Blick auf die Städte zurückwirfſt! wo du ſolche Herzen kaum findeſt, und wo man doch täglich von Gefühl und Menſchenliebe ſpricht und ſchreibt, aber nicht handelt.

Die Ausübung der Tugend ſcheint überhaupt nur für den Gemeinen zu ſeyn; der Reiche lieſt nur den Nahmen der Tugend im Buche, oder ſieht ſie auf dem Theater ſpielen und gibt ihr zuweilen den Beyfall, wie man prächtigen Bildern den Beyfall gibt, die zur Parade da hangen und nicht unſer Eigenthum ſind.

Wenn feſtliche Tage im Dorfe die Freude des Landmanns verkünden, o wie iſt Alles Aug' und Herz, wenn man dieſe guten Leute beſucht; friſche Milch und ländlicher Käſe iſt auf dem bereiteten Tiſch, wo der Greis mit Kindern umringt da ſitzt, ſich auf dem Stock aufhebt und dem Eintretenden auf das Wohl unſeres Landesvaters zutrinkt.

Thränen ſtehen dem Menſchen im Auge, der Gefühl hat, wenn er ſo am Tiſche zehn ehrliche Männer herumſitzen ſieht, die bey einer Maaß Bier ihr Elend vergeſſen und ganz fürs Vaterland ſind.

Ihre Miene iſt heiter wie Sonnenlicht; keine Tücke ſetzt Verſtellung an ihre Stirne; einfältig wie die Natur iſt ihr Herz und rechtſchaffen ihre Seele; Muth wallt mit bayeriſchem Geblüte in ihren Adern, bereit, jede Stunde den letzten Tropfen für ihren Fürſten zu geben.

O Brüder des Vaterlandes! Laßt euch umarmen, ich will die Luſt fühlen, rechtſchaffene Männer an meinen Buſen zu drücken, und von euch wahres Vergnügen des Herzens lernen, das oft ſelbſt der Höfling nicht kennt.

Brüder! glaubt mir, ihr ſeyd groß in euren Hütten, wenn ihr edel denkt; o ſo laßt dem Reichen ſeine Palläſte, beneidet ihn nicht, er iſt ein Sklave ſeines Herzens. Ihr ſeyd arm, aber euer Gewiſſen kränkt euch auch nicht mit Schätzen, die durch Waiſenblut und Thränen der Witwen erkauft ſind. Keine Untreue gegen euren Fürſten, oder Verrätherey gegen das Vaterland martert in ſanfter Ruhe eure Seele; ihr ſchlummert in Unſchuld und könnt ohne Furcht ewig fortſchlafen, oder wieder vergnügt am Morgen zu dieſem Leben erwachen.

In deinen Armen, ehrlicher Landmann! fühle ich mein ganzes Glück. Hochmüthiger! kannſt du wohl noch den Niedrigen verachten, da ſieh! lerne die Züge der Ehrlichkeit kennen; betrachte dieſes Geſicht! Hier hat Wolluſt und Laſter noch nicht Gottes Ebenbild verdorben; noch ſieht eine unverfälſchte Seele aus dieſen Augen, und Majeſtät der Tugend mit Sanftmuth vereinigt, ruhet an dieſer Stirne, die die Sonne geſchwärzet hat; in ſeine Hand hat die Arbeit ſeinen Fleiß in Furchen geſchrieben, und harte Züge zeichnete in ſelbe der Pflug zum Denkmahl unſerer Erhaltung.

Stolzer! krieche in den Staub vor dieſem herrlichen Bilde. Du haſt nichts als ein Kleid, das dich ziert, und Achtung, die man dir zollt, iſt die Achtung gegen deine Dukaten. Zerreiße dein Kleid; verliere deinen Beutel und du biſt ein elender Bettler.

O ihr! die ihr mit euren Tauſenden nicht leben könnt; die ihr das Geld für Nichts haltet, weil ihr nicht gelernt habt, es zu verdienen, kommt mit mir und ſehet die Verwüſtung an, die die Folge eurer Schwelgerey iſt; ſehet! wie durch beſtändige Abgaben der ehrliche Mann ausgeſaugt da ſteht; ſeinen letzten Kreuzer hat er euch bereits gegeben, den ihr wieder verſchwelgt habt, um einen neuen zu fordern. Nun iſt die Frucht verkauft, der Lohn ſeines Schweißes; er ſoll wieder geben; er kann nicht, und ſein Vieh wird ihm vom Hauſe getrieben; er hat nichts mehr, als eine zerfallene Hütte; eine einzige Geiß, die mit ihrer Milch ſein kleines Kind nährt: aber auch dieſe wird ihm verkauft; man verſtößt ihn vom Hofe, und nun iſt er mit Weib und Kindern in Armuth. Er fleht, er bittet, man hört ihn nicht — Niemand als der Himmel hat Erbarmen, und die Unſchuld ſeines Herzens muß die Stärke in ſeinem Elende ſeyn.

Ihr, denen der Fürſt das Wohl ſeiner Unterthanen anvertrauet hat, wenn menſchliches Gefühl je in eurer Seele gewohnt hat, o ſo lernet die Würde des gemeinen Mannes kennen. Ihr werdet ihn achten; ihr müßt ihn achten; in dieſem heiligen Tage, der eurem Fürſten gefeyert wird, beſchwöre ich euch darum, denn jeder Unterthan im Staat iſt der Unterthan unſers gütigen Theodor, und wer getrauet ſich, einen unſerer Brüder zu mißhandeln?

Unſer gütigſter Regent iſt der Vater jedes Unterthans, und der verdient den Nahmen des Bruderſchänders, der ſeinen Mitbruder beleidigt; laßt uns heute Adel und Stand vergeſſen, und nichts als Unterthan ſeyn. Allgemeine Liebe zum Fürſten ſoll den Großen, wie den Niedrigen auszeichnen, und den Tag verherrlichen, an dem wir einen Vater feyern, der uns gemeinſchaftlich liebt.

III.

Von der
Wirkung der Religion
auf die
Wiſſenſchaften
und der
Wiſſenſchaften auf die Religion.

Eine Rede
über die
Gegenwart Pius VI.
in München.

Faux sages, faux savans, indociles Esprits
Un moment, fiers mortels, suspendéz vos mepris.
La raison, dites vous, doit êtres notre guide.
A tous mes pas aussi cette raison préside
Sous la divine loi que vous oséz braver,
C'est elle-méme ici, qui va me captiver,
Et parle à tous les Coeurs, qu'elle invite à s'y rendre.
Vous donc qui la vantés, daignéz du moins l'entendre.

Racine.

Feyerliche Tage verdienen feyerliche Auftritte. Seltenheit war der Gegenſtand der Aufmerkſamkeit jeder Jahrhunderte, und ungewöhnliche Epochen ſtumme Verwunderung der Nationen.

Es verſammelten ſich Völker, die zum erſten Mahl ein fremdes Geſtirn über ihren Horizont leuchten ſahen, gruben das Geſicht mit ſchneller Hand in den Marmor, oder zeichneten es auf Pergament, und fühlten in ihrer Arbeit ſchon die lohnende Freude, ihren Enkeln einſt erzählen zu können: Dieſes alles ſahen wir mit eigenen Augen. Dieſer Trieb der Seltenheit herrſcht noch immer in den Herzen der Menſchen und verſammelt Greiſe am ſtillen Abend in der kühlenden Laube, um ihren Kindern Thaten und Vorfälle zu erzählen, die ſie ſahen.

So wird einſt, wenn Jahrhunderte verfloſſen ſind, der Mann mit Gefühl tiefſinnig da ſitzen, und bey dem Mondlicht ſanfte Zufriedenheit athmen, wenn ſein Herz ihm in ſtiller Einſamkeit die Erzählungen ſeiner Väter von den rühmlichen Thaten großer Männer unſers Jahrhunderts zurückruft.

Die Morgenröthe wird ihn noch in tiefen Gedanken überraſchen, und er wird ſtark, wie ein junger Löwe, zu rechtſchaffenen Unternehmungen aufwachen, und das in ſeinem Buſen fühlen, was der Mann fühlt, der edle Thaten großer Männer überdenkt. Dann wird der Großvater ſeinen Enkel zu ſich rufen und ihm ſagen: Ich will dir erzählen, was in München geſchah, als Papſt Pius VI. im Jahre 1782 ankam. Seligkeit war unſer Daſeyn; wir prieſen die Zeiten des Beſchützers der Wiſſenſchaften, der als Vater auf dem Throne ſaß, und mit Güte die Völker, ſeine Kinder, behandelte. Jeder unſrer Blicke war Freude, und jeder unſrer Athemzüge Liebe zum gütigſten Fürſten. Wie ſich der Frühling mit Blumen umgürtet, von allen Naturen gefühlt, vom Himmel herabließ: ſo blühte heitere Freude auf unſern Wangen, die jedem eintretenden Fremden verkündigte, daß wir Unterthanen eines Regenten waren, der die Wiſſenſchaften liebte.

Man hielt Freudenfeſte, und jedes Herz feyerte die Tage dieſer merkwürdigen Ankunft.

So wird man einſt ſagen, und es wäre Schande für uns, wenn man wiſſen ſollte, daß eine Akademie war, die allein keinen Antheil an dieſer gemeinſchaftlichen Freude nahm.

Dieſe Vermuthung wäre aber ein Verbrechen gegen die kurfürſtliche Akademie. Dieſe fühlt zu ſehr das Glück dieſes Tages, als daß ſie ſelben nicht für einen der wichtigſten anſähe.

O wäre es uns nur vergönnt, dieſen Tag ſo zu feyern, wie es ſeine Würde verdient, und könnte der Redner, der hier auftritt, jedes geheimſte Gefühl der Freude mit dem mächtigſten Ausdrucke ſchildern; ſo würden meine Wünſche mit den Wünſchen der Akademie vollkommen erreicht ſeyn.

Du, zu deſſen Ehre wir reden, erwarte nicht aus unſerm Munde eitle Lobſprüche, oder ungefühlte Schmeicheleyen des Redners! Was wir ſagen, ſoll ſo ganzes warmes Gefühl aus bayeriſchen Herzen ſeyn, ſeinen Werth aus der Wichtigkeit der Sache erlangen, und deinen Beyfall aus der Gemeinnützigkeit des Stoffes verdienen, den wir zum Gegenſtande wählen.

Wir reden von der Wirkung der Religion auf die Wiſſenſchaften, und der Wiſſenſchaften auf die Religion. So wichtig dieſer Gegenſtand iſt, ſo aufrichtig iſt unſre Abſicht, und wir wollen deine Ankunft mit Ausbreitung einer Wahrheit feyern, die mit Vergnügen unſre Seele, und dich mit der Freude belohnen ſoll, die Schwäche des Ausdrucks unſrer Rede in den Herzen der Menſchen durch deine Gegenwart erſetzet zu haben.

Den, der nie vom heiligen Schauer durchdrungen, das Daſeyn des Ewigen fühlte, dem nie in einſamen Stunden die am Morgen aufgehende Sonne, oder die am feyerlichen Abend an der Sphäre glänzenden Welten die Allmacht eines Gottes verkündigten, den will ich nicht fragen, was Religion ſey. Ungefühlt würden meine Worte über ſein Herz hingleiten; er würde mich anſehen, ohne zu wiſſen, um was ich ihn frage, und ſeine Handlungen würden mich überzeugend belehren, daß er dieſen Nahmen nicht kennt.

Aber den, der, in tiefer Ehrfurcht verſenkt, mitternächtliche Stunden ernſten Betrachtungen weiht, der im kleinſten Inſekt unendliche Dinge ſieht, und in verwelkenden Blumen bewunderungswürdige Größen, der ruhig tangende Meere über ſich brauſen hört, noch Freude in ſeinem Herzen fühlt, wenn der Donner in glühenden Wolken über ihn hinfährt, der, wenn der Weltbau zuſammenſtürzt, unerſchrocken unter ſeinen Ruinen daſteht, und da er in Staub hinſinkt, noch ruhig beweiſt, daß er ein unſterbliches Weſen in ſich fühle, den will ich fragen, was Religion ſey, und eine mächtige Stimme, wie die Stimme eines Cherubs, wird mir antworten: daß ſie das Band ſey, das Menſchen mit Menſchen und unendlichen Weſen verknüpft, daß ſie die ſüßeſte Hoffnung zur Tugend, den gerechteſten Schrecken dem Laſter, und den mächtigſten Troſt der Reue darbiethet, daß ſie Liebe, Sanftmuth und Mitleid dem Menſchen einflößt, und die Quelle aller menſchlichen Glückſeligkeit ſeyn ſoll.

Groß und bewundernswerth iſt der Mann, der ihren Vorſchriften folgt. Er iſt Unterthan, Bürger, Freund, jede Pflicht iſt ihm heilig, ohne Abſicht heilig. Das ſtille Bewußtſeyn der Tugend, der Beyfall des unendlichen Gottes, machen die Seele ſeiner Handlungen aus. Kein Stolz, keine Härte entzieht den Dürftigen ſeine Hülfe, keine Nachläßigkeit verſagt dem Flehenden ſeine Rettung, und kein Eigennutz raubt dem Elenden ſeine Unterſtützung. Er ſieht Jeden als das Ebenbild ſeines Schöpfers an, und der edle Gedanke herrſcht in ſeiner Seele, daß wir zum nähmlichen Endzwecke der ſeligen Ewigkeiten geſchaffen ſind.

Aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet wird die Verbindung der Religion mit den Wiſſenſchaften das Heil der Staaten.

Gemeinſchaftlich wird an dem großen Endzwecke, an dem Glücke der Menſchen, gearbeitet. Geſchäftig bereitet die Wiſſenſchaft große Entwürfe hiezu; die Religion beſeelt ſie, und es entſtehen gemeinnützige Werke.

Kein mürriſches, unfreundliches Weſen verſchließt den Philoſophen in einſame Zimmer. Thätig lehrt er an dem rauſchenden Fluß, oder in blumigen Auen, und ein gütiger Geiſt beſeelt ſeinen Ausdruck, da er die Werke des Schöpfers verkündigt. Begeiſtert erzählt beym mittäglichen Brod der Landmann ſeinen Kindern, was er Schönes von dem geiſtlichen Redner gehört habe. Von Wort zu Wort wiederholt er die prächtigen Stellen im freundſchaftlichen Kreiſe; Thränen fließen aus den Augen der Zuhörer, und fromme Entſchlüſſe erwachen im gerührten Buſen. Man verſammelt ſich Hand in Hand unter ſchattigen Linden, zärtliche Umarmungen ſöhnen Feinde aus, und nie gehörte Schwüre verſiegeln den heiligen Bund durch freundſchaftliche Küſſe. Glücklich wie in Edens Gegend, eilt jeder vergnügt zu ſeiner Arbeit zurück, kehrt am Abend mit Freude in ſeine Hütte, und göttliche Lieder erfüllen den Hain zur Ehre des Schöpfers.

Der Landmann ſingt ſeinen Kindern ein Lied, und rühmt in demſelben die Güte ſeines Fürſten. Sanfte Melodie ſeines Weibs begleitet ſeine männliche Stimme, und Liebe zum Monarchen klopft ſchon in den kleinen Herzen der Kinder. Schüchtern entfernen ſie ſich ins nahe Gebüſch, und ahmen mit unſchuldigen Lippen das Lied nach, das ihre Eltern ihnen vorſangen. Ihre kleinen Hände falten ſich zum Himmel, und lallende Stimmen flehen Segen herab über den Thron und den Regenten.

Mittlerweile ſich Eintracht und Liebe in ländlichen Fluren aufhält; herrſcht Weisheit und Güte in Palläſten. Vom Katheder werden heilige Wahrheiten gelehrt, und ſkolaſtiſcher Unſinn und unnütze Zänkereyen verwieſen. Junge Leute mit patriotiſchem Geiſt, mit Gefühl fürs Vaterland im Herzen, und allgemeine Ueberzeugung in ihrem Herzen, daß es keine Rechtſchaffenheit ohne Religion gebe.

Man verachtet den Witzling, der ſeine Größe in Verachtung der Religion ſucht, der über Wahrheiten ſpottet, die der Unendliche für Menſchen in Geheimniſſe verbarg. Der, welcher den Umlauf der Säfte eines Wurms, der zu ſeinen Füßen kriecht, nicht beſtimmen kann, der will in das Geheimniß der Ewigkeit dringen? O ſage mir, wie erwacht der Wurm wieder zum Leben, und wie verläßt er die Höhle mit bunten Flügeln? Beſtimme mir die Auflebung der Mücke, die den langen Winter durch todt liegt, oder den Umlauf der Säfte in der Pflanze, und ihre heilende Kraft, und dann, wenn deiner Vernunft nichts mehr verborgen iſt, was unter der Sonne vorgeht, dann komm, und erzähle uns von ewigen Dingen, und wir wollen dich anhören! So aber, ſo lang du noch ſchwach biſt und der Sklav einer zufälligen Minute: ſo lange du noch vor dem Tode zittern kannſt, und Ungewißheit dich am Rande der Grube erwartet, o ſo verſtumme und bekenne in deinem Herzen, daß du der Einbildung

Thor, und des Irrthums Knecht ſeyeſt! Laſſe nicht zu, daß dir die Sonne zuruft, daß ein Gott ſey, und daß dir die brauſenden Stürme verkündigen, daß der Schöpfer Geſetze dem Menſchen gab!

Mit Eörfurcht gebeugt, unterwirf dich ſeinen Geſetzen und bethe mit Unterwürfigkeit in ſelben denjenigen an, den niederfallende Engel verehren! Genieße das Sanfte der Religion, die Eintracht und Bruderliebe, und deine Sitten überzeugen denjenigen, daß der Unrecht habe, der ſie mißkennt, und du wirſt zum Engel werden, und himmliſche Luſt wird dein Umgang den Menſchen geben.

So erſchallt die Stimme gegen den Freygeiſt in Staaten, wo die Religion mit den Wiſſenſchaften ſich verbindet, und dieſe Verbindung nährt die edelſten Triebe in den Herzen der Menſchen.

Die ganze Natur eröffnet ſich zur Freude, und empfängt meine Seele in gränzloſen Luſtgängen. Entzückender Gedanke! Es iſt mir, als wenn mir Engel entgegen kämen, und mich umarmten, wenn ich mich ſo in eine Gegend hindenke, wo die Religion alle Herzen beſeelt.

Keine ſchwarze Sorge ſtört meine nächtliche Ruhe. Betrug, Verrätherey und Meineid, die ſcheußlichen Geburten des Eigennutzes, werden in ihrer Wiege erwürgt; die Bande der Familie und der Freundſchaft werden heilige Bande. Unſchuldig verlebt man die ſüßeſten Tage in den Armen der zärtlichſten Gattinn; kein Verführer entehrt meine Tochter, die Freude meines Hauſes, und kein Böſewicht macht meinen Sohn, die Hoffnung meines Lebens, zum ungehorſamen Kinde. Treue und Liebe verknüpft den Menſchen; gegenſeitiges Wohl iſt das höchſte Geſetz; der Nahme des Betrügers, des Undankbaren, des Meineidigen, des Räubers, des Mörders, des Blutſchänders ſind unbekannte Nahmen; Freunde des Menſchen, und Gottes Freunde umarmen ſich; es iſt die Welt der Zufriedenheit, und Jeder ſegnet den Tag ſeiner Geburt.

Heilige Religion! was vermagſt du auf die Herzen der Menſchen, die deine Größe fühlen! Wüſteneyen veränderſt du in blühende Gärten, Roſen blühen unter deinen Füßen, und aromatiſche Gerüche ſtärken den hinſinkenden Geiſt. Du allein fülleſt mit Stärke das Herz in jedem Vorfalle des Lebens, und bringſt heldenmüthige Entſchlüße hervor in dem Herzen des Chriſten.

Rache bewaffnet den Arm eines Feindes; zu Boden hingeſtreckt liegt der Unſchuldige da, und Verzeihung iſt auf ſeinen ſterbenden Lippen. Argliſt raubt mit Bosheit des Unſchuldigen Gut und ſeine Ehre; der Himmel ſtraft den Böſewicht mit gleichem Unglücke, und der Mann mit Religion geht hin, unterſtützt in der Armuth ſeinen Feind.

Welch ein herrliches Bild! würde der Kenner aufrufen, wenn dieſes, was ich dir ſage, ein Gemählde wäre. Ich möchte den Mahler kennen, würde jeder ſagen, der die Stärke des Ausdrucks dieſer Gemählde empfand. Und ich will euch die Künſtlerinn kennen lehren, müßte ich antworten: ſie iſt die Religion. Verachtet nun, wenn ihr könnt, dieſe heilige Schöne, und ruft gegen die Ueberzeugung eures Herzens, gegen die laute Stimme der Natur: ſie ſey nicht göttlich!

Dieſe prächtigen Gemählde ſind die der Wirkung der Religion auf die Wiſſenſchaften. Welche ſind die der Wirkung der Wiſſenſchaften auf die Religion?

Keine ſchönere Gefährtinnen kann die Welt der Religion geben, als die Wiſſenſchaften. Die Religion iſt die Stütze der Staaten; aber ihre Säulen werden erſt unerſchütterlich, wenn ſie die Wiſſenſchaften zu ihren Grundfeſten haben.

Die Wiſſenſchaften ſind Freundinen der Religion; ſie verkündigen mit der Stimme eines Herolds ihre würdige Größe; ſie ſind das, was der Schatten im Gemählde iſt, dem Licht ſeine Beſtimmung zu geben.

Ohne ſie wanket der prächtigſte Thron, den Menſchen der Religion errichten können. Die Dummheit verkennt bald dieſe edle Beherrſcherinn, ſtürzt ſie von dem Thron und ſetzt Ungeheuer an ihre Stelle. Ohne Beſchützer flieht ſie, die Geſtürzte, wie eine vertriebene Regentinn, die unglücklichen Länder, und der Aberglaube tritt in die verlaſſene Stelle.

Der dumme Pöbel fällt zu ſeinen Füßen und ſtreuet Weihrauch den abſcheulichſten Laſtern, und entweiht ſchändlich den heiligſten Namen.

Er errichtet Tempel mit der Ueberſchrift: Hier wohnt die Relion; und in ſeinen Hallen finden ſich elende Götzen von Stümpern geſchnitzt, und niedrige Sklaven, die ſie anbethen.

Rache, Menſchenfeindlichkeit, Mordſucht beſetzen die verlaſſene Stelle der Eintracht und Menſchenliebe, Fanatiker werfen ſich zu Prieſtern auf, und ſchlachten Menſchen. Da, wo ſich einſt Feinde ausſöhnten, waffnet die Wuth die Hand des Bruders mit Dolchen, und Blut fließt auf den beleidigten Altären.

Einſam in den Höhlen verborgen weint die Religion über die ſchrecklichſten Thaten, und Engel ſammeln ihre Thränen in goldnen Gefäßen zur Ehre der Menſchheit.

Die Wiſſenſchaften ſuchen ſie endlich auf, die Verbannte, und mit Majeſtät, wie eine Siegerinn, kehrt ſie mit ihnen in verwüſtete Länder zurück. Die Fühlloſigkeit flieht vor ihren Anblick aus den Herzen der

Menſchen, wie das Eis von den Bergen ſchmilzt, wenn die Frühlingsſonne die erſten Kräuter hervorruft.

Bruderliebe herrſcht wieder in der Gegend, in der ſie iſt, und der Landmann hört erſtaunend der Stimme zu, die ſo hinreißend von der Kanzel ertönt, und das Innerſte jeder Seele erſchüttert. Gerührt kehrt er mit ſeinen Nachbarn aus der Kirche zurück, und durch einen gegenſeitigen Handdruck ſagt Einer zum Andern: Verzeih mir, Nachbar, wenn ich dir etwas zu Leide gethan!

Die Menſchen leben wieder beglückt. Wahrheit verdrängt die abergläubiſchen Mährchen, und fühlende Herzen bilden ſich zu erhabenen Thaten. Große Geſchichtchen, welche die Seele zur Tugend begeiſtern, werden gegenſeitig erzählt, und Stunden verfließen nicht mehr durch unnützes Geſchwätz auf Unkoſten der Ehre des Nächſten. Keuſchheit und Treue umflattern das Lager gottſeliger Gatten, und kein Geplauder ohne Gehirn von witzigen Narren beleidiget das Ohr unſchuldiger Mädchen. Stille Ehrfurcht herrſcht in den Tempeln, und Seraphim tragen das Gebeth hoch am Himmel empor aus fühlenden Seelen. Kein Mann ohne Gefühl und Empfindung betritt mehr den Stuhl, aus dem die Wahrheit der Religion dem Volke gelehrt wird. Nicht mit hölzernen Herzen werden Stunden mehr vorübergeſchwätzt und Sachen froſtig erzählt, die der Redner ſelbſt nicht fühlte.

Keine Rede, aus zwanzig Büchern geſchmiert, wird mehr mit dem einſtimmigen Tone nach den langweiligen Stunden gemeſſen, ſondern Wahrheit mit göttlichem Gefühl ertönt von den Kanzeln.

Ich ſehe mit Bewunderung den Mann, wie er daſteht. Majeſtätiſch, wie ein Gott, und ſanft, wie die Schöpfung. Jedes Wort begleitet Ueberzeugung und wirkt tief in die Seele des Zuhörers, und verkündigt den Menſchen, daß der, der da ſpricht, der Geſandte des Herrn ſey.

Mit ſtiller heiliger Ehrfurcht verlaſſen Menſchen den Tempel, durchforſchen im Innerſten ihr Herz, und gehen hin, große Thaten zu thun. Man ſorgt für die Erziehung der Jugend, entreißt Unglückliche dem Rande des Verderbens, und die Sonne verläßt nie dieſe Gegend, ohne daß ſich ein Jeder am Abend ſagen kann: heute bin ich wieder menſchlicher geworden!

So wird der Staat ſeyn, in dem die Wiſſenſchaften die Dienerinnen der Religion werden. Religion in einem Lande, wo keine Wiſſenſchaft iſt, wird durch den Aberglauben vertrieben, und Wiſſenſchaften ohne Religion werden Sklavinnen des Laſters. Es entſtehen keine Werke der Menſchlichkeit mehr, ſondern Werke des Stolzes, der Wolluſt und des Eigennutzes. Dieſe Muſen werden geſchändet und zu Kupplerinnen des Laſters gemacht, wie der Verſtand zum ärgſten

Feinde der Menſchen. Alle Tugenden fliehen mit der verlaſſenen Religion. Nur Masken von Großmuth, Ehrlichkeit und Menſchenfreundlichkeit gibt es noch, aber ſchreckliche, abſcheuliche Ungeheuer ſtecken unter dieſen verführeriſchen Masken, bereit, jede Stunde ihre Larve zu verlaſſen und Menſchen zu würgen, ſo bald es ihr Eigennutz will.

Ach! wo kann ich dann mein gedrücktes Herz von Sorgen entladen? Mein geheimſter Freund kann mein Buſenmörder ſeyn. Mit zum Himmel gefalteten Händen in der Stunde des heiligen Gebeths entwirft vielleicht der Gleißner mit ſchwarzen Gedanken meinen Untergang und drückt mir den Dolch in die Bruſt zur Zeit der Verſöhnung.

Wo iſt Sicherheit für mich, heilige Religion, wenn du die Herzen der Menſchen verlaſſeſt! Wo ſoll ich mich hinflüchten, um mein Leben zu ſchützen, wenn der Menſch in ſeiner Seele ſich ſagt: ich kann unbeſtraft ein Böſewicht ſeyn! Wo ſoll ich mein Gut, mein Weib, meine Kinder verbergen, um ſie vor Räubern des Glücks, und vor Räubern der Unſchuld zu ſchützen! Der, der ſchwört dir die Treue, unglücklicher tugendhafter Mitmenſch, aber traue ſeinen Schwüren nicht, denn er fürchtet keinen Gott. Jener ſoll dir als Richter dein geraubtes Gut zurückſtellen; aber fliehe, laſſe dich durch den heiligen Nahmen des Richters nicht täuſchen, er wird ſelbſt dein Räuber. Tod und Ungerechtigkeit ſtehen in fürchterlichen Reihen um ihn. Das Gut der Brüder wird zum Spiel des Gottloſen, und der Nahme der Gerechtigkeit zum unbedeutenden Nahmen. Keine Bande ſind mehr heilig, die die Natur, die die Menſchheit gab. Man wird das Alter entehren, die Unſchuld ſchänden, Treue und Glauben verlaſſen, Gift in den freundſchaftlichen Becher miſchen, und auf dieſe Schandthaten noch ſtolz ſeyn. Keine Thräne der Empfindung wird aus des Menſchen Augen mehr fließen, und das Herz, das keinen Gott kennt, wird auch keinen Menſchen mehr kennen.

Flieh, flieh die Staaten, wo keine Religion iſt! Geh zum wilden Thier! Verbirg dich in Wäldern! Zum wenigſten wird dort nicht die Vernunft zu deinem Schaden mißbraucht.

Aber Verzeihung meiner Ausſchweifung, und Vergebung meinen Klagen! der heutige Tag iſt nicht den Schmerzen, ſondern der Freude geweiht. Ich ſehe Munterkeit im Geſicht meiner Mitbürger, und ſie iſt mir Bürge, daß Tugend, die Begleiterinn der Religion, in ihren Herzen iſt. Ja! noch ſind ihre Nerven zum Eindrucke der Rechtſchaffenheit harmoniſch geſtimmt, und ſüße Melodien tugendhafter Handlungen ſollen auf den Schwingen der Engel in den weiten Welträumen ertönen, und ſpäte Jahrhunderte der Wiederhall dieſer trefflichen Muſik ſeyn.

Es ſoll eine Zeit kommen, in der der Tugendhafte gerührt an unſere Jahre zurück denkt und ausruft: Glückliche Voraltern, in deren Seele Religion und Frömmigkeit herrſchte! Glücklich ihr, die ihr Feſte der Tugend feyertet, und die ihr die Wirkung der Religion auf die Wiſſenſchaften und die Wirkung der Wiſſenſchaften auf die Religion kanntet, glücklich denen es vergönnt war, die herrlichen Entſchlüſſe der Rechtſchaffenheit dem großen Manne zu entdecken, der eure Mauern beſuchte!

Die Nachwelt wird uns noch wegen dieſes Glükkes beneiden, das unausſprechlich für uns iſt, wenn du, großer Pius! unſre geringe Bemühung mit Güte anſiehſt, die Schwüre anhörſt, die wir der Tugend und der Religion erneuern, und bey deiner Rückkehr von tauſend Segenswünſchen begleitet, den Römern erzählen wirſt, wie Bayern denkt.

IV.

Rede
auf
Bergmanns Tod.

Ach! Er verblich, viel frommer Thränen würdig
Doch keinem kläglicher als uns. — — —

Seufzer wägen und die Philoſophie der Thränen ſtudiren, ſind Wiſſenſchaften, die in unſern Schulen noch nicht gelehret werden.

Wer von uns hat die Macht, in die Tiefe des menſchlichen Herzens hinabzuſteigen? — Wer hat die Quellen geſehen, aus welchen die Thränen des Menſchen über die Verſtorbene hinfließen?

Man weint oft aus Verſtellung, ſeufzet ohne Gefühl, und trauert ohne Wehmuth.

Oft erlöſcht mit dem Klang der Sterbeglocke unſer Schmerz, und der ſchwarze Schleyer deckt noch unſere Stirne, da ſchon längſt die Vergeſſenheit den Nahmen desjenigen, der nicht mehr iſt, aus unſerm Herzen getilgt hat.

O wie weit iſt die Menſchheit herabgeſunken! — Empfindungen des Herzens werden zu Tändeleyen gemacht, und Gefühl zur Grimmaſſe.

Es waren einſt Zeiten, in denen man Denkmäler errichtete, um auf ſelbe die Thaten großer Männer für die Nachwelt hinzuſchreiben.

Allein die Schmeicheley entriß der Wahrheit den Griffel, und niedrige Lobſprüche wurden ſelbſt für manchen Schänder der Menſchheit in Marmor gegraben.

Leichenredner traten auf und ſprachen von Thaten, die der Entſeelte nicht kannte. Sie machten die Lüge zur Kunſt und lernten ſchmeicheln nach Regeln.

Der Mann mit Gefühl' ging hin und lachte über die Thoren, und da ſein Auge eine Thräne für einen Redlichen vergießen wollte, ſo blieb er bey dem Grabhügel ſtehen, auf welchem kein ſteinerner Sarg war, und über die noch keine Leichenrede ertönte.

Da im ſtillen Winkel eines einſamen Kirchhofes, wo mancher Rechtſchaffene ohne Zierde verſcharret liegt, fließen Thränen aus den Augen des Redlichen, und begeiſtert fühlt ſich ſeine Seele zu menſchlichen Thaten bey dem Andenken der Verweſung.

Seyn und nicht ſeyn iſt der wichtigſte Gedanke eines Sterblichen, in ihm beſteht der Werth und die Beſtimmung des Menſchen.

Heut ſind Könige und treten mit ſtolzem Fuße den Nacken des Unterthans; morgen erlöſcht ihr Auge und der Staub des Monarchen verſchwindet mit dem Staube des Sklaven im Winde.

Tugend allein gibt dem Menſchen jenſeits der Grube ſeine Beſtimmung. Schwach iſt des Menſchen Verſtand, umnebelt ſind unſere Begriffe; wir beurtheilen den Mann nach dem Schein, erheben oder verdammen ihn, wie es uns gut dünkt, und loben uns nur oft ſelbſt, da wir Andere loben, oder bauen unſere Größe auf die Verachtung des Andern.

Zeigen, daß man fühlet, was gut iſt; zeigen, daß man verachtet, was böſe iſt, ſind meiſtentheils nur Produkte unſerer Gegenliebe, und ſo wird der Leichenredner zur Puppe ſeines Stolzes und träumt von denen, die nicht mehr ſind.

Unter tauſend Leichenreden wird kaum in einer die Wahrheit geſagt. Immer gewöhnt niedrig zu ſchmeicheln, opfert man der Aſche der Großen noch Lügen.

Nerone werden zu Wohlthätern der Menſchen gemacht, klebt gleich noch Blut an ihren Urnen.

Freylich entzieht auch die Mißgunſt manchem Rechtſchaffenen den Beyfall, der ſeiner Tugend gebührte.

Der Menſch, immer ſtolz auf ſich ſelbſt, ſieht jedes fremde Verdienſt als eine Schwächung des ſeinen an, und bemühet ſich den zu untergraben, der ihm gleich werden könnte.

Er ſcheut den Glanz edler Thaten ſeines Mitmenſchen, weil er glaubt, daß dadurch der Schimmer der ſeinigen geſchwächt wird, und ſo macht ſtolze Eigenliebe manchen Gelehrten zum Feinde des andern.

Weit entfernt, aufkeimende Talente zu unterſtützen, bemüht man ſich, manchen rechtſchaffenen Jüngling in den Schlamm tief hineinzudrücken, und reißt hoffnungsvolle Zweige aus, damit ſie nicht zu Früchten reifen können.

So ungerecht ſind die Menſchen — — Doch es iſt einmahl ſo, und es ſcheint, daß man Manchem nicht eher Gerechtigkeit wiederfahren läßt, als bis er nicht mehr im Leben iſt.

Wenn der Mann mit Verdienſten ſein Auge ſchließt, wenn ſtille, innerliche Freude unſern Buſen durchſtrömt, und wir uns ſagen: Dieſer Mann iſt uns aus dem Wege gegangen, wir haben nicht mehr zu fürchten, daß er ſich über uns erheben werde, oder daß ſeine Geſchicklichkeit mehr bewundert werde, als die unſere, dann, wenn er nicht mehr iſt, werden wir zuweilen doch gerecht, und ſagen von dem Verſtorbenen — Er war ein guter Mann — — —

Ein guter Mann? — O Abſcheulichkeit! — Alſo mußte er, der Rechtſchaffene, den Beyfall, den ihm die ganze Welt zu geben ſchuldig war, erſt durch einen Tod erkaufen. — — Welche Niederträchtigkeit! — Und doch eine ſo gewöhnliche, alltägliche Niederträchtigkeit!

Der Tod jedes Verdienſtvollen muß uns auf dieſen traurigen Gedanken nothwendig zurückbringen. Ich trete heut hier auf, um über den Tod eines unſerer trefflichſten Mitglieder zu trauern, und da ich hier auftrete, ſo bitte ich Sie, meine Herren! daß Sie mich nicht unter die Zahl ſchmeichelnder Lobredner erniedrigen, noch unter diejenigen zählen möchten, die die Verdienſte des Mannes nicht eher, als nach ſeinem Tode erkennen.

Beydes würde Entheiligung dieſer ſo feyerlichen Stunde ſeyn, die wir dem Andenken des Verſtorbenen weihen.

Das, was ich hier ſagen werde, ſoll keine Leichenrede ſeyn, ſondern nur eine gefühlvolle Erinnerung an den, der nicht mehr iſt, und ſchuldiger Dank für ſein Bemühen fürs Vaterland aus warmem Herzen.

So wie man von einem Durchreiſenden erzählet, der uns manche vergnügte Stunde durch ſeine Anweſenheit gab, ſo will ich von **Bergmann** reden, das, was mir von ihm bewußt iſt, in ungekünſteltem Vortrag erzählen, ohne redneriſchen Schmuck und ohne Flitterſtaat; keine Hyperbolen ſollen mir zu Erhebung ſeiner Verdienſte dienen, meine Rede ſoll ungeſchmückt ſeyn, wie die Geſchichte ſeines Lebens; ich will nur erzählen und nicht loben.

Michael Adam von Bergmann wurde im Jahre 1733 den 15ten Auguſt in München geboren. Schon in ſeiner erſten Jugend legte er ſich mit

Fleiß auf die Wiſſenſchaften und zeichnete ſich durch ſeine Fähigkeiten und ſein geſetztes Weſen vor andern Jünglingen ſeines Alters aus.

Thätigkeit und Eifer für Künſte und Wiſſenſchaften waren ſchon, als er noch ein Knabe war, in ſeine Seele gelegt; ſie durchglüheten die Adern des Jünglings und loderten in edle Flammen auf, als er Mann ward.

Mit den anwachſenden Jahren wurde Bergmann vertrauter mit den Wiſſenſchaften; er lernte ihren Werth und ihren Einfluß auf das menſchliche Leben kennen.

Sein Entſchluß war in ſeiner Seele gefaßt, er wollte ſich der Rechtsgelehrſamkeit weihen, und nun war Bergmann auf der hohen Schule.

Kenntniſſe der allgemeinen Geſchichte und der Geſchichte ſeines Vaterlandes ſchmückten ſeinen Verſtand, gründliche Philoſophie erhob ihn, und ſo trat er in den Tempel der Themis, ihre Lehrſätze zu hören.

Ich darf mit Zuverſicht behaupten, daß Bergmann einer aus der geringen Anzahl derjenigen war, die ihre Seele bereits durch die Zubereitungswiſſenſchaften gebildet haben, da ſie den wichtigen Schritt thun, und die hohen Schulen beſuchen.

Wie muß unſer Bergmann erſtaunt geweſen ſeyn, und wie muß der Anblick einer Menge unvorbereiteter junger Leute, die die Akademien beſuchen, ſeine Erwartung getäuſcht haben.

Ich vermuthe, daß in manchem einſamen Spaziergange eine edle Thräne ſeinem Auge entglitt, als er an einige ſeiner Mitſchüler zurück dachte.

Ja — es war immer ſo, und iſt leider vielleicht noch manchmahl ſo, daß man junge Leute auf Akademien antrifft, die erbärmlich latein und ihre Mutterſprache gar nicht wiſſen, die ohne Rhetorik, ohne Philoſophie, ohne Kenntniß der Geſchichte ſich dem Fache der Rechtsgelehrſamkeit weihen, Kollegien beſuchen, ohne zu ſtudieren, nach zwey Jahren wieder abreiſen und ſich dann Rechtsgelehrte nennen, als wäre es genug, nur die Luft der Akademien in ſich zu hauchen, um das zu werden, was man werden ſoll.

So weit wird dieſe zum Wohl der Staaten ſo nöthige Wiſſenſchaft herabgeſetzt!

Mancher Jüngling beſucht nur die hohe Schule, aber er ſtudiert nicht, er miſcht ſich nur unter die, die man Juriſten nennt, und glaubt dann, er hätte durch dieſen Umgang die Rechtsglehrſamkeit ſchon geerbt.

Es ſcheint, als wäre ſie eine anſteckende Seuche, oder als wenn man ſie einimpfen könnte, wie die Kindspocken.

Was Wunder dann, wenn es ſo eine Menge von Schreibſüchtigen gibt, die dem Staat zur Laſt und dem Unterthan zur Bürde ſind, die Prozeſſe über jede Sache anfangen, und ſollte es auch nur der Schatten von Wielands Eſel ſeyn.

Bergmann war nicht ſo; er wußte, daß zu einem Rechtsgelehrten etwas mehr gehört, als ſein Corpus Juris zu wiſſen. Er war über ſklaviſche Vorurtheile hinaus — und wagte den kühnen Schritt, vernünftig zu denken.

Ungeachtet des entſetzlichen Bannfluches, den mancher maſchinenmäßige Rechtsgelehrte in ſelben Zeiten noch über denjenigen ausſprach, der ſein unter dem Joche geſetzmäßiger Unwiſſenheit gebeugtes Haupt, nur zum Schein eines Lichtes empor hob, wagte er es auch noch andern Wiſſenſchaften obzuliegen.

Bergmanns unermüdeter Fleiß konnte nicht lange verborgen bleiben; er wurde unter dem Haufen bemerkt, wie eine Tulpe bemerkt wird, die unter den Feldblumen aufwächſt.

Ickſtätt wurde ſein Freund, und Lory ſein Unterſtützer. Er verließ die hohe Schule mit ihrem Beyfall und kam im 21. Jahre ſeines Alters wieder in ſeine Vaterſtadt zurück.

Da war nun der junge Mann gebildet, dem Staat Dienſte zu leiſten, und fähig, in ſeine Stelle zu treten, und ſie mit Ruhm und Ehre zu bekleiden; allein von Bergmann war auch unter der Reihe derjenigen, die mit ſo viel Ruhm ſie immer die Akademien verlaſſen haben, doch, nach allem angewandten Fleiße, nach vielen durchwachten Nächten, in die armſelige Reihe der Brodſupplikanten geſetzt werden.

Dieſes iſt die gewöhnliche Lage manches rechtſchaffenen Jünglings, wenn er von der hohen Schule zurückkehrt.

Einſam und verlaſſen ſchmachtet er ſammt allen ſeinen Talenten. Im Verborgenen ſchleicht er troſtlos herum, niemand bemüht ſich ihn auszuforſchen, er tritt vergebens aus ſeiner Verborgenheit hervor, und zeigt ſich öffentlich in ſeiner Größe; man ſtellt ſich als habe man ihn nicht bemerkt.

Er ſucht Brod, man verſagt es ihm und es ſcheint, als hätte das Vaterland keinen Lohn für manchen Redlichen. Vor ſeinen Augen ſchwingen ſich die Unwiſſenden empor, und bahnen ſich den Weg zu Ehren, da mancher Edle kaum ſeinen Hunger ſtillen kann, weil er in Büchern, die Wege ſich zu ſchwingen, noch nicht gelernt hat, und ich darf mit einem empfindſamen Schriftſteller ſagen, daß Geburt und Stand noch immer die Augen der Geſellſchaften blenden, daß mancher mühſelige Ignorant im Beſitz der Vorzüge ſeiner Geburt bleibet.

Eine mittelmäßige Wiſſenſchaft, eine Alltagsthat ſetzen oft Roms und Griechenlands Götter in Gefahr ſolche Rekruten zu erhalten, während der Mann, welcher unbekannt oder gar verachtet geboren ward, bey den ſchätzbarſten Kenntniſſen, welche er erwirbt, und bey ganzen Reihen der edelſten und großmüthigſten Handlungen kaum die Ehre hat, bemerkt zu werden *).

Es gibt kein elenderes Geſchöpf als einen abſolvirten Juriſten, der keine Ausſichten hat; er ſteht täglich in Gefahr zu erhungern, denn er bekömmt um keinen Pfennigwerths Brod,. und ſollte er auch die ſchönſte juridiſche Abhandlung für die ehrſame Bäckerey ſchreiben.

Bergmann ſah die Sache wohl ein, und da er ein junger feuriger Mann war, wagte er es öffentlich der Welt ſein Daſeyn anzukünden. Er ſchrieb die bekannte Abhandlung de ducum Bojariae jure regio.

Ein junger Menſch, der in die Welt tritt, und ſie nicht kennt, glaubt, daß die rühmlichen Bemühungen ſeines Alters die Aufmerkſamkeit von Tauſenden auf ihn ziehen werden, er glaubt, daß unter dieſen Tauſenden auch Einer ſeyn wird, der ihn auf die Wege des Glücks mit gutthätiger Hand hinführen würde; allein im gemeinen Leben iſt es nicht ſo. Wer ſind die, die den Rechtſchaffenen unterſtützen? Wo iſt der? Der den arbeitſamen Jüngling aus Menſchenliebe herbey

---

*) Reden [illegible] Menſchenton, 2ter Theil.

ruft und zu dem Vaterlande ſagt: Hier bringe ich dir einen Edeln mehr, auch er kann und will dir nützlich werden!

Man ſollte denken, daß Jene, die ſich durch das Ungefähr des Glücks, oder zufällig durch Wiſſenſchaften empor ſchwangen, auch diejenigen unter allen Menſchen am meiſten unterſtützen ſollten, die ihnen ähnlich wären. Man ſollte glauben, daß ſie fähig wären, aus Sympathie zu lieben, den Jüngling in die Fußſtapfen ihres Ruhmes zu leiten, und dabey ihm unaufhörlich mit Wohlgefallen ins Antlitz ſchauen würden; aber nein, man betrügt ſich. Mit dem äußerſten Unwillen ſehen ſie den jungen Mann mit Verdienſten ſich nähern, und mit Sprödigkeit werden ſie Zeugen von der erſten Aeußerung ſeiner Talente. Unbillig und hart beurtheilen ſie denſelben und vergeſſen, daß ſie vielleicht vor Jahren zum Anfang etwas weit Unvollkommners der Welt geliefert haben. Bitter tadelnd, ihn abdrängend von jedem kleinen Lohn, welcher denſelben zur Fortſetzung ſeines Eifers ermuntern könnte, ſuchen ſie ihm den Muth niederzuſchlagen, und ihn gleich anfangs davon abzuſchrecken, daß er jemahls um die Liebe ſeiner Mitbürger mit ihnen wetteiferte *).

So würde es dem von Bergmann auch ergangen ſeyn, wenn er nicht Muth in der Seele gehabt

---

*) Reden im Menſchentone. 2ter Theil.

hätte, über dieſes Alles hinaus zu ſehen. Seine Abſicht war nicht, belohnt zu werden, ſondern zu nützen.

Mit Stärke und Seelenkraft wagte er daher den wichtigen Schritt — ja, wagte, darf ich ſagen, denn dergleichen Verſuche ſind Wege zur Beförderung. Zur Schande jedes Jahrhunderts gibt es Beſchützer der Dummheit, und Schierlingsſaft wird noch aus ihren Händen gedrückt für den, der es nur wagt, etwas Neues zu denken. — Geh hin, verträume dein Leben in der Schenke, rede von Staatsſachen beym Wein, ſpotte über die Religion bey vollen Bechern, entheilige deine Beſtimmung, vertändle die edle Zeit, und Niemand wird dich darum anſehen: aber bleibe in müßigen Stunden auf deinem Zimmer, leſe ein empfindſames Buch, oder ſchreibe zum Wohl der Menſchheit, und du wirſt dem Tadel nicht entgehen.

Bergmanns Schrift war nun in den Händen von Tauſenden, ſie machte großes Aufſehen, und es wurde für und dawider geſchrieben. Der, der die Wichtigkeit des Stoffes einſieht, den ſich Bergmann gewählet hat, der Vorurtheile und Menſchen kennt und weiß, wie ſehr man es dem Vernünftigen zum Verbrechen macht, nützlich zu ſeyn, der wird es einſehen, welchem Felſenſpitz von ſteilen Abgründen ſich Bergmann wagte auszuſetzen.

Menſchen ſind ſelten Freunde ihres eigenen Glückes; ſie haſſen den, der ſie von Irrwegen abführet, oder der ihnen Licht in Finſterniſſen anzündet. Gewohnt an die Feſſeln der Unvernunft und den Galeerenzwang der Vorurtheile, verfolgen ſie den, der ſie dem Untergang entreißen will, machen Giftbecher zurecht, und bauen Scheiterhaufen auf. Sokrate ſterben und werden Märtyrer der Tugend.

Die Bahn der Gelehrſamkeit, die ein jeder Menſch antritt, iſt ſo gefährlich als die Bahn des Glückes. Die Mittelmäßigkeit gibt uns Reue auf Zeitlebens; die Erhebung über Andere gibt uns Feinde, die uns noch überleben. Wir gehen auf einem Rande, den von beyden Seiten der Abgrund der Verachtung und des Haſſes gefährlich machen.

Unter den Gelehrten herrſcht der Geiſt der Freundſchaft nicht viel, denn ſonſt würden die Wiſſenſchaften ſchon mehrere Stärke erhalten haben; ſtatt vieler tauſend Streitſchriften, die die Wiſſenſchaften ungewiß, die Kenntniſſe untergraben und verworren, und die Gelehrten lächerlich gemacht haben, würden wir vielleicht nicht noch ein ungeheures Heer ungemachter Entdeckungen, unaufgelöſter Räthſel, unerklärter Naturbegebenheiten vor uns haben.

Die Freundſchaft ſollte die Quellen der Wiſſenſchaften verſüßen, aufgraben und leiten. Sie ſollte uns

Alle Hand an Hand führen, ſie ſollte uns beſſern und zurecht weiſen, ſie ſollte uns aufmuntern in Verworrenheit und Dunkel, ſie könnte uns tröſten, wenn unſere Verſuche fruchtlos wären, und ſie könnte uns belohnen, wenn uns die Welt unbelohnt ließ.

Allein in unſerm Leben iſt es wieder nicht ſo; man liest und ſtudirt, und manchen Gelehrten läßt Leſen und Studiren keine Zeit, ſeine Leidenſchaften zu bezähmen. Daher kommt die Menge ſpöttiſcher und unartiger Kritiken, die grobes Gefühl und ungebändigte Leidenſchaften verrathen, von denen man mit de la Bruyere ſagen darf, daß eine ſolche Kritik keine Wiſſenſchaft ſey.

Sie iſt nur ein Handwerk, wozu mehr Geſundheit als Verſtand, mehr Arbeit als Fähigkeit, mehr Uebung als Witz gehört, weil ſie meiſtentheils von Menſchen kommt, die weniger Beurtheilungskraft als Beleſenheit beſitzen, aber Erziehung haben, und die, wenn ſie in gewiſſen Materien angewendet wird, den Leſer und den Verfaſſer verdirbt.

Ueber alle dieſe Schwierigkeiten ſah Bergmann hinaus, als er ſeine Schrift in die Welt gab.

Es koſtet erſtaunliche Mühe einen Menſchen, der keine Ausbreiter ſeines Lobes hat, und in keiner Kabale iſt, der keiner geſchloſſenen Parthey zugethan, ſondern für ſich und die Wiſſenſchaften allein lebt, der keinen

Vorſpruch als ſeine ſtillen Verdienſte hat, es koſtet ihn unendlich viel, ſage ich, ſich aus der Dunkelheit, in der er ſich befindet, in einiges Licht zu ſetzen, und oft nur dem dümmſten Kopf, der im Anſehen ſteht, gleichzukommen.

Es iſt nicht ſelten, Verſtand zu finden, aber Leute zu finden iſt ſelten, die ſich ihres Verſtandes bedienen, um dem fremden Verſtand den gehörigen Werth beyzulegen, oder einigen Gebrauch davon zu machen.

Die Menſchen ſind oft allzu ſehr mit ſich ſelbſt beſchäftigt, als daß ſie Zeit genug haben ſollten, Andere genau kennen, oder ſie unterſcheiden zu lernen.

Daher kommt es, daß Mancher mit großen Verdienſten und einer noch größern Beſcheidenheit lang genug unbekannt ſeyn muß.

Unſern Bergmann erwartete kein beſſeres Schickſal.

So belohnungswürdig ſein Eifer war, ſo wenig war er für ſein Fortkommen empfehlend; er wurde nicht ermuntert mehr zu thun.

Ermuntert? — Wo iſt Ermunterung? — Ich vermag es nicht zu ſagen, wie niedergeſchlagen all mein Muth wird, ſo oft ich dieſen Gedanken denke.

Bey Leuten von Verſtande ſelbſt findet oft ein verdienſtvoller Mann eine ſchlimmere Aufnahme als bey den unſinnigſten Thoren. Sie ſehen ihn gerade für denjenigen an, welcher unter allen Menſchen der ſchädlichſte für ſie iſt; es iſt ihnen nicht daran gelegen, daß Andere um ſie her durch Weisheit ſich den Weg zur Ehre bahnen ſollten; ſie empfehlen dieß zwar der ganzen Welt alltäglich, aber im Grunde wünſchen ſie allein geehrt zu ſeyn.

Es iſt zum Erſtaunen, wenn wir gewahr werden, auf was für unedle Art ſich Leute von Talenten behandeln, wie ſie ſich einander im Wege ſind, wie ſie ſich verkleinern, durchhecheln, verfolgen *).

Da ſchmerzt es tief in der Seele, wenn man dieſen Gedanken denkt, aber auch nur dieſer Gedanke iſt im Stande, große Männer hervorzubringen, die das Gute wegen des Guten, das Große wegen dem Großen ausüben. Sie ſind den Schieferdeckern gleich, die auf die Spitze der Thürme ohne Rückſicht auf die Gefahr hinaufklettern, das Unglück, das ihnen droht, als einen verdrüßlichen Zufall ihrer Profeſſion, niemahls aber als ein Hinderniß anſehen.

Alltaggeſichter ſind zu blöde, die Erſcheinungen ſolcher ſeltner Meteore zu entdecken, aber das Adlerauge

---

*) Reden im Menſchenton. 2ter Theil.

eines großen Geiſtes faſſet mit einem Blick dieſe Wunder. — So erging es auch unſerm Bergmann, einige Männer von Verſtand und Kenntniſſen ſuchten ihn, und im Jahr 1759 wurde er zum Mitglied der churbayeriſchen Akademie der Wiſſenſchaften erwählt; der Zeitpunkt, in welchem damahls die churfürſtliche Akademie war, die erſt entſtand, charakteriſirt den Mann, von dem ich rede.

Die Akademie wurde zu ſelber Zeit erſt errichtet und Bergmann zum Mitglied erwählet, das heißt, die Akademie gab ihm öffentliche Beweiſe, daß man ihm Seelenkraft und Stärke des Geiſtes zutraute, und ihn unter die Männer des Vaterlandes zählte, die Muth hatten, künftigen Anfällen zu widerſtehen.

Hier würde ein Redner Gelegenheit haben, alle jene edle Thaten, jene ruhmwürdigen Bemühungen eines Oſterwald, eines Lory, eines Pfeffel, Limbrunn, Kennedy, Sterzinger und wie ſie immer alle heißen, die ſich bemühten, die Vorurtheile zu entlarven, in ihrem ſchönern Lichte ſeinen Zuhörern zu zeigen.

Ich würde auch dieſem reitzenden Andenken nicht widerſtehen, wenn ich etwas Schöners, Erhabners, etwas mit mehr Feuer und Stärke ſagen könnte, als unſer Mitglied, der vortreffliche Profeſſor Baader in ſeiner letzten Rede geſagt hat. Wer etwas Mehreres über dieſen

Punkt wiſſen will, den weiſe ich zur Leſung dieſer vortrefflichen Rede an; ſie iſt des Mannes ganz würdig, der hier öffentlich ſprach, und ich kehre zu unſerm Bergmann zurück.

Bergmann wurde im Jahr 1762 Oberrichter, das heißt, er nahm das undankbarſte Geſchäft über ſich, das man je in einem Staat finden kann.

Ueber Geſetz und Urtheil ſprechen, iſt ſo was Unangenehmes, als nur etwas Unangenehmes ſeyn kann in der Welt, denn die Folge jedes Spruchs iſt Mißvergnügen von dem, der verliert.

Es gibt ſehr wenig Menſchen, die von ihrer Sache ſo unpartheyiſch urtheilen, daß ihnen je der Gedanke nur kommen kann, daß ſie mit Recht verloren hätten.

Immer beſchuldigt der, der verliert, ſeinen Richter; bald muß er partheyiſch, bald geldſüchtig geweſen ſeyn.

Jetzt hat er aus Freundſchaft für den Beklagten; jetzt aus andern Abſichten wider den Kläger geſprochen; nun ſah der Richter die Sache nicht genugſam ein; nun überkünſtelte er dieſelbe; — bald iſt er zu jung, zu unerfahren; bald zu alt und zu unthätig, und ſo wird oft die natürliche Folge einer ungerechten Sache auch dem gerechten Richter zur Laſt gelegt.

Bergmann hatte über dieß noch bey ſeinem richterlichen Amte die Polizey über ſich, ein neues Geſchäft, in welchem ſich der thätigſte Mann bey dem Publikum leicht verhaßt macht. Die innere Sicherheit des Staats zu gründen und zu handhaben ſind ihre Gegenſtände; welches weite Feld? — — Welcher Umraum von Pflichten! Wo iſt der, der im Stande iſt, das auszuführen, was ſie fordert? Wer dringt durch die Mauer von Quaderſtücken errichtet, die Eigennutz und Privatabſichten ihr entgegen ſetzen? Wer iſt kühn genug, Jedem zu widerſprechen, dem daran liegt, daß die Sache im Staate nicht in Ordnung ſey? — Wer wird nicht ermüdet, wenn er durch unermüdeten Fleiß ganze Gebäude aufführt, die durch den Hauch eines Einzigen wieder zuſammen ſtürzen, wie Kartenhäuſer, mit denen Kinder geſpielt haben?

Man nenne mir den Mann, und dann wollen wir Bergmanns Verdienſte tadeln, und ſagen, daß er klein war.

Schon lange war der Wunſch jedes Gutdenkenden, daß doch der Staat für hülfloſe, ſchwangere Mädchen zu ſorgen bedacht ſeyn möchte, die zuweilen, von Jedermann verlaſſen, dem gewiſſen Verderben ausgeſetzt werden.

So ſehr eine Sache oft gut, ſo ſehr ſie der Wunſch von Tauſenden iſt, ſo ſelten darf ſie doch oft gewagt werden. Es gibt einen gewiſſen Schlaf der Unthätigkeit in Staaten, den manche ihr Leben durch fortſchlummern, und

Jeden unverſöhnlich haſſen würden, der ſie auch zur Verrichtung der ſchönſten That nur aufwecken ſollte.

Bergmann ſorgte ſich aber wenig über die Folgen; wenn ihn nur ſein Herz überzeugte, daß ſein Entſchluß gut war. Er errichtete eine Stube für ſchwangere Mädchen, und es wurde für alle Bequemlichkeit ihrer Anſtände geſorgt, um Mutter und Kind dem Verderben zu entziehen.

Sollte man mir auch Einwürfe machen, daß Bergmanns Unternehmung noch nicht die Vollkommenheit erreicht hätte, die es haben könnte, ſo bleibt noch immer unſerm Bergmann die Ehre, daß er der Erſte war, der dieſes der Menſchheit nützliche Geſchäft unternahm, ſo wie dem Naturforſcher immer das Verdienſt desjenigen bleibt, der durch ſeine Wiſſenſchaft eine reine Quelle entdeckt, ſie aufgräbt und leitet, obwohl dieſelbe vielleicht erſt von ſeinen Nachfolgern verbeſſert und zum gemeinen Nutzen erhalten wird.

Bergmanns gute Abſichten wurden auch nach ſeinem Tode mit dem glücklichſten Erfolge gekrönt, denn der Stadtkammerer von Reindl ſetzte mit eifrigem Beſtreben zur beſondern Ehre ſeines Herzens die Bemühungen fort, um die Sache in ſeiner Vollkommenheit herzuſtellen.

Dank ſey Jedem, der gut und edel fürs Vaterland denkt! — Dank ſey ihm aus gutem bayeriſchen Herzen!

Glück für uns, daß wir doch einmahl eingeſehen haben, daß die Geburtshülfe ein würdiger Gegenſtand der Polizey ſey, daß es uns doch endlich einleuchtet, daß das Wohl ſo vieler tauſend Menſchen nicht der Unerfahrenheit alter und dummer Weiber müſſe preisgegeben werden, und daß es auch Menſchenmord ſeye, deſſen ſich die Obrigkeit ſchuldig macht, wenn ſie Weib und Kinder des Unterthans, der gutherzig ſeine Steuern, ſeine Abgagen, ſeine Beyträge zur Landesſicherheit gibt, der ſchrecklichſten Gefahr ausſetzen, aus Mangel der Geburtshülfe erbärmlich hingeopfert zu werden.

Dank dir, Vater des Landes, großer Theodor! — Der du durch mächtige Befehle die gute Sache unterſtützteſt, Dank dir, der du ſie fortführſt, edler Reindl, und nochmahl Dank dem guten Bergmann, der ſie entwarf!

Nach Dieſem allen hat Bergmann noch einen Schritt gethan, der uns überzeugt, wie gut ſeine Abſichten waren, wie ſehr er wünſchte, ſeinem Vaterlande nützlich zu ſeyn.

Er trat in die Archive der Städte, durchſah die ſtaubigen Urkunden, ſammelte ſie, und wollte ſie uns unter dem Titel: Monumenta civitatensia mittheilen.

So trug Bergmann bis an das Ende ſeines Lebens die Laſt richterlicher Geſchäfte und zeichnete ſich unter zehntauſend aus, denn er war ein Richter, der nebſt ſeinen richterlichen Geſchäften noch las, und gemeinnützige Werke ſchrieb. —

Er ſchrieb und las, eine Seltenheit, die Bewunderung verdiente, aber die heut zu Tage nicht im geringſten geachtet wird; man verfolgt vielmehr den Mann, der edel genug iſt, auch ſeine müßigen Stunden dem Wohl ſeiner Mitbürger zu weihn, der ſeine eigene Ruhe auf Koſten ſeiner Geſundheit großmüthig ſeinem Vaterlande aufopfert.

Es iſt wohl nöthig, heißt es, daß dieſer Mann ſchreibt oder lieſt — — — es wäre beſſer, er beſorgte ſeine Berufsgeſchäfte, arbeitete ſeine Akten, oder vollendete ſeine Rechnungen. So iſt die Stimme von Vielen, und wo ertönt ſie? — — Wo verurtheilt ſie? — — —

Meiſtentheils ſpricht der Müßiggänger über den Arbeitſamen das Urtheil, meiſtentheils ertönt dieſe Stimme in den Kaffeh-oder Weinſchenken oder über Tafeln, wo man ſtundenlang ſchmauſet und vergißt, daß es auf dieſer weiten Gotteswelt doch noch Menſchen geben könne, die die Stunden beſſer anwenden können.

Es gibt Geſchöpfe Gottes, ſagt de la Bruyere, die man Menſchen nennt; ihre Seele iſt ein Geiſt und ihre ganze Bemühung geht darauf, daß ſie Marmor ſchneiden; das iſt ſehr einförmig und bedeutet nicht viel. Es gibt noch Andere, die gänzlich unbrauchbar ſind, und ihre Tage im Müßiggang zubringen; das iſt noch weniger als Marmor ſchneiden.

Nur jene, die die Zeit übel anwenden, beklagen die Kürze derſelben, diejenigen hingegen, welche ſie beſſer anwenden, haben derer noch immer übrig.

So blieben auch unſerm Bergmann noch Stunden übrig, die er ſeinem Vaterlande ſchenkte, und in denen er uns Werke ſeines trefflichen Geiſtes lieferte.

Ich kann die Schrift nicht unbemerkt laſſen, die 1778 die Preſſe verließ. Bergmann behandelte den Gegenſtand, daß alle Anſtalten gegen das Betteln, außer einem Opus publicum, nicht hinreichend wären, ſohin alle übrige Nebenanſtalten der Aufmerkſamkeit der Polizey nicht würdig wären.

Ein Gegenſtand, der in jedem fühlenden Herzen den Wunſch zum Wohl der Menſchheit zurück läßt, daß Fürſten dieſe Stimme doch hören möchten.

Dank ſey dir, guter Bergmann! Hätteſt du in deinem Leben nichts geſchrieben, als dieſe einzige Abhandlung, ſo hätteſt du dich auch ſchon für dein Vaterland verdient gemacht.

Es iſt edel, dem Ausländer ſagen zu können, auch wir haben Männer, die Muth haben, das zu ſagen, was ſie fühlen. Macht uns keine Vorwürfe über die Härte unſerer Geſetze, haltet euch nicht über die Todesſtrafe auf, die wir noch haben: ſie wurde ſchon von Bergmann als ein grauſames und unpolitiſches Mittel zur Beſſerung verworfen, längſtens wurde geſagt, daß der Henker nicht der Sittenlehrer der Bürger ſeyn könne, und daß Gefühl und Empfindung nicht durch das Schwert in des Menſchen Herz geprägt wird.

Allein ſtufenweiſe geht Alles zu ſeiner Vollkommenheit. So lang als die Mittel noch nicht hergeſtellt ſind zur Heilung, ſo lange muß der Arzt noch das kranke Glied vom Leibe trennen, ſo ſehr ſein Herz dabey bluten möchte.

Allein mir däucht, es zeigen ſich meinem Blick ſchon weite Gefilde von Seligkeiten, die würdigſten Männer. Die in Verbeſſerung der Sitten, in Herſtellung der heiligen, von Vourtheilen gereinigten Religion mit Rieſenſtärke arbeiten, werden die Früchte ihres Fleißes in dem Wohl ihrer Mitbürger aufblühen ſehen, dann werden die Schädelſtätten verſchwinden, weil es keine Verbrecher mehr geben wird, und Kränze der Belohnungen wird der Fürſten Hand für den Tugendhaften flechten.

Gewöhnlichen Menſchen iſt zu ihrer Sphäre die gegenwärtige Zeit angewieſen, dem großen Mann aber alle Jahrhunderte. Dieſe ſind ſein Erbtheil, dieſe ſind ſein Gebieth.

In ihnen findet er ſelbſt den Keim großer Thaten; jenſeits der Grube erwartet er den Lohn ſeiner Handlungen.

Mit ſtillem Vergnügen ſehnt man ſich nach der Ruhe am Ende eines mühſamen Tages, und ſo iſt in der Durchreiſe dieſes Lebens die ſeelige Erwartung einer beſſern Zukunft der einzige Troſt des Rechtſchaffenen.

Bergmann war im Mittel ſeiner beßten, ſeiner thätigſten Jahre, als es der Vorſicht des Ewigen gefiel, ihm zu ſagen: *Ich will nicht mehr, daß du hier ſeyn ſollſt.*

Ein gäher Schlagfluß überfiel ihn, und er ſtarb im 49ſten Jahre ſeines Alters, da er ſich eben noch mit einem würdigen Werk, mit der Beſchreibung ſeiner Vaterſtadt beſchäftigte.

So treten Menſchen auf den Wink des Ewigen von dieſer Scene des Lebens ab, um den Schlummer des Todes zu ſchlafen.

Da ſinkt Größe und Majeſtät in den Staub, und Bettler werden wieder den Königen gleich.

Selig der, der keine ſchweren Träume in dieſem Schlummer zu erwarten hat, ſelig der, auf deſſen

Grabhügel der Weiſe zum Himmel ſieht, in der geſtirnten Nacht Blumen über ſein Grab ſtreuet, und mit Thränen im Auge den neuen Ankömmling der Ewigkeit ſegnet.

Du ruhſt nun, dicht mit Erde bedeckt, von Tauſenden vielleicht ſchon vergeſſen, guter Bergmann! Aber glaube mir, nach Verlauf vieler Jahre werden noch arbeitſame und ſcharfſinnige Köpfe die von dir herrlich gemachten Entwürfe entdecken, ſie werden ſie in erleuchtenden Schriften aufzeichnen und als einen Schatz bewahren.

Ja mancher aus den entfernteſten Nachkömmlingen wird wünſchen, dich kennen zu lernen, um dich zu bewundern.

Aber was will der Sterblichen Lob für verklärte Geiſter heißen? Beym Gedanken ewiger Seligkeit verſchwinden unſere eitlen Hirngeſpinſte des Nachruhms. Eine edle Thräne im Auge des Rechtſchaffenen hat größern Werth, als Monumente von Marmor, und überzeugt uns, daß die Welt zu ſchwach iſt, den Tugendhaften zu lohnen.

V

Rede

von den

Quellen der Verbrechen

und der

Möglichkeit denſelben vorzubeugen.

Il faut étudier la Société par les hommes, et les hommes par la Société.

J. J. Rousseau.

Das Glück guter Fürſten iſt unzertrennbar mit dem Glücke ihrer Länder verbunden. Wer den Fürſten liebt, muß ſein Vaterland lieben; das erheiſcht die Natur der Sache, das will das Wohl der Völker, das fordert die Erhaltung des Ganzen.

Schande der Nationen ſind die Tage, in denen Schmeicheley die Fürſten vergötterte. Nur Sklaven bethen den Regenten an: Bürger lieben ihn.

Am Hofe, wo Schmeicheley iſt, wo Bücklinge den Monarchen umringen, dort iſt der Wahrheit der Zutritt verbothen. Die Weisheit verbirgt ſich in den Winkel und miſchet ihre Thränen mit den Thränen des Unterthans.

Selige Ausſichten breiten ſich aber über Gegenden aus, wo jedes Auge auf den Regenten geheftet iſt; wo Tage, die dem Fürſten gefeyert werden, Feſte des Vaterlandes ſind, in denen der Bürger mit offener Stirne und Freyheit der Seele umher geht, ſein Herz als ein Opfer zum Altar bringt, das an dem Regenten ſo den Beherrſcher bewundert, wie es an ſelbem ſeinen Wohlthäter liebt.

Mächtiger Fürſt! der mit Wohlwollen unſere Länder beherrſchet, dem das Wohl der Seinigen theuer iſt, höre mit Güte die Wünſche deiner Unterthanen!

Wie angenehm iſt mir der Auftrag, in dieſem öffentlichen Ort, und im Nahmen meines Vaterlandes aus gedrängtem Herzen ausrufen zu dürfen: »Heil und Segen über das Haupt unſers Theodor!!!«

Heil und Segen! wiederholt jede Stimme von dem Pallaſt der Stadt an, bis in die niedrigſten Haine, und jeden Tag ertönt der Wiederhall dieſer Stimme in dem Herzen des ehrlichen Landmanns: Heil und Segen unſerm Fürſten!!! —

Das Wohl der Regenten iſt der Wunſch des guten Unterthanes, und das Wohl des Unterthanes der Wunſch der guten Regenten.

Gegenſeitige Bemühungen für gegenſeitiges Wohl ſind die Grundfeſte der Staaten; ohne ſie iſt Elend in der Hütte und Verderben am Throne.

Zum ewigen Denkmahle dieſes Satzes ſoll die Nachwelt unſere rühmlichen Gewohnheiten bewundern, die uns von jeher auftrugen, die Feſte unſerer Beherrſcher durch Ausbreitung gemeinnütziger Wahrheiten öffentlich zu feyern.

An dieſen Tagen war es uns von jeher erlaubt, über nützliche Wahrheiten zu ſprechen, Vorurtheile zu bekämpfen, oder bürgerliche Tugenden in ihrem ſchönern Lichte zu zeigen.

Der Beyfall des Monarchen feuerte jeden Redner an, der hier auftrat, und entfernte die Schmeicheley von unſern Lippen, weil wir wußten, daß Theodor ſeine Lobeserhebungen nicht in dem Munde des Redners, ſondern ſeines Unterthanes ſuchte, deſſen Wohl und Erhaltung tägliche Lobreden ſeiner Güte ſind.

Edel iſt die Stunde, in der es dem Bürger vergönnt iſt, ſich dem Fürſten zu nahen, um ſelben von der Liebe zu überzeugen, die ſeine Seele durchglüht, aber noch edler die Stunde, in welcher der Regent dem glückwünſchenden Unterthan ſagt: Mein Glück beſteht in dem Deinen.

Mir däucht, ich höre dieſe Stimme: ſie durchtönt dieſe Hörſäle, und ich fühle Muth und Stärke in jeder Nerve.

Ja, unſer Wohl iſt Dein Wohl, gütigſter Beherrſcher! und dieſer Dein edler Grundſatz iſt auch die Urſache, daß ich es mir in dieſer feyerlichen Stunde über einen Gegenſtand zu ſprechen zur Pflicht mache, der Deiner hohen Geſinnungen würdig iſt. —

Ich will von der Erhaltung des Menſchen reden: welcher Stoff kann würdiger Deines Herzens ſeyn?

Von den Quellen der Verbrechen, von der Möglichkeit ihnen vorzubeugen will ich ſprechen.

Die Wichtigkeit des Stoffes erſetze meine Schwäche, und die Wärme, die ich in meiner Seele fühle, den Ausdruck.

⁂

Je mehr man über die Natur des menſchlichen Herzens und die Grundſätze, die dasſelbe leiten ſollen, nachdenkt, je weniger iſt man im Stande, ſeine Klagen über die Menſchen zurück zu halten.

Manche wiſſen ſelbſt nicht, was ſie wollen; manche überlaſſen ſich thörichten Hoffnungen, und wählen einen Weg, Andere zu leiten, welcher der Natur ganz entgegen geſetzt iſt, die ſie aufſuchen ſollten.

Uebel, Unglücksfälle und Mißgeſchicke der Staaten, die in ununterbrochener Reihe her auf einander gefolgt ſind, und die uns die Geſchichte in lebhaften Gemählden darſtellt, ſind die Beweiſe, daß ſie immer die Begleiterinnen der falſchen Grundſätze derjenigen waren, die den Grund der Geſetze außer dem menſchlichen Herzen geſucht haben.

Es iſt traurig, ſeine Blicke auf die Schauplätze zurück zu werfen, auf welchen die berühmteſten Staaten aufblühten, — ſich aus dem Chaos der Barbarey zur bewunderungswürdigen Höhe ſchwangen, und durch Laſter wieder in das Verderben zurück ſtürzten.

Dieſes iſt aber der gewöhnliche große Zirkel, werden mir viele ſagen, in welchem ſich Völker und Nationen herum wenden; ſie treten aus dem rohen Stande heraus, werden verfeinert, fangen mit Künſten an, und hören mit Wiſſenſchaften wieder auf. Ich will dieſem Einwurf auch nicht widerſprechen: ich glaube, daß es im Plane des Ganzen liege, daß es einen Kreislauf der Völker geben ſolle.

Dieſes aber hat der Schöpfer dem Menſchen überlaſſen, daß er ſich länger oder kürzer im Mittelſtande des Glücks, in dem Punkte, wo er von Rohheit und übertriebener Verfeinerung gleich weit abſtehe, erhalten könne, nachdem er ſich durch weiſe Geſetze an dieſem Punkte feſt halten würde *)

Darum hat er Fürſten auf den Thron geſetzt, damit ſie ſich hiernach umſehen und das ordnen ſollten, was zu dieſem Endzwecke führen könnte.

Tugend im Staat war immer die Stärke der Nationen; ſo lange dieſe aufrecht ſtand, waren die Völker unüberwindlich.

So lange Mäßigkeit in Rom eine Tugend, Armuth noch kein Laſter, geraubter Reichthum und Uep-

---

*) Lamezan Skizze der Geſetzgebung.

pigkeit kein Verdienſt waren; ſo lange Rom ſich noch eine Ehre aus der Tugend machte, ſeine Sittenrichter hatte, und die Götter fürchtete, ſo lange war Rom von ſeinem Untergang ſicher. —

Die Nerone, die ſich mit Lokuſten einſperrten, und Giftgetränke für ihre Unterthanen kochten; die Domitiane, die ſich an den Thieren übten, wie ſie ihre edelſten Bürger würgen ſollten, dieſe entſtanden erſt, als Rom keine Tugenden mehr hatte *). Niedrige Sklaven, die dem Laſter Altäre baueten, waren zuerſt in Roms Mauern, ehe Tyrannen ſeine Throne beſtiegen.

Mangel an Kenntniß des menſchlichen Herzens und unzulängliche Geſetze, Ehrgeiz und Habſucht einzuſchränken, waren Schuld an Roms Verderben.

Rom eilte ſeinem Untergange entgegen, als ſeine Heere reiche und mächtige Provinzen eroberten, und ſeine Heerzüge führten Reichthum und Laſter aus Aſien im Triumph in ſeine Mauern.

Da war nun Reichthum und keine Geſetze für ſelben; — da war nun Geld und der Staat dachte nicht, daß Geſetze, die die Cirkulation deſſelben erhalten, das Nöthigſte zur Erhaltung der Nationen ſind. Nothwendiger Weiſe mußte Verſchwendung entſtehen, aus Verſchwendung Ueppigkeit, die die Habſucht immer unerſättlicher machte.

---

*) Jeruſalem.

Der, der zu ſchwach war mit Heeren zu rauben, raubte durch Betrug und Argliſt, und die, die durch Reichthum ſchon böſe waren, wurden durch den Mangel erſt laſterhaft *).

---

*) La division une fois semée entre les citoyens, il faut, pour avilir et dégrader les ames, faire sans cesse étenceller aux yeux des peuples le glaive de la tyrannie, mettre les vertus au rang des crimes et les punir comme tels. A quelles cruautés ne s'est point, en ce genre, porté le despotisme, non seulement en Orient, mais même sous les empereurs Romains? Sous le regne de Domitien, dit Tacite, les vertus étoient des arrêts de mort. Rome n'étoit remplie que de délateurs; l'esclave étoit l'espion de son maitre, l'affranchi de son patron, l'ami de son ami. Dans ces siècles de calamité, l'homme vertueux ne conseilloit pas le crime, mais il etoit forcé de s'y prêter. Plus de courage eut été mis au rang des forfaits. Chez les Romains avilis, la foiblesse étoit un héroïsme. On vit, sous ce regne, punir, dans Senécion et Rusticus, les panégyristes des vertus de Thraséa et d'Helvidius, ces illustres orateurs traité de criminels d'état, et leurs ouvrages brûlés par l'autorité publique. On vit des écrivains célebres, tels que Pline reduits à composer des ouvrages de grammaire, parce que tout genre d'ouvrage plus élevé étoit suspect à la tyrannie et dangereux pour son auteur. Les Savants attirés à Rome par les Auguste, les Vespasien, les Antonius et

Keine Schandthat war unverſucht, die gewöhnte Wolluſt zu nähren, und ſo verſchwand die Kraft männlicher Tugenden, und Laſter tödteten den erhabenen Geiſt und ſchändeten Generationen.

Da war kein edler Römer mehr, der für die Freyheit des Vaterlandes focht, und ſein Leben großmüthig aufopferte.

Keine Krone von Lorbern oder Eichenlaub lohnte mehr den Helden. Nach Geld und Schätzen lechzte die Habſucht, und verwechſelte ſtreitende Bürger mit beſoldeten Sklaven.

So lag der Funke der Verbrechen von jeher in dem Menſchen verborgen, glimmte nur, ſo lange die Leidenſchaften begränzt waren; brach aber in ſchädliche Flammen aus, als die Geſetze ihre Wachſamkeit vernachläßigten.

Der Menſch der Natur iſt weder gut noch böſe; die Lage, in welche er geſetzt wird, und die Art und

---

les Trajan, en étoient bannis par les Neron, les Caligula, les Domitien et les Caracalla. On chassa les philosophes, on proscrivit les sciences. Ces tyrans vouloient anéantir, dit Tacite, tout ce qui portait l'empreinte de l'esprit et de la vertu.

Helvetz de l'Esprit.

Weiſe, wie er ſeine Vortheile betrachtet, entſcheide erſt ſeine Neigungen *).

Der Menſch war in ſeinem erſten Stande nur bloß auf die Befriedigung natürlicher Bedürfniſſe bedacht. So lange er ſich einzig und allein von der Natur leiten ließ, hatte nicht die mindeſte Bösartigkeit einigen Einfluß in ſeine Handlungen.

Fühlte er die Empfindungen des Hungers, ſo ſuchte er eine Beute, und es war ihm gleich, ſelbe von einem Baum zu pflücken, oder ſelbe aus den Händen ſeines Mitmenſchen zu reißen.

Der Naturmenſch ſah in ſeinen Handlungen auf weiter nichts, als auf die Mittel, ſeine dringenden Bedürfniſſe zu befriedigen; weiter erſtreckten ſich ſeine Begriffe nicht.

Die Empfindung befahl ihm, ſich zu nähren; er kannte noch kein Verhältniß; als der Menſch aber in Geſellſchaften trat, bekam er mehrere Begriffe und Einſichten, und mit ſelben mehrere Bedürfniſſe; er hungerte nach mehreren Gegenſtänden. Der Trieb der Selbſterhaltung brachte den Trieb zur Erhaltung des Erworbenen hervor. Unrichtige Begriffe ſetzten eingebildete Bedürfniſſe in die Reihe der nothwendigen, und

---

*) Eveque.

verleiteten den Stärkern zur Gewalt und den Schwächern zu Liſt und Betrug.

Der nervige Mann gründete ſeine Rechte auf die Stärke ſeiner Muſkeln *); der Schwächere auf Hintergehen und Liſt; und ſo entſtand Verſtellung, die Lüge, der Betrug und der Meuchelmord.

In die Seele des Menſchen ſtreute die gütige Natur den Samen verſchiedener Leidenſchaften: ſie ſind die Grundtriebe, die in unſerm Herzen verborgen liegen, und die Urſachen unſerer Handlungen. — Vernünftige Leitung der Leidenſchaften des Menſchen, daß ſie ihre beſtimmten Gränzen nicht überſteigen, iſt der Endzweck des Studiums des menſchlichen Herzens; — dieſes ſagt uns: Kenne die Menſchen, die Ueberbleibſel ihrer urſprünglichen Güte, die Folgen ihrer verdorbenen Natur, nnd bilde aus dieſen Kenntniſſen Geſetze.

Die Leidenſchaften müſſen nie unterdrücket, ſondern nur gebildet werden: — Leidenſchaften vertilgen wollen, heißt die Schnellkraft dem Körper benehmen wollen. Sie

---

*) Le puissant sera toujours injuste et vindicatif. M. de Vendome disoit plaisament à ce sujet que, dans la marche des armées, il avoit souvent examiné les querelles des mulets et des muletiers; et qu' à la honte de l'humanité, la raison étoit presque toujours du côté des mulets.

HELVETZ de l Esprit.

ſind das im Staat, was das Geblüt im menſchlichen Körper iſt. — Wie der Arzt für einen regelmäßigen Umlauf der Säfte beſorgt iſt, ſo muß es der Geſetzgeber in Rückſicht der Leidenſchaften ſeiner Völker ſeyn: er muß den raſchen Umlauf mäßigen; den trägen aufwecken, daß dieſer nicht durch Stockung Fäulniß, und jener durch uneingeſchränkte Hitze Verderben verurſache.

Der Menſch kannte keinen ſtärkern Trieb, als die Selbſtliebe. Der Schöpfer pflanzte ſie in ſein Herz zu ſeiner Erhaltung. Sie iſt im geſellſchaftlichen Leben die Quelle ſeines Glückes, und kann die Quelle ſeines Verderbens werden.

Regenten können durch ſie Nationen glücklich beherrſchen; ſie iſt der Zaum, womit ſich Völker leiten laſſen, aber Klugheit muß ihre Führerinn ſeyn.

Selbſtliebe brachte die vertheidigenden Leidenſchaften hervor, die die Sicherheit ſeiner ſelbſt zum Entſtehungsgrunde haben. Aus dieſen entſtanden im geſellſchaftlichen Leben die Privat-Leidenſchaften, welche eine beſtimmte Gattung von Privat-Vortheilen ſuchten.

In der Natur ſchränkte ſich unſere Eigenliebe nur auf unſere Selbſt-Erhaltung ein; im geſellſchaftlichen Leben erſtreckte ſie ſich weiter, und hatte die Erhaltung ſeiner ſelbſt und die Erhaltung ſeines Eigenthums zu Gegenſtänden ihrer Wirkung.

Die Erkenntniß des Guten iſt der Beweggrund des Willens der Menſchen. Nur das Gute, das wir in den Handlungen wahrnehmen, iſt der Beweggrund, daß wir ſie wollen. So iſt die Erkenntniß des Böſen der Beweggrund des Nichtwollens. Die Vorſtellung, die wir uns von der Sache machen, iſt die Beſtimmung unſeres Willens.

Unrichtige Vorſtellungen können uns daher Sachen, die böſe ſind, als ein gegenwärtiges Gutes vorſtellen, und gute Sachen als böſe: wodurch die Handlungen der Menſchen entſtehen, die in Rückſicht ihrer ſelbſt, oder des Ganzen wahrhaft böſe ſind.

Aus der Theorie des menſchlichen Herzens ſind wir alſo leicht zu überzeugen, daß unrichtige Begriffe die Urſachen undeutlicher Vorſtellungen ſind *).

Der Naturmenſch folgt nur demjenigen, was er ſich als gegenwärtig gut vorſtellt; er überlegt nicht, weil Ueberlegung Gegeneinanderhaltung mehrerer Sachen vorausſetzt. Die Leidenſchaft mahlt ihm das gegen-

---

*) J'ajouterai, comme une seconde demonstration de cette vérité, que tous les faux jugements sont l'effet ou de l'ignorance, lorsqu'on n'a point dans sa mémoire les objets de la comparison desquels doit résulter la vérité, que l'on cherche: des passions; lorsqu'elles sont tellement modifiées, que nous avons intérêt à y voir les objets différents, de ce qu'ils sont.

HELVETE de l'Esprit.

wärtige Gute mit lebhaften Farben vor: — das hieraus entſpringende Uebel iſt in der Entfernung mit zu ſchwachem Pinſel entworfen. Er ſieht nur das Gegenwärtige, wird nur von dem Gegenwärtigen gereitzt. Die undeutliche Vorſtellung verdrängt gänzlich das Bild, das in der Entfernung mit ſchwachen Farben gemahlt iſt, und ſo wird der Menſch zum Sklaven ſeiner Lüſte.

Daß ein entferntes wahres Uebel nicht im Stande iſt, die unrichtige Vorſtellung eines eingebildeten Guten zu überwiegen, ſind uns die Strafen zum Beweiſe, mit welchen die Geſetzgeber die Verbrechen belegt haben.

Sie kalkulirten ſo: Die Erkenntniß des Böſen iſt der Beweggrund des Nichtwollens der Menſchen. Die Strafen, die wir mit dem Verbrechen verbinden wollen, ſind nun wahrhaft böſe: Die Erkenntniß alſo des Böſen wird den Menſchen von Verbrechen abhalten.

Dieſe Kalkulation der Geſetzgeber war aber höchſt irrig. Das Gute, das ſich der Verbrecher von dem aus der böſen That ihm zufließenden Nutzen vorſtellte, war gegenwärtig, war gewiß; das Uebel war entfernt, war ungewiß. Das Gute, das den Verbrecher ſchlüßig machte, war unmittelbar mit der That verbunden; das Böſe aber nicht mit der That, ſondern nur mit den Umſtänden derſelben.

Nur alsdann folgt die Strafe dem Verbrecher, wenn der Uebelthäter erwiſcht wird; nur alsdann, wenn er bekennt oder überwieſen iſt; nur alsdann, wenn er ſich nicht der Gerechtigkeit durch Liſt und Umtriebe entzieht.

Alles dieſes iſt der deutlichſte Beweis, daß das Böſe der Strafe, welches ſich der Uebelthäter deutlich vorſtellen ſoll, nicht mit dem Verbrechen ſelbſt, ſondern nur mit den Umſtänden verbunden iſt, woraus die natürliche Folge fließt, daß die Vorſtellung des Scheingutes dem Menſchen zum Laſter hinziehen muß. Aus welchem ſich mit Grunde ſchließen läßt, daß ſehr ſelten Strafgeſetze, welchen Nahmen ſie immer haben mögen, im Stande ſeyn werden, dem Verbrechen zu ſteuern, und die Menſchen vom Laſter abzuhalten.

Freylich iſt hier unwiderſprechlich, daß das Mangelhafte der Geſetzgebung die Religion erſetzen könnte. Dieſe geht der Natur des Menſchen viel näher. Die Strafen, die ſie auf Verbrechen ſetzt, ſind unmittelbar mit ſelben verbunden, und hangen nicht mehr von unſern Umſtänden ab, die Furcht der Strafe folgt ſchon dem Verbrechen. Die Allwiſſenheit eines Gottes benimmt dem Verbrecher die Hoffnung, ſich durch Umſtände dem göttlichen Gerichte entziehen zu können. Allein, daß dieſe Grundſätze in des Menſchen Herz wirken können, wird Religionsunterricht erfordert, der meiſtentheils bey dem Böſewicht mangelt, der entweder aus Dummheit die Bande der Tugend nicht kennt, oder aus Ruchloſigkeit alles bereits von ſich geworfen hat, was Gränzen ſeinen Uebelthaten ſetzen könnte: wodurch ich neuerdings in meinem Grundſatze beſtärkt werde, daß nicht leicht andere Geſetze hinlänglich ſeyn werden, die Verbrechen aus dem Staate zu tilgen, als die, die die Quellen der Laſter zu verſtopfen im Stande ſind.

Das, was ich hier ſage, iſt keine Kritik über die Geſetzgebung; es ſind nur freye Gedanken zum Wohl der Menſchheit, philoſophiſch geſammelt und aus warmen Herzen geſagt.

Es ſey ferne von mir, daß ich es wagte, die ehrwürdigen Gewohnheiten der Länder und ihre heiligen Geſetze zu beſchnarchen, von welchen mir der Grund ihrer Entſtehung in tiefem Geheimniß verborgen liegt, die ich mit Ehrfurcht verehre.

Ich rede nicht für einzelne Bewohner eines Landes; ich rede überhaupt für jeden Weltbürger, für jeden Menſchen, unter welchem Himmelsſtriche er immer eine Gegend bewohnen mag. Ich rede von Laſtern, die ſich in jeder geſellſchaftlichen Verfaſſung einſchleichen können: von Tugenden, die jedes Menſchen Seele gemein ſind.

Der Hang, mit welchen man die beſte Sache ſo gern ungleich ausdeutet; die Wuth der Kritiken, die mit gallſüchtigem Herzen jedes Wort unter die Preſſe legt; die Schmähſucht, die ſich nur bemühet, der Sache falſche Wendungen zu geben, ſind die Urſachen, daß ich es öffentlich ſage, daß ich in der Stunde, in der ich hier ſpreche, weder Vaterland, noch Bürger, ſondern nur Welt und Menſchen zu Gegenſtänden meiner Rede gewählt habe *).

Ich las mit großer Aufmerkſamkeit die verſchiedenen Schriften, die für und wider die Todesſtrafen in unſerm Jahrhunderte die Preſſe verließen, und bewun-

---

*) Après tant de siecles de lumiére, pendant les quels les hommes se succédent les uns aux autres dans les recherches les plus penibles, ont paru tout tenter, tout examiner, tout perfectioner, jusqu' à le frivolité même; j'entreprens de fixer leur attention sur des objets nouveaux. Et quels sont ces objets? ce sont les plus importans à leur bonheur; ce sont de recherches sur une matiére, qu'il est affreux d'être obligé de discuter, c'est la solution d'une question, où le doute seul est un opprobre pour l'humanitè. Les hommes seront-ils toujours les ennemis des hommes? Les Etres les mieux organisés n' obtiendront-ils jamais l'avantage, dont jouissent les plus viles de brutes, celui de vivre en paix entr eux? La societé enfin est-elle susceptible, si non de perfection, du moin d'amélioration?

De la félicité publique.

derte oft die menſchenfreundliche Wärme, mit welcher manche Leben und Gut der Bürger mit Freyheit vertheidigten.

Konnte aber auch oft den Unwillen in meiner Seele über diejenigen nicht bergen, die die Todesſtrafe gänzlich vertilgen, und durch Kerker, Bande und Arbeiten das Leben der Verbrecher elender machen wollten, um die Menſchen von Uebelthaten abzuhalten.

Ueberzeugt in meiner Sele, will ich wider die auftreten, welche behaupten, daß harte Arbeiten die Verbrecher eher als die Todesſtrafen abhalten könnten; ich will ihnen ſagen: ihr betrügt euch. Eure harten Arbeiten ſind eben ſo unzulänglich, Menſchen von Verbrechen abzuhalten, als eure Todesſtrafen, und eben auch ſo grauſam. Unzulänglich, weil ſie ebenfalls, wie die Todesſtrafe nicht unmittelbar mit den Verbrechen verbunden ſind; weil die härteſten Arbeiten der Macht der Gewohnheit unterliegen; weil ihr nicht werdet verhindern können, daß ſich die Menſchen nicht an ihr Schickſal gewöhnen, und dieſe Verbrecher, deren Leben, wie man annimmt, zum warnenden Beyſpiel dienen ſoll, auch in ihrem Elende noch fröhlich ſcheinen werden. — Grauſam, weil ihr eine Menge Henker haben müßtet, um das Schickſal eurer Verurtheilten als eine Strafe in den Augen des Publikums auffallend zu machen. Unmenſchliche Henker müßtet ihr haben, niemals müßte das Mitleid Zugang in ihre Herzen finden, niemahls müßte ſie das Gefühl der Menſchlichkeit überraſchen, und um Verbrecher zu ſtrafen, müßtet ihr Unmenſchen aufſtellen, die mit dem Leidenden, der immer unter ihren Augen elend herumſchleicht, nie Erbarmen in ihrer Seele fühlten. Und über das Alles iſt es eben nicht grauſam, zu verfügen, daß der Arme und der Böſewicht einerley Los haben ſollen?

Sind die Arbeiten nicht überall, ſo hart ſie ſeyn mögen, das Antheil des Armen? — Setzen wir aber den Fall, daß Uibelthäter zu mühſeliger Arbeit verdammt, wirkende Beyſpiele werden könnten, die andere Menſchen von Verbrechen zurückhielten: ſetzen wir, daß der ſchaudernde Anblick in Feſſeln ſchmachtender Menſchen Schrecken in unſern Buſen errege, daß der Gram an der blaſſen Stirne des Verurtheilten, und der Harm in ſeinen Geſichtszügen wirklich Viele von der Bahn der Laſter zurück zöge, was haben wir hiedurch wohl erreicht? Haben wir Gewißheit, daß unter dieſer Anzahl elender Menſchen nur Verbrecher, und keine Unſchuldigen ſind?

Iſt das Auge des Richters durch Veränderung der Strafen ſcharfſichtiger geworden? Oder ſind ſeine Urtheile nicht noch denjenigen Ungewißheiten unterworfen, die ſie von jeher waren, ſeitdem peinliche Geſetze entſtanden, und Menſchen Urtheile über Menſchen ſprachen? Und iſt es nicht eben ſo grauſam, ſich der

Gefahr auszuſetzen, einen unſchuldigen Menſchen zum mühſeligen Leben als zum Tode zu verurtheilen?

Der Menſch, ein Räthſel ſeiner ſelbſt, wirft ſich zum Richter ſeines Nächſten auf, und ſpricht ſtolz zu ſeinem Bruder: Du biſt ein Böſewicht! —

Der, der ſein eigenes Herz nicht kennt, der täglich ein Spiel ſeiner Leidenſchaften iſt, der heute liebt, was er morgen haßt, jetzt einen Gegenſtand mit Sehnſucht wählt, und eine Minute hernach ſeine Wahl thöricht bereuet; — der Menſch, der ſich jede Stunde täuſcht, und jede Minute ſeine Täuſchung einſieht, der am Morgen Sätze der Gewißheit annimmt, die er am Abend wieder verwirft, dieſer Menſch erkühnt ſich zu ſeinem Bruder zu ſagen: — Du biſt ein Böſewicht!

O abſcheuliche Lüge! du biſt ein Kind des menſchlichen Stolzes, erzeugt in den Zeiten der Dummheit, erzogen durch Hochmuth und gepfründet in unſerm Jahrhunderte durch Eigennutz.

Du ſcheinſt ein Verbrecher, dieß iſt alles, was ein Menſch von dem andern ſagen kann, aber ſelten, du biſt ein Verbrecher.

Wer von uns hat die Anatomie der Seele ſtudiert? Wer weiß die Gränzen der Leidenſchaften? — Wer die Wirkungen der Temperamente? — Wer ſah je den geheimen Arbeiten der Seele im menſchlichen Körper zu? — Wer nennt mir die äußerlichen Eindrücke der Sinne? — Wer beſtimmt die Folgen der Erziehung, und wer ſchreibt dem Umlauf der Säfte Gränzen vor? Oder ſagt zu dem aufwallenden Geblüte: mache dieſe und keine andere Wirkung!

Wer dieſes zu thun im Stande iſt, den will ich einen Gott nennen: denn des Menſchen Weisheit hat ſeine Gränzen. Schein iſt Vieles; aber ſehr wenig für den Menſchen Gewißheit.

Laſſet uns unſere Schwachheit bekennen; laſſet uns ſagen, daß wir von einem Verbrecher meiſtentheils nichts weiter behaupten können, als daß er uns ſcheine ein Verbrecher zu ſeyn. Es iſt keine Schande für uns; nein, es iſt Weisheit.

Vorurtheile ablegen, die der Menſchheit zur Schande ſind, iſt ſüßes Beſtreben; es entehrt den Menſchen nicht.

Es gab Zeiten, in denen gottſelige Mörder die Altäre mit dem Blut ihrer Brüder bemahlten. Es waren Stunden, in denen unbefleckte Mädchen, um die Götter zu verſöhnen, verkauft wurden.

Frommraſende Matronen ſchleppten heulende Menſchen durch die Straßen, und Luperkalien waren ſtolz auf ihre Schande.

Aber zum Wohl der Menſchen ſind dieſe Zeiten verſchwunden; die Eingeweide der Stiere halten keine Armeen mehr in Ehrfurcht: keine Senate gehorchen mehr dem Wink der Vögel, und kein Fürſt ſucht mehr ſeine Entſchlüſſe in den Eingeweiden der Lämmer; und ſo kann es wohl auch noch Zeiten geben, in denen es vielleicht eben ſo thöricht ſeyn würde, die Gewißheit der Verbrechen nach Regeln zu beſtimmen, als es bey uns thöricht wäre, ſeine Zukunft in den Eingeweiden der Thiere zu ſuchen.

Alle unſere Beweisgründe, die wir bey Unterſuchung der Verbrechen annehmen, wenn ſie nicht ein ſcharfſichtiges Auge durchſieht, gründen ſich auf ſchwache Hypotheſen. Wir ſchließen, daß eine Sache gewiß iſt, aus Gründen, die ungewiß ſind.

Faſt alle unſere Beweisſätze in peinlichen Fällen ſind der Gefahr des Irrthums unterworfen. Wir ſchließen ſo: Die That iſt gewiß; dieſer Menſch aber hat dieſe That ausgeübt: denn er iſt überwieſen, wenn die Umſtände alle wahr ſind, die ihn überweiſen. Man nimmt ſie aber als wahr an, und verurtheilet den Menſchen. Schreckliche Schlüſſe!

Die Menſchheit weinte, als man ſie erfand: Philoſophie und Vernunft verbargen ſich in Wäldern, in Höhlen, und wandten ihre Augen von dem Anblick blutender Rümpfe ab, die am Morgen die Sonne traurig beſchien.

Jeder Tag kann den Menſchen der Irrthümer ſeiner Schlüſſe überzeugen. Das was unter unſern Augen geſchieht, das was unſere Sinne fühlen, iſt noch der Täuſchung unterworfen. Aber laſſet uns nicht aus entlehnten Geſchichten die Gewißheit unſerer Trugſchlüſſe unterſuchen. Schließen wir vielmehr diejenigen Behältniſſe auf, wo noch zur Schande der Menſchheit und der Vernunft die Todesurtheile der Unſchuld unter den Urtheilen der Verbrecher geſchrieben ſtehen.

Haltet ein, ihr Richter, und ſtaunet über dieſe ſchrecklichen Monumente! Laſſet eine Thräne über die unſchuldigen Schlachtopfer eurer ſo oft begangenen Irrthümer fallen, und höret die heilſame Stimme aus den dunkeln Grüften in euer Ohr ſchallen! Ihr, die ihr über Leben und Schickſal des Menſchen zu urtheilen habt; — ihr, in deren Gewalt es liegt, das Daſeyn dieſes trefflichen Weſens, das nur einige Augenblicke, wie ein Meteor auf dieſer Erde erſcheint, zu vertilgen! Ihr, die ihr eures gleichen verurtheilt, verlaſſet euch niemals auf eure Erfahrung, auf eure Proben! Sie waren die Urſachen des Irrthums eurer Vorfahrer, und werden die Quellen der eurigen ſeyn.

Meſſet eure Vernunft, ehe ihr euch unterfangt, Thaten durch ſie zu meſſen: — und, nachdem ihr Beweiſe verurtheilter Unſchuldigen habet, ſo tretet auf, wenn ihr könnt, und ſagt: Es iſt ſo; — und du Mitmenſch biſt der Verbrecher, — und du ſollſt ſterben.

Eigenes und mit den Umſtanden der Verbrechen übereinkommendes Geſtändniß und Ueberweiſung machen die geſetzliche Gewißheit aus, in Rückſicht des Uebelthäters: und wie ungewiß, wie betrüglich ſind beyde dieſer Gewißheiten? Wie viele Fälle hat man nicht, in denen unrichtiges eigenes Geſtändniß entweder durch die Folter aus den Unglücklichen erpreßt worden, oder daß aus Lebensüberdruß der vermeintliche Verbrecher ſeinen Richter getäuſcht hat? Was wollen endlich Ueberweiſungen heißen, die in den Ausſagen von ſchwachen oder boshaften Menſchen beſtehen können?

Trauriges Verhängniß! Wenn das Leben und Schickſal der Menſchen, die nur von den Geſetzen abhängen ſollen, den Leidenſchaften und Irrthümern unſerer Mitmenſchen preisgegeben werden, und wenn das Schwert der Gerechtigkeit nach dem Willen unrichtiger Ausſagen, blinder oder leidenſchaftlicher Zeugen geführt wird.

Aber es war nun einmahl ſo: das Schickſal der unglücklichen Verbrecher hing von Uebergewicht menſchlicher Ausſagen ab. Allein wie ſchrecklich iſt dieſes Verhängniß! — Laſſet uns bekennen, daß unſere Zeugſchaften ſelten ein ſicheres Maß haben! Laſſet uns ſagen, daß wir öfters urtheilen, ohne zuverläßige Grundſätze zu haben, die unſere Urtheile lenken.

Du, wer du immer biſt, der du mit Menſchenkenntniß und mit Kenntniß deiner eigenen Schwäche in gerichtlichen Geſchäften grau geworden biſt, tritt hervor und ſtelle dich in den Platz, wo ich rede!

Sage, welche Zuverläßigkeiten haſt du je gehabt, die Ausſagen deiner Zeugen für wahr zu halten? Wußteſt du das Gefühl ihrer Seele, die Gewalt ihrer ſinnlichen Eindrücke? Wußteſt du, daß keine Verſtellung an der heitern Stirne, kein Irrwahn auf den unſchuldigen Lippen ſeyn konnte? Wußteſt du es, ſo ſteh auf, und lehre, und wir wollen dich anhören. Kannſt du aber nichts in jedem Falle zum Beweiſe der Zuverläßigkeit deiner Zeugenſchaften anbringen, als die Eidſchwüre, womit deine Zeugen ihre Ausſagen bekräftigten, ſo höre mich, und wenn du fühlbar biſt zu menſchlichen Schickſalen, ſo weine über die Menſchheit, und weihe Thränen den Unſchuldigen, die am Opferherde der Gerechtigkeit ſanken.

Der Eid iſt alſo der Bürge der Wahrheit. Der Eid, der unſern Vätern einſt heilig war, weil Biederſinn und Redlichkeit ihre charakteriſtiſchen Züge waren.

Mit fremdem Kommerz, mit fremdem Luxus haben wir fremde Sitten erhalten. Die Redlichkeit unſerer Voraltern entfloh, und weil man dem einfachen Worte des Mannes nicht mehr glaubte, rufte man die Gottheit zum Zeugen an, und es entſtanden die Schwüre.

Der Vorfall unſerer Sitten ſetzte den Eid bald in die Stelle, in der das Wort des Mannes war, und man brach Wort und Schwüre mit gleicher Leichtigkeit.

Gottesfurcht, Religion und das feinſte Gefühl ſoll im Herzen desjenigen ſeyn, den die Geſetze zum Eid laſſen. Welche Erziehung, welcher Unterricht wird hiezu nicht erfordert?

Wie ſchaudernd iſt der Gedanke, wenn man in dieſem Jahrhunderte die Gerichtsſtellen beſucht; wenn man Parteyen dort ſieht, wie ſie ſich um die Eidſchwüre zanken, und wie derjenige ſeine Sache ſchon für gewonnen hält, den die Geſetze zum Eid laſſen.

Wenn Treue und Glaube im Staate verſchwinden, die guten Sitten herabſinken, Gottesfurcht aus dem Herzen der Menſchen verbannt wird, dann iſt die Religion zu ſchwach, in die verdorbenen Herzen zu wirken. Aber vielleicht, könnte man hier einwenden, vielleicht halten die Civilgeſetze den Menſchen von falſchen Eidſchwüren zurück, wenn die Religion in dieſem Falle zu ſchwach iſt.

Die Civilgeſetze? Wie? vielleicht durch Strafen, die ſie auf falſche Eidſchwüre ſetzen? Wie entfernt ſind aber dieſe Strafen, wie unzulänglich, um die Leidenſchaften ſchweigen zu heißen, die die Beweggründe falſcher Eidſchwüre ſeyn könnten? Und welches Maß iſt zwiſchen ihnen und den Wirkungen falſcher Eide?

Nur einige Worte hierüber.

Ich will nicht erwähnen, daß meiſtentheils über Handlungen Zeugen verhört werden, die nur auf das Bewußtſeyn eines Einzelnen beruhen. In dem Munde deſſen, der befragt wird, liegt die Geſchichte, und wer ſteht Bürge, daß ſie ächt iſt? Wer kann verſichern, daß ſie ſo iſt, wie ſie der Befragte erzählte? Und wer, wenn ſeine Ausſage falſch iſt, kann ihn der Lüge überführen?

So ungewiß menſchliche Ausſagen immer ſeyn mögen, ſo hat doch die Unvollkommenheit aller menſchlichen Dinge die Ausſage der Zeugen zu einem nothwendigen, unentbehrlichen, ja zu einem der vorzüglichſten Mittel, die Wahrheit zu ergründen, gemacht, und die Geſetzgebung ließ Leben, Ehre, Eigenthum und Freyheit der Bürger von der vermeintlichen Redlichkeit ihrer Mitbürger abhängen.

Von Ausſagen der Zeugen hängt alſo die Strafloſigkeit der Unſchuld, und die Beſtrafung des Laſters ab? Welcher Beweis! daß Religion und Moralität die wichtigſten Stützen des Staates ſind! Ohne ſie ſind ungewiſſe Ausſagen Wirkungen gewiſſer Strafen. — Alle Vermuthung des Guten iſt für den Zeugen; und alle Vermuthung des Laſters gegen den Gefeſſelten. Welches Maß! — welches Verhältniß!

Setzen wir aber den Fall, daß jederzeit Wahrheit auf den Lippen der Zeugen ruhe, iſt das Leben der Gefangenen ſchon geſichert?

Wer ſind meiſtentheils die Menſchen, die als Zeugen auftreten? Schlechte, arme Leute, die zitternd vor dem Richter da ſtehen, der ſie befragt; die keine Worte wiſſen, das zu erklären, was ſie ſagen ſollen; die gleichwohl in dummer Einfalt die Sache gutherzig hinſagen, den Hergang der Sache vom Anfange bis an das Ende untereinander werfen, und ihre Erzählung in größter Undeutlichkeit machen; und wer iſt der, der den Miſchmaſch dieſer Ausſagen in Deutlichkeit ſetzen muß?

Ein Richter, vor dem der gemeine Mann um ſo mehr zittert, je ehrlicher er iſt; dem er, wenn die Sache auch nicht nach dem Sinne des Zeugen geſchrieben wäre, ſich aus Schüchternheit nicht zu widerſprechen getrauet.

Ein Richter, der zuweilen nur den Schuldigen aufſucht, und zu wenig Kaltblütigkeit hat, der Wahrheit des Verbrechens im Stillen nachzugründen. Ein Richter, ſage ich, der aus unrichtigen Grundſätzen für das allgemeine Beſte brennt, und ſich einbildet, daß Galgen und Rad die Stütze der Staaten, und Menſchenſchädel die Trophäen der Gerechtigkeit ſind.

Ich rede hier für das Wohl der Menſchheit. Schwarze niedrige Seelen müßten es ſeyn, die mir meinen Vortrag falſch auslegen könnten. Ich wiederhohle es, daß ich nur für Menſchen rede, für jeden, der das allgemeine Daſeyn mit uns theilt, für jeden, den ich als Mitgeſchöpf und Mitbruder anſehe, welche Gegend er auch immer bewohnen mag. Sollten aber noch Einige ſeyn, die undankbar meine guten Geſinnungen vergiften möchten, ſo ſollen ſie hier meine Rechtfertigung hören. Ich tadle nicht die Geſetze der Monarchen; die unrichtige Anwendung tadle ich, durch welche jene zuweilen aus zu weniger Kenntniß ſeiner ſelbſt und des menſchlichen Herzens von unklugen oder boshaften Richtern mißbraucht werden.

Ich rede hier von keinem insbeſondere, daß es aber doch ſolche gebe, wird mir hoffentlich niemand verneinen; da jedes Land leider im Stande iſt, traurige Beweiſe ihres abentheuerlichen und der Menſchheit beſchimpfenden Daſeyns zu geben.

Von unklugen, von boshaften Richtern rede ich, denn nur unter ihren Händen ſeufzt die unterdrückte Menſchheit, und das Schwert, das die Fürſten in ihre Hände gaben, um Laſterhafte zu ſtrafen, wird oft gegen Elende gezückt, und tief in das Eingeweide des Unſchuldigen geſenkt. Es kann nie genug geſagt, nie genug wiederhohlt werden: Richter, ſeyd aufmerkſam, denn Bruder-Gut und Bruder-Wohl iſt in euren Händen.

Euch, euch fordere ich zu meiner Vertheidigung auf, ihr Väter und Völker, in deren Händen das Glück der Nationen liegt, und welchen die Menſchheit einſt zurief: Erbarmen! Erbarmen über eure Völker!

Erinnert euch der feyerlichen Stunde, in der euch die Völker zum Thron führten, und Leben und Freyheit, ihre theuerſten Schätze, als das koſtbarſte Unterpfand in eure Hände gaben! Erinnert euch unſerer Schwüre, die wir täglich aus warmen Herzen erneuern! Unſer Blut, unſer Leben iſt zu eurem Dienſte. Wir wollen unſer Wohl für das eurige aufopfern, unſre Hütte über uns zuſammenſtürzen laſſen, um eure Palläſte zu erhalten: aber ſorget für das theure Leben der Unſrigen! So däucht mir, daß die Stimme der Völker zu den Thronen drang, und Fürſten ſtanden auf, und arbeiteten an Verbeſſerung der Geſetze.

Monarchen ſteigen in die ſchrecklichen Grüfte hinunter, wo peſtilenzialiſche Luft die Kerker vergiftete; wo in Abgeſchiedenheit von Menſchen, ohne Sonne und Mond, nur beym ſchwachen Lichtſchimmer des Mittags menſchliche Herzen in Höhlen ſchmachteten, die die Natur nur für wilde Thiere beſtimmt hat, die zum Zerreißen geboren waren.

Sie führten den Menſchen in freyere Lüfte, ließen ihm Morgenroth, Sternhimmel und Regenbogen anſehen, und öffneten ihm die Ausſicht in die ſchönere Welt, damit er ſehe, wie wohlthätig der iſt, deſſen Geſetzen er entgegen gehandelt hat.

Da aus dieſen Grüften führten ſie den Menſchen hervor und erbauten menſchliche Gefängniſſe.

Sie zernichteten jene ſchrecklichen Maſchinen, die die Erfahrung der Wahrheit in der Stärke der Muskeln, und die Herſtellung der Gewißheit in der Empfindlichkeit der Fibern zu entdecken beſtimmt waren, und arbeiteten an Verbeſſerung der Sitten, an Verbeſſerung des Herzens.

Allein dieſe rühmlichen Unternehmungen großer Fürſten ſind noch nicht das, was ſie für die Menſchen ſeyn ſollen; ſie ſind nur Steine, die ihre gütigen Hände in die Grundfeſten legten, aus welchen ſich nach und nach der Tempel erheben ſoll, der der Menſchheit gebaut wird.

Das Werk iſt angefangen, aber noch lange nicht vollendet. Noch wandert die Tugend wie eine Pilgerinn unter den Menſchen herum, wird oft nur von wenigen in ſchlechten Hütten aufgenommen, und aus Palläſten verſtoßen.

Sie flieht die prächtigen Städte, wo Schwelgerey und Pracht die Menſchen verderben: wo die Menſchheit in Ketten und Armuth ſchmachtet, und ihre Retterinnen, Religion und Erziehung, von Eigenſinn und Dummheit verbannt werden.

Hingeriſſen durch Irrthum und Irrwahn, opfern Menſchen ohne Grundſätze den ſchändlichſten Laſtern, und das Röcheln der Sterbenden entfernt jedes fühlende Herz von den Bühnen des Todes, die die Gerechtigkeit für dieſe Elenden gebaut hat.

Aus den Grüften der Verweſung ertönt die ſchreckliche Stimme, die den Staatsmännern zuruft: » Ihr, »die ihr die Erziehung der Jugend verſäumt, die ihr »geduldig zugeſehen habt, wie das Gift des Ver»derbens in das innerſte Mark des Staats eingedrun»gen iſt; die ihr alle Spannadern des Nationalgei»ſte erſchlaffen laſſen, die ihr dem Volke die Richtung »zum Böſen ſelbſt gegeben habt; die ihr die Religion »verdrängt, den Eifer zum Guten niedergeſchlagen, »die Wege zum Böſen geleitet; ihr wollt Laſter ſtra»ſen, die ihr ausgebrütet habt?« — Iſt es darum, daß wir unſer Leben, unſre Freyheit in euere Hände gaben, daß ihr uns in dieſe ſchrecklichſten Abgründe hinführet? — Iſt es darum, daß ihr uns Gift unter Rebenſaft miſchtet, damit wir Tod und Verderben in deſto ſicheren Zügen verſchlängen *).

---

*) Lamezan Skizze der Geſetzgebung.

O Elende! vertheidiget euch, wenn ihr könnt, über das Blut eurer Mitmenſchen! Es erwachte Menſchengefühl zu dieſer Stimme, und allgemein arbeitet man an vorbeugenden Geſetzen.

An vorbeugenden Geſetzen? Wie? gibt es wohl vorbeugende Geſetze? und können ſie den Laſtern ſteuern? Ja, es gibt ſie, und ſie ſind die einzigen, die mit der Natur der Menſchheit übereins kommen. Sie ſind die einzigen, die ſich auf den Bund gründen, der Völker verbindet; die einzigen, die im Stande ſind, die Laſter zu tilgen; die einzigen, die der Billigkeit, die der Natur, die dem Wohl des Ganzen, die der Abſicht der Gottheit gemäß ſind.

Was ich hier von den Geſetzen ſagte, war nur in der Abſicht geſagt, daß man es der Mühe werth halten ſollte, die Menſchen beſſer zu machen, daß man ihnen zeige, durch ihr eigenes Wohl zeige, wie ſehr Jedem daran liege, die Tugend zu lieben.

Nur in dem Falle alſo, wenn Erziehung die Herzen der Menſchen einmahl bildet, wenn Gottes- und Nächſtenliebe, unterſtützt durch Religion und Geſetzgebung, die Länder durchwandeln; nur alsdann ſage ich, iſt es Zeit, die Schädelſtätte zuſammen zu reißen, und auf ihren Ruinen Erziehungs- und Verſorgungshäuſer zu bauen. In der Lage, in der aber noch viele Länder ſind, in denen noch wilde Rohheit manche Hütte bewohnt, wo die Jugend weder Religion noch Erziehung kennt, da ſind dieſe ſchrecklichen Gepränge der Juſtiz freylich noch nothwendig. Es wäre thöricht zu behaupten, daß man die Todesſtrafen abbringen ſollte, wenn nicht beſſere Mittel an ihre Stelle geſetzt ſind.

Wenn ein Gebäude auch nur auf einer ſchlechten Säule ruht, ſo muß man doch dieſe ſchlechte Säule zu erhalten ſuchen, bis beſſere die Gewölbe unterſtützen: denn ſonſt würde das ganze Gebäude zuſammen ſtürzen.

Wenn Erziehung einmahl die Menſchen bildet, wenn vorbeugende Geſetze die Folgen des Irrthums oder der Bosheit verhindern werden, wenn Seelenbildung der Hauptgegenſtand der wachenden Geſetzgebung ſeyn wird, dann wird mancher einſame Wanderer bey denen in Schutt vergrabenen Mordſtätten vorüber gehn, und über den Staub der Unglücklichen weinen, die den Werth der Tugend nicht gekannt haben.

Der, welcher zu träg iſt, ſich in die Menſchheit hinein zu denken; der, dem nie der Gedanke zu beſſern kömmt, ſondern nur zu ſtrafen; der keine Kenntniſſe hat, als die zu zerſtören, der Mann, ſage ich, wenn er vom Himmel zum Verderben der Nationen als ein Geſetzgeber beſtimmt iſt, ſcheint mir einem ſchwermüthigen Rieſen ähnlich zu ſeyn, der auf den Keil der Gerechtigkeit ſeinen maſſiven Körper hinlehnt, und immerzu ſchlummert, und nie erwacht, als wenn Blutgeſchrey der Unſchuld und des Unterdrückten ihn aufweckt. Da fährt er raſch vom Schlafe auf, ſchleudert mit geſchloſſenen Augen ſeinen Keil auf die Verbrecher, zerquetſchet die, die er in Eile ertappt, ohne Rückſicht, ob ſie ſchuldig oder unſchuldig ſind, und ſetzt ſich wieder hin, um ſyſtematiſch zu ſchlafen.

Der Mann aber, den eine gütige Gottheit zum Wohl der Völker zur Geſetzgebung rief, der Menſchenkenntniß und Weltklugheit beſitzt, iſt immer wach, um dem Verderben Gränzen zu ſetzen. Mich däucht, ich ſehe an ihm eine zärtliche Mutter, von ihren Kindern umſchloſſen. Ihr ſorgfältiger Blick folgt ihnen in jeden Winkel nach; ihr Aug' wacht, wenn ſie ruhen; ihr Blick iſt geſchäftig, wenn ſie wachen; mehr aufmerkſam den Uebeln vorzubeugen, als die geſchehenen zu beſtrafen, richtet ſie die Gegenſtände nach den ſchwachen Organen ihrer Zöglinge. Sie zerſtreuet, ſie entzieht Alles, was ihnen ſchädlich ſeyn könnte, und ſetzt in dieſe Stellen das Nützliche. Das Glück ihrer erſten Tage blüht unter ihren Händen und reift zum dauerhaften Wohl unter ihrer Pflege.

Dieſes iſt das Bild des guten Geſetzgebers. Ohne Pracht, ohne Schwärmerey iſt er ruhig an ſeiner Stelle; und Weisheit und Klugheit geben ihm tauſend Hände zu ſeiner Arbeit; er hat tauſend Augen, die durch ihn ſehen, tauſend Hände, die durch ihn wirken, und er gleicht jenen Künſtlern, die ungeheure Laſten mit ſchwachen Händen durch Beyhilfe künſtlicher Hebel von der Stelle bringen.

Er beobachtet die geringſte Bewegung in ſeinen Staaten; er kennt ihre Gewalt; weiß ihre Stärke; ihm folgt ihre Leitung. Er ſucht nie, dem Strom ſich mit Gewalt zu widerſetzen, ſondern ihn durch kluge Ableitung zu entkräften.

Wenn Feindſchaft ſich in die Hütte des Bürgers ſchleicht, ſo eilt er herbey, um den Haß zu erſticken. Sitten und Tugend ſind die Säulen ſeiner Geſetze.

Die Zärtlichkeit der Aeltern, die Unterwürfigkeit der Kinder, die Eintracht der Ehen, Treu und Glaube ſind die hauptſächlichſten Bande der Herzen, durch welche er ſucht, Liebe mit Stärke; Güte mit Macht zu vereinigen. Er dringt in das innerſte der Herzen der Menſchen, und ſucht die Quellen der Verbrechen in ſelbem auf.

Ja! nur im Herzen der Menſchen liegt der Keim der Laſter verborgen, und umſonſt arbeitet der, der ſie außerhalb deſſelben ſucht. Was nützen fremde Geſetzbücher? Sind Nationen durch ſie beſſer geworden? Hat man das erreicht, was Geſetzgeber zu erreichen gewünſcht haben?

Fremde Geſetze ſind für fremde Länder nicht paſſend; das Kleid muß nach dem Körper gemacht ſeyn. Was iſt ein Zwerg in der Rüſtung eines Rieſen, und der Rieſe im Zwergenkleide? Man lerne den Menſchen zuerſt kennen, dann die Nation, ihren urſprünglichen Charakter, ihre Veränderungen; dann in die Tiefe des Herzens hinab: den Menſchen beobachtet als Menſch mit allen ſeinen Bedürfniſſen und Schwachheiten, und dann ſetze man ſich hin und ſchreibe Geſetze.

Die Verbrechen, die im Staate ſind, theilen ſich in Verbrechen gegen die Religion, gegen den Staat oder die oberſte Gewalt, und gegen den Bürger *).

Alle dieſe Verbrechen haben Urquellen, aus welchen ſie entſpringen, und daher ſind die Geſetze nöthig, denſelben vorzubeugen.

---

*) Unter Verbrechen gegen die Religion wird Ketzerey, Blasphemie, Meineid, und in den ältern Zeiten die Magie gerechnet.

Verbrechen gegen den Staat oder die oberſte Gewalt theilen ſich in Hochverrath, Verbrechen der beleidigten Majeſtät, Ambitus und Simonie, Beſtechung oder Dataria, und Veruntreuung öffentlicher Gelder.

Die Verbrechen der Bürger unter ſich betreffen entweder Leib und Leben, oder Ehre und Gut.

Zu dem erſten werden alle Gattungen von Mord-Verſtümmelungen und ſchädlichen Gewaltthätigkeiten gerechnet, wodurch gegen die Sicherheit der Perſon gefrevelt wird. In die zweyte Rubrik wird Verleumdung, Beſchimpfung, Entführung, Nothzüchtigung geſetzt; und zum dritten: Diebſtahl, hinterliſtiges Hintergehen und Betrug gerechnet, nebſt allem demjenigen, was der Sicherheit des Eigenthums zu nahe tritt.

Allgemeines Wohl muß der Endzweck jeder Geſetze ſeyn.

Dieſes allgemeine Wohl beſteht aber nur in Erfüllung der Pflichten gegen die Religion; gegen den Staat und den Fürſten; gegen ſeinen Mitbürger in Rückſicht der Sicherheit ſeiner Perſon und ſeines Eigenthums.

Die Geſetze alſo, die den Verbrechen wider die Religion entgegen geſetzt werden, müſſen Gottesfurcht, Liebe zur Tugend zum Beweggrunde haben; die, die man wider die Verbrechen gegen den Staat gibt, Liebe zum Fürſten, zum Vaterlande, Ehrlichkeit, Gehorſam und Treue in Verwaltung obrigkeitlicher Aemter.

Jene Geſetze endlich, die die Sicherheit der Perſon ſowohl als die Güter des Bürgers erhalten ſollen, müſſen alles dasjenige, was die Beförderung der vorgeſchriebenen Sicherheit fordert, zum Gegenſtande haben.

Aus dieſen allgemeinen Sätzen folgert ſich, daß die Harmonie der Geſetze (die nichts anders als aus der Natur der Sachen entſpringende, nothwendige Verhältniſſe ſind) allgemein vorhanden ſeyn müſſe, um die Abſicht für das Ganze zu erreichen.

Jede Handlung, die der allgemeinen Abſicht entgegen iſt, iſt Verbrechen, und es iſt nicht ſchwer, ihre Quelle in dem menſchlichen Herzen zu entdecken. Wenn man weiß, wie nothwendige Tugenden hervor gebracht werden können, ſo weiß man auch, wie man entgegen geſetzten Laſtern ſteuern muß. Laſter vertilgen heißt nichts anders, als die dem Laſter entgegen geſetzte Tugend hervor bringen, und dieſe Hervorbringung iſt Verbeſſerung der Menſchen und Ueberzeugung des Vortheils aus der Tugend.

Wir wollen ſtufenweiſe die Verbrechen durchgehen, die in den Staaten ſind, und ihre Urſachen aufſuchen.

Ich rede zuerſt von Verbrechen gegen die Religion. Ich nenne den Nahmen der Religion einen Nahmen von weitem Umfange. Ihr danken die Fürſten die Sicherheit ihres Thrones; die Obrigkeiten ihr Anſehen, und die Bürger des Staats die Sicherheit ihres Lebens und ihrer Beſitzthümer. Ohne ſie wanken Throne, und kein Zaubermittel iſt im Stande, Ruhe und Eintracht unter Menſchen zu pflanzen. Was hält die Verzweiflung ab, ein gequältes Leben daran zu ſetzen? Was hindert die Schwärmerey, Kronen jener Welt mit Menſchenblut zu erkaufen, wenn nicht die Furcht vor dem, der die innerſten Falten des Herzens erforſcht, und deſſen unendliche Macht, die ſtill, aber ſicher auch jenſeits des Grabes fortwirkt, raſchen Thaten Gränzen zu ſetzen im Stande wäre?

Geſetzgeber! glaubt ihr, dieſe Vormauer empören zu können, ſo tretet alle eure Geſetze, alle eure bürgerlichen Einrichtungen mit Füßen, denn ſie ſind alle durch Hilfe der Religion, auf die Furcht der Gottheit gegründet.

Religion iſt das ſtärkſte Band, welches Menſchen vereiniget *). Wo ſie hinkömmt, ſagt Montesquieu, da bringt ſie die goldenen Zeiten mit, und wirkt unendlich mehr, als die Ehre in Monarchien und die ſtrengſte bürgerliche Tugend in Republiken: denn ſie gibt der Vernunft die reinſten Erkenntnißgründe, den Herzen die edelſten Neigungen und dieſen die mächtigſten und ſicherſten Triebe; ſie läßt der ſinnlichen Natur alle ihre Rechte, aber ſie ſetzt den Begierden ihre ſicheren Gränzen, und mäßigt ihre Heftigkeit durch den Geſchmack an edlern Gütern.

Alle bürgerlichen Geſetze halten nur die Hand der Bürger, daß man ſie nicht zu Uebelthaten ausſtrecke; ſie aber reinigt zugleich das Herz, und erweckt in demſelben die Triebe zum Guten, die alle menſchlichen Geſetze umſonſt befehlen, und ihre ſanften Beweggründe ſind unendlich mächtiger, als alle Strenge der Geſetze. Der alſo, der ein Feind der Religion iſt, iſt ein Feind des allgemeinen Beſten. Er ſucht die Grundſäulen zu ſchwächen, auf welchen das ganze Gebäude des Staats ruht.

---

*) Delicta majorum immeritus lues
  Romane, donec templa refeceris
Aedesque labentes Deorum et
  Foeda nigro simulacra fumo.
Dis te minorem quod geris, imperas.
Hinc omne principium, huc refer exitum.
Horat: Carminum l. III. ode 6.

Ich kann mich hier bey dieſem Gedanken nicht enthalten, meinen Unwillen gegen Jene zu zeigen, die ſich durch Kühnheit ihrer Geſinnungen auszuzeichnen bemühen, und verächtlich über die Religion ſpotten. Kurzſichtige Menſchen! welche Urſachen habt ihr, über das Heiligſte im Staate zu freveln? Sagt, wenn ihr könnet, aus welchen Gründen verdient ſie euren Tadel?

Der Fanatismus, die unfruchtbaren Sophiſtereyen, die üppige Pracht im äußerlichen Gottesdienſte, die tyranniſche Herrſchſucht, der unmenſchliche Verfolgungsgeiſt, welche die Gegenſtände eurer tadelnden Unterhaltungen ſind, kommen der Religion niemahls zu Schulden. Sie ſind Fehler, die aus der alten orientaliſchen Philoſophie, aus dem ſophiſtiſchen Geiſte der griechiſchen Schule, aus dem alten Rom, von der Barbarey der nordiſchen Völker herrühren, und ändern das Weſentliche der Religion nicht. Das Licht der Sonne iſt bey ihrem Aufgange eben ſo rein und heiter als am Mittage, und die Dünſte, die am Horizont aufſteigen, verändern ihr Weſen nicht.

Nicht die Religion, der Fanatismus erſchien in Geſtalt einer Furie mit brennenden Fackeln im Gefolge von fanatiſchen Menſchen; ſie, die Heilige, iſt unſchuldig an dem Menſchenblut, das die Dummheit vergoſſen hat.

Sanftmuth und Menſchenliebe ſind ihre Grundſätze. Chriſtus Lehre iſt ganz Geſetz der Liebe. Der Vater, ſagte er, der im Himmel iſt, ſorgt für die Vögel der Luft; für jede aufkeimende Blume. Er ſorgt für die, die die Wälder von Kanada bewohnen, und er wacht über die Küſten der Kaffern, und ſorgt für das Leben der Huronen.

Welcher Wahnſinn! — Eine Lehre, welche nichts als Eintracht, Friede, Wohlthätigkeit und nützliche Liebe predigt, jener Uebel anzuklagen, welche das Werk des Fanatismus waren. Waren Prieſter nicht auch Menſchen? und ſind Menſchen nicht zu allen Ausſchweifungen fähig, zu denen ſie ihre Leidenſchaften hinreißen, wenn ſelben nicht vernünftige Gränzen geſetzt werden?

Es war kein Fehler der Religion, daß ſich abentheuerliche Mißbräuche in geiſtlichen Sachen einſchleichen; es war ein Fehler der Geſetzgebung. Sie ſonderte die geiſtliche Macht von der weltlichen ab, und ſorgte nicht, ihre Habſucht und ihren Geiz zu beſchränken. Es erwachte der Privateigennutz der Prieſter, und da Fürſten anfingen Theologen zu ſeyn, wurden Prieſter Geſetzgeber. Gold und Silber wurde in die Tempel gebracht, und es erwachte die Begierde nach Reichthum, und alle Laſter folgten ihr bald nach, die der Luxus und der Müßiggang hervor bringen.

Religion iſt im Staate unentbehrlich, und keine Religion heiliger, keine ſtärker, das Glück der Völker blühen zu laſſen, als die chriſtliche. Allein der Geſetzgeber Pflicht iſt auch, über ſie zu wachen." Höchſte Pflicht der Regenten iſt, zu ſorgen, daß Philoſophie nicht in Freygeiſterey, und Religion nicht in Aberglauben ausarte *).

Dann, wenn allgemeine Bekenntniſſe ſich vereinigen werden, wenn die Liebe Gottes und des Nächſten in einem reinen Herzen das weſentliche und erſte Geſetz unſers Glaubens ſeyn wird, dann werden alle Laſter verſchwinden, die bisher nur in unrichtigen Begriffen oder boshaften Dummheiten ihre Quelle hatten.

Kein Atheiſt wird einer Lehre mehr ſpotten, welch das Glück der Menſchen und Völkerwohl hervor bringt. Kein Tollſinniger wird einem Weſen fluchen, das di Urſache ſeiner Glückſeligkeit iſt. Es werden Ketzereyen verſchwinden, wenn die Ketzergerichte zuſammen ſtürzen und Menſchen, welche eine Religion haßten, die ſi mit Tod und Pein verfolgte, werden die ſanftmüthige Lehre annehmen, die ſie mit offenen Armen zurü führt.

Dann wird es unnöthig ſeyn, in die peinliche Geſetzbücher den Nahmen der Blasphemie, des Atheiſmus, der Ketzerey zu ſetzen. Reine Religion und rein Sitten werden die Herzen der Menſchen beſſern, un mancher Edle wird mit Thränen im Auge die Stelle

---

*) Mablys.

leſen, die über Magie und Hexerey, über die Geburten der Dummheit und des Aberglaubens, einſt in den Blutgeſetzen ſtanden.

Aus Verbrechen wider die Religion entſtehen Verbrechen wider den Staat. Wer keine Ehrfurcht für die Gottheit hat, hat keine Ehrfurcht für den Regenten.

Eide befeſtigen die Treue der Unterthanen; durch Eide verpflichten ſich Heere zum Dienſte des Vaterlandes. Man nehme die Gottesfurcht aus dem Herzen, und welche Bande werden die Bürger zur Erfüllung ihrer Pflichten anhalten? Wo keine Religion iſt, iſt ſchädlicher Eigennutz die einzige Triebfeder unſerer Handlungen. Dann erwacht der ſchändliche Grundſatz in den verderbten Seelen: Dummodo mihi bene.

Sorge für die Erhaltung des Unterthans, Treue in Ausübung richterlicher Pflichten, Sorgfalt in Verwaltung obrigkeitlicher Aemter werden unbedeutende Gedichte ſeyn, die man dem verlachten Enthuſiaſten der Tugend überläßt. Man ſucht nur immer neue Bedürfniſſe zu erdenken und ſie zu befriedigen.

Strafbare Selbſtliebe wird das höchſte Geſetz; man ſucht den Weg zum Glücke und der Ehre auf Unkoſten des Nächſten zu bahnen, und man ſchwingt ſich zu Aemtern auf den Ruinen der Tugend. Wehe dem Lande, in welchem die Grundſätze der Religion und der Tugend gewichen ſind! Unterdrückte Partheyen werden an den Schwellen der Gerichtshöfe ſeufzen, und das Weheklagen der Unterdrückten wird nie bis zu dem Thron der Fürſten hindringen können. Der verdienſtvolle Mann wird vergebens Thränen von Blut über die Unordnungen weinen, man wird ihn verlachen und als einen Thoren behandeln.

Dienſtvergebungen werden Monopolien werden, und die Geſchenke, die einſt nur der Rechtſchaffenheit gebühreten, werden den Meiſtbiethenden feil ſtehen.

Kein ſicherer Aufenthalt wird für die Tugend, kein Zufluchtsort für die Rechtſchaffenheit ſeyn. Die Sicherheit der Fürſten wird auf dem Throne wanken, denn Hochverrath, Laſter der beleidigten Majeſtät und öffentliche Veruntreuungen werden ihre Schlangenhäupter empor heben. Es wird keine Bürger mehr geben, nur niedrige Sklaven, die aus Eigennutz keine Schandthaten werden unverſucht laſſen.

Mangel an Religion, Mangel an Sitten ſind die erſten Quellen der Laſter gegen den Fürſten und den Staat. Man beſchütze die Religion, man verbeſſere die Sitten, und die Quellen werden geſtopft ſeyn.

Allein ſo nothwendig Religion und Sitten ſind, um dieſe Verbrechen zu vertilgen, ſo nothwendig iſt auch Vaterlandsliebe.

Wenn man Bürger haben will, muß man ihnen ein Vaterland geben. Anhänglichkeit und Liebe entſtehen bey Menſchen nicht ohne Urſachen. Es iſt thöricht, ſie zu fordern; wenn man die Beweggründe wegräumt, die nur allein im Stande ſind, ſie hervor zu bringen.

In einem Lande, wo nur Strafen und keine Belohnungen ſind, kann es keine Bürger geben, wohl aber Sklaven, elende Miethlinge, die von den Umſtänden abhangen, und fähig ſind, wenn ihr Eigennutz gereitzt wird, jede Schandthat auszuüben.

So haſſenswerth man in dem Herzen der Menſchen dasjenige machen muß, was der geſellſchaftlichen Verfaſſung entgegen iſt, ſo liebenswerth muß auch das gemacht werden, was zur Beförderung dieſes Endzwecks dienlich iſt.

Ehre und Nacheiferung müſſen nicht erſtickt werden, denn ſonſt ſinkt ſelbſt der Rechtſchaffene bis zur Muthloſigkeit nieder.

Harmonie der Geſetze muß im Staate herrſchen; die Lücken, die die Religion übrig läßt, muß eine weiſe Geſetzgebung ausfüllen. Dort, wo die Geſetzgebung nicht hinreicht, muß die Religion ihre Thätigkeit zeigen. So muß Religion und Geſetzgebung Hand in Hand zum bürgerlichen Glücke beytragen.

Sicherheit der Perſon, Sicherheit der Ehre, Sicherheit der Güter muß das Heiligſte ſeyn.

»Oeffentliche Geſetze *) müſſen über dieſe Gegen-
»ſtände wachen, und dieſe dreyfache Sicherheit muß
»auch der Niedrigſte im Staate ohne Beſchwerniſſe
»finden können. Will man Völker haben, ſo flöße
»man ihnen Liebe zu ihrem Vaterlande ein. Allein wie
»können ſie daſſelbe lieben, wenn es für ſie nicht mehr
»iſt als für jeden Fremden? wenn es ihnen nicht mehr
»gewährt, als was dem Menſchen jeder Himmelsſtrich
»nicht verneinen kann?«

»Noch ſchlimmer wäre es, fährt Rouſſeau fort,
»wenn ſie nicht einmahl die bürgerliche Freyheit genie-
»ßen; wenn ihr Vermögen und ihr Leben der Will-
»kühr mächtiger Menſchen überlaſſen würde. Das Va-
»terland muß ſich als die gemeine Mutter der Bürger
»erzeigen. Die Vortheile, die ſie darinen genießen,
»müſſen ihnen die Gegend, in der ſie leben, werth

---

*) Voulons-nous que les peuples soient vertueux? commençons donc par leur faire aimer la patrie; mais comment l'aimeront ils, si la patrie n'est rien de plus pour eux que pour des étrangers, et qu'elle ne leur accorde que ce qu'elle ne peut refuser à personne? Ce seroit bién pis s'ils n'y jouissoint pas meme de la sûreté civile et que leurs biens, leur vie, ou leur liberté fussent à la discretion des hommes puissans, sans qu'il leur fût possible ou permis d'osser reclamer les loix.

»machen. Unpartheylichkeit in Austheilung der Gerechtigkeit und Beſchützung des Armen gegen die Tyranney des Reichen, ſeyen die erſten und wichtigſten Gegenſtände der Regierung.« *)

---

*) C'est donc une de plus importantes affaires du gouvernement, de prévènir l'extreme inégalité de fortunes, non en enlévent les tresors à leurs possesseurs, mais en otant à tous les moyens d'en accumuler, ni en batissant des hôpiteaux pour les pauvres, mais en garantissant les citoyens de le devenir. Les hommes inégalement distribués sur le territoire, entassés dans un lieu tandis que les autres se dépeuplent; les arts d'agrément et de pure industrie favorisés aux dépens des metiers utiles et pénibles; l'agriculture sacrificé au commerce; le publicain rendu nécéssaire par la mauvaise administration des deniers de l'état, enfin la vénalité poussée à tel excés; que la considération se comte par des pistoles, et que les vertus mêmes se vendent à prix d'argent, telles sont les causes les plus sensibles de l'opoulence et de la misère de l'intérêt public, de la haine mutuelle des citoyens, de leur indifférence pour la cause commune, de la corruption du peuple, et de l'affaiblissement de tous les réssort du gouvernement.

Rousseau *Discours sur l'économie politique.*

Aus dieſem folgt, daß man der außerordentlichen Ungleichheit der Güter bevorkomme, nicht indem man den Reichen ſeine Reichthümer wegnimmt, ſondern indem man ihm alle Mittel entzieht, überflüſſige zu ſammeln, nicht, indem man Hoſpitäler für die Armen erbaut, ſondern indem man verhütet, daß ſie nicht arm werden.

Wenn die Menſchen in einem Lande ungleich zerſtreut leben, und an einem Orte zuſammengehäuft ſind, während daß andere »Oerter entvölkert werden, wenn »blos angenehme Künſte zum Nachtheil der nützlichen »und nöthigen Handwerke begünſtiget werden; wenn »der Ackerbau der Handlung nachgeſetzt wird, öffentliche Zölle und beſtändige Auflagen nöthig werden, »wegen ſchlechter Verwaltung der Staatsgelder; wenn »endlich Alles feil wird, ſo, daß man die Achtung nach »Louisd'ors abzählt und ſelbſt Tugend für Geld erkauft »werden kann, ſo ſind dieſes die vornehmſten Urſachen des »Ueberfluſſes und des Elendes, des öffentlichen Intereſſe, und des gegenſeitigen Haſſes der Bürger, der Gleichgültigkeit für die gemeine Sache, der Verderbniß »des Volkes und der Erſchlaffung der Triebfedern der »Regierung.

In dieſe Rubrik ſetzt das Wohl der Geſellſchaft, daß die wichtigen Stellen im Staate mit rechtſchaffenen Männern beſetzt werden, mit Männern, die die obrigkeitliche Würde als die höchſte Belohnung des

Verdienſtes anſehen, und verſichert ſind, daß nur die ſie erlangen, die ſich durch Tugenden und Talente auszeichnen.

O wäre es mir in dieſem Augenblicke vergönnt, meine Stimme bis zu dem Throne aller Regenten zu erheben! Wäre es mir vergönnt, mich zu ihren Füßen hinzuwerfen, um ihnen mit den Ausdrücken des empfindſamen Soden zurufen zu können: »O Väter der Nationen! die ihr im Kabinete für unſer »Glück, für unſer Wohl wachet, o könnte doch mancher von euch einen Blick in die Gegenden werfen, »die man euch ſorgfältig mit künſtlichen Vorhängen »verhüllt, könntet ihr ſehen, wie manche unter eurem Namen eure Kinder, eure Unterthanen bedrücken, wie ſie die Gewalt mißbrauchen, die ihr ihnen »in ihre Hände gegeben; könntet ihr ſehen, wie geplündert und beraubt von ihrem Eigenthum, von ihrem »väterlichen Heerde, von ihrer Familie verjagt, eine »Menge Unglügliche in gränzenloſem Elend, in einer »kümmerlichen Exiſtenz ſich dahin ſchleppen; könntet ihr »ſehen, wie der Mächtigere den Niederen zu Boden »drückt, wie der Schwächere das Opfer des Höheren »ſeyn muß. Könntet ihr hören die Seufzer des Landmanns, dem ſein reicher Nachbar die mit ſeinem »Schweiß gedüngten Felder raubte, um den ungerechten Richter mit dieſem Blutgeld zu bezahlen. Könntet ihr die Thränen hilfloſer Witwen und des Schu-

»ßes beraubter Waiſen fließen ſehen, und ſehen, wie »oft alle dieſe Barbareien unter euerem geheiligten »Nahmen verübt werden: unter euerm Nahmen, die »ihr mit Herzenswärme den Segen eurer wohlthätigen Geſinnungen erwartet. Ihr würdet Thränen von »Blut weinen!«

»Aber was zittert ihr bey dieſem Gemälde, »fährt Soden fort: Zittert, indem ihr eine Beſtallung »unterſchreibt: ihr unterſchreibt vielleicht das Urtheil »über das Glück oder Unglück ſo vieler eurer Unterthanen. Wählt nicht bloß den geſchickteſten, wählt »den tugendhafteſten. Ein geſchickter Böſewicht kann in »einer Minute mehr Unglückliche machen, als ein »Redlicher aus Kurzſichtigkeit in Jahren. Ein Unfähiger wird, wenn er dem Glücke eines Volkes ſchadet, nicht lange eurem Blicke entgehen; die Maſchine »muß ſtocken; ein fähiger Böſewicht wird tauſend »Reſſorts ſpielen laſſen, um ſeine Ungerechtigkeiten, »ſeine Raubereyen, das Elend eures Volkes vor euerm Auge zu verbergen. Er wird mit dem Schweiße eurer Unterthanen ſich den Schutz des Mächtigen »erkaufen, und alle Kunſtgriffe der Chikane ſind zu »ſeinem Dienſte, um das Volk unter ſeiner Tyranney ſchmachten zu laſſen.« Religion, Sitten und Bildung fließen in die Herzen der Kleinen durch die Beyſpiele der Größern. Die, denen der Fürſt öffentliche Geſchäfte anvertraute, müſſen ſich auch durch Tugend auszeichnen.

Der Held mit der Narbe an der Stirne lehre Tapferkeit und Vaterlandsliebe, und redliche Magiſtratsperſonen, die auf den Richterſtühlen grau geworden ſind, Gerechtigkeit. Frömmigkeit und Tugend lehre der durch Beyſpiele, den die Religion aufgeſtellt hat, der Lehrer der Gemeinde zu ſeyn. Pfarrer und Beamte ſeyen die Stützen der geſellſchaftlichen Tugend; der gemeine Mann finde an ihnen Freunde, Rathgeber, Beſchützer und Väter.

Man lehre dem Volke, daß die Ordnung, daß das Wohl des Ganzen Tugend erfordere, daß ſie zu unſrer Glückſeligkeit nöthig iſt, und man zeige ihm, daß nur Liebe gegen uns die göttlichen Beweggründe waren, der Tugend entgegengeſetzte Handlungen zu verbiethen.

Allein es iſt nicht genug, theoretiſch dem gemeinen Mann dieſes zu lehren, er muß praktiſch die Ueberzeugung dieſer Wahrheiten fühlen. Die Geſetzgebung vereinige ſich alſo mit der Religion; und, wie dieſe jenſeits des Lebens die Tugend belohnt, ſo belohne jene ſchon hier jede ſchöne Handlung.

Ich kann es nicht bergen, daß meine Seele oft bis zum Unmuth herab ſank, daß mir bittere Thränen ins Auge ſtiegen, wenn ich meinen Blick oft auf die

Unglücklichen hinwandte, die wegen verſchiedener Verbrechen zu langer Gefangenſchaft, oder zum Tode verurtheilt worden ſind.

Da fand ich oft manchen Unglücklichen, der die mühſamſten Tage durchlebte, der den Acker treulich pflügte, dem Vaterlande Kinder gab, manche belohnungswürdige Handlung im Stillen ausübte, und der nun für alles das keinen Lohn empfing, und keinen forderte. Nur die einzige unedle That, die er beging, fiel dem Richter in die Augen, an der vielleicht mehr die Umſtände als ein böſes Herz Theil hatten; und um dieſe wurde er ſo ſchmerzlich beſtraft. Hätte der Unglückliche je den Stolz der Tugend gekannt, hätte je was ſeine ſinkende Seele wieder erhoben, und ſeine von der Tugend gewandten Blicke wieder auf ihre göttliche Schönheit zurück geführt; oder er wäre nicht ſo tief geſunken!

So wie Belohnungen mächtig und vermögend ſind, zur Tugend zu leiten, ſo vermögend iſt die weiſe Anſtalt, wodurch dem geringen Verbrechen vorgebeugt wird, das zu den größern verleitet.

Unluſt zu Arbeit und Müßiggang ſind die Hauptquellen jeder Verbrechen. In Betracht, daß ſie die Habſucht hervor bringen, werden ſie die Erzeugerinnen von Raub und Diebſtahle. Man muß alſo den Müßiggang verdrängen, um die Arbeit empor zu bringen.

Der Menſch fällt aus verſchiedenen Urſachen in Müßiggang: entweder aus Faulheit oder Muthloſigkeit. Faulheit liegt in der Natur des Thiers: je bequemlicher man ſeine Bedürfniſſe befriedigen kann, je mehr wird man zur Trägheit gereitzt werden.

Kein Thier beſteigt den Baum, um ſich Früchte zu ſammeln, wenn bereits eine Menge herabgefallener auf der Erde herum liegen. Wenn es alſo im Staate leichtere Mittel gibt, ſich was erwerben zu können, als durch Arbeit, ſo wird der Menſch dieſelben ergreifen. Dieß iſt der Urſprung des Bettelns.

Es iſt alſo eines der wichtigſten Geſchäfte der Regierung, die Erwerbungsmittel durch Arbeit zu erleichtern, und ſelbe mit gewiſſen Vortheilen zu verbinden, die der Müßiggänger nicht hat.

Schrecklicher iſt der Fall, wenn der Müßiggang aus Unmuth entſteht. Dieß verräth eine Gährung ſchädlicher Säfte im Staatskörper; eine Gährung, die vielleicht ſchon die vornehmſten Theile des Eingeweides angegriffen, und gegen welche die Heilung, wo nicht unmöglich, doch äußerſt hart ſeyn wird.

Wenn der Mann, der am Pfluge iſt, mit ſolchen Abgaben beladen wird, daß er ungeachtet ſeines Fleißes nicht ſo viel erwerben kann, daß er den nothwendigen Unterhalt für ſich und ſeine Kinder habe; wenn er ſich von Jedem verachtet, von Jedem verfolgt ſieht;

wenn jedes Vergnügen der Natur ihm vergällt wird,
dann ſinkt der gedrückte Geiſt zur Muthloſigkeit nieder
und eine gänzliche Erſchlaffung iſt ihre Folge. Ich wa
Jahre lang ehrlich, ſagt ſich der Mann, der mit ge
kränktem Herzen ſich auf den Pflug lehnt, und de
Himmel ſeines harten Schickſals halber anklagt. Ic
war Jahre lang ehrlich, ſagt er, habe keine Mücke betrüb
war mit meinem ſchwarzen Brod zufrieden und ga
treulich dem Fürſten meine Abgaben. Und was wa
meine Belohnung? Kann ich mir ſagen, daß ich fü
eine einzige meiner guten Thaten von dem Staate ſe
belohnt worden? Was Belohnung? Könnte ich mi
nur ſagen, daß man mir ſo viel vergönnte, um di
dringendſten Bedürfniſſe der Natur zu befriedigen, ſ
wollte ich dieſes ſchon für eine Belohnung anſehen.

So ſagt ſich der Elende, und gränzenloſer Unmut
drückt ſeine Seele nieder. Endlich erwacht Verzweiflun
in ſeinem Buſen. Was will ich länger mein Brod i
Schweiße meines Angeſichts gewinnen, ſagte er ſic
Wohnen nicht Reiche in prächtigen Palläſten, und ve
zehren im Müßiggange die Früchte unſers Schweißes
Laſſet uns die Bande zerreißen, ſagt er, welche de
größten Theil der Menſchen feſſeln, und fühlloſe Geſchöp
in den Schooß des Ueberfluſſes verſetzen. So verfüh
den Unglücklichen der Irrthum; er greift des Nächſt
Eigenthum an; die Geſetze murmeln ihm die Todesſtra
zu, aber er hört nicht, oder er denkt, es mag d

Mühe werth ſeyn, einen unglücklichen zukünftigen Augenblick zu erwarten, um einige Tage in glücklicher Fortdauer zu genießen. Sein Herz wird fühllos gegen die Stimme der Natur; vergebens ſind Weib und Kinder zu ſeinen Füßen; er ſtoßet ſie unwillig fort. Fort mit euch, ruft er auf, ihr Werkzeuge meines Unglückes! Ich kann euch nicht mehr ernähren. Laſſet mich! Aber nein, hier iſt Nahrung, theuer erkaufte Nahrung, erkauft mit dem Blut eures Vaters. Eſſet, ich gehe hin, auf dem Blutgerüſte eure Erhaltung mit meinem Leben zu bezahlen.

Ein kalter Schauder fährt bey dieſer Stimme durch alle meine Glieder. Mich däucht, ich ſehe den Unglücklichen im Kerker oder auf dem Schaffot. Und hier bey dieſem ſchrecklichen Auftritte ruft der Verfaſſer der Reden im Menſchentone auf: »O Bürger des Staats!
»ſchaut um euch her! Wie viele der Unglücklichen, die
»dahin ſtarben, hätten gerettet werden können, wenn
»man ſie von dem Verbrechen, welches ſie zur Todes-
»ſtrafe reif machte, menſchenfreundlich abgehalten hätte.
»Iſts denn genug, daß man Menſchen ins Verderben
»laufen läßt, um ſie hernach ganz wegzuwerfen?
»Hat man denn Alles gethan, was die Gerechtigkeit
»fordert, wenn man ſie nach vergangenen Verbrechen
»geſetzmäßig beſtraft?

»Noch ſehe ich nicht ein, fährt Sintenis fort*), »wie man Menſchen, welche man zu großen Vergehungen ſich Jahre lang vorbereiten läßt, ruhig zu »ſelben ſchreiten laſſen, und ſie endlich mit kaltem Blute verurtheilen könne. Sagt uns nicht das »menſchliche Herz, welches uns erinnert, daß ſie nicht »menſchlich gehandelt haben, daß wir nicht berechtigt »ſind, gegen ſie aufzuhören Menſchen zu ſeyn? Das »Gefühl der Menſchlichkeit muß am wenigſten gegen »Verbrecher verhärten. Sie bleiben bey allen ihren »Uebelthaten noch Geſchöpfe unſerer Gattung; haben »noch Menſchengeiſt und Menſchenantlitz. Wie ſollte »es möglich ſeyn, daß wir uns noch grauſam von ihnen wegwenden dürften? Der Staat iſt die Mutter, »die Bürger ſind Kinder deſſelben, und untereinander »Brüder. Wann ein Bürger ein ſtrafbares Verbrechen »begeht, kann der Staat ſprechen: er iſt mein Kind »nicht mehr? Können die Mitbürger ſagen: er iſt »unſer Bruder nicht mehr? Alles, was die Mutter »ſagen kann, iſt: eines meiner Kinder hat ſich vergangen; alles, was die Mitbürger ſprechen dürfen, iſt: »einer unſerer Brüder hat Böſes gethan, laſſet uns »hingehen, ihn zu verbeſſern.«

O Richter! fühlet Menſchlichkeit für Menſchen, ehe ſie Verbrecher werden, und rettet das kranke Glied, weil noch Mittel zur Rettung übrig ſind. Erleichterung des harten Schickſals des Gedrückten, Unterricht in der Religion und Sitten bey den Rohen würde den Menſchen von vielen Laſtern entfernen. Strafet gelinde die geringen Laſter, welche die Wege zu den größern bahnen. Erſticket in den Seelen der Jünglinge den Todtſchlag im Haſſe, den Diebſtahl im Neide, den Kindermord in Verbannung der Schandſtrafen und Erleichterung des Schickſals des unglücklichen Kindes. Belohnet die Tugend und jede ſchöne Handlung.

---

*) Sintenis Reden im Menſchentone.

In euren Feſttägen ſollen öffentliche Verſöhnungen zwiſchen Feinden eure Gottesdienſte verherrlichen. Arm in Arm ſollen ſich Menſchen in den Tempeln des Allmächtigen umſchlingen, und ihre Gebethe ſollen im Verſprechen der Erfüllung der heiligſten Pflichten der Religion und der Bruderliebe beſtehen.

Dann, wenn der junge Bauer und die junge Bäuerinn frühzeitig ihre Pflichten kennen, lieben, heilig halten, und ausüben lernen werden, wenn ſie die Empfindung der Religion begeiſtern, und ſegnende Tugend ihre Wirkung ſeyn wird; dann, wenn Kinder, ſage ich zur Menſchlichkeit, Ehrbarkeit, Genügſamkeit und pflichtmäßigem Leben, zu lebendigen Empfindungen Gottes und der Vaterlandsliebe geleitet werden, dann wird Eintracht und Seligkeit in jeder Gegend umher wandeln.

Doch, Bürger des Vaterlandes! Dieß alles iſt nicht das Werk eines Tages, ich wiederhohle es, nicht das

Werk einiger Jahre. Allein laſſet bey dieſem Gedanken den Muth nicht ſinken! Auch das Menſchengeſchlecht muß von Stufe zu Stufe zu ſeiner Vollkommenheit ſteigen.

Verehret mit Ehrfurcht die Geſetze, und trachtet die Sicherheit der Staaten zu gründen! Allein dieſe Mordſtätte werden einſinken, wie ſich Schulen und Erziehungshäuſer empor heben. Die weiſe Bemühung unſers Regenten in Beſſerung der Sitten und Herſtellung der Kinderzucht iſt ſchon glorreicher Segen unſers Jahrhunderts.

Weisheit und Güte iſt um ſeinen Thron. Laſſet uns alſo mit Kindesliebe ihm nahen; ihm danken für ſeine Güte; ihm ſagen: Jeder Tag iſt ein Feſttag für uns; Jeder Morgen Heil über den, der für uns wacht.

Inhalt.

Seite

I.

Rede von dem Einfluſſe der ſchönen Wiſſenſchaften auf die Rechtsgelehrſamkeit. 3

II.

Rede von der Achtung, die man dem gemeinen Manne ſchuldig iſt. 51

III.

Rede von der Wirkung der Religion auf die Wiſſenſchaften und der Wiſſenſchaften auf die Religion. 73

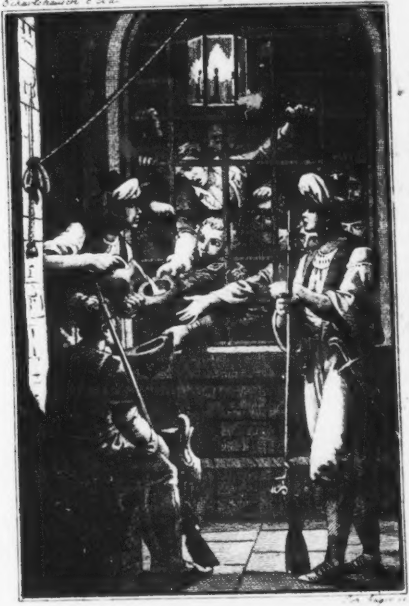
IV.

Rede auf Bergmanns Tod. 91

V.

Rede von den Quellen der Verbrechen und der Möglichkeit, denſelben vorzubeugen. 119

Schartenhausen 2 Bd. [illegible]



[illegible] sc.

Die Wache kam endlich mit Waſser herbey.

Reden
zum
Wohl der Menſchheit
über
verſchiedene Gegenſtände.

II. Theil.

Ueber die literariſche Intoleranz unſers Jahrhunderts.
Ueber die Verderbniß der Luft, die wir einathmen, ihrer Schädlichkeit für die Geſundheit der Menſchen, und die Art, ſie leicht und ſchnell zu verbeſſern.
Ueber die Nothwendigkeit phyſiologiſcher Kenntniſſe bey Beurtheilung der Verbrechen.

Von
Hofrath v. Eckartshauſen.

Wien, 1830.
Bei Anton v. Haykul, Buchdrucker,
und bei

Hofrath v. Eckartshauſen's

Schriften.

Achter Band.

Reden
zum Wohl der Menſchheit
über verſchiedene Gegenſtände.

II. Theil.

Ueber die literariſche Intoleranz unſers Jahrhunderts.
Ueber die Verderbniß der Luft, die wir einathmen, ihrer Schädlichkeit für die Geſundheit der Menſchen, und die Art, ſie leicht und ſchnell zu verbeſſern.
Ueber die Nothwendigkeit phyſiologiſcher Kenntniſſe bey Beurtheilung der Verbrechen.

Wien, 1830.
Bei Anton v. Haykul, Buchdrucker,
und bei
Mich. Lechner, Univerſitäts-Buchhändler.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinenſi.

I.

Ueber die literariſche Intoleranz unſers Jahrhunderts.

L'ignorance n'a jamais fait de mal, l'erreur seule est funeste, et on ne s'egare point parce qu'on ne sait pas; mais parce qu'on croit savoir.

J. J. Rousseau.

Hier in dieſem prächtigen Hörſaale, den die Güte unſers Fürſten den Wiſſenſchaften gebauet hat, — hier, in den bewunderungswürdigen Behältniſſen der Werke des menſchlichen Geiſtes; im Beyſeyn der Gelehrten unſers Vaterlandes, und in eurer Gegenwart, ihr abgeſchiedenen Gelehrten, deren unſterbliche Schriften zur Verewigung in dieſem Bücherſaale herumſtehen, in eurer Gegenwart, ſage ich, ihr, die ihr, befreyt von der Hülle des Körpers, im reinern Lichte die Werke der Gottheit betrachtet, und deren verklärter Geiſt unſichtbar über uns ſchwebet, um dieſer feyerlichen Handlung der Stiftungsfeyer unſerer Akademie beyzuwohnen, in eurer aller Beyſeyn will ich es wagen, über die literariſche Intoleranz unſers Jahrhunderts zu ſprechen.

Ich weiß es, welcher Kritik ich mich bloßgebe, und welchem unverſöhnlichen Haße von manchen Journalſchreibern und Kritikern ich mich ausſetze, die bißher die Literatur beſchimpft, die Wiſſenſchaften entehrt und die Vernunft geſchändet haben. Allein, was kümmert es mich, der rechtſchaffene Mann ſucht den Beyfall ſeines Unternehmens in dem Herzen der wenigen Gutdenkenden, und den Lohn ſeiner Handlungen in der Zufriedenheit ſeiner eigenen Seele auf.

Sie mögen mit Schimpfwörtern mich in ihren Journalen brandmarken, und wie Henkersknechte mit der Geißel ihrer Kritik in ihren gelehrten Zeitungen durchpeitſchen; ich werde mich hierüber nicht grämen, denn die Wahrheit meiner Sätze wird ſich nur deſto mehr beſtärken, und ihr beleidigter Stolz wird ihre Unerträglichkeit deſto auffallender beweiſen.

Ich rede für die Sache der Menſchheit, und dieſes wird in jedem Falle meine Vertheidigung ſeyn; denn was ſind Werke des Geiſtes, wenn ſie die Vernunft entehren?

Ihr Väter der Akademie! eure ruhmwürdigen Bemühungen waren bisher, Licht in den Finſterniſſen auszubreiten, die nächtlichen Eulen ſchwarzer Vorurtheile zu verſcheuchen, und den Geiſt des Menſchen in ſeine urſprünglichen Rechte einzuſetzen. Ihr lehrtet mit Sanftmuth, und gleich der Frühlingsſonne durchwärmte euer Geiſt die Nation, und thauete das Eis der Unwiſſenheit auf. Blumen des Frühjahres ſproßten in Gegenden hervor, wo einſt Unfruchtbarkeit die Erde feſſelte.

Mit männlicher Stärke habt ihr euch den Anfällen der Dummheit widerſetzt; Sanftmuth und Stärbewaffnete euer Aug, und in unſchädlicher Rüſtung ſchützet ihr euch nur wider die Bosheit, ohne ſie zu verfolgen, und daher glitten auch ihre wiederhohlten Schwertſtreiche unſchädlich von eurem unerſchütterten Helm ab.

Edle Abſicht, der Menſchheit zu nützen, verſammelte euch zum erſten Mahle unter dem Schutze unſers unvergeßlichen Stifters Maximilian; menſchenfreundliches Wohlwollen adelte das edle Unternehmen, als Männer ſich ſagten: Wir wollen die Kräfte unſers Geiſtes zum Wohl unſers Vaterlandes nutzen. Jeder Tag, der daher das Andenken der Stiftung der Akademie erneuert, iſt ein Feſt, das der Menſchheit gefeyert wird.

Mich däucht, daß der Schutzgeiſt unſers Vaterlandes ſeinen wohlthätigen Fittig über uns ausbreitet, dieſer öffentlichen Verſammlung mit beywohnt, und die Worte wiederholet, die er am Stiftungstage der Akademie ſo mächtig in eure Herzen flüſterte: Das Leben iſt dem Menſchen zur nutzbaren Thätigkeit, zum Genuſſe, nicht zur todten Betrachtung gegeben; ſo däucht mir, daß ich ihn ſprechen höre. Die blaſſen Nachtwandler, die in ihren Studierſtuben verwildern, ungeſellig, mürriſch und ſchmutzig werden, die immer in Folianten, nie in die Natur und in ſich ſehen, die nie die Welt, den Menſchen und ſeine Leidenſchaften ſtudieren, nie aufmerkſam auf ihr eigenes heimtückiſches Herz ſind, die durch Anſtrengung ihrer Vernunft nicht ſelbſt beſſer und geſitteter werden, dieſe verdienen den Nahmen des Gelehrten nicht.

Sie ſind im Reiche der Wiſſenſchaften geſchäftige Müßiggänger, Prieſter ihres eigenen Stolzes, die immer Altäre bauen, und ſich ſelbſt als Götzen der Welt aufſtellen. Ihre Beurtheilungskraft iſt Eigenſinn, ihre Gelehrſamkeit Sophiſterey, ihre Weisheit Solennität, ihre Wiſſenſchaft ſtolze Unwiſſenheit, und ihr Eifer unverſchämte Gelehrtheitsſucht.

Nicht eitle Ehre und niederträchtige Ruhmſucht ſey der Lohn eurer akademiſchen Arbeiten: der Gedanke, je etwas zum Wohl des Ganzen beygetragen zu haben, adle eure Empfindungen. Nicht der Marmor, oder eine Säule von Erz verewigt den Weiſen, ſondern ſein ſtiller Einfluß auf das Wohl der Menſchen nach Jahrtauſenden. Denn, wenn der Gutgeſinnte auch nicht mehr iſt, wenn ſeine Werke die Motte verzehrt hat, und durch graue Jahrhunderte die Ehrenſäule geſtürzt iſt, die eine dankbare Nachwelt ihm baute: dann lebt er erſt noch, und iſt groß, wenn ihn auch kein Sterblicher mehr kennt, und thätig noch durch Andere zum Wohl des Ganzen, weil ſeine Grundſätze noch Gutes auf der Erde ſtiften.

So tönt die Stimme des Cherubs in meiner Seele; ein heiliger Schauder durchfährt meine Glieder und verkündigt mir das Nichts der menſchlichen Vernunft.

O Weisheit, du Tochter des Himmels, nur von aufrichtigen Herzen gekannt, die es mit der Menſchheit redlich meynen, verbreite den geringſten deiner Strahlen über meinen Scheitel und kläre meinen Verſtand auf, um dich zu kennen! Zeige dich, o Göttliche! meiner Seele, ſchön, wie du biſt, und begeiſtre mein Herz, daß Wahrheit meine Worte und Wärme meinen Ausdruck begleiten mögen.

* * *

Wie gut ließ es ſich hienieden unter uns leben, wenn das äußerliche Betragen immer der Abdruck der Seele wäre, wenn Sittlichkeit Tugend, und Tugend die Richtſchnur unſerer Grundſätze blieb! Aber ſo iſt die Philoſophie von dem Titel des Philoſophen getrennt, und Weisheit von dem Nahmen des Gelehrten. Die Vernunft iſt ein geſchäftig verwirrendes Ding, das lauter Zweifel hegt, tiefe Geheimniſſe erkünſtelt, dann auflöſt und mit einer raſenden Menge denkender Narren jene ehrwürdigen Tollhäuſer füllet, die wir Kollegien und Univerſitäten nennen *).

Jeder ſchwerfällige Thor will dort mit der Zauberſalbe ſich die Kraft geben zu fliegen, und die Gränzen des unendlichen All durchdringen. Da ſitzt der Mann oft in unnützen Unterſuchungen vertieft, vergißt auf ſich ſelbſt, und ſeine Pflichten, macht aus dem Mittel einen Endzweck, indem er immer denkt, aber niemahls handelt, ewig Grundſätze ſammelt, ohne ſie in Ausübung zu bringen.

---

*) Rocheſter.

Er hört auf, dienſtfertiger Freund, häuslicher Gemahl, erziehender Vater, geſchäftiger Bürger und ſelbſt Menſch zu ſeyn, um ganz, wie er ſich einbildet, ein Gelehrter zu werden.

So lügt ſich der Menſch einen Beruf, den unſere Natur nicht kennt, und macht ſich zum Taglöhner der Wiſſenſchaften. Er mißt ſeinen Verſtand mit der ſcholaſtiſchen Elle; ein Pergament, Hypochondrie, ein ſteifer Leib und eine unbeugſame Seele ſind die Beweiſe ſeiner akademiſchen Würden *); aber auch zugleich die Proben einer unempfindlichen Allwiſſenheit.

Es gibt niedrige Geiſter, die zu nichts gemacht zu ſeyn ſcheinen, als um ein Behältniß, Regiſter, oder Magazin von dem abzugeben, was Andere erfunden haben. Sie ſind Plagiatoren, Ueberſetzer, Zuſammenſchmieder; ſie denken nicht, ſondern ſagen nur was

---

*) La science orgueilleuse et l'affreux fanatisme,
Ont dépuis sur nos yeux étendus leur bandeau,
Et la Philosophie, en proie a l'ostracisme,
Dans la nuit de l'erreur potre en vain son flambeau.

andere Verfaſſer gedacht haben, und da die Wahl der Gedanken ſelbſt eine Erfindung iſt, ſo iſt die ihrige ſchlecht und unrichtig, und macht, daß ſie lieber viele, als vortreffliche Sachen ſchreiben *). Sie haben nichts, das ein Urbild wäre und ihnen eigen zugehörte, als den Stolz; und dieſe Menſchen werden oft von Großen und von dem Pöbel unter die Gelehrten erhoben, die doch der Vernünftige kaum unter die niedrigſte Klaſſe der Menſchen zählen würde **).

Wie wahr, o Pope! war dein Ausſpruch, als du ausriefſt: O ihr Blindere, als Blinde! wie tappt ihr mit Unſinn herum auf ungebahnten Wegen, und träumet von Licht in zehnfacher Finſterniß. Ja, es iſt unſtreitig, prahlt wie ihr wollt, ihr tapptet geſtern und tappet noch heute. Die Vernunft iſt bey uns ſo dumm als bey den Griechen, wir haben unſere Pyrrhos, unſere Diogeneſe, unſere Platos, obgleich ſtumpfer als Griechenland; auch unſere Epicurs haben wir; was Rom und Griechenland irrte, wähnte, dachte, das haben wir Alles, nur keinen Sokrates mehr.

Es iſt wahr, es kann kein größeres und würdigeres Schauſpiel geben, als den Menſchen zu ſehen, wie er durch eigene Kräfte aus dem Nichts hervorgeht, wie er die Finſterniſſe, mit welchen er von Natur umgeben, durch das Licht der Vernunft zertheilet, ſich gleichſam über ſich ſelbſt erhebt, mit ſeinem Geiſt in den Regionen des Himmels herumirrt, und gleich der Sonne mit Rieſenſchritten den unermeßlichen Raum des Weltalls durchwandelt; doch noch weit größer und wichtiger iſt der Anblick des Menſchen, wenn man ihn ſieht, wie er in ſich ſelbſt zurückkehrt, um den Menſchen, ſeine Natur, ſeine Pflichten und ſeine Beſtimmung aus ſich ſelbſt zu erforſchen.

---

*) De la Bruyere.

**) Mit den Talenten eines Engels kann ein Menſch ein Thor, und noch mehr — ein Böſewicht werden.

Young.

Aber eben ſo traurig iſt der Gedanke, wenn wir ſehen, wie theoretiſche und praktiſche Irrthümer den Menſchen irreleiten und in Abgründe führen.

Hier fließen Mängel des Geiſtes und des Verſtandes in die Regungen der Seele, — hier gewöhnt er ſich, eine verführeriſche Rührung an Gegenſtänden zu finden, wo ſie nicht ſind. Da umfaßt er chimäriſche Geburten eigener und fremder Einbildung als wahre Güter, und Blendwerke als ſichere Erwartungen. Der irregeleitete Geiſt reißt den unbeſtimmten Geſchmack dahin; — das Abgeſchmackte eignet ſich die Reitze des Angenehmen zu, und das Schöne verkleidet ſich in die Maske des Häßlichen; ungereimte Nebenbegriffe rauben dem Vortrefflichen ſeine Würde und legen dem Nichtswürdigen einen Werth bey; — Unordnung und Ausgelaſſenheit ſchlagen tiefe Wurzel und breiten ſich täglich mächtiger aus, immer verweben ſie ſich tiefer in das Innerſte der Seele, und befeſtigen darin die Uebermacht ausſchweifender und verderblicher Neigungen.

Daher kömmt es, daß die Wiſſenſchaften, deren Quelle ſo rein, und deren Endzweck ſo löblich iſt, ſo viele Gottloſigkeiten, ſo viele Irrthümer, ſo viele alberne Lehrgebäude, ſo viele Widerſprüche erzeugen; daher kömmt es, warum man bey manchen ihrer Verehrer ſo viel Stolz, ſo viel Geitz, ſo viel Bosheit, ſo viele Tücke, ſo viel Neid, ſo viele Lügen, ſo viele ſchlechte Thaten, ſo viele Verläumdungen, ſo viele niedrige und ſchändliche Schmeicheley findet. Erfahrung iſt der Beweis dieſer Sätze, und ich rufe zur Schande der Menſchheit und der Aufklärung das Jahrhundert auf, in dem wir leben.

So lange wir noch von dem Kriege werden reden hören, ſagt Iſelin, ſo werden wir immer laut ſagen dürfen, daß die Welt noch ſehr barbariſch iſt, und ſo lang, ſetze ich hinzu, wir noch von menſchenfeindlichen Streitſchriften, von niedrigen Schreibereyen und ſchimpflichen Herabſetzungen im Reiche der Literatur werden ſprechen hören, ſo werden wir immer laut ſagen dürfen, daß die Welt noch immer ſehr unaufgeklärt iſt.

Seitdem durch die Zuſammentretung in bürgerlichen Geſellſchaften die einzelnen Menſchen und die Familien der offenbaren Barbarey gegeneinander entſagt haben, haben doch immer die Staaten und Beherrſcher ſich dieſelbe als ein koſtbares Vorrecht vorbehalten, und das Recht des Stärkern noch als ein göttliches Recht angeſehen, fährt Iſelin fort; und ich füge hinzu, ſeitdem durch die Zuſammentretung der Gelehrten in Geſellſchaften und Akademien die einzelnen Menſchen der offenbaren Dummheit gegen einander entſagt haben, ſo haben doch immer die Deſpoten der Literatur ſich ſelbe als ein koſtbares Vorrecht vorbehalten, und das Recht ihres Witzes als ein göttliches Recht zur Herabſetzung ihrer Mitmenſchen angeſehen.

Es iſt ein fürchterlicher Gedanke, der den Mann mit Gefühl zurückſcheuchet, wenn er die Menge der Broſchüren durchlieſt, die ſeit einigen Zeiten die Welt überſchwemmen, die weder Werke des Geiſtes noch des Gefühles ſind, die voll von pöbelhaften Ausdrücken, voll der künſtlichſten Verläumdung und abſcheulicher Menſchenfeindlichkeit ſind; die ihre Stärke in Witz und ſatyriſchen Ausdruck ſetzen, um, ſtatt die Menſchheit empor zu heben, dieſelbe auf das ſchimpflichſte zu erniedrigen. Solche Schriften ſind ſchwammartige Auswüchſe des Herzens, ſie ſind Vorbothen krebsartiger Verhärtungen, die unheilbare Uebel verurſachen.

O Duldung! Duldung! du biſt ſo ein herrliches Wort, wirſt ſo oft hingeſchrieben und ſo wenig in unſerm Jahrhunderte gefühlt. Wie einſt der Fanatiker mit verzerrtem Geſichte aus falſchem Religionseifer die

Menſchen bey den Haaren zum Scheiterhaufen hinſchleppte, ſo reißen manche unſerer Aufklärer in ihren Schriften durch menſchenfeindliche Beſchimpfungen die Ehre ihrer Mitbrüder zum Auto da fé ihres Witzes *). — Glaubt! ſchrie man einſt, oder ihr werdet zum Scheiterhaufen verurtheilt; denket wie wir! ſchreyen jetzt unſere falſchen Philoſophen, oder wir brandmarken euch in unſern Schriften, und peitſchen euch die halbe Welt durch. So ſchreyen die Henker der Literatur und ſchlagen ungeſcheut den Nahmen des ehrlichſten Mannes an den Galgen ihrer Journale.

Der Mann, der einen Menſchen verfolgen kann, der Stände haſſet, und aus Hang zu gelehrten Vorurtheilen verfolget, der kann es mit der Menſchheit nicht gut meynen **)

---

*) C'est une grande folie de vouloir être sage tout seul.

De la Rochefoucauld.

La plus veritable marque d'être né avec de grandes qualités, c'est d'être né sans envie.

Rochefoucauld.

**) Celui qui n'a égard en écrivant qu'au gout de son Siécle, songe plus à sa Persone qu'a ses écrits. Il faut toujours tendre à la Perfection, et alors cette justice, qui nous est quelque fois refusée par nos contemporains, la Posterité fait nous la rendre.

De la Bruyere.

Du! wer du immer biſt, der du mit leidendem Herzen die Unordnungen ſiehſt, die die Menſchheit kränken, und der du ſie gern gut machen möchteſt, ſchreibe über Vorurtheile, bekämpfe das Laſter, aber beleidige die Menſchen nie. — Ein Mann, der Menſchen beleidigt, und wenn er Rouſſeau's Geiſt und Voltaire's Ausdruck beſäße, iſt ein Ungeheuer in meinen Augen.

So wie einſt ein Wandrer mit zitternden Schritten über die Todesſtätten hinglitt, und mit Thränen im Auge auf zerſchmetterten Menſchenſchädeln die Grauſamkeit des falſchen Religionseifers las, ſo werden einſt unſere menſchenfreundlichern Nachkömmlinge jene abſcheulichen Ueberbleibſel unſers Witzes anſtaunen, unſerer literariſchen Barbarey fluchen und ausrufen: Ach wie war es doch möglich, daß Menſchen ſich ſo verfolgten und durch Verfolgung beſſern wollten!

Sey ſanftmüthig! ſprechen viele unſerer Aufklärer, oder ich erwürge dich. — Liebe deinen Nebenbruder! oder ich ſchlage dir die Knochen entzwey; oder was eben ſo viel iſt, ich ſchreibe einen Fantaſtenalmanach, und ſetze dich mit Nahmen und Zunahmen öffentlich ins Narrenhaus. — Aber glaub' es mir, ich meyne es gut; ich beſchimpfe dich zum Wohl der

Menſchheit und beleidige dich aus Trieb zur Aufklärung.

O heilige Vernunft! man beleidigt dich, wie eine Geſchändete. Der Fanatiſmus hat ſeine Kleidung geändert: er trägt keinen Mönchsrock mehr; er trägt eine Doctorkappe; er warf den Dolch weg und ergreift die Feder, um zwey Mahl zu morden.

Vernunft! zu deinem Richterſtuhle will ich hintreten, ich will dich fragen, ob Menſchen dieſe Broſchüren geſchrieben haben, die in der Zeit unſerer Aufklärung ſo vieles Aufſehen gemacht? — Haſt du Antheil gehabt an jenen ſchimpflichen Schmähſchriften, in denen man Brüder und Mitmenſchen bis zum Wurm erniedrigte, und ſie wie Inſekten zertheilte, als wenn ſie nicht mehr mit uns in die Menſchheit gehörten? —

Haſt du einen Antheil gehabt an jenen gallſüchtigen Paragraphen, in welchen man die Prediger der Religion auf das ſchimpflichſte mißhandelte, ſie lehren wollte, die Wahrheit der Religion würdig vorzutragen, und ſie wie Gaſſenjungen beſchimpfte? —

Aber du wendeſt deine Blicke weg; dein ſanftes Auge verkündigt mir, daß der Verfolgungsgeiſt an deinem Throne nicht ſtehet; du haſt keinen Antheil an Beleidigungen. — Wohl! ſo hört mich, ihr Philoſophen, die ihr immer das Chriſtenthum verbeſſert, und euch immer mehr von dem Chriſtenthume, das Liebe lehret, entfernet, höret mich! ſagt mir, wann war der Aberglaube ſo unſinnig, als eure Philoſophie? Wann hat jener eine ſo ausſchweifende Proſelytenſucht bewieſen? Wann hat der Aberglaube die Welt mit ſo vielen unſinnigen, widerſprechenden, raſenden Schriften überſchwemmt? Wann hat er die Welt mit ſo vielen Verfälſchungen, Dictionnairs, Geſchichten, Verſen und Anekdoten gegen die ihm nicht zugethanen Sekten einzunehmen und zu hintergehen geſucht?—Und zu welchem Ende alle dieſe fanatiſchen Bemühungen? — Iſt es patriotiſche Liebe für die öffentliche Ruhe? ſo ſagt, warum beſchimpft ihr, wenn ihr lehren wollt? Iſt es Trieb einer allgemeinen Menſchenliebe? warum dieſen bittern Ton in euren Schriften? — warum dieſen Geiſt der Verfolgung? — warum jenen entſcheidenden Ausdruck, den der intoleranteſte Aberglaube nur immer annehmen mag, um Jedem eurer Syſtem aufzudringen?

Glaubt mir! weder Wahrheit noch Wohlwollen iſt in euren Syſtemen. Leidenſchaftlicher Stolz iſt eure Puppe. Ihr ſucht euch auf Unkoſten der Vernunft und der menſchlichen Ruhe hervorzuthun. Ihr wollt Recht haben; ihr ſuchet keinen Unterricht: der Stärkere legt dem Schwächern das Stillſchweigen auf, der Streit endet ſich gemeiniglich mit Schimpfworten, und die Verfolgung war jedesmahl ſeine Begleiterinn.

Gütiges Weſen! das die Herzen der Menſchen lenket, erlöſe uns von dieſer Art der Aufklärung und von dem philoſophiſchen Fanatismus unſerer Gelehrten! Gib uns wieder jene Unwiſſenheit, jene Unſchuld, jene Armuth zurück, wodurch wir allein glücklich ſind! Mit pochendem Herzen überdenke ich, wie Irrthümer durch eine lange Kette von Jahrhunderten in Anſehen ſtanden, und die Erde in ihrer tyranniſchen Bothmäßigkeit hielten und endlich verſanken, durch eigene Laſt zu Boden gedrückt, um andern Irrthümern Platz zu machen.

Die jetzigen Jahrhunderte, von dem Schickſale der vorhergehenden unterrichtet, durchſchneiden voll kühner Zuverſicht ein Meer, das noch von den traurigen Trümmern jener bedeckt iſt, und auf verſchiedenem Wege zerſchellen ſie endlich gegen einerley Klippen ohne Nutzen für die künftigen Jahrhunderte. Ein unſeliger Schwarm von Irrthümern umgibt dieſe Weltkugel. Voll Zuverſicht geht der Menſch mitten durch Finſterniſſe, und vertieft ſich darein je länger je mehr. Statt umzukehren und jenes göttliche Licht wieder zu finden, das er fern hinter ſich gelaſſen hat; ſtatt alle die fremden Begriffe aus ſeinem Geiſte zu verbannen, welche die Empfindungen der Natur erſticken, ſucht er neue zu erlangen, und entfernet ſich durch Stolz von dem

Wege der Natur. — Des Menſchen Alles umfaſſender Geiſt erhebt ſich bis in die Vorgebäude des Himmels, und ſchreibt mit Hochmuth der Gottheit Schranken vor, nach welchen der Ewige wirken ſoll. Schwacher Menſch! du erkühnſt dich bis zur Gottheit zu dringen, und kennſt nicht einmahl dich ſelbſt. Haſt du die Stimme der Natur vergeſſen, als ſie dir einſt zurief: Geh! nimm von der Kreatur den Unterricht, lerne von den Vögeln, was der Buſch für Nahrung gibt, lerne von dem Viehe die heilſamen Kräuter der Weide kennen; laſſe dich von der Biene die Baukunſt lehren, vom Maulwurfe Pflügen, von dem Wurme Weben, vom kleinen Nautilus Segeln, die dünnen Ruder führen und treibende Lüfte fangen. So ſprach die Natur und verwies dich zum Thier, — dich, der du dich nun mit Hochmuth bis zur Gottheit erhebeſt, und Sätze beſtimmſt, als wärſt du mit ihr im Rath der Schöpfung geſeſſen.

Suche bey dem Herrn nicht Vorzug, noch auch bey dem Könige auf dem Stuhl der Ehren, ſondern hemme die ſtolzen Wogen deiner Begierde, die beſtändig übereinander hinaufklimmen. Gebiethe deinem unruhigen Herzen ſtill zu ſeyn, und ſprich zu deinem Stolz: bis hieher ſollſt du gehen und nicht weiter! — und wenn deine Leidenſchaften dem Tumult des Ozeans gleichen, ſo vergiß nicht, daß die Natur den Wogen des Meeres auch ihre Grenzen geſetzt hat. Allein dieſe Sprache iſt unbekannt für den, der nicht weiß, was Wiſſe iſt, und verkennt, wie wenig wir wiſſen könen. Nach der gewöhnlichen Art unſeres Jahrhunderts gelehrt ſeyn, heißt die rohere Art des böſen Menſchen verlaſſen und ſeinen Verſtand verfeinern, um ein ſchlimmerer Böſewicht zu werden. — Du raubſt nicht mit deinen Händen, aber du biſt ein Räuber mit den Werken deines Verſtandes. Du vertheidigſt die Wolluſt und bringſt ſchädliches Gift in die Seele der Jugend; du bemüheſt dich, die Religion zu ſtürzen und entziehſt dem Staat ſeine Grundfeſte, und die Ruhe ſo vielen Tauſenden. Du biſt ganz Leidenſchaft, verläumdeſt in öffentlichen Schriften den rechtſchaffenſten Mann, oder entdeckſt unbekannte Fehler von ihm, unter dem Titel der Publizität.

O! wenn dieſes gelehrt ſeyn iſt, ſo laßt uns die Vernunft im Tollhauſe ſuchen, und die Weisheit auf den Lippen des Wahnſinnigen! — O laßt uns die Zeiten der Dummheit wieder zurückwünſchen! wir werden glücklicher ſeyn. Man predigt immer Toleranz in unſerm Jahrhunderte und Niemand iſt unverträglicher als die Gelehrten, die ſie predigen. Die geringſte Beleidigung rächen ſie mit öffentlichen Pasquillen. —

Wie ungerecht ſehr viele Journaliſten unſers Jahrhunderts ſind, iſt bekannt. Sie nehmen von Jedem, wer es immer iſt, unter unbekannten Nahmen eingeſendete Data an, und machen geſchehen ſeyn ſollende Thathandlungen im öffentlichen Druck bekannt mit Nahmen und Zunahmen derjenigen, die ſie ausgeübt haben ſollen, und dieſes unter dem Titel der Publizität. Wie ſehr die Menſchheit unter dieſem Irrthum leidet, hat Mancher erfahren, deſſen Ruf und ehrlicher Nahme in ſolchen Journalen für Jahrhunderte gebrandmarkt worden iſt. Es iſt äußerſt ungerecht, und es iſt die höchſte Beleidigung der Menſchheit, auch Schwachheiten von Menſchen zu entdecken; ich will nicht ſagen Laſter: und dieſes noch dazu unter der äußerſten Ungewißheit. Jeder heimtückiſch verleumderiſche Böſewicht wagt es, dem ehrlichen Manne Thathandlungen anzudichten, die ſein böſes Herz erfunden hat, und dann ſteht der ehrliche Mann auf dem Pranger der Welt. Wenn er öffentlich ſchon vorgeſtellt iſt, dann erlauben ihm die Herren Journaliſten, daß er ſich vertheidigen darf. Das heißt Einem den Prozeß machen, wenn man ihm den Kopf vom Rumpf gehauen hat. Eine Verleumdung in einem Zirkel von ſechs Freunden geſagt, entehrt; aber in fünftauſend Abdrücken der ganzen Welt mitgetheilt — entehrt nicht. Wenn ich einem Tagwerker, ſagt Sailer, ein Viergroſchenſtück, das er ſich im Schweiß ſeines Angeſichts erworben hat, heimlich entfremde, ſo iſt es eine himmelſchreyende Sünde; wenn ich aber einem Manne, den ich nicht kenne, der mich mit keiner Sylbe, mit keiner Miene beleidigt hat, durch eine ſchiefe und verbrämte Nachricht die Ehre raube, — da macht ſich der Menſchenfreund nichts daraus, ſondern zählt ſich noch über das unter die Aufklärer. Die Liebe deckt Fehler zu; die

Journaliſterey reißt die Decke von den geheimſten Gebrechen; — und ſoll dieſes Weisheit ſeyn? —

Wenn Jemanden aus Verſehen unrecht geſchieht, mag ſich der Mißhandelte ſelbſt vertheidigen; wir ſind ſo billig, auch die Selbſtvertheidigung einzurücken. —

So ſprechen die meiſten der Journaliſten — — ſo billig! — O welche Billigkeit! Entehrt dieſen heiligen Nahmen nicht. Wenn das billig iſt, ſo will ich den Räuber billig nennen, der mir mein Gut raubt und ſo billig iſt, mir zu erlauben, daß ich an fremden Thüren betteln dürfe. Wenn das Billigkeit iſt, ſo iſt der Mörder auch billig, der mir den Dolch in die Bruſt ſtößt, und mir dann erlaubt, daß ich den Stahl aus meinem wunden Herzen ziehen darf. Sagt! in welcher Schule der Menſchheit habt ihr gelernt, ſo billig zu ſeyn? — Die Wiſſenſchaften ſind ſanft und ihre Anhänger verfolgen. Die Weisheit iſt Güte und man entehrt in ihrem Tempel die Menſchheit. — Welche Widerſprüche! Vernunft und Unvernunft! — Güte und Haß! — Liebe und Verfolgung! — Licht und Finſterniß! — Welches Chaos! — Wo iſt die Gottheit, die es entwickelt? — Beleidigt und beſchimpft biſt du da, armer Mitmenſch! und vergebens zeichnet die Hand die Vertheidigung deiner Unſchuld. Die Tauſende, die deine Verleumdung geleſen haben, leſen deine Rechtferti-

und dieſes unter dem Titel der Publizität. Wie ſehr die Menſchheit unter dieſem Irrthum leidet, hat Mancher erfahren, deſſen Ruf und ehrlicher Nahme in ſolchen Journalen für Jahrhunderte gebrandmarkt worden iſt. Es iſt äußerſt ungerecht, und es iſt die höchſte Beleidigung der Menſchheit, auch Schwachheiten von Menſchen zu entdecken; ich will nicht ſagen Laſter: und dieſes noch dazu unter der äußerſten Ungewißheit. Jeder heimtückiſch verleumderiſche Böſewicht wagt es, dem ehrlichen Manne Thathandlungen anzudichten, die ſein böſes Herz erfunden hat, und dann ſteht der ehrliche Mann auf dem Pranger der Welt. Wenn er öffentlich ſchon vorgeſtellt iſt, dann erlauben ihm die Herren Journaliſten, daß er ſich vertheidigen darf. Das heißt Einem den Prozeß machen, wenn man ihm den Kopf vom Rumpf gehauen hat. Eine Verleumdung in einem Zirkel von ſechs Freunden geſagt, entehrt; aber in fünftauſend Abdrücken der ganzen Welt mitgetheilt — entehrt nicht. Wenn ich einem Tagwerker, ſagt Sailer, ein Viergroſchenſtück, das er ſich im Schweiß ſeines Angeſichts erworben hat, heimlich entfremde, ſo iſt es eine himmelſchreyende Sünde; wenn ich aber einem Manne, den ich nicht kenne, der mich mit keiner Sylbe, mit keiner Miene beleidigt hat, durch eine ſchiefe und verbrämte Nachricht die Ehre raube; — da macht ſich der Menſchenfreund nichts daraus, ſondern zählt ſich noch über das unter die Aufklärer. Die Liebe deckt Fehler zu; die

Journaliſterey reißt die Decke von den geheimſten Gebrechen.; — und ſoll dieſes Weisheit ſeyn? —

Wenn Jemanden aus Verſehen unrecht geſchieht, mag ſich der Mißhandelte ſelbſt vertheidigen; wir ſind ſo billig, auch die Selbſtvertheidigung einzurücken. —

So ſprechen die meiſten der Journaliſten — — ſo billig! — O welche Billigkeit! Entehrt dieſen heiligen Nahmen nicht. Wenn das billig iſt, ſo will ich den Räuber billig nennen, der mir mein Gut raubt und ſo billig iſt, mir zu erlauben, daß ich an fremden Thüren betteln dürfe. Wenn das Billigkeit iſt, ſo iſt der Mörder auch billig, der mir den Dolch in die Bruſt ſtößt, und mir dann erlaubt, daß ich den Stahl aus meinem wunden Herzen ziehen darf. Sagt! in welcher Schule der Menſchheit habt ihr gelernt, ſo billig zu ſeyn? —- Die Wiſſenſchaften ſind ſanft und ihre Anhänger verfolgen. Die Weisheit iſt Güte und man entehrt in ihrem Tempel die Menſchheit. — Welche Widerſprüche! Vernunft und Unvernunft! — Güte und Haß! — Liebe und Verfolgung! — Licht und Finſterniß! — Welches Chaos! — Wo iſt die Gottheit, die es entwickelt? — Beleidigt und beſchimpft biſt du da, armer Mitmenſch! und vergebens zeichnet die Hand die Vertheidigung deiner Unſchuld. Die Tauſende, die deine Verleumdung geleſen haben, leſen deine Rechtfertigung nicht. Dir bleibt kein Troſt, als das Bewußtſeyn der Unſchuld. Hätte dich ein Wilder verwundet, ſo hätteſt du noch Thränen, um ſeine Wildheit zu erweichen; aber — da dich Menſchen mit feinern Sitten verfolgen, was bleibt dir zu deiner Rettung übrig? —Nichts. Die Stimme des Gefühls verdrängt der Lärm der Gelehrten in den Zeiten des Fauſtrechts unſerer Literatur.

Der nervige ungezogene Junge, der ſeine Stärke im Arm hat, ruft aus: — ich will ihn peitſchen; und ihr, die ihr eure Stärke in euren Federn habt, ihr ruft aus: wir wollen ihn herſchreiben. So weit iſt es mit eurer Bildung gekommen. Ihr ſeyd noch ungezogene Jungen, leidenſchaftlich wie Thiere. Nichts unterſcheidet euch vom kühnen Buben, als daß die Kräfte verſchieden ſind, mit denen ihr der Menſchheit zu ſchaden ſuchet. Aber wie iſt es auch anders möglich? der die Ruhe in Staaten ſtört, der die Eintracht der Mitbürger verdrängt, der die Stützen der menſchlichen Glückſeligkeit untergräbt, der die Ehrfurcht gegen den Fürſten aus den Herzen der Bürger reißt, der die Liebe zur Religion verdrängt, der weder Vater, weder Bürger noch Menſch iſt, ein ungezogener bartloſer Bube, dem die Natur nichts als gerade Finger gab, die Feder zu halten: deſſen ſchwache Verſtandeskräfte nicht einmahl fähig ſind, einen geſunden Menſchengedanken auszukochen, der darf es wagen, ſeine gefühlloſen Gedanken hinzuſchreiben, und der Welt bekannt zu machen; er darf ſich zum Aufklärer aufwerfen? um Geld erkauft er gemiethete Rezenſenten, und behandelt die Natur in ihren alten Tagen wie ein Tanzmeiſter ſeine Eleven, und die Pſychologie wie einen Pudel, zu dem man nur ſprechen darf: Wart auf! So ein Bube darf es heut zu Tage wagen, Sätze, die Männer dachten, zu beſchnarchen, die Wahrheit eine Lüge zu nennen, und die Größe eine Kleinigkeit?

Seine Papagenenkunſt iſt manchem Buchhändler willkommen, wenn es nur neu iſt, und Geld trägt. So entehren jene ſchändlichen, deſpotiſchen, eigennützigen Druckkrämer in unſern Jahrhunderten die Menſchheit, ſo mäſten ſich Einige auf Unkoſten des menſchlichen Geiſtes; jedes aufkeimende Genie wird durch ſie auf Irrwege geführt, und im Frohndienſt laſſen ſie ſich Werke von armen Autoren ſchmieden zum Nachtheile der Tugend. Das, was den verdorbenſten Geſchmack des Pöbels kitzelt, wenn es auch die größten Thorheiten und Ungereimtheiten ſind, iſt in ihren Buden zu finden, genug für ſie, die edlenden Monopoliſten! wenn es nur Geld trägt. Hättet ihr wohl geglaubt, die unſterblichen Werke der Alten! daß man euch einſt in einer öffentlichen Taferne, wie die meiſten unſere Buchläden ſind, einen Platz anweiſen ſollte? — Da liegen die Werke eines unſterblichen Cicero unter den ſcheußlichſten Schmähſchriften, die je Menſchen gegen Menſchen ſchrieben. Da ſind die Werke des ſanften Gellert bey den widerſinnigſten Pasquillen. Gefühlloſe Zänkereyen ſtehen bey Plutarchs Werken und menſchenfreundlicher Unſinn an der Seite Jeruſalems.

O laßt mich dieſe Abſcheulichkeit vergeſſen! Die Vernunft iſt eine öffentliche Metze geworden, die ſich dem Meiſtbiethenden feil gibt, und den Baſtarden der menſchlichen Unvernunft biethet mancher Buchhändler ſeine armſelige Hebammendienſte, und zählt ſich dann mit unter die Männer der Aufklärung.

So iſt, leider! das Bild der Zeiten unſerer Aufklärung beſchaffen, und ſolche Ueberbleibſel der Barbarey verunſtalten noch die Gegenden, wo die Wiſſenſchaften wohnen.

Der Gelehrte, den ſein erhabener Beruf auffoderte, die geheiligten Rechte der Menſchheit unverletzt zu erhalten, und die erhabenen Grundſätze des Guten und Wahren in der reinſten Lauterkeit unter den Menſchen, ſeinen Brüdern, auszubreiten, verläßt die edlen Wege der Vernunft und wird zum literariſchen Verfolger.

Es iſt wahr, unſere glücklichen Zeiten beſitzen viele tugendhafte, wahrhaft erleuchtete Menſchenfreunde, allein wie gering iſt nicht ihre Anzahl gegen den ungeheuern Schwarm derjenigen, welche ſich unwürdig den Nahmen eines Gelehrten und Philoſophen anmaſſen? — Welche Finſterniſſe bedecken nicht noch den

Geſichtskreis? — Wie wenig haben nicht die meiſten zur Beförderung des Lichts und der Menſchlichkeit beygetragen? — Welche elenden Grundſätze flößt man der Jugend nicht ein, welche beſtimmt iſt, einſt das menſchliche Geſchlecht zu beherrſchen und zu erleuchten? — Wie ſehr wird ihr Geiſt nicht verfinſtert, wie ſehr ihr Herz auf Irrwege geführt, und doch iſt die Erziehung die Hauptpuppe unſers Jahrhunderts. Ich glaube, das allgemeine Gefühl unſerer Schwäche kann durch nichts ſo augenſcheinlich bewieſen werden, als durch die Wuth zu erziehen, und zu verbeſſern. Wir ſehen ein, daß die Pflanze nichts taugt, und wollen die Verbeſſerung im Keim anfangen, neunjährige Politiker, zehnjährige Dichter, zwölfjährige fingerlange Philoſophen ſind die Produkte unſerer magiſchen Erziehung. Wir wollen den Herbſt nicht mehr abwarten, ſondern Blüthen und Früchte zugleich haben. Alles ſoll Mann im Kinde ſeyn, und Alles wird im Manne Kind. Wir erhalten daher erzwungene grüne Früchte aus dem Treibhauſe, die zeitlebens den Miſtbeetengeſchmack nie ganz verlieren, daß dem Gaumen des Geſunden von dieſer Speiſe eckeln möchte *).

Unſere Jugend ſoll Alles ſpielend lernen, und eben daher haben wir ſchon ſo viele junge Leute, die ihr

---

*) Siehe Hebe, ein Pendant zum Ganymed, über die Erziehung.

ganzes Leben durch nichts als ſpielen wollen, und jede ernſte und anſtrengende Beſchäftigung für Barbarey ausſchreyen werden. Die edelſten Kräfte junger Seelen werden durch Leſung einer Menge unzeitiger Bücher, wie durch ein narkotiſches Opium eingeſchläfert, und zur tödtlichen Unthätigkeit herabgewürdiget, die unſere Nachkommen in wenig Jahrhunderten zu phyſiſchen und moraliſchen Pigmäen machen wird. Der erſte Schritt zur Barbarey iſt gethan. Der feindſelige Dämon, der mit unglückſchwangeren Fittigen über uns brütet, hätte ſeine Sache nicht beſſer anfangen können. Er griff uns bey den edelſten Theilen, bey Kopf und Herz an. In keinem Jahrhundert wurde ſo viel von Kraft und Freyheit geſchwätzt, und in keinem waren wir kraftloſer. — Wie ekelt mir, wenn ich mir das Bild eines Jünglings darſtelle, der die Erziehungsſtube verläßt, und ſich nun ſchon unter die ſchönen Geiſter ſeines Vaterlandes zählt. Welche unnatürliche Ausſprache, welche abgeſchmackte Stellung, welche abentheuerlichen Spöttereyen, welches einfältige Geſchwätz von Voltaire, von Helvetius, von Mirabeau, von Monteſquieu, und von allen jenen Autoren, an denen er ſich eine todesgefährliche Indigeſtion ſeines Geiſtes geleſen hat.

Er hat keinen einzigen freyen Gedanken; Alles iſt aus Büchern entlehnt, ſein Geiſt iſt ſcheckig wie eine Narrenkappe, und ſeine Seele niedrig wie ein Schwamm, der alle Unreinigkeiten in ſich ſaugt.

Zu dieſem abentheuerlichen Verderbniß des Geiſtes kömmt noch das Verderbniß des Herzens. Empfindeley ſtatt Empfindung, Unglaube ſtatt Religion; dann darf nur noch die Authorkrankheit, gleich einem bösartigen Fieber, die ſchon entnervte Seele erſchüttern, und Verderben der Menſchheit fließt aus der ergriffenen Feder.

Jünglinge meines Vaterlandes! hütet euch vor dem Mißbrauch der Gelehrtheit um ſo mehr, je natürlicher er dem jugendlichen Herzen iſt. Die ſchöne Literatur ſoll euch den Geſchmack an dem Nützlichen und Ernſthaften nicht benehmen, ſondern euch vielmehr ſtärken und zur Ausübung der Religion geſchickt machen, euren guten Geſchmack, eure feine Beurtheilungskraft auch hier zum Wohl der Menſchheit zu zeigen. Glaubt mir! nicht der iſt weiſe, der viel geleſen hat, ſondern der, der viel gedacht, und das Gute in Ausübung gebracht hat. Wendet euren Blick, ich bitte euch, auf das Gemählde, das ich euch von der literariſchen Intoleranz unſers Jahrhunderts gemacht habe, und ſagt, ob es nicht auffallend iſt, Männer, die Stärke des Geiſtes haben ſollten, ſolchen erniedrigenden Schwachheiten durch den Verfolgungsgeiſt ausgeſetzt zu ſehen.

Die wahre Weisheitt eines Menſchen beſteht darin, Gott, ſeine heiligen Werke, den Menſchen, ſich ſelbſt und die Pflichten der heiligen Religion kennen zu lernen, und dieſe Kenntniſſe zum Wohl der Menſchheit in Ausübung zu bringen. Dieſes iſt der einzige Gegenſtand der Gelehrtheit; es gibt keinen andern; alles Übrige iſt Thorheit, eitler Stolz, — vergoldete Kartenhäuſer, mit denen gelehrte Kinder ſpielen, und die der Hauch des Ewigen umbläßt.

Die Welt braucht gute wohlthätige Bürger, keine ſtolzen Gelehrten, die der Menſchheit von jeher mehr geſchadet als genützet haben. Alles, was hartnäckige Zänkereyen und den Verfolgungsgeiſt verräth, iſt nicht göttlich. Die Weisheit iſt ſanft und nachgebend; ſie iſt ein Kind der Gottheit, und die Furcht des Ewigen iſt ihr verſchwiſtert; Wohlwollen für die Menſchen begleitet ſie. — Sie iſt demüthig und wandelt oft mehr in einſamen Hütten, als auf ſtolzen Kathedern. Sie erkennt, wie ſchwach der Geiſt des Menſchen iſt, und wagt ſich nie durch ſtolze Gedanken in die Geheimniſſe der Ewigkeit. Ihr Bemühen iſt, ſich zum guten Menſchen, zum treuen Unterthan, zum redlichen Bürger, zum gefühlvollen Gatten, zum zärtlichen Vater zu bilden.

Prahlet nicht mehr mit eurer Wiſſenſchaft, ihr ſtolzen Gelehrten! ſie iſt Thorheit. Legt euren Hochmuth ab, der euch entehrt, und die Göttliche von euren Studierſtuben verſcheuchet. Schreibt mit gerührtem Herzen, wenn ihr bewegen wollt, und überzeugt mit Thaten, daß ihr es mit der Menſchheit gut meynt. Folget dem Ausſpruche des Weiſen, ihr Menſchen! Tugend allein iſt Weisheit: dieſe iſt der einzige Punkt, wo die menſchliche Glückſeligkeit feſt ſteht, und das Gute fühlet, ohne Fall zum Böſen; wo allein das Verdienſt ſeinen Lohn empfängt glücklich in Allem, was ſie gibt, und was ſie nimmt, ſeliger als Alles, wenn ſie ſeinen Zweck erreicht, und fehlt's ihr, nicht betrübt, immer ſelig, ohne Ueberdruß, am meiſten vergnügt, wenn das Leiden drückt.

Ah! das lauteſte Gelächter fühlloſer Thorheit iſt lange nicht ſo angenehm, als die Thräne der Tugend; ſie ärntet Seligkeit von Allem; immer in Arbeit, nie ermüdet; niemahls erhaben auf fremdem Fall, niemahls betrübt bey fremden Glück.

Das iſt Weisheit; das iſt Glück der Menſchen, das die Gottheit nur denen gibt, die ſie fürchten; aber nur der begreift, der es kennt, nur der genießt, der es fühlt, und das der Böſe, arm im Ueberfluſſe, blind im Schooße der Wiſſenſchaften, vermißt. Wer Tugend beſitzt, iſt keiner Sekte Sklave; er geht keinen beſondern Pfad, ſondern ſieht durch die Natur zu Gott empor, folgt der Kette ſeines überſehlichen Planes mit Demuth, und erfüllt ſeine Pflichten.'

Wie preiſe ich nicht jedes Buch, das zur Belehrung der Wahrheit dieſer Sätze am Firmament der

Literatur wie ein fremdes Geſtirn emporſteigt, und den Blick gutdenkender Menſchen an ſich zieht, wenn man mit ſtiller Bewunderung die reine Philoſophie mit Religion und Chriſtus Lehre vereinigt ſieht, und die Wege zur Seligkeit dem Menſchen vorgezeichnet *). So glänzt in düſterer Nacht, wo Irrwiſche den Wanderer verführen gählings ein Stern am Himmel, und weiſet den Verirrten wohlthätig auf die Straße zurück, die zum Vaterlande führt, und von der ihn Irrlichter entfernt haben.

Da iſt Wahrheit mit Menſchenliebe vereint, und edles Wohlwollen für Brüder-Seligkeit leitete die Hand des gutdenkenden Schriftſtellers. Die Menſchheit prägte ihr edles Siegel auf das Buch, und machte es zum Werke der Liebe.

Im Tone der Freundſchaft ſind die Vorurtheile geſchildert, die uns entehren, und die geheimſten Kniffe einer ſchändlichen Selbſtliebe mit Kühnheit entdeckt, und hier iſt Wiſſen wirklich für die Bedürfniſſe unſerer Zeit brauchbar gemacht. Der Gelehrte, der Schriftſteller, der Recenſent findet den Weg gezeichnet, den er gehen ſoll. Die Rechthaberey iſt entlarvt, die Syſtemſucht in die Reihe von Unwiſſenheit, Vorurtheil und Leidenſchaft geſetzt. Der Stolz als ein Freund der Intoleranz, der Nichtkenntniß und der Leidenſchaft er-

---

*) Sailers Vernunftlehre.

klärt, und endlich durch die Stimme der Wahrheit bewieſen, daß die Furcht Gottes der Anfang aller Weisheit iſt — und bleibt, daß ohne ſie alle Gelehrtheit zu nichts dient, als den Weg zur Wahrheit methodiſch zu verfehlen, und über dem Bemühen, weiſe zu werden, die Quelle der Weisheit zu verſtopfen. Der Hochmuth wird als der Erzeuger von gewiſſen Vorurtheilen, Thorheiten, Lächerlichkeiten und Irrthümern angegeben, und unwiderſprechlich bewieſen, daß von ſolcher Unwiſſenheit der Gelehrten nur die Demuth den Menſchen befreyen kann, welche ich auch als die einzige Kurart der literariſchen Intoleranz unſers Jahrhunderts angeben müßte.

Es iſt ein alter Spruch: man fängt an gelehrt zu werden, wenn man anfängt einzuſehen, daß man Nichts weiß; allein es ſcheint, daß dieſe Wahrheit wieder vergeſſen worden iſt: man will heut zu Tage Alles wiſſen. Die Begierde nach Ruhm iſt unbegränzt, und man bemüht ſich mehr, gerühmt zu werden, als ruhmwürdig zu ſeyn.

Der Stolz iſt die einzige Urſache unſerer literariſchen Intoleranz. Jeder will das Beſſere geſagt haben, Jeder will ſich über den Andern erheben, und ſo raubt der Stolz die vortrefflichſten Gaben des Genies, und die edelſten Eigenſchaften unſers Herzens ihrer wahren Hoheit.

Werke des Geiſtes, wenn ſie nutzen ſollen, ſind Blumen, die nur unter dem milden und erfriſchenden Schatten einer wahren Beſcheidenheit und Demuth aufblühen, und verwelken und ſterben in der mittägigen Hitze des Stolzes. Wirkliche Vorzüge können vielleicht einen Hochmüthigen vor unſerer Verachtung, aber niemahls vor dem geheimen Haſſe des menſchlichen Herzens ſchützen: denn welches Herz hat nicht einen verborgenen Hang zum Stolz, der zwar durch Tugend beherrſcht, aber niemahls ganz ausgerottet werden kann? Wird nicht dieſer Hang erwachen, wenn er durch die Ungerechtigkeit des Stolzes eines Andern beleidigt und gekränkt wird? Nur Demuth und Beſcheidenheit iſt die Beſiegerinn der Herzen. Keine Seele, wenn nicht ein niederträchtiger und boshafter Neid ihre herrſchende Leidenſchaft iſt, wird dem Eindrucke der Beſcheidenheit widerſtehen, ſobald ſie ſich unſerer Hochachtung nicht aufdringt, wenn ſie uns vielmehr das Verdienſt läßt, zu glauben, daß wir gerecht gegen ſie ſind, ohne daß ſie uns nöthigt, gerecht zu ſeyn, wenn ſie uns die Macht nicht nehmen will, ſie eben ſo ſehr zu lieben, als wir ſie bewundern.

Aber iſt dieß nicht die Wirkung des Stolzes, der die Schriften unſers Jahrhunderts ſo entehrt, und di Gelehrten mit der Sucht der Rechthaberey anſteckt? Der entehrte Nahme der Publicität ſchändet die Menſchheit in unſittlichen Schriften; euer Tadel wird nicht beſſern: denn ihr tadelt mit Verunglimpfung, und ihr beleidigt unbeſcheiden und vorſetzlich. Durch eure öffentlichen Schmähungen ſchändet ihr nicht den Mann, dem ih entgegen tretet, ſondern euch ſelbſt. Euer Tadel ſo ein Zeugniß eurer Unzufriedenheit gegen ihn ablegen ihr ſeyd aber heftig und bitter, und die Welt, die euch hört, wird nicht unzufrieden mit ihm, ſondern mit euch. Tadel, wenn er edel ſeyn ſoll, muß zu ſeiner Abſicht die Beſſerung desjenigen haben, auf den er gerichtet wird: iſt dieſes nicht euer Beweggrund, ſo iſt euer Herz verdorben und Bosheit in der Seele. Ihr gebt zu erkennen, daß euch die Fehler eurer Nebenmenſchen überall willkommen ſind, damit ihr nur eure Galle und eure Tücke über ſie ausgießen könnt. Nie werdet ihr aber dieſe Abſicht der Beſſerung an Tadelswürdigen erreichen, wenn ihr ſo durch unanſtändige Beleidigungen ſein Herz wider euch empört. Wäre er auch wahrhaft tadelnswerth, ſo wird er durch eure Schmähungen nur erbittert, hält ſich bloß an dieſelben, glaubt, daß er ſie keineswegs verdient habe, und denkt nicht daran, daß er ſeinen begangenen Fehler nicht wieder begehe, ſondern daß er eure ihm zugefügten Beleidigungen in einem noch höhern Grad euch erwiedere. Heißt das aber wohl zum Beſten der menſchlichen Geſellſchaft beytragen *), und iſt dieß nicht der Zweck, welchen ihr bey allen euren Handlungen als gute Weltbürger vor Augen haben ſollet?

Es wird euch freylich nicht fehlen, daß ihr durch ungeſitteten Tadel den Mann, welchen ihr damit treffet, hier und da Einigen lächerlich, und hier und da Andern verächtlich macht. Ein Menſch mag reden, was er

---

*) Sintenis.

will, und ſo ſchlecht er will, er findet immer ſeine Leute, welche ihn gern hören, und ihm bald nachlallen. Es warten auch wohl unedeldenkende Menſchen ſchon ſehnlich darauf, irgend einen ihrer Mitbürger zum Gegenſtande ihres Spottes und ihrer Verachtung machen zu können. Laſſet ihr nun euren hämiſchen Tadel über ſie aus, ſo ergreifen jene mit beyden Armen dieſe längſt gewünſchte Gelegenheit, und ihr beſtärket ſie dadurch in der ſchändlichſten Leidenſchaft der Menſchheit — in der Schadenfreude.

Schämt ihr euch nicht, ihr Gelehrten, euch ſo ſehr zu erniedrigen? Andere um euch her durch eure Schmähſchriften im Böſen zu ſtärken, da ihr ſie in den Stand ſetzet, Unrecht in ſeinem ganzen Umfange auszuüben?

Alles ungeſtüme Poltern, alle bitteren Vorwürfe und groben Behandlungen dienen weiter zu nichts, als ſeinen Nächſten zu erbittern, den Tadler als einen Feind und Beleidiger öffentlich zu erklären, und den Getadelten gegen alle Annahme einer beſſern Ueberzeugung zu verhärten.

Ein Kritiker muß Beſcheidenheit haben, und eine edle Freyheit: Sanftmuth muß in ſeinen Worten herrſchen und Freundlichkeit in ſeinem äußerlichen Betragen ihn empfehlen. Der Ernſt darf nur ſo weit ſich in ſeinen Schriften äußern, als es die Aufrichtigkeit und Liebe zu der Wohlthat des Nächſten fordert. Es iſt ein Hauptaugenmerk, daß man bey allen Zurechtweiſungen ſeines

Nächſten zu nehmen hat, daß man durchaus alle beleidigenden Kränkungen ſeiner Ehrliebe um ſo mehr verhüte, als ſelbſt die bloße Bemerkung der fehlerhaften Seite an ſich für ihn ſchon demüthigend iſt. Wenn Grobheit und Ungeſtüm die Sprache des Tadlers iſt, ſo verliert der Getadelte den ganzen ächten Geſichtspunkt auf ein Mahl; er ſieht alsdann nicht mehr auf ſeinen Fehler, den er begangen hat, ſondern auf die gegenwärtige Beleidigung und Kränkung ſeiner Ehre. Er ſieht an dem Kritiker nichts mehr, als ſeinen Feind, und die Grobheit, mit der er ihn behandelt, und ſeine Vorſtellung von der Schande, die man ihm bey Andern macht, laſſen ihn weiter gar nicht an ſeinen begangenen Fehler mehr denken, ſondern wiegeln ſein Herz zur Widerſetzlichkeit und Rachgierde auf. Jedes Wort, das man weiter gegen ihn hervorbringt, iſt lauter Beleidigung. Er fühlt nun nichts mehr: denn er erwartet von ſeinem Feinde nichts Gutes, ſondern lauter Abſicht ihm zu ſchaden. Hingegen, wenn der Kritiker der zärtlichen Empfindungen, die er für die Ehre ſeines Nächſten hat, auf alle mögliche Weiſe ſchonet, wenn Sanftmuth die Worte begleitet, die den Fehler rügen, wenn keine ſtolze Erhebung über ſeine Perſon, kein Trieb zu tadeln und Flecken an ihm zu finden, keine Rachſucht, ihn kränken und beleidigen zu wollen, oder ſonſt irgend eine unedle Leidenſchaft unſere Feder begleitet, wenn wahre aufrichtige Liebe zu ſeiner Wohlfahrt die Triebfeder unſerer Zurechtweiſung iſt, alsdann können wir ſicher ſeyn, daß kein Menſch ſein eigenes Glück ſo ſehr haßt, daß er ſein Herz nicht unſerer Zurechtweiſung öffnen würde. Der roheſte Menſch wird gerührt ſeyn, wenn er ſieht, daß ich ihn nicht haſſe, daß ich aus Liebe zu ihm ſpreche, und daß ſein Wohl der Beweggrund meines Tadels iſt.

Allein zu ſolchen Kritikern gehören wohlwollende Menſchen, keine Miethlinge von Buchhändlern, die dieſes oder jenes Werk nur aus Neid oder Habſucht herabſetzen, weil es einen andern Mitbürger zum Verleger hat. Es gehören Männer hiezu, die wider Stolz und Leidenſchaft gekämpft haben, keine Witzlinge, die über Nacht ſich zu gelehrten Zeitungsſchreibern graduiren, und unverſchämte Menſchen im Sold haben, die ihnen in der Weinſchenke Rezenſionen ſchmieden, ohne Bücher zu leſen.

Ewig will ich den ſeligen Traum nicht vergeſſen, der mich einſt täuſchte. Mit begierigen Händen ergriff ich ehmahls jede Rezenſion, und glaubte Nahrung für meinen Geiſt und Wahrheit zu finden: wie erſchrecklich aber war mein Erſtaunen beym Erwachen von dieſem Traume, als ein guthätiger Menſchenfreund mich aus dem Schlummer meines Wahnes zurückzog, und mir die Hieroglyphen erklärte, die ich bisher nicht verſtand.

Wie mußte ich über die Ausartung des menſchlichen Verſtandes mich wundern, wie erſtaunen über die Barbarey derjenigen, die die Herolde der Wiſſenſchaften ſeyn ſollen! Da lernte ich, daß unedler Ehrgeiz und Neid die Herzen der ſtolzen Gelehrten erniedrigte; da ſah ich, wie eine falſche Maſke den Aufklärer deckte, wodurch er nur der Welt glauben machen wollte, daß er ein Freund und Eiferer für das Gute ſey. Da ſah ich manchen Jüngling, der voll edeln Wohlwollens eilte, die Summe des geſtifteten Guten zu vermehren, und ich ſah, wie ihn die Gelehrten verſtießen, die ihn für ihren Feind anſahen, und zu ſeiner Unterdrückung Alles anwendeten. Vergebens rief die Stimme der Menſchheit: Brüder! ſeyd Segenſtifter für mich; aber gönnt auch noch tauſend Andern die Freyheit, welche es auch für mich ſeyn wollen. — Vergebens rief die Menſchheit: Ermuntert Dieſe durch euer Lob; feuert Jene an, durch euren Beyfall, unterſtützet Dieſe durch eure Anführung und durch euern Beyſtand, und freuet euch mit mir, wenn alle Menſchen um euch her dahin gebracht werden könnten, daß ſie wahres Lob verdienten.

Aber ungehört glitt dieſe Stimme über das Herz der Studierenden, und der ſanfte Geiſt der Menſchheit drang nicht durch die Bollwerke ihrer Folianten in ihre Seelen. Traurig entfernte ſich die Weisheit vom Katheder und ſuchte Wohnung in der Hütte des einſamen Weiſen.

Denn was iſt der Stolz dem Menſchen? Was ſeine Gelehrtheit? Denn geſetzt auch, einem Sterblichen gelänge es, alle die Höhen des Lobes empor zu klimmen, deren Anblick ſeine Leidenſchaften entflammt, in welche enge

Gränzen wäre doch ſein Ruhm nicht eingeſchloſſen? Man hat nicht nöthig, ihn mit Scipio dem Afrikaner in Cicero's Traum auf den kleinen Umfang der Erde zu führen, und ſeinem Ehrgeitz den weitern Umfang, die Unermeßlichkeit der höhern Himmelsgegenden zu zeigen, und ihm vorzuhalten, daß ſein Ruhm nicht bis an den Ganges, noch über die Klippen des Caucaſus ſich erſtrecke.

Wahnſinniger! wo ſuchſt du Ruhm — In deinem Vaterlande? In deiner Vaterſtadt? Bey deiner Nation? — Wie weit, ſage, wird dein Nahme genannt, wenn du von der Zahl deiner Lobredner alle diejenigen abrechneſt, die entweder neidiſch, oder ſich ſelbſt zu wichtig ſind, als daß ſie ſich um dich bekümmern ſollten, wie ſehr auch deine Verdienſte glänzen möchten. Erwäge, daß der Ruhm eine Blume iſt, die von jedem rauhen Winde leicht verwelket, oder nicht mehr geachtet wird, ſobald andere ſolche Blumen aufblühen, welche das ermüdete Auge der Zuſchauer durch den Reitz der Neuheit an ſich ziehen. Setze aber den Fall, du könnteſt dich auch durch Jahrhunderte zur Bewunderung verewigen, ſo wirf einen einzigen deiner Blicke auf den unermeßlichen Raum hin, wo Millionen von Welten glänzen; betrachte unter Millionen von Weltkörpern den Standpunkt, auf dem du lebſt, und berechne die Millionen und Millionen der Geſchöpfe, und dann — ſey ſtolz auf deine Größe.

Nie kömmt der Herbſt und entblättert durch den rauhen Nordwind die Bäume, ohne daß nicht dieſes traurige Bild mich auf die Nichtigkeit des menſchlichen Stolzes führt. Oft ſaß ich bey einer blätterreichen Linde und betrachtete das abfallende Laub. Wie viele tauſende der Blätter, dachte ich, hat nicht die Natur an die Zweige geheftet: jährlich fallen ſie ab, und jährlich kommen neue; und nach einen Umraum von einem halben Jahrhundert — wie viele Tauſende ſind nicht da geweſen? — und unter dieſen Tauſenden bin ich eines; — blühte, war, und bin nicht mehr! — Wie führt dieſer Gedanke den Menſchen zur Gottheit zurück! wie demüthigt er uns, wenn wir auf unſere Stärke zählen wollen! — Schreibe, Stolzer! deine Größe in Sand an das Ufer des Meeres für die Nachwelt, und wenn die Fluth deine Schrift nicht bis am Abend verwäſcht, und der Sturmwind deine Buchſtaben bis am Morgen zerſtreut, ſo komm wieder, und ich will dich groß nennen.

Erfülle deine Beſtimmung, das iſt dein Beruf; — ſey thätig und liebe die Menſchen!

O Tugend! einzige wahre Wiſſenſchaft edler Seelen! — Warum koſtet es ſo viele Mühe, dich kennen zu lernen! — Sind nicht deine Grundſätze jedem Herzen eingeprägt? und iſt es nicht genug, um dich zu lieben, wenn man in ſich ſelbſt zurückkehrt, und bey der Ruhe der Leidenſchaften den innern Richter anhört? — Dieſes iſt die wahre Philoſophie. — Und dieſe iſt vom Stolze befreyt und vom Geiſte der Verfolgung.

Glückliche Zeiten! — wann werdet ihr kommen, in welchen der Menſch, am Bande der Liebe geführt, Tugend im Herzen, und Weisheit in der Seele ſuchen wird?

Ihr Jünglinge meines Vaterlandes! Ein Wort noch an euch! Ich bitte euch bey Allem, was euren Herzen heilig ſeyn kann: bey der Ruhe eurer Seele, bey euerm eigenen Glück bitte ich euch, laßt euch durch die Aftergelehrtheit unſers Jahrhunderts nicht blenden, vertauſcht die ſtillen Freuden der Religion nicht um Grundſätze einer böſen Philoſophie, die euch nie die geraubten Schätze des Glaubens wieder erſetzen wird! Verdunkelt den Verſtand nicht, den euch Gott gab, und macht euch nicht ſelbſt zum Werkzeuge eures Verderbens! Unterſucht! denn auch der, der unterſucht, wird Ruhe in ſeinem Glauben finden. Es wird in der Welt nichts Beſſers, nichts Schöners, nichts für die Menſchheit Nützlichers geſagt, was nicht die Schrift ſchon geſagt hat. Nur Stolz und Leidenſchaft ſind des Glaubens Feinde; der Redliche iſt ihm zugethan.

Verzeiht meiner Lehre! ſie gehört auch zu den Feyerlichkeiten des heutigen Tages. Es iſt billig, daß wir der Gottheit Weihrauch ſtreuen, und Anhänger für den zu werben ſuchen, der die Quelle aller Weisheit iſt.

II.

Ueber die Verderbniß der Luft, die wir einathmen, ihrer Schädlichkeit für die Geſundheit der Menſchen, und die Art, ſie leicht und ſchnell zu verbeſſern.

— — — Somnus agrestium
Lenis virorum non humiles domos
Fastidit, umbrosamque ripam
Non zephyris agitata tempe.

Horatius.

Zum neun und zwanzigſten Male feyert heute die churfürſtliche Akademie der Wiſſenſchaften den Tag ihrer Stiftung. Unvergeßlich iſt ihr das Andenken ihres ewig theuern Stifters Maximilian, und ſtumme Thränen des Dankes heiligen die Feyerlichkeit dieſes Tages.

So ſenken ſich Jahre ins Meer der Vergangenheit, und gute Fürſten verſchwinden von dieſer Erde, wie die Sonne, die den Geſichtskreis verläßt, und von derer Tagweſenſeyn nur noch das Abendroth die Pracht verkündigt. So iſt Alles vorübergehend auf der Erde: Die Aufſchrift des Tempels der Zeit heißt: Nichtigkeit und Verweſung. Wir treten den Staub unſerer Vorfahren, und wandeln auf dem eingeſunkenen Schutte zerſtörter Menſchenverfaſſungen und Königreiche. Wie Schatten gingen uns Aegypten, Perſien, Griechenland und Rom vorüber; wie Schatten verſchwinden ſie in der Geſchichte und fallen zurück in die Todtengewölber der Jahre. Wandelbares Entſtehen, Seyn und Verſchwinden ſind die Geſetze des Kreislaufes irdiſcher Dinge. Es ſchaudert den menſchlichen Geiſt, wenn ihn die Geſchichte in die Katakomben der Vergangenheit führt; wenn ſie Aſiens

Deſpoten aus ihren Gräbern hervorruft, und den Tyrannendruck zeigt, unter welchem die Menſchheit ſchmachtete, wenn ſie uns Nero's Thron und des Germanikus Grab zeigt. Von ihrer Hand geleitet, ſehe ich den treuen Ariſtides verbannt durch das ungerechte Athen; den guten Sokrates, den beſten der Menſchen, verurtheilt vom dummen Senate. — Ueberall, wo ich hinſehe, liefert mir die Geſchichte die Gemälde menſchlicher Thorheiten. Vorurtheile und Verfaſſungen verdrängen Seligkeit und Tugend. Gepeitſcht durch die Geißel der Leidenſchaften und Begierden, will der Menſch Alles genießen, und genießt nichts. Auf dem Kampfplatze ſinnloſer Gelüſte, wilder Kräfte, zerſtörender Künſte lernt der Menſch Alles, nur nicht zu leben, und das Leben zu genießen. — — — Heilige Natur, in deine Arme ſehnt ſich der Gefühlvolle; dort, wo du deine Schätze ausbreiteſt, fühlt der Weiſe Ruhe, er fühlt ſein großes Bedürfniß, das iſt: bey dir zu ſeyn. Entfernt von den Puppenſpielen der Thoren, wo Schwäche der Sinne, Hinſchwinden der Freuden und Laſt des Lebens unſern Geiſt entnerven, tritt er in den feſtlichen Tempel der Natur; athmet reine Luft, trinkt friſches Waſſer und kennet wenig Bedürfniſſe, und ſein Herz erfüllt heiliger Schauer und gefühlvolle Anbethung der Gottheit.

Reine Luft athmen, friſches Waſſer trinken können, wenig Bedürfniſſe haben, dieſes ſind die wahren

Schätze der Natur. Stille Ruhe, dauerhafte Geſundheit und ſanfte Zufriedenheit ſind ihre Folgen. Die Gottheit goß ſie aus dem Füllhorne ihrer Güte einſt über ihre Schöpfung: aber der Menſch raubte ſich ſelbſt dieſe Geſchenke; er baute ſich Städte und Kerker, vergiftete die reine Luft, peitſchte ſein Geblüt durch erhitzende Getränke, miethete ſich mörderiſche Köche und grub ſich mit goldener Schaufel Quellen der Krankheiten.

Lange ſeufzte die Menſchheit unter dem Deſpoten-Joche der Unwiſſenheit, bis endlich reinere Philoſophie den Menſchen zu höhern Kenntniſſen führte, und ihm einige gutthätige Mittel ſeines Elendes gab. Geſchichte und Philoſophie waren die Hauptgegenſtände, die die vereinigten Freunde der Menſchheit bearbeiteten. Jene ſollte die Verbeſſerung des moraliſch verdorbenen Zuſtandes, und dieſe den phyſiſch verdorbenen Zuſtand des Menſchen zum Gegenſtande haben — beyde ſollten die Menſchheit zu ihrem Glücke, zur Natur, zur Simplizität zurückführen.

Dieſes war auch der große Wunſch Maximilians, als er unſerer Akademie ihr Daſeyn gab, und ſie in die hiſtoriſche und philoſophiſche Klaſſe abtheilte. Aufgemuntert von dieſem wichtigen Berufe jedes Mitgliedes, möchte ich mir jene Geiſteskräfte wünſchen, die an dem Tage dieſer Feyerlichkeit ſowohl der Abſicht unſers großen Stifters, als der Erwartung derjenigen entſprechen würde, auf deren Geheiß ich hier auftrete.

Die unermüdeten Arbeiten der philoſophiſchen Klaſſe zur Entdeckung gemeinnütziger Wahrheiten; ihr Bemühen, der Menſchheit durch Entdeckungen verſchiedener Quellen phyſiſcher Uebel, und der Art ſelben vorzubeugen, zu nützen — — Alles dieſes bewog mich, einen Gegenſtand zu wählen, der das wichtigſte Gut des Menſchen, die Geſundheit zum Zwecke hat.

Längſt wünſchte die churfürſtliche Akademie, daß der Gegenſtand, wie die verdorbene Luft am beſten und ſchnelleſten zu verbeſſern wäre, behandelt werden möchte. Ich wähle dieſe der Menſchheit intereſſante Frage, und wünſche mir nichts, als daß durch meinen guten Willen meine Schwäche, und durch Nachſicht die Mängel meiner Kenntniſſe erſetzt werden möchten.

* * *

Aus den mütterlichen Armen der wohlthätigen Natur geriſſen, ſchmachtet der Menſch, lebendig vergraben, in den Leichengewölben der Städte, eingekerkert von himmelhohen Palläſten, genießt er nie den prächtigen Anblick der aufgehenden Sonne: kahle Gemäuer rauben ſeinen Augen die heitere Ausſicht auf blühende Fluren, und der Balſamhauch der Blumen, verdrängt durch eckelnde Gerüche der Garköche und Fleiſcher, kommt nie zur Erquickung in ſeine Seele.

Hier dünſtet faulendes Blut in mörderiſchen Gewölben; hier dampfen ſtehende Waſſer ſchädliche Gerüche umher; hier ſchwängert ſich die Luft mit tauſend brennbaren Stoffen, und ſteigt ſchädlich der Menſchenlunge empor aus der Arbeitſtätte der Handwerker. Hier ſtrömt die mit anſteckenden Theilchen von den Ausdünſtungen kranker Menſchen gefüllte Luft aus den Spitälern; hier füllt zerſtörende Fäulniß den Dunſtkreis und ſchwebt wie die Peſt über die Gräber der Kirchhöfe. Mit tauſend Arten von Giften gefüllt athmet der Städter die Luft ein, die der Balſam ſeines Lebens ſeyn ſollte. Wo er hingeht, verfolgen ihn langſam mörderiſche Dünſte; ſelbſt im Tempel der Gottheit entheiligt der Eigennutz den heiligen Altar, und faulende Körper modern in Grüften, erkauft durch Geld, unter den Hallen des Tempels, und vergiften durch mörderiſche Dünſte die Lebenden. Hier hält das Vorurtheil den matten Kranken in erhitzende Federn verſperrt, verſagt ihm allen Zugang der reinen Luft und reibt ihn auf durch eigenes Gift. Dort feſſelt die eigenſinnige Amme das muntere Kind mit Ketten von Windeln, und dörrt es aus an glühenden Oefen. Gleich dem Menſchen, der Jahre lang in Kerkern verlebte, wird uns das reinſte Geſchenk, die Luft, zum Uebel, und Vorurtheil und Eigenſinn entnerven uns ſo, daß wir ſelbſt den Balſam des Lebens nicht mehr ertragen können.

Glücklicher Landmann! der du dieß himmliſche Geſchenk unverdorben einhaucheſt, du bekommſt es unverfälſcht aus der gutthätigen Hand des Morgens; rein trinkſt du die Luft aus den Nektarbechern der Natur, aus den düftenden Blumen, und fröhlicher fließt dein Geblüt, und ſanfter iſt der Umlauf deiner Säfte. — —

Wer iſt im Stande, die Menge der Uebel zu beſtimmen, die aus der verdorbenen Luft die Urſachen tauſendfältiger Todesarten ſind? Unſere ganze angenommene Lebensart iſt nichts als eine langſame Selbſtvergiftung, und die Wiſſenſchaft unſerer Arzneyerfahrenheit iſt die Wiſſenſchaft, die Wirkung dieſer langſamen Vergiftung auf einige Zeit zu verzögern, zu hemmen, aber nie ganz zu heilen. Wo iſt der Menſch, der ſich vor dieſen täglichen Angriffen ſchützen kann? Hier ſind wir verurtheilt, den größten Theil unſers Lebens in Geſchäften zuzubringen, die der Natur des thieriſchen Lebens gar nicht angemeſſen ſind. Vergraben unter ſtaubige Papiere zehrt der größte Theil der Menſchen langſam aus. Dick liegt hundertjähriger Staub über Aktenſtößen des menſchlichen Unſinns, und Tauſende ſind verurtheilt, dieſes Gift vermoderter Advokatenränke in verſperrten Gewölbern in langſamen Zügen zu trinken.

So ſchuf ſich der Menſch ſein Elend durch die Kunſt, verkaufte die Freyheit, ſchwur ſeiner Vernunft ab, um nach Sätzen Anderer zu denken; iſt dann ſtolz auf ſeine

Erfindungen, und zählt es zu ſeiner Glückſeligkeit, zu ſchwätzen, zu lachen, zu ſtarren an marmornen Palläſten, in Vorzimmern zu warten, in Sälen zu ſpielen und zu plappern, zu tanzen und zu fechten, in modiſchem Putze an Feyertagen herumzuſteigen, und dann regelmäßig Indigeſtionen zu haben, methodiſch zu kränkeln und medizinaliſch durch Arzeneyen zu ſterben, und um baares Geld auf dem Kirchhofe begraben zu werden. Um dieſe Chimären vertauſchte der Menſch die Schätze der Natur, entſagte der reinen Luft und den ländlichen Freuden; und Könige ſelbſt werden Sclaven des Zufalls und der Bedürfniſſe. So iſt der Menſch, den ſein Stolz über Alles erhebt, und der doch immer ein zufälliges Weſen bleibt. Unſere größten Thaten, worauf wir ſtolz ſind, hangen oft von der mehr oder mindern Spannung unſrer Nerven ab. Der Unglückliche hat oft das Geſchenk, das er von uns genießt, mehr dem Mundſchenken oder dem Koche, einem günſtigen Augenblicke, als unſerm guten Herzen zu danken.

Wer biſt du, ſchwächliches Geſchöpf! daß du ſtolz biſt auf deine Handlungen? Kennſt du den Bau deiner zufälligen Maſchine? Weißt du die Urſache der Bewegungen deiner Nerven, des Umlaufs deiner Säfte? Die Wirkung der Luft auf den Kreislauf deines Blutes? Betrachte die Verſchiedenheit irdiſcher Regionen, den Einfluß des Clima auf den Charakter und die Sitten der Völker; und wenn du dieß Alles kennſt, ſo rechne die zufälligen Umſtände weg, und ſage, was dein iſt. Sieh dort Menſchen, wie du biſt, die längs den Ufern reiner Flüſſe wohnen. Heiter iſt ihr Geiſt; rein, wie die Luft, die ſie einathmen. Dort ſind die blaßgelben Bewohner der Seeküſten; ihr langſam kranker Geiſt gleicht den Dünſten, die ſie einhauchen. Menſchen, erſchaffen zu eigener Plage, verleben ihre Tage unter Geldſäcken und Wechſelbriefen; vegetiren einige Zeit; kaufen, handeln und ſterben.

Unter den Bewohnern des Aetna herrſcht, nach Brydons Entdeckung, Grauſamkeit, und nach de la Torre's Bemerkung, auch wildes, grauſames Weſen unter denen, die ihre Hütten an die Gegenden des Veſuv anbauten. Tauſende ſterben von dem Giftwinde in der Wüſte zwiſchen Balſora und Bagdad in Arabien, und erſchöpft ſinken Menſchen in Italien ſelbſt bey dem Hauche des entkräftenden Siroko.

Domingo, Barbados ſind den Menſchen ſchädliche Orte, und die Peſt tödtet Nationen zu Bender-Abaſſi in Aſien, wie in der Inſel St. Thomas in Afrika. So iſt ſchon die verſchiedene Lage der Orte, die wir bewohnen, die Urſache verſchiedener Wirkungen. Die Ausdünſtungen und Dämpfe, welche man durch die Luft einathmet, die damit angefüllt iſt, treten theils durch die Säugwerkzeuge der Lunge, theils durch die Nahrungsmittel ins Geblüt. Wie werden die Wirkungen des Verderbens noch ſeyn, da wir ohnehin an manchen Orten durch eine unglückliche Lage verdorbene Luft einhauchen müſſen, dieſe aber noch mehr durch eigene Kunſt, durch Vorurtheil und Dummheit vergiftet wird! Unzufrieden mit den Arten des Todes, die uns die Natur gibt, ſuchen wir ſelbſt neue auf, und ſtatt dem Bemühen, den erſtern vorzubeugen, vermehren wir ſelbſt durch Unvernunft unſer Elend und unſere Krankheiten.

Die Uebel, die durch die Luft entſtehen, hängen entweder von der natürlichen Lage des Orts, oder von der künſtlichen derſelben ab, worunter ich diejenige verſtehe, welche nicht von der Natur, ſondern von den Menſchen entſtanden iſt.

Die verſchiedenen Grade der Luftgüte, die wir bey den häufigen Prüfungen des Dunſtkreiſes finden, beweiſen, daß der Wechſel ihrer Reinheit größtentheils von den Winden, die uns entweder gute, oder böſe Dünſte zuführen, abhange, und hieraus fließt auch die richtige Folge, daß die einer Gegend oder einem Lande eigene Luftgüte immer reiner oder unreiner ſeyn müſſe, je nachdem das Innere deſſelben die Luft zu verbeſſern oder zu verderben beſchaffen iſt.

Malta und Gibraltar ſind die Beweiſe, daß Winde, die über weite Seen wegrollen, immer reiner als andere ans Land kommen.

Winde, die über große Sümpfe und Moräſte wegſtreichen, ſchleppen natürlich faulende, brennbare, ſchädliche Dünſte mit ſich, und ſind die Urſachen von Seuchen und Krankheiten. Malta erhält ihre geſündeſte Luft vom Nord-Weſt-Winde, der ſich durch ſeinen Uebergang über einen großen Theil der ſtets ſich bewegenden See gereiniget hat. Die Weſtwinde haben nach Dalomiens Beobachtung den erſten Grad der Reinheit nicht mehr, weil ſie zum Theil mit der Luft von Afrika, an deſſen Küſten ſie vorbeyſtreichen, vermiſcht ſind. Die Nord- und Oſtwinde geben gute Luft, weil ſie die See gereiniget hat; der Südwind hingegen iſt abſcheulich. Er ſtreicht über den dürren und brennenden Theil von Afrika, wo keine Pflanze fortkömmt, wo die Hitze ſo groß iſt, daß Alles, was ſich nur in der Erde aufzulöſen vermag, ſich in Dünſte verwandelt, und in die Atmosphäre aufſteigt. So nimmt die Luft verſchiedene Miſchungen und Eigenſchaften an, die uns entweder zuträglich oder ſchädlich ſind. Ihre Art verändert ſich nach den Himmelsſtrichen, Winden, Dämpfen und Dünſten, die aus dem Erdballe aufſteigen, und ſo wird ſie Balſam für den Menſchen oder Gift. Galenus hat in ſeinem Buche von den Mitteln, die Geſundheit zu erhalten, ſchon alle die Folgen der unreinen Luft abgehandelt. Hyppokrates ſtellte hierüber ſeine Betrachtungen ſchon an, und Avicenna behauptet, daß diejenigen Menſchen, deren Wohnung dem Nordwinde oder ſeinen

Abtheilungen ausgeſetzt ſind, zur Gefräßigkeit geneigt ſind, und harte und böſe Sitten haben. Die Winde von Morgen, ſagt Hypokrates, haben eine ſanfte und heilſame Temperatur, und befördern die Reinigkeit der Sitten und die Güte des Geiſtes. — — Allem Anſcheine nach wehen dieſe ſanften Winde ſelten in unſern Gegenden: oder die hohen Palläſte, die wir aufbauten, hindern ihren wohlthätigen Einfluß in den Städten auf die Seelen der Menſchen.

Wohl wäre es der Bemühung werth, daß philoſophiſche Nachforſcher der Natur in jedem Lande die Wege der Winde, die ſie durchzuſtreichen haben, ehe ſie in unſere Gegenden kommen, unterſuchen und ſtudirten, und dann die Art ihrer Modifikation durch die Lage des Orts, Höhe, Richtung der Gebirge, Thäler und Wäſſer zu berichtigen ſuchten. Welchen Vortheil würde nicht die menſchliche Geſundheit hieraus ziehen? —

Es läßt ſich vermuthen, daß dieſer Zeitpunkt des Menſchenglücks weniger entfernt iſt, als er ſcheint. Wenn der Arzt, der Geograph, der Witterungsbeobachter, der Naturkundige, der Oekonom mit vereinigten Kräften ſich auf dieſe Nachforſchungen bemühen, ſo werden nach wenig Jahren Rieſenſchritte zur menſchlichen Glückſeligkeit gethan werden. Die churfürſtliche Akademie legt hiezu durch ihre meteorologiſche, unermüdet fortgeſetzte Beobachtung über Witterung, Luft, Elektrizität, Verhältniß des Gewächs-Reiches und Mortalität der Menſchen ſchon den beſten Grund, aus welchem ſich Verhältniſſe und Sätze werden ziehen laſſen; und einſt werden dem menſchlichen Geiſte Winde und Stürme gehorchen, und der Menſch wird zu der Luft ſprechen: wehe ſo zu unſerer Erhaltung! — —

Die Urſachen der guten oder böſen Luft aus der Lage des Orts zu unterſuchen iſt der Gegenſtand der Naturforſcher: die geprüften Mittel aber des Nachforſchers zur Verbeſſerung anzuwenden, der Gegenſtand einer wohlgeordneten Polizey.

Das größte Gut des Menſchen iſt ſeine Geſundheit, denn nur durch ſie erhält er den Genuß des Lebens; die höchſte Pflicht der Oberaufſicht des Staats iſt daher gewiß, für dieſes koſtbare Geſchenk der Natur zu ſorgen. Wenn die höchſten Güter des Menſchenlebens — Leben und Geſundheit, keinen Werth haben, welche Vortheile ziehen wir denn aus dem bürgerlichen Leben? Menſchen knüpfen das Band der Geſellſchaft in der Abſicht ſich ſelbſt zu erhalten, nicht um ſich zu zerſtören, und doch ſcheint es täglich, als hätten die Menſchen ihre Abſicht vergeſſen. Doch nein! die Menſchheit vergaß nie ihre Rechte; nur Dummheit und Bosheit, welche letztere meiſtentheils die Folge der Dummheit iſt, ſind die Schöpferinnen des menſchlichen Elendes. Wir verkannten den wahren Werth des Lebens, und hingen unſere Herzen an Hirngeſpinnſte von Glückſeligkeit, die die Natur nicht kannte. Wir ſchufen uns tauſenderley Bedürfniſſe, um uns ſelbſt und unſere Brüder ganz elend zu machen. Wir ſchützen uns gegen die Gewalt des Tiegers, aber nicht gegen die des gefährlichen Höflings, der unſere Seele zerreißt und unſer Herz zerfleiſcht. Preisgegeben den Stürmen, ward der Menſch, der noch in Wäldern lebte, manchmahl die Beute des hungrigen Thieres; ohnmächtig kämpfte er manchmahl mit den ſtürmiſchen Elementen und unterlag als ein Opfer ſeiner Schwäche. Die Geſellſchaft entriß ihn nicht, ſondern veränderte nur ſein Elend. Hier ſteht er auf dem Kampfplatze erdichteter Bedürfniſſe, wird zerriſſen von Klauen, die er nicht ſieht, und gefreſſen von politiſchen Tiegern, verurtheilet durch Ausſprüche beſtochener Richter, zermetzelt durch die Dummheit mancher elender Aerzte und verſtümmelt durch unerfahrne Chirurgen.

Religion und Philoſophie, die einzigen Freundinnen der Menſchen, erhoben lange ihre Stimme für die leidende Menſchheit, aber ſelten drang ſie durch Thüren von Erz bis zu den Herzen der Reichen, welche meiſtentheils bey ihrem Gelde in eiſernen Küſten verſperrt ſind.

Beſchäftigt nur mit ſich ſelbſt, vergaß der Stärkere ſeinen Bruder, und der große Wahlſpruch: Dummodo mihi bene! verſtopfte die Ohren der Großen bey dem Gewinſel der Menſchheit und dem lauten Zuruf der Philoſophie. So floßen Jahrhunderte vorüber, bis es endlich einer der Menſchenfreunde wagen durfte, zu ſagen, daß vielleicht manches Uebel unſerer Verfaſſung in uns ſelbſt liege, und ſich vielleicht durch Entdeckung philoſophiſcher Kenntniſſe beſſern ließ.

Dieſe Zeiten waren die Zeiten der Unterdrückung der Kräfte des menſchlichen Geiſtes; die Urſachen des langſamen Fortgangs philoſophiſcher Kenntniſſe, die unter den Felſenſtücken des Wörter-Gehäufs vergraben lagen, treu bewacht von despotiſchen Schätzern der Dummheit, alter Vorurtheile und des Aberglaubens. Ein gleiches Schickſal hatten auch phyſikaliſche Entdeckungen, und man konnte nicht ungeſtraft der Natur nachſpüren, ohne beargwohnt zu werden, mit der Hölle im Verſtändniſſe zu ſeyn. Sie verſchwanden glücklich dieſe Zeiten der Finſterniß, und aufkeimende Morgenröthe beleuchtet ſchon hie und da die Erde, obwohl es doch in den meiſten Gegenden noch nicht ganz helle iſt. Es wäre vielleicht heller; aber der Gelehrten Vorurtheile, Hang an Autorität, Eigendünkel, Selbſtſtolz und literariſcher Fanatismus baueten noch ihrem *großen Selbſt* Altäre, und die Dünſte des Weihrauches, die dort aufſteigen, verdunkeln die Sonne, die ohne dieſe Dünſte weit heller für die Menſchheit ſcheinen würde.

Unter die ſeltenen Wunder unſerer Zeiten gehört unſtreitig die Erfindung der verſchiedenen Luftarten, unter welchen die brennſtoffleere Luft, die Prieſtley mit Recht die Lebensluft nennt, die Königinn der übrigen iſt. Dem unſterblichen Ingenhouß hat die Erde dieſe Bekanntſchaft zu verdanken, und die tauſend nachkommenden Verſuche zum Menſchenwohl, die man ohne dieſe Entdeckung nie gemacht haben würde. Bald führte dieſe Entdeckung den Menſchen zu mehrern Kenntniſſen ihrer Eigenſchaften. Man lernte ihre vorzügliche Reinigkeit kennen, fand ſie zum Athmen viel tauglicher, da der Menſch durch ſie eine unbekannte Wolluſt einhaucht, und ſein Leben unbegreiſlich verlängern würde, wenn es ihm die Lage des Erdballes verſtattete, ſie ganz in ihrer Reinheit genießen zu können. Sie iſt die Lebenskraft des Menſchen, der Balſam der Blumen, die Urſache der Heilungskraft der Kräuter, und das herrlichſte Geſchenk der Natur, die reinſte Quelle der Geſundheit des thieriſchen Lebens. Verkannt lag ſie durch Jahrhunderte in den Behältniſſen der Natur, in Kräutern und Wurzeln, und vorurtheilvolle Chemiker verjagten ſie durch die Folter ihrer Retorten aus den ärztlichen Offizinen. —

Nach ihrer Modifikation verhält ſich die Reinheit der einzuathmenden Luft, und es iſt bereits durch wiederholte Verſuche beſtätigt, daß die mindere oder höhere Güte der Odemluft ſich nach dem wenigern oder mehrern Brennſtoff beſtimmt, welchen ſie enthält und mit dem ſie geſchwängert iſt.

Den Naturforſcher Prieſtley führte bald ſein erhabener Geiſt auf die Erfindung des Luft-Güte-Meſſers.

Fontana, Landrian, Ingenhouß, Magellans, Witb, Saussure, Schelle, Senebier, Cavallo arbeiteten bald nach ſeinem Syſteme, und die Art der Luftgüte wurde in den meiſten Gegenden zuverläßig durch dieſe Naturforſcher beſtimmt. Das Reſultat ihrer Verſuche war, daß die Schädlichkeit der Luft von dem vielen darin befindlichen Brennſtoffe, und ihre Heilſamkeit von der Abweſenheit deſſelben größtentheils abhange; daß der Luftkreis in dieſer Rückſicht den größten Einfluß auf unſere Geſundheit und Leben habe.

Ich ſetze dieſe angenommenen und durch viele Verſuche beſtätigten Grundſätze der berühmteſten Männer voraus, und baue mein praktiſches Gebäude der Verbeſſerung der Luft, die wir einathmen, auf die angenommene Theorie der Luftgüte. Ich ſetze daher voraus.

Satz.

Je mehr Brennbares in der Luft iſt, deſto ſchädlicher iſt die Luft; je weniger Brennbares die Luft in ſich hat, deſto näher kommt ſie der brennſtoffleeren Luft, deſto nützlicher wird ſie dem thieriſchen Leben. Und aus dieſen Sätzen ziehe ich nachkommende Folgerungen:

Dasjenige, was die Luft mit Brennſtoff vermehrt, iſt eine wahre Verſchlimmerung der Luft, die wir einhauchen; und dasjenige, was dieſer Luft ihr Brennbares benimmt, iſt ein wahres Mittel ihrer Verbeſſerung. Je ſchneller der Luft, die wir einathmen, ihr Brennſtoff benommen werden kann, je tauglicher iſt das Mittel, die Luft zu reinigen, und je fähiger ein Mittel iſt, den Brennſtoff von der Wiedervereinigung mit dieſer Luft abzuhalten und abzuleiten, deſto beſſer iſt das Mittel, die Luft rein zu erhalten.

Die Beantwortung dieſer Sätze ſoll die Auflöſung dieſer Aufgabe ſeyn.

Es iſt nicht möglich, über nützliche Gegenſtände zu ſprechen, ohne daß man nicht alte eingewurzelte Vorurtheile angreifen muß. Noch hob ſich keine nützliche Entdeckung in der Menſchheit empor, ohne daß ſie nicht mit Bosheit und Dummheit kämpfen mußte; ſo tief ſind die Menſchen geſunken, daß ſie ihr wahres Glück verkennen, und den zum Martyrer machen, der für ihre Erhaltung arbeitete. Es gab Zeiten, in denen man gemeinnützige Wahrheit zum Staatsverbrechen und philoſophiſche Entdeckung zur Ketzerey machte, und Haß in das Herz des Volkes goß. Härter war das Schickſal der Gutdenkenden in den Tagen, deſto milder ſind unſere Zeiten; aber im Allgemeinen genommen ſind die Menſchen doch nicht weniger ungerecht. Ihre Verfolgungen haben ſich nicht geändert, nur die Art ihrer Verfolgung. Einſt mordeten ſie mit Dolchen, jetzt mit Verläumdung. Es iſt aber immer Mord — abſcheulicher — feiger Mord — Meuchelmord, gegen den ſich oft der Unſchuldige nicht vertheidigen kann. Die Dummheit behauptet in jedem Jahrhunderte ihre Rechte und verfolgt den, welcher der Menſchheit nützen will, in den Jahren der jetzigen Aufklärung, wie in den Jahren der Finſterniß, theils weil der Menſch ſein wahres Wohl nicht einſieht, theils weil das Intereſſe des Stärkeren mit angenommenen Vorurtheilen zu ſehr verwebt iſt, und ihr Stolz und ihre Trägheit das Hinderniß aller wohlthätigen Veränderungen ſind. Ich ſetze mit Bedacht dieſe Worte zum Voraus, weil ich nach der traurigen Kenntniß des Menſchengeſchöpfs gar nicht zweifle, daß auch dieſer von mir gewählte, der Menſchheit nützliche Gegenſtand, ſeine Widerſacher finden wird.

Allein die Sprache des Vorurtheils iſt den Fürſten nicht mehr unbekannt; ihr Zuruf zu dem Throne des Beſten der Regenten, dem ſeine Unterthanen ſo viel thätige Anſtalten zum Menſchenwohle zu danken haben, wird nicht mehr gehört: und unter dem Schutze dieſes großen Fürſten rüge ich auch kühn jedes Vorurtheil, das ich bemüßiget bin zu rügen, um den Gegenſtand meiner Rede ganz zu erſchöpfen.

Da ich von der Verbeſſerung der Luft ſpreche, die wir einathmen, ſo iſt es nothwendig, daß ich ihr Verhältniß in Rückſicht des Menſchengeſchlechts ordentlich eintheile. Dieſe Eintheilung iſt die allgemeine und ſonderliche Lage des Landes und der darin befindlichen ländlichen Gegenden. Das Verhältniß der Landluft überhaupt; ihr Verhältniß nach der Lage des Orts, der Wälder, Sümpfe, Moräſte, Viehes, Ställe, Back- und Kalk- Öfen.

Das Verhältniß der Stadtluft überhaupt und ihr ſonderliches Verhältniß in Rückſicht der Handwerksſtätten, Fleiſcherbänken, Kirchhöfe, Spitäler, Krankenhäuſer, engen oder weiten Gaſſen, Kirchen, Schauſpielhäuſer und Tanzſälen, Kerker, Zucht- Kinder- und Krankenhäuſer; endlich ihr Verhältniß in Privathäuſern, nach den Umſtänden des Gewerbes, der Handthierung, Arbeit und nach den Umſtänden verſchiedener anſteckender Krankheiten.

Unter dieſe Rubriken, däucht mir, daß alle möglichen Fälle der Luftverbeſſerung gebracht werden können.

Dieſe allgemeinen Grundſätze, nach welchen die Luft überhaupt beurtheilet werden muß, ziehe ich aus den allgemeinen Luftprüfungen der berühmteſten Naturforſcher unſerer Zeit, aus welchen ſich folgende Sätze ziehen laſſen.

Der Luftkreis enthält im Ganzen genommen jederzeit eine beſtimmte Menge reiner brennſtoffleerer Luft. Die um einige Grade abweichende Güte derſelben rührt von örtlichen und andern Urſachen her.

Die Seeluft iſt überhaupt reiner und dem Leben des Menſchen zuträglicher als die Landluft.

Die Landluft iſt reiner als die Stadtluft.

Die Luft iſt im Winter bey ſehr kalter Witterung am reinſten; im Sommer hingegen und beſonders im Herbſte, wenn viel Regenwetter einfällt, nicht ſo rein.

Ein ungewöhnlich warmes Wetter im Winter ändert die Luftgüte.

Sumpfige und moraſtige Gegenden ſind im Winter nicht ſo ſchädlich als im Sommer.

Die Abwechslung der Winde verurſacht einen beträchtlichen Unterſchied in der Güte der Luft, und die Reinheit der Luft wechſelt mehr beym windigen Wetter, als bey der Windſtille.

Winde, die über einen großen Theil der faſt immer ſich bewegenden See ſtreichen, führen gereinigte, folglich geſunde Luft mit ſich. Dergleichen ſind die Nord⸗ und Oſtwinde.

Winde, die über dürre und brennende Landſtriche wehen, führen ſchädliche, unreine Luft. So iſt der Südwind beſchaffen.

Der Luftkreis behält ſelten einen ganzen Tag hindurch dieſelbe Beſchaffenheit.

Dieſe Erfahrungen beſtätigen ſich durch fortgeſetzte Prüfungen der Luftgüte.

Die Güte der Luft, die wir einhauchen, kann bald nach der Lage des Orts, der Gemüthsbeſchaffenheit der Bewohner, nach den Umſtänden ihrer Geſundheit und Krankheit, und nach dem Verhältniſſe der Mortalität beſtimmt werden. Wenn man allgemein fleißige Beobachtungen anſtellte, die Art der Krankheit, die in verſchiedenen Orten oft eine Menge Menſchen und Thiere hinrafft, fleißig anmerkte, die Entſtehungsurſachen dieſer Krankheiten unterſuchte, ſo könnte man gewiſſe Grund-Regeln der allgemeinen Luftverbeſſerung hieraus ziehen.

Daß die Moräſte und Sümpfe der Luft, die wir einhauchen, ſchädlich ſind, iſt allgemein bewieſen. Dieſe durch ſolche Ausdünſtungen angeſteckte Luft verbeſſert ſich durch die Wegräumung ihrer Entſtehungsurſache. Es ſoll aber in einem Lande ein allgemeiner Grundſatz ſeyn, Moräſte und Sümpfe ſo viel möglich umzuſchaffen und kulturmäßig zu machen. Hiedurch wird nicht nur die anſteckende Schädlichkeit der Luft gehoben, ſondern die ganze Luftgüte durch die Kultur wirklich verbeſſert, weil wir die Erfahrung haben, daß Gräſer und Kräuter die Luft vom Phlogiſton reinigen, und die reinſte, brennſtoffleere Luft wieder zurückſchicken.

Im Allgemeinen verändert ſich oft die Luftgüte eines Orts durch Unerfahrenheit der Bewohner, die aus Mangel phyſikaliſcher Kenntniſſe ihres Orts ſich ſelbſt die Luftgüte verderben. Ich habe beobachtet, daß man in Rückſicht des Holzſchlages keinen Bedacht auf die Beſchaffenheit angränzender Orte nimmt, da ſich doch durch Wegräumung der Wälder die Luftgüte der benachbarten Orte verändert.

Wenn zwiſchen Sümpfen und Dörfern Wälder liegen, die die Scheidewand zwiſchen den Moräſten und den Ortſchaften machen, ſo iſt es unklug, dieſe Wälder auszubauen, beſonders, wenn es Harzwälder ſind. Dieſe ſind wohlthätige Schützer der Ortſchaften, denn nicht allein ſaugen die Harzbäume das Phlogiſton aus den Sümpfen in ſich, ſondern ſie reinigen noch in warmen Sommertagen durch Aushauchung einer brennſtoffleeren Luft mit dem Balſam ihrer Ausdünſtungen umherliegende Gegenden. Werden nun dieſe Schützer der Ortſchaften weggeräumt, ſo ſtrömt die ſchädliche Sumpfluft ohne Ableitung nach den anliegenden Ortſchaften und verändert ihre Luftgüte weſentlich. Gleiche Beſchaffenheit hat es mit Orten, die in Sümpfen liegen und rings umher mit Wäldern umſchloſſen ſind. In dieſer Lage iſt es nothwendig, die Wälder auszubauen, um den ſumpfigen Ausdünſtungen einen Durchgang zu öffnen. In dieſem Falle ſind die Bäume nicht hinlänglich, die Sumpfluft abzuleiten; ſie ſättigen ſich mit Brennſtoff, gleich der Menſchenlunge, die in einem Dunſtkreiſe brennbarer Luft nicht mehr im Stande iſt,

Phlogiſton von ſich zu bringen, indem die ſaturirte
ft keiner ſolchen Abſtoßung mehr empfänglich iſt.
beſten iſt es in ſolchen Orten, wenn man die
älder gegen die Lage eines Sees oder Stroms durch-
uen, oder wenn man Waſſerleitungen und Bäche
s Flüſſen ziehen kann, um die Gegenden mit ſelben
durchkreuzen.

Zu dieſer Nachläßigkeit der Beobachtungen im
lgemeinen gehört auch noch dieſe, daß die meiſten
chlöſſer und Edelſitze mit ſtehenden Weyhern und Mo-
ſten umgeben ſind, und kleine Märkte und Städte
it Gräben, worin ſtehendes, faules Waſſer iſt. Die
ſten mögen wohl ihre Entſtehung noch von dem Fauſt-
cht herleiten, und letztere ihr Daſeyn einem gewiſſen
tolze zu verdanken haben, weil ſich die Bewohner
lcher Städtchen einbilden, ſie lebten nun wirklich in
einen Veſtungen. Gewiß iſt es, daß Sümpfe und
räben, mit ſtehendem Waſſer gefüllt, höchſt ſchädlich
nd. Man darf nur die äußere Luftgüte in manchem
iſtrikte mit der Gemeinde eines Städtchens in Ver-
ltniß ſetzen, und man wird ſehen, daß manchmahl
n Ort, der kaum einige hundert Schritte von einem
arkt oder Städtchen entfernt iſt, weſentlich an der
ftgüte unterſchieden iſt, woran nichts anders als die
ulenden Waſſer im Graben die wahre Urſache der Luft-
erſchlimmerung ſind. So verhält es ſich auch noch
y den alten Schlöſſern und Edelſitzen. Stolz auf

die Tugenden der Voraͤltern behielten wir auch noch die alten Schwerter, Burgen, Veſten, Gräben und Moräſte. Einſt hatten ſie das Verdienſt, unſere Voraͤltern zu ſchützen; nun aber ſind ſie unthätig und faulen und vergiften die Luft, die wir auf manchen altadelichen Veſten einhauchen. — Die Gräben ſchützten einſt unſere Voraͤltern vor Feinden, und nun vergiften ſie ihre Nachkömmlinge. Welche Veränderung vom Schutzgraben zum faulenden Sumpfe! — Und doch behalten wir ſie noch, und laſſen uns eher vergiften zum Symbol der Zeit, aus dem der Naturforſcher ſieht, was wir ſind, und was wir waren.

Das beſte Mittel zu einer allgemeinen Luftverbeſſerung iſt die Kultur. Je mehr die Erde bebaut und fruchtbar gemacht wird, je reiner wird die Luft durch die Aushauchung balſamiſcher Pflanzen. Ausrottung der Wälder aber gehört nicht zur Kultur; man muß ſorgfältig mit dieſen Geſchenken der Natur zu Werke gehen. Ihnen haben die Amerikaner und die Bewohner des glücklichen Otaheiti den ſeligſten Lebensgenuß zu verdanken. Ganze Länder haben durch Ausrottung der Wälder ihr ehemaliges geſundes Clima verlohren. Die Inſeln des grünen Vorgebirges ſind hiervon der Beweis. Sie waren ehedem bevölkert und geſund, nun aber ſind ſie dürre Eilande ohne Einwohner. So iſt auch Barbados, und das ehemalige volkreiche Paläſtina. Für München ſind die Waldungen, die gegen das Schleißheimer- und Freiſinger-Moos eine Art von Scheidewand machen, unzweifelbar ſehr gut. Die Luftgüte von München würde ſich weſentlich verändern, wenn wir dieſe Ableiter der Sumpflüfte verlieren ſollten. Sie verdienen, ſo lange dieſe Moräſte nicht kulturmäßig gemacht ſind, alle Schonung. Wälder, die die Scheidewände von Seegegenden und den Gebirgen machen, können eher zum Holzſchlag hergenommen werden, ohne der Lage des Orts ſchädlich zu ſeyn, weil durch ſie die Luftgüte wenig, oder manchmahl gar nichts verliert.

Auch in Rückſicht des Holzſchlages ſelbſt hat die Luftgüte einen außerordentlichen Bezug, und ſie allein iſt oft die einzige Urſache der Baumſeuche, oder des Verderbens des Anflugs auf den Schlägen. Ich habe phyſiſche Gründe, dieſes zu behaupten.

In einigen Gegenden von Bayern befinden ſich in verſchiedenen Wäldern große Holzſchläge, die ganz öde ſind. Der junge Anflug keimte früh auf und verdarb bald wieder. Jäger und Förſter gaben verſchiedene Urſachen davon an; allein, da die angewandten Mittel die Sache nicht verbeſſerten, ſo ſcheint es, ſie hätten den wahren Grund dieſer Anflugsſeuche nicht errathen. Ich beobachtete, daß dieſe Holzſchläge meiſtentheils gegen große Sümpfe und Moräſte lagen, und alſo der Anflug, der von den Sümpfen herſtrömenden Luft vollkommen ausgeſetzt war. Man weiß, wie ſchnell Harzbäume das Phlogiſton in ſich ziehen, und wie viel Brennſtoff Sümpfe und Moräſte aushauchen. Dieſe Ueberladung von Brennſtoff, mit welchem ſich die aufkeimenden Gebüſche ſaturiren, iſt die Urſache ihres erſten ſchnellen Wuchſes, und dann des gleich darauf folgenden Verderbens. Sie gleichen den Pflanzen, die durch das Elektriſiren in geſchwindere Vegetation geſetzt werden und wieder verderben. Man leite da den Brennſtoff ab, und die Bäume werden aufkeimen. Es iſt daher ein gewiſſer Fehler, wenn man Wälder, die nahe an Moräſten liegen, vollkommen bis an die Gegend des Sumpfes aushauet. Es ſollen immer größere Bäume die Scheidewand zwiſchen dem jungen Holze und dem Moraſte ausmachen, damit der aufkeimende Anflug nicht mit Brennſtoff überladen, und folglich ins Verderben gebracht werde. Daß ſich Harzbäume durch die Ausdünſtungen der Moräſte verderben, ſehen wir täglich. In mooſigen Gegenden wird es wenig Harzbäume geben, meiſtentheils Birken, denen das Phlogiſton ihrer wäßerigen Natur nach minder ſchädlich iſt.

Gleiche Beſchaffenheit hat es auch mit den öden Gegenden und großen Haiden. Der Grund ihrer Unfruchtbarkeit findet ſich in der Lage, die ſie zwiſchen Moräſte und Sümpfe verſetzte. So liegen die großen öden Haiden bey Schleißheim zwiſchen den großen ſtundenlangen Dachauer, Schleißheimer, Freiſinger und Erdinger Möſern, und werden durch die mit Brennſtoff geſchwängerten Ausdünſtungen ausgedörrt. Die Beweiſe, daß die Urſache ihrer Verödung darin liegt, ergeben ſich aus Beobachtungen. Wo die Wälder anfangen, wird das Gras ſchon beſſer und immer beſſer, wie weiter man in ſelben fortkommt. So gehen die Haiden bis an die Görgen Schweig, und weiter davon trifft man ſchon fruchtbare Wieſen an. Der Brennſtoff verliert ſich immer mehr und mehr durch die Filtration der Waldbäume, und wird endlich, da die Gegend dem Iſar-Strome und der Moſach immer näher kömmt, ſtets ſchwächer und ſchwächer bis, ſeine Wirkung der Gräſer-Vegetation ganz und gar nicht mehr ſchädlich iſt.

Ich behaupte, daß man nie im Stande ſeyn wird, die langen und großen Haiden fruchtbar zu machen, ohne zuvor die großen Moräſte ausgetrocknet, und hiedurch die Urſache ihres Verderbens gehoben zu haben. Allein mein Gegenſtand iſt nicht, den Einfluß der Luft auf die Kultur, ſondern auf die Geſundheit des Menſchen zu behandeln, und ich komme daher zu meinem Gegenſtande wieder zurück.

Von den allgemeinen Fehlern, die in Rückſicht auf die Verbeſſerung der Luftgüte begangen werden, ſchreite ich zu den Lokalfehlern. Stadt und Land ſind zugleich Lokalfehlern ausgeſetzt. Ich rede aber vorzüglich von dem Lande, denn dort lebt der Mann, der uns ernährt, und dem wir in Städten die Erhaltung unſerer Menſchen = Vegetation zu danken haben. Weit ſeliger iſt ſein Leben als das unſrige, denn er haucht die tauſenderley Giftdünſte nicht ein, die die Stadtluft zur heimlichen Peſt machen. Es ſcheint auch, daß die gütige Natur allein ſeine Wohlthäterinn iſt, die ihm den Tyrannendruck zu erleichtern ſucht, unter den ihn die Undankbarkeit der Menſchen geſetzt hat.

Geſundheit — die iſt Alles, was ihm der Stolz des Stärkern noch nicht geraubt hat. Dieſes himmliſche Geſchenk zieht er mit dem Hauche des reinen Aethers in ſich. Kein Projektant tarirte es noch, und kein Geldeinnehmer forderte hiervon eine Abgabe. Ohne Siegel und Brief erneuert ihm dieſes Geſchenk täglich die aufgehende Sonne. Das iſt alſo Alles, was wir ihm übrig ließen! — wahrlich Alles! — und auch dieſes würde noch mancher Reiche in Pacht nehmen, wenn es in ſeiner Macht ſtünde.

Du Menſch der Natur! der du den Pflug ziehſt; der du der einzige biſt, der dem Berufe der Menſchheit am nächſten kömmt; der du uns Alle ernährſt, und Alles gibſt, was wir haben; der du mit Wenigem zufrieden, mit Stroh deine Hütte deckeſt, damit verſchwenderiſche Pracht unſere Palläſte ſchmücket; du biſt der Tugend werth; auf deine Erhaltung gründet ſich das Wohl der Staaten; dein Lebn hat einen höhern Werth, als das Leben von tauſend Städtern, die, den Inſekten gleich, nur die Blüthen abfreſſen, die du pflanzeſt. — Deine Hand ſchafft uns Nahrung; dein Sohn kämpft den Kampf für's Vaterland — deine ganze Exiſtenz iſt nützlich, da viele der Stadt-Menſchen keinen andern Werth haben, als daß vielleicht ihre Körper einen kleinern Raum der Erde düngen werden, wo ſie faulen.

Deine Erhaltung, edler Bauer! iſt die nothwendigſte; — und wer ſorgt für dich! — Du biſt krank und elende Marktſchreyer tödten dich durch dicke Unwiſſenheit. Dein Weib, dein Kind ſind das Opfer ungeſchickter Wärterinnen; und wer hilft? — wer unterſtützt thätig genug die wohlthätigen Anſtalten, die unſer gutthätige Regent zu deiner Erhaltung machte? — Iſt nicht das Verhältniß der Sterblichkeit in ländlichen Gegenden der Beweis deiner Abnahme?

Allgemein ſieht man die Moraſt- und Miſtſtätte vor den Schlafkammern der Landleute. In Herbſtzeiten ſind ihre Schlafgemächer mit Obſt und Kohl angefüllt, und man weiß aus den neuen Verſuchen, welche tödtliche Ausdünſtungen Obſt und Kohl von ſich geben, wenn ſie in Schlafkammern verſperrt ſind. Zu dieſer verſchiedenen Luftverderbung kömmt auch noch das ſchädlichſte aller Vorurtheile, das ſogenannte Schwitzbad. Bauersleute beſuchen ſolche Bäder in der größten Kälte, auch in einer Entfernung von 2 bis 3 Stunden; ſitzen dann in einem Gemach, wo es ſo eingefeuert iſt, als wollte man Blut, Nerven und Knochen in Dünſte auflöſen. Von dieſem unnatürlichen Zuſtande, wo nothwendig die Luft nicht nur allein durch die entſetzlichſte Hitze als auch durch das Aushauchen der vielen Menſchen ganz verdorben ſeyn muß, kehren die Leute wieder in die Kälte zurück, und ſetzen ſich daher allen natürlich böſen Wirkungen des Uebergangs von Hitze zur Kälte, und von Kälte zur Hitze, und den Folgen einer zurückgetretenen Transſpiration, Entzündung, Schlagflüſſen ꝛc. ꝛc. aus. — Allein wer kann die Stimme gegen dieſe ländliche Mordſtätte der Menſchen erheben, die meiſtentheils privilegirte Mördergruben ſind! —

Unter die Verderbung der Landlokalluft ſind auch als eine wirkliche Urſache vieler Krankheiten die Viehſtälle zu rechnen, die oft ſo nahe an die Wohngebäude angebauet ſind. Die Viehſtreue von abgefallenen Baumblättern, wenn ſie naß in die Ställe gebracht wird, und dort faulet, wird ſchädlich. Die engen Stuben, die niedrigen Gemächer, die ſelten gereiniget und geöffnet werden, ſind heimliches Schleichgift für den Landmann. Glücklicherweiſe macht es die freye Luft, in der ſich der Landmann immer aufhält, und worin er, der Sohn der Natur, ſeine meiſten Lebensſtunden zubringt, daß er ſeltner krank wird, als er es nach der Lage ſeiner Wohnungsluft nothwendig werden müßte. Nur bedaure ich es, daß er, wenn er einmahl erkranket, meiſtentheils das Opfer unwiſſender

Wundärzte iſt, mit denen ſo viele Dörfer noch beſetzt ſind. Er kennt keinen Arzt aus der nächſten Stadt; ihn zu ſich kommen laſſen ſcheut der Arme, wie den Tod. Glücklich, wenn ein rechtſchaffener Landprieſter oder eine gutthätige Herrſchaft noch ins Mittel tritt, und den ſterbenden Kranken dem nahen Tode entreißt.

Zum Verderbniß der ländlichen Lokalluft gehört endlich noch das in eingeſperrten Zimmern ſchädliche Tabakrauchen, wo die Luft auf das äußerſte phlogiſtiſirt, und der Lunge nachtheilig wird.

Vom Verderben der Landluft ſchreite ich zum Verderben der Stadtluft. Ich unterſuche zuvor jede Urſache des Luftverderbniſſes, und dann ſchreite ich zu den Verbeſſerungsmitteln.

In Städten leben wir zwiſchen gekräuſelten Wolken phlogiſtiſcher Dünſte, die einige tauſend Schornſteine herauswirbeln. Wir athmen ſchier keine Luft ein, ſondern Dämpfe. Alte, hergebrachte Vorurtheile rechtfertigen eine Menge Luftvergiftungen. Ich zähle zu dieſen die Behandlungsart der Fleiſchgewölbe und Schlachtbänke. Ich beobachte, wie man in ſelben das Waſſer, worin Thiergedärme und Gekröſe ausgewaſchen wurden, gleich in die Gaſſen hinausgeleert, ohne ſelbes in die durchfließenden Bäche zu tragen. Es iſt ohne Zweifel, daß das Waſſer, das in die Ableitungsrinnen der Gaſſen ſtrömt, zu ſchwach iſt, die faulenden

Fleiſchtheile rein wegzuſchwemmen, aus welchen beſonders in Sommertagen ein fauler und ſchädlicher Geruch, der die Luft verdirbt, nothwendig entſtehen muß. Gleiche Bewandtniß hat es auch mit dem Blute der Thiere. Dieſem Uebel können nur weiſe Polizeyordnungen vorbeugen.

Dann rechne ich weiters die Schädlichkeit der Kirchhöfe und der Kirchenbegräbniſſe. Man weiß, daß bey Eröffnung der Grüfte Menſchen umkamen, und daß einige, die auf einer Leiter unter dem Kirchenpflaſter in die Gewölbe hinabſtiegen, Krämpfe bekamen, und einen Augenblick darnach umfielen. Leute, die ſolche Unglückliche retten wollten, und welche man zeitig genug herauszog, klagten über Schwindel und Betäubung; ſie bekamen eine Viertelſtunde darauf Konvulſionen, Ohnmacht, Zittern, Herzklopfen und man ſtellte ſie durch Aderläſſe und Herzſtärkungen wieder her. Man hat die Erfahrung, daß in kleinen Todtengewölben erſtickte Menſchen entſetzlich ſtanken, daß ſie feucht, und mit einer grün und gelben, dem Roſte ähnlichen Materie überzogen waren. Halles ſchreibt, daß ein Gelehrter in Frankreich den Auftrag bekam, einen dergleichen Fall zu unterſuchen. Er fand, daß aus der Gruft der Kirche ein ſtinkender Dampf aufſtieg, welcher ſich nach der Temperatur der Luft mehr oder weniger ausbreitete, und alles Leinenzeug nebſt der gläſernen Flaſche behielt in einer Weite von oder 3 Fuß lang dieſen eckelnden Geruch. Die Fackeln löſchten an der Oeffnung der Gruft aus; Hunde, welche man herbeybrachte, litten Krämpfe, und Katzen ſtarben in einer oder zwey Minuten. Ueberhaupt geben die Todten-Grüfte, ſonderlich im Sommer, eine höchſt gefährliche, mephytiſche Luft von ſich. Dieſes gilt auch von Todtengewölbern, Weinkellern, wo gährender Moſt iſt; von Oertern, wo viele Lichter brennen, wo viele Menſchen und Thiere ſind; von Stallungen, Sümpfen, Bergwerken, lang verſchloſſenen Gewölbern und Kiſten, von Brunnen und Kanälen. Man weiß auch, wie ſchädlich die Ausdünſtung der Kloaken iſt, welche Behutſamkeit man in Räumung derſelben nehmen, und daß man ſich hüthen ſoll, Waſſerbrunnen nahe an ſolche zu graben. Es iſt auch ein großer Fehler, neugebaute Häuſer beziehen zu laſſen, ehe ſelbe vollkommen ausgetrocknet ſind. Beſonders ſind unausgetrocknete Speisgewölber höchſt ſchädlich; hauptſächlich zieht das Brod die Feuchtigkeit und die Kalktheile der dünſtenden Mauer in ſich, und wird dem Menſchen, der es genießt, beſonders gefährlich. So ſind auf gleiche Art der Geſundheit gefährlich die nahen Gärberſtätten, heftige Feuer und Kalköfen; wie auch das in den Gaſſen gewöhnliche Verzinnen der kupfernen Gefäße; aus allem dem kann man urtheilen, welchen Vergiftungen der Menſch in Städten ausgeſetzt iſt; zu dieſen Uebeln treten noch die Vorurtheile hinzu. Man beſucht jährlich an gewiſſen Tagen die Todtengrüfte, die das ganze Jahr durch nie eröffnet werden, und verliert ſeine Geſundheit. So verhält es ſich eben mit den Leichenparaden der Großen, wo man alle Luft ſorgfältig verſperrt, die Fenſter mit großen wollenen Tapeten behängt, und die todten Körper unter hunder hundert brennenden Lichtern zur Schau aufſtellt; wo ſich das unwiſſende Volk, das die Gefahr nicht kennt, hindrängt, um durch die ganze phlogiſtiſirte und verdorbene Luft den Keim zu tauſenderley Arten von Krankheiten thöricht einzuſaugen.

Endlich hat es doch die Sorgfalt unſers Fürſten, der für den geringſten ſeiner Unterthanen wacht, dahin gebracht, daß man nicht mehr die unſchuldigen Waiſenkinder Stunden lang in dieſe Prachtgräber verſperrt und ſie verurtheilt, zum Nachtheil ihrer Geſundheit ſieche Lüfte einzuhauchen. Aus dem düſtern Leichenſaal verſtorbener Menſchen will ich den Phyſiker weiter führen. Er ſoll ſeine Blicke auf die Spitäler, Krankenhäuſer, öffentlichen Verſammlungsplätze hinwenden, und die unglücklichen Menſchen beſuchen, die entweder zur Strafe in Arbeitshäuſern verurtheilt werden, oder aber noch in Kerkern ſchmachten. Ich ſetze hier die Art bey, welcher ſich Halles bediente, die dumpfe Luft in verſchloſſenen Oertern zu unterſuchen, ehe man den neuen Eudiometer erfand. Dergleichen Verſuche ſind eine Hauptſache für das menſchliche Geſchlecht, und folglich verdienen ſie vor allen andern noch ſo prächtigen Erſindungen den Vorzug. Halles erfand nach einer Menge angeſtellter Erfahrungen mit Lichtern von allerley Größe, daß ſich die größern Lichter, wovon ſechs ein Pfund wiegen, zu der Luftprobe am beſten ſchicken. Man ſchneide von denſelben ein Drittheil oder Viertheil ab, oder man laſſe ſie ſo weit abbrennen, weil ſie oben zu dünne ſind. Zum Verſuche wählet man Stükke, die durchaus gleich dick ſind. Das Licht, das man gebrauchen will, wird gebogen angeſteckt, in guter Luft eine halbe Stunde lang brennend erhalten, dann mit einem Lichtbütchen ausgelöſcht. Man läßt den Docht einen halben Zoll lang und ſchwarz, um jeden Verſuch in einer dumpfigen Luft mit einer ſolchen Schnuppe anzufangen. Nachdem dieſes Licht in einer ſolchen Luft nach der Anzeige einer Uhr genau eine halbe Stunde lang gebrannt hat, ſo löſcht man es aus und wiegt es vom neuen. Zur Schonung des Lichts in Gruben wikkelt man es in ſteifes Papier ein. Man zeichnet die zu gebrauchenden Lichter unten mit Nadelſtichen, die man ſchwarz macht. Auf ſolche Art fand Halles in einem Gefängniſſe, daß ein dergleichen Wachslicht, deren ſechs ein Pfund wiegen, in einer halben Stunde nur 66½ Gran verzehrt, da es in einer halben Stunde in guter Luft um 88 Gran abgenommen hat. Folglich brennt das Licht in einem ſolchen Gefängniſſe um ein Viertheil ſparſamer, als in geſunder Luft.

Erbarmnißwürdiges Geſchenk der Natur für den Unglücklichen, der in ſeinen eigenen Ausdünſtungen ſtirbt! — — Es iſt unbegreiflich, wie ſich die Luft durch den Othem vieler Menſchen verdirbt und anſteckt. Landriani fand die Luft auf einem Redoutenſaale ſo ſehr verdorben, als die Grabluft; und in manchem Arbeitshauſe löſchen oft die Lichter in den Behältniſſen der Gefangenen aus.

So verlor ein Talglicht, deren ſechs ein Pfund wogen, in einer Krankenſtube ebenfalls ein Viertheil weniger als in der guten Luft.

Da man einen Kerker durch einen Ventilateur lüftete, und zwar eine halbe Stunde lang, ſo verbrannte das Licht in einer halben Stunde 87½ Gran; in einer Kohlgrube verzehrten ſich 49½; in reiner Luft 101 Gran. In den Zinngruben in Cronvalien verbrannten Lichter, die ſich in guter Luft um hundert Gran verzehrten, an verſchiedenen Stellen 61 — 85 — 51 Gran.

Welches ſchreckliche Gemälde liefert uns dieſe Erfahrung von den Kerkern und Gefängniſſen, und wie ſehr beſtimmt ſie die Beſchränktheit unſerer Einſichten in Rückſicht unſerer Kalkulation in Verurtheilungen! — Wir verurtheilen einen Menſchen z. B. auf dreyjährige Gefängnißſtrafe, und vergeſſen hierbey die Verſchlimmerung ſeiner Geſundheit in unſerm Kalkul; denken nicht auf die Art ſeiner Komplexion, ſeines Nervengebludes, des Schadens der Geſundheit, den er ſchon im dumpfen Kerker erlitt.

Ich will aber hier nicht im Nahmen der Uebelthäter meine Stimme erheben, die ihr Verbrechen in dieſe mühſelige Lage geſetzt hat, obwohl ſie nie aufgehört haben, Menſchen zu ſeyn; aber im Nahmen des Unſchuldigen, der oft Monathe lang bis Endung ſeines Prozeſſes im Kerker elend ſchmachten muß, und dann nichts als ſeine Freyheit wieder erhält.

Mit Recht erhebt der Weiſe und Menſchenfreund ſeine Stimme für dieſen, denn er iſt Gottes Geſchöpf, unſer Mitmenſch und Bruder; mit Recht fordert der Deutſche ſeine Nation auf, Andern das Beyſpiel zu geben, die Menſchheit in ihre Rechte, die ſie reklamirt, wieder einzuſetzen. Mit Recht fragt er: wie im letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts noch hier und da in Deutſchland Kerker und Gefängniſſe geduldet werden, bey deren Anblick der Genius der Menſchheit zurückſchaudert? — Wer kann wohl alle jene tauſend Urſachen der Vergiftungen der Stadtluft erwägen, die theils von der Beſchaffenheit der Gebäude, von Vernachläſſigung der Bewohner, und der Sorgloſigkeit der Menſchen überhaupt entſpringen? Ich habe der hauptſächlichſten erwähnt, und ſchreite nun zu den Mitteln der Luftverbeſſerung.

Vor Allem iſt es noch nothwendiger des phyſiſchen Zirkels der Odemluft zu erwähnen, um die Luftverbeſſerungs=Methode anſchaulicher und begreiflicher zu machen.

Es iſt bekannt, daß der Athem und die Ausdünſtungen, die die Thiere von ſich laſſen, die Luft zu fernerm Athemhohlen untauglich machen, und die Flamme eines Lichts auslöſchen. Ein Licht von mittlerer Größe kann in einer Maſſe gemeiner Luft, welche acht Pinten oder acht Pfund Waſſer beträgt, nicht länger als eine Minute brennend erhalten werden. Wenn ein Menſch ohne Beſchwerlichkeit Athem hohlen will, ſo muß derſelbe jede Minute 40 Kubikfuß gemeine Luft einathmen; das Alter, die Konſtitution, Jahrszeit und Winde ungerechnet. Wenn ſchon ein Licht in einer Luft nicht mehr brennen kann, ſo kann noch der Menſch einige Minuten darin leben, aber ein Licht verlöſcht ſogleich in der von dem Athem der Thiere verdorbenen Luft. Aus der Reinheit der Luftflamme, beſonders der Wachskerzen, kann man beyläufig die Luftbeſchaffenheit eines Orts abnehmen. Ich beobachtete in dem hieſigen Redoutenſaale, daß anfangs die Flamme viel heller und weißer war als gegen Mitternacht, wo ſich die Luft durch die Menge der Perſonen verdarb.

Nach der mittleren angenommenen Berechnung athmet ein Menſch in einer Minute vierzehn Mahl ein und vierzehn Mahl aus, und zieht daher 30 Kubikzoll

Luft in ſich, die er alle nicht wieder ausathmet. In verſchloſſenen Orten athmet ein Thier geſchwinder als ſonſt. Das Ausathmen ſtoßt einen Theil des phlogiſtiſchen Bluts heraus und phlogiſtiſirt die Luft. Das Einathmen bringt gute und kühle Luft in die Lunge. Kranke phlogiſtiſiren die Luft ſtark, und alte Menſchen und Thiere auch, weil ihr Blut ſchärfer iſt. Die vom Athemhohlen verdorbene Luft tödtet Thiere, löſcht Lichter aus, ſchlägt den Kalk in dem Kalkwaſſer nieder, ſchießt mit Weinſteinöl zu Kriſtallen an, wird zu fixer Luft, vermindert ihr Volumen um 30 des Ganzen; macht das Thier in Zuckungen ſterben.

Pflanzen dünſten eben ſowohl als Thiere eine Menge von wäſſerigen Dünſten aus; ſie ſtreuen fixe Luft und phlogiſtiſchen Geruch von ſich in die Luft. Sie athmen aber, da ſie der Sonne ausgeſetzt ſind, eine Menge dephlogiſtiſirter Luft von ſich. Ingenhauß machte die Verſuche. Er füllte eine Flaſche mit Luft, die von Thierathem und brennenden Lichtern verdorben war. Er ſteckte einen Zweig von der Pfeffermünze in das Waſſer, in welchem der Hals der Flaſche umgeſtürzt wurde, und bemerkte, daß, nachdem ſie drey Stunden lang in der Sonne geſtanden, ſich die Luft dergeſtalt verbeſſert hatte, daß ein Licht wieder darin brannte. Die Pflanzen von fleiſchigen Blättern hauchen die reinſte Luft aus, und wenn man den Schlamm von ſteinernen Waſſertrögen in eine Bouteille ſammelt und in die Sonne ſtellt, ſo erhält man die reinſte dephlogiſtiſirte Luft. Friſche Wurzeln, Blumen und Früchte geben ſchädliche Luft. Die reinſte Luft ſtrömt aus den Pflanzen. Sie fängt ſich einige Stunden nach Aufgang der Sonne an, wächſt bis am Mittag, und nimmt gegen Abend immer mehr ab, bis ſie zur Nacht vollkommen aufhört. Die Pflanzen ſaugen das thieriſche Phlogiſton in ſich; die Sonne diſtillirt und filtrirt ſie in ihren Gefäßen und kocht ſie zu reinem Aether aus. Die Pflanzen athmen das Phlogiſton in ſich, um dadurch zu vegetiren, und die Thiere athmen ihr Phlogiſton in die Luft aus, damit die Pflanzen davon leben können. Durch dieſe gegenſeitige Ebbe und Fluth in der untern Atmoſphähre heilt die Vorſehung das eine Uebel durch das andere. Dieſes Wirken und Gegenwirken erhält die Atmoſphäre in einem gewiſſen Mittelgrade der Reinigkeit. Acht Monate lang athmen unſere Waldungen, Wieſen, Gärten und Felder unterhalb dem Feuer der Sonne eine unermeßliche Menge von dephlogiſtiſirter Luft ein, die die Winde für alle Zonen als eine animaliſche Lebensnahrung herumtragen und allen Nationen und Thiergeſchlechtern zur Erhaltung ihrer Geſundheit einflößen. Die Hitze würde ohne ſelbe Alles zur Fäulniß diſponiren, wenn nicht Millionen von Pflanzen das Thier-Phlogiſton in ihren Phiolen und Retorten zu einer dephlogiſtiſirten Luft umdiſtilliren. Selbſt in ſumpfigen Orten pflanzte Gott das ſtärkſte Gegengift dadurch, daß daſelbſt Waſſerpflanzen wachſen, welche die Luft zu reinigen eine vorzügliche Kraft beſitzen. Selbſt die verſchiedene Schwere der Luftarten hat die gutthätige Natur zu unſerm Beſten abgewogen, denn es iſt die dephlogiſtiſirte Luft ſpecifiſch ſchwerer als die phlogiſtiſche. Sie ſenkt ſich, ſobald ſie aus den Pflanzen kömmt, nieder, da die phlogiſtiſche mit dem Athem der Thiere, weil ſie leichter iſt, in die Höhe ſteigt. Die Luftgüte auf den Berghöhen beſteht nicht darin, daß auf hohen Gegenden reinere Lüfte weheten. Ihre Beſchaffenheit liegt darin, daß die von den Pflanzen ausgedünſtete, dephlogiſtiſirte Luft mit weniger heterogenen Theilen vermiſcht, und alſo reiner ausgeathmet wird. Es kann kahle Berge geben, und die Luft kann ſchädlicher als in ſumpfigen Thälern ſeyn. Der Schöpfer der Natur, der Alles in der weiſeſten Ordnung ſchuf, hat ein Bemühen und Beſtreben in die Reihe der Dinge gelegt, wodurch Alles das geſtörte Gleichgewicht wieder herzuſtellen ſich bemühet. Den ſchönſten Beweis gibt uns hievon die Elektrizität. Wie auffallend iſt nicht das Beſtreben, das die elektriſche Materie wieder ins Gleichgewicht zu ſetzen ſucht! Dieſer Wink gibt uns die erſten Mittel zur Luftverbeſſeruug an die Hand. Auch dort, wo die Luft verdorben iſt, iſt das Gleichgewicht der Hauchluft geſtört. Bey der geringſten Hülfe wird die Luft ſuchen, ſich ſelbſt zu reinigen und ſich wieder in ihre natürliche Lage zu ſetzen, denn dieſes iſt ihr Geſetz. Das ſchnelle und den Menſchen ſchädliche Aufſteigen der verdorbenen Luft aus verſperrten Orten, eröffneten Brunnen und Gewölben iſt der Beweis, wie ſehr die Natur wirkt, das dem Menſchen ſchädliche Phlogiſton aus Orten zu bringen, wo die natürliche Luftlage geſtört iſt. So ſind im Sommer, wo durch die Hitze mehrere faulende Dünſte die Luft verderben, Millionen Inſekten, Mücken, Fliegen zum Befehle der Natur, die begierig alles Faulende aufſuchen, die Erde daher reinigen und das an einem Orte faulende Weſen wieder in ihre Körperchen umändern, ausathmen und zur Reinigung den Pflanzen übergeben. So iſt nichts in der Schöpfung, was nicht zur Erhaltung des Ganzen beyträgt, und wo auch die zerſtörenden Kräfte ſelbſt, nützlich, nothwendig und die Mittel zum Uebergang eines nunmehr vervollkommneten Zuſtandes unſers künftigen Daſeyns ſind. Die ganze natürliche Beſchaffenheit der phlogiſtiſchen Luft iſt ſchon ſo, daß ſie viel leichter als die allgemeine und reine Luft, und daher auch eher der nöthigen Ableitung fähig iſt.

Es war einſt ein allgemeines Vorurtheil, daß man ſich einbildete, Oerter, wo verdorbene Luft war, durch Ausräucherung zu reinigen. Der berühmte Achard aber ſtellte über das Verderben der Luft, das verbrannte Wohlgerüche verurſachen, verſchiedene Verſuche an, und das Reſultat ſeiner Verſuche, die er mit Rauchkerzen, Bernſtein, Wachholderbeeren durch den Eudiometer machte, war dieſes: Alle Wohlgerüche phlogiſtiſiren die Luft, einige weniger, einige mehr. Unter feſten Körpern phlogiſtiſiren die harzigen am wenigſten. Am allerwenigſten phlogiſtiſirt der Weineſſig, und iſt daher zum Durchräuchern am beſten. Verdorbene Luft in Zimmern zu reinigen gibt die Erfahrung, daß die Verpuffung mit Salpeter, den man auf Kohlen ſtreut, und zugleich dabey die Fenſter öffnet, am beſten ſey. Es iſt auch die neuere Erfindung bekannt, wodurch man durch eine Oeffnung in der Mauer, oder durch einen eigens hiezu verfertigten Ofen dephlogiſtiſirte Salpeterluft in das Zimmer bringen kann, welches unfehlbar eines der beſten Mittel iſt. Pflanzen, die man beym Sonnenſchein in Zimmern läßt, und Abends wieder hinaus ſchafft, dephlogiſtiſiren auch die Luft. Allein alles dieſes kann nicht überall und nicht von Jedermann angebracht werden: es fragt ſich daher, ob es kein Mittel gäbe, die Luft ſchneller vom Phlogiſton zu reinigen, und die Orte in eine ſolche Lage zu ſetzen, daß das zunehmende Phlogiſton immer mehr und mehr abnehme, und ſich alſo in enigen Zimmern, Krankenhäuſern und Spitälern, Komödien- und Redouten-Sälen nicht bis zur Schädlichkeit anhäufen könnte; und ich glaube ja! — —

Man weiß, daß Spitzen die beſten Leiter der elektriſchen Materie und des Phlogiſtons ſind. Sie nehmen dieſes in ſich, und theilen es wieder andern Körpern mit. Um das Gleichgewicht des Luftzirkels zu erhalten und zu verhindern, daß ſich weder der eine Theil der Atmoſphäre, noch ein Theil der Erde mit überflüßigem Phlogiſton füllen könne, kam ein Profeſſor in Turin auf den Einfall, große, eiſerne, zugeſpitzte Stangen in die Erde zu ſtecken, und das Reſultat ſeines Verſuches war, daß die untere Spitze das überflüßige Phlogiſton zurück in die Erde, und die obere Spitze das übrige Phlogiſton nach dem Zirkel ſeines verhältnißmäßigen Wirkungskreiſes in die Luft zurück ſchickte.

Dieſe Beobachtung nebſt mehreren Verſuchen mit metallenen Spitzen führte mich auch auf den Gedanken, daß Spitzen nothwendigerweiſe dephlogiſtiſiren, denn Niemand iſt im Stande eine mit Spitzen umgebene Leidnerflaſche zu laden, weil die Spitzen alles Elektriſche ausſaugen, und daher nothwendig den Luftzirkel im Gleichgewicht erhalten: indem ſie aber das überflüßige Phlogiſton ableiten, ſo führen ſie dieſes Phlogiſton den Körpern zu, die keine Leitung haben und in welchen folglich das Gleichgewicht geſtört werden kann. Wenn ein Draht, der vorne und hinten zugeſpitzt iſt, gegen eine Flamme gehalten wird, ſo wird ſich der Draht ganz ſchwach erhitzen. Das Phlogiſton, das durch die erſte Spitze einſtrömt, ſtrömt durch die zweyte wieder aus. Verbindet man aber die letzte Spitze mit einer Kugel, ſo wird ſich dieſe Kugel viel eher erhitzen, weil der durch die Spitzen in die Kugel geleitete Wärmeſtoff keine Ableitung mehr hat, ſich alſo dort ſammelt und das Gleichgewicht hebt. Wenn man heißes Waſſer in eine Schüſſel ſchüttet, den Grad ihrer Wärme mißt, und viele Spitzen in die Schüſſel ſetzt, ſo wird man eine viel geſchwindere Erkaltung des Waſſers wahrnehmen. Die Schnelle der Verkältung ſteigt nach der Art des Recipienten, dem die Spitzen den Wärmeſtoff zuführen. Die beſte Leitung gibt das Waſſer, beſonders wenn es fließend iſt. Aus dieſen Erfahrungen, die jeder Menſch mit wenig Unköſten ſelbſt anſtellen kann, läßt ſich zuverläßig ſchließen, daß Spitzen die Ableiter des Wärmeſtoffes und Phlogiſtons ſind.

Anpaſſender zu meinem Gegenſtande iſt ein Verſuch, den ich mit durch den Athem der Thiere und Brennlichter verdorbener Luft machte. Der Athem einer Katze, die ich in ein mittleres Confect-Glas ſetzte, verdarb in 30 Minuten die Luft ſo ſehr, daß das Licht in ſelbem auslöſchte. Ich ſteckte unten in das Glas einige Spitzen, und verſicherte den Zugang der Luft durch eine Blaſe, und ſteckte wiederholt eine Katze unter das Glas. Nach 45 Minuten war die Luft noch nicht ſo phlogiſtiſirt, daß Lichter darin auslöſchten, folglich leiteten die Spitzen das Phlogiſton ſchon ab. Ich wiederhohlte den Verſuch mit dem nähmlichen Glaſe mit mehrern Spitzen, und nach einer Stunde war die Luft noch nicht ſo verdorben, als ſie es das erſte Mal nach 45 Minuten war. Aus Mangel eines Eudiometers konnte ich die

Sache nicht genauer unterſuchen; wohl aber beobachtete ich, daß, wenn man eine Maß-Viole mit Luft anfüllt, die von Thier-Athem verdorben iſt, und eine Spitze hinein geleitet wird, in Zeit von einer halben Stunde die Luft ſich ſo verbeſſere, daß Lichter wieder in ſelber brennen können. Alles dieſes dient zum Beweiſe, daß Spitzen das Phlogiſton aus der Luft ziehen und das Gleichgewicht der Luftmaſſe wieder herſtellen. Weiters haben wir auch Erfahrungen, daß ſie eben ſo ſchnell das Phlogiſton an ſich reißen, als ſie ſich wieder des überflüſſigen entladen können, welches man beobachtet, wenn man eine Spitze gegen einen glühenden Stahl hält, und den hintern Theil des zugeſpitzten Drahtes ins Waſſer ſenkt

Ohne Zweifel ließ ſich daher ſchließen, auch metallene Spitzen, wenn ſie in engen Zimmern unterhalb den Fenſtern, in Sälen und Komödienhäuſern an den Dielen und in Krankenhäuſern oberhalb den Krankenbetten geſchickt angebracht, den miteinander verbundenen, und durch einen Kondukteur, wo es ſeyn kann, in Bäche geleitet würden, großen Nutzen ſchaffen könnten; weil aber dieſes nicht überall ſeyn kann, ſo wären Eiſenſtangen, deren Hälfte zugeſpitzt in die Säle, und die andere Hälfte durch das Dach in die Luft gingen, das beſte Mittel, die Luft rein zu erhalten, damit ſich ſelbe nicht mit Phlogiſton überladen, und folglich verderblich werden könnte.

Für eine bloße Hypotheſe kann man dieſe meine Behauptung nicht annehmen, weil ich ſchon theoretiſche und praktiſche Beweiſe für mich habe.

Man weiß weiters, daß Pflanzen die Luft reinigen und Bäume, beſonders Harzbäume, ſie dephlogiſtiſiren. Harzbäume beſtehen aus tauſend und tauſend Spitzen, die das Phlogiſton in ſich ſaugen, und dann wieder ſelbes in andern Orten umgekocht austheilen. Daher fand Achard, daß alle indiſchen Pflanzen, die mit Spitzen verſehen ſind, die Luft zu reinigen am tauglichſten ſind. Ich behaupte daher, daß das beſte Mittel, die Luft zu reinigen, und die reine Luft in der Güte zu erhalten, Spitzen ſind, die in eine ſolche Lage geſetzt werden, daß ſie den Brennſtoff am füglichſten ableiten. Wird das überhandnehmende Phlogiſton immer und immer abgeleitet, ſo kann ſich die eingeſperrte Luft nicht mehr verderben und dem Menſchen ſchädlich werden. Wenn man zugeſpitzte Keile in die Miſtſtätten ſteckte, ſo würden durch ſelbe die ſchädlichen Ausdünſtungen nothwendig abgeleitet, und die Ungleichheit der Luftcirculation gehoben werden. Es wären geringe Unkoſten, mit zugeſpitzten Eiſenſtangen die Fenſter in Ställen, Zimmern und Wohnungen zu verſehen, der Gebrauch hiervon wäre unſchätzbar für die Geſundheit. Im Baue von Komödien- und Opern-Häuſern, dann großen Tanz-Sälen wäre es ſchicklich, wenn man in der Höhe am Dache eine Gallerie machte, die man beſonders im

Sommer mit Gartengewächſen beſetzen könnte. Dieſe Gewächſe würden die beſte Luft aushauchen, welche ihrer ſpeciſiſchen Schwere gemäß in die Tiefe der Säle herunterſinken, und die Luft außerordentlich verbeſſern würde. Die Luftgärten der Semiramis waren gewiß äußerſt gedeihlich für die Luftgüte in Babylon.

Vergebens ſind alle Entdeckungen der Phyſiker, vergebens alle ihre Beobachtungen. So lange als der Staat die Luftverbeſſerung nicht zu einem der weſentlichſten Gegenſtände der Polizey macht, die phyſikaliſchen Verbeſſerungs-Grundſätze im Baue der Häuſer, Kranken-Stuben, Comödienplätze, Reinigung der Gaſſen ꝛc. ꝛc. feſtſetzt; alle alten Vorurtheile aus dem Wege räumt, ſo lange kann der Phyſiker zum Wohle der Menſchheit nichts anders als Präſervativ-Mittel angeben, wodurch ſich der Menſch weniger der Anſteckung ausſetzet.

Unſer Körper kann auf mancherley Weiſe zu Schaden kommen. Kleider vergiften ihn, wenn ſie ſchädliche Dünſte an ſich ziehen und ihn anſtecken. Die beſten Mittel, ſich wider die anſteckende Luft zu bewahren, ſind Reinlichkeit in Kleidung und Wäſche, Enthaltſamkeit von hitzigen und öfterer Genuß von ſäuerlichen Getränken, als: Honig mit Eſſig — Limonien und ſauerer Kirſchenſaft. Seidene Kleider und Wachsleinwand präſerviren, wie wollene Kleider und Pelzwerke anſtecken. Ich machte die Erfahrung mit einem Muff, worauf eine Katze gegen zwey Stunden ſchlief. Ich beſprengte ihn mit Waſſer und brachte ihn unter ein Glas, worunter ich ihn mit Beyhülfe der Wärme ausdünſten ließ. Sein Dunſt verdarb die Luft im höchſten Grade; ſie wurde völlig der durch den Athem der Thiere verdorbenen Luft gleich. Börhave obſervirte, daß diejenigen, die ſtark eingeſeifte Hemden tragen, zum erſten von der verdorbenen Luft angeſteckt werden. Kleider mit Schwefelblüthe zu durchräuchern, mit Eſſig zu beſprengen und ſich ſelbſt mit Eſſig zu waſchen, ſoll nach Wenzels Bemerkung das beſte Mittel wider die Anſteckung der Luft ſeyn.

Alle dieſe Vorſicht, die wir nun genöthigt ſind, zu gebrauchen, haben wir unſerer eigenen Verfaſſung und Lebensart zu danken. Wie mehr die Kunſt zunahm, deſto mehr nahm die Natur ab. Wir machten uns andere Speiſen als uns die Natur gab; eine andere Luft, andere Getränke, andere Wohnungen, andere Krankheiten und andere Todesarten. Mit einem Worte: um ganz elend zu werden, wurden wir ganz andere Menſchen. Das Wahre verlor ſich immer mehr und mehr, und das Falſche bekam die Oberhand. Falſche Ehre, falſche Begriffe von Tugend, von Menſchengröße, von Muth — ja von der Gottheit ſelbſt — verwüſteten die Erde und füllten ſie mit Ungeheuern unter Menſchengeſtalten: nur die gütige Philoſophie erleichtert uns unſer Elend, und da ſie uns der Sklavenketten nicht entledigen konnte, die uns Zeit und Vorurtheile angeſchmiedet habey, ſo lehrte ſie uns doch die Mittel, ſelbe leichter zu tragen, und lehrte den Menſchen einſehen, daß nur Zurückgang zur Einfalt der Tugend das wahre Glück des Menſchen ſey. Manchmahl ſprach ſie für die unterdrückte Menſchheit; aber man warf ſie in Feſſeln, und verurtheilte ſie zum Schierlingstrank.

O ihr Zeiten der Aufklärung! wann werdet ihr uns wieder dahin führen, daß wir einſehen, wie weit wir geſunken ſind! Wann wird der Werth der Menſchheit wieder emporkommen, und wann wird reine Vernunft den Sieg über Vorurtheile erhalten? — —

Ihr heiligen Mauern, die ihr uns hier umſchließet, die ihr ewiges Lob dem großen Stifter zurufet, der euch bauete, und die Wohlthaten desjenigen laut verkündiget, der euch erhaltet, — unter euch ſind manche gute Entwürfe für die Menſchheit entworfen worden. Allein ſie glichen oft einem ſchönen Meteor, das bewundert ward, und wieder verſchwand. So arbeiten Akademien über nützliche Anſtalten — Menſchen hören ſie an — ſie werden geleſen, gehört — und vergeſſen —

Was iſt aber auch unſer Beſtreben für die Erhaltung der Menſchheit, da die Menſchheit ſelbſt noch unter den Menſchen keinen oder ſehr wenigen Werth hat. Hier erhält eine wohlthätige Anſtalt einige wenige Menſchen — friſtet ihr Leben — manchmahl zur Qual und zum Elend — dort ruft der Schall der Trompeter zum Krieg, und Tauſende ſinken im blutigen Kampfe durch die entſcheidenden Kanonen.

So wird der Kreislauf der irdiſchen Gährungen noch lange fortgehen, und falſches Intereſſe das wahre Intereſſe des Ganzen überwiegen, bis endlich die Humanität und Menſchenwürde allgemein ſiegen, und in ihre Rechte eingeſetzt werden wird. Jedem gutthätigen Menſchenfreunde, der hiezu beygetragen hat; jedem wohlthätigen Regenten wird die dankbare Nachwelt Feſte feyern, und unter den Bildniſſen der Wohlthäter der Menſchheit werden auch ſpäte Jahrhunderte noch das Bildniß des Stifters Maximilian und unſers Erhalters Karl Theodor verehren auf dem Altar des Ruhms und der Verewigung. —

Ueberſicht und Syſtem der Rede.

Allgemeine Sätze in Rückſicht der Luftgüte.

Je mehr Brennbares in der Luft iſt, je ſchädlicher iſt die Luft. Je weniger Brennbares die Luft in ſich hat, deſto näher kömmt ſie der brennſtoffleeren Luft, deſto nützlicher wird ſie zum thieriſchen Leben.

Folgerungen.

1. Dasjenige, was die Luft mit Brennſtoff vermehrt, iſt eine wahre Verſchlimmerung der Luft, die wir einhauchen.

2. Dasjenige, was der Luft ihr Brennbares benimmt, iſt ein wahres Mittel ihrer Verbeſſerung.

3. Je ſchneller der Luft, die wir einathmen, ihr Brennſtoff benommen werden kann, deſto tauglicher iſt das Mittel, die Luft rein zu erhalten.

4. Je fähiger ein Mittel iſt, den Brennſtoff von der Wiedervereinigung der Luft abzuleiten und abzuhalten, deſto beſſer iſt das Mittel, die Luft rein zu erhalten.

Grundſätze,

nach welchen die Luft überhaupt beurtheilet werden muß, aus den allgemeinen Luftprüfungen der berühmteſten Naturforſcher gezogen.

1. Der Luftkreis enthält im Ganzen genommen jederzeit eine beſtimmte Menge reiner, brennſtoffleerer Luft.

2. Die um einige Grade abweichende Güte derſelben rührt von örtlichen und andern Urſachen her.

3. Die Seeluft iſt überhaupt reiner und dem Leben des Menſchen zuträglicher als die Landluft.

4. Die Landluft iſt reiner als die Stadtluft.

5. Die Luft iſt im Winter bey ſehr kalter Witterung am reinſten.

6. Im Sommer hingegen und beſonders im Herbſte, wenn viel Regenwetter einfällt, nicht ſo rein.

7. Ein ungewöhnlich warmes Wetter ändert die Luftgüte.

8. Sumpfige und moraſtige Gegenden ſind im Winter nicht ſo ſchädlich als im Sommer.

9. Die Abwechslung der Winde verurſacht einen beträchtlichen Unterſchied in der Güte der Luft, und die Reinheit der Luft wechſelt mehr beym windigen Wetter als bey der Windſtille.

10. Winde, die über einen großen Theil der faſt immer ſich bewegenden See ſtreichen, führen gereinigte, folglich geſunde Luft mit ſich. Dergleichen ſind die Nord- und Oſtwinde.

11. Winde, die über dürre und brennende Landſtriche wehen, führen ſchädliche, unreine Luft. So iſt der Südwind beſchaffen.

12. Der Luftkreis behält ſelten einen ganzen Tag hindurch ſeine Beſchaffenheit.

Eintheilung der Luft nach der verſchiedenen Lage.

Man theilet ſie ein in die allgemeine und beſondere Lage des Landes, und der darin befindlichen ländlichen Gegenden; hinſichtlich des Verhältniſſes der Landſchaft überhaupt; ihres Verhältniſſes nach der Lage des Orts, der Wälder, Sümpfe, Moräſte, des Viehes, der Ställe, Back- und Kalköfen.

Das Verhältniß der Stadtluft überhaupt und ihr beſonderes Verhältniß in Rückſicht der Handwerksſtätten, Fleiſchbänke, Kirchhöfe, Spitäler, Krankenhäuſer, engen oder weiten Gaſſen, Kirchen, Schauſpielhäuſer und Tanzſäle, Kerker, Zucht-Kinder-und Krankenhäuſer. Endlich ihr Verhältniß in Privathäuſern, nach den Umſtänden des Gewerbes, der Handthierung, Arbeit und nach den Umſtänden der verſchiedenen anſteckenden Krankheiten.

Vorausſetzungen.

Die Luft dephlogiſtiſiren heißt: die Luft reinigen und verbeſſern.

Was die Luft dephlogiſtiſirt, reinigt die Luft.

Was die Luft hindert, ſich mit Phlogiſton zu ſaturiren, verhindert das Verderben der Luft.

Was die vom Phlogiſton gereinigte Luft im Gleichgewicht erhält, iſt das Mittel, die reine Luft zu conſerviren.

Theorie der Luftverbeſſerung.

Erſte Abtheilung. Allgemeine Landluft.

Verhältniß ihrer Güte.

Dieſe verhält ſich nach den Gegenden, woher die Luft ſtreicht; nach den Gegenden, wodurch ſie örtlich verändert wird.

Allgemeine Luftverbeſſerungen der Natur.

See, Meere, Wälder, Flüſſe, Pflanzen, Bäume.

Urſachen.

Setzen die Luft in Bewegung; Wälder reinigen, ziehen das Phlogiſton in ſich, filtriren die Luft; wie auch Pflanzen, und hauchen brennſtoffleere Luft aus.

Flüſſe reinigen durch ihre ſchnelle Bewegung.

Natürliches Verderbniß der allgemeinen Luft.

Sind Moräſte, Sümpfe, Eiländer, öde Gegenden, benachbarte Vulkane.

Künſtliche Verbeſſerung der allgemeinen Luft.

Kultur, Abzapfung der Möſer, ſorgfältige Schonung der Wälder, die die Scheidewand zwiſchen Sümpfen und Moräſten, und den Ortſchaften machen.

Nothwendige Durchbauung der Wälder in tiefen Gegenden, wo die Bäume die Sumpfluft nicht ableiten können.

Vernünftige Waſſerleitungen mit Bächen und Flüſſen. Vorſichtige Ausbauung der Wälder gegen Seegegenden.

Lokal-Landluft.

Verhältniß der Lokal-Landluft-Güte. Wird verdorben durch die nahe an die Häuſer gebauten Viehſtälle und Miſtgruben, durch Obſt, Kohl und Hopfen in den Schlafkammern, durch die verſperrte Luft in engen und niedrigen Gemächern, durch die naſſe Blätterſtreu, die man in Ställe bringt, durch das viele Tabakrauchen in Zimmern. Schädlichkeit der Schwitzbäder.

Verbeſſerungen.

Entfernung der Schlafkammern von obigen Orten: wo dieſes nicht ſtatt haben kann, reinige man fleißig die Ställe; hütte ſich unausgetrocknete Blätterſtreue in Ställe zu bringen. Man werfe in die Miſtſtätten manchmahl Kalk und ſtecke oben und unten zugeſpitzte, lange Keile in die Miſtſtätten, wodurch die Brennluft abgeleitet wird. Pflanzen und Bäume, ſonderlich Harzbäume an den Häuſern reinigen die Luft, und wenn ihre Spitze mit einer Kette verbunden wird, ſind ſie natürliche Wetterableiter.

Man mache es zum Geſetze der Polizey, daß der Bauer weder Obſt noch Kohl in ſeine Schlafgemächer bringe, und verbiethe das häufige Tabakrauchen in eingeſperrten Zimmern. Man halte bey den ordentlichen Chriſtenlehren zugleich Geſundheitslehren für's Landvolk, und bringe dem Landmann durch vernünftige Gründe die Urſachen der Luftverderbniß und die Art ihrer Verbeſſerung bey.

Verderben der Stadtluft.

Die Stadtluft iſt überhaupt unreiner als die Landluft.

Verderbt ſich durch den Rauch der Menge der Schornſteine, durch die engen Gaſſen, Menge der Menſchen, und verſchiedener Arbeitsſtätten, Unreinigkeit der Fleiſcherbänke, Kloaken, Kirchhöfe und Begräbniſſe, Kerker, Spitäler, Zuchthäuſer ꝛc. ꝛc. wird angeſteckt in Redoutenſälen, Komödienhäuſern; wird verdorben in engen Gemächern, durch Unreinigkeit, ſeltener Durchlüfterung; iſt ſchädlich in verſperrten Oertern, Küſten, Gewölbern, neugebauten Häuſern, und ſchnell eröffneten und lang verſperrt geweſenen Kellern, Grüften und Brunnen.

Verbeſſerung der Stadtluft.

Gegenſtände der Polizey in Rückſicht der Stadtluft-Verbeſſerung.

Gaſſen ſollen weit und geräumig in Städten ſeyn. Fleiſcher, Gärber, Kalk- und Backöfen, Kupferſchmiede ꝛc. ſollen angewieſene und beſondere Plätze haben.

Fleiſchwaſſer, und Waſſer, worin man Thiergedärme reinigte, ſollen nicht in die Gaſſen geſchüttet werden, noch weniger Blut, und das faule Waſſer aus den geheimen Abtritten.

Kirchhöfe ſollen außerhalb der Stadt ſeyn, und kein Leichnam in Kirchen begraben werden.

Die Kloaken und geheimen Abtritte ſollen mit Sorgfalt gereinigt werden.

Kalk, in ſtinkende geworfen, verbeſſert die Luft.

Waſſerbrunnen ſoll man nicht an geheimen Abtritten anbauen.

Neugebaute Häuſer ſoll man nicht, wenigſtens vor einem Jahre nicht, beziehen laſſen.

Neugebaute und unausgetrocknete Speisgewölber ſind ſchädlich, der Kalk zieht ſich in die Speiſen, hauptſächlich in das Brot.

Gärber-Gas ſoll nicht auf Gaſſen geſchüttet werden, und Leimſieder ſollen abgeſonderte Arbeitsſtätten haben. Kupferſchmiede ſollen nicht auf öffentlichen Gaſſen verzinnen.

Die Beſuche der jährlichen Todtengrüfte iſt ſchädlich, wie die Beſuchung der Leichenparaden des Großen und Reichen, wo der Leichnam in verſperrten, mit Tüchern behängten Zimmern, und mit vielen Lichtern zur Schau ausgeſtellt iſt.

Schweinſtälle und ihre Maſt ſollen nicht in Städten geduldet werden.

Kerker, Gefängniſſe, Zuchthäuſer ſollen vorſichtig gebaut und reinlich gehalten werden.

Komödien- und Redouten- Säle und alle öf- entlichen Oerter, wo viele Menſchen zuſammen kommen, ſind der Luftvergiftung ausgeſetzt und erfordern Vorſicht im Bau und in der Lage

Allgemeine phyſiſche Luftverbeſſernng.

Die Verpuffung mit Salpeter in verſperrten Zimmern, da man zu gleicher Zeit die Fenſter und Thüre öffnet.

Die Ventilateurs, Winderäder, oder wenigſtens oberhalb den Fenſtern und unten an den Thüren angebrachte Zuglöcher.

3. Pflanzen und Gartengewächſe, die man beym Sonnenſchein ins Zimmer, und wenn der Schatten kommt, wieder aus den Zimmern trägt.

In feuchten Gewölben und neugebauten Häuſern Kalkwaſſer, das man in Schüſſeln auf den Tiſch ſetzt, und die fixe Luft dadurch auffängt.

5. Räucherung mit Weineſſig, den man auf glühende Schaufeln gießt, reinigt die Luft, beſonders wenn man dabey die Fenſter öffnet.

6. Metallene, vernünftig an den Thüren und Zimmerdecken angebrachte Spitzen, die die beſten Leiter des Phlogiſtons ſind, und die Luft in ihrer Reinlichkeit erhalten.

7. Oeftere Einhauchung der Salpeterluft, und wo es ſeyn kann, ſchicklich angebrachte Oefen und Röhren, wodurch die reine Salpeterluft in das Zimmer gebracht wird.

Vorbeugung wider die Anſteckung der vergifteten Luft.

1. Reinheit in Wäſche und Kleidung.

2. Seidenzeuge, Leinzeuge, Wachsleinwand ſind weniger der Anſteckung ausgeſetzt, als Wolle und Pelz.

3. Reinigung des Körpers mit warmen Eſſig und der Genuß ſäuerlicher Getränke präſerviren.

4. Umgang mit Fett, Fleiſch von getödteten Thieren verſchlimmern und erleichtern die Vergiftung; man hat Beweiſe, daß ſtark eingeſeifte Hemder Menſchen anſteckten, und ſich die Kindspocken in der Gegend der Fleiſcherbänke verſchlimmerten.

Beyſpiele

der Schädlichkeit der eingeſchloſſenen und verdorbenen Luft.

Gezogen aus den

Erfahrungen des berühmten Naturforſchers

Georg Zimmermann.

Eine ganz eingeſchloſſene und lange nicht erneuerte Luft wird für den Menſchen ein plötzliches und tödtliches Gift. Man hat Beyſpiele von Leuten, die wenige Tage in einem Ofen eingeſchloſſen waren und ſtarben. Feuchte und verſchloſſene Zimmer nehmen dieſe Eigenſchaft an. Ich erinnere mich, daß ich unweit Bern im Frühling in einen den ganzen Winter verſchloſſen geweſenen und auf dem unterſten Boden gelegenen großen Saal trat, und in dem gleichen Augenblicke die Kraft Athem zu hohlen unter einem unausſprechlichen Spannen auf der Bruſt verlor; ich rettete mich ganz natürlich mit der Flucht, und hatte noch unter dem freyen Himmel die größte Mühe, den Athem zu finden. Doch in dem erſten Beyſpiele hat ſchon vielleicht die Ausdünſtung der eingeſperrten Perſonen, in dem zweyten die Feuchtigkeit der Luft ihre Schnellkraft geraubt.

Die Wirkungen einer eingeſchloſſenen Luft ſind beſonders fürchterlich, wenn viele Menſchen ſie einathmen müſſen. Ich kann mich nicht enthalten die von mir aus der engliſchen Sprache überſetzte und verkürzte Geſchichte der unglücklichen Leute hierher zu ſetzen, die aus dieſer Urſache in Oſtindien in einer Nacht ihr Leben auf die bejammernswertheſte Weiſe verloren.

Im Brachmonath 1756 belagerte der Unterkönig von Bengalen aus Rache gegen den Gouverneur Drake, und in der falſchen Hoffnung, einen großen Schatz zu erobern, das Fort Wilhelm, eine engliſche Faktorey in Calcuta. Drake rettete ſich mit der Flucht, Herr Hollwell entſchloß ſich, dieſen Ort mit den Kaufleuten der Factorey und der Beſatzung zu vertheidigen. Er that es mit der äußerſten Tapferkeit. Indeß machte ſich der Unterkönig endlich davon Meiſter. Die Anzahl der in dem Fort Uebergebliebenen beſtand in hundert und fünf und vierzig Männern und einem Frauenzimmer.

Alle dieſe Leute, von welchen viele ziemlich, einige tödtlich verwundet, und alle durch das lange Wachen und die Beſchwerden der Belagerung erſchöpft waren, ließ der Ueberwinder denſelben Abend in ein Gefängniß einſperren, das achtzehn Fuß lang und achtzehn Fuß breit war. Der Raum, den jede Perſon einnehmen konnte, betrug, durch und durch gerechnet, achtzehn Zoll in der Länge und achtzehn Zoll in der Breite. Dieſes Gefängniß war ſtark vermauert und hatte gegen die Weſtſeite zwey ſtark vergitterte Fenſter. Es iſt nunmehr in England unter dem Namen der ſchwarzen Höhle bekannt.

Die Luft war ungemein ſchwül und der geringſte Durchzug oder Veränderung derſelben unmöglich. Dieſer Gedanke brachte gleich Anfangs die Meiſten in Verzweiflung; ſie bemühten ſich vergebens, die Thüre zu öffnen. Herr Hollwell, ihr Anführer, hatte ſich dicht an ein Fenſter geſtellt, er war darum mehr gelaſſen, und ſo lange er dieſen Platz behaupten konnte, wegen der Erſtickung in keiner Gefahr. Er befahl, daß Jedermann ſo viel möglich ſtill ſtehen, und durch ſein Zappeln ſeine Kräfte nicht erſchöpfen ſollte. Dieſer Befehl erweckte eine kleine, jedoch von den Klagen der Verwundeten und dem Röcheln der Sterbenden unterbrochene Stille. Die Hitze vermehrte ſich jede Minute. Herr Hollwell rieth den Gefangenen, ſie ſollen, um mehr Raum zu gewinnen, ſich nackend ausziehen. Es geſchah, aber mit einer kleinen Erleichterung. Man ſuchte dieſe geringe Hülfe durch das Wehen mit den Hüten zu vermehren, doch dieſe Arbeit war für die ſchon ſo ſehr erſchöpften Kräfte dieſer Geſellſchaft zu mühſam. Ein anderer Engländer rieth darum, ſie ſollen, um mehr Luft zu gewinnen, ſich auf ihre Knie niederlaſſen. Alle nahmen den Rath an und kamen überein, ſie wollen, die Zerrüttung zu vermeiden, alle zugleich ſitzen und zugleich aufſtehen. Es geſchah auf ein gegebenes Zeichen zu verſchiedenen Mahlen. Sie blieben, ſo lange dieſe Stellung auszuhalten war, aber jedes Mahl, da ſie aufſtunden, wurden einige, die nicht gleich geſchwind ſich aufrichteten, todt getreten. Dieß Alles geſchah, ehe die erſte Stunde ihrer Einkerkerung zu Ende ging.

Um neun Uhr des Abends brachte ein überhandnehmender Durſt die meiſten in eine Wuth. Sie bemühten ſich nochmahls umſonſt die Thüre aufzubrechen und ihre Wache zu bewegen, auf ſie zu feuern. In kurzer Zeit fielen viele in dem hintern Theil des Orts in eine Athemloſigkeit, und was noch ſchrecklicher war, in eine Verrückung. Das Raſen der Verrückten, die bangen Klagen, die laute Stimme der Angſt und Verzweiflung erfüllten den Ort, aber über Alles erſcholl das Geſchrey nach Waſſer. Die Wache kam endlich mit Waſſer herbey, Herr Hollwell und zwey ſeiner verwundeten Freunde faßten es am Fenſter in ihre Hüte und reichten es den Uebrigen, aber das Beſtreben darnach war ſo groß, daß viele und auch die zwey Freunde des Herrn Hollwell dabey zu todt gedrückt wurden, und alles Waſſer verloren ging. Herr Hollwell war mit dieſem Waſſerreichen von neun bis 11 Uhr beſchäftigt. Die ganze Gegend war um ihn her mit todten Körpern ſeiner erdrückten oder erſtickten Freunde überſtreut.

Man hatte ſo lange noch einige Achtung für Herrn Hollwell als das Oberhaupt und den Wohlthäter dieſer Unglücklichen behalten. Nunmehr hörte aller Unterſchied der Perſonen auf. Die ganze Geſellſchaft drang nicht nur auf ihn zu, ſondern ſie ergriffen über ſeinem Haupt die Fenſterſtangen, arbeiteten ſich auf ſeine Schultern und drückten ihn durch ihre überwiegende Laſt ſo ſehr, daß er ſich gar nicht bewegen und gleichwohl auf dieſem Platze nicht länger bleiben konnte. Er rief darum diejenigen die auf ſeinen Schultern ſtanden, um die Barmherzigkeit an, ihn frey zu laſſen, damit er von dem Fenſter ſich entfernen und ruhiger ſterben könne. Seine entfernteren Mitgenoſſen forderten keine Beweggründe ihm behülflich zu ſeyn, einen Platz zu verlaſſen, den jeder zu erobern ſuchte. Die nächſten Reihen öffneten ſich ſo weit, daß Herr Hollwell mit großer Mühe endlich in den Mittelpunkt des Gefängniſſes gelangen konnte. Der dritte Theil der Geſellſchaft war nunmehr todt, und die noch lebten, drangen ſo ſehr nach den Fenſtern, daß Herr Hollwell ein wenig mehr Raum fand. Aber die Luft war ſo faul und ſtinkend, daß ihm das Athemhohlen plötzlich ſchwer und ſchmerzhaft wurde.

Er drang darum über die Haufen der todten Körper weg und lehnte ſich dem zweyten Fenſter gegenüber an einen dieſer Haufen, mit dem Entſchluſſe hier ſeine Auflöſung zu erwarten. Aber nach ungefähr zehn Minuten überfiel ihn ein ſolcher Schmerz auf der Bruſt und ein ſolches Herzklopfen, daß er nochmahls genöthigt war an die friſche Luft ſich durchzuzwingen. Es waren nunmehr fünf Reihen zwiſchen ihm und dem Fenſter. Die Verzweiflung half ihm durch viere. In wenigen Minuten verließ ihn ſein Herzgeſpann, allein er fühlte nunmehr einen unausſprechlichen Durſt und ſchrie mit der gleichen Ungeduld nach Waſſer. Dieſes Waſſer vermehrte ſeinen Durſt, darum wollte er nicht mehr trinken und fing an den Schweiß aus ſeinem Hemde zu ſaugen, welches ihm einige Erleichterung brachte. Ein junger, nackend neben ihm ſtehender Engländer ergriff den Aermel von Herrn Hollwells Hemde, und beraubte ihn für einige Zeit dieſer ihm in ſeiner Noth ſo wichtigen Hülfe.

Noch war es nicht zwölf Uhr. Die wenigen noch Lebenden befanden ſich, die an den Fenſtern ſtanden ausgenommen, nunmehr in der äußerſten Raſerey. Alle ſchrieen um Luft, weil das Waſſer, welches ihnen die Wache, eine teufliſche Kurzweil zu treiben, gereichet hatte, nicht mehr half. Jede nur erdenkliche Beſchimpfung ward der Wache angethan, damit ſie hineinfeure, aber alles umſonſt. Bald darauf hörte mit ein Mahl aller Lärm auf. Die meiſten noch Lebenden legten ſich, aller Kräfte beraubt, nieder, und gaben ruhig, über die Todten ausgeſtreckt, ihren Geiſt auf. Indeß ſuchten wieder andere Herrn Hollwell zu verdrängen. Ein plumper holländiſcher Wachtmeiſter ſtieg auf die eine ſeiner Schultern, ein ſchwarzer Soldat auf die andere. In dieſer Stellung blieb er von halb zwölf bis zwey Uhr. Endlich ſank mit ſeinen Kräften ſeine Vernunft; länger konnte er in dieſer Stellung nicht bleiben, tiefer in das Gefängniß durfte er ſich nicht wagen. Er zog darum ein Meſſer, ſich das Leben zu nehmen, doch er that es nicht, und entſchloß ſich hingegen das Fenſter zu verlaſſen. Darum both er ſeinen Platz, wo er nicht mehr zu bleiben vermochte, einem engliſchen Seeofficier an, der mit ſeiner Gemahlinn, einer jungen Dame, welche mit ihm freywillig zu ſterben in die ſchwarze Höhle gegangen war, in der nächſten Reihe ſtand. Der Officier nahm dieſen Platz mit unendlichen Dank ein. Aber ſogleich von dem plumpen holländiſchen Wachtmeiſter verdrungen, zog er ſich mit Herrn Hollwell zurück, legte ſich nieder und ſtarb. Herr Hollwell verlor bald darauf alle Empfindung.

Man weiß nicht, was von dieſer Zeit an bis an die Morgendämmerung vorging. Um fünf Uhr fiel einem der Uebergebliebenen ein, den Herrn Hollwell hervorzuſuchen, in der Hoffnuug, wenn er noch bey Leben ſey, durch ihn ihre Erlöſung zu erlangen. Man erkannte ihn an ſeinem Hemde, und zog ihn unter Einigen, die todt auf ihn gefallen waren, hervor. Er gab noch Zeichen des Lebens von ſich.

Der von allen dieſen Scenen des Schreckens unterrichtete Unterkönig ließ um dieſe Zeit ganz kaltſinnig fragen, ob Herr Hollwell noch lebe. Man antwortete, er könne noch zu ſich ſelbſt kommen, wenn die Thür geöffnet werde. Der Bothe kehrte mit dem Befehl zurück, man ſolle aufmachen. Die Thür mußte inwendig geöffnet werden. Die noch lebenden waren ſo kraftlos, daß zwanzig Minuten vergingen, ehe ſie vermochten, die Todtenkörper von der Thür wegzuräumen und dieſelbe zu öffnen.

Ein Viertel nach ſechs Uhr kamen endlich die elenden Ueberbleibſel von hundert und ſechs und vierzig Seelen, nicht mehr als drey und zwanzig an der Zahl, aus dieſer Trauerhöhle an das Licht. Herr Hollwell hatte ein hitziges Fieber und konnte nicht ſtehen, demungeachtet ließ ihn der Unterkönig vor ſich bringen, aber eine Zeit lang war es ihm nicht möglich zu reden. In Feſſel ſchlug man ihn hierauf, die ſein Fleiſch bis an die Knochen durchſchnitten und brachte ihn nach Maradavad, der Hauptſtadt von Bengalen. Sein Fieber kam indeß zu einem glücklichen Abfall, Beulen brachen überall an ſeinem Leibe aus und verwandelten ſich geſchwind in fließende Geſchwüre. In dieſer Hauptſtadt ließ der Unterkönig den Herrn Hollwell mit einigen ſeiner übergebliebenen Freunde gleich nach ihrer Ankunft los. Sie kamen ungehindert zu Waſſer nach der holländiſchen Faktorey Corcemabad und von da nach England.

Auch in Europa hat eine eingeſchloſſene und durch die Menge der Leute verfaulte Luft eben dieſe Wirkungen geäußert. Im Jahre 1577 ward in Oxford über einige Uebelthäter in einem Zimmer ein Gericht gehalten, in welchem die Richter, der Adel und faſt alle anweſenden Perſonen, dreyhundert an der Zahl, plötzlich ſtarben, daher auch die Engländer dieſen Tag den ſchwarzen Gerichtstag nennen. Eben das widerfuhr vor etwa vierzig Jahren mit gleichen Umſtänden zu Taunton. Im Sommer 1750 brach in London bey der Verurtheilung einiger Uebelthäter unter den Richtern und Anweſenden ein ſehr heftiges Fieber aus, das ſelbſt durch die Kleider anſteckend ward; auch von dieſen ſtarb faſt auf der Stelle eine unglaubliche Menge Leute. Die Urſache dieſer fürchterlichen Wirkungen liegt in der aus Mangel der erneuerten Luft verfaulten Ausdünſtung ſo vieler Menſchen. Aus eben dieſer Urſache fließen die gleichen Wirkungen in ordentlichen Gefängniſſen, in Hoſpitälern, bey den Armeen, auf Schiffen und überhaupt an jedem eingeſchloſſenen Orte.

In Gefängniſſen iſt die daherrührende Krankheit eine eigene und neue Gattung eines Fiebers, das man in England Kerkerfieber nennt. Dieſes Fieber, welches dem Petechienfieber gleichkommt, iſt in den engliſchen Gefängniſſen gemein, und es fließt aus keiner andern Urſache als aus der eben angeführten Verderbniß der Luft. Man weiß, daß die Gefangenen in England ſelten ſtinkendes Fleiſch oder andere ungeſunde Speiſen eſſen müſſen, ſie haben geſundes Waſſer und genug, ſie ſind wohl gekleidet und leiden nichts vom Wind und Wetter, aber der kranke Gefangene wird nicht von den geſunden Gefangenen abgeſondert. Pringle ſchreibt das Kerkerfieber der Unreinlichkeit, der Menge Leute in einer Luft und der hieraus entſtandnen Fäulung zu. Der Ventilator war daher den Gefängniſſen in London ſehr nöthig, auch hat man durch dieſe Maſchine die Todesfälle in der Savoy völlig gehoben.

Das Hoſpitalfieber iſt von dem Kerkerfieber nicht verſchieden. Es entſteht nach Pringles Erfahrungen aus den faulen Dünſten, und er hat es ausbrechen geſehen, da noch keine andere Urſache dazu war, als ein vom kalten Brande gefaultes Bein. Barrere ſah aus einer vergifteten Luft im Kriegshoſpitale faſt bey allen Geſchwülſten, wenn ſie ſich öffneten, einen tödtlichen kalten Brand, da hingegen die Kranken von der Gefahr frey bleiben, ſobald man ſie an einen andern Ort brachte. Aus dieſer Urſache hauptſächlich kommen in dem Hoteldieu in Paris von zwey Tauſend Kranken mehrentheils nur ſechzig davon, die Trepanirten ſterben alle. Man macht zwar hin und wieder Feuer, um der Luft zu helfen, aber das Feuer ſcheint die Fäulung vielmehr zu befördern, als zu hemmen, denn die Peſt wüthet bekanntlich am heftigſten, wenn die Wärme am größten iſt. Mercurialis bemerkte in Venedig, daß die Handwerker, welche am meiſten mit dem Feuer umgeben, zuerſt von der Peſt angegriffen worden; Hodges ſagt, in London ſeyen durch die großen, drey Tage hintereinander angezündeten Scheiterhaufen in einer Nacht viertauſend Menſchen geſtorben, da man ſonſt nicht über vier Hundert verlor; Mead verſichert, man habe in Marſeilles die gleiche Erfahrung gemacht. Das angeführte Uebel der franzöſiſchen Hoſpitäler liegt vorzüglich in der nicht genug erneuerten Luft, und dieſer würde durch den Ventilator des Halles oder noch beſſer durch die Röhren des Sutton geholfen. Herr Pringle verſichert, daß Niemand in einem Hoſpital glücklich heilen könne, wenn man die Luft nicht mit einem Ventilator reinigt.

Bey den Armeen hat dieſer große Arzt bemerkt, daß eine eingeſchloſſene Luft in einem Gezelte ein faules Fieber erregen kann. In der Lagerruhr hat nach ſeinen Erfahrungen der Abgang einen faulichten Geruch, endlich wird er atzhaft und überaus anſteckend, er hat ſogar die Ruhr aus dem bloſſen Anriechen des in einer geſchloſſenen Flaſche verfaulten Blutes entſtehen geſehen. Er räth darum, die Ruhr in den Lagern zu hemmen, bey ſcharfer Strafe zu verbieten, daß Niemand ſeine Nothdurft anderswo als an den öffentlichen, dazu auserſehenen Stellen verrichte, und daß man in dieſer Abſicht an Oertern, wo der Wind vom Lager hinweht, tiefe Löcher mache, dieſelben aber mit Erde zudecke. Er will überhaupt, daß man ſehr geräumige und wohl durchzügige Oerter für die Hoſpitäler gebrauche und die Kranken beſtmöglichſt vertheile; er hält Scheunen und insbeſondere Kirchen am zuträglichſten. Wendet man dieſe Vorſorge nicht an, und häuft man die Kranken eng zuſammen, ſo hat die Erfahrung gewieſen, daß die bey den Armeen ohnedem gar zu ſeltenen Aerzte mit ihrer Kunſt nichts wider die Lagerruhr vermögen.

Auch auf Schiffen erfährt man die ſchädlichen Folgen einer eingeſchloſſenen Luft. Es iſt eine Schande für die Engländer, daß, nach ihrem eignen Geſtändniſſe, die edle Erfindung der Herren Halles und Sutton auf ihren ſonſt ſo furchtbaren Flotten mehrentheils verabſäumt wird. Sie haben auch keinen beſondern Platz zu der Einquartierung der Kranken auf ihren Schiffen, ſondern dieſe müſſen meiſtentheils an dem Orte bleiben, der ihnen überhaupt angewieſen iſt, nur wenn die Anzahl der Kranken ungemein groß wird, ſchafft man die gefährlichſten in einigen Schiffen bis auf eine gewiſſe Zahl beyſeits. Daher kommt es, daß die engliſchen Wundärzte den Scharbock viel eher für eine zufällige als für eine urſprüngliche Krankheit halten, weil ſehr oft und beſonders in den letzten Zeiten deſſelben auf den Schiffen ein Kranker den andern anſteckt; daher werden die ſonſt gutartigſten Fieber auf den engliſchen Schiffen anſteckend. Herr Reynolds hat bemerkt, daß in ſolchen Fällen aus Mangel der Abſonderung der Kranken der größte Theil der Seeleute krank wurde, die mit den Kranken zwiſchen dem Verdecke, einem allzuengen und des Nachts verſchloſſenen Orte, ſchliefen, da hingegen andere geſund blieben, die ſich von dieſem unter ſchwülen Himmelsſtrichen beſonders erſtickendem Raume weg an die Maſtbäume oder andere luftige Örter begaben. Ueberhaupt ſetzt dieſer geſchickte und im eigentlichen Sinne erfahrne Mann hinzu, man ſehe alltäglich, daß die Officiere und ihre Bedienten mehrentheils von dem allgemeinen Jammer frey bleiben, wenn Alles auf den Schiffen krank iſt, weil ſie den Kranken ſeltener zur Seite ſind und entfernt von ihnen ſchlafen.

Krankheiten, die an ſich nicht anſteckend ſind, ſieht man an jedem eingeſchloſſenen Orte anſteckend werden. Man darf nur auf die Erſcheinungen merken. Herr Pringle ſah, daß eine eingeſchloſſene Luft in einem Bette ein faules Fieber zu erregen vermag. Die anſteckende Natur der Schwindſucht iſt ſehr mild, und doch geht ſie in dem Bette von dem Mann zu der Frau, oder der Beyſchläferinn über. Die mildeſten Pocken werden oft in verſchloſſenen Zimmern und endlich auch durch die Kleider anſteckend. Den Frieſel zählt man ſonſt nach richtigen Wahrnehmungen nicht unter die anſteckenden Krankheiten, und doch wird er durch das verdammliche Einſchließen der Luft nicht nur anſteckend, ſondern auch ſehr viel ſchlimmer. Aus den ſchädlichen

Eigenſchaften einer nicht genug erfriſchten Luft erkläret der Herr von Haen die ungemeine Schwachheit, über die ſich eine unzählbare Menge Kranke im Anfange des Frieſelfiebers beklagen und die faſt jeder Arzt einer angeblichen Bösartigkeit zuſchreibt, da doch durch die Entfernung aller friſchen Luft und durch das übertriebene Zudecken der armen Kranken der Arzt oder die Umſtehenden die Urſache dieſer Schwachheit ſind. Die Ruhr wird durch den Geſtank des Abgangs ſo ſehr anſteckend, daß die geſundeſten Menſchen und auch ſogar die Thiere davon nicht frey bleiben. In dem Laufe dieſes Jahrhunderts brachte ein Kranker die Ruhr von Amſterdam nach Nimwegen, wo er ſtarb, durch ſeine Kleider kam ſie in das Haus, in ganz Nimwegen, und von da beynahe in fünfzig niederländiſche Städte, in welchen eine ungemeine Menge Menſchen ſtarben. Vor vierzehn Jahren herrſchte die Ruhr bey uns ſo ſehr, daß nach Einiger Ausrechnung in einem nicht gar großen Bezirke des Cantons Bern bis an dreyzehn Tauſend Menſchen ſtarben. Um Bern war ſie am heftigſten, auch erzählte mir ein würdiger Geiſtlicher, der eine kleine Stunde von Bern Pfarer geweſen, er ſey oft in dem Dorfe Muri in Häuſer gekommen, wo in der einzigen, ſehr niedrigen, ſehr kleinen und wohl verſchloſſenen Stube des Bauers ein paar Todtenkörper auf dem Tiſche und vier bis fünf an der Ruhr kranke Männer, Weiber und Kinder, in ihren Betten lagen und neben ſich ofſene Geſchirre hatten, in welche ſie ihre Nothdurft verrichteten. Man ſieht deutlich, daß dieſe Krankheit, die an ſich leicht anſteckend wird, um ſo viel mehr um ſich greifen muß, wenn man die Kranken von den Geſunden nicht abſondert, und um die Kranken ſelbſt die Luft nicht erneuert. Selbſt in der Peſt iſt die Entfernung der Kranken von den Geſunden, nebſt der Erneuerung und Erfriſchung der Luft, die größte und beſte Vorſorge.

Alle dieſe ſchädlichen Wirkungen einer eingeſchloſſenen Luft werden um ſo viel deutlicher, wenn man auf zwey Wahrnehmungen beſonders merkt. Herr Pringle fand, daß die Fäulung viel geſchwinder in der offenen Luft fortgeht. Denn weil die Theile, welche am meiſten faul ſind, auch am meiſten flüchtig ſind, ſo entfernen ſie ſich unverweilt von dem angeſteckten Körper und verlieren ſich in dem Winde, aber in einer eingeſchloſſenen Luft verweilen ſie um dieſen Körper und vermehren durch eine Art von Gährung ſeine Verderbniß. Die zweyte Wahrnehmung iſt, daß der Körper des Menſchen nicht nur die Feuchtigkeit, ſondern auch die übrigen in der Luft herumfliegenden Dünſte einſaugt. Keil hat erwieſen, daß ein geſunder, aber durch den Mangel der Speiſe und ſtarke Bewegung entkräfteter Jüngling in einer Nacht achtzehn Unzen durch ſeine Schweißlöcher eingeſogen, man hat aber auch geſehen, daß in einem Tage ſchon vierzig Pfund eingeſogen worden ſind; der Herr von Haen ſchätzt dieſes Einſaugen bey Waſſerſüchtigen in wenig Tagen über hundert Pfund, überhaupt wird das Einſaugen der Haut in vier und zwanzig Stunden über ein Pfund geſchätzet. Nun kann man ſchließen, was für die Umſtehenden und Kranken ſelbſt von den Wirkungen einer Luft zu erwarten ſey, die von faulen Dünſten voll iſt, und niemahls erfriſcht und niemahls erneuert wird.

Die Luft wird endlich durch vielerley Dünſte ſo verdorben, daß ſie auch da, wo ſie gar nicht eingeſchloſſen iſt, den Menſchen auf vielerley Weiſe ſchadet. Es iſt mir nicht möglich, alle einzelnen Wirkungen dieſer Dünſte durchzugehen, weil mein Raum für ihre Zahl zu eng iſt, und eben darum kann ich noch weniger der Wirkungen ihrer vereinigten Kräfte gedenken.

Ich mache bey den Ausdünſtungen der verfaulten thieriſchen Theile den Anfang. Dieſe ſtecken die Luft an und werden dem Menſchen auf verſchiedene Weiſe ſchädlich. Die Stadt Cork, in Irland iſt der Ort, wo man von dem Auguſt bis in den Jänner mehr als hundert Tauſend Stücke Vieh zum Dienſte der engliſchen Flotte abſchlachtet. In den nördlichen und ſüdlichen Vorſtädten von Cork finden ſich eine große Menge Schlachthäuſer und an denſelben weite Gruben, in welche das Blut und die unbrauchbaren Theile dieſer Thiere geworfen werden. Bey anhaltendem Regenwetter tritt dieſes bald verfaulte Blut aus ſeinem Sumpfe hervor und fließt von den Hügeln herunter in den Strom. Die verfaulte Materie vergiftet nicht nur die Luft überhaupt, ſondern ſogar die ſonſt heilſamen und von dieſer Seite über die Stadt wehenden Nordwinde. Rogers, ein vortrefflicher Arzt dieſer Stadt, hat daher bemerkt, daß an den Poken in den Jahren 1718, 1719, 1720 und 1721, ein guter Theil von den Leuten ſtarben, die nahe an den Schlachthäuſern wohnten. Die Wuth der daſelbſt herrſchenden und mehrentheils faulen Krankheiten dauert ſo lange als die Abſchlachtung des Viehes, und hört insgemein im Jänner auf. In Aethiopien iſt die Anzahl der Heuſchreken ſo entſetzlich groß, daß ſie oft durch die Aufzehrung aller Feldfrüchte eine Hungersnoth erregen, und wenn die Winde ſie nicht in die See tragen, ſterben, und die Peſt in dem an ſich ſchon heißen und feuchten Lande erregen. Mead ſagt, alle Beobachtungen, den Urſprung der Peſt betreffend, lehren, daß ſie in Afrika von der beſtändig daſelbſt herrſchenden und durch die ſchlechte Luft unterſtützten Nahrung der Fäulniß, und beſonders von faulen thieriſchen Theilen entſtehe.

Die Ausdünſtungen der ſtehenden Waſſer ſind faſt aus den gleichen Urſachen ſchädlich. Eine unendliche Menge Inſekten werfen ſich dahin, ſterben und faulen mit einer um ſo viel heftigern Wirkung, da ſchon in dem Leben ihre Theile am meiſten zur Fäulniß geneigt ſind. Die Sümpfe ſind auch faſt ohne Ausnahme mit ſtarken, ätzenden, ſtinkenden und zur Fäulung geneigten Pflanzen bewachſen, durch welche ganz allein die Ruhr in Paris ſchon unter das Volk gekommen iſt, weil man dort das Flußwaſſer der Seine trinkt. Ueberhaupt ſind die Waſſer der Fäulung ſo wohl fähig, daß auch das Waſſer aus dem Vechtſtrom, deſſen ſich die holländiſchen Schiffe bedienen, in Fäſſern ſo ſehr fault, daß der Dampf aus demſelben ordentlich Feuer fängt.

Aus dieſen ſtehenden und mit verfaulten Theilen angefüllten Waſſern ſteigen Dünſte auf, die durch den Athem eingezogen, der Geſundheit ſchaden, wenn die Witterung nicht ſehr kalt iſt. Die Ausdünſtungen der Sümpfe ſcheinen in den kalten Ländern nicht ſo ſchädlich zu ſeyn als in den heißen, obſchon die Krankheiten auch in Finnland zuweilen ſehr bösartig ſind, obſchon in Schweden die ſchlimmſten Flußfieber, die Fleckenfieber, auch gefährliche Poken und Maſern faſt jährlich herrſchen. Aber es iſt nicht ausgemacht, daß der ſchlimme Charakter dieſer Krankheiten eine Wirkung des vielen Schnee- und Eiswaſſers ſey, welches freylich im Sommer ausdünſten muß, und der häufigen Sümpfe, die eben aus dieſer Urſache in allen kalten Gegenden gemein ſind, weil ſich doch überhaupt Alles in der Natur um ſo mehr zu der Fäulung neigt, je mehr man gegen Mittag rückt. Die Ausdünſtungen der Sümpfe wirken in Deutſchland Tertianfieber, in Ungarn Petechienfieber, in Italien halbe Tertianfieber, in Aegypten und Aethiopien die Peſt. In Barbados iſt der Schaum des ſtehenden Waſſers ein heftiges Gift, das Vögel, Schweine und ſogar Ochſen tödet.

Unter die ſtehenden Waſſer zähle ich die Schanzgräben, welche keinen Auslauf haben, die unter Waſſer geſetzten Wieſen, ſofern die Wäſſerung nur ſelten vor ſich geht, die Sümpfe und Moräſte, und endlich alles Waſſer, das ſich nach einer Ueberſchwemmung irgendwo ſammelt.

Die Wirkungen der Dünſte ſtehender Waſſer habe ich auf meinem eigenen Leibe zu der Zeit ſchon erfahren, da ich mir dieſelben viel lieber aus Büchern bekannt gemacht hätte. Die beynahe ſo kleine, und beynahe ſo ſehr als der oft trockne Ilyſſus geprieſene Leine tritt in Göttingen zuweilen über ihre Ufer heraus, macht einen kleinen Theil dieſer Stadt ſumpfig, und die Schanzgräben ſind auch mehrentheils voll ſtehenden Waſſers. Ich wohnte nicht weit von dieſem ſumpfigen Quartier, und wie Hippocrates von dem kranken Philiſcus zu bemerken nicht unterließ, dicht an den Schanzen; auch ward ich vielfältig mit dem Tertianfieber ſowohl, als das ganze Haus des Herrn von Haller, bey dem ich wohnte, geplagt. Die von dem Marſchgrunde und den Schatzgräben entfernten Quartiere der Stadt blieben von dieſen Fiebern ganz frey, die bey uns und in den nahe gelegenen Häuſern nur mit dem Winter aufhörte.

In den vereinigten Niederlanden und in dem holländiſchen Flandern ſind wegen dem in den Sümpfen vermiſchten ſüßen Waſſer und Meerwaſſer die Tertianfieber ſchon viel ſchlimmer, oft ſo unartig, daß eine Menge Menſchen davon ſterben, und faſt nicht mehr zu heilen. Die Niederlande ſind längſt der See mehrentheils moraſtig und hin und wieder mit dem faulen Dampf, der aus dem von der Ebbe blosgelaſſenen Schlamme entſteht, beſonders angeſteckt, alles geſunden Waſſers aber faſt gänzlich beraubt, und daher ſehr ungeſund. Ich habe dieſen Dampf nach ſo vielen in Deutſchland ausgeſtandenen Tertianfiebern mit Schrecken gerochen. Herr Pringle, der ihn beſchrieben, ſagt, das beſtändige Brechen ſey in dieſen Gegenden gemein und die hitzigen Krankheiten mit Würmern bekleidet, welches er aber nur für eine Folge der verdorbenen Säfte hält. Ein berühmter müllhauſiſcher Arzt erzählet, eine Ueberſchwemmung und darauf erfolgte Stockung und Fäulung der Waſſer in den Gräben von Neubreyſach habe vor wenig Jahren ſo heftig gewirket, daß alle Einwohner, kaum mit Ausnahme des zwanzigſten, in abwechſelnde, und ſogar in anhaltende und nachher abwechſelnde Fieber verfielen.

III.

Ueber die
Nothwendigkeit physiologiſcher Kenntniſſe
bey
Beurtheilung der Verbrechen.

Le mortel qui se voue au bien des malheureux,
Pour les infortunés a fait plus que les Dieux;

Wer wandelt je unter dem Schatten wohlthätiger Bäume, ohne daß ſein Herz dankbar das Andenken desjenigen feyerte, der ſie pflanzte? Wer kann fühllos genug ſeyn, die Schätze der Natur und der Kunſt zu genießen, ohne an den zu denken, der ſie ſchuf, ohne eine Thräne dem Menſchenfreunde zu weinen, der ſie verſchönerte?

Was iſt dem Gefühle des Herzens gleich, wenn es dankbar im Buſen klopft, wenn das Auge raſch um ſich her ſieht, und den Wohlthäter aufſucht, dem es alles das Wonnevolle und Schöne ſo gerne danken möchte, das es genießt?

Heilig iſt dieſes Gefühl im Herzen des Edeln; es iſt Lohn des Menſchenfreundes, der nach Jahrhunderten noch beſucht wird, noch lebt, noch da iſt, weil ſeine Thaten noch leben, noch da ſind.

O wo iſt er? Wir wollen ihn ſehen, dem wir alles Dieſes zu danken haben! So ſpricht der Dankbare in der ſpäteſten Nachzeit, und fordert von jedem Baume, deſſen Schatten ihn deckt, von jeder Blume, die ſeinem Auge entgegen lächelt, von jedem Werke der Kunſt, von jedem Denkmahle der Menſchlichkeit den Wohlthäter der Menſchen zurück.

Wie der Tag die Sonne begleitet, begleitet der Nachruhm den Menſchenfreund. Vergebens decken ihn die Wolken der Zeit. Sein Licht durchdringt den Nebel, und der Werth ſeiner Handlungen erſcheint in ſeiner wahren Geſtalt.

Nur in Menſchenherzen allein liegt Verewigung; nicht Monumente des Stolzes entreißen den großen Mann der Vergeſſenheit; nicht der feile Meißel des erkauften Künſtlers, der erdichtete Thaten in Marmor gräbt, nicht die Folianten partheyiſcher Geſchichtſchreiber, die vergebens die Nachwelt bethören, — in den Thaten allein liegt Verewigung; dieſe gehen von Mund zu Mund, vom Vater zum Sohn, vom Großvater zum Enkel. Die Sage pflanzt ſich durch Jahrhunderte fort und errichtet in den Herzen der Menſchen dem großen Manne einen Altar, den keine Zeit zerſtört, keine Ewigkeit zernichtet.

Dieſes iſt das Loos, das den Menſchenfreund erwartet, dieſes iſt auch dein Loos, menſchenfreundlicher Theodor! du lebſt in den Herzen deiner Unterthanen und wirſt ewig leben.

O ihr Alle! die ihr hier, verſammelt mit den Vätern unſerer Akademie, den Tag ſeiner Geburt feyert, vereinigt euch mit mir, dem Himmel zu danken, der uns dieſen gütigen Fürſten gab, und weihet

Ihm eine Thräne des Gefühls im Rahmen der Menſchheit für alles das Gute, das er ſtiftete.

Sehet umher! wo ihr eure Blicke hinwendet, ſtehen Denkmähler von Theodors Güte. — Hier öffnen ſich die Pforten des Tempels des Alterthums; unverwehrt iſt Jedem der Zutrit ins Heiligthum, Jedem iſt der Umgang vergönnt mit den Weiſeſten und Gelehrteſten der Vorzeit.

Dort führt uns Theodors Vaterhand zu den Gegenſtänden der Kunſt; hier erſtaunt unſer Auge über Rubens Erfindungen; hier ſchmilzt unſere Seele bey dem ſanften Pinſel eines Gerhard Dov, eines Miris; hier genießt unſer Gemüth die Luſt der Frühlingsgegenden eines Brüghels, und unſere Hand ſtreckt ſich nach den Blumen aus, die van Huiſſum ſchöpferiſch nachahmte. Hier reißt uns Bewunderung hin, wenn ein zweyter Prometheus es wagt, das Feuer vom Himmel zu ſtehlen, und mit Hoge den Sonnenblick in Farben zu feſſeln.

Bey van Dyk und Titian ſtehen muntere Jünglinge und naive Mädchen, ganz Aug, ganz Gefühl für das Große und Schöne. Sie dringen ins Innere der Natur und bilden ſich nach den großen Meiſtern, werden die Freude ihrer Aeltern, der Lohn ihrer Lehrer und die Bewunderung ihrer Mitbürger — und alle dieſe Freude, alle dieſe Wonne danken wir unſerm Theodor.

Die wilde Natur verwandelt ſich auf Seinen Befehl in Edens Gegenden; ſchattige Alleen erwarten den Bürger nach ſeiner Arbeit; den Gelehrten heilige Hayne in einſamen Gebüſchen, wo murmelnde Waſſerfälle zu dichteriſchen Gedanken wecken.

Steile Wege werden verbeſſert, und Thiere und Menſchen vor Gefahren geſchützt. Vaterſorgfalt ſorgt für den Wanderer, und Menſchenliebe für den Reiſenden. Der Arme findet ſeine Nahrung, der Kranke ſeine Hülfe, der Arbeitſame Unterſtützung, und der redliche Mann ein Erziehungshaus für ſeine Söhne, die er dem Vaterlande weihen will. Sümpfe werden ausgetrocknet und für Menſchen bewohnbar gemacht, aus Moräſten entſtehen neue Fluren, wo zinsfreye Bewohner jeden Tag Theodors Güte preiſen.

Der Unterricht in der Geburtshülfe, die Bildung junger Leute in chirurgiſchen Fächern, die Entſtehung der Vieharzneyſchule, dieſes Alles iſt Dein Werk. O genieße die Wonne des Menſchenfreundes, freue Dich mit uns, daß Du warſt, um uns glücklich zu machen, und wir wollen uns freuen, daß wir ſind, um Dir zu danken, um Dich zu lieben!

Kein Tag verfließt für einen Menſchenfreund ſchöner, als der, an dem er ſich Abends ſagen kann, ich habe die Zahl der Unglücklichen vermindert.

O Fürſt! wie oft wirſt Du dieſe ſüße Wonne genoſſen haben! wie oft wirſt Du ſie noch genießen!

Die herrlichſten Feſttage, die die Welt je feyerte, waren die, an denen die Zahl der Irrthümer und der ſchädlichen Vorurtheile vermindert worden ſind; das ſchönſte Opfer, das man einem Menſchenfreunde bringen kann, beſtehe darin, ihm die Gelegenheit zu geben, Gutes zu wirken. Nur ſo ein Opfer iſt des Feſttages eines Weiſen würdig — würdig der Geburtsfeyer unſers Theodor.

Ich wähle zum Gegenſtande meiner Rede die Nothwendigkeit phyſiologiſcher Kenntniſſe bey Beurtheilung der Verbrechen — ein Gegenſtand, der ſeiner Wichtigkeit nach alle Aufmerkſamkeit verdient, und um den ganz zu erſchöpfen ich mir ſo viele Kräfte wünſchte, als ich mir Nachſicht meiner Schwäche von der Güte meiner Zuhörer verſprechen darf.

⁂

Es waren Zeiten, in denen man aus Mangel philoſophiſcher Kenntniſſe ſich einbildete, daß es für einen Rechtsgelehrten genug ſey, ſeinen Katechismus zu wiſſen, die Inſtitutionen und Pandekten, und die Geſetze des Vaterlandes auswendig gelernt zu haben, und einige Jahre in praxi geſtanden zu ſeyn; alle übrigen Wiſſenſchaften ſah man für das Fach eines Rechtsgelehrten als überflüſſig an, weil man ſich dort noch nicht einilden konnte, daß ſie in höherer Verbindung mit der Rechtsgelehrſamkeit ſtünden. Maſchinenmäßig wurden Handlungen und Verbrechen abgewogen; man legte uf eine Schale der Wage der Gerechtigkeit die That es Beſchuldigten, auf die andere ſo viel Geſetze, als man glaubte, daß er wiegen ſollte, um reif zu einem Todesurtheil zu werden. Wog ſeine That zu gering, ſo ſuchte der Richter durch Erfahrungen von neuern Thaten das Maß zu erſetzen, das noch abging, um ſeine Reife zum Schwert oder zum Strick zu vollenden. Die peinliche Gerechtigkeit glich der Bank jenes bekannten Tyrannen, worauf er ſeine Gefangene mordete. Wer zu kurz war, mußte geſtreckt werden, bis er die Länge der Bank erreichte; wer zu lang war, wurde verſtümmelt, bis er der Mordbank gleich war. So ging es leider auch mit den Verbrechern. Das mechaniſche Maß war das Geſetz; wer zu lang war, wurde abgekürzt, wer zu kurz war, gedehnt, bis der Richter das Maß erhielt, ein Todesurtheil über ihn zu ſprechen.

Dank ſey es der Denkart unſers Jahrhunderts, daß wir menſchlicher wurden, und einſehen lernten, daß Rechtsgelehrſamkeit ohne Philoſophie nur Barbarey iſt.

Ueber Menſchen richten, heißt über menſchliche Handlungen urtheilen, ſie mit den Geſetzen vergleichen, das Böſe erwägen, daß ſie im Staate hervorgebracht haben, und Mittel ausfindig machen, künftigen Uebeln zu ſteuern. Und wer kann dieſe hohen Pflichten erfüllen, wenn ihn nicht die Vernunft leitet? und leitet uns wohl die Vernunft, wenn wir ohne Philoſophie ſind?

Nie konnte ich es ertragen, daß man die Rechtsgelehrſamkeit ſo weit herabwürdigte, und ſie bloß auf buchſtäbliche Kenntniſſe einſchränkte. Ein Arzt, der den Zuſtand eines Kranken beurtheilen will, muß ein geſchickter Naturkundiger ſeyn; ohne dieſe Wiſſenſchaft iſt er ein elender Arzt, und er wird oft die Folge für Urſache, und die Urſache für Folge halten, und daher aus Irrthum und Unwiſſenheit Tauſende aufopfern, die ſich ſeinen Einſichten vertraut haben.

So edel das Amt eines Arztes iſt, eben ſo edel iſt das Amt eines Richters, ja noch edler, weil ſein Wirkungskreis größer als der des Arztes iſt, denn nur nach dem Wirkungskreis und dem Guten, das wir ſtiften können, iſt die Würde eines Standes zu beurtheilen.

Der Staat vertraut dem Richter Leben, Freyheit und die Güter ſeiner Bürger, die edelſten Schätze, die die Menſchheit nur haben kann. O welche Kenntniſſe, welcher tief eindringende Geiſt wird nicht vorausgeſetzt!

Fluch der Menſchheit dem Vater, der ſeinen Sohn zum Rechtsgelehrten bilden will und dafür hält, daß es genug ſey, wenn der Junge etwas Latein weiß, um ſein Corpus Juris zu verſtehen, der ihn dann mit Gewalt von den untern Schulen wegreißt, um ihn einige Jahre die Jura ſtudieren zu laſſen, oder was noch ſchlimmer iſt, ihn der Aufſicht eines Rabuliſten anvertrauet, unter deſſen Leitung er, gleich einem Kinde an der Bruſt ſeiner kranken Amme die ganze Ausübung der Legislation mit allen ungeſunden und verdorbenen Säften einzuſaugen verurtheilt wird!

Fluch der Menſchheit dem Vater! denn er bildet an ſeinem Sohne keinen Rechtsgelehrten, ſondern einen Verdreher des geſunden Menſchenverſtandes, eine Geißel der Menſchheit, der aus Mangel der erforderlichen Kenntniſſe einſt viele hundert Menſchen in der Stelle unglücklich machen wird, die der Staat ihm anvertrauen ſollte.

Keine Geſetze in der Welt, und wären ſie auch von Lykurgen und Platonen geſchrieben, können ſich auf alle Fälle erſtrecken; es wird immer Lücken geben, die der Verſtand und Geiſt des Richters ausfüllen muß, die das Geſetz nicht vorſah, nicht vorſehen konnte. Wie viele Kenntniſſe erfordert daher nicht der erhabne Beruf eines Rechtsgelehrten!

Die Zeit wäre zu kurz, wenn ich über alle die Erforderniſſe ſprechen wollte, die der Staat mit Recht demjenigen auflegen kann, der Anſpruch auf eine richterliche Stelle macht. Auch iſt meine Abſicht nicht, alle dieſe großen Eigenſchaften zu rügen; mein Gegenſtand iſt nur, mich bey denjenigen Kenntniſſen aufzuhalten, die für die Menſchheit die wichtigſten ſind; ich verſtehe unter dieſen die Gegenſtände der Phyſiologie, die unentbehrlich nothwendig ſind, daß ſie jeder Rechtsgelehrte kenne, wenn er je ſeinen hohen Beruf erfüllen, und ſich nicht der Gefahr ausſetzen will, aus Unwiſſenheit eine Stelle zu entweihen.

O ihr Schutzgötter der Menſchheit, denen das Wohl armer Sterblichen nicht gleichgültig ſeyn kann, erleuchtet meinen Geiſt mit eurem Lichte, damit ich die Größe der Wahrheit, über die ich zu ſprechen geſinnt bin, in ihrem ganzen Umfange fühle! erwärmt mein Herz mit jenem ſanften Feuer der Menſchenliebe! gebt, daß mein Gefühl in meine Worte überfließe, und die Wahrheit meiner Sätze Jeden zur Erkenntniß hinreiße, der ein Herz hat, das fähig iſt für Menſchen zu ſchlagen! —

Da die Arzneykunde noch in ihrer Wiege lag, ſo bekümmerte man ſich wenig um die Pathologie oder Krankheitslehre, man hatte gewiſſe Recepte, die für dieſe oder jene Krankheit helfen mußten, und dieſe gab man ohne Rückſicht der Umſtände. Wenn der Kranke alle die Recepte, die ſein Arzt wußte, verſchluckt hatte, und doch noch nicht geneſen wollte, ſo wurde er für unheilbar erklärt.

So elend die Arzneykunde beſtellt war, eben ſo elend war die Wundarzneykunde. Man hatte ein Geſetzbuch von Pflaſtern und Salben, die mechaniſch angewendet wurden; heilte die Wunde nicht, ſo blieb dem Kranken nichts übrig, als der Tod oder die Amputation. In dieſen Zeiten war es freylich leicht, ein Arzt oder ein Chirurgus zu werden; man brauchte nur ſeine Pflaſter auswendig zu wiſſen, und die Ingredienzen gewiſſer Purganzen zu verſchreiben. Heut zu Tage ſcheint uns freylich dieſe Curart ſehr lächerlich; ſie kommt uns unvernünftig und dumm vor, weil wir ſie unter dem Geſichtspunkte der jetzigen Zeiten betrachten, wo die Heilkunde und Chirurgie ſo große Fortſchritte in ihren Kenntniſſen gemacht haben.

Allein nicht auf ein Mahl erhoben ſich die mediciniſchen Wiſſenſchaften zu der Höhe, auf der ſie heut zu Tage zur Ehre der Menſchheit ſtehen; man ahnete ehevor, daß die menſchliche Natur ihre eigenen Geſetze habe, daß ſich dieſe Geſetze nicht unter die Vorſchriften der beſtimmten Purganzen und Pflaſter ſchmiegen können; man ahnte, daß die nehmlichen Krankheiten bey verſchiedenen Menſchen verſchiedene Entſtehungsurſachen haben können; man vermuthete, daß die nähmlichen Aeußerungen doch verſchiedene Urſachen zum Grunde haben können.

Dieſe Ahnungen führten zum Nachdenken, das Nachdencken zur Erfahrung, die Erfahrung zu höhe-

Kenntniſſen und zu Vermuthungen, daß die Arz-
- und Heilungskunde mit andern Wiſſenſchaften
hwendig verbunden ſeyn müſſen. Es entſtand da-
die Pathologie, die Anatomie, die Botanik, und
menſchliche Geiſt machte bald ſchnellere Fortſchritte.
ylich war das Schickſal derjenigen äußerſt hart,
zuerſt zu denken anfingen, denn ſie beleidigten Alle
nicht fähig waren zu denken, oder nicht denken
lten.

Es iſt immer ein unverzeibliches Verbrechen, den
iſt der Menſchen aufzuwecken, die Weiſen jedes
hrhunderts haben es erfahren, der größte Theil der
nſchen iſt faul, und haßt alles Nachdenken; die
ſſenſchaften ſinken zu einem Nahrungsgewerbe her-
und dem Menſchen iſt es eigen, daß er gern
innt ohne viele Arbeit. Nothwendig wurden daher
mer die verfolgt, die die Andern wollten denken leh-
, denn Denken iſt mühſam und ſtört den unthätigen
lummer des Faulen. Es war immer leichter, me-
diſche Purganzen zu verſchreiben, Univerſal- und
rtikularpflaſter zu gebrauchen, als das Innere der
tur zu ſtudieren. Alles, was zu mechaniſchen Aerz-
und Chirurgen ſelber Zeit gehörte, ſtand auf und
örte ſich gegen Denker, und es war ſo ganz na-
ich; es lag der Brodkunſt daran, keine höhere
nſte aufkommen zu laſſen, denn man ſah bald ein,
Salben und Pflaſter verlieren müßten.

Mit den Fortſchritten höherer Kenntniſſe gewann zwar die Menſchheit ſehr, aber dummer Eigenſinn und niedriges Intereſſe ſieht den Gewinn der Menſchheit nie ein, und berechnet alles nur nach ſeinem Privatvortheil. So werden hellere Einſichten von Jahrhundert zu Jahrhundert gehindert; die Geſchichte der Fortſchritte in der Arzney- und Heilungskunde belehrt uns, daß man geſchicktere Aerzte gar der Zauberey beſchuldigte; die Anatomie verwarf man als ſittenlos und ärgerlich; die Botanik hatte das Schickſal, das die Blitzableiter in unſern Zeiten hatten; man glaubte, der Menſch maßte ſich an, der Gottheit Geſetze vorzuſchreiben, da er durch Kräuter heilen wollte. O wie viele Mühe koſtete es doch, die Menſchheit vernünftig zu machen, und daher hat in jedem Jahrhunderte der Mann immer viel gethan, der es wagte, weiſe zu ſeyn, und die Vorurtheile ſeines Zeitalters anzugreifen.

Alle Wiſſenſchaften haben gleiches Schickſal, gleichen Gang; nur machen einige geſchwindere Fortſchritte, andere langſamere, nach der Beſchaffenheit des Intereſſe derjenigen Menſchen, denen es daran liegt, daß ſie keine Fortſchritte machen ſollen. Alle Wiſſenſchaften ſind dem Lichte gleich, das mit den Finſterniſſen kämpfen muß; der Sieg bleibt immer der Sonne, die am Horizont aufgeht; nur iſt ihr Kampf manchen Tag länger, als den andern, und in mancher Gegend ſcheint ſie oft ſchon helle, da noch Nebel die übrigen deckt.

Mit den Fortſchritten der Philoſophie haben alle
ſenſchaften gewonnen; ſie war die Fackel, die den
ß zum Emporſtreben zeigte; Arzneykunde und Chi-
gie folgten ihr willig — willig die Reihe der übrigen
ſenſchaften. Langſam folgte ihr die Rechtsgelehrſam-
, angeſchmiedet an zentnerſchwere Folianten, und
dem noch mit allem Wuſte römiſchen Unſinns der
zeit. Sie konnte nothwendig nicht ſo eilfertig nach-
men, denn Niemand außer Montesquieu,
bly und Beccaria wagten es, ihr einige Ket-
abzunehmen. Auch legte ihr die Politik verſchiedene
derniſſe in den Weg. Bey allem dem aber bleibt
ner Jurisprudenz und Legislation die höchſte der
ſenſchaften, und es ſcheint, als bemühten ſich alle
igen an der Hand der Philoſophie den höchſten Gi-
l menſchlicher Kenntniß zu erreichen, um dann
die erworbenen Schätze in die Hände der Legislation
Jurisprudenz zu legen, die ihre Kronen ausma-
ſollen.

Die Urſache, warum die Arzneywiſſenſchaft und
lungskunde ſo ſchnelle Fortſchritte zum Vortheil der
nſchen machten, beſtand darin, weil ſie ſich früh
die Philoſophie anketteten, und an ihrem Bande
Hülfswiſſenſchaften als Pathologie, Anatomie,
anik, mit ihren Lehren vereinigte.

Die Jurisprudenz allein ſteht noch iſolirt, ange-
iedet an das Piedeſtal römiſcher Verfaſſungen, die

heut zu Tage ſo unnütz ſind, als es ihre Kriegsrüſtungen wären. Freylich kämpft man auf dem juridiſchen Kampfplatze noch immer mit den nähmlichen Waffen, Juriſt gegen Juriſt mit römiſchen Aktionen und Exceptionen; ungleich wäre der Kampf, wenn der Juriſt manchmahl mit dem Philoſophen kämpfen müßte, ſo ungleich als der Kampf eines ſchwachen Pfeils gegen ein Feuerrohr iſt.

Alles ändert ſich, alle Wiſſenſchaften machen Fortſchritte; nur ſtockt es da, wo die Fortſchritte für die Menſchheit am nützlichſten wären, und die Urſache dieſer Stockung liegt darin, weil man die Rechtsgelehrſamkeit noch nicht mit jenen Hülfswiſſenſchaften verband, die die juridiſche Denkkraft höher und weiter leiten könnten.

Man fange einmahl an, die Zöglinge, die einſt in den Tempel der Rechtsgelehrſamkeit geführt werden ſollen, frühe mit metaphiſiſchen Kenntniſſen bekannt zu machen; man verbinde die Lehre der Phyſiologie mit dem Unterrichte eines Criminalrichters und lehre auf öffentlichen Schulen die rechtliche Arzneykunde, und bald werden ſich heilſame Folgen für das Wohl der Menſchen verbreiten.

Wenn ich einen jungen Menſchen ſehe, der ſeine Jura abſolvirt hat und Anſprüche im Staate auf ein richterliches Amt macht, ſo möcht' ich immer gerne dieſe Fragen an ihn ſtellen: Haſt du dich und die Menſchen kennen gelernt? Weißt du nun den Gang der Leidenſchaften, den Grund ihrer Entſtehung und welchen Einfluß ſie auf unſere Handlungen haben? Haſt du gelernt, was Temperament, Erziehung, was die Gegend, wo wir geboren worden, das Klima das wir bewohnen, was die Nahrung, die wir genießen, was die Hütte, die uns deckt, und das Handwerk, das wir treiben, weißt du welchen Einfluß dieſes alles auf unſere ſittliche Handlungen hat? — Du lächelſt; warum antworteſt du nicht? von dieſem allem, ſagſt du, ſteht nichts in unſern Geſetzbüchern, nichts in den großen Bänden des Corpus Juris.

Freylich, Erbarmungswürdiger! ſteht von dieſem allem nichts in den Geſetzen, weil die Application der Geſetze Männer fordert, die ſich alle dieſe Wiſſenſchaften ſchon eigen gemacht haben. Du willſt über Menſchen richten, und weißt nicht einmahl, wie der Verbrecher entſteht; wie der Stufengang vom Irrthume zum Laſter iſt. Dem Richter iſt die Kenntniß der Anatomie der Seele ſo nothwendig, als dem Arzte die Anatomie des Körpers. Wie kannſt du über Verbrechen urtheilen, wenn du nicht weißt, wie ſie entſtehen? Wie kannſt du helfen, wenn du den geheimen Sitz nicht kennſt, worin das Uebel liegt? Ich habe mein Geſetz; dieſes iſt meine Norma. Gut! Du haſt dein Geſetz, wie der Wundarzt ſeine Salbe, und du wirſt dein Geſetz ſo ungeſchickt anwenden, als der Marktſchreyer ſeine Heilungsmittel, wenn dein ſtumpfer Geiſt nicht weiter ins Innere der Dinge dringt, und die wahre Entſtehungsurſache des Uebels aufſucht: Oder ſollſt du dich vielleicht in jene elende Claſſe der Naturſtümper ſetzen, die keine anderen Rettungsmittel kennen, als Schneiden und Brennen? Wenn das Uebel von innen kömmt, o ſo ſind deine Marterwerkzeuge vergebens; ein Glied nach dem andern wird angeſteckt werden; die Säfte im Körper ſind verdorben, das bedauernswürdige Glied hat keine Schuld, daß es angeſteckt iſt. Hätteſt du früher die Natur ſtudiert, die Säfte des Körpers verbeſſert, ſo würdeſt du dich dieſer elenden Werkzeuge nicht bedienen. Unvergeßlich werden immer die Worte ſeyn, die der verſtorbene und um Baiern ſo ſehr verdiente Freyherr von Kreitmayr einſt ſagte, als von den peinlichen Geſetzen die Rede war: Da ich ſchrieb, ſo drückte er ſich aus, mußte ich mich an die Lage der Zeiten, und an viele Dinge der Verfaſſung halten; ich würde vielleicht Vieles geändert, Vieles ganz anders geſagt haben, wenn es rathſam geweſen wäre, Alles auf einmahl umzuändern; in vielen Dingen gab ich nur Winke, die deutlich dem ſind, der die Geſetze im Zuſammenhange ſtudieret hat. Der Geiſt, die nothwendige Menſchenkenntniß, der ſcharfe Blick des geſunden Urtheils ins Innere der Umſtände — ſind Eigenſchaften, die ich ſchon vorausſetzte, daß ſie derjenige haben ſoll, der über Menſchen richten will. Wer dieſe nicht ſchon hat, dem konnte ich ſie auch nicht geben.

Dieſe Worte voll Wahrheit ſind des großen Mannes würdig, dem Baiern immer Dank ſchuldig ſeyn wird. Er wagte es zuerſt, die ewig dauernde Form der Prozeſſe einzuſchränken, und die Geſetze von dem Schlendrian und von den groben Schlacken alter Vorurtheile zu reinigen. Ein Verdienſt, das dieſen Mann in jedem Zeitalter dem Edeldenkenden verehrungswerth machen wird.

Oft noch denke ich an dieſe Worte: Nothwendige Menſchenkenntniß, ſcharfe Blicke der geſunden Vernunft ins Innere der Umſtände — — ja das ſind freylich Eigenſchaften, die ein Richter nothwendig haben ſoll; wie kann er ſich aber dieſe Eigenſchaften erwerben ohne phyſiologiſche Kenntniſſen?

Der Maßſtab der Beurtheilung der Schuld des Verbrechers liegt in der Lehre von der Moralität der menſchlichen Handlungen, und dieſe iſt die wichtigſte Lehre der peinlichen Jurisprudenz.

Kenntniß des menſchlichen Herzens, tiefe Erfahrung, ein lauterer und heiterer Blick, fähig, die geheimen Räder der Vorurtheile, der Leidenſchaften, des Temperaments, der Erziehung, auf das genaueſte zu entfalten; dem Gange der menſchlichen Affekte in ihren verborgenſten Wirkungen nachzuſpüren, und deren ins Unendliche verſchiedene Springfedern mit ſtärkerm und ſchwächerm Eindruck, im Allgemeinen und unter dieſen und jenen individuellen Verhältniſſen zu beobachten — dieſe ſind die unentbehrlichen Eigenſchaften eines Criminalrichters, und wie iſt es möglich dieſe Eigenſchaften zu erlangen ohne gründlichem Studium der Phyſiologie?

O Menſchen! rechnet doch einmal von euren Tugenden das ab, was Laune, Temperament und Erziehung dazu beytragen, und wie wenig wird euch übrig bleiben, was ganz euer iſt! Rechnet aber auch von dem Verbrechen der Unglücklichen das ab, was Erziehung, Clima und Temperament dazu beytragen, und wie klein wird manches uns ſo groß ſcheinende Verbrechen werden! Alles das, was Erziehung, Klima, Temperament, Umſtände zu unſern Tugenden und Laſtern beytragen, iſt nicht ganz unſer, und doch ſind wir ſtolz genug, in Tugenden uns alles zuzurechnen, und grauſam genug, alle Umſtände bey Verbrechen unſers Nächſten auf ſein Individuum zu wälzen.

O ihr Menſchen! laßt doch nicht immer eure Richter mit dem Schwert in der Hand den unglücklichen Theil des Volks ſchrecken, der keine Erziehung, keine Richtung ſeiner Leidenſchaften hat; laßt vielmehr den Geſetzgeber auftreten als einen Vater des Volks, der nur aus Liebe, aus Zärtlichkeit ſtraft, der jeden Untergebenen beſchwört, bey ſeinem eigenen Wohle beſchwört, ihn nicht zur Strafe zu zwingen, und die Liebe wird mehr Eindruck auf die Sittlichkeit, als die Furcht machen.

Schaudert nicht die Menſchheit vor den Geſetzbüchern zurück, wo nur gewiſſe Beſtimmungen der Strafen für Laſter, und keine Belohnungen für Tugenden ſind? Wenn du mordeſt, ſo werde ich dich wieder morden; wenn du raubſt, ſo werde ich dich tödten; wenn du ſtiehlſt, ſo mußt du ſterben. Alſo immer Tod — Tod und Mord: welchen Eindruck muß dieſe Härte auf Menſchenbildung machen! Was kann der unerzogene Menſch aus dieſer Sprache vermuthen? Welchen Begriff muß er ſich von der Geſetzgebung machen? Es muß ihm ſcheinen, als läge es dem Staate daran, viele Unglückliche zu zählen; es muß ihm ſcheinen, als lauerte Alles auf ihn, um ihn bey der erſten Abweichung von dem Geſetze die ganze Schwere ſeiner Macht empfinden zu laſſen; es muß ihm ſcheinen, als hätte das Geſetz eine Freude daran, die Schwächern ſo elend aufzuopfern. Die Sprache eines peinlichen Geſetzbuches ſoll nicht bloß die Sprache eines über ſeine Gewalt eiferſüchtigen Obern, ſie ſoll die Sprache eines Vaters mit ſeinen Kindern ſeyn; ſie ſoll die Gründe, warum dieſe oder jene Handlung dem Wohle der Geſellſchaft nachtheilig, und in dem Grad nachtheilig iſt, ſie ſoll väterliche und liebreiche Ermahnungen enthalten; ſie ſoll dem Volk fühlbar machen, daß die Leiden, die man ihm auflegen muß, dem Geſetzgeber durch die Sorge für das Wohl Aller abgedrungen werden, daß er mit blutendem Herzen ſie auflege, ſie ſoll das Volk bitten, ihm dieſe ſeiner, alle Glieder deſſelben umfaſſenden Liebe widerſtrebende Härte zu erſparen.

Nein! unmöglich kann ſich mein Herz an den Gedanken gewöhnen, daß der Menſch ſo ganz fühllos, ſo unbeſchreiblich verhärtet ſeyn ſollte, daß dieſe Sprache nicht auf ihn Eindruck machte: beſonders, wenn Erziehung, Beyſpiel, Religion und Volksunterricht hierzu beytrügen.

Wer den Menſchen kennt und ſein Inneres ſtudiert hat, der wird wiſſen, welche beſtändige Wiederhohlung ſeiner Pflichten dazu gehört, um ihn der Eindrücke der Tugend empfänglich zu machen. Wer phyſiologiſch den Menſchen betrachtet hat, der wird überzeugt ſeyn, wie nothwendig es ſey, die Menſchen frühzeitig mit ihren Pflichten bekannt zu machen; ihnen frühzeitig die bleibenden Empfindungen der Religion einzuflößen, und ſie die Gegenwart eines ſie für ihre Tugend ſegnenden Gottes allenthalben in ihren Häuſern, auf ihren Feldern, und in ihren Thälern finden zu laſſen. Wer phyſiologiſche Kenntniſſe hat, der wird einſehen, daß bey dem zahlreichſten Theile der Nation der Anfang der Nationalerziehung muß gemacht werden, wenn allgemeine Volksbildung und allgemeine Volksglückſeligkeit Statt finden ſoll.

Die Macht der Leidenſchaften wächſt mit dem Menſchen, und faſſet durch Gewohnheit und Zeit tiefe Wurzeln.

Laſter ſind moraliſche Krankheiten; ſie haben ihre Heilungsmittel nothwendig, und finden ſich wohl dieſe, können ſie ſich wohl finden, wenn der angehende Richter es nie der Mühe werth gehalten hat, über phyſiologiſche Gegenſtände nachzudenken?

Hättet ihr alle je einen Blick in das menſchliche Herz geworfen, ihr, denen die Religion das große Amt des Volksunterrichts anvertraut hat, ſo würde keiner aus euch die Stunden, in denen er zu ſeinen Mitbürgern ſpricht, mit leeren Terminologien, theologiſchen Spitzfindigkeiten, abſtrakten Wahrheiten und metaphyſiſchen Sätzen verzehret haben; er würde nicht über die weſentlichſten Pflichten des Menſchen hinſchlüpfen, und den größten Theil ſeiner Unterrichtszeit mit Schmählen und Läſtern auf den Kanzeln über Dinge zubringen, wodurch der Menſch nicht ſittlicher, nicht beſſer, nicht chriſtlicher gemacht wird; er würde vielmehr denken, alle ſeine Bemühungen darauf zu verwenden, vernünftige, brauchbare, ewig dauernde Kenntniſſe und edle, menſchliche Empfindungen den Zuhörern einzuflößen.

Aber ich verliere mich zu weit; der Vernünftige weiß jede Gelegenheit zu benützen, das Gute wirkſam zu machen, und wer kann dieſe große Kunſt den lehren, der keine Sinne hat, ihre Größe zu fühlen?

Die Schwere eines Verbrechens leuchtet nicht aus der That ſelbſt, ſondern aus den Umſtänden hervor, unter welchen ſie ein Uebelthäter beging. Einerley That kann von 3 Menſchen an einem Tage begangen worden ſeyn, und aus der Unterſuchung der Geſchichte derſelben kann ſich ergeben, daß ſie der eine als Böſewicht, der andere als Verführter, und der dritte als Unwiſſender ausübte. Und wie kann dieſes unterſucht, wie aufgeklärt werden, wenn man alle phyſiologiſchen Kenntniſſe bey Beurtheilung der Verbrechen ausſchließt? Der Phyſiolog betrachtet die Erziehung, die der Verbrecher erhalten hatte; die Schickſale, welche er von Jugend auf hatte; die Lage in welcher er ſich befand, als er zur böſen That ſchritt; das Maß ſeiner Kenntniſſe, die Reihe ſeiner vorhergehenden Handlungen, die Langſamkeit oder Geſchwindigkeit, mit welcher er ſein Verbrechen vollſtreckte; die Reizungen, welche er dazu empfing. und die Aeußerungen, welche er noch einige Zeit über die begangene That von ſich gab; das Temperament, welches er von ſeinen Aeltern annehmen mußte, wie ſie es ihm mit in die Welt gaben; ſeinen Stand, ſein Alter — Gott! wie wird ſich durch dieſe Betrachtungen die Geſchichte ſeines Verbrechens aufklären! —

So handelt der Phyſiolog. Wie widerſinnig und grauſam iſt das Verfahren desjenigen, der nichts thut, als daß er der begangenen Uebelthat ihren Nahmen gibt, im Geſetzbuche das Urtheil aufſucht, welches über dieſelbe unter dieſem Nahmen geſprochen wird, und ohne weitere Ueberlegung den ſchrecklichſten Ausſpruch wagt, den ein Menſch gegen einen Menſchen wagen kann, den Ausſpruch: Er ſoll ſterben!

Böſes mit Böſem vergelten, iſt immer ein übler Begriff, der aller Moralität entgegen iſt, und man betrügt ſich ſehr, wenn man glaubt, dadurch Menſchenbeſſerung zu erhalten. Der Weiſe folgt in Allem der Ordnung der Natur; dieſe kettet das Uebel als eine nothwendige Folge unmittelbar an die böſe That, nicht um den Menſchen zu zerſtören, ſondern um ihn auf die Wege der Ordnung wieder zurückzuweiſen, auf welchen er nur allein ſeine Glückſeligkeit findet. So muß es auch der Staat machen.

Böſes mit Böſem vergelten, ohne Rückſicht auf Menſchenbeſſerung, iſt freylich ſo etwas, das man ſehr leicht ausführen kann, wenn man die Macht dazu hat; es iſt leichter einem Uebelthäter ſein Leben zu nehmen, als ſeinen ſittlichen Charakter umzuändern, und doch iſt es Menſchenpflicht das Letztere zu thun.

Ganz anders denkt der Phyſiolog über dieſen wichtigen Gegenſtand, als der harte Blutrichter.

Einen Verbrecher ſtrafen, heißt, ſobald Menſchen als Menſchen darüber reden wollen, denjenigen, welcher Böſes thut, dazu anhalten, daß er das begangene Böſe ſoviel als möglich wieder gut mache, und ihn in ſo eine Lage verſetzen, daß er das Böſe nicht wieder thun will; nur unter dieſen beyden Geſichtspunkten können Strafgeſetze ertheilt werden, nur ſo ſind ſie Erſatz' für die Geſellſchaft und Beſſerung des Verbrechens.

Wenn ein Menſch nur darum leiden ſoll, damit er leide, ſo ſieht der Phyſiolog bey ſeinem Leiden weder etwas Vernünftiges, noch etwas Menſchliches.

Ihn nur aus dem Wege ſchaffen wollen, damit er die böſe That nicht wiederhohle, oder durch ſeinen Anblick das Andenken derſelben erneuere, iſt abſcheuliche Grauſamkeit, Mangel an Philoſophie und Menſchenkenntniß, die wir von den unglücklichen Zeiten der römiſchen Verfaſſungen noch geerbt haben. Wenn das Geſetz' nur die Abſicht haben will, durch die Todesſtrafe eines Unglücklichen Abſcheu für das begangene Verbrechen in den Augen ſeiner Mitbürger zu erregen, ſo findet der Phyſiolog menſchlichere Mittel, durch die er den nähmlichen Endzweck erreichen kann. Der Laſterhafte leidet immer an den natürlichen Folgen ſeiner Ausſchweifungen; Alles, was zur Volksbildung beyträgt, ſoll auf ihn hinweiſen, um alle Menſchen durch den Anblick ſeines Elendes für ähnliche Vergehungen kräftigſt zu warnen, und ſie weiſer, vorſichtiger, beſſer und tugendhafter zu machen.

Tod aber und fürchterliches Leiden bloß in der Abſicht auflegen, daß man das Verbrechen nicht unbeſtraft laſſe, war ein Einfall, über deſſen Richtigkeit Unanſtändigkeit und Erniedrigung der Menſchenwürde man vielleicht noch nicht reif genug nachgedacht hat.

Welchen Nutzen ſchöpfte bisher die Sittlichkeit des Volks aus allem dem öffentlichen Leiden der Verbrecher? Was abſtrahirte es davon? Nichts, als daß man einen Uebelthäter ſo ſtrafe, wenn er entweder die That nicht im Verborgenen begeht, oder unvorſichtig genug iſt, in die Hände der Gerechtigkeit zu fallen. So iſt die Abſtraction der wenigen Denkenden aus dem Volke, und welchen Bezug kann ſie auf Selbſtgefühl, auf Selbſtverbeſſerung haben? Bey dem übrigen und groſſen Haufen, der gar nicht denkt, erreicht das Geſetz die Abſicht des Abſchreckens nicht im geringſten. Der größere Hauſe des Volks ſieht ſolche Tage der öffentlichen Strafe, wo düſtere, melancholiſche Stille die ganze Natur erfüllen ſoll, als freudige Feſttage an, um ſeiner Neugier und Laune zu fröhnen. Alles eilt an den Ort, wo der Unglückliche ſterben ſoll; aber nicht mit jener Beſchaffenheit des Geiſtes, die dieſer fürchterliche Auftritt in den Herzen der Zuſeher wirken ſoll. Man geht hin, wie zu einem Schauſpiel; Arm in Arm, Hand in Hand, um zu ſehen, um geſehen zu werden. Die Dirnen der Wolluſt ſammeln ſich da in Menge, und ſinnen auf neue Eroberungen, man drängt ſich hin bis zum Schaffot, und neue Laſter ſchänden die Gegend, wo der Unglückliche ſtirbt. Diebe und Beutelſchneider miſchen ſich in das Gedränge, ziehen Vortheil aus der Neugierde der Menſchen, und benützen die Gelegenheit zu neuen Diebereyen.

Meine ganze Seele empört ſich, wenn ich ſo ein Mordfeſt denke, und wenn dieſer Anblick den Gedanken noch nicht aufweckt, daß alle dieſe Strafen ohne Eindruck, ohne Endzweck beym Volke ſind, ſo bleiben der Wohlredenheit ſelbſt keine Worte mehr übrig, um die Sache dem Menſchen begreiflich zu machen.

Wenn aber auch dieſes alles nicht wäre, ſo findet der Phyſiolog doch, daß der Gedanke: dieſer Menſch ſoll leiden, damit andere nicht ſo handeln, ganz unrichtig ſey.

Die Frage bleibt immer, kann man nicht ohne ſein Leiden andere von ſeinen Handlungen auf eine weit edlere und den Zweck gewiſſer erreichende Art abhalten? Ja! wenn man die Menſchen tief in die Unmoralität der Handlungen einſchauen ließe, wenn man ſtarke und belebende Gefühle der Tugend allgemein durch Erziehung und Beyſpiele erregte, jeden Weltbürger von Jugend auf mit ſeinen Pflichten und mit der Heiligkeit und Schönheit derſelben vertrauter machte, und ihm große Begriffe von der Würde des Menſchen einflößte.

Bey der öffentlichen und ſchrecklichen Beſtrafung eines Uebelthäters raubt auch das Mitleid einen großen Theil des Eindruckes, den die Strafe auf den Zuſeher machen ſoll. Dieſes Gefühl iſt ſo ganz natürlich, iſt ſo heilig und liegt ſo innig an unſerm Herzen, daß es auch die grauſamſte That, die ein Menſch beging, nicht ganz aus der Seele des Mitmenſchen tilgen kann, wenn er leidet. Es wäre auch ſchrecklich, wenn eine Nation ſo weit herabſänke, daß dieſes Gefühl in ihr erlöſchte. Man vergißt ſo leicht die That des Verbrechers, bey dem Anblick des leidenden Menſchen.

Die Seele eines Leidenden iſt einer Kraft gleich die in ihrem Mittelpunkte alle Seelen anderer Menſchen zu vereinigen ſucht, um zu leiden, ſo lang ein Unglücklicher leidet. Seine Thränen, ſeine Seufzer, ſeine Bitten ſind gewiſſe Arten von Befehlen der Natur, denen ein ähnliches Weſen nicht ganz widerſtehen kann, und dadurch erlangt ein Unglücklicher eine natürliche Superiorität über einen großen Theil der Menſchen; ſelbſt der Härteſte und Gefühlloſeſte muß oft dieſem Geſetze nachgeben, und wenn er auch nur wohlthätig wird, um den Anblick eines Leidenden zu entfernen.

Die Natur gibt uns einen ferneren Wink, da der Stärkere den Schwächern verfolgt; der Zorn funkelt in ſeinem Auge, ſein Arm erhebt ſich, um den Schwächern zu tödten — welche Gegenkraft gibt die Natur dem Unterliegenden? — Sie gibt ihm Gefühle von Furcht, Schmerz und Hoffnung; ihre Ausdrümahlen ſich in allen ſeinen Zügen, und entwaffnen den Wüthenden.

Heiliges Geſetz des Mitgefühls! du behaupteſt immer deine Rechte, und warum ſollteſt du ſie nicht für einen Unglücklichen noch behaupten, der von der Welt nichts mehr fordert, als eine Thräne des Mitleids, die die Natur ihm nicht verſagt, und ſollten ſie ihm auch alle Geſetze verſagen wollen?

Die Zahl der böſen Menſchen iſt nicht ſo groß in der Welt, als man glaubt, und die, die böſe ſind, ſind es meiſtens aus Irrthum des Verſtandes, oder aus grober Unwiſſenheit.

Landſchulen errichten, die Kinder früh zu guten Chriſten und Bürgern bilden, darin, und ganz allein darin liegt Menſchenbeſſerung.

Unterricht, Erziehung für das Landvolk, für den größten Theil der Menſchen! So möcht' ich ſchreyen und wünſchen, daß meine Stimme ſich in die Kabineter der Großen und Reichen dränge, die hiezu beytragen könnten, deren Pflicht es wäre, hiezu beyzutragen, und die manchmahl großmüthig ihren eigenen Vortheil für das Beſte der Menſchheit aufopfern ſollten. Landſchulen, Volksunterricht, Nationalerziehung — und ihr habt eure Henker nicht mehr nöthig.

Wie traurig iſt der Gedanke des Mannes von Gefühl, wenn er durch ganze Dörfer und Gegenden wandelt, wo vielleicht unter vielen Hunderten der Landleute nicht eine oder zwey Perſonen leſen und ſchreiben können! Wie gekränkt muß ſeine Seele ſeyn, wenn er die größten Diſtrikte entblößt von Schullehrern antrifft, oder die wenigen, die da ſind, in Hütten wohnen ſieht, die ſie kaum vor Regen und Schnee decken.

In der Erziehung liegt Alles; in öffentlichen Schulen ſollen alle Kinder des Staats dieſelben Kenntniſſe und Grundſätze erhalten. Wie iſt aber dieſes zu hoffen, da in der Hauptſtadt ſelbſt, wie unſer Mitglied, der geiſtliche Rath Weſtenrieder, in ſeinen Beyträgen zur vaterländiſchen Geſchichte, Geographie und Statiſtik bemerkt hat, da in der Hauptſtadt ſelbſt unter 8000 ſchulfähigen Kindern nur 2000 die öffentlichen Schulen beſuchen; die übrigen werden nach eigenen Hauslaunen und Grundſätzen, der Himmel weiß wie, erzogen.

Freylich gehören zur Herſtellung ordentlicher Schulhäuſer große Summen, wenn ſich alle Kinder nach ihren Stufen und Claſſen anſtändig verſammeln ſollten; wären aber nicht Quellen genug in unſerm Vaterlande, dieſe Summen herzuſtellen? Wären ſie vielleicht nicht wirklich ſchon da und brauchten etwa nur eine andere Verwendung? —

Aber Alles hat ſeinen Stufengang. Die beſten und nützlichſten Vorſchläge können oft nur nach und nach zur Reife gebracht werden Der größte Haufe der

Menſchen iſt ſo leidenſchaftlich, und ſieht den Nutzen einer guten Veränderung nicht allezeit ein; verwieſt oft alles Neue, und hängt lieber an alten Vorurtheilen und Herkommen, als daß er ſich die Mühe geben ſollte zu denken, und ſollte auch das Wohl einer ganzen Nachkommenſchaft darunter leiden.

Hätte der Staat alle Vorſorge gegen die Irrthümer des Herzens und des Verſtandes getroffen, ſo würde ſich die Anzahl der Verbrecher längſt ſehr vermindert haben.

Eine einzige That, und wenn ſie auch noch ſo auffallend iſt, macht noch lange nicht einen Böſewicht aus, und eine That iſt nicht im Stande eine Reihe guter Handlungen zu verlöſchen; — und wo iſt der Gerichtshof, wo man die guten Handlungen mit auf die Wagſchale der Gerechtigkeit legt, worauf man die Verbrechen abwiegt? Wer ermißt, wie lang der Unglückliche gegen die That gekämpft hat, wer erwägt, wie viel kummervolle Nächte er in dieſem ſchrecklichen Kampfe durchwacht hat? Wer zählte ſeine Thränen, die er vielleicht vergoſſen hat, und wer kannte die innere Beſchaffenheit ſeines Herzens, als er die That vollbrachte?

Gott! wenn alle dieſe Gedanken bey dem Anblicke eines zum Tode Verurtheilten in unſerer Seele aufſteigen, wer kann ein Menſchenherz haben, ohne das Schickſal des Unglücklichen zu beweinen?

Man ſehe den größten Uebelthäter in die Jahre ſeiner Kindheit zurück, und erwäge, ob er denn auch da ſchon ſo böſe war, als wir ihn nun wirklich glauben. Wie unſchuldig lächelt nicht das Kind auf den Armen ſeiner Mutter! wie ſanft war ſein Blick, wie bildſam ſein Herz! Würde er wohl ſo böſe geworden ſeyn, wenn man ihm frühe Gelegenheit gegeben hätte, ſich zu bilden; aber ſo ließ man ihn erwachſen ohne Pflege ſeines Herzens, preis gegeben den Umſtänden und dem Schickſale, das ſo gern von den Umſtänden abhängt. Keine Seele bekümmerte ſich um ihn; er weinte; Niemand trocknete ſeine Thränen; er ſeufzte, kein Ohr hörte ſein Gewinſel; er ſtrauchelte, aber Niemand both ihm ſeinen Arm; nun fiel er, und weil er fiel, nothwendig fallen mußte, wird er das Opfer ſeines Schickſals.

Immer erwacht dieſer Gedanke in mir, ſo oft ich einen Menſchen zum Tod führen ſehe, und noch ein weit fürchterlicherer ſteigt in meiner Seele auf, wenn ich an den Zügen des Leidenden nach die Verwüſtungen ſehe, die das Gefühl der ausgeſtandenen Marter in ſelbe grub. Armer Mitmenſch! denke ich dann, wie viel mußteſt du leiden, bis du im Stande warſt, den heftigſten Trieb deiner Selbſterhaltung, den die Natur ſo mächtig in dein Herz legte, vollkommen zu erſticken! Wie viel mußteſt du leiden, bis man dir das Geſtändniß abzwang, um dich in die

Arme des Todes zu ſtürzen. Wenn alle dieſe Martern angewendet worden wären, um dich zum beſſern Menſchen zu bilden, ſo würde ſie der Gefühlvolle vergeſſen können, und der Staat würde doch einigen Vortheil davon haben; aber bloß darum ſie anzuwenden, um einen Bürger auf ewig aus der Geſellſchaft aller Lebenden zu tilgen, dieſes iſt eine Härte, bey deren Erinnerung man ſich wünſchen möchte, keine Seele zu haben, um ihre Abſcheulichkeit zu fühlen.

Wenn unter der grauſamſten Marter dir je der Gedanke kam: ich will mich beſſern, ich will wieder ein gutes Glied der Geſellſchaft werden! ſo warſt du genöthigt, dieſen aufkeimenden Gedanken wieder in dir zu verlöſchen. Ich will, aber der Staat läßt mich nicht mehr wollen; meine Beſtimmung iſt nicht Beſſerung, nicht, daß ich den Schaden wieder erſetze, den ich dem Staat verurſacht habe, nicht, daß ich durch mein gutes Beyſpiel wieder mich mit der Menſchheit ausſöhne, meine Beſtimmung iſt Vertilgung und Tod. — Aber Gott! ich habe Kinder; die Natur fordert mich auf; ich muß mich für dieſe Unſchuldigen erhalten; ich will beſſer werden, ich will für ſie ſorgen, — welcher entſetzliche Seelenkampf! wo iſt der Richter, der dieſe ſchreckliche Pein je bey der Folter berechnet hat?

Der Unglückliche iſt zu ſchwach; der Schmerz überwältigt ſeine Sinne; er unterliegt, weil er Menſch iſt, die Marter hat geſiegt. O Triumph! der jedes Jahrhundert entehrte; der keinen Zweck hat, als Menſchen vertilgen.

Eile nun hin, Blutrichter und lächle! Du haſt über die Leiden der Menſchheit geſiegt: frohlocke, die Natur war zu ſchwach; vergebens ſtärkte ſie den Kämpfenden mit den höchſten Gefühlen der Selbſterhaltung und der Kindesliebe; der Schmerz war mächtiger; er unterlag, um zu ſterben.

Frohlocke über deinen Sieg! du haſt eine herrliche Beute gemacht; theile das Vergnügen mit deinen Henkern; es iſt eine große That, einen wehrloſen Unglücklichen in den Rachen des Todes hinein zu peitſchen. O daß dein Herz ewiger Froſt, wie Helvetiens Eisgebirge decken möchte! daß deine eiskalte Seele nie zum Gefühl der Menſchlichkeit ſich erwärme! Es würde eine ſchreckliche Stunde für dich ſeyn, wenn einſt am Tage des Gerichts oder in deiner Todesſtunde alle dieſe blutenden Körper, dieſe von Gram verſtellten Geſichter der Menſchen, deiner Mitbrüder, vor dir erſchienen, um Rechenſchaft für deine Schadenfreude zu fordern, die manchmahl auf deiner Miene ſo boshaft, ſo heimtückiſch lächelte.

Wie mancher gefühlloſe Richter eilet nicht von dieſem ſchrecklichen Auftritte zum Wein, oder in die Arme einer Buhlerinn, und erzählt frohlockend die große That, daß er einen Unglücklichen martern ließ, zufrieden, als hätte er eine Schlacht gewonnen, daß er einem unglücklichen Geſchöpfe, das lieber ſterben, als leiden wollte, das Geſtändniß durch ſeine Henker abzwang. O! pfui! wie entehrt das die Menſchheit! wer kann leiden ſehen und nicht gerührt werden! Nur ein Stein, oder ein Herz, das einem Stein ähnlich iſt! Wer kann leiden ſehen, und Freude daran haben, daß ein Geſchöpf leidet — nur ein Fühlloſer, nur ein Teufel, oder ein Herz, das mit dem Teufel viel Aehnlichkeit hat.

Wenn ein Theil im menſchlichen Körper leidet, ſo arbeiten alle übrigen um den Körper vom Leiden zu befreyen. Wenn ein Splitter in dein Auge fällt, ſo ſchwemmet die wohlthätige Natur alle Thränen zuſammen, um dieſen Splitter aus deinem Auge zu waſchen. Alles in der Natur arbeitet, um Leiden zu vermindern, nur der Menſch nicht, der eher der Tyrann der Geſchöpfe ſeyn will, als ihr Monarch, zu deſſen Würde er doch von der Gottheit beſtimmt iſt.

Wahrheit! edle Wahrheit! dich will der Thörichte aufſuchen. Geht der Weg alſo durch die Folter zu deinem Tempel? Sind Henkersknechte deine Prieſter, und muß man Menſchen zerfleiſchen, um dich zu finden? Du, der Gottheit Kind! ſchönſte der Eigenſchaften, lege alle deine ſanfte Macht, die du über Menſchenherzen haſt, in meine Worte, daß ich Jeden überzeugen möge, wie weit wir noch von dir entfernt ſind.

Durch Henkerswerkzeuge will man dich aufſuchen — o welches Vorurtheil, welche abſcheuliche Philoſophie! der gar nichts an Abſcheulichkeit gleich kömmt. Man muß die Wahrheit ſuchen — ja, wenn ſie nicht auf der Zunge iſt, ſo muß man den Rücken aufwühlen, und bis ins Mark der Gebeine dringen, um zu ſehen, ob ſie ſich dort nicht verſteckt habe, und auf dieſe Art zu finden iſt.

Welche herrliche Metaphyſik! und eine Unfehlbarkeit, der nichts gleich kömmt! Die traurigen, unſchuldigen Opfer, deren die Welt ſo viele zählt, haben es leider bewieſen.

Wenn nur ein einziger Menſch in der Welt wäre unſchuldig durch die Folter gemartert worden, ſo wäre dieſes hinlänglich genug, um die Großen alle zu bewegen, alle Folterbänke auf dem ganzen Erdkreis abzuſchaffen — ſo groß iſt die Würde des Menſchen, ſolche Achtung fordert ſie von jedem, der Menſch iſt; aber ich will zu dem Unglücklichen zurückkehren, der zum Tode verurtheilt iſt.

Iſt dieſer Unglückliche wohl Vater? dieſes iſt eine Frage, die ich immer mache, ſo oft ich einen Verurtheilten ſehe. Ja, er hat mehrere Kinder. Kann der Staat alſo den Vater nicht ſeinen Kindern erhalten?

Iſt er es nicht ſchuldig, ihn zu erhalten, ausgenommen es wäre gar keine Beſſerung mehr möglich, und wo iſt dieſe nicht möglich, ſo lange wir Menſchen ſind, und einen Willen haben, uns zu ändern, und Hülfsmittel, dieſe Aenderung vorzunehmen?

Hat dieſer Unglückliche denn gar keine Verdienſte im Staat, die ſeine Todesſtrafe mildern könnten? Nein — nein! und er hat Kinder? Sind Kinder nicht Geſchenke, die ein Bürger dem Staate gibt, und verdient er hiefür denn keine Belohnung?

Jeder, der im Staate in die Ehe tritt, ſagt der berühmte Herr von Soden, der das große Geſetzbuch für die deutſche Nation entwarf, jeder, der im Staate in die Ehe tritt, muß dem Volk als ein Mann von der Kanzel empfohlen werden, der ſchon dadurch ſich um das Wohl ſeiner Mitbrüder verdient machte, und ſchon dadurch den Beyfall ſeines Fürſten erwarb. Auch ſoll der Staat ein jedes Ehepaar, das eine gewiſſe Anzahl rechtmäßiger Kinder zur Welt ſetzte, auszeichnen, öffentlich als nützliche Bürger bekannt machen, ihnen gewiſſe Belohnungen austheilen, und ſie von öffentlichen Bürden befreyen. Wenn man aber auch dieſes nicht thun will, ſo erforderte gewiß die Billigkeit, daß man bey Beſtrafung des Verbrechers auf die Milderung des Urtheils dächte.

Alle dieſe Gedanken erweckt der Anblick eines ſolchen Unglücklichen in mir; und wird er ſie nicht auch in Andern erwecken, die Seelen haben, die zum Mitleid geſtimmt ſind?

Iſt ein Verbrecher böſe geworden, ſo ſorge man dafür, ſagt der Phyſiolog, daß er wieder gut werde. Hat ein Verbrecher Schaden angerichtet, ſo halte man ihn an, ſo viel Erſatz deſſen zu leiſten, als er im Stande iſt. Dieſes ſind die einzigen richtigen und menſchlichen Ideen, welche der Phyſiolog mit reinen Begriffen von der Strafe des Verbrechers zu verbinden ſucht.

Wenn man dem Räuber die Hände, dem untreu Entwichenen die Füße, und dem zur Verrätherey Aufgelegten den Kopf abhauet, ſo iſt freylich die Abſicht leicht und mechaniſch erreicht, daß der Verbrecher ſeine böſe That nicht wiederhohle. Der Erſte greift nicht mehr ohne Hände; der Zweyte lauft nicht ohne Füße, und der Dritte denkt nicht ohne Kopf. Aber wie höchſt abſcheulich iſt dieſe Kalkulation der Menſchenverbeſſerung!

Die Beſſerung des Verbrechers beſteht nicht darin, daß er ſeine böſe That nicht wiederhohlen kann, ſondern daß er ſo gebeſſert wird, daß er ſie nicht wiederhohlen will, dieß iſt der Maßſtab der wahren Gerechtigkeit.

Strafen heißt, Menſchen beſſern, nicht Menſchen tödten. Wenn Beſſerung nicht das Ziel der Strafe iſt, ſo kann man nicht ſagen: der Staat hat den Menſchen geſtraft, ſondern er hat ſich an dem Menſchen gerächt, und rächen ſoll ſich der Staat niemahls. Dem Verbrechen vorbeugen, die Menſchen edler machen, darin liegt die große Pflicht der Geſetzgebung, hiezu gehört aber anhaltendes Studium der Phyſiologie.

Ich kann den Menſchen nicht beſſern, wenn ich nicht ſeinen Willen ändere, wenn ich ſeine Neigungen und Triebe nicht ſtudiert habe, die ſo tief in der menſchlichen Natur gegründet ſind. Wenn man ſagt: in dieſem Lande wird geraubt und gemordet, ſo unterſucht der Phyſiolog zuerſt die Lage und die Gegend des Orts; man hat Beyſpiele, daß Menſchen, die an Sümpfen und Moräſten wohnen, mehr Anlage zur Grauſamkeit haben als andere. Der Phyſiolog unterſucht ferner den Charakter der Thäter, ihre Lebensart, Nahrungsſtand, die Art ihres Gewerbes, ihre Erziehung und Bildung. Findet er, daß der Staat auf alle dieſe Umſtände nicht aufmerkſam genug war, dem Verbrechen vorzubeugen, ſo fängt er da zu verbeſſern an, wo der Grund der wahren Beſſerung wirklich liegt.

Dieſe große Wahrheit fühlten in ſeinem ganzen Umfange Se. Majeſtät, der letztverſtorbene Kaiſer Leopold, glorreichen Andenkens; Toskana ward durch ihn glücklich, da er die verbeſſerten peinlichen Geſetze in Florenz einführte. Ich habe überzeugende Proben, war ſein Ausdruck, und mein väterliches Herz empfand darüber das ſüßeſte Gefühl, daß die Vorbeugung der Verbrechen größern Nutzen des Staats ſchaffe, als die härteſten Strafen.

Die Strafe des Todes, die Folter, die Confiſkation der Güter der Verurtheilten, alle dieſe geerbten Vorurtheile der Unmenſchlichkeit und der Barbarey der Vorwelt, wurden aus Toskana's Geſetzbuch gänzlich ausgeſtrichen. Wie ſüß, wie befriedigend für meine Seele war mir dieſe Nachricht, der ich vor einigen Jahren auf der nähmlichen Stelle, wo ich heute zu ſprechen die Ehre habe, über die Quellen der Verbrechen und die Möglichkeit ſelben vorzubeugen, ſprach, und nun meine Sätze durch Leopolds Verfaſſung und ihren glücklichen Erfolg beſtätigt fand.

Ja, ſo iſt es; die Pflicht, Menſchen zu erhalten, und ſie glücklich zu machen, iſt das höchſte Recht der Fürſten; der Menſch wird empfindſam geboren; er iſt neugierig; nachahmend; ſeine Bedürfniſſe erfordern Hülfe; mit dem Hange nach Genuß liegt in ſeiner Seele ein Keim von Eigenliebe, der der Sittlichkeit das ſeyn kann, was die Hebel der Mechanik ſind. Die Begriffe von Wohlwollen, von Vaterlandsliebe ſind ihm gleichſam angeboren; ſie ſind jene ſittlichen, unſichtbaren Keime, woraus der Staat den größten Vortheil ziehen kann. Der Menſch in ſeiner Kindheit kann jenen Samen der Pflanzen verglichen werden, die ſich entwickeln, wachſen, emporheben, mit der

Zeit Blüthe und Früchte geben, wenn ſie Cultur und Wärme erhält, befeuchtet von dem Thau, der von oben herab ſtrömt.

Wenn ſich die Pforten der Schätze der Natur, der Moral und der reinen Philoſophie öffnen, dann werden ſich die Sitten zukünftiger Generationen erheben; die Wohlthat der Erziehung wird dem Menſchen durch alle Alter ſeines Lebens folgen, und die Erbſchaft ſeiner Enkel ſeyn; Die weiſen Anſtalten Carl Theodors tragen ſchon alles Mögliche bey zu dieſem großen Werke der Menſchenbeſſerung. Er ſtürzte das Laſter des Müßiggangs, und bringt die Arbeit empor; Er ſorgt väterlich für die drückende Armuth, und ſtopft daher die erſten Quellen der Verbrechen. Die Cultur unbebauter Gegenden erfordert tauſend Hände, die ſich recht gut nähren, die dadurch der Unthätigkeit entzogen werden, und ſo den Grund zum Glück künftiger Nachkömmlinge legen.

Heil dem Fürſten! der über Cultur und Menſchenhülfe, wie Theodor, denkt, ſeine Finanzen hierüber nicht um Rath fragt, und nur erwägt, daß viele geſegnete Familien der wahre Reichthum eines Staats ſind; daß kein Geld, das man für Menſchenwohl anlegt, verſchleudert, ſondern nur auf Wucherzinſen angelegt iſt; daß keine, auch die feſtlichſte Feyerlichkeit nicht, der Wonne je gleich kömmt, der Schöpfer vieler und glücklicher Familien zu ſeyn, und

Unterthanen zu beherrſchen, die ihr Daſeyn und ihren Wohlſtand ſeiner väterlichen Hand zu verdanken haben.

Wie groß, wie erhaben iſt dieſer Gedanke! wie freudenvoll für eine edle Seele, die ihre ganze Größe, ihren Stolz nur im Wohlthun ſucht, wie aufmunternd für Jeden, der Gefühl, inniges, wahres Gefühl für die Menſchheit hat, und gern alles das Seinige zum Menſchenwohl beytragen möchte! Aus dieſer Urſache ſchmeichle ich mir auch, daß jedem Gutdenkenden der Gegenſtand meiner Rede nicht unangenehm war, indem ich zeigte, wie ſehr phyſiologiſche Kenntniſſe bey Beurtheilung der Verbrechen nothwendig, ja unentbehrlich ſind.

Ich habe dieſen Gegenſtand freylich noch lange nicht erſchöpft, und könnte noch über Veränderungen der Gemüthszuſtände in Kerkern, bey der verderbten Luft, von dem Einfluß der Gemüthsbewegungen bey den Gefangenen, dem Mangel der Bewegung, den Folgen der Unſauberkeit, und manchmahl ſchlechten Koſt, und noch vielen andern Gegenſtänden ſprechen, als: den engen einſchließenden Leibringen und der immer andauernden Stellung, wodurch der Phyſiolog oft fürchterliche Zerrüttungen der Organe und Entſtehung von Wahnſinn und Raſerey mit Gründen vermuthen kann: allein alles dieſes würde mich zu weit führen, und meine Pflicht iſt es, mich in die Gränzen der Zeit einzuſchränken und die Geduld meiner Zuhörer nicht zu ermüden. Ich bin zufrieden, wenn ich ſo viel geſagt, ſo viel bewieſen habe, daß ſich doch ein Jeder ſelbſt ſagen kann: Ja! er hat recht; wie kann man über Menſchen urtheilen, wenn man Menſchen nicht kennt? Dieſes Geſtändniß iſt mir genug, ich habe meine Abſicht und Theodors großen Wunſch erreicht, dem kein Gegenſtand gleichgültig iſt, der den Menſchen der Natur und der Wahrheit näher führt.

O könnte dieſe meine ſchwache Stimme, die ich heute für die heiligen Rechte der Natur und der Menſchheit erhob, für das Leben, für das Wohl meiner Mitbürger, könnte dieſe meine ſchwache Stimme Männer von höhern Einſichten und Gewicht aufwecken, die mit vereinten Kräften und hellern Blicken das Innere der Dinge, dieſen ſo wichtigen Gegenſtand, bearbeiteten, das gerechte Flehen der Menſchheit mit mir zu dem Thron des Gütigſten der Fürſten brächten, und Ihn der Glückſeligkeit erinnerten, die ſeine Unterthanen, ſeine Kinder, unſere Brüder in der Reinpfalz, unter ſeinen milden Geſetzen genießen, in welchen Gegenden man ſelten hört, daß man Menſchen auf dem Schaffot opferte, oder Unglückliche auf der Folter verſtümmelte. Auch hört man da in dieſen glücklichen Gegenden wenig von grauſamen Verbrechen, eben darum, weil da das Leben der Menſchen einen höhern Werth hat, eben darum, weil harte Strafen nur harte Verbrechen machen.

Der große Montesquieu wiederhohlte oft dieſe Wahrheit, belegte ſie mit Beyſpielen aus der Geſchichte, und Kaiſer Leopold beſtättigte ſie aufs neue durch ſeine Geſetzgebung in Toskana.

Welchen Werth ſoll der Bürger auf ſein Leben ſetzen, wenn der Staat keinen Werth darauf ſetzt?

Es war in jedem Jahrhundert ein abſcheulicher Fehler der Geſetzgebung, daß man den Werth des Lebens eines Menſchen einer beſtimmten Geldſumme gleich hielt. Wer iſt im Stande, den Werth des Lebens zu beſtimmen? Wer iſt im Stande, einen Menſchen zu taxiren — ihn, das Ebenbild der Gottheit, in welchem Fähigkeiten ſchlummern, von denen oft nur der kleinſte Funke auf eine Nachkommenſchaft von Jahrhunderten Licht und Glückſeligkeit verbreiten kann? Wer kann den Werth eines Menſchen beſtimmen, in deſſen Seele Kräfte liegen, die fähig ſind, in einer Stunde eine That zu thun, die alle Fürſten des Erdkreiſes nicht zu vergelten und die ganze Welt nicht zu belohnen im Stande iſt?

Wer kann den Werth eines Menſchen beſtimmen, der unter ſeinen Mitmenſchen Sokrate, Platone, Epiktete, Marc-Aurele zählte? der Bürger aufzuzeigen hat, die in Lumpen gingen, und deren Seele an wahrer Menſchengröße Monarchen übertraf? der Brüder aufzuzeigen hat, die für

Fürſten kämpften, fürs Vaterland ſtarben, und noch Brüder in ſeinem Mittel hat, die dieſes alles zu thun fähig ſind? Dieſer Menſchen Leben wird in manchem Geſetzbuche einer Summe Geldes am Werth gleich gehalten, um die man nicht im Stande wäre, eine Strohhütte zu kaufen.

Es werden mir freylich Einige einwenden, daß die nämliche Menſchenklaſſe, die Sokrate, Platone und Mark-Aurele in ihrem Mittel zählte, auch Nerone, Tigeline und Muley Iſmaels aufzuweiſen habe; aber dieſe Einwendung entkräftet niemahls meinen Satz, der ſich bloß darauf bezieht, daß kein Menſch im Stande iſt, den Werth des Lebens eines andern Menſchen zu taxiren.

Die Seelenkraft, die in jedem Menſchen verborgen liegt, iſt immer euch ſchätzbar, und wenn auch falſch entwickelte Kräfte die Ordnung der Natur verlaſſen, und in Auswüchſe übergehen, ſo hängt der Weiſe nur deſtomehr dem Gedanken nach, die Kräfte nach den Geſetzen der Ordnung im Menſchen zu entwickeln, nie aber den Menſchen zu zerſtören.

Es bleibt immer ein erniedrigendes Vorurtheil der geerbten Barbarey der römiſchen Verfaſſung, Menſchen zu morden, und nach und nach werden unter Theodors milder Regierung jene Vorurtheile gänzlich ſinken, die die Menſchheit laſten; Er wandelt die

Wege des Weiſen, der nichts mit Gewalt zuſammenreißt, ſondern beſſere Dinge an die Stelle der ſchlechtern ſetzt, bis ſich allgemach die alte Hülle von ſelbſt ablöſet, und alles das ohne Aufſehen ſinkt, was helleren Einſichten Platz machen muß.

Ihr Schutzgeiſter der Menſchheit, die ihr für das Wohl der Nationen ſorgt, erhaltet Theodors wohlthätige Seele immer in dieſer reinen Stimmung; erhaltet ſeine Freunde und die Stützen des Guten; ſegnet dieſen Fürſten noch lange zum Glück und Wohl des Vaterlandes, denn will ich es leicht verſchmerzen, wenn auch von einem großen Theile meiner Mitbürger, für deren Wohl, Sicherheit und Leben ich heute ſprach, meine gute und redliche Meinung mit Undank belohnt wird, denn was anders, als Undank kann man ſich auch mit dem Bewußtſeyn der beſten Sache, mit dem redlichſten Herzen, und mit der reinſten Abſicht von einem großen Theile der Menſchen verſprechen! Immer gibt es einen Haufen von Müßiggängern, die ſich berechtigt glauben, Alles unfreundlich tadeln, Alles lieblos beſchnarchen zu dürfen. Es gibt Menſchen, die ſo gern jeden vernünftigen Gedanken ganz aus der Menſchheit verſcheuchen möchten; es gibt Neider, die durch heimtückiſche Läſterungen manchen Redlichen in den Vorzimmern der Großen mit Koth werfen, und die Ehre des rechtſchaffenen Mannes in Wein- und Kaffeehäuſern feindſelig antaſten; es gibt Menſchen, die ſichs zum Geſchäft machen, die Lebenstage jenes Edeln auf das Aeußerſte zu verbittern.

Da es nun ſolche Menſchen gibt, und immer geben wird, was kann ich mir von ihnen wohl anders verſprechen, als gleiche Mißhandlung, da Männer von höhern Einſichten, von mehrerer Thätigkeit und großen Unternehmungen gleiches Schickſal erfahren haben.

Ich ſage dieſes mit Fleiß zum Voraus, um Alle zu überzeugen, daß mir keine liebloſe Critik unerwartet kommt, die vielleicht über dieſe Rede geſchmiedet werden wird; es ſtehe wider mich auf, wer läſtern will, und läſtere; die Sache der Menſchheit und Billigkeit rechfertigt mein Herz, und der Beyfall meines Fürſten, der Wahrheit und Menſchheit liebt.

Der Edle und Vernünftige wird mich nicht tadeln, und was liegt mir an dem Haufen niedrig denkender Menſchen, die ihre Natterzunge an Allem wetzen, was vielleicht zu hoch für ihren Verſtand, und zu edel für ihr Herz iſt. Es ſey auch, daß ſie einige Tage über dieſe meine Rede höhniſch lächeln, einer dem andern ins Ohr flüſtern, oder auch öffentlich darüber ſpotten, es ſey alles dieſes; ich werde bey der Sache doch immer ſo viel gewonnen haben, daß die Zeit hindurch, während der ſie ſich mit dem Tadel über meine Rede unterhalten, die Ehre manches redlichen, rechtſchaffenen Mannes unbetaſtet bleiben wird.

Immer viel Gewinn für mich; aber der größte Gewinn iſt der, den mein Herz mir gibt, bey allen den Schwierigkeiten, denen auch die beſte Sache unterworfen iſt, ohne Menſchenfurcht die Rechte der Wahrheit vertheidigt zu haben, ein Gewinn, den keine Welt mir geben und kein Neider entreißen kann!

Die Thräne des Empfindſamen, die Umarmung des Edeln, der ſtille Beyfall des Rechtſchaffenen, dieſe halten den Redlichen ſchadlos für alle Bekränkungen der Thoren, und dann die Stunde, die alle Menſchen einſt erwartet, die Stunde des Todes, wenn wir mit ſanfter Beruhigung unſer Auge ſchließen können, mit dem Bewußtſeyn, Alles für die Menſchen, unſere Brüder, gethan zu haben, was in unſern Kräften ſtand — wenn dann eine einzige Thräne des Danks aus dem Auge des geringſten meiner Mitbürger auf mein Grab fällt, ſo wird mir dieſe Thräne alle Leiden erſetzen, die ich unter euch erdulde.

Brüder und Bürger des Vaterlandes! ich weiß, es ſind viele Gute und Edelgeſinnte unter euch; ihr werdet die Wahrheit meiner Gründe einſehen, die ich anführte, und mir Dank für mein Wohlwollen wiſſen. Es war für euch, für euer Wohl, für euer Leben, daß ich ſprach, für das Leben eurer Kinder, eurer Freunde. Der Gegenſtand war ſo groß, ſo wichtig, verzeihet mir, wenn mein Verſtand weniger Kraft als mein Herz hatte; laßt durch mein warmes Gefühl das erſetzen, was meiner Rede noch an Gründlichkeit mangeln mag.

Doch Theodors Weisheit ſieht weiter, als unſere Augen ſehen können, Theodors Seele fühlt tiefer, als unſere Seelen fühlen können. Er, der Weiſe, deſſen Blick die Hütte, wie den Pallaſt überſieht, weiß, was zu eurer Glückſeligkeit nothwendig iſt. Lange arbeitet Er ſchon daran, euch immer glücklicher zu machen, und unzerſtörbar wird das Gebäude eurer Glückſeligkeit einſt werden, zu dem Er ſchon den Grund gelegt hat. Was bleibt uns noch zu wünſchen übrig bey einem Fürſten, der all unſern Wünſchen zuvorkömmt, als daß wir mit vereinigten Stimmen zum Himmel ſchreyen, daß Er noch lang und glücklich lebe, dieſes iſt der Wunſch jedes Unterthans, der an dieſem feſtlichen Tage mit uns zum Höchſten ruft: Heil und Segen über Theodor, den Menſchenfreund! —

Inhalt.

Seite

I.

Ueber die literariſche Intoleranz unſers Jahrhunderts. 3

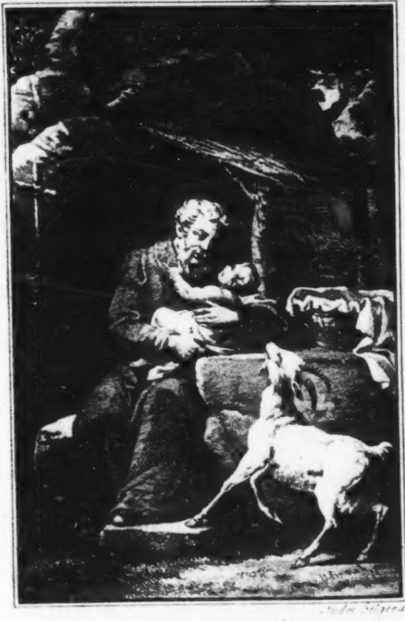
II.

Ueber die Verderbniß der Luft, die wir einathmen, ihre Schädlichkeit für die Geſundheit der Menſchen, und die Art, ſie leicht und ſchnell zu verbeſſern. . 43

III.

Ueber die Nothwendigkeit phyſiologiſcher Kenntniſſe bey Beurtheilung der Verbrechen. . . . 125

Eckartshausen 9 Th. Reden 3 Thl.



Die Ziege die mich mit ihrer Milch ernähre
soll auch dich ernähren.

Reden

zum

Wohl der Menſchheit

über

verſchiedene Gegenſtände.

III. Theil.

Ueber die Macht der Wiſſenſchaften und Künſte auf Geiſt und Herz für das Bedürfniß unſerer Zeiten.

Ueber das erſte Weſengeſetz in der Schöpfung.

Ueber richterliche Beſchäftigung.

Von

Hofrath v. Eckartshauſen.

Wien, 1830.
Bei Anton v. Haykul, Buchdrucker,

Ex
Biblioth. Regia
Berolinenſi.

Hofrath v. Eckartshauſen's

Schriften.

Neunter Band.

Reden
zum Wohl der Menſchheit
über verſchiedene Gegenſtände.

III. Theil.

Ueber die Macht der Wiſſenſchaften und Künſte auf Geiſt und Herz für das Bedürfniß unſerer Zeiten.

Ueber das erſte Weſengeſetz in der Schöpfung.

Ueber richterliche Beſchäftigung.

Wien, 1830.
Bei Anton v. Haykul, Buchdrucker,
und bei
Mich. Lechner, Univerſitäts-Buchhändler.

I.

Ueber die Macht der Wiſſenſchaften und Künſte auf Geiſt und Herz

für das Bedürfniß unſerer Zeiten.

Ordo naturae Scientiarum et Artium Lex est, et in cognitione unionis cum Principio supremo ordinis consistit. — Unitas enim omnis harmoniae fons est, et origo. Bonum verum et Pulchrum in unitate connectens: Tanta autem est legis unitatis sublimitas, ut ab illis raro intelligatur, quorum animus in opinionum et materiae versatur multitudine unitati et unioni contraria.

Baco de Verulamio.

Heilig iſt der Menſchheit jeder Tag, an dem eine gute That für's Menſchenwohl geſchah: — fließen auch Aeonen hin in die Ewigkeit, ſo feyert ſie, wenn auch keine Zeit mehr iſt, das Andenken eines ſolchen Tages.

Fünf und dreyßig Jahre blüht nun unſere Akademie, der Ceder gleich, die gütig von der Sonne beſchienen wird; die Stürme nicht beugen konnten, und die unter ihren wohlthätigen Zweigen, die ſie ausbreitete, das Gute, Wahre und Schöne in Schutz nahm, und es zum Lohne dankbar denjenigen brachte, die ſie pflanzten, die ſie erhielten.

Groß iſt ein Fürſt, der den Werth der Wiſſenſchaften und Künſte kennt und ihnen einen Tempel baut; denn er arbeitet für Wahrheit, die ewig bleibt — er arbeitet für's Menſchenherz — auch alsdann, wenn keine Akademien mehr ſind, wenn der Weltbau unter ſeinen Trümmern zerfällt, ſo bleibt noch das Gebäude der Menſchenbildung — ewig wie Menſchenbeſtimmung.

Menſchenwohl, Menſchenglückſeligkeit, Zufriedenheit und Vergnügen iſt enge mit dem Wohle der Wiſſenſchaften und Künſte verbunden.

Die Denkkraft leitet den Willen, der Wille wird zum Geſetz der Handlungen, denn Menſchen wollen das Gute, wenn ſie das Gute rein kennen.

Künſte und Wiſſenſchaften führen uns ins innere Heiligthum der Natur, und lehren uns die große Ordnung im Schöpfungs-Syſtem kennen. Durch dieſe Anſchauung erhält unſer Auge jenes Licht, das der Irrthum ſcheut, vor dem das Laſter flieht.

Freylich flattern die Eulen bey der aufgehenden Sonne, und die Nachtvögel heulen beym anbrechenden Tage; — aber die Sonne geht ungeſtört ihren Gang fort bis zum Mittag; da wirft ſie ſenkrecht ihre Lichtſtrahlen auf die Schöpfung, und durch ehrfurchtsvolle Stille feyert die Majeſtät ihrer Höhe die ganze Natur.

Unverzeihlich iſt das Verbrechen eines Mannes der einen Tag verfließen läßt, an welchem es ihm vergönnt iſt, öffentlich mit ſeinen Mitbürgern zu ſprechen, wenn er an ſelbem keine nützliche Wahrheit vorbringt.

Der Menſchheit Fluch fällt auf die Scheitel desjenigen, der eine nützliche Wahrheit unterdrückt, oder dem Feigheit den Muth raubt, ſie zu ſagen, oder der ſie doppelherzig verhunzt, oder ſie in Lumpen der Zeit und Umſtände einkleidet, die dem Vorrechte ihres göttlichen Adels unwürdig ſind.

In keiner Zeit iſt die Wahrheit nothwendiger, als dann, wenn Irrthümer herrſchen.

Die Finſterniß bedarf des Lichtes, Nebel fliehen nur vor der Sonne, die ſie zerſtreuet, und die jeden Gegenſtand in ſeinem wahren Lichte zeigt.

Ich rede von der Macht der Wiſſenſchaften und Künſte auf des Menſchen Geiſt und Herz. —

Ich will die Baſis der Wiſſenſchaften und Künſte anzeigen — erörtern, wie die Menſchen dieſe Baſis verlaſſen haben, und wie hieraus Irrthümer, Unwiſſenheit und Mißbräuche entſprangen; endlich wie dieſe Baſis wieder zu erlangen, und den Künſten und Wiſſenſchaften ihre heiligen Vorrechte über des Menſchen Geiſt und Herz eingeräumt werden können. — —

Wichtig iſt der Gegenſtand der Feyerlichkeit des Tages, aber vielleicht der Schwäche meiner Kräfte nicht angemeſſen; allein die ſchwächeſte Kraft läßt ſich ja durch Kunſt verſtärken. Der kleinſte Funke, der nur glimmt, läßt ſich anflammen; ſoll mein Herz kalt bleiben können in der Mitte von Männern, die an dem Platze, wo ich heute ſtehe, mit ſo vieler Wärme für's Wohl der Menſchen geſprochen haben? Gibt nicht ihr Blick ſchon Aufmunterung dem Herzen — der Gegenſtand vom Menſchenwohl Anfeuerung dem Geiſte, und der Gedanke, daß Karl Theodor der Wiſſenſchaften und Künſte Schützer iſt, meiner Seele Begeiſterung?

O hätten die Menſchen die Macht, die die Wiſſenſchaften und Künſte über ihr Herz haben, längſt erwogen, und hätten die Weiſern dieſe Macht zur Menſchenbildung angewendet, ſie hätten weniger ſchädliche Folgen von den Irrthümern zu befürchten gehabt!

Irrthümer verbreiten ſich nur dort, wo man die

Macht der Wiſſenſchaften nicht kennt, den Geiſt unterdrückt, oder ihm entgegenarbeitet, oder aus Eigennutz die Wiſſenſchaften mißbraucht.

Iſt die Sonne wohl ſchädlich, da ſie als Königinn der Geſtirne am Firmamente ſteht, da ſie wohlthätig die Hütte erleuchtet, ihren ſegnenden Lichtſtrahl erquickend herabſenkt, und die Blumen erzieht, die wir pflanzten, den Acker erwärmt, den wir bearbeiteten? —

Wenn nun ein Bube ihren Lichtſtrahl im Brennglaſe ſammelt, und die Hütte ſeines Wohlthäters in Brand ſteckt, iſt dieß das Werk der Sonne, oder das Werk des verkehrten Willens des Menſchen, der Alles in der Natur mißbraucht? —

Honig ſaugt die Biene aus der Blume, aus der die Spinne Gift ſaugt; der balſamiſche Saft der Roſe wird Honig in der Biene, in der Spinne — Gift; denn Alles nimmt die Weſenheit der Sache an, die es aufnimmt.

Die Säfte animaliſiren ſich in thieriſchen Körpern; in den Pflanzen nehmen ſie die Eigenſchaften der Pflanzen an; darin beſteht das Geſetz der Weſen im Phyſiſchen wie im Geiſtigen.

Rein fließt die Quelle von ihrem Urſprunge; unkennbar wird ſie aber im Gefäße, das voll Unflath iſt. So verhält es ſich auch mit Wiſſenſchaften und Künſten; der Gute braucht ſie zu guten Zwecken, der Böſe zu böſen. Aendert das Herz des Menſchen, leitet ſeine Leidenſchaften nach dem Endzwecke der Natur, und beſchuldigt Künſte und Wiſſenſchaften nicht des Menſchenverderbens; aber der, der die Geſetze der Ordnung, die Geſetze der Natur nicht kennt, iſt immer ungerecht; denn er verwechſelt die Kräfte mit Wirkungen und die Folgen mit den Kräften.

Ewig ſind die Geſetze der Natur und unveränderlich, harmoniſch ihre Verhältniſſe. Alles zielt auf Ordnung, und aus ihr erfolgt das Gute, Wahre und Schöne, wenn dieſe Ordnung von dem Menſchen nicht verkehrt wird.

Was im Schöpfungsſyſtem Ordnung genannt wird, iſt im Reiche der Geiſter Harmonie, im Sittlichen Regularität, im Körperlichen Proportion, immer das nähmliche, nur unter verſchiedenen Geſichtspunkten.

Geſetz — Mittel — Zweck.

Dieſes iſt die Grundlinie, worauf die Natur ihr inneres und äußeres Gebäude aufbaut; — Dieſes iſt die Baſis intellektueller ſowohl, als phyſiſcher Kräfte. Dieſe Ordnung darf nie verkehrt werden, nie darf ein Zweck zum Geſetz, nie das Mittel zum Zweck werden. Hier iſt die große Frage: — Wo iſt das Geſetz der reinſten Vernunft aufzuſuchen? — und ich antworte: in der Quelle der reinſten Ideen, und die Quelle dieſer Ideen iſt die erſte denkende Urkraft, das erſte vernünftige Prinzip aller Dinge.

Menſchen können nur in und durch Gott denken; denn alle ſinnlichen Ideen, die wir einathmen, ſind nur Realiſirung der großen Ideen der Einheit, woraus alles entſpringt. —

Ehe die Schöpfung entſtand, muß Alles, was war, und ſeyn wird; gleichſam architektoniſch in den Ideen der Gottheit geweſen ſeyn. — Schöpfung war nur die Realiſirung dieſer Ideen; dieſe realiſirten Ideen bilden unſere Denkart; die Ideen, die wir aufnehmen, ziehen unſere Sinne aus den realiſirten höhern Ideen, die ein Geſetz ihrer Entſtehung, eine Ordnung ihrer Realiſirung haben müſſen.

Der Menſch denkt Kräfte, Wirkungen und Folgen, und Realiſation, darin liegt der Grund aller ſeiner Begriffe. —

Die reinſte Vernunft kann daher nur die reinſte Anſchauungsart ſeyn, und wie kann der Menſch dieſe anders erhalten, als durch Anſchauung der Urkraft, aus der alle Wirkungen, Folgen und Realiſirungen in einer harmoniſchen Ordnung entſtehen.

Wenn wir Gottes Gedanken in jeder harmoniſchen Ordnung denken, wie ſie als Kraft in Gott, und als Kraftäußerung in der Natur ſind, dann denken wir gut — wahr — und ſchön, weil Güte, Wahrheit und Schönheit den Grundriß ausmachen, nach welchen das Univerſum gebaut iſt.

Gott dachte, ſchöpfte und realiſirte. — Als ein denkendes Weſen wird er die Quelle der reinſten Liebe.

Als ein ſchöpfendes die Quelle der reinſten Wahrheit: Als ein realiſirendes die Quelle der Schönheit und Harmonie.

Wer dieſe Idee von Gott nicht hat, der kennt die Natur nicht, und wer Gott und die Natur nicht kennt, wie kann der das große Ziel der Künſte und Wiſſenſchaften kennen?

Die Ordnung der Natur, ſagt Baco, iſt der Wiſſenſchaften und Künſte Geſetz: ſie beſteht aber in der Kenntniß der Vereinigung mit der Quelle aller Ordnung.

Die Einheit iſt das Geſetz der Harmonie; das Gute, Wahre und Schöne beſteht immer durch, und in Einheit; allein dieſes Geſetz iſt von ſolcher Erhabenheit, daß der Geiſt desjenigen es ſelten verſteht, der die Einfalt der Natur verlaſſen und ſich in der Vielheit der Materie verloren hat.

Wir leben, leider! in einem Jahrhundert, wo man überall die Idee der Gottheit zu verdrängen ſucht theils, weil wir dieſes Urprinzip aller Dinge gar nicht kennen, theils, weil uns ſelbes manchmal unter ſolchen Bildern gezeigt worden iſt, die dem reinen Begriff ſeiner Weſenheit ganz widerſtritten und die reine Idee von der Gottheit nothwendig in uns verdrängen mußten.

Der Menſch ſucht überall ſein Selbſt hinzuſtellen und ſich das zuzueignen, was nur im erſten Urprinzip der Dinge liegt. Daher die große Verwirrung unſerer Philoſophie, die mit der Urkraft die Kraftäußerung, oder die Natur mit Gott verwechſelte.

Verkehrte Ordnung bey verkehrten Gedanken!

Wie kann ich Wahrheit finden, wenn ich Wirkung zur Kraft, und die Folge zur Wirkung mache?

Darin liegen die Irrthümer der Philoſophie; ſie verwechſelte immer Wirkungen mit Kräften, und wie konnte ſie auch Kräfte kennen, wenn ſie nicht die Urkraft zur Quelle aller Kräfte erhebt? —

Je mehr ſich der Menſch zu dieſer Urkraft erhebt, deſto reiner wird die Vernunft, und dieſe reine Vernunft muß das Geſetz ſeines Denkens ſeyn.

Nach der Ordnung der Natur iſt alſo im Wiſſenſchaflichen die reinſte Vernunft — Geſetz, — die Wiſſenſchaft, — Mittel — das Gute — Zweck. —

Die Wiſſenſchaften müſſen daher unter dem Geſetze der reinſten Vernunft ſtehen, und dieſes Geſetz iſt die ewige Ordnung denkender Weſen.

Die Baſis aller Ordnung iſt die Ordnung eines Urweſens, das Alles erhält, Alles nach harmoniſchen Geſetzen regiert.

Die Ordnung dieſes Urweſens beſteht in der genaueſten Uebereinſtimmung, der Liebe, — der Wahrheit, Güte, und Gerechtigkeit, wodurch es Alles nach unveränderlichen Geſetzen verwaltet, und die ſeine Eigenſchaften ausmachen.

Wichtig iſt die Frage: Was iſt Liebe, was Wahrheit, was Weisheit, was Güte und Gerechtigkeit in dieſem Weſen?

Dasjenige, was dieſes Urweſen zur Schöpfung, was die geiſtige Kraft zur erſten Bewegung determinirte, was Schöpfungs-Motiv war, wird Liebe genannt; Wahrheit die Realiſation dieſes Motivs; Weisheit das Geſetz, nach welchem es ſeine Liebe realiſirte; — Güte der Zweck der Schöpfung — Gerechtigkeit das Maß der Anwendung der Verhältniſſe; — und die Uebereinſtimmung aller dieſer Eigenſchaften iſt die Ordnung in Gott. Gott denkt — wirkt — handelt — und — realiſirt. Die Ordnung ſeiner Ideen hat die Liebe zum Reſultat:

Die Ordnung ſeiner Wirkungen — die Wahrheit: Die Ordnung ſeiner Handlungen — die Harmonie: und die Ordnung ſeiner Realiſirung die Regularität und Proportion aller Dinge.

Aus der Stufenfolge dieſer Ordnung erfolgt das Gute, Wahre und Schöne — ſowohl der intellektuellen als phyſiſchen Ordnung.

Der erſte Typus des Guten äußert ſich im Menſchen in der Regularität ſeiner Gedanken, ſeines Willens, ſeiner Handlungen.

Der Typus der Wahrheit in der Wiſſenſchaft zu denken, zu reden, zu analyſiren in der Natur.

Der Typus des Schönen in der Poeſie, in der Muſik, in der Malerey.

Die Grundlinie der Ordnung für den Menſchen, der ein denkendes, wollendes und handelndes Weſen iſt, beſteht darin:

Das Gute zu denken,
Das Gute zu wollen,

Das Gute zu thun:

Und die Einheit vom Denken, Wollen und Handeln, gibt die Baſis der Sittlichkeit.

Das Wahre zu denken,
Das Wahre zu wollen,
Das Wahre zu realiſiren,
iſt die Baſis der Wiſſenſchaften.

Das Schöne zu denken,
Das Schöne zu wollen,
Das Schöne zu realiſiren,
iſt die Baſis der Künſte.

Aus dieſer Analyſe können wir uns überzeugen, daß
das Gute — Geſetz, das Wahre — Mittel, und das Schöne — Zweck iſt.

Das Gute iſt das Geſetz des Wahren.

Das Wahre das Geſetz des Schönen.

Das Prinzip des Guten iſt Gott, und die Natur — als Kraft und Kraftäußerung.

Das Prinzip des Wahren die Wiſſenſchaft, die wir aus Gott und der Natur kennen lernen.

Das Prinzip der Kunſt die Natur, die dieſe Kenntniſſe im Schönen realiſiret.

Das Schöne kann ohne das Wahre nicht ſeyn — das Wahre nicht ohne das Gute: — denn Wahres iſt realiſirtes Gutes, und realiſirtes Wahres iſt Schönes.

Gott und die Natur verlangen überall Einheit — im Sittlichen — im Wiſſenſchaftlichen und im

Künſtlichen; überall muß Gedanke, Wille und That vereinigt ſeyn — — im Sittlichen mit Gott, im Wiſſenſchaftlichen mit Gott und der Natur, im Künſtlichen mit der Natur.

Der Gedanke, der Wille, die Handlung, die Idee, die Expreſſion, das Reſultat.

Wenn dieſe Ordnung befolgt würde, ſo würde
Sittlichkeit die Quelle des Guten,
Wiſſenſchaft die Quelle des Wahren,
Kunſt die Quelle des Schönen ſeyn: —
Das Gute würde Glückſeligkeit,
Das wahre Zufriedenheit,
Das Schöne Vergnügen gewähren.

Allein die Menſchen verkehrten die Ordnung der Natur, und daraus entſprangen Irrthum, Bosheit und Laſter.

Der Irrthum verdarb den Gedanken, die Bosheit den Willen, das Laſter die Handlungen.

Das Gute verändert ſich daher in das Böſe,
Das Wahre in das Falſche,
Das Schöne in das Häßliche.

So waren Unordnung und Disharmonie die Folge der Abweichung von der Ordnung der Dinge.

Die Moraliſten, die Gelehrten, die Künſtler verändern die Baſis, worauf Sittlichkeit, Gelehrſamkeit und Künſte ruhen ſollten.

Der Moraliſt machte ſich ſelbſt zum Zweck, ſeinen Willen zum Geſetz, und bediente ſich des Sittlichen, als des Mittels, ſein Intereſſe zu erreichen.

So verlor ſich das Gute:

Der Gelehrte machte ſeinen Selbſtſtolz zum Geſetz — eitle Ehre zum Zweck, und bediente ſich der Wiſſenſchaft; — ſo verlor ſich das Wahre:

Der Künſtler machte ſeinen Eigendünkel zum Geſetz — ſich ſelbſt zum Zweck, und bediente ſich der Kunſt als Mittel; ſo verlor ſich das Schöne.

In dieſer Verwirrung bleibt nichts übrig, als die Menſchen von Unordnung wieder zur Ordnung zu führen, und ſie die Baſis kennen zu lehren, die ſie verlaſſen haben.

Im Sittlichen muß Gott das Geſetz, der Moraliſt Mittel, das Gute — Zweck ſeyn.

Im Wiſſenſchaftlichen muß Wahrheit das Geſetz, der Gelehrte Mittel, das Wahre — Zweck ſeyn.

Im Künſtlichen muß die Natur das Geſetz, der Künſtler Mittel, das Schöne — Zweck ſeyn.

Bey dieſer Ordnung müſſen nothwendig Irrthümer, Leidenſchaften und Laſter verſchwinden: — denn das Denken, Wollen und Handeln der Menſchen erlangt wieder ſeine Regularität, Harmonie und Proportion: — nun

wo Regularität im Denken herrſcht, gibt es keine Irrthümer,

wo Harmonie im Willen iſt, keine ſchädlichen Leidenſchaften;

wo Proportion der Handlung iſt, keine Laſter.

Die ganze Schöpfung überzeugt uns von dieſen Wahrheiten, und wer wagt es, bey ſo großer Ueberzeugung zu ſagen, daß Wiſſenſchaften und Künſte der Menſchheit ſchädlich werden können, wenn ſie ſich nach dieſem Maßſtabe verhalten? Sie ſind ſo genau mit der Herzensbildung des Menſchen verbunden, — und das Urweſen aller Weſen will uns durch unſer eignes Gefühl von Glückſeligkeit, Zufriedenheit und Vergnügen durch das Gute, Wahre und Schöne ſtufenweiſe zu unſerer großen Beſtimmung hinleiten, in ihm, als der Quelle alles Wahren, Guten und Schönen, die Fülle von Glückſeligkeit, Zufriedenheit und Vergnügen zu finden.

Allein woher kommt es doch, daß ſo wenige Menſchen die ewige Ordnung der Dinge kennen? — Die Frage iſt leicht zu beantworten:

Der größte Theil macht überall ſein Intereſſe zum Zweck — ſeinen Willen zum Geſetz — und bedient ſich des Staates, in dem er lebt, — als Mittel.

So wird die Ordnung verkehrt, ſo die Kette zerriſſen, die Menſchen an Menſchen, und Menſchen an Gott ketten ſollte.

Der Menſch ſucht Alles in ſich, und er ſollte Alles in der ewigen Ordnung der Dinge ſuchen.

Nur da iſt Wahrheit, in uns iſt nichts als Irrthum.

Wir denken, wollen, handeln. — Wenn wir nach der Ordnung der Dinge denken, ſo ſind wir vernünftige Weſen:

Wenn wir nach der ewigen Ordnung der Dinge wirken wollen, ſo ſind wir gute Weſen;

Und wenn wir nach der ewigen Ordnung der Dinge handeln, ſo ſind wir edle Weſen.

Das Vernünftige, das Gute, das Edle liegt alſo in der Ordnung, und nicht in uns, wie der Glanz in der Sonne iſt, und nicht in der Quelle, in der ſich die Sonne ſpiegelt.

Wenn der Menſch nach Ordnung handelt, ſo iſt er die Quelle, in der ſich die Sonne ſpiegelt; er iſt ſchön, edel wie ſie, aber nur durch ſie.

Die Würde unſers Verſtandes hängt von der ewigen Ordnung der Dinge ab, nach welcher wir denken ſollen; —

Die Würde unſerer Perſon oder unſers Herzens von dem Willen, nach dieſer ewigen Ordnung zu handeln.

Und die Würde unſerer Handlungen und unſers Verſtandes nach der Thätigkeit, dieſer Ordnung gemäß zu wirken.

Glückſeligkeit, Zufriedenheit, Vergnügen verbindet die Ordnung genau mit der Befolgung ihrer Geſetze; ſie ſind nothwendige Folgen des Zweckes der Ordnung.

Die Regel dient daher dem Weiſen zur Richtſchnur ſeines Denkens, Wollens und Handelns:

Eigne dir nichts zu, ſondern ſuche Alles in Gott und der Natur;

Denke nach Ordnung,
Wirke nach Ordnung,
Handle nach Ordnung.

Dein Gedanke, dein Wille, deine That bilde mit der Ordnung nur eine Einheit.

Sobald der Menſch Geſetz und Zweck in ſich ſucht, ſo verkehrt er die Ordnung, und die Folge verkehrter Ordnung iſt Böſes in der Natur.

Das Gute iſt nicht in uns, ſondern in Gott und in der Natur, und nur in ſo ferne wir im Denken Wollen, Handeln dieſer Ordnung nahe kommen, werden wir gut. Wenn die Sonne ſich zurück zieht, iſt die Quelle ohne Licht.

Allein die Ordnung muß auch was Weſentliches im Menſchen werden, und dieſes geſchieht nur, wenn Gedanke, Wille und That mit der ewigen Ordnung der Dinge in einer Einheit ſtehen.

Denken ohne Wollen und Handeln, kann dieſe Einheit nicht geben.

Der Geiſt muß im Willen realiſirt werden, der Wille in der That — Verſtand und Herz müſſen in That übergehen.

Dupplizität widerſtreitet dem Geſetze der Einheit; anders denken, anders wollen, anders handeln, iſt die Dupplizität, welche die Zerſtörerinn der Menſchenglückſeligkeit, und heut zu Tage unter dem Nahmen Weltklugheit, feine Politik bekannt iſt. —

Sie iſt die Feindinn der Wahrheit, die Mutter alles Falſchen; ſie wird durch Irrthum des Verſtandes erzeugt, durch Leidenſchaft des Herzens genährt, und durch Laſter der Handlungen wird ihr gefröhnt.

Sie entſteht aus der verkehrten Ordnung der allgemeinen Baſis menſchlicher Handlungen; denn ſobald der Menſch ſich ſelbſt zum Zweck, ſein Intereſſe zum Geſetz macht, das ihn leitet, ſo muß er die Maske des Falſchen anziehen, damit er ſcheine, als befördere er die Zwecke des Andern.

Wie kann man ſich wohl wundern, daß Verwirrung in der Welt iſt, da Alles daran arbeitet, die Ordnung zu zerſtören? —

Welche fürchterliche Folgen werden nothwendig entſtehen, wenn die Moral, die Wiſſenſchaft und die Kunſt ſelbſt ihre Richtſchnur verlaſſen, und zu Kupplerinnen der Leidenſchaften und Laſter werden?

Alles iſt Schein — nirgends Wahrheit; die Menſchen haben überall ihr Privatwohl zum Zweck, und ihr Intereſſe zum Geſetz gemacht und bedienen ſich der armen Menſchheit als Mittel, ihren Zweck zu erreichen, ohne zu bedenken, wohin die Unordnung nothwendig führen muß.

Wer Gutes ſtiften will, muß die Menſchheit überzeugen, daß es ihre Glückſeligkeit, die Zufriedenheit und das Vergnügen von Allen erfordert, daß das Wohl des ganzen Zwecks, die ewige Ordnung Geſetz — und der Menſch Mittel ſeyn müßte, dieſes große Werk zu vollenden.

So lange nicht reiner Verſtand das Denken,
Gutes wollen den Willen,
Gutes handeln die Thaten beſeelt, ſo lange läßt

ſich wenig Gutes hoffen, und dieſe groſſen Vortheile der Menſchenveränderung könnte der Staat aus Wiſſenſchaften und Künſten ziehen, wenn er ſie nach den ewigen Geſetzen der Gottheit und der Natur anzuwenden weiß; darin beſtehen die Vorrechte des Geiſtes über den Geiſt.

In der Lage, in der wir leben, iſt der gröſte Theil der Menſchen.

Im Denken durch Irrthum;
Im Wollen durch Leidenſchaften,
Im Handeln durch Laſter verdorben.

Die Irrthümer ſind die Zahl — die Leidenſchaften das Maß — die Laſter das Gewicht.

Zur Menſchenbeſſerung gehört daher, daß das Denken, das Wollen und Handeln wieder zur Ordnung zurück kehre, dann verſchwinden Irrthümer, Leidenſchaften und Laſter.

Geiſt und Herz des Menſchen ſind die wichtigſten Gegenſtände der Bildung —

Der Geiſt muß rein denken.
Das Herz rein wollen.

Das Gute wird dann Reſultat, nothwendige Folge von reinem Denken und reinem Wollen.

— Die Wiſſenſchaften und Künſte bieten ſich als Mittel an zu dieſer großen Bearbeitung.

Der Menſch iſt ein intellektuelles und ein phyſiſches Weſen — er hat Geiſt und Herz, um richtig, um gut zu denken — Herz, um wahr zu handeln. Der Geiſt kann durch Vorſtellung und Gefühle, —

das Herz durch Empfindung und Thaten geleitet werden.

Die Wiſſenſchaften und Künſte zeigen uns die Art zu belehren, die Art zu rühren.

Belehrung iſt für den Geiſt — Rührung fürs Herz.

Alles, was ein Gegenſtand der Wiſſenſchaften und Künſte iſt, hat zum Zweck zu belehren, oder zu rühren.

Man ſucht die Menſchen durch den Verſtand einer Wahrheit näher zu führen, oder ihr Herz und ihre Empfindung durch falſchen Schein zu unterjochen.

Der Verſtand bewegt — das Herz reißt hin.

Wenn der Menſch belehren will, ſo iſt nothwendig, daß er alles in der Natur aufſuche, was er immer kann, um ſeinen Gegenſtand mit der Ordnung der Natur zu identifiziren, und nach Geſtalt dieſer Idendität iſt Bewunderung — Hinreißen — Ueberzeugung das Reſultat.

Wenn er dieſe Idendität erreicht hat, ſo muß ſeine Bemühung dahin gehen, die Natur, Identifikation des Geiſtes mit den Empfindungen des Individuums in Einheit zu bringen, und das Reſultat iſt Rührung.

Wenn man belehren will, muß man Wahrheiten mit dem Verſtande des Lernenden indentifiziren: —

Wenn man rühren will, ſo müſſen die Wahrheiten mit dem Herzen des Andern indentifizirt werden.

Der Verſtand bedient ſich der Vorſtellungen von Glückſeligkeit, Zufriedenheit, Vergnügen, und ſucht ſie im Guten, Wahren und Schönen anſchaulich zu machen.

Der Verſtand bedient ſich der Empfindungen und der Hoffnung von Glückſeligkeit, Zufriedenheit und Vergnügen durch die Macht der Einbildung zu realiſiren, und ſie geltend zu machen — und der Erfolg iſt Belehrung und Rührung.

Die Grundregeln aus der menſchlichen Natur genommen, ſind dieſe:

Wenn ich einem Andern etwas verſtändlich machen will, ſo muß ich die Belehrung aus ſeinem Verſtands hohlen:

Wenn ich einem Menſchen etwas fühlen und empfinden laſſen will, ſo muß ich Gefühl und Empfindung aus ſeinem Herzen hohlen.

Der Maßſtab der Belehrung beſteht darin, daß ich die Verſtandeskräfte des Andern kenne;

der Maßſtab der Empfindung, daß ich ſeine Empfindungen kenne.

Es gibt allgemeine Verſtandeskräfte, die einem jeden Menſchen gemein ſind; und es gibt allgemeine Empfindungen, die jedem Menſchen gemein ſind.

Es gibt beſondere Verſtandeskräfte, die nur einem Individuum nach ſeinem Temperamente — Verhältniſſen ꝛc. angemeſſen ſind.

Es gibt beſondere Empfindungen, die nur einem Individuum nach ſeinem Verſtande, Temperamente ꝛc. angemeſſen ſind.

Jede Belehrung muß ſukzeſſiv geſchehen.

Man erlangt den Zweck der ſukzeſſiven Belehrung durch ſtufenweiſe Verbindung einer Idee durch Mittel-Ideen mit einer andern.

Jede Herzensrührung muß ſukzeſſiv geſchehen: man erlangt den Zweck der ſukzeſſiven Rührung durch Verbindung einer Empfindung, durch Mittelempfindung mit einer andern.

Dieſe Geſetze der Belehrung und Rührung ſind die nähmlichen.

Der Menſch denkt,
begehrt,
handelt,
empfindet.

Im Denken beſteht ſein Vernunft-Vermögen, ſein Rationale;

im Begehren ſein Begehrungs-Vermögen, Concupiſcibilität;

im Empfinden ſeine Iraſcibilität, oder ſein Begehren nach Luſt, und Abſcheu vor Unluſt.

Der Antheil des erſten iſt Irrthum und Wahrheit.

Der Antheil des zweyten Gutes und Böſes.

Der Antheil des dritten Luſt und Unluſt.

Irrthum oder Wahrheit leiten den Verſtand; —
Gutes oder Böſes den Willen;
Luſt oder Unluſt die Empfindungen.

So wird Verſtand, Wille und Handlung determinirt.

Der Verſtand fügt ſich nach Einſichten von Wahrheit und Irrthum.

Der Wille nach Neigungen zum Guten und Böſen;

die Handlungen nach Empfindung von Luſt und Unluſt;

der Verſtand ſoll durch das Gefühl des Guten determinirt werden;

der Wille durch das Gefühl vom Wahren;

die Handlung durch das Gefühl vom Schönen.

Der Menſch will Wahrheit, Erkenntniß für den Verſtand;

Er will Gutes für das Herz;

Er will Luſt für ſeine Empfindung.

Dieß ſind die Naturtriebe der Selbſtliebe, wodurch das ewige Urweſen der Dinge die Menſchen durch ſich ſelbſt zu ihrer Glückſeligkeit, Zufriedenheit und zum Vergnügen führen will.

Allein die verkehrte Ordnung der Welt erſchwert den Menſchen dieſe einfachen Wege — ſie hindert ſeinen Verſtand, das Gute zu erkennen, weil ſie ihm überall ſtatt eines reellen Gutes nur ein eingebildetes vorſtellt, und allen Werth des Verſtandes in Dinge ſetzt, die der wahre Verſtand verachtet.

Sie hindert ſein Herz, das Wahre zu wollen, weil ſie ſeinen Willen durch Chimären von Gegenſtänden reizet, die keine Wahrheit in ſich haben; da ſie allen Werth des Herzens in Dinge ſetzt, die für den Weiſen von keinem Werthe ſind.

Sie hindert endlich den Menſchen, nach Ordnung zu handeln, weil der größte Theil mehr Luſt in der

Unordnung findet, als in der Ordnung, und weil alles Gute erſchwert wird, zu dem man doch einen Weg von Blumen bahnen ſollte.

Wie iſt es anders möglich! — Muß die Menſchheit ſich nicht erniedrigen! muß ſie nicht nothwendig herabſinken bis auf die äußerſte Stufe der Degradation? —

Hat man nicht von jeher die Vorrechte des menſchlichen Verſtandes entheiligt, und den Verſtand als Mittel gebraucht, die Menſchen zu verderben! —

So machten die Menſchen eine Ordnung außer Gott, und entheiligten die Huldigung des erſten Urweſens: Verſtand, Herz und That waren verdorben, und jedes zimmerte ſich einen Götzen, dem es zu ſeinem Untergange huldigte.

Die Natur zeigt uns, wie alles Harmoniſche in der ſchönſten Kettenreihe verbunden iſt; — das Gute mit dem Wahren, das Wahre mit dem Schönen, die Kenntniß mit dem Guten; —

Die Wahrheit mit dem Willen;

Das Schöne mit der Handlung.

Die Natur zeigt uns, wie Erkenntniſſe auf Neigungen, Neigungen auf Empfindungen wirken, und gibt uns den allgemeinen Maßſtab der Wirkungen des Geiſtes auf den Geiſt, des Herzens auf das Herz.

Wie ſehr dieſe einfachen Grundſätze der Menſchenbildung vernachläßigt werden, wäre überflüßig zu erörtern; wer denken und vergleichen kann, der findet ohnehin das Maß vom Guten und Böſen, von Wahrheit und Irrthum.

Sittlichkeit; Wiſſenſchaft und Kunſt ſind drey unzertrennliche Schweſtern, die des Menſchen Gedanken, Willen und Handlung leiten, und ihn zum Guten, Wahren und Schönen führen, wo er ſein Glück, ſeine Zufriedenheit und ſein Vergnügen findet.

Rein denken, iſt die größte Glückſeligkeit eines denkenden Weſen;

wahr wirken, die größte Zufriedenheit eines wollenden Weſens;

ſchön handeln die größte Wonne eines handelnden Weſens.

Licht iſt Bedürfniß des menſchlichen Verſtandes; — Gefühle und Empfindungen ſind die Bedürfniſſe des Herzens, und Licht und Wärme findet man nur in der ewigen Ordnung.

Wer das Ringen nach Licht, das Bedürfniß der Empfindung zu unterdrücken ſucht, der kennt den menſchlichen Geiſt, und das Herz des Menſchen nicht.

Der Weiſe führt den Verſtand, und leitet das Herz; der Thor ſucht beyde zu unterdrücken.

Wiſſenſchaften und Künſte waren alſo nie ſchädlich, wie ſie in der Natur aus der Hand des Schöpfers als Mittel zur Menſchenbildung kamen; der Mißbrauch ſetzte ihre Würde herab; denn da erſt, als der Menſch ſein Intereſſe zum Zweck der Wiſſenſchaft, ſein Selbſt zum Zweck der Künſte macht, wurde die Ordnung verkehrt, die Harmonie geſtört.

O Menſchen! lernet doch den Zweck eurer Beſtimmung einſehen, mißbraucht die Geſchenke des Schöpfers nicht, die er zu euerm Wohle euern Händen anvertraute! — Lernt die Baſis eurer Glückſeligkeit, eurer Zufriedenheit, eures Vergnügens kennen! Sie liegt in euerm Geiſte, wenn dieſer aufmerkſam auf die Winke der Natur iſt; ſie liegt in euerm Herzen, wenn euer Herz dieſem Winke folgt.

Aber ſo leitet ein Blinder immer einen andern Blinden, die Unordnung will der Ordnung Geſetze vorſchreiben; — die Leidenſchaften wollen Leidenſchaften in Schranken ſetzen.

Der Menſch iſt eine Idee — ein Gedanke Gottes — der ſchönſte Buchſtabe in der Schöpfung; er trägt den Charakter der Gottheit; ſein Inneres enthüllt die Züge des Worts, das die Einheit ausſprach.

Allein verunſtaltet iſt dieſer göttliche Buchſtabe durch falſche Züge der Sinnlichkeit, die ihm ſeine originelle Würde raubten. — Verunſtaltet iſt die Idee, die ſo rein aus Gottes Munde kam; die Sinnlichkeit nahm ſie auf, und verdarb ſie durch Zuſätze ihres Selbſt.

Menſchenbeſtimmung iſt daher, daß er ſich von allen fremden Zuſätzen reinige, alle fremden Züge der Irrthümer auslöſche, um wieder reine Idee — reiner Buchſtab zu werden.

Durch Denken, Wollen und Schaffen ward der Menſch; — der Gedanke, das Wort, die Schrift der Typus des Urweſens.

Durch Denken, Wollen und Handeln verunſtaltete der Menſch ſeinen Verſtand, ſeinen Willen, ſeine Handlung.

Er muß alſo wieder denken, wollen und handeln nach dem Geſetze der Einheit, die ihn dachte, ausſprach — und ſchrieb — und wenn ſein Denken, ſein Wollen und ſein Handeln wieder mit der Einheit vereint iſt, ſo wird er wieder reine Idee, reines Wort, reiner Buchſtabe der Gottheit und der Natur.

Darin beſteht Menſchenberuf und Beſtimmung; — dahin müſſen uns Kenntniſſe, Wiſſenſchaften und Künſte leiten, dann entſteht jene ſelige Ordnung, die unſern Kenntniſſen Regularität, das Gute unſerm Willen, Harmonie dem Wahren, und unſern Handlungen die Proportion des Schönen gibt: — Dadurch wird Geiſt und Herz zu jener Höhe erhoben, die das höchſte Ziel aller menſchlichen Wünſche iſt.

Freylich kann dieß nicht auf ein Mahl geſchehen: die Degradation der Menſchheit iſt zu groß, des Irrthums iſt zu viel; — allein, ehe der Saame in die Erde geworfen wird, muß die Erde vom Unkraut gereinigt, aufgewühlt und empfänglich gemacht werden.

In dieſer geiſtigen Umackerung tragen Künſte und Wiſſenſchaften das meiſte bey; ſie veredeln unſere Empfindungen, bilden unſer Herz, machen uns empfänglich zu den Eindrücken des Guten, Wahren und Schönen, und führen uns ſtufenweiſe zur Verbeſſerung unſers ganzen Lebens.

Es iſt genug geſagt — genug für den, der Kraft hat, zu denken und Willen, das Gute zu lieben. Für den, der weder Geiſt noch Herz hat, und nicht fühlt, für den hat die Natur keine Worte, der Geiſt keine Ueberredung, denn Alles, was zur Ordnung führt, iſt Beleidigung für den, der ſeinen Willen zum Geſetz und ſein Intereſſe zum Zwecke machen will.

Einfalt geziemt der Wahrheit; ſie iſt am ſchönſten, wenn ſie in dieſem Kleide erſcheint. Ich habe ſie heut hingeſtellt in ihrer ganzen Natur — ohne redneriſchen Prunk; denn nicht der Prunk meiner Worte, nicht wiſſenſchaftliche Kunſtgriffe, aufs menſchliche Herz zu wirken, ſollen der Wahrheit, die ich heute ſagte, Anhänger verſchaffen — ſie ſelbſt ſoll über Geiſt und Herz ſiegen, und vermag ſie es nicht, — was werden ſchwache Worte eines Sterblichen vermögen? —

Unendliche Gottheit, die du das Innerſte der Herzen ſiehſt, und weißt, wie innig nahe mir das Wohl aller Menſchen geht — der Strahl deines Lichtes erleuchte den Sinn, den ich in irdiſche Worte einhüllen mußte, damit ſie die Wahrheit denen, die mir zuhören, darſtelle, wie ſie iſt, und wie ſie rein von dir kommt!

Laſſe uns einſehen, daß Künſte und Wiſſenſchaften deine Geſchenke ſind — daß ſie Mittel ſind, uns zu dir zu erheben, uns mit dir zu vereinigen, und wenn das Tagwerk unſerer Beſtimmung vollendet iſt, ſo laſſe uns in den Hallen der Ewigkeit das Feſt wieder feyern, das wir heute dem Andenken der Stiftung einer guten Sache für Menſchenwohl gefeyert haben.

II.

Ueber das erſte Weſengeſetz in der Schöpfung.

Par l'amour Dieu a peint en nous le Charactere de son unité, qui embrasse et cherit tous les étres : car le vrai amour de nous mémes est l'amour de tous — l'amour de tous est un amour céleste. — — —

L'homme de desirs.

Ueberſicht des Ganzen.

Gott iſt die reinſte Liebe, die Quelle aller Liebe, die erſte Kraft.

Wirkung dieſer Allkraft iſt Schöpfen, unendliches Leben außer ſich verbreiten, und alles Belebte mit ſich wieder vereinigen.

Dasjenige, was dieſer Wirkung zum Grunde liegt, iſt Weſengeſetz.

Gott betrachtet in ſich, iſt Urkraft — Urleben — Urliebe.

Gott betrachtet gegen die Geſchöpfe — Urkraft außer ſich — Urleben außer ſich, Urliebe außer ſich.

Da es ein Urweſen gibt, das außer ſich wirkt — ein Urleben, das außer ſich Leben hervorbringt; ſo gibt es das Erſchaffende, oder Schöpfende — das Erſchaffene oder Geſchöpfte — das Liebende und Geliebte.

Daß es alſo ein Erſchaffendes gibt und ein Erſchaffenes — ein Liebendes und ein Geliebtes, ſo gibt es ein Verhältniß zwiſchen dem Erſchaffenden und Erſchaffenen, — zwiſchen dem Liebenden und Geliebten; und dieſes Verhältniß, dieſer Rapport, dieſes Band iſt — Liebe des Schöpfers zu dem Erſchaffenen und Gegenliebe des Erſchaffenen zu dem Schöpfer — Gottesliebe — Typus der Urliebe — Reaktion.

Da die Schöpfung ein Ganzes iſt, das aus verſchiedenen Theilen beſteht, ſo muß es wieder ein Band geben, das das Ganze erhält und aneinander kettet; dieſes Band iſt die dritte Nüance der Urliebe — Menſchenliebe, Nächſtenliebe.

Da Gott die Quelle der Liebe iſt, ſo iſt die ganze Schöpfung ein Werk ſeiner Liebe; daher das erſte Weſengeſetz aller Dinge — Liebe.

Da die ganze Schöpfung aus der Urquelle der Liebe kömmt, ſo verkündigt Alles die Urliebe; und da der Urliebe Zweck iſt, das Geliebte mit ſich zu vereinigen: ſo zielen alle Weſengeſetze dahin, das Geliebte mit dem Liebenden zu vereinigen.

In der Schöpfung nehmen wir lebloſe Dinge gewahr und Belebte — Lebloſe, die durch Kräfte außer ſich, und Belebte, die durch innere Kräfte geleitet werden.

Die ganze Natur, oder das Lebloſe wird durch Kräfte außer ſich geleitet, die äußeren Kräfte kommen aber unmittelbar von der Urkraft, die Liebe iſt; alle Verhältniſſe der Natur ſind alſo nach dem Endzweck der Allliebe geordnet, unmittelbar nach Gottes Abſichten.

Unter den Lebenden bemerken wir Geſchöpfe, die ohne Vernunftfähigkeit ſind, und andere, die mit Vernunftfähigkeit begabt ſind.

Lebende, ohne Verſtand, erhalten ſich durch ihren Inſtinkt, oder ihre Selbſtliebe und ihren Erhaltungstrieb.

Die vernunftfähigen Geſchöpfe ſind von einer doppelten Weſenheit; ſie ſind Thier und Geiſt — Weſen, beſtimmt zur Fortſchreitung, zur Kultur. Als Thiere liegt daher der Trieb ihrer Erhaltung in ihnen; als Geiſt die Fähigkeit dieſen Trieb der Selbſterhaltung nach den Geſetzen der Allliebe und ihrer Beſtimmung zu ordnen. Selbſtliebe iſt der erſte Grundtrieb, der aus eigenem Gefühle uns für Andere fühlen — aus eigener Liebe uns Andere lieben lehrt.

Selbſtliebe iſt Fortſchreitungsfähigkeit; ſie darf daher nie Zweck werden, ſonſt hört ſie auf, Band zu ſeyn, das uns mit andern Weſen verbindet.

Zweck der Selbſtliebe muß Liebe zum Ganzen ſeyn.

Entfernung von dieſem Zwecke bringt Unordnung — Annäherung zu dieſem Zwecke Ordnung hervor — Aufſteigen zur Urquelle der Liebe.

Dieſe Selbſtliebe betrachtet in ihrem wahren Verhältniſſe und in ihrer Ordnung iſt die Quelle aller Tugend; ihre Richtſchnur — liebe Gott über Alles; deinen Nächſten wie dich ſelbſt.

Dieſe Selbſtliebe betrachtet, außer ihrer Ordnung iſt Egoismus, Eigenliebe — Weltliebe, die die große Kette des Univerſums zertrennt und alle Laſter hervorbringt.

Die Selbſtliebe, betrachtet in ihrem natürlichen

Verhältniſſe, da ſie das Wohl des Ganzen zum Zweck hat, verhält ſich nach den verſchiedenen Lagen des Menſchen.

Im Menſchen betrachtet als Thier
wird ſie Erhaltungstrieb — Fortpflanzungstrieb;
im Menſchen, betrachtet als ein vernunftfähiges Weſen,
wird ſie, in Rückſicht ſeines Verhältniſſes mit Menſchen, Menſchenliebe,
in Rückſicht des Verhältniſſes der Stände; in Rückſicht natürlicher Verbindungen:
Vaterliebe, Sohnesliebe, Gattenliebe, Bürgerliebe;
in Rückſicht des Unterſchieds der Stände
Fürſtenliebe, Unterthansliebe;
in Rückſicht des Geſchlechts, Liebe oder Freundſchaft, eheliche Liebe;
in Rückſicht verſchiedener Gegenden
Vaterlandsliebe.

Alle dieſe Abtheilungen von Liebe verhalten ſich nach dem nähmlichen Maßſtabe der wohlgeordneten Selbſtliebe, und müſſen nur das Wohl des Ganzen zum Zwecke haben. Sie bringen Unordnung hervor, wenn ſie dieſen Zweck verlaſſen.

Alle dieſe Arten von Liebe müſſen nur feine Nüancen einer Liebe ſeyn — die in Allliebe überfließt; die Regeln ſind immer die nähmlichen:

Was du nicht willſt, daß dir geſchehen ſoll, das thue auch Andern nicht.

Was du nach dieſen Regeln deinem Nächſten nicht thun darfſt, das darfſt du auch deiner Familie nicht thun; was du deiner Familie nicht thun darfſt, das darfſt du auch deinem Vaterlande nicht thun; was du dem Vaterlande nicht thun darfſt, das darfſt du auch der ganzen Menſchheit und Allen nicht thun, da Alles ein großes Vaterland iſt, wir alle Gottes Kinder ſind; und ſo vice versa.

Liebe iſt eine innere Lebenskraft, die auf äußere Gegenſtände wirkt und ſelbe mit ſich zu vereinigen ſucht.

Sie entwickelt ſich durch den Hang nach Glückſeligkeit und Gutem, durch Wohlgefallen am Schönen; und dieſe Entwicklungen, dieſes Wohlgefallen ſind das, was wir Begierden und Leidenſchaften nennen, oder die erweckenden Kräfte unſerer Selbſtliebe.

In Gott wird die Aeußerung dieſer Lebenskraft von ſich ſelbſt determinirt, und aus dieſem Grunde iſt er die Quelle der Liebe.

Im Menſchen wird ſie durch den Hang nach Schönheit und Gutem entwickelt.

Die Aeußerungen dieſes Hanges werden Begierden und Leidenſchaften genannt.

Geordnete Selbſtliebe iſt der Grund aller Tugenden.

Tugend iſt Fertigkeit, die Handlungen nach den Verhältniſſen der Allliebe einzurichten; zu lieben wie Gott liebt, ihm durch Liebe ähnlich zu werden, und ſich durch die Liebe mit ihm zu vereinigen, iſt Menſchenzweck und der Grund der Religion.

Religion zielt dahin, unſere ſinnliche Natur mit der intellektuellen zu vereinigen.

Das Chriſtenthum iſt die einzige Religion, die uns dieſe Vereinigung lehrt.

Sie iſt die Religion der Allliebe — geheiligt durch die Liebe ſelbſt, die die Wege des Fleiſches ging, und uns die Mittel unſerer Vereinigung mit ihr zeigte, und die Quellen unſers Glückes wieder öffnete.

Die Liebe kann nur jenen Grad ihrer Thätigkeit erhalten, wenn die Menſchen ſich dem Centrum nahen, aus dem ſie ausſtrömt; dieſer Mittelpunkt iſt Religion, Chriſtenthum.

Das Chriſtenthum wirkt unmittelbar auf's Herz oder den Willen; da die heutige Philoſophie bloß auf den Verſtand wirkt, und die Kultur des Willens vernachläßigt.

Der Wille, ſagt man, richtet ſich nach der Erkenntniß; allein es ghört eine Fertigkeit hiezu, eine Uebung; der verdorbene Wille im Menſchen kann erkennen und doch nicht ausüben; wie wir Beyſpiele genug haben. Die Kultur des Herzens iſt das nothwendigſte: das Herz iſt der Acker und das Feld; die Wiſſenſchaft iſt der Same; fällt dieſer Same auf ein ungeackertes Feld, ſo bringt er Unkraut hervor; hiervon haben wir Beyſpiele in unſerm Jahrhunderte, wo die Kultur des

Geiſtes in verwilderte Herzen gerieth, und das Gute in Böſes veränderte.

Die Natur zeigt uns auch, daß es Körper gibt, die leuchten, aber nicht erwärmen.

Suchet vor Allem das Himmelreich! ſagt Chriſtus; das heißt: ſuchet vor Allem der Allliebe ähnlich zu werden!

Nehmt das Glück, nach dem ihr ſtrebet, nicht zum Zwecke; ſondern wiſſet, daß es eine Folge der Liebe oder des Guten iſt!

Alles, was die Liebe thut, iſt gut; und wird dieſes Gute als ein Gegenſtand des Verſtandes betrachtet; ſo iſt es wahr; daher ſind Wahrheit und Güte die Eigenſchaften Gottes, der Allliebe.

Liebe iſt alſo Kraft — ihre Wirkung Gutes, die Folge Glückſeligkeit; ihr ganzer Zweck, Gott mit Menſchen, Menſchen mit Menſchen, und Menſchen mit Gott zu vereinigen.

Wahrheit, vereint mit Güte, iſt Weisheit, und dieſe erlangt man durch Vereinigung der Erkenntniß mit dem Willen; ohne dieſe Vereinigung gibt es daher keine Weisheit.

Die Weisheit der Welt iſt Erkenntniß ohne Willen, und daher Thorheit in den Augen der Gottheit.

Die Religion lehrt uns lieben, — jede Wahrheit ſogleich in Ausübung zu bringen.

Die Schulweisheit unſers Jahrhunderts gab uns immer zu erkennen, und nichts in Ausübung zu bringen.

Daher hat ihre Wiſſenſchaft keine Baſis; die

Baſis der Erkenntniß iſt das menſchliche Herz, oder der Wille, das erkannte Wahre in Ausübung zu bringen; die Baſis formirt eine Pyramide, die bis zur Einheit aufſteigt; ohne dieſe Baſis iſt die Pyramide umgekehrt, und ſteht, wie Sailer ſagt, auf der Spitze; ſie fällt um, und ſchlägt Alles nieder, was um ſie her iſt, wie wir die Beweiſe an der heutigen Aufklärung haben.

Der Menſch iſt zum thätigen Leben geſchaffen, wir haben daher keine bloß theoretiſchen Philoſophen nöthig, ſondern praktiſche; und wahre praktiſche Philoſophie oder reine Erkenntniß in der Ausübung gibt nur die Religion, nur das Chriſtenthum.

Es iſt die größte Weisheitsſchule; — die Schule der Liebe, deren Stifter die Alliebe ſelbſt war.

Der Wille oder das Herz muß gleiche Fortſchritte mit dem Verſtande oder der Erkenntniß machen; alsdann wirke das Herz Gutes, denn nur Gutes iſt wahr. Wir pfropfen den Verſtand der Jünglinge mit Wiſſenſchaften an und vernachläßigen die Kultur ihres Herzens. Nun kömmt Vielwiſſerey in Kopf, und im Herzen ſind Leidenſchaften.

Viel wiſſen und ein unkultivirtes Herz haben, oder einen böſen Willen, muß nothwendig die Macht der Leidenſchaften ſtärken; und ſo artet der Saame der Erkenntniß in Unkraut aus; das böſe Herz modelt Alles um nach ſeinen Leidenſchaften; konzentrirt Alles auf eine unordentliche Selbſtliebe, und die Folge iſt Verwirrung und Unglück der Menſchheit.

Vielwiſſen ohne Kultur des Herzens entfernt von dem Zwecke der Liebe und konzentrirt Alles auf ſich; daher die Rechthaberey der Gelehrten, ihr Eigenſinn in Meynungen, ihre Verfolgungsſucht, die übertriebene Selbſtſchätzung; daher d[illegible] Spöttereyen unſerer jungen Leute, die über Alles lachen, nichts denken — alles Das aus Vernachläßigung der Kultur des Willens oder Herzens; dieſe Vernachläßigung bringt Liebloſigkeit hervor; Liebloſigkeit trennt alle Bande der Geſellſchaft; Achtung für die Menſchen verſchwindet; es entſteht Verachtung, Verleumdung und Unfreundlichkeit. Menſchen trennen ſich; Alles wird unzufrieden; das Intereſſe durchkreuzet ſich, man verfolgt, wirft die Geſetze ab. — Die Auflöſung menſchlicher Geſellſchaft und neue Barbarey ſind die Folgen davon.

Ich rede heute über einen Gegenſtand, meine Herren! der ihre Aufmerkſamkeit gänzlich verdient; über einen Gegenſtand, der noch ſelten von dem rechten Geſichtspunkte behandelt worden iſt — ich rede von Liebe, als dem erſten Weſengeſetze der Natur — von dem Bande, das Menſchen mit Menſchen und Menſchen mit Gott vereint.

Ich konnte für einen ſo feſtlichen Tag, als der heutige iſt, keinen wichtigern Gegenſtand wählen, er iſt der, an dem unſer Herz den wärmſten Antheil nimmt, und können Feſttage herrlicher gefeyert werden, als durch Theilnahme unſerer Empfindungen? —

Ich weiß, daß ich in einer Geſellſchaft von Männern rede, die tiefer ins Innere der Natur dringen, und ſich nicht bloß mit der Außenhülle der Sache aufhalten — mit Männern, die nicht an die gewöhnlichen Begriffe, die der Pö[illegible] von der Liebe hat, ſich anklammern werden, ſondern mit einem freyen Schwunge eines edeln Geiſtes die Erhabenheit des Gegenſtandes einſehen werden, den ich behandle. Eine andere Vermuthung wäre Beleidigung für Sie.

Jede Unterſuchung, ſie mag die Kräfte der Körperwelt oder der Seele zum Gegenſtande haben, iſt ein würdiger Stoff akademiſcher Arbeiten; ſie verdient den Beyfall der Edeln; dem Tadel kleiner Seelen, die mehr durch ihre Leidenſchaften als durch die Vernunft geleitet werden, kann man freylich nicht entgehen, wenn man öffentlich auftritt; allein alles Dieſes, was von Tadlern dagegen geſagt werden kann, ſoll bloß auf meine Rechnung kommen, denn nichts iſt ſo ſchlecht, was nicht auch ſein Gutes hat. Dieſes Gute ſoll das Werk der Akademie, das Schlechte aber nur mein Werk ſeyn.

Liebe iſt das große Geſetz der Schöpfung; ſie war, und die Allmacht, ihre Dienerinn, gab Millionen Welten ihr Daſeyn.

Die Gottheit ſchöpfte unſere Seele aus dieſer unermeſſenen Feuerglut der Liebe, wo jeder glühende Funke ſich wieder im Ganzen verliert; es ſtrömen tauſend

Strahlen aus der Sonne, Myriaden Funken aus dem Meere der Lichter, und alle dieſe Funken, alle dieſe Strahlen vereinigen ſich wieder, um nur ein Lichtmeer, um nur eine Sonne zu machen.

So ſtrömt des Schöpfers Liebe in den Adern von tauſend Geſchöpfen, ſo glimmt der Funke der Liebe eingeſchloſſen im Menſchenherzen, und facht andere ähnliche Funken an, und zieht ſie mächtig hin zur Einswerdung.

Was reißt den fühlenden Jüngling mit unwiderſtehlicher Stärke zu den Füßen einer bezaubernden Schönheit? — Iſt es des Mädchens Auge, oder die Seele, die dieſes wonnevolle Auge belebt? Ah! was wäre das Auge ohne Seele! — ein lebloſes Ding. Der göttliche Lichtſtrahl, der es erhebt, ſchafft es um zum Dolmetſcher unendlicher Empfindungen.

Wo iſt eine Sprache, die der Sprache der Liebe gleicht? Ein Blick ſagt den Liebenden in einer Minute mehr, als ſich Sterbliche in Jahren durch Worte ſagen können. O wie arm iſt die Menſchenſprache gegen die Sprache des innern Gefühles, des Geiſtes! Wo iſt die Energie eines Wortes, die ein einziger Blick der Liebe gibt?

Warum ſtreckt ſich mein Arm nach meinem Freunde aus? Warum drück' ich ihn ſo feſt an mein Herz? Warum kleben meine Lippen ſo wonnevoll beym Wiederſehen an den ſeinen? Iſt's nicht das große Geſetz der Vereinigung ähnlicher Seelen? Iſt's nicht der

Geiſt, der im Innern mächtig wirkt — um ſich mit dem Geiſte zu vereinigen?

Wer kann das erſte Weſengeſetz der Natur, wer die Macht der Liebe läugnen? Sie iſt die Urheberinn der Welten, auf ihr allein beruht die Glückſeligkeit der Geſchöpfe, auf ihr die große Menſchenbeſtimmung.

Annäherung zu ihr iſt Menſchenberuf; Entfernung von ihr iſt Geiſtestod; Vereinigung mit ihr iſt Seligkeit und Wonne.

Sterblicher! der du gebeugt im Staube kriechſt, erhebe deinen Blick, erſtaune über die Größe der Schöpfung! — Sag, kann es dein Geiſt wagen, in das Innere der Natur zu dringen, und den zu kennen, der dich ſchuf? Beſchränktes Weſen! beuge dich tief zur Erde, und bethe an! Wag es nicht, den zu ergründen, vor dem der Seraph ſich beugt, und ſein Nichts fühlt.

Stolzer Philoſoph! wo ſucheſt du deinen Gott auf? — Er iſt näher bey dir, als du glaubſt: er iſt in deinem Herzen; warum ſuchſt du ihn außer dir? Suche ihn nicht zu ergründen, ſondern bemühe dich, ihn zu fühlen in den Werken ſeiner Liebe; liebe wie er liebt, und dein Geiſt wird ſich erheben, er wird Gott näher ſeyn, dein Herz wird ihn fühlen, wie unendliche Geiſter ihn fühlen.

Wer die Liebe nicht kennt, der kennt auch ſeinen Gott nicht. Er iſt Liebe; Liebe führet zu ihm, durch Liebe kann der Menſch ihm ähnlich werden, durch Liebe ſich mit ihm vereinigen.

Hierin liegt die ganze Theorie von Menſchenglückſeligkeit, die ganze Theorie unſerer großen Beſtimmung. Hierauf gründet ſich Alles in der Natur, die Glückſeligkeit des einzelnen Menſchen und des geſellſchaftlichen.

Geiſter wollten Gott ergründen, und ſie fielen. Des Menſchen Verſtand iſt beſchränkt, und er verirrte ſich im Labyrinth der Meinungen; aber ſeine Empfindungen ſind wahr, hätte er dieſe nie verläugnet, wäre er immer aufmerkſam auf ſein Herz geweſen, nie würde er ſich die Ketten ſeines Elendes geſchmiedet haben, die er trägt.

Lernet, Menſchen! Gott zuerſt in eurem Herzen fühlen, und dann werdet ihr ihn erkennen.

Betrachtet die Sonne in der Schöpfung, ſie gibt uns das ſchönſte Sinnbild der Liebe; ſie bringt hervor, ſie erwärmt, ſie ernährt, und iſt wohlthätig gegen die ganze Natur. Sie theilt jedem empfänglichen Geſchöpfe ihre gütigen Strahlen mit, und ihr Licht dringt durch jeden Felſenriß, wo es durchdringen kann; ſie wirkt überall Gutes.

Blumen ſprießen hervor, die Wieſen kleiden ſich ins reitzende Frühlingsgewand, ſie entlediget die Bäche der Feſſeln des Eiſes und verwandelt die todte Gegend in eine lächelnde Flur.

Der Vogel fühlt ihre Gegenwart, und genießt die Wonne des Lebens. Von der Lerche an, die ihr Loblied zu den Sphären des Himmels bringt, bis zum Würmchen, das am Blatte der niedrigſten Pflanze kriecht, fühlt Alles, was in der Schöpfung lebt, ihre

Güte, die Mücke ſumſet ihren Lobgeſank, erſchaffen zur Freude, und des kleinſten Inſekts uns unhörbare Töne vereinen ſich mit den Lobgeſängen des Seraphs und huldigen Gott im großen Tempel der Natur.

Liebe iſt das große Weſengeſetz der Schöpfung; durch ſie allein lebt Alles; alle Schönheiten der Natur ſind ihr Werk, alle Wonne des Lebens ihr Geſchenk.

Sterbliche! eure Glückſeligkeit habt ihr der Liebe zu verdanken; ſie allein kettet Alles aneinander, Menſchen an Menſchen, und Menſchen an Gott. Sie iſt die große Kette der Dinge, die Stufenleiter des Emporſtrebens. Durch ſie ſteigen Geiſter zu Geiſtern auf, immer höher und höher, bis zur Anſchaulichkeit der Allliebe. Alles, was im Univerſum ſchön iſt, iſt ihr Werk, Alles, was gut iſt, ihre Schöpfung. Wer kettet das Kind an die Mutter? wer lohnt ſie für alle die Sorgen, die ſie ertrug? wer vergütet ihr die ſchlafloſen Nächte? — Die Liebe. — Wer verherrlichet die Natur? Wer verwandelt öde Eilande in reizende Gegenden? Wer verſchönert Arabiens Sandwüſten? Wer trotzte dem Kampfe der Elemente? Wer ſpottete den Stürmen? Wer lachte der Wuth der Organe? Wer wagte es, Meere zu überſchiffen, und unbeſteigbare Felſen zu erklettern? — Die Liebe! — —

Wer iſt ſtark, wie ſie? Sie, die den Tod beſiegt, die Alles wagt, keine Hinderniſſe kennt, die mächtig ihre Kraft fühlt, und der Alles unterliegt. Sie iſt die Erfinderinn der veredelnden Künſte; ſie war es, die aus den Armen der Entfernung das Bild des Abweſenden riß, und täuſchend in Farben feſſelte; ſie verwandelte den Marmor in reitzende Menſchengeſtalten; ſie bildete aus dem zertheilten Intereſſe des Einzelnen das große Intereſſe des Ganzen; vereinte die Welt, vereinte Völker mit Völkern und entfernte alle feindſelige Neigungen.

Ja, dieſes Alles that die Liebe; aber wie wenig Menſchen haben richtige Begriffe von ihr! wie wenige kennen ſie unter ihrer wahren Geſtalt! Es gibt nur eine Liebe, die Allliebe in der Schöpfung, alle andere Liebe beſteht nur aus unzähligen Nüancen dieſer Allliebe. Menſchenliebe, Vaterliebe, Kindesliebe, Liebe zum Fürſten und zu den Unterthanen — verſchiedene Nahmen, aber immer die nähmliche Liebe, nur unter verſchiedenen Formen, unter verſchiedenen Geſichtspunkten.

So bricht ſich der Lichtſtrahl in mancherley Farben, und macht doch nur einen Farbenbogen aus, der nur eine einzige Quelle eines urſprünglichen Lichts hat.

Wo ich meine Blicke hinwende, und Gutes und Schönes ſehe, ſo ſehe ich es immer in dem Gebiethe der großen Schöpferinn des Menſchenglückes — der Liebe.

Hier leben Tauſende glücklich und danken ihr Glück der Liebe ihres Fürſten; dort genießt ein Fürſt die ſeligſte Wonne des Lebens, und dankt dieſes Glück der Liebe ſeiner Unterthanen.

Thränen der Freude träufeln auf die Wangen des zitternden Greiſes; im hohen Alter genießt er noch die ſanfte Umarmung ſeiner Kinder, und dankt das Glück ſeines Alters ihrer Liebe.

Unbeſorgt ſpielen Jünglinge und Mädchen in ländlichen Gegenden, und ihre Zufriedenheit iſt das Werk der Liebe ihrer Aeltern.

Hier verſöhnen ſich Feinde; dort wird die bedrängte Armuth unterſtützt: hier eilen tauſend Hände, um die Unſchuld zu retten; dort beſchäftigen ſich wieder tauſend, um ſich gegenſeitig glücklich zu machen. Und wer iſt die Urheberinn von dieſem Allem? — die Liebe.

Liebe! du biſt alſo kein Ideal; du allein biſt das belebende Feuer, das Alles um ſich her erwärmt und in Frühlingsgegenden verwandelt! Menſchenliebe, Vaterlandsliebe, Kindesliebe, Bruderliebe, Unterthansliebe — keine Ideale; alſo Wirklichkeiten, Nüancen einer ewigen Allliebe, wovon der Funke im Herzen eines jeden Menſchen glimmt, und nur ſeine Entwicklung erwartet.

Wer könnte aber auch glauben, daß die Liebe ein Ideal wäre, da uns Alles erinnert, daß ſie das erſte Weſengeſetz der Schöpfung iſt. Menſchen vergehen, aber die Werke der Liebe bleiben; Welten ſinken und Sonnen verlöſchen, aber die Allliebe lebt ewig, und geſunkene Welten und verloſchene Sonnen erwarten von ihr eine wonnevolle Beſtimmung.

Liebe! du biſt die Baſis menſchlicher Glückſeligkeit; auf dir ruht das Wohl der Völker; auf deine

Grundfeſte baute die Religion ihren Tempel, und die Gottheit ſucht ihren Aufenthalt in deinen Hallen. Thaten der Liebe ſind die wahren Monumente der Menſchenwürde. Wenn alle Monumente verſchwinden, ſo ſtehen dieſe noch da, ewig, wie die Liebe ſelbſt im Herzen der Sterblichen; nichts zerſtört ſie, ſo lange Menſchen und Geiſter ſind. Darin beſteht das Vorrecht ihrer Verewigung; jedes Menſchenherz feyert dem Wohlthäter der Menſchheit ſeine Feſte.

So feyern wir zum vier und dreyßigſten Mahle das Feſt der Stiftung unſerer Akademie — zum vier und dreyßigſten Male den Tag der Erinnerung an Maximilians Liebe, an die Liebe eines guten Fürſten gegen ſeine Unterthanen, der für ihre Bildung, für ihre Glückſeligkeit ſorgte.

Wir feyern auch das Feſt der fünfzigjährigen Regierung ſeines Nachfolgers, Karl Theodors, eines Fürſten, der nicht minder ſeine Unterthanen liebt.

Worte ſollen das nicht verkündigen, was er that; die Monumente ſeiner Liebe ſtehen ewig in dem Herzen jedes ſeiner Unterthanen.

Nie hat niedrige Schmeicheley meine Zunge entehrt, nie kriechende Politik ein unverdientes Lob meinen Lippen entlocket, aber nie verläugnete ich mein Gefühl für das Gute und Schöne.

Wenn ich Karl Theodors Nahmen nenne, dann ſpricht mein Herz, meine Seele; meine Zunge nennt den Nahmen des Fürſten, und mein Herz fühlt bey ſeinem Andenken den Vater ſeiner Völker, der ohne Thron des Thrones werth, und ohne Fürſtenthum werth wäre, Fürſtenthümer zu beherrſchen; deſſen Herz immer groß, immer gütig iſt, weil es die Menſchen zu lieben weiß, und in der Hütte ſie lieben würde, wie es ſie auf dem Throne liebt. Seine Größe macht nicht der Purpur, den er trägt, ſondern ſein Herz, das ſeinen Unterthanen wohl will.

Heilige Liebe! dich wähle ich heute zum Gegenſtande meiner Rede, dich Allliebe mit allen deinen Gradationen im Herzen der Geſchöpfe. — Reiner Funke der Gottheit; ewiges Band der Natur, ohne welches die Grundfeſten des Univerſums ſinken würden — o laſſe mich dich in deiner ganzen Reinheit fühlen! daß heiliges Feuer meine Adern durchglühe, und jeden Tropfen Blut, der mein Herz durchwallt, zum Feuerfunken umändere; daß jedes meiner Worte glühend in die Herzen meiner Zuhörer dringe, und in jeder Seele die Flamme der Liebe auflodere, und daß alle dieſe Flammen eine neue Weltſonne hervorbringen möchten, vor deren Anblick alle feindſeligen Neigungen, aller Menſchenhaß, aller Empörungsgeiſt auf ewig verſchwinden möchte, wie die Nacht vor der aufgehenden Morgenröthe verſchwindet, und das Eis von den Bergen thaut bey dem Hauche der Frühlingsſonne!

O Liebe! wo du biſt, da iſt Alles; aber wie wenig kennet man dich, wie wenig wird dein heiliger Nahme verſtanden! Liebe! — dich wähl' ich zum Gegenſtande meiner Rede, o laſſe mich nicht den Verſtand meiner Zuhörer blenden, gib mir nicht Worte einer ſchöpferiſchen Phantaſie, ſondern Ausdrücke des Gefühls; rühre mein Herz zuerſt, und laſſe dann meine Empfindungen in die Seelen Anderer übergehen!

Man ſprach in unſerm Jahrhunderte ſo viel von der Liebe, und liebte ſo wenig; worin mag wohl die Urſache liegen?

Die Liebe, meine Herren! iſt ein Gegenſtand, mit dem ſich das Herz, oder der Wille beſchäftigen muß, nicht der Verſtand.

Ein großer Theil unſerer Gelehrten hat die Liebe zum Gegenſtand des Verſtandes gemacht, nie zum Gegenſtande des Herzens. Daher wurde ſo ſchön von der Liebe geſchrieben, aber ſchlecht mit den Menſchen gehandelt.

Wenn die Liebe nur als ein Gegenſtand des Verſtandes betrachtet wird, ſo bleibt das Herz kalt, ſie iſt ein Gegenſtand des Willens; dieſer muß handeln, und ſich durch ihr heiliges Feuer erwärmen laſſen.

Das Chriſtenthum hatte immer in den Augen des Weiſen einen ausnehmenden Vorzug, weil alle ſeine Grundſätze bloß auf das Herz gehen. Liebe iſt das Geſetz der Religion; handle, dadurch wirſt du Gott ähnlich, der die reinſte Liebe iſt; liebe, wie er liebt; darin liegt der ganze Umfang der Moral; und willſt zu wiſſen, wie er liebt, ſo ſey aufmerkſam auf die Natur, ſie iſt deine Lehrmeiſterinn.

Vor ihm, dem Schöpfer der Welten, iſt nichts groß und nichts klein; er ſorgt für die Ceder auf Libanons Höhen, wie für die Yſopſtaude, die im Thale blüht; er ernährt die Mücke, wie den Adler, und führt in der Schöpfung Alles zu ſeinem großen Zwecke.

Seine Sonne glänzt über den Böſen wie über den Guten; ſie erwärmet die Völker, die am Ganges wohnen, wie die am Nil; und der Bewohner des Kaukaſus fühlt ihren wohlthätigen Einfluß, wie der Bürger des glücklichen Arabiens.

Der Thau erquickt die Giftſtaude, wie den balſamiſchen Strauch; unter den Stürmen verkündigt ſich Gottesliebe, und in der Tiefe des Abgrundes iſt ſeine Güte.

Entfernung und Annäherung — darin beſteht Alles. Hier iſt Schatten, dort iſt Licht; hier iſt Kälte und dort iſt Wärme.

Ewig ſind die Verhältniſſe der Natur, ewig nach dem Weſengeſetze der Allliebe.

Alles überzeugt den Menſchen, daß die Liebe weſentlich da ſey; was aber die Liebe wirklich iſt, wiſſen die Wenigſten. Man ſagt gewöhnlich: Ich liebe — ich werde geliebt, der König liebt ſein Volk, — der Unterthan den König — der Jüngling liebt das Mädchen — die Mutter die Kinder. — Man wendet ſelbſt dieſes Wort auf unbelebte Dinge an; man liebt eine

Blume, man liebt das Spiel, den Wein. Alle dieſe verſchiedenen Ausdrücke laſſen uns keinen Zweifel übrig, daß die Liebe nicht wirklich exiſtire; was aber die Natur der Liebe ſey? darin liegt die wichtige Frage; und wie Wenige können ſie beantworten!

Man glaubt dieſer ſo wichtigen Frage genug gethan zu haben, wenn man ſagt, die Liebe iſt ein gewiſſes Gefühl, das der Menſch nicht auszudrücken vermag — eine Leidenſchaft der Seele, die urſprünglich von den Sinnen herrührt — ein gewiſſes Wohlgefallen, das wir an einer wahren oder eingebildeten Vollkommenheit einer Sache haben. Allein, was iſt denn dieſes gewiſſe Gefühl? worin beſteht dieſe Leidenſchaft? worin das gewiſſe Wohlgefallen? Wie wenig befriedigend werden mir dieſe Fragen beantwortet!

Die Liebe iſt das erſte Weſengeſetz aller lebenden Geſchöpfe; ſie iſt das, was das Leben ausmacht, ſie iſt eine Lebenskraft, die auf Gegenſtände außer ſich wirkt und ſie mit ſich zu vereinigen ſucht; ſie iſt die Quelle des Lebens, nicht allein für den Körper, ſondern auch für den Geiſt, der die Seele aller Ideen des Menſchen iſt, der Grund aller ſeiner Begriffe, ſeiner Urtheile und Fähigkeiten.

Sie iſt die erſte Kraft in der Natur, unendlich in ihrer Ausdehnung — die Quelle alles Guten — Lebenskraft — Schöpfungsgeiſt. Der Menſch kann ſie nicht kennen lernen, wenn er nicht aufmerkſam auf die Winke der Natur iſt.

Zeigt uns nicht die ganze Schöpfung die Lebensmacht dieſes Gefühls? Ohne Liebe iſt kein Gegenſtand der Gedanken mehr, kein Beweggrund der Handlungen.

Je mehr die Wärme dieſes innern Gefühles zunimmt, je mehr Thätigkeit — Lebenskraft und Schönheit; ſie erhält Alles: je mehr dieſe Wärme erliſcht, deſto ſchwächer wird der Gedanke, deſto kraftloſer der Ausdruck; die Impulſion verliert an Kraft, und die Thätigkeit erkaltet; aber Alles erlangt neue Kräfte nach Maß ihres Verhältniſſes. Die Dichtkunſt, die Mahlerey, die Redekunſt geben uns hiervon die ſchönſten Beweiſe.

Es würde wunderlich paradox ſcheinen, wenn ich ſagte: man kann nicht wiſſen, was das Leben iſt, wenn man nicht weiß, was die Liebe iſt, und doch iſt es ſo: allein wir wollen uns mit ſpekulativen Betrachtungen nicht aufhalten, ſondern die große Lehrmeiſterinn, die Natur, um Auflöſung dieſes Räthſels fragen.

Die Wirkungen der Sonnenwärme auf die Geſchöpfe dieſer untern Welt können uns einige Begriffe von der Liebe geben, und uns durch Beyſpiele überzeugen, wie ſie das Leben der Dinge iſt.

Man weiß, daß die Wärme der Anfang des Lebens aller Vegetabilien iſt, da die Sonne im Frühjahre erwärmend die Erde durchhauchet. So erwachen die Kräuter aus ihrem winterlichen Schlummer; von dem Zuſtande des Todes geht das ganze Pflanzenreich ins Leben über, die feinſten Fäſerchen der Blumen öffnen ſich, und der Lebensgeiſt ſchleicht durch die engſten Gefäße.

Tauſend Gräſer ſprießen hervor, um gleichſam dieſem Alles belebenden Geſtirne Feſte zu feyern; die Bäume zieren ſich mit Laub, die Büſche mit Blüthe, und wo man ſeine Blicke hinwendet, iſt Thätigkeit, Kraft und Leben. Die Sonne entfernt ſich und mit ihr ihre wohlthätige Lebenswärme; der Baum verliert ſein Laub, die Blume welkt, die Flur entkleidet ſich von ihrem feſtlichen Gewande, und Traurigkeit erfüllt die Gegend, wo Alles ſich der Freude öffnete.

Hierin liegt das wahre Sinnbild der Liebe; ſie iſt eine hervorbringende Kraft — Lebenswärme und Lebensfeuer ſind ihre Eigenſchaften.

Gott iſt das Leben, die erſte Urkraft aller Dinge, die Quelle des Lebens, und daher die Quelle der Liebe — Allliebe; Alles, was iſt und denkt, vom Engel an bis zum Menſchen, hat weder Leben noch Liebe von ſich, ſondern jeder Lichtfunke ſtrömt aus dem Meere der Lichter, jeder Funke des Feuers aus der Sonne der Ewigkeit.

Die Sonne der Geiſter iſt Gott; ihr Licht iſt Weisheit, ihre Wärme iſt Liebe; jene hat Wahrheit, dieſe Güte zu ihrer Wirkung.

Wahrheit und Güte ſind die Säulen des Univerſums; — die Stützen des Thrones, worauf Weisheit und Liebe ruhen.

Die Liebe iſt alſo eine Kraft, die mittheilend aus der Quelle aller Kräfte, von Gott kommt, um Alles zu beleben, Alles mit Güte zu erfüllen.

Wo Leben iſt, muß auch der Funke ſeyn, der ſich zum Leben entwickelt. Der Menſch, und jedes Weſen fühlt, daß dieſer Funke nicht ſein iſt — nur ein geborgter Funke einer geborgten Kraft.

Es exiſtirt alſo ein Vorbild von Leben, ein Vorbild von Kraft, von welcher Alles, was lebt und Kräfte hat, Nachbild — Typus iſt.

Die Wirkungen des Nachbildes ſind alſo Nachahmungen, in Nachahmungen müſſen alſo Fähigkeiten liegen, das Mitgetheilte und Mittheilbare aufzunehmen, und es, wie die Speiſe, durch die der Menſch lebt, in ſeine Natur zu verwandeln: Die Bildung alſo des Menſchengeſchlechts iſt zweyfach, genetiſch und organiſch — genetiſch durch die Mittheilung, organiſch durch die Aufnahme und Anwendung des Mitgetheilten. Genetiſch liegt alſo mit dem Leben das, was zur Erhaltung des Lebens gehört, ſchon in uns; daher der Grund der Liebe unſers Selbſt, der ſich in den erſten Jahren entwickelt, und durch eigenes Gefühl uns fühlen, durch Liebe zu uns, uns Andere lieben lehrt.

Die Leidenſchaften der Menſchen ſind die heftigern oder mindern Bewegungen der Selbſtliebe gegen die Gegenſtände, die der Menſch wirklich zu ſeinem Glücke hat, oder für nothwendig hält.

Alle Leidenſchaften konzentriren ſich dahin, ein Gut oder ein Vergnügen zu erlangen, oder ein gefürchteres Uebel abzuwenden; ſie ſind nothwendig zu unſerer Erhaltung; nur müſſen ſie nach den Verhältniſſen unſerer Natur geordnet werden.

Dem Menſchen iſt nichts ſo natürlich, als Leidenſchaften und Begierden zu haben; ſie ſind Seelenattraktions- und Repulſionskräfte, und verhalten ſich nach den primitiven Geſetzen der Natur.

Finſtere Verehrer der Stoa, und düſtere Moraliſten, die weder Gott, noch die Natur kannten, ſahen die Leidenſchaften und Begierden für wahre Krankheiten der Seele an; ſie glaubten, man müſſe ſie aus der Natur verbannen, und baueten darauf ein Gebäude von einer Sittenlehre, die in weit größere Irrthümer führte.

Die Leidenſchaften kann man ſo wenig für eine Krankheit der Seele anſehen, als man den Hunger zu den Krankheiten des Körpers zählen kann. Er iſt ein nothwendiger Reiz zur körperlichen Erhaltung; er erinnert uns an ein nothwendiges Bedürfniß unſerer Natur zu unſerer Erhaltung.

Die Leidenſchaften in ſich ſind weder gut, noch böſe; ihre moraliſche Güte, oder ihr moraliſches Böſes, beſtimmt erſt die Anwendung.

Jeder Menſch wird mit Bedürfniſſen geboren; die Begierde, dieſe Bedürfniſſe zu befriedigen, gehört zu ſeiner Weſenheit; empfänglich des Vergnügens und fühlbar des Schmerzes, liegt es in der Natur ſeines Weſens, daß er das Vergnügen aufſuche und den Schmerz fliehe.

So haften die Leidenſchaften und Begierden nothwendig im Menſchen, ſie hängen ſeiner Natur an, ſind unzertrennbar von ſeinem Weſen, nothwendig zu ſeiner Erhaltung.

Dieſe Begierden durch die natürlichen Bedürfniſſe erregt, oder auch manchmahl durch eingebildete, machen den Hang aus, den man allgemein unter eigenem Intereſſe, oder Selbſtliebe, verſteht.

Es iſt alſo unzweifelbar, daß jedes Individuum nach dieſem Maßſtabe ſeine Handlungen einrichtet, denn es iſt meiſtentheils das Gewicht, das ſeinen Willen determinirt.

Dieſer Nahme, Selbſtliebe, eigenes Intereſſe, ſtellt dem wahren Denker nichts Anderes vor, als den Hang des Menſchen nach Glück, nach Vergnügen, das er zum wonniglichen Gefühle ſeiner Erhaltung zu finden glaubt.

Die Menſchen ſind nicht böſe, weil ſie Selbſtliebe beſitzen; ſie ſind es nur darum, weil ſie die wahre Selbſtliebe nicht kennen, und ihr Intereſſe in Dingen ſuchen, woran das große Intereſſe der Menſchheit und ihrer Selbſt nicht hängt.

Die Einbildung, die Gewohnheit, die Konventionen, die Vorurtheile geben uns eine Menge eingebildeter und falſcher Bedürfniſſe; ſie entfernen uns von der Natur und dem erſten Weſengeſetze — von der Liebe — ſowohl der Liebe unſer ſelbſt, als gegen andere denkende Geſchöpfe, die uns umringen.

So ſehr der Menſch Alles aus ſich ſelbſt herauswezubringen wähnt, ſo ſehr hängt er doch in der Entwicklung ſeiner Fähigkeiten von Andern ab; unſer praktiſcher Verſtand iſt allenthalben unter verſchiedenen Bedürfniſſen der Lebensweiſe erwachſen; allenthalben iſt er aber eine Blüthe des Genies der Völker, ein Sohn der Tradition und Gewohnheit.

So wurden die Triebe und Empfindungen auch allenthalben dem Zuſtande gemäß, worin ſie lebten; ſie verhielten ſich nach ihrem Clima, ihrer Organiſation und wurden allenthalben von Meynungen und Gewohnheit, ſelten aber von der Wahrheit regiert.

Wahrheit iſt nur eine, Meynungen aber gibt es unzählige; — jene iſt das Werk der Natur, dieſe ſind das Werk der Menſchen. Der größte Theil der Erde wird durch ſie beherrſcht, Leidenſchaften ſind ihre Dienerinnen, und mißverſtandenes Intereſſe ſchmiedet die Ketten, die uns laſten.

Meynungen beherrſchen die Welt, bauen ihrem Stolze Altäre, und fordern von dem Freunde der Wahrheit, daß er dieſem Götzen Weihrauch ſtreuen ſoll. Blut fließt, wenn er ſich weigert; Meynungen werden von Meinungen verdrängt, Vorurtheile von Vorurtheilen, Irrthümer werden von Irrthümern zerſtört, aber nirgends wird der Wahrheit gehuldigt.

Nur du, göttlicher Funke der Liebe! nur du entwickelſt unſer Gefühl zur Menſchenfreundlichkeit und zu geſelligen Neigungen.

Du machſt uns aufmerkſam auf uns, und lehreſt uns das große Geſetz: Behandle jedes Weſen, das um dich iſt, ſo wie du wünſcheſt, daß man dich behandeln möchte.

Fühlendes Weſen, empfänglich der Freude, das du wonnevoll die Arme ausſtreckſt, zum Genuß des Lebens! — das du ſchüchtern den Schmerz fliehſt, dich an den Buſen eines Weſens ſchmiegſt, wie du biſt, um Schutz gegen Verfolgungen zu ſuchen — du, das du dir ein theilnehmendes Herz wünſcheſt, wenn Kummer deine Seele drückt — eine Hand, die mitleidsvoll die Thräne von deinen Wangen trocknet, die der Kummer dir auspreßt — das du eine ſo innige Freude fühlſt wenn ein lebendes Geſchöpf dich liebt — — denke dir: Geſchöpfe, die dich umgeben, ſind Menſchen wie du — ihr Herz iſt fühlbar wie das deine; ſie haben die nähmlichen Wünſche, die nähmlichen Bedürfniſſe und ſuchen die nähmliche Befriedigung — Leiden kränkt ihr Herz wie das deine, — der Troſt iſt Balſam für ihre Seele wie für deine.

In jeder Gegend der Welt würdeſt du dir wünſchen, gut behandelt zu werden, und jede Gegend wird von dir gleiche Behandlung fordern; der Chineſe, der Türke, der Tatar hat Anſprüche auf deine Hülfe und erwartet von dir ein menſchliches Gefühl.

Lerne deine große Beſtimmung kennen, dein Glück in dem Glücke Anderer zu ſuchen, dein Intereſſe in dem Intereſſe des Ganzen. Sey aufmerkſam auf die Natur, ordne deine Liebe nach der ihrigen — das Glück

Aller iſt ihr Glück, und das Gefühl der Seligkeit von Allen, das Gefühl, das nur eines Gottes würdig iſt, und deſſen, der ſich zur Gottheit empor ſchwingt.

So ſpricht unſer Herz, wenn es aufmerkſam auf die Stimme der Natur iſt; wenn es bemerkt, daß der große Plan der Gottheit, der in der Natur iſt, kein anderer ſeyn kann, als ein großes Ganzes zur Glückſeligkeit zu führen. Darauf muß ſich die Kultur des Menſchen, darauf die Sittenlehre, darauf müſſen ſich alle Geſetze gründen — Menſchen immer näher mit Menſchen zu vereinigen, aus zertheilter Liebe nur Eine Liebe, aus getrenntem Intereſſe nur Ein Intereſſe zu bilden, das ſoll die Abſicht aller Geſetzgebung ſeyn.

Durch eigenes Gefühl bildet die Natur den Menſchen zum Gefühle für Andere; ſie legte Schmerz und Freude in ſeine Seele, um ihn durch das Gefühl von eigenem Schmerze, eigener Freude das Gefühl fremden Schmerzes und fremder Freude fühlen zu laſſen. Wie mütterlich gütig lohnt ſie nicht jede gute That mit einem Bewußtſeyn, dem nichts im weiten Raume der Schöpfung gleich kömmt! Wie ſanft fließt die Thräne der Theilnahme, und wie lohnend iſt eine Umarmung des Unglücklichen! — — —

Leuchtet nicht eine neue Sonne dem Herzen eines Empfindſamen, wenn es ihm vergönnt iſt, einem fühlenden Weſen wohl zu thun! —

Beſuche den einſamen Bewohner einer Einöde; ſieh, wie er täglich die Wälder durchſtreicht, ſeine

Broſamen ſpart, um den kleinen Vogel zu füttern, der ihm dankbar am Morgen ſein Lied ſingt. Wie ſeelenvoll wird ſein Auge, das ſich an der Freude dieſes Thierchens weidet! Wie erhaben ſein Gefühl bey der Theilnahme am Glücke eines lebenden Geſchöpfes!

Begleite weiter ſeine Schritte, und unweit ſeiner Hütte ſteht eine Tanne; weit umher beſchattet ſie die Gegend, Kräuter grünen unter ihren ausgebreiteten Zweigen, und ſchützen die Blumen des Einſiedlers vor den ſengenden Strahlen der Sonne. Jählings wirft er den Blick in dieſe Gegend, und ein unſchuldiges Kind ſtreckt ſeine zarten Aermchen nach dem Greiſe aus; Menſchenempfindungen erwachen in ſeinem Herzen; o wie glücklich bin ich! ruft er auf, mir iſt es alſo vergönnt, einem fühlenden Geſchöpfe Gutes zu thun; ich werde alſo nicht mehr einſam in dieſer Einöde wohnen; ein nur ähnliches Geſchöpf wird ſeine Arme nach mir ausſtrecken, und ſein holdes Lächeln wird mir die Sorge lohnen, die ich dafür trage.

Sein ſanftes Auge wird mit mir ſprechen; ſeine zarten Aermchen werden ſich um meinen Nacken ſchlingen; ſeine kleinen Fingerchen mit meinen Haaren ſpielen, ich werde es an meine Bruſt drücken; ſein kleines Herz wird an meinem ſchlagen, ich werde ihm wohlthun, und es wird mich lohnen; ich werde ſehen in ſeinem ſchmachtenden Auge, auf ſeiner roſigen Wange, auf ſeinen lächelnden Lippen, daß es fühlt, daß ich ihm wohlthue. O was gleicht dieſer Seligkeit! komm in meine Hütte, das Dach, das mich vor Stürmen deckt, ſoll auch dich decken: die Ziege, die mich mit ihrer Milch nähret, ſoll auch dich ernähren, und die Früchte, die dieſe Bäume mir geben, ſollen auch dein ſeyn.

Komm, ich will dich in meine Hütte tragen! Sauge die Milch meiner Ziege, ſie ſoll Mutterſtelle an dir vertreten — theilnehmend biethet ſie dir ihre Brüſte dar; — zärtlich leckt ſie dein holdes Geſicht. O welche Scene für ein fühlendes Herz! welche Scene der Liebe! wie groß erhebt ſie nicht den Trieb, der in uns liegt, wenn unſere Selbſtliebe ihr Glück in der Liebe ſeiner Mitgeſchöpfe ſucht! —

Darin liegt auch bloß der Grund der Menſchen-Kultur, unſere Selbſtliebe zu leiten zur Liebe des Ganzen, darin liegt das erſte Geſetz aller Weſen.

Was wäre die Sonne, wenn ſie ihr Licht nur für ſich hätte, ihre Wärme nur ſich ſelbſt mittheilte! Sie wird erſt dadurch Sonne, daß ſie Alles um ſich her erleuchtet, Alles um ſich her erwärmet.

Die Schöpfung hat keine iſolirte Weſen; ihr Zweck iſt, alles durch das Band der Liebe aneinander zu ketten und mit Gott, der Allliebe, zu vereinen.

Harte und gefühlloſe Herzen, die ihr, noch tief in Vorurtheile verſenkt, eure Lippen nie dem Becher der Liebe genähert habt — die ihr nie die Wonne der Menſchenfreundlichkeit fühltet, nie das Glück des Wohlthuns genoßet, ſtrecket doch ein Mahl eure Hand aus, um eine Menſchenthräne zu trocknen! — fühlt, und euer Gefühl wird aufthauen zu ſeligen Empfindungen. Lernet das große Geſetz der Natur kennen, daß es keine Glückſeligkeit gibt — keine Glückſeligkeit geben kann, als im Glücke des Ganzen.

Schwärmerey! werden mir Einige entgegen rufen, Gebäude von Idealen! Republiken von Platonen, die nie zu Stande kommen können. Die Verfaſſung gleichet einem Rade; heut iſt das oben, was morgen unten iſt; Monarchien vergrößern ſich und verfallen; Republiken entſtehen und Anarchien zerſtören ſie: — ſo iſt der Gang der Dinge.

O ihr Kurzſichtigen! wie entſcheidend iſt eure Sprache? Wer ſagte euch das? — Die Geſchichte! Iſt ſie nicht das Behältniß eurer Thorheiten und Mängel! Sie hat aufgezeichnet, was geſchah, aber euer Verſtand, ſoll euch aus dem, was geſchehen iſt, lehren, was geſchehen ſoll.

Kein Staat kann ein größeres Glück genießen, als ſeine Tugend iſt, keine Verfaſſung wird ſich erhalten, wenn ſie ſich nicht den ewigen Verhältniſſen der Natur nahet, und auf dieſe ihre Geſetze gründet, die nur Entwickelungen der ewigen Geſetze ſeyn müſſen. Worin beſtehen aber die Verhältniſſe? in der Liebe.

Das Reich der Menſchen-Organiſation iſt ein Reich geiſtiger Kräfte; Begierden und Leidenſchaften leiten dieſe Kräfte. Die Natur legte die Begierden und Leidenſchaften rein in unſer Herz: ſie fand ſie nothwendig zu unſerer Erhaltung; ſie bringen Tugend hervor, wenn ſie ſich nach dem erſten Weſengeſetze der Dinge verhalten, und Laſter, wenn ſie von dieſem Geſetze abweichen.

So lange unſere Selbſtliebe Begierden und Leidenſchaften zur Erhaltung des Geſchöpfes, und als Trieb zur Glückſeligkeit, die nur in der Glückſeligkeit des Ganzen beſteht, braucht, werden alle geſellſchaftlichen Tugenden hervorſprießen; trennet der Menſch ſeine Begierden und Leidenſchaften von dem allgemeinen Intereſſe der Menſchheit, und konzentrirt ſelbe bloß auf ſich, ſo werden alle Laſter entſtehen, die die Menſchheit verwüſten.

Das Geſetz der Schöpfung iſt Uebergang von der Vielheit zur Einheit; Alles arbeitet daran. Menſchen können Hinderniſſe entgegen ſetzen, die Folgen ihrer Thorheit fühlen: aber zerſtören können ſie die Weſengeſetze des Univerſums nicht, die nur nach Einem großen Endzwecke wirken, und der Gottheit Plan vollenden werden.

Alle Laſter entſtehen bloß aus einer übel geleiteten Selbſtliebe; Menſchen ſind Glieder eines Ganzen; ſie gehören zum Ganzen, und müſſen zum Ganzen wirken.

Der Menſch iſt geſund, wenn alle ſeine Glieder geſund ſind; die Maſchine iſt gut, wenn alle Räder und Hebel nach einem Zwecke wirken; aber alle dieſe Hebel und Räder haben ihre Verhältniſſe; obwohl Alles zum Ganzen gehört, ſo iſt doch Eines dem Andern untergeordnet; jedes hat ſeine Beſtimmung, eines iſt größer, eines kleiner, eines ſteht höher, eines niedriger; keines kann ſeinen Platz verändern, ohne die Ordnung des Ganzen zu ſtören, und die Wirkung zu verhindern, um derentwillen die Maſchine da iſt.

Alles hat ſeine Beſtimmung. Die Füße tragen das Gebäude des Körpers; die Hände ſind zum Arbeiten, der Kopf zum Denken; die Lunge verarbeitet den Milchſaft zu Blut; das Herz theilt andern Gliedern daſſelbe mit; der Magen verdauet. Die Leber gibt die Galle und ſo werden die innern Theile die Werkſtätte der dem Körper nothwendigen Säfte; der ganze Körper die Werkſtätte der Lebenskräfte. Ein Glied iſt ſo nothwendig als das andere; jedes hat gleichen Werth in Rückſicht des Ganzen, obwohl eines dem andern untergeordnet iſt.

Wie ſchön gibt die Natur dem Denkenden Winke von ſeiner Beſtimmung und der menſchlichen Geſellſchaft! — Der Kopf kann die Hände nicht verachten, ſie ſind ihm nothwendig; er kann die Füße nicht entbehren, ſie tragen den ganzen Körper; wenn hingegen der Fuß ſagen wollte: ich will denken, und der Kopf ſoll gehen; die Hand: ich will die Stelle des Herzens vertreten, und der Magen ſoll die meinige begleiten — welche Zerrüttung würde herauskommen! Die Unmöglichkeit liegt ſchon in der Sache ſelbſt, in ihrer Beſtimmung.

Hingegen kann auch kein Glied im menſchlichen

Körper ſagen: Ich will alle Säfte allein haben; denn dadurch würde das Gleichgewicht geſtört werden; der Kopf würde anſchwellen, die Füße auszehren und das unnatürliche Menſchengebäude zuſammenſtürzen.

Wenn der Menſch treu den Winken der Natur bliebe, immer das Wohl des Ganzen vor Augen hätte, ſo würden ſeine Leidenſchaften ihn nie in die Abgründe ſtürzen, die er ſich ſelbſt bauet.

Die Natur zeigt uns in der Harmonie den Plan unſerer Glückſeligkeit; ſie iſt der Typus der ewigen Ordnung, allein dauerhaft, ſie iſt das Symbol der Verhältniſſe der Staaten, das Kleine iſt in ihr ſo nothwendig als das Große, die Pauſe iſt ſo weſentlich als das Aushalten einer Note.

Verſchiedene Noten, von dem tiefeſten bis zum höchſten, alle nach Geſetzen beſtimmt, alle wichtig.

Hier iſt die edle Freyheit, aber nach harmoniſchen Geſetzen; edle Gleichheit, aber nach verſchiedenen Standpunkten — jede Note — nothwendiger Ton; aber doch einer höher als der andere, jeder angewieſen an ſeinen Platz, den er nicht verändern kann, ohne die Harmonie zu zerſtören. Fürſten ſind die Directeurs der Harmonie der menſchlichen Geſellſchaft; ihre Pflicht iſt, nach dem Plane zu dirigiren, den der Schöpfer der ewigen Ordnung ins Herz der Menſchen ſchrieb; — des Unterthans Pflicht iſt, die Note zu ſpielen, die ſein Stand ihm anwies. Wenn nun Alle ſpielen wollten, wie es ihnen einfiel, wenn ſie ſagten: Wir ſind frey; wir ſpielen, wann wir wollen; und was wir wollen; wir ſind Alle gleich; wir ſpielen Alle das nähmliche Inſtrument. O welches Konzert! wie würde die edle Harmonie verhunzt werden! die Melodie eines Orpheus würde dem Lärmen der Bachanten unterliegen müſſen.

Ewige Gottheit! deine Regeln ſind ſo ſchön in die ganze Natur geſchrieben; warum öffnen denn ſo wenig ihre Augen, dieſe Schrift zu leſen?

Es gab Zeiten, und man wollte Gott mit dem Schwerte predigen, und in Ketten wollte man die Menſchen zum Altar ſeiner Anbethung reißen; es waren finſtere Zeiten, wo die Liebe aus dem Herzen der Menſchen floh, die ſich einen Gott bildeten, wie ihre Leidenſchaften waren.

Ein Blick des Lichtes leuchtete in den Finſterniſſen, und man fing zu fühlen an, daß Gott die Liebe iſt, und Menſchenherzen, aber nicht ihre Leichen zu Opfern fordere. An die Stelle, wo ein raſender Prieſter ſtand, der Dolche zum Menſchenmord ſchliff, ſtanden ehrwürdige Geſalbte, die den Gott der Liebe predigten. Sanfte Hoffnung nährte den Weiſen, und ſeine Blicke wähnten in die Zukunft hellere Ausſichten; die Philoſophie nahete ſich dem Altar, und both der Religion die Hand zur Befeſtigung des Menſchenglückes. Engel freuten ſich darüber, und ſammelten die Thräne der Freude, die der Weiſe hienieden weinte, in Gottes Schaale: — Gählings aber thürmte ſich eine Wolke auf; ein fürchterliches Geſchrey von leidenſchaftlichen Menſchen, die Freyheit und Gleichheit ſchrieen, trennten dieſe wünſchenswerthe Vereinigung; die Menſchenliebe floh vor dem Allahgeſchrey; der religiöſe Fanatismus, den die reine Religion bereits in die Abgründe der Hölle geſtürzt hatte, ſchwang ſich wieder empor, und da er in dem Tempel keinen Schutz fand, flüchtete er ſich in die Schulen eingebildeter Philoſophen.

Da änderte dieſes Geſpenſt der Hölle ſeine ſcheußliche Geſtalt; es zündete ſeine Fackel im Feuer der Leidenſchaften an, um ſie im Blute der Menſchen wieder auszulöſchen.

Freyheit und Gleichheit brüllte ſeine Stimme; ich will euch glücklich machen, rief es, und ſchleppte tauſende zum Schaffot; er riß den Vater aus den Armen ſeiner Kinder, den Gatten von den Lippen ſeines Weibes, und ſtieß den Dolch ins Herz des ſchuldloſen Jünglings.

Leichen deckten den Weg zum Altar der Freyheit; ein Meer von Blut erwartete den Nachen, in dem der Menſch zur Glückſeligkeit ſchiffen ſollte.

Wo die Sonne nicht iſt, da iſt dunkle Finſterniß; wo die Liebe nicht iſt, da iſt keine Bahn zum Glücke. Nur Liebe führt zum Menſchenglück: ſie iſt duldend und gut; ſie verfolgt nicht, ſie dringt ihre Meynung nicht auf, ſie verbeſſert das Herz und macht die Menſchen durch Verbeſſerung ihres Herzens der Wahrheit empfänglich. Nur da, wo ſie herrſchet, iſt wahre

Freyheit; nur da, wo ſie iſt, iſt wahre Gleichheit — Gleichheit der Empfindungen, der moraliſchen Höhe unſers Weſens, Freyheit zu handeln nach den ewigen Verhältniſſen der Alliebe. Nur Liebe erhebt den Menſchen zum Engel; unſere Begierden würdigen uns herab zum Satan.

Fort mit dem Nahmen der Philoſophie! Wer Menſchenmord predigt, der entheiligt ſie, wie man einſt den Nahmen der Religion entheiligte, denn Religion mordet nicht, und Philoſophie dürſtet nicht nach Blut.

Wie kann der, der den Werth des Menſchen nicht kennt, ſeine Rechte fühlen? — Er will euch glücklich machen, — o glaubt der Lüge nicht, es iſt eine teufliſche Lüge! Kann der Menſch glücklich ſeyn, wenn ſeine Mitmenſchen leiden? Betrachtet die Natur! Sie wiederhohlt täglich ihre Wahrheiten; ſie dringt ſie Keinem mit Gewalt auf, ſondern ſie ſucht ſie nur durch ihre Wohlthaten dem Menſchen ans Herz zu legen.

Wo Leidenſchaften ſind, dort iſt keine Wahrheit; die Leidenſchaft nimmt nur die Wahrheit zum Vorwande, um ſchwache Menſchen zu bethören.

O wer kann am Buſen der Menſchenliebe haſſen? wer kann dieſe göttliche Schöne ſehen ohne menſchliche Empfindungen? wer kann die Menſchen lieben, ohne Friede und Verſöhnung mit der ganzen Natur zu wünſchen? O Liebe! nur du biſt meine Welt; o daß ich ewig und einzig hangen dürfte an den Lippen des Menſchenfreundes, mich weiden an ſeinem Auge, mich nähren mit ſeinem Blicke! — Hinweg mit aller Zauberkraft des Reitzes! Die Liebe allein erhebt uns über alle Sterbliche, denn ſie iſt unſterblich, wie die Gottheit ſelbſt.

Liebe iſt der Grund aller geſellſchaftlichen Neigungen. Sie liefert der empfindſamen Seele die intereſſanteſten Gemählde der Natur. Hier zeigt ſie uns den Säugling an der Bruſt ſeiner Mutter; da die lächelnde Miene des Vaters, der den Sohn an ſeinen Buſen drückt. Dort mahlt ſie uns den Vogel, wie er ſein Neſt bauet; wie er Moos und Baumblatt im zarten Schnäbelchen herbeyträgt, und ſorgfältig für ſeine Jungen wacht. Der Löwe wird ſanft, der Tiger vergißt ſeine Wildheit, und gehorcht dem großen Geſetze der Liebe. Alle Scenen der Natur, die ſie uns darbiethet, führen uns zurück zur Erkenntniß einer Allliebe.

O gefühlloſe Sterbliche! die ihr euer Leben mit barbariſchen Vernunftſchlüſſen zubringet, um methodiſch dem Kinde das Daſeyn eines allliebenden Urweſens zu beweiſen, entfernt euch von mir mit euren eiskalten Syſtemen; gebet dem Urweſen der Natur unzählige Attribute, modelt es um, nach euren Leidenſchaften, laßt es zürnen, beſänftiget es wieder mit Opfern nach euren Launen; verwirret die Erde durch Schreckbilder eurer Einbildung!

Ich will von allen euren Beweiſen nichts wiſſen; die ganze Natur, mein Herz ſagt mir, daß Gott iſt, und mein Glaube an ihn iſt für mich befriedigender, als alle eure Beweiſthümer. — Meine Gefühle verkündigen ſeine Eigenſchaften; — weicht von mir, ihr eitlen Schulgelehrten! Ich habe keine Minute Zeit, euch anzuhören; jede Minute meines Lebens iſt zur Anbethung beſtimmt.

Ich fühle, daß er iſt; ich fühle, daß Gott iſt, daß er mich liebt; ich eile, ſeine Vorſchrift zu befolgen, jede Gelegenheit aufzuſuchen, ihm ähnlich zu werden, gut zu werden wie er, und zu lieben, wie er liebt.

O kommt her, ihr Menſchenbrüder alle, laßt euch an mein Herz drücken, alle erſchaffen zur Seligkeit und zum Glücke; unſere Beſtimmung iſt nur, eine große Gemeinde auszumachen unter der Obhut der Allliebe.

Verderben über den Frevler, der es zuerſt wagte, den geheiligten Schleyer zu zerreißen, unter dem ſich die allliebende Gottheit dem Menſchenauge ſo reizend verhüllte! Verderben über ihn! — der es wagte, auf der weiten Bahn der Chimären zu irren, und ein *Traumbild* dort aufzuſtellen, wo ein *liebender Gott* war! —

Der einfache Begriff eines gütigen Weſens verließ ſein gefühlloſes Herz, und Irrthümer, Leidenſchaften und Laſter bildeten ein Weſen, das Menſchen glich. Die Furcht, der Schrecken bemächtigten ſich ſeines Herzens — er baute Altäre, und ſchlachtete Brüder.

Durch den vergifteten Hauch des Laſters welkte die Blüthe jeder Tugend von der Erde: Bedürfniſſe ohne Ende ſtiegen aus dem Schoße der Leidenſchaften hervor, der Menſch entriß dem Menſchen die Früchte der Erde und das Fleiſch der Thiere.

Betrügeriſche Bonzen verkündigten neue Gottheiten; der Aberglaube ſtreckte ſeinen eiſernen Szepter aus, Götter kämpften gegen Götter, Altäre gegen Altäre; man raubte, man mordete.

Im Mittel dieſer Verwüſtungen ſtieg die Freundinn der Menſchheit, die Offenbarung vom Himmel herab, und ein Menſch gewordener Gott lehrte uns kennen, daß die Gottheit nur Liebe iſt.

Heilige Gefühle flößte ſie in unſer Herz und lernte uns die Glieder der Kette kennen, die Menſchen mit Menſchen und Menſchen mit Gott vereinigt. — Liebet mich und liebt euch! Darin beſtand ſein ganzes Geſetz: ſucht euer Glück in dem Glücke des Ganzen, weil ihr alle Kinder eines Vaters ſeyd.

Edles Gefühl der Liebe! Wer legte dich näher ans Menſchenherz, als die Liebe ſelbſt? Aber dieſe ſo einfachen Lehren empörten den ſtolzen Geiſt des Menſchen; er war nicht zufrieden, ſeine Glückſeligkeit auf einem ſo einfachen Wege zu ſuchen, er wagte es bald das Heilige ſelbſt zu beſtreiten; und an die Stelle der Liebe einen fürchterlichen Egoismus zu ſetzen:

Das Reich der Leidenſchaften wurde das Reich der heutigen Philoſophie genannt; man ſchränkte Alles auf Worte ein, und das Herz hatte an den Worten wenig oder gar keinen Antheil.

Da man die Religion verließ, die bloß Liebe iſt, mußten nothwendig alle feindſeligen Neigungen emporkeimen; die Kette zerbrach, die Menſchen mit Menſchen vereinigte, und man fand überall nur eigenſinnige Egoiſten.

Die Vorſtände vergaßen ihre Pflichten und dachten bloß auf ihr Privatintereſſe; die Untergebenen entzogen ſich dem allgemeinen Gehorſame; die Menſchheit verlor ihren Werth, und die Leidenſchaften regierten. So verderben ſich die Säfte des Körpers nach und nach, die Krankheit bricht aus, und Auflöſung und Tod iſt die Folge.

Kein Staat verfällt, keine Regierungsart kann ſich ändern, ſo lange das Innere der Verfaſſung aufrecht ſteht, und den natürlichen Verhältniſſen getreu iſt.

In Allem, was ſich zum Umſturze neigt, iſt eine innerliche Zerrüttung die Grundurſache.

Alles verhält ſich in der Natur nach unveränderlichen Geſetzen; — Ordnung und Unordnung, Annäherung und Entfernung — darin liegen die allgemeinen Geſetze des Univerſums.

Was ſich der Ordnung nähert, erhält ſich, was ſich von der Ordnung entfernt, zerfällt, früher oder ſpäter; nur Wahrheit allein behält die Oberhand.

Zur Einheit, zur Simplizität wird Alles zurückkehren; darin liegt das große Geſetz des Univerſums. Die Natur, die Phyſik — ſelbſt die Religion lehrt uns dieſes. Wie vor der aufgehenden Sonne Nacht und

Finſterniß weichen, ſo weichen nothwendig alle Vorurtheile bey dem Gefühle der Wahrheit; dieſes iſt ihr Weſengeſetz.

Wenn ein Staat verfällt, ſo iſt es ein Zeichen, daß ſeine Regierungsform ſchon längſt im Innern verdorben war; kein Staat kann ſich länger erhalten, als ſich ſeine Tugend erhält. Dieſes iſt ein Axiom, das ſich in der Natur gründet; und die Tugend erhält ſich nicht länger, als ſich die Liebe erhält.

Von oben herab kommt das Uebel allezeit unter das Volk; es iſt kein anderer Weg des Verderbens; wenn die Haupttriebfeder einer Maſchine erſchlafft, ſo ſtockt der Gang des Ganzen. Die obere Ordnung gibt Ordnung dem Untern, denn Alles in der Natur iſt eine Kette, Alles ein Ganzes.

Der Hof iſt der Mittelpunkt eines Staats; aus dieſem Mittelpunkte ſollen alle Kräfte gleich den Cirkelſtrahlen zur Peripherie in gerader Linie ausſtrömen — er iſt die Quelle, aus dem alle Waſſer, alle Bäche fließen.

Wenn nun dieſe Quelle im Innern verdorben wird, wirkt das Verderben des Innern nicht zum Verfall des Aeußern?

Nur geſellſchaftliche Tugenden erhalten die Geſellſchaften: denn eben dieſe Tugenden ſind die Verhältniſſe, die Geſetze, ohne welche die Geſellſchaft nicht beſtehen kann, und ſie gründen ſich alle auf das große Weſengeſetz, die Liebe.

Wenn nun der Staat ein großes Ganzes ausmacht, ſo muß Alles zu dieſem großen Ganzen wirken, und wenn nun dieſe Wirkung aufhört, ſo entſteht Stockung, Verderben, Krankheit.

Kein Stand darf ſich von dem allgemeinen Beſten trennen, und ſein Privatintereſſe an die Stelle des allgemeinen ſetzen, denn dadurch wird, wie in einem kränklichen Körper, der gleiche Umlauf der Säfte geſtört, und binnen der Zeit, daß einige Glieder anſchwellen, zehren die übrigen aus.

Nur das große Weſengeſetz der Liebe kann allen dieſen Unordnungen vorbeugen: dieß leitet allein das Intereſſe der Menſchen nach dem wahren Zwecke, und verbindet das Wohl eines Jeden mit dem Wohle Aller. Sie allein zeigt die wahre Größe des Menſchen, die darin beſteht, der Menſchheit wohlzuthun, dem Geringſten zu dienen, und gütig zu ſeyn, wie es Gott und die Natur ſind.

Die Nachgibigkeit, das ſtille, liebevolle Betragen, die zärtliche Theilnahme, und die Achtung für den Unglücklichen, ſind jene Eigenſchaften die allein die wahre Größe eines Mannes ausmachen.

Größe und Macht ohne Liebe zwingen, aber ſie beſiegen die Herzen nicht: die Natur rächet ſich an ihnen, die ſie drücken; Macht ohne Liebe iſt ohne Dauer — früher oder ſpäter ſtürzt ſie ſich in den Abgrund, den ſie ſich ſelbſt vorbereitete.

Ein Vater kann nur glücklich werden, wenn ſeine

Familie glücklich iſt; ein Fürſt kann nur glücklich ſeyn wenn ſeine Unterthanen glücklich werden, — eine Wahrheit, die, im Ganzen geſagt, nie genug wiederhohlt werden kann.

Kein Staat wird ſich erhalten; keine menſchliche Geſellſchaft wird fortblühen, wenn ſie nicht die ewigen Verhältniſſe der Ordnung kennt, die im Univerſum liegen, und dieſe Verhältniſſe befolgt.

Die Regierung der ewigen Liebe iſt das einzige und wahre Modell aller Regierungen; nur ſie allein iſt wahr, daher fortdauernd und ewig.

Alles zu einem großen Zwecke von Glückſeligkeit zu bringen, liegt im großen Plane der Gottheit; alle untergeordneten Kräfte arbeiten mit dieſer Allkraft, den Plan zu vollenden. Ueberall iſt Güte, überall Liebe, überall Winke zur Glückſeligkeit und zur Tugend, die zu ihr führt.

Bloß die Folgen der Entfernung von den Wegen der Tugend machen die Strafen aus; ſie ſind bloß darum da, um die Verirrten wieder auf den Pfad der Glückſeligkeit zurückzuführen, daher die Gerechtigkeit Gottes ſo unendlich iſt als ſeine Erbarmung.

Wer kann aber die großen Plane dieſer Regierung entwerfen? Sie liegen ſchon da, und jedes denkende Weſen kann ſie in der Natur und in ſeinem Herzen finden.

Sie unterſcheiden ſich freylich weit von den kindiſchen Planen einer falſchen Politik, die nur Privat-Intereſſe anſtatt des großen Intereſſe des Ganzen zum

Zweck hat, oder die vorgibt, die Tugend wäre nur für den gemeinen Mann, und nicht auch für den Monarchen. Die liſtig Könige an den Ketten ihrer Leidenſchaften führt, ſie in Wollüſte einwiegt, um ſie im Schlummer zu erhalten, aus dem ſie zu ſpät ihr eigenes Verderben weckt.

O ihr Alle, die ihr über Menſchen herrſcht, flieht, die falſche Politik! Eure Würde beſteht in eurer Tugend; eure Größe in Erfüllung der ewigen Geſetze, eure Sicherheit in der Liebe. Nur Wahrheit hat Dauer, ſie iſt ewig: Irrthum und Falſchheit ſind der Zerſtörung unterworfen.

Folget den Geſetzen der Allliebe, unumſchränkt iſt ihre Macht über die Herzen; zertrennet alle Ketten der Menſchenfeindſeligkeit, und führet Menſchenherzen am Bande der Liebe zum großen Zwecke ihrer Beſtimmung. Verbeſſert die Sitten, lehrt den Menſchen ſeinen Werth, ſeine Größe fühlen, und ſeyd Schöpfer ſeines Glückes, wie Gott der Schöpfer des Glückes aller ſeiner Weſen iſt. Unterdrücket die Leidenſchaft des Eigennutzes in dem Herzen des Stärkern; die Raubſucht des Geitzigen und die Ausſchweifung der Lüſternheit; ſchützet den Armen, ſtrafet das Laſter, entfernt die Schmeicheley, belohnet die Tugend und das Talent, und ihr werdet mächtig und groß ſeyn.

Jeder Unterthan wird euren Nahmen mit Zärtlichkeit ausſprechen, jeder wird euch als Vater des Volkes, als Stützen der Menſchheit anſehen, und ihr werdet leben, wie glückliche Hausväter in dem Schoße einer groſsen Familie von Kindern; — Unſchuld und Tugend werden euch ſchützen, und euer Reich wird ewig, wie das Reich der Wahrheit ſeyn.

Der Irrthum iſt ohne Kraft; nur Wahrheit hat Kräfte; nahet euch dieſer Wahrheit, ihr ſeyd unüberwindlich, ſie iſt unüberwindlich, ſie iſt eure Stütze, euer Harniſch, eure Rüſtung; ſie iſt der Grund der königlichen Würde: der tugendhafteſte Monarch iſt der Monarch aller Monarchen.

Was vermögen die ſchwachen Pfeile eurer Feinde? Spottet ihrer und lachet! Die Feinde der Ordnung und der Geſetze zerſtören durch ihre Zügelloſigkeit ſich ſelbſt, denn ſie entfernen ſich von dem Geſetze der Liebe, und Unordnung und Verderben kann nur die Folge ihrer Verirrung ſeyn.

Kann wohl Glück ſeyn, wo nicht Liebe iſt, und kann da Liebe ſeyn, wo nur Leidenſchaften regieren?

Seht zurück in die Geſchichte; ſie liefert euch traurige Skizzen genug zu einem großen Gemälde der Anarchie. Da, wo blos Leidenſchaften ſind, will Alles regieren, und Niemand gehorchen; Stolz und Eigenſinn gehorchen nicht, nur Liebe gehorcht: und kann Liebe dort ſeyn, wo Menſchen ihre Quelle verlaſſen haben? Wer iſt denn dieſe Quelle? — Ich weiß wohl, die Philoſophen werden hierüber ſpotten; — ſie iſt die Religion, das Chriſtenthum. Die Religion allein beſchränkt die Leidenſchaften unter das Geſetz der Liebe.

ſie befiehlt, daß die Leidenſchaften der Vernunft dienen ſollen; — und die Leidenſchaften wollen doch immer regieren, und wenden daher Alles an, die Religion verächtlich zu machen.

Wie konnten daher ſtolze, vermeintliche Philoſophen von der Menſchenliebe reden, da ſie die Quelle der Liebe nicht kannten, und die Menſchen von ihr entfernten? —

Religion iſt die Quelle der Liebe; ſie iſt das Verhältniß des Urweſens zu dem Erſchaffenen und des Erſchaffenen zu dem Urweſen — Liebe.

Irrthum hat uns von der Allliebe getrennt, nur Liebe kann uns wieder mit ihr vereinen; darin allein liegt Seligkeit, Menſchenglück und Beſtimmung.

O Menſchen! erkennet doch, daß euer Glück nur in der Liebe liegt, und daß ihr euch vergebens bemüht, ohne ſie euer Glück zu finden.

Nur wenn ihr nützlich und gut ſeyd, habt ihr Anſprüche auf die Liebe eurer Mitmenſchen; und wer bildet euch zu nützlichern, zu beſſern Bürgern, als die Lehre der Allliebe ſelbſt?

Lernet doch euer eignes Intereſſe kennen; lernet euch ſelbſt lieben in der Liebe der Andern; ſtreckt eure Hände gegen das Elend aus; küſſet die Thränen des Kummers aus den Augen des Unglücklichen; liebt, um geliebt zu werden; liebt euren Nächſten, euren Vater, euren Fürſten, euren Mitmenſchen — liebt Jeden, der die Züge der Gottheit an ſich trägt! — Dieſes iſt das einfache Geſetz, worauf ſich die ganze Moral gründet. Alle Uebel, alle Leiden der Menſchheit gründen ſich blos auf Nichtliebe.

Daraus entſteht Verfolgungsſucht, Geitz, Mord, Verläumdung — fürchterliche Gradationen eines Herzens, das ſich von der Liebe entfernt.

Gehorſam, Unterwürfigkeit, Wohlwollen, Eifer, Freundſchaft, Anhänglichkeit, Treue — edle Stufenleiter eines Herzens, das zur Allliebe aufſteigt.

Man darf es glauben, daß die Verachtung der Religion nicht wenig zu der Verwirrung unſerer Zeiten beyträgt. Wenige kennen die Religion in ihrer Reinheit, nicht weil ſie ſelbe nicht kennen können, ſondern weil ſie ſie nicht kennen wollen; es fehlt am Willen; es heißt nicht, man kann nicht lieben, ſondern man will nicht lieben.

Sie allein lehret uns wahrhaft lieben; ihre Geſetze ſind Liebe, und der große Lehrmeiſter dieſer Geſetze iſt Gott, die Allliebe; wer kann beſſer lieben lehren, als die Liebe ſelbſt?

O Menſchen! Wie könnten wir ſo glücklich ſeyn hienieden, wenn wir uns nicht ſelbſt von unſerm Glücke entfernten! Alles ladet uns zu unſerm Glücke, zur Liebe ein, und wir bemühen uns ſo wenig, die Liebe kennen zu lernen — ſo wenig, zu lieben! Liebe muß unſere Herzen miteinander verbinden; ohne Band gibt es keine Liebe — ſie iſt ein Vereinigungsgeſetz; wer dieſes Band nicht kennt, der liebt nicht, er iſt bloß Egoiſt;

unſere meiſte Freundſchaft iſt Egoismus; ſelbſt die Liebe zum andern Geſchlecht iſt meiſtentheils nur Egoismus.

Hieraus entſteht das Kind der Falſchheit; ſchöne Worte, woran das Herz keinen Antheil hat — die ſeelenloſe Umarmung und der Kuß des Betruges. Wir hangen an dem Fürſten aus Ehrgeitz, am Vaterlande aus Eigennutz, an der Stelle, die wir bekleiden, des Vortheils wegen; wir lieben den Freund, weil er uns nützt; das Mädchen, weil es ſchön iſt; wir verlaſſen den Freund, wenn ſich unſer Intereſſe ändert, das Mädchen nach der Befriedigung unſerer Sinnlichkeit.

Ach, das iſt nicht Liebe! Menſchen: entehrt dieſen göttlichen Funken, der in euch glimmt, nicht ſo; was ihr Liebe nennet, das iſt bloße ungeläuterte Selbſtliebe; das Herz iſt ohne Antheil, ohne Verbindung; wo Liebe iſt, muß ein Band ſeyn, das Herz mit Herzen, Seele mit Seele vereint, um nur ein Ganzes auszumachen. Gleiche Denkart, gleiche Gefühle machen gleiche Glückſeligkeit und gleichen Zweck; darin beſteht das Band, das die Herzen vereint. Da aber der Funke, der in uns glimmt, ein Lichtfunke der Gottheit iſt, ſo werden auch vereinigte Funken immer zertrennte Funken bleiben, wenn ſie ſich nicht mit der Sonne, aus der ſie ausſtrömten, vereinigen; — und darin liegt das große Weſengeſetz der Schöpfung, das Geſetz der Allliebe: Gott über Alles, und alle Menſchen wie ſich ſelbſt zu lieben.

O du ewige Liebe, die meine Seele anbethet; der ich meine Weſenheit zu verdanken habe; — durch die ich lebe und bin; erwärme du mein Herz, du Quelle aller reinen Empfindungen, und vereinige mit meinen Gefühlen die Gefühle Aller! Laſſe uns an dieſem feſtlichen Tage der Menſchheit das höchſte Gelübde thun, ſie nach deinen heiligen Abſichten zu lieben!

Verbanne allen Menſchenhaß aus unſern Herzen; alle feindſelige Neigungen! Laß uns alle nach deiner Abſicht einander lieben, und unſer gemeinſchaftliches Wohl durch Unterwürfigkeit und Gehorſam und der Erfüllung aller unſerer Pflichten befördern.

Laſſe uns durch dein ſanftes Licht einſehen, daß die Menſchen nur ſtufenweiſe zu ihrer Vollkommenheit ſchreiten; daß Zügelloſigkeit, Empörungsſucht nicht die Wege zum Glück, ſondern zum Untergange der Menſchheit ſind!

Laſſe uns einſehen, daß der Weg zum Menſchenglück nur der ſey, daß jeder ſein eigenes Herz zur Liebe bilde, und daß dann, wenn Viele lieben — wenn Alles ſich liebt, das Paradies auf die Erde wieder herabſteige!

Laſſe uns Freunde, Väter unſerer Familien, treue Bürger, gehorſame Unterthanen ſeyn, und mit Liebe Liebe vergelten, die uns Karl Theodors Herz ſchenkte; überzeugen wir uns als Bürger, daß in der Welt nichts vollkommen iſt, daß unſer Leben nur ein Ringen, ein Beſtreben nach Vollkommenheit iſt.

Ein Jeder beſtrebe ſich, die Pflichten ſeines Standes nach der Abſicht der Allliebe zu erfüllen; möge ein jeder einſehen, daß die Zufriedenheit mit unſerm Stande die größte Glückſeligkeit des Weiſen iſt.

Ueberzeugen wir uns, daß es eine betrügeriſche Chimäre iſt, ein eingebildetes Scheinglück in entfernter Zukunft zu ſuchen, und uns und unſere Mitbürger des gegenwärtigen zu berauben, und unglücklich zu machen.

Ein Thor iſt der, der ſeine alte Wohnung, die er hatte, einreißen läßt, wenn er noch kein anderes Obdach hat.

Wenn Vorurtheile auch wie ein dicker Ausſatz die Menſchheit decken, ſo würde der Arzt immer ungeſchickt handeln, der dieſe Rinde mit Gewalt herabreißen wollte;

Schmerz würde erfolgen, oder der Tod des Kranken; er verbeſſere das Geblüt, und der Ausſatz wird ſich von ſelbſt verlieren.

Nur dann, wenn der größte Theil der Menſchen gut iſt, wird Glückſeligkeit der Staaten aufkeimen; alle Menſchenſeligkeit gründet ſich aufs Herz; wo dieß nicht gut iſt, werden bald die ſchönſten Gründe umgemodelt, und von dem Stärkern zur Unterdrückung des Schwächern gebraucht werden.

Leidenſchaftliche Menſchen ſtürzen nur Götzenbilder um, fürchterlichere an ihre Stelle zu ſetzen; der Weiſe folgt der Natur, ſie wirkt in Güte und im Stillen.

Karl Theodor zeichnete ſich immer aus, als ein Freund der Menſchheit; Künſte und Wiſſenſchaften, die zur Bildung des Herzens beytragen, nahm er überall in ſeinen Schutz; Talente ſchätzte er an ſeinem Hofe, und verſagte keinem den Zutritt. Die Geſchichte der Nachwelt wird ihm Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Er iſt gut; was kann man von einem Fürſten mehr ſagen? Güte iſt die Eigenſchaft der Gottheit: nur Güte erhebt uns zu Ihm. Ich freue mich, unter ſeiner Regierung gelebt zu haben, wie ſich mehrere meiner Mitbürger freuen werden.

Ich freue mich, den Tag erlebt zu haben, an dem ich im Nahmen aller meiner Mitbürger ſeiner Regierungs-Epoche huldigen, und im Nahmen Aller ſagen kann:

Wir kennen dein Herz, es iſt gut — wir lieben dich!

Liebe macht die Glückſeligkeit der Menſchen; ſie iſt ein Weſengeſetz — nimm die unſrige an; ſie iſt die Liebe deiner treueſten Unterthanen — ſie ſey deine Stütze — deine Beruhigung — dein Lohn — für alle deine Sorgen.

III.

Ueber richterliche Beſchäftigung.

Am Tage, den wir dem Beſten der Fürſten feyern, welchen Stoff ſoll ich wählen, der ich hier als Redner auftrete, um des Auftrages würdig zu ſeyn, an dieſem öffentlichen Orte zu ſprechen? Der König iſt gütig und liebt die Menſchen, und nur was Herzensgüte und Menſchenwohl zum Gegenſtand hat, kann ein würdiger Stoff des Redners ſeyn. Von der Wichtigkeit und der Pflicht des Richteramtes will ich ſprechen, und mein Wohlwollen für die Menſchheit ſoll den Mangel meiner Geiſteskräfte erſetzen.

So ſehr ich auch meine Schwäche fühle, und das kühne Unternehmen meine Kräfte weit überſteiget, flößet mir doch ſelbſt die Würde des großen Gegenſtandes und mein Eifer einiges Zutrauen auf mich ein, daß ich hoffen kann, ich werde meinen Zweck nicht ganz verfehlen; ja ich wünſchte ſogar, daß mich alle meine Mitbürger in dieſem Augenblicke hören könnten. Ich wollte zu ihnen ſagen: Hört mich, ihr Lieben! für euch, für euch allein, für euch alle will ich jetzt ſprechen, für euer Vermögen, für eure Freyheit, für euer Leben will ich ſprechen; könnte nun wohl auch einer nur in der Verſammlung ſeyn, dem mein Vortrag gleichgültig ſeyn ſollte? —

Wißt ihr wohl, heute lebt ihr noch in Freyheit; heute genießt ihr noch die Früchte eures Schweißes, euer Vermögen in ungeſtörter Sicherheit; heute kränkt euch noch keine Gefahr eures Lebens; heute geht ihr noch ruhig und unbekümmert zu Bette; aber morgen — morgen vielleicht ſteht ihr vor Gericht, als Kläger oder Beklagter: vielleicht eben jetzt lauert ein feindſeliger Neider eures Glücks den unglücklichen Augenblick ab, euch in die Falle zu ziehen; vielleicht wird euch heut noch ein ſchwarzes ſchändliches Komplott der Juſtiz verdächtig machen, und euer Leben in Gefahr ſetzen; wer weiß es? Vielleicht, die Vorſicht ſchütze euch! — vielleicht werdet ihr einſt, von der Laſt ſchmählicher Feſſeln zu Boden gedrückt, im Kerker mit Elend und Verzweiflung ringen, — ohne Troſt, ohne Hülfe dem Himmel gegen die falſche Anklage eure Unſchuld ſchwören. O meine Mitbürger, höret mich und faſſet Muth! Indem ich euch mit den Pflichten eines Richters bekannt mache, will ich euch die Mittel lehren, die euch gegen die drohenden Gefahren ſicher ſtellen; ich will euch durch Erzählung der Obliegenheiten, die ein Richter gegen euch zu erfüllen hat, das Wenige zeigen, was ihr zu fürchten habe.

Aber nun, da ich die heiligſte Gerechtigkeit für euer Beſtes auffordere, iſt es auch billig, daß ich auch meinerſeits von euch begehre, daß ihr mir Gerechtigkeit widerfahren laſſet. Der einzige Dank, den ich von euch hoffe, und deſſen ich mich ſchmeicheln zu könum glaube, iſt blos, das Geſtändniß aus eurem Munde zu hören, daß ich jene Pflichten liebe, die mich verbinden, euch ſelbſt zu lieben.

Mein Gegenſtand forderte zwar, um ihn nach ſeiner Wichtigkeit und Größe ausführlich genug zu behandeln, daß ich von allen Tugenden, allen Vorzügen und Eigenſchaften handelte, die die Würde des Richteramtes auszeichnen; denn die peinlichen faſſen ſie alle ohne Ausnahme in ſich; aber würde mir wohl dann die Zeit und der Raum dieſer Blätter hinreichen? Ich will alſo nur die auffallendſten Wirkungen der Wachſamkeit in Vorbeugung und Verfolgung der Verbrechen, die Sorgfalt, mit der ein Richter ſein Urtheil einleiten, und die Billigkeit, mit der er es faſſen ſoll, beſchreiben.

Vor Allem aber ſehe ich mich zu einer Frage gedrungen, die in der Weſenheit meines abzuhandelnden Gegenſtandes liegt: die Frage nähmlich, woher denn die traurige Nothwendigkeit komme, die uns die Menſchen zu ſtrafen verbindet? — Woher es komme, daß die Menſchen nicht ohne peinliche Geſetze ſeyn können? — So, wie es ſcheint, ſollten ja gute bürgerliche Geſetze die peinlichen ganz unnütz machen: oder was iſt denn ein gutes bürgerliches Geſetz? —

Kein anders, als jenes, das, ganz mit der Natur übereinſtimmend, dem Bürger alles Das befiehlt, was ſeinem Beſten zuträglich iſt, und ihm hingegen nichts verbiethet, als was ſeinem Wohle ſchädlich ſeyn könnte;

das Geſetz, welches das Wohl des Einzelnen zum Wohl der ganzen Geſellſchaft macht, welches auf alle Privat-Intereſſen bedacht iſt, um daraus ein allgemeines Intereſſe zu bilden. Nach dieſen Begriffen von der Güte eines bürgerlichen Geſetzes ſcheint es mir noch auffallender, wie ein Bürger ſolche Geſetze verletzen kann; wie er gegen ſein eignes Wohl arbeiten, und gegen ſich ſelbſt zum Feinde werden kann; wie er, treulos gegen ſeine eingegangenen Verbindungen, mit denſelben alle Glückſeligkeit des bürgerlichen Zuſtandes aufgeben kann?

Allein, das menſchliche Herz ſelbſt enträthſelt mir dieſes unbegreifliche Betragen der Menſchen. Gute Geſetze verſchaffen uns zwar die Glückſeligkeit des geſellſchaftlichen Zuſtandes; aber ſie entziehen uns hingegen jene, die wir im Stande der Natur genießen könnten: ſie gebiethen freylich nichts, als was unſer Wohl befordert; aber ſie verbiethen dagegen, was unſerm Vergnügen ſchmeichelt; und was ſie ſo auf einer Seite zu unſerer Ruhe beytragen, rauben ſie auf der andern den Leidenſchaften, und endlich empören gute Geſetze gleich Anfangs durch ihre Verbothe den Geiſt des Menſchen: es iſt alſo ſehr hart zu entſcheiden, und das Geſchäft eines großen ſeltnen Geiſtes, den Schaden von dem Guten, was ſie ſtiften, abzuziehen.

Ueberdieß macht der Menſch, der außer ſich ſelbſt nichts ſieht, nichts kennt, und der Sklave des Eigennutzes iſt, immer geheime Entwürfe, wie er die Geſetze zu befolgen Andern überlaſſen kann, ohne dem Einfluß derſelben auf ſeine Sicherheit Abbruch zu thun; wie er ſich zu ſeinem Vortheile den Geſetzen entziehen kann. Er möchte gerne ſeine Mitbürger feſt mit dem Bande umſchlingen, das er für ſich unklug wieder auflöſet.

Das ſind nun die Uebel, denen man zuvorkommen ſollte; das ſollte das Geſchäft der peinlichen Geſetze ſeyn, dieſen Zweck ſollten ſie erreichen. Die Strafe, die den Uebertreter der Geſetze trifft, iſt ein neuer Beweggrund, der ihnen Achtung und Gehorſam verſchafft. Es iſt das Meiſterſtück peinlicher Geſetze, die Gewichte der Strafen ſo zu richten, daß der Bürger, ſo oft die Leidenſchaften bey ihm das Uebergewicht erhalten, unfehlbar auf die Seite der Pflichten übergehe.

Ich hätte jetzt zwar Gelegenheit, tiefer in die Natur der peinlichen Geſetze einzudringen; aber, wie ich ſchon oben erwähnt habe, iſt das meine Abſicht nicht; ich wende alſo nur mein Hauptaugenmerk auf die Wichtigkeit ihrer Verwaltung; und die Nothwendigkeit der Wachſamkeit eines Richters iſt das erſte, was mir davon auffällt.

I. Die Wachſamkeit eines Richters iſt die beſtändige Aufmerkſamkeit auf die Handlungen ſeiner Bürger.

Wenn ich mir ein Gemählde nach den hohen Begriffen, die die Würde des Richteramtes vorausſetzt, von einer Obrigkeit mache, ſo finde ich in ihr das Bild einer zärtlichen und weiſen Mutter. Sie läßt ihre Kinder nie aus dem Auge, verfolgt ihre Spiele und alle ihre kindiſchen Handlungen mit ſpähendem Blicke; wacht für ihr Wohl, wenn ſie ſchlafen, und verwahret ſie des Tages über in ihrem mütterlichen Schoße vor ſchmerzlichen Zufällen. Sie iſt mehr beſorgt, drohendes Unglück von ihnen abzuwenden, als jammernd ſie im Elende zu tröſten. Sie räumt Alles bey Seite, was ihrem ſchwachen Körperbau, und der noch ſchwächern Seele, die ſo aller Eindrücke empfänglich iſt, ſchädlich ſeyn könnte, und läßt ihnen nur ſolche Spielwerke, die dem Körper Stärke, und dem Geiſte eine gerade Richtung geben, oder wenn ſie das nicht können, es wenigſtens nicht verhindern. Sie umgibt ſie mit lauter nützlichen Gegenſtänden. Sie arbeitet mit eigner Hand an dem Glücke ihrer Exiſtenz ſchon von ihrer Kindheit an. So ſtelle ich mir einen Richter unter ſeinen Mitbürgern vor; allgemeine, zärtliche Liebe, als wären ſie ſeine Kinder, muß ihn beleben, muß ihn wachend und thätig für ihr Wohl erhalten; was die Natur in der Mutter durch Zärtlichkeit wirkt, befiehlt dem Kinde, von Dank und Gegenliebe durchdrungen, die Pflicht.

Welche ſchöne, erhabene Verrichtungen eines Richters! — Aber wo findet man ſo edle, große Seelen, die Muth und Stärke genug haben, dieſe hohen Pflichten in ihrem ganzen Umfange zu erfüllen? —

Ehe die Menſchen in eine Geſellſchaft zuſammentraten, ehe noch eine bürgerliche Verfaſſung entſtand, war der Menſch ſein eigen; lebte frey im Schooße der Natur, wie jedes Thier, unbeſchränkt durch Geſetze;

unbeherrſcht durch Obere; konnte ſagen: Was mein Arm erreicht und meine nervige Fauſt erringt, iſt mein! Ich ſtrecke meinen Arm nur für mich, für mein Wohl aus, und nicht für das Intereſſe eines Andern. In dieſem Stande war das eigene Ich die einzige und erſte Triebfeder, das einzige Ziel ſeiner Wünſche und Handlungen. Alles, was er war, was er genoß, hatte er ſich ſelbſt zu verdanken; ſein Habe und Gut, Glück und Ruhe waren ſein Werk, und Niemand konnte ein Recht haben, darüber zu walten, weil noch kein Ganzes war, deſſen gemeinſchaftliche Thätigkeit ihm das verſchafft hätte; denn er ſelbſt machte das Ganze aus. Wenn ſich damahls die Menſchen untereinander beleidigten, bekriegten und ſchlugen, waren es nur einige einzelne Horden, die gegen einander kämpften; und nicht getrennte Haufen eines ganzen Staatskörpers. Aber ſeitdem der Menſch die Wälder, und mit ihnen die Wildheit verlaſſen, ſich ſeiner natürlichen Freyheit begeben, und Geſetzen gehuldiget hat; ſeitdem er einen Theil ſeiner angebornen natürlichen Rechte abgetreten hat, um den Ueberreſt in Sicherheit genießen zu können: ſeitdem er ſeinen Willen eingeſchränkt hat, um ſeinen Wirkungskreis zu erweitern; von der Zeit an, daß ſein Wohl mit dem allgemeinen unzertrennlich verbunden iſt, gewann die Menſchheit ein neues Anſehen; eine neue Ordnung; eine neue Vereinigung der einzelnen Theile in ein harmoniſches Ganzes entſtand, und der Menſch hörte dadurch nothwendig auf, ſein eigen zu ſeyn; er wurde ein gemeinſchaftliches Gut der ganzen Geſellſchaft, worüber ſein Eigenwille zu ſchalten das Recht verloren hatte.

Er kann nicht mehr, wohin ihn Privatintereſſe und Eigenſinn hinreißen, folgen: ſondern er muß in dem Geleiſe, das ihm die Vernunft und das Wohl des Ganzen vorzeichnen, bleiben. Im Stande der Natur konnte es keine Ungleichheit der Menſchen geben; unter dem Begriffe Menſch waren ſie alle gleich. Rang, Würde, Anſehen, Herr und Knecht war unbekannt; aber ſeitdem durch die Zuſammentretung ein förmlicher Körper entſtanden war, den man ſchon bey ſeiner erſten Exiſtenz einen Staat nennen konnte, ſeitdem mußte der Menſch unumgänglich nothwendig aus dem Mittel ſeiner Brüder einige, die mehr Geiſteskraft und Leibesſtärke hatten, für ſeine Obern erkennen, die den übrigen, welche ſich alle einander gleich blieben, durch Weisheit und Stärke, Leitung und Hülfe verſchaffen konnten. Das iſt die Epoche des Gehorſams, und Gehorſam ſchützte den Menſchen vor Gewaltthätigkeiten, die immer unter Zuſammenrottungen einzelner Parteyen unvermeidlich ſind. So trat — um alles in Kürze zuſammenzufaſſen — die Regierung an die Stelle des thieriſchen Inſtinkts, und ſo iſt die Glückſeligkeit des Menſchen bloß das Werk eines höhern Geiſtes von Andern, denen er ſich unterworfen hat.

Aus der bürgerlichen Geſellſchaft alſo entſprießt die Glückſeligkeit des Menſchen; oder wenigſtens war ſie doch der Beweggrund, der die Vereinigung der einzelnen Glieder in einen ganzen Körper zu Stande brachte um das Wohl des einzelnen Bürgers ſowohl, als des ganzen Staates zu befördern, zu ſichern und zu erhalten.

Wenn aber auch nicht zu allen Zeiten dieſer glückliche Erfolg dem Wunſche der Menſchen entſpricht; wenn auch zu Zeiten dieſer Endzweck nicht ganz erreicht, oder wohl gar verfehlt wird, ſind wir nicht ſelbſt Schuld daran, die wir nur zu oft aus falſchen Begriffen von der Sache, aus Unwiſſenheit, aus Starrſinn und Leidenſchaft den köſtlichſten Heilungstrank uns ſelbſt in tödtliches Gift verwandeln, wo ſie ſonſt die heilſamſte Wirkung gegen die Uebel würde hervorgebracht haben, die in der Natur ſo vielfach, und ſo unvermeidlich nothwendig ſind?

Erſte der Sterblichen! welch ein großer, weitumfaſſender Geiſt muß euch belebt haben, die ihr zuerſt es wagtet, über euers Gleichen zu herrſchen; die ihr die ungeheure Bürde auf eure Schultern ludet, Alle glücklich zu machen! Die ihr euch der gewiſſen Undankbarkeit der Menſchen ausſetztet, um ihr Beſtes zu befördern; eurer eignen Ruhe entſagtet, um die Ruhe des Volkes herzuſtellen! Ihr, die ihr euch, ſo zu ſagen, zwiſchen die Menſchheit und Vorſicht warft, um dieſer durch Weisheit und Mühe ein Glück zu verſchaffen, das jene dem Menſchen verſagt zu haben ſcheint! Große Sterbliche! der mächtige Umſchwung, den die Menſchheit durch euch gewann — die Geſellſchaft ſelbſt, das

Reſultat unſers Geiſtes und eurer Stärke, iſt das ewige Monument eurer Größe, das untilgbar allen Zeiten trotzt! —

Sobald die Geſellſchaft zu Stande kam; ſobald die Häupter derſelben ſich unterſtanden, zu ihren übrigen Mitmenſchen zu ſagen: Brüder! wir wollen euch glücklich machen! ſobald ſie ſich um das Schickſal ihrer Mitbürger, um ihr Glück, ihr Haab und ſelbſt um ihre ganze Exiſtenz angenommen hatten, von dem Augenblicke an, ganz mit der ſchweren Sorge dieſes wichtigen Gegenſtandes beladen, konnten ſie ſich nicht mehr mit ihrem eigenen Wohle beſchäftigen. Freunde, Gattinn, Kinder, Reichthum und Alles, was dem Menſchen koſtbar und liebenswürdig iſt — die ſüßeſten Gegenſtände der Zärtlichkeit mußten ſie ihrem Auge entziehen, das beſtimmt war, für das Wohl des Ganzen zu wachen. Sie waren mit dem Vaterlande ſo enge verbunden, daß es gar keinen Zwiſchenraum zwiſchen ihnen und demſelben geben konnte, daß ſich weder Gattinn noch Kind — nichts hineindrängen konnte; daß ihnen zur Beförderung ihres eigenen Beſten kaum eine Minute übrig blieb, wenn ſie all ihre unbegreiflich hohen Pflichten mit der Strenge und Genauigkeit erfüllen wollten, daß ſie den Abſichten ihres Urſprungs im ganzen Umfange entſprachen.

Freylich haben wir nun äußerſt ſeltne Beyſpiele einer ſo großmüthigen Aufopferung; ſelbſt in der grauen, dunkeln Ferne der Vorzeit, ſo weit nur unſre

Auge reicht, finden wir kaum Spuren davon: aber hört darum die Pflicht auf, weil ſie nicht allgemein erfüllt wird? Kann man die Erfüllung dieſer hohen Pflichten, denen ſich die Häupter des Staats ſelbſt unterwarfen, mit minderm Rechte fordern, weil es Treuloſe, Kleingeiſtige und Schwächlinge gibt? Noch däucht es mich, als hörte ich immer noch die Stimme jenes edeln Bürgers, der zu ſeinen Mitbürgern, die ihn zum Richter und Geſetzverwalter erzogen hatten, ſagte: »O, meine lieben Mitbürger! ich habe mich um euer Wohl angenommen; nehmt nun ihr euch des meinen an, und ſorget für meine Kinder, weil ihr Vater nicht mehr für ſie ſorgen kann!«

Die Familiengeſchäfte des Vaters hören auf, ſobald er die des Richters angetreten hat.

Aber ich finde es gar nicht nöthig, ſolche Züge des Heroismus anzuführen, der uns an ein ewiges Anſtaunen feſſelt; der uns mit Verwunderung zeigt, was Menſchenliebe, Verehrung ſeiner Pflichten und Durſt nach Ehre über ein erhabenes Herz vermögen. Zu weit habe ich mich ſchon von meinem Gegenſtande entfernt, vom Enthuſiasmus in der Betrachtung des ſchönen Bildes eines würdigen Richters hingeriſſen; wir wollen unterdeſſen alle dieſe großen Tugenden vorbeygehen, und einſtweilen nur von der, den Obrigkeiten ſo weſentlichen Wachſamkeit reden, ohne welche es unmöglich iſt, die Sitten zu erhalten, Vermögen, Ruhe und Wohl der Bürger zu ſichern.

Man macht ſo viel Aufhebens von der Strengigkeit eines Richters, und ſie iſt gerade die geringſte ſeiner Tugenden; zum wenigſten ſollten ihr die andern alle vorgehen; denn ſie iſt das letzte Mittel, das der Richter ergreifen kann, wenn alle andere fehl geſchlagen, oder nicht zur Zeit angewendet worden. Nach dem Buchſtaben der Geſetze urtheilen; ſagen zu einem Uebelthäter: »Du mußt hängen, weil es ſo in meinem dicken Buche ſteht« oder einem Andern nach der buchſtäblichen Vorſchrift eines todten Geſetzes Glied für Glied abſtoßen laſſen, iſt ja doch keine große Kunſt, noch das Reſultat weiſer Bemühungen eines Richters: aber die Befolgung der Geſetze befördern; ſo viel möglich iſt zu verhüten, daß die Geſetze nicht verletzt oder vereitelt werden, das iſt die Kunſt einer Obrigkeit, ihre weiſeſte und nützlichſte Bemühung, die aber mit faſt überwindlichen Schwierigkeiten verbunden iſt.

Eure erſte Sorge ſey es alſo, ihr Richter! die Quellen und Verbrechen zu verſtopfen; zur Strafe iſt es dann noch immer Zeit genug.

Aber eh' ich mich weiter einlaſſe, von der Wachſamkeit eines Richters zu reden, die dieſer Eigenſchaft, die die Stütze der öffentlichen Ruhe und Ordnung iſt, will ich noch deutlichere und ausgedehntere Begriffe von denſelben vorausſchicken. Sobald wir uns den Menſchen als eingeſchränkten ſchwachen Sterblichen vorſtellen, und nicht ein Ideal eines höhern Weſens aus ihm machen, werden wir leicht einſehen, in wie weit ſie einem Richter eigen ſeyn kann.

Ein Richter iſt eben nichts anders, nicht feiner und vollkommener organiſirt, hat nicht mehr Sinne, mehr Talente, als der Menſch, aus rauhem irdiſchen Stoffe gebildet, von der Natur erhalten hat: er hat ſeine Schwächen, Thorheiten, ſelbſt Hang zu Verbrechen, die er an Andern ſtrafen muß; kurz, iſt Menſch! Die politiſche Verfaſſung kann alſo nicht aus der Natur ſelbſt entſprungen ſeyn, oder ſie müßte dem Manne, an deſſen Schultern das Wohl der ganzen Geſellſchaft ruht, feinere Sinne, weniger — oder vielmehr gar keine Hinneigung zum Böſen, kein Wanken und Zweifeln, kein Sträuben und Kämpfen gegeben haben; er müßte eben ſo ſehr durch höhern Geiſt und edeln Charakter über ſeine Mitbürger hervorragen, als ihn die Würde ſeines Amtes über ſie erhebt. Aber wir ſehen, daß das nicht iſt, daß Geſetze und Geſetzverwalter eine künſtliche Erfindung des menſchlichen Geiſtes ſind; die Kunſt muß alſo auch die Lücken ausfüllen, die die Natur gelaſſen hat.

Der Richter iſt kein Argus, um ſelbſt über ſeinen ganzen Bezirk wachen zu können; er hat nicht tauſend Hände, um ſelbſt alle die Böſewichter, die die Ruhe und Sicherheit ſeiner Gemeinde ſtören, ergreifen zu können; er kann nicht überall gegenwärtig ſeyn, nicht Alles ſelbſt ſehen und wiſſen: aber ſind ihm nicht fremde Kräfte unterthan, mit denen er ſchalten kann? Hat er nicht Augen und Hände zu ſeinem Befehle? Seine

Sache iſt es daher, Eigenſchaften, die ihm mangeln, ſich zuzueignen; in ſein eignes Selbſt zuſammen zu faſſen, und ſich durch ſeine thätigen Subalternen über das Volk auszubreiten; in die Ferne zu ſehen, zu wirken und überall durch ſeine Diener gegenwärtig zu ſeyn.

So iſt zwar kein Menſch im Stande, aus eigner Kraft ungeheure Zentner Laſten von der Erde zu heben; aber ein geſchickter Mechaniker weiß ſie, mittelſt einiger Hebel, mit ſchwacher Hand in die Höhe zu ziehen.

Ich glaube nicht durch zu hohe Begriffe von der Sache, das Bild, das ich hier von einem wachſamen Richter entwarf, übertrieben zu haben; ich kann es im Gegentheile mit aller Zuverſicht meinen Mitbürgern aufſtellen, weil es vorzüglich einem Amte angehört mit dem ich durch meine Berufsgeſchäfte aufs genaueſte verbunden bin; weil mir ſelbſt Umgang und Erfahrung die Züge dazu angaben, mit denen ich dieſes Gemälde eines Richters entwarf.

Oft können wir aber auch in einem Richter dieſe Vorzüge vermiſſen, da er ſie doch wirklich beſitzt; er ſcheint nichts zu thun, und thut Alles, was Liebe und Pflicht gegen die Geſellſchaft fordern. Die Außenſeite täuſcht, und wird einem Manne, der unermüdet mit der Aufrechthaltung der öffentlichen Ruhe beſchäftigt iſt, oft den Schein einer trägen Unthätigkeit von Leuten zuziehen, die gern jedes Ding von außen beurtheilen, ohne daß ſie ſich die Mühe geben wollen;

in das Innere deſſelben einzudringen, oder vielleicht aus Geiſtesſchwäche nicht im Stande ſind, es zu thun; oder, wie geſagt, je mehr oft die Außenſeite in dem Richter einen unthätigen, bequemlichen Mann zu verrathen ſcheint, deſto thätiger iſt er im Geheim. Er will ſich kein eitles Anſehen geben, nicht mit einem lächerlichen Pompe ſpielen, der die geheimen Triebfedern, die in ſeinem Syſteme verborgen liegen, und deſto ſicherer wirken, wie tiefer ſie profanen Augen verhüllt ſind, allgemein entdecken, und ſo alle ſeine Bemühungen vereiteln würden.

Er will nicht wie ein Marktſchreyer unter dem Zurufe ſeines Charlatan, ſeine Mitbürger herbeylocken, daß er dem ganzen Volke mit ſtolzer Miene ſagen könne: Seht! was ich Alles für euch thue!

Nein, das ſind Marktſchreyer und Betrüger des Volks, die ſich den Schein der lebhafteſten Thätigkeit geben wollen, da ſie doch im Geheim die trägeſten Taugenichtſe ſind, die Alles zu thun ſcheinen, und nichts thun; die ihren betrogenen Mitbürgern vorſchwätzen, daß die Sorge fürs gemeine Beſte zentnerſchwer auf ihrem Herzen liege, und dabey, unbekümmert um das Wohl und Wehe des Staates, gemächlich von dem Fette der Bürger ihren dickgemäſteten Wanſt füllen, der immer ein unläugbarer Beweis ihres leeren Kopfes und trägen Geiſtes iſt. Sie verſichern uns, daß ſie der Eifer für das Beſte des Staats aufzehre, indeſſen ihre Alltagsherzen, darin kein Funke für Menſchenwohl glimmt, von gleichgiltigem Froſte ſtarren. Ganz anders verhält ſich der große Mann, der mit edelm Muthe ſein Wohl dem Wohle des Staates aufopfert; deſſen Herz nur für das Wohl ſeiner Brüder ſchlägt, welches er ſich mit ungeheuchelter Wärme eigen gemacht hat. Kein betrügeriſcher Schild, kein prahlender Lärmen verkündigt den geſchäftigen Mann, und Jeder glaubt, daß er ſelbſt der Erſte in der Geſellſchaft ſey, der die ſelige Ruhe genießt, die er durch ſeine weiſen Bemühungen ſeinen Mitbürgern zu verſchaffen wußte.

Und wenn er auch nie von der Stelle kömmt; eingeſchloſſen auf ſeinem Geſchäftszimmer, umrungen von Akten und Schriften, wird er doch Alles beobachten, was in einem gewiſſen Theile der Geſellſchaft, worüber er zu wachen hat, vorgeht; alle Bewegungen des Volks wird er erfahren; er wird die Stärke und Schwäche, ihr Steigen und Fallen abmeſſen; er wird den Gang verfolgen, den ſie nehmen, und oft, ſtatt mit Gewalt ſie aufzuhalten, wird er ſie mit Milde abzuleiten und zu ſtillen ſuchen. Da er jede ſeiner Handlungen erſt reif überlegt, ſie nach dem Bedürfniß und Umſtänden der Zeit abmißt, ſie ſorgfältig verbirgt, da er Schritt vor Schritt der Natur folgt, ſo muß er auch unfehlbar, wie dieſe, und glücklich ſeinen Zweck erreichen. Je weniger er ſich um Alles, was ſeine Mitbürger thun, zu bekümmern ſcheinet, deſto genauer iſt er davon unterrichtet; und wozu ſollte er auch ſelbſt nachforſchen, ſelbſt hingehen und ſehen, da ihm ohnehin bey einer weiſen Polizeyverfaſſung auch der geringſte Vorgang unter dem Volke bekannt werden muß?

Keine Seele gibt ihren Unternehmungen gern einen falſchen Schimmer, um in dem Auge des Pöbels, das ſich ſo leicht verblenden läßt, groß zu ſcheinen; und nur Jene, die aus Liebe zum Guten handeln, machen ſich das Nützliche zum Endzweck ihres Thuns, unbekümmert, ob man ſie bemerken oder vergeſſen; und wenn man ſie bemerkt, loben oder tadeln wird.

Die Wachſamkeit zeichnet ſich durch Stillſchweigen und Aufmerkſamkeit aus, und ſchwerlich wird der Richter mit ſeinen Geſchäften zurecht kommen, wenn er Alle auf ein Mahl angreifen will, oder mit unzeitiger Eile und Raſtloſigkeit darüber herfällt. Siehe und bemerke! ſind die erſten zwey Grundſätze in jeder öffentlichen Verwaltung. — Aber wenn das Wohl des Staates eine ungeſäumte Thätigkeit erfordert, dann muß auch der Richter Alles für die gute Sache thun, nichts für ſich, nichts für Ehre und Nachruhm; er muß weiſe den eiteln Lärmen, den der Pöbel von ſeinen Handlungen macht, zu ſtillen ſuchen, um die Folge ſeiner Bemühungen deſto ſicherer zu machen; aber freylich kann das nur der Tugendhafte allein thun, deſſen edles Herz von Eigennutz und Ruhmſucht ganz entfernt iſt, und der große Mann, welchen das Volk, von deſſen Glanze verblendet, faſt zu ſeinem Gott macht, der große Mann kann oft das am wenigſten, weil gemeiniglich Ruhmſucht die Quelle ſeiner Größe iſt, weil er gewiß nichts für das allgemeine Wohl, für die Aufrechthaltung der Geſetze ꝛc. würde gethan haben, wenn nicht ſein Ehrgeitz wäre befriedigt worden.

Wir können alſo gar nicht von der Geſchäftigkeit von dem Vielthun eines Richters auf ſeine Wachſamkeit ſchließen; ſondern Ordnung und Genauigkeit in ſeinem Thun geben uns das beſte Zeugniß von der Wachſamkeit.

Das Wachen der Obrigkeiten beſteht ja nicht darin, daß er mit koloſſaler Schwere die Strenge der Geſetze über das Haupt ſeiner Bürger wälze, und durch die Laſt ſie täglich zu erdrücken drohe; nein! ſo eine Wachſamkeit würde verderblicher ſeyn, als ein unthätiger träger Schlaf.

Mit leichter, kunſtgewandter Hand ſoll er den Zaum der Geſetze führen, und faſt unfühlbar ſoll ſeine Leitung dem Bürger ſeyn; er ſoll, wie geſagt, mehr beobachten als handeln, und je öftere Beobachtungen er anſtellt, deſto weniger wird er nöthig haben, zu handeln. Trauet daher ja jenen Leuten nicht, die immer geſchäftig, immer unruhig und raſtlos ſind.

Kann man wohl dieſe Art Leute wachſam nennen? Alle ihre Geſchäftigkeit, ihre thörichte Unruhe verräth eine ſchwache, furchtſame Seele, die Urſache, warum alle ihre Unternehmungen ohne beſtimmten, ſichern Blick in die Zukunft geſchehen; ihr trübes Auge kann kein richtiges und genaues Bild aus dem Wirrwarr von Gegenſtänden auffaſſen, die ſich ſelbem unordentlich und untereinander geworfen darſtellen. Sie werden in der

Irre herumgetrieben, wie ein erblindetes Kind, und das gemeine Weſen fühlt durch Mittheilung die nähmlichen Erſchütterungen, die ſie von allen Seiten her leiden. Noch einmahl ſey es geſagt: Das iſt nicht Wachſamkeit, ſondern Unruhe.

Nichts verſchafft uns mehr Sicherheit, als ein gutes Auge, das wohl ſieht, was iſt, und wie es iſt; und es bleibt uns genug Muße übrig, wenn wir uns die Geſchäfte ſo zu ordnen wiſſen, daß alles Unnöthige wegfällt, und nur das Nützliche geſchieht.

Ein einziges Beyſpiel, gelegen und bey Zeiten unternommen, macht tauſend andere überflüßig, und das iſt das große Reſultat der Wachſamkeit.

Durch ſie wird der Richter außer der Verlegenheit geſetzt, den Strom aufzuhalten, weil ſie die Quellen zu verſtopfen weiß; ſie erſtickt das Laſter in ihrem Keime, und macht die Strafe ſeltner. Eben daher iſt, wie ſchon geſagt worden, die Gerechtigkeit beynahe überflüßig, wo die Wachſamkeit vorausgehet.

Da iſt ein Bürger, der ſich weigert der Geſellſchaft mit ſeinem nervigen Arme, oder mit den Kräften ſeines Geiſtes zu dienen — ein Müßiggänger iſt ſchon ein aufkeimender Böſewicht, jenen Säften gleich, die, wenn ſie ohne Bewegung gelaſſen werden, abſterben, und bald das Gefäß ſelbſt angreifen, worin man ſie aufbehalten hat: man muß ſie alſo entweder unverzüglich wegwerfen, oder von neuem gähren laſſen.

So wird auch eine wachſame Obrigkeit dem Müßiggange nicht Zeit laſſen, ein Laſter zu werden: ſie wird von dem Bürger Rechenſchaft über ſeine Unthätigkeit fordern, und ihm ſchon dadurch auf ein Mahl den Weg zum Laſter abſchneiden.

Sie wird dem müßiggehenden Bürger begreiflich machen, daß er durch den Verdacht ſchon zur Hälfte Verbrecher wird; daß er in der Folge als ein unſchuldiges Opfer der Gerechtigkeit ſich ihrem wachſamen Blicke nie wird entziehen können. — Nun ſagt mir doch, was ſoll der Müßiggänger anfangen, wenn man ihm nicht nur außer Stand ſetzt zu ſchaden, ſondern auch ſogar die Hoffnung nimmt, Böſes thun zu können? — Entweder muß ſich der von allen Seiten verfolgte Müſſiggänger beſſern, oder eine Erde verlaſſen, die nur ihre Bebauer nährt.

Im Falle, daß Bürger ſich zu entzweyen, daß die Feindſchaft das Band zu zerreißen droht, daß die Menſchen als Brüder vereinigt, ſoll nicht alſobald der wachſame Richter herbeyeilen, um den Haß mit der Wurzel aus dem vergifteten Herzen der Bürger auszureißen? — Wie oft beſänftigt nicht eine geringe Genugthuung? — Was wirkt nicht oft eine Drohung? Mit einem einzigen Worte iſt oft das Ungeheuer der Rache in ſeiner Geburt erſtickt.

Vor Allem, ihr Richter! vor Allem laßt die Sitten den vorzüglichſten Gegenſtand eurer Aufmerkſamkeit ſeyn; denn ſie ſtehen für jede Tugend Bürge; ihrem mächtigen Einfluß hat man nicht bloß die knechtiſche Beobachtung der Geſetze, ſondern auch Liebe für ſelbe zu danken: und kann wohl der Richter ſüßere Früchte ſeiner Sorgen ärndten, als wenn er in den Herzen der Bürger eine Liebe für die Geſetze erregt, die über ſich ſelbſt erhaben iſt? —

Wenn ihr dem Verderbniß der Sitten in einem Staate vorbeugt, wenn ihr ſie zu einem menſchenmöglichen Grade der Güte bringt, über die Erhaltung ihrer Vollkommenheit wachet, dann, Edelſte der Menſchen! ſeyd ihr die Erſten im Staate, denen die Menſchheit nahmenloſen Dank ſchuldig iſt; ihr habt die Quelle der einzigen höchſten Glückſeligkeit des Staates geöffnet, und euer Vaterland zum Stolz der Nationen gemacht. — Euch danken edle Väter die Wonne, daß kein Ungehorſam der Kinder ihre zärtliche Liebe beleidigt; der Mann den häuslichen Frieden in ſeiner Ehe, und die ſüßen, durch keinen feindſeligen Zwiſt unterbrochenen Genüſſe der Liebe, jede ſelige Umarmung ſeiner liebenden Gattinn, jede freundliche Stunde iſt die glückliche Folge der Erhaltung der Sitten: überall, wo die Menſchen Geſchäfte oder Erhohlung wegen zuſammentreten, wird der feinſte Wohlſtand herrſchen; man wird einander mit Achtung begegnen; man wird im fröhlichen Scherze die Stunden der Erhohlung genießen, ohne daß man noch mit Furcht vor muthwilligen und ſchmutzigen Poſſen in Geſellſchaften tritt. Der Vater wird mit Vergnügen ſeinen Sohn in einen Zirkel führen, wo die heitere Freude, mit Würde und Anſtand begleitet, nicht mehr durch die Ausgelaſſenheit frecher Buben gefährlich wird; die Mütter werden ihre Töchter nicht mehr vor Geſellſchaften warnen dürfen, wo ihnen ein abgefeimter Stutzer durch ſeinen pöbelhaften Witz die Schamröthe ſo lang und ſo oft in das Geſicht jagt, bis ihnen die Gewohnheit das Erröthen zur beliebigen Kunſt macht; man wird ſich ſehen und ſprechen können, ohne ſich ſchämen zu müſſen.

Des rechtſchaffenen Bürgers Biederſinn wird Treue und Glauben auf Manneswort an die Stelle des Eides ſetzen, der durch ſeinen mannigfaltigen und zu often Gebrauch nur zu viel ſchon an ſeiner Sicherheit verloren hat; man wird unbeſorgt vor feindlichen Nachſtellungen, vor neidiſchen Eingriffen in ſein Eigenthum, ſeine Geſchäfte treiben können; man wird nicht mehr mit Furcht und Mißtrauen einen Kontrakt ſchließen, wo man mit aller angewandten Behuthſamkeit, bey der ſtrengſten Genauigkeit, ſelbſt bey den Drohungen der Geſeze noch nicht vor niedrigem Betrug geſichert iſt: nein! Menſchen werden Menſchen trauen dürfen; der Mann wird ſein gegebenes Wort nicht mehr unter liſtigen Diſtinctionen und Rechtsverdrehungen zurücknehmen, oder nur zum Nachtheil und Schaden ſeines hintergangenen Nebenmenſchen erfüllen.

Kurz, in der Erhaltung der guten Sitten liegt auch die Erhaltung aller der urſprünglichen Bande des

Menſchenwohls, welche ſo leicht ſich in das Gewebe des geſellſchaftlichen Bandes verflechten.

Hier muß alſo der Magiſtrat, der die Beförderung des allgemeinen Wohls ſeiner Mitbürger auf ſich genommen hat, — hier bey den Sitten muß er anfangen, an der Glückſeligkeit den Menſchen zu arbeiten: aber bey dieſem ſchweren Geſchäfte muß Weisheit ſeine Schritte leiten, menſchenfreundliche Nachſicht ſich mit der richterlichen Strenge verbinden, und ſanftes ſchmeichelndes Wohlwollen die ernſte, drohende Miene des Richters verbergen; denn Jedem von uns wird es eine Kleinigkeit ſeyn, nach hinlänglich gegebener Macht Gehorſam zu erzwingen; aber wer hat die ſeltene Kunſt, das Herz zu bereden? — Durch Befehle und Rechtsſprüche läßt ſich der Menſch nicht zum geſitteten guten Menſchen machen, man muß ihm das Schöne, das Edle zeigen, und die Begriffe vom Guten ins Herz ſchreiben; und ſo iſt die Erhaltung der guten Sitten das bewunderungswürdigſte Meiſterſtück der Obrigkeiten.

Erinnert euch doch immer, daß Worte ohne Beyſpiel Worte bleiben; daß ſie ihre Kraft nur durch den ungleich mächtigern Einfluß der Beyſpiele erhalten, nur durch ſie wirken; daher iſt es vergebene Mühe eines wachſamen Richters, die Fehler unter ſeinen Bürgern aufzudecken, wenn man ihm die nähmlichen ſelbſt verwerfen kann.

O wie ſo oft, wie ſo gerne ſchmeichle ich meinem Herzen, wenn es, von den kränkenden Bildern des

Menſchenelendes ermüdet, ausruht, mit den glücklichen Folgen, die aus dieſen weiſen Sorgen eines Richters in der bürgerlichen Geſellſchaft entſtehen müßten? —

In alle ihre Glieder würde ſich das heitere, ſüße Bewußtſeyn einer ungeſtörten Sicherheit verbreiten, wie ſich Lebenswärme in einem geſunden und wohlgebauten Körper allenthalben ausbreitet; ſie würde alle ihre Bewegungen beleben; der Mann, der ſein Gewerbe frey und ruhig beſtellen könnte, würde er nicht mit freudig klopfendem Herzen zu ſich ſelbſt ſagen: »Mein Vermögen, meine Familie, mein Leben iſt durch weiſe Geſetze und eine wachſame Obrigkeit geſchützt; beſtändig wachet ihr Auge für mein Wohl, um die Gefahren der Geſellſchaft, ja ſelbſt jene, die in der Natur uns drohen, von mir abzuwenden. Kaum bleibt mir noch die Sorge für mein eigenes Wohl, und ich erhalte es, ganz wie es iſt, aus ihren Händen.«

Froh und unbekümmert würde der Ackersmann den erſten Strahlen der Morgenröthe entgegenſehen, und das Strohlager in ſeiner Hütte verlaſſen, um für uns ſein Feld zu bauen. Der Handelsmann würde, unbeſorgt, daß ein feindlicher Nachbar einen Eingriff in ſein Eigenthum wagt, oder ein niedriger Verführer die Treue und Unſchuld ſeiner Gattinn raubt, oder ſeine Tochter verführt, jenſeits der Meere unſere Bedürfniſſe hohlen; die Gerechtigkeit würde an ihrer Thüre wachen, und ihr Haus würde in ihrer Abweſenheit ein der Ehre und dem Eigenthumsrechte heiliger Ort ſeyn, in welchen die Bosheit keinen Eingang fände.

Oder glaubt man vielleicht, daß der Böſewicht, wenn er immer die vielen Beyſpiele der Wachſamkeit des Richters vor ſich ſähe, ſich noch unterſtehen würde ſeinen verderblichen Anſchlägen zu folgen? — Sieht er denn nicht auf allen Seiten, wohin er ſeinen ſchüchternen Blick wendet, Zeugen ſeiner Verbrechen, die jede Minute bereit ſind, ihn anzugeben? — Sieht er nicht den *Mann aus dem Volke*, der ſein eifrigſter Verfolger iſt? — Er zittert, erblaßt, verbirgt ſich vor ſeinem ſpähenden Blicke; er wünſcht, daß ihn die ſchwärzeſte Nacht verhüllte, und überall leuchtet ein gehäßiges Licht, das ihn und ſeine Verbrechen verräth: nur der Begriff von Verbrechen darf ſich ihn vorſtellen, ſo zwingt er ihn ſchon in den innerſten Winkel ſeines Herzens, und noch fürchtet er, das ſcharfe Auge des Richters möchte auch da hineindringen. — Was bleibt ihm nun noch übrig? — Entweder muß er den Wohnplatz verlaſſen, der das Laſter nicht inner ſeinen Gränzen duldet, oder endlich ein guter Menſch werden, indem er ſogar die Hoffnung verliert, jemahls ungeſtraft ein Böſewicht ſeyn zu können.

In dieſe ſchauderhafte Lage wird der Verbrecher in einem Staate geſetzt, wo das weitumſehende Auge des Richters über jede Handlung ſeiner Bürger wachet; aber kaum, daß die Gerechtigkeit aufhören würde zu ſehen, würde Alles ſeine vorige Geſtalt verlieren; ſo, wie die Wachſamkeit mehr oder minder einſchlieſe, würde das Laſter aufwachen; das Schwert der Geſetze, von einer erſchlafften Hand geführt, würde den Verbrecher nicht mehr ſchrecken; er würde kühn ſeine Höhle, wo er bisher verborgen lag, verlaſſen, und mit fürchterlicher Frechheit hereintreten, weil er ſich ohne Zeugen zu ſeyn glaubte; er würde wüthend über ſeine Mitbürger herfallen, und ihr Klaggeſchrey, ihr jammerndes Hülferufen würde zu ſpät den ſchlaftrunkenen Richter zu ihrer Rettung wecken, und nun, wenn der Bürger ſich über den Uebelthäter beklagt, trifft nicht auch zugleich ſeine Klage Jenen, der den Verbrecher in ſeinem Gange nicht gehemmt hat? —

Wenn der Bürger ſeine Stimme zur Gerechtigkeit erhebt, und den Beleidiger der Geſetze verklagt, gibt er nicht auch zugleich den Richter als Mitſchuldigen an, deſſen Nachläßigkeit der Urſtoff ſeiner Klage iſt? —

Was nützen ſonſt den Menſchen die Geſetze, wenn keine Richter ſind? — Was nützt es ihnen, ihre *Kräfte in einen* Wirkungskreis geſammelt zu haben, wenn der allgemeine Depoſitär keinen Gebrauch davon zu machen weiß? — Was hilft es ihnen gut zu ſeyn, wenn ſie der Raub einiger Böſewichter ſind? — Ich kann mir nie dieſe traurige Lage des Staats denken, ohne mich jener edeln und billigen Rede einer Frau zu erinnern, die den Erſatz ihrer Heerde forderte, welche man ihr, während daß ſie ſchlief, geraubt hatte. — »*Aber ihr habt damahls geſchlafen*,« gab ihr der Richter zur Antwort; »ja, widerſetzte ſie dreiſt, weil ich glaubte, daß ihr für mich wachen würdet.« Sind nicht dieſe wenigen Worte die vortrefflichſte Lehre, wie unverletzlich einem Richter die Pflicht zu wachen ſeyn müſſe? —

Auch hat ſelbſt die Tugend ihre Gränzen, und ihre Uebertretung iſt — Laſter. Hütet euch ja, ihr Richter, daß ihr nicht die Wachſamkeit mit einer ſchimpflichen, der Ruhe und dem Wohle des Volkes gefährlichen Inquiſition vermengt; niedrige, feile Spione halten, die die Gedanken und Meynungen der Menſchen ausforſchen, und über Handlungen lauern, die in ihrer Natur ganz unbedeutend ſind, heißt nicht wachſam ſeyn, ſondern das Volk tyranniſiren. Unterſcheidet ja von der Wachſamkeit jene ſchändlichen Anklagen feiger, niederträchtiger Feinde, die mit bübiſcher Schadenfreude Fehler der Andern aufdecken, die ſie ſelbſt zu begehen nicht einmahl Muth genug haben. Oft muß der Richter, der über die bürgerliche Ordnung wachet, von Sachen, die unnütz oder wohl gar gefährlich zu wiſſen, keine Notiz nehmen; er muß nicht zu tief in die Geheimniſſe der Familien eindringen wollen, denen er durch ein unzeitig aufgedecktes Dunkel Glück und Ruhe rauben würde; er muß nicht durch ſeine drohende Gegenwart die unſchuldigen Vergnügungen ſeiner Bürger ſtören, die ſelbſt in ihrer geheimen Stille von der Ordnung und Einigkeit derſelben zeugen; es iſt ja ſeine Pflicht, die zärtliche Bande der Geſellſchaft, ſo enge er kann, zu verknüpfen, und nicht durch ſchädliches Mißtrauen zu zerreißen. Der Freund ſoll immer ſeines Freundes ſicher ſeyn; der Gatte ſeiner Gattinn trauen dürfen; der Bruder auf ſeinen Bruder rechnen können; der Vater auf die Liebe ſeiner Kinder ein unbezweifeltes Vertrauen ſetzen können: im Gegentheil würde die Obrigkeit die abſcheulichſte Grauſamkeit begehen, und die Natur gegen ſich ſelbſt zum Kampfe reitzen. Bald würden elende Spionen die Stelle tugendhafter Bürger einnehmen, und der Magiſtrat, aus übertriebenem Eifer, Licht über alle Handlungen der Bürger auszubreiten, die Sitten in den elendeſten Zuſtand herabſetzen. Vielleicht iſt es der Ruhe und Sicherheit des Staats zuträglicher, wenn man immer den Richter im Nothfalle bereit zu finden gewiß iſt, als ihn wirklich überall gegenwärtig zu ſehen. Vorzüglich aber muß nicht immer Schrecken und Züchtigung ſeinen Schritten folgen, oder iſt es etwa für das fühlbare Herz eines guten Richters nicht ſchmeichelhafter, wenn ſeine freundliche Gegenwart überall Frieden verbreitet, und ſeine ruhige Miene Schutz und Vertheidigung verſpricht? — Die Gerechtigkeit ſieht nicht mit dem fürchterlichen Blicke eines Polyphem, der ſein Einaug nur öffnete, um unglückliche Schlachtopfer ſeiner Gefräßigkeit zu finden.

So weſentlich die Wachſamkeit in der Verwaltung der peinlichen Rechtspflege iſt; ſo unzertrennlich iſt der Fleiß im Unterrichte mit ſelber verbunden, und man kann ſich nicht genug verwundern, nicht genug bedauern, daß eine ſo wichtige, dem Richter ſo heilige Pflicht, ſo oft, ſo unbekümmert von ihm vergeſſen wird.

Jedes Verbrechen, was es auch immer für Nahmen haben mag, iſt allezeit dem Bürger im Kleinen, und der ganzen Geſellſchaft, von der er ein Glied iſt, im Großen ſchädlich. Der Richter hat die Beförderung dieſes doppelten Intereſſe auf ſich, und der Fleiß iſt ein Theil ſeiner Pflicht; denn aller Erfolg ſeiner Bemühungen entſprießt aus ſelben.

Im Stande der Natur hatte der Menſch das ungehinderte Recht, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben; Unbild mit Unbild zu rächen; Jeder forderte Erſatz für ihm zugefügte Beleidigungen, je nachdem es ihm ſeine Kräfte und die Umſtände zuließen: aber war das nicht die größte Unanſtändigkeit im Stande der Natur, die die gräßlichſten Folgen nach ſich zog? — Wer der Stärkſte war, konnte ungeſtraft die größten Verbrechen begehen, konnte ſich auf die grauſamſte Art an ſeinem Beleidiger rächen. —

Die Eigenliebe, die ſo leicht beleidigt wird, und der geringſten Beleidigung unverſöhnlichen Haß ſchwört, opfert, ohne Nachſicht, Alles, was ihr in den Weg kömmt, ihrer tollen Wuth auf, und ſo ein Menſch würde im Aufruhr ſeiner Leidenſchaft um eine Empfindung des Unwillens das Univerſum in Staub treten.

Nun aber hat die bürgerliche Verfaſſung Alles wieder auf den Weg der Gerechtigkeit zurückgeführt; man hat aufgehört in ſeiner eigenen Sache Richter zu ſeyn;

gleiche Geſetze beſtimmen für Alle den Erſatz des Schadens, und die Strafe des Verbrechens, und die Magiſtrate ließen ſie ohne Leidenſchaft, ohne Nachſicht vollziehen. Ihnen ſind die Kräfte und das Recht, welches die Natur allen Menſchen verliehen hat, über ihre Erhaltung zu wachen, das Schädliche von Ihnen abzuwenden, ja ſelbſt es zu rächen, in allgemeine Verwahrung gegeben worden. Ein Jeder, der dadurch zum Bürger wurde, daß er ſich ſeiner natürlichen Rechte begab, hat ſelbe nur darum abgetreten, um ſich den Gebrauch davon ſicherer zu machen; er hat das Geſetz nur darum an die Stelle der Gewalt geſetzt, um eher zu ſeinem Zwecke zu gelangen; er hat nur darum ſich verbunden, von ſeinen Kräften keinen Gebrauch mehr für ſich zu machen, um jene des Publikums zu erhalten, und das iſt nun die Pflicht eines Magiſtrats im eigentlichſten Verſtande. Er muß Beleidigungen mit möglichſter Mäßigung ſtrafen, aber vielleicht ſchneller, als es der beleidigte Theil ſelbſt würde gethan haben, ſo, daß es ſcheint, der Richter müſſe dem Beleidigten an ſeiner Genugthuung das durch die Zeit erſetzen, was er durch die mindere Menge der Strafe verlor.

Jeder Bürger, der vor der Obrigkeit ein Verbrechen anklagt, ſcheint heimlich zum Richter zu ſagen: Ich bin beleidiget, und wäre vielleicht ſchon gerächt, wenn ihr mir nicht mit euren Geſetzen die Hände gebunden hättet, doch ich murre nicht dawider; denn ich hatte ja ſelbſt meine Einwilligung dazu gegeben; aber nur unter der Bedingniß, daß ihr euch an meine, des Beleidigten, Stelle ſetzet, und zu meiner Vertheidigung die ganze öffentliche Macht anwendet. Ich habe meine Pflicht erfüllet und nichts für mich gethan: nun thut aber auch ihr die eurige, und ſeyd thätig für mich. Jeder verlorne Augenblick iſt eine Verletzung eurer Schwüre, und ihr hättet abſcheulich an mir gehandelt, wenn ihr meine Kräfte, die ich im Stande der Natur hatte, genommen hattet, um mich kraft- und hülflos den Uebeln der bürgerlichen Verfaſſung bloß zu geben.

So redet jeder Bürger vor ſeinem Richter; zum wenigſten liegt doch das Gefühl dieſer Worte in ihm, und mit welch einer Bitterkeit muß er während dem, daß er um die langmüthig erwartete Vergütung der zugefügten Beleidigungen anhält, und immer noch das Opfer eines kecken Verbrechers und gleichgültigen, unbarmherzigen Richters iſt, mit welcher Bitterkeit muß er ſeine gegenwärtige Lage betrachten? —

Aber, ihr Richter! wenn euch der Schmerz des einzelnen Bürgers nicht rühren — nicht zur Erfüllung eurer Pflicht auffordern ſollte, wißt, auch das Publikum, das ganze Publikum kann Rechenſchaft über einen Verzug fordern, der nachtheilig iſt. Denn die ganze Geſellſchaft iſt in der Perſon eines ihrer Glieder beleidigt, und jedes Verbrechen iſt ein öffentlicher Angriff. Man hat es ja ſchon oft genug geſagt, daß die bürgerlichen Verfaſſungen der Menſchen nur in der Vereinigung ihrer Privatkräfte beſtehn, daß es daher, ſo oft man ſie ſchwächen, oder nur eine davon nehmen wollte, nichts ſchlimmeres wäre, als den gefährlichſten Streich auf das Herz des Staates führen ; denn kein Glied kann leiden, ohne daß der ganze Körper das Uebel davon fühlt.

Nun denket euch noch zu dieſem weſentlichen Intereſſe den geſellſchaftlichen Schwur, der jeden Bürger verbündet, die Vertheidigung eines ſeiner Mitbürger auf ſich zu nehmen; wie heilig muß dem Richter die Pflicht ſeyn, zur Beſtrafung des Laſters herbey zu eilen.

Aber noch ein wichtigerer Gegenſtand, der den Staat ungleich mehr intereſſirt, die Nothwendigkeit der Beyſpiele in der peinlichen Rechtspflege, reißt unſere Aufmerkſamkeit auf ſich. Sobald nur ein übelgeſinnter Bürger ein Beyſpiel des Verbrechens gegeben hat, muß augenblicklich ein Beyſpiel der Strafe hinterher folgen, oder der geringſte Aufſchub iſt von unerſetzlichem Verluſte; ja vielleicht warteten ſchon eine Menge bösartiger Bürger nur auf das erſte Flämmchen eines Beyſpiels, um Laſter, womit ihr Herz lange zuvor ſchon angeſteckt war, wie ein grimmig um ſich freſſendes Feuer auszubreiten. —

So werden die Sitten verdorben, ſo verliert ſich nach und nach die Achtung für die Geſetze, ſo werden ſie der Gegenſtand des Spottes, ſtatt Furcht und Liebe, ſo erſchlappet das enggeknüpfte geſellſchaftliche Band von ſeiner vormahligen Spannung, ſo iſt jeder Verbrecher durch die Gewaltthätigkeiten, die er zu

Ausführung ſeiner ſchändlichen Abſichten anwendet, und durch das Verderben, das er unter ſeine Mitbürger einführt, ein öffentlicher Feind, und ſo muß man alſo zugleich an ihm eben ſo wohl das Böſe beſtrafen, das er gethan hat, als jenes, welches durch das Beyſpiel ſeiner Verbrechen veranlaßt wird.

Das iſt der wahrhaft große Zweck der peinlichen Juſtiz: eher ein Beyſpiel für die Zukunft zu geben, als das vergangene zu rächen. Rache iſt eine Leidenſchaft, und die Geſetze kennen dieſe Triebfeder menſchlicher Handlungen nicht; ſie beſtrafen das Laſter, ohne den Menſchen zu haſſen, ohne ihm gram zu ſeyn; ja es kränkt ſie ſogar, ſtrafen zu müſſen, und nur mit harter Mühe geben ſie den Verluſt eines Bürgers durch die Strafe zu, nachdem ſie erſt einen andern durch das Verbrechen verloren haben.

Man würde ſie nicht ſo viel Blut vergießen ſehen, wenn es nicht zuweilen die Erhaltung des Ganzen foderte, einige Menſchen verbluten zu laſſen, um die übrigen zu erhalten; man würde keines der Schlachtopfer der Gerechtigkeit auf das Schaffot hinſchleppen ſehen, wenn nicht oft der Tod eines einzigen Schuldigen tauſend Andere zurückhielt, ihren Pflichten meineidig zu werden.

Daher iſt alle Strafe nur eine politiſche Handlung, und ihr vorzüglichſtes Augenmerk die Erhaltung der Sitten; aber nie wird der Richter dieſen wichtigen Gegenſtand erreichen, wenn die Strafe nicht unmittelbar und in möglichſter Eile auf das begangene Verbrechen folgt. Die beyden Begriffe von Verbrechen und Strafe müſſen ſo innigſt miteinander verbunden ſeyn, daß ſich gar kein Mittel zwiſchen beyden denken laſſen kann; daß der Gedanke von Verbrechen nicht eher in der Seele des Bürgers aufſteigen kann, als die Furcht der gewiſſen Strafe in ihr erwacht, und ſein ſträfliches Vorhaben im Keime erſtickt. Wenn ihr nun ſo in der Seele eurer Bürger die Begriffe in einander gekettet habt, dann könnt ihr euch erſt mit Rechte rühmen, ihre Führer und Herren zu ſeyn. —

Ein kleinköpfiger Deſpot wird wohl Sklaven bezwingen können, die ihren Nacken unter ſeinen eiſernen Zepter beugen müſſen, und mit drückenden Ketten an ſein Joch gefeſſelt ſind; aber der wahre Staatsmann verbindet ſie viel ſtärker und dauerhafter durch die Kette ihrer eigenen Ideen; das heißt, er hält ſie an einen Plan, der auf Vernunftſchlüſſe gebauet iſt, damit er ſeine Hauptabſicht erreichet.

Dieſes Band iſt um ſo feſter, da wir ſein Gewebe nicht genug einſehen, und nicht glauben, daß es unſer Werk ſey. Ketten von Stahl und Eiſen zertrümmert entweder die wüthende Verzweiflung, oder ſie werden nach und nach von dem gefräßigen Zahne der Zeit verzehrt, aber nie wird er die durch die Gewohnheit befeſtigte Vereinigung der Ideen trennen können; vielmehr werden ſie durch die Länge der Zeit immer enger mit einander verbunden: ja man weiß, daß die dauerhafteſten Reiche auf den ſchwachen Fibern des Gehirns einen unerſchütterlichen Grund gefaßt haben.

Nun dieſe Begriffe, — die Begriffe von Verbrechen und Strafe, in Verbindung zu bringen, müſſen ſie auch in den Gegenſtänden unzertrennlich ſeyn; kurz, der Bürger muß allezeit das Verbrechen, ſobald es nur begangen wird, auch beſtraft ſehen.

Hat euer Ohr nie das dumpfe Gemurmel gehört, habt ihr nie die unruhigen Bewegungen beobachtet, die auf dem Lande und in den Städten unter dem Volke entſtehen, wenn ſich die Nachricht von irgend einer ſchändlichen Handlung verbreitet? — Sehet einmahl den rechtſchaffenen Bürger an, wenn ihm eine ſolche That zu Ohren gebracht wird, ob er nicht daſteht, erſtaunt, erſchüttert, ſprach- und ſinnlos, wie vom Donner getroffen? Jedermann iſt vom Zorn und Schrecken durchdrungen; die erweckte Einbildungskraft mahlt ihnen die Gefahr auf das lebhafteſte vor; ihr Herz, vom Mitleid bewegt, bedauert in Andern die Verbrechen, derentwegen es ſelbſt noch in Gefahr zu ſtehen befürchtet. Könnte nun bey dieſer Lage des Volks ein glücklicherer Zeitpunkt ſeyn, das Verbrechen zu beſtrafen? — O laſſet ihn ja nicht vorübereilen! — Verſäumet keine Minute, den Verbrecher ſeiner begangenen That zu überzeugen und ihn zu verurtheilen! — Richtet Schaffote auf, zündet Scheiterhaufen an, ſchleppet die Uebelthäter auf öffentliche Plätze, verſammelt das Volk unter lautem Zurufen, und ihr werdet dann den lärmendſten

Beyfall hören, mit welchem das Volk den Verruf eurer Urtheile vernimmt; ein Jubelton wird in eure Ohren ſchallen, ſo wie in den Zeiten des wieder erhaltenen Friedens, oder der neu erlangten Freyheit. Ihr werdet das Volk in unbeſchreiblicher Menge zu dieſen ſchrecklichen Auftritten herbeylaufen ſehen, um den Triumph der Geſetze zu ſchauen. Statt dem eiteln Bedauern jenes ſchwachen Mitleids, welches ſonſt das Volk bey ſolchen Gelegenheiten äußert, werdet ihr auf den Geſichtern jene Freude glänzen, jene harte Unempfindlichkeit die weinerlichen Züge des Schmerzens auffüllen ſehen, welche den Wunſch nach dem Frieden, und den Abſcheu gegen das Laſter einflößt. Niemand wird ſich unterſtehen, das Urtheil eine grauſame Rache zu nennen, weil jeder Bürger den Uebelthäter als ſeinen Feind anſieht; ſondern allzeit dem Richter danken, daß er die Geſetze gerechtfertiget hat, die jener beleidigte. Jeder Bürger wird die Stätte, wo die Gerechtigkeit den Geſetzen Genugthuung verſchaffte, voll dieſer ſchrecklichen Bilder und heilſamen Ideen, verlaſſen, womit dieſe Scene ſeine Seele erfüllte, und zu Hauſe ſeiner Familie das lebhafteſte Gemählde davon entwerfen. Da wird er alle die kleinſten Umſtände der Lebensgeſchichte des Verurtheilten erzählen, ſeine ſträfliche That, und die darauf erfolgte Beſtrafung in jenem gräßlichen Lichte darſtellen, wie es das Schauderhafte der Begebenheit fordert. Seine Kinder, rings herum an ihm gedrängt, werden jedes Wort, daß durch die Wärme des Erzählers den kräftigſten Nachdruck erhält, mit heißer Begierde verſchlingen und die Begriffe von Verbrechen und Strafe, Vaterlandsliebe und Liebe gegen die Geſetze, Achtung und Zutrauen gegen das heilige Richteramt in unvergänglichen Zügen ihrem jungen Gedächtniſſe einprägen.

Die Landleute, wenn ſie von dieſen ſchreckenden Beyſpielen in ihre ländlichen Hütten zurück kehren, werden ſie von Hütte zu Hütte verbreiten, und der Hang zur Tugend wird in dieſen rauhen Seelen Wurzel faſſen, indeſſen der Böſewicht, beſtürzt von der allgemeinen Freude, erſchrocken, ſo viele ſeiner Feinde zu ſehen, vielleicht ſeine ſchändlichen Anſchläge aufgibt, die eben ſo leicht gefaßt ſind, als ſie in der Folge für den Urheber verderblich werden.

Aber ſobald ihr das erſte Feuer, welches der Ruf von einem Verbrechen in den Herzen der Bürger anfachet, verglimmen laſſet, wenn ihr ſo lange mit der Strafe verweilet, bis ſogar das Andenken des gehörten Verbrechens erloſchen iſt, dann verliert die Strafe ihre Wirkung, all ihren heilſamen Einfluß auf die Herzen des Volkes.

Ihr werdet euch umſonſt bemühen, den Begriff einer lang geſchehenen That den Leuten in das Gedächtniß zurück zu führen; etliche Worte, von der Bühne herabgeſchrieen, ſind nicht hinlänglich, die erſten Eindrücke zu erneuern, die die Zeit ſchon längſt getilget hat. Das Volk, das durch die lange Vergeſſenheit unempfindlich gegen die Gefahr geworden iſt, wird nunmehr ganz Gefühl für den Uebelthäter ſeyn; ſein Mitleid wird für ihn ſprechen, wenn es ihn endlich wieder, bleich, entſtellt und abgezehrt aus einem langwierigen Gefängniſſe, das ihm ſelbſt ſchon als eine voreilige Strafe angerechnet wird, ans Licht treten ſieht; denn er hört in den Augen des Volkes auf, der gefürchtete, gehaßte Böſewicht zu ſeyn; ſein Anblick erregt nicht mehr Furcht und Verachtung, nicht mehr Gefühl des Haſſes, den ein Verbrecher bey dem erſten Anblicke erweckt, ſondern die ſanfteſten Gefühle von Schmerz und Mitleid.

Die Gerechtigkeit allein wird dem ernſten Blicke ſeiner ſtummen Zuſchauer ausgeſetzt ſeyn, die in Geheim über ihre Strenge ſich beklagen, und aus ganzem Herzen wünſchen, das Opfer ihrer Händen entreißen zu können.

Welch ein ſchreckliches Loos dieſer Unglücklichen, die eine ungewiſſe Anklage plötzlich den Augen des Volkes entreißt, und ſie Jahre lang im Kerker der Geſellſchaft vorenthält, bis ſie endlich wieder aus ihren unterirdiſchen Höhlen, abgezehrt und entſtellt, ans Tageslicht kommen, um den Henkertod zu ſterben, der ihnen nicht unerwartet, nicht unwillkommen kömmt, weil er im Uebermaße ihrer Leiden ihr einziger Wunſch — durch die ſchrecklichſten Martern dazu zubereitet, ihr täglicher Gefährte war. —

Sehet einmahl jene fürchterlichen Gebäude an, deren dicke finſtere Mauern den freygebornen Menſchen, mit Ketten belaſtet, der Geſellſchaft vorenthalten, wo auch bisweilen die Unſchuld mit dem Laſter gleiches Ungemach duldet, wo man den Unglücklichen vor ſeinem Endurtheile mit allen Martern quälet: nähert euch dieſem Aufenthalte des Jammers, und wenn euch nicht von weitem ſchon das fürchterliche Geraſſel der Ketten, die erſchreckliche Finſterniß, das ſtumme und ferne Seufzen der Unglücklichen, das allein ſchon im Stande iſt, das wallende Blut in den Adern wie Eis ſtocken zu machen, wenn euch das Alles noch nicht vor Entſetzen ſtarren macht, kalten Schauer durch alle bebenden Glieder treibt, ſo gehet hinein in die Wohnungen des Schmerzes, wo beſtändige Thränengüſſe die abgehärmten Geſichter dieſer Unglücklichen waſchen, wo Elend und Verzweiflung miteinander ringen; waget es einmahl, auf einige Augenblicke mit zitternden Schritten in jene unterirdiſchen ſchwarze Gefängniſſe hinabzuſteigen, wo noch nie ein Sonnenſtrahl die dicke Finſterniß durchbrach, und betrachtet dort eure Mitbrüder; Menſchen, denen das körperliche Leiden, der äußerſte Seelenſchmerz, alles menſchliche Anſehen genommen hat; Menſchen, von ihren ſchweren Feſſeln zu Boden gedrückt, kaum mehr zur Hälfte mit einigen verfaulten Lumpen bedeckt, ſchmachtend in einer ſtinkenden Luft, die niemahls ausgefriſcht wird, die ſelbſt das tödtende Gift des Laſters einzuſaugen ſcheint, bey noch lebendigem Leibe von Inſekten zerfreſſen, die ſich in den Gräbern von den Todten nähren; kaum daß ſie noch ihr elendes Leben bis zum Vollzug ihrer Strafe mit einigen Brocken ſchwarzen, und ſchimmlichten Brodes, und einem Trunk faulen ſtinkenden Waſſers friſten; aber auch die ſchlechteſte Nahrung wird ihnen ſo ſparſam zugeworfen, daß ſie ſich nicht ſättigen, ſondern nur mühſam des Hungertodes erwehren können. Nie ſchließt ihr halbverſtorbenes Auge der ſanfte Schlaf, der ſonſt Unglückliche durch manche ruhige Pauſe erquickt, und wenn Entkräftung und Schwäche der Nerven auch die Natur zur Ruhe zwänge, wenn manchmahl ſich ein kurzer Schlummer ſich ihrer bemeiſtert, werden ſie doch wieder bald durch das klägliche Geſchrey eines ihrer unglücklichen Mitgefangenen aufgeſchreckt. Stets ſind ſie von Seufzern und ängſtlichen Klagen umrungen; ſchreckliche Flüche, und das erbärmlichſte Hülferufen betäubt ihr raſtloſes Ohr. Hier iſt kein Uebergang von Leiden zur Ruhe, vom Schmerz zur Freude, kein Wechſel als der, von einer Qual zur andern, die durch ihre Größe und Mannigfaltigkeit neu und deſto empfindlicher wird. Ein unbarmherziger Kerkerknecht öffnet die eiſerne Thür; das Raſſeln der Schlüſſel, das fürchterliche Knarren der Angel beſtürmen die Seele mit neuem Entſetzen. Kein Zug des menſchlichen Gefühls iſt in ſeiner drohenden Miene, ſeine ſchelmiſch verſteckten Augen, darüber die zottigen Augenbrauen herabhängen, öffnen ſich nie, das menſchliche Elend zu ſehen; nie fließt aus ſelben eine Thräne des Mitleids; ſeine runzlichte Stirne drohet die unbarmherzigſte Härte, ſein hochaufgeworfnes

Mund öffnet ſich nie, um Troſt ſeinen elenden Mitmenſchen zuzuſprechen; wenn er lacht, ſo iſt es die bittere Lache des Spotts, der die gekränkte Seele bis ins Innerſte beleidigt; wilder Ungeſtüm und bübiſche Frechheit bezeichnen jede ſeiner Manieren; wenn er redet, ſo iſt's fürchterlicher Ton in den abſcheulichſten Ausdrükken, die kaum ein Hundewärter gegen ſeine Hunde gebraucht; und bey jedem Worte droht ſein Henkerarm mit der Peitſche, und mit polterndem Getümmel verläßt er den Wohnſitz des Elendes, wenn kein Gefangener durch eine ausgeſtoßene Klage ſich zum Opfer ſeiner Wuth gemacht hat. Beſtändig martert ſie die Ankunft der verdienten Strafe; aber noch mehr foltert ſie die Erwartung deſſelben, und die ſchreckliche Ungewißheit ihres Schickſals. O, mit welcher unbeſchreiblichen Sehnſucht müſſen ſie nicht in dieſem Orte, wo alle ihre Sinne auf das empfindlichſte gemartert werden, wo all ihr Gefühl zur Empfänglichkeit zahlloſer Schmerzen aufgeboten wird, zu ihrer Erlöſung den Tod wünſchen, der ihnen unter was immer für einer Geſtalt, tauſendmahl lieber wäre, als ihr unglückliches Leben.

Auch wenn dieſe armen Menſchen ſchuldig ſind, wenn ſie die laſterhafteſten Verbrecher ſind, verdienen ſie noch unſer Mitleiden, und der Richter, der mit ihrer Verurtheilung zögert, iſt offenbar der ungerechteſte Mann gegen ſie; ſeine Saumſeligkeit iſt das abſcheulichſte Verbrechen gegen den Staat. Denn mancher Unſchuldige wird nicht nur der Geſellſchaft vorenthalten, und durch dieſe Leiden außer Stand geſetzt, ſeiner Familie und der Welt ferner zu nutzen, ſondern um die Hälfte, wo nicht, um ſein ganzes Leben gebracht, denn viele ſchon krochen aus dieſen unterirdiſchen Höhlen mit einem kahlen Zeugniß der Unſchuld wieder ans Tagslicht, und — ſtarben.

Die Geſetze beſtimmen eine öffentliche Strafe, als eine Vergütung des Verbrechens und der Geſellſchaft ſchuldige Genugthuung; aber dieſe lange Marter eines grauſamen Gefängniſſes iſt eine neue Strafe, womit der Schuldige überladen wird, und die die Geſetze nicht verlangen; es iſt alſo Beleidigung derſelben, wenn man ihr Maß überſchreitet, und dieſe Ausſchweifung um ſo verderblicher, weil ſie zugleich dem Schuldigen und dem Publikum zum Schaden gereicht, weil alle die Minuten, die der Verbrecher in dem Gefängniſſe zubringen muß, für das Beyſpiel der Sitten verloren ſind.

Aber, wenn dieſe Unglücklichen unſchuldig ſind? — Gott! — welch ein Jammer! Bey dieſem Gedanken ruft die Menſchheit aus: Ha! der Menſch, freygeboren und ſchuldlos, ſchmachtet unter der ſchmerzlichſten Kettenlaſt! Der Menſch, dem der gute Schöpfer ſeine Sonne und ſeinen reinen Aether ſchenkte, kann kaum in einer finſtern Grube Athem hohlen!

Der Vater ſeiner guten friedlichen Familie wird mit Gewalt den Armen ſeiner liebenden Gattinn entriſſen; ein unbarmherziger Häſcher ſchleudert die unſchuldigen Kleinen hinweg, die ſich an ihren Vater jammernd mit den zarten Händen anklammern. Be[illegible]dniß, Verzweiflung und Hunger bemächtigen ſich nun ſeiner Hütte, wo ſtille, häusliche Ruh den Beſitzer beglückte! Dieſe Arme, die eine zärtliche Gattinn umſchlangen, den keimenden Nachkömmling in Ruhe wiegten, dieſe Arme, die der ganzen Familie Nahrung verſchafften, die ſäeten, pflügten und ärnteten, dieſe dem Staate ſo wichtigen Arme ſind in unwürdige Feſſeln geſchmiedet! — Ein reines, ſchuldloſes Herz jammert in einem Orte, der mit tauſenderley Vorwürfen laſterhafter Verbrecher befleckt iſt; kurz, die Unſchuld iſt in dem Aufenthalte des Laſters. Könnte man ſich da wohl enthalten, aus gepreßtem Herzen über das Elend des menſchlichen Lebens zu ſeufzen! — Welch ein Unmenſch könnte bey dieſen Gedanken ungerührt bleiben! —

Wenn da der Unglückliche aus dem tiefeſten Abgrund ſeines Schmerzes zur Vorſehung aufblickt, muß er nicht mit äußerſter Bitterkeit, mit hinreißendem Erſtaunen aufſchreyen: O Menſch! was iſt deine Beſtimmung? — Leiden und Sterben iſt die Achſe, um die ſich dein Leben dreht.

Welch eine Obrigkeit, wenn ſie nur ein wenig Gefühl gegen ihre Pflichten, gegen die bloße Menſchheit noch hat, könnte dieſe Begriffe ertragen? — könnte wohl ein Richter in ſeinem einſamen Kabinete, der Ruhe und Bequemlichkeit überlaſſen, die Acten anſehen, jene unglücklichen Documente des Verbrechens, oder der Unſchuld, ohne vor Schrecken und Mitleid zu beben? Es däucht ihn, er höre das Seufzen der Unglücklichen aus dieſen Schriften beſtändig in ſein Ohr dringen; er höre, wie ſie ihn mit zum Himmel gehobenen Händen bitten, das Schickſal eines Bürgers, eines Gatten, eines Vaters, einer ganzen Familie zu entſcheiden. — Könnte ein Richter, der nur einen einzigen Criminalprozeß zu bearbeiten hat, ſo wenig Menſch ſeyn, daß er mit kaltem Blute vor einem Gefängniſſe vorbey gehen könnte? — Müßte er nicht zu ſich ſelbſt ſagen: Ich Elender bin es, der in dieſem abſcheulichen Orte ein mir ähnliches Geſchöpf, vielleicht meines gleichen, meinen Mitbürger, wenigſtens doch einen Menſchen, aufhält! ich feßle ihn täglich! ich ſperre ihm täglich dieſe feindſeligen Thüren zu! Vielleicht hat jetzt die Verzweiflung ſchon ſeine Seele gefaßt! Mit welchen ſchrecklichen Verwünſchungen wird er meinen Nahmen ausrufen, gen Himmel ſchreyen, und mich ganz gewiß bey dem Richter der Menſchen verklagen, der über uns wacht, und einſt uns beyde richten wird. — Die Geſetze rufen mir zu: Urtheile! das Publikum fordert von mir meine Entſcheidung, der unglückliche Verbrecher bittet mich darum; Alles ruft mir zu: Urtheile! und ich kann noch zaudern, — der weichen Ruhe und dem Vergnügen fröhnen! Vielleicht gerade in dieſem Augenblicke ſchleicht ſich die Hoffnung, ungeſtraft durchzukommen, in das Herz des Böſewichts.

Er erwartete vielleicht in der erſten Verwirrung die Strafe ſeines Mitſchuldigen; aber weil ſie nicht auf das Verbrechen erfolgte, weil noch viele Tage vergehen, bis ſie vollzogen wird, faßt er wieder Muth und gewinnt neuen Reitz zu ſeinem Vorhaben; vielleicht zückt er jetzt ſchon den tödtenden Stahl auf das Herz eines Bürgers. Halt Böſewicht! Die Gefängniſſe öffnen ſich; wenigſtens vor dem Verbrechen; kommt und ſeyd Zeugen ſeiner Strafe! — Nun, es ſtirbt ein Menſch. —

Die Geſetze und die Ehre des Richteramtes würden die höchſte Stufe erreichen, wenn man die Gefängniſſe unnütz machte. Was ſind jene prächtigen Statuen, jene koloſſalen Luſtgebäude anders, als eitle Denkmähler der Kunſt und der Verſchwendung, womit wir vor den Ausländern prahlen! — Welch' eine Ehre für uns würde es nicht ſeyn, wenn wir an deren Statt dem Fremden leere Gefängniſſe und Spitäler zeigen könnten; wenn wir zu unſern eiferſüchtigen Nachbarn ſagen könnten: Alle unſere Bürger leben im Wohlſtande, und ſind tugendhaft. — Aber ſo viel, ſo hohes Glück läßt ſich nicht hoffen, und wenn die Menſchen die Geſetze niemahl verletzten, hätten ſie keine nöthig. Weg mit der Chimäre, ein Volk zu lauter Weiſen zu bilden! Es iſt Verdienſt genug um den Staat, wenn es nur gut regiert wird; und Niemand wird es in Abrede ſtellen können, daß der Fleiß in Beſtrafung des Verbrechens mit unter die wichtigſten Grundſätze einer guten Regierung gehöre. Mit einem Worte: will man die allgemeine Ordnung, Ruhe und Sicherheit im Staate aufrecht halten, ſo muß der Böſewicht der Wachſamkeit nicht entgehen, ohne Unterlaß verfolgt, und ohne Verzug verurtheilt werden.

Mein Augenmerk geht bey dieſem Gegenſtande vorzüglich nur auf die Beamten; denn von dieſen wird eifrigſter Fleiß gefordert. — Ich getraue mich's frey zu ſagen, die Juſtiz, welche in ihrem Gange ſich immer gleich, in ihrer Macht unerſchütterlich ſeyn ſollte, ähnelt nur zu ſehr jenen Leuten, die ſich ihre Prieſter nennen: ſchwach in ihrer Geburt, ermattet ſie ſchon oft bey der erſten Stufe, oft ſtirbt ſie gar ſchon, ehe ſie noch den erſten Schritt gethan hat.

Welch eine Menge Mißbräuche ließen ſich nicht in jenen herrſchaftlichen Gerichten aufdecken, wo das Strafprotokoll nichts anders, als ein ökonomiſcher Kalkulus iſt, wo man, im Vergleiche des herrſchaftlichen Intereſſe, die Sicherheit der Unterthanen für nichts rechnet? — Nicht ſelten erfährt man, daß das Verbrechen ſich daſelbſt im Angeſichte der Gerechtigkeit niederläßt, oder höchſtens, wenn je noch die Obrigkeit einiges Gefühl von Scham hat, und den Tadel der Welt fürchtet, glaubt ſie Alles gethan zu haben, wenn ſie den Böſewicht aus ihrem Gerichte verweiſet; das heißt, ſie verpflanzt in das Feld ihres Nachbars eine giftige Pflanze, die ſie hätte mit der Wurzel ausreißen ſollen. Ihr Magiſtrate, die ihr am Eingange der Bahne wachet, welche die Gerechtigkeit durchlaufen muß, eure Pflicht iſt es, ſie wenigſtens eben zu machen. Eure Obern, eure Mitbürger beobachten euch, die Pflicht redet euch zu, und Achtung oder Tadel erwarten euch.

Ich weiß, wie viele Zeit richterliche Geſchäfte erfordern; wie viele Beſchwerniſſe damit verbunden ſind: ich weiß, daß der Richter die Zeugen vorrufen muß, Erfahrungen einhohlen und ſammeln, den Schuldigen verhören, und eine ganze Geſchichte des Verbrechens herſtellen muß, ehe er ihn verurtheilen kann: aber eben darum, ihr Richter, weil ihr ſo viel zu thun habt, eure Geſchäfte ſo mühſam ſind, muß ein ununterbrochener Fleiß eure Arbeiten beſchleunigen; je mehr ihr zu thun habt, deſto eifriger ſollet ihr arbeiten; die Stunden, die ihr der faulen Muße entzieht, ſind die würdigſten Kinder des Fleißes.

Ich ſage es euch vor, das würdigſte Lob, das man euch geben kann; die herrlichſten Früchte, die ihr für eure Bemühungen einſammeln könnt, wird die Nachahmung eurer Obern ſeyn. Noch mehr! die ſchönſte Belohnung werdet ihr in euch ſelbſt finden: Ihr werdet am Abende, wenn ihr in häuslicher Stille für den kommenden Tag neue Kräfte ſammelt, euch ſelbſt das ſchmeichelhafte Geſtändniß ſagen können: »O wie wohl fühle ich mich! Ich habe dem Staate Ruhe verſchafft; durch mich hat das Laſter ſeine Strafe gefunden; meinem Schutze verdankt die Unſchuld den ſichern Genuß ihrer Rechte; die Gefängniſſe ſind nun nichts mehr als eine vorübergehende Verwahrung, die unabläßig von den Hefen des Volks gereinigt wird; — wohl mir, daß ich thätig war! Ich ſehe nun lauter rechtſchaffene Menſchen um mich; ich konnte das Laſter nicht auf der Erde dulden, die ich bewohne; ich habe es ausgerottet und verbannt; und ſollte auch hie und da ein Böſewicht übrig geblieben ſeyn, ſo macht ihn mein Nahme allein ſchon zittern, wie wenn er den Nahmen ſeines gefährlichſten Feindes hörte. — Wahr! es hat mich meine Ruhe, meine beſten Lebenstage gekoſtet, aber bin ich nicht genug dafür bezahlt? Hab' ich nicht Gutes gethan? Sind nicht alle meine Urtheile, die ich für Menſchen ſprach, eben ſo viele Momente der Tugend?«

Ha! welch, ein ſeliges Genügen muß dieſer Gedanke einer Obrigkeit ſchaffen! Welche Wonne muß er in ein rechtſchaffenes Bürgerherz gießen! Mit welch' einem wonnevollen Feuer muß er eine gefühlvolle Seele durchſtrömen!!! —

Man rühmt den Fleiß der Obrigkeiten in Verwaltung der bürgerlichen Rechtspflege ſo ſehr, und wohl nicht mit Unrecht; denn wer kann daran zweifeln, daß es nicht eine wichtige Tugend ſey? — Aber weiſen wir ihr erſt den Ort an, den ſie nach ihrer Wichtigkeit verdient: der Fleiß in der peinlichen Rechtspflege muß ihr weit vorgehen.

Was iſt denn endlich dieſe bürgerliche Juſtiz, die ſich mit Vertheilung einiger Hufen Landes beſchäftigt, die ſich um Güter annimmt, die dem Menſchen ſo fremd, für ihn ſo hinfällig ſind; — die ſich ſo oft gezwungen ſieht, dieſe Güter einem Meineidigen zu geben, wider ihrem Willen dem arbeitſamen Bürger ſein Stück Land zu nehmen, um es dem Müßiggänger zu geben; den häuslichen Mann zu plündern, um ſeine Sparpfennige in das Meer eines unerſättlichen Harpagons zu werfen; dieſe Gerechtigkeit, die in der That nichts anders iſt, als Agentin einiger Millionärs, die allein Alles beſitzen, und ihrem Mitmenſchen noch die Ueberreſte ſtreitig machen können? — Was ſoll dieſe Juſtiz neben der peinlichen Rechtspflege, die über Leben und Tod eines Bürgers, über ſeine Ehre oder Schande, ſein Seyn oder Nichtſeyn zu ſprechen hat? —

Ihr geldgierigen und ſtreitſüchtigen Menſchen, mit denen man keinen Umgang pflegen kann, ohne über euch in bittere Klagen ausbrechen, ohne euch als Verräther friedlicher Herzen haſſen zu müſſen; ihr, die ihr in die Herzen freundſchaftlicher Nachbarn den Saamen der Zwietracht ſäet, und mit Prozeſſen ganze Gemeinden, ſo wie der Ackersmann mit dem Keime der Früchte ſeine Felder ſchwängert, die nicht ſelten durch erregte Prozeſſe von der Gränzlinie verſchlungen werden, die ſie berührt; ihr laſſet euern Richtern keine Ruhe, ihr würdet über den geringſten Verzug Klage führen, ſelbſt die Zeit, die zur Unterſuchung erfodert wird, drückt euch; ihr ſparet keinen eurer Kniſſe, laſſet alle eure Federn ſpringen, um die Obrigkeiten mit jenem Geiſte, jener Lebhaftigkeit anzufeuern, die in euren geringſten Bewegungen herrſcht; ihr laſſet ſie mit Freunden umringen, von den Bitten der Verwandten beſtürmen, verblendet ihre Augen mit Eigennutz; ihr bohret beſtändig an ihnen; ihr ziehet ſie mit aller Macht des menſchlichen Herzens an euch; aber während daß ihr Proceſſe führet, und um etliche Thaler euch zanket, ſeyd ihr doch nicht in Ketten geſchlagen, lebet, genießet alle Vortheile der Geſellſchaft, würdet vielleicht auch glücklich ſeyn, wenn ihr euch mäßigen könntet, und bekümmert euch nicht, daß eure unglücklichen Brüder im Gefängniſſe mit Leben und Tod ringen, deren Unglück höchſt bedauernswürdig iſt, auch wenn ſie ſchuldig ſind; aber noch mehr, wenn ſie ſchuldlos dieſe Qualen leiden. Euch kränkt es nicht, daß die öffentliche Ordnung beleidigt wird, und daß der Staat entweder die Strafe eines feindlichen Verbrechers, oder die Freyheit eines unſchuldigen Bürgers fordert. —

Seyd doch einmahl gerecht, laſſet doch einmahl eure thörichten, unützen Zänkereyen und macht einem höhern Intereſſe Platz, oder wenn euch das Recht, euch beklagen zu können, zu Theil werden ſoll, wendet Bürger, vergeßt eure Sache, und nehmt euch ganz um die Sache des gemeinen Weſens an; vertheidiget die Rache eines Beklagten, der durch den Verdacht eines Verbrechens an Ehre, Gut und Leben angegriffen wird, und wenn dann die Juſtiz euch nicht Gerechtigkeit widerfahren laſſen ſollte, könnt ihr euch mit allem Rechte darüber beklagen.

Vereiniget dieſe beyden Gegenſtände miteinander, und verſäumet eben ſo wenig für die Sicherheit der Perſonen, als des Eigenthums zu ſorgen. Ihr ſeyd ſchuldig, all eure Tage für ihr Beſtes zu verwenden, und wenn dieſe nicht hinreichen, ſo müßt ihr ihnen auch die Nächte ſchenken, die ihr durchwachet. Ihr Männer, die ihr für das gemeine Beſte arbeitet, ihr müßt eure Lampe ſchon lange vorher anzünden, als der Künſtler, der nur für ſich arbeitet; ihr, denen keine Zeit übrig bleibt, die Ruhe zu ſuchen, und auf euch ſelbſt zu denken, die ihr euch ganz für das Wohl der Geſellſchaft hingegeben, als ihr feyerlich geſchworen; hüthet euch alſo, die erſten zu ſeyn, die dem Bürger das Beyſpiel des Meineids geben; bedenket vorzüglich, daß die ſchnelle Erfolgung des Urtheils nothwendig zur Gerechtigkeit gehöre; daß es höchſt ungerecht iſt, das Urtheil zu ſpät erfolgen zu laſſen, und dann, wenn ihr das gethan habt, bleibt euch noch eine hohe Pflicht eures Amtes übrig: die Billigkeit!

In jedem peinlichen Urtheile ſind zwey Dinge von gleicher Weſenheit; Anerkennung des Schuldigen und Strafe: man ſtellt den Thäter her, und die Strafe, die ihm gebührt; Erſteres iſt das Geſchäft des Richters: das Letztere müſſen nur die Geſetze thun.

Die Wachſamkeit der Obrigkeiten ſucht das Verbrechen auf und ſtellt es ans Licht, und ihr Urtheil thut uns den Verbrecher kund. Vorausgeſetzt alſo, daß die That erwieſen iſt, und nur die Entdeckung des Verbrechers noch erfordert wird; dann iſt der Richter in der kritiſchſten Lage ſeines Amtes, und ſeine Vernunft wird beynahe von der ungeheuern Bürde der Pflicht zu Boden gedrückt.

Täglich fragt man ſich unter den Leuten um den Thäter dieſes oder jenes Verbrechens, und im Augenblicke beantwortet man ſich dieſe und ähnliche Fragen, ohne nur im geringſten anzuſtehen: und doch — doch kann uns die tägliche Erfahrung unſerer Irrthümer das voreilige Zutrauen zu uns ſelbſt nicht benehmen. Laſſen wir den immer ungeduldigen und eiteln Geiſt des Menſchen ſeine unſinnigen Urtheile, wie ſie ihm der Zufall an die Hand gibt, über unbedeutende Sachen fällen, es liegt wenig daran; aber dann muß unſere ſchwache Vernunft mit ihren Machtſprüchen inne halten, wenn es Leben und Ehre eines Bürgers gilt, ſein Daſeyn, und alles, was ihm ſeine Exiſtenz ſchätzbar macht, auf der Spitze eines kühn gefaßten Urtheils ſteht; dann ſoll unſere Vernunft ſorgfältig ihre Schwäche und Stärke zu Rathe ziehen, und die ungeheure Kluft meſſen, die ſie überſpringen will.

Was iſt wohl eine That? — Ein Etwas, das außer uns geſchieht, und wir — haben nur von Dingen Kenntniß, die in uns ſelbſt vorgehen. —

Eine weit entfernte Sache, die wir da ſehen müſſen, wo ſie nicht iſt, mit einem Werkzeuge unterſuchen müſſen, womit wir ſie niemahl erreichen: wie können wir uns nun unterſtehen, die That zu behaupten und unſer Urtheil darüber abzugeben? Welche Einwürfe, die ſich aus der Natur ſelbſt ergeben! welche Schwierigkeiten, die ſich der Pöbel niemahls vorzuſtellen und der Weiſe niemahls aufzulöſen weiß! — Sobald er in ſich ſelbſt geht, und alle ſeine Begriffe in ſeiner Seele ſammelt, fährt er erſchrocken über die engen Gränzen ſeines Daſeyns zuſammen. Er ſieht nichts, das ganze Univerſum verſchwindet vor ſeinen Augen, und bald bleiben ihm von ſo vielen Gegenſtänden, die er ehevor ſo gut zu ſehen glaubte, nichts mehr als Gott und der leere Raum übrig; und wenn er endlich, nachdem er Tage und Nächte lang ſeinem Weſen nachgedacht hat, den Grund ſeiner Seele durch den einzigen Sinn des Unermäßlichen erfährt; wenn er einſieht, daß ſeine beyden Arme die ſchwache Stütze ſind, auf welchen die Seele, indem ſie immer in dem unermeßlichen Raum herumgetrieben wird, der ſie von der körperlichen Welt abſondert, aufrecht gehalten wird; dann wird er, wenn er die Beſcheidenheit des Weiſen hat, ausrufen: Heilige, große Natur! ich wage es nicht in deine Tiefen einzudringen, deine Geheimniſſe aufzudecken; du biſt — was brauch ich mehr! — Und doch wagt es der Menſch, mit einigen Werkzeugen von ſeiner Erfindung über gegenwärtige und vergangene Thaten herzufallen. — Schwaches und vergängliches Weſen! — lerne erſt dein eigenes Selbſt kennen, meſſe deine Arme, und ſieh zu, ob ſie an die Wolken reichen, und in die Tiefen des Abgrundes langen; hoffe, vermuthe weniger, und beobachte deſto mehr; entferne dich nicht ſo weit von dir ſelbſt, und begnüge dich mit dem, was deine Schwäche erreichen kann.

Laßt uns all unſere Sinne, all unſere Seelenkräfte ſorgfältig anwenden, ſo, daß Eins durch das Andere zu dem vorgeſteckten Ziele geführt wird; wenn ſie fehlen, ihre Irrthümer durch die Erfahrung verbeſſern, und die Erfahrung ſelbſt durch die Vernunft beſtärken, und es iſt ſchon ſehr viel, wenn wir zu Zeiten ſagen können; »Das iſt, und iſt wirklich ſo.« Laſſen wir immer den gemeinen Pöbel das tolle Reſult at ſeiner Sinn blindlings annehmen, Alles behaupten, was ihm ſeine Sinne darbiethen, und die Welt mit Chimären überſchwemmen.

So wenig es dem menſchlichen Verſtande Ehre bringt, ſo muß man doch allgemein geſtehen, daß wir in der Wiſſenſchaft von Thatſachen, die doch der Grund aller andern iſt, noch ſehr wenige Fortſchritte gethan haben.

Wenn der Weiſe, in ſich ſelbſt gehüllt, die Wahrheit mitten unter ſeinen eigenen Begriffen verfolgt, und nur wenig Aufmerkſamkeit und Muth ſeine Bemühung unterſtützen, ſo muß er, er, der Herr des ganzen Umraumes iſt, wo er die Wahrheit ſucht, ſie gewiß entdecken: allein, ſobald er ſie außer ſich ſelbſt finden ſoll, ſo bald ſie frey in dem unermeßlichen Raume der Natur herumirrt, ſo wird man ihr kaum mit aller Anſtrengung der Sinne, allem möglichen Kunſtfleiße nur zu Zeiten auf die Spur kommen können.

So ſind auch die menſchlichen Kenntniſſe nichts anders, als ein Meer von Vernünfteleyen, wo der Philoſoph auf einigen Realitäten, wie auf einzelnen Balken eines geſcheiterten Schiffes, herumſchwimmt, bis er endlich, nur zu oft, auf einem öden Eilande landet.

Dieſe Betrachtungen, ſo wenig der Anſchein für ſie ſpricht, und man ſie vielleicht als einen unnützen Abſprung von dem wahren Gegenſtande anſehen wird, haben doch mehr Beziehung auf die richterlichen Geſchäfte, als man denkt.

Es iſt oft ungleich ſchwerer, den Thäter eines Verbrechens zu entdecken, als ein Phönomen der Natur zu erklären, oder die Aechtheit eines hiſtoriſchen Faktums zu erweiſen.

Der Laſterhafte ſucht ſich auf das ſorgfältigſte den Augen der Gerechtigkeit zu entziehen, und die Kette, die ihn mit ſeinen begangenen Verbrechen verbindet, und die allein nur ſeine Spur verräth, zu zerreiſſen, und die genaue Verbindung mit ihm und dem Verbrechen, das er wie eine ſchwere Laſt an einer Kette hinter ſich herſchleppt, und das allein nur ſeine Spur verrathen kann, zu trennen.

Nun führet den Richter ſchon ſeine eigene Schwachheit ſo oft irre; wie mehr ſteht er alſo nicht in Gefahr, durch Beyhülfe der Liſtigkeit eines Andern getäuſcht zu werden? — Verliert er nur einmahl in dem ungeheuern Labyrinthe, wo er mit unſichern Tritten der Wahrheit nachgehen muß, den Faden, ſo wird er ihn gewiß nirgends anderswo finden. Die That, die nun der Gegenſtand ſeines Studiums iſt, iſt ganz in ihrer Art einzig, und es läßt ſich nicht mit einer andern, ihr ähnlichen eine Paralelle ziehen.

Hingegen findet der Phyſiker die Natur, in der er eine Sache aufſucht, in ihren Wirkungen eben ſo fruchtbar, als einförmig in ihrer Zeugungsart; was im Großen ſeinen ſchwächern Kräften unerreichbar iſt, das findet er im Kleinen wieder; Eins gibt ihm den Fingerzeig zu dem Andern, das mit dem erſtern eine Aehnlichkeit hat, und auf dem Wege der Analogie wird er die entfernteſten Wahrheiten antreffen: nur muß er ihr dahin folgen, wo ſie iſt, und ſie wird gewiß nicht entfliehen, wenn er ſich ihr nähert; ſie wird ihm vielmehr ſelbſt entgegen kommen, und der ſüße Lohn ſeines ſteten Forſchens werden. —

So ſind auch die hiſtoriſchen Data meiſtentheils öffentliche Handlungen, die ganze Nationen zu Zeugen hatten, an derer Erhaltung für die Nachwelt mehrere Geſchlechtsfolgen, die herrlichſten Denkmähler und die vorzüglichſten Schriftſteller arbeiteten; aber bey alle dem prüfe einer die Geſchichte, wie die Chemie ler die Körper auf dem Feuer prüfet, laſſe er davon den Irrthum und die Lüge wegdünſten, und nach einer langen Diſtillation findet er ein wenig abgeſchmacktes Phlegma, und hin und wieder einige grobe Elemente von einem Körper, das heißt, einige Hauptdata und dieſe ohne Zuſammenhang.

Die Naturgeſchichte gibt uns gar kein ähnliches, ſondern vielmehr ein ungeſtaltes Bildniß davon, und nur einem Philoſophen unſerer Zeit war es vorbehalten, ſie in ihrer wahren Geſtalt zu ſehen, und von der angenehmen, einnehmenden Seite uns vorzuſtellen; endlich ſah man auf einmahl ganze Lehrgebäude ſich durch die Zauberkraft des menſchlichen Geiſtes aus dem Nichts emporheben, und kaum kann dieſer auf ſeine Kenntniſſe einige Thatſachen von Wichtigkeit pflanzen, ſogleich geräth jeder Weiſe, der über ſich ſelbſt nachdenket, in Verſuchung, auf Zweifel zu verfallen, die ihm in den Augen jener einbilderiſchen Menſchen, die ſich ſelbſt niemahls haben kennen, und ſich in ihrer wahren Geſtalt haben ſehen wollen, faſt den Anſchein eines Unſinnigen geben.

Haben wir nicht täglich in den gemeinſten Vorfällen des menſchlichen Lebens Gelegenheit, uns von unſern Irrthümern zu überzeugen? — Verlieren wir nicht oft Dinge, die in Angeſicht unſer geſchehen, aus den Augen? Entwiſchen uns nicht oft Thatſachen, die wir mit Händen greifen können? — Fragt nicht oft Einer, der über der Geſchichte verfloſſener Jahrhunderte ſchwitzet, Leute von ſeiner Bekanntſchaft um die Vorfälle ſeines eigenen Hauſes? Belügt uns nicht das Wort des treueſten Zeugen? Betrügen uns nicht unſere Sinne? oder wenn ſie uns ja getreu ſind, iſt es auch unſer Gedächtniß? Verwirrt und verändert es nicht oft die Eindrücke, die die Sinne getreu behalten haben? Wie oft ſehen wir eine Sache für etwas ganz anders an, als ſie wirklich iſt? Wie oft haben wir gut geſehen, und ſchlecht bemerkt?

Doch, ich will mich gar nicht bey dieſen weit hergehohlten Beyſpielen aufhalten, da wir andere vor uns haben, die uns viel näher und mehr eigen ſind. Erinnert euch nur jener kläglichen Geſchichten, die ihr in manchem Behältniſſe werdet aufgezeichnet finden; erinnert euch der unglücklichen Irrthümer, die ſo oft die Unſchuld unter dem Scheine eines Verbrechens hingerichtet haben.

Unglückliche Richter! Fluch der Menſchheit verdient ihr nicht, aber Mitleid, und ſogar noch Entſchuldigung; denn ein grauſames Ungefähr hatte ſein Spiel mit euch, das ſich eine Freude daraus machte, die Stirne, auf der Tugend und Unſchuld glänzten, mit allen Kennzeichen des Laſters zu brandmarken. Beweinungswürdiges Schickſal, das die Vernunft durch ſeine eigenen Regeln verwirrte, und oft die Hand der Obrigkeit, wider alles Entgegenſtreben des Herzens, zur blutigen Ungerechtigkeit zwang! — O bleibet doch einen Augenblick bey dieſem Gedanken ſtehen; ſeyd Menſchen, und weinet über die Aſche dieſer Unglücklichen eine mitleidige Thräne! Vor Allem höret die Stimme, die aus dem Innern ihrer Grabmähler emporſteigt; ſie ruft jedem Richter zu: Du, der du ſo oft über Menſchenleben ſchalteſt, und das Daſeyn eines Menſchen, jenes bewunderungswürdigen Weſens, noch vernichten kannſt, das nur erſt vor kurzer Zeit erſchien! du, der du deines Gleichen richteſt, laß dir meine Geſchichte erzählen, und zittre über den Schritt, den du wagen willſt! Traue weder deiner Erfahrung, noch den Beweiſen; denn dieſes Zutrauen hat deine Vorfahren irre geführt; laſſe deinen Verſtand immer einförmig ſeyn, die verſchiedenen Verbindungen aber der Umſtände ſich bis ins Unendliche verändern; meſſe erſt deine Vernunft, ehe du mit ihr Alles meſſen willſt, fühle deine Schwachheit und richte dann — wenn du dich getraueſt; wage es, nach ſo vielen ſchrecklichen Beyſpielen der verurtheilten Unſchuld, zu einem unglücklichen Beklagten zu ſagen: »Die That liegt am Tag, du biſt der Verbrecher, und du mußt ſterben.«

Unterdeſſen iſt es doch unumgänglich nöthig, und da es Menſchen gibt, die niederträchtig genug ſeyn können, um Beſtrafung zu verdienen, ſo muß es auch Obrigkeiten geben, die Muth genug haben, ſie zu verurtheilen; ja ich muß geſtehen, das Studium leitet den Denker in dieſem Gegenſtande auf Hinderniſſe, die die Praktik mit einer unglaublichen Leichtigkeit überſteigt.

Wunderbar iſt der Menſch in ſeiner Natur; es ſcheint, daß ſein Verſtand und ſein Fleiß ſich nach ſeinen Bedürfniſſen meſſen; Ehrſucht oder Liebe zu ſeinen Pflichten geben Jedem, indem ſie Kräfte und Talente entwickeln, die rechte Geſtalt, und weiſen ihm ſeinen gehörigen Platz an.

Ich habe junge Richter geſehen, die die Menſchen beurtheilten, ehe ſie ſie noch kannten: und ich habe alte geſehen, die ſie in ihrer Einſamkeit nicht vergeſſen hatten; indem ſie bald den Mangel der Erfahrung durch ihre Aufmerkſamkeit, bald dieſe durch ihren Scharfſinn erſetzen.

Kurz, es ſcheint eben ſo ſchwer zu ſeyn, ein gutes Urtheil über eine peinliche Anklage zu fällen, als es ſelten ſeyn würde, ſich auf ein ſchlimmes berufen zu können.

Allein ich hoffe nicht, daß meine ſtrengen Grundſätze über dieſen Punkt irgend einem Manne einen Abſcheu vor ſeinem Richteramt verurſachen ſollten, genug, wenn ſie uns jenes beſcheidne Mißtrauen auf uns ſelbſt einflößen, davon die Weisheit eine Tochter iſt.

Von der Schwere ſowohl, als von der Wichtigkeit ſeiner Pflicht überzeugt, wird jeder Richter alle Lichtſtrahlen ſeines Geiſtes ſammeln, alle guten Eigenſchaften ſeines Herzens zuſammennehmen, um, ſo zu ſagen, mit allen ſeinen Kräften ausgerüſtet, zur Entdeckung des Verbrechens zu ſchreiten.

Aber welchen Weg ſoll er nehmen? Ich kann und getrauete mich auch nicht, ihn ihm vorzuzeichnen. In dieſen Materien, wo Alles bloße Wahrſcheinlichkeit iſt, iſt die menſchliche Vernunft zu ſchwach, ſich ſelbſt leiten zu können; ſie iſt eines Führers benöthiget, und findet faſt keinen andern, als die Erfahrung: aber wie wenig bleibt dieſer Führer ſich ſelbſt gleich! Ort, Zeit und die verſchiedenen Menſchen verändern ihn eben ſo oft, als dieſe ſich ſelbſt ändern. Man ſieht ſie oft alle eines und das nähmliche Ziel auf verſchiedenen, ganz von einander abgeſonderten Wegen erreichen, ſo, wie ſich oft Reiſende gezwungen ſehen, in den großen Sandwüſten ſelbſt einen Weg zu bahnen: und in der That, was ſind die unendlich vielen Beweggründe von mehr oder minderer Erweislichkeit anders, als aufgehäufter Sand, auf welchem ſich die menſchliche Vernunft einen Weg vorzeichnen muß? — Zudem hat dieſe Kunſt keine Regeln, oder doch äußerſt wenige, und dieſe noch ſo allgemein, daß ſie kaum in einem Falle Platz haben, wo nicht wieder eine Menge Partikularumſtände obwalten.

Daher laſſe jeder Richter ſeine vorzüglichſte Sorge ſeyn, das Verbrechen vollkommen zu kennen, über deſſen Anklage er richten will. Kein Umſtand darf dabey vergeſſen werden; Ort, Zeit, Perſon, und alle Merkmahle, die mit dem Verbrechen verbunden ſind, müſſen betrachtet werden; er muß das Verbrechen von allen Seiten unterſuchen; denn wie oft geſchah es nicht, daß durch eine kleine faſt unmerkliche Lücke plötzlich ein

Strahl hervorbrach, der dem Richter helles Licht über die ganze Sache verbreitete?

Was wird nicht Alles in dieſer Abſicht erfordert! In wie viele Kleinigkeiten zertheilt ſich nicht der ganze Gegenſtand, die doch weſentlich nothwendig in das Ganze gehören! die Auswahl der Menſchen, die man zu Bekräftigung des Delicti als Zeugen gebrauchet; die Behuthſamkeit, ihnen nichts und nicht mehr zu glauben, als ſie wohl wiſſen können; die genaueſte Kenntniß des Orts und der Zeit, wo und wann das Verbrechen iſt begangen worden: Charaker und Intereſſe der Kläger, ſind nicht blos Beyträge, ſondern Weſenheiten des Urtheils.

O wie vielerley vorläufige Urtheile muß der Richter vor ſeinem Endurtheile fällen! Wie vielerley auf die mannigfaltigſte Art in einander geſchlungene Fäden muß er auseinander wickeln, um den Knoten einer einzigen Handlung löſen zu können! — Wehe dem Richter, der die Wichtigkeit dieſer Kleinigkeiten nicht einſieht! —

In einem Gegenſtande, worin ein ſo hohes Intereſſe liegt, iſt nichts unbedeutend, und weil man, wenn ich ſo ſagen ſoll, das Verbrechen mit dem Beklagten konfrontiren muß, kann man weder eins noch das andere jemahls zu viel ſtudieren, um ihre wechſelſeitigen Beziehungen zu erkennen, und auseinander zu ſetzen; denn ſo wichtig es iſt, das Verbrechen durchaus zu kennen, ſo iſt es vielleicht noch ungleich wichtiger, von dem Beklagten die beſtimmteſte Kenntniß zu haben.

Es gibt Geſetze, die keine Nachforſchung über eine andere Handlung zulaſſen, als jene, welche der Gegenſtand der Klage iſt; allein dadurch ſchränken ſie ja vielmehr die Fortſchritte des Richters ein, als daß ſie ſeinen Meinungen die rechte Geſtalt geben ſollen.

Wäre es nicht recht vermeſſen, wider die Wahrheit einer Anklage zu ſchreyen, wenn der Richter nicht den geringſten Begriff von dem Charakter, den Sitten, und dem Intereſſe des Beklagten hat?

Aber wie! ſollte man nun, um über eine einzige Handlung, die auf das Publikum Einfluß hat, urtheilen zu können, die ganze geheime Lebensgeſchichte eines Menſchen durchgehen?

Um über einen einzigen Augenblick Licht zu verbreiten, in der Vergangenheit verfloſſener Jahre nachforſchen? Freylich wäre es zu wünſchen, daß man die Fertigkeit der Juſtiz mit der Langſamkeit der Weisheit vereinigen könnte; aber leider hat Alles hienieden ſeine Mängel, und in dem politiſchen Stande iſt es ſchon gar die allgemeinſte Regel der Obrigkeiten, kleine Uebel der größern Vortheile wegen zu überſehen.

Je mehr man dieſer Materie nachdenkt, deſto mehr findet man, daß ein übernatürliches Weſen nöthig wäre, um die Menſchen gut zu regieren.

Aber man muß in einer Welt, in der Alles, was geſchieht, nur eine bis ins Unendliche ſich verändernde Verbindung des Guten mit dem Böſen zu ſeyn ſcheint, auf dieſe chimäriſchen Vollkommenheiten Verzicht thun. Ja, gewiß iſt es, ſogar die Sittenlehre würde in der Ausübung nicht jene Untrüglichkeit beſitzen, die wir ihr noch nie, ſo lange auch ſchon die Sittenlehre in Schulen gelehrt, darüber diſputirt, und eine zahlloſe Menge von Büchern geſchrieben worden, in unſere Lehrſyſtemen geben können.

Indeſſen, wenn man die Sache nach der ſtrengſten Genauigkeit behandeln will, bleibt es doch immer wahr, daß man wohl ein Menſchenleben daran ſetzen dürfe, um endlich mit Sicherheit über das Leben eines Andern ſprechen zu können. Aber was iſt unſere Weisheit, als die Kunſt uns ſelbſt zu begränzen? Einige wohlgewählte Züge, einige ſcharf unterſuchte Zeitpunkte in dem Leben des Beklagten, werden dem Richter ein hinlängliches Bild von dem Intereſſe und den Sitten des Schuldigen darſtellen.

Es gibt wenig Handlungen, die in der Geſellſchaft für ſich allein ſtehen, und ganz ohne Beziehung ſind; die Erſchütterung, die ſie verurſachen, theilet ſich von Glied zu Glied und überall, wo ſie anſchlägt, dem ganzen Körper mit; die roheſten Menſchen ſind oft die durchdringendſten Moraliſten, denen ihr perſönliches Intereſſe durch ein ſonderbares Gefühl alle Fehler an Jenen aufdeckt, die ſie zu kennen nöthig haben.

Eine kluge Auswahl unter den vor ihm liegenden

Zeugniſſen, eine richtige Auseinanderſetzung und Verbindung der eingeholten Erfahrungen ſey das vorzüglichſte Talent des Richters; er ſoll nur zu wiſſen verlangen, und bald wird er von der Sache hinlänglich unterrichtet ſeyn.

Er wird leicht wiſſen, ob der, den man eines Todſchlags beſchuldigt, ein wilder unbändiger Unmenſch, oder ein mäßiger, geſitteter Menſch ſey, ob er rachſüchtig ſey, und ob er einen Beweggrund, ſich rächen zu wollen, hatte. Die Vergangenheit wird ihm das Gegenwärtige aufklären, und wenn er das Verbrechen mit dem Beklagten vergleicht, wird er die Erweislichkeit auf das genaueſte beſtimmen können, wovon das Endurtheil ohnehin nur als ein allgemeiner Kalkul kann angeſehen werden. Iſt es ein Menſch, deſſen ſanfte Gemüthsart bekannt iſt, und welcher dennoch einer grauſamen Handlung beſchuldigt wird? oder ein ſchwaches und furchtſames Mädchen, der man ein verwegenes und ſchwer zu begehendes Verbrechen zumuthet? oder ein Bürger, der von allen ſeinen Mitbürgern ſeiner Uneigennützigkeit und Rechtſchaffenheit wegen geliebt wurde, und dem eine ſchändliche und niedrige Handlung angedichtet wird? — Wie? ſoll ſich nicht ſelbſt die Vernunft gegen eine Anklage empören, die die Wahrſcheinlichkeit ſelbſt wider ſich hat? — Muß nicht eine ſolche Anklage vor der bloßen Gegenwart des Beſchuldigten weichen? —

O ihr Menſchenrichter! hütet euch ja vor dem falſchen Grundſatze, daß alle Menſchen zu Allem gleich fähig ſeyen; daß das menſchliche Herz von Geburt aus boshaft, ohne Anſtrengung Abentheurer hervorbringe, und daß es nur einen unglücklichen Augenblick brauche, um Unſchuld und Laſter zu vermengen. Entehret doch durch einen abſcheulichen Hang zu argwöhnen eure Natur nicht, habt immer Achtung für einen Bürger, der bisher ſein Leben unſchuldig und rein zugebracht hat. Zeiget euren Mitbürgern durch ein edles Zutrauen in die Tugend, daß ihr ſelbſt tugendhaft ſeyd. Ich will es mit Wenigem wiederhohlen: um über das Gegenwärtige ein geſundes Urtheil fällen zu können, muß man ſorgfältig die Vergangenheit zu Rathe ziehen.

Aber, welch eine herkuliſche Arbeit! — Wie ſehr iſt nicht zu fürchten, daß die Uebereilung das Bild von den geſammelten Gegenſtänden, welche der Richter ſo genau kennen muß, nicht ganz entſtellen werde Was hindert nicht alles den Richter in ſeinen Einſichten! Wie oft verdunkeln ihm die Leidenſchaften das Licht, womit er die Wahrheit ſehen ſollte! Ach! ſelbſt die Tugend führt ihn oft von ſeinem Ziele ab. Wie leicht zürnt nicht eine Seele — empfindſam und voll der ſtrengen Grundſätze von Tugend, — ſchon bey dem bloßen Anblicke des Verbrechens! Die ſchwarzen Begriffe, die ſie ihm einflößt, verbreiten ſich, wie eine düſtere, Donner drohende Wolke über den Beklagten, und der Richter verharrt um ſo ſteifer in dieſem gefährlichen Gefühle, da es in Geheim ſeiner Tugend ſchmeichelt. — Kein Irrthum iſt ſchädlicher, als der; ſelbſt von einem beſtochenen, durch Umſtände und Kunſtgriffe der Menſchen zur Ungerechtigkeit verleiteten Richter läßt ſich noch hoffen, daß ſein Gewiſſen, wenn es aufwacht, ihn durch die peinlichſten Vorwürfe zu ſeinen Pflichten zurückführet; aber ein Richter, den ſein eigenes Herz verblendet hat, raubt uns alle Erwartung, findet keinen Strahl mehr, der ihm den Weg zur Gerechtigkeit zeigen könnte, da er ſchon alles Licht verſchwendet hat, um ſich zu verblenden.

Vorurtheil und Haß haben in ſeinem Gehirne eine Gährung verurſacht, daß alle Umſtände, alle Beweiſe verfälſcht und verdorben worden ſind. Er ſieht die Gegenſtände nicht mehr, wie ſie ſind, und ſelbſt die Unſchuld verliert in ſeinen Augen die heitere freundlichere Miene; er glaubt ſelbſt in ihr den verhaßten Anblick des Laſters zu finden. Wollet ihr alſo, ihr Richter und Obrigkeiten, dieſen ſo ſchädlichen Irrthümern zuvorkommen, ſo vergeſſet niemahl, daß der Verbrecher und der Beklagte allzeit himmelweit von einander entfernt ſeyen; ſehet ihn immer mit einem duldenden und freundlichen Auge an, und wenn es je geſchieht, daß ſich noch, trotz eurem Gegenſtreben, zu feurige Gefühle in eure Seele einſchleichen ſollten, wenn ihr noch die erſten Aufwallungen des Zorns und Haſſes gegen den Beklagten in eurem Herzen fühlt, verweilet keinen Augenblick dabey, fliehet, haltet eine Pauſe, in der ihr Richter zu ſeyn aufhöret! Die Sache eines Mitbürgers wird nun die eure, ihr ſeyd nun auch ſelbſt Parthey, und euer Gewiſſen wird ſich dagegen ſträuben. Ha! das Gewiſſen! welch ein Wort! — Ein aufgeklärtes Gewiſſen iſt dem Richter ein göttliches Orakel; aber wenn es Vorurtheil und Aberglauben blind gemacht haben, iſt es auch der ſchädlichſte Betrüger des Menſchengeſchlechts.

Heilige Religion! die du rein biſt, wie deine Urquelle; du, die du alle Menſchen liebeſt, und wieder von allen Menſchen ſollteſt geliebt werden, welch ein menſchenfeindliches Verhängniß hat die Menſchen hingeriſſen, daß ſie in deinem Nahmen ganze Ströme von Blut ihrer Mitbürger haben fließen laſſen? Du verabſcheueſt dieſe ſchrecklichen Opfer, und wirſt dieſe wüthenden Würger, die deine Geſetze mißbrauchen, weit ſchärfer beſtrafen, als jene unglücklichen unwiſſenden Menſchen, denen ſie nicht bekannt waren. Aus dieſer Quelle hat die ſchädlichſte Voreiligkeit ihren Urſprung.

Die ganze Gerechtigkeit des Richters fällt, wenn es ihm um die Religion des Beklagten zu thun iſt, wenn der Richter von den Lehrſätzen eines Menſchen auf ſeine Moral ſchließt; wenn er eher fragt: »Was glaubſt du?« als er fragen ſollte: »Was haſt du gethan?«

Ich ſagte, jeder edeldenkende Richter ſoll ſelbſt ſeinem Haſſe gegen das Laſter nicht trauen; aber was kann wohl bey einem abergläubiſchen Manne gegen die Wuth des Fanatiſmus geſagt werden? — Nichts kann man thun! Die Menſchheit wird unter ſeinem mächtig verheerenden Tritte ſeufzen, nach Hülfe rufen: aber alle edeln Bemühungen der ſanften duldenden Weisheit, alle ihre Rathgebungen werden ſeinen Verwüſtungen nicht Einhalt thun können.

Sehet nur, wie der Wahnſinn alle ſeine Züge verunſtaltet hat: ſo wie Ruhe und Heiterkeit aus ſeinem Herzen entflohen ſind, Sanftmuth und Menſchenliebe der Grauſamkeit des Aberglaubens haben Platz machen müſſen, ſo findet ihr auch keinen Zug mehr davon in ſeiner Miene; ſeine Stirne runzelt ſich immer tiefer, und in jeder Falte ſteckt der Gedanke des heiligen Mordes; ſein ganzes Geſicht iſt mit einer tiefen niedergeſchlagenen Traurigkeit überzogen; ſein Auge ſieht nicht mehr froh und helle; es iſt tief in den hohlen Winkeln verſteckt; das düſtere Feuer, das aus ſeinen Augen hervorſtrahlt, dient nur, das Dunkel, welches über das Geſicht verbreitet iſt, dann und wann zu beleuchten, ſo wie der ſchlängelnde Blitz die Wetterſchwärze am Himmel durchkreuzet, nur um dem ſcheuen Blicke das Schreckliche des Verderbens zu zeigen. Sehet, wie er den Opferdolch in ſeiner Rechten, und das Geſetzbuch der Religion in der Linken, den ſtieren Blick gegen Himmel wendet, und wüthend ſeinen Mitbürgern zuruft: Elende Menſchen! — Glaubt und ſterbet!

So raſet er über Schutt und Graus gethürmter Leichen Jahrhunderte durch, und Jahrhunderte nach ihm läßt er noch die Spuren des vergoſſenen Blutes zurück. —

Zwar wirft ihm die Vernunft, nachdem er uns mehr, oder minder nahe iſt, Hinderniſſe in den Weg, die ihn etwas in ſeinem Laufe aufhalten, da ſie, lange Jahre unter ſein eiſernes Joch gebeugt, ihr Haupt noch nicht emporheben kann, und es noch nicht wagen darf, ihm die Stirne zu bieten, und ihn öffentlich anzugreifen: aber da in ſeinem giftigen Herzen nicht bloß Wuth und Blutgier wohnen, ſondern auch die argliſtige Tücke verborgen liegt, ſtillt er eine Zeitlang ſeine Wuth, und verbirgt ſeine Mordſucht, ſcheint nachgebend und geduldig die Stöße auszuhalten, die ihm die Vernunft beyfügt, ſcheint ganz zu entfliehen, aber deſto ſorgfältiger ſammelt er alle ſeine Kräfte, und untergräbt die Vormauern, die die Philoſophie in dieſer kurzen Pauſe zu ihrem Schutze aufgeführt hat; und — leider ſehen wir es ſelbſt! — hebt auf ein Mahl ſein Schlangenhaupt in einem Jahrhunderte wieder empor, wo die Weisheit überall ſchon ihre ſanften Lehren verbreitet hatte, wo die Vernunft in ihre Rechte trat, und man ſich das glückliche Jahrhundert der Philoſophie verſprach, wo Aureliuſſe die Menſchen regieren und Sokrate die Kanzeln beſteigen würden, um die Menſchen zu bilden. Der Anblick dieſer traurigen Scenen iſt für fühlbare Seelen zu ſchmerzhaft, als daß man ihn länger ertragen könnte: laßt uns alſo einen Gedanken fliehen, der die Menſchheit ſo ſehr beleidigt, und verfolgen wir lieber noch einige Schritte weit den Richter in der Verwaltung der peinlichen Rechtspflege.

Endlich erſcheint der kritiſche Zeitpunkt, wo der

Beklagte vor ſeine Richter geführt wird: — erlaubt mir doch eine Frage, die ich nicht weiter verſchieben kann: Wie wollet ihr ihn empfangen? — Wollet ihr ihn als Obrigkeit, oder als einen Feind empfangen? Hättet ihr im Sinne, ihn zu erſchrecken, oder euch von ihm zu unterrichten?

Was glaubt ihr, wie einem Menſchen zu Muthe iſt, der gählings aus ſeinem unterirdiſchen Gefängniſſe heraufgeſchleppt wird, den die Sonne, die er nun wieder ein Mahl, zum erſten Mahl ſieht, verblendet hat, der auf ein Mahl unter Leute gebracht wird, deren Miene es ihm ſchon ſagt, daß ſein Todesurtheil ihre Beſchäftigung iſt? — Er ſieht ſie, und zittert ſchon; kaum daß er es wagt, ſeinen ſchüchternen Blick gegen die Richter zu erheben, deren Willkühr ſein Schickſal überlaſſen iſt, und deren finſtere Blicke die ſeinigen zurückſcheuchen. Wie ſehr muß ſeine ohnehin ſchon verwirrten Sinne der rauhe, drohende Ton erſchüttern! Muß ihn nicht auch noch das bischen Vernunft, die ihm noch übrig iſt, verlaſſen! — Alle ſeine Begriffe verlöſchen in ihm, und mit ſchwankender Stimme ſtottert er einige gebrochene Worte hervor. Um das Unglück des Elenden zu vollenden, ſchreiben vielleicht ſeine Richter einer innern Angſt und Betrübniß wegen des begangenen Verbrechens die Zerſtreuung zu, die bloß die Folge des Schreckens iſt, der ihn bey ihrem Anblick überfällt.

Wie! ihr könnt noch die Beſtürzung eines Inquiſiten mißkennen, ihr, die ihr euch kaum getrauen würdet, in einer Verſammlung Perſonen höhern Standes nur ein Wort, mit männlicher Zuverſicht geſprochen, hervorzubringen? — O, ich bitte euch, heitert eure ernſten Amtsſtirnen auf, laßt den Armen in euerm ſanften Blicke jene zärtliche Beſorgniß leſen, die ihr für einen Menſchen fühlt, den ihr gerne unſchuldig finden möchten! Gebt euren Worten, unbeſchadet des richterlichen Anſehens, jenen ſanften einnehmenden Ton, daß ihr mit dem Munde auch den Weg zu eurem Herzen zu öffnen ſcheint; verberget den geheimen Schauder, den euch der Anblick der Ketten und das abſcheuliche Ausſehen des Elends verurſachen; vermengt ja mit dieſen ſo zweydeutigen Anzeigen des Verbrechen ſelbſt, und denket, daß vielleicht unter dieſer traurigen Außenſeite der tugendhafteſte Menſch verborgen ſeyn könne. —

Ha! welch ein Beyſpiel für einen Richter! — Blicket aufwärts und ſehet über eurem Haupte Gottes Bild, der auch unſchuldig angeklagt wurde! — Ihr ſeyd Menſchen, handelt menſchlich; ihr ſeyd Richter, mäßiget euch; ihr ſeyd Chriſten, ſeyd liebreich! — Menſch, Richter, Chriſt und wer du immer ſeyn magſt, habt Achtung für einen Unglücklichen, ſeyd ſanft und mitleidig mit einem Menſchen, der Thränen der Reue weint, oder der vielleicht nichts zu bereuen hat.

So viel von dem Betragen des Richters; nun aber komme ich auf eine Kunſt zu ſprechen, der ſich viele Richter ſo oft rühmen, und ihren Nutzen anpreiſen, und die hingegen in ihren Wirkungen ſo unmenſchlich, ſo gefährlich iſt; ich ſage, die Kunſt, den Inquiſiten durch liſtige Fallfragen, ja ſelbſt durch falſche Vorausſetzungen zu verwirren, und endlich Trug und Lüge zur Entdeckung der Wahrheit zu gebrauchen, wie leicht iſt nicht dieſer Kunſtgriff! — Oder ſoll es das Meiſterſtück eines großen Kopfes ſeyn, einem Unglücklichen durch hunderterley Fragen, deren keine zur andern paßt, das Gehirn zu verrücken? — Man ſcheint nicht der Ordnung folgen zu wollen, wie die Handlungen aufeinander gehen; man raubt ihm den gewiſſen ſteten Geſichtspunkt, indem man ihn wie im taumelnden Kreiſel ſich um eine Menge verſchiedener Gegenſtände herumdrehen läßt, auf einmahl inne hält, und ihm ein Geſtändniß zumuthet, das nie aus ſeinem Munde gekommen iſt, und endlich froh über den auf ihn gelungenen Streich ſagt: »Sieh, was du erſt einbekannt haſt! Du widerſprichſt dir, du lügſt, und biſt alſo verloren.«

Welch ein ſchändlicher Kniff! und was iſt endlich die Folge davon? — Der arme Menſch verſtummt, alle Reden ſeines Richters fallen wie ein unverſehener Donnerſtreich auf ihn: er erſtaunt, ſich durch ſich ſelbſt verrathen zu ſehen; Vernunft und Gedächtniß verlaſſen ihn; Alles, was je in ſeinem Leben geſchehen iſt, erſcheint ihm nun untereinander geworfen, und in ein Chaos vermenget, und verfällt, durch den ihm zugemutheten Widerſpruch beſtürzt und außer Faſſung gebracht, in einen wirklichen Widerſpruch.

Iſt das die Verfahrungsart der kunſtloſen nackten

Gerechtigkeit? Und ſeit wann ſind die Handlungen der Gerechtigkeit ein Sophiſtenkrieg? — Es möchte vielleicht noch hingehen, mit einem künſtlich geſchlungenen Netze von Fragen und Querfragen einen Menſchen zu fangen, der eben ſo liſtig meinen Fragen auszuweichen, als ich dieſelben an ihn zu ſtellen weiß; es möchte hingehen, wenn der Beklagte (wie es bey einigen andern weiſen Völkern eingeführt iſt) einen Advokaten hätte, der ihn gegen die Anklage vertheidigen, an ſeiner Stelle, vor dem Richter reden, und ſeinem ſchwächern Geiſte zu Hülfe kommen könnte; wenn ein Menſch dem Richter, der in behaglicher Gemüthsruhe da ſitzt, mit eben ſo ruhigem Geiſte, mit eben ſo kaltem Blute antworten könnte; wenn ein Pfiffkopf den andern fragte; kurz, wenn zwiſchen Angriff und Vertheidigung ein Gleichgewicht hergeſtellt wäre; aber ſo tritt ein rauher mit den Geſetzen und Geſetzfinten unbekannter Menſch vor einen in all den Künſten des Rechts jahrelang geübten Magiſtrat, ein Menſch, von Furcht und Schrecken ergriffen, vor einen ruhigen, ſich immer ſelbſt gleichen Richter; — ein Menſch, der einzig zur Wahrheit ſeine Zuflucht nehmen kann, indem man ihn mit allen juridiſchen Kniffen beſtürmt; ja ſelbſt zur Lüge ſeine Zuflucht nimmt.

Nein, ihr Richter! dieſe Kunſt iſt eben ſo haſſenswerth, als ſie ungerecht iſt; beſchimpfet damit euer ruhmvolles Amt nicht; nehmt keine Kunſt zu Hülfe, ſondern bleibt bey der Simplizität der Sache ſelbſt. Die Wahrheit müßt ihr nicht auf dem Wege des Trugs, ſondern durch die Wahrheit ſelbſt ſuchen; verfolgt den Inquiſiten in euren Fragen durch alle Thatſachen, die ihr von ihm in Händen habt: aber Schritt vor Schritt, und ohne ihn zu übereilen; beobachtet, welchen Gang er nehmen will in ſeinen Antworten, aber ohne ihn irre zu führen, und wenn er fällt, ſo falle er durch das Uebergewicht der Wahrheit gedrückt, und nicht in euren Fallſtricken gefangen.

Und endlich, wenn alle die angewandten Kunſtgriffe nicht das Geſtändniß herauslocken, das der Richter wünſcht, dann, ha! welch eine ſchaudernde Szene öffnet ſich da auf einmahl! — Müde, mit Worten zu fragen, will er durch die grauſamſte Marter Wahrheit finden; er hat die Geduld zu weiterem Nachforſchen verloren, oder iſt vielleicht aufgebracht worden, weil er keinen Nutzen davon ſah. Nun hat er einen andern Weg gefunden; nun läßt er brennende Fackeln und Ketten, und alle die fürchterlichen Werkzeuge bringen, die die Grauſamkeit zu des Menſchen Pein erfunden hat. Der Henker kommt, und wird Theilnehmer des Richteramtes, und macht dem Fragen, daß der Richter erſt mit Güte, und beybehaltener Freyheit des Beklagten angefangen hatte, durch die unmenſchlichſten Gewaltthätigkeiten ein Ende.

Freundliche Gefährtinn der Menſchen, ſanfte Philoſophie! du, die du die Wahrheit nie anders, als mit aufmerkſam forſchendem Blicke, und mit unerſchütterter Geduld ſucheſt, hätteſt du wohl je erwartet, daß man in einem Jahrhunderte, das man — freylich mit zu viel menſchlichem Stolze — das Deine nennt, dergleichen Werkzeuge zur Entdeckung der Wahrheit gebrauchen würde?

Iſt es möglich, daß unſere Geſetze dieſe unbegreifliche Verfahrungsart begnehmigen, ja ſogar ihren Gebrauch heiligen können? — Wie können wir noch den Alten aus der grauen Vorzeit ihre Kämpfer und Fechter vorwerfen? — unſern Vorfahren ihre Waſſer- und Feuerproben? Ha! wäre es nicht viel menſchlicher, wenn wir einen Beklagten ſich auf dem Kampfplatze mit Löwen und Tygern herumbalgen ließen, als daß wir ihn gebunden und ohnmächtig dem Henker zur Tortur geben? — Wenigſtens hätte er doch die Freyheit, ſich zu vertheidigen, die wir ihm rauben; fände noch einigen Strahl von Hoffnung in ſeinem nervigen Arme und ſeiner Geſchicklichkeit, wovon er, gebunden, auf der Folter keinen Gebrauch machen kann: — oder werfen ihn auch mitten in die über ihn aufſchlagenden Flammen; er könnte doch noch in der Erwartung eines glücklichen Zufalls, oder in der Flucht ſeine Rettung hoffen.

Menſchen! was ſeyd ihr für grauſame, ſinnloſe Ungeheuer! — Wünſcht ihr, das ſchmerzliche Seufzen zu hören, daß die Marter auspreßt? — Aber ich weiß, was ihr mir antwortet: Sein boshaftes Läugnen nöthiget euch, ihn auf die peinliche Frage zu ſtellen, um die Wahrheit zu erfragen. — Aber wenn ihr die Wahrheit ſuchet, glaubt ihr denn, man findet ſie in der Betäubung des Schmerzes? —

Ach! wer aus euch hat nicht jemahls in ſeinem Leben Schmerzen gelitten? Wer weiß nicht ſeinen ſchrecklichen Eindruck auf ein Weſen, das die reitzbarſte Fühlbarkeit ſo ſchwach gemacht hat? Der Menſch im Leiden gleicht ſich nicht mehr: er ſeufzt wie ein Kind, und wüthet wie ein Raſender; er ruft die ganze Natur ſich zu Hülfe; ſein ſchwacher Verſtand nimmt bald an der Zerrüttung der Sinne Theil, die die Einbildungskraft noch zu vermehren hilft. Die Seele zeigt ſich in ſeinem Geſichte. Alle Züge darin ſind verunſtaltet und zerſtört; alle ſeine Seelenkräfte ſind in ängſtlicher Unruhe und erliegen nach und nach; ſie wollen ſich gegen den Schmerz emporarbeiten, fallen aber gleich wieder in Ohnmacht zurück. In dieſer allgemeinen Konvulſion ſeines Weſens, wo jeder Nerve bebt, und jede Muſkel leidet, iſt all ſein Denken, Wollen, Wünſchen, das heftige Verlangen, ſeiner Martern ein Ende zu ſehen. Glaubt mir, ihr Richter! werft einem Menſchen alle nur erdenklichen Verbrechen vor, und wenn er ſie euch nicht eingeſteht, laßt den Henker ſeinen Rücken zerfleiſchen, und er wird alle Schandthaten der Welt auf ſich liegen laſſen; der Schmerz wird ihm ſogar neue Verbrechen erfinden helfen, wenn er ſich dadurch von der Marter befreyen kann. Nichts iſt der menſchlichen Natur mehr zuwider, als Leiden: der Schmerz ſelbſt iſt das größte Verbrechen; Sterben wäre dem Menſchen eine Kleinigkeit, wenn nicht der Schmerz dem Tode vorherging.

Ich weiß, was wir alten Gewohnheiten ſchuldig ſind, daß alle unſere Neuerungen in alten Gebräuchen ihren Grund haben; und ich würde gerne alles Gefühl erſticken, das ſich dagegen ſträubt; ich würde meinem unſichern Urtheile alles Zutrauen abſprechen, wenn ich nicht das Beyſpiel der vortrefflichſten Regierungen, der weiſeſten Völker vor mir hätte, die die peinliche Frage mit Abſcheu verworfen haben.

Die größten Männer, die aufgeklärteſten Köpfe unſerer Zeit haben die Vernunft aufgefordert, dieſes Ungeheuer aus dem menſchlichen Gebiete zu verweiſen, indem ſie ſchon vorläufig in ihren Schriften an ſeinem gänzlichen Sturze arbeiteten.

In der That! ich rechne es mir zur höchſten Ehre, meine Stimme mit dem allgemeinen Rufe dieſer großen Männer an die Menſchheit vereinigt zu haben, und öffentlich dem ganzen Menſchengeſchlechte ein ſo günſtiges Zeugniß ablegen zu können. Zwar wird es gewiß nicht an Leuten fehlen, die, abergläubiſch an Obſervanz gebunden, mich tadeln werden; aber dagegen habe ich den allgemeinen, lauten Beyfall der Menſchheit, der mich für das heimliche Gemurmel des Vorurtheils genug ſchadlos hält.

Wenn nun der Richter ſich die genaueſte Kenntniß aller Umſtände des Verbrechens erworben hat, den

Charakter des Beklagten einſieht, und Beydes, Umſtände und Charakter, auf das ſorgfältigſte miteinander erglichen, und alle ihre Beziehungen entdeckt hat, ſo iſt zwar ſchon ſehr viel geſchehen, aber lange noch nicht Alles; es bleibt ihm noch das Wichtigſte zu thun übrig; ähmlich ein richtiges Urtheil über die Zeugſchaften zu fällen, und den Werth derſelben zu beſtimmen. O wie traurig, daß das Leben eines freyen Menſchen, der ur den Geſetzen unterworfen ſeyn ſoll, von den Leidenſchaften und Irrthümern ſeiner Mitbürger abhängt; daß der Richter ſo oft das Schwert der Gerechtigkeit auf das Wort einiger Zeugen zucken muß, die entweder ſchändliche Betrüger, oder vom Aberglauben und Unwiſſenheit verblendete Menſchen ſind! —

Und doch, ſo zweifelhaft dieſes Mittel iſt, wer ſagt uns ein ſichereres? — Kann man einen Inquiſiten nicht einmahl nach der bloßen Natur des ihm aufgebürdeten Verbrechens rechtfertigen, oder verurtheilen, um ſo weniger kann man es auf Charakter und Sitten: wir haben jene edeln Bürger nicht mehr, die ihre Ankläger bloß durch Erinnerung an ihre Thaten zum Schweigen bringen konnten, ſo wie Scipio, der Afrikaner, zu den Römern ſagte: »Laßt uns ins Kapitolium gehen, um den Göttern für meine Siege zu danken.« In dieſen wenigen Worten lag ſeine ganze Rechtfertigung; dieſe wenigen Worte ſagten genug, um ihn ſeinen Richtern als den Mann vorzuſtellen, der er war. Aber dieſe Zeit iſt nicht mehr, und dieſe erhabenen

Seelen ſelbſt über den Argwohn erhoben, finden wir nicht wieder.

Nun iſt es ſchon einmahl ſo, daß das Schickſal gemeiner Menſchen wieder von andern abhängt, und das Uebergewicht der Zeugniſſe den Ausſchlag gibt. Nur iſt die wichtige Frage, ob wir eine gewiße Richtſchnur, ein allgemeines Maß haben, den Werth der Zeugniſſe zu beſtimmen? — Dieſe Frage verdoppelt unſere Verlegenheit, und indem wir die Nothwendigkeit unſerer Prozeduren bekennen, müſſen wir zugleich über die Kühnheit erſtaunen, mit der man dabey zu Werke geht.

Nur zu wahr iſt es, daß die Zeugniſſe nach keinem beſtimmten Maße können geſchätzt werden, daß wir ohne ſichere Regel, die unſer Urtheil leiten ſollte, urtheilen müſſen, wenn unſer Geiſt auf ſeine eigenen Begriffe wirkt, wenn wir nach unſern eigenen Empfindungen urtheilen, dann muß freylich die Wahrheit, die, ſo zu ſagen, durch eine unmittelbare Berührung auf unſere Seele drückt, eine Ueberzeugung hervorbringen, die faſt bey allen Menſchen gleich iſt; aber da uns die Evidenz unſerer Erkenntniß, die Gewißheit unſerer Sinne fehlt, da wir uns genöthiget ſehen, unſere Kenntniſſe von Andern, und nicht aus uns ſelbſt zu holen, unſere Urtheile aus den fremden Zeugniſſen anderer Menſchen zu ſammeln, nun läßt ſich nichts mehr gewiß und allgemein annehmen. Wer ſind die Menſchen, bey denen ich mich Raths erhole? Was haben ſie für ein Recht zur Glaubwürdigkeit?

Was für einer Herrſchaft können ſich ihre Empfindungen über meine Sinne anmaſſen? was für ein Vorrecht hat ihr Verſtand über meine Vernuft? Wie bin ich verſichert, daß ſie all das wiſſen, was ſie ſagen? oder daß ſie mir zum wenigſten nicht mehr ſagen, als ſie wiſſen, daß ſie weder Schurken, noch Unwiſſende ſind? Kurz: was läßt mich Thatſache von den leeren Worten unterſcheiden, die ſie mir vorſagen? —

In dieſem Punkte kann uns nur allein die Erfahrung den Weg zu unſern Kenntniſſen bahnen; denn um Menſchen glauben zu können, muß man das, was ſie ſagen, in Erfahrung gebracht, die Wahrheit ihrer Empfindungen durch die unſrigen, ihre Kenntniſſe durch unſere eigenen Einſichten geprüft haben. Wir haben für die Erweiſlichkeit keinen andern Maßſtab, als die Erfahrung: aber wie verſchieden iſt er nicht? wie vielen, unzählbar vielen Nüanzen unterworfen? — haben alle Menſchen Erfahrung? und haben ſie ſelbe in einem hinlänglichen Grade? — haben alle eine und die nähmliche Erfahrung? — So wird zum Beyſpiel ein Hofmann vertraut mit den Laſtern und Leidenſchaften, der tauſendmahl iſt betrogen worden, oder ſelbſt ein Betrüger iſt; der durch eigene Uebung oder Erfahrung des Trugs ſich ein unheilbares Mißtrauen gegen alle Menſchen angewöhnt hat, ſchwerlich die geheiligten Züge der Wahrheit in den Mienen und Reden der Menſchen kennen; da doch ein unſchuldiger, ungekünſtelter Landmann, der beſtändig unter ſeinen eben ſo gerade denkenden Nachbarn gelebt hat, das unbedeutendſte Zeugniß der Wahrheit annehmen wird, ohne Arges dabey zu vermuthen

Woher kömmt es denn, daß ſich ein Kind ſo leicht, ſo gerne von ihrer Amme und ihren erſten Lehrmeiſtern täuſchen läßt? Unſtreitig daher, weil der Irrthum etwas Verführendes für den menſchlichen Geiſt hat, der gewöhnt iſt, von den Beherrſchern ſeiner Kindheit ſein ganzes Beſtehn und ſeine erſten Bedürfniſſe zu erhalten; er hat ſie in ſeinen wichtigſten Angelegenheiten ohne Falſch gefunden; das Uebergewicht ihrer höhern Einſichten in verſchiedenen Fällen erfahren, und eben dieſe Erfahrung macht ihn in allen andern Fällen für den Irrthum ſo leicht empfänglich, als er es für die Wahrheit war.

Laßt ſo viel Menſchen als ihr wollt, zuſammen kommen, und ſie über den Umfang eines und des nähmlichen Zeugniſſes urtheilen, und wenn tauſend Menſchen ſind, ſo habt ihr tauſend verſchiedene Urtheile.

Was werden aber das endlich für Bedürfniſſe ſeyn, ohne welche der Richter den Werth der Zeugniſſe, und den Umraum, in wie weit ſie erweislich ſind, nicht mit Genauigkeit beſtimmen kann? Bedingniſſe, die wir nie erfüllen können! — Man müßte zu allen Zeiten, und an allen Orten geweſen ſeyn; in die tiefeſten, verborgenſten Falten des menſchlichen Herzens dringen können, um die Leidenſchaften und Intereſſen der Menſchen gründlich zu kennen; ihre charakteriſtiſchen Merkmahle wiſſen, und die Stärke der verſchiedenen Beweggründe, die dem Menſchen von Laſter zur Tugend, vom Irrthum zur Wahrheit treiben.

Man müßte in jedem Falle alle dieſe verſchiedenen Zwecke unter einander verglichen haben, um einen Mittel-Terminus heraus zu bringen, eine allgemeine Einheit zu finden, die jedem unſerer Urtheile zum Maßſtab diente.

Aber warum ſoll ich mich bey Sachen aufhalten, die über unſere Natur ſind? — Laßt uns wieder von dieſer Ausſchweifung ins Gebieth der Ideale zum Menſchen zurückkehren, und ihn über das belehren, was er im Stande iſt. —

Was ſoll man den Obrigkeiten ſagen, die das Schickſal eines Inquiſiten nach dem Werth der Zeugniſſe beſtimmen ſollen? — Welchen Rath kann man ihnen dabey geben? — Ich ſehe zwey, ſich ganz entgegen geſetzte Fälle eines Richters vor mir, die ſich nur zu oft ereignen. Einer, zu jung noch, um durch Erfahrung gegen die Menſchen mißtrauiſch ſeyn zu können, weil ſie noch nicht Zeit genug hatten, ihn zu betrügen; wird er nicht zu leichtgläubig ſeyn? Ein anderer, der im Richteramte g[illegible] geworden, und beſtändig mit Akten verſchanzt iſt, die ihm ſeiner Tage den Menſchen nie anders, als unwiſſend und boshaft geſchildert haben, wird er nicht zu ſehr gegen alles Zutrauen auf menſchliche Zeugniſſe verhärtet ſeyn?

Zwiſchen dieſen beyden äußerſten Fällen muß ma[illegible] die goldene Mittelſtraße wählen; ein Richter, der Menſchenkenntniß mit dem Geſetzſtudium vereinigt, und ſo einen höhern Grad der Vollkommenheit erreicht hat, würde ihnen ſagen: Trauet eurem Urtheile nicht, wenn es nicht tief in der Erfahrung gegründet iſt; lernet die Menſchen kennen, und ihr werdet finden, daß ſie weder alle gut, noch alle bös ſind; daß es keinen Menſchen gibt, der ganz Böſewicht; noch einen der ganz tugendhaft iſt; aber unterſcheidet die Fälle, wo die Leidenſchaften den Menſchen zum Guten oder zum Böſen hinreißen. Jedoch, um dahin zu gelangen, zergliedert ſorgfältig jedes Zeugniß, ſchätzet ſeinen Werth nach der Ehrlichkeit und dem Verſtande des Zeugen; dann wird euch erſt eine zweyte Zergliederung dieſer vorzüglichſten Beſtandtheile eines Zeugen zur Beobachtung ſeiner Ehrlichkeit in ſeinem verſchiedenen Intereſſe, ſeiner Art und Weiſe zu handeln, ſeiner Leidenſchaften und ſeiner Sitten führen; meſſet ſeinen Verſtand nach ſeiner Profeſſion, ſeiner Erziehung, ſeinen Talenten, und ſo vielen andern Umſtänden, die, ſo klein ſie im Einzelnen ſcheinen mögen, im Ganzen nicht minder weſentlich ſind.

Endlich vergleic[illegible] dieſe Zeugniſſe miteinander, unterſuchet, ob ſie alle übereinſtimmen, oder ſich widerſprechen. In der Unterſuchung wird Vieles wegfallen; die Zeugniſſe werden ſehr viel von ihrer Ausdehnung und Wichtigkeit verlieren; denn Widerſprüche heben einander ſelbſt auf; von allen dem nun behaltet die geläuterten Ueberreſte zu einem gewiſſen Endzwecke.

Haltet euch nicht bey dem erſten Eindrucke auf, den der Drang einer blinden Erfahrung in euch verurſacht, ſondert; wählet und ſchaltet klüglich mit euren Beweggründen; ſondert die Züge wohl voneinander ab, die euch die Sache entſtellen, oder gar in einem verkehrten Lichte zeigen könnten, und grabet in eure Seele ein reines Bild, das euch die Beweiſe in ihrer wahren Ordnung, in ihrer ächten Ausdehnung darſtellt, eurer Vernunft Genugthuung und eurem Herzen Troſt verſchafft, wenn ihr das Unglück haben ſollt, einen Menſchen verurtheilen zu müſſen.

Wenn es Richter geben kann, die in ihrer behaglichen Amtsruhe meinen gegebenen Rath verachten, und bey ſich ſelbſt denken: »Der Mann iſt ein theoretiſcher Schwärmer, der keine Praktik kennt; ſo viel Mühe und Aufmerkſamkeit auf Alles würden meine richterlichen Geſchäfte zu ſehr erſchweren:« Wenn ihre Seele die haſſenswürdige Meinung hegt: was ich ſagte, ſey nicht zu ihnen geredet; wenn es ſolche Obrigkeiten geben kann, dieſe bitte ich um der Menſchheit willen, mich ihres Gehörs zu würdigen: ſie können doch nicht einige Tage ihres Lebens in Rechnung bringen, wenn es um das ganze Leben eines Andern zu thun iſt. Ha! welch ein barbariſcher Richter müßte der wohl ſeyn, der es wagen könnte, um den theuerſten Preis, um einen Meuchelmord, durch ein voreiliges Urtheil ſich einige Minuten ſeines Lebens erkaufen zu wollen, das nun nicht mehr ſein — ganz dem allgemeinen Beſten gehört! —

Eine obrigkeitliche Perſon, die ſich ſehr viel Ruhm erworben hatte, behauptete einſt, daß die Leute, die ſich dem Richteramte widmen, zu ſehr das Studium des Beweisthums vernachläßigten; und äußerte zugleich den Wunſch, daß doch einſt unter den Millionen Produkten unſers ſchreibſeligen Jahrhunderts eine Schrift erſcheinen möchte, die uns die Regeln der Wahrſcheinlichkeit zeigte. Gewiß würde ein ſolches Werk von weitumfaſſendem Nutzen ſeyn, beſonders, wenn man gleich in einer guten Auswahl fürs Herz geſammelter Beyſpiele ihre Anwendung jungen Leuten zeigte. Denn ein Richter würde beynahe nichts gethan haben, wenn er ſich immer in ſeine Studierſtube einſchlöße und über Theorien von Menſchenkenntniß ſchwitzte: man muß den Menſchen bey den Menſchen ſtudieren; und ich behaupte, daß ein Tag, mit Beobachtung der Menſchen in der Geſellſchaft zugebracht, mehr aufklärt, als wenn man ganze Monate im einſamen Zimmer die trefflichſten Abhandlungen über den Menſchen lieſt. Es gibt einige finſtere Rigoriſten, die dieſe Welt als das Ausland des Menſchen betrachten, das der Richter niemahls betreten ſoll, wenn er nicht Gefahr laufen wollte, ſich zu weit von den öffentlichen Geſchäften zu entfernen; aber unterdeſſen bleibt es immer wahr, daß der Umgang mit Menſchen für den Richter eine reichhaltige Quelle werden kann, die ihm den nützlichſten Unterricht zur Kenntniß des menſchlichen Lebens darbiethet. Da, in dem Gebiethe der Leidenſchaften, lernt man ihren wahren Charakter kennen und unterſcheiden, die Auf- und Abnahme ihrer Stärke, und die Art der Richtung, die ſie dem Menſchen geben, ſie mögen dann einander abſtoßen, oder nach einem gemeinſchaftlichen Zweck trachten.

Je öfter wir Menſchen ſehen, deſto geläufiger wird uns die Geberdenſprache der Geſinnungen ihres Herzens, und die Kunſt, dieſe in den Geſichtszügen zu leſen: je öfter wir ſie hören und ihre Reden mit ihren Handlungen vergleichen,, deſto näher kommen wir endlich dem wahren Sinne der ſo zweydeutigen Sprache des menſchlichen Intereſſe, das niemahl ſagt, was es zu ſagen ſcheint.

So legen Erfahrung und Aufmerkſamkeit, miteinander verbunden, jenes deutliche Gefühl vom Wahren und Falſchen in die Seele, das uns das Studium nicht gibt, und ohne welches wir vom menſchlichen Zeugniſſe keinen Gebrauch machen könnten, ohne beſtändig der Gefahr ausgeſetzt zu ſeyn, in Beurtheilung ihres innern Gehalts zu irren. Ja der Richter wird ſie mit der Zeit (ſo viel vermag die Gewohnheit über den Menſchen) eben ſo fertig als richtig beurtheilen können; dieſer zweyfache Vortheil wird ihn mit der Zeit ſo weit bringen, daß er von ſeinen Kenntniſſen, die ihm gar keine Mühe gekoſtet haben, ganz Natur zu ſeyn ſcheinen, den wichtigſten Gebrauch machen kann.

Wenn hingegen ein Richter Alles gethan zu haben glaubt, wenn ſein Gehirn mit all den poſitiven Geſetzen vollgeſtopft iſt, die die Menſchen willkührlich zuſammen geſtoppelt haben, ſo iſt er vielleicht ſo weit gekommen, daß er einige bürgerliche Prozeſſe ſchlichten kann; wenn aber überdieß noch ſein Gedächtniß von einem großen Geiſte regiert wird, das heißt, wenn er von den auswendig gelernten Definitionen und Axiomaten keine Anwendung machen kann, dann werden ihn ſelbſt dieſe von einem Irrthum zum andern verleiten; ſein Kopf iſt dann nichts mehr, als eine Höhle, daraus er ein Geſetz nach dem andern hervorzieht, um ſie zum Opfer ſeiner Unwiſſenheit zu machen; ſo wie der Rieſe in der Fabel die Gefährten des Ulyßes, welche er in ſeiner Steinkluft verſperrt hielt, nur darum herausließ, um ſie aufzufreſſen.

Und wenn er auch von den bürgerlichen Geſetzen den glücklichſten Gebrauch zu machen weiß, ſo muß doch die peinlichen Juſtiz ſeine erſte Sorge ſeyn. Denn wenn ein Verbrecher ſeinem Gerichte überliefert wird, kann er nicht mehr mechaniſch das deutliche Geſetz für oder gegen eine Thatſache anwenden, die frey eingeſtanden worden, und ihm klar vor die Augen gelegt wird; ſondern nun iſt es um die Erweiſung einer That zu thun, von der man noch nicht ein Mahl eine Gewißheit hat, die noch im geheimen Dunkel verborgen liegt — eine That, die das Schickſal eines Menſchen beſtimmen muß. Dieſe Pflicht liegt ihm allein zu erfüllen ob; was dient es alſo dem Richter, das ganze Gemenge der bürgerlichen Geſetze im Kopf zu haben? Lernt er dadurch die Menſchen kennen? — Lernt er alle Umſtände auseinander zu ſetzen die ihre Handlungen auszeichnen? — ſich einen richtigen Begriff von dem Charakter und Intereſſe des Beklagten machen? ihn, und das ihm aufgebürdete Verbrechen gegeneinander halten, ihn auf allen Seiten betrachten, ob ihm die That gleich ſieht, ob er derſelben wohl fähig iſt? — Lernt er den wahren Werth der Zeugniſſe beſtimmen, ſie zergliedern, ſie einander entgegen ſetzen, ſie wieder vereinigen und ihnen in all den Fortſchritten, die ſie vom Zweifel zur Gewißheit machen, treulich folgen? — Wie könnte er das, da all ſein Wiſſen nichts iſt, als das Wiſſen trockner Geſetzformeln? —

Alle dieſe Beweggründe zum mehr oder minder erweiſen, all dieſe moraliſchen Größen, werden ſich nach der Laune des Zufalls in ſeinem Geiſte ſammeln, und da einen ungeſtalten Kloß ausbecken, der nicht nach ſeinem weſentlichen Gewichte, ſondern nach der Lage der Seele, die dieſe Beweggründe empfängt, handeln wird.

Heut wird er, ſchwach und hinfällig, ſich von dem geringſten, unzulänglichſten Beweiſe hinreißen laſſen; ein ander Mahl macht ihn ſein Starrſinn ſo unbeugſam, daß er ſelbſt der Evidenz nicht traut. So wird das Menſchenleben, wofür man oft weniger als für das Leben eines Inſekts beſorgt iſt, das man nur zum Bedürfniß tödtet, das Spiel der Unwiſſenheit oder einer übeln Laune ſeyn.

Wenn der Richter aus Mangel an Erfahrung zu den Regeln der Wahrſcheinlichkeit ſeine Zuflucht nehmen will, wird er niemahls Gebrauch davon machen können; er wird niemahls in einem Gewirre von einzelnen Umſtänden — und Umſtänden, die ſich einander ſo wenig gleichen, die Hauptzüge, durch die ſich die allgemeinen Regeln auszeichnen, erkennen.

Aber er unterſteht ſich davon Gebrauch zu machen; — und es iſt das ſchlimmſte, was er thun kann; es iſt viel gefährlicher, ſie zu mißbrauchen, als ſie gar nicht wiſſen. Ich will nur zum Beyſpiel den bekannten Grundſatz in der Kriminaljuſtiz anführen: »Zwey rechtsförmliche Zeugen ſind zur Conviction hinlänglich.« Iſt nicht dieſer Satz die Quelle der ſchrecklichſten Unfälle, der ſchauderhafteſten Geſetzmorde, wenn ein verwegener Thor ihn ungeſcheut benützt? Iſt er nicht in den Händen deſſen, der die Gränzen des Raums nicht kennt, der ſeinen Wirkungskreis einſchließt, eben ſo gefährlich, als der Dolch in den Händen eines Meuchelmörders? —

Aber vielleicht ändern ſich die Zeiten, vielleicht erlebt die Menſchheit noch den glücklichen Zeitpunkt, wo die Erfahrung dem Richter die Augen öffnen wird; wo das Klaggeſchrey der Unſchuld, die er verkannt und verurtheilt hatte, ſeine Seele in Verzweiflung ſtürzen, und ihm das Leben verbittern wird; wo man ihn nicht mehr achten wird, als ihn die Gewiſſensbiſſe und ſein Unglück mitleidswerth machen.

Er ſoll dann das aufwachende Gewiſſen erſticken, wenn er kann; er ſoll es wagen, in ſeiner Ehrlichkeit die kahle Entſchuldigung für ſeine Unwiſſenheit zu ſuchen; laßt ihm den elenden Troſt, daß ſein Herz nichts von der Grauſamkeit wußte, die ſeine Unwiſſenheit verübt hat; ſeine Ehre wird er doch nie mehr retten können. Das Publikum, der erſte Richter ſeiner Richter, das, ſobald es vor ihren Richterſtuhl erſcheint, auch ſie vor den ſeinen fordert, — das Publikum hat ſchon den unwiderruflichen Ausſpruch über ſie gefällt. Dieſer Ausſpruch iſt allen Bürgern mit unverlöſchlichen Buchſtaben ins Gedächtniß geſchrieben, und jede Obrigkeit kann zu ſich ſelbſt ſagen: In dem Herzen meiner Bürger finde ich meine Ehre — oder Schande aufgezeichnet —

Welcher Mann, deſſen Seele noch für Gefühle der Ehre empfänglich ſind, wird nicht bey dieſem Gedanken auffahren — und welcher Troſt muß es für ihn ſeyn, wenn er ſich in ſeinem Herzen des Lohns gewiß iſt, daß ſein Andenken immer in dem Herzen ſeiner Bürger wird geſchätzt werden! Welch ein Glück für das Volk, wenn ſeine Obern von ihm geſchätzt zu ſeyn wünſchen, wenn ihm die Achtung ſeiner Beherrſcher das Anſehen wieder gibt, das es durch die Geſetze verloren hat!

Es iſt noch nicht ſo ſehr um den Richter geſchehen, wenn bloß Unwiſſenheit in den Geſetzen ſeine Schwäche iſt; es wird ihm ja ein Leichtes ſeyn, die Welt mit einem Dunſt von Gelehrtheit zu blenden, und doch eine Zeit lang, durch das richterliche Anſehen geborgen, ſeine Blöße bedecken zu können; denn ein ſo wichtiger und trockener Gegenſtand, als die Amtsgeſchäfte eines Richters ſind, wird niemahls der Stoff fader und leerer Viſitengeſchwätze, und die Unterhaltung in Aſſambleen werden, wo man ſpielt, oder vom Putze redet.

Aber nie wird er ſeine Ungeſchicklichkeit in Beurtheilung peinlicher Rechtsfälle der Welt verhehlen können; nie ſeine Leidenſchaften, deren Feuer ihn bey allen Gelegenheiten verräth; nie ſeine Leichtgläubigkeit oder ſeinen Starrſinn, ſeine Uebereilungen, ſeine Vorurtheile, ſeine Launen, ſeine Unwiſſenheit in den Sitten und dem Charakter der Menſchen — alles dieß läßt ſich den Augen der Welt nicht entziehen: ja! ſeine Familie, ſeine Hausgenoſſen, ſeine Freunde, ſeine Geſellſchafter wiſſen das lange vor ihm, ehe er ſelbſt ſeine Schwäche zu entdecken im Stande iſt, und haben vielleicht noch beſſere Kenntniß davon, als ihm je ſelbſt ſeine eigene Beobachtung verſchaffen kann.

Jeder Zirkel iſt ein Gericht, das deſto unnachſichtiger iſt, weil ſeine Urtheile unregelmäßig und keinen einſchränkenden Geſetzen unterworfen ſind. Alles wird da auf die Bahn gebracht und durchgedacht; man zitirt da die Leute und urtheilt über ſie; man führt Zeugniſſe an und beſtimmt willkührlich ihren Werth; man beruft ſich auf Charakter und Sitten, und nachdem endlich alle Umſtände ſind in Rechnung gebracht worden, wird förmlich entſchieden — verurtheilt, oder losgeſprochen, und für die unbedeutendſten Kleinigkeiten behandelt man da mit eben ſo viel Scharfſinn, ja wohl gar faſt mit den nähmlichen Formalitäten, als nur immer die wichtigſten Dinge.

Freylich ſind es nicht Richterausſprüche; nur Bürgermeinungen; aber ſie laſſen immer eine tiefe Spur zurück, und Leute, denen es daran liegt, den Mann zu kennen, der die Handlungen ſeiner Mitmenſchen wiegt, ſammeln dieſe Urtheile ſorgfältig auf, und wer weiß nicht, daß der Menſch immer gerne über das, was er ſieht, ſeine Meynung fällt, ohne zu wiſſen, wovon die Rede iſt, und ſo ſchließt man vom Menſchen auf dem Richter: — Und ſollte es nicht ſo ſeyn? Iſt es nicht das Intereſſe eurer Mitbürger? Wann kömmt wohl je einer über die Schwelle ſeines Richters, daß er nicht in der Stille zu ſich ſelbſt ſagt: »Wer iſt der, der über mein Hab, über mein Leben ſpricht? Ich will ihn kennen, will wiſſen, in weſſen Händen mein Schickſal liegt!«

Und nun! — welch ein demüthigender Anblick in den Augen des Weiſen, wenn er Unwiſſenheit und Kindesſchwäche in einem Menſchen ſehen muß, der mit allem männlichen Anſehen, das ſeinem Amte eigen iſt, über das Loos ſeiner Mitmenſchen entſcheidet! Welch ein ſchauderhafter Gedanke für den wackern Bürger! — [illegible]ß er ihn nicht muthlos und zittern machen für ſeine Ruhe, wie den ſchuldigen Verbrecher? Ha! das iſt alſo der Schiedsmann meines Schickſals! wird er aufrufen; das iſt der Richter, an den ich mich zu wenden habe, wenn ein Niederträchtiger den Pfeil der Verläumdung gegen mich ſchärft; wenn er es wagt, bey ihm ſeine fälſchliche Anklage gegen mich vorzubringen! Gerechter Himmel! Du, Richter der Menſchenrichter, Gott! — Sieh herab auf mein trauriges Loos, und hab' Erbarmen! Schütze du mich vor der Verfolgung meiner Feinde, und entreiße mich der Wuth des Boshaften, der auf mich eindringt, denn ich habe keine Obrigkeit, die mich vertheidigte! — So würde der gekränkte Bürger ſprechen, und ſeine Worte würden von Mund zu Mund wiederhohlt werden, bald würde man den Magiſtrat, den dieſe Worte treffen, ſtatt in ihm den Beſchützer, den Sachwalter, den Vater des Volks zu verehren, als die Geißel des Publikums anſehen. Man hört ihn nicht nennen, ohne nicht zugleich vor dem Begriffe, den er in dem Geiſte der Bürger hinterließ und der Anzahl der Richter zurückzubeben. Man würde ſich alle Mühe geben, Glück, Leben und Alles, was uns heilig iſt, und wir ſeiner Sorge anvertraut haben, wieder — auf was immer für Wege — an uns zu bringen, ſo wie man einem Kinde, das Alles zerbricht, oder zur Erde wirft, weil es noch von keinem Dinge den Werth kennt, alle koſtbaren Sachen aus den Händen nehmen würde.

Wie ſchädlich iſt dieſe Muthloſigkeit [illegible] Bürger! Welche ſchrecklichen Folgen, wenn ein Volk das Zutrauen zu ſeinen Beherrſchern verloren hat! wenn es ſie immer mit zweifelnden, argwöhnenden Augen anſieht!

— Was ſollen Strafen fruchten, wenn man an dem gerechten Verhängniſſe derſelben zweifelt! wenn man zweifelt, ob ſie wohl die gerechte Folge eines Verbrechens ſind?

Das fürchterliche Schaffot wird ſeine Abſicht nicht mehr erreichen; es wird mit Grauſen und Entſetzen das Herz der Zuſchauer füllen, aber nicht anders, als wie bey jedem andern Morde; eure Hinrichtungen werden dem Volke nichts mehr — als eitles Schauſpiel ſeyn, und mitten unter einer ſolchen Blutſcene werden ſich Mißtrauen und Mitleid der Herzen bemeiſtern, und im Stillen die traurige Frage aufwerfen: Iſt wohl dieſes Schlachtopfer des Todes ſchuldig? — oder iſt es ein unſchuldiger Zeuge richterlicher Grauſamkeit, juridiſchen Unſinns; oder der Partheylichkeit, oder der Unwiſſenheit ſeiner Richter? Werden nun wohl noch die Bürger jene Freude fühlen, die das Bewußtſeyn einflößt, unter dem Schutze der Gerechtigkeit zu ſtehen? —

Wird nicht hingegen Jeder erſchrecken vor dem Wahne, von den Geſetzen verlaſſen, und ein Raub ihrer unwiſſenden leidenſchaftlichen oder mechaniſchen Prieſter zu ſeyn! Wird er nicht allererſt, wenn er vor Gericht angeklagt wird, er mag ſich viel oder wenig, oder gar nicht ſchuldig befinden, am beſten daran zu ſeyn glauben, wenn er durch die Flucht ſich der Gefahr zu entreiſſen ſucht? Wird er nicht das Nähmliche ſeinem Freunde, auch aus Mitleid einem Unbekannten — wohl gar ſeinem Feinde rathen? —

Welch eine Beſchimpfung für das Richteramt! — Welch eine Beleidigung ihrer Würde! wenn es ſo weit gekommen iſt, daß man einem Beklagten nichts Beſſeres, nichts Sichereres zu rathen weiß, daß es der erſte Gedanke iſt; Flieh' und rette dich! — wenn in den Herzen der Bürger der Wunſch entſteht, einen Beklagten der Gewalt des Richters zu entziehen — ja, ich getraue es mir zu ſagen, daß man ſich ſogar ein Verdienſt daraus macht, einen Menſchen den obrigkeitlichen Händen zu entreißen, als wie einen, der in Mörder- und Räuberhände gefallen, der ſeinen Feinden zur Beute geworden iſt. So ſagte auch ein Philoſoph, der nach Sokrates Tode vor dem Richter angeklagt wurde, indem er mit der Flucht aus dem grauſamen Athen ſich rettete: »Ich will die Philoſophie vor einer zweyten Mißhandlung retten.«

Nein! ſo weit ſoll es nicht kommen! — Wir nähern uns immer mehr den glücklichen Zeiten, wo die Wahrheit mit der Fackel das geheimſte Dunkel der Vorurtheile des Aberglaubens, des Fanatismus, der Unwiſſenheit, und der Pedanterie durchdringen wird. Es wird Licht werden, daß die Menſchen ſehen. Die Philoſophie wird auch die runzlichte Stirne des pedantiſchen Geſetzverwalters aufheitern, wird ſein Herz zu ſanften Gefühlen der Menſchheit ſtimmen; ſie wird ihn die geheime Sprache des Herzens lehren, die nicht auf den Lippen ſchwebt, und durch keine Buchſtaben gereihet wird, ſie wird ihn mit der Natur des Menſchen vertrauter machen, und ihn freundlich an ihrer Hand von ſeiner juridiſchen Werkſtatt in den Zirkel ſeiner Mitbrüder führen, und ihm ſagen: Freund, ſchließe einige Augenblicke dein dickes Buch zu und wirf einen Blick auf die Menſchheit! Lerne erſt ſie kennen, die du richten willſt, und ſtudiere die Herzen, ehe du auf Worte baueſt! Es wird licht werden in der Seele des Rechtsgelehrten, und er wird ſehen — Wahrheit und Irrthum. —

Und Furcht und Mißtrauen wird die Herzen der Bürger verlaſſen, und Liebe und Zuverſicht auf die Obrigkeiten wird wieder in ſelben aufleben.

Mann, deſſen Seele rein iſt, dem ſein Herz keine Laſterthat vorwirft, traue kühn auf deine Unſchuld, und fliehe nicht, wenn du vor deinem Richter angeklagt wirſt! Du haſt Feinde; deine Feinde ſind Verläumder und klagen dich fälſchlich an; der Zufall iſt traurig für dich; aber unvermeidlich in der Geſellſchaft. Allein, zage nicht, und ſieh mit feſtem Muthe deinem Kläger in das Geſicht. Du haſt Geſetze für dich, und an ihren Prieſtern Biedermänner, die nicht treulos dagegen handeln werden. Ja, wenn es ſelbſt die Geſtalt der Sache erheiſchen ſollte, zittre ſelbſt vor Kerker und Feſſeln nicht; nur den Schuldigen erniedrigen die Bande; nur in dem Buſen des Schuldigen erwecken ſie Furcht und Grauſen; du aber wirſt ſiegen über deine Feinde, wirſt ſtolz aus deinem Kerker treten, um zu deiner Genugthuung

Zeuge ihrer Strafe zu ſeyn. Traue ſicher deinen Richtern, und ſey gewiß, daß ſie alle ihre Talente, die ihnen die Natur verlieh, alle ihre Einſichten, die ſie ſich durch Studium und Erfahrung erworben haben, alle ihre Kräfte Tag und Nacht für deine Sicherheit und deine Ruhe verwenden werden.

Wie ſehr erhebt die Zuverſicht eines Unſchuldigen die Würde des Richters! wie ſchmeichelhaft iſt ſie ſeinem Herzen! Achtung und Gutes, das ihm der Richter erzeiget, wird ihn immer mehr nähren, und ſo vermehrt der Richter, der auf ein Mahl die Wonne der Ehre und der Tugend ſchmeckt, ſeine Jahre mit denen, die er der beklagten Unſchuld gerettet hat.

Die Römer beſtimmten dem Kriegsmanne, der eines Bürgers Leben gerettet hat, eine Ehrenkrone (Corona Civica): die Zeit und die neue Geſtalt, die die Geſellſchaft durch ſelbe gewonnen hat, haben die Bürgerkronen zu den andern ehrwürdigen Zeugniſſen der alten Tugend hinterlegt, und in Vergeſſenheit gebracht; wir haben keine Kronen mehr, die des gemeinen Mannes Tugend lohnten; aber laſſen wir die Krone den Römern, und ärnten Ehre und ſtummen Herzensdank von unſern Mitbürgern ein, wenn wir das Leben und die Freyheit eines derſelben gerettet haben.

O heilige Gerechtigkeit! nie wollen wir dich verlaſſen; der Richter möge dich ſtets in deinem Herzen als ein Heiligthum aufbewahren, und ſeine Befehle, ſeine Ausſprüche und Urtheile ſollen deinen Geiſt athmen; ja, wenn es nöthig iſt, wird er der Welt dein Bild mit ſeinem Blute zeichnen, um jederzeit ſeinen Mitbürgern ein Beyſpiel der Menſchen- und Vaterlandsliebe zu geben.

Aber wie ſchwer biſt du in Ausübung zu bringen! Wie ſchwer wird es dem Richter, deine Befehle zu vollziehen, wenn er auf dein Geheiß einen Beklagten, der von dir überzeugt, des Urtheils ſchuldig geworden iſt, verurtheilen ſoll! wenn er für das Verbrechen qualvolle Strafen beſtimmen ſoll! wenn du Menſchen heißeſt, Menſchen zum Tode führen! — Das letzte Geſchäft, das dem Richter in einer peinlichen Sache übrig iſt; aber ſicher auch für einen Menſchen das traurigſte, deſſen gefühlvolles Herz mitfühlt bey Menſchenleiden, mitblutet, wo Brüderblut fließt. Niederſtürzen müßte den Mann von Gefühl der Gedanke an dieſes Geſchäft; die Feder würde ſeiner Hand entſinken, ſo oft er ſie, das blutige Urtheil ſeines Mitbruders aufzuzeichnen anſetzte, wenn ihn nicht dabey der Gedanke tröſtete, daß der Tod ſeines Mitbürgers nicht ſein Werk, ſondern das Werk der heiligen unveränderlichen Geſetze ſey, daß er in dieſem Falle weniger ſelbſtthätige Kraft, als vielmehr Maſchine ſey, durch die der Geiſt der Geſetze wirket; wenn ihn nicht das Bewußtſeyn wieder aufrichtete, daß er in ſeinen traurigen Geſchäften nicht ſo faſt der Urheber der Verurtheilung eines Angeklagten, als vielmehr der erſte Zeuge dieſer Handlung ſey. Unglücklicher! der du das Geſetz, für deſſen Aufrechthaltung die ganze Geſellſchaft — im Ganzen, wie im Einzelnen — bürget, durch deine Handlung beleidiget haſt, fluche dem Manne nicht, der das Urtheil über dich ausſpricht! Nicht er — das Geſetz verurtheilet dich — nicht in ihm, ſondern in dem Geſetze liegt dein Schickſal. Der Richter kann weiter nichts thun, als das Geſetz, das du verletzet haſt, und das dich nun ſelbſt zur Strafe verurtheilet, wider dich anführen; er iſt nur Herold der Geſetze, und es bleibt ſogar noch immer zweifelhaft, ob er die Freyheit habe, es nach ſeinem Sinne auszulegen, und nach ſeiner Auslegung anzuwenden.

Ja, ihr Richter! verwahrt euer Herz vor dem verwegenen Gedanken, daß eine Obrigkeit die unſelige Macht habe, willkührlich die Strafe über einen Schuldigen verhängen zu können! Nur in den Geſetzen allein liegt die Strafe; nur den Geſetzen allein iſt es vorbehalten, Strafen nach Maß des Verbrechens zu beſtimmen; nur das Geſetz allein iſt die Selbſtbeherrſcherinn über die Bürger — über der Bürger Ehre und Schande, Freyheit und Leben, und nur als Geſetzgeber können ſich unſere Könige und Fürſten einer gegründeten Oberherrſchaft über uns anmaſſen.

Kein Menſch hat von Natur ein Recht, über das Schickſal ſeines Mitmenſchen zu ſchalten und ſeine Fehler zu ſtrafen; dieſes Recht liegt nur im Geſetze, ihn ſeiner Freyheit verluſtig, oder des Todes ſchuldig zu erklären. Selbſt der Vater hat dieſes Recht nicht über ſeine Kinder, und es ſcheint ſogar, ſein Anſehn um die Zeit zu erlöſchen, wo die Vernunft dem Menſchen die Begriffe vom Guten und Böſen, Verbrechen und Strafe entwickelt, und ihn alſo, da er im Stande iſt, Verbrecher werden zu können, der Strafe empfänglich macht; ſo werden uns Einige einwenden.

Die Römer, fahren ſie fort, die es in der Aufrechthaltung ihrer Sitten ſo weit gebracht hatten, daß ſie weniger Geſetze bedurften, und dieſen oft die Sitten ſo ſehr zuvor kamen, daß ihnen wenig mehr zu thun übrig blieb; die Römer, ſage ich, denen ſo ſehr daran lag, das väterliche Anſehen und die Ehrfurcht der Kinder zu erhalten, glaubten doch, durch manche Fälle aufgefordert, nothwendig denſelben Schranken ſetzen zu müſſen; denn ſie dachten, leicht könnte das Lieblächeln des geliebten Sohnes die erſte ſtrenge Richtermiene verdrängen, die Falte ausglätten, die der Unwille über ein Vergehen zuſammenzog; kurz, der zärtliche Vater könnte ein unbilliger Richter werden, könnte bey dem zärtlichen Vatergefühle, bey dem ſüßen Nahmen Gatte den Richter vergeſſen — den Richter, vom Volke über alle Glieder des Staates geſetzt; und ſie fürchteten mehr von der Verwirrung der Leidenſchaften, als ſie ſich immer von der geradeſten Aufrechtheit der Natur verſprechen konnten.

Aber wie, wenn die Natur keinem Menſchen ein ordentliches und in ihr ſelbſt gegründetes Vorrecht geſtattet, über das Schickſal und Leben ſeiner Mitmenſchen zu walten, kann ihn wohl je die Convention dazu berechtigen? Gewiß nicht! Denn welcher Menſch würde ſo toll ſeyn, daß er ſeiner Freyheit, ſeinem Leben entſagte, Alles, ja ſich ſelbſt aufopferte, um ſich ſchwachen, leidenſchaftlichen Menſchen, wie er ſelbſt iſt, preis zu geben. Menſchen, denen ihre Erhaltung, ihr Wohl und ihr Sturz gleichgültig iſt — ja, denen es ſogar wohl manchmahl daran liegen mag, ſeinen Untergang zu befördern; ja Letzteres wohl gar zuweilen erwünſchlich iſt? Niemahls wird wohl ein Bürger von einigen ſeiner Mitbürger nach ihrer Willkühr, oder auch von der ganzen Geſellſchaft gerichtet werden wollen.

Es iſt nur zu wahr, die Erfahrung lehrt es uns täglich, man nehme ſo viel Menſchen, als man wolle, zu Richtern, und der Erfolg iſt, daß man einige Menſchen verſammelt hat, die da ſind, wider einander zu ſprechen; wer verſichert dieſen nun, daß ſie ihm werden Gerechtigkeit widerfahren laſſen; daß ſie ihn nach der Schwere ſeines Verbrechens, und nicht nach dem Uebergewichte ihrer Leidenſchaften verurtheilen; nach der Lage der Sache und nicht nach dem mehr oder minder günſtigen Zeitpunkte, darin ſie ſich befinden? Wer bürgt für ihr Urtheil? die Vielheit der Richter, die Mehrheit der Stimmen? Aber, auch das ſagt uns die Erfahrung, unter vielen ſind viele, verſchiedene, ſich widerſprechende Meinungen, und nur ein kleines Häuflein kennt, liebt die Wahrheit. — Wurde nicht Ariſtides von dem ganzen atheniſiſchen Volke verurtheilt?

Oder wird uns ihre Tugend, ihre Einſicht ſichern? Aber darf ich dem Verſtande trauen — ſtets in Gefahr — das Spiel der Leidenſchaft zu werden? Sichert mich die Tugend, wo ich Privateigennutz ſehe, wie er alle Tugend verſcheuet, und die Herzen meiſtert? Die Richter, die Sokraten verurtheilten, wurden entweder vom Anſcheine, Vorurtheil, Furcht, oder was immer für einem Irrlichte verführt, oder ſie wurden beſtochen. Der Menſch, der von der Natur nur einen Augenblick Daſeyn erhielt, hat ſein Sommerleben nicht ſo geringe achtend dem Sturm und den ſchroffen Felſenſpitzen zum Scheitern preis zu geben, und dieſer ſo lebhafte, feurige Trieb der Selbſterhaltung iſt ein geheimer Befehl der Gottheit, ſich niemahls Andern anzuvertrauen, wenn man ſich nicht ſelbſt wegwerfen will.

Welch ein abentheuerlich Paradoxon, daß ein Bürger nicht ohne ſein eigenes Geſtändniß könne verurtheilt, nicht geſetzmäßig beſtraft werden, wenn er ſich nicht ſelbſt ſeine Strafe gewählt hat! Die Natur des Geſetzes ſelbſt klärt uns dieſe offenbaren Widerſprüche auf. Das Geſetz iſt der Wille Aller; die gemeinſame Stimme der Geſellſchaft, und wenn auch ein Einzelner, den das Ganze zum Richter und Geſetzgeber gewählt hat, das Geſetz macht und vorträgt, muß man es doch immer als das Reſultat und den Ausdruck aller einzelnen Stimmen anſehen. Nun zieht der Geſetzgeber einen Zirkel um ſeine ganze Gemeinde, weiſt ihr alle Intereſſe aus, leitet ſie auf den kürzeſten

Wegen nach einem allgemeinen Mittelpunkte, und ſo errichtet er Geſetze, als das unfehlbare Zeichen ſeines Endzweckes, nach dem Jeder trachten muß.

Was iſt denn nun das Geſetz für den einzelnen Bürger? Nichts; als eine Handlung ſeines freyen Willens, der ein günſtiger Augenblick das Daſeyn gab, wo die Weisheit über Vorurtheil und Leidenſchaft ſiegte; — nichts, als ſeine Vernunft durch das hellere Licht einer andern aufgeklärt; das, was er ſelbſt beſtimmt hätte, wenn ſeine Denkungsart rein wäre; was er ſelbſt gethan hätte, wenn ſein Geiſt richtige Begriffe vom Recht hätte; wenn recht handeln ſein Studium wäre. Es iſt ein Geſchäft, das ſich der Geſetzgeber durch den billigen Gehorſam der übrigen Glieder der Geſellſchaft zueignet; kurz, der Bürger, der die Geſetze befolgt, verſetzt ſeinen Geiſt in den des ganzen Publikums. Es iſt ein Geſchäft des Geſetzgebers, das er ſich nur durch den billigen Gehorſam des Bürgers aneignet; kurz, da der Bürger die Geſetze befolgt, gibt er ſeine eigene ſchwächere Vernunft gefangen, und überläßt ſich dem allgemeinen Geiſte der Nation.

Wenn man die Sache nach ihrer Natur betrachtet, ſo ergibt ſich ganz klar, daß das peinliche Geſetz nichts anders iſt, als ein Bündniß, das der einzelne Bürger mit allen andern gemacht hat, ſich jenen Strafen in allen Fällen zu unterwerfen, wo er dergleichen Verbrechen begangen hat. Es iſt alſo ausgemacht, daß der Schuldige ſchon zum Voraus ſich ſelbſt die Strafe ſeines Verbrechens feſtſetze, und die Obrigkeit, nachdem ſie ihn ſeiner Schuld überwieſen, kann ihm das Geſetz vorweiſen, und ſagen: ich bin nicht mehr dein Richter, ſondern das Geſetz, oder vielmehr du ſelbſt verurtheileſt dich durch das Geſetz, welches du ſtrafbar verkannt haſt.

Ein peinliches Geſetzbuch iſt alſo, von zwey Seiten betrachtet, die ſo weſentlich ſind, daß ſie ſeinen Werth entſcheiden, das Meiſterſtück in der Geſetzgebung. Es kann niemahls ausführlich genug, niemahls beſtimmt genug ſeyn, und doch ſoll keine überflüſſige Ausdehnung den Werth der Kürze in ſelbem vermiſſen laſſen. Beſtimmt können die Geſetze nie genug ſeyn, um die Gegenſtände deutlich von einander abzuſondern; ausführlich, um jeden Gegenſtand davon ins Reine zu bringen; und die ſorgfältigſte Zergliederung in die kleinſten Theile, die in allen andern Geſetzen überflüßig ſeyn würden, wird in einem peinlichen Geſetzbuche unnachſichtlich erfordert, weil es ungleich ſchwerer iſt, die Handlungen der Menſchen feſtzuſetzen, als die Geſetze, und weil man jene umſtändlich beſchreiben muß, da doch dieſe, nämlich die Geſetze, nur beſtimmt werden dürfen.

Es iſt noch nicht Alles, ja ſogar nichts gethan, wenn man nur die Verbrechen und ihre Grade beſtimmt hat, ohne auch die geziemende Strafe darauf zu ſetzen. Ich will Alles in dieſe wenigen Worten zuſammen faſſen: Das peinliche Geſetzbuch muß dem Richter einen ſo genauen und richtigen Abriß von Verbrechen und Strafen darſtellen, daß ihm nichts mehr übrig bleibt, als die Mittel, welche ihm die Geſetze vorſchreiben, je nachdem ſich ein Uebel in der Geſellſchaft vorfindet, leicht und ſicher wählen zu können.

Ich ſcheue mich nicht, es frey zu geſtehen, daß peinliche Geſetze in manchem Lande noch bey weitem dieſe Vollkommenheit nicht erreicht haben; denn anſtatt, daß ſie durch eine Stufenleiter, wo Strafe und Verbrechen richtig und verhältnißmäßig aufeinander folgen, eine zweyfache Kette machten, wovon alle Glieder ſordentlich ineinander paßten, um die ganze bürgerliche Geſellſchaft damit zu umringen, ſind ſie vielmehr zerſtreut, ohne Verbindung, durch ſo große unerſetzliche Leeren unterbrochen, daß ſich der geſchickteſte und ſorgfältigſte Richter aus Mangel des Zuſammenhanges leicht verirren kann. Manche Geſetze haben weder Verbrechen noch Strafe entſchieden; ſie haben keine Austheilung der Verbrechen nach ihrer Gattung, Art, Gegenſtand und Stufen gemacht; und doch, welch ein weſentlicher Unterſchied zertheilt die Verbrechen nicht dem Gegenſtande nach? —

Die einen beleidigen unmittelbar den einzelnen Bürger; andere das ganze Publikum; die einen den Fürſten; andere Gott ſelbſt.

Welch eine Verſchiedenheit der Verbrechen nach ihren Stufen! Welche Nüanzen zu beobachten! Welch ein Unterſchied der Verbrechen von der Unehrerbietigkeit bis zum Gottesraub, von der Unzufriedenheit bis zum Todtſchlag, von der böſen Nachrede, bis zur Entehrung?

Wenn wir die Verbrechen in Rückſicht der Privatperſonen betrachten, die ſie beleidigen, muß man denn das Verbrechen eines Bürgers gegen einen andern Bürger mit dem eines Gatten gegen ſeine Gattinn, des Vaters gegen ſeine Kinder, oder der Kinder gegen ihren Vater vermengen? Der Bürger verletzet nur den geſellſchaftlichen Contract; der Gatte nebſt dieſen einen andern, den er mit ſeiner Gattinn eingegangen iſt; ein Vater, Kinder noch mehr. Sind nicht dieſe Verbrechen alle unendlich von einander unterſchieden? — und doch haben die Menſchen ſie noch nicht alle auseinander geſetzt.

Unbegreiflich, wie ſich der Menſch ſo weit hat von Menſchen entfernen können! — Wir haben die vollſtändigſten Verzeichniſſe der Pflanzen und Thiere; die koſtſpieligſten Werke über Steine und Muſcheln; und wir haben kein Blatt, darauf der Werth unſerer moraliſchen Handlungen gezeichnet wäre. Teutſchland beſteht doch ſchon ſeit mehreren Jahrhunderten, und es ſcheint, als wenn man erſt geſtern angefangen hätte, auf die Moral zu denken. So kommen wir endlich von dem äußerſten Ziele der Wiſſenſchaften, das wir, nach jahrelangem Rennen, von Neugier und Eitelkeit geſpornt, oft auf Koſten unſers Lebens und unſers Herzens erreicht haben, wieder zu uns ſelbſt zurück; gerade wie ein junger Herr von ſeinen Reiſen, der Alles über der Gränze ſeines Vaterlandes geſehen hat, Weltbürger iſt, und in ſein eigenes Haus als Fremdling eintritt.

Wenn wir aber auch hie und da eine Rangordnung unter den Verbrechen gemacht haben, ſo iſt ſie ſchädlicher, als eine gänzliche Verwirrung; denn man bringt die Sache leichter ins Reine, wo keine, als wo eine ſchlechte Ordnung iſt. Der Beweis liegt am Tage. Wie ſollte eine vollkommene Ordnung, eine richtige Stufenfolge der Verbrechen gemacht werden können, da es uns ſo ſehr an Kenntniß fehlt? Kennen wir die wahren Gränzen der Gemeinverbrechen, und der Ausnahmen, der landesherrlichen und der gewöhnlichen Straffälle? Welche Fragen über dieſen Punkt? und wer hat ſie noch entſchieden?

Hat man nicht nur zu oft die bürgerlichen und religiöſen Verbrechen unter einander geworfen? Wie viele Vergehen werden in dieſem Leben beſtraft, die nur erſt in dem künftigen ſollten gerichtet werden? Hat man wohl immer das Gewiſſen in ſeinen Rechten gelaſſen, — jene heilige Freyſtätte, wo ein Jeder ungeſtört ſich ſelbſt über die Vorwürfe ſeines Herzens richten kann? — Wo iſt der ſcharfe Blick in manchen Geſetzen, der das Ebenmaß der Verbrechen beſtimmt? Man hat ganz den wahren Geſichtspunkt verloren, den das Gleichgewicht zwiſchen Verbrechen und Strafe herſtellen könnte, oder hätte man ſonſt den Kontreband eben ſo ſchwer beſtrafen können, als Verſchwörung, öffentliche Unterdrückung und Gewaltthätigkeiten? Wenn man die Vergehen der Eheleute, der Aeltern, der Kinder nach der Ordnung auseinander geſetzt hätte, die Natur und Sittenlehre angegeben haben, wäre es wohl möglich, daß alles Naturgefühl im Menſchen, alle Reinigkeit der Sitten ſobald hätte erſtickt und verdorben werden können?

So ſehr es unſerer Geſetzverfaſſung an Beſtimmung und richtiger Folge der Verbrechen fehlt, eben ſo ſchlecht ſteht es auch mit Herſtellung der den Verbrechen angemeſſenen Strafen; und das als eine unmittelbare Folge des erſten.

Es iſt bereits eine alltägliche Erfahrung, daß das erſte Laſter ein zweytes nach ſich zieht. Eine traurige Erfahrung! Schrecklich für die Menſchheit; aber noch ſchrecklicher, daß wir den Grund des Verbrechens in der Strafe finden.

Man hat es beynahe als eine Maxime in allen Gerichten Frankreichs angenommen, die Art der Strafen der Willkühr des Richters zu überlaſſen. Welche Schande für die Menſchheit! Wie gewaltig ſchlägt dieſe Maxime den Geiſt des Menſchen zu Boden! Iſt nicht die Entehrung mit Pranger und Schandpfahl die gemeinſte Strafe? und wir kennen nicht ein Mahl den ganzen Umfang dieſer grauſamen Strafe, die ſo wichtig, ſo heickel in der Anwendung iſt, die ſtatt ſo vieler andern, meiſt fruchtloſer, könnte gebraucht werden, die bey einem Volk, das für die Ehre lebt und ſtirbt, mehr bewirken würde, als Folter und Schaffot; kurz, Entehrung iſt die wahre Strafe des Deutſchen.

Haben je die Geſetze die Dauer der Landesverweiſung nach dem größern oder mindern Verbrechen abgemeſſen? beſtimmt, wie weit und auf welche Vergehen ſich dieſe Strafe erſtrecke? Daher jene Geringſchätzung des Vaterlandes, ſo wenig Patriotiſmus und die große Auswanderungsluſt, weil man ſo gleichgültig den Bürger verweiſen kann.

Iſt nicht die Galeerenſtrafe (Schanzſtrafe) ganz der Laune des Richters überlaſſen? Sitzen nicht täglich die Richter zuſammen, um per majora zu finden, ob der unglückliche Verbrecher zeitlebens, oder nur einige Jahre das Ruder führen ſoll? Die Geſetze ſchweigen davon und die Menſchlichkeit oder Barbarey der Richter tritt an ihre Stelle. Unterdeſſen kümmert man ſich wenig, wie lange der Menſch leidet; ein Jahr mehr oder weniger elend, iſt Männern eine Kleinigkeit, die beym Anblicke des menſchlichen Elendes grauſam geworden ſind, die täglich einige ihrer Brüder foltern oder hinrichten ſehen! Wie! iſt ein Jahr des Leidens ſo unbedeutend für den Menſchen, dieſes ſo empfindliche Weſen, das ſo bald ausgelebt hat, das ſo wenig Tage der Freude zählt, daß unſere Geſetzverfaſſer über dieſe Stelle wegeilen konnten, um nicht ſelbſt die Dauer der Strafe zu beſtimmen?

Welch eine Verſchiedenheit der Verbrechen! welch eine unermeßliche Stufenreihe vom geringſten Vergeden, das die Aufmerkſamkeit des Richters auf ſich zieht, bis zur ſchwärzeſten Bosheit, die den Verbrecher aus dem Kreiſe ſeiner Mitmenſchen ausſchließt? Hat man nun auch die Strafe nach dem Verbrechen gemeſſen? Die gemeinſte Strafe iſt der Tod — Tod und immer Tod, und faſt immer unter einerley Geſtalt. Tauſend Verbrechen, die ihrer Größe nach himmelweit von einander abſtehen, werden alle ohne Unterſchied der Art mit dem Tode beſtraft. Der abſcheulichſte Meuchelmörder ſtirbt den Tod, den der Unglückliche leidet, der, von Elend und Hunger, von Jammer und Verzweiflung hingeriſſen, auf der Heerſtraße ſich und ſeinen Kindern das Brod raubt, das ihm harte Menſchen nicht gutwillig geben wollten.

Der Knecht, der ſeinem Herrn heimlich eine Kleinigkeit entwendet, die dieſer ſich geſchämt hätte, ihm anzubiethen, muß an den nähmlichen Galgen, wo Jener fault, der ſeinem Nebenmenſchen all ſein Hab und Gut geſtohlen hat.

Der Menſch, der mit unverſtimmtem Gefühl, mit unbefangenem Auge alle dieſe Ungerechtigkeiten, alle dieſe groben Fehler in den Geſetzgebungen ſieht, kann ſie unmöglich unbemerkt vorbey gehen, und ich weiß gewiß, daß Hunderte eben zu ſich ſelbſt ſchon geſagt haben, was ich hier laut und öffentlich zu ſagen wage.

Ich vermuthe den Einwurf, daß dieſe genaue Auseinanderſetzung von Verbrechen und Strafe die peinlichen Geſetze zu ſehr anhäufen würde; aber ich weiß der Mann von Gefühl, der arbeitſame Richter macht mir dieſe Einwendung nicht; die Menge guter Geſetze ſchreckt ihn nicht; dem Manne, der mit Vorſicht und Schonung ſeine Geſchäfte beginnt, fällt die Wahl der Strafen zu ſchwer, als daß er nicht von ganzem Herzen dieſer Bürde entledigt zu ſeyn wünſchen ſollte; der empfindſame, der Menſchen liebende Richter wird am wenigſten dagegen einzuwenden haben, ſein trauriges Geſchäft iſt ihm zur Qual; ſein Herz blutet mit dem unglücklichen Verbrecher, deſſen Blut auf der Richtſtätte raucht; er leidet mit dem Elenden, den Unrichtigkeit und Mangelhaftigkeit der Geſetze verderben.

Zugegeben auch, die Geſetze würden dadurch ſo ſehr anwachſen, daß wir ihrer etliche Bände hätten; ſollte man es ungeräumt finden? Laßt uns immer die Lücken ausfüllen, den Abgang nöthiger und nützlicher Geſetze erſetzen, ſo lange, bis wir genug haben. Man wird mir ſagen, wer kann ſo eine ungeheure Menge Geſetze im Kopfe behalten? Man müßte alſo ſeinem Gedächtniſſe weniger zutrauen, als ſeinem Verſtande und ſagen, es iſt leichter, den Sinn eines Geſetzes auf ſo viele Fälle zu erklären, als für jeden Fall ein Geſetz auswendig zu lernen.

Ich weiß gewiß, ein Mann, der ſich von der peinlichen Rechtspflege richtige Begriffe gemacht hat; die wahren Grundſätze derſelben und die Schwere ihrer Ausübung kennt, wird nie die traurige und gefährliche Freyheit, nach Willkühr zu ſtrafen, zurück verlangen;

gerne wird er den Buchſtaben der Geſetze befolgen und erſchrecken, wenn er jemahls wieder ſollte genöthigt werden, die Geſetze nach ſeinen Einſichten leiten zu müſſen. Unterdeſſen ſind unſere obrigkeitlichen Perſonen doch dazu gezwungen; unſere dermahlige Geſetzverfaſſung hat ſie in dieſe traurige Lage verſetzt, und die Regenten unſerer Staaten machten es ihnen zur Pflicht, in Ermanglung der Geſetze die Strafen zu beſtimmen, oder vielmehr nach dem Geiſte der Geſetze zu ſtrafen.

Je undeutlicher die Geſetze ſind, deſto mehr muß ein Richter wiſſen; je fehlerhafter ſie ſind, deſto weniger muß er es ſelbſt ſeyn; und es gehört beynahe eben ſo viel Geiſteskraft dazu, die Geſetze zu erklären, als ſie zu geben.

Wie viel verlangt man nicht von euch, ihr Richter! welche Pflichten, welche Seelengröße fordert die Verwaltung der peinlichen Rechtspflege, daß ihr nicht unter der ſchweren Bürde unter lieget! Aber noch trauriger iſt es in unſern Zeiten, daß der Richter weniger beſorgt ſeyn muß, dem ächten Geiſte guter Kriminalgeſetze zu folgen, als ihm daran liegt, den Sinn der Geſetze zu errathen.

Ueberhaupt beſteht der Geiſt aller guten peinlichen Geſetze nur darin, daß ſie, ſo viel möglich, die geringſte Strafe mit dem gemeinen Beſten verbinden. Die leichteſte Ahndung und das Blut, das an den Altären der Gerechtigkeit raucht, müſſen beyde zum Wohl des Ganzen beytragen.

Die Abſicht iſt unzertrennlich von der Strafe, und da, wo beyde, gleichſam als in einem Mittelpunkte zuſammentreffen, iſt der einzige Geſichtspunkt, den man beobachten muß. Gerader Menſchenſinn und ein empfindſames Herz werden ihn unfehlbar finden; aber — trauriges Schickſal! in manchen peinlichen Geſetzen findet ſich dieſer Geiſt nicht. Wer hätte je gedacht, daß kanoniſche Satzungen, religiöſe Vorſchriften und Begriffe, die aus einer Quelle entſprungen ſind, daraus die menſchliche Regierung nie hätte ſchöpfen ſollen, daß dieſe, ſage ich, einen großen Theil der Verfaſſung unſerer peinlichen Geſetze ausmachen, und uns immer von ihrem wahren Endzweck ableiten? Und doch iſt es, leider! nur zu wahr. Wiederum haben Gewohnheiten, Sitten, Umſtände, ſelbſt Klima und Landesbeſchaffenheit ſich geändert und die Geſetze blieben nichts deſtoweniger die nähmlichen; die Geſetze, die einſt unter Juſtinian rohen Barbaren zur Vorſchrift dienten, ſollen auch heut zu Tage noch unſere Moralität beſtimmen; es iſt alſo offenbar, daß ſich ihr Geiſt unmöglich mehr mit unſerer gegenwärtigen Lage verträgt. Der Charakter itziger Zeiten iſt dem der vorigen Jahrhunderte ganz entgegen geſetzt; die Bedürfniſſe des menſchlichen Lebens haben ſich vermehrt, folglich haben auch die Wiſſenſchaften einen großen Umſchwung genommen, und mit ihnen der Geiſt der Nation; die Denkungsart der Menſchen iſt heller, richtiger und freyer geworden; die rauhe beleidigende Seite des Laſters hat die Kunſt jugeſchliffen, und es glänzt nun wie Tugend; die Menſchen waren dort mehr wild als boshaft; Zeit und Umſtände haben ſich verfeinert, und den Böſewicht zum Schlaukopf gemacht. Die Regierung iſt das gar nicht mehr, was ſie vor einigen Jahrhunderten war; ſie iſt ein ganz neues Geſchöpf der Zeit, und ſo ſehr von der alten unterſchieden, als es die jetzige Kleidertracht gegen die aus dem fünfzehnten Jahrhunderte iſt. Welche Veränderungen ſind ſeit dem in der Geſellſchaft vorgegangen? Welche Modifikationen in der Natur? Wie ſehr iſt der heutige Menſch von ſeinen Vorältern abgeartet! Und doch immer, ohne alle Rückſicht auf die Bedürfniſſe der Zeit, die nähmlichen Geſetze; die nähmliche Strafe, und eine andere Art von Verbrechen! Sie ſind alſo für unſere Zeiten meiſtentheils unbrauchbar geworden; aber auch für die damalige Zeit waren ſie nicht; denn ſie verrathen nur zu ſehr, daß ſie nicht aus der Natur der Sache genommen ſind; Mangel an Philoſophie, Menſchenkenntniß, Aberglauben und Vorurtheile in jenen Zeiten beweiſen es; aber ſetzen wir auch, die Geſetze wären dem Charakter der Menſchen angemeſſen, wie ſie es damals waren, ſo iſt es doch ausgemacht, daß die meiſten ungeſchickt ſind für Menſchen, wie wir jetzt ſind. Für Menſchen ſollen allezeit und allenthalben menſchliche Geſetze gemacht werden.

Manche Geſetze wiſſen nichts anders zu thun, als überall ohne Unterſchied mit dem Schwerte darein zu ſchlagen. Sie haben der Gerechtigkeit die Augen verbunden, und ſo tappt ſie im Finſtern herum, haut den, der ihr am nächſten kömmt, den Kopf ab, und in ihrer Blindheit macht ſie keinen Unterſchied zwiſchen dem leidenſchaftlichen Menſchen, und dem abgeſäumteſten Böſewicht. Sie dringt nicht in die Natur der Verbrechen und den Unterſchied derſelben, der ſie oft faſt ins Unerreichbare von einander entfernt. Oft werden die geringſten Vergehen und die ſchwärzeſten Verbrechen mit einer und der nähmlichen Strafe belegt. Es ſcheint wohl nicht anders, als wenn einige Geſetzgeber in der Eile alle Verbrechen in ein Bündel hätten zuſammen binden wollen, um ſie wie ein Büſchel Stäbe mit einem Mahle übers Knie zu brechen. Die Vernunft ſchaudert zurück vor dem mächtigen Unſinn der dickleibigen Rechtsgelehrten, und das Herz des Menſchen blutet beym Ueberblick der ſchrecklichen Urtheile.

Oft ſchon ſah ich einen verruchten Meuchelmörder das Blutgerüſt beſteigen, um für das Leben von Hunderten ein einziges hinzugeben; und ein Unglücklicher, den Noth und Verzweiflung zum Raube zwangen, folgte ihm, den nähmlichen Tod zu ſterben: ſo gilt dem Räuber auf der Heerſtraße das Leben des Wanderers nicht mehr als ſeine Börſe. Welch ein unkluges Verfahren der Geſetze, wodurch ſie den Bürger des Staats nöthigen, ſein Leben in Gefahr zu ſetzen, wenn er ſein Vermögen ſichern will; — wodurch ſie den Böſewicht zu zwey Verbrechen verleiten, da er nur eines zu begehen dachte! —

Der gewaltſame Diebſtahl wird mit dem Tode geſtraft; und darunter ſind ja wirklich ſchon alle Diebſtähle begriffen: denn ſeitdem das Mißtrauen unter den Menſchen ſogar die Herzen verſchloſſen hat, wo ſteht dem Verzweifelnden noch ein Zutritt offen? Auch haben manche Geſetze keinen Unterſchied gemacht zwiſchen dem erſten Diebſtahl und den folgenden; zwiſchen einem verführten Neuling im Laſter, und dem ausgelernten, gewohnten Verbrecher — beyde hängen an einem Galgen. Was ſoll ich erſt von der Strafe ſagen, die auf Hausdiebſtähle geſetzt iſt? Harte und filzige Herrſchaften zittern ſchon bey dem Gedanken, ob wohl ihr zuſammengeſcharrter Wucher geheim und ſicher verſchloſſen ſey, und fluchen die ſanfte flehende Stimme der Bruderliebe und des Mitleidens aus ihrem ausgedorrten, zuſammengeſchrumpften Herzen. Wie, ſchreyt Harpagon, wie würde es um mein Hab und Gut ſtehen, wenn nicht die Furcht des Todes mein Haus vor einheimiſchen Dieben ſicherte? Man könnte wohl dagegen einwenden, daß das Vermögen, dem Einzelnen entwendet, für den Staat nicht verloren ſey; daß es nur einen andern Eigenthümer bekomme; aber hat ſich nicht der Staat verbunden, für die Sicherheit des Eigenthums ſeiner Bürger zu ſtehen? Aber iſt nicht der Staat auch für die Sicherheit der Perſonen Bürge? Was ſind Millionen reicher Leute gegen das Leben des niedrigſten ihrer Diener? — Man erblaßt vor dieſem unmenſchlichen Austauſch des Lebens eines Bürgers gegen das geringſte Geldſtück.

Allein dieſes harte barbariſche Geſetz hat von ſelbſt die Strenge ſeiner Wirkung verloren. Jedermann ſcheut den fürchterlichen Anblick, vor ſeiner Thüre einen Galgen errichtet zu ſehen, wie es in manchem Lande gewöhnlich iſt, und die Furcht, allgemein gehaßt, allgemein geſchändet und verflucht zu werden, ſteht mit der Erbitterung und Rachſucht der beſtohlenen Herren im Gleichgewichte und hält ihre Klagen zurück; ſie ſchweigen lieber, als der Vorwurf des Haſſes und Schimpfes zu werden, und ſo bleiben durch das Uebermaß der Strafe ſelbſt viele Diebſtähle verborgen und ungeahndet; da hingegen kein Zweifel übrig bleibt, daß ein ſanfteres menſchlicheres Geſetz gewiß den Diebereyen mehr Einhalt thun würde. Und doch, ungeachtet dieſer heimlichen Nachſicht und Vereitelung des Geſetzes, ſind wir mehr oder weniger ſicher? Werden mehr Diebſtähle begangen? Gewiß nicht. Man hat einen beſſern Weg gefunden, ſich mehr, als je die äußerſte Strenge tyranniſcher Geſetze thun kann, zu ſichern. Jede Herrſchaft ſorgt vorzüglich, eine gute Auswahl in ihren Domeſtiken zu treffen; ſichert ſich gegen ſelbe durch hinlängliche Bürgſchaften und über ihr gutes Verhalten und ihre Treue; und ihr wachſames Auge verfolgt jeden Tritt ihrer Dienerſchaft. Es ſcheint alſo wohl, daß das Geſetz, da es nur ſtraft, und nicht vorbeugt, nur da iſt, um den Augenblick zu benützen, in dem die Wachſamkeit und Klugheit in der Auswahl der Leute die Herrſchaft verläßt, oder Unfreundlichkeit, Kargheit und Härte des Herzens den Schwachen zum Diebſtahl verleitet — um dann blutgierig wie ein reißendes Ungeheuer den Unglücklichen, den Zeit und Umſtände verführten, zum Tode zu ſchleppen.

Menſchen! Grauſame, die ihr im Beſitze aller Güter der Geſellſchaft ſeyd, was thut ihr, um euch die Mühe zu ſparen, eure aufgehäuften Schätze zu ſichern? Ihr verdammt alle die Unglücklichen zum ſchmählichſten Tode, die es wagten, euch etwas anzurühren: gleichgültig und fühllos gegen eure Mitmenſchen, kauft ihr mit dem Leben eures Mitbürgers, was ihr mit Liebe und mit einiger Wachſamkeit erhalten könntet.

— Kann man ſich mit Recht über ein Geſetz beklagen, das über den, der ſtiehlt, und den, der den Diebſtahl verhehlt, gleiche Strafe verhängt? Iſt kein Unterſchied zwiſchen dieſen beyden Handlungen?

Iſt es möglich, daß die Geſetze den, der einen Wechſel oder eine ſimple Obligation nachmacht; und den falſchen Zeugen, der durch einen entſetzlichen Meineid Leben und Ehre eines Unſchuldigen in Gefahr ſetzt, mit gleicher Härte der Strafe züchtigen können? — Werden wir denn immer die Sachen mit den Perſonen vermengen, und den Werth des Menſchen mit Gold aufwiegen wollen?

Welche Ungerechtigkeit, das Vorhaben eines Todtſchlags, ſo wie die vollbrachte That ſelbſt zu beſtrafen! Und warum ſperren denn unſere Geſetze dem Verbrecher den nächſten Weg zur Beſſerung — warum rauben ſie ihm das erſte, einzige Mittel, zur Tugend zurück zu kehren — die Reue? Wie ausſchweifend ſtrenge wird nicht in mancher Verfaſſung der Mädchenverführung geſtraft! Ein Verbrechen, das ſich ſchon ſchwer darthun und beſtimmen läßt; das nach ſeinen Quellen, Wirkungen und Umſtänden in unzählig mannigfaltigen Geſtalten erſcheint.

Welch ein Herz kann den entſetzlichen Anblick aushalten, ein Mädchen, jung, unerfahren, verführet, — die unglücklicherweiſe das Pfand einer entehrenden Liebe unter ihrem Herzen trägt — am ſchmählichen Galgen für Liebe und Ehre ſterben zu ſehen!

Aber wendet eure Augen von der Trauerſzene dieſer Unglücklichen weg, um eines noch ſchrecklichern Schauſpiels anderer Geſetze Europens Zeuge zu ſeyn. Sehet da dieſen Elenden unter den gräßlichſten Zuckungen, unter den quetſchenden Stößen des Rades zu Gott um Erbarmung, um Hülfe jammern! Ha! wem fährt nicht jeder Schlag durch die Seele, der ihm ein Glied abſchlägt, ihn tödtet, und ins Leben zurückruft, um noch ein Mahl, wieder — und dann endlich mit dem letzten Stoße zum letzten Mahl ihn den Tod fühlen zu laſſen: die Menſchheit bebt und leidet mit ihm. Es iſt ein Anblick für Barbaren, für entmenſchte, blutgewohnte Tyrannen, nicht für Menſchen, für empfindſame Seelen! Aber er muß auch wohl eine gräuliche, himmelſchreyende That begangen haben, die ihn dieſes unmenſchlichen Todes würdig macht? Ha! der Böſewicht! Hat er Gottes Heiligthum geſchändet, und den Tempel beraubt? Nein! oder hat er ſeinen Freund betrogen, verrathen? ihn meuchelmörderiſcher Weiſe gemordet? entſetzlich! Das nicht! Ich zittere; hat er wohl gar ſeinem alten, guten Vater die Kehle abgeſchnitten und ſeine Mutter erſchlagen? wie? Noch weniger! Oder war er ein fürchterlicher Straßenräuber, der Blut und Vermögen von ſeinen Mitmenſchen abforderte? der, im Laſter verwildert, die Hütte des ehrlichen Landmannes plünderte, ſein Weib mißhandelte, und ſeine Tochter ſchändete; der wie ein reiſſendes Ungeheuer unter den Menſchen wüthete; ein Mordbrenner, auf dem der Fluch der ganzen Menſchheit liegt? Das alles nicht! Keines dieſer abſcheulichen Verbrechen ſchleppt ihn zum Tode. Er iſt nur hier Verbrecher, und über der Gränze, in der geſammten Menſchheit iſt ers nicht mehr. Unbegreiflich! Was war denn nun ſein Verbrechen? Er hat den Geitz einiger Millionärs beleidigt, die die Habſucht und Schwelgerey der Großen zu Vormündern der Nazion gemacht hat. Auf den Schein mit Waffen ausgerüſtet, die ihm vielleicht nur die Furcht vor Mißhandlungen, vor lauernden Wächtern aufgedrungen, ſchwärzte er verbothene Waaren ins Land, und nun muß er auf dem Rade einige Gulden Gewinn büßen, die er durch ſeinen Schleichhandel der Kaſſa einiger Pächter entzogen, denen die Schätze des Volkes aus unverſiegbaren Quellen in großen Strömen zufließen; die im vollen Glücke, in Gemächlichkeit und Wohlleben nicht einmahl daran denken, daß der Staat ihrem Geitze ein ſo ſchreckliches Opfer bringt. Er läßt einen Armen abſchlachten, damit zehn Reiche ſicher und ruhig in allen erdenklichen Wollüſten leben können.

Aber nun, man ſage mir doch, wenn wir die grauſamſten Züchtigungen über Verbrechen verhängen, für die ſelbſt noch Natur und Ehre ſprechen, was bleibt uns noch für ein Tod für ſolche Verbrechen übrig, die den Menſchen ſchänden, und die Natur beleidigen? Wie wollen wir die ſchwarze, gräßliche That, den Meuchelmord, den Vatermord ſtrafen? Die Geſetze haben verſchwenderiſch für die verzeihungswürdigſten Vergehungen das Blut verſpritzt, und ſo mangelt es ihnen daran für große Verbrechen.

Man mache mir immer den vergeblichen Einwurf: Man wird große Verbrecher eines grauſamern, fürchterlichern Todes ſterben laſſen, als andere: aber ſehe ich denn nicht den Straßenräuber durch das nähmliche Rad hingerichtet, das die Knochen eines Ungeheuers zerquetſcht, das der Meuchelmörder ſeines Vaters war? was geſchieht ihm nun mehr als dem Andern? — daß man ihm die Hand abhaut, die dieſe unbegeifliche Miſſethat verübte — und damit iſt's Alles? Das iſt der ganze Unterſchied der Strafe, die die Schwere des Verbrechens auszeichnen ſollte?

Das nächſte Mittel, das manche Geſetze ergreifen; der erſte Schritt, den ſie thun, führt gerade zum Tode: was können ſie nun nachher thun, wenn ſie gleich überall mit dem Schwerte darein hauen? Sie mögen immer neue Todesarten erfinden; dieſer Kunſtgriff bleibt unwirkſam.

Es liegt ſchon ſo in der Natur des menſchlichen Herzens; der Miſſethäter ſieht die Strafe in einer weiten, ſeinem getäuſchten Auge oft kaum erreichbaren Ferne; und da ſieht er nur den Tod, leicht, unabſchreckend, nicht von Schmerz und Schande begleitet; Galgen und Rad zeigt ihm das dunkle Bild der Zukunft unter einerley Geſtalt; Alles, was vor ſeiner Seele ſchwebt, iſt der einzige Gedanke: Tod!

Wozu nun ſo viel Strenge? Um fruchtlos das Blut eines Bürgers zu verſpritzen, der durch Schonung dem Vaterlande noch hätte nützlich werden können? um den Verfall der Sitten zu beſchleunigen, indem ſo die wahren Kenntniſſe über die Gerechtigkeit unſerer moraliſchen Handlungen unrichtig und verdorben werden? um ſchlechtgeſinnte Bürger zu reitzen, daß ſie durch Liſt die Geſetze zu vereiteln ſich bemühen, wenn ſie ſich gegen ſelbe zu ohnmächtig fühlen, ſie mit Gewalt zu vertilgen. Die Strenge der Strafe gegen geringe Verbrechen ſchmeichelt ganz gewiß den größern, ungeſtraft durchzukommen. So machten es manche Geſetze; wie ein unkluger Arzt, der ſchnell eine leichte Wunde zuheilen will, und dadurch ein tödtliches Fieber verurſacht.

Welch ein Widerſpruch in unſern Sitten! Ich erſtaune, wenn ich mir uns Menſchen denke. Wir, die wir das Leben über Alles ſchätzen; die wir alles Angenehme, Liebenswürdige an uns ziehen wollen; die wir die Süßigkeiten des Lebens ſo gerne genießen; die wir, mit Blumen bekränzt, lobſingend über erſiegte Gefilde wandeln; wir, die wir eine ſo empfindſame, weiche, allen Gefühlen offene Seele haben, einen Geiſt, der aller Ideen empfänglich iſt; — wir haben Geſetze angenommen, die im Stande ſind, eine eiſerne Stirn zu brechen, und ein Herz von Erz zu ſpalten. Wir halten unſere öffentlichen Feyerlichkeiten auf Würgeſtätten, wo noch das Blut der erſchlagenen Bürger raucht. Dieſe ſanften hüpfenden Geſchöpfe lechzen nach Blut, wie der reißende Tiger; ſie, die keine Minute ihres Lebens für ſich ſelbſt beſtehen können, die, von der Natur zur Geſellſchaft angewieſen, nie dem Umgange mit ihren Mitmenſchen entſagen können, dieſe Geſchöpfe waffnet immer ein barbariſches Vorurtheil gegen ſich ſelbſt; den Dolch in der Hand, wüthen ſie gegen ihr eigenes Eingeweide, und leben im blutigen Kampfe. Ihre öffentlichen gerichtlichen Züchtigungen ſind eben ſo menſchenfeindlich grauſam, als die mörderiſche Rache unter den Einzelnen; ſie wollen ihre Abſcheulichkeiten, ihre unnatürlichſten Morde mit der Macht der Leidenſchaften entſchuldigen; aber handelt ihre Vernunft ſo menſchlicher? iſt ſie nicht eben ſo unbarmherzig und unerbittlich, als ihr Herz rachſüchtig und böſe iſt? Woher mag nun wohl dieſer ungereimte Widerſpruch kommen? Ich glaube, man kann keine gründlichere Urſache davon angeben, als jene, daß unſere Vorurtheile alt ſind, und unſere Sittenlehre neu iſt; daß wir eben ſo ſehr für unſere Meinungen eingenommen, als wir auf unſere Begriffe unaufmerkſam ſind; daß uns die Begierde, mit der wir uns im Kreiſe nach dem goldnen Ringe des Vergnügens herumtummeln, aufhält, über unſere Bedürfniſſe nachdenken zu können — und uns mehr daran liegt, zu leben, als uns zu beherrſchen; kurz: unſere Begriffe ſind geſchmeidig, aber nicht gut; wir ſind verfeinert, aber wir ſind noch nicht einmahl Menſchen.

Doch welch ein ängſtlicher Zweifel hält auf einmahl den Strom meiner Gedanken auf, mit dem mich ein zu wichtiger Gegenſtand hinriß! Ich fürchte ſehr, man wird mir meine Freyheit, mit der ich über dieſe Materie ſprach, zum Verbrechen machen, und mir Mangel an Ehrfurcht vorwerfen, die wir den Geſetzen ſchuldig ſind.

Allein, edle, weiſe Menſchen! von eurem freyen hellen Geiſte erwarte ich mein Urtheil; ſaget mir, habe ich die Geſetze geläſtert, wenn ich ſagte, daß ſie noch nicht den Grad der Vollkommenheit erreicht haben, auf den ich ſie — ſelbſt aus Achtung für ſelbe und für die Menſchenſchenliebe — zu ſtehen wünſchte? Furchtſame blödſinnige Menſchen, ſklaviſche Anbether des Heiligthums alter Gewohnheiten und Vorurtheile; und ihr, grauſame Wüthriche, die ihr das Geſicht der Gerechtigkeit mit einer finſtern, ſchwarzen Wolke umgebt, und nur ihre mordende Rechte dem zitternden Bürger ſehen laſſet — Alle, Alle, hört! ich erkläre es hier feyerlich, ſo lange noch die peinlichen Geſetze beſtehen, ſollen ſie mir immer heilig ſeyn; als Bürger des Staats, der ſie zur Richtſchnur unſerer Handlungen anerkannt und beſtätigt hat, werde ich immer Ehrfurcht dafür haben; noch mehr, es ſoll mir unverletzliche Pflicht ſeyn, auch meinen Mitbürgern Achtung für die Geſetze einzuflößen, aber als Menſchenfreund, dem die Rechte der Menſchheit eben ſo heilig ſeyn müſſen, als jene der Geſetze, werde ich immer mit ſehnlichſtem Verlangen einer glücklichen Umſtaltung und Verbeſſerung der Geſetze entgegen ſehen.

Dieß war immer der heißeſte Wunſch meines Herzens, und ich ſcheue mich nicht, ihn öffentlich zu geſtehen, denn ich halte ihn für gut und gerecht, und bin von der hellen Denkart meiner Mitbürger, von der Weisheit, dem Eifer und der thätigen Liebe für das allgemeine Beſte unſerer Obrigkeiten und Gewalthaber der Geſetze ſo ſehr verſichert, daß ich mich nie bereden könnte, das öffentliche Geſtändniß einer ſolchen Wahrheit für gefährlich zu halten; unter der Regierung unſers weiſen und gütigen Fürſten, dem nichts ſo ſehr am Herzen liegt, als das Wohl ſeiner Unterthanen, iſt es ſogar

Pflicht, über einen ſo wichtigen Gegenſtand der geſellſchaftlichen Glückſeligkeit die Wahrheit ja ſagen; wenn aber im Gegentheile Tyranney und Pöbelhaß meine Zunge gefangen hielten, ſo würde ich wohl meinen Wunſch in das Innerſte meiner Seele verſchließen, aber da würde er ſo lange leben, als ich ſelbſt, ſo lange noch ein Blutstropfe in meinen Adern wallt, und mein Herz ſchlägt, würde ich weinen, und zum Himmel um Rettung ſeufzen, wenn ich das Blut meines Mitbürgers vergießen ſähe.

Allein, wenn auch alle unſere Geſetze gut wären, ſollte es denn ein Verbrechen ſeyn, zu denken, ob es nicht noch vollkommenere geben könnte? Sollte uns die Hoffnung, das Verlangen ſelbſt verbothen ſeyn, ſie nachzuahmen? Wird man denn nie die Ausgelaſſenheit, die Alles unter die Füße treten will, von der Liebe zum Guten unterſcheiden, die nur das Schädliche auf die Seite räumen will? Die Ausgelaſſenheit will das alte Gebäude nur einreißen, um auch das Gute, was noch daran war, in Schutt zu begraben, und an ſeine Stelle kein neues beſſeres mehr aufzuführen; aber die Liebe zum Guten erſetzt das Schlechte durch Gutes, oder das Gute durch etwas Beſſeres; die Ausgelaſſenheit zwecket nur nach Anarchie, die Liebe zum Guten nach Freyheit; die Ausgelaſſenheite verwirft alle Geſetze, und die Liebe zum Guten wünſcht nur beſſere.

Aber, ich weiß nicht, iſt es Schwachheit oder Bosheit der Menſchen, die Beydes, ſo ſehr eines dem andern widerſpricht, vermengt und unter einem Geſichtspunkt betrachtet. Jede Wahrheit, die das Gepräge eines kühnen und freyen Geiſtes an ſich trägt, iſt für den Kleingeiſtigen ein Gegenſtand der Furcht, und für den Boshaften ein Vorwand zu Beſchuldigungen.

Dieſe Feigheit, dieſe falſche Ehrfurcht gegen Alles, was ſich durch Zeit und Unwiſſenheit geheiligt hat, ließen die Welt in den Irrthümern ihrer Kindheit ergrauen. Wie oft würde eine einzige Wahrheit, die das Vorurtheil in dem Kopfe eines wichtigen Mannes gefangen hielt, daß ſie nicht bis ans Herz dringen konnten, der Menſchheit ihr Schickſal erleichtert, und das Loos von Nationen verändert haben?

O meine Mitmenſchen! fürchtet euch nicht, den Mund zu hohen nützlichen Wahrheiten zu öffnen; aber fürchtet euch zu ſchweigen, wo ihr um Erhaltung deſſen, was dem Menſchen das Liebſte, das Theuerſte iſt, reden ſollet; wir haben ſo viel für uns ſelbſt zu thun; unſere Erhaltung, Ruhe und Glückſeligkeit laſſen uns keinen Augenblick Muße, uns mit minder wichtigen Dingen zu beſchäftigen; laßt uns alſo beſtändig für unſer Beſtes arbeiten, und unſern Geiſt nicht mit unbedeutenden Gegenſtänden beläſtigen.

Doch — Dank dem Lichte unſers Jahrhunderts — man ſpricht nicht erſt ſeit heute von einer Reform unſerer peinlichen Geſetze. Hat nicht unſer letzter Fürſt ſchon dieſes ruhmwürdige Unternehmen angefangen? — Das bürgerliche und peinliche Geſetzbuch, das auf ſein Geboth erſchien, wird immer in den Herzen ſeiner Unterthanen der redende Beweis ſeiner Volksliebe bleiben, — wird ewig die brennende Flamme des Dankes in aller Bürgerherzen ernähren; das ſind die wahren Eroberungen eines weiſen und gütigen Fürſten. Sich die Erhaltung ſeiner Länder verſichern, iſt mehr, als neue erobern; das Leben ſeiner Unterthanen in Sicherheit ſetzen, iſt mehr als ein Heer von Tauſenden ſchlagen, und Millionen zu Gefangenen machen.

Meſſen wir mit einem philoſophiſchen Blicke den Zeitraum von den finſtern Jahrhunderten der Barbarey und Unwiſſenheit bis auf unſere gegenwärtigen Zeiten; von den Jahrhunderten, wo noch die Feuer- und Waſſerproben die Unſchuld darthun mußten, bis auf unſere ~~gegenwärtige Geſetzgebung,~~ und wir werden ſehen, daß die Wahrheit hundertmahl größere Fortſchritte gethan hat, als ihr noch zu machen übrig ſind.

Doch dieſer glückliche Zeitpunkt kann nicht mehr ferne von uns ſeyn, Alles kündigt uns ſeine Nähe an; Alles verſpricht uns dieſen glücklichen Umſchwung der Geſetze. Noch in keinem Jahrhunderte wurde ſo viel über Sittenlehre und Tugend geſchrieben. Wir haben jetzt die vortrefflichſten Werke über dieſe der Menſchheit ſo einzig wichtigen Gegenſtände aufzuweiſen, und, glückliche Zeiten! wir ſehen auch allenthalben den Samen reifen, den die edeln Verfaſſer derſelben ausgeſtreut haben.

Weiſe haben die dicken Finſterniſſe, die ſeit Jahrhunderten die Wahrheit verhüllten, zerſtreut, und ſchufen Licht über den Erdball; ſie verdrängten Unſinn und Vorurtheile, und ſetzten die Vernunft und Menſchheit in ihre urſprünglichen Rechte ein. Fürſten ſehen nun, und ein philoſophiſcher Blick entwickelt ihnen die Verhältniſſe, die das Wohl der Staaten beſtimmen, und die vorher das geblendete Auge, in ein Chaos zuſammengeworfen, nicht auseinander ſetzen konnte.

Schon hat es der Vernunft um ein Merkliches gelungen, jene Cruditäten des menſchlichen Verſtandes aufzulöſen, welche die Unwiſſenheit der vorigen Jahrhunderte in ſonſt empfindſamen Seelen erzeugt hat, die Philoſophie, die nun aus dem Schutte der Barbarey und der dickeſten Unwiſſenheit, darin ſie ſeit mehr als einem halben Jahrtauſend begraben lag, wie vom Tode erſtanden iſt, warf ſchon einige Strahlenblicke der Wahrheit und Liebe auf die peinlichen Geſetze — zwar nur Blicke noch, und Hand durfte ſie noch nicht ans Werk legen; noch durfte ſie es nicht wagen, den Koloß fürchterlicher Rechtsſprüche zu zertrümmern, und aus den Trümmern ein ſchöneres Bild, eine Gottheit zu formen; noch durfte ſie es nicht wagen, die Züge der Grauſamkeit verjährter Vorurtheile zu vertilgen, und der unerbittlich blinden Strenge Liebe und Schonung an die Seite zu ſetzen; ihre Schritte ſind bedächtig und langſam, aber darum erreichen ſie ſicher und untrüglich den großen Zweck; ſo wie der Zeiger, der den Gang der Stunde bemerkt, wir bemerken ihre Fortſchritte nicht, aber wir ſehen ſie kommen.

Schon danken wir einigen Edeln und Weiſen unſers Vaterlandes die trefflichſten Werke über dieſen Gegenſtand, und die Zeit verſpricht uns noch vollkommnere, denn ein gutes Buch gleicht einer Fackel, die tauſend andere anzündet, und ſo ihr Licht vervielfältigt, ohne ſelbſt von ihrem Feuer etwas zu verlieren. Vielleicht iſt die Welt nicht mehr weit von dem glücklichen Zeitpunkte, wo ſanftere und menſchlichere Geſetze — Geſetze, die aus dem Munde der Weisheit und Liebe fließen, die Wunden heilen werden, die jene fürchterliche Machtſprüche des Despotismus aus jenen finſtern Zeiten der Menſchheit verſetzt haben.

Ha! wer weiß! wie weit ſich unſer Muth noch erheben kann? Vielleicht ahmen wir einſt noch Rußlands große Kaiſerinn nach, die den Antritt ihrer Regierung durch Abſchaffung der Todesſtrafe zur unvergeßlichen Epoche machte; vielleicht wandert die Menſchheit vom Eismeere in unſere ſüdlichern Gegenden; vielleicht lernen wir erſt vom Grönländer und Kamtſchadalen Menſchen zu ſeyn. Bleibt doch bey dieſem Gedanken ſtehen; er edelt, tröſtet das menſchliche Herz; wenigſtens verwerft ihn nicht mit jener kindiſchen Uebereilung, die man euch in Betreff ſo vieler nützlicher Wahrheiten zur Laſt legen kann; unterſuchet, forſchet, wäget erſt, ehe ihr euch dawider ſträubet, und ſpielt doch nicht immer das böſe Kind, das ſeine Amme ſchlägt, wenn ſie es von der Milch entwöhnen will.

Der Menſch urtheilet nur durch Vergleiche von Sachen, die ihm in die Sinne fallen; er ſetzt die Gegenſtände, die ſeine Betrachtung auf ſich ziehen, nebeneinander; ſieht, fühlt, prüft, vergleicht, wählt durch die Sinne, und das Reſultat ſeiner Vergleichungen iſt ſein Urtheil; es iſt ſo der natürliche Gang des menſchlichen Verſtandes; eine Strafe kann uns äußerſt ſtreng ſcheinen, indeſſen ſie doch gewiß viel gelinder, als alle andere iſt. Es iſt daher unſtreitig wahr, daß man die auffallende Schwere der Strafe mindern kann, wenn man die Grade ihres Abſtandes von einer andern richtiger beſtimmt; es iſt ausgemacht, daß ein weiſer Geſetzgeber die größten Verbrechen mit mäßigen und Menſchen angemeſſenen Strafen würde hinlänglich züchtigen können, wenn er, von der gelindeſten angefangen, nach einer Stufenfolge von Strafen, die jederzeit dem Verbrechen genau angemeſſen ſind, fortführe.

Oder wollen wir uns ſo tief unter den Menſchen herabwürdigen, daß wir uns gar nicht einer ſanften Leitung fähig glauben? Wollen wir geſtehen, daß alle Gefühle von Ehre und Schande, Tugend, Menſchengröße, Würde des Herzens im Menſchen erloſchen ſind, und daß der Menſch für menſchliche Geſetze zu verdorben iſt? Nein! ich kann mir kein Menſchenherz denken, das dieſer Gefühle ganz beraubt iſt; vorzüglich das Gefühl von Ehre iſt in jedem Buſen zu finden. Welchem Manne iſt die Ehre nicht das Koſtbarſte, das Heiligſte? Und wir, die wir Gut und Blut für die Ehre hinzugeben geneigt ſind, haben wir nöthig, für ein Verbrechen zu ſterben? Ha, Menſchen! laßt uns erſt darüber erröthen!

Unterdeſſen, wenn man aber doch befürchten ſollte, man möchte von dem höchſten Abſprung von Strenge auf Strafloſigkeit verfallen, indem man dem Uebermaß der Härte der Strafe Einhalt thun wollte; wenn man die Gemüther nach und nach auf den Weg zur Erfüllung der geſellſchaftlichen Pflichten zurückbringen wollte — nun ſo mag auch noch dieſe unerbittliche Todesſtrafe beſtehen, beſolde man immer noch Menſchen von der Würgarbeit ihrer Brüder, und laſſe Schaffot und Rabenſtein das Schreckenbild des Böſewichts bleiben; ~~nur mäßige man zum~~ wenigſten den Gebrauch dieſer barbariſchen Auftritte; man behalte ſie ſich als das letzte Zwangsmittel bevor, den Menſchen durch Furcht zu beſſern, wenn ihn nicht Abſcheu vor dem Laſter ſelbſt zurückhält; man verweiſe ſie auf die äußerſte Gränze der peinlichen Geſetze, um ihnen nur die unverzeihlichſten Greuelthaten der Menſchen zu überlaſſen, und die Geſellſchaft von Böſewichtern zu reinigen, die nur ſelten und einzig in ihrer Art ſind, ſo, daß man ihrem Leben ohne Gefahr des Ganzen nicht ſchonen kann.

Wie würdig wäre dieſe Reform der Geſetze dem Menſchenfreunde! Welch ein erhabner Gedanke! Ein Fürſt, der Liebling ſeiner Nazion, nahm das eiſerne Joch barbariſcher Geſetze von unſern wunden Schultern; unter ſeiner Regierung bekamen wir billigere und ſanftere Geſetze! Müſſen nicht bey dieſem Gedanken Aller Augen von Thränen der zärtlichſten Liebe, der höchſten Verehrung für einen ſo großen Fürſten überfließen?

Ein Monarch, der ſelbſt jene Tugenden ſeiner würdig achtet, die auch den gemeinen Mann in der einſamen ſtillen Hütte liebenswürdig machen; ein Monarch, den jedes Kind ſich vom Himmel zum Vater, und jeder Bürger zum Freund erbitten würde; den Jeder traulich lieben würde, wie ſeines Gleichen, und ihn verehren als ſeinen Herrſcher; der Monarch, der, weil entfernt, ſeine Bürger unter ein tyraniſches Joch zu ſchmiegen, und ſie mit Sklavenketten an ſeinen Willen zu binden — ſelbſt dem Gehorſame noch einen gewiſſen Werth von Freyheit beylegen würde; der durch das natürliche Wohlgefallen, das gute Bürger an Erfüllung ihrer Pflichten finden, beynahe in jedem Herzen das Geſetz, das zum Dienſte des Fürſten verbindet, würde vergeſſen machen. Der Monarch, der in jedem Falle als Menſch ſich zu zeigen anfangen würde, und Menſch bliebe, bis Würde und Wichtigkeit des Gegenſtandes ihn den Zepter ergreifen heißen — der müßte es ſeyn der Göttliche — Mark Aurel oder Antonin, von dem wir Hülfe und Abnahme aller der geſellſchaftlichen Uebel erwarten könnten, die aus Vorurtheilen der Geſetzgebung, Mißbrauch der Religion, Verfall der Wiſſenſchaften in den finſtern, unphiloſophiſchen Zeiten entſproſſen, die geſellſchaftliche Glückſeligkeit vergiftet haben.

Welch ein herrliches Gemählde der menſchlichen Glückſeligkeit ſchwebt vor meiner Seele! Meine Phantaſie, ganz von der ſüßen Idee eines ſo glücklichen Umſchwunges der Sitten und Geſetze erfüllt, ſtellt ſich dieſe groſze Revolution unter dem Emblem eines erhabenen, unſterblichen Monuments vor, das ſich mitten unter den glücklichen Bürgern eines ſolchen Staates erhebt, und der laute Dank, das Jauchzen der Freude ſteiget aus jedem Herzen zum Himmel. Die Gerechtigkeit, die Religion, die Menſchenliebe und das ganze Gefolge geſellſchaftlicher Tugenden umgeben und verherrlichen es, ein heiliges Schaudern der Ehrfurcht ergreiſt die Anweſenden bey ihrem Anblicke; die ſeligſten Gefühle ſteigen in dem Herzen auf durch die himmliſche Miene ihres Antlitzes und ihrer rührenden Gebärden. Im Hintergrunde erſcheint das Laſter in Feſſeln, im Staub gebeugt, verzweifelnd, daß es ein Leben mit ſich herumſchleppt, das zum Schmerzen verurtheilt iſt, und zu Vorwürfen des Gewiſſens, die noch grauſamer ſind, als Foltern und der ſchrecklichſte Tod. Es wagt es nicht, aufwärts zu blicken, und wendet ſeufzend ſein zerſtörtes Angeſicht von tugendhaften Bürgern weg, verflucht ſein Leben und ruft den Tod, den ihr die Menſchheit verſagt. In den Zügen dieſer liebenswürdigen Tugend zeigt ſich ein reizendes Gemiſche von Freude, feyerlichem Schauder und Sanftmuth; zu ihren Füſzen wirft es die mörderiſchen Werkzeuge, die ehedem Ströme von Menſchenblut vergoſſen, und zeige dem Laſter mit ernſter Miene die Werkzeuge nützliche Arbeiten. Ueber dieſem Bilde erhebt ſich jenes eine weiſen und wohlthätigen Fürſten; mit ernſter Würde und einer liebevollen Miene, wie jene eines guten Vaters, der ſeine Kinder ohne Schwachheit, ohne grauſame Strenge ſtrafet, übergibt er der Unſterblichkeit ſein peinlichen Geſetze.

Bey dieſem Gemählde will ich ſtehen bleiben, un begnüge mich, meine Abhandlung mit den ſüßen Idee zu ſchließen, die ſie mir einflößte. —

Traurig verlaſſe ich eine Bahn, wo ich einen ſo großen Umraum noch unbetreten vor mir ſehe; wo ich nicht mehr thun konnte, als gerade quer durchlaufen, ohne den großen wichtigen Raum auszufüllen, den ich hinter mir laſſe; aber ich bin an den engen Gränzen der Zeit, und mehr noch — an den weit engern Gränzen meiner Kräfte; meine Fähigkeiten reichen nicht hin, Alles zu faſſen, was dieſe Materie Großes und Nützliches darbeut. Das bischen Wahrheit, was ich ſagen konnte, habe ich aus dem innerſten Grunde eines reinen, unbefangenen Herzens genommen, habe es ohne Galle, ohne Bosheit geſagt. Man wird dieſe Erinnerung zu einer Zeit nicht überflüßig finden, wo man ſeine Meinungen immer ſeiner Denkungsart muß an die Seite geſetzt wiſſen; wo man minder desjenigen wegen in Gefahr ſteht, als des Sinnes wegen, den man nach einer jeglichen bös-oder wohlmeinender Auslegungsart heraus zu grübeln ſucht.

Ich bin mir ſelbſt Zeuge, daß ich immer, wenn ich einige Mißbräuche ſchildern wollte, der Vorſicht halber mich gedrungen ſah, die Beyſpiele fern von mir aus der Fremde herbey zu hohlen; und ich warf nie einen Blick auf die Magiſtrate, in deren Zirkel ich die Freyheit hatte, Gutes zu thun, als um das Nachahmungswürdige in ihnen zu entdecken.

Unzähligemahl, während ich an dieſer unbedeutenden Schrift arbeitete, ſchätzte ich mich glücklich in einem Lande geboren zu ſeyn, zu wohnen und zu leben, wo ich keine der ſchwarzen Thaten, nicht jene unheilbare Bosheit, jenes tiefe, unerſetzliche Verderben der Sitten, jene Vermeſſenheit, und jenen Kunſtfleiß in böſen Handlungen entdeckte, wovon man in andern Ländern die entſetzlichſten Beyſpiele findet.

In unſern Städten herrſchet Ordnung und Ruhe, und ich ſah auf dem Lande oft auch in der elendeſten Hütte, Armuth und Tugend zuſammen; ich drang in das Innerſte der Familien, und ſo tief ich eindringen konnte, fand ich häuslichen Frieden, Eintracht der Herzen, und die Zwietracht wohnte nicht unter ihnen. Der Wanderer ſetzt unbekümmert und ſicher ſeinen Stab auf unſern Heerſtraßen fort, und der reichbegüterte Wagen des Handelsmannes reitzt nicht die Habſucht zum mörderiſchen Raube. —

Ich bemerkte in den Sitten dieſer Gegenden mehr Liſtigkeit als Bösartigkeit, mehr einzelne Zwiſte, als Gewaltthätigkeiten; mehr Fehler als Verbrechen; mit einem Worte, zu wenig Kenntniß des Guten, und folglich zu viel Gleichgültigkeit gegen die Tugend; aber nicht Fertigkeit in Ausübung des Böſen. Es ſchien mir, als folgten wir in Rückſicht anderer Länder, viel langſamer dem unvermeidlichen Verfall der Sitten.

Sieh, ſagte ich zu mir ſelbſt, das ſind die unläugbaren Beweiſe einer weiſen und ſanften Regierung, und wenn wirklich noch nicht die Quellen des Verderbens ausgetrocknet ſind, ſo leitet und zwingt doch wenigſtens die Gerechtigkeit durch Ehrfurcht für die Geſetze diejenigen, die ſie zu lieben aufgehört haben.

Wir ſind alle Menſchen und Freunde! Die Feyerlichkeit des heutigen Tages, die wir dem Beſten der Fürſten feyern, verſammelt uns — im Tempel der Eintracht und Menſchlichkeit; hier wollen wir den Bund erneuern, den Bund der Liebe, den wir unſern Mitmenſchen ſchuldig ſind, — ſchwören wollen wir am Altare der Menſchheit, unſere Brüder zu lieben, und der Menſchheit nützlich zu ſeyn!!

Inhalt.

Seite

I.

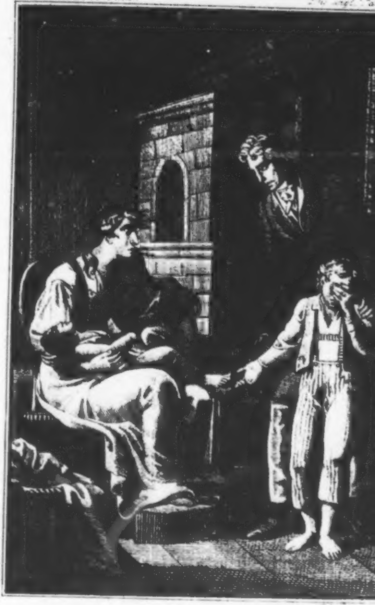
Ueber die Macht der Wiſſenſchaften und Künſte auf Geiſt und Herz für das Bedürfniß unſerer Zeiten. 3

II.

Ueber das erſte Weſengeſetz in der Schöpfung. . . 31

III.

Ueber richterliche Beſchäftigung. 85



und zwey todte Kinder in den Armen eine
verzweifelnden Mutter sah

Erzählungen

für

empfindſame Herzen

an

Sonnabenden nach der Arbeit.

Der ſchöne Abend.
Die Ehe auf dem Lande.
Das edle Betragen gegen ſeinen Feind.
Die gute Roſine, oder etwas für uns Männer.
Amalie, oder das Opfer eines frommen Vorurtheils.
Der Mahler in Athen.
Edler Zug eines Baiers.
Edle That einer Baierinn.
Die zwey Mädchen.
Schöne Handlung eines jungen Italieners.
Wunderliche Bekanntſchaft eines Reitknechts mit einem adelichen Todtenknochen. ꝛc. ꝛc.

Von

Hofrath v. Eckartshauſen.

Wien, 1830.
Bei Anton v. Haykul, Buchdrucker,
und bei
Mich. Lechner, Univerſitäts-Buchhändler.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

Ak 2275 - 10-

Hofrath v. Eckartshauſen's

Schriften.

Zehnter Band.

Erzählungen
für
empfindſame Herzen an Sonnabenden nach der Arbeit.

Der ſchöne Abend.
Die Ehe auf dem Lande.
Das edle Betragen gegen ſeinen Feind.
Die gute Roſine, oder etwas für uns Männer.
Amalie, oder das Opfer eines frommen Vorurtheils.
Der Mahler in Athen.
Edler Zug eines Baiers.
Edle That einer Baierinn.
Die zwey Mädchen.
Schöne Handlung eines jungen Italieners.
Wunderliche Bekanntſchaft eines Reitknechts mit einem adelichen Todtenknochen, ꝛc. ꝛc.

Wien, 1830.
Bei Anton v. Haykul, Buchdrucker,
und bei
Mich. Lechner, Univerſitäts-Buchhändler.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi

Erzählungen
für
# empfindſame Herzen
an
Sonnabenden nach der Arbeit.

Der ſchöne Abend.

Es lebte in einem Dorf ein alter Pfarrer; ſein Anſehen war edel, das Bild eines ehrwürdigen Greiſes; weiße Haare wie Schnee hingen bis auf ſeine Schultern, und ſein Blick war ſanft, wie der Blick eines Menſchenfreundes. Dieſer Mann fand ſein Vergnügen im Wohlthun — nie war der Abend für ihn ſchöner, als wenn er unter der großen Linde an ſeinem Pfarrhofe ſaß, und von ſeinen Pfarrkindern umringt war; jeder Bauer im Dorf eilte nach ſeiner Arbeit zu dem guten Pfarrer hinauf, und ſchrie ſeinen Kindern: Eilet Kinder! eilet! es iſt Zeit, wir wollen unſern lieben Vater beſuchen. — Der Knabe und das Mädchen verließen ihre Spielwerke, und liefen an der Hand ihrer Aeltern zu dem ehrwürdigen Greiſe hin.

Aufmerkſam ſaß die halbe Gemeinde um ihn her, und der Alte erzählte ihnen von der Natur, von der Güte des Schöpfers, und von den Pflichten des ehrlichen Mannes. Meine guten Kinder! fing er an: da ſehet zum Himmel hinauf, mit welcher Majeſtät Millionen der Sterne da hangen; wie groß muß der ſeyn, der dieſes alles gemacht hat! — Aber, liebe Leute! wir wollen nicht über unſere Welt hinausſehen; dieſes alles iſt von unſern Begriffen zu weit entfernt, wir wollen nur das betrachten, was der gute Gott uns hier Jedem gibt, und wie gütig er ſeyn muß. So unbegreiflich, meine lieben Kinder! uns immer das Weſen der Gottheit iſt, ſo begreifen wir doch ſo viel, daß dieſes Weſen höchſt gütig iſt. Die Neigung, ſich mitzutheilen, gründet ſich ſo ſehr in ihm, iſt ſo unzertrennlich von ihm, daß die Güte die Seele der Gottheit ſeyn muß. Himmel und Erde ſtehen zum Beweiſe dieſer Wahrheit. Meine lieben Leute ſehet, wie das Abendroth herrlich den Himmel bemalt, fühlet die kühlende Luft, nach dem ſchwülen Tage, auf euren von der Arbeit noch heißen Wangen! Wer gibt uns das Vergnügen unter dieſer feyerlichen Linde? Wer macht unſer Herz fühlbar zu den Eindrücken der Natur, wenn es nicht die Güte unſers Schöpfers iſt? Liebe Freunde! dieſer Gott, der uns ſo herrlich ſchuf — dem wir Alles zu danken haben, begehrt von uns nichts zum Beweiſe unſrer Dankbarkeit als die Sorge für unſer eigenes Wohl, für unſer eigenes Vergnügen. Sey tugendhaft, ſagt er, das heißt, ſey glücklich, ſuche Schätze, die dir Niemand entziehen kann, die deinem Gewiſſen keine Vorwürfe machen, und die noch Schätze ſind, wenn du zum Grabe hinſinkeſt. Wir werden uns einſt freuen, meine lieben Chriſten! wenn wir am Tage der Vergeltung uns jenſeits der Grube wieder umarmen werden — wenn ich meinem Schöpfer einſt werde ſagen können: Allmächtiger! du haſt mir das Heil ſo vieler Seelen anvertraut, ich warf den Samen deiner heiligen Lehren in ihre Herzen und durch deinen Segen faßte er Wurzel in ihrer Seele.

O ihr Lieben! wie werden wir denn ſelig ſeyn, auf ewig ſelig — was für Schönheiten zeigt uns der Vater der Menſchen ſchon in dieſer Welt von dieſen ſchönen Gefilden. Meine Kinder, wir kommen einſt in noch weit ſchönere, und dann werdet ihr jeden Sonnenaufgang eures erſten Lebens heiligen, in dem ihr einen ſolchen guten Gott geehrt habt.

Liebe Freunde! auch der heutige Tag, und jede eure Handlungen mit ſelben wird in die Tafel der Ewigkeit geſchrieben ſeyn, und der Lohn der Tugend wird euch erwarten; ihr waret heute arbeitſam, und nun lohnt euch am Abend die ſanfte Ruhe mit Vergnügen. Morgen wendet die neu verliehenen Kräfte wieder zum Guten an, und wenn es Gott will, und ihr wieder Luſt habt, meinen freundſchaftlichen Rath anzuhören, ſo kommt wieder! Jetzt, meine Kinder, wird es ſchon ſpät, ihr habt der Ruhe nöthig — ſchlaft ſanft — und Gott ſegne euch, wie ich euch ſegne.

Still verließ die Gemeinde ihren Seelſorger; jeder kehrte in ſeine Hütte zurück, warf ſich auf ſein Angeſicht hin, und ſeufzte zum Himmel, und der Seufzer, der aus gefühlvoller Seele drang, war heiliges Gebeth, das die Wolken durchdrang — bis zum Thron des Ewigen. Es war Nacht, Mondenlicht beſchien das Dorf und Menſchen ſchliefen den Schlaf des Frommen.

Anekdote.

Es ſaß einſt ein armer Handwerker an der Thüre eines Reichen und verzehrte ſein Abendbrod, es war ſchon 6 Uhr vorüber, und der Reiche war noch am Tiſche, und ſchmauſte mit ſeinen Freunden, und noch dampften die köſtlichſten Speiſen in ſeiner Küche. — Der Handwerker lachte, und rief einen andern Handwerker, der eben vorüber ging, zu ſich — und ſagte: Freund! ſage mir doch, wer die Leute ſind, die in dieſem Hauſe wohnen; ich verzehrte hier um 3 Uhr mein Brod und da aßen ſie ſchon, und nun iſt es 6 Uhr, und ſie eſſen noch. Bruder, dieſe Leute müſſen ja entſetzliche Mägen haben. — Still, Bruder, erwiederte der Andere, es wohnt hier ein reicher Bürger, der ſich erſt hat baroniſiren laſſen. Der hat dumm gehandelt, ſagte der Erſte, der Bürger iſt adelich genug, wenn er ein rechtſchaffener Bürger iſt; ich weiß gewiß, jeder Adeliche wird dieſen Narren auslachen, denn unſer gnädiger Herr, der ein rechtſchaffener Cavalier iſt, hat mir oft geſagt: Hanns, der wahre Adel iſt im Herzen, und nicht im Magen. — Ich habe auch in meinem Leben allzeit ſagen gehört, eine kleine adeliche Hand, ein kleiner adelicher Fuß, eine kleine adeliche Stirn, wenn man alſo allein ſagen müßte ein großer adelicher Magen, ſo wäre es ja zum Lachen. — Du haſt recht, ſagte der zweyte Handwerker, aber ich wünſche den Herren eine geſegnete Mahlzeit, denn ſie müſſen mehr gearbeitet haben als wir, weil ſie einen ſolchen guten Appetit haben.

Meinetwegen auch, ſagte der Erſte, aber ich bleibe halt allzeit der Meinung, der Bürger ſoll bey ſeinem Stand bleiben, es kommt ſonſt nicht viel heraus.

Die Ehe auf dem Lande.

Es war ein Sommerabend, und die Sonne war ſchon eine Weile unter unſerm Geſichtskreiſe. Die Fluren waren noch mit Purpur bemahlt, und der Mond ſtieg allgemach hinter den ſchwarzen Tannen mit ſanftem Licht in die Luft, um der nächtliche Zeuge ländlicher Eintracht im Dorfe, und der Zeuge nächtlicher Thorheiten in Städten zu ſeyn. Ein Mann wie Philemon ſaß auf der einſamen Bank vor ſeiner Hütte, und hatte Niemand um ſich als ſein Weib, und ſein Kind: O! ſo kommſt du wieder, fing er an, du Freund unſrer Liebe, ſanfter Mond! beſcheine nur unſre Hütte, und dieſe Flur, die in weißgelbem Schimmer ſo prächtig da liegt, noch ſind wir deiner ſanften Eindrücke würdig — hier an der Bruſt meiner Gattinn, mit dem Kinde an meinem Herzen fühle ich den Vorgeſchmack des Himmels und heilige Seligkeiten. Margareth, laß mich die Größe meines Glückes fühlen, umarme mich und mein Kind, und wir wollen nun denken, daß wir die ganze Welt ausmachen! Geſinnung, Wunſch, Beſtrebung, Lebensgenuß, alles iſt uns ja gemeinſchaftlich. Ich blicke dir durchs Auge tief in dein Herz — und du ſiehſt jeden Gedanken meiner Seele, und unſer Blick ſagt Jedem von uns: Du biſt unter allen Millionen, welche auf Erden leben, der einzige Gegenſtand, nach dem ſich meine Seele ſehnet. Margareth legte bey dieſen Worten ihren Arm auf Hannſens Schulter, und beyde umarmten ihr Kind mit zärtlichen Küſſen als den Gegenſtand ihrer Liebe. —

Margareth! ſagte Hanns, wenn Gott will, ſo ſoll dieſer Knabe ein rechtſchaffener Junge werden; frühzeitig will ich ihn zum Ackerbau abrichten, Hitze und Kälte müſſen ſeine Glieder bald hart machen, und er ſoll mir ein würdiger Landmann werden; und dann wenn ich gebeugt am Stecken gehen werde, ſoll mir, der Bube noch Freude ſeyn, wenn ich denke, daß ich fürs Land keinen Müßiggänger erzogen habe. — — Du haſt recht, ſagte Margareth — und lohnte ihren Mann für ſeine gute Geſinnung mit einem zärtlichen Kuß. — Sie ſprachen noch eine ziemliche Weile, als ſie von einem Vorübergehenden geſtöret wurden, der mit ſich ſelbſt zankte, und endlich ſo ſang: — —

Es vergehen unſre Tage
wie der Wind,
Jetzt vergeſſ' ich meine Plage,
Weib und Kind;

Ich will in die Schenke laufen;
wohl iſt's mir.
Mein Weib mag Waſſer ſaufen,
ich trinke Bier.

Margareth ſagte: Hanns, iſt das nicht unſres Nachbars Martin Stimme? — — ja ſie iſt's. Martin! wohin, Meiſter? Martin — auf ein Wort, ſagte Hanns.

Martin. Hab nicht Zeit, muß in die Schenke.

Hanns. Nur auf ein Wort, Nachbar.

Martin. Nu — was iſt's?

Margareth. Setzt euch nur ein wenig — es hat ja nicht ſo Eile, ihr könnt ja noch genug trinken.

Martin. Mich dürſtet.

Hanns. So bring ich dir's Martin, auf — wohl leben. —

Martin. Haſt du Bier? —

Hanns. Freylich ja, ich und meine Grethe trinken ſchön ſtill mit einander.

Martin. Warum gehſt du nicht ins Wirth-haus?

Hanns. Weil ich zu Haus weit zufriedener bin. —

Martin. Hm! Hm!

Hanns. Sieh, lieber Nachbar, mußt mir es aber nicht übel nehmen, du biſt ein braver, rechtſchaffener Mann — arbeiteſt fleißig, und iſt an dir nichts auszuſtellen — — wenn du nur nicht ſo oft in die Schenke gingſt — ſieh lieber Martin, du kannſt dir nicht vorſtellen, wie du ausſiehſt, wenn du oft ſo beſoffen zurückkommſt — ich würde ſchwören, daß du Meiſter Martin nicht wäreſt, wenn ich dich nicht kennte. — Da kömmſt du nach Haus mit zerrauſten Haaren, den Hut nach der Quer, kannſt auf keinem Fuß mehr ſtehen, und polterſt und lärmſt, daß die ganze Nachbarſchaft zuſammen laufen möchte — dann lieber Martin, ſchlägſt du dein armes Weib, wirfſt deine Kinder in einen Winkel, daß ſie Hals und Beine brechen möchten, und fluchest, daß ſich der Abgrund öffnen könnte. Jetzt ſag mir, iſt das ein Betragen für einen wackern Mann? — mußt du dich nicht ſchämen, wenn du ſo zurückdenkſt. — — O Martin! lerne das Vergnügen einer glücklichen Ehe kennen, und ich weiß, ich weiß, du wirſt mir Dank wiſſen. — Was nützt das Volltrinken? Es ſchwächt deine Geſundheit; du wirſt frühe in die Grube müſſen, und dann, Meiſter Martin, deine armen Kinder —

Martin fiel Hannſen um den Hals und weinte — haſt recht Hanns, ſagte er, haſt recht — ich will nicht mehr ins Wirthshaus, zu dir will ich gehen, mein Weib und meine Kinder am Abend mitnehmen, und daß du ſiehſt, daß mir's Ernſt iſt, ſo will ich ſie gleich heute zu dir herhohlen. Martin hohlte ſein Weib und ſeine Kinder her, und brachte den Abend in Hannſens rechtſchaffener Geſellſchaft mäßig zu — er trank ſich nicht mehr voll; ſein Weib, ſeine Kinder wurden glücklich, Gottes Segen war bey ihnen, und ſie ſangen jeden Sommerabend, an Hannſens Hütte, ein Lied aus redlichen Herzen:

Freude ſoll ſtets bey uns wohnen;
Freundſchaft, Eintracht, Mäßigkeit
Soll uns mit Vergnügen lohnen
In dem Schooß der Häuslichkeit.

Weib und Kinder ſind Vergnügen
Für den Mann, der Vater iſt;
Luſt ſoll nie die Seele wiegen,
Die die ſanfte Pflicht vergißt.

Anecdote.

Leute, die ihre Zeit übel anwenden, beklagen am erſten die Kürze derſelben. Da ſie die Zeit mit Ankleiden, Eſſen, Schlafen, närriſchen Discurſen, Berathſchlagungen über das, was ſie thun, oder auch nicht thun wollen, zubringen, ſo fehlt ſie ihnen ſehr oft zu ihren Geſchäften; aus dieſer Urſache können ſie nicht begreifen, wie diejenigen, welche ſie beſſer anwenden, eine Zeit übrig haben können, ſammt ihren Geſchäften, etwas Nützliches zu ſchreiben. In den Zeiten des Theophraſt war ein Geſchöpf Gottes, das man Menſch nannte, in einer Geſellſchaft; es wurde eben die Frage geſprochen, ob es wohl einem griechiſchen Senator erlaubt wäre, neben ſeinen Geſchäften ein gemeinnütziges Werk zu ſchreiben? Der Menſch behauptete zuverläßig: Nein, ein Senator, ſagte er, ſoll ſeine Akten arbeiten, ſo hat er genug zu thun. — Theophraſt lachte, und man fragte ihn um die Urſache — und er ſprach: Es iſt kein Menſch ſo beſchäftigt, daß er nicht alle Tag eine Stunde Zeit verlieren könnte, und dieſes macht doch in einem Monath ſchon 30 Stunden, in denen ſich viel ſchreiben läßt. Zudem muß ja der Menſch auch eine Erhohlung haben, oder ſcheint es Ihnen wohl unbegreiflich, meine Herren, daß ein Menſch im Schreiben eine Erhohlung finden kann? ſo müſſen Sie das Denken, das doch jeden Menſchen gemein iſt, für Frohnarbeit anſehen. —

Schreiben heißt ja nichts, als was man gedacht hat, zu Papiere bringen, und Denken iſt ja nichts, als ein kleines Vorrecht, das uns von einer Katze unterſcheidet: oder wollen ſie vielleicht das Denken zu einem wichtigen Geſchäft machen, ſo bedaure ich Sie von Herzen, denn Sie müſſen entweder nie eine Erhohlung haben, oder in ihren Erhohlungsſtunden nicht denken.

Sie werden mir keines einraumen wollen — denn daß Sie Erhohlungsſtunden haben, beweiſen Koffee- und Weinſchenken, und daß Sie in ihren Erhohlungsſtunden auch denken werden, o daran läßt ſich nicht einmahl zweifeln, alſo müſſen Sie es nicht zum Verbrechen ausrechnen, wenn man das, was man denkt, aufſchreibt. Sind manchen Stunden vergönnt, Thorheiten zu begehen, ſo kann man ja manchem auch eine Minute paſſiren laſſen, dieſelbe aufzuſchreiben. Schreiben iſt beſſer als karten, karten iſt beſſer als gar nichts thun — und gar nichts thun beſſer als einen Bückling machen; denn dieſes iſt abgeſchmackt, und ein Abgeſchmackter iſt der, den die Narren für einen Mann von Verdienſt halten, und ein Narr iſt, welcher nicht einmahl ſo viel Verdienſt hat, daß er den Abgeſchmacken vorſtellen kann, und der Narr iſt lächerlich, Lächerlichkeit entſpringt von dem Mangel des Verſtandes, wie die Verleumdung von dem Verderbniß des Herzens, aber wir wollen nicht weiters uns abzanken — denn es iſt gewiß — daß binnen der Zeit, da wir hier zu Tiſch ſaſſen, und ſprachen und lachten, mancher auf ſeiner Stube ein Buch geſchrieben hätte — ſo ſagte Theophraſt, und die Geſellſchaft gab ihm recht.

Das edle Betragen gegen ſeinen Feind.

Selim haßte den ehrlichen Hollmann; er war unverſöhnlich, und ſchändlicher Neid war die Urſache ſeines Haſſes. Selim war reich, aber ein ſchlechtes Arbeiter; Hollmann war arm, aber geſchickt, und er ernährte ſich ehrlich, weil Jedermann bey ihm arbeiten ließ.

Selim konnte das Glück ſeines Nachbars nicht anſehen, und ſchon entſtanden in ſeinem Herzen ſchwarze Entwürfe, um ihn zu ſtürzen.

O! rief Selim: Mit welcher Seelenwonne

wollte ich ſehen, wie ſein Haus über ihn einſtürzte; wie der Hagel ſeine Felder verwüſtete, und wie den traurigen Ueberreſt die Flamme verzehrte! O! daß ſein Weib und ſeine Kinder nicht ſchon wie Schattenbilder herumgehen, die ihre Gräber verlaſſen haben! O! daß mir das Vergnügen nicht ſchon vergönnt iſt, ſie an Knochen nagen zu ſehen, die ſelbſt den Hunden zu ſchlecht ſind!

Aber — — es wird ſich Alles noch geben, es wird die Zeit kommen, in der äußerſtes Elend ihre Hütte durchwühlen wird; dann, wenn ſie ſich vor mir im Staube krümmen, und Barmherzigkeit betteln werden, will ich lachen, und ſie mit meinem Fuß von mir ſtoßen. Wenn ſie vor Hunger Baumrinden mit ihren Zähnen zermalmen werden, will ich ihnen dieſe Koſt noch mißgönnen; und ſollten ſie vor Durſt aus Kotblacken trinken, ſo will ich noch Unflatt in ihr Getränke hineinwerfen.

So dachte Selim, und ſein Haß gegen ſeinen ehrlichen Nachbar wuchs mit jedem Tage.

Hollmann, wie wir geſagt haben, lebte arm, aber zufrieden. Er wußte, daß Selim ſein Feind war; aber ſein Herz fluchte nie dem Todfeind.

Wenn Hollmann am frühen Morgen erwachte, und die Sonne ſo prächtig aufgehen ſah, ſo rief er zum Himmel: Gütiges Geſtirn! auch du glänzeſt über Selims Scheitel, und verkündigeſt mir, daß auch mein Feind noch mein Nächſter ſey. Vielleicht iſt heute der Tag unſerer Verſöhnung.

So oft es Abend wurde, ſtanden Thränen in Hollmanns Augen; wieder ein Tag vorüber, ſagte er: und Selim iſt noch mein Feind, aber Verzeihung, gütiges Weſen, Verzeihung für Selim! beſchützet ihn noch dieſe Nacht, ihr Schutzgeiſter der Menſchen! und rufe ihn, Unendlicher! noch nicht in ſeinem Irrthum vor dein Gericht.

Hollmann hatte zwey Kinder, die er kaum mehr ernähren konnte, denn er ſah, daß Selims Feindſchaft ihm ſein Gewerbe entzog. Keine Verleumdung, keine Abſcheulichkeit war zu erdenken, die Selim nicht anwendete, ſeinen Nachbar vollends unglücklich zu machen

Eines Tages, als Hollmann in der Kirche war, ließ Selim in Hollmanns Wohnung einbrechen, und ſeinen Handwerkszeug entfremden.

Hollmann kehrte zurück, und ſah das Elend in ſeinem Hauſe: Nun bin ich ein Bettler! ſchrie er aus: — Gütiger Gott! du wirſt auch für einen Bettler ſorgen; ich verzeihe dem in deinem Nahmen, der die Urſache meines Unglückes war. Dann rief er ſeine Kinder herbey. Bethet zum Himmel, liebe Kinder! ſagte er, daß Gott dem vergeben möge, der uns Böſes gethan hat.

Hollmann konnte ſich mit ſeiner Handthierung nicht mehr fortbringen, weil er ohne Werkzeug war; er ging alſo ruhig hin, und arbeitete als Taglöhner.

Am Abend kehrte er zu ſeinen Kindern zurück — Ihr Lieben! fing er an, wir aßen einſt weißes Brod, aber hier iſt nun ſchwarzes — gute Kinder! Gott wird es uns auch ſegnen, und was brauchen wir mehr als ſeinen Segen? Bethen wir, Kinder! daß unſre Feinde nicht ſo arm werden, wie wir.

Selim ſah mit Luſt Hollmanns Dürftigkeit, und wünſchte ihn noch elender, noch dürftiger zu ſehen.

Selims mögliche Feindſeligkeit war aber nicht im Stande, Hollmanns Sanftmuth zu ſchwächen.

Sein Herz war ihm ſchwer, er ſah ſeine Kinder leiden, aber ſeine Seele erlag nicht unter der Laſt ſeines Unglücks.

Oft warf er ſich vor dem Allgütigen hin, und heiliges Gebeth aus reinem Herzen ſtärkte den redlichen Hollmann.

Nun habe ich mit Gott geſprochen, ſagte er; und wenn mir alle Menſchen feind wären, ſo habe ich ja doch einen Freund, der im Himmel iſt, und der mich retten wird.

Die Tage des Laſterhaften ſind gezählet, und Verderben begleitet den böſen Menſchen, wie ſein Schatten.

Eine tödtliche Krankheit entriß Selims Weib, er verlor zwey Kinder durch einen Unglücksfall; und erkrankte ſelbſt Todes gefährlich.

Weil Selim krank darnieder lag, brach eine ſchreckliche Feuersbrunſt in Selims Wohnung aus.

Selims Behauſung war in Flammen, und niemand wollte den unglücklichen kranken Selim retten. — Hollmann erfuhr die Gefahr ſeines Feindes, und wie Blitz eilte er ohne Ueberlegung in das brennende Haus, und trug ſeinen Feind, mit Gefahr ſeines eigenen Lebens, in Sicherheit.

Der beſte Ort in Hollmanns Wohnung war für Selim beſtimmt, und binnen der Zeit, in der ſich Alles mit ſich ſelbſt beſchäftigte, war Selim der Gegenſtand von Hollmanns Sorge.

Das Feuer war gelöſcht; Selim erwachte, wie aus einem Taumel; und ſeine erſte Rede war: Hollmann! Hollmann! kannſt du mir verzeihen? Thränen floßen aus Hollmanns Augen. — Keinen Dank — lieber Selim! keinen Dank, erwiderte er, und drückte den Kranken an ſein pochendes Herz.

Selim wurde immer kränker; er ließ den Richter zu ſich rufen, und ſetzte den Hollmann zum Erben ſeines ganzen Vermögens ein.

Selim ſtarb in Hollmanns Armen; Thränen der

Reue löſchten aus dem Buche der Ewigkeit Selims ſchwarze Thaten aus; und der Gott der Güte erhörte Hollmanns Gebeth und Selims Reue.

Nach Selims Tod war Hollmann glücklich, aber auch noch im Glücke war er tugendhaft — bethete noch oft mit ſeinen Kindern zum Himmel, und Selims Andenken war ſeinem Herzen immer heilig. — Er ſtarb im ſpäten Alter den Tod des Frommen, und hinterließ ſeiner Nachwelt gute Kinder.

Seinen Feinden verzeihen, iſt Heldenſtärke — eine Stärke, die die heilige Religion nur allein den Herzen der Menſchen einzuflößen im Stande iſt; eine Stärke — die der Freygeiſt nicht kennt.

Anekdote.

Es gibt Menſchen, die, wenn man ihnen ſagt, daß Dieſer oder Jener Tugend beſitzet, euch antworten werden: er mag ſie behalten. Wenn ihr ſeinen guten Verſtand rühmet, ſo werden ſie euch ſagen: deſto beſſer für ihn. Wenn ihr ſagt, daß er ſeinen Verſtand ausbildet, ſo werden ſie euch fragen: wie viel es geſchlagen hat, oder ob das Wetter ſchön ſey. Wenn ihr ihnen aber erzählet, daß ein gewiſſer Spaßmacher ein Glas Brandwein austrinket, und durch die Naſe wieder heraus ausſpritzet, und daß er dieß etliche Mahl über Tiſch zu thun im Stande iſt; dann fragen ſie: Wo iſt dieſer Menſch? bringt ihn zu mir — aber noch dieſen Morgen, oder Mittags zur Tafel.

Der Marktſchreyer kömmt, iſt gut willkommen, und Sokrates wartet im Vorzimmer. So las einer aus einem Buche: was haben wir hieraus zu lernen, ſagte ein andrer? So viel, erwiederte der dritte: Daß ein Narr oft mehr geachtet wird, als ein vernünftiger Mann.

Bravo, Bravo, ſchrieen zehn Andere, die beyeinander ſaßen, und als man ſie fragte, ob ſie es verſtanden haben, erwiederten ſie: Sie wüßten kein Wort, aber es gefiel ihnen die Sache doch ſehr wohl — dann klatſchten ſie mit aller Gewalt in die Hände. Das iſt doch unausſtehlich, rief ein alter Mann aus! Ereifern ſie ſich nicht, erwiederte ihm ein Andrer — dieſe Herren ſind es ſo gewohnt, ſie klatſchten auch oft in der Komödie, ohne zu wiſſen, warum?

Die gute Roſine,

oder:

Etwas für uns Männer.

Wieſeneid war jung und ſchön, und er entſchloß ſich, ein Weib zu nehmen; ich will hingehen, ſagte er, und unter den Hunderten von Mädchen, die in der Welt ſind, mir eine Gattinn auswählen. In einem Markte lebte ein ehrlicher Bürger, der hatte eine einzige Tochter; er erzog ſie chriſtlich und häuslich — Mädchen, ſagte er ihr oft, ich will, du ſollſt einſt den Mann glücklich machen, der dir zum Bräutigam beſtimmt iſt; das will ich auch von Herzen thun, erwiederte Roſine, und mein lieber Vater ſoll Freude an mir haben.

Roſine war ein gutes Mädchen, Ehrlichkeit mahlte ſich auf ihrer Stirne, und ihre großen ſchmachtenden Augen ſagten durch ihren unſchuldigen Blick, daß ihr Herz nicht betrügen könnte.

Wieſeneid machte mit Roſine Bekanntſchaft, ſie gefiel ihm, und in Kurzen war er wahrhaft in ſie verliebt. Eine gute Partie, Bruder! ſagten ihm ſeine Freunde — laß' das Mädchen nicht, ſie hat Geld —

du haſt eine gute Wahl getroffen — und ich weiß nicht, was ſie noch alles Albernes unſerm Wieſeneid vorſchwatzten, ſo wie es noch gemeiniglich geſchieht, ſo lange ſich Leute heirathen, und ſo lange es Narren gibt, die nur auf Geld ſehen.

Roſine war in Kurzem Wieſeneids Braut; die Vermählung war vorbey, und Wieſeneid führte ſeine Gattinn in die Stadt.

Nach einem Jahre war die Heftigkeit ſeiner Liebe dahin, er achtete Roſine nicht mehr. Roſine fühlte ihr Unglück, und ſtiller Gram marterte ihre Seele.

Es war kein Tag mehr im Jahre, an dem Wieſeneid am Abend zu Hauſe aß; täglich mußte er mit ſeinen Kameraden in die Weinſchenken laufen, und vor 11 Uhr Nachts kam er ſelten nach Hauſe — er ſpielte und trank — und vergaß ſeine gute Roſine.

Es gibt Männer in der Stadt, die ſterben müßten, wenn ſie nicht täglich eine Schenke beſuchten; dort verzehren ſie oft zehnmahl ſo viel, als ſie auf ihre Hauswirthſchaft aufwenden, dann kommen ſie mürriſch zurück, ſehen jeden Heller zwanzig Mahl an, den ſie zum Unterhalt ihrer Weiber und ihrer armen Kinder hergeben ſollten.

O, iſt es nicht eine Schande für unſer Jahrhundert! Männer ſollen Vorzüge des Geiſtes, Vorzüge der Stärke der Seelen haben: und ich finde, daß ihre Seelen weit unter den Weiber-Seelen erniedrigt ſind.

Nach einem Jahre ſah Wieſeneid nichts als Fehler an ſeiner Frau — ſie ſchien ihm abgeſchmackt, einfältig — ſie war nicht ſchön — und er war ſo grauſam, daß er der guten Roſine oft ſagte, daß ſie ihn nun ganz unglücklich mache. — —

Arme Mädchen! lernet unſer Geſchlecht kennen;

eure guten Herzen urtheilen zu vortheilhaft für uns. Glaubet nicht dem Scheine, wir betrügen gerne — wir ſagen den Mädchen Sachen vor, die wir vergeſſen, wenn wir Männer ſind. — Roſine hatte als Mädchen keinen Fehler — ſie hatte auch keinen als Frau, ausgenommen in ihres Gattens Augen.

Glaubet mir, Mädchen! Männer haben mikroſkopiſche Augen. Sie ſehen Schwachheiten für Laſter an — und ſind wie die Sternkundigen, ſie ſuchen Makeln in der Sonne, und weil ſie ſelbe ſuchen, fallen ſie ſelbſt in ſchändliche Gruben. — Im Lande, wo es ſchlechte Weiber gibt — gibt es gewiß noch weit ſchlechtere Männer. —

Wenn Coqueterie in einem Lande herrſcht, ſo iſt es gewiß, daß die meiſten Männer in ſelbem Narren ſeyn müſſen, denn die Mädchen ſind Coqueten, um zu gefallen. —

Würden die Männer nur der Tugend den Vorzug geben, ſo würden die Mädchen ebenfalls tugendhaft ſeyn, um zu gefallen. Warum wollen wir denn Alles auf die Weiber hinüber ſchieben? Laßt uns bekennen, Brüder! daß wir auch unſere Fehler haben, und unſre Thorheiten, und ſuchen wir ſie zu vermeiden, ſo wird es bald beſſer werden. Sehet dort — ſo heißt es oft — ſeht dort — dieſes Mädchen, ſie iſt auch ſchwanger — ha — ha —, ſehet, wie die Mädchen hier ſind. — Aber, Unverſchämte! haltet ein mit euren Anſichten! — Iſt die Unglückliche eine verführte Unſchuld, ſo ruht der Menſchheit Fluch auf dem Verführer — und iſt ſie ſchon eine übel berufene Weibsperſon — ſo iſt wieder der Fluch gegen den, der ſie zuerſt verführt, und in dieſe Abgründe geſtürzt hat. — Ich kenne keine Verführte ohne den Schänder der Unſchuld und keine unverſchämte Metze iſt in der Stadt, die nicht noch weit ſchändlichere Wollüſtlinge dazu gemacht haben.

Männer! ſchreibt keine Pasquille über die Weiber, denn ihr ſchreibt nichts, als eure eigene Schande und eure Thorheiten. Wollt ihr, daß die Weiber gerade gehen, ſo hört zuerſt zu hinken auf — und ſollen die Mädchen ſchöne weiße Seelen haben, ſo putzet die großen ſchwarzen Flecken aus eurem Herzen. —

Aber wir wollen wieder zu unſerer Roſine zurückkehren. Roſine ſaß einſam auf ihrer Stube; die Erziehung ihres Kindes, und die Hauswirthſchaft war ihre Beſchäftigung; ſo hart ihr die Lebensart des Mannes fiel, ſo hörte man doch nie eine Klage wider ihn; ſie ertrug ihr Schickſal mit ſtiller Geduld, und dachte — die Zeit wird meinen Mann wieder zurückführen.

Es geſchah auch. Wieſeneid kam in mißliche Umſtände, ſeine ſogenannten Freunde verließen ihn mit dem Gelde, und allgemach fing er an, ſeine Thorheiten einzuſehen.

Eines Tages ſaß er tieſinnig da, und ſchwarze melancholiſche Gedanken ſtiegen wie Wetterwolken in ſeiner Seele auf. —

Roſine ſah ihren Gemahl, und konnte ihn nicht leiden ſehen. — Guter Mann! ſagte ſie, verzweifle nicht, dein Vermögen iſt geringer geworden, du haſt vielleicht Alles verloren, aber Roſine bleibt dir noch: ſieh, weil du bey deinen Freunden warſt, habe ich manche Nacht gearbeitet, und ich erwarb durch meinen Fleiß wieder, was du verſchwelget haſt. — Freund meiner Seele, wenn du mich nicht mehr liebſt, wenn deine Roſine nicht mehr für dein Herz iſt — o ſo denke doch, daß du noch Alles für ſie biſt — du kannſt mich haſſen, ich will nicht murren, aber haſſe nur deine Kinder nicht!

Wieſeneld fiel Roſinen um den Hals. — Treffliches Weib! ſagte er, ich habe dich verkannt, und ich verdiene deine Liebe nicht mehr. Dein Herz iſt ungerecht, ſagte Roſine, es ſoll dir keine Vorwürfe machen, weil deine Roſine dir keine macht — wir ſind glücklich genug — ich fand meinen Mann wieder, und Roſine iſt noch immer deine zärtliche Gattinn.

Thränen der Liebe endigten dieſes Geſpräch, — und ſeit dieſem Augenblick kannte Wieſeneid kein größeres Glück als die Liebe ſeiner Gattinn; ſtille häusliche Freuden lohnten ſeine Rückkehr zur Tugend, und beſtätigten die Wahrheit, daß man eine tugendhafte Frau nicht genug ſchätzen kann.

Allein um das Glück eines ſolchen Schatzes zu fühlen, muß man ein unverdorbenes Herz haben, ein Herz, ſo wie es einſt unſere alten Baiern hatten.

Anecdote.

Die alte Mode verträgt ſich mit der neuen Mode gar nicht. Unſere lieben Vorältern heiratheten aus Liebe, und heut zu Tage heirathet man aus Abſicht, man heyrathet des Geldes, der Güter, und der Familien-Verhältniſſe wegen. Das kann ich verſtehen, ſagte der alte Pangraz — aber das kann ich nicht verſtehen, wie man ſagen kann: Herr Amint hat Frau Lucilia, Herr Licidas Jungfer Roſine, und Monſieur Phanton Madmoiſelle Amalien geheyrathet; man ſoll ſagen, Amintens Braut war ein Geldſack, Licidas heyrathete einen Stammbaum, und Phanton vermählte ſich mit einem ganzen Rittergut. Dieſes wäre die eigentliche Sprache; und da nun ein Geldſack von 50 tauſend Gulden, ein ganzer Stammbaum und ein Rittergut der Männer ganzes Herz nothwendig einnehmen muß, ſo iſt ſich nicht zu wundern, warum die guten Weiber in ſelben keinen Platz mehr haben.

Amalie,

oder:

Das Opfer eines frommen Vorurtheils.

Traurig verlebte Amalie ihre Tage. Mit Kummer im Herzen ſaß ſie auf ihrer Stube, und bittere Thränen quollen aus ihren Augen. So bin ich verurtheilt, ich Unglückliche! ſagte Sie, meine Tage zwiſchen dieſen Mauern zu verleben, ſo bin ich lebend unter dieſen hohen Gewölben begraben, wo die blaſſen Wangen manches unglücklichen Mädchens das Mißvergnügen, und ihre Thränen den Schmerz ihrer Seele verkündigen.

O Vater, Vater! warum raubteſt du mir das Vergnügen, das jedem lebenden Geſchöpfe vergönnt iſt? hat die Natur uns nicht zum geſellſchaftlichen Leben erſchaffen? Warum trennte ſich der Menſch ſelbſt von dieſen ſüßen Banden? Wozu dieſe ſteinernen Gräber, in welchen wir in Grüften verſchloſſen, unſer Leben in ſchwärmeriſchem Taumel unglücklich dahin träumen? O Vater, Vater! ſo ſeufzte Amalie, und ging oft in nächtlichen Stunden den langen Kreuzgang auf und nieder, wenn der Mond düſter am Himmel ſtand, und manchen einſamen Stahl in das vergitterte Convent warf.

Amaliens Vater war ein Bürger; er nöthigte ſeine Tochter in das Kloſter, und dieſer unglückliche Zwang war die Urſache von ſeinem und Amaliens Untergang.

Meiſter Philipp verlor bald nach der Einkleidung

Amaliens ſeine Gattinn, er wurde alt und kränklich, und hatte keine Seele auf Gottes Erdboden, die ſich ſeiner annahm. Dieſe mühſeligen Umſtände brachten ihn in Armuth, und er hätte Hungers ſterben müſſen, wenn nicht die Äbtiſſinn ihm erlaubt hätte, täglich ſeine Suppe an der Pforte abzuhohlen.

Amalie ſah nie ihren armen Vater ohne Thränen; Gott im Himmel! ſagte ſie, wie unglücklich iſt meine Lage — wäre ich nun bey dir, guter Vater! du ſollteſt mir nicht mit den elendeſten Bettlern an dieſer Porte ſtehen; meine Hände würden dich ernähren, und meine Sorgfalt würde dich ſchützen, und meine Liebe dir dein Alter erträglich machen. — Amalie wollte ihren Vater umarmen, aber das eiſerne Gitter, das ſie im Sprachzimmer verſchloß, verbot ihr auch dieſe Umarmung.

Mit Thränen im Auge verließ Philipp ſeine Tochter, und fühlte tief im Herzen, daß er das Opfer ſeines Vorurtheils war.

Philipps Geſundheit wurde mit jedem Tage ſchlechter; und Amalie, die täglich um ihren Vater fragte, vernahm, daß er ſchon drey Tage ſeine Suppe nicht mehr abhohlte.

Nur der, der ſeine Aeltern wahrhaft liebt, kann ſich die Größe von Amaliens Kummer ſchildern. Wie ein Schattenbild ſchlich ſie in den langen melancholiſchen Gängen des Kloſters einher, und klagte jedem Stein, der ſie verſchloß, den Kummer ihrer abgehärmten Seele. —

Bald ſtrömte ihr Blut heftig durch ihre Adern, und es war ihr, als wollte ſie die Gemäuer einreißen, die ſie von den heiligſten Pflichten der Natur trennten. — Ergrimmt wie eine Löwinn, die, im eiſernen Käfig verſchloſſen, ihre Jungen leiden ſieht, kratzte ſie mit blutiger Hand die Steine aus dem Gemäuer, und fiel wieder ohnmächtig hin, als Sie die Schwäche ihrer Nerven fühlte.

Es war eine düſtere Nacht, der Himmel dicht mit Wolken überzogen; der Sturmwind brauſte, und auf des Kloſters hohem Thurme glirrten die Windfahnen gräßlich. Steine raſſelten vom Dach herab, die Lampe verloſch im dunkeln Kreuzgang, und die Luft heulte über die marmornen Gräber der verſtorbenen Nonnen.

So war die Nacht, in welcher der arme Philipp ſeine Tochter noch ſehen wollte, ſein Lager verließ, und bis an das Kloſter hinkroch — da wollte er noch Hülfe ſuchen. — Allein ſchon war er zu ſchwach — er konnte die Glocke nicht einmahl mehr erreichen — er ſank hin, und ſtarb.

Frühe am Morgen fand man den Körper des Entſeelten — und welch eine ſchreckliche Nachricht war dieſe für Amaliens Seele? — — Seit dieſem traurigen Augenblicke näherte ſich Amalie mit jeder Stunde dem Grabe — und welkte langſam hin, wie eine Roſe zur Verweſung.

Väter! wenn ihr Kinder habt, erzieht ſie zur Tugend, und [illegible] herrlichen Geſchenke der Natur [illegible] raubt euch dieſe zuweilen an Amalien, und ſchenkt eine Thräne dem armen Philipp!

Der Mahler in Athen.

Ein Mahler in Athen mahlte das Bild eines Geizigen, und ſtellte ſelbes öffentlich zum Verkauf aus. Der alte geizige Kriſip ging vor dem Hauſe des Mahlers vorüber, und ſah das Bild an. — Das iſt mein Ebenbild, ſchrie er auf: Mahler! was unterſtehſt du dich, mein Porträt öffentlich auszuſtellen? — Ich muß Genugthuung haben, ich muß dich verklagen. Kriſip ging zu dem Richter, und klagte über den Mahler: der Richter zog den Mahler zur Vertheidigung. Mein Herr! ſagte der Mahler, ich kannte Herrn Kriſip nicht: ich mahlte einen Geitzigen, und es iſt nicht meine Schuld, daß die Züge des Geitzes Kriſipens Züge ſind. — Geh, ſagte der Richter, ſchändlicher Geitzhals! du haſt dich verrathen, wer du biſt! — Denke — die Wahrheit iſt ein Spiegel; — ſiehſt du hinein, und erblickſt du häßliche Züge, ſo beſchuldige den Spiegel nicht, ſondern dich ſelbſt. Recht gut! erwiderte Einer, der dieſem Geſpräch zuhörte: Wahrheit bleibt immer Wahrheit. — Sie zeigt dem Menſchen den Spiegel im Gemälde, im Buch, und auf der Bühne. — O Kriſipen! fliehet Gemälde, Bücher, und das Theater! denn ihr könntet eure Züge wieder finden, und das wäre wahrhaft nicht unſre Schuld. Es verkauft Mancher eine gute Salbe, aber ſie jukt den erbärmlich, der keine heile Haut hat.

Gewohnheit macht den Fehler ſchön,
Den wir von Jugend auf geſeh'n.
Vergebens wird's ein Kluger wagen,
Und, daß wir thöricht ſind, uns ſagen:
Wir ſelber halten ihn dafür, —
Der Narr — will klüger ſeyn, als wir.
Die Wahrheit kann uns Gellert lehren:
So ging es einſt dem armen Bären,
Der ſich ließ ſeinen Brüdern ſeh'n,
So, wie man könnte aufrecht ſteh'n;
Doch ſeine Kunſt verdroß den Haufen.
Fort! ſchrien alle: fort mit dir!

Du Narr, willſt klüger ſeyn, als wir?
Man zwang den Pez davon zu laufen.

Edler Zug eines Baiern.

Edle Thaten kann man fühlen, ſo ganz im Herzen fühlen, aber ſie ſehr ſelten würdig entwerfen. Mir deucht, als wenn ſich die Schöpfung erneuerte, als wenn Frühlingsgegenden aufblüheten, wenn meine Seele der Edelhandelnde hinreißt zu ſtiller Bewunderung. Es iſt ſchön, tugendhaft zu ſeyn, und dem Menſchen durch Thaten beweiſen, wie herrlich der Tugend Bild ſey.

Es lebte ein Jüngling von Adel am Hofe, und ſein Amt legte ihm das ſüße Geſchäft auf, auch oft um ſeinen Fürſten zu ſeyn. Es ereignete ſich, daß der Fürſt eines Tags ſeine Börſe vergaß, die er eben nöthig hatte, weil ihn ein Unglücklicher um Unterſtützung anſprach. Junger Mann! ſagte der Fürſt, ich habe meine Börſe vergeſſen, gebt aus eurem Beutel dieſem Elenden ein Stück Geld!

Der Jüngling, der ein Herz hatte, welches gerne wohl that, verrichtete dieſen Auftrag mit ſtillem Vergnügen. —

Am Abend ſagte der Fürſt, ich bin noch dein Schuldner, junger Mann — hier biſt du wieder bezahlt; der Fürſt gab dem Jüngling eine Rolle Geld. Unaufmerkſam ſteckte der junge Cavalier mit tiefer Verbeugung die Rolle Geld zu ſich; als er aber auf ſein Zimmer zurückkehrte, und ſelbe öffnete, ſo fand er 50

Dukaten. Sein erſter Gedanke war, daß ſich der Fürſt geirrt haben müſſe, und des andern Morgens frühe trug er die 50 Dukaten ſeinem Herrn wieder zurück. Guter Jüngling! fing der Fürſt an, ich habe mich nicht geirrt; nimm das, was ich dir gab, zum Geſchenke für deine Ehrlichkeit.

Einige Tage nach dieſer Belohnung fragte ihn der Fürſt, ob er gut haushalten könnte? Und was er mit den 50 Dukaten gemacht habe? — Ich höre, fuhr der Monarch fort, du haſt ſie nicht mehr?

Wie Purpur mahlten ſich des Jünglings Wangen — er ſah tief zur Erde hin, und erwiederte mit ſtiller Eingezogeheit — Ja gnädigſter Herr! ich habe ſie nicht mehr. Fürſt: nicht mehr? und wie das? haſt du ſie verſchenkt — rede — was ſchweigſt du? — Jüngling: ja — Fürſt, wem? Der Jüngling erhob langſam ſeine Stirne, und mit ehrfurchtsvollem Blicke erwiderte er: — Ich habe mit dieſem Geld etwas an einer großen Schuld abgetragen, die ich in meinem Leben nie werde ganz bezahlen können — ich gab es meinem Vater. Thränen ſtanden in den Augen des wohlthätigen Fürſten. — Geh hin, ſagte er — guter Jüngling — ich will dich überzeugen, daß ich Unterthanen zu lohnen weiß, die zu handeln wiſſen, wie du.

Edle That einer Baierinn.

Ich ſaß unlängſt traurig auf meiner Studierſtube; manche Thräne entfiel meinem Auge, und mancher ſchwermüthige Seufzer hob meine Bruſt, da ich den ſchrecklichen Gedanken dachte, daß eine ſo große Anzahl verkannter unglücklicher Menſchen in der Stadt ſey.

Allein mir wurde wieder wohl ums Herz, als ich dachte, daß es auch hier manche gutthätige Seele gibt, die den Unglücklichen aufſucht, und Vergnügen findet in Unterſtützung des Elenden.

Erſt vor Kurzem geſchah eine edle That. Ich würde die Edelhandelnde nennen, wenn ich nicht ihre Beſcheidenheit beleidigte — eine That, die ich Tauſenden erzählen möchte, um mit ihnen das Vergnügen zu theilen, das man in der Erneuerung edler Handlungen frommer Seelen fühlt.

An einem entfernten Ort ſtarb ein rechtſchaffener Mann; er hatte lange Zeit als Soldat gedient, und war ſeinem Fürſten getreu. Der Tod dieſes Edlen verſetzte ſeine Familie in die mißlichſten Umſtände. Eine Frau und eine Tochter, die er hinterließ, fühlten die Größe des Verluſtes ihrer Stütze, mit abgehärmter Seele.

Die Tochter wurde aus einem Kloſter in Frankreich zurückgerufen, in welchem ſie die Güte ihres verſtorbenen Vaters bisher erziehen ließ.

Ihre Ankunft war doppelter Schmerz für die gutherzige Mutter. — Mit Umarmungen und Thränen empfingen ſie ſich, und tiefes Stillſchweigen verrieth die Größe ihres gegenſeitigen Schmerzes.

Die Tochter ſah das Elend ihrer Mutter, und die Feinheit des Gefühls des gutherzigen Mädchens verſtattete dem guten Kinde nicht ihrer Mutter eine Bürde zu ſeyn. — Liebe Mutter! ſagte ſie, ich ſehe mit bekränkter Seele ihre Armuth — ich will fort — will ſehen, ob ich mich nicht ſelbſt mit Arbeit ernähren kann — und ſollte mir der Himmel je ein Glück noch ſchenken, ſo will ich kommen, um es mit meiner lieben Mutter zu theilen; die Mutter ſegnete ihr Kind — und heiße Thränen floßen bey dem traurigen Abſchied von ihren Wangen.

Das gute Mädchen kam hier an, aber arm — ohne Geld — ohne Freunde — ſie arbeitete, und brachte ſich kümmerlich fort — ſie ſuchte Hilfe, und mußte manche harte Begegnung ertragen, manches hartes Wort hören, das man ſo gerne dem Unglücklichen gibt, und manche Thräne unterdrücken, die in ihrem ſchamhaften Auge ſtand. — —

Ihre Armuth wurde immer dringender; als ungefähr ein edles Herz von ihr Nachricht erhielt, die Arme großmüthig dem Elend entriß, und ihr fernere Unterſtützung verſprach. —

O Freundinn der Menſchheit! laſſe deine Handlung der Welt verkündigen, laſſe mich ſagen, daß du eine edle Baierinn biſt, um die Luſt ſo ganz fühlen, die ein Herz fühlt, wenn es ſich an Thaten erinnert, die den deinigen ähnlich ſind.

Die zwey Mädchen.

Gretchen und Thereſe waren zwey artige Mädchen, täglich ſahen ſie ſich, und liebten ſich ſo, wie ſich Freundinnen lieben. Thereſe war ſtill, arbeitete gerne, und ihr Vergnügen war in müßigen Stunden ein ſchönes, rührendes Buch. O Schweſter! ſagte Gretchen, du glaubſt nicht, wie du abgeſchmackt biſt, mit deinem beſtändigen Leſen; was nützt das? Laſſe die Bücher den Männern! Die Natur gab uns Witz, wir brauchen keinen Verſtand. — Denke, wir müſſen uns einmahl verheirathen, unſer Geſchäft iſt, den Männern zu gefallen. Auf deiner Stube wird dich Niemand aufſuchen; und ſo, Thereſe — wenn du ſo fortfährſt, ſo wirſt du einmahl eine alte Jungfer bleiben. Gretchens Denkungsart war die Denkungsart mancher unſrer heutigen Mädchen. Sie putzte ſich gerne, beſuchte, ſo oft ſie ein neues Kleid hatte, öffentliche Spaziergänge, war auf jedem Ball, bey jeder Luſtbarkeit, und in jeder Kirche zur Modeſtunde.

In jedem Zeitalter gab es öffentliche Oerter, wo man ſich ſah und ſprach, ſo weit ging aber das Verderbniß der Sitten nie, daß man den Tempel des Unendlichen durch Frechheit entweihete, und die Stunde des heiligen Gebeths zu Liebesintriquen beſtimmte.

Es iſt auffallend, wenn man die Menge von Maskeraden ſieht, welche die Kirchen in gewiſſen Stunden den Tanzſälen ähnlich machen, wenn Männer und Weiber daher kommen, um ihre Kleider zu zeigen, und die Stunden ihrer Zuſammenkünfte am Abend auszuſtecken.

Ich will den Wilden herführen, der, durch weite Räume von uns getrennt, auf offenem Feld zur Erde geſtreckt, den Ewigen anbethet, und er ſoll aus unſerm Betragen nicht errathen, daß die Kirche der Ort iſt, der der Gottheit geweiht wird.

Gretchen war auch unter dieſem Getümmel von Narren, und glaubte, daß, wenn ſie ein neues Band trug, die halbe Welt ſie darum anſehen würde.

Sie ging auch ſelten aus der Kirche, ohne daß ihr nicht ein paar Dutzend von Stutzern nachfolgten. Jeden Tag ging die Rede in der Stadt, Gretchen heirathet; allein ſie war nur umflattert von Schmetterlingen, wie die Roſe im Frühling — ehe man es dachte, waren alle Liebhaber wieder hin. Gretchens unbehutſames Betragen war die Urſache, daß jeder rechtſchaffene Mann ſich von ihr entfernte, denn man hielt ſie für eine ewige Braut.

Thereſe machte einſtweilen mit einem wackeren Manne Bekanntſchaft, binnen 3 Wochen war ſie verheirathet, und verlebte an der Seite ihres Gatten die glücklichſten Tage. —

Gretchen wurde alt; und mit den Jahren nahmen ihre Liebhaber ab. Die Schadenfreude der Weiber über Mädchen, die keine Männer haben, belegte ſie mit dem ehrwürdigen Nahmen einer alten Jungfer; traurig und einſam brachte ſie ihre Lebenstage zu — und wurde zuletzt eine langweilige Bethſchweſter.

Gute Mädchen meines Vaterlandes! glaubet mir, einigen von euch wird es ergehen, wie unſerem Gretchen. Wollt ihr glücklich werden, einen rechtſchaffenen Mann haben, ſo müßt ihr euch ganz anders betragen. — Ich will euch aber keine Regeln vorſchreiben. Iſt euch gedient, Narren zu Liebhabern zu haben, die euch Dinge vorſchwätzen, die ſie nicht denken; die euch täglich heirathen, und euch täglich wieder ſitzen laſſen; ſo könnt ihr es meinetwegen auch thun, denn es wird ſich doch für manchen ehrlichen Mann noch eine gute Thereſe finden.

Schöne Handlung eines jungen Italieners.

Vor einigen Wochen ging ein armes Milchmädchen in die Stadt, die Straße war ſehr glatt, der Unglücklichen glitſchte ein Fuß aus, und ſie fiel hin, und verſchüttete ihre Milch.

Nach einer Weile hob ſich das gute Mädchen auf, und weinte bitterlich. Nun iſt mein ganzer Verdienſt hin, ſagte ſie, und ich habe einen kranken Vater zu Haus, der nichts zu eſſen hat.

Eine Menge von Leuten ſtanden um ſie herum, und lachten, als wenn es ſo was Kurzweiliges wäre, wenn die Menſchen in die Lage geſetzt werden, Hals und Bein zu brechen.

Noch war das Mädchen von gefühlloſen Maſchinen umringt, als ein junger Officier vorüberging. Er fragte, was da geſchah, und als man ihm die Sache erzählte, ging er hin, und gab dem Milchmädchen ein ſchönes Stück Geld. Geh nach Haus, ſagte er, gutes Kind! und beſorge deinen Vater. Die Kleine war vor Freude ganz außer ſich. Vergelts euch Gott tauſendmahl, ſchrie ihm das Mädchen nach; allein der Edelmüthige ging hin, und wartete auf keinen Dank.

Ein ſchöner Zug eines edlen Herzens — er verdient, daß ihn die Welt wiſſe.

Edler Mann! wenn Traurigkeit meine Seele beugt, will ich dich anſehen, mich an deine That erinnern, und ich will wieder munter ſeyn.

Wunderliche Bekanntſchaft eines Reitknechts mit einem adelichen Todtenknochen.

Ritter Hirnſon diente ſchon lange als Dragoner-Officier. Er hatte manche Narbe über den Kopf, er konnte Pulver riechen, Komißbrot verdauen, und auf der bloſſen Erde auſruhen.

Hirnſon kam mit ſeinem Reitknechte nach einem Dorf, wo ein ehrlicher Junge lebte. Johann! ſo ſchrie Hirnſon zu ſeinem Diener, mache mir Morgen meine Stiefel zurecht, und wenn ſie nicht glänzen, und polirt werden, wie ein Spiegel, ſo ſchlage ich dir, Kerl! den Nacken entzwey. So ſprach Hirnſon, trank ein Glas Branntwein, legte ſich auf einen Schab Stroh, und ſing fürchterlich zu ſchnarchen an.

Des Ritters Reitknecht war frühe auf, und bey Sonnenaufgang arbeitete er ſchon an den Stiefeln ſeines Herrn, und putzte und polirte, daß ihm die Tropfen an der Stirne hingen. Daß doch der Geyer, ſing er an, alle Stiefel hätte, und den mit, der ſie erfand! Ich putze und reibe ſchon eine ganze Stunde, und kann ſie doch nicht zurecht bringen.

Johann ſah ſich um, warf die Stiefel in ein Ecke hin; und weil man eben in die Kirche läutete, ſo ging er hierauf, die heilige Meſſe anzuhören.

Die Meſſe war vorüber, und der Reitknecht Hanns ſah die Kirche an. Er entdeckte nahe an der Kirchenthür ein marmornes Grabmahl, es brannte eine Lampe darin; und ein kleines vergoldetes Gitter verſchloß einen Todtenſchädel und etliche Todtengebeine.

O! dachte Hanns, wenn ich ſo ein Bein hätte — ich wollte meine Stiefel poliren, daß es nur eine Luſt wäre. Wenn ich es hätte? ſagte er; Dummkopf! habe ich's nicht; Hanns riß das Gitter auf, nahm einen Todtenknochen, verſteckte ihn unter ſeinem Rock, ging zu ſeiner Arbeit, und ſing mit ſelbem die Stiefel zu polieren an.

Der gute Junge im Dorf, von dem ich oben ſagte, kam zu dieſer Arbeit. Guter Freund! ſing er zu Hannſen an, ihr habt ja hier einen Menſchenknochen zum Poliren? Freylich, erwiederte Hanns: — er leiſtet mir treffliche Dienſte; meines Herrn Stiefel waren noch niemahls ſo ſchön, aber der Knochen iſt auch verflucht hart. Das glaube ich wohl, erwiederte der Junge, es war der Mann auch hart, von dem dieſer Knochen iſt; er war Herr im Dorf, und drückte und preßte ſeine Bauern bis aufs Blut. — Deſto beſſer, ſagte Hanns, ſo iſt dieſes vielleicht der erſte Dienſt, den ſeine Knochen einem ehrlichen Mann erweiſen; hätte ich es gewußt, daß dieſer Mann ſo menſchenfeindlich geweſen, ſo hätte ich ſeine Gebeine aus der Kirche geworfen, und dafür Hundsknochen in den marmornen Sarge gelegt. Liegt aber Jemanden etwas an dieſem Bein, ſo kann er's haben; meine Stiefel ſind geputzt, ſagte Hanns, und warf das Bein auf den Miſt hin.

Der Junge ſah lange mit Tiefſinn den adelichen Knochen an — und dachte allzeit bey ſich, ſo oft er einen ſo ſtolzen harten Mann ſah: O, vielleicht putzt nach fünfzig Jahren Mancher auch die Stiefel mit deinen Knochen.

Anekdote.

O! ich möchte ein Rab werden, ſagte einſt ein armer Mann, dem ein Reicher ſehr hart begegnete; und warum das? fragte ihn ein Anderer: Darum, fuhr der Arme fort, weil ich hoffen würde, daß ich vielleicht aus der Hirnſchaale dieſes Menſchen noch Waſſer trinken könnte, und alſo verſichert wäre, daß er doch noch zu Etwas in der Welt einem lebenden Geſchöpf gut ſeyn könnte. — O du betrügſt dich, fuhr der andere fort, du betrügſt dich — der Mann hat Geld, nach ſeinem Tode werden die Gebeine in Marmor verſchloſſen — vermuthlich laſſen ihn ſeine Freunde gar noch einwürzen, daß die Würmer nicht ein Mahl einen guten Brocken an ihm haben; laß den Gedanken fahren! Ein Reicher, der kein Herz hat, iſt zu gar nichts gut — Säbelhefte und Kolbenknöpfe ſollte man aus ihren Knochen drehen, um die armen Menſchen alle todt zu ſchlagen, die ſie ſchon in ihrem Leben nicht erhungern ließen.

Die Thierhetze,

nebſt

einer unterthänigſten Vorſtellung eines Bären an die Menſchheit.

Was doch das Schönes um eine Hetze iſt! Es iſt doch ein wahres Vergnügen, ein armes Thier durch 40 Hunde todt hetzen zu laſſen.

Der grauſame Löwe mit zerriſſenen Ohren, mit Blut überdeckt, welch ein herrlicher Anblick für den gutherzigen Menſchen! O! welche ſchöne Muſik iſt nicht ſein wimmerndes Gebrüll? Und der ſchreckliche wilde Bär, wie grauſam iſt er nicht, wenn er von dem gutthätigen Menſchen aus ſeinem Käfig mit eiſernen Gabeln geriſſen, und den Hunden Preis gegeben wird!

Wie doch der Bär ein wildes grauſames Thier iſt! Sehet nur, er will ſich nicht gutherzig auffreſſen laſſen, er fühlt den Inſtinkt der Natur zu ſeiner Vertheidigung.

O! wie ich doch nicht von Herzen über uns Menſchen lachen mußte, als man mir den fürchterlichen Löwen und den grauſamen Bären nach einer Hetz zeigte.

Da ſtanden ſie, die armen Thiere, wie die Lämmer, jede Nerve zitterte am ganzen Leibe, ohne Ohren, mit Blut überronnen, mit Löchern im Leibe, durch die man ihnen bis auf die Rippen ſah, ſtanden ſie hier, und fürchteten ſich vor der Menſchen grauſamen Ergetzlichkeiten.

Mich deuchte, es ſtanden Thränen in den Augen des Löwen, und Weheklagen brüllte der Bär zum Himmel, und brummte ſo was bey ſich, als wenn er mich fragen wollte: Herr! wie heißen die grauſamen Thiere, die uns Mitgeſchöpfe ſo mißhandeln? Ich ſagte: Bär! vernünftige Menſchen. — Aber der Bär und der Löwe ſchüttelten immer den Kopf, als wollten ſie meine Antwort nicht recht glauben.

Die Hetze verurſachte ſo lebhafte Eindrücke auf meine Seele, daß mir die darauf folgende Nacht alle die erbärmlich blutenden Thierbilder wieder im Traume, wie lebend, erſchienen. Es deuchte mich, als wenn ein ehrwürdiger alter Bär vor mir ſtand, und ſo zu reden anfing:

Thier, das man Menſch nennt, reiche mir deine Hand, ich gebe dir meine Pfote, und verſichere dich bey Bärentreue, meiner Freundſchaft.

Es ſcheint mir, als wenn unſer hartes Schickſal deiner Seele nahe ging, und darum komme ich zu dir, und erſuche dich im Nahmen unſrer gemeinſchaftlichen Mutter Natur, deinen Brüdern für uns eine unterthänigſte Vorſtellung zu machen.

Es ſey fern von uns, Vorrechte zu begehren, deren ſich bisher nur die Menſchenthiere anmaßten. Wir ſind mit unſren Höhlen zufrieden, vergnügt mit unſern Pelzen und mit unſrer ſchlechten Koſt, die in Wurzeln und Kräutern beſteht; denn wir ſind ſtark und geſund, und haben eure Giftmiſcher, die ihr Köche nennt, nicht nöthig.

Wir wollen es gerne geſchehen laſſen, daß ihr manchmal einen von unſern Brüdern erleget, wenn er ſich zu weit von der Höhle entfernen ſoll. Auch ſoll es uns zum Vergnügen gereichen, wenn wir des Erwürgten Pelz euch gehorſamſt anbiethen dürfen; nicht zweifelnd, daß, wenn ſich von euch einer zu weit in unſre Wildniß herauswagt, und unbeliebig aufgefreſſen werden ſoll, ihr gegenſeitig eine gute Verdauung unſerem Magen gnädigſt vergönnen werdet.

Hauptſächlich aber bitten wir euch, in mildeſte Erwegung zu ziehen, daß ihr durch eure Grauſamkeiten bisher das Völkerrecht der Thiere verletzet habt. Nichts berechtiget euch, ſo grauſam gegen uns zu verfahren; denn alle unſre Handlungen bisher gegen euch waren nur bloſſe natürliche Vertheidigungen, oder Hungerszwang.

Man erinnert ſich nicht in unſerer Republik, daß, ſo lange die Welt ſteht, eine Menſchenhetze ſey gehalten worden, oder daß je einer eurer Brüder an einer Kette, wie die unſrigen, zur Beſchau habe herumtanzen müſſen. Ihr könnt alſo aus keinem Rechte uns ſo beleidigen, weil wir euch auch nie beleidigt haben, aus welchem Grunde ihr keine Repreſſalien gebrauchen könnet.

Wir bitten euch im Nahmen der Natur, uns doch auch als Mitgeſchöpfe gnädigſt anzuſehen, und uns als Mitthiere zu behandeln, mit dem unterthänigſt gehorſamſten Anerbiethen, daß unſre Pelze euch noch immer zu Dienſten ſtehen ſollen, wie auch unſer Schmalz und unſre Tatzen, wenn ihr nur die hohe Gnade haben möchtet, euch ſelber nach wahrhaftem Bedürfniß zu bedienen und uns ſelbe mit einer etwas feinern Art unmaßgeblichſt abzuziehen.

Dieſe Bitte gründet ſich in der Billigkeit, und wir erwarten eine gnädige Erhörung. — Der ich mich im Nahmen aller Bären zur hochmenſchenthierlichen Gnaden und Hulden unterthänigſt gehorſamſt empfehle.

So ſprach der Bär, und ich erwachte — und ſchrieb des Bären Rede wieder.

Eine Liebesbekanntſchaft,

die

leider bey uns nicht mehr Mode iſt.

Der Vogel ſang das letzte Lied, und eilte in die hohe Eiche ins Neſt; der Hirt, vom längeren Schatten begleitet, trieb die Heerde ins Dorf — und an dem Bach ſaß das ländliche Mädchen, kämmte ihre langen Haare, und putzte ſich ſchon für den kommenden Feſttag.

Ein ſanfter Taumel floß durch Edmunds fühlendes Herz. Er war nach am Fenſter — ſah dem aufſteigenden Monde zu, bewunderte ſein glänzendes Bild im ruhigen Bach, und hörte entzückt der Fröſche einſchläferndes Lied.

Ein großer Buſch, mit wilden Roſen bewachſen, ſtreute balſamiſche Dünſte umher; und eine, mit Moos dicht bewachſene Eiche mahlte ihr koloſſales Bild mit ſchwarzen Schatten auf die Wieſe.

Unter dieſem Buſch ſaß das Herrlichſte der Mädchen, und ſchön wie Philomele ſang ſie ein Lied, über welches die Schöpfung ſich freute. Aufmerkſam horchte Edmund den göttlichen Tönen zu — und fühlte ein Etwas in ſeiner Seele, das er noch nie gefühlt hatte. O! dachte er bey ſich: Du ſanftes Mädchen! auch du haſt ein fühlendes Herz. — Sanft und gut muß deine Seele ſeyn, wie die ſchlummernde Natur. — — — O Mädchen! fühlſt du wohl auch dieſes Etwas in deiner Seele, wie ich es fühle? Fließen wohl auch Thränen aus deinem Auge, ohne zu wiſſen, warum?

Und pocht dein Herz auch wie das meine? — So ſagte Edmund — und horchte wieder; aber er horchte vergebens; das gute Mädchen ſang nicht mehr. Endlich als er noch lange, lange, am Fenſter ſaß, ſank ſein Haupt hin, und er ſchlief ein — und träumte die ganze Nacht von ſeiner unbekannten Sängerinn. Es war ſchon heller Tag, und die Glocke im Dorfe rufte ſchon den frommen Landmann zum feyerlichen Gottesdienſt, als Edmund erwachte; Gott! rief er auf, wie danke ich dir für dieſe herrliche Nacht — ſo gut ſchmeckte mir noch nie der Schlaf in meinem Leben. Wie ich mich nun wieder erquickt — wie ſtark ich mich fühle. Es iſt mir, als wäre Löwenſtärke in meinen Adern. —

Edmund lief in den Garten — — warf ſich in der Sommerlaube zur Erde hin, und dankte nochmahl dem Himmel für den genoſſenen Schlaf; — dann eilte er mit verdoppelten Schritten in die Kirche, und wohnte mit feyerlicher Andacht dem heiligen Gottesdienſte bey. Gütiges Weſen! ſo bethete er zu ſeinem Schöpfer — aus vollem, aufrichtigen Herzen — führe du mich durch den Weg dieſer Welt — lehre mich meine Pflichten kennen, und leite mich auf den Weg deiner Gebothe, laſſe mich nichts thun, was dir mißfällt, laſſe mich immer denken, daß ich dein Geſchöpf bin — und jeder Menſch mein Bruder! —

So bethete Edmund, als er in ſeiner heißen Andacht von den Leuten geſtört wurde, die das Opfer zum Altar trugen. Schon war die Jugend vom Dorfe halb vorüber — als ein Mädchen durch ihr eingezogenes Weſen, durch ihren jungfräulichen Blick ſeine ganze Aufmerkſamkeit reizte. — Nur du ſchönes, göttliches Mädchen! ſagte ihm ſein Herz, nur du — warſt fähig die ſtillen heiligen Eindrücke der Nacht im unſchuldigen Buſen zu fühlen — Du — edles Geſchöpf, der Gottheit Ebenbild — du warſt es, die ſo trefflich ſang in der verfloſſenen Nacht. So dachte Edmund, und Hannchens Herz wurde ebenfalls durch Edmunds edles Betragen aufmerkſam gemacht. Ach! ſagte ſich Hannchen — ſo einen Gatten möchte ich meinem alten Vater geben können. — —

Der Gottesdienſt war vorüber, und die Chriſtenlehre fing an; Edmund hörte erſtaunend zu — als er ſein Mädchen mit heißem Eifer von den Pflichten des Chriſten ſprechen hörte. — Kein Mädchen war im Dorfe, das die Grundſätze der Religion ſo gut wußte, als Hannchen — Ihr alter Vater war an ihrer Seite, und Freudenthränen netzten ſeine Wangen. —

Die Chriſtenlehre war vorüber, und der Pfarrer ſagte: Meine lieben Leute! ich muß euch um ein chriſtliches Werk der Barmherzigkeit bitten. Einer aus unſerer Gemeinde, der alte Hanns, hatte das Unglück — und brach ſich einen Fuß — er iſt nicht im Stande, ſich einen Knecht zu halten. Nun iſt es Zeit zum Feldbau — ſeine Aecker werden brach liegen müſſen, wenn ihr ihn nicht unterſtützet. Der Pfarrer ging von Mann zu Mann, und ein Jeder legte für Hannſen ein Stück Geld hin. Die Reihe kam an Edmund; Herr Pfarrer! rief er auf, dem Hanns iſt nicht mit Geld gedient, ich will mit meinen Pferden ſeine Aecker pflügen, und anbauen. Alles war ſtill, als Edmund dieſes ſagte — und Hannchens Vater, der Aelteſte im Dorfe, fiel Edmund um den Hals, und rief aus: Brüder! habt ihr jemahls einen ſolchen ehrlichen Jungen geſehen? — Der Pfarrer weinte ſelbſt vor Freude — und Hannchens Herz ſchlug ſtärker, und ihre Wangen waren roth wie Purpur.

Alles begleitete Edmund aus der Kirche, und Jeder zeigte mit den Fingern auf ihn, und ſagte: Sehet den guten Edmund! — Der Alte bath Edmund zur Mittagsſuppe. —

Hannchen mußte ſich an ſeine Seite ſetzen — und der Alte war von ganzem Herzen vergnügt, als er ſah, daß Edmund und Hannchen ſich liebten. — —

Man vergaß nicht von jeder Speiſe dem guten kranken Hanns etwas zu ſchicken. — Und als das Eſſen vorbey war, ging Edmund und Hannchen hin, und beſuchten den Kranken. Bey ſeinem mühſeligen Anblick zerfloß ihre Seele in gleiches Mitleid — und ſo war die erſte Umarmung ihre Liebe.

* * *

Es gibt Menſchen, denen kein Geld zu viel iſt, ihren Kindern Allfaunzereyen lernen zu laſſen — ſie ſehen aber jeden Kreuzer an, den ſie einem Mann geben ſollen, der ihre Söhne zu Staatsbürgern bilden ſollte.

Ein ehrlicher rechtſchaffener Mann, mit geſunder Vernunft und edeln Grundſätzen mußte Armuth halber das erbärmliche Handwerk eines Informators ergreifen er brachte ſich kümmerlich fort, denn er wurde in den meiſten Orten bezahlt, wie ein Taglöhner. — Verdruß und ſchlechte Nahrung förderten ihn zur Grube; er ſtarb zu Ende des Monaths, nachdem er nur 8 Tage krank war. Die hinterlaſſene Witwe bath bey einem wohlbemittelten Mann, deſſen Sohn ihr verſtorbener Mann inſtruirte, um das ausſtändige Monathgeld: allein man zahlte ihr nur die Hälfte, und zog die andere für Verſäumniſſe ab. —

Das iſt doch abſcheulich ſchmutzig! Nach allen Rechten hätte der Reiche wohl gar die Grabkoſten zahlen ſollen, denn ſein ungezogener Sohn trug gewiß viel bey, daß der arme Informator ſtarb. —

Eine faſt gleiche Geſchichte wurde durch einen Brief unter der Aufſchrift: An den Verfaſſer der ſämmtlichen Anekdoten, eingeſchickt, und anzuzeigen gebethen; — ſie betraf einen armen Muſiker, der um Geld inſtruirte, und dem es eben ging, wie unſerm Hofmeiſter. Ich zeige aber dergleichen Sachen nicht gerne an, und wünſche vielmehr edle, erhabene, ſchöne Handlungen anzeigen zu können; unterdeſſen iſt der Lauf der Welt doch ſo, daß es immer mehr Böſes, als Gutes gibt.

Nicht alle Menſchen lieben ihre Brüder.

Der Menſch, zum Wohlthun erſchaffen, verläßt die heiligen Wege der Natur, verkennt ſeine eigene Größe, verunſtaltet des Schöpfers heiligſtes Bild, und macht aus dem Paradies eine Grube des Elendes.

O Brüder! wie ſelig wäre das menſchliche Leben, wenn Eintracht und Bruderliebe unſere Herzen erfüllte, wenn die Erdenbewohner das wären, was ſie ſeyn ſollen, und zu dem ſie der Ewige ſchuf. Hat uns die Vorſicht nicht alle zu guten Menſchen beſtimmt? Warum verlaſſen wir ihren heiligen Endzweck? Warum verheren wir den Tempel der Gottheit, und warum machen wir uns ſelbſt aus dem herrlichſten Bilde der Schöpfung eine ſchreckliche Wüſte?

Sind wir nicht Kinder der Zeit, und Sklaven zufälliger Minuten? Sind wir nicht Schmetterlingen gleich, die nur einen Roſenmonat durchleben, und hängt die Dauer unſrer Größe wohl nicht vom vergifteten Stachel des kleinſten Inſekts ab? Warum wollen wir denn dieſe wenigen Minuten nicht Gutes thun, in denen wir hier ſind? wir verſchwinden ja bald wieder, wie die Bilder verſchwinden, die durch optiſche Kunſt in buntfärbigen Schatten auf den leeren Wänden einher gleiſen — ſich verlieren — und Nichts ſind.

Aber wir vergeſſen, wer wir ſind, wir vergeſſen den großen Endzweck unſerer Beſtimmung. Wie Raubthiere verfolgen wir uns ſelbſt, entehren den Schöpfer und ſchänden die Natur. Wer hat jemahls die trefflichſten Worte überdacht, und tief im Herzen gefühlt die Worte des Apoſtels? — Wenn ich mit Engelszungen reden könnte, hätte Kräfte, den Horeb auf den Carmel zu tragen, und hätte die Liebe nicht, ſo wäre ich nichts — ſo ſagte er, der Vortreffliche. — Und die Wahrheit der Sprache ſeines Herzens bewieſen ſeine Handlungen.

O! könnte dieſer Gütige aus dem Schooß der Ewigkeit wieder zurückkehren, unſere Handlungen ſehen; er würde wieder hinſinken zur Grube — wie eine Roſe von dem ſtürmenden Nordwinde. Iſt es wohl zu begreifen, wie es in unſerm aufgeklärten Jahrhundert noch Handlungen geben könne, über die die Menſchheit erröthen muß? Wildheit und Barbarey iſt noch im Herzen vieler Menſchen — und zwar abſcheuliche Wildheit, es möchten einem die Haare zu Berge ſtehen, wie die Stachel eines ergrimmten Igels, und jeder Blutstropfe in den Adern zu Eis werden, wenn man in Mitte von Städten, wo Alles an Menſchenbildung arbeitet, wo Religion und Menſchenliebe herrſchen ſollen, Ungeheuer von menſchlichen Geſchöpfen noch finden. —

Es wird eine Woche ungefähr ſeyn, daß ein armer Bauersknecht auf der Schranne war, er hob einen Getreidſack mit ſeinem Kameraden vom Wagen, es glitſchte ihm der Fuß aus, er ſtürzte, der Sack fiel, und zerquetſchte ihm die zwey Füße. — Erbärmlich lag er auf der Erde da, und ſichte um Mitleid — man trug ihn zu dem nächſten Bader; allein der Unbarmherzige nahm ihn nicht an. — Fort mit ihm! ſchrie er — da hätte ich viel zu thun, wenn ich alle Leute kuriren wollte, die ſich die Beine brechen. — Fort! ich laſſe ihn nicht zur Thür herein; — vergebens rollten Thränen aus den Augen des Unglücklichen — vergebens flehte er um Barmherzigkeit vom Himmel — der Bader war taub, er hörte ihn nicht. —

Man trug den Unglücklichen fort, und eine Menge von Leuten folgte ihm nach; — Jeder ſah ihn an — das iſt ein Unglück, ſchrie man aus, und ging wieder ſo froſtig davon, als man herkam. Ein glücklicher Zufall führte einen edlen Kavalier zu dieſem Schauſpiel — Er ſah nun den erbärmlichſten Zuſtand des Unglücklichen, ließ ihn gleich auf ſeine Koſten zu einem Wundarzte tragen, und ſorgte für ſeine Verpflegung. Tauſend Dank dem edeln und gutthätigen Menſchenfreund! Er, der des Menſchen Tugend lohnt, wird ihn lohnen; aber nur ein paar Worte für unſern Bader: —

»Wie habt ihr die Nacht über geſchlafen? guter Freund! ganz gut ohne Zweifel. O das iſt mir Leid, daß ihr noch ruhig ſchlafen könnet, nachdem ihr euch ſolcher Thaten bewußt ſeyd; ich wollte lieber, ihr hättet nicht gut geſchlafen; habt ihr denn keine ſchweren Träume gehabt? Iſt euch das elende Bild eures leidenden Nebenmenſchen mit zerquetſchten Gebeinen nicht wie ein Geſpenſt vor euren Augen erſchienen? Haben eure Ohren ſeine erbärmliche Stimme nicht mehr gehöret? — wie, ihr habt nichts geſehen, nichts gehört? So ſeyd ihr todesgefährlich krank — dieſes Schreckenbild war noch ein Veſikator für eurer Herz — und es zieht nicht mehr — richtet euch zum Tode, eure Seele ſtirbt.«

Elender! biſt du ein Chriſt? — Nein! du verdieneſt dieſen Nahmen nicht. — Menſchenliebe zeichnet einen Chriſten aus, und dieſe iſt deinem Herzen nicht bekannt.

Sag' mir, wie getraueſt du dich vor dem Allmächtigen zu erſcheinen? — Wie getraueſt du dich das heilige Gebeth, das uns Chriſtus gelehrt hat, zu wiederhohlen, den Vater zu nennen, der dir auftrug deine Brüder zu lieben, die du haſſeſt? — Kannſt du mit Wärme des Herzens ſagen: Herr! dein Wille geſchehe, oder zukomme uns dein Reich! da dich dein Gewiſſen überzeugen muß, daß du der Abſicht deines Schöpfers zuwider gehandelt haſt? —

O! fliehe den Tempel, der der Gottheit geweihet iſt, bethe nicht mehr zum Himmel, denn dein Gebeth wird Fluch über dich ſelbſt! —

Kannſt du dem ungeachtet aber doch ruhig ſeyn, wenn dir deine Seele keine Vorwürfe macht; ſo biſt du verdorben, wie ein Unkraut verdorben iſt, das der Ackersmann aus ſeinen Aeckern gewühlt hat. Du haſt das Chriſtenthum und die Religion nie gekannt, deine Handlungen waren Andächteley oder Grimaſſen, auf die der Allmächtige nicht ſieht.

An das Publikum.

Wenn auffallende Thaten, die man einem ans Herz legt, unſre Seele erſchüttern, und den edeln Gedanken in uns erwecken, uns zu beſſern; ſo iſt es ein Zeichen, daß noch der Keim der Tugend in unſerm Herzen verborgen liegt. Wenn aber der Verfolgungsgeiſt in uns erwacht; wenn wir dem, der aus uns Brüdern gefehlt hat, unſre Liebe entziehen; ſo iſt es nicht das Laſter, das wir haſſen, ſondern den Menſchen, und Menſchenfeindlichkeit liegt tief in unſerm Herzen verborgen.

Der Edle haſſet das Laſter, aber niemahls den Menſchen. Man muß den Fehlenden vom Irrthum zurückrufen, aber nicht unterdrücken, denn ſonſt werden wir ja ſelbſt laſterhaft.

Unſre verdorbene Natur führet uns leicht auf Irrwege, wir haſſen immer unſere Brüder eher, als daß wir ſie lieben, und nicht aus Enthuſiasmus für Menſchenwohl, ſondern aus Schadenfreude, aus Stolz; weil wir uns nun beſſer glauben, als Andere, verfolgen wir den, der aus uns gefehlt hat.

Es ſtand ein Gleißner auf der Schwelle des Tempels, und ſagte in ſeinem Herzen: Ich bin nicht ſo, wie dieſer Menſch. — Und er war doch viel böſer.

Ich finde nöthig, dieſes zu erinnern, um die unglücklichen Eindrücke, die meine letzte Geſchichte in manchem Herzen gemacht hat, auszutilgen. Die beſte Abſicht kann üble Folgen haben, ſo wie eine ſtärkende Arzney, wenn ſie einem Körper gegeben wird, der noch nicht hinlänglich gereiniget iſt.

Es kam vor Kurzem ein Mann auf mein Zimmer, der ſo anfing: Mein Herr! die Geſchichte, die Sie neulich im Samſtagsblatt erzählten, hatte üble Folgen für mich.

Ich bin Chirurg allhier, und mir begegnete der Fall; man trug einen Unglücklichen, der einen Fuß brach, in mein Haus. Geſchäfte halber war ich nicht in ſelbem, es war Niemand in der Stube als mein Junge — und der hatte die Unbehutſamkeit, ſelben fortzuſchicken; wäre ich zu Hauſe geweſen, ſo wäre es nicht geſchehen — und das ganze Publikum iſt nun wider mich aufgebracht.

Das Publikum iſt ungerecht, erwiderte ich, daß ſelbes aus einer Geſchichte, die in jedem Lande könnte geſchehen ſeyn, in welcher weder ein Ort noch ein Nahme benannt iſt, gleich einen Bezug auf Ihre Vaterſtadt macht. Indeſſen, wenn auch dieſes ſollte hier begegnet ſeyn, ſo will ich Ihre Rechtfertigung öffentlich ankünden, denn dieſes iſt Billigkeit.

Da iſt nun die Rechtfertigung des Mannes, den ihr beſchuldigt; ſeyd ihr zufrieden, meine Mitbürger, oder glaubt ihr ſie vielleicht nicht? Im letztern Fall muß ich meine Brüder noch über etwas ſehr Wichtiges ſprechen.

Ich ſetze, dieſe Entſchuldigung wäre wirklich nicht gegründet, ſo habt ihr doch kein Recht, einen Menſchen, der eine That gethan hätte, und die er wieder bereuen könnte, zu verfolgen. Wenn ich euch ſolche Geſchichten erzähle, ſo iſt meine Abſicht, euch zu einer Empfindung zu ſtimmen; wenn ihr aber gleich aufbrauſet wie ein Kalkſtein, und Mitmenſchen verfolgen wolltet, ſo höre ich lieber gar zu erzählen auf, denn ich würde ja nichts als Unheil unter euch anrichten. Ich habe euch eine Zeit her ſchöne rührende Thaten erzählt, warum hat denn keiner von euch geſagt: — Dieſe ſchöne That wird mein Nachbar gethan haben, oder Dieſer und Jener — den ich gut kenne. —

Bey edeln Thaten ſchweigt man gerne, und warum? Aus Eitelkeit, weil man ſich ſchämt, daß einer unſrer Mitbürger edler handeln ſoll als wir; — aber bey niedrigen Thaten, da ſchreyt gleich Alles zuſammen — weil wir froh ſind, Fehler in unſern Nebenmenſchen zu finden — Andere darauf aufmerkſam zu machen, um den unſrigen zu verdecken. —

Verzeihet mir meine Aufrichtigkeit! Ich rede mit euch, wie mit Brüdern, denn euer ſittliches Wohl liegt mir am Herzen.

Wenn ich euch edle Thaten erzähle, meine Mitbürger, ſo müßt ihr alle Gelegenheit ergreifen, den

Edelhandelnden zu neuen Thaten anzufriſchen; ſollte aber da und dort eine traurige Geſchichte mit unterlaufen, ſo verachtet euren Mitbürger nicht, der gefehlt hat, er kann wieder aufſtehen, und wieder gut werden. Elend erfordert Mitleid, und der, der ſich von der Tugend entfernt, hat die erſten Anſprüche auf ſelbe.

Der Kutſcher.

Nicht Würde, noch Adel macht den Mann, ſondern Tugend und Rechtſchaffenheit. Der Zwerg bleibt immer Zwerg, wenn er auch über die Alpen geklettert iſt; und der Mann mit niedriger Denkungsart iſt immer verächtlich, ob er in Palläſten wohnt, oder in einer Bärenhöhle.

Den Thoren adelt nicht aller Howarde Blut, ſagt Pope, und floß es auch ungemiſcht von Lukrezien zu Lukrezien; ein verächtliches Geſchöpf, das ſeine Größe in Bändern ſucht, die man des Abends ablegt, oder in Titeln, von denen der Tauſendſte nichts weiß.

In Lumpen gehüllt, iſt Beliſar noch groß, und Tigellin ein Schurke, wenn er gleich, mit Purpur bedeckt, an Nero's Seite ſaß. Verdienſt macht den Mann, alles Andere iſt Träumerey, es glänzt nur für Kinder, oder für den Pöbel, der den Kindern gleich iſt.

Iſt der Magen eines Menſchen, der einen Indian verdauet, nicht eben ſo ein Magen, wie der, der an der Verdauung eines ſchwarzen Stück Brodes arbeitet? Warum bewundern wir denn die Menſchen, die von uns nichts unterſcheidet, als ihr Kleid? Der Stolze hat ſein Anſehen nur unſerer Dummheit zu verdanken; hätten wir geſunde Augen, ſo würden dieſe Blendwerke bald verſchwinden. Aber wir ſind einmahl ſo, wir beurtheilen die Größe des Mannes nach ſeinen Dienern, nach ſeinem koſtbaren Hausrath, oder nach den Hunden und Affen, die er in ſeinen Vorzimmern hält; und wir bilden uns ein, daß ein Menſchenherz, in Seide gehüllt, ein großes Ding ſey. —

Dank ſey dir, ſchöpferiſcher Schneider! deine Nadel kann heut zu Tage mehr als Philoſophie, ſie beſtimmt den Werth der Menſchen. O laßt doch der Schneiderzunft ein Stoa bauen! — O Vernunft! — Vernunft! — War es aber auch nicht allzeit ſo? — Lief der Knabe nicht immer nach den glänzenden Würmchen, und ſpielte er nicht von jeher gerne am Abend mit faulem Holze? —

Aber was gibt es Neues? Der reiche Philantor hat eine ganze Allee durch den Wald hauen laſſen. Der Wechsler Antrop hat einen Parquet=Boden gelegt. Der Millionär Phiſon ließ ſeine Decken im Zimmer vergolden — und trieb das Waſſer fünf Zoll höher in ſeinem Garten; und der Lord kaufte ſich die prächtigſte Orangerie.

Iſt dieſes Alles, was dieſe reichen Leute gethan haben? — Ja — ſo ſchreibt einen Almanach der Thorheiten, und zeichnet mit großen Buchſtaben dieſe Thaten auf. — Ich will von dieſen Werken nichts wiſſen, wenn ihr mir einmahl ſagt, Philantor hat ein Herz in Zufriedenheit geſetzt, Antrop hat eine Seele mit Freude erfüllt, Phiſon iſt ſeinem Nächſten in der äußerſten Noth beygeſprungen, und der Lord hat einen Elenden glücklich gemacht; wenn ihr mir dieß ſagt, dann will ich die Feder nehmen, und will es hinſchreiben — aber ich bitte euch, laſſe meine Dinte nicht vertrocknen!

Aber, ſeht mich doch einmahl recht an! — Seht ihr nichts? Bemerket ihr nicht einen ſchwarzen Fleck auf meinen Wangen? — — Ich habe einen Kutſcher geküßt, und das iſt das Merkmahl ſeines ſchwarzen Schnurbarts, und ich bin ſo ſtolz auf dieſen Flecken, als hätte ich einen Ordensſtern. —

Ihr ſeyd ja raſend, werdet ihr mir ſagen: — O ja — vor Freude raſend. — Ehrlicher Mann! laſſe dich an meine Bruſt drücken — dein Herz ſchlage nahe an dem meinen. O welche Wonne! welche Seligkeiten! O pfui! würde manches Frauenzimmer ſagen, der Menſch riecht vom Stall; vom Stall? O das thut nichts zur Sache! ein ehrlicher Kerl, der vom Stall riecht, iſt mir lieber als ein Schurke, der vom Ambra duftet.

Stephan diente lange Zeit ehrlich und treu, und ſeine Herrſchaft verſprach dem ehrlichen Stephan, ihn zu verſorgen.

Der Fall kam, eine geringe Dienſtſtelle wurde leer, und Stephan erhielt das Verſprechen. Nun ſey dem Himmel ewiger Dank, rief Stephan mit gerührtem Herzen aus, der meine geringe Dienſte belohnt hat; nun bin ich doch außer Sorge für meine alten Tage — wenn dieſe Knochen einmahl ſtarr werden, wenn ich nicht mehr dienen kann, ſo habe ich doch noch ein Stückchen Brod zu verzehren! der Allgütige ſorgt doch für die, die es redlich meynen, und redlich habe ich es mit meiner Herrſchaft immer gemeynt. Ich pflegte meine Pferde gut und ſie lagen mir am Herzen, als wenn ſie Kinder von mir geweſen wären; ich hätte es zwar auch machen können, wie manche meiner Kameraden, die das Futter halb verkaufen, und die armen Thiere hungern laſſen. — Aber behüte mich Gott! — Ich war bezahlt — und es war meine Pflicht ehrlich zu ſeyn — und Gott hat mich nicht verlaſſen. — — Bey dieſen

Ausdrücken wiſchte Stephan ſeinen Schnurbart, denn eine edle Thräne floß aus ſeinen Augen,

Er ſtand noch eine Weile in tiefen Gedanken da — als ungefähr ein armes Weib auf ihn zulief, ſich zu ſeinen Füßen warf, und ſo anfing:

Ehrlicher Stephan! habet Erbarmen mit mir — ich bin eine Witwe, habe ſechs lebende Kinder. — — Steht auf!, was geſchah euch? ſagte Stephan. — Ach lieber Herr! mein Mann ſtarb, und man ſagt mir, ihr ſolltet den Dienſt bekommen — und nun, was will ich mit meinen Kindern machen? — Wie! fuhr Stephan fort, iſt eine Witwe da? Sind Kinder vorhanden? Beruhiget euch, gutes Weib! — wir ſehen uns bald wieder. — Stephan ging fort —

Nach etlichen Tagen — ſaß das Weib, umringt mit ſechs Kindern, traurig auf ihrer Stube, ſie erwartete ungeduldig den Ausgang ihres Schickſals — und mancher Seufzer, aus tiefem Herzen gehohlt, ertönte in der traurigen Gegend. —

Muthlos und ſchüchtern ſaß ſie da, und ſtützte ihr Haupt an die geräthloſe Wand. —

In dieſer Stelle war ſie, — als Kutſcher Stephan in die Stube trat. — Munter, ſchrie er auf, gutes Weib! der Dienſt iſt dein — ich geſtehe es dir — ich bin ein amer Teufel, mir hätte es wohl gethan, mich verſorgt zu ſehen; aber auf Unkoſten meines Nächſten — will ich's nicht ſeyn — ich bin meinem Herrn zu Füßen gefallen, habe ihm die Sache erzählt — und unſer guter Fürſt — der gerecht iſt, der Elende gern unterſtützt und Größe im Wohlthun ſucht, hat meine Bitte erhört. — Liebes Weib! — glaube mir — ich will lieber 10 Jahre noch als Kutſcher dienen, als den Vorwurf meines Gewiſſens haben, mir ſagen zu müſſen: Du haſt ein armes Weib mit ſechs Kindern verdrängt — Gott wird mir doch helfen — und wenn ich auch einſt Weib und Kinder habe — ſo wird ihnen Gott auch gnädig ſeyn.

Die Witwe war vor Freude außer ſich — und die ſechs Kinder hingen um den Kutſcher herum, wie ſäugende Lämmer; die Nachbarſchaft lief zuſammen, um den ehrlichen Stephan zu ſehen — und Jeder wünſchte Segen vom Himmel über ihn; — ſeine Großmuth erweckte Großmuth in jedem Herzen, und in einem Nu waren alle ſechs Kinder verſorgt, denn die Nachbarn nahmen ſie an. Die Witwe heirathete — und Stephan verſprach, zu ihr auf die Hochzeit zu kommen. — —

Edler Mann! ich will eine Bühne für dich bauen, dich meinem Vaterlande vorſtellen, und rufen: Seht, Brüder! den Ehrlichſten der Menſchen. — Reiche mir deine Hand! Nun einen Druck — und nun einen Kuß — ſo wie ihn alte Deutſche gaben. Ich will dich in den Tempel der Menſchheit führen, und dort ſollſt du ein Ordensband haben.

Welcher Gedanke erwacht in meiner Seele, wenn ich dich anblicke, und tief im Staube unter deinen Füßen Inſekten kriechen ſehe, die den Werth deiner Handlungen nicht fühlen. —

Du, wer du immer ſeyn magſt, der du keine anderen Verdienſte kennſt, als Verdienſte des Ungefährs — ſtelle dich an die Seite dieſes Mannes, und ſieh den entſetzlichen Abſprung — Schatten und Licht — ſind nicht ſo unterſchieden, als Größe ohne Verdienſte von dem ehrlichen Manne iſt. Stolze und harte Menſchen! o handelt doch auch einmahl edel — und wenn ihr auch keinen andern Grund habt, edel zu handeln, ſo handelt edel aus Eitelkeit — damit man doch nicht ſagen kann: — Dieſe großen Geiſter hat ein Kutſcher beſchämt.

Eine Geſchichte

für

Wucherer und Wucherinnen, Geldaufſchwörer und Geldaufbringerinnen.

Es war an einem Herbſtmorgen, an dem ich die Stadt verließ, und den Aufgang der Sonne ſehen wollte; die Gegenden waren noch dicht im Schleyer des Nebels verhüllt, und das Sonnenlicht drang nur ſchwach durch die grauen Dünſte.

So wie ein halbgezeichnetes Bild, mit ſchwachen Farben, entworfen, zeigte ſich die entlegene Stadt ohne Thürme und ohne Kamine.

Ich ſah — und Bewunderung drang in das Innerſte meiner Seele.

Während ich ſo in tiefen Gedanken da ſtand, hörte ich ein Gemurmel von Leuten, die immer näher kamen. — Ich war aufmerkſam, und ſah nach dem Ort, und ſah, wie man eine Leiche zu Grabe trug. —

Das muß ein armer Mann geweſen ſeyn, dachte ich bey mir, denn außer den vier Trägern folgte dem Sarge ſonſt keine Menſchenſeele. — Was die vier Männer daher murmelten, das konnte ich nicht verſtehen, ohne Zweifel betheten ſie für den Verſtorbenen, oder fluchten über ihre traurige Beſtimmung.

Von Ferne folgte ich der Leiche nach, und ſah, wie man ſelbe ohne viel Gepränge aus dem hölzernen Sarg riß, und in die Grube ganz nackend hinabwarf. — Die Todtengräber ſcharrten das Grab zu, und gingen davon. — Ich wollte dem Grabe näher treten, da kam mir ein Mann entgegen, der in tiefen Gedanken einher ging, ſich zu dem Grabe hinſtellte, den Himmel anſah, tief ſeufzte — und wieder davon ging. —

Verzeihung! fing ich an, daß ich Sie in Ihren Gedanken ſtöre; ich wollte weiters reden, allein der Unbekannte ſah ſich gleich um, und fiel mir um den Hals, und ein Strom von Thränen rollte aus ſeinen Augen. — O! wer du immer biſt, ſagte er, — wenn du nur eine menſchliche Seele in deinem Körper haſt, ſo nimm Antheil an dem traurigen Schickſal meines Freundes, und weine mit mir, daß ich doch ſagen kann: Es hat noch eines Menſchen Auge eine Thräne für den Redlichen vergoſſen. —

Nach dieſen Worten ergriff er meine Hand, führte mich zu dem Grabe hin, und fing ſo an: Wenn du Empfindung haſt, wenn ein Herz in dir ſchlägt, das Antheil an dem Schickſal ſeiner Brüder nehmen kann, wenn du dich wider das Laſter empöreſt — ſo reiche mir deine Hand auf dieſem Grabe — verſprich mir die Ungeheuer zu verfluchen, welche die Mörder dieſes Unſchuldigen ſind. —

Ein kalter Schauer lief bey dieſen Ausdrücken durch alle meine Glieder. — Erſchrick nicht, fuhr er fort, ich will dir die Sache ins Klare ſetzen — höre — der Mann, der hier liegt, war der Ehrlichſte der Männer, er beſaß ein ziemliches Vermögen, eine Krankheit verwirrte ſeine häuslichen Umſtände, er war gezwungen Geld zu ſuchen — die Summe war nur 500 Gulden; hätte er einen ehrlichen Mann gefunden, ſo würde er in einem halben Jahr wieder Alles richtig bezahlt haben; allein das Unglück führte ihn unter Wucherer — er mußte Wechſel auf 500 Gulden ausſtellen, und bekam nur 100 Gulden in Geld, und das Übrige in Waaren; dieſe waren aber nur die Hälfte werth, Zinſen und Aufbringgeld wurde gleich beym erſten Tag des Erlags abgezogen.

Dem Manne war nicht geholfen, er mußte anderwärts Geld ſuchen — und es ging ihm ebenfalls wieder ſo; bey 100 Gulden wurde er um 90 betrogen, und Betrug über Betrug, Zinſen über Zinſen, Judensjuden, Geldaufbringerinnen, und wie dieſes Geſchmeiß immer heißen mag, ſtürzten ihn binnen einer Zeit von zwey Jahren in die äußerſte Armuth — er ſtarb — und Elend — äußerſtes Elend war ſeine Begleiterinn zur Grube. —

Meine Haare hoben ſich bey dieſer Erzählung zum Himmel — Du haſt Erholung nöthig, ſagte mir der Unbekannte — der mir ſtarr unter das Geſicht ſah, — ich überlaſſe dich deiner Ueberlegung — nach wenigen Tagen ſehen wir uns wieder. Lebe wohl! —

Ich ſchrie ihm nach — aber vergebens, er war ſchon weit fort. — —

Solche abſcheuliche Wucherer gibt es alſo unter uns — o Gott! Jeder Nerve bewegt ſich in meinem Körper, jeder Tropfe Blut wallt auf, wenn ich an dieſe Ungeheüer denke.

Kann es in der Welt boshaftere Geſchöpfe geben, als die, die die Armuth ihres Nächſten mißbrauchen? die dem Elenden die Hände reichen, um ihn gänzlich in die Tiefe zu bringen? — —

Ihr Räuber! die ihr durch Rad und Strick — die Strafe eurer Verbrechen gefühlt habt — ihr ſeyd ehrliche Leute — gegen dieſe — ich will euch Heilige nennen, einen Altar bauen laſſen, und meinen Hut vor euren Knochen abziehen, die am Galgen vermodern, denn eure Thaten ſind Schattenbilder gegen die Schandthaten der Wucherer. — —

Wenn man mich auf offener Straße überfällt, ſo kann ich mich doch vertheidigen, aber in den Schlingen des Wucherers iſt keine Rettung. — —

Der Harm der Väter, die Verſchwendung verführter Jugend, die Unterdrückung der Armuth — das ſind ihre Werke — und ewige Monumente der Bosheit.

O, könnte meine Stimme im Nahmen der Menſchheit bis in die Hörſäle derjenigen dringen, die dieſem um ſich freſſenden Strome Gränzen ſetzen könnten!

Ich wollte mich zu ihren Füßen hinwerfen, bitten, wie man Gott den Unſterblichen bittet, dieſe Ungeheuer zu vertilgen. — O, wollte ich ſagen: ich will euch das Neſt zeigen — wo dieſe Blindſchleichen wohnen — es iſt nicht genug, um Horniſſe auszurotten, einzelne zu vertreiben, man muß das Neſt aufheben; der Natter in das Eingeweide dringen, und ihren ganzen Eyerſtock zerſtören, wenn es gut werden ſoll; — eine Schandſäule ſollte man auf dem offenen Platze aufrichten — und die Nahmen derjenigen mit großen Buchſtaben dahin ſchreiben — die die Menſchlichkeit vergeſſen haben. — —

O ich bitte euch, kehrt doch wieder zu uns Menſchen zurück! — Ich will euch erlauben, den Schweiß eures Nächſten zu verzehren; aber den Nervenſaft müßt ihr ihm doch laſſen.

Was nützen euch wohl eure Reichthümer? — Könnt ihr euch von der Verweſung loskaufen? — Wie ſchwer werden die Münzen auf eurer Seele liegen in der Stunde des Todes — die Blutpfennige eurer übermäßigen Zinſen. Der Ausſpruch des Ewigen zu eurem Verderben iſt mit dem Blut des Unſchuldigen geſchrieben, und nichts als Beſſerung, als Zurückgabe des geſtohlenen Gutes kann dieſes ſchreckliche Urtheil mehr auslöſchen. —

Kein Opfer iſt dem Allmächtigen mehr werth, keine Thräne rührt ſeine Gerechtigkeit. Erſetze das Unrecht, iſt die Sprache des Ewigen, und opfere mit reinen Händen!

Aber, was kümmert euch das! Nächſtenliebe iſt für euch ein Gedicht — wenn ihr zu Bildern hinläuft und Grimmaſſen ſchneidet, als wenn die Gicht auf jeden Nerven wüthete, ſo glaubt ihr — es iſt Alles wieder von dem Unendlichen vergeben — — aber ihr täuſcht euch — glaubt mir, Menſchen! ihr täuſcht euch!

Katharinchen.

Die Nacht iſt vorüber, der ſanfte Schlaf verließ mein Auge; ich erwache wieder zum Leben, das heißt, meine Sinne werden wieder fähig, Bitterkeit zu empfinden, und meine Nerven werden wieder geſtimmt zu ſchmerzlichen Eindrücken. — O treuer einzelner Freund meines Lebens, guter Schlaf! — Beym Erwachen vermiſſe ich erſt deine Süßigkeiten, ich vermiſſe deine ſanfte und traurige Aehnlichkeit mit deinem Bruder, dem Tod, und wünſche mir wieder deine Arme auf Ewigkeiten zurück.

Die Sonne geht auf, es wäre ein entzückendes Schauſpiel — aber für meine ſtumpf gewordene Empfindung hat das Herrlichſte der Natur nur ſchwache Reitze.

Alle Eindrücke des Vergnügens ſind bey mir wie das Röcheln eines Sterbenden, denn meine Seele ſinkt gleich wieder in eine todtengleiche Unempfindlichkeit zurück. — Mein Zuſtand iſt ſchreckliche Ueberſpannung, ich freue mich der Erſchlaffung, die darauf folgen muß. —

O Erwachen — Erwachen! welch ein Wort! Erwachen heißt wieder in das Leben zurückkehren. — Im Leben ſeyn, heißt unter Menſchen herumwandeln, und der Nahme Menſch — iſt ſo untrennbar von Elend und Unglück — er verkündigt mir, daß die Harmonie der Natur verſtimmt iſt. — Ich höre immer unangenehme Töne, als wenn ein Pfuſcher auf einer verſtimmten Geige erbärmlich daher kratzte.

Erwachen, heißt bey den meiſten Menſchen neue Kräfte geſammelt haben, ſeinen Mitbrüdern zu ſchaden, der Reiche erwachet zum Schwelgen, der Wucherer öffnet die Augen, und denkt auf widerrechtliche Zinſen. So welken giftige Kräuter am ſchwülen Abend und leben durch den erquickende Thau am Morgen wieder auf, und vermehren ihre giftigen Säfte.

O wie beſchämt müſſen wir daſtehen, wenn wir den Wurm betrachten, den wir gleichgültig mit unſern Füßen zertreten!

Er ſchläft niedrig ein, um deſto herrlicher zu erwachen. Die Stunden ſeines Schlafes ſind vorbey, die Schelfe zerbricht, und ein Schmetterling mit bunten Flügeln verläßt ſein Ruhebett, und fliegt hoch zum Himmel empor.

Edler Wurm! du lebteſt nur wenige Tage, und erwacheſt ſo herrlich — und wir haben Jahre durchgelebt, und erwachen täglich als Würmer, immer ſo kriechend, ſo klein, ſo ſtaubig, als kriechende Würmer nur ſeyn können, bis der Fuß der Zeit uns zertritt, und unſer Ueberbleibſel den Wanderer ſchrecken

— der erſtaunend einſt ausrufen wird, — o welche Menge von Würmern!

So dachte ich, und ſo hell und glänzend der Tag war, ſo finſter war es in meiner Seele — ich ſaß eine Weile traurig da — als einer meiner Freunde auf das Zimmer trat, und mir eine Geſchichte erzählte, die mich wieder vollkommen aufheiterte. Er fing ſo zu erzählen an:

In einer Gegend unweit von hier lebte eine Familie, die ihr ganzes Vergnügen in der häuslichen Glückſeligkeit ſuchte. — Abgeſondert von der großen Welt, wußten ſie nichts von den rauſchenden Freuden. Ihr Leben floß ſanft dahin, wie ein ruhiger Bach durch blühende Auen, der Himmel ſegnete dieſes Paar, und das theuerſte Geſchenk ihrer Liebe war der Lohn häuslicher Eintracht.

Katharinchen, ſo hieß ihr Kind, war der einzige Gegenſtand der Sorge unſrer Liebenden. Nie war ihr Herz getheilt, nie ihre Seele getrennt, alle ihre Geſinnungen, jede Regungen ihres Gefühls ſchränkten ſich auf ſich ſelbſt und ihr Töchterchen ein.

O häusliche Glückſeligkeit! du biſt noch ein Ueberbleibſel des verfloſſenen Zeitraumes goldener Jahre, aber ſo ſelten — ſo ſelten biſt du unter uns, wie der Stein des Weiſen, und die, die dich verehren, werden verlacht wie Alchymiſten — man redet immer bey uns von Erziehung — von Verbeſſerung der Sitten — wie kann denn dieſe Erziehung einſt gut werden, wenn die Kinder ſchon bey ihren Aeltern die verderblichſten Beyſpiele haben? Man ſieht ja täglich eine ſolche Menge von Stutzern, die den Weibern nachlaufen, daß ſie auf der offenen Straße an einen anprellen, wie die Maykäfer. Es iſt ſo ein ungeſalzenes abgeſchmacktes Werk um dieſe Modebuben, daß man ſie zu Staub treten ſoll, ihre Ueberbleibſel mit Salzwaſſer ankneten, um zu ſehen, ob es denn nicht möglich wäre, etwas Menſchenähnliches noch aus ihnen zu backen.

Wenn ich was anzuordnen hätte, ſo müßten ſie mir Farbenreiber werden, und ich wollte einen Künſtler kommen laſſen, der mir alle die traurigen Bilder mahlen müßte, die die Folgen unſerer Ausſchweifungen in der Stadt waren.

Dieſe Gemählde wollt' ich in einem öffentlichen Saale aufhängen, und Mädchen und Frauen hineinführen, und ihnen ſagen:

Sehen ſie, geehrteſte Mademoiſelles und Mesdames! dieſes große Bild dort, es ſtellt einen Sterbenden vor. Das eingefallene Auge, die blaſſen Wangen, die der Künſtler ſo trefflich ausdrückte, der verzogene Mund, Alles verkündiget, daß der letzte Augenblick von dem Sterbenden nicht weit mehr entfernt iſt. — Betrachten ſie an dem Rand ſeines Bettes — drey kleine Kinder; Harm und Gram iſt in ihren kleinen Geſichtern trefflich geſchildert.

Sehen ſie die geräthloſen Wände, die die äußerſte Armuth verkündigen — es iſt Alles ſo trefflich gemahlen, daß man es dem Weibe, die in einer weitern Entfernung lächelnd daſteht, an ihren Zügen ſieht, daß ſie die Urſache des Todes und des Verderbens ihres Mannes war. —

Meine geehrten Damen! ſind ſie ſo gütig, und treten ſie ein wenig zurück — ſehen ſie einmahl — das Mannsgeſicht, welches ſo künſtlich hinter dem Vorhang hervor guckt — o das iſt trefflich — ſein natürliches Portrait — jetzt wiſſen wir die Geſchichte — ſie iſt ſtadtkündig — das iſt der Herr. — Still, ſtill, meine lieben Damen — ſie betrügen ſich — ſehen ſie denn nicht, wie der Mahler ſo künſtlich den Schatten geſtellt hat, daß man die Züge des Menſchen hinter dem

Vorhang nicht recht unterſcheiden kann? — wenn ſie ſo voreilig ſeyn wollen mit ihren Urtheilen, ſo müßte ich ſie, ſo unlieb es mir wäre, wieder von meiner Bildergallerie wegführen — und dieſes wäre mir gar nicht lieb, denn ich hätte ihnen noch Vieles zu zeigen. — So ſagte mir mein Freund, und ſeine drolligen Einfälle munterten mich ganz auf, ich drang in ihn, mir ſeine Geſchichte wegen Katharinchen auszuerzählen; er that es aber nicht. und erwiederte, ich muß dir noch weiters ſagen, was ich Alles mit meiner Bildergallerie anfangen wollte. — Er fuhr weiter fort: —

Ich komme wieder zu meinen Frauen zurück — Liſette fragte mich: was will denn dort dieſe Statue ſagen, die keinen Kopf hat? O ſchönſte Liſette! ſie ſagt nicht viel — Sie glauben vielleicht, ſie wird nicht ausgeſchnitzt ſeyn, weil ſie nichts als Füße und Bauch ſehen; — allein Sie betrügen ſich — die Statue iſt vollkommen fertig — ſie ſtellt einen Stutzer vor — dieſe Menſchen haben nur Füße und Bäuche — keinen Kopf und auch kein Herz. — Dieſe Statue iſt nach einem wahren Originale gemacht; ich verſichere Sie bey meiner Ehre — ich könnte Ihnen noch mehrere dergleichen Porträts im Holzſtiche zeigen — aber — die Frauenzimmer ſind zu loſe, — ſie möchten ungleiche Auslegungen machen — — ein anders Mahl meine Damen! — Aber noch ein Stück — was ſtellt wohl dieſes vor? Das ſtellt ein Spital vor, das der große Philoſoph Ilibamel humenor iphimenimenes in einer Inſel, die ich nicht mehr zu nennen weiß, errichtet hat. — — Hören ſie doch! in dieſem Lande — waren die Stutzer, die ſich auf Frauenverführen, und die häusliche Eintracht zu zerſtören verlegten, ſo in einer Menge — daß man, um dieſem Uebel zu ſteuern, ordentlich Rath halten mußte. —

Man nahm einen Stutzer, brachte ihn in eine Retorte, und fing alle chemiſchen Unterſuchungen mit ſelbem zu machen an; — um ſeine wahren Beſtandtheile zuerfahren. — So viel ich aus gewiſſen Nachrichten weiß — kann ich Ihnen nur ſo viel ſagen, — daß man ſehr viele grobe Erde, aber weder Geiſt noch Salz in ihm fand. —

Der Rathſchluß fiel nach reifer Ueberlegung ſo aus, daß man ein Spital errichtete; man fand, daß ihre Beweggründe, ſich in die Häuſer einzuſchleichen, meiſtentheils keine anderen waren, als ein ordentliches Mittagsmahl, kleine Rekreation und einen jährlichen Beytrag zu ihren Kleidungen zu haben.

Die Stiftung wurde daher ſo eingerichtet, daß künftighin jeder Stutzer, ohne ſich die Mühe zu machen, eine Frau zu bedienen, täglich ſein ordentliches Eſſen, ein wenig Rekreationsgeld, und jeder etwas für Kleidung (Roß und Wagen waren ausgeſchloſſen) abhohlen könnte. — Die Männer mußten jährlich dieſen Fundus herſtellen — und man brauchte ſo viele Delikateſſe gegen die galanten Herren, daß es ihnen gar erlaubt war, in Maſken ihren Gehalt abzuhohlen; — denn man vermuthete, daß ſich mancher noch ſchämen könnte. — Was meinſt du — könnte man es nicht in manchem Lande wohl auch ſo machen?

Ich bitte dich um des Himmelswillen, Bruder! martere mich nicht ſo mit deinen Späſſen — und erzähle mir vielmehr dein Hiſtörchen von Katharinchen aus! —

Du warſt übler Laune, als ich ankam, erwiederte nun mein Freund, und wirſt täglich ein ſo ſchwerfälliges und verdrießliches Ding wie ein rechter Heavtontimorumenos. — Um dich zu beſtrafen, will ich dir das Hiſtörchen nicht eher auserzählen, als bis künftigen Samſtag. — —

— Häusliche Eintracht war alſo die Seligkeit jener lieben Leute, von denen ich letzthin erzählte, und Katharinchen war ihre Freude.

Sieben volle Winter waren vorüber, ſeitdem Katharinchen die Welt ſah: das Mädchen wurde täglich artiger, kein rauſchendes, ausgelaſſenes Weſen war in dem Kinde — Stille und Sanftmuth herrſchte ſchon in ihrer Seele, ſie liebte nicht viele Geſpielinnen, war einſam, und konnte ſich einen halben Tag lang unterhalten. Wenn ihr Vater ihr eine Blume gab — da pflückte ſie jedes Blatt vom Stängel, machte über jedes kleinſte Fäſerchen ihre Beobachtung — und rief oft: O Mutter! — wie groß muß der ſeyn, der dieſe ſchöne Blume gemacht hat!

In Frühlingstagen eilte ſie gerne den bunten Schmetterlingen nach, erhaſchte manchen mit ſchönen Flügeln — ſah ihn an, und gab ihm wieder ſeine Freyheit. Katharinchens Vater kam einſt von ſeiner Arbeit, denn er war ein Bürgersmann, am Abend zurück; das Nachteſſen war bereit, man ſchrie, Katharinchen! aber vergebens, Katharinchen war nicht da.

Der Kinder hat, und ſie liebt, kann die Beſtürzung leicht faſſen, die Katharinchens Aeltern überfiel, als ihr Töchterchen verlohren war. — Tage lang ſuchte man nach, aber vergebens; endlich war alle Hoffnung der Aeltern dahin; man glaubte, Katharinchen lebte nicht mehr.

Zwey Jahre verfloßen ſeit Katharinchens Verluſt; als man einige verdächtige Leute in unſrer Stadt erwiſchte, und ins Gefängniß hinriß. — Eine von den Weibsperſonen, die unter dieſer Zahl waren, hatte ein artiges Mädchen bey ſich, aber elendig und zerriſſen, mit ſchlechten Lumpen bedeckt; Jedermann ſah das Kind an — was das nicht für ein ſchönes Kind iſt! rief man, und bey dem Ausdrucke des ſchönen Kindes hatten Mitleid und Großmuth ihre Gränzen. Leute, die gerne Gutes thaten, hat das Glück nicht allzeit in Umſtände geſetzt, dem Trieb ihres Herzens folgen zu können. Und Leute, die reich genug wären, um Gutes zu thun, fehlt ſehr oft der Ton des Gefühls, und es ſcheint, daß die Herzen der Menſchen, die beſtändig mit Geldzählen ſich beſchäftigen, ordentlich incruſtirt werden; und wenn die Sache ſo fortgeht, ſo haben wir Hoffnung, ganz ſeltene Stücke in unſere Naturalienkabinete von ganz oder halb metalliſirten Menſchenherzen zu bekommen; aber ich wünſche von ganzer Seele, daß dieſe Epoche noch weit von uns entfernt ſeyn möchte; und ich wünſche, daß man eine Preisfrage aufgeben, und den reichlich belohnen möchte, der thätige Mittel an die Hand gibt, wie dieſer einreißenden Herzen-Metalliſation abzuhelfen wäre.

Nun gut — auch ſolche Leute mit incruſtirten — halb metalliſirten, und ganz metallenen Herzen ſtanden um das arme Mädchen herum — ſie ſahen ſie, und ihr natürlicher Mechanismus trug ſie wieder auf zwey Beinen dahin, wo ſie herkamen.

Niemand als ein Schloſſermeiſter, der ungeachtet ſeiner harten Eiſenarbeit ein gefühlvolles und edles Herz hatte, ſchrie auf: Es iſt Schade für das Kind! ich will's annehmen — will's kleiden — will's verſorgen. Er nahm das Kind zu ſich — unter 50 Perſonen gingen kaum drey mit gerührten Herzen davon. Einige flüſterten ſich ins Ohr: — Sehet den Schloſſermeiſter — wie er ſich groß machen will, er iſt ja gar generos? —

Andere ſagten ſpöttiſch: Das hat er wohl noth, daß er noch ein Kind annimmt; er ſoll für ſich hauſen; iſt beſſer. — Die dritten ſagten: Er thut's nicht ohne Urſache, wird ſchon wiſſen warum, er wird vielleicht ſchon bezahlt worden ſeyn; und ich weiß nicht, was noch weiters die böſen Mäuler ihm alles nachſagten.

Wenn ihr aber nochmahl, meine lieben Leute! bey einer ſo edeln That, als dieſer Schloſſer gethan hat, ſo menſchenfeindliche, niedrige, abſcheuliche Ausdrücke gebraucht, die ein neidiſches, kriechendes Herz verrathen, ſo will ich euch ſagen, daß eure Herzen noch weit ärger ſind, als die metalliſirten; denn in den eurigen iſt eine Gährung von böſen Säften, und ſie werden bald in die Fäulung übergehen; aber verſprecht mir, ich bitte euch, künftig menſchlicher und chriſtlicher zu ſeyn. — Ich wollte euch die Geſchichte wohl ganz erzählen, indem ich aber im Nahmen meines Vaterlandes, und im Nahmen der Obrigkeit ſelbſt, recht Vieles an unſern braven Schloſſermeiſter zu ſagen habe: ſo erſpare ich mir dieſes bis künftige Woche, in der ich die Geſchichte ganz enden werde: einſtweilen wünſche ich aber unſerm lieben Schloſſer recht viele Luſt in dieſen Faſching, denn ein Mann mit edlem Hrzen kann vergnügt ſeyn.

Wir verließen neulich unſern ehrlichen Schloſſermeiſter, als er das kleine arme Mädchen aus gutem mitleidigen Herzen annahm, und wir wollen ihn heute wieder aufſuchen. Das Vergnügen, einen wackeren altdeutſchen Mann zu finden, ſoll unſere ganze Seele beleben; laßt uns alſo hineilen in ſeine Wohnung. — Wir ſind da — es iſt Mittag, der Schloſſer ſitzt beym Tiſche, und nüchterne Speiſen ſind auf ſelbem; ungekünſtelte geſunde Gerüchte dämpfen in der niedrigen Stube, und die Schloſſergeſellen eſſen ſo wacker darauf, daß es nur eine Luſt iſt, ſie anzuſehen. Oben am Tiſche ſitzt der Herr vom Hauſe, neben ihm das kleine Mädchen, ganz niedlich und reinlich geputzt, und jeder Blick unſers würdigen Mannes war auf ſein liebes

Mädchen geheftet, und verrieth die Zufriedenheit ſeiner Seele. —

Die Stunde der Erquickung war vorbey, und man ging zur Arbeit; der Hammer ertönte ſchon wieder auf dem eiſernen Amboß, und Meiſter Schloſſer nahm ſein kleines Mädchen auch zu ſich in ſeine Werkſtätte. Wie edel iſt doch das Vergnügen eines ehrlichen Handwerkers, wenn man es dem Vergnügen des Müßiggängers entgegen hält, der ſein Leben mit dem Leichtſinn eines Affen wegtändelt, der am Morgen erwacht zum Eſſen, zum Spielen und zum Nichtsthun, und die heiligen Tage zu verſchlenzen. Bitteres Leid dringt in meine Seele, wenn ich manchmahl eine Menge unnützer Menſchen auf Unköſten des Armen füttern ſehe, der zu unſerm Wohl am Pflug ſchwitzet, da der Reiche keine andere Verdienſte, als ſeine Geburt, hat.

Ich fühle eine ſolche Antipathie gegen dieſe müßigen Menſchen, und die ganze Natur fühlt ſie mit mir, daß es mir beym Anblick eines ſolchen unnützen Weſens bis zum Tode eckeln könnte.

Die Mutter Natur iſt immer thätig — und ihre wirkende Kraft iſt nie müßig — faulende Dünſte ſteigen aus ruhenden Sümpfen empor, und ſchädliche Gerüche aus ſtehenden Wäſſern.

Die Natur kennt keinen Müßiggeher — aber ich habe bey dieſen Gedanken Erhohlung nöthig, und will zu meinem lieben Handwerker zurückkehren. Aber wie? Ich ſehe Verwirrung an ſeiner Stirne, eine Thräne zittert in ſeinem Auge, er überhäuft ſein kleines Mädchen mit Küſſen. — So geh, ſagte er, ſo geh, weil dich deine armen Aeltern wieder gefunden haben; ſie haben heiligere Anſprüche an dich — du warſt aber meinem Herzen ſo werth, ich hätte es dir auch an nichts ermangeln laſſen. — Katharinchen nahm Abſchied, und weinte auch von ganzen Herzen — Wie, Katharinchen? Ja Katharinchen war das Kind, das unſer Schloſſermeiſter annahm, und das ihren Aeltern entführt war; — ſie erhielten Nachricht von dem Hergang der Sache, und empfingen ihr Kind wieder aus den Händen des ehrlichſten Mannes. — Tauſend Dankſagungen ſtrömten von ihren Lippen. — Ihr habt mein Kind gerettet, ehrlicher Mann! ſchrieen ſie auf, ihr habt es dem Verderben entriſſen; der Himmel, der jede gute That lohnt, wird euch lohnen.

Ja, er wird dich lohnen, ehrlicher Mann! wie er Jeden lohnt, der ſich einer edeln Handlung bewußt iſt. — Ich danke dir im Nahmen meines Vaterlandes für deine ſchöne Handlung, ſie macht uns Ehre — wahre Ehre. Deine Obrigkeit ſelbſt bewundert die Größe deines Herzens; denn durch ihren Auftrag ſchreibe ich dieſe Geſchichte hin, um die Schönheit deiner That jedem Mitbürger bekannt zu machen. O! könnte ſie den Wucher der Tugend in unſern Seelen hervorbringen, und den Wucher des Eigennutzes vertilgen, mit dem noch immer die Zwanzigprozentoſchmiede zum Verderben ihres Mitmenſchen die Religion ſchänden, und die Tugend entehren.

Krankheit und Wiedergeneſen

eines

guten Pudels, und ſein Tod.

Liebes, liebes Hannchen! rief Philet, was ſoll ich anfangen? Mein armer Hund iſt krank; liebes Mädchen!

rette mir doch das arme Thier, ſieh, wie es ächzt, wie es da liegt — der arme Pudel! wie viel angenehme Stunden machte er mir nicht? Hilfe! gutes Mädchen! Hilfe!

Es war ſchon ſpät in der Nacht, und Hannchen lief, ſo gut ſie laufen konnte. Weit ins Dorf hinab — da wohnte ein alter Jäger, der hatte große Augenbrauen, und einen langen Schnurbart, und ſah ganz ſchwarz aus. Zu dieſem Jäger lief Hannchen: ſie klopfte an der Thüre. Herr Martin! ſchrie ſie, Herr Martin! machen ſie nur auf — wir haben Ihrer Hilfe nöthig — Ihrer Hilfe? ſagte Martin, und flugs war er vom Bette, und bey der Thür — eröffnete ſie, wiſchte ein paar Mahl mit ſeiner großen Hand ſich die Augen aus, gähnte dreymahl, und ſagte endlich: Was kann ich Ihnen dienen, Jungfer Hannchen? O lieber Herr Martin! ſind ſie nicht böſe, erwiederte Hannchen ganz ſchüchtern, meines lieben Philets Hund iſt krank — aber ſind ſie doch nicht böſe.

Liebes Jungferchen! fuhr Martin fort, wenn eine Mücke krank wäre, und wenn es Ihnen lieb wäre, daß ich ſie geſund mache, und ich ſie geſund machen kann, ſo kommen Sie, und wenn es noch ſpäter in der Nacht iſt. Martin nahm aus ſeinem Käſtchen Arzney mit, zog ſeine großen Stiefel an, warf ſeinen Mantel um ſich; und mit der Schlafmütze auf dem Kopf, und einer Laterne in der Hand, ging er mit Hannchen fort.

So gut und eilfertig zum Dienen war Martin, und er war doch nur ein Hundsarzt, und ſein Patient war nur ein Pudel. Es gibt Menſchenärzte, die nicht ſo eilfertig ſind. —

Philet war bey ſeinem Hund, wie Martin und Hannchen ankamen, und weinte. — Weinen ſie nicht, guter Junge! ſagte Martin, der Pudel wird bald wieder geſund werden. Martin gab dem kranken Hunde einen heilenden Trank, wachte die ganze Nacht über bey ihm, und Morgens frühe war der Pudel wieder geſund.

Hannchen bat Martin zum Eſſen, und würgte eine fette Gans ab, die ſie in Freuden mit einander verzehrten. Hannchen dankte durch einen feurigen Kuß dem alten Jäger Martin, und Philet wollte, daß ſie den ganzen Tag über den ſchwarzen Fleck auf ihrer Wange ließ, den Martins Schnurbart verurſachte.

Philets Aeltern waren auch froh, daß der Pudel wieder geſund war, und ſie genoßen die Freude, zu der man eine gewiſſe Stimmung des Herzens haben muß, um ſie ganz zu fühlen — eine Stimmung, die man in Städten nicht viel kennt.

Philets Pudel war eine lange Zeit über wieder gut; allein ſein hohes Alter rückte mit dem Augenblicke herbey, der jedem Geſchöpfe vom Sultan bis zum Pudel gemein iſt — er ſtarb, und ſein Tod ſetzte ihn in die Reihe der größten Helden; denn er hatte ebenfalls, wie der Mächtigſte der Welt, die Erwartung, von den Würmern gefreſſen zu werden.

Alexanders Körper fault wie des Bucephalus ſeiner, und die Gans im Kapitol verweſet wie der große Scipio; die Motten ſpeiſen den Caligula wie ſein Pferd, das er zum Bürgermeiſter gemacht hat. Alſo iſt der Sultan und der Pudel, Alexander und Bucephalus, die Gans und der Scipio, der Caligula und ſein Pferd eins? O ja, vollkommen eins, wenn nicht die unſterbliche Seele den Menſchen über dieſe Hülle erhebt, die in Staub fällt. O Menſchen! wie lächerlich iſt euer Stolz, wenn ihr euch wie der Zaunkönig auf dem Rücken des Adlers bis zur Sonne empor ſchwingt, ſo ſeyd ihr doch nichts, als was ihr ſeyd, fordert alſo von dem Vernünftigen nicht, daß er euch für etwas anſehen ſoll, da Ueberzeugung in ſeiner Seele iſt, daß der Goldfaſan von ſeinen ſchönen Federn, die ihm die Geburt gab, keine Verdienſte hat. — Fordert's nicht, ich bitte euch, ſeyd tugendhaft, und laßt euch zu Menſchen, euren Brüdern, herab — ihr müßt euch doch einmahl herablaſſen, und glaubt mir: ſchwätzt nicht immer ſo von zufälligen Sachen daher, — denn ich verſichere euch, ihr werdet euch einmal nicht mehr prahlen, und ſo ſtill und gravitätiſch werden, wie der geheime Rath, den Hamlet zur Grube trug. Der Gedanke, daß der Mann mit hundert Ahnen eben ſo verweſen muß, wie ein Pudel, hat mich nun ganz aus meiner Faſſung gebracht — und ich will die Geſchichte erſt künftighin auserzählen, einſtweilen aber Gott bitten, daß nie hochmüthiger Stolz unſere unſterbliche Seele entehren möge.

Der Gedanke, daß Alles, was die Welt groß nennt, ein ſo unbedeutendes Ding iſt, hat mich aus meiner ganzen Faſſung gebracht; mein Geiſt ſank bis zur Schwermuth herab, mir war, als wenn ich unter Todten-Gerippen herum wandelte; in meinen Gedanken ſetzte ich mir eine Menge Todtenſchädel auf meinen Tiſch hin, und dachte, wer von den Sterblichen iſt im Stande, mir unter dieſer Menge von Todtenſchädeln zu beſtimmen, und zu ſagen: — Dieſer iſt der Kopf eines Kavaliers, oder dieſer iſt der Kopf eines Handwerkers; ſie ſind ja alle, und einer dem andern ſo ähnlich — als nur was ähnliches auf der Welt ſeyn kann, und eine ganze Stube voll Philoſophen wird mir hierüber nichts Mehreres beweiſen können, als daß alle dieſe Todtenſchädel wahrhafte Menſchenſchädel ſind. Dieſe Wahrheit, ſo einfältig ſie zu ſeyn ſcheint, iſt doch eine der wichtigſten in der Natur; ſie beweiſt, daß die Natur keinen Unterſchied unter Menſchen kennt, denn ſonſt müßte der Kavalierkopf ein ganz anderer Kopf ſeyn, als der Kopf eines Handwerkers; da nun Adel, Würde, Ordensbänder, Reichthum und Größe nicht einmahl im Stande ſind, einen Menſchenknochen zu charakteriſiren, ſo iſt die Folge ganz richtig, daß alle dieſe Dinge den wahren Werth eines Menſchen nicht beſtimmen können — daß es weit edlere Züge in der Seele geben müſſe, um uns auszuzeichnen.

Wir ſehen täglich Schauſpiele aufführen, und wer von uns würde nicht lachen, wenn ein Schauſpieler, der einen Grafen, oder einen Miniſter ſpielte, auf ſeinen gehabten Charakter ſtolz ſeyn würde; er kann ſtolz ſeyn, werden wir ſagen, wenn er ſeine Rolle gut geſpielt hat, aber auf die Perſon, die er vorſtellte, und auf das Kleid, das er trug, kann er ſich nichts zu Guten thun; denn, wenn die Bühne geſchloſſen iſt, ſo muß er wieder Alles ablegen: das iſt es eben auch, was ich ſage, wenn der Vorhang unſers Lebens fällt, ſo kömmt es nur auf die Frage an, wie wir unſere Rolle geſpielt haben, nicht welches Kleid wir trugen, welche Perſon wir vorſtellten. — Wir ſind ja auch nichts als Schauſpieler, der Unterſchied iſt klein, wir ſpielen unſere Rolle nur um einige Stunden länger, dann treten wir von der Bühne des Lebens, und werden ohne viel Gepränge verſcharrt und vergeſſen. — Nur der Nachruf frommer Thaten bleibt eine Weile, wie Gerüche einer Roſe bleiben, wenn ſie gleich verwelkend dahin ſinkt. Auf Gräbern, die kein Stein bedeckt, weinet die Menſchheit oft Thränen, und ſchrecklicher Fluch ſchwebt über marmornen Särgen. — Auf alle dieſe traurigen, oder luſtigen Gedanken, wie man's nehmen will, leitete mich der Tod des Pudels, von dem ich letzthin erzählte; und weil ich einmahl verſprach, die Geſchichte zu vollenden, ſo muß ich auch Wort halten.

Der Pudel war nun todt, und Thränen ſtanden in Philets Augen. Armes Thier, rief er aus, ſo biſt du hin, ohne Rettung hin, — o du warſt mir werth! Deine Treue will ich nie vergeſſen, ich will dich in meinem Garten unter einen Roſenſtrauch begraben, und dich oft noch am Abend mit meinem Hannchen beſuchen; ja unter dieſem Strauch wollen wir uns oft beym Mondenlicht umarmen, mit ſtiller Wehmuth einander anſehen, und ſagen: Hier ruht unſer guter Pudel. So ſagte Philet, und hohlte ein ſchönes weißes Tuch, breitete es unter einem Kirſchbaum aus, und überſtreute auf ſelbem ſeinen Hund mit Blumen. Dann ging er im Dorfe herum, und ſagte zu jedem ſeiner Freunde: mein Pudel iſt hin! — Und kein Menſch war im Dorf, der den todten Pudel nicht anſah, und eine Roſe auf ihn hinwarf. — Es lebte aber im Dorfe ein alter abgedankter Soldat, der nur mehr ein Bein hatte, denn das andere verlor er im Krieg; der ging, und grub unter einem Roſenſtrauch eine tiefe Grube, und der Abend war beſtimmt, den Hund in dieſelbe zu legen. Es war 10 Uhr Nachts, und der Vollmond war am Himmel; da ging Hannchen und Philet nebſt dem alten Soldaten in den Garten. Der alte Soldat nebſt ſeiner Krücke nahm die vier Ecken des Tuches zuſammen, legte den Hund in die Grube, und ſcharrte ſie zu. Philet ſah gegen Himmel, und ſtützte ſein Haupt auf Hannchens Schultern. Hannchen konnte kein Wort ſprechen, denn ihr Herz fühlte Alles, was Philets Herz kränkte, und der alte Soldat weinte wie ein Kind. Guter Philipp! rief er aus, ihr habt ein treffliches Herz, ihr ſeyd dankbar, und das iſt ſchön — ich wünſche euch, daß ihr ein König werden möchtet. — Und warum das? ſagte Philet: Weil ich glaube, daß ihr die treuen Dienſte eurer

Soldaten, die Leib und Leben für euch wagen, erkennen würdet, und dann würde die Welt keine ſolche elenden Krippel mehr, wie ich bin, unverſorgt herumgehen ſehen. Hannchen und Philet küßten den Alten; du ſollſt bey uns bleiben, ſagten ſie; ſo lange wir was zu leben haben, ſollſt du es auch haben, und unſre Sorgfalt und Liebe für dich ſoll dir dein verlornes Bein wieder erſetzen. Gott vergelt's euch, ſagte der Soldat, und Thränen fielen aus ſeinen Augen; Gott vergelt's euch! ich will euch ſo getreu ſeyn, als ich es meinem König war, ſo getreu als euer guter Pudel.

Ein Eheverſprechen
aus
den alten Zeiten,
oder:
Etwas, das unſere galanten Herren ein Kapuzinat nennen werden.

Es war ein einſamer Bach, der durch dunkle Gebüſche floß — er wurde von Menſchen ſelten beſucht, ſo herrlich, ſo maleriſch, ſo ſchön die Gegend war, durch die er hinſtrömte. — Niemand kannte die düſtere Schönheit der wilden Natur, Niemand fühlte den Reiz — der bemooſten großen Eiche — und der traurigen ſchwarzen Tanne herrlichen Anblick. Solche Gegenden hat auch der Schöpfer nicht für Jeden erſchaffen — nur ſtillen melancholiſchen Herzen zeigt ſie die Gottheit, und gibt ſie jener Tugend, welche die Wolluſt nicht kennt, zur Wonne und zum Lohn. — In dieſem einſamen Orte war Philets Freude — da baute er im wilden Gebüſche eine Laube — pflanzte wilde Roſen umher, und machte einen prächtigen Sitz aus friſchen Roſen: — Das abwechſelnde Grüne verſchönerte dieſen Aufenthalt; das Gelbe der Eiche, das dicke Grün der Tanne wechſelte ab mit dem Lichtgrünen des Vogelbeerbaums, — von welchem die rothen Trauben den ganzen Eingang verherrlichten. Zwey hohe Eſpen ſtanden zur Seite, ihr zitterndes Laub machte die angenehmſte Bewegung, und eine Linde verbreitete ihrer Bluthen Balſamgerüche.

An dieſem einſamen Ort ſaß Philet und Hannchen nebſt ihrem zärtlichen Vater, und Stunden floſſen eilends dahin unter Geſprächen voll Unſchuld und Tugend. — Oft flüſterte mancher unſchuldige Kuß der Freundſchaft und Liebe, und Roſen vom höherem Roth blühten auf unſchuldigen Wangen. Da, in dieſer heiligen Gegend ſchwuren reine Herzen ſich ewig zu lieben. Kinder! der Himmel erhöre eure Schwüre, ſprach der ehrwürdige Greis, und ſegne euch, wie ich euch ſegne. — O Philet! O Vater! rief Hannchen, wie glücklich ſind wir — hört ihr, wie die Nachtigall ſingt mit lieblicheren Tönen — als verſtände ſie, was unſere Herzen ſich ſagten? — So ſprach ſie, und die zärtlichſte reinſte Liebe goß unausſprechliche Anmuth in Hannchens Stimme. Philet antwortete nicht; aber wie zärtlich er ſie anblickte, und an ſeinen Buſen drückte, das redete von ſeinen Empfindungen mehr, als Worte hätten reden können.

Kommt, kommt, meine lieben Kinder! ſprach Hannchens Vater, die Sonne iſt ſchon weit unter unſerm Geſichtskreiſe — laßt uns zu unſrer Mutter zurückkehren. Der Alte ging, und Hannchen und Philet folgten ihm nach. — Als aber Philet ſah, daß Hannchens Vater nicht mehr recht fortgehen konnte — nahm Philet den Alten auf ſeine Schultern — und trug ihn mit kindlicher Sorgfalt bis in ſein Haus. — Da nahm er von Hannchen Abſchied, der Alte dankte noch tauſendmahl für ſeine Liebe durch einen zärtlichen Kuß, und Philet kehrte vergnügt in ſeine Wohnung zurück, und ſchrieb dieſen Tag — als einen der ſchönſten Tage ſeines Lebens auf. —

Der Tag zu Hannchens Hochzeit war beſtimmt, und jeder im Dorfe war vergnügt — und beſuchte ſeinen Nachbar, und erzählte, daß Morgen Hannchens Hochzeit ſeyn werde. — Der ehrliche Soldat, der ſeit des Pudels Tode in Hannchens Hauſe war, hinkte mit ſeiner Krücke herum, und holte einen ganzen Korb voll Früchte und Blumen. — Die Mädchen im Dorfe ſaſſen unter ſchattichten Linden, und flochten Blumenkränze auf den feyerlichen Tag. Der alte Jäger Martin mit ſeinem ſchwarzen Geſicht ſaß vor dem Spiegel, ſchwärzte ſeinen großen Schnurbart, und wuſch dreymahl ſein Geſicht ab; — dann ging er, und trug einen großen Rehbock zu Hannchens Vater hin — legte ihn ſtill in die Küche, und lief wieder eilends davon, damit Hannchen ihm dafür nicht danken könnte. Dann ging er zum Schuſter, und ſah, ob ſeine Stiefel von Juchten noch nicht fertig wären, denn er wollte ſie zum erſtenmahl auf Hannchens Hochzeit anlegen. —

Philet war denſelben ganzen Tag über zu Hauſe, und überdachte den wichtigen Schritt, den er thun ſollte, und bethete mit aufrichtiger Seele ſo zum Himmel: — Großer Gott! der du mich noch bisher durch die Wege dieſer Welt gütig geführet haſt, verlaſſe deinen Philet nicht, da er den wichtigſten Schritt ſeines Lebens vollenden will, gib mir an Hannchen ein gutes Weib, das dich liebt — und ſie wird auch mich lieben — gib mir an Hannchen eine Gefährtinn, die mir die Beſchwerden dieſes Lebens ertragen hilft — die meinen Geiſt durch ſanftes Betragen wieder aufrichtet, wenn ihn Unfälle niedergeſchlagen — die mich auf dem Wege der Tugend fortleitet — und die mir tugendhafte Kinder gibt. — O Vater der Menſchen! zu wem ſollte ich meine Zuflucht nehmen, als zu dir — mein Zutrauen gründet ſich auf deine Güte, Allmächtiger! du verläßt deine Geſchöpfe nicht. Während Philet ſo bethete, ſo floß ruhige Freude durch ſeine Seele — Dünſte wie Roſengerüche erfüllten ſein Zimmer, und es war ihm, als ſtände ein gütiger Schutzgeiſt vom Himmel geſandt vor ſeinen Augen, der ihm ſagte: — Der Gottheit Ohr iſt nie taub zu dem Gebethe frommer Seelen.

Indeß als Philet ſo bethete, war Hannchen bey ihrem Vater — ſie ſaß zu ſeinen Füßen — und hörte aufmerkſam den heiligen Lehren zu, die er ihr gab. — Morgen, ſagte er, gutes Kind! wirſt du einen Mann haben, das heißt, du wirſt beym Altar neue Pflichten deinem Herzen auflegen — aber Pflichten, die dem Herzen ſüß werden, wenn du ſie mit Frömmigkeit der Seele überdenkſt.

Morgen, liebes Mädchen! wirſt du eine Bürgerinn ſeyn, beſtimmt von Gott Geſchöpfe zu erzeugen, die ſeine Allmacht verherrlichen, und in denen deine Tugenden, und die Tugenden deines Philet zum Wohl der Menſchheit ſollen fortgepflanzt werden. — Gutes Kind! vergiß nie, was ich dir ſage — folge dem Beyſpiel deiner guten Mutter, liebe ewig deinen Philet, liebe ewig deine Kinder, beſorge die Haushaltung, ſey häuslich und eingezogen, verdiene den Segen des Allmächtigen und meinen Segen, und du wirſt glücklich ſeyn! Hannchen kniete zu ihrem Vater hin; gib mir deinen Segen, ſagte ſie, lieber Vater! Hannchens Vater legte die Hand auf Hannchens Haupt, und bethete zum Himmel: — Großer Gott! — ſegne mein Kind, wie ich es ſegne. — Während dieſer Zeit kam Hannchens Mutter, und Philet herbey, der alte Pfarrer vom Dorfe nebſt dem Jäger Martin, und dem alten krummen Soldaten, und jeder wünſchte Glück zur künftigen Hochzeit.

Es ſchlug 3 Uhr Morgens; der alte krumme Soldat war ſchon wach, ging hinab ins Dorf, und weckte den alten Bockpfeifer auf. He! Meiſter Joſeph! ſchrie er, und ſchlug etlichemahl mit ſeiner Krücke an die Thüre; auf! auf! es iſt heute Hannchens Hochzeittag. Der Bockpfeifer kehrte ſich in ſeinem Bette langſam um, und ſchrie zu ſeinem Weib: Geh, Margareth! ſieh zum Fenſter, wenn ich nicht träumte, hörte ich den alten krummen Soldaten, mir iſt's als wäre es ſeine Stimme.

Margareth ſtand auf, und in einer langen kattunenen Barthaube ſah die alte ehrliche Baucis zum Fenſter herab, und fragte: He! hat nicht wer meinem Bockpfeifer gerufen?

Beym Element! erwiederte der Krumme, wenn ihr mich noch nicht gehört habt, ſo müßt ihr alle taub ſeyn; liebe Leute! freylich habe ich euch geſchrieen. Geh Margareth, laß deinen Alten herabkommen, ich will mich einsweilen da auf eure Hundshütte herſetzen.

Der alte Bockpfeifer kleidete ſich an, und der krumme Soldat unterhielt ſich einsweilen mit dem ſchwarzen Haushunde, der an der Kette hing. — Laß dich los machen kleiner Thürhüter, ſagte der Soldat, und machte den Hund los, heute mußt du auch luſtig ſeyn. Dann ſang er ein Lied:

Alles muß heut luſtig ſeyn,
Heut an Hannchens Hochzeittage;
Heut muß Alles luſtig ſeyn.

Eine ſchöne Stimme, wahrlich, rief der Bockpfeifer, der ſchon unter der Hausthüre ſtand, und eine kurze Tabakspfeife im Munde hatte, und Feuer ſchlug.

Brüderchen! ſagte der Soldat, gib mir deine Pfeife, ich will ſie dir ſtopfen. Jäger Martin gab mir einen guten Bremer — he Brüderchen! ſieh! wie es brennt. Er blies in den Lunten, zündete ſeinen Tabak an, und ſchmauſte mit dem alten Bockpfeifer.

So gingen die Alten ins Dorf hinab, wo zwey Schalmeyenpfeifer wohnten, die ſie auch mit ſich nahmen. Als dieſes alles geſchehen war, ſagte der Soldat zu dem Bockpfeifer: Du! warte mir ein wenig dort oben bey der Linde, ich komme bald wieder; ich muß nur zum Schreiner laufen, und meine neue Krücke abhohlen.

Die Muſikanten warteten an der Linde, und der alte Soldat kam bald mit ſeiner neuen Galakrücke.

So wie ſie waren, gingen ſie zu dem alten Jäger Martin, der war ganz neu gekleidet, hatte einen grauen Rock von Loden, einen ſchönen grünen Hut, und einen großen Reigerbuſch. Sie gingen hinauf zu Hannchen, denn es war ſchon 7 Uhr vorüber, und Alles war zur Hochzeit bereit; jetzt ging der Zug in die Kirche an. Jäger Martin war Brautführer, und der alte Soldat ging an Philets Seite. Der Bockpfeifer und die Schalmeyen gingen voran, und am Ende folgte ein Zug von Mädchen, die mit Blumen bekränzt waren. An der Kirche empfing der Pfarrer das Brautpaar, und führte Hannchen und Philet zum Altar; es fing die heilige Meſſe an, und während dieſer ſangen die Mädchen folgendes Lied:

Gott im Himmel! der uns ſchuf,
Den wir alle lieben,
Gib uns Gnad' zu dem Beruf
Tugend auszuüben!
Lerne uns in jedem Stand
Unſere Pflichten kennen!
Laß uns deine Vaters Hand
Einſt im Himmel krönen!

⁂

Segne Hannchen, die ſich heut
Wird als Braut verbinden,
Daß ſie auch durch Frömmigkeit
Mag den Himmel finden!

So ſang die Jugend. Nach vollendetem Gottesdienſt trat Philet mit Hannchen zum Altar, und der Prieſter ſprach den Segen über ſie aus. So wie die heilige Unſchuld mit Heiterkeit und Majeſtät an der Seite eines Engels einher trat, ehe noch die erſte Sünde die Schöpfung verheerte; ſo trat Hannchen mit ihrem Gatten einher, und Freude war auf ihren Wangen.

Vom Gottesdienſt ging man nach Hauſe; der alte Soldat hatte ſchon den Tiſch in der Gartenlaube gedeckt, und man ſetzte ſich zur frugalen Mahlzeit.

Als das Eſſen vorüber war, ſagte der alte Soldat: So luſtig es immer iſt um euch, liebe Leute, zu ſeyn, ſo muß ich euch doch ſagen, daß mir heute der Biſſen nicht gut ſchmeckt, mir wurmt ſo etwas im Kopf herum, und liegt mir was ſo ſchwer auf meiner Seele, daß ich es nicht mehr ertragen kann, ich muß es euch ſagen; dann, wenn ich es euch geſagt habe, ſo glaube ich, es wird mir wieder leichter ums Herz werden. Ich hätte es euch eher erzählt, aber ich wollte euch die Luſt zum Eſſen nicht verderben.

Was iſt es denn, lieber Alter! fing Hannchen an: o erzähle! Der alte Soldat hohlte einen tiefen Seufzer aus ſeinem Herzen, ſah zum Himmel, und eine Thräne fiel aus ſeinem Auge, als er ſo anfing:

Ich war neulich in der Stadt, und ging vor dem Hauſe eines Richters vorüber, da ſtanden nun eine Menge Leute, und murmelten entſetzlich; ich miſchte mich auch unter die Menge, und wollte hören, was es gab; da erzählte man mir, daß vor wenigen Wochen ein armer Mann Haus und Hof durch die Feuersbrunſt verlor — Alles war hin, er hat nicht ein Mahl mehr einen Fetzen, um ſich zu bedecken, ſeine Kinderchen und ſein Weib waren halb nackend. Da ging er in die Stadt, denn er erinnerte ſich, daß er 40 Ellen Leinwand einem Färber gab, und wollte den einzigen Reſt der ihm von ſeinem Vermögen übrig war, verkaufen, daß er doch etwas wenigſtens für ſich und ſeine Kinder zu leben hätte.

Nun was glaubt ihr wohl, liebe Leute! was geſchah? — ihr errathet es nicht, ich wette. — — Der arme Mann war beym Färber — — wollte ſein Tuch haben — er erzählte ſein Unglück, und ſetzte auch noch hinzu, daß ſein Zeichen, das ihm der Färber gab, in der Brunſt ſey mit verloren gegangen.

Kaum war das Wort aus ſeinem Munde, daß in der Brunſt auch das Markzeichen ſey verloren gegangen, ſo fing die Färberinn an: Was, du Bettelhund! du unterſtehſt dich, eine Leinwand von mir zu begehren? — gib das Zeichen her, wenn du eine zum Färben gegeben haſt! — Es könnte jeder Schelm herlaufen und Leinwand von mir begehren, — geh, oder ich will dir den Weg zeigen!

Aber höret nun, liebe Frau! ſagte der arme Mann, ich will euch mein Zeichen auswendig ſagen, ich habe ja auch Zeugen, daß ich es euch gegeben habe; ums Himmelswillen! dieſes iſt mein einziger Reichthum, ich bitte euch, ſeyd nicht ſo grauſam — um Gottes Liebe willen!

Allein die Färberinn hörte nicht; der arme Mann mußte zum Richter gehen, und auch vor dem Richter wollte ſie die Leinwand noch nicht hergeben, man mußte von Seite der Obrigkeit Gewalt brauchen, und Strafen drohen. —

Seht, liebe Leute! ſagte der Soldat, das ſah ich nun mit meinen Augen, hörte es mit meinen Ohren. Wie iſt es doch möglich? — Eine Chriſtinn muß dieſes Weib nicht ſeyn, ich glaube, ſie iſt aus der Türkey — ſo murmelte immer der alte Soldat.

Der Pfarrer, der beym Tiſch ſaß, freute ſich über das gute Herz des ehrlichen Alten: Guter Mann! ſagte er, es fehlt an der Erziehung, es fehlt in den wahren Grundſätzen der Religion, aber über dieß ein andersmahl; heute an Hannchens Hochzeit wollen wir luſtig ſeyn. — Komm, Alter! heitere dich auf — wir wollen auf die Geſundheit des guten Richters trinken, der dem armen abgebrannten Mann ſeine Leinwand wieder verſchaffte. — Nu ja, ſagte der Soldat, und die ganze Geſellſchaft trank auf die Geſundheit des guten Richters. Vivat!

Der fromme Jäger Chriſtoph,

oder:

eine Lehre für die, welche die Geſpenſter fürchten, und die dem Wildſchießen nachgehen.

In einem alten Schloß, das von Niemanden mehr bewohnt wurde, lebte ein Jäger Chriſtoph, mit Nahmen; er war alt, war unverheirathet, von ſeiner Gemüthsart im Aeußerlichen rauh, aber in der Seele ehrlich und gut. In der Gegend liebte man ihn, ungeachtet der allgemeinen Sage, daß er Hexen bannen und Teufel beſchwören könnte.

Chriſtoph war gutthätig; er hatte Kenntniſſe von Heilkräutern, und ſein guter Rath machte manchen Kranken geſund. Auf die Viehſeuchen verſtand er ſich trefflich, und in verſchiedenen Angelegenheiten ſuchten die Leute von der Gemeinde Zuflucht bey ihm. Der Ort, wo er wohnte, war eine Viertelſtunde weit von dem Dorf entfernt; die Gegend war wild. Auf einem hohen Felſen ſtand das Schloß, nur ein kleines Stübchen war unter den zuſammengefallenen Mauern noch brauchbar, in dieſem wohnte Chriſtoph. Kauzen und Nachteulen waren ſeine Nachbarn, denn auf den dicht mit Moos bewachſenen Mauern hielten ſie ſich haufenweiſe auf, und heulten oft manche Nacht durch ganz fürchterlich.

Chriſtoph liebte dieſe heulenden Konzerte, und fütterte ſeine geflügelten Muſikanten täglich; wenn ſich aber je einer ſeiner Koſtgänger zu weit von dem Schloſſe entfernte, ſo ſchoß ihn Chriſtoph mit ſeiner Kugelbüchſe von dem Baum herab. — Du haſt zu Hauſe zu eſſen, ſagte er, und es iſt nicht nöthig, daß du die Vögel im Walde beunruhigeſt; der Hunger treibt dich nicht hierzu, und Leckerbißchen haſt du nicht nöthig; und ſo hielt Chriſtoph ſeine Eulen und Käuzchen unter dem Zaume ſeiner Geſetze, und beſtrafte die Uebertreter mit dem Tode.

Nun wunderte man ſich in der Gegend, wie es doch möglich wäre, daß Jäger Chriſtoph ſich in dieſem Schloſſe ſo lange aufhalten könnte, denn die allgemeine Sage war, daß Irrwiſche und Geſpenſter dieſen Ort unſicher machten. Ja Einige behaupteten gar, daß der Leidige — Gott behüthe uns — auf dem Felſen Geſellſchaften und Hexentänze gab; ein gewiſſer Schloſſer, der niemahls nüchtern des Abends nach Hauſe kam, verſicherte ſelbſt, daß ihn der Teufel einſt, als er des Nachts dieſen Weg vorüber gehen mußte, anhielt und jämmerlich zerkratzte, obwohl man zuverläßige Nachrichten erhielt, daß der betrunkene Zapf in einem Dornbuſch hangen geblieben ſey, und ſich die Nacht über ſo erbärmlich zugerichtet hätte.

Mit einem Worte, Alles ſah und hörte Geſpenſter, ausgenommen unſer guter Chriſtoph, der ein frommer Mann ohne kindiſche Vorurtheile war, er ſah und hörte nichts. Er lachte oft von ganzem Herzen, wenn die Bauernjungen im Wirthshaus truppenweiſe um ihn herum ſtanden, und ihn fragten, ob er denn noch nicht die Geſpenſter im alten Schloß geſehen hätte?

Dieſes ſein Lachen gab Urſache, daß Mancher dem Andern ins Ohr liſpelte, und behauptete, Jäger Martin müſſe mit dem böſen Feind ſelbſt gut verſtanden ſeyn; dann ſagte Einer zu dem Andern: Du weißt, daß der Teufel mit den Jägern gut Freund iſt, er verkleidet ſich ſelbſt gerne als Jäger. Das weiß ich wohl, erwiederte der Andere, aber das kann ich nicht verſtehen, daß Chriſtoph ſo fromm iſt, und fleißig in die Kirche geht, wenn er je mit dem Teufel einen Pakt hätte. Das iſt es eben auch, ſagte der Erſte, das mir ganz ſpaniſch vorkömmt, aber vielleicht iſt er der Teufel ſelbſt, der uns nur blendet. Dann gingen die zwey Bauernburſche hin, und betrachteten den Jäger Chriſtoph vom Kopf bis zum Fuß — ob ſie keine Geißfüße, oder allenfalls zwey Bockshörnchen entdecken könnten: Nein bey meiner Treue, ſagte einer, wir betrügen uns doch, Jäger Chriſtoph iſt ein Menſch, wie ein anderer; denn, wenn er der Teufel wäre, ſo müßte er durch die Naſe reden. Richtig erwiederte der zweyte, dieſe Probe iſt unfehlbar. Und ſo urtheilten und ſchwätzten ſie, ſo oft ſie den guten Jäger Chriſtoph ſahen, und wußten nicht, was ſie aus ihm machen ſollten.

Eines Tages war Jäger Chriſtoph auf der Jagd, und ſpürte einem wilden Schweine nach, da hörte er einen ſtarken Schuß in der Gegend, der ihn auf den Gedanken brachte, daß vielleicht ein Wildſchütz müſſe etwas erlegt haben. Chriſtoph ſteckte ſich hinter einen Buſch, und lauerte; nach einer halben Stunde ungefähr ſah er einen Bauer mit einer Flinte daherkommen; er ging ihm nach, Chrſtoph konnte aber den Mann nicht einhohlen, denn der Bauer verdoppelte ſeine Schritte; Chriſtoph folgte ihm immer in der Ferne nach, und entdeckte endlich, daß der Wildſchütz ein armer Tagwerker von ſeinem Dorfe war. Chriſtoph wartete, bis ein Feyertag einfiel, und an ſelbem kam er Abends zu dem Tagwerker. — Grüß dich Gott, ſagte er, Joſeph! wie gehts? Ach, wie wird es gehen, erwiederte der Tagwerker, ſchlecht genug.

Chriſtoph. Warum ſchlecht?

Tagwerker. Bin immer unglücklich, ich habe erſt zwey Kühe und eine Geiß verloren, und war lang krank.

Chriſtoph. Das iſt freylich böſe, aber ihr müſſet den Muth nicht ſinken laſſen; Gott wird euch ſchon helfen, ſeyd nur immer rechtſchaffen, da — habt ihr einſtweilen einen Gulden, aber führt euch redlich auf, und werdet kein Wildſchütz, müßt mir nicht hinausgehen in den Wald — das Ding heißt nichts — man macht ſich nur ſelbſt unglücklich — ihr habt Weib und Kinder — ihr müſſet euch für ſie erhalten: Wilddiebe gewöhnen den Müßiggang und werden endlich rechte Diebe — verſprecht mir's Joſeph — ihr verſteht mich. — So ſagte Chriſtoph, drückte den Handwerker bey der Hand, und ging wieder ſeine Wege.

Ich war geſinnt, die Geſchichte des guten Jägers Chriſtophs auszuerzählen, aber da ich gerne hätte, daß man das im Herzen fühlte, was ich ſagte, ſo wollte ich, daß eure Seelen, meine lieben Mitbürger! auch zum Eindruck edler Handlungen geſtimmt wären.

Ich verſtehe durch dieſe Stimmung des Herzens jenes edle Gefühl des Guten, das keine Rauheit der Sitten, keine Wildheit der Gemüthsarten kennt, jenes ſanfte Gefühl, das unſere Seelen erhebt, und uns zu Chriſten macht.

Es iſt ſo was Erquickendes, meine lieben Brüder! den Menſchen freundlichen Beyſpielen des Lehrmeiſters unſerer heiligen Religion zu folgen, und mit Sanftmuth auf dieſer Erde herumwandeln, wie er herumwandelte.

Brüder von Irrwegen abführen, ſie zu beſſern ſuchen, wenn ſie fehlen, wenn ſie an der Spitze des Abgrundes ſtehen, mit Menſchenfreundlichkeit zurückführen, ſeinen Feinden verzeihen, und in jedem Menſchen das Ebenbild ſeines Schöpfers zu verehren, dieſes ſind Handlungen, die nur der fähig iſt auszuüben, der die Gnade hat, und den heiligen Lehrſätzen des Evangeliums folgt.

So lange noch Wildheit Platz in unſern Herzen findet, ſo lange wir uns noch fähig fühlen, Menſchen zu tödten, und Wolluſt haben in Unterdrückung unſers Nächſten, ſo lange ſind wir noch keine wahren Chriſten.

Laßt uns bekennen, liebe Brüder! daß wir oft dieſen ſeligen Nahmen entheiligt haben, und laßt uns wieder gut werden!

Wie beſchämt müſſen wir nicht da ſtehen? wenn wir einen Blick auf das Leben unſers göttlichen Lehrmeiſters zurückwerfen, wenn wir ihn ſehen, wie er unter der Menge des rebelliſchen Volkes da ſteht mit Majeſtät und Sanftmuth! Steiniget, ſchreyt der empörte Pöbel, die Ehebrecherinn, und Raſerey iſt in jedem Blick. Sie hat wider das Geſetz gehandelt, ſie iſt des Todes ſchuldig. Chriſtus aber bückte ſich nieder, und ſchrieb mit dem Finger auf die Erde, und ſagte: Wer von euch ohne Sünde iſt, der werfe den erſten Stein auf ſie.

Welche heilige Lehre für uns, die wir in manchen Vorfällen des Lebens, unter dem Vorwand, aus Eifer für die Geſetze oder die Religion, die heiligſten Lehrſätze verlaſſen, und wie ergrimmte Thiere, die keine Vernunft haben, über den fehlenden Nebenmenſchen hinfallen!

Ihr täuſcht euch, Brüder! wenn ihr glaubt, daß es Fälle geben könne, in denen ihr durch Wildheit berechtiget ſeyd unter dem Vorwand, die Ehre des Höchſten oder ſeiner Heiligen zu vertheidigen, euren Nebenmenſchen todt zu ſchlagen.

Es wachen Geſetze im Staat für Verbrecher, und ihnen ſteht zu, zu urtheilen und zu beſtrafen, nicht uns, liebe Brüder! Wir ſind nicht zu Richtern beſtellt, und es wäre eine ſträfliche Anmaßung, wenn wir die Gewalt über Leben und Tod unſers Nächſten uns zueignen wollten.

Nur unrichtige Grundſätze und Barbarey der Sitten veranlaßten in den Zeiten des Heidenthums dergleichen Auftritte.

Es wurden Feſte dem Bachus gefeyert, und tolle Prieſterinnen dieſer abſcheulichen Gottheit lärmten gräßlich, und tödteten Menſchen.

Allein erinnert euch, liebe Brüder! als das Licht der Welt erſchien, ſtürzten dieſe Götter von den Altären. Chriſtus lehrte Nächſtenliebe, und der, der ihm nachfolgen will, muß ſich durch ſelbe auszeichnen. Allein der Verfolgungsgeiſt, der ſich ſo gerne in des Menſchen Herz dringt, vertilgt leicht dieſe menſchenfreundlichen Lehrſätze. Jeder Vorwand, jeder geringſte Anlaß iſt uns lieb, — wir haſſen gerne unſern Nächſten, und möchten die Grauſamkeiten unſers Herzens noch überdieß durch den Schein der Frömmigkeit entſchuldigen, oder durch die Religion bemänteln. Frömmigkeit kennt keine Beleidigung. Umarme deinen Bruder, und verzeih ihm, wenn er dich beleidiget, und tritt dann zum Altar! Hat er aber nicht dich, ſondern den Höchſten beleidiget, ſo ſuche ihn vom Irrthum zurück zu führen, und flehe für ihn zu dem Ewigen um Vergebung ſeiner Sünden. Laßt uns alſo, liebe Brüder! unſer Herz zu dem Gefühl der Nächſtenliebe ſtimmen, und wenn Einer von uns fehlt, ſo wollen wir uns an die Worte des Stifters unſerer heiligen Religion erinnern, und uns ſagen: — Wer von uns ohne Sünde iſt, der werfe den erſten Stein auf ihn!

Als Chriſtoph zu Hauſe war, dachte er über den armen Tagwerker nach — er iſt doch recht arm, rief er aus, er hat Kinder. Der Unglückliche! o wäre ich im Stande ihm zu helfen. So dachte Chriſtoph, und ſchon machte er 50 Gulden bereit, ſelbe dem armen Tagwerker hinab zu tragen. Ich bin ein lediger Burſch, ſagte ſich Chriſtoph, habe weder Weib noch Kinder, was thun mir dieſe 50 Gulden; kann mir ſie Joſeph einmahl zurückzahlen, ſo wird er es thun, kann er nicht, ſo iſt es einerley; ſo ſprach Chriſtoph mit ſich, und wirklich iſt er ſchon bey des Handwerkers Haus. Wo iſt Joſeph? fing er zu ſchreyen an; allein Joſeph war nicht da. — Er iſt ausgegangen, rief des Tagwerkers Weib. — Ey nun, erwiederte Chriſtoph, ſo macht ihm eine Freude, wenn er nach Haus kömmt; da habt ihr Geld. Das arme Weib war ganz außer ſich, und konnte kaum ſprechen, als ſie ſo viel Geld ſah; endlich als ſie ſich von ihrem Erſtaunen erhohlte, und dem Chriſtoph danken wollte, war er ſchon nicht mehr da.

Chriſtoph, ganz vergnügt in der Seele von ſeiner edeln That, ging ſeinen Berufsgeſchäften nach, und kam in den Wald, um fleißig nachzuſehen. Er war kaum eine Viertelſtunde im Gehölze, als er zwey vermummte Wildſchützen erblickte; muthig ging er auf ſie los, und ſchrie ſie an; Einer davon aber ſchoß ſogleich gegen den Jäger Chriſtoph, Chriſtoph ſtürzte ohnmächtig dahin, und die Thäter ergriffen die Flucht.

Ueber eine Stunde lang lag der Jäger in ſeinem Blut, bis endlich ein Holzhacker den Verwundeten antraf, und ſelben auf einem Schubkarren nach Hauſe führte. — Der Bader wurde zum Chriſtoph gerufen; er wandte alle Mühe an, die Wunde war tödtlich.

Wir laſſen eine Weile den Jäger in den Händen des Baders, und kehren in das Tagwerkerhäuschen zurück.

Wie ein Menſch, der ſich einer böſen That ſchuldig weiß, kam Joſeph zu ſeinem Weib zurück, ſeine Wangen waren blaß, ſein Auge lag tief im Kopf, und Verwirrung war an ſeiner Stirne. Was fehlt dir, rief Anna, denn ſo hieß des Tagwerkers Weib, was fehlt dir? Ums Himmelswillen — lieber Mann! du ſiehſt aus, als wenn du ein Mörder wäreſt. Ein Mörder, rief Joſeph, der bin — ich — o unglückliches Weib! höre, ich war im Wald, wollte ein Wild ſchießen, damit wir doch etwas zu leben hätten, da erwiſchte uns Jäger Chriſtoph; Schrecken und Sorge für meine Kinder bemächtigten ſich meiner — und ich — o Weib! o Weib! und ich erſchoß den guten Chriſtoph. — Joſeph! Joſeph! was haſt du gethan? ſchrie Anna aus, du biſt ein Vaters Mörder, ein Mörder deines Gutthäters; ſieh! Chriſtoph hat uns aus allem Elend gezogen — er gab uns dieſes Geld — und du — o Grauſamer! — habe ich dir's aber nicht geſagt, du ſollſt nicht mehr auf das Wildſchießen gehen? Habe ich dich nicht gebethen? Fühlſt du die Strafe, wenn man ſeines Fürſten Geboth übertritt? Joſeph ſaß lang unbeweglich da, wie ein Stein; endlich hob er ſein Auge zum Himmel, und ein Strom von Thränen rollte über ſeine Wangen. — Chriſtoph, Chriſtoph! mein Gutthäter, und ich ſein Mörder? ſo ſchrie er — mit einer Stimme, die jedes Menſchen Herz hätte zermalmen können.

Nach einer ziemlichen Weile hob ſich der Tagwerker mit Ungeſtüm auf. — Ich will ihn noch ſehen, ſchrie er — ja ſehen will ich ihn — ich will ihm's ſagen, daß ich ſein Mörder bin. — Was willſt du, Unglücklicher! fuhr Anna fort, du willſt deinen Tod? — Man wird dich ins Gefängniß fortreißen, du wirſt ſterben müſſen; denke doch an dein Weib, und an deine Kinder. Joſeph aber war taub zu Annens Stimme, er verließ ſie, und ſuchte den kranken Jäger auf.

Chriſtoph athmete ſchwer, die Bläße des Todes überzog ſchon ſeine Wangen, matt lag er auf ſeinem Lager, und mit ſchwacher Stimme rief er zum Himmel;

— Gott verzeih meinem Thäter! — Eine Thräne, die aus ſeinem Auge floß, beſtättigte die aufrichtige Vergebung ſeines Herzens — und in dieſem Augenblick trat der Tagwerker in das Zimmer.

Chriſtoph richtete ſich auf, und reichte ihm gleich ſeine Hand entgegen, die ſchon feucht von dem Todesſchweiße war. Joſeph ergriff ſie, und netzte ſie mit bitteren Thränen. Das, was nur ein ſterbender Chriſt am Rand der Grube ſeinem Todesfeinde von Vergebung und Liebe ſagen kann, dieſes Alles ſagte Chriſtoph unſerm Joſeph.

Rette dich, ums Himmelswillen; rette dich, fing der Verwundete an; du könnteſt unglücklich werden; ſieh! da haſt du meinen Schlüſſel, dort in dem ſchwarzen Käſtchen wirſt du in einer Schublade Geld finden, nimm es, und rette dich! —

Ich will mich nicht retten, erwiderte der Tagwerker — ich will mit dir ſterben. Was ſoll mir mein Leben? Dein ſterbendes Bild wird immer vor meinen Augen ſeyn; immer werde ich mich der ſchwärzeſten aller Thaten erinnern, immer den bittern Gram, der meine Seele verzehrt, im Herzen herumtragen. — Laß mich ſterben, es iſt eine Wohlthat für mich. —

Lebe — ſchrie Chriſtoph noch auf, ich bitte dich, lebe — und erzähle Jedem, der in deinem Falle iſt, dieſe Geſchichte — bitte ſie in meinem Nahmen, daß ſie doch Weib und Kinder eines Wildes wegen nicht aufopfern möchten. — So ſagte Chriſtoph, und ſtarb. —

Joſeph kam ganz vom Verſtand, er lief wie ein Unſinniger herum, und kam in ſeiner Tollheit auf die erbärmlichſte Art um, indem er ſich in einen Strom ſtürzte.

Joſephs Kinder waren aber nicht gänzlich unglücklich, denn der fromme Jäger vermachte ihnen ſein ganzes

Vermögen. Der Beamte ließ ſie gut erziehen; ſie wurden rechtſchaffene Leute, und feyern noch jedes Jahr in Frühlingstagen das Andenken ihres Gutthäters. Roſen duften auf Chriſtophs Grabe, und der Mond beſcheint am Abend ſanft ſeine Aſche.

Selig — dreymahl ſelig muß die Stunde ſeyn, in welcher der Gerechte ſein Auge ſchließt; alle Phantome des Todes verſchwinden an dem Sterbbette des Frommen; ſein Tod iſt nur eine Abreiſe in ſeligere Gegenden.

O Brüder! wie wird es uns einmahl wohl ums Herz ſeyn, wenn uns unſre hinſinkende Natur verkündigt, daß der große Tag nahe ſey, in dem wir die Hülle dieſes Körpers ablegen, und ins Seelengewand uns kleiden, um von dem Ewigen, der uns ſchuf, den Lohn unſerer guten Handlungen zu empfangen.

Wenn ich über dieſen Gedanken zuweilen nachdenke, durchſtrömt innere Freude meinen Buſen. Die Welt hat tauſend neue Reize für mich, ich vergeſſe die Beſchwerlichkeiten dieſes Lebens wieder bey dem großen Gedanken der Ewigkeit.

Dann, meine lieben Brüder! fühle ich ſo etwas, das mich ganz zum Menſchen macht. Jeden Bettler wollte ich mit Seelenwonne an mein Herz drücken, und ihm zurufen: Bruder der Ewigkeit! ſey getroſt, es wird eine Zeit kommen, wo du Königen gleich ſeyn wirſt; dann fühle ich, daß wir alle Menſchen ſind, daß jede Handlung ohne Verdienſt ſey, wenn ſie nicht Bruderglück zum Endzweck hat.

Dann fühle ich, wie heilig die Religion ſey, die uns Chriſtus lehrte, wie ſehr ſie zum Wohl jedes Menſchen abzielt, und wie weit ich mich oft von ihren heiligen Lehrſätzen entfernet habe: Reue dringt in mein

Herz, und eine Thräne fließt aus dem Auge, die ich Tage lang weinen möchte. —

Erdenbrüder! der da im Himmel wohnt, hat es gut mit uns gemeint; laßt es uns auch mit unſerm Nächſten gut meinen, denn Nächſtenliebe gebiethet die Religion. Wie gut muß der ſeyn, der keine anderen Geſetze gibt, als Geſetze der Liebe — wie gut muß der ſeyn! Laſſet uns freuen, Brüder! einſt vor ihm zu erſcheinen.

Aber laſſet uns aufrichtig in das Innerſte unſrer Seele dringen, laſſet uns bekennen, was wir noch ſind. — Wie? iſt das die Seele des Menſchen aus dem Hauch des Ewigen gebohren? iſt dieſe die Erbinn der Ewigkeit? Wie verunſtaltet iſt ſie — welche Begriffe von der Ewigkeit, welche Begriffe von Religion müſſen Menſchen haben! Was ſeh ich, Brüder! was ſeh ich? Ihr eilt in den Tempel: o haltet, haltet — bethet nicht! das Ohr des unendlichen Gottes iſt für euch verſchloſſen er wird euch nicht erhören; gebt eure ungerechten Güter zurück, erſetzet die Ehre, die ihr dem Unſchuldigen durch Verläumdung geraubt, entſaget dem Eigennutz, dem Betrug, der Unterdrückung! — Dann, wenn ihr dieſes gethan habt, alsdann erhebt eure Stimme zum Himmel, und wie Morgenthau wird Gottes Segen über euch herabſtrömen.

Weinen, weinen wollen wir noch, liebe Brüder! über unſere Thorheiten; über unſere Laſter wollen wir weinen. Wir nennen uns Chriſten, und ſind oft noch nicht einmahl Naturmenſchen! Was, Naturmenſchen; Nicht einmahl von der Gattung guter Thiere ſind wir; wir ſind ſchädlicher als Ungeheuer, die Lybiens Wüſteneyen und Sandgebirge durchwandeln. Wir haben Vernunft, und mißbrauchen ſie zur Unterdrückung des Nächſten; ja, ſo weit ſind wir in das Laſter verſunken, daß wir uns zu bethen, zu beichten getrauen, ohne zu ſagen, daß wir bethende und beichtende Böſewichter ſind; unſer Gewiſſen ſchläft, unſre Seele hat Opiate genommen, kein Donnerſchlag kann ſie mehr erwecken; glaubt ihr, daß ich eine Lüge ſage; ſo kommt her, ich wills euch beweiſen, daß euer Gewiſſen im Todesſchlaf liegt. —

Betrügt nicht noch täglich mancher Handelsmann mit ſchlechten oder verdorbenen Waaren? muß man nicht Ziegelmehl ſtatt Tabak? Schmalz ſtatt Provanzeröhl kaufen? —

Verfälſcht mancher Weinwirth nicht täglich die theuren Getränke, und macht die Weine, Gottes herrliche Geſchenke, zu därmzerreißenden Getränken?

Wird nicht gezupftes geräuchertes Fleiſch unter Safran gemiſcht? Werden nicht Kaſtanienſchelſen unter der Fieberrinde verkaufet?

Machen nicht täglich manche Köche der Krankheit, die man Bräuer nennt, für den armen Tagwerker elende Getränke, in denen man keine Hunde baden ſollte, und verkaufen es dem gemeinen Mann für erquickendes Bier nach ſeiner harten Arbeit?

Sind nicht Diener und Mägde, die man theuer füttert und bezahlt, die erſten Diebe im Hauſe?

Wird nicht im Maaß und Gewicht täglich betrogen? —

Und zwackt man nicht von Richter an, bis zum Schneider?

Man verführt Mädchen, entehrt Weiber, unterdrückt ſeinen Nächſten; jener ſtiehlt, und dieſer raubt oder leihet Geld auf 30 Prozent.

Nun, alle dieſe beichten und betrügen, bethen und ſtehlen; — O welches Miſchmaſch! — welche Begriffe vom Chriſtenthum! — Ich wünſche euch ein langes

Leben; — denn, wenn ihr ſterben ſolltet, und im Todbette die Schwere eurer Sünden einſehen würdet; ſo müßtet ihr wohl begreifen — daß euer Beichten keine Buße, und euer Bethen kein Gebeth war. — Brüder! laßt uns täglich das heilige Evangelium leſen, und den frommen Jäger Chriſtoph bitten, daß er bey Got um Vergebung unſerer Sünden bitten möchte.

Roſa,

oder

die gute Magd.

In einer niedern Hütte war Roſa geboren; ihre Aeltern waren ſehr arm, aber ſie waren chriſtlich und tugendhaft.

Der alte Peter, ſo wurde Roſens Vater genannt, war im Dorf geſchätzt; Jedermann liebte ihn, denn er war ehrlich. —

In ſeiner Jugend diente er als Knecht, und jeder Bauer, der ſich noch ſeiner Dienſte erinnerte, ſeufzte aus tiefem Herzen, und rief zum Himmel: »O könnte ich doch einen Knecht wieder haben, wie Peter war!«

Peter erzog auch ſo ſeine Roſa: »Du mußt dich mit Dienen fortbringen, Kind! ſagte er, lerne alſo frühe deine Pflichten, ſey treu, ehrlich und arbeitſam; und man wird dich lieben, und Gott wird für dich ſorgen, wie er für mich geſorgt hat.«

Dienen iſt gewiß eine harte Sache, aber heut' zu Tage iſt es noch härter Diener, oder Dienerinnen zu haben.

Wenn du ſo werden ſollteſt, fuhr Peter fort, wie die Mägde heut' zu Tage ſind, ſo will ich Gott bitten, daß er dich krumm und lahm mache; in einem Spital will ich dich lieber elend ſterben ſehen, als den Vorwurf meines Gewiſſens ertragen, ein ſolches Ungeheuer erzeugt zu haben. O Roſa! Roſa! ſieh, — ſo lieb ich dich habe — ich wollte dich mit meinen Händen erwürgen, wenn du mir ſo ein Ding werden ſollteſt. —

So ſagte Peter, und Roſa hörte ihm aufmerkſam zu und Peter erklärte ihr die Pflichten der Ehehalten.

Die Pflichten der Ehehalten! — Wie? haben die Mägde und Diener wohl auch Pflichten? Mir deucht es wohl, als hätte ich je was hierüber geleſen; aber ich dachte, ich müſſe mich geirrt haben, oder das Buch, in dem der Diener Pflichten geſchrieben ſtanden, müſſen die Motten gefreſſen haben; denn, in der allgemeinen Praxis iſt die Sache ganz anders.

Ich vermuthe, daß ſeit einiger Zeit her, Ehehalten haben, nichts anders ſey, als Leute füttern, die ihren Koſtherrn Verdruß machen; und Menſchen bezahlen, die einen um theures Geld belügen, beſtehlen und betrügen. — Es iſt ſo — und es muß ſo ſeyn; denn wenn es nicht ſo ſeyn müßte, ſo wäre ja die Sache längſt verbeſſert worden. Was es doch nicht für eine Menge boshafter, liſtiger, betrügeriſcher Mägde gibt! Es iſt, als wenn hier ein Zuſammenfluß aller möglichen böſen Weibsbilder wäre, die ſich nur darum auf das Dienen verlegen, um ehrlichen Leuten Galle zu machen.

Verdorbene Familien, elende, krippelhafte Kinder, zerſtörte Ehen ſind die Folgen ihrer verderbten Herzen, und der Triumph ihrer Bosheiten.

Armer Landmann! der du deine Tochter zum Dienen in die Stadt ſchickeſt, ich bitte dich — wenn dir dein Mädchen lieb iſt, behalte ſie zu Hauſe — laſſe ſie lieber um wenig Geld in Hütten dienen, und ehrlich ſeyn, in Städten wird ſie verdorben; höre mich — ich will dir ſagen, welchem Schickſal du dein Mädchen ausſetzeſt. —

Bauernmädchen, wenn ſie in Städte kommen, ſind bald mit ihren Kleidungen unzufrieden, ſie wollen ſich bürgerlich tragen; ihr Lohn reicht nicht zu, und man nimmt die Zuflucht zum Betrug. Eingebildete Bedürfniſſe erwachen, und verderben die unſchuldigen Seelen; nun iſt das Bürgersmädchen mit ihrer Bürgershaube nicht mehr zufrieden, ſie verwechſelt ſie mit einer weißen; und was iſt die Folge? Das Bauernmädchen in der Bürgershaube geht nicht in den Stall — und das Bürgermädchen in der weißen Haube reibt keinen Boden mehr — und ſo werden ſie allgemach zu dienenden Frauen, und — die, die des Bauernhannſens Grethel war — iſt nun Mademoiselle Margareth. — O — das heißt ſchon viel — Mademoiselle Margareth! läßt ſich nicht viel mehr ſchaffen — ſie darf, und muß nicht dienen, das thut nichts zur Sache, wenn ſie gleich Vierteljahre lang ohne Dienſt iſt. — O! was thut das, ſagt ſie, ich war ſchon Jahre lang ohne Dienſt — ich habe doch meinen Unterhalt gefunden. —

Elende Geſchöpfe! wie weit erniedriget ihr euch? denket ihr denn nicht auf eure alten Tage? — was wird aus euch werden? — Ich bitte euch — bethet mit mir zu Gott und zu der Obrigkeit, daß man Raſpelhäuſer für euch errichten, und daß Gott die Nußſtaude ſegnen möchte, aus der man mit Gottes Hülfe Stecken, ſchneiden wird, um euch zur Arbeit hinzutreiben. Bethet mit mir! denn dieſes iſt das einzige Mittel zu eurer Rettung. Gott ſegne die Nußſtaude!

Ja ſo iſt's, wie ich geſagt habe, mit den Mägden, und mit den Dienern iſt es auch nicht viel beſſer; unter dieſer Zahl gibt es gar unerträgliche Menſchen. Sie meſſen ihre Größe nach dem Herrn, dem ſie dienen; bilden ſich wirklich ein, daß ſie wichtige Perſonen vorſtellen, und ich habe immer lieber mit dem Herrn als mit dem Diener geſprochen. Es iſt nicht zu begreifen, wie Leute, die die Niedrigkeit ihrer Geburt, oder das Unglück ihres Schickſals mit ihrem Kleide herumtragen, auf den Gedanken des Hochmuths kommen können, doch geſchieht es täglich. — Der Läufer, der Thorſteher, der Lakai, welche wunderliche Nahmen! und wie unpaſſend mit Stolz und Hochmuth, und doch ſo viele wahre Originalien! — Ein armes Weib möchte heute gerne den Grafen ſprechen, der Graf iſt gütig, er würde ſie ſogleich vorlaſſen; allein dem Bedienten iſt es nicht gefällig: da muß die arme Frau ſtundenlang warten, bis es dem elenden Menſchen gelegen iſt, ſie zu melden. Welche Erniedrigungen müſſen ſelbſt Perſonen aus dem Mittelſtande von dieſen Geſchöpfen ertragen, wenn ſie gezwungen ſind, in Dienerzimmern zu warten! Der putzt die Schuhe vor ihrem Angeſicht, jener ſtaubt ſich ein, der wäſcht ſich, und ſpritzt mit dem Waſſer in der Stube herum, daß die Tropfen den Wartenden an der Stirne hangen; der ſchimpft und flucht, und der rümpft die Naſe, oder reicht einem eine Priſe Tabak mit höhniſchem Lächeln zu, ſo ungeſittet und ausgelaſſen iſt der niedrigſte Auswurf des Pöbels, unter welchem ich auch manche Diener zähle, ich ſage manche; denn alle ſind nicht ſo, jeder Stand hat ſeine Rechtſchaffenen, und jeder ſeine Niederträchtigen. Die Menſchen könnten ſo glücklich ſeyn, wenn jeder ſeine Pflichten, wenn der Diener die Pflichten des Dieners, und der Herr die Pflichten des Herrn kennte: — ſo ſagte Peter zu ſeiner Roſa, und ſchickte ſie zum Dienen. Roſa war in der Stadt, und einer ihrer Freunde empfahl ſie einer rechtſchaffenen Frau; Roſa kam in ihr Haus, und ſie war bald wegen ihrer Sorgfalt und Reinlichkeit geliebt. Wie war aber das gute Mädchen erſtaunt, als ſie ihre Mitdienenden kennen lernte? Unter dieſen befand ſich eine dicke und plumpe Magd, die große Gertraud genannt. Gertraud hatte alle Vierteljahre einen andern Dienſt, denn ſie war ſchmutzig — grob und faul; wenn ſie in ein Zimmer trat, ſo zitterten alle Käſten und Wände unter ihren Füßen; ſie ſchloß ſelten eine Thüre mit der Hand, ſondern ließ ſie allezeit zufallen, daß das ganze Haus darüber in Schrecken gerieth. — Wenn ſie kochte, ſo kochte ſie ohne Salz und Schmalz, ſo wie man ungefähr den Schweinen kocht; ſie putzte ſelten einen Hafen, oder den kupfernen Keſſel, ſondern ließ Alles in der Küche ſo verwüſten, daß die Frau in Ohnmacht ſank, als ſie hineintrat. — Die dicke Gertraud und Roſa konnten ſich nicht lang miteinander vertragen, jene war faul, und dieſe fleißig.

Gertraud lachte oft über die gute Roſa: das iſt wieder nöthig, ſagte ſie, daß du ſo frühe am Morgen an der Arbeit biſt, du Närrinn! Wenn du ſo fortfährſt, ſo werden deine jungen Kräfte bald hinwelken: Sieh mich an, ich bin mit Gottes Hülfe dick und fett geworden, habe mich aber mein Lebtag nicht überarbeitet. Folge mir, ich will dich auf einen ganz andern Fuß richten: erſparen wirſt du dir auch nichts, wenn du ſo fortfährſt, derjenige Lohn wird dich nicht reich machen: wenn du mir folgen willſt, ſo will ich dich die kleinen Kunſtgriffe ſchon lehren. Der Marktkeſſel iſt gar ein vortreffliches Ding: wenn du mit dem recht umzugehen weiſt, ſo kannſt du dich das Jahr hindurch hoch bringen. Fleiſch, Gemüs, Mehl, Kerzen und tauſend andere Sachen gibt es, wo ſich was verdienen läßt, wenn man es nur geſchickt anzufangen weiß. — Was meinſt du denn, du Närrinn, was ich ſonſt machen müßte? Glaubſt du denn, ich könnte mit meinen 20 Fl. Jahrlohn alle meine Bedürfniſſe befriedigen? Ich muß täglich meine 2 Maß Bier, und frühe Morgens meine 2 Schalen Kaffeh und mein Eyerbrod haben; und dann muß ich ja auch noch manchen Kreuzer zum Umkehren zu verdienen ſuchen. — Höre, Roſa! Komm mit mir ins Kaffehhaus! da kommen ungefähr 20 unſers Gelichters zuſammen: da wirſt du bald eine andere Art annehmen. Roſa ging mit Gertraud in die Kaffehſchenke; wie aber das gute Mädchen erſtaunte als ſie eine ganze Reihe von Mädchen antraf, die ſich rühmten, lügen und betrügen zu können. Da ging es nach der Länge und nach der Quer über die Frauen. — Die Meine, heißt es, will gar geſcheid ſeyn; aber ſie hat doch den Nachtnebel — und die Meine, die geht gar ſelbſt auf den Markt; aber ſie weiß nicht, daß ich die Schlüſſel ins Küchenkäſtchen habe — ha ha ha! — Was macht denn die Frau Sekretärinn? ſagte eine. Die hat alle 3 Tage eine andere Magd — Die Frau Sekretärin? erwiederte die andere. Bey der war ich auch — habe aber gleich den anderen Tag frühe Morgens den Schlüſſel auf den Tiſch gelegt. — Es geht Alles zu ſchmutzig zu. Man ſoll kochen, waſchen und Zimmer putzen: das wäre mir lieb. Und ſo ging es halt eine Stunde über fort. Roſa war äußerſt unzufrieden, und in ihrer Seele bethete ſie zu Gott, daß er ſie von der Verderbniß des Herzens retten möchte. So ſehr Gertraud in das gute Mädchen drang, ſo wenig konnte ſie ſelbe auf ihre Seite bringen. Roſa war immer gut, und der Himmel belohnte auch ihre Güte. Ein ehrlicher reicher Bürger verlor ſeine Frau, und ſuchte ein hauswirthſchaftliches Mädchen. Es wurde ihm Roſa vorgeſchlagen. Er ſah ſie, er liebte ſie, und nahm ſie zum Weib. — Roſa war glücklich, und fühlte den Segen des Himmels, der Treue und Ehrlichkeit nicht unbelohnt läßt. — Die dicke Gertraud war endlich auch des Dienens überdrießig: ſie wollte mit aller Gewalt einen Mann haben, und hängte ſich an einen ſchmutzigen Fuhrknecht, der Zotten und Poſſen ſprach, daß einem die Ohren hätten gellen mögen. Die dicke Gertraud war ein Weib für den Fuhrknecht, wie er ſich eines wünſchte, und wie ſeine materielle Geſinnung ſeine zukünftige Gattinn oft ſchilderte. — Hand in Hand — und einen Kuß, und nun war's geſchehen. Gertraud iſt Frau Fuhrknechtinn. — Die Sache ging aber gleich am Anfang ſchon nicht gut. Der eigene Marktkeſſel lieferte kein Bier und keinen Kaffeh, und Herr Hanns hatte eine dicke große Fauſt, und legte ſie zuweilen ſo heftig an die Wangen der Frau Gertraud, wenn ſie von Kaffeh ſprach, daß ſie 10 Tage nicht mehr daran denken durfte. Gertraud bekam Kinder; ſie erzog ſie wie das wilde Vieh. — Ihr Mann ſtarb, und im Witwenſtand mußte Gertraud betteln, und endigte endlich in einem Spinnhauſe ihr Leben. — Was mit ihren Kindern geſchehen iſt, kann ich nicht ſagen; wie es mir aber deucht, ſo müſſen ſie ſich in das Unendliche fortgepflanzt haben: denn es gibt noch heutzutage eine entſetzliche Menge Mägde von der Familie unſerer dicken und faulen Gertraud wohlſeligen Angedenkens.

Nun haben wir die Geſchichte der guten Magd erzählt; aber was haben wir hieraus zu ſchließen? Iſt es ſchon genug, wenn man ſagt: Es gibt böſe Ehehalten? — Ich denke, es iſt nicht genug. — Man ſoll denken, ſie zu verbeſſern — ſie edeldenkender zu machen; und wie kann dieſes geſchehen? Durch Strafhäuſer, Zuchthäuſer und Ochſenwedel geſchieht es nicht. Leute, die dienen, haben auch Seelen; ſie ſind auch feiner Empfindungen fähig, und man muß das Gefühl in ihnen nicht erſticken. Bey uns iſt das Schickſal des guten Dieners und der guten Magd, wie das Schickſal des böſen Dieners und der böſen Magd. Hätten wir Aufmunterungen zu Rechtſchaffenheit, ſo würden die Ehehalten bald gut werden. Ein Menſch, der ehrlich dient, kann mit aller ſeiner Sparſamkeit ſich nicht ſo viel erwerben, daß er in den Tagen ſeines Alters davon leben kann. — Alte Diener, alte Bettler. Wer alſo bey ſolchen traurigen Ausſichten ehrlich iſt, der verdiente mehr als eine bloße Belohnung — ich wollte ein Haus bauen laſſen, mit der Ueberſchrift:

Haus der Verſorgung alter ehrlicher Ehehalten,

und mein Vaterland ſollte mir Dank dafür wiſſen. Manchen Abend wollte ich mich an die Schwellen dieſes Hauſes ſetzen, dieſe alten ehrlichen Leute betrachten, und mich im Herzen freuen, daß es ihnen nach einem mühſamen Leben doch im Alter wohl geht. — Aber welche ſchwärmeriſchen Gedanken, welche Wünſche ohne Erfüllung! Ich will in einem einſamen Orte einen Raſen ausſtechen, und in die Höhlung meine guten Wünſche hineinmurmeln, und die Oeffnung wieder ſchön ſtille zudecken. — Ich ging einſt durch einen Garten und ſah vieles Unkraut; ich wunderte mich aber nicht — weil ich glaubte, daß der Garten nicht gepflegt werde. — Wie war ich aber erſtaunt, als ich in dieſem Garten viele Gärtner fand, und doch Unkraut! — Ich will in die Einöde wieder hinausgehen, einen Raſen wieder ausſtechen, und zu den Würmern hineinſchreyen — Gute Würmer! kommt in meinen

Garten! ich habe Unkraut — freſſet es weg — denn meine Gärtner haben es nicht geſehen.

Die Schreibtafel,

oder

meine Gedanken in einſamen Stunden.

Da ſaß ich vor etwelchen Tagen ſchon frühe am Morgen an der Iſar. — Die Sonne ging am Horizonte auf, und beſchien die Thürme der Stadt. Das war ein herrlicher Anblick? — So, dachte ich, tritt ein Tag nach dem andern aus dem Schooß der Ewigkeit hervor, bis keine Tage mehr ſeyn werden: ſo leuchtet die Sonne an jedem Morgen über Gute und Böſe, über Reiche und Arme, über die, die gerade Füße und krumme Seelen haben, — und es wird Mittag für den, der ſchwarzes Brod ißt, wie für den, der Faſane verdauet. — Ja — ja — dachte ich — ſo iſt es. — Die Natur hat es mit uns ſo gut gemeint, und wir verließen ihre Schätze, bauten uns Städte und machten Höhlen aus Mauern, und verbannten jeden Reiz der Schöpfung aus Liebe zu Metallen.

Wir haben die Natur, die Tochter der Gottheit, verſtoßen, und uns an eine Metze gehängt, die mit Feſſeln und Tod unſere Vernunft lohnte.

Betrug und Verderben beſetzten die verlaſſenen Stellen der Unſchuld und Eintracht; Menſchen rühmen ſich der Vernunft, und werden zu Thieren.

So verträumt man das Leben, wühlt in Geſchäften herum, wie ein Maulwurf — und vergißt des Menſchen edle Beſtimmung. — So dachte ich, und zog meine Schreibtafel aus der Taſche. — Ich will hinſchreiben, ſagte ich — was ich denke — was ich fühle — hinſchreiben will ich's, nicht darum, weil ich glaube, daß ſich viele Menſchen daran kehren werden — denn die meiſten leſen und fühlen nicht: ſondern darum, weil ich glaube, daß dieſes mein Blatt in die Käskrame kommen wird — und daß vielleicht mancher Gutdenkende, der am Abend nichts als ein Stückchen Käs zu eſſen hat, ſo ein Blättchen Papier mit abhohlen könnte, und im Winter Abends bey der langweiligen Lampe aus dem Käspapiere erfahren könnte, daß es noch theilnehmende Herzen in der Welt gebe — darum will ich meine Gedanken hinſchreiben. — Ich meyne es gut im Herzen, das kann ich euch ſchwören, liebe Mitmenſchen! Möget ihr auch mit meinem Blättern machen, was ihr wollet; wenn die Sache einmahl in die Welt hingeſchrieben iſt, ſo ſind meine Blätter euer Eigenthum, ihr möget Papilloten daraus ſchneiden, oder Zuckerwerk für eure Schönen in ſelbe einpacken, das iſt mir einerley: ich habe keinen Autorſtolz. Durch Denken und Wiederdenken hab ich es endlich ſo weit gebracht, daß mir heute Einer unter das Angeſicht ſagen dürfte: — Du biſt ein Narr — und ich wollte mich nicht darüber aufhalten; mein Puls ſoll ſo regelmäßig ſchlagen, als vormahls — denn ſo wenig achte ich die Menſchen, wenn ich Zufriedenheit in meiner Seele finde.

Der Menſchen immerwährende Thorheiten haben mich ſo kaltblütig gemacht, daß, wenn heute noch ein Held im Harniſch gegen mich zu Felde zöge, ſo wollte ich ein Kinderſchöpperchen nehmen, und ihm auf offenem Platz mit einem Steckenpferd entgegen reiten; und wenn er mich dann in meiner kindiſchen Rüſtung todt ſchlüge, ſo wollte ich es für ein Ungefähr anſehen, als wenn ſich ein Ziegel von einem Dach losgeriſſen, und mich erſchlagen hätte. Was fordert ihr mehr? — ich bin ja das nachgibigſte Geſchöpf von der Welt — aber ich muß noch Vieles in meine Schreibtafel hineinſchreiben. — Wer leſen will, der leſe! — Wer hierüber denken will, der denke; und wenn eine Lüge darin ſteht, und nicht Alles in der Welt ſo iſt — ſo kommt auf mein Zimmer, und ſagt's mir, wo ich mich betrogen habe!

Die Menſchen nennen ſich vernünftige Thiere, und haben doch den Löwen und den Bären nicht mit zu Rath gezogen, als dieſer Schluß ausgemacht worden iſt. — Er iſt alſo ſehr parteyiſch. Meine Meynung wäre, wir ſehen einſtweilen nur Thiere; Vernünftige wollen wir ausſtreichen, bis weiters.

Ich habe erzählen gehört, daß es fromme Leute gab, die den wilden Thieren die Sittenlehre predigten, und ich hörte Manchen darüber lachen — ich aber finde die Sache nicht lächerlich; es iſt oft das Nähmliche, ob ich einem Wolf die Sittenlehre vorleſe, oder manchen Menſchen. Die Anhänger der Wahrheit gehen meiſtentheils in Lumpen, und werden, wie ihre Göttinn, ganz nackend gehen. Auf eine Lüge gehört eine Maultaſche, war ein altes Sprichwort; heutzutage iſt dieſes Sprichwort grundfalſch: denn ich erinnere mich, erſt kurz eine Maulſchelle bekommen zu haben, weil ich die Wahrheit ſagte.

Wenn man mich nicht verſteht, was ich ſage, ſo iſt es nicht meine Schuld. — Ich rede deutlich genug; es gibt aber Leute, die mit dem beſten Gehör taub ſind.

Ich weiß bey Gott nicht, was ich für wunderliche Augen habe; ich kann keinen Zwerg für einen Rieſen anſehen, und ich weiß nicht, woher es kommt, daß mir oft eine Sache klein ſcheint, die die Welt groß nennt. Ich fürchte immer, es ſehen ſehr wenig Leute die Sache mit eigenen Augen, ſondern durch Vergrößerungsgläſer. Pfuſcher in der Philoſophie gibt es zehnmahl mehr, als Handwerker, die den Hofſchutz haben.

Wir wollen uns vornehmen, dem Menſchen Gutes zu thun; aber vor Allen müſſen wir auf Wiedervergeltung und Dankbarkeit Verzicht thun.

Wenn ich Einen aus einer Grube ziehe, ſo will ich mich gefaßt machen, daß er mir, ſobald er nur aufrecht ſtehet, eine derbe Ohrfeige zum Lohn gibt — aber deſſen ungeachtet will ich doch wieder einen Andern herausziehen: denn auf Wiedervergeltung habe ich Verzicht gethan; und wenn ich merke, daß die Ohrfeigen ſtatt der Dankbarkeit gar zu gemein werden, ſo gehe ich mit einer Pickelhaube herum, und mit zugezogenem Viſir. An der Stirne und im Herzen manches Menſchen habe ich Sachen geleſen, die weder in der Schrift Talmud, noch im Alcoran geſchrieben waren.

Ich bin ein ſonderlicher Menſch: über die Narren, die im Spital ſind, muß ich weinen, und über die Narren, die in der Stadt herumgehen, muß ich lachen — und wenn man mich hierüber brandmarkte, ſo muß ich doch lachen.

Von Natur aus bin ich traurig, und weine lieber, als daß ich lache — doch wenn Papageyen ſchwatzen — Menſchen von übernatürlichen Dingen vernünfteln; wenn Affen in buntſcheckigen Kleidern herumſpringen, und Männer mit Docken ſpielen — ſo ſcheint mir die Sache ſchnackhaft, und ich muß lachen.

Lernet die Schrift des Herzens leſen, und die Buchſtaben kennen, die an der menſchlichen Stirne geſchrieben ſind — und ihr werdet erſtaunen: denn die Wahrheit des Herzens iſt in Hieroglyphen der Züge verhüllt.

Ich will, wenn der Platzregen vom Himmel fällt, langſam mit dem Hut unter dem Arm, ohne Regendach, auf der Gaſſe auf- und niedergehen, als wenn der ſchönſte Tag wäre — und wenn die Menſchen mit Fingern auf mich zeigen, und mir zuſchreyen: — Seht den Narren! — So will ich ihnen eine tiefe Verbeugung machen, und ihnen zurufen; — Meine Herren! — Es waren Tage in der Welt, in denen es weder Hut noch Regendach gab, und jedes Menſchenhaupt konnte den Platzregen ertragen — und es werden vielleicht Tage für mich kommen, in denen ihr mir meinen Hut rauben, und mein Regendach entreißen werdet. — Verzeiht mir alſo, wenn ich mich zu Auftritten, die mir täglich begegnen können, bereit mache. — Es iſt nicht meine Schuld — es iſt die eure. — Urtheilt nun, ob ich ein Narr bin.

Kleiner Knabe! — Du haſt gewiß in ein Weſpenneſt geſtochen, weil dein Kopf ſo angeſchwollen iſt? — Ich bedaure dich. — Sieh mich an — mir ging es noch ärger. — Ich habe über Vorurtheile geſchrieben, und Horniſſe aufgejagt; — ihre Stacheln drangen mir bis in die Seele. —

Das Gewiſſen iſt heut zu Tage ein ſehr leichtes Ding — denn auf der Wagſchale wiegt ein Dukaten oft ſchwerer.

So oft ich einen Tanzbären ſehe, ſo zieh ich meinen Hut tief vor ihm ab — denn das arme Thier bemüht ſich aufrecht zu gehen — und die Menſchen bemühen ſich zu kriechen, wie die Bären.

Daß Mörder Mörder, und nicht Mörder ſind, und Diebe Diebe, und nicht Diebe ſeyn können, iſt ein Räthſel. — Wer die Auflöſung hiervon haben will, der leſe Cäſars und Alexanders Geſchichte — und frequentire fleißig die Wechſelſtuben, und die Leute, die viel Geld und kein Gewiſſen haben, und er wird die Auflöſung finden.

Es gibt ſo wenig Menſchen, die leben; denn ich höre ſo viel Wachende träumen. —

Mädchen — lege deine ſchöne Larve doch vom Geſichte, und laß mich einmahl deine Seele ſehen ! ! !

Wie wenig haben doch die Menſchen Urſache, auf ihre Gelehrſamkeit ſtolz zu ſeyn ! — Ich ſah einen alten Philoſophen mit zerriſſenen Kleidern — und als ich ihn fragte, warum er ſie nicht ausſtücken ließ, ſo antwortete er mir: — Um den Menſchen zu zeigen, daß ich, ungeachtet alles meines Studirens, doch noch nicht einmahl flicken kann, wie ein Schneiderjunge. —

Ich möchte mit Schindern und Schergen, Pfannenflickern und Hundsſchlägern, mit Scharfrichtern und Spitzwürfeln, mit Bärentreibern und Murmelthierträgern zu Tafel ſpeiſen, um allen dieſen Leuten zu beweiſen, daß ich ſie für Menſchen und Brüder halte. —

Die Sonne geht auf — gute Nacht! — Die Sonne geht unter — guten Morgen! — Was lacht ihr? — Ihr verkehrt täglich eure Seelen, und ich habe euch nicht ausgelacht — ſo erlaubt mir doch auch, daß ich die Wörter verkehren darf — das iſt ja lange nicht ſo arg. —

Schade für dich, edler Mann — der du auf deiner Studierſtube ſitzeſt — daß deine Bildung ſo edel iſt! — Ich wollte, du hätteſt einen Kopf, wie ein Kürbis — einen Rücken, wie ein Kamehl, und knotige Füße, wie Dornholz; — du könnteſt doch dein Brod gewinnen — denn Große und Kleine würden dich aufſuchen, um dich zu ſehen. —

Es iſt nichts Lächerlichers in der Welt zu ſehen, als ein Verſchnittener unter den Schönen im Serail

— ein Affe unter Katzen, und ein Buchhändler unter ſeinen Autoren. —

Ich möchte hinken. — Und warum das? — Ich weiß es ſelbſt nicht; — aber man ſagt mir, es ſey nicht mehr gut, gerade zu gehen. —

Eine neue Entdeckung! Ich habe die Entdeckung gemacht, daß mathematiſche Gewißheiten falſch ſind. — Hier ſind die Beweiſe. —

Satz. Die gerade Linie iſt nicht mehr die kürzeſte.

Beweis. Weil es krumme Linien gibt, durch die man eher ſeinen Endzweck erreicht.

In Kalabrien muß es doch recht luſtig geweſen ſeyn — da ſind doch einmahl die Leute umſonſt begraben worden. — Wer hätte es aber geglaubt, daß zu einer ſolchen Sache ein Erdbeben nöthig wäre?

Ich freue mich, wenn der jüngſte Tag kömmt — denn allgemeine Revolutionen ſind beſſer als einzelne. Es gibt keine witzigere Erfindung als die Rechtsgelehrſamkeit — denn leeren Schall und eitle Wörter hätte man ohne ſie nie ſo theuer verkaufen können.

Ich höre manchen Abend dem Quaken der Fröſche mit innerer Seelenluſt zu, und ſtehe oft ſtundenlang an Sümpfen und Moräſten. — Was wird in dieſer Republik wieder ausgemacht werden? — denke ich. — Ich verſtehe zwar nichts von dem Geſchwätze; aber ich war unter Menſchen, und in Diſputationen von Gelehrten, und verſtand eben ſo viel, als: Quik — quak — quik — quak. — Und man ſagte mir doch, ſie hätten über große Sachen diſputirt. —

Ich habe in der Einſamkeit und in der Natur eine Sprachmeiſterinn gefunden, die mich die Sprache der Thiere und die Sprache der Blumen verſtehen lehrte. — Ich hatte auch neulich ſchon die Ehre, eine Stunde lang mit einer Roſe zu ſprechen. — Ihr ſeyd nicht klug, werden mir Viele ſagen. — Aber wenn mich die Menſchen nur verſtünden, ſie würden ihr Urtheil bald zurückrufen.

Ich bedaure euch — eure Ohrentrommeln ſind verhärtet. — Ich bitte euch, verwerfet Sachen nicht, die ihr nicht kennt. —

Nichts iſt ſo ſelten zu finden, als ein Gelehrter, der ſeine Gelehrſamkeit im Umgange benützt.

Gelehrſamkeit kann man ſich aus Büchern ſchaffen, wenn man Fähigkeit hat, aber ein ſanftes Weſen im Umgange nicht; das ſetzt ein gutes Herz voraus, und eine Kenntniß ſeiner Schwächen, und eine Mäßigung ſeiner Leidenſchaften — dieß haben die Gelehrten ſehr ſelten.

Nun will ich glücklich werden, dachte ich einſt — ich will unter gemeinen alltäglichen Menſchen nicht mehr herumgehen; ſie ſind zu böſe — ich will mich unter Gelehrte geſellen! da wird's mir an Zufriedenheit nicht fehlen. — So dachte ich einſt — aber ich denke jetzt nicht mehr ſo. —

Es gibt dumme Menſchen, die ſich aber ſehr prächtig kleiden — und gibt weiſe Menſchen, die eine alte wollene Decke zum Rock haben; — es gibt Faulenzer, die gut eſſen — und Arbeitſame, die Hunger leiden. Und woher das? — Ich will's euch ins Ohr ſagen. — Es gibt Leute, die ſich einbilden, daß Gelehrte täglich entweder beym Marquis Apollo, oder bey der Miß Minerva zur Tafel gebethen ſind, und daher glauben ſie, daß ſie nichts mehr zu eſſen brauchen. —

Ich ſah neulich unter der Schwelle eines Pallaſtes einen Gelehrten ſitzen, der Waſſer trank, und ein ſchwarzes Brod aß. — Was macht ihr da? Muſenbrüderchen! ſagte ich. — Ich eſſe Ambroſia, erwiederte der Arme, und trinke Nektar. Du mußt ein Poet ſeyn, fuhr ich fort, denn du haſt eine verfluchte Einbildung. — Es iſt ja erdenſchwarzes Brod und helles Waſſer. — Es iſt freylich für Manchen nur Brod und Waſſer, erwiederte der Liebling der Minerva, allein die Menſchen ließen mich ſo lange hungern, daß der Hunger ſelbſt Mitleid mit mir hatte, und mir dieſes Waſſer in Nektar, und dieſes Brod in Ambroſia verwandelte. — Jetzt verſteh ich dich, fuhr ich weiter fort. — Auf ſolche Art kann es uns nicht mehr fehlen. — Wenn alle Stricke brechen, ſo bleibt uns ja noch Nektar und Ambroſia. — Auf Geſundheit der Mäcenaten! —

Der Schneider macht das Kleid, das Kleid macht den Mann; alſo macht der Schneider den Mann. — Was Wunder nun, wenn Herz und Gehirn ſo oft vernäht ſind? —

Es gab Zeiten, in denen man den Menſchen den heiligen Geiſt gewünſcht hat — aber jetzt ſind dieſe Zeiten nicht mehr. — Es wäre eine Beſchimpfung. — Wohl aber — wünſcht man einen guten Appetit zum Fleiſcheſſen. — Ein Beweis, daß wir täglich materieller werden.

Was wünſchet ihr mir denn jährlich Glück zu meinem Geburtstage? O laſt es bleiben! ich bitte euch. Glück wünſchen, weil ich in das große Narrenhaus der Welt kam, iſt eine Satyre auf die Menſchen. — Wünſcht mir Glück an meinem Sterbetage! —

Was gratulirt ihr mir denn ſchon wieder? — weil ich Karl heiße? — Ich könnte ja eben ſo leicht Joſeph heißen — und dann würdet ihr mir wieder Glück wünſchen. — Sagt mir doch, wie ich mich nennen muß, daß ich doch eurer Glückwünſche entledigt werde? — Ich will mich Alle Heiligen nennen laſſen: denn ich kann mich nicht erinnern, daß dieſer Tag unter eure Gratulationsfeſte gehört.

Was würde ich nicht geben, wenn ich nur eines wiſſen könnte! — Und was iſt das? — Ich will es euch wohl ſagen; aber ihr müßt es mir als ein Geheimniß bewahren. — Nun ja! — ſo ſaget mir, warum tragen eure Hannswürſte keine grünen Hüte, und rothe Bruſtflecke mehr? — Und es gibt derer noch ſo viele.

Einer ſagte, ich bin von ganzer Seele erfreut, daß Euer Gnaden Joſeph und nicht Jakob heißen, und bitte den Himmel, daß Sie noch unzählbare Jahre Joſeph heißen mögen. — Der Andere ſpricht: — Ich bin ganz durchdrungen, daß Euer Gnaden Jakob und nicht Joſeph heißen, und bitte, daß Sie noch unzählbare Jahre Jakob heißen möchten. — Ums Himmelswillen! — Iſt das nicht eine rechte Beſchimpfung der Heiligen? —

Jeden Morgen, ſo oft ich mein Lager verlaſſe, gehe ich gegen Aufgang und Untergang — gegen Mittag und Mitternacht, und wünſche jedem lebenden Geſchöpfe Vergnügen zum Erwachen.

Wer hätte es je geglaubt, daß man Wünſche des Herzens auf Tage des Kalenders einſchränken könnte? —

Ich bitte Gott täglich, daß er ſo gnädig ſeyn möchte, eines von den beyden Augen Euer Hochgeboren auf Ihren Rücken zu ſetzen, damit ſie doch klar ſehen möchten, daß diejenigen, die hinter Ihnen nachgehen, auch Menſchen ſind. —

Es kömmt noch weit in der Welt. — Schon ſucht man Maſchinen zu Menſchen, und Menſchen zu Maſchinen zu machen. —

He! — ich möchte gerne meine Aufwartung bey der Philoſophie machen. Iſt ſie zu Hauſe? Nein! —

Wo iſt ſie denn? — Auf der Tanzſchule. — Je nun, ſo will ich meinen Beſuch bey ihrem Fräulein Tochter, bey der Pſychologie ablegen. Die hat nicht Zeit. — Und warum? — Sie lernt eben aufwarten, wie ein Pudel. —

Gärtner! — Was habt ihr denn dort in dem großen Miſtbeete in eurem Treibhauſe? — ohne Zweifel Champignons? — O nein! Es ſind junge Leute, die über Nacht Gelehrte werden müſſen. So bitte ich um Vergebung, daß ich ſie für Champignons anſah. —

Wenn ich durch ein Dorf gehe, und eine elende, zerfallene Hütte ſehe, und einen mageren, ausgezehrten Mann unter der Thüre, ſo denke ich immer, das iſt der Schulmeiſter. — Wie glücklich wäre ich, wenn ich mich betrogen haben ſollte!!!

Warum verbindet man denn der Gerechtigkeit die Augen? — Ich meine, es wäre beſſer, wenn ſie ſähe. —

Was leſet ihr? — Die Thaten und Eroberungen Alexanders. — O ihr leſet falſch! — Das muß ein Druckfehler ſeyn. — Die Eroberungen ſeiner Soldaten ſollt' es heißen. —

Wenn der Vernünftige ſpricht, ſo ſchlagen zehn Narren den Rebell auf der Trommel, damit man ſchön ſauber kein Wörtchen verſteht. —

Guten Tag Herr Häfenbinder! — Sei der Herr ſo gut, und zieh' er dieſem Herrn dort einen ſtarken Draht um ſein Herz: denn es hat Klüfte, durch welche die feineren Empfindungen alle ausdünſten werden.

Eure Seelen ſind ſo ſcheckig, als eine Harlekins-Jacke. —

Nachtgeſpenſter ſah ich noch nie; aber Taggeſpenſter habe ich ſchon viele geſehen. —

Wiſſen Sie wohl, wer ich bin? ſagte mir neulich ein Mann, der immer bey Verſchiedenen zu Tiſche ißt. — Ich weiß es wohl, erwiederte ich: Sie ſind eine Sackpfeife für Ihren Mäcenaten; denn er pfeift auf Ihnen die Stücke, die ihm gefallen; und wenn ſie ihm einige Zeit zur Unterhaltung gedient haben, ſo wirft er ſie wieder in einen Winkel. — Eine Sackpfeife ſind Sie!! —

Die feinſte Erfindung der Politik iſt eine Tabaksdoſe, denn um eine Priſe Staub muß man danken. — So hat mancher keine andere Gnade, als aus einer goldenen Tabatiere eine Priſe Spagnol zu bekommen. —

Vergelt' euch's Gott, ſagt der Arme, wenn ich ihm einen Pfennig ſchenke. — Ich erwiedere ihm aber allezeit: Danke nicht mir, ſondern denen, die dich in die Armuth ſtießen; denn, wenn dieſe für dich geſorgt hätten, ſo würdeſt du meine Pfennige nicht nöthig haben. — Vergelt's Gott!!! —

Ich will Hunger leiden, damit ihr ſchwelgen könnet; ich will Waſſer trinken, damit ihr Wein trinken könnet; ich will mich in Lumpen kleiden, damit Seide eure Knochen decke; und ſchwarzes Brod kauen, damit ihr mit feinem Mehl eure Perrüken einſtauben könnet. — So muß ungefähr der Kontrakt geheißen haben, den der Arme mit dem Reichen geſchloſſen hat. — Oder vielleicht nicht ſo? — So ſeyd ſo gütig, und zeigt mir ihn!

Das Papier, auf welches Wechſel von Tauſenden geſchrieben werden — iſt oft aus Lumpen gemacht, die der armſeligſte Menſch getragen hat. —

Warum frißt der Paradegaul beſſern Haber, als das Zugpferd? — Eine Preisfrage. — Der Preis iſt die gewöhnliche Medaille der Wahrheit. Die Schriften müſſen längſtens bis Anfang des Wonnemonaths des Jahrs zweytauſend vierhundert und vierzig eingeſchickt werden.

Ich bin Ihnen unendlich viel ſchuldig, war einſt nur ein Ausdruck der Höflichkeit; heut zu Tage wird er aber Realität. — Es gibt Leute, die Einem unendlich viel ſchuldig ſind — und unendlich viel in ihrem Leben ſchuldig bleiben. —

Gott im Himmel! — Welches Mirakel! — Sie gehen noch auf zwey Füßen. — Ich hatte ſchon längſt geglaubt, Sie würden auf allen Vieren gehen, wie die Thiere, denen Sie ſich ſo ganz ähnlich machten. —

Es gibt Leute, die keine Taube umbringen können; aber einen Fiſch können ſie wohl tödten. — Iſt das Güte des Herzens? — Nein, es iſt Schwäche. — Auf den Nerven der ſterbenden Taube zeigt ſich die Gewalt des Todes deutlicher, als bey dem Fiſche. — Armer Fiſch! — Soll ein ſchwaches Herz mit dir Mitleid haben, ſo lerne Seufzen — und weine!

Was Sie doch für ein weiches Herz haben! Sie gaben Ihrem Stubenmädchen eine Maulſchelle, weil das Mädchen eine arme Mücke tödtete. — O wie ihr Herz empfindſam ſeyn muß! — Ja, recht empfindſam — und ſo voll Gefühles und Menſchenliebe — als das Herz einer Mücke faſſen kann. — Die arme Mücke! — Das loſe Mädchen! Mücke — Mädchen — Menſch — Thier — Empfindſamkeit. — Eine Lüge. — Sage ſchwache Narrheit.

Für eine Perrücke und ein Kleid kann ich keine Hochachtung haben; wohl aber für den Mann, und mag er im Hemde vor mir ſtehen. —

Wer ſind Sie? — ſagt der Diener, wenn er mich melden will, damit ich Sie bey meinem Herrn anſagen kann. Zu was dieſe Frage? — Was will der Nahme? — Ob ich Hund oder Katze heiße, iſt wohl einerley — wenn ich nur ein Menſch bin. — Dieſe Gewohnheit gefällt mir in der Stadt gar nicht — den ich ſehe, daß man den Menſchen nach ihrem Range, oder nach ihrem Nahmen begegnet — und nicht na ihrem wahren Werthe.

Mein Herr iſt noch nicht angekleidet — ſagte mi neulich ein Diener — Sie können ihn nicht ſprechen. — Ich erwiederte ihm aber — ich will mit ſeinem Herrn und nicht mit dem Kleide ſprechen, das er heute anziehen wird. — Melde er mich alſo! — Der Diener ging hin — und ſah mich an, als wenn er dieſe Sprach zum erſtenmahl gehört hätte. — Der gute Diener — verſtand mich nicht recht, und ich ſprach doch ganz deutſch. —

Die Welt iſt einer wahrhaften Schaubühne gleich. — Sobald man nur hereintritt, muß man bezahlen — aber man muß auch, was bey gewöhnlichen Bühnen ſonſt nicht Mode iſt, wieder bezahlen, wenn man hinausgeht. — Das iſt impertinent. —

Wo wohnt die Wahrheit? — Im Narrenhaus. — Und das Verdienſt? Im Spital. — Gebt — gebt, weil ihr lebt; wenn ihr nicht mehr lebt, könnt ihr nicht mehr geben.

Die geſunde Vernunft iſt im Siechenhauſe vor der Stadt — denn man beſorgt, es möchten durch ſie die Narren geſcheidt werden. — Das wäre ohne Zweifel ſehr gefährlich. — Dieſes war einſt die Antwort eines Hofnarren.

Warum tragt Ihr einen Degen? Es iſt ja Friede! Damit ich ſelben in Kriegszeiten weglegen kann. — Ah! — Das iſt eine andere Sache. — Es kömmt nur auf die Erklärung an. — Habt Dank für die Antwort. —

Hier iſt Dinte, Feder und Papier. — Schreibt! Und was? — daß ihr nicht klug ſeyd. — Wie? —

Was? — Es ſagt ja dieſes die ganze Stadt; Ihr werdet es ja allein nicht widerſprechen? — Seyd ja ſonſt in llem ſo eilfertig Ja zu ſagen. — Schreibt nur! — uer Bekenntniß wird euch wieder klug machen. —

Ein Mann, der vier Jahre auf der Univerſität war, als Baccalaureus und Magiſter und Licentiat richtig zahlte; dann 300 Gulden bey dem Gradus erlegt — iſt ein Doktor. — Ein Mann aber, der gedacht, nachgeſchlagen, gegen einander gehalten und überlegt hat, iſt ein Gelehrter. Wollt ihr in euren Angelegenheiten einen Doktor oder einen Gelehrten haben? —

Mit dero Erlaubniß zu fragen — was iſt Ihre Beſchäftigung? — Das Geld zu verthun, das Andere hart gewinnen. — Das iſt gewiß eine mühſame Beſchäftigung. —

Wie würdet ihr es wohl anſtellen, wenn ihr das Verdienſt, das Anſehen, die Aufklärung und die Philoſophie ſymboliſch darſtellen müßtet?

Antwort. Ich würde das Verdienſt mit einem Null, das Anſehen mit einem Geldbeutel, die Aufklärung mit einer Lichtputzſcheere, und die Philoſophie unſers Jahrhunderts mit Perchtesgadner Waare bezeichnen.

Meine Recepte ſind voll Wermuth — aber gut für den, der einen verdaulichen Magen hat.

Was ſchmäht ihr denn um Himmelswillen ſo! Weil ich eure Fehler gezeigt habe. — Ihr war't immer Masken. — Wenn ihr weiſe werden wolltet: ſo muß man euch zeigen, wie ihr ſeyd.

Schmäht nur, ſchmäht nur! die Recepte, die ich vorſchreibe, ſind nur fürs Herz. — Sie thun dem nicht gut, der keinen geſunden Kopf hat — das iſt aber nicht meine Schuld — warum haben ſo viele von euch kranke Köpfe. Die kann ich nicht kuriren, da müßt ihr zum Arzte gehen.

Seht ihr nicht in den ſchönſten Sommertagen immer graue Nebel am Horizont aufſteigen? ſie verkündigen, daß wir noch ſehr umwölkt ſind.

Warum geht denn die Sonne blutroth unter? Sie ſchämt ſich über unſre Thorheiten — und über unſre Barbareyen wird ſie roth — nur Wunder, daß dieſes nicht ſchon längſt geſchah.

Meine Schriften gefallen nicht Jedem, das freut mich: denn, wenn ſie euch Allen gefielen, dann wäre es Zeit, ſie auszuſtreichen.

Gute Leute ſagen nur immer, daß ich ein Narr bin, weil ich für euch Sachen ſchreibe — die nicht übel gemeint ſind. Sagt mirs doch, ob ihr mich auch für einen Narren haltet — denn, wenn es ſo iſt: ſo will ich mir auf offenem Platze für euch zur Ader laſſen. Was kann ich mehr ꝛc.? — Tödtlich krank ſind ſchon viele von euch — doch iſt noch nicht alle Hoffnung verloren: denn meine Veſikatoren ziehen vortrefflich. — Ich habe es gemerkt: denn ihr fluchet zuweilen über mich, als wenn ich ein Arzt wäre, der euch geſund machen wollte.

Ich will alle meine Bücher verbrennen; denn zu was taugen ſie mir, als mich elender zu machen? — Eine Narrenkappe will ich mir dafür ſchaffen; ſie wird mir nützlicher ſeyn. —

Der rechtſchaffene Amynt ſtarb am Magenweh. — Und wie das? Er wurde immerhin mit Schmeicheley getränkt und mit ſüßen Hoffnungen geſpeiſt, daß ihm der Magen endlich einſchrumpfte. — Gott tröſte ihn! — Es werden noch viele Rechtſchaffene auf ſolche Art ſterben.

O Aufklärung, o Aufklärung! du entmanneſt das Herz unter dem Vorwande zu verfeinern, und ver-

verbeſt unſre Sitten, um den Geſchmack zu verbeſſern. — Gib mir eine vergoldete Nußſchale um dieſes Edelgeſtein! — Meine Herren! Euer Verſtand muß groß ſeyn! weil ihr ihn nach der Elle meſſet.

Ihr ſeyd gut gekämmt — und trefflich gekleidet; eure Zähne ſind weiß, euer Geſicht glatt. Sagt mir: warum iſt denn euer Herz ſo ſchmutzig? — Das paßt ja nicht zuſammen.

Warum bluten eure Hände? Ich habe mich an ſchneidenden Glasſcherben geſchnitten, als ich Edelſteine ſuchte. — Das hättet ihr nicht thun ſollen, denn es iſt eine Schande für eure Augen.

Ha ha ha ha! Was lacht ihr denn? O ich lache über einen luſtigen Einfall. — Ich dachte, wenn nun einmahl die Menſchen alle kriechen müßten, die kriechende Seelen haben — welch eine Menge bordirter Kleider — und Perrücken würden auf dem Pflaſter herumrücken. — Mir deucht, ich ſehe ſie ſchon wirklich kriechen. —

Warum gehſt du denn ſo in Lumpen, und biſt ſo ein verdienſtvoller Mann? Das iſt meine Livree. — Ich ſtehe ſeit einiger Zeit bey der Faulheit in Sold. — Ah — du biſt gewiß Laufer bey ihr? weil du ſo flüchtig gekleidet biſt. — Gehorſamſt aufzuwarten. —

Ich bitte euch ums Himmelswillen, ſetzet dem rechtſchaffenen Mann einen Ableiter auf ſeinen Kopf, damit ihn die Donnerſtreiche der Dummheit nicht treffen: denn es zieht ſich ſchon wirklich ein Gewitter auf. — Ich will mir ſelbſt noch einen Wetterableiter auf meinen Hut ſetzen. Ihr Gutdenkende, folgt meinem Rath — Ableiter auf die Hüte — Ableiter! — —

Diejenigen verachten Alles, die am wenigſten wiſſen; Dummheit und Stolz ſind immer vergeſchwiſtert; Alles iſt bey Vielen Nichts, wenn es nicht zu Brodwiſſenſchaft dient. Ihre Seelen ſind zu materiell, und ihr Geiſt zu ſchwer, als daß ſie ſich höher ſchwingen ſollten, als das Getreide wächſt. Immer über Alles lächelnd — was nicht Geld trägt, wühlen ſie in ihren ſogenannten Brodarbeiten herum, und denken nicht, daß mancher von ihnen, wenn man ihn nach Verdienſt zahlen ſollte, nicht im Stande iſt, ein ſchwarzes Stück Zwiebačk zu verdienen. — Sancte Socrates! ora pro nobis. —

Warum geht denn dieſer Mann dort immerhin ſo gebeugt? O es iſt eine üble Gewohnheit! Er war in ſeinen jungen Jahren ein Komplimentiſt — und ſeine Seele wurde ſo krumm, daß ſie in keinem geraden Körper mehr wohnen kann — er muß gebeugt gehen — ja — ja — hm, hm.

Ich möchte nur wiſſen, ob meine Stücke den Herrn Cleant gefallen? Denn, wenn ein Mann von Anſehen Ja ſagt, ſagt er auch Ja — und ſpricht ein anderer Nein, ſpricht er auch Nein. Ich möchte nur ſeine wahre Meynung erfahren. Guter Freund! dieſe wirſt du niemahls erfahren: Cleant hat ja keine Meinung, er iſt ein Sprachrohr. — Ey, Ey! Ein Sprachrohr mit Händen und Füßen — das iſt eine Seltenheit. — O nein! ſolche Sprachröhre gibt es dem Hundert nach. — So — ſo. —

Wer biſt denn du? Ich bin ein Farbenreiber der Philoſophie. — Ein Farbenreiber der Philoſophie? Bube! Die Philoſophie braucht keinen Farbenreiber. Bitte um Vergebung! ſie läßt ſich renoviren. — Wie wird ſie denn herabgeputzt? Mit blendendem Weiß, und etwas Stukadorarbeit. — Ah, Poſſen! Die Philoſophie iſt ja kein Haus. — Kein Haus? Wiſſen Sie denn nicht, daß ſie in eine Tafern verwandelt wurde — in der ſich eine Menge Narren einquartieren? Das freut mich denn! wenn dieſe Verwandlung aufhört: ſo ſind die Poſſenreißer alle wieder ohne Wohnung. Setzet den König aus dem Schach! — Wie das? Durch den Bauer. — Wenn ihr das Spiel nicht verſteht, ſo habt ihr verloren.

Manchem entzieht man Alles, und läßt ihm nicht ein Mahl ſo viel, daß er ſich einen Kreuzerſtrick kaufen könnte, um ſich aufzuhängen. — Was Wunder denn, wenn ſolche Leute ein Handwerk ergreifen, daß ſie auf Koſten des Staats gratis aufgehangen werden.

Hazi! — Zur Geneſung! ſagt man in der Stadt, wenn man nieſet. Ein Beweis, daß es Krankheiten im Gehirn geben muß, weil man bey der mindeſten Erſchütterung deſſelben Geneſung wünſchet.

Ha — za! — Helf Gott! ſagt man auf dem Lande. Ein Beweis, daß jede Anſtrengung der Nerven den armen Mann ſeines Elendes erinnert — weil er Gott gleich um Hülfe anruft.

Was biſt du ſo luſtig, Freund? Mein Mäcenat hat mir den Dienſt verſprochen, um den ich anhalte. — So — komm, guter Freund! horche ein wenig an der Thüre. — Es ſind eben noch 20 andere Solicitanten in dem Zimmer, und ein jeder bekommt das nähmliche Verſprechen. — Was heißt nun das? In der Stadt nennt man es: Einen höflich abſpeiſen; — auf dem Lande würde es Einen anlügen heißen. — Es kommt aber nur Alles auf die Explication an.

Was fehlt dir, armer Menſch! daß du ſo erbärmlich ausſiehſt? — Ich wurde über eine marmorne Treppe herunter geworfen — weil ich etwelchen Herren, die in einer finſtern Stube immer bey einander ſitzen, ein Licht hintragen wollte. — Das war von dir grob gefehlt! Nachteulen lieben das Licht nicht.

Unfehlbar iſt die Tugend geſtorben! — Warum? Weil ſo viele Seelen ſchwarz ſind.

Sagt mir! iſt Ehre und Tugend für Jeden? Erzürnt euch nicht; es iſt nur eine Frage. — Will euch die Urſache ſagen, warum ich frage. Ich ging neulich über einen Kirchhof, und ſah alle Grabſteine und Särge an, und da las ich nun auf den Gräbern der gemeinen Leute: »Hier liegt der ehr- und tugendſame ꝛc. Auf den Gräbern der übrigen ſtand nur: Hier liegt der Hochgeborne ꝛc.« Von Ehr und Tugend war kein Wörtchen geſchrieben. — Wenn ihr mir's nicht glauben wollt, ſo geht ſelbſt auf die Kirchhöfe — Iſt meine Frage nicht gegründet? — Es wird ja mein Beweis durch Grabſteine geführt.

Ihr, ihr ſeyd nicht krank, ihr ſeyd nicht geſund! Es waren ja eure Voraͤltern auch geſund; was willſt du ſagen? Ich will ſagen, daß, weil man euch für Tapfere hält, weil es eure Voraͤltern waren, man euch auch für geſund halten muß, weil es eure Voraͤltern waren; denn ſonſt wäre in der Sache ein Widerſpruch — und ſollet ihr das heftigſte Fieber haben, ſo will ich euch doch immer für geſund halten. So viel Ehrfurcht habe ich für eure Vorurtheile.

Was iſt in der Welt nicht alles möglich? Wenn man es einmahl ſo weit gebracht hat, daß man eine Gans iſt, ſo hat man ſehr wenig mehr zu thun, um ein Indian zu werden. Probatum est.

Ein Kleid von Zeug, ein Strumpf von Seide, ein Herz von Filz. — Wenn ihr ein Mahl mit Tode abgeht, vergeſſet den Hutmacher nicht mit einem Legat.

Was wünſcheſt du mir zum neuen Jahr? Wenn du ein Menſch biſt, der die Tugend liebt — der gerade geht, und dem Andern die Wahrheit ins Geſicht zu ſagen trauet — ſo wünſche ich dir einen Magen, der nie hungert: eine Kehle, die nie durſtet, nebſt einem Hauſe auf deinem Rücken, wie einer Schnecke: denn dieſe drey Stücke hat der Rechtſchaffene höchſt nöthig.

Biſt du aber böſe, ſo wünſche ich dir nichts, als die Unſterblichkeit: denn du haſt alle Eigenſchaften, um dich in dieſe Welt zu ſchwingen. Nur ſterben ſollſt du nicht. Kannſt du aber dem Tode nicht entgehen — ſo wünſche ich dir, daß du ein guter Menſch werden möchteſt.

Wunder über Wunder: ihr lebt noch, und habt doch keinen Geiſt in eurem Körper!

Wie ſiehſt denn du aus, daß du ſo ſchmutzig biſt? Ich ſetzte mich auf den Pegaſus auf, und wollte ſpornſtreichs auf der Straße des Verdienſtes zu einer Stelle hinreiten; allein mein Pferd warf mich in eine Kothlache. Glaube dir's — du hätteſt bevor auf die Reitſchule gehen ſollen. —

Hektor ſattelte ſich einen alten Eſel und ritt von der Landſtraße abwärts. — Das arme Thier patſchte durch alle ſchmutzigen und krummen Wege, und Hektor kam ſo gut nach dem Orte, wo er hin wollte, als hätte er das beſte Pferd geritten.

Die berühmteſten Heldengedichte unſerer Zeit ſind die Pierroaden, Skaramuziaden, Harlekinaden, nebſt den ſehr geſchmackvollen Lipliaden.

. . . . Wer wiſſen will, was in meiner Originalſchreibtafel auf dieſem Platze ſteht, den bitte ich auf mein Zimmer zu kommen. Ich will ihm's ſagen, wenn er im Stande iſt, folgende drey Fragen gründlich zu beantworten:

Wie iſt der Geſchmack des Honigs im Munde eines Menſchen, der eben Salzwaſſer getrunken hat?
Von welchem Werthe ſind die Thränen der Menſchen, und wie ſchwer wägen ſie?
Kann es Bürger ohne Vaterland geben, und ein Vaterland ohne Bürger?

Habt ihr nie einen Rieſen geſehen, der ſo klein war als ein Zwerg, und einen Zwerg, der ſo groß war als ein Rieſe? O ja! ihr ſeit Philoſophen, und habt Hirſchböcke und Gänsfüchſe in euren Schulen gehabt.

Was ich hier ſchrieb, iſt keine Satyre, ſondern reine lautere Wahrheit, geſagt, wie ich es ganz im Herzen fühle. Nehmt mir die Sache nicht übel! es war nicht böſe gemeynt, und zum Beweiſe, daß ich jedem Menſchen gerne Nachſicht zugeſtehe: ſo will ich euch zum Beſchluß meiner Schreibtafel öffentlich geſtehen, daß meine eigenen Thorheiten und Fehler, wenn ich ſie in meine Schreibtafel bringen wollte, vielleicht 200 Alphabete faſſen würden, und zur Beſchreibung meiner guten Handlungen würde vielleicht der 40ſte Theil des 80ſten Theiles einer halben Viertellinie zu viel Raum haben. — Verzeiht mir meine Fehler, ich vergebe euch die eurigen.

Die Wahrheit iſt gut; alſo, weil ich euch die Wahrheit geſagt habe, ſo habe ich euch unwiderſprechlich gute Sachen geſagt. Zum Beſchluß muß ich euch noch ſagen, was für Hoffnungen ich mir von euch noch mache, und was ich glaube, daß der Lohn meines guten Willens ſeyn wird. — Ich will es euch noch ſagen. — Ich hoffe, daß, wenn ich einen von euch um eine Gnade bitten werde, ihr mir ſelbe fleißig abſchlagen werdet. — Ich hoffe, daß es vielleicht mit mir bey meiner offenen Denkungsart ſo weit kommen wird, daß ich mein Brod in meinem Alter an euren Thüren werde betteln dürfen, und daß ihr mir, wenn ich um Barmherzigkeit ſeufze, einen Nachttopf über meine grauen Haare ausſchütten werdet. Dieſes iſt die Hoffnung, die ich mir mache — ich ſag's nicht, um euch eure wunderliche Denkart vorzuwerfen, nein! ſondern nur um euch vollkommen zu überzeugen, daß ich ganz ohne Eigennutz für euch ſchreibe — daß ich vielleicht Vieles vorſehe, aber doch Muth habe, eures Beſtens willen ein Waghals zu ſeyn, der ſich für Undankbare aufopfern wird. — Je nun — ich habe Alles gethan, was ich meinem Vaterlande ſchuldig war. Iſt's meine Schuld, wenn ſelbes nichts für mich that? — Lebt wohl! — Die Grube iſt ja die nächſte Nachbarinn des Lebens.

Eine
doppelte Mordgeſchichte
eines unglücklichen
Weibes und eines Kindes.

Ich ſchreibe hier eine Geſchichte hin, die jeden Menſchen empören muß, der nur Gefühl hat. Wie iſt es möglich, daß die nützlichſten Anſtalten zum Wohl des Bürgers noch immer vereitelt werden? Wie kann es ſeyn, daß eigennützige Dummheit, und unſer ſchwerfälliges Sprichwort: Iſt immer ſo geweſen, oder, denk's mein Lebtag ſo! den beſten Abſichten der Regenten entgegen arbeiten können?

Ich will vor dem Throne der Gerechtigkeit auftreten — alle die öffentlich hiemit anklagen, die den weiſen Anſtalten des Hebammenweſens und ihrem Fortgang ſich wagten entgegen zu ſtellen — und wirkliche Werkzeuge waren zu der Mordgeſchichte, die den 8ten des Heumonats 1783, drey Stunden von München, ſich ereignet hat.

»Ein armer Leerhäusler in dem Dorfe zu F** verheirathete ſich ungefähr vor einem Jahre. Mühſelig waren ſeine Umſtände; aber der Trieb der Geſelligkeit, den der Schöpfer ſo mächtig in unſere Herzen pflanzte, war die Urſache, daß er ſich in eine Gehülfinn in ſeinem Elende ſuchte. Er verheirathete ſich. — Neun Monate verfloßen, und unſer Ehepaar war in dieſer Zeit bey harter Arbeit und ſchlechter Nahrung ganz glücklich. — Das Weib ward ſchwanger. Schon ergetzte der Gedanke, bald Vater zu ſeyn, den arbeitſamen Mann nach der Arbeit. Innere Seelenluſt floß durch ſein mattes Herz — und durch einen freundſchaftlichen Kuß, ſo wie man ihn in ſchlechten Hütten noch gibt, theilte er das ſtille Vergnügen mit ſeiner Gattinn.

Die Stunde kam, und unſers Leerhäuslers Weib ſollte Kindsmutter werden. Der arme Mann lief nach der Hebamme des Dorfes: der Hebamme, ſage ich, weil man ja ſo ſagen muß (ich wollte lieber dumme Kindesmörderinnen ſagen). Nun, das Weib kam. Die Geburt war gefährlich: das Kind ſtand zweyfach zur Geburt, und wurde ſo von der Gebärenden geriſſen. — Das Weib ſchwamm im Blut, und Niemand wußte, wie man ſie retten ſollte. Ein Zufall führte einen Verſtändigen in der Geburtshülfe in dieſe elende Hütte: er ſah das erbarmungswürdige Opfer der Dummheit und Unwiſſenheit liegen; die letzte Stunde ihres Lebens war ſchon nahe. —

Wie ein Vieh lag ſie da auf dem Stroh — das mit Blut-überronnen war — dort lag auf einem ſchmutzigen alten Futterſack das neugeborne Kind — ohne Windeln und ohne Hülfe — weil ſich Alles mit der ſterbenden Mutter beſchäftigte. Achtzehn ganze Stunden lang wurde das arme Weib ſo vernachläßigt. Der Mann, den das Ungefähr in dieſe Hütte führte, ſah ſogleich ein, daß die arme Leidende noch ein Kind im Leibe haben müßte. Man wandte alle Mühe an; aber vergebens, ſie gebar nicht. Das Kind war todt; man mußte es durch die Wendung von der Mutter nehmen. — Die Mutter war äußerſt durch die durch 18 Stunden lang gehabte Verblutung entkräftet, und alle Anzeigen der heftigſten Entzündung ließen keine Hoffnung mehr übrig, die Unglückliche zu retten. Sie ſtarb — und hinterließ, nebſt dem todten, noch das elend lebende Kind, welches ebenfalls, ohne getauft zu werden, auf dem Futter die 18 Stunden durch lag, und durch eine ganz außerordentliche Weiſe beym Leben blieb.

Die Mutter iſt todt aus Unverſtand der Hebamme; das Kind iſt todt — und ohne Taufe todt, aus Unwiſſenheit der Hebamme. — Das zweyte Kind lebt noch, aber aus bloßem Zufall; natürlicherweiſe hätte es vielmehr ſterben ſollen, und ebenfalls ohne Taufe.« —

Was ſoll man hierüber ſagen? Die Geſchichte iſt wahr — die Obrigkeit frage mich hierüber; ich will die Zeugen aufführen, die bey dieſen Mordthaten gegenwärtig geweſen waren. — So geht's zuweilen auf dem Lande! —

O ihr — die ihr mit gutem Herzen gutthätig für das Wohl des Landmannes arbeitet — o ſeyd nicht gefühllos für die Thränen, die die Wangen des Unglücklichen netzen, und in ſchlechten Hütten fließen! —

Gattinn und Kinder ſind ja Jedem theure Geſchenke. Mich deucht, daß ich manchen Unglücklichen unterm freyen Himmel ſo für eurer Wohl zu dem Allgütigen rufen höre: »Großer Gott, deſſen heiliger Wille nun iſt, daß ich am Pfluge arbeiten ſoll, ſtärke meine Kräfte — ſegne meine Ärnte, daß ich meinem Landesfürſten das geben kann — was ſein iſt! Du ſiehſt mein Herz, weiſt, daß ich ihn liebe: daß ich bey meinem Stückchen ſchwarzes Brod oft aus gutem Herzen für ſein Wohl, für ſeine Erhaltung bethe. — Ich weiß es, er meint es gut mit uns, von Herzen gut; wir ſind ſeine Kinder, er iſt unſer Vater. O gib, großer Gott! daß er lange lebe, daß ſeine weiſen Anſtalten zu unſerm Wohl gedeihen möchten, und daß wir oft zu dir, allmächtige Gottheit, rufen möchten — ſieh von deinem Throne herab! — Der gute Fürſt hat uns unſere Weiber, unſere Kinder erhalten, die dich nun auch auf dieſem deinem Erdboden loben und preiſen können.»

»Segne die — die mit unſerm Fürſten für unſer Wohl arbeiten!«

Die Geſchichte

des guten

Pater Philipp.

Mitternacht bedeckte die Schöpfung mit ihren Schrecken; Eulen heulten in alten Gemäuern, und Käuzchen wimmerten auf den Dächern finſterer Scheunen. Ein dumpfer melancholiſcher Klang, wie der Klang einer Sterbeglocke, ſtörte den Mönch in ſeiner mitternächtlichen Ruh, und rief ihn unter den gothiſchen Gemäuern des Tempels in den düſter beleuchteten Chor zu nächtlichen Pſalmen.

In dieſer Reihe von Menſchen war auch Franz, ein feuriger Jüngling. Verdammt durch Unglück und Menſchen, fühlte er die Kette ſeines eiſernen Schickſals, und mit Gram und Verzweiflung im Herzen trabte er mit ſeinen hölzernen Schuhen über die enge Treppe herab in den finſtern Kreuzgang.

Da ſtand er eine Weile, ſah mit Schwermuth im

Herzen die marmornen Gräber an, und tief aus der Seele geholte Seufzer ertönten unter den dunkeln Gewölben.

Thränen rollten aus ſeinen Augen über ſeine rothen Wangen hin, die ſich langſam entfärbten, wie ſich Roſen entfärben durch den dampfenden Schwefel.

Heiterkeit verließ ſeine Stirne, und kränkende Schwermuth zeigte die Macht ihrer Verwüſtung über menſchliche Züge. — Er gleitete langſam wie ein Schatten dahin. — —

Der Chor war vorüber, und jeder Pater eilte ſeiner einſamen Zelle wieder zu; nur Franz wollte nicht ruhen. Mit leiſen Schritten ſchlich er ſich durch das dunkle Convent in den Garten — warf ſich auf eine Raſenbank hin — und fing ſo mit ſich an:

O laſſet mich weinen, ihr Liebſten meiner Seele, fühlbare Geſchöpfe! Es iſt ja die Welt nichts weiters mehr für mich, als eine Welt der Thränen. — In dieſer einſamen Nacht, in der Stille und Ruhe herrſcht — will ich ſeufzen, und mein Wehklagen ſoll keine menſchliche Seele in ihrem Schlummer je ſtören.

O ſchlafet ſanft, ihr Menſchen, meine Brüder! Der Fittig des Schlafes breite ſich gütig über euch aus! Angenehme Träume ſollen euch die langen Stunden durch wiegen, in denen ich unter dunkeln Cypreſſen oder ſchwarzen Tannen ſitze, und beym ſchwachen Mondlichte wie eine Turteltaube klage, der die Eule ihre Jungen geraubt hat.

O könnte ich, verlaſſen und vergeſſen von Menſchen, wie im Grabe, in Gegenden umherwandeln, die kein Fußtritt eines Menſchen entweiht. Könnte ich in Wüſteneyen über Diſteln und Dornen dahingleiten, und zuweilen erſchöpft von Wehmuth an ein Felſenſtück hin-

ſinken, das der Sturmwind von hohen Gebirgen g
trennt und in tiefe Thäler gewälzt hat.

Da, in dieſen öden Gegenden, wo ich ungekrän
ſeufzen und ungetadelt weinen könnte, wollte ich le
loſen Geſchöpfen meinen Schmerz klagen, harte Ste
ne um Mitleid bitten, und die Felſen um Erbarme
— So ſeufzte Franz; und Pater Philipp, ein eh
würdiger Greis, ſtand ſchon lange unbemerkt vor ih
und hörte dem Unglücklichen mit ſtiller Theilnahm
zu. — Endlich fing er an: Unglücklicher Bruder
heitere dich auf — laſſe dich nicht vom Kummer unte
drücken — fluche nicht die Menſchen! Es gibt no
Theilnehmende unter ihnen — meine Hand iſt bere
dich zu unterſtützen. Hier ſchlägt ein Herz, das m
dir fühlt — und dieſes Auge, das dich anſieht, iſt b
reit, mit dir zu weinen. — Franz ſah ganz e
ſtaunend um ſich her — Wer biſt du? rief er aus —
von Engeln geſandt, um Stärke meiner dahin ſi
kenden Seele zu geben? — Ja, dein Ausſehen iſt
ehrwürdig — du kannſt nicht trügen — deine Mie
iſt heiter, kein Verbrechen muß je deine Seele geſchä
det haben; Ruhe iſt auf deinen Lippen, Harmonie
unſern Seelen. — Die Stunde, in der ich dich fin
— der Ort, Alles ſagt mir, daß du fühlſt. — Hö
mich alſo! — Ich will dir ſagen, wer ich bin: ein U
glücklicher, der, von Menſchen verfolgt, dieſen he
ligen Habit wählen mußte, um ſich vor Mördern
ſchützen. — Höre mich! Mein Kummer würde me
Herz zerreißen, wenn ich ihn nicht ausſchütten könnt
Höre mich — Franz wollte zu erzählen anfangen, a
jählings eine noch ſanftere Melodie an der Gartenma
er ertönte. — Welch ein Lied — fing Franz an — hör
du — Bruder, es iſt ein Todtenlied — höre!

Lieblich tönt vom Herrn herab
Eine Stimme mir, dem Müden,
Und verbreitet ew'gen Frieden
Auf mein Leiden, auf mein Grab.

Laſſe uns näher kommen, ſagte Franz — wir wollen mitſingen, erwiederte Philipp. — Und dann ſangen ſie mit der unbekannten Stimme:

Pilgrim, du ſollſt wieder ſeyn;
Mußt du gleich im Schooß der Erden
Raſten, und zu Aſche werden,
Dennoch ſollſt du wieder ſeyn.

Nur das Schlechtere vergeht;
Weisheit, Tugend, Schöpferliebe,
Alle meine edeln Triebe
Bleiben, wie mein Geiſt beſteht.

Tugendſegen nehm' ich denn
In der Welt belohnter Frommen,
Mehr als ich ihn hier genommen,
Aus der Hand des Ewigen.

Wer muß der Sänger ſeyn! fing Franz an, der dieſes Todtenlied anſtimmte? Ohne Zweifel ein Unglücklicher, erwiederte Philipp, denn es gibt deren ſo viele. — O ja, ſehr viele, fuhr Franz fort, auch mich hat mein Schickſal in dieſe Reihe geſchrieben.

Franz und Philipp wandten alle Mühe an, den unglücklichen Sänger zu entdecken; als aber ihre Verſuche vergebens waren, gingen ſie Hand in Hand in den Garten zurück, ſetzten ſich zu einem Jasminſtrauche hin, und nach einer Weile fing Franz weiter ſo zu reden an: — Lieber Bruder! wie angenehm düftet der Jasminſtrauch um uns her! wie göttlich ſind ſeine Gerüche — alter, lieber Vater! Alles in der Natur iſt ſchön und herrlich — und wir Menſchen mißgönen uns ſelbſt alle dieſe guten Gottesgeſchenke — pflanzen Wermuth mit feindlichen Händen, und düngen ihn mit Blut und Thränen unſerer Brüder.

Verzeih mir, lieber Vater, verzeih meiner Empfindlichkeit! Deine Nerven hat vielleicht das Unglück mehr abgehärtet, als die meinen — ich leide — und werde leiden bis ins Grab. — Aber zur Sache. — Mein Vater war ein Mann, dem das Ungefähr in ſeiner Geburt günſtig war: denn er hatte den Vortheil, daß ſeine Seele eben in einem ſolchen Körper verſchloſſen wurde, der von ſolchen Menſchen erzeugt war, die ganz ruhig die Früchte des Schweißes ihrer Voraltern einärnten. Es verſteht ſich, daß er alſo zu ſeinen glücklichen Ausſichten ſo wenig beytrug, als hätte er ein Loos von Tauſenden aus einer Lotterie gezogen: er war da, und glücklich da, wie er mir ſelbſt oft erzählte, und ſo war ſeine Erziehung die ſchlechteſte von der Welt. — Ich wäre, ſo ſagte er mir, der abſcheulichſte Menſch geworden, wenn nicht die Vorſicht über mich gewacht hätte. — Er war der einzige Sohn — und alſo die Stütze meines Geſchlechts — man ſuchte mich nur zu erhalten, nicht zu bilden; man dachte gar nicht, einen Menſchen aus mir zu machen, ſondern nur einen Erben der beträchtlichen Rittergüter, der wieder Erben erzeugen, und das uralte Geſchlecht verewigen, und ſonſt ſich um kein Stäubchen weiters in der Menſchheit verdient machen möchte.

Zu dieſem rühmlichen Erziehungsplan meines Vaters, der durch alle mögliche Tanten und Onkel beobachtet war — wurde eine Franzöſinn als Gouvernante berufen. — Unter dieſer Aufſicht mußte er ſeine Mutterſprache vergeſſen lernen, und ſtatt, daß man ihm die edlen Thaten tapferer Deutſchen erzählte, unterhielt man ihn mit Feenmährchen. Die Art dieſer ſeltenen Erziehung verurſachte, daß meines Vaters Gemüthsart äußerſt unbiegſam wurde; er bildete ſich ein, daß Alles in der Welt zu ſeinen Dienſten da wäre; er hatte weder Achtung noch Liebe zu einem Menſchen und ſah jeden als eine Maſchine ſeines Vergnügens an.

So gibt es viele Leute, lieber Pater Philipp! Ich kannte ſelbſt einige, die für Alles gefühllos waren, ausgenommen für ihren eigenen Kitzel. Sie waren gut, ohne Güte des Herzens zu haben, und empfindſam aus Schwachheit. — Mit der nähmlichen gleichgiltigen Miene ſchenkten ſie heute einem Armen ein Goldſtück, mit der ſie morgen einen Andern über die Treppe hinabwerfen ließen. Aber laſſet uns unſere Gedanken von dieſen Gegenſtänden entfernen!

Mein Vater würde auch nicht beſſer geworden ſeyn, wenn nicht ein Zufall ihm Licht in ſeiner Seele angezündet und ihn gelehrt hätte, daß Menſchen zu höhern Endzwecken erſchaffen wären; er lernte einſehen, daß Eſſen, Trinken und Vergnügen nur Erfriſchungen nach der Arbeit, aber nie unſere Hauptbeſchäftigungen ſeyn ſollen,

Eines Tages, als mein Vater auf der Jagd war, (eine ſeiner Lieblingsbeſchäftigungen), verirrte er ſich im Walde, und fiel unter eine Rotte von Räubern. Dieſe machten nicht viel Gepränge mit dem adelichen Jungen und zogen ihn aus bis auf das Hemd. — Nackend, wie vom Mutterleibe, ſtand er da — und zitterte vor Froſt an jedem Glied, denn es war ſchon ſpät. Er bath fußfällig, ihm nur ein kleines Stückchen zu ſeiner Bedeckung zu laſſen, das ihm auch die Räuber großmüthig zuwarfen. Da lernte er zum erſten Mahle einſehen, daß ſeine Grundſätze ganz falſch wären, daß Menſchen wieder von Menſchen abhingen, und daß oft der Niedrigſte vom Pöbel auch im Stande ſey, dem Großen eine Gnade zu erweiſen.

Seit dieſem Augenblicke ſah er die Menſchen aus einem ganz andern Geſichtspunkte an, zu welchem ein alter Kohlenbrenner noch das meiſte beytrug. Als die Räuber meinen Vater verließen, war er ohne Schuhe und Strümpfe, ohne Hut und Hemd, und hatte nichts zu ſeiner Bedeckung, als den alten Kittel, den ihm die Räuber zuwarfen.

Wo er hintrat, glaubte er auf Dornen zu treten; denn die feine Haut ſeiner Füße war die harte Erde nicht bewohnt. Er zitterte vor Kälte, und ſtarb halb vor Hunger; da erwachte der Gedanke in ſeiner Seele, daß die übrigen Leute auch Hände, Füße und Mägen hätten, und daß ſie Froſt, Kälte und Hunger fühlen müßten.

Indem er ſo in tiefen Gedanken im dunkeln Walde dahinſchlich, hörte er eine Stimme, die ihm immer näher kam, und ſang:

Ich bin nur ein Kohlenbrenner,
Aber doch ein Menſchenkenner,
Achte nur den braven-Mann,
Der dem Nächſten Gut's gethan.
Adel, Würde, was heißt das?
Iſt mein Aug' von Thränen naß,
Die für meine Nächſten fließen,
Was iſt meinem Glücke gleich?
Armer Menſchen Leid verſüßen,
Iſt für mich ein Königreich.

Während der Zeit, als Franz die Geſchichte ſeines Vaters dem guten Pater Philipp erzählte, fing der Morgen zu grauen an. Lieber Bruder Franz! ſagte Philipp; nun haben wir beynahe die ganze Nacht in dem Garten zugebracht; es iſt doch nöthig, daß Ihr ausruhet. Morgen, wenn es Gott will, und die Nacht wieder heiter iſt, wollen wir uns hier wieder ſehen. — Franz und Philipp verließen den Garten, und jeder ging auf ſeine Zelle. Ganz entkräftet warf ſich Franz auf ſeinen Strohſack nieder, und ein ſanfter Schlaf ſchloß endlich ſeine Augen. Franz ſchlief, und es deuchte ihn im Traum, als näherte ſich ihm ein ehrwürdiger Alter, der ihn ſo anſprach: Komm mit mir, Sterblicher, und lerne Wahrheit! An der Hand dieſes Alten ging Franz fort, und ſeine träumende Phantaſie führte ihn in ein ſehr prächtiges Gebäude. Da blieb der Alte ſtehen — hier, rief er aus — hier ſind die Thaten der Menſchen, böſe und gute, in Gemählden entworfen — tritt herein und erſtaune!

Franz trat in eine prächtige Gallerie, die von der Höhe bis zum Boden mit Bildern behängt war, und als Franz ganz vor Verwunderung außer ſich war, fuhr der Alte weiter ſo fort:

Sieh da dieſe prächtigen Statuen! ſie ſind die Helden verfloſſener Zeiten; ſie ſind ganz von Erz. Betrachte dort im Winkel die wunderliche Bildſäule! Die Füße ſind Erz, die Bruſt iſt Stein, der Kopf von Holz. Der Mann war einſt ein Richter. — Sieh da in dieſem Vorzimmer die Schattenriſſe, die hier aufgehangen ſind — ſie ſind Religion, Gerechtigkeit und Vaterlandsliebe, nur im Schatten entworfen, aber ſo gut, als ſie ſind.

Hier iſt Ruhm und Ehrgeiz, die Größe der Fürſten, und die Bosheit der Menſchen, mit Paſtellfarben entworfen — ein Hauch macht dieſe Bildung verſchwinden. Da iſt die Tugend in Miniatur und das Laſter in Fresco gemahlt.

Beſieh', ſagte der Alte, dieſe drey wunderlichen Stücke! Dieſes Stück iſt die Ehrlichkeit der heutigen Welt, auf einer Goldplatte; dieſes da die Menſchenliebe auf Holz gemahlt — und jenes die feine Empfindung auf einer eiſenen Platte.

Fränz war vor Bewunderung außer ſich, als er dieſes Alles ſah; und als er erwachte, ſchrieb er ſeinen Traum auf, und verfaßte das Verzeichniß ſeiner im Traume geſehenen Bildergallerie.

Erſtes Bild.

Gleich beym Eintritt ſah ich ein treffliches Gemählde in einem prächtigen Rahmen von Gold. Das Bild ſtellte einen Ackersmann vor. — Ehrlichkeit und Menſchenwürde waren in ſeinen Zügen; Alles war ſo fein gemahlt, daß man glaubte, man ſähe die Schweißtropfen von der arbeitſamen Stirne fallen. — Ein ſchlechter Kittel lag auf der Erde, nebſt einem Stück ſchwarzes Brod. In der Entfernung war ein Pallaſt; da ſaß man zu Tiſche, und hundert Speiſen rauchten auf der Tafel; Hunde und Katzen fraßen aus goldenen Schüſſeln, es wurden Luſter angezündet, und beym hellen Tag die Läden geſchloſſen; und als ich meinen Führer fragte, was dieſes bedeuten ſollte, murmelte er mir ins Ohr: man ſchließt die Läden nur darum, damit nicht ein Blick von ungefähr auf den Pflug fallen kann, und die Herren erinnern möchte, daß ſie von dem arbeitſamen Manne leben. Ein treffliches Bild!

Zweytes Stück ſtellte den Kaiſer Caligula vor, wie er ſein Pferd zum Konſul machte. Ich ſah das Bild lange an, und konnte nichts ſonderliches in ſelbem erſehen, als mein Führer mir das Künſtliche entdeckte, das in dieſem Bilde war. Sehen Sie nur einmahl dieſen Pferdkopf, fing er an; ſehen Sie, wie träge Unempfindlichkeit, Gleichgiltigkeit und Mangel an Gefühl in dieſem Pferdekopf ſo lebhaft entworfen ſind! Es iſt keine Munterkeit, keine Stärke in dem Thier — Es iſt der dümmſte Pferdkopf, der zu Zeiten des Caligula muß gelebt haben. — Wahrhaftig — wenn ich mich aber nicht irre — ſo iſt dieſes nicht das erſte, das ich ſah.

Drittes Stück. Curtius, der edle Held, der ſich ſeinem Vaterland zu Liebe in den Pfuhl ſtürzte. — Schön, ſehr ſchön — aber wer iſt denn die edle Heldinn, die zu ſeiner Seite zu Pferde ſitzt? Sie iſt die Vaterlandsliebe, erinnerte mir der Alte: der Mahler wollte hierdurch anzeigen, als hätte ſie ſich auch mit in den Pfuhl geſtürzt, und] wäre derzeit her nicht mehr ſichtbar geworden. Der Mahler mag wohl Recht haben, aber es iſt ein Fehler wider die Geſchichte.

Viertes Stück. Alexander in einem wunderlichen Pallaſt aus Todtenknochen von Millionen Menſchen errichtet — liegt in Zügen — und ſtirbt — göttlich gemahlt!

Fünftes Stück. Ein Mann in Lebensgröße mit höhniſchen Lippen, trefflich gezeichnet. Man ſieht die Verachtung in ſeinem Auge; zu ſeinen Füßen liegt ein Ackersmann mit ſolch einer redenden Miene gemahlt, als ſagte er: willſt du Den gering ſchätzen, der die Urſache iſt, daß du dich ſo hoch ſchätzeſt?

Sechſtes Stück. Zwei nackende Menſchen, von der Natur aus ganz ohne Unterſchied.

Siebentes Stück. Der Sieg des Königs von Macedonien. Das Schlachtfeld iſt mit Todtenkörpern überdeckt; man ſieht elende zerſtümmelte Menſchen in der Entfernung. Rückwärts iſt das Zelt des Königs; trefflicher Wein ſchäumt in Bechern, und die Generals freuen ſich mit dem König über den erfochtenen Sieg. —

Achtes Stück. Meiſter Fuchs hält eine Leichenrede über den Wolf. — Ich ſah dieſes Stück mit äußerſter Bewunderung an. — Mein Führer bemerkte es, und zog ein Manuſcript hinterhalb der Tafel hervor — hier iſt die Leichenrede, die der Fuchs hielt, fing er an, und las:

An dieſem Trauertage, ihr Thiere! will ich euren Herzen den gutthätigſten der Wölfe zurückrufen; ich will das Lämmchen ſeines Vaters, und das Schaf ſeines Tröſters erinnern. —

Heilige Aſche des menſchenfreundlichen Wolfs, die in dieſer Urne verſchloſſen iſt, ruhe ſanft, und genieße die Belohnung deiner Wohlthaten! — So ſprach der Fuchs, ſagte mir mein Führer. Allein, während der Zeit, als der Leichenredner ſich ſo beſchäftigte, kam ein ehrwürdiger Haushahn dem Redner zu nahe. Die Liebe des Fuchſes gegen ſeinen Nächſten erwachte mit zu vielem Feuer in ſeinem Buſen, und er drückte den guten Hahn ſo an ſeine Bruſt, daß er ſtarb. — Und weil nun der gute Hahn geſtorben war, ſo mußte er nothwendigerweiſe begraben werden, und aus dieſem Grunde hatte der Leichenredner Fuchs die Güte, ihn aufzufreſſen.

Neuntes Stück. Die Wahrheit, nackend gemalt. Zur Seite ſteht die Schmeicheley in tauſendfärbigem Gewande. Heuchler werfen ſich vor ihr nieder, und wenden ihr Geſicht von der Wahrheit. — Die Politik wirft der Wahrheit einige Kleidungsſtücke hin — bedecke dich, ſagte ſie: unſer keuſches Auge kann deine nackende Geſtalt nicht ertragen.

Zehntes Stück. Verſchiedene Spieler, die an einem Tiſche verſammelt ſitzen, mit wichtigen Geſichtern und ſo ernſthaften Mienen, daß kein Landtag oder Obertribunal dergleichen aufzuweiſen im Stande iſt. Der Mahler drückte Alles durch ſeinen Pinſel ſo vortrefflich aus, daß man an jedem Geſichte ſieht, daß in dieſem Zeitpunkte weder an Freundſchaft, noch an Geburt, noch an Glück oder Unglück gedacht wird; alle Leidenſchaften haben Stillſtand, um einer einzigen Platz zu geben. — Ein ſchreckliches Bild! — Ich konnte dieſe Miene nicht eine Viertelſtunde lang ertragen.

Eilftes Stück. Zwey Männer mit wunderlichen Geſichtern; ſie zählten Geld — ihre Stirne verrieth Unruhe wegen Abfalls oder des Verrufs der Münzſorten; ſind halb in Verträgen, Kaufbriefen und Urkunden vergraben. Wer ſind dieſe Männer? ſagte ich zu meinem Führer. Er antwortete mir: ſie ſind keine Thiere, auch keine Menſchen, keine Freunde, keine Verwandte, keine Mitbürger; ſie ſind Leute, die vieles Geld und kein Herz haben.

Zwölftes Stück. Das Bild eines Mannes, der am Morgen aufſteht, und ſich des Abends niederlegt.

Dreyzehntes Stück. Ein prächtiger Menſchenkopf — der —

So wollte Franz weiter in ſeiner Bildergallerie fortſchreiben, als man ſtark an ſeine Thüre ſchlug. — Franz erſchrack, raffte eilends ſein Papier zuſammen, und verſteckte es hinter ſeinem Strohſack. Philipp trat in ſein Zimmer.

Nun haben wir wieder Muſſe, fing Franz an, lieber Vater! unſere Geſinnungen gegenſeitig zu entdecken. Mir war es die Stunden über ſo ſchwer ums Herz, in denen ich dich vermißte. Setze dich! ich will meine Erzählung vollenden.

Wir haben uns die vergangene Nacht verlaſſen, als ich dir ſagte, wie mein Vater im Walde von Räubern mißhandelt ward. — Ich will dir durch viele Beſchreibungen keine Langeweile verurſachen. — Mit einem Worte: ein ehrlicher Kohlenbrenner fand meinen Vater, nahm ſelben zu ſich in ſeine Hütte, pflegte ihn mit Sorgfalt, und meines Vaters Herz ward durch Güte des Alten gerührt; die Unempfindlichkeit ſchmolz wie Eis in Frühlingstagen von ſeiner Seele, und ſeine Denkart thaute auf zu menſchenfreundlichen Geſinnungen. Seit dieſem Zeitpunkte wurde er von Jedermann geſchätzt und geachtet. Er verlegte ſich auf das Leſen ſchöner Bücher, auf Betrachtungen der Natur — und er—der ein Mahl nur den Adel des Ungefährs kannte, kannte nun auch den Adel des Herzens.

In Einſamkeit ſuchte er ſein Glück — und als mein Großvater ſtarb, war ſeine Glückſeligkeit, ſeine Unterthanen glücklich zu machen. Er verſorgte den alten Kohlenbrenner in ſeinem Schloße — dieſer genoß aber die bequemere Lebensart nicht lange, denn er ſtarb bald. —

Die Erhaltung der Familie forderte nun, daß mein Vater ſich verheirathen mußte, denn man drang mit Gewalt in ihn. —

Ein Fräulein von dem beſten altadelichen Geſchlechte wurde ihm vorgeſchlagen, und in Kürze wurde die Sache von ſeiner Familie ſo gerichtet, daß ſie ſeine Braut war. —

Die Hochzeit war vorüber, und mein Vater hatte eine Frau, aber keine Gattinn. Wilhelminens Verdienſt — war ihr altes Herkommen — ſie war eine würdige Antike, aus Marmor gebauen — künſtlich gebildet — aber es fehlte ihr eine Seele. — Du kannſt urtheilen, guter Philipp, daß mein Vater nicht glücklich war. Alle Sorge, alle Mühe, ſie zu einem gefühlvollen Weſen auszubilden, war vergebens. — Sie verachtete Alles, was nicht hundert Ahnen zum Beweiſe ſeines Daſeyns anführen konnte. — Ihr Stolz und Hochmuth waren auch die Urſachen, daß Niemand in der Gegend ſie liebte. —

Ein reiſender Flüchtling machte ihre Bekanntſchaft in der Stadt — er ſah bald die Schwäche des Weibes, und beredete ſie, daß er aus Herkuls Stamme herſproßte. — Chevalier Herkulion war der Nahme des Betrügers, der die Ruhe meines Vaters gänzlich untergrub. — Sein Weib wollte das Land nicht mehr ſehen, war immer in der Stadt, und opferte Ehre und Vermögen dieſem Nichtswürdigen. Mein Vater verlebte ſeine Tage auf dem Lande, ließ die Docke in der Stadt, und ſuchte Vergnügen in dem Schooß der Natur. —

Sein Herz war empfindſam, er fühlte das Leere in ſeiner Seele, er wünſchte ſich eine Freundinn — und fand ſie in einem ländlichen Mädchen: Vertraulichkeit und Harmonie der Seele führten meinen Vater in Lottchens Arme.

Es war ein Frühlingstag, Lerchen ſangen hoch am Himmel — Blumen düfteten in der Gegend — und Lottchen — und mein Vater — O Tugend — wie ſchwach biſt du bey dem Menſchen! — Leidenſchaften und Umſtände reißen uns hin, und wir fehlen. — So fehlten Lottchen und mein Vater — und dieſer Fehler war die Urſache meines Daſeyns.

Lottchen war die Tochter eines Verwalters in der Gegend, ſie hatte wenig Vermögen — aber ein guter Herz. — Ihre Aeltern waren längſt ſchon geſtorben, und ſie diente. — Mein Vater verſorgte die Unglückliche. Sie war Mutter, und ſtarb als ſie mich der Welt zum Geſchenke ihrer Liebe gab.

Mein Vater war untröſtlich, wie er mir oft erzählte, nach Lottchens Tode — und ſein empfindſames Herz ſchränkte nun alle ſeine Liebe auf mich ein. Er ließ mich ſo gut erziehen, als es ihm möglich war. Seine Frau lebte ſchon 10 Jahre in der Stadt, und kümmerte ſich wenig um meinen Vater, wenn ſie nur ihre monatlichen Renten richtig bezog, und daher wußte ſie auch nichts von meinem Daſeyn. — Nach 12 Jahren ſtarb die Gräfinn Wilhelmine an einer Indigeſtion, und ich erinnere mich, daß mein Vater mich an ſeine Bruſt drückte, und ausrief: Franz, warum lebt deine Mutter nicht mehr! Mein Vater, der ſich ſogleich nicht wieder verheirathen wollte, ſchickte mich zu Vollendung meiner Studien auf die berühmteſten Univerſitäten, und mein Fleiß, durch den ich mich von vielen Andern auszeichnete, war der Stolz ſeines Herzens.

Ich kam auf ſein Landgut zurück. — Zärtlichkeit und Liebe war ſein Empfang. Nun will ich für dein Glück ſorgen, ſagte er mir: ich will in dir wieder aufleben, wenn ich nicht mehr ſeyn ſoll.

Die glücklichſten Tage meines Lebens waren die, die ich an der Seite meines Vaters genoß. — O Philipp — was fühle ich — in dieſer Erinnerung! — Bey dieſen Ausdrücken ſank Franz wie ohnmächtig hin, und Philipp hatte die äußerſte Mühe, bis er ihn wieder zurecht brachte.

Endlich erholte ſich Franz wieder. — O Philipp! fuhr er fort — wenn ich mich noch des Tages erinnere — der der glücklichſte meines Lebens war — o wie ſehr fühle ich, daß ich nun ganz unglücklich bin! — Mein Vater führte mich eines Tages zu einem Beamten in der Gegend — da ſpeiſten wir zu Mittage, und fanden Emilie, das herrlichſte der Mädchen — ein Mädchen von ſchlankem Wuchſe — mit ſchwarzen, lebhaften Augen, mit kleiner, ſchneeweißer Stirne — mit rothen Wangen, mit dem beſten, empfindſamſten Herzen. Dieſes Mädchen war Emilie. — Wir ſahen, und wir liebten uns.

Ihr liebt euch, Kinder! fing mein Vater bey Tiſche an: ihr liebt euch — und ich will euer Glück machen.

Emiliens Aeltern beſprachen ſich mit meinem Vater, und ihre Einwillungen machten die Wonne unſerer Tage. Alles war zu unſerer Hochzeit bereitet. Mein Vater arbeitete an meiner Verſorgung, machte daher eine Reiſe nach der Stadt — ſprach mit dem Fürſten über ſein Vorhaben, und erhielt die gnädigſten Verſicherungen. — Wie ſchrecklich war aber der Schlag für mein Herz, als ich unvermuthet die Nachricht erhielt, daß mein Vater jählings ſtarb. — Ohnmächtig ſtürzte ich in Emiliens Arme. — Wir ſind verloren, ohne Rettung verloren. — Geliebte meiner Seele! rief ich aus, und Thränen, die aus meinen Augen ſtrömten, netzten ihren Buſen. Theilnahme und Leiden war auf Emiliens Stirne gemahlt. Sie weinte — ſie ſeufzte mit mir — und gleiches Leiden war Troſt in unſerm Elende. — Noch ſaßen wir auf einer Raſenbank Arm in Arm, als ein unbekannter Diener uns bedeutete, daß ein Vetter des Grafen, welchem die Rittergüter erblich zufielen, Beſitz von dem Gut nehmen wird. — Jeder Diener meines Vaters ſchlich ſich von uns fort, und ſah mich und Emilie ſo an, als wenn er uns niemals gekannt hätte. — Fremd und verlaſſen war ich im Hauſe meines Vaters, — der, welcher ſich vormals tief vor mir bückte, ſah mir mit dem Hute auf dem Kopf unter das Geſicht — und murmelte zu ſeinesgleichen — daß ich es wohl verſtehen konnte — Es iſt wohl nöthig, daß der Baſtard noch hier bleibt.

Dieſe unverſehene Scene drückte meinen Geiſt tief nieder — und ich würde dieſe Veränderungen nicht ertragen haben, wenn nicht Emilie mehr Stärke der Seele gehabt hätte als ich. Ein geſchäftiger Mann, der bey meinem Vater oft zu Mittag aß — und tauſend Gefälligkeiten von ihm erhielt — mich täglich ſeiner Freundſchaft verſicherte, war nun auch einer von denen, die ſich nicht mehr würdigten, mich anzuſehen. — Mit einer ganz ernſthaften Miene überraſchte er mich auf meinem Zimmer. — Sie würden ſehr weiſe thun, ſagte er — wenn Sie ſich ſogleich entfernten — denn die Familie wird nicht gerne ſehen — daß Baſtarden des Verſtorbenen die beſten Gegenſtände des Anblickes in dieſem Schloſſe ſind. — Ah — wo ſollte ich hingehen? erwiederte ich. — Dorthin, fuhr der Kaltblütige fort, wo tauſend andere Ihresgleichen ſind. — Sie können in der Stadt ſchon Ihren Unterſchluf finden. — Freylich wäre es beſſer, wenn Sie friſiren und bartſcheeren könnten — ſo wüßte ich doch wen, der einen jungen Menſchen, wie Sie ſind, brauchen könnte — ſo aber rath' ich Ihnen, einſtweilen die Trommel zu tragen — zu einem Pfeifer taugt Ihre Bruſt nichts. — — Das Blut floß nicht mehr in meinen Adern — ich war wie vom Donner betäubt — ich wollte weinen, und der Schmerz verſagte mir die Thränen.

In dieſem erbärmlichen Zuſtande fand mich Emilie. Komm mit mir zu meinen Aeltern! ſagte ſie — und die Zärtlichkeit meines Vaters ſoll dir den deinigen erſetzen. Es war ſchon Abend — und Emiliens

Aeltern waren 5 Stunden weit von dem Schloſſe entfernt. — Wir entſchloßen uns, dahin zu flüchten. — Es war ſchon düſtere Nacht, als wir ohngefähr eine Stunde weit von dem Schloſſe uns entfernten. Wie erſchracken wir aber nicht, als der düſterer Schein von einer Menge Fackeln die Gegend beleuchtete. Schwarzer Rauch hob ſich in röthliche Lüfte — heulende Töne erfüllten den Wald; am Ende deſſelben hob man einen Sarg aus einer Kutſche, die ſtill hielt; es war die Leiche meines Vaters! Langſam trug man ſie dahin. — Ich konnte dieſen Anblick nicht aushalten — ich ſank an Emiliens Bruſt, und als ich aus meiner Ohnmacht erwachte, fand ich mich in dem Hauſe von Emiliens Vater, unwiſſend, wie ich dahinkam.

Dieſer ſchreckliche Auftritt iſt noch immer mit unauslöſchlichen Bildern in meiner Seele gemalt. — Noch ſehe ich den Schein der Lichter in düſterer Entfernung, noch höre ich die kläglichen Stimmen — noch fühle ich das, was ich fühlte — wenn Phantaſie mir dieſe Stunde zurückruft. —

Nun war ich bei den Aeltern meiner Emilie, die mir anriethen, in die Stadt zu gehen, und den Unterhalt von der Familie meines Vaters zu fordern. —

Ich ging hin mit Zuverſicht im Herzen, daß der Unglückliche keine anderen Empfehlungen als die ſeines Unglückes nöthig hätte: —

Allein, wie fand ich mich betrogen! — Was heißt Unglück für die, die es niemahls fühlten — was Empfindung für Herzen, die keine Empfindungen, als die der Wolluſt kennen!

Ich war fähig, um Mitleiden zu bitten — aber kriechen konnte ich nicht; meine Denkart haßte alle Erniedrigung. Ich konnte Jedem aufrecht ins Geſicht ſehen — den Blick eines Mannes ertragen; aber ich fühlte ſo etwas Steifes in meinem Körper, das mir tiefe Verbeugungen zur Laſt machte.

Beſchimpfung war mir unmöglich zu ertragen. Ich fühlte ein Herz, das in meinem Buſen ſchlug, das nur den Mann verehrte, der Mann war, und nicht die Larve, die ihn deckte.

Allein — was trug dieſes Alles zur Erleichterung meiner Umſtände bey? Nichts, gar nichts. Die Art meines Gefühles machte mich doppelt unglücklich. — Da verſchwanden die ſchönen Gemälde, die ich mir von dem Menſchen machte — die Scenen meiner blühenden Ideen- verwandelte ſich in Wüſteneien, wo ich unter tauſend Geſchöpfen, die ſich Menſchen nannten, nach Umlauf von Jahren kaum wenige einzelne fand, die dieſen Nahmen verdienten.

Mein Vater hinterließ mir ein Papier, das er zu allenfalſiger Sicherheit für mich mag aufgeſetzt haben, in welchem er mir zu meinem Unterhalt einige tauſend Gulden verſchrieb. — Ich forderte ſie vergebens, man verwies mich mit eiskaltem Herzen zu den Wegen der heiligen Juſtiz. —

Unbekannt mit den Kniffen der Gerechtigkeit, lernte ich neue Abentheuer kennen: Sachwalter traten gegen mich auf, entehrten die heilige Aſche meines Vaters durch niedrige Ausdrücke. —

Ich wollte durch Thränen, durch Vorſtellungen rühren; aber vergebens! Man lachte meiner, und nannte mich einen romanhaften Schwärmer. —

In meinem Elende blieb mir nichts übrig, als ein einzelner Mann, auf den ich noch alle meine Hoffnungen gründete, und den ich mir ſorgfältig wie eine Denkmünze aufbehielt, um bey ihm Zuflucht zu ſuchen, wenn keine Hoffnung nirgendwo für mich übrig ſeyn ſollte. Franz! ſagte mir einſt mein Vater — wenn ich nicht mehr ſeyn ſoll, und wenn du einer Unterſtützung bedarfſt, ſo gehe hin zu dieſem Manne, erinnere ihn ſeines alten Freundes, und mein Andenken wird ihm noch heilig ſeyn; er wird in dir noch ſeinen verſtorbenen Freund lieben — er wird — ja — was wird er? Das thun — was er gethan hat. Mit Zuverſicht und ſtiller Hoffnung trat ich zu der einzigen Stütze, die ſich meine ſchwärmeriſche Phantaſie noch darſtellte. — Aber wie war ich betrogen — abſcheulich betrogen! O könnte ich dieſen Augenblick doch je vergeſſen, der der entſetzlichſte meines Lebens war! — Gleichgiltig, und kalt, wie Eis — ſagte er mir: In Sachen, die mich nicht angehen, miſche ich mich nicht — und führte mich wieder zu der Thüre. — O Menſchen! weiſet doch nie einen Unglücklichen mit Worten von euch! Könnt ihr mit Worten nicht helfen — ſo tröſtet ihn doch zum wenigſten! Auch ohne Troſt von dem gehen müſſen, bey dem man Hülfe ſucht — das fällt ſchwer — und nur der kann es fühlen, der es erfahren hat.

Unglück! du biſt doch eine Wohlthäterinn der Menſchen; du bildeſt unſer Herz zur Empfindſamkeit, und lehrſt uns fühlen, was es ſey, genöthigt zu ſeyn, die Menſchen um Wohlthaten anzuſprechen. Die Tage meines Elendes wälzten ſich ſchwer über meinem Scheitel hin. Kein Tag verging, der mich nicht am Abend überzeugte, daß die Zahl der Guten die kleinſte in dieſem Erdballe iſt.

Ich ſuchte die einſamſten Orte außerhalb der Stadt auf, blieb ſtundenweiſe unter einem einſamen Nußſtbaume ſitzen — und hörte den Vögeln zu, die in Eintracht ihr Lied über mir ſangen. — Manchmahl zog ich ein Blatt aus meiner Taſche — las es zehnmahl, und netzte es mit Thränen — denn es war Emilien geſchrieben.

Keine Tage aber waren ſchmerzlicher für mich, als die, in denen meine Streitgeſchäfte forderten, die Menſchen zu beſuchen.

Eines Tages, und dieſen Tag will ich niemahls vergeſſen, wagte ich es, mich einem Manne zu nahen, von deſſen Rechtſchaffenheit und Menſchenliebe man unendlich viel ſprach; der allgemeine Ruf war, daß er Talente unterſtützte, und junge Leute liebte, die ſich fähig machen wollten, ihrem Vaterlande zu dienen: er war auch meinem Vater anverwandt. — — Nun kann es mir nicht mehr fehlen, dachte ich — dankte dem Himmel für dieſe glückliche Entdeckung, und an einem ſchönen Morgen früh ließ ich mich melden. — —

Nach einer ziemlichen Weile ließ man mich in das Zimmer treten. — Mit ſanftem Lächeln, und mit der Miene eines Mannes, der voll Güte iſt, empfing mich der Herr, den ich ſprechen wollte. — Zutrauen erweckte ſein Blick in meinem Herzen; ich entdeckte ihm mein Schickſal. Während meiner Erzählung beobachtete ich, daß ſeine Blicke ernſthafter wurden — er ſah mir ſtarr ins Geſicht — und ſagte mir: — Ja, ja! — gewöhnlich geht es ſo. — Kann ich Ihnen dienen, ſo wird es mir eine Freude ſeyn. — —

Herr Marquis, fuhr ich fort, Sie ſind bekannt, daß Sie Unglückliche unterſtützen. — Ich habe die Rechte ſtudirt, und möchte mich gern einer öffentlichen Prüfung unterwerfen; mir mangeln aber die Geſetzbücher dieſes Landes — ich bin nicht im Stande, mir ſelbe zu ſchaffen — der Preis derſelben iſt zwar ſehr gering — wollen Sie, Herr Marquis, dieſe hohe Gnade haben — ich wollte Alles wieder mit der Zeit erſetzen. — Ich könnte nun mein Glück machen — ich will das Geld nicht in meine Hände — oder ſind Sie nur ſo gütig, Herr Marquis, und ſtehen Sie für mich bey einem Buchhändler Bürge. — —

O mein lieber Freund! — erwiederte der Marquis — begehren Sie von mir, was Sie immer wollen, nur keine Unterſtützung — keine Recommandation — kein Vorleben — und keine Bürgſchaft. — — Sie ſind mit einer adelichen Familie in Prozeß — man würde es ganz ungleich anſehen, wenn ich Sie unterſtützen ſollte — und — — Ihnen aufrichtig zu ſagen, mir wäre es nicht lieb — wenn man nur wüßte, daß Sie bey mir im Hauſe waren. — — He! — Georg! laſſet dieſen Herrn rückwärts bey der Gartenthüre hinaus. — Leben Sie wohl! — Nun ward ich durch den Garten geführt — und wieder auf der Straße — wußte ſelbſt nicht, wie ich dahin gekommen, ſo erſtaunt war ich vor allem dem, was ich hörte. — Als ich ſo in finſtern Gedanken fortging, drückte ich meinen Hut tief in den Kopf, und nahm mir vor, mein Vaterland zu verlaſſen. — Ich ging kaum ein Stück Weges, als mir ein Kaufmann begegnete, dem ich für ein Kleid noch die Bezahlung ſchuldig war, der mich aber vertröſtete, bis zum Ausgang meines Prozeſſes zuwarten zu wollen. — Hier iſt Ihre Beſcheinung, ſchrie mir der Kaufmann zu; es iſt Alles bezahlt. — Bezahlt? — wiederhohlte ich ganz erſchrocken, wer? — Das weiß ich nicht — es war eine unbekannte Perſon, fuhr der Kaufmann fort. — Der Marquis vielleicht. — O nein! — Ich wollte noch weiters fragen — aber der Kaufmann war ſchon weit fort. — —

Nun war wieder eine Laſt von meinem Herzen. — Ich dankte dem, und dem großmüthigen Unbekannten, und ging auf meine Miethſtube zurück. Wie ward ich aber von Verwunderung hingeriſſen, als ich die Geſetzbücher, die ich verlangte, auf meinem Tiſche ſah — als mir meine Koſtfrau erzählte, daß ſie für Alles bezahlt wäre, und daß man ihr anbefahl, auf das beſte für mich zu ſorgen. — Ich drang in die Frau, ſie ſollte mir meinen Gutthäter nennen — ſie wollte lange nicht — endlich durch Schmeicheleyen und Bitten erfuhr ich, daß es Emilie wäre. Heimlich erkundigte ſie ſich um mein Elend, das ich ihr ſorgfältig verſchwieg — und ſteuerte großmüthig meinen Bedürfniſſen.

Eilend machte ich mich auf, und ich war in kurzer Zeit bey Emilien. — Was Liebe und Dankbarkeit fühlen können, fühlte ich in dieſer glücklichen Stunde. — Umarmungen wechſelten mit Thränen der Wonne.

Drey Tage war ich auf dem Lande bey Emilien, als den vierten frühe Morgens ein Bothe aus der Stadt kam, und mir die glückliche Nachricht brachte, daß meine Sache gut für mich ausgefallen wäre. — Die Gerechtigkeit ſchützte meine Rechte, und verſchaffte mir das Wenige, was Gewalt mir verſagte. — Ich hatte nun richterliche Ausſprüche für mich — verſchiedene Schwierigkeiten ergaben ſich aber bald wieder — und ich ließ die Hälfte meiner Forderungen ſchwinden, um mich der Schikane der Rechtsfüchſe zu entziehen.

Emilie hatte eine großmüthige Freundinn, die nun nach Möglichkeit beytrug, unſer Glück zu vollenden.

In Kurzem war Emilie meine Gattinn — in ſeliger Wonne floßen unſere Tage dahin. — Neun Monden waren vorüber, und die Zeit nahte heran, in der Emilie mir einen Bürgen ihrer Liebe geben wollte. — —

Hier ergriff Franz haſtig die Hand des alten Philipp: Pater! rief er aus, haſt du nie ſterben geſehen? — Weißt du, daß der Sterblichen Seligkeit an fremden Gütern hängt, die mit jedem Winde ſich ändern? — Mein Glück hing an Emilien. — Ein Tag — eine Stunde riß ſie mir aus meinen Armen. —

Meine ſeligen Tage flohen dahin, wie ein Meteor in der Luft — für Augenblicke, und verſchwanden im Todtenkleid. — Ihre blühenden Wangen deckt die Aſche — kein Kuß — der ſie ſonſt belebte, ruft ſie mehr aus den Grüften zurück.

O du, ewig Geliebte! — könnten ſo ewig meine Seufzer ſchallen in dein Ohr — ſo ſchmelzen an deinem Buſen meine Thränen, wie an dir ewig mein warmes Herz hängt! — Mitleidig ſahen die himmliſchen Mächte unſern Abſchied — und hörten, wie wir uns das letzte Lebewohl zuflüſterten. —

So ſeufzte Franz, und ſank in Philipps Arme —

Nach einiger Zeit erhohlte ſich Franz wieder — und weil es ſchon ſpät am Abend war, ſo wollten ſie in dem Garten freye Luft einathmen. —

Die Nacht war nicht ſo ſchön, nicht ſo heiter, wie die vergangene; der Mond blickte nur durch dunkle Wolken. — Mit ſtummem Schmerz ſaß Franz auf der Raſenbank bis ſpät nach Mitternacht — Philipp war immer bey ihm, denn er erhielt von dem Obern Erlaubniß, dem Unglücklichen ſeine Stunden zu verkürzen.

Spät nach Mitternacht hörte man das nähmliche Gewinſel an der Gartenmauer wieder, das Franz und Philipp ſchon am Abend zuvor gehört hatten.

Sie ſtiegen wieder über die Gartenmauer — und da fanden ſie einen Unglücklichen athemlos liegen! — bereit, ſeine Seele auszuhauchen. Franz erſchrack bey dem Elend des Kranken. — Elender! ſchrie er, wie kommſt du hierher? — Verzeih, was ich dir gethan habe! verſetzte der Kranke mit ſterbender Stimme. — — Ich vergeb es dir! erwiederte Franz, und ſtürzte auf den Unglücklichen hin — der ſchon erblaßt war. — — So ſehr Philipp in Franzen drang, ſo konnte er doch nichts weiters mehr aus ihm herausbringen, als daß der Verſtorbene ein falſcher Freund war, der Franzen durch einen Zweykampf, in welchen er ihn verwickelte, genöthigt hatte — in dieſes Kloſter zu fliehen, und ſich in eine Mönchskutte zu verſtecken,

Den andern Morgen wurde der Unbekannte begraben, und Franz wurde ſo ſehr durch dieſen Tod betrübt, daß ſeine Umſtände bald todesgefährlich wurden. — Philipp war immer an ſeiner Seite. — Ich war kein böſer Menſch, ſagte ihm Franz; aber ich habe doch in der Welt Sachen erfahren, daß dir — wenn ich ſie dir erzählte — die Haare aufrecht ſtehen würden.

Franz wurde täglich ſchwächer, und Philipp konnte keine Gelegenheit mehr finden, ihn auf die weitere Fortſetzung ſeiner Geſchichte zu bringen. — Er ſtarb um Mitternacht in Philipps Armen.

Einige behaupten, daß Philipp Franzens vollkommene Geſchichte gewußt habe; Andere ſagen, der Unbekannte hätte ſich nur dem Guardian des Kloſters ganz entdeckt — einige wollen auch ſagen, dieſe ganze Geſchichte ſey eine Erdichtung, wodurch der Verfaſſer einige Stellen aus ſeinem Leben habe bekannt machen wollen; Andere geben vor, die Fortſetzung dieſer Geſchichte wäre verloren gegangen. Welche aus dieſen Meinungen die echte iſt, laſſe ich den Leſern zu entſcheiden übrig; ſo viel iſt gewiß, daß ſehr viel Wahres in dieſer Geſchichte iſt, und daß der gute Pater Philipp ein ſolches menſchenfreundliches Herz hatte, ſich um ſeinen verſtorbenen Freund ſo abhärmte, daß er ſelbſt dieſes Leben verließ. Der rechtſchaffene Guardian des Kloſters ließ Philipps Leiche in den Garten in Franzens Grabe legen, pflanzte einen Roſenſtrauch um ihr Grabmahl, und grub auf den Stein, der ſie deckte, dieſe Grabſchrift:

Todeshügel! du haſt im ruhigen Schooß
  Die Geliebten vereint.
Hier liegt Philipp und Franz!
  Von Schickſal und Menſchen verfolgt,
Fanden ſie ſich in dieſen einſamen Mauern;
  Wurden vom Tode getrennt, und hier wieder
        verbunden,
Um ſich im Himmel wieder zu finden:
  Denn für die Sterblichkeit war ihre Freundſchaft
        zu ſchön.

Hermanns Klage.

Ich will die Stadt fliehen, ſagte Hermann, eine Hütte in einer Wildniß aufbauen, und vergeſſen, daß ich einſt unter Menſchen war.

Dort werde ich es nicht nöthig haben, jeden Diener durch Niederträchtigkeiten mir günſtig zu machen; ich werde mich nicht durch eine unzählbare Menge hungernder Leute oder abgeſchmackter Höflinge drängen müſſen, und ſtundenlang in dem Hauſe des Miniſters auf eine abſchlägige Antwort warten: dort wird mich kein Boshafter haſſen, und ich werde keinen Thoren bedauern, keine Menſchen ſehen, die bey Fürſten niederträchtig, bey Miniſtern kriechend, gegen den Tugendhaften ſtolz und beleidigend, und gegen Narren freundſchaftlich ſind; keine Witzlinge, die ſtumm und verwirrt bey Gelehrten, kühn und entſcheidend bey Unwiſſenden ſind, die mit Magiſtratsperſonen von Krieg, mit Soldaten von Recht, und mit Frauenzimmern von der Staatskunſt ſprechen. Ich will die Talente der Großen nicht kennen, die einen dummen Teufel verwirrt, oder denjenigen zum Narren machen, der ſchon einer iſt. — —

In meiner Hütte will ich glücklich ſeyn; dort wird kein Menſch über einen Zwerg oder über einen Affen lachen, der ſelbſt nicht mehr, als ein Zwerg und ein Affe iſt: ich werde keine Palläſte ſehen, wo Champagnerräuſche die wenige Vernunft manches Reichen vollends verdrängen, und ich werde frey bekennen dürfen, daß der berauſchte Herr, wie der berauſchte Lakey, beyde Beſoffene ſind.

Dort wird Niemanden der Hochmuth ſtatt der Größe dienen, Unmenſchlichkeit ſtatt der Standhaftigkeit, und Schelmerey für Verſtand.

Dort wird Betrug und Bosheit nicht mit der Lüge verbunden, und mein Ohr wird das Getümmel der Straßen großer Städte nicht hören — und das Wehklagen von Executionen und Arreſten, und von den hintergangenen armen, betrogenen Partheien. — — Ich will die Stadt fliehen, und in einer Wildniß meine Hütte aufbauen.

Die Blume.

Es war Abend, und der Wind wehete von Weſten. — Ich ſaß mit ſtiller Schwermuth am Roſengeſträuch, und dachte über Tod und Ewigkeit nach. Unweit von mir ſang die Nachtigall ihr Abendlied, und ihre harmoniſchen Töne rührten das Innerſte meiner Seele. Ach kleiner Vogel! dachte ich, wie kläglich ſingſt du! du beweinſt den vergangenen Tag und der Abend erinnert dich vielleicht auch an deine Zerſtörung. Da — wo du ſangſt, wirſt du auch einmahl nicht mehr ſingen; deine Kehle wird ſtumm ſeyn, dein munterer Fittig ohne Bewegung, und dein kleines Auge wird ſich ſchließen, um ſich nicht mehr zu öffnen. O kleine Sängerinn der Nächte! laß mich mit dir in dieſen einſamen Gegenden klagen, und ſinge mir rührend vor, von dem, was ſterbliche Weſen hienieden erwartet. Die Nachtigall ſang, und nie gefühlte Entzückungen bemächtigten ſich meines Herzens. Ich fühlte Stärke in meiner Seele; ſanft ſchien mir das Bild des Todes, und der Gedanke der Verweſung war mir nicht mehr ſchrecklich. Ich fing an zu ſchlummern, aber ich ſchlief nicht. Der ſanfte Weſt wehte aromatiſche Gerüche der Roſen auf mich; die Nachtigall ſang. Ich hörte, ich roch, ich fühlte, und war doch nicht wach, und ich ſchlief auch nicht: ſondern ich lag wie in einer ſanften Ohnmacht, und jede Nerve war auf das angenehmſte gereitzt, und in den ſeligſten Schlummer gewiegt.

Nach einiger Zeit erwachte ich wieder zum Leben, und mir war, als hätte ich den Vorgeſchmack der Ewigkeiten genoſſen.

Da ſah ich die Blume an, die mit entzückendem Roth im Geſträuche hing, und dankte ihr die gefühlte Wonne. Ich trat näher, betrachtete aufmerkſam dieß Meiſterſtück der Natur, und ihr künſtlicher Bau verkündigte mir die Größe deſſen, der ſie ſchuf. Ich pflückte die Blume, und trug ſie auf das Grab eines Redlichen hin.

Die Klopfjagd.

Niemand liebte die Jagd ſo ſehr, als Belmar. — Kaum war es Morgen, ſo war Belmar ſchon im Wald; ſein treuer Hund folgte ſeinen eilenden Schritten, und erſt ſpät in der Nacht kehrte er zu ſeinem Mädchen zurück. —

Hannchen — ſo hieß ſie — führte die Hauswirthſchaft bey ihren Aeltern, und Belmar verſorgte faſt das ganze Jahr die Küche mit Wild. — Siegreich kehrte er zu ſeinem Hannchen zurück, und theilte mit ihr die Freude ſeiner Siege. — —

Aber ſieh, Hannchen! ſieh — dieſes Reh — wie gut — wie ſtark! Ich erlegte es für dich. — Hannchen freute ſich mit ihm; ſie ſetzten ſich auf ihre Beute, und gaben ſich unſchuldige Küſſe. — Du haſt noch nichts gegeſſen, armer Belmar! ſagte Hannchen — dann lief ſie, brachte Milch und Brod für ihren hungrigen Jäger.

Liebſt du denn die Jagd ſo ſehr? ſagte Hannchen. O ja! erwiederte Belmar. — So muß ich dir eine Freude machen. Der Baron hat dich auf die Klopfjagd eingeladen. — O Beſter! da kannſt du ſchießen — ſechs — ſieben Stück auf einen Stand. — Bringe mir aber auch was in die Küche! — Was du ſagſt, Mädchen! Ich war noch niemahls auf einer Klopfjagd. — O wie ich mich freue! — Belmar konnte die Zeit zur Klopfjagd kaum mehr erwarten. Täglich mußte ihm ſein Hannchen vom Klopfjagen erzählen, und er träumte Tag und Nacht von Haſen, Rehen und Füchſen. — Endlich kam der Tag, und um drey Uhr war Belmar ſchon wach, und richtete ſein Mordgewehr zu künftigen Thaten. — Er nahm von ſeinem Hannchen Abſchied, und nach acht Tagen kam er wieder zurück.

Wo iſt mein Wildpret? ſagte Hannchen. — Nicht einmahl einen Haſen? — Aber du biſt traurig — was fehle dir? — —

O Hannchen! Ich liebe die Jagd nicht mehr. — Mit deinem verwünſchten Klopfjagen! — Höre nur! ſagte Belmar, und weinte. — Da mußten eine Menge arme Leute, die kaum was anzulegen hatten, früh Morgens im Thau über Berg und Gebüſche hinlaufen, und mußten das Wild herausjagen. — Ich ſah Manchen, wie er bis auf die Haut naß war — von Dornen und Stauden an Händen und Geſicht erbärmlich zerkratzt — er mußte aber doch fort, denn der Jäger ſchlug gleich erbärmlich zu. Dann hatten die armen Leute den ganzen Tag kein warmes Bißchen. — Wir aßen zu Mittag, und ſie mußten zuſehen, und hungrig um uns ſo herumſtehen. — Ich warf Manchem einen Brocken zu — aber — die Menge war zu viel. — Hannchen — Hannchen! — ich konnt es nicht aushalten. — Die armen Leute! — Loſes Mädchen! du haſt mich angeführt. — Nein! da iſt kein Spaß, wo ſo viele Menſchen leiden — da mag ich nicht ſeyn. Solche Jagden mögen mit der Zeit das Herz wohl hart machen — und wollteſt du wohl, Hannchen! daß ich ein hartes Herz hätte? — —

Der Philoſoph in der Kohlhütte.

Silvan verirrte ſich einſt im Wald — es war ſchon ſpät, und er konnte nicht mehr aus der Wildniß herausfinden. Schon entſchloß er ſich, unter einer Eiche ſein Nachtlager aufzuſchlagen, als er einige hundert Schritte weit von ſich eine menſchliche Stimme hörte. Still ſchlich er ſich im Gebüſche hinzu, weil er beſorgte, daß wohl Räuber in der Gegend ſeyn könnten, und er näherte ſich immer mehr und mehr dieſer Stimme. — Als er nahe genug kam — ſo entdeckte er, daß zwey Kohlbrenner in der Gegend waren, die ſich miteinander unterhielten.

Freund Max! ſagte einer, ich möchte meine Kohlſtatt nicht um ein Königreich vertauſchen. Und warum nicht? erwiederte der andere, warum nicht? Philipp!

Max. Das iſt ja leicht zu begreifen — ich kann Kohlenbrennen — aber regieren kann ich nicht.

Philipp. Ah — das Regieren wird wohl auch nicht ſo hart ſein; es läßt ſich Alles in der Welt lernen.

Max. Glaubſt du's, Philipp? Ich glaub's aber nicht.

Philipp. Mir deucht, ich wollte mich in Alles ſchicken.

Max. Meinſt du? — So laß doch ſehen! — Was würdeſt du thun, wenn du ein Fürſt wäreſt?

Philipp. Eſſen — trinken — und luſtig ſeyn. —

Max. Ei, ei! du wärſt mir ein ſchöner Fürſt. — Sag! warum thuſt du es denn jetzt nicht?

Philipp. Jetzt hab ich es nicht nöthig — ich habe ja Kinder.

Max. Da haben wir's. — Sieh, wenn du Fürſt wäreſt, ſo hätteſt du ja auch Kinder; und wenn du gleich hunderttauſendmal reicher wäreſt, ſo mußt du doch auch denken, daß du um viele Tauſende mehr Kinder hätteſt.

Philipp. Ah! wer wird wohl tauſend Kinder haben? ha ha ha!

Max. Lache nur, Philipp! Weiſt du denn nicht, daß wir alle des Fürſten Kinder ſind? und wir zählen uns ja doch im Lande auf etwelche Tauſende hinauf.

Philipp. Haſt wohl Recht! Hätte nicht darauf gedacht.

Max. Ei du wärſt mir ein ſchöner Regent, der gleich auf die Hauptſache vergäße!

Philipp. Das thut nicht zu viel. Aber jetzt, jetzt frage mich, Max, und verſuche, ob ich dir nicht recht gut antworten werde.

Max. Nun, was würdeſt du thun, wenn du ein Fürſt wäreſt?

Philipp. Ich würde alle Leute reich machen. Nicht wahr, jetzt hab' ichs getroffen?

Max. O ja, gar ſchön! Sieh, Philipp, wenn alle Leute reich wären, ſo hätten ja die wenigſten Menſchen zu leben. Sag mir, Philipp! wenn du reich wäreſt, bliebſt du wohl bey deiner Kohlſtatt?

Philipp. Ich nicht.

Max. Und ein Anderer blieb auch nicht beym Pflug. Wo würden wir dann Brod hernehmen?

Philipp. Wir eſſen halt Braten.

Max. So, ſo! — Und wer würde unſere Kälber abſtechen? wer würde ſie füttern und ihnen ausmiſten? — Das iſt wieder nichts. Rathe noch einmahl!

Philipp. Mag nicht mehr.

Max. Hab ichs dir nicht geſagt, daß wir uns beſſer auf das Kohlenbrennen, als auf das Regieren verſtehen?

Philipp. Haſt wohl Recht.

Max. Komm, reiche mir dort den Brandtwein her! Wir wollen auf unſers Fürſten Geſundheit trinken. Er ſoll leben!

Philipp. Er ſoll leben!

Max. Sieh, Philipp! ich kanns nicht ausſtehen, wenn die gemeinen Leute immer über die Regierung ſchmähen. Wir verſtehen's nicht, und über Sachen, die man nicht verſteht, ſoll man nicht diſputiren. Wenn ein Jeder mit ſeinem Stand zufrieden wäre, und ſchön ſtill ſeine Schuldigkeit thäte, ſo wäre die Sache viel beſſer in der Welt. Glaub mir's!

Silvan zeichnete die ganze Unterredung auf. Die Kohlenbrenner legten ſich ſchlafen, und Silvan ſchlief auch ganz ruhig unter dieſen ehrlichen Leuten in der Kohlhütte. Den andern Morgen früh erſuchte er Max, ihm den Weg aus dem Walde zu zeigen. Dieſer zeigte ihm denſelben mit Freuden. Silvan ſchenkte ihm eine Denkmünze, und drückte Maren ſo an ſeine Bruſt, daß ſein Kleid noch ganz ſchwarz von dem Kohlenſtaube war, als er nach Hauſe kam.

Geſchichte

eines Mörders mit unverdorbnem Herzen.

Andres und Paul Mader waren die zwey hinterlaſſenen Söhne eines Taglöhners, der auf einer Glashütte über dreyßig Jahre ſeinen Unterhalt mit der mühſamſten Arbeit erwarb. So ſauer aber immer dieſe Beſchäftigung für einen von ſo ſchwerer und immer anhaltender Arbeit entkräfteten Mann war, ſo ertrug er doch Alles mit jener Standhaftigkeit, die Leuten eines ſolchen Berufes ſo eigen als nöthig iſt, bis ihn der Tod ſeines Weibes, ſeiner Söhne wegen, deren einer erſt vier, der ältere aber ſechs Jahre alt war, in eine weit größere Verlegenheit ſetzte. Weder ſein Alter, noch ſeine Armuth ließen ihn an eine zweite Verbindung denken, die doch der Erziehung und Warte ſeiner Kinder wegen ſo nöthig war.

So eiſern dieſe Leute für alle Beſchwerlichkeiten, Mangel und Bedrückungen ſind, ſo hinfällig ſind ſie bey Leiden, die das Herz angreifen. Der alte Mader, anſtatt auf Mittel zu denken, eine für das Beſte ſeiner Kinder zweckmäßige Einrichtung zu treffen, ſank in jene unthätige Verzweiflung herab, die den Leidenden ohne Grundſätze ſo wohl für ſein eigen Beſtes, als für alle übrige Menſchen gleichgültig macht. Er überließ ſeine Kinder und ſeine Hütte der Willkühr der Nachbarn, die entweder ſelbe plündern, oder darin Thaten der Menſchenliebe ausüben konnten, während er den ganzen Tag ſeiner Arbeit oblag, und ſeinen hungrigen Kindern oft erſt ſpät auf den Abend ihr Brod brachte.

Beyde Knaben wuchſen unterdeſſen wie unbezähmte Eulen heran. Sie ſchwärmten den ganzen Tag im Walde oder auf dem Felde herum, bettelten, und verübten alle die kleinen Leichtfertigkeiten, die gewöhnlich der Saame künftiger Verbrechen ſind. Der Pfarrer des Orts ward endlich auf die vielfältigen Klagen der Gemeinde über die Saumſeligkeiten ihres Hirten aufmerkſam, und that den folgenden Winter beyde Jungen in ſeine Dorfſchule, wo ſie in den Anfangsgründen des Leſens und eines mechaniſchen Chriſtenthums unterrichtet wurden, die übrigen Stunden des Tags hindurch aber theils dem Pfarrer, theils dem Schulmeiſter jede verächtliche Arbeit thun mußten, die man dem Maße ihrer Kräfte zumuthen konnte. Uebrig gebliebene und ſchon halb verdorbene Speiſen, und ein Nachtlager aus faulem Stroh war den ganzen Winter durch die Gegenvergeltung dieſer harthartherzigen Lehrer der Gemeinde. Dem ohngeachtet zeigten beyde Knaben in kurzer Zeit, daß es ihnen weder an Kopfe noch an Herzen fehlte, bey einer zweckmäßigen Kultur mit der Zeit zu wichtigern Geſchäften brauchbar zu werden, als ihre gegenwärtige bey dem Pfarrer, oder das ihres Vaters am Kohlofen war.

Andres, der ältere, war da ein Junge von acht Jahren, aus deſſen ſchmutzigem Geſichte ein paar Augen herausblickten, die man ſchon oft in dem Kopfe eines Prinzen vermißte. Er begriff Alles mit ungemeiner Fertigkeit, ſeine Kräfte waren weit über ſein Alter, ſo wie ſein Muth mehr männlich als jugendlich war; ſein Anſehn war ſchön, und würde, wäre er nicht der Sohn eines Taglöhners, Adel geheiſſen haben. Sein jüngerer Bruder hingegen war ein ſchläfriger Bube, wimmerte Jeden um einen günſtigen Blick an, ſuchte ſeine jugendlichen Streiche eben ſo ſorgfältig in geheim zu verüben, als Andres beynahe darauf ſtolz that, bey den ſeinigen nur recht viele Zeugen zu haben. Paul war der Liebling des Pfarrers und des Schullehrers, Andres hingegen hieß nur der leichtſinnige Bube, den man, wenn er nur das Maß hätte, an die nächſte Werbung abgeben müßte. — Andres lachte darüber Paul ſeufzte aus vollem Herzen.

Der alte Mader, der nun ſchon ſeit zwei vollen Jahren der Sorge ſeiner Kinder ſich gänzlich entſchlagen hatte, und ſich nicht glücklich genug preiſen konnte, ſeine Söhne in ſo guten Händen zu wiſſen, wo ihr Glück ſchon ſo gut als gemacht war, that ſich nun nach ſeinem vollendeten Tagwerk in der Schenke mehr als ſonſt zu gut, dachte ſo wenig an den künftigen Tag, oder an die Möglichkeit, daß ſich Umſtände ereignen könnten, die ſeinem Gewerbe oder ſeiner Fähigkeit, ſelbem weiter vorzuſtehen, ein Ende machen könnten, als er ſich um das Wohl ſeiner Kinder, die er beinahe ſchon eben ſo gut, als ſeine verſtorbene Gattin, vergeſſen hatte, nur im geringſten bekümmerte. So emſig er zuvor, als er noch mit ſeiner kleinen Familie lebte, ſeiner Arbeit oblag, ſo nachläßig war er jetzt, und er wurde ſchon ſehr oft von dem Oberaufſeher der Fabrik mit der gänzlichen Entlaſſung bedrohet, im Fall er von ſeinem unordentlichen Leben nicht abſtände. Der alte Mader ſoff, und verſäumte die gehörigen Stunden wie zuvor, und die gemachte Bedrohung ward nach wenigen Wochen um ſo pünktlicher erfüllt, als der Einbruch des preußiſchen Krieges wegen Schleſien, und die ſo zahlreichen Einquartirungen der Soldaten die Fabrik ſehr ins Stocken brachten. Alle Ausfuhr der Produkte nach Böhmen und Schleſien wurde geſperrt, und der Eigenthümer der Glashütte behielt nur ſehr wenige Arbeiter, und unter den entbehrlichſten, die er abſchaffte, war Mader der erſte.

Der Pfarrer hatte ſich nun der weitern Beſtimmung dieſer zwey Jungen wegen ſchon eine geraume Zeit her, verſchiedene Plane gemacht, wie er beyde auf die beſte Art von ſich entfernen könnte. Der Einbruch des Krieges war ſeinen Abſichten weit günſtiger als ſeine eigene Erfindungskraft. Paul ſollte mit einem blauen Lappen auf den Schultern, und einem Hafen, ſeine Suppe damit zu betteln, auf das nächſte Städtchen in die Schule geſchickt werden, wo denn die

Einwohner ſelben Orts ſchon kraft eines ſtillen Vertrags; ſelbiger Zeit beordert waren, alles, was ein Dorfpfarrer oder Schulmeiſter mit einer Art Mantel in die Stadt ſchickte, neun bis zehn Jahre hindurch ohne Widerrede zu unterhalten. Andres hingen war beſtimmt, dem erſten bairiſchen, oder kaiſerlichen, oder auch preußiſchen Durchzuge als Trommelſchläger, oder wozu man ihn immer anwenden würde, mitgegeben zu werden.

Jeder wußte ſeine Beſtimmung. Andres lachte, und Paul ſeufzte, wie vor, nur mit dem kleinen Unterſchiede, daß Andres nie lachen konnte, als wenn ſein Herz mitlachte, Paul aber ſeufzte, wenn er wollte.

Zwey Stunden von dem Geburtsdorfe dieſer Jungen lag ein herrſchaftliches Schloß auf einem Berge, in welchem, außer einigen hundert Unken und Eulen, ſeit Guſtavs Zeiten niemand mehr als der Förſter Hofmark wohnte, ein Mann, der ſelten von ſeinem Felſenneſte mehr herabſtieg, und doch durch den Ruf ſeiner magiſchen Künſte, worin er für einen zweyten Fauſt galt, alle Wilddiebe dieſes Reviers in Reſpekt erhielt. Zu dieſem Förſter wurde einmal noch ſpät gegen Abend Andres von dem Pfarrer mit dem Auftrage abgeſandt, einen Haſen und einige Rebhüner für die nächſte Kirchweih abzuhohlen. Andres, den weder die Unbequemlichkeit des Weges und der Nacht, noch die fürchterlichen Erzählungen von Irrwiſchen und Unholden, die dieſen Wald unſicher machen ſollten, von ſeinem ſchuldigen Gehorſam abſpänſtig machen konnten, flog über Büſche und Zäune zu dem Förſter auf * * *, den er eben bey ſeinem Nachtmahl antraf. — So verſchrien die Rauheit dieſes Förſters war, ſo leutſelig und geſprächig war er gegen Jeden, der mit einem offenherzigen Weſen mit ihm umging. Er nöthigte den jungen Bothen zu ſeinem frugalen Nachtmahl, und lächelte recht treuherzig aus ſeinem grauen Schnurbart hervor, da er an dem Knaben eben ſo viele natürliche Dreiſtigkeit im Fragen und Antworten, als Appetit zum Nachtmahl bemerkte. Er erzählte ihm Vieles von der Jägerey, von ſeinen erſten Lehrjahren und Abentheuern, die ihm bald mit Schweinen und Bären, deren es in ſelbiger Gegend ſehr viele gibt, theils mit Zigeunern und Wildſchützen aufgeſtoßen, und die er alle mit vieler Klugheit und Männlichkeit beſtanden.

Wie ſehr bey dieſer Erzählung dem Jungen das Herz aufſchwoll, iſt nicht auszudrücken. Er hätte in dieſem Augenblicke alle Schätze, die er konnte, um eine Büchſe und eine Waidmeſſer hingegeben, und noch nie arbeitete ſeine Phantaſie unter ſo hinreiſſenden Bildern, als dieſen Abend. Er war wie angenagelt auf ſeinem Stuhle, verſchlang jedes Wort des Erzählers, und begleitete ſelbe mit Geberden und Ausdrücken der heißeſten Theilnahme. Auch der alte Förſter war über die Zufriedenheit und den lauten Beifall ſeines Zuhörers nicht weniger entzückt, und prophezeite ſich ſchon im Geiſte, aus dieſem Jungen einen ſeiner würdigen Nachfolger im Forſtdienſte bilden zu können. Er hohlte noch einen Krug Bier und ein Glas Wachholderbrandtwein aus ſeinem Felſenkeller, ſo ſie zur Ehre der Jägerei, und auf den Untergang aller Wölfe und Wildſchützen ausleeren wollten, bey welcher Erzählung der Förſter auch ſo ſehr in Eifer gerieth, daß er zur Freude des Knaben nicht nur ſeines Gaſtes vergaß, und den ganzen Vorrath von Bier und Brandtwein allein zu ſich nahm, ſondern auch aus Andreſen einen ſo freudigen Proſeliten machte, daß, hätte ihn nicht Dankbarkeit, eine ſeinen Grundſätzen ſo angemeſſene Tugend, dazu verpflichtet, er gewiß den andern Tag nicht wieder auf

den Pfarrhof zurückgekehrt ſeyn würde. So zufried
der Förſter mit ſeinem neuen Lehrlinge war, ſo glü
lich ſchätzte ſich dieſer bey ſeinem neuen Herrn. Er
lich bemächtigte ſich der Schlaf des Förſters ſo ſeh
daß er genöthigt war, dem Jungen ſein Lager anz
weiſen, dem die Freude und die Neuheit der Sache
Schlafluſt keineswegs benahm, ſondern ihn in die
ßeſten Träume von Hunden und Rehen, Büchſen u
erbeuteten Gewehren wiegte.

Der Pfarrer, dem es nie um die Beſtimmun
des Knaben, ſondern nur darum zu thun war, ſelb
ſo bald als möglich von ſich zu entfernen, entließ i
mit vielem Vergnügen, beſchenkte ihn mit einem alt
Schrotbeutel und zwey Groſchen, mit dem liebreich
Beiſatze, daß es nun bey ihm ſtünde, ſein Glück
machen, und daß er ſich ja nicht mehr unterſteh
ſollte, bis er in der Welt etwas für ſich gebracht, d
Pfarrhof zu betreten. — Auch der Abſchied zwiſch
den zwey Brüdern war auf beyden Seiten nicht glei
zärtlich, denn dießmal waren Andres und Pauls E
pfindungen ſehr verſchieden. Andres weinte, und Pau
— Paul lachte. — — Die ganze Gemeinde pri
und ſegnete den Pfarrer, der, wie es hieß, nun d
eine von Maders Kindern ſchon ſo gut als verſorgt hat

Der alte Mader ſchweifte unterdeſſen von eine
Dorfe zum andern herum, machte bald einen We
weiſer verſchiedener Transporte, bettelte zuweilen
und trug Gemeinen und Unterofficieren ihre To
niſter von einer Station auf die andere. Andre
vernahm dieſe Zeit hindurch nicht die mindeſte Na
richt von ſeinem Vater, welches ſeinem Herzen vi
le Wehmuth verurſachte; der alte Mader hingegen, d
die Beſchämung, ſeinen Kindern nicht das gering
Gute thun zu können, ſie zu beſuchen abhielt, w

ſeinerſeits froh, als er ſich durch keines von beyden beunruhigt ſah! Noch gröſſer aber war ſeine Freude, als er hörte, daß Paul in die Schule nach * * * Andres aber in die Lehre zum Förſter von * * * gekommen ſey. Er vergaß ſeine eigene kümmerliche Lage über den Troſt, ſeine Kinder ſo gut angebracht zu wiſſen, wo ſie was Nützliches lernen, und ſich mit der Zeit beſſer, als ihr unglücklicher Vater, nähren könnten.

Andres war nun ſchon einige Wochen in der Lehre, und der Förſter war ſo zufrieden mit ſeinem Lehrlinge, daß er ihm nicht nur in Allem den getreueſten Unterricht gab, ſondern ihn mit einer Zärtlichkeit behandelte, die man dieſem fürchterlichen Schnurbart nie zugetraut hätte.

Die drey Jahre ſeiner Lehre waren nur Stunden ſeines Vergnügen. So ſehr die ganze Gegend den alten Förſter fürchtete, ſo gut war Jedermann des Förſters Andre, der ſich überall den Ruhm eines emſigen, leutſeligen und Ordnung liebenden Burſchen erwarb. Er beſaß einen unerſchütterten Muth, und die Parthey, wofür er ſich unter Jungen ſeines gleichen erklärte, behielt allzeit die Oberhand, theils, weil einige den Nachdruck ſeiner Kräfte ſchon geprüft, und mit Schmerzen bewährt befunden, theils, weil er ſchon im Rufe ſtand, er wiſſe Dieſes und Jenes beſſer, er thue niemand Unrecht, und habe viele Stücklein vom alten Förſter gelernt.

Andres war nun eben ſechzehn Jahre alt, doch gab ſein männliches Anſehen, ſein braunes Geſicht, und ſein ernſthaftes Weſen, welches ſich über alle ſeine Mienen und Geberden verbreitete, ſeiner Perſon eine Würde, die nur dann lächerlich iſt, wenn ſie erkünſtelt wird. Er war in allen benachbarten Dörfern willkommen, und wo eine Kirchweih, ein Reihen, oder ein Aerntefeſt gegeben war, buhlte jedes Mädchen um des Förſters Andres, und hielt ſich durch den geringſten Vorzug, den er ihr gab, über alle ihre Geſpielinnen erhaben.

Andres war eines Tages von früh Morgens bis auf den Abend im Forſte, und eben als er nach Hauſe gehen wollte, überzog ſich der Himmel mit einem ſtarken Regen, und einem für ſelbe Jahreszeit ſehr ungewöhnlichem Donnerwetter. Es war ſchon in Mitte des Herbſtes, und die Zeit, wo die Regimenter, die auf den Grenzen lagen, in ihre Winterquartiere zogen, war nahe. Andres wollte das Wetter hinüberziehen laſſen, und da er eben bey einer Dorfſchenke vorbeyging, wo er viele Fremde reden hörte, trat er hinein. Es waren einige Soldaten im Zimmer, die viel Neues vom Kriege, von den Thaten Friederichs, Laudons, Dauns und dem Prinz Karl von Lothringen erzählten. Die Schlacht bey Liſſa und die Belagerung von Ollmütz wurde von einem paar Handwerksburſchen an einem Seitentiſche fleißig examinirt, und der Wirth äußerte ſein Mißvergnügen über ſelbe mit großen Schwüren.

Andres hörte mit dem innigſten Antheil dieſen vermiſchten Erzählungen zu, fragte Dieſes und Jenes, und wünſchte oft, wenn er den Nahmen dieſes oder jenes braven Mannes, der ſich ſo ſonderbar hervorgethan, nennen hörte, ſich im Kriege eben ſo, wie dieſer, Ehre machen zu können. Er dachte ſehr weidmänniſch von der Sache, und glaubte, weil er, als ein trefflicher Schütz, auf jeden Schuß ſeinen Mann treffen könnte, müßte er offenbar in kurzer Zeit ſich einen unvergeßlichen Nahmen machen. Bald wendete ſich das Geſpräch auf die Ausreißer, denn wohl nie war die Deſertion ſo häufig.

Andres beſaß ein eben ſo mitleidiges, als wenn von Verräthern und Schurkenſtreichen die Rede war, unverſöhnliches Herz. Er entſchuldigte bey dieſer Gelegenheit die Deſerteurs, und glaubte, es wäre eine große Unbilligkeit, daß man jeden Ausreißer ohne weiters gleich auf der Stelle aufhinge. Jeder vertheidigte ſeine Meynung, ſo gut ers wußte, wobey aber die Beweisgründe des Unterofficiers, mit dem Andres das Wortgefecht hielt, immer auf das hinausliefen, was die einzige Kette des Soldatenlebens iſt, nähmlich, auf Subordination.

Zu mehrerem Beweis ſeiner Sache erzählte der Unterofficier, daß man erſt geſtern wieder vier Gemeine und einen Korporal zu dem Stabe geliefert habe, die eben noch auf den Grenzen von den Huſaren eingebracht wurden. Und die ſollen alle hangen? fragte Andres mit einer halb wehmüthig, halb erboßten Miene.

Der Unterof. Alle fünfe, mein lieber Weidmann! und ihr Wegweiſer dazu iſt der ſechſte.

Wie! auch der Wegweiſer, der noch nie zu einer Fahne ſchwur? Kann der meineidig heißen, der nie einen Eid ablegte?

Ihr irret euch, junger Menſch! Der Hehler iſt ſo ſchlimm als der Stehler, und wenn er, wie es hier der Fall zu ſeyn ſcheint, noch obendrein der Verführer, noch weit ſchlimmer. — O man lauerte dieſem alten Buben ſchon lange auf den Dienſt; er treibt es ſchon, Gott weiß, wie lange. Schwernoth, der Kerl muß uns ſchon eine halbe Kompagnie fortgeſchwärzt haben! Wir hatten vergangenes Frühjahr acht Grenadiere hier, lauter Leute wie die Rieſen, deren in dieſen Gegenden keiner nur eine Meile Wegs umher kannte; nach kurzer Zeit waren ſie weg, alle achte auf ein Mahl weg. Wie wäre das in dieſen ſo irrſamen und ſo wohlbeſetzten Gegenden möglich geweſen, wenn nicht dieſer nähmliche Schurke die Leute weggeführt hätte. Er weiß alle Wege und Stege, hängt immer an den Soldaten, ſauft Tag und Nacht, ohne das geringſte zu arbeiten, und doch, wie halt ſein Maß noch nicht voll geweſen ſeyn mußte, wurde er noch nie, als erſt vorgeſtern Abends, auf der That betreten. Er liegt noch beym Profoſen, und wird erſt morgen, glaube ich, an das Gericht ausgeliefert werden.

Der arme Mann! ſeufzte Andres, und es koſtete ihm Mühe, ſeine Thränen zurückzuhalten, mit denen er ſich in der Geſellſchaft von Soldaten zu entehren glaubte.

Mitlerweile hielt der Regen und der Wind immer ſtärker an. Die Gäſte beſchloßen alle, die Nacht über hier zu bleiben. Man erzählte verſchiedene vom Soldatenwitz unterſpickte Hiſtörchen, und Andres, der noch einen Weg von zwey Stunden zu machen hatte, entſchloß ſich ebenfalls, ſeinen Heimweg erſt den andern Morgen anzutreten. Man nahm ein kleines Abendmahl, ſo gut man es da haben konnte, und Jeder lagerte ſich nach ſeiner Bequemlichkeit auf das Stroh, oder nächſt an den Kamin.

Einige ſchliefen ſchon, und einige tranken noch, als ein ſtarkes Pochen an der Hausthür den Wirth noch ein Mahl aufzuthun nöthigte. Zwey Schergen mit einem alten Manne, an eine ſchwere Kette geſchlagen, von einem großen Hunde begleitet, traten zur Thür herein. Alle waren von dem heftigen Regen ganz durchgeweicht, und der Alte zitterte vor Froſt, daß die Glieder ſeiner Kette zuſammenſchlugen, und den gefühlloſeſten Zuſeher weichmüthig machten. Andres, der ſchon eine Weile hinter der Ofenecke ſaß, und nickte, ward hier von dem Unterofficier an die Seite gekneipt, und mit der unbarmherzigen Zeitung aufgeſtört: He! ſeyd munter, Weidmann! Da ſeht, ob ein Soldat lüge: hier brachten ſie eben den alten Gauner, der uns Kommandirten ſchon ſo viel Laufens umſonſt macht. — Gott ſey ihm gnädig! ſagte Andres, ohne auf den Unglücklichen hervorzuſehen, den er mit keiner unzärtlichen Neugierde beleidigen wollte.

Unterdeſſen machten ſich beyde Schergen ſo komod, als ſich's hier thun ließ, ließen ſich ein gutes Nachtmahl zubereiten, und ihrem Arreſtanten einen halben Krug Bier und für einige Pfennige ſchwarzes Brod reichen.

Da der Lärm dieſer neu Angekommenen allen Gäſten den Schlaf aus den Augen rieb, und die meiſten ſich vom Mitleid für den für Froſt faſt erſtarrten Greiſen eingenommen fühlten, that Andres den Vorſchlag, eine kleinere Kollekte unter den anweſenden Gäſten anzuſtellen, um dem armen Unglücklichen eine kleine Abendmahlzeit anzuſchaffen. Er warf zum erſten zwey Groſchen in ſeinen Hut, und ging dann von Einem zum Andern, um eine kleine Beyſteuer zu ſammeln. Mit beklommenen Herzen über den wenigen Beytrag, den er erbettelt, nahte er ſich dem Gefangenen, dem er das Geld in den Hut ſchüttete. Niedergeſenkt auf den zitternden Greis war der Blick des Gebers, und der Uebergang von der ſchrecklichen Ahndung zu dem ſchmerzlichſten Ausrufe: Vater, mein Vater! war ſo plötzlich, als der Donner dem Blitze folgt, der ihn verkündet.

Mahle ihn aus in deiner Seele den Schmerz, der das Herz des guten Jungens zerriß, Jüngling von kindlichem Gefühl! und entlockt er eine Thräne deinem Auge, ſo empfange den Segen aller Leidenden! er iſt der kräftigſte. — Andres war nicht ſo glücklich, wie ſein Vater, das Uebermaß ſeines Schmerzes in Thränen ausgießen zu können. Er war ſtumm; ſein Schmerz grenzte an Wuth, und wo er zum mindeſten eines Entſchluſſes fähig war, war er der entſchloſſenſte: Du ſollſt frey werden, armer Vater! ſagte er: Ich will Soldat ſeyn. Ich allein will gewiß das Regiment für alle die Nichtswürdigen ſchadlos halten, die ihre Pflicht vergaßen, und deine Armuth zwar beſtechen, aber doch dein Herz nicht böſe machen konnten. Nehmet doch meinem armen Vater die Ketten ab, ihr lieben Männer, und laßt mich anſtatt ſeiner euch folgen! Was nützt dieſer zitternde, hinfällige Greis dem Fürſten? Seht, ich bin ein Burſche, der noch muthig und kraftvoll iſt; ich kann dem Vaterlande und dem Regimente noch nützlich werden, nicht der Tod dieſes Mannes, der das Leben mir gab. — So wimmerte, ſo ſchwärmte er ununterbrochen fort, fiel bald ſeinem ſchluchzenden Vater, bald einem ſeiner froſtigen Wächter um den Hals, die ihn mehr als einen Aberwitzigen betrachteten, und an ſeinem ſeltſamen Betragen ſich ergetzten, als ſie auf den Sinn ſeiner Reden nur die geringſte Acht hatten, bis endlich der Hund, der hier etwa ein Handgemenge vermuthete, vom Tiſche hervorſprang, und den Andres, der nichts weniger als ſo einen Anfall vermuthete, nicht nur mit all der Wuth ſolcher Hunde zu Boden warf, ſondern auch noch ſein Kleid bis auf den Schooß herab entzwey riß.

Die Unterhaltung der beyden Schergen ward durch dieſen Anblick nicht wenig vermehrt. Noch luſtiger ſchien ihnen die Sache zu werden, als ſie Wuth und Scham auf den Wangen des Jünglings brennen ſahen, der durch dieſen Schimpf, wie er die Sache nahm, ſo aufgebracht wurde, daß er mit ſeinem Hirſchfänger in der Hand es mit den beyden Schergen, die eben dieſe Waffen führten, und mit dem Hunde zugleich aufnehmen wollte; allein ſie verlachten des Tollſinnigen nur noch deſto ungebärdiger, entwaffneten ihn, ehe er ſich's verſah, und warfen ihn, als einen, der ſich der Obrigkeit wiverſetzt hätte, aus Gnade, und in Rückſicht ſeiner Ohnmächtigkeit, ohne Hut und mit entzweygeriſſenem Rock, bey Wind und Regen auf die Gaſſe hinaus.

Der Unterofficier, der bey dieſem ganzen Auftritte nicht wenig amüſirt worden, gab endlich dem verſpotteten und mißhandelten Andres, vielleicht aus Dankbarkeit für den genoſſenen Spaß, ſeinen Hut, Büchſe und Waidtaſche mit den Worten zum Fenſter hinaus: Leute, die ſich ſo geſchwind desarmiren laſſen, ſind eben nicht ſo theuer, als ihr euch haltet.

Man lachte, und unterhielt ſich noch die ganze Nacht hindurch mit der abentheuerlichen Geſchichte dieſes Abends, und der alte Mader ſehnte ſich nach der Stunde ſeines Todes, die ihm minder bitter als das Andenken ſeiner Kinder war. Schien es vorhin nur eine Kleinigkeit, der Wegweiſer einiger Deſerteur zu heißen, die auch wohl ohne ihn dieſe Straße hätten finden können, ſo ſtand jetzt ſein Verbrechen in deſto ſichtbarerer Geſtalt vor ihm, da er ſelbes erſt zu büßen anfing. Er ſammelte ſeine letzten Thränen, und weinte ſie in das labende Getränke, welches ſein Sohn ihm erbettelte.

Andres liebte ſeinen Vater, und bedauerte ihn mit einem Schmerz, den keine Idee, als die eines ſo guten Sohnes, meſſen kann; allein eben dieſer Schmerz, und die empfangene Unbild, und der letzte Spott des Unterofficiers, der ihn einer Feigheit beſchuldigte, übertäubten alle die Zärtlichkeit, die ſonſt auch in eiſernen Herzen unter dem Drucke des Unglücks aufzuthauen anfängt. Rache und Entſchloſſenheit, ſeinen Vater zu befreyen, was es auch immer koſten möge, bemächtigten ſich ſeiner ſo ſehr, daß er, ohne auf den Sturm der Elemente zu achten, wie der erſte Brudermörder nach vollbrachter That, die ganze noch übrige Nacht hindurch den Wald durchſtrich, ohne über ein einziges Mittel mit ſich eins zu werden, ſeinen unglücklichen Vater zu retten. Würde er das durch Hingebung ſeiner ſelbſt gekonnt haben, wie bereitwillig wäre er hierzu geweſen! Allein, hier waren nur zwey Wege offen, Liſt, oder Gewalt: und doch war Andres für das erſte zu wenig verſchlagen, und für das zweyte Hülfsmittel, wie er ſchon von einer Probe ſagen konnte, zu unzureichend.

Unter hundert ſolchen eitlen Entwürfen, die ſeinen armen Kopf durchkreuzten, war endlich der Tag angebrochen, und er erkannte, daß er nicht nur den Weg nach ſeinem Hauſe ganz verfehlt, ſondern fern von der Straße rings herum von Gebüſchen umgeben war. Es war nun eine ſehr demüthigende Vorſtellung für ihn, bey hellem Tage in einem Anzuge, wie nun der ſeinige war, vor allen Leuten nach Hauſe zu gehen. Er bedachte ſich lange, auf welchem Wege er beyläufig ſeyn könnte, und wozu er ſich entſchließen ſollte, als er etwa eines Feldwegs weit ſeitwärts einige Leute ſingen hörte; er wendete ſich alſo mit ſtarken Schritten gegen jene Seite, und kam noch nicht weit, als er ſehr deutlich das Geklirr von Ketten vernahm.

Seine Knie wankten. — Er trat einige Schritte vorwärts, horchte wieder. Sein Herz pochte, als wollte es aus ſeinem Behältniß ſpringen. — Er kam näher gegen die Straße, ſah ſeinen kraftloſen Vater von den zwey Schergen dahergeſchleppt, die eben ihr Lieblingslied: Auf, auf zum Jagen ꝛc. ſangen — rieb ſich eine ſchwere Zähre, ſie war ſeine letzte, aus dem Auge, — legte an — und da lag der eine der beyden Begleiter ſeines Vaters todt auf der Straße. Alſobald riß er ſein Weidmeſſer aus der Scheide, ſtürzte hinüber über den breiten Graben und über die Hecke von wilden Roſen, wie ein gejagter Hirſch, und das zweyte Opfer ſeiner

Wuth war der Hund, der, als er ſeinen alten Feind kaum erblickte, wie ein ergrimmter Eber auf ihn losfuhr, dem aber Andres ſein Weidmeſſer beym erſten Anfalle bis auf das Heft ins Herz ſtieß.

Der noch übrige Scherge ſah ſich nicht ſobald ſeiner beyden Helfer beraubt, als er es für undienlich hielt, einen ſo furchtbaren Gegner auf dem Kampfplatze zu erwarten. Er eilte über Hals und Kopf die Straße, die ſie hergekommen waren, wieder zurück, und verlangte, anſtatt zu fechten, nur einen unblutigen Abzug, den ihm auch Andres, der nicht gekommen war, um zu tödten, ſondern vom Tode zu befreyen, vom Herzen zugeſtand.

Die Freude des unglücklichen Jünglings, ſeinen Vater in Freyheit geſetzt zu ſehen, benahm ihm alle Beſinnungskraft, die ihm die Folgen ſeiner That hätte darſtellen müſſen. Anſtatt auf eine ſchleunige Flucht zu gedenken, umarmten ſie ſich hier nach der vollen Ergießung ihrer Herzen, überließen ſich der Freude des Wiederſehens, und verfielen endlich nach vielen Fragen und Antworten auf die unnütze Mühe, das jeder Gewalt trotzende Schloß der Kette mit dem Weidmeſſer aufzuſchlagen, welches aber bey dem erſten Streiche ſchon in Stücke ging. Es war alſo kein anderes Mittel übrig, als ein dichtes Gebüſche zu gewinnen, und dort das Weitere zu überlegen. Aber wie unausſprechlich war ihr Schrecken, als ſie mehrere Stimmen auf ein Mahl rufen hörten: Haltet, oder ihr ſeyd des Todes!

Andres ging die ganze Nacht hindurch ſo ſehr in der Irre herum, daß er bey Anbruch des Tages keine zweyhundert Schritte von der Schenke entfernt war, von der er ſich doch aus ſo vielerley Gründen ſo weit als möglich entfernen wollte. Seine Füße wandelten eben ſo ſehr in einem Labyrinthe herum, als ſeine von Kummer zerrüttete Seele. Der Scherge aber, der keine Gegenwehr gegen einen Verzweifelten wagen wollte, nahm ſeine Zuflucht zu den in der Schenke zurückgebliebenen Soldaten, die in pfeilſchneller Eile die Ecke des Waldes abſchnitten, und eben in dem Augenblick auf dem Schlachtfelde ankamen, als Andres der Sieger mit ſeinem erbeuteten Vater daſſelbe verlaſſen wollte.

So muthig Andres zuvor war, ſo rath- und thatlos war er jetzt; nicht, weil ihrer ſieben wider ihn allein zugegen waren, noch weniger, weil er unbewehrt war, ein Umſtand, den er nicht ein Mahl bemerkt hatte: ſondern der Uebergang von der lebhafteſten Freude, ſeinen Vater befreyt zu haben, zu dem Schmerz, alle ſeine Mühe und den glücklichen Erfolg derſelben vereitelt zu ſehen, verſetzte ihn in jene verſteinernde Betäubung, die ſich nur bey den unvermutheteſten Schlägen des Unglücks über die erſchlafften Sinne der Unglücklichen ausgießt. Ein Streich, den er mit einem großen knotigen Stock von dem Schergen über den Kopf bekam, riß ihn zwar aus dieſer Betäubung, ſtürzte ihn aber ohnmächtig zur Erde, von welcher Ohnmacht der Unglückliche nicht eher erwachte, bis ihn das Rütteln des Wagens, auf welchem er ſammt ſeinem Vater angeſchmiedet war, wieder ermunterte.

Wir wollen hier keine Schilderung des Schmerzes wagen, der ſein Herz befiel, als er ſich vor einer Menge Volkes in ſo einer entehrenden Begleitung gleich in dem nächſten Dorfe begafft, und mit der ſchrecklichen Anklage bezeichnet ſah: Seht den Jägerjungen von ***, der den Schergen erſchoß! Er hörte hier zum erſten Mahle, daß er ein Mörder ſey, zum erſten Mahle; denn ſeit er die That begangen, erinnerte er ſich derſelben nicht mehr, und es war ihm nun beynahe dieſe ſchreckliche Zeitung eben ſo neu, als allen denen, die an den Karren ſich hindrängten, um von ſeinen unbarmherzigen Begleitern alle Umſtände der That auszukundſchaften, nur mit dem Unterſchiede, daß ihm jetzt ſein eigenes Gewiſſen Bürge der Wahrheit war.

Sich bewußt zu ſeyn, einen Menſchen getödtet zu haben, muß der peinlichſte Vorwurf ſeyn, deſſen die Seele fähig iſt. Andres war nun gegen Alles, was außer ihm war, unempfindlich; ſelbſt das Schickſal ſeines Vaters war ihm jetzt minder ſchrecklich als zuvor; nicht, als hätte ſein eigenes Leiden, welches er durch eine falſch verſtandene Vaterliebe ſich zugezogen, ſein kindliches Gefühl abgeſtumpft, ſondern nur darum, weil ihm jetzt ſein eigenes Verbrechen gegen dem ſeines Vaters eine ganze Hölle zu ſeyn ſchien.

Sobald beyde Verbrecher an dem Orte ihrer Beſtimmung ankamen, wurde jeder in ein eigenes Gefängniß geſteckt, und nicht ein Mahl der elende Troſt ward ihnen gegönnt, ſich gegenſeitig tröſten, und, wo nicht mit der eiteln Hoffnung einer Gnade ihrer Richter, doch wenigſtens mit der ſtärkenden Erwartung einer unendlich beſſeren Zukunft ſich aufmuntern zu können.

Beynahe einen ganzen Monath lag der arme Junge auf ſeinem elenden Lager niedergeſchmiedet, ohne daß es ſchien, daß ſich die Gerechtigkeit um ſein Daſeyn bekümmerte. Von Niemand bemitleidet, als von ſeinem treuen Gefährten, dem Kummer, der mit immerwährenden Biſſen an dem Faden ſeines Lebens nagte, rang er entweder mit dem Schatten des Getödteten, den ihm ſeine aufgeregte Phantaſie bald unter dem Bilde eines Sterbenden, bald unter dem eines vor dem Throne des Ewigen um Rache flehenden Geiſtes vor Augen ſtellte; oder es zermalmte die ſchauderhafte Vorſtellung des Blutgerüſtes und des Henkers, der ſeiner wartete, ſein ſchon halb erſtorbenes Herz. Endlich aber brach der Tag des

Blutgerichtes über ihn an, und er trat mit jener ehrerbiethigen, reuigen und offenherzigen Miene vor das Gericht, die ſogar ſeinen Richtern eine Art Mitleid einflößte, welches der Unglückliche zwar zu erregen, der Laſterhafte aber gemeiniglich nur allein zu benutzen weiß. Er antwortete auf jede ihm vorgelegte Frage mit einer Lauterkeit, die auch ſeine Richter in Verlegenheit ſetzte, welche ihm hin und wieder eine zu ſeinem Beſten dienende Antwort, ſo zu ſagen, auf die Zunge legten, welche er aber jederzeit in der Einfalt ſeines Herzens oder aus einer zu übertriebenen Gewiſſenhaftigkeit ausſchlug, und dadurch ſein Todesurtheil nur deſto mehr beſchleunigte. Er gab z. B. auf die für ihn ſo gutgemeinte Frage, ob er nach dem Schergen ſelbſt, oder nur nach deſſen Hund gezielet, zur Antwort, daß er nur auf den Erſteren, keinesweges aber auf den Letztern anſchlagen wollte. Und als er wieder befragt wurde, ob er alſo den Schergen tödten, oder nur verwunden wollte, geſtand er, daß er die Abſicht hatte, ihn zu tödten. — Wie würde ein Böſewicht Fragſtücke dieſer Art benützt haben, und wie offenbar iſt es, daß auch vor den heiligen Schranken des Gerichtes der feine Böſewicht ſehr vieles vor der ungeſchminkten Wahrheit und Offenherzigkeit voraus habe? Das juriſtiſche Sprüchlein: Vigilantibus Jura assistunt, heißt im Grunde oft nicht mehr, als: der Liſtigſte hat gewonnen.

Andres ward nach dieſem Geſtändniß wieder in ſeinen Kerker zurückgeführt, und ein bemitleidender Blick der Richter begleitete ihn, ſpöttiſches Hohngelächter aber über ſeine Einfalt von Seite des Schergen, der ſeine Antworten deutlich hören konnte, gab es ihm zu verſtehen, daß er nun ohne Rettung verloren ſeyn müßte.; denn was hat die Menſchheit zu hoffen, wenn Satan lacht? —

Unterdeſſen verſtrichen noch acht Tage, bis nähmlich die obere Gerichtsſtelle ſein Todesurtheil beſtätigte während welcher Zeit auch an dem alten Mader, dem Vater des Unglücklichen, das ſchon lange über ihn verhängte Urtheil vollzogen ward. Wer einem Ausreißer nur den geringſten Unterſchleif gab, hatte zu ſelber Zeit ſchon das Leben verwirkt, und Mader, der ſich's einige Zeit her zum Gewerbe gemacht, die Deſerteurs über die Grenzen zu führen, ward in Anſehung ſeines Alters zum Strange verurtheilt, da ihm außerdem noch zuvor auch die rechte Hand wäre abgehauen worden.

Nur zu geſchwinde eilten für den jungen Mörder dieſe acht Tage hinüber, die, obſchon ihm jeder Tag eine Ewigkeit zu ſeyn ſchien, doch nicht zureichend waren, bey ſeiner ſo dauerhaften Geſundheit ihm den Tod zu geben, der ihn nur allein des Henkers Händen hätte entreißen können. Er verfiel zwar in ein ſehr heftiges hitziges Fieber; allein ſeine ſo gute Konſtitution, und der Gebrauch der Medikamente, die meiſtentheils nur an dem Unglücklichen Wunder thun, ſtellten ihn ſo weit wieder her, daß er den Tag nach der Hinrichtung ſeines Vaters, die man ihm aber ſehr ſorgfältig verſchwieg, bey ziemlichen Kräften ſein Todesurtheil anhören konnte, nachdem er erſt noch einmahl ſeine vorige Ausſage beſtätigt, und ſich alſo auf eine gewiſſe Art ſelbſt den Stab gebrochen.

Die unbarmherzige Gewohnheit, die unglücklichen Opfer der rächenden Gerechtigkeit die wenigen letzten Stunden ihres Lebens der Schau und der fühlloſen Neugierde des Pöbels auszuſetzen, war auch bey dieſem Gerichte zu verjährt, als daß man ungeachtet alles Bittens des armen Andres, der keinen Menſchen, als den Pfarrer, der ein ſehr mitleidiger und beredter Mann war, um ſich ſehen wollte, eines Jägerburſches wegen von dieſer hergebrachten Sitte abgewichen wäre. Jedermann, der nur Luſt hatte, drängte ſich in die Stube des armen Sünders, und hielt ſich für eine kleine Münze, die er zum Beytrag für eine Meſſe auf den Teller warf, berechtigt, die wenigen noch übrigen Augenblicke des Verurtheilten mit ſtierem Angaffen, oder wohl gar mit dummen und oft beleidigenden Fragen zu vergiften.

Nicht der letzte unter dieſer neugierigen Horde, doch aber gewiß der unangenehmſte Beſuch für den Andres, war der Pfarrer, bey dem er ſeine erſten Jugendjahre aus Mangel einer eigenen Heimath zugebracht hatte. Er kam nicht, um dem Unglücklichen Troſt, und in der Stunde des Todes ſtärkende Salbung in das Herz zu predigen, ſondern ſeine Ankunft athmete Gift, und ſeine Rede zweyfachen Tod. Er ſchilderte ihm nicht nur ſein Verbrechen, und ſeinen dadurch verdienten Tod mit den gräßlichſten Farben, ſondern erinnerte ihn auch noch an alle unbedeutende, jugendliche Verſehen, die er ehemals auf dem Pfarrhofe beging, und durch die er ſich ſein gegenwärtiges Unglück und die dadurch verdiente Strafe zugezogen haben ſoll. Er bewies mit verdrehten und übelverſtandnen Bibelſprüchen, daß noch Gott in den Kindern die Miſſethaten der Väter ſtrafe, that ängſtlich für deſſen jüngern Bruder Paul, deſſen guter Nahme nun ein Mahl vor der Welt zu Grunde gerichtet wäre, da er einen Vater hätte, der bereits ſchon am Galgen hange, und einen Bruder, der noch wenig Stunden auf eben dieſer ſchändlichen Stätte ſeinen Kopf verlieren müſſe, und dergleichen unſinniges und beleidigendes Zeug noch mehr, von dem aber Andres auf nichts mehr achtete, da er das Schrecklichſte, was er in dieſem Leben noch hören konnte, nun ſchon gehört hatte, das jämmerliche Schickſal ſeines Vaters nähmlich, um welches er ſich zu erkundigen zuvor nicht ein Mahl Muth gehabt hatte. Sein Schmerz hatte nun den höchſten Ausdruck erreicht; er ſchwieg; weder Klagen, noch Thränen, ja nicht ein Mahl ſtumme Seufzer ſtanden ihm mehr zu Gebothe. Sein Blick war ſtarr auf die Erde geheftet, und weder der Pfarrer, der ihm ſo grauſam ſeine letzte Todesſtunde verbitterte, noch der andre, der bis an ſein Ende ſein Freund blieb, bekamen denſelben ganzen Tag mehr eine Antwort auf was immer für eine Frage. Endlich war der mitleidige und tiefgerührte Prieſter genöthigt, ſeinen mehr grauſamen als unvorſichtigen Amtsbruder, der ſein Amt hier ſo ganz außer Acht gelaſſen, zu bitten, daß er ja den Unglücklichen ſchonen, und ſelben ihm allein überlaſſen möchte.

Hätten wir nun die Abſicht, anſtatt des wahren Verlaufes einen empfindſamen oder theologiſchen Roman zu ſchreiben, ſo würde es uns freylich nicht an Erfindung fehlen, ſeine letzten Erklamationen und Todesepiſoden, ſeine Bekehrungs oder Nichtbekehrungsgeſchichte, und was man hierin vielleicht Alles erwarten mochte, in eine ſehr ſentimentale Erzählung zuſammen zu faſſen; da aber die Geſchichte dieſes Unglücklichen nicht mehr in ſich hält, und wir nur dieſes, was wir wiſſen, nicht aber das, was wir erfunden, erzählen, und mit unſern Anmerkungen begleiten wollen, ſo iſt es nicht unſre Schuld, wenn unſre Erzählung zu mager, oder die Erwartung unſrer Leſer zu groß war.

Der würdige Prieſter blieb den ganzen Tag und die ganze Nacht bey dem Verurtheilten, der weder etwas trank, noch auf alle Troſtgründe ſeines freundſchaftlichen Tröſters nur mit einem Laut antwortete. Erſt um Mitternacht fragte er ſeinen ſo bewährten Freund mit einem bittenden Tone, ob es denn wirklich wahr ſey, daß er Jemanden erſchoſſen habe. Der Pfarrer bejahte die Frage, und bath ihn, ſich nun darüber zu beruhigen, indem es gewiß auch bey Gott ſchon vergeſſen wäre. Alſo bin ich doch ein Mörder, ein Meuchelmörder! verſetzte der Unglückliche, und ſchwieg wieder bis gegen den Tag, wo er in einen tiefen Schlaf fiel, aus welchem er erſt von dem Getrappel der Leute, die wieder kamen, um ihn zu ſehen, aufgeweckt wurde.

Der Zulauf des Volkes war ſelben Tag ziemlich groß, theils, weil dergleichen blutige Spektakel daſelbſt viel ſeltener als an andern Ortſchaften waren, wo wöchentlich der Henker und der Fleiſcher beynahe eine gleiche Zahl Stücke tödteten, theils, weil das Seltſame der Begebenheit, Vater und Sohn in einer Woche hingerichtet zu ſehen, alle Müßiggänger der umliegenden Gegenden zuſammenlockte.

Schon um acht Uhr Morgens fragte er ſeine Wächter mit einem ſehr liebreichen Weſen, ob es wohl ſchon Zeit wäre, ſein Recht zu empfangen; und als dieſe erwiederten: »Es ſtünde bey ihm, wenn er ſich dazu gefaßt glaubte;« ſo ſtand er auf, wollte ſeinem Tröſter die Hand küſſen, der ihn aber dafür umarmte, und machte ſich mit aller Entſchloſſenheit auf den Weg, nur ſeufzte er zuweilen: »Wär' ich nur kein Mörder!« Mit dieſer Geiſtesgegenwart und mit den heißeſten Ausdrücken ſeiner Reue kam er auf dem Richtplatze an, und mit dieſer Faſſung empfing er auch den tödtlichen Streich, der ihm den Kopf vom Rumpfe trennte.

Man ſprach Vieles von Begnadigung, wie bey allen Exekutionen, und die Hälfte der Zuſeher freute ſich, daß ſie nicht wirklich erfolgte, und ſie alſo nicht um ein ſo angenehmes Spektakel gebracht worden waren; die andre Hälfte ſegnete die heilige Gerechtigkeit, die dem Staate *Sicherheit* gewährte, und ſprach für die Seele des Verſtorbenen ein Ave. Der fromme Pfarrer trocknete ſeine aufrichtigen Thränen aus dem Auge, und hielt über den Spruch des Paulus in dem Briefe an die Galater am 3ten Kap. eine ſehr rührende Rede: *Wenn ſo ein Geſetz gegeben wäre, das da könnte lebendig machen, dann käme die Gerechtigkeit wahrhaftig von dem Geſetz.*

Der gute Förſter, der bald Nachricht von dem Tode ſeines guten Jungen erhielt, war untröſtlich, und aus Gram und Verdruß folgte er dem unglücklichen Andres bald nach. —

Der Mordbrenner.

Schnee deckte das Land, und Froſt feſſelte mit Eis den Lauf der Bäche; der Eichbaum war ſeiner Blätter beraubt, und ſeine Aeſte waren mit Reif dicht überzogen, der Wind war ſchneidend, und Jeder ſaß beym Kamin, oder bey wärmenden Kohlen; nur Simon war noch nicht zu Hauſe, tauſend Sorgen quälten ſeine zärtliche Gattinn.

Simon war ein armer Mann; er war zwar nur in niedrigen Hütten erzogen — hatte aber doch ein fühlendes Herz, das man in Palläſten vermißt, und ſein zartes Gefühl verdoppelte das Unglück ſeines traurigen Schickſals.

Schon drey Tage lag Hannchen zu Bette — Hannchen, Simons zärtliche Gattinn; ſie war Kindesmutter. — Ihre Geburt war äußerſt gefährlich — und noch kämpfte die arme Leidende mit einem heftigen Fieber. —

Es war ſchon ſpät Abend, und Niemand außer einem armen neunzigjährigen Weibe beſorgte Hannchens Pflege.

Dieſe zitterte noch an dem ſchlechten Lager unſerer Kindbetterinn, und erſtarrte halb vor Froſt, denn kein Stückchen Holz war in der Hütte. —

Simon war den halben Tag ſchon im Walde, klaubte mit Sorgfalt und Mühe in verdorbenen Geſträuchen herum, ſammelte etwas weniges Holz, und eilte ſpät am Abend zu ſeiner Gattinn.

Liebe und häusliche Sorgfalt erleichterte die Bürde auf Simons Schultern; er achtete nicht den mühſamen Weg, noch den ſchneidenden Wind, und eilte fröhlich dem Dorfe zu.

Er war ungefähr vierzig Schritte von ſeinem Hauſe entfernt, als er eine Stimme hinter ſich hörte. Halt! Diebe, halt! — Simon, der ſich keiner böſen That bewußt war, ſah nicht ein Mal um, und ging, weil es kalt war, ſeinen Weg haſtig fort. — Gählings wurde er aber von einem großen Fanghund zu Boden geriſſen, und von Schergen umrungen, die ihn als einen Holzdieb in Verhaft nahmen. — Vergebens entſchuldigte ſich Simon, umſonſt erzählte er ſeine häuslichen Umſtände — die Krankheit ſeines Weibes — umſonſt zeigte er, daß es nur altes, halb verfaultes, verdorbenes Holz war, das er ſammelte — umſonſt, er ward ins Gefängniß gebracht. — Den andern Morgen befahl der Beamte, ihm 20 Stockſtreiche zu geben. — Hierauf wurde Simon entlaſſen; ſein geſammeltes Holz aber ließ der Beamte eher in den Bach werfen, als daſſelbe dem armen Simon zu gönnen. — Der

Unglückliche eilte in ſeine Hütte; aber — welcher Anblick, als er hinein trat! Hannchen lebte nicht mehr. — Sie lag ausgeſtreckt neben ihrem Kinde, das ebenfalls die Kälte nicht ausdauern konnte. — Die Alte lag halb todt zur Erde, und athmete kaum mehr. — Raſerey und Wuth erwachte dieſen Augenblick in Simons Seele. — Der Anblick einer geraubten Gattinn — eines getödteten Sohnes — ſeine Mißhandlung — Alles führte ſein empörtes Herz zur Verzweiflung. — Er ergriff die halblebende Alte, trug ſie zu einem benachbarten Bauer — holte Feuer — warf den Körper ſeiner Gattinn und ſeines Kindes auf die Straße, und zündete ſeine Hütte an. — Die ſtrafende Gerechtigkeit ergriff aber bald den armen Simon — er wurde als ein Mordbrenner dem Prozeß unterworfen, und feyerlich auf einem Scheiterhaufen verbrannt.

Man ſagte, daß ſich ſein Richter es zur beſondern Ehre gerechnet hatte, der Richter eines ſolchen entſetzlichen Mordbrenners geweſen zu ſeyn.

So gibt es traurige Verbindungen von Umſtänden, in welche ein Menſch ohne ſeine Schuld gerathen kann, und worin er Handlungen auszuüben genöthigt wird, deren er außer denſelben nie fähig geweſen wäre.

O daß ſich doch menſchliches Mitleiden in dem Herzen der Richter regen, und ſolche Unglückliche als Menſchen betrachten möchte, denen die Hände, die ſie zu der böſen That ausſtrecken, nicht ganz zugehörten! — Wenn ein Mahl die Lage, in welcher ſich der Miſſethäter befindet, wenn er zur böſen That ſchreitet, wenn das Maaß ſeiner Kenntniſſe, die Reihen ſeiner vorhergehenden Handlungen, die Langſamkeit oder Schnelligkeit, mit welcher er ſein Verbrechen vollſtreckte, die Reitzungen, welche er dazu empfing, werden in Betracht zahlen ſollen. Peter ſtellte vergebens dem Verwalter ſeine elende Lage vor; ſeine Thränen rührten den harten Mann nicht, und es war beſchloſſen, daß, wenn er binnen zwey Tagen nicht bezahlen würde, man ihm ſeine Geiß verkaufen ſollte. — Wie vom Donner getroffen kehrte der Unglückliche in ſeine Hütte zurück, ging in den Stall, und überhäufte ſeine Geiß, die einzige Erhalterinn ſeiner Kinder — mit Küſſen und Thränen. — — »Auch du ſollſt mir nicht mehr bleiben, ſagte er, armes Thier! — auch du nicht mehr! — Was will ich ohne dich anfangen? Wer ernährt meine armen kranken Kinder?« —

Bey dieſem Gedanken ging er in die Kirche, warf ſich auf die Knie, und flehte den Allmächtigen um Hülfe. — Als er ſo mit unverwandtem Auge ein Marienbild anſah, entdeckte er, daß das Bild mit einer goldenen Medaille behängt war. »Liebe Mutter! ſagte er bey ſich ſelbſt, du wirſt mir es nicht übel nehmen, wenn ich dich dieſer deiner Zierde zur Rettung meiner armen Kinder auf einige Zeit beraube. — Behalten will ichs nicht, nur borgen. Sollte ich mich wieder etwas erhohlen, will ich dieſes Goldſtück wieder auslöſen, und dir es zurückgeben.« Fröhlichkeit ſtrömte bey dieſem Gedanken durch ſeine Seele; er holte ſeine Kinder. — »Da, Kinder! ſchrie er, da ſeht! dieſe unſere liebe Mutter will uns dieſes Goldſtück leihen, um uns zu retten. Verſprecht ihr aber da, in meinem Daſeyn, daß, wenn ich vielleicht ſterben ſollte, ihr dieſes Gold, wenn ihr in beſſere Umſtände kommt, wieder fleißig auslöſen und unſerer lieben Mutter zurückſtellen wollet.« — Die Kinder verſprachen es mit unſchuldigen Stimmen; und Peter ſtieg auf den Altar — und nahm das Goldſtück — nachdem er noch aus warmen Herzen gebethet hatte.

Er trug die Medaille, die 25 Fl. im Werth hatte, zu einem reichen Bauer, und bat ſelben, ihm nur 3 Fl. hierauf zu leihen — damit er ſie bald wieder auslöſen könnte. Mit dieſen 3 Fl. bezahlte er ſeine Herrſchaft. — In kurzer Zeit aber war die Sache ruchbar; der Bauer trug das verſetzte Goldſtück zu Gericht und erzählte die Sache. Peter wurde ins Gefängniß geworfen, und bald darnach zum Tode verurtheilt. — —

Nach Peters Tode zahlte die Herrſchaft die 3 Fl. dem Bauer zurück, der das Goldſtück im Verſatz hatte, und die Medaille wurde dem Marienbilde wieder angehängt.

Weil aber die Hausmithe von Peters Weib nicht bezahlt ward, ward ihre Geiß verkauft. — Vergebens fielen Weib und Kinder dem armen Thiere um den Hals, und ſchrien um Erbarmen, und um Rettung. — Die Geiß war verkauft, und aus Mangel der Nahrung ſtarben die zwey kleinen kranken Kinder in den Armen ihrer hungerigen Mutter. In dieſem Augenblick trat Sermin in die Hütte.

Vergebens ſuchte Sermin die Unglückliche zu tröſten. Sie kam vollends von Sinnen; man mußte ſie in Ketten ſchließen, in welchen ſie auch den dritten Tag in ihrer Tollheit verſchied. —

Sermin verſorgte den kleinen Knaben, nahm ihn zu ſich, und verließ das Dorf, in welchen man ihm erzählte, daß Peter oft geſagt haben ſoll: »Habe ich Böſes verübt, ſo iſt es aus Liebe für Menſchen geſchehen, die die Natur in meine Arme führte, ohne mir Güter genug zu geben, um ſie zu ernähren.« — Auch war die Sage, daß Peter vom Blutgerüſte ſeinen Kindern zugerufen haben ſolle: Kinder! ich ſterbe für euch! — — Weiters erzählte mir der Wirth, daß in dieſem Lande, wo dieſe Geſchichte ſich ereignete, in der benachbarten Stadt mehr als 50 Menſchen lebten, welche mit den überflüßigſten Einkünften Witwen und Waiſen um das Ihrige brächten, und das Vaterland ungeſtraft betrögen — Still! ſtill! rief Sermin zu dem Wirth — will nichts weiters von euern Erzählungen hören. — Er ließ anſpannen, nahm den Knaben mit ſich in die Kutſche, und fuhr der Türkey zu.

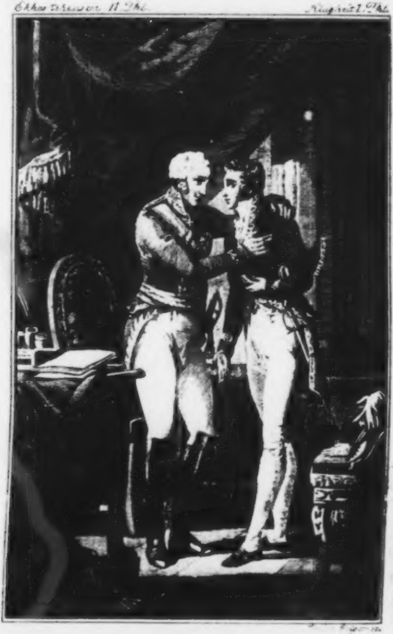
Inhalt.

Seite

Der ſchöne Abend 5
Die Ehe auf dem Lande 8
Das edle Betragen gegen ſeinen Feind 13
Die gute Roſine, oder Etwas für uns Männer. . 18
Amalie, oder das Opfer eines frommen Vorurtheils. 23
Der Mahler in Athen 25
Edler Zug eines Baiern. 27
Edle That einer Baierinn 28
Die zwey Mädchen. 30
Schöne Handlung eines jungen Italieners . . 32
Wunderliche Bekanntſchaft eines Reitknechts mit einem adelichen Todtenknochen 33
Die Thierhetze, nebſt einer unterthänigſten Vorſtellung eines Bären an die Menſchheit. . . . 36
Eine Liebesbekanntſchaft, die leider bey uns nicht mehr Mode iſt. 39
Nicht alle Menſchen lieben ihre Brüder. . . . 43
An das Publikum 46
Der Kutſcher 49
Eine Geſchichte für Wucherer und Wucherinnen, Geldaufſchwörer und Geldaufbringerinnen. . 54
Katharinchen 58

Seite
Krankheit und Wiedergeneſen eines guten Pudels, und ſein Tod 68
Ein Eheverſprechen aus den alten Zeiten, oder Etwas, das unſere galanten Herren ein Kapuzinat nennen werden 74
Der fromme Jäger Chriſtoph, oder: eine Lehre für die, welche die Geſpenſter fürchten, und die dem Wildſchießen nachgeben . . . . . : 83
Roſa, oder die gute Magd 95
Die Schreibtafel, oder meine Gedanken in einſamen Stunden. 103
Eine doppelte Mordgeſchichte eines unglücklichen Weibes und eines Kindes 125
Die Geſchichte des guten Pater Philipp . . . 128
Herrmanns Klage 153
Die Blume 154
Die Klopfjagd. 155
Der Philoſoph in der Kohlhütte. 158
Geſchichte eines Mörders mit unverdorbnem Herzen. 160
Der Mordbrenner 183
Geſchichte einer unglücklichen Familie . . . 186

Eckartshausen II. Thl. Kupfer I. Thl.



Ja, Sie haben recht es soll so seyn.

Klugheit,
vereint mit Tugend,
oder:
Die Politik des Weiſen
für gute Menſchen.

I. Theil.

Allgemeine Grundſätze zur Lebensklugheit.
Rechtſchaffenheit.
Ehrfurcht für die Urheber unſers Daſeyns.
Wichtigkeit der Erziehung.
Pflichten der Kinder gegen ihre Aeltern.
Wiſſenſchaften.
Von dem Zwecke der Wiſſenſchaften.
Gebrauch der Wiſſenſchaften.
Von der Unterwürfigkeit, die man den Geſetzen eines Staates ſchuldig iſt.
Anhänglichkeit an ſeinen Fürſten.
Ein Wort an die öffentlichen Tadler ꝛc. ꝛc.

Von

Hofrath v. Eckartshauſen.

Wien, 1820.
Bei Anton v. Haykul, Buchdrucker,
und bei
Mich. Lechner, Univerſitäts-Buchhändler.

Hofrath v. Eckartshauſen's

Schriften.

Eilfter Band.

Klugheit, vereint mit Tugend,

oder die

Politik des Weiſen für gute Menſchen.

I. Theil.

Allgemeine Grundſätze zur Lebensklugheit.
Rechtſchaffenheit.
Ehrfurcht für die Urheber unſers Daſeyns.
Wichtigkeit der Erziehung.
Pflichten der Kinder gegen ihre Aeltern.
Wiſſenſchaften.
Von dem Zwecke der Wiſſenſchaften.
Gebrauch der Wiſſenſchaften.
Von der Unterwürfigkeit, die man den Geſetzen eines Staates ſchuldig iſt.
Anhänglichkeit an ſeinen Fürſten.
Ein Wort an die öffentlichen Tadler ꝛc. ꝛc.

Wien, 1830.
Bei Anton v. Haykul, Buchdrucker,
und bei
Mich. Lechner, Univerſitäts-Buchhändler.

[illegible]
[illegible]

Klugheit,

vereint mit Tugend,

oder die

Politik des Weiſen,

für gute Menſchen.

Vom Fuchs zum Wolf; vom Wolf zum Satan — iſt die Stufenfolge des falſchen Politikers.

Von *** [illegible]

Die Klugheitslehre iſt gewiß eine der nothwendigſten Wiſſenſchaften für den guten Menſchen, der in Staaten lebt, und in politiſchen Verhältniſſen ſteht. Mangel an Menſchenkenntniß und die ſo unſchuldige Beurtheilung anderer Menſchen nach ſeinem eigenen Herzen ſtürzt ihn oft ins Unglück, und läßt ihn eine Menge Fehler wider die Klugheit begehen. Wiederhohlte Erfahrungen machen endlich den Guten mißtrauiſch, und leicht iſt der Schritt von Menſchenliebe zum Menſchenhaß. Nothwendig iſt es daher, Klugheitslehren anzunehmen, um das gute Herz gegen Betrug und Bosheit zu ſchützen; ſchwer iſt es aber wieder, dieſe Klugheitslehre aufzuſuchen, indem der größte Theil der Menſchen eine falſche Klugheit beſitzt, die man allgemein Politik nennt, und die in ſich ſelbſt nichts anders, als die Kunſt zu betriegen iſt.

Keiner entehrt die Menſchheit ſo abſcheulich, als der falſche Politiker, denn wie Wahrheit und Güte die Zierde der Seele machen, ſo iſt Falſchheit und Bosheit die Verunſtaltung derſelben. Wo falſche Politik iſt, dort gibt es keine Tugend, nur der Schein der Tugend findet ſich, um den Tugendhaften zu hintergehen und zu betriegen. Die unſchuldigen Gefühle der Natur werden erſtickt, und erkünſtelte an ihre Stelle geſetzt. Lüge und Falſchheit erzeugen die Weltpolitik. Hart iſt es, den Mittelweg in großen Staaten und an Höfen zu gehen, die wahre Klugheit nicht zu verlaſſen, und nie zu falſcher Politik niederzuſinken. Der Gute wird immer fragen: „Was iſt zu thun?„ Und man kann ihm nur antworten: „Das, was edle Menſchen gethan haben; — die Wege der Tugend an der Hand der Klugheit wandeln.„ Man kann daher den Wahrheitsliebenden nur Grundſätze und Erfahrungen von edlen Menſchen zur Nachahmung liefern, um ihnen über dieſen Punkt einigen Leitfaden zu geben.

Hier ſind einige Lehrſätze über die wichtigſten Gegenſtände aus den beſten franzöſiſchen Autoren geſammelt und mit eigenen Zuſätzen vermehrt, beſonders aus einem ſehr ſchön geſchriebenen Werke, das den Titel führt: La véritable politique des personnes de qualité. Es war mir von jeher das liebſte, was ich über dieſen Gegenſtand geleſen hatte. Die erſte Auflage dieſes Büchleins, die ich zu Geſicht bekam, iſt ſchon von 1700 in Sedez nur in franzöſiſcher Sprache. Ein Werk, das ſich ſo lange noch in blühendem Zuſtande erhält, wovon die wiederhohlten Auflagen ein Beweis ſind, zeigt unläugbar von ſeinem innern Werthe, und verdiente gewiß ſeiner Brauchbarkeit wegen gemeinnütziger gemacht zu werden. Aus der Urſache wählte ich es auch zur Grundlage dieſes Buches.

So edel der Mann iſt, der wahre Klugheit mit der Tugend vereint, ſo abſcheulich iſt der Charakter des falſchen Politikers, der niedrige Schlauheit mit dem Laſter verbindet, der kein Wort, keine eigene Denkart hat, immer das iſt, was die Umſtände aus ihm machen — immer lächelt, immer ſich ſchmiegt, und lächelnd und ſchmiegend unterdrücket, und dann noch bedauert, wenn er ſelbſt das Werkzeug der Unterdrückung iſt. Sein eiskaltes Herz thauet weder die Thräne des Unglücks, noch die Zähre des Elendes auf; er behält immer die nähmliche Miene, und der äußerſte Grad der Menſchenherabwürdigung iſt die Rache des politiſchen Höflings, die er kaltblütig ausführt.

Der hat gewiß den höchſten Grad menſchlicher Bosheit erreicht, der kaltblütig boshaft ſeyn kann. Wenn es nur blos leidenſchaftlich boshafte Menſchen gäbe, ſo wäre das Schickſal des Guten noch immer glücklich; aber ſo gibt es Menſchen, die ſich die Bosheit zum Syſtem machen, und nach Grundſätzen böſe handeln, und dieſes iſt das äußerſte Verderben der Menſchheit. Aendern kann der Edelgeſinnte die Welt nicht; ihm bleibt nur übrig ſo viel Gutes zu thun, als in ſeiner Macht ſteht, und die Unſchuld durch Klugheit vor Verderben zu ſchützen. Das Böſe untergräbt ſich ſelbſt und baut ſich ſeine eigene Grube. Morſch ſind die Säulen, worauf das Gebäude des Laſters ruht; die Zeit ſtürzt ihren Tempel ein, und begrabt die Boshaften unter ſeinen Ruinen.

Allgemeine
Grundſätze zur Lebensklugheit.

1.

Vor allem, Jüngling! wenn du in der Welt auftrittſt, merke dir folgende Grundſätze, die nicht abgezogenes Kathederſtudium, nicht Stubenphiloſophie — ſondern Erfahrung lehrt.

Gewöhne deinen Geiſt zur Gelehrigkeit und Aufmerkſamkeit; ohne dieſen verfliegt Alles, und du wirſt nichts für dich behalten. Es wird dir ergehen, wie einem ungeübten Chemiker, der ſeine Gefäße nicht regelmäßig verſchließt, und daher nichts behält.

2.

Denke, daß dir nichts nöthig iſt, als deine Pflicht; nichts ſchätzbar, als die Tugend. Dieſe beyden haben auf alle deine Handlungen Bezug. Was dieſe von dir fordern, darauf richte dein ganzes Leben ein.

3.

Die Ehre iſt zwar in Rückſicht des Zeitlichen nur Menſchenwerk — in ſich ſelbſt nichts, aber durch die Länge der Zeit, als ſie unter Menſchen angenommen iſt, hat ſie ſo viel Anſehn und Gewicht erhalten, daß ſie dem Menſchen ſchätzbarer ſeyn muß, als andere zeitliche Güter. Man kann alſo nicht ſorgfältig genug für ſeinen guten Ruf wachen; nicht behutſam genug ſeyn, den erworbenen guten Nahmen zu erhalten.

4.

Junge Leute haben gemeiniglich viel Flüchtigkeit des Geiſtes, die leicht in Unbeſonnenheit übergeht, wenn man nicht wohl auf ſeiner Hut iſt. Bemühe dich, die Unſtätigkeit deines Geiſtes zu fixiren, und deine wilde Einbildungskraft zu zähmen. Eile nicht ohne Noth, und ſuche deine Lebhaftigkeit auf einen mäßigen Schritt zu leiten, ſie auf den Weg der kaltblütigen Beurtheilung zu führen, wenn du dich von ihr hingeriſſen fühlſt.

5.

Alles, was ſchimmert, iſt verdächtig. Hüthe dich wohl, daß du nicht auf Unkoſten deines Herzens deinen Verſtand geltend zu machen ſucheſt: du haſt ihn nicht, um ihn zur Schau auszuſtellen, ſondern, daß du ihn zum Guten verwendeſt; er ſoll ſich an dir ſehen, aber nicht bewundern laſſen.

6.

Raſch iſt der Gedanke des Jünglings; aber langſamer ſey deine Zunge. Sieh' erſt, ob das, was du denkſt, auch vernünftig iſt, ehe du dich durch Worte oder durch Handlungen verräthſt.

Halte dich zur Rede bereit, ehe du die Ausdrücke dazu ſucheſt; um die ſey unverlegen; genug, wenn du wohl gedacht haſt: wenn der Gedanke ſeine Vollkommenheit und Reife erlangt hat, bringt er die gehörigen Worte meiſtens ſelbſt mit, um ſich recht auszudrücken und ein Gewicht zu geben.

7.

Darin liegt Weisheit, wenn man weder des Redens noch des Schweigens wegen verlegen iſt. Stillſchweigen verbirgt nicht immer großen Verſtand; der am beſten redet, iſt der, der nie zur Unzeit ſpricht.

8.

Ermüde nicht deine Zuhörer durch lange Reden und unaufhörliche Erzählungen; aber eben ſo wenig eile, wenn du nicht über Sachen zu reden haſt, die nur durch ihre Neuheit, oder einen beſondern Anſtrich des Neuern reitzen.

9.

Es gibt eine edle Einfalt — die Freundin der Wahrheit; ſie macht uns fähig, die Fehler der Eigenliebe abzulegen, und iſt über Alles erhaben, was man durch Studium und Schularbeit erlangt.

10.

In deinem Alter mußt du nur hören, und dich in keine Unterredung einlaſſen, wozu du nicht eingeladen wirſt. Sammle die einen Fond von Materialien zum Gebrauch, Klugheit, Beſcheidenheit und Gelehrigkeit — Dinge, die du nur in einer guten Geſellſchaft erlangen wirſt, und — ich kann es dir nicht genug empfehlen, wie ſehr du dich an dieſe halten ſollſt. Nur in dem Umgange der feinen Welt bildet man ſich, und nimmt täglich in der Kunſt zu leben zu, ſowohl mit ſeinen Obern, als mit ſeines Gleichen und mit Untergebenen.

11.

Mache es nicht Leuten von deinem Alter nach, die, weil ſie Muthwille und Tollkühnheit haben, ſich zu allen Ungerechtigkeiten und Ungezogenheiten berechtigt halten. Mache die Klinge an deiner Seite nicht zum Koder aller Handlungen; ſie enthebt dich nicht der Pflichten, die du als Menſch gegen den Menſchen, als Untergebener gegen deine Obern, als ein geſitteter Jüngling gegen den Wohlſtand haſt.

12.

Die Welt iſt voll ungründlicher Flachgeiſter; ſie haben nichts Eigenes, und leben nur von geborgtem Verſtande. Beſtrebe dich jene aufzufinden, aus denen geſunder Menſchenverſtand und gründliche Gelehrſamkeit leuchtet; wiſſe gegen ihre Einſichten gerecht zu ſeyn. Nur Talente vom erſten Range gefallen und verdienen unſer Zutrauen.

13.

Dringe nicht zu ſehr darauf, eine anſcheinende Achtung von Menſchen zu erhalten; bettle nicht um ihren

Beyfall. Suche in deinen Handlungen keinen andern Ruhm, als den, ſie gethan zu haben; thue das Gute wegen des Guten ſelbſt! Dieß iſt der wahre Grund, auf den du deinen Nahmen gründen ſollſt, und ſo wirſt du die Leute zwingen, daß ſie Achtung gegen dich haben.

14.

Fliehe den Geiz; unter allen Laſtern iſt er das niedrigſte. Der Verſchwender macht ſich verächtlich; der Geizige allgemein verhaßt. Übertriebene Häuslichkeit wird ſich ſchwer in den Grenzen der Tugend halten. Sey großmüthig, freygebig; bilde dir ein, daß du verlierſt, was du nicht gibſt; aber, um nicht ein Verſchwender zu werden, befrage ſtets die Klugheit um Rath; ohne ſie gibt es keine Tugend.

15.

Rechne nicht auf Dankbarkeit der Menſchen, wenn du wohlthun willſt; kümmere dich nicht, daß du dir durch Wohlthaten Undankbare machſt; thue Gutes ohne eigennützige Abſicht; Wohlthaten gehen nie verloren; der Undank ſelbſt macht ſie kund.

Wenn du Jemanden einen Dienſt erweiſen kannſt, verbinde ihn immer mit Gefälligkeit und gutem Willen; die Art, wie man Jemanden ſich verbindlich macht, verdoppelt den Werth der Verbindlichkeit. Warte nicht, bis dein Freund deines Beyſtandes benöthigt iſt; komme ihm immer nach deinem ganzen Vermögen zuvor; du wirſt ihm dadurch einen unangenehmen Schritt erſparen, der die Eigenliebe des Menſchen demüthigt, wenn er zu Gunſten ſeiner Umſtände dein Gefühl rege machen ſoll; du wirſt ihm zeigen, daß wahre Freundſchaft dienſtbar iſt, ohne aufgefordert zu werden.

16.

Halte ſtreng auf dein Wort, und handle immer darnach. Erinnere dich öfters, was Einer aus den Weiſen Griechenlands ſagte: Drey Stücke werden erfordert, um den Göttern gleich zu werden: Gutes thun, die Wahrheit reden, und ſein Wort halten.

17.

Hüte dich vor aller Unbedachtſamkeit; behalte dein Geheimniß bey dir, oder hinterlege es in das Herz deſſen, dem es dich niemahl reuen darf, dein Zutrauen geſchenkt zu haben.

18.

Wir pflegen uns immer von unſerer vortheilhafteſten Seite anzuſehen; aber unſere Zuſeher auf dieſer Weltbühne ſind ſo nachſichtig nicht. Wir leben mit unſern Fehlern wie der Bettler mit dem Uebelgeruche ſeiner Ausdünſtung; wir gewöhnen uns an dieſe, wie er an jenen, und ſehen unſere Fehler nicht mehr, wie er ſeine Kleider nicht mehr riecht; aber Andere ſehen unſere Fehler, und riechen Unrath.

Der menſchliche Geiſt iſt ſchon von Natur aus geneigt, in ſeinem Nebenmenſchen Alles aufzufinden, was ihn in den Augen der Welt herabſetzt, um ihn in ſeinem Fortkommen zu hindern.

Beſtrebe dich um wahre Kenntniß der Tugenden, womit du Andere glänzen ſiehſt, um dich nach ihnen zu bilden; auch mit ihren Mängeln mache dich bekannt, damit du dich beſſerſt. Aber nie laſſe dich gelüſten, die Fehler Anderer aufzudecken, wenn du dir nicht unverſöhnliche Feinde machen willſt.

Trage Mitleid mit den menſchlichen Schwachheiten, und denke, daß es auf dieſem Erderund kein vollkommenes Weſen gebe.

19.

Laſſe deine Fehler nicht ergrauen; eine lange Gewohnheit des Böſen iſt ſtets eine unumſchränktere Herrſcherin als die Vernunft.

20.

Wünſche nicht nur dein Glück; ſondern zeige, daß du deſſen würdig biſt.

Dem Weiſen iſt es noch nicht genug, ſein Möglichſtes um Erreichung ſeines Privatglücks zu thun; ſeine Bemühungen erſtrecken ſich auch über das Glück ſeines Nebenmenſchen.

Da das Glück mehr in dem Begriffe, den man ſich davon macht, als in dem innern Werthe der Dinge beſteht, die es uns verſchafft, ſo lebt der Weiſe immer glücklich mit dem, was er hat, und weiß das zu entbehren, was er nicht hat.

21.

Sey beherzt! — Muth ſchützet und erhält die Würde des Mannes.

22.

Ich will dir ein großes Geheimniß mittheilen, damit du in der Welt gefallen ſollſt. Denke, rede und thu immer, was ſich zur Zeit am beſten ſchickt.

Dieß iſt ein Grundſatz der Höflichkeit, die du dir nie genug eigen machen kannſt, weil du ihrer überall bedarfſt, und ohne ſie ſelten etwas ausrichten wirſt.

23.

Damit du dir die Reue erſparſt, ſey nicht zu voreilig in deinem Entſchluſſe, und denke der Sache, die du unternimmſt, lange nach.

24.

Es wird ſchwer halten, mit der jugendlichen Lebhaftigkeit deines Geiſtes dem Strome deiner Worte freyen Lauf zu laſſen, ohne ihren Verſtand zu ſchwächen.

Gewöhne dich an eine geſetzte Sprache, und überdenke, ehe du redeſt, wohl, was du ſagen willſt.

Dadurch wirſt du viele übereilte Reden verhüthen, die man, wenn ſie kaum den Lippen entfliehen, wieder zurück wünſcht, und die uns manchmahl Händel verurſachen, die uns immer für unſre Unbeſcheidenheit hart beſtraſen, ſo glücklich ſie ſich auch für uns enden mögen.

25.

Werde nicht das Windfähnchen des Zufalls; laſſe den Hauptgegenſtand, der zu deinem Glücke führt, nie aus den Augen; viele Projekte machen, daß keines gelingt.

Das Leben eines jungen Menſchen ſoll einer öffentlichen Rede gleichen, wo alle Theile derſelben richtig mit einander verbunden ſind, und alle zu einem gleichen Zwecke zielen; eben ſo verhält es ſich mit den Handlungen des Menſchen.

26.

Wenn du ſchreibſt, theilſt du deine Gedanken durch Striche gehörig ab, und bemerkſt durch Punkte den Ausgang: warum dieß nicht auch in deinen Geſprächen und Reden? — Man muß innezuhalten wiſſen — ſelbſt in dem Guten. Die Deviſe der Weisheit iſt:

Nichts zu viel!! — —

27.

Mache, daß dich die Menſchen lieben, nicht fürchten.

Die Freundſchaft hat unausſprechliche Annehmlichkeiten; — ein böſes Zeichen, wenn man ſie nicht fühlt! —

Wer Niemanden liebt, und nicht geliebt wird, ſoll aus der Geſellſchaft der Menſchen verwieſen werden.

28.

Hüthe dich ſorgfältig, daß du dir keine Feinde machſt; es gibt keinen, der nicht ſchaden kann.

Nichts iſt verhaßter, als der Haß ſelbſt: er iſt ein Hausfeind, den man überall mit ſich herumträgt.

Wenn man ſeiner feindſeligen Stimme Gehör gibt, ſtürzt man in einen Abgrund von mehr Uebeln, als man ſelbſt aus Haß Andern gewünſcht hat.

Beleidigungen ſchaden nur Jenen, die ſie Andern zufügen.

Das Geheimniß, daß ſie dir nicht Verdruß machen, beſteht darin, daß du ſie vergeſſeſt, wenn ſie nicht deine Ehre angreifen.

Das heißt, ſich um Andrer Fehler ſtrafen, wenn man über Jene zürnt, die uns böſe machen wollen.

29.

Die nützlichſte aller Wiſſenſchaften iſt die, die dich Selbſtkenntniß und Selbſtbeſſerung lehrt.

Daß du nicht gewiſſenhaft genug bey Erforſchung deines Selbſt zu Werke gehſt, iſt die Urſache, warum du nie beſſer werden wirſt.

Ueberall ſchleicht ſich Eigenliebe [illegible]: ſie iſt ſo aufmerkſam, ſo fein, daß, ſo wachſam man darauf iſt, ſo viel beſorgt, ſich ſelbſt zu kennen, man ſich doch hier und da vergißt.

30.

Mach dir Freunde; was ſie dich auch immer koſten mögen; ſo theuer ſie dir auch zu ſtehen kommen, ſo haſt du ſie doch wohlfeil genug, wenn ſie dir treu und aufrichtig ſind: allein um ſolche Freunde zu finden, mußt du ſelbſt jene guten Eigenſchaften beſitzen, die du in Andern ſucheſt.

31.

Wenn du eine Zeit wirſt gelebt haben, wirſt du finden, daß das menſchliche Leben aus Gutem und aus Uebeln zuſammengeſetzt iſt.

Erliege nicht unter Widerwärtigkeiten, und laß dich von deinem Glücke nicht verblenden; übernimm dich weder in der Freude, noch im Schmerze.

Erhalte dich in den mancherley Umſtänden, worein du gerathen wirſt, mit Gelaſſenheit und Geduld, und halte dich immer bereit, mit Standhaftigkeit dein widriges Schickſal auszudauern.

Vorhergeſehenes Unglück fällt nie ſo ſchwer, als jenes, das uns überraſcht.

32.

Jugendlicher Leichtſinn wird dich leicht mit dem, was du Gutes thuſt, zufrieden ſtellen; aber was du gethan haſt, das genüge dir nicht; fürchte dich, daß du dich nicht in dem vernachläßigeſt, was dir noch zu thun übrig iſt. Biſt du gut, ſo beſtrebe dich beſſer zu werden.

33.

Sey demüthig, ohne niederträchtig zu werden; laß dich herab, ohne dich zu erniedrigen.

Denke erhaben; eine große Denkungsart iſt das Geſchenk des Herzens, nicht des Geiſtes.

Rechne dir jene edle Scham, die ſich vor Schande und Vorwürfen fürchtet, zur Ehre.

Habe für dich ſelbſt Achtung; in allen deinen Handlungen ſey etwas Ehrendes.

34.

Eitle Ehre hat nur für die einen Schein von Realität, die ſich durch ein großes Air ihre Fehler zu bemänteln einbilden; aber gewöhnlich widerfährt ihnen das Gegentheil.

In ihrem Prunke ſucht man eine gute Eigenſchaft, die man nicht findet! Wer dann durch einen ſchimmernden Staat zu täuſchen hofft, ſieht ſich verachtet, als man ihn kennt.

35.

In jedem Kampfe, den du mit widrigen Ereigniſſen und dir ſelbſt zu kämpfen haſt, denke, daß der Sieg nur der Geduld gehört.

36.

Verlange und hoffe nicht zu viel; nichts iſt betrügeriſcher als Begierde und Hoffnung; eine wie die andere verſpricht uns oft mehr, als ſie uns leiſten.

Es iſt ein geringeres Unglück, Etwas nicht zu erhalten, das man wünſchet; als Etwas zu erhalten, das man ſich nicht hätte wünſchen ſollen.

Die Eigenliebe will glücklich ſeyn — ohne gerecht zu ſeyn; ſie ſuchet Vergnügen und Seelenruhe ohne den Frieden zu lieben, der die Quelle davon iſt.

Das Verlangen nach Glück liegt ſo tief in unſerm Weſen, daß es dem Menſchen nicht freyſteht, dieſen Eindruck zu verlöſchen; ja dieſes Verlangen iſt uns ſogar nöthig.

Der Menſch ſündigt, nicht weil er ſich in Rückſicht ſeines Gegenſtandes betrügt, ſondern weil er ſein Glück in Etwas ſetzt, wo es nicht iſt.

37.

Sey höflich ohne Ziererey, und ohne jenen Schwarm von Komplimenten, die dem Vernünftigen ungelegen ſind.

Du mußt ſie für nichts Beſſers als für eine falſche Münze anſehen, die die Menſchen erfunden haben, um ſich einander ungeſtraft betriegen zu können.

38.

Urtheile und richte nie nach dem Anſchein, der betriegen kann.

Sey nachſichtig gegen die Fehler deines Nächſten, wenn du willſt, daß man auch die deinigen entſchuldigen ſoll.

39.

Alle Menſchen ſind für die Geſellſchaft geboren. Die am meiſten fürs Angenehme derſelben beytragen, ſollten auch am meiſten geſucht werden.

Die Wiſſenſchaft der Welt beſteht in der Kunſt zu gefallen. Dringe alſo nicht ſo wohl auf Gelehrtheit, als darauf, das Angenehme und Gefällige deines Weſens mit ſelber zu verbinden.

Gelehrte von Profeſſion ſind gewöhnlich verwilderte, unartige Menſchen. Sie haben ſo viel mit den Todten zu ſchaffen, daß ſie nicht mit den Lebenden zu leben wiſſen.

40.

Lerne in allen deinen Pflichten durch die Regeln der Vernunft dir Grenzen vorzuſetzen.

41.

Behalte immer eine edle und anſtändige Faſſung; nicht ausſchweifend und ungleich, wie die meiſten unſerer jungen Leute ſind.

Mache, daß man gleich auf den erſten Blick ein günſtiges Urtheil von dir fälle: gut in der Welt auftreten, iſt ein glückliches Vorurtheil, daß man darin ſein Glück machen wird.

42.

Sey ſanft und mitleidig; habe ein Herz für deinen Nächſten. Sey nicht Einer von Jenen, die das Unglück ihrer Mitmenſchen erſchweren. Habe Mitleid mit Allem, was leidet; liebe, was dein Erbarmen verdient.

43.

Freylich behält das Glück überall ſeine Rechte;

aber der Kluge läßt ihm in ſeinen Geſchäften nichts, was er ihm durch Vorſicht und Rath nehmen kann.

44.

Denke: es iſt nichts gut, nichts ſchön als Wahrheit; im Herzen zeigt ſie ſich und läßt ihre Annehmlichkeit koſten.

Sage nicht immer, was du denkeſt; aber denke immer, was du ſageſt.

Die Wahrheit verliert in dem Munde des Lügners ihre Rechte; darum glaubt man ihm nicht, wenn er auch wahr redet: ſie verliert ihre Stärke in dem Munde deſſen, der ſie nicht mit Klugheit vorträgt.

45.

Der geſündeſte Theil der Weisheit iſt der, der dazu dient, Verdruß zu vermeiden, und uns lehrt, uns in unſern Stand zu ſchicken.

Lebe mit der ganzen Welt in Frieden; es iſt natürlich, daß man Recht hat; aber Wortzank muß nie eigenſinnig, nie bitter werden.

Nichts gleicht der Marter, mit der man diſputiert. Die meiſten Dinge können von zwey Seiten angeſehen werden; es iſt alſo ungerecht, wenn man will, daß Jedermann ſie von der nähmlichen Seite betrachten ſoll, von der ich ſie ſehe.

Dieſe Grundſätze erſtrecken ſich nicht bloß auf wichtige Gegenſtände; man muß ſie alle Tage in Ausübung bringen und bey den geringſten Kleinigkeiten. Sie dienen vorzüglich, den Geiſt zur Ruhe zu bringen.

Wenn man ſich dieſer Grundſätze bedient, wird man nicht leicht die Verſchiedenheit der Meinungen als eine Wirkung der Widerſetzlichkeit und der wenigen Achtung anſehen; ſondern als eine Mannigfaltigkeit der Denkungsart, die die Natur unter die Menſchen vertheilte.

Dadurch wird man Bitterkeit der Gemüther vermeiden und den Frieden erhalten.

46.

Vermeide allen Starrſinn; er iſt ein Fehler, der uns im Böſen feſt hält, und als eine falſche Nachahmung der Standhaftigkeit angeſehen werden muß.

47.

Wiſſe, daß deine Unterhaltung einfach und leicht ſeyn ſoll: daß man weder das Ernſte der Geiſtesſprache, noch den Spaßmacherton affektiren darf.

48.

Wenn man das Lächerliche an ſich vermeiden will, muß man den Wohlſtand ſeines Alters und Standes beybehalten.

Es ſteht einem jungen Menſchen eben ſo wohl an, hie und da vom Manne etwas an ſich ſehen zu laſſen, ſo wie man es gern an Alten ſieht, wenn ſie noch etwas Jugendliches an ſich haben: Dieſer legt dadurch

Weisheit in ſein Betragen, und Jener bringt Annehmlichkeit in die Geſellſchaft.

49.

Kein Menſch kann ſich rühmen, frey geboren zu ſeyn — frey, nach dem ganzen Umfange des Wortes; denn wir kommen mit eben ſo vielen Herren zur Welt, als es Leidenſchaften gibt.

Beſonders traue jenen nicht, die das Herz angreifen; ſie vergiften alle deine Lebenswürze und berauſchen deinen Geiſt, daß er ſich nie von dem Taumel erhohlt, in den ſie ihn ſenken.

Glücklich der Weiſe, der das Joch dieſer übermüthigen Tyrannen bey Zeiten abwirft, und nicht als ihr Sklave durch die Thore des Todes geht!! — —

50.

Es gibt ſo viele Fälle, wo man ſich's nicht merken laſſen darf, daß man ſieht und hört, und wo man, um Frieden zu erhalten, ſich anſtellen muß, als merke man den Betrug nicht.

51.

Wenn dir in der Folge deines Lebens glückliche Ereigniſſe begegnen, ſo denke, daß Glückstage den Mann von Herz und Kopf nicht verändern müſſen; daß nur gemeine Seelen — zu ſchwach ihr holdes Glück vertragen zu können — ſich davon einnehmen laſſen.

52.

Mache dir auch die kleinſten Fehler deines Betragens nicht durch Geringſchätzung zur Gewohnheit.

Alles, was auch nur die geringſte Ahndung verdienen kann, iſt deiner Aufmerkſamkeit würdig.

Es gibt keinen Fehler, worüber du dir nicht Vorwürfe zu machen haſt, wenn du ihn mit vollkommener Kenntniß ſeiner Entſtehung und mit Bewußtſeyn begeheſt.

53.

In allen deinen Unternehmungen, die mit Vernunft und Ueberlegung angefangen ſind, handle mit Zuverſicht; ſie iſt eines der vorzüglichſten Mittel, deren man ſich bedienen kann, um etwas glücklich auszuführen.

54.

Hochachtung muß die unzertrennliche Gefährtin einer wahren Freundſchaft ſeyn. — Was iſt wohl natürlicher, als daß man ſchätzt, was man liebt?

55.

Vergiß nie, daß wichtige Dienſte Ketten ſind, die der Rechtſchaffene nie zerreißen darf; daß Undank das Herz erniedrigt, und Dankbarkeit es ehret.

56.

Vermeide, ſo viel dir möglich iſt, alle Mißhelligkeiten und Zänkereyen.

Nichts iſt den Menſchen nöthiger, als Einigkeit.

Dieſe Geſellſchaft macht eine Art von Gemeinde verſchiedener Intereſſen aus, die ſich über jeden Einzelnen verbreiten, und wovon das Ganze gewinnt.

57.

Das ſicherſte Mittel, die Güter des Glückes mit innerer Ruhe genießen zu können, iſt, daß man ſich immer auf ihren Verluſt bereit hält, ohne ſich darüber zu betrüben; daß man die Armuth zu verhüthen ſucht, die den gewiß verfolgt, der die überflüßigen Bedürfniſſe nicht zu entbehren weiß.

58.

In allen deinen Unternehmungen erinnere dich dieſes Grundſatzes: Die Klugheit iſt eine Führerin, die uns vor Verirrungen bewahrt; ſie iſt ſo innig mit der Weisheit verbunden, daß, ſobald ſie ſich trennen ſie ſich auch vernichten.

59.

Alle Thoren ſind eigenſinnig; ihre Ungelehrtheit und ihr Eigenſinn ſind nichts als ein Gemiſch von Unwiſſenheit und Stolz; Erſtere füllet ſie mit irrigen Meinungen an, und Letztere verhindert, daß ſie ſich den Irrthum benehmen laſſen.

60.

Vorliebe und Uebereilung machen, daß man es nur dem Zufalle danken muß, wenn ein Unternehmen gelingt.

61.

Schirme dich vor dem Stolze derjenigen, denen die Arbeiten Anderer nie gefallen, weil ſie in ihre eigenen Einfälle verliebt ſind; nicht weil ſie wahr — ſondern weil ſie von ihnen ſind.

Weil ſie Alles zu wiſſen glauben, was ſie nicht wiſſen, ſo vereinigen ſie ihre Unwiſſenheit mit Stolz und Anmaßung.

62.

Hab allen Verdacht auf das, was du für deine Freunde beſorgen mußt.

Große Dienſte, die man leiſtet, ſind oft minder auffallend, und beweiſen weniger Freundſchaft als kleine Gefälligkeiten; dieſe zeigen, wie ſehr du auf deinen Freund bedacht biſt.

Man leiſtet die erſten mit Ueberlegung — oft abſichtlich und öfter aus Eitelkeit; die andern erfolgen natürlich und ohne Zwang; ſie folgen ſanft den Empfindungen des Herzens, woraus ſie quellen, und von dem ſie geleitet werden.

63.

Wundere dich nicht darüber, wenn du Menſchen finden wirſt, die mit dir um das Ziel auf deiner Laufbahn eifern.

Die Menſchen finden ſich durch das Verdienſt Anderer beleidigt; — mehr oder minder, je nachdem es in die Augen fällt.

64.

Die Eitelkeit dient uns nur, uns das zu verbergen, was wir ſind und nicht ſind.

Wir ſind mit nichts weniger bekannt, als mit uns ſelbſt; und es iſt doch nichts nöthiger, als daß wir uns in Rückſicht unſerer ſelbſt nicht betriegen.

Vermeide jene grobe Prahlereyen, die ſich ſogleich bloßſtellen, und allzeit denen mißfallen, welche ſie ſehen.

65.

Wenn dir auch das Glück einmahl freundlich zulächelt, ſo rechne nicht auf Treue und Beſtändigkeit ſeiner Gunſt: es iſt ſich ſo ungleich, ſo flatterhaft — es iſt eine galante Schöne, der man nie trauen darf.

66.

Lerne deinen Geiſt am Bande der Klugheit führen, daß du dich deſſen nicht mehr bedienſt, als du brauchſt, und zur Zeit, wenn du ſeiner bedarfſt.

Sage nie was Unnützes, und was ſich nicht ſchickt; denn nichts iſt gut, wenn es nicht an ſeinem gehörigen Orte ſteht.

67.

Poſſenreiſſer und Heuchler gehören in eine Klaſſe; ſie ſind beyde niemahl das, was ſie vorſtellen.

68.

Uebe dich in der Wiſſenſchaft des Umganges mit Menſchen, und ſchmücke dich mit Talenten, die in Geſellſchaft gefallen.

69.

Laſſe dich durch die Schmeicheleyen der Welt nicht verführen; traue ihnen nicht zu leichtſinnig.

Die Welt iſt voll verlarvter Geſichter — Geburten der Nachahmung; es gibt Philoſophen, die Thoren ſind; ungetreue Freunde, beſtochene Richter, und Frömmlinge, die Schurken ſind.

Man iſt in der Welt oft mehr bemüht, tugendhaft zu ſcheinen, als es wirklich zu ſeyn.

Scheintugenden verhalten ſich gegen die wahren Tugenden, wie eine ſchöne Kopie gegen das Original; man betrügt ſich ſehr leicht.

Der Sieg dieſer Scheintugenden beſteht darin, daß die Menſchen, damit ſie um ſo weniger den Schein davon haben, Verſtellung und Heucheley erfanden; durch dieſe ſieht man täglich die Opfer des Betrugs fallen.

70.

Das Zeichen eines hellen Geiſtes iſt, daß man mit ſich ſelbſt zu leben weiß.

Mache deine Ruhe ſowohl von Menſchen als vom Glücke unabhängig; lerne dein eigener Freund zu ſeyn.

71.

Mache dich nicht mit Leuten, denen du Ehrfurcht ſchuldig biſt, zu gemein; noch mit jenen, die dir Achtung ſchuldig ſind. Beyde haben ihr Unanſtändiges.

72.

Sey nichts weniger als eiferſüchtig auf die Ueberlegenheit fremder Talente; freue dich vielmehr, deinen Meiſter gefunden zu haben; liebe die Vernunft, wie ſie ſich zeiget.

73.

Beruhige dich über geſchehene Uebel, die ſich nicht mehr vergüten laſſen, wie über jene, die du weder vorſehen, noch ihnen zuvorkommen kannſt.

74.

Tadle nicht an Andern die Fehler, die du ſelbſt haſt.

Dieſe Ungerechtigkeit iſt unter Menſchen ſehr gemein. Wenn ein Blinder auf einen Andern ſtößt, beklagt ſich einer über den Andern.

75.

Habe vorzüglich auf dein Aeußeres Bedacht. Man gibt ſich oft bloß, ohne es ſelbſt zu bemerken.

Augen, Faſſung, — ja das Stillſchweigen ſelbſt ſind zuweilen die Dollmetſcher unſers Herzens und unſerer Geſinnungen.

76.

Verheirathe dich nicht — ohne reife Ueberlegung — von dem erſten blendenden Blicke hingeriſſen.

Schönheit und Häßlichkeit laufen zwar auf verſchiedenen Wegen aus; aber ſie treffen endlich doch zuſammen; ich will dir damit ſagen: daß beyde abnehmen, je länger man ſie ſieht.

Heirathen heißt einen Handel treffen, womit vor dem Tode kein Abſatz mehr gemacht werden kann. Darum mußt du dich bey dieſem Handel an gründlichere Verdienſte halten, als Schönheit und Reichthum ſind.

Wenn deiner Frau die Vorzüge des Herzens fehlen, ſo haſt du mit all ihrer Mitgift eine häßliche Bettlerinn geheirathet.

77.

Der Geiſt der Frauenzimmer ſteht meiſtentheils im Solde ihrer Leidenſchaften oder ihrer Begierden; ihre Vernunft liegt nur in ihrem Geſchmacke.

Alles, was ältert, iſt ihnen überläſtig; alte Freundſchaften ſehen ſie für Blumen an, die nur in der Blüthe ihrer aufkeimenden Jugend gefallen.

Alle Anhänglichkeit an ſie endigt ſich meiſtens mit Reue; ſie betriegen uns, und wir betriegen ſie; und ſo — Alles zuſammen genommen — darf man wohl ſagen, betriegt eine Hälfte der Welt die andere.

Es gibt aber auch würdige Frauenzimmer, die durch ihre Tugenden die Ehre ihres Geſchlechtes erhalten: an eine ſolche kannſt du dich ohne Gefahr anketten.

Du wirſt ihr nur durch eine vernünftige, edle Denkart und durch feine Sitten gefallen; ihr Umgang wird dich alſo gewiß im Guten beſtärken, und deinen erworbenen guten Ruf vergrößern.

78.

Traue aber ja keiner liebäugelnden Frommen, die durch ihr zuſammengeſetztes Aeußeres, durch eine Hülle von Sittſamkeit, und kleine ausſtudirte Reden viel gefährlicher iſt, als eine Kokette, die wirklich von Eroberungen lebt. Sieh eine ſolche Perſon für eine gefährliche Schlange an, die unter Blumen verſteckt iſt; wer ſie berührt, wird verletzt; wer — von ihren Reitzen hingeriſſen — ſich ihr nahet, weint Thränen ewiger Reue.

79.

Mache von den Widerwärtigkeiten des Lebens einen guten Gebrauch, wenn dich dein feindſeliges Geſchick darein ſtürzt.

Denke, daß ſie den Geiſt ſchärfen, und ihm eine Schwungkraft und Feſtigkeit geben, die den Muth aufrecht hält und vergrößert.

80.

In Gefahren allein erkennt man wahre Tapferkeit; mitten in Vergnügungen die Mäßigkeit; die Klugheit in der Unterſcheidung des Böſen und Guten, und die Gerechtigkeit in der verſtändigen Austheilung desjenigen, was Jedem gehört.

Fürchte dich nicht vor der Schwere dieſer Tugenden; ſie wird dich nicht zu Boden drücken; im Gegentheile wirſt du ſie immer leichter finden, je mehr du damit beladen biſt.

81.

Laſſe dir immer mehr angelegen ſeyn, zu lernen, was du noch nicht weißt, als zu reden, um Andern zu lehren, was du weißt.

82.

Laß mich es dir noch einmahl widerholen, nichts iſt dir nöthiger als geſellſchaftliches Leben; was in einer Geſellſchaft angenommen iſt, macht die Weſenheit derſelben aus.

Es verhält ſich damit eben ſo, wie mit einem geſchmackvollen Anzug; es gehört eine gute Wahl dazu, um ihn angenehm zu machen.

83.

In Allem, was du thuſt, handle mit Mäßigkeit.

Die äußerſte Lebhaftigkeit iſt ſchwer in ihre Grenzen zurück zu weiſen; ſie ſchadet ſich ſelbſt, indem ſie die Aufmerkſamkeit von ſich entfernt — ihre Führerin und Freundin.

84.

Wage deinen beſorglichen Blick nie ſo weit in die Zukunft, daß du darüber die Gegenwart vergeſſeſt.

Sey vorſichtig, ohne unruhig und trübſinnig zu ſeyn.

Unſre Vorſehungen ſind ſo ungewiß, daß wir öfter auf eben den Wegen in unſer Unglück laufen, auf denen wir ihm entfliehen wollten.

Alle Menſchenweisheit muß ſich immer der Vorſicht zu Füßen werfen; ſie kann nicht mehr ausrichten, als es dieſer gefällig iſt, ihr Wirkungskraft zu laſſen.

85.

Rede von Niemanden Böſes; nur die Gelegenheit macht einen Unterſchied zwiſchen dem, der verleumdet, und dem, der wirklich Böſes thut.

Lobe auch nicht zu viel. Die Menſchen ſind ſo gebrechlich, und ſo geneigt, ſich auf ihre Tugend etwas zu Guten zu thun, daß man ſie erſt nach dem Tode loben ſollte, wenn man ſich an ihnen nicht irren ſoll.

86.

Verwundere dich nicht, wenn du in den Dingen dieſer Welt ſo wenig Gleichheit findeſt. Die Waffen des Kriegers ſind nicht alle Tage die nähmlichen; der Geiſt des Menſchen iſt veränderlich und hat ſeine wetterlaunigen Tage, und Niemand iſt zu jeder Stunde weiſe. Nur das Herz, wenn es gut iſt, bleibt allzeit gut; ich werde dich daher immer an das deinige anweiſen. Der Geiſt denket, das Herz begnügt ſich mit dem Gefühle; aber wenn der Geiſt gut denken ſoll, muß er nach dem Gefühle des Herzens denken.

87.

Das Gedächtniß verliert ſeine Stärke, wenn es ihm an Gegenſtänden und an Nahrung mangelt; pflege das deinige, wenn du es gut erhalten willſt.

Das Gedächtniß iſt der Schatz des Verſtandes; die Vorrathskammer, woraus der Geiſt ſeinen Stoff holt; aber Beurtheilungskraft muß ihn erſt gehörig anwenden, und ihm einen Werth geben.

Du lieſeſt gern: aber wähle dir immer eine ſolche Lektüre, die deinen Sitten nützet.

Hüthe dich wohl, daß das, was du lerneſt, nicht ſowohl diene, deinen Verſtand zu ſchmücken, und dein Gedächtniß auszufüllen, als vielmehr dein Herz zu veredeln und deine Siten zu verfeinern.

88.

Ich habe es dir ſchon geſagt, und wiederhohle es hier nochmal; man muß mit den Menſchen in Frieden zu leben ſuchen. Du kannſt bey deiner gefaßten Meynung bleiben, wenn du ſie für gut hältſt, doch ohne die Meynung Anderer zu verwerfen, außer es beträfe deine Ehre, oder den guten Nahmen deines Nebenmenſchen, die Tugend, deinen Fürſten und dein Vaterland.

Wenn es übrigens Dinge betrifft, die auf dieſe Gegenſtände keinen Bezug haben, ſo iſt es ein Verdienſt nachzugeben, beſonders, wenn du mit Leuten diſputirſt, die dir vorgeſetzt ſind, oder ſolchen, die ihre Meynung mit mehr Hitze vertheidigen, als die Unwichtigkeit des Gegenſtandes verdient.

89.

Die Gerechtigkeit iſt eine allgemeine Tugend; und nur durch ſie wirſt du weder gegen Gott, noch gegen deinem Nächſten, noch gegen dich ſelbſt verfehlen. Dieß mache dir zum vorzüglichſten Lebensgeſetz.

90.

Der Mund würde ſchweigen müſſen, oder würde ſehr ungeſchickt ſprechen, wenn nicht der Geiſt vor ihm redete, und ihm die Worte lieh, die von ſeinen Lippen fließen.

Je heller und reiner die Seele iſt, deſto angenehmer und richtiger wird die Rede ſeyn.

Leuten von einem lebhaften ſtürmiſchen Charakter wird es oft an Ausdruck und an geſundem Verſtande fehlen.

Man drückt ſich gemeiniglich nur darum ſchlecht aus, weil man ſich nicht Zeit ließ, wohl zu denken.

91.

Das Glück erhebt und ſtürzt, wie es ihm gefällt; es hat in den meiſten großen Ereigniſſen ſeine Hand.

Du wirſt wenig Begebenheiten aufgezeichnet finden, wovon der Ausgang der Macht und Klugheit der Menſchen kann zugeſchrieben werden. Umſtände tragen zu dem glücklichen Erfolge großer Thaten das meiſte bey; der Erfolg iſt nicht ſo wohl das Werk des Verdienſtes, als des Glückes.

Verſuche es, dieſe wandelbare Göttinn zu fixiren und ſie durch Verdienſte in dein Intereſſe zu ziehen.

Wenn ſie dir aber feindſelig den Rücken kehrt, tröſte dich mit dem Gedanken, ſo viele ihrer Schooskinder zu ſehen, denen du dich ſchämen würdeſt zu gleichen.

92.

Tugend iſt das einzige wahre Gut, das nicht von der Macht des Glückes, und den Befehlen der Könige abhängt.

Nur durch Ausübung wahrer Tugenden erwirbt man ſich die Achtung der Menſchen und den Frieden des Herzens.

93.

Es ſieht böſe aus um dich, wenn Strafen dich zu Erfüllung deiner Pflichten zwingen ſollen, wie die Peitſche das laſtbare Thier; wenn du nicht ſelbſt ihre Wichtigkeit bemerkeſt.

Nichts fällt ſchwer, das man gerne thut.

Der Seele iſt nichts ſo ſehr zuwider als ein Zuſtand der Gleichgiltigkeit und der gähnenden Trägheit; ſie will thätig ſeyn: allein die Gegenſtände, womit du ſie beſchäftigeſt, ſeyen edel, ihre Arbeiten der Tugend und dem Wohle der Menſchheit heilig.

94.

Man iſt ſchon weit auf dem Wege zur Weisheit vorgeſchritten, wenn man ſich nicht mehr über den

Werth und Unwerth der Dinge betriegt; wenn man das Ueberflüßige von dem Weſentlichen einer Sache zu unterſcheiden weiß; wenn man die Schale nicht höher ſchätzt als den Kern.

95.

Gehorche den Geſetzen des Wohlſtandes; ſie beſtehen aber darin, daß man ſich nach dem Alter, Stande, Gewerbe und Würde derer beträgt, mit denen man leben muß.

96.

Räume deiner Eigenliebe in der Art mit andern zu leben und zu reden nicht zu viel ein, wenn du willſt geliebt werden.

Leute, die ſich zu ſehr lieben, lieben ſich nicht zu ihrem Beſten.

97.

Beſtrebe dich mehr um Wahrheit der Worte als um eine zierliche Sprache.

So wie die Wahrheit im Herzen thront, ſo kömmt auch nur daher wahre Wohlredenheit.

98.

Seyen auch deine Worte mit Scharfſinn des Geiſtes gewürzt; ſo iſt es noch nicht genug, ſchön zu reden, du mußt auch ſchön handeln.

Worte ſind dem Streite unterworfen; aber nichts läßt ſich gegen die Werke einwenden.

99.

Verehre die Würden vielbetitelter Leute; aber nimm ihre Titel nicht allzeit für Tugenden: du könnteſt dich oft betriegen.

100.

Das große Geheimniß, immer recht zu handeln, liegt in der Furcht Böſes zu thun.

101.

Eine große Wohlthat iſt eine große Laſt, ſie iſt eine Art von Knechtſchaft, die uns die Erkenntlichkeit auflegt, und macht die Eigenliebe des Menſchen ſehr verlegen.

Man macht ſich leichter durch kleine Gefälligkeiten beliebt, als durch große Dienſte.

Ich will dir dadurch ſo viel ſagen, daß du keine Gelegenheit überſehen ſollſt, Jemanden gefällig ſeyn zu können.

102.

Sey immer vor dieſem unverſöhnlichen Feinde, die Eigenliebe, auf deiner Huth. Sie erregt und bringt alle Leidenſchaften in Aufruhr.

103.

Tritt nicht mit unumſchränktem Zutrauen auf die Menſchen in die Welt; lerne ſie erſt kennen, und bis du ſie nicht kennſt, halte gegen ſie zurück.

Die Aufrichtigkeit, die ſo ſchön ihre Stirne zu ſchmücken ſcheint, iſt oft nichts als feine Verſtellung.

Wenn du dich nicht davor in Acht nimmſt, wirſt du anfangs glauben, Geſchmack an ihr finden zu müſſen, und die Folge davon wird die ſeyn, daß du — betrogen biſt.

104.

Du mußt nicht mit Allem, was dir einfällt, ſogleich herausplatzen; die Menſchen mißbrauchen ihre Einbildungskraft.

Die erſten Gedanken, die uns beyfallen, ſollen wie ein Buch überſehen und verbeſſert werden, ehe man es in die Welt hinausſchickt; und eben ſo ſollſt du es auch mit deinen Gedanken machen, ehe ſie in Handlungen übergehen.

105.

Abhängigkeit iſt einem jungen Menſchen unentbehrlich, wenn er ohne Fehltritt auf dem Wege der Tugend fortſchreiten will; er kann nicht unabhängiger Herr über ſich und ſeine Aufführung ſeyn, wenn er nicht oft einen gefährlichen Sturz befürchten ſoll.

Seine Unerfahrenheit macht ihn einem Blinden gleich, der fremder Augen bedarf, die ihn leiten; die Heftigkeit ſeiner Leidenſchaften nöthigt ihn, an der Hand des Weiſern ſich führen zu laſſen.

106.

Ein weiſes Leben beſteht in der Einförmigkeit des Betragens, und in einer beſtändigen Gleichheit guter

Handlungen; die That des heutigen Tages muß der des künftigen nicht widerſprechen.

107.

Sey genau in Erfüllung deiner Berufspflichten, und laſſe dich nicht unter Jene zählen, die ſterben, ohne zu leben gelernt zu haben.

108.

Wir werden die Selbſtliebe nie ſo ganz ablegen können, daß wir an unſern guten Eigenſchaften nicht Gefallen finden ſollten; um ſo mehr werden wir ihnen Beyfall zulächeln, wenn wir ſehen, daß ſie auch Andern gefallen.

Hüthe dich wohl, daß der Beyfall und die Lobſprüche, die man der Tugend beylegt, dich nicht mehr einnehmen als die Tugend ſelbſt.

109.

Um glücklich zu ſeyn, gehört Zufriedenheit mit ſeinen Stande dazu.

Man läßt ſich auf eine gewiſſe Art die Güter, die man beſitzt, entwiſchen, wenn man zu heftig nach jenen ſtrebt, die man nicht hat.

110.

Das Leben des Menſchen muß nothwendig eine Miſchung von Umſtänden und Ereigniſſen haben, wie die Harmonie Mannigfaltigkeit der Töne.

Salomon ſagte: es gibt eine Zeit zur Arbeit, eine Zeit zur Ruhe, eine für ſich, und eine für Andere zu ſeyn.

Dieſe weiſe Vertheilung erhält das Gleichgewicht der Handlungen; weiſet jeder Sache ihre gehörige Stelle an; verhüthet das Zuviel und Zuwenig, und der Erfolg iſt, daß, indem ſie uns vor Wanken und Fallen ſchützet, wir Alles gut ausführen, ohne uns zu verſtoßen.

111.

Sey nicht zu diffizil im Umgange mit Menſchen; menge dich nicht in die Geſellſchaft der Blöden, aber wenn dich der Zufall dahin führt, und ſie nur gute, ehrliche Leute ſind, nimm Theil daran. Entſchädige dich für das Angenehme, das du an ihnen vermiſſeſt, durch ihre Gutmüthigkeit und Freymüthigkeit, mit der du unter ihnen ſeyn kannſt, laß dich zu ihren Begriffen herab, und ſcheine nicht klüger als ſie ſind, ſo werden ſie mit dir wohl zufrieden ſeyn.

Aber fliehe die Geſellſchaft des Narren, der ein Dummkopf iſt und es nicht zu ſeyn glaubt; ein Menſch, der von Niemanden bemerkt zu werden verdient, und der ſich um ſo höher hält, je weniger er ſich die Mühe gibt alle die Verachtung zu bemerken, die man gegen ihn äußert.

112.

Sey verſichert, daß die meiſten Unglücksfälle, die den Menſchen in ihrem Leben begegnen, nur daher kommen, daß ſie ſich in ihrem Berufe verſehen haben; daß ſie ſich zu Etwas beſtimmen, ohne vorher ihre Kräfte erwogen zu haben.

Sie ſollten ſich erſt ſelbſt kennen, ehe ſie Etwas unternehmen, ihre Kräfte mit ihren Talenten meſſen, und erwägen, wie weit ſie auf der Laufbahn, die ſie antreten wollen, zu kommen im Stande ſind.

Viele haben in einem großen Amte ihren Ruf verloren, den ſie gewiß in einem mittelmäßigen und ihnen angemeſſenen Stande erhalten hätten.

113.

Lerne deinen Ehrgeitz mäßigen; habe nicht mehr Kühnheit als Kopf; Gewöhne dich zum Gehorchen, wenn du befehlen lernen willſt.

Erinnere dich öfter des paſſenden Sprichworts eines Spaniers: Ein Schiff ſcheint groß in einem Fluße, und klein auf der hohen See.

114.

Die Erfahrung lehrt Alles; ſie iſt die gemeinſchaftliche Mutter aller Leute von Verſtand und der Unwiſſenden: ſie iſt oft minder trügend als die Vernunft.

So wie Leuten von deinem Alter oft beyde, Vernunft und Erfahrung, fehlen, ſo kannſt du nichts anders thun, als dieſen Mangel durch gute Rathſchläge weiſer, erfahrner Männer erſetzen.

Du brauchſt Leitung; du biſt dir ſelbſt zu nahe, um richtig von dir urtheilen zu können; du brauchſt alſo Freunde, die deine Fehler ſehen; die eifrig genug für dein Beſtes ſind, um dich nicht zu hintergehen, und Einſichten genug haben, um ſich nicht ſelbſt zu täuſchen.

115.

Du wirſt leicht den Widerwillen, wenn man ſich der Meinung Anderer unterwerfen ſoll, dämpfen, wenn du beobachteſt, daß es kein ſo ausgemachtes, allgemein anerkanntes Verdienſt gibt, das nicht noch Unvollkommenheiten an ſich hat, die der Menſchlichkeit eigen ſind; wenn du bedenkſt, daß man vernünftig, groß, lobenswürdig ſeyn kann, ohne vollkommen zu ſeyn.

Bedenke, daß dir der Freund oft widerſprechen muß, und ſein Widerſprechen Beweis einer ungeheuchelten Freundſchaft iſt. Schmeichler mußt du als deine Feinde betrachten, denen mehr darum zu thun iſt, unſerm Geſchmack Beyfall zu geben, als unſer Herz zu beſſern und unſern Verſtand aufzuklären.

Wir haben keinen beſſerern Spiegel als alte Freunde; ſieh ſie für deine Seelenärzte an; nimm ihre Ermahnungen wie heilſame Arzneyen; unterwirf dich ihren Anordnungen, oder du mußt auf deine Geneſung gänzlich Verzicht thun.

So lieb mir dein Wohl iſt, hoffnungsvoller Jüngling! ſo bitte ich dich, laſſe dir dieſen Grundſatz tief ins Herz geprägt ſeyn; ich weiß nichts, das dir nöthiger und nützlicher wäre, als Dieſes.

116.

Denke in allen deinen Handlungen, daß die Art ſie zu thun, und die Grazie, die ſie begleitet, das meiſte erſetzen.

117.

Wenn auch unſer Jahrhundert das aufgeklärte ſeyn ſoll, ſo iſt es gewiß nicht das Geſittetſte; es ſcheint vielmehr in unſern Zeiten der Frömmigkeit und Unſchuld der Zutritt in die Welt verſperrt zu ſeyn. Das Verderben iſt ſo allgemein geworden, daß es faſt nöthig wäre, um ein rechtſchaffener Mann zu ſeyn, ein Sonderling zu bleiben, und es ſich gefallen zu laſſen, von Gaffern aller Art betrachtet zu werden.

Aber ſey es auch; ich empfehle dir ſogar dieſe Art eines Sonderlings; lerne gegen den Strom böſer Beyſpiele kämpfen; halte dich feſt und unerſchütterlich im Guten; du wirſt dich aber nur durch die ſtrengſte Wachſamkeit darin erhalten: ohne dieſe verrauchen alle unſere guten Entſchlüſſe, die Menge reißt uns mit ſich fort, und wir gehen im Angeſicht Anderer zu Grunde.

Dieſes, was ich hier ſagte, gehört auch zur Klugheit des Lebens, du wirſt nicht glücklich ſeyn ohne Tugend und Frömmigkeit, und was ſoll doch unſere ganze Klugheit erzwecken, als unſer Lebensglück? —

118.

Befürchte Alles von deiner unbändigen Lebhaftigkeit; ſie in Schranken zu halten, liege dir ſo ſehr am Herzen, als die Heilung einer gefährlichen Krankheit.

Wiſſe, daß reifes Urtheil nicht eilet, ſondern Schritt vor Schritt geht; Beurtheilungskraft iſt im Geiſte das, was der Kopf am Körper iſt; ſie handelt ohne Vorliebe — frey, mit Klugheit und richtiger Unterſcheidung des Wahren von dem Falſchen.

119.

Es iſt wahr, unter jungen Leuten findet ſich ſelten reifes Urtheil; es iſt die Frucht einer langen Erfahrung, und gemeiniglich nur das Eigenthum des Alters: da ſie aber in allen Handlungen unſers Lebens, bey jedem Schritte vorausgehn ſoll, ſo bemühe dich hierin ein Greis zu ſeyn, noch ehe dir das Alter dieſen ehrwürdigen Nahmen gibt.

Die Quelle der meiſten unſerer Unglücksfälle, die uns begegnen, glaube ich in der unvorſichtigen, und unordentlichen Aufführung vieler Menſchen zu finden; weil ſie oft aus Laune, Eigenſinn oder Leidenſchaft, ſelten mit Vernunft und nach Grundſätzen handeln, die ſowohl Pflichten als Klugheitslehre zu unſerm Lebensglücke vorſchreibt.

Vorzüglich bedarf der Menſch, der in die große Welt tritt, und da ſein Glück machen ſoll, eine weiſe Lebensvorſchrift. Dieß erfordert die Wichtigkeit der Geſchäfte, die uns übertragen werden; Anſehn und Würde der Bedienungen, die uns der Staat anvertraut; unſer und das Intereſſe Anderer, mit denen wir umgeben — ein Punkt, der unſerer Aufmerkſamkeit nie entgehen ſoll, da die tägliche Erfahrung zeigt, wie gefährlich und ſchwer es iſt, das Intereſſe der Menſchen zu behandeln, wie leicht es beleidigt wird, und wie nachtheilig die Folgen davon ſind, denn ich darf wohl ſagen, Eigennutz iſt eine der empfindlichſten Leidenſchaften des Menſchen, und fordert ſehr viel Klugheit und Schonung.

Der Menſch hat immer ſeine Feinde, erklärte oder heimliche, die jeden ſeiner Schritte mit kritiſchen Augen beobachten, und ſtets auf ſeinen Fall bedacht ſind, um aus ſeinem Unglück Vortheil zu ziehen.

Alles dieſes beweiſet die unumgängliche Nothwendigkeit, nichts ohne Grundſätze der Klugheit und der wahren Politik zu thun.

Der Gedanke an ſo viele Unglückliche, die ich aus Mangel an Erfahrung und Ueberlegung, durch verwahrloſte Erziehung und Abgang vernünftiger Grundſätze auf der Laufbahne ihres Glückes ſo oft den Weg verfehlen — Manche gar in ihr Verderben rennen ſah, bewog mich ein Buch zu ſchreiben, worin ſie Grundſätze für ihr Leben finden ſollten, die eben ſo gut in der Ausübung, als wahr gedacht ſind; durch deren Befolgung ſie in der großen Welt Glück und Ehre finden werden.

Wenige haben auch richtige Begriffe von Politik. Verſtellung, Liſt, Betrug, Heucheley und Schurkenkniffe halten Viele für Politik. Die Kunſt, das gute Herz des Edlen zu ſeinem Vortheil zu nützen; Alles für ſich, nichts für Andere zu thun; auf den Trümmern des Glückes meines Nächſten den Thron des meinigen zu erbauen; Religion und Tugend zum Spielwerk niedriger Begierden und Abſichten zu gebrauchen — — das nennen Viele Politik. — Aber Schande und Verachtung dieſen Politikern! — Grundſätze, die ſo was erzwecken, mögen wohl das Taſchenbuch des Böſewichts ſeyn; aber nie können ſie dem Rechtſchaffenen, dem Edlen Klugheitslehren heißen.

Wahre Politik ſoll uns lehren, unſer Leben ſo zu führen, daß wir in Rückſicht des Wohlſtandes, unſerer Handlungen und unſers äußerlichen Betragens, dem Tadel der Welt ausweichen; wahre Politik lehrt uns die Nothwehr gegen den falſchen, liſtigen Feind, der unſer Glück untergraben will; ſie macht uns zu angenehmen Geſellſchaftern, zu nützlichen Freunden, und warnt uns vor Thorheiten, in die allzeit Jene verfallen, die ohne Klugheit, ohne Grundſätze handeln. Wahre Politik muß ſich mit allen Tugenden und Pflichten des geſellſchaftlichen Menſchen vertragen; muß ſich ſelbſt auf Tugend und Rechtſchaffenheit gründen.

Rechtſchaffenheit.

Rechtſchaffenheit iſt die vorzüglichſte Eigenſchaft des Mannes, denn ſie iſt der Inbegriff der Haupttugenden, die uns die Erfüllung unſerer Pflichten nothwendig machen; ſie iſt auch die Grundlage des wahren Verdienſtes und die Quelle eines dauerhaften Glückes.

Dieſer — der vortrefflichſte Charakterzug des Mannes — bringt ihm ungleich mehr Ehre, als alle jene großen Thaten des Stolzes, die man nur im erſten Augenblicke ihrer Entſtehung anſtaunt.

Ohne Rechtſchaffenheit iſt es Schande, zu leben; und ein Herz, das ihrer nicht bewußt iſt, wird nie Friede genießen.

Jeder Vernünftige, jeder Gutdenkende ſchätzt den Mann von erprobter Rechtſchaffenheit; jeder Edle wünſcht ihn ſich zum Freunde. Iſt das nicht mehr Lohn, als Titel und gefährliche Hofgunſt? ——

Aber das genügt noch nicht. Der Rechtſchaffene bahnt ſich durch ſein Verdienſt wirklich den Weg zu den wichtigſten Stellen.

Doch mehr als alles Dieſes iſt die glückliche Stille, die nur in reinen Seelen herrſcht; der Friede des

Herzens, den ihm kein Zufall rauben kann, vor dem gemeine Menſchen zittern; denn in ſeinem Buſen raſet keine unordentliche Leidenſchaft, und ſein Herz zerreißt nicht der Wurm der Reue, nicht marternde Vorwürfe eines aufgebrachten Gewiſſens. Er, der ſtandhaft die Wege der Vorſicht geht, findet für alle traurigen Vorfälle des Lebens Beruhigung in ſeiner Tugend.

Da nichts im Stande iſt, ihm dieſen koſtbaren Schatz zu rauben, den er im innerſten ſeines Herzens aufbewahrt, ſo kann ihn auch nichts unglücklich machen.

Um wie viel ſchlimmer ſind hingegen jene daran, deren ganzes Glück in zufälligen Gütern des Lebens beſteht? — Schönheit, Reichthum, Anſehn, Gunſt der Großen machen nur bezugsweiſe auf herrſchende Vorurtheile glücklich; tauſend unvorgeſehene Fälle können uns dieſes Glück rauben, aber der natürliche Gang der Dinge ſelbſt reißt es mit ſich fort. Sie ſind dann um ſo elender, da ſie in ihrem öden Herzen ſo gar nichts finden, was ſie über den Verluſt dieſes ſchwankenden Glückes tröſten könnte, an dem ſie ſo unzertrennlich hingen.

Nichts iſt daher dem Menſchen wichtiger, als das Beſtreben ein ehrlicher Mann zu ſeyn.

Ehrfurcht für die Urheber unſers Daſeyns.

Nicht bloß ein Grundſatz der Klugheit — nein, ein unverletzliches Geſetz iſt es — ein Geſetz, das von jeher die roheſten Völker eben ſowohl, als die policirteſten beobachtet haben.

Ein Beweis, daß dieſes Geſetz, das uns der Schöpfer ins Herz grub, ſchon in der Natur ſelbſt liegt.

Die Stimme der Natur iſt oft zu ſchwach, als daß ſie im Aufruhr der Leidenſchaften zur Vernunft bringen könnte; und darum iſt es auch ein göttliches Geſetz, das den Uebertreter mit der ſtrengſten Ahndung bedroht.

Die Vernunft ſelbſt macht uns die Nothwendigkeit dieſes Geſetzes begreiflich; denn iſt es nicht billig, daß wir denen unſere Achtung bezeigen, unſere Kräfte weihen, die die Urſache unſers Daſeyns ſind, die uns gepflegt, für uns geſorgt, und für unſere Erhaltung gewacht haben?

Dieſes Gefühl — der Kindesliebe und Ehrfurcht — iſt ſo edel, ſo zärtlich, daß das Herz desjenigen, darin es wohnt, unumgänglich gut ſeyn muß; es iſt auch nicht allein, ſondern immer mit mehrern edlen Empfindungen begleitet, die die Würde des Menſchen erheben. Ich behaupte daher, daß das Herz eines Kindes, das keine Liebe für ſeine Aeltern hat, ſehr verdorben ſeyn muß, und es läßt ſich aus ganz natürlichen Gründen vorausſagen, daß ein Menſch, der die Urheber ſeines Daſeyns nicht ehrt; auch nicht glücklich ſeyn kann.

So wie das Gute nicht allein iſt, ſo hat auch das Böſe ſeine Geſellſchaft vom Böſen, und unzählige Sprößlinge des Laſters werden in einem Herzen aufwachſen, darin der Keim der edelſten Empfindung erſtickt iſt.

Dieſer ſchändliche Undank macht ihn in aller Augen verachtungswürdig; und die Guten und Edlen fliehen ſeinen Umgang, ſeine Geſellſchaft wird bald keine andere mehr ſeyn als die der Böſen.

Taub gegen den väterlichen Rath; ungeſtüm gegen die zärtlichen Vorwürfe einer weinenden Mutter, weil er Beyde nicht liebt und nicht ehrt, wird er ſich ſeinen Begierden und Leidenſchaften überlaſſen, der Verführung folgen, und an der Hand des Laſters in ſein Verderben ſtürzen, das die Strafe ſeines Undankes iſt.

Wichtigkeit der Erziehung.

Ganz gewiß ſind die Kinder ſtrafbar, die ihren Aeltern den ſchuldigen Gehorſam, die gebührende Ehrfurcht entziehen; aber das Verbrechen der Aeltern, die die Erziehung ihrer Kinder vernachläßigen, iſt nicht minder groß: denn das Wohl und Weh unſers Lebens hängt faſt ganz von der Erziehung ab, die wir erhalten.

Wer ſchon mit einem natürlichen Hang zum Böſen geboren wird, der iſt eine nie verſiegende Quelle aller Laſter, wenn ihn nicht eine ſorgfältige Erziehung frühzeitig beſſert, und ſein Herz zum Guten lenkt.

Aber auch ein Herz mit der beſten Anlage wird verdorben, wenn es pfleglos ſich ſelbſt überlaſſen iſt.

In einem Alter, wo die Leidenſchaften ſo lebhaft ſind, überläßt ſich das Herz ohne Widerſtand den reizenden Vergnügungen, die den ſüßeſten Genuß darbiethen, wenn es nicht vor dem Gifte gewarnt wird, das mit dieſem Genuße verbunden iſt, das die Hefe im Becher der Wolluſt iſt.

Täglich haben wir die traurigen Folgen einer vernachläßigten Erziehung vor Augen. Ein junger Menſch, dem es an Erziehung fehlt: der weder Wiſſenſchaft, noch Verdienſte hat, iſt keine Stelle zu vertreten fähig; ſeine Leidenſchaften, die ihn einzig leiten, und ihn zum Verſchwender machen; die zu begnügen, ihm kein Opfer zu theuer iſt, machen ihn aller Welt verachtet und verhaßt.

Seine Ausſchweifungen werden ihm immer verdrießliche Händel zuziehen; es wird ſo weit mit ihm kommen, daß er ſeine Familie entehrt und auf immer alle Achtung der Gutgeſinnten verlieren wird.

Welchen Schmerz muß der Anblick eines ſolchen Sohnes dem Vater machen, der ſich nicht frühe genug die Bildung ſeines Kindes angelegen ſeyn ließ; — der ihm nicht edle Gefühle in das Herz legte, und ihn nicht auf die Nothwendigkeit aufmerkſam machte, ein kluges, geſittetes Betragen anzunehmen!

Welche Freude aber hingegen für den, der ſich ſelbſt dem ſüßen Geſchäfte unterzog, Lehrer und Erzieher ſeines Kindes zu ſeyn; — ſeinen Geiſt zu bilden, und ſein Herz zu veredeln. — Welche Freude für ihn, wenn er ſeinen Sohn, ſobald er in die Welt tritt, mit allgemeiner Achtung empfangen ſieht — ſieht, wie er Aller Herzen gewinnt, und Edle ihn als Freund in ihre Arme ſchließen; — wie er von Tag zu Tag an Einſichten und Kenntniſſen zunimmt, von Tag zu Tag tugendhafter, weiſer und fähiger wird! — —

Dieſes ſind die Früchte einer guten Erziehung; und kann es ein ſo gefühlloſes Vaterherz geben, daß es ſie nicht zu ſammeln wünſchen ſollte? Iſt nicht Ruhe und Seligkeit damit verbunden?

Ein Vater ſoll alſo nichts verſäumen, nichts ermangeln laſſen, was zur guten Erziehung ſeiner Kinder gehört; ſo wie dieſe jene Zeit, die zu ihrem Unterricht und ihrer Bildung beſtimmt iſt, wo ſie die Pflichten ihres Lebens lernen und die nöthigen Kenntniſſe erhalten, als die koſtbarſte Zeit anſehen ſollen. Sie müſſen durch eigne Verwendung und Empfänglichkeit die Abſicht ihrer guten Aeltern unterſtützen, denn es geht ja einzig ihr Beſtes an; ſie haben allein den größten Antheil an den Sorgen, die man für ihre Bildung trägt.

Da ich von der Erziehung rede, erlaube man mir auch ein Wort — das zwar ſchon vielmahl iſt geſagt, aber noch zu wenig gehört worden, und nie oft genug wiederhohlt werden kann — ein Wort über die Erziehung durch Hofmeiſter.

Der Adel und die Reichen halten ſich größtentheils Ammen und Hofmeiſter, meiſtens der Bequemlichkeit wegen, wie ſie ſich Pferde halten, die ſie von einer Wiſte zur andern ſchleppen, und dienſtfertige Hände, die ihnen den Becher an den Mund halten, und ſchnelle Füße, die auf den Wink ihrer Launen in Bewegung ſind. Doch laſſe ich es auch gelten, daß Umſtände eintreten, die es dem beſten Vater unmöglich machen, ſich ſelbſt mit der Erziehung ſeines Sohnes zu beſchäftigen. Der Mann, der in Staatsgeſchäften arbeiten und am Hofe ſeyn muß, iſt immer in die traurige Nothwendigkeit verſetzt, ſeine Vaterſtelle einem Andern übertragen zu müſſen. Welch ein wichtiger Schritt! — Wie ſchwer kömmt er einem zärtlichen Herzen an! — Wenn man nun einen Hofmeiſter nimmt oder nehmen muß, ſo geſchehe es doch mit Wahl und Kenntniß. Mancher Herr vertraut oft ſeine Kinder einem Menſchen an, dem der Bauer nicht ſeine Schafe anvertrauen würde. Niedrige Begriffe von dem Amte eines Hofmeiſters, den viele für nicht beſſer halten als einen armſeligen Dorfſchulmeiſter! Empfehlungen und ökonomiſche Gründe machen oft einen rohen, höchſt ungeſitteten Studenten, der außer ſeinem Schulkram nicht die geringſten Kenntniſſe beſitzt, zum herrſchaftlichen Hofmeiſter. Es iſt zwar wenig Glück für ihn, denn er wird nicht höher geachtet als ein anderer Domeſtik; und wenn er ſich nicht wohl mit dem Geſinde, und den Creaturen der gnädigen Dame verträgt, genießt er nicht einmahl die Achtung eines Kutſchers. Aber deſto übler ſind die unglücklichen Zöglinge daran; ſie werden zu Dummköpfen — und oft, ungeachtet einer guten Anlage des Herzens — zu abſcheulichen Menſchen erzogen.

Wer Bildung des Menſchen kennt, wem das Wohl ſeiner Kinder am Herzen liegt, der wird ſie keinem andern als einem Manne anvertrauen, den Stand und Charakter würdig machen, ihr Freund zu ſeyn, wenn er auch nicht von Adel iſt; es muß kein Unterſchied zwiſchen ihm und dieſen ſeyn, als der, den zufälligerweiſe das Glück gemacht hat, daß er mit keinen Titeln zur Welt kam, mit keinen Anſprüchen auf Rittergüter. Seine Würde iſt die Würde des ehrlichen Mannes; ſein Vorzug der des Weiſen.

Allein nur zu oft wird der junge Zögling gewohnt, ſeinen Hofmeiſter für einen Diener anzuſehen, den der Vater im Sold hat, um dem jungen Herrn mißvergnügte Stunden zu machen. In ſeinem Herzen regt ſich dann Widerwille gegen ihn, er fürchtet und haßt ihn, wie eine Schöne im Serail den feindſeligen Schwarzen, der ſie bewacht; er verbirgt ſich vor ihm, um ſeine Geheimniſſe ganz vor einem Bedienten ſeines Hauſes auszugießen, der der Vertraute ſeiner Streiche wird. Kaum kömmt der Hofmeiſter ſeinem Rivalen vor, daß er die Freundſchaft des jungen Herrn gewinnt, wenn er ſich zu den niedrigſten Gefälligkeiten herabläßt. Unzähligemahl geſchieht dieſes, und iſt das größte Unheil, das dem jungen Zöglinge je widerfahren konnte.

Ich wüßte Beyſpiele genug von ſolchen Erziehungen anzuführen; es iſt leichter, böſe Beyſpiele zu finden, als die Mittel, die man ihrer Vermehrung entgegen ſetzen ſoll.

Die Erziehung ſeines Kindes ſollte man damit anfangen, daß man ſeinen Hang, ſeinen Geſchmack, ſeine Leidenſchaften ſtudierte; ſeinen Hang, um ihn zu leiten; ſeine Leidenſchaften, um ſie zu mäßigen; ſeinen

Geſchmack, um ihn zu erhöhen, ſeine Fehler, um ihn zu beſſern; ſeine guten Eigenſchaften, um ſie ihm werth, und ſeine Mängel, um ihn aufmerkſam darauf zu machen: aber alles Dieſes ſetzt eine große Kenntniß ſeines Charakters voraus; und wie ſoll man einen jungen Menſchen kennen lernen, wenn man ihn immer von ſich entfernt, oder ihn mit ſo fürchterlicher Strenge behandelt, daß er es nicht wagt, ſich ſo, wie er iſt, ſehen zu laſſen? —

Man muß alſo entweder ganz auf eine gute Erziehung ſeiner Kinder Verzicht thun, oder ſie beſtändig unter Augen haben, und Alles anwenden, um ihr Freund zu werden.

Es gibt ſo viele herrliche Mittel, junge Leute zum Guten empfänglich zu machen, daß man ſich äußerſt wundern muß, daß man ſich gemeiniglich nur ſolcher bedient, die ſie zum Guten zwingen ſollen, wie die Peitſche das Pferd zum Laufen; — Mittel, die ihnen das Gute niemahl liebenswürdig machen, und Haß gegen ihre Gebieter erregen; ich verſtehe darunter jene henkerwürdige Züchtigungen, womit man ſie zu Gehorſam, Gelehrigkeit und Fleiß antreiben will, und ſchon in der Blüthe der Jugend alles Gefühl verhärtet, und die ſich nie mit einer freyen, vernünftigen Erziehung vertragen. Schläge, menſchenunwürdige Strafen, und ein rauhes Verfahren mit Kindern, deren ganzes Weſen, ihre Unſchuld und Schwächlichkeit, uns um

Schonung und Liebe anfleht, macht nicht beliebt; aber wohl gefürchtet und gehaßt. Furcht und Haß machen tückiſch, verhärtet, mißtrauiſch und für Alles unempfänglich — es iſt der Zuſtand des Sklaven, der ſein Elend fühlt, und mit jeder Minute den glücklichen Augenblick erwartet, dem Joche ſeines grauſamen Gebiethers zu entrinnen.

Wehe dem Vater, von dem kein Blick der Liebe mehr in das Herz ſeines fürchtenden Kindes dringt; oder das kein finſterer Blick des Mißvergnügens mehr rührt; auf das nur Belohnung und Strafe wirken!

Pflichten der Kinder gegen ihre Aeltern.

Die Geſetze der Natur, und der Wohlſtand gebiethen uns, unſern Aeltern die ſchuldige Ehrfurcht zu bezeigen, ihre Ehre zu vertheidigen, und ihr Beſtes zu befördern, wenn wir es thun können, ohne gegen Andere eine Ungerechtigkeit zu begehen.

Wenn man Dieſes auch nicht als Pflicht betrachten wollte, ſo wird man doch den beträchtlichen Vortheil nicht verkennen, der uns durch ein enges aufrichtiges Bündniß mit unſern Aeltern und Verwandten zuwächſt.

Man ſieht nicht leicht eine Familie in Verfall gerathen, die freundſchaftlich zuſammenhält; man hilft und unterſtützet ſich wechſelweiſe, theils durch eigne Kraft, theils durch Beyſtand guter Freunde, und dieſes gute Verſtändniß erhält die Glieder der Familie in Anſehen und Ehren.

Wenn auch unſere Aeltern und Verwandte mancher Vergehungen wegen dem Tadel der Welt ausgeſetzt ſeyn ſollten, wenn es ihnen an Verdienſt und Ruhm mangelte, ſo fordern doch Wohlſtand und Liebe, daß wir einen Bruch mit ihnen möglichſt vermeiden; daß wir ihre Fehler, ſo viel in unſerer Macht ſteht, vor den Augen der Welt verbergen, und ihnen zu keiner Zeit unſere Hilfe verſagen.

Die Klugheit in Rückſicht unſer ſelbſt fordert Dieß ſchon, wenn es auch kein göttliches und natürliches Geſetz vorhanden wäre.

Wiſſenſchaften.

Hierher rechne ich Alles, was ein junger Menſch lernen ſoll, je nachdem er zu einem Berufe beſtimmt iſt; was der Zweck ſeiner Studien ſeyn ſoll, und endlich den guten Gebrauch, den er von ſeinen Wiſſenſchaften machen ſoll.

Alle können nicht Alles lernen; jeder muß ſich vorzüglich Das wählen, womit er ſein Brod gewinnen, und dem Ganzen nützen will; es wäre alſo äußerſt unklug, ſich Wiſſenſchaften und Künſten zu widmen, die ſich entweder mit der Hauptwiſſenſchaft oder Kunſt, für die man ſich ganz beſtimmt, gar nicht vertragen, oder dem Fortgange zur Vollkommenheit in derſelben hinderlich ſind.

Unſer ganzen Wiſſen iſt verächtlich, wenn es nicht nebſt unſerm eigenen Wohle auch das Wohl unſerer Nebenmenſchen zur Abſicht hat. Durch wichtige Entdeckungen, durch freundliche Belehrung, und durch Verbreitung nützlicher Kenntniſſe der Welt nützen iſt der edle Endzweck aller Wiſſenſchaften, ohne welchen ſie todt und in den Augen des Weiſen ohne Werth ſind.

Der Gebrauch davon muß nicht minder edel und nützlich ſeyn; ſonſt ſind ſie ein ſchneidender Dolch in der Hand des Wüthenden; eine brennende Fackel in der Hand eines Heroſtrat der Menſchheit.

In jeder Wiſſenſchaft liegen einige oder mehrere Wahrheiten verborgen; da es nun ſelbſt der natürliche Wunſch des Menſchen iſt, Wahrheit kennen zu lernen, wird man ſich immer mit Vergnügen den Wiſſenſchaften widmen.

Allein man muß ſich nicht auf Alle ohne vernünftige Wahl verlegen wollen. Einige ſind dem Stande des Menſchen, andere ſeinen Kräften nicht angemeſſen; jene dienen zum Wohle der Menſchheit, andere nur zum Vergnügen. Der Genius des Zeitalters, darin man lebt, macht einige zur Mode; man lernt ſie des Vergnügens und der Sitte wegen; man muß daher ihretwegen die wichtigern, nützlichen Wiſſenſchaften nicht vernachläßigen.

Eine reine Sittenlehre, wahre Weltklugheit und Geſchichtkenntniß ſind für einen jungen Menſchen, der einſt ſeinem Berufe mit Ehre folgen, und im Ganzen nützen will, das wichtigſte Studium.

Die Sittenlehre flößt ihm die Grundſätze eines ehrlichen Mannes ein; ſie muß jeden ſeiner Tritte begleiten; muß der Leitfaden ſeines Wandels ſeyn.

Weltklugheit und Geſchichte lehren ihn, ſich vernünftig und behuthſam unter ſeinen Mitmenſchen betragen; ſie ſind das Sehrohr des Weiſen, womit er in eine Zukunft von Folgen ſieht, die dem Achtloſen, Unwiſſenden immer verborgen bleibt.

Mathematik läßt ſich einem jungen Menſchen nie genug empfehlen. Sie lehrt ihn Ordnung und Genauigkeit, Reinheit und Anſchaulichkeit im Denken. Die damit verbundene Meßkunſt macht ihn bedachtſam und zurückhaltend in ſeinem Urtheile; ſie lehrt ihn in Erforſchung aller Art Wahrheiten mit ſtrengſter Genauigkeit verfahren; und endlich gewöhnt ſie ihn unmerkbar an eine unermüdete Aufmerkſamkeit, die auf dem Wege der Wiſſenſchaften und Geſchäfte ſo unentbehrlich iſt.

Wahre Beredſamkeit iſt einer der wichtigſten Gegenſtände, auf den ſich junge Leute verlegen ſollen.

Ich verſtehe hierunter keine Schulrhetorik, keine blumigen Reden, ſondern jene Kunſt, die uns mit einem ſchönen Vortrage auch die Macht der Ueberredung verleiht — jene mächtige Zauberkraft, die von den Lippen des Redners über die Herzen ſeiner Zuhörer herrſcht, und ſie ihm unterwürfig macht.

Wir kommen in viele Gelegenheiten, wo uns dieſe Kunſt die wichtigſten Dienſte leiſten kann — in Fälle, wo Stärke, Muth und Tapferkeit unnütz ſind; wo uns Waffen helfen, wo uns nur die unwiderſtehliche Kraft der Beredſamkeit noch rettet.

Ich glaube nicht, daß es geheimnißvolle Worte gibt, durch deren Kraft man die Geiſter herbeyrufen und bannen kann; aber das iſt gewiß, daß der natürliche Zauber beredter Lippen die flüchtigſten Geiſter feſſelt, und das wildeſte Herz ſich unterwirft.

Der Gute bedient ſich dieſes glücklichen Talentes zum Wohle ſeines Nächſten, zur Aufnahme der verſcheuchten Wahrheit, zur Rettung der Unſchuld, und zum Triumphe der gerechten Sache.

Da, wo er nichts der überlegnern Macht entgegen zu ſetzen hat; wo Vorurtheil und Eigennutz ſich ihm entgegen ſtellen, bedient er ſich der hinreißenden Beredſamkeit. Er weiß durch einen angenehmen, überredenden Vortrag dem Fürſten und ſeinen Miniſtern die gute Sache ans Herz zu legen.

Ich erinnere mich hier der Rede eines noch lebenden deutſchen Fürſten. Ein Mann in ſeinem Staate, welcher der eifrigſte Vertheidiger des Guten war, und ſich nicht ſcheute, ſehr oft den Fürſten zu beläſtigen, um ihn um Beförderung oder Abſtellung dieſer oder jenen Sache zu bitten — und nie eine Fehlbitte that, wurde einſt auch dem Fürſten gemeldet, und ſein Beſuch betraf einen Gegenſtand, worüber der Fürſt auf Anrathen einiger Höflinge einen Entſchluß gefaßt hatte, den er ganz und gar nicht mehr zu ändern Willens war. Die Achtung, die er dieſem Manne ſchuldig war, und die Verhältniſſe, worin er mit ihm ſtand, erlaubten ihm nicht, ihn abweiſen zu dürfen; er mußte ihn vor ſich laſſen. Als dieſer ſeinen Vortrag geendigt hatte, umarmte ihn der Fürſt, und ſagte lächelnd zu ihm: »Ja, Sie haben Recht, es ſoll ſo ſeyn. Aber es iſt doch ſonderbar, ich nehme mir allzeit, ſo oft Sie zu mir kommen, kräftig vor, Ihnen Ihr Geſuch abzuſchlagen, und ich fühle mich allzeit unwiderſtehlich gezwungen, Ihnen Alles zuzugeſtehen.«

Er redet mit ſeinen Freunden, und ihre Herzen ſtehen ihm offen, und jedes Wort gräbt ſich darin ein, und gedeiht zu herrlichen Früchten, wie das Samenkorn in den offenen Furchen des Ackers. Er verſöhnt den Haß ſeiner Feinde, und der Fremde und Ausländer ſchlichtet mit ihm die ſchwierigſten Geſchäfte mit einer Leichtigkeit ſo gefällig, wie man es kaum unter Freunden erwarten darf. Man weiß, welche Wunderdinge Cicero, welche Thaten Scipio, und andere große Männer damit ausrichteten.

Allein dieſe Beredſamkeit liegt nicht immer in einem Strome von Worten; wenig Worte ſagen oft unendlich viel, und verändern mit einem Mahle die Geſinnungen eines ganzen Volks. Es kömmt auf Umſtände, Zeit, Stimmung der Gemüther, und auf die ſanfte, einſchmeichelnde Art des Vortrages an.

Philoſophie ſchärft ſeinen Blick, daß er durch das Dunkel menſchlicher Vorurtheile und Irrthümer ſieht; ſie klärt ſeinen Geiſt auf, und öffnet ihm einen größern Raum von Wirkung.

Vor Allem ſchätzbar muß ihm eine reine Vernunftlehre und die Naturkunde ſeyn; jene lehrt ihn richtig denken; dieſe enthüllt ihm die Geheimniſſe der Natur, zeigt ihm ihren Reichthum, ihre Schönheiten, ihre Ordnung und die bewundernswürdige Verkettung der verſchiedenſten Theile des Univerſums, und auf dieſe Art leitet ſie ihn auch zur Anbethung und Erkenntniß des großen Urhebers dieſes Wunderbaues.

Da man in unſern Zeiten ohne Sprachenkunde ſchwerlich mehr zu einem hohen Grade von Kenntniſſen gelangen wird, ſo muß nothwendig Sprachſtudium allem andern vorausgehen, die einzige Sittenlehre ausgenommen, womit man niemahls frühe genug anfangen kann.

Der Gebrauch der lebenden Sprachen, beſonders derer, die im Umgange gewöhnlich geworden ſind, empfiehlt ſich einem jungen Menſchen von ſelbſt durch die

Nothwendigkeit, in die er ſich unzähligemahl im Umgange mit der Welt verſetzt ſieht.

Wer den gelehrten Sprachen den Vorzug vor allen andern einräumen, und ſich damit in Geſellſchaften ein Anſehen geben will, macht ſich zum lächerlichen Schulpedanten. Es iſt äußerſt thöricht, die Sprache eines Volkes reden zu wollen, das nicht mehr iſt, und die Sprache derer nicht zu verſtehen, die mit uns leben.

Die gelehrten Sprachen führen uns in die Geſellſchaft der Weiſen vergangener Zeiten; die noch lebenden Sprachen machen uns zu angenehmen Geſellſchaftern, und führen uns in den Zirkel der feinen Welt, wo wir gebildet werden, um mit den Lebenden leben zu lernen.

Mit den todten Sprachen ſcheint es mir ſich eben ſo zu verhalten, wie mit Sammlungen alter Münzen und Medaillen; beyde dienen mir zum Unterrichte und Vergnügen, aber ſie ſind nicht allgemein im Gebrauche. Wer mit einer Taſche voll Medaillen und alter Münzen zu Markte gehen wollte, wäre beynahe eben ſo übel daran, als der, der gar kein Geld bey ſich hat.

So wichtig uns die Wiſſenſchaften ſind, ſo wenig ſoll man Leibesübungen ganz außer Acht laſſen.

Die Gymnaſtik der Griechen und Römer bleibt uns (nach der erforderlichen Einſchränkung) ein nachahmungswürdiges Beyſpiel. Ich will hier nicht Das wiederholen, was ſchon viele Gelehrte und vortreffliche Erzieher lange vor mir von der Nothwendigkeit der Gymnaſtik geſagt haben; Empfehlung genug, wenn man weiß, wie ſehr der vernünftige Gebrauch der Leibesübungen die Geſundheit fördert, die Sehnen und Muskeln des Körpers ſtärkt, und den Bewegungen unſerer Glieder ein freyes, ungezwungenes Anſehen gibt. Dadurch erhalten ſie Leichtigkeit, und eine gewiſſe Grazie, die gleich beym erſten Blicke auffällt und einnimmt. — Vortheile, die in einer Welt, wo das Aeußere ſo viel vermag, gewiß bedeutend, und nicht zu vernachläßigen ſind.

Noch muß ich Jeden, dem ſein künftiges Wohl am Herzen liegt, bitten, ſich ja nach allen Kräften für die Wiſſenſchaft zu verwenden, die zu dem Stande erfordert wird, den er ſich gewählt hat. Der, der ſeine Berufswiſſenſchaft vernachläßigt, wird ſein Leben durch nichts werden; er bleibt ein elender Stümper. Viele junge Leute mit herrlichen Anlagen werden ſo im geſellſchaftlichen Weltſyſteme zu irrenden Kometen; ſie wiſſen viel, und nichts, womit ſie ſich fortbringen und in die Reihe des gewerbſamen Staatsbürgers ſtellen können. Meiſtentheils werden Leute von vielen Künſten und Gewerben, die ſie nur zum Theile erlernten, darben müſſen; ſie glauben ſchon zu viel zu wiſſen, um noch zu lernen, und wiſſen zu wenig, um zu leben.

Wie unklug iſt es nicht, von einem Menſchen, der ſich der Arzneywiſſenſchaft widmen will, wenn er dieſe halb vernachläßigt, und Drechſeln, Vergolden, oder irgend ein anders Gewerbe nebſtbey erlernen wollte! Und doch gibt es, leider! Genien, die Alles ſind, und zu nichts taugen.

Von dem Zwecke der Wiſſenſchaften.

Handlungen, die in ſich ſelbſt wirklich gut ſind, verändern ihre Natur, wenn ſie aus einem böſen Grunde geſchehen: und ſo verhält es ſich auch mit dem Beſtreben nach Wiſſenſchaften.

Der Eifer zu Wiſſenſchaften und Künſten iſt für ſich ſelbſt gut und lobenswürdig; wer ſich damit abgibt, beſchäftigt ſich auf eine rühmliche Art; aber man muß dem Grunde nachforſchen, warum man ſich dieſen Wiſſenſchaften oder dieſen Künſten widmet.

Viele kennen keinen erhabnern Zweck, als ſich auf eine idealiſche Höhe des Ruhms zu ſchwingen, oder damit eine erträgliche Stelle zu erhalten, und in der Welt eine anſehnliche Figur zu ſpielen. Gemächlich, prächtig leben, ſich Mittel und Gelegenheit verſchaffen, ſeinen Leidenſchaften zu opfern, iſt gemeiniglich der Endzweck alles Beſtrebens, weil er der ſehnlichſte Wunſch des ungebildeten, leidenſchaftlichen Menſchen iſt.

Wer aus dieſer Abſicht ſich auf Künſte und Wiſſenſchaften verlegt, der hat ſich ein ſehr unrühmliches Ziel ausgeſetzt, er entweihet das Heiligthum der Muſen, und die nützlichſten Geheimniſſe werden in ſeinen Händen zu verderblichen, mörderiſchen Künſten. Die Menſchheit würde gewiß weniger verlieren, wenn ein ſolcher gar nicht ſtudirte, als wenn er nur aus Stolz und Eigennutz Wiſſenſchaften ſucht.

Nur die Abſicht, dem Ganzen zu nützen, der Wunſch, für das Wohl der Menſchheit zu arbeiten, iſt der einzig gute und eines edeln Herzens würdige Endzweck der Wiſſenſchaften.

Ein Grundſatz, den Aeltern, Lehrer und Erzieher der Jugend tief ins Herz prägen ſollen, damit Ruhmſucht, Stolz und Eigennutz ſie nie von dem wahren Zwecke entfernen; damit ſie wiſſe, daß die Zeit, die man den Wiſſenſchaften weihet, Gott, dem Staate, und unſern Nächſten und der Vervollkommnung unſer ſelbſt heilig iſt.

Gebrauch der Wiſſenſchaften.

Wer ſchon wahre, würdige Begriffe von dem Zwecke der Wiſſenſchaften hat, wird nicht leicht einen andern, als guten Gebrauch davon machen; ſo wie der, der ſich ihnen mit unedler Abſicht widmet, ſie auch meiſtens mißbrauchen wird.

Wem Stand, Geburt und Würden Vorzüge geben; wer ſich über den gewöhnlichen Menſchen erheben will, muß auch Andere im Maße ſeiner Kenntniſſe übertreffen.

Wiſſenſchaften ſind immer von großem Nutzen, wenn ihr Beſitzer einen guten Gebrauch davon zu machen weiß; wenn er nicht ſtolz auf ſeine Einſichten ſich ihrer zur Bildung ſeines Herzens, zur Erhebung ſeines Geiſtes bedient.

Wiſſenſchaften ſind alſo nicht zur Pracht, wie ein goldbeſetztes Kleid; und ſo groß der Künſtler oder der Gelehrte iſt, muß er nie zur Unzeit den Schatz ſeiner Wiſſenſchaften auskramen, nicht mit Hitze über Kleinigkeiten disputiren, nicht Alles unter das Joch ſeiner Meynungen zwingen, und im mächtig entſcheidenden Lehrtone ſprechen wollen; er wird durch dieſe Pedanten überall äußerſt mißfallen, ſich lächerlich machen, und bey ſeichten Köpfen oft ſelbſt dem Guten der Sache ſchaden.

Die ſchönen Wiſſenſchaften müſſen das Herz veredeln, die Sitten verfeinern, Milde, Nachſicht und Beſcheidenheit einflößen.

Aus einem brauſenden ungeſtümen Geiſte, und einem rohen, ungebildeten Herzen wird ein grober Stubengelehrter; die Wiſſenſchaften ſind in ihm das, was ein koſtbares, prächtiges Kleid iſt, das man einem rohen, tölpelhaften Bengel anzieht; der Schmuck iſt ſchön, aber überall ſieht der ungebildete Menſch durch.

Der wahre Gelehrte zeigt überall Mäßigung, eine beſcheidene Demuth und Weisheit; denn ſo wie er ſich mehr an Einſichten bereichert, um ſo mehr lernt er ſeine Mängel und ſeine Pflichten kennen.

Von der Unterwürfigkeit, die man den Geſetzen eines Staates ſchuldig iſt.

Die Aufrechthaltung der bürgerlichen Geſellſchaft, das allgemeine Wohl der Völker fordern von jedem Mitgliede des Staates, daß es ſich den Geſetzen deſſelben unterwerfe.

In einem monarchiſchen Staate iſt der Unterthan ſchuldig, dem Könige Ehrfurcht und Gehorſam zu leiſten: in einem republikaniſchen iſt man den Vorſtehern zu gehorchen ſchuldig.

Dieſes Geſetz leidet keine Ausnahme, iſt mit der Erhaltung des Wohls aller Staaten weſentlich verbunden, und iſt von allen Zeiten her bey allen Völkern der Erde eingeführt.

Was ein Mahl in einem Staate durch lange Gewohnheit ſich erhalten hat, darf nur dann abgeändert werden, wenn ſtärkere Gründe zur Aufhebung der Sache da ſind, als die waren, wodurch ſie eingeführt wurde: wenn die Aufhebung dem allgemeinen Beſten der Geſellſchaft zuträglicher iſt, als die Erhaltung; und dann iſt jedes Mitglied ſchuldig, das Seinige beyzutragen.

Neuerungen, die manche Unzufriedene in der Verfaſſung eines Reiches einführen wollten, würden oft mehr zum Sturze des Staats, als zur Befeſtigung ſeiner Glückſeligkeit dienen, er würde eher ſeine Macht verlieren, als ſie vermehren. Die Wahrheit dieſes Satzes beſtätigen tauſend Fälle der Geſchichte.

Die Klage der Empörer über Grauſamkeit und Unterdrückung ihrer Oberherren wird nie entſchuldigen.

Der Ehrgeiz, der die meiſten Rebellen verblendet, verhindert ſie zu bedenken, daß es ſelbſt ein göttliches Geboth iſt, den Mächten Gehorſam zu leiſten, die er über uns geſetzt hat, auch wenn ſie ſich ihrer gegebenen Gewalt übernehmen ſollten: daß ſie wider alle bürgerlichen Geſetze handeln, die ſchon von der Zeit, als eine Geſellſchaft entſtand, den Aufruhr unter die größten Verbrechen zählten, ſo glänzend auch der Schein vom Guten iſt, den man ſich zu geben ſucht.

Und dann — ſagt es uns nicht die Erfahrung aller Jahrhunderte, daß bürgerliche Kriege viel ſchrecklicheres Unheil anrichteten, verderblicher für die Menſchheit waren, als ſelbſt das Joch eines harten Beherrſchers, und daß ein Volk weniger unter dem Szepter auch einer minder ſanften Regierung leidet, als im fürchterlichen Sturme des Aufruhrs?

Keine bürgerliche Geſellſchaft, keine Regierungsart würde je beſtehen können, wenn jeder Einzelne ſich ungeſcheut dem Gehorſam entziehen dürfte, den er ſeinen Vorgeſetzten ſchuldig iſt, ſobald er Recht zu haben glaubte, ſich über das Haupt des Staates zu beklagen.

Jeder würde, von ſeinen Leidenſchaften getäuſcht, Scheingründe hervorſuchen, ſeine Widerſetzlichkeit auch gegen den beſten Regenten zu rechtfertigen.

Dreymahl glücklich der Staat, wo der König Vater ſeiner Unterthanen iſt, wo die Unterthanen ihn als Vater ehren, als Vater lieben! —

Glücklich das Reich, wo des Fürſten einziges Beſtreben iſt, ſeinem Volke eine Glückſeligkeit zu verſchaffen, die ſeine ferne Nachkommenſchaft überlebt, und wo das Volk dankbar den weiſen Fügungen ſeines Beherrſchers gehorcht, und ebenfalls ſich beſtrebt, der Vaterſorge würdig zu ſeyn, die um die Ruhe ſeiner Kinder die Ruhe des Fürſten raubt!

O dreymahl glückiches Vaterland! in deinem Schooße herrſcht dieſe ſelige Eintracht, dieſe herrliche Harmonie des Einzelnen mit dem Ganzen, des Geliebteſten der Fürſten mit ſeinem treuen Volke.

Anhänglichkeit an ſeinen Fürſten.

Dieſer Grundſatz iſt nur eine Folge der vorhergehenden.

Die Geſetze des Staates gebiethen uns Gehorſam gegen den Fürſten, und geſtatten keine Verbindung, die dieſer höchſten Pflicht entgegen iſt.

Man muß daher nie der Sklave eines Großen ſeyn; oder man läuft Gefahr, treulos gegen ſeinen Fürſten zu werden, wenn dieſe es ſind.

Aber zu oft wird die Ehrlichkeit eines Dieners des Königs in das Intereſſe oder den Stolz eines Großen verwickelt, und der Schwache, an den Banden der Hofkunſt geleitet, wird an ſeinem Fürſten zum Verräther.

Die Geſchichte der Höfe iſt immer die nähmliche, und ſchon in älteren Zeiten gab es Weiſe, die vor zu engen Verbindungen warnten, welche ſehr oft den natürlichen Verbindungen des geſellſchaftlichen Menſchen entgegen ſind.

Es iſt genug, wenn man den Großen des Reiches mit derjenigen Ehrfurcht begegnet, die man ihrer Würde ſchuldig iſt; wer ſich näher einläßt, ſteht immer in

Gefahr, ſeine Freyheit an ſie zu verkaufen, worüber der Fürſt allein zu gebitehen hat.

Ich hoffe nicht, daß man mich mißverſtehen, und das, was ich von der Anhänglichkeit an einen Miniſter nur in gewiſſer Rückſicht ſagte, allgemein ausdehnen wird.

Dieſe Ergebenheit an einen Großen wird immer für den Fürſten und den Staat von guten Folgen ſeyn, wenn ſie nur nicht die Grenzen eines ehrlichen Mannes überſchreitet; wenn nicht unſere Pflichten darunter leiden, und der Geblendete nicht der Sklave der Leidenſchaften eines Großen wird.

Am klügſten thut der, der ſeinem Herzen ſo lange gebiethet, bis er überzeugt iſt, ob der, dem er ſich ergeben will, auch ſelbſt ein treuer geprüfter Diener ſeines Fürſten iſt; ob er mit Freundes Wärme an ſeinem Könige hängt, und nur für ihn lebt: ob er nicht durch ſeine Gefälligkeiten, durch ſeine freygebige Freundſchaft auf Dienſte rechnet, die ſich mit dem Gehorſame und den Pflichten des treuen Unterthans nicht vertragen.

Manche planvolle Höflinge benutzen die Schwäche der Herzen; bedienen ſich eines Unvorſichtigen zum Inſtrument, und opfern ihn am Ende der Cabale auf.

Sobald man die Entdeckung macht, daß die Freundſchaft irgend eines Großen mit einer ſträflichen Abſicht verbunden iſt, muß man gleich anfangs ein Bündniß trennen, welches die unglücklichſten Folgen für uns haben kann, lieber alle geſchöpften Hoffnungen aufgeben, und auf alle Vorurtheile Verzicht thun, wie groß ſie immer ſcheinen mögen.

Nicht ſelten ſind alle die ſchönen Verheißungen der Großen eitle Worte; ſie, die Häupter der Factionen ſelbſt, fallen gewöhnlich, und ziehen alle jene mit ſich in den Abgrund, die ihre Sklaven waren; anſtatt dieſen ihre Anhänglichkeit belohnen zu können, ſind ſie die Urheber ihres Unglücks; das Verbrechen ſchmiedet endlich Beyde in Feſſeln, und die Träume eines herrlichen Glückes verſchwinden vor dem getäuſchten Auge.

Möge doch Jeder ſein Herz vor dem Partheygeiſte, vor großen ſchwindelnden Ausſichten bewahren, und ſich überzeugen, daß man auf den Ruinen eines zerſchmetterten Thrones kein würdiges Glück finde! — Möge Jeder ſich überzeugen, daß man ſich bey allen Revolutionen, die einen Staat betreffen können, immer an ſeinen König halten müſſe, daß ſeine Parthey die billigſte, die vortheilhafteſte iſt, die man ergreifen kann, denn man kann ſich ſagen: ich erfülle die heiligen Pflichten eines treuen Unterthans.

Ein Wort an die öffentlichen Tadler.

Nichts iſt allgemeiner, als daß man an öffentlichen Orten Kritiken über die Regierung hört.

Menſchen wagen es, die Verfaſſung ihres Staates, die Regierung ihres Monarchen zu beurtheilen, die nicht einmahl im Stande ſind, den engen Kreis ihres eignen Selbſt zu überſehen.

So lächerlich oft die gewöhnlichſten Räſonnements ſind, ſo ernſtlich ſind ſie doch in ihren Folgen. Sie ſchwächen nach und nach das Zutrauen der Unterthanen auf ihren Fürſten; rauben dem Herzen die Bereitwilligkeit zu gehorſamen, und verurſachen eine unvernünftige Widerſetzlichkeit auch gegen die klügſten und beſten Anſtalten.

Meiſtentheils ſind es Leute von ſehr eingeſchränktem Verſtande, und einer übertriebenen Meynung von ſich ſelbſt; ſie haben falſche oder einſeitige Begriffe von der Sache, oder ſind entzündete Enthuſiaſten einer chimäriſchen Lieblingsidee, die ſie bey jeder Gelegenheit auskramen.

Auch habe ich immer bemerkt, daß Leidenſchaft, Partheigeiſt aus ihnen redet; ſelten Liebe zum Ganzen, Liebe für den König. Viele ſind weiter nichts als das Echo einiger Unzufriednen, die gern im Trüben fiſchen.

In einigen Staaten kann eine unbeſonnene Rede die verdrießlichſten Folgen haben.

Nie ſind Leute von gleicher Denkungsart beyſammen; man macht ſich Feinde, und Worte, deren man ſich in einigen Tagen nicht mehr erinnert, ſind oft ſo gut als in Marmor geätzt; ſie haben ſich tief dem Gedächtniſſe eines Mißgünſtigen eingedrückt, dem die nächſt beſte Gelegenheit willkommen iſt, unſerm Glücke zu ſchaden.

Nur ein vermeſſenes Selbſtvertrauen auf Einſichten, die man nicht hat, kann den Mund des Unterthans öffnen, daß er die Staatsverwaltung ſeines Vaterlandes tadelt: Jeder bildet ſich ein, er wolle es beſſer machen; die Regierung ſtünde ſich beſſer, wenn Alles nach ſeinem Kopfe ginge.

Wenn Jeder an der großen Staatsmaſchine richten, beſſern und verrücken dürfte, wie es ihm gut dünkte, würde ein Staat bald das Schickſal erfahren, das die Uhr unter den Händen der Affen hatte.

Dem Unterthan ſteht es nicht zu, über die Geſetze ſeines Landes zu räſonniren, ſondern ſich ihnen ehrfurchtsvoll zu unterwerfen, ſich nach den Verfügungen zu richten, die der Unterthan mit der Bereitwilligkeit eines Kindes beobachten muß — ohne Widerrede — ohne Murren.

So edel auch der Wunſch im Herzen des biedern Bürgers iſt, die Mißbräuche abgeſtellt zu ſehen, die ſich von Zeit zu Zeit in die Verfaſſung eines Staates einſchleichen, ſo wenig berechtigt er zum Ausbruch öffentlicher Schmähung.

Die Mittel, dieſen Wunſch zu erfüllen, ſind oft ſo ſchwer, ſo gefährlich, daß, wenn ſie ohne das An=

ſehen der höchſten Obergewalt des Fürſten ergriffen würden, man eher die Ruhe und Erhaltung des Ganzen untergraben, als die gewünſchte Ordnung herſtellen würde.

Jeder Einzelne macht ſich alſo ſtrafbar, wenn er es wagt, die Verfaſſung zu tadeln.

Nur dem Könige und ſeinen Miniſtern ſteht es zu, zu unterſuchen, was im Staate zu beſſern, zu verhüten und einzurichten ſey.

Wenn auch der König Forderungen abweiſet, die ihren guten Grund zu haben ſcheinen, ſo iſt es Pflicht des Unterthans, ſeine ſchwache Einſicht einer höhern unterwerfen, und ſich durch die Liebe ſeines Fürſten zu überzeugen, daß er nur wegen dem Wohle ſeiner Unterthanen, und aus Gründen, die nur ihm und ſeinen Räthen bekannt ſind, ſo handle.

Wider die Urheber öffentlicher Unruhen und Verſchwörungen.

Aus vorausgeſetzten Grundſätzen läßt ſich leicht ſchließen, wie ſtrafbar diejenigen ſind, die, unter dem Vorwande, die Aufhebung einiger Mißbräuche zu bewirken, Unruhen im Staate erregen, und durch ihre Empörung jene ſchaudervollen Auftritte verurſachen, die oft den ganzen Staatskörper erſchüttern, oder ihn vollends umſtürzen.

Wenn Parteyen im Staate entſtehen, wird es nie an Leuten fehlen, die, um ſich furchtbar zu machen, einen Schein von ſich blicken laſſen, als wanke ihre Treue; dadurch hoffen ſie, daß man ihnen, um ſie leichter bey ihren Pflichten zu erhalten, deſto eher die Geſuche nach Ehrenſtellen und Gnaden des Fürſten gewähren werde.

Dieß iſt die Politik niederträchtiger Menſchen, die die verfänglichſten, ſchwärzeſten Kunſtgriffe anwenden, um bey Hofe vorzudringen.

Die Erfahrung deckt uns dieſe falſche Politik auf dem erſten Ueberblick auf. Man erreicht ſeinen Zweck nicht auf dieſem Wege; im Gegentheil iſt faſt die alltägliche Folge, daß man auf ſolchen Wegen ins Verderben geräth.

Dieſe Gründe — vor allen aber die Anhänglichkeit an unſre Pflichten, müſſen uns bey jeder Gelegenheit bewegen, mit unerſchütterlichem Muthe alle Anträge zu verwerfen, die die Würde eines getreuen Unterthans beleidigen; — ſie müſſen uns bewegen, Alles zu vermeiden, was unſere Treue nur im geringſten verdächtig machen könnte.

Unter allen Verſchwörungen iſt keine ſtrafbarer, als die, welche die geheiligte Perſon des Fürſten ſelbſt angeht, und ihn zu entthronen die Abſicht hat.

Die Häupter dieſer abſcheulichen Factionen ſind als für Raſende anzuſehen, die Alles ihrer Leidenſchaft aufopfern; ſie ſind die Mörder ihrer Mitbürger, die grauſamſten Feinde ihres Vaterlandes.

Vergebens ſagen dieſe Rebellen: Wir haben die Waffen in keiner andern Abſicht ergriffen, als für die Aufrechthaltung der Grundfeſten des Staates. — Dieſer alte, abgenützte Vorwand wird Niemanden mehr täuſchen.

Es entſteht immer die Frage: Was kann man von ihnen erwarten? — Geſetzt, ein Fürſt überſchritte die Grenzen ſeiner Macht; er hörte auf, Vater ſeines Volkes zu ſeyn, und näherte ſich dem Deſpoten; — mit welchen Grauſamkeiten würden Jene einen Thron zu behaupten ſuchen, auf den ſie ſich über die Leichen ihrer Mitbürger ſchwangen? —

Nach dem, was ſchon viele große Männer über dieſen Gegenſtand geſchrieben haben, iſt es eine ausgemachte Sache, daß nichts den Unterthan von der Treue und dem Gehorſame losſprechen kann, den er ſeinem rechtmäßigen Fürſten ſchuldig iſt, und daß ſowohl göttliche als menſchliche Geſetze den Unterthan zur Unterwürfigkeit gegen ſeinen Beherrſcher verpflichten.

Diejenigen, welche dergleichen Empörer zu vertheidigen, und aufrecht erhalten zu wollen, ſprechen ihnen das Urtheil, und verdammen ihr ſtrafbares Unternehmen

Immer beherrſcht Parteygeiſt ihre Herzen; falſche Ruhmſucht, und oft die niedrigſten Abſichten ſchaffen ſie zu Rebellen um; aus Leidenſchaft verſagen ſie ihrem Fürſten den Gehorſam, um ſich zu Beherrſchern zu machen.

Junge Leute, die weder die Menſchen, noch die verſchiedenen Verfaſſungen der Staaten genug kennen, und über dieſe vernünftig zu urtheilen, und jene zu unterſcheiden; deren Gehirn von chimäriſchen Ideen ſtrotzet, haben ſich vorzüglich in Acht zu nehmen. Ihr Enthuſiasmus überſteigt die Grenzen; ſie ſind mit Allem unzufrieden, möchten Alles umſtalten und verbeſſern; ein wildes Feuer, das in ihren Adern ſtrömt, und die ohnmächtige Vernunft, welche keinen, oder doch einen ſehr ſchwachen Widerſtand leiſtet, reißt ſie zu den tollſten Ausſchweifungen hin. Wenn ſie auch nicht Kraft genug haben, Rebellen zu werden, und das ſchwärzeſte aller Verbrechen zu begehen, ſo bleiben ſie doch immer unausſtehliche Räſonneurs, reden von den Angelegenheiten des Staates ſo unſinnig und frech, wie der niedrigſte Pöbelhaufe, und recenſiren Fürſten und Geſetze in Bierſchenken — ſelbſt zum Aerger des beſſer denkenden Bauers.

Die Folgen dieſes unvernünftigen Betragens ſind zu bekannt, als daß ich mich hier in eine Schilderung derſelben einlaſſen ſollte; ſichtbarer werden ſie jedem durch die ältere und durch die gegenwärtige Geſchichte, und durch eigene Vorſtellung der Unglücklichen, die dadurch ihr Verderben gefunden haben.

Ueber die Art, ſich in der Welt beliebt zu machen.

Keine Kunſt iſt uns im geſellſchaftlichen Leben nöthiger, als die, ſich beliebt zu machen.

Wer über die Herzen zu herrſchen weiß, wird wenig unternehmen, das ihm nicht gelinget, denn er wird überall Freunde und Beſchützer finden.

Aber wie ſoll man den Eingang finden in die Herzen der Menſchen? Es iſt ſo ſchwer, ſie zu gewinnen.

Es iſt nicht ſo ſchwer, als man ſich's vorſtellte. Rechtſchaffenheit iſt das erſte und vorzüglichſte Mittel dazu. Sie macht den Geiſt geſchmeidig, gelehrig und einſchmeichelnd; ſie verhindert uns, Andere zu beleidigen; ſie lehrt uns, ſich in die Launen der Menſchen zu ſchicken, ſo viel es unſere Pflicht zuläßt. Die Gefälligkeit und Achtung, die ſie uns für unſere Geſellſchafter einflößt, erwirbt uns ihr Wohlwollen.

Eben ſowohl dient auch die Aufrichtigkeit, die Freundſchaft und das Zutrauen unſerer Mitmenſchen zu gewinnen; allein dieſe Tugend muß immer Klugheit und Beſcheidenheit zu ihren Gefährtinnen haben.

Auch Gutmüthigkeit iſt ein ſicherer Weg, der uns Eingang in die Herzen der Menſchen verſchafft. Sobald nur ein Menſch als dienſtwillig bekannt iſt, fühlt man ſich ſchon geneigt, ihn zu lieben, ehe man ihn noch kennet; ſeine Gegenwart vollendet dann, was die Sage von ihm anfing.

Aber vor allen den Mitteln, die ich jetzt angeführt habe, empfehle ich vorzüglich das folgende, welches alle andern in ſich enthält: Wenn du dich bey andern beliebt machen willſt, ſo liebe ſie ſelbſt zuerſt; gib ihnen die erſten Beweiſe deiner Achtung, deiner Zuneigung.

Das Vergnügen, ſich geliebt zu ſehen, iſt ſo ſüß, daß man nicht umhin kann, diejenigen zu lieben, und der Perſon geneigt zu ſeyn, die uns dieſes Vergnügen macht.

Dieß ſind die allgemeinen Mittel, die am dienlichſten ſind, ſich beliebt zu machen: aber Wenige bedienen ſich ihrer; Wenige ſind ihrer empfänglich, Wenige fühlen den glücklichen Erfolg derſelben.

Ich ſchweige von den beſondern Arten, wie man ſich bey den Menſchen in Gunſt ſetzen kann. Dieſe ſind zu vielfach, hangen zu ſehr von Alter, Laune, Beruf und dem verſchiedenen Charakter der Menſchen ab, als daß man hierin etwas Gewiſſes beſtimmen könnte. Ich ſetze nur noch die Bemerkung bey: Jeder Menſch hat ſeine ſchwache Seite, oder eine Lieblingsleidenſchaft, durch die er leicht zu gewinnen iſt.

Allein — öfter gehört eine ſolche Leidenſchaft unter die unedlen, und dann wäre es niederträchtig gehandelt, wenn man ihr in der Abſicht ſchmeicheln wollte, um ſeinen Zweck zu erreichen. Man würde jenes Geſetz der Ehre beleidigen, das in den Grundſätzen der Sittlichkeit liegt, nähmlich: Niemahls darf man ſich unerlaubter Mittel bedienen, ſelbſt dann nicht, wenn ſie uns in der gerechteſten Sache unſern Zweck erreichen hälfen.

Geburt und Stand.

Beſſer wäre es für einen Mann vom Stande, er verlöre ſein Leben, als durch ein Verbrechen, oder durch eine ſchändliche Handlung ſeine Ehre.

Je höher er von Geburt iſt, deſto verächtlicher iſt er auch, wenn er von der Tugend ſeiner Voraͤltern abartet.

Reichthum, Ehrenſtellen und eine hohe Geburt erheben das Verdienſt derjenigen, die ſich ſchon eine allgemeine Achtung erworben haben, aber eben dieſe Vorzüge ſind es auch, die die Erniedrigung und die Schande derjenigen vermehren, die durch ihre Ausſchweifungen die Achtung der Welt verloren haben.

Was mögen ſich doch ſo viele der Adelichen denken, die auf ihre Ahnen ſtolz, ſich nichts weniger als edel betragen; die ihre einzige Größe in den Verdienſten ihrer Vorältern ſuchen, da ſie ſelbſt keine haben — oft nicht ein Mahl es wagen dürfen, einem ehrlichen Manne zur Seite zu ſtehn? —

Glauben ſie vielleicht, man könne die Ehre wie ein Familiengut erben; oder der Ruhm ihrer Ahnen ſey auch der ihrige, indeſſen ſie das Andenken ihrer würdigen Väter durch ihre Thorheiten und Laſter ſchänden?

Wahrer Adel — wahre Größe — iſt Seelenadel — Seelengröße.

Wenn der Edelmann vor dem Karrenſchieber einen Vorzug hat, ſo hat er ihn nur in der Vermuthung, daß er auch Eigenſchaften beſitze, die ſeiner adelichen Herkunft würdig ſind; daß er ſich durch höhere Tugenden auszeichne; daß er beweiſe, daß edles Blut in ſeinen Adern wallt.

Gerader Sinn, Großmuth, Herzhaftigkeit, Tapferkeit, Fürſtentreue und Eifer für das allgemeine Wohl des Staates ſind die Hauptzüge, womit ſich der Adeliche vor Andern auszeichnen muß.

Durch dieſe Tugenden wird er den Glanz ſeines Hauſes erhöhen, erhalten, und die Größe ſeiner Ahnen übertreffen; ſein Nahme wird leben, wenn auch alte Denkmähler erborgter Größe ſchon in Staub zerfallen ſind.

Dem Adelichen muß immer der Gedanke gegenwärtig ſeyn: eine einzige niedrige Handlung verdunkelt den Ruhm vieler Jahre.

Welcher Verluſt kann dem wahren Cavalier empfindlicher ſeyn, als der Verluſt eines ſo koſtbaren Gutes — ſeiner Ehre! Wie unglücklich, wenn er dieſe verliert — hingeriſſen von dem Strome einer niedrigen Leidenſchaft!

Wenn jeder junge Menſch — vorzüglich jeder junge von Adel — bedächte, wie viel ihm daran liegt, die Achtung ſeiner Mitbürger zu beſitzen, ſo würde er ſich gewiß beſcheidner, ſeinem Stande würdiger betragen.

Was ſind Talente, Geburt, Reichthum, wenn allgemeine Verachtung den unwürdigen Beſitzer derſelben brandmarket? —

Glaubt mir, Jünglinge! jetziger Zeit könnt ihr nur durch allgemeine Achtung auf die Gnade des Fürſten hoffen; man wird keine Fortſchritte ohne dieſe machen; ſelbſt das innere Verdienſt eines Menſchen wird nicht bemerkt, ſobald die Achtung des Volkes fehlt, und erſcheint hingegen im hellesten Lichte, wenn der Nahme ſeines Beſitzers mit Ehrfurcht genannt wird. Man muß ſich erſt in guten Ruf ſetzen, wenn man ſich Freunde machen will; man muß die Ehre ſeines Nahmens unbefleckt erhalten, wenn man ſich die Zuneigung und das Vertrauen ſeiner Mitmenſchen erwerben will.

Der Niederträchtige, der, dem die Ehre ſeines Nahmens nicht heilig iſt, der ſich in übeln Ruf geſetzt hat, wird gehaßt und verachtet; man flieht ihn, man ſchämt ſich ſeines Umganges. Er darf weder auf die Gnade ſeines Fürſten, noch auf die Gunſt der Würdigen des Hofes Anſpruch machen; denn man wird nie auf einen Menſchen Bedacht nehmen, der keine Achtung hat, und in den man folglich Mißtrauen ſetzen muß.

Der Ehrloſe kann ſich alſo keine Gnade, keine Bedienſtung im Staate hoffen.

Selbſt Reichthum erſetzt ihm die verlorne Achtung nicht; jeder Rechtſchaffne wird ihn fliehen, und nur elende Sklaven des Eigennutzes umringen ihn; er wird nie einen wahren Freund haben, wird immer aus der Geſellſchaft ehrlicher Leute ausgeſtoßen ſeyn.

Ueber die Wahl ſeines Berufes.

Die Voreiligkeit in der Wahl ſeines Standes kann für den Menſchen die gefährlichſten Folgen haben.

Man ſoll nicht eher darüber entſcheiden, bis man nicht ſeine Neigungen, ſeine Kräfte, ſeine Talente genau kennen gelernt hat: Dann muß man auch bedenken, ob man im Stande iſt, die Pflichten zu erfüllen, die mit dem gewählten Berufe verbunden ſind; ob man ſich ſtark genug fühlt, die Arbeiten und Beſchwerden auszuhalten, die darin vorkommen.

In dieſer Lage ſoll man einen Freund zu Rathe ziehen, der die Welt kennt, weiſe und hell denket. Dieſem öffne man freymüthig die geheimſten Falten ſeines Herzens; man entdecke ihm ſeine Leidenſchaften, ſeine Neigungen, ſeine ganze Denkungsart.

Es iſt unmittelbar nöthig, auf ſich ſelbſt Mißtrauen zu ſetzen, und ſich ſelbſt auf das ſtrengſte zu beobachten.

Unſer Herz hat zu viele Schwächen, wodurch ſich Eigenliebe ſeiner bemeiſtert; daher ſo viel Selbſtbetrug in der Wahl ſeines Standes; man glaubt ſich zu jedem Berufe tauglich, der unſerer Eigenliebe ſchmeichelt, wo die Leidenſchaften freyes Feld ſehen.

Die Eigenliebe ſoll alſo niemahl an einem Entſchluße Antheil haben, der in einem der wichtigſten Zeitpunkte des Lebens gefaßt werden muß.

Allein wenn man nach aller vorausgegangener Selbſtprüfung noch keinen Beruf zu einem neuen Stande in ſich fühlet, ſo muß man bey demjenigen bleiben, in dem man geboren iſt.

Wer ohne Beruf einen Stand ergreift, Gelübde ablegt, mit neuen Kleidern eine neue Lebensart wählt, wird vergebens ſeinem Herzen Frieden zu geben ſuchen, und niemahl zu einem dauerhaften Glücke gelangen.

Man ſetzt ſich immer vieler Gefahr aus, wenn man von einem Stande zu dem andern übergeht, um ſo mehr, wenn dieß nicht nach Grundſätzen der wahren Weisheit geſchieht.

Um wie viel mehr ſoll man ſich hüthen, ſeinen Stand aus Eigenſinn, oder Leidenſchaft zu verändern! — So ein Tauſch iſt niemahl glücklich; eine ſchmerzliche Reue vieler Jahre folgt ihm, wenn einſt die Vernunft erwacht und die Geſtalt der Sachen in ihrem wahren Lichte zeigt.

Man muß wachſam, thätig und beſtrebſam ſeyn.

Wenn man je in einer Sache etwas Gutes und Großes leiſten will, ſo muß man ſich ihr mit allem Eifer widmen.

Wenn große Genien bey all ihrer Aufmerkſamkeit und Geſchicklichkeit in ihren Unternehmungen nicht immer glücklich ſind, was für einen Erfolg kann ſich ein minder fähiger Kopf verſprechen, wenn er ſich nicht mit allem Eifer dem Gegenſtande widmet, wohin ſeine Abſichten zielen? —

Jeder, der vorrücken will, findet tauſend Hinderniſſe auf ſeinem Wege.

Seine Neider ſtellen ſich ihm zuerſt in Weg; ſeine Mitwerber wenden Alles an, die Stelle zu beſetzen, die er zu erhalten wünſchet: die vor ihm hergehen, bemühen ſich, ſeine Fortſchritte zu hindern, und die ihm folgen müſſen, beſtreben ſich ebenfalls, ihn zu erreichen; die mit ihm nach einem gleichen Ziele rennen, ſuchen ihn hinter ſich zu laſſen.

Kann es wohl ein beſſeres Mittel geben, über ſo viele Feinde zu ſiegen, als ſtäte Wachſamkeit?

Einen neuen Antrieb, ſich mit allem Ernſte auf etwas zu verlegen, finden junge Leute auch in dem Geiſte unſers Jahrhunderts, wo nichts Beyfall findet, das nicht außerordentlich, und in ſeiner Art zur möglichſten Vollkommenheit gebracht iſt; alles Mittelmäßige wird wenig geſchätzt oder verachtet.

Aber man wird es nie in einer Sache zur Vollkommenheit bringen, auch mit dem behendeſten Geiſte, wenn man nicht alle ſeine Kräfte daran wendet.

Es iſt falſche Schmeicheley eines von ſich ſelbſt eingenommenen Geiſtes, wenn man glaubt, ohne Fleiß und unermüdete Verwendung ſich über das Alltägliche zu erheben.

Wichtige Unternehmungen.

Es iſt ein allgemeiner Grundſatz, den die tägliche Erfahrung bewähret: Ueberlege, und nimm die gehörigen Maßregeln, bevor du dich in eine wichtige Sache einlaſſeſt.

Man darf ſich dann keine Vorwürfe machen, wenn es wider Verſchulden übel ausſchlägt.

Wenn man ſich ein Mahl in wichtige Unternehmungen einläßt, muß man alle ſeine Kräfte aufbieten, um glücklich ſeinen Zweck zu erreichen.

Oft hängt eines Menſchen Glück und Ehre an dem Ausgang einer Unternehmung.

Mißlingt es das erſte Mahl ſchon, ſo iſt es für immer geſchehen, denn das Zutrauen iſt verloren: man wirft dem Unternehmer Mangel an Urtheil, Leichtſinn oder Treuloſigkeit vor, und wird ihm nie mehr eine Gelegenheit laſſen, wo er ſich zu ſeinem Vortheil auszeichnen könnte.

Wenn z. B. im Felde ein Angriff mißlingt, wird man ſagen: Der Heerführer iſt ein Tollkopf; er ließ ſich gerade zur Unzeit ſchlagen; der ganze Plan iſt verrückt, ſeine Keckheit vereitelt unſere beſten Ausſichten.

Dann fehlt es niemahl an Neidern und Feinden, denen ſo ein Unglücksfall die erwünſchteſte Gelegenheit iſt, ihn zu ſtürzen.

Unterdeſſen hat der junge Krieger, über den man ſchmäht, nicht die geringſte Schuld; er hat Alles gethan, was in ſeinen Kräften war; aber das ſchützet ihn nicht; ſeine erſte Unternehmung iſt unglücklich ausgefallen, nun wälzt man immer alle Schuld auf ihn, und hält ihn für untüchtig.

Wie nun — wenn ſogar diejenigen der Ungerechtigkeit der Menſchen nicht entgehen können, die ſich keines Fehlers bewußt ſind? wie kann der Schonung hoffen, der ſchon bey der erſten Gelegenheit ſich zu zeigen, es an Eifer und Aufmerkſamkeit fehlen läßt? —

Der erſte Eindruck, den man von ſich auf Andere macht, dauert ſo lange, daß ein junger Menſch nie vorſichtig genug ſeyn kann in der Art, wie er in der Welt auftritt, und ſich alle Mühe geben ſoll, daß man vom erſten Anblick eine gute Meynung von ihm faſſe. Auf wem ein Mahl ein ungünſtiges Vorurtheil liegt, der wird ſich durch alles Verdienſt nicht empor ſchwingen können.

Dieſer Satz iſt ſo wahr, hat ſo viele traurige Beyſpiele zur Bekräftigung, und wird doch ſo wenig von jungen Leuten beherziget.

Was erwirbt die Achtung der Fürſten, und der Großen am Hofe?

Sich durch ſchöne Handlungen die Achtung des Fürſten verdienen, iſt eben ſo rühmlich, als es ſchändlich iſt, ihre Gnade durch niedrige Schmeicheleyen zu erſchleichen.

Der würdige Hofmann muß ſich in der Gnade ſeines Fürſten mit Ehre zu erhalten ſuchen, ohne daß irgend ein Intereſſe ihn reitze, etwas zu thun, was die Würde ſeines Standes beleidigt.

Außer dem Dienſte, den man einem Fürſten und ſeinen Miniſtern ſchuldig iſt, muß man auch behutſam ſeyn, nie die gebührende Ehrfurcht zu verletzen, und ſtets ſeine Unterwürfigkeit zu bezeigen.

Man muß ihnen freymüthig Wahrheiten ſagen, die ihnen feige Schmeichler verhüllen, und an deren Entdeckung Vieles liegt: allein man muß ſie von der Sache auf eine Art unterrichten, die ihre Delikateſſe und die Ehrfurcht nicht beleidigt; man muß behutſam ſeyn, und denken, daß man einem Großen die Wahrheit ſagen will; man muß ihnen bey allen Vorfällen zeigen, wie ſehr dem treuen Diener ihr wahres Intereſſe am Herzen liegt.

Wer ſich ſo dabey verhält, wird ſelten in Ungnade fallen; denn ſeine Handlungen rechtfertigen ſich von ſelbſt.

Die Aufrichtigkeit iſt zwar nicht allzeit angenehm: indeſſen ſchätzen ſie doch die Fürſten mehr, als man ſich von ihnen denket, wenn die Wahrheit nur mit Würde und Ehrfurcht vorgetragen, und von feſter, uneigennütziger Tugend unterſtützt wird.

Eben ſo ſehr wird eine übertriebene Schmeicheley gehaßt; man verachtet glattzüngige Schmeichler als niedrige Seelen, die ſich alle Demüthigungen und Niederträchtigkeiten gefallen laſſen, wenn ihr Intereſſe dabey gewinnt.

Man thut den Fürſten Unrecht, wenn man glaubt, ſie ſeyen dem Schmeichler günſtiger als dem ehrlichen Manne: — nein, ſie wiſſen gar wohl den rechtſchaffenen Mann, auf den ſie ſich ſtets verlaſſen können, von dem gebückten Höfling zu unterſcheiden, der ihnen nur ſo lange ſchmeichelt, als ſein Intereſſe dabey gewinnt.

Im Staube vor den Großen kriechen, iſt nicht das wahre Mittel, ihre Achtung zu verdienen; und ſich bis zum Gehilfen des Laſters erniedrigen, um eine handvoll Gunſt, macht eben ſo wenig beliebt; ja, ſie ſelbſt verachten Den, der ſich aus Eigennutz oder Furcht zu niedrigen Handlungen brauchen ließ.

Ein Mann, der ihnen ſeine Achtung bezeugt, und bereit iſt, ihnen bey Gelegenheit zu dienen: dabey aber nie ſeine Ehre, ſeine Rechtſchaffenheit auf's Spiel ſetzt, der gerade und aufrichtig mit ihnen umgeht, und den keine reitzende Ausſicht verführen kann, ſeinen Pflichten ungetreu zu werden, gefällt ihnen weit mehr, als der biegſame Schmeichler; und ſelbſt die, die ſeine Rechtſchaffenheit beleidigt, ſchätzen und fürchten einen ſolchen Mann, denn auch das ſchwärzeſte Laſter tritt ehrfurchtsvoll vor der Tugend zurück, und das Gefühl des Guten liegt in jedem Herzen, wenn es ſchon nicht allgemein erkannt und ausgeübt wird.

Vortheile, welche die wahre Freundſchaft gewährt.

Mich däucht, man könnte daraus ſchon auf die Vortheile einer feſten Freundſchaft ſchließen, wenn man den Zuſtand eines Menſchen erwägt, der ſo unglücklich iſt, keinen Freund zu haben.

Er iſt im Schooße ſeines Vaterlandes ein Fremdling. Er findet Niemanden, auf den er im Nothfalle rechnen könnte, wenn er Unterſtützung, guten Rath oder Beyſtand bedarf, er kann von Niemanden Hilfe erwarten.

Auch wenn ihm ein Glück zu Theil wird, iſt er eben ſo wenig damit zufrieden, denn er ſieht mit Verdruß, daß keine Seele Antheil an ſeiner Freude nimmt; oder wenn ihn hingegen das Glück haſſet, erträgt er um ſo härter ſein Schickſal, weil die ganze Laſt des Unglücks auf ihn allein fällt. Wie elend, wie verzweiflungsvoll iſt ein ſolcher Zuſtand des Menſchen! — —

Dreymahl glücklich der Sterbliche, dem ein treuer Freund zur Seite ſteht! — Er nimmt Antheil an ſeiner Freude, und trocknet ihm die Thränen des Kummers; er tröſtet ihn in den traurigen Stunden des Leidens; ermuntert ihn, und erhebt den geſunkenen Muth; er erhält großmüthig durch ſeinen Credit und durch ſein Vermögen das ſchwankende Glück ſeines armen Freu[illegible]

In allen Handlungen iſt Freundes Rath von der höchſten Wichtigkeit; er ſagt uns treulich das Mangelhafte unſerer Sitten, das Fehlerhafte unſers Betragens; ſanft und weiſe lehrt er uns, uns zu beſſern, und kommt dadurch dem beſchämenden Tadel der Welt zuvor.

Unzählig ſind die Wohlthaten der Freundſchaft; wie die erquickenden Thautropfen über eine weite Gegend geſtreut; ſie ſind der Balſam der welkenden Flur, und jeder einzelne Tropfe tränket wohlthätig das Blü[illegible]chen, auf dem er ruht. So ſind auch die ſüßen Erquickungen der Freundſchaft; aber ich will nichts mehr von den Dienſten ſagen, die ſie leiſtet; welche Wonne liegt ſchon in ihr ſelbſt! — Welche unnennbare Freuden quellen aus ihrem Schooße! Welch ein entzückender Gedanke: Ich habe einen Freund! — Ein Weſen, das nicht Ich iſt, hat ſich an mich geſchloſſen; denkt, fühlet mit mir; freuet ſich mit mir in den Stunden des Glückes, und leidet, wenn ich leide.

Meine Gedanken ſtrömen in ſeine Seele, und ſein Herz ergießt ſich in das meinige. Meine Beſorgniſſe ſind die ſeinigen, meine Hoffnungen die ſeinigen, meine Wünſche die Wünſche ſeines Herzens. Er danket mit mir dem Himmel für mein Wohl, und faltet mit mir ſeine Hände, ein Uebel abzuwenden, das mich bedroht.

Mein Freund iſt groß, edel, tugendhaft; er hat ſich Verdienſte um ſeinen Fürſten und das Vaterland gemacht; ſein Nahme iſt ſeinen Mitbürgern heilig — — welch ein Triumph für mich! Ich beſtrebe mich, ihm ähnlich zu werden, wende meine Kräfte zum Wohle des Ganzen an, ſchärfe meinen Geiſt, vermehre meine Einſichten, befleiße mich der Tugend, um meines Freundes würdig zu ſeyn; man ſchätzt mich; läßt mir Ehre widerfahren — — ein Triumph für meinen Freund! —

Ja — eine der größten Glückſeligkeiten der Sterblichen iſt die, zu lieben, und geliebt zu werden.

Keine Wonne iſt ſüßer, als die in der Vereinigung zweyer Herzen liegt, in der Einſtimmigkeit des Willens, in der Gleichheit der Gefühle — in der Harmonie der Seelen, die unter zwey wahren Freunden entſteht.

Was iſt ſchöner, als dieſes gegenſeitige Zutrauen, womit Einer dem Andern die geheimſten Gedanken ſeines Herzens entdecket! Wie groß, wie edel iſt die Aufrichtigkeit, die Treue, die jedes ihrer Worte zur unverfälſchten Wahrheit macht! —

O was kann ich ſagen! — Das iſt Alles nur ein ſchwacher, ſo wenig bedeutender Begriff von dem Guten, von dem Wonniglichen, das die wahre Freundſchaft gewährt. Worte vermögen nicht das Himmliſche dieſes Gefühls — des Edelſten, das Menſchen zur Gottheit erhebt — zu beſchreiben; keine Schilderung kann dieſes Engelbild ſtark und lebhaft genug darſtellen — unter jeder Zeichnung verliert es ſeine Würde, das Göttliche ſeiner Natur. Man muß ſelbſt geliebt haben, um das Ueberirdiſche der Liebe zu beſchreiben; nur in den ſeligen Augenblicken, wo wir in den Armen eines Freundes liegen, Stärke der Empfindungen die Sprache erſtickt, oder deſto beredter das freudeglänzende Auge ſpricht, und unſere Lippen ſich begegnen — nur in dieſem Zuſtande des Entzückens, wo, ſich verirrend auf den Lippen, Seele in Seele fließt, und zwey Weſen in Wonne zerrinnen — — ein Augenblick, wo wir im Reiche unſterblicher Seeligkeit uns fühlen! nur da allein überſehen wir dich, Tochter des Himmels! in deiner ganzen Größe.

Wie elend wäre der Menſch, wenn die Erde ein Königreich wäre, und er die Krone davon trüge, — und hätte keinen Freund — kein Weſen, zu dem er ſagen könnte: »Sieh! Ich gebiethe über den Erdball, gebiethe du über mein Herz und theile mit mir die Freude des Herrſcherglückes!« — —

Oder nehmt alle Kronen der Erde; laßt mich von einem Throne abtreten, auf dem ich einſam ſtehe, und zittere, wie der verirrte Wanderer auf einem ſteilen Felſengipfel, von dem er ſchaudernd in den tiefen Abgrund hinabblickt; ich gönne euch einen Pallaſt, in dem ſich keine Seele mit mir freut, wenn ein treuer Freund mich in der ländlichen Hütte empfängt, die ich freudig mit ihm theile. — —

Von der Wahl eines Freundes.

So ſehr ein edler Freund unſer Glück machen kann; ſo beneidenswürdig das Loos der Sterblichen iſt, den die Freundſchaft in ihren Armen hält, ſo groß ſind auch die Gefahren, denen uns ein unwürdiger Freund ausſetzt, denn ſeine Vergehungen werden gewiſſermaßen auch uns zugerechnet; er verwickelt auch uns in all' die übeln Händel, die ihm ſeine Ausſchweifungen zuziehen, und reißt uns endlich mit ſich in den Abgrund, wohin ihn ſein Betragen ſtürzt.

Man muß ſich daher nie in Freundſchaft einlaſſen, wenn Einer nicht alle die Eigenſchaften beſitzt, die ihn unſerer Freundſchaft würdig machen.

Unter dieſen iſt Rechtſchaffenheit die erſte und weſentlichſte; ohne Rechtſchaffenheit kann auch das engſte Bündniß nicht lange beſtehen, keine Freundſchaft dauern, weil ſie auf keinem feſten Grunde ruht.

Widrige entgegengeſetzte Leidenſchaften werden bald Entzweyung unter Jenen erregen, die nur Eigennutz, oder ein noch niedrigerer Beweggrund verbindet.

Außerdem muß der Freund, wenn unſere Wahl einen Würdigen treffen ſoll, auch helldenkend und weiſe ſeyn — ein Mann von Erfahrung und Klugheit, denn Rechtſchaffenheit kann ſich ohne Klugheit in der Welt nicht erhalten.

Er ſoll ein zärtliches, gefühlvolles Herz haben; aber nicht weichlich und ſchwach; es ſoll Mannskraft und Größe darin ſeyn.

Er ſoll artig, beſcheiden, großmüthig, Herr ſeiner Leidenſchaften, feſt an ſeine Pflichten haltend — und, mit einem Worte: vollkommen ein ehrlicher Mann ſeyn.

Wenn wir dann ſelbſt im Beſitze dieſer ſchönen Eigenſchaften ſind, wird ein ewiges Band unſere Herzen verbinden, und eine ſo reine, ſo edle Freundſchaft wird nicht wenig zu unſerm Glücke beytragen.

Aber wo iſt dieſer Freund? — Welcher Erdenwinkel verbirgt ihn? Hier unter den Vielen finde ich ihn nicht, die unter dem Verderbniſſe des Jahrhundertes zu Ungeheuern geworden ſind.

Ja es iſt ſchwer ihn zu finden; ſo viele Tugend trifft man ſelten in einem Herzen an; wenn der Menſch nur des Guten empfänglich iſt, und nur jene Haupteigenſchaften beſitzt, die ihn zum ehrlichen Manne machen, als: Rechtſchaffenheit, Klugheit und Anhänglichkeit an ſeine Pflichten, verdient er minder unſere Freundſchaft, wenn ſich hie und da eine Blöße an ihm zeigt?

Bedarf Der unſerer Freundſchaft nicht, der bey aller Güte des Herzens ſeine Schwächen hat, [illegible] unſere Nachſicht — auf Freundes Güte Anſpruch machen?

Auch wir haben unſere Mängel; auch wir verlangen Schonung; iſt es nicht billig, daß wir auch unſerer Seits nachſichtig gegen kleine Fehler ſind, die wir an unſern Freunden finden, wenn ſie ſonſt überwiegende Verdienſte haben? —

Zur klugen Wahl eines Freundes gehört vorzüglich, daß man die Menſchen überhaupt kenne, und dann beſonders den Einzelnen ſtudire. Auf dieſe Art wird man ſich nicht leicht übereilen — ein Fehler, der nur zu oft die ſchmerzlichſte Reue, die traurigſten Folgen nach ſich zieht, beſonders in der Wahl ſeiner Freunde.

Halte die Menſchen, die du kennen lerneſt, bevor du ſie aus Thatſachen beurtheilen kannſt, weder für außerordentlich böſe, noch für außerordentlich gut, ſondern bis auf weiter für das, was zwiſchen dieſen beyden Endſeiten in der Mitte liegt.

Bey jeder neuen Bekanntſchaft, die man macht, verhalte man ſich ſo, daß man immer wieder zurücktreten kann, ohne weder ſich, noch den Andern zu beleidigen: daher zeige ſelbſt, und erwarte auch Freundſchaft, bis du weißt, — nicht durch Worte, ſondern durch Handlungen weißt, daß dieſes wirklich dein Freund iſt, du der ſeinige bleiben kannſt.

Zuförderſt nehme man ſich vor allen Denen in Acht, an welchen man eine übertriebene Freundlichkeit wahrnimmt, und die, ohne begreifliche Urſache, gleich bey der erſten Bekanntſchaft eine ungemeine Liebe beweiſen. Man kann lächeln, und immer lächeln, und doch ein Schurke ſeyn, ſagt Shakeſpeare.

Dergleichen Leute verrathen entweder ſehr viele Einfalt, oder ein Herz, das ſeine Urſachen hat, nicht zu zeigen, wie es iſt; und dafür muß ſich der Vernünftige immer in Acht nehmen.

Alle die Freundſchaften, die ohne vorausgegängener Prüfung gleich bey der erſten Bekanntſchaft gemacht werden, ſind von keiner Dauer, und die Trennung iſt immer mit vielen Unannehmlichkeiten verbunden.

Leidenſchaftliche Menſchen, Sklaven ihrer Begierden, muß man nie zu Freunden wählen, man kömmt ſelten gut mit ihnen zurecht, und ſie ſind unſerem moraliſchen Charakter ſchädlich.

Ein Geitziger, ein Trunkenbold, ein Wollüſtling, ein Spieler taugen nie zu wahren Freunden; das Laſter verbindet ſich nicht mit der Tugend, und Verbindung des Laſters mit dem Laſter kann ja niemahl Freundſchaft heißen.

Am allerwenigſten mache mit Empfindlern Freundſchaft; ſie ſeufzen und winſeln dir die Ohren mit zärtlichen Elegien vor; allein in der That ſind ſie ſo ſchaal, wie die Töne, die ſie von ſich geben.

Die gefährlichſte Klippe, woran alle Freundſchaft ſcheitert, iſt das Intereſſe. Suche das Intereſſe deines Freundes ſo viel als möglich zu ſchonen, und ſchließe mit Keinem Freundſchaft, in deſſen Charakter Eigennutz der Hauptzug iſt; du biſt nur die Quelle, aus der er für ſich ſchöpfen will, und dann ſchätzt er dich nur ſo lange, als er etwas in dir findet; und iſt Dieſes nicht, ſo wird er nie dein Freund ſeyn wollen.

Das Mittel, dächte ich, iſt ſehr leicht, ſolche Charaktere kennen zu lernen.

Eben ſo wenig verbinde dich mit einem verſchwenderiſchen unordentlichen Menſchen; ſeine Unmäßigkeit wird dich mit ihm ins Verderben ſtürzen, um Ehre und Vermögen bringen. Du biſt deinem Freunde in der Noth Hilfe ſchuldig; allein der Verſchwender iſt immer in der Noth, und du biſt bey ihm ſo übel daran, wie bey dem Eigennützigen; wenn er dich ausgezogen hat, läßt er dich mit Kaltſinn und Verachtung zum Gelächter der Welt ſtehen.

Verbindlichkeiten gegen den Freund.

Es gibt keinen vollkommenen Menſchen, man muß alſo nachſichtig die Fehler ſeiner Freunde übertragen, oder auf alle Freundſchaft Verzicht thun.

Muß man aber auch in allen Vorfällen Denen zu Dienſten ſtehen, die man liebt? — Dieſe Frage iſt leicht zu beantworten, da ich ihrer oben, wo von der Wahl eines Freundes geredet wurde, ſchon erwähnt habe.

Wenn zwey Freunde wirklich ſo ſind, wie ſie ſeyn ſollen, und ich ſie geſchildert habe, wird Keiner von dem Andern etwas Unbilliges verlangen, und ſo müſſen ſie ſich einander in Allem unterſtützen, was ihr Wohl, ihre Ehre, das Glück ihres Lebens, die Dauer ihrer Freundſchaft betrifft.

Wenn Einer von beyden ſeine Denkart änderte, und von dem Andern etwas begehren wollte, was wider ſeine Pflichten wäre, ſo verdient er ganz gewiß abgewieſen zu werden, weil er aufhört Freund zu ſeyn.

zu einer niedrigen Handlung verleiten wollen; begehren, daß mein Freund der Theilnehmer meiner Verbrechen werde, heißt doch wohl nicht ihn lieben, ſondern ihn haſſen; ich zerreiße das Band der Freundſchaft, entehre dieſen heiligen Nahmen, indem ich die erſten, heiligſten Pflichten der Freundſchaft verletze, und die Reinigkeit ihres Weſens ſchände.

Solche unbillige Freunde ſind auch über das noch eigenſinnig, fordern, daß man allzeit ihrer Meynung ſey, und finden ſich ſogar beleidigt, wenn man ihrem falſchen Wahne Gründe entgegen ſetzt.

Solche Menſchen können niemahl wahre Freunde ſeyn, denn ihrem Herzen mangelt eine der erſten Eigenſchaften — Billigkeit.

Sind ſie noch nicht ſo ganz verdorben, daß ſie ſich durch vernünftige Vorſtellungen zurecht weiſen laſſen, ſo iſt es Freundes=, ja Menſchenpflicht, ihnen begreiflich zu machen, wie unvernünftig das Begehren einer ſolchen blinden Gefälligkeit iſt; daß ihre Forderungen die Grenzen der Macht überſteigen, die der Freund hat, wenn er nicht aufhören will, ein ehrlicher Mann zu ſeyn; wenn ſie aber durch gar keine Vorſtellung auf beſſere Wege zu bringen ſind, ſo iſt es beſſer, man ziehe ſich bey Zeiten zurück, und laſſe ſich mit ihnen nicht in nähere Verbindungen ein, von denen wir den größten Nachtheil für unſer eignes Wohl befürchten müſſen.

Man muß ſich ganz von ihnen trennen, und außer dem, was der Wohlſtand fordert, nicht die geringſte Gemeinſchaft mehr mit ihnen haben.

Wenn man hingegen ſo glücklich iſt, einen weiſen und tugendhaften Freund gefunden zu haben, muß man ihm auch bey jeder Gelegenheit zu dienen bereit ſeyn; unſere Kräfte ſind ihm geweiht; unſer Glück iſt das ſeinige; wir müſſen ſeinen Wünſchen zuvorkommen, und wenn es möglich iſt, keinen derſelben unbefriedigt laſſen.

Unterdeſſen iſt es ein vorzüglicher Grundſatz zur Erhaltung der Freundſchaft, daß man nichts von ſeinem Freunde begehre, was ihm beſchwerlich fällt.

Läſtige Forderungen ermüden auch das bereitwilligſte Herz des Freundes, und machen ihm die Unbeſcheidenheit Desjenigen unerträglich, der ſo wenig Delicateſſe des Herzens hat, daß er die Umſtände und Lage ſeines Freundes nicht zu ſchonen weiß.

Es iſt immer ein Beweis von einem ſehr ungebildeten Herzen, und wenig Urtheilskraft, wenn ein Menſch durch die Freundſchaft ſich zu allen ungeſtümen Forderungen berechtigt glaubt.

Es gibt Geſuche, die in ſich ſelbſt gar nichts mit den Pflichten des ehrlichen Mannes Widerſprechendes haben, aber durch Zeit und Umſtände dem Freunde äußerſt beſchwerlich fallen können, und ihn in Verlegenheit ſetzen, entweder eine abſchlägige Antwort geben zu müſſen, oder durch ihre Erfüllung ſich ſelbſt in eine unangenehme Lage zu ſetzen: und doch ſehen ſo Wenige den Werth ſolcher ſchwer zu leiſtenden Dienſte ein; ſie werden verdrüßlich, wenn man ſie ihnen verſagt; und wenn man ſie erfüllt, ſehen ſie es für kleine Gefälligkeiten an, wofür ſie ſich wenig verbunden zu ſeyn glauben.

Man muß ſeinen Freund nie ſeine üble Laune empfinden laſſen; es läuft wider allen Wohlſtand und beleidigt die Geſetze der Freundſchaft.

Ein verdrießlicher Zufall kann uns unſere ganze Heiterkeit rauben; uns in Traurigkeit und Unmuth verſenken; die Freundſchaft berechtigt uns allerdings, an dem Buſen des Freundes Theilnahme und lindernden Troſt zu ſuchen; aber es zeigt immer von einem ſehr ungeſitteten Betragen, wenn man ihn ſeinen Unwillen durch ein mürriſches, trotziges Begegnen fühlen läßt.

Der Gute wird auf alle mögliche Art ſeinem Freunde jeden Verdruß zu erſparen ſuchen, und ſich nur beſtreben, ihn glücklich zu machen.

Man muß verſchiedene Freunde haben.

Unter allen den Grundſätzen einer wahren Klugheitslehre iſt dieſe gewiß nicht eine der unwichtigſten:

Wer am Hofe oder im Zirkel der großen Welt lebt, braucht tauſenderley Arten von Unterſtützung: bald einen Freundesrath, um ſich klug verhalten zu können; eine heilſame Ermahnung, dieſen oder jenen Fehler abzulegen; Unterſtützung an Geld, um in mancher Verlegenheit die nöthigſten Ausgaben beſtreiten zu können; die Zuneigung eines Großen, um vorzurücken, oder ſich auf dem Poſten zu erhalten, wo er ſteht.

Der Menſch braucht wohlwollende Freunde, die ihn in den Stunden des Mißvergnügens aufheitern; ihn tröſten über erlittene Unglücksfälle, und ihm Muth machen, wenn Furcht ſich ſeines Herzens bemeiſtert.

Wieder andere, die von ſeinen Verdienſten ſprechen; ihm die Anſchläge ſeiner Feinde entdecken; die ihn gegen dieſe vertheidigen, ihm in ſeinen Unternehmungen zu Hilfe kommen, und ſo gibt es noch tauſenderley Dienſte, die von dem Wohlwollen Anderer abhängen.

Es iſt nicht leicht möglich, daß eine einzige Perſon — unſer Freund — und alle dieſe Dienſte leiſten könne; denn ſo gern er auch vielleicht wollte, ſo wenig ſteht es oft in ſeiner Macht. Man muß ſich daher allerley Menſchen zu Freunden machen, nur Böſe ausgenommen.

Was Einer nicht leiſten kann, kann der Andere, und was der Einzelne nicht im Stande iſt, wird doch durch den vereinten Beyſtand von Mehreren ausgewirkt.

Um allem Mißverſtande zuvorzukommen, muß ich hier bemerken, daß, um ſich ſolche Freunde zu machen, ein vollkommenes Freundſchaftsbündniß erfordert wird.

Anſtand in Sitten, ein artiges Betragen, das Beſtreben, ſich die Leute verbindlich zu machen, Dienſtwilligkeit und ein zuvorkommendes Wohlwollen wird uns leicht die Neigung der Menſchen gewinnen, mit denen wir Umgang haben, ſo, daß man ſich bey Gelegenheit auf ihre Dankbarkeit verlaſſen, und auf ihre Güte Anſpruch machen kann.

Sorge, daß du ſo wenig Feinde habeſt, als möglich iſt.

Man glaubt nicht, wie ſehr oft das kleinſte unbedeutendſte Menſchenzwergchen, das man verachtet, und aus Verachtung beleidigt, zu fürchten iſt!

So gering dir auch der Menſch ſcheinen mag, ſo verachte ihn nicht, und hüthe dich, ihn dir zum Feinde zu machen. Wenn er dir auch in deinem Leben nie nützen kann, ſo kann er dir doch einſt ſchaden.

Leute von niedrigem Stande — jene, die ihr mißliches Schickſal in Staub zu kriechen verurtheilt hat, ſehen ohnehin mit einem grämlichen Blicke auf ihre glücklicheren Mitmenſchen, die auf dem Throne des höchſten Glückes ſchimmern: — wie, wenn man ſie nun erſt beleidigt? durch Verachtung, durch Mißhandlung ſie die ganze Härte ihres Schickſals, und ihre Niedrigkeit fühlen läßt, kann man ſich noch wundern, wenn Rachluſt ſich in ihrem Herzen regt? Wenn verwahrloſte Bildung, Roheit des Standes, Mangel an Erkenntniß ſie zu den ausſchweifendſten Mitteln verleiten, ſich zu rächen? — Weſſen iſt die beleidigte Eigenliebe des Menſchen nicht fähig? —

Solche Menſchen ſind um ſo mehr zu fürchten, da ſie vielleicht manchmahl wider ihren natürlichen Charakter — ihren Haß verbergen, ihre Rache verſchieben müſſen, weil ſie nicht Macht haben, auf der Stelle die erlittene Demüthigung zu rächen, wodurch dann ihr Haß unauslöſchlich und immer mehr genährt wird, das Herz ſich immer mehr gegen den Beleidiger erbittert, und der Geiſt unaufhörlich auf ein ſichereres grauſames Mittel ſinnet, ſich zu rächen.

Man betriegt ſich ſehr, wenn man ſich durch Stand, Anſehen und Macht zu viel über ſie erhaben glaubt, als daß ihre Pfeile ſo weit reichen ſollten; vergebens hält man ſich auf dem höchſten Gipfel der Macht und des Anſehens vor ihrer Rache ſicher. Haß und Rachluſt ſind ſehr ſinnreiche Leidenſchaften. Die Schlange, die ſich unter deinem Fuße krümmet, wird dich mit ihrem Stiche tödten, indeß du, Unvorſichtiger! ſtolz ihrer Ohnmacht ſpotteſt.

Zeit und Gelegenheit werden deinen Feinden endlich Mittel an die Hand geben, woran du nie dachteſt.

Die Unglücklichen von der niedrigſten Menſchenklaſſe ſind Alles im Stande zu unternehmen: wagen Alles, weil ſie nichts zu verlieren haben; und ſo ohnmächtig und ſchwach ſie immer ſind, ſo gefährlich iſt es doch, ſich ihren Haß zuzuziehen.

Gewiß iſt es, jeder Menſch kann mir ſchaden; er braucht nur ein böſes Herz, um es zu wollen, und Verſchlagenheit des Geiſtes, den rechten Zeitpunkt abzuwarten, und die Gelegenheit zu ergreifen.

Es gibt Menſchen, die ſo kalt ſcheinen, daß ſie Beleidigungen mit der größten Gleichgültigkeit ertragen; aber von dem Augenblicke an haben ſie dir unverſöhnlichen Haß geſchworen, und ſie rächen ſich ſo oft an dir, als ſie können.

Vorzüglich hüthe man ſich, den Haß des feinen, diſſimulirenden Höflings ſich aufzubürden; er ſchweigt, wenn er auch Macht hat, dich auf der Stelle für deine Unbeſonnenheit zu ſtrafen; er thut es nicht; er unterdrückt ſelbſt die natürlichen Aufwallungen ſeines Zornes, weil vielleicht dieſe Gelegenheit ihm zu wenig genügt, und er ſeine Rache verſchieben will, um ſie dich ein andermahl empfindlicher fühlen zu laſſen.

Sie gehören unter die Art Gewürme, deren Zorn ſehr reitzbar, deren Gift allzeit tödtend iſt. Was bey einem gewöhnlichen Menſchen nur Unwillen erregt, iſt ihnen racheſchreyende Beleidigung.

Der Menſch hat ein ſehr ſchwaches Gedächtniß für das Gute, das du ihm leiſteſt; aber unvergeßlich iſt ihm das Böſe, das ihm von dir widerfährt.

Wenn es manchmahl gefährlich iſt, Leute zu Feinden zu haben, die unter uns ſind; wie mehr ſoll man ſich hüthen, nicht den Haß derjenigen auf ſich zu laden, die unſers Gleichen ſind, und alſo mehr Macht haben zu ſchaden, oder Höheren zu mißfallen, die uns augenblicklich ſtürzen können.

Beleidigen iſt ſo was Leichtes; viel ſchwerer iſt es, eine Beleidigung wieder gut zu machen, und den Beleidigten wieder zu verſöhnen.

Die Schadenfreude einer zugefügten Beleidigung dauert ſo lange nicht, als der Schmerz dauert, den ſie verurſacht. Er gräbt ſich tief ins Herz ein, iſt kauſtiſch, und manchmahl unheilbar.

Du ſchießeſt deinen Pfeil ab, Muthwilliger! und er trifft das Herz eines Empfindlichen, tief Fühlenden; — und Jahre lange blutet die Wunde; — deine Schadenfreude war nur der Kitzel eines Augenblickes.

Wenn meine Worte in deinen Augen Gewicht haben, Jüngling! ſo mache dir zu einem der erſten Lebensgrundſätze, Niemand wiſſentlich zu beleidigen; ſey behuthſam im Umgange mit deinem Nebenmenſchen; ſey weiſe, ſchone ſeine Schwächen; bedecke brüderlich ſeine Blöße; iſt er roh, begegne ihm mit Höflichkeit; iſt er auffahrend, betrage du dich gelaſſen und duldſam; begegne ſeinem Böſen immer mit dem entgegengeſetzten Guten, und du wirſt ihn ſtillſchweigend beſſern; nur hüthe dich ja, es dich ein Mahl merken zu laſſen, daß du es willſt, ſo wirſt du dir die meiſten Menſchen geneigt machen.

Du darfſt die Menſchen nicht gefließentlich beleidigen; du beleidigeſt genug durch deine Talente, durch Rechtſchaffenheit, durch Dienſteifer, durch dein Glück, und durch die Achtung, die du dir bey den wenigen Gutgeſinnten verdieneſt; die Böſen wirſt du immer beleidigen.

Ausſöhnung derer, mit denen man ſich überworfen hat.

Menſchen, die ſich hartnäckig weigern, ſich mit ihren Feinden zu verſöhnen, zeigen, daß ſie wenig Religion haben, und ihr Weſen ſich mehr dem wilden Thiere, als dem gebildeten Menſchen nähert; ſie gleichen dem Bären, deſſen blinde Wuth nicht eher nachläßt, als bis er den Gegenſtand ſeines Zornes in Stücke zerriſſen hat.

Der Haß hält ſich nicht in einem guten Herzen auf, und wenn er ſich auch eindringt, ſo iſt er doch nicht ſo vermögend, ihm jene ſanften Triebe, jene glückliche Bereitwilligkeit zu rauben, die es leicht zu jeder billigen Ausgleichung bereden.

Ich geſtehe zwar gern ein, daß wir, im Falle man nach unſerm Leben oder nach unſerer Ehre trachtet, nicht ſo leicht unſern Feinden vergeben: allein ſey es auch, wie härter es uns wird, unſern Haß zu überwinden, ein um ſo rühmlicheres Zeichen von Seelengröße iſt dieſer Sieg.

Es gehört ein edlerer Geiſt, ſanftere Gefühle, ohne feinere Bildung dazu; gewöhnliche Alltagsmenſchen ſind einer ſo edeln That nicht fähig.

Nur Wenige findet man, die ſich eine ſolche Herrſchaft über ihre Leidenſchaften errungen haben, daß ſie erlittene Beleidigungen vergeſſen, und zur brüderlichen Verſöhnung ihre Arme öffnen.

Verſäume keinen Augenblick, das Unrecht wieder gut zu machen, wenn du einen Edeln beleidiget haſt; die Verſöhnung mit ihm ſey dir ein Feſt, und halte dich von neuen Beleidigungen ab.

Reitze die Wuth des Unverſöhnlichen nicht durch fortgeſetztes Necken; entferne dich, ſo viel als möglich iſt, aus ſeinem Wirkungskreiſe: indeſſen aber ſey immer Menſch gegen ihn; ſpare deine Kräfte nicht, wenn du ihm einen Liebesdienſt erweiſen kannſt. Einmahl gibt ſich vielleicht die Gelegenheit, wo du durch eine edle Handlung ſeinen Sinn beugen, und ſein Herz dir öffnen kannſt.

Weit ſchlimmer iſt man mit jenen daran, die nur dem Scheine nach, und aus Politik ſich verſöhnen. Bald iſt es Furcht, für böſe gehalten zu werden; bald Gefälligkeit gegen ihre Freunde, auf deren Zudringen ſie einen Vergleich eingehen, weil ſie ſich nicht trauen, dieſe Gefälligkeit ihnen abzuſchlagen; bald iſt es ihr Intereſſe, oder irgend eine politiſche Abſicht, die ſie zu einer anſcheinenden Verſöhnung bewegen.

Dieſe ſind gefährlicher als der unverſöhnlichſte Feind; ſie tragen im Herzen noch eben ſo viel Haß, als vorher, und kein Verſöhnungskuß, kein Händedruck vermindert ihre Rachluſt.

Das beſte Mittel, mit ſolchen Leuten nicht in Händel zu kommen, wäre freylich, Niemanden zu beleidigen; aber wenn dieſer Fehler begangen worden, und man auch ſonſt Beweiſe hat, daß der Aufgebrachte uns nicht vom Herzen vergeben hat, ſo muß man mit ihm auf eine Art umgehen, die uns Ehre macht, und ihn von dem Edeln unſerer Geſinnungen überzeugt; man ſuche ihm ſogar bey Gelegenheit dienlich zu ſeyn, um durch Liebe ſeinen Haß zu überwinden, und ſeine Gegenliebe zu gewinnen: allein trauen darf man ihm niemahl; man muß beſtändig auf ſeiner Huth ſeyn, ohne jedoch ſein Mißtrauen öffentlich zu zeigen. Betrachte ihn immer als einen Feind, der keine Gelegenheit entwiſchen laſſen wird, dir zu ſchaden; der in vielen Jahren noch einen Umſtand benützt, der ſeine Rache begünſtigt.

Es iſt im Großen, wie im Kleinen, ein großer Fehler, einem verſöhnten Feinde zu viel zu trauen; man verzeiht eine Beleidigung, man vergißt ſie, aber nur auf eine Zeit; es iſt nur ein Schlummer des von tobender Wuth ermüdeten Herzens; der geringſte Stoß weckt es, und die Rachluſt arbeitet mit neuen Kräften!

Hüthe dich daher, einen verſöhnten Feind auf's neue zu beleidigen; die zweyte Verſöhnung kömmt ungleich ſchwerer an, als die erſte, und ſelten iſt ſie ungeheuchelt.

Die zweyte Beleidigung erregt das Andenken der erſten wieder, und fällt viel empfindlicher, wenn ſie auch ungleich nichtsbedeutender wäre, als die erſte.

Du, den ein edlerer Geiſt belebt, handle gegen den Beleidiger mit mehr Aufrichtigkeit; Güte des Herzens beſchließe deine Verſöhnung, und Wahrheit der Geſinnungen ſey ihr unverbrüchliches Siegel; ehrlich und bieder ſey dein Vergleich, und halte dich nicht bey Formalitäten auf, — dem Füllhorn der Chikane.

Kleingeiſterchen ſind in dieſem Punkte unerträglich; man hat alle Mühe von der Welt, mit ihnen eine Zwiſtigkeit zu enden, denn ſie geben ſich nicht zufrieden, wenn ſie nicht erſt mit äußerſter Genauigkeit Ort, Zeit, das Formular der Worte, das ſie gebraucht wiſſen wollen, und ſelbſt die unbedeutendſten Schritte vorgeſchrieben haben, die jede der Parteyen bey dergleichen Gelegenheiten zu thun hat.

Vom Zweykampfe.

In den barbariſchen Zeiten glaubte man ſeine Unſchuld mit dem Schwerte beweiſen, und Beleidigungen mit Blut abwaſchen zu müſſen; und dieſes grauſaume Vorurtheil hat ſich noch bis auf unſere Zeiten erhalten.

Man mordete ſich einſt geſetzmäßig, und im feſtlichen Gepränge — um ein Wort, das übel ausgelegt wurde; — um einen Argwohn, da man ſeine Ehre angetaſtet glaubte; — dieſe barbariſchen Zeiten ſind vorbey; wir leben im Jahrhunderte der Verfeinerung — — und dieſes Vorurtheil dauert noch.

Welch ein Unſinn von Menſchen, die noch vor wenig Augenblicken Hand in Hand freundſchaftlich beyſammen ſitzen, und nun eines unbedeutenden Gezänkes wegen an ihre Degen greifen, und ſich kunſtmäßig morden wollen! —

Ueberſieh die traurigen Folgen deiner Unmenſchlichkeit, Tollſinniger! und ſchaudere zurück!

Die Geſetze des Staates rauben dir Vermögen, Sicherheit, und ſelbſt die Ehre, die du aus einem falſchen Begriffe auf dieſe Art retten wollteſt. Eine verlaſſene Gattinn und hilfloſe Waiſen ſeufzen und weinen dir nach, und fluchen deiner Tollheit, du mágſt ſterben oder ſiegen. Eine troſtloſe Familie, der du den Sohn, den Geliebten, den Vater raubteſt, ruft zum Himmel um Rache über dich; du kannſt jetzt nur dein Leben mit der Flucht retten, dein Vermögen, deine Ehre, deine Gattinn, deine Kinder — Alles, was dir lieb und theuer war, mußt [illegible] zurücklaſſen.

Allzeit iſt dein Leben in Gefahr — es entweder auf dem Kampfplatze oder — — auf dem Schaffot zu verlieren.

Welche traurige Ausſichten, wenn du ſiegeſt — — welche ſchreckliche, wenn du fällſt! —

Wenn du deinen Gegner, von dem du dich in deiner Ehre angegriffen glaubteſt, zur Erde ſtreckteſt, ſo haſt du dich gerächt, aber deine Ehre noch nicht gerettet, denn Niemand weiß jetzt, ob du Recht hatteſt, oder dein Gegner.

Sich ſeiner Hitze, ſeiner Wuth überlaſſen, iſt das Antheil des Thieres, und würdigt den Menſchen zum Thiere herab; Ueberlegung iſt dem Menſchen eigen. Sich zu mäßigen wiſſen, Herr ſeiner tobenden Leidenſchaften ſeyn, iſt allein das Eigenthümliche einer großen Seele.

Der Weiſe beſitzt Muth, und zeigt ihn in Gefahren, denen er nicht mehr entkommen kann; der Tollſinnige rennt in ſeiner Wuth an alle Ecken, und kämpft wie ein Donquixotte mit Windmühlen; es iſt nicht Muth, mit dem er den Kampfplatz betritt, es iſt Raſerey; und man weiß, daß Leute, die oft bey jeder Kleinigkeit den Degen oder die Piſtole ergriffen, in wirklichen Gefahren, wo Muth und Standhaftigkeit erfordert wurde, die feigſten Memmen waren.

Selbſtkenntniß.

Die Eigenliebe iſt ein gewöhnlicher Lügner; jeder ſchmeichelt ſich, und legt ſich einen höhern Werth bey, als er wirklich hat.

Wer ſieht nicht von ſelbſt die Folge daraus, daß Selbſtſtudium dem Menſchen das Wichtigſte iſt? Man muß ſein ganzes Herz ohne Vorliebe durchforſchen.

Durch dieſe Prüfung lernen wir den Geiſt unſers Charakters kennen, und die Anlage unſers Herzens.

Dieſe Kenntniß iſt uns unter allen die nützlichſte; ſie gibt unſern Talenten den gehörigen Werth, lehrt uns unſere böſen Neigungen beſſern, alte Fehler ablegen, und uns in der Tugend vervollkommnen.

Mancher würde der vollkommenſte Menſch ſeyn, und leicht ſein Glück machen, wenn er nicht dieſen oder jenen beträchtlichen Fehler an ſich hätte, den er doch niemahls wahrnimmt, weil er nie auf ſich ſelbſt aufmerkſam iſt.

Wir müſſen alle unſere Handlungen überdenken; — die vergangenen, um uns in Zukunft klüger zu betragen; die künftigen, um ſie den Umſtänden gemäß und klug einzurichten, und die Folgen davon zu überſehen.

Wie theuer kömmt uns nicht oft ein Schritt zu ſtehen, den wir aus Laune oder Leidenſchaft gethan haben? —

Eigenſinn und Mangel an Ueberlegung ziehen eine ſchmerzliche Reue nach ſich.

Es würde ſehr gut ſeyn, wenn man ein vollſtändiges Tagebuch ſeiner Handlungen halten wollte — der guten und klugen ſowohl, als der böſen und thörichten: Die Weisheit der einen würde uns zum Beyſpiele künftiger Handlungen dienen, und das Tadelhafte der andern wäre ein Beweggrund, unſer Herz zu beſſern.

Menſchenkenntniß.

Zu nächſt der Kenntniß ſeiner ſelbſt folgt die Kenntniß der Menſchen, die man ſich nicht frühe genug eigen machen kann, wenn man doch unter ihnen leben will.

So gewiß Einer Meiſter in der Kunſt ſeyn muß, wenn er den menſchlichen Körper gehörig zergliedern will; eben ſo wahr iſt es auch, daß nur Leute von der helleſten Denkart ſich an die Zergliederung des menſchlichen Geiſtes und Herzens wagen dürfen, worunter man eigentlich die natürlichen Neigungen verſteht.

Die Eigenliebe weiß ſich ſo geſchickt zu verbergen, daß man wohl ein ſcharfes Auge haben muß, um ſie unter dem Schimmer von Tugenden, hinter welche ſie ſich ſteckt, zu erkennen.

Man muß ſie alſo ganz in der Nähe betrachten, wenn man ihre Kunſtgriffe entdecken will.

Auf dem Schauplatze der großen Welt betriegt die Eitelkeit oft auch den Hellſehendſten.

Man muß daher einen Menſchen nie nach den Handlungen beurtheilen, die er dem Anblicke der ganzen Welt darſtellt; denn hier ſieht er ſich von tauſend Zeugen umgeben, die ihn bemerken, er thut ſich alſo Zwang an, iſt nicht mehr in ſeinem natürlichen Zuſtande; vorzüglich bey Handlungen, die ſich in einem beſondern Lichte zeigen, wodurch Jeder ſich Ruhm erwerben will, und ſorgfältig die allerkleinſten Mängel verbirgt.

Man muß den, deſſen Sitten und Charakter man kennen lernen will, in ſeinem Privatleben beobachten; da entledigt ſich ſein Geiſt der Feſſeln der Verſtellungskunſt, und folgt frey ſeinem natürlichen Hange; Alles, was in ihm iſt, Gutes und Böſes, liegt hier vor Augen.

Dieſes dient, den Menſchen kennen zu lernen; aber es iſt noch nicht hinreichend, ſein Verdienſt zu beurtheilen. Dazu gehört erſtlich, daß man beobachte, ob er eigennützig iſt; Uneigennützigkeit zeigt von einem edeln Herzen. Zweytens, ob er die Pflichten ſeines Standes getreu erfüllt; Genauigkeit in Erfüllung ſeiner Pflichten iſt der Beweis eines ſoliden Geiſtes. Wenn man aber Eigennutz und Nachläßigkeit in ſeinem Thun bemerkt, ſo iſt er allzeit unſerer Freundſchaft und Achtung unwerth, was er auch immer ſonſt für ſchöne Eigenſchaften an ſich haben mag.

Noch ein gutes Hilfsmittel zur Menſchenkenntniß iſt, wenn man bemerkt, was ſie für einen Gebrauch von ihrem Glücke machen, und wie ſie ſich im Umgange betragen.

Menſchen, die es in der großen Welt zu einem hohen Grade der Verſtellungskunſt gebracht haben, ſind freylich ſchwer zu kennen; aber ſie werden es doch nie ſo weit bringen, daß nicht ein ſorgfältiger Beobachter Widerſprüche in Worten und Handlungen entdecken, und den Zwang der Kunſt bemerken ſoll, die die natürliche Leichtigkeit in dem Weſen des Menſchen verſcheucht.

Von dem Gebrauche der Zeit.

Arbeit allein macht uns das Leben erträglich, und die gute Verwendung der Zeit verſchafft uns den Genuß ſo mancher glücklichen Stunde der Ruhe.

Man kann aber, wie mich däucht, von der Zeit keinen beſſern Gebrauch machen, als wenn man ſie, Jeder nach ſeinen Ausſichten und ſeinem Stande, den Wiſſenſchaften widmet, mit Wahl und nützlich lieſt, die Muße nützlichen Betrachtungen widmet, der Wahrheit nachzuſpüren ſucht, und ihren heiligen Fußſtafen allenthalben folget.

Man muß hier über ſich öfter mit vernünftigen Perſonen berathſchlagen, nach allgemeiner Menſchenkenntniß ſtreben, vorzüglich aber ſich ſelbſt ſtudieren, vollkommen den Stand kennen lernen, in den man ſich begeben will, und wenn man ein Mahl einen Stand ergriffen hat, demſelben nach Kräften Genüge leiſten.

Wer einen ſolchen Gebrauch von der Zeit macht, dem wird ſie niemahl zur drückenden Laſt werden; Freude wird in ſeinem Herzen ſeyn, und heitere Ruhe auf ſeiner Stirne herrſchen.

Er wird ſich einen Reichthum von ſchönen und nützlichen Kenntniſſen ſammeln, die ihm in ſeiner Einſamkeit die angenehmſte Unterhaltung verſchaffen, ihn ſeinem Vaterlande wichtig machen, ſein Herz bilden, und Ordnung und Harmonie in ſeinen Geſchäften herſtellen, ihm die Achtung und Freundſchaft aller Edeln gewinnen.

Der faule Müßiggänger wird überall verachtet; der an einem trägen Wohlleben hängt, alle nützlichen und anſtändigen Geſchäfte flieht, und ſich nur zu vergnügen ſucht, wird auf keines Menſchen wahre Achtung rechnen können.

Solche Menſchen leben ſtets in einer tiefen Unwiſſenheit ihrer Pflichten; es bleibt ihnen von den Ausſchweifungen, denen ſie nachhängen, kein Augenblick übrig, um über ſich ſelbſt nachdenken zu können; unmerkbar ſinken ſie den Wollüſten in die Arme. Erſt war ihr Herz verdorben, nun wird es auch ihr Geiſt; ſie verwildern ganz (wenn ich mich ſo ausdrücken darf), und gerathen in das ſchändlichſte, zügelloſeſte Leben.

Ihre Unthätigkeit machte ſie erſt zu unnützen Gliedern der Geſellſchaft; dann werden ſie auch der Erde läſtig — ſie werden Verbrecher, und meiſtentheils erwartet ſie ein ſchimpfliches Ende ihrer Tage.

Wie! kann es Menſchen geben, die ſo wenig ihr Glück kennen, daß ſie ein träges, thatenloſes Leben mit ſeinen ſchrecklichen Folgen dem arbeitſamen vorziehen? daß ſie lieber ein Jahr ihres Lebens verſchwelgen, [illegible] eine Stunde zu einem dauerhaften Glücke anwenden? —

Die Zeit iſt ihnen ein Nichts; ſie kennen ihren Werth nicht; ſie freuen ſich jedes Tages, den ſie getödtet haben, denn Leichtſinn, Mangel an wahren und edeln Begriffen von dem Berufe des Lebens macht ſie zu Verſchwendern ihrer Tage, die nicht wiederkehren; ihr Verluſt iſt unerſetzlich — ſchmerzhaft die Reue. — —

Wie ſoll man ſeine müßigen Stunden ausfüllen?

Die Abneigung gegen die Einſamkeit iſt meiſtens ein ſicheres Zeichen der Kleingeiſtigkeit, oder des Sittenverderbniſſes eines Menſchen.

Doch gibt es Viele, die nicht eine halbe Stunde allein ſeyn können, ohne Langeweile zu fühlen. Sie wiſſen ihre Zeit nicht anzuwenden, und ſind daher unruhig und verdrießlich; die Einſamkeit macht ſie traurig; ſie werden ſich ſelbſt unerträglich.

Ein Menſch von ſolidem Geiſte weiß ſich alle Augenblicke ſeines Lebens zu Nutze zu machen; und iſt niemahl nützlicher beſchäftigt, als in ſeiner Einſamkeit.

Da macht er nützliche Plane, überdenkt den Umfang ſeiner Geſchäfte, forſcht Mitteln und Gelegenheiten nach, ſeinen Freunden zu dienen, oder ſich gegen die Angriffe ſeiner Feinde zu ſichern; er geht mit ſich ſelbſt zu Rathe, wie er dieſes oder jenes Unternehmen glücklich zu Stande bringen wird, oder denkt der Art nach, wie er am vollkommenſten ſeine Pflichten erfüllt.

Hier in dieſen Stunden der Ruhe, wo kein äußeres Geräuſch ſeinen Geiſt ſtört, ſtellt er die wichtigſten Betrachtungen über ſeine und fremde Handlungen an; er prüft ſein Betragen, und zieht aus der Vergleichung Reſultate für die Zukunft.

Wer ſich nützlich und angenehm zu beſchäftigen gewohnt iſt, wird alle Lücken der Zeit auszufüllen wiſſen, die ihm ſein Beruf übrig läßt.

Er wird ſich mit einer angenehmen und unterrichtenden Lectüre unterhalten; oder er verwendet die noch übrigen Erhohlungsſtunden auf die Uebung in ſinnreichen und anſtändigen Künſten; oder er widmet ſie ſeiner Lieblingswiſſenſchaft, für die er am meiſten Talent beſitzt.

Alle Berufsgeſchäfte haben ihr Unangenehmes; ſie nehmen mit der Zeit oft einen ganz mechaniſchen Gang, der bis zum Unerträglichen läſtig wird — ja ſelbſt die natürliche Abneigung gegen ein ewiges Einerley, und der Wunſch des Menſchen nach Abwechslung, macht, daß man ſich der Erholungsſtunden freut, um ſeinen Geiſt angenehmer beſchäftigen zu können. Daher ſoll ſich jeder Menſch, unbeſchadet der Berufswiſſenſchaft, der er ſich weiht, auch auf bildende Künſte verlegen. Beſonders ſind Muſik, Mahlerey und Dichtkunſt empfehlenswürdig. Dieſe geben uns die angenehmſte Unterhaltung. Sie erheben unſer Gefühl, verſchönern die Seele, und flößen ſanfte Empfindungen ins Herz. Sie machen uns angenehm im Umgange, und nebſtdem, daß ſie uns mit einem Schatze von empfehlenden Kenntniſſen bereichern, veredeln ſie auch unſern moraliſchen Charakter. Sie führen uns ins Heiligthum der Natur, und öffnen uns die reichhaltigſten Quellen unſchuldiger Vergnügungen. Sie verſcheuchen den Gram von unſerer Stirne, und bannen die düſtre Schwermuth aus der Seele, oder löſen den ſtockenden Schmerz in ſanfte Thränen auf.

Was die Sprache nicht vermag, liegt in dem magiſchen Ausdrucke der Künſte. Wir entlocken den Inſtrumenten Töne, die mit der Stimmung unſrer Seele harmoniren, oder zeichnen das Bild unſers Zuſtandes in ſprechenden Zügen; wir machen uns das Ideal unſerer Wünſche anſchaulich, und freuen uns, die Kinder unſrer Einbildungskraft vor uns zu ſehen; oder wir ſchildern unſer Vergnügen in fröhlichen Liedern — unſern Schmerz im feyerlichen Trauergeſänge.

Die Erfahrung zeigt uns die Vortheile von einem ſolchen Gebrauch unſerer Muße im hellſten Lichte, und verſichert uns, daß die Anwendung dieſes Grundſatzes unendlich viel zu unſerm Glücke beyträgt.

Stolz.

Warum ſollen wir von unſerm Verdienſte eingenommen ſeyn, und uns ſo vielen Andern vorziehen, die vielleicht ungleich mehr Werth haben, als wir?

Sind wir aus beſſerm Stoffe, als unſer Nebenmenſch? ſind unſere Seelen nicht der Odem eines und des nähmlichen Schöpfers? ſind ſie nicht einerley Art und veredelt ſich die Seele nach dem Maßſtabe blos konventioneller Vorzüge?

Wenn Vortheile, die wir der Natur oder dem Zufalle zu danken haben, uns ſtolz machen, ſo iſt es das ſichere Kennzeichen eines ſchwachen Geiſtes, denn in ſich ſelbſt haben ja dieſe Vortheile keinen Werth, und die Folge davon iſt, daß der, der auf ihren Beſitz ſeinen Stolz gründet, zur demüthigendſten Erniedrigung herabſinkt, wenn er ſie verliert.

Sie entwiſchen uns ſehr oft ungeachtet der Mühe, mit der wir ihnen nachſtreben; ein unbefangenes Herz verachtet ſie daher, weil es in ihrem Beſitze nicht das wahre Glück findet, das es ſucht, wenn es ſie ohne Ueberdruß genießen, und ſie behalten könnte, ohne daß ſie eine Ruhe ſtören.

Ach! die Tage unſers Daſeyns ſind ſo ſparſam gezählt; wir genießen alle dieſe glänzenden Vorzüge eine ſo kurze Zeit — ſollen wir ſtolz ſeyn auf Dinge, die ſo ſchnell vorüber gehen, als ein wollüſtiger Roſenmonat? — —

Früh oder ſpät werden ſie mit unſerm Leben die Beute des Todes; er zieht uns, wenn ich mich ſo ausdrücken darf — dieſe glänzenden Kleider ab, die wir nur auf einige Zeit entlehnt hatten, und zeigt uns dadurch, daß im Grunde doch alle Menſchen gleich elend ſind.

Ja, wir thun zuweilen Etwas, das lobenswürdig ſcheint; da aber die Eigenliebe faſt immer der erſte Bewegungsgrund unſerer Handlungen iſt, ſo haben wir mehr Urſache, ſelbſt bey dem Guten, das wir thun, beſchämt zu ſeyn, als unſere Eitelkeit damit zu nähren.

Menſchen von ungeheuchelter Tugend, deren Gutes aus einer reinen Quelle fließt, die alſo, wie man glauben ſollte, allein einiges Recht hätten, ſich höher zu ſchätzen als andere, haben gerade am wenigſten Stolz, nicht darum nur, weil ſie überzeugt ſind, daß Stolz der Todfeind aller ächten Tugend iſt, und ihre Quelle vergiftet, ſondern weil er allzeit übelgegründet iſt.

Stolz macht uns auch ungerecht; er eignet uns eine Ehre zu, die wir eigentlich nur dem zu danken haben, der uns Talente und Vermögen gab, wodurch wir es Andern zuvorthun.

Stolz verträgt ſich nicht mit Weisheit; Dummköpfe und Thoren ſind gemeiniglich ſtolz, weil es ihnen an Erkenntniß wahrer Größe fehlt.

Ueber ordentlichen Aufwand.

Wenn man immer mit Ehren in der Welt beſtehen will, ſo iſt unumgänglich nothwendig, daß der Aufwand in den Schranken bleibe, die das Einkommen feſtſetzet.

Wie wenig achtet man diejenigen, die ihr Vermögen verſchleudern, und beſtändig von Gläubigern beſtürmt werden!

Der betrügt ſich gewiß, der durch ſeine Verſchwendung für freygebig will gehalten werden, und durch übermäßigen Aufwand ſich in Anſehen zu ſetzen, und bey Hofe ſein Glück zu machen denkt.

Der Fürſt und ſeine Miniſter ſehen leicht ein, daß der, der mit ſeinem eigenen Gute nicht hauszuhalten weiß, und ſeine häuslichen Umſtände vernachläßigt, noch weniger fähig ſeyn wird, das Intereſſe des Staats zu befördern, oder Ordnung und Harmonie im Lande herzuſtellen.

Wer eine ſeiner herrſchenden Leidenſchaften zu befriedigen, einen Aufwand macht, der ſeine Einkünfte merklich überſteigt, wird ſelten eine bedeutende Stelle im Staate erhalten; ſeine Verſchwendungen in Luxus, Spiel und andern Ausſchweifungen werden ihm eben ſo ſehr das Zutrauen des Staats, als ſeinen Privatkredit rauben, und die vorzüglichſten Talente ſind ihm unnütz, weil man ihm keine Gelegenheit gibt, Gebrauch davon zu machen.

So gewiß der Geiz ein ſehr haſſenswürdiges Laſter iſt — ein Laſter, das vielleicht einzig die verächtlichſte Niederträchtigkeit des Herzens bezeigt, und die Verſchwendung in ihrem Entſtehen nicht ſo tadelnswürdig iſt, ſo furchtbar iſt ſie doch in ihren Folgen.

Verſchwendung mag wohl aus einem guten Herzen entſpringen, öfter aber aus einem leichtſinnigen: — und was hindert denn dieß gute Herz, die Vernunft zu tauſend Thorheiten hinzureißen, und aus Schwachheit und Leichtſinn laſterhaft zu werden? — —

Es gibt aber doch auch Fälle, wo Geringſchätzung des Seinigen nicht anders als löblich iſt — Fälle, wo eine höhere Pflicht ein großmüthiges Opfer von uns fordert.

Dergleichen Fälle ſind: das gemeine Beſte, das Wohl, oder die Erhaltung des Fürſten; Rettung ſeiner Aeltern, Gattin, Kinder, Freunde, oder ſonſt einer unglücklichen Familie, wo dieſe ohne meine Hülfe unrettbar verloren ſind.

Allein außer dieſer Gelegenheiten muß man immer wirthlich mit dem Seinigen haushalten, und allen überflüßigen Aufwand vermeiden.

Häuslichkeit iſt allein das wahre und ſichere Mittel, ſich immer die nöthigſten Bedürfniſſe verſchaffen, ehrlich in ſeinem Stande leben zu können, und zu ſeiner Erhaltung nicht fremder Hülfe zu bedürfen.

Wie man ſich im Glück oder Unglück verhalten ſoll.

Der Gebrauch, den ein Menſch von ſeinem Glück oder Unglück macht, zeigt uns die Stärke oder Schwäche ſeines Geiſtes, die Güte oder Bosheit ſeines Herzens, Feſtigkeit, oder Wankelmuth des Sinnes; und lehrt uns, was man von ihm denken ſoll.

Derjenige, welchen das Glück hochmüthig und ſtolz macht; oder das Unglück ganz niederſchlägt, und den Muth raubt, iſt kleingeiſtig, und hat eine niedrige Seele; wer aber im Gegentheile feſt und ſtandhaft ſich im Unglücke bezeigt, oder dem die Gunſt des Glückes nichts von ſeiner Güte, Mäßigung, Rechſchaffenheit und andern Tugenden raubt, von dem kann man ſagen, daß er ein edles Herz, und einen erhabenen Geiſt hat.

Dieſe beyden großen Eigenſchaften werden erfordert, um in den mancherley Vorfällen des Lebens jene Feſtigkeit, jenen Gleichmuth der Seele zu zeigen, durch die ein großer Geiſt die unumſchränkte Herrſchaft über ſeine Leidenſchaften zu erkennen gibt.

Die Geſchichte weiſet uns nur wenige Beyſpiele einer ſolchen Seelengröße, eines ſo feſten Muthes, einer ſo unerſchütterlichen Tugend auf — ein Zeichen, wie ſelten ſie ſind — wie ſchwer die Nachfolge iſt.

Nur der Gedanke, daß alles Glück hienieden ſo wenig für uns Werth hat, daß wir uns gar nichts darauf einzubilden haben, erleichtert die Nachfolge, der Gedanke, daß alle Leiden, die wir hier dulden, bald vorüberziehen, wie die fürchterliche Donnerwolke an einem ſchwülen Sommertage, und — —leben wir denn nur für einige trübe Stunden? — Wer freut ſich nicht des herrlichen Tages nach dem ſchrecklichen Gewitter? — —

Man denke auch, welches Glück, welche Ehre es uns bringt, wenn wir von dem Guten und Böſen dieſes Erdlebens den gehörigen Gebrauch machen!

Ueberzeugt von dieſen wichtigen Wahrheiten, laßt uns als wahre Weiſe den verſchiedenen Wechſel unſers Glückes — ſein Steigen und Fallen mit gleichgiltigem Auge anſehen; — laßt uns mit Gleichmuth und Standhaftigkeit den Schlägen des Schickſals trotzen, und mit Beſcheidenheit dem glänzenden Glücke entgegen gehen — laßt uns zeigen, daß wir gleicher Geiſtesgröße das höchſte Glück, wie das niedrigſte ertragen! —

Man muß ſeine Leute kennen.

Die meiſten Menſchen ſtrotzen von ihrem Selbſt; ſtolz auf Adel, Größe, Gelehrtheit, Talente und noch viele andere Eigenſchaften, die ſie ſich theils ſelbſt verſchafft haben, theils Geſchenke der Natur ſind.

Der Menſch iſt auch gewöhnlich grillenhaft, hingeriſſen von ſeinem Lieblingsgegenſtande, eigennützig, neidiſch ꝛc. Man findet zwar ſelten dieſe Fehler beyſammen, aber die wenigſten ſind von allen frey. So wie ein Menſch von dieſem Fehler das entgegengeſetzte Gute hat, ſo hat er von dieſem Guten das entgegengeſetzte Böſe.

Das Laſter iſt unter den Menſchen ſo allgemein, und die Tugend ſo ſelten, daß auch der geſelligſte Menſch nur mit Wenigen Umgang haben kann.

Der Menſch kann nicht allein und ohne allen Umgang mit Menſchen leben, ſo lange er im Staate lebt, wenn er nicht die Welt fliehen und in eine Höhle ſich verbergen will: da er aber ein Mal mit Menſchen in Verbindung ſteht, ſo fordert die Klugheit, daß er ſich zu ſeinem Umgange die wenigen Würdigen wähle, die er findet — Leute von Verdienſt, mit denen er in Geſellſchaft treten kann, wo Rechtſchaffenheit, gegenſeitiges Zutrauen, Aufrichtigkeit, Klugheit, und auch, wenn es ſeyn kann, Unterricht anzutreffen iſt.

Wie angenehm, wie zuträglich eine ſolche Geſellſchaft dem Menſchen iſt, läßt ſich beſſer im Zirkel derſelben denken und fühlen, als mit Worten beſchreiben. Man erhohlet ſich da von der Bürde ſeiner Geſchäfte, tröſtet ſich über unangenehme Zufälle, vergißt ſeine üble Laune und Ueberdruß; man lernt tauſend nützliche Dinge, und bringt die Zeit angenehm und nützlich zu.

Beißender Scherz und Nachrede.

Es iſt gewiß ein grauſames Vergnügen, das ein Menſch in ſeinem beißenden Scherze findet.

Wie tief muß die Bosheit nicht Wurzel gefaßt haben, wenn man darin ſein Vergnügen finden kann, daß man durch bitteren Spott das Herz derjenigen zerfleiſcht, gegen die man die Pfeile ſeines Witzes abdrückt; daß man ſtolz darauf iſt, ſie auf's höchſte aufgebracht zu ſehen.

Religion, Wohlſtand und Klugheit machen es uns zum Geſetze, die Unterhaltung unſerer Geſellſchaften nicht mit ſolchen Reden zu vergiften, die nicht nur für ſich ſelbſt ſchon böſe ſind, ſondern auch gefährliche Folgen haben können.

Eben ſo wenig ſoll Schmähſucht an unſeren Unterhandlungen Antheil haben.

Es iſt verrätheriſch, von unſern Freunden bös zu reden; gänzlich boshaft, die zu ſchmähen, die uns nichts angehen; und niederträchtig, von unſern Feinden Böſes zu ſagen.

Spötter ſind meiſtentheils übel daran. Vernünftige Leute, die gehörig zu urtheilen wiſſen, meſſen den Worten eines muthwilligen Satyrs keinen Glauben bey; zudem muß der Spötter oft ſeine Scherze, die er nur, um die Geſellſchaft zu beluſtigen, anbringt, gerade bey denen am theuerſten bezahlen, die er damit unterhalten will.

Der Tadler gefällt zuweilen; aber man fürchtet ihn, und Jeder ſieht ihn für ſeinen beſondern Feind an; denn man weiß zu gut, daß die Schmähſucht Niemanden ſchonet, und die reinſte Tugend vor ihren Streichen ſich nicht genug ſicher ſtellen kann.

Es koſtet ſo viel Zeit, gehört ſo viel dazu, ſich in einen guten Ruf zu ſetzen, daß es gewiß eine große Ungerechtigkeit iſt, ein ſo langes, mühſam unternommenes Werk, unter was immer für einem Vorwande es ſey, zerſtören zu wollen.

Von der Aufrichtigkeit.

Wie? In einem Buche von der Weltklugheit die Aufrichtigkeit empfehlen? — Verträgt ſich Aufrichtigkeit mit Politik? —

Allerdings mit der wahren! — Kann man nicht klug und rechtſchaffen zugleich ſeyn? — und Aufrichtigkeit gehört ſo weſentlich zum rechtſchaffenen Manne, daß er ſobald aufhört ein ehrlicher Mann zu ſeyn, als er hinterliſtig, falſch und ein Lügner wird.

Dieſe Tugend, ſo weſentlich ſie dem Edlern iſt, ſo wenig iſt ſie in unſern Zeiten bekannt, und darum ſcheint es mir ſehr nützlich, meinen Leſern einen wahren Begriff davon zu geben; denn ich glaube gewiß, man kann ſie nicht kennen lernen, ohne ſie zu lieben, oder der Verſtand müßte ganz von den niedrigen Grundſätzen einer falſchen Politik eingenommen, das Herz von den Beyſpielen kriechender, ſchlangenartiger Politiker verdorben ſeyn.

Der Aufrichtige bedient ſich niemahls der Liſt oder des Betrugs, um ſeinen Zweck zu erreichen; nicht gewohnt zu lügen, oder ſeine Worte auf Schrauben zu ſtellen, iſt er ein Feind von ſchwankenden, zweydeutigen Reden, der man ſich ſo gewöhnlich in der großen Welt bedient, um denjenigen hinterliſtig zu fangen, der freymüthig handelt.

Er verſpricht nie mehr, als er halten will; ſein Wort iſt ihm heilig, und er zieht es nicht wieder zurück, wenn er es ein Mahl gegeben hat.

Wenn er merkt, daß man von ihm mehr erwartet, als er erfüllen kann, ſo erklärt er ſeine Abſicht ohne Zurückhaltung, um die Leute nicht mit eitler Hoffnung zu nähren.

Die meiſten Menſchen haben einen falſchen Begriff von der Aufrichtigkeit. Viele heißen Das aufrichtig, wenn man ohne Ueberlegung, ohne Beſcheidenheit, Jedem ſeine Geheimniſſe preisgibt, und ohne mindeſte Rückſicht rohe Wahrheiten ſagt, die allenthalben beleidigen müſſen.

Nun ſagen ſie: ſieht man denn nicht, daß der Aufrichtige überall gehaßt, verfolgt und vom Liſtigen zum Spielwerke gebraucht wird? — Sie heißen alſo denjenigen hofklug, der nie die Wahrheit ſagt, und ſich's zum feſten Grundſatze der Klugheit gemacht hat, die Welt durch Verſtellung zu täuſchen.

So verlaſſen die Menſchen immer ein Aeußerſtes, und ergreifen das andere.

Keine Tugend beſteht ohne Beſcheidenheit. Der Vernünftige iſt aufrichtig gegen Alle, die Offenherzigkeit verdienen, und verbirgt behuthſam dem liſtigen Schurken ſeine Blöße, denn er ſteht gegen ihn, wie ein Fechter gegen ſeinen Feind. Iſt er nicht ein Thor, der freywillig dem Feinde ſeine Bruſt öffnet, um ſie von ihm durchboren zu laſſen?

Der Kluge ſagt nicht alle Wahrheiten, die er weiß; nicht Alles, was er denkt; er verſchweigt zu Zeiten etwas, wenn Klugheit und Liebe zum Guten ihm Stillſchweigen gebiethen.

Außerdem aber ſagt er ſeine Meynung rein heraus, und ſeine Freunde hören, in Rückſicht ihrer, von ihm die ungeheuchelte Wahrheit, die ihnen ſonſt allenthalben vorenthalten wird.

Seine Tugend glänzt um ſo höher, je weniger er ſich bemüht, ſie zu zeigen, und da er der Feind alles Uebertriebnen, aller Affektation iſt, gefällt ſein Betragen unendlich, weil es einfach und natürlich iſt.

Er iſt aufrichtig; aber wie geſagt — mit Klugheit. Er iſt vorſichtig, und läßt ſich nicht betriegen; er bedient ſich gegen Hinterliſt der gehörigen Maßregeln, daß er nicht in die Fallſtricke fällt, die man ihm legt; doch beleidigt er nie durch öffentliches Mißtrauen, und nimmt auf die Perſonen, mit denen er umgeht, die nöthige Rückſicht.

Sein reines, argloſes Herz und ſeine Weisheit gewinnen ihm allgemeine Liebe; ein Jeder ſucht den Umgang eines Menſchen von dieſem Charakter.

Freylich iſt ſo eine Aufrichtigkeit äußerſt ſelten: beſonders an Höfen, wo man eine ungeheuchelte Denkungsart für Mangel an Politik hält; indeſſen gibt es doch Einige, die dieſe herrliche Eigenſchaft beſitzen.

Heilig ſey dir der Edle, wenn du ihn findeſt; man kann ihn nicht kennen lernen, ohne nicht Achtung und tiefe Ehrfurcht für ihn zu haben.

Die Verſtellung, da ſie mehr zur Liſt und Verſchlagenheit, als Klugheit und wahren Politik gehört, iſt dem Menſchen nachtheilig, der ſich in einen guten Ruf ſetzen und in der Welt fortkommen will; da hingegen die Aufrichtigkeit, wovon eben jetzt die Rede war, ihm vortheilhaft iſt.

Erkenntlichkeit.

Der niedrigſte Schurke kann nicht umhin, für den ehrlichen Mann Achtung zu haben, und an ihm zu bewundern, was er ſelbſt nicht thut.

Daher iſt der Erkenntliche von Jedermann geſchätzt, ſelbſt die Undankbaren nicht ausgenommen.

Dankbarkeit iſt eine natürliche Pflicht; und leidet keine Ausnahme.

Ein gutes Herz fühlt ganz die Macht dieſes Naturgeſetzes, und es iſt immer ein Beweis von einer edlen, erhabenen Seele, wenn ein Menſch wahres Gefühl für Wohlthaten hat.

Spare daher nichts, deine Erkenntlichkeit für geleiſtete Dienſte zu bezeigen; und fehlt es dir am Vermögen oder Gelegenheit es zu thun, ſo zeige wenigſtens, daß es dir nicht am ernſten Willen fehlt.

Wenn auch die Dankbarkeit nicht Pflicht wäre, ſo iſt ſie doch nützlich, denn ſie gewinnt dem, der die erſten Gutthaten mit Dank empfing, gewiß neue wieder, und erhält ihm die Herzen gutgeſinnter Menſchen immer geneigt.

Es gibt Leute, die für eine unbedeutende Gefälligkeit, die ſie von ungefähr leiſten, hinwieder die wichtigſten Dienſte fordern.

So unbillig das auch iſt, ſo verlangt doch die Großmuth in dergleichen Fällen Alles zu thun, was die, die uns zuerſt verpflichtet haben, von uns fordern; wenigſtens iſt es ſchön gehandelt, und in Rückſicht der Dankbarkeit kann man nie zu viel thun.

Wenn du Jemanden verbindlich gemacht haſt, erinnere ihn nie deiner Dienſte, und glaube nicht, daß er dir Alles dafür ſchuldig ſey.

Willſt du, daß dich nicht Undank der Menſchen kränke, ſo thue Gutes, wenn du immer kannſt, mit Verzicht auf allen Dank.

Undankbarkeit leichtſinniger und verachtungswürdiger Menſchen wird dich dann nicht ſchmerzen, und die dankbare Erinnerung des Edeln, der den Werth deiner Dienſte erkennt, wird dir um ſo mehr Freude machen.

Verhüthe, ſo viel dir möglich iſt, je etwas von denen zu begehren, die dir Dank ſchuldig ſind.

Du magſt Jemanden einen ſehr wichtigen Dienſt geleiſtet haben, und er ergreift gern die Gelegenheit, dir einen kleinen Gefallen zu thun, womit er die Schuld abzutragen glaubt, die er gegen dich hatte.

Entweder iſt es Stolz, der ihn für dein Geſuch geneigt macht, um der Verbindlichkeit los zu werden, die dem Stolzen eine unerträgliche Bürde iſt; oder Eigennutz, der ihm durch dieſe Gelegenheit zu neuerm Gewinn Hoffnung macht.

Sollten es aber deine mißlichen Umſtände durchaus nothwendig machen, eine Gegengefälligkeit fordern zu müſſen, ſo thue es mit ſo viel Beſcheidenheit und Zurückhaltung, daß es ſcheint, du erinnerteſt dich gar nicht mehr an die Guttbaten, die du ihm geleiſtet haſt.

Ich will nichts vom Undank ſagen; wer weiß nicht, daß dieſes Laſter eben ſo häßlich iſt, als liebenswürdig die Erkenntlichkeit, und daß der Undankbare immer auch für einen Menſchen ohne Ehre gilt.

Vermeidung des Widerſprechens.

Der Grund alles Wortſtreits ſoll Kenntniß der Wahrheit ſeyn, entweder wenn man ſie erſt ſelbſt ſucht, oder ſchon gefunden auch Andern mitheilen will.

Eine Wahrheit, worüber noch geſtritten wird, iſt entweder in ſich ſelbſt ſchon unbedeutend, oder der Denkungsart und den Neigungen derjenigen entgegen, mit denen man davon ſpricht, oder ihren gefaßten Vorurtheilen ganz entgegen geſetzt.

Iſt dieſe Wahrheit — der Stoff Unterhaltung — unbedeutend; warum ſo viel Wortgezänk darüber? — wozu die Hitze, mit der man ſie Andern einpredigen will? — Wäre es nicht ſchicklicher, durch beſcheidenes Nachgeben zu gefallen, als durch hitzigen Widerſtand Mißvergnügen zu erregen? —

Wenn die Wahrheit, von der man Andere überzeugen will, ihren Neigungen entgegen iſt, muß man ſie ihnen erſt liebenswürdig zu machen ſuchen; ſanfte Güte und Rechtſchaffenheit werden vorzüglich erfordert, wenn man ſeinen Zweck erreichen will; aber Zank und Diſputirhitze werden Alles verderben.

Das Herz will gewonnen und nicht genöthiget werden; dieſen Platz wird man nie durch eine Breſche erobern.

Wenn die noch ſtreitige Wahrheit ihren Vorurtheilen entgegen geſetzt iſt, ſo muß man ihre Meynung nicht mit Verachtung verwerfen, noch ſich ſelbſt lächerlich machen; Kathederſtolz und Satyre ſind nicht die wahren Mittel, die Menſchen aus dem Irrthume zu ziehen; Machtſprüche, eine Glauben gebiethende Miene und die Sprache eines Schulmonarchen empören den Geiſt, und hindern ihn, ſich gelaſſen der Vernunft zu ergeben.

Vorurtheile muß man vielmehr geradezu angreifen; durch feſte Gründe zeigen, wie ſchwach die Stützen ſind, worauf ſie ruhen, und endlich ohne Leidenſchaft, mit der Beſcheidenheit des Weiſen die Wahrheit der gegentheiligen Meynung herſtellen.

Auf dieſe Art benehmen ſich Leute, die zu leben wiſſen, und nur ſo können Unterhaltungen über gelehrte Gegenſtände angenehm und nützlich werden.

Es iſt unnütz, mit Menſchen über eine Sache zu ſtreiten, die eigenſinnig auf ihrer Meynung beharren, leicht beleidigt und aufgebracht werden; durch Widerſtand werden ſie nur immer härter und mehr erbittert.

Der Vernünftige ſchweigt dann, zufrieden mit eigner Kenntniß der Wahrheit, und bedauert ſie, die ihre Augen aus Blödigkeit vor dem Sonnenlichte der Göttlichen verſchließen.

Ein allgemeiner Fehler wider Lebensklugheit iſt es, wenn man ſich bey Diſputen einen entſcheidenden Ton erlaubt; wenn man über Gegenſtände von welchen man wenig oder nichts verſteht, ein entſcheiden ſollendes Urtheil fällt und es zu behaupten wagt; z. B. Man iſt weder Mahler, noch Kenner, und urtheilt doch über Mahlereyen und Zeichnungen. Man iſt kein Mechaniker, und redet von Maſchienen ꝛc. ꝛc. Man iſt dann genöthigt, aus Mangel eigner Einſicht und Erfahrung, Anderer Lob und Tadel blindlings nachzubeten; meiſtentheils redet man aber Unſinn, macht ſich lächerlich und verachtet.

Jeden Menſchen koſtet es Mühe und Studium, über dieſe oder jene Sache feſte Begriffe zu erhalten; nun mögen auch dieſe Begriffe wirklich unrichtig ſeyn, oder es mir nur ſcheinen, ſo iſt es ſehr unſchicklich und unklug, das Gebäude von Jahren mit einigen Worten niederdonnern zu wollen, und wenn man nicht eines Andern Meynung ſeyn kann, ſo muß man doch darauf Rückſicht nehmen, daß ſie ihm Mühe und Zeit gekoſtet hat — Dinge, die für den Menſchen einen großen Werth haben, den er ſich nicht ſogleich rauben läßt.

So wenig du gleich die Meynung eines Andern annehmen wirſt, die er ſo eben vorträgt, eben ſo wenig kannſt du ihm auch in dem Augenblicke, da du das Wort nimmſt, die deinige beybringen. Das wird ſo wenig bedacht.

Wiſſe, daß die Menſchen mehr auf ihre Meynungen halten, als auf ihr Hab und Gut; lies die Geſchichte, und zähle die Millionen blutiger Opfer von der Verſchiedenheit der Meynungen. Ich will dir dadurch gerathen haben, Niemanden deine Denkungsart aufzudringen.

Wenn du in die Hitze gerathen willſt, ſtelle dir geſchwind zwey Gelehrte auf ihren Kathedern vor, die wie Streithähne gegen einander kämpfen, und ſich mit Worten todtſchlagen, und dein Gefühl von Selbſtachtung wird dich ſchweigen heißen, damit du dir nicht ſelbſt lächerlich wirſt.

Es mag über was immer für einen Gegenſtand geſtritten werden, dringe immer auf die Sache ſelbſt, und halte dich nicht bey eiteln Sophiſtereyen auf; dadurch vermindern ſich deine Gegner, denn die, die von der Sache ſelbſt Einſicht haben, ſind die wenigſten; und der Streit endigt ſich bald durch den Sieg der Wahrheit, die in der Sache, nicht in Worten liegt.

In allen Gezänken vermeide den Parteygeiſt; er verſperret der Wahrheit den Eingang in die Herzen, und erbittert; er macht Spaltungen, Feindſchaften, und zündet die Fackel des Fanatismus an. Die Klugheit wird dir ſelbſt ſagen, wie ſehr dieſe Fehler in Geſellſchaften zu meiden ſind.

Mit Leuten, die der Geiſt des Widerſpruchs beſeelt, wirſt du nie gewinnen; fange alſo nicht damit an, oder ziehe dich beſcheiden zurück; in den Augen des Vernünftigen haſt du deßwegen nie verloren, und der Sieg über den Dummen wird dir niemahls Ehre machen.

Die Achtung, die man Leuten von hohem Alter ſchuldig iſt, fordert auch etwas mehr Nachgibigkeit in Diſputen; Starrſinn und Unbeugſamkeit liegt in ihrer Natur; das Alter hat ihr Gehirn getrocknet und ihre Fibern verhärtet. Man kann ſie daher nicht empfindlicher beleidigen, als durch Widerſetzlichkeit; ſie ſehen mit einem verächtlichen Blicke auf den erfahrungsloſen Jüngling, und zürnen auf ſeine Hitze.

Ihre lange Erfahrung macht ſie auch in der That ehrwürdig; wenn aber auch Mancher nichts voraus hat, als ſeine grauen Haare und eine runzelige Stirne, ſo ſteht es einem jungen Menſchen doch beſſer an, ihm beſcheiden zu weichen, als ihn mit ungeſtümer Hitze zu überwerfen.

Von einer ordentlichen Aufführung.

Wer ſich ordentlich betragen, und nach den Geſetzen des Wohlſtandes leben will, muß jeden Menſchen nach ſeinem Stand und auf eine edle Art behandeln.

Unſern Obern ſind wir Ehrfurcht, unſern Lehrern Gehorſam ſchuldig; gegen unſers Gleichen müſſen wir uns höflichſt vertragen, und denen, die unter uns ſind, mit Wohlwollen begegnen.

Unſre Untergebenen müſſen wir mit Sanftmuth und Güte behandeln, wenn ſie ihre Schuldigkeit getreu erfüllen; und wenn ſie es nicht thun, mit Ernſt ſie dazu anweiſen, nie aber hart und grauſam gegen ſie verfahren, noch durch zu viele Vertraulichkeit und Gemeinſchaft ſich herabſetzen.

Verweiſe und Strafen fruchten nicht, wenn deine eignen Handlungen das Gegentheil zeigen. Das iſt noch nicht genug, daß du deine Untergebenen zur Erfüllung ihrer Pflichten ermahnſt, und ſie ſtrafeſt, wenn ſie dir nicht folgen; gehe ihnen mit deinem eignen Beyſpiele voraus, und ſie werden dir folgen.

Wie kannſt du einen Fehler bey deinem Nächſten tadeln, und ihn dafür beſtrafen, den du ſelbſt begehſt?

Wer ſeinem Nächſten mit einem guten Beyſpiele vorgeht; zeigt ihm den ſicherſten und leichteſten Weg zur Tugend.

Von der Achtung, die man dem gemeinen Manne ſchuldig iſt.

Dieſes iſt nicht ſo ſehr ein Grundſatz der Klugheit als wirklich Pflicht.

Erzeugt der gemeine Mann dem Höhern in Rückſicht der Geburt, des Standes oder der Würde ſeine Ehrfurcht, ſo iſt es Pflicht, dem gemeinen Manne die Achtung zu erweiſen, die er als Menſch, als nützlicher Bürger des Staates verdient.

Es iſt oft nur das herrſchende Vorurtheil, das den Rücken des gemeinen Mannes vor Bändern und Sternen, oder dem goldnen Kleide beuget, indeſſen der Menſch, der dieſe Prunkzeichen an ſich trägt, oft nicht das geringſte Verdienſt hat.

Allein die Achtung, die man dem gemeinen Manne erzeigt, gründet ſich immer auf inneren Werth. Sein beſtäubtes Angeſicht, die grobe Haut ſeiner Hände, ſeine ſchweißtriefende Stirne ſind die Ordenszeichen ſeines Verdienſtes.

Noch ſchläfſt du den Rauſch der vorigen Nacht auf deinem weichen Lager aus, indeſſen ſchon der fleißige Bürger für dich arbeitet; der Landmann am Pfluge für dich ſchwitzet.

Verachte nicht die ſchmutzige Werkſtätte des arbeitſamen Bürgers, nicht die unanſehnliche Strohhütte des armen Bauers: aus den Händen des Handwerkers erhältſt du dein blendendes Anſehen; der Stern, der an deiner Seite glänzet, war ein ſchwarzer verächtlicher Klumpen, ehe er die Hand des mühſamen Arbeiters verließ; der Diamant, der an deinem Finger ſchimmert, würde dir unbekannt ſeyn, wenn nicht dein Mitbruder in tiefen Schachten ſein Leben darum wagte, und der Künſtler ihm den Glanz gäbe, der dein Auge blendet.

Dem Bürger verdankſt du die Bequemlichkeiten deines Lebens; er befriedigt die tauſend Bedürfniſſe deiner unerſättlichen Lüſternheit.

Aus den verächtlichen Kothfurchen, die der Ackersmann zieht, keimt deine Größe, dein Reichthum, deine Macht.

Auf dem Wohlſtande des gemeinen Mannes beruht die Glückſeligkeit des Staates und deine eigne.

Soll der nicht unſere ganze Achtung verdienen, von dem wir Alles haben; dem wir Alles ſchuldig ſind? —

Der gemeine Mann trägt die ſchwereſten Bürden des Staates; und wenn das Land ein Unglück trifft, iſt er es, der am meiſten leidet.

Ehre die wohlthätige Quelle, aus der du dein Glück ſchöpfeſt, und ſey dankbar dem, der für dich hungert, damit du im feſtlichen Gelage ſchwelgen kannſt.

Halte ihm ſein etwas rauhes, unpolirtes Weſen zu Guten, und denke, wenn er deine Erziehung genoſſen, die Gelegenheit gehabt hätte, die du hatteſt, dich zu bilden, ſo würde er dir nichts an Feinheit nachgeben — vielleicht wohl dich manchmahl beſchämen.

Hinter dieſer rohen Außenſeite findet man öfter eine edlere Denkart, als in dem Buſen manches hell polirten Weltmannes.

Durch gütige Herablaſſung wirſt du das Herz des gemeinen Mannes an dich ziehen, und er wird willig ſeine Hände zu deinem Dienſte biethen.

Sanfte Güte, die ſelten in das dicht verpanzerte Herz der Großen dringt, vermag ſehr viel bey dem gemeinen Manne, denn ſie iſt ihm unter der Menge ſo vieler ſtolzen Reichen zu ſelten, daß er nicht ganz ihren Werth fühlen ſollte.

Die Freude, die darüber in ſeinem Herzen entſteht, glänzt in ſeinem Auge, und ſein offener Blick verſpricht dir ganz ſein Wohlwollen.

Es gibt viele Reiche, die Monate und Jahr lang dem Handwerksmanne ſeinen Verdienſt vorenthalten, und ihm durch die vielen Gänge, die er um ſein hart erworbenes Geld machen muß, durch die groben und bittern Abweiſungen mehr als zehnfach ſchuldig werden. Wie niedrig! —

Schäme dich, dem redlichen Verdienſte des arbeitſamen Bürgers etwas abzukargen! Du machſt ihn muthlos, mißtrauiſch, und verringerſt ſeinen Fleiß. Ein andermahl wird er dir das an Güte der Arbeit und Materialien, an Genauigkeit der Lieferung abziehen, was du ihm an ſeinem Verdienſte abkargeſt.

Erſchwere ihm auch nicht den Verdienſt, den du ihm zukommen laſſeſt, durch unſchicklichen oder übertriebnen Tadel, durch unnöthige, blos eigenſinnige Abänderungen; du wirſt nichts dabey gewinnen.

Es gibt Leute, denen kein Handwerksmann recht arbeitet; ſie zanken mit allen, laſſen ſich die Arbeit gern zehnmahl auf Probe bringen, und immer etwas daran ausſtellen, und endlich müſſen ſie doch auf eine Art zufrieden ſeyn, die ſelbſt oft der billige Mann nicht gut finden würde.

Stelle dir den gemeinen Mann nie als den ſchmutzigen Handwerker, nie als den ſchlecht gekleideten Taglöhner, nie als den unanſehnlichen Bauer vor, ſondern als deinen Mitmenſchen, der eben ſo viel Werth hat als du, wenn er ein nützliches Glied des Staates iſt, der nicht niedriger iſt als du, und du wirſt dann nie in Rückſicht der Achtung fehlen, die du ihm ſchuldig biſt; wirſt dich immer ſo gegen ihn betragen, daß er in deinem höhern Stande auch den höhern Menſchen ehrt — den edeln Mann liebt.

Munterkeit und Scherzluſt.

Wenn ſich auch der Charakter des Spaßmachers und der des Weiſen manchmahl beyſammen finden können, ſo ſind ſie doch meiſtens entgegen geſetzt.

Der Erſte zeigt einen ſuperfiziellen Geiſt, wenig oder gar nicht fürs Große aufgelegt; der Andere hingegen verräth einen tiefen Geiſt, der ſich nicht mit Kleinigkeiten abgibt, und das Solide ſucht, an nichts Gefallen findet, was ihm nicht wichtig iſt.

Ich glaube auch, einen Mann vom Stande, oder einen ſolchen von Anſehen und Würde, kleidet die Gewohnheit zu ſpaſſen nicht am beſten.

Mögen ſich immer nur geringfügige Leute mit der Kunſt eines Spaßmachers abgeben! Laſſen wir es ihre Sorge ſeyn, der Geſellſchaft was zu lachen zu geben!

Sind ihre Scherze artig, ſo erhalten ſie Beyfall; ſagen ſie Sottiſen, ſo macht man ſich über ſie luſtig; aber Beydes iſt für ſie ohne Bedeutung; allein der Mann, den Geburt oder Würde ſeines Amtes vor Andern auszeichnen, wirft ſich weg, wenn er die Rolle des Luſtigmachers übernimmt, und ſetzt ſich der Verachtung der Zuhörer aus.

Das Geſchäft iſt zu niedrig, Andere lachen zu machen.

Wenn man ſcherzet, muß es wenigſtens am rechten Orte und bey Gelegenheit geſchehen; man muß nicht ſcheinen, daß man geſucht habe, ſeinen Witz ſpielen zu laſſen.

Alle fröhliche Laune aus dem Umgange mit der großen Welt verbannen wollen, wäre Pedanterie, oder einſiedleriſche Miſantropie.

Ein Scherz, zu rechter Zeit angebracht, und wenn er Niemanden beleidigt, nicht pöbelhaft oder plump iſt, erſcheint immer als angenehmes Geſchenk eines muntern Kopfes, welcher die Geſellſchaft damit regalirt.

Affektation.

Eine gekünſtelte zwangvolle Außenſeite wird mehr den Glanz der natürlichen Schönheit vermindern, als daß ſie ihn erheben ſollte, und gibt auch den wohlgebildetſten Leuten ein gezwungenes Anſehen, das allzeit mißfällt.

Was nützt der Zwang zu gefallen? — Die Grazie läßt ſich nicht wie eine Blume hinpflanzen, wohin man will. Sie iſt eine Gabe der Natur, und wenn ſie uns dieſe Gabe verſagt, wird vergebens die Kunſt ihr entgegen arbeiten.

Da die Augen des Geiſtes heller ſehen und empfindlicher ſind, als die des Leibes, ſo beleidiget ſie auch ſchon der geringſte Schein von Zwang, und nichts gefällt ihnen mehr, als was einfach, leicht, natürlich und ungekünſtelt iſt.

Man muß ſeinem Genie folgen, ſich nie von der Natur entfernen, und nicht mehr ſcheinen wollen, als man iſt.

Naivität iſt das Vergnügen, das man im Umgange mit Menſchen findet.

Einigen iſt Gründlichkeit im Urtheile, Andern Geiſtesſchönheit zu Theil geworden; Einige liebt man ihrer ſanften Sitten wegen, Andere gefallen durch ihre Lebhaftigkeit, und durch ihr munteres Weſen.

Wenn Leute, die dieſe ſchönen Eigenſchaften beſitzen, Andere affektiren wollten, die ihnen nicht eigen ſind, würden ſie ſich allzeit lächerlich machen.

Jeder behalte ſeinen natürlichen Charakter, und ſey verſichert, daß er aufhören wird zu gefallen, ſobald er dieſen verlaſſen und einen andern annehmen will.

Allein dieſer Grundſatz erſtreckt ſich nicht ſo weit, daß man ſeine Geiſtesblöße oder ſeine Körpermängel nicht ſollte verbergen, oder ablegen dürfen, wenn man es, ohne ſich verächtlich zu machen, thun kann; beſonders muß ſich ein Menſch bemühen, die Fehler ſeines Verſtandes abzulegen, oder ſie doch durch Beſcheidenheit minder merkbar zu machen; aber niemahls Reitze ſuchen, die die Natur verſagt hat, denn gewiß wird eine Perſon um ſo weniger liebenswürdig ſeyn, je mehr ſie ſich Mühe gibt, es zu ſcheinen.

Dieſer Grundſatz dehnt ſich ſogar auf die Tugend aus, die durch Affektation alle ihre Schönheiten — allen ihren Werth verliert.

Schweige und höre!

Die Menſchen wollen in Geſellſchaften glänzen; Einer will vor dem Andern hervorſtechen; ſie wollen die Stärke ihres Geiſtes, den Reichthum ihrer Wiſſenſchaften zeigen; ſie ſprechen alſo gern, und wollen, daß man nur ſie höre.

Wer wenig redet, und ihnen aufmerkſam zuhört, wird ihnen gewiß gefallen.

Ein Schwätzer ſcheint alle ſeine Zuhörer für Unwiſſende anzuſehen, für die er die Gnade haben will, ſie zu unterrichten.

Hingegen hält man alle dieſe Vielredner für Thoren, die ſich zu viel auf ſich ſelbſt einbilden.

Man hat ſie in keiner Geſellſchaft gern; man flieht ſie, weil ſie durch ihr unaufhörliches Geſchwätz, durch beſtändige Wiederholungen, und durch langweilige Weitſchichtigkeit ihrer Erzählungen alle Geduld ermüden.

Solche Leute haben Luſt, ihren Wortkram einen ganzen Tag fortzuſetzen — — o wüßten ſie doch, wie viel Geduld dazu gehört, ſie nur eine Viertelſtunde zu hören! — —

Wer Verſtand hat und zu leben weiß, hört aufmerkſam, was Andere ſagen, und redet ſelbſt wenig; aber was er ſagt, iſt zu rechter Zeit angebracht, und mit Beſcheidenheit geſprochen; auch hält er vorſichtig ſeine Meynung über Gegenſtände zurück, worüber man gar nicht, oder nur mit der ſicherſten Bedachtſamkeit, reden darf.

So erfährt er, ohne ſeine Meynung erklären zu dürfen (wenn es nicht ohnehin die Klugheit erlaubt, oder der Wohlſtand und das Wohl der Sache es begehrt) die Meynungen Anderer; er ſieht ihren Charakter, ihren Geiſt in ſeiner ganzen Blöße, und weicht ſelbſt durch ein kluges Schweigen all jenen Fehlern aus, in die gewöhnlich der Schwätzer verfällt.

Hang zum Vergnügen.

Es gibt Menſchen, die ſo unmäßig ihren Vergnügungen nachhängen, daß ſie ihre Geſundheit — oft ihr Leben dafür aufopfern.

Sind das Chriſten, die ihren unordentlichen Leidenſchaften zu Liebe gegen alle Geſetze der Religion handeln?

Sind das vernünftige Menſchen, die in ihren Vergnügungen die Gränzen der Vernunft übertreten?

Oder verdienen ſie Menſchen genannt zu werden, ſie, die durch das Uebermaß ihrer Lüſte die Menſchheit entehren und ſich zum Thiere herabwürdigen? — Sie, die nicht mehr Enthaltſamkeit haben, als das unerſättlichſte Thier — ſind ſie nicht in gewiſſer Rückſicht unter der niedrigſten Thierklaſſe? —

Es gibt wenige unter den Thieren, die ſo ausſchweifend ſind im Genuße, daß ſie mehr zu ſich nehmen, als zu ihrer Erhaltung nöthig iſt.

Der mäßige Genuß der Vergnügungen des Lebens iſt Weisheit; Vernunft und Religion halten uns von ſchwelgender Wolluſt ab, und warnen uns vor übermäßigem Genuße.

Laſſe dein Herz nicht von eiteln, vorübergehenden Vergnügungen feſſeln, die dich nicht glücklich machen kön men; der erlaubte Genuß der Freude führt dich deinem Schöpfer näher, denn er erhebt dein Herz zu edeln Gefühlen des Dankes; Wolluſt entfernt dich von ihm, und führt dich zum Verderben.

Sey mäßig, und du wirſt ſtets drey große unſchätzbare Güter erhalten, die du durch Schwelgerey verliereſt: Reinigkeit der Seele, Geſundheit und einen freyen, heitern Geiſt.

Von großen Abſichten.

Große Plane ſind meiſtens ſehr gefährlich und ſchwer auszuführen; es gehört viel Genie, Fähigkeit, Klugheit und Feſtigkeit dazu, daß es außerordentliche Menſchen ſeyn müſſen, wenn ſie damit ans Ziel kommen wollen.

Unerſchrockenheit iſt nicht ſowohl die Folge der Geiſtesſtärke; ſie iſt vielmehr eine natürliche Eigenſchaft, und bey gefahrvollen Unternehmungen weſentlich nöthig; dieſe aber zu erlangen, muß man ſich bey Zeiten gewöhnen, kühn in ſeinen Entſchlüſſen zu ſeyn, der Gefahr ohne Zittern entgegen zu ſehen, und vor keinem Zufalle erſchrecken; ſo wird man endlich auch in großen Angelegenheiten, als bey Faktionen, wenn es um die Erhaltung des Königs zu thun iſt, bey Gefahren, die dem Vaterlande drohen ꝛc. ꝛc. Stärke und Geiſteskraft genug beſitzen, große Plane glücklich auszuführen.

Die Geſchichte biethet uns die auffallendſten Beweiſe von der Wichtigkeit dieſes Grundſatzes dar.

Sie zeigt uns, was oft ein einziger kluger Mann durch Muth und Unerſchrockenheit bey Gelegenheiten vermochte, wo alle Hoffnung verloren ſchien, wo die Furcht allgemein, jedes Herz muthlos war; aber er gab einer ganzen Armee — oft einem ganzen Volke neuen Muth; beſeelte Alles mit neuem Geiſte, flößte neue Hoffnungen ein, befreyte ſein Vaterland, rettete ſeinen Fürſten, ſtellte Frieden und Hoffnung im Ganzen her, und vermehrte den Ruhm und die Macht ſeiner Nation.

Das beſte Unternehmen kann ſich unglücklich enden.

Die meiſten unſerer Vorhaben liegen in der Hand des Glückes; wir können eine Sache auf's Beſte eingeleitet haben, und das Glück zertrümmert mit einem Mahle unſer ganzes Gebäude.

Das Glück kann wohl unſer Abſehen vernichten, aber nie kann es uns die Ehre rauben, nach den Grundſätzen der Klugheit gehandelt zu haben.

Genug, wenn man ſich ſeiner Geſchicklichkeit bewußt iſt, und ſich nicht vorwerfen kann, in ſeinen Unternehmungen etwas überſehen zu haben.

Der gute oder ſchlechte Erfolg der Sache muß den Beyfall, den die Ausführung verdient, weder vermehren noch vermindern.

Allein der meiſte Theil von Menſchen urtheilt anders: der glückliche oder unglückliche Ausgang iſt das einzige, was ihr Urtheil beſtimmt, wornach ſie das Verderben eines Menſchen gutheißen oder verwerfen.

Sie ſind nicht im Stande, die Schaale zu zerbrechen, und in das Innere der Sache zu dringen, daher beurtheilen ſie Alles nach der Außenſeite.

Nur der Forſcher geht weiter; die Erfahrung ſagt ihm, daß das Glück oft die klügſten, der Sache angemeſſenſten Maßregeln vereitelt; er weiß die Folgen einer Laune des Glückes von dem zu unterſcheiden, was wahre Klugheit zu Stande bringt.

Seinem Beobachtungsgeiſte entgehen die Fehler nicht, die zuweilen in einer Sache ſind gemacht worden, die zufälliger Weiſe von glücklichem Erfolge war; und er entdecket gleichſam mit eben ſo unpartheyiſchem Auge bey einer andern Gelegenheit, wie weiſe der Unternehmer ſeine Verfügungen traf, wenn ſchon durch ungünſtige Umſtände der Erfolg nicht glücklich ausfiel.

Unterdeſſen trägt doch immer Derjenige Ruhm und Ehre davon, der glücklich das Ziel ſeiner Abſichten erreicht, ſo wenig es auch das Werk ſeiner Klugheit war: und von dem Andern, der mit aller Geſchicklichkeit, mit aller Vorſicht in ſeinem Unternehmen unglücklich war, ſagt man immer: Er gab ſich nicht

Mühe genug; es iſt ſeine Nachläßigkeit ſchuld, oder er hätte es nie wagen ſollen.

Es iſt ſchon ein Mahl ſo, daß der größte Theil der Menſchen ungerecht urtheilt. Sie billigen, was man mit Recht verwerfen könnte, und verwerfen, was ſie billigen ſollten.

Allein der ſeichte, ungegründete Tadel des großen Haufen muß uns nie muthlos machen; in unſerm Bewußtſeyn, in dem Beyfalle der Wenigen, die hell und billig denken, liegt die Rechtfertigung unſerer Handlungen. Es kann uns nichts begegnen ohne Leitung der Vorſicht, und in dieſem tröſtenden Gedanken liegt Kraft und Stärke, die unſern Muth in unangenehmen Vorfällen aufrecht hält.

Man muß nicht wandelbar ſeyn.

Was man ein Mahl gut angegriffen hat, muß man auch ausführen; man muß ſeinen Plan getreu bis ans Ende verfolgen, ohne ſich von dem Scheine irgend eines glänzenden Dinges verblenden zu laſſen, das man uns vor Augen legt, um uns dadurch zu überraſchen.

Ein ſchlauer Mitwerber, der dich auf dem Punkte ſieht, eine Stelle zu erhalten, die er ſelbſt zu beſitzen wünſcht, ſucht dich von weiteren Fortſchritten abzuhalten, indem er dir entweder eine falſche Vorſtellung davon macht, die dir die Luſt dazu benimmt, oder er läßt dir durch Dieſen oder Jenen, der ſich deinen Freund nennt, Vorſchläge thun, dich um eine anſehnlichere Stelle zu bewerben.

Habe Acht vor ſolchen Fallſtricken! Klugheit leite deine Schritte, daß du dich nicht darin verwickelſt; ziehe immer einen ſichern Gewinn, wenn er auch nur mäßig iſt, weit ausſehenden glänzenden Hoffnungen vor, wovon der Erfolg unſicher iſt.

Mache es auch nicht, wie gewiſſe Leute, die durch ihren Leichtſinn ſelbſt ihrem Wohle und dem Glücke, das ſich ihnen darbiethet, im Wege ſtehen.

Wankelmuth in ihren Entwürfen macht, daß ſie eine Parthie, oder ein Gewerbe, das ſie ſo eben ergriffen haben, gleich wieder verlaſſen, um ſich eben ſo bald wieder um ein anders umzuſehen.

Ein ſo widerſinniges Betragen iſt meiſtentheils von ſchlechtem Erfolge, und man wird ſelten damit ſein Glück in der Welt machen, und nach ſo vielerley Abwechslungen iſt man weder mehr begnügt, noch weiter gekommen, als man anfangs war.

Man muß in allen ſeinen Handlungen nach gründlicher Ueberlegung bey dem gefaßten Entſchluſſe beharren, und ſo auch bey der Lebensart, bei dem Beruf und Gewerbe, das man gewählt hat, bleiben, ſich zu vervollkommnen und glücklich zu machen beſtreben.

Man muß ſich fixiren: allein dieſer Grundſatz hindert nicht, daß man nicht eine übel getroffene Wahl ändern, oder einen Stand, eine Bedienſtung wieder verlaſſen dürfe, die man anfangs mit zu wenig Einſicht und Ueberlegung ergriffen hat.

Nur wird der Kluge dieſen Schritt nie wagen, ohne erſt alle ſeine Folgen, die er haben könnte, ſorgfältig zu überlegen, damit er nicht nur bey dem Tauſche nichts verliert, ſondern vielmehr zu gewinnen, eine ſichere Ausſicht hat.

Man muß nie den Muth ſinken laſſen.

Es iſt nur das Eigenthümliche eines Kleingeiſtes, bey dem mindeſten Widerſtande den Muth zu verlieren.

Ein Menſch, der Herz und Kopf hat, verhofft über nichts, und weiß ſich immer zu helfen.

Er ſtemmt ſich mit feſtem Muthe den größten Schwierigkeiten entgegen, die ihm aufſtoßen; er mißt ſie mit dem kühnen Blicke einer großen Seele, und ſieht darin mehr eine Gelegenheit ſich auszuzeichnen, als eine Urſache zu erſchrecken.

Neuer Muth belebt ihn: er handelt mit neuer Thätigkeit, ſtrengt alle ſeine Kräfte an, zerreißt die ſiebenfache Kette von Hinderniſſen, und überſteigt

Gebirge von Schwierigkeiten, die die Ausſicht ſeiner Unternehmungen begränzten.

Große Menſchen zeigen nie mehr Muth und Unerſchrockenheit, als in der verzweifeltſten Lage, wo Alles verloren zu ſeyn ſcheint: denn die Erfahrung hat ſie belehrt, daß oft eine Kleinigkeit der Sache eine ganz andere Geſtalt gibt, und daß Kühnheit und Entſchloſſenheit ſie wenigſtens aus der Gefahr reiſſen, indem ſie ſich dadurch ihren Feinden furchtbar machen.

Ich brauche nicht erſt zu ſagen, wie nöthig Feſtigkeit des Entſchluſſes, und unerſchütterlicher Muth einem Fürſten bey Ausführung ſeiner Abſichten, und einem Feldherrn in kriegeriſchen Unternehmungen ſind. Die beſten, nützlichſten Vorſchläge ſind gerade die, die am meiſten Widerſacher finden, deren Intereſſe bey der guten Sache verliert; ein Fürſt wird alſo nie etwas durchſetzen, wenn nicht Muth und Entſchloſſenheit dieſen Damm von Cabalen und Intriguen der Niedrigdenkenden durchbrechen. Wenn der Befehlshaber ſelbſt vor der Gefahr erſchrickt, und ſeine Furcht ſichtbar wird, werden alle ſeine Leute den Muth verlieren, und ohne Widerſtand ſich überwinden laſſen.

Dieſer Grundſatz bleibt immer der nähmliche, im Großen, wie im Kleinen. Nachdem jede Sache ihre Vertheidiger und Gegner hat; da die Leidenſchaften aber die meiſten Menſchen zum Böſen hinreiſſen, ſo wird man in keinem Geſchäfte durchdringen, wenn man es nicht nach reifer Ueberlegung der Umſtände mit Muth und Entſchloſſenheit angreift, und unwandelbar bis ans Ende harret.

Allein dieß iſt das Eigenthum von Wenigen. Viele ſind, die bey der geringſten Gefahr furchtſam zurücktreten, und gar nichts wagen, Viele, die eine Sache ſcherzhaft angreifen, aber in der Folge läßt die Spannung nach; ein paniſcher Schrecken überfällt ſie; ſie wanken — und geben ſich gefangen.

Es iſt oft der Kunſtgriff eines ſehr ſchlauen Politikers, dieſen oder jenen Mann, der für die gute Sache iſt, zu intimidiren, weil er weiß, daß ſonſt keine Leidenſchaft vermögend iſt, ihn abwendig zu machen; aber durch Furcht — erreicht Jener ſeinen Zweck.

Charakter des Feigen und Furchtſamen.

Ein Feiger, der tückiſch ſeinen Haß in das Innerſte des Herzens verſchließt, iſt mehr zu fürchten, als zwey erklärte Feinde.

Er hat nicht Muth, Jemanden offen anzugreifen, und nimmt daher zur Verrätherey und zu Kunſtgriffen ſeine Zuflucht.

Er überfällt ſeinen Feind unerwartet und rückwärts; man verſieht ſich ſeiner Meuchelmörderſtreiche nicht, und weiß nicht, woher ſie kommen; dieß macht ſie ſo gefährlich.

Die Zaghaftigkeit, die ihm Gefahren vorſpiegelt, wo keine ſind, beredet ihn auch zu gleicher Zeit, daß er zuvorkommen müſſe, ſeine Furcht verleitet ihn zu lächerlichen Maßregeln gegen eingebildete Uebel.

Geiſtesſchwäche iſt die Mutter ſeiner Furchtſamkeit, die ihn argwöhniſch macht; er lebt in ewigem Mißtrauen, und ſieht daher alle Menſchen für ſeine Feinde an, wenn man auch gar nicht an ihn denkt.

Er hat wenig Freunde oder vielmehr gar keine, denn da er immer betrogen zu werden fürchtet, hält er ſich an Niemanden; ſein tückevolles, argwöhniſches Herz ſchließt ſich an kein anderes an: und daher iſt er auch der Freundſchaft unfähig, weil er nicht gern einen Dienſt leiſtet, wobey nur das mindeſte zu wagen wäre.

Nichts von der Welt iſt ſchwerer, als mit ihm in Geſchäften zu ſtehen; ſein Mißtrauen findet ſo viel Schwierigkeiten, Beſorgniſſe, und ängſtliche Bedenklichkeiten, daß man unmöglich ein Geſchäft mit ihm abſchließen wird, wenn man ihn nicht mit allen möglichen Sicherſtellungen beruhigt, und die Gewährleiſtungen fordert er immer auf eine rauhe und beleidigende Art.

Ich habe hier nur einige der ſchlimmen Folgen gezeigt, die von Feigheit und Furcht hervorgebracht werden; aber auch nur daraus wird man leicht begreifen, wie ſehr man den Umgang mit Menſchen vermeiden muß, die, mit dieſen Fehlern geboren, nie die Vernunft zu Hilfe gerufen haben, um ſich davon zu befreyen, und zu wenig Tugend haben, ſich zu beſſern.

Kenntniße, die man von dem Geiſte eines Jahrhunderts haben muß.

Die Menſchen ſind ſich zwar in der Hauptſache immer gleich; aber Zeit und Umſtände machen Verſchiedenheit, die den heutigen Menſchen des vorigen Jahrhunderts auszeichnet.

Einer, der vielleicht in dem 12ten Jahrhunderte der feinſte, geſchickteſte Hofmann war, würde in unſern Tagen ſehr verlegen ſeyn.

Mit dem Hofe verhält es ſich, wie mit dem Theater; Liebe und Ehrgeitz ſind der gewöhnliche Stoff des Stückes; aber die Intriguen ſind verſchieden; und der Dichter läßt ſeine Liebhaber und Helden nicht immer auf den nähmlichen Wegen ans Ziel gelangen.

Liebe, Ehrgeitz, Eigennutz und andere Leidenſchaften ſind noch immer der Hauptſtoff aller Hofkabalen; aber ſie werden jetzt anders geſpielt als vormahls, die Intriguen feiner verwebt, die Triebfedern künſtlicher verborben; die Menſchen haben ſich in dieſem Jahrhunderte ungleich mehr abgeſchliffen; ſie haben eine ganz andere Politur erhalten, aber, wie ſich das Gute an ihnen verfeinerte, wurde auch das Böſe raffinirt, und ſo erhielt auch die Hofpolitik eine ganz andere Geſtalt, und handelt nach andern Grundſätzen.

Die Verfeinerung brillantirte die Herzen, wie den hellgeſchliffenſten Stahl, aber um dieſe hohe Politur zu erhalten, mußten ſie auch, wie dieſer, gehärtet werden.

Der Weiſe ſtudirt die Gewohnheiten, die Sitten und den Geiſt ſeines Jahrhunderts; er macht ſich mit der Feinheit der Politik, mit der Liſt und Bosheit ſeines Zeitalters bekannt, nicht um ſelbſt davon zur Befriedigung einer ſtrafbaren Leidenſchaft Gebrauch zu machen, ſondern ſich vor den Nachſtellungen ſeiner Feinde zu ſchützen; um die Gemüther mehr zu ſchonen zu wiſſen; um den Gang und die Wendung der Geſchäfte kennen zu lernen, in die geheimen Beweggründe zu dringen, die Leute, mit denen er zu thun hat, benützen zu können; und letztlich, um die ſicherſte und beßte Art ausfindig zu machen, es mit Niemanden zu verderben, und ſelbſt das Ziel ſeiner Abſichten zu erreichen.

Man ſoll nichts vernachläßigen.

So nützlich auch dieſer Grundſatz im menſchlichen Leben iſt, ſo wenig wird er doch befolgt.

Vorzüglich junge Leute, die ſich in keiner Sache gern Zwang anthun, geben ſich wenig Mühe, dieſen Grundſatz zu befolgen; denn ſie müßten über ihr Betragen und den Stand ihrer Geſchäfte nachdenken, und Nachdenken iſt ſelten die Sache der flüchtigen Jugend.

Sie wiſſen nicht, daß die Fehler, in die ſie durch Vernachläßigung gewiſſer Pflichten verfallen, die ihnen zu unbedeutend ſcheinen, gefährliche Hinderniſſe in ihrer

Laufbahn ſind, und ſie in ihrem Fortkommen hindern; — dieſe Fehler entfernen ſie von dem Ziele ihrer Wünſche.

Oft iſt es eine Kleinigkeit, die die ſchönſten Hoffnungen vereitelt. Ein Beſuch, den man verſäumt; eine Gefälligkeit, wodurch man dieſen oder jenen — und ſollte es auch nur ein Diener im Hauſe des Miniſters ſeyn — auf ſich hätte aufmerkſam machen können, verdarb oft einen Plan, der das glänzende Glück verſprach.

Bey wichtigen Unternehmungen kann man nicht pünktlich, nicht aufmerkſam genug ſeyn.

Der Kluge, wenn er in einem wichtigen Geſchäfte begriffen iſt, bemüht ſich Alles vorzuſehen, Allen vorzukommen.

Er weiß, daß der geringſte Anſtoß, den man zu heben überſieht — ſey es Mangel an Ueberlegung, oder Achtloſigkeit und Geringſchätzung — oft den Lauf eines Geſchäfts hemmt, und den glücklichſten Erfolg vereitelt.

Man wird es ohne eine beſondere, ununterbrochene Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt und den Gang der Dinge nie weit in Ausübung dieſer Klugheitsregel bringen.

Wer Dieß ein Mahl verſehen hat, wer durch Vernachläßigung ſeiner ſelbſt ſorglos gemacht worden iſt, und daher auf nichts denkt, wird ſchwerlich in ſeinen ältern Tagen dieſe Kunſt noch erlernen.

Es erfordert einen regen, umfaſſenden Geiſt, dem nichts entwiſcht, der voraus ſieht, dem Urſache und Folgen gleich gegenwärtig ſind: — zu allem dieſen gehört Übung.

Hieher rechne ich auch den Vortheil, den Zeitpunkt zu nützen.

Läßt man dieſen vorbey gehen, ſo iſt oft Alles verloren.

Man benütze den Augenblick, und Alles wird leicht ſeyn; um einen Augenblick zu ſpät, und tauſend Schwierigkeiten werden ſich einfinden, Hinderniſſe im Wege ſtehen, die die Erreichung des Zwecks unmöglich machen.

Sey nicht faul, und verſchiebe ein Geſchäft, welches heute geſchehen ſoll, nicht auf morgen; morgen iſt nicht heute, und morgen — glaube mir — findeſt du wieder eine ganz andere Welt als heute.

Was dieſe Stunde geſchehen ſoll und kann, das thue dieſe Stunde noch — eine Stunde ſpäter iſt dir's vielleicht nicht mehr möglich.

Tauſend Fälle können in einer Stunde hernach eintreten, die jetzt nicht ſind, und dich auf der Bahn deines Glückes zurückſtoßen; Umſtände, die dir jetzt günſtig ſind, verſchwinden — und kommen vielleicht nicht wieder

Alles wälzt ſich am Rade der Zeit; in dem Augenblicke wollte dir das Glück die Hand reichen; aber du, Fauler! warſt unthätig, und nun iſt es ſchon zu weit von dir.

Ich will hier einige Beyſpiele anführen; der Gegenſtand ſcheint ſie mir nothwendig zu machen.

Ariſt, der ſchon lange um Beförderung warb, wozu er durch Fähigkeiten und Verdienſte längſt ſchon berechtigt war, iſt nun auf dem Punkte, ſein Glück zu machen. Sein Freund läuft zu ihm. Geſchwind, Beſter! machen Sie ſich auf, und eilen Sie zum Miniſter; ich habe mit ihm von Ihnen geſprochen, meine Vorſtellung von Ihren Fähigkeiten, Ihren Verdienſten machte Eindruck auf ihn, er äußerte ſich ſehr gnädig gegen Sie — noch mehr, er braucht Jemanden, um ihn dem reichen Dummkopf B. entgegen zu ſetzen, der ihm durch Kabale aufgedrungen wird; — eilen Sie, und laſſen Sie dieſe Gelegenheit nicht aus den Händen. — Der Freund geht ab; Ariſt iſt nun allein. Ja, ja, ſagt er, es wäre gut, wenn man ein Mahl an mich dächte, aber — Nun fängt er an mit ſich zu berathſchlagen, geht das Zimmer auf und ab — und bleibt zu Hauſe. Es wird Mittag; er geht endlich zum Miniſter, aber dieſer hat jetzt Beſuch. Gut, nach der Tafel. Ariſt kömmt; der Miniſter iſt ſpazieren gefahren. Nun, es hat auch noch Zeit bis morgen, ſpricht Ariſt, und bleibt gemächlich zu Hauſe. Aber weder morgen, noch je mehr findet Ariſt Zutritt bey dem Miniſter; der Zeitpunkt iſt vorüber, und dein Glück, Ariſt, verloren. Die Freunde des reichen B. haben bey dem Fürſten durchgedrungen; die Kabale ſiegte, und der Miniſter gab nach. Die Wärme, die für Ariſten in ſeinem Buſen war, verloſch, er erkaltete gegen ihn, da er ihn nicht ſah — nicht in dem Zeitpunkte ſah, da er eben für ihn geſtimmt war.

Aber auch noch andere Fälle hätten eintreten können, das Glück des zaudernden Ariſt zu vereiteln. Z. B. der Miniſter wäre erkrankt, oder dieſen Tag geſtorben; er wäre bey Hofe in Ungnade gefallen — ein Fall, der alle Stunde eintreten kann. —

Kleon iſt in ſchrecklicher Verlegenheit; er erwartete vom Hauſe Wechſel; aber ſie kommen nicht; ſeine Gläubiger dringen in ihn; er iſt der Mann, der auch zwanzigmahl ſo viel, als er wirklich ſchuldig iſt, zahlen könnte, aber er iſt in einem fremden Orte, ohne Bekanntſchaft, ohne Kredit — was ſoll er thun? — Der einzige Damon iſt hier, den er kennt, der wirklich ſein Freund iſt, und von dem er ſicher hoffen kann, daß er ihm helfen wird. Ich will morgen zu ihm gehen, ſagte Kleon; »Aber warum nicht heute?« Es hat noch Zeit bis morgen, ſagte Kleon, ſchlendert zum Thore hinaus, und ſtatt thätig zu ſeyn, hängt er trüben Gedanken nach, und ſchimpft auf ſein Glück. Morgen kömmt Kleon in Damons Haus — und bebt erſchrocken zurück. Damon iſt nicht mehr; es hat ihn ein Schlagfluß getroffen; man fand ihn todt im Bette. Mit ihm ſtarb auch Kleons Hülfe. — Er ſchwankte, ſelbſt einer Leiche ähnlich, nach Hauſe, wirft ſich auf ein Sopha, und — jammert. Ach! ſeufzt er, wäre ich doch geſtern zu Damon gegangen! In dem Gewirre von Gedanken, in ſeiner Sinnloſigkeit öffnet er ſeine

Brieftaſche; er findet von ungefähr ein Empfehlungsſchreiben an Herrn D., einen alten Freund ſeines Vaters, an welchen er bis jetzt nicht gedacht hatte. Es wäre möglich, ſagte Kleon, daß dieſer mir beyſtünde; er war ein Herzensfreund meines Vaters; er kennt meine Umſtände — ich will's verſuchen; an dem Empfange werde ich bald ſehen, was ich hoffen darf. Gut! ich will morgen zu ihm gehen. »Aber warum nicht heute? warum nicht jetzt gleich?« Nein, morgen; es hat ja noch Zeit. Kleon kömmt zum Herrn D., wird auf das freundſchaftlichſte empfangen, und nun entdeckt ihm Kleon ſeine mißliche Lage. Herr D. erſchrickt. Ums Himmelswillen! ſagte er, hätte ich es doch geſtern gewußt. Ich habe geſtern Abends erſt einen Kauf gemacht, und außer einigen Gulden, die ich zu den nöthigſten Bedürfniſſen brauche, finden Sie keinen Kreuzer bey mir. Ach! daß Sie ſo ſpät zu mir kamen — aber hören Sie! es thut mir in der Seele leid, daß ich dem Sohne meines guten alten Freundes nicht ſoll dienen können; doch fällt mir was ein. Ich will gleich zu Herrn B. gehen, und ein paar hundert Gulden entlehnen. Nur einige Augenblicke Geduld! ich bin gleich wieder bey Ihnen. — — D. will fort; Kleon hält ihn zurück; o vergeben Sie; keine Mühe gemacht — ich bitte Sie — es hat ja noch Zeit — ſtotterte er. — Der gute D. reißt ſich los, und läßt Kleon zurück. Er kömmt wieder, und bringt — Geld. Kleon ſteht erſtaunt und beſchämt vor ihm, weiß ſich vor Freude nicht zu faſſen. Hier! ſagte D., nehmen Sie; es freut mich vom Herzen, daß ich Ihnen dienen kann; aber bald hätten ſie mich um dieſe Freude gebracht, denn eine Stunde ſpäter, und wir hätten Herrn B. einige Monate nicht mehr geſehen. Er verreiſt heute in Geſchäften.

Merken Sie ſich's, junger Mann! Die Gelegenheit iſt kahl; man muß ſie vorne ergreifen. Oft iſt Alles an dem Zeitpunkte gelegen.

Umgang mit weiſen und verſtändigen Leuten.

Wir werden in einer tiefen Unwiſſenheit von Allem dem geboren, was iſt, und um uns geſchieht.

Die Studien, denen unſere Jugend geweiht iſt, durchbrechen erſt ein wenig die dicken Finſterniſſe, die unſern Geiſt umhüllen.

Nur dann erſt in dem Umgange mit der Welt erlangen wir das Wenige von Kenntniſſen, die uns ein ordentliches Betragen lehren.

Aber dieſe wenigen Kenntniſſe reichen für einen Menſchen nicht hin, der in der Welt ſein Glück machen, ſich ſelbſt und ſeinen Mitbürgern nützlich werden will.

Man erlernet in der Jugend von den Wiſſenſchaften meiſtens nur die Anfangsgründe, und von ſeinen Berufsgeſchäften das wenigſte; wie viel bleibt alſo nicht nachzuhohlen übrig?

Der Menſch hat vielleicht weder Muße, noch Geiſtesſtärke genug, Alles das von ſich ſelbſt zu lernen, was ihm nützlich oder angenehm iſt.

Um ſich aber doch zu unterrichten, kann man nichts beſſers thun, als die Geſellſchaft gebildeter Gelehrten und geſchickter Leute zu ſuchen.

Noch mehr wird der Privatumgang mit einem ſoliden Manne, der ſich durch jahrelangen Fleiß, und durch Erfahrung ausgebreitete Kenntniſſe erworben hat, dienen, das Schöſte und Wichtigſte, was in verſchiedenen Wiſſenſchaften liegt, nach und nach in freundſchaftlichen Geſprächen zu lernen.

Vorzüglich Adeliche mögen ſich dieſe Maxime eigen machen; denn je höher ihr Stand, je anſehnlicher die Würde iſt, die ſie begleiten, deſto tiefere und ausgebreitetere Kenntniſſe fordert man von ihnen. Der Umgang mit Gelehrten, weiſen und erhabenen Menſchen wird ſie täglich mit neuen Begriffen bereichern, und ihnen eine Bildung geben, die ihnen eben ſo viel Ruhm, als dem Staate Nutzen ſchaffen wird.

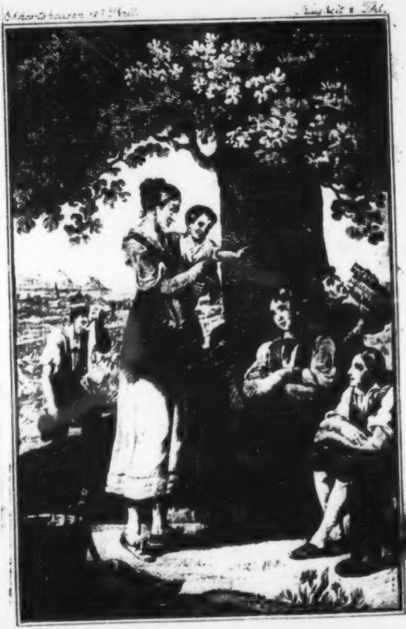
Inhalt.

Seite
Allgemeine Grundſätze zur Lebensklugheit . . 9
Rechtſchaffenheit 50
Ehrfurcht für die Urheber unſers Daſeyns . . 52
Wichtigkeit der Erziehung 54
Pflichten der Kinder gegen ihre Aeltern . . . 60
Wiſſenſchaften 61
Von dem Zwecke der Wiſſenſchaften 69
Gebrauch der Wiſſenſchaften 70
Von der Unterwürfigkeit, die man den Geſetzen eines Staates ſchuldig iſt 72
Anhänglichkeit an ſeinen Fürſten 75
Ein Wort an die öffentlichen Tadler . . . 77
Wider die Urheber öffentlicher Unruhen und Verſchwörungen 80
Ueber die Art, ſich in der Welt beliebt zu machen 84
Geburt und Stand 86
Ueber die Wahl ſeines Berufes 89
Man muß wachſam, thätig und beſtrebſam ſeyn . 91
Wichtige Unternehmungen 93
Was erwirbt die Achtung der Fürſten und der Großen am Hofe? 95
Vortheile, welche die wahre Freundſchaft gewährt . 97
Von der Wahl eines Freundes 101
Verbindlichkeiten gegen den Freund 106
Man muß verſchiedene Freunde haben . . . 110

Seite.

Sorge, daß du ſo wenig Feinde habeſt als möglich iſt 111
Ausſöhnung derer, mit denen man ſich überworfen hat 116
Vom Zweykampfe 119
Selbſtkenntniß 122
Menſchenkenntniß 123
Vom Gebrauche der Zeit 125
Wie ſoll man ſeine müßigen Stunden ausfüllen? 128
Stolz 130
Ueber ordentlichen Aufwand 133
Wie man ſich im Glück oder Unglück verhalten ſoll 135
Man muß ſeine Leute kennen 137
Beißender Scherz und Nachrede 138
Von der Aufrichtigkeit. 140
Erkenntlichkeit 142
Vermeidung das Widerſprechens 146
Von einer ordentlichen Aufführung 151
Von der Achtung, die man dem gemeinen Manne ſchuldig iſt 152
Munterkeit und Scherzluſt 155
Affektation 157
Schweige und höre 158
Hang zum Vergnügen 160
Von großen Abſichten 161
Das beſte Unternehmen kann ſich unglücklich enden . . 162
Man muß nicht wandelbar ſeyn 164
Man muß nie den Muth ſinken laſſen . . . 166
Charakter des Feigen und Furchtſamen . . . 168
Kenntniſſe, die man von dem Geiſte eines Jahrhunderts haben muß 170
Man ſoll nichts vernachläßigen 171
Umgang mit verſtändigen und weiſen Leuten . . 177

[illegible] 2. Theil [illegible] 1 Thl.



Wer, der nicht gearbeitet hat, kann nicht Ruhe
genieſsen.

Klugheit,

vereint mit Tugend,

oder:

Die Politik des Weiſen

für gute Menſchen.

II. Theil.

Mit leichtſertigen, kleingeiſtigen Menſchen muß man nie Umgang pflegen.
Vorſicht und Klugheit in Geſchäften.
Ueber das, was man bey den wichtigſten Unternehmungen zu beobachten hat.
Vom Stillſchweigen.
Hoffnung und Verzweiflung.
Unentſchlüßigkeit.
Voreiligkeit im Urtheile.
In wichtigen Dingen muß man mit Bedachtſamkeit reden. ꝛc. ꝛc.

Von

Hofrath v. Eckartshauſen.

Wien, 1830.
Bey Anton v. Haykul, Buchdrucker,
und bey
Mich. Lechner, Univerſitäts-Buchhändler.

Hofrath v. Eckartshauſen's

Schriften.

Zwölfter Band.

Klugheit, vereint mit Tugend,

oder die

Politik des Weiſen für gute Menſchen.

II. Theil.

Mit leichtfertigen, kleingeiſtigen Menſchen muß man nie Umgang pflegen.
Vorſicht und Klugheit in Geſchäften.
Ueber das, was man bey den wichtigſten Unternehmungen zu beobachten hat.
Vom Stillſchweigen.
Hoffnung und Verzweiflung.
Unentſchlüßigkeit.
Voreiligkeit im Urtheile.
In wichtigen Dingen muß man mit Bedachtſamkeit reden. ꝛc. ꝛc.

Wien, 1830.
Bei Anton v. Haykul, Buchdrucker,
und bei
Mich. Lechner, Univerſitäts-Buchhändler.

Ex
Bibliotheca Regia
Berolinensi.

Klugheit,

vereint mit Tugend,

oder die

Politik des Weiſen

für gute Menſchen.

Zweyter Theil.

Mit leichtfertigen, kleingeiſtigen Menſchen muß man nie Umgang pflegen.

Worte bewegen; Beyſpiele führen zur That.

Worte, mit Beyſpielen vereinigt, haben ſo viel Gewalt, daß es äußerſt ſchwer wird, dem Eindrucke zu widerſtehen, den ſie auf uns machen.

Daher die Nothwendigkeit, allen Umgang mit Leuten zu meiden, die ein unordentliches und zu freyes Leben führen.

Nicht genug, daß ein Bündniß mit ihnen den guten Nahmen beſleckt, und uns in einen üblen Ruf bringt, ſo werden auch ihre ſchändlichen Reden, ihre falſchen Grundſätze, und ihre böſen Beyſpiele bald den Keim des Guten in uns erſticken, unmerkbar das Herz verderben, und uns endlich mit ſich in den Abgrund von Unglücksfällen reißen, worein gemeiniglich ſolche Leute ſtürzen.

Eine andere Klugheitsregel verbiethet auch, mit kleingeiſtigen, furchtſamen Menſchen in Geſellſchaft zu treten, weil ſie meiſt alle abergläubiſch, vorurtheilvoll, und durch ihre ängſtliche, lächerliche Zweifelhaftigkeit in allen Handlungen unbrachbar ſind.

Ihr Zuſtand iſt wirklich anſteckend, und ſo entſtehen durch den Umgang, den man mit ihnen pflegt, auch in Andern Engbrüſtigkeit und Zweifel, die den Geiſt furchtſam und ſchwankend machen, und ihn hindern, ein richtiges Urtheil der Dinge zu fällen.

Dieſe Zweifel, dieſe Skrupel erfüllen uns mit unnöthiger Furcht, die, ſo wenig ſie auch zu bedeuten hagt, uns doch unruhig macht, dem Geiſte Freyheit, dem Herzen Ruhe raubt, ohne die man doch weder die vortheilhaftere Seite jemahls erkennen, noch ſie mit Zutrauen ergreifen kann.

Vorſicht und Klugheit in Geſchäften.

In dem, wie ein Geſchäft behandelt und geendet wird, liegt ſehr oft das eigene und das Wohl unſers Nebenmenſchen, oder vielleicht auch eines ganzen Staates, die Ehre und unſer ganzes künftiges Lebensglück daran; ſoll man da nicht mit aller Vorſicht und Klugheit zu Werke gehen? —

Es iſt beſſer, ein Geſchäft, dem man ſich nicht mächtig genug fühlt, ganz von ſich abzulehnen, als es ſchlecht zu führen, unglücklich zu enden.

Falſche Ruhmſucht, Eigennutz und ſo manche andere niedrigen Abſichten ſind oft die Beweggründe, warum man ſich einem Geſchäfte unterzieht, für das man weder Fähigkeit, noch Beſtreben genug hat, und ein übelgerathener Erfolg brandmarkt den elenden Unternehmer mit Schande und Verachtung.

Es gibt ſchwerfällige, ganz mechaniſche Menſchen, die durch ihre wohlbedächtliche Langſamkeit in Geſchäften alle Geduld des Erwartenden ermüden; Geſchäftsumgang mit ſolchen Männern iſt für den regen, thätigen Geiſt Höllenpein.

Wenn du daher ein Geſchäft übernimmſt, betreibe es mit Eifer; und laſſe es nicht unter deinen Händen ergrauen; aber eben ſo wenig übereile es.

Jedes Ding braucht ſeine Zeit zur völligen Reife, und was du übereilſt, kommt ſchlecht und unvollkommen aus deinen Händen.

Bringe dann nie die Entſchuldigung: Ich habe es in der Eile verſehen; Eile wird dich bey wichtigen Geſchäften in den Augen der Welt nie entſchuldigen.

Einige fallen auch mit einer Hitze und Begierde über ihre Geſchäfte her, daß man meynen möchte, ſie wollten es verſchlingen. Ihre Haſtigkeit überſpannt die

Erwartung; man will das Ende nicht erwarten, ſondern ſogleich ſehen; — aber bald ſind ſie ermüdet; ihr Eifer erkaltet, der Muth ſinkt, und — das Werk bleibt unvollendet.

Das iſt Unwiſſenheit; ſie vergeſſen, daß man erſt denken ſoll, ehe man handelt.

Zu jedem Geſchäfte, wenn man es weiſe führen und gut enden will, gehört eine vollſtändige Einſicht der Sache, Welt- und Menſchenkenntniß.

Wem eines von dieſen Dreyen fehlt, der mag ſeine Sache dem Glücke empfehlen; durch ihn geht ſie ſicher verloren.

Ich habe oben geſagt, daß es gefährlich und unklug iſt, etwas zu übernehmen, dem man nicht gewachſen iſt; aber eben ſo thöricht iſt es auch, zu vielerley Geſchäfte auf ſich zu laden.

Wo iſt der Menſch, der allgemeine Ueberſicht der Dinge hat, der Allem Alles iſt? — Nothwendig muß dann unter mehrern eines verlieren, und die andern gewinnen, oder es müſſen alle zugleich verlieren.

Unter mehrern Geſchäften muß man immer das wichtigſte oder dringendſte zuerſt vornehmen, und die andern indeß ruhen laſſen; greift man ſie alle zugleich an, ſo wird entweder keines zu Stande gebracht, oder alle übel geendet.

Ich hoffe nicht, daß man dieſen Satz mißverſtehen, oder ihm eine unſchickliche Ausdehnung geben wird. Ich verſtehe hierunter Geſchäfte, die ſich ſchon ihrer Natur nach nicht verbinden laſſen; die von ſolcher Wichtigkeit, von ſolchem Umfange ſind, daß jedes insbeſondere ſeine eigene Zeit, Fleiß und Aufmerkſamkeit fordert.

Der Faule und Bequemliche ſagt freylich immer: Man kann nicht Alles auf ein Mahl thun, und thut daher gar nichts, oder nur das Wenigſte.

Zu Allem gehört eigene Beurtheilungskraft, und es iſt unmöglich, ſo viel Regeln und Vorſchriften zu entwerfen, daß ſie den Mangel eignen Urtheils erſetzen ſollten.

Ueber das, was man bey den wichtigſten Unternehmungen zu beobachten hat.

Bey großen Unternehmungen kömmt es oft darauf an, Alles zu gewinnen, oder Alles zu verlieren.

Da ſie immer von ſehr gefährlichen Folgen ſind, wenn ſie ſich nicht glücklich enden, ſo darf man wohl alle mögliche Vorſicht brauchen, ehe man ſich darauf einläßt.

Man muß ſchon allererſt nie den Gedanken eines wichtigen Unternehmens wagen, wenn man ſich nicht ſtark genug weiß, es gut anzugreifen, und glücklich zu Ende zu bringen.

Zu dem glücklichen Erfolge einer wichtigen Sache iſt Geiſteskraft allein nicht hinreichend; Uebung, Standhaftigkeit und Fleiß in der Ausführung müſſen dem Geiſte als treue Gefährten dienen.

Ueberdieß noch muß es denen, die wir zur Ausführung unſers Vorhabens zu Gehilfen nehmen, nicht an Verſtand und Muth fehlen.

Gebricht es ihnen an Verſtand, ſo bleiben ſie bey dem geringſten Hinderniſſe betroffen ſtehen; Schwierigkeiten, die ihnen aufſtoßen, ſetzen ſie in Verlegenheit, und rauben ihnen die Luſt, vorzuſchreiten: und haben ſie nicht Muth genug, ſo ſchreckt ſie der Anblick der Gefahr bey dem erſten Schritte zurück; es ſchwindelt ihrem ſchwachen Geiſte, und man ſieht mit Verdruß die herrlichſten Hoffnungen durch ſo eine übelgetroffene Wahl ſcheitern.

Vor Allem aber müſſen die, mit denen man ſich zu großen Abſichten verbindet, Leute von Ehre ſeyn.

Von dieſen hat man nichts zu befürchten, denn ſie halten ſich durch ihr gegebenes Wort unauflöslich verbunden.

Die Wichtigkeit der Sache, um die es zu thun iſt, die Unbeſtändigkeit der Menſchen, in derer Wahl man ſich ſo leicht betrügen kann, und Zufälle, die oft dazwiſchen treten, machen es zur allgemeinen Sicherheit nothwendig, daß man alle die Punkte, über die man eins geworden, und die gemeinſchaftlich gefaßten Entſchlüſſe zu Papier bringe, und einen förmlichen Kontrakt errichte. Alles muß in ſo klaren und beſtimmten Ausdrücken geſagt ſeyn, daß man unmöglich zu einer Zweydeutigkeit, oder einer falſchen Auslegung Anlaß geben kann.

Dieſe Vorſicht iſt höchſt nöthig; denn gelingt das Unternehmen nicht, und wird man verrathen, oder in Stich gelaſſen, ſo dienet ſo ein ſchriftlicher Aufſatz, ſein Verhalten zu rechtfertigen; er beweiſet, daß man an den Fehlern Anderer nicht Theil hatte, und ihnen nur allein der üble Erfolg der Sache zugeſchrieben werden darf; theils weil ſie vielleicht in der Gefahr nicht Muth genug bezeigten; theils weil ſie ihrem Eigenſinne folgen wollten, und nach dem gefaßten Entſchluſſe nicht handelten.

Ein nicht weniger wichtiges Erforderniß zu großen Unternehmungen iſt das Stillſchweigen.

Wer ſeine Sache nicht geheim hält, bis ſie zur Entdeckung reif iſt, wird nie damit zu Stande kommen; ſein Unternehmen wird die Beute lauernder Feinde; ſobald man weiß, was er will, werden Mißgunſt und Neid ihn jederzeit um den glücklichen Erfolg ſeiner Abſichten bringen.

Vom Stillſchweigen.

Die größten Politiker würden vergebens arbeiten, wenn ſie ihre Abſichten nicht geheim hielten.

Alle Plane, wenn ſie auch noch ſo gut ausgedacht wären, müſſen meiſtens verunglücken, wenn ſie von jenen entdeckt werden, deren Intereſſe es iſt, entgegen zu arbeiten.

Die richtigſten Maßregeln werden vereitelt; durch unzeitige Aufdeckung des Geheimniſſes kommt der Gegner jedem Plane zuvor, den man gegen ihn entwarf.

Beſonders am Hofe, in Geſchäften des Staates, in Gründung nützlicher Anſtalten zum allgemeinen Wohle muß eine undurchdringliche Stille herrſchen.

Am Hofe gibt es ſo feine Köpfe, daß es nicht mehr als eine Geberde, ein Wort, einen Blick braucht, der ihnen Alles verräth, was ſie nicht wiſſen ſollten.

Wie viele Projekte gehen nicht als unzeitige Geburten zu Grunde, weil die Unternehmer nicht mit mehr Vorſicht ihr Vorhaben verbrogen hielten, und ſich von Andern, die ſchlauer als ſie waren, ergründen ließen. —

Auch gibt es Leute, die aus Mangel des Verſtandes oder Erfahrung, unbeſonnen Jedem, der ihnen in den Weg läuft, ihre Abſichten entdecken, und bedenken nicht, welcher Gefahr ſie ſich durch dieſe Freymüthigkeit ausſetzen.

Macht es nicht die wenige Treue unter den Menſchen zum nothwendigen Geſetze, ſie mit aller möglichen Vorſicht zu erforſchen und zu prüfen, bevor man ſich ihnen anvertraut? —

Sie ſind ſelbſt treulos, und doch wollen ſie alle, daß Jeder verbunden ſeyn ſoll, das Geheimniß zu bewahren, das man ihm anvertraut hat, daß es ein heiliges Pfand ſey, wovon er nie Gebrauch machen darf.

Aber wo iſt der, welcher dieſes Geſetz genau befolgt, oder vielmehr, der es nicht verletzt, wenn er aus ſeiner Treuloſigkeit Vortheil zu ziehen glaubt? —

Die Menſchen wollen immer das Gute, — jeder für ſich —; das Geſetz, ein anvertrautes Geheimniß zu bewahren, nennt jeder heilig und unverletzlich, wenn es um ſein Geheimniß zu thun iſt; aber er vergißt die Heiligkeit des Geſetzes, ſobald er es gegen Andere erfüllen ſoll.

Wenn ich ſage, das Geheimniß ſoll unverletzlich und heilig ſeyn, ſo fordere ich noch nicht, daß dieß allgemein und ganz ohne Ausnahme gelten ſoll. Es gibt Fälle, die mich nicht nur von der Pflicht, Stillſchweigen zu halten, losſprechen, ſondern mir ſogar die Entdeckung zur Pflicht machen.

Ich ſetze den Fall, ein Freund von mir
mir das Verſprechen ab, das, was er mir zu
willens iſt, Niemanden zu entdecken, und vertra
unter dieſem Siegel des Stillſchweigens ein ſch
ches Verbrechen, das er begehen will, ein abſche
Unternehmen, das er vorhat: in dieſem Fall
ich mich zwar nach allen Kräften bemühen, ihn
abzuhalten, wenn ich aber dieſes durchaus nicht ve
und mir ſonſt nichts übrig bleibt, ihn von ſeinen
ſchluſſe abzubringen, und ſeine That zu verhin
als ſein Geheimniß zu offenbaren, ſo kann ich nich
ich muß es auch thun, denn höhere Pflicht ver
mich gegen das Wohl des Staates, meines Nebe
ſchen, für Tugend und Religion.

Da ich ihn von der Heiligkeit meines Still
gens verſicherte, dachte ich nicht, daß er mir ei
ternehmen vertrauen wolle, deſſen ſich der Rechtſch
ſchämen muß; ich habe mich alſo nur in ſo we
Geheimniß zu bewahren verpflichtet, als ich verm
daß er mir kein ſtrafbares, böſes Vorhaben ent
würde.

Kann ich es auf eine Art thun, daß das
nehmen zwar vereitelt, der Unglückliche aber,
dazu einverſtand, nicht entdeckt wird, ſo halte ic
dieſes noch für Pflicht, denn vielleicht wird er
einſehen, daß er böſe gehandelt haben würde; e
deutlichere Erkenntniß vom Guten bekommen,

meine Schonung hat dann dem Staate einen guten Menſchen, und mir einen dankbaren Freund erhalten.

Sollte ich aber auch dieſes nicht thun können, ſo hält mich nichts von meiner Pflicht ab, durch zeitige Entdeckung ein Uebel zu verhüthen.

Der Satz iſt unſtreitig: Alles Verſprechen gegen eine höhere Pflicht iſt nichtig.

Wenn ich nun verſprochen habe, ein ſträfliches Vorhaben nicht kund zu machen, ſo iſt dieſes Verſprechen einer meiner höchſten Pflichten entgegen, weil es wider das ſo gerechte und gute Geſetz der Natur iſt, das allen Menſchen gebiethet, ſich, ſo viel in ihrer Macht ſteht, den Fortſchritten des Uebels zu widerſetzen, und zu verhindern, daß nichts Böſes geſchehe.

Es iſt daher ſehr gefährlich, der Bewahrer der Geheimniſſe eines Andern, beſonders der Großen zu ſeyn, worunter ſo oft das Intereſſe des Staates und des Fürſten liegt.

Jeder Vernünftige muß alſo nach Möglichkeit die Theilnahme an den Geheimniſſen Anderer vermeiden.

Ich nehme nur den einzigen Fall hievon aus, wo ein wahrer Freund uns ſein Zutrauen ſchenkt, das die Freundſchaft anzunehmen befiehlt.

Vorausgeſetzt, daß dieſer weiſe und tugendhaft iſt, ſo wird er uns nie etwas anvertrauen, das uns eine höhere Pflicht zu offenbaren befiehlt.

Hier alſo gilt das Geſetz, das Geheimniß zu bewahren, mit allen ſeinen Rechten, in ſeiner ganzen Stärke, und man müßte eher Alles wagen, als dieſes heilige Geſetz verletzen.

Hoffnung und Verzweiflung.

Die Menſchen, die nur dem Lichte einer aufgeklärten Vernunft folgen ſollten, beurtheilen gemeiniglich die Geſtalt der Dinge nach ihrer Laune und ihrem Temperamente.

Der von ſich ſelbſt Eingenommene, immer gewohnt ſich zu ſchmeicheln, zweifelt nicht im geringſten, daß er Alles erhalten werde, was er verlangt.

Der Furchtſame hingegen, der weder ſich noch Andern traut, verzweifelt faſt immer an dem glücklichen Erfolge ſeiner Unternehmungen.

Vermeide ſorgfältig dieſe gefährlichen Extremitäten; zu wenig und zu viel Selbſtvertrauen rauben uns die Mittel, die zu einem glücklichen Erfolge verhelfen.

Lehrt uns nicht die Erfahrung, daß oft ganz das Widerſpiel von dem geſchieht, was man ſich eingebildet hat?

Die Folge davon iſt, daß die meiſten Menſchen, von eitler Hoffnung getäuſcht, oder durch eine ungegründete Furcht beunruhigt, ſich vor der Zeit zu ſehr freuen oder zu ſehr betrüben.

Dieſe Gründe, däucht mich, ſollten uns hinlänglich überzeugen, daß man, nachdem man Alles gethan hat, was die Klugheit rieth, glücklich den Zweck zu erreichen, ſich ſo wenig, als ſeyn kann, über den ungünſtigen Erfolg der Sache beunruhigen, ſich weder der Furcht, noch der Hoffnung, noch der Verzweiflung überlaſſen müſſe.

Man muß nichts vernachläßigen, was uns einen glücklichen Erfolg verſprechen kann, und zu gleicher Zeit die nöthige Vorſorge brauchen, allen verdrüßlichen Folgen vorzubeugen, die unſer Unternehmen, im Falle es für uns ungünſtig ausſiele, nach ſich ziehen könnte.

Wenn wir dieſem Grundſatze folgen, wird uns das Gute, das uns begegnet, um ſo angenehmer ſeyn, je weniger wir es erwarten und das Übel minder groß und fühlbar, weil wir uns dazu vorbereiten, und es uns nicht im ſchmeichelhaften Wahne erwarteter Freude überraſcht.

Unentſchlüßigkeit.

Leute, die keinen beſtimmten Zweck haben, und immer unſchlüßig ſind, was ſie thun ſollen, irren beynahe eben ſo in der Welt herum, wie der Wanderer im düſtern Walde, wo er die Wege nicht kennt.

Man muß bey Zeiten die verſchiedenen Stände der bürgerlichen Geſellſchaft kennen zu lernen ſuchen, und dann jenen ergreifen, der den Fähigkeiten und Kräften eines Menſchen am meiſten angemeſſen iſt.

Es geſchieht öfters, daß ein Menſch am Ziele ſeines Lebens ſteht, ehe er noch daran gedacht hat, auf was er ſich verwenden ſoll.

Und dieſes Leben iſt doch ſo kurz, die Zeit ſo koſtbar, daß man es wirklich für ein großes Unglück anſehen darf, wenn man einen beträchtlichen Theil davon verliert, indem man immer unſchlüßig bleibt, wozu man es verwenden ſoll.

Eine andere Art von Unentſchlüßigkeit, — mehr verzeihlich zwar, aber doch nicht minder ſchädlich — iſt die in Geſchäften — eine bange Ungewißheit, was man thun, wie man ſich in verſchiedenen Zufällen, die uns begegneten, verhalten ſoll.

Man berathſchlagt immer mit ſich ſelbſt, urtheilet und ſchwankt, indeſſen Zeit und Umſtände auf einen ſchnellen Entſchluß dringen.

Es iſt ſehr gut, die Sache erſt genau zu unterſuchen, ehe man etwas unternimmt; wenn man aber befürchten muß, die Gelegenheit zur Ausführung eines Plans möchte entwiſchen, oder die Sache will mit Eifer betrieben werden, ſo iſt es ein großer Fehler, die Zeit, in der man thätig ſeyn ſoll, mit langen Berathſchlagungen zu verlieren.

Schwachen, furchtſamen Geiſtern iſt dieſer Fehler eigen; daher ſind ſie auch zu großen wichtigen Geſchäften ganz und gar untauglich, denn bey dieſen iſt durch Zaudern Alles verdorben; ſie fordern von dem, der ſie behandelt, unerſchütterlichen Muth, der eine feſte, entſcheidende Beurtheilungskraft unterſtützt.

Voreiligkeit im Urtheile.

Man muß ſich nie in ſeinem Urtheile übereilen. Man wird, von Irrthum und Vorurtheil geblendet, nie die Wahrheit finden.

Woher ſo viele Irrthümer aller Arten? — Woher ſo viel falſche Grundſätze, wornach eine Menge Menſchen handeln, und unglücklich ſind? —

Daher, daß ſich die Menſchen nicht die Mühe geben wollen, die Wahrheit in Dingen durch einfaches Nachdenken zu ſuchen, und zu forſchen, von welcher Seite eine Sache ſich am beſten ausführen läßt.

Richtigkeit und Wahrheit der Sachen ſtellen ſich dem Geiſte nicht gleich dar; die trübe Hülle von Leidenſchaften und Vorurtheilen, die ſie umgibt, verhindern, daß wir nicht deutlich wahrnehmen, was wahr und recht iſt; und oft erſt nach langem und fleißigem Forſchen hat man das Vergnügen, es einzuſehen.

Die verſtändigſten Leute betriegen ſich oft, ungeachtet ſie gewohnt ſind nachzudenken; wie ſollen Kleingeiſter die Wahrheit finden, die nichts ergründen, und — wenn ich mich ſo ausdrücken darf — nur auf der Oberfläche der Dinge herumgaukeln? —

Es iſt äußerſt wichtig, ſich frühe an ein reifes, gründliches Urtheil zu gewöhnen, und alle Voreiligkeit zu vermeiden.

Sie iſt die Mutter aller Irrthümer und Kabalen, der Zänkereyen und Faktionen, wodurch Uneinigkeit geſtiftet, und ganzen Völkern die Ruhe geraubt wird.

Dieſe Voreiligkeit, und einige Bösartigkeit des Herzens machen, daß wir den Handlungen Anderer ſo gern eine üble Abſicht beymeſſen, ſie ſchief auslegen und Worte zu verdrehen ſuchen.

Man muß Alles von der guten Seite nehmen; was immer gut ausgelegt werden kann, iſt eine Lere, die ſich in dem Naturgeſetze gründet; allein eben dieſe Voreiligkeit im Urtheile macht, daß dieſer edle Grundſatz ſo wenig befolgt wird.

Eigenſinn und Unbeugſamkeit, zwey Fehler, die für die Sittlichkeit des Menſchen eben ſo gefährlich ſind, als für bürgerliche Geſchäfte, ſind die gewöhnlichen Folgen der Uebereilung im Urtheile.

Bemühe dich ſtets, dieſen Fehler zu meiden; Gott gab dir die Vernunft zur Führerin; urtheile alſo nie, ohne ſie um Rath gefragt zu haben: ohne ſie ſchwankeſt du immer im Finſtern; bediene dich ihres Lichtes, die wahre Geſtalt der Dinge zu ſehen, und folge in deinen Handlungen nie dem Ungeſtüme deiner Leidenſchaften. Dieſe ſind Urſache, daß du zu voreillig biſt, und verſetzen dich in die traurige Nothwendigkeit, entweder deinem Worte oder deiner Pflicht ungetreu zu werden.

Der erhabenſte Verſtand verfällt in Irrthum, wenn er ſich übereilt, indeſſen doch ein mittelmäßiger Geiſt, der die Sache in der Nähe und lange betrachtet, wahrnimmt, was dem hellſehendſten, aber zu flüchtigem Auge entwiſchte.

In wichtigen Dingen muß man mit Bedachtſamkeit reden.

Es iſt eine Kühnheit, die ſehr gefährliche Folgen haben kann, wenn man ſich auf der Stelle über wichtige Gegenſtände heraus läßt, ausgenommen eine lange Erfahrung und ein weit umfaſſender Geiſt geben uns dieſen Vorzug.

Sollte man aber auch wirklich dieſe zwey großen Vortheile für ſich haben, ſo ſcheint es mir doch beſſer, wenn man Gelegenheit hat, ſich Zeit zu laſſen, um über die Antwort nachzudenken, die man über die vorgelegte Frage geben ſoll.

Meiſtentheils iſt es Unbeſonnenheit, daß man zu voreilig antwortet, ſehr oft aber auch thörichter Stolz; man will die Größe und Gewandtheit ſeines Verſtandes ſehen laſſen, und fertigt das mit aller Eile ab, was lange bedacht zu werden verdient hätte.

Bey ſolchen Vorfällen begeht man gemeiniglich keine geringen Fehler; ſie haben wichtige und oft traurige Folgen, beſonders wenn es um das Wohl des Staates zu thun iſt.

Ueber die Art, wie man mit Jenen handeln ſoll, die uns in irgend einem Geſchäfte gedient haben.

Wenn Zwey oder Mehrere gemeinſchaftlich eine Sache unternommen, und Jeder gleich viel zu dem glücklichen Erfolge mitgewirkt hat, ſo wird der, der ſich allein Gewinn und Ruhm zueignet, wenig Ehre davon haben, denn er zeigt, wie unbillig und niedrig er denkt. Iſt es denn nicht billig, daß Jene, die mit uns Mühe und Gefahr in einem Unternehmen getheilt haben, auch die Vortheile genießen, die wir dadurch erlangt haben?

Ein Menſch, der in dieſen Fällen ſich unverdient zu rühmen getraut, daß aller Ruhm des guten Erfolges ihm gebühre, verliert durch ſeine Eitelkeit mehr als er gewinnt, denn durch dieſes Selbſtlob zieht er ſich mehr Verachtung zu, als er ſich Achtung zu erwerben glaubt, und die Klagen, die diejenigen über ſeinen Stolz und ſeine Treuloſigkeit führen, die ihm nützliche Dienſte geleiſtet haben, und denen er allen Werth zu benehmen ſucht, damit die ſeinigen wichtiger ſcheinen ſollen, dieſe Klagen werden ihn vor der ganzen Welt in ſo ſchlechten Ruf ſetzen, daß er Niemanden finden wird, der ihn in ſeinen Unternehmungen unterſtützt.

Schone die Eitelkeit der Menſchen, und laſſe ihren Verdienſten Gerechtigkeit widerfahren, ſo wird man dir mit Vergnügen beyſtehen, und dir dienen; nur mußt du nicht von Dem reden, was du gethan haſt; nicht deine Mitwirkung preiſen, ſondern du mußt den ganzen glücklichen Erfolg der Unternehmung den Kräften und der klugen Ausführung deiner Gehilfen zuſchreiben.

Dieſe Beſcheidenheit wird das Große, was du thateſt, nicht verhindern, den Glanz deiner ſchönen Handlungen nicht verdunkeln, ſondern vielmehr ſie erheben und verſchönern.

Vorſicht bey Ertheilung der Atteſtate und Beglaubigungsſchreiben.

In unſern Tagen kann man nicht Vorſicht genug gebrauchen, wenn man nicht täglich von Schurken und Heuchlern will geprellt werden; denn ſelbſt Jene, die am meiſten unſer Zutrauen zu verdienen ſcheinen, ſind oft die Erſten, die uns betriegen.

Man muß daher mit Beglaubigungsſchreiben ſehr vorſichtig ſeyn, und ſie Niemanden geben, von deſſen Rechtſchaffenheit man nicht vollkommen verſichert iſt. Ja, wenn man dergleichen Schreiben auszuſtellen gezwungen iſt, ſoll man ſie mit einer klaren, beſtimmten, die Sache vollkommen erörternden Anweiſung verſehen, damit die, denen man den Gang eines Geſchäftes übertragen hat, keinen Vorwand finden, mit dem ſie ihre Vorgriffe entſchuldigen könnten, wenn ſie für ihr Privatintereſſe durch Liſt und Betriegerey aus dem Geſchäfte Vortheil ziehen wollen.

Carla-bianca und Unterſchriften ſoll man ſchon gar Niemanden anvertrauen; wie oft hängt nicht die Ehrlichkeit eines Menſchen von Umſtänden ab, und dann kommt die Leichtgläubigkeit theuer.

Sey behuthſam in dergleichen Geſchäften, und denke, ob du nicht in dieſem Augenblicke deine Freyheit, deine Ehre und dein Leben Einem in die Hände gibſt, der an dir zum ſchändlichen Verräther wird, und von deiner Argloſigkeit den böſeſten Gebrauch macht.

Du ſetzeſt das Koſtbarſte, was du haſt, auf's Spiel, wenn du in einer Gelegenheit, wo ſo leicht ein Betrug geſpielt werden kann, dich blos der Treue und Ehrlichkeit eines Menſchen anvertrauſt, der eine Stunde darnach zum Verräther werden kann.

Eben ſo wenig ſoll man auch Jemanden Dienſtzertifikate und ſchriftliche Zeugniſſe von guter Aufführung geben, wenn man nicht vollkommen überzeugt iſt, daß ſie keinem Unwürdigen gegeben werden.

Man kann damit ſehr oft eine Ungerechtigkeit begehen, wenn man ohne richtige Kenntniß des Empfängers zu freygebig damit iſt, denn ſie täuſchen oft zum größten Nachtheil die Erwartung Anderer, und belohnen den, der es nicht verdient.

Am allerbedenklichſten iſt es am Hofe; dergleichen Leute mißbrauchen oft die Gnaden, die ihnen eine ſolche Empfehlung bey dem Fürſten auswirkt, und dann bereuet man, aber zu ſpät, daß man mit dazu beygetragen hat, ehe man gewiß war, ob ſie es auch verdienten.

Mehrere Vorſichtsregeln für beſondere Fälle gibt die Übung in Geſchäften; der Kluge, der die Wichtigkeit und den Umfang einer Sache einſieht, entwirft ſie ſich nach Geſtalt der Sache jedesmahl ſelbſt, und legt bey allen ſeinen Handlungen die Lehre zum Grunde: *Gebrauche alle deine Vorſicht, daß du keine deiner Blößen zeigſt, und Niemanden Gelegenheit gibſt, von dir auf eine niedrige Art Vortheil zu ziehen.*

Uber das Verhalten bey nicht vorgeſehenen Zufällen.

Es kann zuweilen geſchehen, daß ein Zufall, den man nicht vorſehen konnte, auch die ſicherſten Maßregeln vereitelt, und der Ausführung eines Plans, der auf das Beſte entworfen war, faſt unüberſteigliche Hinderniſſe entgegen ſtellt.

Da der Fälle ſo viele — ja faſt unzählige — eintreten können, und beynahe jeder nach Beſchaffenheit der Umſtände, der Zeit und des Orts ein anders Verhalten fordert, ſo iſt es unmöglich, beſtimmte Regeln für einzelne Fälle zu geben, wie man ſich jedesmahl verhalten ſoll; es hängt daher meiſtens von einem reifen Urtheile und von der Einſicht in die Lage der Sachen ab; Zeit und Umſtände geben einem thätigen, behenden Geiſte ſelbſt die beſten Anſchläge.

Das Sicherſte dabey iſt, mit ruhigem Geiſte ſo lange über den Fall nachzudenken, als es die Beſchaffenheit der Sache erlaubt, um nicht ein Urtheil zu ſchöpfen, das Muthloſigkeit und Verwirrung des Geiſtes hervorbringt, und einen Schritt zu thun, der unüberlegt in Eile und mit Unbeſonnenheit geſchieht.

Wenn man dann reif genug überlegt hat, muß man alſogleich, ohne Zaudern das thun, was man am rathſamſten findet, und mit ſo viel Zuverſicht, als wenn man es bey bequemer Muße überlegt hätte.

Bey dergleichen Vorfällen ſind Geiſtesgegenwart, Leichtigkeit des Geiſtes, der Sache dieſe oder jene ſchickliche Wendung zu geben, und ein ſtandhafter Muth, die drey weſentlichſten Stücke, ohne die man ſich aus keiner Verlegenheit reißen wird.

Glücklich der, der durch ſeine Geſchicklichkeit ſich bald wieder zu helfen weiß, wenn ihm das Glück zuwider iſt; der mitten in Gefahr, oder in drückender Verlegenheit noch ſo viel Kaltblütigkeit hat, daß er überall mit jener wunderbaren Geiſtesgegenwart, die man allein nur an großen Männern anſtaunt, die gehörigen Maßregeln ergreift, und die nöthigen Anſtalten trifft, die der Sache wieder eine andere Wendung und einen glücklichen Umſchwung geben.

Neugierde.

Die Neugierde im Menſchen iſt allerdings lobenswürdig, wenn ſie die Kenntniß des Guten und Schönen zum Gegenſtande hat; wenn ſie ſich nicht weiter erſtreckt, als über das Nützliche, und was man wiſſen darf, ohne darüber zu erröthen; ſie kann aber gefährliche Folgen haben, wenn ſie uns zu weit verleitet, wenn wir nur das Schädliche oder Unnütze ſuchen.

Unſere Neugierde erſtreckt ſich auf Alles, was zur Vervollkommnung unſers Standes gehört; auf Alles, was uns gründlichen Unterricht unſerer Pflichten verſchafft; alle Stärke unſers Geiſtes diene uns, ſie genau kennen zu lernen und in dem Berufe, den wir ergriffen haben, die Erſten zu ſeyn.

Man kann nicht mehr gewinnen, als wenn man es zu dem möglichſt hohen Grade der Kenntniſſe und Geſchicklichkeit in ſeinem Stande oder Gewerbe bringt.

Nur dadurch wird man ſich heut zu Tage vor Andern auszeichnen, und darf hoffen, daß man bald zu beſſerem Glücke vorrücken wird.

Der aus eitler Neugierde, oder aus Stolz, daß man ihn für ein Univerſalgenie halten ſoll, ſich auf zu vielerley Gegenſtände verlegt, wird es nirgends weit bringen.

Er wird am Ende für alle Mühe, für alles langwierige Studium nichts als oberflächliche Kenntniß von verſchiedenen Gegenſtänden erhalten, die zuweilen mit ſeinem Berufe nicht im geringſten in Verbindung ſtehen.

Wird man es denn dem Menſchen nie feſt genug einprägen können, daß er ſich nur an das Solide halten ſoll?

Dieſer ſollte, da er Richtergeſchäfte übernahm, ſich mit allem Fleiße der Rechtswiſſenſchaft widmen, und er vertändelt ſeine Zeit mit Liebhaberey. Dieſe Stunde geht er in ſein Schmetterlingskabinet, nimmt eine Muſchel nach der andern und blättert emſig in allen Naturhiſtorikern, um ihre Nahmen zu finden; jene füllt er mit Zeichnen oder Muſik aus. Ein Anderer will Arzt werden; ſein vorzüglichſtes Studium ſollte alſo die Heilkunde ſeyn, um ſeinem Nächſten würdig als Arzt zu dienen, aber jetzt kömmt er in die Bude eines Drechslers, und ſogleich ergreift ihn die Neugier, drechſeln zu lernen; er fängt an, und die beſten Stunden, die er für ſeinen Beruf anwenden ſollte, werden verſplittert, wie die Abſchnitze vom Holz, das er dreht: aber vielleicht möchte er ſich ändern, und er könnte wohl aus einem ſchlechten Mediziner ein geſchickter Drechsler werden, wenn er ſich's angelegen ſeyn ließe, ſich in dieſer Kunſt zu vervollkommnen; aber er bringt es auch da kaum zum Mittelmäßigen, denn er verlegt ſich gleich wieder auf die Sternkunde, oder er will Dichter werden, und ſchreibt Oden, wie ſeine Rezepte ſind.

Ein Dritter verlegt ſich auf Philoſophie; er ſtudiert Mathematik, aber anſtatt ſeine Zeit dazu anzuwenden, daß er verſchiedene Theile dieſer Wiſſenſchaft in einen vollkommenen Stand brächte, verſchwendet er ſie durch die Neugier, die ihn antreibt, das Viereck des Zirkels, oder das perpetuum mobile zu finden.

Dieſer könnte ein vortrefflicher Chemiker werden, und der Welt mit dem dienen, was in dieſer Wiſſenſchaft Nützliches liegt, wenn er ſich blos auf das Wahre und Nützliche der Scheidekunſt verlegen wollte; aber ſeine Neugier hat ihn auf den Gedanken gebracht, den Stein der Weiſen zu ſuchen, und nun denkt er Tag und Nacht auf nichts anders mehr, als das große Werk zu Stande zu bringen, um Alles, was er berührt, in

Gold zu verwandeln, den homunculum philosophicum zu machen, und das Lebens-Elixir zu verfertigen, welches ihm für eine unerſchütterliche Geſundheit Gewähr leiſtet.

Welch ein Eigenſinn der Menſchen, der ſie verleitet das mit ſo viel Sorge, Mühe und Aufopferung zu ſuchen, was entweder dem Sterblichen auf immer verborgen iſt, oder nur in einer von Neugierde rege gewordenen Einbildung beſteht!

Eine ſträfliche Neugierde, die ſie ſo weit bringt, daß ſie all ihr Vermögen verſchleudern, die wichtigſten Pflichten ihres Standes vernachläßigen, und unnütz ein Leben hinbringen, wovon jede Minute koſtbar iſt, jede Minute nützlich ſollte angewendet werden!

Von dem Aeußerlichen des Menſchen.

Der Grundſatz einiger falſchen Politiker: Man muß Alles ſcheinen, und Nichts ſeyn, iſt der niedrigſte und verderblichſte, den je die falſche Politik ausgedacht hat.

Dieſer Grundſatz, könnte er je allgemein werden, würde die Menſchen zu den verachtungswürdigſten Geſchöpfen machen, er würde ihnen Alles rauben, was ihr Glück macht, ihr Wohl befeſtigt und ihren Werth beſtimmt.

So würde die Lüge Alles erſetzen, was dem Menſchen am Guten mangelt.

Du brauchſt nichts gelernt zu haben; aber gib dir immer nur die Miene des Gelehrten; du magſt im Herzen weder Religion noch Tugend haben; aber ſcheine nur von außen fromm und tugendhaft; ſey ein Schurke in deinem Buſen, aber nimm das Anſehen des ehrlichen Mannes; es iſt genug; wenn man dich dafür hält.

Aber ich will dieſen ſchändlichen Grundſatz nicht weiter entwickeln; das Falſche davon fällt Jedem von ſelbſt in die Augen, und empört das Herz, wenn es noch nicht ganz von niedrigen Grundſätzen verdorben iſt.

Allein eben ſo wenig kann ich das Betragen derjenigen billigen, die ſich ſogar nicht um ihre Außenſeite bekümmern.

Sey ein Gebäude von innen noch ſo prächtig und koſtbar eingerichtet; Gold ſchimmere an allen Wänden, und das Ganze gleiche der Pracht eines Feenſchloſſes; allein von außen ſey es ungeſtaltet, ſchmutzig und unſauber — wer wird nicht eckelnd vorbeygehen, und lieber ein niedliches reines Gebäude wählen?

Sey aber ein Pallaſt von außen der Gegenſtand allgemeiner Bewunderung; man tritt hinein, findet ihn öde, wüſt und von ſcheußlichem Gewürme bewohnt, wer wird nicht grauſenvoll entfliehen?

So verhält es ſich auch mit dem, der Alles von außen iſt; und mit dem, der ſeine Außenſeite ganz vernachläßigt.

Dein Inneres ſey ein Heiligthum; dein Aeußeres der Vorhof deſſelben; halte dieſen rein und ſchmücke ihn ſo, daß man ihn mit Ehrfurcht betritt, und in das Innere zu gelangen wünſcht.

Das Auge des Menſchen ſieht nur die Oberfläche der Dinge, nicht ſie ſelbſt; und ſo beurtheilt er ſie auch; warum willſt du ihm durch eine ſchmutzige Oberfläche einen unangenehmen Anblick machen?

Oft iſt es zu viel Selbſtmißtrauen, eine übertriebene Beſcheidenheit, das Gute, das man an ſich hat, nicht ſehen laſſen zu wollen: — ich glaube auch, es iſt ſehr oft Stolz, der, ſich ſelbſt genügſam, um Anderer Lob oder Tadel nicht kümmert. »Genug, ich weiß, was ich bin; was frage ich nach dem Urtheile der Welt!« Dieſen Machtſpruch des Stolzes hört man ſehr oft, beſonders von jungen Leuten, die um dieſen Irrthum zu bedauern ſind.

Am gewöhnlichſten iſt es Nachläßigkeit, Leichtſinn und Mangel an Erziehung, wenn Leute ihr Aeußeres ſo wenig beſorgen.

Sey tugendhaft, und ſprich nicht von deiner Tugend; aber hüthe dich in allen deinen Worten und Handlungen, daß die Welt nicht das Gegentheil von dir argwohnt.

Es iſt nicht genug, daß du dir ſelbſt das Zeugniß deiner Tugend geben kannſt, die Welt muß es auch von dir glauben.

Und es iſt nicht genug, daß du das Laſter meideſt, du mußt auch den Schein davon meiden.

Die Welt fragt nicht: haſt du dieſes oder jenes gethan? Sie argwohnt es, und nun iſt es ſo viel, als ob du es wirklich gethan hätteſt.

»Sey rein wie Eis, ſey keuſch wie Schnee, du wirſt doch der Verläumdung nicht entgehen;« ſagt Shakeſpeare, dieſer tiefe Kenner der Menſchen; was kannſt du erwarten, wenn du nun vollends deinen Gang fortſchlenderſt, ohne zu bedenken, daß tauſend Augen auf dich ſehen, tauſend Ohren auf dich horchen, daß man dich allenthalben belauſcht? —

Man würde ſich oft weniger über die üble Nachrede der Läſterungen zu beklagen Urſache haben, wenn man nicht ſelbſt durch ſeine Nachläßigkeit im Aeußern Anlaß gegeben hätte.

Man wird eher Einem, der als dieſer oder jener Sünder bekannt iſt, vergeſſen, oder Nachſicht mit ihm haben, als einen Menſchen unangetaſtet laſſen, der ſo unvorſichtig iſt, in ſeinem äußerlichen Betragen nicht die Würde ſeiner Tugend zu behaupten. Das geringſte Vergehen wird an ihm bemerkt, und der unbedeutendſte Fehltritt getadelt werden.

Erſt beſtrebe dich, den Menſchen eine günſtige Meinung von deiner Sittlichkeit beyzubringen; mache, daß man dich allgemein für den achtet, der du biſt; aber dann laſſe dir's beſonders angelegen ſeyn, Alles zu vermeiden, was dich in den Augen der Welt lächerlich machen kann.

Neid und Mißgunſt ergreifen Alles begierig, was uns herabſetzen kann. Können ſie unſerer Ehre keinen Streich verſetzen, iſt unſer Leben wirklich ſo ganz vorwurffrey, daß ſelbſt Neid und Mißgunſt verſtummen müſſen, ſo ſind ſie doch zufrieden, wenn ſie etwas aufbringen können, das uns lächerlich macht; — und ſie gewinnen oft mehr damit, als wenn ſie unſerer Ehre einen Vorwurf machen könnten.

Iſt Einer ein Mahl lächerlich gemacht, ſo wird er bald herabgeſetzt, ſein Verdienſt, ſeine Tugend, ſeine Würde verlieren, und da man nichts weiß, über ihn zu ſchmähen, ſo freut man ſich, über ihn lachen zu können.

Kleingeiſter, Thoren, müſſige, gedankenloſe Köpfe lachen gern; und ihrer iſt die größte Anzahl — ſie ſind der große Haufe, den die Feinde der Tugend immer auf ihrer Seite haben.

Man vergißt eher eine Handlung, die ſich mit dem ehrlichen Manne nicht verträgt, als eine Anekdote, die den ehrlichen Mann lächerlich macht.

Lange Zeit bleibt er der Gegenſtand des allgemeinen Geſpöttes; und wenn wirklich einige Stille herrſcht, und er glaubt, die Thoren werden ſich nun ſatt gelacht haben, ſo darf er ſich nur zeigen, in dieſe oder jene Lage gerathen, bey Hofe etwas ſuchen, oder ein Geſchäft, das Aufmerkſamkeit erregt, übernehmen, und das Parterre klatſcht und wiehert aufs Neue.

Man kann dieß wohl vermeiden, wenn man auf ſich ſelbſt aufmerkſam iſt, und immer männlichen Ernſt in ſeinem Betragen zeigt.

Wenn du auch weißt, der Kern iſt gut und rein; nichts deſto weniger bemühe dich auch, die Schaale zu putzen: deſto mehr Menſchen werden ſich einfinden, die Gefallen daran haben, und lüſtern darnach ſind.

Halte auf Reinlichkeit deines Körpers und deiner Kleidung, nicht nur, daß ſie deine Geſundheit ſehr befördert, ſo macht ſie auch angenehm, und man faßt von dir eine beſſere Meynung.

Jedem Menſchen, der eine gute Erziehung genoß, und nicht zum Gaſſenpöbel gehört, eckelt vor einem ſchmutzigen Schlotterer; man wird auf den erſten Blick wider ihn eingenommen, und verlangt ihn nicht weiter zu kennen.

Es iſt Thorheit der Welt, den Werth eines Menſchen nach dem Werthe ſeines Anzuges zu berechnen; aber es iſt noch größere Thorheit von dem, der das weiß, und doch nicht darauf achtet.

Das Glück läßt es oft nicht zu, ſich ſchön und immer neu zu kleiden; aber es hindert niemahl reinlich zu ſeyn, denn dieſes hängt von uns ab.

So ſehr die Armuth in Vieler Augen beleidigt, ſo gern vergibt man ihr doch der Reinlichkeit willen, und gewinnt den Unglücklichen lieb, den ſie drückt.

Der Arme verliert ſehr viel durch Unreinlichkeit. Man bedauert ihn nicht mehr, man verachtet ihn; er heißt nicht mehr arm und unglücklich, ſondern liederlich, wenn ihn auch ſchon dieſer Vorwurf unverdient treffen ſollte.

Wer in ſeinen jüngern Jahren ſchon nachläßig und unreinlich iſt, wird in ſpätern ſich nicht beſſer halten; er wird bis zum Eckel unſauber und ſchmutzig werden.

Ein Mädchen, das ſchon im ledigen Stande unreinlich und nachläßig in ihrem Anzuge iſt, wird einſt als Frau ſchon gar nicht mehr daran zu gewöhnen ſeyn.

Sey ordentlich in deiner Kleidung, nett und rein im Anzuge, und du wirſt gefallen, aber vermeide eitle Pracht und Luxus, denn dadurch wirſt du mißfallen.

So ſehr der feinen Welt vor Unſauberkeit eckelt, ſo ſehr beleidigt übertriebene Pracht, und macht in den Augen des Vernünftigen lächerlich.

Dieſes widerfährt denen gewöhnlich, die einſt in einem dürftigern Stande nachläßig und unreinlich waren; ein jähes Glück verändert ihre Umſtände, und nun wollen ſie ſich gar vergolden; aber ſelbſt die Vergoldung iſt noch hie und da durch Flecken unreinlich, und zeugt von ihrer Nachläſſigkeit.

Vermeide übermäßige, ſtandeswidrige Pracht; er vermehrt die Zahl deiner Neider, und vermindert deinen Credit.

Trage dich nach dem Geſchmacke deiner Zeit; altmodiſche Kleidung verräth den Pedanten, verwehrt dir den Zutritt in anſtändige Geſellſchaften, und gibt dich öffentlichem Gelächter preis; allzubegierige Nachäffung neuer Moden zeigt von einem Geiſte, der an Tändeleyen hängt — von Stutzerſitte und Frauenzimmerknechtſchaft.

Dein Aeußeres wird einem geübten Seher dein Inneres entdecken. Gang, Stellung, Miene und Anzug verrathen, ob du ſtolz oder beſcheiden; klug oder thöricht, verſchwenderiſch oder häuslich, ordentlich oder nachläßig in deinen Geſchäften biſt.

Man beurtheilt oft nicht unrecht den Menſchen nach ſeiner Art, ſich zu kleiden; nach dem Tone, in dem er ſpricht; nach dem Gange, den er hat, und nach den Gebärden, die er an ſich zeigt.

Ich glaube nicht, daß es Einen Menſchen gibt, der nicht für gut, rechtſchaffen, ordentlich, verſtändig, kurz, für einen vollkommenen Menſchen will gehalten werden; und doch richten ſo Wenige ihr Aeußeres darnach ein, daß man ſie für ſolche Menſchen halten kann.

Ueber die Leidenſchaften, von denen ſich alte Leute noch beherrſchen laſſen.

Jeder Menſch wird in der Welt um ſo mehr gefallen, je mehr er ſich ſeinem Stande und Alter gemäß beträgt.

An dem Monarchen gefällt uns die große, majeſtätiſche Miene; die ernſte Stirne an Richtern und obrigkeitlichen Perſonen; der ſtolze Feuerblick erhebt das Anſehen des Helden; wir loben ihn an dem Befehlshaber einer Armee.

Eben ſo ſieht man auch gern ein fröhliches, luſtiges Weſen in dem Jünglinge, und Ernſt in dem Greiſe.

Hingegen macht man ſich den Menſchen um ſo mißfälliger, je mehr man ſich von dem eigenthümlichen Charakter entfernt.

Aus dieſem Grunde kömmt uns ein Alter ſo abgeſchmackt vor, der noch die Leidenſchaften der Jugend äußert; beſonders wenn er noch verliebt iſt; dieſe Leidenſchaft macht ihn vor allen am lächerlichſten.

Gewiß macht ein Alter, der noch verliebt und leidenſchaftlich iſt, die poſſirlichſte Figur in der Welt; man vergißt in dem Augenblicke, da ſich ſeine Leidenſchaft äußert, die Ehrfurcht, die man dem Alter ſchuldig iſt, und kann ſich nicht enthalten, über den grauen Thoren zu lachen, wenn man ihn eine Rolle ſpielen ſieht, die ihm jetzt nicht mehr anſteht.

Welch ein Schade, Ruhm, Ehre und Anſehen noch in den letzten Wintertagen des Lebens zu verlieren, um deren Erhaltung man ſich ſeine ganze Lebenszeit bewarb! —

Und das geſchieht doch manchem grauen Alten, der noch als Sechziger ſo leben will, und ſich ſo gebärdet, wie er es als ein Junge von zwanzig Jahren gewohnt war.

Es gibt Viele, die nun in ihrem ſechzigſten Lebensjahre nicht weiſer, nicht mehr über ſich ſelbſt Meiſter ſind, als ſie es in ihren Jünglingstagen waren — ſie ſind ergraute Kinder.

Es iſt ſehr verzeihlich, in ſeinen jungen Jahren manchmahl eine Thorheit zu begehen, da Unbeſonnenheit, raſches Jugendfeuer und Mangel an Erfahrung oft den Jüngling von ſeiner Bahn auf Nebenwege verleitet; aber nicht ſo leicht wird man es dem reifen Alter vergeben, wenn es noch die Thorheiten der Jugend begeht.

Allein man wird immer die Sklavenfeſſeln der Leidenſchaften tragen müſſen, wenn man ſich nicht frühe ihr Joch abzuwerfen bemüht; man wird ſich im Alter durch Thorheiten lächerlich und verachtet machen, für die die Welt in unſerer Jugend Nachſicht hatte, wenn man ſich nicht da ſchon bemüht, ſie nach und nach abzulegen — wenn man ſich nicht frühe bemüht hat, weiſe zu werden.

Um Fehler und Thorheiten abzulegen, iſt die Zwiſchenzeit vom Jünglinge zum Manne der einzige Zeitpunkt; wenn man einmahl das reifere Alter erreicht hat, wird man ihrer kaum mehr los, ſo wenig man einen ſchief und übel gewachſenen Baum mehr zurecht bringen wird, wenn er nicht ſchon als Sprößling eine gerade Richtung erhielt.

Werden Fehler, üble Neigungen und Leidenſchaften mit dem Menſchen alt, ſo macht ſie ihm die Gewohnheit zur Natur; ſie verhärten, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, wie ein Auswuchs am Menſchen, und er wird aller Beſſerung unfähig; denn die Biegſamkeit des jugendlichen Alters iſt dahin, und nichts macht mehr Eindruck auf ſein Herz, das veraltete Leidenſchaften mit einer dicken Rinde überzogen haben.

Ich wiederhohle es alſo nochmahl: Willſt du dich nicht im Alter durch jugendliche Thorheiten, durch Leidenſchaft und unanſtändige Neigungen lächerlich und verächtlich machen, ſo bemühe dich ſie in der Jugend abzulegen; im Alter wirſt du es nicht mehr können.

Allein nicht nur Liebe, auch andere Leidenſchaften hangen noch am Alter, und erſchweren den Umgang mit bejahrten Leuten.

Geiz iſt eine der gewöhnlichſten Leidenſchaften des Alters, und der abſcheulichſten, hartnäckigſten, eine Leidenſchaft, die nicht leicht mehr abgelegt wird.

Sie macht den Menſchen hart, gefühllos, mißtrauiſch, furchtſam. Daher verſtecken alte Leute gern ihre Sachen, ſtellen ſich arm und nothleidend; trauen Niemanden, ſelbſt ihren Kindern nicht, und verläugnen auch dieſen den wahren Stand ihres Vermögens und — fürchten den Tod.

Willſt du mit ihnen zurechtkommen, ſo zeige ein ordentliches Betragen; ſey wirthlich, und halte Ausgaben, die ihnen überflüßig ſcheinen mögen, wenn ſie es ſchon nicht ſind, ſorgfältig vor ihnen verborgen; lobe ihre Sparſamkeit, und rede mit ihnen von hinterlegten Geldern; vor Allem begehre nichts von ihnen, und rede nicht vom Teſtamentmachen.

Ueberdieß ſind ſie auch gern eitel und eigenſinnig; ſie loben die vergangenen Zeiten, und wollen, daß man Alles gut finde, was ſie thun; daher können ſie den Widerſpruch ſo wenig vertragen, nehmen keine Belehrung und keine Anweiſung an, die Sache nach dem Geſchmacke der gegenwärtigen Zeit zu machen.

Man muß ſie deßwegen nicht verachten, oder Bubenſpiel mit ihnen treiben, ſondern Geduld mit ihnen haben, und ihnen mit Schonung begegnen. Es tragen ſehr viel natürliche Urſachen dazu bey, daß ſie ſo ſind. Ihr Feuer iſt größtentheils erloſchen; ihre Fibern ſind ſchlaff und ſtarr; daher der träge Gang ihrer Denkungsart, ihre Unbeugſamkeit, ihr ſteifes Weſen, ihr mürriſcher Sinn.

Man begegne ihnen ſanft und achtungsvoll, vermeide auf irgend eine Art Verdruß zu machen, und ſuche ſie ſtets durch freundliches holdes Weſen zu ermuntern, ſo wird man ſie um viel erträglicher und angenehmer im Umgange finden.

Gewiß iſt es, ein alter, erfahrner Mann, welcher eine gute Erziehung genoſſen, ſich in der Welt gebildet, und frey von tobenden Leidenſchaften noch ein munteres Weſen, eine ſtille Freude im Antlitze übrig behalten hat, iſt der liebenswürdigſte Geſellſchafter. Mit Ehrfurcht erfüllt uns der Anblick ſeiner grauen Locken, und Liebe flößt uns ſein ſanfter, gütelächelnder Blick ein; man vermißt gern die rauſchende Freude in der Geſellſchaft junger Leute, um an der Seite eines liebenswürdigen Alten das ſtille Vergnügen zu genießen, ſeine Erfahrungen zu hören, und ſein reifes, belehrendes Urtheil über den Gang der Dinge zu vernehmen.

Gehe öfter in die Geſellſchaft vernünftiger Alter, oder, wenn du kannſt, bewirb dich ſelbſt um die Freundſchaft eines alten Mannes, der Erfahrung, Weisheit und Tugend hat. Sein Umgang iſt für dich von ungemeinem Nutzen. Die Kälte des Alters hilft das Feuer der Jugend dämpfen; ſein langſamer reifer Ideengang hemmt den reißenden Strom der Deinigen, und dient dir zur zweckmäßigen Leitung; du lerneſt durch ihn reif denken, behuthſam und klug reden, weiſe handeln.

Wenn du immer in Geſellſchaft mit jungen Leuten von deinen Jahren biſt, wirſt du auch immer von der Heftigkeit deiner Neigungen, von dem jugendlichen Feuer, und der Unbeſonnenheit fortgeriſſen, Thorheiten deines Alters begehen, und den Vortheil vermiſſen, den dir die Kaltblütigkeit, die Erfahrung und die Weisheit deines ergrauten Freundes gewährt.

Ueber das Betragen gegen den Undankbaren.

Der Schmerz, einen Undankbaren gefunden zu haben, muß uns nie ſo weit bringen, daß wir über ihn ſchmähen.

Vorwürfe und Schmähungen ſind das Mittel nicht, ihn ſeinen Fehler einſehen zu lehren; ſie dienen nur, ſein Herz zu verſchlimmern, und es gegen uns zu erbittern.

Unſer Schmähen verkehrt die Gleichgültigkeit, die ſie gegen uns hatten, in Haß, und überſchreiten dann alles Maß gegen uns.

Das beſte Mittel, daß ſie wieder in ſich kehren, iſt, daß man ſie noch eben ſo gütig, ſo anſtändig behandelt, als vormahls, und ihnen nie den Verdruß über ihre Undankbarkeit zu erkennen gibt.

Dieſe Mäßigung gewinnt ihr Herz; ſie werden bald das Sträfliche ihres Betragens einſehen, ſich ſchämen, und es bereuen, gegen Leute undankbar geweſen zu ſeyn, die es ſo gut mit ihnen meynten.

Ein edles Betragen gegen ſie ändert ihre Denkart, und bewegt ſie, beſſer zu handeln.

Ich weiß, es wird unſerm Herzen oft ſchwer, eine Beleidigung zu verzeihen; noch ſchwerer, Undankbarkeit, die empfindlichſte Beleidigung, zu vergeben; aber wer ſieht nicht ein, daß Unbilden durch Gegenunbilden nicht vergütet werden können, daß Beleidigung die Herzen nicht beſſert, daß die Wunde, die mir mein Feind ſchlägt, nicht durch die Streiche geheilt werden kann, die ich ihm wieder entgegen verſetze? —

Haß gebiert Haß, und Rache reizt zur Rache; aber Güte verſöhnt, und Liebe wirkt Liebe im Herzen, wo einſt Haß war.

Nur die gekränkte Eigenliebe, der beleidigte Stolz machen deinem Herzen die Beleidigung ſo fühlbar, und fordern es zur Rache auf; die Vernunft ſagt dir immer, daß es beſſer iſt, den, der dich verkannte, durch ſanfte Güte zu gewinnen, die um ſo mehr Eindruck auf ihn macht, als ihm ſein Bewußtſeyn ſagt, wie wenig er ſie verdient.

Erbittere ihn nicht durch Vorwürfe, durch Kälte, durch herabwürdigenden Stolz, der ihn dir gewiß zum Feinde machen wird.

Der Böſe darf ſich nie von uns Unterſtützung hoffen.

Nichts iſt ſchöner, und zeigt mehr von einem edeln Herzen, als allen Leuten Gutes thun, ſelbſt unſre größten Feinde nicht ausgenommen; — aber der Böſe muß ſich von uns keine Unterſtützung verſprechen können.

Ich verſtehe hierunter nicht, daß man ihn haſſen, und etwa denken ſoll, man ſey ihm auch das nicht ſchuldig, was er als Menſch von uns fordern kann.

Der Böſe — und ſey es der größte Böſewicht — bleibt noch immer Menſch, und als Menſch in Noth, in Unglück, in Krankheit, in Todesgefahr, und im Tode unſers Mitleids und unſrer Hilfe werth, und ich glaube nicht, daß es einen ſo entarteten Menſchen geben kann, den nicht eine liebreiche Behandlung in der Noth rührt, daß er nicht Kenntniß vom Guten erhält, und die Abſcheulichkeit ſeiner Handlungen einſehen lernt.

Viele Menſchen ſind aus Verachtung von Andern, aus Verſtoßung und Entziehung aller bedürftigen Hilfe zu Böſewichtern geworden, und vielleicht hätte eine einzige liebreiche Behandlung ſie zurück geführt, und in dem Augenblicke, da ſie eine ſchwarze That vollbringen wollten, davon abgehalten, und in der Folge ſie zu beſſern Menſchen gemacht.

Aber Unterſtützung muß ſich der Böſe nie von uns verſprechen können. Man würde ſich ſelbſt zum Beſchützer des Laſters erklären, und folglich der Eigenſchaft des Mannes von Ehre entſagen.

Wer einem Böſen Anſehen und Kredit mittheilt, ihn zu Ehrenſtellen und Aemtern erhebt, auf dem liegt die Verantwortung all der Verbrechen, die er durch Mißbrauch ſeiner gegebenen Macht begehen wird.

Der Staat wird den billig zur Strafe ziehen, der ſein Anſehen für Unwürdige verwendet, und mit dieſen Stellen beſetzt, wo das Wohl des ganzen Staates, das Glück einzelner Familien, die Erhaltung des Ganzen, und die Rechte der Tugend Gefahr laufen.

Man muß die Rechte der Tugend vertheidigen.

Die unterdrückte Tugend iſt ein allgemeiner Gegenſtand der Rührung; beſonders wird ſie auf das Herz des Edeln den mächtigſten Eindruck machen.

Dieſer wird Alles anwenden, ſein Anſehen, ſeine Verdienſte, ſeine Macht gebrauchen, die Rechte ſchwacher, unmächtiger Menſchen, die durch Ungerechtigkeit und Unterdrückung leiden, aufrecht zu halten.

Freylich gibt es wenig ſolcher Edeln, die ſoviel für die gekränkte Tugend thun; aber eben dieß bewege dich, guter Jüngling! durch deinen Beytritt ihre Zahl zu vermehren. Magſt du dir auch einige niedrig Denkende zu Feinden machen; was ſchadet dieß? Der Niederträchtige kann doch nie dein Freund ſeyn, und wenn du nicht zu ſeinen Abſichten dienſt, haſt du ihn immer zum Feinde; hingegen wirſt du wieder Andere auf deine Seite ziehen, die dein edles Betragen rührt, und die Guten werden dich in ihren Herzen preiſen, und ſie einſt zum Schilde gegen alle Angriffe niedriger Feinde dienen.

Furcht vor den Großen und Schwäche des Herzens machen, daß Viele ſich nicht getrauen, für die Tugend das Wort zu nehmen.

Man ſieht oft das Laſter auf den Ruinen der geſtürzten Tugend thronen, und durch ſeine Kunſtgriffe die Unſchuld unter ſeine Füße treten, und Alles ſchweigt dazu; ſelbſt die, die es leicht verhindern könnten, wagen es nicht, gegen das Unrecht ihre Stimme zu erheben und ihren Arm zur Vertheidigung der beleidigten Unſchuld auszuſtrecken.

Man findet Ausflüchte, Bedenklichkeiten; eine falſche Politik tritt dazwiſchen — und die Tugend leidet.

Es iſt nie gegen die wahre Politik, die Tugend zu ſchützen; nur die Art, und die Vorſchritte, wie man es oft angeht, ſind oft gegen die Klugheit, und verderben Beyde, den, der Schutz ſucht, und den, der ihn geben will.

Es iſt immer Pflicht, diejenigen, die Macht in Händen haben, in der Stille von Bubenſtücken zu unterrichten, womit man die Unſchuld unterdrücken will; oder ſelbſt öffentlicher Vertheidiger zu ſeyn, wenn man im Stande iſt, ſie zu retten. Man muß zu Hülfe eilen, und muthig den Kampf gegen den niederträchtigen Unterdrücker beginnen, was auch immer daraus entſtehen mag.

Wer wird den nicht als feig und unmenſchenfreundlich verachten, der auf ſeinem Wege einen einſamen Wanderer von Räubern angegriffen findet, und ihm nicht beyſteht? Und doch iſt hier das Leben in Gefahr, und dort nur — die Hofgunſt.

Eine ſo kühne That wird uns gewiß Feinde machen; aber was haben dieſe zu bedeuten? — Die Guten werden ſich zu unſerm Beſten gegen ſie vereinigen, und Beyfall geben, und ihren Planen entgegen arbeiten.

Aber wenn man auch Alles wagen müßte, könnte man es für eine beſſere Sache thun, als für Tugend?

Es iſt meiſtens ſo gefährlich nicht, als ſich's die Furcht kleingeiſtiger Menſchen vorſtellt, oder der Eigennutz elender Sklaven, die, ganz Intereſſe, ſich von Hofgunſt füttern laſſen, wie ein Bologneſerhündchen von ſeiner Dame; dieſe kriechenden Geſchöpfe fürchten Alles zu verlieren, und würden keinen Schritt thun, ſollte auch der Elende vor ihrer Thür blutige Zähren weinen, und mit dem letzten Athemzuge ſie noch um Hülfe anrufen.

Wer einmahl von der Gunſt eines Großen am Hofe abhängt; deſſen Intereſſe mit dem des Unterdrückers verwebt iſt; wer im Sklavenkittel der Hofgunſt aufgewachſen iſt, der wird ſich freylich fürchten, für die beleidigten Rechte der Menſchheit zu ſprechen; allein der Edle, der mit eben ſo viel Eifer ſich der unterdrückten Unſchuld annimmt, als er die Rechte ſeines Fürſten und ſeines Vaterlandes vertheidigt, wird ſich nie fürchten, das Laſter, wenn es auch ganz von Diamanten funkelt, zu beleidigen, und keine Tändeleyen erborgter Größe wird ſein Auge blenden, und ihn ſchüchtern machen; nur wird er die Sache bedachtſam angehen; mit Klugheit handeln, und nicht mit übertriebener Hitze, die Alles verdirbt, darüber herfallen.

Es gibt Einige, die Menſchenfreunde heißen wollen, und Beſchützer der Unſchuld; ſie laufen in alle Geſellſchaften und Häuſer; erzählen da die Geſchichte, ſchreyen laut über Ungerechtigkeit, gerathen in Hitze, und ſchmähen über Dieſen und Jenen am Hofe, über Verfaſſung und Gerechtigkeit und den Hof; beleidigen Alle, und — thun nichts für die Sache ſelbſt. Sie machen ſich Feinde, und ihr Geſchrey verdirbt dem Unglücklichen oft Alles, was er von ſtiller Hülfe hätte erwarten können.

Pflichten derer, die in hohen Würden ſtehen.

Hohe Würden im Staate fordern ſo viel Sorge, Arbeit, Wachſamkeit und Beſtreben, daß ſie mehr einer glänzenden Sklaverey verglichen werden können, als erwünſchlichen Stellen, wo man nach Wunſch leben könnte.

Aber die Großen und Ehrſüchtigen ſind nicht leicht von dieſer Wahrheit zu überzeugen.

Wer ihnen ſagt: »Je höher du über Andere dich ſchwingſt, je weniger biſt du in einem gewiſſen Verſtande frey, deſto mehr Pflichten haſt du zu erfüllen, deſto vorſichtiger mußt du dich betragen, deſto ſichere

Maßregeln mußt du beobachten,« der würde von ihnen nicht verſtanden werden, wie Einer, der eine barbariſche, unbekannte Sprache mit ihnen reden wollte.

Sie ſehen bey großen Aemtern nur Ehre und Anſehen, das ſie erwartet; die Macht, die ihnen dadurch eingeräumt wird, ohne je auf die Pflichten und Sorgen zu denken, die nothwendig damit verbunden ſind.

Wenige würden es wagen, nach den höchſten Stellen zu ſtreben, wenn ſie auch in Betracht zögen, wie ſchwer es iſt, ihnen würdig vorzuſtehen.

Wer in hohen Würden ſteht, muß nicht nur Talente und die ſchönſten Eigenſchaften des Geiſtes beſitzen; das genügt noch nicht; auch edle Gefühle im Herzen muß er haben; ein erhabener Charakter muß mit ſeinen Talenten verbunden ſeyn, damit er einen würdigen Gebrauch davon macht.

Ihm werden faſt alle Tugenden zur Nothwendigkeit; beſonders Rechtſchaffenheit, Klugheit und Mäßigung.

Er muß ordentlich in ſeinem Betragen, und von einem untadelhaften Lebenswandel ſeyn, um ſeine Tugend in Kredit zu ſetzen. Höchſter Eifer für ſein Vaterland, für Religion und Tugend muß ihn beſeelen; er muß ſo viel, als in ſeinen Kräften ſteht, zur Milderung und Tilgung des allgemeinen und einzelnen Elendes beytragen; das Laſter mit Strenge ſtrafen; mit Großmuth das Verdienſt belohnen; Billigkeit muß die einzige Richtſchnur ſeiner Handlungen ſeyn; er muß beſtrebſam, wachſam und unermüdet für das Wohl ſeines Fürſten, ſeines Vaterlandes, für das Glück des Einzelnen arbeiten. Er muß ſeine Ruhe für den Dienſt, den Fürſt und Staat von ihm fordern, aufopfern; er muß für die Rechte ſeines Fürſten wachen, und für die Erhaltung des Ganzen ſorgen.

Der Mann, dem der Fürſt das Richteramt über ſein Volk anvertraut hat, den er zum Befehlshaber ſeiner Kriegsleute machte, mit dem er die Laſt der Regierungsſorgen theilte, iſt ſo unumgänglich an die Erfüllung dieſer Pflichten gebunden, daß ihn ſchon das geringſte Verſehen gegen dieſelben ſtrafbar, und der Würde unfähig macht, die er bekleidet. Nur durch die genaueſte, treueſte Erfüllung dieſer Pflichten wird er ſeinem Sturze ausweichen, und die Ungnade des Fürſten vermeiden, ſich mit Würde auf ſeinem Poſten erhalten und dauerhaften Ruhm erwerben.

Wohlthaten, Vergeltung und Ertheilung der Dienſte.

Wenn die Erſten im Staate, denen der Fürſt einen großen Theil ſeiner Gewalt übertragen hat, Bedienſtungen nur nach Gunſt vertheilen oder für Geld hingeben, ſo ſind ſie für das Land, das ſie verwalten, das größte Unheil.

Indem ſie ſo die Stellen an den Meiſtbiethenden verhandeln, begehen ſie gegen den Staat das unverzeihlichſte Unrecht, denn das Sprichwort: Wer ein Amt kauft, verkauft hinwieder die Gerechtigkeit, trifft, leider, nur zu oft ein.

Dieſe Dienſtkäufer wuchern gewöhnlich mit der Gerechtigkeit, ſaugen den Unterthan aus, und verhandeln das Wohl des Fürſten und des Landes, ſo oft ſie können. Die Summe, die ſie für den Dienſt hingaben, bringen ſie bald wieder durch Erpreſſung, Betrug und Untreue herein; aber das wäre noch das Geringſte; Viele legen es darauf an, nicht für ſich allein, ſondern für die ganze Familie, Enkel und Urenkel, und eine ganze Generation Schätze zu ſammeln.

Leute von Talenten und Verdienſt werden durch dieſe Zurückſetzung muthlos gemacht, da ſie fühlen, daß man auf eine gewiſſe Art das, was man Andern gibt, ihnen raubt.

Die beſten, achtbarſten Köpfe gehen ſo für den Staat verloren; ſie werden aus Unmuth träge, und ſchlummern in Unthätigkeit ein.

Hunderte leiden, wenn die vorzüglichſten Stellen mit untauglichen unwürdigen Subjekten beſetzt ſind; der gemeine Mann, der Arme ſchmachtet unter dem

Joche eines dickgemäſteten Deſpoten, und der ganze Staatskörper verliert in dem Auge anderer Nationen, indem er ſich von einer Seite zeigt, die ſehr wenig vortheilhaft für ihn iſt.

Die wahre Klugheit fordert, daß nur Jene belohnt werden ſollen, die es durch geleiſtete Dienſte verdient haben; daß Ehrenſtellen und Aemter mit genauer Wahl und nach Recht und Billigkeit ſollen vertheilt werden; dann wird Jeder ſich beſtreben, ihrer würdig zu werden, indem er nun überzeugt iſt, daß ſein Glück nur von ſeiner Tugend, von ſeinem innern Werthe abhängt.

Die öffentlichen Geſchäfte werden den beſten Fortgang haben; überall wird Friede und Vergnügen herrſchen, und in allen Dingen Ordnung erhalten werden, wenn dieſe, denen der Fürſt einen Theil ſeines Anſehens und ſeiner Macht übertragen hat, gute Menſchen ſind, die mit gewiſſenhafter Strenge ihre Pflicht erfüllen, und immer nur ſich beſtreben, das ihnen anvertraute Volk glücklich zu machen.

Ueber die Art, Jemanden ſein Geſuch zu bewilligen oder abzuſchlagen.

Es gibt Leute, die Alles zuſagen, was man von ihnen begehrt, aber ſie thun es meiſtens zu ſpät, oder mit gewiſſen Bedingniſſen, oder auf eine ſo unangenehme Art, daß man ihnen ſchlechten Dank dafür weiß.

Wenn du ja Jemanden etwas zu gefallen thun, und zugleich ſein Herz damit gewinnen willſt, ſo thue es auf eine Art, daß er im Dienſte, den du ihm leiſteſt, das gute Herz erkennt; daß er ſieht, daß reines Wohlwollen für ihn dich bewogen habe, ihm ſeine Bitte zu gewähren.

Die ſaure Miene, und der Zwang, mit dem man Jemanden etwas zu gefallen thut, vermindert mehr, als um die Hälfte den Werth der Wohlthat, die er empfängt.

Wenn man aber jene ſanfte, ſchmeichelnde Art beſitzt, womit man ſich die Menſchen verbindlich macht, ſo wird dieſe Art zu geben dem Empfänger angenehmer ſeyn, als die Gabe ſelbſt, und auf ein Herz, das nicht Eigennutz allein rührt, viel mehr Eindruck machen.

Muß man ein Geſuch abſchlagen, ſo ſoll es doch auf eine Art geſchehen, die dem Bittenden das Unangenehme der Abweiſung minder fühlbar macht, die ihn nicht beleidigt, ihn nicht demüthiget, und ſein Herz erbittert.

Man ſtelle ihm mit ſanftem Tone und durch Gründe die Unmöglichkeit vor, warum man ihm das, was er ſucht, nicht zugeſtehen könne; kurz, man gehe auf eine ſo beſcheidene, ſanfte und höfliche Art mit ihm um, und ſuche, ſo viel möglich, das Unangenehme und Bittere der Abweiſung ihm zu verſüßen.

Nichts ſchmerzt den Guten mehr, als wenn er etwas verſagen muß; er möchte jeden Menſchen gern zufrieden ſtellen, und verhält ſich daher ſo gut und edel mit Allen, die etwas bey ihm ſuchen, daß er ſich ſelbſt durch ſeine abſchlägigen Antworten beliebt macht, denn die Leute, die er abweiſen muß, erkennen ſeine Güte; ſein artiges Betragen macht ſie in dem Augenblicke ihr Geſuch und das Unangenehme der Abweiſung vergeſſen, weil ſie überzeugt ſind, daß es nicht an ihm liegt, ſie vollkommen zufrieden zu ſtellen.

Man iſt ihm auf dieſe Art faſt eben ſowohl für das, was er verſagt, verbunden, als für das, was er wirklich zugeſteht.

Nur in der höchſten Noth darf man ſich der Liſt bedienen.

Da man keinen giltigen Grund vorbringen kann, aus dem wir zur Verſtellung gebunden ſeyn ſollen, ſo iſt es Pflicht, ſtets freymüthig zu handeln.

Wozu immer den Verſchlagenen ſpielen, auf eine verdeckte Art zu reden affektiren, und zur Unzeit ein geheimnißvolles Betragen annehmen? — Dieſes dient zu nichts weiter, als daß man den Leuten gegen ſich Mißtrauen einflößt.

»Haſt du denn ein ſo abſcheuliches Geſicht, daß du es niemahls darfſt ſehen laſſen?« würde man zu dem ſagen, der immer verlarvt ginge; — könnte man nicht mit gleichem Rechte zu dem, der ſich immer verſtellt, ſagen: »Haſt du denn ein ſo abſcheuliches Herz, daß du es nie darfſt ſehen laſſen?« —

Ja wohl hat er es — ein abſcheuliches Herz, das man kaum ohne Entſetzen würde anſehen können! —

Wie eine veraltete Schöne keinen Schritt aus dem Hauſe wagt, bis ſie ſich nicht durch Schminke und Putz ein erträglicheres Ausſehen erzwungen hat; ſo wagt auch der Verſtellte ſich nicht unter die Menſchen, bis er nicht ganz die Rolle, die er an dieſem Tage ſpielen will, einſtudiert hat.

Aber Beyde erwartet endlich gleiches Schickſal. Die geſchminkte Schöne verführt nicht mehr; man hat ſie täglich in dieſem Flitterſtaate geſehen, und man weiß nun, daß Alles, was an ihr blendet, Lüge iſt; noch mehr, man bringt durch dieſe ſchwache Hülle, und ſieht ſie in ihrer eigenthümlich häßlichen Geſtalt. So geht es auch dem Verſtellten. Wenn er in eine Lage geſetzt wird, wo ihm Verſtellung nothwendig iſt, wird ſie ihm, der ſie alltäglich braucht, unnütz, denn man hat ihn kennen gelernt, und hüthet ſich nun vor ſeinen Kunſtgriffen.

Die Anſchläge eines Menſchen, der ſich immer zu verſtellen gewohnt iſt, werden leicht zernichtet, denn da man ihm nicht traut, und immer ein wachſames Auge auf ihn hat, ſo wird man es an nichts fehlen laſſen, ſeine Maßregeln, die er genommen hat, zu vereiteln.

Zu wahrer Klugheit gehört nicht jene Verſchlagenheit, die immer Täuſchung und Betrug zur Abſicht hat; jeder Rechtſchaffene würde ſich ihrer ſchämen, und Jeder weiß, wie ſchändlich ſie iſt.

Zur wahren Klugheit gehört nur jene, die in ſich ſelbſt nichts Böſes hat; aber ſo unſchuldig ſie auch iſt, muß man ſich ihrer doch nur ſelten und nur zur Noth bedienen.

Die allgemeinſte, ſicherſte Regel, die man hierüber geben kann, iſt die: Bediene dich nie der List, um Jemanden zu betrügen, ſondern nur, um dem Betruge auszuweichen.

Es gibt Fälle, wo man ſich zu eigenem, Fälle, wo man ſich zu Andrer Wohl verſtellen muß; aber niemahl ſoll es dem Nächſten zum Nachtheile geſchehen.

Zurückhaltung beſiehlt die Klugheit gegen Jeden, den man nicht ſo kennt, wie man ihn nach Erforderniß der Sache kennen ſoll; — Liſt und Verſtellung gegen Jeden, der ſich gegen uns verſtellt, und uns überliſten will.

Es wäre freylich beſſer, wenn es nicht ſeyn dürfte, und macht der Menſchheit wenig Ehre; aber es iſt uns in unſerer verfeinerten Welt ſo nothwendig geworden, wie Krankenſpitäler und Irrhäuſer.

Man muß bisweilen die Aufmerkſamkeit Anderer zu unterhalten ſuchen, um ſie von einem Hauptgegenſtande abzuleiten; man wendet mit Fleiß das Geſpräch auf etwas Anderes, weil man vielleicht unangenehme Sachen hätte berühren müſſen; man führt durch verſchiedene Krümmungen endlich auf Vorſchläge, die nicht angenommen worden wären, wenn man ſie vermuthet hätte.

Dieſes iſt die verzeihlichſte Liſt, und am wenigſten ſchwer in der Anwendung, wenn nur nicht die, mit denen man zu thun hat, außerordentlich ſcharfſinnig ſind, und aus einem wichtigen Intereſſe ſich nicht wollen von ihrem Gegenſtande abwenden laſſen.

Dieſes iſt für Leute, die in der Welt auftreten wollen, und an Stellen ſind, ein weſentliches Talent.

Gefühle, die der Umgang mit unſern Mitgeſchöpfen, und ihr Gebrauch uns einflößen ſoll.

Können nicht viele der Geſchöpfe dieſer Erde, die zu unſerm Verderben da zu ſeyn ſcheinen, oder uns wirklich nachtheilig ſind, auch zu unſerm Wohle beytragen?

Wenn wir davon einen guten Gebrauch zu machen wiſſen, und ſolche Gefühle für ſie hegen, die eines guten Menſchenherzens würdig ſind, ſo wird ihr Gutes und Liebenswürdiges, das ſie an ſich haben, uns auch den lieben heißen, der ihnen Daſeyn und Alles gab, was ſie ſind; und ihre Unvollkommenheit, ihr Böſes, wird machen, daß wir keine Neigung zu ihnen fühlen.

Die Schönheit des ganzen Univerſums und inſonderheit die der vernünftigen Weſen wird uns einen Begriff von der höchſten Schönheit des Schöpfers geben, und den Wunſch in uns erregen, mit ihm auf immer vereinigt zu ſeyn.

Der Verſtand, die Stärke, die Güte, die Weisheit, die Billigkeit und andere Eigenſchaften, die man an den Menſchen ſchätzet, führen uns zur Bewunderung der göttlichen Vollkommenheiten, die die Quelle all unſerer Tugenden, und der Grund all unſerer Lebensgüter ſind.

Die Freuden, die man hienieden genießet, und denen man mit ſo vieler Begierde nachſtrebt, ſo ſehr ſie auch manchmahl durch Unfälle verbittert werden, können uns denken lehren, wie groß jene ſeyn müſſen, die uns in einer beſſern Welt erwarten, und werden immer ſtärkerer Antrieb, um für die Zukunft [illegible] vervollkommnen.

Die Unordnungen und Uebel, die in dieſer Welt herrſchen, dienen dem philoſophiſchen Denker, die Begierde zu ſchwächen, mit der man gewöhnlich an der Welt hängt.

Die Mühſeligkeiten dieſes Lebens und die kurze Dauer unſers Daſeyns lehren uns, daß ſich das wahre Glück hienieden nicht findet. Man lernt durch dieſe Betrachtung leichter auf Scheinglück und Scheingüter Verzicht thun, die der Ungebildete eben ſo gierig wünſcht und ergreift, wie das Kind ſein Spielzeug, aber bald, geſättigt, ſie mit Eckel wieder von ſich ſtößt, oder, wenn er ſie nicht erhalten kann, in unmäßigen Schmerz verſinkt; man lernt wahres Glück vom falſchen unterſcheiden, lernt genügſam und zufrieden ſeyn.

Die Unvollkommenheiten und Fehler derjenigen, mit denen wir leben, werden der Beweggrund ſeyn, daß wir die Menſchen um nichts anders, als bloß der reinſten Menſchenliebe wegen lieben.

So werden unordentliche Leidenſchaften nie die Reinheit des Herzens trüben; der blendende Schimmer ſinnlicher Güter wird auf unſern Geiſt wenig Eindruck machen, und faſt die nähmlichen Gegenſtände, die ſonſt das Verderben der Menſchen ſind, werden unſer Glück machen.

Privatleben, und jenes der großen Welt.

Wie ſüß iſt die Einſamkeit, das ſtille, geräuſchloſe Leben! — Wie angenehm, wie ruhig!

Wir fühlen es, haben Vorgeſchmack von ſeiner Seligkeit, wenn wir einſam unter einem Baume, ferne von dem Lärm der Stadt, ausruhen — entriſſen dem Geräuſche der Menſchen und dem Wirbel der Geſchäfte, im dunkeln Haine denkend uns ſelbſt fühlen; wenigſtens eine Stunde ungeſtört leben, und fühlen, daß wir leben.

Ein Menſch, der in der Einſamkeit lebt, die keine Leidenſchaften rege machen könnten, genießt tiefe heilige Stille des Friedens im Schooße der Natur; entledigt der Feſſeln, die den Menſchen in der großen Welt laſten, wird es ihm unendlich leichter, Wahrheit zu ſuchen, und ſie kennen zu lernen.

In der Einſamkeit gewöhnt er ſich, über Alles ein geſundes Urtheil zu fällen; denn er ſieht mit freyem Auge, das kein Vorurtheil des Hoflebens blendet;

ſieht um ſich, da ſich nicht Gegenſtände ihm in den Weg ſtellen, die ihm in der großen Welt die Ausſicht in die Natur rauben. Sein Herz wird reiner, ſein Geiſt aufgeklärter, er lernt tauſend ihm einſt unbekannte Dinge durch Lektüre und Betrachtung; er wird nie müde werden, die Schönheiten der Natur zu betrachten, nie müde werden, die Vollkommenheit der Schöpfung, die ſich allenthalben auf eine wunderbare Art zeigt, in freudigem Entzücken anzuſtaunen, und dem Schöpfer die Thränen ſeines Dankes zu opfern.

Zu beneiden iſt der gewiß nicht, der eine anſehnliche und wichtige Stelle im Staate beſitzt; der Drang von Geſchäften, das Gewühl von Menſchen der niedrigſten Gattung, die ihn umgeben; Sorgen, die ihm die Ruhe, und Cabalen, die ihm jede Lebensfreude rauben, machen ihn vielmehr beklagenswürdig.

Allein wir müſſen auch von der andern Seite bedenken, daß wir zur Thätigkeit, als einzelne Glieder zum Beytrage fürs Wohl des Ganzen beſtimmt ſind, und dieſes muß unſern Muth aufrecht halten, und uns zu einem zwar minder glücklichen, aber rühmlichern, zu einem thatenvollen Leben reitzen.

Unſere jungen Kräfte fordern einen Gegenſtand, an dem ſie ſich üben können, und das Wohl der Menſchheit fordert, daß wir ſie üben, und zum Beſten des Ganzen verwenden. In einem ſtillen, unthätigen Leben würden ſie erſchlaffen, unbenützt verſchwinden, und dieſes wäre unverantwortentlicher Raub, den wir an dem gemeinen Wohle begingen.

Ein junger Menſch, der ſich aus Gemächlichkeitsliebe den öffentlichen Geſchäften entzieht, verdient nicht die geringſte Achtung ſeiner Mitbürger mehr; denn, muß nicht der arbeitſame Landmann zu ihm ſagen: Du arbeiteſt nicht für mich, Du verwendeſt Dich nicht für mein Wohl, aber ich ſoll für Dich arbeiten, ich ſoll für Dich in der Sonnenhitze ſchmachten, und Du ruhſt, unbeſorgt um all Deiner Brüder Wohl, unter dem Baume, den Du dem Fleiße ihrer Hände verdanken mußt: — und das nur, weil Du reich biſt, weil Du nicht nöthig haſt zu arbeiten für Deinen Lebensunterhalt? — Eben ſo kann der Bürger, der Soldat — ſo können alle thätigen Glieder des Staates zu ihm ſprechen.

Laßt uns arbeiten, laßt uns unſere Kräfte für das Wohl unſerer Mitmenſchen nicht ſparen; dann, wenn wir vollendet haben, ſchmeckt die Ruhe noch ſo ſüß — Dank und Segen unſerer Mitbürger wird uns folgen, wenn wir uns aus der großen Welt in die Einſamkeit zurückziehen.

Der ermüdete Landmann fühlt nach einem heißen Sommertage die Ruhe doppelt ſüß unter dem Schatten ſeiner Linde; der, der nicht gearbeitet hat, kann nicht Ruhe genießen.

Wenn auch Sorgen, Geſchäftedrang und Unruhe in wichtigen Stellen uns viele Stunden des Lebens unangenehm machen, wer wird mir hingegen nicht eingeſtehen müſſen, daß ein Menſch, der am Staatsruder ſitzt, in ſeinem Stande Vergnügen und Freuden genießen kann, die mit dem Unangenehmen ſeines Berufes das Gleichgewicht halten, wenn er ja die nöthigen Eigenſchaften beſitzt, die zu dem Amte gehören, das er verwaltet?

Vorausgeſ[illegible] daß er alle ſeine Pflichten mit ſtrenger Gewiſſenhaftigkeit erfüllt, welch ein Vergnügen muß es ihm nicht ſeyn, ſeinem Vaterlande, ſeinem Fürſten nützen zu können, den Schwachen zur Vertheidigung und zur Schutzwehre zu dienen, die Unſchuld in ſeinen Schutz zu nehmen, den Armen zu unterſtützen, das Verdienſt zu befördern — mit einem Worte: mit ſeinem Reichthume, ſeinem Anſehen unendlich vielen Menſchen Gutes thun zu können? —

Wer das edle, großmüthige Herz hat, von den Vortheilen hoher Würden einen ſo guten Gebrauch machen zu können, und außerdem auch noch Verſtand, ausgebreitete Kenntniſſe und einen ſcharfſehenden, durchdringenden Geiſt beſitzt, iſt ohne Zweifel zu großen Geſchäften berufen; er muß zum Wohl des Staates ſeine ſeltenen Talente geltend machen, und ſeine vorzüglichen Eigenſchaften dahin anwenden, wo ſie erfordert werden.

Auch mittelmäßige Köpfe, Menſchen von mindern und wenigern Fähigkeiten ſollen einen Geſchäftsſtand — doch jenen, der ihrem Geiſte angemeſſen iſt — ergreiſen; auch ſie ſind ſchuldig, zum Wohl des Ganzen thätig zu ſeyn. Wenn ſie ſchon nicht das leiſten können, was Genien vom erſten Range im Stande ſind, ſo ſind ſie doch immer das zu thun ſchuldig, was in ihren Kräften liegt.

Ein Jeder trage, was ſeine Schultern vermögen, und arbeite ſo viel, als Kraft und Stärke in ſeinen Sehnen liegt, und er kann zufrieden am Ende des Tages zu ſich ſelbſt ſagen: Ich habe das Meinige gethan.

Reiche Dummköpfe mögen immer privatiſiren; der Staat verliert durch ihre Entfernung nichts.

Leute von mittelmäßigem Verſtande und ſchwächerem Geiſte, die ſich nicht zu wichtigen Stellen berufen fühlen, müſſen auch nicht darnach ſtreben; ſie erhalten in Rückſicht ihrer Ruhe, ihrer Ehre, und oft ihres ganzen Lebensglückes, das ſie dadurch in Verluſtgefahr ſetzen, ſehr wenig.

Suche einen Stand, der deinen Kräften, deiner Fähigkeit angemeſſen iſt, und du wirſt zufrieden, und dem Staate nützlich ſeyn; im widrigen Falle unglücklich, und dem Ganzen ſchädlich, und es wäre zu wünſchen, Alle, die ohne Beruf und Fähigkeiten, wichtige Aemter beſitzen, möchten ſich um ihres und des gemeinen Beſten willen zurückziehen und ihre Tage im Stillen verleben.

Von der Höflichkeit und was man Wohlſtand nennt.

Höflichkeit iſt eine der wichtigſten Pflichten des Menſchen in der Geſellſchaft, und gehört eben ſo vorzüglich auch zur Lebensklugheit.

Man kann tugendhaft ſeyn, ohne höflich zu ſeyn, aber liebenswürdig wird man ſich ohne Höflichkeit gewiß nicht machen.

Ja man ſetzt ſich oft, indem man aus Mangel an Höflichkeit ſelbſt die Tugend verächtlich und verhaßt macht, den größten Demüthigungen aus.

Unhöflichkeit mißfällt allgemein, und verräth einen unbeſonnenen Menſchen, der nur mit ſich ſelbſt beſchäftigt iſt, und auf nichts ſein Augenmerk richtet, als auf ſich ſelbſt.

Grobheit beleidigt — oft bis zur Unverzeihlichkeit, und beweiſet immer, daß der Menſch es zur Gewohnheit gebracht hat, ſich zu vernachläßigen, oder daß er ſtets in übler Geſellſchaft iſt.

Ein rohes, pöbelhaftes Betragen empört, und ſetzt alle Fehltritte, alle Fehler einer ſchlechten Erziehung und oft einer ſchlechten Aufführung in das hellſte Licht.

Viele Fehler, viele Schwachheiten und Blößen des Menſchen werden minder ſichtbar, wenn er durch Höflichkeit ſich angenehm zu machen weiß; aber nichts fehlt ihm, als auch noch grob zu ſeyn, um Alles auf einmahl aufzudecken, und ſich bey Jedermann verhaßt zu machen.

Sey daher jederzeit und mit allen Menſchen artig, und du wirſt jederzeit und von allen Menſchen geſchätzt werden.

Wenn du das Intereſſe der Menſchen beleidigeſt; wenn du durch Verdienſt und Glück ihren Neid gegen dich rege macheſt; wenn du ihren Stolz gegen dich erbitterſt, ſo wirſt du ſie durch ein artiges Betragen, durch einnehmende Höflichkeit wieder beſänftigen — wenigſtens für den Zeitpunkt, da du mit ihnen zu thun haſt, denn Höflichkeit kitzelt ihre Eigenliebe, ſchmeichelt ihrer Eitelkeit, und dieſe vermag über ihr Herz Alles, und heißt die andern Leidenſchaften ſchweigen.

Sey höflich aus Rückſicht auf Menſchenwerth, aus Achtung für deines Gleichen, aus Menſchlichkeit, aus Liebe; weil die Geſetze der Geſellſchaft gebildeter Menſchen, weil die Religion es fordert.

Glaube nicht, daß du nur gegen die Großen, gegen Höhere und Reiche höflich zu ſeyn ſchuldig biſt; ſey es gegen alle Menſchen ohne Ausnahme; wenn du dieſen Irrthum nicht ablegeſt, wirſt du es bald gegen die nicht mehr ſeyn, denen du dich wirklich höflich bezeigen zu müſſen glaubeſt.

Wahre Höflichkeit muß ihren Grund in deinem Herzen, in dem Sanften deines Charakters haben, in der Annehmlichkeit deiner Seele, ſie muß ſich auf Wahrheit, Tugend und auf jene Achtung ſtützen, die du jedem Menſchenſtande ſchuldig biſt.

Wer ſich dir immer nähert, der ſey mit deinem Betragen gegen ihn zufrieden, er finde immer eine heitere offene Stirne bey dir, einen ſanften Blick, freye, ungekünſtelte Geſichtszüge, Miene und Ton anſtändig.

Mache dirs zum unverbrüchlichen Geſetze, mehr zu hören, als zu reden; durch eine wohlwollende Miene dem Schüchternen, der entweder noch wenig in der Welt war, oder nicht feſt genug iſt, Muth zu machen. Aeußere gegen einen guten Menſchen, wie er auch ſonſt immer ſeyn mag, alle Zeichen deiner Achtung; zeige, daß du ſeinen Werth zu ſchätzen weißt: ſieh in dem Frechen alles, was du nicht ſehen ſollſt, doch ohne ihn durch eine Aeußerung von Verachtung zu beleidigen oder zu demüthigen.

Erſcheineſt du vor deinen Obern oder vor Großen, ſo mache keine grämliche Miene; ſicheres Selbſtbewußtſeyn und Ruhe herrſche in deinen Geſichtszügen; aber dein Blick ſey auch zugleich ernſt und ehrfurchtsvoll.

Mit deines Gleichen bediene dich einer ſanften und beſcheidenen Munterkeit; ſey gut, zuvorkommend und dienſtfertig.

Eine rohe Familiarität mit Freunden kann nur unter dem Pöbel erträglich ſeyn, den ſeine ſchlechte Erziehung dafür entſchuldigt.

Vermeide das Anſehen und den Ton des Alles-Entſcheidenden, des Unterrichters und Tadlers; nichts empört mehr, als ein Menſch, der ſich keck zum Reformator aufwirft, ein Menſch, bey dem alle Andern Unrecht haben.

Dein Blick muß nicht zerſtreut ſeyn, wenn man mit dir redet; ſcheine mit nichts Anderm beſchäftigt zu ſeyn, als mit dem, der mit dir redet, und auf nichts Anderes aufmerkſam zu ſeyn, als auf das, was er ſagt.

Uebertrage und entſchuldige in Andern das Uebermaß ihrer Lebhaftigkeit, ihre Hitze, ihren Ungeſtüm, ihre Inkonſequenz; aber ſey für dich ſelbſt immer beſorgt, daß du für Niemanden ein Gegenſtand der Nachſicht werdeſt.

Vermeide den ſüffiſanten, entſcheidenden Ton; unter jungen Schwätzern, Leuten ohne Verſtand und Erfahrung heißt er der gute Ton, und folglich iſt es ſchon gewiß der ſchlimme Ton — die Sprache der Thorheit und des Unverſtandes.

Merke, wenn du redeſt, und man dir nachläßig zuhört, deine Ideen beſtreitet, deine Gedanken verwirſt, daß du nicht von deinem Syſteme abgeheſt, wenn du Recht haſt; ſondern gib dem Gegenſtande der Unterhaltung eine geſchickte Wendung, leite ihn auf etwas Anderes, beuge, und richte ihn nach dem Geſchmacke derer zu, mit denen du redeſt: — wenn du aber dieß nicht kannſt, oder nicht willſt; ſchweige lieber gar.

Es iſt ſelten nothwendig, daß man rede; aber es iſt immer nothwendig, Niemanden zu beleidigen.

Hüthe dich vor Rechthaberey; es iſt ein Fehler, in den Leute von großem Verdienſte, von Verſtand, und dem beſten Herzen verfallen; aber es iſt immer eine Kleinheit der Seele, die zu ſehr von Anhänglichkeit an ſeine eigenen Begriffe und von Selbſtliebe zeugt.

Wenn man dir ſagt, du haſt Unrecht, ſo vermuthe wenigſtens, daß man doch einigen Grund haben könne, dieß zu ſagen.

In Rückſicht der Höflichkeit gegen deine Untergebenen und Leute, die unter deinem Stande ſind, laſſe dir folgende Grundſätze empfohlen ſeyn:

Was du auch immer in der Welt für eine Rolle ſpielen wirſt, ſo groß dein Glück iſt, ſo vergiß doch nie, daß du Menſch biſt.

Deine Schätze, wenn dich dein Glück damit beſchenkt hat, ſollen deine Sitten, deinen Charakter nicht verändern, weder dein Gefühl, noch die Delikateſſe deiner Seele verderben.

Denke immer, daß Macht und Anſehen in deinen Händen, wenn du Andere damit drückeſt, zu einer überwiegenden Laſt werden, die dich ſelbſt mit zu Boden reißen wird; — daß deine Schätze ein Unterpfand ſind, wofür du Gott Rechenſchaft zu geben ſchuldig biſt, und für dich immer der Gegenſtand der Furcht bleiben müſſen, nicht aber die Quelle deines Stolzes und des Uebermuthes werden ſollen.

Behandle alſo alle deine Untergebnen mit ſanfter Güte; aber laſſe dich nie ganz bis zu ihnen herab; Herablaſſung bis zur Familiarität iſt ein grober Fehler; erhebe dich vielmehr auf einen Grad, daß ſie dir faſt zunächſt ſtehen. Ich will ſagen: Bemühe dich, ſie ſo zu bilden, ſo ihren Sinn zu veredeln, daß ſie an Achtung und Menſchenwerth dir faſt gleich ſind.

Fordere nie von ihnen, was nicht möglich, nicht leicht iſt.

Wenn du ihnen etwas befiehlſt, ſo laſſe ſie nie fühlen, daß die Vollziehung deiner Befehle Pflicht für ſie iſt; ſie ſollen nur das Vergnügen allein koſten einem liebenswürdigen Menſchen, der immer zu bitten ſcheint, wenn er befiehlt, durch ihre Talente, ihre Geſchicklichkeit zu dienen.

Verlaſſe den menſchenfeindlichen Irrthum, daß Menſchen zum Dienen geboren, nicht fühlen; daß ihr Stand ihnen zur Gewohnheit geworden, die ſie gegen allen Eindruck verhärtet; glaube vielmehr, daß, ſo mäßig ein Menſch unter allen denen iſt, die deinen Befehlen unterworfen ſind; ſo ſehr er ſich in ſein Schickſal fügt, und in die Schickungen der Vorſicht gibt [illegible] groß ſeine Erkenntlichkeit für die Wohlthaten iſt; die du ihm erzeugſt, ſo groß die Verehrung für deine Verdienſte — auch dann noch wird er in ſeiner Abhängigkeit eine Demüthigung finden.

Mit ſeinen Untergebnen wie der Deſpot mit ſeinen Sclaven leben; nur durch halbverſtändliche Winke mit ihnen reden, durch Blicke; ſie nie anſehen, als nur durch einen Furienblick ſie in Furcht und Angſt zu ſetzen; ihrer Schüchternheit immer einen kalten, rauhen Barbaren, und ihrer menſchlichen Eigenliebe den harten Gebiether entgegen ſtellen; Alles was man möglich verlangen kann, ſich leicht in den Kopf ſetzen, und von ihnen als Kleinigkeit begehren; in Befehlen, die man ihnen gibt, weder eine Vorſtellung, noch Entſchuldigung annehmen; in allem nur ſeine Laune und ſeinen eigenen Willen zu Rathe ziehen, nie ihre Talente und ihre Kräfte; oft mit dem demüthigen Tone einer empörenden Oberherrſchaft das bittere Lächeln der Verachtung verbinden; manchmahl die Geſundheit, das Leben eines Menſchen in Gefahr, blos zur Befriedigng einer Phantaſie ſetzen — — ja, ſoll ich es ſagen? — oft mit weniger Schönung preis geben, als man ein Pferd oder einen Hund preis gibt, — dieß iſt das Betragen eines rauhen, ganz verdorbenen Menſchen, der entweder ſelbſt einſt in ſolcher Knechtſchaft ſeufzte, und ſich nun dafür rächen will; oder eines Menſchen, der nie ſein Herz ſtudiert, nie ſein Selbſt kennen gelernt hat.

Möchten doch die, die über Andere zu gebiethen haben, wenigſtens dem Geſetze der Natur folgen; ſich erinnern, daß dieſe auch Menſchen, und folglich wir alle Brüder ſind.

Sey für deine Untergebnen Alles, was du wünſcheſt, daß deine Obern für dich ſeyn möchten.

In Rückſicht des Umganges mit Frauenzimmern fordert dieſer Punkt die ſtrengſte Aufmerkſamkeit, die äußerſte Genauigkeit.

Wenn auch die Höflichkeit unter dem männlichen Geſchlechte nichts mehr, als eine empfehlende Eigenſchaft wäre, ſo iſt ſie gegen das weibliche Geſchlecht höchſte Pflicht.

Auch hier erſtreckt ſich dieſe Pflicht auf Alle ohne Unterſchied; ſie mögen von hohem oder niedrigem Stande, ſchön oder häßlich, von gutem oder tadelhaftem Charakter ſeyn, ſelbſt die nicht ausgenommen, die ſich durch eine gewiſſe Art von Ausſchweifung verächtlich machen.

Wenn ein unhöfliches Betragen auch den gemeinen Mann, ſelbſt den minder Geſitteten beleidigt; wie mehr muß es nicht das ungleich feinere, zärtere Gefühl dieſes Geſchlechtes beleidigen?

Man kann ſich allerdings keinen guten Begriff von dem Charakter eines Menſchen machen, der mit Leuten ſeines Geſchlechts unhöflich iſt; was ſoll man aber von dem denken, der gegen das Frauenzimmer keine Achtung hat? — Ich behaupte geradezu, daß ein Menſch, der ſich unhöflich gegen das Frauenzimmer beträgt, entweder die ſchlechteſte, pöbelhäfteſte Erziehung muß gehabt haben, oder einen ſo ſchlechten Charakter beſitzt, ſein Herz ſo verdorben iſt, daß er in jeder Geſellſchaft anſtößig, und für Wohlſtand und Sittlichkeit gefährlich wird. Der Anblick eines Menſchen von dieſem ganz unverzeihlichen Fehler muß in den Herzen aller Geſitteten Abſcheu erregen, da man wohl vielleicht für einen Andern Mitleid und Schonung haben kann.

Vermeide bey dem Frauenzimmer den Fehler vieler Alltagsmenſchen von ſuperficiellem Geiſte, die nur auf Kleinigkeiten Rückſicht nehmen, und Weſenheiten vergeſſen, die die Schönheit, den artigen Wuchs, den eleganten Anzug loben, und nichts vom Geiſte, von Talenten, von ihren Tugenden ſagen.

So ſehr Eitelkeit ein eigenthümlicher Fehler dieſes Geſchlechtes iſt, ſo muß man doch nie vergeſſen, daß Frauenzimmer von Erziehung und gebildetem Verſtande wenigſtens Macht haben, dieſen Fehler ihres Geſchlechtes einzuſehen, wenn ſie auch nicht ſtark genug ſind, ihn abzulegen, und dann werden eitle Lobeserhebungen ſie nicht mehr reitzen, ſondern ihnen vielmehr mißfallen.

Solche Schmeicheleyen können allenfalls nur auf Perſonen von gröberer Sinnlichkeit und auf ſolche wirken, die aus Mangel des Verſtandes und der Bildung ihre Schwächen nicht einſehen, und dann iſt es ein niedriger Kunſtgriff, ihre Schwachheit zu nützen.

Vermeide beſonders den Fehler gewiſſer Menſchen nach der Mode, deren ganzes Betragen gegen das ſchöne Geſchlecht Alles an ſich hat, was abgeſchmackt und grob, lächerlich und unverſchämt heißen kann.

An einer Thörin das loben, erheben, was man vielmehr tadeln und verwerfen ſollte, iſt das Mittel, ſie zu einer noch größern Thörin zu machen, und beweiſet, wie wenig Achtung man gegen die Perſon und gegen die ehrliche Denkart überhaupt hat.

An einem verſtändigen Frauenzimmer Eigenſchaften, loben, die ſie nicht hat, iſt Hohn, und nicht viel von offenbarer Grobheit unterſchieden.

Wer an einem Frauenzimmer nicht das zu-loben weiß, was wirklich lobenswürdig iſt, was mit Recht die Aufmerkſamkeit des Vernünftigen auf ſich zieht, muß entweder einen ſehr unfruchtbaren Kopf, eine magere, trockne Seele haben, oder immer mit Weibsbildern vom alltäglichen Schlage Umgang gepflogen haben.

Die Convention legt uns im geſellſchaftlichen Leben Geſetze auf, die, wenn ſie auch nicht die vernünftigſten, die billigſten, oft unſerer ganzen Denkart zuwider ſind, doch nothwendig befolgt werden müſſen, wenn man nicht überall anſtoßen, durch Widerſetzlichkeit beleidigen, und durch Singularität lächerlich werden will.

Von dieſen Geſetzen iſt auch der Complimenten-Zwang und das Ceremoniel.

Dem Vernünftigen ſind es Armſeligkeiten, er achtet ihrer nicht in Rückſicht ſeiner; aber er wird ſie doch in Rückſicht der Menſchen, mit denen er umgeht, nicht außer Acht laſſen.

Man beobachte daher in Titulaturen und Ceremonien Alles, was der allgemeine Gebrauch darüber feſtgeſetzt hat; und mache es ſich überhaupt zur Regel, Jedem nicht etwa nur gerade ſo viel Ehre, als ſeinem Stande und ſeinen Verdienſten gebührt, ſondern allemahl noch etwas mehr zu erweiſen. Denn man darf ſicher darauf rechnen, daß die Begriffe, die Jeder von ſeiner Perſon, von ſeinen Verdienſten, und von ſeinem Stande hat, allemahl um einige Grade über das wahre Verhältniß, worin er mit andern Menſchen ſteht, hinauszugehen pflegen, und daß man alſo ſicher beleidigen würde, wenn man ihm das nur eigenthümlich gebührende Maß von Achtung oder Ehrerbiethung, und nicht noch eine kleine Zugabe wollte angedeihen laſſen.

Am freygebigſten muß man mit Titeln und Complimenten gegen Dummköpfe aus allen Ständen ſeyn, und jede Art von Ceremonie und Ettikette gegen Keinen ängſtlicher, als gegen dieſe, beobachten. Denn Keiner hat eine größere Meynung von ſich und ſeinem Werthe in jeder Betrachtung als ſie; Keiner macht daher auch mehr Anſprüche auf Achtung und Ehrenbezeugungen, als ſie; Keiner wacht ſorgſamer darüber, daß ihnen nichts davon verkürzt werde, als ſie; Keiner hält daher auch mehr auf Ceremoniel jeder Art, und Keiner wird durch jeden kleinen Verſtoß dagegen empfindlicher beleidigt, als ſie.

Am leichteſten hingegen iſt dieſem Punkte mit wirklich großen und edeln Menſchen auszukommen, die im Bewußtſeyn deſſen, was ſie ſind, gar niemahls auf die Beſorgniß, von unſer Einem verachtet zu werden, gerathen können.

Gegen dieſe darf daher unſer Benehmen ſchlichter, wahrer und natürlicher, als gegen Andere ſeyn, welche an Stand und Verdienſten unendlich viele Stufen tiefer ſtehen. Doch muß uns wahre Beſcheidenheit und wahre Höflichkeit auch gegen diejenigen nie verlaſſen, welche deshalb die wenigſten Anforderungen an uns machen. Denn wenn wir bey dieſen gleich nicht zu beſorgen haben, daß ſie ſich dadurch beleidiget finden würden; ſo würden wir doch nothwendig in ihrer guten Meynung von uns verlieren müſſen. Denn wahre

Beſcheidenheit und wahre Höflichkeit ſind keine Stutzer-Gaukeleyen; es ſind vielmehr ſchöne und nothwendige Tugenden, deren Mangel auch der edle und große Menſch nicht anders als mit Mißfallen an uns bemerken konnte. Alſo müſſen wir ſie, wenn auch nicht ſchweigen, doch um ihrer ſelbſt und um unſertwillen, zu beſitzen, und an den Tag zu legen ſuchen.

Das, was man in dem Betragen gegen Unglückliche in Rückſicht der Höflichkeit zu beobachten hat, hat ganz ſein Eignes, denn die Unglücklichen ſind eine eigene, ganz beſondere Menſchenklaſſe, und um nicht unanſtändig mit ihnen zu handeln, ſind beſondere Aufmerkſamkeit nothwendig.

Der gleichgültigſte Menſch wird im Unglücke empfindlich; der Mann von Gefühl wird ſchwierig, oft hart, bisweilen auch im Unglücke bitter.

Vermehre nicht durch geäußerte Verachtung den Schmerz des Leidenden, der ein Recht hat auf dein Herz, der auf dein Mitleid Anſpruch machen kann; ſey gerührt von ſeinen Leiden, bewegt von ſeinen Thränen.

Biſt du der Erſte im Staate, ſo habe Achtung gegen den traurigen Zuſtand der Unglücklichen, und entſchädige ſie — wenigſtens durch die Rückſicht, die du auf ſie nimmſt — für die Schmach, welche das Vorurtheil und die Eitelkeit der Glücklichern mit dem Schickſale des Verunglückten verbinden.

Es iſt nicht immer erlaubt, über das Lächerliche zu lachen, aber es iſt immer ſchön, immer groß, immer edel, über das Unglück eines Menſchen zu weinen.

Wenn du dem Unglücklichen beyſteheſt, wenn du ihm hilfſt, ſo thue es auf eine ſo beſcheidene Art, mit ſo viel Schonung, daß er ſich nicht ſeiner Lage und deiner Hilfe ſchämen darf, daß dein Beyſtand, deine Hilfe ihm nicht vielleicht zu einer drückendern Laſt werden, als das Elend ſelbſt.

Denke immer, wenn du einen Unglücklichen ſiehſt: Der gute Menſch iſt jetzt im Unglücke; er ſey mir ein Beyſpiel von dem Wechſel des Glückes; vielleicht ſteht er in einigen Tagen wieder ſo gut als ich, und mich ſtürzt das Glück vielleicht nach einigen Tagen in die Tiefe, aus der er zu mir kurz zuvor um Hilfe rief.

Wenn du bey jedesmahligem Anblicke eines Unglücklichen ſo denkeſt, ſo wirſt du nie die Pflichten vergeſſen, die du gegen ihn haſt, und ihm ſtets mit Achtung und Höflichkeit begegnen.

Vermiſchte Grundſätze und Gedanken über die Höflichkeit.

Menſchenfreundlichkeit und Höflichkeit haben für ſich gemein, daß ſie beyde zum Wohl der Geſellſchaft beytragen.

Die eine heißt uns mit unſerm Mitmenſchen gut und ehrlich handeln; und die andere mit der Güte des Herzens auch das angenehme Aeußere verbinden, und ihn näher an uns ketten.

Es gibt keinen Menſchen, der ihren Werth nicht erkennt, denn da ſie viele Gebrechen und Fehler verbergen, ſo wünſcht und lobt ſie Jedermann; aber doch gibt es Wenige, die wirklich menſchenfreundlich und höflich ſind.

Ich glaube nicht unrecht zu haben, wenn ich ſage, der Geiſt der Höflichkeit beſteht in einer gewiſſen Aufmerkſamkeit, Alles beyzutragen, daß Andere durch unſere Reden und Manieren mit uns und mit ſich ſelbſt zufrieden geſtellt werden.

Es gehört außerordentlich viel Aufmerkſamkeit und Selbſtbeobachtung dazu, um vollkommen höflich zu ſeyn; je mehr man zu gefallen ſucht, deſto mehr Pflichten hat man zu erfüllen, und dieſe Pflichten lohnen doch wohl die Mühe, ſie genau zu ſtudieren. Man hat ſich noch nicht genug darinn vervollkommnet, wenn man ſie nicht alle zu erfüllen weiß.

Nichts gränzet mehr an kriechende Niedrigkeit, als eine übelverſtandene Höflichkeit. Sich zu viel krümmen, zu Allem bereit ſeyn, die beſtändigen gehorſamſten und unterthänigſten Diener, das beſtändige Sträuben gegen das Vornenanſitzen, die rechte Hand laſſen ꝛc. iſt kleinſtädtiſch, und nicht geſchickt, den Unterſchied zwiſchen dem, der Welt und dem, der keine hat, zu zeigen.

Der Unhöfliche beleidigt durch Grobheit; der übertrieben Höfliche wird eckelhaft, und iſt eben ſo unerträglich, als der erſte furchtbar.

Die Geſetze der Höflichkeit und des Wohlſtandes ſcheinen Einigen zu ſchwer in der Ausübung, und ſo gern ſie das Angenehme derſelben genießen, ſo machen ſie ſich doch nach ihrer angebohrnen Trägheit, ſo viel ſie können, davon frey.

Andere ſind zu feurig, ſie möchten gern höflich ſeyn; aber aus natürlicher Zerſtreuung fehlen ſie immer dagegen.

Höflichkeit iſt die Schminke der Alten; wir finden nichts an ihnen, das begutirt, wennn ſie ſich's merken laſſen, daß ihnen bey uns alles gefällt.

Jedes Land hat ſeine ihm eigenthümliche Art von

Höflichkeit, und man beſchuldigt ſich nur dann gegenſeitig der Grobheit, wenn man einander nicht verſteht.

Auch jeder Stand des Lebens hat ſeine eigene. Der einſiedleriſche, abgeſonderte Menſch und der Stubengelehrte bemühen ſich, wenn ſie unter Menſchen gerathen, höflich ſcheinen zu wollen, und ſind es am wenigſten. Ein Beweis, daß ſich Wohlſtand und Höflichkeit nicht in der Zelle ſtudieren laſſen; daß man ſie ſich nur im Umgange mit Menſchen eigen macht.

Die Höflichkeit einer Perſon in Staatsgeſchäften iſt edel und ernſt; die des Höflings lebhaft und einnehmend, des gebildeten Gelehrten fein, ungezwungen und ſorgfältig; die der Frauenzimmer ſittſam, ſanft und munter.

Der höchſte Grad von Unhöflichkeit iſt die Vermiſchung all dieſer verſchiedenen Arten.

Nichts macht junge Leute unhöflicher, als wenn ſie in Bekanntſchaft mit Frauenzimmern kommen, die ihre Unhöflichkeiten ungeahndet ertragen.

Es gibt Leute, denen es Eines ſcheint, bedienſtet ſeyn, und ſogleich das Recht haben, Jedermann Grobheiten erweiſen zu dürfen. Die Stelle, die ſie beſitzen, ſchützt ſie vielleicht gegen Erwiederungen, und ſo glauben ſie, es ſey ihnen Alles erlaubt. Kälte, Herabwürdigung, Verachtung, oft auch Härte und beleidigende Worte ſind Alles, was man von ihnen zur Antwort erhält; indeſſen wenn man ſie hört, glauben ſie doch nicht unhöflich zu ſeyn.

Unter allen Geſetzen der Höflichkeit iſt gewiß das härteſte, einen Thoren anhören zu müſſen, und die Ungeduld, mit der man ihn hört, ſich nicht anſehen laſſen zu dürfen.

Traurige Lage für jene, die zu ängſtlich an die Geſetze der Höflichkeit gebunden ſind, und auf ihrem Landgute, wo ſie von müßigen Nachbarn läſtige Beſuche erhalten, ſich im geringſten nicht abzuweichen getrauen. Sie müſſen oft, nach geendigter Mahlzeit, eine andere anfangen, eſſen, ohne daß ſie Hunger haben, trinken, ohne durſtig zu ſeyn; ſpielen, ohne das Spiel zu lieben; ganz ermüdet ſpazieren gehen, guten Muths ſcheinen, ſo verlegen ſie auch durch dieſen Zwang ſind, und ungeachtet des höchſten Grades von Langeweile und Unmuthes ſich bemühen, ihre Gäſte aufzumuntern. — In der That, ſie ſind übel daran! Eine traurige Lage für Leute, die ihre Thüre nicht verſchließen, oder ihre Höflichkeit nach Ort und Umſtänden modificiren wollen!

Schmeicheley.

Verachte jene gleißende Scheinhöflichkeit — jenen Prunk der Konvention, den man fordert, mit dem man ſich begnügt, und daran doch im Grunde Niemanden gelegen iſt. Es iſt falſche Höflichkeit, nur die Larve des Wohlſtandes.

Die Schmeicheley iſt mehr als abgeſchmackt, wenn ſie bey einem Menſchen angebracht wird, der denkt, und ein edles Gemüth hat.

Schmeicheley kann nur dem Mittelmäßigen, dem Alltagsmenſchen, und oft dem Böſen gefallen, den der Stolz verblendet.

Sie iſt die Art ſich als einen ſchwachen Menſchen zu zeigen, als einen Menſchen, der weder ſeine Pflichten, noch die Wahrheit, noch jene, mit denen er redet, in Acht nimmt; der weder die Menſchen, noch die Dinge, noch die Umſtände abzumeſſen weiß; den Intereſſe allein belebt und leitet, und der bey Gelegenheit für ſein Glück eben ſowohl ohne Trieb zum Guten, ohne Vorliebe zur Tugend eine gute Handlung ausüben, als ohne Gewiſſensvorwurf ein Verbrechen ausüben würde.

Ein Menſch, der geſchmeichelt ſeyn will, kann höchſtens nur ſchwach genannt werden; der Schmeichler ſelbſt aber iſt immer verächtlich, oft auch verhaßt.

Die uns aus Eigennutz ſchonen, machen die größte Zahl der Schmeichler aus.

Man will ſeinem Gönner, einem Großen, einem Reichen gefallen, und man weis, daß man ſeinen Zweck nicht erreichen wird, wenn man nicht die gute Meynung annimmt, die dieſer von ſich ſelbſt hat.

Aus der Schmeicheley kann man nur den Nutzen ziehen, daß man kennen lernt, was man nicht iſt, und was man ſeyn ſollte.

Welche Delicateſſe des Geiſtes wird nicht erfordert, Jemanden zu loben, ohne daß er über unſer Lob erröthen darf? — Und da man es weiß, warum iſt man ſo unbedachtſam in Lobeserhebungen, und wagt es ſo leicht, Jemanden ins Angeſicht zu loben? —

Halte den Schmeichler für einen ſehr gefährlichen Feind. Hat er dich noch nicht betrogen, ſo will er dich gewiß betrügen. Erhebt er deinen Verſtand, ſo denke geſchwind nach, ob du nicht eben erſt eine Thorheit begangen haſt, die zu ſeinem Vortheile, oder auch ohne dem zu deinem Schaden iſt; ſpricht er von deiner Freygebigkeit, ſo mache dich auf ein Darlehen oder ein Almoſen gefaßt; rühmt er deine Klugheit, ſo nimm dich vor einem böſen Streiche in Acht. — Von Allem, was er dir ſagt, glaube das Entgegengeſetzte.

Sey gewiß, alle die Lobeserhebungen, die der Schmeichler an dich verſchwendet, werden zu eben ſo viel Läſterungen, wenn er bey deinen Feinden, oder irgendwo von dir ſpricht, wo er dir durch Verläumdung einen empfindlichen Streich beybringen kann.

Daher traue unter allen Menſchen, die dir die Klugheit deines Wohls wegen zu fliehen räth, am wenigſten dem Schmeichler. Ich wiederhohle hier die Rede Schakeſpeare's, die ich ſchon einmahl anführte: »Man kann lächeln, und immer lächeln, und doch ein Schurke ſeyn.

Der Schmeichler wird dir mit angenehm lächelnder Miene, und einem haßvollen Herzen die ſchönſten Sachen ſagen, und im Innern auf ein Bubenſtück denken, dich zu ſtürzen.

Wer ſich einſchmeicheln will — wenn ich ja noch dieſes Wort gebrauchen darf — mag es durch angenehme Eigenſchaften, durch Anhänglichkeit, durch Aufmerkſamkeit und wahre Höflichkeit thun — dieſe werden ihm ſicher die Gunſt der Würdigſten gewinnen.

Umgang mit dem ſchönen Geſchlecht.

Alles, was man einen artigen, feinen Weltmann nennen kann; das Angenehme ſeines Umganges; die ſanfte Bildung ſeines Charakters, ſorgfältige Verſchönerung ſeines Aeußern; einen gebildeten Geſchmack — alles dieß erhält ein junger Menſch gewiß in dem Umgange mit dem ſchönen Geſchlechte.

Allein hiezu wird ebenfalls, wie bey dem Umgange mit dem männlichen Geſchlechte, — und eine noch ſorgfältigere Wahl erfordert, denn auch die Gefahr, der man ſich durch keine, oder eine übel getroffene Wahl ausſetzt, iſt ungleich größer.

Frauenzimmer machen gemeiniglich durch den Umgang mit ihnen das aus uns, was ſie ſelbſt ſind:

eine Thörin einen Thoren, eine Laſterhafte einen Laſterhaften; die Tugendhafte führt uns zur Tugend; die Weiſe leitet unſere Schritte auf die Bahn der Klugheit, und die von höherem Geiſte erhebt auch den unſerigen.

Warum ihr Umgang ſtärkern Einfluß auf unſer Herz hat, iſt die Leidenſchaft Urſache, die ihnen dient — zum Guten wie zum Böſen. Dieſe gibt wenigen Worten aus dem Munde eines Frauenzimmers mehr hinreißende Suada, als die Beredſamkeit des größten

Wohlredners hat; ihre Blicke befehlen, und ein Wink von ihnen iſt im Stande, zur ſchwärzeſten That, wie zur ſchönſten Handlung zu verleiten.

Man ſieht alſo leicht ein, wie ſehr ein junger Menſch über ſich wachen darf, und wie nöthig es iſt, zuerſt ſich ſelbſt und dieſes Geſchlecht zu kennen, ehe man ſich in Umgang mit ſelben einläßt.

Je mehr einer von ſeinem Temperamente abhängt, je gefährlicher iſt er daran; je unerfahrner und ungebildeter noch das Herz iſt, deſto gefährlicher iſt es daran, deſto mehr wird ſtrenge Tugend, und ein edler Geiſt erfordert, wenn die Geſellſchaft, in die er tritt, nicht, ſtatt Erhebung und Bildung des Menſchen, ſeine Herabwürdigung und ſein gänzliches Verderben bewirken ſoll.

Wer mit einem freyen, nicht ſchon von Leidenſchaft umwölkten Auge ſieht, wird leicht die Merkmahle einer Geſellſchaft finden, die ihn ſie fliehen oder ſuchen heißen.

Wenn auch zuweilen eine ſchöne Außenſeite, eine angenommene Sittſamkeit, Genauigkeit in Beobachtung des Dekorums, eine verſtellte Unſchuld nichts Arges vermuthen laſſen, wenn man der Tugend ſelbſt ſich in die Arme zu werfen glaubt, ſo ſehe man auf den Charakter derjenigen Mannsperſonen, mit denen ſolche Frauenzimmer Bekanntſchaft haben, die öfter in ihrem Zirkel erſcheinen, und mit denen ſie gewöhnlich Umgang pflegen; man betrachte ihre Geſellſchaftsrinnen, ihren Charakter, und — ſo wenig ſonſt zu trauen iſt — verſchließe man ſein Ohr nicht ganz dem öffentlichen Rufe, und man wird bald ſehen, an wen man ſich wenden ſoll.

Freylich iſt dem Rufe in den meiſten Fällen wenig, oder gar nicht zu trauen, aber doch iſt er nicht leer, und — man kann mit aller Achtung für ein Frauenzimmer, mit allem Mißtrauen auf das, was die Leute davon ſagen — doch Anlaß nehmen, ihrem Charakter genauer nachzuſpüren, und ſo lange man nicht mit Gewißheit den öffentlichen Ruf für Verleumdung erkennen kann, ſich in etwas entfernt halten; wenigſtens iſt man für die Folgen einer übelgetroffenen Wahl geſichert, und es iſt leichter, ſich zu nähern, und eine Bekanntſchaft anzufangen, als ſich wieder zu entfernen, und die Bande zu zerreißen, mit denen man ſich hat anketten laſſen.

Wenn du in Geſellſchaft der Frauenzimmer trittſt, ſieh nicht mit deinen ſinnlichen Augen, ſondern mit den Augen deines Geiſtes. Laſſe dich nicht von einem glänzenden Taint blenden, von einem reitzenden Wuchs einnehmen; ſieh nicht auf ſchöne Augen, auf einen prächtigen und niedlichen Anzug — das ſind Dinge, die gar nicht ſelten ſind, und die man allenthalben findet; ſondern ſieh vielmehr, ob Dieſe oder Jene bey aller Schönheit nicht auch eben ſo viel Gansheit hat; ob unter dieſem prächtigen und niedlichen Anzuge nicht eine Puppe ſteckt, woran man nichts mehr ſchätzen darf als das Kleid; ſieh, ob dieſe oder jene nicht kokettirt, und mit ihren ſchönen Augen auf Eroberungen ausgeht.

Schönheiten findeſt du überall, unter dem Adel wie unter dem Bürgerſtande, und wenn du ſie unter den Töchtern des Landes ſucheſt, findeſt du die allernatürlichſten; Schönheit iſt da nicht das Werk der mühſamen Kunſt, ſondern einfaches, unverfälſchtes Naturprodukt, und deine Augen werden verlegen, was ſie wählen ſollen, von Schönheit zu Schönheit irren; aber wäre es nicht lächerlich, wenn du in einen Kreis hübſcher Bauernmädchen treten wollteſt, um Anſtand und artige Sitten zu lernen, wenn du dich unter ihnen zum feinen Geſellſchafter, zum ordentlichen Menſchen und zum Weltmann bilden wollteſt? — und das, ſagt' ich ja, ſoll der Zweck des Umganges mit dem Frauenzimmer ſeyn. —

Suche alſo [illegible]end, Verſtand und eine feine Lebensart in den Geſellſchaften, wo du dich bilden willſt; Schönheiten ſind nichts Seltnes, aber Frauenzimmer, die mit Schönheit, Tugend und Verſtand in gleichem reichhaltigem Maaße verbinden, ſind wahre Seltenheiten, und dieſe verehre wie irdiſche Gottheiten, denn aus ihrer bildenden Hand wirſt du wie ein Meiſterſtück des Künſtlers hervortreten.

Allein auch von deiner Seite wird erfordert, dich ihres Umganges, ihrer Freundſchaft würdig zu machen; man würde unbillig fordern, daß eine ſchöne, reine Hand ſich mit dem Aufputze eines Bockes, oder mit der Pflege der Schweine beſchäftigen ſoll.

Vor Allem beobachte man genau, was man in Rückſicht der Höflichkeit dem Frauenzimmer ſchuldig iſt; — man wiederhohle ſich hier, was ich oben von den Pflichten der Höflichkeit in Rückſicht des ſchönen Geſchlechtes ſagte.

Es gibt kleine Gefälligkeiten und Attentionen, die man nur durch öftern Umgang in der Welt lernt und die ungemein viel beitragen, den Frauenzimmern ein günſtiges Urtheil von ſich einzuflößen.

Von deinem erſten Auftritte hängt Vieles ab; mache, daß man gleich anfangs ein günſtiges Urtheil von dir ſchöpft; beſorge dein Aeußeres, denn dieſes fällt zuerſt auf, und kann ein günſtiges oder ungünſtiges Vorurtheil für dich erregen, das Frauenzimmer nicht ſobald wieder ablegen; denn da ihr Auge ſchärfer und ſchneller überſieht — und gern das Schöne ſieht; ihre Sinne feiner, ihr Geſchmack heikler iſt, ſo werden ſie dir den unangenehmen Eindruck, den deine eckelhafte oder rohe Außenſeite auf ſie machte, nicht ſobald vergeben.

Wenn du in Geſellſchaft des ſchönen Geſchlechtes trittſt, ſo bringe eine gefällige Laune, einen heitern Geiſt mit, und laſſe übeln Humor, Gelehrſamkeit und Spekulation zu Hauſe; ſie ſind dir läſtige, ſchädliche Gefährten, die die Schönen nie in ihrer Geſellſchaft ſehen wollen.

Sey geſprächig, und wenn du höhere Einſichten von gewiſſen Gegenſtänden haſt, auf die eben die Reihe kömmt, ſo laſſe dich zu ihrem Verſtand herab; rede in einem deutlichen, leichten Tone, daß deine Geſellſchaft wenigſtens das Vergnügen gewährt, dich oberflächlich zu verſtehen. Bringe Gegenſtände aus den Wiſſenſchaften vor, wovon man mehr das Angenehme als das Tiefſinnige zeigen kann, und hüthe dich vor allen ſpekulativen und abſtrakten Begriffen.

Komm nicht zu oft in eine und die nähmliche Geſellſchaft; vom Zuoftſehen wird man gewohnt, dich zu ſehen, und endlich mit Gleichgültigkeit, oder gar mit Abneigung ſehen. Suche durch deinen Umgang den Reitz der Neuheit zu erhalten. Die Gewohnheit raubt den Dingen ihren Werth.

Forſche aus den Blicken, womit man dir begegnet, aus dem Empfange, aus dem Tone, in welchem man mit dir redet, und aus der Kälte oder Wärme des Betragens gegen dich, ob man dich gern ſieht.

Es iſt Pflicht, ſich nützlich zu machen, und Klugheit, zu machen, daß man geſucht wird.

Mit der größten Weltkenntniß, mit der größten Leichtigkeit im Umgange mit der Welt; mit allen Geiſtesgaben hat man doch bald ſeinen eigenen Fond erſchöpft; man kömmt immer ärmer an Unterhaltungsſtoff in die Geſellſchaft, abgeſchmackt und langweilig, weil man faſt immer das Nähmliche ſagt, und ſich wiederholt.

Man wird ſich ſehr irren, wenn man ein Frauenzimmer nur einſeitig beurtheilt; man muß ſie ganz überſehen. Man muß nicht dieſes oder jenes Gute, dieſes oder jenes Schöne allein betrachten, ſondern ſehen, ob Harmonie im Ganzen iſt, ſo wie ein geübter Kenner das Bild eines Künſtlers beurtheilt.

Die Geſellſchaft der Frauenzimmer, von denen man ſich entfernen ſoll, läßt ſich beynahe ganz in zwey Klaſſen einſchränken.

So ſchildert ſie La Bruyere:

Die Galante will geliebt ſeyn; die Coquette iſt zufrieden, wenn ſie nur liebenswürdig ſcheint, ſie will, daß man ſie ſchön finde. Jene ſucht Verbindung, dieſe iſt zufrieden, wenn ſie gefällt.

Die erſte endet bald einen Liebeshandel und fängt wieder einen neuen an; die zweyte hat wieder mehrere auf einmahl.

In der Einen hat Leidenſchaft und Vergnügen die Oberherrſchaft; in der andern Leichtfertigkeit und Eitelkeit.

Galanterie iſt eine Schwäche des Herzens, oder ein Fehler des Temperaments; die Coquetterie iſt Zügelloſigkeit des Verſtandes.

Das galante Frauenzimmer macht ſich gefürchtet; die Coquette verhaßt.

Mit dieſen zwey Charaktern läßt ſich eine Miſchung treffen, woraus ein dritter wird — der ſchlimmſte unter allen.

Ein ſchwaches Frauenzimmer kann man dasjenige nennen, dem man einen Fehler zeigt, dem ihn ſein Herz und Verſtand ſelbſt zeigt; aber das Herz überwirft den Verſtand; es will ſich davon befreyen, allein es wird dieſen Fehler nie oder ſehr ſpät ablegen.

Einem eitlen, unbeſcheidenen Menſchen, der zugleich ein großer Schwätzer iſt, der von ſich ſelbſt mit der ſchmeichelhaften Zuverſicht, von allen Andern mit Verachtung redet; der gebieteriſch, ſtolz, keck und unternehmend iſt — einem Menſchen ohne Sitten, ohne Tugend, ohne Verſtand und mit einer zügelloſen Einbildung fehlt oft nichts als ein ſchönes Geſicht und ein artiger Wuchs, um von vielen Schönen angebethet zu werden?

Lieber! du kannſt nun leicht auf den Charakter ſolcher Perſonen ſchließen; und dein Herz wird dir ſagen, ob dieß eine würdige Geſellſchaft für dich iſt.

Frauenzimmern aus der groſſen Welt iſt der Gärtner ein Gärtner; der Maurer ein Maurer; Andern aber, die entfernter von der Welt leben, iſt der Maurer ein Menſch, und der Gärtner ein Menſch.

Dem iſt Alles Verſuchung, der ſich davor fürchtet.

Wer mit unbefangenem Herzen, unabhängig von ſeinem Temperament, in die Geſellſchaft der Schönen tritt, der wird jede in ihrer wahren Geſtalt ſehen; er ſchätzt Tugend und Verſtand und Geiſtesvorzüge an der, und betrachtet mit Beyfall die Schönheit an einer andern, wie ein Kenner eine Statue, ein Gemählde, eine Metaille ꝛc. ohne mit der raſenden Begierde des Dilettanten ſich ſogleich den Beſitz davon zu wünſchen.

Traue deinem Herzen nicht ſo leicht, wenn es dir von Liebe ſagt; die ſinnliche Leidenſchaft braucht ſo oft den unſchuldigen Nahmen Liebe, um zu täuſchen; unterſuche, ſtelle Vergleichungen an, und — du wirſt nur zu oft ſtatt Liebe Hang zur Wolluſt, Leidenſchaft finden.

Liebe iſt nicht ſo was Alltägliches, ſo was Gewöhnliches, und die Regungen, die ein feuriges Temperament ſo oft bey dem Anblicke einer Schönheit erweckt, ſind noch nicht Triebe der Liebe — ſie kündigen ſinnliche Begierde, thieriſche Leidenſchaft an.

Nur Flucht kann den retten, dem nicht ſchon ſein Temperament die Tugend leicht macht.

Und das Temperament iſt eine ſo unſichere Schutzwehre der Tugend, daß man ſich nicht wohl darauf verlaſſen kann.

Man thut manchmahl aus Gefälligkeit, was das Temperament nicht will, und ſein Widerſtand dauert nicht lange; es verſteht ſich bald zu dem, was die Gefälligkeit will.

Wenn man in dieſem Punkte ſein Temperament verwechſelt hat, ſo macht es gefährlichere Fortſchritte als ein anderes; und ein ſtreitig gemachter Sieg iſt vollkommener und dauerhafter, als der, den man gleich zugeſteht.

Wenn du auch wirklich von den innern Vorzügen eines Frauenzimmers gerührt, von den äußern ihrer Geſtalt eingenommen, ſie liebſt, ſo verbirg deine Neigung mit äußerſter Sorgfalt und hüthe dich vor einem Geſtändniſſe, das man allezeit noch machen, aber nie wieder zurücknehmen kann.

Ein ſolches Geſtändniß erweitert die Gränzen der Vertraulichkeit, man wird gemeiner, und die Gefahr immer größer. Man lernt ſich vielleicht näher kennen, das Feuer nimmt nach und nach ab, man entdeckt nach und nach Blößen und Fehler, die das leidenſchaftliche Auge nicht ſah; das Feuer verliſcht und, — wie ſoll man ſich nun zurückziehen? — Man wird immer die Achtung und Freundſchaft eines Frauenzimmers erhalten, das von uns auch nicht mehr als Achtung und Freundſchaft zu fordern berechtigt iſt; aber man wird Beydes verlieren, wenn man zu voreilig ſeine Neigung geſteht, und dann wieder zurücktreten will.

Man kann ein Frauenzimmer ihrer Vorzüge wegen lieben; ihm dieſe Liebe durch höhere Achtung, Ehrfurcht, durch angenehme Dienſte, und das Beſtreben, ſich ſeiner würdig zu bilden, bezeigen; aber man muß ſich nie zum Liebhaber erklären, denn dadurch erhält man ſich in einem höhern Werthe, und erſpart ſich eine unangenehme, oft demüthigende Lage, in die man ſich durch eine unbeſcheidene Erklärung verſetzt.

Ein Frauenzimmer liebt die nicht allezeit, von denen es geliebt wird, und haßt ſie auch nie ſo ſehr, als es ſich davon geliebt glaubt; aber ſobald dieſe angenehme Täuſchung aufhört, fängt ſich Widerwille und Haß in dem betrogenen Herzen zu regen an.

Eitelkeit und Eigenliebe, die nun ſo ſehr verlieren, als ſie ehevor gewannen, werden beleidigt, und ſuchen ſich — wenigſtens durch Verachtung dafür zu rächen.

Sind die Anträge von der Art, daß ſie ein tugendhaftes, und vernünftiges Frauenzimmer verachten muß, ſo iſt man auf immer in ſeinen Augen herabgewürdigt, und man wird ſich nie mehr ſchmeicheln dürfen, das Vergnügen ſeiner Geſellſchaft zu koſten.

Frauenzimmer haben eine feinere, ſanftere Art zu belehren, als Mannsperſonen, mit denen man umgeht, und gegen die man oft unbiegſam einen Fehler beybehält, den man einem Frauenzimmer ſchon nicht das zweyte Mahl bemerken läßt.

Durch Hartnäckigkeit und Unempfänglichkeit wird man ſich gewiß ihre ganze Unzufriedenheit zuziehen; allein die Bereitwilligkeit, ihnen Folge zu leiſten, iſt die einnehmendſte Schmeicheley, die man ihnen erzeugen kann.

Möchten die Mannsperſonen immer nur bey dem weiblichen Geſchlechte auf Sittſamkeit, auf Anſtand, auf Schamhaftigkeit achten; für nichts als ihre Tugenden Gefühl haben; in dem Frauenzimmer nur das wahre Verdienſt verehren; jene fliehen, die nur ihren Putz beſorgen, und ihre Schönheit allein zu erhalten ſuchen, und hingegen Kopf und Herz vernachläßigen, — jene fliehen, die ſelbſt ſuchen, die ſich mit zu wenig Schüchternheit uns nahen, — möchten die Mannsperſonen ſich ſo gegen ſie betragen, daß die Frauenzimmer nur durch wahre Vorzüge auf unſere Achtung und Zuneigung Anſpruch machen könnten; dann würde das Frauenzimmer bald das werden, was es ſeyn ſollte; es würde nicht mehr ſo viel Puppen, nicht mehr ſo viel eitle Thörinnen, nicht mehr ſo viele Coquetten unter dieſem Geſchlechte geben, worüber ſich die Mannsperſonen ſehr oft mit Unrecht beklagen, denn meiſtentheils ſind ſie das Werk ihrer Schmeicheleyen, mit denen man ſie ſchon von Kleinheit auf beräuchert.

Wie viele Frauenzimmer von Verſtand würden ihr ganzes Leben durch liebenswürdig geblieben ſeyn, wenn nicht die Kunſt der Männer ſich zu verſtellen, und ſie zu verführen, größer geweſen wäre? —

Wie geſchäftig ſind wir nicht, die Gefährtinnen unſers Lebens zu unerträglichen Geſchöpfen zu machen?

Wem gereicht es mehr zur Schande, dem Schwachen, der den Kunſtgriffen, die ihn unter dem Scheine des Wahren verfolgen, unterliegt? oder dem, der ſich ſolcher Kunſtgriffe bedient, um den Schwachen eher zu beſiegen?

Wenn zwey bis zur Narrheit Verliebte die Verdrießlichkeiten, durch die ſie zum Bruche kommen, und der gewiß nicht ausbleibt, einſehen könnten, wie würden ſie ſich nicht der eitlen Verſicherungen einer ewigen Liebe ſchämen? — Und doch iſt dieß eine Thorheit, die viel tauſendmahl begangen wird!

Alle Neigung vergeht, alle Liebe wird eckelhaft, wenn ſie ſich nur auf körperliche Schönheit gründet, wenn es bloß Leidenſchaft iſt, die einen Knoten ſchlingt, der ſich bald wieder ſelbſt löſet, oder den die Leidenſchaft zerreißt.

Wenn man ſich entzweyet, ſo iſt es unumgängliche Pflicht, nach dem Bruche edel gegen die Perſon zu handeln, gegen die man eine Neigung fühlte.

Eine lebhafte Einbildungskraft, ein unruhiges Herz, eine weichliche Trägheit des Geiſtes, ſanfte Muße, ein großer Hang zum Vergnügen, und wenig Einſchränkung — welche ſchädliche Dispoſitionen für die Leidenſchaft! — Die Flamme lodert ſchon von einer Seite hell auf; nur einen Funken von der andern — und Alles ſteht im Brande.

Die lebhafteſte Leidenſchaft in dem Herzen der meiſten Frauenzimmer iſt nicht allezeit die Sucht zu gefallen, ſondern die, mehr zu gefallen, als eine Andere.

Sittſamkeit und Schamhaftigkeit ſind die größten Vortheile dieſes Geſchlechts. Wir haben keinen triftigern Beweis, als die Erfahrung, die es täglich davon macht.

Welch ein Ruhm für ein Frauenzimmer, gegen die lebhafteſten Angriffe, gegen die andringendſte Gluth Stand zu halten, den ſchlaueſten Kunſtgriffen zu entgehen, alle Schmeicheleyen, alle Demüthigungen zu verachten! — Aber welch eine Schande für den Mann, der mit einem Blick entnervt zum verächtlichen Weichlinge wird, auf den Punkt geräth, ſein und ſeiner Familie Glück, ſeine Freunde, ſeine Geſundheit, oft ſeine Ehre, und faſt immer alle ſeine Wohlfahrt aufzuopfern!

Schönheit iſt ein Geſchenk der Natur; aber von ſo kurzer Dauer, daß man ſie immer in die Klaſſe der unnützen Dinge rechnen kann.

Wenn man ſieht, in welch hohem Grade von Narrheit ſo viele Frauenzimmer für ihre Schönheit eingenommen ſind; wie ſehr ſie mit ihrem Putze beſchäftigt ſind, der faſt ihre einzige Sorge ausmacht; — wenn man ſieht, daß ſie ſich allen Zwang, alle Einſchränkung gefallen laſſen, die ſie ganze Morgen unter den Händen ihrer Putzmädchen ertragen müſſen, wer würde da nicht glauben, ſie arbeiteten, die höchſte Stufe des Ruhmes, zu der ſie ſich beſtimmt fühlen, zu erſteigen? — Allein man ſieht, daß alle dieſe Bemühung nur dahinaus läuft, zu beweiſen, wie wenig ſie ſich von ihren natürlichen Reitzen verſprechen dürfen.

Traurige Lage für ein Frauenzimmer, in dem die Begierde zu gefallen ſtärker iſt, als es den Verluſt ſeiner Reitze fühlt! — Eine ſchmerzliche Demüthigung für die, die nichts mehr an ſich hat, das Andere demüthigen könnte.

Rede nie verächtlich von dem weiblichen Geſchlechte! In Gegenwart von Frauensperſonen über ſie losziehen, verräth rohe Ungezogenheit. Ueberall gibt es Frauenzimmer von ſolidem Geiſte, von edlen Sitten, einem klugen Betragen, und wahrer Tugend — es iſt alſo Ungerechtigkeit, ein Geſchlecht herabzuſetzen, dem wir vollkommene Achtung ſchuldig ſind. Rede alſo mit aller Beſcheidenheit, mit vernünftiger Zurückhaltung in Geſellſchaft von dieſem Geſchlechte, und vertheidige es mit Anſtand gegen muthwillige und rohe Leute, die auf eine verächtliche Art davon ſprechen.

Der Liebertin ſpricht von Frauenzimmern verächtlich und entehrend, und kann ſich nicht von ihnen losreiſſen; der Mann von Ehre hingegen hat Achtung dafür, und flieht ſie.

Die Gränzen des Wohlſtandes übertreten, und ihnen allzufrey begegnen, oder ſich gewiſſer Gunſtbezeugungen rühmen, zeigt Beydes, daß man bey ihnen ſeine Abſicht nicht erreicht hat; aber Letzteres mehr als das Erſte, und iſt die niederträchtigſte Rache, die ein Menſch von äußerſt pöbelhaftem Herzen nehmen kann.

Ich ſchäme mich über unſer Geſchlecht, ſo oft ich daran denke, daß es leichtfertige Buben gibt, die mit der niedrigſten Verachtung von der Ehre dieſes oder jenes Frauenzimmers ſprechen, die in ihren Zuſammenkünften, oder auch manchmahl in Geſellſchaften beyder Geſchlechter Frauenzimmern, die ſie kaum vom Sehen kennen, alles das andichten, was ſie ſelbſt zu thun fähig wären, und was ſie wünſchten, daß dieſe ſich hätten gefallen laſſen mögen.

Wie bald iſt die Ehre eines Menſchen gekränkt! — wie bald die Ehre eines Frauenzimmers, die der Neid und die Schadenfreude ſo gern zu Boden getreten ſehen! — und wie kann ein Frauenzimmer ſich genug davor ſichern, wenn es in der Welt lebt, und nicht inner die Mauern eines Kloſters ſich verſtecken will? — Aber wäre es auch da ſicher? — —

Wenn man gegen ein Frauenzimmer mehr fühlt, als gegen das andere; wenn es durch Geiſtesgaben, Tugend oder andere ſchöne Eigenſchaften uns beſonders einnimmt, uns vor allen gefällt, ſo muß man dieſen

Vorzug nie in öffentlicher Geſellſchaft merken laſſen, denn man ſetzt die Perſon dadurch in die unangenehmſte Verlegenheit. Ein Frauenzimmer, das Verſtand hat, kennt ſein Geſchlecht, und weiß, daß die Eitelkeit der übrigen durch dieſen Vorzug beleidigt wird; ſie glauben ſich zurückgeſetzt, gedemüthigt, und laſſen der Unſchuldigen ihren Zorn fühlen. Kleine Geiſter ſind bald zur Rache bereit. — Welch eine unangenehme Lage für die, die durch eine unbeſcheidene Aeußerung von uns der Gegenſtand der Witzeleyen, des Geſpöttes und der Läſterſucht ihrer Geſpielinnen wird! —

So oft man in öffentliche Geſellſchaften kömmt, wo Frauenzimmer zugegen ſind, hüthe man ſich eben ſowohl, Abweſende zu tadeln, als in Lobeserhebungen verſchwenderiſch zu ſeyn; oder, wenn es Umſtände und die Ehre der Abweſenden erfordern, lobe man an ihnen ihre ſittlichen Eigenſchaften, ſchweige aber von ihrer Schönheit, ihrem Reichthume, ihrem Kleiderputze, und von ihrem Stande und Anſehen, denn das ſind gerade die Vorzüge, die am meiſten den Neid der Schönen erregen.

Man muß weder die Geheimniſſe von Frauenzimmern auf ſich nehmen, noch ihnen die ſeinigen anvertrauen. Hält man ſich immer in einer gewiſſen, ehrfurchtsvollen Entfernung, ſo hebt ſich dieſe Sorge von ſelbſt, und führen dich Umſtände und andere Urſachen näher, ſo wird die Vernunft entſcheiden.

Der Mann verwahrt fremdes Geheimniß treuer, als eignes; das Weib hingegen plaudert fremdes aus, und verſchließt ſeine eigenen Geheimniſſe in das Innerſte ſeines Herzens.

Es iſt immer ſehr bedenklich, Jemanden ſein Geheimniß anzuvertrauen; aber es iſt noch bedenklicher, der Beſitzer fremder Geheimniſſe zu ſeyn.

Nur zu oft trägt es ſich zu, daß Frauenzimmer den, dem ſie erſt ihre Geheimniſſe anvertraut hatten, ganz den Verdruß und die Reue fühlen laſſen, die ſie über ihre Offenherzigkeit empfinden.

Beſonders hüthe man ſich, von ſo manchen Frauenzimmern der Geheimnißträger ihrer Liebesintriquen zu ſeyn; bey aller Vorſicht und Beſcheidenheit kann man es nie dahin bringen, daß man ſich nicht ihren Haß zuzieht, denn ſie ſind nun gegen niemanden mißtrauiſcher, als eben gegen den, dem ſie ihre Geheimniſſe mitgetheilt haben, und Alles, was die Welt von ihnen ſagt, jede Anekdote, die von ihnen herumläuft, bürden ſie dem Mitwiſſer ihrer Heimlichkeiten auf.

Ueberhaupt iſt es daher eine ſichere Klugheitsregel, ſo wenig, als möglich iſt, von den Geheimniſſen der Frauenzimmer zu wiſſen, und wenn man ihre Achtung, ihre Gewogenheit erhalten will, muß man ſie immer glauben laſſen, man wiſſe nichts von ihnen.

Allein auch hierin wird man keine Unannehmlichkeit zu befürchten haben, wenn man in ſeiner Wahl behuthſam iſt; denn Frauenzimmer von Verſtand und edler, gebildeter Denkart ſchenken nicht Jedem ihr Zutrauen, von deſſen würdigem Charakter ſie nicht vollkommen überzeugt ſind, und ihre Geheimniſſe ſind nicht von der Art, daß ſie über Mittheilung erröthen dürfen.

Ich wiederhole es daher nochmahl: Sey vorſichtig in der Wahl der weiblichen Geſellſchaften, die du beſucheſt; vorſichtiger noch im Privatumgange und bei Bekanntſchaften mit einzelnen Frauenzimmern; aber dein vorzüglichſtes Augenmerk richte auf dich ſelbſt; wache über dein Herz, daß nicht Leidenſchaft ſich einſchleicht, nicht eine plötzliche Neigung dich hinreißt, und du das Spiel deiner Leidenſchaft wirſt.

Mit dieſer Vorſicht wird dir der Umgang mit dem ſchönen Geſchlechte unſchätzbare Vortheile bringen; du wirſt zum feinen, liebenswürdigen Weltmenſchen gebildet werden, und dein Herz wird ſich in eben dem Grade veredeln, als dein Aeußeres verſchönert wird.

Vom Kredit.

Wer ein Mahl ſeinen Kredit in der Welt verloren hat, dem wird es äußerſt ſchwer, ſich wieder empor zu ſchwingen, oder es glückt ihm vielleicht gar nicht mehr.

Ich nehme dieſes Wort in ſeinem ganzen Umfange; nicht im eingeſchränktern Verſtande, wo Kredit nur für das Zutrauen auf Wiederbezahlung genommen wird. Ich verſtehe hierunter Alles: Zutrauen auf Fähigkeit und Wirkungskraft, auf Rechtſchaffenheit und Ehre, auf Ordnung und Genauigkeit, auf Beſtreben für das Wohl des Ganzen und des Einzelnen nach möglichſten Kräften zu arbeiten.

Daher iſt Kredit einem Menſchen ein ſo unentbehrliches Bedürfniß, ohne welchen er im geſellſchaftlichen Leben nicht beſtehen kann, wie der nöthige Unterhalt zu ſeinem Leben.

Daher iſt auch das Erſte, was man ſich in der Welt zu erwerben bemühen ſoll, Kredit.

Willſt du, daß der Staat dir ſeine Geſchäfte anvertraue, ſo gib frühzeitig Beweiſe deiner Einſichten, deiner Talente; mache, daß man an deiner Lebenkart und Aufführung nichts auszuſtellen finde; bezeuge überall Rechtſchaffenheit, Ordnung, Häuslichkeit.

Hüthe dich vorzüglich, daß man nicht in Rückſicht dieſer drey weſentlichſten Eigenſchaften des Geſchäftsmannes Mißtrauen in dich ſetzen darf.

Ein regelloſes, ausſchweifendes Leben ſetzt auch den beſten Kopf, mit den herrlichſten Talenten und einem guten Herzen, allgemein in Mißkredit.

Sich einen Kredit in der Welt zu erwerben, kömmt es meiſtens darauf an, wie man das erſte Mahl auftritt.

So geht es mit dem Geſchäftsmanne, dem Krieger, dem Künſtler, dem Schriftſteller.

Wirſt du das erſte Geſchäft, daß man dir anvertraute, glücklich führen, ſo haſt du ein günſtiges Vorurtheil für dich in allen übrigen; gewinnt der Krieger in der erſten Gelegenheit, wo er ſich zeigen ſoll, ſo hat er das Vertrauen ſeiner Leute und der Nation, der er dient, auch für die Zukunft; gefällt des Künſtlers erſte Arbeit, ſo kann er ſicher hoffen, daß ſeine übrigen nicht minder gefallen werden; hat ein Schriftſteller mit ſeinem erſten Geiſtesprodukte den Beyfall der Welt gewonnen, ſo darf er auch mit andern hervortreten.

Iſt man gleich anfangs unglücklich und mißfällt, ſo wird man ſich ſchwer oder gar nicht mehr in Kredit ſetzen.

Hat man ſchon einmahl errungenen Kredit durch eine unglückliche Handlung, eine ſchlechte That, oder durch Nachläßigkeit gänzlich verloren, dann mag man ſich nur gleich zurückziehen, und wag' es ja nicht, wieder hervorzutreten.

Es geht ihm wie einem Schauſpieler, der entweder durch nachläßiges, ſchlechtes Spiel, oder durch Kabale das Unglück hat, ausgepfiffen zu werden; das unwillige, oder beſtochene Parterre pfeift, ſo oft er hervortritt, und wenn er zu eigenſinnig iſt, abzutreten, wird er Schimpf und auch thätige Beleidigungen erwarten müſſen.

Wie im Großen, verhält es ſich auch im Kleinen; wie im Ganzen, ſo auch im Einzelnen.

Man kann wohlhabend ſeyn, und doch in Fälle gerathen, wo Geldkredit höchſt nothwendig iſt. Hüthe dich daher, dieſen zu verlieren.

Zur Erhaltung dieſes Kredits gehört eine gute Aufführung, ein mäßiger beſcheidener Aufwand, Reinlichkeit und Anſtand in Kleidung, und vor Allem Pünktlichkeit in Zahlung.

Wer mit der erſten Zahlung ſchon zurückbleibt, hat ſeinen Kredit bey dem Darleiher gewiß auf immer verloren.

Sorge alſo, daß deine Zahlung zur beſtimmten Zeit eintrifft, und du wirſt immer gut angeſehen ſeyn.

Es gibt Hinderniſſe, die oft dem redlichſten, ordentlichſten Manne die Pünktlichkeit der Zahlung unmöglich machen, wenn er ſich zu leichtgläubig auf Anderer Wort verließ, oder zu unbeſorgt, indem er ſicher auf ſeine Quellen, daraus er ſonſt ſchöpfte, rechnen zu können glaubte, die Zahlungsfriſt herannahen läßt; allein dieſe Hinderniſſe entſchuldigen ihn in den Augen ſeines Gläubigers nicht, und er wird immer für einen ſchlechten Mann angeſehen.

Leute, die Handel und Geldgeſchäfte treiben, beurtheilen das Maß der Rechtſchaffenheit, und den Werth eines Menſchen nach der Richtigkeit, nach der er Zahlung leiſtet; unbeſorgt um den Charakter, ſchätzen ſie nur den, der richtig zahlt.

Ein Schurke, der aber pünktlich zahlt, gilt ihnen mehr, als der ehrlichſte Mann, der aus Unglück mit der Zahlung zurückbleibt.

Die Klugheit macht es alſo nothwendig, um auch in dieſer Leute Augen nicht zu verlieren, daß man alle mögliche Sorge trage, und ſich nach allen Kräften beſtrebe, ſeine Gläubiger pünktlich zu befriedigen.

Man verſpreche daher auch nie eher zu bezahlen, als man gewiß weiß, daß man es im Stande iſt, und beſſer iſt es, den Zeitpunkt um einige Wochen oder Monate ſpäter hinzuſetzen, als man nach aller Gewißheit ſich zahlungsfähig glaubt.

Dadurch gewinnt man den Vortheil, daß, wenn ein unvorgeſehener Unglücksfall die Zahlung zur Zeit, da man eine ſichere Einnahme hoffte, und jetzt ausbleibt, unmöglich machen wollte, man noch einige Wochen oder Monate übrig behält, während denen man Mittel und Wege finden wird, zur beſtimmten Zeit zahlen zu können.

Nimm nur im äußerſten Nothfalle zum Borgen deine Zuflucht; Schulden ſind ein Laſt, die deine Ehre, deinen guten Ruf, ſelbſt oft dein Glück zu Boden drücken, und, wenn du ehrlich denken willſt, dir die Freuden des Tages, und die Ruhe der Nacht rauben.

In Schulden ſtecken iſt armſeliger, als ſtille ein Stückchen Brod und Waſſer zu Mittagmahl haben, denn in dieſem Falle, wenn dein Schickſal bekannt wird, findeſt du allenthalben Freunde, weil du noch keines Menſchen Intereſſe beleidigt haſt; allein du wirſt nicht nur eben ſo viel Feinde haben, als Gläubiger ſind, die du nicht bezahlen kannſt, ſondern auch eben ſo viel Verächter und üble Nachredner, als Leute ſind, die deine Schuldenlaſt wiſſen.

Wie geſagt, verlaſſe dich nie auf's Borgen; thue eher deinem Vergnügen, und ſelbſt deinen körperlichen Bedürfniſſen Abbruch, als daß du zum Schuldner, wirſt.

Leichtſinn, Sinnlichkeit, Hang zu Vergnügungen, Ausſchweifungen machen einem jungen Menſchen das Borgen leicht, ſo, daß er endlich mit eiſerner Stirne überall zu borgen ſucht, und die demüthigendſten Abweiſungen nicht mehr achtet.

Mit dem es ſchon ein Mahl ſo weit gekommen iſt, der iſt zu nächſt am Rande ſeines Verderbens.

Wer dir borgt, thut ſich ſchon was zu Guten auf die Verbindlichkeit, die du dadurch gegen ihn haſt; er bildet ſich eine Art von Oberherrſchaft über dich ein, und es muß ein Mann von gutem Charakter, von ſeiner Erziehung ſeyn, wenn du nicht bey dem geringſten Anlaſſe Vorwürfe erwarten mußt.

Hüthe dich, von Niemanden, ſelbſt von deinen Freunden zu borgen. Geld darleihen iſt unter allen Gefälligkeiten und Freundesdienſten der unangenehmſte, den man leiſtet; man wird ſich eher zu andern, oft viel ſchwerern Dienſten bereitwillig finden laſſen, als zu dieſem.

Es hat auch wirklich ſeine gegründete Urſachen, um derentwillen mancher nicht zu verdenken iſt, wenn er hierin Schwierigkeiten macht.

Man bedenke, daß leider das Geld in der Welt Alles iſt, Alles vorſtellt, und den Werth aller Dinge aufwiegt; daß das Geld das unentbehrlichſte unter allen beweglichen Gütern im geſellſchaftlichen Leben iſt, davon wir täglich Gebrauch machen müſſen; daß das Geld faſt das einzige Vehikel iſt, durch das man in Staaten fortkommt — was Wunder nun, daß man dieß am unliebſten von ſich läßt, und in Gefahr ſetzt?

Will man bey einem Manne Geld entlehnen; der nicht entweder mit Geld Geſchäfte treibt, oder es ſonſt genug vorräthig hat, ſo ſetzt man ihn durch ein Geſuch wirklich in Verlegenheit. Er mag wohlhabend ſeyn, das heißt, er mag ſein tägliches Auskommen haben, daß er weder gegenwärtigen, noch künftigen Mangel zu beſorgen hat; allein er wird vielleicht über das, was ſeine Hausbedürfniſſe fordern, nicht viel vorräthig haben, und er iſt in der unangenehmen Lage, entweder das Geſuch geradezu abzuſchlagen, oder durch Darleihen ſich ſelbſt in Gefahr ſetzen, wenn er nicht bezahlt wird, anderwärtig entlehnen zu müſſen.

Beläſtige nie, wenn du es anders vermeiden kannſt, denjenigen mit dergleichen Geſuch, der Familie hat, nicht ſonderlich reich iſt, und von dem Gewerbe ſeiner Hand oder ſeines Kopfes leben muß; der vielleicht außer dem Solde, den ihm der Staat für ſeine Dienſte bezahlt, ſonſt keine Einkünfte hat; ſondern, wenn du ja in den Fall geräthſt, daß du Geld braucheſt, und eine befriedigende Verſicherung der Zahlung wegen geben kannſt, ſo wende dich an ſolche Leute, die Kapitalien anzulegen ſuchen, oder wenn die Summe nicht ſehr beträchtlich iſt, an ſonſt einen ehrlichen braven Mann, der, wenn du ihn vollkommen ſicher ſtellen kannſt, dir gewiß gerne dienen wird.

Am allerwenigſten laſſe dich mit Geldaufbringen ein; gehe nicht zu Wucherern, und borge nicht von Juden.

Du biſt unwiederbringlich verloren, wenn du in die Klauen dieſer Hyänen geräthſt.

Junge, unerfahrne Leute, die Leichtſinn und Hang zur Ausſchweifung auf die Bahn des Verderbens geleitet hat, ſind ihre liebſten Opfer.

Es iſt ſchwer, ſich aus den Schlingen loszuwickeln, mit denen ſie, wie die Spinne die Mücken in ihrem Gewebe fängt, ihre Beute feſt halten; Leichtſinn oder Bedürfnißdrang machen anfangs die Sache ganz leicht, verbergen dem geblendeten Auge alle Gefahr, und ſo ſinkt der Unglückliche ſtufenweiſe tiefer, bis ihm endlich keine Hand mehr Hilfe reichen kann, und er ohne Rettung verloren iſt.

Nichts raubt dir ſo plötzlich deinen Kredit, als wenn es bekannt wird, daß Geldmäckler deine Nothfreunde ſind.

Der Kluge wird durch Fleiß, Ordnung in ſeinen Geſchäften und Häuslichkeit ſich ſtets in der glücklichen Lage zu erhalten ſuchen, daß er allenthalben Kredit hat, ohne Gebrauch davon machen zu dürfen; daß er nie, wenigſtens aus ſeinem Verſchulden nicht, gezwungen iſt, auf fremde Hilfe zu hoffen, oder gar in die Hände ſchändlicher Wucherer zu gerathen.

Es wäre ſehr zuträglich, in guten Umſtänden ſich bey Leuten von Ehre und guter Denkart Kredit zu erwerben, um, wenn ja ein Nothfall eintreten ſollte, davon Gebrauch machen zu können; auf dieſe Art wird man ſich nicht ſo leicht in die traurige Nothwendigkeit verſetzt ſehen, bey niedrigen Geldaufſchwärzern, bey ungewiſſenhaften, abſcheulichen Wucherern, und manchen unerſättlich habſüchtigen Juden Hilfe ſuchen zu müſſen — Hilfe, die dich aus dem Regen in die Traufe bringt.

Ueber die Lectüre.

Die ſchädlichen Folgen, die eine Lectüre ohne Wahl oder übel und zweckwidrig gewählt, für das Glück eines jungen Menſchen haben kann, verdienen allerdings, einigen Bemerkungen darüber in dieſem Buche Raum zu geben. Denn es iſt gewiß ein großer Theil der Klugheit, mit Wahl und Nutzen zu leſen.

Die unzählbare Menge von Büchern in allen Fächern des menſchlichen Wiſſens macht allerdings eine kluge Wahl nothwendig, wenn man nicht ſein Leben durchleſen will, ohne am Ende zu wiſſen, was man geleſen hat.

Die unbegreifliche Anzahl von Mißgeburten des menſchlichen Geiſtes, Schmierereyen der Gewinnſucht, der Haufe von Schriften, die zur Thorheit, und ſelbſt zum Laſter führen, iſt für Verſtand und Herz eine gleich gefährliche Klippe.

Ein Menſch, der ohne kluge und zweckmäßige Wahl lieſt, iſt dem Knaben nicht ungleich, der immer auf ſeinem hölzernen Walzenpferde reitet, und nie von der Stelle kömmt.

Unmöglich kann man ſich einen Begriff von der Menge der Bücher machen, die wirklich ſchon in der Welt ſind, und womit die Welt noch täglich bereichert wird, aber man ſollte ſie alle mit einem Blicke überſehen können — man würde mehr erſchrecken, als erſtaunen.

Es iſt eben ſo ſchwer, aus dem großen Haufen unnützer, geiſtesleerer und ſchädlicher Bücher, aus dem Literaturpöbel — die nützlichen und ſchönen Geiſteswerke hervorzuſuchen, wie unter dem Menſchenpöpel den großen, edlen, verdienten Mann, das Talent, die Tugend zu finden.

Ich ſetze voraus, daß ein junger Menſch, wenn anders alles oben Geſagte für ihn geſchrieben ſeyn ſoll, ſittenſchädliche, Religion und Geſetze verderbliche Bücher eben ſo verachten wird, als er den flieht, der nach Grundſätzen und Lehren ſolcher Schriften handelt.

Es iſt nicht nur Klugheit, es iſt Pflicht des Menſchen, Alles zu meiden, was ſein körperliches und geiſtiges Wohl untergräbt; Bücher alſo, die Herz und Verſtand in gleichem Grade verderben, wird der Vernünftige nie zum Gegenſtande ſeiner Lektüre wählen.

Es iſt ſchon ein böſes Zeichen, wenn dich nach einem Buche gelüſtet, ohne einen Trieb, dich über nützliche, deinem Daſeyn wichtige Dinge zu belehren; ohne Herzensdrang dadurch weiſer und beſſer zu werden; ohne den edlen Wunſch, Etwas daraus zu lernen, womit du der Menſchheit nützlich werden kannſt.

Dieſer Endzweck ſoll jedesmahl der Wahl der Lectüre zum Grunde gelegt werden.

Die ſchwerſte Wahl iſt die, diejenigen Bücher ſich zu wählen, die für dieſes oder jenes Fach, dem man ſich widmet, den kürzeſten, und ſicherſten Weg zeigen.

Man muß ſich hierin, um nicht zu weit zu fehlen, der Einſicht eines treuen und der Sache erfahrnen Freundes anvertrauen, der mit den beſten Schriftſtellern und Werken bekannt iſt.

Wenn man jedes Buch, das man von ungefähr bekömmt, leſen will, ohne vorher von deſſen Werthe überzeugt zu ſeyn, ob es Irrthum oder Wahrheit enthalte, ſo wird man nie den Zweck erreichen, den man ſich vorgenommen hat; man wird bald irre geführt, bald zurückgewieſen, bald ängſtlich zweifelnd ſtehen bleiben, und aus dieſem Labyrinthe nie mehr einen Ausweg finden.

Die vorzüglichſte Lectüre eines jungen Menſchen ſoll aus jenen Büchern beſtehen, die ihn in dem Fache, dem er ſich widmet, unterrichten; die ſeinen Verſtand bilden und ſein Herz veredeln.

Es kömmt nicht darauf an, viel zu leſen, ſondern mit Ueberlegung zu leſen, um Nutzen daraus ziehen zu können.

Alles leſen zu wollen, iſt ein eben ſo thörichter Gedanke, als Alles eſſen wollen; ſo wie der Magen ſeine Gränzen hat, hat auch der Geiſt die ſeinigen, und einen ihm beſtimmten Wirkungskreis, außer den er nicht treten kann, ohne zum Narren, oder zum Wahnſinnigen zu werden.

Ich kenne viele junge Leute, die eine gewiſſe Moderziehung vom Grunde aus verdorben hat.

Sie haben die anſehnlichſten Bibliotheken, leſen alle Journale und periodiſchen Schriften, daraus ſie den Kopf mit oberflächlichen Kenntniſſen anpfropfen; ſie leſen jetzt über Statiſtik; eine Stunde darnach über Mathematik; eine andere Stunde über methaphyſiſche Gegenſtände, und darauf über ſchöne Wiſſenſchaften. Sie ſagen Einem alle Autoren her, und was ſie über dieſen oder jenen Gegenſtand geſchrieben haben, aber die Sache ſelbſt kennen ſie nicht.

Dadurch werden ſie ſtolz auf ihr Wiſſen, nehmen einen entſcheidenden Ton an, ſind ſüffiſſant, und räſoniren mit der unverſchämteſten Dreiſtigkeit über Dinge, worüber der Mann von vielem Studium und langer Erfahrung noch ſchüchtern ſchweigt, und zweifelnd forſchet.

Dieſe Art von Lectüre verdirbt die beſten Talente, die hoffnungsvolleſten Köpfe, macht unglückliche Räſonneurs, und gelehrtſcheinende Schwätzer.

Gewiſſe Leute, die aus Mangel eines erlernten Gewerbes oder eines andern ehrlichen Unterkommens nichts Beſſeres für ihr Glück zu thun glauben, als ſich Hofmeiſter nennen zu laſſen, ſind die Schöpfer ſolcher Krüppel der Gelehrſamkeit.

Gemeiniglich hat der Adeliche und Reiche, in deſſen Dienſten ſie ſtehen, wenig oder gar keine Einſicht, und dann iſt er höchſt verwundert über die hohe Gelehrſamkeit, die der Hofmeiſter ſeinem Zögling bey einer Prüfung mechaniſch auskramen läßt.

Sie eifern unter einander: nicht darum, weſſen Zögling gründlichere Kenntniſſe von der Sache hat, welcher mehr unterrichtet iſt, ſondern darum, welcher eine reichhaltigere Bücherſammlung, ein koſtbareres Naturalienkabinet ꝛc. hat.

So werden hundert Genien in ihrem Entſtehen erſtickt, bis eines aufblüht und gedeiht.

Bücher allein machen einen Buchſtabengelehrten; davon haben wir, leider! in unſern Zeiten die täglichen Beweiſe; zum Leſen gehört alſo eine gute Anleitung, und unermüdetes Selbſtſtudium.

Unter die einem jungen Menſchen manchmahl ſchädlichen, und meiſtentheils gewiß unnützen, zeitverderbenden Bücher darf man ſicher den ganzen

Schwarm empfindſamer Romane, Abentheuergeſchichten, den größten Haufen von Komödien und Dichtertändeleyen rechnen.

Ich will nicht ſagen, daß er nie einen Roman, nie eine Komödie, nie einen klaſſiſchen Dichter leſen ſoll; aber die behutſamſte Wahl wird hiezu erfordert, und ſo mäßig muß davon Gebrauch gemacht werden, wie von Süßigkeiten, die, wenn man ſie im Uebermaße genießt, den Magen verderben.

Das Roman- und Komödienleſen wird bald bey dem noch unreifen Geiſte des Jünglings zur leidenſchaftlichen Neugierde; er verliert die Luſt zu ſolidern Studien: verſchwendet ſeine Zeit, die er zu ſeinem Berufsſtudium anwenden ſollte, und aus ihm wird endlich ein verpfuſchtes Genie. Keine gründliche Gelehrſamkeit iſt in ſeinem Kopfe; kein ſolider Charakter im Herzen; ſeiner Seele ſchweben immer Bilder der Einbildungskraft vor, er ſieht die Welt nicht, wie ſie iſt, ſondern, wie er ſie in Romanen findet, und Menſchen, wie ſie ihm in Komödien gezeigt werden, wo ſie ſo ſelten natürlich erſcheinen. Empfindeley verbannt die wahre Empfindung aus ſeinem Herzen, und romantiſche Hirngenſpinnſte füllen die Stelle wahrer Begriffe von der Natur der Dinge in ſeinem Gehirne aus.

Um Alles in der Welt will ich jeden guten Jüngling gebethen haben, ſich vor dieſer modiſchen Leſeſucht zu hüthen; je beſſer ſein Herz iſt, deſto gefährlicher iſt er daran, je lebhafter und empfänglicher ſein Geiſt, deſto gewiſſer iſt er verdorben.

Wenn in jedem unſrer Schweißlöcher ein Auge wäre, und wir ſo viele Jahre leben könnten, als wir dann Augen hätten, ſo wäre es noch unmöglich, alle die Bücher zu leſen, die ſchon erſchienen ſind und noch erſcheinen; aber die zu leſen, die originell ſind, wichtige und nützliche Wahrheiten für dieſes oder jenes Berufsſtudium, dem wir uns widmen, enthalten, haben wir Aug' und Zeit genug, denn es ſind ihrer äußerſt wenige.

Der Hof.

Der Hof iſt der Wirkungskreis der feinſten Politik; man muß es darin bis zur möglichſten Fertigkeit gebracht haben, um als ehrlicher Mann zu beſtehen, und ſich gegen die falſche Politik manches niedrigdenkenden, ränkeſüchtigen Höflings zu ſichern.

Traurig iſt das Loos des Edeln, den ſein Schickſal beſtimmt, am Hofe zu leben, wenn ſein Herz ganz ohne Arg und ohne Furcht nicht der Schild der wahren Klugheit deckt; wenn er nicht, bekannt mit dem Gange der Intriquen und Kabalen, ſich der Politik zu bedienen weiß, um ſich gegen Liſt und Betrug zu ſchützen.

Bald wird er das Spiel der niedrigſten Plane, die zu ſeinem Sturze entworfen werden. So oft ihn auch Ehrlichkeit, Brauchbarkeit, das Wohl des Fürſten und des Staates, die ſeine Dienſte fordern, wieder erheben, ſo oft ſtürzt ihn die Kabale entweder mitten im Laufe ſeiner Unternehmungen, oder gleich nach glücklichſt geleiſteten Dienſten wieder, bis er endlich gar ſinkt, und in den Staub getreten wird.

Die Weiſen aller Zeiten haben vom Hofe nie zum Beſten geſprochen, und den Menſchen bald unter ſymboliſchen Bildern, bald mit klaren Worten davor gewarnet; ein Beweis, wie gefährlich es da zu leben iſt, wie nachtheilig oft dem Glücke des Menſchen — ja ſelbſt der Güte ſeines moraliſchen Charakters.

Stolz, Eigennutz, Hang zur Wolluſt — die gefährlichſten Leidenſchaften des Menſchen — finden an Höfen richtige Nahrung, und erwachſen, wenn der Menſch nicht vorzüglich wachſam iſt, zu fürchterlichen himmelſtürmenden Rieſen.

Man kömmt gewöhnlich an den Hof, wie ein Kind in die Welt, ſo neu, ſo unerfahren, ſo unbekannt mit dieſem gefährlichen Aufenthalte.

Der tückiſche Höfling wirft auf jeden Neuangekommenen einen gierigen Blick, und betrachtet ihn mit boshaftem Herzen: er durchſchaut ihn ganz, und entdeckt alle ſeine Mängel, und vom erſten Tage an iſt der Unglückliche ſchon zum Opfer der Kabale verurtheilt — ohne Gnade, ohne Rettung verloren.

Fürchte die Bosheit des falſchen Höflings; der erſte Schritt, den du in die Gränzen dieſes Zauberlandes wagſt, beſtimmt ſchon das Loos deines ganzen Lebens, das du darin zubringſt.

Lerne alſo den Hof kennen, und denke, daß du mehr für ihn, als für dich leben mußt.

Der Hof bleibt faſt dem größten Theil ſeiner Bewohner ein unbekanntes Land; und nach einem langen Aufenthalte von vielen Jahren iſt man oft noch Lehrling.

Gefährlich ſind die Wege, die man geht; man trifft immer neue Fallſtricke; man ſieht ſich entweder von einem Haufen eiferſüchtiger Nebenbuhler, oder eben ſo gefährlicher Freunde, umrungen.

Glücklich der, der ſie entlarvt, und noch frühe genug in ihrer wahren Geſtalt zu ſehen bekömmt!

Die meiſten, die da ihr Glück machen, ſteigen über die Ruinen eines Andern.

Dieſer glaubt heute noch den höchſten Gipfel ſeiner Wünſche zu erreichen, iſt dieſe Stunde noch der Günſtling des Hofglückes, und bemerkt nicht, welch ein Sturm ſich ſchon über ſeinen Scheitel zuſammen zieht; — morgen ſiehſt du den Glücklichen nicht mehr — die Wellen haben ihn verſchlungen.

Auf dieſem prächtigen Schauplatze der Leidenſchaft erreicht Alles ſeinen höchſten Grad. Es wird die höchſte Tugend erfordert, wenn ſie der Verführung nicht unterliegen ſoll; und das Laſter, wenn es ſich in ſeinem Punkte von Glück erhalten will, muß ebenfalls keine Stufe mehr über ſich haben.

Ein Schauſpiel, das am meiſten Stoff zum Nachdenken darbiethet, iſt das Schauſpiel des Hofes; aber der Hof iſt auch das einzige Land in der Welt, wo in manchen Fällen das Nachdenken am wenigſten nützt.

Der Hof iſt der Sammelplatz aller Arten des menſchlichen Geiſtes, des guten, des vortrefflichen, des mittelmäßigen, des beſchränkteſten, und alle ſind oft gleich unnütz, um da ſein Glück zu machen — denn man braucht manchmahl gar keinen Geiſt.

Mit viel Verſtand und wenig Hofkunſt läuft man ſehr Gefahr, immer nichts als Verſtand zu haben.

Die verſchiedenen Stellen beſtimmten immer das Glück, das ſich am Hofe machen läßt.

Dieſer bildet ſich ein, nach Allem ſtreben zu können, weil er im Stande war, Alles zu kaufen. Das Leggeld entſcheidet die Wahl.

Wer ſich in der Abſicht, bei Hofe ſein Glück zu machen, an den Hof hält, und alles Andere verſäumt, was ſonſt zu des Menſchen Glücke beyträgt, der gewinnt nichts, wenn ihm ſeine Abſicht mißlingt, als daß die Welt denkt, er müſſe dieſes Glück nie verdient haben.

Die Treppen auf- und abſteigen, ſich präſentiren, unterthänigſt zurückweichen, wenn einem ein Großer in den Weg tritt, einem Andern ſklaviſch zu Füßen fallen; durch den Haufen durchbrechen, um ihm Platz zu machen; ihn wieder verlaſſen, wenn einem ein Größerer als der wär, begegnet; mit offnen Armen einem Menſchen entgegen laufen, der ſo eben eine Gnade erhalten hat, um ihm dazu Glück wünſchen; dann wieder einen Andern empfangen, der eben ſo vom Leichenbegängniſſe ſeines Sohns kömmt, und mit ihm Thränen des unterthänigſten Beyleides weinen; täglich am Hofe vom Morgen bis Abend immer das Nähmliche thun, und dort endlich ſein Leben beſchließen, nachdem man ſich lange genug ſowohl für eigenes, als für das Wohl des Fürſten ſo unnütz beſchäftigt hat — das Alles heißt man am Hofe für ſein Intereſſe wachen, mit Lebhaftigkeit an ſeinem Glücke arbeiten.

Der Hof iſt ein ſtürmiſches Land; übles Wetter, iſt da faſt immer die gewöhnliche Jahreszeit.

Wenige entgehen dem traurigen Looſe, in Ungnade zu fallen; allein nichts trägt ſo ſehr bey, den ehrlichen Mann über ſein Unglück zu tröſten, als wenn er ſich ſchmeicheln kann, daß er die Ungnade des Fürſten nicht verdient habe. Die Ungerechtigkeit mag ihn immer unterdrücken, ſie kann ihm doch das ſüße Selbſtbewußtſeyn der Tugend nicht rauben.

Allein mit Jenen, die von ihrem Glücke Mißbrauch gemacht haben, verhält es ſich ganz anders. Die Höflinge, die jederzeit über den Sturz eines Mitwerbers jauchzen, haben um ſo weniger Schonung für dieſe Gefallenen, als ſie ſich zur Ehre rechnen, ſie zu verachten.

Ein unglücklicher Höfling iſt am Hofe ein Geräthe, das nirgend gut ſteht, das nirgends einen ſchicklichen Platz findet.

Es wäre gewiß ein tröſtlicher Gedanke für den Rechtſchaffenen und Aufmunterung für den Schwachen, wenn er ſähe, daß Schurken und Thoren nie am Hofe auf Glück rechnen dürften — wenn er ſähe, daß ſich nur wahres Verdienſt, wahre Tugend erhält — aber muß er nicht eben ſo ſehr für ſeinen Fall beſorgt ſeyn, als es kaum der frivolſte, unnützeſte Höfling und der ſchwärzeſte Böſewicht iſt? —

Kann er ſich ſagen: Steigen und Fallen iſt das Glück der Thoren; es iſt das gerechte Loos der Schurken, der erſt auf der Höhe ſeines ſchändlichen errungenen Glücks ſchimmerte, daß er, auch in Staub getreten, dem wahren Verdienſte Platz mache?

Kann er ſagen: Ich trotze allen Kabalen, ich fürchte keine Miene; meine Ehrlichkeit, meine Verdienſte ſind bekannt, und ſprechen für mich? —

Trauriges Schickſal des ehrlichen Mannes am Hofe! — Er kann es nicht, und der Grund davon, warum er es nicht kann, liegt ſchon in der Erziehung der Fürſten.

Unter den falſchen, verderblichen Grundſätzen, die ihnen von einer gewiſſen Menſchenklaſſe ſchon in der früheſten Jugend beygebracht werden, iſt gewiß der folgende der abſcheulichſte, der verderblichſte:

Alle Menſchen ſind Schurken ohne Ausnahme; nur einer mehr, der andere minder; — und wenn dieſer es noch nicht iſt, ſo hatte es ihm nur bis jetzt an Gelegenheit gefehlt, es ſo zu ſeyn, wie es ein Anderer iſt. Jeder wird ſie betriegen, mein Prinz! ſobald Sie ihm Gelegenheit dazu geben, und keiner liebt Sie, jeder nur ſich; keiner iſt Ihres Nutzens, Ihrer Wohlfahrt wegen thätig, jeder nur aus Eigennutz, jeder zu Beförderung eigenen Wohles.

Welch eine ſchändliche Maxime! — Und doch wird ſie von Lehrern, in deren Händen gewöhnlich Fürſtenerziehung war, den Prinzen als eine der wichtigſten Maximen der Politik in Rückſicht der Denkart gegen die Menſchen eingeprägt.

Wie tief dieſer Grundſatz die Menſchheit herabgewürdigt, ſieht doch Jeder von ſelbſt ein; — wie drückend er für die Jugend iſt, wie ſehr er das Herz des ehrlichen Mannes empört, wie muthlos er ihn machen muß, kann nur ein Herz fühlen, in dem Treue, Eifer und Anhänglichkeit an den Fürſten lebt, und das ſich mit dem bitterſten Schmerze muß verkannt ſehen.

Alſo iſt jeder Menſch determinirt zum Schurken — es iſt unmöglich, in Geſchäften zu arbeiten, und zugleich ein ehrlicher Mann zu ſeyn. — Alſo ſind Liebe zu dem Fürſten und dem Vaterlande, Tugend, Religion, Bewußtſeyn und Freude, rechtſchaffen zu handeln, nicht im Stande zu verhüthen, daß der Menſch bey nächſt beſter Gelegenheit zum Schurken wird? —

Wie ſchmerzlich iſt dieſer Gedanke für den ehrlichen Mann — wie niederſchlagend ſelbſt für den Fürſten, der ſich entweder nur von offenbaren Böſewichtern oder Heuchlern, und mit der Larve der Rechtſchaffenheit maskirten Schurken umgeben wähnen muß, — der keinem ſeiner Diener, wenn er in Angelegenheiten mit ſeinem Fürſten ſpricht, mit wohlwollendem Herzen ins Geſicht ſehen darf, weil er nach dieſem Grundſatze vermuthen muß: haſt du mich in 20 oder 30 Jahren noch nicht betrogen, ſo wirſt du es vielleicht heute thun, denn man hat mich gelehrt: du biſt nicht beſſer als Andere!! —

Wo ſoll da Zutrauen des Fürſten gegen ſeine Diener ſeyn — wo Liebe — wo Achtung auf ihre geleiſteten Dienſte? —

Daher ſind Rechtſchaffenheit, Eifer, Treue, Verdienſte — ſelbſt die koſtbarſten Opfer, Geſundheit und Ruhe, ſo unſichere Bürgen gegen den Fall des ehrlichen Mannes; — daher wird es der Kabale leicht, über den Rechtſchaffenen zu ſiegen, und ihn mit den Unwürdigen in eine Tiefe zu ſtürzen; denn wem ſoll der Fürſt nach dieſem Grundſatze glauben, auf wen ſoll er trauen? — Was kann er ſich für einen Begriff von dem ehrlichen Manne machen? —

Es iſt wahr; es iſt rühmlich, ſeinem Fürſten zu dienen, ſüß, ihn zu ſehen, und an ſeiner Seite zu ſeyn — ſüß, für ihn die ſchönſten Tage des Lebens hinzubringen, und eben ſo viele Nächte für ihn zu wachen, für ſein Beſtes zu ſorgen; aber es iſt grauſam, nach einem Zeitraume von 50 Jahren, die man ihm gedient hat, ſterben zu müſſen, ohne noch von ihm gekannt zu ſeyn — ſterben, ohne ſich ſagen zu können: *Ich habe nichts für mein Glück gethan; die Geſchäftigkeit für das Beſte meines Fürſten ließ mir keine Zeit dazu übrig; aber mein Fürſt kennt mich; ich ſterbe als ein ehrlicher Mann — und das weiß er!* —

Sehr Viele, wenn ſie keine Hoffnung mehr haben, auf eine ſolche Höhe zu ſteigen, ziehen mit einer lächerlichen Verachtung gegen Große wider die Ehren los, die damit verbunden ſind; aber kaum ſind ſie ſelbſt zu einer ſolchen Größe gelangt, ſo verzeihen ſie das am wenigſten, wenn ſich Andere nichts daraus machen.

Man muß nie gegen das, was man heimlich wünſcht, öffentlich ſeine Verachtung bezeigen; denn fügt es ſich, daß man das erhält, was man ſich wünſchte, ſo verringert die Scham, davon geredet zu haben, das Vergnügen des Beſitzes.

Der Höfling bindet ſich in der Jugend an den Hof ſeiner ſelbſt wegen: im Alter wegen ſeiner Familie; kaum kann er ſich einen Zwiſchenraum denken, wo er einſehen lernen könnte, daß man auch zufrieden und glücklich ſeyn kann, ohne am Hofe zu leben.

Niemand iſt am Hofe ſo glücklich, daß nicht ein gütig lächelnder Blick des Fürſten noch Zuwachs ſeines Glückes ſeyn ſollte.

Der ergraute Hofmann vergißt dann leicht, wie theuer ihm die Sklaverey des Hofes kam; er vergißt ſogar, wie nahe er ſchon dem Tode iſt.

Wie ſehr wäre bey alledem doch der Hof eines Fürſten würdig, wenn man am Hofe nur weiſe Greiſe fände, die, nachdem ſie in den Geſchäften des Staates ergrauet ſind, erſt an den Hof kämen, um durch ihre Gegenwart die Majeſtät des Regenten noch ehrwürdiger zu machen, oder durch ihre klugen Räthe die Weisheit ſeiner Plane zu beſtärken: — aber es iſt nun zu oft gerade umgekehrt. Welche Thorheit, nach Hof zu kommen, um dort als Höfling zu ſterben, nachdem man ſein langes Leben durch nichts anders war, als ein unnützer Bürger; oder ſich für einen der nützlichſten Staatsbürger ausgeben, nachdem man ſein ganzes Leben durch nichts anders war, als ein Höfling? —

Man braucht weder Piloſoph, noch Rechtsverſtändiger, noch Soldat zu ſeyn, um pünktlich zu leben, ſich kunſtmäßig auf ſeinen Beinen zu halten, und dem Fürſten, wenn er in die Antichambre tritt, ſich zu präſentiren; indeſſen glaubt doch der Höfling, wenn er ſchon zu gar nichts in der Welt taugt, er ſey das wichtigſte Glied im Staate.

Wie gut iſt es, frey am Hofe zu leben, nicht in zu großem Anſehen zu ſeyn, in nicht ſehr hohen Ehren zu ſtehen, um nicht ihren Verluſt befürchten zu müſſen, und mit ſeinem Schickſale ſo zufrieden zu ſeyn, daß man nichts zu thun hat, als ſich mit ſeinen Freunden zu beſchäftigen! —

Man trifft wohl am Hofe Leute an von einem leichten, gefälligen Umgange, von angenehmer Geſellſchaft — Leute, bey denen Geiſt und Verdienſt ſich mit Geburt, Reichthum und Anſehen verbinden: aber dieſe Seltnen ſind am Hofe durch ihren zu geringen Einfluß meiſtens unnütz, und genöthiget, immer allein zu ſeyn.

Es gibt gewiſſe Zeichen, an denen man ſchon von Weitem den Gang eines Günſtlings kennt, — man ſehe auf die Augen der Hofleute, und auf die Menge, die ihm umgibt, und die ſich vor ihm beugen.

Allein in den Vorzimmern herumgehen, iſt ſchon ein großes Zeichen von wenigem Kredit.

Nichts verändert ſo ſehr die Haltung des großen Haufens am Hofe, als der Tod der Eine, oder der Fall der Andern.

Ein Augenblick, welcher der Regierung eine andere Geſtalt gibt, erhebet eine Menge Leute, und demüthiget eben ſo viele. Die einſt Andere mit Verachtung angeſahen, werden nun ſelbſt verachtet, und die man verachtete, verachten jetzt wieder andere. In ihren Zügen lieſt man deutlich die Veränderung ihres Standes.

Nichts ſetzt ſo ſehr in Verlegenheit, als am Hofe ſich dem Geiſte eines Menſchen verträglich zu machen, den man ehe verachtete, und der trotz dem allgemeinen Entgegenſtreben doch ein Mann von Bedeutung geworden iſt. Man iſt glücklich, wenn ſein Unwille nicht wider die Niederträchtigkeiten losbricht, die ihm beweiſen, wie ſehr man nach der Ehre geitzet, unter ſeine Freunde gezählt zu werden.

Die Bedienſtungen halten den Mann am Hofe mehr, als irgend anderswo, in ſeiner Ordnung, ſo wie man faſt immer am Hofe, von welchem Range es faſt immer ſeyn mag, Leute antrifft, unter denen man ſich ſchmiegen muß, und man iſt froh, zur Schadloshaltung wieder einen Andern zu haben, den man unter ſeine Herrſchaft beugen kann; ſo muß oft den Verdruß des erſten Miniſters der letzte Subalterne empfinden; wie in einer Caskade eine Welle die andere fortſtößt, geht auch da das Mißvergnügen und die Chikane vom Erſten bis zum Letzten.

Die verſchiedenen Stufen von Anſehen machen auch da die verſchiedenen Geſellſchaften. Dieſer würde vielleicht in der Stadt geſchätzt ſeyn, der ſich's zur Pflicht macht, am Hofe unter die Niedrigſten zu gehören.

Zweyhundert Schritte mehr oder weniger machen am Hofe die Stufenfolge faſt aller Stände des Lebens von der erſten Stufe der Treppe bis hinauf ins Kabinet des Fürſten.

Wer am Hofe lebt, und dort an ſeinem Glücke arbeitet, der läuft ſehr Gefahr, ſein Herz zu verſchlimmern.

Mit einer erhabenen Seele, einem vortrefflichen Geiſte, und lautern Abſichten kann man ſich wohl von der vergifteten, peſtartigen Luft bewahren, die man am Hofe einhauchet: aber wenn man ſich davor zu bewahren, eine Sammlung von ſo vielen vortrefflichen Eigenſchaften beſitzen muß, wie Viele wird es geben, die von dieſer Luft nicht angeſteckt werden? — —

Der Geringe ſpricht oft nur von dem Großen übel, weil er ihn nicht genug kennt; ſo wie die meiſten Großen am Hofe nur darum ſo ſehr den Geringen verachten, weil ſie ſich ſelbſt nicht genug kennen.

Die Gegenwart des Fürſten ſtellt am Hofe unter Allen eine gewiſſe Art von Gleichheit her, nur mit dem Unterſchiede, daß die Großen, die ihm zunächſt ſind, ſich mehr Zwang anthun müſſen, und die Mindern, die nicht ſo ſehr ins Aug' fallen, freyer ſind, und mehr ſich ſelbſt genießen.

Der Hof iſt der natürliche Wohnort der Größe; aber die Großen werden nun in dem Maaße groß in der Stadt, als ſie am Hofe klein waren.

Nichts beweiſet es mehr, wie drückend die Laſt der glänzendſten Bedingungen am Hofe iſt, als die Leichtigkeit des Geiſtes und des Herzens, die man fühlt wenn man dieſer Laſt entledigt iſt.

Es gibt Augenblicke, wo ſelbſt Könige ihr Nichts fühlen — die Zeit, wenn ſie krank, oder über ein Unglück betrübt ſind — Manchen Stößen des Unglücks ſind ſie Dank ſchuldig — wenigſtens ſo viel, daß ſie durch Leiden lernen, daß ſie Menſchen ſind, wie wir; außer dem würden ſie faſt daran zweifeln, da ſie täglich ſehen, was man Alles für ſie thut.

Am Hofe bekömmt man Luſt zur Einſamkeit; aber nicht ſo ſehr aus Ueberdruß an Größe, als aus Mißvergnügen mit ſich ſelbſt.

Hunderte melden ſich, wenn eine Stelle leer wird; Jeder trägt mit aller Beredſamkeit die Gründe vor, die ihn nach dieſem Platze zu ſtreben berechtigen; alle Gönner ſind in Thätigkeit, man verdoppelt die Aemſigkeit ſich zu zeigen; man zerſtört in Geheim die Plane der Mitwerber, und braucht alle Geſchicklichkeit, ihnen Ehre und Kredit zu rauben; unterdeſſen fordert die Beſitzung dieſer Stelle vielleicht gewiſſe Fähigkeiten, ſonderbare Talente, ein beſonderes Verdienſt — was ſoll nun der Fürſt thun? werden immer Charakter, Fähigkeit und Verſtand des Kandidaten treu geprüft? Iſt der Fürſt nicht oft genöthiget, dieſes dem Ausſpruche eines Einzigen zu überlaſſen, und iſt er denn gewiß, daß nicht verborgene Abſichten, Protektion und Intereſſe an der Wahl des Subjekts Antheil haben, welches man ihm vorſchlägt, und welches man ihn hundert Andern, vielleicht hundertmahl Würdigern vorzuziehen nöthigt? — Trauige Lage eines Fürſten, der nur das Gute will — nur gerecht ſeyn will! —

Ich denke, ein großer Fürſt könnte ſich kein ſeinem Herzen würdigeres Vergnügen machen, als einen rechtſchaffenen Mann für all das Böſe, das ihm ſeine Neider thun wollten, durch eine auszeichnende Wohlthat zu rächen.

Für den Menſchenfreund iſt der Hof ein trauriger Aufenthalt; er ſieht überall und alltäglich, wie ſehr es noch den Menſchen an wahrer Kenntniß fehlt;

wie wenig ihr Geiſt aufgeklärt, und wie wenig noch ihr Herz gebildet iſt; nur dem düſtern Menſchenfeinde, welcher der Menſchheit ewigen Haß geſchworen hat, mag es ein angenehmes Schauſpiel ſeyn, der mag ſich freudetrunken an den Schwachheiten der Großen beluſtigen, und gern die marternde Unruhe der Geringen ſehen. Alles ſcheint ihm eine glückliche Verwirrung aller Stände, aller Berufe zu ſeyn. Der Sturz des Einen und die Ungnade des Andern unterhalten ihn eben ſo ſehr, als das Lächerliche, das er in Allem zu finden glaubt. Bald ereignet ſich eine traurige Begebenheit, und er freut ſich vom Herzen darüber. Hab ich's nicht vorgeſehen? ſagt er. Ein Günſtling fällt, und er wußte ſeinen Fall ſchon zum voraus, und lacht. Ja ja, ſo geht es immer bey uns, ſagt er; es wird ſich ſein Nachfolger auch nicht lange halten. Er ſieht, daß Zwietracht und Intereſſe die Herzen trennt, die für's gemeinſchaftliche Wohl denken ſollten; er ſieht, daß Unordnung herrſcht; und freut ſich darüber. Nein, es iſt nicht möglich, daß bey uns was Gutes geſchehen kann, ſagt er, und lacht.

Auch dieſer Art Menſchen gibt es an Höfen, und ich habe ſchon Manchen geſehen.

Das anſtändigſte Lob, das man einem Fürſten ohne Widerſpruch geben kann, iſt gewiß, wenn man ihm das Rühmliche nachſagen kann, daß er ſeine Höflinge nöthige, wenigſtens tugendhaft zu ſcheinen, wenn ſie ihm gefallen wollen.

Am Hofe wird man es bald müde, unter dem Gewühle der Höflinge zu ſtecken: von allen Seiten überſtrahlt, ärgert man ſich, daß man nicht Andere mit eigenem Lichte blendet; man möchte es gern, aber wie ſoll man's anſchicken? — Alle Kniffe falſcher Tugend werden benützt, und Keiner will dem Guten ſeines Mitwerbers einen Werth laſſen. Was haſt du nun für ein Mittel, daß man von dir redet? — Ein einziges; du mußt am Hofe ſterben, dann wird man dich dort kennen; und man wird vielleicht einſt ſagen: der *** ſtarb geſtern; iſt Schade um ihn; war ein guter Mann.

Man wird am Hofe alt und ſtirbt, faſt, ohne es zu merken, denn woran man in der Welt auf eine gewiſſe Art am wenigſten denkt, das iſt Leben und Tod.

Zur Weltkenntniß gehört, daß man den Hof kenne; die Menſchen ſind da ganz anders als in der Stadt; die Leidenſchaften haben da ein ganz anderes Spiel.

Größe, Staat und Raffinement des Vergnügens erreichen am Hofe ihre höchſte Stufe; man begreift leicht, wenn man dieſes ſieht, wie weit es die höchſte Anſtrengung der menſchlichen Begierlichkeit bringen kann.

Glücklich der, der am Hofe lebt, um ſich zu unterrichten; aber glücklicher noch der, welcher ſich zu entfernen weiß, wenn er unterrichtet iſt.

— — —

La Bruyere gibt uns vom Hofe dieſe Schilderung.

Man kann dem Menſchen in einem gewiſſen Verſtande keinen ehrenvollern Vorwurf machen, als wenn man ſagt: er kennt den Hof nicht. Es gibt keine einzige Tugend, die man nicht durch dieſes einzige Wort ſeinem Herzen zutraut.

Man gewöhnt ſich ſchwer an ein Leben, das man im Vorzimmer, an Höfen, oder auf einer Stiege zubringen ſoll.

Der Hof macht nicht zufrieden; er verhindert vielmehr, daß man es auch anderswo ſey.

Der Hof gleicht einem prächtigen Marmorgebäude; das heißt, er iſt aus äußerſt harten, aber hell polirten Menſchen zuſammengeſetzt.

Das will ſchon viel geſagt haben von deinem Freunde, wenn er zu hohem Glücke gelangt, und ſich einen Bekannten von dir nennt.

Man muß nichts übertreiben, noch von einem Uebel ſprechen, das man an Höfen nicht findet. Es gibt am Hofe keinen ſchlimmern Angriff gegen das wahre Verdienſt, als es ſo unbelohnt laſſen.

Das Verdienſt wird am Hofe nicht immer verachtet, aber wenn man es einmahl kennen gelernt hat, ſo vergißt man es. Da iſt es, wo man vollkommen die Kunſt verſteht, für die, die man ſehr ſchätzt, nichts, oder äußerſt wenig, zu thun.

Hier ſehe ich einen Menſchen umrungen, dem Alles folgt; er hat eine Stelle am Hofe; ich ſehe einen Andern, dem Alle ihre Aufwartung machen; er iſt ein Günſtling; dieſer wird von den Großen umgeben, und ſelbſt geſchmeichelt von ihnen; er iſt reich; Jener wird von Allen mit Neugier betrachtet, man weiſet mit dem Finger auf ihn; er iſt gelehrt und beredſam: ich ſehe noch Einen, dem Niemand ſeine Ergebenheit zu bezeigen unterläßt; es iſt ein Böſewicht. Allein ich möchte einen Menſchen, der gut, und ſonſt nichts mehr iſt, und der geſucht würde.

Von einer hohen und gefährlichen Stelle glaube ich mit Recht ſagen zu können, man ſteigt leichter hinauf, als man ſich darauf erhält.

Man ſieht Menſchen durch die nähmlichen Fehler, die ſie auf eine hohe Stufe des Glückes erhoben hatten, wieder herabſtürzen.

Aus dieſen beyden Gründen ſpricht man oft am Hofe von einem Menſchen gut: Erſtens, damit er erfahre, daß man von ihm Gutes redet: Zweytens, daß er hinwieder ebenfalls von ſeinem Lobredner Gutes ſpricht.

Man hat hier von dieſem Manne ſo viel Böſes geſagt, und ich finde ſo wenig an ihm, daß ich faſt zu muthmaßen anfange, daß er ein gefährliches, ungeſtümes Verdienſt habe, welches das Verdienſt Anderer vertilgt.

Man wird nicht aus Wahl, ſondern aus Complexion unverſchämt; es iſt ein Fehler, es zu ſeyn, aber es iſt natürlich. Wer nicht damit geboren iſt, iſt beſcheiden, und geht nicht ſo leicht von einer Extremität zur andern.

Man gibt ihm eine ganz unnütze Lehre, wenn man ihm ſagt, ſey unverſchämt und du wirſt dein Glück machen. Eine üble Nachahmung würde ihm nichts nützen, er würde vielmehr dadurch verlieren. Man bedarf an Höfen nichts weniger, als eine wahre naive Unverſchämtheit, um ſein Glück zu machen.

So ſchwer es auch iſt, am Hofe an einen Poſten zu gelangen, ſo iſt es doch noch ſchwerer und härter, ſich würdig zu machen, eine Rolle zu übernehmen.

Es koſtet weniger von ſich ſagen zu laſſen, warum hat er dieſen Platz erhalten?

Es iſt bäueriſch, eine Gnade unfreundlich zu ertheilen; das ſtärkeſte und beſchwerlichſte iſt zu geben. Was koſtet es oft, die Gabe mit einem gefälligen Lächeln zu verbinden?

Es gab wirklich Menſchen, die anſtändiger etwas abzuſchlagen, als Andern zu geben wußten; daß Einige ſich ſo lange bitten ließen, daß ſie ſo trocken gaben, und eine Gnade, die man ihnen ordentlich aus den Händen reißen mußte, mit ſo unangenehmen Bedingniſſen überluden, daß es eine größere Gnade von ihnen geweſen wäre, wenn man von ihnen die Freyheit erhalten hätte, nichts annehmen zu dürfen.

Die Großen und Miniſter, ſelbſt die Beſtdenkendſten, brauchen am Hofe Schurken; aber der Gebrauch iſt heikel, und man muß es wohl verſtehen, wozu ſie nützen, und wie man ſich ihrer bedienen ſoll. Es gibt Zeitpunkte und Gelegenheiten, wo man ſie nicht durch Andere erſetzen kann. Ehre, Tugend, Gewiſſen, immer ehrwürdige Eigenſchaften — und doch oft unnütz! — Was ſoll man zuweilen mit einem guten Menſchen machen? Fürſtentugend iſt die Quelle ſchönen Glückes.

Räder, Federn und Bewegung ſind verborgen; nichts iſt in einer Uhr ſichtbar, als der Zeiger, der unmerkbar fortrückt und ſeinen Weg zurücklegt — — ein wahres Bild des Höflings — um ſo richtiger, da er, nachdem er lange genug herumgegangen, wieder auf die nähmliche Stelle zurückkömmt, von der er ausgegangen.

Wer iſt mehr Sklave als ein emſiger Höfling? — nur der noch Aemſigere kann es ſeyn. —

Der Sklave hat nur einen Herrn; der Ehrſüchtige hat ihrer ſo viele, als Leute ſind, die etwas zu ſeinem Glücke beytragen können.

Mit fünf oder ſechs Kunſtwörtern, und nichts weiter, gibt man ſich für einen Muſikkenner, für einen Bauverſtändigen, für einen Gemäldekenner, und einen Kenner von guten Speiſen aus; man glaubt mehr Vergnügen zu haben, als ein Anderer, wenn man hört, ſieht und ißt; man macht Leuten ſeines Gleichen etwas vor die Augen, und betriegt ſich ſelbſt.

Man hat ſchon einen großen Fortſchritt in der Schlauheit gethan, wenn man es dahin bringt, daß Andere denken, man ſey nur mittelmäßig fein.

Verſchlagenheit iſt weder eine zu gute, noch zu böſe Eigenſchaft; ſie ſchwankt zwiſchen Tugend und Laſter; es iſt kein Vorfall, wo ſie nicht durch Klugheit erſetzt werden kann, oder vielleicht erſetzt werden muß.

Verſchlagenheit iſt die nächſte Gelegenheit zur Schurkerey; der Schritt von einer zur andern iſt ſehr ſchlüpferig. Die Lüge allein macht den Unterſchied; Lüge mit Verſchlagenheit verbunden — iſt Schurkerey.

Mit Leuten, die Alles aus Pfiffigkeit hören, und wenig reden, rede du noch weniger; oder wenn du viel redeſt, ſo ſage mit vielen Worten wenig.

Es gibt Vorfälle im menſchlichen Leben, wo Wahrheit und Einfalt Alles ſind — die beſte Geſchicklichkeit.

Ein Menſch, der eine gewiſſe Zeit in Ränken und Liſt gelebt hat, kann ſich deſſen nicht mehr enthalten, alles andere Leben iſt ihm langweilig.

Die Gunſt ſetzt den Menſchen über ſeines Gleichen hinaus, und ſein Fall erniedrigt ihn unter ſie.

Ein geſunder Geiſt empfängt am Hofe Geſchmack an Einſamkeit und Stille.

Man kann ſelbſt ohne dieſe Welt, die man nicht liebt, und über die man ſtets loszieht, nicht leben.

Am Hofe
muß man mißtrauiſch ſeyn.

Wer ſieht nun nach allem Vorausgeſetzten, daß unbeſorgtes Zutrauen, Offenheit eines freyen argloſen Herzens an Höfen einer der gefährlichſten Fehler ſey, und daß man nothwendig, zu ſeiner Selbſterhaltung, keinem Menſchen trauen dürfe?

Ich habe geſagt, daß man gegen jeden Menſchen, den man noch nicht genug kennt, zurückhaltend ſeyn müſſe; — denke nun: am Hofe ſeyſt du immer unter fremden, dir unbekannten Menſchen, denn du wirſt ſie vielleicht dein Leben durch nie vollkommen kennen lernen.

Man muß den Hof als ein feindliches Land anſehen, wo tauſend Fallſtricke uns zu überliſten geneigt ſind.

Am Hofe haben die Leute am meiſten Anſtand, aber am wenigſten Aufrichtigkeit.

Traue ihren künſtlichen Schmeicheleyen, ihrer falſchen Vertraulichkeit nicht; denke, daß ihr allgemein angenommener Grundſatz iſt, von außen ganz etwas anderes zu ſcheinen, als was ſie im Innern ſind.

Dieſer lächelt dir gütig zu, und zeigt dir ſeine Gewogenheit, und ſucht nur eine Gelegenheit, dich aufzureiben.

Ein geſchickter Hofmann verbirgt ſorgfältig ſeine Gedanken und Abſichten, um nicht das Opfer dieſer betriegeriſchen Freunde zu werden; beſonders iſt er in dem zurückhaltend, was das Verhalten der Großen betrifft. Er hält ſeine Abſichten geheim, damit ihm ſeine Mitbuhler nicht den Rang ablaufen; und ſeine Gedanken, aus Furcht: ſeine Feinde möchten davon eine üble Auslegung machen, und bey jenen, die ihm ſchaden können, ſie anbringen.

Man wird freylich ſagen, es iſt beſchwerlich, immer auf ſeiner Huth zu ſeyn, und Leuten, die man täglich ſehen muß, nicht trauen zu dürfen.

Ich geſtehe es gern; allein dein eignes Wohl, wenn du dich nicht ſelbſt ins Verderben ſtürzen willſt, macht dir dieſe Vorſicht zur unumgänglichen Nothwendigkeit.

Bey Allem, was es uns auch koſtet, iſt es doch beſſer, vorſichtig und zurückhaltend in ſeinen Handlungen und Reden zu ſeyn, wobey man nichts anders wagt, als daß man ſich ein wenig Zwang an-

thun muß, um ſich nicht der Gefahr auszuſetze
betrogen und verrathen zu werden, da man ſein Herz
Leuten aufdeckt, von deren Treue man noch k
ſichern Beweiſe hat.

Doch gibt es Ausnahmen, wo Zutrauen
Pflicht wird, und ich könnte daher ein allgemein
Mißtrauen ohne Unterſchied nicht gut heißen.

Mißtrauen macht den ſittlichen Menſchen n
beſſer, und iſt es einmahl in ſeinen Charakter ſo v
webt, daß er gegen keinen Menſchen mehr Zutrau
hegt, ſo hat er ſich ſchon von dem rechtſchaffenen, ch
Manne entfernt — wenigſtens ein guter Menſch ka
er nicht mehr ſeyn.

Einem weiſen Freunde von erprobter Tug
kann man immer ſein Zutrauen ſchenken: aber ſo lan
man noch nicht das Glück hat, einen ſolchen Freu
zu finden, bleibt der Grundſatz feſt.:

Das ſicherſte Mittel, nicht betrog
zu werden iſt, Niemanden zutrauen.

Wer zurückhaltend iſt, beſitzt das Mittel,
Geiſt der Menſchen immer in einer angenehmen
wartung zu erhalten, beſonders in wichtigen Ding
auf welche die allgemeine Aufmerkſamkeit gerichtet

Alle ſeyen dir etwas verdächtig; denn wiſſe, m
wird auch ſo von dir denken. Man hält am Hofe kei
für beſſer, als man ſelbſt gehalten wird.

Es bringt weder Gewinn noch Vergnügen, mit offnen Karten zu ſpielen.

Die Verſchwiegenheit iſt das Heiligthum der Klugheit, ewig das Antheil der Weiſen.

Von den Großen.

Was iſt ein Großer? — Iſt es ein vernünftiger unterrichteter, beſcheidener, gefühlvoller und tugendhafter Menſch? ein Menſch, den eine vollkommene Erziehung, ein edles Blut — das Erbe berühmter Ahnen — alles Verbrechens, aller Niederträchtigkeit unfähig machen? Iſt es wenigſtens ein Menſch, der dem natürlichen Geſetze folgt, und einige gute Eigenſchaften beſitzt? —

Du wirſt keinen finden, der alles das iſt, was hier gefragt wird; und keinen, der von Allem das Gegentheil iſt.

Sieh in den Großen am Hofe weder Götter, noch Verworfene der Hölle — ſieh Menſchen, die ihre Leidenſchaften, Schwächen, Tugenden und Laſter haben, und die auf der gefährlichen Bahn, auf der ſie gehen, ganz unſere Achtung verdienen, wenn ſie ſich im Geleiſe erhalten, und auf Mitleid Anſpruch machen dürfen, wenn ſie, von ſo vielen verführenden Reitzen umgeben, auf Abwege geleitet werden.

Ich habe die Großen ſtudiert und ſie kennen gelernt; ich habe unter ihnen große Tugenden geſehen; große Männer unter ihnen angetroffen — Männer, die vollkommen unſerer Ehrfurcht würdig waren — der Bewunderung und allgemeinen Achtung der Nation, unter der ſie lebten, würdig.

Ich ſah Miniſter, deren Tugend am Hofe, wie im gemeinen Leben, gleich ehrwürdig war. Die Reinheit ihres Herzens, welches weder die Lüge, noch die verachtungswürdigen Winkelzüge einer verhaßten Politik kannte; ihre muthvolle Rechtſchaffenheit, die ſelbſt den Schatten einer Ungerechtigkeit verabſcheute; ihre Reinheit der Sitten, die ſelbſt der verläumderiſche Neid, die giftigſte Läſterzunge nicht anzutaſten wagte, erwarben ihnen die Achtung des Volkes, den Beyfall des Fürſten, und Ehrfurcht von den Höflingen.

Es gibt alſo tugendhafte Menſchen unter den Großen, für die man nie Ehrfurcht genug haben kann; aber ihre Zahl iſt ſehr klein.

Ein Großer hat öfter in ſeiner Jugend Diener, die ſeine Herren ſind, und Herren, die faſt nichts beſſers ſind, als ſeine Domeſtiken.

Die Erſten kommen ſeinen Leidenſchaften zuvor, und ſchmeicheln dem Hange, den ſie an ihm wahrnehmen, um davon Vortheil zu ziehen; die Andern ſchmeicheln ſeinem Stolze, geben ihm Nahrung und Wachsthum, um ſeine Protection zu gewinnen.

Von dieſen ſcheint es, ſie fürchten ſich, verächtlich zu werden, da ſie ſtets hoffen, ſich auch zu einer gewiſſen Größe zu ſchwingen; jene ſcheinen geſchworen zu haben, ihren Herrn eben ſo verächtlich zu machen, als ſie ſind. — Wie ſehr iſt ein Großer in dieſer Lage nicht zu beklagen! — Alles legt ſeinem Herzen Fallſtricke, Alles bereitet ihm Gefahren.

Das Erſte, was ein Großer gewöhnlich weiß, wenn er anfängt zu denken und zu fühlen, iſt, daß er groß, reich iſt, und einſt mächtig ſeyn wird; allein, iſt nicht das gerade das Letzte, was er wiſſen ſollte? — Er weiß ſchon ſo frühe, daß es Arme, Unglückliche gibt, die als verachtete Würmer unter ſeinen Füßen kriechen werden, und erfährt zu ſpät, oder oft gar nicht, daß dieß auch Menſchen ſind, ſeine Mitbürger, daß er vor dieſen Würmern nichts voraus hat, als das Glück, welches ſeine Gunſt ſo oft ohne Wahl und Abſicht auf Verdienſt austheilet.

Daher Hochmuth, Stolz, Härte, Verachtung aller Menſchen, die nicht ſeines Gleichen ſind — daher ſelbſt Geringſchätzung ſeiner Obern, ſeines Fürſten und des Vaterlandes: — daher ſo viel Leichtſinn, Verſchwendung, Hang zum Vergnügen und Ausſchweifung, Gefühlloſigkeit, Hindanſetzung ſeiner Pflichten, bevor er ſie noch kennen gelernt hat; daher eine allgemeine

Gleichgültigkeit gegen alle nützliche Kenntniſſe, die er ſich verſchaffen ſollte, und die bey ihm meiſtens nur oberflächlich ſind; daher die große Abneigung gegen Alles, was Mühe und Beſtreben koſtet, was ſeiner Gemächlichkeit im Wege ſteht. Er ſcheut die Tugend, weil ſie ihm eine Sklaverey ſcheint, weil ſie vom Menſchen fordert, daß er ſich Mühe um Selbſtkenntniß und Beſſerung gebe; er flieht und verachtet den Tugendhaften, denn ſein Anblick beläſtiget ihn, und ſein Beyſpiel demüthiget ſeine Handlungen.

Kaum verläßt er die Jahre der erſten Jugend, noch ohne Wahl des Gegenſtandes, ohne Prüfung des Charakters, ohne gebildeten Geſchmack, ohne Beurtheilung, ohne Kenntniß von dem Stande und den Pflichten deſſelben, ſo nimmt er ſich eine Frau, nicht ſo ſehr um eine Gefährtin ſeiner Tage, eine Freundinn, eine Geſellſchafterinn zu haben; nicht, um Kinder zu haben, ſondern ein Geſchöpf, das der Erbe ſeiner Titel und ſeiner Güter wird, und für das er nie die ſüße Freude eines Vaters fühlen wird.

Er iſt fremd in ſeinem eignen Hauſe, hängt mehr an ſeinen Pferden, als an ſeiner Familie, und hält oft mehr auf gut abgerichtete Hunde, als auf wohl erzogene Kinder; unbeſonnen, ſelbſt noch in ſeinem hohen Alter flatterhaft, betrat er raſch einen lärmenden unzweckloſen Weg, um ſelbſt von ſeinen Angehörigen bald vergeſſen zu werden.

Endlich der Wollüſte überſatt, manchmahl kränklich, und mit einem ſiechen Körper beſchwert, ſeines Daſeyns müde, oft über nichts untröſtlicher, wenn er zu leben aufhört, als über die Möglichkeit, noch ſo fort zu leben, wie er gelebt hat, ſtirbt er unbeklagt, und denkt beynahe erſt in dem Augenblicke an Gott, da er den Geiſt aufgibt — Schrecklich iſt ſo eine Lage eines Großen, und doch wiederhohlt ſie ſich in der großen Welt ſo oft! — —

Mancher der Großen hat ſich zum Gegenſtande des allgemeinen Haßes gemacht, und doch verdiente er mehr Mitleid als Haß. Man lerne die Großen kennen, und man wird ſagen müſſen: ſie ſind unglücklich. — Wie Viele leben, ohne zu überlegen, daß ſie ſterblich ſind! Man räumt ihnen Alles aus dem Wege, was ſie zur Vernunft zurückführen, was ihr Bewußtſeyn wecken könnte. Man wartet gefliſſentlich, bis alle Kräfte erſchöpft ſind, ihre Vernunft erloſchen, und ihre ganze Natur zu Nichts gemacht iſt, um erſt mit ihnen von ihren Pflichten, von Religion und Vaterland zu reden. Man ſagt ihnen mit Zittern, ſie müßten jetzt an Gott denken — jetzt, da ſie ſchon nicht mehr denken — ſchon nicht mehr zu denken vermögen.

Die Großen, im Allgemeinen genommen, ſind höflich, aber gleichgültig, kleiner und kriechender am Hofe, als es die Unglücklichen ſind, die die Großen zu ihren Fußleckern machen; ſie ſind viel geſchmeidiger, viel mehr Schmeichler als ihre Sklaven. — — Mißfällt dir ein Großer durch ſeinen Stolz, durch ſeinen Ton, durch ſeinen Hochmuth, den er ſelbſt mit der feinſten Höflichkeit verbindet; — ſieh ihn am Hofe, und du biſt dafür genug gerächt; du kannſt ſelbſt der Verſuchung nicht widerſtehen, mit ſeiner Zwergengeſtalt, in die ſeine Größe da zuſammenſchrumpft, Mitleid zu haben.

Die meiſten thun zufälliger Weiſe Gutes; aber aus Eitelkeit, aus Laune, und nur zu oft aus eigennützigen Abſichten, und ihre Wohlthaten werden ſelten dem Tugendhaften zu Theil; ſie nehmen öfter nur auf Den Bedacht, den ſie zur Ausführung ihrer Plane nützen können, der ſie durch Schmeicheleyen gewinnt, und der verächtliche Theilnehmer ihrer Ausſchweifungen und Verbrechen wird.

Ein kecker Schmeichler, deſſen geringſte Sünde die iſt, daß er auf ſein Lebtag die Wahrheit verſchworen hat; ein unnützer Menſch, deſſen Verdienſt ein eitler, flatterhafter Charakter, und zu Allem willige Dienſtfertigkeit iſt; ein Unverſchämter, der wenig weiß, mit Zuverſicht redet, der ſich zudringt, den Geſchäftigen und Unentbehrlichen macht; der Cabalen und Intriquen ſchmiedet; Alles ausſpäht, und zu gleicher Zeit die, denen er ſchadet, und den Mann, dem er zugethan ſcheint, betriegt; — ſo Einer iſt meiſtens ſo glücklich, der Gegenſtand des Wohlwollens, und der Gnade eines Großen zu werden.

Einige machen mit den Großen ſchnell ihr Glück; Leute, die geſtern noch nichts waren, die man nicht kannte, oder es doch nicht zu geſtehen wagte, dieſe glänzen heute, blenden durch einen jähen Schimmer das Auge des Pöbels, und nehmen jetzt ſelbſt Andere in ihren Schutz. — Aber beneide ſie ja nicht um ihr Glück! Sie ſind zu beklagen, wenn ihnen ihr Gewiſſen Vorwürfe macht, und ſchweigt dieſes, ſo ſind ſie ganz unglücklich.

Ein Großer iſt im Stande, ſein Amt, ſeinen Kredit, ſein Glück zu mißbrauchen, um einen Menſchen aus dem Staube zu ziehen, einen Menſchen zu bereichern, deſſen Bekanntſchaft allein ſchon verdächtig macht, und deſſen Freundſchaft ein Verbrechen iſt. —

Guter Jüngling, der du edel denkeſt, ziehe die Ehre großen Aemtern vor, ſchätze die Tugend mehr als Reichthümer, und wähle den Tod vor der Schande!

Die Großen kennen oft ſo gut als andere Menſchen das Verdienſt, und wiſſen es nach ſeinem wahren Werthe zu ſchätzen; ſie wiſſen ihm auch oft Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, und haben Achtung dafür: beſtrebe dich, dieſe zu verdienen; mache, daß ſie dich ſo weiſe, ſo groß finden, daß ſie es nicht wagen, dich durch ihre Gunſt zu demüthigen.

Allein man verſtehe mich hier wohl, und vermenge mit der ſo wandelbaren und oft eigennützigen Gunſt der Großen den weiſen Schutz, die gerechte Unterſtützung eines wichtigen Mannes nicht, womit er einen guten Menſchen beehren, Verdienſt und Talente belohnen, und die Tugend vor den Angriffen des Laſters außer Gefahr ſetzen kann.

Ein Großer, der dich ſchätzet, der an dir Kenntniſſe, Talente, Tugend entdeckt, will dich entweder ſelbſt bedienſten, oder dir durch ſein Anſehen eine Stelle verſchaffen, die deinem Verdienſte gebührt; wollteſt du nun ſeine Unterſtützung nicht annehmen, ſo wäre das unſinniger Stolz, Grobheit, und dumme Frechheit eines albernen Menſchen, der unter zwey Aeußerſten kein Mittel kennt.

Ein Menſch von Ehre muß allerdings eine erhabne Seele haben; aber er muß auch Vernunft, Anſtand, Empfänglichkeit und Dankbarkeit haben.

Es gibt Zeiten, wo der Zutritt zu den Großen leicht wird; es gibt Gelegenheiten, wo ſie ſich bis zur gemeinſten Vertraulichkeit herablaſſen; weiſe immer ihre Gemeinſchaft durch Hochachtung zurück, und verliere deinen Stand nie aus dem Geſichte — am wenigſten deine Pflicht.

Die Gemeinſchaft der Großen iſt gefährlich, für den Gefühlvollen und Empfindlichen demüthigend, und manchmahl empört ſie ſogar das Herz des Mannes von Ehre.

Dieſe Herablaſſung der Großen war oft an dem Sturze, und dem Unglücke eines Unklugen Schuld, der zu ſehr dem Scheine traute, der ſich zu ſehr ihnen überließ, und ſich endlich ganz vergaß. Ein Menſch aus dem Mittelſtande lacht, ſcherzet, und wirft ſich bey einem Großen weg, der ihn nur für den Gegenſtand ſeiner Unterhaltung anſieht; ein einziges Wort, ein Blick weiſet ihn wieder in die Schranken ſeines Standes zurück, und er bleibt auf immer vergeſſen — noch Glück genug für ihn, wenn man ſich damit begnügt, ihn zu vergeſſen.

Habe den glänzendſten Geiſt, die ausgebreitetſten Kenntniſſe, das auffallendſte Verdienſt; werde allenthalben geſucht, gefordert, gebethen, ſo halte dich bey den Großen immer in deiner Sphäre. Dein Verdienſt würde bey Gelegenheit ſonſt zu nichts dienen, als daß man dich mit weniger Schonung behandelte. Man entſchuldigt wohl zu Zeiten einen Unwiſſenden, einen Dummkopf, der ſich verliert und vergißt, denn man verachtet ihn; aber ein Menſch von Geiſt bleibt nie ohne Bedeutung. Wenn ſich ein Großer herabläßt, ſo will er lachen, und ſich unterhalten, und der Mann von Verdienſt ſteht ſeinem Stolze im Wege.

Fliehe die Großen aus Klugheit; bemitleide ſie aus Menſchenliebe; ſey in ihrem Umgange aus vernünftigen Grundſätzen, aus Pflicht Alles, was du nach deinem Verhältniſſe ſeyn ſollſt; verrathe nicht gegen ſie einen boshaften Neid, und vermeide jede Keckheit des Betragens, die davon herrührt.

Ohne kriechend, ohne Sklave zu ſeyn, verehre ihre Würden, ihren Stand, ihr Amt; verehre an ihnen beſonders das Zutrauen, deſſen ſie bisweilen der Regent würdiget, und die Befehle, die er ihnen aufträgt.

Wenn du dich gegen die Großen auf dieſe Art beträgſt, werden ſie zwar immer ernſthaft mit dir ſeyn, und wenig aus dir machen: aber ſie werden dich doch ſchätzen. Der kalte und ernſte Ton der Großen iſt dem rechtſchaffen denkenden Manne oft ſchmeichelhafter, als die beleidigende Freundſchaft, mit der ſie ihn beehren wollten.

Ein Großer mit einem edlen Geiſte, mit ſanftem gefühlvollen Herzen gleicht dem Thaue des Himmels, welcher ringsum die Fluren erquickt — einem Engel unter den Menſchen, den die Gottheit unter ſie ſendete, um überall Glück und Segen auszutheilen.

Der Pöbel, geblendet von Vorurtheilen, ſtaunt die Pracht der Großen an; er iſt ſo ſehr für ſie eingenommen, daß er jede Geberde, jede Geſichtsbewegung, den Ton ihrer Stimme mit gierigem Blicke anſtaunt — und wären ſie größtentheils nur gute Menſchen, ſo würde er ſie wie Gottheiten anbethen.

Sehr viele von den Großen ſetzen ihren Stolz darein, prächtige Gärten und Parks zu bauen, ihre Zimmer mit Gold bekleiden, und ihre Palläſte mit Allem, was ein luxuriöſes Herz ſich wünſchen kann, verſehen zu laſſen; allein Friede und Vergnügen in ein gekränktes Herz zu legen, Freude in den Buſen des Trauernden zu ſchütten, ſchreyenden Bedürfniſſen der Unglücklichen vorzukommen, oder dem Elende Linderung zu verſchaffen, fällt nur Wenigen ein: ihre Neugierde geht ſo weit nicht.

Es koſtet oft den Großen am Hofe ſo wenig, nichts als Worte zu geben, und ihr Verhältniß, in dem ſie mit dem Geringern ſtehen, entledigt ſie ſo leicht der Erfüllungspflicht ihrer ſchönen Verheißungen, daß man ſagen möchte, ſie ſind nur aus Beſcheidenheit nicht noch freygebiger mit ihrem Verſprechen.

Es iſt oft nützlicher, einen Großen zu verlaſſen, als ſich über ihn zu beklagen.

Wer ſagt mir: warum Dieſer eine Quinterne im Lotto macht, oder Jener die Gunſt eines Großen hat? —

Die Großen verachten Leute von Verſtand, wenn ſie ſonſt nichts als Verſtand haben; und dieſe verachten entgegen die Großen, wenn ſie nichts als ihre zufällige Größe haben: — der Gute hat mit Beyden Mitleid, wenn ſie Größe und Verſtand — und keine Tugend haben.

Fürchterlich iſt die Macht des Vorurtheils; es bringt Manchen ſo weit, daß er ſich zum Sklaven herabſetzt, um von einigen Großen geduldet zu werden, da er doch unter ſeines Gleichen mit Achtung und Freundſchaft leben könnte.

Nur Wohlleben, Ueberfluß, und ein immer günſtiges Glück laſſen den Großen noch ſo viele Freude übrig, daß ſie manchmahl über einen Zwergen, einen Affen, einen Blödſinnigen oder ein fades Mährchen lachen können: — minder Glückliche lachen nicht ſo oft zur Unzeit.

Die Leichtigkeit, mit der die Großen faſt Alles, was ſie wünſchen, erhalten; die Zudringlichkeit von Hunderten, ihnen zu dienen; die Niederträchtigkeit, mit der ſo viele Nichtswürdige zu ihren Füßen kriechen, muß endlich in ſo manchem ungebildeten Herzen den Gedanken erzeugen: Ich bin Alles. Daher ſo viele unter den Großen, die nur auf ſich denken, ihrem Hange und ihren Leidenſchaften folgen, und Alles ihren Lüſten und ihrer Bequemlichkeit aufopfern.

Wenn ein Großer um etwas glücklicher als andere Menſchen zu nennen iſt, ſo denke ich, man muß dieſes nur der Macht zuſchreiben, die er hat, Glückliche zu machen, und Wohlthaten zu verbreiten. Wenn ihm Gelegenheit aufſtößt, ſo macht es ihm ſein Glücksſtand zur Pflicht, ſich ihrer zu bedienen; kann er etwas zum Beſten eines guten Menſchen beytragen, muß er ſelbſt

Sorge tragen, daß ihm keine Gelegenheit dazu entwiſcht: betrifft es aber die Sache der Gerechtigkeit, rufen die beleidigten Rechte der leidenden Menſchheit ſeinen Beyſtand an, ſo muß er ſelbſt dem Flehen des Gekränkten zuvorkommen.

Man lobt oft die Großen aus Abſichten, und um ihnen zu zeigen, wie nahe man bey ihnen ſteht; ſelten aus Achtung oder Dankbarkeit; man kennt oft ſogar die nicht, die man lobt. Eitelkeit oder Leichtſinn erhalten oft das Uebergewicht über den Unwillen, den man gegen ſie empfindet; man iſt unzufrieden mit ihnen, und lobt ſie.

Alles, was nicht am Hofe lebt, begreift der ungebildete Große unter dem viel umfaſſenden Worte, der Pöbel, und nimmt ſich damit ein Recht heraus, Alles zu verachten, was nicht in ſeinen Zirkel gehört.

Der Vernünftige weiß, was er mit dieſem Worte für einen Begriff verbinden muß. Das Volk, oder der große Haufe Menſchen, der nicht das Glück hat, den Hof auszumachen, iſt noch nicht der Pöbel: der Pöbel iſt jene Anzahl von Menſchen, die mit den Weiſen, Vernünftigen und Tugendhaften ſtets im Widerſpruche ſtehen — und dieſer Pöbel beſteht aus Großen, wie aus Geringen.

Sehr viele, die man für Große hält, ſind es nur in der Meynung des Pöbels geworden, der ſie nur in der Ferne ſieht, ohne ſich ihnen zu nahen.

Ihre glänzende Außenſeite fällt ihm auf, er bewundert ſie von Weitem, ohne zu wiſſen, daß er von ihnen weder etwas zu hoffen, noch zu fürchten hat.

Der geblendete Pöbel weiß nicht, daß dieſe Großen ſelbſt anderswo das ſeyn müſſen, was er in ihrem Betrachte iſt, um zufälliger Weiſe ſeine Herren ſeyn zu können.

Da die Großen meiſtens mehr Anſehen haben als Macht, ſo ſetzt ſie ein verderblicher und faſt zum Bedürfniß gewordener Aufwand immerfort in die Nothwendigkeit nach Gunſt zu betteln, und verhindert ſie, einen ehrlichen Mann zu unterſtützen, wenn es ihnen auch wirklich nicht an gutem Willen dazu fehlte.

Dazu gehörte, daß ſie ihrem Luxus Gränzen ſetzten, aber der Luxus kennt keine anderen Gränzen, als die Unmacht, zu wachſen; nur die Bedürfniſſe werden eingeſchränkt, um dem Ueberflüßigen nicht abbrechen zu dürfen.

Das gewöhnlichſte der Großen iſt, daß ſie dem gemeinen Manne Furcht einjagen; aber wie bald würde dieſe Furcht verſchwinden, wenn man doch einmahl bedächte, daß Groß und Klein unter einem und dem nehmlichen Gebiether ſtehen, daß Groß und Klein von den nähmlichen Geſetzen beherrſcht werden, und daß dieſe Geſetze ſelten ohne Wirkung ſind, wenn man ſie mit Muth zur Vertheidigung auffordert.

Dieſer Muth iſt aber unter ſo viel Schwachen und Furchtſamen etwas ſehr Ungewöhnliches; es gehört mehr Herzhaftigkeit dazu, eine Macht der Einbildung zu zernichten, als der wirklichen Gewalt tapfern Widerſtand zu thun.

Die Einbildung iſt die Mutter der Furcht, und die Furcht die unermeſſliche Schöpferinn von Chimären. Sie macht Bäume zu Rieſen, vergrößert Alles, und ſtellt uns ſchreckliche Gefahren vor, wo keine ſind. Mancher hätte Herz genug, ſich beym hellen Tage mit Dreyen zu ſchlagen, der bey der Nacht vor einem Schattenbilde die Flucht nimmt. Es kömmt alſo in Allem darauf an: Jedes Ding in ſeiner natürlichen Geſtalt zu ſehen.

Die Furcht der Menſchen herrſcht mehr im Kopfe als im Herzen; und die freywilligen Sklaven machen mehr Tyrannen, als die Tyrannen gezwungene Sklaven machen.

Aus dieſem Grunde, glaube ich, hat man einen Unterſchied zwiſchen Geiſtesherzhaftigkeit und der Unerſchrockenheit des Herzens gemacht — eine ſehr wahre Diſtinction, wenn ſie ſchon nicht allemahl beſtimmt genug iſt.

Muth des Geiſtes beſteht darin, die Gefahren und Uebel, ſo wie das bevorſtehende Unglück ganz ſo zu ſehen, wie ſie ſind, in ihrer natürlichen Lage ohne Vergrößerung und Verminderung, und folglich auch alſo gleich Mittel und Hilfe dagegen vorzuſehen. Sieht man ſie geringer an, als ſie ſind, ſo fehlt es an Erleuchtung des Verſtandes; macht man ſie größer, als ſie ſind, ſo zeigt es von Herzloſigkeit. Die Furcht übertreibt ſie; daher erwachſen ſie endlich in unſern Augen zur ſchrecklichſten Rieſengeſtalt; Tollkühnheit läßt ſie uns nicht in ihrem ganzen Umfange ſehen, und macht ſie oft darum nicht geringer; Verwegenheit und Furcht ſind beyde ſchädlich, und ſetzen uns außer Stand zu ſiegen.

Geiſtesmuth ſetzt oft Muth im Herzen voraus, — ja fordert ihn ſogar; Muth des Herzens hat nur in materiellen Uebeln, in phyſiſchen Gefahren oder in ſolchen Platz, die mit dieſen verwandt ſind.

Muth des Geiſtes wird in den bedenklichſten Umſtänden des Lebens gebraucht. Man wird leicht Menſchen finden, die den augenſcheinlichen Gefahren Hohn ſprechen; aber ſeltner ſind die, die, ohne ſich von einem Unglücke zu Boden ſchlagen zu laſſen, in der Gefahr ſelbſt Mittel finden zu wiſſen, die ihnen einen glücklichen Ausgang zuſichern.

Sah man nicht ſchon Viele mit Siegeslorbern gekrönt aus dem Felde zurückkommen, und am Hofe vor einem ungünſtigen Blicke zittern?

Es gibt Große, die weiter ſonſt gar nichts, als Große ſind, weder Macht, noch Anſehen und Credit haben; dieſe ſuchen durch allerley Wege, durch Bücklinge und Intriguen — die wahren Kennzeichen der Schwäche — an dem Anſehen und dem Gewichte Theil zu nehmen, die ſich der würdige Große am Hofe erworben hat; der ſie aber nur der Rückſicht dankt, die der Staat auf ſeine geleiſteten Dienſte nimmt.

Titel dienen zu nichts, als daß ſie die Zahl unterthäniger Verbeugungen vermehren; der Poſten allein, an dem man ſteht, gibt Macht.

Der Kredit des allerbetiteltſten Großen erreicht oft kaum den Kredit eines viel geringeren Staatsbeamten, und oft hat ein ſehr unſichtbarer Subalterner mehr Einfluß als der glänzendſte Große.

So auffallend dieſe Diſtinction iſt, ſo richtig iſt ſie doch, und die Hofleute ſcheinen ſie mehr zu fühlen, als einzuſehen: ihr Betragen richtet ſich mehr darnach, als ihre Begriffe, denn ſie brauchen gar nicht viel Berathſchlagung darüber anzuſtellen, um zu wiſſen, ob ihnen mehr daran liegt, Dieſem oder Jenem zu gefallen.

Der Pöbel zweifelt ſogar nicht einmahl daran, und dieſes iſt einer der wichtigſten Vortheile der Großen; dieß ſetzt gar Viele in den Stand, alle Dienſte, die man ihnen in tiefſter Unterthänigkeit leiſtet, als einen Tribut ihrer Größe zu fordern.

Nicht aus Furcht allein halten Geringere zurück, und wagen es nicht, bey den Großen auf Erfüllung ihrer Verſprechen, auf Bezahlung ihrer Schulden zu dringen, ſondern ſie ſind in ihrer Meynung von dem Rechte, das ſie dazu haben, nicht genug verſichert. Die Pracht eines Großen blendet auch ſelbſt den Unglücklichen, der ſein Geld dazu hergegeben hat; er fällt vor dem Machwerke ſeiner Hände ehrfurchtsvoll nieder, wie der Künſtler zitternd den Marmorkloß anbethet, den er zum Gott gebildet hatte.

Bricht hingegen ein Sturm über ſo einen Großen ein, trifft ihn ein entſcheidender Streich, und er fällt, ſo wird auch dieſer Pöbel ſein grauſamſter Verfolger. So wie die Ehrfurcht, die man kurz zuvor für ihn hatte, Anbethung war, ſo ſcheint jetzt die Verachtung in Gottloſigkeit überzugehen; es braucht nichts, als daß der Götz zu Boden fällt, und der Pöbel tritt ihn nun unter die Füße.

Die Großen ſind ſo ſehr überzeugt, und wiſſen ſo gut, was ihnen ein glänzender Staat, ſelbſt in den Augen ihres Gleichen, für ein Anſehen gibt, daß ſie Alles thun, dieſen Punkt zu erhalten.

Ein ruinirter Hofmann iſt das verächtlichſte Ding am Hofe, und dieſes geht ſo weit, daß der, der ſich durch die ſchändlichſten Mittel noch erhält, angeſehener iſt, als der, der edel und groß genug wäre, ſich ſelbſt ſtrenge Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen: allein wer erſt die ungerechteſten Hilfsquellen erſchöpft hat, erreicht das höchſte Maß der Verachtung, wenn er unterliegt, denn kein Verbrechen liegt heller vor aller Menſchen Augen, als das mit Unglück begleitet iſt. Die edle Miene, die man vorher an dieſem gefallenen Großen bewunderte, würde ſogleich verlöſchen, denn nichts trägt mehr dazu bey, ein nobles Anſehen an einem Menſchen zu finden, als das günſtige Vorurtheil, der Glaube; er müßte es haben.

Man erlaube mir bey dieſer Gelegenheit eine kurze Bemerkung über das, was edel heißt.

Dieſes Wort bedeutet, wie es allgemein angenommen iſt, etwas Ausgezeichnetes, das über Dinge gleicher Art erhaben iſt. Dieſen Verſtand behält es im Moraliſchen, man mag von Geburt, Wuchs, Anſtand, Manieren, Handlung, Verfahren, Styl, Sprache und dergleichen reden.

Das, was man edles Anſehen (l'air noble) heißt ſollte alſo auch in dem nähmlichen Verſtande genommen werden; aber wie es ſcheint, hat man es zu einem ganz andern Sinne verwendet, und nicht immer den nähmlichen Begriff damit verbunden.

Sehr wahrſcheinlich konnte die edle Miene in der Kindheit einer Nation nichts anders ſeyn, als das Aeußere, das Stärke und Muth verſprach. Dieſe Eigenſchaften gaben ihren glücklichen Beſitzern die Oberherrſchaft über andere Menſchen.

Allein in der Folge der Zeit bildeten ſich Geſellſchaften, die Kinder folgten ihren Vätern in Rang und Anſehen nach, und da ſie nichts mehr zu thun wußten, als die Früchte von den Thaten ihrer Ahnen zu genießen, verfielen ſie in unthätige Weichlichkeit. Der Körper wurde entnervt, und nach und nach verloren ſich die Stämme würdiger Edlen, wovon wir nichts mehr haben, als die ſchaalen Nahmen.

Heut zu Tage iſt ein air noble ein zärtlicher, ſchwacher Körper, beſonders, wenn dieſe Schattengeſtalt eines Menſchen mit beſondern Würden glänzt; denn darin, eigentlich in dem vielverſprechenden Punkte, liegt das heutige Edle.

Man wird in unſern Tagen auch dem wackerſten Athleten dieſen Vorzug nicht mehr zugeſtehen; vielleicht die verbindlichſte Vergleichung, die man mit ihm machen würde, würde die ſeyn, wenn unſere Herrchen aus der großen Welt ſagen würden: Ah! das iſt der ſchönſte Grenadier, den ich in meinem Leben geſehen. Würde aber dieſe Athletengeſtalt auch alle die Zeichen von Menſchenwürde an ſich haben, wie die Natur doch immer ihre Rechte bewahrt, ſo würden alle dieſen kleinen airs nobles unſerer Zeit durch eine Miene von Größe, wie der ſchwache Flimmer des Johanniswürmchen von der Sonne, verdunkelt werden, denn nie werden dieſe Herrchen eine ſolche Größe erreichen. Es iſt ein großer Unterſchied von dieſer nobeln Miene zu andern.

Die wahrhaft edle Miene des Mannes von Macht, Amt und Würde iſt das große Edle, das in ſeinen Zügen liegt, das ſich Allen, die ihn ſehen, kund thut, das Allen Güte des Herzens verſpricht, und — Wort hält.

Gebrauch, den man von der Gunſt der Großen machen ſoll.

Ich habe hier zwar in ſchwachen, doch richtigen Zügen eine Skizze von dem Hofe und den Großen entworfen; weiß man auch nur ſo viel davon, was hier geſagt wurde, ſo iſt es ſchon ſehr einleuchtend, wie vorſichtig, wie gewiſſenhaft man von der Gunſt der Großen Gebrauch machen müſſe.

So manche verunglückte Höflinge mögen immer ſagen, daß die Ungnade, in die ſie verfielen, das Werk der Boßheit ihrer Feinde, oder der Laune des Glückes ſey; man betrachte ſie in der Nähe, und es wird ſich faſt immer beſtätigen, daß ſie ſelbſt Schuld daran waren, daß ſie ſich ihren Fall durch ein unkluges und ſtrafbares Betragen zugezogen haben.

Sie mißbrauchen den Kredit, den ſie bey dem Fürſten, oder den Großen am Hofe haben; — was bleiben ihnen nun noch für Mittel übrig, ſich in der Gnade des Hofes zu erhalten?

Hofgunſt iſt für ſich ſelbſt ſchon ein ſehr gebrechliches Weſen.

Tauſende rathen dieſes Geſchenk dem beneideten Beſitzer zu entreißen; will man es alſo behalten, ſo muß man es ſorgfältig ſchonen, und ſich deſſen nur mit groſſer Vorſicht und Klugheit bedienen.

Wenn du im Beſitze dieſes Gutes biſt, und es nicht verlieren willſt, ſo handle nach folgenden Grundſätzen:

1.) Sey artig, rechtſchaffen und mäßig; Stolz und Unbändigkeit der Leidenſchaften werden Haß und Neid wider dich erregen: Rechtſchaffenheit aber und Mäßigung werden den Menſchen von dir eine gute Meynung beybringen, daß ſie dich deines Glückes würdig halten.

2.) Begehre nie etwas für dich, oder doch ſo ſelten, als es möglich iſt. Wenn der Fürſt, oder der Große, der dich begünſtigt, überzeugt iſt, daß du ihm aufrichtig und ohne Eigennutz zugethan biſt, wird er dich immer mehr ſchätzen, und ſeine Wohlthaten werden deinen Bitten zuvorkommen.

3.) Begehre nichts, als was recht und billig iſt.

4.) Verwende dein Anſehen immer

nur für Leute von Verdienſten, und auch dieſes nicht zu vielfältig.

5.) Fordere nie zur Unzeit, und Alles mit Ehrfurcht und Anſtand.

6.) Bezeuge für die Gnaden, die du erhalten, eine wahre Erkenntlichkeit, und beweiſe durch Verdopplung deines Eifers für den Dienſt deines Gebiethers oder deines Wohlthäters, wie ſehr du die Größe deines Glückes fühleſt.

Handle im Gebrauche der Hofgunſt nach dieſen Grundſätzen, und ſo wirſt du die Großen zwingen, daß ſie dir nie ihr Wohlwollen entziehen.

Eine Warnung gegen Angeber und Spione.

Es iſt wahr, der Mann, der an einem hohen Poſten im Staate ſteht, darf ſein Ohr nicht ganz geheimen Angebungen und Nachrichten, die man ihm hinterbringt, verſchließen, und muß ſtets ſein Urtheil ſo lange zurückbehalten, bis die Wahrheit vollkommen aufgedeckt iſt.

Höre die getreuen Warnungen eines Freundes der Wahrheit — eines Guten, der an deinem Schickſale

Antheil nimmt, und dich noch zu rechter Zeit von den Planen der Kabale und den niedrigen Abſichten deiner Feinde unterrichtet; — oft ein ſehr wenig ſcheinbarer Menſch kann die Geheimniſſe entdecken, woran dir äußerſt gelegen iſt.

Aber man hüthe ſich ja durch furchtſames Mißtrauen, das in dem Herzen eines tyranniſirenden Böſewichts oder des unruhigen Verbrechers oder eines ſchwachen, kleingeiſtigen Menſchen den ängſtlichen Wunſch erzeugt, Alles, was um ihn herum gethan, geſagt und endlich — auch gedacht wird, wiſſen zu wollen, — man hüthe ſich, ſage ich, durch dieſes Mißtrauen bewogen, ſich Spione zu kaufen, jedem Schwätzer oder Verläumder ſein Ohr zu leihen, und ihn für ſchändliche Lügen reichlich zu bezahlen.

Man muß von dieſem ſo gefährlichen Hilfsmittel, die Abſichten ſeiner Feinde, Kabalen und Intriguen zu erfahren, ſehr ſparſam und mäßigen Gebrauch machen; bald übermeiſtert den Menſchen die Furcht, und er bedient ſich ſeiner Macht nicht mehr zum Wohle ſeiner Mitmenſchen, ſondern zu ihrer Unterdrückung; das Leitband, das ihm die Vorſicht anvertraute, die Menſchen damit zum Guten zu lenken, wird in ſeiner Hand zur blutigen Geiſel der Menſchheit.

Unausbleiblich verfolge den falſchen Angeber die gebührende Strafe, wenn er, um zu zeigen, daß es ihm nicht an Kopf fehle, oder von der Fertigkeit Intrigue zu ſpielen, eine Probe abzulegen, erdichtete Nachrichten hinterbringt, oder aus Haß und Neid dem ehrlichen rechtſchaffenen Manne Verbrechen anzudichten wagt. Wir haben in alten und neueren Zeiten und noch in unſern Tagen die redenſten Beweiſe von den traurigen Folgen ſolcher niedrigen Verläumdungen, darunter Staat und Menſchheit und diejenigen leiden, die ſich davon hintergehen ließen.

Verbannung, Gefangenſchaft, Tod.

Der ehrlichſte, rechtſchaffenſte Mann iſt vor ſeinem Falle nicht ſicher; nichts iſt im Stande ihn vor den meuchelmörderiſchen Angriffen der Kabale, der Verläumdung zu ſchützen, wenn ihn einmahl das Schickſal verfolgt.

Wir haben der Beyſpiele nur zu viele, wie die biederſten, edelſten Männer oft ihr Vaterland verlaſſen, oder den Reſt ihrer Lebenstage in ſchrecklichen Gefängniſſen verſchmachten, oder auf dem Schafotte als unſchuldige Opfer der Wuth ihrer Feinde verbluten mußten; und die Menſchen ſind noch immer ſo ſehr die nähmlichen, der Hof — obwohl feiner, doch um nichts weniger beſſer, als daß man ſich etwa einbilden ſollte, in unſern Tagen der Aufklärung wären ſolche barbariſche Ungerechtigkeiten unmöglich.

Ja, Lieber! der du dich mit brennendem Eifer dem Dienſte des Vaterlandes widmeſt, der du mit unerſchütterlicher Treue und einem wahren Heldenmuthe für das Beſte deines Fürſten und deines Vaterlandes dich verwendeſt, mache dich immer gefaßt, nach einer Reihe von traurig durchlebten Jahren, die du dir raubteſt, um ſie deinem Fürſten, deiner Nation zum Opfer zu bringen — mache dich gefaßt, endlich der Kabale zu unterliegen, verbannt, eingekerkert oder zum Schafott geführt zu werden.

Allein, der Weiſe entſetzet ſich über dieſe Begebenheit des Lebens nicht; er hat die Welt und den Menſchen gelernt, und den Fall lange voraus gedacht, der jetzt eintritt; daher kömmt er ihm nicht unerwartet, wie ein unverſehener Blitzſtrahl; er ſieht ſeinem Schickſale kühn entgegen, und trotzet, ſtolz auf das Bewußtſeyn ſeiner Tugend, dem ſcheinbaren Siege der Kabalen.

Verbannung, ſagt der Weiſe, iſt ja eigentlich nur eine Ortsverwechslung, die den, deſſen Herz rein von Vorwürfen iſt, nicht im geringſten kränken muß. Dem ehrlichen, vorwurffreyen Manne ſind alle Länder gleich gut. Er findet überall Erde, die ihm der Schöpfer zur Heimath anwies; und überall gibt ſie ihm, was er zur Lebensnothdurft braucht, was ſeinen Bedürfniſſen genügt.

Wenn du durch einen Streich deines feindlichen

Schickſales gezwungen wirſt, dich in eine Art von Einſamkeit zurückzuziehen, wenn du von dem Hofe, an dem du immer gelebt haſt, abtreten mußt, murre nicht wider dein Verhängniß, brich nicht in unnütze, kindiſche Klagen aus; es dient dir zu nichts als an den Tag zu legen, wie ſchwach du biſt. Verlaſſe lieber mit heiterer Stirne, was du nicht mehr behalten kannſt.

Dem wahrhaft großen Manne wird es leichter von der höchſten Ehrenſtelle abzutreten als ſie anzunehmen; denn er weiß, wie ſchwer es iſt, alle Pflichten ſeines hohen Standes zu erfüllen; und da er ſeine Stelle ohne Anhänglichkeit beſaß, ſo verliert er ſie auch ohne Schmerz und Traurigkeit.

Die Zufälle, die ihm ſeine Stelle rauben, und die man ſonſt Unglück und Ungnade zu nennen pflegt, ſieht er als die nächſte Urſache ſeiner Glückſeligkeit an; befreyt nun von den tauſend drückenden Sorgen, und von den mit ſeinen Poſten verbundenen Unruhen, fängt er an das Angenehme der Freyheit zu koſten, und jene glückliche Ruhe zu genießen, die ein friedliches, unſchuldiges Leben gewährt.

Faſt eben ſo, wie mit der Verbannung, verhält es ſich auch mit der Gefangenſchaft.

Gefängniſſe, darin man die nöthigen Dinge erhält, und auch noch etwas Geiſtes-Nahrung geſtattet wird, müſſen für nichts anders angeſehen werden, als eine Klauſe, wo man der ſtillen Ruhe genießt, wenn man ſich in die Zeit zu ſchicken weiß, wo man aber gewiß elend iſt, wenn man ſich dem Schmerz und der Traurigkeit überläßt.

Wenn man ein reines Gewiſſen hat, ſo iſt es gefehlt, wenn man ſich einbildet, elend zu ſeyn, weil man vielleicht in einen geringern Raum Erde als vormahls eingeſchränkt iſt.

Einem Karthäuſer gefällt es in ſeinem Zellchen ganz wohl; obwohl es ihm das Geſetz ſeines Ordens verbiethet, dieſen Käfig zu verlaſſen.

Aber warum das? — Er hat ſich das zur ſüßen Gewohnheit gemacht, was Andere für unerträgliche Knechtſchaft halten würden.

Möchte der Gefangene eben ſo viel Herrſchaft über ſich haben, um wie der zufriedene Karthäuſer zu denken, und er wird weder eingeſchränkter noch freyer als dieſer ſeyn.

So würde man als ein Vernünftiger handeln; aber beſſer noch iſt es, als ein guter Chriſt zu handeln, und in dem großen Weltleben nach den Grundſätzen, die uns die Religion ins Herz legt, zu handeln.

Ohne mir den Vorwurf zuzuziehn, ich wolle hier im Prediger-Ton ſprechen, glaube ich ſicher, dieſe ſchöne Stelle aus dem Tertullian anführen zu dürfen, der, da er zu den Chriſten, die des Glaubens willen in ſchrecklichen Gefängniſſen eingeſchloſſen waren, redet, ſo ſprach:

Betrübet euch nicht darüber, daß ihr von der Welt abgeſondert ſeyd; denn, wenn ihr überzeugt ſeyd, wie ihr es auch ſeyn ſolltet, daß die Welt ein wahrhaftes Gefängniß iſt, ſo werdet ihr in euren Kerkern viel freyer ſeyn, als in der Welt.

Indeſſen gibt es wenig Menſchen von ſolcher Geiſtesgröße, die ſich als Weiſe in dieſem Falle betragen; viele, wenn ſie auch unſchuldig ſind, betrüben ſich während ihrer Gefangenſchaft wie Kinder, die man allein in ein Zimmer verſperrt hat; denn ſie ſehen den Stand, in dem ſie ſich befinden, als eine aufgelegte Strafe an und als den Triumph ihrer Feinde; allein ihr Schmerz iſt nur die Folge ihrer verwundeten Einbildung. Man muß bedenken, ob denn die Gefangenſchaft für ſich ſelbſt ſchon ein großes Uebel iſt, und ob es nicht von uns abhängt, einen guten Gebrauch davon zu machen, ohne ſich darum zu bekümmern, was Andere davon halten, derer Meynung uns nicht unglücklich machen kann.

So urtheilt der geſunde Verſtand von der Sache; er nimmt ſie immer von der guten Seite, und ſo befindet er ſich in dem nähmlichen Zuſtande glücklich, worin ſich ein Anderer gränzenlos elend dünken würde

Auch der Tod kann den Weiſen nicht ſchrecken; er ſah ihn ſo lange vor, als er lebte; er hat ſich ihn ſo tief gedacht, daß er ihn in keiner Stunde überraſchen kann.

Alſo käme es nur auf die Geſtalt an, in der er erſchiene; aber auch dieſe wird ſeine Faſſung nicht verändern, denn er weiß, nicht die Art des Todes macht den Tod ſchrecklich, ſondern die Lage des Menſchen, in der er ihn antrifft.

Der Weiſe iſt hinaus über die Vorurtheile gemeiner Menſchen, und weiß, daß die Unſchuld weder durch ſchändliche Ketten, in die man ſie wirft, noch durch die Hand des Nachrichters entehrt werden kann; Schande klebt nur dem an, der mit dem Bewußtſeyn eines Verbrechers die Todesſtätte betritt, und er ſtirbt ſo verächtlich auf dem glänzenden Bette im Pallaſt, wie auf dem Schafott; allenthalben nimmt er ſeine ſchändlichen Thaten mit in die Erde.

Es gereicht wirklich zu mehr Ehre, neben der gekränkten Unſchuld auf der Schandbühne zu ſtehen, oder ſie ins Zuchthaus zu begleiten, als mit einem viel betitelten Schurken an der Tafel zu ſpeiſen, und an ſeiner Seite durch die Straßen der Stadt zu fahren.

Unverdiente Strafen entehren die Tugend nicht, und die grauſamen Werkzeuge des Henkers machen ſie ſo wenig unehrlich, als glänzende Titel, Sterne und Bänder den Böſen zum ehrlichen Manne machen. Nur deſto glänzender tritt ſie wieder hervor, wenn die Sonne die dicken Finſterniſſe des Vorurtheils und der Bosheit durchbricht, und elende Schlangenſeelen wieder in ihre Klüfte ſich verkriechen, und die ſcheußlichen Geſpenſter, die den Unſchuldigen peinigten, zurück in die Hölle fliehen.

Das Gold bleibt Gold, wenn es auch im Koth getreten, ein eckelhaftes Anſehen bekömmt, und mit Schlamme bedeckt iſt; der es findet und ſeinen Werth kennet, freut ſich deſſen.

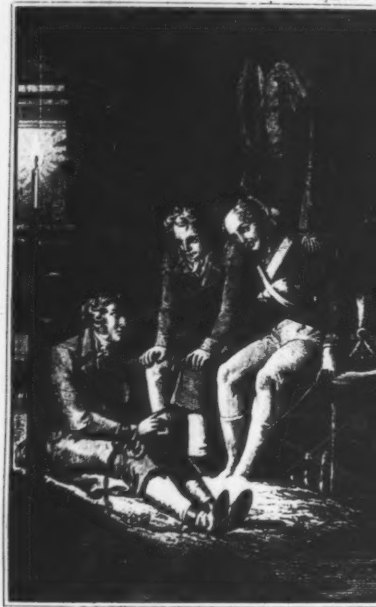
Es muß den Böſen nicht wenig ärgern, wenn er uns frey von Vorurtheilen gemeiner Menſchen, all ſeinen Drohungen, all ſeinen Angriffen trotzen ſieht; wenn er ſieht, daß er uns weder durch ſchimpfliche Strafen, noch durch den Tod ſelbſt etwas von unſerm Werthe abgewinnen kann, indeſſen er keine Minute ruhig ſeyn kann, jeden Augenblick zittert und in banger Erwartung ſteht, ſeine Schande, die er im Buſen mit ſich herumträgt, werde offenbar, und die Schreckniſſe einer verdienten Strafe, und des Todes umfangen ihn, wie eine fürchterliche Schlange, die ſich um ſeinen Leib windet.

Inhalt.

Seite
Mit leichtfertigen, kleingeiſtigen Menſchen muß man nie Umgang pflegen 5
Vorſicht und Klugheit in Geſchäften. 6
Ueber das, was man bey den wichtigſten Unternehmungen zu beobachten hat 9
Vom Stillſchweigen. 12
Hoffnung und Verzweiflung 16
Unentſchlüßigkeit 18
Voreiligkeit im Urtheile. 19
In wichtigen Dingen muß man mit Bedachtſamkeit reden. 22
Ueber die Art, wie man mit Jenen handeln ſoll, die uns in irgend einem Geſchäfte gedient haben. 23
Vorſicht bey Ertheilung der Atteſtate und Beglaubigungsſchreiben 24
Ueber das Verhalten bey nicht vorgeſehenen Zufällen 26
Neugierde 28
Von dem Aeußerlichen des Menſchen 31
Ueber die Leidenſchaften, von denen ſich alte Leute noch beherrſchen laſſen 39
Ueber das Betragen gegen den Undankbaren . . 44
Der Böſe darf ſich nie von uns Unterſtützung hoffen 46
Man muß die Rechte der Tugend vertheidigen . . 48
Pflichten derer, die in hohen Würden ſtehen . . 51
Wohlthaten, Vergeltung und Ertheilung der Dienſte 53

Seite

Ueber die Art, Jemanden ſein Geſuch zu bewilligen oder abzuſchlagen 55
Nur in der höchſten Noth darf man ſich der Liſt bedienen 57
Gefühle, die der Umgang mit unſern Mitgeſchöpfen, und ihr Gebrauch uns einflößen ſoll. 61
Privatleben, und jenes der großen Welt . . 63
Von der Höflichkeit und was man Wohlſtand nennt 68
Vermiſchte Grundſätze und Gedanken über die Höflichkeit. 82
Schmeicheley 86
Umgang mit dem ſchönen Geſchlecht. 89
Vom Kredit 107
Ueber die Lectüre. 116
Der Hof. 122
Am Hofe muß man mißtrauiſch ſeyn. . . . 144
Von den Großen. 147
Gebrauch, den man von der Gunſt der Großen machen ſoll. 167
Eine Warnung für Angeber und Spione. . . 169
Verbannung, Gefangenſchaft, Tod. . . . 171



Joh. Geiger

Ich nenne mich Karl Mannthal.

Copien
nach
# wahren Originalien
menſchlicher Charaktere.

I. Theil.

Szenen aus der Natur.
Ein Volkslied am Morgen.
Die Verſorgung in der Stadt.
Er war arm und doch reich; denn ſein Reichthum war ſein Kind.
Ein Lied, das Thema im Kerker ſang.
Betty, und ſie war verführt.
Wiegenlied an ein Mädchen.
Betty; ach! ſie hatte keinen Vater mehr.
Mein Geſang ꝛc. ꝛc.

Von
Hofrath v. Eckartshauſen.

Wien, 1831.
Bei Anton v. Haykul, Buchdrucker,
und bei
Mich. Lechner, Univerſitäts-Buchhändler.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

Ak 2275 - 16-18

Hofrath v. Eckartshauſen's

Schriften.

Sechzehnter Band.

Copien
nach
wahren Originalien menſchlicher Charaktere.

I. Theil.

Szenen aus der Natur.
Ein Volkslied am Morgen.
Die Verſorgung in der Stadt.
Er war arm und doch reich; denn ſein Reichthum war ſein Kind.
Ein Lied, das Thema im Kerker ſang.
Betty, und ſie war verführt.
Wiegenlied an ein Mädchen.
Betty, und ſie hatte keinen Vater mehr.
Mein Geſang ꝛc. ꝛc.

Wien, 1831.
Bei Anton v. Haykul Buchdruker,
und bei
Mich. Lechner, Univerſitäts-Buchhändler.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi

Copien
nach
# wahren Originalien
menſchlicher
Charaktere.

Erſter Theil.

Sollte ſich Einer oder der Andere auch wider meinen Willen getroffen finden, ſo denke er, daß es nicht meine Schuld, ſondern die Schuld des Zufalles und der Aehnlichkeit iſt, und begnüge ſich mit dieſer meiner Erklärung, daß ich es ſo wenig mit böſer Abſicht gethan habe, als hätte ich einen Pfeil von Ungefähr über ein Dach geſchoſſen, und hätte ihn verwundet, oder aber als wäre ich ein Mahler geweſen, hätte Menſchenzüge gezeichnet, und hätte die ſeinigen getroffen, —

Shakeſpeare. — —

Mit wahrem Wonnegefühle vernahm ich, daß ſich manche um die Fortſetzung meiner Blätter erkundigten, und meine Erzählungen, die ich eine Zeit lang unterbrach, wieder zu leſen wünſchten. Ich ſetze ſie mit dem Vergnügen wieder fort, mit welchem ich ſie vor einigen Jahren anfing. Freude iſt es für meine Seele, und Belohnung für mein Herz, wenn ich nur zu einer halben vergnügten Minute eines einzelnen Menſchen beytragen konnte.

Was kann ich für die Menſchheit thun, als erzählen? — Im Ganzen bin ich ſo ein unbedeutendes Ding, das vielleicht nicht im Stande iſt, eine Mücke glücklich zu machen. — — Aus meinen Erfahrungen ſollen Andere klug werden; aus meinen Thorheiten Andere lernen, was Thorheit iſt. Aufrichtig handle ich mit der Menſchheit, gewiß und Jedem will ich wohl, wer er auch immer ſeyn mag: nur wollt' ich wünſchen, daß ich die Menſchen auch ganz überzeugen könnte, daß ich nie die Wonne des Lebens wahrhaft fühlte, als in den Stunden, in denen ich der Tugend getreu war. Entfernt von ihr, iſt jedes Vergnügen nur ein Scheingut; es lohnt uns bald mit Bitterkeit, und überzeugt unſre Herzen, daß die Geſetze, die die Religion in unſere Seele legte, Geſetze der Liebe ſind, ohne welche die Menſchheit nicht glücklich ſeyn kann.

Nie fühlte ich mich größer, nie war ich ein beſſerer Menſch, Gatte, Vater und Freund, als in der Stunde, in der ich aufmerkſam auf ihren Zuruf war; nie hingegen fühlte ich mich elender, nie weniger werth im Zirkel der Menſchen zu leben, als wenn Irrthum mich von ihren Wegen entfernte. O könnte ich dieſes Gefühl Jedem einflößen, Jedem laut ſagen, daß nur Rückkehr zur Tugend der Weg zum wahren Glücke ſey.

Wir klagen über das Elend der Welt, und wir ſind ſelbſt die Schöpfer unſers Elendes. Wären wir unſern Pflichten getreu, liebten wir Gott und unſern Nächſten, o wie glücklich wäre unſer Leben! — Gott verlangt ſo wenig von uns. — — Dankbarkeit und unſer eigenes Glück, dieß iſt Alles, was er fordert.

Mangel ſeiner Selbſtkenntniß und unſers wahren Wohls ſind die Urſachen unſrer Verirrungen; Leichtſinn, ſchlechte Erziehung, Mangel an Unterricht, und böſe Beyſpiele entfernen uns von ihm: und er harret unſer, lächelt uns zu, daß wir wieder zurückkehren. — — Doch über langes Moraliſiren ſchläft man gern ein; Beyſpiele bewegen beſſer, ſind anſchauender und reizender. Ich ſammelte herrliche und auffallende Beyſpiele: ich will ſie mahlen dieſe Gemählde engliſcher Schönheit; — o möchte ein Engel meinen Pinſel führen, und dem Gemählde den Geiſt geben, der die Menſchheit rühret! — —

Szenen aus der Natur.

Der Aufgang der Sonne.

Wer kann die Sonne aufgehen ſehen, ohne die Majeſtät der Gottheit zu bewundern? Wie herrlich hangen die Thautropfen an den Blumen! Wohlgerüche düften in den Gründen. Die Lerche hebt ſich in den Feldern empor, und ſingt ihr Morgenlied. Der Bach rollt mit ſchaumenden Wogen die grünen Wieſen hinab, und tauſend und tauſend Funken glänzen auf ſeinen Fluthen. — — Für wen iſt dieſe Herrlichkeit bereitet? Für uns Alle — — für den König, wie für den Bettler.

Wir ſind alſo in Gottes Augen Alle gleich: welch ein erhabener Gedanke! — — So ſagte ſich Thomas, ein alter Bauer, der mit ſeinem Nachbar einen Prozeß hatte. Er ging hin, klopfte an ſeine Thür, fiel ihm um den Hals, und verglich ſich mit ihm. Wir wollen wieder Freunde ſeyn, ſagte er, denn wie könnte ich länger auf dich zürnen, da du Gottes Kind biſt, wie ich; da dieſe ſchöne Sonne über deinen Scheitel glänzt, wie über den meinen, da Gott unſer beyder Vater iſt. — —

Ein Volkslied am Morgen.

Ruhig, ſorglos, ohne Kummer
lagen wir im ſanften Schlummer,
in dem Schooß' der ſtillen Nacht:
nun ſind wir am heitern Morgen
zu der Freude, nicht zu Sorgen
wieder fröhlich aufgewacht.
Ruh' erquickte unſre Glieder;
munter nun zur Arbeit wieder!
Arbeit ſchafft dem Menſchen Brod,
und wird uns der Höchſte ſegnen,
wird das Brod wie Manna regnen;
unſer Vater iſt ja Gott.
Um euch, liebes Weib und Kinder!
wird die harte Arbeit linder:
Gott, der uns den Segen gibt,
läßt uns das, was wir genießen;
o gewiß — gewiß erſprießen,
denn er iſt es, der uns liebt.
Vor ihm wollen wir ſtets wandeln,
ſtets nach den Gebothen handeln,
uns dem Glauben gänzlich weih'n:
keinen Menſchen je betrüben,
unſre Feinde ſelbſt noch lieben,
und in Gott dann fröhlich ſeyn.

Alles, was wir thun, ſoll Bitte,
jeder unſrer kleinſten Schritte,
ſoll dir, Gott! zum Opfer ſeyn.
Gib uns deinen heil'gen Segen,
lächle uns mit Gunſt entgegen,
und laß uns des Lebens freu'n! —

Die Verſorgung in der Stadt.

Schön und angenehm war die Gegend, in der Thema lebte. Die Seine floß durch das blumenvolle Thal, wo das unſchuldige Mädchen die Tage ihrer erſten Kindheit wegtändelte. Rings um die Wohnung ihrer Eltern ſtanden wonnevolle Gebüſche. Hier ſah man keine prächtigen Palläſte; die Werke der Eitelkeit und des Stolzes verbargen ihre Wipfel nicht in den höchſten der Wolken; das Geraſſel der Caroſſen ſtörte hier den Denker nicht in ſeiner Ruhe, und außer der Flöte des Schäfers, und dem Geblöcke der Lämmer und den Liedern der Vögel und dem Rauſchen der Bäche hörte man hier kein Getümmel.

Keine blaſſen Geſichter, ausgezehrt von Wolluſt und Gelüſten, ſchlichen mit langſamen Schritten in dieſer Gegend, liebevolle Mädchen, munter und leicht, ſammelten ſich am Morgen, und ſangen Wonnelieder beim Aufgange der Sonne. Niedlich und rein war ihr Putz, ungeſchmünkt ihre Wangen — nachläßig das Spiel der Weſtwinde in ihren Haaren. — Ihr Spiegel war die Quelle oder der Bach, und eine Blume blühte an ihrem reinen Buſen. — Unter dieſen Kindern der Unſchuld war Thema. Sie übertraf die Mädchen der Gegend an Schönheit und Tugend — gleich der Roſe, die ihr Haupt aus dem Gebüſche hervorhebt, und die andern Blumen an Schönheit beſchämet, die die tauſendfarbigen Fluren decken. Ihr Wuchs war ſchlank, zart waren ihre Glieder; ihre Haare glichen der Brombeere an Schwärze; lang floßen ſie ihren Rücken hinunter, und waren mit Bändern durchflochten und mit Roſen beſteckt. Unſchuldig war ihr Auge und ſchmachtend ihr Blick. Sie war im vierzehnten Jahre, und kannte die Liebe noch nicht. Wenn ſie ſchlummerte, ſo ſah ſie in ihrem Schlafe ihre Lämmer und ihre Heerde; ſie träumte von den Blumen, die ſie pflückte, und von den Gegenden, wo ſie ſpielte. Ohne Sorge erwachte ſie am Morgen; ihre Augen öffneten ſich freudig dem aufgehenden Lichte der Sonne. Mit einem Worte: ſie wachte am Morgen ohne Sorge auf, und legte ſich am Abend ohne Kummer nieder. Alles, was ſie ſah, war ihr werth. Bald pflückte ſie Blumen und flocht Kränze davon für ihre Eltern; bald wählte ſie verſchiedene Bänder für ihre Geſpielinnen; bald putzte ſie ihr Lämmchen und zierte es niedlich mit Bändern und Blumen.

Lykas war ihr Vater — ein edler, wackerer Mann, arm, aber gut. Seine Hütte ſtand jedem Reiſenden offen; ſeine Früchte und ſein Brod theilte er mit jedem Dürftigen. Er hatte viele Kinder. Thema war die älteſte ſeiner Töchter.

In der Nachbarſchaft lebte eine Gräfin; ſie ſah Thema, und gewann ſie lieb. Gebt mir eure Tochter, ſagte ſie zu dem alten Lykas, ich will ſie verſorgen; ihr habt ohnehin viele Kinder. Ich gebe euch meine Tochter nicht gerne, ſagte der Alte; ſie iſt mir lieb. Ich will es, ſagte die Gräfin; es ſoll euer Unglück nicht ſeyn. Nun mußte Thema fort. Da weinte ſie zum erſtenmahle; ſie weinte um ihre Geſpielinnen, um ihre Blumen und um ihre armen Lämmchen. Armes Kind! — —

Schon war ſie in der Stadt, und ſie weinte noch immer. Am Morgen floßen ihre Thränen, und bey der Nacht ſaß ſie am Fenſter, ſah die Sterne an, und weinte wieder.

Es war an einem Morgen, da kam ein junger ſchöner Mann auf ihr Zimmer. Sie ſah ihn das erſtemahl, und kannte ihn nicht. Gutes Mädchen! fing er an, du daureſt mich.

Thema.

Ich Dich dauern! — Wer biſt du? Du mußt recht gut ſeyn. Ich dich dauern! da weinte ſie nun ſtärker.

Der Fremde.

Trockne Deine Thränen! Sie ſchmerzen mich.

Thema.

Dich ſchmerzen! — Du nimmſt alſo Antheil an meinem Kummer? Da fiel ſie ihm um den Hals und weinte wieder, und der Fremde küßte ſie. Erzähle mir, fuhr das Mädchen fort, von meinem Vater, von meinen Schweſtern; und er erzählte ihr, und nun war ſie ihm gut — von Herzen gut. Oft wünſchte ſie ſich ſtets um ihn zu ſeyn, und er kam faſt jeden Abend wieder, und ſagte ihr, daß er ſie liebe.

Das freut mich, erwiederte das Mädchen: ich liebe Dich auch, ſo wie ich meine Schweſtern liebe, und Du liebſt mich, wie mich mein Vater liebte.

Der Fremde.

O ja!

Thema.

O wie bin ich nun glücklich, nun biſt Du meine Freude.

Da nahm ſie eine Blume aus ihrem Buſen und ſteckte ſie ihm in die Haare, und ſpielte mit ſeinen Locken.

Die Gräfin war abweſend. Der Tod eines ihrer Verwandten nöthigte ſie nach London zu gehen. Ganze vier Monathe blieb ſie aus. Mittlerweile hatte Thema jeden Abend einen Beſuch von ihrem Freunde. Ungeduldig erwartete ſie die Stunde, in der er kam, und genoß Wonne in den Armen der Liebe. Nun kam die Gräfin wieder; und freudig hüpfte ihr Thema entgegen; aber ein fürchterlicher Blick ſcheuchte ſie zurück. Fort! ſprach ſie, fort, Du Unverſchämte! ich weiß Alles.

Thema.

Was weißt du? — Daß ich liebe — das darfſt Du ja wiſſen: ich kam ja nun, um es Dir ſelbſt zu ſagen.

Gräfin.

Unverſchämte! was getrauſt Du Dich! — Mein Mann — —

Thema.

Dein Mann! — — da ſank ſie ohnmächtig hin, und unbarmherzig ſchleppte man ſie fort, und als ſie erwachte, war ſie in einem finſtern Kerker. Da ſtreckte ſie nun vergebens ihre Arme aus, vergebens rief ſie da um Mitleid; Alles, was ſie umgab, war hart, wie das Eiſen, das ihre Hände feſſelte.

Ach wie ſchwer iſt der Traum, den ich träumte! ſagte ſich das Mädchen; denn ſie kannte die Menſchen zu wenig, um zu glauben, daß alles dieß Wahrheit ſey. Kröten waren ihre Vertraute, und Nattern ihre Geſpielinnen. Mit dieſen theilte ſie das ſchlechte Brod, das man ihr gab. Sie ſpielte mit den Nattern, wie mit den Lämmern, ſpielte, und kannte nicht die Schädlichkeit dieſer Thiere. Nur ſeufzte ſie manchmahl tief um ihren Vater, um ihre Schweſtern und ihren Geliebten.

Als ſie einſt ſtarr in Gedanken ſaß, kam eine der giftigſten Vipern, und näherte ſich ihr. Da haſt du Brod, ſagte Thema, ſonſt habe ich nichts. Es hungert dich, armes Thier. Da ſtreckte ſie ihren Arm nach dem Wurme, und ſtreichelte ihn, und er wand ſich mit Krümmungen um ihren Arm, und Thema küßte das Thier, das ſie tödtete. Eine Schleife aus ihrem Haare wand ſie dem Wurme um ſeinen Leib, und zierte ihn damit, wie ſie einſt ihr Lämmchen zierte. Sanft in ihrem Buſen geſtattete ihm Thema täglich ſeine Wohnung, bis endlich der Undankbare ſie mit ſeinem Stachel verletzte. Grauſamer! ſchrie ſie, ich habe dir Gutes gethan, und du lohnſt mir ſo! — Da ſchwoll ihr Buſen hoch, und tödtend drang das Gift in ihr Herz. Sie röchelte, und die letzten Worte waren: mein Vater! — meine Schweſtern! — mein Geliebter! —

Zur Erde geſtreckt fand man die Todte, und Lächeln der Unſchuld war noch auf ihren kalten Lippen. Man öffnete ihren Körper, und unter ihrem Buſen lag ein Kind der Liebe — getödtet, eh es die Sonne ſah. Von Niemanden beweint, verſcharrte man die Unglückliche auf dem Kirchhofe, und die Dame ging täglich zum Spiel, und der Graf auf die Jagd und zu Mädchen. Sie ſpielten und lachten, aßen und tranken, als wenn nichts geſchehen wäre. Es geſchah auch wirklich nichts für die Stadt, wo man die Verführung der Unſchuld für nichts hält, und wo die Tugend ſo wenig Werth hat.

Er war arm und doch reich; denn ſein Reichthum war ſein Kind.

Gedrückt unter der Laſt der Jahre ſeufzte der alte redliche Simon. Er war ein armer Taglöhner, und das Tagwerk ſeines Lebens war mühſelig und hart. Er lebte ſeine Tage über ſparſam, denn was kann der Arme ſich zu Gute thun, der mit der harten Arbeit ſich ſo wenig verdient, daß er kaum ſein Leben friſten kann?

Doch war er in ſeinen jungen Jahren vergnügt; ſein Gewiſſen laſtete ihn mit keinem Vorwurfe; er erfüllte die Pflichten ſeines Standes, und dankte Gott aus redlichem Herzen für ſeine Geſundheit. Simon hatte ein gutes Weib; aber ſie ſtarb: nun hatte er Niemanden mehr als eine Tochter. Sie diente. Einſt ward ihr Vater krank; ſie mußte den Dienſt verlaſſen; ihre Pflicht rief ſie zurück. Ihr Vater iſt ohne Unterſtützung, wer ſoll ihm helfen als ſein Kind? —— Sie kam zurück in die Stadt, da war ſie nun bey ihrem alten kranken Vater im fünften Stockwerke. Ein hölzerner Stuhl, ein ſchlechter Tiſch, ein Strohſack und eine wollene Decke waren all ſeine Geräthſchaften. Er konnte ſein Lager nicht mehr verlaſſen, konnte ſich nichts mehr erwerben: er lebte von der Handarbeit ſeiner Tochter; ſie ſpann und ſtrickte. Das, was ſie erwarb, war nicht hinlänglich für Beyde. Sie aß nur alle drey Tage eine

Waſſerſuppe, damit ſie doch täglich etwas weniges von einer Fleiſchſuppe ihrem Vater reichen konnte, Gutes Kind! ſagte der alte Vater, du gibſt mir ja Alles, und du behälſt nichts für dich — — o daß es auch Gott ſegnen möchte! erwiederte die fromme Tochter, und küßte ihren alten Vater, und eine Thräne netzte ſeine ſtarre Hand. Gott wird es vergelten — vergelten! — ſo ſprach er, und ſtarb. Gram und Verdruß und der lange Krankendienſt erſchöpften das Mädchen ſo, daß es auch ſehr ſchwer erkrankte. Nun war die Arme faſt ganz ohne Hilfe: eine alte Nachbarin beſuchte ſie von Zeit zu Zeit, und gab ihr manchmahl ein Stück Brod und Waſſer.

Doch murrte das gute Kind nicht wider die Vorſicht; ihr ganzes Gebet war: — Gott! du weißt es, warum dieſes Alles geſchieht. Das Mädchen ward von Tag zu Tag kränker; man holte ihr einen Geiſtlichen. Dieſer Mann, der ein würdiger Prieſter war, erzählte dieſe Geſchichte bey einem ſeiner Freunde, einem wohlhabenden Bürger und Witwer. Das muß ein recht gutes Geſchöpf ſeyn, ſagte er; ſo ein Mädchen wünſcht' ich mir zum Weibe. — Da ging der Bürger hin, ſah das kranke Mädchen, tröſtete es, und ſorgte von Stund an für deſſen Unterhalt. Sie ward bald wieder geſund, und er heirathete ſie. Dieſe gute Tochter iſt nun ſo ein gutes Weib, als ſie ein frommes gutes Kind war, und der Bürger, der bey der Wahl ſeiner Gattin auf Tugend und Frömmigkeit dachte, iſt mit ihr ſo glücklich, als es ſein redliches Herz es verdient.

Ein Lied, das Thema im Kerker ſang.

O wie düſter ſind die Mauern!
O wie ſind die Ketten ſchwer!
Muß ich wohl hier ewig trauern?
Blüht mir keine Hoffnung mehr? —

Armer Vater! wenn ich könnte
Nur dich einmahl wieder ſeh'n;
Schweſter! — nach der ich mich ſehnte,
O du höreſt nicht mein Fleh'n.

Lämmchen! das auf holder Weide
Noch vor einem halben Jahr'
Meine ganze Seelenfreude,
Meine ganze Wonne war:

Lämmchen! ach könnt'ſt du es wiſſen:
Wie ich nun ſo elend bin?
Meine Stunden zu verſüßen,
Denk' ich mich oft zu dir hin.

Ganz entfernt von Freud und Wonne
Leb' ich hier in düſtrer Nacht:

Sehe nie die holde Sonne,
Nie der Fluren edle Pracht.

Meine Gefährte iſt die Schlange;
Gräßlich ſchlingt ſie ſich um mich
Und doch wird mir niemahl bange,
Auch die Schlange liebe ich.

Lieben muß ich — meiner Seele
Iſt's Bedürfniß — dieſes Thier:
Wenn ich ſo die Stunden zähle,
Iſt's getreu, und ſtets bey mir.

Gräßlich ſind wohl ihre Blicke,
Doch ſcheint er mir manchmahl ſchön;
Könnt' ich dieſes Wurmes Glücke
Doch in ſeinen Augen ſeh'n!

Oft vergeß' ich der Gefahren,
Streichle ihn mit ſanfter Hand;
Winde ihm von meinen Haaren
An den Hals ein Roſenband.

Küß' ihn dann, und glaub' zu küſſen —
Gott! ein Weſen, das mich liebt.
Nur die Liebe zu vermiſſen,
Iſt, was mir Verzweiflung gibt.

Iſt die Liebe denn Verbrechen?
Nein, Natur! du ſagſt es mir:

Alles muß von Liebe ſprechen,
Liebe iſt ja ganz in ihr.

Doch Verführung — welch ein Nahme!
Gott! die Täuſchung kannt' ich nicht.
Rein war meiner Liebe Flamme —
Gott! — ich höre, wie er ſpricht.

Liebe ſchwur er mir, und ſagte,
Daß ich Alles für ihn ſey.
Wenn ich ihm den Kummer klagte,
Ward mein Herz von Sorge frey.

O wie liebt' ich! — welche Scene
War die, als er bey mir war!
Ach wie oft floß eine Thräne
Auf ſein blondes Lokenhaar! —

Ganz ward ich für dieſes Weſen:
Keine Täuſchung, keinen Trug
Konnt' ich in dem Manne leſen,
Für den dieſer Buſen ſchlug,

Und doch konnte er betrügen,
Und mich Arme hintergeh'n!
Könnt' ich doch im Grabe liegen! —
Liebe — — das war mein Vergeh'n.

Ach wie grauſam war ſein Scherzen,
Das mich grenzlos elend macht:

Doch Verzeihung ſeinem Herzen,
Wenn er jenſeits auferwacht,

Doch ich lebe nicht, ich träume,
Meiner Ahndung trau' ich kaum:
Wenn ich All's zuſammen reime,
War mein Seyn ein ſchwerer Traum.

Betty, und ſie war verführt.

Eine Erzählung.

Dreyßig Meilen ungefähr von London entfernt lag ein Dorf, hier lebte Jalop, ein Landmann. Erſchöpft durch mühſame Arbeiten und entkräftet durch Alter, genoß er der Ruhe in den Armen ſeiner Kinder. John nannte ſich ſein jüngerer Sohn, der zwanzig Sommer alt war, und Betty nannte ſich ſein Mädchen, das erſt den vierzehnten Frühling ſah.

Unbeſchreiblich war die Sorgfalt dieſer guten Kinder für ihren alten geliebten Vater. Dieſer dankte der Gottheit jeden Tag, daß ſie ihm Kinder gab, wie John und Betty waren.

Auf Jalops Stirne war heitere Ruhe; ſein Auge verkündigte, daß er arm und ohne Vorwürfe alt geworden. In Johns Blicke war Jünglingsfeuer, und

Redlichkeit auf ſeinen Wangen, und in Bettys Zügen war Sanftmuth und lächelnde Unſchuld.

John und Betty waren glücklich durch die Unſchuld ihrer Sitten, und Jalop war es durch das Bewußtſeyn ſeiner Tugend. In den Armen der Liebe fühlte der alte Vater die Schwachheit des Alters nicht; ſein immer heiterer Blick, ſein munterer Geiſt ließen ihn die lange Reihe der Jahre vergeſſen, die er lebte. Reich genug, um den wenigen Bedürfniſſen der Natur zu ſteuern, nährte ſich dieſe Familie durch ihre Arbeit, war zufrieden und frey von Begierden.

Betty war keine der griechiſchen Schönheiten; aber ihre Bildung war lächelnd und ſanft. Ihr unſchuldiges Weſen malte ſich auf ihrer Stirne. Die Heiterkeit ihres Geſichts, die Lebhaftigkeit ihrer Blicke, ihr ungezwungenes Weſen war ſo einnehmend, daß eine vollkommene Schönheit zu ſchwach geweſen wäre, den Blick des Jünglings auf ſich zu ziehen, wenn er ihn je auf Betty geheftet hielt. Dieſes gute Mädchen war nie unbeſchäftigt; die häusliche Arbeit war ihre Freude; ihre Wünſche ſchränkten ſich ein auf ſtilles Vergnügen, und ihr Herz war getheilt zwiſchen ihren lieben Vater und dem geliebten Bruder. Weil ſie die Menſchen nie kannte, liebte ſie auch alle; ihr Herz öffnete ſich jedem, wie die Blume ſich den Thautropfen des Morgens öffnet; denn ſie wußte doch nicht, daß Betrug und Täuſchung in der verderbten Natur des Menſchen liegen.

Liebe iſt das Bedürfniß edler Seelen — eine Leidenſchaft, die für den Menſchen von unendlichem Werthe iſt, wenn ſie nicht ihre Grenzen überſchreitet. Sie gleicht einem angenehmen Bache, der durch blumenreiche Auen fließt, und die Zierde einer Gegend iſt: wenn aber dieſer ruhige Bach ſeine angewieſenen Grenzen verläßt, und mit fremdem Waſſer anſchwillt, wird er zum verheerenden Strome, der Fluren und Auen verwüſtet, die Hütte des Landmanns einſtürzt, und Elend und Verderben weit umher in der Gegend verbreitet.

Unſchuld und Sitten ſind die Grenzen der Liebe; ohne dieſe hört die Liebe auf, Liebe zu ſeyn: ſie wird aus einer edlen eine niedrige Leidenſchaft — ſie wird Wolluſt. Der Wollüſtling liebt nicht; er ſucht nur Befriedigung ſeiner Gelüſte. Die Gegenſtände, die er vorgibt zu lieben, haben in ſeinen Augen keinen Werth; er liebt die Perſon nicht, er liebt nur ſich, denn Liebe beſteht nicht, ohne Achtung. Wenn ich liebe, ſo muß mir das Glück des Gegenſtandes theuer ſeyn, den ich liebe: aber wie kann dieſes der Wollüſtling? — Achtung der Welt ſind Güter, die im Staate den größten Einfluß auf unſer Wohl haben; wenn ich nun dieſe dem Gegenſtande raube, den ich zu lieben vorgebe, heißt das lieben? — Wahre Liebe gründet ſich auf gegenſeitige Achtung. Wenn man ein Mädchen nicht achten und ſchätzen kann, wie ſoll man ſie lieben können? — — So viel ich beobachtete, wollen alle Mädchen geliebt werden, und doch bemühen ſich wenige, daß man ſie hochſchätzen könnte.

Betty wußte von der Denkart der Stadt nichts, denn ſie lebte zum Glücke der Reinheit ihrer Sitten auf dem Lande. Es ward Herbſt, und jeden frühen Morgen ging Betty hin, und ſammelte die Früchte, die in der glücklichen Jahrszeit waren. Eines Tages ſaß ſie unter einem der fruchtreichen Bäume, zierte mit Blumen den Korb, und ſuchte die reifeſten der Früchte für ihren Vater. Da ſtand ein Jüngling vor ihr; prächtig war ſein Kleid und reitzend ſein Antlitz. Er erboth ſich, ihr zu helfen. Betty ſah ihn an, und ihr Blick war nicht verwirrt: Du willſt mir helfen, ſagte ſie; wohl, ſo ſammle Früchte, nimm zu deiner Labung, ſoviel du willſt, und bring mir die übrigen für meinen Vater. Der Fremde heftete ſtarr ſeinen Blick auf Betty; aber ſie arbeitete fort, wie vor. Der Fremde war erſtaunt über die Einfalt ihrer Sitten; ſie erhob ſich, der Fremde küßte ihr die Hand, ſie lächelte, er umarmte ſie, und ſie erröthete nicht. Engel! ſchrie er auf, der du biſt! — Du biſt wahre Unſchuld, und nur ſo ein Mädchen ſuchte ich — — wie glücklich würde ich ſeyn! — Mein Herr, erwiederte Betty, könnten wohl ſo arme Leute, wie wir ſind, etwas zu ihrem Glücke beytragen? — — Da lachte er, und ſah ihr ins Auge, und ſie ſah ihn an und lächelte. Ihr Lächeln war aber das Lächeln der Unſchuld, und ſein Lächeln verführeriſche Bosheit. Er ſtellte tauſend Fragen an ſie; und Betty beantwortete ſie ſo ungekünſtelt, ſo ganz natürlich, daß er wohl ſah, daß das Mädchen ganz Natur ſey. Er küßte ſie, und Betty reichte ihm ungeſcheut ihre Wange dar, denn was hätte ſie Böſes vermuthen ſollen da ſie täglich ihren Bruder und ihren Vater küßte — — Freut dich das, ſagte ſie, daß ich dich küſſe

Der Fremde.

O ja Betty!

Betty.

Nun! ſo will ich ich dich recht oft küſſen, weil d ſo gut warſt, und ſammelteſt Früchte für meinen Vater

Der Fremde.

Ich darf dich wohl auch küſſen.

Betty.

Warum nicht? — Mein Vater und mein Brude küſſen mich täglich. Ein Kuß iſt ein Zeichen der Liebe und ſie ſagten mir, daß man alle Menſchen lieben ſoll warum ſoll ich dich denn nicht küſſen dürfen? — —

Da ſtand der Fremde tiefſinnig da, und wild ſtürmiſche Leidenſchaft kämpfte in ſeiner Seele mit dem Eindrucke, den die Unſchuld auf ihn machte.

Der Jüngling war der Sohn eines Lords, erzogen in der Stadt und gewohnt zur Verführung. Feurig rollte ſein wollüſtiges Auge unter ſeiner Stirne feurig ſtrömte das Blut in ſeinen Adern. Er ſah Betty mit unverwandtem Blicke an. Da ſchauderte ſie zurück. Biſt du böſe, rief ſie traurig: deine Blicke ſind fürchterlich. — Clingfort ſank zu ihren Füßen. Ich ſollte au dich böſe ſeyn, der ich dein Sklave, dein Anbether bin

— Da lachte Betty aus vollem Herzen. Was willſt du? beuge deine Kniee nicht vor mir. — —

Clingfort.

Ich ſterbe. — —

Betty.

Ums Himmelswillen! — Sterben — und du liebſt! — ich liebe auch, und ich will nicht ſterben. Sieh dort im Gebüſche — ſiehſt du, wie die Nachtigallen ſich lieben? — Ihre Stimme iſt ganz Einfalt, ganz Natur. Glaubſt du wohl, ihr Geſang ſage, daß ſie ſterben wollen? oder ſiehſt du, daß ſie ſich ſo beugen und knieen, wie du? — Wenn du mich liebſt, ſo mußt du nicht mein Sklave ſeyn, denn Sklaven, wie mein Vater mir erzählte, tragen Ketten, und die Liebe laſtet nicht. Ich könnte dich nicht in Ketten, ſehen. Du mußt mein Freund, mein Vater, mein Bruder ſeyn.

Clingfort.

Liebſt du mich alſo auch, Betty?

Betty.

Ja! du biſt ſchön, du gefällſt *mir* und du liebſt mich; warum ſollt' ich dich nicht lieben? —

Clingfort.

Weißt du denn, daß ich dich liebe?

Betty.

Du ſagſt mirs ja, alſo muß es wohl ſo ſeyn, denn ich ſagte nie, was ich nicht dachte.

Clingfort.

Und dein Vater. — —

Betty.

O mein Vater, der wird ſich freuen; wir ſind nun unſer mehr; da wollen wir am Abend ſingen, und bethen und erzählen, und uns freuen, daß wir leben.

Clingfort.

Ja, das wollen wir! — —

Die Sonne ſtieg über die Felder herauf, und herrlich war der Anblick des heitern Tages. Die Vögel ſangen im Gebüſche, und auf dem Felde ertönte die Schalmey des Schäfers. Betty ſchlummerte ein in Clingforts Armen, und nun ſiegte die Gewalt des Laſters über den Wollüſtling. Er genoß, und verließ Betty. Nach einer Weile erwachte ſie wieder, ſah um ſich her, ſie rief: Clingfort! aber vergebens. — Hab' ich geträumt? fragte ſie, ja, es war ein Traum; denn wäre es Wahrheit geweſen, ſo wäre mein Geliebter noch da.

Clingfort war einer der Menſchen, aus denen Zeit und Umſtände das machen, was ſie ſind. Er war in einer großen Stadt unter den Reichen erzogen: was wußte er von wahrem Menſchengefühle? — Sein Herz war ſchwach und ſein Charakter ſinnlich. Einige Romane, die er las, und einige rührende Schauſpiele, die er aufführen ſah, ſtimmten ſeine ſchwächlichen Nerven manchmahl zum Eindrucke des Elendes. Er konnte z. B. eine Thräne bey dem Anblick eines Dürftigen weinen. Man nannte ihn gut, ſo wie man manchen Reichen gut nennt; ich wollte aber lieber ſagen: ſchwach, denn Güte und Schwäche ſind weſentlich unterſchieden. Schwäche iſt die Urſache der Empfindeley, und Güte die Urſache des wahren Menſchengefühls.

Als Clingfort Betty verließ, war er ganz Liebe, ganz Treue. Ich habe die Unſchuld verführt, ſagte er ſich, und Gott iſt Zeuge der Abſicht meines Herzens. Betty ſoll mein ſeyn! — Was iſt das Glück des Hofes gegen das ländliche Vergnügen? — Die Tage an der Seite eines ſolchen Mädchens verleben — das iſt Seligkeit. — — So dachte er während einiger Stunden bey ſich ſelbſt; als er aber wieder am Hofe war, waren alle ſeine Entſchlüſſe verſchwunden. Sein Herz war lebhafter Empfindungen, aber keiner dauerhaften Leidenſchaften fähig. Die Jugend feſſelte ihn an das Vergnügen, und ſein unbeſtändiger Charakter an die Abwechſelung. Manche Stunde träumte er noch von Betty; aber dieſer Traum verſchwand wieder, wie ein Schattengeſicht: Betty ward gänzlich von Clingfort vergeſſen.

So iſt im Allgemeinen der Charakter des Reichen: ich ſage, im Allgemeinen, denn es iſt keine Regel ohne Ausnahme. — Heute biſt du ihr Freund, und ſie überhäufen dich mit Schmeicheleyen und Höflichkeiten; morgen ſind ſie kalt wie Eis, und kennen dich nicht mehr. Ihr Herz leitet ſie ſelten, ſie werden meiſtentheils von den Umſtänden geleitet. Auferzogen im Ueberfluſſe, kennen die wenigſten das Elend und den Werth des Menſchen. Immer mit ſich ſelbſt beſchäftigt, von falſcher Größe und falſcher Tugend eingenommen, vertändeln ſie die Zeit ihres Lebens, umrungen von niedrigen Schmeichlern und Sklaven. Dieſe feſſelt Armuth und das Elend an die Reichern, und ſie flehen daher im Solde zur Vergötterung ihrer Thorheiten.

Vertieft in tauſend Ideen, kehrte Betty zu ihrem Vater zurück. Öfters öffnete ſie ſchon ihren Mund, um ihm den ſonderlichen Zufall zu erzählen: allein etwas, das ſie ſich ſelbſt nicht erklären konnte, hielt ſie zurück. Ich weiß nicht, ſagte ſie, war dieſes Alles ein Traum, oder Wahrheit? War's ein Traum, was ſoll ich meinen Vater ängſtigen? — War's Wahrheit, ſo iſt der Jüngling tadelhaft, weil er mich verließ, und es wäre von mir unedel, ihn anzuklagen.

Der Mond beſchien zum drittenmahl mit vollem Lichte die Erde ſeit dieſem Vorfalle, und Betty ward von noch nie empfundenen Gefühlen ergriffen. Traurig, ohne zu wiſſen warum, wandelte ſie gern in einſamen Orten; ſie weinte, ohne die Urſache ihrer Thränen zu wiſſen, und manchmahl ſtützte ſie ſtundenlang ihr Haupt auf Falops Schultern, und ihr Herz ſchlug heftig und ſtark. Mitlerweile trat eine rauhe Jahrszeit ein; die zunehmende Kälte ſtörte die wankende Geſundheit des alten Vaters. Untröſtlich waren John und Betty. Alles wandten ſie an, was Zärtlichkeit und Liebe anwenden konnten, um den armen Vater von der Grube zu entfernen, der er ſo nahe kam. Thränen bethaueten den Opferherd, den ſie baueten, und Seufzer ſtiegen mit den Wohlgerüchen der Blumen, die ſie der Gottheit opferten, zum Himmel auf.

Eines Tages, als Betty an dem Lager ihres kranken Vaters krank ſaß, bemerkte er die Veränderung, die in dem Mädchen vorgegangen war. Sorgfältig forſchte er ſie aus, und unſchuldig antwortete Betty auf alle Fragen. Endlich entdeckte der gute Vater, daß Betty verführt war. Ohnmächtig ſank der Alte hin. Betty warf ſich auf ihn, wärmte ſeine kalten Lippen durch ihre Küſſe, und hielt ſeine Seele durch ihren Hauch zurück, die bereits von ſeinen Lippen zu entfliehen ſchien. Sie wußte die Urſache dieſes Zufalls nicht. Falop erholte ſich wieder; er hob ſeine Hände zum Himmel. Ewige Vorſicht! rief er; ich bethe deine heiligen Entſchlüſſe an. O Betty! meine Tochter! Komm, drücke dein Herz an das meine, und deine Thränen fließen mit den meinen. Ein Böſewicht — o Himmel! verzeih mir, daß ich einen Menſchen anklage, ein Böſewicht hat dich entehrt. — Doch verzweiſle nicht — du biſt ein Engel — unſchuldig und rein — deine Unſchuld, deine Unerfahrenheit hat dich ins Verderben gebracht. Der Himmel, der der Schützer der Unſchuld iſt, wird auch dein Schützer ſeyn. Bey dieſen Worten trat John ins Zimmer. Er kam und brachte ſtärkende Kräuter für ſeinen Vater: aber welch ein Anblick! — Betty war außer ſich, der arme Greis ſchwamm in Thränen — John ſtand eine Zeit lang unbeweglich, endlich rief er aus: Vater! Schweſter! was geſchah — was fehlt euch? — O Sohn! Ein

Böſewicht mißbrauchte deine Schweſter; ſieh ſie an — ſie iſt entehrt — verführt — geſchändet. — Er ſoll ſterben, der Verführer! ſagte John, beym Himmel! ſchwör ich ihm, er ſoll ſterben, oder der Vater ſeines Kindes, und der Gatte meiner Schweſter ſeyn.

Vater. O John! du kennſt die Menſchen noch zu wenig; deine Hitze reißet dich hin. Du würdeſt dich unglücklich machen, ohne deiner Schweſter zu helfen. Höre mich! Des Menſchen Antheil iſt Leiden; laſſe die Rache dem Himmel über! Wenn die Tugend nicht verzeihen wollte, welchen Vorzug hätte ſie vor dem Laſter? — Geh, Sohn! Gott iſt unſer Richter; er ſieht Alles, und vermag Alles. Die Ergebung in ſeinen heiligen Willen iſt das Kennzeichen der Unſchuld. Zähle auf ſeine Güte und Gerechtigkeit. Nach dieſen Worten überſiel den alten Vater eine tödtliche Ohnmacht; Betty und John umfaßten den Sterbenden, als wollten ſie mit ihm hinabſtürzen in die Krüfte des Todes. Zwey Stunden waren vorüber, als Falop ſich wieder erholte; nochmahl blickte ſein ſchwaches Auge auf. Kinder! ſprach er, mit einer Stimme, die leiſe, wie die Stimme eines Menſchen iſt, der an der Schwelle des Todes ſteht, Kinder! ſprach er, ich verlaſſe euch; mäßiget eure Leiden! John, erhalte dich für deine Schweſter, Betty, erhalte dich für dein Kind! Der Himmel will es, und euer ſterbender Vater bittet euch darum. Du biſt rein, Betty vor den Augen der Gottheit, und deine Unſchuld wird dich rechtfertigen vor den Augen der Welt. John wird Vaterſtelle an deinem Kinde vertreten. Ich überlaſſe euch ſo viel, daß ihr nicht den höchſten Bedürfniſſen unterliegen dürfet. Liebet euch Kinder, und heiliget mein Andenken! Liebet Gott, und dienet ihm, und nichts wird im Stande ſeyn, euch das Glück eures Herzens zu rauben. Und du, höchſtes Weſen! dem ich jede Freude meines Lebens ſchuldig bin; du, dem ich dieſe Kinder, ihre Liebe und Unſchuld danke — du, ihrer und mein Vater, höre meine Bitte — von den ſterbenden Lippen eines Geſchöpfs, das dich liebt und anbethet, höre meine Bitte für das Wohl meiner Kinder, erhalte ſie im Guten, und empfange meine Seele in deinen väterlichen Schooß! — Hier ſtarb Falop.

Ihr, die ihr es für nichts haltet, Mädchen zu verführen, und die Unſchuld entehren, Galanterie nennet, tretet her zu dieſer Szene, und wenn keine Thräne des Mitleids euer Auge netzet, wenn kein Gefühl in eurem Herzen rege wird zur Theilnahme, ſo habt ihr die Menſchheit ausgezogen. Unglückliche! habt ihr nicht auch eine Schweſter, oder eine geliebte Tochter, oder eine theuere Freundin? Sagt, ſind ſie wohl frey von Verführung? kann ſie nicht gleiches Schickſal treffen, wie die arme Betty? — — Ich bin wahrlich kein Bigott; weiß, daß wir Menſchen ſind und fehlen können; bin nachſichtig gegen menſchliche Schwachheiten, beſonders in der Liebe: aber wenn Liebe zum Laſter wird, wenn ſie die Menſchheit entheiligt, Geſchöpfe unglücklich macht, dann iſt ſie nicht Liebe; ſie iſt thieriſches Gelüſt und Meuchelmord der Unſchuld. Fluch der Menſchheit über den, der die Unſchuld ſchändete, und ſie verlaſſen konnte! Er iſt die Urſache aller Folgen.

Wiegenlied an ein Mädchen.

Schlummre, Mädchen! ſanft den Schlummer
Deines erſten Lebens hin:
Könnteſt du doch ohne Kummer
Ruhig wie die Roſe blüh'n.

Nun kennſt du noch kein Verlangen;
Sanft genießeſt du der Ruh:
Unſchuld deckt die holden Wangen,
Lächelt hold den Menſchen zu.

Engel! was wird deiner warten:
Um ein Mädchen ſchleichen ſich
Der Verführung tauſend Arten.
O der Schöpfer ſchütze dich!

Ach! du würdeſt mir erbarmen.
Sollſt du die Verführte ſeyn:
O! ſo ſchließ in ſeinen Armen
Dich der Tod auf ewig ein:

Drangſal würdeſt du erleben,
Und ich liebe dich ſo ſehr.
Willſt du Troſt mir Armen geben,
So erwache niemermehr!

Betty; ach! ſie hatte keinen Vater mehr.

Der beſte der Väter war hin für die beſten der Kinder. Das Unglück rief ſeine letzte Stunde früher herbey. Er war nicht mehr. John und Betty waren nun arme Waiſen. Wer Eltern verloren, und ſie geliebt hat, o der weiß, was ihr Verluſt iſt. Ach! trauriges Loos der Sterblichen! Natur und Liebe ketten uns an Weſen, denen wir unſer Daſeyn zu danken haben; Wohlthaten, die wir aus ihren Händen genießen, verſtärken täglich die Bande; Anhänglichkeit und Gewohnheit befeſtigen ſie unauflöslich: — nun kommt der Augenblick, der ſie mit Gewalt zerreißet. Hingeſchleudert in einen verlaſſenen Winkel, weint das Kind vergebens Thränen des Gefühls auf die eiskalte Leiche ſeiner Eltern; ohne Freund, ohne Stütze iſt es nun einzeln in der Welt; ſich ſelbſt und dem Schickſale überlaſſen, iſt es das Spiel des Zufalls, und manchmahl das Opfer der Umſtände.

Nur durch eigenes Gefühl, liebe Menſchen, lernt man, was fremdes Gefühl iſt. Wer nie eigenes Leiden empfunden hat, der wird gleichgiltig gegen fremde Leiden ſeyn. Vergeſſet doch nie, ihr Menſchen! daß die Herzen eurer Mitbrüder Nerven haben, die empfinden. Wenn der Elende um eure Hilfe bettelt, wenn ein armes Kind euch anſpricht: Herr! ſchenkt mir, was es iſt, ich habe keinen Vater mehr; ich bin eine arme Waiſe; Niemand ſorgt für mich, ich weiß nicht, wo ich Nahrung hernehme; ich bin ein Fremdling in der Welt und kenne die Menſchen nicht; ich ſehe, daß ich in einer rauhen Gegend wandle, daß ich tauſend Gefahren ausgeſetzt bin. Ihr ſeyd ein Menſch, ich habe das Zutrauen zu euch; ſchützet mich; denkt an die Wohlthaten, die euch euer Vater erwieſen hat; Gott hat ihm das Leben vergönnt, bis ihr verſorgt waret; mir entriß er ihn aber eher: ſeyd alſo ihr ſo gut, und erfüllet dieſe heilige Pflicht der Menſchheit; verlaſſet mich nicht ganz, denkt, daß ich auch ein Weſen bin, das euch gleichet, denkt, daß ich auch Empfindungen und Gefühle habe: ſchenkt mir etwas — nur etwas von eurem Ueberfluße — einen oder zwey Kreuzer von dem, was ihr heute vernaſchet, oder wegſchleudert; ich brauche es zu meiner Erhaltung; ich kann mir dafür nicht viel kaufen — nur ſchwarzes Brod, und doch bin ich darum froh, will euchs vergelten, will bethen, daß euch der Vater der Menſchen vergelten möge. Ich habe keinen Vater mehr; es war eine Zeit, wo er ſeine wenigen Kreuzer, die er durch harte Arbeit verdiente, zuſammen trug, ſie an ſeinem Munde erſparte, um uns Kindern die Befriedigung der höchſten Bedürfniſſe zu verſchaffen. Nun iſt er nicht mehr, ſeine arbeitſame

Hand unterſtüzt uns nicht mehr, ſeine Arme drücken uns nicht mehr an ſeine Bruſt, um uns vor Kälte und Elend zu ſchüzen. Keine Thräne aus ſeinem Auge wäſcht mehr das Blut von der Hand, wenn wir uns an Dornen gerizt haben. — — So däucht mich, daß die Natur aus dem Kinde ſpricht, wenn es uns ſagt: ſchenkt mir doch was, ich habe keinen Vater mehr. — Wer überdenkt je dieſe Worte in ihrem ganzen Umfange? — Es iſt unlängſt, daß ich einen reichen adelichen Jungen ſah, den ein armer Knabe um Allmoſen anſprach. Herr! ſchenkt mir was, ſagte er, und weinte, denn ich habe meinen Vater verloren. Er iſt ohne Zweifel gehenkt worden, erwiederte der Junker; ſo ſorge, daß du bald nachkömmſt; dann brauchſt du nichts mehr. Und ſo ging er fort, und ließ das arme Kind ſtehen, trillerte und pfiff, und lachte. Ich ſah ihm lange nach, und ſehe ihn noch manchmahl an, und bedaure ſehr, daß ihn das Unglük zum Junker gemacht hat. Das Gefühl des Guten iſt allgemein, und jeder wird ſagen: der Junker hat nicht ſchön gehandelt — wahrlich nicht ſchön: aber ganz natürlich. Schmäht nicht über den Junker, bedauert ihn! Wenn ihr von ihm fordert, daß er empfinden ſoll, ſo muß er erſt ein Herz haben, das zur Empfindung gebildet iſt. Glaubt ihr wohl, daß der Junker verſtanden hat, was der Knabe zu ihm ſprach: ich habe meinen Vater verloren? — Um den Verluſt eines Vaters zu kennen, muß man wiſſen, was ein Vater iſt, und man muß ſelbſt Vaterliebe fühlen, und den Werth der Thränen ſchätzen können, die aus dem Auge eines dankbaren Kindes fließen. Wie viele junge adeliche und reiche Leute lieben wohl ihre Eltern? — Die meiſten ſehen ſie als läſtige Hinderniſſe ihrer Glückſeligkeit an; ſie möchten gern unumſchränkte Beſitzer der Güter und Reichthümer ihrer Eltern ſeyn, und erwarten mit Sehnſucht den Zeitpunkt ihres Todes.

Es iſt ſchrecklich, den Gedanken zu denken, daß es manchmahl ſo edle und ſo unglückliche Menſchen gibt — Menſchen, die die Achtung der ganzen Welt verdienen, die ihre Seligkeit im Glücke ihrer Untergebenen ſuchen — ihre Freude im Wohlthun; die jeder Rechtſchaffene liebet, jeder Unterthan anbethet, und denen doch zu ihrer Glückſeligkeit die Liebe ihrer Kinder verſagt iſt. Was nützt es einem Vater, wenn die ganze Welt ihn liebet, und wenn ihm ſein Kind, das für ein Vaterherz mehr Werth, als die ganze Welt hat, ſeine Liebe verſagt? Wenn er zu ſich ſagen muß: ich habe für ſein Glück geſorgt, und es lohnt mir mit Undank; ich opferte mich Jeden Tag dafür auf, und es ſucht mir jede Stunde zu verbittern. Ich bin ſein Freund; und ſein Herz iſt gefühllos gegen meine Liebe. Es findet in meinen Armen in jedem Zufalle des Lebens ſeinen Freund, ſeinen Beſchützer, ſeinen Wohlthäter, und mir, wenn mich das Unglück träfe, ſind ſeine Arme verſchloſſen, ſein Herz verſperrt — Gott! wie mag das ein Vaterherz martern! — — Dieſes iſt meiſtentheils, ich ſage nicht allzeit, aber doch meiſtentheil die Folge des Reichthums. Mir mangelt nichts, ſagt de ungebildete Junker. Wahrlich! dir mangelt nichts — wahrlich nichts, als Herz und Verſtand. — Mein Gel verſchafft mir Alles — ja tauſend ſinnliche Vergnügen: — aber das Vergnügen der Seele, das an Herrlichkeit all überwiegt, das kannſt du dir nicht kaufen. Du taumelſt aus dem Schooße des Vergnügens in die Arme der Wolluſt, und aus den Armen der Wolluſt an den Buſe des Verderbens. Ich habe tauſend Freunde an meiner Tiſche, hundert Mädchen zu meinem Winke — — ja, tauſend Menſchen, die ſich deine Freunde nennen und hundert Mädchen, die deine Dukaten lieben; abe das Vergnügen der Freundſchaft, das Wonnegefühl der Vaterliebe, die ſanfte Freude des Menſchenglücks — die Freude, ſo reich du biſt, kannſt du dir nicht kaufe dieſe findeſt du nicht in der Goldkiſte deiner Eltern, ſondern in deiner Seele. Denke, dem Zufalle iſt auch de Reicheſte unterworfen; Alles kann ein Augenblick di rauben, nur dein Herz nicht. Denke, auch du wirſt a werden, wirſt Kinder haben, und wenn dieſe Kinder di dann begegnen, wie du deinen Eltern begegneſt, w unglücklich wird dein Alter ſeyn; wenn du krank i einer einſamen Stunde Thränen der Melancholie ve gießeſt, und keine Hand findeſt, die ſie trocknet; denke, deine Eltern haben noch den großen Troſt des edlen Bewußtſeyns der Thaten ihres Herzens; dir wir nichts bleiben, als Vorwürfe und Verzweiflung. Trit ke dann das Elend auch aus goldenen Bechern, und krümme dich auf Betten von Atlas in Wehmuth. O Menſchen! Menſchen! lernet, daß Seelengefühl nur allein den Menſchen glücklich macht.

John und Betty hatten ſich keine Vorwürfe zu machen, daß ſie jemals undankbar für die Güte ihres Vaters waren; zärtlich liebten ſie ihn, und trübten ſeine Tage nie mit Kümmerniſſen und Sorgen. Nun waren ſie dahin dieſe Tage der Freude, und der unſchuldigen Wonne — dahin, wie ein angenehmer Traum am Morgen beym Erwachen. John und Betty ſuchten nun einen bequemen Ort für die Ruheſtätte der Leiche ihres Vaters. In ihrem Garten ſtanden drey hohe Tannen, die mit Roſengebüſchen umgeben waren. Hier ſaß unſer Vater oft in der Mittagsſtunde, ſagte John, und ruhte von ſeiner Arbeit aus; hier ſoll er auch am Abend ſeines Lebens ruhen. Als es gegen die Nacht ging, verſammelten ſich die Nachbarn im Dorfe. Die Natur lag in majeſtätiſcher Stille; der Mond ſchien am Himmel. Da nahmen ſie die Leiche des Verſtorbenen, und trugen ſie zur Ruhe. Sie errichteten einen großen Hügel, beſtreuten ihn mit Blumen, und ſangen dieſes Grablied:

Bruder! ruhe hier im Frieden,
Selig war dein Lebenslauf:
Gut als Menſch warſt du hienieden;
Wache jenſeits glücklich auf!

Alles, was du je gelitten,
Iſt nun wie ein Traum vorbey.

Bruder! du haſt ausgeſtritten,
Biſt der Körperfeſſel frey.
Schlummre ſanft im Schooß der Erden;
Heilig ſey uns dieſer Ort;
Und wenn wir dir folgen werden,
O ſo harre unſer dort! —

So ſangen ſie, und was ſie ſangen, war kein gemietheter Geſang, keine um Geld erkaufte Thräne, oder bezahlte Betrübniß, wie bey den großen Leichengeprängen in Städten. Nicht ein düſter ſchwarzes Gewand, ſondern die Thräne des Auges verkündigte ihr Leidweſen, und ihr Gebet war das Gebet des Herzens, nicht das Gebet des Soldes.

Viele Tage gingen vorüber, und Betty konnte ſich noch nicht tröſten. Täglich fand ſie John auf dem Grabhügel ihres Vaters; einſam ſaß ſie ſtundenlang an dieſem Orte, und weinte. Manchmahl erleichterte ſie ſich ihren drückenden Kummer durch ein Lied, das ſie in ſanften Melodien ſang, wie die Geliebte der Nachtigall, wenn ſie um den Verluſt ihres Gatten trauert.

Ach! ich armes Mädchen ich weine
Hier auf meines Vaters Grab;
Welche Thränen, wie die meine
Rollt ſo heiß zu dir hinab?

Wer fühlt ſo, wie ich die Schmerzen,
Vater! die dein Tod mir gibt?
Wer hat dich aus gutem Herzen
Wohl ſo ſehr wie ich geliebt?

Nun kömmſt du nicht mehr zurück
Von der langen Todesreiſ':
Starr ſind deine ſanften Blicke,
Deine Lippen kalt wie Eis.

O wie glücklich war die Stunde,
Wo ich öfters bey dir ſaß,
Und in deinem holden Munde
Glück und Liebe für mich las! —

Ewig biſt du nun verſchwunden,
Nein, ich ſeh' dich nimmermehr!
O wer heilet meine Wunden,
Wer, wie du, liebt mich ſo ſehr!

Wird mich nun ein Kummer drücken,
Wem klag ich mein Leiden wohl?
Werd' ich eine Roſe pflücken,
Sag', wem ich ſie geben ſoll?

Hör' ich je die Lerche ſingen,
O wem ſag ich, daß ſie ſingt?
Wird der Frühling Blumen bringen,
O wem ſag' ich's, was er bringt?

Hangt das Thau an Roſenblüthen,
Wer nimmt Theil mit mir daran?
Werden Nachtigallen brüten,
Wer ſieht ihre Jungen an?

Sollt ich mich an Dornen ritzen,
Wer verbindet meine Hand?
Wer wird mich vor Unglück ſchützen,
Wer vorm Schmerze, den ich fand?

Wen kann ich ans Herz nun ſchließen,
Sagen, was die Bruſt durchwühlt?
Wo kann meine Thräne fließen,
Wenn die Seele Kummer fühlt?

O wie ſind die Stunden trübe!
Ja zu heftig fühl ich's nur.
Heilig iſt die Kindesliebe
Dir, geheiligte Natur!

Kannſt du Sterbliche wohl trennen,
Die es redlich, gut gemeint?
Laß dich, Gütiger! verſöhnen,
Gib, daß uns das Grab vereint!

Was kannſt du wohl Beſſers geben,
Als das Grab mir — großer Gott!
Was nützt mir mein armes Leben?
Betty's Vater iſt ja todt.

Gott! doch es geſcheh' dein Wille;
Meine Thräne ſagt dir ſtumm
Herr! wenn ich zu heftig fühle,
Ändre meine Seele um!

Ich bin deiner Hände Werke,
Geb' ich meinem Schmerzen nach
So verleih mir Muth und Stärke,
Deine Betty iſt zu ſchwach.

Iſt wohl meine Thräne Sünde?
Nein! mein Herz, es iſt zu voll:
Du vergibſt dem guten Kinde,
Meine Seele ſagt mir's wohl.

Weine, armes Mädchen! weine!
Wer den Menſchen Thränen gab,
Trocknet auch gewiß die deine
Dir von deinen Wangen ab.

Spät in die Nacht hinein wiederholte oft Betty dieſes traurige Lied, und verließ manchmal erſt vor Aufgang der Sonne den Grabhügel ihres Vaters. John war untröſtlich über die Traurigkeit ſeiner Schweſter, denn er beſorgte ſchlimme Folgen für ſie. Ihre Geſundheit nahm von Tag zu Tag ſichtbar ab; ſie ward einer Blume ähnlich, die der Laſt des Hagels unterlag, ſich zur Erde beugt und verwelket. Das Ende ihrer Schwangerſchaft rückte auch heran, und John beſorgte ihren

Tod. Doch Betty ſtarb nicht; ſie ward glücklich entbunden, und wie die Liebe ſelbſt war das Kind, das ſie der Welt gab. Nun beſchäftigte ſie ſich, ganz Mutter ihres Sohnes zu ſeyn; ihr Leben bekam einen neuen Werth für ſie, und ihre Geſundheit verbeſſerte ſich von Tag zu Tag. Neun Wochen waren ungefähr vorüber, ſeit Betty's Entbindung.

Sie ſaß am Abend unter einem Lindenbaume, und reichte ihre Bruſt dem Säuglinge. Da erwachte der Gedanke in ihr, daß ſie ihren Verführer aufſuchen wolle. Er wird dem Anblicke dieſes Kindes nicht widerſtehen können, ſagte ſie, nein, die Stimme der Natur iſt mächtig; er wird vielleicht in meine Arme zurückkehren, Gatte und Vater ſeyn. Betty entdeckte ihrem Bruder den Entſchluß, den ſie gefaßt hatte; aber John bemühte ſich, ſeiner Schweſter ihr Vorhaben auszureden. O Schweſter! ſagte er, du kennſt die reichen Menſchen nicht; ändere deinen Entſchluß, und bleibe hier! Glaubſt du denn, daß ſich Clingfort deiner noch erinnern wird? man wird deiner ſpotten — dich vielleicht mißhandeln, oder dir dein Kind gar abnehmen. — Bleib, Betty! ich bitte dich. Wir ſind ruhiger hier in unſerer Hütte. Du haſt ja mich, und ich ſorge für dein Kind.

Betty ſchlug ihre Augen zur Erde, und Thränen träufelten auf den Säugling, der an ihrem Buſen lag. Du biſt alſo ein verlaſſenes Weſen, armes Kind! ſagte ſie. Dein Vater lebt, und nur für dich iſt er todt. Du wirſt alſo nie die Freude erleben, ihn zu ſehen; deine Mutter wird nie die Wonne fühlen, daß ſich deine kleinen Arme um ſeine Schultern ſchlingen. — Da ſeufzte Betty tief aus ihrem Herzen, und Schwermuth umwölkte ihre Stirne. Sie ſuchte die einſamſten Winkel auf, und verfiel wieder in tiefe Schwermuth. Eines Tages ſah ſie lange den glücklichen Vögeln zu, wie ſie ihre Neſter in der Gegend bauten; wie das Männchen die Jungen fütterte, und mit Küſſen die Sorgfalt des Weibchens lohnte. Voll des zärtlichen Gefühles ſtrömte ihr Herz von ſanften Empfindungen über. Ihr Kind ſchlummerte in ihrem Schooße; ſie ſah es an, und ſang:

Ja weit glücklicher, als wir
Seyd ihr wirklich, gute Thier';
Liebe lohnet eure Herzen,
Ihr fühlt Glück in holden Scherzen;
Die Natur, die aus euch ſpricht,
Wirklich! kennt der Menſch noch nicht.

Die Natur, ſie ſchränkt euch ein,
Das Bedürfniß iſt euch klein,
Eure Freude deſto größer.
Bäume, Hügel, Felder, Wäſſer
Und die angenehme Flur
Sind der Reichthum der Natur.

Wenn ihr auf den Bäumen ſpielt,
Und den Trieb der Liebe fühlt:
Euch, ſobald's am Morgen taget,
Flatternd durch Gebüſche jaget,
Was iſt eurer Freude gleich?
O wie ſeyd ihr nicht ſo reich! —

Wenn euch dann die Liebe traut,
Wenn ihr eure Neſter baut,
Auf den höchſten Gipfel thronet,
Euch mit ſanften Küſſen lohnet,
Freudig jeden Tag verbringt,
Und der Gottheit Lieder ſingt:

Mächtig ſpricht dann die Natur;
Freudig hüpfet in der Flur
Dann das Männchen hin und wieder,
Singet angenehme Lieder,
Bringt dem Weibchen Zweig', Spreu,
Zu dem Bau des Neſt's herbey.

Sanft iſt eurer Liebe Glut;
Zärtlich ſorgt ihr für die Brut,
Nähret ſie mit euern Zungen,
Und ſorgt thätig für die Jungen,
Die unſchuldig und noch klein
Sich der Lebenswonne freu'n.

Thiere fühlen deine Pflicht
O Natur! und Menſchen nicht;
O bey dieſen ſind Gefühle
Und Empfindungen oft Spiele.
Liebe, ſanfte Zärtlichkeit
Wird von Menſchen nur entweiht.

Mein Geſang.

Betty! ja wir ſind entſtaltet,
Unſre Herzen, die ſind erkaltet
Zu den ſeligſten der Trieben;
Statt zu fühlen und zu lieben
Macht der Menſch ein Hirngeſpinnſt
Sich von Ehre und Gewinnſt.

Er vergißt die holde Flur
Und die Freuden der Natur:
Feyr't der Thorheit eitle Feſte,
Baut ſich Kerker und Palläſte,
Und um elend ganz zu ſeyn,
Sperrt er ſich in Städte ein.

Den Gelüſten läuft er nach,
Bücket ſich und duldet Schmach;
Deckt mit Bändern ſeine Blöße;
Sucht in Tändeleyen Größe

Und den Werth der ganzen Welt
Und der Menſchheit in dem Geld.

Da däucht ſich der Reiche groß,
Kauft ſich aller Pflichten los;
Läßt ſich nie zum Armen nieder,
Und behandelt ſeine Brüder
Niedrig öfters wie ein Vieh,
Schlaget und mißhandelt ſie.

Fürs Gefühl der Menſchheit kalt,
Wird um Geld die Lieb' bezahlt,
Und um einige Dukaten
Wird der beſte Freund verrathen,
Und um einen Karolin
Gibt man Ehr und Tugend hin.

Lieb zu Fürſt und Vaterland
Iſt für viele nur ein Tand;
Nur im niedern Intereſſe
Suchen Menſchen ihre Größe,
Lachen denn und ſpotten dem,
Der die Tugend zum Syſtem.

Holde Vögel ſinget zu!
Hier iſt Freude, hier iſt Ruh.
Unter dieſen holden Bäumen
Will ich Seligkeiten träumen
Sanft in Schlummer eingewiegt,
Bin ich ruhig und vergnügt.

Dort nur, wo man Menſchen ehrt,
Wird mir noch mein Daſeyn werth.
O was wollte ich nicht geben,
Könnt ich auf dem Lande leben
Und in Einſamkeit allein
Mich der Gottheit Schätze freun.

Menſchen haſſen werd' ich nie;
Lieben — lieben möcht' ich ſie:
Aber was nützt meine Liebe,
Wenn ſtets nur betrogne Triebe
Zu dem Glück der Menſchheit blind
Die Gefühle Andrer ſind.

Iſolirt und ganz allein
Kann der Liebende nicht ſeyn.
Das Bedürfniß ſeiner Triebe
Iſt auch gleiche Gegenliebe.
Glücklich, Gott! wie wären wir,
Liebten wir uns Alle hier.

Doch dieß iſt nur Träumerey,
Wahrlich! es iſt Schwärmerey.
Dieſen Traum der Seligkeiten
Hoff' ich nicht in unſern Zeiten:
Gut! ſo lieb' ich euch allein,
Sollt ihr auch mir Feinde ſeyn.

Betty lernte die Welt kennen.

Vergebens bemühte ſich John ſeine Schweſter zu bereden, daß ſie den Entſchluß aufgeben ſollte, den Vater ihres Kindes zu ſuchen. Immer kehrte dieſer Gedanke in Betty's Seele wieder zurück. Ich will — ich muß den Vater meines Kindes ſuchen, ſagte ſie, es iſt Pflicht. Du wirſt ihn nicht finden, arme Betty! erwiederte John; du wirſt glauben, einen Gatten, einen Freund in deine Arme zu ſchließen, und er wird vielleicht dein Mörder ſeyn. Nun ſo ſey es! fuhr Betty fort, ſo habe ich mir doch keine Vorwürfe zu machen. Ich habe die Pflichten einer Mutter erfüllt. Bey dieſen Worten drückte ſie ihr Kind mit unausſprechlicher Wehmuth an ihre Bruſt. Als Betty's Bruder ſah, daß alles Zureden vergebens war, wollte er ſeine Schweſter begleiten. Nein, ſagte Betty, allein will ich gehen. Mein Stand, mein Unglück und mein Geſchlecht ſollen meine Stütze ſeyn. Deine Hitze, deine Liebe für mich, John! würde dich hinreißen; du würdeſt unglücklich werden. Ich bin ein armes Mädchen, habe nichts zu verlieren. Dieſes unſchuldige Kind, das ich in meine Arme ſchließe, wird mir Barmherzigkeit von den Menſchen erflehen, und wenn meine Thränen das Herz der Menſchen nicht rühren, ſo werden es die Thränen der Unſchuld bewegen.

John.

O Schweſter! wie wenig werth haben die Thränen der Unglücklichen in den Augen der Reichen! Was willſt du ſagen, um ſie zu rühren?

Betty.

Ich will ſagen, daß ich ein entehrtes Mädchen bin; daß ich ein Kind habe, das ohne Vater iſt — — ich will Alles ſagen, was die Sprache der Liebe und der Natur iſt.

John.

Arme Unſchuldige! die Sprache der Liebe und der Natur kennt man in Städten nicht. Dort handelt der Menſch nach angenommenen Vorurtheilen; dort wiegt eitle Ehre und Gold mehr als die Thränen der Unglücklichen. Abgehärtet durch ſyſtematiſche Härte iſt man gewohnt, unempfindlich zu ſeyn. Gleichgültig fließen die Thränen der Unſchuld; die Seufzer der Leidenden verlieren ſich unerhört in den Vorzimmern der Großen. O Betty! du kenneſt die Welt nur von der ſchönen Seite; du wardſt erzogen im Schooße der Natur und im Zirkel guter Menſchen; aber der Menſch, dieſes edle Geſchöpf, iſt ganz verunſtaltet in Städten.

Du magſt Recht haben, erwiederte Betty; aber die Thränen der Natur ſind immer heilig, und die Menſchheit verläugnet doch nie ihre Rechte. So ſprach Betty, nahm ihr Kind, und eilte fort, ihren Verführer aufzuſuchen. Mit Gewalt riß ſie ſich aus ihres Bruders Armen los, der ſie an ſeine Bruſt drückte und ſie feſt hielt. Mit beklommener Seele kehrte er in ſeine Hütte zurück, und ſeit Betty's Abweſenheit ſpiegelte ſich die Sonne, ſo oft ſie auf und unter ging, in der brüderlichen Thräne, die aus dem Auge des Beſten der Menſchen floß.

Nun war Betty in der Stadt; das will ſagen: eine gute Seele war unter den Böſen, oder ein Lamm iſt unter die Wölfe gekommen. Es war freylich einmahl auch eine Zeit, in der ich nicht ſo dachte; wo ich Jeden für gut hielt, Jedem meine Seele öffnete; und Jeden an mein Herz ſchloß; aber die traurige Erfahrung lehrte mich die Menſchen kennen, wie die meiſten ſind. Es iſt ein abſcheulicher Betrug, wenn man dem unſchuldigen Kinde ein zu hohes Ideal von Menſchengüte einflößt; es iſt Betrug — gefährlicher Betrug, und der Edle wird oft zu ſpät durch Erfahrung belehrt, daß man ihn betrogen hat. Jeder Menſch, wenn er aus der Hand der Natur kömmt, iſt gut, das iſt wahr, und in dieſer originellen Güte kann ihn nur Vernunft und Religion erhalten; allein Vernunft und Religion werden aus den Herzen der Meiſten durch niedriges Intereſſe und unedle Eigenliebe vertrieben. Alle Menſchen kennen das Gute, aber die wenigſten üben es aus. Der meiſte Theil beſteht aus niederträchtigen Egoiſten, die kein anderes Weſen außer ihrem Selbſt kennen. Menſch! ſey gut der Güte ſelbſt wegen, nicht wegen dem Menſchen, denn wenige werden deine Güte kennen! Liebe deine Brüder, aber rechne nie auf Gegenliebe! Wenn du Balſam in die Wunde des Leidenden gießeſt, ſo erwarte, daß e dir mit Gift lohnt; wenn du mit deinem Kleide di Blöße des Nackten bedeckeſt, ihm dein Dach zum Schutze anbietheſt, ſo erwarte von ihm, daß er dich aus deiner Wohnung vertreibt, und dich für dein Mitleid auslacht thut er's nicht, und iſt er dankbar, ſo danke Gott, aber erwarte nichts. Glaubt mirs, wer euch die Menſchen anders ſchildert, der betrügt euch. Sehet umher, und betrachtet die alltäglichen Handlungen! Mir ſcheint, unſer Leben gleiche einem Schauſpielhauſe. Da verließen wir die Natur, und verſperrten uns bey heller Sonne in dunkle Gewölber, und ſehen den Pantomimen zu, die die Vorurtheile uns auf dem Theater des Lebens vorſpielen. Nun kömmt Feuer in die Szene; da wil Alles ſich retten; Jeder denkt nur auf ſich und drückt den Schwächern zu Boden. Unter dieſem Gedränge von eignem Intereſſe und Selbſterhaltung weint nun di Menſchheit vergebens; man hört ihre Seufzer nicht, un ſieht ihre Thränen nicht fließen. Der größte Theil de Menſchen läßt ſich durch unedle Leidenſchaften regieren man verkennet den wahren Werth der Tugend, un hält Alles aufs Geld. Man ſchätzt den Menſchen nac ſeinem Einkommen, und Bedürfniße machen den Arme zum Sklaven des Reichern. Nun kommen alle kriechende Laſter: Menſchenfurcht, Schmeicheley, Verläumdung Jeder möchte groß und reich werden. Es entſteht Nei und Verfolgung; Einer hechelt den Andern durch; Dieſe verfolgt Jenen, Jener Dieſen, und ſo wird das Paradie der Erde zu einer Grube des Elendes. Ich will dich unterweiſen, arme Betty! weil es nun einmahl ſo iſt. Ich will dir vorſagen, was aus dir werden wird.

Betty.

Du ſchilderſt mir die Menſchen zu hart. Es gibt doch auch noch gute unter ihnen.

O ja! es gibt freylich noch viele Gute: aber was iſt dieſes geringe Häuſlein gegen den ungeheueren Schwarm der Böſen! Höre, Betty! wenn du in die Stadt kömmſt, ſo bilde dir nicht ein, daß dein unſchuldiges Weſen, daß das Bewußtſeyn deiner reinen Seele gleichen Eindruck auf alle Herzen machen wird. Wenige werden ſagen: das iſt ein armes, bedaurenswürdiges Mädchen: es iſt doch abſcheulich, daß man die Arme ſo mißhandelte. Nach der Quere wird man dich anſehen, und wird höhniſch lächeln: je das iſt mir auch eine wahre Unſchuld! wird man ſich in die Ohren ziſchen; denn ungebildete Menſchen beurtheilen andere immer nach ſich, und da ſie zu gar nichts, als zum Unedlen fähig ſind, ſo können ſie auch von andern nichts Edles vermuthen. In dieſem Punkte iſt Niemand ungerechter gegen einander, als das weibliche Geſchlecht. Wenn du dieß einmal kennen lernſt, gute Betty, wie es in der Stadt überhaupt iſt (ich nehme allezeit edle Seelen aus) ſo wirſt du gern wieder in deine Hütte zurückkehren. Das erſte iſt dein Geſicht, das der Gegenſtand der Kritik ſeyn wird, und deine Figur. Du wirſt von Kopf bis zum Fuße anatomirt werden. Du biſt ſchön; deſto ſchlimmer, das iſt ein unverzeiblicher Fehler. Findeſt du keine Seele, die dich unterſtützt, ſo biſt du ohnehin elend genug, und findeſt du Hülfe, ſo wird man dieſer allzeit eine zweydeutige Auslegung geben, die dich kränken wird. Nimmt ſich der Vater deines Kindes um dich wirklich an, dann ſieh, wie Alles über dich herrücken wird. Denke dir die große Zahl der beleidigten Frauenzimmer, denen er dich vorzieht; die vereitelten politiſchen Plane mancher Väter, dieſe ſind nun alle deine Feinde. Findeſt du aber keine Hülfe bey ihm, wo flehſt du dann, um der Menſchheit Willen! um Hülfe? Tauſende trauen dich nicht einmahl anzuſehen, weil dich der Mylord nicht anſieht; denn Tauſende in Städten ſind das Echo der Größern, die Zappelmännchen der Reichen. Iſt wirklich dort und da Einer, der ein beſſers Herz hat, der dir gern Gutes thun möchte, ſo getraut er ſich nicht. Mir iſt leid, ſagt er, aber ich mag mir die Großen nicht zu Feinden machen. Ich habe Familie, ich muß für mich ſorgen. Unedler! Du biſt ein Knecht, ein Sklave. Was wird dir der Große thun, wenn du die Unſchuld und die Rechte der Menſchheit ſchützeſt? Es gibt einen Größern im Himmel, der dieſe Große alle mit einem Hauche zu Staube zermalmet. Sie ſollen kommen, ſollen dich unglücklich machen; was können ſie dir thun? — Dir dein Vermögen entreißen, deine Bequemlichkeiten? gut! laß ſie ihnen; deine große Seele bleibt dir. Haſt du dich denn nicht auf alle Vorfälle gerüſtet? — Ja freylich! wer nicht gelernt hat, Hunger und Durſt um der Gerechtigkeit willen zu leiden, der muß ihr Sklave ſeyn: wer aber eine edle Seele hat, keine Bedürfniſſe als die der Tugend kennt, der lacht ihrer Rache. Aber, meine Kinder! — wirſt du mir ſagen: Gut! wirf ſie in die Arme der Vorſicht, und ſchützet ſie dieſe nicht — ſo laß ſie ſterben! Es iſt beſſer, wenn ſolche Weſen nicht ſind, als wenn ſie ihr Daſeyn und ihr Wohl auf den Ruin der Menſchheit gründen. Der Hang an unſere Bequemlichkeiten zieht Schmeichler und Sklaven aus uns; damit ein Leckerbiſſen unſern Gaumen kitzelt, wird Gewiſſen und Seele verkauft. Der, der ſagen kann: »ich kann auch Hunger leiden, kann ohne Dach wohnen, und bin bereit unter einer kahlen Klippe zu verſchmachten:« dieſer hat mehr Recht für die Menſchheit zu ſprechen, und kann mit freyerm Auge den Großen ins Geſicht ſehen; aber ſolcher Menſchen findeſt du wenig, gute Betty! Schmeichler und Bücklinge wirſt du finden, die lächeln, wenn der Reiche lächelt, und verfolgen, wenn der Reiche verfolgt — Sklaven, die das ſind, was der Augenblick aus ihnen macht, — Maſchinen, die auf den Marionettentheatern der Palläſte ſpielen. Nun gut! ich ſetze aber, du findeſt einen Gutthätigen, der dir ſeine wohlwollenden Arme öffnet, was wird man ſagen? Glaubſt du wohl, daß man ſagen wird: er unterſtützet eine Elende? nein, man wird ſagen: du biſt jung, du gefällſt ihm; es iſt ganz natürlich, daß er dich unterſtütze — ein junges Frauenzimmer findet freylich leicht Unterſtützung, beſonders, wenn ſie ſo — wie — dieſe iſt. — Gott behüte mich! auf ſolche Art, wird eine Andere ſagen, möchte ich nicht unterſtützt ſeyn. So, Betty! wird man dich herabſetzen, und dich unter die niedrigſte Klaſſe der Mädchen zählen. Ich ſetze aber auch den Fall, du findeſt aber eine Freundin, eine wohlthätige Dame, die dir zu Hilfe kömmt, werden die Menſchen gerechter gegen dich ſeyn? — O nein! im geringſten nicht. Man wird dich ſehen, zuſammenflüſtern, und verurtheilen. Nichts iſt ohne Abſicht, wird man ſagen — ja, ich weiß wohl warum? da nimmt nun die Dame das junge Mädchen ins Haus — ſie muß ja ihrem Gatten auch ein kleines Vergnügen machen — man weiß ja ihre Bekanntſchaft mit Dieſem und Dieſem — — das iſt doch einmahl kompläſant — nun ja! — und ſo weiter. Bleib zu Hauſe, Betty! und gehe nicht in die Stadt — doch ja, gehe, und lache der Thoren; laß ſie reden, was ſie wollen, und handle du nach dem Bewußtſeyn deines Herzens: nur kränke dich nicht, wenn dir ſo was zu Ohren kömmt, es iſt nichts Neues; wir Leute, die in der Stadt leben, hören es ja alle Tage. Freylich, euch guten Leuten, die ihr auf dem Lande ſeyd, mag es fremd ſeyn — doch kränke dich nicht, Betty! das iſt nur ein kleiner Abriß, den ich dir machte. Sollte ein Künſtler dieſes Seelengemählde auszeichnen — o ſo würde es ein gräßliches Kunſtſtück des menſchlichen Elendes werden; man dürfte es in der Gallerie der Hölle aufhängen, und nur ein Blick auf dieſes Bild würde Seelenmarter ſeyn. —

Und ſolche Charaktere fand Betty in der Stadt.

Betty kam mit ihrem Kinde nach Mylord Humfreds Pallaſte; denn ſo, wie ſie erfuhr, hieß der Vater ihres Verführers. Sie verlangte den jungen Mylord zu ſprechen. Er kam, Leiden und Verdruß hatten die gute Betty ſo ſehr entſtaltet, daß ſie der Junker nicht mehr kannte. Er ſah ſie eine Weile an, und endlich erinnerte er ſich des Zufalles.

Mylord.

Was bringt dich daher, gutes Mädchen? welcher Zufall? — Weſſen iſt das ſchöne Kind, was du trägſt?

Betty.

Es iſt euer Kind, Mylord!

Mylord.

Mein Kind! es iſt artig. Komm, ich will's küſſen, und dich auch, liebes Mädchen!

Betty.

Entfernt euch, Mylord! und ſcherzet nicht; ich könnte vielleicht Alles wagen. Ihr habt meine Unſchuld mißbraucht; aber meine Tugend ſollt ihr nicht mißbrauchen. Wenn Ehre eure Seele adelt, Natur in eurem Herzen ſpricht, ſo ſeyd Vater eures Kindes!

Als der Junker ſah, daß die Sache ernſthafter wurde, redete er ſich auf ſeinen Vater aus. Von dieſem, fuhr er fort, hängt mein ganzes Schickſal ab. Betty verweilte nicht länger, und ſchon war ſie bey Mylord Humfred.

Der Alte war ein Mann, wie die Stadt zu reden pflegt, von Tugend und Ehre; ſein ſeltner Charakter war ſo bewundernswerth als das Alter ſeiner Familie. Er ſtand beym Hofe in Anſehen. Seine Thüre war Niemanden verſchloſſen, jeder hatte Zutritt zu ihm. Er empfing Betty mit Güte. Sie warf ſich zu ſeinen Füßen, und flehte ſeine Gerechtigkeit an: Mylord Humfred hob die Unglückliche auf, ſchmeichelte dem Kinde; verſprach ihr Vieles, und — — hielt nichts. Er war einer der Menſchen, die in den Augen des Pöbels gern gut ſcheinen möchten, ohne es wirklich zu ſeyn. Mit einem Worte: es war Niemand gefälliger, Niemand angenehmer als er. Er überhäufte den Geringſten mit Höflichkeiten, lächelte und ſchien Antheil an Allen zu nehmen; nur half Mylord Humfred nicht, wenn es auf Wirklichkeit ankam.

Seine Gattin, die Lady, war ein ſtolzes Weib. Was nicht von altem Adel herſtammte, war in ihren Augen ein Nichts. Sie ſah daher ſelten von ihrer Größe auf die Menſchen herab; behandelte Alles, was ihr untergeben war, wie man Sklaven behandelt. Des Morgens trank ſie Caffee; des Mittags aß ſie; Nachmittags ſpielte ſie; Abends beſuchte ſie das Theater, und nach dem Suppée ging ſie zu Bette. Das war ſo ungefähr ihre ganze Lebensordnung. Als dieſes ſtolze Weib Betty's Geſchichte erfuhr, zürnte es wie eine Raſende. Sie ließ ihre Diener rufen, die im Augenblicke dieſes unglückliche Mädchen aus dem Pallaſte jagen mußten. Vergebens flehte ſie um Hilfe bey dem alten Mylord. Ja, was iſt zu machen, ſagte er; er lächelte, und ließ die Unglückliche gleichwohl das Opfer der Grauſamkeit ſeines Weibes werden.

So ſind die Menſchen in großen Städten. Wer auf das Lächeln der Großen rechnet, den Schmeicheleyen der Reichen glaubt — o der iſt abſcheulich betrogen. Man kann lächeln — ſanft lächeln, und doch ein Böſewicht ſeyn, ſagt Hamlet. Man kann ſchmeicheln, immer ſchmeicheln, und doch nicht helfen.

Betty flüchtete ſich aus dem Pallaſte, und Jedem, den ſie antraf, erzählte ſie mit Thränen im Auge, die Mißhandlung. Alle hörten zu, aber unter Zehen nahm nicht Einer Antheil daran. Einer ſagte: So! das freut mich. Gleich will ich dieſe Geſchichte als eine Neuigkeit im Caffeehauſe erzählen. Ein Anderer lachte hierüber aus vollem Halſe. Es iſt ein wunderlicher Fall. Ich wollte hierüber ein intereſſantes Theaterſtück ſchreiben. Ein Dritter wollte Betty's Geſchichte drucken laſſen; ein Vierter wollte die Szene mahlen: ein Fünfter wollte eine Anrede über die Grauſamkeit der Menſchen halten. Kurz: Jeder wollte was anders thun, nur helfen wollte der armen Betty Niemand, und darauf wäre es doch einzig angekommen. Troſtlos ſtreifte ſie mit ihrem Kinde durch die Straßen der Stadt. Da ſah ſie einen großen Pallaſt, und eine Menge Menſchen drängten ſich aus demſelben. Sie fragte, was denn da geſchehen wäre und man antwortete ihr, daß dieſes der Gerichtshof ſey, daß man hier Recht und Unrecht entſcheide. Gut; ſagte Betty, ſo will ich auch über mich richten laſſen; man ſoll entſcheiden, zwiſchen mir und Mylord Humfred. Sie drängte ſich durch die Menge, und ſchrie: Gerechtigkeit! Gerechtigkeit! Allein ein Mann von ſteifem Anſehen und ſtolzer Miene ſagte ihr, ſie ſollte ſich um einen Rechtsvertheidiger umſehen, wenn ſie was bey dieſer Stelle zu ſuchen hätte.

Betty.

Die Natur iſt mein Rechtsvertheidiger; wer kann die Rechte des Kindes vertheidigen, als die Mutter?

Gerichtsdiener.

Das geht nicht. Ihr müßt eure Klage zu Papier bringen laſſen, und damit dies ordentlich geſchieht, ſo ſeht euch um einen Rechtsvertheidiger um.

Betty.

Gott! warum hört man mich nicht ſelbſt! Welche Sprache kann wärmer ſeyn als die Sprache des Herzens? — Nein, ich will ſelbſt meine Sache vor Gericht vertheidigen; Niemand wird es beſſer als ich thun.

Bey dieſen Worten ſah man die gute Betty als eine Wahnſinnige an, und führte ſie auf einige Tage ins Spital, wo man ſie nach drey Tagen, als ſie gänzlich ruhig ſchien, wieder entließ. Nun war ihre erſte Sorge, einen Rechtsvertheidiger zu finden, und ſie erkundigte ſich um einen wackern Mann. Man gab ihr eine Liſte von mehr als hunderten, und Betty war vor Freude außer ſich. Gott! ſchrie ſie auf, wie glücklich bin ich nun, da ich jetzt auf einmahl hundert Menſchen finde, die die Rechte der Menſchheit und die Anſprüche der Armuth vertheidigen! — Voll der Freude ging ſie in das nächſte Haus, wo ein Rechtsgelehrter wohnte. Als ſie an die Thür kam, fand ſie einen Mann, der zwey große Locken hoch an den Schläfen trug, und ein Zöpfchen ſo nahe am Kopfe gebunden hatte, daß es in gerader Linie die Art eines Sonnenzeigers vorſtellte. Sein Rock war ſo eingeknöpft, daß man keine Weſte ſah, und hinter dem rechten Ohre ſteckte ein großer Federkiel, welcher verkündigte, daß er hier als Schreiber in Kondition ſtünde. Seine Miene war gravitätiſch; er ſchob ſeine beyden Hände in den Sack, und ging immer auf und nieder, als hätte er ſehr wichtige Sachen zu denken. Eine Menge Clienten warteten im Vorzimmer, und Betty war da, und wartete gegen vier Stunden. Endlich näherte ſich ihr ein Mann, und ſagte: Gutes Mädchen! ihr werdet noch lange warten müſſen, wenn ihr euch den Schreiber nicht zum Freunde macht.

Betty.

Zum Freunde? — Iſt er denn nicht mein Freund? Ich habe ihm ja nichts zu leide gethan.

Der Alte.

Unerfahrenes Mädchen! du mußt ihm etwas ſchenken.

Betty.

Behüte Gott! das könnte der gute Menſch für Beleidigung anſehen.

Der Alte.

Sieht's nicht dafür an, glaube mir, ſieht's nicht dafür an. Dann drückte der Alte dem Schreiber ein Stück Geld in die Hand. Meldet mir dieſes Mädchen bey eurem Prinzipale, ſagte er, und ging davon, und Betty wurde vorgelaſſen. Dieſer Alte war ein guter Mann. Als ſie in das Zimmer trat, ſah ſie einen großen dicken Mann, der eine fürchterliche Perücke trug, und bis an den Hals in Papieren verſchanzt lag. Sie erzählte ihm ihre Geſchichte, und er ſchüttelte immer den Kopf. Mylord Humfred, ſagte er, iſt von einer großen Familie; er hat Macht und Anſehen in der Stadt. Es iſt wider ihn nichts zu machen.

Betty.

Nichts zu machen?

Advokat.

Nein.

Betty.

Und warum?

Advokat.

Weil es Mylord Humfred iſt

Betty.

Was thut das zur Sache? Iſt das Recht für Mylord Humfred nicht Recht wie für Betty, und Unrecht für Mylord Humfred nicht Unrecht wie für mich?

Advokat.

Das mag wohl ſeyn. Doch geh ſie, gutes Mädchen, geh ſie! Es iſt nichts zu thun.

Betty.

Das ſagſt du mir, du, den die Geſetze aufgeſtellt haben, um das Recht der Unglücklichen zu vertheidigen! —

Ich kann nicht: ich will ihr aber einen andern anweiſen. Nun ſchickte man die gute Betty in der halben Stadt herum; Einer entſchuldigte ſich mit Dieſem, der Andere mit Jenem; Keiner nahm die Vertheidigung ihrer Sache über ſich. Gut! ſchrie Betty; ihr feigen Memmen! ich brauche euren Schutz nicht. Ich ſelbſt will mein Recht verfechten, ihr Miethlinge der Gewalt! ihr Sklaven des Geldes! zittert nur vor Mylord Humfred, ihr habt freylich Urſache zu zittern; der kein reines Gewiſſen, und keine heile Haut hat, der zittert wirklich mit Recht. Auf offnem Platze will ich ſelbſt mein Recht vertheidigen; ich will ſchreyen, und der König wird meine Stimme hören, und der, der Vater ſeiner Völker und mein Vater iſt, wird ſein Kind nicht von ſich ſtoßen, und ſollt er es verſtoßen, ſo lebt ja der Vater aller Menſchen noch; dieſem ſind die Thränen der Unſchuld heilig; zu ihm will ich meine Stimme erheben, und er wird die Unſchuld nicht verlaſſen. So ſchrie ſie, und mit zerſtreuten Haaren flog ſie in die Burg des Königs.

Betty ward das Opfer der Feigheit und der Menſchenfurcht.

Ich finde kein Geſchöpf verachtungswürdiger als den Furchtſamen. Ein Menſch, der vor den Großen und Reichen zittert; der ſich nicht getraut, die Sache der Billigkeit und Gerechtigkeit zu vertheidigen; der immer kriecht, immer ſchmeichelt, immer ja ſagt, der iſt ein abſcheuliches Inſekt: und aus genauer wiederholter Beobachtung finde ich eine fürchterliche Anzahl ſolcher niedriger Menſchen in allen Häuſern der Großen herumlaufen. Die Packeſel der Reichen zu ſeyn, iſt ihre Beſchäftigung. Immer den Leidenſchaften zu ſchmeicheln, immer Alles zu bewundern, nie die Wahrheit zu ſagen, Dieſen und Jenen lächerlich zu machen, den Redlichen zu verleumden, dieß ſind die Handlungen ihrer ſklaviſchen Seele, und dieſe Handlungen nennen ſie praktiſche Politik; das nennen ſie die Kunſt in Staaten zu leben. Eine ſchöne Kunſt, die den Menſchen von ſeiner Würde zum Wurm herabſetzt. Ich verachte den Mann, der ſich immer bückt und krümmt, denn es kann keine gerade Seele in ihm wohnen. Ich verabſcheue den Mann, der nicht mit offner Stirne den Großen unter die Augen tritt, der ſich von einem Kleide blenden läßt, oder vor dem Arme des Mächtigen zittert, denn er iſt zu Allem fähig. Heute kriecht er vor dem Mächtigen, und leckt ihn wie eine Katze, und morgen zerfleiſcht er ihn mit ſeinen Klauen, die er Tags zuvor in ſeiner Pfote verſteckte. Heute läßt er ſich zum Fußſchemmel brauchen, und morgen iſt er fähig zum Hochverrath. Es iſt nicht ſchwer, ſolche Menſchen kennen zu lernen; ihre Natur iſt ſchlangenartig; es iſt unmöglich, ſie kennen ſich nicht verſtellen, ſo ſehr ſie auch die Maske des Politikers nehmen wollen. Ihr Auge, ihre ganze Miene verräth ſie; ſie ſehen ſelten einem ehrlichen Manne gerade ins Geſicht; ihr Gang iſt ſchleichend, und ihre Stellung iſt immer die, als wollten ſie einem unter der Achſel durchſchlüpfen. Ihre Mienen ſind höhniſch lächelnd und ihre Augen blinzelnd. Wenn man ſie raſch anredet, wiſſen ſie nicht gleich zu antworten, und wenn mehrere Menſchen über verſchiedene Sachen verſchiedene Meynungen haben, ſo hat bey ihnen ein Jeder Recht. Sie laufen täglich aus dem Hauſe eines Großen in das andere, dienen um eine Mittagsſuppe zum Narren, und laſſen ſich um ein Wort zu allen Niederträchtigkeiten gebrauchen. So ein Mann war Clinbek, welchen die arme Betty an der Schwelle der Burg antraf, als ſie zum Könige wollte. Er ſah das Mädchen verfolgt von einem Schwarme von Menſchen; er drängte ſich durch das Gedränge zu der Unglücklichen.

Wo willſt du hin? rief er.

Betty.

Zum König! Ich will Gerechtigkeit wider Lord Humfred.

Clinbek.

Welche Vermeſſenheit!

Betty.

Vermeſſenheit! was nennſt du Vermeſſenheit! Daß ich bey dem Könige Zutritt ſuche? Bin ich nicht ein Kind eines ſeiner Unterthanen?

Clinbek.

Halte dich an mich; du ſollſt Gerechtigkeit finden, albernes Mädchen! — Aber jetzt kannſt du den König nicht ſprechen. Gedulde dich bis morgen, bis dahin kannſt du bey mir bleiben. Bey dieſen Worten ſah Clinbek auf das Volk; man nannte ihn gutthätig, rühmte ſeine Menſchenliebe, und er lächelte und führte Betty in ſeine Behauſung.

Wer biſt du, guter Mann! ſagte da Betty zu ihm, den mein Unglück rührt? Du nimmſt Antheil an meinem Kummer, und linderſt durch deine Theilnahme meinen Schmerz. Dank dir! Der Himmel ſoll deine gute Seele lohnen. Clinbek lächelte immer, denn nie hatte ſein Ohr dieſe Sprache gehört. Kaum war Betty auf ſeinem Zimmer, ſo eilte er zu Lord Humfred. Athemlos kam er an, ſtürzte bald ins Zimmer und fing an. Ich habe eurer Herrlichkeit eine Sache von äußerſter Wichtigkeit zu entdecken.

Mylord.

Nun — —

Clinbek.

Eure Herrlichkeit wiſſen, daß ich immer der unterthänigſte Diener Ihres Hauſes war; daß mir jede Gelegenheit lieb iſt. Eurer Herrlichkeit meine unterthänigſte Devotion zu bezeugen.

Mylord.

Aber weiter —

Da ſah er ſchüchtern um ſich. Eure Herrlichkeit! man wagte es, Sie beym Könige zu verklagen: aber ein glücklicher Zufall warf die Tollſinnige in meine Hände. Ich brachte ſie in mein Haus; da iſt ſie wohl verwahrt; ſie ſieht mich für ihren beſten Freund an. Ich kam nun in Eile, Eurer Herrlichkeit zu melden, daß Hochſelbe ihre Maßregeln darnach nehmen können.

Mylord.

Was iſt zu machen?

Clinbek.

Man muß der Unſinnigen den Zutritt zum Könige abſchneiden. Ich dächte — doch ohne mindeſte Maßgabe Eurer Herrlichkeit hohen Einſicht zu geben — man könnte dieſem Frauenzimmer in aller Stille einen Platz in einem ewigen Gefängniſſe oder im Tollhauſe anweiſen — Eurer Herrlichkeit hohe Ehre liegt daran. Der König darf von der Sache nichts wiſſen.

Mylord.

Es iſt ein verdrießliches Ding. Sie wiſſen, ich mag mich nicht in viele Weitſchichtigkeit einlaſſen — — ich überlaſſe es Ihrer Einſicht.

Clinbek.

Eine hohe Gnade für mich, Euer Herrlichkeit das Attaſchement meines Herzens in vollkommenſter Ergebenheit zeigen zu können.

Mylord.

Aber noch was! Einſperren wollen wir das Mädchen nicht. Hier ſind 100 Guineen; geben Sie ihr dieſes Geld, ſie wird zufrieden ſeyn, und ſchicken Sie die Arme auf ihr Dorf wieder zurück.

Clinbek.

Dank für die Unglückliche! Dieſe That ſieht Ihrem edlen Herzen ganz ähnlich. Ja freylich! Eure Herrlichkeit haben ganz Recht. Ich meinte es eben auch nicht ſo übel. Ja freylich — dieſes Moyen iſt mehr — iſt beſſer. Dank Eurer Herrlichkeit! Uiberlaſſen ſie Alles mir — trauen Sie auf meine Verſchwiegenheit und Treue!

Mylord.

Kommen ſie morgen Mittags.

Clinbek.

Wenn es Eure Herrlichkeit ſo gnädigſt befehlen. (Im Abgeben) Clinbek! 100 Guineen! — guter Mylord! dieſe 100 Guineen ſind mein. Davon ſoll dieſe Creatur keinen Heller ſehen. Guter Lord! du biſt ſchwach genug, mich für deinen Freund zu halten. Gut, unter deinem Fittige will ich meine Thaten ausbrüten. So ſprach der Böſewicht und ging hin; behielt das

Geld für ſich, und erwirkte ſo viel, daß man die Betty in der Stille abholte, und in ein Gefängniß ſperrte. Was bekümmert ſich der Mylord um das Mädchen, ſagte Clinbek, wenn er nur Ruhe vor ihr hat? Ob ihm nun dieſe 100 Guineen, oder der Kerker Ruhe ſchaffen, das iſt einerley. Dieſe Art, wie er dieſe 100 Guineen erhielt, nannte er politiſche Induſtrie, und ſein Bemühen, die arme Betty unglücklich zu machen, nannte er Gefälligkeit gegen den Mylord.

Welch ein abſcheuliches Gemälde von einem Menſchen! Und es iſt doch in der Natur. Welche Schandthaten iſt nicht Mancher im Stande auszuüben, um ſich einen Großen verbindlich zu Machen? Freylich war dieß die Abſicht des Lords nicht; allein was wollte er thun, nachdem er den Clinbek in verſchiedenen Stücken gebraucht hatte, wovon der König nichts wiſſen durfte; und ſo hätte er auch dießmahl, wenn er die Mißhandlung der armen Betty gewußt hätte, ſchweigen müſſen. Daß Clinbek eine abſcheuliche Seele hatte, davon iſt ſeine That der Beweiß; doch welchen Charakter mußte der Richter haben, der die Unglückliche einſperren ließ? — Es war ein furchtſamer Böſewicht, eine feige Memme, die Alles aus ſich machen ließ. Clinbek kannte ſeinen Charakter, und bewog ihn durch Furcht zum Verbrechen. Ihre Unterredung über die Sache war ungefähr ſo.

Clinbek.

Sie wiſſen, Herr! wie viel ich in Mylord Humfreds Hauſe gelte.

Richter.

Ja!

Clinbek.

Sie wiſſen auch, wie mächtig Humfred iſt; welche Freunde, welches Anſehen er bey Hofe hat.

Richter.

Ja.

Clinbek.

Nun, dieſer Mann erſucht ſie um eine kleine Gefälligkeit; wodurch Sie ſich großen Vortheil verſchaffen können; — die gänzliche Freundſchaft des Mylords. — —

Richter.

Ich mache mir eine große Gnade daraus, dem Lord zu dienen.

Clinbek.

Er erſucht ſie, eine gewiſſe Weibsperſon, die ich Ihnen anzeigen werde, in der Stille einzuſperren, daß ſie den Leuten aus dem Geſichte kömmt.

Richter.

Nur das! Das iſt eine Kleinigkeit. Vom Herzen gern. Eine wahre Freude für mich, daß ich Gelegenheit habe, dem Mylord meine unterthänigſten Dienſte zu bezeigen.

Clinbek.

Sie werden wohl die Veranlaſſung wiſſen wollen. — —

Richter.

Iſt nicht nöthig. Genug, daß Mylord Humfred es will. (Leiſe.) Man muß ſolche Herren nie vor den Kopf ſtoßen.

Clinbek.

Da haben ſie recht; es wäre wider die Politik, denn dieſe erheiſcht, daß wir um unſerer Selbſterhaltung willen einen Andern zum Opfer machen.

Richter.

Das habe ich mir immer zu meinem Grundſatze gemacht. Man könnte wohl auch, wenn es nöthig wäre, durch eine Doſis Succeſſionspulver die Weibsperſon noch ein wenig weiter verſchicken.

Clinbek.

Nein, das kann ich von ihnen nicht fordern; es wäre auch wider die Politik; aber in den tiefſten Kerker könnten Sie ſie wohl werfen, ihr ſchlechte Nahrung geben, und ſie manchmahl unter vier Augen mißhandeln laſſen, damit ſie ſelbſt bald den Weg der Natur geht. Das iſt mehr politiſch.

Politiſcher Böſewicht! der du zu allen Greuelthaten aufgelegt biſt; daß doch ewige Finſterniß deine Augen decken, und nie die Sonne über deine Scheitel mehr glänzen möge! Verunſtaltetes Weſen — ſchlimmer als Teufel, der doch die Bosheit wegen ſich ſelbſt und nicht wegen Andern ausübt! — Wie, Ungeheuer! haſt du dich ſo entſtaltet! Wie könnte aus einem Menſchen ſo ein Unding werden? — — Clinbek und der Richter — welche ſchändliche Gemählde menſchlicher Charaktere! Und doch iſt in dieſen Charakteren nichts übertrieben; es gibt eine Menge Clinbeke. Sie ſind alle auf der Leiter der Verbrechen, nur fehlt manchem die Gelegenheit, die höchſte Stufe der Abſcheulichkeit zu erreichen. Wer zaghaft und feig iſt, der iſt zu Allem fähig: allein woher dieſe Zaghaftigkeit, dieſe Sklaverey des Geiſtes, dieſe falſche Politik, dieſe Furcht vor Anſehen und Gewalt? — — Sie rührt von dem üblen Bewußtſeyn der meiſten Menſchen her. Weil ſie weder Tugend noch Rechtſchaffenheit ſchützt, ſo bemühen ſie ſich, den Schutz der Großen zu erſchmeicheln; ſie fürchten immer, zittern immer, und häufen dann Verbrechen auf Verbrechen. Auf einmahl kömmt der Menſch nicht zu dieſem höchſten Grade menſchlicher Bosheit, ſondern ſtufenweiſe. Zuerſt hat er eine unrichtige Achtung für wahre Größe; er ſieht nicht auf Verdienſt und Tugend, ſondern auf das Blendwerk. Er kriecht, er ſchmeichelt, ſucht ſich die Gunſt zu erbetteln. Bald kennt man ſeine ſchwache Seite; man braucht ihn in verſchiedenen Vorfällen, er wird geſchäftig, nach und nach verwickelt er ſich ſelbſt in unedle Handlungen; nun ſucht er Schutz; ſein Bewußtſeyn hält ihm täglich den Spiegel ſeiner Thaten vor; nun zittert er, getraut ſich Niemanden mehr etwas abzuſchlagen, weil er ſich einbildet, daß Jedermann Einfluß auf ihn haben könnte, und ſo ſinkt er immer tiefer und tiefer. Dann hängt ſein verzärtelter Körper an den Bequemlichkeiten des Lebens; um ſein Futter zu erhalten, wird er manchmahl zum Böſewicht. Es iſt ein großer Unterſchied zwiſchen Brutalität, wahrer und falſcher Politik. Der Rechtſchaffene weiß mit Anſtand die Sache der Billigkeit zu vertheidigen; ſeine Politik beſteht in Schonung der Menſchen, und in der Klugheit, den Zeitpunkt zu benutzen. Er ſagt Ja, wenn die Wahrheit ein Ja fordert, und Nein, wenn er Nein ſagen muß. Er hat Ehrfurcht gegen die Großen, aber kriecht nicht; er iſt höflich, aber er ſchmeichelt nicht. Verfolgt ihn die Bosheit, ſo ſtählet das Bewußtſeyn ſeinen Muth, ſich zu vertheidigen. Er weiß ſich gegen ungerechte Anfälle zu ſchützen, und den Feinden zu verzeihen. Dieß iſt das Bild des Edlen. Sein Herz hängt nur an der Tugend; er kann Alles verlaſſen, nur den Gedanken nicht: allzeit edel zu handeln; aber unter ſolche Menſchen gehörte Clinbek und der Richter nicht.

Es ſchickte ſich noch ungefähr, als Clinbek und der Richter ſo ſprachen, daß der Gerichtsdiener im Zimmer war, und die ganze Unterredung mit anhörte. Der war ein Menſch, von armen Eltern geboren, hatte eine gute Seele, theilte ſehr oft ſein Mittagmahl mit den armen Gefangenen, und erleichterte ihnen ihr trauriges Schickſal durch die Obſorge, die er dafür hatte. Der Richter kannte ihn nicht, und beurtheilte ihn nach dem Maaßſtabe der übrigen Menſchen ſeines Berufes. Dieſer gute Junge faßte tief jedes Wort in ſein Herz, und entſchloß ſich, die Unſchuld wider die Böſewichte zu vertheidigen. Als er abgeſchikt wurde, die unſchuldige Betty und ihr Kind ins Gefängniß zu führen, entdeckte er ihr die ganze abſcheuliche Cabale, tröſtete ſie, und verſprach ihr, daß e ſelbſt zum König gehen wolle, um ihm Alles zu entdecken. Weine nicht, ſagte er, deine Thräne ſchmerz mich: ſie iſt die Thräne der Unſchuld, und dieſe kan ich nicht leiden ſehen. Wenn es mich mein Leben koſten ſollte, ſo will ich dich retten, denn was kann ic Herrlichers thun, als der Retter der verfolgten Unſchuld ſeyn? Betty war getröſtet. So vereitelt die Vorſicht die Entwürfe der Bosheit, und ſo erleichterte ſi der Unglücklichen die Laſt der Ketten, und erleuchtet mit dem Strahle der Hoffnung die dunkeln Gewölb des Kerkers. Lillo hieß der gutthätige Kerkerknecht. Lillo lauerte auf die Gelegenheit, den König ſprechen z können; er fand ſie, und entdeckte dem Monarchen di ganze häßliche Geſchichte.

Sogleich gab der Monarch Befehl, die arme Bett zu entlaſſen. Er ließ ihr bis zur Unterſuchung der Sach eine Wohnung bey einer rechtſchaffnen Frau anweiſen und den guten Lillo nahm er einſtweilen in ſeinen Schutz Dann befahl er der Juſtizſtelle, den ganzen Vorfall nac aller Genauigkeit und Strenge der Geſetze zu unterſuchen, und von der Gerichtsſtelle aus wurde für Betty ein Sachwalter ernannt.

Betty lernte die Schwazhaftigkeit der Stadtmenſchen kennen.

Nun war die ganze Stadt voll von dieſer Geſchichte; man ſprach von nichts mehr als von Betty und Mylord Humfred, von Lillo und dem Könige. Wiſſen ſie was Neues? ſprach Einer zum Andern; Sie wiſſen ja die Geſchichte Mylord Humfreds? — Ja freylich weiß ich ſie; ein ſonderbarer Zufall! —

Der Erſte.

Was halten ſie davon?

Der Zweyte.

Ich glaube, daß man aus der Sache mehr macht, als daran iſt.

Der Erſte.

Und was denken ſie von dem Lillo?

Der Zweyte.

Der muß ein ſchlechter Menſch ſeyn, um ſolche Unruhen in eine Familie zu bringen.

Der Erſte.

Und Betty. — —

Der Zweyte.

Betty? — Was ſoll ich von ihr denken? Sie iſt ein hübſches, junges Mädchen — der König iſt freylich ſehr großmüthig — — Sie wiſſen ja, daß ſie bey der

Frau von *** in der Koſt iſt — — man ſagt, der König beſuche ſie täglich. — —

Nun ging es über den guten König los, und die Schmähſucht hechelte ihn tapfer durch. Der beſte der Fürſten iſt nicht frey von Tadel, und theilte er auch ſein Herz mit ſeinen Unterthanen, ſo werden ihn doch immer die Unzufriedenen läſtern. Seinen beſten Abſichten wird man oft ſchiefe Wendungen geben, weil es nicht in der Macht des Fürſten ſteht, alle Menſchen glücklich zu machen. Um für den größten Theil ſeiner Unterthanen zu ſorgen, iſt es oft nothwendig, daß er dem Privatintereſſe Einzelner entgegen arbeite, und nun kömmt der Schwarm der Unzufriednen, und Schmähſucht und Tadel erheben ſich bis zu dem Throne. Man vergißt, daß Fürſten auch Menſchen ſind, und fordert von ihnen mehr als menſchliche Kräfte. Alles das Gute, das uns von ihnen zufließt, ſieht der größte Theil der Menſchen als bloße Schuldigkeit an, und ein einziger Schritt, der im Ganzen oft gut und nothwendig iſt, aber nach unſerm Eigendünkel uns nicht gut ſcheint, macht, daß man ohne Nachſicht alle ihre Handlungen tadelt. Manche traurige Stunde müſſen gute Fürſten haben, wenn ſie zurück denken, wie ungerecht ſie von dem größten Theile der Menſchen beurtheilet werden; wenn ſie einſam in ihren Kabineten ſitzen, und ſich ſagen: Die Gottheit iſt mein Zeuge, ihr Völker! daß euer Glück mein einziger Wunſch iſt; aber vergeßt ihr denn, daß die meiſten von euch das Glück in der Einbildung ſuchen, die meiſten in der Unterdrückung ihrer Nebenmenſchen? Wie kann ich euch alſo alle glücklich machen, da eurem Herzen die Anlage zum Gefühl des Glückes fehlt? — Die Gottheit befahl mir die Sorge für euch alle — alle ſeyd ihr ohne Unterſchied meine Kinder. Vertheidige ich nun die Schwächern, ſo beleidigt meine Vertheidigung den Stärkern; laſſe ich den Reichen einen Vortheil, ſo ſchmäht aus Schelſucht und Neid der Arme. So iſt meine Lage, ihr Völker! Eine Gottheit ſelbſt kann allen Menſchen nicht mehr thun. Denkt, ich bin einem Vater und Baumeiſter gleich, der den herrlichſten Plan zu einem Gebäude entworfen hat; aber der Baumeiſter allein kann den angelegten Plan nicht ausführen; er muß Poliere, Maurer, Steinträger, Handlanger haben, die wählt er nun aus dem Mittel ſeiner Kinder, für die er das bequemſte Gebäude aufführen will. Wenn nun dieſe ſeine eigenen Kinder ſeinem Plane entgegen arbeiten, wenn der unbedeutendſte Steinträger, ſtatt ſeine Pflicht zu thun, müßig da ſitzt, oder die Maurer die Anſtalten der Poliere nicht befolgen, ſagt, wer iſt Schuld, wenn das Gebäude der Glückſeligkeit nicht empor ſteigt? — Der Vater, oder die Kinder? — So iſt's auch bey euch, ihr Völker! Wenn jeder Bürger auf ſeinem angewieſenen Poſten ſeine Pflicht erfüllt, ſeinen Fürſten liebt und gehorcht, ſeinem Vaterlande treu iſt, wird Seligkeit in den Staaten empor ſteigen. Wenn bey dem Baue eines Pallaſt's keiner des Baumeiſters Plan befolgt, jeder Arbeiter nach ſeinem Eigendünkel mauert, was würde das für ein Gebäude werden? — Und ſo geht es manchmahl auch im Staate. Der größte Theil arbeitet für ſein Privatintereſſe, und folglich nicht für das Intereſſe des Fürſten und des Ganzen, und dann, ihr Völker! ſeyd ihr ungerecht genug, und klagt euren Fürſten der Folgen an, von denen ihr die Wirkung ſeyd. — Euch ſelbſt klagt an, und nicht den guten König, deſſen wohlthätigen Abſichten ihr ſo oft entgegen ſtrebt. Alles, was euch von ſeiner Gnade zufließt, ſeht ihr als Schuldigkeit an, und jeder Verordnung, wo nur im geringſten das Privatintereſſe eines Einzelnen gekränkt wird, dichtet ihr Ungerechtigkeiten an. Bildet zuvor eure Seelen, und findet ihr in eurem Herzen, ihr Völker! keinen Tadel mehr, dann tadelt den guten König.

So würde ich geſprochen haben, wenn ich bey den Schwätzern geweſen wäre, die bey Betty's Geſchichte ſo über den König losgezogen ſind; allein was würde geſchehen ſeyn? Sie würden meiner geſpottet und gelacht haben; der Menſch zieht ohne Zweifel eine Penſion vom Könige für ſeine Apologie. Das iſt die gewöhnliche Sprache. Man vermuthet nicht, daß es Menſchen geben kann, die die Wahrheit um der Wahrheit willen ſagen, und das thäte ich doch, nicht um der Narren willen, denn Narren ſind der Wahrheit nicht empfänglich, ſondern ich ſpreche meines guten Mitbürgers wegen, dem ich gerne hellere Begriffe von der Sache beybringen möchte, damit er gegen Niemand ungerecht iſt, beſonders nie gegen ſeinen Fürſten. Unſere Pflicht thun, uns über den Tadel hinauszuſetzen ſuchen, das iſt unſere Sache. Was ich euch ſage, iſt zu eurem Wohle. Glaubt mir's nicht, wenn euch euer Herz nicht davon überzeugt; aber euer Herz wird euch überzeugen, denn meine Sprache geht aus meinem Herzen zu dem eurigen, und meine Bilder ſind aus dem Menſchen ſelbſt, nicht aus der Einbildung hergeholt.

Betty erfährt, was Schwazhaftigkeit und Ehrabſchneiderey in Städten iſt.

Neue Vorfallenheiten erregen neue Geſchwätze. Von Haus zu Haus wurde Bettys Geſchichte erzählt, und Jeder ſtümpelte was hinzu. Wer die Schwazhaftigkeit in Städten kennt, der weiß, wie es zugeht. Niemand war mehr beſchäftigt, als die Neuigkeitenauffänger. Ich verſtehe hierunter jene Menſchen, die ſich mit nichts Anderm abgeben, als immer Neues und Neues zu erzählen, und meiſtentheils auf Unkoſten der Ehre ihres Nebenmenſchen. Sergis war von dieſen einer der berühmteſten. Nun, fing Sergis in den Geſellſchaften an, nun! habe ich es nicht immer geſagt, Lord Humfred wird ſich noch gewiß die Ungnade des Königs zuziehen; ſo ungeſtraft wird der Monach die Behandlung der armen Betty nicht hingehen laſſen.

Ein Anderer.

Verdrießlichkeiten bekommt Mylord gewiß.

Sergis.

Verdrießlichkeiten! — Ja, wenn es nur dabey blieb. — Sie werden doch ſchon wiſſen, daß der Mylord all ſeiner Würden entſetzt iſt? Man behauptet gar, er ſoll im Gefängniß ſeyn.

Eine Betbſchweſter.

Mein Gott! mein Gott! ich wünſche zwar Niemanden Böſes, — — aber der Mylord — der Mylord bethete nicht gerne; ich ſah ihn ſelten in der Kirche. — So geht's.

Sergis.

Mir iſt leid um den guten Lord; ich aß oft bey ihm zu Mittage — aber einſperren hätte er das gute Mädchen nicht laſſen ſollen.

Ein Frauenzimmer.

Warum nicht? Bey mir hat er recht gethan. Was thut dieſe Dirne in der Stadt? Wäre ſie hübſch auf dem Lande geblieben. Wir haben Mädchen genug in der Stadt. An wen ſollte man denn zuletzt unſere Töchter verheirathen? — Und überdies iſt ja hinter dem Mädchen gar nichts.

Sergis.

Wie! kennen Sie's?

Das Frauenzimmer.

O ja! man zeigte ſie mir neulich in der Kirche. Es iſt gar nichts Nobles in ihrer Phyſiognomie. Eine kleine Stirne, wie eine Ziege; eine Naſe, wie ein Zahnſtocher, und ein Mäulchen, wie ein Eichhörnchen — — eine wahre Katzenphyſiognomie. Ich weiß nicht, wie ſich der König doch um ſolche Leute intereſſiren kann — — und ohne Zweifel legt ſie auch Weiß und Roth auf.

Sergis.

Weiß und Roth — o unfehlbar! Ich ſah ſie neulich in der Straße gehen, wo der Parfümeur wohnt; da holte ſie ohne Zweifel Contrebande für ihre Schönheit.

Alle.

Ha ha ha!

Sergis.

Und was denken Sie nun von der würdigen Dame, zu der der König die Betty in die Koſt gab?

Ein Frauenzimmer.

Ich denke, was ſich von einer alten Dame denken läßt. Man ſagt, dieſe alte Dame war in ihren jungen Jahren ganz galant. Es iſt ja ganz natürlich; wenn man ſelbſt der Liebe nicht mehr fröhnen kann, ſo macht man ſich doch noch die Freude, ihr in der Ferne zu opfern.

Ein alter Mann.

Pfui! ſchämen Sie ſich, die Leute ſo abſcheulich durchzulaſſen. Ich kenne dieſe Dame, ſie iſt eine ehrenvolle Frau, und verdient dieſe Erniedrigung nicht.

Da lachte nun die ganze Geſellſchaft über den ehrlichen Alten, und als er fort war, ging's über ihn los.

Sergis.

Wenn man alt wird, wird man immer andächtig.

Ein Frauenzimmer.

Andächtig — — da betrügen Sie ſich wohl; andächtig iſt er gewiß nicht. In ſeinen jüngern Jahren war er der Cicisbeo der Frau, von der wir eben ſprachen. Es iſt ja bekannt.

Sergis.

Bekannt — — davon hab' ich doch noch nichts gehört.

Eine Dame.

Wie Sie doch ſo abgeſchmackt ſind; man kennt ja den Vogel aus dem Geſange.

Sergis.

Jetzt wundere ich mich nicht mehr, warum er ſo warm ihre Parthie nahm — der alte Hageſtolz.

Dieß iſt ſo eine kleine Skizze, wie man beyläufig die Menſchen bey uns durchläßt. Ich habe genau in verſchiedenen Geſellſchaften aufgemerkt, und immer mehr Böſes als Gutes von dem Nächſten ſprechen hören. Der Grund davon liegt in dem ungebildeten, liebloſen Herzen der Menſchen. Wir ſuchen immer die Fehler der andern auf, damit man die unſrigen vergeſſen möchte. Wir wünſchen immer beſſer zu ſcheinen als Andere, und ſind's um kein Haar mehr; wir fühlen den Werth des Guten, und thun's nicht; wir erkennen das

Böſe, ſchmählen darüber, und handeln doch böſe. Wir muthen unſerm Nächſten gar keine edle Abſicht zu; alle ſeine Handlungen legen wir ihm zweydeutig aus, und woher dieſes? — Aus Selbſtſtolz, weil wir ihm nicht Gerechtigkeit wollen wiederfahren laſſen; weil wir zu ſchwach ſind, um zu ſagen: dieſer Menſch iſt beſſer als ich; er handelt edler, und denkt richtiger. Wir erkennen nur unſere Verdienſte, und ſind blind zu den Verdienſten Anderer. Daher beneiden wir immer den andern — ſelbſt um das ſittliche Gute, das er hat; darin liegt auch die Urſache der Schwatzhaftigkeit und Ehrabſchneidung. Man fängt von Tändeleyen an, und ſteigt bis zu den wichtigſten Sachen. Ich beobachtete, daß ſich Mädchen wegen einem Haubenbande abſcheulich durchbechelten.

Um mich der Charaktere der Menſchen wahrhaft zu verſichern, machte ich manche Erfahrungen. Ich ſagte einigemal im Theater zu dem nächſt beſten Mädchen: Seyen ſie doch ſo gütig, und ſagen ſie mir, Mademoiſelle (oder Freundin), wer iſt denn dieſes hübſche Frauenzimmer dort, das ſich ſo niedlich trägt? — Dann gings gleich an. »Dieſe dort mit dem großen Hute oder »dem Roſenbande — wer wird ſie ſeyn? Ein Mäd»chen, das gar nicht Urſache hätte, ſich ſo zu putzen. »Es wäre beſſer, ſie bliebe zu hauſe, und arbeitete et»was, als daß ſie ſich in die Komödie herein ſetzt. Aber »man weiß ja wohl warum. Auf ihrem Miſte (ein all»gemeiner Ausdruck) wachſen freylich ſo ſchöne Mode=

»Hüte und Hauben nicht; aber man weiß auch ſchon, »wo ſie her ſind. Wenn ich es ſo machen wollte, könnte »ich auch ſolche Hüte tragen, aber da behüte »mich Gott — meine Ehre und mein guter Nahme »ſind mir viel lieber.«

Ich. Wiſſen Sie denn was Böſes von dem Mädchen?

Sie. Böſes weiß ich eben nichts, aber man läßt ja einen auch nicht zuſehen. Vermuthen kann ich's wohl. Es iſt ja alles ſündtheuer — wie wird ſich denn ein armes Mädchen ſo was ſelbſt kaufen können?

Ich. Sie könnte es ja auch zum Geſchenke bekommen haben.

Sie. Zum Geſchenke! Ja freylich — ohne Zweifel von einem Chapeau, und die ſind mir eben die wahren Herren — ſie ſchenken gewiß etwas umſonſt.

Ich. Es muß ja eben nicht ein Liebhaber ſeyn; es könnte ja von einem Bruder, von einer Baſe, von einer Freundin, oder einer Dame ein Geſchenke ſeyn: oder das Mädchen erſpart ſich's vielleicht; wer weiß, wie hart es ihr etwa ankömmt. Vielleicht trinkt ſie Waſſer und darbt, um ſich ein kleines, unſchuldiges Vergnügen zu verſchaffen. Gute Kinder! ſeyd nachſichtig gegen einander; ihr wißt nicht, wie ſehr man durch eine zweydeutige Rede einem Mädchen ſchaden kann. Und ich ſetze, ſie hätte den Hut wirklich von einem Liebhaber erhalten, was iſt denn an der Sache? Habt ihr denn nicht ſelbſt Liebhaber, und ſeyd ihr denn ſo ſpröde, Alles wegzuwerfen, was man euch gibt? Freylich werdet ihr ſagen, es iſt nicht ohne Urſache — aber das iſt doch nicht allzeit eine böſe Urſache. Das Böſe muß man nicht einmahl vermuthen. Es würde auch euch nicht lieb ſeyn, wenn man euch wegen einer ſo gleichgültigen Sache eine üble Nachrede hielt. Ich bin euch gut, ihr Kinder, weiß wohl, euer Herz iſt nicht allzeit Schuld daran, aber eure Schwatzhaftigkeit — o pfui! die müßt ihr euch abgewöhnen. Hört! ich will euch über eure Schwatzhaftigkeit ein launiges Ding erzählen, das ich neulich ſo auf euch zuſammen ſtoppelte.

Der Modehut.

Aus Frankreich kam zum Iſarſtrom
Ein Marchand angefahren,
Sein alter Gaul war grau, und fromm,
Und er von beſten Jahren.
Er löſte Geld, und reiſte froh
Mit ſeiner Frau incognito.

Monsieur Ruban, ſo hieß der Herr,
Die Frau hieß Madam Gode.
Aus Lyon kam er g'rad hieher,
Und brachte neue Mode.

Sie reiſten durch die weite Welt,
Verkauften Tändeley'n um Geld.

Drey Meilen hinter Dietramsbach,
Da liegt ein großer Flecken;
Er gibt der größten Stadt nichts nach
An Narren und an Gecken;
Dort kömmt aus Liebe zum Gewinn
Die Mode = Caravanne hin.

Sogleich ließ er in Folio
Den großen Zettel drucken.
Jasmin, Pomade, Cocliko,
Gas, Bänder und Perucken:
Mit einem Wort, was putzt und ſchmückt,
War auf dem Zettel abgedrückt.

Was man bey Monsieur le Ruban
Im Gaſthof bey den Mohren
An Modewaaren haben kann,
Ganz neu und auserkohren,
Nebſt auch dem nächſten Preis im Geld
War Alles richtig hergezählt.

Die Zettel waren um und um
Von Haus zu Haus getragen,
Voll Freude war das Publikum,
So pflegte man zu ſagen.

Willkommen iſt in jedem Land
Ein neuer Hut, ein neues Band.

Die Mädchen waren herzlich froh
Und ſäumten nicht zu laufen,
Und ſuchten ihre Herrn Chapeaux,
Um etwas einzukaufen.
Und dieſes kränkte manchen ſehr,
Denn vielen war der Beutel leer.

Das ſchönſte Stück, das war ein Hut,
Beſteckt mit tauſend Federn!
Er glänzte, wie die Morgenglut,
Und hob ſich wie in Rädern;
Er war nach wahrer Perſetracht
Aufs allerkünſtlichſte gemacht.

Es ſtieg ein ganzer Saal empor,
Und hundert Papageyen
Verhüllt in Spitzen und in Flor,
Die hörte man da ſchreyen,
Und Alles, was man noch nie ſah,
War lebhaft und natürlich da.

Dem Magiſtrat, dem fiel nun ein
Der herrlichſte Gedanken;
Wo, ſprach er, ſo viel Mädchen ſey'n,
Da gibts nur Stoff zum Zanken,

Denn, ſagt er, ja ganz ſicherlich
Will jede dieſen Hut für ſich.

Um jedem Zank und Zwiſtigkeit
Vernünftig vorzubeugen,
So wollen wir aus Höflichkeit
Uns generös bezeugen:
Für alle Mädchen aus der Stadt
Hängt nun der Hut in dem Senat.

In pleno des Consilii
War jetzt die große Frage
Des Bürgermeiſters Incliti,
Wer nur das Hütchen trage?
Und jedem Mädchen aus der Stadt
Bewilligt ihn der Magiſtrat.

Nur war noch die Kondition
Ins Protokoll getragen,
Man gibt was Weniges davon
An Feſt- und Feyertagen
Dann leiht man ihn von Haus zu Hau
Für jedes gute Mädchen aus.

Doch kaum ſah man im Publiko
Den Hut in allen Gaſſen,
So ward das arme Mädchen ſo
Erbärmlich durchgelaſſen,

So, daß, die ihn zum erſten trug,
Sich ihre Bruſt vom Zorn zerſchlug.

Der zweyten ward auch Schimpf gethan,
Und eben ſo der dritten;
Da fingen ſie ganz höflich an
Den Hut ſich zu verbitten,
Und ſeit der üblen Laune her
Trägt keine dieſen Hut nicht mehr.

So ſind die Mädchen; Um ein Band
Verfolgen ſich und haſſen!
Man denkt, der Mann hat mehr Verſtand,
Und kann ſich eher faſſen,
Doch nein, ſie haſſen eben ſo,
Um ein gelehrtes Cocliko.

Sehr ſchwach ſind ja in dieſem Fall
Die meiſten Herrn Autores,
Es hecheln ſich ja überall
Die guten Herrn Doktores,
Oft gilt ihr ganzer Autortand
Nicht ſo viel als ein Haubenband.

Man ſchwätzte noch Verſchiedenes über Betty's Geſchichte; endlich aber, wie es gemeiniglich geht, wurde Alles auf einmahl ſtille. Ein neuer Vorfall verdrängt immer den alten und glücklich der, wenn er eine Narrheit begeht, den rechten Zeitpunkt errathet, in dem noch eine größere begangen wird, denn man wird bald die ſeinige vergeſſen. Nachdem der erſte Tummult vorüber war, und man beynahe in der ganzen Stadt gar nichts mehr von Betty ſprach, da kam die Zeit der Reflexion der Politiker, die in Betty's Geſchichte verwickelt waren. Lord Humfred's Sachwalter ließ ſich bey dem Lord melden, und bath um eine Unterredung. Man ließ ihn vor.

Falſche Politik der Sachwalter.

Der Advokat.

Nun iſt der rechte Zeitpunkt, Mylord, daß Ihre Sache bey dem Gerichtshofe betrieben wird.

Mylord.

Nun? Warum ſo ſpät? Sie wiſſen, wie der König aufgebracht iſt.

Der Advokat.

Mylord! man muß die Sache mürbe werden laſſen. Unzweifelbar würden Sie in den erſten Tagen bey dem Gerichtshofe verloren haben, denn alle Gemüther waren gegen Sie aufgebracht. Alles nahm Antheil an Betty; dieſer Zeitpunkt iſt nun vorüber; die Empfindungen des Pöbels erlöſchen bald, und der Antheil, den das Volk an einen Unglücklichen nimmt, gleicht einem Champagner-Rauſch, der bald vorbey iſt.

Mylord.

Sie reden klug.

Advokat.

Zeit und Erfahrung machen die Menſchen klug. Ich verſichere Sie, Mylord! daß ich mehr Prozeſſe durch Klugheit als durch's Recht gewonnen habe, und ich hoffe auch den Ihrigen zu gewinnen.

Mylord.

Das würde das Meiſterſtück Ihrer Wiſſenſchaften ſeyn.

Advokat.

Ich zweifle nicht, Mylord! Ich habe verſchiedene Plane entworfen; jeder iſt gut, nur die Wirkung von jedem iſt verſchieden. Ich laſſe Ihnen die freye Wahl. Hier dieſen kleinen Plan, den Sie ſehen, nenne ich den Plan der Verewigung: das heißt, die Kunſt, die Streitſache ſo einzuleiten wiſſen, daß ſie nie ausgeht. Der zweyte Plan iſt der des geheimen Verſtändniſſes, das will ſagen: die Kunſt, den gegentheiligen Anwald an meine Seite zu bringen, ſo, daß er nur dem Scheine nach wider mich arbeitet, und in der That mit mir verſtanden iſt.

Lord.

Wie kann das geſchehen?

Advokat.

Sie können fragen? — Das geſchieht durch's Geld.

Lord.

Laſſen Sie weiter hören?

Advokat.

Der dritte iſt der Plan des Tantalus.

Lord.

Was will das ſagen?

Advokat.

Sie wiſſen ja aus der Göttergeſchichte, daß Tantalus immer die beſten und ſchönſten Speiſen vor ſich ſieht, und dieſe ſich ſeinen Händen entziehen, ſo bald er ſie zu haſchen glaubt: ſo muß auch meine Gegenparthey immer den Gewinn der Sache vor ihr haben, und doch in der Execution nichts erhalten. Dieſes Studium iſt aber mühſam; ich habe manchmahl viele Nächte daran gewendet.

Lord.

Ich ſehe, daß Sie tiefe Einſichten haben.

Advokat.

Deſſen kann ich mir ohne Ruhmredigkeit ſchmeicheln. Auch kenne ich den Charakter der Magiſtratsperſonen. Ich kenne die ſchwache Seite von Jedem, und weiß ſie zum Vortheil meiner Parthey zu benutzen. Bey dem Empfindſamen ſtehen mir die Thränen in den Augen; bey dem Gerechten klage ich über mein Schickſal, das mich verurtheilt hat, eine ſolche causam zu vertheidigen. Ich lobe ſeine Gerechtigkeitsliebe, und lache in meinem Herzen darüber, denn ich ſuche entweder eine Gelegenheit, daß ſo ein Mann zur Zeit des Vortrags der Sache mit einem andern Geſchäfte beladen wird, und wo nicht, daß ich doch die Mehrheit der Stimmen für mich habe. Bey dem Eigennützigen empfehle ich mich durch Geſchenke; den Furchtſamen ſuche ich zu ſchrecken; den Unerfahrnen zu belügen, und ſo habe ich die Ausſprüche der Richter in meinen Händen.

Lord.

Ich ſehe wohl, daß Sie ſehr tiefe Kenntniſſe und Einſichten haben: aber wie vereinen ſich alle dieſe Sachen mit den Grundſätzen eines ehrlichen Mannes und der Religion?

Advokat.

Kann ich dieſe Grundſätze nicht mit dem ehrlichen Manne und der Religion vereinen, ſo vereine ich die Religion und den ehrlichen Mann mit meinen Grundſätzen, daß will ſagen: ich ſchnitze den ehrlichen Mann und die Religion ſo lange zu, bis ſie in mein Syſtem einpaſſen, und wenn ſie auch ſo verſtümmelt werden, daß beynahe davon nichts mehr übrig bleibt.

Lord.

Das iſt trefflich. Sie glauben alſo nicht, daß ich mir in dieſer Sache ein Gewiſſen machen darf?

Advokat.

Im geringſten nicht. Es kann Alles optima conscientia geſchehen. Man muß ſich nur ein gewiſſes dictamen zu machen wiſſen.

Lord.

Aber zur Sache. Auf welche Art glauben Sie wohl, daß dieſe Geſchichte am beſten zu enden wäre?

Advokat.

Ich dächte, Sie ſchlügen gleich einen vortheilhaften Vergleich vor: hiedurch werden Sie nicht nur die Gnade des Königs, ſondern auch die Gunſt der Richter und den Beyfall des ganzen Publikums für Sich haben. Man muß immer großmüthig ſcheinen wollen, wenn man es auch nicht iſt. So geben Sie der Betty alte verlegene Papiere, Obligationen, die nicht mehr einzukaſſiren ſind, oder verſichern ihr Kapitalien, worauf Andere ſchon Anſprüche haben, ſo, daß ſie, wenn ſie die Gelder erheben will, keinen Kreuzer bekömmt, daß ihr von allen Seiten nichts als Widerſpruch und Proceſſe über den Hals fallen.

Lord.

Ihre Rathſchläge gefallen mir aber wirklich nicht recht. Mein Freund! verlaſſen Sie dieſe Grundſätze! Wenn der König hinter Ihre Schliche kömmt, ſo —

Advokat.

Gut! wenn Sie meine Dienſte nicht gebrauchen wollen, ſo diene ich wider Sie. Gott weiß — es iſt zwar das erſtemahl, daß ich eine gerechte Sache vertheidige, ich will mir ſie aber ſo angelegen ſeyn laſſen, daß ich Ihnen zeigen werde, wer ich bin, Mylord! Glauben Sie aber nicht, daß ich der Sache willen dießmahl gerecht ſeyn werde, nein! ich will nur gerecht ſeyn, mich an ihnen, Mylord! wegen ihrer Beleidigung zu rächen.

Lord.

Beſänftigen Sie Sich — beſänftigen Sie Sich! Nun nu! es iſt ſchon wieder gut, alter lieber Hausfreund!

Nun war die Sache ausgemacht. Der Prozeß wider Mylord Humfred fing an, und war bereits im Gerichtshofe entſchieden.

Ueber Betty und Lord Humfred wird das Urtheil geſprochen.

Es iſt ein wunderliches Ding um die Gerechtigkeit der Menſchen; ſelten entſcheiden die Geſetze, meiſtentheils die Meinungen, die die Richter von den Geſetzen haben — auch manchmahl die Leidenſchaften. Die Sachwalter haben die Vertheidigung der gerechten Sache zum Brodſtudium gemacht, und verfielen daher auf Spekulationen, zu gewinnen. Die erſte Frage iſt immer: wie iſt die Sache zu verlängern, zu verdrehen? Wie iſt die Sache in Verwirrung zu bringen, oder wenn es etwas einträgt, zu verewigen? Wie kann das Recht Unrecht, und das Unrecht Recht werden? Wie kann man aus einem Proceſſe zwey machen? und wie iſt es anzufangen, daß Kinder und Kindskinder noch zu ſtreiten haben? Nach ſolchen Planen arbeitete auch Lord Humfreds Sachwalter, der in ſich ſelbſt nichts als ein bloßer Rabuliſt war. Als er Lord Humſeed verließ, reuete es ihn wieder, daß er ihm den Vorſchlag zu einem Vergleiche gemacht hatte. Das war dumm, fing er an; ich habe da ganz wider mein gewöhnliches Syſtem gehandelt; ich hätte dem Lord zu keinem Vergleiche rathen ſollen; obwohl meine Meinung nie anders war, als einen ſolchen Vergleich vorzuſchlagen, woraus ſelbſt wieder hundert Proceſſe entſpringen konnten, ſo hätte ich doch klüger gehandelt, vorher hundert Proceſſe zu machen, und dann erſt den Vergleich, daraus wieder hundert Prozeße ſich ergeben, am Ende vorzuſchlagen: allein was iſt nun zu thun? — — Hier ſetzte er ſich nieder, und berechnete, ob es keine actiones praejudiciales, forideclinatorias gäbe, oder andere dergleichen aus der Sache zu preſſen wären, die den Streit verlängern und verzögern könnten; wie erſchrack er aber, als er zum Gerichtshofe citirt wurde, und hörte, daß der König ſelbſt bey der Unterſuchung der Sache gegenwärtig ſeyn wollte.

Der Rath war verſammelt, und in der Gerichtsſtube herrſchte ehrfurchtsvolle Stille. Der König ſaß ernſthaft auf dem Tribunale, und, nachdem er verſchiedene Meinungen über die Sache gehört hatte, fing er ſo an:

Ich ſehe, meine Herren, daß einige von ihnen die Sache nicht recht nehmen; Andere ſcheinen von der Parthey des Lord zu ſeyn; und wieder Andere, die ich hier im Rathe anzutreffen hoffte, erſcheinen gar nicht; ich will, daß ſie kommen.

Nun holte man die Abweſenden.

Der König.

Warum, meine Herren! erſchienen Sie heute nicht im Rathe?

Einer davon.

Verzeihen Eure Majeſtät! wichtige Vorfallenheiten hinderten mich!

König.

Das iſt eine kahle Entſchuldigung; reden Sie ungeſcheut!

Der nähmliche.

Weil es Eure Majeſtät ſo befehlen. Ich wußte, daß man heute über Lord Humfred's Sache entſcheiden ſollte; ich wollte daher bey dieſer causa nicht gegenwärtig ſeyn, weil ich ganz gewiß war, daß jeder Theil ſeine Parthey haben würde. Ich konnte des Lords Verfahren in meinem Herzen nicht billigen, und würde alſo meine Stimme wider ihn gegeben haben: allein, großer König! die Menſchen ſind und bleiben Menſchen. Nach dem natürlichen Gange der Sache würde vielleicht Lord Humfred, der eine große Parthey für ſich hat, gewonnen haben; wo iſt nun der Menſch, beſonders der Reiche, der dem Richter die Gerechtigkeit wiederfahren läßt, er habe mit Recht verloren? meiſtentheils beſchuldigt der Verlierende den Richter einer Ungerechtigkeit. Der Lord iſt mächtig; ich bin arm, und habe eine Familie, ich wollte mich dem Haſſe dieſes Mannes nicht ausſetzen; aber doch beſitze ich auch zu viel Redlichkeit, um in einer gerechten Sache wider mein Gewiſſen zu ſprechen, und erſchien daher gar nicht im Rathe.

König.

Schwacher Menſch! du glaubſt alſo, du hatteſt nicht wider dein Gewiſſen gehandelt? Haſt du nicht der gerechten Sache eine Stimme entzogen? Hätte dein Urtheil, deine Beweggründe nicht vielleicht Andere auf deine Meinung bringen können? Auch du haſt Antheil, wenn je ein ungerechter Ausſpruch wider Betty erfolgt. Der, der bey dem Leiden der Unſchuld ſchweigen kann, trägt ſo viel Schuld an ihrem Verderben, als der, der ſie verurtheilt.

Als der König ſo ſprach, erhob einer von den Räthen ſeine Stimme. Verzeih'n Eure Majeſtät! ſagte er, daß ich hier die Parthey dieſes Mannes nehme; ich denke gerade, und ſcheue den Großen und den Reichen nicht; getraue mir ihm ins Geſicht zu ſagen: du haſt Unrecht wenn er Unrecht hat: aber was ſind die Vorurtheile meiner Denkungsart? — Ich lebe unter dieſem Schwarme von Menſchen; man weiß ihren Einfluß auf die wichtigſten Geſchäfte, und wie oft bin ich in dem billigſten Begehren zurückgewieſen worden, weil man mich als einen Starrkopf ausſchreit, der alle krumme Wege gerad machen will; als einen Mann, der wider den Strom ſchwimmt. Was war mein Vortheil? — Armuth und Verfolgung. Ich kann ſie leicht ertragen; ich habe keine Familie, mit meinen Leben hört meine ganze Exiſtenz auf: aber dieſer Mann, mit dem Eure Majeſtät ſprechen, hat Kinder. —

König.

Meine Pflicht iſt, ſie zu verſorgen; denn um der Gerechtigkeit willen ſoll keiner meiner Bürger leiden. Aber warum klagt man und ſucht nicht Hilfe bey mir, der ich ſo gern ganz euer Vater ſeyn möchte?

Ein Rath.

Eure Majeſtät ſind Vater, das iſt gewiß; alle Ihre Unterthanen ſollen aber auch Ihre Kinder ſeyn, folglich wären wir alle Brüder; dann wäre der Zutritt zum Vater leicht, der Bruder würde den Bruder dahin führen: aber ſo ſind Eure Majeſtät auch König, und Könige umgibt Macht und Größe; Macht und Größe erzeugen Sklaven; und dieſe hören auf, Brüder zu ſeyn, und verſperren dem Elende und der Armuth den Zutritt zum Thron.

König.

Sie ſollen ihn aber nicht verſperren; ich will zeigen, daß der Nahme eines Königs für mich keinen Werth hat, wenn ich nicht zugleich auch Vater meiner Unterthanen ſeyn kann. Aber zur Sache!

Hier ſetzte ſich der Rath: und nach einer Pauſe fing der König an:

Ich klage im Nahmen der Menſchheit vor den Geſetzen des Landes den Lord Humfred einer ſchändlichen That halber an, und fordere Recht im Nahmen der Unterdrückten.

Nun erzählte der König die Geſchichte; die Rechtsanwälde ſprachen pro et contra und der Rath entſchied: daß der junge Lord Humfred ſchuldig ſey, die entehrte Betty zu heirathen, und ihr Kind als das ſeinige zu erkennen und zu erhalten, und die Gerichtskoſten zu erſetzen.

Unbillig, ihr Richter! fing der König an, iſt euer Ausſpruch nicht; aber gerecht kann ich ihn doch nicht nennen. Ihr habt eine Menge Sachen überſehen. Nun will ich entſcheiden. Der junge Lord ſoll die Betty heirathen: das iſt keine Strafe für den Verbrecher, das iſt Strafe für die Unſchuld. Ihr wollt das unſchuldige Mädchen an einen Mann ketten, der ſie verabſcheut; ihr wollt durch euren Ausſpruch dem Kinde einen Vater geben, der kein Vaterherz hatte. Betty wird ein gutes Weib werden; aber Lord Humfred iſt ihrer nicht werth; er ſoll die Strafe fühlen, ſie zu vermiſſen. Der ſüße Nahme eines Vaters ſoll nie von den Lippen des Kindes in ſeine Ohren tönen. Ich erkenne; Lord Humfred iſt unwürdig, Betty's Gatte und der Vater ihres Kindes zu ſeyn. Er iſt ein ſtiller Mörder, denn Betty wäre mit ihrem Kinde verſchmachtet, wenn nicht Beyde der menſchenfreundliche Lillo gerettet hätte. Lord Humfred iſt ein ſtiller Henker; er ſoll daher ein öffentlicher werden; auch er und ſein Vater ſind Schuld an der abſcheulichen That, die der Böſewicht Clinbek an ihr verübt hat, der es dahin zu bringen wußte, daß ſie eingekerkert wurde. Es war eben nicht der Wille des alten Lord;

aber es iſt doch ſeine Schuld, weil er ſolche kriechende Inſekten um ſich duldet, die auf das Zutrauen ſeines Schutzes Böſes ausüben. Ich verurtheile daher dieſen abſcheulichen Böſewicht, Clinbek, zum Strange, und weil er immer ſo ein kriechender Wurm war, der ſich heuchelnd vor den Großen und Reichen bückte, um von ihnen erhoben zu werden, ſo befehle ich, daß ihn der junge Humfred aufhängen ſoll. Lord Humfred ſoll ein öffentlicher Henker werden, denn er war der ſtille Henker der armen Betty. Lord Humfreds Anwald, der es wagte, einen abſcheulichen Vergleich vorzuſchlagen, um die Unglückliche noch unglücklicher zu machen — dieſer elende Sachwalter, der ſeinen Verſtand zum Unglück der Parthey mißbrauchte, ſoll mit einem Ochſenjoche an der Stirne den zum Strang verurtheilten Böſewicht auf dem Karren zum Galgen ziehen, damit er ſich doch auf ſeinem Todbette ſagen kann: das war die erſte gerechte causa, die ich führte. Lillo ſoll für ſeine That erhoben und belohnt; die Güter des Lords konfiszirt, und der Betty und ihrem Kinde zuerkannt werden.

Dieſes iſt mein Urtheil; als Richter ſteht es mir nicht zu, es zu mildern; wenn Betty es mildern will, die die Beleidigte iſt, ſo können die Geſetze nichts einwenden. So ſprach der König, und das Urtheil wurde publizirt. Da ſtürzte die arme Betty zu den Füßen des Königs, und bath für den Vater ihres Kindes. Das Urtheil wurde daher für Lord Humfred gemildert.

weil ſie ihn ſelbſt zum Gatten wählte. Er erwachte aus ſeinem Taumel, und eilte in die Arme der verlaſſenen Betty. Auch für Clinbek und den Sachwalter wollte ſie bitten; aber der König antwortete ihr: Es ſtand bey dir, gutes Mädchen! den Ausſpruch der Geſetze, der dir Gerechtigkeit verſchaffte, zu mildern; aber die Geſetze, die der ganzen Menſchheit Genugthuung ſchuldig ſind, laſſen ſich auf deine Bitte nicht ändern. Dieſe Genugthuung geſchieht nicht für die beleidigte Betty, ſondern für die beleidigte Menſchheit. Clinbek und der furchtſame Richter, der Betty ſo unmenſchlich behandeln ließ, wurden daher auf einem Karren, in welchen der Sachwalter eingejocht war, zum Galgen geführt, und endeten dort durch den Henker ihr Leben.

Betty lebte glücklich in Humfreds Armen; der Lord verließ die Stadt, und fand das wahre Vergnügen des Lebens im Schooße der Natur, und das Volk ſchrie: Preis und Lob dem gerechten Könige!!

Mein Traum
in einer
Frühlingsnacht.

Unfreundlich ſah das Wetter aus,
Der Himmel war ganz trübe:
Da ſang in Nachbar Hanſens Haus
Ein Mädchen von der Liebe.

Schön ſang es, wie die Nachtigall,
Und ihre ſchönen Töne
Entlockten durch den ſanften Schall
Mir manchmahl eine Thräne.

Bey Gott! mir war ſo wunderlich,
Ich kann es ſelbſt nicht ſagen:
Es däuchte mir, als regte ſich
Mein Herz bey ihren Klagen.

Ach! ihrer Stimme ſanfter Klang
War, wie der Heil'gen Bethen:
Und daß mit ihr ein Engel ſang,
Das wollte ich ſchier wetten.

Ich ſtell' den Abend mir noch vor,
Als wenn es heute wäre:
Noch klingt's mir immer vor dem Ohr,
Und noch fließt manche Zähre.

Mein Martin! fing das Mädchen an,
Kannſt du ſo lang verweilen?
Komm doch, komm bald, geliebter Mann!
Mir meinen Schmerz zu heilen.

Du weißt, ich lebe nur für dich,
Für dich leb ich hienieden,
Und ohne dich iſt ſicherlich
Mein Schickſal ſchon entſchieden.

Verläßt du mich, ſo will ich mir
Mein Grab, o Martin! ſuchen:
Doch aber wird dein Mädchen dir,
Treuloſer! niemahl fluchen.

Wie oft hab' ich an dich gedacht!
Du weißt nicht, was ich fühle!
So ſang ſie; es war Mitternacht,
Und Alles war nun ſtille.

Mit Wolken war der Mond verhüllt,
Der Himmel drohte Regen:
Doch Hannchen, die nur Liebe fühlt,
Die lächelt ihm entgegen.

Du Freund! ſo ſang ſie weiter fort,
Du Freund der ſanften Triebe,
Geliebter Mond! horch auf mein Wort,
Und ſegne meine Liebe.

Ich ſah zum Fenſter ſtets hinaus
In meines Nachbars Garten,
Und ſchlich mich dann aus meinem Haus,
Den Ausgang abzuwarten.

Unweit von Hannchens Schlafgemach
Stand eine große Linde:
Da wo ſie oft mit Martin ſprach —
So gar beym Sturm und Winde. —

Da trat ich in den Hinterhalt,
Dem Fenſter gegenüber.
Die Nacht war ganz verteufelt kalt,
Das Wetter immer trüber.

Zuletzt fing's gar zu blitzen an,
Und wirklich — mir zum Poſſen! —
Als hätt' man mir's zum Trotz gethan,
Warf's ungeheure Schloſſen.

Ich ward recht tapfer hergebläut,
Und tüchtig abgedroſchen;
Und fand zu meiner Sicherheit
Nicht einmahl einen Boſchen.

Ich wollte in mein Haus zurück;
Da war die Thür verſchloſſen,
Ich fluchte nun mit Galg und Strick
Auf alle Liebespoſſen.

Doch faßt' ich mich bald wiederum;
Der Abenteurer Plagen,
Sind wie in jedem Sekulum
Auch ſchwer in unſern Tagen.

Naß und vom Regen zentnerſchwer,
Sah ih ich auf Hannchens Zimmer;
Und ſah und hörte nun nichts mehr,
Und horchte dennoch immer.

Gut' Nacht! ſo dachte ich mir nun;
Das Mädchen ging zu Bette.
Schlaf wohl! ſanft ſollſt du, Gute! ruh'n,
Bis zu der Morgenröthe.

Nun kletterte ich auf den Baum,
Ein Lager mir zu machen:
Doch war ich auf den Aeſten kaum,
Schon hörte ich ein Krachen.

Man ſprengt die Gartenthüre ein
Durch wiederholtes Stoßen.
Ein Wagen fuhr die Straß' herein,
Beſpannt mit falben Roſſen.

Ein Junker ſpringt ganz raſch heraus,
Hernach ſein Kammerdiener,
Und näherten ſich Hannchens Haus:
Ich ſah's beym Mondesſchimmer.

Recht gut! ſo fing der Junker an,
Wir wollen ſie entführen:
Der dumme Töffel Martin kann
Hierüber wohl krepiren.

Nun iſt er gut zu Haus verſperrt;
Wie wird der Kerl da fluchen,
Wenn er von der Geſchichte hört,
Und will ſein Mädchen ſuchen!

A mon honneur! der Tölpel ſoll
Von ihr nichts mehr erfragen:
Doch, Kammerdiener! glaubt ihr wohl,
Die Sach' ſey nun zu wagen?

Der Diener macht ein' Reverenz,
Und ſprach: es geht gleich weiter:
Nur halten Eure Erzellenz
Ein wenig mir die Leiter!

Nun ging es auf ein Steigen los
Bis an des Zimmers Fenſter,
Das öffneten ſie durch den Stoß,
Wie wilde Nachtgeſpenſter.

Was heißt doch das, bey meine Seele!
Que font-ils? quel diable?
Zu rauben eine demoiselle!
Das iſt nicht raisonable.

Schon waren ſie im Schlafgemach,
Da gab der Zorn mir Flügel:
Ich eilte ihnen haſtig nach
Mit einem großen Prügel.

Schon fing das Mädchen an zu ſchrey'n;
Sie wollten ſie ſchon rauben:
Da kam ich auch zum Fenſter h'nein,
Sie tüchtig abzuklauben.

Was Teufel! fing ich ſchrecklich an,
Iſt das für eine Mode!
Ein Schurk iſt, der ſo handeln kann,
Ich ſchlag' euch alle todt.

Das Mädchen iſt ein gutes Kind;
Was habt ihr hier zu machen?
Ich ſchlag' euch alle lahm und blind,
Daß euch die Rippen krachen.

Ihr Junker, ohne Ehr und Muth!
Schreibt gleich hier etwas nieder:
Gebt dieſem Kind ein Heirathgut
Und kommt mir ſo nicht wieder.

Wo nicht, ſo kommt ihr aus dem Haus,
Für wahr bey meiner Ehre
Nicht ohne Prügeltracht hinaus,
Und wenn's der Teufel wäre.

Da zitterte der Herr Baron,
Bath höflichſt um Vergeben;
Verſprach, erhielt er nur Pardon,
Gern etwas herzugeben.

Mit Mädchen = Ehre ſcherzt man nicht,
Sprach ich ganz ungeduldig:
Verſorgt ſie, daß iſt eure Pflicht,
Ihr ſeyd's dem Mädchen ſchuldig.

Glaubt Ihr, weil Ihr ein Junker ſeyd,
Und ein verwegner Kautze,
Sey jedes Mädchens Ehrlichkeit
Ein Ding für eure Schnautze?

Ich nahm das Mädchen dann in Schutz,
Die mich mit Küſſen lohnte;
Und both kühn dem Verwegnen Trutz,
Der ſie mir nehmen konnte.

Drum eilten wir zu Martin hin;
Ich gab ihm ſeine Schöne:
Er lächelte und mein Gewinn
War eine Menſchen-Thräne.

Der Wonne, die ich da genoß,
Gleicht nichts an Seligkeiten;
Der Dankesthräne, die da floß,
Gleicht nichts an Süßigkeiten.

Und endlich bin ich aufgewacht;
Ich fühlte die Geſchichte
War nur in einer Frühlingsnacht
Ein bloßes Traumgeſichte.

Und doch — wie ſelig waren mir
Der reinſten Freude Keime!
Gib, großer Gott! ich fleh zu dir,
Mir öfter ſolche Träume!

Narva, eine Erzählung.

Der Jüngling Narva wird von dem weiſen Ibar erzogen.

In Tunis wühete die Peſt, und Huſſan lag krank darnieder. In den letzten Tagen ſeines Lebens ließ er einen der Weiſen zu ſich rufen, der ſein Freund war, und entfernt von der Stadt ſeine Hütte auf dem hohen Gebirge bauete, wo er abgeſondert von Menſchen lebte. Ibar, ſo nannte ſich der Weiſe, kam zu ſeinem Freunde, und Huſſan reichte ihm ſeine ſterbende Hand, und fing ſo zu ihm an: Ich vertraue dir Alles, was mir theuer iſt, ich vertraue meinen Sohn deiner Obſorge. Entreiße ihn den Gefahren, die ihm in dieſer Stadt drohen, unterrichte ihn in der großen Kunſt glücklich zu ſeyn, denn Erfahrung lehrte mich, daß die meiſten Menſchen nur darin unglücklich ſind, weil ſie die Kunſt nicht wiſſen, glücklich zu leben. Ich hinterlaſſe meinem Sohne viele Schätze und einen großen Reichthum. Hier auf dieſem Papiere iſt der Ort verzeichnet, wo ſie liegen; aber ich bitte dich, Ibar! verſchweige ſie meinem Sohne, bis ſein Herz gebildet iſt, denn ich will nicht, daß er in Gold und Schätzen ſein Glück zu finden glaube. Ich bin dem Tode nahe, und fühle daher deutlich, daß es ſonſt kein wahres Glück hienieden gibt, als die Tugend. So ſprach Huſſan und ſtarb. Sein Sohn Narva entfernte ſich bald von der Hauptſtadt der Provinz Aberdyan, und auf dem Gipfel des Berges Coro, wo der Einſiedler wohnte, verlebte er die erſten Tage ſeiner Jugend.

Früchte pflanzen, Kräuter ſammeln, war Narva's Beſchäftigung, und die Erziehung, die ihm Ibar gab, war einfach und ungekünſtelt. Er wiederhohlte ihm täglich den Wahlſpruch: Sey gutthätig und du wirſt glücklich ſeyn. Täglich verſammelten ſich eine Menge armer Menſchen am Fuße des Berges, und empfingen Früchte und Brod aus Narva's gutthätiger Hand. Der weiſe Ibar ſelbſt vertheilte Almoſen unter ſie, und zeigte dem jungen Narva durch Beyſpiele, welche Wonne ein Menſchenherz fühlen kann, wenn es gutthätig iſt. Jeden neuen Tag arbeitete Narva mit neuem Fleiße; täglich pflanzte er neue Bäume, und bearbeitete öde Erdreiche, um ſeine Früchte zu vermehren, um noch mehr wohlthätig ſeyn zu können.

Ibar überzeugte ſich bald, daß Narva die Zeit ſeines Lebens durch wohlthätig ſeyn werde. Sohn! ſagte er eines Tages, was würdeſt du thun, wenn die Gottheit dich mit Reichthum und Schätzen überhäufte? — Kannſt du wohl fragen, guter Ibar! erwiederte der Jüngling: ich würde mich glücklich ſchätzen, in der Lage zu ſeyn, den Elenden zu unterſtützen, und dem Hilfloſen zu dienen; für mich, theurer Ibar! wünſche ich mir nichts als Geſundheit, Stärke zur Arbeit, und das Vergnügen, immer wohlthun zu können. Ich wollte dem Elenden ſagen, ſieh, hier iſt Hülfe; ſey glücklich und weiſe wie Ibar!

Ibar.

Wohl mein Sohn! — Morgen, ehe die Sonne den Gipfel unſers Berges beleuchtet, ſollen Schätze und Reichthum zu deinem Befehle ſeyn. — Glücklich der Arme, der Schwache und Unterdrückte! Du, Narva, wirſt ihnen ſagen können: trocknet eure Thränen! Narva iſt bey euch; erwachet über euer Glück; er iſt die Stütze der Fallenden, und der Troſt der Leidenden.

Voll edlen Gefühls legte Narva ſich zur Ruhe, denn die Sterne glänzten ſchon am Himmel. Ruhig war ſein Schlaf, wie der Schlummer eines Engels, der die Hülle eines Menſchen trägt; und ſein Puls ſchlug ſanft, denn keine unedle Leidenſchaft empörte ſeine ruhig fließenden Säfte.

Eine Betrachtung in der Nacht.

Groß und edel iſt unſere Beſtimmung, ihr Menſchen! in der Kette der Dinge ſind wir an der höchſten Stufe der rechtſchaffenen Weſen auf dieſer Körperwelt. Wir gränzen ſchon an den Engel, und das Gefühl unſrer Seele ſchwingt uns ſchon zum Geiſt empor, wenn gleich die ſchwere Maſſe des Körpers uns noch zurück hält. Unendlich ſind die Fähigkeiten, die in uns liegen; unendlich die Wege des Fortganges zu höherer Beſtimmung — zur Vollkommenheit — zur Aehnlichwerdung der Gottheit. Alles verkündiget uns, daß wir Wanderer hienieden ſind, und der, der ſeine Beſtimmung fühlt, verweilet ſich nicht auf dieſer Reiſe, ſondern er eilt fort auf den Wegen, die die Vorſicht ihm vorzeichnete, und erwartet den Wink des Ewigen.

Dem Körper nach ſind wir Thiere, und der Seele nach unſterbliche Geiſter. Sinnlichkeit und Verweſung ſind der Antheil unſerer Hülle, die uns deckt; Freyheit und Unſterblichkeit iſt das, was unſer Geiſt erwartet. Je mehr der Menſch am Körperlichen hangt! deſto mehr iſt er Thier; je mehr der Menſch dem Geiſtigen nachſtrebt, deſto mehr nähert er ſich dem Engel. Es gibt daher tauſend und tauſend Gradationen vom Unvollkommenſten bis zum Vollkommenſten, vom Thiermenſchen und Geiſtmenſchen, von dem, der den Abſtand vom Thier zum Menſchen, und von dem, der den letztern von Menſchen zum Engel macht.

Fortgang zu höherer Vollkommenheit iſt Gutes — wahres Gute — und das wahre Gute unſere Beſtimmung. Religion und Offenbarung lehren ſie uns kennen. Tugendhaft ſeyn, heißt vollkommen werden — vollkommener werden, heißt ſich der Gottheit ähnlicher bilden — ſich der Menſchenbeſtimmung mehr nähern — mehr zur Einswerdung hinſchreiten.

Gott iſt die vollkommenſte, reinſte Liebe; ſeine höchſte Seligkeit beſteht in unendlich thätiger Liebe; ſeine Geſetze ſind Liebe und unſer Beruf Liebe. Einfach und ungekünſtelt ſind ſeine Geſetze. Liebt mich! — liebt euch! dieſes iſt ſein Geboth. O kennten wir doch dieſe Gebothe, wie ſelig wäre dieſe Erde hienieden! — aber Finſterniß entfernt uns noch immer vom Licht. Sobald die Menſchen ſich lieben, ſo iſt die Welt glücklich; aber ſie lieben ſich nicht, ſie haſſen ſich, ſie entheiligen ihre Beſtimmung, und ſetzen ſich herab zum reißenden Thiere. — Aber laßt mich hierüber nicht weiter ſprechen; die wenigſten Menſchen verſtehen mich, und die, die mich verſtehen, dieſen flüſtert die Gottheit dieſe Sprüche ins Herz, und ſie haben den Zuſpruch eines ſchwachen Sterblichen nicht nöthig.

Der heilige Geſang der Vögel ertönte im Hain, und die Sänger des Waldes heiligten die Pſalmen der Natur der Gottheit beym Aufgang der Sonne. Narva erwachte, und fühlte ſein Daſeyn.

Was heißt, ſein Daſeyn fühlen?

Ich fühle mein Daſeyn; das heißt, ich fühle, daß ich lebe; — ich fühle, daß ich ein Weſen bin, das ſich ſeiner bewußt iſt. Mein Auge ſieht die Herrlichkeit der Natur, die blühenden Fluren, den grünen Hain, die majeſtätiſchen Wälder; mein Ohr hört das Rauſchen der Bäche, die Töne der Lerche, die Lieder der Nachtigall. Ich rieche die aromatiſchen Blumen, fühle den Wohlgeruch der düftenden Roſen; meine Wangen ſind empfänglich der Eindrücke des ſanften Weſtes; der leiſe Zephyr ſpielt mit meinen Locken, und kühlt mit ſeinem Hauche meine heißen Wangen. Hier ſind fruchtbeladene Zweige, und geben mir Nahrung und Labung; ich fühle eine angenehme Wolluſt in ihrem Geſchmacke; hier ladet mich die Birne, dort die Aprikoſe und da die Kirſche ein; ich will gehen und kann gehen, will die Früchte pflücken und kann ſie pflücken; ich genieße, und fühle Wonne im Genuſſe, und das, was ſich dieſes Frühlings bewußt iſt, das bin ich — ich ein Räthſel meiner Selbſt — das nun da iſt, und einſt nicht da war. — Ich bin, fühle mein Daſeyn — und wer ſetzte mich hieher? — Wer gab mir dieſen herrlichen Bau? Wer die Empfänglichkeit zu dem ſanften Genuß deſſen, was da iſt? — Wer iſt das Weſen, dem ich dieß Alles zu danken habe? — Der, der dieſe ſchöne Erde gemacht hat, der ſo ſorgfältig für Alles ſorgte: aber was ſind die Freuden der äußern Natur gegen das Seelengefühl, das er in mein Herz legte? Wenn ich nun ſo allein da wäre, o wie bald würden mich ſelbſt die ſchönſten Freuden der Natur anekeln! — aber ſo erſchuf er mir noch tauſend Mitgeſchöpfe, und legte mir ein höheres Gefühl ins Herz, auch Freude zu fühlen, wenn ſie Andere fühlen. Alles was um mich her liegt, iſt belebt; hier kriechen auf dem kleinſten der Blätter tauſend bunte

Inſekten, und alle leben, alle fühlen ſeine Güte. — Dort ſingt der Vogel harmoniſch im Gebüſche, und freudig brüllt der Löwe dort ſein majeſtätiſches Daſeyn; da girrt die Taube, dort flattert der Hänſling; hier hüpft die Grasmücke, und ſingt und freut ſich des Lebens — und ich bin da im Mittelpunkt — ſehe und fühle — fühle eine innere Macht, einen Trieb, der mir ſagt: du biſt ähnlich dem, der dich ſchuf. Ich höre eine Stimme; ſie flüſtert mir zu: Genieße das Leben; und manche glückliche, nie gefühlte Empfindungen ſteigen in meinem Herzen empor. Ich fühle Liebe und Freundſchaft; hier führt mich die Natur in die Arme eines ſanften Weſens, das mir ſo ganz ähnlich iſt, und das ich doch nicht ſelbſt bin. Ich liebe; ich bin Freund; ich umarme; ich küſſe und fühle Wonne des Lebens — Wonne meines Daſeyns. Hier verbindet mich der Naturtrieb mit meinem Freunde; hier Liebe mit der Gattin; dort die Natur mit dem Kinde — lauter fremde Gefühle — Gefühle, die der Schöpfer mir ins Herz legte.

Wie gut biſt du, der du dieſes Alles ſo machteſt! — Wie gut muß du ſeyn! — Liebe biſt du — dir ähnlich an Liebe werden, das iſt mein Beruf, Alles verkündigt mir's, es iſt dein Geſetz. Mein Selbſtgefühl ſchrieb es mir ins Herz mit unauslöſchlichen Buchſtaben; der Wunſch, Alles um mich her glücklich zu ſehen, iſt der ſeligſte aller Wünſche. Alles umher iſt Glück für den Menſchen; ſelbſt das, was Unglück in der Welt iſt, iſt Vorbereitung zum Glücke. Das reinſte der Seelengefühle wollteſt du in uns rege machen — rege machen in uns den Trieb der Theilnahme an Freuden und Leiden. Euch, meine Kinder! ſagteſt du, euch ſelbſt untereinander will ich euer Glück anvertrauen; ſtreckt die Arme aus, die ich euch gab, euch wechſelweiſe zu unterſtützen, und fühlet das Vergnügen, die Thräne im Auge eures Bruders zu trocknen. Ja, das war deine Sprache, jede Blume verkündigt mir's: ja, nur wenn ich liebe — liebe ſo, wie du willſt, daß ich lieben ſoll, dann fühle ich mein Daſeyn. O wo ſeyd ihr, Brüder und Menſchen, die gleiches Gefühl und gleiche Liebe vereint? — O laßt uns fliehen von dem Schwarme der Verdorbenen, deren Daſeyn Verderben der Menſchheit iſt. Sieh dort die Tauſende, wie ſie ſich zanken und marden —morden um eine Hand voll Staub — ſie, die ſelbſt Staub des Staubes ſind. Sieh, dort fließt Blut — Menſchenblut — vergoſſen durch die Hand des Bruders: da trocknet keine brüderliche Hand die Thränen aus dem Auge des Sterbenden; Todes-Röcheln iſt dort Freude, und Zerſtörung Vergnügen. Sehe ich recht? und ich lebe — ich fühle? — nein, ich träume; aber ich träumte einen ſchweren Traum. Vater! Erbarme dich! laß mich bald erwachen — erwachen in der Gegend, wo der Erſchaffene ſeinen Beruf, ſein Daſeyn fühlt.

Narva lernt, daß man keine Erkenntlichkeit von den Menſchen hoffen müſſe.

Es war Morgen, und Ibar führte ſeinen Lehrling zu den Ruinen eines alten Grabmahles. Hier hoben ſie einen großen Stein von der Erde, und eine kleine Treppe führte ſie in ein unterirdiſches Gewölbe, welches die Sonne nur dort und da durch Klüfte der Felſen beleuchtete. Hier ſah Narva ganze Kiſten voll Gold und Edelſteine. Er blieb ſtehen, umarmte ſeinen Freund Ibar, und rief aus: o ihr traurigen Geſchenke der Götter, ihr Quellen des menſchlichen Uebels! grauſame Tyrannen der ſchwachen Menſchheit, böſer Ariman! — zittere, ich will die Diener deiner Grauſamkeiten feſſeln, und keine Thräne ſollen ſie mehr aus den Augen meiner Brüder erpreſſen. Unſterblicher Ormuz*)! ſtehe mir bey, und unterſtütze durch deine heilige Macht meine Entſchlüſſe!

Ibar ſah mit Vergnügen den edlen Hang des Jünglings für die Tugend; er führte ihn nach Tauris, und kehrte wieder in ſeine Einöde zurück.

Täglich war Narva von einer Menge Unglücklichen umrungen; ſein Häus war jedem Elenden offen, ſeine Tafel theilte er mit den Hungrigen, und täglich fühlte er das Vergnügen, Gutes zu thun. Ein Zufall vermehrte die Freude ſeines wohlthätigen Herzens. Er fand eine junge Venetianerin; ſie war ſchön, und die Thräne des Elendes, die die Unglückliche weinte, erhöhte den Reitz ihrer Schönheit. Narva nahm ſich der Unglücklichen an, und entriß ſie durch ſeine Wohlthaten der Armuth. Sie gefiel ihm, — aber er getraute ſich nie, ſie zu ſprechen. Der Antheil, den ſein Herz an ihrem Schickſale nahm, könnte ihre Tugend beleidigen, ſie könnte glauben, ſagte er zu ſich ſelbſt, ich forderte von ihr Wohlwollen zur Erkenntlichkeit des Guten, das ich ihr erzeugte, und dieß würde eigennützig ſeyn.

---

*) Die Perſer verehrten den Ormuz als einen Geiſt des Guten, und hielten Arimanen für den Geiſt des Böſen.

Spinetta, ſo hieß das Mädchen, erzählte bald dem guten Narva das Schickſal ihres Bruders Clandio, den das Unglück zum Sklaven machte, und der unter der Grauſamkeit eines Unmenſchen ſeufzte. Kaum hörte Narva dieſe Geſchichte, als Clandio ſchon ſein war, denn Narva erkaufte ihm ſeine Freyheit durch Löſegeld. Spinetta war täglich ſchöner in den Augen des guten Narva, der ein zu empfindſames Herz hatte, um gleichgültig gegen die Eindrücken der Liebe zu ſeyn. Endlich wagte er es, ihr ſeine Liebe zu entdecken; Spinetta lohnte ihn mit Gegenliebe. Er machte ſchon alle Anſtalt zur Hochzeit; allein, als er eines Morgens Spinetta beſuchen wollte, war ſie mit Clandio ewig für den guten Narva verſchwunden. Narva erfuhr, daß Clandio nicht ihr Bruder, ſondern ihr Liebhaber war, mit welchem ſie ſich mit einer Caravanne fortmachte.

Des Jünglings Herz war durch Spinettens Betragen empfindlich beleidigt; er weinte Tage lang um ſie. Sie ſoll glücklich ſeyn, ſagte er; aber warum mich hintergehen? warum mir falſche Hoffnungen machen? das war nicht edel; ich habe es wahrlich nicht an Spinetta verdient. Unterdeſſen Narva ſo ſeinen Gedanken nachhing, berichtete man ihm, daß einer ſeiner Nachbarn, ein Kaufmann, im äußerſten Unglücke ſey. Seine Gläubiger wollten ſich aller ſeiner Habe bemächtigen. Narva eilte ihm zu helfen, und bezahlte alle ſeine Schulden. Nun ergab ſich, daß er den nehmlichen Kaufmann nach einer Zeit um eine kleine Gefälligkeit erſuchte, die darin beſtand, daß er ihm eine Wieſe zur Vergrößerung eines Gartens zulaſſen möchte; allein der Kaufmann weigerte ſich; ungeachtet, daß Narva ihm dieſe Wieſe dreyfach bezahlen wollte, und bereits mehr als hundertmahl bezahlt hatte, ſo gab ſie ihm der Kaufmann doch nicht. Dieß ſchmerzte Narva'n, und er ward ganz unmuthig. Bald hörte er wieder, daß man ſehr beißende Schmähſchriften über ihn ſchrieb, und daß diejenigen, die täglich bey ihm zu Mittag ſpeisten, ſie in Tauris von einem Haus zum andern herum trugen. Es kam gar ſo weit, daß man dieſen Wohlthäter der Menſchen eines verdächtigen Contrebandes beſchuldigte, und ſeinen Reichthum dem Betrug zuſchrieb. Narva wurde wirklich zu dem Cadi berufen, er mußte ſich vertheidigen, und er fand, daß diejenigen ſeine Ankläger waren, denen er Gutes that. Narva wurde für unſchuldig erkannt; allein die Heiterkeit und Freude floh von ſeiner Stirne, und Traurigkeit und Mißtrauen bemächtigten ſich ſeines Herzens; er ſcheute die Menſchen, ſchloß ſeine Thüre vor ihnen, und ward unglücklich. Tauris war nun ein unausſtehlicher Aufenthalt für ihn. Verſenkt in die tiefſte Malancholie, beſuchte er eines Tages ſeinen Freund Ibar. Unglücklicher! fing er an, kennſt du wohl die Menſchen, von denen du mir täglich ſagteſt, daß ich ſie lieben ſollte? Weißt du, daß ſie undankbar, grauſam, böſe, Verräther und Verläumder ſind? — Warum flößteſt du mir edle Gefühle für Geſchöpfe ein, die edler Gefühle nicht werth ſind?

Um dich glücklich zu machen, erwiederte Ibar.

Narva.

Um mich glücklich zu machen, haſt du mich ja unglücklich gemacht. Ich bin das armſeligſte Geſchöpf unter den Kindern des großen Ali.

Ibar.

Sage doch, was iſt dir begegnet, guter Narva?

Hier erzählte ihm Narva umſtändlich ſeine ganze Geſchichte, und Alles, was er von den Undankbaren in Tauris hatte erdulden müſſen. Junger Menſch, ſagte Ibar, habe ich dir denn jemahls geſagt, daß die Tugend hienieden bezahlt werden muß? habe ich dir denn geſagt, daß du Belohnung für deine guten Handlungen von den Menſchen hoffen ſollſt? — Das iſt deine Schuld, daß du nun unglücklich biſt. Du hätteſt dir keinen Tarif von Erkenntlichkeit deiner Wohlthaten machen ſollen. Gehe nach Tauris, und die Beſchäftigung deines Lebens ſey, dir viel Undankbare zu machen. Die Tugend iſt nur Preis für ſich ſelbſt; Menſchen und die Welt ſind zu ſchwach, ſie zu belohnen. Doch ſtudiere die Menſchen für deine eigene Genugthuung; hoffe niemahls Dank, und rechne nie auf Erkenntlichkeit. Suche Zufriedenheit in deinem Herzen, und ſey gleichgültig für das, was die Menſchen für dich ſprechen! Handle gut, und erwarte von den Menſchen nichts Gutes, und das Böſe, das ſie dir anthun, wird dir nicht unverhofft kommen. Darin beſteht wahre Menſchentugend: die Menſchen lieben, ohne Gegenliebe von ihnen zu fordern.

Es gibt einen Ort, wo die Liebe uns Alle vereinen wird; aber hienieden iſt dieſer Ort noch nicht.

Ein Lied an mein Herz.

Wenn ich manchmahl einſam bin
Und in meinem Herzen leide,
Denk' ich oft mit innrer Freude
An des Lebens Ende hin.

Wenn ich ganz für Menſchen fühle,
Denk ich freudig an mein Grab:
Gerne leg' ich dieſe Hülle
In dem Schooß der Erde ab.

Meine Seele ſeufzt nach Frieden,
Meine Seele geizt nach Ruh;
Wo kein Engel winkt hienieden
Wonne meinem Herzen zu.

Bruder! den ich finden möchte,
Der mit meinem Herzen fühlt;
Manchmahl ſtreckt' ich meine Rechte
Nur nach deinem Schattenbild.

Athmen gleiche, reine Triebe
An des Freundes treuen Bruſt;
O wie heilig wär' die Liebe!
O wie ſelig wär' die Luſt!

Doch entſage dem Begehren,
Leide, leide armes Herz!
Laß dich's von der Erde lehren,
Menſchenſchickſal iſt ihr Schmerz.

Sing der Gottheit Lobeslieder;
Murre wider Menſchen nicht!
Alle ſind ſie deine Brüder,
Sie zu lieben iſt dir Pflicht.

Freue dich des Lebens wieder,
Denk' an die Unglücklichen:
Gott, der ſie dir gab als Brüder,
Leb' und eile beyzuſteh'n.

Wenn ſie auch dem Laſter fröhnen,
Sind ſie auch der Lieb' nicht werth,
Mußt du ſie doch lieben können,
Wie die Gottheit es dich lehrt.

Glaub', die Stunde, ſie wird kommen,
Heller wird ihr Auge ſeh'n,
Wenn die Schuppe weggenommen,
Sie im Licht der Wahrheit ſtehn.

Mühlthals Geſchichte.

Mühlthal verlor frühe ſeine Eltern.

Schon in jenen Tagen der Kindheit, in welchen der junge Mühlthal noch nicht wußte, was der Verluſt ſeiner Eltern ſey, verlor er die, denen er ſein Daſeyn zu danken hatte. Er ward in ſeinem ſiebenten Jahre eine Waiſe. Verdruß und Gram brachten ſeinen redlichen Vater zur Grube; er war ein ehrlicher Mann, und konnte ſich mit den Schurken nicht vertragen. Mühlthals Mutter, die ihren Gatten zärtlich liebte, folgte ihm bald nach; ſie überlebte den Tod ihres Geliebten nicht. Sie ſtarb drey Tage nach ihm. Man ſagt, daß der kranke Vater noch auf ſeinem Todesbette ſeinen Bruder habe zu ſich rufen laſſen, und ſo mit ihm geſprochen: Nun diene ich wirklich vierzig volle Jahre meinem Fürſten und dem Vaterlande treu und redlich; opferte mein Vermögen und die Tage meines Lebens ihrem Dienſte auf; begnügte mich mit einer mäßigen Beſoldung, ſetzte mein Hab und Gut zu; lebte manchmahl kümmerlich, und nun ſterbe ich und hinterlaſſe ein armes Kind. Wer wird ſich um dieſe arme Waiſe annehmen, wenn ich nicht mehr bin? Mit meinem Leben wird das Andenken all meiner treuen Dienſte verlöſchen. Was iſt der Nahme eines ehrlichen Mannes im Angeſichte der Welt, wenn man ſeiner nicht mehr nöthig hat, ſeiner nicht mehr bedarf, oder wenn er nicht mehr dienen kann, oder wenn er geſtorben iſt? Der Redliche gleicht oft einer Zitrone; man bedient ſich derſelben, ſo lange noch Saft darin iſt, und wirft ſie weg, wenn man ſie ganz ausgepreßt hat. Was ſind vergangene Verdienſte? Was iſt der Menſch überhaupt, wenn man ſeiner nicht mehr bedarf? Gott im Himmel! dieſer Gedanke macht mir meinen Tod ſchwer. Wenn ich mir ſo mein armes Weib denke, wie es an den Schwellen der Großen, mit einem Kinde an der Seite, um Barmherzigkeit wird betteln müſſen; welchen Erniedrigungen wird es nicht ausgeſetzt ſeyn? — Hier weinte der alte Mühlthal, daß eine Thräne die andere ſchlug, und vergebens ſuchte ihn ſein Bruder zu tröſten.

Mühlthals Bruder.

Heitere dich auf und verlaſſe dieſen ſchwarzen Gedanken!

Mühlthal.

Du biſt nicht Vater und nicht Gatte; du weißt es nicht, was es ſey, arme Geſchöpfe um ſich zu ſehen, deren ganze Exiſtenz wir — wir allein ſind; — und wenn wir nun fühlen: daß wir aufhören zu ſeyn. — —

Bruder.

Der König wird ſorgen.

Mühlthal.

Ich glaube wohl, daß es dem König an gutem Willen nicht fehlen wird; aber dringt das Geſchrey der wahren Dürftigen allzeit zu ihm? Werden Könige nicht täglich betrogen? Verſchwenden ſie nicht täglich ihre Wohlthaten an Undankbare? und können ſie unter der Menge derjenigen, von denen ſie beläſtiget werden, wohl denjenigen kennen, der ihrer Unterſtützung am meiſten würdig iſt?

Bruder.

Deine Familie wird Empfehlung und Schutz finden.

Mühlthal.

Empfehlung und Schutz? Von wem? Ich hatte keinen Freund als meinen König und mein Vaterland. Ich war redlich, und beleidigte daher Alle, die es nicht waren; ich war thätig, und alle Unthätige ſind meine Feinde: nun ziehe den Kalkul; rechne von den Rechtſchaffenen die Unredlichen und Unthätigen ab, und ſieh, was überbleibt. Nun ſetze den Reſt der

Rechtſchaffenen an, und ziehe aber wieder diejenigen davon ab, die nur für ſich ſorgen, die es ſich zum Syſtem gemacht haben, ſich am Hofe keines Menſchen anzunehmen; ziehe auch die ab, die nur für ihr Intereſſe denken, und den König nicht um fremde Wohlthaten beläſtigen wollen; — ziehe ab, die ich nie kannte; die den Werth des Redlichen nicht zu ſchätzen wiſſen; die ſich einbilden, daß mit dem Leben des Dieners alle Pflichten des Herrn aufhören, und wenn du dieſes Alles abgezogen haſt, ſo rechne wieder, und ſage mir die Freunde, die mir übrig bleiben? — — Gott! Könige ſelbſt ſind zu arm, um den Redlichen zu belohnen, denn, wen ſein Herz nicht an Fürſten kettet, den ketten auch nicht Millionen an ihn. Hier, Bruder, nimm dieſe Reime, die ich in meinen jüngern Jahren aufſetzte, und gib ſie einſt meinem Sohne als ein Erbtheil ſeines redlichen, aber armen Vaters.

Ein Mann, der nur vom Solde lebt,
Dem König treu, nach Tugend ſtrebt;
Auf Redlichkeit und Ehre hält,
Der Mann erhauſt ſich nicht viel Geld.
Will nicht ein Reicher ſeiner denken,
Und mit Legaten ihn beſchenken,
Nimmt er nicht eine reiche Frau
So wird er als ein Bettler grau.

Mein Sohn, der Mann gewinnt nicht viel,
Iſt Redlichkeit ſein einzig Ziel.

Wer ſeine Ehre darauf ſetzt,
Daß ihn der Tugendhafte ſchätzt,
Der wird auf's Wohl des Königs ſinnen.
Er nützet, und will nichts gewinnen;
Denn wer auf wahre Ehre hält,
Der liebt den König mehr als Geld.

Auch iſt der König nicht im Stand,
Hätt' er auch nochmahl ſo viel Land,
Zu lohnen jenen, der ihn liebt,
Auch wenn er Millionen gibt;
Denn alle ſeine Millionen
Die können Ehrlichkeit nicht lohnen:
Und binden uns nicht Herz und Pflicht,
So binden Millionen nicht.

Ich biethe jedem Menſchen Trutz.
Den dort, den feſſelt Eigennutz,
Und Dieſen, Fürſt, glaub's ſicherlich!
Den kettet nur ſein Herz an dich.
Verſchließe einmahl deine Kaſſen,
Und ſieh, wie Viele dich verlaſſen,
Dann folgt, o König! glaube es mir,
Dann folgt der Redliche nur dir.

Doch, Fürſt! ich ſag' es dir auch frey,
Erkenne wahre Lieb' und Treu;
Denk', Dieſer gab dir Hab und Gut,
Sein Leben ſelbſt und Leib und Blut;

Er wird auch nichts von dir begehren;
Doch kann ſich einſt ſein Weib nicht nähren,
Sein Kind, ſo denk', was er gethan,
Und nimm dich, König, ſeiner an.

Dieſe Lehre gab der alte Mühlthal ſeinem Bruder und ſtarb. Mühlthals Bruder, dieſer würdige und edle Mann, vertrat Vaterſtelle an dem Jungen, und wandte alles Mögliche für ſeine Erziehung an: allein der Tod entriß auch dieſe Stütze dem jungen Mühlthal. Blumberg, ein Verwandter, nahm ſich nach dem Tode dieſes würdigen Mannes um Karl an, und erzog ihn mit ſeinem Sohne. Die Bande der Freundſchaft vereinigten bald Blumbergs und Mühlthals Herzen; ſie wurden unzertrennliche Freunde. Als ſie erwuchſen, erhielten Beyde eine Stelle beym Regiment, wo ſie allgemein geſchätzt wurden. Blumberg war ein guter Junge, und fleißig in ſeinem Dienſte; allein außer ſeinen Militärbeſchäftigungen war er ein Feind aller Literatur, da ſich hingegen Mühlthal in ſeinen müßigen Stunden auf die Wiſſenſchaften verlegte und ſein Herz bildete. Die Verſchiedenheit ihres Geſchmacks war Urſache, daß ihre Herzen nach und nach gegen einander kälter wurden, und das Gefühl der warmen Freundſchaft nahm ſichtbar ab. Der Hang zum Vergnügen entfernte endlich gar den jungen Blumberg von ſeinem Freunde Mühlthal. Blumberg wurde von jungen Leuten bald auf ganz andere Grundſätze gebracht, und verfiel in

Ausſchweifung. Mühlthal bedauerte ſeinen Freund, unterſtützte, ſo viel er konnte, ſeine dürftigen Umſtände und verſuchte, ihn auf beſſere Wege zu bringen. Er ſtellte ihm alle Folgen ſeines Lebenswandels vor. Freund, ſagte er, verlaſſe den Weg, der dich ins Verderben führt: kehre wieder zur Tugend zurück, und ſey ganz wieder Blumberg. Sieh, ich öffne dir meine Arme; ſey wieder mein Freund, wie ich der deinige bin; fliehe die Falſchen, die dich an den Rand des Unglücks bringen; ſie ſind deiner Freundſchaft, deiner Anhänglichkeit nicht werth. Sie ſchmeicheln deinen Leidenſchaften und verachten dich in ihren Herzen; ſie ſind deine Freunde nicht. Glaube mir, Blumberg, wenn du einmahl ohne Hilfe, ohne Unterſtützung biſt, dann werden ſie ſich entlarven. Sie ſind's, die mir deine Freundſchaft — wo nicht entzogen, doch gewiß geſchwächt haben, die Ungeheuer! Sie wiſſen nur zu gut, wie aufrichtig mein Herz gegen dich denkt; ſie wiſſen, daß ich tief in die Falten ihres Herzens ſehe, daß ich mich bemühe, dich auf ihre Kunſtgriffe aufmerkſam zu machen, und ſie wollten mich für meine edle Abſicht beſtrafen, da ſie mir deine Freundſchaft, dein Herz raubten. O Freund Blumberg! können ſie es einſt dahin bringen, daß du ganz gleichgültig für mich wirſt, dann iſt ihre Abſicht erreicht, und du biſt verloren. O mein Freund! ich rede nicht wegen meiner, deiner ſelbſtwillen rede ich zu dir, und bitte dich im Nahmen der heiligſten Gefühle unſerer Jugendjahre, im Nahmen der ſeligſten Gefühle unſerer erſten Freundſchaft, ſchone deinen würdigen Vater, und ſtoße ihm nicht den Dolch in ſein Herz, denn ſterben würde er, wenn er wüßte, in welchen Abgrund der Ausſchweifung ſich ſein Sohn verſenkt hat.

Blumberg war gerührt; er verſprach ſeinem Freunde Mühlthal alle Beſſerung; doch die üble Geſellſchaft, die er täglich ſah, in der er lebte, wußte bald, wie die Eindrücke aus ſeiner Seele zu entfernen wären, die Mühlthals Zuſprüche gemacht haben. Sie ſtellten ihm das Laſter in einer ſo reizenden Geſtalt von der Außenſeite vor, daß Blumberg zu ſchwach war, ſich ihren Umarmungen zu entreißen. Blumberg brachte Tage und Nächte in den ſchändlichſten Orten der Ausſchweifung zu; er ſpielte, verlor anſehnliche Summen, und beſuchte die verwünſchenswürdigſten Häuſer. Sein Freund Mühlthal beſuchte ihn eines Tages und ſprach ihm ernſthafter als jemals über die Sache zu; allein Blumberg fand ſich beleidigt, er zog den Degen, ſein Freund Mühlthal verlor die Gegenwart ſeines Geiſtes nicht; er ſprach ernſthafter mit ihm und ruhig. Ich kam nicht hieher, ſagte er, um meinen Freund zum Mörder zu machen, oder ſelbſt der Mörder meines Freundes zu werden; ich kam her, dich zu retten, dich aus den Armen des Verderbens wieder in die Arme deines Vaters zurück zu führen. Blumberg, der im Grunde, kein verdorbenes Herz hatte, war durch Mühlthals Betragen gerührt; er ſchämte ſich ſeiner Hitze, fiel ihm um den Hals, und dieſer Auftritt endigte ſich mit den zärtlichſten Umarmungen. Allein ein junger Offizier, der bey dieſer Szene zugegen war, ſah die Sache von einem ganz andern Geſichtspunkte an. Er nannte den redlichen Mühlthal einen Feigherzigen, und ſcherzte über den ganzen Vorgang. Die Sache ging ſo weit, daß die Geſchichte bald in der ganzen Stadt kund ward, und man gab ihr tauſend unvortheilhafte Wendungen für den edlen Mühlthal. Blumbergs falſche Freunde vergrößerten die Lüge, die bereits von Mund zu Mund die Stadt durchlief. Man erzählte, Blumberg hätte ſich mit Mühlthal ſchlagen wollen, allein der Feigherzige wäre dem Duell ausgewichen, hätte das Regiment beſchimpft, und die Ehre des rechtſchaffenen Offiziers herabgeſetzt.

In den Zeiten, wo Mühlthal und Blumberg lebten, herrſchte noch das allgemeine Vorurtheil, daß man Beleidigungen mit Blut rächen müſſe; noch war der Zweykampf in Anſehen; noch ſetzte man Ehre daran, aus einem Beleidiger ein Mörder zu werden, und Beſchimpfungen durch Blutvergießen wieder gut zu machen. Blumberg und Mühlthal wurden in die Lage verſetzt, daß ſie ſich nothwendig ſchlagen mußten. Die Offiziere forderten es von ihnen, und wollten an ihrer Seite nicht mehr dienen. Wie grauſam war nun Mühlthals Lage! Der gute Blumberg ſah nun ein, daß er allein Schuld an dieſem allen war. Er verfluchte tauſendmahl ſeine Leichtſinnigkeit; allein ſeine Reue war zu ſpät. Er ſuchte ſeinen Freund,

und fand ihn einſam auf ſeinem Zimmer. Da warf ſich Blumberg zu ſeinen Füßen, umfaßte ſeine Kniee, und rief: O Freund Mühlthal! in welche Lage habe ich dich verſetzt! — Mühlthal umarmte ihn: o Blumberg! wirſt du mir das Leben rauben? oder ich dir? Sterbe ich — Gott! ſo wird dich der Nahme — Mörder deines Freundes — auf ewig brandmarken; ſtirbſt du, ſo wird dich Mühlthal nicht überleben. Was ſoll ich wohl deinem Vater ſagen, — deinem Vater, der mich erzog, der mir von meinen Kindestagen an ſo viel Gutes erwies, was ſoll ich ihm ſagen? — daß ich der Mörder ſeines Sohnes bin? O unglücklicher Greis! — Nein! Mühlthal ſoll den Sohn ſeines Gutthäters nicht morden. So ſprach Mühlthal, und der Zuſtand ſeiner Seele war der erbarmenswürdigſte.

Der jugendliche Leichtſinn hat manche Familie unglücklich gemacht; man lacht über jugendliche Ausſchweifungen, und die Folgen davon ſind doch oft ſo traurig. Glücklich der, den ſein gutthätiger Schutzgeiſt auf dem Pfade ſeiner Jugend führte; glücklich der, den die Gottheit bewahrte, daß er nicht an Klippen ſtieß und ſcheiterte, ehe er ans Land kam. Unſere heutige Auferziehung heißt vollkommen gar nichts, denn die Erfahrung lehrt uns, daß wir keine Sitten mehr haben, was wird ſo aus uns werden?

Mühlbal war in der grauſamſten Lage, denn die Zeit kam näher, und die Offiziere des Regiments waren verſammelt und erwarteten ſeinen Entſchluß. Mühlthal trat auf. Meine Herren! fing er an, ich bin nun entſchloſſen, alles das zu thun, was Pflicht und Ehre von mir fordern; ich bin entſchloſſen, mich nicht zu ſchlagen.

Ein Offizier.

Wie das?

Mühlthal.

Weil mein Gegner der Sohn meines Gutthäters iſt, und weil ich die erſte und wichtigſte Pflicht wegen eines angenommenen Vorurtheils nicht entheiligen kann.

Ein Offizier.

Ehre iſt kein Vorurtheil.

Mühlthal.

Wahre Ehre — ja! aber ſolche Ehre, — — denn nach den Begriffen, welche ich mir von Ehre mache, fordert wahre Ehre zuerſt die Pflichten der Dankbarkeit.

Offizier.

Man denkt aber nicht ſo vortheilhaft von Ihnen, ſondern man glaubt, die Urſache ihrer Weigerung ſey Feigherzigkeit.

Mühlthal.

Die Menſchen mögen von mir denken, was ſie wollen, wenn nur mein Herz meine Handlungen rechtfertigt. In keinem Geſichtspunkte will ich das Leben des Sohnes meines Gutthäters in Gefahr ſetzen.

Ein Offizier.

Iſt dieſes Ihr Entſchluß?

Mühlthal.

Ja, unveränderlich und heilig.

Nun ward Mühlthal als ein Feigherziger ausgeſchrieen, und man nöthigte ihn, das Regiment zu quittiren; er nahm auch deßwegen keinen Anſtand. Er erhielt ſeinen Abſchied. Seinem Freunde Blumberg entdeckte er ſein Vorhaben bey einer Reiſe, die er zu machen geſinnt war, und Blumberg erhielt nach Mühlthals Abreiſe dieſen Brief:

Freund.

Ich bin von Menſchen beſchimpft und verachtet, und ich dulde Schimpf und Verachtung gerne, denn ich dulde meinem Freunde Blumberg zu Liebe. Lebe glücklich, und denke manchmahl an deinen Mühlthal, der dich mehr als ſich ſelbſt liebte! Schreibe deinem Vater den Verlauf der Sache, damit er mir, durch falſche Nachrichten betrogen, ſeine Achtung nicht entziehen, oder glauben möchte, ich wäre des Dienſtes des Königs unwürdig. Wenn dich dieſer Auftritt klüger macht, lieber Blumberg, wenn du nun deutlicher ſiehſt und erkennſt, wer Freund und nicht Freund iſt, ſo bin ich für Alles belohnt, was ich dulden und leiden werde. Liebe mich, dieß iſt Alles, um was ich dich noch bitte, und wenn du durch mein Unglück glücklich wirſt, ſo ſey mir der Tag meines Unglücks geſegnet.

Dein

ewig wahrer Freund
Mühlthal.

Noch grauete kaum der Morgen, als Mühlthal weit fort war. Keine Seele begleitete ihn als ſein Diener, ein treuer und redlicher Junge. Es fügte ſich, daß eine Räuberrotte den Grafen von Kohlſtern überfiel und ihn plünderte. Mühlthal kam zu dieſem Auftritte, von der Hand der Vorſicht geführt, und da er einen Menſchen in Gefahr ſah, ſprang er zugleich aus dem Wagen, nahm es mit den Räubern auf, und ſchlug ſie in die Flucht; zwey davon tödtete er, und rettete ſo dem Grafen das Leben. Dieſer nahm ſeinen Wohlthäter zu ſich, und unbekannt unter einem ganzen fremden Nahmen diente Mühlthal wieder als Lieutenant unter einem andern Regimente. Da gelang es ihm bald, ſeine Tapferkeit zu zeigen; er zeichnete ſich vorzüglich in einer Schlacht aus, wo er dem Könige ſelbſt das Leben rettete. Er war verwundet, und der König wollte ſelbſt ſeinen Retter ſprechen.

Der König erkundigte ſich um ſeinen Stand, um ſeine Eltern, und ſtellte ihm frey, eine Gnade zu begehren. Ich bitte um nichts anders, erwiederte Mühlthal, als daß Euer Majeſtät die höchſte Gnade haben möchten, die Offiziere des Regiments, worunter der Hauptmann Blumberg ſteht, hier in ihrem Zelte verſammeln zu laſſen, denn ich habe in ihrer Gegenwart Eurer Majeſtät wichtige Dinge zu entdecken. Die Offiziere verſammelten ſich in des Königs Gezelte und Mühlthal trat auf.

Lernet, ihr Helden, ſing Mühlthal an, ein unglückliches Opfer des Vorurtheils der falſchen Ehre kennen, die euch grauſam und unmenſchlich gegen einen redlichen Bürger machte. Ich bin Mühlthal, einſt euer Freund und Mitgenoſſe; ihr habt mich aus eurem Regimente verſtoßen, weil ich meine Hände nicht mit dem Blute des Sohnes meines Wohlthäters beflecken wollte; weil ich die Stimme der Menſchheit hörte, der Stimme der Religion Gehör gab, weil mich die Thräne der Reue rührte, die in meines Freundes Auge zitterte, ſo habt ihr mich eines Verbrechens beſchuldigt, und als einen Feigherzigen ausgeſchrieen. Vorurtheile haben euch blind gemacht; ich wollte euch aber zeigen, daß ihr unrecht von mir geurtheilt habt. Ich bin nicht feige, wenn es um wahre Ehre zu thun iſt. Hier rufe ich meinen König ſelbſt auf, an deſſen Seite ich ſtritt.

Alle ſtanden erſtaunt um Mühlthal herum, und Blumberg fiel ihm mit offenen Armen um den Hals, und drückte ihn an ſeine Bruſt. Freund meiner Seele! rief er aus, weil ich dich nur wieder habe! — —

Tugendhafter Jüngling! rief der König, daß doch dein Muth jeden Offizier lehren möchte, was wahrer Muth ſey; dann wandte ſich der König zu den übrigen Offizieren. Ihr Herren, ſing er an, beſchuldigt nie wieder einen Menſchen der Feigheit, der ſich weigert, ein Mörder ſeines Freundes zu werden; laßt euch von dem groben Vorurtheile zurückbringen, daß Mord Tapferkeit ſey, und daß der feig iſt, der wegen einer erlittenen Unbild Menſchenblut zu ſchonen weiß; lernet, daß der größer iſt, der Beleidigungen verzeihen kann, als der ſie rächt. Der König erhob auf der Stelle den Lieutenant Mühlthal, und ernannte ihn zum Oberſten eines Regiments; allein er konnte dieſe Gnade nicht mehr genießen, denn ſeine Wunde war todesgefährlich. Er lag ſechs Wochen krank darnieder; während dieſer Zeit beſuchte ihn der Vater des jungen Blumberg, dem der König ſelbſt Nachricht von dieſer Geſchichte ertheilte, und nun genoß Mühlthal noch den letzten ſeligen Augenblick ſeines Lebens, ſeinen Wohlthäter noch vor ſeinem Tode zu ſehen, ihm noch zu danken, und in ſeinen Armen zu ſterben. Er ſtarb, bedauert von dem Könige, und jedem rechtſchaffenen Offiziere des Regiments.

Maria Roſer.

Eine wahre Geſchichte.

Wenn ich die Menſchen fliehe; wenn ich einſam in öden Gegenden herumwandle, und traurig meine Augen zur Erde hefte; wenn ich beym Anblick eines Menſchen zurückſchaudere, und über das Daſeyn der Guten weine — — o ſo rechne mir's nicht zum Verbrechen, du Allgütiger! der du dort oben wohneſt, und mit deinem Blicke das Thal dieſes Elendes überſiehſt. Vor deinen Augen ſind die Schandthaten der

Menſchen nicht verborgen; du weißt und kennſt Alles; warum iſt doch der Menſch der Feind des Menſchen? — — Stille und Finſterniß — ihr ernſten Schweſtern der Nacht — ihr ſeyd mir willkommen! im Grabe will ich euch noch danken — danken für die ſüße Freude, die ihr mir gabt binnen der Zeit, als Tieger ſchliefen und böſe Menſchen ſchlummerten. Aber ich thörichter Menſch! ich armer Gefangener der Erde — — eingeſchloſſen unter dem Monde, wie kann ich Sonnenſchein unter den Gewittern dieſes Lebens hoffen? — Feſtgegründetes Vergnügen iſt nicht auf der tobenden Welle, und Ruhe nicht, wo Stürme ſind. Dieſes Leben iſt ja die Knoſpe unſers Daſeyns — das dunkle anbrechende Licht — die Dämmerung unſers Tages — der Vorhof unſers zukünftigen Lebens. Wir ſind Embryonen des Daſeyns; der Tod allein hebt die ſchweren Riegel, die den Schauplatz verſchließen — er räumt den Tand weg, und ſetzt uns in Freyheit. Sey mir willkommen, du — großer Eigenthümer aller Dinge! Laſſe dich umarmen, du, der du mir dieſes Kleid der Sterblichkeit abnimmſt, mich dem Elende entreißeſt, und in ſeligere Gegenden verſetzeſt, ſey mir willkommen, freundlicher Tod! an deiner Hand will ich dieſes Thal der Thränen durchwandern, und denken, daß alle — vom Weibe geboren — Erben des Schmerzes und des Elendes ſind. Bey deinem Anblicke, guter Tod! will ich mich immer freuen, wenn ich denken werde, deine Hand wird dieſes Alles enden, Ich ſehe ſchon, wie die Laimhütten der Könige in Staub zerfallen; wie ihre eingebildete Größe verſchwindet, und wie der Bube mit den Knochen der Majeſtät ſpielt. Sieh dort! dort wimmeln Millionen Inſekten im faulenden Aaſe: ſie gleichen den Armeen des Eroberers, die der Ehrgeitz in entfernte Lande hintrieb. Sie rauben und plündern, und werden endlich ſelbſt Raub und Beute des Wurmes, den die Vorſicht erhält, und die Allmacht mit zerſchlagenen Kriegsheeren füttert. — — O Gedanke des Todes! Gedanke der Ewigkeit! wie erhebſt du meinen Muth, wenn durch die Bosheit der Menſchen meine Seele in Unmuth fällt! Ich will euch eine Geſchichte erzählen, vor der die Menſchheit zurückſchaudert — eine Geſchichte, die meinen Muth ganz niederſchlägt, wenn ich daran denke: es gibt Menſchen, und ſie ſind ſolcher Thaten fähig, und ich lebe unter ihnen. Doch du, Allgütiger! der du allein weißt, warum dieſes Alles ſo iſt, leite du meine Hand, und laſſe mich das Bild des Laſters ſo entfernen, daß der Menſchheit vor ſolchen Thaten grauet, und ſanfte Gefühle der Menſchlichkeit und der Tugend das eiskalte Herz des Böſewichts aufthauen ! ! !

Schon als ein Mädchen von 15 Jahren verlor Marie ihre Eltern, die in einer kleinen Stadt Deutſchlands Bürgersleute waren. Sie waren noch von jenem alten Schrot und Korn, deren ganzer Reichthum Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit ausmachte — Leute, die man heut zu Tage, und beſonders unter den aufgeklärten ſelten oder gar nicht mehr findet. Nach dem Tode ihrer Aeltern mußte Marie in die Welt hinaus zum Dienen, denn Peter R**, ihr Vormund, wollte es ſo haben. Marie war chriſtlich erzogen, ſie war arbeitſam und geſchickt, und beliebt, wo ſie hinkam. Es fügte ſich bald, daß ſich ein junger reiſender Künſtler um ſie bewarb, der ein Mahler war, und bey Gelegenheit, da er Mariens Herrſchaft abzeichnete, des Mädchens Bekanntſchaft machte. Der junge Mann nannte ſich Ferdinand Roſer. Marie ward ſeine Frau, lebte glücklich mit ihm; denn er war gut, beſaß gute Eigenſchaften und gewann ſich jährlich ein ſchönes Stück Geld. Er kam nach Tyrol, und hielt ſich dort einige Zeit in *** auf. Unglücklich war dieſer Ort für ihn. Da kam er in eine üble Geſellſchaft von Spielern, die ihn ausſäckelten. Roſer ſah ſeine Thorheit zu ſpät ein, und verließ mit ſeinem Weibe dieſen Ort; er kehrte wieder ins Reich zurück, und hielt ſich eine Weile im fränkiſchen Kreiſe auf. Erſchöpft am Gelde, konnte ſich Roſer nicht mehr erhohlen. Verdruß und Gram zogen ihm eine gefährliche Krankheit zu, und nun war er vollkommen am Rande des Elendes.

Er war ohne Troſt, ohne Hoffnung, verlaſſen von Jedermann; nur ſeine treue Marie war in den Tagen des Unglücks, für ihn dieſelbe, die ſie war, als noch die Sonne des Glückes ſchien, ſeine Theilnehmerin, ſeine Gefährtin, ſeine Freundin. Selten iſt der Charakter eines ſolchen Weibes. Bey Waſſer und Brod war Marie zufriedener, als ſie es in den Stunden war, wo ihr ihre Umſtände auch manchmahl ein Glas Wein gönnten. Sie murrte nie wider die Vorſicht, kränkte nie durch Vorwürfe das Herz ihres Gatten. Wenn Elend und Noth ſie am ſtärkſten drückten, ſo ging ſie in die Kirche, und klagte Gott den Drang ihres Herzens, und erwartete Linderung von dem, der der Vater aller Menſchen iſt. Eines Tages bethete ſie eifriger als jemahls. Ein alter, reicher Kaufmann war in der Kirche; er wurde aufmerkſam auf dieſes Weib, und folgte ihr nach, als ſie nach Hauſe ging. Er erkundigte ſich genau um ihre Umſtände, und da er erfuhr, wie traurig dieſe Umſtände waren, ermangelte er nicht, alſogleich Hülfe und Rettung den Bedürftigen zu verſchaffen. Er ſchickte den guten Leuten Geld, um Brod dafür zu kaufen, und bezahlte Roſers Schulden, ohne daß er ſich zu erkennen gab, ohne daß er einen Dank von ihnen annahm. Marie ſaß an dem Bette ihres kranken Roſer, als man heftig an der Thüre pochte. Sie erſchrack, öffnete zitternd die Thüre, und ein Unbekannter überbrachte ihr ein Paquet. Hier iſt eine Beſtellung an den Mahler Roſer, ſagte er, und ging wieder trotzig fort. Aber wie groß war die Freude, als ſie den Brief erbrachen, und folgenden Inhalt laſen:

Freund Roſer!

»Ich weiß eure mißlichen Umſtände, und da mir Gott Reichthum und Vermögen beſchieden hat, ſo finde ich es für meine Pflicht, ſie zu verbeſſern. Hier ſchicke ich euch hundert Dukaten, und die Quittung all eurer Schulden, denn ich habe ſie bezahlt. Wenn es eure Geſundheitsumſtände erlauben, ſo reiſet nach Paris; hier habt ihr Adreſſen und Wechſel; ihr werdet dort euer Glück machen. Fragt nicht nach mir: ihr werdet meinen Nahmen nie erfahren, ſondern danket Gott, der mich zum Werkzeug ſeiner Güte an euch brauchen wollte. Lebt wohl! Jenſeits, wo alle Menſchen gleich ſind, werden wir uns einſt kennen lernen.

Man kann ſich die Freude denken, die die unglückliche Familie bey Durchleſung dieſes Briefes hatte. Roſer erhob ſich, und dankte mit zum Himmel gehobenen Händen der Vorſicht; ſein treues Weib ſchwamm in Thränen der Freude. Roſer ward in Kurzem wieder geſund, verließ ſeine Gattin und ein Kind mit drey Jahren, und reiſte nach Paris, nachdem er vorher ſein Weib und Kind ſeinem Gevater Philipp N * * * einem anſehnlichen Bürger, aufs beſte empfahl. Schwer lag die Stunde des Abſchiedes auf des Mannes Herzen, und er ahnte, ich weiß nicht wie viel, Trauriges.

Roſer war fort, und hielt ſich drey Jahre in Paris auf, wo er ſich ein anſehnliches Geld erwarb. Er ſchickte ſeiner Gattin von Zeit zu Zeit Unterſtützung, und ſchrieb fleißig ſeine glücklichen Umſtände dem Gevatter Philipp. Allein dieſer war ein Mann von böſen Grundſätzen, und einem noch ſchlimmern Herzen. Er war reich und geizig; neidiſch, und mißgönnte jedem

Manne ſein Hab und Gut. Roſer wollte von Paris nach England, und gab davon ſeinem Gevatter Philipp Nachricht, ſchloß ihm auch eine ſchöne Summe Geldes bey für ſein Weib und Kind; aber ſchon in Calais erkrankte Roſer, und ſtarb, ehe er England erreichen konnte. So ſchrecklich dieſe Nachricht der armen Marie war, ſo tröſtlich war ſie dem boshaften Gevatter, der nun alles das Geld, was ihm der ſorgſame Roſer geſchickt hatte, für ſich behielt, und dem armen Weib und Kinde, die nichts davon wußten, nicht einen Heller auszahlte. Mitlerweile ſtarb auch der großmüthige Gutthäter dieſer unglücklichen Familie, den man nie gewiß wußte, ſondern nur aus ſeinen übrigen edlen Handlungen vermuthete. Nun war Marie mit ihrem Kinde ſo elend als Jemand — ganz ohne Unterſtützung.

Allein je dürftiger Marie war, je elender ihr Kind, deſto zufriedener war Philipp, denn der Anblick des Elends war Nahrung für ſein Herz, und Seelenwonne war das Bild der Armuth ſeiner Satansſeele. So lang er lebte, kannte er nie das Vergnügen wohl zu thun. Seine Untergebenen drücken, den Arbeitenden ihren Lohn entziehen, und auf 50 Procent leihen, dieß war ſeine ganze Beſchäftigung; Dieſen betrügen, Jenen hintergehen, war ſeine Spekulation. Marie war in den dürftigſten Umſtänden; ſie lebte nur von dem, was ſie ſich mit ihrer Handarbeit verdienen konnte, und das war gewiß ſehr wenig; doch lebte ſie ehrlich, und erzog ihren Sohn tugendhaft und fromm. Sie hätte manchmahl ihre Umſtände verbeſſern können, aber ſie wollte es nicht zum Nachtheil der Tugend thun. Sie iſt doch wahrlich nicht klug, ſagte einmahl ihre Nachbarin zu ihr, daß ſie ſo am Hungertuch nagen mag: wenn ich noch ſo jung und hübſch wäre, wie ſie iſt, ſollte es mir nicht ſo elend gehen. Eine Andere ſagte: weiß ſie was, Nachbarin! ich kenne einen reichen vornehmen Herrn, der hat ein gar ſchönes, ſchönes Mädchen; wenn ſie ihm nun eine kleine Gefälligkeit erweiſet, ſein Mädchen zu ſich in die Koſt nimmt — o ich weiß gewiß, ihre Umſtände ſollen bald beſſer werden. Eine Dritte ſagte, aber liebe Marie! wie mag die Frau doch immer mit ſo Zinswaare ihre Tage vertragen? mache ſie es, wie ich; Geld aufbringen, Pfänder verſetzen, das trägt ein. Komm ſie zu mir, ich will ſie bald in dieſem nützlichen Gewerbe unterrichten. Marie hörte Alles, und befolgte nichts. Die Pfennige, die ich gewinne, ſagte ſie, ſind redlich verdient, und Gott wird ſie mir ſegnen. Ihr Sohn, der Franz hieß, wuchs heran, und war bereits ein Jüngling von 15 Jahren. Er ſprach latein, engliſch, franzöſiſch und italieniſch, er rechnete fertig und ſchrieb ſchön; er war ſanft und redlich. Mariens Auge weidete ſich an ihm, wenn ſie ihn anſah. Du biſt meine einzige Hoffnung, ſagte ſie oft zu ihm, lieber Franz! — Ja, hoffet, liebe Mutter! erwiederte dann der gute Junge; ich will Euch gewiß Alles wieder erſetzen, was Ihr für mich angewendet habt; es ſoll Euch nicht reuen, liebe Mutter! — —

Gevatter Philipp ſah mit grämlicher Mißgunſt den edlen Jüngling, und beneidete das redliche Weib um den guten Sohn. Er wandte ſogar Alles an, den Jüngling zur Ausſchweifung zu bringen; er bezahlte für eigenes Geld liederliche, unverſchämte Burſche, miethete ehrloſe Dirnen, die ihn hätten verführen ſollen; allein Franz blieb tugendhaft, und die Liebe, die er für ſeine Mutter hegte, bewahrte ihn gegen alle Fallſtricke, die man ihm legte. Sein Herz ſagte ihm bey jeder Gelegenheit: was würde deine gute Mutter ſagen? — Wie ſehr würde ſich deine arme Mutter kränken! — Da nun der böſe Menſch ſah, daß ſeine Verſuch vergebens waren, wollte er den Jüngling von der empfindſamen Seite angreifen. Was machſt du denn, fuhr er ihn einſt an, du Tagdieb! — Da ſitzeſt du deiner Mutter immer über den Hals; geh einmahl hinaus in die Welt, und verdiene dir was; friß nicht immer den Brocken der armen Mutter ab, die jeden Biſſen ſo hart verdienen muß.

Franz.

Vom Herzen gern, lieber Herr Pathe! Gebt mir nur Rath; ich will Alles gern thun.

Philipp.

Ja Rath! — da iſt guter Rath theuer; wenn du Muth hätteſt, und nicht ſo ein Stubenſitzer wäreſt, ſo wüßte ich dir wohl einen Vorſchlag, wie du auf einmahl deine Mutter glücklich machen könnteſt. — —

Franz.

O ich bitte Euch; ſagt mirs nur, wie ich meine Mutter glücklich machen könnte, ihr vergelten, was ſie an mir gethan hat — ſagt mirs! mein Leben gäbe ich hin. — —

Philipp.

Dein Leben fordert man eben nicht, aber deine Freyheit. Ich will dir eine Adreſſe nach Holland an einen Kaufmann geben, dort kannſt du dich auf 8, 10 und noch mehr Jahre auf ein Schiff verkaufen. Du forderſt z. B. eine Summe von 500 Gulden; dieſe werden mir übermacht, und dann kann deine Mutter mit dieſen 500 Gulden eine kleine Handlung anfangen und glücklich ſeyn.

Franz.

O göttlicher Mann! vom Herzen gern. Wo iſt der Brief? Wo die Adreſſe? — O befördert es, ich bitte euch — meine Mutter! — meine Mutter! Dank dir Gott! — Nichts als meine Freyheit, und meine Mutter iſt glücklich — mein Leben gäbe ich gerne hin.

Da lächelte der ſchwarze Böſewicht in die Fauſt, ſetzte ſich hin und ſchrieb den Brief an einen Seelenhändler nach Amſterdam. Das Weib verliert den Jungen, ſagte er, und ich bekomme das Geld für ſeine Freyheit. Ja, ſo muß der Liſtige oft den Töffel fangen. Glaubſt du wohl, ich würde ſo thöricht ſeyn, und das Geld deiner Mutter bringen? ja, da betrügſt du dich. Geh, einfältiger Junge, und lerne die Menſchen beſſer kennen. So dachte der ſchändliche Unmenſch und verſiegelte den Brief. Franz war voll Freude; er konnte kaum den Morgen ſeiner Abreiſe mehr erwarten. Es war Nacht; da ſchlich er ſich ins Zimmer ſeiner Mutter. Sie ſchlief, und der Mond beleuchtete ihr ſchlafendes Antlitz. Noch einmahl will ich dich ſehen, ſagte er, vielleicht iſt es das letztemahl in meinem Leben; noch einmahl will ich dir danken für alle deine Sorge und deine Liebe. — Hart verlaſſe ich dich; Gott weiß es, wie meinem Herzen iſt, aber die Gewißheit, dich glücklich zu machen, überwiegt jeden kränkenden Gedanken. Dann trat er näher, küßte ſanft ihre Hände, voll Thränen war ſein Auge, mit dem er ſie anblickte: Jetzt ging er hin, und ſchrieb noch dieſe Zeilen an ſie:

Ich bin arm, liebe Mutter und kann euch nicht alle jene Liebe vergelten, die Ihr mir erwieſen habt. Euch in Armuth zu ſehen, iſt kränkender für mich als der Tod. Nehmt mirs nicht übel, daß ich Euch verlaſſe; nur dieſer Weg bleibt mir offen, Euch glücklich zu machen. Gevatter Philipp wird euch bald eine Summe Geldes überbringen, womit ihr einen kleinen Handel anfangen könnt. Denket nicht an mich; böſe kann es mir nicht gehen, wenn ich weiß, daß es Euch gut gehet. Gebt mir täglich euren Segen; dann, wenn das Abendroth an den Himmel tritt, — dann denket, daß ich, wo ich auch immer ſeyn mag, für Euch bethe. Lebt wohl! ewig geliebte Mutter! — Danket mir für nichts: ihr ſeyd mir keinen Dank ſchuldig; Alles, was ich Euch geben kann, iſt nicht hinlänglich, den Betrag einer ſo großen Schuld zu zahlen, als ich Euch ſchuldig bin. Lebt nochmahl wohl, liebe Mutter! —

Als Marie am Morgen erwachte, fand ſie den Brief auf dem Tiſche. Wie erſchrack das arme Weib, als es ihn öffnete. Die Gute fiel ſogleich auf die Vermuthung, daß an Franzens Entfernung der boshafte Philipp Urſache ſeyn möchte. Sie zitterte für das Schickſal ihres Sohnes, und machte ſich alſobald auf, ihn einzuholen. Franz war auch kaum drey Stunden von der Stadt entfernt, und das Glück führte die Mutter wieder zu ihrem Sohne; ſie fand ihn wieder Wer ſchildert die Freude, wer das Entzücken, das ſie bey der erſten Umarmung fühlte! Sie glaubte ihren Sohn aus dem Rachen des Todes geriſſen zu haben. Nun biſt du wieder mein, ſagte ſie, ja du biſt mein, und nichts ſoll dich meinem Herzen entreißen. Was wollteſt du thun, gutherziges Kind! du hätteſt mich und dich unglücklich gemacht. Da erzählte ihr Franz ſeine Abſicht, und den Rath, den ihm Philipp gab. Unglücklicher! fuhr Marie fort, du wäreſt verloren geweſen — verloren, ohne mir auch nur im geringſten zu nützen. Hier erklärte Marie ihrem Sohne Philipps böſe Abſicht. Während dieſem Geſpräche kamen ſie der Stadt zu, bis an den großen Garten der Burg. Wir wollen hier ausruhen, ſagte die Mutter, und Franz und Marie ſetzten ſich in eine Laube. Es war einer der angenehmſten Sommerabende; der letzte Pinſelſtrich der Abendröthe ſtand zur Verſchönerung der Natur am Firmamente. Franz ſprach da aus vollem Herzen mit ſeiner Mutter, und Beyde vermutheten nicht, daß man ſie behorchte.

Seht Mutter, ſagte Franz, gern hätte ich mein Leben für Euch hingegeben, wenn Ihr nur glücklicher geweſen wäret, als Ihr jetzt ſeyd. Ich weiß, was ich Euch ſchuldig bin. Wenn ich zu Gott bethe, wenn ich wünſche, glücklich zu ſeyn, ſo wünſche ich es nur euertwegen; denn als Sklave wollte ich mich verkaufen, gern die ſchwereſten Ketten tragen, wenn mein Herz mir ſagen könnte: du warſt dankbar gegen deine Mutter. Franz wollte noch weiter reden, als ein betagter ehrwürdiger Greis vor ihnen ſtand. Du gefällſt mir, Junge! fing er an; ich habe dir zugehört; du ſollſt nicht unglücklich ſeyn. Ich will dein Glück machen. Ich habe einen Freund in Venedig, der ſoll dich annehmen, ſey getroſt. Hier gab der Alte den Unglücklichen einsweilen etwas Geld zur Unterſtützung. Nach einigen Tagen beſuchte er ſie, und ſagte der Mutter, daß ihr Sohn nun in Venedig bey einem Kaufmanne als Handlungsdiener mit 600 Gulden Gehalt angeſtellt ſey. Er gab ihm auch Briefe und Reiſegeld. Franz und Marie wußten nicht, ob es Wahrheit oder Traum wäre; ſie umarmten ihren Gutthäter, und netzten ſeine Hand mit Thränen der Dankbarkeit. Nun bin ich glücklich, rief Franz aus, liebe Mutter! Die Hälfte meines Gehalts iſt euer, macht euch Rechnung darauf.

O liebe Mutter! ihr werdet nun nicht mehr darben müſſen. So ſprach er, und Freude war in ſeinem Blicke. Er ging hin in die Kirche, und dankte dem Allvater der Menſchen für ſein Glück. Das Gerücht von Mariens Glück breitete ſich bald in der Stadt aus, denn ihr Herz glaubte, ſie müſſe Jeden ihren Freund, ihren Gutthäter nennen, und ſo kam die Sache zu Phlipps Ohren. Schelſucht und Neid marterten ſeine Seele; ſchwarze Gedanken ſtiegen in ſeinem Herzen auf. Er dachte, wie ein Teufel denken würde in Menſchenhülle. Unter dem Scheine der Freundſchaft ging er in Franzens Haus, eben zu einer Stunde, da ſeine Mutter nicht zu Hauſe war. Ich wünſche dir Glück, ſagte er, und bitte dich um Vergebung, wenn ich dir je was zu Leide that. Du biſt ein guter Junge, verzeihe mir. Du gehſt fort, und vielleicht ſehen wir uns nicht mehr; wir wollen uns ausſöhnen. Franz, der das beſte Herz hatte, umarmte ſeinen Pathen, drückte ſein pochendes Herz an das Schlangenherz des Böſewichts, und ein Kuß, den er auf ſeine Lippen drückte, verkundigte laut, daß ſeine reine Seele des Haſſes nie fähig wäre. Philipp beredete den guten Franz, einen Spaziergang mit ihm zu machen, weil der Abend ſo ſchön war. Franz ging ohne böſe Vermuthung, und ſchon warteten beſtellte Meuchelmörder ſeiner. Der böſe Philipp überfiel ihn wie ein Räuber, und ließ ihn durch ſeine beſtellten Gehülfen in den Strom ſtürzen. Franzens letzte Worte waren noch: Gott helfe meiner Mutter und verzeihe dir! — Franz wurde erſäufet; Marie war troſtlos und verzweifelnd. Der Verdacht eines Meuchelmordes fiel auf Philipp: aber klar konnte man ihm die That nicht beweiſen, obwohl alle Wahrſcheinlichkeit wider ihn war. Das Volk murte, einige behaupteten, die Sache geſehen zu haben: allein die Gerechtigkeit der Menſchen ſah's nicht — oder wollte es nicht ſehen; denn man ſagte, Philipp habe ſich's viel koſten laſſen, die wankende Wage der Gerechtigkeit wieder ins Gleichgewicht zu bringen.

Wenn du noch lebſt, abſcheulicher Böſewicht? und wenn dir dieſe Geſchichte in die Hand kömmt, wenn du deine Züge kennſt, ſo ſieh dir ins Herz und verabſcheue dich ſelbſt — Abſchaum der Menſchheit! — Gott im Himmel! zeige mir eine Höhle, wo ich mich vor dem fürchterlichſten und grauſamſten aller Thiere — vor dem Menſchen — verbergen kann.

Karl Mannthals Geſchichte.

Eine wahre Erzählung.

Es ging ſchon gegen die Nacht, und ſchwarze Wetterwolken ſtanden am Himmel. Blitze durchkreuzten gegen Weſten die Lüfte; das Vieh brüllte fürchterlich auf der Weide, und flüchtete ſich vor dem heulenden Sturmwinde unter die rauſchende Eiche. Der Hirt lagerte ſich in ſeine Strohhütte, der Ackermann eilte dem Dorfe zu, und die Mähnen der Roſſe flatterten durch den Wind um ſeine mit Schweiß bedeckten Wangen. Wie Rauchwolken eines Vulkans wühlte ſich der Staub auf der Straße empor, und ſträubte das Haar des Wanderers in die Höhe, der mit gebeugtem Leibe ihm entgegenkämpfte. Fürchterlich wankten die koloſſalen Güterwägen, drohten den Umſturz, und das Geſchelle der Pferde und das Fluchen der Knechte war vermengt mit dem Geraſſel des eilenden Poſtwagens, der in einer Wolke von Staub dahinrollte. Die Glocken des benachbarten Dorfes jammerten mit demüthigen Tönen dem Gewitter entgegen, und das Geklingel zerſchmetterter Fenſter, das Auf- und Zuſchlagen der Thüren vollendete den fürchterlichen Auftritt der Gewitterſtunde. Glücklich kamen wir noch ans Poſthaus, und flüchteten uns eilends in die niedere, düſtere Stube. Geweihte Kerzen brannten da auf dem Tiſche; die Mägde knieeten rings um ihn her, und betheten das Ave, und die Hausfrau klingelte am Fenſter vertrauensvoll das heilige Glöcklein. Nach einer halben Stunde war Alles vorüber; der Himmel heiterte ſich wieder auf; die Vögel ſangen, der Wohlgeruch der Kräuter von den benachbarten Wieſen erquickte den ermüdeten Körper, und ſtrömte auf den Flügeln des kühlenden Abendwindes durchs Dorf. Die alten Bauern beſahen mit rückwärts geſchlagenen Händen den Himmel, die Kinder ſpielten nackt am Bache, und ſcherzten, und ſchwammen weit den Fluß hinunter. Gänſe ſaßen am Geſtade, und rüttelten ihr durchnäßtes Gefieder, und Entchen putzten ſich ihre durchgewaſchenen Federn, und einige ſtreckten ihre vielfärbigen Hälſe unter den Flügel; die Haushunde ſchüttelten ſich noch ab vor dem Platzregen und wälzten ſich unter der trocknen Scheune in der Spreu.

Allgemach kam die Nacht herbey, und ein Wagen hielt vor dem Poſthauſe. Das Geklirre von eiſernen Ketten, und das Fluchen einiger Soldaten machte mich aufmerkſam. Ich ſah nach dem Fenſter und fragte, was es hier gäbe? Da hörte ich, daß man einen Gefangenen nach dem Feſtungsbau zu N** liefere. Es überfiel ſie die Nacht, und ſie waren daher genöthigt, im Poſthauſe zu übernachten.

Der Teufel muß das Gewitter gemacht haben, fing der Korporal an, oder eine alte Hexe; es warf ja Schloſſen wie welſche Nüſſe. Es war den Tag über ſo warm, und nun wards gegen Abend ſo kalt, daß uns die Zähne klapperten. Geht, Mutter! ſagte er zu der Wirthin, macht uns Feuer in der Stube, daß unſre Kleider trocknen können, denn morgen müſſen wir früh fort, und gebt uns Stroh herein! Da führte man nun den Gefangenen in die Stube, und ſchloß ihn an den eiſernen Ofen an. Ich ſaß vorn am Tiſche, bemerkte genau dieſen Auftritt, und zeichnete ihn in meine Schreibtafel. Der Korporal ſchien mir ein wackerer Kerl zu ſeyn. Er ſetzte ſich auf einen hölzernen Stuhl, trillerte eine Weile, ſtopfte ſeine Tabakspfeiſe, und ſprach dann: Nun, nun! in Gottesnahmen! ſo gehts halt in der Welt. Wer kann's ändern. Dann ſah er auf ſeinen Gefangenen hin, kehrte ſich um und wiſchte eine Thräne aus dem Auge, dann trillerte er wieder. An der Stirne dieſes Mannes war viel Edles. Als die übrigen Burſche hereinkamen, fluchte er jämmerlich. Der Teufel muß euch reiten, ihr Hunde! fing er an, daß ihr da den Gefangenen am Ofen anſchließet, wo man einfeuert? Iſt er nicht elend genug? Ihr wollt ihn gewiß noch lebendig braten. — Schämt ihr euch nicht? — Ihr habt doch gar kein Gefühl. Setzt euch in die Lage eines Andern. Macht ihn los, und gebt ihm reines Stroh! Dann langte er in ſeinen Säckel, und ließ Jedem eine Maß Bier auf ſeine Koſten einſchenken. Ich war dem Manne von Herzen gut, und bath ihn zu mir zur Nachtſuppe; da erzählte er mir das traurige Schickſal ſeines Gefangenen.

Sehen Sie, Herr! fing er an, und wiſchte ſeinen Schnurrbart, ich diene ſchon zwanzig Jahre dem Könige, ſtand im Felde, und habe mehr als dreyßig Bleſſuren am Leibe, bin viel Strapatzen gewohnt, aber bey alle dem, mein Herr! hat ſich mein Herz doch nicht gegen die Eindrücke des Elendes abgehärtet. Mein Auftrag fordert es, daß ich da den armen Teufel, den die Regierung auf zehn Jahr zum Feſtungsbau verurtheilte, an Ort und Stelle liefere. Ich that meine Pflicht; aber ich geſtehe es Ihnen, Herr! das Schickſal dieſes Unglücklichen geht mir nahe. Ich weiß es, Sie weinten mit mir wie ein Kind, wenn Sie ſeine ganze Geſchichte wüßten. Erzählen kann ich Sie Ihnen nicht, denn Thränen würden meine Stimme erſticken. Beym Himmel, Herr! ich habe Hunger und Durſt gelitten, habe Kälte und Hitze ertragen, und Schmerzen gelitten wie ein Hund, und keine Thräne trat in mein Auge; wenn ich aber Menſchen ſehe — ſo elend wie dieſer, ſo verzeih' mir's Gott und mein König, wenn eine Zähre auf dieſe alte Wange fällt. So ſprach er, und ich umarmte den wackern Mann, und küßte ſein narbenvolles Haupt. Wir tranken eine Weile, und binnen der Zeit war Alles in der untern Stube ruhig. Wir gingen die Treppe hinunter, und beſuchten den Gefangenen. Er lag ausgeſtreckt auf dem Stroh, und ſchien ſanft zu ſchlummern. Wir wollen ihn nicht aufwecken, ſagte der Korporal; es iſt eine glückliche Stunde, die Stunde des Schlafes. Er träumt vielleicht von der Freiheit oder vom Tode — allzeit glücklich. Beſſer todt, als lebend und elend zu ſeyn. Bey dieſen Worten erhob ſich der Gefangene; ſein Antlitz war gut, er ſchien redlich und fromm zu ſeyn. Bedauert mich nicht, gute Leute! fing er an, ich ſcheine zwar elend zu ſeyn, allein ich fühle, ich weiß nicht was, in meinem Herzen, das mir ſagt, ich hätte nicht Urſache ganz zu trauern. Das Bewußtſeyn meines Herzens, daß ich redlich gegen die Menſchen gehandelt habe, beruhigt mich in den Stunden meines Unglücks. — Ich erſuchte den Unglücklichen, daß er mir ſein trauriges Schickſal erzählen möchte, und er hob ſich auf, legte kreuzweis ſeine Hände in ſeinen Schooß, und wandte ſein Auge zum Himmel. Der Korporal und ich lagerten uns zu ihm auf's Stroh. Der alte Soldat ſtützte ſein Haupt auf meine Schultern, und der Unglückliche fing ſo zu erzählen an:

Ich nenne mich Karl Mannthal. Mein Vater war ein anſehnlicher Handelsmann in F.** Er beſaß ein ſchönes Vermögen. Ich war ſein einziger Sohn, den er unausſprechlich liebte. Meine Mutter ſtarb, da ich noch ein Kind war, und mein Vater verheirathete ſich nicht mehr, ſondern ſeine ganze Sorge war, mich glücklich zu machen. Er wandte Alles auf meine Erziehung an, und bildete mich zu einem redlichen Manne. Du haſt ſo viel, ſagte er, daß du die nothwendigſten Bedürfniſſe des Lebens befriedigen kannſt; du biſt alſo unabhängig von Menſchen, und folglich weit glücklicher als die, die Armuth und Elend zu Sklaven der Reichen macht. Sey mit deinem Stande zufrieden, ſagte er, und ſuche weder Rang noch Ehrentitel. Ein reicher Privatmann, der ſein Geld zu nützen weiß, iſt glücklicher als ein Fürſt. — Er gab mir einen rechtſchaffnen Mann zum Hofmeiſter, dem ich meine ganze Seelenruhe, die ich nun in meinem Unglücke fühle, zu verdanken habe. Dieſer Mann war meines Vaters erſter Freund. Dem, ſagte er mir oft, haſt du mehr als mir ſelbſt zu verdanken. Ich — ich gab dir nur das Leben, aber dieſer gibt dir Erziehung, und lehrt dich dein Leben weislich zu gebrauchen; du biſt ihm alſo mehr ſchuldig als mir. Wenn du einmahl Kinder haſt, ſo mache es eben ſo, wie ich, und zeige, wie ſehr du den Mann ſchätzeſt, der ſie erzieht. Bilde deine Denkart nicht nach jenen, die den Hofmeiſter nur für den erſten ihrer Domeſtiquen anſehen, ſondern betrachte ihn wie den Künſtler, der den Kloß erſt ausbildet, den du der Welt gabſt. Aus dieſem Ausdrucke können Sie auf den Charakter meines Vaters ſchließen, der in ſeiner Art ein ganz ſonderbarer Mann war. Um Ihnen nähere Begriffe von ſeiner offenen Gemüthsart beyzubringen, muß ich hier eine Anekdote berühren, die das Herz dieſes Mannes ganz auszeichnet, und die mir immer unvergeßlich iſt. Wir beſuchten einſt einen ſeiner beſten Freunde; dieſer zankte ſich eben, als wir zur Thüre hineintraten, abſcheulich mit einem Manne herum, deſſen Anſtand und Miene ſehr viel verſprach. Du zankſt dich ja, wie ein Gaubettler, fing mein Vater an; und warum? — Warum? erwiederte meines Vaters Freund; welche Frage? Da habe ich dieſen Tagedieb bereits drey Jahre ſchon als Hofmeiſter im Hauſe, und ich ſehe nicht, daß mein Sohn um ein Haar beſſer wurde. Du biſt mir ein ſeltner Mann, fuhr mein Vater fort; du behandelſt den Hofmeiſter deines Sohnes, wie einen Küchenjungen, der eine Paſtete verſalzen hat. Sey gerecht, und ſage mir, iſt es wohl deiner

Köchin Schuld, wenn Hammelfleiſch härter iſt als Lammbraten? Das Ragout mag wohl gut ſeyn, aber das Fleiſch taugt nichts. Nach deiner Denkart haſt du eben ſo viel Schätzung für deines Sohnes Schuhflicker als für ſeinen Erzieher. Du haſt auch recht; dieſer flickt die Schuhe, und der das Herz. Schuhe und Herz mag bey dir wohl Eines ſeyn. Wenn du aber forderſt, daß der arme Flicker, der das Herz deines Sohnes auspfuſcht, dir beſſere Arbeit liefern ſoll, ſo hätteſt du ihm beſſers Leder geben ſollen; dieſes iſt ja verteufelt ſchlecht, und läßt ſich nicht über den Leiſten ſchlagen. Solche und dergleichen Einfälle hatte mein Vater mehr, die ich der Menge nach erzählen könnte, aber ich würde Ihnen lange Weile machen und mich zu weit von meiner Lebensgeſchichte entfernen. Ich war mit guten Grundſätzen erzogen, und liebte die Lektüre, und die Einſamkeit. Ich weiß nicht, woher es kam, die rauſchenden Freuden der Welt machten wenig Eindruck auf mein Herz; ich war nie zufriedener, als wenn ich allein war, in der Geſellſchaft meines Vaters und meines wackern Freundes, des rechtſchaffenen Bronenfels (dieß war der Nahme meines Erziehers.) Ich war zwanzig Jahre alt, da wünſchte mein Vater, daß ich mich verheirathen ſollte. Obwohl ich noch ſehr jung war, fühlte ich doch die Wichtigkeit dieſes Schrittes in ſeinem ganzen Umfange. Ich wünſchte mir eine Freundin an meinem Weibe zu finden — ein Weib, das ich nicht allein ihrer ſchönen Larve halber lieben, ſondern wegen ihres edlen Herzens ſchätzen könnte. Ich ſuchte mit meinem Freunde Bronenfels, und wir fanden nichts. Wo wir hinſahen, trafen wir ſchöne, junge, artige, arme und reiche Mädchen an — Mädchen für die Welt, aber nicht für die häusliche Einſamkeit. Ein einziges machte uns aufmerkſam, ſo unbemerkt und abgeſondert ſie vor der ganzen Welt lebte. Es war Philippine, ein edles Kind. Sie lebte mit ihrer Mutter, die eine Offiziers-Witwe war, und nährte ſich mit ihrer Arbeit. Ich warb um das Mädchen; wollte aber vorher verſichert ſeyn, ob ſie mich auch liebte. Ich verkleidete mich in einen Bettler, und kam in hartem Winter vor ihre Thüre. Ich ſtellte mich kränklich. Die Sorgfalt, die dieſes arme Mädchen für mich hatte, ihre Beſorgniß für mein Wohlſeyn, Alles was ſie that — ſo ganz aus guter Seele that, machte ſie meinem Herzen unendlich werth. Ich ſagte ihr, daß ich wohl im Stande wäre, mein Brod zu gewinnen, daß ich auch noch einige Freunde hätte, und, wenn ich einſt in der Welt glücklich ſeyn würde, wieder zurückkommen wollte, ihr ihre Gutthaten zu vergelten, und mein Herz, wenn ſie es annähme, mit ihr zu theilen. O ja! ſagte Philippine, kommt wieder, guter Jüngling, und ich will euch getreu bleiben. Da entdeckte ich Philippinens Mutter meinen Stand, und Alles war in Kurzem zur Hochzeit bereit. Kein Tag war glücklicher für mich, als der Tag unſers Verſprechens. Mein Vater, Philippinens Mutter, mein Freund Bronenfels, und Alle freueten ſich meiner Freude. Einige Stunden fern von der Stadt war eine einſame ländliche Gegend, die ich oft beſuchte. Ein großer See breitete ſeine Spiegelfläche zwiſchen einer Reihe von Bergen aus, die dicht mit Stauden von verſchiedenem Grün bewachſen waren. In dieſer Gegend wohnte ein alter Fiſcher, dieſen beſuchten wir, feyerten unter ſeiner Linde das Feſt unſerer Liebe, und ergetzten uns nach einer mäßigten Mahlzeit auf einem Nachen, mit dem wir die See durchſchifften: aber bald war unſere Freude geſtört — ewig geſtört. Ein Sturmwind erhob ſich, und der See ſtürmte; wir konnten das Ufer nicht mehr erreichen. Der Nachen wankte und ſtürzte um. Bronenfels rettete mir das Leben, brachte mich ans Ufer zu meinem Vater, der bey dem alten Schiffer ſaß, und ſchwamm wieder in den See, um Philippinen und ihre Mutter zu retten; allein ſein Bemühen war vergebens, auch er, der Redliche wurde von den Wellen verſchlungen, und ſo verlor ich die Mutter meiner Braut, Philippinen, und meinen Freund in einer Stunde. Gott! wie ſchrecklich war dieſer Auftritt für mich! wie lebhaft iſt das Gemählde noch in meiner Seele! Noch ſehe ich das unglückliche Mädchen, wie es mit den ſtürmiſchen Wellen kämpft, noch ſehe ich meinen armen Freund Bronenfels, wie er hineilt, ſie zu retten, wie er ſeine Arme ausſtreckt, wie er ſinkt — Gott verzeih' dem Gefühle meines Herzens; die Wunde iſt noch nicht geheilet, die das Unglück mir ſchlug: aber genug. — Ich trauerte vier volle Jahre um Philippinen und meinen Freund, mein Vater trauerte mit, und ſeine Geſundheit wurde von Tag zu Tag ſchwächer. Seine Geſundheitsumſtände und ſeine Bitte nöthigen mich zum zweytenmahle, mich zu verheirathen. Mein Herz war ſtumpf gegen die Eindrücke der Liebe, und meine Seele hing noch ganz an Philippinnen, Man ſchlug mir ein Mädchen vor, das meinen alten Vater durch Schmeicheleyen lieb gewann. Ich bemerkte, daß er es gerne ſähe, wenn ich Margarethen (ſo hieß meine zweyte Braut) heirathete. Du kannſt das Glück dieſes armen Mädchens machen, ſagte er einſt zu mir; heirathe es, s'iſt ein gutes Kind. Ich willigte ein, und Margareth ward meine Frau: aber kaum war ſie es, ſo entlarvte ſich dieſes weibliche Ungeheuer, und durch den unaufhörlichen Verdruß, den es mir und meinem Vater machte, brachte es den redlichen Greis bald unter die Erde. Ich lernte den ſchlechten Charakter dieſer Perſon bald kennen, und glaubte, daß jugendlicher Leichtſinn viel Urſache an ihren Ausſchweifungen ſeyn könnte. Ich behandelte ſie gut, und es ſchien, als hätte wirklich meine Güte viel Eindruck auf ihr Herz gemacht; allein das falſcheſte aller Geſchöpfe war meiner müde. Sie buhlte mit einem ſchlechten niedrigen Kerl, der ein gemeiner Soldat war, und wünſchte ſich von meiner Perſon zu befreyen. Sie brütete über verſchiedene Entwürfe. Es fügte ſich, daß der König den Befehl publiziren ließ, daß jeder Ausreißer eines Regiments, und jeder, der einem Ausreißer aushilft, mit dem Leben ſollte durch den Strang beſtraft werden. Da fiel nun das gottloſe Weib auf den Gedanken, mich in's Netz zu bringen.

Margareth war ganz verändert; kein Weib war je zärtlicher gegen ihren Mann, keines gefälliger als Margareth. Ich wußte nicht, was ich aus ihr machen ſollte; ich dankte dem Himmel für ihre Veränderung und vermuthete nicht im geringſten boshafte Tücke. Als ich eines Tages etwas ſpäter als gewöhnlich von meinen einſamen Spaziergängen zurückkam, umarmte mich Margareth, und überhäufte mich mit Küſſen. Guter Mann! ſagte ſie, der Himmel gab uns nun eine Gelegenheit, recht viel Gutes zu thun. Ein armer unglücklicher Soldat, der ſich gegen die Subordination verfehlte, hat ſich zu uns geflüchtet; er iſt verloren, wenn du ihn nicht retteſt. Er iſt der einzige Sohn eines alten kränklichen Vaters — ſeine einzige Stütze: denke, auch du hatteſt einen Vater, bey dieſem beſchwöre ich dich, hilf dieſem unglücklichen Menſchen! Mitleid und Redlichkeit riß meine Seele hin. Ich gab dem armen Menſchen, der ſich zu mir geflüchtet hatte, meine eigenen Kleider, und ohne zu überlegen, wie ſehr ich wider die Befehle des Königs handelte, hörte ich keine andere Stimme, als die Stimme meines Herzens. Ich ſelbſt führte dieſen vorgeblichen Unglücklichen bis an die Grenze: — wie groß war aber mein Erſtaunen, als man mich den andern Tag in Verhaft nahm; als ich erfuhr, daß eben dieſer vorgebliche Unglückliche der Buhler meines Weibes war, und daß mich Margareth ſelbſt bey Gericht angegeben hatte. Ich wüthete vor Schmerz, und hätte die Unglückliche im erſten Zorne erwürgt, aber ſie entfloh, nachdem ſie meine Kaſſa ausgeleert hatte. Ich wurde verhört, und als ein Mann, der des Königs Befehle übertrat, auf zehn Jahre zum Feſtungsbau verurtheilt, und mein Vermögen konfiszirt. Er wollte noch weiter fort reden, aber der Morgen graute ſchon am Himmel, und die Wache trat herein, und beberichtete, daß Alles ſchon zum Abmarſche bereit ſey. Der Unglückliche wurde wieder auf den Wagen geſchloſſen, und der redliche Korporal hatte kaum mehr Zeit, mir ſein Lebewohl zu ſagen.

Mit bedrängtem Herzen dachte ich oft über dieſe Geſchichte nach, und manchmahl ſaß ich auf meinem Zimmer, und glaubte den wackern Korporal zu ſehen. Nach einem Jahre erhielt ich folgenden Brief.

Der Korporal, der auf dem Poſthauſe zu N. die Nachtſuppe mit Ihnen aß, als uns das verwünſchte Wetter überfiel, hat die Ehre, ihnen zu berichten, daß der arme gefangene Mannthal nach drey Monaten von dem Könige pardonirt, und wieder in ſein Vermögen eingeſetzt worden iſt. Sein böſes Weib Margareth hat der Teufel geholt; das heißt: ihr Buhler ſtahl ihr das Geld, und ſtürzte die Metze ins Waſſer. — — Hätte zwar nichts beſſers thun können, allein er wurde ertappt, und auf des Königs Befehl aufgeknüpft. Ich bin losgekauft, und befinde mich nun bey meinem Kaufmanne Mannthal reichlich verſorgt. Er läßt Sie grüßen, und erlaubt mir, daß ich Sie auch zu einer Mittagsſuppe bitten darf. Kommen ſie gewiß! Eben da ich dieß ſchreibe, trinke ich auf des Königs und Ihre Geſundheit. Der Geyer! — — Ich würde Ihnen nicht gut ſeyn, wenn Sie nicht kommen. Hiemit Gott befohlen!

Ihr Korporal. —

Die Hüthershütte an dem Hirſchanger.

Nahe an dem Iſarſtrand
Ging ich neulich Hand in Hand
In Geſellſchaft guter Leute
Einem Edlen an der Seite,
Und wir fanden gähling dort
Wirklich einen ſeltnen Ort. —

Mit der Einſamkeit vertraut,
War ein Häuschen aufgebaut;
War vielmehr nur eine Hütte;
Offen ſtand ſie in der Mitte
Und die Wände rings umher
Waren von Geräthſchaft leer.

Wenn ich mich nicht trüge, ſo
War das Lager nur aus Stroh,
Und beſtreut mit grünen Blättern
Fand man auf den leeren Brettern,
Zu des Armen höchſter Noth,
Etwas Milch und ſchwarzes Brod.

Von der Laſt der Jahre weiß
Lebte da ein alter Greis,
Der, nach ſeiner ganzen Miene,
Glücklich und zufrieden ſchiene,
Wenn er gleich hier ſpät und früh
Hüthete der Bauern Vieh.

Dieſes Mannes Zeitvertreib
Iſt die Arbeit, und ſein Weib
Und ein Knabe, von dem Frommen
Nur aus Liebe angenommen:
Drey Perſonen in dem Haus
Machen die Geſellſchaft aus.

Freundlich lachte uns der Mann,
Sah uns gut und redlich an;
Sein Geſicht war ohne Tücke
Und Zufriedenheit im Blicke
Die des Frommen Herz beglückt,
War im Auge ausgedrückt.

Reitzend war für mich das Bild;
Meine ganze Seele fühlt.
Ruh, Genügſamkeit und Frieden
Sind das wahre Glück hienieden:
Alles Andere iſt Wahn:
Dieſes lehrte mich der Mann. —

In den Städten ſuche nie
Weisheit und Philoſophie;

Selten wird ſie angetroffen,
Denn die wahren Philoſophen
Wohnen meiſt incognito —
In der Hütte auf dem Stroh.

Die Familie Gerner.

Der junge Baron von Gerner liebte das Fräulein von A** wider den Willen ſeines Vaters. Er gab weder ſeinen Zuſprüchen, noch ſeinen Vorſtellungen Gehör, und außer der Heftigkeit ſeiner Leidenſchaft machte auf Gottes weiter Welt nichts mehr Eindruck auf ſein Herz. Celie hieß das Fräulein von A**; ſie war ſchön und tugendhaft. Die erſten Eindrücke, die dieſes Mädchen auf des jungen Gerner Seele verurſachte, konnte weder Zeit noch Abweſenheit verlöſchen: der Haß der Familie, der Zorn der Eltern, die Bedrohung enterbt zu werden, waren nicht im Stande, den geringſten Grad der Liebe zu ſchwächen — einer Liebe, deren Flamme niemahl heftiger loderte, als eben da, als man ſie zu löſchen ſich bemühte. Celie war bereits im Stillen mit Gerner verheirathet; das heimliche Band, das dieſe Herzen vereinigte, und eben die ſchüchterne Stille und Verborgenheit dieſes heiligen Geheimniſſes gab ihrer Liebe doppelten Reitz, und vermehrte die Stärke ihrer Anhänglichkeit. Aber wo iſt der Sterbliche, dem es vergönnt iſt, das Vergnügen in ſeiner ganzen Lauterkeit ſo zu genießen, daß nicht das eiferſüchtige Schickſal die Quelle ſeiner Reinheit trübe? — So ging es auch Celien und dem liebenden Gerner. Gerners Vater bekam Nachricht von der heimlichen Heirath ſeines Sohnes; Wuth und Zorn bemächtigten ſich ſeines Weſens. Er bedrohte ſeinen Sohn mit Gefängniß, Celien mit Schande, und ſchwur beym Himmel, dieſen Undank zu rächen. Ein alter Diener aus Gerners Hauſe zitterte für Karls Schickſal; er eilte zu ihm, und hinterbrachte ihm ſeines Vaters Abſichten. Karl umarmte ſeine Liebe; Thränen hemmten das, was ſein gedrücktes Herz ſeiner Celie ſagen wollte; die Furcht, daß man ſie trennen würde, knüpfte das Band der Liebe noch enger; noch nie liebten ſie ſich ſo heftig, ſo unausſprechlich als jetzt. Zufälle und Unglück prüfen Freundſchaft und Liebe: nicht in ſtillen, heitern Tagen, wenn kein Wölkchen am Himmel ſteht, ſondern in der Zeit des Sturmes iſt die Probeſtunde der Seelen. Celie drückte Karls Hand an ihren Buſen. Höre, ſagte ſie, höre! wir wollen fliehen; iſt meine Liebe dir werther, als der Reichthum deines Vaters, ſo laß uns weit von hier in einer ſtillen Gegend unſer Glück ſuchen. Ja Celie! erwiederte Karl, an deiner Seite allein bin ich glücklich. In der Lage, in die ich dich ſetze, konnte ich dir, meine Liebe! dieſen Antrag nicht machen; aber du ſelbſt willſt, und mein Wille iſt ganz der deine. Ich will ſehen, ob ich nicht die Großmuth einiger Freunde rege machen kann, daß ſie uns zum wenigſten eine kleine Unterſtützung geben, und dann, Celie! — in wenig Stunden wollen wir der Grauſamkeit unſerer Familie ſpotten, die die ſüße Wolluſt liebender Herzen nicht kennt. Karl ging hin, ſuchte und fand einige Freunde, die ſeine Umſtände unterſtützten. Er ſuchte ſeine Celie wieder, und die Nacht war zu ihrer Abreiſe beſtimmt. Allgemach kam der Abend herbey; der Thau benetzte die Wieſen und Matten, die Roſe erhob wieder ihr zur Erde geſenktes Haupt, und verbreitete Wonne durch ihren Wohlgeruch über die Gegend, wo ſie blühte: die Sterne traten an den Himmel, und verkündigten das Daſeyn Gottes in der Majeſtät der Nacht. Mit ängſtlich pochendem Herzen ging Celie an Karls Seite, bey der geringſten Bewegung eines Laubes zitterte ſie, und fürchtete eingeholt und getrennt zu werden: aber der Schutzgeiſt der Liebenden war an ihrer Seite; glücklich flüchteten ſie ſich, und kamen an die Grenzen der Schweiz.

Karls Vater erhielt bald Nachricht von ſeines Sohnes Flucht; allein er kränkte ſich wenig darum, und frohlockte vielmehr, weil er glaubte, Elend und Noth würden ihn an den armen Flüchtigen rächen. Nothwendigkeit und Liebe ſind die Erzeugerinnen des Fleißes und der Induſtrie. Karl und Celie waren glücklich: ſie bemühten ſich, Mittel zu finden, ſich zu nähren. Eine alte Frau, die ſich Frau Hubert nannte, und einen kleinen Handel mit Edelſteinen trieb, nahm ſich dieſer Unglücklichen an. Freundſchaft und

Liebe, gleiche Denkart und gleiches Gefühl vereinigte ſie bald, und Hubert, Karl und Celie waren nun eine Familie. Der Menſch bedarf wenig zu ſeinem Glücke; Genügſamkeit und Zufriedenheit gewähren es ihm. Glück — wahres Glück liegt in uns ſelbſt — in unſrer Seele. Der, der es außer ſich ſucht, wird es nie finden. Das Glück wohnt meiſtentheils in der Hütte. Reichthum und Ehre — ihr Tyrannen der Menſchheit! die Vorſicht hat euch von dem Glücklichen entfernt, der ein Kind der Natur iſt, und ſchickt euch in Städte zur Selbſtpeinigung der Thoren, die meiſtentheils in Palläſten wohnen.

Zwey Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, waren das Geſchenk von Karls und Celiens Liebe. Man ſagte ihnen nie vor, wer ſie waren, ſondern das, was ſie ſeyn ſollten. Karl unterwies ſie in den Stunden ſeiner Erholung, und lehrte ſie gute Menſchen ſeyn: Celie beſorgte die Hauswirthſchaft und die Geſundheit ihrer Kinder. Wenn Karl abweſend war, liebkoſete ſie die Kleinen, und erinnerte ſie an ihren Vater, und wenn Karl wieder zurückkam, umarmte ſie ihn, ohne die Kinder zu vergeſſen. Unſer Herz erhält ſeine Größe nur durch ſanfte Gefühle; denn wenn Empfindung unſere Seele ſtimmt, verſchwindet das Leere in uns durch ihre göttliche Begeiſterung.

Einige Jahre lebten Karl und Celie mit ſtiller Zufriedenheit in Frau Huberts Hauſe, als eines Tages ein Schlagfluß die arme Hubert überfiel, und ſie den

Armen ihrer Freunde entriß. Alle Mittel, die Celiens Liebe anwandte, waren vergebens; die Stunde des Todes ſchlug für Hubert, und bereits war ſein Schleyer über ihr Antlitz gezogen; — die Gute war nicht mehr.

Ich ſchildere hier nicht die Eindrücke des Schmerzes, die Huberts Tod auf Celien und Karl verurſachte. Ihr guten theilnehmenden Seelen! ihr allein, die das Unglück und die Selbſterfahrung zur Empfindung geſtimmt hat — ihr allein denkt euch in das Gefühl des Unglücklichen; euer Herz ruft euch den Verluſt eines Freundes oder eines Geliebten zurück, und wer ſchildert alsdann das Gefühl der Seele, wie eure Empfindung iſt? — —

Nach Huberts Tode waren zwar Karl und Celie die Erben ihres kleinen Vermögens. Karl gab ſich alle Mühe, das Gewerbe in die Höhe zu bringen, aber er war unglücklich, und ſein Handel nahm täglich ab. Frau Hubert hinterließ auch eine arme Magd; ſie nannte ſich Marianne. Ihre Gemüthsart war ungekünſtelt; ſie war einfältig und redlich, wohlwollend und gut. Ich werde euch nicht verlaſſen, ſagte ſie zu Karl und Celien, ich will eure Magd ſeyn, wie ich Huberts Magd war; wenn ihr arm ſeyd, will ich eure Armuth mit euch theilen, mich freuen, daß ich euch nützlich ſeyn kann, daß ich euch liebe. So ſagte Marianne, und Karl und Celie umarmten ſie als ihre Freundin. Allein alles Beſtreben dieſer redlichen Familie, ſich über die Dürftigkeit hinauszuſetzen, war vergebens; jeden Tag näherte ſich die Armuth ihrer Hütte mehr, und die Folgen des Elendes, die ſie begleiteten. Wenig Menſchen wiſſen, was es heißt, arm ſeyn, beſonders die Reichen und Adelichen nicht; wie iſt es aber auch möglich? ſie, denen es nie am Ueberfluße gefehlt hat, ſie, die nie den Druck der Armuth empfunden haben, ſie, die nicht wiſſen, was es heißt: ich bin elend und dürftig! wie können ſolche Menſchen barmherzig ſeyn? und doch, wo ſollen die Elenden Erbarmen ſuchen, wenn ſie es dort nicht finden, wo Ueberfluß iſt? — und doch iſt der wenigſte Theil von dieſen zu Gutthaten aufgelegt. Sie verleben ihre Tage im Taumel der Sinnlichkeit; jeden Tag vermehren ſie ihre Bedürfniſſe, ihr großes Ich ſchwillt jeden Tag mehr zur koloſſalen Maſſe auf, und raubet den Niedrigen den Raum, den ihnen die Gottheit in der Schöpfung anwies. Alles iſt für den Reichen Ich. Er gibt z. B. einem Armen, wenn es ihm nur eben ſo beliebt, manchmahl ganz maſchinenmäßig, ohne zu wiſſen warum; manchmahl aus Schwäche, um ſich den traurigen Anblick eines Elenden vom Leibe zu ſchaffen; manchmahl um etwas ſcheinen zu wollen, und ſo fort: immer wegen ſich ſelbſt, nie des Andern wegen. Man lieſt empfindſame Geſchichten, ſo, wie man nach der Tafel Liqueur trinkt; weint über gewiſſe Stellen, weil es Mode iſt zu weinen, oder weil eine Thräne im Auge manchmahl eine Eroberung gemacht hat. Was ich hier rede, rede ich nicht aus Schwärmerey, leider aus genauer Beobachtung und Erfahrung und Prüfung der Menſchen. Wie unglücklich iſt denn das Schickſal des Armen, wie unglücklich ſelbſt dieſes des Gutthätigen! Gutthätig ſind meiſtentheils die, denen die Natur ein edles Herz, aber das Schickſal zu wenig Vermögen gab: iſt nun der Edle gut und wohlthätig, ſo drängt ſich Alles an ihn, Alles ſucht bey ihm Hülfe, ohne zu bedenken, ob die Kräfte des Wohlwollenden auch hinlänglich ſind, Jeden zu unterſtützen: dann iſt auch der Elende ungerecht, denkt nur auf ſeine Rettung und nicht mehr auf ſeinen Erretter. Er gleicht einem wohlthätigen Schwimmer, der ſich in die See ſtürzt, um ſo viel Menſchen zu retten, als in ſeiner Macht ſteht. Binnen der Zeit, als der Gutthätige mit Gefahr ſeines Lebens herumſchwimmt, ſieht der größte Haufe müßig am Ufer zu; Alles ſchreyt: Hülfe! aber derjenigen, die helfen, ſind zu wenig, um alle die Unglücklichen zu retten. Der Trieb der Selbſterhaltung treibt nun die Unglücklichen an; ſie hängen ſich alle an; ſie hängen ſich alle an den gutthätigen Retter. Er ruft: Kinder! ich will retten, ſo viel ich kann, aber alle kann ich nicht retten, meine Kräfte reichen ja nicht hin; aber man hört ſeine Stimme nicht; der Schwarm von Unglücklichen umgibt ihn, und zieht den Wohlwollenden ſelbſt mit in den Grund. So iſt das Verhältniß von Reichen und Armen, Wohlwollenden und Dürftigen im Staate.

Elend und Verderben näherten ſich über das Haupt der Leidenden. Schon waren ſie der äußerſten Dürftigkeit ausgeſetzt, und über dieß war Celie noch krank. Man denke ſich den jammervollen Zuſtand des armen Karl! Ohne Rettung, ohne Hülfe lag Cecilie dem Tode nahe. Da ſtand Karl vor ihr, ſah ſie leiden, und konnte nicht helfen. Sie wohnten unter einem ſchlechten Speicher; der Regen netzte das Stroh, worauf Celie ſchlief; ſeitwärts ſaßen ihre Kinder, und nagten am harten Brod, und Marianne, die freywillige Geſellſchafterinn des Elendes, ſtand in der Ferne mit thränenvollem Auge. Es iſt ein ſchrecklicher Zuſtand arm zu ſeyn, und ſelten wird er von dem Reichen erwogen. Wer das Bild der äußerſten Armuth nie ſah — nie ſah, wie weit der Menſch, unſer Nebengeſchöpf, herabgewürdigt werden kann, der ſtellt ſich die Gräßlichkeit ſolcher Auftritte im Menſchenleben nie vor. Was iſt der Menſch im Staate, wenn er arm iſt? unſere meiſten Bequemlichkeiten hängen von dem Intereſſe des Andern ab, der ſie uns verſchafft, und wenn dieſes Intereſſe nicht mehr rege gemacht werden kann, wenn auch der Andere von ſeinen Dienſten leben ſoll, und der, der ſelbſt hungert, des Andern Hunger nicht ſtillen kann, wo iſt dann Hülfe für den Elenden? — Geh nur zu den Thüren der Reichen, du wirſt wenige finden, die dir helfen. Der größte Theil ſcheut das Gewinſel des Elendes, und treibt den bittenden Armen von den Thüren, damit ſein Anblick ihn nicht beläſtige. Karl erfuhr die Härte der Menſchen; er flehte um Hülfe und fand keine. Verzweiflungsvoll rang er ſeine Hände zum

Himmel, und den letzten Gedanken flüſterte ihm Celiens Liebe zu, ſie zu retten. Er rief die treue Magd, die gute Marianne. Hier, ſprach er, haſt du 20 Thaler, beſorge das Nöthige. Wenn Celie um mich fragt, ſo ſage ihr, ich ſey fort, um einige ausſtändige Schulden zu berichtigen. Wie, fragte Marianne, wie, Sie wollen Celien verlaſſen? — Nein! erwiederte Karl, bey Gott! aber mir bleibt kein anders Mittel übrig — — ich bin Soldat. Ich bitte dich, Marianne! verbirg Celien meine That bis zu ihrer Geneſung! Das Elend war dringend! mir bleibt ſonſt nichts übrig. Leb wohl Marianne! lebt wohl, liebe Kinder! — Marianne gehorchte dem Auftrage ihres Herren. Karl ſchlich ſich jeden Tag ins Haus, um zu wiſſen, wie es um Celiens Geſundheit ſtünde. Celie war wieder hergeſtellt, und endlich wagte es Marianne, ihr Gerners Unternehmen zu entdecken. Gott! ſchrie Celie aus, der Grauſame! warum ließ er mich nicht ſterben! Konnte er wohl glauben, daß das Leben ohne ihn für mich einen Werth hat? Was wird aus mir werden? — In dieſem Augenblicke führte Marianne Celiens Kinder herbey, und Celie fühlte, wie viel ihr Marianne durch dieſes ſo beredte Stillſchweigen ſagen wolle. Celie umarmte ihre Kinder. Marianne! fing ſie an, ihre und meine Pflicht will es, Alles für Karls Erhaltung zu wagen. Geh! gute Marianne! verkaufe Alles, was ich habe, ich will meinen Karl wieder haben, will ihn wieder loskaufen. Marianne that, was Celie begehrte, und verkaufte auch ihre Kleider mit, und brachte Celien das Geld. Celie eilte damit zum Oberſten des Regiments, warf ſich ihm zu Füßen, und ſchilderte in den rührendſten Ausdrücken ihre Umſtände. Der ehrliche und wackere Offizier empfing ſie mit voller Güte. Womit kann ich euch dienen, gute Frau?

Celie.

Gott im Himmel! mein Mann, um mir das Nöthige in einer tödtlichen Krankheit zu ſchaffen, ging hin, und verkaufte ſich zum Soldaten. Was kann ich mit meinen Kindern ohne ihn? Hier iſt Geld; ich will ihn loskaufen.

Der Oberſte.

Was bleibt Ihnen denn übrig?

Celie.

Nichts; aber ich habe meinen Karl wieder, den Vater meiner Kinder, und in ſeinen Armen will ich Elend und Armuth vergeſſen.

Der Oberſte.

Tröſten Sie ſich! er ſoll wieder ganz Ihnen ſeyn, auch ohne dieſes Geld. Ich will ſeinen Abſchied ſchreiben. Des Königs erſter Befehl iſt der, keinen unglücklich zu machen.

Celie umarmte die Knie dieſes Rechtſchaffenen und netzte mit Thränen ſeine Hände. Nun war Karl wieder in den Armen ſeiner Celie; aber die kleine Summe Geldes war bald verzehrt. Karl mußte fünf Perſonen nähren, und ſo ſparſam ſie auch lebten, ſo war dieß

Geld noch nicht hinlänglich, ſie vor dem Elende auf längere Zeit zu ſchützen. Der Winter kam herbey, und von Tag zu Tag wurden ſie ärmer. Sie waren gezwungen, die Stadt zu verlaſſen, und in einer ſchlechten Hütte ſuchten ſie nun Zuflucht und Schutz. In einer halb zuſammengefallenen Scheune wohnten ſie nun, und ihr Ruhebett war ſchlechtes Stroh. Celie bereitete aus ſelbem eine Lagerſtätte für ihre Kinder. O Gott! rief ſie aus, wie theuer bezahl' ich nicht das Vergnügen der Liebe! — Arme Kinder! ihr kennet das Unglück in ſeinem ganzen Umfange noch nicht; daß Gott euch Stärke und Muth geben möchte, es zu ertragen! — Karl und Celie ſchienen äußerlich in ihrem Unglücke ruhig zu ſeyn, aber der innere Gram zermalmte ihre Seele. Die arme Marianne, die Brod für ihre Herrſchaft ſuchte, wurde in der Stadt von einer Kutſche überfahren, und erbärmlich zugerichtet in die Hütte zurückgebracht. Niemand ſchickte ihr nach, Niemand kümmerte ſich um ſie; ſie ſtarb in Karls und Celiens Armen. Es verfloß eine Stunde nach der andern, und das Elend wurde immer größer. Auf Celiens Wangen waren die Züge des Hungers, und die Furchen des Grams auf Karls Stirne. Es kam ſo weit, daß ſie oft einige Tage lang ohne Brod waren. Karl ſuchte Arbeit, und fand keine; er bath um Hülfe, und wo er hinkam, wurde er abgewieſen. Hoffnungslos ſaß er einſt Abends auf dem Stein einer Brücke, und ſprach die Vorübergehenden an. Da fügte es ſich, daß ein reiſender Krämer mit einem Packeſel vorüber zog. Das arme Thier war mit Waaren überladen, und unterlag der Bürde. Karl ſah's, und näherte ſich dem Kaufmanne. Herr! ſagte er, ich will die Stelle eures Eſels vertreten, all eure Waaren tragen, wenn Ihr nur ſo gütig wäret, mein Weib und meine Kinder vor dem äußerſten Elende, worin ſie ſind, zu ſchützen. Der Kaufmann war aufmerkſam bey dieſer ſonderlichen Bitte, er drang in Karln, daß er ihm die Urſache ſeines Elendes erzählen möchte, und erkannte bald den jungen Gerner, mit deſſen Familie er genau bekannt war. Der Kaumann hinterließ der armen Celie und ihren Kindern etwas Geld, und ohne zu ſagen, was ſeine Abſicht war, rief er Karln bey Seite. Ich will, fing er an, euch ganz aus eurem Elende reißen, wenn ihr Muth genug habt, meinen Vorſchlag zu befolgen.

Karl.

Gott im Himmel! will ich nicht Alles thun, um Celien, um meine Kinder zu retten?

Der Kaufmann.

Nun ſo überlaßt euch nun mir.

Karl nahm Abſchied von Celien, und der Kaufmann tröſtete ſie, daß ſie gewiß und bald ſollten reichlich verſorgt werden.

Binnen der Zeit, als der alte Gerner ſeinen Sohn verlor, hatte er doch manche trübe Tage. Er dachte zuweilen an ihn; allein die rauſchende Freude der Großen verdrängte bald die Empfindungen des Herzens. Gerners meiſte Beſchäftigung war nun die Alchymie; er verlegte ſich auf's Geldmachen, und hielt ſich in ganz unbekannten Städten auf. Jeder armſelige Quackſalber und Laborant hatte Zutritt bey ihm. Materialiſten und Apotheker wurden durch ſeine Wiſſenſchaft reich, und Gerner, wäre ſein Reichthum je erſchöpflich geweſen, wäre längſt arm geworden. Der Kaufmann, von dem nun die Rede iſt, war einer ſeiner erſten Lieferanten, der ſeine alchymiſche Küche verſehen mußte. Wenn Unwiſſende ſich auf alchymiſche Verſuche legen, ſo ſteigt ihre Raſerey auf's Höchſte. So ging es auch dem alten Gerner. Er hatte das Glück, mit Bongrazius, einem berühmten Laboranten, bekannt zu werden, und ſie waren nun ſchon ſo nahe an dem Steine der Weiſen, daß ihnen nichts mehr, als eine Kleinigkeit fehlte. Eure Exzellenz! ſagte Bongrazius, die Sache iſt ſchon ſo viel als gewiß; nun mangelt uns noch etwas Weniges.

Baron Gerner.

Und was?

Bongrazius.

Wir hätten einen Menſchen nöthig, der ſich entſchließen könnte, ſich lebendig pulveriſiren zu laſſen. Aus dieſem pulvere, als dem wahren Elementarſalz, mußte nur eine essentia auri gezogen werden.

Gerner.

Und der Menſch wäre nun hin?

Bongrazius.

Freylich; allein denken ſie — die große Belohnung des Geheimniſſes!

Gerner.

Nun wohl! aber wo werden wir ſo einen Menſchen finden? Es müßte mit Gewalt geſchehen.

Bongrazius.

Bey Leibe nicht! das würde Alles verderben. Der Menſch muß ſich freywillig hiezu entſchließen können.

Gerner.

Der Geyer hole dieſes Geheimniß! Wer wird ſo ein Narr ſeyn?

Indeſſen ſie ſo ſprachen, trat der Kaufmann ins Zimmer, der von der Sache ſchon wußte. Meine Herren! fing er an, ich fand nun ein Subjekt, das ohne Zwang erbietbig iſt, ſich lebendig zu Pulver machen zu laſſen, aber mit der Bedingniß, daß ſie ſein Weib und ſeine Kinder verſorgen werden.

Gerner.

Iſt es möglich? — Ich will alle ſeine Bedingniſſe eingehen; ſie ſollen alle heilig erfüllt werden.

Hier rief man den armen Karl bey Seite, und eröffnete ihm den Antrag. Er erſchrack anfangs, als er aber hörte, daß ſeine Celie und ſeine Kinder glücklich ſeyn würden, gab er ſein Jawort. Baron Gerner, der überhaupt ein ſchwaches Herz hatte, wollte den Unglücklichen nicht ſehen. Der Tag war zu dem großen Unternehmen beſtimmt; Karl ſchrieb noch dieſen Brief an Celien.

Liebe Celie!

Hienieden ſehe ich dich nicht wieder; ich habe alle meine Pflichten gegen dich und meine Kinder erfüllt, und ihr ſeyd nun glücklich. Gott wollte es ſo, daß ich die heitern Tage eures Lebens nicht mehr genießen ſollte. Wenn du und deine Kinder je wiſſen würden, auf welche Art ich euer Glück erkauft habe, ſo würdet ihr an meiner Liebe nicht mehr zweifeln. Lebt wohl! — Solltet ihr meinen Vater einſt noch ſehen, ſo ſagt ihm, daß ich ihn noch im Tode ſegnete.

Dein ewig getreuer Karl
von Gerner.

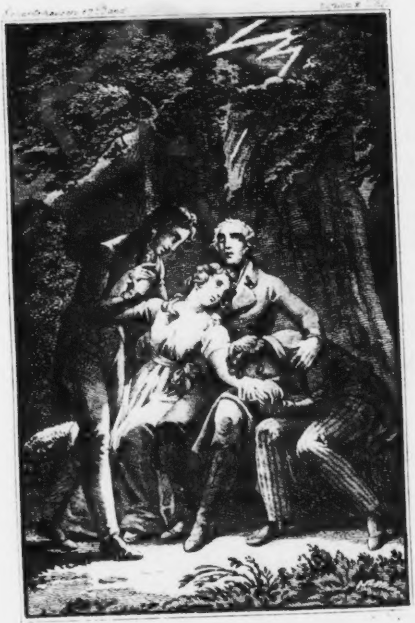
Am Tage des Unternehmens wurden um 50000 Gulden Wechſelbriefe für Celien ausgefertigt; dieſe überlieferte man Karln, und er ſchloß ſie dem Briefe bey, den er an Celien geſchrieben. Der alte Baron ward endlich doch neugierig, dieſe Seltenheit von einem Menſchen kennen zu lernen, und ließ Karln erſuchen, ob es ihm nicht erlaubt wäre, den Brief zu leſen, den er an ſeine Familie ſchrieb. Karl, der nicht wußte, daß der Baron ſein Vater war, willigte ein; wie erſchrack aber der alte Gerner, als er den Nahmen ſeines Sohnes las; alle Empfindungen der Natur wurden auf einmahl rege, er ſuchte ihn auf, überhäufte ihn mit Küſſen, bat ihm ſeine Grauſamkeit ab, und verſprach ihm, daß er nun ganz für ihn Vater ſeyn wolle. Der Kaufmann holte Celien und ihre Kinder, und nach einem ſo harten Schickſale genoßen ſie nun die Freude der Natur und der Liebe. Der alte Gerner zerſchlug alle Schmelztiegel und

Retorten, und ſein einziges Vergnügen war nun, in ſeinen Kindern wieder aufzuleben. Celie war ewig ihrem Karl dankbar; nie vergaß ſie, was er für ſie hatte thun wollen: Der guten Marianne bauten ſie ein Grabmal in ihrem Garten; die Kinder zierten es an jedem Frühlings-Morgen mit Blumen, und Karl bewies, daß die Liebe ſtärker ſey, als der Tod.

Inhalt.

Seite
Szenen aus der Natur. 7
Ein Volkslied am Morgen. 8
Die Verſorgung in der Stadt. 9
Er war arm und doch reich; denn ſein Reichthum war ſein Kind. 15
Ein Lied, das Thema im Kerker ſang. . . . 17
Betty; ach! ſie war verführt. 20
Wiegenlied an ein Mädchen. 32
Betty; ach! ſie hatte keinen Vater mehr. . . 33
Mein Geſang. 46
Betty lernte die Welt kennen. 49
Und ſolche Charaktere fand Betty in der Stadt . 57
Betty ward das Opfer der Feigheit und der Menſchenfurcht. 64
Betty lernte die Schwazhaftigkeit der Stadtmenſchen kennen. 75
Betty erfährt, was Schwazhaftigkeit und Ehrabſchneiderey in Städten iſt. 79
Der Modehut. 85
Falſche Politik der Sachwalter. 90
Ueber Betty und Lord Humfred wird das Urtheil geſprochen. 95
Mein Traum in einer Frühlingsnacht. . . . 102
Narva, eine Erzählung. 110

Seite.
Eine Betrachtung in der Nacht. 112
Was heißt, ſein Daſeyn fühlen? 114
Narra lernt, daß man keine Erkenntlichkeit von den Menſchen hoffen müſſe. 118
Ein Lied an mein Herz. 122
Mühlthals Geſchichte. 124
Marie Roſer. Eine wahre Geſchichte. . . . 138
Karl Mannthals Geſchichte. Eine wahre Erzählung. 152
Die Hüthershütte am Hirſchanger. . . . 165
Die Familie Gerner. 167



Elmire stützte ihr Haupt an die Brust ihr
Vaters,

Copien
nach
# wahren Originalien
menſchlicher Charaktere.

II. Theil.

Ardoſtan.
Elmire.
Hieronymus wird klug. Eine Erzählung.
Lucela. Eine Erzählung.
Louiſe von Zellenbach.
Maria Zinetti und Laura Spinelli.
Sätze durch Erfahrungen beſtätigt.

Nebſt:
Aglais
oder geſammelte
Bruchſtücke der Schwärmerey
aus wahren Menſchengeſchichten.

I. Theil.

Von
Hofrath v. Eckartshauſen.

Wien, 1831.
Bei Anton v. Haykul, Buchdrucker,
und bei
Mich. Lechner, Univerſitäts-Buchhändler.

Hofrath v. Eckartshauſen's

Schriften.

Siebenzehnter Band.

Copien

nach

wahren Originalien menſchlicher Charaktere.

II. Theil.

Ardoſtan.
Elmire.
Hieronymus wird klug. Eine Erzählung.
Luceta. Eine Erzählung.
Louiſe von Zellenbach.
Maria Zinelli und Laura Spinelli.
Sätze durch Erfahrungen beſtätigt.

Nebſt:

Aglais

oder geſammelte

Bruchſtücke der Schwärmerey

aus wahren Menſchengeſchichten.

I. Theil.

Wien, 1831.
Bei Anton v. Haykul, Buchdrucker,
und bei
Mich. Lechner, Univerſitäts-Buchhändler.

Copien
nach
# wahren Originalien
menſchlicher
Charaktere.

Zweyter Theil.

Ardoſtan.

Ein prächtiger Pallaſt erhob ſich an den Ufern des Indus; die Beherrſcher von Bavah bewohnten ihn ſeit Jahrhunderten. Was Größe und Pracht je im Orient bewunderungswerth machten, war hier vereinigt durch die Kunſt. Zierde und Seltenheit waren in den trefflichen Gebäuden, und die Natur goß ihre Reichthümer über die Gärten und Haine, die da ſtanden wie die Gärten Eliſiums. Berühmt waren die Könige, welche dieſen ſchönen Ort bewohnten. Einige rühmte man wegen der Pracht, die ſie führten; andere wegen ihrer Menſchlichkeit. Dieſe waren verewigt durch ihre Siege, und jenen waren noch Altäre des Dankes errichtet, weil ſie ihre Völker als Väter regierten; die meiſten Könige aber, die hier lebten, wurden das Opfer des Neides und der Bosheit. Die Kaiſer von Indoſtan beherrſchten durch das Recht der Eroberer die Völker zu Bavah; durch ſie bekam Bavah Könige, die Indoſtan erhob und wieder ſtürzte.

Ardoſtan, einer der beſten Menſchen, beſtieg nun den Thron zu Bavah. Er dankte dem Brama für ſeine Erhöhung, und ſah dieſe Würde als ein Geſchenk der Gottheit an, wodurch ſie ihm Gelegenheit gab, der Menſchheit im weitern Umfange zu nützen. Glücklich waren die Unterthanen unter ſeinem Szepter, und bald ertönten Loblieder auf ihn im Orient. Eines Tages überdachte Ardoſtan das traurige Schickſal ſeiner Vorfahren, und erſchrack, als er das fürchterliche Loos ſo vieler Würdigen las. O ich Unglücklicher! rief er aus, wie niederſchlagend iſt der Gedanke, das Bewußtſeyn, daß mein Daſeyn von Indoſtans Kaiſern abhängt, ein Augenblick Alles wieder zerſtören kann, was ich gut machte! Ich belohne die Tugend und ſtrafe das Laſter, und der Unzufriedne wird hingehen, mich verläumden, und der Hof wird mich unangehört verurtheilen. —

Der Schutzgeiſt von Vavab hörte Ardoſtans Klagen: er erſchien ihm, und ſprach ſo: Sohn des Staubes! warum zitterſt du vor Indoſtans Koiſern, die Menſchen ſind, wie du? Was kann ganz Indoſtan wider dich, wenn Brama über dir wachet? Du zitterſt und fürchteſt die Macht der Großen: was können ſie dir rauben? — Gut und Leben, ſonſt nichts; und was iſt Gut und Leben für den, der Tugend im Herzen hat? Folge dem rühmlichen Heldengeiſte deiner Vorfahren; ſie ſtarben, aber ſie leben noch in den Herzen ihrer Unterthanen, und genießen noch jenſeits die Wonne, der Menſchheit genützt zu haben.

Ardoſtan bückte ſich tief in den Staub. Verzeih, rief er aus, einem Kinde der Erde, einem Sohne des Todes, daß Menſchenfurcht einen Augenblick ſich ſeines Herzens bemächtigte! Ich fühle wieder Muth, und will nichts als meine Leidenſchaften und das Laſter fürchten. Ardoſtan regierte, und machte Tauſende glücklich. Endlich gelang es der Bosheit, ihn durch Verläumdungen vom Throne zu ſtürzen; er verließ ihn mit Gleichgültigkeit, und bedauerte nicht die Pracht, die er hingab, ſondern das Vermögen, ſo viel Gutes unumſchränkt wirken zu können. Er zog ſich zurück, und verlebte ſeine Tage in der Einſamkeit, begleitet von dem Bewußtſeyn guter Thaten. — —

Die Zahl der Böſen, die Böſes wegen des Böſen thun, iſt groß; aber die Zahl der Furchtſamen noch größer, die darum Böſes thun, oder Gutes unterlaſſen, weil ſie die Böſen fürchten. Ich kenne Menſchen, die, wenn ſie ihren Nächſten durch eine Sylbe retten könnten, es doch nicht thun, weil ſie fürchten, dieſe Sylbe könnte den beleidigen, in deſſen Händen ſeine Rettung ſteht.

Baron Krippe.

Eine Fabel für ſtolze Jungen.

Auf einer himmelhohen Klippe
Stand eine alte, alte Veſt',

Der Herr der Veſt' war Baron Krippe.
Einſt war es nur ein Räuberneſt,
Doch heut zu Tag der Wohnſitz der Baronen,
Die ein Jahrhundert es bewohnen.
Der Geyer hatte dort ſein Spiel,
Denn, wie der Pöbel ſagen will,
(Doch iſt es nur des Pöbels Sage)
War dieſe Veſt' der Menſchheit eine Plage.
Man ſagt, daß Mancher mit Gefahr
Des Lebens dort vorüber ging,
Und Mancher gar den Tod empfing,
Als noch die Zeit des Fauſtrechts war.
Allein wer kann genau die Sache wiſſen;
Vernünftig ließ ſich's freylich ſchließen,
Daß Räuber einſt dieß Schloß beſaßen,
Ja Räuber — ſo wie Räuber ſind,
Die heut zu Tag auf off'nen Straßen
Oft morden Mann und Weib und Kind,
Denn man ſah noch verſchiedene Zeichen,
Als Menſchenknochen, Mordgewehr
In Thürmen und in hohlen Eichen
Und andere ſolche Sachen mehr.
Doch dieſes ſind ja Kleinigkeiten!
Es war die Mode dieſer Zeiten,
Doch war die Sage nicht ganz leer,
Denn der Baron ſchrieb ſich von dieſem Raubneſt her.
Mord, Raub ſind alter Stärke Proben.
Und manch Geſchlecht hat ſich erhoben,

Von dem der erſte Mann ein Räuber war.
Man nimmt die Sach' nicht ſo genau,
Das Alter macht die Thaten grau,
Und Vorurtheil und Liſt und Fleiß
Macht endlich auch das Schwarze weiß,
Hierüber iſt ſich gar nicht aufzuhalten.
So war's der Brauch noch bey den Alten.
Man kömmt, ich weiß nicht wie, hinein
Und bildet endlich ſelbſt ſich ein,
Daß Rauben ein Beweis von Stärke
Und Morden ſey der Helden Werke.
Hierüber will ich nicht gloſſiren,
Ich würde nur die Zeit verlieren,
Es iſt nun einmal ſo,
Und jedem Stärkern iſt es eigen
Auf Schwächern zu dem Glück zu ſteigen;
Steht gleich kein Wort im Evangelio,
So handeln doch die Stärkern ſo.
Der Krippen altes Urgeſchlecht,
Das zählte nun ſchon dreyßig Ahnen.
Veit Krippe ſtand feſt im Gefecht,
Wie Kaſpar auch mit ſeinen Fahnen.
Hans war ein Mann von ſeltner Art,
Und trug den längſten Knebelbart,
Und Valentin zerbrach den größten Felber
Wie Spreu, und Lorenz köpfte Kälber,
Trotz einem Henker, mit dem Schwert:
Und, wie uns noch die Chronik lehrt,
War Adam trefflich in dem Jagen;

Er hatte manchen Wolf erſchlagen,
Und kämpfte ſelber wie ein Bär
Mit Bauern in dem Wald umher?
Mit einem Wort, es hieß: ein Krippe und ein Mann;
Sagt, ob man mehr noch ſagen kann?
Im großen Saal, um theures Geld bezahlt,
War jeder Baron Kripp' lebendig abgemahlt.
Da hingen ſie, verewigt durch die Farben,
Und wenn ſie gleich vor hundert Jahren ſtarben,
So waren ſie ſo lebhaft da,
Als ob man ſie ſeit geſtern ſah.
Der letzte Zweig aus dieſem edlen Stammen
War Nikol Kripp, berühmt ſchon durch den Nahmen
Doch mehr durch ſeinen Knebelbart
Und ſeine ſeltne Lebensart.
Er konnte zwar nicht ſchreiben und nicht leſen,
Doch wenn er von ſich ſelber ſprach,
Ging er, beym Geyer! Keinem nach,
Und wär's ein Doktor ſelbſt geweſen.
Von Allem wußte er zu diſcuriren;
Bald war er Philoſoph, bald Theolog,
Und hitzig war er ſo im Diſputiren,
Daß manches Glas an manchen Schedel flog.
In ſich war er zwar dumm — ſo dumm und wie?
So dumm, als nur ein rechtes Vieh.
So hatte er beim Volk den Namen,
Doch war es nur die ſchlimme Welt,
Die ihn für dumm und böſe hält,

Denn ſagt, es reimt ſich nicht zuſammen,
Nein! wirklich nein!
So eſeldumm, und Baron Kripp' zu ſeyn.
Der Mann, der hatte einen Sohn,
Er konnte eſſen, trinken, ſchlafen,
Und gab den Leuten viel zu ſchaffen;
Man nannte ihn den jungen Herrn Baron.
Wohlan! der junge Herr ſoll nun erzogen werden,
Und die Erziehung gibt Beſchwerden:
Und weil es bey uns Mode iſt,
Daß man nicht Bürger ſey noch Chriſt;
So muß man bey der Mode bleiben,
Und Baron Kripp ließ nach der Hauptſtadt ſchreiben
Nach einem Mann, den man auf Jahre miethet,
Hofmeiſter nennt, und wie dem Knecht gebiethet,
Zuweilen ſchimpft, und manchmahl zankt,
Sehr karg bezahlt, und ſelten dankt.
Der Mann kam an, und Krippe ließ ihn vor,
Und nun war Krippe Aug und Ohr.
Hier geb' ich Ihnen meinen Sohn,
So ſprach der alte Herr Baron.
Er iſt ein Jung' voll Fähigkeit,
Hat Anlag' zur Gelehrſamkeit,
Er kann gewiß noch zum Gelehrten,
Und gar zum Philoſophen werden:
Wir Alle ſind ſchon von Geburt gediehen,
Wir Alle ſind Natur=Genien;
Zum Beyſpiel ich, ich kann von Allem räſoniren,

Prozeſſe wie ein Doktor führen,
Wie ein Profeſſor diſputiren,
Wie Rechenmeiſter kalkuliren,
Wie ein Gelehrter doktoriren,
Als Theolog moraliſiren,
Gleich Generalen kommandiren,
Gleich einem Bader Bart raſiren,
Gleich einem Fechter ſpadoniren,
Gleich einem Arzte judiziren,
Und wenn es Noth hat, auch kliſtiren,
Und über das bey Tiſch tranſchiren,
Und alle Zweifel leuteriren,
Und immer etwas ſpintiſiren,
Und Alles in dem Haus regieren,
Und wie ein Kaufmann ſpekuliren,
Und mich noch mehr zu enrichiren,
Kann ich auch manchmahl laboriren,
Den Stein der Weiſen auch forciren,
Die Kranken in dem Haus kuriren,
Und meine Bauern chagriniren,
Daß ſie oft bald vor Gall krepiren.
Hab', doch mein Leben nie ſtudirt,
Und keine Sylbe buchſtabirt,
Und keine Stunde praktizirt,
Mich in der Jugend divertirt,
Und meine Meiſter nur vexirt,
Und meine Eltern chagrinirt,
Und die Bedienten moleſtirt,

Und ſchon als Bube kareſſirt,
Und viele tauſend depenſirt,
Und wie ein Maulthier debauchirt,
Und doch, mein Herr! ſehn Sie mich an,
Bin ich ein wackrer Edelmann.
Mein Sohn, das weiß ich ſicherlich,
Mein Sohn, der wird ein Mann wie ich.
Hier zitterte der Ehrenmann,
Und fing mit leiſer Stimme an:
Sie werden mich doch pardoniren,
Ich will mich wieder retiriren,
Denn ihr Herr Sohn braucht nicht ſtudiren,
Sie würden nur ihr Geld verlieren,
Er würde doch nicht reussiren.
Ich kann, mein Herr! nicht courtisiren,
Sie werden mich doch excusiren,
Mich deucht ja, es beſitzt ihr Sohn
Schon gänzlich Alles zum Baron;
Doch wenn, ich es ja ſagen darf,
Der Ausdruck iſt zwar etwas ſcharf,
Zu was braucht man Erzieher hier?
Ihr Junge gleicht ja einem Thier.
Sie hätten mich nicht rufen ſollen,
Wenn Sie nur Junker haben wollen.
Ich bin ein Mann, und meine Pflicht
Zieht Menſchen, keine Junker nicht. —
So ſprach der Mann und Baron Krippe
Zerbrach den Arm und eine Rippe,

Und warf ihn gar aus ſeinem Haus
Zum Fenſter in den Hof hinaus.
Nun hatt's ein End das Diſputiren,
Dein Sohn wird Kripp' ſelbſt eduziren;
Er ſollte ſich nur appliziren,
Und täglich eine Stund ſtudiren:
Doch er wollt' lieber debauchiren,
Und endlich kams gar zum mordiren;
Das Söhnlein ſchlug den Vater todt,
Und war dann ſelbſt der Welt zum Spott.
So hörte nun der Lebenslauf
Und das Geſchlecht der Krippe auf.

Ein einzig Wort, ihr jungen Herr'n!
Ich ſag's, ihr hört's vielleicht nicht gern,
Doch iſt es wahr, ſo wahr, als heut die Sonne ſcheint,
Und redlich iſt's und gut gemeint.
Ein Menſch, der keine Tugend hat,
Der iſt ein Unding in dem Staat:
Er iſt nicht mehr als nur ein Thier,
Und iſt er auch ein Cavalier.
Die Welt will edle Gaben,
Ein gutes Herz und Tugend haben,
Durch Fleiß erwirbt man ſie mit Müh',
Und keine Ahnen geben ſie.

Der Liebesritter.

Schon fing der Wind im Ozean
Erbärmlich an zu heulen,
Und Wogen thürmten himmelan
Gleich hohen Waſſerſäulen.

Der Bootsknecht zog die Segel ein,
Und die Matroſen ſchelten,
Und fluchen in das Schiff hinein,
Als wollt's das Leben gelten.

So, wie die Buben ungefähr
Mit Lederballen ſpielen,
So warf Neptun das Schiff umher,
Um ſeinen Muth zu kühlen.

Bald warf er ſelbes himmelan,
Bis zu der Juno Bette,
Bald ſenkt er es, ſo tief er kann,
Zu Pluto's Kabinette.

Es heulte auf Neptuns Geheiß,
Zum Untergang verſchworen,
Herrn Aeols loſes Windgeſchmeiß,
Erbärmlich in die Ohren.

Es war des Sauſens gar kein End',
Kein End' von Furcht und Wimmern,
Und endlich ging beym Sapperment,
Das ganze Schiff zu Trümmern.

Nur ſchwamm der Ritter Pétenair
Bey dieſer Waſſerreiſe
Mit ſeinem Knecht am Ufer her,
Naß, wie die armen Mäuſe.

Mit Frau Fortuna mißvergnügt,
Saß Pétenair am Strande,
Und dachte, wie ſich's manchmahl fügt,
Betrübt an's trockne Lande.

Sein Kammerdiener Mardigras,
Ein Mann wie Stahl und Eiſen,
Der ſprach, Monsieur! was thun wir da?
Wir wollen weiter reiſen.

Monsieur, ſagt er par mon honneur!
Nach Deutſchland woll'n wir gehen;
Dort ſoll es ja — sans avoir peur
Mit uns bald beſſer ſtehen.

Un étranger bey meiner Seel'!
Iſt bey den ſchönen Frauen
Stets gut willkommen, et en elles
Hab' alles mein Vertrauen.

Der Ritter von papiermanché
  Kam alſo angeritten,
Zwey Ellen hoch war ſein Toupé
  Und vorn ſein Haar geſchnitten.

Wie eine Blutwurſt war ſein Zopf,
  Wie Blumenkohl die Locken;
Am Leib war außer ſeinem Kopf
  Sonſt gar kein guter Brocken.

Sein Kammerdiener hintendrein
  Mit zwey Eſtaffeten,
Die ſpornten ſo ins Pferd hinein,
  Als wollten ſie es tödten.

Der Peitſche wiederholte Knall,
  Das Klatſchen ihrer Zungen,
Verſammelte nun überall
  Die Alten und die Jungen.

Die Jungfer und die Mademoiselle
  Das Fräulein und die Tante,
Ihr Hündchen, Lillas, Pimpernelle,
  Und Möpschen und Charmante:

Und Alles, was nur Füße hat,
  In Hoſen und in Röcken,
Das lief nun in der ganzen Stadt
  Zu allen Fenſterſtöcken.

En Fichü. à la Pompadour,
En Malbrough, und in Hauben,
Und mit zerriſſener Friſur,
En Flügel weißer Tauben.

Und was man noch am meiſten ſah
An Damen und an Zofen,
War von der Farb' Dauphin caca,
In allerſchönſten Stoffen.

Der Ritter zog mit eigner Hand
Aus ſeiner Reitertaſche
Vom allerbeſten eau de lavande
Schier eine ganze Flaſche.

Er goß davon mit einem Glas,
Und zwar im Galloppiren,
Sein ganzes Hemd und Kleider naß,
Der Spaß war zum krepiren.

Dann fing er noch im vollen Lauf
Nach Mädchen an zu ſchielen,
Und guckte im Galopp hinauf
Mit großen Augenbrillen.

Endlich kam unſer ſeltne Mann
In ſchönſter Galoppade
Im Gaſthof bey dem Schwane an
Voll Puder und Pomade.

Sogleich verſtreut' ſich das Gerücht ,
So viel ich hab' vernommen:
Ein Mann, der gut franzöſiſch ſpricht ,
Der ſey hier angekommen.

Er kommt aus einem fremden Land,
Und noch dazu geritten;
Hat eine ſchöne weiße Hand
Und andere Meriten.

Nun war kein Mädchen wirklich da,
Die er nicht gleich entzückte,
Und die es nicht mit Wonne ſah,
Wenn er ſich vor ihr bückte.

Gewiß! ein reizendes Geſicht,
Hieß es, um den Franzoſen,
Wie er, ſo weiß ein Teutſcher nicht
Den Mädchen liebzukoſen.

Leicht wie ein Vogel ſpringt er ja
Die Gaſſen auf und nieder;
Bald iſt er dort, bald iſt er da,
Und trillert ſchöne Lieder.

Wie artig iſt nicht ſeine Stimm',
Wie artig ſeine Miene!
Ein Teutſcher iſt ja gegen ihn
Nur eine Holzmaſchine.

Die ganze Stadt, die war nun voll
Von ſeinen ſeltnen Gaben,
Der Kopf war jedem Mädchen toll,
Und jede wollt' ihn haben.

Und nun entſtand die jalousie
Und Eiferſucht und Schmählen,
Und nun gab's in der Compagnie
Stets etwas zu erzählen.

Du kennſt ja wohl, fing jene an,
Die ſchöne Baroneſſe?
Der Fremde (was ſagt wohl ihr Mann?)
Der nahm ſie zur Maitreſſe,

Ich würde nicht, bey meiner Ehr',
Von ihm Viſite nehmen;
Wenn ich die Frau Baronin wär',
So würde ich mich ſchämen.

Des andern Tages in der Früh
Kam Pélenair in Garten
Und er fand dort nicht viele Müh,
Der Gräfin aufzuwarten.

Und ſchalt ſie den vergang'nen Tag
Gleich auf die Baroneſſe,
So war ſie doch von gleichem Schlag
In puncto der Foiblesse.

Der alte Graf, der war ein Herr,
Von dem wir lernen ſollen;
Er kam zu ſeiner Frau nie mehr,
Bis ſie ihn ſelbſt ließ holen.

Das heißet man bey uns galant,
Nach unſern Modezeiten,
Wer's anders macht, iſt ein Pedant,
Und taugt nicht zu den Leuten.

Hat ſich ein Weib den Kopf verbrennt,
Und will's der Mann nicht leiden,
Daß man ihn einen Hahnrey nennt,
So läßt dies unbeſcheiden.

Ja wirklich mit dem Spitzebart
Und mit den langen Hauben
Verfiel die alte Lebensart
Und Unſchuld, Treu und Glauben.

Nur herrſcht noch bey dem Bürgerſtand
Und manchmahl in der Hütte,
Beym Bauernvolke auf dem Land,
Die Redlichkeit und Sitte.

Dieß wußte nun der Junker nicht,
Und glaubte, jede Baſe
Und jedes Mädchens ſchön Geſicht
Sey was für ſeine Naſe.

Schon auf der Falle lag der Speck
Für dieſen jungen Lecker;
Im Blumengäßchen an dem Eck',
Da wohnt' ein Apothecker.

Vor Kurzem nahm er ſich ein Weib,
Schön war ſie wie Helene;
Der Junker ſah zum Zeitvertreib
Auch dieſe junge Schöne.

Es ſchmeichelten dem Weibchen ſehr
Die hübſchen Complimenten,
Und Alles, was ihr Pétenair
Ließ gut und ſchönes ſenden.

Iſt votre mari nicht jaloux
Und hat er Art zu leben,
So können Sie mir Rendez-vous,
Ganz ohne Anſtand geben.

So ſprach der Pétenair, und ſie,
Die Frau ließ ſich verführen
Und gab dem loſen Chevalier
Die Stund zum kareſſiren:

Allein der Mann, der war ein Gauch,
Dem es an Witz nicht fehlte,
Er ſchmeichelte dem Weibchen auch,
Bis ſie ihm all's erzählte.

Du biſt mein, ſing er an, und ich
Lieb dich aus ganzem Herzen;
Dieß Herren ſind ſo adelich
Und wollen mit uns ſcherzen.

Glaub' mir, ein ſolcher Tropf ſoll nie
Ein ehrlich Weib verführen.
Ich will ihm die Galanterie
Ein wenig expliziren.

Er fing nun auf der hölzernen Bank
Was an zu präpariren,
Und richtet einen Kräutertrank
Und kühlende Cliſtiren.

Nun kam der arme Ritter an
Zum Weibchen hingegangen,
Und wurde ſelbſt von ihrem Mann
Auf's höflichſte empfangen.

Mein Weib hat mir es ſchon erzählt,
Ich will Sie auch kuriren;
Der status morbi, wo es fehlt,
Der hebt ſich durch's Cliſtiren.

Verlieren Sie nur nicht den Muth,
Sie müſſen ſich bequemen,
(Denn allzu hizig iſt ihr Blut) —
Den Kräutertrank zu nehmen.

Der Ritter ſah erbärmlich drein,
Und wußte nichts zu ſagen;
Man goß ihm das Decoctum ein
Für den verdorb'nen Magen,

Und weiters wurd' ihm nach dem Trank
Aus hohen, großen Flaſchen,
Gebunden auf der langen Bank,
Das Eingeweid' gewaſchen.

Der Mann ſprach, meine Medizin,
Die iſt nun gut im Leibe;
Nun ziehen Sie in Frieden hin,
Und fern von meinem Weibe.

Und kommen Sie mir nochmahl her,
Mein Weib zu moleſtiren,
So laß ich Sie noch dreymahl mehr,
Als heut geſchah, cliſtiren.

Dann ging der arme Chevalier
Geſund und ſtark und heiter
Nach dieſem guten Recipe
Aus Deutſchland wieder weiter.

Morgenlied.

O wie freudig iſt der Morgen,
Wenn die Sonne ſich erhöht;
Und die Seele, frey von Sorgen,
Zu dem Gott der Schöpfung fleht.

Wenn in jener ſanften Stunde,
Wo es an den Bergen tagt,
Meine Seele ihre Wunde
Ihm, dem Gott der Liebe, klagt;

Wenn ſie ſich nach Labung ſehnet,
Und voll reiner Zuverſicht
Zu ihm, der die Herzen kennet,
Vom Gefühl der Liebe ſpricht.

Freude fühlet mein Gemüthe,
Alles, was auf Erden lebt,
Sieht den Abdruck ſeiner Güte
In der Schöpfung eingewebt.

Bey dem Würmchen, das im Staube
Sich zu meinen Füßen krümmt,
Fühlt mein Herz tief, daß ſein Glaube
Es zur Gotteslieb' beſtimmt.

In dem Silber der Narciſſen,
In der Roſen Morgenroth,
In den Quellen, die dort fließen,
Seh' ich lebend meinen Gott.

Selbſt in meinem ganzen Weſen
Fühl' ich ſeine Gütigkeit:
In mir ſelber kann ich leſen
Den Beruf zur Seligkeit.

Voll von jener ſanften Freude
Strömet hoffnungsvoll mein Blut,
Und ich denke, wenn ich leide,
Jenſeits geht es wieder gut.

Wenn die Menſchen mich auch plagen
Und verfolgen ohne Schuld,
Will ich's Gott, dem Treuen, klagen,
Und Er gibt mir dann Geduld.

Wollen Feinde mich auch tödten,
Röthet ihren Dolch mein Blut!
Will ich ſterben, für ſie bethen,
Denn auch du, mein Gott! biſt gut.

Meine Hoffnung will ich bauen,
Vater! nur allein auf dich,
Und auf dich allein vertrauen,
Denn du hilfſt mir ſicherlich.

Wahrheit biſt du, Gott! und Liebe,
Ich dein Kind, und du mein Gott!
Keine Stunde ſey mir trübe
Und kein Leiden und kein Tod.

Es verſchwindet hier die Sonne,
Wie des Menſchen Lebenslauf,
Und geht mit vergnügter Wonne
Jenſeits dieſer Erde auf.

Nahe ſind wir an der Quelle,
Nahe ſind wir an dem Licht,
Wenn unſterblich unſre Seele
Durch des Körpers Hülle bricht.

Dann fällt durch die Kunſt der Kleiſter
Aufgelegte Tugend ab,
Denn dort in der Welt der Geiſter
Steigt die Wahrheit aus dem Grab.

Der Bürger und der Soldat.

Aus dem Krankenhaus entlaſſen
Schlich ein armer Füſelier
Kränklich durch die langen Straßen.
Zu dem Bräuer um ein Bier.

Er griff in die leere Taſche
Und fand weiter nicht viel Geld:
Es trägt — glaubt er — eine Flaſche,
Als er es beyläufig zählt.

Er ſaß auf dem Ofenſchemmel,
Und ſo gut ſeit einem Jahr
War ihm nicht die beſte Semmel,
Als ihm ſchwarzes Brod nur war.

War ſein Brod gleich ſchwarz und trocken,
War es ihm doch gutes Brod;
Und er dankte jeden Brocken
In der Stille ſeinem Gott.

Herr! ſo ſprach er zu dem Bräuer,
Seht mich nicht unwillig an:
All mein Reichthum iſt ein Dreyer;
Ich hab' heut' zu viel gethan.

Seyd ſo gütig, nur bis morgen,
Denn ich hab' mich überzählt,
Meine kleine Schuld zu borgen;
Morgen bring' ich euch das Geld.

Morgen, eh' die Lerchen ſingen,
Stell' ich mich hier wieder ein,
Euch den Ueberreſt zu bringen,
Sonſt will ich nicht ehrlich ſeyn.

Morgen kommt zu mir zum Eſſen,
Fing der gute Bräuer an;
Und er ſuchte unterdeſſen
Etwas Münze für den Mann.

Ihr ſollt mich nun beſſer kennen,
So ein kleines Bagatell
Werd' ich euch ja nicht mißgönnen,
Wahrlich nicht, bey meiner Seel'!

So viel kann ich ja noch geben,
Daß ein Mann zu eſſen hat;
Und werth war mir wie mein Leben
Stets ein redlicher Soldat.

Eſſet nur, ſo langs euch ſchmecket,
Und kommt täglich nur zu mir:
Für euch iſt mein Tiſch gedecket,
Und für Euch iſt auch mein Bier.

Dann ließ er die Suppe richten,
Eine ganze Schüſſel voll.
Bey Erfüllung ſeiner Pflichten
Schmeckt das Eſſen doppelt wohl.

Beſſer als am Hof im Saale,
Muß das Eſſen bey euch ſeyn:
Ich lad' mich zu eurem Mahle,
Guter Bräuer! nächſtens ein.

Elmire.

Umrungen von kleinen Gebüſchen ſtand in einem blühenden Thale Elmirens Wohnung. Kein Pallaſt, das Werk der Eitelkeit und der Pracht, verbarg da ſein ſtolzes Haupt unter den Wolken. Kleine, niedrige Hütten, die Wohnungen der Armuth und der Redlichkeit, waren die Zierde dieſer Gegend. Ruhig konnte man hier unter Roſengebüſchen ſchlummern, ungeſtört vom Geraſſel der Karoſſen. Man hörte hier kein Getümmel leidenſchaftlicher Menſchen; harmoniſch ertönte die Schalmey des Schäfers an den ruhigen Ufern, und das Geblöck der Lämmer auf der Weide. Kein bleiches Geſpenſt, erzeugt im Schooße der Weichlichkeit, ſchlich hier durch die Fluren. Die Mädchen waren ſchön und liebreich wie die Blumen, die ringsumher blühten. Die Sonne hob ſich aus dem Schooße des Oceans und vergoldete dieſe glückliche Gegend, und die Mädchen ſtanden am Ufer, und putzten ſich vor dem Spiegel der Natur, vor der rauſchenden Quelle. Zum Nachttiſch diente ihnen die blumige Wieſe, und ſie fanden den Erſatz von Pomaden und Eſſenzen in dem Balſamduft, und im Aroma der Kräuter. Ungekünſtelt und reich war ihr Putz; nachläßig flatterten die Haare, und geheimnißvoll deckte ein Roſenſtrauch ihren Buſen.

Unter dieſen ländlichen Mädchen zeichnete ſich Elmire durch ihre Schönheit aus. Ihr Wuchs war ſchön, und ihre Haare glichen an Farbe dem ſchwarzen Agat; ihre Augen waren ſchmachtend, und ihre Lippen lächelten Unſchuld und Wonne. Elmire kannte die Liebe noch nicht; ſie war vierzehn Frühlinge alt. Sie ſchlummerte jeden Abend ruhig, und ihre Träume waren Träume der Unſchuld. Sie glaubte mit ihren Lämmern zu ſpielen, oder Blumen zu pflücken, und am Morgen öffnete der junge Tag ihre Augen zum Vergnügen.

Eines Tages weidete ſie ihre Schafe; der Himmel war trübe, und die Sonne verbarg ihren Antliz unter den Wolken. Elmire war ruhig, und band Kränze von Blumen.

Das Gewitter würde ſtärker, Blize leuchteten fürchterlich am Himmel, und nun floh das Mädchen in den nahen Tannenwald. Dort waren nun Aderbel und Dubler, zwey Jünglinge, die das Band der engſten Freundſchaft verknüpfte. Sie lagen ausgeſtreckt im Gebüſche, ermüdet von der Jagd. Ein großer Tannenbaum breitete ſeine Aeſte über ſie aus, und ſchützte ſie vor dem Ungemach des heftigen Regens. Sie ſahen Elmiren, und gleiches Gefühl wurde in ihrem Herzen rege. Lange ſprachen ſie da mit dem unſchuldigen Mädchen, und unterhielten ſich; denn Natur lag in ih- und ungekünſtelt waren ihre Worte. Sie begleiteten das Mädchen bis an das Haus ihres Vaters, und e ſprachen ihr, ſie oft zu beſuchen. Sie kamen auch oft, recht oft, und entdeckten Elmirens Vater ihre Abſicht. Sie war rein; Dubler wollte Elmiren zur Gattin. Aber nun war Aderbel verzweifelnd; er entdeckte ſeinem Freunde die Heftigkeit ſeiner Liebe. Dubler heftete ſeinen Blick zu Boden, und Bläße überdeckte ſeine Wangen. Unglücklicher Freund! fing er an, und umarmte den redlichen Ade [illegible] e Heftigkeit meiner Liebe gegen Elmiren grenzt a [illegible] eine: ohne Elmiren kann Dubler nicht leben, und doch will Dubler eher ſterben, als die Geliebte ſeinem Freunde Aderbel rauben. Edler Freund! ſagte Aderbel, ich denke wie du; ich liebe Elmiren, aber ich will ſie fliehen, unglücklich ſeyn, und dir den Beſitz der Holden überlaſſen, die du liebſt. Als ſie ſo ſprachen, kam Elmirens Vater, der die Jünglinge von Herzen liebte. Freunde! ſagte er, laßt Elmiren entſcheiden; ſie ſoll die Gattin deſſen ſeyn, den ſie dem Andern vorzieht. Dubler und Aderbel willigten in den Vorſchlag ein; man rief Elmiren: ſie kam, aber ſie entſchied nicht. Aderbel und Dubler ſind Freunde, ſagte ſie, und jeder hat Anſprüche an mein Herz, ich liebe beyde, und werde mich nie für Einen erklären, Vater! ſagte ſie, ſeht ſie als eure Kinder an, und ich will ſie als meine Brüder anſehen, und wir wollen ſo im Schooße der Unſchuld und der Wonne leben. Aderbel ſah ſich nun als den Störer von Dublers Glücke an, und Dubler glaubte die Urſache von Aderbels Unglück zu ſeyn. Die Pflichten der Freundſchaft, ſagte Aderbel, fordern es, daß ich der Liebe entſage, und ſo ſagte auch Dubler, und jeder nahm ſich vor, Elmiren zu fliehen. Feſt war der Entſchluß in ihrem Herzen. Da ſaßen ſie noch an einem Abend Hand in Hand unter einer Linde, ſprachen von Freundſchaft und Liebe, von Trennung und Tod. Elmire ſchlang ihre Arme um beyde Freunde, und ihr alter Vater ſaß bey ihnen, und erzählte ihnen von der Herrlichkeit der Natur. Da zog ſich ein Gewitter am Himmel auf: Alles flüchtete ſich, nur ſie ſaßen noch unter der Linde, und bey dem Ausdruck der Liebe hörten ſie das Stürmen der Winde nicht, nicht das Geraſſel des Donners; ihre Seele bethete in Wonnegefühl den Ewigen an. Elmire ſtützte ihr Haupt an die Bruſt ihres Vaters; einen Arm ſtreckte ſie um Dubler aus, den anderen nach Aderbel. Aderbel hatte ſein Auge zum Himmel geheftet, und Elmirens Hand drückte er an ſein Herz. Dubler lag mit ſeiner Stirne auf Elmirens Rechten, und der alte Vater hatte ſein Antlitz zum Himmel gewandt. So fand man die Liebenden. Ein Blitzſtrahl, der die Linde ſplitterte, tödtete ſie. Die ganze Gegend bedauerte die Redlichen; man baute ihnen ein herrliches Grabmahl, und ſetzte ihnen eine Inſchrift.

Die Bethſchweſter.

* * *

Aus einer Kirche zu der andern
Pflegt Frau Thereſe ſtets zu wandern,
Schwarz wie die Nacht iſt ihr Gewand,
Und in der langen magern Hand
Da hängt — gewiß, es wird nicht fehlen,
Ein Roſenkranz von ſechzehn Ellen.

* * *

Früh, wenn der Franziskaner läutet,
Iſt ſie ſchon zum Gebeth bereitet
Und tönt die Glock' St. Auguſtin,
So läuft ſie auch zu dieſem hin;
Stets, wo die meiſten Menſchen laufen,
Iſt auch Thereſe bey dem Haufen.

* * *

Sie trippelt ſchier durch alle Straßen,
Und macht verſchiedene Grimaſſen,
Und bleibt an jeder Ecke ſteh'n,
Gemahlte Bilder anzuſehn,
Und bückt ſich tief, und klopft voll Schmerz
Erbärmlich ſich auf Bruſt und Herz.

* * *

Sie plappert immer in der Stille
Und ſurrt wie eine Waſſermühle,
Die Plapperey nennt ſie Gebeth,
Die auch ein Engel nicht verſteht;
Ich werde mich gewiß nicht irren,
Zur Zeit muß ſie die Lippen rühren.

* * *

In ihrem Bethbuch in der Menge
Gibts Bilder nach der Breit' und Länge
Und Wetterſegen abgedruckt,
Und kleine Zetteln, die man ſchluckt,
Und eh ſie wird die Andacht ſchließen,
Muß ſie noch jedes Bildniß küſſen.

* * *

Bey alle dem iſt Frau Thereſe
Gleich einem Satan ſchlimm und böſe,
Und richtet in und außer Haus
Die Menſchen ganz erbärmlich aus.
Kein Menſch iſt wie ſie unbeſcheiden
Und gleichet ihr im Ehrabſchneiden.

* * *

Sie ſchmäht ſtets auf die böſen Zeiten,
Und weiß doch alle Neuigkeiten.
Es gibt ja keine Tugend mehr,
Spricht ſie, und putzt die Leute her,

Daß, wer ihr je in Mund gekommen,
Der iſt erbärmlich hergenommen.

* * *

Mein Gott! ſpricht ſie, und dreht die Augen,
Des Nachbars Sohn will gar nichts taugen;
Doch jetzt fängt ſchon die Meſſe an,
Wißt ihr wohl, was er kurz gethan?
Man ſagt, ich ſag's euch unverhohlen:
Er hat den Vater gar beſtohlen.

* * *

Doch ſtill! jetzt, Liebe! muß ich bethen:
Noch eins! Frau! ſeht ihr dort die Ketten,
Die dort die junge Liſe trägt?
Sie weiß ja ſchon, wie viel es ſchlägt:
Und dieſen weißen Modekragen —
Ich wollt ihr, Frau! noch Vieles ſagen.

* * *

Doch iſt es beſſer ſtill zu ſchweigen.
Mit Fingern wollt' ich auf ſie zeigen.
Ihr Vater iſt ein ſchlechter Chriſt,
Der nie in der Legende lieſt,
Darum läßt er ſo die Mädchen laufen,
Wenn er nur kann im Wirthshaus ſaufen.

* * *

Ich hab' mir Alles aufgeſchrieben:
Wo bin ich im Gebeth geblieben?

Nun bin ich wirklich ganz verſtört:
Doch, Frau! ſie hat's ja ſelbſt gehört,
Und ſah's vielleicht mit eig'nen Augen,
Daß Martins Töchter gar nichts taugen.

* * *

Verzeih' mir Gott zu guter Stunde!
(Hier küßt ſie mit verzerrtem Munde
Ein heilig Bild in ihrem Buch)
Gewiß trifft ſie noch Gottes Fluch. —
So fuhr ſie fort, die ſchlimmen Leute,
Sie werden all des Teufels Beute.

* * *

Behüt' mich Gott vor dieſen Böſen!
Ich laß mir die Legende leſen
Und höre fleißig Gottes Wort,
Und bethe früh und ſpät noch fort,
Und bin ich gleich im hohen Alter,
So beth ich täglich meinen Pſalter.

* * *

Nun fleht ein Bettler um Erbarmen
Und Frau Thereſe fährt den Armen
Mit rauhen Worten ſchrecklich an:
Fort! fort, du unverſchämter Mann!
Das wird man ja bey Gott nicht hören,
Mich jetzt in dem Gebeth zu ſtören.

⁂

Der Arme weint, in Gottes Nahmen!
Spricht er; ihr ſollt mich nicht verdammen,
Ich bitte euch, durch euren Gott,
O helfet mir aus meiner Noth!
Ein Kreuzerſtück, das kann mich retten. —
Nein! Frau Thereſe, die muß bethen.

⁂

Sie ſieht der Armuth Thränen fließen
Der Arme ſinkt zu ihren Füßen,
Er fleht — er ſtirbt — ſie rettet nicht,
Sie bethet, ſie vergißt die Pflicht —
Die heiligſte — den Menſchen retten,
Und die Gottloſe — ſie will bethen! — —

⁂

Sie bethen nicht, die Gleißnerinnen,
Der Satan ſitzt in ihren Mienen,
Die Plapperey iſt kein Gebeth,
Wenns Herz nicht zu dem Schöpfer fleht.
Unſelig iſt dann jene Stunde,
Denn man ehrt Gott nur mit dem Munde.

⁂

Mit dem Gebeth läßt ſich nicht ſcherzen;
Die wahre Andacht iſt im Herzen.
Wer nicht erfüllt des Chriſten Pflicht,
Der Menſch, der bethet wahrhaft nicht.

Denn Bethen heißt den Geiſt erheben,
Um Chriſto ähnlicher zu leben.

* * *

Ihr glaubt, wenn ihr den Nächſten drücket,
Euch dann vor den Altären bücket,
Ihr werdet durch die Plapperey
Dann von der Laſt der Sünden frey?
Nein, ihr betrügt euch, wahre Schmerzen
Sind Buße, und die iſt im Herzen.

* * *

Wer beichtet, und wird nicht gerechter,
Wer bethet, und wird täglich ſchlechter,
Der Menſch, der kennt nicht ſeine Pflicht,
Den Glauben und auch Chriſtum nicht.
Mit Roſenkränzen in den Händen
Sucht er nur Gott und Welt zu blenden.

* * *

Wohlthätigkeit und Bruderliebe,
Die ſind des Glaubens reinſte Triebe;
Doch Heucheley, Bigotterie,
Die kennen dieſe Triebe nie.
Der Geiſt zu tödten, auszurotten,
Iſt Geiſt des Satans der Bigotten.

* * *

Wer fröhlich Gott die Pſalmen ſinget,
Dem Nächſten Hilf in Nöthen bringet,

Und thätig, ſo wie Chriſtus liebt,
Den Armen und den Kranken liebt,
Iſt Gottes Kind; wer ihm will gleichen
Muß Chriſto nicht an Liebe weichen.

Das Vergißmeinnicht.

Ein gutes liebes Mädchen ſaß
  Im Wald bey einer Quelle;
Ihr Auge war von Thränen naß,
  Schmerz war in ihrer Seele.

Sie hatte ſo ein Huldgeſicht,
  Das Jedermann entzückte;
Das Blümchen war Vergißmeinnicht,
  Das ſie an Ufern pflückte.

Da ſtand das Mädchen traurig da,
  Und drückt' es an den Mund;
Als ich das gute Mädchen ſah,
  War mir mein Herz auch wund.

Ich ſah es an, und Schritt auf Schritt
  Belauſchte ich die Schöne;
Sie weinte, und ich weinte mit,
  Und freute mich der Thräne.

Bald ſah ſie, daß ich Antheil nahm,
Sie hob die Augenlieder,
Und winkte mir, und als ich kam,
Setzt' ich mich zu ihr nieder.

Sie reichte mir die ſchöne Hand,
Und da ſie ihre Blicke
Betrübt zum Himmel abwärts wandt',
So zog ſie ſie ſchnell zurücke.

Wer biſt du Freund, ſo ſagte ſie,
Dem ich die Hände gebe?
Ich ſchmerzte keinen Menſchen nie,
Glaub' mir, ſo lang' ich lebe.

Ich ſchwör' es dir, mit Zärtlichkeit,
Daß ich die Menſchen liebte,
Und nie aus Bosheit oder Neid
Ein Menſchenherz betrübte;

Und nun — nun zitt're ich vor dir,
Vor jedem, der dir gleichet,
Weil meine wunde Seele hier
Vor jedem Menſchen weichet.

Erzogen war ich auf dem Land,
Entfernt von Stolz und Neide:
Ein Blumenſträußchen und ein Band
War meine ganze Freude.

Ein Jüngling kam, und ſagte mir,
Daß er mich zärtlich liebe:
Ich glaubte — ich geſteh' es dir,
Und fühlte gleiche Triebe.

Ich ward dem ſchönen Jüngling gut;
Und wollt[illegible] mein Leben,
Mein Hab, mein Daſeyn und mein Blut,
So hätt' ich's ihm gegeben.

Als er an meinem Buſen lag,
Mit mir in Blumen ſpielte;
Da ſagte er mir jeden Tag,
Wie warm er für mich fühlte.

Ich glaubte ihm: — denn, ſag mein Freund,
Weiß die Natur vom Lügen?
Bey ihr iſt Alles gut gemeint;
Nicht ſie, nur Menſchen trügen.

Wie ſelig, denk' ich manchmahl nach,
Wie ſelig war die Stunde!
Noch hör' ich ſeine holde Sprach',
Und häng' an ſeinem Munde.

Ich lieb' dich, Röschen! ſo ſprach er,
Und du biſt ganz die meine;
Und er verließ mich — o wie ſchwer!
Verzeih' mir, wenn ich weine.

Ich lebe, und ich glaub' es kaum,
Ich fühle Qual im Herzen;
Mein Daſeyn iſt ein ſchwerer Traum,
Mein Leben zeigt nur Schmerzen.

Die Aeltern ſind ſchon längſt mir todt,
Und wenn ich Schmerzen klage,
So hab' ich Niemand außer Gott,
Dem ich mein Leiden ſage.

Dies Blümchen, dies Vergißmeinnicht
Sagt mir, daß er mich liebe;
So däucht es, daß dieß Blümchen ſpricht,
Wenn ich mich ſo betrübe.

Sieh's an, mein Freund! wie ſanft, wie ſchön,
Wie hold ſind ihre Blätter!
Es ſpricht; er eilt dir beyzuſteh'n,
Gott iſt der Unſchuld Retter.

Nicht wahr, ja! es verkündigt's mir?
Sieh nur dieß holde Weſen,
Dieß ſanfte Blau, dieß Gelbe hier,
Wie deutlich kann ich's leſen!

Sieh dieſes Blümchens Sittſamkeit,
Es wächſt nicht an Palläſten;
Man pflückt es in der Einſamkeit,
Nicht zu der Pracht bey Feſten.

Hier wo oft, in Melancholey
Verſenkt, die Guten leben;
Hier blüht es unbemerkt und frey,
Dem Herzen Troſt zu geben.

Hör'! wie dieß Blümchen zu mir ſpricht,
Was kann mich mehr entzücken?
Der Schöpfer, Er vergißt mich nicht,
Soll alle Welt mich drücken.

Hier nimm! ſprach ſie, und Fried' und Ruh
Sey mit der Menſchheit wieder;
Dann ſchloß ſie ihre Augen zu
Und öffnet ſie nicht wieder.

Noch fühle ich, was ich empfand,
So oft ich an ſie denke;
Ich nahm dieſes Sträußchen, das ſie band,
Zu einem Sterbgeſchenke.

Der betrogene Kaper.

Hört, liebe Leute! hört! ich will euch was erzählen,
Horcht zu, und höret die Geſchicht'
Es wird vielleicht nicht Vieles fehlen,
Ihr haltet ſie für ein Gedicht;

Doch keine Fabel iſt ſie nicht,
Wahr iſt's, ja wahr; doch welche Frage,
Wer zweifelt denn? den Vater kennt ihr ja,
Der wa's, am langen Wintertage
Erzählt' er mir's, daß er's mit Augen ſah.
Horcht nur; in einer großen, großen Stadt,
Die viele Thürm' und viele Häuſer hat,
Und weite, große, lange Brücken;
Wo's Herren gibt mit Kahlköpf' und Perücken,
Und Frauenzimmer mit Friſuren,
So hoch, als wie die Thürme ſind.
Mit Pendeloquien an den Uhren;
Wo manche Stutzer, ſchon halb blind,
Mit eigenen Augen kaum mehr ſehen,
Und ſtets mit Augengläſern gehen,
Juſt da — ich weiß nicht, war's in Indien,
In Frankreich oder Spanien,
Vielleicht war es wohl gar in Schwaben,
Wo die Geſchicht' ſich ſoll ereignet haben.
Nun da war ein junger Herr,
Er war an Witz und an Verſtand nicht leer,
Denn konnt' es ihm an Weisheit fehlen,
Nachdem die Großpapa's ſchon 20 Ahnen zählen?
Der Junker, der ſtand wahrhaft da,
Wie weiland ſein Herr Großpapa,
Er war, wie er, in jedem Falle
ngenium universale.

Man weiß ja, wenn die Reichen ſterben,
Sind ihre Kinder auch die Weisheit erben,
Und wenn mir einer widerſpricht,
So ſag' ich ihm gleich ins Geſicht,
Mein Herr! das Ding verſteht er nicht.
Weiß er, die meiſten jungen Herrn
Und Junker lernen gar nicht gern
Und ſchwingen ſich doch in die Höh',
Drum liegt es ſchon in sanguine
In sanguine, probatum est,
Liegt aller Weisheit Ueberreſt,
Und pflegt von einem Kopf zum andern
Ab intestato mitzuwandern.
So war's auch da; der junge Herr Baron
Trug einen großen Kopf ſchon von Natur davon,
Und wenn ich des Verſtandes Größe
Nur halb nach dem Verhältniß meſſe,
So folgt ſchon die conclusio:
Der Kopf iſt groß; ergo die ratio.
Nach einem Gläschen guten Wein
Fiel's unſerm jungen Herren ein,
In fremde Länder fortzureiſen.
Den Einfall wird ein Jeder preiſen,
Denn ſagt: was kann wohl beſſer ſeyn?
Fort nach Paris! Schon ſind wir da,
Und ſchreiben ſchnell der Frau Mama:
Die Stadt iſt ſchön: wir kaufen Kleider,
Und ſehen Mädchen, Kaufleut', Schneider,

Und kommen dann, o welches Glück
Für's Vaterland! halb krank zurück.
Nun ſchnell fort nach Italien,
Die Sängerinnen dort zu ſeh'n:
Und ſchon mit Frankreichs Schuh und Sohlen
Beſteigen wir nun die Gondolen,
Und nun ſind wir auch wieder da
Vom Golfo di Venezia.
Der junge Herr war in der Weite,
Er reiſte nach der Läng' und Breite,
Und kommt als wie ein Indian,
So wie er fortging, wieder an.
Die ſchwarzen ſoll er doch auch ſehn,
Nun ja! man reiſt nach Indien,
Und wirklich ja, ſchon kommen Briefe.
Der junge Herr ſitzt ſchon im Schiffe;
Mein Gott! wie iſt er jetzt entkommen,
Wie übel hat man's nicht genommen,
Der einz'ge Erb, der einz'ge Herr,
So hieß es, geht jetzt gar auf's Meer.
Nun wohl! in Gottes heil'gem Nahmen!
Weil Herr Baron im Meer ſo ſchwammen
Da kamen nach der Läng und Quer,
Sehr ſchlimme, ſchlimme Kaper her,
Und Alles ward im Schiff gefangen,
Gemetzelt oder aufgehangen.
Ja keine Seele kam hier los,
Der Kaper fährt nach Barbados,

Der Junker liegt auch nun in Ketten,
Und ſucht vergebens ſich zu retten,
Gebunden feſt an einem Keil
Both ihn der Kaper Jedem feil.
Allein kein Käufer fand ſich nicht,
Ein Jeder ſah ihm in's Geſicht,
Denn als ſie Kunſt von ihm begehrten,
Und nichts als Dummheit von ihm hörten,
So ſchlich ein jeder ſich davon,
Und ſprach: ein Narr kauf' den Baron!
Der Kaper war nicht zu verdenken:
Er wollte endlich ihn verſchenken;
Ich bring' ihn ſonſt ja gar nicht an,
So ſprach er: doch der liebe Mann
Betrog ſich; auch ſelbſt zum Verſchenken
War nicht einmahl daran zu denken.
Zum Himmel hob er ſeine Hand.
Gott, rief er, welch ein freſſend Pfand!
Was thu ich nun mit dieſem Gauchen,
Zu gar nichts iſt er ja zu brauchen,
Die Köſten ſind für mich zu groß,
Ich laß den Narren lieber los.
Er will ihn ſelbſt zurücke ſenden,
Und bath ihn mit gefalt'nen Händen
Nur fortzugeh'n; er will kein Geld.
Nun kommt für's Vaterland zum Glück
Der junge Herr ins Vaterland zurück,
Und zwar gar aus der neuen Welt.

Die Sklaven, will man ſicher ſagen,
Pflegt jetzt der Kaper ſtets zu fragen,
Ob kein Baron bey ihnen ſey:
Und kann er nur im geringſten zweifeln,
Schickt er den Schwarm zu allen Teufeln,
Und läßt die Kerls wieder frey.
Er jagt mit ſeinem Schiff davon
Aus Furcht, es käme ein Baron.

Die Fabel trifft den Edlen nicht,
Für euch, ihr Jungen! iſt's gericht,
Die ihr nur ſtolz auf eure Titel,
Auf Reichthum pochet und auf Mittel,
Da euch der Kluge in der Welt
Für weiter nichts als nur für Thoren hält.

Die alten und die neuen Zeiten.

Verzeiht, wenn ich nach meiner Art
Von alten Zeiten ſinge;
Die runde Krauſ', der lange Bart,
Die waren gute Dinge.

Dort war noch Wort, dort galt der Mann,
Dort hielt man ſein Verſprechen,
Und hat mir einer Schimpf gethan,
So durft ich Lanzen brechen.

Auf Ehre hielt man dort ſehr ſcharf,
Und wollt's ein Bube wagen,
Wenn ich mich ſo erklären darf,
So nahm man ihn beym Kragen.

Dort galt noch Tapferkeit und Muth
Und war ein Spaß zu bitter,
So gings auf Leben und auf Blut,
So ſchlugen ſich die Ritter.

Auf Liebe hielt man wie auf Gold,
Und ſo auf Treu und Glauben;
War mir ein gutes Mädchen hold,
So durft' mir's keiner rauben.

Man puderte dort nicht das Haar,
Den Mädchen zu gefallen;
Zu ſelber Zeit war die Gefahr
Und Muth der Werth von Allen.

Der Mann, der viel im Krieg erlitt
Mit Schweiß bedeckten Wangen,
Der wie ein Löw' in Kämpfen ſtritt,
Der war ſtets gut empfangen.

Wenn Blut noch von der Stirne rann,
Und Schweiß die Wangen deckte,
Und fürchterlich der tapfre Mann
Im Feld die Feinde ſtreckte;

Da kam ſein Mädchen hold und gut
Zum Kämpfer hingegangen,
Und trocknet' mit der Hand das Blut
Von ſeinen wunden Wangen.

Sie lohnte ihn mit einem Kuß,
So feurig wie die Sonne,
Und was ein Ritter dulden muß,
War Freude nun und Wonne.

Man ging mit neuem Muth zum Streit,
Das Mädchenbild im Herzen,
Sah's an, und Muth und Tapferkeit
Beſiegten Qual und Schmerzen.

Und kam man dann vom Feld zurück,
War keine Stunde trübe,
Der Held genoß ſein ganzes Glück
In Zärtlichkeit und Liebe.

Hingegen war das Weib ein Weib,
Sie wußt' den Mann zu achten;
Sie hatte Geiſt und nicht nur Leib,
Und Augen um zu ſchmachten.

War mir ein Mädchen zugethan,
So harrte ſie mit Treue,
Und dort, dort fühlte nie ein Mann,
Geliebt zu haben, Reue.

So war die Zeit der Ritterſchaft;
  Wo iſt ſo eine Dame?
Wo ſo ein Mann von ſolcher Kraft?
  Uns bleibet nur der Nahme.

Der Ritter nun als Held im Kampf,
  Der hat längſt ausgeritten;
Aus Frankreich kam Vapeur und Krampf,
  Und änderten die Sitten.

Ein Mann muß mit geſchornem Bart
  Nun vor die Damen treten,
Und nach der neuen Lebensart
  Nicht lieben — nein! anbethen..

Kein Helm deckt mehr ſein edles Haupt;
  Die lächerlichſten Hüte,
Iſt dieſer Ausdruck mir erlaubt,
  Verändern Herz und Sitte.

Ein Kleid nach Frankreichs Modeton,
  Das voll von Knöpfen wimmelt,
Das trägt der Ehrenmann, und ſchon
  Iſt er auch ganz verſtümmelt.

So wie das Kleid, iſt auch das Herz
  Geſchmeidig klein geworden.
Erkaufter Spaß, gezwung'ner Scherz
  Und Falſchheit aller Orten.

Ihr Diener, ſpricht man, edler Herr!
  Und ich empfehl' mich Ihnen.
Ich freue mich von Herzen ſehr,
  Kann ich in etwas dienen!

Nun gut! ich nehm' den Mann bey'm Wort,
  Er ſoll mir wirklich dienen.
Nun lauft er wie ein Windſpiel fort,
  Und macht verſchiedene Mienen.

Was iſt's! ſo dienet mir! wohlan,
  Es war ja Complimente,
So ſpricht er nun; der falſche Mann,
  Nun hat die Hilf' ihr Ende.

Ein Anderer voll Höflichkeit
  Empfiehlt ſich mir zu Gnaden;
Und geht dann hin mit Dreiſtigkeit,
  Und ſucht mir ſtill zu ſchaden.

Der Geyer ſoll euch gnädig ſeyn!
  Wollt ihr mich ruhig laſſen?
Packt doch mit euren Lügen ein,
  Und euren Hofgrimaſſen!

Dieß Alles nennt man Politik,
  Die Art am Hof zu leben;
Um dieſes Leben ward das Glück
  Der Menſchheit hingegeben.

Jetzt ſchwätzt man da, wo Thoren ſind,
In einem langen Saale;
Iſt mit den beſten Augen blind,
Und hungert bey dem Mahle.

Wie tief ſank nicht der Muth herab,
Was iſt wohl unſre Jugend?
Mit unſern Eltern in dem Grab
Liegt Redlichkeit und Tugend.

In tauſend Masken eingehüllt
Sucht ſchlechtes Intereſſe,
Das nun verſchiedene Rollen ſpielt,
Nichts als nur eig'ne Größe.

Die Wiſſenſchaften ſind ein Tand,
Die Tugend Spiel der Thoren;
So haben Fürſt und Vaterland
Den Redlichen verloren.

Der deutſche Schutzgeiſt floh davon,
Verſcheucht durch böſe Sitten;
So hat die deutſche Nation
Den Umſturz ſchon erlitten.

Erlitten — ja was ſind wir dann?
Sagt, was wir einſtens waren,
Und meſſet nun den heutigen Mann
Mit den vergang'nen Jahren!

Vergöttert, was man ſtill verflucht,
Liebt, was man ſagt zu haſſen;
Kein Laſter bleibt hier unverſucht,
Wie kann der Mann ſich faſſen?

Seht dort der Alten Ebenbild,
Bewundert ihre Züge!
Wenn euer Herz nichts Edles fühlt,
So ſagt mir, daß ich lüge.

Von Männern, die im grauen Bart
In alten Schlöſſern hangen,
Zu dieſen geht, um Muth und Art
Zu lernen, mein Verlangen.

Ihr deutſcher Blick voll Redlichkeit
Soll Fürſtenlieb' mich lehren;
Ihr Aug' voll edler Tapferkeit,
Den Weg zu wahren Ehren.

Und ſeh ich dann mit deutſchem Sinn
Von jenen alten Mauern,
Auf euch, ihr Puppenmännchen, hin,
So will ich euch bedauern.

Hieronymus wird klug.

Eine Erzählung.

Erfahrung macht die Menſchen klug. Was ſind wir ohne dieſe wohlthätige Lehrmeiſterin? Freylich iſt es manchmahl zu ſpät, wenn Erfahrung uns lehrt, was wir längſt aus dem Munde des Weiſen hätten wiſſen können, wenn wir aufrichtig ſeine Lehren befolgt hätten: aber nein! der Menſch glaubt ſelten, hört die Warnungen des Gutmeinenden nicht, er geht ſeine eigenen Wege — glücklich, wenn ſie ihn nicht ins Verderben führen.

Fichtenhain war in einem kleinen Dorfe in Deutſchland geboren. Arm waren die Eltern, die die kleine Hütte bewohnten, wo er den Tag ſah, und es ſchien, ſein Schickſal habe ihn verurtheilt, daß er da auch wieder ſterben ſollte, wo er zu leben anfing. Fichtenhain war noch ein Knabe, und ſchon däuchte ihn der Stand verächtlich, in dem er lebte, und unglücklich fühlte er ſich, wenn er das ſchlechte Kleid beſah, das ſeine Blöße deckte. Er verließ das Dorf ſeiner Eltern, eilte einer Stadt zu, und ſuchte dort Menſchenglück, das er bey den Bewohnern niedriger Hütten nicht zu finden glaubte.

Fichtenhain hatte Verſtand, und ſeine Geſtalt war einnehmend. Er gefiel einer Dame, die ihn ſah, und ſie ließ ihn erziehen. Er bildete ſich bald aus, und im ſechzehnten Jahre ſeines Alters wurde er auf ihre Empfehlung bey einem Grafen als Hausſekretär angeſtellt.

Die Sache geht gut, ſagte ſich Fichtenhain, aber Alles muß noch beſſer gehen. Er bewarb ſich um ein reiches Mädchen, fand es, und heirathete. Nun war er Beſitzer einiger tauſend Gulden, ein Mann von Anſehen, denn er hatte Geld: Grafen und Freyherren bückten ſich vor ihm, und er ſpeiſte bey Marquis über Tafel, und Damen luden ihn zum Caffee ein, wenn ſie Geld brauchten. Fichtenhain war aber ein reicher Filz, der jede Gelegenheit zu nützen wußte, und er gab nichts aus ſeinem Beutel, was nicht doppelt wieder zurück kam. Drey Jahre war Fichtenhain verheirathet, als ihm ſeine Gemahlin einen Sohn zum Geſchenke ihrer Liebe gab. Baron Spielbrun, der beſte Freund von Fichtenhains Haus, ward zur Gevatterſchaft gebethen, und Fichtenhains Erbe erhielt nun den Nahmen Hieronymus.

Als Hieronymus die Welt ſah, war ſein Vater ſchon Beſitzer verſchiedener Rittergüter, und hatte ſchon ein Adelsdiplom. Fichtenhain war vor Freude außer ſich. Wenn er nun ſeinen Sohn ſah, ſo däuchte es ihm, er ſehe nach Jahrhunderten den Stammbaum des alten Geſchlechts von Fichtenhain. Seine einzige Beſchäftigung war jetzt die, ſeine Familie zu erheben. Er wurde von der gefährlichſten Krankheit des Verſtandes, von der Adelſucht, befallen. Hiſtoriker und Diplomatiker ſpeiſten täglich an ſeiner Tafel, und zu Ehren der Genealogie und Heraldik wurde manche Bouteille Rheinwein geleert. Menſchen, die von der Schwachheit der andern Nutzen zu ziehen wiſſen, ſammelten ſich bald um den ruhmſüchtigen Fichtenhain, und in Kurzem machten ihm die Gelehrten den Kopf ſo toll, daß er ſich wirklich einbildete, ſeine Familie wäre ſchon eine der älteſten in der Welt. Alle Familien, die ſich mit Fichten, Fachten, Fochten, und Fuchten anfingen, oder mit hain und hin endeten, wurden durchſucht, und endlich fanden die Genealogen ſo viel Wahrſcheinlichkeit, daß gar kein Zweifel übrig blieb, daß Fichtenhain ſchon jemahls eines der berühmteſten Geſchlechter der Welt müſſe geweſen ſeyn. Freylich koſtete es zuweilen äußerſte Mühe, dort und da anzubinden: allein die Schwierigkeiten hoben ſich doch. Man leitete die Familie aus Irland her, klammerte ſie an eine andere an, und ſo, ich weiß ſelbſt nicht, wie, erhielt Fichtenhain ein ganzes Archiv authentiſcher Urkunden ſeines uralten Herkommens. Das Anſehen ſeines Standes erforderte nun auch, ſeine Familie, die bisher mit einem wenigen Gehalte auf ihrem Dorfe gelebt hatte, nach der Stadt zu ziehen. Fichtenhain that es; allein ſein alter Vater weigerte ſich lange, und man ſagte, daß ihre Unterredung über dieſen Punkt ſehr hitzig war.

Der alte Fichtenhain.

Du haſt mir viel Gutes gethan, mein Sohn! und ich danke dir auch herzlich dafür: aber warum willſt du denn, daß ich nun den Wohnſitz unſerer Väter verlaſſen ſoll? Ich bin lieber auf dem Lande; laſſe mich da ruhig.

Fichtenhain Sohn.

Ich bin nun Graf, und kann daher nicht gedulden, daß ihr ein Bauer ſeyd.

Vater.

Wie iſt nun dieß zugegangen? — Du ein Graf! — — Wie biſt du zum Grafen geworden?

Sohn.

Hier iſt mein Adels-Diplom.

Vater.

Ja, wahrhaftig! — Aber ſag', mir lieber Sohn! wie kannſt du denn jetzt ein Graf ſeyn, da ich doch ein leibhafter Bauer bin?

Sohn.

Wir ſind ſchon von uralter adelicher Familie; die Genealogen haben es bewieſen.

Vater.

Die Herren Genealogen mögen wohl gute Herren ſeyn; aber verzeih mir, mein Sohn! für dießmahl haben ſie ſich betrogen, denn mein Groß- und Urgroßvater waren Bauern.

Vater.

Ihr werdet's ja nicht beſſer als die Gelehrten verſtehen wollen! —

Vater.

Die Gelehrten werden mir aber doch den natürlichen Menſchenſinn nicht abdiſputiren? Ich weiß es gewiß, daß wir ſeit hundert und noch mehr Jahren her Bauern geweſen, und noch Bauern ſind.

Sohn.

Das iſt Alles falſch; — und wie! ihr könnt ſo niedrig denken, und etwas behaupten, das meiner Ehre entgegen iſt?

Vater.

Deiner Ehre — o du undankbares Kind! ſchämſt du dich vielleicht deiner redlichen Vorältern, die ihr Brod im Schweiße ihres Angeſichtes ehrlich verdient haben? — Wenn ich das wüßte, ſo würde ich dich verabſcheuen; nein! unſere Vorältern waren Bauern; ehrliche Bauern; haben ihrem Fürſten redlich gedient, und ich will es laut ſagen, wer wir ſind.

Sohn.

Ich bitt' euch, Vater! um Alles in der Welt, ihr würdet mein Unglück machen.

Vater.

Dein Unglück, wenn ich ſage, daß wir ehrliche Leute waren? — Pfui, ſchäme dich, du ſtolzer Narr! du! — — Aber ſage mir doch einmahl, wer ſind denn die Herren, von welchen du abſtammen willſt?

Sohn.

In den ſpäteſten Zeiten gab es Herren von Jochtenhain; dieſe waren —

Vater.

Fochtenhain und Fichtenhain geht nicht zuſammen. — —

Sohn.

In den ältern Zeiten änderte man oft die Buchſtaben, und aus den von Fochtenhain konnten die Fichtenhain entſtanden ſeyn.

Vater.

Und das läßt du dir ſo weiß machen? — Das iſt gewiß, daß ſie dich aus einem vernünftigen Manne zum Narren gemacht haben. Laſſe mich mit dieſen Neckereyen, ich will der Welt nicht zum Spaß dienen. Ich bin der Bauer Fichtenhain, und will der Bauer Fichtenhain bleiben, und wenn du Urſache haſt, dich meiner zu ſchämen, ſo habe ich doppelt Urſache, daß ich mich deiner ſchäme, der du dich ſo zum Beſten haben läßt. Alle dieſe deine Genologen — oder wie du dieſe Kerls nennſt — ſind nicht im Stande einen Mann an die Seite zu ſtellen, der dem redlichen Bauer Caſpar Fichtenhain gleichet, und der bin ich.

Sohn.

Seht nur einmahl dieſes Diplom!

Vater.

Was hab' ich daraus zu lernen? wer gab dir's?

Sohn.

Ich erhielt es vom König.

Vater.

Umſonſt?

Sohn.

Nein! ich mußte dafür bezahlen.

Vater.

Du Lappe, du! du erkaufſt dir einen andern Stand für Geld, da dir die Natur den herrlichſten gab! — Du haſt recht; du haſt wohl nöthig, dir deine Verdienſte mit Brief und Siegel beſtätigen zu laſſen; aber das braucht dein Vater, der alte Fichtenhain nicht, denn der hat ſeine Verdienſte im Herzen.

So ſprach der alte Fichtenhain, und vergebens war das Bemühen ſeines Sohnes, ihn nach der Stadt zu bringen; er verlebte ſeine letzten Lebenstage auf dem Lande, wo er auch bald aus Gram über die Thorheiten ſeines Sohnes ſtarb. Der junge Fichtenhain erzog nun ſeinen Sohn Hieronymus; ſeine Erziehung war aber ſo, wie meiſtentheils die Erziehung der Reichen und Adelichen iſt. Hieronymus war fünfzehn Jahre alt, als er ſeine Eltern verlor. Nun war er ſich ſelbſt überlaſſen, ohne Freund, ohne Führer. Er überließ ſich bald ſeinen Leidenſchaften und im Kurzem war aller Reichthum, den ſein Vater erwarb, durchgebracht. Mit dem Verluſt ſeines Geldes flohen auch ſeine Freunde. Er wies ſeinen Adelsbrief auf, aber man lachte ſeiner, und Hieronymus ſah endlich ein, daß Reichthum und Adel den Menſchen nicht allzeit glücklich machen. Er verließ die Stadt, ging auf das Land, und arbeitete dort wie ſeine Vorältern. Er ward glücklich und erwarb ſich durch Fleiß wieder ein ſchönes Vermögen, Glück und Zufriedenheit, das ihm ſein Diplom nicht geben konnte.

Welcher Mann hat größern Werth?
Jener, welcher uns ernährt,
Oder der mit ſeinen Ahnen
Von dem Blut der Unterthanen,
  Von dem Schweiß des Armen zehrt,
  Welcher Mann hat größern Werth?

Welcher Mann hat größern Werth?
Jener, welcher uns ernährt,
Oder der, der alle Tage
Menſchen plaget? — welche Frage!
  Jener Menſch, der uns ernährt
  Hat ja einen größern Werth.

Luceta.

Eine Erzählung.

Luceta wurde von ihren Eltern geliebt. Dieſe guten Leute glaubten Alles für die Erziehung ihrer Tochter gethan zu haben. Sie war ſchön, und ihr Aeußeres ſehr einnehmend. Ihr Betragen ſchien ſanft — ſanft, wie das Betragen manches Mädchens, das doch nichts weniger als ſanft iſt. Wenn man ihre Blicke genauer unterſuchte, entdeckte man ſo was Steifes in denſelben, und ihre Eingezogenheit konnte den Stolz ihrer Selbſtliebe nicht verbergen, welcher den jungen Frauenzimmern ſo ſehr eigen iſt.

Mehrere vortheilhafte Freyer warben um Luceta, aber ſie ſchlug jeden Antrag aus, und wußte die Werber in eine ſolche Lage zu ſetzen, daß ſie ſelbſt gern wieder abzogen. Ich weiß nicht, ſagte ihr einmahl ihr Vater, warum du jeden Werber ausſchlägſt? — Waldner, der deine Hand begehrte, war ein edler Jüngling; er iſt reich und begleitet zudem ein ſchönes Amt. Du kannſt keine vernünftige Urſache angeben, warum du ſeine Hand ausſchlugſt. Ich glaube, Luceta! du biſt ſtolz, und hoffeſt dir die Hand eines Prinzen? — Da ſchwieg Luceta, und ihre Wangen färbten ſich wie Scharlach. Cleon war ein junger liebenswürdiger Jüngling, und er kannte Lucetens Herz. Seit langer Zeit ſtudierte er ihren Charakter, und fand, daß ihre Seele eitel und ſtolz war. Luceta hatte eine Schweſter; ſie war nicht ſo ſchön, wie Luceta, aber ihr Herz war edler, ſanfter ihre Seele. Cleon zog ſie der ſchönen Luceta vor, heirathete ſie, und an Cleons Seite war ſie nun das glücklichſte Weib. Seit der Zeit, daß Lucetens Schweſter verheirathet war, bekam das ſtolze Mädchen wenig Beſuche mehr. Galanen, die ewig lieben und ewig heirathen, ohne je ein Herz zu haben, und ohne je eine Frau zu bekommen, waren manchmahl ihre Geſellſchafter. Sie ſchwärmten um ſie, wie die Schmetterlinge um die Roſe, und verließen ſie bald wieder.

Bartner, ein junger wackerer Mann, warb nach einem Jahre um Luceten; er liebte ſie wahrhaft; allein Luceta verbitterte ihm die Tage ſeines Lebens ſo, daß er aus Verdruß vor der Hochzeit ſtarb. Sie forderte von dem armen Bartner eine arkadiſche Liebe; ſchmachten ſollte er Tage lang vor ihr, und Stunden durch ſollte er ſeufzen. Bartner liebte das Mädchen, konnte aber dieſe Probe nicht aushalten, und die Götter erbarmten ſich ſeiner, und entzogen ihn der Welt noch im Noviẞjahre der Liebe. Nun wurde Luceta untröſtlich; ſie ſah die traurige Zukunft, die ihr drohte: ſie ſah vor, daß ſie unverheirathet ſterben würde. Der Gedanke, eine alte Jungfer zu ſeyn, war ihr unausſtehlich; mit Scheelſucht ſah ſie auf ihre jüngere Schweſter zurück, die nun die glücklichſten Tage ihres Lebens verlebte. Sie war unglücklich und fühlte die Strafe des Stolzes und der Eigenliebe.

Annette war ein gutes Kind,
Ihr Vater war Verwalter.
Der gute Ehrenmann war blind
Und ſchien im hohen Alter,
Und außer ſeinem Töchterlein,
So würde er ganz elend ſeyn.

Er ſammelte ſich wenig Geld
In ſeinen jungen Jahren;
Ein Mann, der was auf Ehre hält,
Kann ſich nicht viel erſparen;

Er hielt auf ſein Gewiſſen ſehr,
Und keinen Bauer preßte er.

Sein Kleid war nur ein alter Rock,
Schon ziemlich abgenützet;
In ſeiner Rechten war ein Stock,
Auf dem er ſchwach ſich ſtützet;
So ſchleicht er an Annettens Hand
Nun als ein Bettler durch das Land.

Sie hielt an manchem großen Thor,
Und flehte für den Armen:
Man ſtellte ſich ihr Schickſal vor,
Und ſie fand kein Erbarmen,
Denn in Palläſten, lieber Gott
Kennt man nicht Hunger und nicht Noth.

Das Mädchen theilte lange Zeit
Mit dem geliebten Alten
Die Armuth und die Dürftigkeit,
Und ließ die Vorſicht walten.
Ich thue, ſprach ſie, meine Pflicht,
Und Gott verläßt die Menſchen nicht.

Es fügte ſich nach einem Jahr,
Da ſie ſchon viel gelitten,
Daß ſie bey einem edlen Paar
Will um Erbarmen bitten.
Gebt, ſprach ſie, dieſem alten Mann,
Und ſeht das Haupt des Greiſen an!

Der Mann, den ſie um etwas bath,
Der weinte eine Thräne
Und als er ihnen Gutes that,
Umarmte er die Schöne,
Die ſtill an ſeiner Seite ging,
Und ihren Kopf zur Erde hing.

Sieh, liebes Gretchen, fing er an,
So lohnen uns die Reichen;
Sieh einmahl dieſen Ehrenmann
Gebeugt von ihren Streichen.
So lohnt man Treue, Fleiß und Müh';
So lang' man dienet, geben ſie.

Wer, liebes Gretchen! ehrlich iſt,
Den Herrn niemahl betrüget;
Sich keinen Reichthum macht durch Liſt,
Und Gott und Welt belüget,
Der, liebes Mädchen! wird dem gleich,
Er wird in Ewigkeit nicht reich.

Gott gab uns Reichthum, Hab und Geld,
Und viele andere Sachen.
Die ſchönſte Freude in der Welt
Iſt, Menſchen glücklich machen;
Wir nehmen dieſen alten Mann
Und ſeine liebe Tochter an.

Nun war der Alte in dem Haus,
Und lebte ſeine Tage

Vergnügt bey guten Menſchen aus,
Entfernt von Noth und Plage;
Von aller Sorge war er frey,
Sein Leben ging vergnügt vorbey.

Annette auch verſorgte Gott,
Weil ſie die Eltern liebte,
Und redlich nach des Herrn Geboth
Treu, Pflicht und Tugend übte,
Denn thut der Menſch nur ſeine Pflicht,
Gewiß vergißt ihn Gott auch nicht.

Ach! liebe Bürger! glaubt es mir,
Ein redliches Gewiſſen,
Ein gutes Herz, das kann uns hier
Des Lebens Qual verſüſſen,
Und jenſeits, wo die Liebe thront,
Wird jede gute That belohnt.

Der Werth des Bürgermannes.

Wenn ich auf der Straße geh',
Und dann einen Bürger ſeh,
Der mir redlich ſagt: Wie geht's?
Freut ſich meine Seele ſtets.
Munter langt er in den Sack,
Reicht mir eine Priſ' Tabak.

Zu der Freundſchafts Unterpfand
Schlägt er mir feſt in die Hand;
Warm, mit einem Händeſchlag,
Wünſcht er mir den guten Tag.
Wenn er, Freund! ſagt mit dem Mund,
Meint er's ſo aus Herzensgrund.
Wünſcht er mir zu etwas Glück,
Seh' ich's ſchon in ſeinem Blick,
Und wenn er mir etwas ſchenkt,
Weiß ich, was die Seele denkt.
Sagt er, ja! ſo iſt es ja!
Sagt er, da! ſo iſt es da,
Sagt er, nein! ſo iſt es nein,
Sagt, was kann wohl beſſer ſeyn?
Seht nun einen ſolchen Mann
Gegen einen Höfling an;
Er denkt niemahl, was er ſpricht,
Was er ſchwört, das hält er nicht:
Alles iſt dort Schmeicheley,
Keine Wahrheit, keine Treu.
Dieſer, der ſich vor uns bückt,
Iſt oft der, der uns erdrückt.
Mit der Freundſchaft wird geſpielt,
Wenn man dort am wärmſten fühlt.
Worte, ſüß wie Honig, ſagt
Der, der unſern Sturz oft wagt.
Alles iſt dort Aug' und Ohr,
Hebt das Glücke dich empor,

Lauft dir jeder Laffe nach
Und führt dann die Modeſprach.
Wenn das Windchen anders bläßt,
Frau Fortuna dich verläßt,
Wirſt du wieder ganz allein
Wie ein armer Kautze ſeyn.
Wenn du auch wärſt noch ſo gut,
Zieht dir Niemand mehr den Hut.
Mancher Geck ſieht dort den Mann
Höhniſch wie ein Bube an.
Da iſt immer Carneval,
Maſken gibt es ohne Zahl
En Bayout und Domino;
Alles geht incognito.
Selbſt die Sprache, die man führt,
Iſt oft lächerlich maſkirt,
Und wer da die Welt nicht kennt,
Hat ſich oft die Zung' verbrennt.
Alle Ehrfurcht, liebe Herrn!
Von euch leb' ich lieber fern.
Ich bin gar nicht gern maſkirt
Weil das Ding zu ſehr genirt.
Bey euch, liebe Ehrenleut,
Fühl' ich wahre Menſchenfreud',
Die ihr in die Hand noch ſchlägt,
Und ſonſt keine Maſken trägt.
Lieber ſagt mir ins Geſicht:
Kerl, geh fort! ich mag dich nicht,

Oder nehmt mir grad mein Brod,
Oder aber ſchlägt mich todt:
Alles will ich euch verzeih'n,
Nur nicht jene Schmeicheleyn,
Die die Mask' der Tugend deckt
Unter der der Teufel ſteckt.

Louiſe von Zellenbach.

Der Graf von Zellenbach diente dem Könige als Offizier. Nach dreyßigjährig treu geleiſteten Dienſten verlies er ſeine Stelle beym Regiment, und brachte die übrigen Tage ſeines Lebens auf dem Landgute ſeiner Voraltern zu. Zellenbach kannte die Welt und den Hof; ſein Betragen war angenehm, und gern lebte Jeder in ſeiner Geſellſchaft; er war luſtig und aufgeräumt, aber unwandelbar in ſeinen Entſchlüßen, manchmahl aufbrauſend; doch ſein Zorn verlöſchte eben ſobald, als er ſchnell in ſeiner Seele aufloderte. Zellenbach hatte ein einziges Kind. Es war das liebenswürdigſte Mädchen, und hieß Luiſe. Ganz war ihre Gemüthsart dem vortrefflichen Charakter ihrer Mutter ähnlich, die Zellenbach nur zu frühe für das Glück ſeines Lebens verlor, denn ſie ſtarb, als ſie Louiſen gebar.

Louiſe war ſchön, und es ſchien, als hätten ſich Schönheit und Güte in ihren Zügen vereint, um das herrliche Werk der Schöpfung aus dieſem Kinde zu bilden. Der Liebe ſelbſt war das Mädchen ähnlich; ihre aufkeimenden Reitze machten ſie den Huldgöttinnen gleich, und ſie verließ kaum die Jahre der Kindheit, als ſie ſchon die Bewunderung der Welt war. Mit den Jahren entwickelte ſich ihr edles Herz, das weit jedes Menſchenherz an Seelengüte übertraf.

Es iſt ein herrliches Geſchenk der Gottheit um ein edles gutes Kind. Es heitert manche finſtere Stunde unſers Lebens auf, und ſeine Liebkoſungen trocknen die Thränen der Schwermuth aus dem melancholichen Auge. Zellenbach erfuhr es, denn ſeine aufkeimende Louiſe war nun Alles für ſein Herz; ſie war's allein, die ihn über den Verluſt der liebevollſten Gattin tröſten konnte; ſie allein war Alles für ihn; ſein ganze Exiſtenz war Louiſe. Wie freudig war er manchmahl, wenn er ſie ſo anſah, wenn ihr holdes Auge dem ſeinen begegnete, wenn ihre ſanften Blicke Unſchuld und Güte ſprachen, wenn ihr Herz voll Kindeszärtlichkeit von ihren Roſenlippen in Worte ausſtrömte, wenn Louiſe ihre Arme um Zellenbachs Schultern warf, und ihm die beſchwerlichen Tage ſeines annähernden Alters erleichterte!! —

Heiliges Gefühl der Natur! wie viele Freuden legſt du nicht in unſer Herz! — aber auch wie vieles Leiden quälet den Empfindſamen, wenn er ſo ein herrliches Geſchöpf um ſich ſieht, und die Gefahren überdenkt, die ihm drohen! —— Zellenbach wünſchte ſich, das Glück ſeiner Louiſe zu machen, und dieſer Wunſch iſt ja der Wunſch jedes rechtſchaffenen Vaters. Zu dieſem Ende entſchloß ſich Zellenbach, daß er ſeine Tochter nicht eher verheirathen wollte, als bis ſie 25 volle Jahre zählen würde. Eher, ſagte er, kann ein Mädchen keine vernünftige Wahl eines Mannes treffen, und meine Louiſe ſoll nicht unglücklich ſeyn. Vergebens bemühten ſich Freunde, ſeinen Entſchluß zu ändern, vergebens warben Jünglinge ſchon im 14ten Jahr um ihre Hand. Sein Entſchluß war feſt und unabänderlich. Zellenbach kannte des Menſchen Herz zu wenig, und wußte nicht, daß ſich die Liebe weder eine Zeit vorſchreiben, noch Grenzen ſetzen läßt. Louiſe trat in das achtzehnte Jahr, in das Jahr, wo die Leidenſchaften ſich in des Mädchens Herzen zu entwickeln anfangen. Sie fühlte etwas, das ſie ſich nicht erklären konnte; ſie fühlte ein Bedürfniß, geliebt zu werden, und ihrem Herzen war doch der Nahme dieſes Bedürfniſſes noch unbekannt; Louiſe kam mit ihrem Vater nach der Hauptſtadt; bald wurde ſie da in allen Geſellſchaften von Liebhabern umrungen; allein Louiſe wußte mit Anſtand ihre Würde zu behaupten; ſie war fröhlich, ohne ſich herabzulaſſen, beſcheiden, ohne ſich zu erniedrigen; ſie lernte bald die Denkart der Wollüſtlinge kennen, und verachtete ſie in ihrem Herzen; nur der Edle, der ſo wie ſie dachte, er allein war der Glückliche, der ihr Herz zum Gefühl der Liebe rege machen, und Gegenliebe von Louiſen hoffen konnte.

Die traurigen Tage des langen Winters waren vorüber, und der Frühling lud die Menſchen wieder zum Genuß ſeiner Wonne ein. Man beſuchte die öffentlichen Spaziergänge; auch Louiſe in der Geſellſchaft ihres Vaters beſuchte ſie. Da ſah ſie den Ritter Valseck, einen jungen Cavalier voll edlen Anſtandes und Würde. Der Eindruck, den Valseck auf Louiſens Seele machte, war ſo heftig, daß das gute Kind immer Valsecks Bild vor ſich ſah, ſo ſehr ſie auch wünſchte, daß dieſe Eindrücke in ihrer Seele verlöſchen möchten. Louiſe liebte, ohne zu wiſſen, was Liebe iſt. So oft ſie den Ritter Valseck ſah, färbten ſich immer ihre Wangen, ihr Herz pochte, und ſie fühlte eine Leidenſchaft, der ſie vergebens entgegen kämpfte. Viele werden die gute Louiſe tadeln, daß ſie als ein Mädchen, das gut erzogen war, ſich ſo ſchnell auf den erſten Anblick eines Unbekannten hinreißen ließ; allein wer die Schwachheit der Menſchen kennt, der wird das edle Mädchen nicht tadeln. So iſt das Menſchenherz — ſtark, und ſchwach — und Seelen, die wiederholten Anfällen Jahre lang unbeſiegt trotzten, ſind oft das Opfer des Augenblicks geworden.

So ſehr, als Valseck auf Louiſen wirkte, ſo ſehr wirkte Louiſens Blick auf Valseck. Es gibt eine Sympathie der Herzen, und ſie iſt den tiefſten Philoſophen unerklärbar. Alles, was wir hiervon ſagen können, iſt dieß: wir ſehen die ſeltnen Erſcheinungen, und können die Urſachen nicht erklären. Valseck blieb unbeweglich ſtehen, als er Louiſen das erſtemahl erblickte.

Nie däuchte es ihm, daß er ſo ein holdes Mädchen ſah; bezaubernd war Louiſens Blick für ihn. Das Edle in ihrem Wuchſe, das Ungezwungene in ihren Mienen, ihr aufrichtiger Blick, ihr unſchuldiges Weſen — Alles wirkte auf Valsecks Herz, das nun Louiſen liebte.

Valseck war der Abkömmling einer alten, ruhmvollen Familie; ſie wich nicht in Rückſicht ihrer Würde dem alten Geſchlechte von Zellenbach; nur war ſie ärmer. Der junge Valseck war Offizier, ſeine Bildung war edel, und der Jüngling vereinigte alle Eigenſchaften des liebenswürdigſten Cavaliers mit den Verdienſten eines jungen rechtſchaffenen Soldaten. Schon in der letzten Campagne, die Valseck mitmachte, gab er Proben ſeiner Tapferkeit. Nach geſchloſſenem Frieden kehrte er nach der Hauptſtadt zurück zu ſeiner Familie, und lernte Louiſen kennen. Die Bildung der ſchönen Louiſe war ganz in Valsecks Herz abgedruckt, nichts beſchäftigte ſeine Gedanken mehr als dieſes liebevolle Mädchen; ſein Auge verließ Louiſen nie, er beobachtete ſie, ſo lange er konnte, und als er ſie aus ſeinen Blicken verlor, ward ſein Herz von Schwermuth erfüllt. Nach vieler Nachfrage entdeckte er ihre Wohnung; er ſah ſie auch öfters auf der Promenade, und es däuchte ihn, er wäre auch Louiſen nicht ganz gleichgültig.

Eines Tages ſah Valseck einen ſeiner Freunde, wie er Louiſen ſprach, und ſie mit ihrem Vater bis in ihre Wohnung begleitete. Ungeduldig erwartete der liebende Valseck die Rückkunft ſeines Freundes, und hörte von ihm zur Freude ſeines Herzens, daß jedem edlen Freyer der Zutritt in Zellenbachs Haus offen ſtünde, und daß Louiſe die Tochter dieſes würdigen Mannes wäre.

Valéck war nun auch vollkommen von Zellenbachs Abſichten unterrichtet, der ſeine Tochter vor dem fünf und zwanzigſten Jahre nicht verheirathen wollte, und ſein Freund verſicherte ihn auch, daß die Abſicht des Grafen wäre, einen ſehr reichen Schwiegerſohn aufzuſuchen. Dieſe Nachricht ſchmerzte den edlen Valéck, allein er verlor den Muth doch nicht; er kam bey nächſter Gelegenheit in Zellenbachs Haus, und beſuchte dort den Grafen und das Fräulein. Valéck ward gut aufgenommen, und in Kurzem ganz der Freund des alten Zellenbachs. Dieſer liebte den Jüngling, und lud ihn zu ſich auf ſein Landgut ein. Keine Gelegenheit war erwünſchter für Valéck als dieſe, keine angenehmer für Louiſen: dort hofften ſie ſich das mündlich ſagen zu können, was ſie ſich bisher nur durch Blicke erklärten.

Louiſe war nun auf dem Lande und Valéck bey ihr. Ein Ungefähr führte ſie an einen Frühlingsmorgen im großen Garten in die Jaſminslaube; da machten ſie ſich das erſte Geſtändniß ihrer Liebe. Hier überraſchte ſie ihr Vater; ſie fielen zu ſeinen Füßen, umfingen ſeine Knie, und flehten um ſeinen Segen, um ſeine Einwilligung. Lange weigerte er ſich; endlich ſiegte aber die väterliche Liebe; er legte Valécks Hand in Louiſens ihre, blickte zum Himmel auf und ſegnete die Liebenden. Wer war nun glücklicher als Valseck? Wer glücklicher als Louiſe? — Aber wie kurz ſind die Tage der Wonne für die Sterblichen! — Valseck wurde zu ſeinem Regimente einberufen, und neue Unruhen forderten ſeine Entfernung. Ehre und Liebe waren nun im Streite: jene rief ihn ins Feld, dieſe in Louiſens Arme. Wie erſchrecklich war der Zuſtand, in dem ſeine Seele kämpfte! — Endlich war er entſchloſſen. Noch die letzte Pflicht für meinen König, ſprach er, Louiſe! und dann ewig wieder in deine Arme. Er entriß ſich ſeiner theuren Louiſe, und die Stunde ihrer Trennung war die ſchrecklichſte ihres Lebens.

Während Valsecks Abweſenheit unterhielt ſich Louiſe mit ſeinem Andenken. Sie ſetzte verſchiedene Lieder auf, und ſpielte ſie am Clavier. Hier folget eines.

Die Abweſenheit des Geliebten.

Wie! ſo ſeh' ich dich nicht mehr, Geliebter meiner Seele! —
Öde um mich her liegt die Natur
Und unharmoniſch tönt das Lied der Nachtigallen,
Denn du biſt nicht bey mir.
Dieſes Aug' aus dem ich Wonne des Lebens trank,
Dieſes holde Auge, voll Feuer und voll von Seele,
Blickt nicht auf die verlaſſene Louiſe,

Für die du Alles warſt, denn nur an dir
Hing meine Liebe = trunkne Seele
Und nährte das Feuer, das ſie verzehrte.
Wie — hat ſich Alles wider mich verſchworen,
Um dich, Valéeck meinen Armen zu entreißen?
Kehre zurück — zurück in die Arme der Liebe;
Unglücklicher — und doch geliebter Gegenſtand meiner Qualen,
Kehre zurück! Louiſe erwartet dich.
Kömmſt du? — Ja du kömmſt; es iſt deine Louiſe, die dir ruft.

Freue dich, du holde Quelle,
Freue dich, du bunte Flur!
Freue dich, bedrängte Seele,
Freue dich doch ſelbſt, Natur!

Der Geliebte kömmt zurück —
Welcher ſelige Augenblick
Wartet, o Louiſe, dein! —
Ja er kömmt! — an ſeinem Herzen
Vergeſſ' ich Qual und Schmerzen,
Wenn er mir von Liebe ſpricht.
Welche Wonne, welches Glück!
Ja er kömmt, er kömmt zurück.

Doch nein! ich ſeh' ihn nicht — es iſt Täuſchung, Träumerey,
Er kömmt nicht. Die Trompete des Mordes ſchallt;

Ich höre das Wiehern der Pferde
Und das Geklirre der Waffen.
Dort blinkt ſein Schwert im blutigen Kampfe,
In Mittel verwundeter und erwürgter Menſchen.
Meine Seufzer prallen von dem eiſernen Harniſch zurück,
Begleitet prallen ſie zurück
Mit einſamem Abſcheu und Schrecken,
Als nur zu gewiſſen Zeugen meines Unglücks.

Götter, ſchonet meinen Valseck,
Daß kein Unglück ihm begegne,
Daß ihn keine Kugel tödte,
Und des Feindes Schwert erwürge;
Meinen Walseck, ſchonet Götter!

Ja, ihr ſchonet ihn, denn ſein Schwert
Kämpft aus Liebe für ſeinen König.
Bald kömmt er zurück mit Lorbern umſchlungen
Als Sieger; und Jubelgeſchrey
Folget ihm nach.

Dann ſoll er in meinen Armen
Jeder Laſt des Kampfs vergeſſen,
Reine Wonne immer fühlen,
Sich dann jeden Morgen freuen,
Daß er wieder bey mir iſt.
Ja, er kommt, er kommt gewiß,
Ja, Louiſe, ja, Louiſe,
Ja er kommt, er kommt gewiß.

Kommt — o Gott! wie ſchlägt mein Herz
Kommt — o wär' er nur ſchon da! — —

Valeck kam vom Kriege zurück, und fand ſeine Louiſe ſo zärtlich, ſo liebvoll, als zur Zeit, da er ſie verließ. Er zeichnete ſich vorzüglich aus, und erhielt vom Könige das Verſprechen der rühmlichſten Ehrenſtelle, allein er dankte für dieſe Gnade, weil er wußte, daß ſolche Belohnungen am Hofe nur mit Neidern begleitet ſind, und entſchloß ſich, ſeine Tage in den Armen ſeiner Louiſe zu verleben. Er quittirte, und war nun ganz Gatte und Vater, denn bald lohnte Louiſe ſeine Liebe mit dem edelſten Kinde. Die Familie genoß nun die wahren Seligkeiten des Lebens. Der alte Zellenbach ſtarb im hohen Alter, und genoß die ſanfteſte der Menſchenfreuden, eine Tochter zu haben, die gut, wie Louiſe war. Er ſagte oft: ich ſehe wohl, daß ein Mädchen glücklich verheirathet wird, wenn es einen guten Mann findet, ſie mag dann fünf und zwanzig Jahre haben, oder nur achtzehn alt ſeyn.

Ein Wiegenlied.

Mädchen, freue dich des Daſeyns!
Viele Freuden wirſt du fühlen,
Viele Wonne wirſt du fühlen,
Denn die Welt iſt herrlich ſchön.

Wenn du morgen früh erwacheſt,
Hörſt du gleich die Lerchen ſingen,
Und die Quellen hörſt du rauſchen,
Und die Blumen ſiehſt du blüh'n.

Abends glänzen tauſend Sterne
Über dir am dunkeln Himmel;
Weſte kühlen deine Wangen,
Und der Mond beſcheint dich ſanft.

In den Fluren kannſt du ſpielen,
Auf den Wieſen Blumen pflücken,
Und in Wäldern dich verſtecken,
Und dich in Gebüſchen freu'n.

Nachtigallen kannſt du fangen;
Sie in kleine Bauer ſtecken,
Ihre holde Lieder hören,
Ihrer Kehlen Harmonie.

Unter tauſend bunten Blumen
Kannſt du Schmetterlinge haſchen,
Wo ein jeder tauſend Farben
Auf den kleinen Flügeln trägt.

Alles iſt gemacht zur Freude,
Alles iſt gemacht zur Wonne,
Alles zum Genuß erſchaffen
Von dem Schöpfer der uns liebt.

Mädchen! freue dich des Lebens!
Viele Freude wirſt du haben,
Viele Freude wirſt du fühlen,
Denn die Welt iſt trefflich ſchön.

Mädchen traure, daß du lebeſt!
Vielen Kummer wirſt du haben,
Viele Leiden wirſt du fühlen,
Wenn du einſt die Menſchen kennſt.

Man wird dich um Schönheit neiden,
Und der Stolz wird dich verfolgen;
Selbſt gar um die Tugend haſſen,
Und biſt du auch noch ſo gut.

Man wird dir von der Liebe ſagen,
Und abſcheulich dich betrügen;
Treu' dir bey den Göttern ſchwören,
Und dir dennoch treulos ſeyn.

Junker werden nach dir jucken,
Dich durch Schmeicheley bethören,
Und dich überdieß verführen,
Und verlaſſen, wenn du fehlſt.

Mädchen traure, daß du lebeſt!
Vielen Kummer wirſt du haben,
Viele Leiden wirſt du fühlen,
Wenn du einſt die Menſchen kennſt.

Doch verzage nicht und freue
Jedem Tag deines Lebens,
Denn der Schöpfer liebt die Menſchen
Und die Welt iſt herrlich ſchön.

Suche wahre Menſchenfreude
In dir ſelbſt und nicht in andern:
Traue auf der Vorſicht Güte,
Und du wirſt zufrieden ſeyn.

Alles iſt zur Freud' erſchaffen,
Alles lebt zum Glück hienieden.
Wird der heutge Tag uns trübe,
Gibt's doch morgen wieder Luſt.

Mädchen! freue dich des Lebens;
Schon biſt du zum Glück erſchaffen:
Wanderſt du auch harte Straßen,
Denk', hier iſt die Wanderſchaft.

Troſt wider die Furcht des Todes.

Von Bauer Philipp Kopp.

Wenn's einmahl zum Sterben kömmt,
Und ihr mir's nicht übel nehmt,
Mache ich als Ehrenmann
Mir den Tod ſo leicht ich kann.

An der Thür der Ewigkeit
Sind die Menſchen meiſt zerſtreut,
Darum mach' ich in der Zeit
Mich zum Tode ſchon bereit:
Kömmt der Tod dann wie er will,
Lärmend, oder aber ſtill,
Dann iſt's mir bey meiner Treu'
Wirklich immer einerley.
Sterben muß man ohnedem;
Machen wir's uns nur bequem,
So bequem, als nur ein Mann
Und ein Chriſt je ſterben kann.
Freund! kömmſt du einſt in den Fall,
Ey! ſo denke allemahl,
Was dir immer in der Welt
Drückend und beſchwerlich fällt.
Wenn der Tod dich darum kränkt,
Wenn man an was Liebes denkt,
So empfehl' man ſelbes Gott,
Und erwarte ſtill den Tod,
Philipp Kopp wurd' ich genannt;
Hab' die Naſe oft verbrannt,
Und ſah um mein theures Geld
Viele Narren in der Welt.
Darum kommts zum Sterben je,
Geh' ich ohne viele Mühe
Aus dem großen Narrenhaus
Dieſer Welt gar gern hinaus.

Freylich, lieber Kamerad!
Kömmt der Tod niemahl zu ſpat;
Denn ſag': wer vom großen Herrn
Bis zum Bettler — wer ſtirbt gern?
Man weiß ja, an was man klebt;
Leben iſt halt ſtets gelebt.
Mancher bittet noch um Friſt,
Wenn es nur ein Jährchen iſt.
Advokaten, fett und dick,
Brachten mich um Hab und Glück;
Raubten mir mit kaltem Blut
Selbſt mein Häuschen und mein Gut.
Denk' ich ſo an dieſe Herrn —
Ah! ſo ſterb' ich herzlich gern.
Dieſer letzte Sterbetroſt
Hat mich leider viel gekoſt.
Wozu iſt der Doctorhut,
Doch in dieſer Welt nicht gut?
Knochenmann! ſchlag ein! nun, Topp!
Lebt wohl! es ſtirbt Philipp Kopp.
Doch Freund, im Hinübergeh'n
Laß mir keinen Doctor ſeh'n:
Nimm jetzt auch auf meine Bitt'
Keinen Rechtsfreund für mich mit;
Denn ſonſt ſtreitet er im Grab
Mir noch gar den Himmel ab,
Und bringt einen Deſervit
Noch am jüngſten Tage mit.

Marie Zinetti
und
Laura Spinelli.

Lächelnd wie der Frühling, ſchön wie eine aufkeimende Blume, wonnevoll wie die Roſe im Maymonde, und doch fürchterlicher als der Sturm im Meer, falſcher als ein Abgrund, der mit Blumen überdeckt iſt, und grauſamer als je ein Geſchöpf ſeyn kann — iſt das Weib. Welcher Widerſpruch in der Natur! — ſchwach und grauſam — ſchön und böſe — lächelnd und tödtend — — und doch iſt's in der Natur. O wärs eine Lüge! — — Marie Zinetti iſt der Beweis, was die Leidenſchaft über das Herz eines Weibes vermag.

In einer Gegend in Italien lebte Zinetti, die Tochter eines reichen Marcheſe. Sie war ſchön und jung. Viele Jünglinge freyten um ſie; aber ſtolz ſchlug ſie jede Hand aus, und lebte lieber frey als gebunden. Ihr Vergnügen war beſiegen, und das Beſiegte verlaſſen. Sie hatte ihre Plane, ihre Abſichten. Ihre größte Freude war's, eine Menge Liebhaber zu zählen, ſie ſchmachten zu laſſen, ihnen zuzulächeln, und ſie dann zu verlachen — mit einem Worte: ihr Herz war nur des Stolzes, aber nie der Liebe fähig. Sie wußte jede Rolle künſtlich zu ſpielen, ſich in jeden Charakter hineinzudenken, und kein Herz war ſtark genug, ihre Anfälle auszuhalten.

Wenn Zinetti kam, waren alle Blicke auf ſie gerichtet; wenn ſie winkte, gehorchte Alles, wenn ſie in Geſellſchaft anderer Mädchen erſchien, war ſie einer Göttin ähnlicher, die im Zirkel ſchwacher Sterblichen auftritt; Alles ſah ſie erſtaunend an, Alles warf ſich zu ihren Füßen. Viele Jünglinge verließen die zärtlichſten Mädchen, und zogen die Feſſel dieſer Spröden den ſanfteſten Freuden der Liebe vor. Mit einem Worte: Zinette war eine zauberiſche Schönheit, und man nannte ſie die marternde Liebe. Unter den Tauſenden, die in dem Orte wohnten, wo Zinette war, befand ſich ein einziger Jüngling, der gleichgültig gegen ihre reitzende Schönheit war, und von dem ſich Zinetti nicht ſchmeicheln konnte, daß er je ein einziges Körnlein Weihrauch ihrer Eitelkeit geſtreut hätte. Dieſer Jüngling war Alvero, ein Mann von Grundſätzen und Gefühl. Er verachtete in ſeinem Herzen die eitle Zinetti, und zeigte öffentlich bey mancher Gelegenheit, daß ihre Blicke an ſeinem Herzen wie ſtumpfe Pfeile über einen Panzer abgleiteten. Durch Alvero's Kaltblütigkeit wurde die Eitelkeit der Zinetti bald beleidiget, und nun machte ſich's dieſes ſtolze Mädchen zu ihrer einzigen Beſchäftigung, Alvero's Herz zu ſtudieren, und ihn in ihre Feſſeln zu bringen. Selten iſt ein Mann, der den Blicken eines Weibes widerſteht, das ſich einmahl feſtgeſetzt hat, ihn in ihr Garn zu locken; beſonders, wenn es ſchön iſt, und Witz hat. Unſere Eigenliebe und unſere Sinnlichkeit alliiren ſich ſo bald, und unſer eigenes Herz wird an uns zum

Verräther, und ſo unterliegen wir im Kampfe, und werden Sklaven des Weibes. Alvero wußte dieſes Alles, und traute daher ſeinem Herzen nicht. Trau dem Weibe nicht, ſagte er zu ſich ſelbſt, denn alle ihre Blicke ſind Verſtellung, all ihre Worte lügen: ſie liebt dich nicht und wird dich niemahl lieben; aber ſie möchte gern der Welt zeigen, daß ihrem Willen Alles unterliegen ſoll. Könnteſt du je den unſeligen Gedanken faſſen, ſie zu lieben, wie unglücklich würdeſt du ſeyn! Dann würde ſie dich ihre ganze Verachtung fühlen laſſen; ſie würde triumphirend dich zu ihren Füßen ſehn, deiner Liebe hohnlächeln, und der Welt ſagen: Seht den ſtolzen Alvero, wie er da ſchmachtet — wie er winſelt, wie ein Blick von mir ihn tödtet, und ihn wieder belebt — ſeht die Stärke des Mannes, der mir einſt ſtolz unter die Stirne trat! — — So ſagte ſich Alvero, und ſein Herz rüſtete ſich mit neuem Muthe wider Zinetti.

Alvero kam öfter in das Haus der Marcheſe Spinelli. Dieſe hatte eine Tochter, nicht ſo ſchön wie Zinetti, aber liebevoll wie eine Huldgöttin. Man nannte ſie Laura Spinelli. Laura war die vertrauteſte Freundinn der Marcheſe Zinetti: denn ſie waren Beyde von gleichem Alter, und Geſpielinnen gleicher Jugend. Unzertrennlich waren Zinetti und Laura, und nun auch Alvero, der Lauren liebte, und um ſie warb. Laura hatte ein Herz voll Unſchuld und Aufrichtigkeit, und machte ihre Freundinn zur Vertrauten ihrer Liebe, die bey dieſer Nachricht im Stillen Wuth und Galle kochte:

aber Zinetti wußte ſich zu verſtellen, und gab die Hoffnung ihres Sieges nicht auf. Es mag Laura, ſagte ſie, ihren Alvero zum Mann haben, ich beneide ſie nicht; aber dahin muß ich es noch bringen, daß er zu meinen Füßen ſchmachtet, und wenn es auch nur eine Minute lang iſt, und ſollte ich hierüber den Verſtand verlieren. Nun wandte ſie alle Kunſtgriffe an; aber Alvero's Herz, das ganz für ſeine Laura ſchlug, war wie ein Stein unbeweglich und kalt. Die gute Laura vermuthete die Freundin Zinetti keiner unedlen That fähig, noch weniger kam ihr je der Gedanke, daß ſie Abſichten auf Don Alvero haben ſollte. Täglich ward das Band ihrer Freundſchaft enger geſchloſſen, täglich ſchienen ſie unzertrennlich zu ſeyn. Der Tag zu Alvero's Hochzeit mit ſeiner Laura war beſtimmt, und Niemand war mehr beſchäftigt als Zinetti, dieſen Tag der Freude und des Vergnügens zu verherrlichen. Ich muß mir zuerſt die Achtung dieſes Mannes zu gewinnen ſuchen, ſagte Zinetti, dann wird ſich die Sache ſelbſt geben. In den erſten Tagen der Liebe mit Laura ſind meine Verſuche vergebens, aber nach einigen Monaten, oder Jahren — dann will ich mich geltender als ſie machen, und Alvero ſoll gedemüthigt ſeyn; Zinetti wird ihm zeigen, daß ihr nichts widerſtehen kann, wenn ſie will. So ſchwärmte das eitle Weib und brütete über Plane und Entwürfe.

Laura ward Alvero's Gattinn; ſie verlebten die glücklichſten Tage der Liebe und der Eintracht. Zinetti verließ ſie ſelten, und ſchien ganz ihre Lebensart geändert zu haben. Nicht wahr, Alvero! ſagte ſie oft, Sie kannten mich doch einmahl als eine recht eitle Thörin, aber nun bin ich die nicht mehr, die ich war. Eure Liebe hat meinen Verſtand zurecht gewieſen: ich ſehe ein, daß ein Weib, das von einem Manne geliebt wird, glücklicher iſt als eine Coquette. Alvero wurde Zinettis Vertrauter; ſie entdeckte ihm, daß ſie einen gewiſſen Mylord Sprinker wahrhaft liebe, und ihn zu heirathen dächte. Doch dieſes Alles war nur Liſt, um den guten Alvero einzuſchläfern. Was thut ein Weib nicht, um ihre Plane auszuführen? — Wirklich war ein Mylord Sprinker in W**. Er warb um Zinetti, und die Sache wurde ganz ernſthaft. Unterdeſſen wurde Laura tödtlich krank, und Zinetti zeigte ſich nun ganz als Freundinn. Die zärtliche Sorgfalt, die ſie für Laura hatte, die Achtſamkeit auf Alvero's Haus, dem ſie die Wirthſchaft beſorgte, Alles machte dieſe Zinetti dem guten Alvero verehrungswerth. Er zeigte die wärmſte Freundſchaft für ſie, aber niemahl Liebe. Endlich ward Zinetti die Rolle überdrießig, die ſie ſo lange vergebens ſpielte; ſie ſuchte ſich an Alvero zu rächen. Die vorgebliche Liebe mit Mylord Sprinker kam zu weit; Zinetti wollte ihn nicht zum Manne. Nun mußte man auf einen Plan denken, wie man ſeiner los werden könnte. Zinetti ſtellte ſich eiferſüchtig, und zwar ſo, als ob ſie mit Laura eiferte. Sie ſchrieb ein Billet an Mylord, machte ihm Vorwürfe, als wenn er mit

Laura eine Zuſammenkunft gehabt hätte, und Zinetti ließ das Billet auf Alvero's Schreibpult liegen. Alvero ſah das unbekannte Billet, las es, und das Gift der Eiferſucht wirkte in ſeiner Seele. Er wurde nachdenkend, er ſprach Zinetti hierüber; aber ſie vertheidigte Lauren, nannte ſich ſelbſt eine Thörin, eine eiferſüchtige Schwärmerin, und nährte die Flamme des Verdachts in Alvero's Herz nur mehr, je mehr es ſchien, daß ſie ſelbe zu löſchen ſich bemühete. Es gibt eine Art von Entſchuldigung, die ärger und ſchädlicher iſt, als die Anklage ſelbſt, und Niemand beſitzt die Kunſt, durch Entſchuldigungen anzuklagen, meiſterlicher als das Frauenzimmer. Zinetti wußte wohl, daß Eiferſucht eine gefährliche Leidenſchaft wäre, und ſie bediente ſich nun dieſer, um ihre Abſicht zu erreichen. Man ſagt, ſprach ſie einſt zu Alvero, Sprinker beſuchte Laura alle Abend; allein es iſt eine wahre Lüge: Sie wiſſen Alvero, wie die Leute ſind; man weiß, daß wir Freunde ſind, und man ſucht uns zu trennen. Wiſſen Sie was, wir wollen uns ſelbſt wohl von der Wahrheit der Sache überzeugen. Schützen ſie eine Abreiſe vor, Alvero, und wir wollen Lauren am Abend überraſchen. Der Vorſchlag wurde zum Werk. Unterdeſſen aber ſchrieb Zinetti an Sprinker folgendes Billet:

»Wenn Sie ihre Zinetti lieben, ſo kommen ſie heute »Abends zu Lauren. Alvero iſt zwar nicht hier. Erwarten ſie mich auf ihrem Zimmer, und ſoll es auch bis

»Mitternacht ſeyn. Ich fordere es von Ihnen als eine »Probe ihrer Liebe.«

Ihre Zinetti.

Mit Ungeduld erwartete Alvero die Nacht. Laura ſaß in ſtiller Zufriedenheit in ihrem Zimmer, und ſang Lieder der Liebe zum Andenken ihres Alvero. Der Mond glänzte am Himmel, Laura lag am Fenſter; da kam Sprinker, und Laura empfing ihn als den Freund ihrer Freundin, als er ihr das Billet wies, das ihm Zinetti ſchrieb. Es ging gegen Mitternacht; Sprinker wartete noch immer. aber Zinetti kam nicht; Laura wurde unruhig, und ihr ahnte, ich weiß nicht, wie viel Trauriges.

Während der Zeit, als Sprinker traurig auf Laurens Zimmer ſaß, ging Zinetti hin, Alvero aufzuſuchen, der ſie ungeduldig in einer Laube in einem Garten erwartete. Mit zerſtreuten Haaren, mit blaſſem Geſichte näherte ſich Zinetti. Unglücklicher! ſchrie ſie aus, wir ſind betrogen. Komm, überzeuge dich deiner Schande, ſieh deine Laura in den Armen eines niederträchtigen Buhlers, und biſt du je ein Mann, ſo räche dich und mich. O betrogener Alvero! du verdienteſt das um deine Laura nicht; o wüßte ſie deinen Werth zu ſchätzen, wie ich — und du! Unglücklicher! konnteſt meine Liebe, die ich lange gegen dich fühlte, verſchmähen! — O was hätte Zinetti nicht für Alvero thun können! — — Da ſah Alvero mit ſtarrem Blicke zur Erde; endlich erhob er ſein Auge, und drückte Zinetti an ſeine Bruſt. Er ſank zu ihren Füßen. Göttliches Weib! rief er, wie konnte ich dich verkennen! — Aber beym Himmel! ich will mich und dich rächen. Nun eilte er hin, und eben als er an die Thüre ſeines Hauſes kam, verließ Sprinker Laurens Zimmer. Sogleich fiel er ihn mit entblößtem Degen an; er wollte ſich vertheidigen, aber Alvero hörte nicht. Kämpfe, Bube! ſchrie er, und Alvero ſank verwundet zur Erde. Sprinker flüchtete ſich. Dann, als Alvero ſchon mit dem Tode rang, kam die boshafte Zinetti. Ich hab' mich durch dich ſelbſt an deinem Herzen gerächet, ſchrie ſie ihm in's Ohr, feiger Alvero! ich habe dir durch Betrug das Geſtändniß deiner Liebe abgetändelt: Alles, was ich dir ſagte, war Lüge. Lerne, was ein Weib zu unternehmen im Stande iſt, wenn du ihre Eitelkeit beleidigeſt. Dann entfernte ſie ſich wie eine Furie mit zerſtreuten Haaren. Die unglückliche Laura fand ihren ſterbenden Alvero; ſie bemühte ſich vergebens mit Küſſen der Liebe ſeine bereits entflohene Seele auf ſeinen kalten Lippen wieder zurückzurufen; er ſtarb, und ſeine Laura konnte ſeinen Tod nicht überleben. Sie ergriff den Degen, der neben ihm lag, und durchborte ihr eigenes Herz an ſeiner Seite. Zinetti vergiftete ſich ſelbſt, und triumphirte noch im Tode über die Schwachheit des guten Alvero.

Sätze durch Erfahrungen beſtätigt.

Eitelkeit iſt die heftigſte Leidenſchaft eines Weibes.

Ein eitles Weib will keinen Liebhaber, ſondern immer Anbether; keinen Gatten, ſondern einen Sklaven.

Ein eitles Weib will Alles beſiegen: den ſie beſiegt, den liebt ſie nicht; der ihr widerſteht, den haſſet ſie.

Ein eitles Weib iſt nie fähig, die Freundin einer andern zu ſeyn, als nur in ſofern ihre Eitelkeit dabey gewinnt.

Für ein eitles Weib iſt die Schönheit einer Andern Beleidigung, und die Tugend ein unverzeihliches Verbrechen.

Eine tugendhafte Frau gleicht heut zu Tage unter den eitlen Weibern einer armen Eule, die auf einem Stocke im offnen Felde ſteht, und auf die alle Vögel herabſtoßen, und ſie verfolgen.

Jedes eitle Weib trägt alles Mögliche zum Verderben eines andern bey, um ſie dann auf alle Arten zu erniedrigen, obwohl ſie vielleicht in ihrer Seele noch dreymahl ſchlechter iſt, als die Verdorbene.

Wenn ein eitles Weib die Tugend lobt, ſo geſchieht es nicht darum, weil ſie Liebe zur Tugend hat, ſondern weil ſie glaubt Gelegenheit zu finden, Frauen, die ihres gleichen ſind, und ebenfalls keine Tugend haben, zu erniedrigen.

Die meiſten Weiber reden gut von Sittlichkeit, Eingezogenheit und Treue, damit ſie mehr Stoff finden, über andere loszuziehen, oder um zuweilen die Freude des Widerſpruchs zu haben.

Die meiſten Weiber, deren Seelen ſchwarz ſind, können jene nicht vertragen, die noch weiße Seelen haben. Sie wenden Alles an, die auch ſchwarz zu machen, oder wenigſtens müſſen ſie ſcheckig ſeyn. Dieſe Sätze beſtätigt die alltägliche Erfahrung.

Der beſte Rath, den ich Jemanden zu geben im Stande bin, iſt dieſer: ſtudire das Weib, eh du es nimmſt: aber zu dieſem Studium gehört Kaltblütigkeit und Vernunft, und die geht meiſtentheils zum Geyer bey der Liebe. Man hängt an der Larve, und denkt nicht ans Herz.

Ihr mögt ſehen, Kameraden, wie ihr euch durchſchlägt: ſo viel iſt gewiß, daß das Verderbniß der Sitten den höchſten Grad erreicht hat.

Aglais

oder geſammelte

Bruchſtücke der Schwärmerey

aus

wahren Menſchengeſchichten.

Aglais.

Aglais war jung und unerfahren, als er in die Welt trat. Wie die einſame Blume im ruhigen Thale erwuchs Aglais in einer ländlichen Gegend, und unbekannt mit Menſchen lebte er Frühlingstage ſeiner Unſchuld.

Am ſtillen Bache, an der rauſchenden Quelle öffnete ſich ſein gefühlvolles Herz den heiligen Eindrücken der Menſchen Lehrerin, Natur. Die glänzende Sonne am Mittag, die Purpurröthe Aurorens, die blumige Wieſe, und die ſingende Lerche waren ſeine Lehrerinnen.

Aus dem Wonnegefühle des Lebens lernte Aglais ſeinen Gott kennen, und aus den Wohlthaten der Natur lernte Aglais die Menſchenliebe.

Entfernt von aller unedlen Leidenſchaft, kannte der ſanfte Jüngling keine anderen Eindrücke, als die, welche die edelſten der Menſchen ſind.

Zufrieden war Aglais mit dem, was ihm die Natur gab; ruhig ſchlummerte er unter ſeinem trauten Strohdache, und ſeine Wünſche waren begränzt, wie ſeine Bedürfniſſe.

Er dankte dem wohlthätigen Schafe ſeine Kleidung, der Quelle ſeinen Trunk, und dem dankbaren Acker ſeine Nahrung; war zufrieden mit dem, was ihm die Natur gab; und nie wallte ſein Blut auf, durch Begierden und Habſucht empört.

Er ſchonte der gutthätigen Heerde, die ihn kleidete, und vergoß nie das Blut des treuen Stiers, der mühſam ſeinen Acker pflügte, und ihn ernährte.

Euer Glück, ihr Menſchen, liegt in der Natur; beſchuldigt nie die Schöpfung einer Grauſamkeit, weil ihr die Ketten der Sklaverey nachſchleppt.

Zur Seligkeit, zur Wonne hat euch die Natur erſchaffen, aber ihr konntet euer Glück nicht ertragen; ihr ſelbſt habt das Paradies in eine Wüſte verwandelt. Noch ſteht dieſes treffliche Eden; aber, verwachſen mit Dornen und Diſteln, finden wenige mehr den Zutritt in dieſe himmliſche Gegend; nur für den, der die wahren Schätze des Lebens kennt, iſt der Pfad noch gebahnet — und dieſe Schätze ſind Weisheit und Tugend.

Verachtet und verſpottet iſt der, der dieſen Weg geht; einſam, wie ein Pilger, muß der wandeln, der dieſen Ort erreichen will; denn die Menſchen ſehen es für Beleidigung an, wenn Einer den Muth hat, ſeine Narrenkappe wegzuwerfen. Es iſt Mode geworden, und die Feinheit wußte der Narrenkappe tauſend Geſtalten und Zuſchnitte zu geben; die Schellen werden ſo künſtlich vernähet, daß der ein feines Ohr haben muß, der ſie klingeln hört.

Aglais kannte die Welt nicht, und war glücklich. Sein ſchuldloſes Herz kannte keine Freude, als die der Unſchuld.

Wie die Knoſpe der Roſe ſich dem Hauche des holden Zephyrs öffnet, ſo öffnete ſich Aglais Herz gegen Jedermann, und wußte noch nicht, daß Falſchheit und Tücke die Menſchen verunſtalten.

Die Roſe blühte ſchon fünfzehnmahl an Aglais Hütte, und fünfzehnmahl ward die Traube reif, ſeitdem Aglais die Welt ſah.

Ein Jüngling mit edlem Muthe, mit freyer Seele war Aglais; ungeheuchelt war ſeine Denkart, und offen ſein Herz. Seine Nerven waren zu edlen Empfindungen geſtimmt, und mit ſolcher Bildung des Herzens verließ Aglais das Land, und kam in die Stadt.

So wird aus fruchtbarem Erdreich die ſchönſte der Blumen geriſſen, und in eine Einöde gepflanzt, um unter Diſteln zu verwelken.

Wie unglücklich war Aglais, als er die Menſchen kennen lernte! Wo ſein Auge nur hinſah, war nichts als Verwüſtung und Elend.

Aglais ungeheuchelte Unſchuld wußte ſeine Worte nicht mit Farben zu ſchminken; er ſprach, was er dachte, und Verfolgung folgte ſeinen Schritten.

Sein gefühlvolles Herz unterlag unter der Bürde des Kummers, und traurig, wie der Schatten des einſamen Wanderers, wandelte er den Pfad des Le bens. Seine Freunde waren um ſeine Geſundheit beſorgt, und wandten Alles an, ihn auf andere Begriffe zu bringen, allein, ſein harmoniſches Herz konnte die Mißtöne der Welt nicht vertragen, er welkte dahin, wie die Roſe. — Es war eine Frühlingsnacht, als er ſeinen Vetter rufen ließ — er kam — Aglais führte ihn in den Garten, der Mond war am Himmel, und die Balſamgerüche der Blumen düfteten. O Freund! ſagte Aglais, hier iſt Ruhe und Stille, wie im Lande der Seelen; jenſeits iſt es beſſer zu wohnen — noch einen Kuß — und eine Umarmung, dann auf ewig — Lebe wohl!

Aglais ſchlief ein, und erwachte nicht mehr; niemand wußte die Urſache ſeines Todes, aber ſie entdeckte ſich, wie wir nachhin hören werden. Auf ſeinem Zimmer fand man ein Buch aufgeſchlagen auf ſeinem Tiſche liegen, in welchem folgende Geſchichte war:

Der arme Auguſt.

Große, Mächtige und Reiche! Leſet meine wahre, ſchreckliche Geſchichte! Euch ſey ſie ans Herz gelegt, und wenn ihr, zu einem prächtigen Mahle geladen, bey einem Armen vorübergehet, ſo theilet ihm nur das kleinſte Stück aus eurer vollen Spielbörſe mit, und er wird geſättigt am Abend euch ſegnen; aber fluchen wird er euch, wenn ihr mit einem Kopfſchütteln ſein dringendes Flehn beantwortet, und aufgezeichnet werdet ihr einſt dieſen Fluch im Schuldbuche des Ewigen finden, der euch Ueberfluß gab, damit ihr Nackende kleiden und Hungrige ſpeiſen ſollt.

Zu M— in S — lebte vor ungefähr ſechzig Jahren ein armer Leinweber. Kümmerlich nährte ihn ſein Handwerk, und oft wurde ſein Tiſch nur des Tages einmahl gedeckt; aber er lebte froh und vergnügt, denn Gott hatte ſeine Ehe mit einem hoffnungsvollen Sohne geſegnet, der von ſeinem Wiegenjahre an die Freude ſeiner armen Aeltern war. Sein Pathe, der Pfarrer des Städtchens, ließ Auguſten — ſo hieß der Knabe — ſtudieren, und wenn der alte Leinweber Sonntags nach der Pfarre ſchlich, las ihm der Pfarrer oft Briefe von den Profeſſoren vor, die ſeinen Zögling nicht genug zu loben wußten. Mit Freudenthränen im Auge kehrte der frohe Vater wieder in ſeine Hütte zurück, erzählte ſeiner Gattin beym nächtlichen Mahle ihres lieben Sohnes Lob, und Erdäpfel ſchmeckten dann den alten Leuten köſtlicher, als der beſte Braten.

Auguſt hatte die Rechte ſtudirt, und kam, verſehen mit den beſten Zeugniſſen, in die Arme ſeiner Aeltern, in das Haus ſeines Wohlthäters zurück. Kurz darauf ſtarb der Pfarrer, und Auguſt mußte Alles anwenden, um ſich und ſeine armen Aeltern vor Mangel zu ſchützen. Der Obereinnehmer des Städtchens wurde weiter befördert; Auguſt wagte es, um dieſe offenen Dienſtſtelle anzuhalten.

Der Miniſter dieſes Departements, ein würdiger rechtſchaffener Mann, ließ ſich alle Jahre von den Profeſſoren der Landesuniverſität ein Verzeichniß der fleißigſten Studenten einſchicken, und da Auguſt in dieſer Liſte oben ſtand, ſo erhielt er vor dreyßig Mitkompetenten den Vorzug. In vier Wochen war er Obereinnehmer, hatte einen jährlichen Gehalt von fünfhundert Thalern, folglich mehr, als je ſein höchſter Wunſch begehret hatte. Sein armer Vater webte nun nicht mehr Leinwand, er wohnte mit ſeiner Gattin im Hauſe des dankbaren Sohnes. Beyde genoßen noch einige Jahre das ruhige Alter, und ſtarben endlich in den Armen ihres Auguſt. Schon ein ganzes Jahr ruhten die Aeltern im Grabe, als einſt Auguſt nach einem benachbarten Städtchen auf einen Ball geladen wurde. Er kam, ſah dort die ſchöne Amalia, und fühlte im Rückwege zum erſtenmahle den Drang der Liebe.

Es gibt eine gewiſſe Gattung von Menſchen, die, durch irrige Begriffe geleitet, ſich ein Verbrechen aus der ſchuldloſeſten Liebe machen, ſie vor Aller Augen zu verbergen ſuchen, und das größte Laſter zu begehen wähnen, wenn ſie ihrem beſten Freunde dieſe Leidenſchaft entdecken ſollen. Unter dieſe Klaſſe gehörte Auguſt; er verſchloß ſeine Liebe ins Innerſte ſeines Herzens, quälte ſich ein halbes Jahr, und da er ſeine Qual nicht länger mehr ertragen konnte, ſo reiſte er in größter Stille nach dem Wohnorte des Mädchens, hielt ſchriftlich um Amalien an, und kam verheirathet zurück; ehe ein einziger Bewohner ſeiner Vaterſtadt etwas von ſeiner Liebe gemuthmaßt hatte. Seine Heirath war nun das Geſpräche des ganzen Städtchens. Alle bedauerten den guten Auguſt, denn er hatte ein Mädchen genommen, das in der ganzen Gegend in üblem Rufe ſtand. Jedermann wußte, — nur der geheimnißvolle Auguſt nicht, — daß ſie vor einigen Jahren öffentliche Maitreſſe eines Edelmanns war, mit dieſem ein Kind erzeugt hatte, und wegen ihrer ſchlechten Aufführung ſchimpflich vom Schloſſe gejagt wurde. Keiner war ſo grauſam, ihm dieſe Geſchichte zu erzählen, und ſo lebte Auguſt ruhig und vergnügt mit ſeiner Gattin, die ihm nach dem erſten Jahre, ihr vollkommenes Ebenbild, eine Tochter, gebar. Schon nahmen viele ihr erſtes Urtheil über dieſe Heirath zurück, weil ſie mit Grund hofften, Amalie würde, gewarnt durch ihren erſten Fall — nun eine gute Gattin ſeyn und bleiben. Aber Amaliens Aenderung war nicht anhaltend, ſie fing an, kleine Tafeln, kleine Spiele zu geben, lud allerhand Perſonen, und unter dieſen alle hübſchen Offiziere der Garniſon dazu ein. Oft wachte Auguſt die ganze Nacht auf dem einſamen Lager, bis ſeine Gattin erſt am ſpäten Morgen es mit ihm theilte. Er fühlte, daß dieß nicht recht ſey; aber er war zu verliebt, und folglich zu ſchwach, um dem Ganzen Einhalt zu thun. Endlich ſah er, daß ſein ganzer Gehalt nicht hinreichte, um den Aufwand ſeiner Frau zu beſtreiten, und es meldeten ſich Schuldner, die er aufs künftige Jahr vertröſten mußte. Er murrte zum erſtenmal mit ihr, aber eine feurige Umarmung, ein ſüßer Kuß ſtillte ſeinen Zorn, und ſein Haus wurde bald der Sammelplatz aller jungen und ausſchweifenden Perſonen. Ein beſſerer Dienſt in einer größern Stadt war jetzt offen. Auguſt, der bisher immer ſeine Pflicht aufs genaueſte erfüllt, und öfters Belobungsdekrete darüber erhalten hatte, hoffte nicht ohne Grund, daß er dieſen Dienſt erhalten würde, und glaubte den Ausſchweifungen ſeiner Frau ganz Einhalt zu thun, wenn er ſie von einer ſo gefährlichen Geſellſchaft entfernte. Er entdeckte Amalien ſeine erſte Geſinnung, ſie billigte nicht allein ſolche, ſondern rieth ihm auch, ſelbſt nach der Reſidenz zu reiſen, um ſein Begehren deſto beſſer betreiben zu können. Auguſt nahm von dem wenigen baaren Gelde den kleinſten Theil mit auf die Reiſe, und ließ ſeiner Frau mehr noch, als ſie zur häuslichen, ſtillen Wirthſchaft brauchte. Als er ſchon im Wagen ſaß, gab er ihr den Schlüſſel zur landesfürſtlichen Kaſſe, damit ſie, wenn etwa Feuer entſtünde, Alles retten könnte.

Er kam in der Reſidenz an. Der Miniſter war verreiſt, und er mußte vierzehn Tage auf ſeine Ankunft warten. Er ſchrieb unterdeſſen die rührendſten Briefe an ſeine Frau, und ſtellte ihr ſchriftlich — was er beſſer als mündlich im Stande war — die Folgen vor, die ihr Aufwand haben würde, nothwendig haben müßte. Auguſt verſprach ſich viel von dem Eindrucke, den dieſe Briefe auf ſie machen würden, aber Amalie warf ſie ungeleſen hin, ſchwelgte auf die übertriebendſte Art mit ihren Anbethern, und aufmerkſame Beobachter rechneten auf's genaueſte nach, daß oft ein einziges Soupée ſechzig und mehrere Thaler koſtete.

Jeder hat ſeine Feinde, auch Auguſt hatte ſie, und ehe der Miniſter nach der Reſidenz kam, war ſchon eingelaufenen Berichten zufolge, Befehl gegeben, Auguſts Kaſſe zu revidiren.

Früh trug er dem angekommenen Miniſter ſeine Bitte vor. »Sie ſey ihnen gewährt, wenn es Verläumdung iſt, was man von ihnen ſpricht, und wenn die Kaſſe richtig befunden wird.« Auguſt, der ſich keines Verbrechens, keiner Unrichtigkeit bewußt war, reiſte ruhig nach Hauſe, und verſprach ſich für die Zukunft die heiterſten Tage. Er kam an, und fand ſeine Frau nicht zu Hauſe. Sie ſey geſtern, ſagte ihm die Magd, als man die Kaſſe verſiegelt hätte, eilig auf's Land gereiſet. Auguſt wußte, daß er revidirt werden ſollte. Die Verſieglung kam ihm alſo nicht unerwartet; aber die Reiſe ſeiner Frau, ihr langes Ausbleiben ließ ihn die ganze Nacht nicht ſchlafen. Am frühen Morgen kamen Abgeordnete, öffneten in Auguſts Gegenwart die Kaſſe, und es lagen anſtatt neun hundert, nur fünfzig Thaler darin. Der Defekt überſtieg ſeine Caution, die er durch das Vermächtniß ſeines Pathen geleiſtet hatte, um die Hälfte, und der erſtaunte Auguſt wurde ins Gefängniß geführt. Noch wußte er nicht, was er glauben, was er denken ſolle, als ſein beſter Freund zu ihm in's Gefängniß trat, und ihm die ganze Aufführung ſeiner

Frau in ſeiner Abweſenheit erzählte. Ich gab der Leichtſinnigen den Schlüſſel, mehr ſagte er nicht, und gab ſich in allen Verhören als den Schuldigen an, ungeachtet ſeine Richter, bekannt mit der ganzen Sache, ihn oft fragten: Ob ſeine Frau nicht etwa Eingriffe in die Kaſſe gethan hätte? Seinem eigenen Bekenntniſſe zufolge wurde er — nach den Landesgeſetzen noch ſehr gelinde — zu einem fünfjährigen Feſtungsbaue verurtheilet.

Der Unſchuldige harrte dieſe lange Zeit ohne Murren, und eilte, als er losgelaſſen wurde, ſeiner Vaterſtadt zu. Er fragte eifrig nach ſeiner Frau, nach ſeinem Kinde. Das letztere hatten barmherzige Leute bisher ernähret, und gaben es willig dem bittenden Vater wieder. Die erſte, erfuhr er, nach langem Nachforſchen, halte ſich im P****ſchen bey einem Obriſten als Haushälterin auf. Mit ſeinem Kinde am Arme reiſte er zu ihr. Vielleicht glaubte der Unglückliche, daß ſeine Frau, weil er für ſie büßte, ihn mit offnen Armen empfangen, ihm ihre ganze Liebe wieder ſchenken würde. Als er dort ankam, fragte er nach der Frau Haushälterin, und hörte zu ſeinem größten Erſtaunen, daß man die Mamſell gleich rufen würde. Sie kam, und die Undankbare wollte ihn nicht einmahl kennen. Ich war nie verheirathet, ſagte ſie dreiſt! der Kerl muß ein Narr ſeyn! und Auguſt wurde durch einen Korporal zum Hauſe hinausgeprügelt! Keine Ausſicht, keine Hülfe, nicht einmahl einen Troſt! Er bettelte ſich mit ſeinem Kinde bis zur nächſten Stadt. Dort war er ſo glücklich, ein

Stübchen zur Miethe, und, wegen ſeiner guten Handſchrift, von vielen Advokaten Acten zum Abſchreiben zu erhalten. Kümmerlich, aber ehrlich, nährte er ſich mit dieſer Arbeit acht lange Jahre. Sein Lottchen, ſeine Tochter, war der einzige Troſt, das einzige Vergnügen, das er hatte und kannte! Sie liebte ihn über Alles; ſein Auge durfte winken, ſo wurde ſein Wink befolgt.

Amalie hatte unterdeſſen ihren Obriſten ſchon wieder verlaſſen, und war zur Stadt gekommen. Ein junger Miniſter fand ſie noch reitzend, und ihr Schickſal war durch ſeine Freygebigkeit ſehr glänzend geworden. Einſt trug Auguſt abgeſchriebene Acten nach Hauſe, als ihm in der Hauptgaſſe ein prächtiger Wagen begegnete. Er wollte ausweichen, ſah ſeine Frau darin ſitzen, blieb vor Erſtaunen ſtehen, und wurde von dem unbarmherzigen Kutſcher zu Boden gefahren. Der Wagen rollte raſch fort, und Auguſt lag wie todt da. Sein rechter Arm war zerſplittert, ſein linkes Bein ſehr beſchädigt. Gutherzige Leute trugen ihn, als er reden konnte, nach Hauſe, ſeine troſtloſe Tochter rufte einen Chyrurg, und dieſer ſtellte ihn erſt nach einem halben Jahre, gelähmt an Hand und Fuß, wieder her. Als dieſer ſeine Bezahlung forderte, hatten Vater und Tochter nur noch ein einziges Kleid. Ihr weniger Hausrath war bis auf einen Tiſch und einen Stuhl verkauft. Alles dieſes und ihr einziges Bett reichte kaum zu, um ſeine Forderung zu befriedigen. Am Abende gingen ſie das erſtemahl hungrig ſchlafen, und wußten am Morgen nicht, wo ſie für dieſen Tag einen Biſſen Brod hernehmen ſollten. Es war ſchon Mittag, und noch brannte auf ihrem Herde kein Feuer. Beyde weinten, aber beyde ſchwiegen, weil ſie ſich nicht durch unnützes Klagen ihr Unglück vergrößern wollten.

Der Vater brach zuerſt das Stillſchweigen:

Aug. Was wird aus uns werden?

Lottch. Gott im Himmel weiß es!

Aug. Meine Hand iſt gelähmt, ich kann nicht mehr ſchreiben! und wollte ich auch ausgehen, wollte gute Leute um ein Almoſen anſprechen, ſo habe ich nicht einmahl einen Rock. Erbarmet ſich Gott nicht bald unſer, ſo müſſen wir vor Hunger ſterben.

Lottch. Vater, ich will — — — (Thränen hindern ſie, weiter zu reden.)

Aug. Was willſt du?

Lottch. Ich — will — betteln gehen!

Aug. Du? du? Und doch — aber nein! Noch weiß ich ein anderes, weniger ſchreckliches Mittel! deine Mutter iſt in der Stadt, ihr Wagen war's, der mich zu Boden fuhr.

Lottch. Meine Mutter!

Aug. Er kam aus des Miniſters Haüſe, dort muß ſie wohnen, oder wenigſtens zu erfragen ſeyn. Du biſt ihre Tochter, du biſt unter ihrem Herzen gelegen, ihr Blut hat dich genährt, ſie wird Erbarmen mit dir haben, und biſt du verſorgt, ſo will ich gerne ſterben. Frage unter meinem, unter ihrem Familiennahmen nach ihr. Schildere ihr unſer Elend, und rührt ſie dieß nicht, ſo ſage ihr kühn, daß wir durch ſie unglücklich ſind.

Lottch. (freudig) Ich ſoll meine Mutter ſehen! O wohl uns, daß ſie noch lebt! Sie wird uns gewiß helfen! Ich gehe gleich!

Aug. Geh, Kind, geh! Mich hungert ſehr! Ich will unterdeſſen bethen, damit Gott ihr Herz erweicht.

Lottchen eilte fort, und Auguſt kniete nieder, bath Gott um Erhörung und Erbarmung. Unter Auguſts Nahmen wollte Niemand in des Miniſters Hauſe etwas von Amalien wiſſen, als ſie aber ihren Familiennahmen nannte, ſo wußte jeder, daß es das gnädige Fräulein ſey. Aber die ſaß ſchon bey der Tafel, und ihre Tochter mußte bis fünf Uhr in der Antichambre hungern. Endlich wurde die Tafel aufgehoben, und Lottchen gemeldet. Sie ſoll ſagen: wie ſie ſich nenne? wer ſie ſey? war die Antwort. »Ich bin des armen Auguſts Tochter!« O ich kenne das Aas ſchon, rief das gnädige Fräulein im innern Zimmer, ſie ſoll ſich fortſcheren, ſonſt werden die Bedienten ſie fortpeitſchen. Die erſchrockene Tochter floh, als ſie dieß hörte, und lautes Gelächter der Bedienten ſcholl ihr nach.

Troſtlos ging ſie durch die Gaſſen. Ihr armer Vater fiel ihr ein. »Mich hungert ſehr, ſagte er, als ich fortging. Wie wird ihn jetzt erſt hungern, und ich bringe ihm keine Hülfe, keinen Troſt!« Es dämmerte ſchon, und Lottchen wagte es, einige Vorübergehende um ein Allmoſen zu bitten. Zweymahl ſtreckte ſie ihre zitternde Hand vergebens aus, das drittemahl wollte ihr eben eine gutherzige Frau etwas ſchenken, als ein Bettelvogt aus einer Ecke hervorſprang, ihr die Gabe entriß, und das arme Mädchen ſchrecklich ſchlug. Mit Blut befleckt kam ſie nach Hauſe. Noch kniete ihr Vater in der Ecke und bethete. »Was haſt du ausgerichtet? — Nichts! — Aber du bluteſt? die Grauſame, ſie hat dich ſchlagen laſſen! Ha, dieß noch!« Hier trat er an den kalten Ofen, und wetzte mit ſeiner linken Hand das einzige Meſſer, das er noch hatte. »Nicht ſie, mein Vater, nicht ſie!« »Aber wer denn?« Das Meſſer entfiel hier ſeiner Hand. »Ein harter, garſtiger Mann, der nicht zulaſſen wollte, daß eine gute Frau mir etwas ſchenke.« »Alſo auch die einzige Hoffnung dahin! Und nun verſank er in ein tiefes Nachdenken, ſtand oder lag vielmehr am Fenſter, und Lottchen wagte es nicht, mit ihm zu reden. Um zwölf Uhr in der Nacht ſeufzte er oft und tief. Lottchen wagte es nun, ihn zu tröſten:

Vater! noch weiß ich eine Hülfe!

Du? Hülfe?

Ja, lieber Vater, ich will mich als Magd verdingen.

Haſt recht! Dann iſt dir doch geholfen!

Will auch Ihnen helfen.

Wird eben ſo fehlſchlagen, aber ungerecht wärs, wenn ich nicht bis ans Ende ausharren wollte.

Lottchen ging am frühen Morgen aus, und kam um 9 Uhr mit Brod und Fleiſch zurück. Sie war zu einer von den Frauen gegangen, die ſich ein Geſchäft daraus machen, dienſtloſe Mädchen unterzubringen. Dieſe hatte ſie in ein Bürgerhaus gewieſen, wo ſie ſogleich als Küchenmagd angenommen wurde, und zur Sicherheit einen halben Gulden Handgeld erhielt. Sie aß mit ihrem hungrigen Vater, und trat ſchon Nachmittags ihren Dienſt an. Abends hob ſie etwas von ihrem Tiſche auf, und trug es früh ihrem Vater hin. So machte ſie's immer, und der Arme ſah mit Thränen, wie es möglich ſey, daß ſeine Tochter ihn als Dienſtmagd ernähren könnte. Als es kalt wurde, nahm die Dankbare ihr ganzes Bett, und brachte es ihrem Vater. Er weigerte ſich es anzunehmen; aber da ſie ihn verſicherte, daß es ja einerley ſey, ob er oder ſie darauf ſchliefe, daß ſie immer noch genug hätte, um ſich vor Kälte zu ſchützen, nahm er es mit Dank an. Ein vierteljähriger Lohn reichte hin, um ihm einen alten Rock und etwas Holz zu kaufen. Schon fing der alte August an, auf die Vorſicht zu trauen, als Lottchens Hausfrau einſt in ihre Kammer trat. Sie ſah, daß ihre Magd auf dem Stroh ſchlief, und fragte nach dem Bette. Lottchen ſtockte und geſtand endlich. Das Bett mußte ſogleich herbey geſchafft werden, und da man die Wahrheit nicht glaubte, ſo wurde Lottchen, zum Lohne ihrer kindlichen Liebe, in dem kälteſten härteſten Winter aus dem Hauſe gejagt. Sie ging wieder zu ihrem Vater. Zwey Tage nährten ſie ſich kümmerlich, aber am dritten Tage war nichts mehr übrig. Eine ſtrenge Kälte fiel dieſen Abend ein, und ſie brachten die Nacht aufs erbärmlichſte zu. Früh ſchickte der Vater ſeine Tochter aus, um einige Kohlen zu betteln, gab ihr ſeinen Segen und ſchloß die Thür hinter ihr zu. Lottchen war ſo glücklich, von einer benachbarten Magd einige zu erhalten, und eilte, ihren erſtarrten Vater zu wärmen. Sie klopfte oft an der verſchloſſenen Thür; aber Niemand wollte ſie eröffnen. Endlich wurde ihr bange, ſie bat zwey Schuſtergeſellen, die eben an der Treppe ſtanden, ihr die Thüre eröffnen zu helfen. Dieſe ſprengten die morſche Thür entzwey, und ſahen, daß der arme Auguſt ſich an der Wand ſelbſt erhängt habe. Lottchen ſchrie erbärmlich, die Schuſtergeſellen gingen fort, und die Leute im Hauſe verſammelten ſich um die Troſtloſe. Das Gericht kam, fand es ſehr verdächtig, daß der todte Auguſt am Kopfe eine Wunde habe, und alle erklärten ihn für ermordet, als ſie fanden, daß er nicht hange, ſondern kniee, daß ſogar das Strumpfband an ſeinem Halſe ganz locker war. Lottchen wurde in einer halben Stunde ins Gefängniß geſchleppt, und als man ſie über die Gaſſe führte, nannte ſie das Volk eine Vatermörderin. Aerzte unterſuchten den Leichnam ihres Vaters, und ihre Ausſage kam mit der Bemerkung der Gerichtsperſonen überein. Im Verhöre berief ſich Lottchen auf das Zeugniß ihres Nachbars, des Schuſters. Er und alle ſeine Geſellen wurden vorgerufen, und alle ſchworen, daß ſie bey Eröffnung der Thüre nicht zugegen waren. Sie wurde alſo durch Zeugen überwieſen, daß ſie ihre Richter belügen und hintergehen wolle, und dieſe verdammten ſie zur Folter.

Auf der ganzen großen Welt war wohl nie ein unglücklicheres Mädchen, als Lottchen! Die ganze Nacht lag ſie auf ihren Knien, ihr Gebeth zu Gott war heiß und dringend; oft kämpfte Verzweiflung mit ihr, aber eben ſo oft erquickte ſie Gottes Güte mit Troſt. Am andern Tage wurde das Schlachtopfer wirklich zur Folterbank geführet, und nicht vermögend, ſolche Schmerzen zu ertragen, geſtand ſie Alles, was ihre Richter zu wiſſen verlangten. Nicht wahr, du haſt deinen Vater ermordet, um ihn nicht länger ernähren zu müſſen? fragte ſie der ſtrengſte Richter. Mit gegen Himmel gewandtem Auge, aus dem blutige Thränen träufelten, ſchwor ſie, daß ſie ihren Vater zärtlich geliebt hätte, und gern ihr Leben aufopfern wollte, um ihn wieder zu erwecken. Als aber der Henker ſie faßte, mit ſeinem grauſamen Inſtrumente in ihrem Fleiſche wüthete, da preßte ihr die Todesangſt auf alle Fragen ein Ja ab. Ein Ja, das jedes nicht ganz gefühlloſe Herz für das lauteſte Nein genommen hätte! Aber Ja ſagte ſie, und Ja wurde protokollirt. Warum denn nicht auch ihr Flehen nach Gottes Hülfe? Ihr ängſtliches Gebeth an den erbarmenden Erlöſer, das alle Augen zu Thränen zwang, und in jedem Herze die Muthmaßung erweckte: Lottchen müſſe unſchuldig ſeyn.

Bald darauf wurde ihr Urtheil geſprochen. Mit der heiterſten, ruhigſten Miene hörte ſie, daß ihr Kopf und Hand abgehauen, und ihr Körper aufs Rad gelegt werden ſollte. Der Geiſtliche brauchte ſie nicht zu tröſten, ſie war ſchon getröſtet. Mit Verlangen ſah ſie dem Tage ihres Todes, dem Ende ihres Leidens entgegen. Keiner von den vielen Hunderten, die ſie in ihren letzten Stunden beſuchten, kann ſagen, daß ſie über das Urtheil ihrer Richter gemurret hätte, nur ihrem Beichtvater vertraute ſie ihre Unſchuld, und dieſen bat ſie, ihr Schickſal nach ihrem Tode ihrer Mutter zu erzählen.

Als ſie die Todesglocke läuten hörte, ſagte ſie: Das iſt die Glocke, die mich zur Ruhe ruft! Wie die Wächter ſie abzuhohlen kamen, ſtand ſie ſchon an der Thüre. Schnell und freudig ging ſie die Treppe hinunter, als aber das ganze Volk ſie weinend empfing, weinte ſie mit. Wie ſie auf den Richtplatz kam, kniete ſie nieder, und bethete ſtill. Nach dieſem ſetzte ſie ſich ſelbſt auf den Stuhl, und bat nicht länger zu zögern! Die ganze Menge ſchluchzte. Ich danke, ſagte die Halbverklärte, ich bin eures Mitleids nicht unwürdig, und wenn Gott, vor deſſen Throne ich jetzt erſcheine, ein gerechter Gott iſt, ſo wird er früh oder ſpät meine Unſchuld entdecken. — — Der Henker zuckte das Schwert, und Lottchen war nicht mehr.

Noch rauchte der Richtplatz von ihrem unſchuldigen Blute, als ſich zwey athemloſe Männer vor Gericht ſtellten. Es waren die zwey Schuſtergeſellen, welche ihr die Thüre aufſprengen halfen. Sie wollten, erzählten ſie, eben aus der Stadt fortwandern, und warteten im Vorhauſe auf einen Kameraden, als Lottchen aus ihrem Zimmer trat. Sie bemerkten deutlich, daß der Vater ihr noch nachſah, und erſt die Thüre verriegelte, als ſie ſchon auf der Treppe waren. Sie blieben in Lottchens Abweſenheit im Vorhauſe ſtehen, und hörten in Auguſts Zimmer einen ſtarken Fall. Dieß bewog ſie, ihr die Thüre, als ſie zurück kam, aufzuſprengen und ſie fanden den Alten ſchon todt. Gleich darauf wanderten ſie fort, weil ihr Kammerad kam, und ſie noch an dieſem Abend in einer benachbarten Stadt ſeyn wollten. Dort hatten ſie die ganze Zeit gearbeitet, und geſtern Abends Lottchens Geſchichte und ihr Todesurtheil erzählen hören. Sie waren die ganze Nacht gelaufen, um die Unſchuldige zu retten, und weinten bitterlich, als ſie hörten, daß ſie zu ſpät kämen. Sie beſchworen ihre Ausſage, und gingen traurig fort!

Am andern Morgen unterſuchte man aufs Neue, aber zu ſpät, das Zimmer des Auguſts, und fand, daß an dem Platze, wo er ſtarb, in der Höhe ein abgebrochener Nagel ſtack, der vermuthlich abbrach, als ihn Auguſt zu ſeinem Vorhaben wählte. Daher die Wunde am Kopfe, daher der gehörte Fall. Eben ſo wahrſcheinlich war's, daß er von Verzweiflung, Hunger, Kälte und durch den Fall ſchon beynahe todt war, als er am andern Nagel ſein Vorhaben ausführte.

Das todte Lottchen wurde nun losgeſprochen, und ihr Leichnam in der Stadtkirche begraben. Nie habe ich ein ſchöneres, aber nie auch ein traurigeres Leichenbegängniß geſehen!

Wenn ich ihrer Geſchichte mich erinnere, ſo fange ich oft an, mit der Vorſicht zu rechten; aber wenn ich wieder nachdenke, ſo wird mirs einleuchtend und klar, daß Gott ſie darum ſo unſchuldig bluten ließ, um ihr dort den ſchönſten und herrlichſten Lohn ihrer kindlichen Liebe bereiten zu können.

Amaliens weiteres Schickſal iſt mir unbekannt. Ein Freund erzählte mir neulich, daß ſie in der letzten, allgemeinen Theuerung dürftig und elend in einem kleinen Städtchen gelebt hätte. Er ſelbſt ſah ſie vor den Thüren Allmoſen betteln, und hörte bey ſeiner Abreiſe, daß ſie ohne Hülfe krank liege.

Sie hat's an dem armen Auguſt, an ihrer unglücklichen Tochter verdient, und wohl ihr, wenn ſie hier büßt, was ſie dort nicht verantworten kann!

Dieſe Geſchichte lag auf Aglais Tiſche; in einer Entfernung lagen verſchiedene Aufſätze, einer der merkwürdigſten war dieſer.

Den 10ten May am Abend.

Holde Nachtigall, laß deine lieblichen Accente tönen; zaubere den Kummer deiner trauten Gefährtin hinweg, die ernſten Fleißes über ihr Neſt die Wärme verbreitet, welche die Früchte eurer wechſelſeitigen Liebe beleben wird! Laß von deinen Geſängen alle Echo ringsum erſchallen; ſie müſſen die ganze Natur mit Jubel erfüllen, denn Zärtlichkeit flößet ſie ein.

Und ihr, gefühlvolle Turteltauben, überlaſſet euch ohne Rückhalt den Süßigkeiten der Liebe und Treue! Laſſet eure zärtlichen Klagen die Dollmetſcher eurer Freuden ſeyn! Küſſet euch zärtlich, ihr Holden! Erſchüttert ſanft das Laub durch das wollüſtige Zittern eurer Flügel, fliehet aber, ſobald die Morgenröthe auf euer Lager ſtrahlt! Der Menſch erſcheint dann, und vielleicht entzieht ſeine grauſame Hand euch das Leben. Er verſteht es, euch eueren unſchuldigen Freuden zu entreißen, aber ſie zu fühlen, das verſteht er nicht.

Ich höre die Zweige des Waldes ſich bewegen, höre die Fußtritte eines Thieres, das ſich mir nähert. Es bricht mitten durch das Gebüſch, und tritt in die mondbeglänzte Gegend. Es war ein Hirſch, der in dem reinen Waſſer des Baches ſeinen Durſt löſchen will. Wie edel, wie ſchön iſt ſein Gebäude! Man ſollte ſagen, daß die Natur Gefallen daran gefunden habe, Zierlichkeit und Schönheit über ihn zu verbreiten! Ach! wozu dienen ihm dieſe Gaben? Morgen, ſobald Aurora die Rückkehr des Lichts verkündigt, wird eine Kuppel grauſamer Hunde, durch noch grauſamere Menſchen aufgefriſcht, ihn nöthigen, ſeinen friedlichen Aufenthalt zu verlaſſen, und ihn ſo lange verfolgen, bis ſeine wankenden Kniee, unter der Laſt ſeines abgematteten Körpers einbrechen. Barbaren, was haben dieſe ſchüchternen Thiere euch gethan, daß ihr Vergnügen daran findet, ſie zu quälen? Ihr ſeyd Menſchen, und könnt euch an dem Schmerz eines ſchwachen Weſens weiden, das vor euch flieht! Der Hirſch weint im Todeskampfe, daß er beſiegt iſt, daß er ſterben muß; der verwundete Haaſe wendet einen ſchmachtenden Blick nach euch, der euch eure Grauſamkeit vorwirft; das ſterbende Rephuhn ſcheint euer Mitleid für ſeine flüchtige Brut anzuflehen. Doch, wie würdet ihr euch durch dieſe unſchuldigen Thiere erweichen laſſen? Die Drangſale, die Leiden, die ihr ihnen auflegt, ſind nur ein ſchwaches Bild der Qualen, womit ihr eures Gleichen zu Boden drückt.

Was wird meinem Glücke fehlen, wenn dieſer einſame Aufenthalt mich eurer Grauſamkeit entziehen kann? Falſche und betrügeriſche Welt, ich bedaure die Täuſchungen nicht, womit du jene Wahnſinnige blendeſt, die dir ihr Herz weihen! Ich werde ſie ohne Scheelſucht die vorgeblichen Güter genießen ſehen, womit du ſie überhäufſt. Ich habe geſehen, wie deine Günſtlinge jenen glänzenden und leichten Blaſen eifrig nachjagen, welche die Luft nach Gefallen umhertreibt, und die in dem Augenblick ſich zertheilen, da man ſie zu faſſen glaubt. Ich habe geſehen, wie in glänzenden Zirkeln das Gold unter tauſend pomphaften Nahmen angebethet wird. Ich habe geſehen, wie die Göttin der Tändeley mit übermüthigem Ton ihre lächerlichen Ausſprüche bekannt machte, und wie ſie ſogleich über die ganze Erde verbreitet wurden. Ich habe geſehen, wie diejenigen, die du Weiſe nenneſt, mit der Klapper der Thorheit einhergaukeln, und bey dem Getöne ihrer Schellen umherſpringen.

Vergebens ſucht der gefühlvolle Mann auf dieſer Erde ein Herz, woran das ſeinige ausruhen könnte; ein ſolches findet ſich nicht hienieden. Der vergiftete Hauch des Geizes, der Treuloſigkeit und der Lügen hat alle Tugenden verwelkt. Der Biedermann iſt auf Erden allein. Er gleicht jenen Pflanzen, die, unter fremde Himmelsſtriche verſetzt, kraftlos zur Erde ihr Haupt ſenken, weil es ihnen an erforderlicher Nahrung gebricht.

Der wohlthätige Schlaf herrſcht in der Hütte des Feldarbeiters und des Hirten. Ihn unterbrechen weder der bellende Zuruf eines ſtrafbaren Gewiſſens, noch die gräßlichen Unholde, Haß, Treuloſigkeit, Rache, noch die eiteln Entwürfe des Geizes und der Ehrſucht. Unſchuld und Friede herrſchen dort. Der Geſang der Bewohner der Lüfte wird dieſe ſeligen Sterblichen bald wieder erwecken. Mich dünkt, ich ſehe, wie ſie mit freudetrunknem Blicke die jugendliche Morgenröthe anſchauen. Ihre erneuten Kräfte kreiſen mit Ungeſtüm in ihren ausgeruhten Gliedern, und erregen in ihnen das Bedürfniß zu arbeiten. Bald verbreiten ſie ſich auf den Gefilden und nehmen lächelnd wieder ihre nützlichen Arbeiten vor. Wie können ſie ohne die lebhafteſten Ausbrüche der Erkenntlichkeit bleiben, wenn die ganze Natur ſie die Rückkehr des Lichts feyern hören; wenn ſie ſehen, daß die Sonne auf ihre

Ährenfelder, auf ihre Früchte ihre wohlthätigen Strahlen herabgießt, deren köſtliche Wärme in tiefer Stille an dem wunderbaren Werke der Zeitigung arbeitet, oder für die Entwickelung der fruchtbaren Keime ſorget, welche die Erde in ihrem Schooße verſchließt.

Zu dieſen Aufſätzen fand man noch nachſtehende Bemerkungen in Aglais Schreibpult.

Ach! wie iſt doch die Harmonie der Tugend verdorben! die ſchönſten Töne der Natur verändern ſich auf euern Lippen in Hundegeheul.

Es wäre ſo ſchön in dieſem Garten zu leben, ſo angenehm in dieſer Laube zu ſchlummern, wenn nur die abſcheulichen Kröten nicht unter dieſem Roſenſtrauche ſäßen.

Laſſe dich umarmen, Bruder! laſſe mich an deinem Buſen die Wonne fühlen, daß ich ein Menſch bin. Aber warum iſt er ſo hart? Warum deckt ein Harniſch dein Herz?

O ſanftes Mädchen! was leſe ich in deinem Auge! iſt nicht Tugend Schönheit der Seele? Biſt du ſchön? — aber warum Verſtellung? lege deine Masque vom Geſichte, ſey einfältig, wie die Natur, ungekünſtelt, wie das Veilchen im Thale.

Was iſt Schönheit? Harmonie des Körpers mit einer edlen Seele. O ſanfte Schwärmerin! wer kennt die Schätze der Natur ſo, wie du? Aber wo ſoll ich dich aufſuchen? Iſt nicht Edens Gegend mit Diſteln verwachſen? wo iſt der Zutritt zu den Engelsſeelen?

Es ſind ja nur Evens Kinder, die ich ſehe — hier — biſt du wohl im Grabe, edelſte der Menſchentöchter! ſo will ich dich dort aufſuchen.

Dein Auge iſt ſanft, wie das Auge der Turteltaube, und deine Stimme angenehm, wie die Stimme der Lerche am Morgen. Du gleicheſt der Roſe an Zärtlichkeit, und der Lilie an Reinheit deiner Seele; ich will bey dir wohnen, wenn es auch in den Kräften der Verweſung iſt, angenehmer werden unſere Stunden in den Hallen des Todes dahin fließen, als in den Sälen der lärmenden Tänze, wo Thorheit thront, und Gaukeley die Mädchen im Kreiſe herumtreibt.

Laſſe uns beym Tode wohnen, und vergnügt ſeyn, er iſt ſanft. Dank ihm, wenn er uns nie trennen wird; — dank ihm, dem Freunde der Menſchen! —

Köſtliches Gefühl der Natur, du biſt die Erzeugerin dieſer göttlichen Freuden! Sie berauſchen deſſen Herz, der in ſeinem Gewiſſen die heiligſten Pflichten der Natur lieſt, der ſie muthig erfüllet. Heil dem Manne, der dem Alter ſeines Vaters die Sorgfalt wieder ſchenken kann, die dieſer für ſeine Kindheit trug! Heil dem Manne, der unaufhörlich mit Sorgen für ſeine Gattin und ſeine Kinder ſich beſchäftigt, nur ihnen alle Augenblicke ſeines Lebens weiht; der an ſein liebeflammendes Herz eine zärtliche Gattin und traute Kinder drückt! Mag doch das ungerechte Glück ihm alle ſeine Güter entreißen; mögen doch Flammen ſeine Wohnung verzehren, er trotzt dem Unglück und den Flammen. Auf ſeine Schulern nimmt er ſeinen kraftloſen Vater, in ſeine Arme Gattin und Kinder; mit dieſen köſtlichen Bürden beladen, durchdringt er die Flammen, und trägt ſie fern von der Gefahr. Hier liebkoſet er dieſe theueren Gegenſtände ſeiner Zärtlichkeit, lächelt ihnen liebvoll zu; ſein Herz ſchwimmt in der Freude, ſie gerettet zu haben. Mit gräßlichem Krachen ſtürzt ſein Haus ein, kaum wendet er den Kopf um; er hat alle ſeine Güter gerettet. O ihr Menſchen! laſſet ihm einige Mittel, ſich Unterhalt zu verſchaffen, und ich bin für das Schickſal ſeiner Angehörigen nicht mehr beſorgt. Die Zärtlichkeit wird ſeine Kräfte vermehren; er wird ſie dem Glücke derer weihen, die ſeine Seele liebt. Jeder glückliche Erfolg iſt ihm ein neues Vergnügen; er feuchtet mit wonnevollen Zähren das Brod, das ſeine Schweißtropfen ihm verſchafft haben; theilet es an ſeinen Vater, an ſeine Gattin, an ſeine Kinder aus. Froher Muth entſtrahlt ſeinen Blicken, er genießt ihre Zufriedenheit und ihre Freude. Ein Augenblick hält ihn für die Beſchwerden eines ganzen Tages ſchadlos; er ruhet, und dann eilet er, ſich neue Freuden zu verdienen.

Glückliche Geſchöpfe, laſſet mich einen Augenblick das Schauſpiel eurer Glückſeligkeit genießen; laſſet mich mitten unter euch Unterricht in Weisheit und Tugend ſchöpfen! Welch einen dichten Schleyer wirft eure Zärtlichkeit über die Gebrechen, die der menſchlichen Natur ankleben! Wie trocknet die Nachſicht unter euch die Thränen der Reue ab! Wie erwecken die Fehltritte des

Kinder die Wuth des Vaters oder der Mutter; nie trübet die Traurigkeit des Mannes die Freude der Gattin. Unaufhörlich beſchäftigt, ſich wechſelſeitig zuvorzukommen, Erleichterung zu verſchaffen, ſich gegenſeitig zu verzeihen, erhöhen die Schwächen des Einen, den Glanz der Tugenden des Andern. Eine ſtrafbare Tochter tritt vor die Augen ihrer Mutter; nicht mit zornentflammten, racheathmendem Blicke ſieht dieſe ſie an. Zärtliche Vorwürfe entſtrömen ihrem Auge, und miſchen ſich mit mütterlichen Thränen. Sie läßt ihr Haupt auf die Bruſt der ſtrafbaren Tochter fallen und ſchluchzet: Unglückliche, ich werde vor Schmerz ſterben! Mehr kann ſie nicht ſagen. Dieſe Worte brechen das Herz der Tochter; ein Strom Zähren ſtürzt aus ihrem Auge, ſie drückt ihre Mutter in ihre Arme und ruft: O liebe Mutter! weine nicht mehr! Ich ſoll deinen Tod verurſachen? Ach! verzeih mir nur dießmahl! Nie, nein, nie werd' ich . . . . . Mitleidsvoll blickt die Mutter ſie an, ſieht ihre Reue, überläßt ihr eine ihrer Hände, und nie darf ihr Mutterherz mehr über dieſelbe Vergebung bluten.

Sieht man wohl in den Palläſten der Großen dieſe herzerweichenden Scenen? Sucht unter jenem übergoldeten Getäfel wohl das zärtliche Gefühl ſich Herzen? Sie öffnen ſich, dieſe ſtolzen Palläſte. O wie verſchieden iſt das Schauſpiel! Der Stolz berechnet froſtig in den Armen der Weichlichkeit ſeine mühevollen Genüſſe; bereitet den Morgen hindurch die Opfer, die er den Tag über tauſend Gottheiten des Leichtſinns bringen muß. Nie führt das Lächeln der Zärtlichkeit Freude in ſein Herz. Eine Frau, die den Nahmen Gattin und Mutter trägt, ohne weder deren Pflichten noch deren Süßigkeiten zu kennen, beſchäftigt ſich majeſtätiſch mit dem großen Werke ihres Anputzes; voll Eifer thürmen ihre Dienerinnen das pompvolle Gebäude ihres Haares auf. Stunden reichen kaum zu dieſer großen Arbeit zu. Man hört Geräuſch; es kömmt Jemand; das Feuer der Freude funkelt aus ihren Augen. Iſt es dein Gatte, o Hausmutter, ſind es deine Kinder, die deine Umarmungen zu genießen kommen? Ach! es iſt eins von jenen Weſen, die aus Verbrechen ein Gewerbe machen, die ihre Vergnügen nach den Opfern berechnen, die ſie würgen, und die von Haus zu Haus Schand und Schimpf tragen.

Mittlerweile kommen jene ſchuldloſen Geſchöpfe, die dir das Leben danken. Kaum blickeſt du ſie an; den Lippen deiner Kinder verſaget der ſüße Nahme Mutter, ſo wie deren Empfindungen deinem Herzen fremd ſind. Zitternd nahen ſie ſich dir, mit Ehrerbietung küſſen ſie die Hände der gnädigen Frau; dann kehren ſie unter die Zuchtruthe eines Knechtes zurück, der unter dem ſchönen Nahmen: Lehrer, ihnen ſeine Lächerlichkeiten und ſeine Laſter mittheilt. Schaudre, Unglückliche! Du machſt dich zur Mitgenoſſin all der Laſter, die ſie einſt begehen werden; deine Kälte zernichtet in ihren Herzen den Keim des Gefühls, der Tugenden erzeugen ſollte; nur in den Armen einer Mutter könnte er ſich entwickeln.

Doch nicht immer verhärten die Reichthümer das Herz; ſie verſchaffen der gefühlvollen Seele, die ſie beſitzt, tauſend wonnevolle Genüſſe. Sind gleich die Freuden des tugendhaften Reichen nicht ſo lebhaft, als die des dürftigen Vaters, der ſeinen Angehörigen ein Stück Brod gibt, das mit ſeinem Schweiße beträufelt iſt, ſo ſind ſie doch ausgebreiteter und mannichfacher.

Klinias, ich habe deine Kinder dich an dein [illegible] drücken ſehn; habe geſehn, daß du ihnen [illegible] und Beyſpiele zur Tugend gabſt. Ich habe geſehn, daß Thränen des Gefühls deinem gerührten Auge entfloßen. Ich erinnere mich noch dieſes Tags — das Andenken daran wird nie aus meinem Gedächtniſſe verlöſchen! — dieſes Tages, wo wir mit inniger Theilnahme viele Unglückliche betrachteten, die deine wohlthätige Stimme herbeygerufen hatte, um einen Weg an einem Orte zu bahnen, wo der jammervolle Winzer ſchon oft ſeinen traubenbelaſteten Wagen hatte zerbrechen ſehn. Sie arbeiteten mit glühendem Eifer. Ein Greis war mitten unter ihnen; kaum konnte er den Karſt heben, den er in den Händen hatte; mit äußerſter Anſtrengung hob er ihn auf, und bloß durch ſein eigenes Gewicht ſank derſelbe wieder zurück. Wir nahten uns ihm, du legteſt ihm Fragen vor, und er antwortete:

Ich bin aus dem Dorfe, das hinter dieſem Berge liegt, und habe viele Kinder, die verheirathet ſind. Sie haben alle ſich geweigert, für mein Alter zu ſorgen, bis auf den Jüngſten. Wiewohl er der ärmſte, und Arbeit ſeine einzige Hülfsquelle war, ſo hat er doch mein hinfälliges Alter unterſtützt. Alle ſeine Brüder hatten mich aus ihren Häuſern getrieben, er nahm mich in ſeine Hütte auf, und theilte mit mir das ſauererarbeitete Brod. Seit acht Tagen hält ihn das Fieber im Bette zurück, und wir haben kein Brod mehr. Geſtern erfuhr ich, daß Sie allen denen Arbeit ſchafften, die keine hätten, und dieſen Morgen kam ich hieher, um mit den andern zu arbeiten und Unterſtützung für das Weib und die Kinder meines unglücklichen Sohnes zu verdienen.

Hier floßen deine Thränen, o gütiger Klinias! du konnteſt nicht reden. Endlich ſagteſt du zu ihm: O mein Vater, arbeite nicht ferner! Ich will dir Erquickung für dein tugendhaftes Haus verſchaffen. Du eilteſt nach deiner Wohnung, du erzählteſt dieſe Begebenheit deinen Kindern. Aufmerkſam hörten ſie dir zu; du weinteſt noch, als du von dieſem wackern Greiſe ſprachſt, und auch dem Auge deiner Kinder entfloßen Thränen. O Klinias, deine Tugend wird auf Erden nicht untergehen; dereinſt werden deine Kinder dir gleichen. Die Lehren der Tugend verlöſchen leicht, Beyſpiele aber kommen nie in Vergeſſenheit; ſie graben ſich dem Herzen ein.

Ihr frevelvollen Menſchen, genießet eure falſchen und betrügeriſchen Freuden, zertretet diejenigen, die ſich dem Laufe eurer ungeregelten Leidenſchaften widerſetzten! Schmiedet durch die Beyſpiele eurer Verbrechen das dreyfache Erz, daß das Herz eurer Kinder dereinſt damit umgeben wird! Die grauſame Selbſtſucht verführt euch durch die trügeriſchen Lockungen ihrer froſtigen Genüſſe. Ich meiner Seits will unaufhörlich ſagen: Selig derjenige, der fern von euch leben kann! Heil dem Manne, der euch dienen kann, ohne daß ihr ihn kennt!

Heiliges Gebüſch, deſſen wohlthätige Schatten Freude in mein Herz gießen, entzieh mein Daſeyn den treuloſen Blicken des Frevlers! Laſſe deine dichtbelaubten Zweige meine Hütte ſeinen raſtloſen Augen verbergen! Sie würde ſeinen Neid anfachen; er würde ſich ihrer bemächtigen, und meines Feldes, und würde aus Letzterm vielleicht mein Grab bereiten. Und ließ er mir ja das Leben, was könnte dieß traurige Daſeyn mir helfen? Gerechtigkeit erhält man nur durch Geld, und daran würde es mir gebrechen. Ich würde vor Bedürfniſſen ſterben, bevor ich mich bis hin zur Schwelle des Gerichtsſaales ſchleppen könnte, bevor ich im Stande wäre, den Richtern meine Stimme hörbar zu machen.

Lobenswürdige und holde Einſamkeit, du haſt mich Glückſeligkeit fühlen laſſen; unter deinem heiligen Schatten habe ich es gelernt, mich vom Schwarm jener Bedürfniſſe loszureißen, die mich zum Sklaven machten; hier habe ich einſehen gelernt, daß ich nur ein Menſch bin, ein ſchwaches Thier, deſſen Stolz lächerlich iſt, deſſen Freuden nur in vorbeyeilenden ſinnlichen Gefühlen beſtehen, und in den wonniglichen Empfindungen, die der Enthuſiasmus der Tugend erzeugt. Ich habe erfahren, daß Lug und Trug faſt aller Menſchen Herzen verdorben hat, daß ihr Umgang falſch und trügeriſch iſt, daß man ſie fliehen muß, wenn man nicht Mitgenoſſe ihrer Ungerechtigkeit ſeyn will; daß nur noch das Vergnügen, zu lieben und wohlzuthun, auf Erden vorhanden iſt; daß das Vergnügen, geliebt zu werden, nur ein Hirngeſpinnſt iſt, das faſt immer die Unglücklichen täuſcht, die ſich ihm überlaſſen; und daß Nachſicht die erſte aller Tugenden, und der Tod das größte aller Güter iſt.

Ja, ſo muß ſie ſeyn, die ſchwarze abſcheuliche Scene, die Wohnung für Weſen, gemacht zum Elend. Eine kurze Mummerey vergoldeter Freude mußte abwechſeln mit allen Schrecken des Abgrundes, daß ſelbſt unſere Freuden, verbittert durch den drohenden Streich, auch dann noch die Feindſchaft der Natur bewieſen, wenn ſie ſchmeichelt. O ich thu' ihr kein Unrecht! was iſt alle unſere Glückſeligkeit, wenn der nächſte Augenblick den Tod im Arme führt? Wer zittert nicht, wie Damokles, vor dem königlichen Mahl, wenn ſich Abgründe unter ihm öffnen, Schwerte über ihn drohen?

Der Anſpruch auf Glückſeligkeit, gleich in allen Menſchen, fängt an in der Geburt, und dauert bis zum Grabe. So wenig wir ſie fühlen, wenn ſie in unſrer

Hand liegt, ſo wenig werfen wir die Erwünſchte von uns; wir weinen, wenn ſie flieht, weinen am meiſten, ſchätzen ſie, lieben ſie am meiſten, wenn ſie dahin iſt. So fällt der Günſtling tiefer, je höher er gehoben wurde; ſo ſticht die Folter grauſamer nach der Erhohlung.

Aber geht unſer liebſter Wunſch nicht öfter irre? Wirft er nicht öfters wahres Glück für ein eingebildetes weg, oder greift wenigſtens nach Steinchen und Seifenblaſen, und weint wie ein Kind, wenn ſie vergehen? Ein Kaiſer verachtete Rom ohne Mühe, und weinte wie ein Narr um eine Henne; und Lady ** würde, wie er, nicht weinen, ihren würdigen Mann für einen Papagay zu geben. Sind Menſchen berechtigt, über Glückſeligkeit zu urtheilen, die ſo wenig verſtanden, ſo wenig geſchätzt wird?

O Glückſeligkeit! heiliger, beleidigter Nahme! ſcheine einmahl, ein einzigesmahl auf mein trauriges Leben! Wie Gefangene ſehe ich dein Licht durch einen Felſenritz, und ſinke dann tiefer in die Nacht meines Elends.

Alle verehren die ſchöne Gottheit, Wenige kannten ſie. Der ſucht ſie beym Pfluge, der unter der Krone; Thoren im Golde, Weiſe in der Ruhe der Seele; ich, am meiſten betrogen, an der Bruſt des Freundes. Die ernſte Weisheit führte meinen verirrten Gedanken zurecht und — gab nicht — aber lehrte, was wahre Glückſeligkeit iſt. Glückſeligkeit iſt, (ſo lehrte die Göttin beym Grabe meines verſtorbenen Freundes, meine Thränen zu ſtillen — nicht geſtillt!) Glückſeligkeit iſt der ſelige Zuſtand, wo du nicht mehr wünſcheſt, als du haſt, Jeder Gedanke, der über die enge Gränze ſchweift, gibt nicht mehr, aber verſtört auch, was du haſt. In der Gränze iſt Alles Friede; über ihr verwundet das Elend, wie Belagerte beym Ausfalle, jeden ſchwärmenden Gedanken. Soll kein Glück deinen Wünſchen fehlen; ſo wünſche nichts, was dir fehlen kann! —

Ich ſagte es ja, ich werde wieder in meinen Kerker des Elends fallen. Ach! der ſchreckliche Ausſpruch ſtürzt mich noch tiefer. — Wer lehrt mich den Donner bändigen, wer die ſtürmende See im Zaume halten? Wie ſoll ich Frieden machen unter den Elementen, wie den ſchwankenden Mittelpunkt der Erde befeſtigen? Leichter könnte ich den Aufruhr der Wellen dämpfen, als den Aufruhr meines Herzens. Iſt ein Wunſch unterdrückt, ſo wachen zehn tauſend auf; und der Weiſe und der Thor ſterben, den Wunſch auf der Lippe.

Ihr Helden und Weiſe, die die Welt anbethet, prahlt nicht! Der dumme Midas that nicht weniger, als ihr. Er verhungerte in goldenem Mangel aus Liebe zum Gold; aus Liebe zur Ehre rollte der Ciniker im Faß, ſtarb der herrſchſüchtige Cäſar. Was war weiſer, Liebe zum Gold oder zum Ruhm?

In unſerer Seele — Narren oder Weiſe — herrſcht ein Trieb, eine deſpotiſche Leidenſchaft; die gibt nie nach, wenn auch alle andere beſiegt ſind. Sie wüthet ohne Schranken, baut Wunſch an Wunſch, trotzt der Vernunft, quält, begehrt, brennt, bereut, jauchzt, wenn ſie geſchmeichelt wird, raſt, wo ſie nicht durchdringen kann. — Wie ſoll ich in dem Aufruhr die langſame Vernunft fragen, ob die Sterne meine Wünſche billigen oder verſagen? Wo iſt die Zauberkunſt, wüthende Wellen mit einem Worte, mit einem ſaurem Blick zu ſtillen? Ach! wer will, daß ich kein Glück wünſchen ſoll, als was ich haben kann, ſagt deutlich, daß keines iſt!

Aber wäre denn auch ein großer Mann, mehr als Mann, der Sanfte, der Starke, der Feſte, deſſen ſtandhafte Seele keiner Leidenſchaft wiche, deſſen Auge kein Irrthum trübte, der unter dem Schilde freyer Tugend mit ſicherm Schritte, taub zum Geſange der Syrenen, durch die verwirrten Pfade des Lebens ginge, deſſen Wünſche alle die Vernunft unterſchriebe, deſſen Begierde nie weiter ginge, als ſeine Kraft — wie? wenn Krankheit, wenn Schande, wenn Mangel eindringt, wird der ſeinem ſchmelzenden Auge eine Thräne verſagen, den Aufruhr der kämpfenden Seele bezwingen, und unter den Stürmen mit Ruhe prahlen? Nein, ſeinem Stolze zum Trotz wird eine Thräne die Wahrheit ſagen, ein verrätheriſcher Seufzer durch ſeine prahlende Lippe brechen, und aufgedrungene Runzeln auf ſeiner Stirne, wie Rauch vom Feuer, von ſeinem Leiden zeigen.—

Aus allen dieſen verſchiedenen Aufſätzen, die man auf Aglais Zimmer fand, konnte man leicht auf ſeine Gemüthsart ſchließen. Sein Herz war äußerſt empfindſam, und deſto unglücklicher mußte er ſeyn, je ſtärker er fühlte.

Ein Menſch mit zu empfindſamem Herzen iſt für die Welt, wie ſie iſt, einer unglücklichen Pflanze gleich; er wächſt, wie eine Blume auf ſandigem Boden; kahle Felſen ragen über ſie hervor und entziehen ihr jeden Tropfen des himmliſchen Thaues der Menſchenwonne, er kann nichts als leiden und ſterben — dieß iſt ſein Schickſal — ſein Loos. Aglais wahre Lebensgeſchichte dient zum Beweiſe. Er war ein guter Menſch, und ſammt ſeinen Fehlern, immer werth des Andenkens des Rechtſchaffenen. Er machte Niemanden unglücklich, als ſich ſelbſt, wenn man den unglücklich nennen darf, der das Opfer ſeines zu harmoniſch geſtimmten Herzens wird.

Aglais wahre Lebensgeſchichte.

Ich ward erzogen auf dem Lande; die Natur war meine Lehrmeiſterin; die Blumen mein erſtes Buch; auf ihren Blättern las ich, daß ein Gott ſey. Die balſamiſchen Düfte des Frühlings, die ſchwankenden Meere der Kornfelder im Sommer überzeugten mich von ſeiner Güte, und ſagten mir, daß er ſeinen Geſchöpfen wohlwolle. Der Hänfling und der Fink, die Amſel und die Nachtigall, unterwieſen mich in der Philoſophie, und erzählten mir, daß der, der am wenigſten Bedürfniſſe hätte, einer der glücklichſten unter den Erſchaffenen ſey. Da die Sonne immer nach dem Regen wieder ſchien, da Freude nach dem Gewitter auf der Erde herabſtieg, ſo kam mir nie der Gedanke einer fürchterlichen Gottheit, ſondern nur der Gedanke, daß die Gottheit ganz Liebe ſeyn müſſe. Wenn die Sterne des Abends am Himmel waren, ſo zeigte mir mein guter Vater oft dieſe unzähligen Wohnungen; ich freute mich, ſie anzuſehen, und ſehnte mich oft, auch die Brüder kennen zu lernen, die dort wohnen möchten. In meinen natürlichen Begriffen ſtärkte mich ein Buch, aus welchem mein Vater mir oft vorlas, und das er die Evangelien nannte. Das Siegel der Gottheit war auf ſelbe geprägt, und Menſchenſeligkeit war der Begriff ſeiner Lehren. Liebe Gott und den Menſchen! dieß war das ganze Syſtem der Sittenlehre, die mir mein Vater gab. Vom Diſputiren und Zanken war er kein Liebhaber, denn er ſagte mir, daß der nicht weiſe iſt, der viel ſpricht, ſondern der, der denkt: auch ſagte er mir, daß man erſt anfange, weiſe zu werden, wenn man einſieht, daß man nichts weiß. Vor ſeinem Tode ſchrieb er mir dieſe Lehren zuſammen, die ich in folgenden Bruchſtücken fand.

Sohn, du biſt ein Menſch und lebſt unter Menſchen; die Natur kennt nichts als Menſchen; weiß oder ſchwarz, braun oder kupferfärbig; — ſie mögen purpurne Kittel oder leinene tragen. Es gibt nichts als Menſchen in der Welt; der Mann im Turban, der Mann in der Synagoge iſt ein Menſch, wie du biſt; du haſt kein Vorrecht vor ihm, er iſt ein Kind der Gottheit, wie du; was dich vergnügt, vergnügt auch ihn, was dich ſchmerzt, ſchmerzt auch ihn; er iſt Du ſelbſt; behandle ihn, wie Dich.

Es gibt Thiere auf der Welt; der Menſch ſagt, daß er unter ihnen das edelſte ſey — ſeyn könnte, wollte ich lieber ſagen. — Thiere gibt es, und der Menſch iſt daher in Rückſicht ſeines Körperbaues auch ein thieriſches Weſen. Das, was zu Erhaltung dieſes thieriſchen Weſens nothwendig iſt, nennt man Bedürfniſſe. Du wirſt es einſehen, ſie ſind wenig in der Natur. Es gibt nothwendige; es gibt eingebildete Bedürfniſſe.

Die Befriedigung der eingebildeten Bedürfniſſe einiger Wenigen hat die Befriedigung der nothwendigen für mehr als den halben Theil des Menſchengeſchlechts verdrängt, daher ſo vieles Elend in der Menſchheit.

Genieße die Vergnügungen der Welt, wie ein Zukkerwerk; gewöhne dich nicht daran, ſonſt biſt du unglücklich.

Nichts, als was in der Weſenheit der Natur ſelbſt iſt, iſt dauerhaft; alles Andere flüchtig — vergänglich.

Der Apfel iſt Apfel; die Pflaume Pflaume; der Wolf Wolf; das Lamm Lamm; der Menſch Menſch; lerne den Menſchen kennen, wie er iſt, nicht, wie er ſeyn ſoll.

Aus einem Apfel machſt du keine Pflaume; aus einem Wolfe kein Lamm, aus einem Menſchen keinen Engel.

Lerne aus dieſen Grundſätzen, dich des Guten eines jedes Weſens zu freuen, und des Böſen nicht zu gedenken, ohne welches vielleicht das Gute nicht wäre.

Lerne in der Welt, guter Aglais, dich mit Wenigem begnügen; lerne Waſſer trinken, Holzäpfel verdauen, halb nackt in ſchlechten Lumpen gehen, ohne Haus wohnen, und auf Steinen ſchlafen — und du wirſt ſo durchkommen; allein du mußt auch einen Freund entbehren können, eine Geliebte vergeſſen, einem Schuft ins Geſicht ſehen, ohne dich zu ärgern, und eine Narrenkappe bewundern, ohne zu lachen. Wenn du dieß Alles kannſt, mit keinem Theologen diſputirſt, und mit keinem Juriſten zankſt, ſo kömmſt du vermuthlich fort. Du mußt ſeyn, wie eine Schnecke; begnüge dich mit deinem Häuschen, und ziehe deine Hörner ein: da ich dich aber zu empfindſam kenne, ſo beſorge ich immer arge Dinge für dich.

Du biſt ein guter Junge, Aglais! aber verzeihe mir, daß ich dich unter den Wölfen zum Lamm erzog; ich hätte dich minder empfindſam bilden ſollen.

Doch nein! wenn auch die Blume vom Hauche des Nordwindes verwelkt, ſo war ſie doch ein ſchöneres Geſchenke der Natur für den Gärtner, als die Diſtel; ſtirb nur, wenn du die rauhen Winde nicht vertragen kannſt; es iſt beſſer, als eine Blume zu ſterben, als wie eine Diſtel den Garten zu verunſtalten.

Du wirſt Vieles zu vertragen haben, Aglais! du biſt gut und auch ſchwach, denn aus dem ſchwachen Herzen wird das gute; aber bald kann aus dem guten wieder das ſchwache werden; — ſey auf deiner Hut!! —

Weil du gut biſt, ſo ſind deine Nerven feiner geſtimmt; deine Leidenſchaften müſſen nothwendig heftiger ſeyn.

Laſſe keinen Pfuſcher auf dem Inſtrumente deiner Seele ſpielen, ſonſt ſpringen die Saiten entzwey: — es wird hart mit dir umzugehen ſeyn.

Stümpler verderben die Harmonie; und wie wenig gibt es im Menſchengefühle Virtuoſen!

Die ſtärkeren Leidenſchaften, als Zorn, Nachgier, Haß, Neid, Hochmuth, die haſt du weniger zu ſcheuen, als die ſanftern. Dein Nervenbau wurde durch die Erziehung nicht zu den Eindrücken der erſtern geſtimmt; ſie werden keine Töne in die Flöte deiner Seele bringen; aber Freundſchaft, Liebe, Schwärmerey werden für dich gefährlich ſeyn; — wenn ſie nur keine falſchen Töne hervorbringen. Dieſe wiſſen meiſterlich auf ſanften Inſtrumenten zu ſpielen; glücklich, wenn nur die Harmonie nicht geſtört wird: ohne falſche Töne kann es einmahl nicht abgehen.

Verwöhne dich nicht, durch Bücherleſen Alles anders anzuſehen, als es iſt; ſey lieber ein ſchlechtes Original, als eine treffliche Kopie.

Wiſſe, daß die meiſten Sittenlehrer einer den andern abſchrieb, ohne ſich ſelbſt zu kennen. Glaube den Rigoriſten am wenigſten, denn der Beweis iſt klar, daß ſie ſich ſelbſt am ſchlechteſten kannten.

Der Menſch iſt ſchwach; er urtheilt mit der Stärke der Philoſophie und der Tugend fürs Vergangene und fürs Zukünftige; aber das Gegenwärtige vergißt er: die Philoſophen haben meiſtentheils mehr Theorie als Praktik.

Es iſt hart, die Theorie mit der Praktik zu verbinden, denn bey der Theorie hat der Geiſt und der Verſtand, bey der Praktik das Herz und der Wille zu ſchaffen.

Wenn wir von einem Menſchen urtheilen, der ſich in einer ſumpfigen Gegend verirrt hat, ſo beſtimmen wir, die wir im Trocknen ſind, alle Schritte, die er hätte thun ſollen, und bedenken nicht, daß der Menſch im Taumel der Leidenſchaft leicht ſeine Sinne verlieren kann.

Es iſt grauſam, einem Tauben übel zu begegnen, weil er nicht hört, und einen Blinden zu ſchlagen, wenn er ſich vor den Kopf ſtößt; eben ſo grauſam iſt's, ſich über die Fehler unſers Nächſten ſo unverträglich zu bezeugen; denn man kann manchmahl auch in der Seele taub und im Herzen blind ſeyn.

Weiſe beſtimmen immer mit Orakelſprüchen, wie andere Menſchen handeln ſollen, und ſetzen uns nicht in die Lage, in der ſie handeln. Gib den Fehlenden deine

Erziehung, deinen Nervenbau, deine Umſtände, und er wird handeln, wie du. Ein großer Unterſchied zwiſchen einem Klumpen Bley und einer Federflaume; warum fällt die Flaume nicht ſo ſchnell, wie das Bley? Das Bley nicht ſo langſam, wie die Flaume? Hier iſt mehr, — hier iſt weniger Widerſtand. Gleiche Verhältniſſe gleicher Dinge unter gleichen Umſtänden bringen gleiche Folgen hervor.

Wer kann die Herzen der Menſchen richten? Niemand als Gott! ihm allein ſind die innern Kräfte des Menſchen bekannt.

Sey nachſichtig gegen Jeden; denn wenn man auf einer ſchlüpfrigen Bahn geht, ſo iſt es leicht zu fallen. Lache nicht über den Fehltritt deines Nächſten, denn du biſt dem Falle ſo nah, als er. Man hat lange zu thun, bis man auf den Eisſchuhen der Philoſophie ſicher ſtehen kann: ein kleines Steinchen hat oft den ſicherſten philoſophiſchen Schleicher zu Boden geſtürzt.

Das Menſchenherz hat tauſend Falten; der Nächſte zum Falle iſt der, der ſich am weiteſten davon entfernt glaubt.

Lerne den Dummen aus der Hartnäckigkeit ſeiner Mienen, den Thoren aus der Zuverläßigkeit ſeiner Urtheile, und den Verſtändigen aus dem Mißtrauen auf ſich ſelbſt kennen.

Der Menſch iſt einer Schreibtafel gleich; der Empfindſame iſt ſeines Pergament; Zeit und Umſtände ſchreiben auf ſelbes wunderliche Sachen. Hart iſt's, wenn beißende Dinte üble Buchſtaben tief ins Herz einätzt: es läßt ſich ſelten mehr etwas auswetzen; oder wenn ſich ja etwas radiren läßt, ſo bleiben doch immer die Spuren der Raſur zurück. Erbarmen für den, in deſſen Seele die Welt mit eiſernem Griffel ſchreibt: er wird dieſe Schrift nicht aushalten. O Aglais! ich zittere für dich.

Dieſe Entwürfe von Grundſätzen fand ich unter den Papieren meines Vaters; es däucht mich, er ahnte ſchon mein Schickſal. Ich vermehrte die Wahrheiten ſeiner Sätze mit den meinigen; ich will ſie hieher ſetzen: vielleicht kann mancher empfindſame Unglückliche Troſt für ſeine wunde Seele finden.

Der Menſch iſt einer Pflanze gleich; der Ort, wo ſie aufwächſt; die Umſtände, unter denen ſie aufkeimt; die Säfte des Bodens, die ſie ernähren; die Miſchung der Theile des Erdreichs beſtimmen ihren Geſchmack, ihre Güte. So erwächſt der Menſch, geworfen vom Schickſale in eine Gegend, wie der Same einer Fichte, den der Wind vom Baume jagt; — wird das, was Temperament, was Erziehung aus ihn bilden, ein Schurke — eine Memme. Oft liegt kraftlos der Keim im ſumpfigen Boden; die Natur arbeitet vergebens an ſeiner Entwickelung; — er fault, ehe er aufwächſt.

Selig das Weſen, aus deſſen ſchwammigem Herzen die Sonne der Tugend jeden unedlen Tropfen ſauget;

mit erfriſchendem Thaue die Seele füllt, und ſelige Wärme fürs Menſchengefühl ins Herz bringt.

Laſſe den Sanguiniſchen, den Phlegmatiſchen, den Choleriſchen, den Melancholiſchen über den nähmlichen Gegenſtand urtheilen, und betrachte, wie verſchieden ihre Meinungen ſind. — Welche Thorheit, von Menſchen gleiche Denkart zu erwarten! — Ihr Moraliſten! ihr Geſetzgeber! vergeßt nicht auf dieſen Umſtand.

Warum iſt die Erde nicht ober dem Feuer? Warum iſt die Luft leichter, als das Waſſer? frägt euch, ihr Menſchen!

Der Sanguiniſche. O wie ſehne ich mich nach dem Frühjahr! ſchon öffnet ſich mein Herz der Freude.

Der Phlegmatiſche. Mir iſt es eins: Frühjahr oder Winter; ich bleibe in meinem Zimmer, rauche Tabak und trinke Bier.

Der Choleriſche. Daß der Geyer das Ofenſitzen hole! das verwünſchte Winterquartier! n'aus ins Feld, und Hals und Bein brechen, das iſt Freude! —

Der Melancholiſche. Der Himmel behüte mich vor all dieſen wunderlichen Menſchen!

Sey ſo gut Herr Philoſoph, und laſſe mir dieſe Menſchen einer Meinung werden!

Die meiſten Menſchen, die an der Menſchenverbeſſerung arbeiten, ſcheinen mir rechte Quackſalber zu ſeyn; ſie verkaufen nichts, als Univerſalmedizinen. Ich möchte wohl, daß Jemand auf den Gedanken käme, eine

Temperamenten-Philoſophie zu ſchreiben. Man ſpricht immer von Menſchenkenntniß, von Kenntniß ſeiner ſelbſt, und Niemand hat noch den Gedanken angegeben, dieſe Menſchenkenntniß in den Temperamenten zu ſtudieren.

Problem.

Hier fliegt ein Ochs.

Sanguiſche. Wo fliegt er?

Phlegmatiſche. Was kümmert mich der Ochs?

Choleriſche. Daß euch der Satan mit eurer Lüge hohle!

Melancholiſche. Unglücklicher Ochs! wenn du fliegen kannſt, ſo wird man dich bald auf einen Luftballon einhohlen, und zur Schlachtbank führen.

Nachricht.

Der Vater iſt geſtorben.

Sanguiniſche. O mein lieber Vater!

Phlegmatiſche. Ward recht alt; — tröſt ihn Gott!

Choleriſche. Daß der Bliz ſeinen Arzt erſchlage!

Melancholiſche. Ich werde ihn nicht überleben.

Die nähmlichen Umſtände — verſchiedene Gefühle — verſchiedene Folgen!

So iſt oft unſere gekrönte Tugend das Spiel der Temperamente; ein Meteor, das entſteht, wenn die gute Seite vorſchlägt, und im Augenblicke wieder verſchwindet, wenn eine andere Miſchung die Oberhand erhält.

Heute ſah ich den reichen Kleon einen Taglöhner küſſen, ihn an ſeine Tafel ſetzen, zärtliche Thränen weinen über das harte Schickſal des arbeitenden Mannes; er griff in ſeine Schatulle und ſteuerte edel der Noth des Armen: nach einer Stunde — ſchlug Kleon ſeinen Bedienten lendenlahm um einer Kleinigkeit wegen, und ſchickte eine unglückliche Witwe troſtlos von ſich, weil ſie nicht zur rechten Stunde kam, die er ihr gegeben hatte — welch ein Abſprung! ſollte man nicht denken, es wären zwey Kleons; oder in dem Kleon zwey Seelen, eine gute, und eine böſe? — Aber das erklärt ſich leicht: vor einer Stunde war Kleon im Paroxismus ſchön zu handeln, und nun — ja nun iſt es vorbey. —

Temperamente beſtimmen den Menſchen zum Handeln; aber die Vernunft ſoll ihn leiten; allein bald iſt die Vernunft Herr, und geht voraus; bald Lakay, geht hintennach, und trägt der Thorheit die Schleppe.

Ich möchte einmahl ein Jahr wiſſen, wo's keine Stürme gab, wo kein Nordwind ſauſte, und kein Donnerwetter Tod und Verderben drohte; aber ich möchte auch den Menſchen kennen, der immer ruhig iſt, immer er ſelbſt, gleich ſtark, gleich mächtig, Herr ſeiner Leidenſchaften; — eins ſo unmöglich als das andere.

Freund! da ſtehen vier arme Erdengeſchöpfe beyſammen; ſie dauern mich in der Seele. Der Eine hüpft, gaukelt leichtſinnig über alle Fälle des Lebens weg; ſprüht Feuerfunken aus ſeinen Augen; unſtät und flüchtig iſt ſein Geiſt; in Allem ein lockerer Geſelle, und doch guter Menſch. Der Andere ſtützt ſeinen aufgedunſenen Kopf, ſieht gleichgültig dem Laufe der Dinge zu — ſo gleichgültig, als er einen Theil Rauch in ſich zieht, und den andern aus der Tabakpfeife in die Luft emporſteigen ſieht. Der Dritte glüht, ſtampft mit dem Fuße, rollt fürchterlich ſein Augenpaar, und droht wüthend Jedem den Tod, der ſo kühn iſt, ihm von ungefähr in den Weg zu kommen. Und da wimmert ein Vierter, lebt von Seufzern, haucht den Athem kläglicher Wünſche ein. — Gehe nun hin, Freund! zu ihnen, und lies ihnen allen Vieren aus einem Buche die nähmliche Stelle vor. Ich weiß gewiß, du verſuchſt es nur ein Mahl. Der Eine lacht, der Andere gähnt, der Dritte flucht über dich, und der Vierte ſeufzt. — Und es ſind doch nur immer die nähmlichen Worte. —

Wendet, wendet, ſanftere Mädchen, wendet ihr, ſanftere Jünglinge, das Auge von meinen Thränen. Die Scene der Freude iſt geſchloſſen; der Vorhang iſt gefallen, Seraphe winden ihn nicht auf! Verſtopft euer Ohr vor meinem traurigen Leide! Doch nein! — bald werdet ihr in alle meine Klagen ſtimmen; kommt, ſanfte Jünglinge, ſanfte Mädchen, kommt! Ich will euch zu dem Grabe eurer Verwandten führen; bald wird ein ſterbender Freund auch euch von ſeiner Bahre in dieſes Thal des Todes rufen. —

So ward ich gerufen! ach! der ſchreckliche Ruf bort noch täglich neue Wunden in meinen Buſen! Wie des Herolds Stimme, die, wenn Könige winken, der ruhigen Erde Krieg verkündet, dann flieht der Jüngling mit niedergeſchlagenem Blicke die freudige Wieſe, und kriecht in Höhlen; dann ſchallt kein Lied der Liebe mehr von der zerbrochenen Flöte; dann hört die Nymphe nicht mehr aus dem Munde des Geliebten ihren Preis, ſchallt in dem Thal kein froher Tanz mehr, kein verliebter Wunſch der Unſchuld. Der wilde Krieg verfinſtert jede Scene der Freude, und deckt mit dichter Nacht das öde Feld! — So wurden ſie verfinſtert meine Freuden, meine jugendlichen Glückſeligkeiten; und Thränen floßen unaufhörlich aus meinem Auge! O mein Philet! Wie theuer habe ich die ganze Glückſeligkeit meiner glücklichen Jugend bezahlt! Ich ſegnete die Geſellſchaft, die mir ſo einen Freund gegeben mit einem ſo ſanften Herzen, einer ſo reinen Seele: ich kroch mit ihm durch alle ihre finſteren Scenen; ein Kuß von ihm heilte ihre bitterſten Qualen. Alle meine Hoffnungen hingen an dir, Philet — aber ach — mit dir iſt alle Freude dahin. Geſtürzt in den Sturm des Elends, ergriff ich das einzige Brett; es brach, und ich ſcheiterte zweymahl. Geworfen in dein Grab, das Land der Qual, machte ſie mich durchs Strandrecht zu ihrem Sklaven; und die umarmte Freude, aller ihrer Schätze beraubt, betrog mein Recht, und zahlte ihre Schuld mit Thränen; da kamſt du, entfernter Freund, den Geſcheiterten vom feindlichen Lande zu retten, mitleidig meine Kette zu zerbrechen, und mich zurück zu bringen in mein Vaterland. Ein zweyter Sturm trieb auch dich weg, und nun verdoppelt mein Tyrann die Ketten. Ein Strahl von Freude erheiterte auf einige Augenblicke mein Elend. Noch lebte eine Seele, beſtimmt, für mich zu leben; eine Seele, geſchmückt mit jedem Reitze der Tugend, mit Zärtlichkeit, mit offener Güte, ſo mild, ſo gut, ſo über alles Lob; Menſchen mußten ſie anbethen, ihre verſchwiſterten Engel lieben. — O du! ewig geliebte, ehrwürdige Freundin! könnten, wie an dir ewig mein warmes Herz hängt, könnten ſo ewig meine Seufzer ſchallen in deinem Ohre, ſo ſchmelzen an deinem Buſen meine Thränen — wie ſie damahls ſchmolzen, da mitleidig um uns die himmliſchen Mächte unſern Abſchied ſahen, und uns das letzte Lebewohl zuflüſterten! Ach! ſeitdem ich getrennt bin von deinem Alles belebenden Blick, ſeitdem iſt mein Tag eine Qual, und meine Nacht eine Hölle! — O hätt' ich nie, mit Seufzen wünſche ich's, hätte ich in einſamen Wäldern nie den Werth der Freundſchaft gekannt, ſondern Welten um mich, wie an Arabiens kahle Felſen, geſtarrt! Grauſam, aber recht, da die Geſellſchaft nur Bande webt, ſie deſto herzhafter zu zerreißen.

Die Selbſtliebe, die Triebfeder der Bewegung, treibt die Seele; die Vernunft vergleicht Alles auf ihrer Wage, und regiert das Ganze. Ohne Selbſtliebe bewegt ſich der Menſch nie; ohne Vernunft zu keinem Zweck, ſtände er entweder wie die Pflanze, auf ſeiner feſten Stelle, um zu wachſen, ſich zu vermehren und zu welken; oder er ſchimmerte, wenn der Zufall es wollte, wie ein Meteor, durch die Luft, verzehrte ſich und wen er träfe!

Der Trieb der Bewegung mußte ſtark ſeyn; Thätigkeit iſt ſeine Beſtimmung; er reitzt, treibt und belebt: die Vernunft mußte ruhig ſtill ſeyn; nur beſtimmt, aufzuhalten, zu überlegen, zu rathen. Selbſtliebe iſt ſtärker, weil ihre Gegenſtände nahe liegen; der Vernunft ihre liegen in der Ferne: jene ſieht das unmittelbare Gut durch den Sinn, dieſe das künftige in der Folge. Mächtiger als Gründe, drängen Verſuchungen ein; wenns hoch kömmt, iſt die nur wachſamer, die Selbſtliebe ſtärker! — Brauche deine Vernunft, den Stärkern zu bändigen, und höre nur auf ſie. Achtſamkeit gibt Uebung, Erfahrung: jede ſtärkt die Vernunft, und ſchwächt die Selbſtliebe.

Laßt grübelnde Gedanken, die beyde Freunde zu Felde führen, mehr beſorgt zu trennen, als zu verbinden; ſobald ſie ſtreiten, fällt aller Reitz, alle Tugend, alle die raſche Fertigkeit des Witzes, Sinn und Vernunft! — Gelehrte zanken, wie Narren, oft über einen Nahmen, und meynen am Ende nichts oder einerley.

Selbſtliebe und Vernunft haben einerley Zweck, Abſcheu vor dem Uebel und Begierde zum Wohl. Aber die eine iſt ungenügſam, und möchte Alles verſchlingen, die andere will nur den Honig ſaugen, ohne die Blume zu verletzen; Vergnügen iſt das größte Gut, oder das größte Uebel, nachdem ihr es verſteht.

Die Leidenſchaften ſind nichts als Beſtimmung der Selbſtliebe. Das wahre oder das ſcheinbare Wohl ſetzt ſie in Bewegung. Aber da nicht alles Gute für Alle ſeyn kann, und die Vernunft Jedem für ſich zu ſorgen befiehlt; ſo iſt auch eigennützige Leidenſchaft, wenn ihre Wege richtig ſind, eine Freundin der Vernunft und ihrer Sorge werth: breitet ſie ihre Beute auf Andere aus, ſo erhebt ſie ſich zum Range der Tugenden.

Laßt den Stoiker in träger Unempfindlichkeit prahlen; ſeine Tugend iſt feſt gefroren, all zuſammengeſchrumpft in das Herz. — Stärke der Seele iſt Bewegung, nicht Ruhe. Der aufwallende Sturm treibt die Seele zur Arbeit, zerſtört vielleicht Theile, aber erhält das Ganze. Wir ſegeln hin und her auf dem weiten Meere des Lebens; Vernunft iſt der Compaß, aber Leidenſchaft der Wind. Auch Gott iſt nicht immer in ſeiner Stille — Er ſteigt auf den Sturm, und fährt auf dem Winde.

Leidenſchaften ſind, wie die Elemente, geboren zum Kampf; aber gemiſcht und gemildert, vereinigen ſie ſich in ſeinem Werke. Es iſt genug, ſie zu mildern und zu brauchen; aber was den Menſchen macht, kann das den Menſchen zerſtören? Genug! die Vernunft folgt dem Pfade der Natur, bändigt ſie, vergleicht ſie — folgt ihr und Gott!

Liebe, Hoffnung, Freude, das lachende Gefolge der Luſt; Haß, Furcht, Schmerz, das Volk der Leiden, vermiſcht mit Weisheit, und gebunden in ihre Gränzen, ſetzen und erhalten das Gleichgewicht der Seele, miſchen Licht und Schatten, und geben dem Leben Kraft und Farbe!

Vergnügen liegt immer in unſerm Auge oder in unſerer Hand, hört auf im Genuße, und lebt in der Ausſicht. Das Gegenwärtige zu haſchen, das Künftige zu ſuchen, iſt das ewige Geſchäft des Leibes und der Seele. Alle legen ihre Reitze dar, aber nicht alle reitzen; jeder Sinn hat ſeine beſonderen Gegenſtände: deßwegen ſchwebt bey allen eine Hauptleidenſchaft oben, und verſchlingt alle, wie Aarons Schlange!

So wie der Menſch bey ſeiner Geburt vielleicht ſchon die lauernde Urſache ſeines Todes empfängt, und die junge Krankheit, die ihn endlich bezwingt, zunimmt, wie er wächſt, und ſtark wird in ſeiner Kraft: ſo liegt, geflochten in ſeinem Bau, die Krankheit der Seele, die herrſchende Leidenſchaft, in ihm: jeder Lebensgeiſt, der das Ganze nähren ſollte, fließt zu dieſer in Seel' und Leib; was das Herz wärmt, was den Kopf füllt, Alles, ſobald die Seele ſich öffnet, und ihr Amt antritt, treibt die gefährliche Kunſt geſchäftiger Einbildungskraft zum kranken Theil. Die Natur iſt die Mutter der mächtigen Leidenſchaft;

Uebung nähret ſie; Witz, Geiſt, Talente, Alles macht ſie ärger; ſelbſt die Vernunft gibt oft Schärfe und Kraft, wie der Strahl der Sonne den Wein verſäuert!

Leben und Tod.

Das Leben iſt eine kleine kothige und ungeſunde Inſel, welche uns von dem unermeßlichen feſten Lande der Natur trennt.

Die reitzendſten Gegenſtände, welche dieſe Inſel enthält, ſind wie der Staub des Sommers, und ſelbſt ihre Einwohner ſind wie die Blätter des Herbſtes.

Es iſt kein Tag, der nicht einem Menſchen, welcher denkt, ein Geheimniß offenbaret, welches ihm das Leben noch eckelhafter macht.

⁂

Das Leben iſt dem Monde ähnlich; dunkel von ſich ſelbſt, aber glänzend durch Widerſtrahlen.

Das Leben iſt, als ein Zweck, von keinem Werthe, aber als ein Mittel iſt es nicht hoch genug zu ſchätzen. Unglücklicher Zweck! himmliſches Mittel! Iſt es unſer Alles, ſo iſt es Nichts. Schätzen wir es für Nichts, ſo iſt es unſer Alles.

Wenn kein Tod wäre, ſo würden die Menſchen vergeblich leben: wenn kein Tod wäre, ſo würden die Unſinnigen ſelbſt zu ſterben wünſchen.

Mein Tod macht die Schutzſchrift für meine Geburt. Ohne dieſen würde jene nicht ein Fluch ſeyn?

* * *

Schreien der Kindheit und Todesängſte; leichter Tribut, welchen die Natur für uns bezahlet: und der Werth von jedem iſt ein Leben.

Wer kann mein Leben entweder verlängern, oder mein Daſeyn verkürzen? Der Arm eines Engels könnte mich nicht vor dem Grabe bewahren: Legionen Engeln könnten mich nicht in dem Leben erhalten.

* * *

Wer wird ein ähnliches Gemälde von dem Tode machen? Dieſer Tyrann iſt nicht ruhig. Das Grab iſt ſtumm. Die Furcht macht den Pinſel zittern; die Einbildung vergrößert, und die Unwiſſenheit wirft zu viel Schatten darauf. — Ungetreue Mahler!

* * *

Durch eine unordentliche Einbildungskraft und einen verhängten Irrthum erſchafft ſich der Menſch einen Tod, welchen die Natur nicht gemacht hat: und er leidet tauſend Tode, indem er einen einzigen fürchtet.

* * *

Der Tod, ſo wie alle anderen Tyrannen, hat ſeine Luſt Streiche zu verſetzen, welche meiſtens freye Macht ankündigen.

Er begügnet ſich nicht mit Eroberungen; er will Siegesgepränge. — Der Befehl, welchen er von der Weisheit und unumſchränkten Gütigkeit bekommen hat, iſt folgender. — Schieße deine Pfeile nicht ins Ungefähre: wähle allzeit ſolche Schlachtopfer, daß du darüber den Schrecken der Lebenden verdoppelſt!

* * *

Jedes Jahr überlebt ſich ſelbſt: jeder Augenblick iſt das Grab desjenigen, welcher ihm vorgegangen iſt. — Geboren werden, iſt anfangen zu ſterben; ſo, wie ſich eine Fackel verzerrt, ſobald ſie angezündet iſt.

Wo ſind ſo viele mächtige Völker hingekommen? Wir betrachten ſie wenig unter dieſem dunkeln Geſichtspunkte, obſchon ihre Grabſchriften die Hälfte unſerer Wiſſenſchaft ausmachen.

Welcher Staub iſt nicht belebt geweſen? Die Schaufel, der Pflug beunruhigen unſere Vorältern.

Luſtige Weltkinder! Ihr eſſet pulveriſirte Leichen: Ihr trinket ausgezogene menſchliche Säfte, ihr tanzet auf todten Völkern.

Die Zierathen, welche die Augen am meiſten ergetzen, die Bildſäulen, die koſtbaren Tapezirereyen, die Gemählde zeigen nicht weniger die Sterblichkeit des Menſchen, als Trauergerüſte und herrliche Grabmähler.

Unſere Luſtbarkeiten ſelbſt reden mit uns vom Tode. Wir ziehen die Helden aus dem Grabe heraus; wir laſſen ſie die Schaubühne beſteigen, um uns zu beluſtigen. Wir bewundern oder bedauern ihr Schickſal, um das unſrige zu vergeſſen.

Unſere Aeltern, indem ſie die Welt verlaſſen, vergrößern unſere Einkünfte. Wir leben köſtlich, wie andere Würmer, auf Unkoſten der Todten.

* * *

Bei dem größten Theile der Menſchen heißt Zeitvertreiben leben: wird ſterben aber auch ein Zeitvertreib für ſie ſeyn?

Man kann thöricht leben, aber nicht ſo ſterben.

Die Furcht des Todes iſt weniger feig, als die Furcht des Lebens.

Der Selbſtmord iſt eine Narrheit: aber die laſterhafteſte, eine Narrheit des Herzens.

* * *

Hütet euch vor dem ſchrecklichſten Unglücksfalle; vor einem unvorhergeſehenen Tode.

* * *

Der Tod kerkert den Leib ein: das Leben kerkert die Seele ein; und es iſt kein Tag, wo die Seele eine ſolche üble Wohnung nicht ſehr theuer bezahlen muß.

Der Tod erniedriget den Reichen, den Adelichen, den Eroberer. Das Leben erniedriget den Menſchen.

Der Tod hat anſcheinende Uebel, welche die Natur nicht merket: das Leben hat wirkliche Uebel, welche die Weisheit ſelbſt in Erſtaunen ſetzen.

Der Tod hat keinen wahren Schreck, wovon das Leben nicht die Urſache iſt: das Leben hat keine wahren Freuden, welche der Tod nicht vermehret.

Das Leben iſt der Triumph des Fleiſches: der Tod iſt der Triumph des Geiſtes.

Welche Vergleichung! O Tod, wer würde unſchlüßig ſeyn, dir den Palmzweig zuzuſprechen!

* * *

Ob ihr gleich nur verurtheilt ſeyd, einmahl zu ſterben; ſo macht doch, daß jeder eurer Tage das Verdienſt eines guten Todes habe!

Wenn der Gerechte ſtirbt, ſo iſt ſeine Aufführung ein allgemeines Vermächtniß, koſtbarer als alle Geſchenke des Mammons.

Die Helden der Erde mögen mit was immer für einem Stolze ihren Lauf beſchließen, ſo iſt doch nur die Tugend im Tode majeſtätiſch.

Die Engel halten ſich am Sterbebette der Frommen auf: das iſt ein Ehrenpoſten für ſie.

Gott erwartet nicht den letzten Augenblick: Er billiget ſeine Kinder diesſeits des Grabes, und läßt ſie diejenigen für ſeine Kinder erkennen, welche ihren letzten Seufzer empfangen — Philander! haben wir dich ſchon im Paradieſe geſehen?

Nichts iſt in Teophilus todt, als was er gewunſchen hatte, daß es ſterbe. Nichts iſt todt, als die Schwachheit und das Unglück. Nichts iſt todt, als was den Weg zum Leben beſchwerlich machte.

Wie arm, wie reich iſt der Menſch! — Wie geehrt, wie verworfen! — Welch künſtliches Gewerbe — verwunderungswerthe Vermiſchung widerſprechender Naturen! Fremder Bürger zweyer unendlich abſtehender Welten! Unterſchiedenes Kettenglied an der ut umſchränkten Kette der Weſen! Gleichförmiges Mittelding zwiſchen Nichts und Allem! Himmliſcher, geſchwächter, verdunkelter Strahl, und obgleich dunkel, ſchwach, dennoch himmliſch! Kind des Staubes, und Erbe der Herrlichkeit! Ohnmächtiger Unſterblicher, und unendliches Ungeziefer! Erdwürmchen, und Bild des Königs der Himmel!

* * *

Der Ehrgeiz wohnt bey dem Hirten, wie bey dem Könige. Der erſte bauet ſeine Hütte von Stroh, hernach ſagt er mit dem Aſſyrer in ſeinem Herzen: — Das iſt die Macht meiner Stärke! Warum das? Weil er nicht weniger unſterblich iſt, als ſein Oberhaupt; und eine unſterbliche Seele eine wahre oder vermengte Größe ſuchen muß; falſches oder ächtes Geld; die Lobſprüche der Erde, oder die Lobeserhebungen des Himmels.

Der berühmte Rath, welchen Cyneas dem Pyrrhus gab, war ungereimt: er iſt mehr gelobet als unterſuchet worden. Der Degen dieſes Prinzen würde eher den ganzen Erdboden bezwungen, als die Vernunft ſeinen Ehrgeiz vernichtet haben.

So ſchrieb ich; ſo ſchwärmte ich; ſo ſammelte ich verſchiedene Sätze aus Büchern, zeichnete ſie in meine Schreibtafel; wollte mich beruhigen, und ward immer unruhiger; fand Wahrheit, aber keinen Troſt. Ich war 16 Jahr alt, als ich in die Stadt kam, und die Welt ganz anders fand, als ich ſie beurtheilte. Ich lernte zu ſpät einſehen, wie ſehr ſchwärmeriſche Grundſätze uns auf Irrwege führen. Ich war das Spiel meines eigenen Herzens; ward immer betrogen, immer getäuſcht; ich ſah immer Alles von der glänzenden Seite an, ſuchte überall Harmonie, und fand ſchreckliche Töne, die das Ohr meiner Seele marterten. Romantiſche Begriffe wiegten mich in meinen jüngern Jahren in den Schlummer des Vergnügens, und die Welt weckt mich aus dem täuſchenden Traume zu ſchrecklichen Scenen auf. O unglücklich der, deſſen ſanfte Schwärmerey ſeine Einbildungskraft verſtimmt, der ſich die Welt als ein Feenland ſchildert, und eine Wüſte als ein Arkadien.

Aus meiner Geſchichte ſollen meine Mitmenſchen klug werden. Ich will ihnen zeigen, wie die Welt wirklich iſt, nicht, wie ſie ſeyn ſoll. Iſt es denn eine Wohlthat, wenn ich dem unſchuldigen Kinde den Geyer eine Turteltaube nenne, und den Wolf als ein Lamm ſchildere? — Schrecklicher Betrug! — und doch ſo alltäglich in unſerer Erziehung! — Man lügt uns einen Menſchen, den die Natur nicht kennt; macht aus unſerm Herzen ein Gebäude der Einbildung, und ſo erwächſt der Menſch, will ein Engel werden, und wird zum Satan, weil man ihn nicht gelehrt hat, Menſch zu werden. Ich forſchte den heimlichen Trieben meines eigenen Herzens nach, ſtudierte unpartheyiſch meinen Mitmenſchen, und fand, daß der Menſch ein gutes Weſen ſey, und daß ihn nichts als Selbſtbetrug unglücklich mache; Selbſtbetrug, den der Eigennuß des Stärkern billiget, die Dummheit des Schwächern vergöttert, und die Entkräftung des von Vorurtheilen Unterdrückten ſclaviſch verehrt.

Stelle man einen Menſchen, wie ich war, mit meinen Grundſätzen, mit meinem Herzen, mit der feurigen Einbildungskraft, mit dem lebhaften Gefühle in die verſchiedenen Lagen des Lebens, die ich hier aufzeichnen werde, und urtheile man unpartheyiſch hierüber. Was wird aus ihm werden? — Erſt ein Menſchenfreund, dann ein unglücklicher Leidender, der, wenn er nicht im Sturme unterliegt, endlich zum Menſchenfeind ſich umbildet, der ſich entweder in eine Einöde vergraben, oder verzweifeln muß.

Wahre Philoſophie iſt, ſich, den Menſchen und die Welt kennen, wie ſie ſind; — nicht, wie ſie ſeyn ſollen; nicht, wie wir ſie wünſchen; nicht, wie man ſie uns in Büchern ſchildert. Der Scheidekünſtler, der mit Klugheit das Gold von den Schlacken reinigen kann, iſt Philoſoph. Ich konnte es nicht dahin bringen; ich unterlag — ich ſtarb.

Dieſes Buch, das ich nun hinterlaſſe, ſoll Manchem ein gutes Buch ſeyn. Man wird vielleicht den Eingang, und die bisher angeführten Säze und Auszüge noch nicht verſtehen; aber in der Folge wird Alles deutlich werden. Möchten die Menſchen aus meinem Schaden lernen, klug zu werden.

Was mir begegnet iſt, will ich nicht langweilig erzählen; hier iſt mein Schreibbuch. Man leſe meine Zufälle; man beurtheile den Eindruck, den ſie auf mich machten, und ſtudiere hieraus den Menſchen, und lerne weiſer ſeyn.

Aglais Schreibtafel.

Den 10. des Roſenmonds.

Heute kam ich in die Stadt; 10 Thaler waren mein Reiſegeld. Als ich aus der Kutſche ſtieg, eilte mir ein junger Menſch entgegen. Sein Auge ſchien mir ſanft zu ſeyn; ich war ihm gut. Ich ſollte den Lohnkutſcher bezahlen, und hatte keine kleine Münze. Eilfertig erbot ſich der junge Menſch, mir wechſeln zu laſſen. Ich vertraute ihm meinen ganzen Beutel, und er kam biſher nicht wieder zurück. — Das iſt doch wirklich nicht ſchön; oder iſt ihm ein Unglück begegnet? oder hatte er die 10 Thaler nöthiger, als ich? — genug; er kam nicht. Vielleicht kömmt er noch. O wie ſchmerzte es mich, wenn er nicht wiederkommen ſollte! — Sein Auge war ja ſo ſanft und das Zutrauen, das ich zu ihm hatte — o dieß allein ſteht mir Bürge, daß er mir mein Geld wieder bringen wird.

Den 11. des Roſenmonds.

Heute erhielt ich von dem Unbekannten, dem ich meinen Beutel anvertraute, folgenden Brief.

Mein Herr!

»Daß Sie ein wahrer Dummkopf ſind, haben Sie
»durch ihr Zutrauen ſchon merklich bewieſen, ich will
»aber noch das Vergnügen haben, Ihnen zu ſagen,
»daß Sie ein Schöps ſind. Ihre 10 Thaler ſind zum
»Teufel. Adieu!«

Alſo kömmt er nicht mehr; aber das — das ſchmerzt doch, einen beſtehlen, und überdies ihm noch Grobheiten ſagen. Wenn die Leute in der Stadt ſo ſind, kann ich's nicht aushalten. O guter lieber Landmann! du hätteſt mir meine 10 Thaler wieder gebracht! Aber der Brief!

Abends.

Noch nie kannte ich die Verlegenheit, ohne Geld zu ſeyn; aber nun fühlte ich ſie deſto härter, da ſie mir neu, unerwartet, und zur ungelegenſten Zeit kam. Ich wußte mir nicht zu rathen. Schon das erſte, was mir auffiel, die Forderung des Wirths, konnte ich nicht berichtigen. Ich erzählte ihm treuherzig den gehabten Vorfall und meine gegenwärtige Lage, und der Mann — aber hier iſt unſere Unterredung von Wort zu Wort.

Ich. Sehen Sie, ſo ſchelmiſch wurde ich geprellt!

Wirth. Ha, ha! Ein artiger Schwank! Ha, ha!

Ich. Sie lachen.

Wirth. Werd' bald ausgelacht haben; aber lachen muß ich doch —

Ich. Wie ſo!

Wirth. Der Kerl hätte ja müſſen der dümmſte Junge von der Welt ſeyn, wenn er das Geld nicht behalten hätte. Ich ſtehe Ihnen mit Hab und Gut dafür, der Fall begegnet Ihnen ſo oft, als Sie nur den Verſuch machen wollten.

Ich. Unmöglich!

Wirth. Nicht? Glauben Sie denn, die Leute da in der Stadt ſind vor den Kopf geſchlagen? Ha! es lernt einen wohl pfiffig ſeyn. Unterdeſſen muß ich Ihnen ſagen, ſo leid es mir thut, ich kann Sie keinen Tag länger behalten, und die Kleinigkeit, was Sie bis heute bey mir ſchuldig ſind — es beträgt 2 fl. — belieben Sie mir noch vor Nacht zu bezahlen, ſonſt kommen wir nicht gut zu ſprechen. — Ich bin kein dummer Schöps —

Ich. Wie? — Ich bitte Sie um Alles in der Welt; ich wüßte nicht wohin — in ein paar Tagen längſtens ſind Sie bezahlt.

Wirth. Meine Zeche bezahlt; und Sie belieben mit mir zu befehlen; übrigens —

Ich. Wenn ſie mir nicht trauen wollen, ſo bürgt Ihnen ja mein Koffer.

Wirth. Muß erſt ſehen.

Ich öffnete denſelben, und nun beſah er Stück für Stück, packte wieder ein, ſchloß den Koffer, und ließ ihn von einem Hausknechte aus meinem Zimmer tragen. Beym Weggehen gab er mir den Schlüſſel davon, und ſagte mit einer hohen Miene: Nu! es thut mir leid, daß Sie angeführt worden ſind; ich will Ihnen noch ein paar Tage borgen.

So verließ er mich, und einige Minuten blieb ich ſtarr vor Erſtaunen ſtehen; ich ſah ihm nach, und immer noch däuchte es mich, dieſe belebte Maſchine, die den Wirth vorſtellte, vor mir zu ſehen. Ich verlor allen Begriff von dem Werthe des Menſchen. Gott! dachte ich mir, wie iſt es möglich! habe ich doch den Mann nie beleidigt, nie hintergangen; ſeit heute erſt geſehen, und er konnte mich ſo unverſchämt, ſo niederträchtig behandeln; ſich einer Kleinigkeit von 2 fl. mit ſo viel Strenge verſichern, als wäre ſein ganzes Vermögen in Gefahr. — Kanns gar nicht begreifen. — Traurig verließ ich nach einer Weile mein Zimmer, und ging in die Gaſtſtube. Hier ſetzte ich mich neben einen großen dicken Herrn in einer knottigen Perrücke, der lange Zeit von ungerechtem Gute, von der Hartnäckigkeit der Leute und von Menſchenliebe ſprach, und einigen Gäſten aus der Geſellſchaft derb hinausgab

Alles war gut geſagt, und der Mann hatte gleich mein ganzes Vertrauen. Sieh, dachte ich, das iſt doch wieder ein Menſch. Er begegnete mir ſo freundlich, daß ich ihm auf der Stelle Alles erzählte, was mir mit dem Unbekannten und meinem Wirthe geſchah. Er nahm den wärmſten Antheil an meinem Unglücke, verfluchte die Bosheit der Menſchen in den tiefſten Abgrund, und both mir in den zuverſichtlichſten Ausdrücken ſeine Freundſchaft an. Eine Thräne der Freude ſtieg mir in's Auge; und mein Herz pochte mit innigſter Wonne dem dieſes guten Biedermanns entgegen. Ja! es gibt auch edle, würdige Menſchen! — Bin ich von einem geprellt, und von dem andern niedrig behandelt worden, ſo habe ich doch wieder einen gefunden, der mich die Beleidigung der beyden durch ſeine Güte vergeſſen läßt.

Ich erſuchte ihn gleich ohne Anſtand, mich aus meiner Verlegenheit zu reißen, wenn er mir ſo viel Geld vorſtrecken wollte, als ich in den dermahligen Umſtänden bedurfte. Gut, ſagte er, daran ſoll es Ihnen nicht fehlen; ich diene gern aus chriſtlicher Liebe; aber ich ſelbſt kann es Ihnen nicht geben; allein ich will einen guten Freund darum anſprechen, und der — ich zweifle gar nicht. Verlaſſen Sie Sich auf mein Wort: ich will morgen früh auf Ihr Zimmer kommen.

Den 12ten Roſenmonds.

Mein Mann hielt pünktlich Wort; er kam. Laſſen Sie ſich nicht bange ſeyn, junge Herr, ſagte er, und klopfte mir freymüthig auf die Achſel. Aber mir müſſen Sie folgen. Sie ſind jung; unerfahren, wie Sie ſelbſt ſchon zur Genüge werden geſehen haben; Sie brauchen alſo einen Führer, und ich will Ihnen möglichſt an die Hände gehen. Halten Sie ſich nur an mich! Fürs Erſte nun müſſen wir den Wirth bezahlen; ſonſt rechnet Ihnen der Schuft ſo viel auf, als alle Ihre Sache werth iſt, und dann, wenn es Ihnen gefällig iſt, können

Sie bey mir zu Hauſe ſeyn, Sie ſollen Sich gewiß recht wohl bey mir befinden.

Die Freundſchaft des Mannes hatte mich ganz hingeriſſen. Ich war der Freude zu voll, um mich ſattſam darüber ausdrücken zu können. Ich umarmte ihn, küßte ihn, und nannte ihn vor überſtrömendem Entzücken: Vater! — In der That, mein Herr! ſagte ich endlich nach einer Weile, ich fühle die Größe Ihrer edlen Freundſchaft ſo ſehr, daß ich Ihnen nicht würdiger dafür danken kann, als das Kind ſeinem Vater. Ich will Sie ehren, lieben, wie ich meinen Vater liebte; eben ſo unbedingt Ihnen folgen, und mich ganz Ihrer zärtlichen Vorſorge unterwerfen. Der gute Mann hatte ſeine herzliche Freude mit mir, und ſo verließ ich den unfreundlichen Wirth, und bezog das Zimmer meines Wohlthäters.

Den 13ten Roſenmonds.

Himmel! Welch ein Betrug! — wie ſchändlich wurde ich hintergangen! — Mein Wohlthäter war weiter nichts, als der feinſte Böſewicht unter der Maske der Menſchenliebe. — So ſehr mich die Dieberey des Unbekannten ſchmerzte; das ſchimpfliche Verfahren des Gaſtwirths ärgerte; will ich ſie doch leicht vergeſſen, aber — den Schändlichen nicht, der — mein Herz belog; ſich Wohlthäter, Vater von mir nennen ließ, um mich auf das ſchmerzlichſte zu hintergehen.

Man empfing mich, als einen Sohn, der lange Jahre abweſend war, und nun wiederkehrte; die Frau vom Hauſe, ſchon unterrichtet von meiner Unerfahrenheit, und mit dem ſchelmiſchen Abſichten ihres Mannes genau verſtanden, freute ſich mächtig über den glücklichen Streich, mich in ihrer Schlinge zu ſehen. Sogleich wurde mein Koffer ausgepackt, meine Sachen unter die ihrigen geſteckt, ohne daß ich was Arges vermuthete, denn das geſchah bloß, um, wie ſie ſagten, mich außer Gefahr ſetzen zu können, daß ich nicht etwa durch Betrug boshafter Leute, die meine Gutmüthigkeit mißbrauchen wollten, könnte darum gebracht werden.

Heute erhielt ich 10 Thaler, die der Mann von einem ſeiner Bekannten geborgt zu haben, ſagte; ich mußte 20 dafür ſchreiben, und für 20 mir 10 Prozent auf der Stelle abziehen laſſen. Ich fand es ganz ſonderbar, und wollte mich nicht darein finden; aber man ſagte mir entgegen, ich möchte weiter keine Umſtände machen, das Geld ſey einmahl da, und könnte nicht wieder zurückgegeben werden, und es ſey ſo gewöhnlich in der Stadt; die Leute ſind ſchon einmahl ſo, und was mehr. Sogleich zog mein Freund 5 Thaler davon ab, die er theils für die beym Wirth gemachte Auslage, theils für zwey Tage, die ich bey ihm verlebt hatte, zu ſich ſteckte. Ich wußte nicht, was ich denken, oder was ich ſagen ſollte. Der Aerger ergriff mich immer mehr. Wie, ſagte ich, nach einer Weile, Sie haben mich ja zum Beſten! — Sie machen mir's ja ſchlimmer, als wenn Sie mir gar kein Geld verſchafft hätten. — Was ſoll ich nun machen? In ein paar Tagen brauche ich wieder ſo viel; und dann hätte ich ſchon 20 Thaler verloren, ohne den Zinſen, ohne ihrer Forderung; ich wäre alſo in weniger als einem Monate unfehlbar ausgezogen, und — Gott weiß! was aus mir werden ſollte. Aber nun hatte ich zu ſehen, und zu hören, was ich meiner Tage nicht geſehen und gehört hatte. Die Frau ſtellte ſich vor mich hin, die Arme in die Seite geſtemmt, und ſchrie und tobte, wie eine Furie. Sie hieß mich einen undankbaren Burſchen, einen Grobian; er drohte, mich derb abzuputzügeln, und zum Haus hinauszuwerfen. Alle meine Sitten hatten mir die Leute weggeſchrieen und weggeläſtert, und unter einer Räuberrotte hätte mir nicht ſchlimmer zu Muthe ſeyn können. Ich wollte dieß Haus verlaſſen, und lieber noch meinen indiskreten Wirth wieder aufſuchen, und begehrte meine Sachen zurück, aber man lachte mir aus vollem Halſe ins Geſicht, und verſicherte mich, ich könne — und müſſe auf der Stelle gehen, weil ich meines Ungeſtümes wegen keine Diskretion verdiene; aber von meinem Eigenthume würde ich kein Stück ſehen, bis nicht Alles bis auf den letzten Heller bezahlt wäre. Und nun nahm mich mein Freund, mein Wohlthäter, mein Vater beym Arm, warf mich Nachts um 10 Uhr die Stiege hinunter, ſtieß mich unter beſtändigem Fluchen und Poltern zum Hauſe hinaus, und ſchlug die Thür hinter mir zu.

Den 14ten Roſenmonds.

Hätte ich's doch nie gedacht, daß der Menſch mit der ehrlichſten Miene, mit der freundlichſten Zunge, die beredſam Menſchenliebe und Wohlwollen predigt — der boshafteſte Schurke ſeyn könnte. Der Verluſt würde mir gewiß recht ſchmerzlich geweſen ſeyn, wenn mich ein Räuber geplündert hätte; aber daß es ein Mann war, der ſo ehrlich ſchien, dem ich ſo herzlich gut war, das thut doppelt wehe. — Wie unglücklich dieſe Leute ſind! Schwarz, fürchterlich, wie ihre Thaten, liegt die Zukunft vor ihnen, und ſelbſt beym Genuße ihres Raubes können ſie nicht froh ſeyn [*]. Ich beklage ſie vom Herzen. Allein das iſt vorbey; ſind ſie doch nicht glücklicher, als ich. Ich empfing bey meiner Abreiſe ein Empfehlungsſchreiben von einem guten Freunde meines Vaters an den von B***. Aber bis jetzt ließ man mir nicht Zeit, davon Gebrauch zu machen. Ich ging zu ihm, und wurde beſſer empfangen, als ich mir's nach all dem, was ſchon dieſe wenigen Tage mit mir in der Stadt vorging, hoffen konnte. Er begegnete mir zwar nicht ſo offen, ſo zärtlich; deſto beſſer, ſo habe ich weniger zu beſorgen. Gewiß, er muß es gut mit mir meinen, denn er nahm mich gleich zu ſich in ſein Haus, und an ſeinen Tiſch, und ich habe doch kein Geld und keinen Koffer mehr. Ich weiß nicht, wie die Leute hier denken; was ſie für Begriffe von der Sache haben, Ich bin mir nun unter meinen eigenen Landsleuten wie vom Monde herabgefallen. Bey der Erzählung meiner traurigen Unglücksfälle lachten ſich der Herr und die Frau v. B*** und das Fräulein halb närriſch, als wenn ſie ihre herzliche Freude daran hätten. Ich konnte mich unmöglich enthalten, ſie im ernſten Tone zu fragen, ob ſie denn das ſo lächerlich fänden? Mein Freund, ſagte von B***, dergleichen Streiche geſchehen bey uns ſo alltäglich, daß wir ſie bereits gewohnt ſind, und wenn ſie nicht gar gemein und plump ausfallen, ſo lacht man darüber. Unterdeſſen beruhigen Sie Sich; Sie ſollen Alles wieder haben, und eine hinlängliche Genugthuung dazu.

---

[*] Der gute Jüngling beurtheilte hier wieder die Menſchen nach ſeinem eigenen Herzen. Menſchen, die nur aus Leichtſinn, von andern verführt, böſe handeln, fürchten ſich ihrer ſträflichen Handlungen, und fuhlen Reue: aber es gibt welche, die von der Bosheit Profeſſion machen, und die fühlen noch Freude — Satans-Freude — beym Genuße der Früchte ihrer Bosheit, und ſind zu tief geſunken, um noch Reue fühlen zu können — den Verdammten gleich — Verzweiflung iſt ihre letzte Stufe.

Den 15ten Roſenmonds.

Dank der thätigen Freundſchaft des guten von B***! ich habe nun Alles wieder, bis auf die zehn Thaler des Unbekannten. Mag er ſie doch haben für die Lehre, die er mir damit gab! — Man ließ beyde in Verhaft nehmen, und v. B*** verſichert mich, daß ſie ſcharf würden hergenommen werden. — Ich möchte nicht den Menſchen leiden, ſondern gebeſſert ſehen. Sollte denn die Selbſtliebe des Menſchen nicht ſtark genug ſeyn, ihn vom Böſen abzuhalten? Mein Freund ſagte immer: Sie kennen die Menſchen nicht, Sie ſind ein Kind, das erſt auf die Welt kommt, und vollen Menſchenverſtand mitgebracht hat, um denken zu können. Sie müſſen noch viel lernen. Ein alter Herr kömmt öfters zu uns in Geſellſchaft, der ſagte mir geſtern abſcheuliche Dinge vom Menſchen. Ich habe ihm wirklich wenig Dank dafür. Aber ich wills doch in meine Schreibtafel aufzeichnen, weil ich mir ſchon einmahl vorgenommen habe, Alles zu bemerken.

Ich erzählte ihm alle meine gehabten Vorfälle; meine ganze Jugendgeſchichte; ſagte ihm meine Denkungsart, die Grundſätze, die mich mein Vater gelehrt hatte, und wie ich all das ſo wenig zuſammenreimen könnte; da drückte er mir die Hand, lächelte und ſagte: Guter Junge! Sie werden immer betrogen werden. Heute macht ſich der mit Ihnen luſtig, morgen ein Anderer; heute unter dieſer, morgen unter jener Geſtalt. Sie kennen noch kaum 10 Menſchen aus der ganzen Geſellſchaft: ſehr wenig Menſchenkenntniß! Aber wenn ſie 100 werden kennen gelernt haben, ſo kennen ſie 100; aber 1000 und mehr kennen Sie nicht. Stellen Sie Sich die Welt als einen Ballſaal vor; Alles iſt maskirt, ſie kennen Niemand. Nun gelingt es Ihnen endlich einmahl ein Paar unter dieſen Masken zu kennen. Sie wiſſen die Perſon, die dahinterſteckt: aber die andern alle kennen ſie wieder nicht. Aber auch dieſe haben Sie nur für die gegenwärtige Minute kennen gelernt: denn ſobald ſie ſich verrathen wiſſen, gehen ſie nach Hauſe, maskiren ſich anders, kommen unbekannt wieder, und necken ſie wie vor. Alles iſt Betrug — Maskerade. Glauben Sie mir, Freund, es iſt ſeltner, eine gute ehrliche Menſchenſeele zu finden, als eine Quaterne im Lotto zu gewinnen. Ich habe nun 65 Jahre gelebt, aber ich bin vom Herzen froh, wenn ich abgerufen werde. Die Menſchen taugen größtentheils nichts; am meiſten die polizirten. Eigennutz, Stolz und Wolluſt machen Ungeheuer aus ihnen. Der heut ihr Freund iſt, hört morgen auf, es zu ſeyn; denn heute taugen ſie noch zur Maſchine, wozu er ſie haben will, und morgen ſind ſie ihm etwa unnütz, weil er ſeinen Zweck erreicht hat; oder gar ſchädlich. Hat er ſie heute geküßt, und an ſein Herz gedrückt, ſo ſtößt er ſie morgen von ſich, verfolgt ſie — wenn er ſeinen Zweck erreichen kann, bis an den Rabenſtein. Das Mädchen ſchmeichelt Ihnen, nicht weil es ſie liebt, ſondern weil ſie einen Mann haben will, weil ſie reich ſind; ſie iſt eine Kokette, und will das Vergnügen haben, ſie in ihren Feſſeln ſeufzen zu ſehen. Sie ſchwört ihnen zu gleicher Zeit Treue, und ſchwätzt ſie zum gutmüthigſten Narren, während ſie einem andern die Stunde ſagen läßt, wenn er kommen ſoll. Freund, ich habe ſo viel erfahren, daß ich faſt ſagen kann, Alles hat Leidenſchaft zum Beweggrunde; Alles iſt Lüge, nichts Wahrheit. Meine eigene Geſchichte würde Sie überzeugen; aber ſie iſt zu lang für unſere Unterredung; auch könnte ſie Ihrem Herzen von einer andern Seite mehr ſchädlich ſeyn. Das Beſte, was ich Ihnen ſagen kann, iſt weichen ſie den Menſchen ſo viel aus, als ſie können, laſſen ſich in wenig Verbindungen ein, glauben Niemanden, und trauen nicht, bis ſie nicht überzeugt ſind, daß der Andere ein eben ſo ſeltſamer Menſch iſt, als ſie. Ich bedaure Sie, es wird Ihnen noch ſchlimm gehen in der Welt, bis Sie finden, daß ich Recht habe. Bitten Sie den Himmel, daß er Ihnen Luchsaugen gibt, eine Hundsnaſe, Maulwurfsohren, und einen leiſen Tritt, daß Sie ja kein Anderer gehen hört; dann ſehen, hören, riechen und beſchleichen Sie Alles, erfahren, wie man mit Ihnen umgeht, Ihr Kopf wird Sie miniren und kontreminiren, Druck und Gegendruck lernen; aber Ihr Herz wird all das empfinden. Ich weiß gewiß, Sie glauben mir von all dem kein Wort; es iſt der Charakter des Unerfahrnen; aber doch wird es Sie bey Gelegenheit aufmerkſam machen. Adieu.

Milzſüchtiger! — Deine Krankheit ſtellt dir die Menſchen böſer vor, als ſie ſind, oder du wäreſt unwerth, in der Geſellſchaft zu ſeyn. Ich will Alles wieder ausſtreichen, denn es iſt undankbare Verläumdung.

Den 16. des Roſenmonds.

Nein, du ſollſt meiner Schreibtafel nicht entgehen, meinem Gedächtniſſe nicht entwiſchen, du nicht! — So einen Zug aus dem menſchlichen Leben finde ich nicht wieder. Alſo der Schuft von Freund, der mich — und wer weiß, wie viel Andere noch — belogen, hintergangen, mißhandelt hat, iſt ohne Ahnung frey. Wie gerne gönne ich ihm ſeine Freyheit!

Es freut mich, daß er keine Strafe ausſtehen darf; aber wenn ihm nur das Gefühl ſeiner Verbrechen, der Schmerz, die ſichtbare Reue, ein wahrſcheinlicher Vorſatz, ſich zu beſſern, die Gnade ſeines Richters ausgewirkt hätte: allein — das war's Alles nicht; ein Verbrechen mußte ihn gegen die Strafe der andern ſchützen, eine Schande die andere verbergen.

Heute kam ein großer anſehnlicher Mann, mit vielen Würden und Titeln behangen, vor dem ſich v. B*** tief bis zur Erde beugte. Man bemerkte an ihm Unruhe, Zorn und die Eile, mit der er ſein Anbringen betrieb; es mußte alſo von Wichtigkeit ſeyn. Sie traten beyde in ein Nebenzimmer, und nach einer kleinen Viertelſtunde kamen ſie wieder, der Hofmann ſo aufgeräumt, mit einer ſo gefälligen Miene, umarmte den v. B*** und dieſer ſchien ganz entzückt darüber zu ſeyn. Nach Tiſche ließ mich v. B*** zu ſich rufen, und fing ſo an: Ich habe Ihnen recht viel zu danken, lieber Freund! Bey Gelegenheit Ihrer Bekanntſchaft habe ich mir den wichtigſten Mann am Hofe gewonnen, an dem alle meine Entwürfe, alle meine Ausſichten hangen. Und von der Stunde an iſt Ihr Glück in den Plan des meinigen verwebt. Ich hoffe nächſtens eine Gelegenheit zu Ihrer Beförderung zu finden. Aber nun hören Sie! Mit unſerm Manne, den ich in Verhaft bringen half, hat es jetzt eine ganz andere Beſchaffenheit. Die Sache muß zurückgehen. Der Mann ſorgte nebſt andern Geſchäften für das Vergnügen reicher Wollüſtlinge. Der Cavalier, den Sie bey mir ſahen, iſt einer ſeiner vorzüglichſten Kunden, und eine mächtige Stütze.

Ich verſtand es nicht; aber bald verſetzte mich eine nähere Aufklärung in ein ſinnloſes Erſtaunen. Ich hörte von Sachen, wovon es mir bis jetzt an Begriffen und Worten fehlte. In der Folge der Jahre, fuhr Herr v. B*** fort, werden Sie Sich weniger über dergleichen Alltags-Sächelchen in der Welt wundern; aber zur Sache. Meine Denkungsart, ſehen Sie wohl, muß ſich nach dieſem Umſtande modifiziren. Ich muß einem Schurken, den ich nie für was anders anſehen kann, wieder unter ehrliche Leute helfen; ihn beſſer zu machen ſuchen, als er vorher war, um die Gunſt des Hofmanns zu gewinnen, wo ich mich im Gegentheile ſeiner Verfolgung preisgeben würde. Es iſt ein offenbarer Widerſpruch, aber der Weltlauf macht es nothwendig. Nun wiſſen Sie alſo vorläufig, was Sie zu wiſſen brauchten. Seyn Sie klug, im Falle ich Ihrer bedarf, und machen Sie mir mit Ihren Grundſätzen keinen dummen Streich.

Den 17ten des Roſenmonds.

Bald möchte es mich reuen, die Worte des alten Spleens aus meiner Schreibtafel gewiſcht zu haben. Gott! ich zittere vor dem ſchrecklichen Gedanken, daß er Recht haben ſollte. v. B*** iſt nun der eifrigſte Vertheidiger des elenden Betrügers, und der Richter ſchwach genug, den Hofmann zu fürchten. Mehr noch; v. B*** bath ihn um Vergebung, daß er an dem Verdruße, den ihm ſeine Haſt verurſacht hatte, mit Antheil nahm. Iſt ihm denn Unrecht geſchehen? — Aber ich ſoll es thun. — Ich ſoll das Laſter um Vergebung bitten, daß ich das Unglück gehabt habe, in ſeine Klauen zu fallen, und ich die unſchuldige Urſache ſeiner Entdeckung war. Die Leute müſſen ein Herz haben, jedem Gefühle offen, aller Eindrücke fähig, bereit, das Gute und Böſe in ſeine tauſend Falten zu verbergen, heute der Tugend, morgen dem Laſter zu fröhnen.

Den 18ten des Roſenmonds.

Morgengeſpräch.

v. B.*** Mein Freund! Ihre Denkungsart und Ihr Betragen mag gut ſeyn in Platons Republik, die niemals war, und niemahls ſeyn wird, aber in unſerer gegenwärtigen Welt kommen Sie nicht fort. Sie folgten meinem Vorſchritte nicht, und haben daher Sich zwey ſchändliche Feinde gemacht, den Höfling und ſeinen Sklaven. Man hat mirs deutlich genug zu verſtehen gegeben, daß meine Freundſchaft zu Ihnen mißfällt. Ich kann mich alſo keiner weitern Gefahr ausſetzen, und muß Ihnen geradezu ſagen, ſo leid es mir thut, daß ich Sie bis übermorgen nicht mehr in meinem Hauſe haben kann. Ich will mir alle Mühe geben, Ihnen einen andern Ort ausfindig zu machen; aber ich rathe Ihnen nicht, irgendwo mich Ihren Freund zu nennen, noch ſich meiner Bekanntſchaft zu rühmen.

Ich. Aber habe ich Sie denn beleidigt?

v. B.*** Im geringſten nicht. Ich bin Ihnen von Herzen gut; ich könnte nicht freundſchaftlicher mit Ihnen umgehen.

Ich. Aber wo ſoll ich hin? Wovon ſoll ich hier in der Hauptſtadt leben? — Sie wiſſen ſelbſt, daß mir mein Vater nur wenig zurücklaſſen konnte. Ich kenne Niemanden, und muß alſo immer gewärtigen, betrogen und gemißhandelt zu werden.

v. B.*** Für einige Tage will ich Sie verſorgen, und während der Zeit wird ſich wohl eine Gelegenheit für Sie darbiethen. Nun leben Sie wohl, und halten Sie über die ganze Sache das ſtrengſte Stillſchweigen; ein Wort davon könnte Ihnen die gefährlichſten Folgen verurſachen.

Den 19. des Roſenmonds.

Alſo habe ich mich auch in dieſem Manne betrogen. Nein, ich will es keinem Menſchen ſagen, daß er mein Freund war; will ihn ſogar vergeſſen, könnte mein Herz nur auch das Unrecht vergeſſen, das er beging.

Aber wohin nun? — Ja, ich will die Stadt verlaſſen, und wieder die Stätte beziehen, wo mich mein Vater die Tugend lehrte, wo ich von der guten Mutter Natur, Unſchuld und Gefühl in mich ſog, und der Einfalt des kunſtloſen Landes getreu bleiben kann.

Den 19. des Roſenmonds.

Heute kam mein alter Miſantrop auf mein Zimmer, ſo unerwartet — auch unwillkommen, denn ich fürchte immer ſeine menſchenfeindliche Zunge. Nun fing er an, habe ich nicht bald recht? Wie ſo? — Ich weiß Ihren Vorfall mit dem v. B.*** Hätten Sie meine Erfahrungen gemacht, ſo würden Sie nie von der Freundſchaft des v. B.*** was Beſſeres vermuthet haben. Aber das iſt vorbey. Sagen Sie mir, wär' es Ihnen lieb, wenn man Ihnen eine andere Gelegenheit verſchaffen wollte? — Ich habe keinen andern, als den Rückweg auf das Land vor mir.

Aber Sie kamen doch aus Abſicht in die Stadt?

Ganz gewiß, um da Unterkommen zu finden.

Sie müſſen alſo Ihrem Zwecke nachgehen. Ich habe mit einem guten Freunde von mir Ihretwegen geſprochen; nach der Schilderung, die ich ihm von Ihnen gemacht habe, gefallen Sie ihm. Ich ſtehe Ihnen gut dafür, er iſt nicht böſe; aber bey dem beſten Herzen ſchwach — ganz Menſch. Menſchen werden Sie öfters finden; aber nicht Ideale aus der Philoſophen-Welt. Nun, wollen Sie? —

Ja, mein Herr; aber er muß mir nur nicht täglich ſo ein Kapitel über die Menſchen vorleſen, wie Sie.

Ha, ha! nein, nein! Kommen Sie mit mir, und bleiben Sie heute mein Gaſt, ſo können wir mehr miteinander ſprechen.

Den 20. des Roſenmonds.

Der Mann wird mir beynahe überläſtig. Er kömmt niemahl zu mir, ohne daß er nicht mit den bitterſten Läſterungen gegen das ganze Menſchengeſchlecht zu

Felde zieht. Kein Nahme in der Menſchheit iſt ihm heilig genug, um trauen zu können. Liebe, Freundſchaft, Gerechtigkeit, Alles iſt ihm verdächtig. Heute kam er nun wieder, und ſtimmte gleich in ſeinen gewöhnlichen Ton.

Nu, wie gefällt es Ihnen hier?

Sehr wohl; ich bin ſo zufrieden, daß ich Ihnen nicht genug danken kann für Ihre Freundſchaft.

Hoho! nur nicht zu frühe. Sie ſind nur erſt einen Tag hier.

Aber Sie beleidigen die ganze Menſchheit mit Ihrem Mißtrauen.

Werden Sie nicht böſe; man hat mich's wohl gelehrt. Ich wünſche es vom Herzen, daß man Sie nicht in die Schule ſchickt, wo ich die Menſchen habe kennen lernen müſſen. Sehen Sie, Herr Z***, wo Sie jetzt ſind, iſt mein Freund — wie die Menſchen Freunde ſeyn können — und er hat mir wirklich noch keine Gelegenheit gegeben, zu glauben, daß er's nicht iſt; aber doch rathe ich Ihnen, kein unbegränztes Vertrauen in ihn zu ſetzen.

Ich hoffe, Sie bald vom Gegentheil zu überzeugen; Ihnen zu beweiſen, daß die Menſchen gut ſind; und erröthend werden Sie ſchweigen müſſen.

Nun das wünſch' ich von ganzer Seele. Wenn Sie das können, ſo machen Sie mich noch zum glücklichſten Greiſe, und ich werde dann nichts zu wünſchen übrig haben, als — immer zu leben.

Den 21. des Roſenmonds.

Schon habe ich einen Beweis, wie unrecht der alte, milzſüchtige Miſantrop auf alle Menſchen ohne Ausnahme losbricht. Z * * * macht doch gewiß eine Ausnahme. Er hat ein gutes, zärtliches Herz, geſtimmt zu ſanften Gefühlen für die Menſchheit. Ich habe noch keinen edlen Zug aus der Menſchengeſchichte in meiner Schreibtafel; wie entzückt bin ich nun, eine Handlung darin aufzeichnen zu können, die das thränende Auge des Menſchenfreundes wieder aufheitert.

Z * * * iſt freygebig; gut gegen die Armen, und bey ſeiner Gutmüthigkeit edel genug, aus ſeinen Gaben kein Geräuſch zu machen.

Er machte von ungefähr Bekanntſchaft mit einem Manne, der ohne Verſchulden durch Intrike und Verläumdung in den elendeſten Zuſtand verſetzt wurde. Er war königlicher Mauthbedienter, hatte Frau und Kinder, und als ein ehrlicher Mann keinen Sparpfennig auf einen Fall, den er ſich nie gedacht hatte. Er verlor Ehre und Dienſt. Das Schickſal dieſes Unglücklichen rührte den braven Z * * *. Ohne daß dieſer, noch Jemand Anderer es wußte, verſchaffte er ihm und ſeiner Familie Nahrung, ſo lang ſein Prozeß dauerte. Z * * * nahm ſich deſſen mit aller Wärme an, benutzte alle ſeine Freunde für die gute Sache des Unglücklichen, und in einem halben Jahre gelang es ihm, zu ſiegen, und den Unſchuldigen ſeiner Rechte, ſeiner Ehre und ſeines Dienſtes wieder habhaft zu machen.

Z*** that es ohne Abſicht, ohne Dank zu erwarten; das Bewußtſeyn, Glückliche gemacht zu haben, lohnte hinlänglich ſeinem guten Herzen.

Allein in der Folge verkannte der Mauthbeamte ſeinen Wohlthäter; er glaubte ihm nicht ſo viel Dank ſchuldig zu ſeyn, als er es wirklich war, weil er nur wenig von dem Guten wußte, was Z*** an ihm gethan. Die Feinde des redlichen Mannes wußten ihn auf ihre Seite zu ziehen, und in Kurzem lohnte er ihm mit dem ſchändlichſten, ſchwärzeſten Undank. Z*** fühlte tief in der Seele den Schmerz, den ihm dieß niedrige Betragen eines Menſchen verurſachte, dem er wohlgethan; ſein Herz empörte ſich dagegen und die Leidenſchaft erwachte in demſelben.

Aber die nahe Gefahr ſeines eigenen Wohls, das man feindlich zu untergraben ſuchte, hieß ihn auf ſeiner Huth ſeyn, und ſich zur Gegenwehr zu rüſten, ſo wehe es ihm auch that; ſo gerne er ſeinem Herzen geboth, und die aufgewachte Leidenſchaft dämpfte. Er ſiegte über ſeine Feinde; ſie fielen in die Grube, die ſie für ihn bereitet hatten. Keine hämiſche Schadenfreude bemächtigte ſich ſeines Herzens; kein jauchzender Zuruf der Leidenſchaft betäubte ihn. Z*** bedauerte die Unglücklichen, und großmüthig eilte er ſelbſt dem Undankbaren zu Hilfe, ſtatt ſich an ihm zu rächen. Geſtern ſah ich ihn kommen, und Z*** empfing ihn ſo voll Freundſchaft, ſo liebevoll, daß der Andere beſchämt und voll Verwirrung daſtand, und kein Wort vorbringen konnte. Allein Z*** ſprach für ihn; ſein Herz entſchuldigte den Verirrten, und das war genug, für ihn ſich neuerdings zu bewerben. Er iſt nun eben ſo ſehr ſein Freund, als er es vorher war; ſo thätig für ſein Glück, als er es nur immer für ſein eigenes ſeyn kann.

Den 22. des Roſenmonds.

Entweder muß es unter den Menſchen unglaubliche Böſewichter geben, die die greulichſten Schandthaten verüben, die das zärtlichſte, duldſamſte Herz gegen die Menſchen empören; oder es iſt mein alter Freund ein lichtſcheuer Unhold unter den Menſchen, dem Alles ſchwarz, jede Menſchenthat eine That der Finſterniß ſcheint; der ſelbſt böſe genug iſt, Andere laſterhaft zu ſchänden. Ich möchte Beydes um der Menſchheit willen nicht denken. Aber ich verſteh' es nicht; weiß mir das Ding nicht zu enträthſeln.

Ich ſah, lernte keine andern Menſchen kennen, als die eine niedere Hütte deckt, und man hatte mir es nicht geſagt, daß die Menſchen in der Stadt andere Menſchen ſeyen, als die auf dem Lande.

Kein mürriſcher, menſchenſcheuer Timon kam je, mir zu ſagen: Sieh auf, daß dir dein Bruder, während er dich jetzt umarmt, nicht den Dolch in die Bruſt ſtößt! Glaube deinem Freunde nicht, denn Alles, was er dir ſagt, iſt eine ſchöne Lüge; je liebevoller, je zärtlicher er dir begegnet, deſto mehr Gefahr hat es mit dir; denn eben geht er hin, dich zu verläumden, eben ſo viel Böſes von dir zu ſagen, das nicht wahr iſt, als er dir

Schönes ins Geſicht ſagte, ohne daß du es verdient hätteſt. Aber woher ſollte auch der ehrliche, unbefangene Landmann dieſe traurige Kenntniß haben? Auch die großen Tugenden kennt er nicht, wovon man hier ſo viel Aufſehens macht.

Hier iſt es ſchon Tugend, eine Handlung zu thun, die man ohne Verbrechen, ohne Schande nicht hätte unterlaſſen können, und Jener heißt tugendhaft, welcher nicht geradezu ein ausgemachter Böſewicht iſt. Von alle dem wußte ich vormahls nichts; aber nun muß ich mir's Tag für Tag von meinem alten Spleen vorkäuen laſſen.

Ich dachte, wie ſchön ich ihn erwiſcht hatte, und erzählte ihm mit Wonne Z***'s Geſchichte mit dem Mauthbeamten; aber — — — nein! ich will es vergeſſen; will die einzig ſchöne Anekdote in meinem Schreibbuche nicht mit einem ſo häßlichen Pendant verunſtalten! —

Den 23. des Roſenmonds.

Die Stärke eines Beweiſes fühlt ſich nie unwiderſtehlicher, als wenn ihn die Geſchichte mit Beyſpielen belegt: ſollte nun der Miſantrop ſein finſteres Vorurtheil nicht ablegen, alle Menſchen zu verabſcheuen, weil ihn vielleicht einige Niederträchtige, die ſein Vertrauen mißbraucht haben, hintergingen? Sollte er nicht beſſer von ſeinen Brüdern denken lernen, wenn ihn Beyſpiele der edelſten Handlungen von der Güte der beſſern Menſchen überzeugen? Sollte er wenigſtens nicht glauben, daß es in der Geſellſchaft eben ſo gute, edle

Menſchen gäbe, als es in gleichem Grade Böſewichter in derſelben gibt? —

Ja gewiß, oder ſein Herz müßte ganz verhärtet und für Gefühle des Edlen, des Schönen verſchloſſen ſeyn; die Quelle der Freudenthränen über eine rührende Szene verſiegt, ſein Zuſtand der bejammernswürdigſte, der abſcheulichſte unter den Menſchen ſeyn. Aber ſo einen Unglücklichen gibt es ja nicht — kann ihn gar nicht geben.

O welche Wonne ſoll es mir ſeyn, einen Menſchen wieder mit der Menſchheit auszuſöhnen, ſein Herz wieder der Freude zu öffnen, unter Menſchen zu leben, daß er den Werth der Geſellſchaft noch in ſeinen grauen Jahren fühlen lernt!

Freudig will ich nun die Geſchichte des geſtrigen Abends, den ſchönſten Zug aus der Geſchichte edler Seelen, aufzeichnen, den ich wieder meinem alten Freunde erzählen will — und er ſoll Licht über ſeine finſtere Seele verbreiten.

So liebenswürdig Z*** durch ſeine edle Handlung, durch ſeine Großmuth, mit der er dem Undankbaren verzieh, und wieder ſein Wohlthäter wurde, in meinen Augen erſchienen, noch mehr wurde er es geſtern auf eine Art, die mir ſein Herz ewig unſchätzbar machen wird.

Schon vor vielen Jahren unterſtützte er einen ſeiner guten Bekannten im dringendſten Nothfalle mit einer nicht unbedeutenden Summe, ohne hinlängliche gerichtliche Verſicherung, als einen bloßen unwichtigen Obligationsſchein, dafür zu haben, und keine gewiſſe Zeit der Rückzahlung beſtimmt zu wiſſen. Leichtſinnig und undankbar benützte dieſer die Hülfe ſeines Freundes, verbeſſerte ſeine Umſtände, und vergaß, wem er ſein Glück zu danken habe. — So lebte er, und hinterließ ſeinem Sohne ein anſehnliches Vermögen. Dieſer fand nun in den Büchern ſeines Vaters dieſe Schuld angezeigt, aber nirgends eine weitere Erörterung derſelben. Doch ging er hin zu Z***, edeldenkender, als ſein Vater, und erkundigte ſich um die Beſchaffenheit dieſes Anlehens.

Z*** wußte bereits ſelbſt nichts mehr davon; endlich aber fand er unter ſeinen Schriften den Schein über dieſe Summe, und nach einer richtigen Berechnung fand ſich, daß Kapital und Intereſſe einer ſo langen Zeit beynahe das halbe Vermögen des Sohnes aufzehrten. Dieſer erſchrack und ſtumm ſah er ſtarr vor ſich hin, ohne ſich lange Zeit beſinnen zu können.

Z*** nahm ihn freundſchaftlich bey der Hand und ſagte: Glauben Sie nicht, daß ich mich des ganzen Rechtes, das mir dieſer Umſtand anbietet, bedienen werde; ich bedaure Sie, daß Sie durch die Nachläßigkeit ihres Vaters in eine ſo bedenkliche Lage ſind geſetzt worden: aber keineswegs wollte ich, daß Sie den Leichtſinn Ihres Vaters büßen ſollten. Laſſen Sie uns als Menſchen, als Brüder die Sache behandeln, und ich hoffe, Sie ſollen nicht unzufrieden ſeyn mit mir. Sie zahlen mir das Kapital, und für die Zinſen bleiben Sie mein Freund. Aber auch dieß ſoll Ihnen nicht zu Schaden gereichen. Ich laſſe es Ihnen noch ein Jahr, und nach deſſen Verlauf bezahlen Sie mich in thunlichen Friſten. Bleiben Sie Ihrer Denkungsart getreu, und Sie werden es nie bereuen dürfen, nach den Grundſätzen eines ehrlichen Mannes gehandelt zu haben.

Mehr noch verlor der gute Mann ſeine Faſſung, von Z***'s Edelmuth hingeriſſen, als ihn vorhin der Schrecken außer ſich gebracht hatte. Z*** wartete nicht ſo lange, bis der Andere ſich gänzlich wieder erhohlt hatte, um da ſeinem Herzen Weihrauch ſtreuen zu laſſen, ſeine Eitelkeit zu fetiren, und mit einem ſelbſtgefälligen Lächeln dem Andern eben ſo viel Schönes entgegen zu ſagen; er empfahl ſich mit kurzen Worten, und eilte zur Thür hinaus.

Wie ſehr wünſchte ich, daß auch dieſer Rechtſchaffene, um mehr noch als rechtſchaffen — um edel zu handeln, dem Z*** nachfolgen, und von deſſen Geſchenke einen ſolchen Gebrauch machen möchte, der ihm die Tage ſeines Lebens mit der ſeligen Rückerinnerung der Stunde, da er wohlthat, verſüßte. O er wird es gewiß; ſeine Ehrlichkeit iſt mir auch Bürge, daß ſein Herz zärtlich, gefühlvoll iſt; daß ihm Wohlthun Bedürfniß iſt, ſo wie Ehrlichkeit Geſetz. Wie gern will ich nun die Büberey und Niederträchtigkeit von ein paar verdorbenen Menſchen vergeſſen, da mich die Ehrliebe und Würdigkeit der andern wiederum dafür ſchadlos hält.

Den 24. des Roſenmonds.

Alſo alle Hoffnung vergebens! — Das Herz dieſes Mannes iſt mit dreyfachem Erz umgeben, dagegen alle Worte fruchtlos abprellen. Soll ich ihn unglücklich, ſoll ich ihn abſcheulich — haſſenswerth — ihn den Menſchenhaſſer — nennen? Kann ich Gutes von ihm denken — oder nein! ich will gar nichts von ihm denken. Er iſt krank; ich kann ihn doch nur bedauern. Es fehlt ihm nie an Einwürfen, die reinſte Tugend verdächtig zu machen, und ich finde kaum ſo viel Gründe, den Menſchen zu vertheidigen, als er weiß, ihn herabzuſetzen *).

---

*) Aglais hatte noch nicht durch Erfahrungen gelernt, zu prüfen, zu vergleichen und zu wägen; ſein Herz, geſtimmt zu ſanften Gefühlen, öffnete ſich leicht jedem Eindrucke, den die ſchöne Seite der Menſchen in ſelbem zurück ließ; auch wurde er leicht gerührt, und, ſelbſt nicht täuſchend, konnte er nicht glauben, daß der Menſch aus andern, als blos edlen Gründen, ſchön handeln könne. Und ſo könnte der Alte ſo ganz unrecht nicht gehabt haben. Der Werth der Menſchentugenden ſchmilzt gewiß auf ſo ein Weniges zuſammen — ich habe gar keinen Ausdruck für dieſes Wenige — daß ſie beynahe manchmahl aufhören zu ſeyn, was ſie uns anfangs ſchienen. Körperbau, Nahrung, Klima, Lage, Verfaſſung, Erziehung, Leidenſchaft, Zeit, Umſtände und Mode lenken unſern Willen unmittelbar dahin, wohin vielleicht das Herz, ſich ſelbſt überlaſſen, nie gedacht

Den 25. des Roſenmonds.

Heute zankte ſich die Frau des Herrn Z*** mit zwey Taglöhnern um ihren Lohn. Sie wollte ihnen durchaus ſechs Kreuzer weniger geben, als ihre Forderung betrug. Z*** hörte den Lärmen, kam dazu; ſeine Frau lärmte, ſchrie und ſtellte ihm das unmäßige Begehren dieſer Leute vor, und ohne weiters prügelte er die beyden Taglöhner und warf ſie die Stiege hinunter. Daß iſt doch hart! der Mann bewies ſich ſo gut, und nun —

---

hätte. Jetzt haben wir die Epoche der Empfindſamen, der Wohlthätigen; und Alles will nun empfindſam, wohlthätig ſeyn. Gewiſſe edle Handlungen — meiſtens ſolche, die unſern Leidenſchaften am wenigſten Abbruch thun, und dabey unſerer Eitelkeit ſchmeicheln — ſind zur Mode geworden. In der nähmlichen Geſellſchaft erzählt ein plapperndes Herrchen die Stadtneuigkeiten, würgt den guten Nahmen von ein paar Dutzend ehrlicher Leute, und ſammelt für die Hausarmen der Stadt. Der gibt einen anſehnlichen Beitrag zur Unterſtützung einer armen Familie, und betrügt wieder um zehnmahl ſoviel ſeine Gläubiger; nimmt ſich eines verlaſſenen Findlings an, und verſchleudert das Vermögen ſeiner Mündel. Und iſt nun dieſe Epoche vorüber, herrſcht ein anderer Genius der großen Welt, iſt es einmahl nicht mehr Mode, ſo würde man ſich ſchämen, ſo altfränkiſch zu ſeyn, ſo wie man ſich jetzt der abgekappten Schuhe und aufgerollten Strümpfe ſchämen würde. Ich hätte es ſelbſt nicht geglaubt, aber gewiß iſt es, oft iſt all unſere hochgeprieſene Tugend — Charlatanerie.

Denſelben.

Vor ein paar Stunden kam ein von Arbeit und Alter entkräftetes Weib, und weinte und heulte, daß es mir wie ein Dolchſtich durch die Seele fuhr. Ich fragte ſie, was ihr fehlte, aber ich hörte keine andere Antwort, als immer: Ach! mein Mann! mein armer Mann! — meine Kinder — meine armen Kinder! — Wer wird uns Brod ſchaffen! — und immer weinte und heulte ſie fort. Ich ſuchte ſie wenigſtens auf ſo lange zu beruhigen, bis ſie mir die Urſache ihres Jammers ſollte ſagen können. Endlich fing ſie an: Ach, laſſen Sie mich nur zum gnädigen Herrn kommen — ich muß zu ihm, ich will ihn fragen, was bey ihm armer Leute Arm' und Beine koſten? Ob er uns kann verderben und verhungern laſſen?

Aber ſagt mir doch, liebe Frau, was ſoll das? Noch kann ich nicht klug daraus werden? Der gnädige Herr hat Euch doch nichts zu leide gethan? —

So, nichts? Aber meinen Mann hat er braun und blau geſchlagen, ihn die Stiege hinunter geworfen, daß er ſich den Arm ausgefallen hat, und ein paar Löcher in den Kopf geſtoßen. Sollten ihn nur ſehen, wie er ausſieht! Nun hat's mit der Arbeit ein Ende, und wenns da fehlt — dann gute Nacht. Wir haben keinen Biſſen im Hauſe, den nicht mein Mann im Schweiße ſeines Angeſichts verdient. Herr Gott im Himmel! — Ich weiß meines Elendes keinen Rath! — Ich wollte gern noch Hunger leiden, aber mein Mann — meine Kinder! —

Ein Thränenguß erſtickte ihr die Stimme; ſie rang bitterlich die Hände, und der Schmerz gab ihr ein ſchauderndes Anſehen.

Ich zitterte vor Schrecken und Unmuth bey dieſem Anblicke und ihren Klagen. Gott! welch eine Barbarey von einem Manne, deſſen Güte mich geſtern noch entzückte!

Ich ſprach ihr Troſt zu, ſo viel ich in dieſer Lage ſelbſt hatte, und verſicherte ſie, Herr Z * * * habe es im raſchen Zorne, unbedacht der ſchädlichen Folgen, gethan, und würde ihr gewiß allen Schaden zehnfach vergüten. —

Ach! erwiederte ſie, hat ſich was zu vergüten! Die Herren thun ſo groß nicht mit ſchlechten Leuten. Wenn er mir nur den Bader bezahlte, und meinen Kindern ſo lange Brod ſchaffte, bis mein Mann wieder arbeiten kann; was er doch vor Gott und der Welt ſchuldig wäre; aber — —

Nein, liebe Frau! ihr kennt Herrn Z * * * wenig; ich weiß gewiß, er bereuet ſeinen voreiligen Zorn und thut was Rechtes an euch.

Nun kam die gnädige Frau dazu, die das Gejammer dieſes armen Weibes herbey gerufen hatte, und fragte, was es gäbe.

Ich erzählte ihr den ganzen Vorgang, und konnte mich in der Hitze nicht enthalten, hie und da einen unſanften Ausdruck zu gebrauchen. Das Weib führte ebenfalls ihre Klage mit natürlichem Unmuthe in der

Sprache ihres Standes, und nun hatten wir's vollends verdorben.

In dem Herzen der Frau v. Z * * * brannte der tobendſte Frauenzorn; die Feuerröthe ſtieg ihr ins Geſicht; ſie raſte und ſchimpfte auf uns Beyde los, als wäre ſie dem Tollhauſe entlaufen. Keine Vorſtellung, keine Bitten beſänftigten ihren Zorn; das unglückliche Weib fiel ihr zu Füßen, umfaßte ihre Knie, und weinte und ſchrie; aber ſie ſtieß ſie mit dem Fuße von ſich, und drohte ihr wohl noch ärgere Dinge. Darauf befahl ſie ihren Mägden, die auch herzu gelaufen kamen, des Taglöhners Weib zum Hauſe hinaus zu jagen, und kehrte mit flammendem Blicke und unter den unartigſten Schmähungen auf ihr Zimmer zurück.

Herr Z * * * kam zu Hauſe; ich begegnete ihm ſchon an der Thüre, und erzählte ihm den gehabten Vorfall mit aller Kraft und Wärme, womit der Eifer für die Unglücklichen mich beſeelte. Sein Herz zeigte ſich mir nun wieder von der ſchönſten Seite; er wurde gerührt, bedauerte ſeine unzeitige, ungerechte Hitze, und verſprach mir, ſich der Sache des armen Taglöhners auf das thätigſte anzunehmen. Dann ging er auf das Zimmer ſeiner Frau, und ſo verließ ich ihn in der angenehmſten Erwartung, daß er ſein Unrecht wieder gut machen würde.

Spät am Abend kam Z * * * zu mir und ſagte ganz kalt: ich habe mit meiner Frau von der Sache geſprochen, und ich glaube, Sie haben aus voreiligem

Eifer Ihre Schilderung übertrieben. Dergleichen Leute machen immer mehr aus der Sache, als daran iſt. Ueberhaupt aber wünſchte ich, daß Sie Sich weniger in Hausangelegenheiten miſchten, und meiner Frau keinen Verdruß dadurch machen.

Alſo war Z * * * der Edle, der Menſchenfreund nur ein Traumbild, das die erhitzte Phantaſie der wonnetrunkenen Seele vormahlte? Oder iſt es Z* * *, der Sklave ſeiner Leidenſchaft, der Unempfindliche, der Grauſame? Welches von beyden iſt nun Täuſchung? Oder iſt er wirklich keines von beyden, und erſcheint nur unter dieſer oder jener Maske? — Ha! wieder betrogen! Himmel! wie ſoll ich mir's erklären? Noch iſt mir Alles ein unauflösliches Räthſel.

Nun, ich habe wieder einen Menſchen kennen gelernt, der beſſer ſchien, als er iſt; er gehört zu den Wandelbaren, deren Tugend an einer zufälligen Laune hängt, die Sklaven des gegenwärtigen Augenblicks ſind. Aber ſoll ich deswegen aufhören, zu glauben, daß es nicht edlere Seelen gibt, deren Tugend auf unbeweglichen Grundſätzen ruht, und nicht der Zeit und dem Zufalle unter liegt? Ich will den guten Jüngling aufſuchen, der ſo ehrlich dachte, ſeines Vaters alte Schuld abzutragen, und ich weiß gewiß, er hat es mir Dank, daß ich ihm die Gelegenheit verſchaffe, ſeine Freude durch Wohlthun auf den höchſten Grad der Wonne zu erhöhen.

Den 26. des Roſenmonds.

Ich habe ihn gefunden, den guten Jüngling. Er mag ehrlich gegen ſeinen Nebenmenſchen denken; aber zärtlich, mitleidig, empfindſam denkt er wohl nicht.

Ich glaube, er hat die kleine Summe, die ihm dieſe Wohlthat koſten würde, leicht hundertmahl mit den Zinſen im Kopfe berechnet, während ich mit ihm ſprach, und den Werth einer ſchönen Handlung mit dem Werthe einiger Gulden abgewogen; ſo filzig ſieht die Antwort aus, die er mir gab. Mein Herr, Sie können mich bey den Zeiten und in der Lage, wo mir mein ſel. Vater, erſt angehenden Bürger, vieles zu berichtigen übrig ließ, unmöglich verdenken, daß ich meine Ausgaben au'ſs genaueſte einſchränke. Seyen Sie des Taglöhners wegen ohne Kummer: wir haben ja ein öffentliches Spital für arme Leute, und für die Kinder iſt der Zufall vielleicht mehr Glück als Unglück; die Mutter darf nur mit einer Bittſchrift einkommen, ſo werden ſie im Waiſenhauſe aufgenommen. Ich bin ihr gehorſamer Diener.

Machte ein zierliches Kompliment, und öffnete mir die Thüre.

Zuſammengefroren ſind ſie, wie Eisklötze auf Helvetiens Brennern, die nie ein wohlthätiger Strahl aufthauet; die ſtets das Auge des furchtſam gleitenden Wanderers mit ihrem fürchterlichen grauſen Anſehen ſchrecken.

Den 27ten des Roſenmonds.

Eine neue Entdeckung in der Menſchengeſchichte! Liebe Mutter Erde! trägſt du allenthalben Schurken und Narren, oder iſt nur der Punkt Landes, auf dem ich ſtehe, der Kreis, worin die Natur alle ihre Mißgeſchöpfe gebannt hat? — Mir ſcheint's nicht anders; oder mein alter menſchenfeindlicher Freund müßte recht haben: und das kann er nicht. —

Z*** lud heute Gäſte zu ſich. So unleidentliche karrikirte Fratzengeſichter muß es nirgends geben, als hier. Das Zeremoniel, das ſie unter ſich beobachteten, iſt das tolleſte Zeug von der Welt. Es kam mir gerade ſo vor, als wenn Eines das Andere zum Beſten haben wollte. So oft wieder Jemand zur Thüre hereintrat, geriethen augenblicklich aller Anweſenden Beine, Arme, Kopf und der ganze Leib in die lebhafteſte Bewegung, ein betäubendes Geſchnatter leerer Töne füllte die Luft und peinigte das Ohr; endlich verließ ſie nach und nach der Wahnſinn; man lagerte und ſtellte ſich verſchieden, und unterhielt ſich bis zur Tafel mit Geſprächen. Dieſer Auftritt unter den Menſchen iſt mir, ſeit ich in der Stadt bin, nimmer neu; aber doch wirkte er mit der ganzen Kraft des Neuen und Außerordentlichen auf mich. Welche Thorheit! — den Kopf ſchaukeln, und mit den Füßen ſcharren, den Leib krümmen, und nach dem Takte der Beine mechaniſch den Mund zu nichts ſagenden Worten öffnen — iſt eine Ehrenbezeigung. Mich wundert nur, daß ſich noch Keiner, der noch etwas geraden Menſchenſinn hat, dadurch beleidigt gefunden. — Doch es iſt nun einmahl ein Kapitel im Lehrbuche der Wohlanſtändigkeit, und ſo will ich darüber weggehen. Die Geſchichte dieſes Tages hat mir zu viel, und zu wichtigen Stoff gegeben, als daß ich mich bey ſo einer Kleinigkeit aufhalten ſollte. Möchten ſie immer toll ſeyn die Menſchen, wenn ſie nur nicht böſe ſind. Wenigſtens ſah ich dießmahl keine grämlichen Geſichter, keine finſtere drohende Mienen, die die Freude verdarben. Die Verſchiedenheit der Mundarten und des Geſpräches machten einen ſonderbaren Wirrwarr aus. Der ziſchte jeden Ton langſam und öfters gebrochen durch die Zähne; ein Anderer fand es ſchöner, daß er die Töne mit aller Gewalt von ſich ſtieß; ein Dritter lallte, und der Vierte ſchnarrte.

Ein paar Frauenzimmer ſchärften ihren Zahn gegen die Bosheit der Welt und die Ehre ihrer Nachbarinnen, die das Verbrechen begingen, ſich heute in einer neuen Coeſſure ſehen zu laſſen. Andere ſprachen von Anglaisen und Roulieres, lärmten über die Mode und über ihre altfränkiſchen Ehemänner, daß ſie keine anderen Robben, als eine aus dem 15ten Jahrhunderte goutiren wollten.

Z*** hatte einen von den Anweſenden in ein Nebenzimmer geführt, mit dem er ſich lange insgeheim beſprach.

Ein paar junge Herren lehnten am Fenſter, guckten mit einem Glaſe vor dem Auge hinaus, und jedes

Frauenzimmer, das die Gaſſe vorbey ging, wurde von ihnen mit der pöbelhafteſten Unverſchämtheit taxirt; ſie kannten alle. Der Inhalt ihres Geſpräches blieb ſich vom Anfange bis zum Ende gleich — Freudenmädchen, Kupplerinnen, Rendezvous.

Jedes ſprach von ſeinen Thorheiten, ſeinen Laſtern mit Gleichgültigkeit — ſogar mit Stolz und Selbſtzufriedenheit; von den Thorheiten und Fehlern Anderer aber mit unerbittlicher Strenge.

Man ſetzte ſich zu Tiſche, und nun wurde das Geſpräch gemeinſchaftlich. Aber nun — doch ich ermüde; mein Herz empört ſich zu oft gegen alle die läſtigen Erinnerungen deſſen, was ſich Alles während dem meinen Sinnen darſtellte, als daß ich ununterbrochen alle die Niederträchtigkeiten, das fade Geſchwätze, und die Unverſchämtheiten aufzeichnen könnte, die auch ein verdorbenes Herz beleidigen müſſen.

Den 28ten des Roſenmonds.

Den geſtrigen Tag will ich nie vergeſſen; ich will nie die Albernheiten vergeſſen, die man in die Länge und Breite daher ſchwätzte. Gott! wie iſt es möglich, daß Menſchen ſo ſeyn können!

Und das Weibsvolk — ah! das iſt hier ganz allerliebſt. — Schwätzen und Tändeln. Buhlen und betrügen iſt ihr Charakter.

Da ſtehts, und ſoll ewig in meinem Tagebuche ſtehen bleiben. O die Geſchichte des armen Fremonds — o, die will ich nimmermehr vergeſſen:

Hier will ich Fremonds Geſchichte von Wort zu Wort herſchreiben, und mein Motto ſoll ſeyn:

Süße Schwärmerey, leite mich in einſame Gegenden, und ſchaffe mir ein Schattenbild eines empfindſamen weiblichen Weſens, das ich hienieden vergebens ſuchte! —

Fremond, ein junger Mann, lebte in der Gegend von ***. Sein Charakter war empfindſam; ſein Herz gefühlvoll. Seine Schwärmerey leitete ihn oft in einſame Gegenden. Da hing er ganz ſeinen Gedanken nach, und fühlte Wonne der Seligen bey den Scenen der heiligen Natur. Nie fand ſein Herz eine Freude in den rauſchenden Vergnügungen der Welt. Die einſame Hütte des Landmanns, das ruhige Ufer des ländlichen Baches, den kühlenden Schatten einer Linde, zog er weit den betäubenden Freuden der Stadt vor. Menſchen glücklich zu machen, war ſein Wunſch, und Menſchen leiden zu ſehen, die Qual ſeiner Seele.

Sein anhängliches Herz wünſchte ſich nichts in dieſem Leben, als einen Freund und eine zärtliche Gattin. In dem Beſitz dieſer Güter begränzten ſich alle ſeine Wünſche, alle ſeine Hoffnungen. Ich wollte ſo ganz, rief er oft aus, einem Geſchöpfe anhangen, das auch an mir hing. Es zu lieben, und von ihm wieder geliebt zu werden, wäre all mein Glück, all meine Seligkeit. Den Pfad dieſes Lebens an der Hand einer Freundin hinüber gleiten, mit ihr Freude und Mißvergnügen theilen, mit ihr fühlen, mit ihr das Daſeyn genießen, wäre der Gottheit ſeligſtes Geſchenke des Lebens. Wie glücklich iſt der, der ſich ſagen kann: dieſes edle Weſen lebt nun ganz für mich; meine Hoffnungen, meine Vergnügen ſind in dieſem Herzen geſammelt; gleiche Stimmung unſerer Seelen, gleiche harmoniſche Gefühle ketten uns aneinander, und nichts, als die Gottheit kann uns trennen.

Dieſe ſeligen Wünſche ſtiegen oft in ſeiner Seele auf, und ſein ſchuldloſes Herz muthete jedem denkenden Geſchöpfe gleiche Denkungsart — gleich edle Gefühle zu.

Ah! wie betrügt ſich doch der Menſch, der gut iſt! Seine tückenloſe Seele ruht ſanft auf dem blumigen Raſen, mittlerweile ſein Feind den tödtenden Dolch ſchmiedet, um ihn zu durchboren. Er iſt dem Lamme gleich, das man zur Schlachtbank führt, und das noch das Blut vom Stahl lecket, der es tödtet. Doch, wer ändert dieß Alles in der Natur? — Der einzige Troſt des Rechtſchaffenen iſt immer der, daß er es nicht verdiente, ſo von den Menſchen behandelt zu werden.

Fremond hatte eine Mutter, die er mit beyſpielloſer Zärtlichkeit liebte. Die Laſt ihrer Jahre, ihre abnehmende Geſundheit, war täglich ein Gegenſtand des Leidens für Fremonds fühlendes Herz. Seine Geſchäfte geſtatteten ihm nicht, beſtändig um ſeine Mutter zu ſeyn: er mußte ſie alſo wider ſeinen Willen der Sorgfalt der Mägde anvertrauen, die ihr aber nicht mit der Liebe und Achtung warteten, wie es Fremonds kindliche Liebe von ihnen forderte.

Was iſt zu thun? dachte er: — ich will mir um ein Weib ſehen. Wenn ich ein Mädchen finde, das mich liebet, und die auch ich wieder liebe, die wird auch meine arme Mutter lieben; dann habe ich doch eine Freundin, die ihr die letzten Tage ihres Lebens erträglich macht. Mich däucht, ich ſehe ſie ſchon, wie ihre ſanften Küſſe die Thränen des Schmerzes von den furchenvollen Wangen meiner lieben Mutter trocknen. O wie glücklich werde ich dann ſeyn, wenn ich zurückkomme, ermüdet von meinen Geſchäften, und Weib und Mutter finde — Arm in Arm — ſich liebend, und gemeinſchaftlich für ihr Wohl beſchäftigt — und Weib und Mutter mich liebevoll in ihre Arme ſchließen — wie ſelig werden meine Tage dahin fließen! Dann werde ich bald einen Säugling an der Bruſt der Liebenden ſehen; fühlen, wie ich mit jedem Tage wieder auflebe. Solche Gedanken ſtiegen in Fremonds Seele auf; ganz überließ er ſich ihnen, und genoß ſchon im Traume ſeiner Phantaſie eine Seligkeit, die hienieden ſo ſelten zu finden iſt.

Es war einſt an einem Sommerabende, als Fremond in der Laube bei ſeiner alten Mutter ſaß, und ihr ſeine Gedanken entdeckte. Thränen der Freude entfloßen dem Auge des Liebenden. Ja, liebe Mutter, ſagte er, ich will Ihnen eine Schwiegertochter geben; ihre Sorgfalt ſoll Ihnen die Laſt Ihrer Jahre erleichtern, und unſere Liebe Ihnen jede Minute werth und angenehm machen; wollten Sie wohl, meine Mutter?

Ich will wohl, erwiederte die würdige Frau; aber wo, Sohn, findeſt du das Mädchen, das mit deiner Denkart harmoniert? Du beurtheilſt unſer Geſchlecht nach deinem Herzen; ſey auf deiner Huth, daß du dich nicht betrügſt. Die wenigſten Mädchen werden zu ſanften, häuslichen Freuden erzogen: Tändeley, Koquetterie ſind ihre Lieblingsbeſchäftigung: wie unglücklich würdeſt du ſeyn, wenn du das Geſchöpf nicht fändeſt, das du ſuchſt.

Sorgen ſie ſich nicht, Mutter, erwiederte Fermond; ich will weder auf Reichthum, noch auf Schönheit ſehen, nur auf ein gutes Herz; und wenn ich dieß finde, ſo iſt mein Glück ſchon gemacht. Meine Sorgfalt für mein Weib, meine Liebe wird ſie mir bald ganz eigen machen. Sie ſoll ſehen, daß ich Alles für ſie bin, Gatte, Freund und Geliebter. Jeden Tag wird das Band unſerer Freundſchaft feſter werden, und dann, wenn noch ein Unterpfand unſerer Liebe die Bande unzertrennlich macht, was ſoll dieſe Kette zu trennen vermögen?

Damit ſie aber verſichert ſind, werthe Mutter, daß ich mir nicht Alles zutraue, ſo will ich auch meinen einzigen Freund, den Sie kennen, meinen Beltenberg, zu Rathe ziehen. Wir kennen uns von der hohen Schule her; ſein Charakter iſt ohne Tücke, und die vielen Beweiſe, die ich ihm ſchon von meiner Freundſchaft gab, werden ihn gewiß bewegen, mir doch auch einen Beweis der ſeinigen zu geben.

Fremonds Geſpräch mit ſeiner Mutter dauerte bis ſpät am Abend. Die Sterne glänzten ſchon am Himmel, als er ſie verließ, und voll ſchwärmeriſcher Phantaſie einſchlummerte.

Am andern Tage früh ging Fremond zu ſeinem Freunde, und entdeckte ihm ſein Vorhaben. Dieſer billigte es, rühmte ſein Zutrauen, und verſicherte ihn heilig ſeiner Freundſchaft.

Nach einigen Tagen kam Veltenberg auf Fremonds Zimmer. Nun weiß ich dir ein Mädchen, ſagte er, die ſich vollkommen für dich ſchickt. Sie iſt naiv, etwas munter, aber ſie beſitzt das redlichſte Herz von der Welt. Du kannſt Alles aus ihr machen, was du willſt. Sie iſt das Fräulein von ***. Ich will dir Gelegenheit machen, ſie heute Abends zu ſprechen. Es iſt Ball —

Fremond ſah das Fräulein, wurde mit ihr bekannt, warb um ſie bey ihren Ältern, und bekam ſie zur Frau.

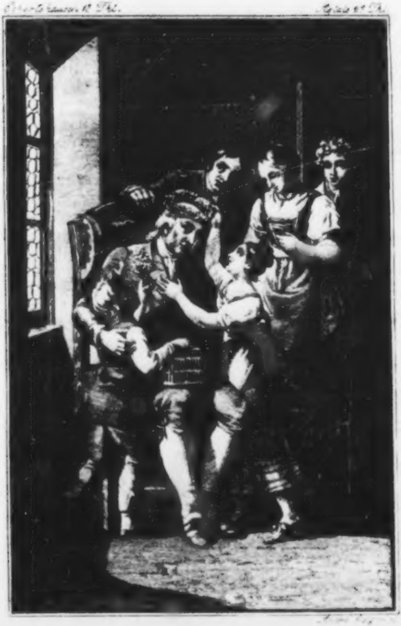
Wie erſtaunte aber Fremond, als er drey oder vier Wochen nach der Hochzeit folgenden Brief von ſeinem vermeintlichen Freunde in die Hände bekam.

Inhalt.

Seite
Ardoſtan. 5
Baron Krippe. Eine Fabel für ſtolze Jungen. . 7
Der Liebesritter. 15
Morgenlied. 25
Der Bürger und der Soldat. 27
Elmire. 30
Die Bethſchweſter. 34
Das Vergißmeinnicht. 40
Der betrogene Kaper. 44
Die alten und die neuen Zeiten. 49
Hieronymus wird klug. Eine Erzählung. . . 56
Lucetta. Eine Erzählung. 63
Der Werth des Bürgermannes. 68
Louiſe von Zeſſenbach. 71
Die Abweſenheit des Geliebten. 77
Ein Wiegenlied. 80
Troſt wider die Furcht des Todes. Von Bauer Philipp Kopp. 83
Marie Zinette und Laura Spinelli. . . . 86
Säze durch Erfahrungen beſtätigt. . . . 93

Seite.
Aglais oder geſammelte Bruchſtücke der Schwärmerey aus wahren Menſchengeſchichten. . . 95

Der arme Auguſt. 100
Aglais wahre Lebensgeſchichte. 132
Leben und Tod. 149
Aglais Schreibtafel. 157



Gott segne eure Tage und erhalte euch uns

Hofrath v. Eckartshauſen's

Schriften.

Achtzehnter Band.

Aglais

oder geſammelte

Bruchſtücke der Schwärmerey

aus wahren Menſchengeſchichten.

II. Theil.

Wien, 1831.
Bei Anton v. Haykul, Buchdrucker,
und bei
Mich. Lechner, Univerſitäts-Buchhändler.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

Aglais

oder geſammelte

Bruchſtücke der Schwärmerey

aus

wahren Menſchengeſchichten.

Zweyter Theil.

Beltenberg an Reineck.

Fremond glaubt, daß ich ſein Freund ſey, und betrügt ſich wahrhaft, denn ſo lange ich ihn kenne, haſſe ich ihn vom Herzen. Du weißt des Buben Glück; er überſah uns ſchon, als wir noch in Schulen waren; und überſprang uns, als wir die Studien verließen. Lange lauerte ich auf eine Falle — und der gutmüthige Schafkopf gab mir ſelbſt Gelegenheit, ihn ins Bockshorn zu jagen. —

Thereſe *** iſt ſein Weib, und das iſt mein Werk. Sie iſt leichtſinnig erzogen und flatterhaft. Ich hätte keine beſſere Rache finden können, als ihm ſo ein Weib zu geben. Er müßte mehr als Menſch ſeyn, wenn er ſie beſſerte. Mit ſeiner ſchwärmeriſchen Denkart iſts Scheidwaſſer, das ich ihm ins Herz goß. Er ſoll die Wunde bald fühlen, die es in ſein Fleiſch frißt. — Lebe wohl! —

Fremond empfing dieſen Brief aus den Händen eines gutmeynenden Unbekannten. Hätte er nicht Beltenbergs Schrift gekannt, hätten ihn nicht Charaktere und Schreibart von Beltenbergs Hand überzeugt — ja Fremond hätte den Brief für die schändlichſte Lüge gehalten, die je ein Schurke auf Satans Amboß geſchmiedet.

Wie erſtaunt war er da; kein Tropfen Bluts regte ſich mehr in ſeinen Adern, ſein Puls ſchlug nicht mehr, Todtenbläße überzog ſeine Wangen, er ſank, wie leblos, zu Boden.

Nach einer Weile erhohlte er ſich wieder. Böſewicht! ſchrie er aus, abſcheulicher Böſewicht! — kein Teufel iſt ſo boshaft, wie du! — Doch der Himmel wird mich retten, ich werde dein Opfer nicht werden. Wenn Freundſchaft, wenn Menſchengefühl, wenn Zärtlichkeit und Sanftmuth je einige Stärke über des Menſchen Seele haben, ſo ſoll Thereſe das nicht werden, was du glaubſt. Sie hat doch ein Menſchenherz; leichtſinnig ſcheint ſie mir zu ſeyn; aber verdorben iſt ſie nicht. Sollte ich ſie nicht umbilden können? Ja, die Gottheit wird mir helfen. Meine Abſicht war rein. Ich wollte meiner alten Mutter eine Freundin, mir eine treue Gefährtin dieſes Lebens geben: ſollte der Himmel ſo meine gute Denkart belohnen? — O nein! Wenn Thereſe auch keinen Liebhaber an mir findet, ſo ſoll ſie doch den Freund an mir erkennen, und die Bande der Freundſchaft ſollen feſter als die Bande der Liebe ſeyn.

So ſagte Fremond, und verſchloß dieſes Geheimniß tief in ſein Herz, wo es ihn auch manche ſtille heimliche Stunde marterte.

Fremond hatte alle mögliche Achtung für ſeine Gattin, und er lebte auch fünf ganze Jahre an ihrer Seite glücklich. Er überſah ihr manche Schwachheit, gönnte ihr manche weibliche Tändeley, um ſie zu überzeugen, wie ſehr er ihr Freund ſey. Fand er auch das nicht Alles, was er ſich von einer Gattin wünſchte, ſo hatte er doch dieſe Jahre hindurch keine Urſache gehabt, ſich gegen Thereſen wirklich zu beſchweren. Drey liebenswürdige Kinder, die das Vergnügen ſeiner Tage machten, ließen ihn auch hoffen, ſeinen Plan in Rückſicht der Herzensbildung ſeines Weibes vollkommen auszuführen.

Meine Bande, dachte er, verſtärken ſich täglich. Sind die des Freundes nicht mehr hinlänglich, ſo ſind die des Vaters vorhanden; wird Thereſe einen Freund verlaſſen können, ſo wird ſie doch in die Arme des Vaters ihrer Kinder zurückkehren. Thereſe wird einſehen, wie nahe ihr Intereſſe mit dem meinigen verwebt iſt; ſie wird ihre Kinder lieben, und dieſe werden der Mutter Treue dem Vater verſichern.

So ſchwärmte er in ſeinen glücklichen Tagen; aber allgemach zog ſich ſchon die ſchwarze Wolke ſeines Verhängniſſes über ſeinen Scheitel zuſammen. Die ſchönen Tage der Glückſeligkeit ſeiner idealiſchen Ehe waren vorüber, und der Dämon, der über ſein Verderben brütete, ſpreitete ſchon ſeine ſchwarzen Fittige über ihn aus.

Fremonds Mutter ſtarb, und bald nach ihrem Tode führte ſein trauriges Schickſal ſeine Schweſter ins Haus.

Blanka, ſo heißt ſie, war ein Weib voll Leichtſinn und Niederträchtigkeit; ſo ſehr das Gegentheil von Fremonds Charakter, wie die holden Stunden des Mittags gegen die der ſchaudernden Mitternacht. Mehr denn die Hälfte ihres Vermögens war ſchon verſchwendet; ſie hatte keine Achtung für ihren Mann; keine Liebe für ihre Kinder! ſie war zu nichts empfänglich, als zu der unſeligen Leidenſchaft des Spiels, dem ſie Alles aufopferte. Ihre ganze Beſchäftigung war, die Karte zu fragen, was ihr für Glück beſchert ſey, Triangel zu berechnen, und im Traumbuch die glücklichen Nummern zu ſuchen, die ein Traumbild der vorigen Nacht bedeuten ſoll, und vorzüglich Geld aufzuſchwören, auf was immer für eine Art, unter was immer für Verheißungen und Bedingniſſen es auch ſeyn möchte. Teufelsbanner, Schatzgräber, Laboranten und Lotto-Cabaliſten waren ihre Vertrauten.

Dieſes unſelige Weib wurde in einen Prozeß verwickelt, und ſie kam in die Stadt, wo Fremond wohnte.

Sie ſtellte ihm ihre traurige Lage vor, und Fremond ließ ſich bethören. Er ſtreckte ihr Geld vor, und nahm ſie freundſchaftlich in ſein Haus. Zwey ganze Jahre theilte er ſeinen Tiſch und Alles, was er hatte, mit ihr, entbehrte ſelbſt manches Vergnügen, um Blanken das Nöthige zu geben. Allein wie behandelte ihn dieſer Abſcheu der Natur? — Nicht genug, daß ſie wie ein Blutegel an ſeinem Körper ſaugte; nicht genug, daß ſie wie ein Igel in ſein Haus drang, ihre Stacheln ausſpreitete, um Alles, was Rechtſchaffenheit und Tugend iſt, aus ſeiner Wohnung zu verſcheuchen; nicht genug, daß ſie der Scham entſagte, ſie wollte auch die Schamröthe von jeder ehrlichen Wange treiben, die noch ein Gedanke von Ehrlichkeit färbte.

Seit Blanka in der Stadt war, gingen in Fremonds Hauſe die ſchrecklichſten Auftritte vor. Man munkelte davon in der Stadt; jeder wußte davon, nur Fremond nicht, der mit blindem Zutrauen auf die Tugend ſeiner Thereſe und die Ehrlichkeit ſeiner Schweſter bauete.

Er konnte ſich nicht einbilden, daß man ihn betrüge — ihn, der Niemanden betrog — ihn, der es mit den Menſchen ſo freundſchaftlich, ſo herzlich gut meynte; wie, er ſollte betrogen werden? und von wem? — Von Blanken, die er liebte? von Thereſen, die er anbethete? — Das dachte Fremond nicht.

Das tauſendzüngige Gericht breitete ſich endlich weiter aus, und kam auch zu Fremonds Ohren; ſo wie der Lärm einer Feuersbrunſt zu den Ohren des ſorglos Ruhenden kömmt, der zuletzt das Getümmel hört, das die Flamme verurſacht, die ſchon bereits über ihn zuſammen ſchlägt.

Was dabey in ſeiner Seele vorgegangen ſeyn muß, kann jeder faſſen, der Empfindung und Gefühl hat.

Die Entdeckung von Fremonds traurigem Schickſale veranlaßte folgende Unterredung, die er einſt mit Reineck pflog.

Fremond. So iſt es, theurer Freund, ſo ſehr ich die Menſchen liebte, ſo ſehr bemühte ich mich doch vergebens, ihre Gegenliebe zu gewinnen. Ich wollte ſo ganz an einem Geſchöpfe hangen, das wieder ganz an mir hing; aber wo ſollte ich es finden? — Freundſchaft, Liebe, eheliche Glückſeligkeit — welche herrliche Nahmen! und doch nur leerer Schall — doch nur Traumgeſicht! — Sie wiſſen, wie warm ich Freund ſeyn kann, und ward doch immer hintergangen. Ich liebte meine Gattin, zog mich aus für meine Verwandte; und Gattin und Verwandte behandelten mich abſcheulich. Sagen Sie, hätte man ſo nicht Urſache, Miſantrop zu werden? — Ich bin ſo niedergeſchlagen, ſo muthlos, daß mir das Leben oft wirklich zur Laſt wird.

Reineck. Sie können mir nichts mehr ſagen, was ich nicht ſchon ſo lebhaft für Sie fühlte, als Sie es immer ſelbſt fühlen könnten.

Ein Mann, der ſo edel denkt, wie Sie, der unumſchränktes Zutrauen auf jeden Menſchen ſetzt, der jeden ſo ehrlich glaubt, für den müſſen freylich dergleichen Entdeckungen die bitterſten Seelenqualen ſeyn; allein wer macht die Menſchen anders, als ſie ſind? — Wer kann dem Tiger Gefühl, dem Fuchſe Aufrichtigkeit geben? Man muß ſich in die Welt ſchicken; die Welt füget ſich nicht nach uns; und wenn Sie ſich zu Tode grämten, ändern Sie was in der Menſchheit?

Fremond. Sie haben wohl Recht. Ich zählte Sie auch unter die wenigen aus der Zahl der Tauſende, dem ich den Nahmen eines Freundes geben darf: wenn ich mich auch an Ihnen betrüge, ſo iſt die ganze Natur eine Lügnerin.

Reineck. Ihr Mißtrauen würde mich beleidigen, wenn Sie nicht wirklich Urſache hätten, nach allem dem, was Sie erfahren haben, gegen jede Menſchenſeele mißtrauiſch zu ſeyn. Sie ſollen mich nicht Ihren Freund nennen, bis überzeugende Proben es Ihnen beweiſen, daß ich es bin.

Fremond. Verzeihung, Edler, wenn ich Sie beleidigte. Mein Herz iſt nicht zum Mißtrauen geſchaffen. Ich glaube, daß Sie mein Freund ſind. Laſſen Sie mich dieß Wonnegefühl genießen; und wenn es auch Täuſchung wäre, ſo wecken Sie mich nicht aus dieſem ſeligen Traume.

Reineck. Sie dauern mich, Lieber! aber zum Beweis meiner Freundſchaft — die Vermuthung, die Sie ſeit langer Zeit haben, iſt nicht ungegründet: es iſt wirklich ſo. Sie ſind von ihren Verwandten, von ihrem Hausgenoſſen, von ihrer Gattin — von Allem, was Sie umgibt, betrogen. Daß Sie es nicht verdienen, muß einzig Ihr Troſt ſeyn. Ihre Schweſter, die Sie freundſchaftlich zu ſich nahmen, die Sie zwey volle Jahre an Ihrem Tiſche nährten, mit der Sie Ihr Vermögen theilten, — eben dieſe iſt eine der erſten, die an Ihrem Untergange arbeitet. Faſſen Sie Sich! Es kömmt noch ärger. Man ſucht ſie um Ihre häusliche Ruhe, um Ihr Vermögen, um Ehre, um Alles, was dem ehrlichen Manne heilig iſt, auf die niederträchtigſte Art zu bringen. Es iſt kein Mittel mehr zu Ihrer Rettung, als Gewalt. Ich wäre Ihr Freund nicht, wenn ich Sie ſchonte. Scheuen Sie nichts, treten Sie Alles unter Ihre Füße, um ſich zu retten!

Fremond. Freund! Ihre Freundſchaft für mich entflammt Ihr Herz zu ſehr. Wie kann ich mich retten, wenn ich die unterdrücke, die mir lieb waren? Glauben Sie, es ſollte kein anderes Mittel mehr geben, als Gewalt? Sollte meine Liebe, mein Zutrauen, meine Freundſchaft, das Wohlwollen, das ich auch jetzt noch gegen die Undankbaren fühle, die mich beleidigten, nicht mehr Eindruck auf ihr Herz machen, als Strenge? Was nützt Gewalt? Bin ich minder unglücklich, wenn nur Gewalt die Herzen zwingt, die ich ſo ſehr durch Liebe an mich zu feſſeln wünſchte?

Reineck. Wie Sie doch ihre Einbildungskraft mit Ihren Schwärmereyen ſo überſpannt haben! Wie lange ſehen ſie nicht ſchon gelaſſen zu? Wie viel haben Sie denn mit Ihrer Gelaſſenheit ausgerichtet? Betrügt man Sie nicht noch immer, wie man Sie von jeher betrog? Ihre Schweſter gibt Sie öffentlich für einen dummen Töffel aus; Ihre Frau betrügt Sie auf Rechnung Ihrer Gelaſſenheit und Ihres guten Herzens. Ihre Dienſtleute halten mit; kuppeln, machen Beſtellungen, tragen Liebesbriefe und Lottobillets, und helfen treulich, die Thorheiten Ihrer Frau vor Ihnen zu verbergen, und das Alles, weil

Sie ein guter Mann ſind, der nicht zürnen kann; dem man leicht wieder was Blaues vor die Augen machen kann. Sie werden's doch nun begreifen, daß Ihre Denkart einmahl nicht mit ſolchen Geſchöpfen harmonirt? Stehen Sie hin vor die Katze, die Ihnen Ihren Papagey rupft und erwürgt, und ſtellen Sie ihr vor, wie unrecht ſie gethan habe, halten Sie ihr die rührendſte Rede über ihre Grauſamkeit, und Sie wird wieder kommen, und Ihren Vogel mit eben der Blutgier rupfen, wie vor; ſchlagen Sie ſie aber geſchwind lendenlahm, ſo kömmt ſie gewiß nicht wieder. Sind dieſe Leute wohl beſſer? Wenn ſie nicht Katzenhirn im Kopfe hätten, ſo wären ſie längſt für beſſeres Gefühl empfänglich geweſen.

Fremond. Ich kann Ihrem Rathe nicht folgen. Mein Herz würde mir Vorwürfe machen, wenn ich nicht zuvor noch das Aeußerſte verſuchte.

Reineck. Das können Sie thun; aber Sie werden es erfahren, daß ich die Menſchen beſſer kenne, als ſie.

Frem. Es mag wohl ſeyn; aber ich glaube doch immer, daß Güte mehr, als Gewalt, über das Herz der Menſchen vermöge. Was würde es mir nützen, wenn ich den Frevler ermordete, der die heiligen Geſetze der Freundſchaft und der Gaſtfreyheit entheiligte? und was würde ich auch in der Welt gut machen, wenn ich mit dem Blute des Niederträchtigen an das Haus jedes ehrlichen Mannes ſchrieb: Laßt ſolche Buben nicht über eure Schwelle! Bin ich weniger unglücklich, wenn ich auch den Urheber meiner

Leiden unglücklich mache? Nein! Durch Liebe muß man verirrte Herzen wieder zurückbringen, ſonſt iſt ihre Rückkehr von kurzer Dauer. Dann, wenn ich Alles verſucht habe, wenn alle meine Plane fruchtlos ſind, dann will ich der Menſchheit entſagen, und meine Hütte in einer Einöde aufſchlagen. —

So ſprach Fremond, und ſeit dieſer traurigen Nachricht war ſeine erſte Beſchäftigung, Thereſen freundſchaftlicher als jemahls, und ſo auch Blanken zu begegnen. An einem Morgen ließ Fremond ſeine Diener und Mägde zu ſich rufen.

Ich weiß, gute Leute! fing er an, daß euer Schickſal nicht das beſte iſt. Ihr ſeyd zum Dienen geboren, weil euch das Glück nicht reich und nicht geadelt zur Welt brachte; und das Wort Dienen allein mahlt ſchon den ganzen Umfang eures Zuſtandes. Ich habe euch immer als Brüder angeſehen, als Geſchöpfe Gottes und euch auch daher niemahls niedrig oder hart behandelt. Ich bitte euch, ſehet mich als den erſten eurer Freunde an; kommt in jedem dringenden Umſtande zu mir, ich will für euch thun, was in meinen Kräften iſt, will eher all mein Vergnügen, alle meine Ergetzungen aufgeben, als euch das Geringſte mangeln laſſen. Ihr ſeyd Menſchen, wie ich bin; ich kenne keine Vorrechte, und will euch Alle als meine Brüder behandeln. Ich will für euch ſorgen, wenn ihr krank ſeyd; meine letzten Pfennige mit euch theilen, wenn ihr alt werdet; alle meine Kräfte aufbiethen, um euch euer Schickſal zu erleichtern. Ich fordere von euch nichts, als ebenfalls Bruderliebe. Betrügt mich nicht; verläugnet mir nichts! Habt ihr ein nothwendiges Bedürfniß, ſo entdecket es mir; ich weiß, wie viel das menſchliche Leben Bedürfniſſe hat; nie werde ich euch eine Bitte abſchlagen, die meine Kräfte nicht überſteigt. Sehet mich als den erſten eurer Freunde an, und behandelt mich ſo. —

So ſprach Fremond zu ſeinen Hausgenoſſen, aber dieſe Sprache war ihren Herzen fremd; er rührte ihre Seele nicht. Es half zu nichts, als ſie in ihren Entwürfen zu ſtärken, und den guten Mann deſto zuverläßiger zu betrügen, weil er ein guter Mann war.

Alles im Hauſe verſchwor ſich zu Fremonds Untergang; keine Menſchenſeele war ſein Freund. Naßweck, ein junger Offizier, benützte dieſe Gelegenheit, und brachte durch Geſchenke Fremonds Dienerſchaft auf ſeine Seite, um Thereſen zu entehren. Wie ſehr dieſes alles in Fremonds Seele drang, mag ein Brief beweiſen, den er an einen ſeiner Freunde ſchrieb:

Theurer Freund!

»Bisher ſind noch alle meine Verſuche vergebens;
»noch kann ich Thereſens Zutrauen nicht gewinnen.
»Blanka fährt noch immer fort, ihr die ſchädlichſten
»Grundſätze beyzubringen, und alle Freundſchaft, die
»ich ihr erwies, war nicht vermögend, ſie auf beſſere
»Wege zu führen. Gott! was wird noch aus mir werden!

»— Beſuchen Sie mich; ich habe Ihres Beyſtandes
»höchſt nöthig.« ꝛc.

Einige Tage darnach ſchrieb er an den nähmlichen Freund auch folgenden Brief:

»Nun will ich noch das letzte Mittel verſuchen,
»Thereſen wieder zur Treue, zur Tugend zurückzuführen.
»Sie wiſſen, Freund, daß die Eitelkeit und die
»Selbſtliebe der Weiber oft die Haupttriebfedern ihrer
»Handlungen ſind; ich will dieſe Seite benützen; kann
»ich auch daraus keinen Vortheil ziehen, ſo bin ich verloren.
»Der Liebeshandel mit Raßweck geht noch immer
»fort, und ſie ſind ganz verſichert, daß ich gar
»nichts von dieſer Intrigue vermuthete. Weil Güte und
»Aufrichtigkeit mir ihre Herzen nicht wieder gab, ſo
»will ich ſehen, ob ich ſie nicht durch Liſt wieder erhalten
»kann. Mein Plan iſt der: Ich will mich künftigen
»Ball an das nächſte beſte Frauenzimmer, das
»mir Geſellſchaft leiſten will, addreſſiren; will die
»ganze Zeit durch mit ihr ſchwätzen; ſtets um ſie ſeyn;
»— will Thereſen fühlen laſſen, daß mir dieſes Frauenzimmer
»nicht gleichgültig iſt. Weiber, wenn ſie auch
»nicht treu ſind, haben doch ſo viel Eigenliebe, daß
»ſie ſich beleidigt finden, wenn eine Mannsperſon ihnen
»ein anderes Geſchöpf vorziehen wollte. Die flatterhafteſte
»Kokette kann eiferſüchtig werden, kann Allen
»untreu ſeyn, und doch von jedem ihrer Liebhaber
»fordern, daß er ihr treu bleiben ſolle.

»Wenn Thereſe nun aufmerkſam wird; wenn ſie
»mich hierüber befragt, ſo will ich ihr ſo ein edles Bild
»von dem Charakter meines Idealmädchens machen; will
»alles das, was ich gern an Thereſen ſähe, alle die ſchönen
»Züge, die ich an ihr vermiſſe, in das Gemählde von
»dem Herzen meines Mädchens legen, und ihr ſo unvermerkt
»zu verſtehen geben, was mir an dem Frauenzimmer
»wohlgefällt. Finden Sie dieſen Plan nicht gut?
»und glauben Sie nicht, daß er ſich ausführen ließe?«

Zweyter Brief

von

Fremond an Reineck.

»Mein Plan iſt nun im Werke. Hier iſt die Unterredung,
»die zwiſchen Thereſen und mir vorging,
»als wir vom letzten Ball zurückkamen.

Thereſe. Mich deucht, Sie haben ſich heute recht gut auf den Ball unterhalten?

Fremond. O ja! vortreflich! ich war noch nie ſo vergnügt.

Thereſe. Wer war denn das hübſche Mädchen, mit der ſie immer ſprachen?

Fremond. Das hübſche Mädchen? — O ein gar gutes, edles Kind — ich bin ihr ſo gut. —

Thereſe. Es ſcheint, daß Sie Ihr recht gut ſind; Sie waren ja immer um und neben ihr!

Fremond. Warum hätte ich ſie auch verlaſſen ſollen, da ſie ſo gütig war, mich durch ihre angenehme Geſellſchaft für die lange Weile ſchadlos zu halten, die ich gewöhnlich bey unſern öffentlichen Vergnügungen fühle. — Ich ſpiele und tanze nicht: Sie haben getanzt, Thereſe, und vergnügten ſich; mißgönnen Sie mir alſo auch meine Freude nicht.

Thereſe. Nein, gar nicht. — Werden Sie ihr wohl den kommenden Ball auch wieder Geſellſchaft leiſten?

Fremond. Ich bin es Willens, denn wir verſprachen es uns.

Thereſe. Nun wohl! Hm! gut mag ſie wohl ſeyn; aber ſchön — hm! ſchön iſt ſie doch nicht. Nicht wahr, in dieſer Rückſicht verdiene ich doch immer den Vorzug?

Fremond. Vor Allen, Thereſe! allein nach meiner Denkungsart iſt ein gutes Herz der mächtigſte Reitz, und Schönheit ſehe ich immer als eine Nebenſache an. Sie kennen mich, Thereſe. Schönheit iſt immer für mich weniger gefährlich, als eine ſanfte Seele. — So ein Geſchöpf könnte mich ganz an ſich ziehen. —

Thereſe. Ganz an ſich ziehen!

Fremond. O ja!

Thereſe. Und Sie könnten dann Alles verlaſſen, was Sie einſt liebten?

Fremond. Es wäre möglich: allein einer Perſon, die ich einmahl geliebt, würde es ſehr leicht ſeyn, mich wieder ganz an ſie zu ketten. Sie dürfte nur dieſes edle, ſanfte Weſen annehmen; dieſe Anhänglichkeit, die mich ſo ſehr reitzet; mit einem Wort, das, was ich ſo gern in einem Frauenzimmer idealiſire, und das ſo mächtig iſt, meine Seele zu feſſeln, — und ſie würde Alles über mich vermögen.

Hier, Freund! hier haben Sie die ganze Unterredung. Was wird die Folge davon ſeyn? —

Ich zweiſle nicht, daß mich Thereſe wird verſtanden haben. Die Furcht, mein Herz ganz zu verlieren, wird mir ſie wieder zurückgeben. Ich ſehe ſchon, wie ſie ihre Arme um mich ſchlingt, wie Thränen aus ihren Augen rollen, wie ſie wieder ganz mein iſt. Morgen mehr hievon.

Dritter Brief

von

Fremond an Reineck.

Der Geyer hohle alle Philoſophie und alles Menſchenſtudium! Ich will's Ihnen geſtehen, Lieber! Ein Thor war ich und glaubte, was ich Kluges in meinem Gehirn ausgeheckt hätte. Thereſe ſollte durch meinen Plan wieder in meine Arme geführt werden — ja — ſchön gedacht war's — aber — wer kennt das Weiberherz. Hier leſen Sie einmahl den Brief, den ſie an Raßweck ſchrieb.

Beſter!

Nun bin ich recht gewiß; mein Mann liebt das Mädchen, mit dem er geſtern den ganzen Ball über ſprach. O er ſoll ſie haben! Ich bin vom Herzen froh. Haha! Es iſt doch zum krank lachen. — Er mag immer ſein ſanftes Mädchen haben; wir werden deſto ungeſtörter, deſto ſicherer uns lieben können. Lebe wohl! ich bin unaufhörlich die Deine, lieber Raßweck. —

Wie ſtehts jetzt mit der Philoſophie, Freund? Ich will den ganzen Winter über mit meinen Büchern den Ofen heitzen; will mir eine Narrenkappe aufſetzen, und dabey einbilden, daß ich ein Doktor ſey. Wir ſchildern uns den Menſchen immer, wie wir ihn gerne hätten; niemals, wie er iſt. Das Weib iſt Weib, und wird Weib bleiben. Bitten Sie den Himmel vor Allem in Ihrem täglichen Gebethe, daß er Ihnen die Gabe verleihe, in die Herzen ſehen zu können; die geheimſten Falten derſelben durchſpähen und Tücke und Falſchheit, die in ſelben lauert, durch die gleißende Schminke der Unſchuld und Tugend zu erblicken. Bedauern Sie mich, Freund, den argloſen Träumer, und werden Sie durch mein Beyſpiel klug, daß kein Ideal, in dem Schwärmerkopfe eines unerfahrnen Jünglings zuſammengeſtoppelt, die Wirklichkeiten in der Menſchenwelt ihrem Auge entziehe.

Sein Charakter verſetzte ihn in die traurigſte Lage; er ging wie ein Schattenbild umher, und irrte in einſamen, melancholiſchen Gegenden, um, ganz ungeſehen und ungeſtört von Menſchen, ſeinen Schmerzen nachhängen zu können.

Der abſcheuliche Betrug ſeiner Schweſter, die an den Verirrungen Thereſens Schuld hatte; die Untreue ſeiner Domeſtiken, die er ſo edel behandelte; Alles das unerwartete, ſchändliche Betragen ſeiner Mitmenſchen raubte ihm alle Faſſung. Er wagte noch einen Verſuch, und ſchrieb folgendes an Thereſen:

»Ich liebte Dich; die Seligkeit meiner Tage mach-
»teſt Du; im Schooße meiner Familie zu ſeyn, war
»mein größtes Glück, all meine Seligkeit hienieden.
»Wenn ich ſo manche harte Begegnung von Menſchen
»erfuhr, ſo trocknete ein Blick von Dir meine Thränen
»wieder. Unbegränzt war mein Zutrauen in Dich, und
»ich glaubte, daß unſere Kinder die unzertrennliche Kette
»unſerer Liebe wären. Jahre lang hegte ich dieſen
»ſeligen Traum, und wähnte noch immer, er ſey Wirk-
»lichkeit: aber wie ſchrecklich war mein Erwachen, als
»überzeugende Beweiſe mir mein Unglück verkündigten!«

»Du konnteſt mich alſo verlaſſen, — Du, an
»die die heiligſten Bande mich ketten — mich, der ich
»Dein Freund, Dein Gatte, der Vater Deiner Kinder
»war? — Bin ich nicht immer dem geringſten Deiner
»Wünſche zuvorgekommen? Hab ich nicht Alles gethan,
»was Liebe und Freundſchaft forderten? — Arbeitete

»ich nicht ſelbſt zum Nachtheil meiner Geſundheit; nicht
»bloß Dir das Nothwendige, ſondern das Angenehme
»des Lebens zu verſchaffen? Und nun — lohnſt Du mir
»ſo? — Was habe ich je von Dir gefordert? — Nichts
»als Freundſchaft, und wie ſchändlich haſt Du dieſe
»beleidigt! War ich nicht immer ſtolz auf Deine Liebe?
»Stolz, eine Gattin zu beſitzen, die ganz für mich lebte?
»— Und nun — ach! wo iſt mein Stolz? Ein Bube
»konnte mir Dein Herz entreißen! Ha! wenn es doch
»ein Mann geweſen wäre. — Und nun muß ich herumwandeln,
»wie ein Gebrandmarkter — muß es
»allenthalben hören, welch ein Thor ich war, daß ich
»auf Weibertreue baute. Mich däucht, ich ſehe ſchon
»die Freude meiner Feinde, wie ſie ſich ins Ohr liſpeln;
»wie ſie über die Wunde frohlocken, die in meinem
»Herzen blutet. — Ich, der ich ſo manche Dirne verachtete,
»manches Weib erniedrigte, die mir ihre Buhlſchaft
»antrug, — wo ſoll ich meinen Blick nun hinwenden
»— auf ihr Hohnlächeln? Ich, der ich meine
»Ehre über Alles achtete, der den Gedanken einer ſolchen
»Beleidigung nie ertragen konnte — ich bin nun der
»Geſchändete — und von wem? Von Dir ſelbſt, die
»mir Alles war, in deren Armen ich ſorglos ruhete;
»von der ich Alles erwartete; die meines Lebens einzige
»Wonne war. Wer kann mit meiner Denkungsart dieß
»Alles ertragen? — Ach! hätte ich nie ein Herz gehabt,
»oder hätte der erſte Funke der Liebe wie ein Donner-

»ſtrahl dieß Herz verzehrt, ehe es erfahren mußte, was
»Untreue iſt.«

»Verzeihen will ich Dir, daß Du mich verrathen
»haſt, aber keine Zeit wird die Wunde heilen, die Du
»mir ſchlugſt. Die Seligkeit, die ich in Deinen Armen
»fühlte, wenn ich, ermüdet von Geſchäften, an Deinem
»Buſen ruhete, der Troſt, den mir ein Kuß von deinen
»Lippen gab — Alles, was die Wonne meines Lebens
»war, iſt auf immer aus meinem Herzen verbannt.
»Wenn der Kummer mich drückt, und eine Thräne
»Deinen Augen entfällt, wird mein Herz dieſe Thränen
»nicht mehr achten; die wärmſte Deiner Umarmungen
»wird für mich kalt ſeyn, wenn ich zurückdenke, daß
»Du mich betrogen haſt; wenn ich denke, daß Du fähig
»warſt, Dein Herz mir zu entreißen, das ſo heilige
»Bande an mich ketteten. Was habe ich Dir gethan,
»Undankbare! daß Du mich ſo grenzenlos elend machen
»mußteſt? Sage, welche Vorzüge hatte denn der, dem
»Du Dein Herz gabſt? Gab er Dir wohl je Proben der
»Liebe und Freundſchaft, die ich Dir gab? arbeitete
»er auch, um Dich und Deine Kinder zu nähren, der
»Elende! O wer hätte es je gedacht, daß ich Dir dieſe
»Vorwürfe machen müßte! Aber nein, Thereſe! Wenn
»Du mich ohne Grenzen, ohne Rettung elend machſt,
»ſo will ich Dir keine Stunde verbittern. Sey glücklich,
»wenn du es ſo ſeyn kannſt, und Dein eigenes Herz
»Dich nicht zurückführt; wenn Dein Selbſtgefühl die
»Beleidigung nicht rächet, die Du mir zufügteſt, ſo glaube

»daß ſie Fremond nie rächen wird. War es ſein Verhängniß, von denen verrathen zu werden, die ihm die »Theuerſten waren, ſo überlaſſe ihn ſeinem Schickſale, »und ſey glücklich, und wenn einmahl Fremond nicht »mehr iſt, und du biſt noch fähig, eine Thräne für einen »Redlichen zu weinen, ſo verſage ſeiner Aſche doch die »Gerechtigkeit nicht, daß er Alles dieß nicht verdiene.«

Thereſe, die im Grunde kein verdorbenes Herz hatte, fühlte zwar die Größe ihres Unrechts, und kehrte wieder auf die Wege der Rechtſchaffenheit zurück. Sie verließ Blanken, und den niederträchtigen Verräther, der ſich unter dem Scheine der Freundſchaft eingeſchlichen, um ganz wieder Fremonds Gattin und Freundin zu werden. Allein Fremond blieb bey allem Anſchein der Beſſerung ſeines Weibes doch immer traurig; nie mahlte ſich mehr die Fröhlichkeit auf ſeinen erbleichten Wangen; nimmer klärte die Heiterkeit ſeine umwölkte Stirne auf. Das heilige Zutrauen der Freundſchaft war ſeinem Herzen auf ewig entriſſen; oft weinte er einſam ſtille Thränen, beſonders wenn er ſeine Kinder anſah. Er floh die Menſchen mehr als jemahls, und doch ſchien ſein Herz immer einen Gegenſtand zu ſuchen, dem er gerne geſagt hätte, wie empfänglich ſeine Seele der Liebe ſey, wie fähig, ganz für ein Weſen zu leben.

Er machte Thereſen und Blanken keine Vorwürfe, als ſolche, die der Liebende machen kann. Wenn euch euer Herz, ſagte er ihnen, keine Vorwürfe macht, was wird euch euer Freund für Vorwürfe machen können? Ihr habt mich beleidigt; ich kann euch verzeihen: aber wer wird die Wunde in meinem Herzen heilen, die ihr mir, Grauſame, verſetzt habt? Wenn eure Thränen auch wirklich Thränen der Reue ſind, wenn ſie aus dem Innerſten eures Herzens entquillen, und ſie, wie Balſam, in meine Wunde flößen, wenn auch die Zeit nach langen Schmerzen im Stande iſt, die Wunde zu heilen; die Narbe wird doch immer bleiben, der Schmerz und das Andenken eurer grauſamen Beleidigungen wird immer mit mir leben, und nur jenſeits iſt Vergeſſenheit. Ihr habt die Schande eures Geſchlechts mit unauslöſchlichen Zügen in mein Herz geſchrieben. So ſagte Fremond zu Thereſen und Blanken, und ſeit dieſer Zeit glitt ſein Leben hinüber, wie das ſchwache zitternde Licht einer Lampe, der man die Nahrung entzog — traurig und müde, den langen — langen Tag dieſes Seyns gelitten zu haben. Seine Kräften nahmen ſichtbar ab; ſein Geiſt ſah nicht mehr ſo frey und wonniglich aus ſeinem freyen, tückeloſen Auge; die finſtere Melancholie lag ſchwer auf ſeiner Seele, wie die Decke der Nacht die ſchlafende Erde hüllt; all ſein übriges Leben war rabenſchwarze Nacht, ohne Ruhe, ohne Schlummer, von fürchterlichen Träumen geſchreckt, er erlebte den Tag nicht mehr. Er ſtarb, nur bedauert von denen, die ihn kannten.

Den 29. des Roſenmonds.

Es ſcheint, gute Menſchen gehören nicht in dieſe Welt. Sie ſpielen da die erbärmlichſte Figur. Sie ſind unbekannte Fremdlinge, die von den Einheimiſchen allenthalben zum beſten gehalten werden. Sie vertragen ſich nicht mit dieſen Erdenmenſchen, und ihre Denkungsart und ihre Handlungen ſind ja einander ſo entgegen geſetzt, als Tag und Nacht, Schwarz und Weiß. Ich begreife auch nun bald, warum ehrliche, gute Seelen immer von andern Menſchen verſpottet, betrogen, gehaßt und verfolgt werden; die Natur ſagt es mir. In der ganzen Körperwelt ſtoßen heterogene Theile einander von ſich, und homogene ziehen ſich an. Aber traurig iſt's, daß es ſo iſt; daß der Menſch fürchten muß, ſich ſeinem Mitmenſchen zu nähern, daß das Reſultat vieler ſchmerzlicher Erfahrung iſt: zwey Menſchen und anderthalb Schurken.

Den 30ten des Roſemonds.

Welch einen anſehnlichen Zuwachs meine Schreibtafel täglich erhält — aber wahrlich nicht zur Ehre des klügelnden Geſchlechts. Ich glaube, wenn mich die Menſchen noch zwanzig Jahre leben laſſen, ſo habe ich zwanzig dicke Foliobände, die alle Bibliothekwänſte überwiegen.

Ich habe noch ſo Vieles von Z*** Mahlzeit übrig, ſo ganz neue, einzige Züge aus der Gallerie der Menſchen, daß ich ſie unmöglich der Vergeſſenheit überlaſſen kann. Dann will ich dieſe Sammlung und Fremonds Geſchichte meinem guten alten Menſchenhaſſer zu leſen geben, und ihm ſagen, Freund! ich will aus dieſem elenden Erdenviertel in ein anderes ziehen, und wenn ich dort die Menſchen eben ſo lügenhaft, verläumderiſch, ſo meineidig, heimtückiſch, ſo niederträchtig finde, wie hier, dann Freund! wollen wir ſie alle verlaſſen, in eine Wildniß ziehen, unbekannt und unzugänglich den Menſchen, wollen mit den Bären Freundſchaft machen, und uns der freundlichen Huth der reißenden Wölfe überlaſſen.

Den 31ten des Roſenmonds.

Hören ſie doch, ſagte Z * * * vor ein paar Tagen zu mir, was mir für ein elender, niederträchtiger Streich geſpielt wurde. Ich wollte einen Plan durchſetzen, den ich ſchon lange gedacht hatte, und wodurch ich mich nebſt dem, daß ſich mein Einkommen um ein beträchtliches vermehrt hätte, in die vortheilhafteſte Lage gegen meine Feinde würde geſetzt haben. Aber meine Abſicht zu erreichen, brauchte ich unmittelbar den Beyſtand eines gewiſſen H * * *, des nähmlichen, mit dem ſie mich neulich vor Tiſche allein ſprechen ſahen. Ich kenne ſeine Umſtände, und wußte, daß ich ihn mir durch eine kleine Summe würde verbinden können. Ich that es, und unterrichtete ihn von meinem Vorhaben, wozu ich ihn um ſeine Unterſtützung bath. Er verſicherte mich auf das heiligſte, Alles für mich zu thun, und dem Marquis * *, deſſen Liebling er iſt, die Sache von der glänzendſten Seite vorzuſtellen. Ich kenne die Menſchen, und ſein Eifer wurde mir verdächtig. Ich war mir alſo ganz gewiß, daß all ſeine Verſicherungen bloß Komplimente für meine Gefälligkeit waren, und daß er nicht den geringſten Schritt für mich thun würde: aber daß er gerade wider mich ſeyn ſollte, daß er mich verrathen ſollte, — ſo ſchändlich dachte ich mir den Menſchen nicht. Doch geſchah es. Eine Verbindung von einer andern Seite, die ihm mehr Vortheil zu gewähren ſchien, zog ihn von mir ab. Er ging hin zum Marquis **, entdeckte da meinen ganzen Plan, ſtellte ihm meine Abſicht von der ſchwärzeſten, häßlichſten Seite dar, und verſetzte mich auf dieſe Art in die gefährlichſte Lage. Sehen ſie, Freund! ſo handeln Menſchen gegen Menſchen. So lohnt der Menſch dem Guten, das man ihm thut.

* * *

Eine andere Erſcheinung von Menſchen, wie ich ſie noch nie ſah, kann ich nicht unbemerkt laſſen. Es war ein Menſch, der, wie er mir beſchrieben wurde, ſich in allen Häuſern eindringt, die Anekdoten der Stadt ſammelt, und ſie, mit ſeinen eigenen Erfindungen traveſtirt, in die Geſellſchaften bringt. Er iſt aller Welt gehorſamſter Diener und Freund, gibt überall ſeinen Beyfall, lobt und tadelt, wie man es haben will; läßt ſich zu allen Geſchäften und Aufträgen brauchen; iſt religiös, andächtig, ungläubig, frevelnd, wie man ihn haben will, und die Perſon denkt, mit der er ſpricht. Spielt in Verſammlungen und an den Tafeln den Luſtigmacher, Narren und Schurken, und das Alles — blos um die liebe Mittagsſuppe. Er weiß die Dieners von einem Monate noch auswendig, und zählt alle Herrſchaften her, wo er ſeit Jahr und Tag geſpeiſt hat. Heut, ſagt er, war ich beym marokaniſchen Geſandten zur Tafel geladen; geſtern beym perſiſchen; vorgeſtern beym tuneſiſchen ꝛc., morgen ſpeiſe ich beym Miniſter * * *; vor vier Wochen aß ich beym Finanzkontroleur * * *. Weil er ſich überall zu Gaſt bittet, ſo hält er keine eigne Menage. Will man Jemanden an der Tafel lächerlich gemacht, und heruntergeſetzt wiſſen, ſo iſt er der Mann, an dem man ſich ſicher zu wenden hat. Seine Gegenwart war mir äußerſt läſtig, und ich wollte noch mehr Achtung für den Hanswurſt eines Arztes haben, als für dieſen Suppenſklaven.

Es wurde bey Tiſche ein Schweinskopf aufgetragen: als er ihn ſah, rief er im zärtlichſten Tone: O mon ami! in der vollkommenen Stellung, als wollte er ihn inbrünſtig umarmen. Ich glaube ſicherlich, die Beſtandtheile dieſes Menſchen ſind ganz homogen mit den Beſtandtheilen eines Schweinkopfs, ſonſt könnte ich mir die ſeltne Freundſchaft unmöglich erklären. Welche Menſchen! — Nein! ich kann ſie nimmer ertragen.

Den 1. des Brachmonats.

Vor einigen Tagen kam ein junger Mann zu mir, der ehemahls, noch als ein kleiner Knabe, in meinem Geburtsorte lebte. Sein Ausſehen war erbärmlich, und die Beſchreibung ſeines Schickſals konnte nichts weniger als Erdichtung ſeyn, da mich Alles von und an ihm von der Wahrheit überzeugte.

Ich kannte ihn nicht mehr, und konnte mich nur ſchwach erinnern, ihn einſt geſehen zu haben; denn es war ſchon ſehr lange. Er kam als ein Kind von da weg, wurde in einer entfernten Stadt erzogen; ſein Schickſal machte ihn zum Weltbürger. Er kam überall hin, und war überall zu Hauſe. Sein vielfältiges Ungemach, das er auf Reiſen und unter verſchiedenen Klimaten ausgeſtanden hatte, raubte ihm ſeine Geſundheit; er hatte einen weiten Weg zu Fuß gemacht; er hatte alſo kaum mehr ſo viel Kleidung, als er zur nöthigſten Bedeckung brauchte. Krank, nackt und hülflos ſah ich ihn vor meiner Thüre, wie ich noch keinen Bettler elender geſehen habe. Während ich ihm einige Kleidungsſtücke zuſammenſuchte, ſprachen wir von ſeiner Geſchichte, ich erzählte ihm größtentheils auch die meinige, und ſo erkannten wir uns.

Um ſo unwiderſtehlicher fühlte ich mich nun hingeriſſen, mich ganz für dieſen Unglücklichen zu verwenden, da er nicht bloß als Menſch, ſondern auch als Landsmann, als ein Bekannter auf meine Liebe Anſpruch machte. O wie froh war ich nun einmahl wieder einen Menſchen zu ſehen, der ſein Daſeyn in einem friedlichen, glücklichen Thale von Menſchen erhielt, die Redlichkeit und Biederſinn im Herzen trugen, und Redlichkeit und Biederſinn in ununterbrochener Reihe auf ihre Enkel fortpflanzten!

Da ich allein nicht im Stande bin, ihn in eine beſſere Lage zu ſetzen, und ihn gegen einen Rückfall in ſeinen vorigen Stand zu ſichern, ſo ſtellte ich ihn Hrn. Z*** vor; und zweifelte nicht, er würde ihn in ſein Haus nehmen, da er ſich ſeiner zu verſchiedenen Geſchäften, wozu dieſer junge Mann Geſchicklichkeit beſitzt, würde bedienen können.

Z*** ſchien es ſehr ungerne zu wollen; doch ſagte er nicht geradezu nein! ſondern hielt mit ſeinem Entſchluß zurück.

Den 2. des Brachmonats.

Ich ſehe es nun wohl, daß Z***'s Charakter ſehr unzuverläſſig iſt; er handelt nicht nach feſt beſtimmten unveränderlichen Grundſätzen; Zeit und Umſtände und Humor leiten ſeinen Gang, und beſtimmen den Werth ſeiner Handlungen.

Ich weiß mir nun nicht zu rathen, wie ich meinem unglücklichen Freunde helfen ſoll; und doch möcht' ich's gerne. Er iſt hier fremd, ohne Ausſicht, ohne Hilfe; der arme Mann! — Er dauert mich in der Seele. Aber noch mehr bin ich über den alten unempfindlichen Klotz aufgebracht. Will's nie vergeſſen, was er mir zur Antwort gab.

»Wie können ſie noch, nach all dem, was ſie ſchon »in der Welt erfahren haben, ſo unklug ſeyn, ſich eines »elenden Landläufers anzunehmen, der die Welt von »Oſten bis Weſten durchſtrich, und nirgends eine Hei»math fand. Laſſen Sie ſich rathen, und glauben ſie

»mir, es iſt ein Avantürier, der das gute Herz und
»die Schwäche unerfahrener Jungens benützt, ſie belügt,
»betrügt, und wenn er ſie auf's Aeußerſte gebracht hat,
»davon läuft, und ihnen die Reue, ein guter Narr
»geweſen zu ſeyn, hinterläßt. Rechnen ſie ſicher darauf,
»ein Menſch, der aller Orten herumgelaufen iſt, iſt
»gewiß auch mit den Thorheiten, Laſtern und Kniffen
»all der Menſchen vertraut, die er kennen gelernt hat,
»und gemeiniglich ein ausgelernter Schlaukopf.«

Den 3. des Brachmonats.

Geſtern kam mein alter Spleen wieder zu mir. Es war ſchon ſpät Abends, und ich konnte mir nicht vorſtellen, was ihn um dieſe Zeit noch zu mir führte, um ſo weniger, da ich ihm letzthin, durch ſeine Rede aufgebracht, ſehr heftig begegnete. Ich erſchrack, ihn zu ſehen; denn ich ſehe ihn wirklich nicht gerne. In Stunden, wo ich dann in Wonnegefühl verſenkt, mir Menſchenhoheit, Menſchenglückſeligkeit denke; uneingedenk des Böſen, ſich meine Seele nur mit guten, biederen Menſchen beſchäftigt; da diſputirt mir der Unhold meine herrlichſten Ideen weg, ſchreit mich auf aus meinem ſüßen Traume, ſtellt meinen Idealen die häßlichſten Figuren entgegen, und macht mich ſo unmuthig, ſo traurig, daß ich weinen möchte, wie ein Kind, dem ein muthwilliger Knabe die ſchönen, goldenen Blaſen weghaſcht, ehe ſie in der Luft zerplatzen.

Oder wenn ich ihm ein Unglück klage; ihm mit geklemmten Herzen ein Unrecht erzähle, das ich von niederträchtigen Menſchen erlitten, dann lacht er mich höhniſch aus, ſchilt mich einen ſchwärmeriſchen Thoren, der die Welt nicht kennt, und ſich wie ein Blinder den Kopf an jedem Pfahl anſtößt; ſanfter, freundlicher Troſt fließt nie von ſeinen Lippen, und ſein Herz iſt keiner zärtlichen Theilnahme mehr fähig. Ich weiß, er meint es gut mit mir; aber die Art macht mir ſeine Freundſchaft ganz unerträglich.

Er kam mit finſteren wilden Blicken zur Thüre herein, und ſein Geſicht glühte noch vom Zorne, den er kurz vorher gehabt haben mußte. Noch nie ſah ich ihn ſo; denn bisher hatte ich noch keine heftige Leidenſchaft an ihm bemerkt.

Nun ſind Sie doch wieder recht geprellt worden, fing er an; aber es geſchieht Ihnen auch recht. Was man ihnen ſagt, iſt Alles umſonſt, und ſo werden ſie immer ein Kind bleiben in der Welt, das Alles glaubt, was man ihm vorſchwätzt, das jedem freundlichen Geſichte nachläuft, immer betrogen wird, und ſich immer betriegen läßt. Sie nahmen mir meine Meinung, die ich Ihnen über ihren vagabunden Landsmann gerade heraus ſagte, über die Maßen übel; ich kenne die Menſchen; aber Sie glaubten mir nicht; nun haben Sie Erfahrung.

Aber ums Himmelswillen, ich begreife Sie nicht.

Nur Geduld, Sie ſollen es bald mit den Händen greifen, daß Sie nicht klug geweſen ſind.

Heute morgen kam ihr Mann zu mir; machte ein

Langes und Breites von ſeinen Schickſalen, über die Betrügereyen und loſen Streiche, die ihm die Menſchen in allen Theilen der Welt geſpielt hätten, und ſo ſchien er mir einen gar rührenden Roman vorzuwinſeln, der länger als tauſend und eine Nacht gedauert hätte, wenn ihn nicht meine Ungeduld gleich anfangs unterbrochen hätte. Er bediente ſich bey mir Ihres Nahmens, und behauptete, Sie hätten mir ihn zugeſchickt. Es mag ſeyn: ich traue Ihrem Herzen eine ſolche Unvorſichtigkeit leicht zu.

Sie vergeben, dieſe Freyheit würde ich mir niemahls nehmen, ohne nicht zuvor Sie ſelbſt gebethen zu haben.

Auch gut! allein ich fertigte ihn gleich mit der kurzen Antwort ab: Ich laſſe mir Niemanden empfehlen.

Er ſchien erſtaunt darüber, bath um Vergebung, weinte, und beklagte ſich über Sie, der Sie ihm dadurch hätten einen böſen Streich ſpielen wollen, in den härteſten Ausdrücken, und nun wußte er Sie ganz jämmerlich herunterzumachen.

Ich will Sie mit dem Verdruße verſchonen, Ihnen all die ſchönen Sächelchen wieder zu erzählen, die er von Ihnen ſagte. Sey's wahr oder nicht wahr; ich ſah, daß der Kerl ein nichtswürdiger Schuft ſeyn müſſe und jagte ihn zum Hauſe hinaus.

Wie? das hat er gethan? ich habe ihm ja doch keine Gelegenheit dazu gegeben, ihn mit keinem Worte beleidigt.

Er hat es gethan, weil er ein Böſewicht iſt, und Ihre Schwäche kennt; in dieſem Betracht hält er ſich für einen ausgemachten Pfiffikopf, und Sie für einen dummen Jungen, der ſo und nicht anders behandelt werden muß. Doch weiter, es kömmt immer beſſer. Leſen Sie dieſen Brief.

»Sie haben mir einen Menſchen empfohlen, an dem ich in Rückſicht Ihrer mein Möglichſtes that, und ihm noch nicht meine Freundſchaft entziehen würde, ungeachtet einigen Verdruſſes, den er in meinem Hauſe verurſacht hat, und des unklugen Betragens, das er in jedem Falle zeigt; wenn er nicht auch noch undankbar und ſchmähſüchtig wäre. Ich danke dieſe Aufklärung über ſeinen Charakter dem Fremden, der ihn ſeither täglich beſuchte. Wenn auch ich ihm das Alles überſehen wollte, ſo kann ich ihn doch unmöglich mehr bey mir behalten, ohne nicht alle häusliche Ruhe aus meinem Hauſe verbannt zu wiſſen, denn mit meiner Frau hat er ſich auf die tollſte, unglücklichſte Art ſo ganz abgeworfen, daß Sie ihn nun durchaus nicht mehr leiden will. Haben ſie die Güte, mich heute Nachmittags zu beſuchen; ich möchte gerne mehr mit Ihnen von der Sache ſprechen. ꝛc.«

Abſcheulich! — und das konnte er thun! — Aber wie kann Z*** einem Fremdling, den er noch wenig geſehen hat, mehr glauben, als ſich von mir erwarten läßt, da er mich ſchon lange kennt? — Laſſen Sie mich zu ihm; ich will, muß mich rechtfertigen. Ich kann die gröbſten Beleidigungen von Menſchen ertragen; aber ſo ein häßliches Laſter — nein, Undank laß ich mir nicht zur Laſt legen.

Mäßigen Sie ihre Hitze; das hilft Ihnen Alles nicht. Ich ſelbſt nahm ſchon Ihre Vertheidigung auf mich; habe Z*** derbe Wahrheiten geſagt; aber vergebens. Ich habe mich ſelbſt mit ihm entzweyt. Hören Sie; der elende Wicht hat ſeine Kabale gar fein geſponnen. Er benützte den Haß der Frau, den Sie auf ſich geladen hatten, ſchwätzte ihr allerhand von Ihnen vor, heuchelte und kroch zu ihren Füßen ſo lang, bis er ihre Gunſt und Vertrauen erſchlichen. Nun fing er erſt an, Sie bey Hrn. Z*** zu verläumden, weil er ſicher auf die Unterſtützung ſeiner Frau rechnen durfte. Ihre Rechtfertigung würde Ihnen wahrlich zu nichts weiter dienen, als für einen ſchamloſen Lügner angeſehen zu werden. Bediente und Mägde haben all die angedichteten Verläumdungen als wahr beſtätigt; denn an der Gnade ihrer Herrſchaft liegt ihnen mehr, als an Wahrheit und Ehrlichkeit.

Ha! der elende, giftige Wurm! der ſchändliche Verläumder! ich will hingehen, und ihn zertreten, daß er nicht noch auch andern Leuten ſchaden kann. Und doch — ich muß ihn bedauern. So klein, ſo gebeugt — tief, tief unter den Mörder und Straſſenräuber gebeugt. Alſo wußte er keinen andern Hinterhalt als ein Weib; keinen Weg, als den ihm Heucheley und Verläumdung bahnte.

Ich vergebe Ihnen Ihre Hize; ich ſelbſt fiel aus dem Gleichgewichte: aber alles Toben hilft nichts. Sie müſſen nun die Sache laſſen, wie ſie iſt, weil Sie nichts ändern, nichts beſſern können, und vor der Hand, bis Ihnen was Beſſers aufſtoßt, kommen Sie zu mir. Aber eine kräftige Lehre mag's Ihnen ſeyn, daß man dem Geſichte nicht trauen, und den Worten der Menſchen nicht glauben dürfe. Sie weinen, wo ihr Herz lacht; ſie ſchmeicheln dem, den ſie im Herzen verfluchen; ſie kriechen vor dem, auf deſſen Nacken ſie ſteigen wollen, denn dieſer, um näher zu kommen, muß ſich nun ſelbſt beugen, und ſo koſtet es ihnen nur einen kleinen Sprung. Sie ſchwören um eine Kleinigkeit, und ſchwören um Gut, Ehre und Leben, weil ſie allzeit lügen. Sie loben dieſen oder jenen nur in einer Geſellſchaft, um ihn in einer andern deſto ſicherer verläumden zu können. Sie ſind ehrlich zu ihrem Vortheil, und betrügen zu ihrem Vortheil. —

Ich bitte Sie, hören Sie auf! zuletzt machten Sie noch aus dem Menſchen ein Ungeheuer, ſchrecklicher als eine Furie, und verworfener als der Satan.

Glauben Sie mir nicht; aber die Erfahrung wird Sie noch mehr überzeugen, als Sie es bereits ſchon ſeyn ſollen.

Den 5ten des Brachmonats.

Ich bin doch wieder betrogen — ſchändlich betrogen, und ich meinte es gut mit mir. Ich freute mich der ſeligen Stunde, die wir mit Erzählung unſerer Begebenheiten, mit gegenſeitiger Theilnahme an jedes

Menſchen Schickſale, mit wechſelſeitiger Belehrung und angenehmen Betrachtungen über den Menſchen, in ſüßer brüderlicher Ruhe hinbringen würden. Da ich die übrigen Menſchen meiſtens als böſe kennen gelernt hatte, ſchmeichelte mir der ſtolze Gedanke bis zum Entzücken, nun den einzigen unter unzähligen gefunden zu haben, der mich eben ſo aufrichtig, eben ſo anhänglich Bruder nennen würde, als ich ihn: der mir Freund, Führer und Geſpiele wäre. — O das Alles, und mein Herz weiß, was ich mir noch mehr Schönes dachte! — Es war ſchön geträumt! — — Ich wollte es gern vergeſſen, daß die Menſchen, wie ich ſie bisher kennen gelernt, nichts taugen; aber immer wird die alte Wunde durch einen Schlag aufgeriſſen — immer bin ich unglücklicher unter den Menſchen, immer fühle ich es mehr.

Den 6ten des Brachmonats.

So ſind einmahl die Menſchen, man darf nur unglücklich ſeyn, und es iſt ſchon genug, um ihren Haß ganz zu verdienen; die Härte ihrer Seele entſchuldigt ſich mit dem Sprüchlein: der Menſch verdients nicht, daß man ſich ſeiner annehme. So erging es auch meinem unglücklichen Freund, ſein Herz konnte Z***'s Betragen nicht aushalten; er iſt fort, vielleicht nach Amerika. Lebe wohl, und ſage den Wilden, ſie ſollen nur nicht nach Europa kommen.

Den 7. des Brachmonats.

Eine wunderliche Begebenheit, würdig unter die

Beyträge des Menſchen-Elendes geſetzt zu werden. Hier ſollſt du ſtehen.

Frau F —

Weinet nicht, ſagte der ſterbende F — zu ſeinen zwey Töchtern, wir werden uns einſt wieder ſehen! Ich ſterbe ruhig, da ich euch eine zärtliche Mutter, und ihr Vermögen hinterlaſſe, euch gut erziehen zu können. Lebt wohl, aber nicht auf ewig! Lebt ſo, daß wir uns jenſeits wieder ſehen! Er ſtarb, und ſeine Frau, ſeine Kinder trauerten lange um ihn, denn er war ein zärtlicher Gatte, ein guter Vater! Sein hinterlaſſenes Vermögen beſtand in baaren vierzig tauſend Thalern, die er einem Edelmanne geliehen, und von ihm ein großes Rittergut zum Unterpfande erhalten hatte. Dieſer ſtarb bald darauf, und das Gut wurde von den Erben verkauft, und Frau F — erhielt das ganze Kapital, mit dieſem aber auch eine große Sorge zurück, wo und wie ſie es mit Vortheil wieder anlegen könne! Der Vormund ihrer Kinder, und viele andere Freunde riethen ihr, es in die Bank des Millionenreichen R — zu geben. Es iſt dort ſo ſicher, wie in einer öffentlichen Bank, und R — iſt ſo großmüthig, daß er jeder Witwe, die ihr Geld bey ihm anlegt, ſechs Prozente zahlt, ſo ſagten Alle; und Frau F — reiſte ſelbſt zu ihm. Nach langem Weigern, und bloß zum Beſten der unerzogenen Waiſen, ließ er das Geld in ſeine Bank niederlegen. Frau F — dankte ihm für ſeine Güte, und kehrte froh und vergnügt zurück; denn ihre Einkünfte hatten ſich um ein Drittheil vermehrt; ſie konnte nun nicht allein ohne Nahrungsſorge leben, ſondern auch ihre Töchter anſtändig erziehen. Die Vorſtellung der Freude, die ſie einſt im ſpäten Alter an ihren Kindern zu erleben hoffte, verſüßte ihr den Verluſt ihres theuren Gatten, und verſprach ihr die heiterſte Zukunft. Auch konnte ſie dieſe mit Grund hoffen, denn das ſchöne Florchen war erſt vierzehn Jahre alt, und excellirte bereits in vielen weiblichen Künſten und Wiſſenſchaften. Karoline, ein ſanftes, ſechsjähriges Mädchen, ſchien ſie noch übertreffen zu wollen.

Nur drey Tage war Frau F — zu Hauſe, als ſie einen Brief von ihrem Anwalde aus L — erhielt. Kaum hatte ſie drey Zeilen geleſen, ſo ſank ſie ohnmächtig vom Stuhle. Ihre Töchter bemühten ſich umſonſt, ſie wieder zu erwecken; ſie hohlten Nachbarn und Freunde zuſammen, die ſie endlich ins Leben riefen, und im entfallenen Briefe laſen, daß der reiche R — Bankrot von mehr als einer Million gemacht habe, und heimlich entflohen ſey. Sie werden, ſchrieb der Anwald gleich Anfangs, als die letzte ſeiner Gläubiger ſehr wenig, und äußerſt wahrſcheinlich gar nichts von Ihrem Kapitale zurück bekommen.

Ein langes halbes Jahr ging vorüber, und Frau F — wußte noch nicht, ob ſie von ihrem Kapitale etwas zurück erhalten würde. Endlich wurde ſie nach L — zitirt, mußte, um die Reiſekoſten zu beſtreiten, den

Ueberreſt ihres ganzen Vermögens, einige kleine Koſtbarkeiten, verpfänden. Als ſie dort ankam, wurde ihr gerichtlich publicirt; daß ſie in die letzte Klaſſe der — — — Gläubiger verſetzt worden, und folglich keinen Heller zu erwarten habe. Die Unkoſten des Prozeſſes, den ſie gegen dieß Urtheil vergebens führte, rafften vollends Alles hin, was der guten Familie noch entbehrlich war, und die troſtloſe Mutter ſah ſich endlich genöthiget, ihre Kinder zu Fuße nach der Hauptſtadt zu führen, weil ſie dort Ausſicht hatte, ſich mit Stikken und Nähen das tägliche Brod zu verdienen. Auch gaben ihr einige Kaufleute etwas zu ſticken, und als ſie ſahen, daß Frau F — nicht allein ſehr ſauber, ſondern auch ſehr fleißig arbeitete, ſo mangelte es ihr nie an Beſtellung, und ſie konnte ſich wenigſtens des Tages einmahl mit ihren Kindern ſatt eſſen. Florchen lernte bald auch ſticken, und wenn es nothwendig war, ſo war ſie an der Seite ihrer Mutter manche Nacht ſchlaflos.

Frau F — ſah zwar, daß es möglich ſey, ſich und ihre Kinder auf dieſe Art zu ernähren; aber der Verluſt ihres ganzen Vermögens, der elende Zuſtand, in dem ſie ſich durch einen Böſewicht verſetzt fand, ſchmerzte ſie tief. Keine Zeit, kein Troſt konnte ihren Kummer lindern, ſie weinte oft und viel bey ihrer Arbeit, die eine große Anſtrengung der Augen forderte. Daher kam es, daß ſie ein Jahr darauf wenig mehr ſah, ſich darüber noch mehr betrübte, und im zweyten ganz blind wurde.

Der Zuſtand eines Blinden iſt ohnehin der ſchrecklichſte in der Natur; aber weit ſchrecklicher war er noch für die arme F —, die nun gewiß mit ihren Kindern ein Opfer des Hungers zu werden glaubte, weil Florchen in dieſer Arbeit bey weitem noch keine Künſtlerin war, und Karoline nur ein Tuch ſäumen, oder einen Strumpf ſtricken konnte. Und doch war Florchens Verdienſt bald weit anſehnlicher als ſonſt. Die ganze Familie konnte ſich täglich zweymahl an einen gedeckten Tiſch ſetzen, und zur nöthigen Kleidung, zum Zinſe lag immer etwas Geld bereit. Feurig und inbrünſtig dankte die blinde Mutter dem Ewigen, für deſſen Werk ſie es hielt, daß man ihrer Tochter Arbeit ſo reichlich bezahlte. Aber bald darauf wurde ſie ſehr unruhig, denn ſie hörte oft im Zimmer ein heimliches Gelächter, eine zwar leiſe, aber doch fremde Stimme und ungewöhnliche Tritte. Da ihr Verdacht immer ſtärker wurde, ſo examinirte ſie einſtens, in Florchens Abweſenheit, Karolinen, und dieſe geſtand endlich, daß ſich öfters ein junger Herr ins Zimmer ſchleiche, mit Florchen ſchäckere, ſie auch küſſe! Ich hätte es ihnen ſchon längſt geſagt, fuhr die Unſchuldige fort, aber Florchen möchte dann mit mir zanken, und mir kein Zuckerwerk mehr mitbringen.

Die arme Mutter raſete und wüthete bey dieſer Nachricht. Florchen, ſagte ſie, als dieſe nach Hauſe kam, du warſt mein einziger Troſt, meine einzige Stütze, du haſt mich und deine Schweſter ernährt; aber verflucht ſey der Biſſen, den ich aß, wenn ihn nicht deine Hände erwarben, verflucht auch du, wenn — ich kann den

Gedanken nicht kennen — wenn du den einzigen Schatz, deine Unſchuld, liederlich verſcherzeſt, der Blindheit deiner armen Mutter ſpotteſt, und vor ihrem Angeſichte buhleſt! Iſt deine Liebe rein, ſind ſeine Abſichten ſchuldlos, warum verbergt ihr ſie vor mir? Nur aus einem Verbrechen ſucht man ein Geheimniß zu machen! Rede, wenn du dich vertheidigen kannſt! — — — Aber Florchen ſchwieg. Als es Nacht wurde, packte ſie ihre Kleider zuſammen, verließ — eine ſchreckliche That! ihre blinde Mutter, ihre unerzogene Schweſter. Umſonſt bemühete ſich Frau F — ihren Aufenthalt auszuforſchen, denn alle Mühe war vergebens, die troſtloſe Mutter mußte nun bey Fremden Hülfe ſuchen!

Sie ließ an alle Freunde und Bekannte ſchreiben, und bat flehend, ihr nur ein Plätzchen in ihrem Hauſe, und täglich ein Stückchen Brod für ſich und ihr Kind zu vergönnen; aber viele entſchuldigten ſich mit eigenem Unvermögen, und andere antworten gar nicht. Die wenigen Kleider und Möbeln, welche Frau F — noch hatte, wurden nach und nach verkauft, und ein halbes Jahr nach Florchens Flucht war es ſo weit mit ihr gekommen, daß ſie entweder Hungers ſterben, oder betteln gehen mußte. Aus Liebe zu ihrer Karoline, die ſie weinend um Brod bat, wählte ſie das Letztere. Sie ließ ſich, nachdem ſie zwey Tage Hunger gelitten, von Karolinen zum Thore hinausführen, denn ſie war zu verſchämt, um in der Hauptſtadt, wo ſie Jeder in beſſern Umſtänden kannte, Allmoſen zu ſammeln. Ein alter

Hund, treuer wie das unnatürliche Florchen, war ihr einziger Gefährte; wenn ſie ruhten, ſo leckte er dankbar ihre Füße. Im nächſten Dorfe ſpeiſte ſie ein gutherziger Bauer. So zogen ſie einige Monate im Lande herum, und aßen mit Thränen das bittere Bettelbrod. Als ſie einſt an einem ſchwülen Sommerabende ſich einem Dorfe näherten, klagte Karoline über Mattigkeit und Kopfſchmerzen, kaum konnte ſie die erſte Hütte erreichen, ſank oft um, und vermochte nicht weiter zu gehen. Der Bewohner dieſer Hütte war ein armer Taglöhner; aber eben, weil er arm war, fühlte er auch fremdes Elend, und nahm die blinde Mutter mit ihrem kranken Kinde willig in ſeine Wohnung auf. Karoline bekam die Blattern. Ihre Natur war zu ſehr ermattet, um ſich in dieſer gefährlichen Krankheit ſelbſt helfen zu können, und ſo ſtarb ſie am fünften Tage.

Zwey Stunden vor ihrem Tode bat das gute Mädchen ihre Mutter, nicht ſo ſehr zu weinen. Soll ich nicht weinen, liebes einziges Kind? Wenn du ſtirbſt, wer wird mich leiten, wer mich führen? Ich, liebe Mutter, ich! Auch als Engel will ich vor Ihnen hergehen, Sie auf allen Ihren Wegen begleiten, vor jedem kleinen Steinchen Sie warnen! Weinen Sie nur nicht! Ich werde Sie nicht verlaſſen! — So ſprach die ſterbende Karoline, und ſchied in der gewiſſen Hoffnung von ihrer Mutter, daß ſie auch nach ihrem Tode ſie leiten und führen könne!

Verzweiflungsvoll und ſchrecklich jammernd ſaß nun die Frau F — an der Seite ihres todten Kindes, Ich will mit meiner Karoline begraben werden, ſagte ſie oft, und nie etwas anders! Ihr gutherziger Wirth erzählte die ganze Begebenheit dem Pfarrer und Schulzen. Der Erſte begrub Karolinen unentgeldlich, und der Letztere ließ die troſtloſe Mutter zu ſich kommen. Nach langen Fragen, Antworten und Berathſchlagungen mit dem Gemeindeälteſten, ward endlich beſchloſſen, daß man die fremde Bettlerin auf die gewöhnliche Art von Ort zu Ort nach ihrer Heimath ſchicken wolle. Ein Bauer führte ſie nach dem nächſten Dorfe, von wo ſie ihrer Heimath immer näher geleitet wurde.

Am dritten Tage brachte man ſie in ein Dorf, wo ihr der Schulze zu warten befahl, weil man eine ſehr kranke Perſon, wenn ſie gebeichtet und kommuniziret hätte, auch den nähmlichen Weg transportiren werde. Ihr verliert nichts bey dieſem Verzuge, denn ihr könnt fahren, anſtatt, daß ihr jetzt zu Fuße gehen müßt! Frau F — antwortete nichts, denn ſie beobachtete ſeit Karolinens Tod ein tiefes Stillſchweigen, und ward nach einer Stunde mit der Kranken auf einen Wagen geſetzt. Im Fahren winſelte und jammerte die Kranke ſehr. Dieß machte die Frau F — aufmerkſam.

Frau F —. Was fehlt euch, meine Liebe? Euer Jammer thut meinen Ohren weh! Ich glaubte nicht, daß auf der Welt mich noch etwas rühren könne! aber ich hatte einſt eine Tochter, (hier rollten große Tropfen aus ihren blinden Augen) die jammerte auch ſo durchdringend, wie ihr! Wäre ich nicht blind — — —

Die Kranke (ſammelte alle ihre Kräfte, und richtete ſich in die Höhe) Sie eine Tochter? Sie blind? (ſie genau betrachtend.) Gott im Himmel! Gott erbarme dich meiner!

Frau F—. Was iſt's? Was will — — dieſe Stimme?

Die Kranke. O ich Elende! Gott, du ſtrafſt hart! Ich! Ich! — — Erfinden Sie neue Flüche! O Gott, dieß noch vor meinem Ende!

Frau F—. Du wärſt? Du biſt vielleicht! — —

Die Kranke. Ja ich bin das Ungeheuer! verließ Mutter und Schweſter! Ich bin Florchen!

Frau F—. (freudig) Gelobt ſey Gott! der mir meine Linna raubte und nun mein Florchen wieder ſchenkt! O ſey mir willkommen! Wo biſt Du? Wo liegſt Du? Rede, daß ich Dich umarmen, an Deinem Halſe Dir vergeben kann! (Sie ergriff ihrer Tochter Hand, und zog ſie zu ſich.)

Florchen. Rühren Sie mich nicht an! Jedes meiner Glieder leidet Höllenpein! Mein Hauch iſt vergiftet. Laſſen Sie mich los! O könnten Sie ſehen, Sie würden ſolch ein Scheuſal von ſich ſtoßen. Und doch — o könnten Sie ſehen, Sie würden Mitleid, Erbarmen mit mir haben!

Frau F—. Sey ruhig Florchen! Du weißt nicht, wie viel eine Mutter vergeben kann. Ich will Dich warten, Dich pflegen, und biſt du wieder geſund, ſo ſollſt Du mich leiten und führen! Ich habe ſeit Deiner Flucht

Bettelbrod gegeſſen, es ſchmeckt ſehr bitter; aber gerne will ich es noch länger eſſen, wenn nur Du bey mir bleiben, mir einſt meine blinden Augen zudrücken willſt!

Florchen. Gerne, gerne, liebe theuerſte Mutter! Aber das Maß meiner Sünden iſt voll, ich muß erſcheinen, um Rechenſchaft zu geben! Wahrſcheinlich überlebe ich den heutigen Tag nicht, und morgen bin ich gewiß nicht mehr.

Sie fing nun an ihre Geſchichte zu erzählen: Ein Kaufmannsburſche floh mit ihr aus der Hauptſtadt, und ließ ſie zu L — im äußerſten Elende ſitzen. Sie bettelte ſich bis B —, wo ſie in das Haus einer Kupplerin gerieth, und dort ein Abſcheu der Ehrbaren, ein Mädchen der Freude wurde. Schon nach Verlauf eines Monaths fühlte ſie die Folgen ihrer unnatürlichen Lebensart, ſie entdeckte ſich ihrer Wirthin, und ward wie gewöhnlich aus dem Hauſe gejagt. Der Hunger zwang ſie, auf der Gaſſe ihre Lebensart fortzutreiben, und ihr Uebel ſtieg bald auf einen ſolchen Grad, daß ſie nicht mehr zu gehen im Stande war. Die Polizeywächter fanden ſie in einem Winkel der Gaſſe liegen, und nach vorhergegangenem Examen wurde ſie gleich ihrer blinden Mutter, von Ort zu Ort nach ihrem Geburtsorte geführt.

Nur ein Mutterherz, das weichſte und empfindſamſte in der ganzen Natur, kann ſich den Schmerz, das Leiden der armen F — vorſtellen. Sie ſchrie zu Gott um Hülfe, um Hülfe und Erbarmung; aber der unerforſchliche in ſeinen Rathſchlüſſen hörte ſie nicht, und als ſie im nächſten Dorfe ankam, hob man ihr Florchen, ihre erſt wieder gefundene Tochter, todt vom Wagen.

Noch hörte Frau F —, daß man ihrem Kinde kein Plätzchen auf dem Kirchhofe vergönnen, und ſie ohne Sarg hinter der Mauer einſcharren wolle; aber mehr hörte ſie nicht, ihre Sinne verließen ſie, und das heftigſte hitzige Fieber wüthete in ihrem Körper. Ohne Bewußtſeyn brachte man ſie nach G —, dem ehemahligen Wohnorte ihres Mannes.

Einige ihrer Freunde, die ſich oft an ihrem Tiſche ſatt gegeſſen hatten, gaben eine ſehr kleine Summe her, für welche ſie der Hirt des Orts in Verpflegung nahm. Ihre Wartung war die elendeſte, ihre Speiſe die ſchlechteſte, und doch konnte ſie nach ſechs Wochen wieder das Bett verlaſſen, und an den Bänken der Stube allein herumgehen.

Bald darauf kam der Wirth mit der Bothſchaft nach Hauſe, daß ihre Freunde zu ihrer Unterhaltung nichts mehr hergeben, und die Gemeinde ſie auch nicht verſorgen wolle. Sie ſagen Alle, fuhr er fort, als wäre Geld genug da geweſen, und wenn mans nicht liederlich durchgebracht hätte, ſo dürfte man im Alter nicht darben.

Frau F — weinte die ganze Nacht bitterlich. Gebt euch zufrieden, ſagte ihr Wirth am Morgen, ich will euch nicht aus meiner Hütte verſtoßen, ihr könnt hier wohnen, ſo lange ich lebe, und zu eurem Unterhalte kann ja auch noch Rath werden. Geht die Wochen ein oder zweymahl betteln, gibt man Fremden, ſo wird man euch auch Etwas geben! Heute iſt Allmoſentag, verſucht's einmahl! Mein kleiner Bube wird euch führen. Vom Herzen gerne, ſag'e der kleine Jacob, nahm ihre Hand, und leitete ſie langſam zur Hütte hinaus. Führe mich nach der Kirche, lieber Jakob! ſagte Frau F —. Sie kamen dort an; aber die Kirche war verſchloſſen, und die arme Blinde bethete auf der Schwelle eine ganze Stunde. Wie ſie aufſtand, ſagte ſie: Hier muß ja ein Teich in der Nähe ſeyn. »Ja! gleich dort unten!« Führe mich hin! »Was wollt ihr denn dort machen? »Will mir die Füße ein wenig waſchen! »Nun da ſind wir! Setzt euch nieder!« Sie bückte ſich, und fühlte mit der Hand nach dem Waſſer. Darauf ging ſie einige Schritte zurück, machte ſich von ihrem Führer los, und ſprang ſehr geſchwinde hinein. Der Knabe lief weinend zu ſeiner Mutter; allein, ehe dieſe es ihren Nachbarn erzählte, verging eine ganze halbe Stunde, und erſt nach drey Stunden fand man die Todte.

Ihr alter Hund, deſſen ich oben ſchon erwähnt habe, war der einzige, der ihrer Leiche folgte; er winſelte, als man ſie mit Erde bedeckte, und hungerte ſich auf ihrem Grabe zu Tode.

Iſt euch, empfindſame Seelen, dieſes treue Thier nicht lieber, nicht verehrungswürdiger, als jene Menſchen, welche die arme F — verhungern ließen?

Die Geſchichte brachte mich nun ganz aus aller meiner Faſſung. Wie viel Elend gibt es doch nicht hienieden! — Es iſt beſchloſſen, nun will ich die Stadt wieder fliehen, und mich auf dem Lande in einer Hütte verbergen. — Dieſer Brief, den ich hier beyſetze, hat meinen Entſchluß beſtärkt.

Alceſt an Aglais.

Den 8. des Brachmonats.

Ob ſich gleich Betrübniß und Zärtlichkeit in meinem Herzen regten, indem mein beleidigter Thales die Stadt verließ, ſo lobe ich doch, wenn ich ſeinen Entſchluß genauer überlege, ſeine Wahl, und preiſe den Einſiedler, indem ich den Freund bedaure, der ſich entſchließt, fern von der Stadt und vom Laſter, auf entlegenen Feldern eine reinere Luft zu ſchöpfen. Denn wer würde nicht lieber das elendeſte Dorf, oder die ödeſten Felder bewohnen, als dieſe volle und gedrängte Stadt? Dort reißt kein plötzlicher Tod Menſchen hinweg: ſondern Alle, die der Hunger verſchonet, ſterben vor Alter; hier aber verſchwören ſich Bosheit, Räuberey, und Zufall zuſammen, und bald wüthet der zuſammengelaufene Pöbel, bald ein Feuer. Unbarmherzige Straßenräuber verſtecken ſich hier im Hinterhalte. Geſchäftige Betrüger ſtreifen hier nach Beute umher; fallende Häuſer donnern über unſern Häuptern, und ein weibiſcher Atheiſt ſchwätzt uns hier zu Tode.

Indem Thales den Kahn erwartete, welcher den kleinen Reſt ſeines zerſtreuten Reichthums einnehmen ſollte, ſtand er an dem Ufer der Elbe ſtumm, und in Gedanken, und ſah das Dorf an, wo ehemahls Grotius*) auf ſeiner Flucht eine kurze Zuflucht fand. Dieſe Erinnerung brachte ihn auf ſein eigenes Schickſal zurück; er wandte ſeine zornigen Augen auf die Stadt, die er verließ, und ſprach alſo:

Weil in dieſen ausgearteten Tagen Verdienſte ſogar den geringen Lohn eines bloſſen Lobes nicht erhalten; weil in dieſen verwünſchten Mauern, die dem Laſter und der Gewinnſucht geweiht ſind, unbelohnte Wiſſenſchaft vergebens arbeitet; weil die Hoffnung mich nur hinhält, um ein Unglück zu verdoppeln, und jeder Augenblick das Wenige, was ich habe, noch vermindert; ſo gib mir, o Himmel! da noch mein Stab meine ſicheren Schritte unterſtützen darf, und das Blut noch lebendig in meinen Adern fließt, einen glücklichern Ort, wo Rechtſchaffenheit und Vernunft keine Schande ſind. Zeige mir ein angenehmes Ufer, das grüne Weiden beſchatten, ein ruhiges Thal, welches die Natur mit Blumen bemahlet, wo irgend ein Eremit vormahls ſeine Ruhe fand, und ſicher in der Armuth ſeinen Feinden Trotz both. Zeige mir einen verborgenen Aufenthalt. Laſſe hier den Catulus leben, denn Catulus verſteht die Kunſt, hier zu leben; laſſe hier denjenigen herrſchen, welcher Schwarz in Weiß zu verwandeln weiß, welcher die Rechte der Tugend, und ihr Lob für Geld verkaufen, und für Räuber öffentlich das Wort führen, mit ſklaviſchen Regeln vergiftete Jugend anſtecken, und der Lüge den Schwur der Wahrheit leihen können.

---

*) Man behauptet, daß ſich Hugo Grotius eine Zeit lang in einem Dorfe an der Elbe, Dockenhuden, aufgehalten haben ſoll.

Laſſe dieſe Palläſte bauen, Landgüter kaufen, eine Ausgabe nach der andern ſammeln, oder eine Lotterie pachten, mit verſchnittenen Sängern die Schaubühne anfüllen, und eine gedankenloſe Welt mit Spielen einſchläfern. — Ihr Helden, fahrt fort! Was für Gränzen ſoll euer Ehrgeitz einſchränken, was für ein Zaum ſoll euren Durſt nach Gewalt und Gold aufhalten? Seht, die rebelliſche Tugend iſt überwunden, ſeht, unſere Ehre, unſere Reichthümer, unſer Leben gehören euch!

Solchen gibt der Himmel die Beute eines ſeufzenden Volkes Preis, wenn öffentliche Laſter ſeinen Zorn entflammen: aber was für eine Hoffnung bleibt mir übrig, der ich vor einem Diebſtahle erſchrecke, und vor einem Meineide roth werde? Mir, der ich ohne Überzeugung die Vernunftlehre eines Staatsmannes hören, und über das Lob der Zeitungen einſchlafen kann; mir, der ich einen Narren verachte, wenn er auch das Einkommen von zwanzig Gelehrten auf einem Ermel trägt.

und mir umſonſt Gewalt thue, über den Spaß eines Sejan zu lachen!

Andere können mit ungezwungenem Lächeln und feinerer Kunſt Grundſätze zu Schanden machen, und das Herz anſtecken; ſie können mit größerer Geſchicklichkeit den Ton eines Verliebten anſtimmen, und die jungfräuliche Unſchuld durch Geſchenke vernichten. Dieſe kann man kaum hoch genug erheben, indem ich, deſſen bäuriſche Zunge das Recht niemahls zu verdrehen, oder das Unrecht zu ſchmücken verſtand, als ein Bettler fortgeſtoßen, und als ein Kundſchafter gefürchtet, unbemerkt lebe, und unbeweint ſterbe.

Denn was Anders macht Einen dem Andern werth, als gemeinſchaftliches Laſter? Wer Theil an den Laſtern des Orgilio nimmt, der hat Theil an ſeinem Vermögen. Aber ich kehre mit Verachtung mein Auge von dem glänzenden Geſchenke weg, wenn mir auch die Betrügerey Alles anbiethen ſoll, was bey dem Orgon ſchimmelig wurde, und was Jocaſta verſchwendete; und verkaufe das nicht für Gold, was das Gold niemals einkaufen kann, den ruhigen Schlaf, den unbefleckten Nahmen, und ein immer frohes Gewiſſen.

O! ihr, unſere alten Väter, könntet ihr aus den Gräbern aufſtehen, vergebens würdet ihr die Züge eurer edlen Einfalt und Tugend in dem Geſichte der Kleidung und in den Handlungen eurer jüngern Söhne ſuchen. Alle ſind ſie im gedankenloſen Müßiggange, in eitlem Putze verloren. Der Held iſt zu einem Stutzer verkleinert. Vernunft, Freyheit, Gottesfurcht ſind durch feinere Sitten vergangen, und eure deutſchen Söhne ſind Affen vom Auslande geworden. Ein jeder, der in ſeinem Vaterlande nicht mehr betteln, oder ſtehlen kann; ein jeder, der auf der Schaubühne ausgeziſcht, oder vom Hofe verjagt iſt, bringt ſeine Manieren, ſeine Kleidung, ſeine Staatsklugheit mit, und nähret ſie durch gefällige Liſt von unſerer Leichtgläubigkeit. Ihr Fleiß läßt keinen Handel fahren, wobey zu gewinnen iſt; ſie ſingen, tanzen, reinigen Schuhe, und erwerben ſich ein Händeklatſchen. Alle Wiſſenſchaften beſitzen ſie, und wenn man ſie zur Hölle gehen heißt, ſo gehen ſie zur Hölle.

Für Gedichte, die frey von der Cenſur, und leer von Scham ſind, ſind alle Laſter in Städten ſicher, nur die verhaßte Armuth nicht. Dieſe nur, dieſe verfolgt das ſtrengſte Geſetz; dieſe nur bringt die Muſe im Zorn. Der vernünftige Weiſe im zerriſſenen Rocke erwachet aus ſeinem Traume, und wird zum Gelächter; die ſeidenen Witzlinge ſchauen ihn mit loſen Augen an, und wenden den bunten Verächtlichen tauſendmahl um. Von allem Herzeleid, das den Unglücklichen foltert, iſt wahrhaftig ein ſpöttiſches Gelächter das bitterſte. Das Schickſal verwundet ein großmüthiges Herz niemahls tiefer, als wenn ein Phantaſt durch ſeine Beleidigung den Pfeil ſchärfet.

Hat denn der Himmel den Armen zu gefallen keine pfadloſe Wüſte, kein unentdecktes Ufer aufgehoben, keine unbekannte Inſel auf dem unumgränzten Meere? Laſſe uns geſchwind einen ſo glücklichen Aufenthalt ausſpähen, und den Stolz der Unterdrücker nicht erdulden!

Die traurige Arbeit iſt allenthalben bekannt: Verdienſte kommen langſam auf, wenn Armuth ſie niederhält; aber dort noch weit langſamer, wo Alle Sklaven des Goldes, wo Blicke Waaren ſind, und das Lächeln verkauft wird, wodurch Geſchenke gewonnen, durch Schmeicheleyen erflehet, der Diener die Gnade ſeines Herrn ſtückweiſe verkaufet.

Aber höre! ein wüſtes Geſchrey des erſchrockenen Pöbels läuft durch die Straßen, und ſchallet gen Himmel. Aus einem angenehmen Traume von Reichthümern oder Macht, aus einem prächtigen Pallaſte, oder einem glückſeligen Aufenthalte erwecket, fährſt du auf, und kannſt kaum mit verblendeten ſchmerzhaften Augen in das furchtbare Licht einer herannahenden Feuersbrunſt ſehen. Eile geſchwind, dem Schrecken zu entfliehen, und laſſe dein weniges Vermögen den Flammen zur Beute zurück; dann durchſtreiche als elender Landſtreicher die Welt; denn wo kann das verhungernde Verdienſt eine Heimath finden? Vergebens wirſt du dein Unglück erzählen; kein Einziger achtet deinen Kummer, und die Meiſten ſpotten deſſelben.

Sobald ein verdienter Donnerkeil vom Himmel die Reichthümer des Orgilio in den Staub, und ſeinen flammenden Pallaſt, in die Aſche leget, ſo fliegt das traurige Gerücht augenblicklich über das Land, und eine öffentliche Trauer verſöhnet den Himmel, der Schwarm der Poeten erzählet in knechtiſchen Verſen, wie ſehr die Tugend mit dem Schickſale kämpfen muß. Sieh, indem er bauet, die frohen Vaſallen herzukommen, und mit plötzlichen Reichthümern den aufſteigenden Pallaſt anfüllen, und ſeine Schätze größer machen, als ſie vorher waren. Nun ſieht Orgilio aus allen Pfennigen der Großen im Lande den polirten Marmor, und das ſchimmernde Kupferdach fertig ſtehen, und verdient bald vor dem zornigen Himmel eine zweyte Feuersbrunſt.

Könnteſt du dieſe prächtigen Spaziergänge und die Schauſpiele hier mit dem Ufer eines kleinen unbekannten Baches vertauſchen; ſo könnteſt du noch wohl einen frohen Aufenthalt finden, nur dort eine angenehme Ausſicht über das lachende Land haben; könnteſt deine Schattengänge beſchneiden, deine Blumen begießen, deine Bäche leiten, und deine Lauben flechten; indem deine Gartenfelder eine wohlfeile Mahlzeit tragen, die koſtbaren Gerichte eines feilen Herrn verachten. Da erklinget jedes Gebüſch von der Muſik der Natur; da bringt jeder Weſtwind Geſundheit auf ſeinen Flügeln mit; in allen deinen Stunden wird die Sicherheit dich da anlachen, und am Abende auf deinem Spatziergange, am Morgen bey der Arbeit dich beglücken.

Aber bereite dich zum Tode, wenn du in Städten in der Nacht umhergehſt, und mache dein Teſtament, ehe du außer deinem Hauſe ſpeiſeſt! Ein auffahrender Narr, der durch einen neuen Titel eitel geworden iſt, und ſo lange auf Neſſeln ſchläft, bis er ſeinen Mann getödtet hat; ein Betrunkener, der von einem Schmauſe daher ſchwanket, ſuchet Händel an dir, und erſtickt dich zum Spaß. Doch auch dieſen Helden, die ſich über Schaden freuen, dieſe Herren der Straßen, und das Schrecken der Wege, ſo raſend ſie auch durch Thorheit, Jugend und Wein ſind, bleiben doch mit ihren Beleidigungen nur bey dem Armen ſtehen; ſobald ſie eine große Laterne erblicken, ſo fliehen ſie vor dem glänzenden Gefolge und vor der goldnen Kutſche.

Vergebens verſchließeſt du, wenn dieſe Gefahr vorüber iſt, deine Thür, und hoffeſt die balſamiſche Ruhe des Schlafes. Der mitternächtliche Mörder, den die Sünde grauſam, und die Verzweiflung verwegen macht, ſprengt das ungetreue Schloß, greift dich in den, der ſtillen Ruhe geheiligten Stunden an, und pflanzet ungeſehen einen Dolch in deine Bruſt. Glücklich waren die Tage unter unſern Vätern, wo ein einziges Gefängniß doch die Böſewichter einer ganzen Nation faſſen konnte! da hielt noch die edle Gerechtigkeit, die man ohne Rang verehrte, die Wage beſtändig in die Höhe und ſenkte das Schwert; man hielt keine Wächter, man kannte keine ſolche Menge von Richtern und Stadtbedienten. Glückliches Alter! Aber ach! wie unterſchieden iſt es von dem unſrigen!

Ich könnte noch viel mehr ſagen! — Aber ſieh, der Kahn nähert ſich, die Fluth läuft ab, und rufet mich von dem Lande. Lebe wohl! — Wenn du Jugend, Geſundheit und Vermögen zugeſetzt haſt, und wenn du in jenem einſamen Dorfe deine Zuflucht ſucheſt; wenn du, wie ich, der Thorheiten und der Laſter überdrießig biſt, und die folgende Welt durch bittere Straflehren der jetzigen warneſt; dann wird dein Freund nicht einmahl ſeinen Zorn für die Sache der Tugend auslaſſen, und du ſollſt der Welt erzählen, was er ſprach.

Nach dieſen Worten verließ er mich, der ich ihn ans Ufer begleitet hatte: und wir, o Freund, ſage, was ſollen wir thun? Vielleicht werden wir ſeinem Beyſpiele folgen, wenn wir aufhören über Thoren zu lachen, und wenn das herannahende Alter Alles in Verdruß verwandelt. Doch ſo lange wollen wir uns den Aufenthalt in Städten durch Satyren erträglich machen.

⁂

Ein wunderlicher Brief voll Jammer, voll Gewinſel wider die Menſchheit; mich deucht, mein Vater ſchrieb mir ſchon einmahl über dieſen Punkt; will ſeinen Brief aufſuchen und ihn hieher ſetzen.

Ja wohl, es iſt eine ſchwere Kunſt, die Kunſt glücklich zu ſeyn! Aber halte ſie darum nicht für unmöglich, mein Sohn! Es ſind Menſchen geweſen, welche glücklich waren; und warum ſollten es nicht noch einige ſeyn? Der Schöpfer, der uns alle nach einem Muſter gebildet, und zu einem Zwecke erſchaffen hat, iſt gegen ein Geſchlecht nicht partheyiſcher, als gegen das andere. Es muß entweder keiner glücklich ſeyn, oder alle müſſen es ſeyn können.

Ich bin alt geworden, mein Sohn, und habe immer mehr Urſache gefunden, der Güte meines Schöpfers zu danken, als mich über ſeine Schickſale zu beklagen. Wenigſtens führe ich ein glückliches Alter; und würde früher glücklich geweſen ſeyn, wenn die Erfahrung, welche die Jahre erſt geben, mir ſchon in der Jugend hätte beyſtehen können.

Vielleicht kann ſie dir nützen, mein Geliebter: du blüheſt in den frohen Jahren der Jugend, und haſt noch verſchiedene Stufen des Lebens hinauf zu ſteigen. Ich will dir meine Bemerkungen und Gedanken aufzeichnen, und zu deinem Unterrichte nichts von dem verbergen, was ich empfunden, gedacht und erfahren habe. Die Vorſehung hat mich durch eine Mannigfaltigkeit von Zufällen hindurch geführt, in welchen ich die Mühſamkeiten und Freuden des Lebens überſehen konnte. Meine Betrachtungen, welche ich darüber angeſtellt habe, können dir nicht undienlich ſeyn, das deinige nach denſelben beſſer einzurichten.

Die Kindheit iſt ein ſanfter Rauſch, und verfließt meiſtens unter angenehmen Empfindungen, davon aber eine die andere verlöſchet. Sie iſt wie ein ſchöner Traum, deſſen man ſich nicht mehr erinnert, ſobald man erwawas wir von demſelben erwarten können. Wir fangen an, an dem gemeinen Syſteme von der Glückſeligkeit zu zweifeln; wir entwerfen uns einen ganz andern Plan, und hüthen uns entweder vor den zufälligen Bekümmerniſſen, oder, wenn wir ſie nicht verhüten können, rüſten wir uns wenigſtens mit einer Standhaftigkeit gegen dieſelben.

Derjenige, der auf der Welt eine vollendete Glückſeligkeit erwartet, muß ſehr wenig um ſich geſehen und gedacht haben, oder er muß ſehr kurzſichtig ſeyn. Die Natur läßt uns deßwegen nicht lange im Zweifel. Schon bey unſerer Geburt gibt ſie uns eine entſcheidende Gewißheit. Sie wirft uns nackt und hilflos in die Welt. Thränen ſind unſere einzigen Sprachen, wodurch wir unſere Bedürfniſſe ausdrücken, die Herzen der Menſchen rühren, und ihre Hülfe erflehen können. Wir würden verloren ſeyn, wenn eben die Natur nicht, mit ſo vieler Weisheit und Güte für uns, Menſchenliebe und Erbarmen in die Herzen unſerer Nebenbürger geleget hätte.

Als Kinder ſtehen wir nun mit einem ſehr geringen Theile der Welt in Verbindung: aber dieſe Verbindung nimmt mit den Jahren zu, ſo wie unſere Leidenſchaften, Kräfte und Bedürfniſſe zunehmen. Wir treten dann in neue Verhältniſſe; wir werden Freunde, werden Bürger einer großen Geſellſchaft, werden zärtliche Männer, werden Väter. Unſere Pflichten erweitern ſich mit unſern Verhältniſſen und unſere Sorgen mit unſern Plichten. Alle dieſe mannichfaltigen Verbindungen geben unſerm Herzen ſeinen Antheil, fordern unſern Verſtand auf, und eröffnen unſern Kräften ein weites Feld von Beſchäftigungen.

Was für Quellen der Bekümmerniß, der Schmerzen, der Unzufriedenheit! Unſer Herz kann uns hintergehen; unſer Verſtand kann irren; unſere Kräfte ſind eingeſchränkt; der Erfolg ſteht nicht in unſerer Gewalt. Alle unſere Leidenſchaften, alle unſere Begierden ſcheinen ſich wider unſere Glückſeligkeit zu empören. Wir begehren, wir wünſchen, wir ſchmachten. Sollen wir unſern Durſt löſchen? Die Reue wird nachfolgen! Sollen wir unſere Begierden überwinden? Welche Verläugnung!

Eine unbefriedigte Liebe, ein unbefriedigter Zorn naget an unſerm Herzen, und vertreibt alle Ruhe aus demſelben, daß wir uns ſo die Qualen eines beleidigten Gewiſſens erſparen. Es iſt ein ſchlechter Troſt, wenn wir erkennen, daß wir noch unglücklicher ſeyn könnten, als wir in der That ſind. Warum müſſen uns dieſe gewaltigen Leidenſchaften quälen, wenn wir ſie nicht befriedigen können, ohne Gefahr, dereinſt noch mehr gequält zu werden? Die Befriedigung der Rachgierde hat etwas Süßes, etwas Angenehmes, wenigſtens in dem Augenblicke, wo wir uns rächen. Sollen wir uns nicht dieſen einzigen angenehmen Augenblick erlauben? Freylich, wir ſehen voraus, daß es uns reuen kann: aber wir ſind doch unglücklich, ſo lange wir ſie nicht befriediget haben. Eine zurückhaltende Rachchet. Sie iſt das Alter der Freuden, die meiſtens unſchuldig ſind, und Glückſeligkeit ſeyn würden, wenn man ſich derſelben recht bewußt wäre. Der Jüngling könnte glücklich ſeyn, wenn die Heftigkeit ſeiner Leidenſchaften und Begierden ihm erlaubte, der Vernunft, welche bey ihm anfängt, ihre Kräfte zu entwickeln, die Zügel der Herrſchaft anzuvertrauen.

Aber dieſes Alter der Blüthe, welches die Natur, vielleicht vor allen andern, durch Stärke, Geſundheit, durch ein lebhafteres Gefühl, durch eine feurigere Einbildungskraft, und ſelbſt durch eine Leichtſinnigkeit, die ſich unangenehmer Eindrücke bald entſchlägt, zur Glückſeligkeit fähig machte, iſt am ſelteſten glücklich, ſelbſt dann, wenn es glaubet, ſehr glücklich zu ſeyn; oder ſeine eingebildete Glückſeligkeit iſt wenigſtens eine unfruchtbare Blüthe, welche nach dem Frühlinge abfällt, ohne eine Frucht zu ſetzen. Und dürfen wir uns wundern, unglückliche Männer und Greiſe zu ſehen, wenn die Jünglinge nicht glücklich waren? Dieſe haben, ohne glücklich zu ſeyn, nur Freuden genoſſen, welche die folgenden Alter zu beweinen haben.

Die Glückſeligkeit muß ſich über alle Alter ausbreiten, worin wir empfinden und denken. Ihre Quelle muß reich genug ſeyn, einen Strom zu ergießen, der nicht vor der Gränze unſers Lebens vertrocknet. Was heißt das: ich bin glücklich geweſen? Nein, du wareſt es niemahls, wenn du es nicht noch biſt! Du haſt eine kurze Freude, eine frohe Aufwallung des Herzens, einen

Traum für Glückſeligkeit gehalten; du haſt mitten in der Nacht das geſchwinde Licht eines Blitzes für den Tag angeſehen.

Aber wer kann beſtändig glücklich ſeyn? Die Hinderniſſe ſind mannigfaltig. — Wenn wir mit einer geſetzten Vernunft die unzähligen Zufälle betrachten, denen unſer Leben unterworfen iſt, ſo ſollte man ſich beynahe verwundern, nicht, daß der Menſch nur unglücklich ſey, ſondern daß er nur eine einzige Stunde mit Vergnügen leben kann. Was kann uns nicht ſchädlich ſeyn! Von außen die Welt, die Menſchen, die Zufälle, der Mangel, der Ueberfluß ſelbſt: von innen, unſere Begierden, unſere Leidenſchaften, unſere Irrthümer, unſer eignes Herz, unſer Haß, und ſelbſt unſere Menſchenliebe. So viele Schritte, ſo viele Gefahren; tauſend Sorgen, tauſend Schmerzen für eine einzige Freude! Einer wird von ſich ſelbſt, der Andere von der Welt, noch Einer von Zufällen gequälet.

Elendes Leben, wenn man die Welt aus dieſem Geſichtspunkte allein betrachtet! — Aber es iſt vielleicht wichtig für uns, ſie daraus zu betrachten, um unſere Begriffe von der Glückſeligkeit darnach zu bilden, und unſer Herz gegen alle dieſe Schmerzen zu bewaffnen.

Folge mir, mein Sohn! mit deinen Gedanken. Ich will dich durch eine Mannigfaltigkeit von traurigen Scenen führen, und dir die Welt in einer melancholiſchen Ausſicht vor Augen ſtellen. Wenn wir ſo das Leben kennen lernen, ſo fangen wir an, einzuſehen, gierde kehret die Schärfe ihres Dolches auf uns ſelbſt, und läßt uns Alles das empfinden, was wir unſern Feind nicht empfinden laſſen wollen.

Und wie oft haben wir nicht Gelegenheit zu begehren, ohne erhalten zu dürfen; zu lieben, ohne unſere Liebe; zu verachten, ohne unſere Verachtung; zu zürnen, ohne dieſen Zorn; zu haſſen, ohne dieſen Haß ausbrechen zu laſſen! Lauter Feinde unſerer Ruhe, die mitten in uns ſelbſt, in unſerm eignen Herzen geboren werden! Unglückliches Leben! wenn man faſt beſtändig zu kämpfen, oder beſtändig zu bereuen hat!

Aber nicht unſere Eigenliebe, nicht nur dieſe heftigen Leidenſchaften, die ſich wider andere empören; auch die wohlthätigen Neigungen, unſere Menſchenliebe ſelbſt, machen uns unglücklich. Je weicher unſer Herz iſt, deſto größer iſt unſere Empfindlichkeit; je allgemeiner unſere Menſchenliebe iſt, deſto mehr geben wir den Schmerzen Blöße, unſer Herz zu verwunden. Wir leiden durch ſie in Tauſenden. Oder ſind die Thränen, die ein Vater über ſein Kind, der Gatte über ſeine Geliebte, der Bruder über den Bruder, der Freund über den Freund, der Bürger über den Nebenbürger weinet, nicht wahre, nicht herzliche Thränen?

Welch eine weite Ausſicht über Scenen des Jammers, woran mein Erbarmen, mein zärtliches Herz mich Theil nehmen heißt, eröffnet ſich hier! O Natur! o Natur! warum haſt du mich zärtlich, mitleidend, empfindlich gebildet, wenn ich unter den zahlloſen Zufällen des Lebens glücklich ſeyn ſollte! Alles ziehet mich in ſeinen Fall! Ich beantworte Seufzer mit Seufzer, Thräne mit Thräne!

Ich hatte mir durch Sorgen und Mühe die Hoffnung verdient, die Freuden eines Vaters zu genießen: Zufall oder Krankheit, oder eine Ausſchweifung reißt meinen Sohn, den Liebling meines Herzens, die Hoffnung meines Alters, aus meinen Armen! Ich ſehe ihn leiden, ſehe ihn mit dem Tode ringen, und kann ihn nicht retten. Meine Geliebte, in der ich meine Glückſeligkeit zu finden hoffte, läßt ſich von einem Verräther verführen, beſchimpfet mich, und drücket einen Dolch in mein Herz. Oder ich ſelbſt bin glücklich: aber mein geliebter Bruder leidet. Ich ſehe ihn im Elende, empfinde alle ſeine Schmerzen, und vergeſſe mein günſtiges Schickſal. Bald verfolget mich ein hämiſcher Feind, ich leide unſchuldig; bald ſtirbt ein Freund in meinen Armen, mit dem ich mein Herz und mein Glück theilte. Ich vermiſſe ihn; meine Thränen fodern ihn zurück; ich kann meinen eigenen Wohlſtand, alle die Vergnügen, welche das Schickſal mir geben will, nicht mehr genießen; ſie ſind mir unſchmackhaft, wenn ich ſie nicht mit ihm getheilt genießen kann.

Den 9ten des Brachmonaths.

Wohl mir! ich athme wieder frey; athme die ſüßen balſamiſchen Gerüche der blühenden Fluren ein; hauche reine, nicht mit vergifteten Dünſten ſiecher, faulender Körper angeſteckte Luft in mich; ſchöpfe Labung aus der reinen Silberquelle; es iſt nicht ſüßes, theures Gift im goldenen Pokale, womit habſüchtigen Menſchen, die der Tod zu ſeinen Unterhändlern gedungen hat, den leckeren Gaumen täuſchen. Keine ſtolzen Mauern ſtellen ſich zwiſchen mir und der ſchönen Landſchaft, die vor mir liegt; mein Auge verliert ſich in der unerreichbaren Ferne; aber ſo weit es ſieht — noch dunkel ſieht, hält es kein trauriger ſchmerzlicher Anblick auf, die Schönheiten der Natur zu ſchauen; kein verzerrtes, widerliches Geſicht, darauf das Laſter ſeinen unauslöſchlichen Stempel gedrückt hat, beleidigt das Auge; der gierige Blick ſaugt überall Wonne ein; glaubt hier bey einem angenehmen Gegenſtande verweilen zu müſſen, und ſchon zieht ihn wieder ein reitzender an ſich, dem ein anderer den Vorzug ſtreitig macht. Armer Mann! der du im eingeſchloſſenen Zimmer ängſtlich deine Millionen zählſt, krieche heraus aus deinem prächtigen Gefängniſſe, und genieße die Schätze, die dir die Natur frey anbiethet! — Komm! du darfſt ſie nicht erkaufen — auch erkauft ſie kein Gold und kein glänzender Stein — — Kömmſt du des Morgens und Abends, ſo findeſt du die Wieſe mit den ſchönſten Edelſteinen aller Art beſät; aber haſche nicht darnach; es ſind nur die Tropfen des köſtlichen Thaues, der deine Augen täuſcht — oder gewähren dir deine Diamanten mehr als dieſen Anblick? — Ich weiß, du ſiehſt gerne den Glanz des Goldes; komm, und ſieh! Die Morgenſonne vergoldet die öſtlichen Berge; ſie ſelbſt und der ganze Horizont iſt Gold; aber dieſer herrliche Anblick weilt nicht lange vor deinem Auge; nur in der Ferne ſiehſt du noch einige blaßgelbe Streifen, aber auch dieſe verſchwinden, und nun — iſt ſie vorüber, dieſe wonnigliche Szene: doch zürne nicht; am Abend kömmt ſie wieder. — O komm! komm! und genieſſe die Wonne des Lebens! — Armer Mann! — Du kannſt nicht — biſt gefangen; kannſt nicht heraus aus deinem Kerker, wie deine Geldſäcke nicht aus der eiſernen Kiſte; dein Geiz hat dich eingeſchloſſen, wie dein Gold. Elender Sklave! — So bleib in deiner Klauſe! Deine habſüchtige Rabenſeele iſt nicht geſtimmt zu Gefühlen dieſer Art; ſie gibt einen Ton, wie eine zerſchlagene Laute. Bleib in deiner finſteren Höhle und hüthe fleißig deinen Wucher; es wäre nicht gut, daß du deinen Herrn verließeſt. Verriegle deine Thüren wohl und ſchließe deine eiſernen Fenſterläden zu, daß ja kein Sonnenſtrahl durchbrechen kann, denn er könnte an deinem Golde lecken, und du biſt ihn nicht werth. Schmachte und darbe bey deinen Schätzen, habe Alles und Nichts; ſperre dich ein zu deinem Götzen, an dem dein dürres, knöchernes Herz hangt, und hungere dich todt, ſo bedarfſt du keiner Grabſtätte mehr unter deinen Brüdern, und du biſt ſie auch nicht werth.

Aber weg mit dieſen Schreckenbildern aus meiner Seele! Sie ſollen mir das reißende Gemälde nicht verunſtalten, das die große Bilderin der Schönheit — dieſe ſchöne Natur — mir ſchuf. Ich will Städte vergeſſen, und Menſchen, die in Städten leben, und keine der ſchmerzlichen Erinnerungen an ihre Thorheiten, Laſter und Armſeligkeiten ſoll mich in den ſeligen Empfindungen ſtören, die Einfalt und Unſchuld, Schönheit und Güte der Natur in meiner Seele erwecken. Hier will ich von den Wunden geneſen, die die Menſchen in mein Herz gruben, und mich von den böſen Dünſten reinigen, die ich unter ihnen einhauchte. Wohl mir, daß ich glücklich entronnen bin! — —

Nimm mich wieder auf in deinen Schooß, liebe Mutter Natur! Ich war lang eine arme, unglückliche Waiſe, ſeitdem mich die Menſchen aus deinen Armen geriſſen; ich entlief dir nicht muthwillig und treulos, und ſehnte mich immer nach dir; aber mein Schickſal hatte mich eingeklemmt zwiſchen unüberſteigliche Mauern, und hielt mich gefeſſelt an Umſtände und Zeit. Aber nun ſollen ſie mich nicht mehr von deiner Seite trennen; an deiner Hand, liebe Mutter! will ich Tag für Tag durch dieß Leben wallen, Weisheit von deinen Lippen ſaugen, und mein Herz nach deiner Güte bilden. Wo du mich rufſt, will ich dir folgen, denn ich weiß, du führſt mich nicht gefährliche Wege. Du haſt deinen Wink in mein Herz geſchrieben, und deine Sprache iſt mir verſtändlich. Du redeſt zu mir durch den ſanftflötenden Ton der Nachtigallen und durch den heulenden Nord und den majeſtätiſchen Donner; durch das leiſe Gemurmel der einſamen Silberquelle und durch den brauſenden Strom, der ſich jäh mit raſender Wuth vom

Felſen ſtürzt, und unaufhaltſam über Auen und Felſen nach ſeinem Ziele eilt. Du redeſt mit mir durch den grünenden Hügel, auf dem des Herbſtes Süßigkeiten reifen, und durch den Oſſa und Pelion, die ihr kahles Haupt unter den Wolken verhüllen; durch die junge, zärtliche Pflanze, und die mächtige Eiche, die Jahrhunderte durchlebt, und bey der Geburt unſerer Großahnen grünte, wie ſie jetzt grünt; durch Buſch und Wald, durch Flur und Hain, und Alles, was drinnen lebt. Du wollteſt, der Menſch ſollte deine Stimme hören, und am blauen Himmel und der grünenden Erde deinen Willen leſen, und gabſt ihm kein Buch. — Alles in dir lebt, und Alles, was lebt, die fröhliche Heerde und die ſüßen Melodienſänger auf Flur und Baum. Wurm und Käfer lehren mich dein Geboth, und dein Geboth iſt Liebe und Dank. — — Unſeliger Thor, der dich verläßt, um zwiſchen goldenen Wänden elend zu ſeyn! — Wohl mir, daß ich wieder da bin, wieder frey athme, und mit der Biene aus den Blumen den ſüßen Honig des Lebens ſaugen kann! Von Morgen bis Abend will ich meinem Schöpfer danken, und meine Stimme mit den Lobliedern des Waldes, und mit dem Laut der Heerden vereinigen; und ſo all mein Leben Gottes Seligkeit hienieden genießen.

Den 10. des Brachmonats.

Ich will den großen Haufen der Menſchen fliehen, und mich zu dem kleinen Häuflein der Guten und Stillen dieſer Erde geſellen; das däucht mich wohl das Beſte. Ich war unter ihnen, und ſie trieben ihr Spiel mit mir; ich liebte ſie, und ſie verfolgten mich. Mein Freund ſagt, ſie taugen Alle nichts, und möchte den größten Theil gern im Weltmeer erſäufen; das würde dann eine ſtinkende Pfütze werden, die durch ihre faulen Ausdünſtungen gewiß den ganzen Ueberreſt verpeſten würde. Mein Vater meinte es beſſer mit ihnen — der gute Mann, er hat ſich wohl auch betrogen. — Sie mögen wohl beſſere Geſchöpfe geweſen ſeyn, ehe ſie zuſammentraten, Städte bauten, und ſich zu ihrem gemeinſchaftlichen Untergange verſchworen. — Doch ich will Ihnen nicht übel nachreden. Ich glaube, daß ſie im Ganzen nicht ſo ſchlimm ſind, als ſie hie und da im Einzelnen ſcheinen; aber gut ſind ſie gewiß nicht, das habe ich erfahren — das folgert ihr Zuſtand, in welchen ſich dieſe muthwilligen Flüchtlinge, nachdem ſie die Natur verließen, geſetzt haben. Stolz und Eigennutz machen ſie mit dem Schöpfer und der Natur unzufrieden, warum ſollten ſie es minder mit ihres Gleichen ſeyn? Sie ſind undankbar gegen den Schöpfer und die Natur; warum ſollten ſie es nicht untereinander ſeyn? Sie haben die Einfalt verlaſſen, und ſich von der Wahrheit entfert, nun ſtolpert ihr Geiſt auf Irrwegen herum, auf denen er alle die ſchönen Entdeckungen und Erfindungen gemacht hat, die das Menſchengeſchlecht früh oder ſpät — aber doch einſt gewiß aufreiben müſſen. Die Natur baute ihn nach dem Clima und den Erzeugniſſem des Erdſtriches, wohin ſie, ihn verſetzt hatte, und trennte ihn durch unermeßliche Meere von ſeinen Gegenfüßlern; aber der Menſch ſchiffte ſein Leben und ſeine Glückſeligkeit in eine hohle Eiche, und ſchwamm ans jenſeitige Ufer. Die Natur gab ihm kein Schwert in die Hand, und keine Fünfzigpfündiger: aber er ſchliff ſich den Stahl ſelbſt zum Morde ſeines Bruders, und zerſchmettert auf einen Knall das Leben von hundert. Die Natur verbarg die Metalle in den Schooß der Erde — zu edlern Abſichten vielleicht beſtimmt, als ſie der Menſch nützt, — und er entriß ſie der Erde mit gieriger Wuth. Er erfand das Gift, das griechiſche Feuer und die Buchdruckerkunſt — das Mittel, Alles, was der Geiſt in geheim zum Verderben der Menſchheit aushecket, allgemein zu verbreiten, um nicht tauſende, ſondern Millionen elend zu machen. Es iſt wohl möglich, daß die Erfindung der Luftballons dem menſchlichen Forſchgeiſte die Krone aufſetzen wird, und das Menſchengeſchlecht in der Zeit gänzlich ausrottet. Die Vorbereitung iſt gemacht. Wir haben Gold und Stahl, Gift und Pulver, auch jetzt wieder griechiſches Feuer; was fehlte nun noch, als ein Luftſchiff, um Tod und Verwüſtung von Pol zu Pol, von Oſten bis Weſten zu verbreiten? — Und unſerm Jahrhunderte war die Ehre dieſer Erfindung aufbehalten.

Aber ich will meine Seele nicht mehr mit dieſen fürchterlichen Gedanken trüben; will wieder meines Lebens froh werden, und in ſeliger Ruhe die Tage genießen, die mir der Schöpfer aufgezählt hat. Ich wünſche, daß die Menſchen in Städten gut — beſſer werden mögen; aber ich will mich vor ihnen unter der Hütte des ſtillen, friedlichen Landmannes ſichern. Seinen Beruf gab ihm die Natur; ſein Geſchäft iſt das urſprüngliche Geſchäft des Menſchen; die Sorge der Heerde, und die Pflege des Ackers vertraute ihm die Natur ſelbſt an. — Sey mir willkommen, ſchweißtriefender Pflüger, und du, fröhlicher Sänger, guter Hüther der Schönheit der Natur! Das Lob des Schöpfers — ſoll täglich unſer Morgenlied ſeyn, und deine ländliche Flöte ſoll es begleiten! — — Mögen ſie mich auch einen Thoren ſchelten, die unglücklichen Waiſen der Städte, ich bin glücklich; mag meine Glückſeligkeit Traum, Schwärmerey ſeyn, ſo ſchwärme und träume ich glücklich, und erwache nicht zu ſchrecklichen Leiden, wie ſie. Aber ſeht, ihr irrt euch. Jedes Geſchöpf, vom bunten Schmetterlinge bis zum muthigen Stier, das im Schooße der Natur lebt, iſt glücklich und freut ſich zu ſeyn, und nur der Menſch ächzt und jammert und flucht ſeinem Leben.

Den 11. des Brachmonats.

Es iſt Nacht. Eine heilige Stille herrſcht über die Gegend; die Erde ruhet, und Geſchöpfe ruhen — die Natur macht eine ſanfte erquickende Pauſe; aber der Menſch wacht. Hier Einer, der ſchwelgt, dort Einer, der über das Verderben ſeines Mitmenſchen brütet, und da weint die leidende Unſchuld, eine verlaſſene Waiſe, eine edle Seele, die unter dem Drucke der Verfolgung ſeufzet; oder etwa noch ein Elender,

der jetzt zu ſpät im Krankenbette ſeine Ausſchweifungen beweint. Auch der Habſüchtige verſchwendet ſeine Ruhe, um einige Gulden zu gewinnen, und berechnet beim kargen Schein der Lampe den Wucher des Tages. Unglückliche! die ihr die Ruhe vermißt, welche die Natur allen Weſen gönnt, wie ſehr ſeyd ihr zu beklagen!

Die Nacht iſt ſchön und heiter, und am blauen Himmel glänzt das unermeßliche Sonnenmeer, und zernichtet in der Seele des Sehers den thörichten Stolz über unſere Größe. Millionen Welten ſind, und der nichtsbedeutende Sterbliche wähnt: meinetwegen ſind ſie. Der nachbarliche Mond beleuchtet mit ſeinem Silberſcheine den alten, graulichen Kirchthum, und wirft den Schatten der dunklen Tannen, die an der Mauer des Kirchhofes ſtehen, in mein Zimmer. Die Leichenſteine und eiſernen Kreuze glänzen im düſteren Lichte, welches das grauſe Dunkel des Todes erhellt. Wohl euch, ihr Todten! ihr lieget Alle im ſüßen Schlafe, und erwachet nimmer zu einem qualvollen Leben, das den Menſchen am Morgen erwartet. Ruhet ſanft von dem langen ſchweren Tage aus, den ihr hienieden euch müde gelebt habt, bis euch des Schöpfers Stimme weckt, und zu neuem Seyn ruft. Welch ein feyerlicher Anblick — der ernſten Betrachtung würdig! Ein heiliger Schauer ergreift meine Seele, und ſelige Ahnungen erheben ſie über die Erde zum Himmel. Koſtbar ſind der Seele dieſe Augenblicke der Ruhe, der ſtillen Betrachtung geweiht — heilig dem Denker. Der

Geiſt verläßt die läſtige Hülle, ſtreift im Gebiethe des Seyns und Nichtſeyns, des Lebens und der Verweſung umher, entſchwingt ſich der Erde, und ſchwebt unter den Sternen, eilt dem reißenden Strome der Zeiten nach, und verſucht einen ſchüchternen Blick in die Zukunft; kehrt zurück, und ſieht ſein Selbſt — klein und ſchwächlich, wie das verächtlichſte Inſekt, das in einer Stunde zur Welt kömmt, lebt, erzeugt und nicht mehr iſt. Ich will dieſe wenigen Augenblicke benützen, meine Gedanken, die ſich, ſeitdem ich die Stadt verlaſſen, in meiner Seele aufgehäuft haben, hinzuſchreiben. Es ſoll mir nicht vergebene Arbeit ſeyn. Sie ſollen mich einſt wieder an dieſe ſchöne Nacht erinnern, und neue Gefühle in mir erregen. Sie ſollen dann alle die Empfindungen wieder erwecken, die heute meine Seele beſchäftigten. Aber — was höre ich? — Es iſt das laute Weinen eines Menſchen — das Jammern eines Unglücklichen! Seelen weinen nicht, und brechen nicht in bittere Klagen aus; denn jenſeits iſt Seligkeit und Ruhe. — Ha! dort — auf dem neuen Leichenſteine — er blinkt vor allen heraus — es iſt des guten Simons Grab, der vor einigen Wochen erſchlagen wurde — dort kniet ein Mann — Gott! Was iſt das? — Er ringt die Hände zum Himmel — zerrauſt ſein Haar — zerſchlägt ſeine Bruſt — — ich muß es näher ſehen. —

Den 12. des Brachmonats.

Gott! welch eine Scene! — Ich zittere — alle meine Glieder ſtarren noch beym Andenken dieſes entſetzlichen Anblickes. — Ich höre den Donner in den Lüften rollen, daß die Erde davon bebet, und ſehe den verzehrenden Blitz aus den Wolken herabſtürzen, und erſchrecke nicht; ich ſtehe vor einem Vulkan, ſehe ſeine Gipfel dampfen, und plötzlich Feuerſtröme glühender Lava über ſeinen Rücken ins blühende Thal ſich wälzen. Ein fürchterlicher Anblick! Ich ſtaune davor, bete die Vorſicht an; aber erſchrecke nicht. Alle Schreckniſſe der Natur werden mich nicht zaghaft machen; ſo ſehr ſie auch erſchüttern, den Geiſt darnieder beugen, und den Trieb der Selbſterhaltung mit aller Gewalt rege machen; ich ſehe ſie als nothwendige Begebenheiten in dem Syſteme des Weltalls an, und weiß, daß ſie immer auf das Ganze nützliche Folgen haben; denn nur im erſten Anfalle jagen ſie uns in Furcht, und nur feige Seelen, und unruhige, ſchuldbewußte Herzen zittern und fürchten das Ende: aber die Schreckniſſe unter den Menſchen, die grauenvollen Auftritte, die alltäglich unter ihnen vorgehen — weſſen Herz ſollen ſie nicht mit Bangigkeit erfüllen? — Wer kann Zeuge der abſcheulichſten Menſchenthaten ſeyn, ohne daß ihn Furcht und Entſetzen zu Boden werfen? — —

Hätte ich es wohl je gedacht: auch dieſe Erde, mit lieblichen Blumen beſät, mit fröhlichen, ſingenden und hüpfenden Geſchöpfen bewohnt, ſchlürft Menſchenblut ein. — O nein! nimmermehr hätte ich mir das gedacht — nimmermehr gedacht, auf den heiligen Gründen —

der Ruhe, den Seligen und der Verweſung geweiht — das Opfer des blutigen Haſſes zu finden — Mörder und Ermordete — einen Raſenden, an dem die eigene Verzweiflung das Blut ſeines Bruders rächt. O wo ſoll ich mich hinflüchten? wo iſt noch eine Hufe Landes, welche die Menſchen nicht mit ihrem Blute gedüngt haben? — Haß, Verfolgung, Rache, Neid und die ſchwärzeſten Sünden aller Art haben wohl ſchon die ſeligſte Gegend, die die Natur zum blühenden Eden bildete, in eine Hölle verunſtaltet.

Ich will ſie hinſetzen in die Reihe der übrigen Greuelthaten der Menſchen — die ſchaudervolle Geſchichte dieſer Nacht; aber ich will alle meine Kräfte ſammeln, und meinem Herzen Ruhe gebiethen, daß die Hand nicht vor Furcht und Entſetzen erſtarrt, ehe ſie die That aufzeichnet, die die Menſchheit und die Natur wider den Menſchen empört.

Ich kam in den Kirchhof, ſchlich mit leiſem Tritte an der Mauer hinter den Gräbern bis nahe an Simons Leichenſtein, und ſtellte mich hinter denſelben, doch ohne bemerkt werden zu können. Noch kannte ich ihn nicht, den Unglücklichen, deſſen Thränen auf Simons Grab floßen, deſſen Herz der Raub des grimmigſten Schmerzes und der Verzweiflung ward, deſſen raſende Geberden die ſchrecklichen Leiden zu verrathen ſchienen, die ſeine Seele folterten. Um wie viel vermehrte der Anblick in der Nähe das Grauſen, wie fürchterlicher ward dieſe Scene! — Hier drang jedes Ach, jeder Seufzer in mein

Ohr, und durchbohrte mir das Herz; hier ſah ich jedes Haar ſich emporſträuben, jede zuckende Bewegung des Leibes, die Wuth und Schmerz hervorbrachten. Ein eiskalter Schauder fuhr mir durch alle Glieder, und machte ſie ſtarren; das Herz beklommen, der Geiſt furchtſam und bange, erwartete ich mit Zittern das Weitere. Wie, wenn ich erſt ſein Angeſicht geſehen hätte — ſein wildrollendes Augenpaar, aus dem düſter leuchtende Blitze ſchoßen, ſeine bleichen, von einem ſteten Thränenſtrom ausgefurchten Wangen, die Zerrüttung aller menſchlichen Züge, das heftige Zucken aller Muskeln — — o welch Entſetzen! — — Eine Weile lag er noch halb knieend — mit dem Angeſicht auf dem Grabhügel, im ſtummen Schmerze, in brütender Verzweiflung. Plötzlich raffte er ſich wieder auf, und ſtieß einen heftigen, aus dem Innerſten der Seele geriſſenen Schrey aus; ich verlor vor Schrecken alles Bewußtſeyn, ſchrie auf, und er ſah ſich entdeckt, ſah einen Zeugen ſeines Schmerzes; und — wie er glauben konnte — auch den gefährlichen Zeugen des Geheimniſſes, das die Quelle ſeines Jammers war. Er ſprang auf, erblickte mich, und nun erkannte ich ihn.

Es war Peter, der Jäger. Er war ein treuer und fleißiger Menſch in ſeinem Dienſte, und verrichtete alle ſeine Geſchäfte mit der ſtrengſten Genauigkeit; darum hielt ihn auch ſeine Herrſchaft vorzüglich werth, und das ganze Dorf war ihm gut, denn er war grundehrlich und gerade. Aber ſein Herz war hart, und ſtaar ſein Sinn.

Sein Zorn war höchſt gefährlich, und glühete im Herzen, bis ſeine Rache reifte, und Bitten und Flehen konnten ihn nicht verſöhnen. Ich rief ihn an: Peter, was wollt ihr? Was macht ihr da? — Ein wilder, fürchterlicher Blick antwortete mir auf meine Fragen. Ich nahm ihn bey der Hand, ſuchte ihm Muth und Vertrauen auf mich einzuſtößen, und drang in ihn, mich freundſchaftlichen Antheil an ſeinem Unglücke nehmen zu laſſen. — — »Ihr müßt wohl ein recht guter Freund von Simon geweſen ſeyn, weil euch ſein Tod ſo nahe geht; weihet dem Andenken des Redlichen eure Thränen; daran thut ihr wohl, und die Freundſchaft fordert es: aber ihr müßt dem Schmerze nicht alle Gewalt über euer Herz laſſen, daß er euch nicht tödte. Störet die Ruhe des Seligen nicht durch eure Klagen und eure wüthenden Geberden; daran thut ihr gar nicht wohl, daß ihr euch ſo weit hinreißen laſſet; denn merkt, der Freund iſt nicht mehr, aber euer Weib, eure Kinder ſind noch, und all' eure Mitmenſchen, die noch leben, rufen euch billig zur Rechenſchaft über jede Minute eures Lebens auf, die ihr ihnen durch das Uebermaß eures Schmerzes raubt; eure Tage ſind dem Dienſte eurer Mitmenſchen vorgezählt, und ihr verſchwendet ſie. Ihr ſeyd Gatte, Vater, Bürger, Menſch — würdige Nahmen! — theure Pflichten, die eure Erhaltung fordern. Kommt, lieber Peter! Ich will euch nach Hauſe führen zu euerm Weibe und zu euren Kindern; ruhet und überlaſſet es der Zeit, euren Schmerz zu heilen. Kommt!«

— — Er heftete ſeinen Blick zur Erde; dann nach einer Pauſe ſprach er: »Lieber Herr! Ihr mögt es wohl gut mit mir meinen; aber gut kann es nimmer werden mit mir. Seht! — Hier iſt meine Welt; — da, hart an Simons ſeinem, iſt mein Haus. Ich kann der Welt keinen wichtigern Dienſt mehr leiſten als ſterben. — — Mein Weib — meine Kinder — — ach! Simon hatte auch Weib und Kinder, und ich — — — Eine fürchterliche Pauſe. Das Geſicht dieſes Unglücklichen war das ſchrecklichſte, was man ſehen konnte; der Ausdruck ſeines Schmerzes in Mienen und Geberden überwog an grauenhaftem Ausdruck alles Klagegeſchrey. Ich mußte alle Kräfte ſammeln, und allen Muth aufbiethen, die Furcht aus dem Herzen zu bannen, die mich von Zeit zu Zeit immer mehr ängſtigte. Ich wagte es noch einmahl; nahm ihn bey der Hand, und wollte ihn mit mir ziehen; mit wildem Ungeſtüm riß er ſich los, und ſchrie: Laßt mich hier ſterben! Ich hätte es ſchon längſt ſollen, und lebe noch.

Nach einer Weile kehrte er ſich wieder zu mir; das Gräßliche ſeiner Blicke ſchien ſich etwas gemildert zu haben, und überhaupt ſein ganzes Weſen ruhiger zu ſeyn. — Junger Mann, ſagte er, ihr ſcheint mir gut zu ſeyn, und euer Herz iſt weich; ihr ſeyd noch wenig in der Welt geweſen, und habt immer nur von der Grauſamkeit des Tigers und der Mordluſt des Wolfes gehört, von der Wildheit des Bären und dem verzehrenden Zorne des Löwen; aber von der Grauſamkeit der Menſchen, ihrer Blutgierde und ihrem blutigen Zorne hat man euch nichts geſagt. Wenn ihr ſtark genug ſeyd, daß ihr nicht vor dem grimmigen Blicke des Löwen bebt, und in das Brüllen des Donners lacht; wenn der heulende Nord euer Ohr nicht beleidigt und ihr ohne Grauſen, ohne Furcht, mit keckem Blicke in die Grüfte des Todes ſehen könnt, und nicht zittert, wenn die Erde unter euch ſpaltet; ſo ſeyd ihr der Mann unter den Männern, der mit kühnem ungetrübten Auge die Schreckniſſe der Natur ſehen kann; aber ihr zittert, wenn ihr ein Ungeheuer ſeht, das grauſamer iſt als der Tiger und fürchterlicher als der Löwe — ein Scheuſal, das alle Schreckniſſe der Natur hinter ſich läßt. Habt ihr nie einen Mörder geſehen? — — Seht! Seht mir ins Geſicht! — Könnt ihr leſen? — Seht ihr nicht auf meiner Stirne in blutigen Zügen geſchrieben — — Mord! — —

Mörder! — Ihr? — Armer Mann! ihr ſeyd wahnſinnig. — —

Nun, ſo höret es noch einmahl: ich bin ein Mörder — — Simons Mörder! — Hört ihr, welch einen ſchrecklichen, dumpfen Klang das Wort gibt! — Noch höre ich es vernehmlich in den Lüften — wie es fortrauſcht, von Abend bis Morgen, und unzählige Millionen Mahl wiederhohlt wird. Alle Weſen in der Natur beben, hören: Mörder! wiederhohlen: Mörder! und rufen: Fluch! — Fluch dem Mörder! — —

Setzt euch zu mir! da, Simons Grabe gegenüber, daß wir es im Geſichte behalten, und ich will euch die ſchreckliche Geſchichte erzählen. Staunt mich nicht ſo an, zweifelt nicht: Ich bin's. Habt nicht Mitleid mit mir; es wäre Sünde, wenn ihr euer Herz meinetwegen betrüben solltet; Mitleid gehört Unglücklichen — — Fluch, dem Böſewicht! — Aber hört! — Die Stunde der Mitternacht iſt vorüber — die Glocke ſchlägt eins — und Tag darf es nicht mehr werden. — Ich habe Eile, daß die Sonne meinen Tod nicht beſcheint. So eine prächtige Sterbekerze iſt für einen Elenden nicht, wie ich bin.

Ich und Simon waren ſchon von vielen Jahren her gute Freunde, und er erwies mir manches Gute. Er ſtreckte mir Geld vor in dringenden Fällen, ſoviel er deſſen entbehren konnte, und drängte mich nie mit der Bezahlung. Wir waren Gevattern, und was er meinen Kindern that — — Gott! in ihm habe ich auch den Vater ermordet, denn ich konnt' es ihnen nie ſeyn. Am Abend ſaßen wir gerne zuſammen — er ging ſeiner Tage nicht in die Schenke — und aßen das Abendbrod mit einander. Dann wurde gewöhnlich geſpielt, die Feyerabende und Feſttage ausgenommen, die Simon gern mit einer würdigern Beſchäftigung zubrachte. Das Spiel war von jeher meine vorzügliche Leidenſchaft. Es hatte mich in meinem Leben ſchon ein ſchönes Stück Geld gekoſtet, und öfters in großes Unglück gebracht; aber dadurch ließ ich mich nicht warnen, und gab dieſer unſeligen Leidenſchaft ſo lange nach, bis ſie mich endlich in den ſchrecklichſten Abgrund geſtürzt hat.

te. Simon war in ſeinem Leben kein Spieler, aber ich verleitete ihn dazu, daß er mit mir ſpielte. Er that auch das mehr aus Gefälligkeit und Liebe zu mir, um mich abzuhalten, daß ich nicht in den Schenken und anderwärts ſpielte, als ſeines eigenen Vergnügens wegen. Da wir nicht um großes Geld ſpielten, ſo konnte Gewinnſucht uns nie entzweyen, und wenn es Streit gab, ſo waren ſie unbedeutend, und wurden eben ſo leicht wieder beygelegt, als ſie entſtanden. Und doch waffnete das Spiel meine Hand zum Meuchelmord, und riß mich ins Verderben — machte ein Scheuſal aus mir, vor dem ſelbſt der mordgewohnte Straßenräuber erſchrecken muß.

An einem Abende kam Simon recht vergnügt nach Hauſe, und mit ihm — dem Liebling der Familie — war Alles froh und munter. Wie gewöhnlich, wurde dann auch nach dem Abendeſſen geſpielt. Ueber eine Kleinigkeit zankten wir uns; der Streit wurde ernſtlicher; Simon gerieth in Hitze, und da ich ihm nicht nachgeben wollte, überhäufte er mich mit den bitterſten Vorwürfen. Beide mochten wir wohl etwas zu viel getrunken haben, ich aber mehr als Simon, ſonſt würde ich gewiß ſeiner Hitze nachgegeben, und den Streit vermieden haben; denn ich liebte ihn zu ſehr; aber ich hatte alle Gegenwart des Geiſtes verloren, antwortete auf Vorwürfe mit Vorwürfen, auf Schimpf mit Schimpf. Er fand ſich beleidigt, und endlich kam es gar zu Thätigkeiten; Simon behielt die Oberhand und warf mich zum Hauſe hinaus. Mein Zorn ward zur Wuth, und im tobenden Aufruhr meines Herzens brachte ich dieſe unglückliche Nacht zu. Den andern Tag überlegte ich, fand mein Unrecht und meines Freundes Uebereilung, und fand im Vergleich mit mir und ihm, daß ich ſehr böſe gethan hatte. Der Zorn verſchwand und die Reue trat an ſeine Stelle. Ich ſah, was ich an ihm verlieren würde; meine Umſtände zeigten mir nur zu deutlich den Werth ſeiner Freundſchaft und den Schaden, den mir der Verluſt derſelben zuziehen würde. Aber ganz war die erlittene Beleidigung noch nicht vergeſſen, und die Erinnerung fachte immer den Funken des Zornes an, der noch in meinem Herzen lebte. Ich that mir Gewalt an, und verbarg meinen Grimm — ganz unterdrücken konnte ich ihn nicht. Ich ging zu Simon, bath ihn um Vergebung, und wir erneuerten unſere Freundſchaft. Ich beſuchte ihn wieder täglich, und ſeine Treuherzigkeit, ſein offenes, ungeheucheltes Betragen gegen mich, ſöhnten mein Herz wieder mit ihm aus. Einige Zeit darnach kam ich in große Verlegenheit; einer meiner Gläubiger beunruhigte mich auf das heftigſte, und ich konnte ihn zur Zeit nicht befriedigen. Ich wandte mich an Simon, der mir allzeit geholfen hatte, und zweifelte gar nicht, mein Geſuch würde auch dießmahl ſtatt finden; allein er ſchlug es mir ſchlechterdings ab, und ſagte, er ſey diesmahl ſelbſt entblößt. Es mag wahr geweſen ſeyn, aber ich hielt es für kahle Ausrede und Feindſeligkeit, die die Folge jenes unglücklichen

Vorfalls wäre. Mein Herz entbrannte von Neuem; ich haßte meinen Wohlthäter, und mein Haß wuchs immer mehr, je heftiger das Andringen meines Gläubigers wurde, und je weniger ich Ausſicht hatte, ihn ohne meinen Nachtheil zu befriedigen. Ich mußte ein kleines Grundſtück verpfänden, darauf noch keine Schuld haftete. Dieſes Fleckchen Erdreich war all mein Vermögen und das einzige Erbtheil meiner Kinder, und mit Thränen unterſchrieb ich den Schuldbrief. Die Hand zitterte — — Himmel! mir ahnte wohl, daß ich Simons und mein Todesurtheil ſchrieb. Seine freundſchaftlichen Vorwürfe und getreuen Ermahnungen, daß ich klüger haushalten ſollte, erbitterten mich noch mehr gegen ihn, und Rache — Rache kochte in meinem Buſen — Rache hatte mein Herz geſchworen.

Das letztemahl trafen wir uns Abends auf dem Rückwege von dem nächſten Dorfe an, wo eben Kirchweih war. Simon hatte ſich bey einem ſeiner guten Freunde verweilet, und ich kam aus der Schenke, zur Hälfte betrunken. Kaum ſah ich ihn, ſo brannte es hell auf in mir; ich war meiner nicht mehr bewußt, und wünſchte nur, ihn mit Geyerklauen packen zu können, und keine Macht, kein Weſen ſollte mir den Raub entreißen. Die Nacht war ſchwarz und grauenvoll wie das Unternehmen, der Weg einſam durch ein dickes Gehölze: die Gelegenheit beflügelte meinen Vorſatz. Ich verdoppelte meine Schritte, um ihn bald genug zu erreichen. Er ſah ſich um, erkannte mich und grüßte mich ſo freundlich, ſo bieder — ſein ſanfter Ton war meinem Herzen ſo unerwartet, daß plötzlich alle Sehnen, ſo ſehr ſie auch Wuth und Rache geſpannt hatten, nachließen, und mein Arm, in dem ich Rieſenkraft fühlte, hinſank; ich bebte, zitterte; aber die Flamme erloſch nicht in meinem Herzen. Ich fing mit groben Sticheleyen an, machte meinem Freunde die beleidigendſten Vorwürfe, daß er mich dießmahl in der Noth hätte ſtecken laſſen, und wandte Alles an, ihn zum Zorne zu reitzen. Simon wurde aufgebracht, ſchalt mich und — — was braucht es mehr, meinen gefaßten Vorſatz in ſeiner ganzen Stärke rege zu machen? — Ich fiel über ihn her, warf ihn zu Boden — — und er lag hingeſtreckt in ſeinem Blute. Ich eilte davon und hinter mir das ſchreckliche Geſpenſt — Furcht, das mich mit ſeiner eiſernen Peitſche immer vor ſich hertrieb. Ich verließ den einſamen Fußſteig und kam auf den freyen Fahrweg, um deſto weniger als der Thäter dieſes himmelſchreyenden Mordes entdeckt zu werden. So ſehr hängt auch noch der Böſewicht an einem Leben, das ihm zur Marter iſt, das nicht mehr ſein gehört, weil er es längſt dem Laſter verpfändet hatte, und nun der Geſellſchaft zum Opfer ſchuldig iſt. Von dem Augenblicke an war ich ohne Rettung unglücklich. Tauſend Schreckenbilder ſchwebten in immer fürchterlichern Geſtalten vor meiner Seele, und in meinem Herzen wüthete die grimmigſte Pein. Simons blutiger Schatten verfolgte mich unaufhörlich und ſchien mir Rache zu drohen. Nach einigen Tagen, als dieſe That geſchah, und man auf alle mögliche Art dem Thäter nachſpürte, der Verdacht, zu dem meine Traurigkeit Anlaß gab, die ich nicht bergen konnte, immer mehr gegen mich zunahm, wurde ich in peinliche Haft genommen. Ich Elender! ich erſchrack, als die Gerichtsdiener mich abholten, und Alles kam mir ſo unerwartet vor, als hätte ich mich nie eines Verbrechens ſchuldig bewußt, das den Henkertod nach ſich zieht. Ich Böſewicht, ich ſchmeichelte mir noch der Strafe der Geſetze zu entgehen, und dachte nicht, daß des Himmels Rache mich ewig verfolgen wird. — Wie groß iſt die Liebe zum Leben! — Auch der Böſewicht will noch leben — er, der dem Tode freudig in die Arme laufen ſollte, um von der Folter ſeines qualvollen Lebens abgeſpannt zu werden, — — aber wer weiß, ob uns nicht die Qualen eines ſündigen Lebens auch bis ins Grab verfolgen? — Darum fürchtet der Verbrecher den Tod und hängt an ſeinem ſchändlichen Leben. — — Ich läugnete vor Gericht die That, von der mich kein Zeuge überführen konnte. Die Nacht deckte ihre Rabenflügel über dieſes abſcheuliche Geheimniß, und die Bäume ſchwiegen dazu. Nach einigen Wochen wurde ich losgeſprochen; entrann der Strafe des Henkers, um einer weit empfindlichern, ſchrecklichern zu unterliegen. Ich täuſchte das Menſchengericht; aber Gottesgericht iſt unbeſtechlich, und keine Menſchenliſt vereitelt ſeine Strenge. Simons Schatten fordert Blut — das Blut ſeines Mörders; o hätte ich ihm durch die Hand des Henkers genug gethan! — wäre mein Blut auf der Richtſtätte vor tauſend Zeugen gefloſſen! Mein Beyſpiel hätte Schrecken und Abſcheu vor das Laſter über die Herzen der Zuſchauer verbreitet; ich hätte wenigſtens da noch genützt, und die Wahrheit beſtätiget, daß das Verbrechen ſeiner Strafe nicht entwiſcht. Aber Gottes Gericht hatte es anders mit mir beſchloſſen. Ich verdiente dieſen guten Tod nicht, und muß einen ſchlimmern ſterben. O guter Mann! das Verbrechen iſt ein ewiger Plagegeiſt, und hat Martern, uns zu ſtrafen, die noch keine menſchliche Grauſamkeit erfunden hat. Aber der Morgen grauet ſchon; hinter den Bergen ſteigt bald das verhaßte Licht hervor — ich darf es nicht mehr ſehen. Ihr habt nun meine Geſchichte gehört; gehet nach Hauſe, mein Herr! ſchlafet, träumet darüber — bethet zu Gott für einen Unglücklichen, und verlaſſet mich!

Nein, Peter! das werde ich nie; ihr ſeyd in einer zu gefährlichen Lage. Kommt mit mir zu Hauſe, und bittet Gott um Vergebung eurer Miſſethat!

Das habe ich gethan; er wird mir vergeben — jenſeits! — aber hier muß ich büßen.

Nun ſtürzte er auf Simons Grab; begoß es mit ſeinen Thränen; über eine Weile raffte er ſich ſchnell wieder auf, ſtieß ſich das Meſſer, das er bei ſich hatte, in die Bruſt, und fiel todt auf den Grabhügel ſeines Freundes. Sein Blut rauchte über denſelben, und floß in großen Strömen darüber herab.

Grauen und Entſetzen überfiel mich bey dieſer ſchrecklichen Scene; meine Knie zitterten; ich ſank ermattet hin an die Seite des Leichnams.

Den 13. des Brachmonats.

Welche Wonne iſt es, eine Seele zu finden, die unter dem gewöhnlichen Menſchenſchwarme eine Ausnahme machet! — Wie gerne will ich die Schmerzen vergeſſen, die mir die häufigen Beiſpiele von Treuloſigkeit, Betrug, Grauſamkeit der Menſchen verurſachten. O dieſer Tag ſoll mir feſtlich ſeyn, ſo lange ich lebe! Er beſänftigte mein empörtes Herz, und goß Freude in meine Seele, die ſchon lange unter dem Drucke ſchrecklicher Leiden ſeufzte. Was auch immer Trauriges — was immer für ein Unglück dieſen Tag mich treffen mag, ſo will ich ſeine Feyer nicht durch Klagen ſtören, und keine Thräne ſoll mein Auge trüben! Selige Fluren! die ihr von ſo edlen Geſchöpfen bewohnt werdet — glückliches Landvolk — in deſſen Schooße eine ſo gute Seele wohnt — in der niedrigen, moosbewachſenen Hütte will ich die Welt vergeſſen; meine Welt iſt nur hier. Ich will nun Peters ſchaudervolle Geſchichte aus meinem Andenken wiſchen; die wonnigliche Scene dieſes Tages ſoll die traurigen Bilder aus meiner Seele drängen, die der entſetzliche Auftritt auf dem Kirchhofe darin zurückließ. — — Fließet, fließet, ſanfte Thränen! Die Freude gebar euch; ihr ſeyd nicht bittere Thränen des Schmerzes! —

O daß er doch oft noch wiederkehren möchte, der ſelige Tag, und wäre er der einzige meines Lebens! — Wäre mein ganzes Leben nur ein Tag wie dieſer, und ich wollte die kommenden nicht mehr zählen, und am Abend, wenn mein Leben mit der Sonne unterginge, dem Schöpfer danken, daß ich war, wie tauſende ſeiner Geſchöpfe, die nur einen ſchönen wonnigen Sommertag leben und den lebensmüden Greis um ſein Jahrhundert nicht beneiden. —— Aber er iſt vorüber und ich bin noch; die Sonne ſank hinab über die Oberfläche der Erde und ſteigt mir wohl nie wieder ſo wonniglich herauf; vielleicht warten nun ſtürmiſche Tage meiner — Tage des Schreckens und Jammers, wo ſich fürchterliche Gewitterwolken über meinen Scheitel zuſammenziehen, aus denen Blitze auf mich herabfahren, die mich zu verzehren drohen. —

Ich will ihn in meinem Tagebuch als den erſten meines Lebens bezeichnen, denn nur jetzt erſt fühlte ich die Wonne zu leben; ich will die übrigen Blätter, darauf die Schande der Menſchen ſteht, herausreißen, und ihr Andenken vertilgen.

Den 14. des Brachmonats.

Es war der erſte Sommermorgen, der je die Erde aus dem ſanften Schlafe weckte, und die Freude lachte beym Erwachen allen Geſchöpfen entgegen, als ich mein Lager verließ, und ſchnell aus dem Hauſe floh, um ja keinen der ſeligen Augenblicke zu verlieren, die ich an einem ſchönen Morgen genieße.

Ich luſtwandlete längs unſern Fluren hinab —

ganz in Staunen und Wonne verſenkt über den reitzenden Anblick der herrlichen Natur — bis ſich der ſchmale Weg durch die falbe Kornſaat in eine blumige Wieſe verlor, an die ein kleiner Obſtgarten gränzte, in deſſen Mitte ein altes niedriges Hüttchen ſtand. Ein Mädchen ſtand an einem bunten Blumenbeete, und ein holder Knabe, mit blühenden Wangen und lockigem Haare ihr zur Seite. Sie ſang zu ihrem Geſchäfte ein kleines Lied — kunſtlos, aber ſchön, und die lieblichſten Töne flogen in meine Seele, und erweckten die ſüßeſten Empfindungen. Ich kam näher und ſah, daß beyde ſich beſchäftigten, jenes die gepflückten Blumen in einen Kranz zu winden, und dieſer ſie in einen Strauß zu binden. Selbſt die kunſtgewohnte Hand würde die Blumen nicht mit mehr Geſchmack gewählt, zuſammengeſetzt und gemiſcht haben, als es das reine Naturgefühl der Kinder that. Harmonie der Farben und Gerüche machten den angenehmſten Eindruck auf die Sinne.

Ich konnte mir wohl vorſtellen, daß dieß nicht ohne Abſicht geſchähe, und dachte, dieſe Blumen müßten einer ländlichen Hausfreude geweiht ſeyn. Es war auch ſo. Was machſt du denn, liebe Kleine! mit den ſchönen Blumen? fragte ich ſie. Wir halten heute unſers Großvaters Geburtstag, antwortete ſie freundlich; mit dieſem Kranz will ich ſeine Stirne ſchmücken. — O das wird ihn freuen. Ich weiß es, mich hat er immer gar lieb. Und ich, ſagte der Knabe, gebe ihm dieſen Strauß und noch was — Ey! was denn? fiel ihm ſeine Schweſter ein. Nein, das darf noch Niemand wiſſen; du wirſt es ſchon ſehen. Auch meiner Schweſter Geburtstag iſt heute, und das freut mich recht vom Herzen, daß beyde juſt ſo auf einen Tag zuſammentreffen; es ſoll uns recht wohl werden heute. Aber ſagen Sie mir doch, ich begreife es nicht, wie es kömmt, daß heute beyde zugleich ihren Geburtstag feyern können; der Großvater iſt ſchon 74 Jahre alt, und mein Schweſterchen erſt 14. Ich mußte der Einfalt des guten Kindes in der Stille lachen, beſchämen wollte ich es nicht gerne. Ich erklärte ihm alſo die Sache und er begriff es leicht. Die Frage war vermuthlich denjenigen, denen er ſie bisher aufgab, zu lächerlich, als daß ſie ſich hätten die Mühe geben wollen, ſie ihm zu beantworten; man lachte ſeiner und belehrte ihn nicht. Etwas ſehr Gewöhnliches unter den Menſchen.

Als ſie beyde mit ihrem Geſchäfte zu Ende waren, bath ich ſie, mich mit ihnen in ihre Hütte zu nehmen, daß ich auch den guten Vater ſehen, und einen ehrlichen, alten Landmann an ſeinem vier und ſiebzigſten Geburtstage küſſen könnte; und ſie gingen mit Freuden voran. In einer alten Lehne ſaß der ehrwürdige Greis und bethete. Die Kinder liefen mir mit unaufhaltſamer Begierde voran. Er ſtand auf, als er mich mit ihnen hereinkommen ſah, und wollte uns entgegen gehen. Die beyden Kleinen riefen ihm mit freudiger Seele guten Morgen zu, und das wurde bis zu drey oder viermahlen wiederhohlt. Nun kamen auch Vater und Mutter, und das Mädchen — Lieschen heißt ſie — trat zuerſt hin zum Großvater, den Blumenkranz in der Hand, und fing an: Guter, lieber Großvater! Süß wie der Honig dieſer Blumen und wonniglich, wie ihre Gerüche, ſey dein Leben, und ſchön wie die Blüthe. Hier ſind Ewigkeitsblümchen mit verflochten, und nie möge dein Leben vergehen, wie dieſe nicht vergehen. O möchte immer ſo lieblich die Sonne dir ſcheinen, wie ſie dir heute ſcheint, und heiter und fröhlich wie dieſer ſchöne Tag ſeyen alle die übrigen deines Lebens. Mein Gebeth iſt Bitte für dich und meine Aeltern, und all mein Wunſch, euch Alle immer zu ſehen, euch zu lieben, und eurer Liebe würdig zu werden. Laſſe dir dieſen Kranz aufſetzen; er deckt dein ſchönes Silberhaar, und dann biſt du ſchön, wie ein holder Jüngling. Die Freude röthet deine Wangen, und blinkt aus dem heiteren, frohen Auge. Gott laſſe dir nie dieſe Freude verſiegen!

Nun nahm ſie der glückliche Alte, ſchwang ſie auf ſeinen Schooß, und dankte ihr mit einem zärtlichen Kuſſe. Auch du, liebes Lieschen! hob er an, feyerſt heute deinen Geburtstag; es iſt der vierzehnte deines Lebens, und noch verfloſſen ſie dir alle in Unſchuld und Freude! Mein Gott! laſſe ſie die Zahl meiner Jahre erreichen — aber glücklich und tugendhaft, daß ſie ſich einſt ihres Lebens nicht ſchämen darf, und ihr Herz nicht mit Reue und Furcht auf die Tage ihrer Jugend zurückdenkt! — — Blühe, liebes Lieschen! wie dieſe ſchönen Blumen, und ſey durch Tugend und Unſchuld der Schmuck unter den Töchtern des Landes, wie dieſe Blumen die Erde ſchmücken. Sieh! ſie lohnten deiner emſigen Pflege mit Freude; ihr Wachſen und Gedeihen war dein Wunſch; lohne auch du der Pflege deiner Aeltern mit Freude. Sie warten dir mit Treue und Sorgfalt, und dein Wachſen und Gedeihen iſt ihr Wunſch; werde eine gute Tochter, und dann wirſt du die Freude und Zierde ihres grauen Alters ſeyn, wie dieſe Blumen mir ſind. Du biſt mir lieb, wie mein Augenpaar, und dein Herz iſt die Wonne meines Alters; nur ihr, meine lieben Kinder! macht mir noch das Leben werth.

Thränen der innigſten Freude, die über ſeine furchigen Wangen herabrollte, und aus den ſchmachtenden Augen des ſanften Mädchens quollen, unterbrachen den guten Alten. Ein ſtummes Entzücken herrſchte in Aller Herzen, und kein Auge war, in dem nicht eine zärtliche Thräne zitterte.

Dann trat Lieschens kleiner Bruder, Toms, hinzu, und ſagte: Lieber Vater! Lieschen theilte mit mir ihre Blumen, daß ich Euch einen Strauß davon binden konnte; nehmt ihn, und freuet Euch ſeiner lieblichen Düfte und des bunten Spieles ſeiner jugendlichen Farben. Gott ſegne Eure Tage, und erhalte auch uns, daß wir uns immer Eurer freuen mögen! Gott laſſe Euch die Früchte eures männlichen Fleißes genießen, ſo lange noch ein Baum lebt, den Ihr gepflanzt habt, und die Saaten grünen, die das Werk Eurer Hände waren. O wie freue ich mich, bald groß zu werden, daß ich pflügen kann, wo Ihr pflügtet, und ſäen, wo Ihr den Saamen auswarfet! Doch, Vater! wartet ein Bischen! Ich habe noch was, das ich Euch geben kann, und es ſoll Euch Freude machen. Nun lief Toms geſchwind hinauf auf den Boden und brachte eine Nachtigall im Käfig. Seht! ich habe ſie gefangen, die kleine liebe Sängerin, und vor Eurem Fenſter ſoll ſie euch ſüße, zärtliche Lieder ſingen; ich weiß, Ihr hört ſie von jeher recht gerne. Ich will ihr ſelbſt täglich das Futter reichen und ihrer pflegen.

Liebe Kinder! Ihr macht mein Alter ſo glücklich, mir das Leben ſo werth, daß ich mich des vergeblichen Wunſches nicht erwehren kann, daß ich jetzt erſt zu leben anfangen möchte, um mit euch wieder alt zu werden. Komm, guter Toms! laſſe dich an mein Herz drücken und küſſen für deine Liebe! Werde ein wackerer Mann — ſtark und edel, und Gott ſtröme ſeinen Segen auf Alles, was du ſäeſt und pflanzeſt, und laſſe dich die Früchte deines Fleißes im grauen Alter noch genießen! Möge einſt dein Vater eben die Freude an ſeinen Enkeln fühlen, die ihr mir heute macht, liebe Kinder! und das Glück meines Alters werde euch zu Theil. — — — Sey fleißig, Kind! treu und bieder, liebenswürdig als Mann, wie du es nun als Knabe biſt; dann wird ſich Gott deiner freuen; du wirſt glücklich ſeyn, und meine Jahre erleben.

Der Kleine fiel ihm um den Hals und überhäufte ihn mit Küſſen; Lischen umfaßte ſeine Knie und zog eine ſeiner Hände an ſich; Vater und Mutter der guten Kinder umſingen den Greis und begoßen ihn mit ihren Thränen. Die Wonne überwältigte Aller Herzen und Sinne.

Kinder! Kinder! ich erliege! war Alles, was der glückliche Alte mit zitternder Stimme hervorſtammeln konnte. — — O kein Feſt iſt ſo herrlich, das Fürſten gefeyert wird, als dieſe zärtliche Szene der Hausfreude! So viel Wonne — und doch war es nur Vorbereitung zur übermächtigern Freude.

Nach einer Weile, als das Herz der Glücklichen ſich ſeines Dranges mehr entlediget hatte, trat ich hinzu, und nahm die Hand des entzückten Greiſes in meine. Meine Wünſche kommen nun wohl zu ſpät, da ſchon ſchönere und zärtlichere von den Lippen der Unſchuld floßen; aber doch werdet ihr nicht den freundlichen Antheil eines Mannes verſchmähen, der nicht kommt, eure Freude zu ſtören. Unter euch hat das Leben wieder neue Reize für mich gewonnen, und die Schöpfung iſt mir nun nochmahl ſo ſchön, da ich ſo edle, glückliche Menſchen darin gefunden habe. Verzeiht mir, daß ich mich ungebeten unter euch gemengt habe; ich ſah eure lieben Kinder ſich mit Blumen beſchäftigen, fragte, wozu ſie dienen ſollten, und erfuhr, daß heute euer Haus einen ſo feſtlichen Tag feyere; ich liebe die ſtillen häuslichen Freuden ſo ſehr, daß ich keinen Tag glücklicher verlebe, als im Zirkel einer guten Familie, wo eine Hausfeyerlichkeit begangen wird. Darum bat ich eure Kleinen, mich hereinzuführen, und ihnen danke ich die Wonne des heutigen Tages.

Alle hießen mich mit einer Treuherzigkeit willkommen, die mir den ungekünſtelten, ehrlichen Landmann ſo frey und offen darſtellte, als ich mir immer den unverdorbenen Naturmenſchen wünſche. Ich war unter ihnen, und ich meinte, ich wäre jetzt zum erſtenmahle unter Menſchen.

Kommt! meine Kinder! fing der alte Vater nach einer Weile an, wir wollen uns ins Grüne lagern! Es wäre Schade, wenn wir uns länger hier im dumpfigen Zimmer aufhalten ſollten. Da ſetzen wir uns unter die Linde, die mein Vater pflanzte, als ich zur Welt kam. Gott! ſie blüht noch in ihrer Jugend, und ich bin ſchon hinfälliger Greis! — — Da ſaß ich oft, und that meinem Herzen wohl mit dem Andenken des guten Mannes. Sie ſollen ſehen, mein Herr! es iſt recht hübſch draußen. Ich habe Kirſchbäume rings umher gepflanzt, — es ſind ihrer acht; gerade ſo viel, als mir Gott Kinder ſchenkte. Ja, wir wollen gehen, ſagte ſein Sohn, unterdeſſen bringt uns die Mutter etwas zu frühſtücken. Ich möchte Euch wohl dazu bitten; aber es iſt ſchlechte ländliche Koſt; wenn Ihr aber den guten Willen nicht verſchmäht. — — O, erwiederte ich, ich bin zu gerne um euch, und eure Milch und Butter ziehe ich immer den köſtlichſten Gerichten vor.

Ich bitte euch, zählt mich unter eure Familie, und gönnt mir heute die Freude, einmahl wieder unter guten Menſchen zu ſeyn.

Alle wollten wir gehen; da traten Lieschen und Toms hin zu ihrer Mutter, und Lieschen fing an: Liebe Mutter! ich freue mich heut vom ganzen Herzen dieſes Tages — o ich habe ihm ſchon lange nachgezählt; — aber ſo recht wohl kann ich doch nicht ſagen, daß es mir iſt — ſo wie ich mir's wünſchte. Es fehlt mir was — — Und was? liebes Kind, erwiederte die Mutter! — Seht ihr, wir haben's heute recht gut; wir haben große Freude, und es mangelt uns nichts; aber Michels, des Taglöhners, kleines Hänschen iſt krank — ich glaube vor Hunger krank, denn ſein Vater liegt ſchon ſeit drey Tagen an einem lahmen Beine zu Bette, und kann ſich nichts verdienen; auch Hänschens Geburstag iſt heute, und — — er muß hungern. — Sie weinte. Nein! das ſoll er nicht, fiel Toms ein — nicht war, Mutter, du läßt ihn zu uns herüber kommen? Ja, gute Kinder! geht hin, und holet ihn, und du, Lieschen, bringe ſeinem kranken Vater zu eſſen, erwiederte die Mutter, und beyde Kinder hüpften vor Freude, und konnten nicht genug Worte des Dankes finden — Glücklicher Vater! Du biſt ein armer Landmann, und haſt ſo gute, edle Kinder, und kein Hofmeiſter, keine Gouvernante erzog ſie. Die Natur allein bildet ſie zu würdigen Menſchen; ſie legte den Keim des Guten in ihr Herz, und Zeit und Umſtände entwickeln ihn, wie ſie das Saamenkorn in der Erde entwickeln. Vielleicht wären ſie minder gut, wenn ſie ihr edles Herz am Gängelbande mechaniſch erlernter Regeln ſchleppen müßten.

Freude und Schmerz theilten die Herzen; das zärtlichſte Gefühl der edlen Kinder entzückte uns, und der Jammer eines leidenden Mitmenſchen kränkte uns bis ins Innerſte der Seele; allein die Hoffnung, ſein Schickſal ihm erleichtern zu können, und die übermächtigere Wonne, die unſere Herzen eingenommen hatte, gaben bald jeder Miene die vorige Heiterkeit.

Die guten Kinder bleiben uns immer der vorzüglichſte Gegenſtand der Freude und des Entzückens; ihre Einfalt, ihre Liebe und Treuherzigkeit, mit der ſie das arme Hänschen bewirtheten, erweckten Bilder der ſüßeſten Wonne in meiner Seele; ſchnell entſtanden ſie, und glitten wieder vorüber, um andern Platz zu machen; ich konnte ſie kaum ſehen, mich ihrer freuen und mich mit ihnen beſchäftigen, ſo häufig entſtanden ſie, ſo ſchnell wechſelten ſie miteinander ab.

So ſchwand der Tag dahin — eilig, wie ein reitzendes Traumbild; wir ſahen die Sonne gegen Abend ſich neigen, da der Geiſt noch voll des Entzückens von der Bewunderung ſich mit dem ſchönen Bilde der Morgenröthe ergetzte. Doch flüchtig ſind die Tage der Freude, und die traurigen ſchleichen in langen — langen Reihen hinter ihnen her, und kaum bleibt uns oft nur das ſchwache Schattenbild der Erinnerung unſerer genoſſenen Wonne zurück.

Den 15ten des Brachmonats.

Noch iſt mein Herz voll der ſeligſten Empfindungen dieſes Tages; noch fühle ich die Wonne, unter dieſen edlen Land-Menſchen geweſen zu ſeyn, ſo lebhaft ſo ungetheilt und neu — Alles iſt mir noch ſo gegenwärtig, als wäre ich jetzt wirklich noch unter ihnen. — — Tief hatte ſich das Bild des guten Mädchens meiner Seele eingedrückt — ſchön, edel, liebenswürdig — keinen Zug hatte die Phantaſie vergeſſen. Welch ein beneidenswerthes Loos, an der Seite eines ſo herrlichen Geſchöpfes zu leben — ganz für ſie zu ſeyn, mich mit ihr zu freuen, und ſelbſt für ſie zu leiden, muß Glück des Lebens ſeyn. Dieſe glücklichen Landleute haben mich Alles entbehren gelehrt, was die Begierde des Städters reizt; ſie ſind arm, verkannt, und in der niedrigen Hütte haben ſie Alles, um vollglücklich zu ſeyn. Oder man kann glücklicher ſeyn, als es dieſer alte Vater iſt — glücklicher, als es der Vater ſo guter, hoffnungsvoller Kinder iſt? — Nur muß dem Herzen das Gute genügen, das ihm die Vorſicht zugedacht hat. — O ja! Es iſt Menſchenſeligkeit hienieden, und reinen guten Herzen hat ſie die Gottheit vorbehalten. Allein vergeblich ſucht ſie der Wollüſtling und der Stolze in großen Häuſern auf; vergebens läuft er ihr auf der Bahn nach, die ihm ſeine Leidenſchaften vorgezeichnet haben. Seligkeit iſt im Herzen. — Ich werde noch glücklich ſeyn, in dieſen Tagen, ich fühl' es; meinem Herzen wird noch Ruhe und Frieden gegeben werden; ich werde mich einſt freuen im Schooße einer liebenswürdigen Familie, und der Tage des Leidens nicht mehr gedenken.

Den 16. des Brachmonats.

Wie? Treibt das Glück ſeinen Scherz mit mir? oder ſoll ich vielleicht wirklich die Stelle eines Günſtlings erſetzen, den ſie ſo eben in einer üblen Laune geſtürzt hat? — Noch vor einer Stunde kränkt mich der düſtere Blick in die Zukunft, und nun erhalte ich die Nachricht, daß meine reiche Baſe in *** ſtarb, und ich ſie erben ſoll. Und das ſo plötzlich, ſo unerwartet — bloß das Spiel des Zufalls.

So werden wir reich und arm, ſteigen und fallen, gewinnen und verlieren — ohne Verdienſt, ohne Schuld, je nachdem es dem Zufall gefällt.

Den 17ten des Brachmonaths.

Die gute Frau! möchte ſie immer leben! — Ich kannte ſie nicht, hab' ſie meiner Tage nicht geſehen, und wenn ich nicht hätte ſagen hören, daß ſie meiner Mutter Schweſter wäre, ſo hätte ich ihren Namen nicht einmahl gewußt. Ihr Tod iſt auch meinem Herzen ſo gleichgültig, als der Tod irgend eines andern unbekannten Menſchen in der Welt; und doch ſoll ich trauern um ſie — ſoll ihren Tod beweinen; aber nein! das fordert man ja nicht: ich ſoll mich nur einige Tage ſchwarz kleiden, um doch zu ſcheinen, was ich nicht bin. Sonderbar! Die Etikete erſtreckt ſich ſogar auf die Todten. Ob wohl der Schatten meiner Baſe zürnen würde, wenn ich an ihrem Begräbnißtage einen grünen Rock anziehe? — Aber ſo iſt Alles Täuſchung. Das Auge weint, und das Herz lacht; und man trägt heute einen ſchwarzen Rock, weil die Mode keinen grünen erlaubt.

Hier begräbt man die Todten mit Trauergeſang, und dort im Jubeltone und tanzt auf ihrem Grabe; da läßt man ſie in der Erde modern, anderwärts verbrennt man ſie; die Egypter entriſſen ſie ganz der Verweſung, und machten Mumien daraus, eine Gewohnheit, die dem menſchlichen Herzen Ehre macht, wenn ſie ſich auf Dankbarkeit und Achtung gegen Edle gegründet hätte; aber auch dort trieb der Stolz der Reichen und Mächtigen ſein Monopol damit. Dieſe Gewohnheit ſcheint ſich bis auf unſere Zeiten erhalten zu haben; — aber umgekehrt: — Die meiſten Menſchen ſind Mumien bey ihren Lebzeiten. Die Römer mietheten Klageweiber, die für Geld weinten um den Verſtorbenen, und wir — — Die hindoſtaniſche Witwe läßt ſich mit ihrem Gatten verbrennen, weil es die Etikette ihres Geſchlechts will, daß ſie ihn nicht überleben ſoll, und unſere Frauen trocknen geſchwind die künſtliche Thräne vom Auge, ſobald der Leichenzug vorüber iſt, und gießen ihren Schmerz in den Buſen ihres Liebhabers, der nach den Trauerwochen ihr zweyter Ehemann wird.

So treiben die Menſchen miteinander ihr Spiel, und betrügen den, der ihnen glaubt, im Tode, wie ſie ihn in ſeinem Leben betrogen.

Ich hörte oft ſagen, der Tod mache uns Alle gleich; aber das Sprichwort lügt. Seht nur einmahl jenes große marmorne Monument an, daran Kunſt und Reichthum bis zum Uebermaß verſchwendet ſind. Ehrt es das Andenken eines Edlen? eines wackern Bürgers, der, reich an Thaten für die Menſchheit, ſtarb? — Nein! es iſt das Grabmahl des reichen Clinias. Es war klug von ihm gehandelt, daß er ſich durch ein Monument auf einige Jahre verewige, denn er hinterließ der Menſchheit keine That, die uns ſein Andenken werth machen könnte; aber leſet nur die goldene Grabſchrift, und ſagt, ob es noch ſo einen edlen, gemeinnützigen Mann gebe, wie Clinias war. Trotzen nicht auch im Reiche der Verweſung noch Macht und Reichthum dem Schwächern und Aermern?

Clinias nimmt auch hier noch den größten Raum für ſich ein, und drängt ſeine ärmern Mitbrüder von ſich, ſo wie er im Leben den Antheil von hunderten an ſich zog. Clinias iſt auch der Vergeſſenheit der Menſchen zuvorgekommen. Er wußte wohl, daß ihre Undankbarkeit der Edlen und Guten nicht mehr gedenkt, die unter ihnen waren, wenn ſie einmahl die Erde deckt; um ſo mehr würden ſie einen Unwürdigen vergeſſen, der gar nichts für die Menſchen that. Aber er hat ſich einen Jahrstag geſtiftet, um alljährlich in den Herzen ſeiner Mitbürger den Gedanken zu erwecken: *Laßt uns bethen für einen reichen Taugenichts!* —

Aber, wo fliehe ich hin, daß mich nicht immer ſo unangenehme Bilder der menſchlichen Thorheit verfolgen! — Ich möchte weinen, daß ich den Weg nicht weiß in den Mond, um auf immer dieſen Erdenmenſchen zu entfliehen.

Meine Baſe; ſagt man mir, lebte ſehr kümmerlich, um viel zu ſparen: das hätte ſie nicht ſollen, die gute Frau; was hat ſie denn für eine Abſicht erreicht? — — —

Den 17ten des Brachmonats.

Heute kam des Beamten Sohn ungeſtüm und haſtig, nach ſeiner Art auf meine Stube gelaufen. Nu! fing er an, ich gratulire vom Herzen; ſie haben ein Glück gemacht —

Ey! der Teufel! das heiß ich was. Die Alte hat einen geſcheidten Gedanken gehabt, daß Sie ſo — freylich nolens volens — abmarſchirt iſt. Aber jetzt ſollen Sie doch einmahl luſtig ſeyn; ſind immer ſo ein weinerlicher — — ich weiß nicht, ich habe gar noch keinen ſolchen Menſchen geſehen, wie ſie ſind. — Ja, ja! heute müſſen ſie ſich einmal einen guten Tag anthun. Kommen ſie, wir gehen zum Wirth, trinken uns auf das Wohlſeyn der alten Närrinn ein Räuſchchen, und tanzen — ha! wollen leben, daß es die alte Baſe im Himmel nicht ſo gut hat, als wir auf Erden.

Herr Leopold! Sie ſetzen mich in Erſtaunen. — — —

Ah! Sie werden doch nicht der Narr ſeyn, und im Ernſte um Ihre Baſe trauern? was war Ihnen denn je daran gelegen? —

Es iſt wahr; ihr Tod geht mir eben nicht nahe. —

Das glaube ich gern. — Ich dacht's ja, Sie würden nicht ſo thöricht ſeyn. Wer wird auch da trauern, wenn man brav erbt. Wenn mir mein Vater einmahl den Gefallen thut, und geht hin, wo er nimmer herkommt, — ich will ihm gern vier Wochen einen ſchwarzen Rock tragen — aber dann — Gott geb' ihm die ewige Ruhe! — und damit Punktum. — Ich will ſeine alten Thaler muſtern; es ſoll ganz ein anders Leben werden — — ah! ich darf nur nicht daran denken; es ſteigt mir die Galle auf.

Abſcheulich! — — —

Den 18ten des Brachmonats.

Heute erhielt ich die Nachricht aus der Stadt, wo meine Baſe ſtarb, daß ich nichts von ihr erben würde, weil ſich binnen dieſer Tagen eine Verwandte von ihr hervorthat, die ein Teſtament zum Vorſchein brachte, das ſie zum Univerſalerben macht. — —

Das hat ſich ſchnell gewendet. — Wie ſchwer würde es mir jetzt fallen, wenn ich mich vorhin von einer thörichten, übermäßigen Freude hätte hinreißen laſſen; aber nun — gilt es mir beynahe gleichviel. Dieſer Streich konnte mir nach dem Weltlauf weniger unerwartet ſeyn, als das plötzliche Glück — reich zu ſeyn.

Aber ich will mich doch Rathes erhohlen in der Sache.

Den 19. des Brachmonats.

Sie müſſen Klage ſtellen, ſagte unſer Beamte; erkennen das Teſtament für unterſchoben — was es auch ſeyn wird; ich wette meinen Kopf daran, es iſt ein falsum begangen worden.

Alſo mich in einen Prozeß einlaſſen?

Sicher. Sie haben keinen andern Weg vor ſich, als viam juris. Sie gewinnen, daran iſt gar nicht zu zweifeln, und dann mag Ihre Gegnerinn zuſehen. — —

Aber, wenn ich gewinne, ſo mach' ich ſie unglücklich; die ſchändlichſte Strafe. —

Recht ſo, und gält es das Leben. Es iſt auch ein ſchändliches Verbrechen, und Ihre eigene Wohlfahrt erfordert es. Amor ab ego.

Das werd' ich nicht. Ich möchte nicht einige Tauſend reich ſeyn, auf Koſten meines Nebenmenſchens. Wer weiß, was ſie zu dieſem Schritte verleitet hat? — Iſt es Dürftigkeit, wie tief muß ſie ſchon im Elend verſunken ſeyn, um ſo viel zu wagen; — iſt es Habſucht — wie unglücklich dann!

Ich glaube gar — nein, nein! das wäre zu toll. Da ſieht man's, wie weit ihr mit eurer Empfindſamkeit kommt. Da haben die jungen Herren den Kopf voll Schwärmereyen, und nichts Reelles drinnen. Alles leichtſinnig weggeworfen — nein, Herr! das thut nicht gut. So eine Erbſchaft kommt nicht alle Tage, und muß man ſich nicht vor der Naſe wegnehmen laſſen.

Aber gebe es denn keinen andern Weg, wie ich unbeſchadet von dieſer Perſon das Meinige erhalten könne?

Ich weiß Ihnen nicht beſſer zu rathen. Oder wollen Sie hingehen, und die Betrügerin bitten, daß ſie Ihnen von ihrem Raube ein Allmoſen gebe?

Sie ſind hart — —

Bin freylich kein ſo empfindſamer Thor.

Wiſſen Sie, mir fällt was ein. Es iſt billig, daß ich wenigſtens Antheil an dem habe, was mir ganz gehörte; wir könnten alſo dieſer Verwandten den Vorſchlag thun, um allen Zwiſt zu vermeiden, und ſie ſelbſt aus der Gefahr zu ſetzen, daß ſie ſich mit mir auf einen billigen Vergleich verſtände. Die Furcht wird ihr den Vorſchlag annehmlich machen. Wollen Sie die Güte haben, mich mit Ihrem Anſehen zu unterſtützen, ſo zweifle ich an dem Erfolge nicht, den ich mir davon verſpreche, und ſo kann ich doch mit ruhigem Herzen behalten, was mir zu Theil wird.

Ha, ha! Sie kennen die Menſchen wenig. Unterdeſſen — verſuchen Sie es; aber ich weiß voraus, Sie gehen irre. Ich will Ihnen möglichſt an Handen gehen.

Den 1ten des Heumonats.

Ich habe meine Abſicht erreicht, und kann mich des Wenigen freuen, was ich erhielt, ohne daß mir mein Herz den Vorwurf macht, jemanden Andern durch mich unglücklich gemacht zu haben. Ich habe nur ein Drittel vom Ganzen, und bin glücklich: brauch ich mehr, meine wenigen Wünſche zu erreichen? Vielleicht iſt meine Verwandte mit zwey Drittheilen nicht ſo zufrieden, ſo glücklich als ich bin. Vielleicht iſt ihr Herz ungenügſam, nährt mehrere, heftigere Wünſche, kennt mehr und dringendere Bedürfniſſe. O möchte ſie immer mit dem Mehrern ſo glücklich ſeyn, als ich es mit dem Wenigen bin.

Den 2ten des Heumonats.

Ich werde doch nie mit dem Menſchen eins werden können. Ich dachte, wie ſehr es den Beamten freuen würde, wenn ich ihm die Nachricht bringe, daß mir meine Abſicht ſo wohl gelungen iſt; aber — — —

Nun ſehen Sie, die Sache ging, wie ich ſie vor hatte.

Schön! — Wie ich geſagt habe; Sie haben von Ihrem Eigenthume ein Geſchenk bekommen. Was wollen Sie nun machen? Hätten Sie mir gefolgt, ſo wäre Alles Ihnen geworden; ſo aber haben Sie etwas und nichts. Sie hätten unbeſorgt und herrlich von Ihren eigenen Mitteln leben können, ohne mehr der Hülfe anderer Menſchen benöthigt zu ſeyn; das Wenige aber reicht Ihnen nicht zu, um privatiſiren zu können, und alſo — —

Ich werde um einen Dienſt anhalten, was ich allzeit gethan hätte. Ich möchte doch kein unnützes Glied in der Kette ſeyn.

Das ließ ich wohl bleiben, wenn ich keine Kinder und Geld genug hätte. Kommen Sie einmahl in meine Lage, dann werden ſie einſehen, daß ich Recht habe.

Ha! welch ein herrliches Leben! — Ich darf für nichts Rechenſchaft geben, laſſe mir um das Wohl und Weh der ganzen Welt kein graues Haar wachſen, kann meine Zeit für mein Vergnügen anwenden, und laſſe den Schweiß von der Stirne trocknen, der's nicht beſſer hat. Habe keinen Verdruß, keine Sorgen —

Alles gut; aber ich möchte dienen; denn darum glaube ich bin ich da, und habe mir Kenntniſſe geſammelt.

Wollen Sie in die Stadt?

Nein! meiner Tage nicht: ich habe es ſatt. Ich ſuche Landdienſte.

Da gehen Sie gerade den Weg, Ihr Glück zu machen, vorbey. Auf dem Lande mögen Sie ſich todtarbeiten, und man kennt Sie nicht einmahl am Hofe. Ich habe es leider erfahren. Was Sie ſind, das bleiben Sie. Aber in der Stadt, wo Sie alle Revoluzionen von der erſten Hand erfahren, wo Sie immer um und neben Ihren Gönnern ſind, öffnen ſich hunderterley Wege, weiter zu kommen.

Kann ſeyn; aber es iſt mein Wunſch nicht.

Nu, wem nicht zu rathen iſt, dem iſt nicht zu helfen, ſagt das Sprichwort. Ich will Ihnen ein Empfehlungsſchreiben mitgeben in die Stadt an einen meiner guten Freunde, der Ihnen Anleitung geben kann. Es wird Ihnen hart genug werden; Solizitiren iſt ein bitteres Geſchäft. Ich kenne viererley Wege, ſein Unterkommen zu finden. Verdienſt — iſt der ſchlechteſte; Protection — unſicher. Heirath und Geld — ſind die beſten. Seyn Sie klug, und machen Sie ſich keine zu hohen Begriffe vom Hofe. Reden Sie wenig vom Patriotismus, vom Dienſte der Menſchheit, nichts von Empfindſamkeit; man lacht Sie aus, heißt Sie einen Enthuſiaſten und Büchernarren. Vor Allem nehmen Sie einen guten Theil Geduld mit; Sie werden's wohl brauchen. Portier, Läufer und Kammerdiener ſind die richtigſten Probierſteine der Geduld. Auf eine ſchickliche Anrede und den Vortrag Ihrer Sache dürfen Sie zu Hauſe nie ſtudieren; Sie finden in den Vorzimmern immer ein Paar Stunden Zeit dazu und mehr; manchmahl ließe ſich eine ganze Rede ſtudieren. Richten Sie Ihren Magen ein, daß er wohl verdaut, und gewöhnen Sie ihn, ſich von Dunſt und Hoffnung zu nähren.

Die Leute ſind reich an Verſprechungen. Nehmen Sie die Verheißungen ja nicht im Ernſte auf, die man Ihnen allenfalls aus Gefälligkeit macht, um Ihrer los zu werden. Wer Ihnen gerade zuſagt: Mein Herr! ich kann Ihnen keine Hoffnung machen, aber ich will thun, was ich im Stande bin; das iſt der Mann, an den Sie ſich halten müſſen. Wird Ihnen ein Antrag gemacht, bey dem Sie Ihre Rechnung finden, ſo greifen Sie mit beyden Händen zu, wenn auch einige Unbequemlichkeiten mit verbunden ſind. Sie müſſen auf alle Kleinigkeiten raffiniren. Manchmahl herrſcht die Frau über den Mann; ſelten der Mann über die Frau; oft das Kammermädchen über beyde, und dieſe dirigirt — vielleicht der Friſeur. Wenn Sie ſich mitten auf dem Wege befinden, und kaum noch einen Sprung zum Ziele zu haben glauben, wird Ihnen ein Ungeheuer entgegen kommen, und ſeinen Rachen aufſperren, Sie zu verſchlingen. Es iſt ein fürchterliches Thier — heißt Cabale, und ſein Gefährte Chikane. Geben Sie wohl Acht! Laſſen Sie ſich auch die Zeit nicht lange werden, und halten Sie dreiſt um jeden Dienſt an, der gerade vakant iſt, denn bis Sie ihn erhalten, haben Sie ſich alle dazu erforderlichen Kenntniſſe eigen gemacht. Mancher hätte leicht binnen der Zeit zur Hälfte chineſiſch gelernt.

Den 3. des Heumonats.

Noch einen Blick — den letzten auf dieſe reitzenden Gefilde — fern laſſe ich ſchon die grünenden Hügel hinter mir, und das Blöcken der Heerde iſt meinem Ohre kaum mehr erreichbar —. In einer dunklen Ausſicht erblicke ich noch die ſelige Gegend, wo ich wohnte, und immer näher — näher rollt der Wagen der Stadt zu. —

Aber ich ſehe euch wieder, ihr grünenden Hügel, ſehe Buſch und Wald wieder, die blühenden Fluren und die blumigen Wieſen; bald höre ich wieder die ſüßen Melodien der Nachtigall, und das ſanfte Gemurmel der wohlthätigen Quelle; weide mein Auge an dem Anblick der ſchönen Natur, und genieße des Lebens Seligkeit in ihrem Schooße; — athme Wolluſt ein, und nähre mich von Wonne, und freue mich der Wohlthaten des Schöpfers.

Dieſen Troſt habe ich noch, daß ich nur wenige meiner Tage in der Stadt zubringen darf, um die übrigen deſto ſüßer zu verleben.

O wären ſie nur auch ſchon vorüber die bangen, traurigen Stunden — die raſtloſen Tage, die ich im bunten Gewühle, unter der taumelnden Menge verdorbener Menſchen verleben muß!

Ah! ich weiß es, hier werd' ich wieder das erbärmlichſte Elend und den ſtolzen Reichthum im widrigen Kontraſte, werde Menſchen ſehen, die ſich haſſen, verfolgen, verläumden, betrügen; heut dieſe, morgen jene entſetzliche Geſchichte hören, und man wird nicht das geringſte Aufhebens davon machen.

Ich werde ſorgfältig die Augenblicke zählen, und ängſtlich dem Tage entgegen ſehen, der meine Abreiſe beſtimmt. Segnen will ich die Stunde, und ſie unter die glücklichen meines Lebens rechnen, wo ich zum erſtenmahl wieder den ländlichen Boden betrete.

Den 4ten Heumonats.

Vergebens geht den Städtern die Sonne unter, vergebens geht ſie ihnen wieder auf; ſie ſcheinen keine Nacht und keinen Tag zu haben; wenigſtens ſcheinen ſie es nicht zu wollen. Ihre Nächte ſind ſo unruhig, ſo lärmend wie der Tag; und in vielen Häuſern herrſcht noch am hohen Mittage nächtliche Stille. Sie wachen des Nachts und ſchlafen des Tages; überhaupt ſcheinen ſie ſichs zum Geſetz gemacht zu haben, wider den natürlichen Gang der Dinge zu ſündigen, und der lieben Natur hie und da eine Naſe zu drehen.

Mit dem erſten Morgenruf, als ich erwachte, eilte ich zum Fenſter, um reine Morgenluft in mein Zimmer zu laſſen, das eine Sammlung der widrigſten Gerüchte und Ausdünſtungen enthält, die die verſchiedenen Gäſte vor mir hinterlaſſen haben; aber ich hatte mich ärgerlich betrogen. Statt reiner Luft drang mit unwiderſtehlichem Ungeſtüm der abſcheulichſte Geſtank und ein Schwarm fauler Dünſte herein, als wäre ich mitten in einem Peſthauſe.

Ich will es künftig beſſer machen. Ich will mit Anbruch des Tages den Weg zum Thore hinaus ſuchen, und unter einem rein'ren Himmel die geſündere Landluft einhauchen.

Den 5ten des Heumonats.

Die Stadt iſt fruchtbar an täglich neuen Auftritten, die den Menſchen unendlichen Stoff geben, das Menſchengeſchlecht zu bewundern, zu bemitleiden, zu ſchelten — aber ſelten zu lieben. Alle Geburten der menſchlichen Thorheit und Barbarey treffen da im Zirkel zuſammen, denn hier — die große, volle, prunkreiche Stadt iſt ihr Element.

Man überredete mich heute, die berühmte Gauklerbande des Spinacuta zu ſehen. Für den hohen Adel und den gaffenden Pöbel mag es immer ein Spektakel ſeyn, das die Hände in Bewegung ſetzt; aber ich verließ es mit traurigem Herzen.

Menſch! ſieh! — deine Beſtimmung! war das Erſte, was ich dachte, ſobald das Spiel ſeinen Anfang nahm, Menſch! den nicht das Glück durch Geburt oder Reichthum berechtigt, von dem Schweiße deiner Mitmenſchen zu ſchwelgen, das iſt dein Loos — des Reichern und Mächtigern Knecht zu ſeyn, den Staub von ſeinen Füßen zu lecken — oder aufzuwarten wie ein Pudel und Bocksſprünge machen, wie des Arztes Affe; dich auf halsbrechende Künſte verlegen, daß du durch den Anblick der Todesgefahr dem Reichen eine Gabe ablockeſt, die er dem Mitleid verſagt.

Für ihn iſt kein Schauſpiel, das ſanfte Empfindungen in die Seele flößt und edle Regungen in ihr erweckt; er will nicht gerührt ſeyn, das würde ihn ſchwach bey dem Anblicke des Elendes und des Mitleids empfänglich machen; er will durch den Anblick gräßlicher Bilder erſchüttert ſeyn; ihn vergnügen nur Spektakel, wo der Menſch in künſtlichen Geſtalten mit dem Tode ringt, und je entſetzlicher die Gefahr iſt, deſto freudiger wird geklatſcht.

Das Leben eines Menſchen ſchwindelt auf eine Degenſpitze, und Alles ſtaunt, klatſcht, ſchreyt: Bravo! Bravo! — Das Bravo ſoll wohl heißen: Der Arme macht uns für einige Gulden das Plaiſir, ihn mit zierlichem Anſtande auf eine ungewöhnlichere Art als ſonſt den Hals brechen zu ſehen. Geſchicklichkeit und

Glück retten den Elenden; aber ſo was kann man ſich ja nicht genug ſehen — Fuora! Fuora! — und der Unglückliche, der ſich kaum erſt ſeines Sieges über den Tod freute; der noch kaum ſo viel Zeit hatte, über die beſtandene Gefahr zu jauchzen, in der er ſchwebte, muß auf das tolle Geſchrey der Zuſchauer und den Ruf ſeines habſüchtigen Prinzipalen der frohlockenden Menge wieder zeigen, daß man ihn nichts Beſſers gelehrt hat, als für Geld zu ſterben. Er unterliegt vielleicht — — mag er doch, nur muß er die Herren und Damen nicht erſchrecken; wenn er fällt, ſich das Genick bricht, und augenblicklich todt iſt, nicht mehr durch gräßliche Zuckungen, durch ein ſchmerzliches Aechzen die zarten Sinne der Fräuleins und Herrchen beleidigt, mag er immer das Opfer der Habſucht und der menſchlichen Grauſamkeit werden; keine Seele wird ſich ſeinetwegen kränken. Die Damen und Herren — nicht aus Angſt für das Leben ihres Mitmenſchen, ſondern ſo ſchnell und unerwartet in ihrer gaffenden Freude unterbrochen — werden allenfalls aufſchreyen: Helas! que c'est que cela? Was iſt geſchehn? Wie iſt denn das zugegangen? Und ſie werden gar böſe darüber ſeyn, daß er das Spektakel ſo unangenehm unterbrochen hat. — Das iſt Alles, was man dem Unglücklichen nebſt einem Stück Gelde für ſein Leben dankt: vielleicht daß ein verborgener Menſchenfreund unter der Menge eine ſtille Zähre weint; aber ſchnell muß er ſie abtrocknen, ſonſt wird er über ſeine Empfindſamkeit ausgelacht.

Ich wette, wenn heute Einer ankündigt, daß er ſich morgen unter Kling und Klang, unter Trompeten- und Paukenſchall vom Kirchthurme herabſtürzen will, ſo aboniren ſich zwey Drittel der Stadt, um zu ſehen, wie er herabfällt. — Wie! ihr wollt Menſchen ſeyn, und habt euch noch nicht über das Thier emporgeſchwungen?

Ich ſah mit Furcht und Grauſen die Waghälſe mit dem Tode ihr Spiel treiben; mit ſchrecklicher Verwegenheit ihr Leben einer Kunſt preis geben, die der ganzen Menſchheit nicht nützt; die höchſtens nur dazu dient, zu zeigen, wie tief der Menſch herabgewürdiget worden, — wie weit es der Menſch in der Kunſt gebracht hat, der Natur entgegen zu arbeiten.

Vor allen zog ein junges Mädchen, das noch nicht volle zwölf Jahre erreicht haben konnte, meine Aufmerkſamkeit auf ſich. Sie kann mit der Zeit noch recht geſchickt werden, ſagte Jemand neben mir; kann ſeyn: antwortete trocken ein Nebenſtehender, wenn ſie ſich nicht vor der Zeit den Hals bricht. In voller Angſt ſah ich mich ſchnell nach dem Mädchen um, ob es noch lebe, und mein Herz zitterte für ihr Leben. Man ſagte mir, es ſey eine Waiſe, die die Geſellſchaft auf der Reiſe zu ſich genommen habe. Ohne Eltern, ohne Hilfe, und wohl auch ohne etwas erlernt zu haben, womit ſie ſich fortbringen könnte, nahm ſie der Prinzipal zu ſich. Ihren Nahmen, und ihr weiteres Schickſal weiß ich nicht;

aber — Gott! ich weiß genug — ich weiß, daß ſie unglücklich iſt, und es immer mehr werden wird.

Arme Waiſe! hätteſt du deine Eltern noch, und wären ſie ſo arm, daß ſie ſich von den Brocken nähren müßten, die des Reichen Hunde liegen laſſen, ſie hätten dich nicht hinziehen laſſen von ihnen; deine Mutter würde dich feſt in ihre Arme geſchloſſen haben, und die Habſucht hätte dich ihnen nicht entriſſen; dein Vater würde noch die letzten Kräfte ſeines ausgehungerten Lebens geſammelt haben, um dich mit ſeinem kargen Taglohn zu nähren: — aber du haſt keine Mutter mehr, die dich in ihre Arme ſchließt, und keinen Vater, der dich nährt. Weil du Niemanden angehörſt — ſchußfrey, wie der Vogel am Baume — glaubt Jeder ſich berechtigt, über dich zu walten und dein Schickſal zu beſtimmen. Man will ſich ſogar noch überreden, das Mädchen mache mit dieſem Metier ſein Glück. Dein beſtes Glück iſt's, arme Waiſe! wenn du dir heute noch den Hals brichſt, ſo zitterſt du morgen nicht mehr wegen der Gefahr, und Verachtung und Elend warten deiner nicht mehr.

Noch reizt dich das Neue, das Außerordentliche deines Unternehmens; noch blendet dein Auge die goldne Franſe an den Kleidern, und die Schmeicheleyen deines Herrn täuſchen dich noch; aber bald — bald wirſt du fühlen, daß er dich minder achtet, als das Paar Thiere, die er an ſeinen Reiſewagen ſpannt; bald wirſt du ſehen, daß du nur das Werkzeug ſeiner Habſucht biſt. Du mußt die Künſte eines Pudels lernen, und wie dieſen wird man dich mit Hunger und Schlägen dreſſiren. Er wird ſeiner trächtigen Stutte ſchonen; aber deiner nicht, wenn du ein Pfand der Liebe unter deinem Herzen trägſt. Er wird für ſeinen Gaul ſorgen und weinen, wenn ihn der Schinder holt: aber auf dich wird er keine Pflege wenden, und dich dem Erbarmen fremder — vielleicht eben ſo fühlloſer Menſchen überlaſſen, weil du ihm beſchwerlich fällſt, und dein Leben iſt ihm gleichgültig; denn einen Gaul muß man theuer erkaufen, und einen Menſchen bekömmt man gerne umſonſt.

Armes Mädchen! habe nicht mehr Gefühl, als du gerade zum Metier brauchſt, um mechaniſch auf Ruf und Zeichen, wie das ſchulgerechte Pferd, zu laufen, ſpringen und halten; — fühle nicht mehr, als dieſes fühlt — das Streicheln der Hand und den Schlag der Peitſche, ſo weißt du doch nicht, wie elend du biſt.

Aber dürfteſt du nur nicht mehr befürchten, als bloß körperliches Elend, ſo wäreſt du wohl unglücklich; aber dein Herz würde dich noch tröſten; der Stolz einer edlen Seele würde dich über allen Jammer erheben, und über dem Bewußtſeyn eines vorwurffreyen Lebens würdeſt du dein Schickſal vergeſſen? allein zittere — Unglückliche! — zittere für Gefahren, die ſchrecklicher ſind, als jene, die deinem Leben drohen.

Noch lächelt freundlich die Unſchuld aus den freyen Augen, und deine Wange ſchmückt noch das Roſenroth der holden, blühenden Jugend. Du haſt noch nicht gelernt, mit erkünſtelten Mienen zu täuſchen und mit Worten zu lügen; du haſt eine Kunſt noch nicht gelernt, die ſo gern die ſchlüpfrige Bahne begleitet, auf der du in die Welt trittſt — die Kunſt, dem reichen Wollüſtling zu gefallen — ſelbſt Verkäufer und Waare zu ſeyn. Aber bald wird man dir Geſchmack daran einflößen, man wird dich durch deine Sinne feſſeln, und dich am Gängelband deiner Schwäche ins Verderben führen. Man wird deine Eitelkeit auffodern, und den Wunſch, ſie zu befriedigen, in deinem Herzen rege machen, daß du dich glücklich wähnſt, wenn du ſelbſt dein Unglück begehrſt.

O ich dachte, träumte mir ſo Vieles von Menſchheit, und in ihrem Schooße entſtehen Künſte, die die Schande und das Verderben der Menſchen ſind! Man ſagte mir ſo viel von Menſchenwerth, Menſchenbeſtimmung vor; ha! was iſt die Beſtimmung des Menſchen? Was hat er für einen Werth? — Nur zu oft die Beſtimmung des Laſtthieres, und weniger Werth, als dieſes.

Aber wie? Iſt es möglich? Konnte der Gauklerkönig das arme Mädchen unter ſeine Sklaven zählen, ohne daß er erſt von dem Staate, darin ſie unglücklicher Weiſe zur Welt kam, die Einwilligung erhielt? Oder muß man Eltern, Freunde haben, reich und von Geburt ſeyn, um dem Staate anzugehören? — Sollte nicht der Staat ſchamroth werden über ſeine Sorgloſigkeit, aufwachen aus ſeinem Schlafe, und ſehen, daß hunderte ſeiner Kinder unglücklich ſind? Sollte nicht der Staat ſagen: nein! wir geben keines unſerer Kinder einem ſo elenden Schickſale preis; wir wollen dem Mädchen eine edlere Beſtimmung, einen menſchenwürdigern Wirkungskreis anweiſen; wir wollen ſie zur Gattin, Mutter, zu einer guten Hausfrau bilden; wir wollen ſie ausſteuern, und ſie ſoll das Glück eines unſerer wackern Bürger machen. Wie ſchön, wie würdig wäre das gehandelt! — und doch nicht mehr als Pflicht. Ich wollte gerne dem Vaterlande, das eine ſo edle Erfüllung ſeiner Mutterpflichten aufzuweiſen hat, die Eitelkeit vergeben, ſeine That in allen Zeitungen ausposaunen zu laſſen; es wäre doch einmahl eine Menſchenhandlung.

Den 6ten des Heumonats.

Sagt mir, wo iſt das Land der Guten? — Soll ich gegen Norden oder Süden ſchiffen; finde ich es im Morgenlande oder gegen Weſten? — O ich möchte ſo gerne hin, um unter ihnen zu ſeyn! — Ich ſcheue das felſige Arabien nicht, und nicht die Sandwüſten Lybiens; ich will das karpatiſche Gebirge überſteigen und ſchwimme durch den Ozean — laßt mich nur das Vaterland der Guten finden. — Oder haben ſie auf dieſer Erde kein Theil? Sind ſie Fremdlinge hienieden, und iſt ihr Mutterboden in einer der unermeßlichen Sonnen am hohen Sternenhimmel? — — Oder iſt es auch eine Chimäre, wie Utopia und Platons Republik? Das wohl am eheſten.

Gute Menſchen ſinden ſich allenthalben — aber ſo ſelten, ſo verborgen, daß viele von ihnen unbemerkt ſterben; Jahre — Jahrhunderte rollen über ſie hin, und ihr Andenken liegt unwiederbringlich in dem Schutt der Zeiten begraben. —

Welche Wonne — welches Glück iſt es alſo, ſie und da einen aufgefunden zu haben! und wie unverzeihlich, daß ihnen die Menſchheit keine Denkſäule ſetzt, um der Nachkommenſchaft ihre Geſchichte und ihr Andenken in guten Herzen zu erhalten! — —

Dank dem glücklichen Zufalle, der mich einen Edlen kennen lehrte, der meinem Herzen immer unvergeßlich ſeyn ſoll! Ich will das Andenken dieſes Tages, das Andenken der würdigen Greiſe verehren, wie einen Feſttag.

In *** lebte ein Mann, deſſen ganzes Leben ein Beyſpiel des würdigſten Menſchen war. Ehrlich, theilnehmend, unabläſſig in Geſchäften, unternehmend für die gute Sache, und uneigennützig — ſind die Hauptzüge ſeines Charakters. Früh bildete er ſich ſchon zum Dienſte der Menſchheit und ſeines Vaterlandes, und frühe ſchon gelang es ihm auch, daß er zu Geſchäften angewendet wurde. Mit beyſpielloſem Muthe und Beharrlichkeit ſetzte er ſeine Jugendkräfte an das Wohl des Staates. Er opferte ſein eigenes Wohl, ſeine Jugendfreuden und ſelbſt die Vergnügungen des Lebens dem Beſten ſeiner Mitbürger und dem Dienſte ſeines Fürſten auf. Wie er mit den Jahren ſtieg, ſein Geiſt und Körper neue Kräfte und immer mehr Feſtigkeit gewannen, ſtieg auch ſein Eifer zu dienen, ſein Muth, den Gefahren ſeines Standes zu trotzen, und kühn ſich der Bosheit der Menſchen entgegen zu ſtellen.

Nun iſt er ein Greis von mehr als ſiebenzig Jahren, und genießt die Wonne eines ehrwürdigen Alters, das er im Dienſte der Menſchheit und ſeines Vaterlandes erreicht hat.

Er ſieht an dem letzten ſeiner Lebenstage froh auf die vergangenen zurück, und in der Reihe der vielen iſt keiner, deſſen er ſich ſchämen dürfte. Sein höchſter Wunſch war immer, zu nützen, und all ſein Beſtreben ging dahin, dieſen großen Wunſch zu erreichen; äußerſt kränkte es ihn, wenn ihn unüberſteigliche Hinderniſſe aufhielten, oder ſeine Bemühungen vereitelten.

Noch in ſeinen letzten Lebenstagen die Freude zu haben, einen guten Menſchen durch ihn glücklich zu wiſſen, der ihm auf der Bahn folgen würde, die er betrat, war das einzige Glück, das er ſich noch wünſchte. Der Tod hatte ihn längſt der Vaterpflichten entledigt; zwey hoffnungsvolle Söhne ſtarben ihm in der Blüthe der Jugend, und ſein Herz gehörte nun ungetheilt der Menſchheit.

Ein Mann, den ſowohl ſeine Fähigkeiten als die Würde ſeines moraliſchen Charakters lange ſchon zu einem Amte berechtigten, mußte demungeachtet lange mit Frau und Kindern brodlos und in der äußerſten Dürftigkeit ſchmachten. Er ließ es an nichts fehlen, um zu Brod zu kommen. Er ſuchte ſich Freunde, aber fand ſie nicht; er meldete ſich, ſo oft eine Stelle erlediget wurde, aber immer wurde er zurückgeſetzt. Der edle Greis kannte ihn, kannte ſeine Verdienſte und ſein trauriges Schickſal. Dem Unglücklichen zu helfen wurde ſeine einzige Abſicht. Er dachte darauf, ihm ſich beyzugeſellen und nach ſeinem Tode als Nachfolger ſeines Amtes zu hinterlaſſen. Unterdeſſen fand ſich Jemand, der ihm zweytauſend Gulden baar anboth nebſt lebenslänglichem Genuß von ſeiner Stelle, wenn er ſie gegen dieſe Summe abtreten wollte. Ein reitzender Vorſchlag! — Weſſen Fehler Eigennutz und Bequemlichkeitsliebe ſind, der würde ſich freylich nicht lange beſinnen. Man könnte ſeine Tage ſo hübſch gemächlich im Wohlleben beſchließen, und ſich vieles Vergnügen dafür verſchaffen.

Aber der edle Greis dachte würdiger; das Geld hatte in ſeinen Augen keinen Werth, und Wohlthun zog er immer dem Wohlleben vor. Er ſchlug großmüthig die angebothene Summe aus, und der unglückliche Mann wurde ihm an die Seite geſetzt. Die Wonne, pflegt der gute Greis noch oft zu ſagen, eine glückliche Familie um ſich zu ſehen, lohnt alles Gold der Erde nicht. Nun bin ich glücklich; denn ich habe meinen Wunſch erreicht.

Edler Mann! dein Vaterland iſt wohl nicht hienieden; du haſt dich vermuthlich in dieſe Gegenden verirret: edler Mann! ſage mir, wo iſt das Land der Guten? — —

Den 7ten des Heumonats.

Alles rennt nach Vergnügen, und ſucht es in tauſenderley Geſtalten auf; Tag und Nacht iſt man in den Städten beſchäftigt, ſich zu vergnügen, und gaukelt von einer Freude zur andern.

Vergnügen, ſagen ſie, iſt das höchſte Gut des Menſchen, und Philoſophen im oberſten Dachſtübchen, während ſie über Hunger und Elend weinen, ſchreiben vom Vergnügen, und machen es zum erſten Lehrſatz im Buche der Weisheit; Alles athmet Vergnügen: ich ſehe den Städter in einem Meere von Freuden ſchwimmen; ſehe ihn ſchnurgerade aus dem Tempel des Vergnügens gehen, und — er iſt nicht vergnügt. — —

Was mag wohl Schuld daran ſeyn? — Iſt es die Menge der Vergnügungen? Fehlt es an Abwechslung? Sind ſie nicht geſchmackvoll, nicht neu, nicht reitzend genug? Oder iſt das Vergnügen ſelbſt nicht Vergnügen genug, um den Wunſch der Städter zu erreichen? — Fehlt es ihm an Wahrheit, an Größe? Berauſcht es nur, und erquicket, ſtärket nicht? Läßt es eine Leere im Herzen zurück, die kein Vergnügen dieſer Art ausfüllen kann? Oder iſt es gar mit Schmerzen begleitet und ſchleppt Verdruß und Reue hinter ſich nach? Vielleicht liegt oft die geheime Schuld im Herzen des Unvergnügten, daß es ihm niemahls wohl werden kann? — —

Alle dieſe Fragen warf ich mir geſtern auf, als ich ſpät in der Nacht in Geſellſchaft des Hrn. N. mit ſeiner Frau einen öffentlichen Zirkel der Freude verließ. Es war Ball, und Herr N. nöthigte mich mit aller Gewalt, mitzugehen. Ich war vom Herzen froh, als ich wieder auf mein Zimmer kam, wo ich ruhig und mir ſelbſt überlaſſen ſeyn konnte. Ich fühlte heftige Kopfſchmerzen, die wohl die lärmende Muſik, und die künſtlich verdorbenen Getränke, wozu man mich nöthigte, verurſacht haben konnten. Die verſchiedenen Bilder, Karrikaturen und abentheuerliche Aufzüge, die ich da ſah, hatten ſich tief dem Gedächtniſſe eingedrückt, ſchwebten immer vor mir, und beläſtigten mich nun mit ihrer Gegenwart eben ſo ſehr, als mich die Originale derſelben beläſtigten. Ich ſuchte verſchiedene Gegenſtände aus der verfloſſenen Zeit hervor, dachte, las um ſie zu verdrängen; aber ich konnte ihrer nimmer los werden. Ich wollte zu Bette, aber der Schlaf floh mich. Wie? dachte ich: iſt das Vergnügen? Ich kann nicht glauben, daß es auf andere Leute eben die Wirkung macht, als auf mich, oder ſie müßten wohl die größten Thoren ſeyn, ſich durch etwas, das man Vergnügen nennt, ſo viel Ungemach aufzubürden.

Da doch einmahl ſchon dieſe Nacht für die Ruhe verloren iſt, ſo will ich ſie benützen, wozu ſie gut iſt. Ich will ihr nachdenken, und die Geſchichte derſelben aufzeichnen.

Ein Theil ſchleifte mechaniſch nach dem Takte der Muſik auf und ab; ein anderer berauſchte ſich, und ein dritter ſpielte. Man both ſeine Börſe gegen ein bemaltes Blatt Papier, und verlor ſie oder gewann nach der Laune des Zufalls. Der biß mit heimlicher Wuth die Lippen zuſammen; ein Anderer machte ein grämliches Geſicht; und der Gewinnende lächelte hämiſch vor ſich hin, und freute ſich ſeiner Beute.

Gott! was eine dürftige Familie auf immer würde glücklich gemacht haben; was manchen ehrlichen Mann, den das Unglück aufs äußerſte gebracht hat, vom Verbrechen würde gerettet haben, ward hier der Raub der einzigen Nacht! Die Thräne des Armen, die er um ſein Eigenthum vergoß, wurde hier im Munde des Verlierenden zu heimlichen Flüchen, und was Hunderte im Schweiße ihres Angeſichts erringen mußten, um die Habſucht des Mächtigern zu befriedigen, verſchlang ein einziges Blatt. Das kann doch nicht Vergnügen ſeyn? Oder iſt es gleiche Luſt, das wieder muthwillig hinzuwerfen, als es grauſam den Schwächern abzunehmen? — Menſchen! ihr nennt ein Geſchäft Vergnügung, das euer Herz mit Wuth und Schmerz erfüllt, das eure Seele jeden Augenblick mit tauſend Aengſten foltert, und die Gewinnſucht mit fehlgeſchlagenen Hoffnungen täuſcht? das Reue und Verzweiflung in eurem Buſen zurückläßt, und euch oft unrettbar ins Verderben ſtürzt? — Ihr ſucht das Vergnügen immer, wo es nicht iſt; wo Unluſt und Gram rure warten. Aber eines wahren Vergnügens ſind wenige Herzen empfänglich, und ſchuldbewußte ſchon gar nicht. So werdet ihr immer eine taube Nuß für eine volle erhalten. —

Der Eintritt in den Saal überraſchte mich auf die ſeltſamſte Art; es war ein Anblick, der mir eben ſo fremd als blendend war. Ich konnte der Sache noch keinen Rahmen geben, und wußte noch nicht, was ich dabey denken oder thun ſollte. Es ſtand nicht lange an, ſo verlor ich meinen Begleiter, Herrn N., aus dem Geſichte; ſeine Frau hatte uns ſchon längſt verlaſſen, und war in die Reihen zum Tanzen getreten. Nun war ich allein mitten im bunteſten Gewühle von anderthalb tauſend Menſchen, die neben und umeinander herumliefen — um ſich zu vergnügen. Mir ward angſt und bange in dieſem tollen Chaos von allen Geſtalten, womit Unſinn und Eitelkeit die Menſchen ausſtaffirt hatten; und ich ſchätzte mich glücklich, endlich einmahl durchgedrungen zu haben, und allein in einer Ecke des Saales zu ſtehen, wo ich ungehindert den ganzen Wirrwarr auf einmahl überſehen konnte. Von ungefähr traf Herr Y*** neben mir vorbey, ein ehrlicher gerader Mann. Wie froh war ich, einmahl unter dieſer Menge einen Menſchen gefunden zu haben, mit dem ich mir dieſe läſtigen Stunden vertreiben konnte.

Er war allein, und ſchien gar nicht ſich da vergnügen zu wollen. Arm in Arm gingen wir einigemahle den Saal auf und ab, und rings um ſeine luſtigen Bewohner herum, und ſahen ihrem Vergnügen zu.

Nun kamen zwey Masken, die prächtigſten und ſchönſten aus allen, die den Ballſaal füllten. Sie zogen Aller Bewunderung auf ſich, und das von dem Anblicke der übrigen ſatte Auge freute ſich dieſes neuen Gegenſtandes. Man drängte ſich hinzu, und ſchon wurden alle Läſterzungen der Schönen rege, denn gleich bey ihrem Eintritte wurden ſie erkannt. Selbſt die verſchwenderiſche Pracht des Putzes verrieth ſie. Es war die Frau des reichen Baron N***, und Graf A***, einer aus ihren Liebhabern. Den Baron hatten wir ſchon vorher in einem Nebenzimmer bei einer Bouteille Capwein in der Mitte zweyer junger Mädchen ſitzen ſehen, in deren Schürzen er ſeinen goldenen Regen für Gefälligkeiten hinſchüttete, die ſeine buhlende Gattin nebſt reichlichem Golde ihren Liebhabern frei hingibt. Mein Begleiter, Herr Y*** hatte mich davon unterrichtet. Ich konnte es nicht faſſen, und mein Erſtaunen wuchs mit jedem Augenblicke, mit dem ich dem prächtigen Maskenpaar näher kam. Aber wie iſt es möglich? rief ich aus. Sehr leicht, erwiederte Y***; ſie haben ſich verſtänden. Wie das? — — Das heißt: die Millionen des Herr Barons und der Frau Baronin haben zuſammengeheirathet auf Befehl der Politik, ohne daß Beyder Herzen etwas davon wußten; im Schooße der Wolluſt mit den verderbteſten Grundſätzen erzogen, leichtſinnig, tändelnd von Natur, was konnte man Beſſeres von ihr erwarten, als daß ſie ſich aus Ueberdruß über ihre gezwungene Lage jedem jungen Herrchen ergeben würde, das ihr zu gefallen das Glück hat: und er, ohne Mannes-Sinn und ohne Grundſätze von Manneswürde, der von ſeinen Jünglingstagen an von einer Schönen zur andern flatterte, und aller Art Ausſchweifungen ſich überließ, ſollte er nun aufhören zu ſeyn, wozu er ſchon in der Jugend Körper und Geiſt gebildet hatte? Sie haben ſich alſo verſtanden. — Schändlich! — — Etwas Alltägliches in der Welt; und ſie haben ihres gleichen genug. Sie ſind freylich das Gerede der Stadt, aber über Vorurtheil und Pöbelzungen ſind ſie hinaus; die geſittetere Welt gibt ihnen ſelbſt ihren Beyfall, und wenn manche ſittſame Dame in Geſellſchaften ihren Witz gegen die guten Leute ſchärft, ſo möchte ſie im Herzen vor Aerger berſten, daß ſie es der Frau Baronin nicht nachthun kann; und mancher unglückliche Ehemann wünſcht ſich an des Barons Stelle. Herr, Geld iſt Alles in Allem; wer Geld genug hat, iſt auf Erden ein König; und wenn der König keines hat, iſt er ein Bettler, das iſt ein unſtreitiger Satz.

Nun erblickte ich Herrn N. und es war mir ſehr lieb, ihn wieder zu ſehen; denn alles übrigen Sehens war ich müde, und wünſchte zu Hauſe auf meinem Zimmer zu ſeyn. Allein es war gut für mich, daß ich den Weg allein fand, denn Herr N*** mit ſeiner Frau und Töchtern hielten pünktlich bis zum hellen Morgen aus: ſie geizten mit jedem Augenblicke, den ſie von ihrem Vergnügen verlieren ſollten. Herr Y*** begleitete mich. Glauben Sie mir, fuhr er fort, das Privilegium, öffentlich ohne Präjudiz ein Narr ſeyn zu dürfen, kömmt uns theuer genug und mancher ehrliche Mann ſchwitzt das ganze Jahr hindurch über eine Schuld, die ihm die Eitelkeit ſeiner Frau und Töchter aufgebürdet hat: denn nur das vergnügt ſie, geſehen, bewundert zu werden; ihre Reize durch koſtbaren Putz zu erhöhen, daß ſie das Idol junger Thoren werden. — — —

Einen weſentlichen Vortheil gewähren die Maskeraden doch; daß Böſe ohne Furcht, man möchte das Brandzeichen ihres Herzens ihnen auf der Stirne leſen, ſich unter ehrliche Leute miſchen dürfen. Die Frauenzimmer dürfen dem Wohlſtande zu lieb nicht erröthen über den zweideutigen Witz der Herren und können ſicher hinter der Maske Beifall lächeln. Auch das Gute haben die Maskeraden noch, daß ſie oft den Menſchen in ſeiner gehörigen Lage vorſtellen, aus der ihn das eigenſinnige Glück in eine andere verſetzte, die ihm am allerwenigſten anpaßt. Ich ſah Charletans mit ſo viel Natur und Eigenthümlichkeit des Charletans, daß ich wetten wollte, es ſtecke ein Doktor dahinter. Ein paar Dorfdirnen mit all dem plumpen, bäueriſchen Weſen und der Rohheit ihres herabgewürdigten Standes; aber man ſagte mir, es wären Frauenzimmer vom Stande — das hätte ich meiner Tage nicht geglaubt.

Das wollte ich aber doch noch hingehen laſſen, wenn die Menſchen nur manchmahl auf dem Ball was anders ſcheinen als ſie ſind; aber manche kommen ihr ganzes Leben nicht aus der Maskerade.

Ein trauriger Gedanke, ich möchte ihm nicht weiter nachhängen. — —

Den 3. des Heumonats.

»Seyn Sie verſichert, ich nehme ſo warmen Antheil an Ihrem Beſten, daß ich alle meine Kräfte aufbiethen werde, Ihnen zu Ihrem Zweck zu verhelfen. Rechnen Sie ſicher auf meine Freundſchaft; ich mache mir es zum höchſten Vergnügen, wackeren Leuten dienen zu können.« — So ſagte doch der Freund, deſſen Menſchenliebe ich mich empfahl, und auf deſſen Unterſtützung ich meine Verſorgung hoffte; aber heute erfahre ich, daß mir ein junger Menſch, der reich und von Anſehen iſt, eben auf Empfehlen und Andringen meines Freundes vorgezogen wurde. Ich muß mir doch ſeine Entſchuldigung auch merken. »Mein beſter Herr! wie ſehr bedaure ich — ich habe mein Möglichſtes gethan — aber Sie können nicht glauben — ihre Affäre hat mir abſcheulich Verdruß gemacht; ich wollte durchdringen; aber vergebens — der Andere hatte mächtigere Freunde — — — Nu, nu! geben Sie deßwegen die Hoffnung nicht auf; es ergibt ſich immer etwas, und bey dem erſten Vorfalle will ich auf Sie bedacht ſeyn.« — —

Das war einmahl wieder eine derbe Lüge; und die plapperte er ſo fertig und kunſtgewohnt herunter, wie ein Schüler ſeine Lection rezitirt. Bey Gott! noch einmahl den Fall — und mein Zorn ergreift den Unverſchämten mit aller Macht. Ich ſah ihm ſtarr und mit einem wilden Blicke ins Geſicht — und immer wich er Schritt vor Schritt zurück, als drohte ich ihn zu durchboren.

Den 9. des Aerndtemonats.

Soll ich noch hoffen? — Soll ich noch Worten glauben, da man mich ſo oft ſchon berückt hat? — Wirklich ſcheint es, das Glück, das mich erſt mit einer Hand von ſich ſtieß, wolle mich mit der andern wieder aufheben; aber ich darf ihm nicht trauen. Ich will mir nichts mehr von dem morgigen Tage verſprechen, um das Ungemach, das mich heute drückt, morgen mit deſto mehr Gleichmuth erwarten zu können. Ich habe mich ſchon oft mit glänzenden Ausſichten getäuſcht, und mir Seligkeiten der Zukunft geträumt, wo nur ſchmerzliche Leiden meiner warteten.

Geſetzt auch, der Miniſter, bey dem ich Zutritt zu finden das Glück hatte, iſt wirklich der Mann, für den ihn die allgemeine Achtung erklärt; ſein Betragen iſt ungeheuchelt, und ſeine Verſprechungen ſind nicht leere Complimente; wenn er ſich auch mit aller Wärme meiner annimmt, iſt nicht ſchon von darum zu fürchten, daß ſich ihm die Intrique mit aller Macht entgegen ſtellen wird, um ſeine guten Abſichten zu vereiteln? Iſt es nicht wahrſcheinlich, daß man ihn nicht wird zu Ende kommen laſſen? — Kränkende Vorſtellungen! — Aber die Erfahrung leitet unmittelbar darauf.

Es iſt der letzte Verſuch, den ich wage; — und ſchlägt auch dieſer fehl — ſo habe ich meine Abſicht nicht erreicht; aber unglücklich bin ich noch nicht. Ich will mich verlieren aus dem Gedränge der Menſchen, im einſamen, ſtillen Thale eine Hütte beziehen, und an der Seite eines redlichen, guten Weibes, das nicht mehr kennt, als die Flur und den Wald, wo es geboren wurde; nicht mehr weiß, als die Pflichten der Menſchheit und ihres Standes, und nicht mehr Bedürfniſſe zu befriedigen ſucht, als die Natur ihr Mittel an die Hand gibt, zu ſtillen, meine Tage verleben, und bin beſſer daran, als hätte ich ein Amt zu verwalten, das mit Sorgen und Gefahren begleitet iſt; wo ich raſtlos, ermüdet von Geſchäften und geſellſchaftlichem Zwange, mich mit Neid und Mißgunſt herumbalgen müßte; ſtets in ängſtlicher Furcht zu unterliegen, — und vielleicht unterläge.

Den 10. des Aerndtemonats.

Doch nein! es iſt einmahl in das Syſtem der Dinge eingewebt, daß ich dahin gelangen ſoll, wohin ich erſt keinen Weg mehr zu ſehen glaubte. Von der Hand des Miniſters erhalte ich die Stelle eines Einnehmers auf dem Lande, und in einer der herrlichſten beſten Gegenden. O könnt' ich nur auch bald dieſen unangenehmen Ort verlaſſen; wäre aus dieſem Gefängniſſe in der Freyheit, und könnte das Glück, das mir die gütige Vorſicht zugedacht hat, in den ſeligen Gefilden der Ruhe und der unverdorbenen Natur genießen! —

— Ich fühle mich wieder ſo wohl, freue mich innigſt meines künftigen Lebens, und möchte meinen geringen Platz nicht mit einer der erſten Stellen im Staate vertauſchen. Mögen ſie mich auch nun vergeſſen, ich achte es nicht; um ſo ſicherer bin ich vor ihren feindlichen Angriffen. Genug, wenn ich meinen Nahmen in den Herzen rechtſchaffner Menſchen zurücklaſſe, die meine Freunde werden, und mich das Andenken einer zärtlichen Gattin und guter Kinder ſchätzt.

Den 11. des Aerndtemonats.

Eine Begebenheit, die mir vor einigen Tagen aufſtieß, kann ich nicht unbemerkt laſſen; ſie iſt eine der wichtigſten in meinem Leben; vielleicht beſtimmt ſie gar das Glück meiner Tage, oder iſt die Quelle des Elendes für mich. — Ich muß es erwarten.

Ich ging allein, mit mir ſelbſt beſchäftiget, die Straſſe nach ***. Ich möchte ein paar hundert Schritte außer den Barrieren ſeyn, als ein Wagen dahergerollt kam. Ein Frauenzimmer, das etwa dreyßig Schritte mir voraus war, wollte ausweichen, und von der Straße auf den ſchmalen Fußweg hinüberlaufen, und fiel zu Boden; ich erſah es, eilte hinzu und kaum konnte ich ſie noch in aller Eile aufraffen, und hinwegſchleppen, ſo trabbten die Pferde ſchon auf dem Platze, wo das junge Frauenzimmer gefallen war, und der Wagen wäre über ſie hingerollt, wenn ich ſie nicht gerade noch den rechten Augenblick gerettet hätte. Sie war ſehr jung, edel gebildet, und wenn nicht der gähe Schrecken Todtenbläſſe über ihr Angeſicht gezogen hätte, eine reitzende Schöne. Ihre Bildung, die nahe Gefahr, darin ich ſie fand, ihr zärtlich dankender Blick — die ganze Lage der Begebenheit machten einen ſo heftigen Eindruck auf mich, daß ich mich unwiderſtehlich an ſie hingeriſſen fühlte. Sie erhohlte ſich bald wieder, aber mit mir wurde es immer ärger. Sie bat mich, ich möchte ſie nach Hauſe begleiten. Was hätt' ich wohl lieber gethan, als dieß! Wir kamen zurück in die Stadt, erzählten ihren Eltern den Vorfall, die mir mit den zärtlichſten Verſicherungen ihrer Freundſchaft dankten, und ſich glücklich prieſen, durch den Zufall eine ſo angenehme Bekanntſchaft — wie ſie ſich ausdrückten — gewonnen zu haben. Ich wurde gebethen, ſie den andern Tag, und ſo immer zu beſuchen, und mußte ihnen mein Wort geben, daß ich kommen würde. Was hätte ich auch lieber verſprochen! Ich kam den zweyten Tag darauf — und nun alle Tage; man lernt mich näher kennen, erfuhr meine dermahlige Lage, freute ſich, und Freundſchaft und Vertraulichkeit wuchſen von Stund' zu Stunde. Ich barg mein Herz nicht vor ihnen, und man ſchien meine Wünſche zu billigen. Gott! ich liebe — werde geliebt; kein Hinderniß ſteht mir im Weg — und nun — noch einen Schritt — —

Den 12. des Aerndtemonats.

Und nun auch der letzte Tag — Gott, ewigen Dank! Er iſt vorbey, und ich eile aus dieſen finſtern Mauern. Der letzte Tag — und doch — wünſcht' ich mir wohl auch den morgigen, und noch einen. An Louiſens Seite würden ſie vorübereilen, wie der erſte Sommermorgen auf dem Lande. Vor einigen Tagen, welche Sehnſucht verdoppelte meinen Wunſch, auf das Land zurück zu kehren! und nun aber auch die Tage werden vorüber gehen im Drange des Herzens, in ſüßer Erwartung, und dann werde ich meine Louiſe wiederſehen.

Glücklicher Tag! — ſeit heute nenn' ich ſie mein — heute wurde der Bund geſchloſſen — heute nannte mich zum erſtenmahl ihr guter Vater Sohn, und ihre gute Mutter Sohn, und drückten mich in ihre liebenden Arme. Seliger Tag! — Heute legte ich mein Herz und meine Ruhe — all meines Lebens Glück in die Hände eines guten Mädchens — gab Alles hin, um glücklich zu ſeyn — Gott! laſſe mich es da wieder finden, wo ich mein Theuerſtes verbarg, und wache über der Hand und dem Herzen des guten Mädchens, das ich ihrer Liebe anvertraute, daß ich mein Herz und meine Ruhe, und das Glück meines Lebens in ihr wieder finde.

Welch entzückende Ausſicht in die kommenden Tage! — Kein Zwang der Geſchäfte und kein Kummer wird an Louiſens Seite meine Stirne furchen, und keine Thräne des Leidens mein Auge trüben, die ſie nicht zärtlich wegküßt, und mir durch ihre Liebe Blicke der Freude entlockt. Sie ſoll auch das Heiligthum meines Hauſes ſeyn, und die einzige Quelle, daraus ich alle meine Lebensfreuden ſchöpfen will. Und, gütige Gottheit! ſoll ich auch noch das Loos des glücklichen Greiſen erleben, bey deſſen Geburtsfeyer ich war, dann ſagt ja nicht, daß ein Sterblicher glücklicher war, als ich! — Aber — vielleicht ſind meine Wünſche zu kühn; — nur wenige Tage des Glückes, und dann faßt mich vielleicht die eiskalte Hand des Todes, trennt mich von der Geliebten und den Kindern, und führt mich hinüber in die Ewigkeit — ich werde hart von ihnen gehen; aber auch der Tod wird ſein Schreckliches verlieren, wenn ich an Louiſens Seite ſterbe; — der letzte Blick noch auf die zärtliche Mutter, die ich den vaterloſen Kindern zurücklaſſe, wird mich über den Schmerz tröſten, ſie verlaſſen zu müſſen.

Ich weiß, ich finde die Freuden des Landes nicht, darnach ſich mein Herz in der Stadt ſo innig ſehnte, bis ich ſie mit Louiſen theilen kann, und ich gehe kalt die Schönheiten der Natur vorüber, bis ich ſie Louiſen zeigen kann. Die ſüßen Melodien des Waldes reizen mein Ohr nicht, bis ich ſie nicht an der Seite meiner Geliebten höre; und die liebliche Quelle labet mich nicht, bis nicht Louiſens Hand daraus ſchöpft, und mir den Trank reicht. Einſam und traurig werde ich am Abend die Geſchäfte verlaſſen, und mich in einen finſtern Buſch ſetzen, und mir Louiſen denken.

Aber nur wenige Tage — und ich lebe wieder auf, denn ich lebe mit ihr und genieße mit ihr die Seligkeiten des Lebens. — —

* * *

Seit dieſem Tage waren die meiſten Blätter in Aglais Tagebuch theils herausgeriſſen, die übrigen ganz unbeſchrieben, oder nur hie und da ein Bruchſtück darauf. Ich ſammelte alſo den Zuſammenhang ſeiner Geſchichte aus dieſen Fragmenten und einzelnen Daten, die mir zu Händen kamen, um die Geſchichte, ſo viel möglich, zu ergänzen.

Aglais reiſte den andern Morgen nach ſeinem Beſtimmungsorte, Sehnſucht und Liebe im Herzen, und ſchmachtende Hoffnung nach Louiſen. Er hing unzertrennlich an ihr, und ſein Herz folgte willig den Eindrücken, welche die vortheilhafte Bildung des Mädchens auf ſeine Sinne gemacht hatte. Schwärmend und mit einer Seele, der höchſten idealiſchen Liebe empfänglich, lag er im ſüßen Wahne, Louiſe werde — müſſe eben ſo feurig, ſo edel lieben, als er, und ihr Herz von den nähmlichen zärtlichen Empfindungen überſtrömen als ſeines: unterdeſſen war Louiſe immer eine von den gewöhnlichen Töchtern der Stadt. Sie verſprach ſich an Aglais — weil er jung und ſchön war, und vorzüglich, weil er bedienſtet war, und jedem Andern mit dieſen oder wenigern Vorzügen würde ſie eben ſo geneigt geweſen ſeyn, ihre Hand zu geben, als ſie ſie dem guten Jüngling reichte. Ihr Herz wurde dabey nicht befragt, oder es war durch Erziehung der Welt ſchon gewohnt, zu Allem heuchleriſch ja zu ſagen. Die Liebe kannte ſie nur nach der Vorſtellung aus Romanen und den Galanterien junger Herren, die ihr ſchon von ihrem zwölften Jahre an die cour gemacht hatten. Ihre Eltern dachten nach den gewöhnlichen Leiſten nicht beſſer. Daß ihre Tochter hübſch nähte und ſtickte, franzöſiſch ſprach und Clavier ſpielte, und übrigens einen unbeſcholtenen Ruf hatte, und nun eine vortheilhafte Parthie machen würde, war Alles, was ſie über das Glück ihres Kindes zufrieden ſtellte.

Louiſe verſtand die Sprache des Herzens nicht, die von Aglais Lippen floß, und was ſie ihm erwiederte, war eitles, affektirtes Romanengeſchwätz und Phraſen aus Comödien; und Aglais, entzückt von ſeinem Mädchen, nahm es für Sprache der Liebe, für Ausſtrömungen des Herzens — die Lüge für Wahrheit.

Louiſens Charakter wurde noch verderbter durch ihre Mutter, die ihr durch Beyſpiel und Worte in Rückſicht ihres künftigen Gatten die niedrigſten Grundſätze beybrachte. Beyde verlachten den guten Aglais miteinander, als einen verliebten Thoren, und freuten ſich der Schnippchen, die ſie ihm drehen wollten.

Aglais hatte noch den Tag vor ſeiner Abreiſe, als er mit Louiſen ſich verſprach, um die Heirathslizenz angehalten, die er durch ſein eigenes Andringen und durch das ſorgfältige Betreiben ſeiner Schwiegereltern in wenig Tagen zu erhalten hoffte — allein verſchiedene Hinderniſſe traten ſeinem Wunſche in Weg, und drey Monate verfloſſen, als Aglais noch auf ſeine Geliebte harrte. Es verging keine Woche, wo er ihr nicht zwey bis dreymahl die zärtlichſten Briefe ſchrieb, die immer ſchmachtendes Sehnen nach ſeiner Geliebten enthielten; Louiſe beantwortete ihm einige davon, wenn ſie bey guter Laune war, ſich in der Briefſtellerkunſt zu üben, und ſtoppelte aus dieſem oder jenem Romane eine zärtliche Gegenverſicherung ihrer Liebe und Hoffnungen zuſammen, und wenn der Brief zu Ende war, lachte ſie recht herzlich über das ſchnackiſche Zeug, das ſie hingeſchrieben hatte. Aglais, deſſen argloſes Herz glaubte, Louiſe müſſe alle die ſchönen Worte, die ſie hinſchrieb, ſelbſt gefühlt haben, verſchlang jedes Blatt, das aus ihren Händen kam, mit einer unbeſchreiblichen Begierde. Ihre Briefe waren das Taſchenbuch, darin er vom Morgen bis zum Abend las und Seelenlabung fand; jeder Buchſtabe ſchien ihm golden, und jedes Wort des Odem der Liebe; allein Aglais Briefe wurden allenfalls der Unterhaltungen wegen über Tiſch geleſen, dann hingeworfen, und am Morgen zum Dienſt der Toilette verbraucht.

Die Zeit hindurch, die Aglais in ſchmerzlicher raſtloſer Erwartung nach ſeiner künftigen Gattin ſich ſehnte, machten Louiſe und ihre Mutter die ausgeſuchteſten Plane, wie ſie auf Koſten ihres Mannes ihre Ehre recht nach Herzenswunſch und ungenirt zubringen wollte, und ihr Kopf wurde die Schmiede aller weiblichen Kunſtgriffe. Putz und Tändeleyen der weiblichen Eitelkeit waren das ewige Einerley ihrer Geſchäfte, darüber allein das Frauenzimmer — ſo flatterhaft ihr Geiſt ſonſt iſt — nicht ermüdet.

Die Beſuche blieben nun, wie vorhin, nicht minder anſehnlich, und des armen Thoren wegen, der ſich der einzig Geliebte wähnte, durfte keiner von den düftenden ſüßen Herrchen zurücktreten, die an Louiſens Reizen hingen. Der Zirkel blieb noch immer ſo glänzend, wie vor, und jene, die vor Aglais Bekanntſchaft das Glück hatten, Louiſen zu gefallen, durften noch dreiſt auf ihre Gunſtbezeugungen Anſpruch machen — und wurden nicht zurückgewieſen.

Wie geſagt, drey Monate verfloßen und Aglais harrte noch immer voll Hoffnung. Er ſchrieb an alle ſeine Freunde — das heißt, bekannte Leute — in der Stadt, aber ſie konnten ihm eben ſo wenig Gewißheit zuſichern, als er es ſelbſt im Stande war. Ununterbrochen beſtürmte er Louiſens Eltern, von denen er hoffen konnte, ſie würden das Geſchäft ſeiner Liebe, da es nun auch zu dem ihrigen geworden war, ſich dringendſt angelegen ſeyn laſſen: aber Aglais konnte nicht zu ſeinem Zwecke gelangen. Die erſten zwey Monate wandte man wohl alle Mühe an, die Heirathsbewilligung von höchſter Stelle zu erhalten; aber das letzte Monat waren es ſelbſt Louiſens Eltern, die dieſes Geſuch Aglais möglichſt hintertrieben. Der gute Jüngling wurde das Spielwerk der niedrigſten Denkungsart, indem ſein argloſes Herz die edelſten Geſinnungen für Louiſen und ihre Familie nährte.

Unter der nicht kleinen Zahl der Anbether Louiſens befand ſich auch ſeit ein paar Monaten ein mächtig reicher Thor, den des Mädchens Schönheit blendete. Reich war er, aber ſonſt nichts — nichts als ein ſchwerer Geldſack — ſchwer und plump, wie dieſer, und in Rückſicht auf ſich ſelbſt ohne Werth und Güte, wie dieſer. Ohne Herz und Sinn, ohne alle andere Gefühle, als die mechaniſchen Triebe ſeines Körpers. Aber reich war er und dumm — was brauchte er mehr zu ſeyn, um vollkommen in das Syſtem von Louiſens Mutter zu paſſen? Sie legte beyde auf die Wagſchaale, Aglais und den reichen Dümmling, und die Schaale ſank, wo mehr Geld lag. Louiſe ſelbſt war mit dem Tauſch nicht unzufrieden; denn ihre Eitelkeit und Galanterie fanden dabey eine ſichere Rechnung, und Aglais albernes Geſchwätz von Seligkeit der Liebenden, häuslicher Freude, Tugend und Vereinigung der Seelen hatte ſie längſt ermüdet. Wie ſo viele unſere Frauenzimmer wählen nicht auch einen Dummkopf zum Mann, um einen witzigen Geſellſchafter an der Seite haben zu können?

Der Vater Louiſens wurde leicht überredet; die Vortheile dieſer Parthie waren zu auffallend, und ſchmeichelten zu viel dem Eigennutz. Mutter und Tochter waren nun beſchäftigt, den reichen Freyer am Gängelbande der Leidenſchaft feſt zu halten, und ihn baldmöglichſt ins Joch der Ehe zu ſpannen. Sie führten ihren Plan vollkommen aus, und in dem Angeſicht vieler Zeugen in gehöriger Rechtsform wurde Louiſe des reichen S*** Braut. Aglais Eheverſprechen, das nur im Angeſicht des Himmels ein Schwur der Liebe und ein Handſchlag heiligte, wurde leicht gehoben, und er hatte keine rechtlichen Zeugen, und es wurde ohne alle Rechtsform gehalten.

Glückwünſchungen ſtrömten Louiſen von allen Seiten zu, und der ganze glänzende Hof ihrer Anbether verlachte den geprellten Aglais, und den reichen S***, und ſahen ihm von Zeit zu Zeit in Geſellſchaft mit hohnlächelnden Blick auf die Stirne.

Wenige Tage vor Louiſens Brautlager erhielt Aglais folgenden Brief von des Vaters Hand geſchrieben.

Hochgeehrter Herr!

»Nun ſind es ſchon volle drey Monate, daß wir
»uns zur Begnehmigung Ihrer Heirath mit meiner
»Tochter Louiſe alle nur erſinnliche Mühe gaben, und
»alle unſere Mühe ging verloren. Wie das kömmt,
»weiß ich nicht. Unterdeſſen aber hat ſich für meine Tochter
»eine andere Parthie hervorgethan, wo ſie ohne alle
»Schwierigkeit ihr Glück machen kann. Folglich, wie
»die Klugheit gibt: die Gelegenheit muß man bey den
»Haaren ergreifen, ſo ein Glück kömmt nicht alle Tage
»ins Haus — habe ich auch nach Vaterpflicht, für ſein
»Kind beſtmöglichſt zu ſorgen, meine Tochter an Herrn
»S*** verſprochen, und in drey Tagen, will's Gott!
»ſollen ſie Hochzeit halten.«

»Ich bedaure recht ſehr, daß Ihr feindliches Schick-
»ſal gerade Ihren beſten Wünſchen entgegen ſteht; aber
»darüber dürfen Sie ſich nicht grämen, wir haben noch
»ſchöne Töchter genug im Lande, und es iſt immer mehr
»Noth an Freyern als an Bräuten.

»Uebrigens mache ich mir ein Vergnügen daraus,
»Ihnen in anderwegs möglichem Falle dienen zu kön-
»nen, und bin mit vieler Eſtime ꝛc.«

Dieſen Brief erhielt Aglais an einem Abend, als er eben ſeine Arbeit verließ, und voll von Louiſens Bilde, ſein Herz von Hoffnung und bangen Ahnungen beklemmt, ſeinen Lieblingsgang längſt dem Geſtade eines Fluſſes antreten wollte.

Mit freudezitternder Hand erbrach er das Siegel, und wähnte einmahl eine glückliche Nachricht zu leſen. Mit einem Blicke war nach ſeiner Art der ganze Brief überſehen; er erblaßte, die Knie bebten ihm, er zweifelte, beſah noch einmahl — und zwey und dreymahl die Ueberſchrift, las von Buchſtab zu Buchſtab, und ſie lautete immer an Aglais; er rieb ſich wohl hundertmahl die Augen, und fing den Brief von vorne an, aber der grauſame Buchſtabe blieb, wie ihn die Hand des Niederträchtigen hinkleckſte.

Ein Sprung in den reißenden Strom wäre wohl der einzige Gedanke geweſen, den ein feuriger, edelliebender Jüngling in dieſer Lage noch faſſen könnte; aber Aglais ſank ohnmächtig zur Erde. Der Schulmeiſter aus ſeinem Dorfe ging ſo eben dieſen Weg, fand ihn ohne

Lebenszeichen liegen, und erſchrack über den guten Jüngling, den er, ſo wie alle Leute, im Innerſten des Herzens trug. Da er kein Zeichen eines gewaltſamen Todes an ihm fand, auch noch einen matten Pulsſchlag verſpürte, ſo ſah er nun ſelbſt, daß es nur eine gäh zugeſtoßene Ohnmacht ſeyn müſſe, und brachte ihn, ſo gut er konnte, den kurzen Weg zurück nach Hauſe. Durch die Hülfe des Baders, der, ſchnell herbeygerufen, kam, würde endlich nach vielen vergeblichen Verſuchen Aglais wieder zu ſich ſelbſt gebracht. Wild ſah er umher, ſtaunte ob der Menge, die ihn umgab, und ſein blutendes Herz wußte in dem Augenblick des höchſten Schmerzes der Menſchenhülfe ſchlechten Dank, daß man ihn noch von den Pforten des Todes zurückriß. Mittlerweile hatte ſich die Neugierde der Umſtehenden des Briefes bemächtiget, den Aglais in Händen, und der Schulmeiſter im erſten Taumel des Schreckens ſelbſt nicht bemerkt hatte, und das Geheimniß ſeiner Liebe lag klar vor Aller Augen.

Den zweyten Tag befand ſich Aglais etwas beſſer; die Kräfte der Sinne fanden ſich wieder ein; aber nun erſt fühlte ſeine Seele den Schmerz in ſeinem ganzen Umfange. Er litt Niemanden um ſich; allein, ſich ſelbſt und dem raſenden Schmerze überlaſſen, verſchloß er ſich in ſein Zimmer, jammerte, und bohrte die geſchlagene Wunde immer tiefer. Er ſtellte ſich Louiſen als das arme, unſchuldige Opfer des Eigennutzes und der Grauſamkeit ihrer Eltern vor, und glaubte, ihr

Herz würde eben ſo viel, eben ſo heftig leiden, als das ſeinige.

Noch immer durchlas er den ſchändlichen Brief, und mit Schaudern und Entſetzen erinnerte er ſich jetzt, daß nur noch anderthalb Tage zwiſchen ihm und Louiſen — zwiſchen ihm und ſeinem Leben wären. Noch am Abend beſtellte er ſich das beſte Pferd, das im Dorfe aufzubringen war, und jagte damit die ganze Nacht durch der Stadt zu. Am Morgen kam er an, und in 14 Stunden hatte er einen Weg von mehr als 12 Meilen zurückgelegt. Alle erſchracken, als ſie ihn ſahen, denn er ſah fürchterlich aus — wild und zerſtört, wie einer, der Tod und Verwüſtung im Buſen trägt. Man ſcheute ſich, ihn vorzulaſſen, aber er drang ſich ein, und in voller Haſt in Louiſens Zimmer. Eben ſaß ſie am Putztiſche und beſchäftigte die künſtlichen Hände ihrer ſinnreichen Zofe, die heute das Meiſterſtück der Kunſt an ihr zu machen ſich befließ.

O meine Louiſe! — — war Alles, was Aglais auf ſie hinſtürzend hervorbringen konnte. Die Schöne erſchrack, und ein heftiger Schrey rief alle Leute im Hauſe herzu, um der Braut gegen den Wahnſinnigen, wie ſie ihn nannte, beyzuſpringen. So einen Narren hätte ich auch zum Schwiegerſohn haben mögen, murmelte Louiſens Vater für ſich hin; und nun vernahm Aglais ſelbſt aus Louiſens Munde, die ihm mit ihrer Mutter die pöbelhafteſten Vorwürfe über ſein unanſtändiges Betragen machte, wie ſchändlich man mit ihm gehandelt habe. Er verlor alles Bewußtſeyn, und Wuth und Schmerz kämpften gegen ſein unglückliches Leben. Die ganze Geſellſchaft lachte ſich herzlich ſatt über den luſtigen Donquirotte und Aglais wurde mit Schimpf und Hohn zum Haus hinaus getrieben.

Er wurde mehr todt als lebend in den nächſten Gaſthof gebracht, wo man alle Anſtalten zur Rettung ſeines Lebens traf. In wenig Tagen darauf verfiel er in eine tödtliche Krankheit; ein heftiges Fieber tobte in ſeinen Adern, und die Aerzte verzweifelten an ſeiner Geneſung.

Aglais war ſchon fünf Tage von dem Orte abweſend, wo er die Stelle eines Einnehmers verwaltete, und am zweyten Tage nach ſeiner Abreiſe wurde ſchon Bericht an die Regierung über ſeine heimliche Flucht, wie man es nannte, abgeſtattet, und eine Commiſſion niedergeſetzt, den Stand der Sache, wie er ihn hinterließ, zu unterſuchen.

Sieben Wochen lag Aglais krank; ſieben Wochen rang der Tod um ein Leben, das ihm Aglais ſelbſt willig würde hingegeben haben, wenn es ihm nicht die mächtigere Kunſt aus den Händen geriſſen hätte. Aber während der Zeit arbeitete die Bosheit der Menſchen und des Schickſals an ſeinem gänzlichen Verderben.

Aglais, von jeher in allen Handlungen Ordnung und Genauigkeit gewohnt; noch mehr aber in ſeinen Berufsgeſchäften darauf bedacht, hatte immer ſeine

Caſſa und Rechnung in ſo gutem Stande, daß er alle Stunden bereit war, Rechenſchaft darüber zu geben. Aber man zerrüttete boshaft die Ordnung, und legte dem ehrlichen Manne Nachläßigkeit zur Laſt, wo die ſtrengſte Genauigkeit herrſchte. Nichts von Allem, was vorging, konnte der Unglückliche verhindern; er konnte ſich nicht rechtfertigen, denn er wußte nicht einmahl, wie ſchändlich man mit ihm handle; war krank, und die meiſte Zeit von Sinnen. Der Dienſt wurde ihm genommen, der größte Theil ſeines Vermögens, den er als Caution hinterlegen mußte, ward der Raub des ſchändlichſten Bubenſtückes, und man gab ihm nicht einmahl eine Penſion. Aglaïs genas, und vernahm dieſe Nachricht mit ſo einer gefühlloſen Gleichgültigkeit, die alle Leute, die ihn kannten, in Erſtaunen ſetzſe, aber wenig Seelen zum Mitleid bewegte. Das Uebermaß des Schmerzes, das höchſte Leiden, das er ſchon geduldet hatte, machte ihn ſtumpf, noch mehr zu fühlen, und die Krankheit hatte ſeine Sinne zu ſehr geſchwächt, ſeinen Körper zu ſehr entkräftet, als daß dieſe ſchreckliche Nachricht mit ihrer ganzen Macht auf ihn hätte wirken können. Der Körper lebte noch ein ſchwaches, animaliſches Leben; aber der Geiſt war todt, und Aglais glich einige Zeit mehr einem Automat, als einem Menſchen.

Die Leiden der Seele heilt kein Arzt, und der köſtlichſte Balſam mag in die Wunden des Herzens fließen, ſie werden immer bluten; Aglais genas von dem hitzigen Fieber, das ihn überfallen hatte, der Tod wich von ſeinem Krankenbette, aber der Schmerz, ſein treuer Gehilfe, blieb im Herzen zurück.

Noch ein Vierteljahr wandelte Aglais Schatten — er ſelbſt war es nicht mehr — unter den Menſchen; aber er floh ſie, wie der furchtſame Wanderer die tödtende Schlange; er vermied ihren Anblick, wie den giftigen Baſiliſkenblick, und ihre Stimme war ſeinem Ohr peinlicher als Rabengekrächze und fürchterlicher als Wölfegeheul. Die letzten Tage ſeines Lebens kam er nicht mehr von ſeinem einſamen Zimmer, und alle Reitze der ländlichen Fluren, Buſch und Wald, alle Schönheiten der Natur lockten ihn nicht, unter die Sonne zu gehen, er genoß wenig; Alles war leer und öde um ihn. An einem Morgen fand man ihn todt zur Erde liegen, und des unglücklichen Auguſts Geſchichte auf dem Tiſche aufgeſchlagen. In ſeiner Schreibtafel fand ich noch einige Bruchſtücke, die ich hieher ſetzen will, und nachfolgenden Aufſatz in ſeiner Brieftaſche.

Den 10ten des Windmonats.

Ich habe bemerkt, daß oft einer, der die Wahrheit predigt, ſie von keinem Andern hören will, weil er ſich aus Stolz für den alleinigen Inhaber derſelben anſieht; oder — ja! ich habe es erfahren — er ſelbſt kennt die Göttliche nicht einmahl.

Seyd nicht ſo voreilig in eurer Verehrung für dieſen Mann! Er predigt euch die Tugend, wie der Wolf die Sanftmuth und der Fuchs die Ehrlichkeit; aber er iſt räuberiſcher als ein Wolf und liſtiger als ein Fuchs. Er will nur aus der Tugend Gewinn für ſeinen Eigennutz ziehen.

Seht! der trägt die Fackel der Aufklärung vor ſich her — mitunter riecht ihr auch wohl das dampfende Pech — er verbreitet Licht über den Erdkreis und ihr ſeht — daß der Wolf einen Schafspelz trägt, und der Fuchs im gleißneriſchen Bußgewande kriecht, daß der Tiger euch mit falſch lächelnder Freundlichkeit vor der grimmigen Miene des Löwen warnt; — aber euer Verderben iſt deßwegen nicht minder gewiß. Ihr ſeht nur, damit ihr ſeht, wie unglücklich der Menſch in der Welt iſt; — Alles iſt Licht, und im Herzen des Fackelträgers ſelbſt liegt dicke, greifliche Finſterniß. —

Der Reiche hört nicht gerne vom Mitleid, und Wohlthun nennt er Verſchwendung; aber er wirft tauſend in den Schooß ſeiner Buhlerin, und verſchwelgt das Antheil von zwanzig Familien, die ſeinetwegen verſchmachten müſſen, in einer Nacht.

»Junge! was machſt du da mit den Büchern?« Will was lernen. »Daran thuſt du nicht wohl. Haſt »du denn kein Geld?« Sehr viel. »Und biſt von Geburt?« — Mein Vater ſtammt in gerader Linie vom Longinus ab. »Was willſt du nun in den Büchern? — »Werde was dein Ur — ur — Großvater war, und laſſe »Weisheit denen, die von nichts Beſſerm zu leben haben!«

Das war noch ein Spruch von meinem alten

Spleen; aber er iſt zu hart. Man mahlt den Teufel mit Bocksfüßen und einem Affenſchwanze, ſetzt ihm einen Schweinsrüſſel an den Rumpf, mit langen Satyrohren und Hörnern; und macht ein ſchwarzes Abentheuer daraus, um ihn recht ſcheußlich vorzuſtellen; aber man gebe ihm die Geſtalt eines boshaften Menſchen, ſo hat er Alles in Allem.

Gute Nacht, Freund! »Nicht doch! es iſt ja noch heller Tag.« Ey, ſiehſt du denn nicht, daß Alles ſchlafen gehen will, weil man überall die Lichter auslöſcht? — —

Den 25ten des Windmonats.

Gott ſegne Louiſen! Sie war klug, und ich ein Thor; das iſt die allgemeine Stimme. — —

Aber ſie hätte mir doch ſagen können, daß ſie mich nicht liebt, und daß ſie den reichen S*** höher ſchätzt, als mich; und ihre Aeltern hätten zu mir ſagen können: »Hören Sie, Aglais, wir ſind mit Ihnen zufrieden und Sie ſollen unſer Schwiegerſohn werden, wenn nicht unterdeſſen ein reicher und angeſehener Mann um unſere Tochter wirbt;« — aber ſie verſtanden mich nicht, und ich ſie nicht; das war böſe. — — —

Den 30ten des Windmonats.

Seltſam! Ein Bekannter von mir gab mir heute die Liſte von dem Unglücklichen, die unter ſeiner Amtsverwaltung ſind hingerichtet worden. Es waren arme Taglöhner, denen nur die einzige Wahl zwiſchen Hunger und Henkertod mehr übrig blieb; verelendete Bauern, die ihr Hab und Gut der — — — — hingeben mußten. Verhaßte Waiſen des Glücks, die der Drang des Lebens zum Raubthier erniedriget hatte; und hie und da ein Böſewicht, der über der Gränze wieder ein ehrlicher Mann iſt; aber kein reicher, kein angeſehener, betitelter Mann; kein Einfärbiger und kein Papillon. Jenſeits des Canals weiß ich, daß man ſeine Herrlichkeit mit dem Highwaymann an einen Galgen hängt. Ländlich, ſittlich! — —

Den 1ten des Chriſtmonats.

Es gibt Menſchen, daran ſich nichts mehr beſſern läßt, und verſteinerte Herzen, die den Eindruck der Liebe nicht mehr annehmen; ihr Gefühl iſt bloß körperliches Gefühl; ihr Denken das Denken des Pavians. Die Knute für die Klöße! — Verſchwendet ſanfte Güte nicht! —

Es gibt viel unheilbare Krankheiten des Körpers; und der Staat ſperrt jene, die damit behaftet ſind, aus Sorgfalt in ein Siechenhaus, um die geſünderen Leute dafür zu ſchützen; das iſt ſehr wohl gethan, — aber — ach es gibt ſo viel unheilbare Krankheiten der Seele, und ſie ſind auch anſteckend, und der Staat hat kein Siechenhaus dafür; aber Städte und darin Palläſte hat er, nun — —

Den 2. des Chriſtmonats.

Heute begegnete mir ein wunderlicher Zufall. Es brannte in der *** Gaſſe. Das Häuschen eines armen Bürgers ſtand in hellen Flammen. Alles lief herbey, zu löſchen, zu gaffen, zu ſchnattern und zu ſtehlen. Allein alle

Hilfe kam zu ſpät; das Häuschen brannte von Grund ab, und die armen Leute, die darin wohnten, durften vom Glücke ſagen, daß ſie der Flamme entrannen. Hie und da, was die Unglücklichen in der Eile und Schrecken noch flüchten konnten, wurde auch was Weniges ausgebeutet. Aber, lieber Gott! es verhielt ſich zum Ganzen, wie der Pfennig zum Dukaten. Es war ein fürchterlicher, jämmerlicher Anblick. Wie der arme Mann, hingeworfen vom Schmerze, auf einem Steinhaufen lag, und ſein Weib neben ihm, und ſeine Kinder, und zum Himmel ſchrieen, und weinten, die Hände rangen, und immer heulten: Mein Gott! Alles hin! Alles! — O! wer konnte es aushalten! Gute Seelen — arm auch und unglücklich — ſchliechen heimlich hinzu, mit einem beſchämten Blicke; und eine Thräne im Auge, und reichten den Abgebrannten, was ihre Noth vermochte. O das ſtürzte mich vollends nieder!

Da kam auch ein großer, dicker Mann herbey, um und um mit Gold verblecht; er ſah mir aus, wie ein voller Weinſchlauch, trug die Naſe gewaltig hoch, und aus ſeinem Paar Stieraugen ſchoß nicht ein Fünkchen Menſchenliebe. Der hätte früher kommen ſollen, dachte ich mir, zum Löſchen; er iſt die leibhafte Antipathie gegen das Feuer. Solche Maſchinen ſollte man im Staate als koſtbare Waſſerbehältniſſe für den Nothfall aufbewahren. Ja, wenn der ausrucken wollte, fliſterten die Leute einander ins Ohr, der könnte helfen; mit ſeinem Taſchengelde bezahlte er den ganzen Schaden. — O möchte dein Herz beſſer ſeyn, dacht' ich mir, als dein Geſicht; dann ſollte man dich der Seltenheit wegen durch ein Marmorbild verewigen.

Mit vieler Gravität trat er hinzu, ließ ſich den ganzen Verlauf der Sache erzählen, und kein Zug in ſeinem Geſichte änderte ſich dabey. Dann ſchalt er weidlich auf die Nachläßigkeit der Leute, und über eine Weile zog er langſam ſeine Börſe heraus. Alle Augen waren auf ihn gerichtet, und Aller Herzen hofften auf ſeine Güte, er ſtürzte das Gold auf ſeine Hand, durchſuchte ſein Silbergeld, und endlich reichte er dem unglücklichen Abgebrannten — — einen Gulden. Das Angeſicht der meiſten von den Umſtehenden glühte, und heimliche Flüche fielen auf ſeine Seele. O möchte dir dein elendes Metall auf der Hand in dem Augenblicke zerſchmelzen, ehe es die Menſchheit beleidigt, und ich gäbe es dir zu trinken. Dann trat er etwas zurück, ſtemmte beyde Hände an die Seiten, und ſah mit ſehr viel Behagen die glühende Brandſtätte. Laut drangen die Schmähungen der Leute in ſein Ohr, und das Hohngelächter erbitterter Herzen. Der Aerger ergriff mich und ich konnte mich nicht mehr halten. Ich trat hinzu, und ſagte im bitterſten Tone: Wie gefällt Ihnen das Stück? Nicht wahr, eine luſtige Szene, und ſowohl getroffen? Das Feuer ſo natürlich, und die Action der Leute, die die Hauptrollen in dem Stücke ſpielen — Alles pure Natur.

Mit einer verwundernden Schafsmiene ſah er mich an, lachte, und riß das Maul auf, wie ein hölzerner Bengel, womit die Buben die Nüſſe aufknaken. »Er Narr er, fing er an; ſind wir denn in einer Komödie?« Ich denke ſo, denn Sie haben ja ſelbſt Ihr Entree-Geld bezahlt. Aber belieben Sie zurück zu treten — zurück — zurück — weit hinter dem Pöbel; denn hier iſt das Nobelparterre, und Sie haben ſich nur auf den lezten Plaß abbonirt. — — —

Den 17. des Chriſtmonats.

Mann, mit der catoniſchen Strenge, deine Tochter iſt eine — — dein Sohn iſt ein Taugenichts; und Wildling; und deine Frau betrügt dich. — Du willſt mir nicht glauben? Du predigſt ihnen vom Morgen bis zum Abend, hältſt die ſtrengſte Ordnung, und donnerſt ihnen deinen Unterricht ins Ohr — aber nicht ins Herz. Sie fürchten dich, wie der Affe ſeinen Herrn — der Schläge wegen, aber lieben dich nicht, und ſpotten dir hinter dem Rücken, und raffiniren deſto feiner auf Betrug, je ſorgfältiger du ihnen auflauerſt. — —

Den 18. des Chriſtmonats.

Das weibliche Geſchlecht in ſeinen Forderungen iſt höchſt unbillig. Wenn eine Frau treulos gegen ihren Mann iſt, und von einem Liebhaber zum andern flattert; ſo eifert ſie doch mit Mann und Liebhaber. Sie fordern Treue, und halten ſelbſt keine.

Hören Sie, Freund! ſprach heut F*** zu mir, ich bin unglücklich, höchſt unglücklich. Bedauern ſie mich, tröſten Sie mich; ſchaffen Sie mir Rath! — »Was iſt

Ihnen widerfahren?« O ich liebte ein Mädchen — liebte es unausſprechlich, ſie war arm; aber ich glaubte ſie wäre gut. Die reichen und anſehnlichſten Schönen der Stadt machten mir Anträge; und ich ſtieß ſie zurück. Aber für meine Ehrlichkeit wurde ich betrogen, und für meine Liebe zum elendeſten Menſchen gemacht. Meine Frau iſt ſchön, reitzend, jung; ich fand Tugend in ihr — oder wähnte es wenigſtens, eine in ihr zu finden; aber ſie iſt eine wahre Furie. Neidiſch, zänkiſch, unverträglich mit aller Welt, ſie affektirt gegen mich die ſtrengſte Tugend, und buhlt mit Andern; iſt einbilderiſch — o ich weiß es nicht Alles zu ſagen — und doch liebte ich ſie noch; wollte mit aller Sanftmuth und Nachgiebigkeit ihren Thorheiten und Launen ausweichen; aber ſie ſagt es mir nur zu deutlich, daß ſie mich heirathete, um einen Mann zu bekommen, der ihr Vermögen und Anſehen leihet, um wohl leben zu können. O Freund! ich verwünſche die Tage, und zittere, wenn die Nacht einbricht, denn mein Pfühl trocknet nie von meinen Thränen. Alles, was Liebe und Rechtſchaffenheit des Mannes mir einrathen kann, habe ich ſchon verſucht, und — immer vergebens verſucht.

Der Gedanke, meine Frau, ſo viel möglich, auf beſſere Wege zu bringen, durch Liebe ihre Gegenliebe zu gewinnen, ihr Herz der Gefühle des Guten und Schönen empfänglich zu machen, war ſeit einiger Zeit die einzige Beſchäftigung meiner Seele — der Gedanke des Tages und der ſchlafloſen Nacht.

Geſtern, von den vielen Leiden ermüdet, ſchlummerte ich ein, und der ſanfte Schlaf wiegte mich in einen der ſchönſten Träume. Ich ſprach mit meiner Frau in den zärtlichſten Ausdrücken der Liebe und des Wohlwollens über ihr Betragen — ſo träumte mir. — Meine Beredſamkeit, meine Thränen, meine Liebe rührten ſie; die Schamröthe — die ſchönſte Schminke dieſes Geſchlechts — bedeckte ihre Wangen, ihr Auge ſchwamm in Thränen; zitternd umarmte ſie mich, bat mich ſchluchzend um Vergebung über ihre Ausgelaſſenheiten, und das reumüthigſte Bekenntniß ihrer Thorheiten floß von den Lippen — Welche Freude! welches Entzücken! — Ich ſah einen Engel vor mir, und ihre Reitze waren ſo mächtig, daß ich ihr Alles — Alles — auch Anſchlag zum Mord würde vergeben haben, und ſchon machte ich mir den Vorwurf, meine Reden möchten ſie gekränkt haben. Alles, was ich ihr ſagte, ſprach ich wirklich, denn ſie wurde darüber wach, und hörte folglich Alles. Ich wollte ſie umfaſſen, küſſen, ſtürzte auf ſie hin, und — prellte durch einen unfreundlichen Stoß zurück, den mir meine wachende Frau gab. O der Traum! —

Den 19. des Chriſtmonats.

Heute erhielt ich dieſen Zettel. Ich kenne die Hand nicht, und den Bothen nicht. Aber er iſt merkwürdig.

Mein Herr!

Ich erfuhr die traurige Geſchichte mit Louiſen; ich bedaure Sie von Herzen; aber vergeſſen Sie die Undankbare, ſie iſt keiner andern Rache werth. Ich ſchäme mich, und unſer Geſchlecht muß ſich ihrer ſchämen, und ich wundere mich nicht, wenn Sie alle Liebe aus Ihrem Herzen geriſſen hätten, und uns für eine abſcheuliche, giftige Natterbrut anſähen. Sie ſind ſchön, einnehmend gebaut, liebenswürdig und gefallen einer Perſon, die Sie mehr liebt und beſſer denkt, als Louiſe. Heute Abend um 9 Uhr erwartet Sie in der Regengaſſe an der Federecke ein Wagen, der Sie hinbringen wird zu

Ihrer ꝛc.

Den 20ten des Chriſtmonats.

Welch ein Herz! Welche feile Geſchöpfe! Die Neugierde verleitete mich; ich kam zur beſtimmten Stunde, und fuhr — — Ich kannte ſie; es war die Baronin Th**. Ich ſtand da glühend vor Scham und zitternd vor Schrecken, und knirſchend vor Wuth. Wie! Sie äffen einen Unglücklichen! war Alles, was ich ſagen konnte. »Sie übereilen ſich. Ich liebe Sie, und wenn Sie klug ſind — Ich habe Ihr Glück in meiner Hand.« — Sie! — Der Herr Baron ſind doch nicht geſtorben? — »Haha! Thut der was zur Sache? — — — — So! — — —

Den 21ten des Chriſtmonats.

Was iſt dem Menſchen noch heilig? Wo iſt noch ein Nahme, ſo groß, ſo ehrwürdig, daß ihn nicht der Menſch ſchändete? Gott, Menſchheit, Tugend, Liebe, Freundſchaft, Ehre, Gerechtigkeit — ſie mußten zum goldenen Deckmantel ſeines ſchwarzen Herzen dienen. Stolz ungenügſam und böſe würde er den Weltkörper zerſchmettern, wenn er Macht hätte, und die Trümmer dem Schöpfer ins Angeſicht werfen. Die Fabel von den Giganten iſt ſo ungereimt nicht. — —

Wie gehts, mein Herr? »Immer ſchlechter.« Wie das? Sie ſehen ja jetzt um viel beſſer aus, als vor einigen Wochen? — »Deſto ſchlimmer; ſo fürchte ich noch einige Monate leben zu müſſen. —

Den 22ten des Chriſtmonats.

Ich kann nicht glauben, daß es Menſchen gibt, die die geheime Kunſt beſitzen, die Seelen der Verſtorbenen auf die Erde zurück zu rufen. Der einzige Troſt des Menſchen, doch jenſeits vor Menſchen Ruhe zu finden, wäre verloren; alle Hoffnung, jemahls ihren Verfolgungen zu entgehen, wäre dahin. Sie würden die ehrlichen Seelen guter Menſchen, die im Leben das Spiel ihrer böſen Leidenſchaften waren, auch im Reiche der Ruhe nicht ungeſchoren laſſen; ſie würden ſie aus der Ewigkeit hierüber hohlen, und — weiß Gott! was ſie Alles daraus machten.

Aufwarten, zu ihren Füßen liegen, die Schleppe tragen und — vorzüglich Geld aufſchwärzen — das wäre gewiß der Auftrag, den die Seelen von Menſchen bekämen. Ich habe mich mit dieſer Idee oft unterhalten. Ein jämmerlicher Schulfuchs würde den Virgil und Horaz beſchwören, und den alten Homer den Muſen aus dem Schooße reißen, um ihm ſeinen Commentar vorzuleſen, den Homer nicht verſtehen würde. Hortenſius und Cicero würden das unglückliche Schlachtopfer der Advokaten werden, und Sokrates — — — Gott bewahre uns vor dieſer Wiſſenſchaft!

Aber von einer andern Seite betrachtet, wäre es doch auch ſpaßhaft. Mulei Iſmael und Chriſtiern würden nun die Sklaven eines ihrer Unterthanen werden, deſſen Vorfahren ſich einſt für ſie zu Tode arbeiten mußten. Und — Phyſiognomie der Seelen könnte man gründlich ſtudieren. Wie ſo manche reitzende Schöne würde da eine abſcheuliche Figur vorſtellen, und die Seele eines mächtigen Dückwanſtes vor Dürre kleppern, wie ein Skelet. Und die Moralphiloſophen, denke ich, würden eine andere Ethik ſchreiben, wenn ſie die kranken Seelen ſähen. Es gibt wirklich kranke Seelen unter uns. Einige haben die Schwindſucht, gar viele den Schwindel, den Ausſatz, unheilbaren Siechthum; viele den Schnuppen, und eine Menge ſind lahm, bucklig, ſchielend — oder gar blind. — — —

Den 23ten des Chriſtmonats.

Louiſe hat mich wohl vergeſſen, das denke ich; wie ſollte ſie auch anders? Ihr Auge kannte mich vom Sehen; aber ihr Herz kannte mich nie, und nun — im Zirkel der Freuden, der Wolluſt — die Gebietherin des Glücks — von feilen Schmeichlern umgeben — ganz das Kind am Gängelbande der Thorheit — beſchäftigt mit den Künſten des Putzes und der Galanterie — wie ſollte ſie meiner denken? — Aber wenn ſie mich ſie von ungefähr ſähe — ich ſie mit einem feſten, kühnen Blicke durchſchaute — ob ihr Auge das meinige nicht vermied — ob wohl ihr Herz ganz ſchwiege — nicht Beklemmung, nicht Bangigkeit fühlte? — —

Ach! ſie ſah mich, und ich ſie, als ſie in einem prächtigen Wagen vor mir vorbey rollte, und mein Blick prellte ab von ihrer Bruſt, wie der Pfeil vom Harniſch. Mit einem ſtolzen Achſelblick ſah ſie den Betrogenen an, und keine Liebe in ihrem Geſicht wich aus ſeiner Fuge. Ach! lieber hätte mich ihres Pferdes Huf erſchlagen, und ihr Wagenrad zerquetſcht. Ich begreiſe es noch nicht. —

Den 24ten des Chriſtmonats.

Ach! wie unglücklich iſt ein Herz, das fühlt, und ein Kopf, der denkt; eſſe, trinke und ſchlafe wohl, daß du groß wachſeſt und ſtark werdeſt. — Klötze, Drathpuppen und Marionetten-Menſchen ſind hier die glücklichſten Geſchöpfe, denn ſie denken und fühlen nicht, und ſchmiegen ſich willig in alle Geſtalten, die man ihnen geben will.

Warum iſt der Betrug ſo ein allgemeines Laſter unter den Menſchen? — Ich denke, die Frage will ich mir leicht ſelbſt beantworten. Unſere Sinne betrügen uns; Kopf und Herz täuſchen uns; die Schwäche unſerer Kräfte, Eitelkeit und Mangel an Einſicht machen, daß wir uns gerne ſelbſt betrügen, und den Betrug nur zu oft nicht fühlen, und ſogar Gefallen daran finden, wenn wir auch wiſſen, daß es Täuſchung iſt. Warum ſollte ein Menſch den andern nicht betrügen? —

* * *

Dieſes iſt nun Alles, was man aus Aglais Leben ſammeln konnte. Es ſind Bruchſtücke der Schwärmerey. Aglais erhitzte Einbildungskraft ſah die Welt von einem ganz andern Geſichtspunkte, als ſie wirklich zu ſehen iſt. Man ſieht aus Allem, wie ſehr der Menſch von Umſtänden abhängt ; bald iſt ſeine Schreibart ſanft herabgeſtimmt, bald erhöht ſchwärmeriſch, bald empöret, und mit Ausdrücken gefüllt, die ich manchmahl wünſchte, daß ſie keinen Platz in ſeiner Schreibtafel hätten ; allein ich wollte nichts ändern. Für den, der denkt, und das Herz der Menſchen kennt, werden dieſe Bruchſtücke einen Stoff zum Nachdenken geben ; es iſt ſo viel Wahrheit darin. Folgende Stücke fand man noch unter Aglais Schriften.

Aufſätze.

Heilig ſind die ſtillen Freuden der Natur ; heilig die Liebe der Stunden der Liebe. Dank dir, Freundin! für die Wonne, die du mir ſchenkteſt. Hier will ich ſie hinſchreiben, die Stunde, als eine der ſeligſten meines Lebens, die Stunde eines Frühlingsabends. Der Mond glänzte am Himmel, ſanft deckte der Schleyer der Nacht die Gegend, als ich, trunken vor Freude, an den Armen der Beſten wandelte.

O! ich könnte ſo ganz für ein Geſchöpf leben, das auch ganz für mich lebte.

Ich wollte mich mit der Liebſten meiner Seele in eine Nußſchale einſperren laſſen, und mir einbilden, daß ich König wäre.

Aber wo iſt das Weib, das wirklich fühlt? Ihr Putz iſt Alles für ihr tändelndes Herz, Koquetterie füllt jede Lücke aus. Wo ſoll noch Seelengefühl einen Platz finden?

Weine nicht mehr um mich, deine Thräne hat keinen Werth mehr für meine Seele.

Ich ſah dich für Hunde und Katzen zärtlichere Thränen vergießen, als für deine Freunde.

Es iſt doch etwas Troſtvolles, einer Perſon ſo werth zu ſeyn, als eine Katze. O du edle Katzenliebe, du!

Es iſt doch hart, ganz für ſeinen Freund leben zu wollen, den ganzen Tag über für ihn arbeiten, und es nicht dahin bringen zu können, daß man den guten Mann einem Thiere vorziehe.

Verſchließe in dein Herz, was dich kränkt, und denke, du lägeſt in einem ſchweren Traum, es wird beſſer gehen beym Erwachen. Ich fand es edler, mich kränken zu laſſen, als Andere zu kränken.

Ich ward oft, ſehr oft und ſchändlich betrogen; aber der Gedanke ſey Heil für mich, ich habe Niemanden betrogen, als mich ſelbſt.

O ihr guten Kinder! ihr macht mir viele Freude, wenn ich euch ſehe; aber daran denken darf ich nicht, daß wir in einer böſen Welt ſind.

Ich liebe alle Menſchen, und wenn mich auch ihre Thaten kränkten, ſo kann ich doch Keinen haſſen. Liebe!

Liebe! ich fühle, daß mein Herz für dich allein geſchaffen iſt. Liebe, aber was iſt Lieben ohne Gegenliebe?

Warum haſt du die Freundſchaft auf den Lippen, und den Haß in deiner Seele? Sage mir, daß du mein Feind biſt! Glaubſt du denn, ich werde dich minder lieben?

Verſtelle dich nicht! Wenn du auch die Maske trägſt, ſo leſe ich doch in deinem Auge, was du denkeſt; es gibt große Buchſtaben im Menſchenauge, aber jeder kennt ſie nicht. —

Hier ſtehſt du mit deiner lächelnden Miene, mit Freundſchaft auf deinen Lippen, und teufliſche Bosheit im Herzen. Hier ſiehſt du, Böſewicht, dieſe Note ſoll ein Monument für dich ſeyn, daß es dir an Satansbosheit nicht fehlte, ſondern nur an der Macht; mit glühendem Griffel habe ichs ins Herz gebrannt, keine Zeit ſoll deine That verlöſchen, verzeihn will ichs dir, aber ich will dich ewig ſcheuen, wie man Wölfe ſcheuet, die Lämmer zerreißen. Ungeheuer! mußteſt du ein Menſch werden, um ſchlimmer zu ſeyn, als ein Wolf?

O ſchöne, edle Ordnung! Der Schuft iſt immer über den ehrlichen Kerl, und der Schurke wichtiger als der Gute! Bald kann ich es nicht mehr aushalten.

Ah! wenn ich nur eine Narrenkappe hätte, und wenn ſich nur mein Kopf unter dieſe Kappe ſchicken könnte! Ich wollte in der Welt recht weit kommen.

Edler, guter, theurer Freund! du verdienteſt beſſere Menſchen zu deinen Dienern.

Ah! wie man dich bethört, wie man dich belüget, O könnte ich die Larven dieſen Scheuſalen vom Geſichte reißen!

Ich finde wenig Vergnügen an den rauſchenden Freuden der Welt; die einſame Hütte des Landmannes, das ruhige Geſtade eines ländlichen Baches, den kühlenden Schatten der Linde ziehe ich weit den lärmenden Freuden der Stadt vor.

Ich fühle mich manchmahl wie eine Blume, der man die Nahrung des Himmels entzog, ich ſchmachte und welke.

Die Roſe dauert nur einen Monath durch, die Diſtel dauert länger; ich will lieber eine Roſe ſeyn, als eine Diſtel, wenn mich auch mein Schickſal bald entblättert.

Ich ſuche immer, und finde nicht. Mein Herz iſt ſo gedrängt, ich fühle mich einſam unter Menſchen, und finde eine Ruhe, wenn ich ganz allein bin; dann iſt mir, als wenn etwas Unſichtbares um mich wäre, das meine Thränen trocknet, und mir ins Ohr der Seele flüſterte: Es wird dort beſſer werden.

Wenn ich ſterbe, ſo ſoll dieſes mein Troſt ſeyn, daß ich vielen Menſchen Gutes that, die es mir mit Böſem vergolten haben. —

Ich habe viele Schulden hierin, verlange nie eine Bezahlung, wenn es Gott nur meinen Freunden vergilt, denn ich bin ein ehrlicher Mann, und kann ihnen nichts hinterlaſſen.

Wenn ich zum Sterben komme, und traurig werden ſoll, ſo will ich denken, daß es in der Welt Juriſten und Theologen gibt, Advokaten und Richter, und ich will froh ſeyn, daß ich ſterbe.

Freundſchaft, nur du biſt wahre Liebe, aber gereinigt von allen Schlacken; du biſt der keuſche Genuß einer unſterblichen Seele; erwärmende, gütige, reine Leidenſchaft, Leidenſchaft der Engel, die ſie gegen verſchwiſterte Engel entzündet!

Lüſterne Gedanken, freche Begierden miſchen ſich nicht in deine heilige Flamme; du ſtrebſt edler und höher empor, und erleichterſt die Bruſt von Gedanken, die ſie zur Erde drücken, und erfreuſt ſie mit himmliſcher Wonne.

Dich, himmliſches Geſchenk, gaben die Götter den Menſchen, um alle Laſt des Erdwehes von ihnen zu nehmen, und die Freuden des Himmels ihnen koſten zu laſſen.

Gott! der du die Liebe biſt, entbinde meine Zunge von den Feſſeln der Vorurtheile, und laſſe dich meinen Brüdern verkünden, daß du die Liebe biſt.

Sie ſollen von mir nicht ſagen, daß meine Zunge ſtammelt, wenn ich von dem rede, der die Liebe iſt.

Ich will mich nicht an die Schwellen des Tempels ſetzen, den die Hände der Sterblichen dem Unendlichen erbauten: in der blumigen Wieſe, im einſamen Thale, will ich den verkündigen, dem die Blumen Gerüche düften, und die Lerchen am Morgen lobſingen.

Da will ich mich ins Heiligthum der Natur wagen, der Stimme horchen, die mein Herz ſpricht, und der Ahnung Gehör geben, die vom Himmel mit dem Thaue ſtrömt, der die Roſen im Gebüſche, und die Lilien im Felde labet.

Aus den edelſten Bildern der Natur will ich die Farben entlehnen, um den zu mahlen, den mein Herz anbethet, und mein Pinſel ſoll herrlicher ſeyn, als der Pinſel eines Cherubs, der dem ſchwachen Auge des Sterblichen die Gottheit zum Erſtenmahle in der Sonne mahlte. —

Dort, wo der Geſang der Nachtigall tönt, im ſchattigen Laube, im Roſengebüſche, wo die Grasmücke ſingt, im vielfärbigem Felde, wo die Biene mit Honig ſich füllt, im grünenden Thale, wo murmelnde Bäche ſanft rollen, in blumigen Auen, da fühle ich das Daſeyn der Liebe, das Daſeyn der Gottheit.

Entzückung reißt mich dahin. Wo bin ich! Ich fühle den kühlenden Weſt, Erquickung haucht er auf meine glühende Wange, Gerüche vom Balſam düftet die Roſe für mich, und ſtärkende Labung wird mir die Erdbeere, ſie wächst für mich an majeſtätiſchen Tannen, und winkt mir, und Labung fließt mir ins Herz, gepreßt aus ihren aromatiſchen Säften. Wer gibt mir dieſes Wonnegefühl, wer als der, der mich ſchuf, der mich liebte, der Unendliche, der die Liebe, der Gott iſt! —

* * *

Weiters fand man ein Porträt eines edlen ſanften Frauenzimmers; es war ſo überſchrieben:

Du allein, ſanftes Geſchöpf, warſt Aglais Freundin, du warſt und biſt nicht mehr, jenſeits will ich dich wieder finden.

Bei dieſem Porträt war auf abgeriſſenen Blättern Nachſtehendes geſchrieben:

Mein Gott! du haſt mich zu früh auf dieſe Welt geſetzt; vielleicht wird die Nachkommenſchaft dich beſſer erkennen, und edler vor deinen Augen wandeln.

O Schöpfer der Welten! wache über die, die das heilige Werk deiner Hände verunſtalten!

Rufe die Mutter zu ihren erſten Pflichten zurück, wie die Väter zu ihren Handlungen der erſten Menſchen!

Das, was die Menſchen einſt als den Segen des Himmels anſahen, betrachten ſie nun als Fluch und, du, Unendlicher, haſt doch ihre Freuden nicht geändert.

Wie unſinnig die Menſchenkinder ſind; ſie hangen ſo gerne am Wunderbaren, und verkennen die Wunder des Vaters der Natur. Sie ſchätzen die zerbrechlichen Werke ihrer Hände höher, als die unſterblichen Wunderwerke eines Gottes, aus deſſen Meiſterhand die Natur, der Bau der Welten kam. Sie preiſen das kindiſche, zerfällige Machwerk ihrer Hände, und ſehen gleichgiltig die ganze Schöpfung an; ſtaunen über Kartenhäuſer, die ein Hauch ſtürzt, und ſehen ungerührt Millionen Sonnen ſich nach ewigen Geſetzen in ihrem Kreiſe drehen.

Sie verweilen bey künſtlichen Szenen, bey täuſchenden Gemählden, und verlaſſen das erhabene Schauſpiel, das ihnen die Natur darbiethet; entziehen ihr Auge den großen Wirkungen der Himmelskörper. Ich ſah ſie, die Thoren, die Sonne verlaſſen, um ſich bey dem blaſſen Scheine ihrer Fackeln zu verſammeln; ich ſah ſie, ihr verwöhntes Ohr vor den kunſtloſen Geſängen der Vögel verſchließen, um ſich bey dem disharmoniſchen Lärm ihrer rauſchenden Inſtrumente zu entzücken.

Gott der Natur! du gabſt dem Menſchen lachende Wieſen und erquickende Schatten, und ſie bauten ſich dicke Mauern, ſchloßen ſich in enge Gefängniſſe ein, die ſie Städte nennen. Da häufen ſie ſich auf, wie eine Heerde Sklaven; einer drückt den andern, und ſperrt ihm den freyen Athem, anſtatt daß ſie ſich über Gottes Erde ausbreiten, ohne einander ſchädlich zu ſeyn. Sie ſammeln ſich nur auf einigen Punkten des Erdkörpers, und den größten Theil der übrigen Oberfläche laſſen ſie unbewohnt und unangebaut.

Wohlthätiger Vater der Weſen! du wieſeſt den Menſchen zur ſprudelnden Quelle, gabſt ihm die nahrhafte Milch der Heerden, den ſüßen Honig der mühſamen Biene; und er iſt mit alle dem nicht zufrieden;

er erfand ſich berauſchendes und tödtendes Gift, das er in geringen Zügen aus goldenen Gefäßen trinkt. Du läßeſt unzählige Früchte zu ſeiner Nahrung gedeihen; aber die heilſamſten Kräuter, Alles, was das Pflanzenreich Nahrhaftes und Kräftiges hat, ſtillet ſeinen Hunger nicht; wie der reißende Wolf würget er, und Blut muß zwiſchen ſeinen Zähnen hervorſprudeln. Die Unmenſchen! ihr Tiegerherz bebt nicht, wenn ſie das junge Lamm vor den Augen ihrer Mutter ſchlachten. Die Undankbaren! ſie führen den arbeitſamen Ochſen, noch vom Schweiße triefend am Pfluge, nach Haus, und er fällt unter ihrer meuchelmörderiſchen Axe! Diejenigen, deren Felder er ſo erſt befruchtet hat, ſchmauſen jetzt von ſeinem noch zitternden Fleiſche.

Herr! ſage mir, wo iſt noch ein Winkel der Erde, wo man nach der Natur leben kann? Zeige mir eine öde Inſel, einen unfruchtbaren, dürren Fels, wo der Mensch, ruhig und ſicher, deine ewige Gerechtigkeit anbethen könnte! Ha! ſieh! der blutige Dämon des Krieges, und der Geiſt des Deſpotismus haben die Welt unter ſich getheilt. Ueberall trifft man Spuren von ihnen an, und ſie reichen ſich von einem Ende der Welt bis zum andern die Hände.

Wir haben es weit gebracht. Unſere Frauen ſind ſtolz auf die Unfruchtbarkeit, und rechnen ſich ihre Nichtigkeit zur Ehre. Sie ſind unempfindlich bey den unſchuldigen Liebkoſungen eines Neugebornen. Man will immer die Blumen aus Amors Roſenmonate pflücken;

aber nicht Hymens Früchte erwarten. Er ſtürzt die heilige Fackel, und bedeckt mit den Händen ſein trauerndes Angeſicht, um nicht die ärgerlichen Auftritte ſehen zu müſſen, die täglich ſeine Altäre entheiligen.

Wir ſind in den Zeiten der Aufklärung und Verfeinerung, und verlieren immer mehr vom Menſchen; unſere Sinne werden gröber und unſere Begierden immer thieriſcher. Der Geſchmack an anſtändigen Vergnügungen, an den feinen Gefühlen unſchuldiger Freuden iſt nun vorbey; das überſättige Herz des heutigen Menſchen nimmt nicht mehr Theil an den ſanften Freuden der Natur.

Wenn das Ungefähr eines unſerer modiſchen Ehepaare mit einem Erben beſchenkt, wird er nicht gleich als ein unwillkommener Zeuge der Liebe betrachtet, den man nicht zu lange entfernen kann? Schändlich! — Die Mutter iſt ihren eigenen Töchtern ein Stein des Anſtoßes geworden, und der Sohn erröthet über ſeinen Vater, und ſein Beyſpiel iſt ihm ärgerlich. Und die Kinder verweilen nicht lange, die würdigen Nachahmer ihrer Väter zu werden. Muß es denn nicht ſo ſeyn, wenn der Menſch beym Laſter ſeine Rechnung beſſer findet, als bey der Tugend? Schmutzige Galanterie führt zu Ehren und Würden. Luxus iſt der Mörder der Sitten, und die häusliche Tugend iſt aus der Mode.

Die Zeit ſchafft Alles um. Vormals war das Kommerz unter den Menſchen ein Tauſch mit den Wohlthaten; nun iſt die Gaſtfreundſchaft ein ſchändliches Gewerbe geworden.

Wo iſt die Tugend unſerer Väter? Wer kennt noch ihre Würde? Scheint ſie nicht ihren Werth verloren zu haben, da man Preiſe auf ſie ſetzt, als wenn ſie nicht ſelbſt ſchon Lohns genug wäre? — bezahlt man nicht eine gute Handlung, wie eine andere käufliche Waare, und biethet die Kronen der Ehren den Meiſtbiethenden feil?

Die Künſte ſind von ihrer erhabenen Würde herabgeſunken, und nichts Großes iſt mehr an ihnen; die Dichtkunſt, das erſte, ſchönſte menſchlicher Talente, biethet ſich ſchamlos jedem Gecken feil, der ihre Reime kaufen will.

Schmeicheleyen, fader, zweydeutiger Witz, und irrige, verwegene Vernünfteleyen ſind der Inhalt der meiſten Gedichte geworden. Die Seelen kriechen im Staub, und Wenige ſchwingen ſich auf Adlers Fittigen von der Erde gegen Himmel, und preiſen die Allmacht in hohen Geſängen; die Beredſamkeit großer Geiſter iſt in den Sold der Lüge getreten, und läßt ſich nicht mehr vom Sitze der Wahrheit hören.

Man baut dir noch Tempel, aber mit nachläßigen faulen Händen; und die großen Palläſte des Vergnügens verdunkeln das Haus des Herrn. Seine Diener ſchämen ſich des Gewandes, das ſie tragen, und kleiden ſich um. Schwer liegt den Zenobiten der Mantel auf ihren Schultern, den ſie ſich zu tragen ſchämen.

Gott meiner Väter! warum behielteſt du mich auf, dieſen Greuel zu ſehen! — — Verzeihe dem Schwachen, den der Anblick dieſer ſchändlichen Auftritte zu Boden drückt! Warum ließeſt du mich nicht in dem goldenen Zeitalter der Patriarchen zur Welt kommen? — Allenthalben haben ſie die Erde beſeſſen, und es iſt keine Höhle mehr, die der Freyheit Zuflucht gewähren könnte. Ach! werde ich denn nimmermehr, ehe ich in die Krüfte des Todes ſteige, mich nur einen einzigen Augenblick der natürlichen Rechte der Menſchen bedienen können? Iſt denn das Grab allein die ſichere Verſchanzung gegen Ungerechtigkeit und Sklaverey?

Gott der Weisheit! Das Leben der Menſchen iſt kurz; es wäre nicht gut gethan, unſere Tage zu vermehren, wie die Sandkörner am Strande des Meers. In deiner unendlichen Weisheit ſaheſt du wohl vor, welchen Gebrauch wir davon machen würden.

Die ihre Tage unbenützt verſtreichen laſſen, ſind wahrlich ſo ſchuldig nicht; aber die ſie zum Böſen anwenden; ſie rechtfertigen zu ſehr deine weiſe Sparſamkeit. Was machen wir wohl von unſerem Leben für einen Gebrauch? Eitle Künſte und andere thörichte Beſchäftigungen nehmen faſt allen Raum deſſelben ein.

Die Reichen allein genießen die Früchte des Geiſtes, und das in Armuth erniedrigte Talent durchwachet die Nächte ſeines Lebens für reiche Thoren. Aber von allen dieſen glänzenden Arbeiten, was bleibt uns? Ein eitler Nahme und Mühe. O wie glücklich iſt der Weiſe, der ſein Leben nur der Betrachtung der Natur weiht, und ſich ihrer Werke freut, ohne ſie mit den ſeinigen zu verwenden!

Die Natur iſt eine unerſchöpfliche Quelle des wahren Vergnügens. Um ein guter Menſch und glücklich zu ſeyn, braucht es mehr nicht, als daß wir zur Natur zurückkehren, und ihr getreu bleiben.

Gott meiner Väter! nun iſt es Zeit; rufe mir noch jene wenigen ſchönen Tage auf die Erde zurück — bringe ſie wieder unter uns, dieſe heitern glücklichen Tage, die der Menſch niemahls hätte vergeſſen ſollen, und deren Andenken die einzige Freude des armen Aglais war!

Hofrath v. Eckartshauſen's

Schriften.

Neunzehnter Band.

Omars Lehren,

oder

Biographien zur Menſchenkenntniß.

Ein Buch für die Welt, wie ſie iſt, nicht wie ſie ſeyn ſoll.

I. Theil.

Liſa: oder man beurtheilt die Menſchen falſch, wenn man jeden nach ſeinem guten Herzen beurtheilt.

Sophie Lauber: oder man findet oft ein gutes Mädchen, wo man ſie nicht zu finden glaubt.

Geſchichte des Ferdinand R. oder: es iſt immer gefährlich, den Leidenſchaften der Großen zu ſchmeicheln.

Der Fähnrich und der Greis.

Wien, 1831.
Bei Anton v. Haykul, Buchdrucker,
und bei
Mich. Lechner, Univerſitäts-Buchhändler.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

Ak 2275 - 14.20

Omars Lehren,

oder

Biographien zur Menſchenkenntniß.

Erſter Theil.

Syſtem
des
ganzen Bandes.

Charaktere und Grundſätze.

1. Einleitung zu den Erzählungen, und Beweiſe, wie der Menſch aus Mangel an Weltkenntniß unglücklich wird. Beyſpiele aus Charakteren. Grundſätze, Urſachen, Folgerungen. Regeln der Klugheit.

2. Vortheile des geſelligen Lebens nach Wenzels philoſophiſchen Werken. Nothwendigkeit der Klugheit im geſellſchaftlichen Leben.

3. Von dem Umgange mit den Menſchen. Von der Nothwendigkeit des Studiums ihrer Temperamente. Der Sanguiniſche, der Choleriſche, der Phlegmatiſche, der Melancholiſche, geſchildert aus Wenzels Grundſätzen.

Dieſe Grundſätze benuzt in Erzählungen.

Inhalt.

1. Licka: oder man beurtheilt die Menſchen falſch, wenn man jeden nach ſeinem guten Herzen beurtheilt.
2. Sophie Lauber: oder man findet oft ein gutes Mädchen, wo man ſie nicht zu finden glaubt.
3. Geſchichte des Ferdinand R. oder: es iſt immer gefährlich, den Leidenſchaften der Großen zu ſchmeicheln.
4. Der Fähnrich und der Greis.

Anwendungen.

Zu Lika's Geſchichte. Charakter des wahren Wolluſtlings. Kennzeichen des Wolluſtlings. Grundregeln in Rückſicht dieſes Charakters. Beweggründe, den Wolluſtling zu fliehen. Coquetterie, was ſie ſey, worin ſie liege. Folgerungen aus der Coquetterie gezogen. Warnungen für jupge, romanhafte Leute.

Zu Sophie Lauber und Ferdinand R. Lehre, wie man mit rohen Menſchen umgehen ſoll. Charakter eines ſolchen Menſchen in dem Schloßwächter zu R. Charakter eines guten Mädchens in Sophien. Charakter eines reichen, ungebildeten Menſchen. Warum reiche, ungebildete Menſchen ſelten Mitleid fühlen. Urſachen hiervon. Die Güte aus Stolz, die Großmuth aus Hoffarth, und die Menſchenfreundlichkeit aus Schwachheit. Grundſätze, wie man ſolche Menſchen behandeln ſoll. Wahre Politik, wie man mit Großen und Reichen umgehen muß. Niederträchtigkeit der Schmeicheley; böſe Folgen; edler Anſtand ohne Erniedrigung; Höflichkeit ohne Schmeicheley.

Omar lernte die Menſchen und die Welt kennen. Er war einſt am Hofe, begleitete dort eine anſehnliche Stelle, und ſtudierte die Menſchen aus Erfahrungen. Müde der eingebildeten Größe, verließ er ſeine Ehrenſtellen, und entſchloß ſich nach den canariſchen Inſeln zu ſchiffen, um dort im ſtillen Genuſſe der Freuden der Natur ſeine Tage zu enden. Er ſetzte ſich mit ſeiner Tochter Roſalko, einem liebenswürdigen Mädchen, zu Schiffe; allein ein Sturm vereitelte ſeine Abſicht. Omars Schiff ſcheiterte, und er ward nebſt ſeiner Tochter, welche die Vorſicht zu ſeiner Erhaltung rettete, in ein abgelegenes Eiland geworfen, wo er nach fünf Jahren ſein Leben ſchloß.

Unglücklich war Omar nicht, denn er hatte es bereits dahin gebracht, das Glück in ſeinem Herzen zu finden. Am Ufer des Meeres war ſeine Hütte gebaut, und Olivenbäume umſchatteten ſie. Da ſaß er täglich mit ſeiner Tochter, überſah die unermeſſene Fläche des Meeres, und erzählte ihr den langen Tag über, wie die Menſchen ſind, und was er erfuhr. Sorgfältig zeichnete das gute Mädchen auf Baumrinden ſeine Worte, und manche ſanfte Thräne netzte das Blatt, worauf ſie ſelbe zeichnete.

Nach fünf Jahren, die Omar und Roſalka auf dieſem Eilande verlebten, landete ein ſpaniſches Schiff. Ein edler Jüngling ſah Roſalka, liebte das Mädchen, und begehrte es zum Weib. Omar gab ſie ihm, und unter freyem Himmel ward das Band der Liebe geſchloſſen. Omar war glücklich, ſeine Tochter noch vor ſeinem Tode verſorgt und gerettet zu ſehen; aber ſein vor Alter zu ſchwaches Herz konnte die Heftigkeit der Freude nicht mehr ertragen. Er ſtarb noch auf der Inſel in den Armen ſeiner Tochter und ſeines Schwiegerſohnes. Die Thränen, die Roſalka über den Tod ihres Vaters weinte, trocknete die Liebe ihres Gatten von den roſigen Wangen. Er verließ mit Roſalka dieſen traurigen Ort, und kam glücklich nach Madrid, wo er die ſeligſten Tage an der Seite ſeiner Gattin verlebte. Roſalka's Brautſchatz waren Omar's Lehren und Erzählungen, die hier folgen.

Je mehr man ſich und die Welt kennen lernt, deſto mehr führt uns dieſe Kenntniß zur Natur und zum Schöpfer zurück. Wohlthätig iſt die Erfahrung; wenn ſie auch mit Bitterkeit unſere Herzen tränkt, ſo gibt ſie uns doch oft manche lohnende Stunde.

Leiden muß der, dem die Natur ein empfindſames Herz gab, wenn er ſich aus dem geträumten Paradieſe ſeiner Glückſeligkeit, aus ſeiner Engelswelt unter ſchwache Menſchen verſetzt findet, die die Macht der Leidenſchaften regiert; wovon die Meiſten die Diener ihrer Selbſtliebe ſind; allein nur ſtufenweiſe führet die Vorſicht den Menſchen zu wahren Kenntniſſen, und ſie beſtimmt die Erfahrung zu unſerer Führerin. Dieſe Erfahrung führt uns von den Irrwegen unſrer Träumereyen zurück, und lehrt uns durch Wahrheit Menſchen und Welt kennen, wie ſie ſind, nicht wie wir ſie uns einbilden.

Aufmerkſam auf mein eigenes Herz, auf den Gang meiner Ideen, will ich meine Fehler, meine Thorheiten und meine Irrthümer aufzeichnen — was ich ſah, was ich bemerkte, was ich ſammelte. Ich habe mich bemüht, mit Kaltblütigkeit meinen und Anderer Charakter zu ſtudieren; belauſchte mein eignes Herz und die Herzen Anderer in verſchiedenen Lagen, Umſtänden und Stellen; zeichnete Alles ſorgfältig auf, und zog Grundſätze aus wahren Erfahrungen.

Als ich in die Welt trat, träumte ich mir ein Eliſium, und meine ganz überſpannte Einbildungskraft ließ nichts als vollkommene Weſen herumwandeln; aber bald ſah ich, daß ich mich betrogen, und der entſetzliche Abſtand der Weſenheit von der Einbildung brachte mich ganz aus meiner Faſſung. Da ich nichts als Engel zu finden glaubte, ſo war es ganz natürlich, daß die Entdeckung dieſes Betruges mich wieder auf eine andere Art von Täuſchung führte. Ich verwandelte meine Engel in Satans-Geſtalten, fand dieſe ſchöne Erde einen Wohnort von Teufeln, und kam von einem Irrthum zum andern.

Traurig wandelte ich manchen Abend in den Fluren, liebte die Einſamkeit, und ſchauderte zurück bey dem Anblick einer Menſchengeſtalt.

Nach und nach ſtiegen ſanftere Empfindungen in mein Herz; von der Hand der Wahrheit geleitet, überzeugte mich die Erfahrung, daß die Geſchöpfe, die ich hier fand, weder Engel noch Teufel waren, ſondern Menſchen, unter denen es unbegreifliche Gradationen auf der Stufenleiter der Weſen gibt, und nothwendig geben muß. Meine Stirne wurde heiterer, ich ſöhnte mich mit der Menſchheit wieder aus, und ſah von einem richtigern Geſichtspunkte die Welt an.

Bald ſchien mir der Menſch der wichtigſte Gegenſtand meines Studiums zu ſeyn, und ich entſchloß mich, ihn unpartheyiſch zu ſtudieren. Zum Alphabet dieſes Studiums nahm ich mich ſelbſt, und durch genaue Prüfung jeder meiner Regungen, jeder meiner Handlungen fand ich bald, wie ſehr unſer Herz von Umſtänden und Erziehung wie auch von unſerm Nervenbau abhänge. Meine Fehler, die ich beging, machten mich nachſichtig gegen die Fehler meines Nächſten, und ich fand eine Reihe Entſchuldigungen, wenn er fehlte.

Dieſe Begriffe waren beruhigender für mein Herz, und lehrten mich den Werth der Religion und der Menſchenliebe kennen. Ich ſah ein, daß das Unglück der Menſchen aus Mangel ihrer Selbſtkenntniß entſteht; ich ſah ein, daß unſere Moraliſten — ſehr wenige ausgenommen, ganz unrecht über den Menſchen gedacht haben; ich ſah ein, daß ſie die Leidenſchaften der Menſchen nicht kannten, daß ſie nicht wußten, wie viel Edles in denſelben liegt, und daß nicht die Ausrottung der Leidenſchaften, ſondern die Lenkung derſelben zum Guten der erſte Grund zum Menſchenglück iſt. Ich ward überzeugt, daß Schwachheit, Fehler, Verbrechen und Laſter ſich weſentlich unterſcheiden, und das übelgeleitete Selbſtliebe und Intereſſe die Quellen des Guten ſind.

Ich ſah eine Menge guter Menſcher aus Mangel der Welkenntniß unglücklich werden; ſah Menſchen vom Thron der Liebe bis zum Pfuhl des Menſchenhaßes herabſinken; fand Redliche ohne Troſt und Hilfe, und alles dieß — aus Irrthum. Ich dachte daher, es würde nicht unnütz ſeyn, meine Erfahrungen meinen Mitmenſchen mitzutheilen, Beyſpiele anzuführen und Warnungen, um Redliche zu ſchützen, und tröſtete mich über das Unvollkommene meines Unternehmens mit dem Gedanken: Es war gut gemeint, und es iſt doch immer etwas gethan, was für die Menſchheit gethan iſt.

Um den Redlichen in der Welt vor Unglück zu warnen, iſt vor Allem nothwendig, daß man ihn den Menſchen kennen lehre, wie er iſt. Wir leben in der Geſellſchaft, und der geſellſchaftliche Menſch iſt von dem Naturmenſchen weſentlich unterſchieden. Der Naturmenſch kennt kein anderes Geſetz, als die Befriedigung ſeiner ſinnlichen Bedürfniſſe, denn er allein iſt Alles für ſich. Dieſe Verhältniſſe verändern ſich aber im geſellſchaftlichen Zuſtande; in dieſem ſieht er ſeine Schwäche ein, und die Nothwendigkeit der Exiſtenz ſeines Wohls mit dem Wohl des Andern; da hört der Menſch für ſich allein zu leben auf; er lebt nothwendig fürs Ganze, und ſein Privatintereſſe, ſeine Selbſtliebe müſſen ſich mit dem Intereſſe und der Liebe des Ganzen vertragen; — dieſes iſt der Grund aller geſellſchaftlichen Tugenden. Hier hört aber der Inſtinct des ſinnlichen Gefühls auf, nicht mehr die bloße Leitung unſerer Handlungen zu ſeyn; dieſer Inſtinct iſt nur bey dem Naturmenſchen die Leitung; beym Menſchen in der

Geſellſchaft iſt es die Vernunft, denn er muß erkennen und wollen. Zu dieſem Erkennen, zu dieſem Wollen führt den Naturmenſchen die Cultur, und dieſe beſteht in Geſetzen und Religion.

Weil Cultur unmittelbar zum geſellſchaftlichen Menſchen nothwendig iſt, ſo iſt die richtige Folge, daß kein geſellſchaftlicher Menſch geboren wird, ſondern nur der Naturmenſch, und daß aus dem Naturmenſchen erſt die Erziehung durch Geſetze und Religion den geſellſchaftlichen Menſchen bilden muß.

Aus der Richtigkeit dieſer Sätze folgt nun unmittelbar, daß es in jeder Geſellſchaft mehr ungebildete als gebildete Menſchen geben wird. — Folglich mehr Naturmenſchen — — ich verſtehe hierunter Menſchen, die ſich nur durch ihr Sinnliches leiten laſſen, und nicht durch Vernunft. Aus dieſem folgen alle geſellſchaftlichen Uebel; denn das Privatintereſſe und die Selbſtliebe kommen in Streit mit der Liebe und dem Intereſſe des Ganzen, und wäre dieſer Streit nicht in der Geſellſchaft, ſo wäre dieß die größte Stufe der geſellſchaftlichen Glückſeligkeit.

Da dieſe Sätze nun richtig ſind, ſo ſind die Folgerungen unläugbar dieſe, daß in jeder Geſellſchaft der größte Theil der Menſchen mehr durch Sinnlichkeit, als durch die Vernunft geleitet wird, daß der größte Theil mehr ſein Privatintereſſe dem Intereſſe des Ganzen vorzieht, und daß der größte Theil ſich ſelbſt mehr liebt als das Ganze. Von dieſer Seite muß der Gebildete in der Welt die Menſchen anſehen, wenn er nicht täglich will hintergangen und betrogen werden. Die Menſchen ſind aus dieſem Grunde nicht haſſenswürdig; bilde ſie um, und ſie werden beſſer werden.

Beyſpiele.

Amint war ein redlicher Bürger, **Sophie** war ſeine einzige Tochter; er liebte ſie unendlich. Belmor, der Sohn eines reichen Commis warb um ſie: Amint hatte alles Zutrauen auf Belmor, er durfte Sophien beſuchen, wenn er wollte. Amint, der redliche Amint argwohnte nichts Unſchickliches, und nun iſt Amint unglücklich; Sophie iſt entehrt, Belmor verließ ſie und ihr unglückliches Kind. Amint weint, flucht über die Menſchen, und über Belmors Abſcheulichkeit. Der Niedrige! ſagt er, er hat mein Zutrauen mißbraucht, meine

Freundſchaft beleidigt, die Rechte der Gaſtfreyheit beſchimpft; — Gott! muß es ſolche Menſchen in der Welt geben!!!

Ich bedaure dich, redlicher Amint! allein es war deine Schuld; du beurtheilteſt die Menſchen nach deinem Herzen. Belmor war ein ungebildeter Junge, bei ihm ſprachen die Sinne, nicht die Vernunft. Du hätteſt ihn beſſer kennen ſollen. Wenn du einem Menſchen deine Tochter anvertrauſt, von dem du nicht thätige Beweiſe haſt, daß Erziehung, Vernunft und Religion ſein Herz gebildet haben, ſo mußt du immer ſolche Folgen erwarten. Dieſes Uebel liegt nicht in der Geſellſchaft, ſondern im Mangel der Cultur; ſey nicht ungerecht! —

Liſimon nahm einen Diener; er war zwar redlich, treu, geſchickt; aber übrigens ungebildet. Liſimon liebte ihn, wie ſeinen Sohn. Ferdinand, ſo hieß der Diener, verließ Liſimon, und trat zu einem Cavalier in Dienſt; er bekömmt zehn Thaler monatlich mehr. Liſimon ärgert ſich. Um des Geldes wegen konnte er mich verlaſſen, er, den ich wie meinen Bruder behandelt! Das iſt abſcheulich.

Setze dich, Liſimon, an die Stelle deines Ferdinands. Das Privatintereſſe überwiegt bey dem ungebildeten Menſchen alles Uebrige. Lehre ihn, daß die Freundſchaft ein größers Gut ſey, als die zehn Thaler, und Ferdinand wird dich nicht verlaſſen; aber bisher hätteſt du nichts anders von ihm erwarten ſollen.

Rosmond hatte das Unglück einen Reichen vom Adel zu beleidigen; er mußte ſich flüchten. Hundert Thaler ſind auf ſeinen Kopf geſchlagen, die ſeinem Angeber ausbezahlt werden. Rosmund ſchützte einmahl einen Wucherer wider die Verfolgung des Gerichts, nun flieht Roſmond zu ihm. Ich ſchützte dich, ſagte er, erwiedere mir desgleichen: aber Belcour, ſo hieß der Geitzige, lieferte unſern Rosmond gegen die hundert Thaler aus.

Iſt es des Geitzigen Schuld? Nein! die Schuld liegt an Rosmond, der den Belcour nach ſeinem Herzen beurtheilte. Es iſt ja ganz natürlich, daß einem Wucherer das Geld heiliger iſt als Freundſchaft und Dankbarkeit. Lerne erſt den Charakter des Menſchen kennen, Rosmond! du hätteſt dich nicht zu ihm flüchten ſollen, du wärſt in einer

Wolfshöhle ſicherer geweſen. Wenn du aber je ſicher hätteſt bey Belcour ſeyn wollen, ſo hätteſt du ihm noch ſo viel zahlen ſollen, als auf deinen Kopf geſchlagen war, und dann zweifle ich — denn es waren ja noch hundert Thaler zu gewinnen.

Grundſätze.

Die meiſten Menſchen ziehen ihre Privatliebe der Liebe zum Ganzen vor; die meiſten Menſchen ihr Privatintereſſe dem Intereſſe des Ganzen.

Urſachen.

Weil die Selbſtliebe, ein Werk des Inſtincts, nothwendig zu unſerer thieriſchen Erhaltung, und die Liebe zum Ganzen, ein Werk der Vernunft, und folglich ein Werk der Cultur iſt.

Der rohe Naturmenſch kennt kein Wohl als ſein eigenes; kein Intereſſe als das ſeinige; der Menſch in der Geſellſchaft ſteht auf einer edlern Stufe, und macht das Intereſſe Mehrerer zum Intereſſe des Einzelnen; allein der geſellſchaftliche Menſch wird erſt das, was er ſeyn ſoll, durch Erziehung.

Folgerungen.

Da uns die tägliche Erfahrung überzeugt; daß die meiſten Menſchen in der Geſellſchaft beynahe ganz ohne Erziehung ſind, oder wenigſtens — was aber zuweilen noch ſchlimmer iſt — eine widernatürliche Erziehung haben, ſo iſt die Folge klar, daß die meiſten Menſchen ohne Cultur ſind.

Regeln der Klugheit.

Weil ich nun in der menſchlichen Geſellſchaft mit Menſchen umgeben und handeln muß, ſo muß ich in dieſen meinen Handlungen die Menſchen anſehen, wie ſie ſind, nicht, wie ſie ſeyn ſollen, oder wie ich ſie mir vorſtelle. Ich muß denken, daß die meiſten ohne Cultur ſind, folglich ihre Selbſtliebe und ihr Privatintereſſe immer der Liebe und dem Intereſſe des Ganzen vorziehen werden; hieraus folgen die erſten Regeln der Klugheit:

Schone ſoviel möglich die Selbſtliebe der Menſchen!

Schone ſoviel möglich ihr Intereſſe!

Mußt du mit einem Menſchen handeln, ſo handle mit ihm ſo lange ſo, wie du gegen einen Menſchen, der keine Cultur hat, handeln ſollſt, bis du vollkommen vom Gegentheil überzeugt biſt!

Suche dich ſeiner Selbſtliebe, ſeines Intereſſe auf eine edle Art zu bemächtigen, und leite ihn durch dieſe Bande.

Glaube niemahl, daß bey dem Uncultivirten, Menſchheit, Gerechtigkeit, Freundſchaft, Wohlwollen, mit einem Wort: alle edle Tugenden der Geſellſchaft, mehr Macht haben über ſein Herz, als ſeine Eigenliebe und ſein Privatintereſſe, wenn du nicht vollkommen ſeines gebildeten Charakters durch eine Reihe von Handlungen überzeugt biſt; denn ſonſt wirſt du immer betrogen.

Siehſt du, daß der Menſch, mit dem du handelſt, die Bleywage deiner Prüfung nicht aushält, ſo ſuche ihn durch ihn ſelbſt zu gewinnen, ſtudiere ſeine Temperamente, ſeine Erziehung, denn der uncultivirte Menſch wird mehr durch ſein Blut, durch ſeine Säfte, durch Umſtände, als durch Vernunft und Ueberzeugung geleitet.

Haſſe daher die Menſchen nicht, weil ſie ſonſt ſo ſind; es iſt in der Natur der Dinge, Alles geht ſtufenweiſe zu ſeiner Vervollkommnung. Studiere dein eigenes Herz, und du wirſt ſehen, was der Menſch iſt; du wirſt ſehen, welche Kraft des Geiſtes in ihm liegt, welches Beſtreben zum Glücke, zur Seligkeit! — Du wirſt ſehen, wie ſtark er iſt, und zugleich wie ſchwach; du wirſt entdecken, wie ein Augenblick Jahre verdrängt, und eine Minute das Werk eines halben Lebens vertilgt. Durch deine eigenen Fehler wirſt du nachſichtig gegen die Fehler deines Nächſten werden; du wirſt ſehen, wie eine edlere Kraft mit der Hülle ſtreitet, in der ſie verſchloſſen liegt, wie ſie aufwärts ſtrebet, da ſie der Körper an die Erde feſſelt, bis ſie endlich, von den Schlacken gereiniget, ihren Kerker durchbricht, und ſich ihrer Beſtimmung nahet, die ihr die Gottheit gab.

Pirin hat den Ruf eines eigennützigen Richters; er verkauft ſeine Urtheile um Geld. Patmus iſt ſein Freund; er vertraut ihm das einzige Kind ſeines beſten Freundes an, die junge Roſalia, und ſetzt Pirin zum Vormund. Nach einigen Jahren kömmt Patmus zurück; er findet Roſalien unglücklich, denn

Pirln zog ihr ganzes Vermögen an ſich. Patmus wüthet vor Zorn. Der Verräther! ſchreit er, mich ſo zu behandeln! — mich, der ich ſein Freund war! —

Klage nicht, Patmus! Ein Menſch, der die Gerechtigkeit verkauft, iſt auch im Stande einen Pupillen zu beſtehlen. Du hätteſt ihn beſſer kennen ſollen.

Der erſte Grund böſer Handlungen im geſellſchaftlichen Leben iſt, wenn das Privatintereſſe ſich von dem Intereſſe des Ganzen ſondert, und die Selbſtliebe von der Liebe zum Ganzen. So lange das Privatintereſſe mit dem Intereſſe des Ganzen vereint iſt, und die Selbſtliebe mit der Liebe zum Ganzen, ſo iſt die edelſte Harmonie unter den Menſchen. Wenn die Liebe zum Ganzen die Selbſtliebe überwiegt, und das Intereſſe für die Menſchheit das Privatintereſſe, ſo entſtehen alle großen und edlen Thaten.

Codrus liebt ſein Vaterland mehr als ſich ſelbſt; Curtius mehr das Wohl des Staats als ſein Leben; dem edlen Fürſten von Braunſchweig war das Leben ſeiner Mitmenſchen theurer als ſein eignes. Der ehrliche Soldat, der ſich mit Gefahr ſeines Lebens in das brennende Haus wagte, um ein unglückliches Kind zu retten, zog die Liebe der Menſchheit ſeiner Selbſtliebe vor; und der gute Richter, der den Armen gegen den ungerechten Reichen ſchützte, opferte ſein Privatintereſſe dem Intereſſe des Ganzen auf.

Dieſe Charaktere ſind aber ſelten, und dieſe Seltenheit iſt ein Beweis, daß die meiſten Menſchen das Entgegengeſetzte ſind. Will alſo der gute Menſch nicht täglich betrogen werden, oder vielmehr ſich täglich betrügen, ſo muß er die Menſchen beurtheilen, wie ſie ſind, nicht, wie ſie ſeyn ſollen.

Es iſt ausgemacht, daß wir durch den Umgang mit Menſchen Vortheile genießen, die wir im widrigen Falle zu genießen nicht im Stande wären. Täglich überzeugt uns die Erfahrung davon, und man darf nur etwas aufmerkſam ſeyn, ſo wird man finden, daß alle unſere Bequemlichkeiten bloß durch das geſellſchaftliche Leben erreicht werden können. Es wäre alſo überflüßig, erſt die Frage aufzuwerfen, ob wir wirklich vom geſelligen Leben wahre Vortheile genießen? Umſonſt würde der weiſe Schöpfer den Erhaltungstrieb nicht in unſere Natur gelegt haben. Gleichwohl gibt es Einige, die der Geſellſchaft entſagt, ſie für ein Übel gehalten, ohne dabey bedacht zu haben, daß ſie im Grunde eine reichhaltige Quelle der meiſten Vortheile des Lebens ſey.

Die Vortheile des geſelligen Lebens ſind:

1) Trägt die Geſellſchaft ſehr viel zur Aufklärung unſers Verſtandes bey. Die Vernunft würde ſich höchſtens, ohne die Geſellſchaft, aus dem Stande der Kindheit herausgearbeitet haben: die geſammelten Erfahrungen würden immer mit ihrem Beſitzer abgeſtorben ſeyn, und die Entdeckung einer einzigen Wahrheit, die uns im Stande der Geſelligkeit bloß einige Augenblicke koſtet, würde außer demſelben ein ganzes Menſchenalter erheiſchet haben. In der Geſellſchaft kommen uns die Entdeckungen Anderer zu ſtatten, und dasjenige, was Andere erfunden haben, dürfen wir nicht erſt ſelbſt erfinden. Ein Kind kann in einer halben Stunde das erlernen, was ehemals ganze Jahrhunderte koſtete. Sehen wir einmahl die Hottentoten, und Kamtſchadalen an, die doch nicht ganz ohne Geſellſchaft leben, wie roh, dumm und ungeſittet ſie ſind.

2) Die Befriedigung unſrer Bedürfniſſe, Freude und Vergnügen, Beyſtand und Hilfe ſind ebenfalls Folgen des geſelligen Lebens.

3) Wird unſere eigene Zufriedenheit vermehrt. Denn ein Menſch in der Geſellſchaft hat vielfache Gelegenheiten, das Maß ſeiner Tugenden auszuüben, wo er ſonſt, als Sonderling, nur die Pflichten gegen Gott und ſich ſelbſt, und das noch aus niedrigen Beweggründen, befolgen würde. Ein Mann miſanthropiſcher Gemüthsart kennt das göttliche Vergnügen nicht; Vater, Gatte, Beſchützer, Freund, Wohlthäter zu ſeyn. Er iſt unvermögend das Vergnügen zu genießen, um welches uns Menſchen die Seligen ſelbſt beneiden: ich meyne das Vergnügen, Andern Gutes zu thun.

4) Die Erreichung unſerer Abſichten wird ungemein erleichtert; denn klug macht uns das geſellige Leben. Habe ich, zum Beyſpiel, nicht Klugheit genug, ſo bleiben meine beſten Abſichten unerreicht. Ich könnte noch unendlich viele Vortheile, die uns die Geſellſchaft gewährt, anführen, allein die genannten beweiſen hinlänglich, wie ſehr wir verpflichtet ſind, in derſelben zu

leben, und wie nothwendig ſie ſey, wenn wir auf Klugheit Anſpruch machen wollen.

Die Welt iſt doch ungerecht und undankbar, klagt Troilus, augenſcheinlich nähert ſie ſich ihrem Untergange; allenthalben nichts als Betrug, Argliſt und Falſchheit. Man darf nur ehrlich ſeyn, um zu darben. Einſicht und Wiſſenſchaft kommen nicht mehr auf. Wie viele Nächte hab' ich durchwacht, um nicht ein ganz unnützer Bürger des Staats zu ſeyn, und jetzt, da ich mir ſo viele Wiſſenſchaften erworben habe, jetzt werde ich nicht geachtet. Ja, man haſſet mich ſogar. Ich gab mir alle Mühe, ein Aemtchen zu erhalten, und überall wies man mich ab. Leute, die mir weder an Kenntniſſen noch an Rechtſchaffenheit gleichen, leben im Ueberfluße, und ich muß darben. — So wahr Alles dieſes ſeyn mag, lieber Troilus, ſo mag auch wohl der Fehler ſelbſt an dir liegen. Vielleicht beſitzeſt du die Gabe nicht, deine Gelehrſamkeit an Mann zu bringen, oder hat dieſe vielleicht den kleinen Fehler, daß ſie für unſer Zeitalter unbrauchbar iſt? Du ſagſt »man haſſe dich« — weißt du aber warum? Wenn wir Feinde haben, ſo ſind ſie entweder Feinde unſerer Verdienſte, oder unſers Glücks, oder unſerer Perſon.

Die Erſten ſind Neider, und dieſe, wenn ich dich anders gut verſtanden habe, magſt du eben nicht haben, denn deine Umſtände ſind eben nicht die beneidenswertheſten Alſo die letztern und dieſe, Troilus, haſt du dir vielleicht ſelbſt zugezogen. Vielleicht haſt du, guter Mann, in deinem Umgange mit Todten die Kunſt, mit Lebendigen umzugehen, vergeſſen. Zeigt man ſich der Geſellſchaft von einer lächerlichen Seite, ſo fällt auch die Klage über Spott und Verachtung weg. Troilus würde gelobt und geliebt werden, wäre er im Umgange artig, gefällig, beſcheiden und geſprächig. Seine Klage iſt, daß er, aller Mühe ungeachtet, zu keinem Amte gelangen könne. Allein hat ſich Troilus wohl gehörig unterſucht? Das Amt mag ſich immer für ihn ſchicken, er aber nicht für das Amt. Sind die Maßregeln, die er deßhalb ergriff, auch ſchicklich geweſen? Aber Troilus darbt. — Hierinfalls verdient er mein ganzes Mitleid. Allein, die Mittel Vermögen zu erwerben, ſcheint er nicht zu kennen, und kennt er ſie, ſo fehlt es ihm an Klugheit, davon ächten Gebrauch zu machen.

Klugheit gibt uns alſo das geſellige Leben. So wie nun dieſes Tugend erheiſcht, ſo erheiſcht auch die

Tugend Klugheit. So zwar: daß man wahre Tugend nicht ausüben kann, wenn es uns an nöthiger Klugheit gebricht. Der Kanzler Pontopidan ſchreibt in ſeinem Werke, Kraft der Wahrheit, von einem Geiſtlichen, der durch ſeine Bemühungen und ſeinen unermüdeten Fleiß einen Freydenker am Sterbebette bekehrt, und zur Annahme der chriſtlichen Religion gebracht hatte. Der Freydenker, nachdem er ſeine Irrthümer erkannt hatte, zweifelte nur, ob ihm auch Gott auf ſeine bloße Reue die Sünden vergeben werde, weil er viele Bücher wider die chriſtliche Religion geſchrieben, und dadurch Manchen verführt hatte. Der Geiſtliche wollte ihm auch dieſen Skrupel nehmen! »Nein, ſagte er, hierüber machen Sie ſich keine Gewiſſensbiſſe! Ihre Bücher ſind ſo ſeicht geſchrieben, daß ſie gewiß nicht leicht Jemand verführen können.« Der Freydenker wurde über dieſe ſo geringſchätzige Meinung von ſeinen Schriften aufgebracht, wandte ſich weg, und wollte kein Wort mehr hören. Bald darauf wurde er wieder geſund, fing aufs Neue an, göttliche Wahrheiten anzugreifen, bemühte ſich in ſeine Werke mehr Witz und Gründlichkeit zu legen, und fragte dann einmahl ſeinen ehemahligen Bekehrer ſpöttiſch, ob denn ſeine Bücher noch von der Art wären, daß ſie Niemanden verführen könnten? — Was half es nun dieſem Geiſtlichen, daß er ſich um die Bekehrung dieſes Freydenkers ſo viele Mühe gab? Er verdarb durch ſeine Unklugheit Alles. **Semnon** iſt der tugendhafteſte Mann. Er liebt ſeinen Nebenmenſchen, und beweiſt auch ſeine Liebe werkthätig. Keine gute That unterläßt er, zu der ſich ihm eine Gelegenheit darbiethet, aber durch ſeine Unklugheit verhindert er ſelbſt deren Erfüllung, ſo bald ſie nicht ganz von ihm abhängt. Wir wollen ihn handeln ſehen.

Er will einen liederlichen Sohn, der nun ſeine Ausſchweifungen bereuet und Beſſerung verſpricht, wieder mit ſeinem Vater ausſöhnen. Der Vater ſelbſt iſt ein eigenſinniger Mann, den nichts mehr aufbringen kann, als wenn man ihm Fehler vorrückt. Dieſen Umſtand weiß Semnon nicht, oder vielmehr er hatte ihn nicht bemerkt, und würde ihn bemerkt haben, wenn ihm Klugheit nicht mangelte. Er beſucht den Alten, lenkt das Geſpräch auf den Sohn, und bemühet ſich ihn dahin zu vermögen, daß er ſeinen Zorn ablege, und den Irrenden wieder zu Gnaden aufnehme. **Semnons** Rede enthält viel Wahres, Rührendes, Gründliches, aber auch viel Unkluges. Auch ſcheint der Vater nicht ganz abgeneigt zu ſeyn. Dieſes merkt Semnon. Um ihn nun völlig zu determiniren, führte er ihm zu Gemüthe, daß er ſelbſt Schuld an dem Verfalle ſeines Sohnes ſey. »Wenn wir es beym Lichte betrachten, ſagt er, ſo ſind Sie doch immer Urſache davon; hätten Sie ihm in ſeiner Jugend nicht ſo viel Geld in die Hände gegeben, ihn nicht in alle Geſellſchaften mitgenommen, und ihm nicht zu früh beygebracht, daß er Geld genug habe, ſo wäre das nie geſchehen, was Sie itzt ſo beunruhigt.« Der Vater, der aus dem Grunde ſeines Ehrgeizes nie Unrecht haben haben will, wird mit einmahl äußerſt aufgebracht, und ändert in demſelben Augenblicke ſeinen Entſchluß. »Was, ſpricht er, ich ſoll Urſache des Verderbens meines Sohnes ſeyn? Der Taugenichts iſt alſo ganz unſchuldig, und ich habe Unrecht, daß ich ihn aus dem väterlichen Hauſe ſtieß? Vermuthlich werden Sie ihm dieſe ſchöne Entſchuldigung auch an die Hand gegeben haben, daß er ſie mir, wenn es ihm belieben ſollte, vorrücken könnte? Nein, meine Vergebung ſoll er nicht als Schuldigkeit, ſondern als Gnade anſehen, und ich mag von dieſer Stunde an nichts von ihm wiſſen, nichts hören. Wer hat Sie zum Richter über mich und meinen Sohn geſetzt? Sie ſagen mir Grobheiten in meinem eigenen Hauſe.« — — Semnon geht, und denkt leiſe: »Welch ein Vater! Wie ihn das aufbrachte! Und dennoch iſt es wahr, was ich ſagte. Auch freu' ich mich, daß ich ſo viel Muth hatte, ihm die nackte Wahrheit ins Geſicht zu ſagen. Daß er ſie nicht erkennen will, das geht mich nichts an.« Aber wie ſehr betrügt ſich Semnon! Er bedenkt nicht, daß die Schuld an ſeiner Unklugheit allein liege. Doch vielleicht iſt er ein andermahl glücklicher.

Philint, Semnons Client, kömmt um ein Aemtchen ein, das vom Romentanus abhängt. Semnon findet ſein größtes Vergnügen darin, wenn er Gelegenheit hat, Andere glücklich zu machen. Er hat dem Romentanus in einem andern Vorfalle wichtige Dienſte geleiſtet, und kann mit Recht auf deſſen Dankbarkeit Anſpruch machen; er hofft alſo, Romentanus werde ihm die Bitte, die er für ſeinen Clienten einlegen will, nicht abſchlagen. Ueberdieß weiß er, daß man durchs Geld Alles beym Romentanus bewirken kann. Voll Hoffnung und Zuverſicht eilt er hin, und trifft ſeinen Gönner in der Geſellſchaft verſchiedener Amtsgenoſſen.

Romentanus. Was bringen Sie mir, mein lieber Semnon? Womit kann ich Ihnen dienen? Reden Sie! Es iſt Ihr Diener, der vor Ihnen ſteht.

Semnon. Dießmahl komme ich wirklich mit einer Bitte.

Romentanus. Man muß auch lange warten, bis Sie einem Gelegenheit geben, Ihnen zu dienen.

Semnon. Es betrifft mich eigentlich nicht. Für einen Andern komm' ich, beſter Romentanus. Es iſt Philint, der um das erledigte Amt bittet.

Romentanus. Philint? — — Ich kenne keinen.

Semnon. Ein artiger, junger, geſchickter Menſch.

Romentanus. Seine Aeltern?

Semnon. Arme, aber ehrliche Leute.

Romentanus. Auch dieß iſt Empfehlung für ihn. An mir ſoll es gewiß nicht fehlen, wenn er dieſes Amt nicht erhalten ſollte. Wenn nur — — —

Semnon. Freylich ſind ſeine Aeltern arm, doch ich vertrete hier ebenfalls ihre Stelle, und will mich auch auf die erkenntlichſte Art dankbar zeigen.

Nomentanus. Semnon, entweder verſtehen Sie mich, oder ich Sie unrecht.

Semnon. Was ein Anderer geben möchte, dazu will ich mich doppelt einverſtehen.

Nomentanus. Sie äußern eine Meinung von mir, die mir eben nicht die vortheilhafteſte iſt.

Semnon. Nein, das nicht. Aber man kann ja ſo was nicht umſonſt begehren, was jeder Andere —

Nomentanus. Bezahlen würde, nicht wahr?

Semnon. Nur vergelten.

Nomentanus. Sie verkennen mich, Semnon! Auch muß ich Ihnen ſagen, daß ich befürchte, Ihr Client würde zu dem Amte nicht taugen, da er ſo einer Empfehlung bedarf: und ich müßte ſehr eigennützig ſeyn, wenn ich einen ſolchen Menſchen befördern ſollte. Ein andermahl, lieber Semnon, ein andermahl!

Semnon. (im Weggehen) Gott! Auch das mußte mir fehlſchlagen! Der Niederträchtige! Wie er ſich zu verſtellen weiß, da doch bey ihm Tugend, Verdienſte, Pflicht ſtets Waare zum Verkaufe iſt.

So gut Semnon alles dieſes weiß, eben ſo hätte er auch wiſſen ſollen, daß Nomentanus dafür nie angeſehen werden wolle, und ſolche Anträge, zumahl in Gegenwart ſeiner Amtsgenoſſen, nie annehmen könne.

Bey dieſen mißlungenen Verſuchen hört er doch nicht auf, ſich um die Menſchen verdient zu machen, für ihr Wohl zu ſorgen. Er entwirft einen Plan, wie die Armen des Staats, die nur ihren Nebenbürgern zur Laſt fallen, verſorgt werden könnten, ohne damit irgend Jemanden nachtheilig zu ſeyn, und überreicht ihn ſeinem Gegner, dem Sejan.

Dieſer nimmt den Entwurf ganz gnädig auf, und beſtellt den Semnon auf den folgenden Tag, um ihm ſeine Meynung darüber zu ſagen. Vielleicht wird jetzt der menſchenfreundliche Semnon etwas Gutes ſtiften können. Trunken vor Freude, berechnet er ſchon in Gedanken den Nutzen, der dadurch erreicht werden wird, und eilt den andern Morgen voll Erwartung zum Miniſter hin.

Sejan. Ihren Plan habe ich geleſen. Er iſt nicht übel, ungeachtet er nicht viel Neues enthält. Es iſt über dieſe Materie bereits ſehr Vieles geſchrieben worden.

Semnon. Doch iſt dieſer Entwurf meine eigene Erfindung, und die Frucht eines zweijährigen Nachdenkens.

Sejan, den dieſe Antwort ſchon aufgebracht hatte, erwiederte: Das mag Ihnen ſo ſcheinen. Ich habe auch über dieſen Gegenſtand nachgedacht, und aufrichtig zu ſagen, es iſt mir Vieles in Ihrem Plane aufgefallen, dem ich nicht allerdings beipflichten kann.

Semnon. Wollten Euer Herrlichkeit nicht die Gnade haben, mir dieſe anſtößigen Stellen zu zeigen?

Sejan, um ſich nicht beſchämen zu laſſen, ſchlägt die erſte beſte Stelle auf: Hier ſehen Sie, hier bin ich gar nicht Ihrer Meinung.

Ich fürchte, ich fürchte an dieſer Klippe wird unſer Semnon ſcheitern. Er iſt auch ſo unklug, ſeinen

Plan mit der größten Heftigkeit zu vertheidigen, ſogar das Feld zu behaupten. Allein der Miniſter läßt ihn nicht ausreden.

Sejan. Genug, Semnon! Auf Sie kömmt es eben nicht an zu beſtimmen, ob der Plan gut oder nicht gut ſey. Kurz, er taugt nichts, er iſt Hirngeſpinſterey, und unausführbare Grille. (unwillig ab.)

Was das für Menſchen ſind! klagt Semnon. Aber mit welchem Rechte klagt er? Hätte er, anſtatt den Plan für ſeine eigene Erfindung auszugeben, geſagt: ich wußte ſehr wohl, daß ich Euer Herrlichkeit in meinem Plane nichts ſagen werde, das Ihnen nicht ſchon längſt bekannt wäre. Ich habe bloß diejenigen Erfahrungen, die Euer Herrlichkeit ſchon ſo oft werden gemacht haben, mühſam zuſammengetragen, und ſtatt ſich die anſtößigen Stellen auszubitten, die Bereitwilligkeit gezeigt, ſie auf hohen Befehl ſogleich auszuſtreichen, mit der Verſicherung: daß er ſich die Anmerkungen ſeiner Herrlichkeit zu Nütze machen wolle, ſo würden Seine Herrlichkeit gewiß nichts ausgeſtrichen haben.

* * *

Hieraus ſieht man augenſcheinlich, daß der Tugendhafte auch Klugheit beſitzen müſſe, und daß ohne dieſelbe die wenigſten geſellſchaftlichen Tugenden ausgeübt werden können. Aber ſo wie die Tugend von der Klugheit begleitet werden muß, eben ſo muß die Tugend die Klugheit unterſtützen. Denn ein Menſch, der keine Tugend, aber Klugheit beſitzt, iſt eben ſo unglücklich, als der, der Tugend aber nicht Klugheit hat. Wenn alle Menſchen tugendhaft wären, ſo bedürfte man keiner Klugheit. Aber da dieſes nun einmal nicht iſt, und man die Menſchen immer, nicht ſo wie ſie ſeyn ſollen, ſondern wie ſie wirklich ſind, beurtheilen muß, ſo muß man ihnen auch deshalb Klugheit entgegen zu ſetzen wiſſen, und damit dasjenige gleichſam erzwingen, was uns ſonſt ſo ſchlechterdings die Menſchen nicht leiſten würden.

Eine der erſten Empfindungen des Menſchen, die bey ſeinem Eintritte in die Welt ſein Herz bewegen, iſt die Liebe. Das Kind, das die Mutter ganz mit Küſſen bedeckt, und an ihre Bruſt drückt, lächelt ſie zärtlich an, und klagt durch Thränen ſeinen Schmerz, da es ihren Armen entriſſen wird. So wie es mehr Menſchen kennen lernt, lernt es nur mehr Menſchen lieben, — bis ſich endlich ſeine Liebe über das ganze Menſchengeſchlecht ergießt. In der Geſellſchaft des Menſchen fühlt ſich der Menſch; — fühlt ſeine Glückſeligkeit. In der Einſamkeit iſt er ſich eben das, was die Sonne wäre, würden ihre Strahlen durch die Luft nicht fortgepflanzt, und ſo auf mancherley Art gebrochen, daß ſie ihre wohlthätige Wirkſamkeit in die Planeten vermehrten. — »Ich würde, ſagt Sterne *), wenn ich auch in einer Wüſte wäre, auch in der Wüſte etwas finden, das meine Neigung auf ſich zöge. — Fände ich nichts Beſſers, ſo wollt' ich ſie auf einen Myrthenbaum heften, oder irgend eine melancholiſche Cipreſſe ſuchen, mit der ich mich einlaſſen könnte. — — Ich würde ihren Schatten beſingen, und für ihren Schutz ſie freundlichſt grüßen. Meinen Nahmen ſchnitt' ich in ihre Rinde, und ſchwöre, die lieblichſten Bäume in der ganzen Wüſte wären ſie. Wenn ihre Blätter welkten, wollt' ich mich zum Trauren gewöhnen: und Freude jauchzte mit ihnen mein Herz, wenn ſanfter Thau ſie erquickte.«

---

*) Siehe deſſen empfindſame Reiſen.

Mit jedem neuen Freunde gewinnen wir die Hälfte des Lebens, — und wenn glücklich leben, ſeine angenehmen Empfindungen vermehren heißt, ſo haben wir um ſo glücklicher gelebt, wenn wir auch an fremdem Vergnügen Theil genommen haben. — Ich bedaure den Mann vom Herzen, der über die Freuden dieſes Lebens hinwegging, und in das einſame Grab eingeſchloſſen wird, ohne daß ihn die Thränen ſeiner Freunde begleiten. Er war ſo wenig für ſein Glück geſchaffen, als er für das Vergnügen Anderer war. O Freundſchaft, ſeligſtes unſerer Gefühle! welches Hekz vom Stahl haſt du vielmahls gerührt! Du beherrſcheſt das Herz derer, die wir wilde und ungeſittete Barbaren ſchelten *), und unter uns geſitteten Menſchen wandelt nur dein Schatten. Eigennutz, Ehrgeitz und Wolluſt haben dich verdrängt, und ſchicken Bos-

---

*) In der Geſchichte der Wilden findet man viele Beyſpiele von der vollkommenſten Freundſchaft. Sie treiben ihre Großmuth auf einen unglaublichen Grad. Von den Cantabriern erzählt man, daß ſie für ihre Freunde den Tod nicht fürchten. Auch Herr Hume bemerkt, daß in England in den roheſten Zeiten Freundſchaft und Treue am meiſten hervorglänzte.

heit, Neid und Grauſamkeit dich überall zu verfolgen, und zu verderben.

Die vollkommene Freundſchaft kann nur bey der Tugend beſtehen, und da kein Menſch vollkommen tugendhaft iſt, ſo wird ſie immer ein Wunſch des guten Herzens bleiben. Ein jeder Menſch hat aber doch einen gewiſſen Grad von Güte, der uns unſere Liebe abfordert; wir müſſen uns aber gegen ſeine Fehler mit Klugheit waffnen, und ſo beſteht die Freundſchaft in weiterer Bedeutung. Hier ſind die nöthigſten Regeln der Klugheit, wie man ſich bey der Wahl der Freunde, und ihrer Erhaltung betragen muß, damit wir unſer gemeinſchaftliches Glück befördern.

Man lerne zuerſt die Menſchen kennen, und wähle ſie mit Verſtand zu ſeinen Freunden; die Freundſchaft, die der Zufall ſtiftet, zerſtört er bald wieder.

Man ſehe auf die Uebereinſtimmung des Charakters. Die Mutter der Liebe iſt die Gleichheit der Sitten *).

---

*) Qui sunt viri boni, ſagt Cicero, et nobis similes.

Zum Charakter rechnet man das Temperament, die herrſchende Leidenſchaft, die Nation, den Stand, das Alter, und den Grad des Verſtandes, der den Vorurtheilen und der herrſchenden Leidenſchaft entgegen arbeitet.

Man wähle tugendhafte Leute zu Freunden, denn Tugend muß der Grund ſeyn, worauf man die Freundſchaft baut, wenn dieſe dauerhaft ſeyn ſoll.

Durch den öftern Umgang mit ungeſitteten Leuten nimmt man ihre Fehler an.

Aus der Beſchaffenheit der Freunde beurtheilet man den Menſchen.

Wählt keinen Eigennützigen zu eurem Freunde; das wäre eben ſo viel, als bey dem Laſter die Tugend ſuchen.

Der Ehrgeizige iſt der Freundſchaft unfähig. Er lebt nur für ſeine Leidenſchat.

Die Freundſchaft ſetzt viele vereinigte Tugenden voraus. Euer Freund ſoll redlich, uneigennützig, großmüthig, verſchwiegen, treu und offenherzig ſeyn.

Wählet keinen Freund, den ihr nicht wahrſcheinlicher Weiſe glücklich machen könnt.

Habt ihr einen vernünftigen Mann zu euern Freunde gemacht, ſo ſey ſein Rath das Erſte, womit er euch unterſtützet.

Verlangt von euerm Freund nicht eine gänzliche Aufopferung, ſonſt müßt ihr ihn in Romanen ſuchen.

Derjenige wird die wenigſten Freunde finden, der nicht Verſtand genug hat, ſie zu wählen.

Es iſt vernünftiger, ſeine Freunde zu erhalten, als neue zu ſuchen.

Den beſten vertrauteſten Freund braucht man nur in den wichtigſten Angelegenheiten

Seyd ihr nicht von der Tugend euers Freundes überzeugt, ſo vertraut ihm weniger, als er mißbrauchen könnte, wenn er euer Feind würde.

Nach größter Liebe folgt der größte Haß; aus den beſten Freunden werden oft die größten Feinde.

Vereinigt euer Intereſſe mit dem Intereſſe euers Freundes. Hüthet euch aber es widerſprechen zu machen.

Reine Freundſchaft iſt in der Welt ſehr ſelten; die meiſten Verbindungen geſchehen aus Eigennutz und Ehrgeiz.

So groß iſt in der Welt die Gewohnheit, einander zu hintergehen, daß es kein ſeliges Gefühl der Natur gibt, das man nicht zu niederträchtigen Abſichten nachzuäffen ſucht.

Im Umgange mit einem Sanquiniker hat man folgende Regeln zu beobachten *):

In Anſehung ſeiner ſelbſt:

a) Man vertraue ihm kein Geheimniß.

---

*) Dieß ſind die natürlichen Fehler des Temperaments, die man durch Vernunft verbeſſern kann; es iſt alſo nicht nothwendig, daß man ſie bey jedem Menſchen nach ſeinem Temperamente finden muß.

b) Man leihe ihm kein Geld, denn er iſt ein ſchlechter Zahler.

c) Im Unglück kann man wohl auf ſeinen Beutel, aber nicht auf ſeine Mühe und Arbeit rechnen.

d) Man vertraue ihm nicht ſeine Liebe, ſonſt macht man ihn ſelbſt zum Nebenbuhler.

In Anſehung des Sanquinikers:

a) Verberget Verdruß und Traurigkeit vor ihm, ſonſt wird er euch fliehen.

b) Man thue ihm Vorſchläge, wie er ehrbar und bequem leben kann.

c) Man bemühe ihn nicht mit vieler Mühe und Arbeit.

d) Man ſage ihm nichts von Sparſamkeit und genauem Leben.

e) Frauenzimmer dieſes Temperaments ſind meiſtens Buhldirnen.

Im Umgange mit einem Choleriſchen beobachte man in Anſehung ſeiner ſelbſt Folgendes:

a) Man laſſe ſich mit ihm in keine heimlichen Anſchläge ein, denn ſie laufen meiſtentheils auf Unruhen und Aufruhr hinaus.

b) Liebt man den Frieden, ſo trinke man mit ihm keinen Wein.

In Anſehung ſeiner:

a) Man ſey gegen ihn höflich.

b) Man widerſpreche ihm nicht geradezu.

c) In ſeiner Gegenwart lobe man Niemand zu ſehr.

d) Man vermeide ſeine Wohlthaten, denn er prahlt gern damit.

Bey einem phlegmatiſchen Menſchen lebt man friedſam; aber man nehme ihn nicht zum Gehilfen ſeiner Arbeit, ſonſt muß man doppelt arbeiten.

Will man ſich aber bey ihm empfehlen, ſo gebe man ihm gut zu eſſen und trinken, gönne ihm die Ruhe, und ermahne ihn zu keiner Arbeit.

Ein Frauenzimmer von dieſem Temperamente iſt eine nachläßige träge Hauswirthin.

Bey einem Melancholiſchen iſt zu merken:

a) Man kann einem ſolchen Menſchen vor allen Andern etwas Geheimes vertrauen.

b) Man erzürne ihn nicht, ſein Zorn iſt langſam, aber rachgierig.

c) Man hüthe ſich vor ſeinen Wohlthaten, denn er wirft ſie einem wieder vor.

d) Will man ihn gewinnen, ſo zeige man ſich ſparſam, und begehre kein Geld von ihm.

e) Ein Frauenzimmer dieſes Temperaments iſt eine gute Haushälterin, im Umgange aber nicht angenehm.

Licka.

Tief im Thale war eine kleine Hütte. Unbemerkt ſtand ſie da unter dem Schatten prachtvoller Eichen, Moos deckte ihr Dach, und Baumbart kräuſelte ſich an den Wänden hinauf.

In dieſer Hütte lebte Alphons und Ceta, ſeine Gattin. Fünfzig volle Jahre wohnten ſie da; dienten der Gottheit und den Menſchen. Alphons war glücklich, denn entfernt von der Bosheit der Städte genoß er die Seligkeit des Lebens an dem Buſen ſeiner Gattin, und in den Armen ſeiner Kinder.

Ihre Hütte war klein, aber niedlich; ihre Kleidung arm, aber rein. Weiße Haare deckten Alphonſens Haupt; ſein Auge war ſanft, und ſeine Stirne ruhig wie die Fläche des Sees an windſtillen Abenden.

Nelſis hieß Alphonſens Sohn, und Licka ſeine Tochter. Nie hat des Gefühlvollen Auge ſchönere Menſchen, nie die Natur ſelbſt edlere Kinder geſehen. Nelſis war das Ebenbild ſeines Vaters; Licka glich ihrer Mutter. Ein edles munteres Auge rollte unter der ſanfteſten der Menſchenſtirnen; aufmerkſam war Nelſis Blick; nervig ſein Arm, wie der Zweig einer jungen Eiche, und ſchlank ſein Wuchs, wie die Haſelſtaude an Alphons Hütte.

Licka war ſchön. Sie glich der ſchönſten Roſe, die je der Frühling uns ſchenkte. Gut war ihr Auge — ſo ganz gut, wie das Auge der Wildtaube, wenn ſie liebevoll auf dem höchſten der Bäume girrt und mit zärtlichem Sehnen den Gatten ſucht, den ihr Auge ängſtlich vermiſſet. Nie verließ Licka ihre Mutter; nie Nelſis ſeinen Vater; Liebe und Eintracht vereinten ſie immer; gemeinſchaftlich genoßen ſie die Schätze des Lebens — den Werth der Freundſchaft und Liebe. Licka war ein Mädchen von achtzehn Jahren; eben feyerte ihr Vater den Tag ihrer Geburt und führte ſie zu der Linde, die er an dem Tage pflanzte, als ſie zur Welt kam. Sieh, Licka, dieſe junge Linde, ſie iſt ſo alt, wie du. Als deine Mutter dich gebar, pflanzte ich ſie, und bat täglich den Himmel und die Gottheit um deine Erhaltung. Ich bin alt, Mädchen, und werde euch vielleicht bald verlaſſen. Wenn ich ſterbe, ſo leget meinen Leichnam an dieſen Ort; laſſet meinen Grabhügel von dieſen Bäumen umſchatten, und feyert mein Andenken an dem Tage eurer Geburt. Sagt euch: dieſe Bäume, die nun ſeine Aſche umſchatten, die pflanzte Alphons, unſer Vater, ſie ſind ſchweſterlich mit uns verwandt, und ſollen uns erinnern, unſern Vater nie zu vergeſſen. — — Vergeſſen! ſagte Licka, und ſchlang ihre Arme um Alphons Schultern. Thränen träufelten aus ihren Augen herab, und netzten ihren Buſen, wie kleine Silberbäche, die ſich durch ein Feld von Lilien ſchlängeln, wenn ein Mairegen die Gegend benetzet.

Liebſter, zärtlichſter der Väter! ſagte Licka, warum willſt du uns verlaſſen? — Stirb nicht! lebe, ſo lange wir leben, und laſſe uns dann mit einander die dunklen Wege des Grabes wandeln. Hat uns die Gottheit vereint, um uns zu trennen? Gab ſie mir dieſe Gefühle, daß ſie wohl je aufhören ſollen? Mein Vater! du ſtirbſt nicht — ſtirbſt nicht ohne Licka. Meine Arme werden dich immer umfangen; meine Küſſe werden deine kalten Lippen erwärmen; du mußt ewig mit mir leben — oder ich mit dir ſterben. So ſagte Licka, und Nelſis und ſeine Mutter eilten herbey, und verherrlichten dieſe Scene. Da umarmten ſich Vater und Sohn, Mutter und Tochter, Schweſter und Bruder, und die kleinen Lindenbäume breiteten ihre ſegenvollen Zweige über ſie aus, und mit den Strahlen der Sonne ſtieg der Segen des Allmächtigen über die frommen Sterblichen herab.

O wie ſchön ſind die Tage der Unſchuld für den Menſchen! wie ſtille und heiter eilen die Roſenſtunden ſanfter Gefühle vorbey! Wie glücklich iſt der Menſch, der im Zirkel von Wenigen wohnt, wo man der Tugend noch huldigt, die man in Städten gar nicht mehr kennt!

Lange — glücklich lebte Alphonſens Familie; allein welches Geſchöpf iſt hienieden nicht dem Wechſel unterworfen? — Alphons ſtarb; auch ſtarb Ceta ſeine Gattin. Wie traurig war nun der Tag für Melſis; wie trübe jede Stunde für Licka! Tagelang ſaßen ſie auf dem Grabhügel ihrer Eltern, und wenn der Thau am Morgen und am Abend die Fluren tränkte, netzten noch ihre Thränen die Erde, die Alphons und Ceta's Leichen deckte.

Lika! ſagte einſt Nelſis, vergebens ſind unſere Thränen; beleidigen könnten wir die Gottheit durch beſtändiges Grämen; er lebt ja noch der Vater — auch unſere Mutter lebt noch; aber jenſeits in einer weit ſchönern Gegend; auch wir, Lika werden ſie dort wieder ſehen; laſſe uns alſo die Stunden des Lebens genießen, die uns Gott gab, und verherrlichen wir das Andenken unſrer Eltern durch Gutesthun.

Lika umarmte ihren Bruder Nelſis; ihr Haupt ſtützte ſie auf ſeine Schultern, ihr Buſen ſchlug mächtig, ihr Blick war zum Himmel gewandt, und die Sonne ſpiegelte ſich in der Thräne, die in Lika's Auge zitterte.

Nach und nach verwandelte ſich Nelſis und Lika's Schmerz in ſanftere Wehmuth; ſie lebten einſam in ihrer Hütte und thaten Gutes. Es ging kein Abend vorüber, an dem nicht Nelſis einen Fremdling auf der Straße ſuchte, und ihm ſein gaſtfreyes Lager anboth. Die Sonne beſchien ſelten Nelſis Hütte, ohne daß ſie nicht auch einen Elenden beſchien, welchen Lika pflegte. Lika beſaß verſchiedene Kenntniſſe von heilenden Kräutern; ihr Vater Alphons theilte ſie ihr mit, und Lika gebrauchte dieſes Geſchenke zum Wohl ihrer Mitmenſchen.

Eines Tages ſaß Licka aufmerkſam unter einer Haſelſtaude und ſtarr heftete ſie ihr Auge auf den benachbarten Weidenbaum. Die Nachtigall baute dort ihr Neſt für ihre Jungen; emſig arbeitete ſie an dem Gebäude ihrer Liebe, und mit ſeinem zarten Schnäbelchen lohnte ſie ihr Gatte oft mit den zärtlichſten der Küſſe. Wenn die Sonne am Horizont aufging, ſo ſangen ſie ſchon und feyerten durch ihr Lied die heiligen Stunden der Morgenröthe, und ſpät am Abend ertönte noch ihr Lied in der Gegend, wenn der Mond über den Feldern glänzte mit ſeinem ſilbernen Antlitz. Licka beſuchte täglich dieſen Ort, und ſie ſah, hörte, fühlte ſo unendlich viel, als es ihr Herz nie zu erklären vermochte. Ein ſanftes Gefühl ſtieg in ihrer Seele auf, und ihr Herz fühlte im Dunkeln die erſten Eindrücke der Liebe. Seit dieſem Augenblick wandelte ſie gern einſam in melancholiſchen Gebüſchen; ſie ſuchte ſteile Felſen und ſchwarze Tannen auf, und hörte ſtundenlang dem Geräuſche der Bäche zu, die ſich ſchäumend über die Klippen herabſtürzten.

Nelſis merkte wohl, was ſeiner guten Licka fehlte, denn gleiche Bewegungen gingen auch in ſeinem Herzen vor. Du liebſt, Licka! ſagte Nelſis — du liebſt. Schäme lich nicht, es deinem Bruder zu geſtehen; ich liebe auch. — Auch du liebſt? erwiederte Licka.

Nelſis. Ja! das herrlichſte der Mädchen. Sie kömmt wohl täglich in dieſe Gegend; ich ſprach ſie zwar noch nicht, aber ſie iſt ſchön, und ihr Auge iſt gut.

Licka. Und ich, Nelſis! liebe den ſchönſten der Jünglinge. Er iſt ſchlank, wie eine Rebe, und auf ſeiner Stirne ſitzt Herzensgüte, wie auf der deinen. Ich ſprach ihn zwar noch nicht, aber täglich ſeh' ich ihn, und gehe ihm nach. Er kommt oft in dieſe Gegend.

So unterhielten ſich Licka und Nelſis bis ſpät in die Nacht, und träumten von der Glückſeligkeit ihrer künftigen Tage. Unbekannt mit der Welt, und erzogen in der Einſamkeit, kannten ſie die Menſchen nicht und beurtheilten das ganze Menſchengeſchlecht nach ihrem unſchuldigen redlichen Herzen.

Lileton hieß der Jüngling, den Licka ſah, den ſie liebte. Er war von Adel, und kam öfters auf der Jagd in die Gegend, wo Licka wohnte. Fanny war ſeine Schweſter; die begleitete oft ihren Bruder, und Nelſis ſah ſie, und liebte.

Je edler ein Menſch erzogen iſt, je feiners Gefühl er hat, je edlere Grundſätze er hegt, deſto gefährlicher iſt die Liebe für ihn, wenn er nicht einen erfahrnen Freund, einen weiſen Vertrauten hat. Der erſte Anblick eines holden Geſchöpfes iſt für ihn ſchon Gefahr; Alles macht Eindruck auf ſein biegſames Herz; ſeine Imagination erhöht den Gegenſtand ſeiner Liebe, legt ihm Eigenſchaften, Größen und Tugenden bey, die er nicht hat; beurtheilt dieſen Gegenſtand ganz nach ſeinem Herzen; dichtet ihm alles Edle, alles Erhabene im höchſten Grade zu, und betrügt ſich manchmahl erbärmlich.

So ging es der guten Licka; ſo dem armen Nelſis.

Die erſten Täuſchungen der Liebe ſind, daß wir glauben, der Gegenſtand unſerer Liebe müſſe uns auch wieder lieben, wenn wir ihn lieben. Wir dichten den nehmlichen Grad der Liebe und des Gefühls, den wir empfinden, auch unſerm Gegenſtande an. Eben ſo geben wir ihm auch unſere Aufrichtigkeit, unſern Hang, und Alles das mit der größten Ueberſpannung. Daher kömmt es, wenn eine lange Ueberzeugung uns die Binde vom

Auge reißet, daß die Liebe bey guten Herzen ſich in Verzweiflung, und bey unedlern in Haß verwandelt.

Das größte Geſchenk der Glückſeligkeit, das die Gottheit dem Menſchen gab, iſt die Liebe; aber ſelten findet man dieſes Geſchenk der Glückſeligkeit in den Städten; nur auf dem einſamen Dorfe, in der niedrigen Hütte, im abgelegenen Thale findet ſich dort und da ein Herz, welches wahrer Liebe fähig iſt. Das, was man bey uns Liebe nennt, iſt Sinnlichkeit, nicht Liebe; ein wollüſtiges Herz iſt nie der Liebe fähig.

Ach! wie traurig iſt es für den Mann von wahrem Gefühle, wenn er ſeinen Blick auf die Menge der Mädchen wirft; wenn er mit einem forſchenden Auge in das Innerſte ihrer Seele dringt, und den Leichtſinn ihres Charakters entwickelt. Da iſt nun eine Menge von holden Geſichtern, geformt von der Natur zum Gefallen, und erſchaffen zur Liebe; aber aus dieſer Menge von Grazien — Wo findeſt du das Herz der Freundin — wo den Charakter eines zärtlichen Weibes — einer vernünftigen Gattin? — Eitelkeit iſt Alles, was ſie erfüllt. Für Putz und Tändeley vertauſchen ſie die wahren Schönheiten der Seele — das gute, unſchuldige Herz. Gewohnt, Jedem zu gefallen, kennen ſie die wahre Art zu gefallen nicht, glauben jede Schmeicheley, jede Lüge des Verführers, und ihre Selbſtliebe macht oft das ſchönſte Geſchöpf zum Opfer der Wolluſt.

So ſind die Töchter unſers Jahrhunderts, wenige ausgenommen, und doch verdienen ſie deine Verachtung nicht, Menſchenfreund! ſondern dein Erbarmen. Wirf einen einzigen Blick zurück auf das Mannsvolk und lerne aus ihren Handlungen die Abſcheulichkeit kennen, mit der die meiſten das Frauenzimmer behandeln.

Beſtändige Lüge iſt auf den Lippen der Männer; ſie vergöttern die Narrheit, und bauen der weiblichen Thorheit Altäre. Stärker als jene bemächtigen ſich dieſe ganz ihrer ſchwachen Seite, ihrer Selbſtliebe, und dann, wenn ſie das erreicht haben, was der Wollüſtling will — verachten ſie das Geſchöpf, das ſie entehrt haben, und frohlocken über den Triumph ihrer Liſt.

Ich zittere für den Vater, der Töchter hat, und weine manchmahl eine Thräne bey dem Anblick eines guten Mädchens. Nun keimſt du auf, denke ich mir, holdes Geſchäft! Nun keimſt du auf, wie eine Blume, unbekannt mit den Gefahren der Welt; beurtheilſt die Männer nach deinen ſanften Gefühlen. Du fühlſt den Trieb der Liebe, und rein iſt der erſte Funke in dir. Der Jüngling, der nach dir blick., den dein Antlitz reitzt, nähert ſich dir, und Verſtellung verlarvt ſein Geſicht; er ſpricht und du horcheſt; er ſchwört und du glaubſt — — ſoll denn die Unſchuld der Liebe nicht glauben? — Selige Träume wiegen dich in den Armen des Jünglings, und nun erwachſt du — erwachſt zum Elend, und lerneſt durch traurige Erfahrung daß du die Betrogene biſt. — — O Elend der Menſchen — welche Stufen von Größe haſt du erreicht! — —

Lileton war unter der Klaſſe von Menſchen, die kein Herz zur Liebe, kein Gefühl zur Freundſchaft, ſondern nur Sinne zum Genuße haben. Er ſah das Mädchen, und tauſend zärtliche Worte strömten aus ſeinem Munde. Licka, die in ihres Vaters Hütte nie eine Lüge hörte; zweifelte auch nicht, daß Liletons Verſicherungen Wahrheit wären. Er liebt mich, ſagte ſie, er hat es mir bey der Gottheit geſchworen, und würde er wohl das thun, wenn er nicht alles das fühlte, was er mir ſagte? — O wie glücklich werde ich ſeyn! — — So träumte die arme Licka.

Fanny, Liletons Schweſter, war ein Weib nach der Mode. Sie hatte den würdigſten Gatten, den ſie aber täglich betrog, und war immer von Hausfreunden umgeben. Fanny begleitete ihren Bruder oft auf die Jagd; denn Lileton war ihr Vertrauter, wie Fanny ſeine Vertraute war. Sie ſah Nelſis, einen ſchönen, muntern Jungen; und ihr geiles Auge lüſterte nach dem Jüngling. Bald ſah ſie, wie unſchuldig er war, und nun war ihr Vergnügen am größten. Bruder, ſagte ſie, wir wollen uns den herrlichſten Spaß mit dieſem Menſchenpaar machen. Meine Plane ſind entworfen — Lileton! wir wollen ſie ausführen.

Lileton beſuchte täglich ſeine Licka; ſeine Sprache war die Sprache der Liebe, und ſein Gefühl ſchien das Gefühl der Zärtlichkeit für ſein Mädchen zu ſeyn. Ich lebe ganz für dich, Licka, ſagte er oft, und welche ſelige Tage wollen wir genießen, wenn ich einſt ganz dein bin.

Die Fortſetzung folgt.

Licka.

(Fortſetzung).

Licka. Ganz mein? — Lileton Wie wird aber das wohl ſeyn können? Werden es deine Eltern wohl zugeben?

Lileton. Ich habe keine Eltern mehr, meine Beſte, und bin Herr über mich ſelbſt. Mein Gedanke war von jeher, ein gutes Mädchen zu ſuchen; der Himmel hörte mein Flehen, und ich fand dich, Licka! Alles will ich deinetwegen verlaſſen, Licka! ich will zu dir, und in deiner Hütte wollen wir glücklich ſeyn.

Licka. Du willſt das, Lileton!

Lileton. Der Himmel weiß es, daß ich es will; du biſt mein, Licka! und nichts ſoll mich von meiner Beſten mehr trennen.

Da nahm Licka Liletons Hand, und führte ihn zum Grabhügel ihres Vaters. Da, ſagte ſie, da wiederhole mir, was du ſagteſt. Lileton ſchwor, und Licka überließ ſich nun ganz ihrem Gatten.

Der Abend ſtieg in die Thäler herab, als Lileton den letzten Abſchiedskuß auf Licka's Wangen drückte. Morgen ſehen wir uns wieder, ſagte er, und dann ſind wir auf ewig vereint.

Niemand war nun glücklicher als Licka; ſie erwartete mit Ungeduld ihren Bruder; allein es war ſchon ſpät und ihr Bruder kam nicht. Zärtliche Sorgen ſtiegen in Licka's Seele auf; ängſtlich durchſtreifte ſie den Hain, doch Nelſis kam nicht.

Die Nacht war trübe; der Mond ſchien düſter durch die hohen Tannenbäume auf Licka's Hütte. Traurig jammerte die Nachtigall, denn der Uhu raubte der nächtlichen Sängerin ihre Jungen. Licka wurde immer unruhiger; traurige Ahnungen füllten ihr Herz. Schlaflos durchſtreifte ſie nochmahl die Gegend, bis ſie endlich wieder auf ihres Vaters Grab zurückkehrte, entkräftet auf den Todtenhügel ſank, und einſchlummerte.

Schlummere, gutes Mädchen, ſchlummere zum letztenmahl den ruhigen Schlaf der Unſchuld! Noch kannteſt du die Menſchen nicht; noch wußteſt du nicht, daß ſie fürchterlicher als Tiger ſind. Schlummere und träume dir Glückſeligkeiten, die die Welt nicht kennt; deine Phantaſie führe dich in die Arme der Zärtlichkeit und der Liebe; aber erwache nicht, und fühle nicht, wie Vieles in der Welt Täuſchung iſt!

Der Morgen graute am Himmel, und Licka lag noch ausgeſtreckt über den Grabhügel. Allmählig ſtieg die Sonne hinter den Bergen hervor, und erweckte die Sänger des Waldes zu neuen Concerten. Licka erwachte; ſchüchtern ſah ſie um ſich her, und der Morgen ſchien ihr weder reitzend noch ſchön. Ihr zärtliches Herz ſchlug ſorgvoll für ihren Nelſis. Gott! rief ſie aus, wenn doch Lileton hier wäre! — Ich wollte ihm meinen Kummer klagen; er würde Theil an meinem Schmerze nehmen, er würde mir meinen Nelſis wieder geben. — — So träumte Licka; ſo härmte ſie ſich vergebens, denn auch Lileton kam nicht mehr.

Nie fühlet der Menſch mehr den Hang zur Freundſchaft und Liebe als in den trüben Stunden des menſchlichen Elendes. Da, wo Gram unſer Herz durchwühlt, Kummer unſere Seele foltert, da ſehnt ſich unſer Geiſt nach einem theilnehmenden Geſchöpfe. Wie erleichtert fühlt ſich der Menſch im äußerſten Elende, wenn es ihm vergönnt iſt, ſeine Arme um den Hals eines Freundes zu ſchlingen, oder wenn er an dem Buſen einer Geliebten weinen kann. Sanfter fließt die Thräne von der Wange, die in den Schooß des Freundes fällt; minder ſchmerzend iſt die Qual in unſerer Seele, wenn ſanftes Theilnehmen die Klagen des Schmerzes von unſern Lippen küßt.

O Gottheit! wie gütig warſt du! — Alle dieſe Seligkeiten legteſt du in das Herz des Menſchen — — ja du legteſt ſie in ihn, um die Tage der Trübſal zu erleichtern; aber wenige Menſchen ſind aufgelegt zu dieſen ſeligen Gefühlen. Der Tiger eilt ängſtlich herzu bey dem Geheul des leidenden Tigers; der Wolf leckt die Thräne im Todeskampfe aus den Augen des Wolfes; nur der Menſch — gewöhnt an das Unglück ſeiner Brüder — ſtählet ſein Herz gegen die Eindrücke menſchlicher Empfindungen. Ich ſah Auftritte im menſchlichen Leben, daß mein Herz noch zurückſchaudert; und fühlte ſelbſt Begegnungen, bey deren Erinnerung meine Seele noch blutet.

Alles hat großen Werth in den Wohnplätzen der Verſchwendung, in den Städten, Alles hat großen Werth, nur der Menſch hat keinen. Ein Geſchöpf mehr, oder weniger, was heißt das unter der Menge, wo nur jeder auf ſich ſelbſt denkt? — Ich höre die grauſame Stimme des Reichthums; räumt die Elenden aus dem Wege, ruft er, damit ihr Gewinſel nicht die Luſtbarkeiten unſrere Palläſte ſtöre!

Licka kannte dieſes Alles noch nicht, wußte noch nicht, wie erniedrigt unter dem Joch des Stolzes die Menſchheit ſeufzt, und war bisher immer glücklich im Schooße unſchuldiger Freuden der Natur. Seit Nelſis und Liletons Abweſenheit fühlte ſie traurige Ahnungen; zweifelnd und ſchüchtern wußte ſie noch nicht, wozu ſie ſich entſchließen ſollte. Sie wußte nicht, wo Lileton wohnte; denn ſorgfältig verſchwieg er ihr ſeinen Stand und ſeinen Wohnort. Jeden Abend, jeden Morgen ſuchte Licka ihren Bruder, ihren Geliebten — vergebens ſchrie ſie, Nelſis; vergebens rief ſie, Lileton! Außer dem traurigen Widerhall hörte ſie keine menſchliche Stimme in der Gegend. Sechs volle Monathe waren vorüber, ſeitdem Licka über Nelſis und Liletons Abweſenheit klagte; noch mehr vermehrte ſich ihr Schmerz, als ſie ein Pfand der Liebe unter ihrem Herzen fühlte.

Traurig verſchwanden die Stunden für Licka; tagelang weinte ſie auf des Vaters Grab, und umarmte die Lindenbäume, die mit ihr aufwuchſen. Manchmahl beſuchte ſie einen erhabenen Ort in der Gegend, von dem ſie die Fläche des Landes weit mehr umher überſah, und glaubte ihren Nelſis und ihren Geliebten wieder zu ſehen.

Eines Tages, als Licka auf dieſer Anhöhe ſaß, hörte ſie ein Getümmel im Thale; Waldhörner ertönten in der Gegend; das Gebell der Hunde und Wiehern der Roſſe machte ſie aufmerkſam; eilends verließ ſie dieſen Ort, wo ſie ſaß, und geflügelt von Hoffnung und Liebe flog ſie ins Thal. Da horchte ſie wieder, das Getümmel war ferner, und der Lärm verlor ſich im Walde. Licka ſtand noch und horchte, als ein ermüdeter Hirſch athemlos gegen ſie kam, und zu ihren Füßen ſtürzte. Mitleid flehend, wandte er ſeinen Blick gegen Licka. Licka ſchmeichelte dem Thiere, und trocknete mit ihrer Hand die Todesthränen aus ſeinem ſterbenden Auge. Was ſoll das? ſagte ſie, wer hat dich, gutes Thier! ſo grauſam verfolgt? — Licka weinte, ohne zu wiſſen warum.

Das gute Mädchen pflückte Laub von den Bäumen, und brachte es in der Schürze dem ſterbenden Thiere zur Erquickung. Unweit war eine Quelle; ſehnſuchtsvoll warf das Thier ſeine Blicke hin, aber es konnte ſeinen ermüdeten Körper kaum mehr ſchleppen. Licka brachte ihm Waſſer zur Labung. Das Thier erhohlte ſich wieder, und allgemach näherte es ſich, geführt von dem guten Mädchen, der Quelle. Ruhe nun, ſagte Licka, und erhohle dich. Ich will dir einſtweilen Laub pflücken. Licka verließ das leidende Thier, und ſuchte den ſchönſten der Bäume.

Wie erſtaunte aber Licka, als ſie zurückkam, da lag das ſterbende Thier, von Jägern umrungen. In der Ferne ſah Licka den blinkenden Strahl; ein Jüngling zückte ihn gegen das Thier, und ſtieß ihn tief in die Eingeweide. Der Hirſch röchelte noch, als Licka herbey kam, und ſein ſterbender Blick war Dankſagung für die Wohlthat des Mädchens.

Wer biſt du, Grauſamer! fing Licka an, der du die Rechte der Gaſtfreyheit ſo entheiligſt? Welche Rechte haſt du auf das Leben dieſes Thiers? — Treibt dich der Hunger zu tödten, ſo tödte, aber laß' nicht leiden. Hier ſtellte ſie ſich vor den ſterbenden Hirſch, und ihr Auge funkelte voll edlen Unwillens. Der Jüngling erſtaunte über die ſeltene Schönheit dieſes Mädchens. Schüchtern trat er zurück, und fand keine Worte, um zu ſprechen. Du ſchweigſt, ſagte Licka, weil du keine Worte zu deiner Vertheidigung findeſt. Grauſamer! Wer heißt dich morden? Du biſt nicht arm; deine Kleidung verräth es, daß du wohlhabend biſt; auch ſcheint es nicht, daß dich je der Hunger geplagt hat; und warum würgteſt du denn? — Würgſt du zur Luſt, ſo entweihe dieſe Gegend nicht durch deine Fußtritte, denn dieſen Hain hat noch nie ein Raubthier entheiligt. Zur Luſt konnteſt du tödten? — Wäre es möglich? — O ſo will ich mich vor deinem Antlitz verbergen, daß dein Blick mich nicht tödte. O Lileton! zu ſolchen Thaten biſt du nicht aufgelegt. Hier ſank Licka auf das röchelnde Thier, und ein Strom von Thränen netzte ihre Wangen.

Lileton! wiederhohlte der Fremde; Unglückliche! kennſt du ihn? — Ob ich ihn kenne? rief Licka aus, ob ich ihn kenne? — ihn — meinen Gemahl — den Geliebten meines Herzens! — — Weißt du, wo er iſt, ſo gib mir ihn zurück — zurück, wenn du je weißt, was Liebe iſt; oder führe mich hin — dorthin, wo er iſt. Durch Dornen und Gebüſche will ich dir folgen, wenn ich nur den Geliebten meiner Seele wieder ſehe. — —

Thörichte! ſagte der Jüngling, du haſt den Verſtand verloren. Wie! Lileton iſt dein Gemahl, er, der meiner Schweſter Bräutigam iſt? —

Unſeliger! was ſagſt du? erwiederte Licka. Sieh mir ins Auge, Jüngling! und redeſt du wahr, ſo tödte mich; aber — — aber rede nicht weiter! — Seufzer erſtickten Licka's Worte; mit ausgeſtreckten Armen warf ſie ſich an des Jünglings Hals, und weinte bittere Thränen. Melin ſtieß die Unglückliche von ſich. Sie iſt eine Närrin, rief er, ſchwang ſich wieder auf ſein Pferd, und eilte mit ſeinen Jägern und Hunden nach der Burg. Licka lag ausgeſtreckt neben dem erlegten Hirſch; das Blut, das aus ſeiner Wunde floß, röthete den Buſen des Mädchens. —— Wie gräßlich iſt dieſe Scene! Mich däucht, ich ſehe ſie. Hilfe! Hilfe! Iſt denn Niemand in dieſer Einöde, der ſich des armen Mädchens erbarmt? — Hilfe! Melin! Hilfe! wenn noch Menſchlichkeit in deinem Herzen iſt. —— Vergebens! Melin iſt ſchon weit fort. Was weiß Melin von Menſchlichkeit? — Erzogen im Schooße des Ueberfluſſes, erkennen die Reichen ſelten, was wahres Mitleid iſt. Gewohnt, daß jedes Geſchöpf zu ihren Füßen kriecht, dünken ſie ſich Götter der Erde, und ſehen andere arme Weſen als Inſekten an, die ſie ungeſcheut zertreten können. Man muß ſelbſt gelitten haben, wenn man wiſſen will, was Leiden iſt. Der, der im Schooße des Ueberflußes erwuchs, den das wohlthätige Unglück nie zu weichern Empfindungen ſtimmte; der, dem nie eigner Schmerz eine Thräne aus dem Auge trieb, der wird ſelten bey dem Leiden ſeiner Brüder weinen. Es iſt unglaublich, auf welchen Grad von Unempfindlichkeit der Menſch fähig iſt, ſein Gefühl zu verhärten. Ich kenne Menſchen, die gar nichts rührt, die an nichts Theil nehmen — Weſen, die in Menſchenbildung herumgehen, und deren Seele grauſamer als die Tigerſeele iſt. Bey dieſer traurigen Erfahrung möchte das Herz des Gutdenkenden bluten; man möchte ſich in eine Höhle, in eine Einöde wünſchen, um von ſolchen Geſchöpfen weit entfernt zu ſeyn.

Die dunkle Nacht ſtreckte ihren Scepter über die Erde, und Gute und Böſe ſchlummerten unter der Herrſchaft des Schlafes, der ſeine grauen Fittige über die Halbkugel breitete. Lileton lag auf ſeinem goldenen Lager. Er träumte von der Gunſt der Liebe in den Armen ſeiner künftigen Braut, und dachte auf die unglückliche Licka nicht mehr.

Licka brachte die Nacht in Thränen zu, und immer glaubte ſie, daß das Bild ihres Geliebten ſie umſchwebe. Oft erhob ſie ſich, und wollte dieſes Schattenbild umarmen; oft ſtreckte ſie ihre Arme nach ihm aus; aber bald ſank ſie wieder zurück, und entkräftet lag ſie da, als ein Opfer des Grams und des Schmerzes.

Während der Zeit, als dieß Alles der armen Licka begegnete, ſchmachtete Nelſis im Kerker und erwartete das Urtheil des Todes. Die boshafte Fanny, die längſt ihres

Gatten überdrießig war, mißbrauchte Nelſis aufrichtiges Herz. Nelſis liebte ſeine Fanny unausſprechlich. Fanny gab vor, daß ſie ein unverheirathetes Mädchen wäre, daß ſie Nelſis liebe, daß ſie mit ihm das Glück ſeiner Tage theilen, mit ihm auf dem Lande in den Armen der Unſchuld und der Ruhe leben werde. Der leichtgläubige, unerfahrne Jüngling zweifelte nicht an Fanny's Betheuerungen, und träumte ſich ſchon die ſeligſten Tage ſeines Glückes. O Fanny! ſagte er oft, ah! wenn mein Vater noch lebte, wie glücklich würde er ſeyn, wenn ihm Nelſis ſo ein gutes Mädchen zur Schwiegertochter brächte, wie du biſt! Thränen fielen aus Nelſis Auge, als er von ſeinem Vater ſprach, und da Fann'y ſah, daß Nelſis Herz ganz in Bewegung von zärtlichem Gefühle und kindlichem Schmerze war, gebrauchte ſie Liſt, ihr Vorhaben zu vollenden. Sie griff leiſe nach Nelſis Hand, drückte ſie an ihren Buſen, ſah ſtarr zum Himmel und ſeufzte.

Was fehlt dir, Fanny, ſagte Nelſis, was geht in dir vor?

Gott! Die Erinnerung an deinen Vater erinnert mich auch an den meinigen, den ich ſo ſehr liebte, und der ſo unglücklich ſtarb.

Nelſik. Unglücklich ſtarb — —

Fanny. Ja, Nelſik! er wurde ermordet.

Die Fortſetzung folgt

Licka.

(Fortſetzung.)

Fanny. Ja, Nelſis! er wurde ermordet.

Nelſis. Ermordet! — und von wem?

Fanny. Von einem grauſamen, abſcheulichen Menſchen, der mich zum Weibe haben wollte, und der meinen Vater mordete, weil er es nicht zugab.

Nelſis. Wo iſt er? Laß mich ihn aufſuchen, daß ich ihn auch morde!

Fanny. Nein, Nelſis! laß die Rache dem Himmel über; es könnte dir mißlingen, du könnteſt unterliegen — — und was würde aus deiner Fanny werden! —

Nelſis. Gutes Mädchen! — —

Nelſis ſchlang ſeinen Arm um Fanny's Hals, und ſein Herz pochte ſtärker als jemahls. Die böſe Fanny wußte ſich jeden Augenblick zu Nutze zu machen. — Nelſis! rief ſie, o Nelſis! was habe ich gethan! —

Nelſis. Sage!

Fanny. Ich Unglückliche!

Nelſis. Rede! du bringſt mich in Verzweiflung.

Fanny. Ich kann nie die Deine ſeyn.

Nelſis. Bey den Göttern! rede! du tödteſt mich.

Fanny. Ich ſchwor — —

Nelſis. Was?

Fanny. Nur dem meine Hand zu geben, der mich an dem Mörder meines Vaters rächen würde.

Nelſis. Das ſchworſt du? — Gut! — dein Nelſis wird dich rächen. Du ſollſt ſehen, Fanny! wie ſtark die Liebe iſt.

Fanny. Aber dein theures Leben — —

Nelſis. Was wäre mein Leben ohne dich. Ich bin beſtimmt, dich zu rächen — ich fühle es, mein Buſen ſchlägt — zeige mir ihn, den Mörder deines Vaters, daß ich ihn auch morde.

Fanny. Nun ſehe ich, daß du mich liebſt, Nelſis! Komm mit mir in die Burg, wo ich wohne, da ſollſt du ihn finden, und die That vollenden, die du unternimmſt.

Fanny führte den armen Nelſis in die Burg, ſie verſteckte ihn in einer Laube im Garten, die zu ihrem Wohnzimmer führte. Da warte, ſagte ſie, und nach Mitternacht werde ich hinüber gehen, und den, der mir folgt — den morde!

Nelſis wartete; ſein Herz pochte; Schauder durchſtrömte oft ſeine Glieder bey dem Gedanken des Mordes. Oft wollte er den Dolch von ſich werfen; doch der Gedanke, Fanny auf ewig zu verlieren, der Gedanke, ihren Vater zu rächen, hielt ihn wieder zurück, und beſtärkte ihn in ſeinem Entſchluſſe.

Die Mitternacht rückte heran. Noch nie war Fanny mit ihrem Gemahl ſo zärtlich als dieſen Abend. Sie ſchmauſten bis zur beſtimmten Stunde des Mordes, und Fanny trank ihrem Gemahl noch auf ſeine Geſundheit zu, als ſie ihn zum Tode führte.

Die Nacht iſt ſchön, ſagte ſie, wir wollen im Gartenhauſe ſchlafen. Ich will wohl, erwiederte ihr Gemahl.

Fanny. Ich eile, Lieber! und erwarte dich dort mit Ungeduld. — Da umarmte Fanny ihren Gemahl, und kein Kuß der Liebe strömte feuriger von ihren Lippen als der Kuß des Mordes. — Sie ging. In der Laube horchte Nelſis auf die leiſen Schritte. Biſt du es? Fanny! rief er. Ich bin's, erwiederte ſie: der Mörder folgt — räche mich, Geliebter!

Ohne Verdacht folgte der gute Gemahl ſeiner Mörderin. Schon war er der Laube nahe; Nelſis ſah mit ſtarrem Blick nach ihm, fiel ihn an, und ſtieß ihm den Dolch ins Herz.

Er ſchrie, röchelte und ſtarb. Dem Himmel ſey Dank! rief Nelſis, Fanny iſt gerächt. Abſcheulicher

Mörder! fühle nun ſelbſt, was morden iſt! — — Bey dem Geſchrey des Grafen eilten die Diener herbey, und bemächtigten ſich des unglücklichen Nelſis, der noch bewaffnet mit dem blutenden Dolche daſtand. Was wollt ihr? ſchrie Nelſis; ich habe Fanny gerächet — habe einen Mörder getödtet, der Fanny's VaterMörder war.

Das ſind Ausflüchte, erwiederte man: der gute Graf war es — ein Mörder, ein Straßenräuber biſt du — ein Böſewicht! — Fanny eilte auch herbey, und mit zerſtreuten Haaren warf ſie ſich auf die Leiche ihres Gatten, und heulte zum Himmel, wie eine Raſende. Wo iſt der böſe Mörder, ſchrie ſie, daß man ihn in den Kerker bringe. In den Kerker! ſagte Nelſis; kennſt du mich nicht mehr, Fanny? — Ich dich kennen, Abſchaum der Menſchheit! — Woher ſollt' ich dich kennen? nie ſah mein Auge dich, grauſames Geſchöpf, nie ſprach mein Mund mit dir, boshafter Mörder! — Entfernt von mir dieſen Böſewicht, ich kann ſeinen Anblick nicht ertragen.

Nelſis wollte reden, aber man ließ ihm nicht mehr Zeit; er wurde in den Kerker geſchleppt, und drey

Tage darauf zum Tode verurtheilt. Schrecklich waren für ihn die Stunden, die er in dieſem Wohnorte zubrachte. Wo bin ich! rief er, und wer hat mich in dieſen Abgrund des Jammers geſtürzt? O Fanny! Fanny! ſollte es möglich ſeyn, daß du in ſolchem Grade böſe wäreſt? — — Fanny! du, holdes Geſchöpf — du ſollſt deinen Nelſis verlaſſen — ſollſt ihn betrogen haben? — Wenn du betrügen kannſt — Gott! wem wird ſich der Menſch anvertrauen können? — Nach ſeinem Verhör erfuhr Nelſis, daß der Ermordete Fanny's Gatte war. Ohnmächtig ſank er zu Boden bey dieſer Nachricht. Er, ihr Gemahl! rief er, welche Abſcheulichkeit! — Wie bin ich hintergangen! — O Licka! o meine Schweſter! — auch dich wird Lileton betrogen haben, denn er iſt Fanny's Bruder. O Himmel! hätte ich doch nie meine Hütte verlaſſen, hätte ich mich nie unter Menſchen gewagt, wie glücklich wäre ich geweſen! — — Der Richter, der für jede Entſchuldigung des armen Nelſis taub war, verurtheilte ihn als einen Mörder zum Tode.

Man eröffnete Nelſis ſein Urtheil: ruhig hörte er es an, und eilte haſtig zum Tode. Oft rief er zum Himmel: Götter! erbarmt euch meiner Licka, und verzeiht der grauſamen Fanny. Fanny! — Licka! — waren ſeine letzten Worte, die er ausſprach, und des Henkers Schwert trennte ſein Haupt vom Rumpfe.

Nelſis Körper wurde aufs Rad geflochten, und eine Thräne floß für ihn aus dem Auge des gaffenden Pöbels — aus dem Auge des Wanderers; jeder, der vorüberging, fluchte ſeiner Leiche, und verwünſchte den Mörder, deſſen Unſchuld er nicht kannte.

Sechs volle Monate waren vorüber ſeit Nelſis Tode, als die arme Licka ſich entſchloß, ihre Hütte zu verlaſſen, und ihren Bruder und Lileton, wo ſie immer ſeyn möchten, aufzuſuchen.

Erſchöpft und ermüdet kam ſie an die Burg; unwiſſend, daß dieſe der Wohnort ihres Geliebten war. Ganz entkräftet ſank ſie auf eine marmorne Schwelle hin, und ſtaunte dieſen großen Pallaſt an. Plötzlich hörte ſie ein Freudengeſchrey; Muſik ertönte im Pallaſt. Es lebe Lileton und ſeine Braut! war das allgemeine Geſchrey, das Alle ausriefen. Haſtig erhob ſich Licka bey Liletons Nahmen, und mit matten Schritten ſchwankte ſie durch den Marmorſäulengang bis in den

Saal, wo Lileton an der Seite ſeiner Braut beym Hochzeitſchmauſe ſaß.

Licka war erſtaunt über die Pracht, die da herrſchte. Die Menge der Gäſte, die Niedlichkeit der Gerüchte ſetzten ſie ganz in Verwunderung, und der Schimmer des Schmuckes, die ſilbernen und goldenen Gefäſſe, die Menge der prächtigen Kleider blendeten einige Augenblicke ihr Auge, das an ſolche Seltenheiten nicht gewohnt war. Licka ſah und erſtaunte; bald aber wandte ſie ihren Blick von dem blendenden Schimmer, und ihr Auge ſuchte unter der Menge ihren Geliebten. Er ſaß an der Seite ſeiner Braut; Licka ſah aufmerkſam nach dem Mädchen, die Lileton zur Rechten war. Gott! rief Licka aus, was ſehe ich! — So iſt es denn wahr, daß mich Lileton vergaß? — — Dieſe, dieſe dort verdrängt alſo die arme Licka aus Liletons Herzen; — — Hier konnte ſie den Anblick von Liletons Geliebten nicht mehr aushalten; ſchüchtern zog ſie ſich unter der Menge der Leute zurück, die den prächtigen Saal anfüllten, und die Zuſeher, die Bewunderer der Pracht waren.

Nichts hat in der Welt einen wahren Werth — nichts, als die Tugend, alles Andere hat ſeinen Werth nur in unſerer Einbildung. Größe, Stolz, Ehre ſind meiſtentheils Kinder unſerer Imagination, und unterſcheiden ſich nur durch die Verſchiedenheit ihrer Bildung. Die, die der Tugend ähnlicher ſind, ſind ſchöner, edler; die der Tugend unähnlich ſind, ſind entſtellte Geburten. Wir bewundern die Pracht, den Reichthum der Großen, und der Große wird darauf ſtolz, da ſeine Selbſtliebe den Weihrauch ſeinen Verdienſten zueignet, den die Schwäche unſerer Denkart ſeinen Thorheiten ſtreut. Es gibt keine Größe ohne Tugend; nur der iſt groß, den der Edle ſeiner Achtung würdig hält. Der Menſch gleicht einem Künſtler; er iſt groß, wenn ihn die wenigen Kenner der Kunſt bewundern; er iſt nicht groß durch den Zuruf von unbedeutenden Thoren.

Wenn Scheelſucht wider dich und Bosheit tobt,
Sollſt du nicht dem Tadel weichen;
Doch Freund! ſobald der Narr dich lobt,
So iſt es Zeit, dein Tagwerk auszuſtreichen.

Der gute Menſch kann Wenigen gefallen;
Mit dieſem ſtimmt ja die Erfahrung ein.
Nothwendig müſſen unter Allen
Der Narren mehr als Weiſe ſein.

Nur der iſt groß, der ſeine Größe
  In ſeiner edlen Seele fühlt.
Kein goldnes Kleid verdeckt die Blöße,
  Wenn es Unwürdige umhüllt.

Sieh Menſchen mit geſunden Augen,
  Nimm ihnen Rang, Geburt und Stand;
Und frag' dich, ob ſie dennoch taugen;
  Dann gib dem Edlen deine Hand.

Der Schimmer blendet nur den Narren,
  Den Pöbel und ein tändelnd Kind;
Der Mann, der je die Welt erfahren,
  Kennt, was des Lebens Schätze ſind.

Die Liebe jedem Menſchen zeigen,
  Den Feinden wiſſen zu verzeihn,
Sich nie vor einem Schurken beugen,
  Sich treu dem Land und ſeinem Fürſten weihn,
Das heiß ich groß und edel ſeyn.

Ja! das iſt allein groß, arme Lika! das iſt allein edel; aber wo ſind die wenigen Menſchen, die dieſe Größe zu ſchätzen wiſſen? — Armes Kind! dich hat ländliche Unſchuld erzogen; du kannteſt noch wenige Bedürfniſſe, und die traurige Erfahrung hat dich noch nicht gelehrt, wie böſe die Menſchen in den Städten ſind. Entferne dich aus dieſem Pallaſt! Wenn dir deine Ruhe lieb iſt, gehe wieder zurück in deine Einöde! — Doch ich Thörichter! warum will ich dich arme Unglückliche zurückweiſen? Die heiligen Rechte der Natur ſchützen ja dein Unternehmen; du biſt Liletons Weib; der Himmel hat ſeine Schwüre auf dem Grabe deines Vaters gehört; das Kind, das du unter deinem Herzen trägſt, iſt von ihm; weiche nicht! deine Anſprüche ſind zu heilig — du wirſt ſiegen.

Lika liegt ſchon zu Liletons Füßen; mit zum Himmel geſtreckten Händen fleht ſie um Barmherzigkeit und Erbarmen; aber Lileton kennt ſeine Lika nicht mehr, mit einem Blick voll Zorn und Verachtung ſieht er ſie an, und ſtoßt ſie endlich mit Unwillen von ſich.

Wie! ſagt Lika, Unbarmherziger! du kennſt mich nicht mehr! iſt es möglich, Lileton! iſt es möglich, daß du mich betrogen haſt? — Grauſamer! was habe ich dir gethan? iſt es denn ein Verbrechen geweſen, daß ich dich liebte? Verzeihe mir, Lileton! verzeihe mir, daß ich dich gut glaubte. Wer hatte mich in meiner Einöde gelehrt, daß Falſchheit auf den Lippen der Liebe wohnen könne? nie ſah ich Täuſchung von dem umſchuldigen Vogel, der in der Einöde ſein Neſt baut; nie hörte ich die Nachtigall über die Untreue ihres Geliebten jammern. Nie ſah ich, daß der Hirſch ſeine Hindin verließ, die er ſich zur Gattin gewählt hat. Selbſt der Raubvogel, der traurige Uhu, beſucht in den mitternächtlichen Stunden ſeine Geliebte, und ſorgt für das Leben ſeiner Jungen; wie konnte ich vermuthen, Lileton! daß Menſchen fähig wären, das zu verlaſſen, was ihnen das Theuerſte in der Welt ſeyn ſollte? Aber wie ich ſehe, iſt eure Denkart ganz anders in den Palläſten. Warum haſt du mich denn betrogen? Was habe ich dir denn gethan? War es denn eine Sünde, dich zu lieben? Hab' ich dich nicht geliebt, wie eine Selige dich lieben könnte? Haſt du mir nicht auf dem Grabe meines Vaters geſchworen? nicht den Gott ſelbſt zum Zeugen genommen, der die Sonne ſo prächtig ſchuf, die über unſerm Scheitel glänzet? Haſt du aber dieſes Alles vergeſſen, ſo vergiß die Mutter deines Kindes nicht!

Unter dieſem Herzen ſchlägt ein Weſen, dem du das Daſeyn gabſt — das dein Kind iſt. — O Lileton! wenn die Stimme der Liebe keine Gewalt über dein Herz mehr hat, ſo ſoll die Natur meine Fürſprecherin ſeyn.

Die Fortſetzung folgt.

Licka.

(Beſchluß).

Bey dieſen Worten ſtürzte Licka zu Boden, und benetzte mit Thränen den Raſen, auf dem ſie ſaß. Erhebe dich, ſprach Lileton! thörichtes Mädchen, und warf ihr einen Beutel Geld zu. Geh, und beunruhige mich weiter nicht mehr! Dieß Geld iſt hinlänglich, dich und dein Kind zu verſorgen. Was willſt du mit dieſem Gelde, ſagte Licka; willſt du dich von der Pflicht der Natur loskaufen? Elender! Hier haſt du dein Geld; ich habe deines Geldes nicht nöthig. In eine Einöde will ich mich verſtecken, bey Felſen um Erbarmen betteln, und um Mitleid bey gefühlloſen Bäumen — Geh! Ich brauche dein Geld nicht. Meine Brüſte werden deinen Säugling nähren, ſo lange ſie können, und wenn Gram und Schmerz mich tödtet, wird vielleicht eine gutthätige Wölfin Mutterſtelle an deinem Kinde vertreten, um dich, Unmenſch! zu beſchämen.

Lileton hörte der Unglücklichen nicht länger zu; er ging zurück in den Pallaſt, und die Diener führten Licka aus der Burg mit den ſchärfeſten Bedrohungen. Verzweifelnd wie ſie war, lief ſie mit zerſtreutem Haare ins nahe Dorf hinab, und da Niemand im Dorfe ſich getrauete, die Unglückliche aufzunehmen, ſo war ſie genöthiget, im weiten Felde unter einem Baume Zuflucht und Gaſtfreyheit zu ſuchen.

Als ſie einige Schritte vom Dorfe entfernt war, führte ſie der Weg zu der traurigen Stätte, wo die Gebeine ihres unglücklichen Bruders moderten; da blieb Licka ſtehen, und ſah dieß wunderbare Gerüſt an. Ein Wanderer ging vorüber. O ſage mir, Lieber! ſagte Licka, wer war der Unglückliche, deſſen Körper nicht einmahl ein Grabhügel deckt? Einige behaupten, ſagte der Bauer, es war ein guter Junge — er ſoll verführt worden ſeyn; aber er iſt doch eines grauſamen Todes geſtorben. Die böſe Fanny! Ich möchte doch keinen Antheil an dieſer That haben. Fanny ſagſt du? Wie nannte ſich denn der Unglückliche? Man ſagte, er nannte ſich Nelſis, erwiederte der Bauer.

Nelſis! ſchrie Licka, und ſank bey der Mordſtäte nieder. Der Bauer entfernte ſich vor Furcht, und Licka lag eine Weile ganz außer ſich. Endlich erholte ſie ſich wieder, und warf ihren Blick auf das hohe Rad hinauf, wo Nelſis Leichnam moderte. Mein Bruder! ſchrie ſie, mein Bruder! und umfaßte den Balken, der das Rad unterſtützte, und ſchüttelte ihn ſo heftig, daß Nelſis Leichnam herunter fiel. Nun habe ich dich wieder, ſagte ſie, und warf ſich auf das modernde Gerippe. Nun ſoll uns nichts mehr trennen; hier, wo du ſtarbſt, will auch ich ſterben. So ſchrie Licka. Die heftigen Gemüthsbewegungen beförderten die Zeit ihrer Geburt; ſie ward Kindes Mutter, und ein liebvolles Kind erblickte in den Schreckenſtunden der ſchwärzeſten Nacht auf dieſer ſchaudernden Stäte die Welt. Es war ein Sohn; Licka drückte ihn an ihr Herz und ſtarb. — Ohne Hilfe, ohne Unterſtützung ſtarb auch das Kind, und Licka lag todt auf Nelſis Leichnam, und an ihrem Herzen ihr Sohn, als am Morgen die Sonne wieder aufging. Man erzählte den Zufall an Liletons Tafel, aber niemand machte ſich was daraus; einige junge Herren aus der Stadt wußten ſogar hierüber zu ſcherzen. Liletons Braut allein wurde nachdenkend über die Sache, ſie befahl die Unglücklichen an dem Orte zu beerdigen, wo man ſie fand. Dieſe Geſchichte machte ſo vielen Eindruck auf Roſettens Herz; ſie war immer traurig, und ſtarb noch im erſten Jahre ihrer Heirath. Vor ihrem Tode, ſagte ſie, ſie hätte die arme Licka vor ihr geſehen, die ihr verſprach, ſie in eine beſſere Gegend bis gegen der Nacht abzuhohlen. Roſette ſtarb auch um die nähmliche Stunde der Nacht; die boshafte Fanny wurde von ihrem eigenen Buhler an dem Orte ermordet, wo der unglückliche Nelſis ſterben mußte. Lileton hatte weder Ruhe noch Vergnügen mehr. Er verließ das Land, ging in die Stadt, und ſtarb eines elenden Todes.

An dem Orte, wo dieſer trurige Auftritt vorging, ſteht nun eine Feldſäule, und unweit davon lebt ein Eremit, der den Vorüberreiſenden dieſe Geſchichte erzählt. Ich hörte ſie ſelbſt aus dem Munde des Alten; wir ſaßen auf einem Hügel gegen Abend, die Sonne ging unter, und die Abendröthe färbte dieſen Mordhügel ſcheußlich roth, als wollte ſie die Wahrheit dieſer Geſchichte beſtätigen. Als der Eremit Liletons Nahmen ausſprach, flogen ſieben große Raben über unſern

Scheitel, und ſchrien gräßlich in den finſtern Wald hinein, als wollten ſie ein Klagelied anſtimmen. Tief iſt dieſes Bild noch in meiner Seele — tief Licka's Nahme noch in meinem Herzen.

Charakter des wahren Wollüſtlings.

Der Wollüſtling iſt ein fühlloſes Geſchöpf, das aller feinern Empfindungen unfähig iſt; — er ſucht nichts als thieriſchen Genuß, und liebt niemanden als ſich ſelbſt.

Dem Wollüſtling iſt nichts heilig; er ſchändet die Freundſchaft, und entehret das heilige Zutrauen der Unſchuld; ſeine Gelüſte zu befriedigen iſt ſein Zweck, und kein Mittel iſt ſo ſchändlich, das er nicht anwendet, wenn es ihn nur dahin führt. Hat er ſeinen Zweck erreicht, ſo verläßt er den Gegenſtand, den er ſich wählte, und ſucht einen andern; den erſten hat er unglücklich gemacht, den zweyten ſucht er unglücklich zu machen. Der Leichtſinn ſeines Charakters ſchließt jede edle Empfindung aus ſeinem Herzen; er hört das Jammern der Unſchuld nicht; keine Thräne der Armuth rührt ſein Herz, und das Elend der Verführten macht keinen

Eindruck auf ſeine Seele. Er ſieht die Mädchen gleich Blumen an, die zum Genuße im Garten ſtehen; mit räuberiſcher Hand pflückt er ſie ab, und wirft ſie fort; ungeſcheut ſieht er die welkenden Blumen bey ſeinen Füßen, er zertritt ſie, und ſucht wieder andere auf. Der Wollüſtling iſt unfähig zur Freundſchaft; er entehrt dein Weib, und verführt deine Tochter, und ſchändet deine Schweſter.

Kennzeichen des Wollüſtlings.

Der Wollüſtling iſt leicht von dem wahren Liebhaber zu unterſcheiden. Seine Art ſich gegen das Frauenzimmer zu betragen, iſt äußerſt leichtſinnig; er ſchwätzt viel, und denkt wenig, und was er ſchwätzt, iſt äußerſt albernes Zeug. Schmeicheley iſt ſein Steckenpferd; er vergöttert jedes Mädchen, und bethet es an; ſein Blick iſt unverſchämt, und ſein Betragen ausgelaſſen; er ſcherzt gern über Unſchuld und Sittſamkeit, und macht die Eingezogenheit lächerlich. Spricht er in Geſellſchaft von Frauenzimmern, ſo nennt er jedes rechtſchaffene Weib, und jedes ſittſame Mädchen eine Prüde. Er ſcherzt gern mit zweydeutigem Witze, und weiß das Betragen jedes rechtſchaffenen Mannes lächerlich zu machen.

Er appretirt ſich zu Allem; iſt äußerſt gefällig, bis er ſeinen Endzweck erreicht hat. In Geſellſchaft von ſeines Gleichen ſpricht er äußerſt verächtlich vom Frauenzimmer; er läßt jedes Weib, jedes Mädchen durch, und rühmt ſich jeder unbedeutenden Gunſt; iſt er beym Caffee oder Wein, ſo geht keine ehrliche Frau und kein ehrliches Mädchen vorüber, wovon er nicht die unverſchämteſten Anekdoten zu erzählen weiß. Dieſe Züge des Wollüſtlings ſind nach wahren Original-Charakteren gezeichnet; ſind wahr und untrüglich.

Gute, liebe Mädchen, wenn ihr mit Männern Umgang ſucht, ſo gebt auf dieſe Charakterzüge acht! Verräth ſich euer Liebhaber durch einen einzigen Zug, ſo ſeyd verſichert, daß er euch nicht liebt, daß er euch zu hintergehen, zu betrügen ſucht — es würde euch gehen, wie der armen Licka.

Grundregeln.

Nehmt keinen Wollüſtling zum Liebhaber, denn er wird euch verführen, und die Verführte unglücklich machen.

Nehmt keinen Wollüſtling zum Freund, denn wenn ſeine Gelüſte es wollen, ſo iſt ihm nichts heilig.

Vertraue keinem Wollüſtling deine Tochter, oder dein Weib, denn er wird ſie beyde beſchimpfen.

Nimm keinen Wollüſtling zum Manne, denn die Bande der Freundſchaft und der Treue ketten ſein Herz nicht an das deine.

Verlaſſet euch in keiner Sache auf einen Wollüſtling, denn er iſt nur ſo lange gut, nur ſo lange gerecht, nur ſo lange Freund, als ſeine Gelüſte es ihm erlauben.

Beweggründe.

Ueberzeugt euch, liebe Mädchen! daß euch ſo ein Menſch nicht liebt; überzeugt euch, daß Alles, was er euch ſagt, wahre Lügen ſind; glaubt mir, daß er euch in ſeinem Herzen für dumme Gänſe anſieht, die nicht Unterſcheidungkraft genug haben, ſeine Verſtellung zu erkennen.

Habt wahre Schätzung und Hochachtung für euch ſelbſt, lernt den wahren Werth eures Geſchlechts kennen, und begegnet mit edler Verachtung dem Niederträchtigen.

Glaubt mir, daß ihr, wenn ihr auch nicht ſchön, nicht reich ſeyd, wenn ihr nur ein gutes edles Herz habt, doch Männer finden werdet. Suchet euch nicht durch Coquetterie von andern Mädchen zu unterſcheiden, ſondern durch Eingezogenheit, durch einen edlen Anſtand, und ihr werdet die Blicke des Rechtſchaffenen doch auf euch ziehen; er wird euch bemerken, wie eine Roſe, die unter den Feldblumen blühet. Glaubt mir, gute Kinder! daß ein eingezogenes Mädchen eher einen Mann findet, als eine Coquette. Wenn ihr wüßtet, ihr Lieben! wie die Männer mit euch ſpielen, wie ſie ſich eurer Eigenliebe bedienen, wie ſie euch zu Närrinnen machen, und euch dann wieder durchhecheln, daß es abſcheulich iſt! Wie dauert mich nicht manches gute Kind, das die Welt nicht genug kennt, das das Opfer ihres Leichtſinns wird.

Der Hang zu gefallen, gute Kinder! iſt die Urſache eurer Thorheit. Ihr wollt gefallen — aber wem? — Jedermann! — Wer Allen gefällt, gefällt Niemanden. Kann man denn ſtolz ſeyn auf den Beyfall von Narren? — Den Beyfall der Edeldenkenden haben, das iſt groß, und der Beyfoll der Edeldenkenden iſt immer der Beyfall der Wenigern. Glaubt mir, gute Kinder! ihr müßt mehr Hochſchätzung für euch haben, mehr edlen Stolz. Der Mann, der eure Freundſchaft, eure Liebe ſucht, muß euer würdig ſeyn; ihr müßt ihm eure Liebe nicht hinwerfen; er muß ſie verdienen. Wenn ihr ſo handelt, gute Kinder! ſo wird euch der Edle bald von den Thörinnen unterſcheiden; eure Gunſt wird ihm werth ſeyn; denn der Edle kann ſtolz auf die Freundſchaft eines edlen Frauenzimmers ſeyn, wenn er ſich ſagen kann: dieſe Freundſchaft iſt der Lohn wahrer Verdienſte, und ich darf dieß Herz mit keinem Narren und mit keinem Dummkopfe theilen.

Coquetterie.

Der Grund der Coquetterie iſt meiſtenstheils Mangel des Verſtandes. Ein Frauenzimmer, die eine Coquette iſt, hat zu wenig Stärke des Geiſtes, um unpartheyiſch über ſich ſelbſt zu urtheilen; ſie will gefallen, und ergreift die unrechten Mittel.

Ein coquettes Frauenzimmer ſucht nur das Sinnliche in ihren Eroberungen; in dieſer Rückſicht will ſie jede Nebenbuhlerin ihrer Coquetterien übertreffen.

Die Coquetterie iſt eine Art des falſchen Ehrgeitzes; denn das coquette Frauenzimmer geitzet nach Eroberungen. Dieſe Begierde wird bey mancher unerſättlich; daher iſt ein coquettes Weib weder der Liebe noch der Freundſchaft fähig; ſie ſucht keinen Liebhaber, ſondern einen Sklaven, der zu ihren Füßen ſchmachtet und den ihre Ketten ewig feſſeln ſollen. In einer Geſellſchaft von Männern ſucht ſie Allen zugleich zu gefallen. Sie nickt dieſem mit dem Fächer, winkt jenem mit dem Auge, und lacht dem dritten mit dem Munde zu. Sie haſſet den Mann, von dem ſie glaubt, daß er ihr widerſtehen kann, und verfolgt jedes Frauenzimmer ohne Unterſchied, das einige Verdienſte hat.

Die Läſterſchule der weiblichen Geſellſchaft hat ihren Grund in der Coquetterie; eine Coquette weiß immer etwas Lächerliches über ein anderes Frauenzimmer anzubringen. Die Coquette iſt gegen jedes andere Frauenzimmer eiferſüchtig; es iſt die höchſte Beleidigung für ſie, ein Mädchen oder eine Frau in ihrer Gegenwart zu loben. Wenn ſie lobt, ſo weiß ſie im Lobe ſelbſt zu ſchänden; zum Beyſpiel: die Frau A**, ſagt ſie, iſt eine recht gute Frau, eine treffliche Haushälterin; wenn man des Morgens kömmt, ſo findet man ſie ſchon ſo ſchmutzig, wie eine Küchenmagd: ſchön iſt ſie nicht, das iſt wahr, aber ihre Seele erſetzt die Mängel ihrer Bildung, denn ſie hat ein vortreffliches Herz; nur Schade, daß ſie ewig zankt, wie ein Wäſcher-Weib, und daß ſie ſo abſcheulich geitzig iſt. Ihr Mann iſt ein lebendiger Martyrer, wie man ſagt; übrigens iſt ſie ein recht braves Weib.

Grundſätze.

Die wahre Coquetterie iſt meiſtentheils keiner Beſſerung mehr fähig.

Die Coquetterie ſchließt alle wahre Liebe aus.

Die Coquetterie iſt im Stande, ein Frauenzimmer zu allen Ausſchweifungen und Laſtern zu verführen.

Warnung für junge, unerfahrne, romanhafte Leute.

Gute Jünglinge! die ihr ſchwärmeriſche Begriffe von der Liebe habt; die ihr aus Mangel der Weltkenntniß jedem ſchönen Geſichte eine ſchöne Seele zudichtet, ſeyd vorſichtig, und denkt auf die boshafte Fanny, wie ſie den guten, argloſen Nelſis zum Mörder machte. Glaubt nicht jedem ſchmeichelnden Worte, nicht jeder täuſchenden Miene, nicht jedem ſchmachtendem Auge: das Mädchen iſt witziger als der Jüngling im Punkte der Coquetterie; Niemand wird leichter betrogen, als der Liebende; denn er ſieht nicht, bis er von ſeinem Taumel erwachet, und dann iſt es oft zu ſpät. Mancher macht ſich ein Ideal von einer Gottheit, und gibt die Bildung des Engels einer Krötenſeele. Haſt du ein gutes Herz, ſo iſt es noch leichter dich zu betrügen, denn du biſt weniger vorſichtig, und kennſt die Verſtellung nicht. Habe Achtung für jedes Frauenzimmer, Ehrfurcht für die, die ein Engelgeſicht hat und den ſittſamen Anſtand auf ihren Wangen; aber traue keiner, bis du ſie recht kennſt.

Sophie Lauber.

Eine wahre Geſchichte.

Es dämmerte ſchon gegen die Nacht, und die Stille des Abends verkündigte allgemach die Ankunft der Ruhe. Der Hirt trieb die Heerden ins Dorf, und außer dem Geklingel des unermüdeten Landmanns, der vor der Hütte ſeine Senſe ausbeſſerte, hörte man kein Geräuſch mehr in der ganzen umherliegenden Gegend. Ich ſaß in meiner Poſtkutſche, und hing meinem Gedanken über die Herrlichkeit eines prachtvollen Sommerabends nach. Verſchiedene Scenen rührten mein Herz. Häusliche Eintracht und Liebe fand ich vor der armſeligen Hütte, vereint mit Armuth und Elend, und mein Auge weidete ſich an den verſchiedenen Gegenſtänden: dort ſah ich einen Mann, wie er ausgeſtreckt auf dem grünen Raſen da lag, und ſein Haupt ruhte in dem Schooße ſeiner Gattin. Da ſah ich halbnackte Kinder; in Reihen ſaßen ſie um den treuen Haushund; flochten ihm Kränze von Feldblumen, und ſpielten mit dem fürchterlichen Thiere, das dankbar mit ſeiner Zunge die ſchmutzigen Wangen der Kinder ſeines Wohlthäters leckte. Hier ſah ich ein ländliches Mädchen am Ufer des Baches; ſanft ſäuſelte die Quelle über ihre Füße; ſie kämmte ihr Haar und badete ihr Antlitz im Waſſer. Alles dieß ſah ich — fühlte ich — — da ſtörte mich plötzlich mein Poſtknecht in meinen Gedanken, denn er blies in ſein Horn, und das ſpottende Echo wiederholte ſeine gleichförmigen Töne, und rief den weithorchenden Tabernen zu, daß noch ein Reiſender auf der Straße wäre. Schnell rollte die Kutſche zwiſchen hohen Bergen hinunter, und ſeitwärts breitete ein altes Schloß ſeinen nächtlichen Schatten über die Gegend. Schwarze, hohe Mauern mit Moos und Epheu bewachſen, thürmten ſich in die Höhe, und in den zerfallenen Thürmen fanden Nachteulen und Fledermäuſe ein gaſtfreyes Lager. Eine kleine Glocke in der Veſte verbreitete ihren langweiligen Ton weit in die Ferne, und verkündigte die letzte Bethſtunde der Gefangenen. Am Fuß dieſes Berges war ein Poſthaus; da ſetzte mich mein Kutſcher ab. Der Poſtmeiſter bewillkommte mich ſehr freundlich, und führte mich auf ein Zimmer, in dem ich in gerader Linie dieſe fürchterliche Veſte mir gegenüber ſah. Ich war lange am Fenſter, und betrachtete dieſen melancholiſchen Ort, als der Ton einer ganz düſter klingenden Glocke mich aufmerkſam machte, welche die kläglichſten Töne von der Veſte herabjammerte. Was heißt dieſes traurige Geläute? ſagte ich zu dem Poſtmeiſter. Es bedeutet nicht viel; es ſtirbt ein Gefangener — wir ſind dieſes Geklingel ſchon gewohnt — Gott ſey ſeiner armen Seele gnädig!

Ich. Sind wohl viele Gefangene hier?

Poſtm. O ja, eine Menge.

Ich. Und ſterben viele?

Poſtm. Ja, wohl täglich einer oder zwey.

Ich. Und woher kömmt das?

Poſtm. Sie ſind armſelig gehalten.

Ich. Warum das?

Poſtm. Der Schloßwärter iſt ein harter Mann, der ſeine Gefangenen halb erhungern läßt.

Ich. Und trifft man denn keine Abänderung?

Poſtm. Mein Gott, nein! man iſt froh, wenn man die Gefangenen bald vom Brod bringt.

Ich. Kann man die Gefangenen nicht ſehen?

Poſtm. O ja! wenn Sie dem Schloßwärter eine Doceur machen, ſo zeigt er Ihnen die ganze Veſte. Er kömmt heute Abend gewiß noch herab, denn gemeiniglich bringt er ſeine Collation bey mir ein, und dann will ich ihn ſprechen.

Ich. Sie erweiſen mir einen angenehmen Dienſt, Herr Poſtmeiſter!

Der Poſtmeiſter verließ mich, und ich war froh, daß er mich verließ; meine Seele war gedrängt, und nun hing ich ganz meinen Gedanken nach. Ich warf noch einen Blick auf die Veſte hin, und ich fühlte, ich weiß nicht wie viel Schwermuth in meinem Herzen; eine

Thräne glitt meine Wange herunter, und der Ton der Sterbglocke klang noch in meinem Ohr, und ich wiederholte das: Gott ſey ſeiner armen Seele gnädig! das der Poſtmeiſter mit eiskalten Lippen ſo ganz maſchinenmäßig ausſprach — Gott ſey ſeiner armen Seele gnädig! —

Ich weiß nicht, wer du biſt, rief ich aus, unglücklicher Menſch! den dieſe Stunde ſeiner Feſſeln befreyet; unbekannt mit dir und deinem Schickſale nehme ich Antheil an deinem Leiden. Vielleicht biſt du Gatte, Vater oder Freund; vielleicht jammert ein treues Weib um dich, oder arme Kinder, oder ein gefühlvoller Freund, der ſchlaflos auf ſeinem nächtlichen Lager um dich ſeufzet. Vielleicht biſt du auch ein ganz verlaſſenes Geſchöpf, hingeworfen in die Welt, und fremd, wie ein Laub in einem öden, ſteinigen Thale, das ein Sturmwind in die Tiefe geweht hat. Wer du auch biſt, ſo biſt du Menſch, und du leideſt. So dachte ich, ſtützte mein Haupt auf meine Rechte, und ſchlummerte am Fenſter in traurigen Phantaſien. — Plötzlich kam der Poſtmeiſter auf mein Zimmer. Nun können Sie den Schloßwärter ſehen, ſagte er, er iſt unten in der Schenke, wenn Sie ſich wollen die Mühe geben, hinunter zu kommen, denn er kömmt nicht herauf; er hat ſeinen gewiſſen Humor im Kopf, der nicht ſo leicht aus ihm zu bringen iſt. Ich verließ mein Zimmer, und kam in die Zechſtube. Da ſah ich einen kurzen dicken Mann mit einem Schnurbarte; er hatte eine kleine vielrunzlige Stirne; die Augen lagen tief im Kopfe; ſeine Naſe war ſtumpf und breit, und ſein Mund fürchterlich weit. Er hatte zwey groſſe Zahnlücken, und ſtotterte mit der Zunge. Sobald er mich ſah, ſetzte er ſeinen Hut auf, und drückte ihn herab bis ins linke Auge, ſchmauchte Tabak, und fluchte etlichemale abſcheulich. Ich muß geſtehen, daß mir die Bildung dieſes Mannes auffiel, als ich in das Zimmer trat. Ich blieb unvermerkt ſtehen, und faßte ihn ſtarr ins Auge. He! Kamerad! fing er an, was ſieht er mir ſo ins Geſicht? Gefalle ich ihm? — Sage er mahl, Kamerad! ſeh ich nicht einem rechten Raufteufel gleich? Ganz gewiß, erwiederte ich, und obgleich Ihre Geſtalt etwas klein iſt, ſo erſetzt doch Ihr feuriges Auge, und das Anſehen, daß Sie ſich zu geben wiſſen, dieſen unbedeutenden Fehler der Natur. Er iſt mein Mann, Kamerad! ſagte der Schloßwärter: das denk' ich auch; was nützt es ein ellenlanger Kerl zu ſeyn, wenn man keine Geſchicklichkeit beſitzt. Kurz und gut, iſt ein altes Sprichwort.

Ich lernte bald die ſchwache Seite dieſes Mannes kennen, und bediente mich derſelben zu meiner Abſicht. Ich ſah, daß der Stolz dieſes Mannes darin beſtand, ein fürchterliches Anſehen zu haben; ich ſuchte daher aus ſeiner Zwergen-Phyſiognomie alles Mögliche zuſammen, wovon ich ihm eine Apologie ſeiner Fürchterlichkeit halten könnte, und gewann ganz das Herz dieſes Mannes, wozu hauptſächlich die Lobſprüche beytrugen, die ich ihm über ſeinen Schnurbart machte. Es kam ſo weit, daß er mich niederſetzen hieß, und mir erlaubte das Haupt zu bedecken.

Wenn man mit Leuten von ſolcher Art zu thun hat, ſo muß man ſie mit Klugheit behandeln; ſie ſind im Grunde weniger ſchlimm als ſie ſcheinen. Unrichtige Begriffe von Größe und Ehre, üble Erziehung bildete ſie zu dem, was ſie ſind. Wenn man ihre ſchwache Seite einmahl kennt, ſo kann man ſie mit gewiſſer Vorſicht zu den beſten Handlungen leiten; nur muß man ihren Stolz nicht beleidigen, ihnen nicht widerſprechen, und immer zuerſt ſcheinen, als wenn man ganz ihrer Meinung wäre. Leitet man ſie zu beſſeren Handlungen, ſo muß es nicht ſcheinen, daß man ſie leite, ſondern dieſe Leitung muß ſo geſchehen, daß ſie glauben, jede edle That, zu der man ſie führt, ſey ihr eigenes Werk.

Ich wollte lieber einen groben, harten rauhen Menſchen zum zärtlichen, gefühlvollen Menſchenfreund umbilden, als einen verdorbenen Höfling, der einer verpfuſchten Statue ähnlich iſt, die ein Lehrjunge verſtümmelt hat, und aus der kein Bildhauer mehr im Stande iſt, eine regelmäßige Figur zu ſchnitzeln.

Der Schloßwärter ward im Kurzem mein Freund. Er verſprach mir noch dieſen Abend das Schloß zu zeigen, und erzählte mir die meiſten Geſchichten der Unglücklichen, die unter ſeiner Obſicht waren. Es iſt wahrlich keine Kleinigkeit, fing er an, ein Gefangenwärter zu ſeyn. Sie können ſich nicht einbilden, welche Mühe uns die verwünſchten Kerls machen. Ich mache zwar nicht viel Zeremonien mit ihnen, und wenn ich nicht guter Laune bin, ſo ſchlage ich ſie krumm und lahm. Mein Herr! erwiederte ich, Sie wollen mir vermuthlich mit Fleiß ganz widrige Begriffe von Ihnen beybringen;

verzeihen Sie, mein Herr! wenn ich in dieſem Punkte nicht ganz Ihren Worten glaube. Obwohl Sie ein ſehr fürchterliches Ausſehen haben, ſo entdecke ich doch in Ihren Geſichtszügen ein gutes Herz, und ich bin verſichert, daß dieſes gute Herz, das Sie ſchon in mancher Gelegenheit werden gezeigt haben, den Fürſten bewogen hat, Ihnen die Aufſicht über ſeine Gefangene zu geben; denn da der Fürſt ſelbſt ganz Güte und Menſchlichkeit iſt, ſo konnte er keine beſſere Wahl für ſo ein wichtiges Amt treffen, als daß er einen Mann, wie Sie ſind, zu wählen wußte, der Wohlwollen und Güte mit Ernſt zu vereinen weiß.

Der Schloßwärter. Sie halten alſo mein Amt für wichtig?

Ich. O ja, für ſehr wichtig. Sie haben ſo viel Gelegenheit Gutes zu thun, und Ihren trefflichen Charakter auszuzeichnen — das Wohl vieler Unglücklichen hängt nun vollkommen von Ihnen ab; in Ihrer Macht ſteht es, ihr Schickſal zu erleichtern: und was kann Edleres und Schöneres ſeyn?

Schloßw. Sie machen mir da Complimente, die ich nicht verdiene.

Ich. Verdienen gewiß; aber zu viel Beſcheidenheit beſitzen Sie, um Lobſprüche hierüber anzunehmen.

Schloßw. So viel Schönes und Gutes hat noch kein Menſch aus meiner Phyſiognomie geſagt; und ſehen Sie denn dieſes Alles wirklich in meinem Geſichte?

Ich. Ich muß Ihnen geſtehen, mein Herr! daß bey dem erſten Anblick Ihre Geſichtszüge äußerſte Härte und Unbarmherzigkeit anzeigen, wenn man Sie aber näher betrachtet, ſo liegt ſehr viel Gutes in Ihrem Auge, und es ſcheint, als hätte Ihre Vernunft über Ihr Temperament die Oberhand erhalten. Gott! wie ſich unſer Fürſt vom Herzen freuen würde, wenn er wüßte, wie ſehr Sie ſeiner Anſtellung Ehre machen, denn er haſſet harte, unbarmherzige Menſchen, und liebt die Guten.

Bey dieſen Worten heftete der Gefangenwärter ſeinen Blick ſtarr zur Erde. Mein Herr! rief er endlich aus, ich war ein harter Mann; ich habe mir Vorwürfe über manche Unbarmherzigkeit zu machen, da Sie mir aber ſagen, daß doch ſo viel Gutes in meinem Geſichte liege, ſo will ich auch wahrlich gut werden.

Ich. Die Züge des Menſchen ändern ſich nach ſeiner Denkungsart; die Züge der Güte werden ſich immer deutlicher auf Ihrer Stirne zeigen, und dieſe Züge der Güte, verbunden mit Ihrer ernſten Miene, werden Sie zu dem anſehnlichſten Manne in der ganzen Gegend machen.

Schloßw. Nun, das ſoll auch ſeyn; meine Tochter hat es mir oft geſagt.

Ich. Ihre Tochter? — Haben Sie auch eine Tochter?

Schloßw. Ja! ein gutes Kind; Tag und Nacht ſitzt ſie bey den Gefangenen, und wenn einer krank liegt, ſo geht ſie nicht mehr von der Stelle, bis er entweder geneſet, oder ſtirbt.

Ich. Das muß ein treffliches Kind ſeyn.

Schloßw. Gut und hübſch iſt ſie; hat einen ſchlanken Wuchs, wie eine Rebe, und ein Aug' im Kopfe wie eine ſchwarze Kirſche. Das Mädchen iſt meine einzige Freude in dieſer Einöde, und hat mir noch nie einen Verdruß gemacht, ausgenommen, daß ſie der Geyer immer bey den Gefangenen hat. Ich möchte wohl eine gute Heirath für ſie finden.

Ich. Ich zweifle nicht daran; die Vorſehung ſorgt unmittelbar für ſolche ſeltene Geſchöpfe; Ihr Mädchen wird nie unglücklich ſeyn.

Schloßw. Herr! das Mädchen iſt ſchön, und wenn ſie Ihnen gefällt, ſo gebe ich ſie Ihnen gleich zum Weib, und trete Ihnen meine Gefangenwärterſtelle obendrein ab.

Ich hatte nun ganz das Herz dieſes Mannes, und als ich ihm ſagte, daß ich ſchon verheirathet wäre, ſo weinte er, und bath mich mit thränenvollem Auge, ihm einen Schwiegerſohn zu bringen, der eine ſo gute Meinung von ihm hegte, wie ich.

Ich ſah ein, daß es ein abſcheuliches Vorurtheil iſt, Menſchen von dieſer Claſſe zu verachten; daß Verachtung meiſtentheils Urſache iſt, warum ſolche Menſchen hart und unbarmherzig werden. Ich ſah ein, daß ſie oft die beſte Anlage zum Guten haben, daß der Same der Tugend in ihnen liegt, und nur eine ſanfte Wärme erwartet, um zu grünen.

Die Fortſetzung folgt.

(Fortſetzung.)

Sophie Lauber.

Eine wahre Geſchichte.

Der Mann führte mich noch ſehr ſpät ins Schloß, und ich mußte ihm verſprechen, bey ihm zu übernachten. Als wir im Schloße waren, ſuchten wir ſeine Tochter auf, und wir fanden ſie im Kerker eines Gefangenen, der dieſen Abend in ihren Armen verſchied. Doch iſt mir der Auftritt unvergeßlich, den ich ſah; noch iſt das Gemählde ſo lebhaft in meiner Seele, daß ich es gleich zeichnen und mahlen wollte.

Ein düſterer Kerker — eine einzige Lampe beleuchtete ihn — Sie ſtand auf einem hölzernen Stuhl — und ihr matter Schein fiel auf das blaſſe Geſicht des Verſtorbenen. Dieſer lag auf einem mit einem weißen Leintuche bedeckten Schragen — zu ſeinen Füßen waren

Ketten und Feſſeln nachläßig' hingeworfen. Blumen lagen zerſtreut auf der Leiche, und ſeitwärts ſaß das holdeſte der Mädchen. Ihr Blick war zur Erde geheftet, ihre Hände lagen übereinander gekreuzt in ihrem Schooß, und eine Thräne nach der andern träufelte aus ihrem wunderſchönen Auge. Keine Verzerrung war in ihrem Geſichte; ihre Corallenlippen ſtanden halb offen, und eine Reihe der ſchönſten Zähne erhöhten ihr traurig ſchmachtendes Antlitz. Die Hälfte des Buſens deckte ihr blondes Haar, das wellenförmig bis an den Gürtel herabfloß, und Unſchuld, Güte und Sittſamkeit ſprachen aus ihrer traurenden Miene. Sie erhob ſich, als ich mit ihrem Vater in den Kerker trat, und machte eine tiefe Verbeugung. Er hat es überſtanden, ſagte ſie zu ihrem Vater — Er iſt in Freyheit. Und dieſe Worte ſprach ſie mit einem Tone, der in das Innerſte meiner Seele drang. Ich ſtand ſprachlos da, und konnte nichts als fühlen. Hier der Anblick eines Todten — das Gräßliche eines düſteren Kerkers; — dort die Engelsgeſtalt, die eine Gottheit ſelbſt annehmen würde, wenn ſie ſich in einer ſterblichen Hülle ſichtbar machen wollte. Alles dieſes machte den heftigſten Eindruck auf meine Seele. Nachdem ich mich von meinem Erſtaunen etwas erhohlt hatte, näherte ich mich dem Mädchen. Sie ſcheinen, Jungfer Sophie, fing ich an, ſehr vielen Antheil an dem traurigen Schickſale dieſes Unglücklichen zu nehmen.

Ja, mein Herr! erwiederte Sophie, ich nehme viel Antheil; es war ein ſehr guter Menſch. Wenn Sie ſeine ganze Lebensgeſchichte wüßten, ſo würden Sie ihn eben ſo ſehr bedauern.

Ich. Sie werden mich ſehr verbinden, meine Beſte! wenn Sie mir nähere Nachricht von ihm geben wollen.

Sie. Morgen, mein Herr! ſollen Sie Alles wiſſen. Er zeichnete ſeine Geſchichte ſelbſt auf, und gab ſie mir als ſein letztes Vermächtniß. Nun führte mich das gute Mädchen mit ihrem Vater auf ihr Wohnzimmer zurück, und die Ordnung und Reinlichkeit, die da herrſchte, gab mir die edelſten Begriffe von Sophien.

Unterhalte mir einſtweilen dieſen Herrn da, Sophie! ſagte der Schloßwärter; ich halte viel auf ihn, und er iſt unſer Gaſt. Ihm zu Ehren will ich morgen allen Gefangenen einen Braten geben; unterdeſſen will ich die Küche durch unſere alte Muhme beſorgen laſſen. Bleib du da, und mache meinem Hauſe Ehre. — Hier begab ſich der Schloßwärter fort. Sophie ſchlug mir einen Spaziergang im Garten vor. Es iſt eine ſehr ſchöne, mondhelle Nacht, ſagte ſie; kommen Sie mit mir! Unter Gottes freyem Himmel iſt es beſſer zu ſeyn, als immer zwiſchen vier Mauern. Nun waren wir im Garten. Ganz am Ende des Gartens floß ein Bach vorüber; der Mond ſpiegelte in demſelbem ſein ſilbernes Antlitz; oberhalb rauſchte eine Mühle, ſeitwärts ſtanden hohe Lindenbäume, und verbreiteten ihren Schatten bis in die Hälfte des Baches. Rückwärts war ein Hügel, umzäunt mit wilden Roſenſtauden, von da ſah man in einen kleinen Kirchhof hinein. Hier war die Ruheſtätte der Gefangenen. Außer einigen Blumen, die auf den Gräbern geſtreut waren, war weder Stein noch Kreuz auf ſelben. Sophie heftete ihre Blicke auf dieſe Gegend, und ſprach lange mit mir von Verweſung, Tod und Unſterblichkeit. Zu ſchnell verfloßen mir die Stunden in dem Umgange dieſes holden Weſens. Man rief uns zur Mahlzeit; da ſaß ich an Sophiens Seite, und unterhielt mich mit ihr und ihrem Vater, bis ſpät in die Nacht. Zwey Tage blieb ich als Gaſt bey ihnen, aber den dritten früh mußte ich fort. Ich trennte mich hart von dieſem Redlichen, und eine Thräne in Sophiens Auge, ein warmer Kuß von ihrem Vater, verriethen auch, daß mich dieſe Redlichen nicht gleichgültig verließen. Kurz vor meiner Abreiſe gab mir Sophie die Geſchichte des Unglücklichen. Ich ſchenke Ihnen hier ein Andenken, ſagte ſie, das mir theuer iſt. Erinnern Sie ſich zuweilen an des Schloßwärters Tochter von ***, an Sophien. — — Zuweilen! erwiederte ich — ewig will ich mich Ihrer erinnern. Da löſte ich ihr ein roſenrothes Band aus ihrem blonden Haar, und bath ſie, mir es zum Andenken zu ſchenken; Sie gab es mir, und eine freundſchaftliche Umarmung war unſer letztes Lebewohl. Seit der Zeit ſah ich Sophien nicht mehr; hörte aber, daß ſie bald an einen würdigen Mann, dem ſie das Glück ſeines Lebens gemacht haben würde, verlobt war, allein ſie erlebte den Trauertag nicht; ſie ſtarb einige Wochen vor der Heirath. Oft erhielt ich Briefe von ihrem lieben Vater, welcher der menſchenfreundlichſte Mann geworden, und der mir den Tod ſeiner Sophie in den rührendſten Ausdrücken ſchrieb. Gram und Wehmuth brachten den guten Mann bald auch in das Grab. Vergeſſen modern ſie vielleicht Beyde in der unbekannt wilden Gegend, und vielleicht iſt ihrem Andenken kein Grabmahl errichtet, als das in meinem Herzen.

Als ich Sophien verließ, unterhielt ich mich auf meiner Reiſe mit der Geſchichte des Unglücklichen, die ſie mir gab. Ich erbrach das Paquet, und fand folgende Lebensgeſchichte aufgezeichnet.

Geſchichte des Ferdinand R.

Du! wer du immer ſeyn magſt, dem einſt dieſe Geſchichte unter die Hände kömmt, werde weiſe durch meine Fehltritte, und lerne die Menſchen kennen, ehe dich die traurige Erfahrung überzeugt, wie böſe manche unter ihnen ſind. Zehn ganze Jahre ſchmachte ich hier in einem grauenvollen Kerker, und beweine Thorheiten, und bereue meine Fehler, aber zu ſpät für mich. Selten drang ein Strahl der aufgehenden Morgenſonne durch eine kleine Oeffnung in meinen Kerker; ſelten breitete die Nacht ihre Herrſchaft über die Erde; ſelten ſtieg eine Stunde aus der raumloſen Tiefe der Zeit, die mich nicht in Thränen fand. Thränen, Seufzer und Gram waren mein Loos, oft bethete ich zu der Gottheit um Erlöſung, oft nur um eine einzige Menſchenſeele, der ich meinen Kummer klagen, mein Elend erzählen könnte: der Hang, ſich mitzutheilen, wenn man leidet, liegt in dem Weſen unſerer Natur. Der Unglückliche klagt den ſtummen Mauern ſein Elend, und bittet gefühlloſe Steine um Mitleid. Endlich erbarmte ſich die Gottheit meiner; in den Stunden des Grams und des Elends ſchenkte ſie mir das gefühlvolleſte Geſchäft, die holdeſte der Menſchen-Seelen; des Schloßwärters Tochter, die gute Sophie, war meine Tröſterin. Einem Engel gleich flößte ſie Hoffnung in meine Seele, und erleichterte mir durch menſchenfreundliche Sorge mein Schickſal. Oft weinte ich in ihren Armen; liebevoll trocknete mir das gute Mädchen die Thränen vom Auge, und flößte mir Zuverſicht auf die Vorſehung und Standhaftigkeit im Leiden ein. Der Himmel ſoll ihr alle Güte verdanken, die ſie mir erwies, und die Gottheit lohne ihr gefühlvolles Herz.

Sechs Jahre war ich bereits, abgeſondert von aller menſchlichen Geſellſchaft, in meinem Kerker. Außer dem Geklingel der traurigen Glocke in der Veſte; außer der kläglichen Stimme des Uhu und dem Dohlen-Gekrächze, die ſich in den hohen Thürmen meiner Nachbarſchaft einniſteten, hörte ich ſonſt keinen Ton eines lebenden Weſens. Man brachte mir täglich zur beſtimmten Stunde mechaniſch meine Mahlzeit, und begab ſich wieder maſchinenmäßig fort, ohne zu reden, ohne zu fragen. Dieſe traurige Einförmigkeit war die größte Qual in meinem Elende, und freudig war der Augenblick für mich, wenn der große Schloßhund in einer Winternacht heulte, oder in Frühlingsnächten das Gelärm der kämpfenden Katzen auf den Dächern erſcholl, und die Einförmigkeit meiner Lebensart ſtörte. Sechs volle Jahre, wie ich bereits erzählt habe, war ich ſo elend, und ſah kein lebendes Geſchöpf außer dem Knecht des Gefangenwärters um mich, der doch kaum unter lebende Geſchöpfe zu zählen war. Nach dieſen in Kummer verlebten ſechs vollen Jahren kam ungefähr eines Tages durch die obere Oeffnung meines Kerkers eine Taube zu mir. Sie war zahm, flog auf meinen Tiſch, und pickte die Brodkrümchen zuſammen, die naß von meinen Thränen waren. Wie angenehm mir der Beſuch dieſes Thieres war, kann ich nicht ausdrücken. Ich nannte das arme Thier meine Freundin, erzählte ihm mein Unglück, mein Leiden, und kettete mich mit den ſtärkeſten Banden des Gefühls ganz an ſelbes. Es ging kein Tag vorüber, an welchem das gute Thier mich nicht beſuchte, und die Sorge, die ich fühlte, iſt ohne Vergleich, wenn der arme Vogel zuweilen etwas ſpäter als gewöhnlich zu mir kam. Mein größtes Vergnügen war, mein Brod für meine kleine Freundin aufzuſparen, und ihr einen Reſt von meinen elenden Speiſen zu laſſen, um ſelber zu zeigen, wie dankbar ich ihr gern für ihre freundſchaftlichen Beſuche wäre.

Das Thierchen wurde jeden Tag zahmer, und manchmahl ſaß es lange auf meinen Schultern, und ruhete an meinem Nacken. Unglücklicher Weiſe war meine kleine Freundin an meiner Seite, als eines Tags des Schloßwärters Knecht in meinen Kerker kam. Als er den Vogel ſah, fluchte er jämmerlich, und warf gleich mit einem Prügel nach ihm, daß das arme Thier todt zur Erde fiel. Ich war wie ein Raſender, ergriff den Knecht beym Hals, und hätte ihn erwürgt, wenn nicht auf ſein entſetzliches Geſchrey der Schloßwärter und die Uebrigen herbeygeeilt wären. Ich nahm die todte Taube zu mir, und entſchloſſen, eher zu ſterben, als dieſes arme Thier von mir zu laſſen, rüſtete ich mich gegen alle dieſe Kerls zur Gegenwehr. Ich hatte bereits einen großen Bengel erobert, den ich dem Gefangenwärters-Knechte abzwang. Es würde mir ohne Zweiſel ſehr bös gegangen ſeyn, wäre nicht des Schloßwärters Tochter, Sophie, geweſen. Dieſe hörte den Vorfall, und hatte Mitleiden mit mir; ſie beſänftigte ihren Vater, und beſänftigte mich, da ſie mit dem zärtlichſten Ton Antheil an meinem Verhängniſſe nahm. Beruhige dich, Freund! ſagte ſie, du ſollſt durch den Tod deiner Taube nichts verloren haben; nun will ich deine Freundin ſeyn, und dir zehnfach erſetzen, was dir dieſer harte Menſch geraubt hat. Seit dieſem Tage kam das Mädchen täglich zu mir; verſchwätzte mit mir die langweiligen Stunden, und nahm ganz Antheil an meinem Kummer. Auf ihre Vorbitte bekam ich einen beſſern Wohnort; auch zu Zeiten eine beſſere Koſt, denn Sophie erſparte mir von ihrem Munde manche Speiſe. Ich war dieſem Engel ganz hold, und dankte täglich dem Himmel für ihr Daſeyn, und bath mit Thränen im Auge die Gottheit um ihre Erhaltung. Sie weinte mit mir über den Tod der guten Taube und pflückte Roſen im Garten; ſie zierte den todten Vogel mit Blumen, begrub ihn an einem Hügel, auf den ich aus meinem Kerker hinſehen konnte, pflanzte Roſenſtöcke umher zu ſeinem Andenken, und baute ihm mit ihren Händen ein kleines Grabmahl aus Thon, worauf ſie ſchrieb:

Ruhe, ſanftes Täubchen, hier!
Gut biſt du geweſen;
Ruhe, holdes, liebes Thier!
Ruhe ſanftes Weſen!

Freundin der Empfindſamkeit,
Holde Abendröthe!
Deiner ſanften Dunkelheit
Weih' ich dieſe Stätte.

Sophie war das beſte Mädchen, das man unter der Sonne finden konnte; Wohlwollen und Menſchenliebe zeichneten ihren Charakter aus; ſie verſüßte mir die bittern Stunden meiner Leiden, und für all ihre Sorge, für all ihre Liebe konnte ich ihr nichts als danken, denn ich war arm — gefangen — elend. Man möchte doch manchmal vor den Auftritten dieſes Lebens zurückſchaudern, wenn man denkt, wie grenzenlos elend manche Menſchen ſind. Leiden iſt das Loos der meiſten Sterblichen hienieden — Leiden und Sterben. Was iſt doch der Menſch? — Eine wunderliche Frage — manchmahl leicht zu beantworten, und manchmahl unendlich ſchwer. Heilige Vorſehung! Gutes, ewiges Weſen! dich will ich denken — dich, der du Güte biſt, und alles Uebrige will ich vergeſſen, was hienieden um mich iſt, und meine Seele kränket.

Der Unglückliche, der ſeine Geſchichte aufzeichnete, hieß Ferdinand R***. Er war in einer Hauptſtadt in Deutſchland geboren; ſein Vater war Sekretär am Hofe eines deutſchen Fürſtens; ein Mann, der immer in großen Häuſern war, und den der Adel gern duldete. Ob die Gunſt der Großen Glück oder Unglück für Ferdinands Familie war, ſoll die Folge entſcheiden. Wenn ſich die Achtung der Großen auf wahre Verdienſte eines Mannes gründet, ſo iſt dieſe Achtung Glück für den Rechtſchaffenen; Unglück aber, wenn niedrige Schmeicheley, oder kriechende Niederträchtigkeit uns die Gunſt der Reichen erbettelt. Unter die Günſtlinge des Glückes von der zweyten Art war Ferdinand zu zählen.

Die Fortſetzung folgt.

(Fortſetzung.)

Geſchichte des Ferdinand R.

Eine wahre Geſchichte.

Er war ein ausgelernter Schmeichler; immer niedriges Lob auf ſeinen Lippen, immer Schmeicheley auf ſeiner Zunge. Er konnte ſich beugen und ſchmiegen, konnte weinen und und lachen, ſcherzen und tändeln, ſchwätzen und plaudern, und war ein Pallaſtkünſtler der erſten Art, der gleich wußte, ob der Wind von Norden oder Oſten blies. Er war keiner Seele Freund; vergötterte den, der im Glücke war, und verfolgte den, den Miß Fortuna geſtürzt hatte. Er lobte nichts, und ſchändete nichts für ſich, was nicht Andere lobten und ſchändeten. Bey ihm ward der Tag zur Nacht, und die Nacht zum Tage, die Sonne kalt, und der Schnee warm; wie die Sprache bey den Großen ging, ſo ſprach er auch. Dieſe ſeine Fähigkeiten nannte man Politik, und die Kunſtgriffe, derer er ſich zu ſeinem Vortheile bediente, Routine. Niederträchtigkeit war bey ihm Gefälligkeit und Complaisance, Schmeicheley, Höflichkeit. Unter dem Ton der großen Welt verſtand er Käbalen, Verläumdungen, Argliſt, und unter der Art leben zu wiſſen, den ſchändlichſten Egoismus. Mund und Herz hatte bey ihm nicht die geringſte Gemeinſchaft miteinander; was ſein Mund ſprach, wußte ſein Herz nicht, und was ſein Herz dachte, ſprach ſein Mund nie. Er konnte eine Stunde lang mit Einem ſprechen, ohne nach Verlauf dieſer Stunde zu wiſſen, was geſagt worden iſt. Er konnte loben und ſchänden mit der nähmlichen Gleichgültigkeit, und er ſprach eben ſo kaltblütig, mein Freund brach den Hals! als er erzählte, vergangenen Dienſtag ward Romeo und Julie aufgeführt. So war ſein Charakter; durch dieſen bildete er ſich ein, ſein Glück gemacht zu haben, denn er ſpeiſte täglich an den Tafeln der Großen, und erhaſchte dort und da etwas zu ſeinem Vortheile. Dieſer Mann nun wollte ſeinen Sohn Ferdinand eben ſo erziehen, wie er war.

Ferdinand war ein aufkeimender, guter Junge, und ſein Vater hatte unendlich viel zu thun, bis er ihm ſeine Grundſätze beybrachte. Ich bitte dich, Ferdinand, ſagte er oft, folge meinem Beyſpiele, du wirſt ſonſt in der Welt nicht fortkommen. Kette dich an die, die größer und reicher ſind als du, und man wird dich in der Welt auch für etwas Großes anſehen. Sieh, ich befinde mich wohl, bin beliebt und gefürchtet, denn man weiß, was ich nützen und ſchaden kann.

Durch Verwendung der alten N. ward Ferdinand als Geſellſchafter der jungen Herren des Grafen von R*** angenommen. Er war nun täglich unter dem Adel, und verdarb ſein Herz bald ſo — aufgemuntert von ſeinem Vater — daß er keinen Menſchen mehr dulden konnte, der nicht wenigſtens Hoffnung hatte, Baron zu ſeyn.

Carl, der ältere Sohn des Grafen R***, war der Herzensfreund des jungen Ferdinand. Dieſer erwuchs, und ward Beſitzer der beträchtlichen Fidei-Commiss-Güter; Ferdinand war beſtändig um ihn; kein Geheimniß hatte Carl im Herzen, von dem Ferdinand nicht wußte: bald ward er auch der Vertraute ſeiner Liebe.

In dem Dorfe zu N. lebte ein alter Greis. Dieſer hatte eine einzige Tochter, die ſich Anna nannte. Schön war ſie und tugendhaft. Dieſes gute Mädchen war die einzige Freude ihres alten Vaters, welcher der Beſitzer eines kleinen Gütchens war, wo er ſeine letzten Tage verlebte. Er begleitete einſt am Hofe eine bedeutende Stelle, entfernte ſich aber in ſeinem Alter, als er ſich zu ſchwach fand, ſeinem Fürſten weiters zu dienen. Da genoß er die ſeligen Freuden der Natur und die Wonne des Menſchenlebens. Annette war um ihn, und verherrlichte ihm die angenehmen Tage. Das Alter dieſes Mannes war einem heitern Abende gleich, an dem keine Wolke den Horizont trübet; herrlich wie die Sonne im Untergange, nahete ſich dieſer Edle der letzten Szene ſeines Lebens. Oft ſaß er am Morgen an der Seite ſeiner guten Annette im Laube, und lehrte ſie den Werth der Tugend und der Redlichkeit. Das Mädchen ſchlang ihren Arm um des Greiſen Nacken, und Thränen der Liebe träufelten aus ihrem Auge auf des Greiſes zitternde Hand.

O meine Tochter! ſagte oft der alte Vater, könnte ich dich doch vor meinem Tode noch glücklich ſehen! — — Annette liebte einen edlen Jüngling; er nannte ſich Werner, und ſie unterhielt ſich oft mit ihrem Vater von ihrem Lieben. Werner, ſagte der Alte, iſt gut und edel, ich wünſchte dir ihn zum Manne; unglücklich wirſt du mit ihm nicht ſeyn. Weißt du was, Annette! Heirathe den Jüngling; er iſt arm, aber was thut das zur Sache? Ich beſitze ſo viel, daß ihr leben könnt. Gib mir die Freude, Mädchen! dich in den Armen der Liebe glücklich zu ſehen. Annette umarmte ihren Vater, und nie war noch ein Kuß von ihr ſo feurig, als der, den ſie ihm in dieſer Stunde gab.

Mittlerweile eilte die Sonne zum Untergang; ſanfte Weſte kühlten die Fluren ab, und erhoben erfriſchend die Blume, die traurig vor der ſengenden Hitze ihr Haupt zur Erde ſenkte. Das Nachtveilchen öffnete ihren duftvollen Balſam in der Gegend umher. Die Thiere, die den ſchwülen Tag über ruheten, traten aus den Wäldern hervor, und weideten ſich in den herrlichſten Auen, und die Vögel zwitſcherten im Gebüſche, und ſangen ihr Abendlied. Die muntere Amſel trillerte ihren abwechſelnden Geſang und aufmerkſam auf ihre Töne ſtand der Landmann unter ſeiner niedern Schwelle, und kauete langſam ſein ſchwarzes Abendbrod im Zirkel ſeiner ſpielenden Kinder. Werner eilte eben den hohen Berg herunter, und ſchon ſah er Annettens Haus, als er, geflügelt von der Liebe, ſeine Schritte verdoppelte. Plötzlich hörte er in dem unweit entlegenen Walde den Ruf eines Menſchen; es ſchien ihm, als wäre es das ängſtliche Schreyen eines Verirrten. Schnell flog Werner der rufenden Stimme zu, und fand zwey junge Leute zu Pferde, die ſich im Walde verirrt hatten. Freundſchaftlich empfing er ſie, und führte ſie mit ſich in das Haus ſeiner Geliebten, wo jeder Reiſende gaſtfrey bewirthet wurde.

Geſchäftig richtete bereits Annette ein ländliches Abendeſſen, und ihr ehrwürdiger Vater unterhielt einſtweilen die Fremden im Garten. Werner ſaß bey ſeiner Annette, und genoß die zärtlichſten Stunden ſeines Lebens. Sie erzählte ihm ihres Vaters Abſicht wegen ihrer Verheirathung, und wer war glücklicher als Werner. Die kleine Mahlzeit war bereitet, und man ſpeiſte im Garten. Annette ſpielte trefflich die Zither, und Werner an ihrer Seite die Flöte. Bis ſpät in die Nacht wurde geſchmauſet, und Annettens alter Vater wußte ſelbſt nicht einen Abend, der ſo vergnügt für ihn war, als dieſer.

Endlich war es Zeit zur Ruhe. Werner führte die Fremden auf ihr Zimmer, und verließ ſie. Annette ging zur Ruhe, und träumte von dem vergangenen Abende. Werner lag ſchlaflos auf ſeinem Bette, und verzögernd war jede Stunde für ihn, weil er ſeinen Brauttag ungeduldig erwartete.

Die Fremden ſaßen noch wach auf ihrer Stube. Als Alles ruhig war, fing Karl zu Ferdinand an, — denn dieſe waren die Verirrten. — Du mußt doch geſtehen, Ferdinand! daß die Tochter dieſes Hauſes ein liebenswürdiges Geſchöpf iſt.

Ferd. Gewiß, Eure Exzellenz! ich ſah nicht bald ſo ein artiges Mädchen.

Karl. Ich hätte Abſicht auf dieſes Mädchen. Glaubſt du wohl, daß etwas zu machen wäre?

Ferd. Warum nicht, Euer Exzellenz?

Karl. Aber der verfluchte Kerl von Werner —

Ferd. Was thut der zur Sache?

Karl. Und der Alte — was würde der für ein Paar Augen machen? —

Ferd. Was ſoll er thun? — Was mag er thun? Er iſt ein unbedeutendes Ding. Was kann er gegen Euer Exzellenz, der Sie bey Hofe angeſehen, und mächtig ſind?

Karl. Kann ich auf deine Freundſchaft zählen?

Ferd. Auf mein Leben, Euer Exzellenz! Sie wiſſen, daß ich Ihnen in jeder Gelegenheit zu Befehl ſtehe.

Karl. Wie iſt aber die Sache anzugehen?

Ferd. Das muß überlegt werden, Euer Exzellenz!

Karl. Aber, Ferdinand! iſt die Sache nicht ein wenig unedel? Wir werden hier ſo freundſchaftlich aufgenommen, ſo gaſtfrey bewirthet — und — — —

Hier hätte Ferdinand wohl Gelegenheit gehabt, das wankende Herz des jungen Grafen zur Rechtſchaffenheit zurück zu führen; allein er war ein niedriger Schmeichler, der jede glimmende Leidenſchaft anfachte, anſtatt ihr entgegen zu arbeiten. Er machte eine tiefe Verbeugung. Euer Exzellenz, fuhr er fort, ſind Graf; groß und edel macht Sie ſchon Ihre Geburt, Alles, was Sie immer thun, muß groß ſeyn, und keine That kann Ihren Adel erniedrigen. Was ſind dieſe unbedeutende Geſchöpfe gegen Euer Exzellenz?

Ferd. Aber wie iſt die Sache anzuſtellen?

Karl. Laſſen Sie mich machen; es ſoll Alles gut werden. Morgen geben Sie ſich zu erkennen, wer Sie ſind, und laden den jungen Werner auf ihr Landgut; der Alte, wenn er will, kann auch mitkommen. Schlafen Sie ruhig — Annette ſoll Ihnen ſeyn. —

So ſprach er, und über das boshafte Unternehmen brütete Ferdinands Herz, und der Schlaf ſchloß die Augen des Böſewichts in dieſen Gedanken. Der Morgen graute, und Ferdinand war ſchon auf. Er ging in den Garten, und hauchte friſche Morgenluft ein. Ein Zufall führte ihn Annettens Zimmer vorüber, die noch im Morgenſchlummer auf ihrem Ruhebette lag. Leicht war ihr Schlaf, und ſanf. ihr Athemzug. Eine Röthe, wie die, die das Blatt der Frühlings-Roſe decket, war auf ihren Wangen verbreitet. Ihr Haupt lag geſenkt auf ihren Arm, der halb über das Ruhebette herabhing, wie die Blüthe am Jaſminſtrauch. Ein leichter Schleyer deckte ihren unſchuldigen Buſen, und die heitere Zufriedenheit der Tugend lag auf ihren lächelnden Lippen. Da ſtand Ferdinand, und ſein Herz machte ihm Vorwürfe über ſeine boshaften Entſchlüſſe. Dich, gutes Mädchen! fing er an, dich ſoll ich zum Opfer eines Wollüſtlings machen? — Dir, holdes Geſchöpf! ſoll ich Ruhe und Zufriedenheit rauben? — dich aus den Armen des Geliebten reiſſen — deinen alten Vater unglücklich machen — — nein, das kann ich nicht. Gott im Himmel! warum mußte ich in Palläſten erwachſen, warum erzogen werden, um ein niedriger Schmeichler der Großen zu ſeyn! —

Hier kämpfte das letzte Gefühl des Guten in Ferdinands Herzen. Bald entſchloß er ſich, den Grafen zu verlaſſen; bald änderte er wieder ſeinen Entſchluß. Die Stimme der Tugend war zu ſchwach, der Zuruf der Menſchenfurcht übertäubte ihre ſanfte Töne. In dieſem Zuſtande war Ferdinands Seele, als ihn Graf Karl überraſchte. Nun, wird Annette mein? ſagte er.

Ferd. Verzeihen Euer Exzellenz —

Karl. Wie! wankeſt du — ſollſt du —

Ferd. Euer Exzellenz — —

Karl. Niedriger! haſt du vergeſſen, was du mir ſchuldig biſt? Hängt nicht dein ganzes Weſen von mir ab? Ich zertrete dich, wie ein Inſekt, wenn ich will. Ha! Nun iſt es Zeit, daß du den Gewiſſenhaften ſpielſt, Gleißner! der du bisher immer jede meiner Leidenſchaften befriedigteſt. So ſprach Karl, und Ferdinand zitterte wie das Laub einer ſchwachen Eſpe im Sturm.

Ich habe Vieles gethan, ja Vieles erwiederte er, worüber ich in meiner Seele erröthen muß; aber laſſen Sie die üblen Thaten, die ich gethan habe, die letzten meines Lebens ſeyn, und verſchonen Sie mich mit ferneren Aufträgen. Bey dieſen Worten fiel Karl um Ferdinands Hals, überhäufte ihn mit Thränen, nannte ihn ſeinen einzigen Freund, that ihm die glänzendſten Verſprechen, und Ferdinands ſchwache Seele war nun ganz wieder die Dienerin von Karls Gelüſten.

Nach einem kleinen Frühſtücke und kurzem Gepränge des einmahl nöthigen Ceremoniels begaben ſich die Fremden fort, und Werner und Annette kannten nun keine andere Beſchäftigung, als die ihres Glückes ſich zu vereinigen.

Karl war auf ſeinem Schloſſe, und Annettens Bild folgte ihm unaufhörlich nach. Ich kann ohne dieſes Mädchen nicht mehr ſeyn, ſagte er; ich will, ich muß ſie beſitzen. Doch welche Rechte habe ich auf ihre Liebe, da ſie ganz für Wernern lebt? Doch — bin ich nicht ſo gut als Werner? habe ich nicht Anſehen, Macht und Reichthum? — Ja, ich beſitze dieſes Alles; aber kann ich mir um alle dieſe Schätze Annettens Herz kaufen? Warum nicht? Sie muß mein ſeyn — Doch fort mit dieſem Gedanken! Liebe und Gewalt vertragen ſich nicht. Die Herzen der Menſchen ſind nicht in unſerer Gewalt; Liebe wird durch Liebe erworben. Allein wie kann ich das? — Soll ich Annetten zum Weibe nehmen, mein altes Geſchlecht entehren, mich vor der Welt lächerlich machen? Nein, das kann nicht ſeyn.

(Die Fortſetzung folgt.)

(Fortſetzung.)

Geſchichte des Ferdinand R.

Eine wahre Geſchichte.

Meine Beyſchläferin mag ſie wohl werden, aber nicht mein Weib. So träumte der gefühlloſe Schwärmer, und machte Entſchlüſſe in ſeinem Herzen, um Annetten in ſeine Gewalt zu bringen.

Die Liebe iſt die ſanfteſte der Leidenſchaften, aber ſie iſt auch die gefährlichſte. Des Menſchen Herz verläßt bald das unſträfliche Gefühl, und niedrige Lüſternheit tritt an die Stelle der wahren edlen Empfindung. Unbemerkt brennt das Feuer in unſern Adern, und macht uns ſelbſt zum Opfer unſerer Begierden. Anfangs ſieht man die Sache für unbedeutende Tändeley an, für eine kleine Galanterie, aber unter dieſer unbedeutenden Larve ſchleichet ſich das Laſter ins Herz. Man findet Widerſprüche, Hinderniſſe in ſeinem Verlangen, und ſtufenweiſe ſteigt man immer niedriger zum Verbrechen herab. Anfangs war man nur Freund, endlich wird man Liebhaber, vom Liebhaber Verführer, vom Verführer ein Schänder der Unſchuld, ein Störer der menſchlichen Glückſeligkeit; manchmahl auch Räuber, Mörder — in wirklich oder ſinnlichem Verſtande.

Heiliges Gefühl! du edelſtes aller Gefühle! Warum beſteheſt du ſo wenig in unſerm Herzen in deiner ganzen Reinheit? Niedrige Gelüſte! was ſeyd ihr gegen die ſanfteſte aller Empfindungen! Liebe, du Tochter Gottheit! wo iſt der Sterbliche, der dich kennt? — —

Für Wernern war jeder Tag ein Tag der Freude. Er liebte ſeine Annette, und rein und unſchuldig war das Gefühl ſeiner Liebe. Jede Stunde ſchlich traurig im Kreiſe der langweiligen Zeit hin: endlich kam der Tag, den Annettens Vater zur Hochzeit beſtimmte, immer näher. Morgen, ſagte Annette, wirſt du mein ſeyn, Werner! — Morgen? erwiederte Werner; warum nicht ſchon heute? Wie viele Hinderniſſe liegen oft nicht hinter einer einzigen Stunde — o wären ſie vorüber dieſe Stunden, Annette! ſo hätte ich nichts mehr zu fürchten! — — Was fürchteſt du denn? Werner! ſagte Annette. — Dich zu verlieren; denn wer liebt, der ſorgt ja immer. Du biſt mir zu theuer — dein Beſitz iſt zu viel Glück für mich, als daß ich nicht zittern ſollte, alle die glänzenden Abſichten zu verlieren. Eine Thräne fiel bey dieſen Worten aus Werners Auge, und ſein Herz ahnete und pochte.

Es iſt etwas in der Natur, das den empfindſamen Seelen die Annäherung unglücklicher Zufälle verkündigt. Dieſes Etwas wird Ahnung genannt, und iſt noch für ſehr Viele ein Räthſel. Daß es aber iſt, iſt nur zu gewiß. Es liegt in der Natur des menſchlichen Weſens — liegt in uns ſelbſt; aber die Philoſophen der Zeit werden es nie erklären; nur dem iſt dieß Räthſel erklärbar, der den innern Sinn des Menſchen kennt, und die Sprache verſteht, die keine Worte zur Erklärung braucht.

Werner ahnete etwas Trauriges, ſeine Seele war gedrückt. Traurig ſenkte er ſein ſchlafloſes Haupt auf ſeine Hand, und ſaß noch wach am Fenſter, als ſchon die Stunde der Mitternacht vorüber war. Der Mond glänzte hell, und die Sterne funkelten am Himmel. Ein kühlender West ſäuſelte durch das Laub und die Fröſche quackten im Teiche. Plötzlich hörte Werner ein Geräuſch — es liſpelte etwas leiſe im Garten — er horchte; es ward wieder ſtill. Nach einer Weile hörte er gehen; man kam an ſeine Thüre — er wollte hinaus; aber es war ihm unmöglich; die Thüre war verriegelt. Werner'n wurde die Sache verdächtig, er lief zum Fenſter, der Lärm wurde größer, er hörte Annettens Stimme; ſie rief um Hilfe. Werner ergriff ſein Schwert, kletterte an dem Weingeländer zum Fenſter hinab, und eilte der jammernden Stimme zu. Er ſah einige Menſchen, ſah Annetten ohnmächtig in den Armen eines Räubers, der ſie entführen wollte. Wie ein Löwe fiel Werner auf den Böſewicht ein, und ein Schwertſtreich ſtürzte den Schändlichen zu Boden. Er ſank, und die Übrigen ergriffen die Flucht, wie feige Böſewichter, die das Gewiſſen verfolgt, und das Unrecht ihrer Thaten. Annette erholte ſich wieder, und es entdeckte ſich bald, daß Graf Karl R. der Entführer war. Er lag röchelnd in ſeinem Blute, und öffnete ſein Auge nicht mehr, die Sonne zu ſehen, die bereits am Horizont aufging. Die Sache wurde kundbar; Ferdinand, des Grafen Freund, wurde zur Verantwortung gezogen. Auf ihn allein fiel das ganze Verbrechen, ihn beſchuldigte die Familie des Todes des Grafen. Er wurde ins Gefängniß geſetzt, und ungeachtet ſeiner Vertheidigung auf ſein Lebelang in die Veſte verurtheilt, wo er ſtarb.

Annette, ſo viel Ferdinand noch Nachricht in ſeiner Gefangenſchaft erhalten, ward noch glücklich an Werners Seite, und dieſe Nachricht von ihrem Glücke war der einzige Troſt des armen Gefangenen

---

Erfahrung und Uebung bilden den Künſtler; Erziehung und Umſtände den Menſchen. Der, der immer in den Armen des Glückes war, der immer in Frühlingsgegenden wanderte, nie eine trübe Wolke am Horizont ſah, nie die ſtürmiſchen Wogen des Oceans brauſen hörte, der hat von den Schreckniſſen der Natur keine Begriffe. So geht es dem Menſchen, der im Schooße des Ueberfluſſes groß wächſt. Er kennt die drückenden Bedürfniſſe ſeiner Mitbrüder nicht, wenn nicht eine wohlthätige Erziehung ſein Herz mit den Unfällen der Menſchheit bekannt gemacht hat.

Ein reicher Menſch, der keine Erziehung hat, iſt ſtolz und hart, weil er die wahren Verdienſte nicht kennt, und weil Armuth die Hälfte der Menſchen zu ſeinen Sklaven macht. Er iſt hart, weil er vom Mitleid nichts weiß, nicht weiß, was Erwerben, was Leben iſt. Unbegränzt iſt ſeine Selbſtliebe, unbegränzt ſind ſeine Begierden; er iſt ein wilder Menſch von der zweyten Art. Sein Geld erwirbt ihm Schmeichler; man verkauft ihm das Gewiſſen, die Tugend — was ſoll endlich aus dieſem Menſchen werden? — Der Reiche, der keine Erziehung hat, verräth ſich bald. Er hat keine Achtung für die Menſchheit — er iſt nur Alles für ſich ſelbſt. Er iſt das, was ſeine Begierden aus ihm machen — gut aus Stolz, und großmüthig aus Hoffarth — menſchenfreundlich aus Schwachheit.

Grundſätze.

Beleidige einen ſolchen Menſchen nicht, denn ſein Haß iſt unverſöhnlich! Traue nie auf Verſicherung ſeiner Freundſchaft, denn er iſt der Freundſchaft nicht fähig, er ſucht keinen Freund, ſondern nur Schmeichler ſeiner Begierden. Seine Freundſchaft fängt mit der Begierde an, und endet ſich mit ihrer Befriedigung.

Widerſprich ihm nicht, denn ſein Stolz verträgt keinen Widerſpruch. Zwingt dich die Pflicht, ihm zu widerſprechen, ſo thue das mit ſolcher Beſcheidenheit, daß deine Verneinung nicht den Schein des Widerſpruchs hat. Laſſe dich nie von ſolchen Menſchen zum Werkzeuge ihrer Begierden brauchen, denn über lang oder kurz wirſt du das Opfer ihrer Thorheiten werden. Sucht ſo ein Menſch etwas bey dir, das in deiner Macht ſteht, ihm zu thun, ohne die Tugend zu verletzen, ſo ſäume nicht, gegen ihn gefällig zu ſeyn; aber rechne nie auf ſeine Dankbarkeit. Liegt das Glück deines Nebenmenſchen in ſeinen Händen, ſo ſuche ihn nicht durch Mitleiden zu bewegen, ſondern bediene dich ſeines Stolzes, und mache ſeinen Hochmuth zum Werkzeuge des Guten.

Es gibt eine ſehr falſche Meinung unter den Menſchen, wodurch die Meiſten glauben, die Gunſt der Reichen und der Großen an ſich zu ziehen; dieſe Meinung beſteht in Niederträchtigkeit und Schmeicheley; allein Niederträchtigkeit und Schmeicheley ſind nicht die wahren Wege; ſie heben vielleicht den Günſtling des Glücks auf den Gipfel; aber er fällt nur deſto tiefer herab.

Begegne jedem Menſchen mit Achtung; folglich auch den Großen und Reichen. Suche jedem Menſchen etwas Gefälliges zu erweiſen, und ſchließe den Großen und Reichen davon nicht aus. Wenn du einem etwas Gefälliges erweiſeſt, zähle nie auf Dankbarkeit, und es wird dich die Undankbarkeit der Reichen nicht ſchmerzen. Sey aufrichtig gegen Jedermann, und ſchmeichle keinem; rede aber mit Anſtand und Beſcheidenheit. Lerne die Sprache der Menſchen kennen, und beleidige ihre Schwäche nie; dringe keinem Andern deine Meinung auf, und ſey nie ruhmredig von dir ſelbſt. Laſſe bey jeder Gelegenheit den Andern den Werth ſeiner guten Eigenſchaften fühlen, und lerne das Lob ertragen, wenn du in der Gelegenheit biſt.

Im Umgange mit Großen und Reichen ſey höflich, mäßig und klug; beläſtige ſie nicht mit vielem Begehren, und wenn du begehrſt, verlange nichts, als was billig und gerecht iſt. Haſt du die Gunſt eines Großen, ſo mißbrauche ſie nicht. Begehrſt du etwas, ſo begehre mit Ehrfurcht, ohne läſtig zu ſeyn, und zu rechter Zeit. Sey dankbar, und zeige, daß du ein Herz beſitzeſt, das Wohlthaten fühlt. Rühme dich der Gunſt der Großen nicht, damit du keinen Neid erweckſt. Sey herablaſſend gegen den Geringſten, und beſchäftige jeden mit Wohlthun, wenn du kannſt, ſo wird dir nichts Uebels begegnen. Wenn du die Wahrheit ſagſt, ſo ſage ſie mit Klugheit, und zeige, daß du nicht aus Stolz, ſondern aus wahrem Intereſſe des Andern ſprichſt. Vergiß nie das äußerliche ehrfurchtsvolle Betragen gegen Jedermann, die Schonung der Schwachheiten deines Nächſten, die kleinen Gefälligkeiten, die uns ſo gern die Herzen eigen machen; — — und Menſchen werden dir gut ſeyn. Sey gerade in deinen Handlungen; hange von ganzer Seele deinem Fürſten an, und liebe dein Vaterland. Sey herablaſſend gegen den Niedrigen, freymüthig gegen den Groſen, und laſſe dich in keine niedrige That ein. Sieh Jedem mit heiterem Auge ins Geſicht, ſey kein Schmeichler und kein Bückling, aber auch kein toller, unruhiger Kopf, und kein Reicher wird dich mißbrauchen, — du wirſt nie das Opfer ſolcher Thorheiten, wie Ferdinand, ſeyn.

Der Fähnrich und der Greis

Es ſaß ein kranker armer Greis
Am Ecke einer Brücke.
Sein Haar, das war wie Silber weiß
Und freundlich ſeine Blicke.

Auf ſeiner Stirn' ſaß Redlichkeit
Und heiteres Vergnügen;
Der wahre Lohn der Ehrlichkeit
Lag in den guten Zügen.

Man ſah in ſeiner groben Hand
Der Arbeit tiefe Schrunden.
Er diente einſt dem Vaterland'
Und hatte manche Wunden

Nun war die thät'ge Lebenszeit
Für dieſen Mann vorüber:
Sein Lohn war Noth und Dürftigkeit;
Doch war ſein Aug' nicht trüber.

Er ſaß; ein Stückchen ſchwarzes Brod
War ſeine ganze Speiſe.
Er kaute es, und dankte Gott
In ſeinem Herzen leiſe.

Ich ſah den Mann, mein Buſen ſchwoll,
Und eine heiße Thräne
Fließt aus dem Auge ehrfurchtsvoll,
So oft ich ſein erwähne.

Es kam ein junger Edelmann
Auf ſeinem Gaul geritten:
Demüthig ſprach der Greis ihn an,
Und wollt' um etwas bitten.

Doch fühllos war des Junkers Sinn,
Sein Herz war hart. — Abſcheulich!
Er ſchlug gar mit dem Stock' auf ihn,
Und fluchte derb und gräulich

Das ſah ein junger Offizier;
Ihn ärgert dieß Betragen.
Was, Himmel! Junker! habt ihr hier
Mit dieſem Mann zu ſagen? —

Der Junker aber hörte kaum,
Und wollte eilends weiter:
Der Fähnrich fiel dem Pferd in Zaum,
Und packte feſt den Reiter.

Ihr ſollt — ſo fing er zornig an —
Ihr ſollt, bey meiner Seele!
Gebt ihr nicht gleich dem armen Mann',
Hier nicht mehr von der Stelle.

Was glaubt ihr, Junker! welches Recht
Rechtfertigt dieß Betragen?
Vom Adel ſeyn, und handeln ſchlecht,
Das will nicht Adel ſagen.

Glaubt ihr, es iſt euch all erlaubt?
Der Adel macht nicht größer
Die That, und dieſes Greiſen Haupt
Iſt hundertmahle beſſer.

Jetzt bittet dieſem Menſchen ab!
Und ſtellt ihr euch entgegen,
So findet ihr hier euer Grab! —
Da zog der Mann den Degen.

Der Junker rückte ſeinen Hut
Halb zitternd um Vergeben.
Laßt doch die Sache, ſprach er, gut,
Und ſchenkt mir nur mein Leben!

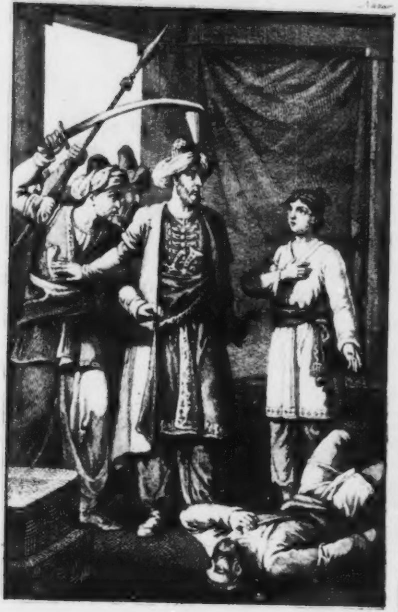
Das Leben, Junker! ſchenk' ich dir,
Wer wollte mit dir raufen?
So ſprach der junge Offizier,
Und ließ den Junker laufen.

Er nahm ſein ganzes Taſchengeld
Und gab's dem armen Greiſen.
O wär' ich reicher, ſprach der Held,
Ich wollt' dir Dank beweiſen.

Geburt iſt nur des Glückes Loos;
Es gibt verſchiedne Fälle.
Nur wahre Thaten machen groß,
Und adeln unſre Seele.

Der Narr ſchäzt Menſchen nach dem Geld,
Und ehrt des Goldes Klumpen
Der arme Greis war doch ein Held,
Und ging er gleich in Lumpen

Schottenhausen 20r Thl. Nazar



Jetzt morde auch mich, schrie er.

Omars Lehren,

oder

Biographien zur Menſchenkenntniß.

Ein Buch für die Welt,
wie ſie iſt, nicht wie ſie ſeyn ſoll.

II. Theil.

- Liſton und Emilie: oder die Leidenſchaften ſchlummern oft nur ꝛc.
- Das alte Mütterchen und der Knabe.
- Grimalda, oder ſelten heirathen die Männer aus Liebe, meiſtentheils aus Eigennutz.
- Die unglückliche Frau.
- Erwin und Cecilie: oder wahre Liebe kennt keinen Zwang ꝛc.
- Somar, oder wer glücklich ſeyn will, der ſuche das Glück in ſeinem Herzen.
- Nazar, oder man muß einige Mahle gepreſſt werden, bis man klug wird.

Von

Hofrath v. Eckartshauſen.

Wien, 1831.
Bei Anton v. Haykul, Buchdrucker,
und bei
Mich. Lechner, Univerſitäts-Buchhändler.

Hofrath v. Eckartshauſen's

Schriften.

Zwanzigſter Band.

Omars Lehren,

oder

Biographien zur Menſchenkenntniß.

Ein Buch für die Welt, wie ſie iſt, nicht wie ſie ſeyn ſoll.

II. Theil.

Liſton und Emilie: oder die Leidenſchaften ſchlummern oft nur ꝛc.

Das alte Mütterchen und der Knabe.

Grimalda, oder ſelten heirathen die Männer aus Liebe, meiſtentheils aus Eigennutz.

Die unglückliche Frau.

Erwin und Cecilie: oder wahre Liebe kennt keinen Zwang ꝛc.

Somar, oder wer glücklich ſeyn will, der ſuche das Glück in ſeinem Herzen.

Nazar, oder man muß einige Mahle geprellt werden, bis man klug wird.

Wien, 1831.
Bei Anton v. Haykul, Buchdrucker,
und bei
Mich. Lechner, Univerſitäts-Buchhändler.

Omars Lehren,

oder

Biographien zur Menſchenkenntniß.

Zweyter Theil.

Inhalt.

1. Liſton und Emilie: oder die Leidenſchaften ſchlummern oft nur, und erwachen wieder; man traue nie ganz ſeinem Herzen.
2. Das alte Mütterchen und der Knabe.
3. Grimalda, oder ſelten heirathen die Männer aus Liebe; meiſtentheils aus Eigennutz.
4. Die unglückliche Frau. Eine Reiſebegebenheit.
5. Erwin und Cecilie, oder wahre Liebe kennt keinen Zwang. Man muß wahre Edelliebende nicht hart behandeln.
6. Somar, oder wer glücklich ſeyn will, der ſuche das Glück in ſeinem Herzen.
7. Nazar, oder man muß einige Mahle geprellt werden, bis man klug wird.

Anordnungen.

Zu **Liſton und Emilie.** Wie uns oft unſer eigenes Herz betrügt. Von der ſchwärmeriſchen Liebe und der Gefahr derſelben. Was dieſe Liebe ſey, wie ſie den Menſchen täuſcht und ins Verderben ſtürzt. Heftigkeit unſerer Einbildung. Nothwendigkeit, dieſe herabzuſtimmen. Wie man den Charakter eines Mädchen ſtudieren ſoll. Falſche Grundſätze, die man ſich macht, wenn man heirathet. Fehler der Mädchen. Fehler der Männer. Wie ſich beyde Theile oft ſelbſt betrügen. Galanterie der Frauenzimmer, worauf ſie ſich gründet. Wie man ſie beſſern ſoll. Von der Brutalität der Männer; daß dieſe das ſchöne Geſchlecht nicht beſſert. Von der Eiferſucht; was ſie ſey, worauf ſie ſich gründe. Daß nicht immer Liebe die Urſache davon ſey; meiſtens Eitelkeit. Wie man die Fehler gegenſeitig dulden, und ſich betragen ſoll.

Zu **Grimalda.** Von den Heirathen aus Eigennutz. Wie unglücklich oft reiche Mädchen werden. Charakter ſolcher Menſchen, die bloß aus Eigennutz heirathen. Wie Mädchen dieſe Menſchen erkennen können, wenn ſie ſich auch verſtellen. Grundregeln zu dieſer Kenntniß. Lehren für die Männer.

Zu **Erwin und Cecilie**. Von der wahren Liebe und der eingebildeten. Urſachen, warum ſo viele Menſchen durch die Liebe unglücklich werden. Was wahre Liebe ſey. Wie man wahrhaft verliebte Perſonen behandeln ſoll. Durch Gewalt und Furcht verdirbt man mehr, als man gut zu machen glaubt. Von der niedrigen und edleren Liebe. Vom Materiellen und Geiſtigen, wie man ſich von der Krankheit der Liebe heilen ſoll. Wie man lieben ſoll, um nicht unglücklich zu werden.

Zu **Somar**. Daß die Eltern die erſten Freunde und Vertrauten ihrer Kinder ſeyn ſollen. Wie man Menſchen erziehen ſoll, daß ſie glücklich werden. Wie ſanft und angenehm die Wege der Tugend ſind, wie edel der Charakter eines guten Jünglings iſt. Wie mächtig die Tugend in uns wirkt, über unſere Leidenſchaften zu ſiegen, und wie ſanft, wie groß ihre Belohnungen in uns ſelbſt ſind.

Zu **Nazar**. Daß nur die Erfahrung den Menſchen klüger macht. Wie gefährlich es iſt, unter Großen und Reichen zu leben. Wie behutſam man ſeyn muß, um ſie nicht zu beleidigen. Wie nothwendig es dem Menſchen iſt, ſehen, hören und ſchweigen zu können. Von der Nothwendigkeit der Menſchenkenntniß in der großen Welt. Wie man die Eitelkeit und Schwachheit der Menſchen ſchonen muß. Von der Nothwendigkeit zu ſchweigen und der großen Wiſſenſchaft, den Menſchen Wahrheit zu ſagen, ohne ſie zu beleidigen.

Liſton und Emilie.

Noch weinte Emilie über den Tod ihrer Eltern: die Thränen, die ſie über dieſen Verluſt vergoß, zitterten noch auf ihren bleichen Wangen. Emiliens zartes Alter hätte noch die Zärtlichkeit derer gefordert, die der Tod zu früh ihren Armen entriß. Jung, reich und ſchön war das Mädchen, und nun fehlte der Verlaſſenen eine weiſe Führerin, welche ſie die Gefahren hätte kennen lehren ſollen, die Jugend und Schönheit nach ſich ziehen.

Emiliens Bildung war edel; ihr Wuchs war ſchlank, und dieſe Geſchenke der Natur verherrlichte ein geiſtvolles Weſen. Ihr junges, unerfahrnes Herz ſchlug jeder Wonne des Lebens entgegen; aber die Einfalt ihrer unſchuldigen Seele kannte die Dornen noch nicht, mit denen die Roſenwege unſerer Jugend beſtreut ſind. Als Emilie in die Welt trat, ward ſie mit allgemeinem Beyfalle aufgenommen, gleich einer ausländiſchen Blume, die im Frühjahre unter des Gärtners Pflege zum erſtenmahl im Laube blühet; ihre Jugend, ihre Artigkeit ſammelten bald eine Menge Anbether um ſie.

Es iſt keine große Stadt, in der es nicht eine Menge jener unthätigen und unnützen Weſen gibt, die ihre Ehre auf die Entehrung des Frauenzimmers gründen. Unerfahrenheit iſt oft die ganze Schuld der Geſchändeten, die manchmahl nie die Wege der Tugend verlaſſen hätten, wenn nicht ein niedriger Verführer mit Blumen den Pfad des Verderbens beſtreut hätte. Unter dieſe Art Leute waren auch jene zu zählen, von denen die gute Emilie umrungen war. Emiliens Auge war zu ſchwach, das Flittergold von dem wahren zu unterſcheiden; ſie ſah ſich von Tauſenden umrungen; jeder ſchwur ihr, daß er ſie liebe, jeder bethete ſie an, jeder betheuerte ihr, daß ſie ſchön ſey. Des Mädchens natürliche Selbſtliebe nahm bald Antheil an den Lobſprüchen der Schmeicheley, und günſtig ſah Emilie dem Rauchwerk entgegen, das auf dem Opferherde der Liebe emporſtieg; ſie gewöhnte ſich gebietheriſch auf die Sklaven herab zu blicken, die zu ihren Füſſen ſchmachteten, und Coquetterie erſetzte bald die ſanften ſtillen Freuden der wahren Liebe. Ganz ſich ſelbſt überlaſſen machte Emilie bald die Eitelkeit zu ihrer einzigen Beſchäftigung. Sanftes Lächeln war immer auf ihren Lippen, Schmeicheley auf ihrer Zunge, und feine Lüſternheit in ihrem Auge. Sie wandte Alles an, ihre Eroberungen immer mehr und mehr auszubreiten, und ihr Stolz gründete ſich auf die Menge ihrer Anbether.

De la Lure und Liſton waren die eifrigſten von Emiliens Werbern, und ſo leichtſinnig auch immer ihr Herz war, ſo fühlte ſie doch weit mehr für dieſe zwey Männer, als ſie für jeden andern fühlte. Bald bemerkte die Menge der Liebenden, die ſie umgab, die Vorzüge, die Emilie dem Milord Liſton und dem Grafen de la Lure merken ließ. Es zog ſich einer nach dem andern zurück, und räumte das Feld dieſen glücklichern Helden. De la Lure war wohlgebaut, und ſeine Bildung war eben ſo ſchön, als ſein Wuchs; allein ſein Herz war falſch, ſeine Seele abgenützt von der Menge der Leidenſchaften, die ſie duldete. Er kannte das ſanfte Vergnügen edler Liebe nicht; er beurtheilte jedes Frauenzimmer nach den elenden Geſchöpfen, die er ſah, und die ſchwach genug waren, ſeinen Schmeicheleyen Gehör zu geben. Sein Grundſatz war, daß auch das tugendhafteſte Frauenzimmer immer Schwäche genug beſitze, das Opfer eines klugen Wollüſtlings zu werden. Nach dieſer Meinung, die er vom Frauenzimmer hegte, bildete er ſeinen Charakter. Unſchuld und Tugend war auf ſeiner Stirne, wenn er ſprach, und die feinſte Verſtellung in ſeinem Herzen. Niemand ſchien der Liebe würdiger zu ſeyn, als er; allein kaum triumphirte das Ungeheuer, ſo war die Verzweiflung der Verführten ſeine Freude, und innere Wonne lächelte auf ſeinem boshoften Blicke über die Geſchändete.

Liſton verband mit den Vortheilen eines ſchönen Körpers auch die Vorzüge einer edlen Seele. Er war vernünftig, eingezogen; er war ein Freund der Tugend und der Kunſt; in ſeinen Handlungen war er ungezwungen, und ein freyes aufrichtiges Betragen adelte ſeinen Anſtand. Liſton kannte Emilien von ihrer Kindheit an. Er kam von ſeiner Länderreiſe zurück und fand Emilien, die noch ein Kind war, als er ſie verließ, in der erſten Blüthe ihrer Jugend. Mittlerweile, daß er abweſend war, bildete ſich Emilie vollkommen: Liſton ſah ſie wieder, und fühlte heftig für Emilien beym erſten Anblick. Liſton wußte wohl, daß die Liebe die Urſache ſeines Glückes, oder die Quelle ſeines Unglückes ſeyn wird.

Der wahre Liebende iſt ſchüchtern; ſchwer entflieht ſeinen Lippen das Geſtändniß ſeiner Liebe; immer zittert er, und fürchtet den Gegenſtand ſeiner Liebe zu beleidigen. Liſton ſprach nie von ſeiner Liebe mit Emilien: aber das, was aus ſeinem Auge ſprach, drückte feuriger das Gefühl ſeines Herzens aus, als je Worte es vermögen. Mit Vergnügen ſah Emilie die Wirkung ihrer Reitze über Liſtons Herz; ein zärtlicher Hang zog Emiliens Seele an Liſton, und dennoch blendete ſie noch de la Lure. Wollüſtlinge bezaubern durch ein unbedeutendes Nichts; die Eigenliebe der Mädchen gibt erſt dieſem Nichts einen Werth — das ſonſt ein Nichts bleiben würde. Wenn de la Lure abweſend war, ſo war Emilie ganz für den Mylord entſchieden, kam de la Lure wieder, ſo wankte ihre Seele, und ihre Eitelkeit, Beyden gefallen zu wollen, hinderte ſie, ſich für Einen zu entſchließen.

Eitelkeit hat immer mehr Gewalt über das Frauenzimmer als Liebe; die Eitelkeit macht mehr Mädchen unglücklich als die Liebe — — o Mädchen! ſeid weniger eitel, und ihr werdet weniger betrogen werden.

Liſton gab ſich vergebens Mühe, Emilien zur Entſcheidung zu bringen; bald war ſie ganz Zärtlichkeit für Liſton, bald wieder für de la Lure, und dieſe Ungewißheit marterte den armen Liſton bis zum Tode.

Es war einſt im Roſenmonde, als Liſton und de la Lure Emilien begleiteten; es war ein ſchöner, wonnevoller Morgen. Sie gingen im Garten, und wandelten ein Roſengeſträuch vorüber. Eine ſchöne blüthevolle Roſe hing an dem Gebüſche, und tauſend der Schmetterlinge umflatterten dieſe Blumen. Liſton bemerkte ſie, und blieb tiefſinnig ſtehen. Was betrachten Sie ſo aufmerkſam? ſagte Emilie.

Liſton. Dieſe Roſe, Emilie!

Emilie. Und warum? Scheint ſie Ihnen wohl ſonderbar?

Liſton. Sie iſt ſchön und blühend, und dieſe ihre Vorzüge lockten alle die Schmetterlinge herbey, die ſie umflattern.

Emilie. Aber warum ſagen Sie dieſes in einem ſo traurigen Tone?

Liſton. Weil mich dieſes Bild auf melancholiſche Gedanken leitet.

Emilie. Und dieſe Gedanken — — dürfte man ſie wiſſen?

Liſton. Warum nicht? Ich habe für Emilien kein Geheimniß. Ich denke, Emilie! daß dieſe ſchöne Roſe einem Mädchen gleichet, die tauſend Liebhaber umflattern.

Emilie. Und was finden Sie wohl daran ſo ſonderbar?

Liſton. Sonderbar finde ich eben nichts; aber unendlich viel, das mich traurig macht.

Emilie. Und wie das?

Hier führte Liſton Emillen einige Schritte vom Roſenſtrauch weiter hinunter. Da, fing er an, Emilie! betrachten Sie einmahl dieſe verwelkte Roſe: vor einigen Tagen noch ward ſie auch von Schmetterlingen umflattert, wie jene, die oberhalb ſo prachtvoll am Strauche hangt; nun iſt ſie verlaſſen, gleich dem Mädchen, das einſt viele Liebhaber zählte, und nun einſam und gramvoll herum wandelt. O Emilie! wenn ich Ihnen nun ſage, daß alle dieſe Schmetterlinge der Roſe wegen daher fliegen, würden Sie es wohl glauben? Nein, ſondern das Vergnügen, das ſie in Entblätterung der Roſe finden, bringt ſie hieher; ſie bleiben, ſo lange ſie genießen können, und bekümmern ſich dann um die arme Roſe ſehr wenig.

Emilie. Ich verſtehe Sie, Liſton, was Sie mir ſagen wollen. — Und Emilie ſprach während dem ganzen Spaziergang über wenig mehr, ſie war tiefſinnig.

und begegnete ſowohl Liſton als de la Lure äußerſt kalt. Liſton verließ Emilien, und mit gedrängtem Herzen kam er zurück in ſeine Wohnung. Als er nach Hauſe ging, traf er an dem Graben der Feſtung ein altes blindes Weib und einen Knaben, der ihn um Allmoſen anſprach. Da verweilte Liſton einige Zeit, und der Auftritt, der ihm da begegnete, war Balſam für ſein leidendes, gefühlvolles Herz. Als er auf ſein Zimmer kam, ſetzte er ſich und ſchrieb.

Jüngſt ſaß ein armes Mütterchen
Mit einem kleinen Knaben;
Ich ſah ſie im Vorübergehn
Nah bey dem Feſtungsgraben.

Es ſtützte ſich ihr ſchwaches Kinn,
Gedrückt von Noth und Jahren,
Bis auf den dürren Buſen hin,
Umringt mit grauen Haaren.

Der kleine Knab' ſaß neben ihr
Und ſpielte mit den Steinen:

Ich ſah das Kind; das Herz in mir
Nahm Antheil an dem Kleinen.

Ich weiß es ſelbſt nicht, wie mir war,
Doch ſchwer war's mir im Herzen:
Ich ſah des Alters graues Haar,
Ich ſah die Jugend ſcherzen.

Wie elend iſt der Menſch doch nicht!
Was kann aus ihm nicht werden!
So dachte ich, und mein Geſicht'
Wandt' traurig ſich zur Erden.

Der kleine Knabe ſah nach mir,
Als wenn er mit empfände;
O gib der guten Mutter hier
Sprach er — und reicht' die Hände.

Ich gab ihm ein vier Groſchen-Stück,
Sich Früchte einzukaufen;
— O Himmel! rief er, welch ein Glück!
Und fing an fort zu laufen.

Er lief, und kam, und brachte Brod,
Und gabs dem blinden Weibe;
Sie hat, ſo ſprach er, lieber Gott!
Drey Tage nichts im Leibe.

Iß, Mutter, fuhr der Kleine fort,
Und brach ihr Stück für Stücke.
Die Liebe war in jedem Wort,
Unſchuld in jedem Blicke.

O Mutter! doch du kannſt ja kaum
Dieß harte Brod verdauen:
Ermüdet ſah ich deinen Gaum,
An jedem Brocken kauen.

Er lauft — bringt Waſſer — nun iſt's gut,
Denn jedes Stückchen weichte,
Eh er's aus ſeinem kleinen Hut
Der armen Mutter reichte.

Wie ſchön war dieſer Auftritt nicht,
Wie herrlich dieſe Scene —

Gott! wenn Gefühl und Liebe ſpricht,
Wer weint nicht eine Thräne.

So ſchrieb Liſton, und ſeine empfindſame Seele ſchwärmte die Stunden des Abends in ſeiner Traurigkeit hin; Emiliens Bild war immer vor ſeinen Augen, er liebte ſie unausſprechlich; die ganze Natur hatte mehr Anmuth für Liſton, der Abend lächelte ſanfter für ihn, und die Weſte hauchten angenehmere Düfte von den Blumengebüſchen auf ſeine Wangen.

Seine Seele fühlte ſich edler als jemahls, und das ſanfte Feuer, welches ſeine Adern durchglühte, weckte ſeinen Geiſt zur Thätigkeit für die Menſchheit.

Edle Liebe führt den Menſchen zur Tugend, denn ſie macht unſer Herz gefühlvoller und empfindſamer. Es iſt ſchön, zwey Liebende zu ſehen, die um Thaten der Menſchenfreundlichkeit wetteifern.

Ich will meine Emilie ganz verdienen, ſagte ſich Liſton, und wie kann ich das eher, als wenn ich ganz den edlen Beruf des Menſchen erfülle? — Er ſuchte

Unglückliche auf und unterſtützte ſie; die Thränen der Armuth floßen nie vergebens bey Liſton, er trocknete ſie von den Wangen der Elenden. Er war treu ſeinem Vaterlande, und thätig für ſeinen Fürſten; er unternahm die mühſamſte Arbeit für das Wohl der Menſchheit, und wenn entkräftet ſein Geiſt der Bürde zu unterliegen ſchien, die er ſich auflud, ſo richtete ein einziger Gedanke an Emilie ſeine gedrückte Seele wieder auf. So hebt ſich die entkräftete Blume nach einem ſchwülen Tage wieder empor, wenn der Abend vom Himmel herabſteigt, und erquickender Thau auf die Fluren ſinkt.

Nichts gleicht der Macht der Liebe. Alle ſchönen und großen Thaten haben wir der edlen Liebe zu verdanken: doch iſt dieſe Liebe wohl noch in unſern Städten zu finden? Wo iſt der Altar? wo der Tempel, wo man ſie ehrt? Zuſammengefallen ſind die Städte, wo ſich einſt Helden fürs Vaterland bildeten. Niedrige Wolluſt thront auf der Stelle, wo man der Tugend einſt Weihrauch ſtreute — oder dort, wo einſt das edle Mädchen ſaß und die Schweißtropfen von der Stirne des Geliebten trocknete, der fürs Vaterland focht, dort ſchwelgen unedle Dirnen in den Armen feuriger Wolluſtlinge.

An wen kann ſich der Jüngling mit edler Seele ketten? an Närrinnen, an Dirnen, die ihm noch die letzte Kraft ſeines Geiſtes abtändeln, um ihn ganz zum Gecken zu machen.

Liſton und Emilie.

Fortſetzung.

Liſton beſchäftigte ſich ganz mit Emilien, die ein Frauenzimmer von edlerer Art war. Er kannte ihren Werth, und unterhielt ſich mit den glänzenden Ausſichten der Seligkeit ſeiner Liebe. Auch täuſchten ihn ſeine Hoffnungen nicht; de la Lure verreiſte, und nun war Emilie ganz für Liſton entſchieden. Der Tag ihrer Hochzeit war ſchon beſtimmt, und nach einigen Tagen lag Emilie in Liſtons Armen. Wer war nun glücklicher als Liſton? — — ſo glücklich war Liſton, als die Liebe und die zärtlichſte Harmonie gleichgeſtimmter Seelen Sterbliche in dem Beſitze der Nothwendigkeiten dieſes Lebens machen kann.

Der Gedanke, daß Liſton zugleich die zärtlichſte Freundin an ſeiner Geliebten fand; — der Gedanke, mit ihr alle Vortheile der Welt zu beſitzen, gab erſt ſeinem Glücke den vollen Werth.

Liſtons einzige Beſchäftigung war das Glück ſeiner Gattin. Die ſchönſten Roſen blühten in ihrem Zimmer, und hauchten die erſten Düfte des Morgens und die letzten des Abends in Emiliens Gemach. Ein Bach mit lieblichen Gemurmel floß unter dichten Erlenbäumen unweit ihrem Zimmer vorüber, und verbreitete Wonne und melancholiſche Luſt für empfindſame Seelen. O wie glücklich war Liſton! wie angenehm verfloßen ihm die Stunden des Lebens in den Armen der Liebe! Die Hände umſchlungen, Herz an Herz gedrückt, ſaß er oft mit Emilien in dem Schattengange der düſteren Laube, oder durchwandelte in mondhellen Nächten die Blumenfelder, und hauchte Seelenfreuden der Natur ein.

Zwey Jahre lang lebte Liſton entfernt von der Stadt, vergeſſen von der großen Welt, in dem Schooße des Landes glücklich mit ſeiner Gattin. Im dritten Jahre ſeiner Heirath forderte ein dringendes Familiengeſchäft ſeine Entfernung; er mußte nach Rußland zu einem ſeiner Verwandten. Liſton konnte ſeine Emilie nicht bey ſich haben; er führte ſie in die Stadt und vertraute ſie einer Dame an. Ich vertraue Ihnen hier, ſagte Liſton zu der Dame, Alles an, was mir theuer im Leben iſt; ich vertraue Ihrer Obſorge meine Emilie. Auf den Flügeln der Liebe will ich meine Reiſe beſchleunigen, um bald wieder in Emiliens Armen zu ſeyn. Sorgen Sie für ihr Vergnügen, für ihr Wohl, verkürzen Sie ihr die Stunden meiner langen Abweſenheit! — So ſagte Liſton, und nie war in der Welt ein Abſchied zärtlicher als der, da Liſton und Emilie ſich zum letzten Mahle umarmten.

Emilie, eine junge blühende Schönheit, war nun in der Stadt. Allgemach verbreitete ſich das Gerücht von Ohr zu Ohr, daß die ſchöne Gräfin Liſton in der Stadt wäre. Alles war begierig, dieſe Schönheit kennen zu lernen. Im Schauſpiel war's, als Emilie zum erſten Male ſich öffentlich zeigte. Jeder Blick war auf ſie gerichtet, hundert Ferngläſer funkelten in den Händen der Stutzer, und jedes Auge heftete ſich auf dieſe neue Schönheit. Emilie ward geſehn. und bewundert, der Venus gleich, als ſie durch die Sonne ging. Zu Emiliens Unglück war de la Lure wieder in der Stadt, der ſich ſeiner alten Bekanntſchaft wegen vorzügliche Rechnung auf Emiliens Gunſt machte. Zudringend wie er war, verſäumte er keine Gelegenheit, wo er Emilie ſehen konnte. Schmachtende Blicke, ſtille Seufzer machten Emiliens unbedachtſames Herz aufmerkſam auf den Wollüſtling, und die Liebe gegen de la Lure erwachte wieder in ihrem Buſen.

Der Menſch, der ſeinem Herzen traut, der kennt ſich ſelbſt nicht. Es iſt ein wunderliches Ding um des Menſchen Herz; es gibt Leidenſchaften in uns, ſie ſchlummern oft lange, ein einziger Augenblick erweckt ſie wieder, und ſie bemächtigen ſich ſtärker unſrer Seele als jemahls. Emiliens Herz vergaß ganz ihren Liſton, und hiezu trug die Dame ſehr viel bey, deren Obſorge Liſton ſeine Emilie übergab.

Kleine Schäkereyen ſind ja Mode in der Stadt; und wie altväteriſch ſieht die Frau aus, die keinen Galane hat. Im Lande der Hinkenden iſt gerade gehen ein Verbrechen.

Das war doch dumm gehandelt, Liſon, daß du deine Frau in die Stadt gabſt, und mehr noch, daß du ſie einer galanten Dame vertrauteſt. Du haſt die Weiber wenig ſtudiert, daß ſehe ich ſchon, ſonſt wäre dir dieſer verwünſchte Einfall nicht gekommen. Weißt du denn nicht, daß die Eingezogenheit eines edlen Frauenzimmers eine wahre Beleidigung gegen alle Andere iſt, die's nicht ſind? Weiß ſticht zu ſehr ab, wenn es neben Schwarz ſteht; ſcheckig muß man zum wenigſten werden, wenn man nicht ganz ſchwarz wird, ſonſt kann man unter ihnen nicht fortkommen. Dieſes Alles lernt ſich freylich auf dem Lande nicht, hiezu muß man ſchon in die Stadt. — — Beym Himmel! die Sache iſt aber doch nicht ſo ſcherzhaft, wenn man ſich einmahl ſolche romanhafte Begriffe vom Frauenzimmer gemacht hat, wenn man ſeine ganze Glückſeligkeit an eine Seele hängt, ſo glücklich fortſchwärmt und träumt, und dann auf einmahl aufgeweckt wird, und das Schattenbild verſchwunden ſieht, ſo iſt dieſes Aufwachen für eine gute Seele doch immer traurig. So erging es dem armen

Liſton. Schwärmeriſch, wie er fortreiſte, ſo kam er wieder zurück. Er konnte den Augenblick, ſeine Emilie wieder zu ſehen, kaum erwarten. Seine erhitzte Phantaſie beſchäftigten unzählige Gedanken; er ſtellte ſich die Seligkeit ſeiner Liebe mit der größten Schwärmerey vor, wollte ſeinen Engel, ſein Eliſium wieder haben, und fand — ſtatt dem Engel das Weib, ſtatt Eliſium die Welt.

Nichts macht den Menſchen unglücklich, als eine ſchwärmeriſche romantiſche Liebe; ſie beſteht in Ueberſpannung, und jede Ueberſpannung iſt ſchädlich. Wir ſuchen Wirklichkeit in der Einbildung, und glauben dieſe Wirklichkeit gefunden zu haben, da wir doch nichts als Einbildung fanden. Es iſt eine bloſſe Unmöglichkeit, daß der Menſch immer in dem Stande der Ueberſpannung bleiben könne, denn dieſer Zuſtand iſt unnatürlich; daher ſind wir ſo gränzenlos unglücklich, wenn wir von unſerer Täuſchung erwachen, und der entſetzliche Abſtand von Einbildung und Wirklichkeit führt den Menſchen öfters zur Tollheit und Narrheit.

Liſton wollte ſeine Emilie überraſchen; unangemeldet kam er auf ihr Zimmer, und fand ſie an de la Lure's Seite. Wuth wachte in ſeinem Herzen auf, und Raſerey bemächtigte ſich ſeiner Seele; er zog den Degen, de la Lure vertheidigte ſich, der Kampf wurde heftig, Liſton ſank, und ward tödtlich verwundet. Bey dieſem Anblicke erwachte Emilie wieder, ſie ſah ihr Unrecht ein, und obwohl ſie ſich in ihrem Herzen nichts als eine kleine Galanterie vorzuwerfen hatte, ſo ſah ſie ſich doch als die ſchwärzeſte Verbrecherin an, weil ſie die Urſache aller dieſer Folgen war. Sie ſtürzte ſich auf Liſton hin, erwärmte mit den feurigſten Küſſen ſeine ſterbenden Lippen; aber kein Wort entfloh mehr ſeinem entblaßten Munde als das: Nun iſt's zu ſpät, Emilie! — — Liſton ſtarb, Emilie verbarg ſich in ein Kloſter. Traurig verlebte ſie den Reſt ihrer Tage, und immer folgte ihr der unglückliche Schatten ihres Liſton.

Grundſätze und Bemerkungen.

Wenn wir lieben, müſſen wir uns unter den Perſonen unſerer Geliebten keine Engel vorſtellen, ſondern Menſchen.

Wir müſſen uns aus der Erde kein Eliſium ſchaffen, ſondern denken, daß ſie die Welt iſt.

Schwärmerey macht den Menſchen äußerſt unglücklich; denn unſere Idealmädchen haben ihr Daſeyn in unſerer erhitzten Einbildungskraft, und nicht in der wirklichen Welt.

Liebſt du ein Mädchen ſchwärmeriſch, ſo heirathe dieſes Mädchen nicht eher, bis deine Schwärmerey vorüber iſt, und liebſt du ſie dennoch, ſo wirſt du mit ihr glücklich ſeyn.

So lange du romantiſch liebſt, kennſt du den Gegenſtand deiner Liebe nicht. Alles, was dir an dieſem

Gegenſtande göttlich ſcheint, iſt oft gar nicht darin zu finden, und liegt nur zu oft in deiner Träumerey.

Nimmſt du ein Mädchen zum Weib, ſo unterſuche vorher, ob ſie den Charakter einer Freundin beſitzt; hat ſie den, ſo wähle ſie.

Vergöttere dein Mädchen nicht als Liebhaber, und ſey nie ihr Schmeichler, denn wenn du ihr Mann wirſt, ſo haſt du nicht ſie, ſondern dich ſelbſt betrogen.

Es gibt mehrere Fälle, wo die Männer nur das Mädchen heirathen, als Fälle, wo die Mädchen die Männer heirathen. Das Mädchen heirathet meiſtens den Stand, und die Verſorgung, und nimmt den Mann, als eine Nebenſache mit: was Wunder denn, wenn er ſo wenig Werth hat?

Die Männer heirathen meiſtentheils das Mädchen; das will ſagen, ſie vergaffen ſich in ihre Larve und in ihr Geſicht, und vergeſſen auf alles Uebrige. Es iſt dann nicht der Mädchen Schuld, wenn ſie unglücklich werden, ſondern ihre eigene. Du haſt dich betrogen, das Mädchen betrog dich nicht.

Es gibt keinen falſchern Satz in der Welt, als den: »ich habe meine Tochter verſorgt« — wenn man ſie verheirathet; die Folge lehrt nur zu oft, daß ſie nicht verſorgt war.

Ein Mädchen, das einen braven Mann finden will, muß einen gewiſſen Anſtand, eine edle Würde beſitzen, und ſie wird ihn finden.

Ein Frauenzimmer, das mit Jedem liebäugelt, findet Buhler, aber keinen wahren Liebhaber, und findet ſie einen, ſo iſt der arme Mann ein betrogener angeführter Mann.

Die Galanterie des Frauenzimmers hat den Grund in ihrer Eigenliebe; jede galante Frau iſt nicht allzeit ungetreu.

Es gibt Frauenzimmer, die viele Anbether haben, und doch ihre Würde zu erhalten ſuchen, um ſich gegen keinen zu erniedrigen.

Das Weib iſt ſchwächer als der Mann, reizbarer, empfindſamer, und verdient daher auch einmahl Nachſicht für ihre Schwachheit.

Es gibt Fälle, in denen das Frauenzimmer aus Leichtſinn fehlt, und nicht aus Bosheit des Herzens. Ich möchte wohl manchmahl wünſchen, daß die Männer billiger wären, und Schwachheit von Bosheit zu unterſcheiden wüßten.

Das Mannsvolk iſt meiſtentheils hart gegen das weibliche Geſchlecht, und dieſes iſt liſtig gegen jenes. Die Sache liegt in der Natur. Der Schwächere bedienet ſich der Liſt gegen den Stärkeren.

Die Männer ſuchen oft die Mädchen zu prellen; nehmen ſie es doch, meine Herren! den Mädchen auch nicht übel, wenn ſie manchmahl einen Mann anführen.

Mit Moraliſiren beſſert man die Galanterie der Frauenzimmer nicht, denn die Sinnlichkeit iſt ſtärker bey dem ſchönen Geſchlechte als die kalte Vernunft; man ſuche vielmehr ihren Galanen lächerlich zu machen, und zeige ſich ihnen in einem beſſern Lichte.

Sehr wenig Galans lieben die Frau; die meiſten die Mittagsſuppe. Es iſt doch nicht gar ſchmeichelhaft für ein Frauenzimmer, ihre Eroberung einem Braten verdanken zu müſſen.

Ich kannte auch ſelbſt eine Menge Liebhaber, die aufhörten Liebhaber zu ſeyn, als man ſie nicht mehr zu Tiſche lud.

Eine Frau lieben, kann Schwäche ſeyn; aber eine Frau abzufreſſen iſt Abſcheulichkeit.

Brutalität der Männer beſſert das ſchöne Geſchlecht nicht; auch nicht Zwang; denn durch Zwang werden ſie nur liſtiger.

Der vernünftige Mann wird ſeine Frau nicht wieder zurückführen, wenn ſie ſich verirrt hat; nur ſie ſelbſt bringt ſich wieder zurück, und hiezu gehört Gelaſſenheit und Nachſicht.

Eiferſucht iſt ein Zeichen der Liebe; aber auch manchmahl unſers Stolzes; man kann eiferſüchtig ſeyn, ohne zu lieben.

Es gibt Leute, mit denen ein Vernünftiger eifern kann, es gibt aber auch wieder Leute, die zu nichts gemacht ſind, als ſie zu verlachen.

Ein Mann kann eiferſüchtig für den Gegenſtand ſeiner Liebe ſeyn, das Weib gegen mehrere Gegenſtände ihrer Liebe, ohne ihnen doch treu zu ſeyn; es liegt in der Natur und der Eitelkeit des ſchönen Geſchlechts.

Durch übertriebene Eiferſucht bringt man ſelten die Frau zur Vernunft, denn wie kann ich einer Närrin Vernunft predigen, wenn ich ſelbſt ein Narr werde? Grämen kann ſich der Vernünftige, wenn ſeine Frau verführt wird; aber der Gram iſt von der Eiferſucht weit unterſchieden.

Das meiſte Unglück entſteht in der Liebe aus Mangel an Kenntniß des menſchlichen Herzens; wir fordern immer von Andern, daß ſie mehr ſeyn ſollen als Menſchen.

Die Fortſetzung folgt.

Liſton und Emilie.

Beſchluß.

Suche deine Frau zum Gefühl wahrer Freundſchaft zu ſtimmen; zeige dich in jeder Gelegenheit als ihren Freund, und ſie wird auch deine Freundin werden; iſt ſie aber zu dieſem Gefühle nicht mehr reitzbar, ſo ſind alle anderen Verſuche verloren.

Wenn du ein Weib nimmſt, ſo ſtudiere ihren Charakter als Mädchen. Die Eingezogenheit, Arbeitſamkeit und ein gutes Herz hat, hat die beſte Anlage zum guten Weib.

Doch wie bewahrt man das gute Weib vor der Verführung in großen Städten, wo die Galanterie Mode iſt? — Das iſt eine ſehr wichtige Frage, und es gehört ſehr viel Vernunft dazu, ſie zu beantworten — noch mehr aber, ſie auszuführen.

Grimalda.

Die Glocke ſchlug 12 Uhr in der Nacht; den Wächter ſchauderte vor Kälte auf dem Kirchhofe; in ſeinen Mantel gehüllt, eilte er mit ſeiner Hellebarde die weite Gaſſe hinunter, und ſchrie die zwölfte Stunde mit rauher Kehle an der Ecke aus. Traurig flimmerte die Flamme in der Laterne, und die Windfahne ächzte auf des Tempels hohen Zinnen. Die Gläſer klirrten in den Fenſtern, von denen die kleinen Steinchen zurückprellten, die der Wind von den Dächern herabblies. Die Schildwache ſtand ruhig in ihrem Hauſe, und außer dem eintönigen Wer da? hörte man keine Stimme in der Gegend; nur dort und da heulte ein Hund, der, weil er keinen Herrn hatte, einſam die Gaſſen durchtreppelte, Im Pallaſt wieherte noch zuweilen der Hengſt und ſtampfte dumpfe Töne aus dem marmornen Stalle weit in die Nachbarſchaft hin mit neu beſchlagenen Hufen. So war die Zeit, als Riſaldon ſeine Geliebte verließ, die allgemein bewunderte Roſa. Noch betäubt vom Nektar der Liebe, eilte er die Gaſſe hinunter, und glaubte noch immer in Roſa's Armen zu ſeyn. Als er an die Ecke der Gaſſe kam, führte ihn der Weg über den Kirchhof. Plötzlich ſprang ein junger Menſch hinter den Gräbern hervor; entblößt war ſein Degen, fürchterlich ſein Blick. Schlage dich, Riſaldon! ſchrie er, wenn du nicht wie eine Memme zur Leiche werden willſt. Riſaldon zog den Degen, und nach einem kurzen Gefechte ſank ſein Gegner zu Boden. Ich bin verloren! war ſein letztes Wort, und Blut quoll aus der Wunde, das die Erde weitumher röthete.

Die letzten Worte des Unglücklichen, die er mit jammernder Stimme ausrief, lockten die Wache herbey; Riſaldon mußte ſich flüchten, und eiligſt verbarg er ſich unter der großen Schwelle der gothiſchen Kirchthüre eines Nonnenkloſters. Riſaldon ſtand eine Weile, und der Lärm war vorüber. Alles wurde wieder auf der Gaſſe ruhig und ſtille; er wollte gehen;

allein, als er ſich noch unentſchloſſen an die Thüre lehnte, merkte er, daß ſie nicht verſchloſſen war. Die Neugierde reitzte ihn, er begab ſich in die Kirche, und ging langſam hinauf bis an die Treppe des Chors. Da ſtand er, und dankte dem Schöpfer für die überſtandene Gefahr. Plötzlich hörte er ein dumpfes Geräuſche; er ſah ſich um, und eine Frauenzimmerähnliche Geſtalt ſtieg aus der Erde hervor. In ihrer Rechten blinkte ein blutiger Dolch, in der Linken brannte ein halb verloſchenes Licht. Was willſt du, rief ihr Riſaldon zu, in dieſer fürchterlichen Stunde der Nacht? in dieſer Kleidung? In dieſem Orte? Was willſt du? Die Unbekannte blieb ſtehen, und augenblicklich, geſchwind, wie ein Bliß, faßte ſie Riſaldon beym Hals. Du biſt in meiner Gewalt, Unglücklicher! ſchrie ſie; du biſt des Todes, wenn du nicht ſagſt, wie du hieher kamſt. — Riſaldon erzählte, was ihm begegnete, wie er hieher kam, und die Thüre offen fand. Gut! fuhr die Unbekannte fort, du biſt ein Mörder; auch ich habe gemordet; aber ſo gemordet, daß kein Mord dem meinigen gleichet. Komm mit mir und ſieh, was ein erzürntes Weib zu thun im Stande iſt!

Riſaldon folgte der Unbekannten; ſie führte ihn in eine Todtengruft hinunter. Da lag ein junger Menſch ausgeſtreckt in ſeinem Blute; ſein Herz lag neben ihn in Stücken zerriſſen, und Blut beträuft waren die Todtenknochen, die in der Gruft zerſtreut umherlagen. Sieh! fing die Furie an, ſieh! an dieſem Anblicke weidet ſich mein Herz. Ich habe den gemordet, den ich liebte. Dieſes Herz, das mich treulos verlies, dieſes Herz war in meiner Gewalt, und ich habe mich abgekühlt, und Blut für den brennenden Durſt getrunken, der meine Seele verzehrte.

Riſaldon bebte zurück, Bläße deckte ſeine Wangen, und ein kalter Schauder durchſtrömte jedes ſeiner Glieder. Da, ſetze dich auf dieſes Grab, ſagte das fürchterliche Weib, und ſtellte die Lampe auf den todten Körper hin, daß der Schein ins blaſſe Geſicht des Ermordeten fiel; dann leckte ſie das Blut vom Stahl. O wie das köſtlich ſchmeckt! fuhr ſie fort, und ihr Auge funkelte, wie das Auge einer ergrimmten Löwin. Riſaldon wagte es nicht, ſeinen Blick gegen ſie zu erheben; nur ſeitwärts blickte er ſie ſchüchtern an, und ſah die ſchönſte Bildung, verunſtaltet von Gram und von Rache.

Weiß, wie eine Nonne, war ſie gekleidet; ein kaſtanienbraunes Haar wallte ihre Schultern hinunter: zerſtreut flatterte ein Theil ins Geſicht. Feurig rollte das ſchwarze Auge unter ihrer weißen Stirne; blaß waren ihre abgehärmten Wangen; aber auch in den häßlichen Zügen der Wuth ließ ſich ihre hingewelkte Schönheit nicht ganz verbergen.

Nach einer Weile fing ſie an: Ich bin die Tochter eines reichen Venetianers, und nenne mich Grlmalda. Mein Vater liebte mich unausſprechlich, und ich war die einzige Freude meiner Mutter. Ich war ein Mädchen von ungefähr fünfzehn Jahren, als eine Menge junger Freyer ſich meldeten. Mein Vater wollte mich noch vor ſeinem Tode verheirathet ſehen, und wünſchte nichts ſo ſehnlich, als daß ich einen Gatten wählen möchte. Du biſt reich, ſagte er mir oft, liebe Tochter, und du kannſt das Glück eines guten Jünglings machen. Wähle nach deinem Herzen; dieſen Vortheil hat manches gute Mädchen nicht. Viele Kinder ſind oft mittelloſen Eltern zur Laſt; man biethet ſie feil, wie eine Waare, und ſie werden manchmahl das traurige Opfer ihrer mühſeligen Umſtände.

In dieſer Lage war ich nicht; allein mein Herz war kalt, und kein Jüngling war unter der Menge der Freyer, die um mich warben, der mir gefiel. Ich hatte eine ſchwärmeriſche Phantaſie, und ein Herz, das außerordentlich ſtark fühlte. So spröde, als ich ſchien, ſo ganz gefühlvoll war ich. Meine Einbildungskraft beſchäftigte ſich mit einem Ideale eines guten Jünglings. Ich möchte ganz geliebt werden, wie ich fähig wäre zu lieben, und Seligkeit und Wonne wären mir die Tage meines Lebens. So ſchwärmte ich, und liebte, ohne den Gegenſtand meiner Liebe zu kennen. Die Geſellſchaft der großen Welt hatte keinen Werth für mich; ich wandelte gern unbemerkt in einſamen Orten, und unterhielt mich mit den ſo wenig bekannten Freuden der Natur.

Ich war in einer großen Stadt, und die Seltenheit meiner Denkart konnte nicht lange verborgen bleiben. Ein Jüngling von Adel, der ein ausgelernter bübiſcher Betrüger war, ſtudierte bald meinen ſchwärmeriſchen Charakter. Er wußte, daß ich reich war, und hatte daher Abſicht auf meine Hand. Er ſah, wie gleichgültig mir alle die Freyer waren, die mich umrangen; wie kalt ich ſie behandelte. Er belauſchte alle meine Schritte, beobachtete Alles, was in meiner Seele vorgehen konnte, und als er mich vollends ausgelernt hatte, nahm er ſeine Maske, und fing an mich unter dieſer Maske zu hintergehen.

O ich armes, ſchwärmeriſches Mädchen! — Wie ſehr ward ich hintergangen — betrogen! — — Bey dieſen Worten erhob ſie ſich haſtig von dem Grabe, worauf ſie ſaß, zerraufte ihr Haar, und zerriß mit ihren Nägeln die Bruſt, daß das Blut in Strömen über ihren entblößten Buſen herabfloß. O daß jeder Tropfe Blut zum brennenden Gift würde! fing ſie an, daß jede Thräne einem verſengenden Schwefeltropfen glich, die aus dieſem Auge noch auf den Körper dieſes Böſewichts fallen kann! — Ach! ſchwacher Sterblicher! warum hatteſt du nicht tauſend Leben, daß ich dich tauſendmahl hätte tödten können; Warum hatteſt du nur ein Herz? Ich wollte, du hätteſt zehn Herzen gehabt, damit meine Nägel jedes hätten zerfleiſchen können! Boshafter Verräther! du ſpielteſt ſo mit meiner Unſchuld! — Du betrogſt mich ſo abſcheulich, und ich liebte dich ſo unendlich! Ich hätte mein Leben mit dir getheilt, und du gabſt mir den Tod! In den Becher der Liebe ſtreuteſt du Gift — auf das Roſenbette der Wonne Dornen — — und Schlangen verbargſt du unter den Blumen, die den Sitz meiner Zärtlichkeit umgaben! — — Ungeheuer! Iſt es möglich, daß es ſolche Menſchen gibt! Warum haſt du mir es denn nicht geſagt, daß du mich nicht liebteſt? — Du hätteſt mir ja mein Vermögen rauben können, ohne mich zu betrügen, ohne mich ſo gränzlos elend zu machen — aber nein! das wollteſt du nicht, heuchleriſcher Bube! Betriegen — das war deine Luſt, und Rauben deine Freude.

So raſete die Unglückliche; ermüdet ſank ſie zurück, warf ſich der Länge nach auf den Grabſtein, und röchelte, als wäre ſie ſchon in den Armen des Todes. Ihre Augen rollten fürchterlich in ihrem Kopfe, ihre Wangen wurden bleicher, als die Wangen der Leiche, die neben ihr lag, ihre Naſe ſpitzte ſich zu, der weiße Schaum trat aus ihrem Munde, und ihr Zuſtand war der erbärmlichſte. Nach einer Weile richtete ſie ſich wieder auf, ſtemmte ſich mit einer Hand an die Leiche, mit der andern ergriff ſie den eiſernen Ring, der auf den Marmor eines Grabſteines hing; ſie blickte nach Riſaldon, ihr Auge wurde ſanfter; aus ihren Zügen verſchwand die Wuth, Harm und Leiden trat an die Stelle des Zorns; heftig pochte ihr Herz und heiße Thränen floßen ihre Wangen herunter. Was habe ich gethan! fuhr ſie fort: Abſcheu der Natur! ich habe gemordet — Gott! abſcheulich gemordet — unter dem Vorwand der Liebe gemordet! Wozu iſt doch der Menſch nicht aufgelegt! — Verzeih mir, du, den ich liebte! Verzeih mir! Jenſeits des Grabes iſt kein Betrug mehr. So ſeufzte ſie, und mit ausgeſtreckten Armen ſank ſie auf Riſaldons Buſen, und weinte, daß eine Thräne die andere ſchlug.

Nun iſt mir wieder leichter, ſagte ſie, daß ich noch ein Menſchenherz fand, an dem ich weinen kann. Höre mich, Riſaldon, und iſt dein Herz nicht ganz gefühllos, ſo fluche mir nicht, ſondern bedaure mich. Ich war kein böſes Mädchen; hatte kein Herz, das zu Betrug und

Tücke aufgelegt war; habe Niemanden hintergangen, Niemanden betrogen; ich liebte aufrichtig und wahr; aber man ſpottete meiner Liebe, und verhöhnte meine Zärtlichkeit. Sage mir! Riſaldon! haben denn eure Geſetze keine Strafe für Räuber, die das Vermögen der Mädchen unter dem Vorwande der Liebe rauben? Gibt es keine Strafen für Barbaren, die Sklavinnen aus ihren Geliebten machen, um ihnen ihr Vermögen geſetzmäßig abzuhandeln? — Reich ſeyn, und ſich die Sklaverey erkaufen müſſen, das iſt doch hart, und dieß iſt doch das Schickſal ſo manchen reichen Mädchens, und der Staat — guter Riſaldon! — duldet es nicht dieſen Betrug? Ihr Männer! ihr habt die Geſetze gemacht — ja, ihr habt ſie gemacht, das fühlen wir in mancher kummervollen Stunde; wo ſoll das wehrloſe Mädchen Hilfe ſuchen? Auch Grimalda hat es erfahren: ich ward hintergangen, betrogen. Dieſer junge Venetianer, deſſen Körper da bey deinen Füßen liegt, der wußte mein leichtgläubiges Herz zu täuſchen; unter dem Vorwande der zärtlichſten Liebe wußte er ſich meiner Schwachheit zu bemächtigen; er ſpielte die Rolle des Empfindſamen, und wußte es dahin zu bringen, daß ich ihm meine Hand gab. Ich liebte ihn unausſprechlich; aber kaum war er mein Gemahl, als er die Larve vom Geſicht nahm, und ſich verrieth, daß er nicht mich, ſondern mein Geld geheirathet hatte. Er vergalt meine Liebe mit Untreue, meine Zärtlichkeit mit Härte. Er ſpielte und verzehrte die Renten, die ich ihm zugebracht, in den Armen einer Buhlerin. Auf ihre Veranlaſſung wurde ich nach dem Tode meines Vaters in ein Kloſter gebracht, und mußte die Frühlingstage meines Lebens inner dieſen Mauern verleben. Meine Liebe verwandelte ſich in Rache. O Riſaldon! könnteſt du Briefe leſen, die ich ihm ſchrieb — leſen, was Zärtlichkeit und Liebe mir in die Feder gab, und weinen würdeſt du über die arme Grimalda. Vergebens waren alle meine Verſuche: endlich war ich meines Lebens müde, und ein plötzlicher Zufall brachte den Entſchluß meiner Rache zur Reife. Ich entfloh aus dem Kloſter, in dem ich war, und kam in die Stadt wieder zurück, und in dieſem Kloſter hier bringe ich bereits unbekannt vier ganze Jahre zu. Mein Mann, der mich für verſtorben hielt, verheirathete ſich zum zweyten Mahle, und machte das zweyte Weib ſo unglücklich als das erſte, indem er noch immer in den Armen einer Buhlerin lebte; die Familie aber nahm ſich des unglücklichen

Weibes an, und ſeine Buhlerin wurde in dieſes Kloſter, wo ich hier wohne, gebracht. Ich erfuhr ihre Geſchichte aus ihrem Munde, denn ſie machte mich zur Vertrauten ihrer Liebe. Sie kannte mich nicht, wußte nicht, wer ich war, bis heute, da ſie mich kennen lernte. Um Mitternacht wurde hier in dieſem ſchaudervollen Orte die Beſtellung der Liebenden gemacht; hier hätte mein Gemahl die Wonne der Liebe in den Armen ſeiner Buhlerin genießen ſollen. Alles war bereitet, die Stunde der Mitternacht war die Stunde ihrer Zuſammenkunft. Ich benützte dieſe Gelegenheit als die Vertraute der Buhlerin.

(Die Fortſetzung folgt.)

Grimalda.

Beſchluß.

Ich verſperrte die Beyſchläferin auf ihr Zimmer, und erwartete den feurigen Liebhaber an der Schwelle des Tempels, führte ihn ihn dieſe Gruft, und da er glaubte, ſeine Geliebte zu umarmen, ſtieß ich ihm dey Dolch in ſeine Bruſt, und gab mich dem Ungeheuer zu erkennen. Seine Buhlerin ſitzt noch verſperrt auf ihrem Zimmer, und ſie ſoll leben, um zu fühlen, was es heißt, das zu verlieren, was man liebt.

So ſprach Grimalda, und führte Riſaldon bis an die Thüre der Kirche wieder zurück. Kehre nun zurück, ſagte ſie, und erzähle der Welt, was verſchmähte Liebe vermag. Dann ſchloß ſie die eherne Thüre mit ſolcher Gewalt zu, daß weit umher die Gegend davon ertönte.

Der Morgen grauete ſchon, und Riſaldon wollte keine neuen Auftritte mehr in dieſer Stadt erwarten. Er verließ ſeine Roſa, die ihn betrog, die eine niedrige Buhlerin war, und von der er erfuhr, daß der junge Menſch, der ihm auf dem Kirchhofe vorpaßte, ein beſtellter Meuchelmörder war. Er kehrte in ſeine Vaterſtadt zurück: oft dachte er noch an Grimalda; aber ſo ſehr er ſich immer erkundigte, ſo konnte er das Ende dieſer ſonderbaren Scenen nicht mehr erfragen.

Grundſätze

aus

Erfahrung.

Es gibt Männer, die nur des Geldes wegen heirathen, und das Mädchen dann höchſt unglücklich machen.

Es iſt ein großer Vortheil für ein Mädchen, reich zu ſeyn; ein reiches Mädchen bekommt gewiß einen Mann; aber ſicher iſt ſie nicht, ob dieſer Mann ihr Geld heirathete, oder ſie; erſt nach einigen Jahren ihrer Heirath kann ſie hierüber zuverläßig urtheilen. Ein armes Mädchen iſt in dieſem Punkte weniger dem Betruge ausgeſetzt, als ein reiches.

Es iſt abſcheulich, des Geldes wegen ein Mädchen unglücklich zu machen; aber darüber kümmert man ſich nicht viel, denn es gibt gewiſſe Arten von Räubereyen, die privilegirt ſind.

Die Mädchen bilden ſich alle ein, man heirathet ſie aus Liebe. Ihre Eitelkeit iſt Schuld daran, daher kennen ſie die Stimme des Lockvogels nicht, und gehen ins Garn.

Es ſchmeichelt freylich unſerer Eigenliebe nicht, wenn man ſich denkt, dieſer Menſch iſt der deklarirte Liebhaber meines Geldes: allein um nicht unglücklich zu werden, gute Mädchen! muß man die Menſchen beurtheilen, wie ſie ſind, und nicht wie ſie ſeyn ſollen.

Die Liebhaber, die des Geldes wegen Mädchen werben, ſind nicht ſo hart zu erkennen, als man glaubt; man darf nur ein wenig aufmerkſam ſeyn.

Ich will hier einige Charaktere aufzeichnen; beurtheilt eure Liebhaber darnach, und rettet euch von der drohenden Gefahr; ſchmiedet euch aus eurem Silber nicht ſelbſt die Ketten des Unglücks, und kauft euch nicht um euer Gold die Feſſeln des Elendes; ich warne euch gutmeinend; denkt an die arme Grimalda!

Charaktere.

Dorimon iſt der Sohn eines armen Junkers; ſein Charakter iſt verſchwenderiſch. Die Mutter Natur gab ihm einen großen Kopf, der aber nicht denken konnte, und kleine Hände, die nicht arbeiteten. So bringt er ſich auf Unkoſten ehrlicher Leute fort, macht Schulden und bezahlt nicht; borgt, und gibt nichts zurück. Nun hört er von einem Mädchen; er kennt ſie nicht: aber er will ſie zur Frau, denn ſie hat Geld. Das Mädchen ſoll des Junkers Thorheiten gut machen. Er wirbt um ſie, der Vater läßt ſich blenden, gibt ſeine Tochter dieſem Narren zum Weib. Dorimon bezahlt mit dem Heirathgut ſeine Schulden, und verſchwendet das Uebrige. Nun iſt das Mädchen im Elende; ihr Geld iſt hin; ſie hat an Dorimon keinen Freund — keinen Mann, der ſie ernähret. Er iſt nichts als ein Narr, der um ſo viel Geld zu theuer gekauft war, um die Laſt eines guten Mädchens zu ſeyn.

Heriſſon iſt eine andere Art von Parteygänger; er hat ſeine eigene Spionen. Er weiß zuverläßig, wo eine reiche Witwe, oder ein reiches Mädchen, oder ein wohlhabendes Weib iſt. Seine Lebensgeſchichte iſt die merkwürdigſte. Von ſeiner erſten Jugend an machte er den Galan ums Geld; ſuchte alte Witwen auf, und ließ ſich ernähren, ſo lange ſie etwas hatten. Wo er ein reines Mädchen wußte, ſuchte er ein Eheverſprechen abzulocken, dann ließ er ſich nicht mehr abtreiben, bis ſich das Mädchen nicht mit einigen hundert Gulden loskaufte. Seine Grundſätze im Rückſicht des ſchönen Geſchlechts ſind die abſcheulichſten. Er iſt zu allen Niederträchtigkeiten aufgelegt, wenn es darauf ankömmt, Geld zu erhaſchen. Er wirbt um ein Mädchen, und tritt es einem Andern wieder ab, der es ihm abkauft. Er ſieht das Frauenvolk als eine Waare an, daraus ſich Profit ziehen läßt. Unglücklich die Schöne, die in ſeine Hände fällt; ſie iſt ein unglückliches Opfer ihrer Unbeſonnenheit.

Ein Mann, der um ein Mädchen des Geldes wegen werben kann, iſt ein Niederträchtiger.

Wahre Liebe gründet ſich auf die Hochſchätzung einer Perſon; nicht auf den Werth ihrer Dukaten.

Trägſt du einem Jüngling deine Tochter an, und er frägt dich, was hat ſie Heirathgut? ſo gib ſie ihm nicht, denn er wird ſie unglücklich machen.

Trägſt du einem Manne deine Tochter an, und er frägt dich, iſt ſie gut? häuslich? fähig, Gattin und Mutter zu ſeyn? ſo ſieh dieſem Manne recht ins Geſicht, und wenn ſein Auge nicht lügt, ſo haſt du eine gute Wahl für deine Tochter getroffen.

Mädchen! wenn ihr reich ſeyd, und einen Mann nehmen wollt, und wiſſen möchtet, ob dieſer Mann euch liebt, oder euer Geld, und ob ihr glücklich mit ihm ſeyn werdet, ſo beurtheilt ihn nach dieſen Regeln, die ich hieherſetze!

1. Erkundiget euch um ſeinen Charakter! Iſt er verſchwenderiſch, filzig, ehrgeitzig, ein Spieler, ein Säufer, oder ein Wollüſtling, ſo traut ihm nicht, wenn euch euer Wohl heilig iſt. Der Verſchwender wird euch euer Geld vertändeln; der Filzige wird Menſchen damit unglücklich machen; der Ehrgeizige wird ſich Ruhm und Ehrentitel damit erkaufen; der Spieler wird euch die Karten, der Säufer den Wein, und der Wollüſtling eine Buhlerin vorziehen. Nehmt ſo einen Mann nicht.

2. Wenn ihr von ſeinem Charakter nichts erfahren könnt, ſo ſeyd auf eurer Huth, ob er ſich nicht verſtellt, und prüfet ihn ſelbſt.

3. Beurtheilt ihn aus ſeinen Handlungen gegen andere Menſchen. Liebt er ſeine Eltern, behandelt er mit Güte ſeine Untergebenen, iſt er wohlthätig, menſchenfreundlich, ſo wird er ein guter Mann werden, der euch auch gut behandeln wird.

4. Männer, die ihre Eltern nicht lieben, werden noch weniger ihre Weiber lieben.

5. Männer, die ihre Untergebenen hart behandeln, werden auch ihre Weiber hart behandeln.

Dieſe Grundſätze ſind zuverläßig: ſie liegen in der Natur der rohen leidenſchaftlichen Menſchen.

6. Bemühet euch weiters zu erfahren, welche Bekanntſchaften euer zukünftiger Mann vor euch gehabt hat. Wenn er nur immer nach reichen Mädchen ſtrebte, ſo kann euch der Werber verdächtig ſeyn.

7. Waren es gute edle Kinder, die zugleich reich waren, um die er warb, ſo mindert ſich der Verdacht, und ſeine Abſicht kann edel geweſen ſeyn; waren es aber plumpe Dirnen, oder leichtfertige ausgelaſſene Mädchen, die Tugend nicht — nur Geld hatten, und euer Liebhaber warb einſt um ſie, ſo ſeyd verſichert, daß ſeine Abſicht nur Geld iſt, daß er nicht euch liebt, ſondern nur euer Vermögen.

8. Laſst euch dann durch alle Zärtlichkeiten, durch alle Verſicherungen nicht blenden; es iſt Alles Verſtellung; Alles zielt dahin, die Abſicht zu erreichen, und iſt ſie erreicht, ſo verſchwindet dann alle Zärtlichkeit wieder.

Das ſind nun Lehren für die Mädchen; nun auch für uns Männer.

Ein guter Mann, der ein reiches Mädchen zum Weibe nehmen will, muß auch ihren Charakter kennen, wenn er nicht unglücklich werden will.

Es gibt Mädchen, die ſonſt gar keine Verdienſte haben, als ihr Geld. Geld — und wieder Geld iſt oft das einzige Wort ſolcher Mädchen. Ich hab' dich zum Mann gemacht, durch mich biſt du das geworden, was du biſt ꝛc. ꝛc. Für einen Mann, der Gefühl hat, taugt ein reiches Weib ohne Seelengefühl nicht, und wie viel gibt es reiche Mädchen, die zu ſanften Empfindungen erzogen ſind? Es gibt wenige! Wo finden ſie auch Männer, die ihrer würdig ſind?

Ich muß hier eine launige Bemerkung beyſetzen, die ich einſt auf dem Lande machte; ihrer Seltenheit wegen brachte ich ſie in Reime.

Die unglückliche Frau.

Eine Reiſebegebenheit.

Ich reiste einſtens auf dem Land —
Wer hätt' es glauben können?
Da war's, wo ich ein Weibchen fand,
Die Zierde aller Schönen.

Entfernt von Städten lebte ſie
Ganz auf dem Land vergraben.
Die hold'ſte Phyſiognomie,
Ein Herz voll edler Gaben.

Ihr Mann, der war nach altem Brauch,
Grob, roh und unbeſcheiden:
Er kannte außer ſeinem Bauch,
Nicht viel von Menſchenfreuden.

Starr, wie Herrn Kempels Schachmaſchin
In Rückſicht ihrer Steife;
So ſaß er öfters am Kamin,
Und ſchmauchte eine Pfeife.

Und außer einem großen Ho!
Was iſt wohl hier zu machen?
So hörte ich wahrhaftig do
Gar nicht viel kluge Sachen.

Man ſchwätzte in den Tag hinein,
Und mußte diſputiren;
Sein ſchwarzer Schreiber, dick und klein,
Der ſprach ſtets vom Regieren.

Wär' ich ein Fürſt, ſo fing er an,
Ich wollt' es wohl erfinden;
Dann griff er nach dem Küchenſpan,
Um ſelben anzuzünden.

Er ſtopfte feſt ſein Pfeifchen ein,
Und zog nach allen Kräften,

Das Flämmchen in die Pipp' hinein,
Noch murmelnd von Geſchäften.

Ey was! — hier ſpuckt er räuſpernd aus —
Das Land muß man verwalten:
Und endlich kam ſo viel heraus
Die Sache bleibt beym Alten.

Seitwärts da ſaß voll Schmutz und Koth
Der Schultheiß, lachte ſehnlich.
Die Naſe war wie Scharlach roth,
Der Wangen kupferähnlich.

Des Junkers Weibchen ſprach kein Wort:
Sie ſtand ganz in der Ferne,
Und zählte bey dem Fenſter dort
Am Firmament die Sterne.

Ich ſah ihr's an der Stirne an,
Sie ſtirbt vor langer Weile,
Denn der Baron, ein dicker Mann,
War traurig, wie die Eule.

Mir ging des Weibchens Schickſal nah,
Ich ſuchte ſie zu tröſten.
Und fand bey meiner Seele da
Ein Weibchen von den beſten.

Fromm war ſie, edel, hold und gut,
Und wie die ſanfte Taube
Ward dieſes arme gute Blut
Dem Geizigen zum Raube.

Man ſah in ihrem ſanften Blick,
Und las in ihrer Seele,
Ihr ganzes klägliches Geſchick,
Und ihre Unglücksfälle.

O wie unglücklich bin ich nicht!
So ſprach die fromme Schöne;
Der Mann! — ihn lieben iſt nun Pflicht;
Und weinte eine Thräne.

Er liebte nie; er nahm mein Geld,
Und hinterging mich gräulich,

O Freund! wer mich für glücklich hält,
Der trüget ſich abſcheulich.

Tabak und Bier — Bier und Tabak,
Iſt ſeine ganze Freude,
Und Fluchen, Schnarchen ſein Geſchmack;
Nun denken ſie mein Leide.

Hier drückte ſie mir ſanft die Hand,
Und wandt' den Blick zur Erden;
Ich fühlte, daß ſie es empfand,
Was heißt, betrogen werden.

Wie Blumen, die vom Nord verblüh'n,
Vom Kummer aufgerieben,
Sank dieſes Weib zur Grube hin,
Erſchaffen nur zum Lieben.

Ihr Mann, der ſprach: O tröſt ſie Gott!
Und ſtreckte ſeine Glieder.
Warf mit der Schaufel auf ſie Koth,
Und nahm den Bierkrug wieder.

O Väter! hört, ich bitte euch,
Gebt Männer euren Kindern ;
Macht keinen ſolchen Narrenſtreich,
Und gebt ſie ſolchen Rindern.

Wie kann ein ſolcher Grobian
Ein Mädchen glücklich machen?
Dumm iſt er, wie ein Indian,
Und pöbelhaft zum Lachen.

Ein plumper Kerl hat ja kein Herz,
Laßt's euern Töchtern ſagen.
Glaubt mir's, es iſt gewiß kein Scherz,
Heirathet keinen Magen.

Erwin und Celie.

Erwin war arm. Als ein Knabe von ſechs Jahren verlor er ſchon ſeine Eltern, und ward dem Elende preis gegeben. Die Frau von Berner, die zärtlichſte Freundin von Erwins Mutter, nahm ſich des unlücklichen Waiſen an, und erzog ihn mit ihren Kindern.

Der Knabe war hoffnungsvoll; ſeine Fähigkeiten entwickelten ſich mit den Jahren, und ſeine Seele ward ſo ſchön, als der Bau ſeines Körpers; ohne Hochmuth, ohne Niederträchtigkeit war Erwins Seele — — edel war er und gut.

Frau von Berner hatte eine Tochter, die Celie hieß. Die Bildung eines irdiſchen Engels war Celiens Bildung. Mit Verſtand verband ſie feines Gefühl, und Schönheit mit Herzensgüte. Man ſah Celien nicht, ohne ſie zu lieben, denn die ſanfte Ruhe der Tugend breitete ihre Zierde an ihrer Stirne aus, und ihre Wangen waren einem Roſentempel gleich, der der Eingezogenheit geweiht iſt. Celie, ganz geſchaffen zur Liebe, ſuchte ein Herz, das ihrer würdig war. Lieben und geliebt werden, hielt ſie für das größte Glück der Welt. Sie dankte dem Himmel nur darum für ihre Schönheit, damit ſie durch ſelbe einem einzigen Sterblichen gefiel. Dieſer Sterbliche war Erwin. Celie liebte ihn — ohne Vorwürfe ihres Herzens liebte ſie ihn, denn Erwin war tugendhaft. Ihre Seele erröthete nicht bey dieſen Gedanken; ſie überließ ſich ganz ihrer Empfindung. Ich liebe ein tugendhaftes Weſen, ſagte Celie; meine Mutter ſtellte Erwin ſelbſt zum Muſter der Tugend ihrem Sohne vor, und keiner unſerer Diener ſpricht Erwins Nahmen aus, daß nicht eine Thräne der Liebe ſein Auge verläßt. O wie glücklich werde ich ſeyn, wenn auch Erwin mich liebt! Unſterbliche Gottheit! leite ſein Herz, und errege gleiche Gefühle in ſeinem Buſen! —

Ganz Natur, ganz Liebe war Celie. Sie hörte keine andere Stimme als die Stimme ihres Herzens, und glaubte, daß nur Erwin für ſie geſchaffen ſey. Sie dachte nicht, daß Erwin arm und ohne Unterſtützung war, und ſie wußte noch nicht, daß die edelſten Gaben der Seele in den Augen der Pracht verſchwinden. Erwin war auch ganz Leidenſchaft; ſein Herz hing ganz an Celien; er glaubte ſich edler, er fühlte ſich größer ſeit der Zeit als er Celien liebte. Seine Ehrfurcht war ganz ſeiner Liebe gleich; ſein Blick war ſchüchtern; ſelten erhob ſich ſein Auge auf Celien; er zitterte, wenn er ſie anſah; er ward bleich, wenn ſie bey ihm vorüberging, und erröthete, wenn ſie mit ihm ſprach; alles dieß ſagte Celien, wie ſehr Erwin ſie liebte. Herzen, die ſich lieben, verſtehen ſich leicht einander, ſo verſtanden ſich Celie und Erwin.

Celiens Mutter beſchäftigte ſich mit dem großen Gedanken, das Glück ihrer Celie zu machen. Sie ſpürte die aufkeimende Leidenſchaft zwiſchen Erwin und ihrer Tochter; allein ſie ſah ſie für unbedeutend an, und glaubte nicht, daß ein Mädchen, ſo reich, wie Celie war, einen armen Menſchen lieben könnte.

Erwin ward Offizier; ſein Beruf forderte ſeine Entfernung, Celie weinte; aber Größe war in des Mädchens Seele, und ein ſanftes Zulächeln ſagte Erwin, wie ſehr ihm Celie gut war. Erwin hoffte, ganz ihrer würdig, ſeine Celie wieder zu ſehen. Dieſe Zeit durch will ich ganz ihre Liebe verdienen, ſo ſagte ſich Erwin, und voll edler Entſchließung verließ er die Stadt, und eilte zu ſeinem Regimente. Ein einziger Kuß auf Celiens Hand war das Geſchenk, welches Celie der Zärtlichkeit Erwins machte. Ehrfurchtsvoll drückte er lange dieſe Hand an ſeinen Mund, und ſein Herz ſchien in dieſem Augenblicke ganz auf ſeinen Lippen zu ſeyn. Erwin war nun von Celien entfernt; allein, Erwins Herz war immer bey ſeiner Geliebten; ihr Bild folgte ihm unabläßlich nach; ſie war bey ihm im Gezelt, bey ihm in der Schlacht, und Muth und Tapferkeit war in Erwins Seele bey dem Gedanken ſeines Mädchens. Wenn er, ermüdet vom Kampfe, auf dem einſamen Hügel ſaß, und mit ſchauderndem Blicke das weite Feld überſah, das mit blutigen Leichen bedeckt war, wenn Gram ſein Herz, und Elend ſeine Seele folterte, war die Erinnerung an Celien Troſt für ſein Herz, und Labſal für ſeine Seele. Endlich kam Erwin wieder zurück; an der

Seite ſeines Oberſten, des tapfern Freyherrn von Moriz, ſah er das erſte Mahl ſeine Celie wieder. Sie ward die Zeit durch noch weit ſchöner, als ſie damahls war, da Erwin ſie verlies. Ihr Anſtand, ihr ungezwungenes Weſen, ihr holder Blick erhöhte ihre Reitze, und vermehrte noch mehr Erwins Leidenſchaft. Der Oberſte ſah das Mädchen, und ward in ſie verliebt; er hörte, daß Celie reich ſey, und ſchon war ſein Entſchluß gefaßt, ſie zu heirathen. Erwin mußte des Oberſten Vertrauter ſeyn, ihm entdeckte er ſeine Abſicht. Erwin zitterte; Todtenbläße überzog ſeine Wangen; er fühlte nun, wie tief Celie in ſeinem Herzen war. Einſam ſchlich er herum in traurigen melancholiſchen Orten, und Thränen, die er für Celien weinte, waren Alles, was ihn tröſtete. Celie, ſo ſprach er oft mit ſich ſelbſt, wird in den Armen des Oberſten glücklich ſeyn, er iſt reich; er iſt angeſehen bey Hofe; was bin ich? — ein armer Bettler — ohne Glück, dem Schickſal preisgegeben — der nichts beſitzt, als ein Herz, das Celien liebt.

Graf Moriz verſäumte keine Gelegenheit, Celiens Mutter zu ſprechen. Er entdeckte ihr ſeine Abſicht auf ihre Tochter, und die Mutter verſprach dem Oberſten Celiens Hand. Sie dankte dem Himmel in ihrem Herzen für dieſes unverhoffte Glück. Der Freyherr von Moriz war Inhaber eines Regiments, und beſaß jährliche 40000 Gulden Einkünfte.

Die Frau von Berner ließ ihre Tochter rufen, und eröffnete ihr, daß Moriz ſie heirathen wolle. Wie vom Donner getroffen, ſtand Celie da; die Roſen ihrer Wangen verblichen und Thränen rollten auf den pochenden Buſen herunter. Celie liebte ihre Mutter, ſah ſie immer als ihre einzige Freundin an, und eröffnete mit einer ſeltenen Offenherzigkeit ihre ganze Seele. Ich liebe Erwin, ſagte ſie; er iſt edel und gut, er liebt mich, und ohne ihn bin ich nicht glücklich. Die Frau von Berner ſah, wie ſehr Celie für Erwin fühlte. Sie wollte ihre Tochter nicht zur Verzweiflung treiben, und nahm nun ihre Zuflucht zur Verſtellung. Es iſt wahr, ſagte ſie, Erwin iſt edel; aber er iſt jung; weißt du wohl, ob er dir getreu iſt? — wir wollen ihn prüfen, Tochter! und wenn er deiner würdig iſt, ſo ſollſt du ſeine Hand haben.

Celie war nun ganz glücklich; ihr tückeloſes Herz kannte die Verſtellung nicht. O ich werde meinen Erwin beſitzen, rief ſie; denn ſeine Liebe hält jede Prüfung aus. Nach wenigen Tagen kam Erwin zu Celiens Mutter. Braver Erwin! fing die Frau von Verner an, lieber Sohn! den ich erzog, der ſo viel, als mein Sohn iſt, ich habe eine einzige Bitte an Dich, wirſt Du mir ſie wohl abſchlagen?

Erwin. O meine Mutter! wie glücklich würde ich mich ſchätzen, wenn mein Leben dieſe Bitte wäre? Wie gerne wollte ich es hingeben, um Ihnen zu beweiſen, wie ſehr Erwin Ihre Güte fühlt.

Fr. v. Verner. Es iſt nicht Dein Leben, das ich begehre, aber doch etwas, das du vielleicht am Werth Deinem Leben gleich hältſt. Gib mir das wieder, was Du mir genommen haſt, gib mir das Herz meiner Tochter wieder! Sie liebt dich, und würde unglücklich ſeyn. Die beſten Heirathsanträge biethen ſich an, ich bitte Dich, verlaſſe den Gedanken, ſie zu beſitzen, wenn Du je Dankbarkeit für mich haſt.

Erwin war ſtumm; Thränen waren ſeine Sprache. Ich will eine Antwort, ſagte die Frau von Berner, und nicht Thränen.

Erwin. Verzeihen Sie, liebe Mutter, den erſten Ausdrücken des Gefühles! Der Schmerz behauptet ſeine Rechte, und läßt ſich nicht unterdrücken. O daß Celie glücklich seyn möchte! — glücklich ſo wie ich es wünſche. Ich liebte ſie mehr als mein Leben; aber ich werde nie die Pflicht der Dankbarkeit vergeſſen, die ich ihrer Mutter ſchuldig bin. Ich will Celien nicht mehr ſehen, aber nur das erlauben Sie mir, daß ich ſie och beweinen darf.

Fr. v. B. Du biſt meiner ganzen Achtung würdig, Sohn! Setze Dich daher, und ſchreibe an Celien, daß Du ſie nicht mehr liebſt, daß Du eine Andere anbetheſt.

Erwin. Ich ſoll ſchreiben, daß ich Celien nicht mehr liebe? — O nein! das kann ich nicht — das wäre eine Lüge, und Erwin hat nie eine Lüge geſagt.

Fr. v. B. Schreib, wenn je das wahr iſt, deſſen Du mich verſicherteſt.

Erwin. Ich kann nicht. — Ich ſchwöre es Ihnen, ich will Celien nicht mehr ſehen; ich will dieſe Stadt verlaſſen; einſam den Tod in einem Winkel aufſuchen, aber ihr es ſagen, daß ich ſie nicht liebe — — das kann Erwin nicht.

Fr. v. B. So geh, Undankbarer, und vergiß Alles, was du mir ſchuldig biſt! Störe die Ruhe einer Familie, die dich wie ihr Kind aufnahm; raube die Tochter deiner Guitthäterin, und triumphire über die Thränen, die ihre Mutter vergießen wird.

Erwin. Gott! wie ungerecht ſind Sie! der Himmel iſt mein Zeuge, wie ſehr ich gegen Sie Dankbarkeit fühle. Was hab ich Ihnen denn gethan? — Daß ich Celien liebe — iſt das ein Verbrechen? — Ich entſage ihr ja —

Fr. v. V. Schreib!

Erwin. Gut! ſo ſetzen Sie den Brief auf. Schreiben Sie, was Sie wollen; — es iſt mein Todes-Urtheil; ich will es unterzeichnen.

Die Frau von Verner ſetzte ein Abſchiedsbillet an Celien auf; Erwin mußte es von Wort zu Wort abſchreiben. Er ſchrieb, ohne zu wiſſen was; jeden Buchſtaben verlöſchte wieder eine Thräne, und ſeine zitternde Hand zeichnete kaum ſeinen Nahmen mehr aus. Celie erhielt dieſes Billet, und ihre beleidigte Liebe wollte ſich nun an Erwin rächen; ſie entſchloß ſich, dem Oberſten ihre Hand zu geben. Oefters beſah ſie dieſes Billet. Die Hand zitterte, ſagte ſie, die dieſes ſchrieb; Thränen verlöſchten hier einige Buchſtaben — Erwin! — ſollteſt du wohl — aber wer gab mir es? meine Mutter — ſie iſt zu edel — ſie wird mich nicht hintergehen. Erwin iſt treulos. Warum läßt er ſich nicht ſehen? Warum? aber vielleicht kann er auch nicht — vielleicht — Gott im Himmel! was geht in meiner Seele vor! ich habe es nun ausgeſprochen, daß ich Morizen die Hand gebe — kann meinen Ausſpruch nicht mehr zurückrufen — o was wird aus Celien werden! —

Der Tag zur Hochzeit war beſtimmt. Schon eilte Moriz an der Hand ſeiner Braut in die Kirche, ſchon war Alles zu dieſem feſtlichen Auftritte bereitet. Erwin ſchlich ſich, mit einem ſchlechten Kittel bedeckt, unter das Volk, und ſah wie man Celien zum Altare führte. Er beobachtete ſie genau: Traurig ſchien ihr Blick — umwölkt war ihre Stirne mit düſterm Gram — ihre Kniee ſanken, als ſie an die Stufen des Altars kam, und — Erwin! treuloſer Erwin! rief ſie noch aus, ehe ſie dem Oberſten die Hand gab. Erwin drang durch das Volk bis zum Altar. Du liebſt mich, Celie rief er; und Erwin war dir nie treulos. Schwöre nicht falſch, weil ich noch lebe, — ohne Celien kann Erwin nicht ſeyn. Sey glücklich in des Gatten Armen, denn ich ſterbe! — Hier ſtieß ſich der Unglückliche den Dolch in die Bruſt, und Celiens Brautgewand ward mit Blut beſpritzt; die Roſen welkten an ihrem Buſen, und Erwins Blut löſchte die Hochzeitfackel aus, die am Altare loderte.

Erwin ſank, und Moriz war wüthend. Ihr habt mich betrogen, ſchrie er, und wollte ſich an Celien rächen: allein das Volk entriß ihm die Braut, die ohnmächtig in den Armen des Prieſters lag, und brachte ſie in das benachbarte Nonnenkloſter. Von dort ſchrieb Celie dieſen Brief an Moriz.

Herr Oberſter!

Nach dem ſchrecklichen Auftritte, der mir heute begegnete, bleibt mir nichts übrig, als daß ich meine Tage in dieſem Kloſter verlebe, wo ich bin, und wo ich ungeſtört über meinen Erwin weinen kann. Ich habe Sie nicht betrügen wollen, Moriz! aber ich — Unglückliche! war die Betrogene. Sie werden vielleicht Alles erfahren. Vergeſſen Sie mich, und halten Sie mich Ihrer Achtung nicht werth, ſo halten Sie mich werth Ihres Mitleids.

Celie.

Celie an ihre Mutter!

Warum haben Sie mich ſo entſetzlich hintergangen? liebe Mutter! Gott möge es Ihnen verzeihen, wie Ihnen ihre Celie verzeiht. Sie haben nun keine Tochter mehr, und auch keinen Sohn: dieſen deckt das Grab, und jene die Mauern dieſes Kloſters. Hier will ich weinen — weinen, wenn die Sonne aufgeht, und weinen, bis der erſte Stern des Abends am Himmel glänzt. — Ich habe keine Bitte mehr an Sie, als nur die einzige: Bringen Sie es doch dahin, daß Erwins Grab nahe an dieſes Kloſter gebaut werde, daß meine Augen den Marmor noch ſehen können, der ihn deckt, und daß meine Thränen noch den Ort netzen, wo er ruhet. Mit Freuden ſehe ich hinunter ins Grab; dort werde ich meinen Erwin wieder finden, dort werden wir uns ungeſtört lieben können, dort ſind keine Menſchen, die uns trennen. Leben Sie wohl, und der Himmel gebe, daß Sie dieſen Auftritt vergeſſen mögen — vergeſſen mögen, daß Sie eine Tochter hatten.

Ihre unglückliche
Celie.

Als Moriz gründliche Nachricht von Allem erhielt, wandte er Alles an, um Celien zu überreden, das Kloſter zu verlaſſen: allein ihr Entſchluß war gefaßt; ſie war unbeweglich. Sie verließ ihre Zelle nie mehr. Mit ſchwarzen Leichentüchern ward ihr ganzes Gemach umhangen; kein Strahl der Sonne fiel mehr auf ihre abgehärmten Wangen. Eine düſtere Lampe warf ihren traurigen Schein auf die Todtenbahre, in der ſie lag. — Nur Waſſer und Brod war ihre Nahrung; der Schmerz war ihr Freund, und Thränen ihre Vertrauten. Sie ſtarb, und Erwin war ihr letztes Wort.

Die arme Frau von Berner verlebte die unglücklichſten Tage weit entfernt in einer einſamen Gegend. Da überſah ſie oft mit düſterer Schwermuth die glücklichen Tage, die ſie hätte verleben können, wenn ſie nicht ihre Tochter ihrem Eigennutze aufgeopfert hätte

Nach Celiens Tode fand man verſchiedene Trauerlieder auf ihrer Zelle, und ihre Freundinnen ſangen ſie noch oft in mondhellen Nächten auf Celiens Grab.

In des Grabes Nacht herrſcht Wonne,
Wonne in des Todes Schooß.
Menſchen! unter dieſer Sonne
Iſt nur Elend euer Loos.

Sinkt ſie gleich zum Grabe nieder,
Trauert nicht um Celien
Celie, ſie ſtarb, um wieder
Ihren Erwin dort zu ſeh'n!

Grundſätze und Erfahrungen
zur
vorigen Geſchichte.

Vergeblich würde man den Menſchen ſagen: wenn ihr gewollt hättet, ſo würde die Liebe euer gröſstes Glück ausmachen, ſo wie ſie jetzt euer Unglück iſt; ſie würde eure übrigen Uebel lindern, ſtatt ſie zu vermehren, und der Segen der ganzen Natur ſeyn, ſtatt ihr Tyrann zu ſeyn.

Die Liebe war nie die Urſache eines Uebels in der Welt, aber der Mißbrauch der Liebe; man hat den Balſam des Lebens in Gift verwandelt, ihm ſeine

Aufrichtigkeit, Einfachheit, ſeine Freyheit benommen, die ſein Weſen bezeichnete.

Es gibt ſehr wenig Menſchen, die ein Herz haben, das wahrer Liebe fähig iſt. Zu wahrer Liebe gehört eine ſehr reine Seele, empfänglich wahren Gefühles.

Bey uns iſt die Liebe nichts mehr als eine Krankheit, und zwar manchmahl die gefährlichſte von allen. Sie war bey den Römern und Griechen auch nicht viel mehr: nur hatten ſie geſchicktere Aerzte; dieſe wußten ſich des Paroxismus des Kranken zum Wohl des Staats zu bedienen.

Wahre Liebe iſt das Glück des Lebens; ſie lindert den Schmerz und verdoppelt das Vergnügen; macht die Tugend liebenswürdiger, iſt das Bedürfniß ſchöner Seelen, und die Sympathie der ganzen Natur: allein dieſe Liebe findet man nur mehr in Büchern; auch wird ſie in Opern geſungen, aber wir hören ſie bloß ſingen, und haben es dahin gebracht, daß es beym Singen bleibt.

Unter Tauſenden iſt kaum eine Seele, die der Liebe fähig iſt. Das, was wir Liebe nennen, iſt Entweihung dieſes Namens, iſt nicht Liebe, iſt Sinnlichkeit, thieriſcher Trieb, eigennützige Selbſtliebe. Nur Engel lieben ſich, und Menſchenſeelen, die auf der Stufenfolge der Weſen den Engeln am nächſten ſind.

Der Menſch eilte erdichteten Hirngeſpinſten nach, und verließ die Einfalt der Natur; bezeichnetete ihre Grenzen, ſchmachtet an Ketten der Vorurtheile, die er ſich ſelbſt ſchmiedete, und wird ſein eigener Henker, und der Henker Anderer.

Die Liebe hat viel Unheil in der Welt angerichtet, denn ſie iſt die heftigſte der Leidenſchaften, und die Menſchen wußten ihr nicht zu begegnen.

Die Stufen der Liebe ſind ſo wie die einer jeden Leidenſchaft ſehr verſchieden. Sie ſteigt von der erſten Wunde, die die Eigenſchaft der geliebten Perſon dem Herzen des Liebenden verſetzte, oft langſamer, oft ſchneller von Stufe zu Stufe; die höchſte derſelben wird um ſo nachtheiliger, je höher ſie iſt.

Wahnwitz, Raſerey, Selbſtmord ſind oft die Folgen einer unglücklichen Liebe; Hoffnungsloſigkeit und Gram führen den Menſchen dahin.

Man muß wahrhaft verliebte Perſonen, wenn man ſie nicht ganz verderben will, wie Kranke behandeln. Die Heilungsart, die man bisher in der Welt anwendete, um Menſchen von der Liebe zu heilen, war die ungeſchickteſte.

Du ſollſt mir Dieſen oder Jenen nicht lieben, ſagt der Vater: das heißt ſo viel, als einem Kranken ſagen, ich will nicht, daß du heute das Fieber haben ſollſt, und der Kranke antwortet: nun ja, ich will das Fieber nicht haben, und ſtirbt im Paroxismus.

Man muß die Menſchen als Menſchen betrachten und wiſſen, wie die Leidenſchaften auf die Seele, wie wie ſie auf den Körper wirken, dann kann man den Kranken zur Geneſung bringen.

Die Leidenſchaften laſſen ſich nicht wechſeln, wie die Kleider.

Gewalt und Furcht ſind die ungeſchickteſten Mittel, den Menſchen von dieſer Leidenſchaft zu befreyen, denn die Leidenſchaft der Liebe iſt eine Seelenkrankheit, die ihre Stärke durch unſere Einbildung erhält, und je mehr dieſe gereitzt wird, deſto heftiger wird die Leidenſchaft. Daher kommt es, daß die Liebe ſo erfinderiſch iſt, alle Hinderniſſe zu überſteigen. Die Seele einer wahrhaft verliebten Perſon iſt nur mit dem Bilde ihres geliebten Gegenſtandes beſchäftigt; ihre Ideen fixiren ſich nur auf ihn.

Väter! die ihr Kinder habt, und wenn dieſe eure Kinder lieben, und ſolche Perſonen unglücklicher Weiſe lieben, daß ihr aus vernünftigen Gründen ihre Liebe nicht billigen könnet, ſo ſuchet mit Klugheit eure Kinder von dieſer Leidenſchaft zu befreyen, denn ſonſt werdet ihr abſcheuliches Unheil in der Menſchheit bewirken. Ich will euch die Wege zeigen, wie ihr eure Kinder zurückführen könnt. Meine Mittel gründen ſich in der Natur, in der Weſenheit der Sache.

Vor Allem ſuchet von Jugend auf die erſten Freunde eurer Kinder zu ſeyn. Wenn ſie euch was anvertrauen, mißbrauchet ihr Vertrauen nicht. Wenn der Vater, oder die Mutter die erſten Vertrauten der aufkeimenden Leidenſchaft ihrer Tochter ſind, dann iſt die Leidenſchaft leicht im Keime zu erſticken, wenn ſie unedel wäre. Allein ſehr wenige Aeltern ſind die Freunde ihrer Kinder, und dieſes iſt der erſte und größte Fehler.

Ohne Urſache liebt kein Menſch. Die erſte Urſache der Liebe ſind entweder körperliche Reitze, oder gewiſſe Vorſtellungen eines geiſtigen Vergnügens, das wir aus dem wirklichen oder eingebildeten Charakter einer Perſon wahrnehmen, oder wahrzunehmen glauben.

Die erſte Urſache iſt die Quelle bloßer ſinnlicher Liebe; die zweyte die Quelle einer edlern.

Bloß ſinnliche Liebe führet den Menſchen zur Ausſchweifung; ſie erzeugt Wollüſtlinge oder Meſſalinen. Die zweyte aber iſt gefährlicher; ſie erzeugt verliebte Schwärmerey, die, wenn ſie Hinderniſſe findet, leicht in Wahnwitz und Raſerey übergehen kann.

Bloß ſinnliche Liebe wird ſich nie in edlere verwandeln; aber edlere Liebe kann ſich zur bloß ſinnlichern Liebe herabſetzen.

Wenn deine Tochter oder dein Sohn liebt, guter Vater! ſo ſey aufmerkſam, ob Sinnlichkeit, oder höheres Gefühl die Urſache dieſer Liebe iſt: iſt es Sinnlichkeit, ſo kannſt du ein wohlerzogenes Kind bald zurückführen; auch hier, wenn Ausſchweifung und Liederlichkeit ſich einmiſchen würde, kannſt du Härte und Schärfe gebrauchen. Liebt aber dein Sohn oder deine Tochter mit edlerem Gefühle, und der Gegenſtand dieſer Liebe iſt ſo, daß Vernunft und Klugheit dieſe Liebe nicht geſtatten können, ſo ſey behutſam, oder dein Kind iſt verloren. In dieſem Falle ſtudiere den Charakter deiner Kinder, und den des geliebten Gegenſtandes; erfahre, welche die wahre Urſache der Entſtehung dieſer Liebe ſeyn mag.

Oft liebt eine Perſon, weil ſie eine gewiſſe Vollkommenheit in einer andern wahrzunehmen glaubt, da doch die Perſon dieſe Vollkommenheit nicht hat, und dieſe Liebe iſt Liebe der Einbildung. Sie verſchwindet, ſobald man die liebende Perſon überzeugen kann, daß ſie ſich betrügt; allein dieſe Ueberzeugung muß mit Gelindigkeit, mit Klugheit geſchehen. Iſt die Vollkommenheit aber wirklich in der Perſon, und iſt die Verſtellung, die wir uns von ſelber machen, keine Täuſchung unſerer Einbildungskraft, ſondern Wirklichkeit, dann kettet die Liebe die Menſchen feſt aneinander, und hier, wenn die Trennung nothwendig iſt, iſt ſie äußerſt hart.

In dieſen Fällen muß man Menſchen zu heilen ſuchen, wie Kranke. Gelindigkeit und Sanftmuth müſſen die erſten Verſuche ſeyn. Man muß dem Liebenden Zerſtreuung verſchaffen, ohne daß er es weiß, warum; alle Mittel anwenden, ihn von Einſamkeit abzuhalten. Kleine Reiſen, abwechſelnde Beſchäftigungen ſind auch im Stande, ſolche Wunden durch lange Zeit zu heilen; allein die Curart iſt doch immer gefährlich. Oft ſcheint die Wunde geheilt zu ſeyn, und das Gift frißt tief im Eingeweide umher. Je ſchwächer in dieſem Falle ein Menſch iſt, je edler und gefühlvoller er erzogen iſt, deſto gefährlicher iſt ſein Zuſtand.

So war Erwin, ſo war Celie. Raſerey iſt der Einfall der Eltern, wenn ſie ihre Kinder wider ihren Willen zwingen, ſich zu verheirathen; die Folgen ſind oft die traurigſten.

Wäre Moriz an Celiens Seite wohl glücklich geweſen? — O gewiß nicht! ihre Liebe für Erwin wäre nie erloſchen; ſie ſchlummerte nur, und wäre über kurz oder lang in ihrem Buſen erwacht. O dann — welche trübe Wolken hätte jeder Tag über Morizens Scheitel gebracht! — Wie unglücklich wäre Celie geweſen! wie unglücklich vielleicht ihre Kinder!

O Eltern! ſcherzet nicht über dieſen Punkt; es hängt die Glückſeligkeit ſo vieler Menſchen davon ab.

Freylich, in unſern Tagen haben wir von der Schwärmerey edler Liebe nicht viel zu beſorgen. Das Geiſtige nimmt ab, das Materielle zu, und der höchſte Grad geſpannter Liebe iſt bey den Meiſten der höchſte Grad der Sinnlichkeit.

Somar.

In Creta war es, wo Friede und Unſchuld in jenen Gegenden wohnten; wo prachtloſe Hütten die Hügel zierten, die ſich am Ufer des Meeres erhoben. In dieſer glücklichen Gegend lebte Samado, der weiſeſte der Sterblichen. Er war tugendhaft; in ſeinen Augen hatte die Pracht keinen Werth, der Reichthum verdiente keine Schätzung. Er kannte die Nichtigkeit menſchlicher Größe, und zog die Geſchenke der Einfalt der Natur dem Pomp der Höfe vor. Er verließ die prächtigen Palläſte von Creta's Königen, und verweinte ſeine Tage in ländlicher Einſamkeit über den Verluſt der zärtlichſten der Gattinnen.

Er hatte einen Sohn; dieſer war Alles, was ihm ſeine Geliebte hinterließ; dieſer war ſeine Hoffnung, ſeine Freude. Mit unnennbarer Herzenswonne ſah Samada das aufkeimende Kind, ſah die Tugend blühen in ſeiner unſchuldigen, theilnehmenden Seele. Sieh, mein Sohn! ſagte Samada, ſieh dieſe niedrigen Hütten, die da um uns her liegen; der Stolz würdigt ſeine Blicke nicht vom prachtvollen Throne auf ſie herab. Unglückliche Menſchen ſind nur ihre Bewohner, die, gedrückt unter der Laſt ihrer Armuth, ſeufzen. Die Götter, Somar! haben uns mit Gütern überhäuft, und ſie geben uns die Geſchenke des Glücks, um wohl zu thun.

So ſprach Samada, und dieſe rührenden Worte drangen in das Innerſte von Somars Seele. Thränen netzten ſein Auge, und erhöhten die Schönheit ſeiner Wangen, worauf ſich Unſchuld und Güte mahlten.

Somars einzige Beſchäftigung war wohl zu thun: in jedem Thale ertönte Samada's Nahme, und bey dem Dankaltare, den der Elende auf einem Grabhügel bauete, ward der gutthätige Somar genannt. Sein Vergnügen war ſo rein, wie ſeine Seele. Oft ſpielte er unter Roſengebüſchen auf ſeiner Laute, und beſang die Schönheiten der Natur, das Glück des Gerechten, der ſeine wohlthätige Hand gegen den Unglücklichen ausſtreckt. Obwohl Somar am Hofe erzogen war, ſo war ihm doch die Natur viel reitzender, als die Pracht. Er liebte ländliche Unterhaltungen, weidete oft mit den Schäfern die Heerden ſeines Vaters, und freute ſich in den grasvollen Thälern am kühlenden Bache an der Seite des frommen Landmanns. Da ſtützte er ſein Haupt auf die ermüdeten Schultern des Arbeiters, und die Thränen, die aus ſeinen Augen floßen, verriethen ſein Herz, wie es den Werth der Niedrigen fühlte.

Somar war in dem Alter, in dem die meiſten der Menſchen, verdorben durch die anſteckende Luft der Städte, das Opfer ihrer Leidenſchaften werden. Unbemerkt ward er traurig und nachdenkend; dicke Wolken der Schwermuth deckten ſeine ſonſt heitere Stirne; kaum erſchien die Morgenröthe am Himmel, ſo entfernte ſich ſchon Somar von dem Hauſe ſeines Vaters, und kam oft erſt wieder zurück, als die Sonne ſchon hinter den Bergen war.

Samada beobachtete genau ſeinen Sohn. Somar ſeufzte, und traurig ſchlug er ſeine Augen zu Boden. Somar war nicht mehr ſo zutrauend gegen Samada, wie er ſonſt war. Samada beunruhigte ſich; aber bald verſchwand die Unruhe wieder aus ſeiner Seele, da er über Somars Herz nachdachte. Er flieht mich, ſo ſagte er zu ſich ſelbſt, er iſt zurückhaltend, das Joch der Leidenſchaften wird ſeine Seele drücken. Ich will ihm die Geheimniſſe ſeines Herzens nicht abzulocken ſuchen; er wird ſein Unglück bald fühlen, wird bald erkennen, wie nothwendig ihm ein Freund iſt. Ich kenne meinen Sohn; er wird in meine Arme eilen, denn wo findet er einen zärtlichern Freund als an Samada?

Somar.

(Fortſetzung.)

Es wurde Abend; die Heerden verließen die Weide, und eilten zurück in's Dorf. Der ermüdete Ackersmann ging ſeiner Hütte zu, und ſehnte ſich nach dem Armen der Ruhe: aber Samada ſah ſeinen Sohn noch nicht. Zärtliche Sorgfalt materte Samada's Seele; unruhig ſaß er unter der Linde, die ſein Bruſt umſchattete, und dachte an ſeinen Sohn. Es ward dunkler; allgemach breitete ſich der Schleyer der Nacht über die Gegend; da kam Somar. Haſtig eilte er herbey, und fiel mit ausgeſtreckten Armen um Samada's Hals. Röthe glühte auf ſeinen Wangen; er nahm die Hand ſeines Vaters in die ſeinige, Thränen netzten ſein Auge; er drückte ſie an ſeine Lippen.

Samada war gerührt. O mein Sohn! fing er an, bin ich deines Zutrauens nicht mehr würdig? — Bey dieſen Worten fiel Somar zu ſeines Vaters Füßen, und Seufzer erſtickten ſeine Stimme. O mein Vater! ſchrie er aus, wie unglücklich bin ich! — Cleone wird nie die meine ſeyn, Setas iſt ihr Geliebter — ihr Gemahl. Samada tröſtete ſeinen Sohn, und brachte ihn dahin, daß er das Geheimniß ſeines Herzens in ſeinen Buſen goß. Sie ſetzten ſich auf einen Grashügel, und die Sterne leuchteten freundlich vom Himmel herab, als Somar ſo anfing:

Ich liebe — Ich liebe Polemons Tochter; Cleone iſt ihr Nahme. Tugendhaft iſt ſie und ſchön. Sie fürchtet die Götter, und Cleone iſt das einzige Mädchen, das mich glücklich machen könnte.

Ich hörte öfters, erwiederte Samada, von Polemon ſprechen. Er ſoll gutthätig ſeyn, denn das Unglück und die Armuth ſpricht von Polemon: aber ſage mir, mein Sohn! wie wurdeſt du mit Cleonen bekannt?

Ich verirrte mich eines Tages dort in den weiten Fluren, und ging, in Gedanken vertieft, weit in die Thäler hinunter, die dort unterhalb dem Gebirge liegen. Am Geſtade eines Baches ſaß das herrlichſte Mädchen; Cleone ſaß da. Traurig war ihr Blick, und eine Thräne nach der andern floß aus ihrem Auge in die Quelle hinunter. Mitleid fühlte ich im Herzen; ich näherte mich dem Kinde, ſah es an, und weinte mit. Junges Mädchen! ſagte ich dazu, warum weinſt du? Weine nicht, denn deine Thräne lockt auch die meinige aus dem Auge. Götter! erwiederte Cleone! ich bin ſehr unglücklich. Es ſind 12 Jahre, daß mein Vater Polemon ſeine ganze Familie verließ, und ſeit der Zeit in der weiten Welt herumwanderte. Da, als Polemon uns verließ, war ich noch ſehr klein. Ich wußte noch nicht, was es heißt, einen Vater verlieren; aber jetzt fühle ich den Verluſt. Meine Mutter weint täglich um Polemon, und erſt geſtern ſagte ſie mir: Cleone! vielleicht haben die Wellen des Meeres deinen Vater verſchlungen, oder vielleicht verſchmachtete er in einer ſandigen Einöd

Ich weinte mit Cleonen, aber Cleone weinte heftiger, als ſie mich weinen ſah. Ich verließ ſie, kam wieder, theilte mit ihr ihren Kummer, machte ihren Gram zu meinem Gram; ich war glücklich, wenn ich Cleonen ſah; unglücklich, wenn ich ſie vermißte. Täglich beſuchte ich dieſe Gegend, wo ich ſie zum erſten Mahle ſah. Die Stunden verſchwanden mir zu ſchnell an ihrer Seite, die Sterne ſtiegen zu frühe für mich am Himmel empor, wenn ich bey dieſem Mädchen war. Meine Sorge rührte Cleonen. Guter Junge! ſagte ſie mir jüngſt, leichter wird mein Kummer, leichter meine Sorge, wenn du bey mir biſt. O theuerſter Vater! könnte ich dir ſagen, mit welcher Zärtlichkeit mir Cleone von ihrer Mutter ſprach! Ihre Ungezwungenheit, ihre Innigkeit — Alles — Alles entzückt mich an Cleonen. Ich kann ohne dieſes Mädchen nicht mehr leben. Ich ſagte es ihr; eine ſanfte Röthe deckte bey meinem Geſtändniſſe ihre Wangen; ſie ſah mich an, und drückte mir ſanft die Hände. Heute, mein Vater! wollte ich Cleonen wieder ſehen; aber — Gott im Himmel! was ſah ich! — Ihre Augen ſchwammen in Thränen, die Haare waren zerſtreut, Bläße deckte ihre Wangen, Verzweiflung war auf ihrer Stirne. Cleone! Cleone! rief ich, was iſt dir begegnet! — ich muß dich verlaſſen, ſagte Cleone; ich liebe dich ja, ich liebe dich; aber Setas ſoll mein Gemahl ſeyn. Mein Vater beſtimmte mir ihn. Dein Vater wollte es ſo, ſagte mir meine Mutter, und ſein Wille iſt mir immer heilig. Wir müſſen uns verlaſſen, Geliebter! ſo ſagte ſie, und heiß war die Thräne wie Glut, die meine eiskalten Lippen ihr von der Wange küßten. Cleone verließ mich, ich wollte ihr nach, aber meine Kräfte wichen; ich konnte ihr nicht folgen. Cleone, o mein Vater! iſt für mich auf immer verloren! Tröſte dich, ſagte Samada, ich bin dein Freund, dein Vater. Ich nehme Antheil an deinem Kummer, und will dir rathen. Ich verwerfe deine Liebe nicht, denn ſie gründet ſich auf Unſchuld und Tugend. Cleone muß ein gutes Mädchen ſeyn. Folge meinem Rathe; geh morgen zu ihrer Mutter; eröffne ihr dein ganzes Herz; ſage ihr, wie ſehr du Cleonen liebſt, wie ſehr ſie dich wieder liebt, und ſie wird Cleonen nicht zwingen, ihre Hand dem Setas zu geben, wenn ſie ja ihre Tochter liebt. Ich will auch ſelbſt zu ihrer Mutter, und für dich und Cleonen ſprechen — glaube mir, wenn es der Götter Wille iſt, ſo wirſt du nicht unglücklich ſeyn, Somar.

O ja, mein Vater! erwiederte Somar, ich will mich zu ihren Füßen werfen; ſie wird Cleonen nicht unglücklich machen; ſie wird mich nicht von ſich ſtoßen, meine Thränen werden ſie rühren, und Cleone wird mein ſeyn. O geliebtes Mädchen! wie glücklich werde ich an deiner Seite ſeyn! O beſter Vater! dich zu lieben, die deine Tage angenehm zu machen, wird die Beſchäftigung unſers ganzen Lebens ſeyn.

Mit Ungeduld erwartete Somar die Morgenröthe. Hoffnung und Furcht war in ſeiner Seele. Schlaflos lag er auf ſeinem Ruhebette, und erwartete den Frühgeſang der Morgenlerche. Der Tag graute an den Gipfeln der Berge, die Nacht floh in die ſchwarzen Thäler hinunter; Somar durchlief ſchon die Fluren, und der Fußſteig, den er betrat, führte ihn bis ans Ufer des Meeres. Da verweilte er, und betrachtete das majeſtätiſche Bild der aufgehenden Sonne. Er ſah die Tauſende der Strahlen, die auf dem Waſſer funkelten, angenehm ſäuſelte die Luft von der weiten Fläche der, und das reinſte Feuer zitterte auf jeder ſich bewegenden Woge.

Noch war Somars Blick mit dieſer herrlichen Szene beſchäftigt, als er verſchiedene Stücke eines geſcheiterten Schiffes am Ufer ſah. Ein Unglücklicher rang mit den Wellen und dem Tode, und hatte keine andere Stütze als einen zertrümmerten Maſtbaum, um den ſich ſeine ſchwachen Arme ſchlangen. Somar ſah ihn, und ohne ſich viel zu beſinnen, ſprang er in die Fluth, und rettete den Unglücklichen. Somar ſah keine Gefahr: die Hoffnung, einen Menſchen zu retten, übertäubte die Stimme der Selbſterhaltung; er brachte den armen Greis ins Trockene, und die Götter ſegneten ſein Unternehmen. Der Mann hatte ein ſehr ehrwürdiges Anſehen; die Gefahr des Todes verdrängte die Heiterkeit ſeiner Seele nicht; ſein Blick war ſanft, und Größe lag in den Furchen, die das Alter in ſeine Stirne grub. Er umarmte ſeinen Erretter. Junger Mann! ſagte er, daß die Götter deine Tugend belohnen möchten! — dann ſah er um ſich, und Freudenthänen weinte ſein Auge. Ich ſehe dich endlich wieder, liebes Vaterland, ſehe dich wieder, geliebtes Creta, wo der weiſe Minos ſeine Geſetze gab; dort ſehe ich den hohen Gipfel des Ida, wo Jupiter erzogen ward.

Somar theilte die Freude mit dem Fremden, und ſein Herz, ohne zu wiſſen, warum, nahm den wärmſten Antheil an jedem Worte, welches er ausſprach. Somar vergaß ſelbſt in dieſem Augenblicke die Liebe, und ihn beſchäftigte nichts als die Gaſtfreyheit. O komm, würdiger Greis! ſagte Somar, komm in die Hütte meines Vaters! Sie iſt nicht weit von hier; komm und ruhe aus! Der Alte ſtützte ſich auf Somars Schultern, und Somar führte ihn ſeiner Wohnung zu.

Samada ſah ſeinen Sohn mit einem Fremdlinge zurückkehren; er eilte ihnen entgegen, und vernahm, wie Somar den Greis dem nahen Verderben entzog. Freude ſtrömte aus Samada's Auge. Wenn du Vater biſt, ſagte er zu dem Fremden, ſo nimm Theil an meiner Freude; der Jüngling, der dich rettete, iſt mein Sohn.

Der Fremde wurde in Samada's Wohnung geführt. Die Diener erwarteten ihn; reine Kleider wurden ihm gegeben, und erfriſchende Früchte zur Labung. O meine Freunde! ſo ſprach der Alte, wie glücklich bin ich doch wieder! O mit welcher Wonne werde ich meine Gattin, meine Tochter wieder umarmen. Ich Thörichter! das Glück war in meiner Hütte, und ich wollte es unter einem fremden Himmelsſtriche ſuchen.

Dieſe Worte erweckten Samada's Neugierde; er drang in den Fremden, daß er ihm ſeine Lebensgeſchichte erzählen möchte; und der Greis weigerte ſich auch nicht: Ich bin, ſo fuhr er fort, in Creta geboren. In ſeliger Ruhe pflügte ich den Strich Landes, den mir mein Vater hinterließ. Eine Gattin, die ſchön und tugendhaft war, verſüßte mir die Freuden des Lebens; eine Tochter, die nur erſt meinen Nahmen ſtammelte, war die Wonne meiner Tage. Ich war gut, und theilte den Reichthum, den mir mein Vater hinterließ, mit den Armen; allein bey allen dem war ich doch nicht glücklich, denn mir fehlte die Weisheit. Eine heftige Unruhe marterte meinen Geiſt; eitle Wünſche erfüllten meine Seele, und ich ſchuf mir Schattenbilder einer glänzenden Zukunft. Einſt wandelte ich am Ufer des Meeres; meine Einbildung erhitzte ſich bey dem Anblicke der großen Gebäude, die da auf den Wogen daherſchwammen. Ich ſagte zu mir ſelbſt: was will dieſe kleine Inſel gegen den Raum der großen Welt ſagen? dieſes Erdrund iſt mit tauſend Völkern belebt: ich wollte ſie kennen lernen, und entſchloß mich, zu reiſen. Vergebens floßen die Thränen meiner Gattin; vergebens ſtreckte mein Kind ſeine kleinen Arme nach mir aus. Bald dachte ich ſie wieder zu ſehen, und vertraute mich der Untreue der Wellen: aber bald ſah ich meine Thorheit ein; ſah, daß das Menſchenglück nur in unſerm Herzen liegt, und daß nur Einfalt und Natur es uns geben können. Ich lernte durch traurige Erfahrungen die Menſchen kennen, und beweinte meine Thorheit. Ich eilte zurück; aber an Cretas Ufern ſcheiterte mein Schiff, und ohne dich, guter Jüngling! würde ich nie den Boden meines Vaterlandes wieder betreten haben. Ich ſah die Welt, und war unter Tauſenden von Menſchen wie auf einer Inſel; Niemand nahm Antheil an meinem Schickſale. Hätte die Parze je den Faden meines Lebens abgeſchnitten, ſo hätte keine freundſchaftliche Hand mein Auge geſchloſſen: keine Thräne eines Freundes hätte meinen Grabhügel benetzt. Noch erinnere ich mich des traurigen Tages meiner Abreiſe; noch ſehe ich die unſchuldigen Liebkoſungen meines Kindes; noch ſehe ich die Thräne, die auf der blaſſen Wange meiner Gattin zitterte, und die mir Alles vorher ſagte, was ich Kurzſichtiger nicht einſah. O meine Freunde! wie viele Vorwürfe hat ſich mein Herz nicht über ſeine Unbeſonnenheit gemacht! Habt ihr nie von Polemon reden gehört? Kennt ihr Cleone, meine Tochter nicht?

Du biſt Polemon? rief Somar aus, du Polemon, Cleonens Vater — der Vater meiner Cleone! — — Samada lächelte, und erzählte dem alten Polemon Somars Liebesgeſchichte. Polemon weinte, als er von dem zärtlichen Gefühle ſeiner Tochter ſprechen hörte; aber bald breitete ſich ein tiefer Ernſt auf ſeiner Stirne aus; er ſchien tiefſinnig zu ſeyn, ſein Geiſt arbeitete, verſenkt in Gedanken; er nahm Somars Hand. Mein Freund! ſagte er, ich bin dir das Leben ſchuldig; nie werde ich es vergeſſen, nie werde ich mich der Schuld entledigen können, die ich gegen dich habe; aber du kennſt die Tugend, du weißt, daß ſie auch Aufopferung fordert, höre mich, und ſey mein Richter!

Somar hörte; ſein Herz zitterte, und heftig pochte es in ſeinem Buſen. Selas, ſo ſetzte Polemon ſeine Rede fort, iſt mein Freund. Von der erſten Kindheit an ward er mit mir erzogen; allein das Erbtheil, welches ſein war, war unbedeutend. Er war arm, und hatte viele Kinder. Am Rande des Grabes habe ich meine Tochter einem ſeiner Söhne verſprochen, und er dankte mir noch mit einem feurigen Kuſſe, ehe er ſtarb. Sein Sohn wird nun erwachſen ſeyn; kann ich wohl mein Wort brechen? — Urtheilt, ich bitte euch, und bedauert mich.

Samada ſchwieg, und Somar ſah zur Erde. Scharlachröthe deckte ſeine Wangen, und ſein Herz ſchlug ſo heftig, daß ſich das Kleid bewegte, das um Somars Buſen hing. Polemon wandte ſeinen Blick von dem Leidenden ab, und man ſah, daß ſeine Seele nicht minder unruhig war.

Somar.

Beſchluß.

Mit Ungeduld verließ Polemon Samada's Haus, und konnte kaum den Augenblick mehr erwarten, ſeine Familie wieder zu ſehen. Komm mit mir, mein Freund! ſagte er zu Somar! ſey mein Führer, und horche auf die Stimme der Tugend; dieſe iſt dir werth, denn dein Herz gab ſchon Beweiſe, wie hoch du ſie achteſt. Somar folgte dem alten Polemon, und ſie ſtiegen bereits den Hügel hinunter, hinter welchem Polemons Wohnung lag. Somar hatte ſeinen Blick zur Erde geheftet, und dachte über Polemons Worte nach. Liebe und Tugend kämpften in ſeiner leidenden Seele. Bald bewunderte er Polemons Güte; bald aber trat Verzweiflung wieder in ſein Herz, wenn er das Ideal ſeiner Glückſeligkeit überdachte, die er an Cleonens Seite zu genießen hoffte. Sein Muth ſank bey dieſem Gedanken; ſein Herz hörte keine andere Stimme mehr, als die Stimme der Liebe. Polemon kam ſeiner Hütte immer näher; ſchon ſah er die Pappelbäume, die ſich über das Dach wölbten, das ſeine Gattin und ſeine Tochter verſchloß. Sein Herz ſchlug heftig. Einige Schritte von ihm entfernt ſtand noch ſeines Vaters Grab; Moos und Epheu deckten es, und dunkle Cypreſſen breiteten ihren Schatten um den Marmor. Die Einfalt der Inſchrift ſagte dem Wanderer, daß der Mann fromm und gut war, deſſen Gebeine hier moderten. Polemon warf ſich zur Erde, und netzte mit Thränen der Liebe das Grabmahl. O mein Vater! rief er aus, o du! deſſen zärtliche Sorgen die Tage meiner Kindheit bildeten, nimm dieſes Opfer meines Gefühls zum Andenken meiner Liebe. Wenn ich je etwas Edles gethan habe, wenn ich je eine Thräne aus dem Auge des Elendes trocknete, ſo bin ich deinem Beyſpiele dieſe That ſchuldig. Die Erinnerung an deine Güte war immer meinem Herzen heilig, und in den Herzen der Armen ſind noch deine Wohlthaten eingegraben, die deine Güte verkündigen. Nach dieſen Worten wandte ſich Polemon gegen den guten Somar. Freund, ſagte er, dieſes Grabmahl hat Lamon der Aſche meines Vaters gebauet — Lamon, der meinen Vater einſt unverſöhnlich haßte; allein Lamon ward durch Unglück arm, und mein Vater eilte hin, und theilte ſeine Heerden mit ihm, und entriß ihn dem Elende: Lamon war gerührt, ſöhnte ſich aus, und ward ſein Freund. Somar hörte der Erzählung Polemons mit jenem edlen Enthuſiasmus zu, den nur der Tugendhafte kennt, und ſein Herz fühlte ſich ſtärker, er entſchloß ſich der Tugend ſeine Cleone aufzuopfern.

Nun waren ſie an Polemons Hauſe. Ein Mädchen, ſchön wie die Blume im Frühjahre, heftete ihren Blick auf Polemon. Die Natur ſprach — ſelten betrügen ihre Ahnungen. Sie iſt's! Cleone, deine Tochter: Polemon! rief Somar. Schon iſt Cleone in Polemons Armen; dieſer zärtliche Vater benetzte ſie mit ſeinen Thränen. O meine Tochter! das war Alles, was er ſprechen konnte. Cleone entriß ſich den zärtlichen Umarmungen ihres Vaters; ungeduldig eilte ſie zu ihrer Mutter, Polemons Rückkunft zu verkündigen.

Schon ſprach das ganze Dorf von Polemon; der Ackersmann verließ ſeinen Pflug, der Schäfer die Heerde; Polemons Gattin lag in ſeinen Armen; dort ſtanden Polemons Freunde, da Cleone, ſeine Tochter, die zärtlich ſeine Hände küßte. Aus jedem Auge leuchtete die Freude; nur Somar war traurig und niedergeſchlagen. In ſeinen Augen hatte Cleone neue Reize; die Freude erhöhte die Schönheit ihrer Wangen, die Liebe gegen Polemon die Güte ihres Blickes. Somar ſeufzte, und tief im Herzen fühlte er die Größe von Cleonens Verluſt.

Während der Zeit, als Polemon die Freude ganz genoß, entfernte ſich Somar, und ſtützte ſein gedankenvolles Haupt an einen Baum. Da blickte er von weitem auf Polemons Wohnung hin. O glücklicher Setas! rief er aus, ich haſſe dich nicht, aber ich beneide dich um Cleonen. Als er ſo ſprach, hörte er in der Ferne das Geſchrey von Unglücklichen. Er eilte nach dem Orte hin, und es war Setas Wohnung. Unbarmherzige Gläubiger umringten ſeine Hütte, und forderten ihre Bezahlung. Vergebens warf ſich die arme Mutter zu ihren Füßen; vergebens ſchrie ſie: verſchonet meine

Kinder! — Die Familie war dem Untergange nahe; da trat der junge Setas hervor. Unbarmherzige! rief er, ſchonet meine arme Mutter, und nehmt mich; ich will euch als Sklave dienen, bis unſere Schulden bezahlt ſind. Heute wäre ich Cleonens Bräutigam geweſen: aber ihr Grauſamen! ich will euer Sklave ſeyn, wenn ihr nur meine Mutter ſchonet. Setas arme Mutter hing an dem Halſe ihres Sohnes, und nichts glich dieſer Scene. Somars Herz ward gerührt. Ihr Barbaren, ſagte er zu den Gläubigern, wer gibt euch das Recht, Menſchen ſo zu mißhandeln? Haltet, Gefühlloſe! ſchonet dieſe Familie! Dort auf der Ebene weiden meine beträchtlichen Heerden; ich gebe euch die Hälfte, um Setas Schulden zu bezahlen. So ſprach Somar, und Setas fiel zu Somars Füßen. Thränen hemmten den Ausdruck des Dankes, und Seufzer erſtickten die Sprache des Gefühls. Somar entzog ſich aber geſchwind, und wollte ſich nicht mit Dank lohnen laſſen; er eilte zurück zu ſeinem Vater. Samada ſah die Freude aus Somars Augen ſtrahlen. Biſt du glücklich? rief er: iſt Cleone dein? — O mein Vater, erwiederte Somar, ich bin deiner würdig. Ich habe Cleonen der Tugend wegen entſagt, und Setas iſt glücklich. Somar erzählte den Zufall, und Samada ſtreckte ſeine Arme zum Himmel aus, und dankte den Göttern, daß ſie ihm einen Sohn gaben, wie Somar war. O möchte er, ſo rief Samada, o möchte der Himmel ihn lange erhalten, und ihm Kinder geben, die ihm gleichen! — —

Somar war ruhig, das Bewußtſeyn der Tugend war ein Troſt; er dachte oft an Cleonen, weinte oft, tröſtete ſich aber wieder mit Setas Glück. So vergingen drey Tage, als am vierten eine Menge von Schäfern und ländlichem Volke Somars Wohnung umringten. Es war Polemon, Cleone war an Setas Seite; Blumenkränze prangten in ihren Haaren, und ſie glich einer Grazie, die ſo eben Jupiters Wohnung verließ. Somar erblickte ſie, und die Heftigkeit der Liebe erwachte in ſeinem Herzen. Grauſame! rief er; habe ich das um euch verdient? Seyd glücklich, aber martert mich nicht mehr durch Cleonens Anblick. — Da wollte er fliehen, aber Polemon eilte ihm nach. Cleone iſt dein, rief er; ſie liebt dich, und Setas tritt ſie dir ab, gutthätiger Jüngling!

Somar konnte ſich kaum faſſen, es war, als träumte er; ſein Blick ſah erſtaunt nach Cleonen. Polemon führte ſie in ſeine Arme. Du biſt mein, rief Somar, Cleone, du biſt mein! biſt du mein! iſt es kein Traum? keine Täuſchung? — — Erhohle dich, ſagte Samada, der Himmel läßt nie die Tugend ohne Lohn. Somar kam zu ſich; er umarmte Cleone, umarmte ihren Vater, er umarmte den guten Setas. Alles freute ſich über Somars Glück. Der Himmel ſegnete dieſe Guten; ſie lebten lange, thaten Gutes, und waren glücklich.

Grundſätze und Erfahrungen.

Das wahre Glück des Menſchen liegt in uns ſelbſt.

Wahres Glück iſt das, was uns kein Zufall rauben kann.

Jeder Menſch will glücklich ſeyn, aber ſehr wenige kennen das Glück, daher das Elend der Menſchheit.

Wir ſchätzen immer andere Menſchen glücklicher als wir ſind, und da wir immer wünſchen, ſo vergeſſen wir zu genießen.

Nur das Gegenwärtige iſt in unſerer Macht; vergebens ſorgen wir für die Zukunft; vergebens kränken wir uns über das Vergangene.

Die Erinnerung an das Vergangene, und der Gedanke an die Zukunft laſſen uns das Gegenwärtige nicht genießen.

Der Weiſe ſieht in ſtiller Ruhe auf das Vergangene zurück; er erwartet mit Stärke der Seele die Zukunft, und genießt mit Klugheit das Gegenwärtige.

Der Menſch iſt darum meiſtentheils unglücklich, weil er das Glück außer ſich ſuchet. Er gründet ſeine Seligkeit auf Güter, die nicht in ſeiner Macht ſtehen, und die der Veränderung unterworfen ſind; daher ſein Unglück.

Der Weiſe ſucht das Glück in ſeinem Herzen, und dieſes Glück kann ihm Niemand entreißen.

Der Weiſe genießt die Güter des Lebens, ohne daß ſein Glück an dem Genuße hängt. Vermiſſen und entbehren können, iſt ſeine Wiſſenſchaft.

Der Menſch, der in der Welt glücklich ſeyn will, muß die Welt kennen: er muß mit dem Unglücke ſo bekannt ſeyn, als mit dem Glücke. Heitere Tage müſſen ihn nicht übermüthig, und trübe nicht verzweiflungsvoll machen.

Wer ruhig und glücklich ſeyn will, der muß in der Welt nichts erwarten: er muß Gutes thun, und auf keinen Dank hoffen; er muß ſich auf jeden Unfall täglich rüſten, dann kömmt er ihm nicht unerwartet.

Der Menſch ſchätzt immer einen andern glücklicher als er ſelbſt iſt, und daher die Unzufriedenheit mit ſeinem Stande.

Man beneidet den Andern öfters nur um den Schein des Glückes, nicht um das Glück ſelbſt, denn dieſes iſt ſehr ſelten unter den Menſchen.

Jeder Menſch hat ſeine Bürde, der Große, wie der Kleine, und dem Reichen, dem Mächtigen fehlt oft nichts, um glücklich zu ſeyn, als er ſelbſt.

Der Elephant fühlt den Schmerz wie die Mücke; jener bedarf einen großen Platz zu ſeinem Ruhebette, dieſe den kleinſten. Raum und Größe verändern wenig in der Natur der Weſen: Geſchöpf bleibt immer Geſchöpf, ob es ein Elephant oder eine Mücke iſt.

Der König hat ſeine Bedürfniſſe auf dem Throne, wie der Bettler in der Hütte: Der König kann im Purpur elend, und der Bettler in Lumpen glücklich ſeyn.

Der Menſch braucht wenig zu ſeinem Glücke. Die Natur gibt ihm Alles; aber der Menſch raubte ſich ſelbſt, was ihm die Natur gab; daher iſt der ein Weiſer, der ſich der Natur nähert.

Der Menſch iſt in jedem Lande Menſch; Clima und Gegend modificiren, aber ändern ihn nicht.

Tauſendfältig iſt die Modifikation, aber der Menſch bleibt immer Menſch: nur iſt er es hier weniger, dort mehr.

Wer glücklich ſeyn will, muß das Glück kennen: es beſteht in der Ruhe der Leidenſchaften, in einer ſanften Stille des Herzens, in dem Bewußtſeyn der Tugend.

Der Menſch muß wiſſen, daß die Welt nur der Ort der Prüfung iſt; daß man hier durchreiſet, und nicht, daß man hier verweilet.

Wir ſind alle Wanderer, alle berufen, in eine weit ſeligere Gegend zu reiſen. Die Wege ſind tauſendfältig dahin; Einer kömmt früher, der Andere ſpäter ans Ziel. Dieſer wählt einen bequemern Weg, jener einen härtern, dieſer verirrt ſich gar, und der verſchwendet die Zeit ſeiner Wanderſchaft. Wer glücklich ſeyn will, der nehme die Tugend zur Reiſegefährtin, und ſicher kommt er an den Ort, wohin ihn die Gottheit berufen hat.

Nazar.

Eine morgenländiſche Erzählung.

In der Ebene von Diabeck, in der arabiſchen Türkey, lebte Tachel, ein alter Kalender. Das Volk ehrte ihn als einen frommen Mann. Man ſagte, er wäre einſt am Hofe geweſen, und ſein Herz hätte die Einſamkeit dem prachtvollen Leben vorgezogen.

Tachel war ſelten für die Menſchen ſichtbar; er verließ wenig ſeine Einſiedeley, und verlebte die Tage ſeines Lebens in ſüßen Betrachtungen. Nur ſchöpfte er manchmal freye Luft am Abend, und wandelte an dem Geſtade des Tigerfluſſes umher, wenn die Sonne allgemach den Horizont verließ

Dort wo ſich der Tiger mit dem Euphrat vereint, und ſich in den Buſen von Balſora ſtürzt, dort war einſt Tachel, und ſah an dem Ufer des Fluſſes ein hülfloſes Kind, das ſeine Arme nach Tachel ausſtreckte. Erbarmen rührte ſein Herz; er zerriß ſein Kleid, hüllte das nackte Geſchöpf ein, und trug es mit ſich in ſeine Hütte. Liebvoll war der Knab, den Tachel fand. Er erzog ihn, und nannte ihn Nazar.

Nazar.

Eine morgenländiſche Erzählung.

Fortſetzung.

Abgeſondert von allen Menſchen, erwuchs alſo Nazar unter Tachels Obſorge. Tachel flößte ihm Grundſätze der Tugend ein, und ſuchte ihn zu einem guten Menſchen zu bilden. Ich lebe ſeit 30 Jahren, ſagte einſt der Kalender zu Nazar, ich lebe ſeit 30 Jahren in dieſer Einöde. Die Lüge und Verläumdung am Hofe waren Urſache, daß ich ihn verließ, und daß ich lieber das Krokodill als den Menſchen zu meinen Geſellſchafter wählte. Wenn du glücklich ſeyn willſt, Sohn! ſo verlebe deine Tage in der Hütte, die ich dir hinterlaſſe. Dieſes ſchlechte Dach ſchützt dich vor den Unfällen der

Witterung, dieſer kleine Garten ſchenkt deiner arbeitſamen Hand ſo viele Früchte, daß du deinen Hunger ſtillen kannſt, und die Quelle dort löſchet deinen Durſt. Der Menſch hat wenig Bedürfniſſe, er iſt glücklich, ſo lange er wenige kennt, und wird unglücklich, ſobald er mehrere kennen lernt. Vor Allem liebe die Wahrheit, denn das ſchändlichſte in der Natur iſt die Lüge. Die Götter haſſen ſie, und Fluch der Menſchheit trifft den, der ihr vertraut iſt. Sollten die Götter dich je dieſer Einöde entreißen; ſollte es ihr Wille ſeyn, daß du einſt eine andere Beſtimmung von ihnen erhältſt, o Sohn! ſo verdränge nie die Wahrheit aus deinem Herzen; rede mit Offenherzigkeit und Muth, und haſſe die Verſtellung. Weder Eigennutz, noch Anſehen, Nazar! ſoll dich je bewegen, eine Lüge zu ſagen: ſey immer aufrichtig und rede die Wahrheit, und wenn es dich auch dein Leben koſten ſollte. So ſprach Tachel, und mit großen goldenen Buchſtaben war der Nahme der Wahrheit auf jeder Wand ſeiner Wohnung geſchrieben. Es ſchien, als wollte der alte Kalender, der zu ſchwach und zu furchtſam war, die Wahrheit ſelbſt zu ſagen, aus dem armen Nazar einen Zögling der Offenherzigkeit bilden, der mit der Zeit ihn wegen ſeiner Schüchternheit rächen ſollte.

Oft führte Tachel den Jüngling aufs hohe Gebirg. Er zeigte ihm dort die aufgehende Sonne; das prächtige Geſtirn, das der herumwandernde Parſis in Ehrfurcht anbethet. Die Maſſa des Lichts, das in ſeinem reinſten Glanze die Felder Syriens erleuchtet, mein Sohn! ſchrie er dort aus, erhebe dein geblendetes Aug; ſieh, und bewundere! — Bilde dir ein, in dem prächtigen Bilde der Sonne die Seele eines Wahrheitliebenden zu ſehen. Wenn der Geiſt der Wahrheit getreu iſt, ſo glänzt er in den Augen des Ewigen, wie dieſer Mittelpunkt des Feuers, deſſen Bewegungen und Lauf der Unerſchaffene leitet, und den er mit ſeiner Majeſtät bekleidet hat.

So wußte der Kalender jeden Gegenſtand der Natur für Nazar zu benutzen. Bald nahm er den rauſchenden Bach, bald das lächelnde Feld, und bald die blühende Roſe zum Sinnbild der Wahrheit.

Der giftige Stachel des kriechenden Inſekts, der giftige Hauch zerſtörender Winde waren Tachels Gemälde, unter denen er dem jungen Nazar die Lüge und die Verſtellung abzeichnete. Es gelang ihm auch;

Nazars Herz haßte unverſöhnlich die Lüge. Tachel war vor Freude außer ſich. So duften, ſagte er, in dem glücklichen Arabien die Balſamgerüche der aufkeimenden Blumen um die Gegend von Adem, und verherrlichen dieſes irdiſche Eden. Traurig war aber die Täuſchung des Kalenders; ſeine Ausſichten verwandelten ſich in Tod und Verderben.

Nazar verließ kaum die erſten Jahre der Kindheit, als Albufamars Grauſamkeiten, der dieſe Gegend beherrſchte, auch zu ſeinen Ohren kamen. Er ſchauderte vor der Erzählung zurück, und fluchte den Fluch der Menſchheit über den Grauſamen. Nazar war bey dem alten Kalender im Garten, ſtützte ſein Haupt traurig an einen Baum, und weinte heiße Thränen. Tachel tröſtete ihn; aber ſie hoben ihre Hände gen Himmel, und betheten Fluch herab von den Höhen des Olymp über Albufamars Haupt. Verfinſtere, Herr! rief Tachel, die Farbe ſeines Geſichts, verkürze ſeine Lebenstage, und ſein Blut fließe, wie ein Bach von den Höhen Aſiens fließet. So und Mehreres fluchte Tachel über Albufamar. Er glaubte von Niemand behorcht zu werden, und lag ruhig die Nacht über in ſeiner

Hütte. Der Morgen grauete noch kaum, als Albufamar mit entblößtem Schwerte in Tachels Hütte trat. Tödtend war ſein Blick; zerſtörend ſein Auge. Du haſt mir geflucht, ſprach er zum Kalender, man hat dich behorcht, du mußt ſterben. Tachel zitterte, und er, der Mann, der die Wahrheit lehrte, war zum erſten Mahl ein Lügner. Er warf ſich zu Boden. Daß mich die Sonne nimmer beſcheine, ſprach er, daß mir der Tag zur Nacht, und das Licht zur Finſterniß werde, Herr, wenn ich je dir geflucht habe! Der iſt ein abſcheulicher Lügner, der dir das hinterbrachte. Wie würde Tachel je dir fluchen können? Du biſt ja bekannt, daß du Güte und Liebe biſt. Geſtern habe ich um die Zerſtörung von Albufamars Feinden gebeten, und ein Böſewicht muß meine Worte verdreht haben. So ſprach Tachel, legte kreuzweiſe die Hände auf ſeine Bruſt, und neigte ſich tief zur Erde. Albufamar zauderte, und war unſchließig, was er thun, was er glauben ſollte. Er ſah nach Najar, und der Jüngling lächelte. Was lachſt du Knabe? ſprach er. Ich lache, erwiederte Najar, weil dich der Kalender betrog. Du biſt ein Abſchaum der Menſchheit. Ja wir haben dir geflucht, und ich fluche dir heute noch. Daß der Himmel unſere Flüche über dein Haupt wahr machen möchte! ſo ſprach Nazar, und Tachel ſank ſchon todt zur Erde, ermordet von Albuſamars Hand. Nazar trat dem Tirannen näher; jetzt morde auch mich, ſchrie er — denn ich habe dir auch geflucht, und ich will eher ſterben, als eine Lüge ſagen. Jüngling! ſagte Albuſamar, du fürchteſt den Tod nicht. Sage, was iſt die Urſache deines Muthes. Ich kann dich nicht betrügen, erwiederte Nazar; ich haſſe in der Welt nichts ſo ſehr, als die Lüge, ich haſſe dich. Und warum? fuhr Albuſamar fort.

Nazar. Weil du ein Tyrann biſt, und weil deine Höflinge Böſewichter ſind.

Albuſamars Bedeckung drang bey dieſen Worten auf den freymüthigen Nazar ein; er wäre auch ein Opfer des Todes geweſen, wenn nicht Albuſamar ihrer Wuth Einhalt gethan hätte. Schonet dieſen Jüngling! rief er ſeiner Leibwache zu, er gefällt mir. Seine Freymüthigkeit hat einen Werth in meinen Augen. Er ſoll mit mir nach Hofe. Wie iſt dein Nahme?

Nazar. Ich heiße Nazar.

Albuſ. So komm mit mir, Nazar! und erkenne an Albuſamar deinen Beſchützer, deinen Freund: aber ſey immer aufrichtig, und rede immer die Wahrheit.

Nun war Nazar am Hofe, an jenem Orte, wo der Wahrheit ſo ſelten der Zutritt vergönnt wird. Umrungen von Höflingen und Schmeichlern, war er da wie eine ausländiſche Pflanze; bewundert, nicht wegen der Größe ſeines Herzens, ſondern wegen ſeiner Seltenheit. Seit Jahrtauſenden iſt die Wahrheit immer aus den Palläſten verbannt, und man haſſet den Prieſter, der ihr Opfer bringt, und verlacht den als einen Thoren, der ihr anhängt. Nazar war aber ſeinen Grundſätzen getreu, und er, vielleicht der größte Philoſoph an Albuſamars Hofe, war in den Augen der Höflinge nichts beſſers, als ein Hofnarr. Albuſamar war immer grauſam, immer unmenſchlich — Nazar ſagte ihm täglich derbe Wahrheiten ins Geſicht; allein der Baſſa beſſerte ſich nicht; er lachte über Nazars ungeheuchelten freyen Muth, und bewahrte ihn auf wie ein ſeltenes Thier in ſeiner Menagerie, das fremd und fürchterlich iſt, aber keinen andern Werth hat, als daß man es der Seltenheit wegen aufbehält.

Eines Tages ſagte Nazar zu dem Baſſa: Siehſt du denn nicht, daß die Leute alle, die dich umringen, deine Freunde nicht ſind? fühlſt du denn nicht, daß jedes Wort, das ſie dir ſagen, eine Lüge iſt, und kennſt du denn nicht, daß die Triebfeder aller ihrer Handlungen nur ſie ſelbſt ſind? Sie lieben dich nicht, ſie lieben nur ſich ſelbſt. Einer der größten Böſewichter iſt Satrap, der deine Füße leckt, wie eine Katze. — So ſprach der Jüngling, und entlarvte dem Baſſa manchen Schmeichler. Allein bald merkten die Höflinge, was Nazar über den Baſſa vermögen könnte. Es iſt nöthig, ſagte Satrap, daß wir dieſen Menſchen entfernen, denn nach und nach könnte er uns gefährlich werden.

Kaum ſtieg die Nacht auf Diarbeck herunter, und hüllte den Garten in tiefen Schatten an Albuſamars Pallaſt ein, wo Nazar ſich noch der Stille des Abends freute, als zwey Verſchnittene ſich des Jünglings bemächtigten, und ihn zu Tode prügelten. Erſchöpft an Kräften, ermüdet und hingeſtreckt, konnte Nazar kaum mehr

Albuſamars Palloſt erreichen. Man fand ihn halb todt vor der Thüre des Baſſa. Albuſamar ſchwur dieſe Unbild zu rächen. Es entdeckte ſich, daß Satrap der Urheber war; der Baſſa ließ ihn auf der Stelle erdroſſeln, und gab ſeine Güter dem Nazar.

Es iſt doch etwas Herrliches um die Wahrheit, rief Nazar aus, und dachte nicht, daß ſeine Offenherzigkeit ſchon zwey Menſchen das Leben gekoſtet hatte, und daß ſchon mehr als dreyßigmahl das ſeinige auf der Spitze ſtand. Er ermüdete nicht, unter Albuſamars Obſorge immer der Wahrheit treu zu ſeyn, und er baute ihr täglich einen Altar ſelbſt in dem Tempel der Lüge. Die Bemerkungen waren unendlich, die Nazar am Hofe machte. Die Abgeſchmacktheit der Dichter, die Charlatanerien der Aerzte, die Alfanzereyen der Gelehrten, Alles öffnete ihm ein weites Feld zu wahren Beobachtungen. Albuſamar lachte immer, aber änderte nichts. Die Wahrheit hat eine Menge Feinde, und ſo hatte ſie auch Nazar. Die unerträglichſten waren ihm die Dichter, denn die überhäuften ihn mit täglichen Satyren, Epigrammen und Paſquillen.

Selina war an Albuſamars Hofe; ein Mädchen, ſchlank und ſchön. Nazar ſah ſie, und liebte Selina. Nichts fehlte der Schönen Aſiens; ſie ward bewundert und angebethet. Nazar liebte ſie — heftig, wie die Flamme der erſten Liebe iſt. Auch Selina war dem Jünglinge gut; allein auch in Aſien herrſcht Koquetterie, und Selina wollte Mehreren gefallen. Das gefiel nun unſerm Nazar nicht, und er öffnete ihr ungeſcheut ſeine Denkart. Selina liebte den Tanz: ſo ſchön ſie aber war, ſo ſchlecht tanzte ſie. Tanzet doch nicht, Selina! ſagte Nazar, ihr macht euch lächerlich, ihr ſeyd ſchön, aber ihr tanzet ſchlecht. — Selina ſprach kein Wort, ſie entfernte ſich, warf einen Blick voll Verachtung auf Nazar, und ſah ihn von dieſer Stunde nicht mehr an. Nach zwey Tagen erhielt Nazar dieſes Blatt von Selina.

Niederträchtiger Thor!

Die Gunſt des Baſſa verblendet Dich; fürchte ſeine Mißgunſt. Weißt Du nicht, daß Albuſamar Dich nur zum Zeitvertreib am Hofe hat? Du biſt ſein Narr, und wenn Deine Schelle zu laut wird, ſo wirſt Du gepreßt werden.

Selina.

Ah! rief Nazar bey Durchleſung dieſes Briefes aus; ah! mit den Frauenzimmern verträgt ſich die Wahrheit gar nicht. Hätte mir doch mein alter Kalender dieſes geſagt, ſo hätte ich Selina nicht verloren. Nazar liebte Selina von Herzen, und der Verluſt ihrer Liebe ſchmerzte ihn unendlich. Er klagte ſein Unglück einem alten Diener des Baſſa.

Da habt ihr Unrecht gethan, ſagte der Alte, denn Ihr habt Selina beleidigt.

Nazar. Beleidigt! — Um aller Huris willen! ich wollte ſie nicht beleidigen.

Diener. Das glaube ich wohl, aber die Wahrheit beleidigt durch ſich ſelbſt. Wer hat denn in ſeinem Leben gehört, daß man einem Frauenzimmer ins Geſicht ſagen dürfe, ſie tanze nicht ſchön? Es kann ja keine größere Beleidigung geben.

Nazar. Selina iſt ein treffliches Mädchen, aber tanzen kann ſie nicht.

Diener. Das iſt es eben, was Ihr Selinen nicht ſollet ins Geſicht geſagt haben.

Nazar. Ich verſtehe Dich nicht.

Diener. Es wird ſchon noch eine Zeit kommen, wo Ihr mich verſtehen werdet.

Nazar war immer untröſtlich, konnte auch nicht verſtehen, wie ihn Selina, die ihn ſo ſehr liebte, dieſes elenden Zwiſtes wegen verlaſſen konnte. Der Baſſa ſcherzte oft mit ihm über Selina's Verluſt. Liebte Dich denn Selina? ſagte Albuſamar.

Nazar. Ja.

Albuſ. Wie weißt Du das?

Nazar. Sie ſagte mir es ja.

Da lachte nun Jeder an Albufamars Tafel aus vollem Halſe, als könnte wohl je ein Mädchen ſagen, daß es liebe, ohne daß es auch ſo fühlte.

Die Fortſetzung folgt.

Nazar.

Eine morgenländiſche Erzählung.

Beſchluß.

Lange Zeit blutete noch die Wunde, die Selina dem Jüngling ſchlug, und öfters ſeufzte Nazar, als er ſich ſagte, er liebe Selina nicht mehr. Nazar wäre vielleicht glücklich geweſen, wenn Selinens Verluſt ihn Klugheit gelehrt hätte; allein Nazar folgte immer dem Hange ſeiner Offenherzigkeit, und vergaß in ſeiner Schreibtafel zu bemerken, daß das Frauenzimmer die Wahrheit nicht liebt.

An Albuſamars Hofe lebten zwey Sklavinnen, Zedine und Fakis, Mädchen, die Schönheit und Verſtand einander ſtreitig machten. Albuſamar wollte nicht allein, daß ſeine Geliebte ſchön, ſondern, daß ſie auch verſtändig wäre, und war daher unſchließig, ob er Zedinen oder Fakis wählen ſollte. Du, ſagte er eines Tages zu Nazar, du, der du Wahrheit auf deinen Lippen trägſt, von deiner Entſcheidung hängt meine Wahl ab. Beſuche Zedinen, beſuche Fakis, und entſcheide, welche meiner würdig iſt.

Fakis beſaß ein außerordentlich glückliches Gedächtniß; ſie wußte die berühmten Gedichte des perſiſchen Dichter Merlana Giami auswendig, und ahmte ſehr künſtlich die arabiſchen Lieder des Sawti nach. Zedine aber machte weit größere Anſprüche auf Weisheit; ſie erklärte wie Ibn Abbas den Koran, und behauptete, daß jeder Tag der Schöpfung tauſend Jahre in ſich hielt. Sie wußte die Länge und Breite des Paradieſes, wo der Prophet thronte. Sie erzählte von dem großen Fiſch Tehmont, der an dem Fußſchemmel eines Ochſen von 4000 Füßen ruht. Haſſan el Barſi, der größte Scholaſtiker der Muſelmänner hatte nicht ſo viele Kenntniſſe in den hohen Geheimniſſen als Zedine. Nazar ſtaunte, da er dieſes Alles hörte: als Zedine ihm aber weiters von den ſchönen Huris, von dem prächtigen Saphir erzählte, der eine halbe Welt im Umfange hat, und worauf der Fuß des Propheten ruhet, ſo lachte er aus ganzem Herzen, und ſein Urtheil war, daß Zedine und Fakis ſehr artige Mädchen wären, die einem Manne wirklich gefallen könnten; aber Geiſt, ſagte er, und Verſtand fand ich keinen, und ich rathe Euch, Baſſa, fuhr er fort, Euer ganzes Anſehen zu verwenden, um ſie aus ſchönen Mädchen zu vernünftigen Weibern zu bilden, was ſicher geſchehen wird, wenn Zedine aufhört, eine hirnloſe Reimerin und Fakis eine langweilige Pedantin zu ſeyn. Albufamar erzählte den beyden Sklavinnen Nazars Urtheil. Man kann ſich einbilden, wie ſie ſich beleidigt fanden, und nun auf Rache dachten. Nazar fühlte bald ihren Zorn, denn er wurde eines Tages aus ſeinem Bette abgeholt, einem Camehle auf den Rücken gebunden, und ſo ging ſein Weg gegen Baſra auf den perſiſchen Golfo zu.

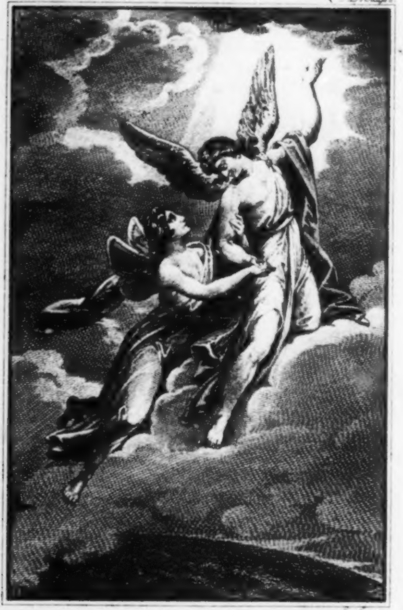
Nazar hatte nun Zeit genug zu überlegen, ob es allzeit gut ſey oder nicht, zu ſagen, was man denkt. Er folgte mit ſeinem Camehle der Caravanne, und vermißte doch nicht gar zu ungerne den Ort, wo die Wahrheit ſo übel empfangen war. Was verliere ich wohl, ſagte Nazar, wenn man mich von Diarbeck verbannt? Ich habe da Selina verloren, bin geprügelt worden bis auf den Tod, und war täglich ausgeſetzt, das Opfer eines unmenſchlichen Baſſa zu werden, der ohne Zweifel mich der Wuth ſeiner Sklavinnen preis gab. Nazar beruhigte ſich, und als die Caravanne den dritten Tag in einer Wildniß ſich lagerte, und ihre Camehle tränkte, genoß er die günſtige Gelegenheit, auszuruhen, und ſchlief ſanft ein. Er erwachte erſt nach einigen Stunden wieder, aber die Caravanne war ſchon weit fort, und Nazar ſah ſich nun allein in der Mitte dieſer ungeheuren Wüſte, und außer einigen ſehr geringen Nahrungsmitteln nicht das geringſte mehr, was ihm die Caravanne hinterließ. Nazar folgte eine Weile den Fußſtapfen der Camehle; allein bald war alle Hoffnung für ihn verloren, denn er kam an einen großen reißenden Fluß, den er nicht überſetzen konnte.

Nazar verlor alle Hoffnung, und glaubte nun in dieſer Einöde gewiß verſchmachten zu müſſen. Er dachte oft an Fakis, oft an Zedine, und rief oft aus: es iſt die Folge meiner Unklugheit, einem ſchönen Mädchen zu ſagen, daß ſie keinen Verſtand hat. Nazar ward aber vom Himmel erhalten, denn die Vorſicht, die ſein Herz kannte, wollte ihn durch Zufälle des Lebens zu wahrer Weisheit leiten. Eine Schaar von Pilgrimen, die von Mecca zurückkehrten, nahmen ihren Weg nach Damas, und wanderten durch dieſe Wüſteneyen. Nazar flehte ſie um Mitleid an, und ſie nahmen ihn auf. Schüchtern betrachtete er dieſe Leute, die ſehr viel Aehnliches mit einer Räuberrotte hatten, und er dankte dem Himmel, daß er keinen guten Fleck am Leibe hatte, um nicht die Begierde dieſer heiligen Schaar rege zu machen. So viel Zutrauen hatte Nazar auf die Pilgrime. Er betrog ſich auch nicht, denn er ſah, wie ſie die Heerden anfielen, die Caravannen plünderten, und dieſes Alles aus heiligem Eifer, denn es iſt billig, ſagten ſie, daß die erhalten werden, die das Grab des Propheten beſuchten.

Nazar konnte in ſeinem Herzen ihre Handlungen nicht billigen. Es wäre beſſer, ſagte er, ihr wäret zu Hauſe geblieben, als daß ihr da wie müßige Tagdiebe herumſchwärmt, und böſe Thaten verübt. Kaum aber ſprach Nazar, als ſich ein allgemeines Geſchrey wider ihn erhob. Der Böſewicht! riefen alle, der Gottloſe! er entheiligt den Propheten. — Nazar ſollte widerrufen, was er behauptet hatte. Nein, ſagte Nazar, ich widerrufe nicht; es iſt Wahrheit, was ich geſagt habe. Eure Andacht iſt Gleißnerey. Der Ehrvergeſſene! erſcholl es aus Aller Mund, er iſt des Todes würdig; und Nazar wurde einſtimmig verurtheilt, lebendig begraben zu werden. Schon war die Grube ausgegraben, als ein alter Araber, der ſich ſelbſt die Augen ausgeſtochen hatte, um die Eitelkeiten dieſer Welt nicht mehr zu ſehen, ſich dem Jünglinge nahete. Er bath für ihn, und die Caravanne ſchenkte ihm das Leben in Rückſicht dieſes heiligen Mannes. Nazar folgte ihm nach Damas, und ſprach die ganze Reiſe durch kein Wort mehr, denn er fand, daß es noch weit gefährlicher iſt, einem Andächtler die Wahrheit zu ſagen, als einer Coquette; dieſe, dachte er, verkaufen einen nur; aber jene laſſen einen gar lebendig begraben.

Schon näherte ſich die Caravanne der Stadt; die Pilgrime ſchickten einen Abgeordneten zum Stadthalter von Damas, und es wurden alle Anſtalten gemacht, die Caravanne würdig zu empfangen. Zwanzig Blinde, die zu Mecca ſich des Geſichts beraubt hatten, theilten ihren Segen aus; Alles fiel ihnen zu Füßen; der Baſſa ſelbſt. Nazar folgte ſeinem Erretter, denn er war der Anführer der Blinden — ein Rechtgläubiger, wie man ihn nannte, der ſiebenmahl den Weg um Kaaba nahm, und daher von dem Propheten in die Geheimniſſe eingeweiht war. Er nannte ſich Kobar, und wurde öffentlich als Großprieſter ausgerufen. Alle beneideten Nazar um das Glück des Großprieſters Kobar erſter Diener zu ſeyn: allein dieſes Glück dauerte für den guten Jüngling nicht lange, denn Nazar entdeckte bald, daß Kobar ein Betrüger war, daß er ſo gut ſah, als andere Menſchen, obgleich Kobar der erſte der Blinden war. Dieß ärgerte den Nazar; er flüchtete ſich zum Baſſa, und entdeckte ihm den heiligen Betrug. Kobar erhielt Nachricht davon, und der Großprieſter forderte den Jüngling von dem Baſſa zurück. Nazar wurde ausgeliefert, und in dem heiligen Hauſe der Blinden mit aller Güte und Freundſchaft wieder empfangen. Man wies ihm ein Zimmer an, in welchem er über die für ihn unbegreiflichen Wahrheiten nachdenken ſollte. Um Mitternacht öffnete ſich der Boden dieſes Zimmers, und Nazar fiel einige Klafter tief in ein Fiſchnetz hinunter, das über eine eckelnde Grube geſpannt war. Da lag er zwey Tage ohne Nahrung und Trank; den dritten Tag wurde er mit Ruthen bis aufs Blut gepeitſcht, und ein kleines Stück Zwieback war alle ſeine Nahrung. Beynahe vier Wochen ſchmachtete Nazar in dieſem elenden Kerker, wohin nie ein Strahl der Sonne drang. Nach dieſem Zeitraume ließ ſich ein ehrwürdiger Greis dem Jünglinge ſehen. Erſchrecke nicht, Nazar! fing er an, ich bin dein Freund; ich habe Mitleid mit dir, und werde ſorgen, dir deinen Zuſtand zu erleichtern. Unglücklicher Jüngling! welcher böſe Geiſt flüſterte dir ein, zu behaupten, daß Kobar nicht weniger blind ſey als wir? — Nazar erzählte dem Alten die Art ſeiner Auferziehung. Unſeliger! fuhr der Greis fort, haben dich denn die Gefahren, die du ausgeſtanden, noch nicht klüger gemacht? Lerne, daß es Menſchen gibt, die zu entlarven es allzeit gefährlich iſt; ihr Haß iſt unverſöhnlich, ihre Rache grauſam. Lerne die Menſchen kennen, Nazar! und verbinde die Liebe zur Wahrheit mit Klugheit, ſonſt wirſt du immer unglücklich werden. Der Greis entfernte ſich, und hinterließ dem Gefangenen einen ſtärkeren Trank. Nach kurzer Zeit kam dieſer Fromme wieder. Hier lies, ſagte er zu Nazar, das iſt das Werk des weiſen Lockmann; hierin wirſt du ſehen, in welcher Geſtalt die Wahrheit ſich dem Menſchen zeigen darf. Nazar lernte aus dieſem Buche, wie ſehr man die Menſchen ſchonen müſſe, wenn man ihnen die Wahrheit ſagen will; er lernte, daß Wahrheit ohne Klugheit wenig Nutzen unter den Menſchen ſtiftet.

Kobar ſtarb, und Nazar ward frey. Er lebte die glücklichſten Tage an der Seite des ehrwürdigen Mannes, der ihn in Damas verſorgte. Menſchen! ſagte dieſer Alte oft! verehret die Wahrheit, aber verſchleyert ihr ſchreckendes Bild vor den ſchwachen Augen des Sterblichen, der ihren Antlitz nicht ertragen kann!


Eckartshausen et Tal.
Schulze

Der Geistmensch steht mit dem Geistigen in Verbindung.

Aufſchlüſſe

über die

Geheimniſſe des Wunderbaren

I. Theil.

Von

Hofrath v. Eckartshauſen.

Wien, 1831.
Bei Anton v. Haykul, Buchdrucker,
und bei
Mich. Lechner, Univerſitäts-Buchhändler.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

Ak 2275 - 21.22

Hofrath v. Eckartshauſen's

Schriften.

Ein und zwanzigſter Band.

Aufſchlüſſe
über die
Geheimniſſe des Wunderbaren.

I. Theil.

Wien, 1831.
Bei Anton v. Haykul, Buchdrucker,
und bei
Mich. Lechner, Univerſitäts-Buchhändler.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

Aufſchlüſſe

über die

Geheimniſſe des Wunderbaren.

Erſter Theil.

Es gibt nur Einen Weg zur Wahrheit, und dieſer beſteht in der Anſchaulichkeit der Dinge. Man kann hierüber nichts Neues ſagen, weil Wahrheit das Aelteſte iſt, was exiſtirt. Die Menſchen auf den Weg der Wahrheit führen, heißt ihnen nichts Neues ſagen, ſondern ihnen nur das entdecken, was ſie ſelbſt ſehen könnten, wenn ihre Sinnlichkeit ſie nicht blind machte.

Erſte Nacht.

Es geht ſchon gegen Mitternacht, mein Bruder! und wir unterhalten uns ſtundenlang über Wunderdinge der Natur, die ſo vielen Menſchen ein Räthſel ſind. Ich bemerke einen außerordentlichen Hang in Ihnen zu höhern Wiſſenſchaften und Kenntniſſen verborgener Dinge der Natur. Sie arbeiten und ſtreben, ſammeln und prüfen, und wenn Sie es mir aufrichtig geſtehen wollen, ſo wiſſen Sie doch nicht, woran Sie ſind. Alles, was Sie Sich ſagen können, iſt: es gibt Vieles, das wir wiſſen, aber noch mehr, das wir nicht wiſſen. Ihr Forſchgeiſt führt Sie von einem Gedanken auf den andern, ein Funke lodert in Ihnen auf und verlöſcht wieder; Sie träumen, ahnen, wähnen. Sie ſehen ein weites, unerſchöpfliches Meer vor ſich, Sie finden eine Menge Menſchen und Bücher;

Sie ſprechen, hören, leſen, und immer wird Ihre Neugier mehr gereizt, und immer finden Sie weniger Befriedigung. Sie ſehen das Land der Geheimniſſe gleich einer entfernten Inſel an, und Sie wünſchen ſich an ihre Ufer zu ſchiffen; aber ich bitte Sie, mein Freund, vertrauen Sie ſich nicht jedem Nachen, auch nicht jedem Schiffer; die Reiſe iſt weiter und beſchwerlicher, als Sie ſich vielleicht einbilden. Mit Unerfahrnen können Sie jahrelang herumſchiffen, ohne daß Sie je Hoffnung haben ans Land zu kommen; auch können Sie auf Sandbänken ſitzen bleiben, oder manchmahl gar an Küſten geworfen werden, wo Lüge und Betrug thront, und Sie Ihr Verderben finden werden.

Ich bin überzeugt, daß Sie ein gutes Herz haben, und daß Ihnen die Menſchheit lieb iſt. Ich mißbillige daher Ihre Wißbegierde nicht, nur bitte ich Sie, ſelbe durch die Vernunft leiten zu laſſen. Vetrauen Sie ſich nicht Jedem, deſſen Charakter Sie nicht kennen; wer ſich nicht beſtrebt, ſittlich gut zu ſeyn, wer nicht Seelenwahrheit kennt, der kann Sie zum Wahren nicht leiten.

Ich wünſchte auch wohl, mein Bruder, daß Sie ſich einen Zweck feſtſetzen möchten, warum Sie ſo vieles zu wiſſen verlangen. Wenn es nur iſt, um zu wiſſen, um ſich ſagen zu können, ich beſitze dieſe oder jene Seltenheit, o ſo laſſen Sie den Gedanken fahren! Sie werden nie Fortſchritte in höhern Dingen machen, Ihre Neugierde wird immer unerſättlicher und immer weniger befriedigt werden; Sie werden dem Tantalus gleich ſeyn, der die Früchte immer vor ſich ſieht, und die ſeinen Händen entwiſchen, wenn er ſie zu erhaſchen glaubt. Ihre Qual wird ſeyn, wie die Qual der Danaiden; Sie werden mit bodenloſen Gefäßen aus der Quelle der Weisheit ſchöpfen. Ihr Endzweck muß ſeyn, mein Bruder, dem hohen Endzwecke der Menſchenbeſtimmung näher zu kommen: wenn dieſer Zweck bey Ihrem Forſchen nicht in Ihrer Seele liegt, ſo ſeyn Sie verſichert, Sie werden ahnen, wähnen, träumen, Schattenbildern nachjagen, und nichts Wahrhaftes finden. Wenn aber Ihr Wille rein iſt, Ihr Endzweck edel, ſo verzagen Sie nicht; Sie können zur höchſten Wiſſenſchaft menſchlicher Dinge kommen. Alles das Seltne, das Wunderbare, das dort und da in Büchern angezeigt iſt, worauf uns manchmahl ein Phönomen der Natur führt, ſind nur Winke, hingeſtreute Reize, um den Menſchen aufmerkſam zu machen, daß höhere Wahrheiten im Schooße der Natur noch verborgen liegen.

Es gibt wirklich einige Bruchſtücke, die der Weiſe aus dem Baue der Schöpfung hinwarf; die der Alltagsmenſch anſtaunt und bewundert, ohne zu wiſſen, wohin ſie paſſen; allein vergebens beſtrebt ſich der Menſch, die Fugen zu kennen, woraus dieſe Bruchſtücke geriſſen ſind, wenn er nicht den Zuſammenhang des Ganzen überſieht: und dieſen zu überſehen, lehrt die irdiſche Philoſophie allein nicht.

Allein, mein Freund! Alles hat ſeine Abſicht nach der weiſen Einrichtung des Schöpfers. Auch dieſe Bruchſtücke, die dem Wanderer im Wege liegen, haben ihre Abſicht; ſie ſind da, um ihn aufmerkſam zu machen, daß es noch ein Gebäude gibt, das der Wanderer finden kann, wenn er, müde ſeines Lebens, durch das Thal des Todes gewandert iſt.

Es iſt nur eine Lehre, mein Bruder! und aus dieſer allein erklären ſich alle Geheimniſſe der Natur; allein die gewöhnlichen Zeitphiloſophen kennen dieſe Lehre nicht; ſie iſt für ſie wie der Stein, den die Bauleute verworfen haben: aber, mein Bruder! Sie können auch in höhern Wiſſenſchaften keine Fortſchritte machen, wenn Sie nur wiſſen und nicht handeln wollen.

Das Leben des Geiſtes iſt Thätigkeit; die Flamme muß lodern, die leuchten will; todt iſt das Feuer, das unter der Aſche glimmt.

Wenn man Ihnen ein Buch gibt, und Ihnen ſagt, es enthalte große Wahrheiten, ſo müſſen Sie das Buch aufmachen, leſen, und handeln.

Wenn Sie ein Künſtler werden wollen, ſo müſſen Sie ſich unterrichten laſſen, und dann Hand ans Werk legen, ſonſt bleiben Sie nur ein Stümper.

Wenn Ihnen aber wirklich daran gelegen iſt, näher in das Innere der Natur zu ſehen, und die großen Geheimniſſe zu entdecken, die im Heiligthume der Schöpfung liegen; ſo folgen Sie mir, ich will Sie auf einen Weg führen, auf dem Sie zu den verborgenſten Geheimniſſen der Natur gelangen ſollen: allein Sie müſſen unmittelbar meiner Leitung folgen.

Bedenken Sie ſich aber noch wohl, mein Bruder! und erwähnen Sie bey ſich ſelbſt, ob Sie auf eine ſo ſeltne Reiſe mich zum Geleitsmann wählen wollen. Trauen Sie mir zu, daß ich den Weg wiſſen könne und die Gegenden kenne, die Sie bereiſen wollen? Und ſind Sie von meiner Denkart verſichert, daß ich Sie nicht auf Irrwege führen werde?

Wenn Sie über den Punkt mit ſich einig ſind; wenn Sie Ihr Herz, und Ihre Freundſchaft, die Sie für mich haben, über dieſe Fragen beruhigt, ſo reichen Sie mir Ihre Hand, und ich ſchwör' es Ihnen bey dem Weſen zu, das die Herzen der Menſchen kennt, ich werde Sie nicht irre führen.

Sind Sie alſo noch entſchloſſen, mein Bruder! ſo verſichern Sie mir entgegen auch die heiligſte Freundſchaft, wie ich Ihnen die meinige verſichere; verſprechen Sie mir Behutſamkeit, Thätigkeit, Fleiß, Tugend und Beharrlichkeit; und finden Sie ſich zu ſchwach, mir dieſe Zuſicherungen zu halten, ſo begehren Sie von mir keinen weitern Unterricht; ich werde doch ewig Ihr Freund bleiben, und Ihnen ſo viel Licht mittheilen, als Sie faſſen können; ich werde Sie lieber ſelbſt bitten, den erſten Schritt nicht zu wagen, und lieber in der Dämmerung zu bleiben. Sie ſind glücklicher, wenn Sie das Licht nie ſahen, als wenn Sie von dem Lichte zur Finſterniß kehren ſollten. Entheiligung iſt das Schrecklichſte in der Natur; Sie können nichts entheiligen, was Sie nicht wiſſen; ich wiederhohle es Ihnen, Entheiligung iſt das Schrecklichſte in der Natur. Eben darum iſt in Dingen auch von höchſter Wahrheit und Heiligkeit, Behuthſamkeit nothwendig, nicht wegen der Sache, mein Freund! ſondern wegen der Entheiligung.

Ich bitte Sie alſo nochmahl, mein lieber Bruder! ſich wohl zu bedenken, ob Sie Stärke der Seele genug beſitzen, um der Tugend treu zu ſeyn; Wiſſen ſchadet oft mehr als Nichtwiſſen, wenn das Wiſſen mißbraucht wird.

Der Weg iſt anfangs rauh, Lohn der Weisheit lohnt den Unermüdeten; unſer Wandeln geht aufwärts zu dem Gott der Lichter; jeder Schritt iſt Annäherung, jede Stufe lohnt uns mit neuem Lichte und neuer Kraft; genug geſagt! Schlafen Sie wohl! wenn Sie Luſt haben, dieſen Weg zu wandeln, ſo ſehen wir uns morgen gegen Mitternacht wieder.

Zweyte Nacht

Sie ſind alſo entſchloſſen, lieber Bruder! den Weg zu gehen, den ich Ihnen zeigen werde; Sie ſuchen Wahrheit und Weisheit. Glauben Sie mir, daß es nur Einen Weg gebe, dieſe zu finden. Alle Weiſen des Alterthums, alle Eingeweihte in die wahren und höhern Myſterien ahneten dieſen Weg, aber nur wenige beharrten auf demſelben, und kamen zu dem großen Endzwecke der Menſchenbeſtimmung; — es iſt der Weg der Auserwählten, der Weg der Propheten und der Heiligen.

Suche Wahrheit und Weisheit in Gott! — Dieſes iſt der erſte Grundſatz, lieber Bruder! den Sie Ihrem Herzen ganz eigen machen müſſen, denn von ihm allein, dem Schöpfer aller Weſen, die Wahrheit und Weisheit iſt, kömmt Alles, was wahr und weiſe iſt.

Bevor ich Sie weiter führe, lieber Bruder! muß ich Ihnen den Weg weiſen, worauf Sie ſelbſt gehen können, und worauf Sie Gott, wenn Sie ſelben angetreten haben, ſelbſt leiten wird. Es wäre hier unnütz, mit Ihnen über höhere Geheimniſſe zu ſprechen, die in dem Schooße der wahren Weisheit liegen, und die der Antheil der Wenigen ſind, die ſich ihrer Mittheilung würdig gemacht haben. Sie würden auch jetzt dieſe Geheimniſſe nicht verſtehen, mein Bruder! es iſt eine ſonderbare Sprache um die Sprache der Anſchaulichkeit; ſie iſt für die meiſten Menſchen verloren gegangen, und ſie kennen weder die originellen Buchſtaben, noch die Progreſſionen der Einheit und ihre Wirkungen mehr; gehen Sie alſo langſam den Weg, den ich Ihnen zeigen werde, und treten Sie ihn nicht aus Neugier an; ſondern mit aufrichtigem Herzen, und mit der Begierde, Unterweiſung zu erlangen, und ſeyn Sie verſichert, daß Sie durch Wollen und Standhaftigkeit Ihren Zweck erreichen werden.

Wenn Sie ſich in der Welt umſehen, lieber Bruder, ſo werden ſie entdecken, daß Alles unbefriedigend iſt; es wäre überflüßig, Ihnen hierüber eine lange Abhandlung zu halten. Dieſer Satz wird beſtätigt durch alle Weiſen des Alterthums, und durch die Erfahrungen aller Menſchen. Der weiſeſte der Könige ſprach ſelbſt: Alles iſt Eitelkeit, außer Gott lieben, und ihm dienen.

Sie ſehen, mein Bruder! daß alle Vergnügungen, die die Welt und die Sinnlichkeit uns darreichen, uns nicht erſättigen. Unſer Herz, (wenn ich mich dieſes Beyſpiels bedienen darf) das einem Dreyecke ähnlich iſt, füllt die Welt als ein Zirkel nicht aus. Es bleiben immer Lücken übrig, die nur das göttliche Drey die Gottheit allein, ausfüllen kann. Zeit und Sinnlichkeit ſind der Veränderung unterworfen, und können daher weder Beſtändigkeit noch Dauer haben. Wie es in allen Dingen geſchieht, ſo geſchieht es auch mit der Wiſſenſchaft und der Weisheit der Menſchen; ſie befriedigen uns nie ganz; es bleiben uns immer eine Menge Fragen übrig, die die Gelehrten der Welt uns nicht auflöſen können; es gibt Dinge, denen man den hiſtoriſchen Glauben nicht abſprechen kann, und die wir doch durch unſere Phyſik nicht erklären können. Wunderdinge, Mirakel, ſeltene Begebenheiten, Glaubensgeheimniſſe — ewige Räthſel für unſere Philoſophen, die aus eigenem Lichte Dinge nicht erklären können, die einer höhern Erleuchtung bedürfen.

Die Gelehrten unſerer Welt fühlen dieſes ihr Unvermögen nur zu ſehr; ihre Streitſchriften, ihre ſonderbaren Meinungen ſind hievon ein Beweis; ſie verwarfen daher Dinge, die ſie nicht begreifen und erklären konnten, entweder als Täuſchungen der Einbildung oder als Geburten der Schwärmerey und des Betrugs; allein der Wahrheitsliebende, der ohne Leidenſchaft unterſucht, fand in allen ihren Widerlegungen und Scheingründen oft doch nichts Ueberzeugendes, und ſchwebt daher immer zwiſchen Glauben und Zweifel.

Es gibt nun eine Wiſſenſchaft, mein Bruder! die alle Zweifel der Philoſophen auflöſt; denn jeder Zweifel iſt Mangel an Erkenntniß und Anſchaulichkeit: allein dieſe Wiſſenſchaft findet man nicht in den Schulen der Welt; ſie iſt der Antheil derjenigen, die auf Gottes Wegen wandeln, und höhere Erleuchtung von dem Ausſpender des Lichts der Weisheit in der Demuth ihres Geiſtes erwarten.

Ich kann Ihnen, lieber Bruder! von der Hoheit dieſer Wiſſenſchaft keine Begriffe geben; ich finde keine Worte, mich würdig auszudrücken; ſie iſt die Weisheit Gottes, von welcher die Schrift ſagt:

Sie gibt die Erkenntniß aller erſchaffenen Dinge, damit wir wiſſen, wie der Umkreis der Erde geordnet iſt, und was die Elemente für eine Kraft haben.

Sie gibt auch den Anfang, das Ende, und das Mittel der Zeit ſammt den vielfältigen Abwechslungen und Veränderungen; dazu den Umlauf des Jahrs und die Ordnungen der Sterne.

Sie gibt die Natur der Thiere, den Zorn des Viehes, die Gedanken der Menſchen, den Unterſchied der Pflanzen, und die Kraft der Wurzeln.

Ja Alles, was verborgen und unbekannt iſt, hat ſie gelehrt, denn die Weisheit iſt eine Werkmeiſterin aller Dinge.

Sie iſt einig; vermag Alles; ſie bleibt in ihr ſelbſt, erneuert alle Dinge, und unter den Völkern begibt ſie ſich in die heiligen Seelen, macht Freunde Gottes und Propheten.

Sie verſteht die liſtigſten Reden, und kann die ſchwereſten Fragen auflöſen; ſie erkennt die Wunderzeichen, ehe ſie geſchehen, und was nach Verlauf der Zeiten und Jahre ſich zutragen wird.

Sie eröffnet den Mund der Stummen, und macht die Zungen der Kinder beredt. »Sieh die Bücher der Weisheit!«

Dieſes Zeugniß, mein Bruder! ſteht ſelbſt in dem heiligen Buche enthalten, das wir als göttlich annehmen, und das auch wirklich göttlich iſt, wovon Sie mit der Zeit ſo klar überzeugt werden ſollen, als die Sonne am Tage ſcheint. Was kann ich Ihnen alſo hierüber mehr ſagen? Sie werden nun wohl begreifen, warum Schakſpeare ſagt: Es gibt Dinge in der Natur, von denen ſich unſere Philoſophie nichts träumen läßt. Wirklich, lieber Bruder! unſere Philoſophie läßt ſich von allem dieſem nichts träumen, obwohl alle dieſe Dinge ſo nahe bey und um uns ſind, daß wir ſie leicht finden könnten, wie die Schrift ſagt:

»Die Weisheit geht herum, und ſuchet die, die ihrer werth ſind, und zeigt ſich ihnen auf ihren Wegen ganz fröhlich, und kömmt ihnen mit aller Vorſichtigkeit entgegen.

Wer des Morgens früh auf ſie wacht, wird ſie ohne Mühe haben, denn er wird ſie vor ſeiner Thüre ſitzend finden.

Sie wird von ihren Liebhabern leicht geſehen, und wird von denen gefunden, welche dieſelbe ſuchen. Buch der Weisheit.

Warum aber, mein lieber Bruder, ſo wenig Menſchen dieſe Weisheit finden, iſt wieder in dem Buche der Weisheit ſelbſt enthalten; es heißt:

»Der Anfang der Weisheit iſt eine wahre Begierde, Unterweiſung zu haben; die Begierde aber zur Weisheit iſt die Liebe; die Liebe hingegen hält ihre Geſetze; und die Haltung der Geſetze bringt Unſterblichkeit; und die Unſterblichkeit nähert den Menſchen Gott.« B. d. Weisheit.

Hierin iſt das ganze Syſtem der Entfernung und Annäherung enthalten, worüber Sie ſich ſelbſt, mein lieber Bruder! einſt aufklären werden.

Die höchſte Wiſſenſchaft menſchlicher Dinge beſteht in der Kenntniß des Zuſammenhangs des Intellectuellen ſowohl als des Körperlichen; in der Ueberſicht aller Fähigkeiten, Kräfte und Wirkungen.

Die Philoſophen der Zeit haben hievon wenige Begriffe; daher ihre ſchwankenden Syſteme, und die Irrthümer der Wiſſenſchaften; daher die Menge der verſchiedenen Sekten, die Herabwürdigung des menſchlichen Verſtandes bis zum Materialismus und Atheismus.

Es gibt eine Wiſſenſchaft, mein Bruder, die alle Wolken der Irrthümer zerſtäubt, die die Nebel der Finſterniſſe durchleuchtet, und dem Menſchen jedes Glied der Kette des Ganzen im reinſten Lichte zeigt.

Durch dieſe Wiſſenſchaft, mein Bruder! werden Ihnen die Hieroglyphen des Alterthums erklärt werden; Sie werden in das Innere der Natur ſehen, ihre geheimſte Werkſtätte belauſchen, und mit tiefer Anbethung die Größe der Gottheit erkennen.

Sie werden einſehen, was die alten Weltweiſen ahneten und wähnten. Die Myſterien der Schulen des

Alterthums werden Ihnen bis auf dieſe Zeiten enthüllt, Sie werden deutliche Begriffe von allen Irrthümern, von allen Religionen und geheimen Lehren empfangen; Sie werden das Daſeyn Gottes, das Syſtem der Schöpfung, ſeine Güte und Weisheit in einem Lichte ſehen, das den Cherub zur Anbethung hinreißt. Die Unſterblichkeit der Seele, der Sturz der Engel, der Fall des erſten Menſchen, die Verführung der alten Schlange, die Würde des erſten Erſchaffenen, die verbothene Frucht, der Baum der Wiſſenſchaft des Guten und des Böſen, der Baum des Lebens, die Vertreibung des Menſchen aus dem Paradieſe, das große Geheimniß der Erlöſung wird Ihnen von einer Seite gezeigt werden, die Salbung für Ihre Seele ſeyn wird. Sie werden die Göttlichkeit des Menſchenerlöſers begreifen lernen, die Einſetzung der heil. Taufe, die Wunderkräfte der Sakramente; Sie werden lernen, warum Chriſtus ſich 40 Tage der menſchlichen Geſellſchaft in der Wüſte entzog; Sie werden die Wahrheit und Weisheit ſeiner Lehren, ſeine Wunderthaten, ſeine Verklärung und Auferſtehung, ſeine Himmelfahrt und die Sendung des heil. Geiſtes in feurigen Zungen von einer Seite ſehen, die Ihnen die tiefſte Ehrfurcht erwecken, und ihre Seele zur Anbethung des Allvaters führen wird.

Sie werden nicht mehr zweifeln an den Wunderkräften der Heiligen, an ihrer Stärke und ihren Wirkungen, und Sie werden ſehen, wie die reinſte und höchſte Philoſophie ſich mit dem reinſten und höchſten Glauben vereint.

Sie werden überzeugt werden, welche außerordentliche Kraft noch wirklich im Menſchen liegt; was ſeine Beſtimmung iſt, und zu welcher Höhe von Würde er ſich durch die Mitwirkung der göttlichen Gnade ſchwingen kann; wie er ſich dem Lichte aller Lichter nähert, und die reinſten Strahlen nach einem Spiegel von dem Urlichte empfängt, um auf Andere wieder zu leuchten und zu wirken. Sie werden ſich klar überzeugen können, was die Propheten des Alterthums waren, worin Daniels Geiſt und Elias Wunderkraft beſtand; mit einem Worte, Sie werden mit Dingen bekannt werden, von welchen ſich unſere Philoſophie nichts träumen läßt.

Zu dieſer großen Wiſſenſchaft will ich Ihnen, mein Bruder! den Weg zeigen, denn es ſteht geſchrieben:

»Was aber die Weisheit ſey, und woher ſie entſprungen, das will ich erzählen, und will hievon die

Geheimniſſe Gottes nicht verbergen, ſondern ich will bis auf ihren erſten Urſprung nachforſchen, und will ihre Erkenntniß an das Licht bringen, und die Wahrheit nicht verſchweigen.« B. d. Weisheit.

Allein, mein Bruder! Sie müſſen Geduld haben, und meiner Leitung ſtufenweiſe folgen. Sie können ſich dem Lichte nicht auf ein Mahl nahen, es würde Sie blenden, und bis Sie nach und nach die gröbern Schuppen von Ihren Augen abgelegt haben, können Sie dieſe Sonne nicht anſehen. Ihr heiteres Licht würde für Sie verzehrendes Feuer ſeyn; den Anblick Moſes konnte das Volk nicht ertragen, als er den Sinai verließ; er mußte ſein Antlitz bedecken, und die Gottheit ſagte nicht vergebens zu Moſes: Zieh deine Schuhe aus; heilig iſt dieſe Stätte; als Gott ihm im brennenden Dornbuſche erſchien.

Für Sie, mein lieber Bruder, darf ich mich dieſer Ausdrücke bedienen, denn ich weiß, daß Ihnen die Schrift heilig iſt: wenn Ihnen aber die Schrift auch nicht heilig wäre, wenn Sie bloß nur aufrichtigen Willen hätten, Wahrheit und Weisheit zu finden, ſo will ich Ihnen einen Pfad zeigen, auf dem

Sie ſtufenweiſe zu höchſter Weisheit empor ſteigen können, und dieſe Weisheit ruht im Schooße der Religion. Ahnung ſoll Sie zum Glauben, und der Glaube zur Ueberzeugung bringen.

Vor Allem, mein lieber Bruder! müſſen Sie ſich angewöhnen, nichts zu verwerfen, wovon Sie nicht die deutlichſte Ueberzeugung für ſich haben.

Viele Sachen ſcheinen uns oft unmöglich; allein nur relativ unmöglich nach unſern dermaligen Kenntniſſen; derjenige, der etwas als unmöglich verwerfen will, muß alles Mögliche kennen, und wo iſt der Menſch?

Dieſe Beſcheidenheit, mein lieber Bruder! wird Sie nie vom Nachdenken entfernen; Sie werden Dinge, die Sie auch nicht begreifen, doch Ihres Nachdenkens würdigen, und dadurch werden Sie manchmal auf Entdeckungen kommen, die ein anderer Menſch der Alles gleich verwirft, nie machen wird.

Der Anfänger in der Schule der Weisheit, mein Bruder! kann nur anfangen durch den Glauben weiſe zu werden. Dieſer Satz ſcheint Ihnen vielleicht auffallend; aber ich will mich hierüber erklären.

Unſere Zeitphiloſophen verwerfen faſt allen Glauben; der Vernünftige weiß, ſagen ſie, der Einfältige glaubt, und ſie bedenken doch nicht, daß es in der Natur des Menſchen liegt, daß keiner wiſſen kann, ohne zuvor zu glauben.

Der Glaube, mein Bruder! führt erſt zum Wiſſen. Werfen Sie einen Blick auf unſere Kindheit zurück. Wodurch erhielten wir unſer natürliches Wiſſen anders als durch. Glauben? Das Kind fragt: Vater, was iſt das für eine Pflanze? und der Vater antwortet: Es iſt eine Giftpflanze; iß nicht davon, du würdeſt ſterben. Das Kind glaubt, und rettet ſich vom Tode; es glaubt nicht, und ißt und ſtirbt. In dieſem ganz einfältigen Gleichniſſe liegt die große Wahrheit, daß Glauben in der Kindheit des Verſtandes liege, und der Grund zum Glauben in dem Wiſſen desjenigen, der weitere Fortſchritte gemacht hat. So z. B. kann ich nicht einmahl eine Sprache lernen, ohne vorher zu glauben. Mein Sprachmeiſter ſagt mir, dieſer Charakter iſt A; dieſer B; dieſes Wort heißt:

Thier; dieſes Baum ꝛc. Wenn ich nun ſagte: Ich glaube es nicht, ich muß es bewieſen haben, ſo wird der Sprachmeiſter ſagen: Sie können keine Beweiſe haben, bis Sie die Sprache vollſtändig verſtehen; alsdann werden Sie es ſelbſt einſehen; alle diejenigen, die dieſe Sprache reden, wiſſen es, ſie würden es aber nicht wiſſen, wenn ſie zuvor den Andern, von welchen ſie dieſe Sprache gelernt haben, nicht geglaubt hätten. So, lieber Bruder! verhält es ſich mit allen Dingen. Der menſchliche Verſtand iſt nur einer ſtufenweiſen Aufklärung fähig und ſein Wiſſen fängt an mit Glauben; daher iſt es wunderlich, wenn unſere Zeitphiloſophen über Dinge disputiren wollen, von welchen ſie kein Wiſſen haben, und eben darum weil ſie kein Wiſſen haben, nicht glauben wollen. Dieſes iſt höchſter Unſinn; es iſt eben ſo viel, als wenn zwey Jungen ſich über den Unterricht ihres Sprachmeiſters zanken wollten, und ſagten: Er ſagt uns, dieſer Charakter iſt A; wir glaubens aber nicht, ſondern dieſer Charakter iſt B; oder es gibt gar kein A. Nun denke man ſich ein Mahl, ob ſolche Jungen je fähig ſind, dieſe Sprache zu erlernen. Dieſes Bild iſt das Bild vieler Zeitgelehrten; ſie haben von vielen Dingen kein Wiſſen, und wollen auch nicht glauben, was zum Wiſſen führt.

Der Menſch, mein Bruder! der in der Welt wiſſen will, muß erſt glauben; es kann ihm oft viel wunderlich ſcheinen, das er aber erſt im Zuſammenhange verſteht. Was iſt wunderlicher als das A B C einer Sprache zu lernen; die Zeitwörter, Haupt- und Beywörter, die Abänderungen und Abwandlungen? Bevor man der Sprache kundig iſt, ſieht man auch ihre Nothwendigkeit, ihren Zuſammenhang nicht ein, und doch iſt zum Wiſſen der Sprache der Glaube des erſten Unterrichts nothwendig.

Wenn Sie ſich alſo feſt überzeugt haben, lieber Bruder! daß dem Menſchen, als einem beſchränkten Geſchöpfe, das nur ſtufenweiſe zu ſeiner Bildung und Erkenntniß fortſchreitet, das Glauben nothwendig iſt, damit er wiſſen könne, ſo überdenken Sie dann, was das Glauben in bloß phyſiſchen Dingen, und das Glauben in ſittlichen und moraliſchen ſey.

Sie werden über Sittlichkeit und Moralität nicht nachdenken können, ohne die Nothwendigkeit derſelben in der menſchlichen Geſellſchaft zu entdecken, Sie werden bald einſehen, daß die Erfüllung gewiſſer natürlicher Verhältniſſe nothwendig ſey, ohne welche das geſellſchaftliche Leben nicht beſtehen würde, und Sie werden bald den Grund der Nothwendigkeit der natürlichen und bürgerlichen Tugenden entdecken, die in der Fertigkeit beſtehen, den Verhältniſſen, die in der Weſenheit der Geſellſchaft liegen, gemäß zu handeln.

Nachdem Sie die Natur, der Herold der Gottheit, zur Ueberzeugung vom Daſeyn Gottes geführt hat, ſo werden Sie auch bald nothwendige Verhältniſſe ahnen, die zwiſchen einem Weſen, das man Gott nennt, und einem vernunftfähigen Geſchöpfe vorhanden ſeyn müſſen. Die Erkenntniß dieſer Verhältniſſe führt Sie zur Erkenntniß der Nothwendigkeit, daß innerliche und äußerliche Handlungen vernünftiger Geſchöpfe dieſen Verhältniſſen gemäß eingerichtet werden müſſen, und ſo wird ſie die Vernunft unbemerkt auf die Nothwendigkeit des Gottesdienſtes und der Religion führen.

Wenn alles Dieſes, mein Bruder! Ihre Vernunft auch nur im Dunkeln wähnt, ſo wird Ihnen Ihr Herz die im Dunkeln geahnete Wahrheit doch um ſo deutlicher vorſtellen, als Sie im Univerſum keinen Standpunkt wahrer Ruhe und Glückſeligkeit werden feſtſetzen können, außer in Gott und in den Wahrheiten der Offenbarung, zu der Sie in ſtiller Betrachtung das Bedürfniß Ihres Herzens zurückführen wird.

Die Wichtigkeit der Religion und ihre Wirkung auf eigenes und allgemeines Menſchenwohl wird Ihrem Forſchgeiſte bald Regeln vorſchreiben, nach welchen alle Zweifel und Einwürfe beurtheilt werden können, mit welchen die Feinde der Offenbarung die heiligſte der Religionen beſtürmen.

Sie werden bald einſehen, mein lieber Bruder! daß alle Freygeiſter und erklärte Feinde der Offenbarung von Julian dem Abtrünnigen, bis zum Voltaire die Säulen des Heiligthums nicht erſchüttert haben. Ohne ſich in lange Widerlegungen einzulaſſen, fragen Sie ſich denn, um ſich zu beruhigen:

1. Hat die Religion und Offenbarung nicht die beſten Einflüſſe auf Menſchenglückſeligkeit?

2. Haben diejenigen, die wider Religion und Offenbarung geſchrieben haben, beſſere Mittel der Glückſeligkeitslehre angebracht?

3. Hat Wahrheitsliebe oder Sinnlichkeit und Leidenſchaft die Feder derjenigen geleitet, die die Offenbarung angegriffen haben?

4. Haben die Feinde der Offenbarung wohl ſchon bewieſen, daß die keinen Glauben verdienen, die der Welt die großen Wahrheiten der Religion verkündigten?

5. Haben ſie uns wirklich ſchon überführt, daß es der Offenbarung, die ſich auf einen göttlichen Urſprung beruft, an wirklich göttlicher Beſtätigung fehlte?

6. Haben ſie ſchon gezeigt, daß die Lehren unmöglich von Gott entſprungen ſeyn können?

7. Oder haben ſie die Unnützlichkeit ſchon dargethan, oder die Schädlichkeit der Offenbarung bewieſen?

8. Haben ſie in Sachen, die ſie lächerlich gemacht, wirklich das Weſen der Religion angegriffen, oder Au-

Jenſeiten, oder Dinge, die gar nicht zum Weſentlichen gehören?

Wenn Sie ſich dieſe Fragen aufwerfen, mein lieber Bruder! ſo wird Ihnen kein Buch in der Welt, das wider die Religion geſchrieben iſt, genugthun können, Sie werden die Richtigkeit der Gründe der Feinde der Offenbarung bald überſehen, und wenn nicht eigener böſer Wille Sie von der Religion entfernet, ſo wird Sie gewiß Nichts entfernen.

Was die Lehre der Glaubensgeheimniſſe betrifft, ſo iſt dieſe die einzige, lieber Bruder! bey der Ihr Verſtand ſtille ſtehen, und ſich unterwerfen muß, bis Sie gleichwohl näher ins Heiligthum treten. Bey der morgigen Zuſammenkunft aber, lieber Bruder! vernehmen Sie, wie der Wahrheitſuchende über die Myſterien der Offenbarung denken ſoll, dem Gott den Vorhang noch nicht aufgezogen hat, der ſein Heiligthum deckt.

Dritte Nacht.

Es gibt unſtreitig in der Lehre von der Erlöſung der Menſchen manche Tiefen, welche unſer Verſtand bey dem jezigen Umfange ſeiner Erkenntniſſe nicht ergründen kann, und ſie iſt in dieſer Abſicht ein Licht, welches mit ſeinem Glanze allzeit Augen verblenden wird, welche daſſelbe nit unverwendeten allzukühnen Blicken anſchauen wolen. Allein ſo unerforſchlich auch dieſe Tiefen ſeyn mögen; ſo kann doch der Menſch keine Wahrheiten glauen, welche nützlicher und heilſamer wären, als die, velche uns in dieſer Lehre verkündigt werden. Niemand vird auch einen Anſtoß daran nehmen, wenn er ſich icht verwöhnt hat, auf dem Wege der Wahrheit ſtille u ſtehen, oder gar zum Irrthume über zu treten, ſoald ſein Verſtand bey ihr nicht alle die Befriedigung indet, die er wünſchen möchte. Es iſt unvernünftig, in allen unſern Erkenntniſſen eine gleich große Deutlichkeit zu verlangen; die meiſten Menſchen verlangen ſie auch nicht, wenn nur dasjenige, was ſie wiſſen und wiſſen können, ſo beſchaffen iſt, daß es ihnen einen wirklichen Nutzen gewähren kann. Eben ſo ſollten ſie ſich auch bey dem, was die Religion Unbegreifliches hat, beruhigen.

Ich will es Ihnen, mein Bruder! nicht verſchweigen, daß das Syſtem der Religion von der Erlöſung Lehren enthält, die, von gewiſſen Seiten betrachtet, ganz unbegreiflich und dunkel ſind; auch will ich Ihnen ſagen, daß die Verächter des Chriſtenthums ihren Unglauben durch dieſe Dunkelheit zu rechtfertigen ſuchen, und Einwürfe darauf gründen, die, nach ihrem Vorgeben, unwiderſprechlich beweiſen, daß die geoffenbarte Religion nicht den hohen Urſprung habe, welcher derſelben von ihren Lehrern und Bekennern zugeeignet wird. So werden dem Menſchen die Geheimniſſe des Evangeliums, wenn er ihre Vernunftmäßigkeit frühzeitig und auf eine überzeugende Art einſehen lernt, nicht zum Anſtoße gereichen, und die Einwürfe im Voraus ihre Gefährlichkeit verlieren. Denn gemeiniglich verlieren ſie dieſelbe, wenn es ihnen an dem Reitze der

Neuheit fehlt; wenn man nicht unvorbereitet von ihnen überfallen wird; wenn es nicht das Anſehen hat, als erfahre man Etwas, das uns in der erſten Jugend, ich weiß nicht, aus was für Abſichten, verſchwiegen worden ſey. Es kömmt mir dieſes um ſo viel nöthiger vor, weil man oft die Gründe einer Wahrheit einſieht, ohne die Art zu wiſſen, wie man einem Gegner damit widerlegen müſſe.

Es kann in einer Lehre viel Unbegreifliches ſeyn, ohne daß ſie deßwegen aufhört, eine nothwendige und nützliche Wahrheit zu bleiben. Dieſes iſt ein Grundſatz, den man jungen Leuten beſtändig einſchärfen ſoll. Die Natur hat ihre Geheimniſſe ſowohl, als die Religion; die ſcharfſinnigſten Geiſter verſchwenden ihre Mühe vergebens, ſie zu erklären. Sollten wir die Wirkungen des Magnets oder der elektriſchen Kräfte läugnen, weil es noch keinem Naturkündigen gelungen iſt, uns mit der Art und Weiſe, wie ſie wirken, bekannt zu machen? zu geſchweigen, daß Vieles nur unbegreiflich iſt, weil man noch nicht den Grad von Erkenntniß beſitzt, der zur völligen Einſicht, als die Stufe, erfordert wird, auf welcher man dazu emporſteigen kann.

Es iſt nöthig, nach Deutlichkeit und Gewißhei in ſeiner Erkenntniß zu ſtreben, beſonders in allen Fällen, wo wir handeln ſollen, weil unſere Glückſeligkei mehr noch eine Folge von unſern Handlungen, als von unſerer Wiſſenſchaft iſt. Irrthümer, di auf unſere Thaten einwirken, ſind die gefährlichſten; denn wie weit breiten ſich nicht ihre Folgen aus? Hier iſt es löblich und zugleich eine Pflicht, in der Unterſuchung und Ueberlegung ſo weit zu gehen, als wir können, und uns nicht ſo leicht von einem ſchwachen Schimmer leiten zu laſſen. Und doch können wir hier auch nicht allzeit ſo viel Deutlichkeit und Gewißheit erhalten, als wir wünſchen, und der Weg, den wir gehen ſollen, liegt im Dunkeln, nur von einigen nicht ſehr hellen Strahlen erleuchtet. Gleichwohl würde es ſehr oft mehr als Thorheit ſeyn, wenn wir dieſem dämmernden Lichte nicht folgen wollten. Der Menſch lebt hier im Stande der Prüfung, und es gehört zur Prüfung, wenn von ihm verlangt wird, auch den kleinſten Grad von Erkenntniß nützlich und pflichtmäßig zu gebrauchen. Der Menſch muß alſo nur unterſuchen, ob die Geheimniſſe der Religion moraliſch gut ſind; wird er davon überzeugt: ſo muß er dieſelben annehmen, wie unbegreiflich ſie auch auf gewiſſen Seiten ſeyn mögen.

Ehe ich aber auf die moraliſche Güte der Geheimniſſe in der Religion komme, will ich Sie theils mit dem Grunde ihrer Unbegreiflichkeit und Dunkelheit, wie auch aller für uns daraus entſpringenden Schwierigkeiten, theils mit der Abſicht ihrer Entdeckung und Offenbarung bekannt machen.

Es gibt einen doppelten Grund von der Unbegreiflichkeit gewiſſer Wahrheiten, ſowohl der natürlichen als der geoffenbarten Religion. Einer liegt in Gott ſelbſt; der andere in der Natur des menſchlichen Verſtandes und ſeiner Art, von Gott zu denken.

Gott muß nothwendig ein geheimnißvolles Weſen ſeyn, weil wir ein unendliches Weſen in ihm anbeten. Er iſt in ſeinen Eigenſchaften und Handlungen der Höchſte. Kein Menſch aber kann ſich den höchſten Grad eines Dinges oder einer Eigenſchaft mit vollkommener Deutlichkeit vorſtellen. Könnte er dieſes, ſo würde er aufhören, eingeſchränkt zu ſeyn; er würde ſelbſt unendlich werden. Es muß alſo Gott ſeinen Geſchöpfen viel entdecken können, das ihnen nicht ganz begreiflich iſt, vielleicht auch niemals ganz begreiflich wird. Es iſt eben deßwegen, daß, wenn es ihm gefällt, den

Menſchen eine beſondere Offenbarung zu geben, Geheimniſſe darin ſeyn werden, die unſere Vorſtellung überſteigen. Nothwendig iſt es nicht, weil eine Offenbarung ſolcher Wahrheiten, die wir wohl durch Nachdenken entdecken könnten, doch ſehr nützlich ſeyn kann, weil der Weg des Nachdenkens ſchwer iſt, auch von allen Menſchen nicht betreten wird. Allein es bleibt doch wahrſcheinlich, und es folgt daraus, daß eine Offenbarung Gottes würdig ſey, welche uns nützliche Geheimniſſe bekannt macht. Sie ſtimmt mit der Hoheit und Größe ſeiner Natur überein, und wir ſind derſelben eben deßwegen mehr Ehrerbiethung und ſelbſt mehr Dankbarkeit ſchuldig, weil durch die Entdeckung ſolcher Wahrheiten, die auf eine unbegreifliche Weiſe verhüllt ſind, immer die Gränzen unſerer Erkenntniß erweitert werden; denn auch die Dämmerung iſt beſſer, als eine völlige Finſterniß.

Ein anderer Grund ihrer Unbegreiflichkeit liegt in der Natur des Menſchen und ſeiner Vorſtellung von Gott, von ſeinen Eigenſchaften und Handlungen. Unſere Erkenntniß, die wir von Gott haben können, iſt keine unmittelbare, keine anſchauende Erkenntniß, und ſie kann es in unſerm itzigen Zuſtande nicht ſeyn, wenn nicht unſere natürliche Fähigkeit bis auf einen übernatürlichen Grad verändert und erweitert wird, wie nach dem Zeugniſſe der Offenbarung in einem künftigen Leben geſchehen ſoll. Alle Vorſtellungen, die wir von ihm haben, ſind ſo beſchaffen, daß ſie nicht unmittelbar dasjenige begreifen, was in Gott iſt, wie es iſt. Wir erkennen von uns ſelbſt und andern Gegenſtänden, die uns durch ein unmittelbares Anſchauen und Bewußtſeyn bekannt werden, gewiſſe Eigenſchaften und Wirkungen, die wir brauchen, gewiſſe Vollkommenheiten und Handlungen damit zu bezeichnen, die aber in Gott nicht eben das ſind, was ſie bey uns ſind; wir bezeichnen ſie aber damit, weil wirklich zwiſchen Beyden eine wahre Aehnlichkeit ſtatt findet. So bemerken wir Weisheit in dem Menſchen und Weisheit in Gott. Die Weisheit in Gott iſt nicht das, was ſie bey uns iſt; wir drücken aber dieſelbe dadurch aus, weil in der ganzen Natur nichts gefunden wird, das mit dieſer Eigenſchaft der Gottheit mehr wirkliche Aehnlichkeit hat, als die Weisheit der Menſchen. Die göttliche Weisheit bleibt uns eine unbegreifliche Eigenſchaft, wenn wir auf die eigentliche Natur derſelben ſehen; wir haben aber doch immer einige Erkenntniß davon, und wir können nicht irren, ſo lange wir von dieſem Begriffe alles Menſchliche und Unvollkommene abſondern. Es laſſen ſich verſchiedene Urſachen angeben, warum wir auf keinem andern Wege zu gründlichen und nützlichen Vorſtellungen von Gott, von ſeinem Weſen, von ſeinen Eigenſchaften und Handlungen gelangen können, als auf dem Wege der Analogie. Unmittelbare Ideen haben wir nur von Gegenſtänden, die wir entweder durch die Sinne, oder durch unſere innere Empfindung kennen lerlernen. Die Eigenſchaften und Wirkungen eines Weſens, das bloß ein Geiſt iſt, müſſen nothwendig von einer andern Art ſeyn, als die Beſchaffenheiten und Thätigkeiten eines Weſens, das Geiſt und Leib zugleich iſt. Ueberdieß iſt es eine gewiſſe Wahrheit, daß die Vorzüge Gottes nicht allein dem Grade, ſondern auch dem Weſen nach von den unſrigen verſchieden ſind. Wir können ſie alſo bloß durch die Hülfe der Aehnlichkeit erkennen, die ſie mit den unſrigen haben. Alles dieſes ſoll man dem Menſchen begreiflich zu machen ſuchen, und wenn er ſich deſſen unbewußt bleiben will, ſo wird er allen Einwürfen leicht begegnen können, die aus den Geheimniſſen der Religion zur Beſtreitung derſelben hergenommen zu werden pflegen.

Man muß aber hierbey nicht ſtehen bleiben; man muß dem Menſchen auch die Abſicht zeigen, warum es Gott gefallen hat, uns gewiſſe Geheimniſſe oder nicht ganz begreifliche Wahrheiten in ſeiner Offenbarung zu entdecken. Der Glaube, den er von uns verlangt, ſoll nicht bloß eine Handlung des Verſtandes; er ſoll zugleich eine Handlung unſers freyen Willens; ſie ſoll eine Tugend ſeyn. Zum Weſen der Tugend aber gehört, daß man die Handlung, die befohlen wird, vermöge ſeiner Freyheit unterlaſſen könne. Wer kann es aber unterlaſſen, Wahrheiten zu glauben, die er mit völliger Gewißheit und Deutlichkeit einſieht? Er kann zwar vorgeben, daß er ſie nicht glaube; aber ſie wirklich nicht zu glauben, dieſes iſt ſo unmöglich, als es unmöglich iſt, nicht zu glauben, daß die Sonne am Mittage leuchte, wenn wir ſie mit Augen ſehen. Zu einem ſolchen Glauben ſind wir gezwungen, und hier können wir unſre Freyheit nich gebrauchen. Wenn wir aber Lehren annehmen, dene zur höchſten Deutlichkeit und Gewißheit die Begreiflichkeit fehlet; ſo wird der Glaube Tugend, weil wi an denſelben bloß darum nicht zweifeln, weil ſie ſi auf ein göttliches Zeugniß gründen. Eben darin b ſteht die Unterwerfung des Verſtandes, die wir Gott ſo ſehr ſchuldig ſind, als die Unterwerfung unſers Willens.

Nichts iſt billiger, als eine ſolche Unterwerfung, und um ſo viel billiger, je moraliſcher die Geheimniſſe des Evangeliums in ihren Folgen und Wirkungen ſind, wenn wir ſie nicht durch einen boshaften Widerſtand verhindern. Hierbey will ich mich in der Unterweiſung an Sie, mein Bruder! zu ſeiner Zeit am weitläufigſten aufhalten. Ich will Sie zu überführen ſuchen, daß alle noch ſo unbegreiflichen Lehren des Glaubens uns entweder beſſer, oder glückſeliger machen ſollen. Man findet in denſelben die erhabenſten und ſtärkſten Beweggründe und Aufmunterungen zur Erfüllung unſerer Pflichten. Wer kann ſich weigern, die feurigſte Dankbarkeit und Liebe gegen Gott zu empfinden, wenn er erwägt, wie beſchäftigt die Gottheit zu unſerm Heile von Ewigkeit her geweſen iſt? Oder wer wird ſich nicht beſtreben, der wahren und urſprünglichen Beſtimmung unſerer Natur gemäß zu handeln, wenn er überlegt, zu welcher Würde ſie dadurch erhoben worden iſt, daß ſie der Sohn Gottes mit ſeiner unendlich höhern Natur vereinigt hat? Oder weſſen Herz wird nicht durch die Betrachtung ſolcher Lehren mit überſchwenglicher Freude erfüllet und begeiſtert werden?

Sobald Sie, mein Bruder! von dieſen Wahrheiten überführt ſind, werden Sie ohne Mühe ein ſehen, daß Sie nur zwey Abwege zu vermeiden haben, um in Ihrer Religion feſt und unbeweglich zu werden. Einer iſt die Begierde nach einer größern Deutlichkeit und Gewißheit, als wir erlangen können, und begehren dürfen; der andere iſt das Laſter und die Befriedigung unordentlicher Leidenſchaften. Auf dem einen wird das Herz durch den Verſtand, auf dem andern der Verſtand durch das Herz verdorben. Die Erfahrung hat es allzeit bewieſen, daß Niemand ein Feind der geoffenbarten Religion geworden iſt, er habe denn weiſer als Gott ſeyn, oder auf einem andern Wege zur Glückſeligkeit gelangen wollen, als auf dem zwar im Anfange beſchwerlichen, aber allein ſichern und gewiſſen Wege der Gottſeligkeit und Tugend.

Dieſe Denkart, mein Bruder, wird Sie beruhigen, und Ihrem Herzen eine Richtung geben, die unbegreiflichen Wege der Gottheit anzubeten, bis Sie der

Geiſt der Heiligung in die höhern Geheimniſſe führen wird.

Da unſere Herzen, lieber Bruder! zur freudigen Unterwerfung unter alle Befehle und Führungen Gottes um ſo williger ſeyn müſſen, je vollkommener und lebhafter unſere Ehrerbietung gegen ein Weſen iſt, welches der einzige Gegenſtand der äußerſten Bewunderung aller ſeiner Geſchöpfe zu ſeyn verdient: ſo ſollen wir uns oft mit Vorſtellungen beſchäftigen, die in uns das der Gottheit ſchuldige Erſtaunen unterhalten und vergrößern könne.

Keine Gedanken können dieſen wichtigen Endzweck glücklicher befördern, als diejenigen, welche die Betrachtung der Hoheit Gottes in jedem Verſtande hervorbringen muß, der zu großen Begriffen nicht ganz unfähig iſt.

Wir empfinden eine natürliche Neigung in uns, dasjenige zu verehren, was in ſeinen Eigenſchaften, Kräften und Wirkungen über uns oder über andere Gegenſtände erhaben iſt, die mit uns verknüpft ſind; zu welch einer tiefen feyerlichen Ehrfurcht und Anbethung müſſen wir dann uns nicht verbunden und angefeuert fühlen, wenn wir uns beſtreben, Gott in ſeiner unendlichen Majeſtät zu denken: denn was für eine Unermeßlichkeit iſt es nicht, die ſein Daſeyn, ſein Weſen, ſeine Eigenſchaften, ſeine Thätigkeit und ſeine Abſicht über die faſt unendliche Reihe ſeiner Geſchöpfe erhebt!

Sie können ſich nicht einbilden, lieber Bruder, welche Kraft der Menſch durch dieſes Denken erhält! Jeder Gedanke, der aus der Seele des Menſchen zur Gottheit aufſteigt, iſt Annäherung des Weſens zum Schöpfer, Annäherung zum Lichte, und lohnt mit Erleuchtung, wie Sie in der Folge deutlicher hören werden.

Gott iſt der Höchſte — welch ein Gedanke! Welch ein Reichthum großer Vorſtellungen — liegt in dieſer einzigen Idee! Er kann von keinem einzigen Weſen völlig gedacht, von keinem ganz empfunden werden; jeder Gedanke, der ſich mit ihm beſchäftigt, muß, wenn er des Allervollkommenſten nicht unwürdig ſeyn ſoll, mit dem Begriffe der Unendlichkeit verbunden ſeyn, und doch wird er in keinem einzigen ganz gedacht.

Je reiner und heller unſere Ideen werden, je mehr ſie von aller Sinnlichkeit entfernt ſind, je weiter ſie ſich über alle Sphären der Aehnlichkeit und Einſchränkung empor zu ſchwingen ſtreben, deſto mehr erſtaunt zwar die bewundernde Seele, deſto gewiſſer wird ſie, daß ſie den Höchſten denkt, aber deſto unausſprechlicher wird er auch für ſie, deſto mehr ſieht ſie, daß ſie vergebens arbeitet, ſich ſeiner Höhe zu nähern, und doch bleibt es ihre Schuldigkeit, von jeder neuen Stufe, die ſie ihm näher gekommen iſt, zu noch höhern hinauf zu ſteigen.

Gott iſt ſelbſt in ſeinem Daſeyn auf eine unbegreifliche Weiſe von Andern unterſchieden. Er iſt nicht allein die Quelle aller Wirklichkeit und Dauer, ſondern er beſitzt auch eine Art des Daſeyns, die mit keiner andern Wirklichkeit verglichen werden kann. *Ich werde ſeyn, der ich ſeyn werde*; dieſes iſt ſein erhabenſter Nahme, der ihm die Offenbarung gibt; ein Nahme, der in einem noch hellern Lichte glänzt, wenn ſie ihn in andern Stellen auf folgende Weiſe umſchreibt: *Der da war, der da iſt, der da ſeyn wird.* Welche Geheimniſſe liegen nicht darin! Die erſten Geiſter müſſen darin ein unergründliches Meer von Gedanken finden, von denen jeder eine neue Tiefe iſt.

Wir ſind, lieber Bruder! allein wie lang iſt es wohl, daß wir ſagen können: wir waren?

Wir waren vor einem Jahre, vor 10 Jahren, vor 30 Jahren, vor 60, 80 Jahren; man findet zuweilen Einige, welche ſagen können: wir waren vor 100 Jahren; aber welch ein Alter, welch eine ſeltene Erſcheinung iſt ein ſolcher Greis nicht! Ein Leben von noch mehr Jahrhunderten ſcheint ſo etwas Unermeßliches zu ſeyn, daß ſogar die Offenbarung angefeindet worden iſt, weil, nach ihrer Erzählung, vor den Zeiten der Sündfluth viele Menſchen beynahe tauſend Jahre erreichet haben. Aber welch eine unendliche Anzahl von Zeitläufen würde nicht auch ein tauſendjähriger Menſch hinter dem Anfange ſeines Daſeyns antreffen! Die Dauer dieſer Sonne mit ihren Planeten iſt groß; aber der geflügelte Gedanke ereilt die Gränzen derſelben bald, und es mögen vielleicht ſchon lange vor ihrem Daſeyn unzählbare andere Welten den Ruhm ihres Schöpfers verkündigt haben. Wer wagt ſich mit ſeinen Gedanken an das Alter der Engel? Denn es ſind gewiß nicht alle Geiſter, in Betrachtung des unveränderten Zuſtandes ihrer Exiſtenz gleich dem Menſchen, wie die Blumen, welche geſtern aufblühten und heute verwelkten. Doch wenn es auch einen Geiſt gäbe, deſſen Daſeyn mit dem Leben aller Menſchen nicht ausermeſſen werden könnte; ſo würde er doch nicht, wie Gott, von allen Zeitpunkten ſagen dürfen: Ich war.

Gott iſt ewig und unveränderlich ewig. Er iſt der, der da iſt. Unſer Daſeyn iſt ein entlehntes Daſeyn: es iſt noch zu ſtolz geſprochen, unſere Wirklichkeit einen Tropfen aus ſeiner Exiſtenz zu nennen. Die Sonnen werden in ihre Finſterniſſe verlöſchen; die Welten, worin wir ſo viel Ordnung, Übereinſtimmung, Schönheit und Pracht bewundern, werden einſinken, und wir Ameiſen auf einem kleinen anmuthigen Hügel könnten mit ihm auf eine kleine Zeit in Staub verwandelt, alle Geiſter könnten mit der ganzen Reihe der Erſchaffenen in Nichts vertilgt werden, und doch gäbe es auch alsdann noch eine unendliche gränzenloſe Wirklichkeit, das unermäßliche Daſeyn Deſſen, der allein ſagen kann: Ich bin, der ich bin.

Wir dürfen hoffen, daß Gott alle Erſchaffenen im Daſeyn erhalten werde; die Unendlichkeit ſeiner Güte verbiethet uns, an ihrer Fortdauer zu zweifeln. Indeß exiſtirt doch auch das beſtändigſte und unwandelbarſt

Geſchöpf nicht auf die Art, wie Gott exiſtirt. Die Beſten werden in einem ewigen Wirbel von Abwechslung und Veränderung umhergetrieben, niemahls ſich ſelber gleich, immer entweder im Abnehmen, oder im Wachsthume. Der Menſch theilt ſein Leben in Jahre, Monate, Tage, Stunden und Minuten; er denke ſich aber noch kleinere Theile desſelben, die vielleicht für gewiſſe Arten von Geſchöpfen ein langes Leben ſind; auch in einer ſo kleinen Dauer wird er nicht, wie Gott, von ſich ſagen können: Ich bin, der ich bin. Niemahls hat er eben dieſelbe Summe von Bewußtſeyn, niemahls eben dieſelbe Summe von deutlichen und dunkeln Gedanken; niemahls eben dieſelbe Summe von Begierden und Empfindungen. Jetzt drängen ſich dieſe Gedanken ans Licht, und plötzlich verdunkeln ſie ſich, um andere empor kommen zu laſſen; wir erwählen in dieſem Augenblicke, was wir in dem nächſten verwerfen; eine Empfindung unterdrückt die andere; ein Wunſch, ein Entſchluß treibt den andern, wie in einem Strome immer ein Tropfen den andern fortſtoßt. Welch ein Unterſchied zwiſchen dem Daſeyn des Menſchen in dem dunkeln Schooße ſeiner Mutter, und zwiſchen dem Daſeyn desſelben in der erſten Kindheit! Wie wenig gleicht er ſich ſelbſt, wenn er noch, wie eine Pflanze, wächſt, und wenn er zum erſten Mahl dankbar gegen ſeine Mutter lächelt, und nun zu beweiſen anfängt, daß er eine Seele hat, wenn er die erſten Worte ſtammelt, und wenn er zum Knaben, oder vom Knaben zum Jünglinge aufblüht, oder vom Jünglinge zum Manne, und vom Manne zum Greiſe reift. So mannigfaltig ſind die Veränderungen, denen der Menſch in ſeinem Daſeyn unterworfen iſt, und der erhabenſte endliche Geiſt muß gleiche Abwechslungen in ſeinem Daſeyn erfahren. Keiner iſt mehr, der er war; keiner wird der ſeyn, der er jetzt iſt. Dieſes iſt Gott allein: ſein Daſeyn leidet keine Abwechslung, er iſt, der er war; er wird der ſeyn, der er iſt; er iſt, der er ſeyn wird, über alle Geſchöpfe in ſeiner Dauer erhaben, der Urſprung und die Quelle, aus dem jedes endliche Daſeyn nach dem andern hervorfließt, ohne daß ſie dadurch verändert oder erſchöpt würde.

Von keinem Geſchöpfe läßt ſich ſagen, daß es ſey, was es ſeyn wird. Der Engel wird nicht aufhören, ein Engel zu ſeyn; der Menſch wird nicht aufhören, ein Menſch zu ſeyn; die Unterſchiede zwiſchen den verſchiedenen Arten endlicher Weſen ſind beſtändig, ihre Naturen werden nicht in einander verwandel werden, und dennoch kann man von keinem einzigen weder in Abſicht auf ſeine Eigenſchaften und Zuſtände, noch ſelbſt in Abſicht auf ſein Daſeyn ſagen, daß er ſey, was er ſeyn wird; denn ſeine Dauer iſt niemahls die Ewigkeit; er wird nur in der Ewigkeit ſeines Gottes fortdauern. Alle Zeitalter, die wir leben ſollen, reichen nicht an ſeine Dauer; es ſind immer Schranken, in denen wir fortwandeln. Wie wir keinen Zeitpunkt wiſſen, wo einmal Gott nicht geweſen wäre, ſo können wir uns auch keinen vorſtellen, wo er nicht ſeyn, wo er nicht eben derſelbe ſeyn wird. Es iſt nur für uns eine Glückſeligkeit, daß wir künftig nicht ſeyn werden, was wir gegenwärtig ſind. Wir wären äußerſt elend, wenn wir immer einerley Empfindungen, immer einerley klare oder deutliche Vorſtellungen hätten; wenn wir immer in dem ermüdenden Kreiſe eben derſelben Wünſche und Begierden umherſchweifen müßten, immer in einerley Schranken von Erkenntniß und Wiſſenſchaft eingeſchloſſen. Gottes Seligkeit hingegen beſteht darin, daß er ſeyn wird, der er war, und iſt; eben ſo ſelig, ehe er ſchuf; eben ſo ſelig, nachdem er unzählbare Welten zur Wirklichkeit gebracht hat; ein Weſen, das über alle war, das über alle iſt, das über alle ſeyn wird.

Welch eine Höhe, zu welcher wir uns mit unſern Vorſtellungen empor zu ſchwingen ſuchen, ohne ſie erreichen zu können! Wer kann die Natur des Höchſten begreifen, da es kein einziges Weſen gibt, von deſſen Weſen wir uns ganz deutliche Begriffe machen können? Wir ſehen von allen nur die Oberfläche. Wir haben viel, ſowohl von unſerm Körper, als von unſerer Seele entdeckt; der Zergliederer und der Philoſoph haben ſich mit einem gleichen Eifer beſtrebt, unſere innerſte Beſchaffenheit zu erforſchen, und den Menſchen mit dem Menſchen bekannt zu machen; aber wie unendlich viel bleibt uns nicht von uns verborgen! Welche Geheimniſſe, die wir nicht aufklären können! der Körper iſt kein Geiſt, und der Geiſt kein Körper; man empfindet den Unterſchied dieſer Begriffe, aber wer hat noch die Frage beantwortet: Was iſt das innere Weſen des Geiſtes? Was iſt das innere Weſen des Körpers? Doch laßt uns annehmen, wir verſtünden die geheimnißvolle Beſchaffenheit eines jeden Dinges; geſetzt, wir ſähen das Innerſte der Schöpfung vor uns aufgedeckt; wir überſchauten, wie Gott, das

Weſen aller Geſchöpfe, von dem erſten Geiſte an, deſſen Gedanken am nächſten an die Gedanken ſeines Schöpfers gränzen, bis auf den Wurm, vom Wurme bis zum Sonnenſtäubchen, und von dieſem, das vielleicht noch erſtaunlich zuſammengeſetzt iſt, bis auf das, über welches ſich tiefer hinunter nichts kleiner denken läßt; geſetzt auch, daß wir nicht allein dieſes alles, ſondern auch Verſchiedenheiten, die ein jedes Ding zu einem beſondern Weſen machen, deutlich begreifen könnten, und es reichen ohne Zweifel Ewigkeiten nicht zu, uns eine ſolche Kenntniß zu geben, weil das Endliche dem Unendlichen ſich wohl immer nähert, es aber nie ganz erreicht: dennoch könnten wir mit allen ſolchen Kenntniſſen nicht einmahl einen bejahenden Begriff von dem Weſen Gottes in uns hervorbringen. Die Weſen aller Dinge ſind, wenn ſie auch alle vereinigt werden könnten, kaum ein Schatten von dem ſeinigen; der Schatten iſt aber nicht die Sonne. Das Weſen Gottes iſt etwas Höhers; es iſt ein Weſen über alle Weſen. Wer muß nicht über die Hoheit deſſelben erſtaunen, wenn er ſich in dieſe Betrachtungen vertieft? Wer empfindet ſeine Endlichkeit ſo wenig, daß er ihn nicht mit der tiefſten Erniedrigung ſeines Herzens anbethen ſollte? Und wenn wir uns vorſtellen, daß dieſes ſo erhabene Weſen auf unſere Niedrigkeit herabſieht, und mit Augen der zärtlichſten Güte und Erbarmung herabſieht: Wer verkennt alsdann ſeine Pflicht ſo ſehr, daß er nicht in den Ausruf des königlichen Dichters einſtimmen ſollte: Herr, was iſt der Menſch, daß du ſein gedenkeſt, und des Menſchen Kind, daß du dich ſein annimmſt!

Wenn Sie ſich alſo erhabne Begriffe von der Weſenheit eines Gottes gemacht haben, lieber Bruder! ſo iſt es nothwendig, daß Sie ſich Mühe geben zu erforſchen, welches die beſte Art ſey, über Gott zu denken.

Oft an Gott zu denken, lieber Bruder! iſt der erſte Schritt zur Weisheit; Geiſter nähren ſich durch Gedanken; jedes feurige Gebeth, jede Erhebung des Gemüths zu Gott iſt Annäherung.

Wenn wir unſer Leben, mein Bruder! genauer überdenken, ſo können wir beobachten, daß wir ſelbes eigentlich in Schlaf, Schlummer, und in wirkliches Wachen eintheilen können.

Der Schlummer wäre nicht nur das Pflanzenleben, ſondern auch dasjenige thieriſche Leben, da die Seele nur um des Leibes Willen da zu ſeyn ſcheint, und woraus man endlich in tiefen Schlaf der Unthätigkeit fällt.

Wirkliches Wachen wäre aber derjenige glückliche Zuſtand unſerer Seele, da wir entweder Gott denken, oder etwas, das Gott gebothen hat, und zwar, weil er es geboten hat, thun.

Nur von dem, mein Freund! der wirklich wacht, kann man ſagen, daß er wirklich lebe. Wie alt ſind wir nun, und wie lange haben wir gelebt?

Wenn nun einſt Gott dieſe Frage an uns ſtellte, was müßten wir, und was könnten wir ihm antworten? — O Bruder! wofern der Unendliche nicht ſpielte, als er uns ſchuf, ſo iſt dieſe Sache erſtaunlich ernſthaft!

Ich weiß wohl, daß wir und alle andern moraliſchen Weſen mehr zum Thun, als zum Denken gemacht ſind; allein, da das Thun allzeit von dem Denken begleitet werden muß; da es eine gewiſſe Art zu denken gibt, die ſchon halb Handlung iſt; und da ſogar einige Gedanken völlig als Thaten von Gott angeſehen werden: ſo hat man nicht zu befürchten, daß man von einer Kleinigkeit rede, wenn man von demjenigen Theile unſers wirklichen Lebens redet, der im Denken beſteht.

Welche von allen Arten, über das erſte Weſen zu denken, iſt die beſte?

Ich ſehe die Schwierigkeiten einer Antwort auf dieſe Frage in ihrem ganzen Umfange ein; aber gleichwohl halte ich ſie nicht für ſo groß, daß ich Dem Recht geben würde, der mir, vielleicht mit vielen tiefſinnig ſcheinenden Gründen, ſagte, daß man ſich gar nicht darauf einlaſſen ſollte.

Ehe ich meine Unterſuchung anfange, muß ich einigen meiner Leſer ſagen, daß wie es eine wirkliche Glückſeligkeit iſt, ſich nur überhaupt vorzuſtellen, daß man exiſtirt, ohne dabey die verſchiedenen Arten unſers Daſeyns zu zergliedern, daß es auch eine wirkliche und viel höhere Glückſeligkeit iſt, uns überhaupt bewußt zu ſeyn, daß wir fähig ſind, Gott — den Unendlichen — zu denken! Faſt alle Beweiſe für die Unſterblichkeit der Seele aus der Vernunft werden Denjenigen, der ſo unglücklich iſt, kein Chriſt zu ſeyn, nur zweifelhafter machen. Aber das Bewußtſeyn dieſer unſerer höchſten Fähigkeit iſt ein Beweis, der wie die Sonne leuchtet. Ich kann Gott, wie unvollſtändig meine Begriffe von ihm auch ſind, ich kann Gott denken! Ich bin unſterblich! Derjenige, der Gott auch nur einen Augenblick gedacht hat, ſollte nicht unſterblich ſeyn? So kann ich fragen; und ein Erzengel, dem ſich Gott nicht unmittelbar offenbaret, wie ſehr er ſeine höhern Kräfte auch fühlt, fragt eben ſo.

Da die Anführung dieſes Beweiſes nur eine Erläuterung des vorigen iſt; ſo ſetze ich ihn nicht weiter fort. Ich könnte ihn ſo fortſetzen: Und ich darf Gott lieben! Der, welcher Gott, auch nur den hundertſten Theil eines Augenblicks, geliebt hat, ſollte nicht unſterblich ſeyn?

Aber welche iſt die beſte Art, über Gott zu denken? Man könnte ſagen, wir müßten uns mit allen Arten ſo bekannt machen, daß wir zu der Zeit, da wir zu der einen nicht fähig genug wären, zu der andern unſere Zuflucht nehmen könnten. Ich habe nichts dawider. Denn Alles, was uns zu Gott führen kann, iſt höchſt wichtig. Gleichwohl glaube ich, daß es eine von unſern vornehmſten Pflichten iſt, uns an die beſte Art, über Gott zu denken, ſo zu gewöhnen, daß wir die andern beynahe nicht nöthig haben.

Ich hoffe, meinem Stoffe genug zu thun, wenn ich drey Arten erkläre; ob ich mich gleich nicht anmaſſe, die Sache dadurch bis auf ihre Nüancen zu beſtimmen.

Es gibt eine kalte, metaphyſiſche Art, die Gott beynahe nur als ein Objekt einer Wiſſenſchaft anſieht, und eben ſo unbewegt über ihn philoſophirt, als wenn ſie die Begriffe der Zeit oder des Raumes entwickelte. Eine von ihren beſondern Unvollkommenheiten iſt dieſe, daß ſie in den Ketten irgend einer Methode einhergeht, welche ihr ſo lieb ſind, daß ſie jede freyere Erfindung einer über Gottes Größe entzückten Seele faſt ohne Unterſuchung verwirft. Ich verſtehe hier durch Erfindungen neue, oder wenigſtens feiner beſtimmte Gedanken über die Vollkommenheiten des Unendlichen. Ich gebe zu, daß dieſe Art den, der noch nöthig hat, ſich von dem

Daſeyn Gottes zu überzeugen, nützlich ſeyn könne. Derjenige aber, welcher weiß, daß die Sonne ſcheint, oder, welches eben ſo gewiß iſt, daß Gott exiſtirt, der dieß weiß, und ſich auf die angeführte kalte Art über Gott zu denken, allein einſchränken wollte, der würde ſich dadurch der nicht kleinen Gefahr ausſetzen, gar zu ſelten, oder beynahe gar nicht, Gott, als den unendlich *Liebenswürdigen*, als den über allen Ausdruck *Bewundernswürdigen*, zu denken und zu empfinden (denn *dieß Denken* kann von der Empfindung nicht getrennt werden); er würde ſich auch ſogar der Gefahr ausſetzen, welche er doch am meiſten zu vermeiden glaubt, nicht *wahr genug* von ihm zu denken. Denn wer ſich nicht genug erhebt, wer nicht würdig genug von ihm denkt, der denkt auch nicht wahr genug von ihm. Ein ſolcher Philoſoph, wie ich meine, wird mir einwenden, daß ich dieß zwar ſage, aber nicht erweiſe. Und ich kann ihm doch hier weiter nichts antworten, als daß der Umſtand, daß er den Erweis einer an ſich ſelbſt ſo klaren Sache verlangt, zwar Viele, aber nur ihn nicht überzeugen wird, er habe ſeinen Verſtand durch metaphyſiſche Grübeleyen, denen er ſich nicht einmahl frey überläßt, ſondern die er nur nach einer gewiſſen Schulmethode zuſammenſetzt, ſehr kurzſichtig gemacht.

Weil wir über dieß Alles, durch dieſe Art von Gott zu denken, beynahe unfähig werden, uns zu der höhern Art, von der ich zuletzt reden werde, zu erheben; ſo müſſen wir auf unſerer Huth ſeyn, uns nicht daran zu gewöhnen. Indeß wird ſich ein wahrer Philoſoph, ich meine einen, den ſein Kopf, und nicht bloß die Methode, dazu gemacht hat, bisweilen darauf einlaſſen, um ſich durch die Neuheit des Verfahrens, aufzumuntern.

Es gibt eine zweyte Art, die ich die mittlere, oder um noch kürzer zu ſeyn, Betrachtungen nennen will. Die Betrachtungen verbinden eine freyere Ordnung mit gewiſſen ruhigen Empfindungen; und nur ſelten erheben ſie ſich bis zu einiger Bewunderung Gottes. Sie können ſehr wahr, ſehr fromm, und ſehr werth ſeyn, oft wieder gedacht zu werden; allein ſie thun einer Seele, die ſich auf das Aeußerſte beſtrebt, Gott zu kennen, noch nicht genug, wo ihr Verlangen nach dieſer Erkenntniß, durch ein gewiſſes unſerer Einſchränkung ſehr natürliches Nachlaſſen, gemildert iſt. Sie haben überdieß oft die Unvollkommenheit, daß ſie uns veranlaſſen, klein von Gott zu denken. Nicht ſo würdig, als wir können, nenne ich ſchon klein von Gott denken. Und dieß geſchieht am meiſten dadurch, daß ſie uns, ohne unſern Vorſatz, unbemerkt zu glauben verleiten, Gottes Gedanken ſeyn wie unſere Gedanken. Kurz, die Eigenliebe eines frommen, und in dieſen Augenblicken vielleicht recht ſehr frommen Mannes verführt ihn, Gott nach ſich zu beurtheilen.

Robert Boyle — und man wird doch nicht geneigt ſeyn, einen Mann, der in allen ſeinen Handlungen ſo viel edle Einfalt und ungeſuchte Würde zeigte, deßwegen einen Sonderling zu nennen, weil er in Einer Sache anders, als faſt alle Menſchen gehandelt hat; und noch weniger wird man denjenigen einen Heuchler nennen wollen, der ſeine reine Frömmigkeit durch eine völlige Vermeidung aller Scheinheiligkeit ſo ſehr bewieſen hat. Robert Boyle ſprach den Nahmen Gottes niemahls anders, als mit einer ſo tiefen Ehrfurcht aus, daß er nicht anders konnte, als, nach dem Ausſprechen deſſelben, eine Weile ſtill ſchweigen, und erſt nach dieſem merklichen Innehalten, wobey er ſein Haupt entblößt hatte, ſeine Unterredung fortzuſetzen. Wie mochte dieſer verehrungswürdige Mann ſeine Empfindungen von Gott, wenn er allein war, ausdrücken, wenn dieſer ernſte, und von Allem, was nur geſchaffen iſt, abgeſonderte Tiefſinn zuletzt in Erſtaunen ausbrach, in Erſtaunen über Gott, das Höchſte, außer der Liebe zu ihm, wozu ein endlicher Geiſt fähig iſt?

Sich auf der oberſten Stufe dieſer Erhebung zu Gott lange zu erhalten, iſt in dieſem Leben unmöglich; aber ſich ihr, durch mehr als Betrachtungen, oft und lange nähern, iſt auch hier möglich, und die höchſte aller Glückſeligkeiten. Sich der oberſten Stufe nähern, nenne ich, wenn die ganze Seele von Dem, den ſie denkt, (und wen denkt ſie?) ſo erfüllt iſt, daß alle ihre übrigen Kräfte von der Anſtrengung ihres Denkens in eine ſolche Bewegung gebracht ſind, daß ſie zugleich und zu einem Endzwecke wirken: wenn alle Arten von Zweifeln und Unruhen über die unbegreiflichen Wege Gottes ſich verlieren, wenn wir uns nicht enthalten können, unſer Nachdenken durch irgend einige kurze Ausrufungen der Anbethung zu unterbrechen; wenn, wofern wir darauf kämen, das, was wir denken, durch Worte auszudrücken, die Sprache zu wenige und zu ſchwache Worte dazu haben würde; wenn wir endlich mit der allertiefſten Unterwerfung eine Liebe verbinden, die mit völliger Zuverſicht glaubt, daß wir Gott lieben können, und daß wir ihn lieben dürfen.

Wofern man im Stande wäre, aus der Reihe, und daß ich ſo ſage, aus dem Gedränge dieſer ſchnell fortgeſetzten Gedanken, dieſer Gedanke von ſo genauen Beſtimmungen, einige mit Kaltſinn herauszunehmen, und ſie in kurze Sätze zu bringen; was für neue Wahrheiten von Gott würden oft darunter ſeyn!

Die Erreichung der oberſten Stufe in dieſer letzten Art über Gott zu denken, iſt ein Zuſtand der Seele, da in ihr ſo viele Gedanken und Empfindungen auf Einmahl und mit einer ſolchen Stärke wirken, daß das, was alsdann in ihr vorgeht, durch jede Beſchreibung verlieren würde.

Der Morgen graut, die aufgehende Sonne ruft uns zur Anbethung; Gottes Segen über Sie, Bruder! Die künftige Nacht ſehen wir uns wieder.

Vierte Nacht.

Aus dem, was ich Ihnen biſher ſagte, lieber Bruder! können Sie wohl ahnen, daß große Geheimniſſe im Schooße der Religion ruhen, und daß es Geheimniſſe in der Natur gibt, die zu ergründen der menſchliche Forſchgeiſt nicht hinreicht, wenn er nicht von einem höhern Lichte erleuchtet wird.

Dieſe großen und unbegreiflichen Thaten, deren Nachruf noch von dem Alterthume bis auf dieſe Zeiten auf uns gekommen ſind; die Wunderdinge, die die Schrift uns liefert, und tauſend andere Sachen, wovon wir uns keine Erklärung geben können, beruhen auf den Geſetzen der göttlichen Annäherung, von welchen Sie zu ſeiner Zeit werden deutlicher unterrichtet werden.

Wenn Sie einen Blick auf die Natur zurückwerfen, ſo werden Sie eine Analogie unter den gewöhnlichen Menſchen finden. Betrachten Sie einmahl die Geburten des Geiſtes; die Dichtkunſt, die Beredſamkeit, ihre Stärke, ihr Hinreißendes, ihre Atraktionskräfte, die erhöhten Leidenſchaften, die Liebe, den Zorn, Enthuſiasmus, ſelbſt die Schwärmerey — welche außerordentliche Dinge, die die gewöhnlichen Kräfte der Menſchen überſteigen, können ſie nicht hervorbringen? — Iſt dieſe innere Seelen-Elektricität nicht ein Wink für den Beobachter, daß eine Kraft im Menſchen liegt, die unbegreiflich iſt, wenn ſie ihre Höhe erreicht? Denken Sie ſich einmahl die Kraft der Tugend, was ſie wirket, welche Männer ſie bildet? Nun, mein Freund! wenn dieſe innere Kraft des Menſchen zu ihrer größten möglichen Reinheit gebracht werden könnte, wenn ſie eine andere, ſie noch übertreffende Kraft zur Beherrſcherin und Siegerin über alles Sinnliche machen könnte, welche Erwartungen müßten wir nicht von ihren Wirkungen haben? Iſt es nicht ganz natürlich, daß Gegenſtände, die dem Lichte näher ſind, beſſer erleuchtet werden, und daß reine und durchſichtige Körper den Lichtſtrahl am beſten auffangen, und wunderbar zu vermehren ſcheinen? Alles dieſes iſt Wink, daß Annäherung zur Gottheit, die allein

Licht iſt, den Menſchen beſſer erleuchtet, und höhere Kräfte des Lichts gibt; allein wie wir in der Natur Analogie von dieſer Wahrheit finden, ſo finden wir auch Analogie von dem Zuſtande, den der Körper haben muß, der ſich dem Lichte nähert.

Die dürren, öden Gegenden werden wieder belebt, wenn im Frühjahre die Sonne der Erde näher kömmt. Alle dieſe Zauberkräfte des Frühlings ſind ein Werk ihrer Annäherung. Denken Sie, welchen Frühling die ewige Sonne in dem Herzen des Menſchen hervorbringen muß, der ſich ihr nahet. Nun frägt ſich: wie geſchieht denn dieſe Annäherung, und was wird zu ſolcher erfordert? —

Lieber Bruder! dieſes iſts eben, was Sie lernen werden. Dringen Sie nicht zu begierig in das Wiſſen; nach und nach wird es Ihnen mitgetheilt werden. Vergeſſen Sie nicht, ſich einſtweilen der Winke der Natur zu erinnern, die dem Menſchen im Großen eine Vorſchrift ſeines erhöhten Seelenzuſtandes geben. Bedenken Sie, daß der höchſt verfeinerte Zuſtand eines Körpers das Glas iſt, daß alle ſeltnen und wunderbaren Erſcheinungen, auf die man durch dieſen verfeinerten und gereinigten Körper kam, wirklich Wunderkräfte der Natur ſind, über die wir aber nicht mehr erſtaunen, weil ſie uns gewöhnlich ſind, und weil wir hierüber nicht mehr reflektiren. Je reiner und feiner ein Körper iſt, je mehr ſich Alles in ſeinem Baue der Einheit nahet, deſto mehr iſt er fähig, die Strahlen des Lichts aufzufangen, und ſie zu konzentriren. Denken Sie einmahl über die Hohl- und Brennſpiegel nach. In der Optik, mein Bruder, liegen noch ganz unbegreifliche Dinge verborgen; Dinge, von welchen ſich unſere Phyſiker nichts träumen laſſen; aber alles dieſes ſind nur Winke, die den Forſcher zu höhern Wahrheiten führen ſollen.

Reinheit der Seele iſt der erſte Weg der Annäherung; vor Allem müſſen Sie ſich, mein Bruder! die praktiſchen Regeln der Sittlichkeit zur Tugend zu gelangen, und Fertigkeit in guten Handlungen zu erhalten, eigen machen, ohne welche es nicht möglich iſt, die Höhe der Rechtſchaffenheit zu erreichen, welche erſtiegen werden muß, um nicht einen unbilligen Anſpruch auf höhere Dinge machen zu dürfen. Hören Sie mir alſo mit Gelaſſenheit zu, wie Sie zuerſt dieſe Fertigkeit erreichen können.

Man wird leicht mit Ueberzeugung einſehen, daß eine fertige Entdeckung guter, und eine eben ſo glückliche Beobachtung und Vermeidung gefährlicher und böſer Gelegenheiten unter den mannichfaltigen Uebungen, welche edle Fertigkeiten erleichtern und befeſtigen, nicht den niedrigſten Rang einnehmen. Wem es hier an geſchwinder Einſicht und richtiger Beurtheilung fehlt, der wird auch bey dem aufrichtigſten Entſchluſſe, ſeinen Pflichten getreu zu ſeyn, auf dem Wege der Tugend nur ſehr langſame Schritte thun, indem tauſend zu guten Handlungen ſehr bequeme Veranlaſſungen ungenützt vorübereilen werden, die Schuld davon mag nun an der Blödigkeit, oder an der Trägheit oder auch an der Zerſtreuung ſeines Verſtandes liegen. Er wird ſich von demjenigen weit zurückgelaſſen ſehen, der jede innerliche und äußerliche Reizung zur gewiſſenhaften Leiſtung ſeiner mannichfaltigen Verbindlichkeiten bemerkt, und, an eine ſchnelle Beobachtung derſelben gewöhnt, jede, die ſich ihm anbiethet, ergreift, jede zu ſeinem Vortheile anwendet, durch jede löbliche Handlung, die er unternimmt, ſeiner Liebe zur Tugend eine neue Stärke mittheilt, und das Leben derſelben, ſo zu ſagen, immer lebendiger macht. Es hat mit jeder andern Kraft der menſchlichen Natur die Bewandtniß, daß ſie zu dem Grade von Stärke, deſſen ſie fähig iſt, nicht gelangen kann, ohne oft gebraucht und angeſtrengt zu werden. Aber welch ein Unterſchied iſt gleichwohl in dem Wachsthume unſerer in ihren Beſtimmungen ſo weit von einander verſchiedenen Kräfte! Sind, damit ich meine Gedanken durch ein Beyſpiel deutlicher mache, unſere körperlichen Fähigkeiten bis auf den Grad erhöht, den ſie nicht überſchreiten können: ſo nimmt ihre Stärke eben durch den Gebrauch wieder ab, der ſie erweckte und vermehrte; die Uebung ſchwächt ſie nun, und je öfter ſie angeſtrengt werden, deſto ſtumpfer werden ſie, und deſto ſchneller erfolgt ihre Abnahme. Nur die Fertigkeiten der Tugend ſind eines unaufhörlichen Wachsthumes fähig; mit jeder Anwendung empfangen ſie ein neues Leben, werden ſie unſterblicher, werden ſie immer mächtiger, alle Hinderniſſe und Schwierigkeiten zu überwältigen, und der Wetteifer in dem Schranken der Religion und Rechtſchaffenheit ermüdet ſo wenig durch ſeinen ſchnellen Fortgang, daß ihm vielmehr jeder noch ſchnellere Schritt auch eine größere Geſchwindigkeit und Freudigkeit mittheilt. Doch ſo weit kann es Niemand bringen, ohne ſeine mannichfaltige Pflichten oft erfüllet zu haben. Wer kann ſie aber oft erfüllen, wenn es ihm an

Geſchicklichkeit und Luſt fehlt, die Gelegenheiten dazu glücklich zu entdecken und ſorgfältig zu gebrauchen?

Man erſtaunt, wenn man überdenkt, wie viel Gutes Ariſtides ſchon gethan hat, man mag ſein Leben aus der Nähe oder aus der Ferne überſehen; man erſtaunt noch mehr, wenn man ſich vorſtellt, wie viel man noch, und zwar mit der allerzuverläßigſten Gewißheit, von ihm erwarten darf. Wenn er nicht gelernt hätte, oder es nicht wiſſen wollte, daß ein Rechtſchaffener bey aller Größe und Würde ſeiner Tugend und bey einem noch ſo feurigen Eifer, allen ſeinen Pflichten zu gehorchen, immer Urſachen genug übrig behalte, ſich zu bemäßigen: mit welcher Selbſtzufriedenheit könnte er nicht ſeine Aufführung betrachten, und wie nahe wäre er der Gefahr nicht, ſich der Vorzüge zu entheben, die ihren ſchönſten Werth von der Beſcheidenheit, und von einer ſittſamen Mäßigung ſelbſt einer nicht unerlaubten Freude darüber empfangen? Man braucht dieſen Liebenswürdigen nicht lange zu kennen, um zu wiſſen, daß jede Stunde ſeines Lebens oft mit mehr als einer edlen und rühmlichen Handlung bereichert und verſchönert werde. Ueberläßt er ſich den Verbindlichkeiten ſeines Berufs: wie erfüllt er ſie nicht; mit welcher Treue;

mit welcher Gewiſſenhaftigkeit! Erſcheint er in den Geſellſchaften, welches gemeiniglich aus Pflicht geſchieht; auch in die Geſellſchaften begleiten ihn Religion und Tugend, und überall in der heiterſten und angenehmſten Geſtalt; ſie begeiſtern ſeine Geſpräche, die alle entweder nützlich, oder verbindlich ſind. Man iſt begierig zu wiſſen, warum ſich Ariſtides in der Tugend ſo ſehr von andern unterſcheide, welche man gleichwohl nicht beſchuldigen darf, daß es ihnen an Neigung und Luſt zu ihren Pflichten fehle? Wahre Tugend zu beſitzen, dazu iſt auch ein beſonderer und ungewöhnlicher Einfluß des Beyſtandes unentbehrlich, ohne welchen ſich der Menſch zu keiner andern, als zu einer bloß ſcheinbaren Größe emporſchwingen kann. Allein dieſes ſind die erſten und allgemeinen Urſachen, und dieſe bringen ihre Wirkung nicht unmittelbar hervor. Worin ſollen wir alſo die Mittelurſachen ſuchen, wodurch ſie wirken? In ſeinen natürlichen Fähigkeiten und Talenten? Aber wie oft bleiben die ſchönſten Gaben der Natur ungebraucht, gleich Schätzen, welche der Beſitzer oft faſt weniger kennt, als eine ſcharfſichtigere Welt? Wie oft werden ſie auch entweder ganz zernichtet, oder durch Laſter geſchändet? In der Erziehung? Aber wie viele können ſich nicht rühmen, durch eine weiſe und vortreffliche Erziehung auf den Weg der Tugend geleitet worden zu ſeyn? Warum gehen ſie denſelben, wenn ſie ihn auch nicht verlaſſen, doch mit einer ſolchen Trägheit? Warum verlieren ſie ſich unter der Menge derer, die, wenn ſie gut genug bleiben, um weder verachtet noch verabſcheuet zu werden, ſich doch nicht beſtreben, ſo vortrefflich zu ſeyn, daß ſie eine beſondere Hochachtung, Verehrung und Bewunderung verdienten? Sollten wir Ariſtidens moraliſche Vorzüge ſeinen äußerlichen Umſtänden zuſchreiben? Aber ſo würden große und erhabene Tugenden nicht ſo ſelten in der Welt ſeyn, wenn es bloß auf Geburt, Anſehen und Macht ankäme. Woraus ſollen wir alſo ſeine ſo außerordentliche Fertigkeit in allen löblichen Handlungen herleiten? Am beſten unſtreitig aus der Gewohnheit, alle Gelegenheiten zum Guten, ehe ſie vorüber ſind, ſchleunig wahrzunehmen, und aus der Luſt, ſie ihrer Beſtimmung gemäß anzuwenden. Dieſe Vollkommenheit iſt es, welche, ſo zu ſagen, jeder Tugend Flügel gibt! Glücklich iſt das Volk, das ſich rühmen kann, in verſchiedenen Ständen mehr als einen Ariſtides zu beſitzen, wenn ſie ſolches auch in verſchiedenen Graden und auf verſchiedenen Laufbahnen ſeyn ſollten!

Es iſt nöthig, wenn wir in der Entdeckung und glücklichen Anwendung guter Gelegenheiten zu einer ſolchen Fertigkeit kommen wollen, durch welche wir unſere Tugend nicht allein ſtärken, und von einer Stufe der Vortrefflichkeit zur andern erhöhen, ſondern auch unſere Zufriedenheit und Glückſeligkeit mit einem großen Ueberfluße wahrer Freuden vermehren können, daß wir uns mit den Vorſchriften bekannt zu machen ſuchen, welche uns in den Beſitz dieſer Vollkommenheit ſetzen, ſobald wir in der Beobachtung derſelben Sorgfalt und Klugheit beweiſen. Da ein Menſch nicht allein durch wirkliche Laſter, ſondern auch durch Vernachläßigung der Pflichten, die Vernunft und Religion gebiethen, ſtrafbar und unglücklich wird: ſo kann eine Betrachtung dieſer Regeln denen nicht anders als angenehm ſeyn, welche ſich von einer edlen Luſt begeiſtert fühlen, ihre Wohlfahrt und Ehre auf eine ungeheuchelte Frömmigkeit und Rechtſchaffenheit zu gründen.

Ich ſetze voraus, daß derjenige, welcher ſich gewöhnen will, die Gelegenheiten zum Guten, die ſich ihm anbieten, mit Geſchwindigkeit nicht allein zu entdecken, ſondern auch auf das vortheilhafteſte zu gebrauchen, eine deutliche, gegründete, und zugleich lebhafte

Erkenntniß ſeiner mannichfaltigen Obliegenheiten beſitzen müſſe. Dieſes bedarf keines Beweiſes, wenn man ſich nur erinnern will, daß ſie in ſolchen Verknüpfungen ſowohl unſerer eigenen innerlichen und äußerlichen Umſtände, Schickſale, Veränderungen, als auch unſerer Verhältniſſe gegen andere Menſchen und Weſen beſtehen, wodurch die Erfüllung unſerer Pflichten entweder möglich gemacht oder befördert wird. Wenn man dieſe nicht kennt woher ſollen wir diejenigen Verbindungen unſerer Umſtände und Verhältniſſe entdecken, welche zur Ausübung der Tugend vor andern bequem und vortheilhaft ſind? Ein wichtiger Grund, die allernothwendigſten Einſichten zu erweitern, und unſere Verbindlichkeiten in ihrem ganzen Umfange überſehen zu lernen. Denn je vollkommener und lebendiger ſie ſind, deſto leichter muß es uns werden, alle Veranlaſſungen zu löblichen Thaten wahrzunehmen, und ihrem Endzwecke gemäß anzuwenden.

Da alle Gelegenheiten zum Guten nicht bloß in unſern äußern, ſondern vorzüglich in unſern innerlichen Umſtänden und Beſchaffenheiten und deren Zuſammenhange mit unſern Verhältniſſen gegen andere Menſchen und Weſen gegründet ſind: ſo begreift man leicht, daß die erſte Regel eine genaue Aufmerkſamkeit auf uns ſelbſt und eine richtige und ſorgfältige Selbſterkenntniß verlange. Keine unſerer Handlungen kann zur Wirklichkeit kommen, wenn wir nicht von einem innern Antriebe dazu gereizt werden, er mag nun aus bloßer Empfindung, oder aus der Gegenwart heftiger Begierden und Leidenſchaften, oder auch aus deutlicher Erkenntniß entſpringen. Wir müſſen alſo die Triebfedern kennen, welche unſere Seele in Bewegung ſetzen; wir müſſen die Anzahl derer, die zugleich wirken, wir müſſen die verſchiedenen Stufen ihrer Lebhaftigkeit und Stärke kennen, wenn wir ſie nach den Erforderniſſen der Fälle, worein wir kommen, entweder vermehren und anfeuern oder zurückhalten und ſchwächen wollen. Und wie können wir die innern Beſchaffenheiten und Veränderungen unſers Verſtandes und ſeiner Kräfte, unſers Herzens und ſeiner Bewegungen, mit unſern äußern Umſtänden und Veränderungen in diejenige Harmonie bringen, welche Religion und Rechtſchaffenheit begehren, wenn wir Fremdlinge in uns ſelbſt ſind? Wenn wir nicht wiſſen, was in unſerm eigenen Herzen vorgeht, oder wenn es dem Bewußtſeyn davon an Deutlichkeit und Licht fehlt: Werden wir nicht in unſern Handlungen von jeder fremden Gewalt abhängen, die nur auf unſere Sinne wirken kann? Lerne dich ſelbſt kennen, iſt alſo eine Regel, deren Beobachtung, außer tauſend andern vortrefflichen Wirkungen, auch dieſe hat, daß ſie die Entdeckung und Anwendung aller guten Gelegenheiten erleichtert und befördert.

Weil überhaupt der Ausführung eines jeden Unternehmens, worein wir uns einlaſſen, nichts hinderlicher zu ſeyn pflegt, als theils die Zerſtreuung unſers Geiſtes, die gemeiniglich ihren Grund in einer allzumächtigen Sinnlichkeit hat, theils auch eine unordentliche Geſchäftigkeit, welche entweder auf keinen gewiſſen Endzweck gerichtet iſt, oder ihre Gegenſtände beſtändig verändert, oder verſchiedene Abſichten zu gleicher Zeit verfolgt, ohne ſie gehörig mit einander zu verbinden: ſo müſſen wir, um alle Gelegenheiten zum Guten leicht entdecken und gebrauchen zu können, uns von dieſen ſo nachtheiligen Unvollkommenheiten unſerer Seele zu befreyen, oder vor ihnen zu bewahren ſuchen. Die Gegenwart des Geiſtes und die Sammlung des Herzens ſind auch zu dieſem, ſo wichtigen Endzwecke nothwendige und ſichere Mittel. Ein Menſch mag noch ſo ernſtlich entſchloſſen ſeyn, eine jede Gelegenheit zu rühmlichen Handlungen pflichtmäßig anzuwenden, und auch ſcharfſichtig genug, ſie zu entdecken; ſie wird ihm ſelbſt, wenn er ſie faſt ergriffen hat, noch entfliehen, wofern er zur Zerſtreuung gewöhnt, oder in eine Geſchäftigkeit verloren iſt, die ſich durch keine Regeln einſchränken und regieren läßt. Denn da wir beſtändigen Veränderungen unſers Zuſtandes ausgeſetzt ſind, und keine einzige in einer völligen Gleichheit mit ſich ſelbſt lange fortzudauern pflegt; da die Zerſtreuung und eine unordentliche Geſchäftigkeit eben darin beſteht, daß die Seele unfähig geworden iſt, eine Reihe von Gedanken oder Bewegungen, oder Handlungen mit Beſtändigkeit fortzuſetzen, weil ſie keinem beſtimmten und feſten Entwurfe folgt; da überdieß jede Gelegenheit entweder verſchwindet, oder unbequem werden muß, wenn die Verknüpfung von einerley innerlichen und äußerlichen Umſtänden geſchwächt wird, oder völlig aufhört: ſo iſt derjenige, der dieſe Fehler noch nicht überwunden hat, immer in Gefahr, von der beſchloſſenen und auch wohl ſchon angefangenen Ausführung edler Unternehmungen, zu denen ihn beſondere Veranlaſſungen reitzen, durch fremde Gegenſtände abwendig gemacht zu werden, ſobald ſie nur einen unvermutheten und plötzlichen Eindruck auf ihn machen. Ueber dieſe Gefahr iſt derjenige erhoben, der ſich ſo in ſeiner Gewalt hat, daß ihn nichts beunruhigt. Er iſt ſo frey; er iſt ſeiner ſelbſt und ſeiner Kräfte und ihrer Wirkungen ſo mächtig, und ſeine Augen ſind immer ſo offen und wachſam, daß er alle Veränderungen, die nicht von ihm ſelbſt entſpringen, bemerkt, ohne ſich ſelbſt dadurch verändern zu laſſen; daß er auf ſeinem Wege ſtandhaft fortgeht, wenn es nicht ſeine Pflicht ſelbſt erfordert, ſeine Handlungen anders einzurichten.

Ein Menſch, der ſich geübt hat, ſeine Gedanken zu ſammeln, und gegenwärtiges Geiſtes zu ſeyn, wie leicht muß der nicht ſeine Umſtände, ſeine Verhältniſſe gegen andere Menſchen, und überhaupt gegen alle Geſchöpfe, und derer Abwechslungen mit den Geſetzen Gottes vergleichen; wie leicht muß der nicht aus einer ſolchen Vergleichung einſehen, und, wie das beſte aller Bücher ſagt, *prüfen können, welches ſein guter, ſein ihm wohlgefälliger Wille ſey!* Es gibt ſo *merkliche* Gelegenheiten zur Tugend für alle Menſchen, daß es beynahe gar keiner Anſtrengung unſerer Aufmerkſamkeit zur Entdeckung derſelben bedarf; ſie dringen ſich, ſo zu ſagen, einem Jeden auf; man müßte ſehr muthwilliger Weiſe ſeine Augen verſchließen, wenn man ſie nicht entdecken wollte. Allein es gibt Gelegenheiten zur Tugend, die es nicht gleich bey dem erſten Anblicke zu ſeyn ſcheinen; ſie ſtrahlen nicht in einem ſo ſtarken Lichte, als jene; man muß ſeine Aufmerkſamkeit ermuntern; man muß in der Beurtheilung ſehr genau, und doch zugleich ſehr geſchwind ſeyn, damit ſie nicht ungebraucht vorüber eilen. Wie glücklich iſt alsdann nicht Derjenige, der ſich in der Vergleichung aller Dinge mit dem Willen Gottes und mit ſeinen Pflichten bis zur Fertigkeit geübt hat! Dieſe wird ihn in den Stand ſetzen, ohne Verzug zu ſehen, was er thun muß; und welch einen vorzüglichen Werth haben nicht Tugenden, die bey weniger merklichen, weniger ſichtbaren Gelegenheiten dazu ausgeübt werden!

Jedoch iſt es unmöglich, in dem Gebrauche der Gelegenheiten zu tugendhaften Handlungen mit ſo vieler Treue und mit ſolchem Eifer zu verfahren, als wir ſchuldig ſind, wenn nicht unſere allgemeine Entſchließungen, alle Geſetze, die unſern Gehorſam fordern, zur beſtändigen Richtſchnur unſers Verhaltens zu machen, zu allen Zeiten Wirkſamkeit und Stärke genug behalten. Wie nöthig iſt es nicht in dieſer Abſicht, öftere Betrachtungen über die Nothwendigkeit und wahre Beſchaffenheit derſelben anzuſtellen! Geben wir uns keine Mühe, ſie immer zu erneuern, ſo haben ſie das Schickſal aller Ideen unſers Geiſtes, die, wenn wir ſie nicht fortſetzen, endlich von andern ſo verdunkelt werden, als wenn ſie nie von uns gedacht worden wären. Wir müſſen uns alſo unſerer guten Vorſätze nicht allein bewußt bleiben; wir müſſen ſie auch in ihrer Herrſchaft über alle andern Gedanken, und über alle Wirkungen unſers Willens zu vertheidigen ſuchen. Wir müſſen zuſehen, daß die Ordnung, in welcher wir ſie zur Wirklichkeit bringen ſollen, nicht verrückt werde, und beſonders müſſen wir alle unſere Umſtände, und alle Veränderungen, die mit uns vorgehen, als Mittel anwenden, täglich ihre Stärke und Lebhaftigkeit zu vermehren. Je größer dieſe iſt, deſto mehr wird uns an der Erfüllung derſelben liegen, und wer weiß nicht, wie wirkſam uns der Antheil macht, den wir an einem Gegenſtande unſerer Wünſche nehmen? Alsdann kann ſich unſerer Aufmerkſamkeit nichts entziehen, was in einigem Verhältniſſe damit ſteht; wir ſehen Alles, und die Hoffnung, unſere Vorſätze auszuführen, wie beſeelt ſie nicht unſere Thätigkeit, und welche Hinderniſſe hilft ſie nicht überwinden?

Die aus dieſen Erfahrungen hervorgehende Folge iſt die Nothwendigkeit einer beſtändigen und angelegentlichen Erneuerung guter Vorſätze. Da nun dieſe, weil ihre Belohnung ſelten eine ſinnliche Luſt iſt, bloß durch die Uebung in einer deutlichen Erkenntniß unſerer Pflichten befördert werden kann: ſo können wir wider eine unordentliche Sinnlichkeit nie zu ſehr auf unſerer Huth ſeyn, weil eine reife und zuverläßige Beurtheilung durch nichts mehr verhindert wird, als durch ſie. Die Empfindung muß, ſelbſt wenn wir ſie auf moraliſche Güter richten, nie die vornehmſte Urſache unſrer Handlungen werden; denn auch ſie kann uns zu gefährlichen Verirrungen verleiten, wenn ſie allzeit mit undeutlicher Erkenntniß verbunden iſt. Nur mit der Vernunft können wir den Zuſammenhang der Dinge, und das, was durch dieſen Zuſammenhang nothwendig und eine Verbindlichkeit wird, überſehen. Sie muß herrſchen, wie lebendig und wirkſam auch unſer moraliſches Gefühl ſeyn mag; und je ſtärker die Winde ſind, welche die Segel füllen, deſto nöthiger wird ſie am Steuerruder. Die beſten Empfindungen werden leicht unordentlich, weil die Dunkelheit der Vorſtellung des Guten und Böſen leicht in eine Unrichtigkeit derſelben ausarten kann, oder auch weil die Grade derſelben den Graden deſſen, worauf ſie gerichtet werden, nicht gemäß, ſondern bald ſtärker, bald anhaltender ſind, als ſie ſeyn ſollten. Je weniger wir uns alſo unſern Empfindungen überlaſſen, je weniger uns ſinnliche Begierden und Abneigungen regieren, deſto leichter werden wir gute Gelegenheiten, ohne uns zu verirren, entdecken, und ſie deſto glücklicher, ohne in ihrem Gebrauche zu fehlen, zu unſerm wahren Vortheile anzuwenden wiſſen.

Allein wie wir zu allen moraliſchen Vollkommenheiten nur durch viele und verſchiedene Stufen, und auch nicht ohne oft auszugleiten und wieder aufzuſtehen, empor kommen können, gleich Kindern, die nicht mit Sicherheit gehen lernen, ohne oft geſtrauchelt zu haben: alſo werden wir, ungeachtet des ernſtlichen Beſtrebens, dieſe Regeln zu beobachten, dennoch viele vortreffliche Veranlaſſungen zur Erfüllung unſerer Pflichten vernachläßigen. Soll uns nun dieſes Straucheln nicht zum Nachtheile gereichen; ſo müſſen wir von jedem Falle aufſtehen, und ſeltner fallen: und wünſchen wir dieſes, ſo müſſen wir uns einer lebendigen und heilſamen Erkenntniß unſerer Fehltritte, und der von uns verabſäumten guten Gelegenheiten befleißen. Dieſes iſt das Amt des Gewiſſens, welches nicht allein über unſere noch bloß möglichen oder angefangenen, ſondern auch über die ſchon vollendeten Handlungen unpartheyiſch, und mit völliger Freyheit entweder für uns oder wider unſere Eigenliebe urtheilen ſoll, nachdem es unſere Thaten verdienen. Je wachſamer und zärtlicher ſolches iſt; je freymüthiger es uns begangene Fehler vorhalten und uns zeigen darf, in welchen Fällen wir zu pflichtmäßigen Thaten veranlaßt wurden, ohne ſie verrichtet zu haben, deſto vorſichtiger werden wir in der Folge werden. Der verſchuldete und unwiderbringliche Verluſt guter Gelegenheiten und aller ihrer glückſeligen Folgen wird uns kränken; je deutlicher unſere Erkenntniß davon wird, und je ernſtlicher noch immer unſere Luſt zur Tugend iſt, deſto eifriger wird uns eine ſolche ſchmerzhafte Empfindung machen, einem neuen Verluſte durch alle nur mögliche Aufmerkſamkeit und Gegenwart des Geiſtes vorzubeugen.

Nichts, was zur Beförderung der moraliſchen Güte und Glückſeligkeit des Menſchen unternommen wird, bedarf einer Belohnung. Aber wie glücklich wären nicht die Stunden, worin dieſe Betrachtungen gedacht wurden, angewendet, und wie theuer belohnt, wenn ſie Sie, mein Bruder! bewegen möchten, nicht allein aufmerkſam auf gute Gelegenheiten zu ſeyn, ſondern ſie auch, wegen des großen Gewinnes, den ſie verheißen, zu gebrauchen! —

Leben Sie wohl, mein Bruder! denken Sie über die großen Wahrheiten nach, und morgen Nachts ſehen wir uns wieder.

Fünfte Nacht.

Geſtern ſprach ich zu Ihnen, mein Lieber! auf welche Art Sie ſich zu tugendhaften Fertigkeiten erheben können; heute, ehe ich Sie weiter führe, muß ich Sie die große Wichtigkeit lehren, daß Sie ſich bemühen müſſen, Ihre Einbildungskraft moraliſch zu machen.

Wenn ohne Vernunft keine Weisheit, ohne Weisheit keine Tugend, und ohne Tugend keine wahre Glückſeligkeit möglich iſt, die Vernunft aber keine gefährlichere Gegnerin hat, als eine unordentliche, zerrüttete, oder unbeherrſchte Phantaſie: ſo muß in Abſicht, theils auf unſere Sitten und Handlungen, theils auf unſern innern regelmäßigen Charakter, außerordentlich viel darauf ankommen, wie dieſe zwar unedlere, aber gemeiniglich ſehr lebhafte und mächtige Kraft unſerer Seele beſchaffen iſt. Das Herz kann nicht moraliſch ſeyn, wenn es nicht die Einbildung iſt. Man könnte faſt aus allen unſern Handlungen und Endzwecken beweiſen, daß ſie die meiſten Begierden erweckt oder anfeuert, und ſich faſt in jeden Umſtand unſerer Thaten und Vergnügungen einmiſcht. Iſt ſie regelmäßig und auf das gerichtet, was eine wirkliche Größe, eine wahre, und beſonders eine moraliſche Schönheit hat: ſo werden es auch dieſe ſeyn. Iſt ſie aber verdorben: wie weit wird nicht die Unordnung der Leidenſchaften gehen, die ſie beherrſcht? Welche laſterhaften Handlungen wird ſie nicht zur Wirklichkeit bringen, ſobald dieſe gewöhnt ſind, keinen andern Weg zu gehen, als den, den ſie vorſchreibt? Wer alſo nach der wahren Vollkommenheit der menſchlichen Natur ſtreben will, der würde die Aufrichtigkeit ſeines Vorſatzes verdächtig machen, wenn er die Verbeſſerung ſeiner Imagination nicht für eine nothwendige Pflicht halten wollte.

Dieſe Kraft hat Wirkungen von mannichfaltiger und verſchiedener Art. Die Sinne ſind es, die, als die Canäle aller Erkenntniß, dem Verſtande die erſten Vorſtellungen, und durch ſie dem Herzen die erſten Empfindungen mittheilen. Beyde ſind der rohe Stoff, welcher der Seele zur Bearbeitung dargeboten wird. Sie müſſen deswegen in dem Verſtande fortdauern, und, wenn ſie ihrer nöthig hat, wieder hervorgebracht werden können, oder er würde einem Spiegel gleichen, aus welchen die Abbildungen körperlicher Gegenwart derſelben ſo ſchnell, und ſo völlig verſchwinden, daß auch nicht die ſchwächſte Spur einiges Eindruckes darin zurückbleibt. Allein wie die Seele, ungeachtet das Gegentheil von Philoſophen behauptet wird, die nicht tief denken, ſelbſt bey dem erſten Urſprunge unſerer Ideen und Empfindungen mehr thätig, als leidend iſt: ſo iſt es auch mit der Erhaltung und Fortdauer derſelben beſchaffen. Die Einbildung bemächtigt ſich ihrer, nimmt ihnen ihre natürliche Flüchtigkeit, übergibt ſie dem Gedächtniſſe und der Erinnerung, ſtärkt ſie durch die Wiederhohlung, und enthält ſelbſt diejenigen, die wegen der Unmerklichkeit ihres ſchwächern Eindruckes dem Bewußtſeyn zu entfliehen ſcheinen. Man erſtaunt oft, Gedanken und Bilder entſpringen zu ſehen, die das Anſehen haben, neu und noch nie von ihr gedacht zu ſeyn. Das Erſtaunen aber würde aufhören, wenn man ſich nur bewußt werden könnte, was jedesmahl mit unſern deutlichen

Vorſtellungen für dunklere Ideen und Empfindungen verknüpft waren.

Kaum zeigt ſich den Sinnen ein äußerlicher Gegenſtand, der mit ſchon einmahl empfundenen ſinnlichen Ideen verwandt iſt, oder auch nur einige entfernte Beziehung darauf hat: ſo ruft die unaufhörlich arbeitende, nimmer ermüdete Phantaſie dieſelben zurück. Die Seele wird ſich deſſen bewußt, was ſie ſchon einmahl geſehen, empfunden, bewundert, begehrt oder verabſcheuet hat; zum wenigſten denkt ſie eben das wieder, wenn auch das Bewußtſeyn des vorigen ähnlichen Zuſtandes fehlen ſollte. Indeß iſt es der Einbildung unmöglich, die vorigen Ideen und Empfindungen ganz unverändert zu laſſen. Sie müſſen, ſo zu ſagen, ihr Gepräge annehmen, und man wird ſie, durch die Hülfe einer ſorgfältigen Aufmerkſamkeit, immer an einiger Veränderung, wie unmerklich ſie auch ſeyn mag, als erneuert und wiederempfunden erkennen können.

Faſt alle äußerlichen Gegenſtände, welche uns zuerſt durch die Werkzeuge der Empfindung vorgeſtellt worden ſind, gewinnen oder verlieren bey ihrer Wiedervorſtellung durch die Phantaſie; ſie erſcheinen beynahe niemahls in ihrer erſten Geſtalt. Entweder zeigt ſie dieſelbe mehr im Schatten oder in einem glänzenden Lichte. Sie ſetzt hinzu; ſie nimmt hinweg; ſie vergrößert oder verkleinert. Bald verſchönert ſie und mindert das Widrige, welches gewiſſe Gegenſtände bey ihrem erſten Anblicke hatten; bald entkleidet ſie auch dieſelbe von den Reitzen, wodurch ſie ſich unſers Beyfalls oder unſerer Bewunderung bemächtigten. Sie läßt uns unbekannte Seiten daran entdecken, die uns mißfallen; ſelten aber bekümmert ſie ſich, ob die Veränderungen, die ſie mit ihnen vornimmt, mit der Natur der Dinge ſelbſt übereinſtimmen oder nicht.

Keine Kraft der Seele iſt unruhiger und wirkſamer, als ſie; ſie verſchafft ihr einen unerſchöpflichen Ueberfluß von Ideen, wenn die Sinne von ihrer Arbeit ermüden, oder wenn die bedächtigere Vernunft auf dem Wege des Nachdenkens nur langſame Schritte thut, aus Furcht, ſich in dem weitläuftigen Gebiethe eigener Vorſtellungen zu verirren, und ſich, wenn ſie ſich einmahl unter betrügeriſchen Träumen verloren hätte, nicht zur Wahrheit zurückfinden zu können, die das einzige Ziel aller ihrer Nachforſchungen ſeyn ſollte.

Die Phantaſie gehört zwar zu dem niedrigern Vermögen des menſchlichen Geiſtes; ſie iſt aber doch eine von ſeinen nützlichſten Kräften, wenn die Vernunft nur einige Gewalt über ſie hat. Weil durch ſie unſere Gedanken bis ins Unendliche verändert und vervielfältiget werden: ſo iſt ſie die Quelle aller Erfindungen. Wie enge würden nicht die Gränzen unſerer Erkenntniſſe ſeyn, wenn ſie uns nicht neue Ausſichten öffnete, und den Umkreis derſelben erweiterte! Selbſt die ernſthafteſten Wiſſenſchaften, die bloß die Furcht eines tiefſinnigen Nachdenkens zu ſeyn ſcheinen, gewinnen durch ſie. Es hat niemahls ein Genie gegeben, welches nicht auch von ihren Einflüſſen begeiſtert worden wäre, und beſonders haben diejenigen, die man ſchöne Geiſter zu nennen pflegt, ihr faſt Alles zu danken. Sie darf ſich rühmen, die Entdeckung vieler Wahrheiten befördert zu haben, obgleich die Irrthumer und ungegründeten Meinungen zahlreicher ſind, die durch ihre Verblendungen zu entſtehen pflegen. Sie hat ohne Zweifel einem Newton die Lichtſtrahlen zergliedern geholfen; ſie hat aber einen noch größern Antheil an den Wirbeln des Carteſius.

Die Ideen, mit denen uns die Einbildung bereichert, ſind ſinnlich, weil ſie aus ſinnlichen Empfindungen entſpringen. Weil aber die übrigen durch die Veränderung der erſten entſtehen, ſo haben ihre Gegenſtände in der Geſtalt, die ſie ihnen gibt, keine Wirklichkeit, wenn ſie ihnen nicht durch Kräfte des Menſchen gegeben wird. Da nun die Sehnſucht nach Vergnügen der herrſchende Grundtrieb unſerer Seele iſt, ſo beſchäftigt ſich die Phantaſie vorzüglich mit dem, was angenehme Eindrücke auf die Sinne gemacht hat. Der Beweis davon ſind alle Künſte, welche nicht die bloße Nothwendigkeit erfunden hat; welche vielmehr die Bequemlichkeit und Anmuth des Lebens zum Endzwecke haben. Eben deßwegen ſind auch die Vollkommenheiten, die außer den Gränzen der Sinne durch die höhern Kräfte der Seele durch Nachdenken und Vernunft entdeckt werden, nicht das nächſte und unmittelbare Objekt der Einbildung. Die Wahrheit und das moraliſche Gute machen wenig Eindruck auf ſie, und ſie würden ſie gar nicht rühren, wenn ſie nicht immer einige Aehnlichkeiten mit ſinnlichen Gegenſtänden, oder doch ſelbſt ſinnliche Wirkungen hätten, die durch die Empfindung auf uns wirken können. Weil ſie aber eben dadurch dem, was bloß Geiſt und Seele iſt, ſo zu ſagen, einen Körper geben kann: ſo haben auch die Vernunft und Tugend außer ihren wahren und weſentlichen Vergnügungen ſeiner Leidenſchaften anfeuern, ob ſie gleich keine andere Wirklichkeit haben, als diejenige, die ihnen die Zauberey einer verderbten Phantaſie gibt.

Indeß beſchäftigt ſich die Einbildung nicht allein mit angenehmen Vorſtellungen. Sie erneuert, wenn ſie dazu durch äußerliche Veränderungen unſers Zuſtandes veranlaßt wird, auch alle Arten unangenehmer Ideen, und wird dadurch eine reiche Quelle des Verdruſſes und Mißvergnügens: denn wie viele Unruhen, Sorgen und Uebel, die den Menſchen beſchweren, und ſein Leben verbittern, das glücklich ſeyn könnte, haben nicht ihren einzigen Grund in der Einbildung! Indeß macht ſie doch nicht alles Unangenehme, deſſen Vorſtellung ſie wieder in uns erweckt, noch unangenehmer, als die Idee deſſelben bey dem erſten Eindrucke war. Zuweilen vermindert ſie es; zuweilen verſchwindet es ganz durch die Veränderung, die ſie damit vornimmt. Sie weiß uns ſogar durch daſſelbe zu vergnügen, wenn ſie es nicht als gegenwärtig vorſtellt, weil die Zufriedenheit darüber, daß wir von einem Uebel nichts befürchten dürfen, ſchon allein ein ſehr angenehmer Zuſtand unſerer Seele iſt.

Was ſinnlich iſt, rührt uns entweder durch die Größe, die wir daran bemerken, oder durch ſeine Neuheit und Ungewöhnlichkeit, oder durch die Ordnung, Regelmäßigkeit und Schönheit, die wir an den vorgeſtellten Gegenſtänden wirklich wahrnehmen, oder wahrzunehmen glauben. Hierin liegt der Grund von dem beſondern und unterſcheidenden Charakter der Einbildung und ihrer Wirkungen bey verſchiedenen Menſchen. Niemand wird von dieſen Eigenſchaften gleich ſtark gerührt; eine wirkt immer nach der ihm eigenthümlichen Einrichtung ſeiner Seele, und, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, nach der Stellung, die er in der Welt hat, heftiger und länger auf ihn, als die andere. Nach dieſem lebhaften oder ſchwächern Eindrucke richtet ſich die Phantaſie in ihren Beſchäftigungen. Bey Einigen liebt ſie Alles, was groß iſt, bey Andern Alles, was durch eine wirkliche oder angedichtete Schönheit ſchmeichelt. Dieſe Verſchiedenheit wird ſich in allen Unternehmungen der Menſchen äußern, beſonders aber in den Geſchäften, oder Künſten, die ſie wählen. Ein Baumeiſter kann die Theorie von Allem kennen, was zur Größe und Pracht eines Gebäudes gehört; er wird aber vornehmlich nur auf das Zierliche und Angenehme deſſelben denken, wenn das, was groß iſt, ſeine Einbildung nur mit einer ſchwachen

Erſchütterung bewegt, eben ſo, als ein Staatsmann mehr auf die Verſchönerung und den blühenden Zuſtand, als auf die Erweiterung eines Reichs denken wird, und zwar nicht bloß aus Pflicht, ſondern auch aus Neigung, wenn er mehr von den Vorzügen der Ordnung und Regelmäßigkeit, als von dem gerührt zu werden pflegt, was zum Erſtaunen fortreißt.

Ich darf nicht weitläufig erinnern, daß in Abſicht auf den moraliſchen Charakter des Menſchen viel daran gelegen iſt, ob das Große, das Wunderbare, beſonders dasjenige, welches beſonders nur aus der Neuheit oder Seltenheit entſpringt, und das Schöne, wodurch ſeine Einbildung in Bewegung geſetzt wird, dieſen Nahmen verdient, oder ob es bloß ſcheinbar, und eben deswegen eitel iſt. Der Unterſchied iſt in den Folgen bis zum Erſtaunen wichtig, und durch ihren Einfluß in die allgemeine Wohlfahrt allezeit um ſo viel wichtiger, je mehr ein Menſch, wegen ſeiner äußerlichen Umſtände auf das Ganze wirken kann. So kann der Eindruck, den die romanhaften Thaten eines Alexander und die noch romanhafteren Beſchreibungen derſelben auf eine feurige Einbildung zu haben pflegen, aus einem Prinzen noch immer einen Weltverwüſter und einen Phalaris ſeines Volkes machen, gleichwie ein glücklicher Anblick und Eindruck der wahren Größe einen Titus, oder einen Heinrich den Vierten aus ihm bilden kann. Hätten diejenigen, die nach dem Ruhme ſtrebten, große Geſchichtſchreiber und Dichter zu ſeyn, dieſe Anmerkung gemacht, ehe ſie ihre Werke ausarbeiteten, ſo würden wir keinen Curtius haben, oder er hätte die ſtillern, ruhmwürdigern, obgleich minder berühmten Thaten eines friedfertigen Königs beſchrieben. Er wäre vielleicht weniger geweſen worden, aber er hätte nie geſchadet.

Die Leidenſchaften und die Phantaſie ſtehen in einer genauen Verknüpfung, und zwar durch eine unmittelbare und gemeiniglich ſehr lebhafte Einwirkung aufeinander. Indeß erzeugt doch dieſe, wenn man genau reden will, die Leidenſchaften nicht, aber ſie nährt ſie, ſie entflammt ſie, ihren Gegenſtand anhaltender und hitziger zu verfolgen. Einbildungen haben beynahe die Folgen, wie wirkliche Empfindungen, und oft ſind ihre Wirkungen nicht allein heftiger, ſondern auch dauerhafter. Wirkliche Empfindungen ſetzen den Menſchen in einen angenehmen oder unangenehmen Zuſtand, und dadurch reitzen ſie ſeine Wirkſamkeit, ſich entweder darin zu erhalten, oder davon zu befreyen. Einbildungen thun eben dieſes. Man erwacht faſt ſo ungern aus einem ſchönen Traume, als man ſich in dem Genuße eines wirklichen Glückes ſtören läßt.

Alles das ſind Erfahrungen, an welche man die Menſchen erinnern muß, nicht allein, weil ſie ſo erwogen werden, als ſie ihrer Wichtigkeit wegen in Betrachtung gezogen zu werden verdienen, ſondern auch, weil ſich die Regeln darauf gründen, welche beobachtet werden müſſen, wenn die Kraft der Einbildung zu einer moraliſchen Vollkommenheit erhöht werden ſoll.

Soll die Kraft der Einbildung eine moraliſche Vollkommenheit werden: ſo iſt nöthig, daß man ſie und ihre Wirkungen mit der weſentlichen Beſtimmung unſerer Natur und mit dem letzten großen Endzwecke aller ihrer Kräfte in eine genaue und freundſchaftliche Harmonie zu bringen ſuche. Sie muß alſo mit dieſen in einem richtigen Verhältniſſe ſtehen, und ob es gleich in der Miſchung derſelben mit ihnen unendliche Mannichfaltigkeit gibt, welche mit den großen Abſichten unſers Urhebers beſtehen kann, und mit andern Urſachen behülflich iſt, unzahlbare ſchöne Abänderungen in dem Charakter der Rechtſchaffenheit und Tugend zu bilden: ſo darf ſie doch keine von den übrigen Kräften unſerer Seele in einem ſolchen Grade überwiegen, daß ſie durch dieſelbe entweder in eine völlige Unthätigkeit verſetzt, oder gar gehindert würden, das Ihrige zur wahren Vollkommenheit unſers Weſens beyzutragen. Es müſſen alſo die Regeln, derer Beobachtung die Phantaſie moraliſch machen ſoll, einen zweyfachen Endzweck haben, ihre Fehler müſſen dadurch verändert, ihre guten und löblichen Eigenſchaften aber vermehrt und erhöht werden.

Wer die Fehler ſeiner Imagination ändern will, der wird folgende ſehr ernſthafte und wichtige Unterſuchungen über ſich ſelbſt anſtellen müſſen: Iſt die meinige in ihren Wirkungen bloß feurig, oder iſt ſie heftig und unaufhaltſam? Iſt ſie unſtät, umherſchweifend, und veränderlich? Verfolgt ſie einen Gegenſtand zu lange, oder iſt ſie zu ungeduldig, als daß ſie ſich, ſelbſt wenn es nöthig iſt, die gehörige Zeit dabey aufhalten könnte? Iſt ſie betrügeriſch und verblendend in ihren Ideen? Vergrößert, verkleinert ſie, oder kommen die Bilder, die ſie entwirft, in ihren Zügen mit der Natur der Dinge überein, worauf ſie ſich beziehen? Es iſt freylich unmöglich, ſie moraliſch zu machen, wenn man weder die Neigung noch den Muth hat, dieſe Fragen zu thun und noch weniger Luſt und Herzhaftigkeit, ſich dieſelben unpartheyiſch zu beantworten.

Iſt die Einbildung in ihren Wirkungen allzu feurig; ſo muß man Alles unterlaſſen, was ihre Lebhaftigkeit vermehren und zu noch ſtärkeren Flammen entzünden kann. Man muß, um ihre unordentliche Heftigkeit zu dämpfen, andere Kräfte der Seele in eine ſtärkere und anhaltendere Bewegung zu ſetzen ſuchen. Denket mehr mit der Vernunft, als mit der Phantaſie, und, was noch kräftiger iſt, vergeſſet nicht, daß ihr mehr zu einem thätigen als denkenden Leben beſtimmt ſeyd: ſo werdet ihr euch ſeltner mit angenehmen oder verdrießlichen Träumen beſchäftigen dürfen. Es verhält ſich mit den Kräften der Seele, wie mit den Nerven des Körpers. Wenn man ſie nicht immer anſtrengt, ſo erſchlaffen ſie.

Es iſt ein großes Unglück, eine unſtäte und umherſchweifende Einbildung zu haben. Denn ſie macht leichtſinnig, unbedächtig und in allen Unternehmungen flatterhaft. Ein Menſch, der daran krank liegt, kann ſich wohl an eine große und edle That wagen; er kann aufrichtig entſchloſſen ſeyn, ſie auszuführen; er kann auch einen glüklichen Anfang gemacht haben, und dennoch nichts vollenden, weil ihn ſeine veränderliche Phantaſie zwingt, von einem Gegenſtande und Ziele ſeiner Thätigkeit zum andern zu eilen.

Weil es der Einbildung natürlich iſt, Alles zu verändern und in neuen und ungewöhnlichen Geſtalten zu zeigen, Möglichkeiten zu erfinden, und ihnen das Anſehen von Wirklichkeiten zu geben, wodurch die Leidenſchaften erhitzt werden, chimäriſchen Gegenſtänden nachzujagen: ſo muß man ſich beſtreben, die Vernunft zur herrſchenden Kraft ſeiner Seele zu machen, damit man alle Anſchläge der Phantaſie verwerfe, die nicht von ihr gebilligt werden. Die Vernunft unterſucht; ſie befriedigt ſich nicht mit dem bloßen Scheine, wie ſehr er auch ſchimmern mag. Unſere Einbildung mag vorzüglich auf das, was groß, oder auf das, was wunderbar, oder auf das Angenehme und Schöne gerichtet ſeyn; wenn die Vernunft herrſcht: ſo wird ſie uns nach keiner falſchen Größe ſtreben, ſie wird uns nie in unſern Abſichten und Unternehmungen romanhaft werden laſſen; ſie wird uns auch verborgene Häßlichkeiten entdedecken helfen, und unſer Ohr vor der Stimme betrüglicher und gefährlicher Sirenen verſchließen

Damit wir der Vernunft ihre Herrſchaft über uns erleichtern: ſo iſt es nöthig, ſich allezeit ſeiner ganzen Beſtimmung, aller ſeiner höhern und geringern Endzwecke, und beſonders der Ordnung, in welcher ſie wirken müſſen, mit einer lebhaften Deutlichkeit bewußt zu bleiben, damit man alle innerlichen und äußerlichen Veränderungen ſeiner ſelbſt und ſeiner Umſtände in eine richtige und genaue Verknüpfung mit ſeinen Pflichten bringen könne. Durch die Hülfe dieſes Bewußtſeyns wird es uns leicht fallen, die Wirkungen der Phantaſie zu mäßigen, ihre Anſchläge zu prüfen; zu ſehen, ob ſie mit dem ganzen Zuſammenhange unſerer Schuldigkeiten beſtehen können, zu ſehen, ob ſie ihre Erfüllung erleichtern, oder ob ſie dieſelben beſtreiten, und wenn ſie dieſes thun, ſie in uns zu unterdrücken, und ihre Fortdauer zu verhindern. In dieſer Abſicht muß man ſich beſtändig erinnern, was unſere allgemeinen und beſondern Verbindlichkeiten von uns fordern: was in der Welt der Menſch, der Bürger und der Patriot in den verſchiedenen Ständen und Lebensarten der Geſellſchaft, was vornehmlich der Chriſt und der Unſterbliche zu thun hat.

Die wahre Glückſeligkeit des Menſchen auf der Erde beſteht mehr in dem ſtillen und ruhigen Vergnügen des Herzens über die Gewißheit, daß man ſich nicht vorſetzlich von dem Wege ſeiner Pflichten entfernt hat, als in ſinnlichen und rauſchenden Freuden. Damit nun die Einbildung ſich nicht zu ſtark mit dieſen beſchäftige, und beſonders dem Laſter mehr Reitz und Luſt andichte, als von dem Genuße ſeines Giftbechers erwartet werden kann: ſo muß man ſeine Sinnlichkeit dämpfen. Man muß ſich das Glück des Tugendhaften immer in ſeiner ſchönſten Geſtalt vorzuſtellen ſuchen; man muß die Beſchäftigung ſeines Verſtandes ſo einrichten, daß die Idee dieſes Glückes immer lebhafter wird.

Aus dieſen allgemeinen Vorſchriften, mein Bruder! laſſen ſich viele beſondere Regeln herleiten. Derjenige wird ſie leicht finden, dem es ein Ernſt iſt, ſeiner Seele, beſonders durch die Hülfe der Religion, die wahre Vollkommenheit und Würde zu geben, deren ſie empfänglich iſt. Andern werden auch die deutlichſten und leichteſten Regeln nichts nützen, weil ſie in der Unordnung und Empörung gegen alle moraliſchen Vorſchriften ihren Ruhm und die Freude ihres Lebens ſuchen.

Alles, was ich Ihnen bisher geſagt habe, lieber Bruder! zielt dahin, Sie Ihrem Endzwecke näher zu führen, und Sie zuvor mit den wichtigſten Wahrheiten bekannt zu machen.

Eine Tugend, Ihnen unentbehrliche iſt die Beſcheidenheit und die Demuth. Die Gelehrten der Welt kennen dieſe Tugend nicht, daher ihr Stolz, der ſie von der Weisheit entfernt; Sie ſollen die Würde und die Hoheit dieſer Tugenden kennen lernen, mein Bruder! denn ſie ſind die, die den Menſchen an die Pforten des Heiligthums führen. Hören Sie mir zu!

Der Stolz beraubt die vortrefflichſten Gaben des Genie's und die edelſten Eigenſchaften des Herzens ihrer wahren Hoheit, und wenn er große Handlungen, wenn er wirkliche Verdienſte begleitet, ſo kann er uns zwar Bewunderung, und zuweilen ſelbſt eine ſklaviſche Ehrerbiethung und Unterwürfigkeit abnöthigen, wofern ihn die Vorzüge des Standes, der Macht und des Reichthums furchtbar machen; aber vergebens wird er die Freuden erwarten, die aus einer aufrichtigen und willigen Hochachtung und Liebe ſeiner Nebenmenſchen entſpringen. Dieſe ſind, ſo zu ſagen, Blumen, die nur unter dem milden und erfriſchenden Schatten einer wahren Beſcheidenheit und Demuth aufblühen; ſie verwelken und ſterben in der mittägigen Hitze des Stolzes. Wirkliche Vorzüge können einen Hochmüthigen vielleicht vor unſerer Verachtung, aber niemahls vor dem gemeinen Haſſe des menſchlichen Herzens ſchützen. Denn welches Herz hat nicht einen verborgenen Hang zum Stolze, der zwar durch die Tugend beherrſcht, aber niemahls völlig ausgerottet werden kann? Wird nicht dieſer Hang erwachen, wenn er durch die Ungerechtigkeit eines andern Stolzes beleidigt und gekränkt wird? Aber es iſt leicht, ihn zu unterdrücken, wenn der Glanz großer Vorzüge durch Sittſamkeit und Demuth gemildert wird. Welches Herz, wenn nicht ein niederträchtiger und boshafter Neid ſeine herrſchende Leidenſchaft iſt, wird ihrem Eindrucke widerſtehen, ſo bald ſie ſich unſerer Hochachtung nicht aufdringen, wenn ſie uns vielmehr das Verdienſt laſſen, zu glauben, daß wir gerecht gegen ſie ſind, ohne daß ſie uns nöthigen, gerecht zu ſeyn; wenn ſie uns die Macht nicht nehmen, ſie eben ſo ſehr zu lieben, als wir ſie bewundern?

Man darf zur Ueberzeugung von dieſer Wahrheit nur richtige Begriffe von dieſen liebenswürdigen Tugenden haben; aber die meiſten kennen ſie mehr durch die Empfindung, die nicht vor allem Betruge ſicher iſt, als durch eine deutliche Einſicht, die allen noch betrüglichen Verblendungen des äußerlichen Scheins widerſtehen kann. Der Stolz empört zu ſehr, als daß er es wagen dürfte, ſich allzeit und überall in ſeiner eigentlichen Geſtalt zu zeigen; er wird der Beſcheidenheit oft um ſo viel ähnlicher, je feiner er iſt. Es gibt eine Herablaſſung, wodurch er einer gemeinen Aufmerkſamkeit unſichtbar wird, eine falſche erdichtete Gleichgültigkeit gegen die Vorzüge, die ihn aufblähen, eine ſolche Ablehnung der ihm ſchuldigen Achtung von ſich, wodurch man der Gefahr ausgeſetzt werden kann, zu glauben, daß er wirklich zu viel Achtung und Ehrerbiethung von uns zu erhalten fürchte; aber alles Dieſes iſt nur Staub, den er um ſich her aufwirft, damit wir uns überreden ſollen, daß dieſe Wolke von Staub mehr verberge, als wir ſehen würden, wenn unſer Auge durch dieſelbe durchdringen könnte. Endlich verräth ſich freylich auch die künſtlichſte und ſorgfältigſte Verſtellung; es gibt ſcharfſichtige Augen, die nur auf eine Zeit lang getäuſcht werden können, und dann wird man gegen den Stolz um ſo viel unwilliger und aufgebrachter, je vorſichtiger er ſich zu verbergen ſuchte; indeß beweiſen doch ſeine Bemühungen, ſich in das Anſehen der Beſcheidenheit zu verkleiden, wie liebenswürdig und einnehmend dieſe Tugend ſelbſt ſeyn müſſe.

Es iſt dem Stolze weit ſchwerer, demüthig zu ſcheinen. Man braucht deßwegen weniger Scharfſichtigkeit, eine falſche Demuth als eine falſche Beſcheidenheit zu entdecken; denn er hält entweder die Demuth für gar keine Tugend, und ſo wird er ſie nicht einmahl affektiren wollen, oder er macht ſich einen gar zu irrigen Begriff von derſelben. Er wird ſich einbilden, daß man für demüthig gehalten werden müſſe, entweder wenn man das Bewußtſeyn ſeiner Vorzüge zu verhehlen ſuche, oder wenn man ſcheine verächtlich und geringſchätzig davon zu denken. Aber man kann es empfinden und wiſſen, daß man Vorzüge vor Andern hat; man braucht nicht einmahl dieſes Bewußtſeyn zu verbergen; oft ſoll man es ſogar zeigen; es gibt Umſtände und Gelegenheiten, wo es zu unſern Pflichten gehört, ohne daß man ſich den Vorwurf machen, oder ihn befürchten darf, daß es uns an der gehörigen Demuth fehle.

Die Beſcheidenheit beſteht theils in einem unpartheyiſchen Urtheile über die Beſchaffenheit und das Maß unſerer Vorzüge und Verdienſte, und zwar ſowohl außer ihrer Beziehung auf Andere, als in dem Verhältniſſe gegen die Vorzüge unſerer Nebenmenſchen, theils in einer regelmäßigen Einrichtung unſerer Handlungen nach dieſem gerechten Urtheile. Da es verſchiedene Arten der menſchlichen Vorzüge gibt, ſo irrt ſich der Beſcheidene nicht in dem richtigen Unterſchiede derſelben; er eignet einem Jeden den Werth zu, den er wirklich hat. Da aber auch alle Vorzüge verſchiedene Grade zulaſſen, ſo läßt er ſich von den Vergrößerungen der Eigenliebe nicht blenden; er weiß, oder er beſtrebt ſich doch aufrichtig, die Stufe zu kennen, worauf er ſteht; eine Einſicht, die in allen ſeinen Handlungen den gehörigen Einfluß hat. Gleich richtig urtheilt er über die Verhältniſſe ſeiner Vorzüge gegen die Vorzüge ſeiner Nebenmenſchen. Er wägt ihren Werth gegen den ſeinigen ohne Partheylichkeit und Ungerechtigkeit ab, und weil es einer gewiſſenhaften Aufmerkſamkeit immer leichter iſt, ſich, als Andere zu kennen: ſo läßt er ſeine Wagſchale lieber zu ſeinem eigenen Nachtheile, als zum Nachtheile ſeiner Nebenmenſchen ſinken.

Alle Vorzüge, die ein Menſch beſitzen kann, ſind entweder ſolche, die aus den äußerlichen zufälligen Umſtänden deſſelben entſpringen, oder Gaben des Genie's, oder Folgen, theils des Temperaments, theils einer glücklichen Erziehung und Unterweiſung, oder endlich moraliſche Vorzüge, die in unſern tugendhaften Geſinnungen und Handlungen gegründet, und Wirkungen einer gut gebrauchten Freyheit ſind. Nur der wahre Beſcheidene kennt das, was die wahre Größe und Hoheit der menſchlichen Natur ausmacht. Die Welt nennt einmahl Geburt, Anſehen, Macht, Reichthum und Rang Vorzüge, und er läßt ihnen dieſen Nahmen, weil er allgemeine Meinungen nicht ändern kann; eigentlich aber hält er ſie nur für Mittel, wahre Vorzüge zu erlangen, weil ſie guten Neigungen die Freyheit verſchaffen, ſich in Thaten zu verwandeln. Dieſe legt er niemahls in die Wagſchale, wenn er ſeinen Werth wiſſen will; beſonders nicht, wenn er ſich mit Andern vergleicht. Kommt es denn auf den Entſchluß des Menſchen an, edel und groß, oder als ein reicher Erbe geboren zu werden? Es iſt freylich kein Stolz gemeiner, als der ſich auf ſolche äußerliche Vorzüge gründet; jedoch iſt auch keiner lächerlicher und verächtlicher, als er. Aber wie nun, wenn ſie der Beſcheidene nach den Foderungen der Tugend hat? Alsdann iſt ſchon die Rede nicht mehr von ihnen, ſondern von den ſittlichen Vorzügen deſſelben. Jedoch, ein Menſch darf nur mittelmäßig gut denken, ſo wird es ihm ſo gar viel Mühe nicht koſten, den Stolz über Vorzüge, die ſo wenig in unſerer Gewalt ſind, zu überwältigen, ob ich gleich nicht weiß, warum denen, die von edler Geburt ſind, der Kampf mit dieſer Eitelkeit beſonders ſchwer wird.

Die Gaben des Genie's, und die Folgen, theils eines guten Temperamentes, theils einer glücklichen Erziehung und Unterweiſung ſcheinen dem Menſchen mehr zuzugehören; ſie entſpringen, ſo zu ſagen, auf ſeinem eigenen Boden; große und ſeltene Eigenſchaften des Verſtandes, die Geſchwindigkeit, die Erfindſamkeit, der Tiefſinn deſſelben, ein hoher Grad des Witzes, eine ſtarke und lebhafte Einbildungskraft, eine natürliche Gutartigkeit, die Lebensart, die äußerliche Wohlanſtändigkeit und eine gewiſſe Anmuth, die Alles beſeelt und ſchmückt, was man ſagt und thut, gewiſſe weitläufige Erkenntniſſe, und ſelbſt gewiſſe ſchätzbare Eigenſchaften des Willens, die man freylich nicht beſitzen könnte, wenn es an Erziehung und Unterweiſung gefehlt hätte, die doch aber immer Beſchaffenheiten der Seele ſelbſt ſind: ſollten dieſe mit den Vorzügen, die ihren Grund in äußerlichen zufälligen Umſtänden des Menſchen haben, in eine Reihe geſetzt werden? Unſtreitig nicht, wenn ſowohl ihre Natur, als ihr Nutzen in Erwägung gezogen wird. Und doch dürfen wir ſie nicht mit in Rechnung bringen, wenn wir unterſuchen, entweder *wie viel wir in unſern Augen* werth ſind, oder welche Achtung wir von Andern erwarten dürfen. Man könnte ein Voltaire ſeyn; dürfte man ſich aber deswegen vor dem Richterſtuhle der Vernunft und des Gewiſſens über einen frommen Paul Gerhard hinwegſetzen? Der Beſcheidene iſt überzeugt, daß derjenige, der ſich ſolcher Vorzüge rühmen kann, glücklicher und fähiger zu großen Thaten, aber darum nicht beſſer ſey, als Andere, denen ſie verſagt ſind. Er hat mehr Verbindlichkeiten zu erfüllen. Aber erfüllt er ſie? Dieß iſt die Frage, die entſchieden werden muß. Ein Menſch beſitze noch ſo viele Vorzüge dieſer Art; wenn er nicht aus dieſer Materie durch eine pflichtmäßige Bearbeitung ſchönere Tugenden bildet, als Andere, denen es an einem ſo koſtbaren Marmor fehlt; ſo werde ich ihn bewundern; ich werde ihn auch wohl Andern vorziehen; aber ſo wie ich einen Baum bewundere, der wegen ſeiner natürlichen Beſchaffenheit edlere Früchte trägt, als einen Baum von geringerer Art; ihr Geſchmack wird mich entzücken, und doch werde ich vielleicht ſagen: Hier hat die Kunſt des Gärtners nichts gethan!

Es kömmt alſo bey einer richtigen Beurtheilung unſers eigenen Werths, beſonders gegen den Werth andrer Menſchen, bloß auf wahre moraliſche Vorzüge an, die in der freyen Entſchließung unſers Herzens ſowohl nach unverwerflichen Grundſätzen, als nach guten Abſichten und Antrieben gegründet ſind. Je ſchwerer eine genaue Erkenntniß derſelben iſt, deſto ſorgfältiger wird der wahre Beſcheidene ſein Ohr vor allen Eingebungen des Stolzes verſchließen. Beſonders wird er ſich nur ſelten, und allezeit mit vieler Furchtſamkeit über Andere als über einen muthwilligen Laſterhaften hinwegſetzen, und er wird ſelbſt bey dieſem die Vorſicht, ihn nicht zu tief unter ſich zu erniedrigen, lieber übertreiben, als daß er ſich in die Gefahr begeben ſollte, ungütig und lieblos zu denken. Bey Andern wird er ſich in ſeinen Urtheilen über den Werth und Grad ihrer moraliſchen Vortrefflichkeiten zu irren fürchten; denn wie ſelten und ſchwer iſt nicht die Einſicht in die wahre Beſchaffenheit fremder Entſchließungen? Wer kann wiſſen, wie frey, wie gewiſſenhaft, wie rein ſie ſind? Der Beſcheidene verhält ſich da wie ein Weiſer bey einem Rangſtreite. Die Rangordnung iſt nicht deutlich genug; der Vortritt kann ihm gebühren; aber er will ihn lieber aufgeben, als einen Proceß darüber anfangen, den vielleicht ſein Oberherr um ſo viel weniger zu ſeinem Vortheile entſcheiden möchte, je hitziger er ihn geführt hätte.

Die Demuth iſt eine Tochter der Selbſterkenntniß und eines lebendigen Gefühls ſeiner Abhängigkeit von Gott, nicht allein in ſeinem Daſeyn und Weſen, ſondern auch in allen ſeinen Kräften, Fähigkeiten und Handlungen. Sie führt den Menſchen bis auf den erſten unendlichen Urſprung aller ſeiner Gaben und Vorzüge zurück; ſie überzeugt ihn, daß ſie ein geliehenes Gut ſind. Kann er damit als wie mit einem Eigenthume umgehen? Wenn er eine Erhebung ſeiner ſelbſt über Andere darauf gründen wollte, würde er ſich dann nicht eines Ruhms bemächtigen, der nicht ſein iſt, und einen Eingriff in das Eigenthum Gottes, ſeines unendlichen Wohlthäters, thun? Die Demuth, dieſe Tugend, die die heidniſche Welt nicht kannte, die auch Niemand recht kennen und ausüben wird, der ſein Herz nicht den Wirkungen der Religion überläßt, hebt das Bewußtſeyn ſeiner eigenen wirklichen Vorzüge ſo wenig auf, daß ſie vielmehr in dem Grade größer iſt, in welchem dieſes mehr Deutlichkeit und Gewißheit hat. Der Demüthige iſt weit entfernt, niederträchtig und kleinmüthig von ſeinem Werke zu denken, und doch iſt es ihm unmöglich, ſtolz zu ſeyn. Daran verhindert ihn nicht allein die lebendige Erkenntniß, die er von dem Urſprunge ſeiner Vorzüge und von ſeinem eigenthümlichen und natürlichen Unvermögen zum Guten hat, ſondern das ihm immer gegenwärtige Andenken von der göttlichen Beſtimmung der ihm dargereichten Gaben und unterſcheidenden Fähigkeiten. Wie könnte er ſich erheben, da er ſich bey ſeinen angelegentlichſten Beſtrebungen nach derſelben bewußt iſt, ſie niemals völlig zu erreichen? Verſagt er ſich nun den Stolz über moraliſche Vorzüge, und dieß iſt noch der feinſte Stolz, und einem Heiden verzeihbar, wo nicht rühmlich: wie könnten ihn andere geringere, ihm noch viel weniger eigenthümliche Vorzüge aufblähen?

Zu dieſen Wahrheiten, mein Bruder! die nicht neu ſind, die keine Erfindungen der Schwärmerey, ſondern, wie Sie ſich ſelbſt weſentlich überzeugen können, ewige Wahrheiten ſind, die mit der Natur der Dinge in ewigem Verhältniſſe ſtehen, müſſen Sie auch noch diejenigen hohen Begriffe hören, welche die Weiſen von jeher in Rückſicht religiöſer Ceremonien gehabt haben. Auch dieſe Begriffe ſind nothwendig zum Zwecke. Erwarten Sie hierüber nicht meine Gedanken, nicht die Gedanken derjenigen, die ich ſammelte, es ſind die Wahrheiten ſelbſt, die im Innern der Natur liegen. Nur ſehen Sie hier dieſe Wahrheiten im Zuſammenhange vor ſich. Edelſteinen gleich, die man aus den Schatzkammern der Weisheit holte, um ſie in eine Faſſung zu bringen. Doch für heute iſt's genug. Ihr nach Wahrheit forſchender Geiſt muß nicht durch zu viel überladen und ermüdet werden. Ich erwarte Sie morgen wieder, und wenn die Stille der Nacht uns zu den heiligen Betrachtungen ruft, ſollen wir ihre Stunden dem Gegenſtande ſchenken, der ihre Aufmerkſamkeit ganz verdient.

Sechſte Nacht.

Wenn wir vernünftig, mein lieber Bruder! über unſer Seyn und Wirken nachdenken, ſo werden wir aus Allem belehrt werden, daß wir ſehr beſchränkte Weſen ſind, und nur ſtufenweiſe zu unſerer Vervollkommnung ſteigen können. Eben dieſe Eigenſchaften des Menſchen ſind die Urſachen, daß es für ſeine Beſchränktheit Myſterien oder Geheimniſſe gibt. Nur ſtufenweiſe entwickelt ſich der menſchliche Verſtand, ſtufenweiſe entwickeln ſich ſeine Kräfte; er erkennt immer das, was er zuvor nicht wußte, und kömmt daher mit jedem Schritte der Erkenntniß, der Entwicklung eines Geheimniſſes näher.

Betrachten Sie einmahl die Wiſſenſchaft der Welt, die Phyſik, Mechanik ꝛc. Enthalten ſie nicht Myſterien für den, der kein Phyſiker, kein Mechaniker iſt?

Alles entwickelt ſich in der Natur; ſo geht es auch mit den Kräften des Geiſtes, mit der Fortſchreitung der Seele. Wahrheit und Weisheit lagen von jeher verborgen, und wählten dieſe Verborgenheit zum Aſyl gegen diejenigen, die ihrer nicht würdig waren.

Es gibt kein Geheimniß in der Natur, das muthlosmachende Unzugänglichkeit hat; nur liegt Alles verſchleyert vor uns da, um den Willen in uns rege zu machen, der Wahrheit nachzuſpüren, und uns von dem niedern Zuſtande wieder zu erheben, zu dem wir herabgeſunken ſind.

Die Religion hatte nie einen andern Zweck, als die zwiſchen Gott, dem Menſchen und dem Univerſum geſtörte Harmonie wieder herzuſtellen; den Menſchen über die Kräfte und Eigenſchaften der Natur zu belehren, und ihm ein ſinnliches Gemählde ſeines Berufs und Zuſammenhangs mit der Kette der übrigen Weſen zu geben.

Einen ganz außerordentlichen und beſonders merkwürdigen Vorzug hat unſere Religion vor allen andern Religionen, indem der öffentliche Gottesdienſt, den ſie verordnet, ganz entweder in der Unterweiſung des Verſtandes, oder in der Erweckung und Bewegung des Willens und ſeiner Leidenſchaften zu einer vernünftigen und weiſen Einrichtung ſeiner Handlungen beſteht.

Der Vortrag ſolcher Wahrheiten, die entweder als Vorſchriften, oder als Gründe und Quellen derſelben betrachtet, ganz moraliſch ſind, das Gebeth, der Preis der Gottheit und die Erinnerung unſerer ſelbſt an die großen Pflichten der menſchlichen Natur, dieſes macht den öffentlichen Gottesdienſt des Chriſtenthums aus. Bloß dieſe Beobachtung ſollte uns einen höhern Urſprung deſſelben als einen bloß menſchlichen vermuthen laſſen, wenn man zumahl bedenkt, wie abgeneigt die Menſchen ſind, ſich ſelbſt mit der Betrachtung moraliſcher Wahrheiten zu beſchäftigen, oder ſie Andern anzurathen. Wie unwürdig der Vernunft und der Liebe zum Guten ſind nicht die Gottesdienſte aller bloß menſchlichen Religionen! Wer kann an ihre meiſten Feſte ohne Erröthen und Abſcheu denken? Welche Religion hat ein öffentliches Lehramt und Lehrer, die auf das Feyerlichſte und Ernſtlichſte verpflichtet werden, alle Menſchen ſowohl von der Häßlichkeit, Schande und Gefahr des Laſters, als von der Schönheit, Würde und Unentbehrlichkeit einer jeden Tugend zur menſchlichen Wohlfahrt zu unterrichten, und vorzüglich auf die innere Verbeſſerung ihrer Einſichten und Neigungen zu dringen? Ein Menſch, der nicht aller Empfindung des Guten beraubt iſt, ſollte, wenn er auch von der Göttlichkeit des Chriſtenthums nicht überzeugt wäre, doch in Abſicht auf den bürgerlichen und politiſchen Nutzen theils der Religion ſelbſt, theils ihres Gottesdienſtes, Alles vermeiden, was die glückſeligen Einflüſſe, die man davon erwarten kann, verhindern möchte. Aller dieſer Betrachtungen wegen kann ich meine Unzufriedenheit mit Denen nicht verbergen, welche Hochachtung und Ehrfurcht gegen die beſte und liebenswürdigſte Religion vorgeben, und doch in der Abwartung des von ihr verordneten öffentlichen Gottesdienſtes auf eine unverantwortliche Weiſe nachläßig ſind, oder ſich demſelben unter den nichtigſten Vorwendungen ganz entziehen.

Und was ſind doch die Entſchuldigungen, mit denen man ein ſolches Verhalten zu rechtfertigen ſucht? Man hört ſie zuweilen in Geſellſchaften und im vertrautern Umgange mit denen, die ſich der Gleichgültigkeit gegen den öffentlichen Gottesdienſt ſchuldig machen. Bald iſt es die Einbildung von der Unnöthigkeit des Unterrichts in Wahrheiten, die ihnen ſchon bekannt ſind, und die Ueberredung, daß ſie ihre Stunden beſſer gebrauchen könnten, da ſie keine Hoffnung hätten, neue Einſichten zu erhalten. Bald iſt es eine vorgebliche Anſtößigkeit entweder des Vortrags der Lehrer, oder gewiſſer gottesdienſtlichen Gebräuche, oder auch derjenigen, die den öffentlichen Uebungen der Religion beywohnen; bald iſt es die Erfahrung, die ſie haben wollen, daß die Abwartung des Gottesdienſtes von keinem merklichen Nutzen und Einfluße auf ihr Herz geweſen ſey.

Man muß geſtehen, daß es nur allzuviele gibt, welche ſich mit der ſtolzen Einbildung ſchmeicheln, daß ſie des öffentlichen Unterrichtes entbehren könnten; allein es wird auch, ſo lange Menſchen gefunden werden, die allzuvortheilhaft und partheyiſch von ſich denken, eine mit immer neuen Beyſpielen beſtätigte Erfahrung bleiben, daß diejenigen, die ſich weiſe genug dünken, noch weit von der ihnen nöthigen Weisheit entfernt ſind. Indeß will ich ihnen ihre hohen Meinungen von ihrer Wiſſenſchaft zugeben; ich will meine Nachſicht noch weiter treiben, und mich nicht darauf einlaſſen, was ſie des Beyſpiels wegen ihren Nebenmenſchen ſchuldig ſind, die nicht, wie ſie, von ſich rühmen dürfen, daß ſie der öffentlichen Unterweiſungen entbehren können; ich will nur einen Augenblick bey dem Einfluße ſtehen bleiben, den eine jede überlegte, vorſetzliche und ernſtliche Erinnerung an ſchon erlangte nützliche Einſichten in moraliſche Wahrheiten auf unſer Herz haben muß.

Die edelſten und vortrefflichſten Lehren ſind unſtreitig ein überflüßiger und unfruchtbarer Reichthum, wenn es ihnen an Wirkſamkeit und Leben fehlt; wenn ſie im Gedächtniſſe verborgen liegen; wenn ſie wegen andrer deutlicherer und ſtärkerer Vorſtellungen ihre Kraft nicht äußern können, und deßwegen anzuſehen ſind, als wenn ſie dem Verſtande völlig unbekannt und fremd wären. Wie können ſie aber wirkſam und lebendig werden, wenn ſie dem Geiſte nicht gegenwärtig ſind; wenn er ſie nicht oft und mit vorzüglicher Neigung und Luſt durchdenkt; wenn er ſie nicht von verſchiedenen Seiten betrachtet; wenn ſie niemahls andere Reihen von Ideen unterdrücken und verdunkeln; wenn er ſie nicht auf alle Arten ſeiner Fähigkeiten und Kräfte wirken läßt? Je öfter ſie gedacht werden, und je mannichfaltiger die Verknüpfungen ſind, in denen ſie gedacht werden, deſto unauslöſchlicher und triumphirender wird die Macht derſelben über das Herz; deſto ſchneller erwachen ſie in allen ihren Umſtänden, wo ihre Wirkung zu unſerm wahren Glücke nothwendig und unentbehrlich ſeyn mag. Wenn wir alſo niemahls bey der Abwartung des öffentlichen Gottesdienſtes Gelegenheit hätten, neue Einſichten zu erlangen, oder die, die wir ſchon beſitzen, von neuen Seiten kennen zu lernen, und zu erweitern; welches doch zu behaupten bey den meiſten eine Dreiſtigkeit ſeyn würde, die eben ſo viel Stolz als Unwiſſenheit enthielte: ſo wäre ſchon die bloße Erinnerung an nützliche Wahrheiten Antrieb und Verbindlichkeit genug, die öffentlichen Uebungen der Religion durch ſeine Gegenwart in dem nöthigen Anſehen, beſonders bey dem großen und rohen Haufen, zu erhalten; zu geſchweigen, daß es für diejenigen, die nur eine natürliche Religion zugeben, eine unverletzliche Pflicht ſeyn muß, die Ehrfurcht, welche ſie dem höchſten Weſen ſchuldig ſind, auch durch ſichtbare Handlungen der Anbetung zu bezeigen, und die erhabenſten Geſinnungen, deren der menſchliche Geiſt fähig iſt, zu erhalten, auszubreiten und fortzupflanzen. Und welche Begriffe kann man ſich von der Liebe eines Menſchen zur Wahrheit und Tugend machen, welcher der Religion nicht die Achtung bezeigt, ſo er vielleicht einem Schauſpiele erweiſt, das er, ungeachtet es vielleicht nicht ſehr vortrefflich iſt, dennoch unverändert und von einerley Spielern vorgeſtellt, zu wiederholtenmalen ſehen und hören kann?

Die beſſere und nützlichere Anwendung der Zeit außer dem öffentlichen Gottesdienſte iſt eine unzulängliche und zugleich verwegene Entſchuldigung für die Vernachläßigung deſſelben. Und wie wollten diejenigen, welche ſich damit rechtfertigen, die dazu beſtimmte Zeit beſſer anwenden? Ohne Zweifel durch ähnliche Beſchäftigungen, und durch Uebungen des geheimen Gottesdienſtes, oder durch ſolche große Handlungen der Menſchenliebe, die keinen Aufſchub leiden und die glückſeligſten Einflüſſe in die allgemeine Wohlfahrt haben. Allein es werden wohl Wenige gefunden werden, die um ſolcher großmüthiger Thaten und höherer Verbindlichkeiten willen die öffentliche Uebung der Religion zu verſäumen gezwungen wären; und was den geheimen Gottesdienſt betrifft: ſo muß Jedermann geſtehen, daß eine ſehr weſentliche Pflicht die andere nicht aufhebe; daß vielmehr eine mit der andern vereinigt werden müſſe. Ich ſchweige davon, daß der äußere Gottesdienſt, wenn er ohne Zerſtreuung und mit der nöthigen Sammlung des Gemüths verrichtet wird, allezeit den innern befördert, gemeiniglich auch zur wirklichen Aufklärung des Verſtandes oder zu ſchnellerer Beſſerung und Verſchönerung des Herzens mehr beyträgt, als die geheime Uebung der Religion, weil nur wenige Menſchen die erforderliche Fähigkeit und Stärke des Geiſtes beſitzen, ohne von Andern erweckt und unterſtützt zu werden, ſich mit einer praktiſchen Betrachtung moraliſcher Wahrheiten, mit dem Lobe und der Anbethung des höchſten Weſens, ſeines Schöpfers und Vaters zu beſchäftigen.

Allein geſetzt, daß eine beſſere und edlere Anwendung der Zeit möglich wäre: wie müßte der nicht, der mit einer ſolchen Möglichkeit ſeine Entfernung von dem öffentlichen Gottesdienſte entſchuldigen wollte, alle ſeine Tage und eine jede Stunde derſelben zur Verherrlichung der Gottheit und zur Beförderung des allgemeinen Beſten nützen? Wie müßte der nicht einen jeden Augenblick ſeines Lebens mit einer großen That bezeichnen, wie erhaben und übermenſchlich müßte nicht ſeine Tugend ſeyn! Allein wie ſehr iſt nicht zu wünſchen, daß alle die, die ſich dem Gottesdienſte entziehen, ohne ſich doch für Verächter der Religion zu erklären, die Stunden, die ſie der allgemeinen Erbauung rauben, nicht entweder in einer gedankenloſen Bequemlichkeit und Ruhe, oder gar durch ſchändliche Ausſchweifungen vernichten möchten!

Ich will nicht läugnen, daß die Lehrer der Religion die Wahrheiten, die ſie verkündigen, ſehr oft auf eine würdigere Art verkündigen könnten. Ihr Vortrag könnte oft ſowohl der Vortrefflichkeit, der Hoheit und dem göttlichen Urſprung, als dem Endzwecke ihres Amts angemeſſener ſeyn. So wenig ich jemahls die Achtung aus den Augen ſetzen werde, die man ihrem Stande und ſelbſt ihnen ſchuldig iſt, wenn man ihnen keine vorſetzliche Beleidigung, oder keine vorſetzlich fehlerhafte Beobachtung ihrer Pflichten erweiſen kann: ſo muß ich doch bekennen, daß viele derſelben vorbereiteter, viele ordentlicher und deutlicher, viele edler, angenehmer, lebhafter, und eindringender reden könnten. Dieſe wollen ſich herablaſſen und werden gemein; jene wollen ſich vielleicht erheben, und werden unverſtändig und ſchwülſtig; einige ſind zu leer, und andere zu voll, und verſchwenden eine Gelehrſamkeit, die das Katheder beſſer, als die Kanzel ſchmückte. Dieſes kann nicht geläugnet werden, und daher iſt der Wunſch ſehr gerecht und billig, daß diejenigen, die berufen ſind, der Welt die unentbehrlichſten und erhabenſten Wahrheiten zu verkündigen, ſich immer der Größe ihres Amts, der Rechenſchaft, die ſie erwartet, und des Nutzens, den ſie dem gemeinen Weſen ſchaffen können, erinnern möchten. Warum ſoll die Religion nicht ſowohl ihre Demoſthene und Cicerone haben, als die Politik? oder weil die Natur nicht allen einen gleichen Geiſt gibt, warum ſollte nicht jeder Lehrer ſuchen, ſo deutlich, ſo gründlich, ſo angenehm und rührend zu werden, als es ſeinen eingeſchränkten Fähigkeiten möglich iſt? Und ſie können es Alle werden; die Offenbarung iſt eine unerſchöpfliche Quelle der Beredſamkeit; das Herz kann, und es wird ſie zu rührenden Rednern machen, wenn es die Wahrheiten der Schrift liebt, und von einer eifrigen Begierde entflammt wird, die Unwiſſenden zu erleuchten, die Laſterhaften zu beſſern, und die Guten in der Ausübung der Religion und Rechtſchaffenheit zu befeſtigen.

Allein geſetzt, daß auch alle Lehrer ihre Verbindlichkeiten nicht eifrig und pflichtmäßig genug beobachteten; daß diejenigen, die einen geläuterten Geſchmack am Wahren und Schönen haben, nicht mit ihnen zufrieden ſeyen; daß ſie ſelbſt durch einen ausgebreiteteren überlegtern Vortrag ihren Lehren noch einen ſchnellern Eingang in die Gemüther des großen Haufens verſchaffen könnten: ſo wird doch dadurch, ſo lange ſie noch Wahrheit verkündigen, Niemand berechtigt, ſich den allgemeinen Uebungen der öffentlichen Andacht zu entziehen. Die meiſten Menſchen werden ſich ohne ihre Hülfe nicht beſſer, deutlicher, gründlicher, und lebhafter unterrichten, und überhaupt iſt es die Wahrheit, und nicht die Schönheit und Anmuth des Vortrags, die ſie bey dem Gottesdienſte ſuchen ſollen. Wer hindert uns überdieß, unter der Menge von Lehrern, die uns zur Gottſeligkeit und Rechtſchaffenheit anführen und erwecken ſollen, zu unſerer Beſſerung und Erbauung diejenigen auszuſuchen, die am meiſten mit unſerer Art zu denken, und mit unſerm Geſchmacke übereinſtimmen?

An den gottesdienſtlichen Gebräuchen und Handlungen, die in keinem unmittelbaren göttlichen Befehle gegründet ſind, ſollte billig Niemand einen Anſtoß nehmen, oder zu nehmen vorgeben, wenn nicht eine wirkliche Sündlichkeit derſelben, oder ein offenbarer Mangel der Uebereinſtimmung mit ihrem Endzwecke erwieſen werden kann. Denn in der Einrichtung unſers Verhaltens iſt Vieles der Willkühr und Freyheit des Menſchen überlaſſen worden; wenn alſo die Bedeutung und Abſicht der Gebräuche gottesdienſtlich iſt, und ſie ſelbſt dazu nicht unbequem ſind, ſobald wir uns nur ihrer Abſicht und Bedeutung bewußt zu bleiben ſuchen: ſo würde es einen ſehr ſtrafbaren Eigenſinn und einen unerträglichen Stolz verrathen, wenn wir uns der gemeinſchaftlichen Andacht darum entzögen, weil nicht Alles nach unſern Einſichten und Wünſchen eingerichtet wäre. Wenn man einer ſolchen Art zu denken auch in andern als in gottesdienſtlichen Angelegenheiten folgen wollte: welche Unordnung und Verwirrung im gemeinen Weſen würde nicht daraus entſpringen?

Daß der öffentliche Gottesdienſt von den Meiſten, die ihm beywohnen, nicht mit ſolcher Stille der Aufmerkſamkeit, der Ehrerbietung, Ernſthaftigkeit und Feyerlichkeit abgewartet werde, als er ſollte, dieſes iſt freylich unläugbar, und macht ihrem Herzen und ihrer Frömmigkeit keine Ehre; daß aber Einige vorgeben wollen, ſie entzögen ſich aus bloßer Begierde, beſſer zu ſeyn, und an fremden Unordnungen keinen Theil zu nehmen, den allgemeinen Uebungen der Andacht; dieſes ſcheint mir unter unanſtändigen Rechtfertigungen der Abſonderung vom gemeinſchaftlichen Gottesdienſte die unanſtändigſte zu ſeyn. Denn da Niemand an fremden Unordnungen Theil nimmt, als derjenige, der ſie billigt, oder ſich in eine ſtrafbare Nachahmung derſelben verwickeln läßt: ſo ſollten ſie durch ein öffentliches und ſichtbares Beyſpiel einer beſſern und gewiſſenhaftern Abwartung des Gottesdienſtes ihr thätiges Mißfallen an der Entweihung deſſelben zu erkennen geben, und durch ihr Beyſpiel lehren, wie dieſe weſentliche Pflicht des Chriſten auf eine anſtändigere Art beobachtet werden müſſe. Denn die Abſonderung davon kann mit Recht von Niemand für ein ſicheres und zuverläßigeres Kennzeichen ihres Mißfallens gehalten werden, weil dazu eine Einſicht in das Innere ihrer Herzen nothwendig iſt. Ja es kann eben ſowohl ein Beweis der Gleichgültigkeit und der Verachtung ihrer Pflicht ſeyn.

Jedoch Einige können vielleicht noch zu ihrer Vertheidigung ſagen, daß ſie von der Anweſenheit bey öffentlichen Andachten nicht die vortheilhaften Wirkungen erfahren hätten, die davon verſprochen wurden; daß ſie dieſelben ohne lebhaftere Empfindungen zu erhalten, verließen; daß ſie alſo, dieſer Erfahrung wegen, es für ihren beſondern

Zuſtand zuträglicher zu ſeyn erachteten, die ſonſt darauf verwendete Zeit zu andern Geſchäften oder Uebungen zu gebrauchen. Allein, entweder ſie haben unrichtige Begriffe von den Wirkungen, die dem öffentlichen Gottesdienſte zugeſchrieben werden, und alsdann müſſen ſie ihre Vorſtellungen davon ändern, oder die Schuld, daß ſie die guten Wirkungen deſſelben nicht empfinden, liegt an ihrem Herzen, und dann müſſen ſie es beſſern.

Oft verwechſelt man ſinnliche Bewegungen und Rührungen des Gottesdienſtes mit den guten und vortheilhaften Wirkungen deſſelben, und wer die erſten nicht empfindet, kann ſich überreden, daß er gar nicht auf ihr Herz gewirkt habe, ob ſie gleich ſich keiner vorſetzlichen Vernachläßigung ihrer Pflichten ſchuldig wiſſen. Allein man muß ſie nicht miteinander verwechſeln, indem die erſten nicht allzeit die andern nach ſich ziehen, dieſe aber ſehr oft ohne jene erfolgen können. Denn Viele können oft von dem bloßen Tone einer ihnen angenehmen Stimme bis zum Weinen gerührt werden. Doch ſelten machen ſolche Thränen fruchtbar; zu geſchweigen, daß es eine gewiſſe Art geiſtlicher Weichherzigkeit gibt, die mit ſehr groben Laſtern wohl beſtehen kann. Um zu wiſſen, ob die öffentlichen Unterweiſungen mit den, andern Uebungen der gemeinſchaftlichen Anbethung ihre Wirkung gethan haben, muß man die Beſchaffenheit ſeines Verſtandes und ſeines Herzens unterſuchen, und ſeine tägliche Aufführung prüfen. Ein guter Saame geht nach und nach unbemerkt auf, und wächſt eben ſo allmählig und ohne Geräuſch, bis er zu der reichſten Aernte reift. Die Fragen: Bin ich erleuchteter, weiſer, entſchloſſener, meine Pflichten zu erfüllen, geneigter zum Guten, fertiger in der Ueberwindung meiner Leidenſchaften, ſtandhafter in der Tugend geworden? — ſind, wenn wir nur ſtrenge und unpartheyiſch genug gegen uns ſind, nicht ſchwer zu entſcheiden. Und das Alles müſſen wir durch eine gewiſſenhafte Abwartung des Gottesdienſtes werden. Freylich werden es Viele nicht, die doch keinen öffentlichen Unterricht verſäumen; allein die ganze Schuld liegt auch nur an ihnen ſelbſt. Theils erſcheinen ſie ohne alle Vorbereitung, und zu allen Handlungen, welche glückliche Folgen haben ſollen, gehört Ueberlegung und Vorbereitung; theils erſcheinen ſie aus bloß maſchienenmäßiger Gewohnheit, und ohne ſich der Abſicht des Gottesdienſtes und ihrer Pflichten bey demſelben bewußt zu werden. Ohne Aufmerkſamkeit und aus einer Zerſtreuung in die andere verloren, richten ſie ihr Gemüth unter den verkündigten Wahrheiten nicht vorzugsweiſe auf die, die zur Beſchäftigung mit Gott, und zum Wachsthume in der Tugend für ſie die bequemſten ſind: wie können ſie denn die glückſeligen Wirkungen des öffentlichen Gottesdienſtes erfahren? Allein ſie werden ſie gewiß empfinden, wenn ſie der nachdrücklichen Aufforderung der Offenbarung gehorchen: Bewahre deinen Fuß, wenn du zum Hauſe Gottes gehſt, und komme, daß du höreſt!

Ich habe Ihnen nun, mein Freund! verſchiedene Begriffe von den wichtigſten Wahrheiten beygebracht; Sie werden den Werth ihrer Größe erkennen, und einſehen, daß, wenn Sie den Weg gehen, den ich Ihnen nun zeige, Sie nicht unglücklich ſeyn werden. Glauben Sie mir, mein Bruder! daß es eine Wahrheit gibt, deren Heiligthum nie erſchüttert wurde, und die bleiben wird, ſo lange die Erde ſteht. Allein wenige Menſchen erkennen dieſe Wahrheit, weil ſie den Zuſammenhang des Intellecktuellen mit dem Sinnlichen nicht verbinden können, welches doch unmittelbar nothwendig iſt, um die Wahrheit in ihrem ganzen Lichte zu ſehen.

Das phyſiſch Sinnliche und Intellektuelle, mein Bruder! iſt die Grundlinie der menſchlichen Erkenntniß; der Menſch, wenn er aufmerkſam wäre, könnte durch phyſiſche Wahrheiten überall auf intellektuelle geführt werden; auch in der neuen Klaſſe der Erkenntniß finden ſich dieſelben Analogien, die im phyſiſch Sinnlichen auffallen. Alles hält und trägt ſich einander; jedes Factum physicum im Großen und Kleinen gränzt an intellektuelle Wahrheiten nach Weſen, Zeit und Abſicht.

Daher iſt die Wiſſenſchaft der menſchlichen Natur die Grundwiſſenſchaft; wer dieſe genau und vollſtändig verſteht, der erkennt die Geſetze alles Intellektuellen und Sinnlichen, und einem Solchen bleibt nichts unerklärbar: allein, mein Bruder! man muß die in Disharmonie gerathene Natur, von der urſprünglichen und unverfälſchten wohl unterſcheiden; vielleicht hat der Menſch nur einen Theil ſeiner urſprünglichen Kräfte mehr zum Gebrauche, der zwar noch immer hinreicht, Wahrheit zu erkennen, aber doch von unſrer Sinnlichkeit weſentlich gehindert wird. Sehen wir nicht, mein lieber Bruder! daß, je mehr des Menſchen Begriffe zur Reinheit aufſteigen, je einfacher ſie werden, deſto mehr ſie ſich der Wahrheit nähern? Alles Sinnliche, alles Zuſammengeſetzte entfernt; alles Einfache entwickelt und nähert.

Finden Sie nicht, mein Bruder! daß der Menſch ein Princip der Erkenntniß in ſich trägt, oder eine Fähigkeit, Wahrheiten in ſich zu vereinigen; nur einer mehr, der andere weniger? Alle Menſchen ſtehen im Verhältniſſe zur Empfänglichkeit der Wahrheit; allein jeder in ſeinem Kreiſe, nach der Schwungkraft, die er ſeiner Seele gab, ſich dem Lichte der Wahrheit und der göttlichen Kräfte zu nähern.

Sinnliche Wahrheiten, mein Bruder! müſſen nie mit intellektuellen verwechſelt werden, und man muß dieſen nicht zuſchreiben, was jenen gebührt. Aus dieſer Verwechslung entſtanden alle Irrthümer. Daher kam es, daß viele Menſchen von der Verſchiedenheit der Sitten, Religionen und Inſtitute geblendet, geſchloſſen haben, es gebe gar keine Wahrheit, ſondern Alles ſey konventionell, weil ſie das Intellektuelle nach dem Maßſtabe der Sinnlichkeit maßen. Die Menſchen haben das Sinnliche und Intellektuelle von einander getrennt, und daher muß man ſich durch ihre falſchen Syſteme nicht irre machen laſſen. Durch das abgeſonderte Studium des Intellektuellen erhält man nur eine verſtümmelte Erkenntniß des Geiſtigen; nur die Wiſſenſchaft, die alles Intellektuelle und Sinnliche in ſich faßt, ihren genauen Zuſammenhang und ihre Verbindung zeigt, iſt die Wiſſenſchaft der Wahrheit. Aus dem falſchen Studium des Sinnlichen, das getrennt vom Intellektuellen war, entſtanden alle ſinnlichen Syſteme. Dieſes Studium erzeugte den Materialismus und den Atheismus. So geriethen diejenigen, die die höhern Kräfte der menſchlichen Natur nur halb wähnten, ebenfalls in abſcheuliche Irrthümer, die das Ungeheuer des Aberglaubens zur Welt brachten. Daher ihre magiſchen Geheimniſſe, Amulete, Talismane, Auſpicien, Aſpekten ꝛc. ꝛc., von welchen Irrthümern nur ein Schritt zum Laſter iſt.

Einen gleich großen Fehler begingen die großen Naturlehrer, und entfernten ſich von der eigentlichen Wahrheit der Natur und der Beſtimmung des Menſchen, da ſie ſich bloß mit äußern Wirkungen und Scheinbarkeiten der Körper beſchäftigten, ohne zu überdenken, daß die ſinnlichen Wirklichkeiten ſich für uns organiſch verhalten, und es alſo mit veränderten Organen andere Wirklichkeiten geben müſſe. Auch gibt es nur einen Weg, die Wahrheit im Sinnlichen und Phyſiſchen zu finden, die mehr aus dem Mittelpunkte der Kräfte, als aus den wandelbaren Phänomenen erkannt werden muß. Sie müſſen ſich alſo in jedem Falle hüten, mein Bruder! vor den beyden Extremen: vor dem bloß Sinnlichen und bloß Intellektuellen; Sie müſſen denken, daß im Univerſum eine Kette iſt, wovon ein Glied in das andere paßt.

Alle dieſe Wahrheiten finden Sie in der Natur; wenn Sie nur genau die Analogien beobachten. Der berühmte Biſchof von Dürham, Joſeph Buttler, ſchrieb eine Analogie der natürlichen und geoffenbarten Religion mit der Einrichtung und dem Laufe der Natur, ein Werk, das Ihre ganze Aufmerkſamkeit verdient.

Unſere lebendige und vernünftige Natur, ſagt er, dauert nach dem Tode fort. Unſer Zuſtand in dieſen neuen Auftritten des Lebens hängt von unſerm gegenwärtigen Verhalten ab, deſſen gute oder böſe Beſchaffenheit dem verſtändigen oder moraliſchen Urheber und Beherrſcher der Welt nicht gleichgiltig ſeyn kann; Gottſeligkeit und Tugend machen den Charakter aus, ohne welchen Niemand an dem künftigen Zuſtande der

Glückſeligkeit und Sicherheit unter ſeiner gerechten und gnädigen Regierung Theil nehmen wird. Wir leben alſo hier in einem Stande der Uebung, der Vorbereitung und der Zucht; dieſes ſind die großen Wahrheiten, welche die Offenbarung mit der natürlichen Erkenntniß Gottes gemein hat, welche ſie bey ihren beſondern und unterſcheidenden Lehren, oder ſie mit ihren eigenthümlichen Nahmen deutlicher anzuzeigen, bey den Geheimniſſen des Glaubens vorausſetzt, und durch ihr göttliches Anſehen zur höchſten Stufe der Gewißheit erhebt. Sie haben, außer dem unmittelbaren Zeugniſſe der Gottheit, mannichfaltige Gründe der Glaubwürdigkeit, unter denen ihre Analogie und Gleichförmigkeit mit dem Laufe der Natur einer der wichtigſten iſt. Dieſes iſt der Grundriß von dem erſten Theile der Analogie.

Was die Fortdauer unſerer vernünftigen Natur nach dem Tode betrifft: ſo läßt ſich zwar aus der gegenwärtigen Einrichtung der Welt nicht erweiſen, daß wir die große Zerſtörung unſers organiſchen Körpers überleben müſſen, allein dasjenige, was wir aus dem Laufe der Natur oder der Vorſehung erfahren, unterrichtet uns nicht allein, daß unſere Fortdauer in einem künftigen

Zuſtande der Empfindung und Thätigkeit nicht allein möglich, ſondern auch unendlich glaubwürdiger ſey, als das Gegentheil. Denn wir können aus den Veränderungen, welche alle lebendigen Geſchöpfe in den verſchiedenen Zuſtänden ihres Daſeyns erfahren, mit Recht ſchließen: »es ſey ein allgemeines Geſetz der Natur, »daß ſie mit ſolchen Stufen des Lebens, der Empfindung, des Bewußtſeyns und der Thätigkeit in einer »Periode ihrer Dauer da ſeyn können, welche ſich von »denen weit unterſcheiden, die ihnen in einer andern »Periode des Daſeyns zugemeſſen ſind. Sind nicht die »Verſchiedenheit in den Zuſtänden ihres Lebens bey ihrer Geburt, in ihrem Wachsthume, und in ihrer Reife; die Verwandlung von Würmern zu Fliegen, die »damit verknüpfte große Erhöhung ihrer Kraft, ſich »von einem Orte zum andern zu erheben, und die Veränderung, die mit den Inſekten und Vögeln vorgeht, »wenn ſie ihre erſte Wohnung, die Schale, die ſie umgibt, durchbrechen, und in eine neue Welt kommen, »wo ſie eine ihnen angemeſſene Sphäre der Wirkſamkeit antreffen, Beyſpiele von dem allgemeinen Geſetze »der Natur? und iſt nicht unſer Leben vor unſerer »Geburt von unſerm Leben in unſerer Kindheit, und »dieſes von unſerm Leben in unſerm reifern Alter

»ſo ſehr unterſchieden, als nur immer zwey Zuſtände »und Stufen des Lebens von einander verſchieden ſeyn »können?« Warum ſollte nicht der Tod eine ſolche Veränderung ſeyn, durch welche wir in eine neue Scene des Lebens verſetzt werden? Wir wiſſen, daß wir Fähigkeiten zu handeln, glückſelig und unglückſelig zu ſeyn beſitzen; wir wiſſen, daß ſie unter den manichfaltigſten Veränderungen fortdauern, die wir hier erfahren; es iſt alſo glaubwürdig, daß ſie auch in allen folgenden Veränderungen fortdauern werden, ſo lange wir keinen gewiſſen Grund des Gegentheils ſehen. Denn wir haben, wenn wir tief denken, keinen andern Grund zu glauben, daß wir in dem nächſten Augenblicke auf eben die Weiſe als jetzt fortdauern, als dieſen einzigen, daß wir unſer Daſeyn ſchon in mehr Augenblicken auf dieſe Weiſe genoßen haben.

Sollten wir alſo mit Grund befürchten müſſen, daß wir nach dem Tode entweder nicht fortdauern könnten, oder nicht fortdauern würden: ſo müßte die Beſorgniß aus der Beſchaffenheit des Todes entſpringen, oder wir müßten die völlige Zerſtörung unſers Lebens aus der Analogie, wir müßten ſie aus ähnlichen Fällen der Natur ſchließen. Aus der Beſchaffenheit des Todes ſelbſt kann ſie nicht geſchloſſen werden. Denn was wiſſen wir von dem Tode anders, als daß er eine Zertrennung des Fleiſches, der Haut und der Gebeine iſt? Wer kann aber behaupten, daß die Ausübung unſerer lebendigen Kräfte von der Verbindung dieſer Theile abhängt? Und wer weiß, von was für einem Weſen das Daſeyn dieſer lebendigen Kräfte abhängt, welche ſogar da ſind, wenn ſie nicht gebraucht werden, wie der Zuſtand des Menſchen in der Ohnmacht beweiſt? Da wir nun die eigentliche Beſchaffenheit des Todes gar nicht kennen, ſo iſt es, der vorgehenden Gründe wegen, glaublicher, daß wir nach demſelben thätige Weſen bleiben, als daß wir zu leben aufhören. Der Tod zerſtört wohl den ſinnlichen Beweis unſers Lebens; aber er iſt ſelbſt kein Beweis, daß wir des Daſeyns völlig beraubt werden.

In der Analogie der Natur entdecken wir nichts wider die glaubwürdige Fortdauer unſers Lebens nach dem Tode. Denn iſt das thätige Weſen, welches wir eigentlich unſer Ich, unſer Selbſt nennen, nicht unſer organiſirter Körper, ſo genau dieſer auch mit uns verbunden iſt; denn wir können viele und große Theile deſſelben verlieren, ohne daß wir glauben, in dieſem unſerm Selbſt zerſtümmelt zu ſeyn; muß es etwas Einfaches und Untrennbares ſeyn, weil das Bewußtſeyn unſerer ſelbſt einfach und untheilbar iſt: ſo kann die Auflöſung des Körpers nicht beweiſen, daß zu der Zeit, da ſie erfolgt, dieſes einfache Weſen, als die wahre Quelle der Thätigkeit und des Lebens zernichtet werde.

Wir bemerken in uns zweyerley Kräfte; empfindende Kräfte, und Kräfte der Vernunft, des Gedächtniſſes und der Neigung. Die erſte Art braucht den Körper wegen der Werkzeuge der Empfindung, mit welchen er verſehen iſt. Allein ungeachtet ſie ihn brauchen, ſo finden wir doch keinen Grund in der Natur, der uns nöthigte, zu glauben, daß ſie nicht ohne dieſen Körper, ohne dieſe Werkzeuge der Empfindung beſtehen könnten. Die Erfahrung lehrt, daß wir mit unſern Augen eben ſo ſehen, als mit den Sehgläſern. Wie nun die Kraft, durch die wir ſehen, nicht in den Sehgläſern iſt; ſo kann ſie auch nicht in den Augen ſeyn. Die Augen ſind nur Kanäle, die beſtimmt ſind, der Seele Vorſtellungen zuzuführen; aber daraus folget nicht, daß ſie die einzigen Mittel zu dieſem Endzwecke ſind. Eben dieſes kann von allen übrigen Sinnen behauptet werden. Und finden wir nicht in den Träumen, wo die Sinne ruhen, in uns eine verborgene ganz wunderbare Kraft, uns empfindbare Gegenſtände ohne ihre Hülfe eben ſo ſtark und lebhaft, als mit denſelben vorzuſtellen?

Noch unabhängiger von dem Körper ſind die Kräfte der Vernunft, des Gedächtniſſes und der Zuneigung, und das lehrt uns bloß die Beobachtung der Natur. Die Sinne deſſelben dienen zwar, ihnen die nöthigen Begriffe zur Ueberlegung zuzuführen, wie zum Bauen Hebebäume, Gerüſte, und andere Werkzeuge nöthig ſind; aber wenn wir einmahl Begriffe haben, ſo kann die Seele, wie die Erfahrung lehrt, dieſe Kräfte ſelbſt in dem jetzigen Leben gebrauchen, und durch die Ueberlegung Vergnügen und Schmerzen empfinden, ohne der Sinne weiter zu bedürfen. Auch zeigt uns die Erfahrung viele Beyſpiele tödtlicher Krankheiten, die nicht auf die Kräfte der Ueberlegung und Neigung wirken, wenn ſie auch den Körper ſchon beynahe ganz zerſtört haben, und das macht es glaubwürdig, daß ſie dieſe Kräfte in der völligen Zerſtörung deſſelben nicht zerſtören können, ob ſie uns gleich hindern, ihre fernern Wirkungen wahrzunehmen. Wer hat nicht Menſchen gekannt, welche in den tödtlichſten Krankheiten bis zum letzten Hauche ihres Lebens Vorſtellung, Gedächtniß und Vernunft ungeſchwächt behielten, und die äußerſte Stärke der Zuneigung, und der Empfindung des höchſten geiſtigen Vergnügens oder Schmerzes zu erkennen gaben? Wer kann denn alſo glauben, daß die Krankheit, wenn ſie bis zu einem gewiſſen Grade kömmt, nähmlich bis zu dem, der tödtlich iſt, Kräfte zerſtören werde, welche in ihrem Wachsthume bis zu dieſem Grade gar nicht davon angegriffen wurden? Eine tödtliche Krankheit iſt der Tod in ſeinem Anfange: warum ſollten wir uns denn einbilden, daß der Tod in ſeiner Vollendung über unſer thätiges Weſen etwas vermögen ſollte, über welches er nichts in ſeinem Anfange vermochte? Und geſetzt er unterbräche ihre Ausübung, ſo iſt doch von einer ſolchen unterbrochenen Ausübung bis zu ihrer Zerſtörung ein unendlicher Abſtand. Der Tod kann in gewiſſer Abſicht unſerer Geburt ähnlich ſeyn, welche weder die Kräfte aufhebt, die wir unter der Bruſt unſerer Mutter hatten, noch das in dieſem Zuſtande angefangene Leben unterbricht, ſondern es vielmehr fortſetzt, und uns in eine weitere Scene des Daſeyns bringt. Die Analogie gebiethet uns alſo zu glauben, daß nach unſerm Tode die Sphäre unſerer Erkenntniß und Fähigkeit größer ſeyn werde. Die Abnahme der Pflanzen iſt in der Natur das Einzige, was einige Aehnlichkeit mit der Abnahme lebendiger Geſchöpfe hat. Allein aus dieſer Aehnlichkeit läßt ſich nichts ſchließen, weil es ihnen an dem Weſentlichen fehlt, worauf Alles ankömmt, nähmlich an der Kraft zu empfinden und zu handeln. Alles dieſes iſt freylich Demonſtration; allein welch ein Vergnügen zu wiſſen, daß der Stimme der Religion von der Natur nicht widerſprochen wird!

So iſt es auch, mein lieber Bruder! der Stimme der Religion wird von der Stimme der Natur nicht widerſprochen. Ich habe Ihnen bereits genug geſagt, um heilige Ehrfurcht in Ihr Herz zu flößen, und Sie zu überzeugen, daß Religion und Offenbarung Gründe genug für ſich haben, daß wir unſern beſchränkten Verſtand jenen Geheimniſſen unterwerfen, die für unſere ſchwachen Augen verdeckt ſind, weil ſie nicht ins Innere des Heiligthums dringen.

Glauben Sie aber nicht, mein Bruder! daß zu eben dieſem Heiligthume der Weg den Aufrichtigforſchenden ganz unzugänglich ſey. Derjenige, der einen guten Willen hat, wird finden; und dem werden die Pforten aufgethan werden, der klopfet. Die künftige Nacht mehr von dieſem! —

Siebente Nacht.

Der jetzige Zuſtand der Menſchen, mein Bruder! iſt wahrhaftig das verbindende Mittelglied zweyer Welten, ſagt Herder. Dieſe Wahrheit iſt ſo wichtig, mein Bruder! daß ſie zu den höchſten Geheimniſſen führt. Alles in der Natur iſt verbunden, ein Zuſtand ſtrebt zum andern, und bereitet ihn vor. Wenn alſo der Menſch die Kette der Erdorganiſation als ihr höchſtes und letztes Glied ſchloß, ſo fängt er auch eben dadurch die Kette einer höhern Gattung von Geſchöpfen als ihr niedrigſtes Glied an, und ſo iſt er der Mittelring zwiſchen zwey in einander greifenden Syſtemen der Schöpfung.

Auf der Erde, fährt Herder fort, kann er in keine Organiſation mehr übergehen, oder er müßte rückwärts, und ſich im Kreiſe herumtaumeln. Stilleſtehen kann er nicht, da keine lebendige Kraft im Reiche der wirkſamſten Güte ruht; alſo muß ihm eine Stufe bevorſtehen, die ſo dicht an ihn, und doch über ihn ſo erhaben iſt, als er, mit dem edelſten Vorzuge geſchmückt, ans Thier gränzet.

Dieſe Ausſicht, mein Bruder! die auf allen Geſetzen der Natur ruht, gibt uns allein den Schlüſſel ſeiner wunderbaren Erſcheinungen, mithin die einzige Philoſophie der Menſchengeſchichte. Es wird der ſonderbare Widerſpruch klar, in dem ſich der Menſch zeigt. Als Thier dient er der Erde, und hängt an ihr als ſeiner Wohnſtätte; als Menſch hat er den Saamen der Unſterblichkeit in ſich, der einen andern Pflanzgarten fordert. Als Thier kann er ſeine Bedürfniſſe befriedigen, und Menſchen, die mit ihnen zufrieden ſind, befinden ſich ſehr wohl hienieden. Sobald er irgend eine edlere Anlage verfolgt, findet er überall Unvollkommenheiten und Stückwerk; das Edelſte iſt auf der Erde nie ausgeführt worden, das Reinſte hat ſelten Beſtand und Dauer gewonnen: für die Kräfte unſers Geiſtes und Herzens iſt dieſer Schauplatz immer nur eine Uebungs- und Prüfungsſtätte. Die Geſchichte unſers Geſchlechts mit ihren Verſuchen, Schickſalen, Unternehmungen und

Revolutionen beweiſt dieß hinreichend. Hie und da kam ein Weiſer, ein Guter, und ſtreuete Gedanken, Rathſchläge und Thaten in die Fluth der Zeiten; einige Wellen kreiſeten umher, aber der Strom riß ſie hin und nahm ihre Spur weg; das Kleinod ihrer edlen Abſichten ſank zu Grunde. Narren herrſchten über die Rathſchläge der Weiſen, und Verſchwender erbten die Schätze des Geiſtes ihrer ſammelnden Aeltern. So wenig das Leben des Menſchen hienieden auf eine Ewigkeit berechnet iſt; ſo wenig iſt die runde, ſich immer bewegende Erde eine Werkſtätte bleibender Kunſtwerke, ein Garten ewiger Pflanzen, ein Luſtſchloß ewiger Wohnung. Wir kommen und gehen; jeder Augenblick bringt Tauſende her, und nimmt Tauſende hinweg von der Erde: ſie iſt eine Herberge für Wanderer, ein Irrſtern, auf dem Zugvögel ankommen und Zugvögel wegeilen. Das Thier lebt ſich aus, und wenn es auch höhern Zwecken zufolge ſich den Jahren nach nicht auslebet: ſo iſt doch ſein inniger Zweck erreicht; ſeine Geſchicklichkeiten ſind da, und es iſt, was es ſeyn ſoll. Der Menſch allein iſt im Widerſpruche mit ſich und mit der Erde: denn das ausgebildetſte Geſchöpf unter allen ihren Organiſationen iſt zugleich das unausgebildetſte in ſeiner eigenen neuen Anlage, auch wenn er lebensſatt aus der Welt wandert.

Die Urſache iſt offenbar die, daß ſein Zuſtand, der letzte für dieſe Erde, zugleich der erſte für ein anderes Daſeyn iſt, gegen den er wie ein Kind in den erſten Uebungen hier erſcheint. Er ſtellet alſo zwey Welten auf einmahl dar; und das macht die anſcheinende Duplicität ſeines Weſens.

Sofort wird klar, welcher Theil bey den meiſten Menſchen hienieden der herrſchende ſeyn werde. Der größte Theil des Menſchen iſt Thier; zur Humanität hat er bloß die Fähigkeit auf die Welt gebracht, und ſie muß ihm durch Mühe und Fleiß erſt angebildet werden. Wie Wenigen iſt ſie nun auf die rechte Weiſe angebildet worden! Und auch bey den beſten, wie fein und zart iſt die ihnen aufgepflanzte göttliche Blume! Lebenslang will das Thier über den Menſchen herrſchen, und die meiſten laſſen es nach Gefallen über ſich regieren. Es zieht alſo unaufhörlich nieder, wenn der Geiſt hinauf, wenn das Herz in einen freyen Kreis will; und da für ein ſinnliches Geſchöpf die Gegenwart immer lebhafter iſt, als die Entfernung, und das Sichtbare mächtiger auf daſſelbe wirkt, als das Unſichtbare: ſo iſt leicht zu erachten, wohin die Wage der beyden Gewichte überſchlagen werde. Wie wenig reiner Freuden, wie wenig reiner Erkenntniß und Tugend iſt der Menſch fähig! Und wenn er ihrer fähig wäre, wie wenig iſt er an ſie gewöhnt! Die edelſten Verbindungen hienieden werden von niedrigen Trieben, wie die Schiffahrt des Lebens von widrigen Winden geſtört, und der Schöpfer, barmherzig ſtrenge, hat beyde Verwirrungen in einander geordnet, um eine durch die andere zu zähmen, und die Sproſſe der Unſterblichkeit mehr durch rauhe Winde als durch ſchmeichelnde Weſte in uns zu erziehen. Ein vielverſuchter Menſch hat viel gelernet: ein träger und müßiger weiß nicht, was in ihm liegt, noch weniger weiß er mit ſelbſtgefühlter Freude, was er kann und vermag. Das Leben iſt alſo ein Kampf, und die Blume der reinen, unſterblichen Humanität eine ſchwererrungene Krone. Den Läufern ſteht das Ziel am Ende; den Kämpfern um die Tugend wird der Kranz im Tode.

Wenn höhere Geſchöpfe alſo auf uns blicken; ſo mögen ſie uns, wie wir die *Mittelgattungen*, betrachten, mit denen die Natur aus einem Elemente ins andere übergeht. Der Strauß ſchwingt matt ſeine Flügel nur zum Laufe, nicht zum Fluge: ſein ſchwerer Körper zieht ihn zu Boden. Indeß auch für ihn und für jedes Mittelgeſchöpf hat die organiſirende Mutter geſorget;

auch ſie ſind in ſich vollkommen und ſcheinen nur unſerm Auge unförmlich. So iſt's auch mit der Menſchennatur hienieden: ihr Unförmliches fällt einem Erdengeiſt ſchwer auf, ein höherer Geiſt aber, der in das Inwendige blickt, und ſchon mehrere Glieder der Kette ſieht, die für einander gemacht ſind, kann uns zwar bemitleiden, aber nicht verachten. Er ſieht, warum Menſchen in ſo vielerley Zuſtänden aus der Welt gehen müſſen, jung und alt, thöricht und weiſe, als Greiſe, die zum zweytenmahle Kinder wurden, oder gar als Ungeborne. Wahnſinn und Mißgeſtalten, alle Stufen der Kultur, alle Verirrungen der Menſchheit umfaßte die allmächtige Güte, und hat Balſam genug in ihren Schätzen, auch die Wunden, die nur der Tod lindern konnte, zu heilen. Da wahrſcheinlich der künftige Zuſtand ſo aus dem jetzigen hervorſproßt, wie der unſere aus dem Zuſtande niedrigerer Organiſationen: ſo iſt ohne Zweifel auch das Geſchäft deſſelben näher mit unſerm jetzigen Daſeyn verknüpft, als wir denken. Der höhere Garten blühet nur durch die Pflanzen, die hier keimten, und unter einer rauhen Hülle die erſten Sprößchen trieben. Iſt nun, wie wir geſehen haben, Geſelligkeit, Freundſchaft, wirkſame Theilnahme beynahe der Hauptzweck, worauf die Humanität in ihrer ganzen

Geſchichte der Menſchheit angelegt iſt: ſo muß dieſe ſchönſte Blüthe des menſchlichen Lebens nothwendig dort zu der erquickenden Geſtalt, zu der umſchattenden Höhe gelangen, nach der in allen Verbindungen der Erde unſer Herz vergebens dürſtet. Unſere Brüder der höhern Stufe lieben uns daher gewiß mehr und reiner, als wir ſie ſuchen und lieben können: denn ſie überſehen unſern Zuſtand klarer; der Augenblick der Zeit iſt ihnen vorüber, alle Dißharmonien ſind aufgelöſet, und ſie erziehen an uns vielleicht unſichtbar ihres Glückes Theilnehmer, ihres Geſchäftes Brüder. Nur einen Schritt weiter, und der gedrückte Geiſt kann freyer athmen, das verwundete Herz iſt geneſen; ſie ſehen den Schritt herannahen und helfen dem Gleitenden mächtig hinüber.

Ich kann mir alſo auch nicht vorſtellen, daß, da wir eine Mittelgattung von zwey Klaſſen, und gewiſſermaſſen die Theilnehmer beyder ſind, der künftige Zuſtand von dem jetzigen ſo fern, und ihm ſo ganz unmittelbar ſeyn ſollte, als das Thier im Menſchen gern glauben möchte; vielmehr werden mir in der Geſchichte unſers Geſchlechts manche Schritte und Erfolge ohne höhere Einwirkung unbegreiflich. Daß z. B. der Menſch ſich ſelbſt auf den Weg der Kultur gebracht, und ohne höhere

Anleitung ſich Sprache und die erſte Wiſſenſchaft erfunden habe, ſcheint mir unerklärlich und immer unerklärlicher, je einen längern rohen Thierzuſtand man bey ihm vorausſetzt. Eine göttliche Haushaltung hat gewiß über dem menſchlichen Geſchlechte von ſeiner erſten Entſtehung an gewaltet, und hat es auf die ihm leichteſte Weiſe zu ſeiner Bahn geführet. Je mehr aber die menſchlichen Kräfte ſelbſt in Uebung waren, deſto weniger bedurften ſie theils dieſer höhern Beyhülfe, oder deſto minder wurden ſie ihrer fähig; obwohl auch in ſpätern Zeiten die größten Wirkungen auf der Erde durch unerklärliche Umſtände entſtanden ſind, oder mit ihnen begleitet geweſen. Selbſt Krankheiten waren dazu oft Werkzeuge: denn wenn das Organ aus ſeiner Proportion mit andern geſetzt, und alſo für den gewöhnlichen Kreis des Erdlebens unbrauchbar geworden iſt: ſo ſcheint es natürlich, daß die innere raſtloſe Kraft ſich nach andern Seiten des Weltalls kehre, und vielleicht Eindrücke empfange, deren eine ungeſtörte Organiſation nicht fähig war, deren ſie aber auch nicht bedurfte. Wie dem aber auch ſey, ſo iſt's gewiß ein wohlthätiger Schleyer, der dieſe und jene Welt abſondert; und nicht ohne Urſache iſt's ſo ſtill und ſtumm um das Grab eines Todten. Der gewöhnliche Menſch auf dem Gange ſeines Lebens wird von Eindrücken entfernt, deren ein einziger den ganzen Kreis ſeiner Ideen zerrütten, und ihn für dieſe Welt unbrauchbar machen würde. Kein nachahmender Affe höherer Weſen ſollte der zur Freyheit erſchaffene Menſch ſeyn; ſondern auch wo er geleitet wird, im glücklichen Wahn ſtehen, daß er ſelbſt handle. Zu ſeiner Beruhigung und zu dem edeln Stolz, auf dem ſeine Beſtimmung liegt, ward ihm der Anblick edlerer Weſen entzogen: denn wahrſcheinlich würden wir uns ſelbſt verachten, wenn wir dieſe kennten. Der Menſch alſo ſoll in ſeinen künftigen Zuſtand nicht hinein ſchauen, ſondern ſich hinein glauben.

So viel iſt gewiß, daß in jeder ſeiner Kräfte eine Unendlichkeit liegt, die hier nur nicht entwickelt werden kann, weil ſie von andern Kräften, von Sinnen und Trieben des Thiers unterdrückt wird, und zum Verhältniſſe des Erdelebens gleichſam in Banden liegt. Einzelne Beyſpiele des Gedächtniſſes, der Einbildungskraft, ja gar der Vorherſagung und Ahnung haben Wunderdinge entdeckt, von dem verborgenen Schatze, der in menſchlichen Seelen ruhet; ja ſogar die Sinne ſind davon nicht ausgeſchloſſen. Daß meiſtens Krankheiten und gegenſeitige Mängel dieſe Schätze zeigten, ändert in der Natur der Sache nichts, da eben dieſe Disproportion erfordert wurde, dem einen Gewicht ſeine Freyheit zu geben, und die Macht deſſelben zu zeigen. Der Ausdruck Leibnitzens, daß die Seele ein Spiegel des Weltalls ſey, enthält vielleicht eine tiefere Wahrheit, als die man aus ihm zu entwickeln pflegt; denn auch die Kräfte eines Weltalls ſcheinen in ihr verborgen, und ſie bedarf nur einer Organiſation oder einer Reihe von Organiſationen, dieſe in Thätigkeit und Uebung ſetzen zu dürfen. Der Allgütige wird ihr dieſe Organiſationen nicht verſagen, und er gängelt ſie als ein Kind, ſie zur Fülle des wachſenden Genuſſes, im Wahn eigen erworbener Kräfte und Sinne allmählich zu bereiten. Schon in ihren gegenwärtigen Feſſeln ſind ihr Raum und Zeit leere Worte: ſie meſſen und bezeichnen Verhältniſſe des Körpers, nicht aber ihres innern Vermögens, das über Raum und Zeit hinaus iſt, wenn es in ſeiner vollen innigen Freude wirket. Um Ort und Stunde deines künftigen Daſeyns gib dir alſo keine Mühe; die Sonne, die deinem Tage leuchtet, mißt dir deine Wohnung und dein Erdengeſchäft, und verdunkelt dir ſo lange alle himmliſchen Sterne. Sobald ſie untergeht, erſcheint die Welt in ihrer größern Geſtalt, die heilige Nacht, in der du einſt eingewickelt lagſt, und einſt eingewickelt liegen wirſt, bedeckt deine Erde mit Schatten, und ſchlägt dir dafür am Himmel die glänzenden Bücher der Unſterblichkeit auf. Da ſind Wohnungen, Welten und Räume —

Sie ſelbſt wird nicht mehr ſeyn, wenn du noch ſeyn wirſt, und in andern Wohnplätzen und Organiſationen Gott und ſeine Schöpfung genießeſt. Du gelangteſt auf ihr zu der Organiſation, in der du als ein Sohn des Himmels um dich her und über dich ſchauen lernteſt. Suche ſie alſo vergnügt zu verlaſſen, und ſegne ihr als der Aue nach, wo du als ein Kind der Unſterblichkeit ſpielteſt; und als der Schule nach, wo du durch Leid und Freude zum Mannesalter erzogen wurdeſt. Du haſt weiter kein Recht an ſie; ſie hat kein Recht an dich: mit dem Hut der Freyheit gekrönt und mit dem Gurt des Himmels gegürtet, ſetze fröhlich deinen Wanderſtab weiter.

Wie alſo die Blume da ſtand, und in aufgerichteter Geſtalt das Reich der unterirdiſchen, noch unbelebten Schöpfung ſchloß, um ſich im Gebieth der Sonne des erſten Lebens zu freyen: ſo ſteht über allen zur

Erde gebückten der Menſch wieder aufrecht da. Mit erhabenem Blicke und aufgehobenen Händen ſteht er da als ein Sohn des Hauſes, den Ruf ſeines Vaters erwartend.

Wir wollen über dieſe ſo wichtige Abhandlung, mein Bruder! einige Betrachtungen machen. Es iſt alſo gewiß, mein Bruder! daß des Menſchen Zuſtand der letzte für dieſe Erde, und zugleich der erſte für ein anders Daſeyn ſey. Der Menſch ſtellt alſo zwey Welten vor, und dieſes macht die anſcheinende Duplicität ſeines Weſens aus. Er iſt Thier und Geiſt. Das Thier will lebenslang über den Menſchen herrſchen; es zieht alſo unaufhörlich zum Sinnlichen nieder; wenn der Geiſt hinauf zu einem freyen Kreiſe will. Aus dieſen Ueberlegungen werden Sie finden, mein Freund! daß es alſo einen äußern und innern Menſchen gebe, einen Thier-und Geiſtmenſchen. Der Thiermenſch ſteht mit dem Körperlichen und Sinnlichen; der Geiſtmenſch mit dem Geiſtigen und Intellektuellen in Verbinduug.

Der geiſtige Zuſtand muß weit den ſinnlichen an Vollkommenheit übertreffen, denn er iſt eine höhere Stufe der Fortſchreitung, und wir ſehen auch, daß, je mehr die geiſtigen Kräfte des innern Menſchen ſich äußern, deſto wunderbarer ſeine Erſcheinungen auf dieſer Erde werden.

Da Alles im Univerſum ſeine nothwendigen Geſetze hat; das heißt, die ewigen Verhältniſſe der Dinge, ohne welche die Dinge nicht ſeyn können, oder aufhören würden zu ſeyn: ſo iſt es außer Zweifel, daß die Verhältniſſe des Geiſtmenſchen von den Verhältniſſen des Sinnlichen weit unterſchieden ſind. Da alſo unſere Humanität nur Vorübung, nur die Knoſpe in einer zukünftigen Blume iſt; da unſere Erde nur Uebungsplatz, Vorbereituugsſtätte iſt, ſo bleibt uns auch kein Zweifel übrig, daß gewiſſe nothwendige Verhältniſſe zur Entwicklung unſers künftigen Zuſtandes ſchon hienieden nothwendig ſind; und hierauf gründet ſich die Sittlichkeit, die Moralität und die Religion.

Die Verhältniſſe der Sittlichkeit ſind die Geſetze unſers zukünftigen Zuſtandes; die Geſetze der Entwicklung des Geiſtes zu ſeiner künftigen Fortſchreitung; ſie ſind die Geſetze der Aehnlichwerdung, der Aſſimilation zur Gottheit, welche Menſchenberuf und Beſtimmung iſt.

Gott, das höchſte Weſen, die Einheit, die ewige und fortgehende Urquelle aller denkenden und unmateriellen Prinzipien, die Wurzel aller Weltzahlen; die erſte und einzige Urſache aller Dinge, das Zentrum, woraus die Kräfte und das Leben aller Weſen jeden Augenblick emaniren, und auf dieſes Zentrum, als ihr Endziel, wieder zurückſtreben, mit einem Worte: Gott! der unter ſo verſchiedenen Begriſſen immer der nähmliche Gott iſt. Dieſes Gottes Seyn und Wirken iſt ähnliche Hervorbringung, Beſtimmung zu ähnliche Seligkeit, unendliche Liebe, unendliche Güte.

Wir ſehen, daß in der Natur Alles lebt, und wiſſen doch ſo wenig, was das Leben iſt. Wenn ich Ihnen ſage, mein Bruder! die Liebe iſt das Leben, und das Leben iſt die Liebe, ſo werden Sie mich vielleicht jetzt noch nicht verſtehen; doch iſt und bleibt es richtig, daß der Menſch nie wiſſen kann, was das Leben iſt, wenn er nicht weiß, was die Liebe iſt.

Der Urſprung aller Liebe iſt Gott, denn er iſt das Leben, und könnte das Leben nicht ſeyn, wenn er nicht Liebe wäre.

Die Liebe beſteht in unendlicher Thätigkeit, Hervorbringung ähnlicher Weſen; ihre Verhältniſſe ſind die Aſſimilation, Aehnlichwerdung und Hang zur Einswerdung. Dieſes Gemählde iſt freylich noch zu ſchwach, zu unvollkommen, um Ihnen Begriffe von dem zu geben, wovon ich Ihnen gerne, mein Bruder! Begriffe geben möchte. Denken Sie ſich indeß, mein Bruder! die Gottheit als die Quelle alles Lebens, als den Mittelpunkt aller Kräfte, die im Bewußtſeyn ihrer Macht das ſeligſte Vergnügen genießt, andere Weſen hervor zu bringen, und ſie zu ähnlicher Seligkeit zu beſtimmen. Dieſe Thätigkeit, dieſes Hervorbringen, dieſe Wirkung der Gottheit iſt Liebe.

Um Ihnen ein ſinnliches Bild dieſer intellektuellen Lehre zu geben, ſo ſtellen Sie ſich die Sonne vor, deren wohlthätige Wärme, als die Urquelle alles Lebens dieſer Erde, Alles hervorbringt. Bey ihrer Annäherung ſteigt Alles aus den Grüften des Todes, ihre belebenden Blicke kleiden die Wieſen mit Gras, und die Bäume mit Laube ſie bringt Verſchönerung, Freude, Wonne hervor. Wie die Sonne, der Herold der Gottheit, Leben und Kraft durch die Urkraft, die Gott iſt, dem Sinnlichen und Körperlichen gibt, ſo iſt Gott dort, wo keine Sinne ſind, gleichſam die geiſtige Sonne, deren Annäherung geiſtiges Leben, geiſtige Schönheit hervorbringt. Freylich iſt alles Dieſes noch ſehr undeutlich geſagt, mein Bruder! aber es wird eine Zeit kommen, wo Anſchaulichkeit des Geiſtes Ihnen Dinge erklären wird, für welche unſere ſinnliche Sprache keine Worte hat.

Alles was in der Schöpfung iſt, iſt gut, denn Alles iſt ein Werk der Liebe. Böſes entſteht nur durch die Entferung; in der Entfernung liegt zeitlicher und geiſtiger Tod.

Alles, mein Bruder! was im Univerſum iſt, beſteht durch Wirkung und Gegenwirkung; darin beruhen die ewigen Verhältniſſe der Dinge. Da Gott die reinſte Liebe iſt, ſo liebt er ewig jedes ſeiner Geſchöpfe, und alle ſeine Aktion gegen ſie iſt Liebe, wie die Reaktion Gegenliebe ſeyn muß.

Da die göttliche Liebe alle Geſchöpfe gleich liebt, alle zu gleicher Seligkeit beſtimmt, ſo muß nothwendig das Geſetz der Gegenwirkung Gottes- und Nächſtenliebe ſeyn; denn ſonſt gäbe es keine Aſſimilation, keine Aehnlichwerdung.

Dieſes ewige Verhältniß der Reaktion des Geſchöpfes beſtimmt das Geſetz der Sinnlichkeit, den Hauptgrund der Religion: Liebe Gott über Alles, und den Nächſten wie dich ſelbſt.

Alle Wirkungen der reinſten Liebe ſind Gutes; Alles iſt daher gut, was ein Werk des Schöpfers iſt, und wahr iſt das, dem die Güte ihre Exiſtenz gibt: aus welchem Grunde Gott Wahrheit und Güte genannt wird.

Alles in dem Weltalle, das nach den ewigen Verhältniſſen regiert wird, bezieht ſich auf Güte und Wahrheit, es iſt nichts im Himmel und auf Erden, das ſich nicht auf Wahrheit und Güte gründet, und die Urſache iſt, weil Gott die Liebe, und die Liebe die Quelle des Guten und Wahren iſt.

Die Ordnung der Dinge erfordert die Vereinigung des Guten mit dem Wahren, das will ſagen, das Gute kann nicht bloß in der Erkenntniß ſeyn, ſondern es muß, um Leben zu erhalten, in Thätigkeit und Willen übergehen, und daher zur Exiſtenz, zur Wahrheit werden.

Wie die Annäherung zur Liebe der Urſprung des Guten und Wahren wird, ſo iſt Entfernung davon der Urſprung des Falſchen und Böſen.

Die Eigenſchaft der Liebe iſt Thätigkeit; die Liebe erhält ihre Exiſtenz nicht, um ſich ſelbſt zu lieben; ſie muß einen Gegenſtand ihrer Thätigkeit haben.

Um zu lieben, müſſen Zwey ſeyn; der, der liebt, und der, der geliebt wird, damit die Liebe vereinigen kann, denn Vereinigung iſt Zweck der Liebe.

Die Liebe liebt daher das Leben des Andern; ihr Verlangen iſt ein anderes Ich zu werden. Die Analogie der Natur mahlt dieſes herrliche Bild uns täglich mit unvollſtändigen Farben.

Einswerdung iſt das große Geſetz der Liebe, daher alle Verhältniſſe des Geſchöpfes gegen den Schöpfer, zu dieſem großen Endzwecke der Aſſimilation, zum Aufſteigen zur immer höhern Vollkommenheit, zur Annäherung zum Lichte, und der daraus entſpringenden Glückſeligkeit.

Das groſse Weſengeſetz iſt Liebe; darauf gründet ſich alle Sittlichkeit; darauf gründet ſich die Religion.

Liebe Gott, liebe deinen Nächſten wie dich ſelbſt; darin liegt der Inbegriff aller göttlichen Geſetze, die nur Geſetze der Liebe ſind, Geſetze des Lebens, der Seligkeit.

Selbſtliebe und Liebe zur Welt, oder Sinnlichkeit ſind dem groſsen Endzwecke der Allliebe entgegen, denn durch ſie hört die Reaktion auf, weil Selbſtliebe Alles auf ſich konzentrirt, ſich ſelbſt zum Mittelpunkt aller Dinge macht: da dieſer Mittelpunkt doch Gott als die Allliebe allein ſeyn ſoll, ohne welchen es keine Glückſeligkeit gibt.

Gott- und Nächſtenliebe iſt die Kette, die das Geſchöpf an den Schöpfer, und Geſchöpfe an Geſchöpfe bindet. Selbſt- und Weltliebe, oder die Liebe der Sinnlichkeit trennt dieſes Band, und bringt daher Verderben und Elend über den Menſchen, weil die Kette zerriſſen iſt, die das Geſchöpf mit Gott, der Leben und Liebe iſt, verbindet.

Gutes und Wahres iſt die Folge der urſprünglichen Liebe; Böſes und Falſches die Folge der Selbſtliebe und der Liebe der Welt.

„Sehen Sie, mein Bruder! in das geſellſchaftliche Leben zurück, und beobachten ſie aus den Handlungen der Menſchen, ob dieſe Sätze nicht wahr ſind; woraus entſpringen alle Laſter, die die Menſchheit verheeren, als aus der Selbſtliebe? woraus alle Verblendungen, die uns zum Laſter führen, als aus der Liebe zur Welt und zur Sinnlichkeit? Sehen wir nicht ein, daß, je edler, je erhabner der Menſch denkt, deſto mehr iſt er von Selbſt- und Weltliebe getrennt! Seine Sphäre iſt von größerer Wirkſamkeit, er liebt die Menſchen, und ſeine Endzwecke ſind erhabener und feſter.

Finden wir nicht, mein Bruder! daß ſich alle geſellſchaftlichen Tugenden nicht nur auf dieſes große Geſetz gründen können und ſollen? Der Atheiſt ſelbſt fühlt das große Bedürfniß, und glaubt die Pflichten der Nächſtenliebe auf die Selbſtliebe des Menſchen zu gründen, ohne zu bedenken, daß dieſe Selbſtliebe der Urſprung des Böſen iſt.

Alles iſt eine Kette im Univerſum; der Atheiſt geſteht dieſes ſelbſt ein; warum will er alſo dieſe Kette trennen von dem Weſen, welches das Ganze ſchuf, und es erhöht? —

Nein, ihr verblendeten Sterblichen! ruft Mirabaud aus, der Freund der Natur iſt nicht euer Feind; ihr Dollmetſcher iſt nicht der Diener der Unwahrheit; der Zerſtörer eurer Phantome iſt nicht der Zerſtörer ſolcher Wahrheiten, die zu euerm Glücke nothwendig ſind; der Schüler der Vernunft iſt kein Unſinniger, der euch zu vergiften, der euch einen ſchädlichen Wahnwitz beyzubringen ſucht.

Man könnte hier wohl auch ſagen: nein, ihr Verblendeten! der Freund der Gottheit und der Religion iſt nicht euer Feind; ihr Dollmetſcher iſt nicht der Diener der Unwahrheit; der Zerſtörer eurer Phantome iſt nicht der Zerſtörer ſolcher Wahrheiten, die zu euerm Glücke nothwendig ſind. Der Schüler der Gottheit und der Religion iſt kein Unſinniger, der euch zu vergiften, der euch einen ſchädlichen Wahnwitz beyzubringen ſucht.

Mirabaud.

Wenn er, der Freund der Natur, jenen ſchrecklichen Göttern den Bliß aus den Händen reißt, die euch unruhig machen, ſo will er die Ungewitter zertheilen, die euch verhindern, euern Weg anders als bey dem ungewiſſen Scheine ihrer Blicke zu erkennen.

Ich.

Der Freund der Gottheit und der Religion kennt keine ſchrecklichen Götter, er kennt die Gottheit nur unter dem Nahmen der Liebe: er waffnet ihre Hände nicht mit Blißen, die die Menſchen unruhig machen ſollen, ſondern er zeigt ihnen nur, daß ihre Entfernung von der Quelle des Lebens Uebergang zum Tode ſey; er zeigt, daß das Licht der Gottheit nothwendig iſt, um uns auf unſern Wegen zu leuchten, weil Entfernung vom Lichte mit Finſterniſſen die Straße deckt, auf der wir wandeln.

Mirabaud.

Wenn der Freund der Natur dieſe Götzenbilder zerbricht, denen die Furcht Weihrauch und Fanatismus und Wuth Menſchenopfer bringen, ſo will er die, euch beruhigende Wahrheit an ihre Stelle ſetzen.

Ich.

Der Freund der Gottheit und der Religion haſſet die Götzenbilder; der Gottheit, die er predigt, wird nicht aus Furcht Weihrauch geſtreut, dem Gott der Chriſten bringen Fanatismus und Wuth nicht Menſchenopfer; er iſt der Gott der Liebe, und der, der ihn predigt, will nur ſeine Liebe kennen lehren.

Mirabaud.

Wenn er, der Freund der Natur, jene Tempel und Altäre zerſtört, denen ihr euch mit knechtiſchem Weihrauche nähert, und die ihr mit Thränen verlaſſet, ſo will er dem Frieden, der Vernunft und der Tugend ein bleibendes Monument errichten, das euch wider eure Raſerey, wider eure Leidenſchaften, und wider die Macht derer, die euch unterdrückten, zur Freyſtätte dient.

Ich.

Friede, Vernunft und Tugend ſind nur dort, wo Gott iſt, und nur der, der die heiligen Verhältniſſe erfüllt, die das Geſchöpf an den Schöpfer binden, genießt des Friedens und des Lohns der Tugend; nicht knechtiſchen Weihrauch begehrt der Gott der Liebe, er begehrt das Herz des Menſchen zum Opfer; ihre Seelen ſind der Tempel und die Altäre, die ihm angenehm ſind; nicht Thränen des Sklaven, Thränen der Liebe, die ein Kind vor ſeinem Vater vergießt, ſind die Thränen, die der Gottheit angenehm ſind. So lehrt die Schrift, ſo lehrte Chriſtus.

Mirabaud.

Wenn er, der Freund der Natur, die hochmüthigen Forderungen jener von dem Aberglauben vergötterten Tyrannen bekämpfet, die euch, gleich euern Göttern, mit eiſernem Scepter zerſchmettern, ſo will er euch die Rechte eurer Natur ſichern, euch aus elenden Sklaven zu freyen Menſchen machen, euch Menſchen und Bürger zu Regenten geben, welche ihnen ähnliche Menſchen und Bürger, von denen ſie ihre Gewalt haben, lieben und beſchützen. Wenn er den Betrug angreift, ſo geſchieht es, um die Wahrheit wieder in ihre Rechte einzuſetzen, die der Irrthum ihr ſo lange vorenthalten hatte. Wenn er den eingebildeten

Grund jener ungewiſſen, oder fanatiſchen Moral geſtöret, die bisher nur euren Verſtand geblendet hat, ohne euer Herz zu beſſern, ſo geſchieht es, um eurer Sittenlehre einen unerſchütterlichen Grund in eurer eigenen Natur zu geben. Waget es demnach, ſeine Stimme zu hören, welche weit verſtändlicher iſt, als jene zweydeutigen Orakelſprüche, die euch die Betrügerey im Nahmen einer verfänglichen Gottheit verkündiget, die ſich immer ſelbſt widerſpricht. Höret die Natur, die ſich niemahls widerſprechen kann.

Ich.

Hört die Heiligkeit der Religion auf, wenn ſie je von Unſinnigen mißbraucht worden iſt? Gibt es keine Wahrheit mehr, wenn es je einige Menſchen gab, die Lügner waren? — O wie falſch, wie irrig iſt dieſes nicht geſchloſſen! — Iſt die Lehre Chriſti nicht die Lehre der Liebe und Sanftmuth? Wenn dieſe Lehre alſo nicht erfüllt wurde, muß man dieſe Lehre beſchimpfen, zernichten, oder ſollte nicht vielmehr der Vernünftige ſuchen, daß ſie erfüllt und beobachtet werde? Wer ſichert uns mehr die Rechte der Natur, als der, der der Urheber der Natur iſt? Wer machte uns zu Sklaven, der Allvater der Liebe oder die Sinnlichkeit? War's nicht er, der mitleidig uns die Bande abnahm, die uns an die Sünde und an das Verderben ketteten? War nicht er es, der uns wieder zu freyen Menſchen machte, da er uns alle jene Mittel durch die Religion gab, durch die wir uns der Sklaverey der Sünde entreißen konnten?

Wer gibt beſſere Bürger, wer edlere Menſchen, als die Religion, wenn die Geſetze von den Menſchen erfüllt werden? Wo iſt Betrug in der Lehre Chriſti? Welche Moral iſt erhabener, welche mehr dem Menſchen angemeſſen? Wer kann die Wahrheit in ihre Rechte einſetzen, wenn der Menſch den verläßt, der ſelbſt die Wahrheit iſt? Wo iſt Fanatiſmus in der Lehre Chriſti? Iſt nicht Liebe, ſanfte Schonung, Unterdrückung der Leidenſchaften und der Selbſtliebe ihr Inhalt? — Wagt es alſo, ihr Menſchen, dieſe reine Stimme zu hören, welche weit verſtändlicher iſt, als jene Orakelſprüche der Sinnlichkeit, die den Grund zur Wahrheit in der todten Materie aufſuchen. Höret den Schöpfer der Natur, der ſich nicht widerſprechen kann; die Natur iſt ſein Geſchöpf, und kann man das Geſchöpf dem Schöpfer vorziehen?

Mirabaud.

»O ihr, ſagt die Natur, die ihr dem Triebe zu Folge, den ich in euer Herz gelegt habe, in jedem Augenblicke eures Daſeyns nach Glückſeligkeit ſtrebet, entzieht euch nicht meinen allgewaltigen Geſetzen. Suchet glücklich zu werden! Die Mittel dazu habe ich in euer Herz geſchrieben. Umſonſt, Abergläubiſcher! ſucheſt du deine Zufriedenheit außer den Gränzen dieſer Erde, worauf ich dich geſetzt habe. Vergeblich erbitteſt du ſie von jenen unerbittlichen Phantomen, die deine Einbildungskraft auf meinen ewigen Thron ſetzen will; vergeblich erwarteſt du ſie in jenen himmliſchen Gefilden, die dein Wahnſinn geſchaffen hat; umſonſt empfiehlſt du dich eigenſinnigen Gottheiten, derer Wohlthätigkeit du entzückt bewunderſt, während ſie dein Daſeyn zu einem Gemiſche von Unglück, Schrecken, Seufzen und Täuſchungen machen. Wage es denn, das Joch dieſer Religion, meiner ſtolzen Nebenbuhlerin, abzuſchütteln, und verkenne nicht länger meine Rechte. Entſage dieſen Göttern, die meine Macht an ſich reißen, und kehre unter meine Geſetze zurück. Nur in meinem Reiche herrſcht wahre Freyheit. Tiranney und Knechtſchaft ſind auf immer daraus verbannt.

»Die Billigkeit wacht für die Sicherheit meiner Unterthanen, und erhält ſie bey ihren Rechten; Wohlthätigkeit und Leutſeligkeit verbinden ſie mit liebenswürdigen Ketten; die Wahrheit erleuchtet ſie, und kein Betrug verblendet ſie mit ſeinem finſtern Gewölke.«

Ich.

Wo ſoll der Menſch ſeine Ruhe, ſeine Glückſeligkeit ſuchen, wenn nicht in Gott? Haben wir nicht tägliche Beweiſe, wie unzureichend das Vermögen dieſer Erde iſt! wie wenig befriedigend, wahre Glückſeligkeit zu verſchaffen! Sind dieß Phantome der Einbildungskraft, was die Analogie der Natur nur verkündigt! Führt nicht Alles, was hienieden iſt, zur Erkenntniß des Schöpfers, und drückt nicht jede reine Handlung das Siegel der Wahrheit ſeiner Exiſtenz in die Zufriedenheit unſers Herzens? — Elender! wie kannſt du es wagen, die Menſchheit ſo weit herab zu ſetzen, und ſie mit noch ſchwerern Ketten zu belaſten, als bereits die Sinnlichkeit ſie belaſtet hat! Nur im Reiche Gottes, im Reiche der Wahrheit herrſcht wahre Freyheit; Tiranney und Knechtſchaft ſind das Antheil der Sinnlichkeit und der Welt. Fühlſt du ſie nicht ſelbſt täglich die Bande?

ziehen ſie dich nicht immer zur Erde zurück, da dein zur Unſterblichkeit erſchaffener Geiſt ſich aufwärts heben will? Unglücklicher! wie weit verführt dich dein Irrthum! Du erkennſt alſo die Stufe nicht, auf der du ſtehſt; nicht den Beruf deiner zukünftigen Entwicklung, die nothwendige Verhältniſſe haben muß, weil Alles ſeine Verhältniſſe hat. Wenn du bloß Thier biſt, ſo überlaſſe dich den Geſetzen des Thieres, die ſchon in der Natur liegen; biſt du aber mehr, ſo erkenne deine Verhältniſſe, und ſuche dieſelben in der Weſenheit eines Gottes, der dir die Beſtimmung gab, ihm ähnlich zu werden.

Sie ſehen aus dieſem Allen, mein Bruder! wie irrthumvoll die Denkart derjenigen iſt, die die Religion zu beſtreiten ſuchen. Immer wird das Zufällige mit dem Innern der Sache vermiſcht; man glaubt die Religion anzugreifen, da man den Mißbrauch der Religion beſtreitet. Es bleibt immer wahr, mein Freund! daß das Chriſtenthum gewiſſe Dinge von unbeſchreiblicher Stärke und von höchſtem Gewichte enthält, die ſich nicht beſchreiben laſſen. So lange dieſe als ein Heiligthum nur den wahren Inhabern der heiligſten Lehre bekannt blieben, war das Chriſtenthum in ſeiner Vollkommenheit und hatte Ruhe; nachdem aber die Kaiſer und die Großen der Erde anfingen, ihren Fuß ins Heiligthum zu ſetzen, und mit unvorbereiteten Augen ſehen wollten, ſobald man die Religion mit der Weltpolitik vermengte, ſo erfolgten Spaltungen und Ungewißheit.

In den erſten Zeiten wird man die erhabenſten Grundſätze der Sittenlehre bey den Chriſten finden, welche Grundſätze nicht allein gelehrt, ſondern auch, und oft, von Menſchen, welche nicht die mindeſte Unterweiſung bekamen, und oft vom niedrigſten Herkommen waren, auch manchmahl von den unverſtändigſten aus dem Frauenvolke mit der äußerſten Strenge in Ausübung gebracht worden ſind. Wenn man in dieſe Zeiten zurückſieht, mein Bruder! ſo finden Sie Menſchen, die in der wahren Geringſchätzung ihrer ſelbſt alle äußerliche Ehre und den Ruf der Menſchen für das, was ſie ſind, für nichts halten, und Niemand als ſich ſelbſt bekannt, und ſich ſelbſt Alles, ein von den Augen der Menſchen entferntes und ſtilles Leben führen. Sie ſehen Menſchen, die ſich aus freyem Muthe aller Glücksgüter begaben, von ihren Rechten zu großen Habſchaften abſtanden, und, um ihre Brüder aus kümmerlichen Umſtänden zu reißen, ſich ſelbſt mit geringem Unterhalte begnügten. Da lehren uns Beyſpiele eine liebreiche Sanftmuth in unſerm Betragen; die Großmuth, erlittene Unbilden zu verachten; ſeinem Feinde Haß mit Liebe zu vergelten, und die Stärke des Geiſtes, eher die grauſamſten Martern auszuſtehen, als ein Geſetz des Herrn zu übertreten.

Sie finden in ſelben Zeiten Menſchen, mein Bruder! die ſich in Einſiedeleyen mit der härteſten Arbeit ernährten, und noch dazu ihre geringe Lebensnahrung mit den Armen theilten. Sie finden Männer, die all' ihre Kräfte dahin gerichtet haben, wie ſie ſich immer mehr und mehr in dem Leben der Prüfung Gott ähnlich bilden möchten. Allein, da man dieſe Vorſchrift der Heiligkeit verließ, da Hofprieſter entſtanden, die ſich immer mehr von der urſprünglichen Reinheit entfernten, alles Politiſche chriſtianiſirten, und alles Chriſtliche civiliſiren wollten, da entſtanden Sophiſten, welche mit Unkraut wucherten; da überzogen ſie mit Tod und Finſterniß das, was vorhin Licht und Leben war.

Alle dieſe Verderbniſſe, mein Freund! waren die Urſache, warum bis auf dieſe Zeiten das Gebäude des

Chriſtenthums ſelbſt in ſeinen erſten Gründen angegriffen wurde; indem der Irrthum das Heilige mit jenem falſchen Gebäude des Stolzes und der Unwiſſenheit verwechſelte. So ſchritten die Menſchen zum Deismus; ſo Einige zum Materialismus, ohne zu bedenken, daß das Heliligthum der Religion immer unerſchüttert blieb, und daß die Mißbräuche, die ſich einſchliechen, nicht zur Weſenheit der Religion gehörten. Sie werden begreifen, mein Bruder! daß die Religion immer heilig bleibt, wenn auch von dem erſten Prieſter an bis auf den letzten ihre Lehre nicht befolgt wird. Hört die Phyſik auf Phyſik zu ſeyn, wenn die, die ſich dieſer Wiſſenſchaft befleißen ſollten, ihre Geſetze vernachläßigen? Die Wahrheit bleibt immer in der Natur, und wenn auch alle Menſchen zu Lügnern würden.

Aus allem Vorhergangenen, mein Bruder! ſehen Sie ein, wie ſich die Religion in dem Zuſammenhange und der Weſenheit des Ganzen gründet; Sie wiſſen, daß Alles Verhältniſſe hat, und daher auch das, was wir Geiſt in uns nennen, ſeinen Geſetzen höherer Beſtimmung unterworfen iſt. Eine höhere und zukünftige Stufenfolge hat ihre Verhältniſſe der Entwickelung unſeres gegenwärtigen Zuſtandes; darauf gründet ſich, wie ich Ihnen oben ſchon geſagt habe, Sittlichkeit oder Moralität. Ich habe Ihnen oben geſagt, daß das große Beſtimmungsgeſetz des Menſchen Annäherung zur Gottheit iſt; ich habe Ihnen geſagt, daß das Böſe nicht weſentlich in der Natur lag, ſondern nur ſeinen Urſprung in der Entfernung des Menſchen von Gott als der Allgüte nahm. Weil alſo Alles das Uebel Entfernung von der Urquelle des Guten iſt, ſo führt uns dieſe Betrachtung auf den Gedanken, daß der Menſch einſt auf einer höhern Stufe müſſe geſtanden ſeyn, von der er ſich willkührlich herabſtürzte.

Dieſe Entfernung konnte in nichts Anderm beſtehen, als daß er ſeine hohe und geiſtige Beſtimmung verließ, und zur Sinnlichkeit herabſtieg.

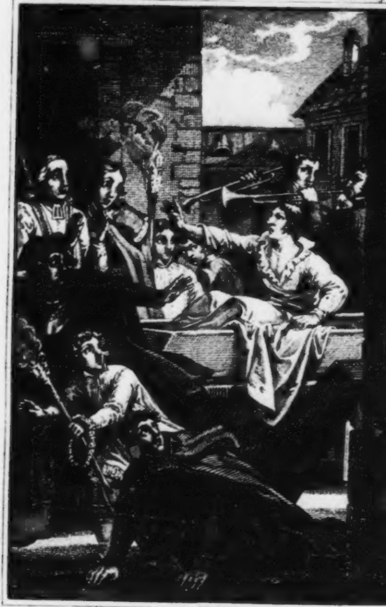
Wir ſehen, daß Elend und Unglück der Antheil der Menſchen auf dieſem Erdballe iſt; Thränen erwarten uns, wenn wir in die Welt treten, und Kummer begleitet uns bis an die Grube; alles Dieſes iſt Antheil der Sinnlichkeit; durch ſie kömmt Dunkelheit und Verwirrung. Das eigentliche Verbrechen des Menſchen beſtand alſo in dem Uebergange von dem Nichtſinnlichen zum Sinnlichen; durch ſie wurde er an die Geſetze der Zeit und des Raumes gebunden, und er verlor durch den falſchen Genuß ſeine königliche Würde.

Mit ſeiner Verſinnlichung verſchwand jene unverwundbare Hülle des urſprünglichen Menſchen, und ſo fühlte er ſeine Nacktheit, und da er ſich unter einen thieriſchen Körper verhüllte, war er, da er verſchiedener Sinnlichkeiten empfänglich wurde, zugleich den Gefahren der Elemente ausgeſetzt.

Dieſe ſterbliche Hülle, mein Freund! iſt nun der Sitz und die Urſache aller unſerer Leiden. Wir müſſen dieſe Hülle ablegen; dieß iſt unſere Strafe, unſere Beſtimmung, das Geſetz des Todes.

So tief, mein Bruder! ſind wir geſunken; allein ungeachtet, daß wir tief herabſanken, ſo iſt uns doch die Hoffnung zur gänzlichen Wiederherſtellung nicht benommen. Wir müſſen auf einem Wege gleich einem Wanderer, der viele Berge zu erſteigen hat, hinanglimmen, bis wir das Ziel erreicht haben, das ſich in den Wolken verliert. Das verlorne Licht wieder zu erlangen, dieß iſt der Gegenſtand des großen Werkes des Menſchen, ſeiner Aufſchwingung, ſeiner Wiedergeburt, ſeiner Erlöſung.

Doch genug! die nachkommende Sache iſt zu wichtig; wir wollen die künftige Nacht ihrer Betrachtung weihen.



um Gotteswillen erbarmet euch meiner ! Ic
lebe !

Aufſchlüſſe

über die

Geheimniſſe des Wunderbaren.

II. Theil.

Nebſt:

Geſchichten und Begebenheiten

von

lebendig begrabenen Perſonen, welche wiederum
aus Sarg und Grab erſtanden ſind.

Von

Hofrath v. Eckartshauſen.

Wien, 1831.
Bei Anton v. Haykul, Buchdrucker,
und bei
Mich. Lechner, Univerſitäts-Buchhändler.

Hofrath v. Eckartshauſen's

Schriften.

Zwey und zwanzigſter Band.

Aufſchlüſſe
über die
Geheimniſſe des Wunderbaren.

II. Theil.

Nebſt:

Geſchichten und Begebenheiten
von lebendig begrabenen Perſonen, welche wieder
aus Sarg und Grab erſtanden ſind.

Wien, 1831.
Bei Anton v. Haykul, Buchdrucker,
und bei
Mich. Lechner, Univerſitäts-Buchhändler.

Achte Nacht.

Was kann wohl einem Menſchen, mein Bruder! dem die Religion heilig iſt, für ein Wunſch wichtiger ſeyn, als der, daß ſeine Meinung die Wahrheit ſelbſt ſeyn möchte.

Es muß eine gutdenkende Seele gewiß ſehr betrüben, wenn ſie den Gedanken denket, daß die heiligſte Lehre, die bloß auf Menſchenglückſeligkeit abzielt, ſo vielen Verfolgungen von jeher ausgeſetzt war: allein, mein Bruder! die Wahrheiten der Religion haben ihren Urſprung von einem Gotte, welcher heute und in der Ewigkeit eben der Gott bleibt, der er geſtern und von Ewigkeit her war. Alſo müſſen ſie ihrer Natur nach eben ſo unveränderliche Wahrheiten bleiben, als er unveränderlich Gott iſt. Iſt eine Lehre göttlich, ſo iſt ſie nicht darum Wahrheit, weil ſie heute erſt erkannt und geglaubt wird, oder weil ſie viele Jahrhunderte nacheinander geglaubt worden iſt; eben ſo wenig, als ein Irrthum göttlich werden kann, wenn er auch mehr als ein Weltalter hindurch für göttlich gehalten worden wäre.

Das Reich Gottes auf dieſer Erde beſteht aus Menſchen, welche dieſe Wahrheiten erkennen, die im Schoße der Religion ruhen. Sind auch die Unterthanen einer ſo gütigen Regentin öfter untreu geweſen; ſind oft ihre gütigen Einflüße manchmahl mit Gewalt, manchmahl mit Liſt gehindert worden; haben ſich ihr auch manchmahl unrechtmäßige Mitbeherrſcher aufgedrungen, ſo iſt doch in ihrem Innern niemahls etwas verändert worden. Die Sonne bleibt immer Sonne, wenn auch Nebel ihr Antlitz für uns verdecken, oder Wetterwolken ihren Lichtſtrahl rauben. Sie kommt immer unveränderlich wieder hervor, und erleuchtet gutthätig die Geſchöpfe.

Dem menſchlichen Geſchlechte, mein Bruder! hat es nie an Gelegenheit gefehlt, den Weg zur Wahrheit und Glückſeligkeit zu finden, welcher zu Gott, der einzigen Quelle des Lichtes, führt. Dieſes bezeugen alle Anſtalten, die er der Religion zum Beſten gemacht hat.

Wenn wir die Geſchichte der Religion mit einem unpartheyiſchen Herzen durchgehen, ſo finden wir die Beſtätigung dieſer Wahrheit. Sie lehrt uns, daß ſich die Wahrheit allzeit wider den Irrthum erhalten habe. Man darf weder vor den Feinden, noch vor den Verfälſchern des Glaubens in unſern Tagen mehr zittern; ſie macht uns feſt in der heilſamen Lehre, die man aus der Offenbarung erlernt hat.

Es iſt ſehr nothwendig, mein Bruder! daß Sie mit einem unpartheyiſchen Auge die Kirchengeſchichte durchgehen, denn zu dem großen Haufen der gänzlich Ungläubigen in unſerm Jahrhunderte treten noch eine Menge Schwärmer hinzu, die aus verſchiedenen Irrthümern, die Ihnen, mein Bruder! die Geſchichte aufklären wird, Syſteme zuſammenſchmieden, die ebenfalls von der Wahrheit entfernen und zum Irrthume führen. So waren die Eſſäer, Therapeuten und Doſitianer nebſt noch Andern nicht frey von Irrthümern, die ich Sie kennen lehren werde, damit Sie den Werth der Religion in ſeiner ganzen Reinheit einſehen.

Gott hatte bey der Schöpfung des Menſchen die Abſicht, mein Bruder! daß er mit allen ſeinen Nachkommen, gehorſam gegen ſeinen Willen, aus ſeiner Hand Freude und Glückſeligkeit erwarten ſollte; dieſes bezeugen alle Anſtalten, die er der Religion zum Beſten gemacht hat. Er ſelbſt nahm den erſten Menſchen bey der Hand, und führte ihn auf dieſen Weg. Doch Adam blieb nicht auf demſelben; er verlor ihn aus den Augen, ſobald er ſelbſt der Schöpfer ſeiner Glückſeligkeit werden wollte. Wo wäre die Religion nach ſeinem Falle geweſen, wenn Gott ſelbſt nicht dieſes Licht wieder angezündet hätte? Wo iſt derjenige, der ſich rühmen könnte, ſo unfehlbar zu ſeyn, als Adam war, da er aus der Hand Gottes kam? Gott offenbarte von Zeit zu Zeit einigen Rechtſchaffenen ſeinen Willen, bis er endlich unter allen Völkern ein Volk ausſonderte, unter welchem die Religion eine beſtändige Wohnung haben ſollte. Er ſelbſt führte ſie auf eine Art, die ſeiner Größe und Majeſtät und ihrer Würde anſtändig war, unter dieſes Volk ein. Der Donner von Sinai, die dicke Wolke, worin dieſer Berg vor dem Volke eingehüllet wurde, das ſeinem Gott entgegen gebracht worden war, das Tönen einer ſtarken Poſaune, das Feuer, in welchem der Herr herabkam, hätten bey den Iſraeliten einen ſo lebendigen Eindruck zurücklaſſen ſollen, daß ſie niemahls nachläßige und ungetreue Verwahrer der ihnen verkündigten Wahrheiten geworden wären. Allein kaum ſchwiegen die Donner; der Sinai rauchte nicht mehr; Gott hatte dem Volke nur ſeine außerordentliche Gegenwart entzogen; Moſes war nur einige Tage abweſend: ſo erfuhr die nur verkündigte Religion ſolche Schickſale, die ſie kaum hätte erwarten können, wenn ſie eine bloß menſchliche Erfindung geweſen wäre. Die Leidenſchaften des Volkes forderten eine andere Religion, und wenn Aaron die Wahrheit nicht aus Ueberzeugung aufopferte: ſo ward er aus Furcht ihr Verräther. Er machte dem ſo ſehr zur Veränderung gereitzten Volke andere Götter, die vor ihm hergehen ſollten. Wenn es unter den Abtrünnigen auch heimliche Verehrer des wahren Gottes gab; wiewohl die Offenbarung uns keine Nachricht gibt: wo würde ohne die Wiederkunft Moſis, oder vielmehr ohne einen außerordentlichen Beyſtand, die ſichtbare und ununterbrochene Folge der Religion geblieben ſeyn?

Moſes kam vom Sinai zurück, und Gott ließ ſich durch das Gebeth ſeines Geſandten, oder vielmehr durch ſeine Gnade gegen das menſchliche Geſchlecht bewegen, der Religion das Anſehen wieder zu geben, das ſie ganz verloren zu haben ſchien. Tauſend Empörungen wider ſeinen Führer und Gott waren gleichſam Weiſſagungen von den Veränderungen, die ihr unter einem ſo leichtſinnigen Volke bevorſtanden. Ihre Geſetze waren zwar in ſteinerne Tafeln gegraben; zum Beweiſe, daß Gott verlangte, ſie ſollten noch unvergänglicher in den menſchlichen Gemüthern ſeyn. Allein wie oft mußte ſich nicht dieſes Licht unter den Wolken der Abgötterey verbergen! Wie oft mußte Gott außerordentliche Männer erwecken, dieſe Wolken zu zerſtreuen, damit ſeine Wahrheit wieder in ihrem göttlichen Glanze leuchten konnte. Er hatte zwar unter den Juden einen ganzen Stamm ausgeſondert, deſſen Pflicht es war, beſtändig für die Erhaltung der Religion zu ſorgen. Doch ſie würde ſich, aller Prieſter und Hohenprieſter ungeachtet, der Erde wieder entzogen haben; denn eben die Prieſter und Hohenprieſter wurden ſehr oft ihre Verräther, wenn Gott nicht einen Propheten nach dem andern geſandt hätte, ſich der verlaſſenen Wahrheit anzunehmen, und ſie von ihrer Flucht aus der Erde zurück zu rufen. Ihr Urheber hatte beſtändig Urſache zu klagen: Die Prieſter gedenken nicht, wo iſt der Herr: die Gelehrten achten mein nicht; die Hirten führen die Leute von mir; die Propheten weiſſagen von Baal und hangen an unnützen Götzen. Gehet in die Inſeln Chitim; ſendet nach Kedar, und merket mit Fleiß und ſchauet, ob es daſelbſt alſo zugehe; ob die Heiden ihre Götter ändern, wiewohl ſie doch nicht Götter ſind. Sind dieſe Klagen nicht eine getreue Geſchichte der veränderlichen Schickſale, welche die Religion unter den Juden erfahren hat? War nicht die Unbeſtändigkeit dieſes Volkes gegen ihre Geſetze Urſache, daß es Gott aus dem Lande hinauswarf, welches nur zu ſeinem Beſitze beſtimmet war, und nicht durch die Altäre fremder Götter verunheiliget werden ſollte? Kein Volk iſt mit ſo viel Unglück überſchüttet, und in einer ſo langwierigen Empfindung ſeiner Drangſale erhalten worden, als das jüdiſche Volk. Man hat Länder verwüſten, ihre Einwohner zu Sklaven verkaufen, ganze Völker aus einem Reiche zu Kolonien in andere Länder wegführen ſehen. Aber nach und nach haben ſich die Ueberwundenen mit den Ueberwindern vermenget; ſie haben in den Ländern ihrer Gefangenſchaft ein neues Vaterland wiedergefunden; ſie haben ihren erſten Samen verloren, und vielleicht ſind ihre erſten Nachkommen unter einem fremden Namen wieder groß und mächtig geworden. Die Juden aber blieben in ihrer langen Gefangenſchaft ein beſonderes Volk; alſo waren ihnen ihre Bedrängniſſe weit unerträglicher, als andern beſiegten Völkern, weil ſie keine Hoffnung hatten, an dem Glücke ihrer Ueberwinder einmahl Theil zu nehmen. Man darf ſich darüber nicht wundern. Denn da ſie Gott eben wegen der Unbeſtändigkeit ihrer Religion ſeinen Zorn empfinden laſſen wollte: ſo war es ſeiner Weisheit anſtändig, dieſe Strafe deutlich von andern Zerngerichten zu unterſcheiden. Es ſollte nicht allein das jüdiſche Volk, ſondern der ganze Erdkreis, aus der Beſchaffenheit der Strafe mit Gewißheit ſchließen können, daß die verabſäumte und beleidigte Religion an ihnen gerächet worden ſey.

Dieſes war der Lohn ihrer Unbeſtändigkeit in der wahren Religion. Sie wurden gebeugt; ihr Elend nöthigte ſie, ſich vor dem Gott ihrer Väter zu demüthigen. Bald darauf wurden ſie nach den Weiſſagungen ihrer Propheten wieder in ihr Land zurückgeführt, und die Religion fing an, unter ihnen in einem neuen Lichte zu ſchimmern. Die ſchrecklichen Drangſalen, die ſie ausgeſtanden hatten, machten zum wenigſten die größte unter allen göttlichen Wahrheiten unauslöſchlich. So leicht ſie vorher den wahren Gott verlaſſen, und ihre Herrlichkeit um nichtige Götzen verkauft hatten; ſo groß wurde nunmehr ihr Abſcheu vor der Abgötterey. Es waren keine Martern, keine Verfolgungen unter den Machabäern ſo groß, denen ſie ſich nicht lieber Preis gaben, als daß ſie den Götzen hätten räuchern ſollen. Und dennoch war die Religion nicht vor allen Veränderungen unter ihnen geſichert. Man hatte zwar aufgehört, Abgötterey mit ſeinen Sinnen zu treiben. Nunmehr aber glaubten ſie der Religion noch Ehre zu machen, wenn ſie die Einfälle ihrer Vernunft und die Empfindungen einer thörichten Weisheit vergöttereen. Sie hatten vor dem die Stimme der Vernunft über das Anſehen der Religion nicht gehört: denn ſie würden, wenn ſie ihren Ruf gehört hätten, nicht ſo oft Abgötter geworden ſeyn, weil die Abgötterey nicht ein Mißbrauch, ſondern eine gänzliche Unterdrückung dieſes natürlichen Lichtes iſt. Nunmehr aber räumten ſie ihrer Vernunft allzuviele Rechte ein. Unterſteht ſich der menſchliche Verſtand nicht, eine eigene Religion zu machen: ſo maßt er ſich zum wenigſten die Gewalt an, die wahre Religion mit den Grundſätzen ſeiner Leidenſchaften zu vereinigen, und ſie durch eigene Zuſätze zu vermehren. So ging es nunmehr unter den Juden. Sie waren in ihrer Gefangenſchaft mit der Weisheit der orientaliſchen Völker, wenn man ihre Thorheiten alſo nennen darf, bekannt worden. Einige wollten dieſe Wiſſenſchaften nicht vergebens haben; ſie wollten eine Vereinigung zwiſchen der Wahrheit und dem Irrthume ſtiften. Andere widerſetzten ſich dieſer Vereinigung, und unter dem Vorwande, ſich der Religion anzunehmen, ſuchten ſie den Menſchen ihre eigenen Gedanken und Meinungen, als göttliche Ausſprüche, aufzudringen. Die Juden hatten ſich nicht lange vor der Ankunft Jeſu Chriſti in verſchiedene beſondere Partheyen getheilet, die alle ihre beſondern Meinungen über die Religion hatten, und Alle behaupteten, daß ihre Lehrſätze die Ausſprüche der Offenbarung wären, denen Niemand ſeinen Beyfall verſagen dürfte. Wie ſehr war die Religion unter den Juden von der Religion Moſes und der Propheten unterſchieden! Welcher Reinigung bedurfte ſie nicht! Gab es nicht unter ihnen Phariſäer, Eſſäer, Saducäer, Therapeuten und andere Secten mehr? Und behauptete nicht jede darunter, daß ſie die rechtgläubigſte wäre? Bey welcher war nun die beſte Religion? Wo war die ſichtbare und ununterbrochene Folge derſelben?

Gleichwohl hatte Gott die weiſeſten Anſtalten gemacht, die Religion unter ſeinem Volke vor aller Veränderung und Verfälſchung zu bewahren. Er hatte die Juden auf eine ſehr merkwürdige und ſichtbare Weiſe von andern Völkern unterſchieden. Der äußerliche Gottesdienſt war ſo eingerichtet, daß nicht allein der Verſtand und das Herz, ſondern auch die Sinne beſchäftigt und unterhalten wurden. Alle Veränderung war durch die fürchterlichſten Drohungen unterſagt. Die bürgerliche Ruhe und Glückſeligkeit war auf das genaueſte mit der Reinigkeit der Religion verbunden. Und dennoch konnten ſie dieſe und noch mehr Anſtalten nicht vor der Veränderung ſchützen. So ſehr übertreibt der menſchliche Verſtand ſeine Freyheit; er will mehr als frey, er will ununterwürfig ſeyn, obgleich eben dieſe Begierde, ſich unabhängig zu machen, der gewiſſe Weg zur Sklaverey iſt.

Jeſus Chriſtus kam, der Religion nicht nur ihre urſprüngliche Schönheit wieder zu geben, alle fremden und weſentlichen Zuſätze davon abzuſondern, und nach einem erhabenen Ausdrucke eines Propheten, das Silber zu ſchmelzen und zu läutern, ſondern auch die göttlichen Wahrheiten durch neue Zuſätze, die eben ſo göttlich ſind, zu erhöhen. Er wollte, weil in ihm alle Opfer und Vorbilder erfüllt wurden, den allzu ſinnlichen Gottesdienſt aufheben, und die Religion ſo einrichten, daß ſie nicht an ein beſonders Volk gebunden bleibe, ſondern ſich auf dem ganzen Erdkreiſe ausbreiten, und bey allen Völkern eine Wohnung finden könnte. In den Lehren, die er ſelbſt verkündigte, und ſeinen Apoſteln zu verkündigen befahl, herrſchten, ſehr wenige Geheimniſſe ausgenommen, die größte Deutlichkeit und die edelſte Einfalt. Die Vernunft ſelbſt hatte, wenn ſie ſich ihnen mit Aufrichtigkeit und ohne Vorurtheile nahete, Urſache, vollkommen mit ihnen zufrieden zu ſeyn. Die Offenbarung öffnete dem menſchlichen Verſtande weitere Ausſichten, zeigte ihm ſichere Wege der Glückſeligkeit und erklärte ihm ſehr Vieles in der Schöpfung, was ihm vorher ohne dieſes Licht unverſtändlich und ein Räthſel geweſen wäre. Die Geſetze der Sittenlehre Jeſu Chriſti forderten nichts, was nicht auch die Geſetze der natürlichen Billigkeit forderten, wenn ſie recht verſtanden wurden. Verlangte ſie auch einige neue Tugenden; ſo waren ſie ſo beſchaffen, daß eine unpartheyiſche Vernunft einräumen mußte, daß ſie der größte und erhabenſte Schmuck der menſchlichen Natur wären. Dieſes Alles zu beweiſen, braucht man weiter nichts zu thun, als die

Lehren bloß anzuzeigen, derer Glauben und Ausübung die Offenbarung befiehlt.

Die Offenbarung zeigt neue Ausſichten in der Schöpfung, und beſonders in dem vernünftigen Theile derſelben. Man erkennet wohl, daß die ganze Natur, vermöge der mannichfaltigen Ordnung und Schönheit, welche darin ausgebreitet iſt, kein Werk eines blinden Zufalls ſeyn kann. Allein, wenn die Welt das Werk eines weiſen Weſens iſt, woher kommen die unzählbaren Unvollkommenheiten, beſonders die moraliſchen? Wo iſt der Urſprung des Böſen zu ſuchen? Sieht man beſonders die Menſchen an, ſo bemerkt man wohl an ihrem Verlangen, glückſelig zu ſeyn, daß ſie nicht zum Elende beſtimmt ſeyn müſſen. Allein warum ſind ſie doch unglücklich? warum haben ſie bey aller der Größe ihres Verſtandes nicht ſo viel Einſicht, daß ſie einen ſichern Weg zur Glückſeligkeit finden können, die ſie doch ſo begierig ſuchen? Die Offenbarung reißt uns aus dieſer Ungewißheit, und läßt uns nicht auf die thörichte Meinung gerathen, daß etwa eine feindliche Gottheit die Geſchöpfe eines weiſen und gütigen Weſens aus Neid verunſtaltet habe. Alle Geſchöpfe, ſagt ſie, waren gut, als ſie aus der Hand Gottes hervorgingen.

Er ſah an, was er gemacht hatte, und ſieh, es war Alles ſehr gut. Die reinen Geiſter und die mit einem Körper bekleideten Menſchen waren ohne Sünde, und alſo vollkommen. Vom oberſten Seraph bis zum niedrigſten Wurme herunter, herrſchte eine allgemeine Ordnung und Uebereinſtimmung; alle Theile der Schöpfung ſtanden in dem vollkommenſten Verhältniſſe gegeneinander. Die größte Schönheit der Geiſter iſt die Freyheit. Doch weil ſie endlich waren, konnten ſie das beſte Geſchenk mißbrauchen. Es geſchah. Einige der erhabenſten Geiſter wurden Gott ungehorſam, und dieſe verleiteten die erſten Menſchen, Theil an ihrem Ungehorſame zu nehmen. Nunmehr braucht man die Urſache des Böſen nicht mehr in der Materie zu ſuchen. Sie liegt in der gemißbrauchten Freyheit der Geiſter, des erſten Menſchen und ſeiner Nachkommen. Die Unordnung in der Geiſterwelt zog tauſend Unordnungen in der Körperwelt nach ſich. Die Menſchen ſind nunmehr ſchon in ihrer Geburt verderbt. Sie ſind aus ſündlichem Samen gezeugt, und ihre Mütter haben ſie in Sünden empfangen. Der Tod iſt mit der Sünde zu allen Menſchen hindurch gedrungen. Dieſes natürliche Verderben vergrößern die Menſchen durch freywillige Mißhandlungen. Ihr Dichten iſt böſe von Jugend auf, und immerdar. Man darf ſich nunmehr nicht wundern, daß die Menſchen unglücklich ſind, und ſich ſelbſt aus ihrem Elende nicht herausreißen können. Das Unglück, in welchem ſie ſeufzen, es iſt ihr eigenes Werk; es iſt eine natürliche Folge der moraliſchen Unordnung, die ſie in ſich ſelbſt verurſacht haben. Allein ſoll dieſe Unordnung in der Welt einer gütigen Gottheit bleiben? Soll der Menſch immer unglücklich ſeyn? Und wer kann die Ordnung und urſprüngliche Schönheit wieder herſtellen? Die Vernunft ſchweigt auf alle dieſe Fragen. Die Offenbarung beantwortet ſie.

Die chriſtliche Religion zeigt uns alſo neue Ausſichten in der Gottheit. Das Verderben der Menſchen hatte zwar nicht allen Begriff von einem höchſten Weſen in ihrer Seele verlöſcht; allein ſie hatten die Gottheit vervielfältiget, und ſie faſt unter alle Kreaturen vertheilet. Dieſes war der Urſprung und die wahre Geſtalt der Abgötterey. Die Offenbarung lehrte alſo, daß nur Ein Gott ſey, der Schöpfer und Herr alles deſſen, was ſichtbar und unſichtbar iſt. Doch ſie lehrte noch mehr. Dieſer einzige Gott war der Vater, der Sohn und der Geiſt. Der Vater war von dem Sohne und dem Geiſte; der Sohn von dem Vater und von dem Geiſte; und der Geiſt von dem Vater und Sohne wirklich unterſchieden. Und der Vater, der den Sohn von Ewigkeit her gezeuget hatte, der Sohn, der das ewige Ebenbild des Vaters, und der Geiſt, der von dem Väter und von dem Sohne ſeit der Ewigkeit her ausgegangen war, dieſe drey waren in Einem Weſen Gott. Sie haben an allen Vollkommenheiten, an allen Handlungen, und an der Anbethung der Gottheit einen gleichen Antheil. Keiner von ihnen iſt allein das göttliche Weſen, ſondern er iſt nur in demſelben. Indeß ſind die Nahmen des Vaters, des Sohnes, und des Geiſtes nicht bloße Nahmen, die nur einem und eben demſelben in gewiſſen Abſichten zugeeignet wurden. Man müßte ſonſt die Reden Jeſu Chriſti der Ungereimtheit beſchuldigen, wenn er ſagt: daß er vom Vater komme, daß ihn der Vater geſandt habe, daß er den heiligen Geiſt ſenden werde, daß er und der Vater Eins ſey. Diejenigen ſelbſt, welche ſeine Gottheit läugnen, geſtehen wenigſtens ein, daß er unter allen Weſen den weiſeſten und erhabenſten Verſtand beſitze. Wer wollte einen Menſchen aber auch nur für halbvernünftig halten, der, wenn er ſpräche: Ich und mein Vater ſind Eins, damit ſagen wollte: Ich und ich bin Eins.

Dieſer Gott fordert unſere Herzen und unſere Anbethung. Allein er will dieſe Ehre mit keinem ſeiner Geſchöpfe theilen. Alle religionsmäßige Verehrung irgend einer Kreatur, ſie mag ſo erhaben und edel ſeyn als ſie will, ſieht Gott als einen frevelhaften Eingriff in ſeine Rechte an. Er iſt eben der Gott, den die Juden angebethet haben. Seine Verehrung kann durch hiſtoriſche Beweiſe bis zum Urſprunge der Welt hinaufgeführet werden. Doch das Geheimniß der drey Perſonen in einem göttlichen Weſen, iſt der jüdiſchen Kirche nicht ſo deutlich offenbaret worden, als den Chriſten. Dieſe Lehre iſt über den Begriff der Vernunft; allein ſie ſtreitet nicht wider ihre geſunden Grundſätze; vielleicht hängt ſie auch mit der Kette der Wahrheiten, die wir begreifen können, zuſammen, und es werden nur durch heilige Wolken diejenigen Glieder verborgen, durch welche es mit jenen zuſammenhängt. Allein wie es ſich auch damit verhalten mag, ſo muß uns das genug ſeyn, daß die Ewigkeit unſere Einſicht erweitern wird. Die Religion lehret alſo die Dreyeinigkeit Gottes.

Dieſer Gott ſah von Ewigkeit her den Fall des menſchlichen Geſchlechts, ſeinen Ungehorſam und Aufruhr gegen ſeine Geſetze, derer Beobachtung ſie zu der Glückſeligkeit geleitet hätte, welche ſie nun ohne ihn entbehren. Er beſchloß nach ſeiner unendlichen Güte, ſie von ihrem Falle wieder aufzurichten. Indeß forderte ſeine Heiligkeit; (denn der Gott der Chriſten iſt ein Gott der Ordnung,) ein Verſöhnungsopfer. Wie hätten ſonſt ſeine Geſchöpfe ſeinen Haß gegen moraliſche Unordnungen erkennen und bewundern können? Dieſes Opfer mußte ſo groß ſeyn, als ſein ewiger Haß gegen die Sünde. Der ewige Sohn des Vaters erboth ſich, dieſes Opfer zu werden, und, weil er ſolches der Gottheit nach nicht ſeyn konnte, die menſchliche Na- mit der göttlichen zu vereinigen. Ehe er dieſes noch that, ward viele Jahrhunderte vorher dem ganzen menſchlichen Geſchlechte ein Erlöſer verheißen. Die Weiſſagungen wurden erfüllet; er kam und nahm in dem Leibe einer Jungfrau die elende Geſtalt der Sünder an, und ward den Menſchen, ihre Sünde ausgenommen, in allen Stücken gleich. Er verkündigte in dem niedrigſten Aufzuge die göttlichſte und erhabenſte Tugend. Seine menſchlichen Handlungen und ſein Tod für die Verſöhnung unſers Geſchlechts bewieſen ſeine Menſchheit; und ſeine Wunder, und die noch größern Wunder ſeiner Jünger, bewieſen ſeine göttliche Sendung und Natur. Er ſtarb, und verſöhnte durch ſein Leiden und ſeinen Tod die Menſchen mit der Gottheit. Gott iſt bereit, wenn ſie dieſe Verſöhnung nicht von ſich ſtoßen, ſie ſelig zu machen. Nachdem er das Amt eines Propheten und hohen Prieſters für die Menſchen vollendet hatte, ſtand er von den Todten auf, und ſetzte ſich zur Rechten ſeines Vaters, und herrſchet nunmehr, bis er zum Gerichte wiederkommen wird. Alles, was er in ſeiner Erniedrigung that, that er als Gottmenſch; beyde Naturen nahmen Theil daran. Alles, was der erhöhete und verherrlichte Erlöſer thut, thut er in einer Perſon als Gott und Menſch. Er iſt der Verſöhner, der Mittler, das Beyſpiel und der Beherrſcher der Menſchen. In ihm und durch den Glauben an ihn ſollen wir ſelig werden. Dieſes iſt das Geheimniß der Menſchwerdung und der Erlöſung Jeſu Chriſti.

Allein, die Menſchen ſind verderbt; in ihrem natürlichen Zuſtande vernehmen ſie nichts von dieſen Geheimniſſen. Wie ſollen ſie an dieſen Erlöſer glauben, und im Glauben an ihn ſeinem Beyſpiele nachwandeln? Der heilige Geiſt hat die Zuneigung ſeiner Verſöhnung übernommen; er hat ſich von dem Sohne nach dem ewigen Rathſchluſſe der Gottheit ſenden laſſen. Er iſt es alſo, der durch gewiſſe ordentliche Mittel dieſe großen Wahrheiten bekannt, und, wenn ſich die Menſchen nach der Bekanntmachung deſſelben, ſeinen fernern Wirkungen nicht widerſetzen wollen, auch kräftig bey ihnen macht. Widerſtreben ſie ihm nicht: ſo überzeugt er ſie von ihrem Elende und der Nothwendigkeit der Erlöſung; fahren ſie fort, ſich ihm zu überlaſſen: ſo wirkt er den Glauben, oder das zuverſichtliche Vertrauen in ihnen, daß ſie um Jeſu Chriſti Willen ſelig ſeyn werden. In dieſem ſeligen Augenblicke werden ſie dieſes Glaubens wegen von Gott für gerecht erkläret, und ſie genießen die Früchte der Genugthuung ihres Erlöſers. Hier wird auf keine Werke geſehen, denn ſie konnten vor dem Glauben keine Werke thun, die ſie in den Augen des heiligen Gottes der Seligkeit würdig gemacht hätten. Die Werke der Gläubigen ſind, wenn ſie den göttlichen Geboten gemäß ſind, Folgen, aber nicht Urſachen ihrer Rechtfertigung; denn, wenn ſie durch den Glauben die Gerechtigkeit Jeſu Chriſti empfangen haben: ſo erhalten ſie von dem heiligen Geiſte die Kräfte, heilig zu wandeln. Brauchen ſie dieſe Kräfte mit Furcht und Zittern: ſo werden ſie erhalten, und erlangen eine immer größere Stärke der Heiligkeit. Dieſes iſt die Lehre von der Gnade.

Aber was brauchet Gott für Mittel, den Menſchen dieſe Gnade mitzutheilen, und wenn ſie dieſelbe dadurch, daß ſie ſich nicht widerſetzen, ſie annehmen, ſie in dem Beſitze derſelben zu erhalten? Dieſe Mittel ſind die Verkündigung und Betrachtung des göttlichen Wortes, denn der Glaube kömmt aus der Predigt; das Gebeth, die Taufe mit Waſſer, und endlich das Gedächtniß-Mahl des Todes Jeſu Chriſti, dieſes ſind nicht bloße unfruchtbare Feyerlichkeiten. Dieſe Taufe iſt mehr als eine heilige Ceremonie; denn ſie iſt ein Band der Wiedergeburt und der Erneuerung im heiligen Geiſte. Das Abendmahl iſt nicht bloßer Genuß eines geheiligten Brodes und Weines; es iſt der Leib und das Blut Chriſti, welches wir empfangen. Dieſe geheimnißvolle Handlung iſt eine wirkliche Gemeinſchaft an dem Leibe und Blute des Herrn. Um deſſen Willen ſind die Wirkungen des göttlichen Wortes und des Gebethes. Die Taufe, und das Abendmahl des Herrn ſind Geheimniſſe, die wir glauben, aber nicht erklären und begreifen ſollen. Dieß iſt die Lehre der Offenbarung von den Gnadenmitteln.

Diejenigen alſo, an welchen die Verſöhnung Jeſu Chriſti durch die Gnade und Zueignung ſeines Geiſte kräftig geworden iſt, haben gewiſſe Pflichten zu erfüllen. Was verlangt aber die Sittenlehre Jeſu Chriſti vo ihnen? Ihr Hauptinhalt iſt das göttliche von ihm ſelbſ erklärte und richtig beſtimmte Moralgeſetz, zu deſſe Beobachtung die Menſchen nach ihren beſondern Umſtänden und Lebensarten, auch ohne einen Erlöſer, ſcho verbunden waren. Denn eben die Uebertretung deſſelben hatte ſeine Erlöſung nothwendig gemacht. Do alle Handlungen, die nach dieſen göttlichen Geſetze eingerichtet ſind, werden dadurch chriſtliche Tugenden und alſo weit vollkommner, weil ſie aus dem Glaube an den Weltheiland kommen. Indeß folgen aus de Erlöſung Jeſu Chriſti noch beſondere Verbindlichkeite welche gleichwohl mit den Pflichten des natürliche Moralgeſetzes in einer genauen Verwandtſchaft ſtehe Da ſeine Erlöſung alle Menſchen angeht: ſo müſſe auch die beſondern Pflichten, welche ſich daraus herleite laſſen, allen Chriſten obliegen, wenn man davon d Pflichten derjenigen ausnimmt, welche die Verſöhnun der Welt predigen müſſen. Eine eifrige Liebe gegen Go der ſo viel für unſere Errettung gewirkt hat, die D muth vor ihm, die Beſtändigkeit im Glauben, die G duld, die geiſtliche Wachſamkeit und Aufſicht auf ſich ſelbſt, und in Anſehung anderer Menſchen die Bruderliebe; (denn nunmehr müſſen wir einander nicht bloß als Geſchöpfe, ſondern auch als Erlöſte Eines Gottes betrachten); das Alles ſind allgemeine Chriſtenpflichten. Chriſtus und ſeine Jünger haben außer dem Amte der Lehrer keine neuen Stände und Lebensarten eingeführt. Soll alſo eine Handlung den Nahmen einer chriſtlichen Tugend verdienen; ſo muß ſie entweder in dem göttlichen Moralgeſetze befohlen ſeyn, oder aus der allgemeinen Erlöſung unſers Geſchlechts, oder von den Lehren des Evangeliums und der Kirche hergeleitet werden können. Dieſes iſt die Vorſtellung, welche uns die Offenbarung von der Sittenlehre Jeſu Chriſti machet.

Diejenigen nun, welche im Glauben und in der Liebe ihrem Erlöſer nachwandeln, machen die unſichtbare allgemeine Kirche Jeſu Chriſti aus. Allein wie wird ihr Zuſtand, und der Zuſtand derer, welche entweder das Evangelium von Chriſto nicht annehmen, oder demſelben nicht gemäß handeln, in der Zukunft beſchaffen ſeyn? Die Religion entdeckt uns neue Ausſichten in die Zukunft. Es wartet auf alle Menſchen die Auferſtehung des Leibes, und der Tag eines allgemeinen

Gerichts. Für die Gläubigen iſt eine ewige, unveränderliche, und über alle menſchlichen Begriffe erhabene Seligkeit beſtimmt. Für die andern iſt nach dieſem Leben keine Gnade zu hoffen. Eine ewige Unglückſeligkeit, der Lohn ihres Unglaubens und ihrer Laſter wird ſie ergreifen. Sie werden in die ewige Pein gehen, welche dem Verführer unſers Geſchlechts, dem Satan und ſeinen Engeln, bereitet iſt; die Gerechten aber in das ewige Leben. Dieſes iſt die Lehre der Offenbarung von dem zukünftigen Zuſtande der vernünftigen Geſchöpfe Gottes.

So ſieht der innerliche Bau der Religion aus. Dieſes ſind die Lehren, welche Jeſus und ſeine Jünger predigten. Man wird die erhabenſte Einfalt und die gröſte Majeſtät, ſo kurz auch dieſer Abriß davon ſeyn mag, darin erblicken. Die meiſten dieſer Lehren, welche die Chriſten glauben, und zur Richtſchnur ihres Wandels annehmen ſollen, ſind Geheimniſſe. Sie waren dem natürlichen Menſchen unbekannt; allein auch da ſie geoffenbaret ſind, können ſie nicht ganz von uns begriffen werden. Wer wird ſich darüber verwundern, der von ſeiner Endlichkeit und den eingeſchränkten Kräften ſeines Verſtandes überzeugt iſt? Allein wer kann etwas ohne Beweiſe glauben? Die chriſtliche Religion hat ihre Beweiſe, und zwar unüberwindliche Beweiſe. Sie ſind nicht aus der Metaphyſik entlehnt; aber ſie ſind deutlich, und haben eine göttliche Kraft. Welcher Verſtand, wenn er vernünftig iſt, und welches Herz, wenn ſeine Empfindungen redlich ſind, kann ſich gegen die gewiſſen Erfüllungen deutlicher Weiſſagungen, gegen die göttlichen Wunder Jeſu Chriſti und ſeiner Apoſtel, gegen die Bekehrung der Welt, gegen die Ausbreitung der Religion unter den grauſamſten Verfolgungen, und dem Aufruhr der Erde und der Hölle gegen die vollkommene Uebereinſtimmung ihrer Wahrheiten mit den Vollkommenheiten Gottes und dem Zuſtande des Menſchen, gegen die Stimme des Gewiſſens, das ſie bekräftigt, und gegen die Wirkungen des Geiſtes der Wahrheit, wenn wir ihnen Raum laſſen, auflehnen?

Dieſe Religion ſollte nach der Abſicht ihres Stifters ein neues Band der menſchlichen Geſellſchaft ſeyn. Alle Menſchen ſollten in ihrem Glauben von Gott und ihren Sitten, nähmlich in dem Gehorſam gegen die Geſetze Gottes, miteinander übereinſtimmen. Hiezu gehörte eine äußerliche Verfaſſung der Religion, ein allgemein einträchtiger Gottesdienſt. Doch dieſe Harmonie ſollte die Verſchiedenheit der Stände, der Ledenkarten, die beſondern bürgerlichen Verfaſſungen, der eigenthümlichen und unterſcheidenden Charaktere der Völker nicht aufheben, wenn ſie ſelbſt nur mit den Grundſätzen einer geſunden Vernunft beſtehen könnten. Alſo war auch in dem äußerlichen Gottesdienſte eine göttliche Einfalt nöthig. Man findet ſie in dem Gottesdienſte der erſten Chriſten. Er war mit keinen Zeremonien beſchweret, und die Feyerlichkeiten, welche Jeſus Chriſtus ſelbſt eingeführt hatte, waren ſo leicht, daß ſie auf der ganzen Erde beobachtet werden konnten; zu geſchweigen, daß ſie mit großen innerlichen Vortheilen verknüpft waren. Zum äußerlichen Gottesdienſte wurde alſo weiter nichts erfordert, als die Feyer gewiſſer Tage, an welchen ſich alle Chriſten verſammelten, den Gott öffentlich zu verehren, den ſie im Herzen anbetheten, und ferner der öffentliche Unterricht in der Wahrheit. Dieſe Tage ſind in der Offenbarung ſelbſt von den Apoſteln Jeſu Chriſti, welche die Gewalt hatten, der Kirche, die ſie pflanzten, Geſetze zu geben, beſtimmt wurden. Es wurde den Chriſten überlaſſen, ob ſie mit einer allgemeinen Einwilligung und ohne die Gewiſſen zu feſſeln, noch andere zu Stunden der öffentlichen Verehrung Gottes heiligen wollten. Zum öffentlichen Unterrichte waren Lehrer nothwendig. Ihre Eigenſchaften beſtimmte die Offenbarung; ihre Prüfung nach dem Worte Gottes und ihre Wahl wurde der ganzen Gemeine der Chriſten, den ſchon verordneten Lehrern und Zuhörern, überlaſſen. Aus beyden, den Lehrern, welche die Sorge für den öffentlichen Unterricht in der Wahrheit hatten, und aus den Chriſten, welche ſich unterrichten ließen, den Unterricht aber allzeit nach dem göttlichen Worte prüfen ſollen, beſtand die ſichtbare Kirche Jeſu Chriſti, dieſer geiſtliche Acker, auf welchem aber nicht allein Weitzen, ſondern auch Unkraut wachſen kann. Die Lehrer hatten keine andere Gewalt, als diejenige, welche ihnen die Wahrheit mit ihren Beweiſen gab, diejenigen, welche die Religion annahmen, in die Gemeinſchaft der ſichtbaren Kirche aufzunehmen, ihnen die verordneten Mittel der Gnade mitzutheilen, und ſorgfältig über ihre Seelen zu wachen. Die Macht der ganzen Kirche beſtand darin, daß ſie theils diejenigen, welche weder im Glauben noch im Leben mit ihr übereinſtimmen, nicht für ihre Mitglieder halten ſollte, ohne die bürgerliche Geſellſchaft mit ihnen aufzuheben, theils mit einer allgemeinen, entweder ausdrücklichen oder ſtillſchweigenden Einwilligung willkührliche Anſtalten treffen durfte, welche etwa den Wohlſtand und die Ordnung beym Gottesdienſte befördern können, daß ſie weder das Weſen der Religion ändern, noch eigentlich dazu gerechnet werden. Dieſe göttliche Einfalt in dem öffentlichen Gottesdienſte der Chriſten, und ihrer äußerlichen Verfaſſung verringerte die Majeſtät des Chriſtenthums nicht; ſie erhob ſie vielmehr, weil daſſelbe mit den Sinnen ſo wenig Gemeinſchaft unterhielt.

Man erkennt aus dieſem Syſteme der Religion, welche Jeſus Chriſtus auf der Erde auszubreiten beſchloſſen hatte, daß ſowohl die Ruhe der Kirche, als auch die bürgerliche Glückſeligkeit, ſehr viel dabey gewonnen haben würde, wenn daſſelbe niemahls einigen Veränderungen unterworfen geweſen wäre; wenn das geiſtliche Reich Chriſti ſich allezeit genau nach ſeinen Vorſchriften gerichtet hätte. Die Welt ging aus der Hand ihres Schöpfers vollkommen hervor; es mangelte der Schönheit ſeines Werkes nichts, das durch eine Schöpfung hätte erſetzt werden müſſen. So rein und vollkommen war auch die Religion, als ſie aus dem Munde ihres Stifters und ſeiner Apoſtel kam. Ihre Schriften waren ein hinlänglicher Unterricht für alle Jahrhunderte. Sie enthielten alle Wahrheiten, ſie mochten den Glauben oder die Sitten betreffen; ſie durften nur geglaubet und beobachtet werden. Hier fanden unſere Bedürfniſſe ihre Befriedigung; ſie zeigten die Quelle der Güter, die man hoffen darf, und die ſicherſten Mittel, zu ihrem Beſitze zu gelangen. Man hatte nicht nöthig neue Geheimniſſe zu erfinden, den Mangel der Alten zu ergänzen. Die Religion durfte weder verbeſſert, noch durch Zuſätze erweitert werden. Der Menſch hatte an dieſer Offenbarung, ſowohl für ſeinen Verſtand, als für ſein Herz genug.

Eben ſo unnöthig war die Sorgfalt, dem äußerlichen Gottesdienſte durch neue Ceremonien mehr Schönheit, Würde und Majeſtät zu geben. Man kann der Kirche die Macht nicht abſprechen, durch heilige Gebräuche die Andacht des Menſchen mehr anzufeuern; es ſcheint nützlich zu ſeyn, wenn bey dem Dienſte Gottes alle Sinne beſchäftiget werden. Allein alle Ceremonien, dieſe Sprache für die Sinne, ſind nur ſo lange gut, als ſie dem Verſtande und dem Herzen eben ſo verſtändlich ſind, als ihnen. Der Menſch bleibt allzuleicht an den Sinnen hängen; jemehr alle Gottesdienſte in die Augen fallen, deſto leerer ſind ſie für den Geiſt. Am Ende ſchaden ſie oft mehr, und deſto länger, je größer der Nutzen war, welchen man von ihnen erwartete. Oft ſetzet man das Weſen der Religion darein, oder rechnet ſie zum wenigſten zu demſelben. Gott, welcher ſeinen Nahmen vom Aufgange bis zum Niedergange herrlich machen wollte, verlangte daher, nur im Geiſte und in der Wahrheit angebethet zu werden. Die Menſchen konnten keine erhabnern Feyerlichkeiten erfinden, als die waren, die Jeſus ſelbſt verordnet hatte. Die beſten Ceremonien ſind indeß diejenigen, welche ſich unmittelbar auf die Religion beziehen.

Verlangte Gott für ſeinen Dienſt kein äußerliches Anſehen, keine blendende Pracht und Hoheit: wie viel weniger durften die Lehrer einer Religion, die ſo voll zärtlicher Einfalt iſt, einen Anſpruch auf eine irdiſche Hoheit machen? Die weltlichen Könige herrſchen, und die Gewaltigen nennt man gnädige Herren: Ihr aber nicht alſo; ſondern der Größte unter euch ſoll ſeyn, wie der Jüngſte, und der Vornehmſte, wie ein Diener. Das Reich Jeſu Chriſti iſt ein Reich der Wahrheit und der Tugend, und alſo nicht ein Reich irdiſcher Ehrenſtellen und Würden. Diejenigen zwar, welche von Gott das Amt haben, die Ordnung im gemeinen Weſen einzurichten, können den Lehren des Evangeliums unter andern Bürgern einen beſtimmten Rang anweiſen; allein dergleichen Würden gehören nicht zur Religion, nicht einmahl zu ihrer äußerlichen göttlichen Verfaſſung, indem der Stifter in ſeinem Reiche demjenigen den größten Gang anweiſt, der die meiſten und erhabenſten Verdienſte beſitzt.

Da die Religion in ihrer innerlichen und äußerlichen Verfaſſung ſo vollkommen war: ſo hätten billig ihre Schickſale unter den Menſchen allzeit glücklich ſeyn ſollen. Allein man müßte gar kein Kenner des menſchlichen Herzens, oder ganz ein Fremdling in der Geſchichte ſeyn, wenn man ſich dieſes überreden wollte. Denn wer ſind die Geſchöpfe, denen die Religion anvertrauet iſt? Sind es nicht Menſchen, die ihrer Natur nach zur Veränderung und Unbeſtändigkeit geneigt ſind? Wie mannichfaltig ſind unſere Vorurtheile! wie leicht dringt ſich uns ein Irrthum unter der Geſtalt der Wahrheit auf! Wie ſehr verzärteln wir unſere Vernunft! Wie groß iſt die Liebe gegen unſere eigenen Gedanken! Wer kennt die Gewalt des Beyſpiels nicht? Oft irrt der Redlichſte, bloß ſeiner eingeſchränkten Einſichten wegen, dem Irrthume des größten Haufens nach. Oft verkleidet ſich der Irrthum ſo künſtlich, und kommt der Wahrheit ſo nahe, daß man ſich vielleicht überredet, daß man die Wahrheit ehre, wenn man ſchon dem Irrthume räuchert. Und was haben nicht die deutlichſten Wahrheiten von unſern mannichfaltigen Leidenſchaften zu befürchten? Was für einen Einfluß haben nicht Eigenſinn, Ehrfurcht und Eigennutz zu allen Zeiten in die Religion gehabt? Sollte nun die chriſtliche Religion gar keine nachtheiligen Veränderungen haben: ſo müßten zum wenigſten alle ihre Lehrer niemahls weder in der Gefahr zu irren, noch in der Gefahr zu ſündigen, geweſen ſeyn. Alſo verlangte man von Gott, daß er wider unſere Freyheit ohne Aufhören Wunder thun ſollte. Wenn er ſie hätte thun wollen: warum hätte er uns eine ſchriftliche Offenbarung gegeben?

Sie ſehen aus dieſer kurzen Geſchichte der Religion, mein Bruder! wie heilig und wohlthätig für das Menſchengeſchlecht Chriſtus Lehre iſt. Selbſt die Irrthümer und Thorheiten der Irrgläubigen ſind Beweiſe für die innerliche Güte und die Göttlichkeit der Religion. Die Geſchichte lehrt uns, daß gleich in den erſten Zeiten ein Feind und Verfälſcher der Religion, ein Irrgläubiger nach dem andern aufſtand. Jeder erfand ein neues Lehrgebäude; Jeder wollte weiſer ſeyn als der Andere, und doch war Einer, — ich will mich des ſanfteſten Nahmens bedienen — ſo ungereimt als der Andere. Eigentlich ſieht man in allen Syſtemen, die wider die Religion ſind, nur eine Thorheit; ſie tritt nur immer in veränderten Geſtalten auf, gleich einer Buhlerin, die ihren Anzug und Putz beſtändig mit einem andern verwechſelt, weil ſie ſich auf keine eigenthümlichen und natürlichen Reitze verlaſſen kann. Die Wahrheit, mein Bruder! hat nur immer Eine Geſtalt; wer kann die Uebereinſtimmung der Jünger Jeſu Chriſti, welche in ihren uns hinterlaſſenen Schriften herrſcht, genug bewundern?

So wurden durch alle falſchen Meynungen und Irrthümer die Grundfeſten des wahren Chriſtenthums nie erſchüttert, denn die Lehre Jeſu, wie Origines ſich ausdrückt, gründet ſich auf Beweiſe des Geiſtes und Beweiſe der Kraft, und dieſer Geiſt und dieſe Kraft herrſchen noch immer in den Herzen derjenigen, die wahrhaft glauben. Um aber die Göttlichkeit der Religion und Lehre Chriſti Ihnen, mein Bruder! anſchaulicher zu machen, wollen wir die große Wahrheit unſere Religion mit den Religionen der morgenländiſchen Weiſen und den Religionen der Vorzeit vergleichen. Die Betrachtung ſey der Gegenſtand der künftigen Nach

Neunte Nacht.

Die chriſtliche Religion erſchien zu einer Zeit auf der Erde, wo der menſchliche Verſtand nicht mehr ganz roh und unbearbeitet war. Der Menſch war nicht mehr wie in den ältern Zeiten bloß Sinn; er war mit den Kräften ſeiner Seele bekannter, als vorher, und ſeine Einſichten waren durch viele Wiſſenſchaften, in welchen ſich mehr als ein glücklicher Geiſt hervorgethan hatte, ſehr erweitert worden. Selbſt in Anſehung der Religion ſuchten ſich Viele über die allzugroben Begriffe des Pöbels zu erheben. Dennoch waren die Menſchen der wahren Erkenntniß Gottes nicht näher gekommen. So genau wurden die Weiſſagungen der Propheten erfüllet, daß erſt unter dem Meſſias dieſe Finſterniſſe des menſchlichen Geſchlechts zerſtreuet werden ſollten. Alles, was man im Orient und Occident von Gott lehrete, war

Irrthum in mannichfaltigen Geſtalten. Zum Unglücke liebten diejenigen, die ſich für Weiſe hielten, ihren Irrthum ſo ſehr, daß ſie das Evangelium für Thorheit hielten, oder wenn ſie den Eindruck deſſelben nicht ganz übertäuben konnten, eine Vereinigung zwiſchen dem Lichte und der Finſterniß machen wollten.

Niemals hat der Verſtand der Menſchen einer ſo wüſten Einöde geglichen, daß nicht allzeit in ihren Seelen einige Empfindungen der Gottheit verborgen geweſen ſeyn ſollten. Vielleicht ſind ſie dem erſten Eindrucke Gottes in dieſelben zuzueignen; vielleicht können ſie niemahls ganz aus den menſchlichen Gemüthern verſchwinden, weil ſie ihnen anerſchaffen worden ſind. Vielleicht ſind ſie auch der göttlichen Offenbarung zu danken, welche die unendliche Sage von einem Alter zum andern fortgepflanzt hat. Sie ſind zwar nach und nach verunſtaltet, niemahls aber ganz unter allen Völkern ausgerottet worden. Hat es unter den Heiden Philoſophen gegeben, welche behaupteten, daß wir mit allen Welten ein Spiel des Zufalls, und nicht das Werk einer weiſen Urſache wären: ſo iſt dieſer Unſinn bloß der Verzweiflung darüber zuzuſchreiben, daß ſie dieſe weiſe Urſache nicht entdecken konnten. Sie hatten die ſchwachen Seiten ſo vieler Lehrgebäude eingeſehen: allein ſie waren geſchickter niederzureißen, als aufzubauen. Wenn eine Gottheit iſt: wo iſt ſie? Wem gehört ſie, und was iſt ihr Weſen? Wie konnte ſie die Urſache alles deſſen ſeyn, was wir bewundern, und was wir nicht bewundern? Und wenn ſie Alles hervorgebracht hat: warum iſt nicht Alles vollkommen? Und wenn eine Gottheit iſt: warum kennen wir ſie nicht, oder wer zeiget uns die Wege, zu ihr zu kommen? Sie waren ſo ſtolz oder ſo unwiſſend, daß ſie ſelbſt dieſe Fragen auflöſen wollten, und nicht daran dachten, daß nur Gott allein ſie beantworten könnte. Ein deutlicher Beweis von dem tiefen Falle des Menſchen! Niemahls waren die Philoſophen geſchäftiger, dieſe Fragen zu beantworten, als zu den Zeiten Jeſu Chriſti.

Nachdem die Menſchen der erſten Offenbarung ungetreu geworden waren, und den beſten Wegweiſer, Gott, verlaſſen hatten: ſo konnten ſie ſich von ihm keine andern als ſinnliche Begriffe machen. Das war der Grundirrthum, welcher bey den heidniſchen Weiſen ſo fruchtbar an ungereimten Lehrgebäuden von der Gottheit war. In den älteſten Zeiten vergötterten die Menſchen Alles, was ihr Erſtaunen, ihre Liebe, ihre Furcht, ihre Hoffnung, die Schmeicheley und das Verderben des menſchlichen Herzens für außerordentlich und göttlich hielt. So gelangten die Geſtirne, die Meere, die Flüſſe, große Regenten, Tirannen, Inſekten und Laſter zur Ehre der Anbethung. So entſtand nach und nach die Religion des Pöbels, die Abgötterey.

Doch es fanden ſich bald Menſchen, die ſich von dem gemeinen Haufen unterſcheiden wollten. Je mehr ſie ihren Verſtand fühlten, deſto weniger befriedigten ſie dieſe Meinungen von der Gottheit. Je bekannter ſie mit den Geſchöpfen wurden, deſto unwilliger wurden ſie gegen ihre Anbethung. Dennoch war es ihnen nicht möglich, die wahre Vorſtellung von Gott zu finden, die außer dem Gebiethe ſinnlicher Begriffe liegt. Ihre tiefſinnigſten Gedanken von der Gottheit blieben körperlich, ſie konnten ſie nicht von der Materie trennen. Alle heidniſchen Philoſophen theilten ſich auf vier große Abwege, in der Einbildung, Gott auf einem derſelben zu finden. Die Philoſophen unter den Chaldäern und Perſern ſtellten ſich die Gottheit als die allerfeinſte und beweglichſte Materie, als das reinſte Feuer oder Licht vor, aus welcher alle Dinge ausgefloſſen wären. Die ägyptiſchen Weiſen theilten die Gottheit unter drey Urſachen aus, unter eine thätige, unter eine leidende, und unter eine böſe Urſache. Das war ihre geheime Lehre von dem Oſiris, der Iſis und dem Typhon. Andere, welche das Leben und die Bewegung in der Natur erklären wollten, machten die Gottheit zur Seele der Welt, die aber ſo genau an ſie gefeſſelt war, daß ſie nicht von ihr getrennet werden konnte. Diejenigen, welche der Wahrheit am nächſten kamen, empfanden wohl, daß die Gottheit von der Materie ganz unterſchieden ſeyn mußte. Vielleicht ſchloßen ſie dieſes aus der nothwendigen Empfindung, daß ihr Geiſt unendlich beſſer, als alle Körper ſeyn müſſe; vielleicht hatte auch das Licht der Offenbarung, das den Juden leuchtete, einige Strahlen bis zu ihnen hingeworfen. Unter dieſe Philoſophen gehören unſtreitig Sokrates und Plato. Gleichwohl blieben ſie ſo ſinnlich, daß ihnen die Schöpfung der Welt aus Nichts auch nicht einmahl eine Muthmaßung ward, daß ſie neben der Gottheit ein ewiges wüſtes Chaos annahmen, ihr weiter nichts als die Ausbildung deſſelben zuließen, und daraus alle ſichtlichen und natürlichen Unvollkommenheiten der Welt herleiteten. Dieſe Hauptabwege hatten wieder unzählbare Nebenwege. Doch wir wollen jeßt nur bey den ägyptiſchen, chaldäiſchen und perſiſchen Irrthümern ſtehen bleiben.

Der große Haufe unter den Aegyptern war in die ſchändlichſte Abgötterey verſunken. Sie verehrten Alles: Geſtirne und Inſekten, Knoblauch und Könige, göttlich; ein Gottesdienſt, der den Weiſen unter ihnen ſelbſt unſinnig zu ſeyn ſchien. Sie nahmen daher ihre Zuflucht zu philoſophiſchen Erklärungen, die weniger ungereimt zu ſeyn ſchienen, in der That aber noch weit ungereimter waren, weil ſie ſo viel Nachdenken anwandten, Thorheiten nicht ganz wegzuſchaffen, ſondern nur in Finſterniſſe zu verhüllen. Nach ihrem Lehrgebäude war die Gottheit durch alle Theile der Welt ausgegoſſen. Ihre Ausflüſſe durchdrangen alſo die Geſtirne, die Menſchen, die Thiere, die Pflanzen, und alle Inſekten, eins mehr, und das andere weniger. Alles wurde dadurch göttlich, und Alles verdiente die Ehre der Anbethung, weil Alles voll Gottheit oder voll Götter war. Weil nun einmahl die Gottheit ausfließen mußte: ſo nahmen ſie ein Etwas an, worein ſie ſich ergießen konnte; ein Etwas, das mit einem unauflöslichen Bande an die Gottheit verknüpft war. Dieſes Etwas war die Materie. Doch weil ſie an dieſem Etwas ſo viel Unvollkommenheiten fanden, und es gleichwohl demjenigen, was darin floß, nicht gerne zuſchreiben wollten: ſo ſahen ſie ſich gezwungen, ein neues Etwas anzunehmen, das einen Geſchmack daran fand, alles Gute zu verderben, was das gütige Etwas in dem leidenden Etwas gewirkt hatte. Das gütige Etwas, das Alles durchfloß, nannten ſie Oſiris, mit einem Nahmen, der vielleicht einem gütigen Regenten zugehört haben möchte. Das leidende Etwas, mit welchem ſich Oſiris vermählt hatte, hieß Iſis. Iſis war aller Wahrſcheinlichkeit nach des Oſiris Gemahlin oder Schweſter geweſen. Dieſe Vermählung war nicht ohne Folgen; Orus, oder die Welt, wurde aus dieſer Ehe gezeugt. Das ſchadenbegierige Etwas nannten ſie Typhon, vermuthlich mit dem Nahmen eines Tirannen, der alles Gute zernichtet haben mochte, was Oſiris und Iſis während ihrer Regierung gethan hatten. So wurden dieſe eingebildeten Weiſen in einem Wirbel leerer und betrügender Worte herumgetrieben, haſchten ein Etwas und wieder ein Etwas, und noch ein Etwas, und fanden Gott nicht. Diogenes Laertius, Porphyr und Euſebius beſchuldigten die Aegypter nicht mit Unrecht, daß ſie nichts als die Welt für Gott gehalten hätten. Denn was ſind alle dieſe Etwas anders als die Materie? Sie nehmen zum Urſprunge aller Dinge drey Grundweſen an, die unauflöslich miteinander verknüpft ſind. Nunmehr kann man von einer ſolchen Theologie leicht auf die Moral der Aegypter ſchließen.

Die Philoſophen unter den Chaldäern lehrten nichts Vernünftigeres. Das Lehrgebäude ihres Zoroaſters und Belus iſt in dunkle Schatten eingehüllet. Dem erſten Anblicke nach verſpricht ihre Lehre von der Gottheit viel Vortreffliches. Sie nannten Gott den König und Vater aller Dinge. Sie lehrten, daß alle Ordnung und Schönheit der Natur aus ſeiner Vorſehung entſpränge. Allein dieſe Gottheit und Vorſehung war nichts, als eine durch die ganze Schöpfung ausgebreitete Seele, aus welcher die großen Geiſter, die über alle Theile des Weltgebäudes die Aufſicht hatten, die untern Götter, die Dämone und Helden entſprangen. Außer dieſen guten Geiſtern gab es eine Art böſer und tückiſcher Geiſter, die mit jenen in einem beſtändigen Streite waren. Aus dieſen Ungereimtheiten floß die Verehrung der Geſtirne, und was noch mehr von der Verfinſterung ihres Verſtandes zeugte, die Magie und Aſtrologie; Künſte, durch welche man aus den beſondern Stellungen der Geſtirne die Schickſale der Menſchen beſtimmen, zu einem vertraulichen Umgange mit Gott kommen, und in die ungewiſſe Zukunft hineinſchauen wollte. Die chaldäiſche Lehre von dem Urſprunge der Welt war nicht vernünftiger. Alles war im Anfange Nacht und Waſſer. Aus dieſem Chaos bildeten ſich gewiſſe Ungeheuer. Ein Weib, Omoraca genannt, hatte die Aufſicht darüber. Belus zertheilte daſſelbe bey ſeiner Wiederkunft, vertilgte die Ungeheuer, und ſo entſtand Himmel und Erde. Eine nur wenig aufmerkſame Vergleichung dieſer Lehren mit der moſaiſchen Erzählung von dem Urſprunge der Welt überführet uns, daß ſie verderbte und verſtümmelte Ueberbleibſel der erſten Offenbarung ſind.

Die Perſer hatten auch einen Zoroaſter; welchen man in die Zeiten des Darius Hiſtaſpes zu ſetzen pflegt. Man weiß, daß dieſe Völker das Feuer göttlich verehrten. Sie betheten die Sonne wegen des Nutzens an, welchen ihr die Erde und das menſchliche Geſchlecht zu danken hatte. Die Klugen unter ihnen empfanden wohl, daß die Sonne nicht die Quelle aller Weſen ſeyn konnte. Sie wollten weiter gehen, und verwickelten ſich in verſchiedene Ungereimtheiten. Zoroaſter vereinigte ſie alle in einer Thorheit, ſo viel man aus den dunkeln Ueberbleibſeln ſeines Syſtems ſchließen kann. Hierin hat daſſelbe mehr Uebereinſtimmung und Zuſammenhang, als das chaldäiſche. Die Philoſophen vor ihm fanden in der Natur nichts Schöneres, als das Licht, und nichts Traurigeres und Schlimmeres, als die Finſterniß. Damit ſie nun die Schöpfung der Welt und den Urſprung des Uebels erklären möchten, nahmen ſie zwey Hauptgottheiten an; das Licht, welches ſie Mithra, und die Finſterniß, welche ſie Arimanius nannten. Vielleicht waren beyde Benennungen der Nahmen, die, wie die Nahmen Oſiris und Typhon, Beherrſchern von entgegengeſetzten Charakteren eigen geweſen ſeyn mochten. Ihr Lehrgebäude war hierin von dem ägyptiſchen nicht unterſchieden. Indeß bildeten ſie ſich doch ein, daß ſie Alles, was ihnen in der Natur unbegreiflich vorkam, ungezwungen durch ihr Syſtem erklären könnten. Das Lichtweſen war die Quelle des Lichts und der Glückſeligkeit; die Finſterniß war der Urſprung der Finſterniß und alles deſſen, was ſie für böſe hielten. Alſo gab es zwey Gottheiten, die einander ohne Aufhören bekriegten, ungeachtet das Lichtweſen ſtärker war, als der Arimanius; eine Lehre, welche Manes unter den Chriſten wieder erneuerte. Zoroaſter ſah die Schwäche dieſes Lehrgebäudes ein, und verſuchte, ob er nicht alle Dinge aus einem Urſprunge herleiten könnte. Er machte alſo Gott zu einem geiſtigen Feuer; das war ſeine Mithra. Die Strahlen oder die Theile dieſes Feuers waren vor dem Urſprunge der Welt in einander gedrängt. Allein weil es ein geiſtiges Feuer war: ſo faßte es einmahl den Entſchluß, ſeine Strahlen auszulaſſen. Da entſtand das gröbere Licht, das in der Sonne und den übrigen Geſtirnen brennt; und dieſes war der Oromasda des Zoroaſter. Dieſes gröbere Licht hatte ebenfalls keine Luſt, ſeine Strahlen ſtets bey einander zu behalten, ſondern ließ dieſelben auch aus ſich herausfließen. So entſtand dann eine ſehr lange Reihe von Lichtausflüſſen. Je weiter ſich nun dieſelben von der Hauptquelle entfernten, deſto weniger waren ſie Licht; je weniger ſie Licht waren, deſto finſterer wurden ſie; je finſterer ſie wurden, deſto materieller waren ſie; auf dieſe Weiſe entſtand Arimanius oder die Materie, die Urſache aller Unvollkommenheiten. Nachdem ſie einmahl entſtanden war: ſo ſtritt ſie beſtändig mit dem Lichte. Man darf ſich aber darüber nicht leid ſeyn laſſen. Zoroaſter hat ſchon dafür geſorget, daß dieſer unglückliche Streit nicht ewig dauern ſoll. Das erſte Lichtweſen wird alle ſeine Lichtſtrahlen wieder zurückrufen, und von Neuem in ſich zuſammendrängen. Da nun nach dieſem Syſteme die Finſterniß, die Materie und alles Böſe bloß unvermeidliche Folgen aus der weiten Entfernung der Lichtausflüſſe von der Quelle des Lichtes ſind: ſo müſſen dieſelben freylich aufhören, wenn ſich alle Lichttheile in ihrem Urſprunge vereinigen.

Aus den irrigen Vorſtellungen von der Gottheit, dem Urſprunge der Welt und des Böſen, floß eine eben ſo irrige Moral. Man ſah, daß bey allen groben Laſtern und Ausſchweifungen der Menſchen heftige und ſtürmiſche Bewegungen im menſchlichen Körper erfolgten. Alſo ſchrieb man alle Unordnung der Materie zu, woraus ſie beſtand. Niemand ſuchte ſie im Willen; man hielt die Laſter für Gewaltthätigkeiten des Körpers. Alle ſittlichen Vorſtellungen gingen nicht auf die Beſſerung des Willens, ſondern auf die Zerſtörung des Leibes. In dieſem Verſtande ſind ihre Ermahnungen zur Enthaltſamkeit und Mäßigkeit zu verſtehen. Sie ſchrieben tauſend beſondere Reinigungen vor, welche ſich alle auf das Syſtem bezogen, das die Materie zur Quelle aller phyſiſchen und moraliſchen Unordnung machte. Ihre Sittenlehre ſtimmte mit dem ſchwermüthigen und milzſüchtigen Temperamente der Morgenländer ſehr überein.

Der menſchliche Verſtand würde nicht auf ſolche Lehren verfallen ſeyn, wenn die Menſchen nicht die Lehre vergeſſen hätten, daß Gott dem Nichts gebieten könne, etwas zum Lobe ſeiner Herrlichkeit zu werden, daß man die Schuld aller moraliſchen und ſelbſt phyſiſchen Unordnungen nicht in der Marterie, ſondern in dem zwar gut geſchaffenen, aber gemißbrauchten freyen Willen der Geiſter ſuchen müſſe. Blieben mit dieſen beyden Wahrheiten noch einige ſchwere Fragen unbeantwortet: ſo hätten ſie vor Gott die Hand auf den Mund legen und ſchweigen ſollen. So aber wurden ſie der Offenbarung ungetreu.

Dieſe thörichte Weisheit hatte ſich zu den Zeiten, da die chriſtliche Religion ausgebreitet werden ſollte, des ganzen Orients bemächtigt; beſonders aber fand ſie unter den Syriern und Egyptern unzählige Bewunderer. Da ſie größtentheils das Werk einer erhitzten Einbildung war: ſo mußte ſie nothwendig mannigfaltige Veränderungen erfahren. Je mehr ſich der menſchliche Verſtand einer ſo ungetreuen Führerin überließ, deſto fanatiſcher wurde er. Doch alle Veränderungen betrafen nur das Aeußerliche und Zufällige dieſes zoroaſtiſchen Lehrgebäudes. Die Gottheit blieb immer ein materielles

Weſen, aus welcher alle andere Weſen ausfloßen. Man erfand nur neue Reihen von Ausflüſſen; man änderte nur die Nahmen; man brauchte nur neue Metaphoren, die nicht mehr bedeuteten, als die alten. Die Nahmen des Mithro, des Oromasda und des Arimanius verloren ſich aus dieſem Syſteme, man hörte von keiner Lichtquelle mehr; dafür hörte man von einer Fülle, die man mit dem griechiſchen Nahmen Pleroma nennt. Man hörte nichts mehr von Ausflüſſen; man hörte nur von Aeonen, oder geiſtigen Naturen, welche die Gottheit in der Fülle aus ihrem Weſen erzeugte. Dieſe Aeonen ſollten ſchon nicht ſo vortrefflich als Gott, gleichwohl aber noch vollkommen ſeyn. Sie ſollten wieder neue Weſen, und dieſe neuen Weſen wieder andere Naturen erzeugt haben, bis ſie endlich gar ausgeartet wären. In der Kette der Weſen waren auch nach dieſem veränderten zoroaſtiſchen Syſteme die unterſten Ausgeburten der Aeonen Materie; das Göttliche, was ſich noch darin aufhielt, war nichts als eine unbeſtimmte ſchwache Kraft, die zwar die Finſterniß oder die Materie in einige, aber in ſehr unordentliche Bewegungen ſetzte. Wenn ein neuer Weltweiſer dieſe Lehrgebäude verbeſſern wollte: ſo könnte er die unterſten Aeonen zu Geiſtern machen, die nur Monaden mit dunkeln

Vorſtellungen aus ſich erzeugen könnten. Aus einer Menge ſolcher Monaden entſtand dann der Klumpe einer groben und unordentlichen Materie. Einige von den oberſten geiſtigen Naturen, die in der Fülle waren, bemerkten Unordnungen darin, wollten ſie verringern, und aus dieſer Materie Geſchöpfe bilden, die ihnen ähnlich ſeyn ſollten; doch das Unternehmen war für ihre Kräfte allzugroß. Sie konnten ſich der ganzen Materie nicht bemächtigen. Sie bildeten zwar den Menſchen daraus, allein ſie konnten demſelben weiter nichts als eine thieriſche Seele geben. Da ſie ſelbſt nur Strahlen des erſten Lichts waren, um in der erſten zoroaſtiſchen Sprache zu reden: ſo konnten ſie der Materie freylich nichts als ſchwache und ohnmächtige Funken abgeben, und das ſchwächte ſie ſchon. Was nun in den Menſchen laſterhaft iſt, das muß zum Theile der Materie, zum Theile der Ohnmacht ſeiner Schöpfer zugeſchrieben werden. Die erſte Gottheit iſt von Ewigkeit her ruhig in ihrer Fülle geblieben; ſie iſt die Urſache der Welt in keinem andern Verſtande, als weil ſie die Urſache der Aeonen iſt, die ſie im Pleroma erzeugt hat. Ueberdieß liegt es an ihrem Willen nicht, daß die Welt nicht vollkommen iſt. Sie hat wirklich eine Verbeſſerung derſelben unternommen; allein der Stolz der Aeonen, die nichts unvollkommen gemacht haben wollten, widerſetzte ſich ihren guten Abſichten. Indeß gelang es ihr doch, der Welt viele Merkmahle ihrer Gnade und Macht einzudrücken. Der vernünftige Geiſt des Menſchen iſt ihr Werk. Sie theilte ihm denſelben in der Abſicht mit, daß die Gewalt der Materie und der ungezähmten Leidenſchaften dadurch gerächt werden ſollte. Das Alles ſahen die Schöpfer der Menſchen als Eingriffe in ihre Rechte über ſie an. Sollten ſie ſich von der erſten Gottheit meiſtern laſſen? Alſo widerſetzten ſie ſich ihr und quälten die Menſchen. Nunmehr ſeufzen dieſelben unter der Sklaverey mißgünſtiger Geiſter. Wie unglücklich würden ſie ſeyn, wenn der beſte Gott (unſere Schöpfer ſind zwar auch Götter; ſie ſind aber nur ſchlechter), nicht zuweilen vernünftige Geiſter von der erſten Größe in menſchliche Körper aus der Fülle herabſendete, welche durch die Künſte der Magie, zum Exempel durch Figuren, die unter gewiſſen Konſtellationen des Himmels gemacht werden, den neidiſchen Geiſtern widerſtünden, und ihre ſchadenbegierige Macht zu unterdrücken wüßten. Darum erhoben alle dieſe fanatiſchen Philoſophen die Magie oder Zauberkunſt als das größte Geſchenk der Gottheit.

Dieſes, mein Bruder! ſind ungefähr die Grundſätze der veränderten zoroaſtiſchen Philoſophie, die vermuthlich, wegen ihrer Herrſchaft über den ganzen Orient, die orientaliſche genannt wird. Die Wiſſenſchaften haben einem Mosheim dieſe deutliche Entwicklung eines Unſinnes zu danken, deſſen zerſtreute dunkle Ueberbleibſel aus dem Alterthume ſo mühſam zuſammengeſucht werden müſſen. Nur darin ſcheint er von dem Grundriſſe des zoroaſtiſchen Syſtemes abzuweichen, daß er behauptet, man hätte darin eine mit der erſten Gottheit und ihren Aeonen gleich ewige, aber rohe, finſtre und unordentliche Materie angenommen. Man kann nicht läugnen, daß dieſes ein Lehrſatz der alten egyptiſchen und perſiſchen Philoſophen war. Auch iſt unſtreitig, daß die Nachrichten der Alten, von der Philoſophie der Morgenländer, viel von einer ſolchen rohen Materie reden. Aber dieſer Gründe ungeachtet, ſcheint es doch wahrſcheinlicher zu ſeyn, daß dieſe fanatiſchen Weiſen keine ewige Materie geglaubt haben. Eben darum nahmen ſie die Aeonen an, weil ſie den Urſprung des Böſen nicht von zwey gleich ewigen Grundweſen, ſondern unmittelbar aus einem herleiten wollten. Sie waren zufrieden, wenn ihre Gottheit nur nicht die unmittelbare Urſache der in der Welt befindlichen Unvollkommenheiten war. Sie hätten aber die Aeonen erſparen können, wenn ſie die Materie hätten eben ſo ewig machen wollen, als Gott war. Zoroaſter hatte ihren Urſprung in der weiten Entfernung der Lichtausflüſſe von der erſten Quelle des Lichtes geſucht. Dieſes war den neuern Philoſophen, die aus ſeiner Schule kamen, zu ſchwer, und für den größten Haufen zu unverſtändlich. Sie leiteten alſo die Materie aus der Ohnmacht der untern Aeonen her, die nichts Beſſeres erzeugen konnten. Jedoch in einem ſolchen Unſinne kann eine Thorheit eben ſo leicht überflüßig, als nöthig ſeyn. Alſo wird wenig daran liegen, was man für eine Meinung annehmen und der andern vorziehen will. Es ſcheint nur aus der letztern wahrſcheinlicher zu ſeyn, warum die Verehrer der zoroaſtiſchen Philoſophie Aeonen von ſo verſchiedenen Arten und Geſchlechtern erfanden.

Da alle dieſe Grundſätze bloße Spiele der Phantaſie ſind: ſo wird man ſich über die Uneinigkeiten dieſer Philoſophen nicht wundern. Dieſer begnügte ſich mit wenig Aeonen, ein Anderer brauchte einen ganzen Schwarm, Gott von dem Verdachte zu befreyen, daß er die Welt ſo unvollkommen gemacht hätte. Eben ſo theilten ſie ſich in ihren Meinungen über die Weltſchöpfer. Einige gaben die Ehre der Schöpfung nur einem Aeon, Andere theilten ein ſo wichtiges Geſchäft unter mehrere ſolche Geiſter aus. Dieſe hielten die Aeonen für ſehr mächtige, Andere für ſehr unvermögende und ſchlimme Naturen, nachdem ihre Gemüthsneigung ſie mehr oder weniger Gutes in der Welt finden ließ. Eben ſo wenig konnten ſie ſich über die Fragen vergleichen, wo eigentlich der Sitz des Böſen wäre; was die Menſchen für Pflichten zu beobachten hätten, und wie die Schickſale ihrer Seelen nach dem Untergange des Leibes beſchaffen ſeyn würden. Das moraliſche Uebel ſchrieben ſie alle, theils der Materie, mit welcher die Seele umgeben war, theils der Tiranney und dem Neide der Aeonen zu, welche die Verbeſſerung ihrer Geſchöpfe nicht zulaſſen wollten. Aus einer ſo unreinen Quelle mußte eine eben ſo unreine Sittenlehre fließen, wie wir ſolches in der Folge umſtändlicher zu bemerken Gelegenheit haben werden. Einige wollten den Leib durch Martern, Andere durch Wollüſte zernichtet wiſſen. Aber keinem einzigen von dieſen Philoſophen fiel es ein, daß vornehmlich der menſchliche Wille gebeſſert werden müßte, weil keiner das menſchliche Verderben in dem Willen ſuchte.

Vergebens ſuchet man unter den damahligen Philoſophen der Griechen, der Römer, und anderer Abendländer eine beſſere Weisheit. Sie ſchwärmten zwar weniger, ihre Religion hatte aber deshalb weder mehr Wahrheit noch mehr Schönheit. Die Epikuräer hatten keinen Gott; wenigſtens war ihr Gott ſo müßig, ſo ſehr bequem und ſchläfrig, daß er weder an dem Daſeyn, noch an der Erhaltung und Regierung der Welt einigen Antheil hatte. Empfahlen ſie dem Menſchen die Tugend: ſo empfahlen ſie ihm dieſelbe bloß wegen der Wolluſt, welche damit verbunden ſeyn ſollte. Der Akademiker zweifelte. Er wußte nicht, was Wahrheit wäre. Er wollte nicht läugnen, daß es Götter geben könnte; aber er wollte ſolches nicht entſcheiden. Er hatte keine ſichern und untrüglichen Kennzeichen der Wahrheit; es ließ ſich dieſes, es ließ ſich auch jenes, wie er ſagte, behaupten, oder es war vielmehr ungewiß, ob ſich dieſes oder jenes behaupten ließe oder nicht. Der Gott des Ariſtoteles war nichts, als die bewegende Kraft der Natur, die Alles in Bewegung ſetzen, und ſelbſt nicht bewegt werden konnte. Die Unſterblichkeit der Seele war ihm zweifelhaft, wo er ſie nicht gar läugnete. Seine Sittenlehre war weitläufig. Allein er vergab ſehr viel, wenn man nur ſeinen Ruhm und ſeine bürgerliche Ruhe zu ſchonen ſuchte. Der **Stoiker** hatte einen Gott, der mehr Anſehen, Majeſtät und Tugend beſaß, als der Gott anderer Philoſophen; er war beſſer, und ſein Anbether machte die prächtigſten Abbildungen von ihm. Er war auch nicht ſo müßig; denn er war die Seele der Welt, und hatte alſo viele wichtige Geſchäfte. Allein ſein Unglück war, daß er mit einem unauflöslichen Bande an die Materie verknüpft war, und den Geſetzen einer ewig unveränderlichen Nothwendigkeit ſo gut als andere Weſen gehorchen mußte. Weil der **Stoiker** ſah, daß der Menſch vielen unangenehmen Empfindungen ausgeſetzt war: ſo glaubte er, daß die Glückſeligkeit eines Weiſen in dem Zuſtande einer vollkommenen Unempfindlichkeit gegen Alles beſtünde. Nach dieſem Grundſatze muß man ſeine ganze **Moral** beurtheilen, wenn man nicht von ihrem ſchwülſtigen Vortrage hintergangen werden will. Der **Platoniker** ſchien noch die beſte und erträglichſte Religion zu haben. Sein Gott war ewig; er war weiſe und mächtig; er hatte die vollkommenſte Welt, die nur möglich war, gemacht; er hatte unſere Seelen unſterblich erſchaffen. Dieſer Weiſe läßt die Tugendhaften nach dem Tode noch etwas hoffen, und die Laſterhaften noch etwas befürchten. Allein, Alles dieſes muthmaßet er mehr, als daß er es weiß. Er hat keine feſten und beſtimmten Grundſätze, worauf er dieſe Wahrheiten bauet. Sein Gott hätte nichts ſchaffen können, wenn er keine ewige Materie vor ſich gefunden hätte. Sein Gott weiß nicht Alles, er kann nicht alles Fehlerhafte der Materie ändern, und über dieſes iſt er in einen gewiſſen Raum eingeſchloſſen, und alſo weder unendlich noch unermeßlich. Seine Lehre von dem Leibe, daß er ein Kerker der Seele ſey, führte zu einer Sittenlehre, die eben ſo leicht Schwärmer erzeugen konnte, als die morgenländiſche Philoſophie. Er ſchrieb andere Geſetze dem Weiſen, andere dem großen Haufen vor. Von dieſem verlangte er nur die Tugenden, durch welche die gemeine Ruhe und die öffentliche allgemeine Sicherheit erhalten wird. Von dem Weiſen forderte er, daß er immer in ſich ſelbſt einkehren, und ſeine Seele in beſtändigen Betrachtungen üben und von der Materie abziehen ſollte. Allein der Platoniker würde dem ungeachtet ſehr materiell geblieben ſeyn, wenn er ſich auch nach ſeinen Einbildungen eine Republik hätte einrichten können, wenigſtens würden die Wollüſtigen das Bürgerrecht eben ſowohl darin erhalten haben, als die Milzſüchtigen. Die Religion der mitternächtlichen Länder im Occidente iſt wenig bekannt. Der große Haufe war abgöttiſch; und wenn die Barden und Druiden der Celten und Deutſchen weiſer geweſen ſind: ſo hat doch, wie es der Charakter dieſer Nationen deutlich zu erkennen gibt, ihre Weisheit die Menſchen nicht beſſer, ſondern nur härter und grauſamer gemacht, als andere Nationen.

Dieſe kurze Geſchichte der Religionen der morgenländiſchen Weiſen überzeugt uns, wie ſchwankend die menſchliche Vernunft iſt ohne göttliche Erleuchtung. Sie überzeugt uns, wie nöthig die Welt einen göttlichen Lehrer hatte, der ſie zurecht wies, und des Menſchen Beſtimmung verkündigte. Wer hätte alle dieſe Finſterniſſe zerſtreuen, und die Menſchen von ſo unzählbaren Irrthümern befreyen können, als Gott? Nur er konnte ſie auf den verlornen Weg der Wahrheit und der Tugend wieder zurück bringen; von Menſchen konnte man dieſes nicht erwarten, da die weiſeſten davon ſo weit von der richtigen Bahn abgewichen ſind. Indeß überzeugen uns doch immer die Lehren der Myſterien der Alten, daß ſie die großen Wahrheiten, die in der Religion liegen, dunkel ahneten. Allein dem Chriſtenthume hat die Tugend Alles zu verdanken. Es dringt, ſagt

Roſſelt, auf die Verbeſſerung des Herzens, erhöht die natürliche Religion, veredelt die Werke der Tugend, die der Chriſt um Gottes Willen wirkt; es lehrt unbeſchreiblich wichtige Pflichten, die vorher kein Weltweiſer gelehrt hat, kräftige Gründe zur Tugend, die man bey dieſen vergeblich ſucht. Das Chriſtenthum allein hat die Abgötterey mit allen anhängenden Greueln geſtürzt, die Ruhe in dem Staate befeſtigt, die Pflichten der Liebe, des Mitleids und der Gutthätigkeit in Schwung gebracht. Nur das Chriſtenthum hat den Unterricht in der Religion allgemein und durch Gründung einer ſichtbaren Kirche zugleich dauerhaft gemacht.

So, mein Bruder! iſt der Weg, den die Religion uns zeigt, der ſicherſte zur Wahrheit und Erkenntniß. Schwankend und unſicher iſt immer der Pfad, wenn nur menſchliche Vernunft den Menſchen leiten ſoll; wenn der Wille, wenn das Herz den Menſchen leitet, dann ſind ſeine Wege ſicherer. Wenn die Vernunft ſchweigt, und ſich vielleicht bey allen möglichen Beweiſen noch nicht zur Ruhe gibt, dann redet ein innerer Zeuge zu unſerm Herzen, und zieht uns durch die ſüßen Bande des Gefühls, der Empfindung und That zu Gott hin. Unſere Erkenntniß Gottes iſt die des Verhältniſſes vom Geſchöpfe zum Schöpfer. Je mehr ſich unſer moraliſcher Sinn reinigt, deſto näher kommen wir der Gottheit, und wenn wir an die Augenblicke denken, wodurch irgend eine heftige Empfindung unſerer Seele, in ihr Inneres gekehrt, ſich zu Gott aufſchwingt, und ihm ihre Gefühle vorträgt, was geht wohl über die Süßigkeit dieſes Gefühls, und was bringt dieſer moraliſche Sinn, der nun in Thätigkeit iſt, und ſich ganz nach dieſem höchſten Weſen gewendet hat, für Veränderungen in unſerer Beſchaffenheit hervor? Dann fühlen wir tief, es ſey ein Gott, und erkennen zugleich die Erhabenheit dieſes Gegenſtandes über uns; mehr als alle Demonſtrationen iſt mir dieſe Anſchaulichkeit, mein Bruder! und darum, weil ſie mich Gott noch näher bringt, ihn gleichſam thätig in mein Weſen verwebt, erkenne ich einen noch göttlichern Wegweiſer, der mich geiſterhebende Blicke in eine höhere Gotteswelt thun läßt.

Die Lehre Chriſti und des Evangeliums, mein Bruder! iſt das emblematiſche Elementarbuch der höchſten Erkenntniß. Die Erde iſt nicht der Standort dieſes Lebens; hier ſollen wir nur dazu reifen; aber daß wir in höhern Sphären einſt immer reiner und Gott ähnlicher zu werden beſtimmt ſind, das fühlen wir tief, und das Chriſtenthum kann uns davon überzeugen. Mit dieſer Ueberzeugung, mein Bruder! mit dieſen Begriffen von Gott und der Religion werden Sie innere Ruhe und eine beſeligende Heiterkeit fühlen, die Sie auf allen Schritten des Lebens begleiten wird.

Der größte Beweis für die Heiligkeit der Offenbarung iſt, daß die menſchliche Vernunft ſich nicht weiter erheben kann, als zur Erkennung eines erſten ewig nothwendigen Weſens; eine Erkenntniß, die zwar die ſpekulirende Vernunft befriedigen kann, aber nicht thätig genug iſt, auf den Willen, auf das Prinzipium unſers Handelns zu wirken. Dieſe Beſchränktheit überzeugt uns, daß es alſo zur innigern Erkenntniß dieſes Weſens noch einen andern Weg geben müſſe, und daß dieſer Weg theils die innere Anſchauung, oder das moraliſche Gefühl des Guten, der geheime Takt, das innere Gottesauge, theils der beſondere Unterricht, den Gott dem Menſchen über ſein Daſeyn und Verhältniß zu ihm gab, oder die Offenbarung ſeyn müſſe.

Offenbarung iſt Erziehung des Menſchengeſchlechts, ſagt Leſſing; für die Zukunft erzogen zu werden, iſt unſere Beſtimmung.

So, mein Bruder! erhält der Menſch den erſten Begriff von Gott als Faktum; ſein erſtes Datum iſt Glaube an ſein Daſeyn; ſo, wie die andere Erkenntniß mit dieſem Glauben natürliche Offenbarung, und was eins iſt, ſinnliche Evidenz iſt.

Dieſer Glaube iſt nöthig, denn wie ſoll den Menſchen das Daſeyn Gottes anders beygebracht werden? Von dieſem natürlichen Glauben fängt die Religion und Erkenntniß Gottes aller Völker an; dieſes ſagt uns die Geſchichte und Tradition. Vom früheſten Morgen der Welt lag dieſer Glaube in der Menſchheit; er war Keim, der ſich überall entwickelte, nur hier beſſer, und dort weniger vollkommen. Dieſer Lichtſtrahl der Erkenntniß durchſtrömte alle Völker nach verſchiedenen Graden des Menſchengeſchlechts.

Mit dieſem Anfange des moraliſchen Gefühls, mein Bruder! oder des eigentlichen geiſtigen Organs hebt ein anderer Unterricht über Gott an, der den erſtern mehr entwickelt. Er beſteht darin, Gott in den Geſetzen ſeiner Werke kennen zu lernen, in dem großen Buche der Natur. Tradition und Geſchichte beweiſen uns wieder, mein Bruder! daß Erkenntniß der moralichen Eigenſchaften Gottes bey allen Völkern auf den Glauben ſeines Daſeyns gefolgt iſt. Endlich beginnt die menſchliche Natur zu forſchen, und will das Weſen näher erkennen, deſſen Daſeyn es glaubt. Die Vernunft fühlt ein Bedürfniß nach klärerer Einſicht, und der reine Wille nähert den Guten zur troſtvollen Offenbarung. Er folgt dem Fingerzeige der Gottheit, und auf ſeinen Wegen leuchtet ihm ein Stern, der für den Frommen hinüber in jene Heimath, das unſer wartet, eine Strecke leuchtet.

So rückt der Menſch immer mehr und mehr vor, der den Geſetzen der Offenbarung folgt, und die Erleuchtung ſeiner Seele dem Weſen überläßt, das die Glückſeligkeit aller Erdengeſchöpfe befördere. Er wird dann ſeine reine Erkenntniß mit ſeinem reinen Willen vereinigen; handeln nach den ewigen Verhältniſſen der Gottheit. Sein Wille wird der Wille des Ewigen ſeyn, und ſo kömmt er immer näher der Aehnlichwerdung, der Einheit. Er wählet Chriſtus zum Vorbilde eines beſtändigen Muſters ſeiner Handlungen, und rückt daher der göttlichen Natur immer näher, und genießt die Folgen ſeiner Vervollkommnung, ſeiner Heiligkeit! Da ſein innerer Geiſt ſich erhöhet, da ſeine innere Natur ſich über den gewöhnlichen Menſchen erhebt, er ſelbſt dem Lichte der Lichter täglich näher kömmt, ſo muß er nothwendig den Zuſammenhang der Dinge von einer ganz andern Seite ſehen, als ihn die gewöhnlichen Weltmenſchen ſehen. Mit jedem Vorſchritte entwickeln ſich für ihn tauſend unbekannte Kräfte. Er lieſt den geheiligten Nahmen jenes ewigen Buches, aus welchem allen Weſen das Leben zufloß. Er lernt den Zuſammenhang des Göttlichen, des Intellektuellen und des Sinnlichen kennen, und die Weisheit Gottes nahet ſich ihm. Ruhen Sie nun wohl! mein Bruder! die künftige Nacht wollen wir unſere Betrachtung fortſetzen.

Zehnte Nacht.

Alles, was ich Ihnen bisher ſagte, lieber Bruder! iſt nicht Einbildung oder die Folge einer andächtigen Schwärmerey; es ſind Wahrheiten, die in der Natur der Dinge liegen, und von welchen Sie ſich ſelbſt weſentlich überzeugen können. Alle vernünftigen und weiſen Männer eines jeden Jahrhunderts ſtimmen überein, vom Sokrates an bis zum Gellert und Jeruſalem unſerer Zeiten; alle ihre Lehren gehen dahin, daß der Menſch zu höherer Beſtimmung erſchaffen, und dieſes Erdeleben nur eine Wanderſchaft für ihn ſey; ſie ſtimmen überein, daß der Menſch immer erhabener, edler und richtiger denkt, jemehr er ſich vom Sinnlichen trennt, und zum Intellektuellen und Geiſtigen übergeht. Die Geſchichte der Vorwelt, die Traditionen von den entfernteſten Völkern enthielten ſtückweiſe, was unſere

Religion in ganzer Vollkommenheit zeigt. Die geheimen Lehren aller allegoriſchen Geheimniſſe des Alterthums unterwieſen ihre Schüler, daß der Menſch ſich durch Sinnlichkeit von der Stufe der Anſchaulichkeit, wo er ſtand, entfernte, und zur Sinnlichkeit der Welt, der Erſcheinung, herabſank, und daß er nur durch Aufwärtsſteigen das Licht ſeiner Vollkommenheit wieder erreichen kann. Alles Große und Wahre, was in der Mythologie der Griechen und Egypter, in der Theogonie, Kosmogonie, und den religiöſen Lehren der alten Völker enthalten iſt; was in Shaſtah der Gentuſer im Zend-Aveſta der Parſen, in Eda der Irländer, im Chou-king und Ly-king der Chineſer; mit einem Worte, in den älteſten und heiligſten Traditionen der Erde, von Ahnungen der Wahrheit enthalten iſt, dieſes zeigt uns unſere Religion in einem weit ſchönern und reinern Lichte, und überweiſt uns aus den Irrthümern der Philoſophen, wie ſehr dem menſchlichen Verſtande die Offenbarung nothwendig war. Sehen Sie ſich einmahl in der Welt um, mein Bruder! und urtheilen Sie ſelbſt unpartheyiſch über die Handlungen ihres Lebens. Beobachten Sie nicht, daß Sinnlichkeit die Urſache all unſers Irrthums und unſers Leidens iſt? Wir erlangen durch die Sinne unſere

Erkenntniſſe und unſere Irrthümer; unſere Anſchaulichkeit verhält ſich nach unſern Organen, und verändert ſich mit Veränderung unſerer Organe. Alles ſinnliche Vergnügen verſchwindet, gebunden an das Rad der Zeit, und lohnt uns mit Untreue. Die ſchöne Blume welkt unter unſern Händen; die Heiterkeit des Frühlings wechſelt mit den nebligen Tagen des Herbſtes ab; das Alter raubt uns die Früchte der Jugend; Entfernung und Tod unſern Freund, unſern Geliebten — Alles iſt hinfällig; nur die innern Freuden, nur das Bewußtſeyn wahrer Tugend bleibt unverſehrt in unſerm Herzen.

Womit, mein Bruder! lohnt uns die Sinnlichkeit? mit Leiden und Kummer. Sie iſt die ſeltene Schattenſpielerin, die unſern geblendeten Augen Bilder zeigt, die in ihrer Zauberlaterne brennet — Schattenbilder ohne Realität, die wieder verſchwinden, ſobald ſie erſcheinen. Sie kitzelt unſere thieriſchen Lüſte auf, und lohnt uns wie eine Verrätherin mit Reue und Thränen.

Das ganze Reich der Sinnlichkeit bezieht ſich, mein Bruder! auf Selbſt- und Weltliebe; darin beſteht unſer Verderben; das iſt das Entgegengeſetzte unſerer großen Beſtimmung — der Gottes- und Nächſtenliebe. Dieſe hat Wahrheit und Gutes zum Grunde; jene Falſchheit und Böſes; darin beſteht der Urſprung des Böſen, daß ſich der Menſch von ſeiner urſprünglichen Beſtimmung entfernte, Gottes- und Nächſtenliebe verließ, und mit der Selbſt- und Weltliebe, die die Sinnlichkeit ausmacht, ein Bündniß traf, das ihn zu den Bedürfniſſen des Thieres erniedrigte.

Der Menſch hatte eine höhere Beſtimmung; für ihn waren Güter des Geiſtes gemacht, nicht Güter der Sinnlichkeit; er wollte aber dieſe genießen, und da er ſie als Geiſt nicht genießen konnte, mißbrauchte er ſeine Wiſſenſchaft. Er kannte die Bande des Intellektuellen mit dem Sinnlichen; und benützte dieſe Kenntniß, um ſich den Genuß des Sinnlichen zu verſchaffen. Da war er nun verhüllt im Felle des Thieres, fühlte Nacktheit, und konnte ſich nicht mehr aufwärts ſchwingen, weil ihn die Sinnlichkeit gefeſſelt hielt. Leiden und Tod ward ſein Antheil, die gerechte Strafe ſeines Verbrechens, die nothwendige Folge ſeiner Verirrung.

Ohne Offenbarung, mein Bruder! würde der Menſch nie auf die großen Wahrheiten gekommen ſeyn, durch die er wieder aufwärts ſteigen, und ſeine verlorne Würde erhalten konnte. Chriſtus allein lehrte ihn dieſes, und zeigte dem Menſchen ſeine Erniedrigung, Prüfung, Ausſöhnung und Wiederherſtellung.

Ohne Offenbarung, mein Bruder! kann der Menſch in höhern Wiſſenſchaften keine weitern Fortſchritte machen: wie kann er aber über die Kräfte des menſchlichen Geiſtes urtheilen, wie über die Kräfte der Natur, da er den erſten Zuſtand des reinen Menſchen, und den Zuſtand der erſten verdorbenen Natur nicht kennt? Seine Beſchränktheit iſt daher die Entſtehungsurſache von tauſend Irrthümern, und die Welt und der Menſch werden ihm ewig ein Räthſel bleiben, weil er mit dem Maße der Körper intellektuelle Kräfte meſſen will.

Die Religion allein, mein Bruder! führt zur höchſten Weisheit; denn ſie führt zur Anſchaulichkeit und zu Gott. Dieſes iſt eine Sprache, mein Bruder! die in unſerm Jahrhunderte auffallend ſeyn wird, weil der größte Theil der Menſchen, die Religion gar nicht mehr kennt, und viele unſerer Gelehrten die Offenbarung als einen Tand verwerfen, der nur für den Pöbel gemacht iſt. Allein, mein Lieber! laſſen Sie ſich von der Sprache des Irrthums nicht irre führen; Irrthum iſt nur im Sinnlichen; bey Gott, wo die Anſchaulichkeit iſt, iſt nur allein Wahrheit.

Ich verſpreche Ihnen nicht zu viel, mein Bruder! wenn ich Ihnen ſage, daß, wenn Sie den heiligen Geſetzen der Religion, der Lehre Chriſti mit aufrichtigem Herzen folgen, ſich bemühen, die verlorne Würde des Menſchen durch die Verdienſte des Erlöſers wieder zu gewinnen, daß Sie auch zu dem höchſten Grade menſchlicher Erkenntniß gelangen werden. Dieſes liegt in der Natur der Sache. Wer kann ſich dem Lichte nähern, ohne mehr erleuchtet zu werden? wer ſich der Sonne ausſtellen, ohne von ihr Wärme zu empfangen? — Wie herrlich glänzen die Thautropfen am Morgen, wenn die aufgehende Sonne ſie beleuchtet! Wie herrlich, Bruder! wird ihre Seele glänzen, wenn ſie rein, wie der Thautropfe am Morgen, von der ewigen Sonne beleuchtet wird!

Die Religion, mein Bruder! enthält große Beweiſe ihrer Heiligkeit. Sie hat Beweiſe des Geiſtes, wie Origines ſagt, und Beweiſe der Kraft; dieſe beſtehen in Wundern, jene in Weiſſagungen. Wer kann dieſen Beweiſen wohl den hiſtoriſchen Glauben verſagen? Waren nicht tauſend und tauſend Menſchen die Zeugen der Wunderwerke?

War es nicht der Geiſt Gottes, der durch die Apoſtel wirkte? Wirkte der nähmliche Geiſt nicht durch die Heiligen? — Die Auferweckung der Todten, die Heilung der Kranken, — was waren ſie anders als die Folgen der Kräfte der Heiligung?

Manche unſerer Philoſophen haben hiervon freylich keine Idee; wie könnten ſie aber auch Ideen von höhern Dingen haben, da ſie Dinge und Wirkungen des Geiſtes durch die Verhältniſſe des Körpers erklären wollen? Der Stolz, mein Bruder! führt nicht zu dieſen Kenntniſſen; ſie ſind die Geſchenke des Glaubens und des verbeſſerten Willens. Der Geiſt der Religion, mein Bruder! hat mit dem Irdiſchen nichts gemein. Es iſt auffallend, wenn man ſieht, daß der Menſch, ein ſchwaches und ohnmächtiges Geſchöpf, deſſen grobe Organe kaum der kleinſte Strahl des Lichts durchſchimmert, ſich erkühnt, ins Heiligthum der Gottheit zu treten, und mit ſeinen Machtſprüchen die Geheimniſſe der Ewigkeit zu verwerfen, weil ſeine niedrigen Begriffe die Höhe ihm unbekannter Wahrheiten nicht erſteigen können. Könnte man nicht aufrufen, mein Bruder: geh in dein Nichts zurück, vernünftelnder Staub; glaubſt du denn, daß der Punkt, der deine Größe mißt, auch den Ewigen meſſen kann?

Von jeher, mein Bruder! haben die Myſterien den Ungläubigen beſchäftigt; er verwarf ſie, ohne zu bedenken, daß die ganze Natur bey jedem Schritte ihm neue Myſterien darbiethet. Dieſe Millionen Welten, die im Raume der Schöpfung hangen; jene unermeßlichen Sonnen in der Milchſtraße, jene Planeten, jene Irrſterne — was ſind ſie anders, als Geheimniſſe für uns? Wie wenig kennen wir ihre Beſtimmung, ihren Zweck! Selbſt in unſerer Welt — wie viele Geheimniſſe finden wir nicht in der Natur? Wer erklärte jenes flüßige Weſen, das unſere Nerven leitet? wer den Uranfang des Gefühls in den Thieren? wer die Fortpflanzung und das Leben der Blumen und Kräuter? — Iſt nicht dieſes Alles Geheimniß für uns? Wenn nun dieſe irdiſche Welt unter der gröbern Hülle Dinge für uns verdeckt, die wir nicht begreifen können, um wie viel mehr muß die Religion, die nur Gott allein zum Gegenſtande hat, unbegreifliche Myſterien für unſere beſchränkten Begriffe enthalten? Es iſt doch wunderlich, mein Bruder! der Ungläubige will die Geheimniſſe der Religion nicht dulden, und er duldet doch die des Atheismus; er will nicht begreifen, daß ein ewiger Gott exiſtirt, aber er nimmt eine ewige Materie an; er weigert ſich, eine geiſtige Subſtanz zuzulaſſen, und zweifelt nicht an einer thieriſchen, die die Fähigkeit zu denken hätte. Wie groß, mein Bruder! iſt der Unſinn, und wie wahr wird da der Ausſpruch des Baco, da er ſagt: Nur der, der ſeichte Begriffe von der Philoſophie hat, wird Atheiſt; derjenige, der tiefer ins Heiligthum der Weltweisheit dringt, kehrt zum Glauben und zur Religion zurück. Aber warum will ich Ihnen, mein Bruder! alle jene Syſteme der Gottloſigkeit erneuern, die in den heutigen Zeiten ſich durch falſche Aufklärung verbreiten? Dieſe Syſteme ſind nicht neu; ſie ſind aus dem Alterthume entlehnt, und ihre Anhänger bemühen ſich nur alte Gotteslaſterungen zu verjüngern, über welche die Religion längſt geſiegt hat. Die falſche Weltweisheit, mein Bruder! bedient ſich fälſchlich des Nahmens eines Syſtems; ſie hat kein Syſtem, ſie geht nicht, ſondern tappt nur im Finſtern; die Religion klärt auf, der Unglaube verfinſtert, und Untergang und Ruin ſind ſeine Wirkungen.

Der Unglaube dringt nie in das Innere; er hält ſich nur immer mit der Außenſeite auf, daher konnte er auch nie das Innere der Religion erſchüttern.

Alle Ungläubigen ſuchen die Menſchen von Menſchen zu iſoliren, und ſtellen einen mörderiſchen Egoismus auf, der die Urſache alles Elendes der Menſchheit iſt.

Die Religion ſucht Menſchen mit Menſchen zu vereinen, und lehrt ſie eine reinere Quelle, aus der die Glückſeligkeit der Menſchen fließt; ſie iſt die Kette der Liebe, die Menſchen mit Menſchen und mit Gott vereiniget.

Um die Würde der Religion in ihrer Größe zu kennen, darf man nur ihren Lehren die Lehren der Ungläubigen entgegen ſetzen. Einer behauptet, der Beweis der Exiſtenz eines Gottes ſey der höchſte Unſinn; der Atheismus allein führe zum Glücke. Ein Anderer ſagt, daß Seele und Geiſt Wörter ſind, die die Eigenliebe erfand, daß man zuvor auf den Körper denken müſſe, ehe man ſich mit der Seele beſchäftige. Ein Dritter ſchreibt: Alle unſere Handlungen ſind Handlungen der Selbſtliebe; wir ſind alſo weder dem Freunde und Wohlthäter Dankbarkeit, noch dem Vater Liebe ſchuldig. Dieſe und noch andere ſind die Grundſätze von Menſchen, die Feinde der Offenbarung ſind.

Wo iſt nun der Menſch, deſſen Herz, wenn es je fähig zum Gefühle des Guten iſt, nicht die Grundſätze der Religion den Sätzen des Unglaubens vorziehet? Iſt es nicht ſelbſt für die Offenbarung rühmlich, daß ſie keine andern Feinde aufzuweiſen hat, als ſolche, die die Abſcheulichkeit ihrer Lehren bey dem erſten Anblicke verrathen?

Aber, mein Bruder! das allgemeine Verderben der Menſchheit überzeugt uns nur zu ſehr, wie wahr der Ausſpruch des Evangeliums iſt; klein iſt die Zahl der Auserwählten. Wie viele ſind wohl den Geſetzen des Glaubens getreu, wie viele der heiligen Lehre! Es iſt eine Wahrheit, die ſchrecklich, doch täglich ſichtbar iſt.

Freylich gab es von jeher immer Einige, die ſich in der wahren Erkenntniß Gottes, und in dem wahren Dienſte der Gottheit erhielten; aber es ſcheint, als wenn dieſe Wenigen auf der ganzen Erde zerſtreut lebten; es ſcheint, als wären ſie ſelbſt untet denen, die die heilige Lehre zu bekennen vorgeben, unbekannt; und doch ſind ſie, und werden immer ſeyn, tugendhaft und rein unter der Maſſe der Ungläubigen.

Die Tugend, mein Bruder! ſteht im engſten Bunde mit der Wahrheit; die Wahrheit iſt das Weſen der Dinge, und die Tugend das Verhältniß unſerer Handlungen nach der Weſenheit und der Natur der Dinge.

Alles iſt Ordnung im Reiche der Gottheit; der Menſch hat die Fähigkeit, die Verhältniſſe dieſer Ordnung zu kennen, und dieſe Fähigkeit, dieſen Verhältniſſen zu folgen; macht den Grund ſeiner Sittlichkeit, und dieſe beſteht, wie ich Ihnen ſchon geſagt habe, in dem großen Geſetze der Liebe.

Der Weiſe kennt, daß Gottesliebe und Selbſtliebe entgegengeſetzte Triebe ſind. Die erſte erweitert das Herz des Menſchen, und macht es liebvoll gegen alle Geſchöpfe. Die zweyte konzentrirt das Herz des Menſchen in ſich ſelbſt, und trennt ihn von allen ſanften Verbindungen.

Die göttliche Liebe vereint mit den ſtärkſten Banden die häusliche und bürgerliche Geſellſchaft; ſie iſt in Allem ein Abdruck der Liebe des Schöpfers; da die Selbſtliebe nur feindſelige Neigungen hegt, und alle Bande der Freundſchaft und Anhänglichkeit zerſtört.

Die Offenbarung lehrt uns deutlicher die großen Verhältniſſe der Liebe kennen; ſie zeigt uns den Weg zu den erhabenſten Tugenden, und erklärt uns unſere Beſtimmung, unſere zukünftige Seligkeit.

Die Vernunft, mein Bruder! verbindet uns, unſern Verſtand dem Glauben zu unterwerfen, wenn wir überdenken, daß alles Das gut und zum Menſchenglücke iſt, was im Glauben liegt. Wer Gott kennt, ſeine Sprache in der Natur weiß, die überall Liebe verkündigt, der kennt auch ſeine Sprache in der Religion, und aufrichtiger Glaube macht nie die Folter unſerer Vernunft, ſondern er iſt vielmehr die Ruheſtätte innerlicher Seligkeit. Der Unglaube ſpottet der Geheimniſſe des Glaubens, aber er verräth ſeinen Unſinn, da er über Dinge ſpottet, die er nicht kennt, nicht kennen kann, weil Aufrichtigkeit der Seele allein nur Wahrheit findet.

Sie werden ſehen, mein Freund! daß diejenigen, die die Offenbarung bekriegen, nur immer das Aeußerliche angreifen, und die Aergerniſſe zur Vertheidigung ihrer Sätze nehmen, welche die Kirchengeſchichte uns liefert. Aber ſagte uns nicht Chriſtus ſelbſt, daß es Aergerniſſe in der Kirche geben werde, und ſind es nicht dieſe Aergerniſſe ſelbſt, die das Innere der Religion erhöhen, weil ſich dieſes Innere immer erhalten hat?

Wem können die Sätze des Unglaubens dienen? wem die Schmähungen über Religion, Vorſehung und Unſterblichkeit? Sie können nur für den Laſterhaften Gewicht haben; denn dieſem allein liegt daran, daß die Wahrheit geſchwächt werde, die fürs Wohl des Ganzen iſt.

Bedenken Sie einmahl, mein Freund! wie viele Mühe ſich der Unglaube gab, das Anſehen der Schrift zu ſchwächen! Welche Läſterungen wurden nicht gegen das Buch Moſes geſchrieben! Man durchſuchte die Phyſik, die Monumente des Alterthums, die Geſchichte, um Waffen zu finden, die Wahrheit zu beſtreiten, aber doch war es vergebens. Der Urſprung der älteſten Völker, ihre Traditionen, ſelbſt die Fabeln der Dichter, ſprechen für die Wahrheit dieſes Buches, für den, der unpartheyiſch die Sache unterſucht. Es wurde bewieſen, daß die Alterthümer der Chineſen und Indianer nicht weiter als bis zu Salomons Zeiten reichten. Die tauſend und tauſend Jahre, die man ihnen zueignete, und die man durch verſchiedene Alterthümer zu erproben ſuchte, wurden durch gleiche Alterthümer widerlegt, die man in den Ruinen vom Herculanum fand. So erging es auch noch andern Einwürfen. Die Aſtronomie entdeckte unendliche Sterne; der Phyſiker kam dahin, daß man das Licht als einen Körper anſah, der von der Sonne weſentlich unterſchieden iſt. Und ſo enthüllten ſich immer mehrere Geheimniſſe ſelbſt im Fortgange mehr ausgebreiteter Naturkenntniſſe.

Aber warum, werden Einige ſagen, glänzet die Wahrheit nicht im vollen Lichte? warum reißt ſie nicht jeden Geiſt hin zur Bewunderung? Dieſe Frage beantwortete allein die Offenbarung. Wir ſind in einem Zuſtande, der entfernt vom Lichte iſt: wir leben ein Leben, das mit Licht und Finſterniß vermiſcht iſt. Wir ſind hienieden in der Dämmerung, die uns nur einen zukünftigen Tag verkündigt. Die Wahrheit der Gegenſtände, die uns umgeben, kann durch kein anderes Licht richtiger beurtheilt werden, als durch das Licht des Glaubens.

Die Wahrheiten, die den Menſchen zur Glückſeligkeit führen müſſen, werden ihm durch die Religion von einer ſolchen Seite gezeiget, daß ſich der Menſch dieſen Wahrheiten nahen und entfernen kann. Dieſes Verhältniß liegt in den Geſetzen der Freyheit, die der Menſch nothwendig haben muß; wo er hinſieht, ſieht er Abdrücke ſeiner Beſtimmung, Winke der Gottheit, die ihn immer aufwärts rufen.

Wo Sie hinſehen, mein Bruder! finden Sie Vorurtheile und Irrthum, nur im Glauben nicht; denn dieſer ſchließt alle Vorurtheile und Irrthümer aus.

Selbſtliebe, eitle Ehre und Größe, und Alles, was die Welt und die Sinnlichkeit Falſches haben.

Die Religion, mein Bruder! bietet uns einen Plan an, der voll Zuſammenhang, voll Wahrheit und Größe iſt. Die erſte Sünde des Menſchen, das moſaiſche Geſetz, die Göttlichkeit Jeſu Chriſti, ſeine Auferſtehung, die Gründung ſeiner Kirche, ſeine Glaubensgeheimniſſe, Alles iſt ein Band, eine Kette, die ſich mit der Sinnlichkeit vereint und Eines macht. Man kann kein Glied von dieſer Kette trennen, ohne das Ganze zu verletzen. In dem Chriſtenthume findet man, wie in der ganzen Natur, Einheit, Uebereinſtimmung, die den Schöpfer des Ganzen verkündigt. Joſephus, der Jud und Geſchichtſchreiber, mußte ſelbſt die Heiligkeit Chriſti bekennen. Suetonius, Tacitus, Plinius, und Lucian reden und beſtätigen von dem Chriſtenthume das, was die Traditionen uns ſagen. Juſtinus, Lactantius, Origenes, Tertulianus, und alle erſten heiligen Väter nehmen ſelbſt die Heiden zum Zeugen in Rückſicht der Beweiſe des Geiſtes und der Kraft des Chriſtenthums, in Rückſicht der Weiſſagungen und Mirakel, und ihre Werke wurden nicht widerlegt, nicht widerſprochen.

Chalcides und Macrobius ſprechen von dem Sterne, der den Weiſen aus Morgenland erſchienen iſt; Phlegon und Thallus machen Bemerkungen über die Finſterniſſe, die bey Chriſti Tod die Erde bedeckten, und beſtätigten die Ausſage der Evangeliſten. Julianus bemerkt die ſchrecklichen Phänomene, die ſich bey der Wiedererbauung des Tempels der Juden ergaben, da die Fundamente in Abgründe ſanken; und die Schriften der Rabiner enthalten das Nähmliche. Celſus und Porphyrius beſchreiben die Wunderwerke Chriſti, und in allen Büchern des Alterthums findet der Wahrheitſuchende vollkommene Harmonie des Ganzen.

Allein, mein Bruder! die Religion fordert auch ihr Studium; aber man liebt dieſes Studium nicht, weil man die Religion nicht kennt, und man will ſie nicht kennen, weil ſie ſich mit unſerer Sinnlichkeit und Selbſtliebe nicht verträgt.

Betrachten Sie einmahl den harmoniſchen Gang des Glaubens von Jahrhundert zu Jahrhundert. Die Schritte der Wahrheit ſind abgemeſſen gleich; vergebens ſind die Hinderniſſe, die ihr im Wege ſtehen; ſie gleitet mit feſtem Fuße über alle hin, und erreicht ihren Standort.

Völker vereinen ſich, um das Geſetz der Gottheit und ihres Volkes zu zerſtören; ſie verſchwören ſich, und ſinken. Das Volk ſelbſt verläßt die Geſetze, verläßt die Wahrheit, und kommt in ſein Verderben, und trägt den Fluch ſeines Verbrechens noch an ſeiner Stirne. Vergebens vereinen ſich die Boshaften, um Chriſtus Lehre zu unterdrücken, die Nebel des Heiligthums verſchwinden bey der aufgehenden Sonne.

Die Welt iſt eine vergängliche Geſtalt; das alte Geſetz war eine Geſtalt, die bereits vergangen iſt: ſelbſt das Reich des Meſſias iſt in dem Raume der Zeit der Unvollkommenheit unterworfen; denn ſein Reich iſt nicht von dieſer Erde, ſondern ein Reich der Ewigkeit. Daher liegt es in den Geſetzen der Ordnung, daß Alles, was ſeinen Gang durchs Sinnliche und Vergängliche nimmt, in eine Hülle von Dunkelheit verhüllt ſey. Nur der große Tag der Ewigkeit erleuchtet alle dieſe Dinge; dort ſchwindet dieſe Hülle, und das Auge der Seele bekömmt Anſchaulichkeit. Es iſt ungerecht, wenn der Menſch ſich über die myſteriöſe Dunkelheit beklagt, worein er auf dieſer Erde eingehüllt iſt; dieſe Dunkelheit iſt eine gerechte Strafe ſeines Zuſtandes. Ohne Mühe, ohne Arbeit erhält er das verlorne Licht nimmer.

Der Schleyer, der die Gottheit für unſere ſchwachen Augen deckt, iſt Prüfung für uns. Wenn die Zeit dieſer Prüfung vorüber iſt, ſo zerreißt die Decke der Zukunft, und die Schönheit und Majeſtät Gottes erſcheint in ihrer Pracht.

Hienieden iſt Gott nur Dem ſichtbar, der ihn ſucht. Wenn er ſeine Himmel verläßt, ſo erſcheint er in der einfältigen Geſtalt des Tugendhaften, des Armen, des Unterdrückten. Der eitle Menſch kennt ihn nicht; nur der Fromme kennt ihn; für dieſen iſt Gott überall, in der Natur und im Glauben; doch immer verdeckt unter einem Schleyer, durch den nur das Auge ſieht, das er in Demuth anbethet.

Die Geſetze der Gottheit, mein Bruder! verhalten ſich nach der Größe ihrer Vollkommenheit, und die Tugend iſt die Uebereinſtimmung unſerer Handlungen mit ihren Gedanken. Daher iſt die Moral des Evangeliums die geſchriebene reine Vernunft; dieſe reine

Vernunft aber findet man nirgends außer in dieſem göttlichen Buche. Gott iſt die Sonne der Seele; wenn die Wolken unſerer Begierden aufſteigen, ſo wird das wohlthätige Licht der Gottheit für uns verhüllt, und wir ſind im Finſtern. Nur dann, wenn die Wolken der Begierden, die Werke der Sinnlichkeit ſich zerſtreuen, ſieht die Seele in hellerem Lichte.

Der Glaube alſo, mein Freund! führt uns zu den größten Wahrheiten. Er lehrt uns, wie ich Ihnen bereits geſagt habe, den Menſchen in ſeinem Urſprunge, in ſeiner Erniedrigung, Prüfung und Ausſöhnung kennen.

Der erſte Menſch, mein Bruder! genoß alle Vorrechte eines reinen Geiſtes; er war mit einer unzerſtörbaren Hülle umgeben, und würde nie den Tod geſehen haben, hätte er nicht dieſe heiligen Vorrechte durch ſeinen Ungehorſam verloren.

Dieſer Standpunkt ſeiner Würde war das ſelige Eden, das Paradies der Freuden, wo ihn die Früchte der Seligkeit nährten. Gleichſam als ein König der Welt war er im Mittelpunkte über alle Irdiſche geſtellt, und überſah die ganze Peripherie des um ihn her liegenden Zirkels des Sinnlichen.

In dieſem Zuſtande der urſprünglichen Geiſtigkeit hätte er ewig die reinſte Seligkeit genoſſen, wenn er ſtets über die Sinnlichkeit geherrſcht, und ſich nicht durch ſelbe zur Untreue gegen ſeinen Gott hätte verführen laſſen. Er verlor den Umfang ſeines Gebieths aus ſeinen Augen; er ſtieg zur Sinnlichkeit herab, heftete ſein Auge auf ein falſches Weſen, und ſank in Dunkelheit und Verwirrung.

Mit dieſem Falle des erſten Menſchen kam als eine nothwendige Folge ſeiner Verirrung alles Dasjenige, deſſen ſich der Menſch bis jetzt zu ſchämen hat, und wogegen er kämpfen muß, bis er wieder dahinkömmt, wovon er abgewichen iſt.

Die Kette war zerriſſen, die den Menſchen an Gott band, und ſie wäre unwiederbringlich zerriſſen geblieben, wenn nicht die Liebe der Gottheit den Menſchenerlöſer zur Wiederherſtellung der getrennten Einigung geſendet hätte.

Dieſer Sohn der Gottheit trat ins Mittel, ſtreckte ſeine Arme gegen den Vater der Welten um den vertriebenen Menſchen aus, dem er mitleidig ſeine Hände reichte, und knüpfte daher die Kette wieder an, die die Sünde zerriß.

Unſer jetziger Zuſtand, mein Bruder! iſt noch weit mißlicher als der Zuſtand des erſtgefallenen Menſchen, denn bey viel geringern Kräften und unter mehreren Gefahren haben wir noch den nähmlichen Kampf gegen die Reitze der Sinnlichkeit. Dorin beſteht das natürliche und erworbene Verderben.

Das natürliche Verderben iſt die einem Jeden eigene Neigung zum Böſen; das Erworbene, die Befriedigung dieſer Neigung.

Unſere Pflicht iſt alſo für Wahrheit und Licht zu ſtreiten; uns zu vergeiſtigen, vom Sinnlichen zu trennen, da wir uns immer mehr von Selbſtliebe und der Liebe der Welt entfernen.

Der Menſch würde keine Waffen zu dieſem Streite finden, keinen Muth, keine Stärke haben, wenn ihm nicht die Offenbarung die Waffen bekannt gemacht hätte; auch theilt ſie ihm Muth und Stärke im Kampfe mit, da ſie dem chriſtlichen Kämpfer die Mittel der Gnade zeigt, und ihm das Vorbild der reinſten Tugend in Chriſto liefert.

Wir wiſſen aus Erfahrung, mein Freund! wie ſehr unſer Körper an das Sinnliche gefeſſelt iſt. Tauſend Reitze verführen uns immer, und ſenken uns tiefer und tiefer in den Unrath der Elemente herab.

Wir würden auf ewig verloren geweſen ſeyn, wenn nicht der Mittler, der Chriſtus iſt, aufgetreten wäre. Er zeigte die Wege, auf welchen der Menſch wieder den Punkt erreichen kann, von dem er abwich.

Der Menſch alſo, mein Bruder! der jene Höhe wieder erreichen will, von der er ſank, muß in Chriſto wiedergeboren werden. Dieſes iſt ſein großer Beruf, ſeine Beſtimmung; dieſes lehrt der Glaube, die Religion.

Wiedergeboren werden, heißt den alten Menſchen ausziehen, wie Paulus ſagt; ſich ſelbſt und die Welt verläugnen, und ganz für Gott leben. Dieſes iſt der Weg zur Wahrheit und zum Lichte; dieſes iſt der Gegenſtand des großen Werkes der ganzen Erlöſung und Wiederverklärung.

Allein, mein Bruder! unſere Arbeit würde vergebens ſeyn, die ſtrengſten Forderungen zu befriedigen, die die göttliche Gerechtigkeit von uns begehrt. Wir würden muthlos werden: allein die Offenbarung reicht uns kräftige und thätige Mittel, dieſe unſere Ausſöhnung zu erleichtern, und unſere Vollendung möglich zu machen.

Gott hat nach ſeiner unendlichen Liebe uns Alles dargebothen, was uns aus dem Zuſtande der Verweiſung zum Genuße des Lebens, der Kindheit und Freyheit zurückführen könnte.

Dieſe Mittel liegen im Schooße des Glaubens, wo ſie der allgemeine Erlöſer der Menſchen hinterlegte; ſie ſind die Schätze ſeiner hienieden ſichtbaren Kirche. Durch die Nachfolge des Erlöſers der Menſchen werden unſere Kräfte belebt und erhöhet; wir können uns aus der Tiefe der Dunkelheit erheben, und zu Dem aufſchwingen, wo allein Ruhe iſt.

Wir leben im Stande des Kampfes, im Stande der Reinigung, und müſſen daher die Mittel brauchen, die zu unſerm Heile nothwendig ſind.

Große Seligkeit, mein Freund! erwartet den, der in Chriſto wiedergeboren iſt; der den alten Menſchen auszieht, um den neuen anzulegen; denn nur durch dieſen kann er ſich der Verklärung fähig machen.

Wer nicht das geiſtliche Leben empfängt, d. i. wer nicht von Neuem aus dem Herrn geboren wird, der kann nicht die Seligkeit erlangen. Wahrlich! Wahrlich! ich ſage dir, wer nicht von Neuem geboren wird, der kann das Reich Gottes nicht ſehen: ſo heißt es bey Johannes.

Nun fragt ſich, was will denn das ſagen: wiedergeboren werden? Wiedergeboren werden heißt aufhören, nach dem Sinnlichen in der Welt zu leben, und anfangen nach den Geſetzen der Ordnung des Geiſtes zu leben; nach dem Vorbilde des Erlöſers zu denken, wie er dachte; zu handeln, wie er handelte, mit einem Worte: ihm allein ähnlich zu werden. Dieſes iſt der neue Menſch, der mit Verbeſſerung ſeines Geiſtes ein neues Leben lebt, an höhere Welten angekettet wird, und zur königlichen Würde aufſteigt, zu welcher der erſte Menſch erſchaffen war.

Die Würde, zu welcher der Menſch beſtimmt iſt, iſt über Sinnlichkeit und Leidenſchaften, und über die Welt zu herrſchen, und die Vorrechte ſeines Geiſtes gegen der Vergänglichkeit zu zeigen. Aber die Begierde der meiſten Menſchen geht aufs Sinnliche. Derjenige, der nur Vergnügen, Wolluſt und Anſehen in der Welt ſucht, der iſt nicht vom Reiche der Ewigkeit. Das Reich des Geiſtes hat mit dem Reiche der Sinnlichkeit keine Gemeinſchaft. Vergeſſen Sie niemahl den Satz, mein Bruder! daß die große Beſtimmung des Menſchen für die Ewigkeit iſt. Wir haben zwar ein zweyfaches Weſen; unſer thieriſcher Körper gehört zu dieſer Welt; unſere Seele aber iſt beſtimmt zum Reiche der Unſterblichkeit.

Dieſe Seele, die alſo weſentlich von dem Körper unterſchieden iſt, hat ganz andere Verhältniſſe ihrer Glückſeligkeit als der Körper; und dieſe Verhältniſſe, dieſe Geſetze ſind die Geſetze der Harmonie der Geiſterwelt, die den Himmel ausmacht.

Unſer Geiſtesgeſetz iſt daher, nach dieſer Harmonie zu denken und zu handeln, das will ſagen: daß wir hier in dem Raume der Zeit denken und urtheilen ſollen, wie man in der Ewigkeit denkt und urtheilt; hier verachten, was man dort verachtet; hier ſchätzen und hochachten, was man dort ſchätzt und hochachtet; hier lieben, was man dort liebt; hier ſich deſſen freuen, deſſen man ſich dort freuet. Dieſe Denkart wird himmliſcher Sinn genannt; der Sinn desjenigen, der in Chriſto wiedergeboren iſt.

Wir erlangen, mein Bruder! beym Eintritt in dieſe Welt ein natürliches Leben; das Leben der Sinnlichkeit, in welchem der Menſch ſich und die Welt vor dem Nächſten und vor Gott liebt. Dieſes Leben leben die meiſten Menſchen; allein dieſes iſt nicht das Leben des Geiſtes, das uns Chriſtus lehrte, und zu dem der Menſch durch die Religion wiedergeboren werden muß.

Das geiſtige Leben iſt, Gott über Alles und den Nächſten wie ſich ſelbſt zu lieben, und dieſes nach den Gebothen des Glaubens.

Ein jeder Menſch, mein Bruder! wird von ſeinen Aeltern in dem Böſen, der Liebe, ſeiner ſelbſt, und der Welt geboren. Alles Böſe, das er durch die Gewohnheit oder Fertigkeit gleichſam als ſeine Natur an ſich genommen hat, wird gleichſam auf die Nachkommenſchaft fortgeleitet; daher iſt die Fortpflanzung des Böſen in der Welt ſo unendlich groß, weil Alles, was von des Menſchen eigenem Leben herkommt, ſich auf Selbſt- und Weltliebe bezieht.

Dieſes natürliche Verderben machte die Offenbarung nothwendig; denn nur durch den Glauben und die Liebe des Herrn kann das natürliche Leben ins geiſtige verändert werden.

Niemand, mein Freund! kann wiedergeboren werden, es ſey denn, daß er ſolche Dinge wiſſe, welche zum neuen Leben, d. i. zum geiſtigen Leben gehören.

Was zu dieſem neuen Leben gehört, iſt das Wahre, das man glauben, und das Gute, das man thun ſoll.

Dieſe Dinge kann Niemand aus ſich ſelbſt wiſſen; denn der Menſch begreift nichts, als was in die Sinne fällt. Aus denen hat er ein Licht erlangt, welches das natürliche Licht genannt wird, aus welchem er nichts Anderes ſieht, als was der Welt und ſein eigen iſt, nicht aber was des Himmels und was Gottes iſt. Dieſes muß er erſt aus der Offenbarung lernen.

Die Offenbarung gibt alſo Geſetze für den innern Menſchen, und dieſer innere Menſch muß über den äußern herrſchen; denn die Ordnung des Lebens bey dem Menſchen iſt von ſeiner Geburt an verkehrt; nähmlich was herrſchen ſoll, das dienet, und was dienen ſoll, das herrſcht. Dieſe Ordnung muß alſo umgekehrt werden; der innere Menſch muß herrſchen, und der äußere dienen. Wenn Dieſes geſchieht, dann iſt der innere Menſch wiedergeboren, und dann beſtätigt ſich das, was Johannes ſagt: Wenn Jemand nicht aus Waſſer und Geiſt geboren wird, ſo kann er nicht in das Reich Gottes kommen.

So wichtig dieſe Wahrheiten ſind, die ich Ihnen hier entdecke, mein Bruder! ſo müſſen Sie doch auf Ihrer Huth ſeyn, daß, wenn Sie ſich öfter mit Nachdenken über dieſe Wahrheiten beſchäftigen, Sie ſich nicht in Irrthum verleiten laſſen. Sie müſſen ſich in der Kirchengeſchichte wohl bewandert machen, um alle die Irrthümer von der Wahrheit zu unterſcheiden, die die Irrglaubigen in den erſten Zeiten der heiligen Lehre des Evangeliums entgegen ſetzten, und die von den heidniſchen Philoſophen noch herrühren.

Die Platoniker, die Peripathetiker, die Skeptiker bemühten ſich auf verſchiedene Arten, die reinen Quellen der Religion mit ihren Irrthümern zu vermiſchen; und es gibt noch heut zu Tage Menſchen, die aus Mangel richtiger Kenntniß der Geſchichte platoniſche, pythagoräiſche und zoroaſtriſche Sätze mit der reinen Lehre Chriſti verbinden, und den Wahrheitſuchenden in Irrthum verleiten.

Der Ruhm des Nahmens Jeſu Chriſti und ſeiner Wunder war ſo ſehr beſtätigt, daß es eine ganz vergebliche Verwegenheit geweſen ſeyn würde, wenn die neuen Platoniker unſern Erlöſer unmittelbar angegriffen hätten. Sie erklären ihn für einen großen Philoſophen, welcher unter den Juden den wahren Weg zur Vereinigung mit Gott gekannt hatte; ſie machten auch ſeine Wunder nicht zweifelhaft, allein ſie behaupteten, daß er die Abſicht nicht gehabt hätte, die Götter zu läugnen, und die Welt von ihrem Dienſte abwendig zu machen, durch welche Behauptung ſie die Göttlichkeit ſeiner Perſon zu beſtreiten ſuchten. Ammonius war einer der vornehmſten, der alle metaphyſiſchen Künſte aufboth, um dieſes Syſtem durchzuarbeiten; er rief alle morgenländiſche Weisheit zu Hilfe, und machte ein Syſtem, das theils aus der Lehre Chriſti, theils aus Zoroaſters, Platons und Ariſtoteles Sätzen zuſammengeſetzt, und daher um ſo gefährlicher war, als er die Sätze der Wahrheit von Chriſtus Offenbarung, von der Einheit und Dreyeinigkeit eines Gottes, einer Erneuerung, Erleuchtung, von einer Wiedergeburt, von Erzengeln und Engeln, und Mittlern zwiſchen der Gottheit und dem Menſchen entlehnte, um den Hauptgrund der wahren Religion zu ſtürzen, welche darin beſtand, daß Chriſtus die Menſchheit annahm, um das Menſchengeſchlecht zu erlöſen. Ammonius ſchrieb zwar ſelbſt nichts; allein ſein Lehrſyſtem iſt in den Schriften eines Plotinus, Jamblichus und Prophyrius übrig geblieben.

In dem neuen Lehrgebäude des Ammonius gab es alſo nur einen Gott. Dieſer Gott, der unerforſchlich und von Ewigkeit ruhig geweſen ſeyn ſollte, hatte aus ſich ſelbſt den Verſtand, und der Verſtand hatte aus ſich eine göttliche Seele erzeugt. Gott war ein Licht, das von einem Lichtkreiſe umgeben iſt, aus dem ein neuer Lichtkreis entſprungen war. Der Kreis außer dieſem letztern Kreiſe war finſter, und bedurfte des Lichtes. In dem Verſtande Gottes lag die Welt mit allen ihren Theilen, als ein Ganzes, gleich den Bächen, die ſo lange ganz in der Quelle ſind, bis ſie herausfließen. Dieſe Welt aber, die aus dem Verſtande Gottes herausfloß, war von der göttlichen Seele, dem Urſprunge aller Geiſter und Seelen, von Ewigkeit her durch eine Weltſeele belebt und gebildet worden. Man konnte alſo nach dieſem Syſteme ſagen, daß die Welt ewig wäre, wenn man auf die Zeit ſah; man konnte auch ſagen, daß ſie einen Anfang hätte, wenn man ihre Urſache erwog, weil man ſich die Urſache allzeit eher denken muß, als die Wirkung. Auf dieſe Weiſe mußten Zoroaſter, Plato und Ariſtoteles Freunde werden, weil die chriſtliche Religion beſtritten werden ſollte.

Aus dem Verſtande und der Seele Gottes ſtammte nach dem ammoniſchen Lehrgebäude eine unüberſchauliche Reihe Geiſter her, welche der Ordnung und alſo auch der innerlichen Güte nach von einander unterſchieden, aber doch alle gut und in ihrer Art vollkommen waren. Die Geiſter, welche auf der höchſten Stufe ſtehen, verdienen Götter genannt zu werden. Sie exiſtiren auf eine beſſere Art; ſie vermögen Alles, und Alles in einem Augenblicke. Die Geiſter, welche auf die Götter mittelbar folgen, ſind die Erzengel, Engel, Dämone und Heldenſeelen. Alle dieſe ſtehen zwiſchen den Göttern und den Menſchen in der Mitte, und werden eben dadurch Mittler zwiſchen denſelben und der Gottheit. Alſo iſt Alles voll Götter; und wenn die Menſchen zur Gottheit hinaufſteigen wollen, ſo müſſen ſie diejenigen, die zwiſchen ihnen und der Gottheit in der Mitte ſind, ehren, weil ihr Gebeth nur durch ſie bis zur erſten Gottheit gelangen kann. Auf dieſe Weiſe glaubte Ammonius die Anbethung unzählbarer Götzen zu rechtfertigen und ihren Dienſt vor den Angriffen der Chriſten zu beſchützen.

Die Geiſter können, wie Ammonius lehrt, durch theurgiſche Künſte zur Erſcheinung genöthiget; die Dämone aber durch Drohungen, Beſchwörungen und Talismane vertrieben werden, und zwar wegen des engen und genauen Zuſammenhanges, der alle aus der Gottheit ausgefloſſene Weſen miteinander verbindet. Die Engel und die Dämone ſind nicht ganz reine Geiſter, ſondern nur mit einem feinern Körper umgeben, als der menſchliche Leib iſt. Die Regierung der Welt iſt unter die reinſten Geiſter vertheilet, jedes Land hat ſeine beſondern Götter; jeder Menſch ſeinen Dämon und ſeinen Engel. Jener feſſelt ihn wegen ſeiner allzugroßen Neigung zur Materie an dieſelbe an und verſchließt ſeinen Geiſt in den Körper; dieſer hingegen treibt und ermuntert ihn, ſich von der Materie frey zu machen. Die Dämone ſind die wahren Urſachen der menſchlichen Neigung gegen das Irdiſche, und von ihnen rühren auch die Krankheiten und Unordnungen der Natur her. Die Götter finden nur an Opfern einen Geſchmack, bey welchen kein Blut vergoſſen wird; den Dämonen hingegen gefallen blutige Opfer mehr, weil ſie ihres feinen Körpers wegen ſinnlicher und wollüſtiger ſind, als die reinen Geiſter, die von keiner ſolchen Hülle umgeben werden.

Der Urſprung der menſchlichen Seelen iſt nach dem Syſteme des Ammonius nicht etwa in dem mächtigen Willen der Gottheit, ſondern ſelbſt in dem Weſen derſelben zu ſuchen. Sie ſind aus ihr ungefähr eben ſo entſtanden, wie Funken von einer Flamme abſpringen, ohne daß ſie dadurch abnimmt und verzehrt wird. Sie ſind da geweſen, ehe ſie in Körper verſchloſſen wurden. Ihre Neigung zu dem, was unter ihnen war, und ihre Begierde, ſich fortzupflanzen, iſt die Urſache ihres Falles. Dieſe Begierde zu zeugen, iſt böſe, und von ihr ſtammt das Elend des menſchlichen Lebens her. So lange die Seele an die Materie gefeſſelt, und in dem Körper verſchloſſen bleibt, ſo lange kann ſie keine wahre Glückſeligkeit genießen. Denn eben durch die Herabneigung der Seele zur Materie neigt ſie ſich zu dem, was nicht iſt, vermißt ihres Weſens, entbehret ſich gleichſam ſelbſt, und kennet ſich nicht. Mit Recht heißt daher der Körper ein Gefängniß der Seele, und ein laſterhaftes Leben iſt eben deßwegen eine wahre Sklaverey. Soll der Geiſt dieſer Seelenſklaverey entriſſen werden, ſo muß er Alles wegwerfen, was nicht ſein iſt; er muß vielmehr ſeine Seele von der Knechtſchaft des Körpers zu erlöſen ſuchen. Der Endzweck der Philoſophie iſt alſo die Befreiung der Seele von den Feſſeln ihres Leibes; ſie muß zu dem wieder zurück geleitet werden, was wirklich iſt; ſie muß ſich durch die

Betrachtung der Wahrheit zu den reinern Geiſtern aufſchwingen, und ſich durch ſie mit Gott vereinigen. Doch dieſe Vereinigung mit der Gottheit kömmt in dieſem Leben nicht völlig zu Stande; dieſes Glück genießen die vereinigten Seelen erſt in den Sitzen der Seligkeit. Nur wenigen großen Geiſtern gelingt es zuweilen ſchon auf der Erde, ſich in einen Zuſtand zu verſetzen, wo ſie ganz Seele werden, und die Gottheit ſelbſt anſchauen können. Es wird aber ein ſo großes Werk, als die Reinigung der Seele iſt, nicht auf einmahl, ſondern ſtufenweiſe vollendet. Daher gibt es natürliche Tugenden, welche den Körper ſchmücken, und dadurch der Seele ihre Gefangenſchaft erleichtern; ſittliche oder bürgerliche Tugenden, welche die Ordnung und Ruhe des gemeinen Weſens unterhalten; beſchauliche Tugenden, welche den Menſchen vom Körper abziehen, in ſich einkehren, und ihn ſtets mit der Betrachtung ſeiner ſelbſt beſchäftigen laſſen; reinigende Tugenden, die in der Enthaltung von körperlichen und ſinnlichen Handlungen beſtehen, und den Menſchen nicht allein von ſeiner Neigung zur Materie, ſondern von den Ketten des Leibes ſelbſt immer mehr und mehr befreyen; theurgiſche Tugenden, welche den Weiſen zum Umgange und der Gemeinſchaft mit den Göttern geſchickt machen, und ihn in den Stand ſetzen, daß er die Geiſter erſcheinen laſſen, und den Dämonen befehlen kann; endlich noch göttliche Tugenden, welche die Seele beſitzt, wenn ſie nun, von aller Rinde und

Materie entkleidet, ganz Engel, und noch mehr, wenn ſie mit ihrer erſten Quelle vereiniget und Gott geworden iſt. Hat der Menſch in ſeinem Leben keine ſolche Reinigung ſeiner Seele vorgenommen, ſondern ſich durch Laſter immer weiter von ſeinem erſten Urſprunge entfernt, und tiefer in die Materie herabgeſenkt; ſo iſt er in der Gefahr, nach ſeinem Tode in noch ſchimpflichere Kerker, als die menſchlichen Leiber ſind, verſtoßen zu werden, oder doch ſo lange aus einem Körper in den andern zu wallen, bis er von der Materie frey iſt. Hat hingegen der Menſch dieſes große Werk zwar angefangen, aber nicht weit genug getrieben, weil er lebet; ſo iſt ſeine Strafe die, daß er nicht gleich nach ſeinem Tode in die Sitze der Seligen gelanget, ſondern an einem mittleren Orte dieſe Reinigung erſt vollenden muß, ehe er zum Genuße der höchſten Seligkeit kommen und ſich in Gott verlieren kann.

Sie ſehen, mein Bruder! daß in dieſem Syſteme ſehr viele Wahrheiten liegen. Ammonius entlehnte ſie von den Lehren der Weltweiſen des Alterthums, und ſelbſt von der Sittenlehre der Chriſten; allein Ammonius Lehre wurde bald mißbraucht: man ſuchte dadurch Chriſtus Lehre zu bekämpfen, den Glauben an die Göttlichkeit ſeiner Perſon zu ſchwächen, und daher die wichtigſten Glaubenspunkte zu untergraben. Noch in unſerm Jahrhunderte gibt es einige, die ſogar die Kirche beſchuldigen, als hätte ſie die Lehre und Verehrung der Schutzgeiſter, die Exorziſmen, die Lehre des Fegfeuers, oder des Reinigungs-Zuſtandes vom Ammonius entlehnt: allein wie falſch dieſe Behauptung iſt, klärt die Geſchichte der Religion und der Apoſtel ſelbſt auf, und man weiß, daß Ammonius die Wahrheiten, die in ſeinem Syſteme liegen, von den Chriſten genommen hatte.

Ich ſage Ihnen dieſes, mein Freund! um Sie von Irrwegen zu warnen, um Ihnen zu zeigen, daß es nur einen Gott, eine Wahrheit, einen Erlöſer, eine Religion gebe. Woher aber die Gewißheit, werden mir Einige ſagen, daß der Menſch, da es ſo viele Religionen gibt, erkennen könne, welche die wahre iſt? — Eben dieſe Frage, mein Bruder, nebſt der über dieſen wichtigen Gegenſtand herrſchenden Ungewißheit, zeigt den Menſchen in ſeiner wahren Schwäche, und lehrt ihn die Nothwendigkeit einer höhern Leitung. Gerade über dieſen Gegenſtand muß der Menſch ſelbſt zur ſinnlichen Gewißheit kommen, und kann es auch. Jenes erhabene, unſichtbare Weſen wird ſeinem Verſtande ganz eigentlich gegenwärtig, und gibt dem Menſchen die kräftigſten Mittel, ſich gegen Täuſchungen zu ſichern. Sobald der Menſch anfängt, dieſes Licht zu ſuchen, dieſem Weſen mit aufrichtigem Herzen treu zu folgen, ſo erlangt er Gewißheit, und erhält untrügliche Beweiſe ſeines Glaubens.

Für heute habe ich Ihnen genug geſagt, mein Bruder! überdenken Sie die großen Wohlthaten, die ich Ihnen erklärte, und in der morgigen Nacht werden wir uns wieder ſprechen. Der Himmel ſegne Sie mit Stärke, damit Sie den Weg des Gerechten wandeln mögen!

Eilfte Nacht.

Das menſchliche Geſchlecht, mein Bruder! befindet ſich, wenn man es in ſeinem natürlichen und von aller höhern Hilfe entblößten Zuſtande betrachtet, in einem Stande des Verfalls und der Zerrüttung. Dieſes lehrt uns die Bibel, dieſes lehren uns die Vernunft, die Geſchichte, die Erfahrung.

Die Offenbarung lehrt uns, daß wir durch ſie aus dieſem böſen Zuſtande in einen guten gebracht werden können. Die Sittenlehre des Glaubens behandelt daher den Menſchen wie einen Kranken, gibt ihm Mittel an die Hand, die Quellen ſeiner Krankheiten zu entdecken, und davon zu geneſen, und gibt ihm die Nothwendigkeit zu erkennen, daß er den ſittlich böſen Zuſtand des Menſchen einſehe.

Der ſittlich böſe Zuſtand hat in der Schrift verſchiedene Benennungen; die Vornehmſten ſind folgende: Sünde, Ungerechtigkeit, Untugend, Hebr. 8, 12. Sünde thun, ſündigen, 1. Joh. 3. 4. 6. 8. 9. Joh. 8, 34. die Sünde herrſchen laſſen, Röm. 6, 12. 14. der Sünde gehorchen, V. 12. ſeine Glieder zu Waffen der Ungerechtigkeit hergeben, V. 13. ein Knecht der Sünde ſeyn, V. 17. Finſterniß, Unwiſſenheit, Eph.

5, 8. Werke der Finſterniß, Röm. 12, 13. unfruchtbare, ſchädliche Werke der Finſterniß, Eph. 5, 11. Fleiſch und im Fleiſche leben, Röm. 8, 12. 13. Gal. 5, 17. Werke des Fleiſches, V. 19 auf das Fleiſch ſäen; Kap. 16, 8. todte Werke, Hebr. 6, 1. Werke des Teufels, 1. Joh. 3, 8. ein Uebelthäter ſeyn, Matth. 7, 23. unrecht thun, Matth. 13, 41. der alte Menſch, im Gegenſatze des neuen, Eph. 4. 22. 24. Col. 3. 9. 10.

Dieſer ſittlich böſe Zuſtand iſt aber ein Inbegriff fehlerhafter, und mit den Vorſchriften und dem Beyſpiele Chriſti ſtreitender Beſchaffenheiten, welche der Menſch entweder durch die Geburt bekömmt, oder durch freye Entſchließung annimmt. Jenes iſt natürliches, oder angebornes Verderben, dieſes iſt erworbenes, und nach der kirchlichen Benennung iſt jenes eine Erb- und dieſes eine wirkliche Sünde. Das Mittel gegen den ſittlich böſen Zuſtand des Menſchen iſt, die Neigung zum Böſen in ihrer Geburt zu erſticken; von Kindheit auf Neigung, Luſt, Fähigkeit zum Guten zu erwecken, zu unterhalten und unaufhörlich auszuüben. Der Menſch ſoll von Jugend auf nicht allein durch Lehre, ſondern auch durch Beyſpiele wohl unterrichtet, vor allem Böſen bewahret, und zu allem Guten geführt werden.

So würde die Neigung zum Böſen, wenn ſie von außen keine Nahrung bekömmt, und gleichſam keinen Boden hat, wo ſie aufkommen kann, weit ſchwächer; die Neigung zum Guten aber, weil ſie nicht durch die entgegengeſetzte Neigung gehindert wird, geſchwinder hervorwachſen, und tiefer einwurzeln, und alſo der Menſch nach und nach durch beſtändige Uebung im Guten, und durch Gottes Kraft ſchon hier zu einem hohen Grade der ſittlichen Vollkommenheit gelangen: allein, allgemein werden in der Welt dieſe Grundſätze unbefolgt gelaſſen, und zu dem natürlichen Verderben kömmt auch das Erworbene hinzu, als:

1. Schlechte Erziehung, da der Menſch das Böſe ſieht und lernt, oder wenigſtens nicht ſorgfältig genug vor demſelben bewahret und zum Guten gebildet wird. Wenn wir alle, vom Anfange unſers Lebens an, lauter gute Menſchen um uns hätten, nichts als Gutes hörten, und recht ſorgfältig zum Guten angeführt würden; wie weit beſſer würden wir ſeyn!

2. Die großen Mängel des Unterrichts, theils des beſondern in der Jugend, theils des öffentlichen und allgemeinen, der größtentheils viel zu wenig deutlich, zweckmäßig, praktiſch und eifrig iſt. Es iſt erſchrecklich, die Lehrmethode iſt eine der vornehmſten Urſachen der unter allen Ständen gemeinen ſehr großen Unwiſſenheit und Laſterhaftigkeit.

3. Die Mängel der gottesdienſtlichen Verſammlungen und Religionshandlungen unter den Chriſten.

4. Die Menge böſer Menſchen und Beyſpiele, die mit einer beſondern Kraft zur Nachahmung reitzen, den Trieb zum Böſen reger, das Laſter geringer, oder gar ehrwürdig, und vieles Böſe erſt bekannt machen.

Tauſend und wieder Tauſend zum Theile gute und rechtſchaffene Menſchen würden vieles Böſe auch nicht einmahl haben kennen gelernt, wenn ſie es nicht an Andern geſehen und von ihnen gehört hätten!

5. Die beſondern bürgerlichen Verbindungen mit Laſterhaften.

6. Schlechte Geſellſchaften; nicht ſolche, in welchen Böſes, ſondern auch, in welchen nichts Gutes geredet oder gethan wird.

7. Schriften, nicht allein ſolche, welche Religion, Tugend und gute Sitten beleidigen, ſondern auch nichts moraliſch Gutes enthalten und befördern; denn dieſe ſind für Verſtand und Herz gleich ſchädlich.

8. Irrige Grundſätze.

9. Vorurtheile in Anſehung der wichtigſten und heiligſten Religionslehren und Handlungen.

10. Die zufälligen Umſtände des Menſchen.

11. Körperlicher Zuſtand.

Aus dieſen Quellen entſpringt der ſittlich böſe Zuſtand des Menſchen, zwar nicht auf einmahl, ſondern nach und nach, doch unendlich ſchneller als der ſittlich gute Zuſtand; wiewohl auch bey Einem geſchwinder als bey dem Andern, je nachdem ſich mehr oder weniger innere und äußere Veranlaſſungen dazu finden. Zuerſt macht ſich der Menſch einzelner Thätigkeiten ſchuldig, die mit den Vorſchriften und dem Muſter des Vorbilds unſerer Religion ſtreiten. Und eine Thätigkeit (Urtheil, Neigung, Begierde, Empfindung, Handlung) eines vernünftigen und freyen Geſchöpfs, die von irgend einem Geſetze der Vernunft und der Offenbarung, und insbeſondere von Chriſtus Vorſchriften und Muſter abweicht, heißt Sünde.

Einzelne dergleichen Thätigkeiten ſind bey dem gegenwärtigen Zuſtande des menſchlichen Geſchlechts Allen gemein, den Guten ſowohl als den Böſen, den Gebeſſerten ſowohl, als den Ungebeſſerten. Bey jenen werden ſie Schwachheitsſünden, und bey dieſen Bosheitsſünden genannt.

Schwachheitsſünden ſind fehlerhaft und mit den Vorſchriften und dem Vorbilde Chriſti nicht übereinſtimmende Thätigkeiten eines gebeſſerten Menſchen, die aus natürlichem Unvermögen, ohne völlige Einwilligung und Beiſtimmung entſtehen, und von Widerwillen und Beſſerung begleitet ſind; Bosheitsſünden aber dergleichen Thätigkeiten eines ungebeſſerten Menſchen, die entweder mit Vorſatz und Bewußtſeyn ausgeübt werden, oder aus einer Fertigkeit im Böſen entſtehen, und darauf nicht Widerwille, wenigſtens nicht Beſſerung folgt. Beyde unterſcheiden ſich alſo durch Urſprung und Folgen.

Auch Schwachheitsſünden werden ſich bey den Frommen mehr oder weniger finden, je nachdem ſie mehr oder weniger gebeſſert ſind. Auch ſie ſind wirkliche und ſtrafwürdige, nicht ſelten gefährliche, oder immerzu in Zeit und Ewigkeit ſchädliche Sünden. Sie müſſen daher aufs ſorgfältigſte vermieden, und von Tag zu Tag vermindert werden.

Aus der Wiederholung einer böſen Thätigkeit entſtehen böſe Beſchaffenheiten, oder eine herrſchende Gewohnheit und Fertigkeit im Böſen. Erſt ſetzen ſich im Gemüthe des Menſchen einzelne böſe Urtheile, Neigungen, Begierden und Empfindungen feſt: aus dieſen entſpringen böſe Worte und Werke.

Das Laſter iſt eine Fertigkeit in einer mit den Vorſchriften und Muſter Chriſti ſtreitenden Thätigkeit. Sünde und Laſter ſind daher weit von einander unterſchieden. Jede einzelne herrſchende Neigung zu einer Sünde iſt Laſter, und macht einen Menſchen zu einem Laſterhaften. Auch ein im Übrigen gebeſſerter Menſch kann ein oder mehrere Laſter an ſich haben.

Aus der Ausübung mehrerer Laſter entſpringt ein laſterhafter Zuſtand (Stand der Sünde) welcher ein Inbegriff moraliſch böſer Thätigkeiten, Fertigkeiten und Beſchaffenheiten iſt, wo das herrſchende Böſe das Gute überwiegt, ja gar kein eigentlich moraliſches Gute, keine Erkenntniß, keine Luſt und Kraft zu demſelben angetroffen wird.

Durch dieſes Verderben werden alle Kräfte des Geiſtes und des Leibes zwar nicht zerſtört, aber doch zerrüttet:

1) Der Verſtand; in welchem ſich Unvermögen, die wichtigſten und nöthigſten Dinge zu erkennen, Unwiſſenheit, Vorurtheile, Hang zur Verwerfung der heilſamſten Wahrheiten, oder Zweifelſucht und Irrthümer in den wichtigſten Sachen finden.

2) Die Vernunft; denn nicht ſie, ſondern gewaltſame Leidenſchaften führen die Herrſchaft in dem Menſchen.

3) Die Begierden; welchen es an gehöriger Richtung, an Uebereinſtimmung und Ordnung, und an Mäßigkeit fehlt..

4) Die Freyheit; die hat er zwar noch, aber nicht die edlere Art, die der Menſch ohne Sünde hatte, und zu welcher jetzt der Chriſt zurückgeführt werden kann und ſoll, die Freyheit zwiſchen Gutem und Böſem im Uebergewichte des Erſtern, ſondern eine unedlere Art, die Freyheit zwiſchen Gutem und Böſem im Uebergewichte des Letztern.

5) Das Empfindungsvermögen; indem die unſchuldigen Empfindungen ausarten; die böſen aber weit ſtärker und angenehmer ſind, als die guten.

6) Die Vorſtellungskraft; der Menſch bleibt bloß bey dem Sichtbaren ſtehen, und beurtheilt den Werth oder Unwerth der Dinge bloß nach dem Auge, dem Ohre und dem Gefühle; daher die unvernünftige Sinnlichkeit, eine der vornehmſten Quelle unzähliger Sünden!

7) Die Einbildungskraft; durch das Uebergewicht derſelben über Verſtand und Willen.

8) Das Gedächtniß; tauſendmahl leichter faſſet und behält der Menſch das Böſe als das Gute.

9) Selbſt die Kräfte des Leibes; denn er iſt nicht nur ſchwächlich, ſondern auch voll unordentli-

cher Triebe, wodurch die Seele nicht nur in ihren Geſchäften gehindert, ſondern auch noch auf mannichfaltige Weiſe zum Böſen gereizt, und in den Schlamm unvernünftiger Sinnlichkeit verſenkt wird.

Durch jede Wiederholung des Böſen wächſt die Fertigkeit in demſelben je länger je mehr. Die Beſſerung hingegen wird deſto ſchwerer, und nach und nach ſubjektiv unmöglich. In einem ſolchen Zuſtande aber iſt ein Menſch, ſchon vermöge der Einrichtung ſeines Gemüths, unfähig zu einem glücklichen und ſeligen Leben.

Das ſittliche Verderben iſt zu allen Zeiten ſehr groß und gemein geweſen, und iſt es noch, ganz ohne die Schuld Gottes, des Erlöſers, und der durch ihn erworbenen Kräfte und verliehenen Beſſerungsmittel; (wenn die Welt dieſe Mittel recht brauchen wollte, zu was für einem hohen Grade von Beſſerung und Geiſtesvollkommenheit würde ſie gelangen!) ſondern lediglich durch die unverantwortliche Schuld des Menſchen. Nach der Belehrung Jeſu iſt es etwa der vierte Theil der Chriſten, die ſich durch ihn von ihrem Verderben ganz heilen, und in einem vorzüglichen Grade beſſern laſſen.

Indeß iſt es bey Einigen größer, als bey Andern, wie man aus eben dieſer Belehrung Jeſu ſieht, die zwar ihre eigene Beziehung auf die damahlige Welt hatte, gewiſſermaßen aber allen Zeiten angemeſſen iſt.

Einige ſind ganz laſterhaft, und verwerfen die Religion entweder ganz und gar, oder übertreten die Vorſchriften derſelben ungeſcheut und vorſetzlich. Jene heißen Verächter der Religion; dieſe ſichere Sünder. Bey ſolchen bringt alſo die Religion gar keinen Nutzen.

Die laſterhafte Sicherheit beſteht darin, wenn man das Laſter ungeſcheut und ohne Vorſatz der Beſſerung ausübt. Unwiſſenheit, Leichtſinn, Vorurtheile, Zerſtreuungen, lange Uebungen im Böſen, ſind die vornehmſten Urſachen derſelben.

Bey Andern bringt die Religion einigen aber nicht beſtändigen Nutzen; und das ſind diejenigen, die ſich nicht ganz für Irrthum und Laſter, aber auch nicht ganz für Wahrheit und Tugend entſcheiden, ſondern zwiſchen Irrthum und Wahrheit, zwiſchen Laſter und Tugend ſchwanken, bald gut, bald böſe, bald chriſtlich, bald unchriſtlich denken und leben, bald Sünde bereuen und bald wieder Sünde thun, bald die Erinnerungen ihres Gewiſſens unterdrücken, bald aber auch, jedoch nur auf kurze Zeit und aus Furcht, denſelben folgen, heute z. B. am Communiontage unterlaſſen, was ſie zu anderer Zeit thun, und heute thun, was ſie ſonſt unterlaſſen. Dieſe ſind eben ſowohl als Jene Laſterhafte, und, wenn ſie ſo lange bleiben, für die chriſtliche Tugend und für die wahre Glückſeligkeit gleichſam verloren. Es iſt keine Feſtigkeit in ihrem Charakter, keine Gleichförmigkeit in ihren Grundſätzen. Ihre Anzahl iſt weit größer als die Anzahl Jener.

Noch Andere ſind nicht ganz böſe, aber auch nicht ganz gut, oder wenigſtens nicht ſo gut, das iſt, nicht ſo reich an Weisheit, an chriſtlicher Rechtſchaffenheit und Tugend, an Zufriedenheit und Seligkeit, als ſie nach den Fähigkeiten und Kräften, und nach den Vorzügen, womit ſie als Chriſten vor vielen Menſchen und Völkern begnadet ſind, ſeyn könnten und ſollten. Sie ſind zwar von vielen, aber nicht von allen Laſtern, von äußerlich und bürgerlich ſtrafbaren Handlungen, aber nicht von niedrigen und irdiſchen Geſinnungen, und von unordentlichen und böſen Leidenſchaften frey. Sie üben einige, vielleicht viele, aber nicht alle Tugenden, die ſie zu üben Kräfte und Gelegenheit haben könnten, oder ſie üben ſie nicht mit rechter chriſtlicher Lauterkeit. Sie bleiben daher von dem Ziele der Vollkommenheit immer gleich weit entfernt, oder nähern ſich demſelben nur mit langſamen Schritten. Auch dieſes ſind Laſterhafte, und deren Anzahl iſt bey weitem die größte, bey dieſen bringt die Religion einigen, aber nicht genugſamen Nutzen. Zerſtreuungen, Geſchäfte, Sorgen und Wollüſte dieſes Lebens, Vorurtheile, Leichtſinn und Trägheit hindern und erſticken die Kraft der Religion in ihren Gemüthern.

Noch eine Art von Laſterhaften bezeichnet Jeſus unter dem Nahmen der Heuchler. Und das ſind diejenigen, bey welchen die Laſterhaftigkeit unter dem Scheine der Tugend verborgen iſt, und zwar entweder vorſätzlich oder unvorſätzlich.

Vorſätzliche Heuchler ſind diejenigen, die es wiſſen, daß ſie böſe ſind, aber gut zu ſcheinen ſuchen.

Sie zeichnen ſich vorzüglich dadurch aus, daß ſie viel von Pflicht und Religion reden, aber von dem Allem nichts thun. Was ſie thun, thun ſie aus Eitelkeit, Ruhmſucht, und mit einem gewiſſen Gepränge. Sie eifern für Religion und Tugend; und unter dem Scheine derſelben verbergen ſie die größten Schandthaten. In Kleinigkeiten und in der Beobachtung äußerlicher Religionsgebräuche ſind ſie emſig, und in den wichtigſten und nothwendigſten Dingen gewiſſenlos. Dem Aeußerlichen nach ſind ſie von den Laſtern der Welt abgeſondert, ſind ſie vorzügliche Heilige; inwendig aber voll niederträchtiger Abſichten und ſchändlicher Geſinnungen. Von allen Menſchen urtheilen ſie lieblos und ſtrenge; von ſich ſelbſt aber aufs beſte.

Dieſe Menſchen ſind unter allen auf Erden die böſeſten, für die menſchliche Geſellſchaft, für die Religion und Tugend die gefährlichſten und nachtheiligſten, und daher auch die ſtrafwürdigſten.

Unvorſetzliche Heuchler ſind diejenigen, die ſich einbilden, fromm zu ſeyn, aber nichts deſto weniger als fromm ſind. Auch ſie haben einen großen Schein der Frömmigkeit. Aber ihre Frömmigkeit iſt entweder bloß eine äußerliche in dem Bekenntniſſe der Religion und in der Beobachtung ihrer Gebräuche und Anordnungen, und dringt gar nicht auf den Grund des Herzens; oder ſie iſt unbeſtändig und unvollkommen. Bey dem Allen ſind ſie mit ihrer Frömmigkeit außerordentlich zufrieden.

Dieſe ſind zwar nicht ſo ſchädlich als Jene. Allein ihre Anzahl iſt größer, und ihr Zuſtand gefährlicher, weil Niemand ſchwerer zu beſſern iſt als ſie.

Hierbey iſt nöthig, daß wir zwar, damit wir uns durch die Heucheley Anderer nicht hintergehen laſſen, vorſichtig, doch auch beſcheiden, in der Beurtheilung unſerer ſelbſt aber deſto ſtrenger ſind, und uns, damit wir die Heucheley entweder an uns erkennen, oder uns davon bewahren, nach dem Kennzeichen der wahren Frömmigkeit unpartheyiſch prüfen, nähmlich, ob unſere Frömmigkeit theils rein und rechtſchaffen genug iſt, ob uns dabey Demuth leitet, und beſonders herzliche Menſchenliebe beſeelt.

Das Gute, was dergleichen Laſterhafte an ſich zeigen, heißt Scheintugend, weil es äußerlich mit der Tugend eine große Aehnlichkeit hat, und mit derſelben verwechſelt wird, jedoch aber demſelben theils an Vollſtändigkeit, theils an Redlichkeit und Güte fehlt, indem es entweder aus unlautern und ſtrafbaren, oder aus unzulänglichen Abſichten, oder gar ohne Abſichten ausgeübt wird.

Die einzelnen Laſter ſind zwar unzählig, und es können derſelben durch zufällige Urſachen und durch Mißbrauch der Freyheit immer mehrere werden. Sie haben aber ihren Grund in einem ungebeſſerten Verſtande und Herzen; und ſind zwar Verſündigungen wider Gott, und wider Chriſtum, jedoch betreffen ſie unmittelbar und zunächſt entweder Gott, oder uns ſelbſt, oder Andere.

Ich habe Ihnen hier, mein lieber Bruder! das ſittliche Verderben im Kurzen geſchildert, aus welchem Sie die Stufe ſeiner Herabwürdigung ſehen können.

Dem Menſchen, der ſich zur Weisheit und zum Lichte ſchwingen will, bleibt daher kein anderes Mittel übrig, als daß er an dem großen Werke ſeiner Regeneration arbeite, wozu er die kräftigſten Mittel in der Offenbarung findet; denn dieſe enthüllet ihm die wirkendſten Kräfte, die er in ſeinem verlaſſenen Zuſtande allerdings nothwendig hat, theils um ſich gegen die böſen Einflüſſe, die ihn umgeben, zu bewahren, und nicht immer tiefer zu ſinken, theils um durch ihre ſinnliche Beyhülfe in den Stand geſetzt zu werden, den Willen des Höchſten zu vollziehen.

Wenn der Menſch durch die Wiedergeburt ſeines Geiſtes ein neues Leben erreicht, und ſich das Innere ſeiner Seele verändert, dann nähert er ſich der Salbung der Heiligung; er ſieht durch die Augen des Geiſtes, und fühlt durch die Annäherung zur Gottheit. Dann öffnen ſich ihm die Bücher der Weisheit, von welchen geſchrieben ſteht: Exactis quadraginta diebus locutus est Altissimus, dicens: Priora, quae scripsisti, in palam pone, legant digni et indigni, novissimos autem septuaginta libros conservabis, ut tradas eos Sapientibus de populo, quorum corda scis posse capere et servare secreta haec; in his enim est vena intellectus, sapientiae fons, et scientiae flumen.

Durch die Weisheit, die ſich ihm mittheilt, lernt er die Bande kennen, die das Intellektuelle mit dem Körperlichen vereinen; es öffnet ſich ihm die Kenntniß der ganzen Natur, und er ſieht Dinge, welche die Weisheit des Menſchen nicht erreichen kann.

Ich habe Sie nun, mein Bruder! in den erſten Grundſätzen und Lehren der Weisheit unterrichtet; reichen Sie mir nur ferner aufmerkſam ihr Ohr als ein Freund der Tugend und der Freundſchaft, und ihre Seele öffne ſich den männlichen Gebothen der Wahrheit; ich will Sie auch den Weg kennen lernen, der zu dem glücklichſten Leben führt. Sie ſollen lernen, dem Urheber aller Dinge zu gefallen; mit That und Kraft, die Art alle Mittel anzuwenden, die die Vorſicht dem guten Menſchen anvertraute, um ſein und Anderer Glück zu befördern.

Ihr Herz, mein Bruder! ſey das erſte Opfer der Gottheit; bethen Sie täglich mit tiefſter Demuth die Majeſtät dieſes Weſens an, welches das Ganze erſchuf und erhält; welches unſer Herz ganz erfüllt, und welches doch unſer Geiſt weder begreifen, noch beſtimmen kann. Bedauern Sie, mein Bruder! die elende Thorheit derjenigen, die ihre Augen feſt zuſchließen, damit das Licht der Weisheit nie in ihre Seele dringe; bedauern Sie die, die den Werth der Tugend, der Offenbarung und der Religion nicht kennen; daß ihr Herz, mein Bruder! imm dankbar und gerührt bey den väterlichen Gutthaten der Gottheit ſey; daß Sie die Herabwürdigung des Geiſt des Menſchen durch die Sünde immer erkennen, und ſich der Leitung des Ewigen überlaſſen. Glauben Sie, mein Bruder! daß Sie nur glücklich ſeyn werden, wenn Sie ſich der Urquelle des Lichts nähern, die Gott iſt. Erheben Sie oft Ihre Seele über die materiellen Gegenſtände, die Sie umgeben, und blicken Sie den Himmel an, der Ihre Erbſchaft, Ihr Antheil und Ihr Vaterland iſt.

Opfern Sie dem Gott der Liebe ihren Willen und ihre Begierde auf; machen Sie ſich würdig ſeines belebenden Einflußes; erfüllen Sie die Geſetze als Menſch, die er Ihnen auferlegte; nur Gott zu gefallen kann Ihr Glück ſeyn; Vereinigung mit ihm iſt unſere Beſtimmung, und muß die Richtung aller unſerer Handlungen ſeyn.

Aber wie, mein Bruder! durften wir unſere Blicke zu dem Weſen aller Weſen erheben; wir, Geſchöpfe von Staub! Sklaven der Sinnlichkeit! die jede Minute ſeine heiligen Ordnungen übertreten; wenn nicht ſeine Allgüte, ſeine väterliche Sorgfalt uns einen Erlöſer gegeben hätte? Der Gerechtigkeit eines Gottes überlaſſen, wo würden Sie Zuflucht ſuchen können, als in den Armen desjenigen, der für alle Menſchen blutete? Beugen Sie ſich tief im Staube vor dem Worte, das Fleiſch geworden iſt, und ſegnen Sie die Vorſicht, die Ihnen das Glück gab, im Schoße des Chriſtenthums geboren zu ſeyn. Laſſen Sie das Evangelium die Baſis aller Ihrer Handlungen ſeyn; Ihr Leben ſey thätig und mild, ohne Gleißnerey, ohne Fanatismus; das Chriſtenthum bleibt nicht allein bey der Spekulation der großen Wahrheiten, ſie bringt ſie auch in Ausübung und ſo werden Sie glücklich ſeyn; Ihre Zeitgenoſſen werden Sie ſegnen, und Sie werden einſt ohne Furcht vor dem Throne des Ewigen erſcheinen.

Zum Muſter Ihrer Lebenshandlungen ſtellen Sie ſich das Bild unſers Erlöſers vor; ſein Leben iſt das Beyſpiel der Liebe und der Heiligkeit, und der Grund der heiligen Religion. Bedauern Sie den Irrthum, ohne die Menſchen zu haſſen, die im Irrthume ſind, und überlaſſen Sie Gott die Sorge, darüber zu richten. Ihre Sorge ſey zu lieben, zu dulden. Denken Sie, daß Sie als Menſch beſtimmt ſind, unter den Geſchöpfen der König der Schöpfung zu ſeyn, und vergeſſen Sie nie ihre große Würde. Alles, was Sie umgibt, und hienieden umſchwebt, iſt ſterblich, und der Verweſung unterworfen; nur Ihre unſterbliche Seele, das Kind der Gottheit, überlebt, und wird nie zu Grunde gehen. Werfen Sie ſich in Staub, und bethen Sie mit Ehrfurcht den Ewigen an; jedes Gebeth iſt Annäherung. Bemühen Sie ſich immer mehr, ſich den Feſſeln der Sinnlichkeit zu entreißen, um ſich dem Intellektuellen zu nähern. Lieben Sie nach dem Vorbilde des Erlöſers aller Menſchen, und handeln Sie nach ſeinen Vorſchriften; ſeyn Sie Freund, Bürger, Unterthan, verehren Sie die Geſetze und die Fürſten, und denken Sie, daß die Fürſten das Vorbild der Gottheit hienieden ſind.

Ihnen ſteht es nie zu, ſie zu tadeln, oder Sie zur Rechenſchaft Ihrer Handlungen aufzufordern; Ihre Pflicht, mein Bruder! ſey zu gehorchen. Wenn Sie je dieſe heilige Pflicht übertreten würden, ſo müßten Sie bey dem Nahmen Vaterland, und bey dem Nahmen des Fürſten erzittern; jeder redliche Mann würde Sie von ſeinem Buſen zurückſtoßen als einen Feind der öffentlichen Ordnung; denn nur Chriſtus wußte die Vaterlandsliebe mit Menſchenliebe zu vereinen.

Seyen Sie tapfer als Krieger; gerecht als Richter; ſanft als Herr; treu als Diener; ſeyen Sie ein zärtlicher Vater, ein guter Gatte; ein gehorſamer Sohn, ein liebender Unterthan und in allen Angelegenheiten des Lebens nehmen Sie Chriſtuslehre zu ihrer Richtſchnur.

Die Bearbeitung Ihres Geiſtes ſey Ihr tägliches Tagwerk; ſich immer zu höherer Vollkommenheit zu ſchwingen, ſey Ihr Endzweck, und Sie werden ſich jener Höhe nähern, die die Glückſeligkeit des erſten Menſchen war — jener Höhe, zu der uns die Offenbarung und die Religion ruft. Sie werden ſich zum würdigen Geſchöpfe des Himmels und der Gottheit bilden, und der Segen wird auf Ihrem Haupte ruhen; Sie werden den Nahmen eines Weiſen verdienen; Sie werden frey, glücklich und ſelig ſeyn.

Nun habe ich Ihnen weiter nichts mehr zu ſagen; fangen Sie die praktiſchen Arbeiten der Verbeſſerung, der Aufſchwingung Ihrer Seele an, und die Gottheit, welche die Weisheit und Güte iſt, wird Sie weiter führen. Genug für mich, wenn ich Ihnen den Weg zur Weisheit zeigte, wenn ich Ihnen den Schlüſſel zu den größten Geheimniſſen gab. Die Pforte, die für Sie noch geſchloſſen iſt, müſſen Sie ſelbſt öffnen; verzagen Sie nicht, an der Hand der Religion, treu den Grundſätzen der Chriſtuslehre und der Kirche, erreichen Sie den Endzweck Ihrer Hoffnungen. Einfalt, Zutrauen und Unterwerfung ſind die Eigenſchaften, welche die Weisheit von Ihnen fordert; handeln Sie immer nach den Grundſätzen des Chriſtenthums, und forſchen Sie über Dinge, die Sie anfangs nicht begreifen können, nicht neugierig nach. Der große Fenelon ſey Ihr Muſter, der öffentlich ſeine Meinungen den höhern Einſichten unterwarf. Der herrlichſte Beweis ſeines edlen Herzens, welcher Weisheit mit Aufrichtigkeit und Demuth, und nicht mit Stolz ſuchte. Vergeſſen Sie nie, was ich Ihnen gleich Anfangs geſagt habe: Der Menſch kann nicht zum Wiſſen gelangen, der nicht glaubt. Leben Sie wohl, und der Himmel ſegne Sie auf Ihren Wegen!

Wirkliche und wahre,
mit
Urkunden erläuterte
Geſchichten und Begebenheiten
von
# lebendig begrabenen Perſonen,
welche
wieder aus Sarg und Grab
erſtanden ſind.
Zur
Warnung geſchrieben.

Vorbericht.

Gegenwärtige Geſchichten ſind abermahls ein trauriger Beytrag zu den zahlloſen und mannigfaltigen Leiden, denen die Menſchheit ausgeſetzt iſt; und zwar ein Beytrag zu einem Verzeichniſſe ſolcher Leiden, die alle Stärke der Vorſtellung, alle Lebhaftigkeit der Einbildungskraft überſteigen, und das unempfindſamſte Menſchenherz rühren und erſchüttern müſſen. — Sie ſind zu dem Ende geſchrieben, in dieſer Abſicht aufgeſtellt, daß wir aufmerkſamer werden auf unſere Brüder, die nur zu oft die ſchauerliche Larve des Todes annehmen, und von uns als Todte behandelt werden, da doch noch Leben in ihnen iſt, welches ſich von den äußern Theilen des Körpers nach innen zurückzog, und in einem Punkte, ſo zu ſagen, concentrirte, und nun von uns in dieſem Punkte beſtürmt und erſtickt wird.

Man wird in dieſen Geſchichten auf Szenen kommen, die Schauder erwecken, und Gemählde erblicken, gegen welche ſich die Menſchheit empört; und die doch, leider, alle mit dem Stempel der Wahrheit bezeichnet ſind.

Wollte Gott! dieſe Darſtellungen wirkten ſo ſehr auf unſer Gefühl, daß jeder Erblaßte von dieſem Augenblicke an ein Gegenſtand unſerer thätigſten Sorgfalt würde!

Dieß und nichts Anderes, wünſchet der Verfaſſer ſeiner Arbeit. Hierin fände er Beruhigung für ſein Herz, und großen, herrlichen Lohn für ſeine Mühe.

Einleitung.

Oft ſind unſere Todten nur ſcheinbar todt. — Trüglichkeit der gewöhnlichen Kennzeichen des Todes. — Behandlung der Leichen.

Die Anſtalten, die man ſeit einiger Zeit in ſo mancher Gegend von Seite des Staates trifft, um dem ſchrecklichſten aller Uebel, dem wirklich unbeſchreiblichen Unglücke, lebendig begraben zu werden, nach Möglichkeit vorzubeugen; dieſe Anſtalten ſind allerdings ein wichtiger Zuwachs zu den vielen Beweiſen, die bereits Fürſten und Obrigkeiten gegeben haben, wie ſehr ihnen das Wohl der Menſchheit am Herzen liege. Segen über dieſe Fürſten! Heil dieſen Obrigkeiten, die ſich damit nicht beruhigen, den Unterthan nur blos in den Tagen ſeines Lebens in ihren Schutz genommen zu haben, ſondern die ihn auch noch mit ihrer väterlichen Fürſorge bis in die Schatten des Todes begleiten, und noch für ihn wachen, wann er ſchon erſtarret da liegt, und der Geiſt den Feſſeln des Fleiſches entgangen zu ſeyn ſcheint. — Nur dem Leichtſinne und der Unwiſſenheit, dem gefühlloſen und harten Menſchen, können dieſe Anſtalten überflüßig, unnöthig, unwichtig dünken, indeß ſie der beobachtende, erfahrne, verſtändige Menſchenfreund nach ihrem ganzen großen Gehalte ſchätzt, und ihren Urhebern und der Vorſehung dafür mit heißem Herzen dankt. Denn ihm iſt es nicht unbegreiflich, daß ſeine Brüder, daß er ſelbſt, noch im Beſitze der Lebenskraft, dem Schoße der Erde übergeben und tief in ihrem Eingeweide erwachen könne. Ihm haben mehrere Fälle die traurige Erfahrung beygebracht, daß nicht ſelten Menſchen begraben wurden, deren ſichtbares Leben nur eine Pauſe machte, ſeinen vorigen Gang aber wieder anfing, da ihm die Fortſetzung deſſelben nicht mehr möglich war. Ihm ſind die Leiden denkbar, denen ſolche Unglückliche in verſchloſſenen Särgen, innerhalb feſten Mauern, unter der Laſt einer ungeheuren Erdmaſſe ausgeſetzt waren, und langſam, ringend mit Verzweiflung, unterliegen mußten, blos darum, weil man ſie für todt hielt, da ſie es doch nicht waren, weil man zu voreilig ſie aus dem Sterbehaus hinwegſchaffte, und mit zu vieler Eilfertigkeit ihre Beerdigung betrieb. Daher er ſich auch durch jene Anſtalten des Staats aufgefordert fühlt, Alles, was an ihm iſt, dazu beyzutragen, damit ſie ſich ganz in ihren wohlthätigen, der Menſchheit ſo erſprießlichen Folgen zeigen mögen, und Vorurtheile und Unwiſſenheit immer weniger Opfer erhalten.

Gewiß, die Beyſpiele von wieder erwachten Verſtorbenen, von lebendig Begrabenen wären ungleich ſeltener, wenn nicht unter dem Publikum das Vorurtheil herrſchte, daß man ſchon todt ſey, wenn der Puls nicht ſchlägt, wenn das Athemholen aufhört, Bläße, Kälte und Erſtarrung eintreten, wenn man in zwey bis dritthalb Tagen nicht wieder ins Leben zurücktritt. Sie würden ſeltner ſeyn, dieſe Beyſpiele des Entſetzens, wenn die größere Menge belehrt wäre, wie ſie mit ihren Erblaßten zu verfahren, die Leichname zu behandeln habe, und bey welchen Menſchen ſie insbeſondere auf ihrer Hut ſeyn müſſe.

Jene Vorurtheile, wo nicht zu tilgen, doch zu ſchwächen, dieſe Kenntniſſe in Umlauf zu bringen, die Aufmerkſamkeit auf die Todten zu verſtärken, das iſt der Zweck, dieß die Abſicht der gegenwärtigen Abhandlung, die wir den nachſtehenden Geſchichten als Einleitung vorausſchicken; ſo wie wir die letztern bloß darum ſammelten und niederſchrieben, um die Leichtigkeit des Lebendig-Begrabens anſchaulich darzuſtellen, und dadurch fühlende, empfindſame Menſchen für das Schickſal ihrer verſtorbenen Brüder zu intereſſiren, und die weniger Aufmerkſamen zu warnen.

Wir behaupten alſo: Das Stillſtehen des Pulſes, das Ausbleiben des Athemholens berechtigen uns noch nicht, auf die wirkliche Gegenwart des Todes zu ſchließen; denn Beydes findet man auch bey ſtarken heftigen Ohnmachten. Alle erfahrnen Aerzte werden dieſes beſtätigen, unſere Leſer ſelbſt, wenigſtens einige darunter, werden ſich ſolcher Beyſpiele zu erinnern wiſſen, und unſere nachfolgenden Geſchichten es außer

Zweifel ſetzen. Schon mancher lag ſtundenlang in einem athem- und pulsloſen Zuſtande, ohne alle Bewegung und erſtarret da, und doch erholte er ſich wieder. Es iſt wahr, der Menſch kann, ohne zu athmen, nicht leben, aber er kann es doch einige Zeit, und wer vermag hier ein Maß zu beſtimmen? Das Kind im Mutterleibe lebet, und athmet nicht: Leute, die ſich unter das Waſſer tauchen, und dort Geſchäfte verrichten, leben, und athmen nicht. Der Umlauf des Blutes in den Pulsadern kann oft ſo unmerklich ſeyn, daß ihn ſelbſt der geübteſte Arzt nicht bemerkt. Es gibt Fälle, wo ſich das Leben ganz in die innerſten Theile des Körpers zurückzieht, und ſich nur in einem einzigen Punkte concentrirt. Die Zergliederer haben uns Geſchichten aufbehalten, daß mehrere Tage nach dem Tode, bey völliger Erſtarrung des Leibes, noch das Herz im ſekzirten Leichname lebendig gefunden wurde. Es iſt nicht unſchicklich, einen bewegungsloſen, von außen todt ſcheinenden Menſchen mit einer Uhr zu vergleichen, die zwar ſtille ſteht, doch aber wieder in Gang gebracht werden kann. Erhenkte, Ertrunkene, Erſtickte, Erfrorne, die man durch Anwendung der gehörigen Mittel wieder lebendig machte, waren ſolche Uhren.

Eben ſo wenig, als der Mangel des Athems und des Pulsſchlages, ſind Todtenbläſſe und Todtenkälte ſichere Anzeigen des Todes. Bläſſe und Kälte beweiſen weiter nichts, als daß die Lebenskraft geſchwächt ſey, aber nicht, daß ſie nicht wieder erweckt werden könne. Sie ſind zwar die Begleiter des Todes, aber keine Bürgen für denſelben. Man hat Kranke, die ſo blaß wie Leichen ausſehen, kalt anzufühlen ſind, wie eine Leiche, und doch noch leben.

»Aber die Steifheit der Glieder, verbunden mit Bewegungsloſigkeit, Kälte und Bläße, iſt »doch wohl ein ſicheres Zeichen des Todes?« Weder dieſe; denn wir kennen einen Zuſtand, welcher der Todtenſteifheit der Glieder äußerſt ähnlich iſt, und doch nur in einer Erſtarrung bey lebendigem Leibe beſteht. Der Erſtarrte iſt unfähig irgend ein Glied zu bewegen, unfähig ein Zeichen von ſich zu geben, daß noch Leben in ihm ſey. Seine Augen ſind geſchloſſen, die Kinnladen von einander gewichen, aber ſein Ohr höret und ſein Gefühl führt Eindrücke zu ſeiner Seele hin. Wir liefern unſern Leſern einige, dieſen Zuſtand erläuternde Geſchichten: ſie werden daraus entnehmen, daß Scheintodte von dieſer Gattung, das Weinen ihrer Freunde, die Berathſchlagungen über das Begräbniß gehört, und mit körperlichen und geiſtigen Schmerzen die Behandlung empfunden haben, die man ſich gegen ſie als Todte erlaubt hatte. O, wie ſchrecklich muß einem ſolchen Menſchen zu Muthe ſeyn, der Zeuge von allen den Anſtalten iſt, die man zu ſeiner Ermordung trifft! Sich ſeiner und ſeines Elendes bewußt, wird er in den Sarg verſchloſſen, in die Erde verſcharrt und vermag nichts zu ſeiner Rettung beyzutragen; er ſieht ſich gezwungen, den Zeitpunkt des entſetzlichſten Todes abzuwarten.

Doch das Band, welches ſeine Glieder gefeſſelt hält, löſet ſich auf, er bewegt ſich, verſuchet ſeine letzten Kräfte, ſich aus ſeinem Kerker zu befreyen, und empfindet, daß ſie nicht hinreichen, empfindet, daß er auf immer verloren iſt. Mir grauſet bey der Vorſtellung dieſer Scene! — Wir haben Beyſpiele, daß ſich ſelbſt Perſonen aus Verzweiflung die Adern aufgebiſſen, und durch Verblutung ihrem qualvollen Daſeyn ein Ende gemacht haben. Andere wendeten ſich im Sarge um, und erſtickten jämmerlich und langſam. — Dieß ſind keine bloßen Muthmaſſungen, ſondern Erfahrungen, die theils ſelbſt Leute erzählt haben, die in dieſer ſchrecklichen Lage ſich befanden, aber noch das Glück hatten, bey Zeiten errettet worden zu ſeyn. — Doch ich kehre wieder zu meinem Gegenſtande zurück, und behaupte ferner:

Daß ſelbſt der *Leichengeruch* kein ſo zuverläßiges Kenntzeichen des Todes ſey, als man gewöhnlich dafür hält. Kranken, die noch volles Leben, noch vollkommene Beſinnungskraft beſaßen, ging doch der Geruch der Verweſung aus dem Munde, und bewies ſoviel, daß der *kalte Brand* ſchon innerlich da war, Andere wieder hatten äußerlich abgeſtorbene Glieder, die einen Todtengeruch von ſich gaben, und lebten doch noch, wurden doch noch wieder hergeſtellt. Die Schriften des *Boerhaave's*, *van Svieten*, *Hallers*, *Werlhofs*, *Hufelands*, u. a. m. ſind voll von dergleichen Beyſpielen.

Hieraus erhellet zur Genüge, daß man nicht vorſichtig genug bey Todesfällen ſeyn könne, und daß man alle Urſache habe, ſowohl den vermeinten Verſtorbenen gehörig zu behandeln, als mit ſeiner Beerdigung zu zögern. Wir wollen zuerſt von der gehörigen Behandlung unſerer Todten reden.

Es iſt nicht recht, wenn wir den Verſtorbenen gleich aus dem Bette heben. Es kann noch Leben, noch ein Fünkchen des Lebens in ihm ſeyn, das ſich, wie ein ſchwach brennendes Licht, wieder erholen kann, das aber vollends erlöſchen muß, wenn dem Körper alle äußere Erwärmung geraubt wird. Setzt einem ſchlafenden, geſunden, mit Säften verſehenen Menſchen der Kälte, dem Froſte aus, und er erfriert; um wie viel leichter muß es um einen kränklichen, ausgezehrten, ſchwächlichen, erſchöpften, bewegungsloſen Körper geſchehen ſeyn, wenn man ihn aus der wohlthätigen Bettwärme, ſo gut als entblößt, in eine kalte Kammer, auf ein kaltes Bret, oder auf kaltes Stroh bringet! So wie die Kälte tiefer dringt, ziehet ſich das kleine Reſtchen des Lebens immer tiefer in den Menſchen zurück, und verringert ſich immer mehr, bis er endlich vollkommen erliſcht. Jeder Menſch, den eine ſtarke Ohnmacht dem wirklich Verſtorbenen ähnlich macht, erholet ſich, wenn ſeiner Lunge noch friſche Luft zugeführt werden kann — und dieß kann auch unmerklich geſchehen — und wenn ihm die äußere Erwärmung nicht ganz genommen wird. Entblößt ihr aber einen Ohnmächtigen bey einiger Kälte, leget ihr ihn entkleidet in kalte Kammern, Gewölbe, u. ſ. w. ſo iſt es, als wenn ihr ſein Leben einmauertet, und ihr begrabt einen lebendigen Menſchen.

Eben ſo verwerflich iſt die Gewohnheit, den Sterbenden das Kopfkiſſen wegzunehmen, in der Meinung, ihnen das Sterben zu erleichtern. Weit gefehlt, meine Freunde, wir erſchweren vielmehr durch dieſen Dienſt das Sterben unſern Lieben, wir machen dadurch, daß das Athmen ſtille ſteht, der Puls unfühlbar wird. Wir glauben dann, er habe ausgerungen, unſer Freund, er ſey wirklich todt, da er doch noch lebt, und erſt jetzt, da man ihm das Kiſſen weggenommen hat, an einem Schlagfluße ſtirbt, wo er ſich vielleicht erholt haben würde, wenn man ihm das Kopfkiſſen gelaſſen hätte.

Es iſt unvernünftig, den Verſtorbenen in ein abſeitiges Zimmer zu ſperren, oder ihn allein, oder in Geſellſchaft ſolcher Perſonen zu laſſen, die ihrer nicht mächtig, dem Trunke ergeben, alſo vor dem Schlafe nicht ſicher ſind, oder ſich wohl gar vor Todten fürchten. Der Verſtorbene muß in einem temperirt warmen Gemache liegen, in keinem Sarg verſchloſſen ſeyn, einen Polſter unter dem Kopfe haben, von verläßigen, rührſamen Perſonen bewachet werden.

Beſonders machen Anſprüche auf unſere Sorgfalt und vorſichtigſte Behandlung ſolche Verſtorbene, welche plötzlich, in voller Blüthe ihrer Lebenskraft erblaſſen und erſtarren, mithin wirklich geſtorben zu ſeyn ſcheinen. Ein ſolcher Todesfall iſt immer verdächtig, oft nur ein Scheintod. Ein aufgewachſener, ſtarker Menſch hat einen großen Antheil von Lebenskraft, die nicht ſo leicht verzehrt werden kann. Leute, die an Schlagflüſſen ſterben, dürfen wir eben ſo wenig gleich für wirklich todt anſehen. Der Schlagfluß bewirket eine Unordnung im menſchlichen Körper, wie Staub oder ſonſt ein Hinderniß ſolche in einer Uhr verurſachet. Dieſe ſchicket man zum Uhrmacher, und ſorget für die Wegräumung des vorhandenen Hinderniſſes. Freylich kann man dem Innern des menſchlichen Körpers nicht ſo gut beykommen, als der Uhrmacher einer Uhr; aber der Verſtand des Menſchen dringet immer ſehr tief, und hat in dergleichen Fällen bereits ſehr nahmhafte Fortſchritte gemacht.

Alle Menſchen, die durch ſtarke Verblutung ihr Leben verloren zu haben ſcheinen, fordern eine verdoppelte Aufmerkſamkeit von unſerer Seite. Auch der ſtarkſte Blutſturz nimmt deßwegen doch nicht alles Blut mit ſich fort. So wie man eine Lampe umſtoßen, und alles Oel, außer dem, das ſich noch im Dochte befindet, verſchütten kann, ohne daß das Licht ſogleich erlöſchen müßte, ſo kann auch ein Menſch eine beträchtliche Menge Blut verlieren, und dem ungeachtet noch, freylich immer ſchwach, unmerkbar leben. Nervenzuckungen bringen auch öfter ſolche Ohnmachten zuwege, daß man leicht den Ohnmächtigen für verſtorben halten kann. Leute, die einen ſchweren Fall gethan haben, ſcheinen oft todt zu ſeyn, und leben nachher wieder auf. Bey ihnen ſind die innern edlen Theile gewöhnlich unverſehrt, das Leben zieht ſich dahin zurück, und die äußere Betäubung, die das Bild des Todes an ſich trägt, iſt täuſchend. Dieſe alſo, und alle diejenigen, die aus unſerer Geſellſchaft durch Stickflüſſe, fallende Sucht, Starrſucht, Schlafſucht, Mutterbeſchwerden, Milzſucht, Darmgicht, Peſt u. ſ. w. geriſſen werden, muß man immer als verdächtig todt anſehen, und keine Mühe ſparen, die in ihnen nur vielleicht unterdrückte, aber nicht erſtickte Lebenskraft wieder zu erwecken, und in Wirkſamkeit zu ſetzen. Hieher gehören auch Mütter und Kinder, welche während der Geburt, oder gleich nach der Geburt verſcheiden oder wenn Mütter ſterben, ehe ſie noch geboren haben, wo die Kinder noch leben können. Hieher gehören alle Ertrunkene, Erhenkte, Erſtickte, vom Blitz getroffene, vor Freuden oder Schreck dahin gefallenen Menſchen. — Man halte alle dieſe ſo lange für ohnmächtig, bis uns ſichere Kennzeichen und angeſtellte Belebungs-Verſuche deutlich zeigen, daß nicht Ohnmacht, ſondern wirklicher, wahrer Tod vorhanden ſey. Auf dieſe Art werden wir den lobenswürdigen Anſtalten des Staates, ſo zu ſagen, in die Hand arbeiten, und den guten Erfolg befördern helfen, welchen ſie beabſichtigen.

Aber welche ſind denn die ſicherſten, die zuverläſſigſten Kennzeichen des Todes? Wir antworten hier mit den größten Aerzten: Der Eintritt der Fäulniß, welche meiſtens nach drey vollen Tagen erfolgt. Bis zu dieſem Zeitpunkte kann immer noch Leben zugegen ſeyn; bis zu dieſem Zeitpunkte iſt es nicht überflüßig, die Leichen öfter mit kaltem Waſſer zu beſprengen, flüchtige Salze und Geiſter ihnen unter die Naſe zu halten, geiſtige Sachen in den Mund zu gießen, die Bruſt, den Unterleib, die Arme und Füße mit Bürſten, oder mit in warmen, ſcharfen Eſſig oder Brandtwein eingetauchten Tüchern zu reiben, und bey der geringſten Spur der erwachenden Lebenskraft ſogleich nach dem Arzte zu ſchicken, ohne deſſen Zeugniß auch niemahls eine Leiche begraben werden ſoll.

Ich wiederhole es noch einmahl: Unter dieſen Bedingungen werden ſich die traurigen Fälle gewiß nie ereignen, die ich ſo eben meinen Leſern zur Warnung erzählen will.

1.

Ein Mönch kömmt im Todtengewölbe zu ſich — lebet drey Tage, leidet ſchrecklich, und ſtirbt endlich eines jämmerlichen Todes.

Als das Gebäude der aufgehobenen Mönche in C** zum weltlichen Gebrauche verwendet, und zu dieſem Ende überbauet wurde, fand man an einem abgelegenen Orte deſſelben ein Kämmerchen, das, allen Merkmahlen nach, zur einſtweiligen Aufbewahrung der klöſterlichen Leichen dienen mochte. Bey näherer Unterſuchung ergab ſich, daß es auch wirklich dieſe und keine andere Beſtimmung hatte. Völlig am Ende des weitläufigen Gebäudes, da, wo kein Geſchäft Jemanden hinzog, zwiſchen verfallenen Kellern und Brunnen war dieſes Gewölbe gelegen. Eine ſtarke Pfoſtenthüre mit einem ungeheuren Schloſſe verſehen, führte in daſſelbe. Bey ihrer Eröffnung ſtieg man einige Stufen hinab, und mußte hier noch eine andere ebenfalls ſorgfältig geſperrte Thür öffnen, ehe man in die eigentliche Todtenkammer kam. Nur ein kleines ganz oben an der Decke angebrachtes, mit eiſernen Stangen und einem dichten Drahtgitter wohl verwahrtes Fenſter warf einige ſchwache Strahlen Licht in das ſchauerliche Gemach. Auf hölzernen Geſtellen lagen Bretter mit ſchwarzen Tüchern behangen. Kruzifixe ſtanden hie und da, und Lampengefäße noch zum Theil mit ſtinkendem Oele gefüllt. — Aus alle dem konnte man ſehr wahrſcheinlich ſchließen, daß hier der Ort war, wo man die verſtorbenen Kloſterleute bis zum Begräbnißtage aufzubehalten pflegte, wie denn auch ſolches einige Einwohner des Städtchens einſtimmig beſtätigten.

»Hieher brachte man die verſtorbenen geiſtlichen Herren, ſagten dieſe, aus ihren Zellen. Drey bis vier Tage lagen die Leichen hier, und erwarteten ihr feyerliches Begräbniß. Doch geſchah dieß ſchon ſeit langen Jahren nicht. Man räumte ein ordentliches Zimmer den Verſtorbenen ein, und ſchien ganz dieſes Gewölbes vergeſſen zu haben.«

Einer von den Anweſenden, der gerade dieſen Theil des Kloſters käuflich an ſich brachte, unterſuchte das Todtengewölbe genauer. Die Ausſage der Einwohner des Ortes, beſonders die Anmerkung, daß ſchon ſeit Jahren keine Todten hier beygeſetzt, ſondern in einem ordentlichen Zimmer aufbewahrt worden wären, hatte ihn aufmerkſam gemacht. Bey hellem Fackelſchein durchſuchte er jeden Winkel, nirgend fand er etwas Ungewöhnliches. Schon wollte er das traurige Gemach verlaſſen, als er auf Glasſcherben trat, die unter ſeinen Füßen klirrten. Er ſtand ſtille, ſah auf die Erde, blickte gegen das Fenſter der Wand hinauf, und bemerkte eine Schrift auf derſelben. Wie entſetzte ſich der Mann, als er die Worte las:

»Domine, miserere mei! A viventibus derelictus, in manus tuas commendo spiritum meum. — Fractae sunt vires meae, clamans non audior, fame morior. Creator, audi me. Tertius jam labitur dies. Veh mihi morienti! 1735.

»Herr, erbarme dich meiner! Von den Lebenden verlaſſen, empfehle ich meinen Geiſt in deine Hände. Meine Kräfte ſind dahin. Den Rufenden höret man nicht. Ich ſterbe Hungers. — Schöpfer erhöre mich! Schon iſt der dritte Tag. Weh mir Sterbenden! 1735.

Dieſe Worte waren ſehr undeutlich in den Kalk gekratzt, wahrſcheinlich mit den Glasſcherben, die auf der Erde lagen. Es ſcheint, der Unglückliche habe eine der gläſernen Lampen zerbrochen, und mit den Glasſtücken ſeine Empfindungen auf der Wand ausgedrückt. Er ſchrieb nicht in einem fort: es war ſichtbar, daß er oft mitten im Worte abgeſetzt habe, je nachdem ihn der ſchreckliche Kampf dazu zwang, den er mit Leben und Tod zu kämpfen hatte.

Nun war es offenbar, daß der Aermſte nur als ein ſcheinbar Todter in das Gewölbe übertragen, und erſt hier, nach drey Tagen des grauſamſten Leidens wirklich geſtorben ſey. Nun konnte man ſichs auch erklären, warum die Mönche ein anders ordentliches Zimmer ihren Todten anwieſen, und das Gewölbe, aus dem keine Rettung für den Erwachenden möglich war, ſeit dieſem Vorfalle unbenutzt ließen.

Leſer, die Gefühl haben, werden ſich die Leiden vorſtellen können, mit denen der verlaſſene Mönch, in dem von allen Menſchen entfernten, auf das ſorgfältigſte verſchloſſenen Gewölbe, zu ringen hatte. In dem Augenblicke des Erwachens aus einer tiefen Ohnmacht, erwachte auch in ihm die Begierde zu leben. Er rief, und kein Ohr hörte ihn. Er wollte ſich retten, und ſah kein Rettungsmittel vor ſich. Alle ſeine Kräfte ſtrengten ſich an, das Daſeyn zu erhalten, und ſie wirkten vergebens. Der Gedanke, ich lebe, vergeſellſchaftet mit dem Bilde des unvermeidlichen ſchrecklichen Todes, o welch eine unnennbare Quaal! — Ja, ich ſehe den Unglücklichen mit aufgeriſſenen, hervorragenden Augen, mit heiſerer Stimme, lechzender Zunge, ringenden Händen, das öde Gemach durchirren, ſich zur Erde werfen, wieder aufraffen, kraftlos dahin ſinken, jammern, wimmern, und in konvulſiviſchen Zuckungen ſeinen Geiſt aufgeben. — Dieſes ſchauerliche Bild ſtehet vor meinen Augen, und mein Herz blutet bey dem Anblicke deſſelben.

2.

Schreckliche Entdeckung in einer Todtengruft.

In P*** hatte man auf landesherrlichen Befehl alle noch vorhandenen Todtengrüfte ausräumen, und für immer verſchließen müſſen. Als man mit dieſer Arbeit in einer der daſigen Kirchen beſchäftiget war, machte man folgende Entdeckung:

Unter mehrern in dem unterirdiſchen Gewölbe beygeſetzten Särgen fand ſich einer, deſſen Deckel abgeworfen war. Nothwendig mußte dieſes den Arbeitern auffallen. Schüchtern treten ſie zu dem Sarge, — und finden ihn leer. Das Leichentuch, worein der Todte gehüllt war, lag auseinander geſchlagen über dem Sarge. Roſenkranz und Kruzifix fand man auf demſelben. Die Vorgeſetzten der Kirche werden gerufen. An dem Sarge erkennet man, wer darin lag, und kann nicht begreifen, was mit dem Leichname geſchehen. Lichter werden herbeygeholt. Man ſuchet mit Genauigkeit nach. Im Hintergrunde der Gruft ſtoßen die Suchenden an ein Gerippe. Man beleuchtet es und erkennet an einigen noch daran befindlichen Kennzeichen dieſelbe Perſon, die in dem Sarge fehlte. Noch war hie und da ausgetrocknetes Fleiſch an dem Gerippe, und deutliche Spuren zeigten ſich, wie der lebendig Begrabene mit den Zähnen daran genagt hatte. Was noch von ſeiner Todtenkleidung der Moder verſchonte, war zerriſſen. Der Unglückliche machte dieſe Riſſe im Zuſtande ſeiner Verzweiflung.

Man denke ſich in die Lage dieſes Mannes, und man wird das Schreckliche derſelben fühlen. Man denke ſich den Wiedereintritt ſeines Bewußtſeyns, und ſtelle ſich vor, wie uns zu Muthe ſeyn würde, wenn wir aus einer ſolchen Betäubung erwachten, uns in Geſellſchaft verweſender Leichname erblickten, Todtengeruch in uns zögen, leben wollten, und nicht konnten, und man wird gewiß zurückbeben bey dieſer Vorſtellung.

3.

Ein durch Poſaunenſchall Wiedererweckter erzählet ſeine Geſchichte.

In Ingolſtadt war ein junger Studierender gefährlich krank, ſo zwar, daß ſeine Aerzte aus guten Gründen an der Herſtellung ihres Patienten zweifeln konnten. Stündlich wurde es mit dem Darniederliegenden ſchlimmer. Kunſtverſtändige, Verwandte und Freunde gaben alle Hoffnung auf, und nahmen ſtummen Abſchied von dem Sterbenden, der noch in ihrer Gegenwart vollendet zu haben ſchien. Erblaßt, kalt, und ohne ſichtbare Bewegung lag er da. Man nahm ihn aus dem Bette, entkleidete ihn, wuſch ihn mit kaltem Waſſer und brachte ihn in eine entlegene Kammer des Hauſes, wo er auf ein Brett gelegt, neben ihm eine brennende Lampe geſtellt, und überhaupt ſo behandelt wurde, wie es insgemein bey Todten zu geſchehen pflegt. Noch an demſelben Tage kam der Tiſchler und nahm das Maß zum Sarge von ihm. Man öffnete das Fenſter der Kammer und ſtellte zwey alte Weiber zu der Leiche, deren Beſtimmung war, wechſelweiſe zu bethen und zu ſingen. Des folgenden Tages legte man den Todten in den Sarg, gab ihm ein

Kreuz in die Hände, und band ſie ihm mit einem ellenlangen Roſenkranze recht feſt zuſammen. Des Nachmittags wurde der Deckel des Sarges über ihn gelegt, und mit hölzernen Nägeln vernagelt; denn die Beſtattung der Leiche zur Erde war auf den Abend angeordnet. Dieſer rückte heran, und man brachte den Sarg mit dem Todten in den Hof des Hauſes, wo bereits die Begräbnißgäſte verſammelt waren, und auf den Prieſter warteten. Dieſer kam, und mit ihm auch Küſter, Leichenträger und die Männer mit den Poſaunen. Der Prieſter bethete, und die Chorknaben ſangen, die Poſaunen ertönten, die Leichenträger bemächtigten ſich des Sarges; aber welch ein Schreck überfiel nicht Alle, als der Deckel des Sarges aufſprang, und der vermeinte Todte mit einem entſetzlichen Geſchrey ſich emporhob, die mit dem Roſenkranze feſt gebundenen Hände von einander riß, und einen wilden Blick auf die erſtaunte zitternde Verſammlung hinwarf. Die Leichenträger ließen den Sarg fallen und liefen bebend davon. Der bethende Prieſter verſtummte. Die ſingenden Knaben ſchwiegen und verkrochen ſich. Die Begräbnißgäſte wußten nicht, wie ihnen geſchah.

»Um Gottes Willen! ſchrie der zum Leben Wiedererwachte, — um Gottes Willen erbarmet euch meiner! Ich lebe!«

Nur langſam näherte man ſich dem Bittenden. Es brauchte lange, bis man ſich wirklich überzeugte, daß es keine Geiſtererſcheinung ſey. — Endlich verſchwanden Schreck und Furcht, und der Erſtandene erhielt Hülfe. Auf ſeinem Zimmer erzählte er Nachſtehendes von ſeinem Zuſtande:

»Stufenweiſe verlor ich meine Kräfte. Kein Glied vermochte ich zu bewegen. Die Zunge verſagte mir ihre Dienſte. Meine Augen ſahen, meine Ohren hörten; ich fühlte, und war mir meiner ſelbſt bewußt. Ich litt unausſprechlichen Schmerz, als man mir die untere Kinnlade gegen die obere drückte. Das Bethen und Singen war ein rollender Donner für mein Ohr, und das Lampenlicht ſchnitt wie ein ſcharfes Schwert im Innern des Auges. Als man mich aus dem Bette hob und betaſtete, glaubte ich radgebrochen zu werden, und jeder Tropfen kaltes Waſſer, der auf mich fiel, ſchien mir ein Dolchſtich zu ſeyn. Der Anblick des Sarges, das Gefühl meiner ganzen Behandlung, der Gedanke, daß ich lebend werde begraben werden, daß ich ohne Rettung verloren ſey; dieß, Freunde, waren Qualen, die ich mit Worten zu bezeichnen außer Stand bin. Mit ganzer Seele wirkte ich auf meinen Körper, aber ich wirkte vergebens. Keine Muskel gehorchte dem Willen. Ich mußte mich in den Sarg einſchließen laſſen und den entſetzlichſten Tod immer näher kommen ſehen. Doch Dank ſey den Männern mit den Poſaunen! Der durchdringende Schall dieſes Inſtruments erſchütterte mein ganzes Weſen. Mit Einemmale fiel es wie eine ſchwere Laſt von mir; ich konnte mich bewegen. Hier hob ich mich im Sarge, riß die Hände von einander, ſtieß mit Gewalt den Deckel von mir, und trat wieder in die Welt ein, aus der man mich ſo eben entfernen wollte.«

So erzählte der Wiederaufgelebte, und ſeine Geſchichte gibt uns die Lehre, daß wir ja alle mögliche Vorſicht bey allen denjenigen anwenden ſollen, die uns todt zu ſeyn ſcheinen.

4.

Wiederauflebung des Hrn. Schloß-Küſters Wuth, in Hannover, von ihm ſelbſt erzählt.

Herr Schloß-Küſter Wuth theilt uns in dem hannöveriſchen Magazin, vom Jahre 1791, im 89. Stücke, folgende Geſchichte aus ſeiner Jugend mit:

»Eine ſchwere Krankheit warf mich in meinem Knabenalter darnieder. Man gab mir Arzney, jedoch nicht Beſſerung, wohl aber ein Zuſtand folgte darauf, den meine Eltern für den Tod ſelbſt anſahen, ungeachtet ich mir meiner bewußt blieb, und ich auch Alles, was um mich her vorging, beobachtete und vernahm. Ich hörte das laute Weinen und Jammern meiner Mutter und Geſchwiſter; hörte, wie man vom Rufen der Todten-Frau ſprach, wie es einer von meinen Schweſtern aufgetragen wurde, ſie zu rufen, und wie die Aelteſte dagegen die Einwendung machte, daß die alte Frau eine Hexe ſey. Indeſſen entſchloß man ſich doch endlich, ſie kommen zu laſſen; und noch iſt's mir, wenn ich an jenen Vorfall denke, als ſähe ich dieſe große, breitſchultrige, vermummte Katharine zu mir kommen, und in das bey ihrer Ankunft lauter werdende Weinen und Schluchzen mit einſtimmen. — Ich ſah, wie mein Vater das Stroh zu meinem Todtenlager bey meinem Bette vorbey in die Kammer trug, und die alte Katharine auf mich zukam, und mir die Augen zudrückte. Ich wurde gewaſchen und in die Kammer getragen. — Bey dieſem ganzen Vorgange hatte ich mein völliges Bewußtſeyn. Bis die Todtenfrau mir die Augen zudrückte, konnte ich Alles ſehen und hören. Körperliche Schmerzen litt ich nicht; und da ich von der Angſt und dem Leiden lebendig begraben zu werden, nichts wußte, wurde ich von keiner Beſorgniß beunruhigt.

Wie lange Herr Wuth in der Kammer gelegen, und auf welche Art er wieder zum Gebrauche ſeiner Glieder gekommen, und wie man ſein Aufleben zuerſt wieder erkannt hat, davon weiß er bis auf dieſe Stunde nichts. In ſeinem väterlichen Hauſe ſchwieg man davon, und bald verließ er auch ſolches nach dieſem Vorfalle.

5.

Ein Diebſtahl in der Gruft rettet einer lebendig begrabenen Frau das Leben.

In London fiel die kranke Gattin eines ſehr reichen Partikuliers in eine ſo tiefe Ohnmacht, daß man

ſie allgemein für todt hielt, und alle Anſtalten traf,
zur Erde zu beſtatten. Man kleidete ſie überaus koſtb
und der betrübte Gemahl ſteckte ihr noch zum Ueb
fluße einen ſehr ſchönen Ring, von großem Wert
an einen ihrer Finger. Das Begräbniß ging vor ſ
Man brachte ſie nach dem Beerdigungsorte, und üb
gab den Sarg dem Todtengräber. Dieſer verſchloß
in ein Gewölbe und wartete mehrere Leichen ab,
ſolche alsdann gemeinſchaftlich unter die Erde zu br
gen. In England, beſonders in London, iſt es etw
Gewöhnliches, die Todten auszugraben und ſie
berauben, ja ſelbſt die Leichname zu ſtehlen, um ſi
Anatomiker zu verkaufen. Das Gerücht von der v
züglich koſtbar gekleideten Verſtorbenen verbreitete
bald über das ganze Viertel, in welchem ſie wohn
und kam alſo auch zu Ohren eines ſolchen Leichendie
der auf der Stelle den Entſchluß faßte, die Verblich
ihrer Koſtbarkeiten zu berauben, welches ihm auch
ſo leichter zu ſeyn ſchien, weil er wußte, daß ſie ſich
in einem Gewölbe verſchloßen befände, das er o
Mühe aufzubrechen gedachte. Mit den nöthigen W
zeugen verſehen, verfügte er ſich des Nachts zu d
Todtengewölbe, das ganz frey ſtand, und von der W
nung des Todtengräbers weit entfernt war. Nur ei
ganz geringen Gewalt bedurfte es, und die Thür
Gewölbes ſprang auf. Eine Blendlaterne gab d
Diebe das erforderliche Licht. Er öffnete den Sarg
alsbald fiel auch der theuere Ring an dem Finger

Todten ihm ins Geſichte. Die Beute war ihm willkommen. Einen ſo reichen Fang zu machen, glückte ihm noch niemahls. Er wollte den Ring von dem Finger der Verſtorbenen ziehen, aber ſeine Mühe war vergebens. Der Finger war angelaufen, und der Ring ſteckte gleichſam im Fleiſche. Der Dieb, der keine Zeit verlieren wollte, ziehet ein ſcharfes Meſſer hervor und fängt an den Finger ſammt dem Ringe wegzuſchneiden. Aber wie fährt er nicht zuſammen, als bey dem Anſetzen des Meſſers die vermeinte Todte erwacht, ſich empor hebt, und »Wo bin ich«! mit lauter Stimme aufſchreyt. — Der Dieb zittert und bebet, das Meſſer fällt ihm aus den Händen und der Schrecken wirft ihn darnieder. — Die Erwachte ſammelt all ihre Kräfte, und rufet nach Hülfe. Der Todtengräber und ſeine Gehülfen hören ſie; man eilet herbey und rettet das Leben einer Perſon, die man, in der Ueberzeugung, daß ſie wirklich todt ſey, lebendig begraben haben würde. — Der Dieb wurde ins Gefängniß geworfen, erkrankte und ſtarb kurze Zeit darauf.

6.

Eine Dame wird lebendig begraben, und in der Gruft entbunden. — Mutter und Kind ſterben eines ſchrecklichen Todes.

Ein adelicher Gutsbeſitzer, der ein Witwer war, ſtarb bald nach dem Tode ſeiner Gemahlin. Der Gram über ihren Verluſt, — (ſie verſchied im achten Monathe ihrer Schwangerſchaft) — hatte ſeine Kräfte aufgezehrt und ihn in die Arme des Todes geworfen. Ehe nun das Begräbniß des Gutsherren vor ſich ging, verfügten ſich der Kirchendiener und der Todtengräber in die Familiengruft, um da einen Platz für ihn auszuſuchen. Kaum öffnen ſie die Thür des Gewölbes, ſo ſtürzte auch ſchon der Kirchendiener vor Schreck und Entſetzen zu Boden: denn eine fürchterliche Geſtalt fiel ihm in die Augen. Der Todtengräber zitterte wie Eſpenlaub; jedes Haar ſeines Kopfes ſträubte ſich empor. Die verſtorbene Gemahlin des Gutsherren, angethan mit einem weißſeidenen Todtenkleide, ſaß auf ihrem Sarge. Mit dem Rücken lehnte ſie ſich an die Mauer des Gewölbes und auf ihrem Schoße lag ein Gerippe von einem neugebornen Kinde. Das lange weiße Kleid war mit Blut beſleckt und ihr Geſicht grauſam entſtellt. Der Kirchendiener lag ohnmächtig auf der Erde, und dem Todtengräber gebrach es an Kräften, ſich von dem Steine zu entfernen, auf den er ſich ſtützte. So ſehr hatte der Schreck auf dieſe Leute gewirkt. Indeſſen kam des Kirchendieners Hund herzugelaufen und bellte. Der Todtengräber erholte ſich, und lief, was er konnte, nach dem Schloße, die Sache dem Sohne des verſtorbenen Herrn zu melden. Das Bellen des Hundes war nicht unnütz; der Kirchendiener erwachte dadurch aus ſeiner Betäubung und rief Leute herbey. Der Todtengräber kam ganz verſtört und außer Athem auf dem Schloſze an. Stotternd und mit ſtammelnder Zunge brachte er kaum die Worte hervor: »Ach, die ſelige gnädige Frau im Gewölbe! — Gott erbarme ſich!« Der Verwalter, der keine Geſpenſter glaubte, ſchalt den zitternden Mann ein Kind. »Nein, Herr, ſagte dieſer, leibhaftig ſah ich unſere liebe gnädige Frau im Gewölbe, auf ihrem Sarge ſitzet ſie, ſchrecklich anzuſehen.« Noch hatte der Todtengräber nicht geendet, und ſchon waren mehrere Leute aus dem Dorfe da, dem Verwalter von dieſer außerordentlichen Begebenheit die Nachricht zu geben. Der Verwalter eilte nach der Familiengruft, und fand mit großer Betrübniß, daß es wirklich der todte Leichnam der vor einem halben Jahre während ihrer Schwangerſchaft plötzlich verſtorbenen Gutsbeſitzerin war. Eigentlich war dieſe Unglückliche nicht geſtorben; nur eine ſtarke Ohnmacht, — denn es gibt Beyſpiele, daß dergleichen Ohnmachten 3, 4, ja noch mehrere Tage anhalten können, — gab ihr das Ausſehen des Todes. Im Gewölbe kam ſie wieder zu Sinnen, aber keine Rettung war für ſie möglich. In Angſt und Verzweiflung hatte ſie ſich das Geſicht und die Arme zerfleiſcht und durch ſtarke Bewegung ihre Niederkunft befördert. Weil der Sarg, auf den ſie ſich geſetzt hatte, eben in einer Ecke des Gewölbes ſtand, ſo war ihre Leiche im Tode nicht umgefallen, und ſah deſto fürchterlicher aus. Retten konnte man ſie auf keinen Fall; denn die Kirche, worin ſich dieſes Gewölbe befand, war nur eine Kapelle, die ganz abſeits lag, und nur des Jahres einmahl geöffnet wurde. Sie machte alſo ſchreyen und klopfen, wie ſie wollte, ſo konnte doch kein menſchliches Ohr ſie hören, keine menſchliche Hand ihr Hülfe anbiethen. — Entſetzlicher Zufall! In einem engen, mit verdorbener Luft angefüllten Gewölbe, dem Hunger preis gegeben, dahinſchmachten, gebären, und mit dieſem Gebornen langſam ſterben müſſen, ha, wo finde ich Worte, dieſen unausſprechlich ſchmerzhaften Zuſtand zu beſchreiben?

7.

Ein Liebhaber rettet ſeine ſcheinbar todt begrabene Geliebte. — Daher entſtandener Rechtsſtreit.

Zwey Kaufleute in der Straße St. Honore zu Paris, beyde durch herzliche Freundſchaft miteinander verbunden, hatten jeder ein Kind, der Eine einen Sohn, der Andere eine Tochter, die auch ungefähr von gleichem Alter waren. Dieſe Kinder wuchſen mit einander auf, die genaueſte Freundſchaft zwiſchen ihnen, und in der Folge eine zärtliche Liebe, war dir Folge davon, die auch von ihren Eltern nicht gemißbilliget ward. Schon ging man damit um, die Liebenden durch eine noch feſtere Verbindung auf immer glücklich zu machen, als es einem ſehr reichen Herrn einfiel, ſich in das

Mädchen zu verlieben, und dadurch, daß er um ſie anhielt, einen Querſtrich durch die herrlichen Plane der beyden zärtlichen Freunde zu machen. Leider war das anſehnliche Vermögen dieſes Freyers für die Eltern des Mädchens ein zu mächtiger Reiz, als daß ſie ſich durch die gerechten Einwendungen und den Widerwillen ihrer Tochter hätten abhalten laſſen, dem Manne zu willfahren. Das arme Mädchen ward gezwungen, nachzugeben, und ſich ganz wider ihre Neigung mit dem aufgedrungenen Bräutigam zu vermählen. Ihr ehemaliger Geliebter mußte von dieſem Augenblicke an ihre Wohnung meiden; aber dieſe gekränkte Liebe zog ihrem zärtlichen Herzen eine ſtille Schwermuth zu, aus welcher ſie bald in eine ſchwere Krankheit verfiel, die ſie ſehr erſchöpfte, und am Ende ſo betäubte, daß man ſie für wirklich geſtorben anſah und zur Erde beſtattete.

Ihr Jugendfreund, der das traurige Schickſal ſeiner Geliebten erfuhr, erinnerte ſich, daß ſie ehemals einen heftigen Anfall von Schlafſucht gehabt hatte, und ſchmeichelte ſich nun mit der einzigen Hoffnung, daß ſie auch vielleicht jetzt wieder in einen ſolchen Zuſtand verſunken ſeyn könnte. Dieſe Vorſtellung hemmte nicht nur die Gewalt ſeines Schmerzes, ſondern bewog ihn auch, die Todtengräber zu beſtechen, und mit deſſen Hülfe ſeine geliebte Freundin, während der erſten Nacht, aus ihrer Gruft heraus zu ſich in ſeine Wohnung zu bringen. Hier legte er ſie ans Feuer, rieb ſie mit warmen Tüchern und ſuchte ſie durch alle nur mögliche Mittel wieder ins Leben zurück zu bringen. Nach einigen Stunden wurde ihm ſeine Mühe reichlich belohnt. Sie fing an zu ſeufzen und ihr Leben kehrte wieder. Man denke ſich das Erſtaunen der Neuvermählten, als ſie ſich in einem fremden Hauſe, und in den Armen ihres ehemaligen Liebhabers ſah, der ihr Alles erzählte, was mit ihr vorgegangen war. Sie fühlte es, wie viel ſie dem Retter ihres Lebens zu danken hatte. Dieß beſtimmte ſie, ihr Schickſal mit dem ſeinigen zu theilen, und mit ihm heimlich nach England zu ziehen. Nach zehn Jahren kehrte dieß ſeltne, durch den Tod vereinte Paar, nach Frankreich zurück, ohne im geringſten zu ahnen, daß ihm irgend ein beunruhigender Vorfall begegnen dürfte. Von ungefähr erblickte der ihr gezwungener Weiſe gegebene Gemahl ſeine vorige Gattin. Ihr Anblick und das Wiedererkennen war, trotz der Ueberzeugung, die er von ihrem Tode hatte, Eins. Er wendete Alles an, um ihre Wohnung ausfindig zu machen und forderte ſie endlich durch die Gerichte als ſeine Frau zurück. Er behauptete, ſie gehörte ihm noch zu; der Zweyte, ſie ſey für jenen todt und nun für ihn, und durch ſeine Bemühungen lebendig geworden. Aber die Gerichte waren für den Erſtern. Der Prozeß ward eingeleitet. Doch die Liebenden warteten ihn nicht ab und flohen nach England, wo ſie ruhig ihre Tage mit einander beſchloßen.

8.

Sonderbare Wiederauflebung einer Jüdin im Grabe.

Heiß liebte ein biederer Jüngling die ſanfte Karoline. Schon mehrere Jahre hatte er um ſie geworben; immer aber verſchob der Vater die Einwilligung zur Ehe. Plötzlich ſtirbt dieſer, und noch weniger war jetzt der Vormund zu bewegen, ſich dem jungen Manne antrauen zu laſſen. Er hatte ſie für Einen aus ſeinen Vettern beſtimmt. Obſchon ſich Karoline dagegen ſträubte, ſo blieb doch der Vormund bey ſeinem gefaßten Entſchluße, und um ihn deſto ſicherer ausführen zu können, kartete er die Sache ſo, daß der Vetter das Mädchen mit Gewalt an ſich riß, und mit ihr aus ihrem Wahnorte floh. Der Jüngling erfuhr es und beſchloß, dem Räuber nachzuſetzen, und ihm die Beute zu entziehen. Es glückte ihm, den Fliehenden einzuholen, und mit Hülfe einiger Freunde, das Mädchen den Händen ihres Verführers zu entreißen. Da ihr Retter zu Pferde war, mußte ſich Karoline bequemen, mit ihm ſich aufzuſetzen. Der Liebhaber eilte im ſtärkſten Galopp der Stadt zu, willens, daſelbſt den Vorfall der Obrigkeit anzuzeigen und den Schutz der Geſetze für ſich und ſeine Geliebte zu erbitten. Ein Fall des Pferdes machte, daß Beyde auf dem Wege zu verweilen gezwungen waren; denn Karoline hatte ſich eine Wunde geſchlagen, welche verbunden werden mußte. Die ſie begleitenden Freunde waren abſeits nach einem Dorfe geritten, um einen Wundarzt zu beſorgen. Der Entführer, der dem ihm entriſſenen Mädchen nacheilte, war nicht mehr fern. Kaum erblickte ihn von weitem der Jüngling, ſo hob er auch ſchon ſeine blutende Karoline aufs Pferd, ſchwang ſich zu gleicher Zeit auf daſſelbe, und ritt dem Dorfe zu, wohin ſich ſeine Freunde begeben hatten. Vor dem Dorfe wurde er einer Art von Gottesacker anſichtig. Hieher floh er, und ſuchte ſich unter den Leichenſteinen zu verbergen. Beyde ſtiegen vom Pferde, und kaum berührte ihr Fuß die Erde, ſo ſanken ſie auch ſchon in eine tiefe Grube. Ihr Verfolger, der ſie aus dem Geſichte verlor, ſchlug einen ganz andern Weg ein. Die Verſunkenen, die nun bey Mondesſchimmer keine Gefahr um ſich ſahen, bemüheten ſich aus der Grube zu kommen und traten auf einen Sarg. Der Sarg, der nur loſe aus einigen Bretern zuſammen geſchlagen war, ging von einander; Karoline und ihr Geliebter waren niedergefallen und fielen gerade auf den Leichnam hin, der ſich in dem Sarge befand. Sie entſetzten ſich bey dem Anblicke deſſelben, noch mehr aber, als ſich dieſer Leichnam zu regen anfing und aus hohler Bruſt ſeufzte. Der Jüngling faßte Muth, nahm die wiederauflebende Perſon in ſeine Arme und richtete ſie empor. Noch einigemale ſeufzte dieſe und fing am Ende zu reden an:

»Warum wollt ihr mich tödten? Was that ich euch zu Leide? Menſchen, ſeyd barmherzig!«

»Ha, ſie lebt!« rief der brave Jüngling aus, zog ſeinen Oberrock ab, hing ihn der erſtandenen Todten um und pflegte ihrer in Gemeinſchaft mit ſeinem Mädchen ſo gut er konnte. Der Morgen war indeſſen angebrochen und jezt erkannte der edle junge Mann ſeine Gerettete. Sie war eine Jüdin und das Leichenfeld ein jüdiſcher Begräbnißort. Nun arbeiteten ſich dieſe drey Perſonen aus der Grube, und verfügten ſich in das väterliche Haus der Jüdin. — Kurz nach ihrem ſcheinbaren Tode wurde ſie zu Grabe getragen. Der Todtengräber, der ein anderes Geſchäft vor ſich hatte, ſenkte ſie zwar in die Grube, füllte aber dieſe nicht mit Erde an, ſondern legte bloß einſtweilen ein paar morſche Bretter über das Grab, und wollte erſt nach vollbrachtem Geſchäfte die Vermachung deſſelben vornehmen.

Die ſchöne Handlung des Jünglings wurde bald der Stadtobrigkeit bekannt, und mit Freuden gab ihm dieſe zum Lohne — Karolinen.

Die Jüdin blieb, ſo lange ſie lebte, dieſem Paare dankbar, und ihre Nation lernte aus dieſer Geſchichte, wie übel die Gewohnheit ſey, ihre Todten ſo geſchwind, als thunlich, aus dem Sterbehauſe nach dem Grabe zu bringen.

9.

Geſchichte eines wiedererwachten Begrabenen, und ſchauerliches Ende deſſelben; — von ihm ſelbſt beſchrieben.

In Spanien ſtürzte eine alte Kirche ein. Bey Wegräumung des Schuttes kam man an ein Gewölbe, worin ſich noch verſchiedene zinnerne Särge befanden. Nur ein hölzerner war darunter; nicht weit von demſelben lag der Deckel zertrümmert und neben bey ein ſchon halb zu Staub gewordenes Menſchengerippe. Das Gewölbe hatte ein kleines Fenſter, das ſehr hoch war und nach einer wüſten, menſchenleeren Gegend zuging. Der Anblick des offenen Sarges und des nicht weit davon liegenden Gerippes, führte natürlich auf die Vermuthung, daß wohl ein Scheintodter hier beygeſetzt worden, und eines höchſt jammervollen Todes geſtorben ſeyn möchte. Bey näherer Nachforſchung ward dieſe Vermuthung Gewißheit; man las nähmlich auf einem der zinnernen Särge die Geſchichte des Unglücklichen, von ihm ſelbſt in den Tagen ſeines Dahinſterbens, mit dem metallenem Krucifixe, das man ihm mitgegeben hatte, in das Zinn gegraben. Die Geſchichte lautete alſo:

»Wer du immer ſeyn magſt, der du einſt bey dieſem Sarge ſteheſt, lies meine ſchreckliche Geſchichte und erinnere dich meiner im Gebethe. — In ſtarrer Sinnloſigkeit begrub man mich. Mein zinnerner Sarg war noch nicht fertig; man ſetzte mich einſtweilen in einem hölzernen meinen Vätern bey und gedachte erſt nach der Hand, dieſen in jenen zu ſchieben. So hörte ich diejenigen ſprechen, die mein Begräbniß beſorgten, ohne daß ich ein ſichtbares Zeichen eines noch in mir vorhandenen Lebens geben konnte. Man begrub mich, verſchloß das Gewölbe und entfernte ſich. Bey meinem Erwachen, oder vielmehr bey der Wiederkehr meiner Bewegungskraft, ſtieß ich mit Gewalt den Deckel von dem Sarge, in welchem ich lag und ſuchte Rettung. Nur ein ſchwaches Licht fiel durch das Fenſter auf die um mich ſtehenden Särge herab. Die Höhe des Fenſters machte es mir unmöglich, zu demſelben zu kommen. Die Thür war feſt verſchloſſen. Ich ſchrie aus allen Kräften, aber ich wußte, daß man mich nicht hören konnte, wußte, daß nicht eher Menſchen in das Gewölbe kommen, als bis der zinnerne Sarg verfertigt ſeyn würde. Dieſer Gedanke war noch mein einziger ſchwacher Troſt. Von meiner Krankheit noch nicht hergeſtellt, durch die Anſtrengung meiner Kräfte ermattet und ohne die geringſte Nahrung, konnte ich nichts anders, als das ſchrecklichſte Ende erwarten. Mit jedem Athemzuge athmete ich peſtilenzialiſche Luft, mit jeder Minute fühlte ich mich ſchwächer. Die Lunge verſagte mir ihre Dienſte, meine Zunge lechzte nur, meine Füße wankten, meine Kniee brachen. Ich winſelte. Mein Speichel wurde ſcharf und brannte mich im Munde, wie Schwefelfeuer. Ich trank meinen Harn und aß meinen Unrath.

Schneidende Schmerzen empfand ich im Unterleibe. Auf Vieren krieche ich nun zu dieſem Sarge und ſchreibe meine Geſchichte unter den grimmigſten Qualen mit dem metallenen Bilde des Gekreuzigten, der es mir gewiß vergeben wird, wenn ich meinen unausſprechlichen Leiden durch eigene Handanlegung ein Ende mache. — Ha, welche Zuckungen! Welch eine Hitze in meinem ganzen Weſen! Vom Fenſter rinnet eine ſtinkende Jauche herab, ich will mich hinſchleppen und ſie auflecken von dem Marmor, der die Wand bekleidet. — — O könnte ich dieſe Särge öffnen! Vielleicht iſt noch Fleiſch an den Leichnamen, das mein Leben friſten könnte? Doch, auch dieſes iſt mir nicht vergönnt; es mangelt mir an Kraft. — O Schmerz! Schmerz! — Heiliger Erbarmer dort oben, ſieh auf mich Elenden herab! — Ich kann nicht — ich kann nicht! Wie es mich darnieder wirft, die Augen aus ihren Höhlen treibt! Gott, mein Schöpfer, Gott, mein Erlöſer, Gott, Herr, der Du Alles vermagſt, rette mich, rette mich! — — — Nein! Es iſt beſchloſſen! Richter dort oben, du verzeihſt! Mit dieſem Leichentuche will ich mich erwürgen; die leidende Kraft in mir iſt erſchöpft; das Maß iſt voll; — ich ende.

Dieß las man auf dem Sarge. — Das Leichentuch hing noch zuſammengerollt um den Hals des Gerippes.

10.

Ein Mädchen, das zergliedert werden ſollte, erwacht in der Wohnung des Wundarztes, und ſtirbt wegen Mangel an Hülfe.

Im Jahre 1746 ging ein Mädchen aus einem Dorfe unweit Paris zur Stadt. Unterwegs überfiel ſie eine Uebelkeit und ſie ſah ſich gezwungen, bey einem Landmanne ihrer Beſſerung abzuwarten. Man gab ihr Arzney, aber die Beſſerung erfolgte nicht, ja es verſchlimmerte ſich ſo ſehr mit ihr, daß man ihren Tod befürchtete. Der Bader des Ortes verſuchte Alles, was ſeine eingeſchränkte Kunſt vermochte; aber er bemühete ſich vergebens; das Mädchen erblaßte in ſeiner Gegenwart. Da man ſie allgemein für todt hielt, verſchloß man den Leichnam in eine Kammer. Der Bauer, welcher die Verſtorbene aufgenommen hatte, war nach Paris gegangen und verkaufte da den Körper ſeiner Entſeelten an einen jungen Wundarzt, der ſich auf Anatomie verlegte. Der Körper ward abgeholt, und der Wundarzt legte ihn in ein Gemach, das neben ſeiner Schlafſtube gelegen war. Die Zergliederung des Mädchens behielt er ſich auf den andern Tag vor. Als er des Nachts, wegen Mangel an Schlaf, in einem Buche las, ward er auf einmahl durch eine nicht fern von ihm ſich dumpf erhebende Stimme geſtört; er horcht und horcht; es waren klägliche Töne und ſchwere Seufzer. Die Todte in der Kammer fiel ihm ein, und die Furcht bemächtigte ſich ſeiner. Halb angekleidet verließ er eilig ſeine Wohnung, und eilte zu ſeinem Lehrer, dem berühmten Brühier, welchem er den Vorfall meldete. Brüdier ſäumte nicht, ſich zu dem Wundarzte zu begeben. Lehrer und Schüler kommen nach ein paar Stunden bey der Leiche an, aber leider, ſie kamen zu ſpät; doch noch immer früh genug, um die für ein menſchliches Herz allemahl höchſt traurige und erſchütternde Entdeckung vom dem vergeblichen Kampfe zu machen, denn dieß vernachläßigte, unglückliche Mädchen zu kämpfen hatte, da ſie ihre wiederkehrenden Ueberreſte von Lebenskraft anſtrengte, um ſich aus dem Tuche heraus zu winden, in welches ſie gewickelt worden war. Mit einem Fuße ſtand ſie auf der Erde, der andere lag auf dem Brette. Der Kopf hing über das Brett hinab. Brühier bot ſeine ganze Wiſſenſchaft auf, um die Arme wieder ins Leben zu verſetzen; aber ohne Erfolg. — Das Mädchen war — und blieb todt.

11.

Der Beſuch nach dem Tode.

In Köln ſtarb vor einer Reihe von Jahren eine reiche Frau, deren Ehemann ihr zum Beweiſe, wie ſehr er ſie im Leben geſchätzt habe, eine goldene Kette mit in den Sarg gab, die ihren Hals zierte.

Durch die Hausleute erfuhr es der Todtengräber und es gelüſtete ihn nach der Kette. Kaum war die erſte Nacht nach dem Begräbniſſe angebrochen, als er voll von den angenehmſten Ausſichten, die ihm ſeine Einbildungskraft vormahlte, mit einer Laterne zu dem Grabe ging, ſolches aufgrub und den Sarg öffnete. Noch hatte er die Halskette nicht berührt, als ſich zu ſeinem größeſten Erſchrecken die Todte aufrichtete. Der Todtengräber floh halb todt mit Zurücklaſſung ſeiner Leuchte davon und glaubte nicht anders, als der Geiſt der Begrabenen wolle ihn für ſeine frevelhafte Abſicht nach Verdienſt züchtigen. Die Frau ſtand inzwiſchen aus dem Sarge und dem Grabe wieder auf, nahm die Laterne und ging in ihrem Sterbekleide nach ihrer Wohnung. Sie klopfte an. Die Magd öffnete die Hausthüre und erblicket ihre ſo eben begrabene Gebietherin. Sie kam faſt von Sinnen bey dieſem Anblicke. Ihr heftiges Aufſchreyen hatte den Wittwer geweckt. Dieſer kam zu ſehen, was es gäbe, und fand ſeine Gattin mit der vor Schreck niedergeſunkenen Magd beſchäftigt. Auch er entſetzte ſich. Die Frau nahm das Wort, und ſprach: »Theurer Gemahl, fürchte dich nicht; ich lebe, und eile wieder in deine Arme.« Der Gemahl erhielt ſeine Beſonnenheit wieder, ſchloß die Erſtandene in ſeine Arme und vernahm von ihr die Geſchichte ihres Wiederauflebens, die wir eben unſern Leſern mitgetheilt haben. Die

Frau lebte noch viele Jahre, gebar Kinder, und ſtarb in hohem Alter.

12.

Wiederaufleben und trauriges Ende des Kardinals Eſpinoſa. — Zwey andere Geſchichten.

König Philipps des Zweyten von Spanien erſter Staatsminiſter, der Kardinal Eſpinoſa, ſtarb und Jedermann hielt ihn für todt. Sein Körper ſollte der Gewohnheit gemäß einbalſamirt werden. Der Wundarzt, dem dieſes Geſchäft aufgetragen wurde, ſchnitt ihm die Bruſt auf. Kaum war der Schnitt geſchehen, ſo erwacht der Kardinal, ſchreyet mit durchdringender Stimme, und fährt mit der Hand nach dem Meſſer. Der Wundarzt flieht, und unter den grauſamſten Schmerzen verblutet der von aller Menſchenhülfe abgeſonderte Kardinal.

Von dem zu ſeiner Zeit berühmten Wilkes in London wird erzählt, daß er einſt plötzlich krank geworden, und den Athem dergeſtalt verloren habe, daß man ihn völlig für todt hielt. Er ward wirklich in den Sarg gelegt, und ſollte bald dem Schoße der Erde anvertrauet werden. Gerade in dem Augenblicke, da man den Sarg zudecken wollte, richtete ſich Wilkes zum größten Erſtaunen der Anweſenden wieder auf, und man überzeugte ſich, daß ſein vermeinter Tod weiter nichts, als eine ſtarke Ohnmacht geweſen war.

Nicht ſo glücklich war ein bedauernswürdiger junger Mann, Nahmens Bünting, Hofmeiſter eines Herrn von Schwichelt, der auf einer Reiſe durch die Schweiz in eine ſehr ſchwere Krankheit verfiel, für todt gehalten und begraben wurde. Dieſer unglückliche Mann hätte noch ſehr wohl gerettet werden können, weil das Leben oder vielmehr, — denn das Leben ſelbſt war noch nicht von ihm gewichen, das Bewußtſeyn und die Bewegungskraft, nicht etwa erſt, da er im dumpfen Grabe lag, ſondern ſchon während man ihn dahin trug, wiederkehrte. Die Träger bemerkten nähmlich eine Bewegung im Sarge, hatten aber entweder aus Leichtſinn oder aus Empfindlichkeit, oder aus Aberglauben keine Anzeige auf der Stelle hievon gemacht. Als von einer gleichgültigen Sache ſprachen ſie in Wirthshäuſern davon und erſt nach mehreren Tagen erfuhr es ganz von ungefähr Hr. von Schwichelt. Er erſchrack heftig darüber und gab ſich alle Mühe, es dahin zu bringen, daß ſein Hofmeiſter, den er ſchätzte, wieder ausgegraben werden durfte. Und welch ein empörender, entſetzlicher Anblick zeigte ſich ſeinen thränenden Augen! Der Unglückliche lag umgekehrt im Sarge auf ſeinem ſchrecklich verzerrten Geſichte, hatte das Fleiſch von den Fingern abgenagt und war alſo auf die fürchterlichſte Weiſe verſchieden.

13.

Eine unſchuldig Gehenkte tritt unter dem Meſſer des Anatomikers wieder ins Leben zurück. Ihr Benehmen beym Erwachen.

Vor ungefähr 28 oder 29 Jahren hatte ſich ein unges Mädchen vom Lande, die von ſehr angenehmer Bildung war, bey einem angeſehenen Manne in Paris in Dienſt begeben, der, zum Unglück für ſie, alle die Unarten an ſich hatte, welche in großen Städten die gewöhnliche Folge des überhandnehmenden Sittenverderbens ſind. Des Mädchens Reize machten bald Eindruck auf ihn und er wandte Alles nur Mögliche an, ſie zu verführen. Allein das Mädchen war tugendhaft und widerſtand ſeinen niedrigen Zumuthungen. Natürlicher Weiſe erregte gerade dieſer Widerſtand die ſchändliche Leidenſchaft des Wollüſtlings immer mehr, und da es ihm auf keine Art gelingen wollte, ihre Unſchuld zu einem Opfer ſeiner Luſt zu machen, ſo erfand dieſer Böſewicht die ſchrecklichſte und abſcheulichſte Rache. Er brachte heimlich in die Lade, worin das brave Mädchen ihre Kleidungsſtücke verſchloſſen hielt, verſchiedene Sachen von Werth, die ihm angehörten und mit ſeinem Nahmen bezeichnet waren; klagte hierauf, man habe ihn beſtohlen ließ eine Gerichtsperſon rufen und machte bey der Obrigkeit die gewöhnliche Anzeige von dem angeblichen

Diebſtahle. Jeder Domeſtik wurde unterſucht, alſo auch das arme Mädchen. In ihrer Lade fand man die geſtohlen ſeyn ſollenden Sachen.

Man warf das Mädchen ins Gefängniß, das keinen andern Vertheidiger hatte, als ihre Thränen, und im Verhör nicht anders antworten konnte, als ſie wüßte nicht, wie die bey ihr gefundenen Koſtbarkeiten in die Lade gekommen wären. Sie betheuerte ihre Unſchuld, ſie bath, ſie beſchwor die Richter. Allein man müßte die damahlige Strenge und Eilfertigkeit der peinlichen Rechtspflege in Frankreich nicht kennen, wenn man glauben wollte, die Richter hätten ſich einfallen laſſen, irgend einer Vermuthung, oder einem Argwohne Platz zu geben, daß vielleicht der Ankläger dieſes armen Geſchöpfs ein Bube ſeyn könne. Kurz, ſie ließen dem Rechte nach aller Strenge den Lauf wider die Beklagte, und, ohne auf die wiederholte Betheurung ihrer Unſchuld zu achten, verurtheilten ſie das unglückliche Mädchen zum Strange.

Es war der Sohn des Scharfrichters, der an ihr ſein Probeſtück machen ſollte; und ſo war es kein Wunder, daß ſie ſehr ſchlecht gehenkt ward. Ein Wundarzt erhielt ihren Leichnam zu anatomiſchen Operationen. Als er noch an demſelben Abend ſein Inciſionsmeſſer an ihre Bruſt ſetzte, fühlte er einen Reſt von natürlicher Wärme und ein ganz ſchwaches Herzklopfen an ihr. Das Meſſer fiel ihm vor Schreck aus der Hand und er trug den Körper, den er eben anfangen wollte, zu zergliedern, in ſein Bette. Seine Bemühungen, ſie ins Leben zurück zu rufen, waren nicht vergeblich. Er ließ zu gleicher Zeit einen Geiſtlichen rufen, deſſen Verſchwiegenheit und Klugheit ihm bekannt waren, theils um ihn bey dieſem außerordentlichen Vorfalle zu Rathe zu ziehen, theils um einen Zeugen ſeines Benehmens bey dieſer kitzlichen Sache zur Hand zu haben.

In dem Augenblicke, da das unglückliche Mädchen die Augen aufſchlug, glaubte ſie ſich in der andern Welt, und da ſie die Geſtalt eines Prieſters vor ſich ſtehen ſah, der viel äußeres Anſehen und eine ausdrucksvolle Phyſiognomie hatte, faltete ſie zitternd die Hände und rief aus: »Ewiger Vater! Du kenneſt meine Unſchuld, erbarme dich meiner! Sie hörte auch nicht auf, den Geiſtlichen anzuflehen, weil ſie es dafür hielt, Gott ſelbſt zu ſehen. Es dauerte eine geraume Zeit, ehe man ſie überzeugen konnte, ſie ſey nicht todt, ſo ſehr hatte die Vorſtellung von ihrer Hinrichtung und vom Tode ihre ganze Seele eingenommen. Man kann ſich nichts Rührenderes, nichts Ausdruckvolleres denken, als das Geſchrey dieſer ſchuldloſen Seele, das ſie zu dem erhob, den ſie für ihren höchſten Richter hielt; und wenn man auch den mächtigen Zauber abrechnen wollte, der in ihren perſönlichen Reitzen lag, ſo blieb dieſer Auftritt immer einzig in ſeiner Art, immer gemacht, einen empfindſamen Mann und einen aufmerkſamen Beobachter zu intereſſiren. Welch ein Gemälde würde es für einen großen Künſtler, welch eine unterrichtende Warnung würde es für Richter abgegeben haben!

14.

Entdeckung eines Mannes, der in einem unterirdiſchen Todtengewölbe wieder zu ſich kam, und durch 20 Jahre in demſelben auf eine merkwürdige Art erhalten wurde.

In Portugal hatte eine adeliche Familie ihr Erbbegräbniß. Es war ein weitläufiges unterirdiſches Gewölbe, in welches man über viele Stufen hinabſteigen mußte. Drey bis vier Thüren, die alle eiſern waren, mußten geöffnet werden, ehe man dahin kommen konnte. Hier wurden ſeit Jahrhunderten die Todten dieſes adelichen Geſchlechtes beygeſetzt. Nach damahliger Sitte gab man ihnen Koſtbarkeiten, als Gold, Silber und Edelſteine mit in das Grab, daher auch der Eingang zu demſelben auf das ſorgfältigſte verwahrt wurde, beſonders bey ſolchen Begräbnißſtätten, wie das war, von welchem wir reden, das ſich auf dem Lande an einem ganz einſamen Orte, unter einer nie beſuchten Kapelle befand. Der neue Herr des Landſitzes ließ die alte Kapelle niederreißen und das Familienbegräbniß nach einem beſſern Geſchmacke einrichten. Als man an die vorräthigen marmornen Särge kam, in der Abſicht, ſie ſammt ihrem Inhalte tief in die Erde zu vergraben, fand man unter denſelben auch einen von Eichenholz.

Man erkannte ſogleich, daß es der Sarg des letzten Sproſſen der bereits ſchon ausgeſtorbenen Familie war, und erinnerte ſich, daß es wohl zwanzig und mehrere Jahre ſeyn möchten, daß man das letztemahl in dieſe Gruft mit einer Leiche gekommen war. Die Arbeiter waren neugierig, die Ueberreſte ihres vorigen Herrn zu ſehen. Sie öffneten den Sarg, und entdeckten keinen Leichnam darin, noch irgend eine Spur, daß je einer darin gelegen wäre. Doch bemerkten ſie, daß der Deckel ſchon vor ihnen von einer Menſchenhand geöffnet worden ſeyn mußte. Dieß machte ſie nachdenkend und begierig, die Beſchaffenheit der Sache zu ergründen. Man ſuchte lange und nirgend zeigte ſich etwas, das fähig geweſen wäre, einen beruhigenden Aufſchluß zu geben, bis man endlich ganz in der Vertiefung des Gewölbes eine hölzerne Thür gewahr wurde, die in eine Art von Keller zu führen ſchien. Die Thür ward aufgeſtoßen, und eine Schneckenſtiege fiel ins Geſicht. Man ſtieg hinab und kam in ein enges finſteres Gemach, in deſſen einer Ecke eine weiße Geſtalt unbeweglich ſaß, und bey Annäherung der Arbeiter leiſe zu ſeufzen anfing. — Die Arbeiter bebten zurück, ſie glaubten ein Geſpenſt vor ſich zu ſehen und flohen. Bald drang die Nachricht von dieſer Erſcheinung zu den Ohren des Herrn des Gutes. Dieſer, ein aufgeklärter, helldenkender Mann, ließ ſich nun zu dem vermeintlichen Geſpenſte führen und beobachtete es von ferne. Die Geſtalt verhüllte ſich die Augen mit einem Tuche, das ſchon ſehr abgenützt war. Der Schein der Fackeln ſchien ihm widerlich zu ſeyn. Sie ſeufzte und gab mit der einen Hand den Anweſenden ein Zeichen, ſich von ihr zu entfernen. Der Gutsbeſitzer redete ſie in einem ſanften Tone an; aber aus den Bewegungen, welche die Geſtalt machte, konnte man ſchließen, daß auch der leiſeſte Schall ſchmerzhaft für ihre Ohren ſey. Auf Befehl des Kavaliers ward ein Tragbette herbeygeſchafft, die Geſtalt darauf gelegt, und auf das Schloß gebracht. Es war ein Greis von ungefähr 80 Jahren. Ein langes graues Haar bedeckte ſeinen Kopf, und ein bis an die Kniee reichender Bart bekleidete den ausgemergelten Körper, der ganz mit Haaren bewachſen war. Weit ragten die Nägel über die Finger hervor. Tief im Kopfe lagen die Augen. Jedes Glied am Leibe zitterte. Nur ſtammelnd ſprach der Greis und erzählte unter ſtätem Seufzen und oftmahligem Abſetzen ſeine Geſchichte.

»Vor vielen Jahren verfiel ich in eine heftige Krankheit, an der die Kunſt der Aerzte zu ſcheitern ſchien. Man ſprach mir das Leben ab, und wirklich verſchied ich, dem Scheine nach, noch an demſelben Tage. Von meinem Tode überzeugt, begrub man meinen Leichnam und ſetzte ihn, wie ich es in den letzten Stunden meiner Beſonnenheit angeordnet hatte, in einem hölzernen Sarge in dem unterirdiſchen Gewölbe bey. Ich war nicht ohne Bewußtſeyn, ich lebte innerlich, nur die Gliedmaſſen meines Leibes waren erſtarrt. Mir war es, als hätte meine Seele gar keinen Körper zu ihrer Wohnung angewieſen.

Ich wußte von Allem nichts, was mit mir geſchah. Aber wie erſchrack ich, als das äußere Bewußtſeyn wieder bekam, als ich mein körperliches Daſeyn wieder fühlte und mich in einem engen Sarge verſchloſſen fand. Wie ein Raſender ſprang ich im Sarge auf, ſtieß glücklich den Deckel von demſelben. Hier ſah ich erſt, daß man mich ſchon begraben und zu meinen Vätern gebracht hatte. Genau mit dem Todtengewölbe bekannt, wußte ich gar wohl, daß keine Rettung für mich möglich ſey. Ich war in einem Zuſtande, davon ich das Entſetzliche und Schreckliche zu beſchreiben nicht vermag. Von allen Seiten winkte mir der grauſamſte Tod. Alle Plagen, die den Menſchen treffen können, vereinigten ſich gegen mich. Froſt, Hunger, Durſt, körperlicher Schmerz, Gram, Wuth und Verzweiflung, o — wer kann ſie alle nennen, die auf mich losſtürmten! Ich rang die Hände, ich ſchrie, daß es wiederhallte von den Mauern des Gewölbes. Ich wälzte mich auf der Erde, und knirſchte mit den Zähnen. So mochten mehrere Tage vergangen ſeyn, und noch endete mein Leben nicht. In einem Anfalle von Raſerey ſtieß ich mit dem Kopfe gegen die Wand und fühlte mein Geſicht naß. Ich fuhr mit der Zunge auf der Wand umher und leckte ſtarke Tropfen einer ſcharfen Feuchtigkeit von derſelben. Dieß war eine Entdeckung, die zu meiner Erhaltung viel beytrug. Dieſe Feuchtigkeit löſchte meinen Durſt bis auf dieſe Stunde. In den Mauerſteinen des kleinen Fenſters niſteten Dohlen; ich trank ihre Eyer aus, und gebrach es mir an dieſen, ſo nährte ich mich mit einer mir unbekannten Art von Schwämmen und Wurzelgewächſen, die hier und in den feuchten Winkeln der Gruft hervorwuchſen. So lange mein Hemde, Kutte und Leichentuch dauerten, hatte ich Kleidung, und als dieß unbrauchbar geworden, diente mir ſtatt derſelben mein langer Bart und die Haare am Körper. Mit dieſen Nägeln vergrub ich meinen Unrath. — So elend auch dieſes Leben war, ſo fand ich doch darin deutliche Beweiſe, daß die Vorſehung mein Daſeyn wolle, und ich das Recht nicht hatte, mir ſolches zu nehmen. Ich duldete. Der Mangel an hinlänglichem Lichte, die verderbte Luft, die mich umgab, die Inſekten und Würmer, denen ich nicht entgehen konnte, waren große, ſchwere Plagen für mich; aber auch ſelbſt in einigen von dieſen Plagen lag Wohlthat für mich. Das Blut mancher Inſekten, die ich tödtete und ausſaugte, ward meine Nahrung. Ein Froſch war mein Freund, mein Vertrauter. Dieſem klagte ich meine Leiden und es ſchien, als hätte er Theil daran genommen. Er ſchlief an meiner Bruſt und folgte mir nach, wohin ich mich bewegte.

So erzählte der Greis, und ſeine Erzählung erregte das größte Staunen unter den Anweſenden. Man pflegte ihn aufs Beſte, aber eben dieſe gute Pflege brachte ihm den Tod. Sanft entſchlief er eines Abends, ſanft ſchlummerte er hinüber in eine beſſere Welt.

15.

Ein Mädchen ſtirbt unter der Erde.

Im Kirchſpiele des Predigers zu T** im H— n, ward ein junges Bauernmädchen begraben, welches noch nicht 48 Stunden vorher, der Anzeige nach, an einem heftigen Fieber geſtorben war. Die Mutter grämte ſich heftig über den Tod ihrer Tochter, lag Nächte lang auf ihrem Grabe, und der Schmerz riß ſie in kurzer Zeit dahin, ohne daß man, außer der mütterlichen Liebe, eine nähere Veranlaſſung dazu wußte. Erſt einige Zeit nach ihrem Tode erfuhr der Paſtor Umſtände, die ein ſchreckliches Geheimniß vermuthen ließen. Es entſtand ein Gemurmel im Dorfe, daß das verſtorbene Mädchen im Tode ſo friſch ausgeſehen habe, daß ihre Glieder ſo ſchlank und biegſam geweſen wären, daß ſie vorhin nur bloß Kopfſchmerzen und Schlafloſigkeit gehabt habe, auf einmahl aber in einen tiefen Schlummer gefallen, und darin verblieben ſey. Dazu kam das fürchterliche Geſtändniß der Frau eines Scharfrichterknechts, welche ihr Arzt geweſen war; dieſe hatte ſich aus Gewiſſensangſt gegen verſchiedene Perſonen verlauten laſſen, daß ſie der Verſtorbenen, um ihr den Schlaf wieder herzuſtellen, einen Schlaftrunk gereicht habe, ohne ſich um die Wirkung deſſelben, da ſie indeſſen auf andere Dörfer gegangen war, weiter zu bekümmern. — Vielleicht hatte ſie eben dieß der verſtorbenen Mutter bereits entdeckt. — Der Prediger, ein rechtſchaffener und gutherziger Mann, fand für gut, dieß ſchreckliche Geheimniß in der Dunkelheit des Grabes zu laſſen. Er war mehrere Monate unruhig, ſuchte aber die Vermuthungen ſeines Kirchſpiels zu unterdrücken, und ſprach nie von der Sache, als mit ſeinen Vertrauteſten. Lange nachher getraute er ſich nicht, den Erdhügel anzublicken, welcher alle Schauer der Verzweiflung bedeckte, und als er ſelbſt nach Verlauf einiger Jahre in eine Auszehrung gerieth, und ſein herannahendes Ende fühlte, drückte er ſeinem Freunde, dem er dieſe traurige Begebenheit erzählt hatte, die Hand und bath ihn, dafür zu ſorgen, daß Niemand in dem Kirchſpiele eher beerdiget werde, als bis die Verweſung ſichtliche Wirkungen an dem Körper geäußert haben würde.

16.

Benehmen des franzöſiſchen Arztes Brühier im Wiederauflebungs-Augenblicke eines Scheintodten.

Der berühmte Arzt Brühier, in Frankreich, wurde zu einem Edelmanne, der am hitzigen Fieber krank lag. aufs Dorf gerufen und kam zu ſpät. Der Edelmann war bereits über zwey Tage geſtorben. Bey Ankunft des Arztes beſchäftigte man ſich eben mit Anordnung des Leichen-Begängniſſes und drang in den Arzt, den Verſtorbenen zu öffnen, damit man doch erfahre, was demſelben gefehlt habe. Brühier ließ ſich zu der Sektion willig finden und traf alle vorläufigen Anſtalten dazu. Schon näherte er ſich mit dem Sektionsmeſſer der Leiche, ſchon warf er das Tuch, womit dieſe bedeckt war, hinweg, als er plötzlich zurücktrat und einen ſehr ſcharfen Blick auf den Todten hinwarf. Man befragte ihn über das Betragen, und der Doktor verſicherte, daß ihm das Ausſehen der Leiche nicht todtenmäßig zu ſeyn ſcheine. Einige der Anweſenden lachten; aber der Arzt blieb bey ſeinem geäußerten Zweifel und ſtatt zu ſekziren, machte er Verſuche zur Wiederbelebung. Er ließ ſogleich den Leichnam in ein warmes Bette legen und ſetzte ihm Schröpfköpfe auf die Bruſt, zwiſchen die Schultern und auf die Schenkel. Den ganzen Körper ließ er mit groben gewärmten und mit Wachholderbeeren durchräucherten Tüchern reiben, und beym Reiben den Bauch ſanft nach der Bruſt zu drücken. Da das Alles nichts helfen wollte, legte er ſpaniſches Fliegenpflaſter oder ein Veſikator hinter die Ohren, und gewärmte Ziegelſteine an die Fußſohlen, die auch zugleich mit Bürſten gerieben wurden. Wie erſtaunten Alle, als der Todte ſich zu bewegen anfing und ſichtbare Zeichen des Lebens von ſich gab! Nun hielt man ihm heißes Brod unter die Naſe und goß ihm etliche Löffel warmen Wein ein. Da fing er an zu athmen, und öffnete die Augen, die man, ſo wie die Schläfe, mit Wein angeſtrichen hatte.

Ein Kaufmann zu Paris kam zwey Tage nach dem Tode ſeiner Frau von einer Reiſe nach Hauſe, eben als man ſie zum Grabe trug. Da er ſeine Gattin herzlich liebte, ſo war auch ſein Schmerz gränzenlos. Er zwang, den Leichenzug umzukehren, und wollte ſich mit eigenen Augen von dem wirklichen Tode ſeiner Gemahlin überzeugen. Der ſehr geſchickte Arzt Herr Brühier erſchien und verſuchte Alles, was die Kunſt zur Wiederbelebung todt ſcheinender Menſchen anräth. Unter Anderm wurden der Gattin des Kaufmanns an verſchiedenen Theilen des Körpers kleine Einſchnitte, mit einer Lanzette gemacht, und Schröpfköpfe angeſetzt. Man hatte bereits 25 Köpfe vergebens gebraucht, als die Todte bey dem 26ſten Kopfe auffuhr und ſchrie: »Ach, was quält ihr mich ſo?« Sie erwachte nun ganz, und wurde wieder geſund.

17.

Vergebliches Bemühen, ſich aus dem Grabe zu retten.

Einſt ſtarben, erzählt Herr Prediger Schnorr, im Hannöveriſchen Magazin vom J. 1792, Mann und Frau faſt zu gleicher Zeit. Sie wurden, wie gewöhnlich, bey einander begraben und man hörte ſchon des Nachmittags nicht lange nach der Beerdigung ein ungewöhnliches ſtarkes Pochen im Grabe, welches bis an den Abend dauerte. Vieles Volk hatte ſich um den Grabhügel verſammelt; aber keiner war darunter, dem es eingefallen wäre, der wahren Urſache des Pochens nachzuſpüren. Die Leute ſtanden unthätig da und horchten, und erklärten ſich das Getöſe unter der Erde auf die ſonderbarſte Art: »Die Eheleute haben ſehr unzufrieden mit einander gelebt! ſie können ſich noch im Grabe mit einander nicht vertragen. — Laſſet uns dieſen Ort meiden, es geht hier nicht richtig zu. Laſſet uns bethen für die Verſtorbenen! Das ewige Licht leuchte ihnen!« — So ſprach man und zog von dem Grabe ab. Kein Menſch kam auf den Gedanken, daß dieſe Todten, oder doch einer von ihnen, wieder erwachen könne. Und doch — wer kann pochen ohne wirkliches Leben, ohne Bewußtſeyn, ohne Bewegung, ohne Gefühl? — Entſetzlich für die Unglücklichen! — — Ich denke mich in dieſe Lage, ſtelle mir vor, wie ein ſolcher Menſch bey wiedererlangter Beſonnenheit ſich erſt aufzurichten, dann ſich umzulegen, dann ſich auch nur zu bewegen verſucht, keines von Allem kann; dann mit den Händen in die Höhe und um ſich her greift, allenthalben an die Bretter des Sarges ſtößt, ſich vergraben bemerkt, ſchreyen will, und nicht kann, in Thränen zerfließend, nach freyer Luft ſchnappt, die wenige verſchloſſene, durch Ein- und Ausathmen immer erſtickender für ſich macht, ſich fürchterlich abquält, in der Hoffnung, vielleicht erlöſet zu werden, Hände und Füße zerarbeitet, wund ringt, wund pocht, aus Verzweiflung zerbeißt, und endlich unter den nahmenloſeſten Qualen ſeinen Geiſt aufgibt!

18.

Ein Augenzeuge erzählt das ſchauerliche Ende ſeines lebendig begrabenen und wieder erwachten Freundes.

In einem italiäniſchen Kloſter ſtarb plötzlich ein Mönch. Man legte ihn in eine abſeitige Kammer und ein anderer Mönch, der ſchon ſehr alt war, bat ſich aus, bey dem Todten wachen zu dürfen; denn beyde waren unzertrennliche Freunde im Leben geweſen. Am dritten Tage Abends ſollte der Verſtorbene begraben werden. Man legte ihn früh in den Sarg, vernagelte dieſen und machte ſich bereits zu dem Kondukte bereit. Der alte Mönch war vom Sarge ſeines Freundes nicht wegzubringen, er begleitete ihn ſogar in die Kirche, wo des Abends die Leichen = Zeremonie vor ſich gehen ſollte. Der Abend kam, der Todte ward eingeſegnet und in die Mönchsgruft hinabgetragen, wohin ihm auch der Greis gefolget war. Die Gruft blieb über Nacht offen, erſt am Morgen ſollte ſie wieder mit dem gewöhnlichen Steine zugedeckt und verſchloſſen werden. Es war eigentlich nur die Begräbnißkirche des Kloſters; denn für den gewöhnlichen Gottesdienſt war eine größere erbaut. In der Gruft bethete alſo der zärtliche Freund des Verſtorbenen die Nacht über, und wurde unglücklicher Weiſe am Morgen von dem Todtengräber, der davon nichts wußte, daß ſich noch ein Menſch in dem tiefen Gewölbe befände, verſchloſſen. Die Abweſenheit des alten Mönchs im Kloſter war Keinem auffallend; denn er erhielt vom Prior ſehr oft die Erlaubniß, in der Nachbarſchaft bey verſchiedenen Wohlthätern des Konvents Beſuche abzuſtatten, welches man auch um ſo wahrſcheinlicher jetzt vermuthen konnte, da ſein beſter Freund von ihm durch den Tod geriſſen ward, und er allerdings Zerſtreuung nöthig hatte. Selbſt den Prior über den abweſenden Bruder zu befragen, fiel erſtlich Niemanden ein, und dann hätte man es auch auf jeden Fall unterlaſſen, weil dieſer ſchon einige Zeit bettlägerig und ganz mit ſich ſelbſt beſchäftiget war. Auf dieſe Art vergingen drey ganze Tage; doch am vierten, da Pater Anaſtaſius immer unſichtbar blieb, ward man nachdenkend. Man ſchickte in der Nachbarſchaft herum und erfuhr nichts. Man durchſuchte alle Winkel des Kloſters, und fand nichts; Pater Anaſtaſius war verſchwunden. Man wußte nicht, was man denken ſollte. Ein Laienbruder trat auf mit der Frage, ob vielleicht nicht der alte Pater Anaſtaſius in die Gruft geſperrt worden ſey; er habe ihn geſehen, wie er mit der Leiche hinab ging, aber nicht wieder zurückkam. Die Worte des Laienbruders machten Eindruck. Auf Befehl des Priors mußte ſogleich die Gruft geöffnet werden. Welch ein Anblick! Tief unten im Gewölbe lag Pater Anaſtaſius ganz entſtellt auf der Erde, den begrabenen Leichnam in ſeinen Armen haltend und feſt von dieſem umſchlungen. Das Entſetzen der Mönche war außerordentlich. Alle liebten den ehrwürdigen Greis und fanden ihn nun in einem ſo erbarmungswürdigen Zuſtande. Man hatte eilig nach Aerzten geſchickt. Noch war ein Funke von Leben in dem Pater, und den Aerzten glückte es, dieſen ſchwachen Funken zur Flamme aufzublaſen. Anaſtaſius erholte ſich und erzählte, wie folget, die ſchreckliche Begebenheit in der Gruft.

»Ich bethete, hub er an, am Sarge meines mir unvergeßlichen Freundes. Schon einige Nächte ohne Schlaf, verſank ich jetzt unwiſſend in denſelben. Ich weiß nicht, wie lange ich geſchlaffen haben mochte, aber ſo viel weiß ich, daß mich ein ſtarkes Getöſe um mich her weckte. Ich ſprang erſchrocken von der Erde auf und wollte ſehen, was es wäre. Allein eine dichte Finſterniß umgab mich. Ich tappte mit den Händen herum, und Gott im Himmel, ich faßte meinen Verſtorbenen beym Arm, fühlte ihn warm und ihn ſelbſt aufrecht ſitzend im Sarge. Er ſeufzte, daß es mir durch Mark und Bein drang. Ich ſuchte mich zu ermannen und redete ihn an. Mit gebrochener Stimme antwortete er mir, und ich überzeugte mich, daß er wirklich lebte, daß er als ein Scheintodter begraben wurde. Ich raffte mich zuſammen und ſuchte aus der Gruft zu kommen. Allein mein Bemühen war fruchtlos.«

»Unbekannt in dem weitläufigen Todtengewölbe, von Finſterniß umgeben und mit verwirrten Begriffen, lief ich bald dahin, bald dorthin, fiel über Särge dahin und fand keinen Ausweg. Endlich glückte es mir dennoch die Treppe zu erreichen. Schon erſchöpft an Kräften, kroch ich dieſe hinan; aber wie bebte ich zurück, als ich ſie verſchloſſen fand! Der Gedanke, hier iſt keine Rettung möglich, durchfuhr wie ein ſchneidender Pfeil mein Innerſtes. Ich ſchrie, ich pochte. Ich lief zu meinem Freunde, der aufgelebt zu ſeyn ſchien, um nochmals mit dem Tode zu ringen. Ich tröſtete ihn, drückte ihn an meine Bruſt, hauchte ihm warmen Odem ein, rieb mit dem Tuche meines Habits ſeinen Körper; ſchrie wieder und kämpfte mit den ſchrecklichſten Leiden; ich ſah meinen Tod, meinen jammervollen Tod vorher. Es müſſen mehrere Tage in dieſem unſern Zuſtande vergangen ſeyn. Mein Freund heulte an meinem Buſen. Gewaltige Zuckungen waren ſeine Peiniger. Brennende Thränen rollten meine Wangen herab. Ich fühlte, wie meine Kräfte abnahmen. Mein Freund umſchlang mich, rief mit einer entſetzlichen Stimme den Namen Gottes, hielt mich ſo feſt, daß es mir unmöglich war, mich loszuwinden. Endlich fiel er und ich mit ihm. Der Schmerz hatte mich betäubt, der Mangel an Kräften mich unfähig gemacht, ein Glied zu bewegen. So lag ich da, bis Ihr kamt.«

Noch wollte der gute Pater weiter ſprechen, aber ſein Arzt fand es nöthig, ihm Ruhe zu laſſen.

19.

Das Erwachen eines todt vermeinten Taglöhners, und ſein Betragen.

Zu N. ſtarb ein Taglöhner nach einem langen Krankenlager. Drey Tage lag er ſchon auf dem Brette, und ſo eben wollte ihn ſeine Frau mit Beyhülfe des Nachbars in den Sarg bringen, um ihn des Abends beerdigen zu laſſen. Als man ihn von dem Brette hob, wachte er auf. Das erſte was er unternahm, war, daß er ſein Weib wie wüthend anfiel. Als man ihn um die Urſache ſeines Zornes fragte, gab er an, daß er jeden Stich gefühlt habe, den ihm ſeine Frau in die Waden gethan hatte. Dieſe nähmlich hatte im Sarge keine Strümpfe an ihn wenden wollen; ſie wickelte ihm alte Lappen um die Füße und nähte ſolche an den Füßen zuſammen, wobey ſie ihm ungerne einige Nadelſtiche verſetzt haben mochte. Der Tagelöhner verſicherte, daß er bey zugedrückten Augen Alles gehört, was um ihn her geſprochen worden, und Alles deutlich gefühlt habe, was man mit ihm vorgenommen; daß er nicht im Stande geweſen, dieß im Geringſten zu erkennen zu geben, daß er aber, weil die Frau ihn ſo mörderiſch geſtochen hatte, ihr geſchworen habe, den erſten Wiedergebrauch von ſeinen Gliedern an ihr zu machen. — Die Aerzte, welche während ſeiner ganzen Krankheit nicht waren gerufen worden, nun aber auf das Gericht von dieſem Vorfalle ungerufen herzukamen, nannten dieſe Erſcheinung gebobene Starrſucht. Kann dieſe bis zum dritten Tage dauern, warum nicht auch bis zum vierten?

20.

Geſchichte eines wiederaufgelebten Matroſen, der ſo eben weggeſchafft werden ſollte. — Noch ein beſonderer Vorfall.

Im J. 1785 ſtarb auf einem engliſchen Schiffe, welches einen Kapper aufzuſuchen geſandt war, ein Matroſe. Einer von ſeinen Kameraden wurde, nach Schiffsgebrauch, beordert, den Todten in eine Hangmatte einzunähen. Er verrichtete dieſes am dritten Tage nach dem Hinſcheiden des Mannes und bediente ſich dabey einer großen Packnadel. Als er mit dem Nähen, dem Todten über das Geſicht kam, ſtach er denſelben unvorſichtiger Weiſe mit der Nadel quer durch die Naſe. Der Scheintodte fing an, ſich in ſeiner Hülle ſo heftig zu bewegen, daß er das bereits um ihn her genähete Leintuch mit dem Ellenbogen zerriß. Der Matroſe, der das Nähen verrichtete, erſchrack, ließ die Nadel in der Naſe des Erwachten ſtecken und lief, was er konnte, von dem Verdecke. Einige andere Matroſen kamen herbey, befreyten ihren wieder lebendig gewordenen Mitbruder von ſeinen Banden und riefen den Schiffschirurgus, der dem Manne die Nadel aus der Naſe zog, und ihm eine Ader öffnete. Der Kapitain des Schiffes ließ es dieſem Menſchen nicht an Pflege fehlen, und nach drey Tagen verrichtete er ſeine Arbeit und beſtieg die Maſte. Seines Zuſtandes wußte er ſich keineswegs zu erinnern. Er behauptete, er habe einen feſten, tiefen völlig traumloſen Schlaf geſchlafen und nur der von der Nadel verurſachte Schmerz habe ihn geweckt. Todtenbläße und Erſtarrung kündeten aber doch äußerlich den Tod an.

Im Jahre 1773 kam ein Unbekannter zu Clermont an. Nach einem kurzen Aufenthalte im Gaſthofe bekam er das kalte Fieber, und ſtarb wenige Tage darauf. Der daſige Paſtor ließ ein Inventarium von dem machen, was dieſer Menſch in ſeinem Felleiſen mit ſich geführt hatte. Man fand darin hundert Louisdor's. In der Vorausſetzung, daß dieſes Geld nicht beſſer, als zu einem ehrenvollen Begräbniſſe des Verſtorbenen angewendet werden könnte, lud der Prediger alle ſeine benachbarten Amtsbrüder und andere angeſehene Perſonen dazu ein, kaufte eine ungeheure Menge Wachslichter und ließ ein herrliches Gaſtmahl zubereiten, um alle gebethenen Gäſte nach Würden zu bewirthen. Da ihrer ſehr viele waren, ſpeiſete man in dem Gaſthofe in einem großen Saale, an den eine Kammer ſtieß, in welcher ſich der Fremde ſchon im Sarge befand. Gegen Abend ſollte das ſchöne Begräbniß vor ſich gehen. Die Gäſte ließen ſichs vortrefflich ſchmecken und leerten ein Dutzend Bouteillen nach dem andern. Als man ſo in Hülle und Fülle lebte, öffnete ſich plötzlich die Kammerthüre, und der verſtorbene Unbekannte ſtand im Todtenhemde, bedeckt mit einem weißen Tuche, mitten in der frohen Verſammlung. Alle erſchraken, und ſtanden wie verſteinert da. Die Gläſer fielen ihnen aus den Händen. Der Unbekannte verſicherte: er ſey kein Geſpenſt, er lebe wirklich und befinde ſich, nach Umſtänden, ganz wohl. — Die Gäſte hatten ſich bey Zeiten entfernt. Der Prediger verkündigte dem Wiederaufgelebten, welche große Ehrenbezeugungen ihm zugedacht geweſen wären und verlangte, daß er nun auch die Koſten tragen müßte. Der Unbekannte forderte ſein Geld. Die Sache kam wirklich zu einem Prozeſſe, deſſen Ausgang nicht bekannt geworden iſt.

21.

Ein Dorfrichter kömmt im Beinhauſe zu ſich, und ſetzet zwey Wanderer in Schrecken.

Im Dorfe S*** in B***n, begrub man den Richter des Ortes. Da der Mann Vermögen beſaß, dauerte auch die Begräbniß-Feyer etwas lange. Man kam ſchon ſpät Abends mit der Leiche auf den Gottesacker. Das ganze Dorf hatte ſie begleitet. Auf einmahl erhielt man die Nachricht, daß in der Pfarrwohnung ein ſtarkes Feuer ausgebrochen ſey. Man verläßt die Leiche und läuft nach dem Dorfe, um dem Feuer Einhalt zu thun. Der Todtengräber, der ein Häuschen im Dorfe hatte, ſetzte den Sarg in das Beinhaus des Kirchhofs und eilte, um ſeine Habe zu retten. Nachts nähern ſich zwey Wanderer dem Orte. Als ſie ſahen, daß es noch im Dorfe brenne, beſchließen ſie, auf dem Gottesacker. bey dem ſie eben vorbey gingen, zu übernachten, um ſo mehr, da eine ſehr unſanfte Witterung eingetreten war. Sie lagern ſich nicht weit vom Beinhauſe in einer kleinen Kapelle.

Ungefähr nach einer Stunde hören ſie ein Getöſe, ein Rauſchen, dann ein Stöhnen und Seufzen. Sie werden aufmerkſam, ſehen um ſich, und es ſcheint ihnen, als bewegte ſich etwas im Beinhauſe darin. Da beyde Soldaten waren, gebrach es ihnen auch am Muthe nicht. Sie näherten ſich dem Häuschen und — ſtürzten mit einem Mahle vor Schrecken zu Boden. Die in dem Beinhauſe aufgeſtellten Schedel und Knochen waren in dem Augenblicke ihres Eintretens zuſammen gefallen, eine weiße Geſtalt arbeitete unter denſelben, wimmernd und ſeufzend. Doch die Männer erholen ſich, blicken auf und ſehen einen lebenden Menſchen auf dem Knochengebäude herumſteigen, davon ſchon ein ziemlicher Theil zuſammen geworfen war. Sie reden den Menſchen an und erfahren von ihm, daß er dieſen Nachmittag hieher als ein vermeintlich Todter gebracht worden, nun erwacht und Willens geweſen wäre, aus dem fürchterlichen Orte zu fliehen. Im Dunkel wäre er auf die Schedel und Knochen geſtiegen, die unter ſeinem Fußtritte wichen, und aus ihrer Lage geſetzt, unter einander rollten. — Die Wanderer halfen dem Erſtandenen aus den Beinen heraus, warfen ihm ihre Mäntel um, und der eine von ihnen lief nach dem abgebrannten Dorfe, wo er die Begebenheit dem Pfarrer meldete. Man kam und nahm den Richter wieder unter die Lebenden auf.

22.

Unglückliches Ende einer wiedererwachten Scheintodten.

Im Städtchen L*** in S***n, ſtarb die Frau eines daſigen Bürgers. Der Mann war ſehr betrübt über dieſen Todesfall. Er konnte den Leichnam ſeiner Gattin, die er auf das zärtlichſte liebte, nicht vor Augen ſehen; der Anblick deſſelben machte ihn raſend. Seine Freunde fanden es daher für räthlich, die Todte in ein abgelegenes Zimmer des Hauſes zu legen. Man ſtellte eine Lampe zu ihr, und bezahlte eine alte Frau, die bey dem Sarge wachen ſollte. Die Frau verſah ſie reichlich mit Branntwein, und trank, und wachte ſo lange, als ihr nicht der Rauſch die Augen zuſchloß, welches aber bereits durch zwey Nächte immer ſehr früh geſchah, wo ſie dann bis in den ſpäteſten Morgen vortrefflich beym Sarge ſchlief. Nun war die letzte Nacht noch übrig. Trank ſie in den vorhergehenden Nächten viel, ſo nahm ſie heute eine ungleich ſtärkere Portion mit ſich, weil ſie wußte, daß ſie ſo gute Stunden nicht ſobald wieder erleben würde. Früh begab ſie ſich zu der Todten und ſang recht erbaulich aus einem dicken Geſangbuche. Nach jedem Abſatze that ſie einen weidlichen Schluck, und da das Lied deren 25 hatte, war ſie ſchon bey dem 24ſten mäuschenſtille und in Schlaf verſunken. Gegen Mitternacht erwacht die Todte. Ihre Beſinnungskraft tritt zurück. Sie bemerket ſich im Sarge und mit einem Sterbekleide angethan. Sie ſammelt ihre Kräfte und ſteigt aus dem Sarge, nimmt die Lampe, und eilt nach ihrer gewöhnlichen Wohnung. Als ſie in den Hof des Hauſes kam, blies ihr der Wind das ſchwache Flämmchen der Lampe aus. Sie ſchrie nach Hülfe, aber Niemand hörte ſie, Alles lag in den Armen des Schlafes. Sie irret umher und kommt an einen offen ſtehenden Brunnen, mit deſſen Ausbeſſerung man gerade beſchäftiget war, in welchen ſie hinabſtürzt. — Die Alte im Zimmer ſchläft bis an den Morgen. Bey ihrem Erwachen ſiehet ſie nach dem Sarge hin und — findet ihn leer. Sie kann nicht begreifen, wo der Leichnam hingekommen. Nur ſchwach erinnert ſie ſich, was die Erſtandene Nachts im Zimmer gethan, wie ſie aufgeſtanden, die Lampe genommen, hinabgegangen. Aber ſie hält dieſe ſchwache Erinnerung für einen Traum und achtet nicht weiter darauf. Bald erfährt den ſonderbaren Vorfall der Gatte der Verſtorbenen. Man ſtaunet, man wundert ſich; man gibt ſich alle Mühe, die Todte zu finden, aber ohne Erfolg. Dieſe war verſchwunden und nicht eine einzige Spur fand ſich, die angezeigt hätte — wohin. Die Alte war nicht mehr im Hauſe. Des Volkes wegen begrub man den leeren Sarg. Die Alte ward vorgerufen und ſtreng befragt. Jetzt erzählte ſie, was ſie für einen Traum hatte. Man läßt Leute kommen, und den Brunnen unterſuchen. Mit dem Unrathe und Schlamme ziehet man verſchiedene Kleidungsſtücke, ein Kruzifix und eine zinnerne Lampe herauf. Der Witwer erkennet daran die Kleidungsſtücke, das Kruzifix, die zinnerne Lampe ſeiner verſtorbenen und verlornen Gattin. Zwey von den Arbeitern mußten ſich ſogleich in den Brunnen hinablaſſen und nachſuchen; ſie ſuchten nicht lange und brachten die arme Verſtorbene hervor. An ihrem Körper zeigten ſich Spuren, daß ſie ſich retten wollte aus der Tiefe; ihre Hände waren von den Ketten, woran die Kübel hingen, wund gerieben. Ein Bein war aus ſeinem Gelenke geſtoßen, und der Kopf voll Wunden. — Jetzt erklärte ſich Alles. — Welch eines peinlichen Todes die Bedaurungswürdige ſtarb, brauche ich meinen Leſern nicht zu ſagen.

23.

Geſchichte Auguſt Schwenks, eines Glaſers zu Wittenberg.

Vor mehreren Jahren lebte zu **Wittenberg** ein Glaſer, Nahmens August Schwenk, der in ſeinem vierten Lebensjahre in großer Gefahr war, lebendig begraben zu werden. Nach einer kurzen Krankheit verfiel er damals in einen ſo betäubenden Zuſtand, daß man ihn für todt hielt, ihn umkleidete und in eine kalte Stube ſetzte. Kurz vorher, als man mit ihm zu Grabe gehen wollte, kam von ungefähr ein Zimmermann in daſſelbe Zimmer, wo das Kind ſchon im Sarge lag. Er hörte eine ſchwache Menſchenſtimme, die einen Trunk verlangte. Da er nirgends einen Menſchen ſah, trat er zum Sarge und horchte; bemerkte aber weiter keine Lebenszeichen und kehrte, in der Meinung, ſich getäuſcht zu haben, wieder nach der Thüre um. Als er eben die Thüre hinter ſich zuſchließen wollte, hörte er die vorige Stimme noch einmahl. Nun glaubte er überzeugt zu ſeyn, daß die Stimme von der vermeintlichen Leiche käme. Er öffnete den Sarg, nahm den Knaben heraus und brachte ihn zu ſeinem Vater. Obgleich noch keine deutliche Spur vom Leben an dem Kinde bemerkt wurde, ſo hielt der Vater es doch für ſeine Pflicht, wenigſtens den Verſuch mit der Wiederbelebung ſeines lieben Söhnchens zu machen. Er erwärmte den Todten, und ſiehe da! bald öffnete dieſer die Augen, regte Hände und Füße, und kam völlig wieder zu ſich ſelbſt.

21.

Die Unglückliche wollte ſich retten, und bemühete ſich vergebens.

Zu Alais, einer Stadt, zehn Meilen von Nimes, in Frankreich, grub man einen Sarg aus, deſſen Dekkel etwas aufgehoben war; als man der Urſache davon nachforſchte, fand man, daß die im Sarge liegende Frau die Finger ihrer rechten Hand zwiſchen dem Sarge und dem Deckel eingepreßt hatte. Die Unglückliche wollte ſich retten und bemühete ſich vergebens.

25.

Geſchichte der Madame Lacour, und ihres Sohnes.

Madame Lacour ſtarb nach einer heftigen Krankheit. Man begrub ſie in eine Kirchengruft und gab ihr viel Geſchmeide mit in den Sarg. Ihr Kammermädchen und der Thürhüter der Kirche, Beyde von Begierde nach dem Beſitze dieſer Kleinodien getrieben, redeten mit einander ab, ſich in der folgenden Nacht derſelben zu bemächtigen. Der Thürhüter öffnete indeß einen beſondern Eingang in die Gruft, und das Mädchen erſchien zur beſtimmten Stunde. Beyde gingen, mit Licht verſehen, nach dem Todtengewölbe, öffneten den Sarg und fingen an, das Geſchmeide von der Todten zu nehmen. Sie hatten eine Wachskerze. Von ungefähr tropfte etwas geſchmolzenes Wachs der Leiche aufs Geſichte. Die Dame erwachte, ſeufzte laut, und rief. — — Beyde Räuber erſchraken und liefen davon. Die Wiedererwachte aber kehrte, ſo gut ſie konnte, nach ihrer Wohnung zurück, lebte noch eine geraume Zeit mit ihrem Gatten fort und gebar auch einen Sohn, der nachher Prieſter geworden und ein ähnliches Schickſal auszuſtehen hatte. Er ſtand als Prieſter beym Kloſter St. Jean D'Agely in Paris und fiel eines Tages, wie vom Schlage gerührt, plötzlich nieder. Man hielt ihn für völlig todt, legte ihn in einen Sarg und trug ihn, nach der gewöhnlichen Zwiſchenzeit, in die Kirche, um ihm hier ſeine Ruheſtätte anzuweiſen, und ſeine Ueberreſte jenen ſeiner Kloſterbrüder beyzugeſellen. Als man im Begriffe war, ihn in die Gruft zu ſenken, riſſen die Stricke, und der Sarg fiel mit großem Getöſe über die Stiege hinab. Die Bretter ſprangen auseinander und der Pater bekam durch dieſen Zufall einen ſo gewaltigen Stoß, daß ihn, zum größten Erſtaunen aller Anweſenden, dieſe heftige Erſchütterung ins Leben zurückbrachte.

Inhalt.

Seite.

Aufſchlüſſe über die Geheimniſſe des Wunderbaren (Fortſetzung). 3

Wirkliche und wahre, mit Urkunden erläuterte Geſchichten und Begebenheiten von lebendig begrabenen Perſonen, welche wieder aus Sarg und Grab entſtanden ſind.

Einleitung: Oft ſind unſere Todten nur ſcheinbar todt. — Trüglichkeit der gewöhnlichen Kennzeichen des Todes. — Behandlung der Leichen. 127
1. Ein Mönch kömmt im Todtengewölbe zu ſich; lebt drey Tage, leidet ſchrecklich, und ſtirbt endlich eines jämmerlichen Todes. . . . 138
2. Schreckliche Entdeckung in einer Todtengruft. . 141
3. Ein durch Poſaunenſchall Wiedererweckter erzählet ſeine Geſchichte. 143
4. Wiederauflebung des Hrn. Schloßküſters Wuth in Hannover; von ihm ſelbſt erzählt. . . . 146
5. Ein Diebſtahl in der Gruft rettet einer lebendig begrabenen Frau das Leben. 147
6. Eine Dame wird lebendig begraben, und in der Gruft entbunden. — Mutter und Kind ſterben eines entſetzlichen Todes.. 149

7. Ein Liebhaber rettet ſeine ſcheinbar todt begrabene Geliebte. — Daher entſtandener Rechtsſtreit. 152
8. Sonderbare Wiederauflebung einer Jüdin im Grabe. 155
9. Geſchichte eines wiedererwachten Begrabenen, und ſchauerliches Ende deſſelben; von ihm ſelbſt beſchrieben. 158
10. Ein Mädchen, das zergliedert werden ſollte, erwacht in der Wohnung des Wundarztes, und ſtirbt wegen Mangel an Hilfe. . . . 161
11. Der Beſuch nach dem Tode. 162
12. Wiederauflebung und trauriges Ende des Kardinals Eſpinoſa. — Zwey andere Geſchichten. . 164
13. Eine unſchuldig Gehenkte tritt unter dem Meſſer des Anatomikers wieder ins Leben zurück. — Ihr Benehmen beym Erwachen. 166
14. Entdeckung eines Mannes, der in einem unterirdiſchen Todtengewölbe wieder zu ſich kam, und durch 20 Jahre in demſelben auf eine merkwürdige Art erhalten wurde. 169
15. Ein Mädchen ſtirbt unter der Erde. . . . 174
16. Benehmen des franzöſiſchen Arztes Brûhier in dem Wiederauflebungs-Augenblicke eines Scheintodten. 175
17. Vergebliches Bemühen, ſich aus dem Grabe zu retten. 177
18. Ein Augenzeuge erzählet das ſchauerliche Ende ſeines lebendig begrabenen und wieder erwachten Freundes. 179
19. Das Erwachen eines todt vermeinten Taglöhners, und ſein Betragen. 183

20. Geſchichte eines wiederaufgelebten Matroſen, der ſo eben vom Schiffe weggeſchafft werden ſoll. Noch ein beſonderer Vorfall. 184
21. Ein Dorfrichter kommt im Beinhauſe zu ſich und ſetzet zwey Wanderer in Schrecken. . . 186
22. Unglückliches Ende einer wieder erwachten Scheintodten. 188
23. Geſchichte Auguſt Schwenks, eines Glaſers zu Wittenberg. 190
24. Die Unglückliche wollte ſich retten, und bemühte ſich vergebens. 191
25. Geſchichte der Madame Lacour, und ihres Sohnes. 192

Myſtiſche Nächte

oder

der Schlüſſel zu den Geheimniſſen des Wunderbaren.

Gefühle

im Tempel der Natur.

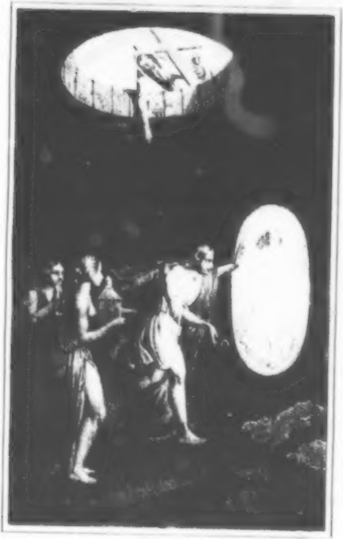
Ueber

die Zauberkräfte der Natur.

Von

Karl v. Eckartshausen.

Stuttgart:
J. Scheible's Buchhandlung.
1839.



Karl von Eckartshauſen's

religiöſe Schriften

über

Klares und Dunkles.

Erster Band.

Enthält:

Myſtiſche Nächte. — Gefühle im Tempel der Natur. — Ueber Zauberkräfte der Natur.

Stuttgart:
J. Scheible's Buchhandlung.
1839.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi

I.

Mystische Nächte

oder

der Schlüſſel zu den Geheimniſſen des Wunderbaren.

Es gibt nur Einen Weg zur Wahrheit, und dieſer beſteht in der Anſchaulichkeit der Dinge. Man kann hierüber nichts Neues ſagen, weil Wahrheit das Aelteſte iſt, was exiſtiret. Die Menſchen auf den Weg der Wahrheit führen, heißt ihnen nichts Neues ſagen, ſondern ihnen nur das entdecken, was ſie ſelbſt ſehen könnten, wenn ihre Sinnlichkeit ſie nicht blind machte.

Erklärung des Titelkupfers.

Der Menſch als Sklave der Sinnlichkeit, angekettet an die Welt und eingekerkert inner dicken Mauern von Vorurtheil und Irrthum, ſchmachtet nach Glück und Kenntniſſen; ſeitwärts ſtehen die Sinnlichkeit und der Genius des Böſen, die ihm das Schattenbild des Glücks durch eine Zauberlaterne an der Wand zeigen. Vergebens ſtrebt er nach ſelbem; von oben herab reicht die Religion dem Geblendeten ihren Arm; allein er richtet ſeine Blicke nicht aufwärts, und ſieht nicht, daß Licht, Erkenntniß und Glück von oben herab kommen.

Erſte Nacht.

Es geht ſchon gegen Mitternacht, mein Bruder! und wir unterhalten uns ſtundenlang über Wunderdinge der Natur, die ſo vielen Menſchen ein Räthſel ſind. Ich bemerke einen außerordentlichen Hang in Ihnen zu höhern Wiſſenſchaften und Kenntniſſe verborgner Dinge der Natur. Sie arbeiten und ſtreben, ſammeln und prüfen, und wenn Sie es mir aufrichtig geſtehen wollen, ſo wiſſen Sie doch nicht, woran Sie ſind. Alles, was Sie ſich ſagen können, iſt: es gibt vieles, das wir wiſſen, aber noch mehr, das wir nicht wiſſen. Ihr Forſchgeiſt führt Sie von einem Gedanken auf den andern, ein Funke lodert in Ihnen auf und verlöſcht wieder; Sie träumen, ahnen, wähnen. Sie ſehen ein weites, unerſchöpfliches Meer vor ſich, Sie finden eine Menge Menſchen und Bücher; Sie ſprechen, hören, leſen, und immer wird ihre Neugier mehr gereizt, und immer finden Sie weniger Befriedigung. Sie ſehen das Land der Geheimniſſe gleich einer entfernten Inſel an, und Sie wünſchen ſich an ihre Ufer zu ſchiffen; aber ich bitte Sie, mein Freund! vertrauen Sie ſich nicht jedem Nachen, auch nicht jedem Schiffer; die Reiſe iſt weiter und beſchwerlicher, als Sie ſich vielleicht einbilden. Mit Unerfahrnen können Sie jahrlang herumſchiffen, ohne daß Sie je Hoffnung haben, an's Land zu kommen; auch können Sie auf Sandbänken ſitzen bleiben, oder manchmal gar an Küſten geworfen werden, wo Lüge und Betrug thront, und Sie ihr Verderben finden werden.

Ich bin überzeugt, daß Sie ein gutes Herz haben, und das Ihnen die Menſchheit lieb iſt. Ich mißbillige daher Ihre Wißbegierde nicht, nur bitte ich Sie, ſelbe durch die Vernunft leiten zu laſſen. Vertrauen Sie ſich nicht jedem, deſſen Charakter Sie nicht kennen; wer ſich nicht beſtrebt, ſittlich gut zu ſeyn, wer nicht Seelenwohlheit kennt, der kann Sie zum Wahren nicht leiten.

Ich wünſchte auch wohl, mein Bruder, daß Sie ſich einen Zweck feſtſetzen möchten, warum Sie ſo vieles zu wiſſen verlangen. Wenn es nur iſt, um zu wiſſen, um ſich ſagen zu können, ich beſitze dieſe oder jene Seltenheit, o ſo laſſen Sie den Gedanken fahren; Sie werden nie Vorſchritte in höhern Dingen machen, Ihre Neugierde wird immer unerſättlicher und immer weniger befriedigt werden; Sie werden dem Tantalus gleich ſeyn, der die Früchte immer vor ſich ſieht, und die ſeinen Händen entwiſchen, wenn er ſie zu erhaſchen glaubt. Ihre Qual wird ſeyn, wie die Qual der Danaiden; Sie werden in bodenloſen Gefäſſen aus der Quelle der Weisheit ſchöpfen. Ihr Endzweck muß ſeyn, mein Bruder, dem hohen Endzwecke der Menſchenbeſtimmung näher zu kommen: wenn dieſer Zweck bei ihrem Forſchen nicht in ihrer Seele liegt, ſo ſeyn Sie verſichert, Sie werden ahnen, wähnen, träumen, Schattenbildern nachjagen, und nichts Wahrhaftes finden. Wenn aber ihr Wille rein iſt, ihr Endzweck edel, ſo verzagen Sie nicht; Sie können zur höchſten Wiſſenſchaft menſchlicher Dinge kommen. Alles das Seltne, das Wunderbare, das dort und da in Büchern angezeigt iſt, worauf uns manchmal ein Phänomen der Natur führt, ſind nur Winke, hingeſtreute Reize, um den Menſchen aufmerkſam zu machen, daß höhere Wahrheiten im Schooße der Natur noch verborgen liegen.

Es gibt wirklich einige Bruchſtücke, die der Weiſe aus dem Baue der Schöpfung hinwarf; die der Alltagsmenſch anſtaunt und bewundert, ohne zu wiſſen, wohin ſie paſſen; allein vergebens beſtrebt ſich der Menſch, die Fugen zu kennen, woraus dieſe Bruchſtücke geriſſen ſind, wenn er nicht der

Zuſammenhang des Ganzen überſieht: und dieſen zu überſehen, lehrt die irdiſche Philoſophie allein nicht.

Allein, mein Freund! alles hat ſeine Abſicht nach der weiſen Einrichtung des Schöpfers. Auch dieſe Bruchſtücke, die dem Wanderer im Wege liegen, haben ihre Abſicht; ſie ſind da, um ihn aufmerkſam zu machen, daß es noch ein Gebäude gibt, das der Wanderer finden kann, wenn er müde ſeines Lebens durch das Thal des Todes gegleitet iſt.

Es iſt nur eine Lehre, mein Bruder! und aus dieſer allein erklären ſich alle Geheimniſſe der Natur; allein die gewöhnlichen Zeitphiloſophen kennen dieſe Lehre nicht; ſie iſt für ſie wie der Stein, den die Bauleute verworfen haben: aber, mein Bruder! Sie können auch in höhern Wiſſenſchaften keine Fortſchritte machen, wenn Sie nur wiſſen und nicht handeln wollen. Das Leben des Geiſtes iſt Thätigkeit; die Flamme muß lodern, die leuchten will; todt iſt das Feuer, das unter der Aſche glimmt.

Wenn man Ihnen ein Buch gibt, und Ihnen ſagt, es enthalte große Wahrheiten, ſo müſſen Sie das Buch aufmachen, leſen und handeln.

Wenn Sie ein Künſtler werden wollen, ſo müſſen Sie ſich unterrichten laſſen, und dann Hand an's Werk legen, ſonſt bleiben Sie nur ein Stümper.

Wenn Ihnen aber wirklich daran gelegen iſt, näher in das Innere der Natur zu ſehen und die großen Geheimniſſe zu entdecken, die im Heiligthume der Schöpfung liegen; ſo folgen Sie mir, ich will Sie auf einen Weg führen, auf dem Sie zu den verborgenſten Geheimniſſen der Natur gelangen ſollen: allein Sie müſſen unmittelbar meiner Leitung folgen.

Bedenken Sie ſich aber noch wohl, mein Bruder! und erwähnen Sie bei ſich ſelbſt, ob Sie auf eine ſo ſeltne Reiſe mich zum Geleitsmann wählen wollen. Trauen Sie mir zu, daß ich den Weg wiſſen könne, und die Gegenden kenne, die Sie bereiſen wollen? Und ſind Sie von meiner Denkart verſichert, daß ich Sie nicht auf Irrwege führen werde?

Wenn Sie über den Punkt mit ſich einig ſind, wenn Sie

Ihr Herz und Ihre Freundſchaft, die Sie für mich haben, über dieſe Fragen beruhigt, ſo reichen Sie mir Ihre Hand, und ich ſchwör' es Ihnen bei dem Weſen zu, das die Herzen der Menſchen kennt, ich werde Sie nicht irre führen.

Sind Sie alſo noch entſchloſſen, mein Bruder! ſo verſichern Sie mir entgegen auch die heiligſte Freundſchaft, wie ich Ihnen die meinige verſichere; verſprechen Sie mir Behutſamkeit, Thätigkeit, Fleiß, Tugend und Beharrlichkeit; und finden Sie ſich zu ſchwach, mir dieſe Zuſicherungen zu halten, ſo begehren Sie von mir keinen weitern Unterricht; ich werde doch ewig Ihr Freund bleiben, und Ihnen ſoviel Licht mittheilen, als Sie faſſen können; ich werde Sie lieber ſelbſt bitten, den erſten Schritt nicht zu wagen, und lieber in der Dämmerung zu bleiben. Sie ſind glücklicher, wenn Sie das Licht nie ſahen, als wenn Sie von dem Lichte zur Finſterniß kehren ſollten. Entheiligung iſt das Schrecklichſte in der Natur; Sie können nichts entheiligen, was Sie nicht wiſſen; ich wiederhole es Ihnen, Entheiligung iſt das Schrecklichſte in der Natur. Eben darum iſt in Dingen, auch von höchſter Wahrheit und Heiligkeit, Behutſamkeit nothwendig, nicht wegen der Sache, mein Freund! ſondern wegen der Entheiligung.

Ich bitte Sie alſo nochmal, mein lieber Bruder! ſich wohl zu bedenken, ob Sie Stärke der Seele genug beſitzen, um der Tugend treu zu ſeyn; Wiſſen ſchadet oft mehr als Nichtwiſſen, wenn das Wiſſen mißbraucht wird.

Der Weg iſt anfangs rauh, aber Lohn der Weisheit lohnt den Unermüdeten; unſer Wandeln geht aufwärts zu dem Gott der Lichter; jeder Schritt iſt Annäherung, jede Stufe lohnt uns mit neuem Lichte und neuer Kraft; genug geſagt! Schlafen Sie wohl! Wenn Sie Luſt haben, dieſen Weg zu wandeln, ſo ſehen wir uns morgen gegen Mitternacht wieder.

Zweite Nacht.

Sie ſind alſo entſchloſſen, lieber Bruder! den Weg zu gehen, den ich Ihnen weiſen werde; ſie ſuchen Wahrheit und Weisheit. Glauben Sie mir, daß es nur einen Weg gebe, dieſe zu finden. Alle Weiſen des Alterthums, alle Eingeweihte in die wahren und höhern Myſterien ahneten dieſen Weg, aber nur wenige beharrten auf demſelben, und kamen zu dem großen Endzwecke der Menſchenbeſtimmung; es iſt der Weg der Auserwählten, der Weg der Propheten und der Heiligen.

Suche Wahrheit und Weisheit in Gott! — Dieſes iſt der erſte Grundſatz, lieber Bruder! den Sie ihrem Herzen ganz eigen machen müſſen, denn von ihm allein, dem Schöpfer aller Weſen, der Wahrheit und Weisheit iſt, kommt alles, was wahr und weiſe iſt.

Ehvor ich Sie weiter führe, lieber Bruder! muß ich Ihnen den Weg weiſen, worauf Sie ſelbſt gehen können, und worauf Sie Gott, wenn Sie ſelben angetreten haben, ſelbſt leite wird. Es wäre hier unnütz, mit Ihnen über höhere Geheimniſſe zu ſprechen, die in dem Schooße der wahren Weishei liegen, und die der Antheil der Wenigen ſind, die ſich ihre Mittheilung würdig gemacht haben. Sie würden auch jetz dieſe Geheimniſſe nicht verſtehen, mein Bruder! es iſt ein ſonderbare Sprache um die Sprache der Anſchaulichkeit; ſie iſt fü die meiſten Menſchen verloren vergangen, und Sie kennen wede die originellen Buchſtaben, noch die Progreſſionen der Einhei und ihre Wirkungen mehr; gehen Sie alſo langſam den Weg den ich Ihnen weiſen werde, und treten Sie ihn nicht au Neugier an, ſondern mit aufrichtigem Herzen, und mit de

Begierde, Unterweiſung zu erlangen, und ſeyn Sie verſichert, daß Sie durch Wollen und Standhaftigkeit ihren Zweck erreichen werden.

Wenn Sie ſich in der Welt herum ſehen, lieber Bruder! ſo werden Sie entdecken, daß alles unbefriedigend iſt; es wäre überflüſſig, Ihnen hierüber eine lange Abhandlung zu machen. Dieſer Satz wird beſtätigt durch alle Weiſen des Alterthums, und durch die Erfahrungen jeder Menſchen. Der weiſeſte der Könige ſprach ſelbſt: Alles iſt Eitelkeit, außer Gott lieben und ihm dienen.

Sie ſehen, mein Bruder! daß alle Vergnügen, die die Welt und Sinnlichkeit uns darreichen, uns nicht erſättigen. Unſer Herz (wenn ich mich dieſes Beiſpiels bedienen darf), das einem Dreiecke ähnlich iſt, füllt die Welt als ein Zirkel nicht aus. Es bleiben immer Lücken übrig, die nur das göttliche Drei Gottheit allein ausfüllen kann. Zeit und Sinnlichkeit ſind der Veränderung unterworfen, und können daher weder Beſtändigkeit noch Dauer haben. Wie es in allen Dingen geſchieht, ſo geſchieht es auch mit der Wiſſenſchaft und der Weisheit der Menſchen; ſie befriedigen uns nie ganz; es bleiben uns immer eine Menge Fragen übrig, die die Gelehrten der Welt uns nicht auflöſen können; es gibt Dinge, denen man den hiſtoriſchen Glauben nicht abſprechen kann, und die wir doch durch unſere Phyſik nicht erklären können. Wunderdinge, Mirakel, ſeltne Begebenheiten, Glaubensgeheimniſſe — ewige Räthſel für unſere Philoſophen, die aus eignem Lichte Dinge nicht erklären können, die einer höhern Erleuchtung bedürfen.

Die Gelehrten unſrer Welt fühlen dieſes ihr Unvermögen nur zu ſehr; ihre Streitſchriften, ihre ſonderlichen Meynungen ſind hievon ein Beweis; ſie verwarfen daher Dinge, die ſie nicht begreifen und erklären konnten, entweder als Täuſchungen der Einbildung, oder als Geburten der Schwärmerei und des Betrugs: allein der Wahrheitliebende, der ohne Leidenſchaft unterſucht, fand in allen ihren Widerlegungen und Scheingründen oft doch nichts Ueberzeugendes, und ſchwebt daher immer zwiſchen Glauben und Zweifel.

Es gibt nun eine Wiſſenſchaft, mein Bruder! die alle Zweifel der Philoſophen auflößt; denn jeder Zweifel iſt Mangel an Erkenntniß und Anſchaulichkeit: allein dieſe Wiſſenſchaft findet man nicht in den Schulen der Welt; ſie iſt der Antheil derjenigen, die auf Gottes Wegen wandeln, und höhere Erleuchtung von dem Ausſpender des Lichts der Weisheit in der Demuth ihres Geiſtes erwarten.

Ich kann Ihnen, lieber Bruder! von der Hoheit dieſer Wiſſenſchaft keine Begriffe geben; ich finde keine Worte, mich würdig auszudrücken; ſie iſt die Weisheit Gottes, von welcher die Schrift ſagt:

„Sie gibt die Erkenntniß aller erſchaffenen Dinge, damit wir wiſſen, wie der Umkreis der Erde geordnet iſt und was die Elemente für eine Kraft haben.

Wie auch den Anfang, das Ende und das Mittel der Zeit ſammt den vielfältigen Abwechslungen und Veränderungen; dazu den Umlauf des Jahrs und die Ordnungen der Sterne.

Die Natur der Thiere, den Zorn des Viehes, die Gedanken der Menſchen, den Unterſchied der Pflanzen und die Kraft der Wurzeln.

Ja alles, was verborgen und unbekannt iſt, hat ſie gelehrt, denn die Weisheit iſt eine Werkmeiſterin aller Dinge.

Sie iſt einig; vermag alles; ſie bleibt in ihr ſelbſt, erneuert alle Dinge, und unter den Völkern begibt ſie ſich in die heiligen Seelen, macht Freunde Gottes und Propheten.

Sie verſteht die liſtigen Reden, und kann die ſchwereſter Fragen auflöſen; ſie erkennt die Wunderzeichen, ehe ſie geſchehen, und was nach Verlauf der Zeiten und Jahre ſich zutragen wird.

Sie eröffnet den Mund der Stummen, und macht di Zungen der Kinder beredt.“ Siehe Bücher der Weisheit.

Dieſes Zeugniß, mein Bruder! ſteht ſelbſt in dem heilige Buche enthalten, das wir als göttlich annehmen, un das auch wirklich göttlich iſt, wovon Sie mit der Zeit ſ klar überzeugt werden ſollen, als die Sonne am Tage ſcheint. Was kann ich Ihnen alſo hierüber mehr ſagen? Sie werden nun wohl begreifen, warum Shakeſpeare ſagt: Es gibt Dinge in der Natur, von denen ſich unſere Philoſophie nichts träumen läßt. Wirklich, lieber Bruder! unſere Philoſophie läßt ſich von allem dieſem nichts träumen, obwohl alle dieſe Dinge ſo nahe bei und um uns ſind, daß wir ſie leicht finden könnten, wie die Schrift ſagt:

„Die Weisheit geht herum, und ſuchet die, die ihrer werth ſind, und zeigt ſich ihnen auf ihren Wegen ganz fröhlich, und kömmt ihnen mit aller Vorſichtigkeit entgegen.

Wer morgen frühe auf ſie wacht, wird ſie ohne Mühe haben, denn er wird ſie vor ſeiner Thüre ſitzend finden.

Sie wird von ihren Liebhabern leicht geſehen, und wird von denen gefunden, welche dieſelbe ſuchen.“ Buch der Weisheit.

Warum aber, mein lieber Bruder! ſo wenig Menſchen dieſe Weisheit finden, iſt wieder in dem Buche der Weisheit ſelbſt enthalten; es heißt:

„Der Anfang der Weisheit iſt eine wahre Begierde, Unterweiſung zu haben; die Begierde aber zur Weisheit iſt die Liebe; die Liebe hingegen haltet ihre Geſetze, und die Haltung der Geſetze bringt Unſterblichkeit, und die Unſterblichkeit nähert den Menſchen zu Gott.“ B. d. Weisheit.

Hierin iſt das ganze Syſtem der Entfernung und Annäherung enthalten, worüber Sie ſich ſelbſt, mein lieber Bruder! einſt aufklären werden.

Die höchſte Wiſſenſchaft menſchlicher Dinge beſteht in der Kenntniß des Zuſammenhangs des Intellectuellen ſowohl als des Körperlichen; in der Ueberſicht aller Fähigkeiten, Kräfte und Wirkungen.

Die Philoſophen der Zeit haben hievon wenige Begriffe! daher ihre ſchwankenden Syſteme, und die Irrthümer der Wiſſenſchaften; daher die Menge der verſchiedenen Secten, die Herabwürdigung des menſchlichen Verſtandes bis zum Materialismus und Atheismus.

Es gibt eine Wiſſenſchaft, mein Bruder! die alle Wolken der Irrthümer zerſtäubt, die die Nebel der Finſterniſſe durchleuchtet, und dem Menſchen jedes Glied der Kette des Ganzen im reinſten Lichte zeigt.

Durch dieſe Wiſſenſchaft, mein Bruder! werden Ihnen die Hieroglyphen des Alterthums erklärt werden; Sie werden in das Innere der Natur ſehen, ihre geheimſten Werkſtätten belauſchen, und mit tiefer Anbetung die Größe der Gottheit erkennen.

Sie werden einſehen, was die alten Weltweiſen ahneten und wähnten. Die Myſterien der Schulen des Alterthums werden Ihnen bis auf dieſe Zeiten enthüllt, Sie werden deutliche Begriffe von allen Irrthümern, von allen Religionen und geheimen Lehren empfangen; Sie werden das Daſeyn Gottes, das Syſtem der Schöpfung, ſeine Güte und Weisheit in einem Lichte ſehen, das den Cherub zur Anbetung hinreißt. Die Unſterblichkeit der Seele, der Sturz der Engel, der Fall des erſten Menſchen, die Verführung der alten Schlange, die Würde des erſten Erſchaffnen, die verbotene Frucht, der Baum der Wiſſenſchaft des Guten und des Böſen, der Baum des Lebens, die Vertreibung des Menſchen aus dem Paradieſe, das große Geheimniß der Erlöſung wird Ihnen von einer Seite gezeigt werden, die Salbung für ihre Seele ſeyn wird. Sie werden die Göttlichkeit des Menſchenerlöſers begreifen lernen, die Einſetzung der heiligen Taufe, die Wunderkräfte der Sakramente; Sie werden lernen, warum Chriſtus ſich 40 Tage der menſchlichen Geſellſchaft in der Wüſte entzog; Sie werden die Wahrheit und Weisheit ſeiner Lehre, ſeine Wunderthaten, ſeine Verklärung und Auferſtehung, ſein Herumwandeln nach der Auferſtehung, ſeine Himmelfahrt und die Sendung des heil. Geiſtes in feurigen Zungen von einer Seite ſehen, die Ihnen die tiefſte Ehrfurcht erwecken, und Ihre Seele zur Anbetung des Allvaters führen wird.

Sie werden nicht mehr zweifeln an den Wunderkräften der Heiligen, an ihrer Stärke und ihren Wirkungen, und Sie werden ſehen, wie die reinſte und höchſte Philoſophie ſich mit dem reinſten und höchſten Glauben vereint.

Sie werden überzeugt werden, welche außerordentliche Kraft noch wirklich im Menſchen liegt; was ſeine Beſtimmung iſt und zu welcher Höhe von Würde er ſich durch die Mitwirkung der göttlichen Gnade ſchwingen kann; wie er ſich dem Lichte aller Lichter nähert, und die reinſten Strahlen nach einem Spiegel von dem Urlichte empfängt, um auf andere wieder zu leuchten und zu wirken. Sie werden ſich klar überzeugen können, was die Propheten des Alterthums waren, worin Daniels Geiſt und Elias Wunderkraft beſtund; mit einem Worte, Sie werden mit Dingen bekannt werden, von welchen ſich unſere Philoſophie nichts träumen läßt.

Zu dieſer großen Wiſſenſchaft will ich Ihnen, mein Bruder, den Weg zeigen, denn es ſteht geſchrieben:

„Was aber die Weisheit ſey, und woher ſie entſprungen, das will ich erzählen, und will hievon die Geheimniſſe Gottes nicht verbergen, ſondern ich will bis auf ihren erſten Urſprung nachforſchen, und will ihre Erkenntniß an das Licht bringen, und die Wahrheit nicht verſchweigen.“ B. d. Weisheit.

Allein, mein Bruder! Sie müſſen Geduld haben und meiner Leitung ſtufenweis folgen. Sie können ſich dem Lichte nicht auf einmal nahen, es würde Sie blenden, und bis Sie nach und nach die gröbern Schuppen von ihren Augen abgelegt haben, können Sie dieſe Sonne nicht anſehen. Ihr heiteres Licht würde für Sie verzehrendes Feuer ſeyn; den Anblick Moſis konnte das Volk nicht vertragen, als er den Sinai verließ, er mußte ſein Antlitz bedecken, und die Gottheit ſagte nicht vergebens zu Moſes: Zieh deine Schuhe aus, heilig iſt dieſe Stätte; als Gott ihm im brennenden Dornbuſche erſchien.

Für Sie, mein lieber Bruder, darf ich mich dieſer Ausdrücke bedienen, denn ich weiß, daß Ihnen die Schrift heilig iſt, wenn Ihnen aber die Schrift auch nicht heilig wäre, wenn Sie blos nur aufrichtigen Willen hätten, **Wahrheit** und **Weisheit** zu finden, ſo will ich Ihnen einen Pfad zeigen, auf dem Sie ſtufenweiſe zu höchſter Weisheit ſteigen können, und dieſe Weisheit ruht im Schooße der Religion. Ahnung ſoll Sie zum Glauben, und der Glaube zur Ueberzeugung bringen.

Vor allen, mein lieber Bruder! müſſen Sie ſich angewöhnen, nichts zu verwerfen, wovon Sie nicht die deutlichſte Ueberzeugung für ſich haben.

Viele Sachen ſcheinen uns oft unmöglich; allein nur relativ unmöglich nach unſern dermaligen Kenntniſſen; derjenige, der etwas als unmöglich verwerfen will, muß alles Mögliche kennen, und wo iſt der Menſch?

Dieſe Beſcheidenheit, mein lieber Bruder! wird Sie nie vom Nachdenken entfernen; Sie werden Dinge, die Sie auch nicht begreifen, doch ihres Nachdenkens würdigen, und dadurch werden Sie manchmal auf Entdeckungen kommen, die ein anderer Menſch, der alles gleich verwirft, nie machen wird.

Der Anfänger in der Schule der Weisheit, mein Bruder! kann nur anfangen durch den Glauben weiſe zu werden. Dieſer Satz ſcheint Ihnen vielleicht auffallend, aber ich will mich hierüber erklären.

Unſere Zeitphiloſophen verwerfen faſt allen Glauben; der Vernünftige weiß, ſagen ſie, der Einfältige glaubt, und ſie bedenken doch nicht, daß es in der Natur des Menſchen liegt, daß keiner wiſſen kann, ohne zuvor zu glauben.

Der Glaube, mein Bruder! führt erſt zum Wiſſen. Werfen Sie einen Blick auf unſere Kindheit zurück. Wodurch erhielten wir unſer natürliches Wiſſen anders als durch Glauben? Das Kind frägt: Vater, was iſt das für eine Pflanze? Und der Vater antwortet: Es iſt eine Giftpflanze; iß nicht davon, du würdeſt ſterben. Das Kind glaubt, und rettet ſich vom Tode; es glaubt nicht, und ißt und ſtirbt. In dieſem ganz einfältigen Gleichniſſe liegt die große Wahrheit, daß Glauben in der Kindheit des Verſtandes liege, und der Grund zum Glauben in dem Wiſſen desjenigen, der weitere Vorſchritte gemacht hat. So z. B. kann ich nicht einmal eine Sprache lernen, ohne ehevor zu glauben. Mein Sprachmeiſter ſagt mir: dieſer Charakter iſt A, dieſer B; dieſes Wort heißt: Thier, dieſes Baum ꝛc. Wenn ich nun ſagte: Ich glaube es nicht, ich muß es bewieſen haben, ſo wird der Sprachmeiſter ſagen: Sie können keine Beweiſe haben, bis Sie die Sprache vollſtändig verſtehen; alsdann werden Sie es ſelbſt einſehen, alle diejenigen, die dieſe Sprache reden, wiſſen es, ſie würden es aber nicht wiſſen, wenn ſie ehevor den andern, von denen ſie dieſe Sprache gelernt haben, nicht geglaubt hätten. So, lieber Bruder! verhält es ſich mit allen Dingen. Der menſchliche Verſtand iſt nur einer ſtufenweiſen Aufklärung fähig, und ſein Wiſſen fängt an mit Glauben; daher iſt es wunderlich, wenn unſere Zeitphiloſophen über Dinge disputiren wollen, von welchen ſie kein Wiſſen haben, und eben darum, weil ſie kein Wiſſen haben, nicht glauben wollen. Dieſes iſt höchſter Unſinn; es iſt eben ſo viel, als wenn zwei Jungen ſich über den Unterricht ihres Sprachmeiſters zanken wollten, und ſagten: Er ſagt uns, dieſer Charakter iſt A; wir glaubens aber nicht, ſondern dieſer Charakter iſt B; oder es gibt gar kein A. Nun denke man ſich einmal, ob ſolche Jungen je fähig ſind, dieſe Sprache zu erlernen. Dieſes Bild iſt das Bild vieler Zeitgelehrten; ſie haben von vielen Dingen kein Wiſſen, und wollen auch nicht glauben, was zum Wiſſen führt.

Der Menſch, mein Bruder! der in der Welt wiſſen will, muß erſt glauben; es kann ihm oft viel wunderlich ſcheinen, das er aber erſt im Zuſammenhange verſteht. Was iſt wunderlicher, als das A B C einer Sprache zu lernen; die Zeitwörter, Haupt- und Beiwörter, die Abänderungen und Abwandlungen? Ehevor man der Sprache kundig iſt, ſieht man auch ihre Nothwendigkeit, ihren Zuſammenhang nicht ein, und doch iſt zum Wiſſen der Sprache der Glaube des erſten Unterrichts nothwendig.

Wenn Sie ſich alſo feſt überzeugt haben, lieber Bruder! daß dem Menſchen, als einem beſchränkten Geſchöpfe, das nur ſtufenweiſe zu ſeiner Bildung und Erkenntniß fortſchreitet, daß Glauben nothwendig iſt, damit er wiſſen könne, ſo überdenken Sie dann, was das Glauben in blos phyſiſchen Dingen, und das Glauben in ſittlichen oder moraliſchen ſey.

Sie werden über Sittlichkeit und Moralität nicht nachdenken können, ohne die Nothwendigkeit derſelben in der menſchlichen Geſellſchaft zu entdecken, Sie werden bald einſehen, daß die Erfüllung gewiſſer natürlicher Verhältniſſe nothwendig ſey, ohne denen das geſellſchaftliche Leben nicht beſtehen würde, und Sie werden bald den Grund der Nothwendigkeit der natürlichen und bürgerlichen Tugenden entdecken, die in der Fertigkeit beſtehen, den Verhältniſſen, die in der Weſenheit der Geſellſchaft liegen, gemäß zu handeln.

Nachdem Sie die Natur, der Herold der Gottheit, zur Ueberzeugung des Daſeyns Gottes geführt hat, ſo werden Sie auch bald nothwendige Verhältniſſe ahnen, die zwiſchen einem Weſen, das man Gott nennt, und einem vernunftfähigen Geſchöpfe vorhanden ſeyn müſſen. Die Erkenntniß dieſer Verhältniſſe führt Sie zur Erkenntniß der Nothwendigkeit, daß innerliche und äußerliche Handlungen vernünftiger Geſchöpfe dieſen Verhältniſſen gemäß eingerichtet werden müſſen, und ſo wird ſie die Vernunft unvermerkt auf die Nohwendigkeit des Gottesdienſtes und der Religion führen.

Wenn alles dieſes, mein Bruder! Ihre Vernunft auch nur im Dunkeln wähnt, ſo wird Ihnen Ihr Herz die im Dunkel geahnete Weisheit doch um ſo deutlicher vorſtellen, als ſie im Univerſo keinen Standpunkt wahrer Ruhe und Glückſeligkeit werden feſtſetzen können, außer in Gott und in Wahrheiten der Offenbarung, zu der Sie in ſtiller Betrachtung das Bedürfniß Ihres Herzens zurückführen wird.

Die Wichtigkeit der Religion und ihre Wirkung auf eignes und allgemeines Menſchenwohl wird Ihrem Forſchgeiſte bald Regeln vorſchreiben, nach welchen alle Zweifel und Einwürfe beurtheilt werden können, mit welchen die Feinde der Offenbarung die heiligſte der Religionen beſtürmen.

Sie werden bald einſehen, mein lieber Bruder! daß alle Freigeiſter und erklärte Feinde der Offenbarung von Julian dem Abtrünnigen, bis zum Voltaire die Säulen des Heiligthums nicht erſchüttert haben; ohne ſich in lange Widerlegungen einzulaſſen, ſo fragen Sie ſich, um ſich zu beruhigen:

1. Hat die Religion und Offenbarung nicht die beſten Einflüſſe auf Menſchenglückſeligkeit?

2. Haben die, die wider Religion und Offenbarung geſchrieben haben, beſſere Mittel der Glückſeligkeitslehre angebracht?

3. Hat Wahrheitsliebe oder Sinnlichkeit und Leidenſchaft die Feder derjenigen geleitet, die die Offenbarung angegriffen haben?

4. Haben die Feinde der Offenbarung wohl ſchon bewieſen, daß die keinen Glauben verdienen, die der Welt die großen Wahrheiten der Religion verkündigten?

5. Haben ſie uns wirklich ſchon überführt, daß es der Offenbarung, die ſich auf einen göttlichen Urſprung beruft, an wirklich göttlicher Beſtätigung fehlte?

6. Haben ſie ſchon gezeigt, daß die Lehren unmöglich von Gott entſprungen ſeyn können?

7. Oder haben ſie die Unnützlichkeit ſchon dargethan, oder die Schädlichkeit der Offenbarung bewieſen?

8. Haben ſie in Sachen, die ſie lächerlich gemacht, wirklich das Weſen der Religion angegriffen, oder Außenſeiten, oder Dinge, die gar nicht zum Weſentlichen gehören?

Wenn Sie ſich dieſe Fragen aufwerfen, mein lieber Bruder! ſo wird Ihnen kein Buch in der Welt, das wider die Religion geſchrieben iſt, genugthun können, Sie werden die Nichtigkeit der Gründe der Feinde der Offenbarung bald überſehen, und wenn nicht eigner böſer Wille Sie von der Religion entfernt, ſo wird Sie gewiß nichts entfernen.

Was die Lehre der Glaubensgeheimniſſe betrifft, ſo iſt dieſe die einzige; lieber Bruder! bei der Ihr Verſtand ſtille ſtehen und ſich unterwerfen muß, bis Sie gleichwohl näher in's Heiligthum treten. Bei der morgigen Zuſammenkunft aber, lieber Bruder! vernehmen Sie, wie der Wahrheitſuchende über die Myſterien der Offenbarung denken ſoll, dem Gott den Vorhang noch nicht aufgezogen hat, der ſein Heiligthum deckt.

Dritte Nacht.

Es gibt unſtreitig in der Lehre von der Erlöſung der Menſchen Tiefen, welche unſer Verſtand bei dem jetzigen Umfange ſeiner Erkenntniſſe nicht ergründen kann, und ſie iſt in dieſer Abſicht ein Licht, welches mit ſeinem Glanze allzeit Augen verblenden wird, welche daſſelbe mit unverwendeten allzukühnen Blicken anſchauen wollen. Allein ſo unerforſchlich auch dieſe Tiefen ſeyn mögen, ſo kann doch der Menſch keine Wahrheiten glauben, welche nützlicher und heilſamer wären, als die, welche uns in dieſer Lehre verkündigt werden. Niemand wird auch einen Anſtoß daran nehmen, wenn er ſich nicht verwöhnt hat, auf dem Wege der Wahrheit ſtille zu ſtehen, oder gar zum Irrthume über zu treten, ſo bald ſein Verſtand bei ihr nicht alle die Befriedigung findet, die er wünſchen möchte. Es iſt unvernünftig, in allen unſern Erkenntniſſen eine gleich große Deutlichkeit zu verlangen; die meiſten Menſchen verlangen ſie auch nicht, wenn nur dasjenige, was ſie wiſſen und wiſſen können, ſo beſchaffen iſt, daß es ihnen einen wirklichen Nutzen gewähren kann. Eben ſo ſollten ſie ſich auch bei dem, was die Religion Unbegreifliches hat, beruhigen.

Ich will es Ihnen, mein Bruder! nicht verſchweigen, daß das Syſtem der Religion von der Erlöſung Lehren enthält, die, von gewiſſen Seiten betrachtet, ganz unbegreiflich und dunkel ſind; auch will ich Ihnen ſagen, daß die Verächter des Chriſtenthums ihren Unglauben durch dieſe Dunkelheit zu rechtfertigen ſuchen, und Einwürfe darauf gründen, die, nach ihrem Vorgeben, unwiderſprechlich beweiſen, daß die geoffenbarte Religion nicht den hohen Urſprung habe, welcher derſelben von ihren Lehrern und Bekennern zugeeignet wird. So werden dem Menſchen die Geheimniſſe des Evangeliums, wenn er ihre Vernunftmäßigkeit frühzeitig und auf eine überzeugende Art einſehen lernt, nicht zum Anſtoße gereichen, und die Einwürfe im voraus ihre Gefährlichkeit verlieren. Denn gemeiniglich verlieren ſie dieſelbe, wenn es ihnen an dem Reize der Neuheit fehlt; wenn man nicht unbereitet von ihnen überfallen wird; wenn es nicht das Anſehen hat, als erfahre man etwas, das uns in der erſten Jugend, ich weiß nicht, aus was für Abſichten, verſchwiegen worden ſey. Es kömmt mir dieſes um ſo viel nöthiger vor, weil man oft die Gründe einer Wahrheit einſieht, ohne die Art zu wiſſen, wie man einen Gegner damit widerlegen müſſe.

Es kann in einer Lehre viel Unbegreifliches ſeyn, ohne daß ſie deßwegen aufhört, eine nothwendige und nützliche Wahrheit zu bleiben. Dieſes iſt ein Grundſatz, den man jungen Leuten beſtändig einſchärfen ſoll. Die Natur hat ihre Geheimniſſe ſowohl, als die Religion; die ſcharfſinnigſten Geiſter verſchwenden ihre Mühe vergebens, ſie zu erklären. Sollten wir die Wirkungen des Magnets oder der elektriſchen Kräfte läugnen, weil es noch keinem Naturkündiger gelungen iſt, uns mit der Art und Weiſe, wie ſie wirken, bekannt zu machen; zu geſchweigen, daß vieles nur unbegreiflich iſt, weil man noch nicht den Grad von Erkenntniß beſitzt, der zur völligen Einſicht, als die Stufe, erfordert wird, auf welcher man dazu emporſteigen kann.

Es iſt nöthig, nach Deutlichkeit und Gewißheit in ſeiner Erkenntniß zu ſtreben, beſonders in allen Fällen, wo wir handeln ſollen, weil unſre Glückſeligkeit mehr noch eine Folge von unſern Handlungen, als von unſrer Wiſſenſchaft iſt. Irrthümer, die in unſre Thaten wirken, ſind die gefährlichſten; denn wie weit breiten ſich nicht ihre Folgen aus? Hier iſt es löblich und zugleich eine Pflicht, in der Unterſuchung und Ueberlegung ſo weit zu gehen, als wir können, und uns nicht ſo leicht von einem ſchwachen Schimmer leiten zu laſſen. Und doch können wir hier auch nicht allezeit ſo viel Deutlichkeit und Gewißheit erhalten, als wir wünſchen, und der

Weg, den wir gehen ſollen, liegt im Dunkeln, nur von einigen nicht ſehr hellen Strahlen erleuchtet. Gleichwohl würde es ſehr oft mehr als Thorheit ſeyn, wenn wir dieſem dämmernden Lichte nicht folgen wollten. Der Menſch lebt hier im Stande der Prüfung, und es gehört zur Prüfung, wenn von ihm verlangt wird, auch den kleinſten Grad von Erkenntniß nützlich und pflichtmäßig zu gebrauchen. Der Menſch muß alſo nur unterſuchen, ob die Geheimniſſe der Religion moraliſch gut ſind; wird er davon überzeugt: ſo muß er dieſelben annehmen, wie unbegreiflich ſie auch auf gewiſſen Seiten ſeyn mögen.

Ehe ich aber auf die moraliſche Güte der Geheimniſſe in der Religion komme, ſo will ich Sie theils mit dem Grunde ihrer Unbegreiflichkeit und Dunkelheit, wie auch aller für uns daraus entſpringenden Schwierigkeiten, theils mit der Abſicht ihrer Entdeckung und Offenbarung bekannt machen.

Es gibt einen doppelten Grund von der Unbegreiflichkeit gewiſſer Wahrheiten ſowohl der natürlichen als der geoffenbarten Religion. Einer liegt in Gott ſelbſt; der andre in der Natur des menſchlichen Verſtandes und ſeiner Art, von Gott zu denken.

Gott muß nothwendig ein geheimnißvolles Weſen ſeyn, weil wir ein unendliches Weſen in ihm anbeten. Er iſt in allen ſeinen Eigenſchaften und Handlungen der Höchſte. Kein Menſch aber kann ſich den höchſten Grad eines Dinges oder einer Eigenſchaft mit vollkommner Deutlichkeit vorſtellen. Könnte er dieſes, ſo würde er aufhören, eingeſchränkt zu ſeyn; er würde ſelbſt unendlich werden. Es muß alſo Gott ſeinen Geſchöpfen viel entdecken können, das ihnen nicht ganz begreiflich iſt, vielleicht auch niemals ganz begreiflich wird. Es iſt eben deßwegen wahrſcheinlich, daß, wenn es ihm gefällt, den Menſchen eine beſondre Offenbarung zu geben, Geheimniſſe darin ſeyn werden, die unſre Vorſtellung überſteigen. Nothwendig iſt es nicht, weil eine Offenbarung ſolcher Wahrheiten, die wir wohl durch Nachdenken entdecken könnten, doch ſehr nützlich ſeyn kann, weil der Weg des Nachdenkens ſchwer iſt, auch von allen Menſchen nicht betreten wird. Allein es bleibt doch wahrſcheinlich, und es folgt daraus, daß eine Offenbarung Gottes würdig ſey, welche uns nützliche Geheimniſſe bekannt macht. Sie ſtimmt mit der Hoheit und Größe ſeiner Natur überein, und wir ſind derſelben eben deßwegen mehr Ehrerbietung und ſelbſt mehr Dankbarkeit ſchuldig, weil durch die Entdeckung ſolcher Wahrheiten, die mit einiger Unbegreiflichkeit verhüllt ſind, immer die Grenzen unſrer Erkenntniß erweitert werden; denn auch die Dämmerung iſt beſſer, als eine völlige Finſterniß.

Ein anderer Grund ihrer Unbegreiflichkeit liegt in der Natur des Menſchen und ſeiner Vorſtellung von Gott, von ſeinen Eigenſchaften und Handlungen. Unſre Erkenntniß, die wir von ihm haben können, iſt keine unmittelbare, keine anſchauende Erkenntniß, und ſie kann es in unſerm jetzigen Zuſtande nicht ſeyn, wenn nicht unſre natürliche Fähigkeit bis auf einen übernatürlichen Grad verändert und erweitert wird, wie nach dem Zeugniſſe der Offenbarung in einem künftigen Leben geſchehen ſoll. Alle Vorſtellungen, die wir von ihm haben, ſind ſo beſchaffen, daß ſie nicht unmittelbar dasjenige begreifen, was in Gott iſt, wie es iſt. Wir erkennen von uns ſelbſt und andern Gegenſtänden, die uns durch ein unmittelbares Anſchauen und Bewußtſeyn bekannt werden, gewiſſe Eigenſchaften und Wirkungen, die wir brauchen, gewiſſe Vollkommenheiten und Handlungen Gottes damit zu bezeichnen, die aber in Gott nicht eben das ſind, was ſie bei uns ſind; wir bezeichnen ſie aber damit, weil wirklich zwiſchen beiden eine wahre Aehnlichkeit ſtatt findet. So bemerken wir Weisheit in dem Menſchen und Weisheit in Gott. Die Weisheit in Gott iſt nicht das, was ſie bei uns iſt; wir drücken aber dieſelbe dadurch aus, weil in der ganzen Natur nichts gefunden werden kann, das mit dieſer Eigenſchaft der Gottheit mehr wirkliche Aehnlichkeit hat, als die Weisheit der Menſchen. Die göttliche Weisheit bleibt uns eine unbegreifliche Eigenſchaft, wenn wir auf die eigentliche Natur derſelben ſehen; wir haben doch aber immer einige Erkenntniß davon, und wir können nicht irren, ſo lange wir von dieſem Begriffe alles Menſchliche und Unvollkommene abſondern. Es laſſen ſich unterſchiedne Urſachen angeben, warum wir auf keinem andern Wege zu gründlichen und nützlichen Vorſtellungen von Gott, von ſeinem Weſen, von ſeinen Eigenſchaften und Handlungen gelangen können, als auf dem Wege der Analogie. Unmittelbare Ideen haben wir nur von Gegenſtänden, die wir entweder durch die Sinne, oder durch unſre innere Empfindung kennen lernen. Die Eigenſchaften und Wirkungen eines Weſens, daß bloß ein Geiſt iſt; müſſen nothwendig von einer andern Art ſeyn, als die Beſchaffenheiten und Thätigkeiten eines Weſens, das Geiſt und Leib zugleich iſt. Ueberdieß iſt es eine gewiſſe Wahrheit, daß die Vorzüge Gottes nicht allein dem Grade, ſondern auch dem Weſen nach von den unſrigen verſchieden ſind. Wir können ſie alſo bloß durch die Hilfe der Aehnlichkeit erkennen, die ſie mit den unſrigen haben. Alles dieſes ſoll man dem Menſchen begreiflich zu machen ſuchen, und wenn er ſich deſſen unbewußt bleiben will: ſo wird er allen Einwürfen leicht begegnen können, die aus den Geheimniſſen der Religion zur Beſtreitung derſelben hergenommen zu werden pflegen.

Man muß aber hiebei nicht ſtehen bleiben; man muß dem Menſchen auch die Abſicht zeigen, warum es Gott gefallen hat, uns gewiſſe Geheimniſſe oder nicht ganz begreifliche Wahrheiten in ſeiner Offenbarung zu entdecken. Der Glaube, den er von uns verlangt, ſoll nicht bloß eine Handlung des Verſtandes; ſie ſoll zugleich eine Handlung unſers freien Willens; ſie ſoll eine Tugend ſeyn. Zum Weſen der Tugend aber gehört, daß man die Handlung, die befohlen wird, vermöge ſeiner Freiheit unterlaſſen könne. Wer kann es aber unterlaſſen, Wahrheiten zu glauben, die er mit völliger Gewißheit und Deutlichkeit einſicht? Er kann zwar vorgeben, daß er ſie nicht glaube; aber ſie wirklich nicht zu glauben, dieſes iſt ſo unmöglich, als es unmöglich iſt, nicht zu glauben, daß die Sonne am Mittage leuchte, wenn wir ſie mit Augen ſehen. Zu einem ſolchen Glauben ſind wir gezwungen, und hier können wir unſre Freiheit nicht gebrauchen. Wenn wir aber Lehren annehmen, denen zur höchſten Deutlichkeit und Gewißheit die Begreiflichkeit fehlet; ſo wird der Glaube Tugend, weil wir an denſelben bloß darum nicht zweifeln, weil ſie ſich auf ein göttliches Zeugniß gründen. Eben darin beſteht die Unterwerfung des Verſtandes, die wir Gott ſo ſehr ſchuldig ſind, als die Unterwerfung unſers Willens.

Nichts iſt billiger, als eine ſolche Unterwerfung, und um ſo viel billiger, je moraliſcher die Geheimniſſe des Evangeliums in ihren Folgen und Wirkungen ſind, wenn wir ſie nicht durch einen boshaften Widerſtand verhindern. Hierbei will ich mich in der Unterweiſung an Sie, mein Bruder! zu ſeiner Zeit am weitläufigſten aufhalten. Ich will Sie zu überführen ſuchen, daß alle noch ſo unbegreiflichen Lehren des Glaubens uns entweder beſſer, oder glückſeliger machen ſollen. Man findet in denſelben die erhabenſten und ſtärkſten Beweggründe und Aufmunterungen zur Erfüllung unſerer Pflichten. Wer kann ſich weigern, die feurigſte Dankbarkeit und Liebe gegen Gott zu empfinden, wenn er erwägt, wie beſchäftigt die Gottheit zu unſerm Heile von Ewigkeit her geweſen iſt? Oder wer wird ſich nicht beſtreben, der wahren und urſprünglichen Beſtimmung unſrer Natur gemäß zu handeln, wenn er überlegt, zu welch einer Würde ſie dadurch erhoben worden iſt, daß ſie der Sohn Gottes mit ſeiner unendlich höhern Natur vereinigt hat? Oder weſſen Herz wird nicht durch die Betrachtung ſolcher Lehren mit überſchwenglicher Freude erfüllet und begeiſtert werden?

So bald Sie, mein Bruder! von dieſen Wahrheiten überführt ſind, ſo werden Sie ohne Mühe einſehen, daß Sie nur zween Abwege zu vermeiden haben, um in Ihrer Religion feſt und unbeweglich zu werden. Einer iſt die Begierde nach einer größern Deutlichkeit und Gewißheit, als wir erlangen können, und begehren dürfen. Der andere iſt das Laſter und die Befriedigung unordentlicher Leidenſchaften. Auf dem einen wird das Herz durch den Verſtand, auf dem andern der Verſtand durch das Herz verderbt. Die Erfahrung hat es allzeit bewieſen, daß niemand einen Feind der geoffenbarten Religion geworden iſt, er habe denn weiſer als Gott ſeyn, oder auf einem andern Wege zur Glückſeligkeit gelangen wollen, als auf dem zwar im Anfange beſchwerlichen, aber allein ſichern und gewiſſen Wege der Gottſeligkeit und Tugend.

Dieſe Denkart, mein Bruder, wird Sie beruhigen, und ihrem Herzen eine Richtung geben, die unbegreiflichen Wege der Gottheit anzubeten, bis Sie der Geiſt der Heiligung in die höhern Geheimniſſe führen wird.

Da unſere Herzen, lieber Bruder! zur freudigen Unterwerfung unter alle Befehle und Führungen Gottes um ſo williger ſeyn müſſen, je vollkommner und lebhafter unſre Ehrerbietung gegen ein Weſen iſt, welches der einzige Gegenſtand der äußerſten Bewunderung aller ſeiner Geſchöpfe zu ſeyn verdient: ſo ſollen wir uns oft mit Vorſtellungen beſchäftigen, die in uns das der Gottheit ſchuldige Erſtaunen unterhalten und vergrößern könne.

Keine Gedanken können dieſen wichtigen Endzweck glücklicher befördern, als diejenigen, welche die Betrachtung der Hoheit Gottes in jedem Verſtande hervorbringen muß, der zu großen Begriffen nicht ganz unfähig iſt.

Wir empfinden eine natürliche Neigung in uns, dasjenige zu verehren, was in ſeinen Eigenſchaften, Kräften und Wirkungen über uns oder über andere Gegenſtände erhaben iſt, die mit uns verknüpft ſind; zu welch einer tiefen feierlichen Ehrfurcht und Anbetung müſſen wir denn uns nicht verbunden und angefeuert fühlen, wenn wir uns beſtreben, Gott in ſeiner unendlichen Majeſtät zu denken: denn was für eine Unermeßlichkeit iſt es nicht, die ſein Daſeyn, ſein Weſen, ſeine Eigenſchaften, ſeine Thätigkeit und ſeine Abſicht über die faſt unendliche Reihe ſeiner Geſchöpfe erhebt.

Sie können ſich nicht einbilden, lieber Bruder, welche Kraft der Menſch durch dieſes Denken erhält! Jeder Gedanke, der aus der Seele des Menſchen zur Gottheit aufſteigt, iſt Annäherung des Weſens zum Schöpfer, Annäherung zum Lichte, und lohnt mit Erleuchtung, wie Sie in der Folge deutlicher hören werden.

Gott iſt der Höchſte — welch ein Gedanke! Welch ein Reichthum großer Vorſtellungen — liegt in dieſer einzigen Idee nicht. Er kann von keinem einzigen Weſen völlig gedacht, von keinem ganz empfunden werden; jeder Gedanke, der ſich mit ihm beſchäftigt, muß, wenn er des Allervollkommſten nicht unwürdig ſeyn ſoll, mit dem Begriffe der Unendlichkeit verbunden ſeyn, und doch wird er in keinem einzigen ganz gedacht.

Je reiner und heller unſre Ideen werden, je mehr ſie von aller Sinnlichkeit entfernt ſind, je weiter ſie ſich über alle Sphären der Aehnlichkeit und Einſchränkung empor zu ſchwingen ſtreben, deſto mehr erſtaunt zwar die bewundernde Seele, deſto gewiſſer wird ſie, daß ſie den Höchſten denkt: aber deſto unausſprechlicher wird er auch für ſie, deſto mehr ſieht ſie, daß ſie vergebens arbeitet, ſich ſeiner Höhe zu nähern, und doch bleibt es ihre Schuldigkeit, von jeder neuen Stufe, die ſie ihm näher gekommen iſt, zu noch höhern hinauf zu ſteigen.

Gott iſt ſelbſt in ſeinem Daſeyn auf eine unbegreifliche Weiſe von andern unterſchieden. Er iſt nicht allein die Quelle aller Wirklichkeit und Dauer, ſondern er beſitzt auch eine Art des Daſeyns, die mit keiner andern Wirklichkeit verglichen werden kann. Ich werde ſeyn, der ich ſeyn werde; dieſes iſt ſein erhabenſter Name, den ihm die Offenbarung gibt; ein Name, der in einem noch hellern Lichte glänzt, wenn Sie ihn in andern Stellen auf folgende Weiſe umſchreibt: Der da war, der da iſt, der da ſeyn wird. Welche Geheimniſſe liegen nicht darin! Die erſten Geiſter müſſen darin ein unergründliches Meer von Gedanken finden, von denen jeder eine neue Tiefe iſt.

Wir ſind, lieber Bruder! allein wie lang iſt es wohl, daß wir ſagen können; wir waren?

Wir waren vor einem Jahre, vor 10 Jahren, vor 30 Jahren, vor 60, 80 Jahren; man findet zuweilen einige, welche ſagen können: wir waren vor 100 Jahren; aber welch ein

Alter, welch eine ſeltne Erſcheinung iſt ein ſolcher Greis nicht! Ein Leben von noch mehr Jahrhunderten ſcheint ſo etwas Unermeßliches zu ſeyn, daß ſogar die Offenbarung angefeindet worden iſt, weil, nach ihrer Erzählung, vor den Zeiten der Sündfluth viele Menſchen beinahe tauſend Jahre erreicht haben. Aber welch eine unendliche Anzahl von Zeitläuften würde nicht auch ein tauſendjähriger Menſch hinter dem Anfange ſeines Daſeyns antreffen! Die Dauer dieſer Sonne mit ihren Planeten iſt groß; aber der geflügelte Gedanke ereilt die Grenzen derſelben bald, und es mögen vielleicht ſchon lange vor ihrem Daſeyn unzählbare andre Welten den Ruhm ihres Schöpfers verkündigt haben. Wer wagt ſich mit ſeinen Gedanken an das Alter der Engel? Denn es ſind gewiß nicht alle Geiſter, in Betrachtung des unveränderten Zuſtandes ihrer Exiſtenz gleich den Menſchen, wie die Blumen, welche geſtern aufblühten und heute verwelken. Doch wenn es auch einen Geiſt gäbe, deſſen Daſeyn mit dem Leben aller Menſchen nicht ausgemeſſen werden könnte; ſo würde er doch nicht, wie Gott, von allen Zeitpunkten ſagen dürfen: Ich war.

Gott iſt ewig, und unveränderlich ewig; Er iſt der, der da iſt. Unſer Daſeyn iſt ein entlehntes Daſeyn; es iſt noch zu ſtolz geſprochen, unſre Wirklichkeit einen Tropfen aus ſeiner Exiſtenz zu nennen. Die Sonnen werden in ihre Finſterniſſe verlöſchen; die Welten, worin wir ſo viel Ordnung, Uebereinſtimmung, Schönheit und Pracht bewundern, werden einſinken, und wir Ameiſen auf einem kleinen anmuthigen Hügel könnten mit ihm auf eine kleine Zeit in Staub verwandelt; alle Geiſter könnten mit der ganzen Reihe der Erſchaffnen in Nichts vertilgt werden, und doch gäbe es auch alsdann noch eine unendliche grenzenloſe Wirklichkeit, das unermeßliche Daſeyn des, der allein ſagen kann: Ich bin, der ich bin.

Wir dürfen hoffen, daß Gott alle Erſchaffnen im Daſeyn erhalten werde; die Unendlichkeit ſeiner Güte verbietet uns, an ihrer Fortdauer zu zweifeln. Indeß exiſtirt doch auch das beſtändigſte und unwandelbarſte Geſchöpf nicht auf die Art, wie Gott exiſtirt. Die beſten werden in einem ewigen Wirbel von Abwechslung und Veränderung umhergetrieben, niemals ſich ſelber gleich, immer entweder im Abnehmen, oder im Wachsthume. Der Menſch theilt ſein Leben in Jahre, Monate, Tage, Stunden und Minuten; er denke ſich aber noch kleinere Theile deſſelben, die vielleicht für gewiſſe Arten von Geſchöpfen ein langes Leben ſind; auch in einer ſo kleinen Dauer wird er nicht, wie Gott, von ſich ſagen können: Ich bin, der ich bin. Niemals hat er eben dieſelbe Summe von Bewußtſeyn, niemals eben dieſelbe Summe von deutlichen und dunkeln Gedanken; niemals eben dieſelbe Summe von Begierden und Empfindungen. Jetzt drängen ſich dieſe Gedanken ans Licht, und plötzlich verdunkeln ſie ſich, um andre empor kommen zu laſſen; wir erwählen in dieſem Augenblicke, was wir in dem nächſten verwerfen; eine Empfindung unterdrückt die andere; ein Wunsch, ein Entſchluß treibt den andern, wie in einem Strome immer ein Tropfen den andern fortſtößt. Welch ein Unterſchied zwiſchen dem Daſeyn des Menſchen in dem dunkeln Schooße ſeiner Mutter, und zwiſchen dem Daſeyn deſſelben in der erſten Kindheit! Wie wenig gleicht er ſich ſelbſt, wenn er noch, wie eine Pflanze, wächst, und wenn er zum erſtenmale dankbar gegen ſeine Mutter lächelt, und nun zu beweiſen anfängt, daß er eine Seele hat, wenn er die erſten Worte ſtammelt, und wenn er zum Knaben, oder vom Knaben zum Jünglinge aufblüht, oder vom Jünglinge zum Manne, und vom Manne zum Greiſen reift; ſo manchfaltig ſind die Veränderungen, denen der Menſch in ſeinem Daſeyn unterworfen iſt, und der erhabenſte endliche Geiſt muß gleiche Abwechslungen in ſeinem Daſeyn erfahren. Keiner iſt mehr, der er war: keiner wird der ſeyn, der er jetzt iſt. Dieſes iſt Gott allein: ſein Daſeyn leidet keine Abwechslung, er iſt, der er war; er wird der ſeyn, der er iſt; er iſt, der er ſeyn wird, über alle Geſchöpfe in ſeiner Dauer erhaben, der Urſprung und die Quelle, aus dem ein jedes endliche Daſeyn nach dem andern hervorfließt, ohne daß ſie dadurch verändert oder erſchöpft würde. Von keinem Geſchöpfe läßt ſich ſagen, daß es ſey, was es ſeyn wird. Der Engel wird nicht aufhören, ein Engel zu ſeyn; der Menſch wird nicht aufhören, ein Menſch zu ſeyn; die Unterſchiede zwiſchen den verſchiedenen Arten endlicher Weſen ſind beſtändig, ihre Naturen werden nicht in einander verwandelt werden, und dennoch kann man von keinem einzigen weder in Abſicht auf ſeine Eigenſchaften und Zuſtände, noch ſelbſt in Abſicht auf ſein Daſeyn ſagen, daß es ſey, was es ſeyn wird; denn ſeine Dauer iſt niemals die Ewigkeit; er wird nur in der Ewigkeit ſeines Gottes fortdauern. Alle Zeitalter, die wir leben ſollen, reichen nicht an ſeine Dauer; es ſind immer Schranken, in denen wir fortwandeln. Wie wir keinen Zeitpunkt wiſſen, wo einmal Gott nicht geweſen wäre; ſo können wir uns auch keinen vorſtellen, wo er nicht ſeyn, wo er nicht eben derſelbe ſeyn wird. Es iſt nur für uns eine Glückſeligkeit, daß wir künftig nicht ſeyn werden, was wir gegenwärtig ſind. Wir wären äußerſt elend, wenn wir immer einerlei Empfindungen, immer einerlei klare oder deutliche Vorſtellungen hätten; wenn wir immer in dem ermüdenden Kreiſe eben derſelben Wünſche und Begierden umherſchweifen müßten, immer in einerlei Schranken von Erkenntniß und Wiſſenſchaft eingeſchloſſen. Gottes Seligkeit hingegen beſteht darin, daß er ſeyn wird, der er war und iſt; eben ſo ſelig, ehe er ſchuf; eben ſo ſelig, nachdem er unzählbare Welten zur Wirklichkeit gebracht hat; ein Weſen, das über alle war, das über alle iſt, das über alle ſeyn wird.

Welch eine Höhe, zu welcher wir uns mit unſern Vorſtellungen empor zu ſchwingen ſuchen, ohne ſie erreichen zu können! Wer kann die Natur des Höchſten begreifen, da es kein einziges Geſchöpf gibt, von deſſen Weſen wir uns ganz deutliche Begriffe machen können. Wir ſehen von allen nur die Oberfläche. Wir haben viel, ſowohl von unſerm Körper, als von unſerer Seele entdeckt; der Zergliederer und der Philoſoph haben ſich mit einem gleichen Eifer beſtrebt, unſre innerſte Beſchaffenheit zu erforſchen, und den Menſchen mit dem Menſchen bekannt zu machen: aber wie unendlich viel bleibt uns nicht von uns verborgen! Welche Geheimniſſe, die wir nicht aufklären können! der Körper iſt kein Geiſt, und der Geiſt kein Körper; man empfindet den Unterſcheid dieſer Begriffe, aber wer hat noch die Frage beantwortet: Was iſt das innere Weſen des Geiſtes? Was iſt das innere Weſen des Körpers? Doch laßt uns annehmen, wir verſtünden die geheimnißvolle Beſchaffenheit eines jeden Dinges; geſetzt, wir ſähen das Innerſte der Schöpfung vor uns aufgedeckt; wir überſchauten, wie Gott, das Weſen aller Geſchöpfe, von dem erſten Geiſte an, deſſen Gedanken am nächſten an die Gedanken ſeines Schöpfers grenzen, bis auf den Wurm, vom Wurme bis zum Sonnenſtäubchen, und von dieſem, das vielleicht noch erſtaunlich zuſammengeſetzt iſt, bis auf das, über welches ſich tiefer hinunter nichts kleiner denken läßt; geſetzt auch, daß wir nicht allein dieſes alles, ſondern auch Verſchiedenheiten, die ein jedes Ding zu einem beſondern Weſen machen, deutlich begreifen könnten, und es reichen ohne Zweifel Ewigkeiten nicht zu, uns eine ſolche Kenntniß zu geben, weil das Endliche dem Unendlichen ſich wohl immer nähert, es aber doch niemals ganz erreicht: dennoch könnten wir mit allen ſolchen Kenntniſſen nicht einmal einen bejahenden Begriff von dem Weſen Gottes in uns hervor bringen. Die Weſen aller Dinge ſind, wenn ſie auch alle vereinigt werden könnten, kaum ein Schatten von dem ſeinigen; der Schatten iſt aber nicht die Sonne. Das Weſen Gottes iſt etwas Höhers; es iſt ein Weſen über alle Weſen. Wer muß nicht über die Hoheit deſſelben erſtaunen, wenn er ſich in dieſe Betrachtungen vertieft? Wer empfindet ſeine Endlichkeit ſo wenig, daß er ihn nicht mit der tiefſten Erniedrigung ſeines Herzens anbeten ſollte? Und wenn wir uns vorſtellen, daß dieſes ſo erhabne Weſen auf unſre Niedrigkeit herabſieht, und mit Augen der zärtlichſten Güte und Erbarmung herabſieht: wer verkennt alsdann ſeine Schuldigkeit ſo ſehr, daß er nicht in den Ausruf des königlichen Dichters einſtimmen ſollte:

Herr, was iſt der Menſch, daß du ſein gedenkeſt, und des Menſchen Kind, daß du dich ſein annimmſt!

Wenn Sie ſich alſo erhabne Begriffe von der Weſenheit eines Gottes gemacht haben, lieber Bruder! ſo iſt nothwendig, daß Sie ſich Mühe geben zu erforſchen, welches die beſte Art ſey, über Gott zu denken.

Oft an Gott zu denken, lieber Bruder! iſt der erſte Schritt zur Weisheit; Geiſter nähern ſich durch Gedanken; jedes feurige Gebet, jede Erhebung des Gemüths zu Gott iſt Annäherung.

Wenn wir unſer Leben, mein Bruder! genauer überdenken, ſo könnten wir beobachten, daß wir ſelbes eigentlich im Schlafe, Schlummer, und in wirkliches Wachen eintheilen können.

Der Schlummer wäre nicht nur das Pflanzenleben, ſondern auch dasjenige thieriſche Leben, da die Seele nur um des Leibes willen da zu ſeyn ſcheint, und woraus man endlich in tiefen Schlaf der Unthätigkeit fällt.

Wirkliches Wachen wäre aber derjenige glückliche Zuſtand unſrer Seele, da wir entweder Gott denken, oder etwas, das Gott geboten hat, und zwar, weil er es geboten hat, thun.

Nur von dem, mein Freund! der wirklich wacht, kann man ſagen, daß er wirklich lebe. Wie alt ſind wir nun, und wie lang haben wir gelebt?

Wenn nun einſt Gott dieſe Frage an uns ſtellte, was müßten wir und was könnten wir ihm antworten? — O Bruder! wofern der Unendliche nicht ſpielte, als er uns ſchuf, ſo iſt dieſe Sache erſtaunlich ernſthaft!

Ich weiß wohl, daß wir, und alle andern moraliſchen Weſen, mehr zum Thun, als zum Denken gemacht ſind. Allein, da das Thun allzeit von dem Denken begleitet werden muß; da es eine gewiſſe Art zu denken gibt, die ſchon halb Handlung iſt; und da ſogar einige Gedanken völlig als Thaten von Gott angeſehen werden: ſo hat man nicht zu befürchten, daß man von einer Kleinigkeit rede, wenn man von demjenigen Theile unſers wirklichen Lebens redet, der im Denken beſteht.

Welche von allen Arten, über das erſte Weſen zu denken, iſt die beſte?

Ich ſehe die Schwierigkeiten einer Antwort auf dieſe Frage in ihrem ganzen Umfange ein; aber gleichwohl halte ich ſie nicht für ſo groß, daß ich dem Recht geben würde, der mir, vielleicht mit vielen tiefſinnig ſcheinenden Gründen, ſagte, daß man ſich gar nicht darauf einlaſſen ſollte.

Ehe ich meine Unterſuchung anfange, muß ich einigen meiner Leſer ſagen, daß, wie es eine wirkliche Glückſeligkeit iſt, ſich nur überhaupt vorzuſtellen, daß man exiſtirt, ohne dabei die verſchiednen Arten unſers Daſeyns zu zergliedern, daß es auch eine wirkliche und viel höhere Glückſeligkeit iſt, uns überhaupt bewußt zu ſeyn, daß wir fähig ſind, Gott — den Unendlichen — zu denken! Faſt alle Beweiſe für die Unſterblichkeit der Seele aus der Vernunft werden den, der ſo unglücklich iſt, kein Chriſt zu ſeyn, nur zweifelhafter machen. Aber das Bewußtſeyn dieſer unſrer höchſten Fähigkeit iſt ein Beweis, der wie die Sonne leuchtet. Ich kann Gott, wie unvollſtändig meine Begriffe von ihm auch ſind, ich kann Gott denken! Ich bin unſterblich! Derjenige, der Gott, auch nur einen Augenblick, gedacht hat, ſollte nicht unſterblich ſeyn? So kann ich fragen; und ein Erzengel, dem ſich Gott nicht unmittelbar offenbaret, wie ſehr er ſeine höhern Kräfte auch fühlt, fragt eben ſo.

Da die Ausführung dieſes Erweiſes nur eine Erläuterung des vorigen iſt; ſo ſetze ich ihn nicht weiter fort. Ich könnte ihn ſo fortſetzen: Und ich darf Gott lieben! Der, welcher Gott, auch nur den hundertſten Theil eines Augenblicks, geliebt hat, ſollte nicht unſterblich ſeyn?

Aber welche iſt die beſte Art, über Gott zu denken? Man könnte ſagen, wir müßten uns mit allen Arten ſo bekannt machen, daß wir zu der Zeit, da wir zu der einen nicht fähig genug wären, zu der andern unſre Zuflucht nehmen könnten. Ich habe nichts dawider. Denn alles, was uns zu Gott führen kann, iſt höchſtwichtig. Gleichwohl glaube ich, daß es eine von unſern vornehmſten Pflichten iſt, uns an die beſte Art, über Gott zu denken, ſo zu gewöhnen, daß wir die andern beinahe nicht nöthig haben.

Ich hoffe, meiner Materie genug zu thun, wenn ich drei Arten erkläre; ob ich mich gleich nicht anmaße, die Sache dadurch bis auf ihre Nüancen zu beſtimmen.

Es gibt eine kalte, metaphyſiſche Art, die Gott beinahe nur als ein Objekt einer Wiſſenſchaft anſieht, und eben ſo unbewegt über ihn philoſophirt, als wenn ſie die Begriffe der Zeit oder des Raums entwickelte. Eine von ihren beſondern Unvollkommenheiten iſt dieſe, daß ſie in den Ketten irgend einer Methode einhergeht, welche ihr ſo lieb ſind, daß ſie jede freiere Erfindung einer über Gottes Größe entzückten Seele faſt ohne Unterſuchung verwirft. Ich verſtehe hier durch Erfindungen neue, oder wenigſtens feiner beſtimmte Gedanken über die Vollkommenheiten des Unendlichen. Ich gebe zu, daß dieſe Art den, der noch nöthig hat, ſich von dem Daſeyn Gottes zu überzeugen, nützlich ſeyn könne. Derjenige aber, welcher weiß, daß die Sonne ſcheint, oder, welches eben ſo gewiß iſt, daß Gott exiſtirt, der dieß weiß, und ſich auf die angeführte kalte Art über Gott zu denken, allein einſchränken wollte, der würde ſich dadurch der nicht kleinen Gefahr ausſetzen, gar zu ſelten, oder beinahe gar nicht, Gott, als den unendlich Liebenswürdigen, als den über allen Ausdruck Bewundernswürdigen, zu denken, und zu empfinden (denn dieß Denken kann von der Erfindung nicht getrennt werden), er würde ſich auch ſogar der Gefahr ausſetzen, welche er doch am meiſten zu vermeiden glaubt, nicht wahr genug von ihm zu denken. Denn wer ſich nicht genug erhebt, wer nicht würdig genug von ihm denkt, der denkt auch nicht wahr genug von ihm. Ein ſolcher Philoſoph, wie ich meine, wird mir einwerfen, daß ich dieß zwar ſage, aber nicht erweiſe. Und ich kann ihm doch hier weiter nichts antworten, als daß der Umſtand, daß er den Erweis einer an ſich ſelbſt ſo klaren Sache verlangt, zwar viele, aber nur ihn nicht überzeugen wird, er habe ſeinen Verſtand durch metaphyſiſche Grübeleien, denen er ſich nicht einmal frei überläßt, ſondern die er nur nach einer gewiſſen Schulmethode zuſammenſetzt, ſehr kurzſichtig gemacht.

Weil wir über dieß alles, durch dieſe Art von Gott zu denken, beinahe unfähig werden, uns zu der höhern, von der ich zuletzt reden werde, zu erheben; ſo müſſen wir auf unſerer Hut ſeyn, uns nicht daran zu gewöhnen. Indeß wird ſich ein wahrer Philoſoph, ich meine einen, den ſein Kopf, und nicht bloß die Methode dazu gemacht hat, bisweilen darauf einlaſſen, um ſich, durch die Neuheit zu verfahren, aufzumuntern.

Es gibt eine zweite Art, die ich die mittlere, oder um noch kürzer ſeyn zu können, Betrachtungen nennen will. Die Betrachtungen verbinden eine freiere Ordnung mit gewiſſen ruhigen Empfindungen; und nur ſelten erheben ſie ſich bis zu einiger Bewunderung Gottes. Sie können ſehr wahr, ſehr fromm und ſehr werth ſeyn, oft wieder gedacht zu werden; allein ſie thun einer Seele, die ſich auf das Aeußerſte beſtrebt, Gott zu kennen, noch nicht genug, wo ihr Verlangen nach dieſer Erkenntniß, durch ein gewiſſes, unſrer Einſchränkung ſehr natürliches Nachlaſſen, gemildert iſt. Sie haben überdieß oft die Unvollkommenheit, daß ſie uns veranlaſſen, klein von Gott zu denken. Nicht ſo würdig, als wir können, nenne ich ſchon klein von Gott denken. Und dieß geſchicht am meiſten dadurch, daß ſie uns, ohne unſern Vorſatz, unvermerkt zu glauben verleiten, Gottes Gedanken ſeyen wie unſere Gedanken. Kurz, die Eigenliebe eines frommen, und in dieſen Augenblicken vielleicht recht ſehr frommen Mannes verführt ihn, Gott nach ſich zu beurtheilen.

Robert Boyle — und man wird doch nicht geneigt ſeyn, einen Mann, der in allen ſeinen Handlungen ſo viel edle Einfalt und ungeſuchte Würdigkeit zeigte, deßwegen einen Sonderling zu nennen, weil er in Einer Sache anders, als faſt alle Menſchen gehandelt hat; und noch weniger wird man denjenigen einen Heuchler nennen wollen, der ſeine reine Frömmigkeit durch eine völlige Vermeidung aller Scheinheiligkeit ſo ſehr bewieſen hat — Robert Boyle ſprach den Namen

Gottes niemals anders, als mit einer ſo tiefen Ehrfurcht aus, daß er nicht anders konnte, als, nach der Ausſprechung deſſelben, eine Weile ſtill ſchweigen, und erſt nach dieſem merklichen Innehalten, wobei er ſein Haupt entblößt gehabt hatte, ſeine Unterredung fortzuſetzen. Wie mochte dieſer verehrungswürdige Mann ſeine Empfindungen von Gott, wenn er allein war, ausdrücken, wenn dieſer ernſte, und von allem, was nur geſchaffen iſt, abgeſonderte Tiefſinn zuletzt in Erſtaunen ausbrach, in Erſtaunen über Gott, das Höchſte, außer der Liebe zu ihm, wozu ein endlicher Geiſt fähig iſt?

Sich auf der oberſten Stufe dieſer Erhebung zu Gott lange zu erhalten, iſt in dieſem Leben unmöglich; aber ſich ihr, durch mehr als Betrachtungen, oft und lange nähern, iſt auch hier möglich, und die höchſte aller Glückſeligkeiten. Sich der oberſten Stufe nähern, nenne ich, wenn die ganze Seele von dem, den ſie denkt (und wen denkt ſie?), ſo erfüllt iſt, daß alle ihre übrigen Kräfte von der Anſtrengung ihres Denkens in eine ſolche Bewegung gebracht ſind, daß ſie zugleich und zu einem Endzwecke wirken: wenn alle Arten von Zweifeln und Unruhen über die unbegreiflichen Wege Gottes ſich verlieren, wenn wir uns nicht enthalten können, unſer Nachdenken durch irgend einige kurze Ausrufungen der Anbetung zu unterbrechen; wenn, woſern wir darauf kämen, das, was wir denken, durch Worte auszudrücken, die Sprache zu wenige und zu ſchwache Worte dazu haben würde; wenn wir endlich mit der allertiefſten Unterwerfung eine Liebe verbinden, die mit völliger Zuverſicht glaubt, daß wir Gott lieben können und daß wir ihn lieben dürfen.

Woſern man im Stande wäre, aus der Reihe, und daß ich ſo ſage, aus dem Gedränge dieſer ſchnell fortgeſetzten Gedanken; dieſer Gedanken von ſo genauen Beſtimmungen, einige mit Kaltſinne herauszunehmen und ſie in kurze Sätze zu bringen; was für neue Wahrheiten von Gott würden oft darunter ſeyn!

Die Erreichung der oberſten Stufe in dieſer letzten Art über Gott zu denken, iſt ein Zuſtand der Seele, da in ihr ſo viele Gedanken und Empfindungen auf Einmal und mit einer ſolchen Stärke wirken, deß das, was alsdann in ihr vorgeht, durch jede Beſchreibung verlieren würde.

Der Morgen graut, die aufgehende Sonne ruft uns zur Anbetung; Gottes Segen über Sie, Bruder! die künftige Nacht ſehen wir uns wieder.

Vierte Nacht.

Aus dem, was ich Ihnen bisher ſagte, lieber Bruder! können Sie wohl ahnen, daß große Geheimniſſe im Schooße der Religion ruhen, und daß es Geheimniſſe in der Natur giebt, die zu ergründen der menſchliche Forſchgeiſt nicht hinreicht, wenn er nicht von einem höhern Lichte erleuchtet wird.

Die großen und unbegreiflichen Thaten, derer Nachruf noch von dem Alterthume bis auf dieſe Zeiten auf uns gekommen ſind; die Wunderdinge, die die Schrift uns liefert, und tauſend andere Sachen, wovon wir uns keine Erklärung geben können, beruhen auf den Geſetzen der göttlichen Annäherung, von welchen Sie zu ſeiner Zeit werden deutlicher unterrichtet werden.

Wenn Sie einen Blick auf die Natur zurückwerfen, ſo werden Sie eine Analogie unter den gewöhnlichen Menſchen finden. Betrachten Sie einmal die Geburten des Geiſtes; die Dichtkunſt, die Beredſamkeit, ihre Stärke, ihr Hinreißendes, ihre Adtractionskräfte, die erhöhten Leidenſchaften, die Liebe, den Zorn, Enthuſiasmus, ſelbſt die Schwärmerei — welche außerordentliche Dinge, die die gewöhnlichen Kräfte der Menſchen überſteigen, können ſie nicht hervorbringen? — Iſt dieſe innere Seelen-Elektricität nicht ein Wink für den Beobachter, daß eine Kraft im Menſchen liegt, die unbegreiflich iſt, wenn ſie ihre Höhe erreicht. Denken Sie ſich einmal die Kraft der Tugend, was ſie wirket, welche Männer ſie bildet? Nun, mein Freund! wenn dieſe innere Kraft des Menſchen zu ihrer größten möglichen Reinheit gebracht werden könnte, wenn ſie eine andere ſie noch übertreffende Kraft zur Beherrſcherin und Siegerin über alles Sinnliche machen könnte, welche Erwartungen müßten wir nicht von ihren Wirkungen haben? Iſt es nicht ganz natürlich, daß Gegenſtände, die dem Lichte näher ſind, beſſer erleuchtet werden, und daß reine und diaphane Körper den Lichtſtrahl am beſten auffangen und wunderbar zu vermehren ſcheinen. Alles dieſes iſt Wink, daß Annäherung zur Gottheit, die allein Licht iſt, dem Menſchen beſſer erleuchtet und höhere Kräfte des Lichts giebt: allein wie wir in der Natur Analogie von dieſer Wahrheit finden, ſo finden wir auch Analogie von dem Zuſtande, den der Körper haben muß, der ſich dem Lichte nähert.

Die dürren, öden Gegenden werden wieder belebt, wenn im Frühjahre die Sonne der Erde näher kömmt. Alle dieſe Zauberkräfte des Frühlings ſind ein Werk ihrer Annäherung. Denken Sie, welchen Frühling die ewige Sonne in dem Herzen des Menſchen hervorbringen muß, der ſich ihr nahet. Nun frägt ſich: wie geſchieht denn dieſe Annäherung, und was wird zu ſolcher erfordert? —

Lieber Bruder! dieſes iſt's eben, was Sie lernen werden. Dringen Sie nicht zu begierig in das Wiſſen; nach und nach wird es Ihnen mitgetheilt werden. Vergeſſen Sie nicht, ſich einſtweilen den Winken der Natur zu erinnern, die den Menſchen im Großen eine Vorſchrift ſeines erhöhten Seelenzuſtandes geben. Bedenken Sie, daß der höchſt verfeinerte Zuſtand eines Körpers das Glas iſt, daß alle ſeltne und wunderbare Erſcheinungen, auf die man durch dieſen verfeinerten und gereinigten Körper kam, wirklich Wunderkräfte der Natur ſind, über die wir aber nicht mehr erſtaunen, weil ſie uns gewöhnlich ſind, und weil wir hierüber nicht mehr reflectiren. Wie reiner und feiner ein Körper iſt, wie mehr ſich alles in ſeinem Baue der Einheit nahet, deſto mehr iſt er fähig, die Strahlen des Lichts aufzufangen und ſie zu concentriren. Denken Sie einmal über die Hohl- und Brennſpiegel nach. In der Optik, mein Bruder, liegen noch ganz unbegreifliche Dinge verborgen; Dinge, von welchen ſich unſere Phyſiker nichts träumen laſſen; aber alles dieſes ſind nur Winke, die den Forſcher zu höhern Wahrheiten führen ſollen.

Reinheit der Seele iſt der erſte Weg der Annäherung; vor allem müſſen Sie ſich, mein Bruder! die practiſchen Regeln der Sittlichkeit, zur Tugend zu gelangen und Fertigkeit in guten Handlungen zu erhalten, eigen machen, ohne welchen es nicht möglich iſt, die Höhe der Rechtſchaffenheit zu erreichen, welche erſtiegen werden muß, um einen nicht unbilligen Anſpruch auf höhere Dinge machen zu dürfen. Hören Sie mir alſo mit Gelaſſenheit zu, wie Sie zuerſt dieſe Fertigkeit erreichen können.

Man wird leicht mit Ueberzeugung einſehen, daß eine fertige Entdeckung guter, und eine eben ſo glückliche Beobachtung und Vermeidung gefährlicher und böſer Gelegenheiten unter den manchfaltigen Uebungen, welche edle Fertigkeiten erleichtern und befeſtigen, nicht den niedrigſten Rang einnehmen. Wem es hier an geſchwinder Einſicht und richtiger Beurtheilung fehlt, der wird auch bei dem aufrichtigſten Entſchluſſe, ſeinen Pflichten getreu zu ſeyn, auf dem Wege der Tugend nur ſehr langſame Schritte thun, indem tauſend zu guten Handlungen ſehr bequeme Veranlaſſungen ungenützt vorübereilen werden, weil er ſie nicht ſieht, die Schuld davon mag nun an der Blödigkeit, oder an der Trägheit, oder auch an der Zerſtreuung ſeines Verſtandes liegen. Er wird ſich von demjenigen weit zurückgelaſſen ſehen, der jede innerliche und äußerliche Reizung zur gewiſſenhaften Leiſtung ſeiner manchfaltigen Verbindlichkeiten bemerkt, und, an eine ſchnelle Beobachtung derſelben gewöhnt, jede, die ſich ihm anbietet, ergreift, jede zu ſeinem Vortheile anwendet, durch jede löbliche Handlung, die er unternimmt, ſeiner Liebe zur Tugend eine neue Stärke mittheilt, und das Leben derſelben, ſo zu ſagen, immer lebendiger macht. Es hat mit jeder andern Kraft der menſchlichen Natur die Bewandtniß, daß ſie zu dem Grade von Stärke, deſſen ſie fähig iſt, nicht gelangen kann, ohne oft gebraucht und angeſtrengt zu werden. Aber welch ein Unterſchied iſt gleichwohl in dem Wachsthume unſerer in ihren Beſtimmungen ſo weit von einander verſchiednen Kräfte! Sind, damit ich meine Gedanken durch ein Beiſpiel deutlicher mache, unſere körperlichen Fähigkeiten bis auf den Grad erhöht, den ſie nicht überſchreiten können: ſo nimmt ihre Stärke eben durch den Gebrauch wieder ab, der ſie erweckte und vermehrte: die Uebung ſchwächt ſie nun, und je öfter ſie angeſtrengt werden, deſto ſtumpfer werden ſie, und deſto ſchneller erfolgt ihre Abnahme. Nur die Fertigkeiten der Tugend ſind eines unaufhörlichen Wachsthumes fähig; mit jeder Anwendung empfangen ſie ein neues Leben, werden ſie unſterblicher, werden ſie immer mächtiger, alle Hinderniſſe und Schwierigkeiten zu überwältigen, und der Wetteifer in den Schranken der Religion und Rechtſchaffenheit ermüdet ſo wenig durch ſeinen ſchnellen Fortgang, daß ihm vielmehr jeder noch ſchnellere Schritt auch eine größere Geſchwindigkeit und Freudigkeit mittheilt. Doch ſo weit kann es niemand bringen. ohne ſeine manchfaltigen Pflichten oft erfüllet zu haben. Wer kann ſie aber oft erfüllen, wenn es ihm an Geſchicklichkeit und Luſt fehlt, die Gelegenheiten dazu glücklich zu entdecken und ſorgfältig zu gebrauchen?

Man erſtaunt, wenn man überdenkt, wie viel Gutes Ariſtides ſchon gethan hat, man mag ſein Leben aus der Nähe oder aus der Ferne überſehen; man erſtaunt noch mehr, wenn man ſich vorſtellt, wie viel man noch und zwar mit der allerzuverläßigſten Gewißheit von ihm erwarten darf. Wenn er nicht gelernt hätte, oder es nicht wiſſen wollte, daß ein Rechtſchaffener bei aller Größe und Würde ſeiner Tugend und bei einem noch ſo feurigen Eifer, allen ſeinen Pflichten zu gehorchen, immer Urſachen genug übrig behalte, ſich zu demüthigen: mit welcher Selbſtzufriedenheit könnte er nicht ſeine Aufführung betrachten, und wie nahe wäre er der Gefahr nicht, ſich der Vorzüge zu erheben, die ihren ſchönſten Werth von der Beſcheidenheit und von einer ſittſamen Mäßigung ſelbſt einer nicht unerlaubten Freude darüber empfangen? Man braucht dieſen Liebenswürdigen nicht lange zu kennen, um zu wiſſen, daß jede Stunde ſeines Lebens oft mit mehr als einer edlen und rühmlichen Handlung bereichert und verſchönert werde. Ueberläßt er ſich den Verbindlichkeiten ſeines

Berufs: wie eifrig erfüllt er ſie nicht; mit welcher Treue, mit welcher Gewiſſenhaftigkeit! Erſcheint er in den Geſellſchaften, welches gemeiniglich auch aus Pflicht geſchieht; auch in die Geſellſchaften begleiten ihn Religion und Tugend, und überall in der heiterſten und angenehmſten Geſtalt; ſie begeiſtern ſeine Geſpräche, die alle entweder nützlich, oder verbindlich ſind. Man iſt begierig zu wiſſen, warum ſich Ariſtides in der Tugend ſo ſehr von andern unterſcheide, welche man gleichwohl nicht beſchuldigen darf, daß es ihnen an Neigung und Luſt zu ihren Pflichten fehle? Wahre Tugend zu beſitzen, dazu iſt auch ein beſondrer und ungewöhnlicher Einfluß des Beiſtandes unentbehrlich, ohne welchen ſich der Menſch zu keiner andern, als zu einer blos ſcheinbaren Größe emporſchwingen kann. Allein dieſes ſind die erſten und allgemeinen Urſachen, und dieſe bringen ihre Wirkung nicht unmittelbar hervor. Worin ſollen wir alſo die Mittelurſachen ſuchen, wodurch ſie wirken? In ſeinen natürlichen Fähigkeiten und Talenten? Aber wie oft bleiben die ſchönſten Gaben der Natur ungebraucht, gleich Schätzen, welche der Beſitzer oft faſt weniger kennt, als eine ſcharfſichtigere Welt? Wie oft werden ſie auch entweder ganz zernichtet, oder durch Laſter geſchändet? In der Erziehung? Aber wie viele können ſich nicht rühmen, durch eine weiſe und vortreffliche Erziehung auf den Weg der Tugend geleitet worden zu ſeyn? Warum gehen ſie denſelben, wenn ſie ihn auch nicht verlaſſen, doch mit einer ſolchen Trägheit? Warum verlieren ſie ſich unter der Menge derer, die, wenn ſie gut genug bleiben, um weder verachtet noch verabſcheuet zu werden, ſich doch nicht beſtreben, ſo vortrefflich zu ſeyn, daß ſie eine beſondre Hochachtung, Verehrung und Bewunderung verdienten? Sollten wir Ariſtidens moraliſche Vorzüge ſeinen äußerlichen Umſtänden zuſchreiben? Aber ſo würden große und erhabne Tugenden nicht ſo ſelten in der Welt ſeyn, wenn es blos auf Geburt, Anſehn und Macht ankäme. Woraus ſollen wir alſo ſeine ſo außerordentliche Fertigkeit in allen löblichen Handlungen herleiten? Am beſten unſtreitig aus der Gewohnheit, alle Gelegenheiten zum Guten, ehe ſie vorüber ſind, ſchleunig wahrzunehmen, und aus der Luſt, ſie ihrer Beſtimmung gemäß anzuwenden. Dieſe Vollkommenheit iſt es, welche, ſo zu ſagen, jeder Tugend Flügel giebt! Glücklich iſt das Volk, das ſich rühmen kann, in verſchiednen Ständen mehr als einen Ariſtides zu beſitzen, wenn ſie ſolches auch in verſchiednen Graden und auf verſchiednen Laufbahnen ſeyn ſollten!

Es iſt nöthig, wenn wir in der Entdeckung und glücklichen Anwendung guter Gelegenheiten zu einer ſolchen Fertigkeit kommen wollen, durch welche wir unſre Tugend nicht allein ſtärken und von einer Stufe der Vortrefflichkeit zur andern erhöhen, ſondern auch unſre Zufriedenheit und Glückſeligkeit mit einem großen Ueberfluſſe wahrer Freuden vermehren können, daß wir uns mit den Vorſchriften bekannt zu machen ſuchen, welche uns in den Beſitz dieſer Vollkommenheit ſetzen, ſo bald wir in der Beobachtung derſelben Sorgfalt und Klugheit beweiſen. Da ein Menſch nicht allein durch wirkliche Laſter, ſondern auch durch Vernachläßigung der Pflichten, die Vernunſt und Religion gebieten, ſtrafbar und unglücklich wird: ſo kann eine Betrachtung dieſer Regeln denen nicht anders als angenehm ſeyn, welche ſich von einer edlen Luſt begeiſtert fühlen, ihre Wohlfahrt und Ehre auf eine ungeheuchelte Frömmigkeit und Rechtſchaffenheit zu gründen.

Ich ſetze voraus, daß derjenige, welcher ſich gewöhnen will, die Gelegenheiten zum Guten, die ſich ihm anbieten, mit Geſchwindigkeit nicht allein zu entdecken, ſondern auch auf das vortheilhafteſte zu gebrauchen, eine deutliche, gegründete, und zugleich lebhafte Erkenntniß ſeiner manchfaltigen Obliegenheiten beſitzen müſſe. Dieſes bedarf keines Beweiſes, wenn man ſich nur erinnern will, daß ſie in ſolchen Verknüpfungen ſowohl unſrer eignen innerlichen und äußerlichen Umſtände, Schickſale, Veränderungen, als auch unſrer Verhältniſſe gegen andre Menſchen und Weſen beſtehen, wodurch die Erfüllung unſrer Pflichten entweder möglich gemacht oder befördert wird. Wenn man dieſe nicht kennt, woher ſollen wir diejenigen Verbindungen unſrer Umſtände und Verhältniſſe entdecken, welche zur Ausübung der Tugend vor andern bequem und vortheilhaft ſind? Ein wichtiger Grund, die allernothwendigſten Einſichten zu erweitern, und unſre Verbindlichkeiten in ihrem ganzen Umfange überſehen zu lernen. Denn je vollkommner und lebendiger ſie ſind, deſto leichter muß es uns werden, alle Veranlaſſungen zu löblichen Thaten wahrzunehmen und ihrem Endzwecke gemäß anzuwenden.

Da alle Gelegenheiten zum Guten nicht blos in unſern äußern, ſondern vornehmlich in unſern innerlichen Umſtänden und Beſchaffenheiten und deren Zuſammenhange mit unſern Verhältniſſen gegen andre Menſchen und Weſen gegründet ſind: ſo begreift man leicht, daß die erſte Regel eine genaue Aufmerkſamkeit auf uns ſelbſt und eine richtige und ſorgfältige Selbſterkenntniß verlange. Keine unſerer Handlungen kann zur Wirklichkeit kommen, wenn wir nicht von einem innern Antriebe dazu gereizt werden, er mag nun aus bloſer Empfindung, oder aus der Gegenwart heftiger Begierden und Leidenſchaften, oder auch aus deutlicher Erkenntniß entſpringen. Wir müſſen alſo die Triebfedern kennen, welche unſre Seele in Bewegung ſetzen: wir müſſen die Anzahl derer, die zugleich wirken, wir müſſen die verſchiednen Stufen ihrer Lebhaftigkeit und Stärke kennen, wenn wir ſie nach den Erforderniſſen der Fälle, worein wir kommen, entweder vermehren und anfeuern oder zurückhalten und ſchwächen wollen. Und wie können wir die innern Beſchaffenheiten und Veränderungen unſers Verſtandes und ſeiner Kräfte, unſers Herzens und ſeiner Bewegungen mit unſern äußern Umſtänden und Veränderungen in diejenige Harmonie bringen, welche Religion und Rechtſchaffenheit begehren, wenn wir Fremdlinge in uns ſelbſt ſind? Wenn wir nicht wiſſen, was in unſerm eignen Herzen vorgeht, oder wenn es dem Bewußtſeyn davon an Deutlichkeit und Licht fehlt: Werden wir nicht in unſern Handlungen von jeder fremden Gewalt abhangen, die nur auf unſre Sinne wirken kann? Lerne dich ſelbſt kennen, iſt alſo eine Regel, deren Beobachtung, außer tauſend andern vortrefflichen Wirkungen, auch dieſe hat, daß ſie die Entdeckung und Anwendung aller guten Gelegenheiten erleichtert und beſördert.

Weil überhaupt der Ausführung eines jeden Unternehmens, worein wir uns einlaſſen, nichts hinderlicher zu ſeyn pflegt, als theils die Zerſtreuung unſers Geiſtes, die gemeiniglich ihren Grund in einer allzumächtigen Sinnlichkeit hat, theils auch eine unordentliche Geſchäftigkeit, welche entweder auf keinen gewiſſen Endzweck gerichtet iſt, oder ihre Gegenſtände beſtändig verändert, oder verſchiedne Abſichten zu gleicher Zeit verfolgt, ohne ſie gehörig mit einander zu verbinden: ſo müſſen wir, um alle Gelegenheiten zum Guten leicht entdecken und gebrauchen zu können, uns von dieſen ſo nachtheiligen Unvollkommenheiten unſrer Seele zu befreien, oder vor ihnen zu bewahren ſuchen. Die Gegenwart des Geiſtes und die Sammlung des Herzens ſind auch zu dieſem ſo wichtigen Endzwecke nothwendige und ſichere Mittel. Ein Menſch mag noch ſo ernſtlich entſchloſſen ſeyn, eine jede Gelegenheit zu rühmlichen Handlungen pflichtmäßig anzuwenden, und auch ſcharfſichtig genug, ſie zu entdecken; ſie wird ihm ſelbſt, wenn er ſie faſt ergriffen hat, noch entfliehen, wofern er zur Zerſtreuung gewöhnt, oder in eine Geſchäftigkeit verloren iſt, die ſich durch keine Regeln einſchränken und regieren läßt. Denn da wir beſtändigen Veränderungen unſers Zuſtandes ausgeſetzt ſind, und keine einzige in einer völligen Gleichheit mit ſich ſelbſt lange fortzudauern pflegt; da die Zerſtreuung und eine unordentliche Geſchäftigkeit eben darin beſteht, daß die Seele unfähig geworden iſt, eine Reihe von Gedanken oder Bewegungen, oder Handlungen mit Beſtändigkeit fortzuſetzen, weil ſie keinem beſtimmten und feſten Entwurfe folgt; da überdieß jede Gelegenheit entweder verſchwindet, oder unbequem werden muß, wenn die Verknüpfung von einerlei innerlichen und äußerlichen Umſtänden geſchwächt wird, oder völlig aufhört: ſo iſt derjenige, der dieſe Fehler noch nicht überwunden hat, immer in Gefahr, von der beſchloſſnen und auch wohl ſchon angefangenen Ausführung edler Unternehmungen, zu denen ihn beſondere Veranlaſſungen reizen, durch fremde Gegenſtände abwendig gemacht zu werden, ſobald ſie nur einen unvermutheten und plötzlichen Eindruck auf ihn machen. Ueber dieſe Gefahr iſt derjenige erhoben, der ſich ſo in ſeiner Gewalt hat, daß ihn nichts beunruhigt. Er iſt ſo frei, er iſt ſeiner ſelbſt und ſeiner Kräfte und ihrer Wirkungen ſo mächtig, und ſeine Augen ſind immer ſo offen und wachſam, daß er alle Veränderungen, die nicht von ihm ſelbſt entſpringen, bemerkt, ohne ſich ſelbſt dadurch verändern zu laſſen, daß er auf ſeinem Wege ſtandhaft fortgeht, wenn es nicht ſeine Pflicht ſelbſt erfordert, ſeine Handlungen anders einzurichten.

Ein Menſch, der ſich geübt hat, ſeine Gedanken zu ſammeln und gegenwärtiges Geiſtes zu ſeyn, wie leicht muß der nicht ſeine Umſtände, ſeine Verhältniſſe gegen andre Menſchen, und überhaupt gegen alle Geſchöpfe und derer Abwechslungen mit den Geſetzen Gottes vergleichen; wie leicht muß der nicht aus einer ſolchen Vergleichung einſehen, und, wie das Beſte aller Bücher ſagt, prüfen können, welches ſein guter, ſein ihm wohlgefälliger Wille ſey! Es gibt ſo merkliche Gelegenheiten zur Tugend für alle Menſchen, daß es beinahe gar keiner Anſtrengung unſrer Aufmerkſamkeit zur Entdeckung derſelben bedarf; ſie dringen ſich, ſo zu ſagen, einem jeden auf; man müßte ſehr muthwilliger Weiſe ſeine Augen verſchließen, wenn man ſie nicht entdecken wollte. Allein es gibt Gelegenheiten zur Tugend, die es nicht gleich bei dem erſten Anblicke zu ſeyn ſcheinen; ſie ſtrahlen nicht in einem ſo ſtarken Lichte, als jene, man muß ſeine Aufmerkſamkeit ermuntern; man muß in der Beurtheilung ſehr genau, und doch zugleich ſehr geſchwind ſeyn, damit ſie nicht ungebraucht vorüber eilen. Wie glücklich iſt alsdann nicht derjenige, der ſich in der Vergleichung aller Dinge mit dem Willen Gottes und mit ſeinen Pflichten bis zur Fertigkeit geübt hat! Dieſe wird ihn in den Stand ſetzen, ohne Verzug zu ſehen, was er thun muß: und welch einen vorzüglichen Werth haben nicht Tugenden, die bei weniger merklichen, weniger ſichtbaren Gelegenheiten dazu ausgeübt werden!

Jedoch iſt es unmöglich, in dem Gebrauche der Gelegenheiten zu tugendhaften Handlungen mit ſo vieler Treue und mit einem ſolchen Eifer zu verfahren, als wir ſchuldig ſind, wenn nicht unſere allgemeine Entſchließungen, alle Geſetze, die unſern Gehorſam fordern, zur beſtändigen Richtſchnur unſers Verhaltens zu machen, zu allen Zeiten Wirkſamkeit und Stärke genung behalten. Wie nöthig iſt es nicht in dieſer Abſicht, öftere Betrachtungen über die Nothwendigkeit und wahre Beſchaffenheit derſelben anzuſtellen! Geben wir uns keine Mühe, ſie immer zu erneuern, ſo haben ſie das Schickſal aller Ideen unſers Geiſtes, die, wenn wir ſie nicht fortſetzen, endlich von andern ſo verdunkelt werden, als wenn ſie nie von uns gedacht worden wären. Wir müſſen uns alſo unſrer guten Vorſätze nicht allein bewußt bleiben, wir müſſen ſie auch in ihrer Herrſchaft über alle andern Gedanken, und über alle Wirkungen unſers Willens zu vertheidigen ſuchen. Wir müſſen zuſehen, daß die Ordnung, in welcher wir ſie zur Wirklichkeit bringen ſollen, nicht verrückt werde, und beſonders müſſen wir alle unſre Umſtände, und alle Veränderungen, die mit uns vorgehen, als Mittel anwenden, täglich ihre Stärke und Lebhaftigkeit zu vermehren. Je größer dieſe iſt, deſto mehr wird uns an der Erfüllung derſelben liegen, und wer weiß nicht, wie wirkſam uns der Antheil macht, den wir an einem Gegenſtande unſrer Wünſche nehmen? Alsdann kann ſich unſrer Aufmerkſamkeit nichts entziehen, was in einigem Verhältniſſe damit ſteht; wir ſehen alles, und die Hoffnung, unſre Vorſätze auszuführen, wie beſeelt ſie nicht unſre Thätigkeit, und welche Hinderniſſe hilft ſie nicht überwinden?

Die Folge aus dieſen Erfahrungen iſt die Nothwendigkeit einer beſtändigen und angelegentlichen Erneuerung guter Vorſätze. Da nun dieſe, weil ihre Belohnung ſelten eine ſinnliche Luſt iſt, blos durch die Uebung in einer deutlichen Erkenntniß unſerer Pflichten befördert werden kann: ſo können wir wider eine unordentliche Sinnlichkeit nie zu ſehr auf unſrer Hut ſeyn, weil eine reife und zuverläßige Beurtheilung durch nichts mehr verhindert wird, als durch ſie. Die Empfindung muß, ſelbſt wenn wir ſie auf moraliſche Güter richten, nie die vornehmſte

Urſache unſrer Handlungen werden; denn auch ſie kann uns zu gefährlichen Verirrungen verleiten, wenn ſie allzeit mit undeutlicher Erkenntniß verbunden iſt. Nur mit der Vernunft können wir den Zuſammenhang der Dinge, und das, was durch dieſen Zuſammenhang nothwendig und eine Verbindlichkeit wird, überſehen. Sie muß herrſchen, wie lebendig und wirkſam auch unſer moraliſches Gefühl ſeyn mag; und je ſtärker die Winde ſind, welche die Segel füllen, deſto nöthiger wird ſie am Steuerruder. Die beſten Empfindungen werden leicht unordentlich, weil die Dunkelheit der Vorſtellung des Guten und Böſen leicht in eine Unrichtigkeit derſelben ausarten kann, oder auch weil die Grade derſelben den Graden deſſen, worauf ſie gerichtet werden, nicht gemäß, ſondern bald ſtärker, bald anhaltender ſind, als ſie ſeyn ſollten. Je weniger wir uns alſo unſern Empfindungen überlaſſen, je weniger uns ſinnliche Begierden und Abneigungen regieren, deſto leichter werden wir gute Gelegenheiten, ohne uns zu verirren, entdecken, und ſie deſto glücklicher, ohne in ihrem Gebrauche zu fehlen, zu unſerm wahren Vortheile anzuwenden wiſſen.

Allein wie wir zu allen moraliſchen Vollkommenheiten nur durch viele und verſchiedne Stufen, und auch nicht ohne oft auszugleiten und wieder aufzuſtehen, empor kommen können, gleich Kindern, die nicht mit Sicherheit gehen lernen, ohne oft geſtrauchelt zu haben; alſo werden wir, ungeachtet des ernſtlichen Beſtrebens, dieſe Regeln zu beobachten, dennoch viele vortreffliche Veranlaſſungen zur Erfüllung unſrer Pflichten vernachläßigen. Soll uns nun dieſes Straucheln nicht zum Nachtheile gereichen, ſo müſſen wir von jedem Falle aufſtehen, und ſeltner fallen: und wünſchen wir dieſes, ſo müſſen wir uns einer lebendigen und heilſamen Erkenntniß unſerer Fehltritte und der von uns verabſäumten guten Gelegenheiten befleißen. Dieſes iſt das Amt des Gewiſſens, welches nicht allein über unſre noch bloß möglichen oder angefangnen, ſondern auch über die ſchon vollendeten Handlungen unpartheiiſch, und mit völliger Freiheit entweder für uns oder wider unſre Eigenliebe urtheilen ſoll, nachdem es unſre Thaten verdienen.

Je wachſamer und zärtlicher ſolches iſt, je freimüthiger es uns begangne Fehler vorhalten, und uns zeigen darf, in welchen Fällen wir zu pflichtmäßigen Thaten veranlaßt wurden, ohne ſie verrichtet zu haben, deſto vorſichtiger werden wir in der Folge werden. Der verſchuldete und unwiderbringliche Verluſt guter Gelegenheiten und aller ihrer glückſeligen Folgen wird uns kränken, je deutlicher unſre Erkenntniß davon wird, und je ernſtlicher noch immer unſre Luſt zur Tugend iſt, deſto eifriger wird uns eine ſolche ſchmerzhafte Empfindung machen, einem neuen Verluſte durch alle nur mögliche Aufmerkſamkeit und Gegenwart des Geiſtes vorzubeugen.

Nichts, was zur Beförderung der moraliſchen Güte und Glückſeligkeit des Menſchen unternommen wird, bedarf einer Belohnung. Aber wie glücklich wären nicht die Stunden, worin dieſe Betrachtungen gedacht wurden, angewendet, und wie theuer belohnt, wenn ſie Sie, mein Bruder! bewegen möchten, nicht allein aufmerkſam auf gute Gelegenheiten zu ſeyn, ſondern ſie auch, wegen des großen Gewinns, den ſie verheißen, zu gebrauchen! —

Leben Sie wohl, mein Bruder! denken Sie über dieſe großen Wahrheiten nach, und morgen Nachts ſehen wir uns wieder.

Fünfte Nacht.

Geſtern ſprach ich zu Ihnen, mein Lieber! auf welche Art Sie ſich zu tugendhaften Fertigkeiten erheben können; heute, ehe ich Sie weiter führe, muß ich Sie die große Wichtigkeit lehren, daß Sie ſich bemühen müſſen, Ihre Einbildungskraft moraliſch zu machen.

Wenn ohne Vernunft keine Weisheit, ohne Weisheit keine Tugend, und ohne Tugend keine wahre Glückſeligkeit möglich iſt, die Vernunft aber keine gefährlichere Beſtreiterin hat, als eine unordentliche, zerrüttete, oder unbeherrſchte Phantaſie: ſo muß in Abſicht, theils auf unſre Sitten und Handlungen, theils auf unſern innern regelmäßigen Charakter außerordentlich viel darauf ankommen, wie dieſe zwar unedlere, aber gemeiniglich ſehr lebhafte und mächtige Kraft unſrer Seele beſchaffen iſt. Das Herz kann nicht moraliſch ſeyn, wenn es nicht die Einbildung iſt. Man könnte faſt aus allen unſern Handlungen und Endzwecken beweiſen, daß ſie die meiſten Begierden erweckt oder anfeuert, und ſich faſt in jeden Umſtand unſrer Thaten und Vergnügungen einmiſcht. Iſt ſie regelmäßig und auf das gerichtet, was eine wirkliche Größe, eine wahre, und beſonders eine moraliſche Schönheit hat: ſo werden es auch dieſe ſeyn. Iſt ſie aber verderbt: wie weit wird nicht die Unordnung der Leidenſchaften gehen, die ſie beherrſcht? Welche laſterhaften Handlungen wird ſie nicht zur Wirklichkeit bringen, ſobald dieſe gewöhnt ſind, keinen andern Weg zu gehen, als den, den ſie vorſchreibt? Wer alſo nach der wahren Vollkommenheit der menſchlichen Natur ſtreben will, der würde die Aufrichtigkeit ſeines Vorſatzes verdächtig machen, wenn er die Verbeſſerung ſeiner Imagination nicht für eine nothwendige Pflicht halten wollte.

Dieſe Kraft hat Wirkungen von manchfaltiger und verſchiedner Art. Die Sinne ſind es, die, als die Canäle aller Erkenntniß, dem Verſtande die erſten Vorſtellungen, und durch ſie dem Herzen die erſten Empfindungen mittheilen. Beide ſind der rohe Stoff, welcher der Seele zur Bearbeitung dargeboten wird. Sie müſſen deßwegen in dem Verſtande fortdauern, und, wenn ſie ihrer nöthig hat, wieder hervorgebracht werden können, oder er würde einem Spiegel gleichen, aus welchem die Abbildungen körperlicher Gegenſtände mit der Gegenwart derſelben ſo ſchnell und ſo völlig verſchwinden, daß auch nicht die ſchwächſte Spur einiges Eindruckes darin zurückbleibt. Allein wie die Seele, ungeachtet das Gegentheil von Philoſophen behauptet wird, die nicht tief denken, ſelbſt bei dem erſten Urſprunge unſrer Ideen und Empfindungen mehr thätig, als leidend iſt: ſo iſt es auch mit der Erhaltung und Fortdauer derſelben beſchaffen. Die Einbildung bemächtigt ſich ihrer, nimmt ihnen ihre natürliche Flüchtigkeit, übergibt ſie dem Gedächtniſſe und der Erinnerung, ſtärkt ſie durch die Wiederholung, und erhält ſelbſt diejenigen, die wegen der Unmerklichkeit ihres ſchwächern Eindruckes dem Bewußtſeyn zu entfliehen ſcheinen. Man erſtaunt oft, Gedanken und Bilder entſpringen zu ſehen, die das Anſehen haben, neu und noch nie von ihr gedacht zu ſeyn. Das Erſtaunen aber würde aufhören, wenn man ſich nur bewußt werden könnte, was jedesmal mit unſern deutlichen Vorſtellungen für dunklere Ideen und Empfindungen verknüpft waren.

Kaum zeigt ſich den Sinnen ein äußerlicher Gegenſtand, der mit ſchon einmal empfundenen ſinnlichen Ideen verwandt iſt, oder auch nur einige entfernte Beziehung darauf hat: ſo ruft die unaufhörlich arbeitende, nimmer ermüdete Phantaſie dieſelben zurück. Die Seele wird ſich deſſen bewußt, was ſie ſchon einmal geſehen, empfunden, bewundert, begehrt oder verabſcheuet hat; zum wenigſten denkt ſie eben das wieder, wenn auch das Bewußtſeyn des vorigen ähnlichen Zuſtandes fehlen ſollte. Indeß iſt es der Einbildung unmöglich, die vorigen Ideen und Empfindungen ganz unverändert zu laſſen. Sie müſſen, ſo zu ſagen, ihr Gepräge annehmen, und man wird ſie, durch die Hilfe einer ſorgfältigen Aufmerkſamkeit, immer an einiger Veränderung, wie unmerklich ſie auch ſeyn mag, als erneuert und wiederempfunden erkennen können.

Faſt alle äußerlichen Gegenſtände, welche uns zuerſt durch die Werkzeuge der Empfindung vorgeſtellt worden ſind, gewinnen oder verlieren bei ihrer Wiedervorſtellung durch die Phantaſie; ſie erſcheinen beinahe niemals in ihrer erſten Geſtalt. Entweder zeigt ſie dieſelbe mehr im Schatten oder in einem glänzenden Lichte. Sie ſetzt hinzu; ſie nimmt hinweg; ſie vergrößert oder verkleinert. Bald verſchönert ſie und mindert das Widrige, was gewiſſe Gegenſtände bei ihrem erſten Anblicke hatten; bald entkleidet ſie auch dieſelben von den Reizungen, wodurch ſie ſich unſers Beifalles oder unſrer Bewunderung bemächtigten. Sie läßt uns unbekannte Seiten daran entdecken, die uns mißfallen; ſelten aber bekümmert ſie ſich, ob die Veränderungen, die ſie mit ihnen vornimmt, mit der Natur der Dinge ſelbſt übereinſtimmen oder nicht.

Keine Kraft der Seele iſt unruhiger und wirkſamer, als ſie; ſie verſchafft ihr einen unerſchöpflichen Ueberfluß von Ideen, wenn die Sinne von ihrer Arbeit ermüden, oder wenn die bedächtigere Vernunft auf dem Wege des Nachdenkens nur langſame Schritte thut, aus Furcht, ſich in dem weitläuftigen Gebiete eigner Vorſtellungen zu verirren, und ſich, wenn ſie ſich einmal unter betrügeriſchen Träumen verloren hätte, nicht zur Wahrheit zurückfinden zu können, die das einzige Ziel aller ihrer Nachforſchungen ſeyn ſollte.

Die Phantaſie gehört zwar zu den niedrigern Vermögen des menſchlichen Geiſtes; ſie iſt aber doch eine von ſeinen nützlichſten Kräften, wenn die Vernunft nur einige Gewalt über ſie hat. Weil durch ſie unſre Gedanken bis ins Unendliche verändert und vervielfältiget werden: ſo iſt ſie die Quelle aller Erfindungen. Wie enge würden nicht die Grenzen unſrer Erkenntniſſe ſeyn, wenn ſie uns nicht neue Ausſichten öffnete und den Umkreis derſelben erweiterte! Selbſt die ernſthafteſten Wiſſenſchaften, die bloß die Furcht eines tiefſinnigen Nachdenkens zu ſeyn ſcheinen, gewinnen durch ſie. Es hat niemals ein Genie gegeben, das nicht auch von ihren Einflüſſen begeiſtert worden wäre, und beſonders haben diejenigen, die man ſchöne Geiſter zu nennen pflegt, ihr faſt alles zu danken. Sie darf ſich rühmen, die Entdeckung vieler Wahrheiten befördert zu haben, obgleich die Irrthümer und ungegründeten Meinungen zahlreicher ſind, die durch ihre Verblendungen zu entſtehen pflegen. Sie hat ohne Zweifel einem Newton die Lichtſtrahlen zergliedern helfen; ſie hat aber einen noch größern Antheil an den Wirbeln des Carteſius.

Die Ideen, mit denen uns die Einbildung bereichert, ſind ſinnlich, weil ſie aus ſinnlichen Empfindungen entſpringen. Weil aber die ihrigen durch die Veränderung der erſten entſtehen, ſo haben ihre Gegenſtände in der Geſtalt, die ſie ihnen gibt, keine Wirklichkeit, wenn ſie ihnen nicht durch die Kräfte des Menſchen gegeben wird. Da nun die Sehnſucht nach Vergnügen der herrſchende Grundtrieb unſerer Seele iſt, ſo beſchäftigt ſich die Phantaſie vornehmlich mit dem, was angenehme Eindrücke auf die Sinne gemacht hat. Der Beweis davon ſind alle Künſte, welche nicht die bloße Nothwendigkeit erfunden hat; welche vielmehr die Bequemlichkeit und Anmuth des Lebens zum Endzwecke haben. Eben deßwegen ſind auch die Vollkommenheiten, die außer den Grenzen der Sinne durch die höhern Kräfte der Seele durch Nachdenken und Vernunft entdeckt werden, nicht das nächſte und unmittelbare Objekt der Einbildung. Die Wahrheit und das moraliſche Gute machen wenig Eindruck auf ſie, und ſie würden ſie gar nicht rühren, wenn ſie nicht immer einige Aehnlichkeiten mit ſinnlichen Gegenſtänden, oder doch ſelbſt ſinnliche Wirkungen hätten, die durch die Empfindung auf uns wirken können. Weil ſie aber eben dadurch dem, was bloß Geiſt und Seele iſt, ſo zu ſagen, einen Körper geben kann: ſo haben auch die Vernunft und Tugend auſſer ihren wahren und weſentlichen Vergnügungen ſeiner Leidenſchaften anfeuern, ob ſie gleich keine andere Wirklichkeit haben, als diejenige, die ihnen die Zauberei einer verderbten Phantaſie gibt.

Indeß beſchäftigt ſich die Einbildung nicht allein mit angenehmen Vorſtellungen. Sie erneuert, wenn ſie dazu durch äußerliche Veränderungen unſers Zuſtandes veranlaßt wird, auch alle Arten unangenehmer Ideen, und wird dadurch eine reiche Quelle des Verdruſſes und Mißvergnügens: denn wie viele Unruhen, Sorgen und Uebel, die den Menſchen beſchweren und ſein Leben verbittern, das glücklich ſeyn könnte, haben nicht ihren einzigen Grund in der Einbildung! Indeß macht ſie doch nicht alles Unangenehme, deſſen Vorſtellung ſie wieder in uns erweckt, noch unangenehmer, als die Idee deſſelben bei dem erſten Eindrucke war. Zuweilen vermindert ſie es; zuweilen verſchwindet es ganz durch die Veränderung, die ſie damit vornimmt. Sie weiß uns ſogar durch daſſelbe zu vergnügen, wenn ſie es nicht als gegenwärtig vorſtellt, weil die Zufriedenheit darüber, daß wir von einem Uebel nichts befürchten dürfen, ſchon allein ein ſehr angenehmer Zuſtand unſerer Seele iſt.

Was ſinnlich iſt, rührt uns entweder durch die Größe, die wir daran bemerken, oder durch ſeine Neuheit und Ungewöhnlichkeit, oder durch die Ordnung, Regelmäßigkeit und Schönheit, die wir an den vorgeſtellten Gegenſtänden wirklich wahrnehmen, oder wahrzunehmen glauben. Hierin liegt der Grund von dem beſondern und unterſcheidenden Charakter der Einbildung und ihrer Wirkungen bei verſchiednen Menſchen. Niemand wird von dieſen Eigenſchaften gleich ſtark gerührt; eine wirkt immer nach der ihm eigenthümlichen Einrichtung ſeiner Seele, und, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, nach der Stellung, die er in der Welt hat, heftiger und länger auf ihn, als die andere. Nach dieſem lebhaftern oder ſchwächern Eindrucke richtet ſich die Phantaſie in ihren Beſchäftigungen. Bei einigen liebt ſie alles, was groß iſt, bei andern alles, was durch eine wirkliche oder angedichtete Schönheit ſchmeichelt. Dieſe Verſchiedenheit wird ſich in allen Unternehmungen der Menſchen äußern, beſonders aber in den Geſchäften, oder Künſten, die ſie wählen. Ein Baumeiſter kann die Theorie von allem kennen, was zur Größe und Pracht eines Gebäudes gehört; er wird aber vornehmlich nur auf das Zierliche und Angenehme deſſelben denken, wenn das, was groß iſt, ſeine Einbildung nur mit einer ſchwachen Erſchütterung bewegt, eben ſo, als ein Staatsmann mehr auf die Verſchönerung und den blühenden Zuſtand, als auf die Erweiterung eines Reichs denken wird, und zwar nicht bloß aus Pflicht, ſondern auch aus Neigung, wenn er mehr von den Vorzügen der Ordnung und Regelmäßigkeit, als von dem gerührt zu werden pflegt, was zum Erſtaunen fortreißt.

Ich darf nicht weitläuftig erinnern, daß in Abſicht auf den moraliſchen Charakter des Menſchen viel daran gelegen iſt, ob das Große, das Wunderbare, beſonders dasjenige, welches beſonders nur aus der Neuheit oder Seltenheit entſpringt, und das Schöne, wodurch ſeine Einbildung in Bewegung geſetzt wird, dieſen Namen verdient, oder ob es bloß ſcheinbar, und eben deßwegen eitel iſt. Der Unterſchied iſt in den Folgen bis zum Erſtaunen wichtig, und durch ihren Einfluß in die allgemeine Wohlfahrt allezeit um ſo viel wichtiger, je mehr ein Menſch wegen ſeiner äußerlichen Umſtände auf das Ganze wirken kann. So kann der Eindruck, den die romanhaften Thaten eines Alexanders und die noch romanhaftern Beſchreibungen derſelben auf eine feurige Einbildung zu haben pflegen, aus einem Prinzen noch immer einen Weltverwüſter und einen Phalaris ſeines Volkes machen, gleichwie ein glücklicher Anblick und Eindruck der wahren Größe einen Titus, oder einen Heinrich den Vierten aus ihm bilden kann. Hätten diejenigen, die nach dem Ruhme ſtrebten, große Geſchichtſchreiber und Dichter zu ſeyn, dieſe Anmerkung gemacht, ehe ſie ihre Werke ausarbeiteten, ſo würden wir keinen Curtius haben, oder er hätte die ſtillern, ruhmwürdigern, obgleich minder berühmten Thaten eines friedfertigen Königes beſchrieben. Er wäre vielleicht weniger geleſen worden, aber er hätte nie geſchadet.

Die Leidenſchaften und die Phantaſie ſtehen in einer genauen Verknüpfung, und zwar durch eine unmittelbare und gemeiniglich ſehr lebhafte Einwirkung aufeinander. Indeß erzeugt doch dieſe, wenn man genau reden will, die Leidenſchaften nicht, aber ſie nährt ſie, ſie entflammt ſie, ihren Gegenſtand anhaltender und hitziger zu verfolgen. Einbildungen haben beinahe die Folgen, als wirkliche Empfindungen, und oft ſind ihre Wirkungen nicht allein heftiger, ſondern auch dauerhafter. Wirkliche Empfindungen ſetzen den Menſchen in einen angenehmen oder unangenehmen Zuſtand, und dadurch reizen ſie ſeine Wirkſamkeit, ſich entweder darin zu erhalten, oder davon zu befreien. Einbildungen thun eben dieſes. Man erwacht faſt ſo ungern aus einem ſchönen Traume, als man ſich in dem Genuſſe eines wirklichen Glückes ſtören läßt.

Alles das ſind Erfahrungen, an welche man die Menſchen erinnern muß, nicht allein, weil ſie ſo erwogen werden, als ſie ihrer Wichtigkeit wegen im Betrachtung gezogen zu werden verdienen, ſondern auch, weil ſich die Regeln darauf gründen, welche beobachtet werden müſſen, wenn die Kraft der Einbildung zu einer moraliſchen Vollkommenheit erhöht werden ſoll.

Soll die Kraft der Einbildung eine moraliſche Vollkommenheit werden: ſo iſt nöthig, daß man ſie und ihre Wirkungen mit der weſentlichen Beſtimmung unſrer Natur und mit dem letzten großen Endzwecke aller ihrer Kräfte in eine genaue und freundſchaftliche Harmonie zu bringen ſuche. Sie muß alſo mit dieſen in einem richtigen Verhältniſſe ſtehen, und ob es gleich in der Miſchung derſelben mit ihnen unendliche Manchfaltigkeit gibt, welche mit den großen Abſichten unſers Urhebers beſtehen kann, und mit andern Urſachen behilflich iſt, unzählbare ſchöne Abänderungen in dem Charakter der Rechtſchaffenheit und Tugend zu bilden: ſo darf ſie doch keine von den übrigen Kräften unſrer Seele in einem ſolchen Grade überwiegen, daß ſie durch dieſelbe entweder in eine völlige Unthätigkeit verſetzt, oder gar gehindert würden, das Ihrige zur wahren Vollkommenheit unſers Weſens beizutragen. Es müſſen alſo die Regeln, derer Beobachtung die Phantaſie moraliſch machen ſoll, einen zweifachen Endzweck haben, ihre Fehler müſſen dadurch verändert, ihre guten und löblichen Eigenſchaften aber vermehrt und erhöht werden.

Wer die Fehler ſeiner Imagination ändern will, der wird folgende ſehr ernſthafte und wichtige Unterſuchungen über ſich ſelbſt anſtellen müſſen: Iſt die meinige in ihren Wirkungen bloß feurig, oder iſt ſie heftig und unaufhaltſam? Iſt ſie unſtät, umherſchweifend und veränderlich? Verfolgt ſie einen Gegenſtand zu lange, oder iſt ſie zu ungeduldig, als daß ſie ſich, ſelbſt wenn es nöthig iſt, die gehörige Zeit dabei aufhalten könnte? Iſt ſie betrügeriſch und verblendend in ihren Ideen? Vergrößert, verkleinert ſie, oder kommen die Bilder, die ſie entwirft, in ihren Zügen mit der Natur der Dinge überein, worauf ſie ſich beziehen? Es iſt freilich unmöglich, ſie moraliſch zu machen, wenn man weder die Neigung noch den Muth hat, dieſe Fragen zu thun, und noch weniger Luſt und Herzhaftigkeit, ſich dieſelben unpartheiiſch zu beantworten.

Iſt die Einbildung in ihren Wirkungen allzu feurig, ſo muß man alles unterlaſſen, was ihre Lebhaftigkeit vermehren und in noch ſtärkere Flammen entzünden kann. Man muß, um ihre unordentliche Heftigkeit zu dämpfen, andre Kräfte der Seele in eine ſtärkere und anhaltendere Bewegung zu ſetzen ſuchen. Denket mehr mit der Vernunft, als mit der Phantaſie, und, was noch kräftiger iſt, vergeßt nicht, daß ihr mehr zu einem thätigen als denkenden Leben beſtimmt ſeyd: ſo werdet ihr euch ſeltner mit angenehmen oder verdrüßlichen Träumen beſchäftigen dürfen. Es verhält ſich mit den Kräften der Seele, wie mit den Nerven des Körpers. Wenn man ſie nicht immer anſtrengt, ſo erſchlaffen ſie.

Es iſt ein großes Unglück, eine unſtäte und umherſchweifende Einbildung zu haben. Denn ſie macht leichtſinnig, unbedächtig und in allen Unternehmungen flatterhaft. Ein Menſch, der daran krank liegt, kann ſich wohl an eine große und edle That wagen; er kann aufrichtig entſchloſſen ſeyn, ſie auszuführen; er kann auch einen glücklichen Anfang gemacht haben, und dennoch nichts vollenden, weil ihn ſeine veränderliche Phantaſie zwingt, von einem Gegenſtande und Ziele ſeiner Thätigkeit zum andern zu eilen.

Weil es der Einbildung natürlich iſt, alles zu verändern und in neuen und ungewöhnlichen Geſtalten zu zeigen, Möglichkeiten zu erfinden, und ihnen das Anſehen von Wirklichkeiten zu geben, wodurch die Leidenſchaften erhitzt werden, chimäriſchen Gegenſtänden nachzujagen: ſo muß man ſich beſtreben, die Vernunft zur herrſchenden Kraft ſeiner Seele zu machen, damit man alle Anſchläge der Phantaſie verwerfe, die nicht von ihr gebilligt werden. Die Vernunft unterſucht; ſie befriedigt ſich nicht mit dem bloßen Scheine, wie ſehr er auch ſchimmern mag. Unſre Einbildung mag vorzüglich auf das, was groß, oder auf das, was wunderbar, oder auf das Angenehme und Schöne gerichtet ſeyn; wenn die Vernunft herrſcht: ſo wird ſie uns nach keiner falſchen Größe ſtreben, ſie wird uns nie in unſern Abſichten und Unternehmungen romanhaft werden laſſen; ſie wird uns auch verborgne Häßlichkeiten entdecken helfen, und unſer Ohr vor der Stimme betrüglicher und gefährlicher Sirenen verſchließen.

Damit wir der Vernunft ihre Herrſchaft über uns erleichtern: ſo iſt es nöthig, ſich allezeit ſeiner ganzen Beſtimmung, aller ſeiner höhern und geringern Endzwecke, und beſonders der Ordnung, in welcher ſie wirken müſſen, mit einer lebhaften Deutlichkeit bewußt zu bleiben, damit man alle innerlichen und äußerlichen Veränderungen ſeiner ſelbſt und ſeiner Umſtände in eine richtige und genaue Verknüpfung mit ſeinen Pflichten bringen könne. Durch die Hilfe dieſes Bewußtſeyns wird es uns leicht fallen, die Wirkungen der Phantaſie zu mäßigen; ihre Anſchläge zu prüfen; zu ſehen, ob ſie mit dem ganzen Zuſammenhange unſrer Schuldigkeiten beſtehen können, zu ſehen, ob ſie ihre Erfüllung erleichtern, oder ob ſie dieſelben beſtreiten, und wenn ſie dieſes thun, ſie in uns zu unterdrücken und ihre Fortdauer zu verhindern. In dieſer Abſicht muß man ſich beſtändig erinnern, was unſre allgemeinen und beſondern Verbindlichkeiten von uns fodern;

was in der Welt der Menſch, der Bürger und der Patriot in den verſchiednen Ständen und Lebensarten der Geſellſchaft, was vornehmlich der Chriſt und der Unſterbliche zu thun hat.

Die wahre Glückſeligkeit des Menſchen auf der Erde beſteht mehr in dem ſtillen und ruhigen Vergnügen des Herzens über die Gewißheit, daß man ſich nicht vorſätzlich von dem Wege ſeiner Pflichten entfernt hat, als in ſinnlichen und rauſchenden Freuden. Damit nun die Einbildung ſich nicht zu ſtark mit dieſen beſchäftige, und beſonders dem Laſter mehr Reiz und Luſt andichte, als von dem Genuſſe ſeines Giftbechers erwartet werden kann: ſo muß man ſeine Sinnlichkeit dämpfen. Man muß ſich das Glück des Tugendhaften immer in ſeiner ſchönſten Geſtalt vorzuſtellen ſuchen; man muß die Beſchäftigung ſeines Verſtandes ſo einrichten, daß die Idee dieſes Glücks immer lebhafter wird.

Aus dieſen allgemeinen Vorſchriften, mein Bruder! laſſen ſich viele beſondere Regeln herleiten. Derjenige wird ſie leicht finden, dem es ein Ernſt iſt, ſeiner Seele, beſonders durch die Hilfe der Religion, die wahre Vollkommenheit und Würde zu geben, die ſie empfangen kann. Andern werden auch die deutlichſten und leichteſten Regeln nichts nützen, weil ſie in der Unordnung und Empörung gegen alle moraliſchen Vorſchriften ihren Ruhm und die Freude ihres Lebens ſuchen.

Alles, was ich Ihnen bisher geſagt habe, lieber Bruder! zielt dahin, Sie ihrem Endzwecke näher zu führen, und Sie ehevor mit den wichtigſten Wahrheiten bekannt zu machen.

Eine Tugend, die Ihnen unentbehrlich iſt, iſt die Beſcheidenheit und die Demuth. Die Gelehrten der Welt kennen dieſe Tugend nicht, daher ihr Stolz, der ſie von der Weisheit entfernt; Sie ſollen die Würde und die Hoheit dieſer Tugenden kennen lernen, mein Bruder! denn ſie ſind die, die den Menſchen an die Pforten des Heiligthums führen. Hören Sie mir zu.

Der Stolz beraubt die vortrefflichſten Gaben des Genie's, und die edelſten Eigenſchaften des Herzens ihrer wahren Hoheit, und wenn er große Handlungen, wenn er wirkliche Verdienſte begleitet, ſo kann er uns zwar Bewunderung, und zuweilen ſelbſt eine ſklaviſche Ehrerbietung und Unterwürfigkeit abnöthigen, wofern ihn die Vorzüge des Standes, der Macht und des Reichthums furchtbar machen; aber vergebens wird er die Freude erwarten, die aus einer aufrichtigen und willigen Hochachtung und Liebe ſeiner Nebenmenſchen entſpringen. Dieſe ſind, ſo zu ſagen, Blumen, die nur unter dem milden und erfriſchenden Schatten einer wahren Beſcheidenheit und Demuth aufblühen; ſie verwelken und ſterben in der mittägigen Hitze des Stolzes. Wirkliche Vorzüge können einen Hochmüthigen vielleicht vor unſrer Verachtung, aber niemals vor dem gemeinen Haſſe des menſchlichen Herzen ſchützen. Denn welches Herz hat nicht einen verborgnen Hang zum Stolze, der zwar durch die Tugend beherrſcht, aber niemals völlig ausgerottet werden kann. Wird nicht dieſer Hang erwachen, wenn er durch die Ungerechtigkeit eines andern Stolzes beleidigt und gekränkt wird? Aber es iſt leicht, ihn zu unterdrücken, wenn der Glanz großer Vorzüge durch Sittſamkeit und Demuth gemildert wird. Welches Herz, wenn nicht ein niederträchtiger und boshafter Neid ſeine herrſchende Leidenſchaft iſt, wird ihrem Eindrucke widerſtehen, ſo bald ſie ſich unſrer Hochachtung nicht aufdringen, wenn ſie uns vielmehr das Verdienſt laſſen, zu glauben, daß wir gerecht gegen ſie ſind, ohne daß ſie uns nöthigen, gerecht zu ſeyn; wenn ſie uns die Macht nicht nehmen, ſie eben ſo ſehr zu lieben, als wir ſie bewundern?

Man darf zur Ueberzeugung von dieſer Wahrheit nur richtige Begriffe von dieſen liebenswürdigen Tugenden haben. Aber die meiſten kennen ſie mehr durch die Empfindung, die nicht vor allem Betruge ſicher iſt, als durch eine deutliche Einſicht, die allen noch betrüglichen Verblendungen des äußerlichen Scheins widerſtehen kann. Der Stolz empört zu ſehr, als daß er es wagen dürfte, ſich allezeit und überall in ſeiner eigentlichen Geſtalt zu zeigen; er wird der Beſcheidenheit oft um ſo viel ähnlicher, je feiner er iſt. Es gibt eine Herablaſſung, wodurch er einer gemeinen Aufmerkſamkeit unſichtbar wird, eine falſche erdichtete Gleichgültigkeit gegen die Vorzüge, die ihn aufblähen, eine ſolche Ablehnung der ihm ſchuldigen Achtung von ſich, wodurch man der Gefahr ausgeſetzt werden kann, zu glauben, daß er wirklich zuviel Achtung und Ehrerbietung von uns zu erhalten fürchte; aber alles dieſes iſt nur Staub, den er um ſich her aufwirſt, damit wir uns überreden ſollen, daß dieſe Wolke von Staub mehr verberge, als wir ſehen würden, wenn unſer Auge durch dieſelbe durchdringen könnte. Endlich verräth ſich freilich auch die künſtlichſte und ſorgfältigſte Verſtellung; es gibt ſcharfſichtige Augen, die nur auf eine Zeitlang getäuſcht werden können, und dann wird man gegen den Stolz um ſoviel unwilliger und aufgebrachter, je vorſichtiger er ſich zu verbergen ſuchte; indeß beweiſen doch ſeine Bemühungen, ſich in das Anſehen der Beſcheidenheit zu verkleiden, wie liebenswürdig und einnehmend dieſe Tugend ſelbſt ſeyn müſſe.

Es iſt dem Stolze weit ſchwerer, demüthig zu ſcheinen. Man braucht deßwegen weniger Scharfſichtigkeit, eine falſche Demuth als eine falſche Beſcheidenheit zu entdecken. Denn er hält entweder die Demuth für gar keine Tugend, und ſo wird er ſie nicht einmal affektiren wollen, oder er macht ſich einen gar zu irrigen Begriff von derſelben. Er wird ſich einbilden, daß man für demüthig gehalten werden müſſe, entweder wenn man das Bewußtſeyn ſeiner Vorzüge zu verhehlen ſuche, oder wenn man ſcheine verächtlich und geringſchätzig davon zu denken. Aber man kann es empfinden und wiſſen, daß man Vorzüge vor andern hat; man braucht nicht einmal dieſes Bewußtſeyn zu verbergen; oft ſoll man es ſogar zeigen; es gibt Umſtände und Gelegenheiten, wo es zu unſern Pflichten gehört, ohne daß man ſich den Vorwurf machen, oder ihn befürchten darf, daß es uns an der gehörigen Demuth fehle.

Die Beſcheidenheit beſteht theils in einem unpartheiiſchen Urtheile über die Beſchaffenheit und das Maaß unſrer Vorzüge und Verdienſte, und zwar ſowohl außer ihrer Beziehung auf andre, als in dem Verhältniſſe gegen die Vorzüge unſrer

Nebenmenſchen, theils in einer regelmäßigen Einrichtung unſrer Handlungen nach dieſem gerechten Urtheile. Da es verſchiedne Arten der menſchlichen Vorzüge gibt, ſo irrt ſich der Beſcheidne nicht in dem richtigen Unterſchiede derſelben; er eignet einem jeden den Werth zu, den er wirklich hat. Da aber auch alle Vorzüge verſchiedne Grade zulaſſen, ſo läßt er ſich von den Vergrößerungen der Eigenliebe nicht blenden; er weiß, oder er beſtrebt ſich doch aufrichtig, die Stufe zu kennen, worauf er ſteht; eine Einſicht, die in alle ſeine Handlungen den gehörigen Einfluß hat. Gleich richtig urtheilt er über die Verhältniſſe ſeiner Vorzüge gegen die Vorzüge ſeiner Nebenmenſchen. Er wägt ihren Werth gegen den ſeinigen ohne Partheilichkeit und Ungerechtigkeit ab, und weil es einer gewiſſenhaften Aufmerkſamkeit immer leichter iſt, ſich, als andre zu kennen: ſo läßt er ſeine Wagſchale lieber zu ſeinem eignen Nachtheile, als zum Nachtheile ſeiner Nebenmenſchen ſinken.

Alle Vorzüge, die ein Menſch beſitzen kann, ſind entweder ſolche, die aus den äußerlichen zufälligen Umſtänden deſſelben entſpringen, oder Gaben des Genie's, oder Folgen, theils des Temperaments, theils einer glücklichen Erziehung und Unterweiſung, oder endlich moraliſche Vorzüge, die in unſern tugendhaften Geſinnungen und Handlungen gegründet und Wirkungen einer gutgebrauchten Freiheit ſind. Nur der wahre Beſcheidne kennt das, was die wahre Größe und Hoheit der menſchlichen Natur ausmacht. Die Welt nennt einmal Geburt, Anſehen, Macht, Reichthum und Rang Vorzüge, und er läßt ihnen dieſen Namen, weil er allgemeine Meynungen nicht ändern kann; eigentlich aber hält er ſie nur für Mittel, wahre Vorzüge zu erlangen, weil ſie guten Neigungen die Freiheit verſchaffen, ſich in Thaten zu verwandeln. Dieſe legt er niemals in die Wagſchale, wenn er ſeinen Werth wiſſen will; beſonders nicht, wenn er ſich mit andern vergleicht. Denn kömmt es auf den Entſchluß des Menſchen an, edel und groß, oder ein reicher Erbe geboren zu werden? Es iſt freilich kein Stolz gemeiner, als der ſich auf ſolche äußerliche Vorzüge gründet; jedoch iſt auch keiner lächerlicher und verächtlicher, als er. Aber wie nun, wenn ſie der Beſcheidne nach den Foderungen der Tugend gebraucht hat? Alsdann iſt ſchon die Rede nicht mehr von ihnen, ſondern von den ſittlichen Vorzügen deſſelben. Jedoch, ein Menſch darf nur mittelmäßig gut denken, ſo wird es ihm ſo gar viel Mühe nicht koſten, den Stolz über Vorzüge, die ſo wenig in unſrer Gewalt ſind, zu überwältigen, ob ich gleich nicht weiß, warum denen, die von edler Geburt ſind, der Kampf mit dieſer Eitelkeit beſonders ſchwer wird.

Die Gaben des Genie's, und die Folgen, theils eines guten Temperamentes, theils einer glücklichen Erziehung und Unterweiſung ſcheinen dem Menſchen mehr zuzugehören; ſie entſpringen ſo zu ſagen auf ſeinem eignen Boden; große und ſeltne Eigenſchaften des Verſtandes, die Geſchwindigkeit, die Erfindſamkeit, der Tiefſinn deſſelben, ein hoher Grad des Witzes, eine ſtarke und lebhafte Einbildungskraft, eine natürliche Gutartigkeit, die Lebensart, die äußerliche Wohlanſtändigkeit und eine gewiſſe Anmuth, die alles beſeelt und ſchmückt, was man ſagt und thut, gewiſſe weitläuftige Erkenntniſſe, und ſelbſt gewiſſe ſchätzbare Eigenſchaften des Willens, die man freilich nicht beſitzen könnte, wenn es an Erziehung und Unterweiſung gefehlt hätte, die doch aber immer Beſchaffenheiten der Seele ſelbſt ſind: ſollten dieſe mit den Vorzügen, die ihren Grund in äußerlichen zufälligen Umſtänden des Menſchen haben, in eine Reihe geſetzt werden? Unſtreitig nicht, wenn ſowohl ihre Natur, als ihr Nutzen in Erwägung gezogen wird. Und doch dürfen wir ſie nicht mit in Rechnung bringen, wenn wir unterſuchen, entweder wie viel wir in unſern Augen werth ſind, oder was wir für Achtung von andern erwarten dürfen. Man könnte ein Voltäre ſeyn; dürfte man ſich aber deßwegen vor dem Richterſtuhle der Vernunft und des Gewiſſens über einen frommen Paul Gerhard hinwegſetzen? Der Beſcheidne iſt überzeugt, daß derjenige, der ſich ſolcher Vorzüge rühmen kann, glücklicher und fähiger zu großen Thaten, aber darum nicht beſſer ſey, als andre, denen ſie verſagt ſind. Er hat mehr Verbindlichkeiten zu erfüllen. Aber erfüllt er ſie? Dieß iſt die Frage, die entſchieden werden muß. Ein Menſch beſitze noch ſo viele Vorzüge dieſer Art; wenn er nicht aus dieſer Materie durch eine pflichtmäßige Bearbeitung ſchönere Tugenden bildet; als andre, denen es an einem ſo koſtbaren Marmor fehlt, ſo werde ich ihn bewundern; ich werde ihn auch wohl andern vorziehen, aber ſo wie ich einen Baum bewundre, der wegen ſeiner natürlichen Beſchaffenheit edlere Früchte trägt, als ein Baum von geringrer Art; ihr Geſchmack wird mich entzücken, und doch werde ich vielleicht ſagen: Hier hat die Kunſt des Gärtners nichts gethan!

Es kömmt alſo bei einer richtigen Beurtheilung unſers eignen Werths, beſonders gegen den Werth andrer Menſchen, bloß auf wahre moraliſche Vorzüge an, die in der freien Entſchließung unſers Herzens, ſowohl nach unverwerflichen Grundſätzen, als nach guten Abſichten und Antrieben gegründet ſind. Je ſchwerer eine genaue Erkenntniß derſelben iſt, deſto ſorgfältiger wird der wahre Beſcheidne ſein Ohr vor allen Eingebungen des Stolzes verſchließen. Beſonders wird er ſich nur ſelten und allezeit mit vieler Furchtſamkeit über andre als über einen muthwilligen Laſterhaften hinwegſetzen, und er wird ſelbſt bei dieſem die Vorſicht, ihn nicht zu tief unter ſich erniedrigen, lieber übertreiben, als daß er ſich in die Gefahr begeben ſollte, ungütig und lieblos zu denken. Bei andern wird er ſich in ſeinen Urtheilen über den Werth und Grad ihrer moraliſchen Vortrefflichkeiten zu irren fürchten; denn wie ſelten und ſchwer iſt nicht die Einſicht in die wahre Beſchaffenheit fremder Entſchließungen? Wer kann wiſſen, wie frei, wie gewiſſenhaft, wie rein ſie ſind? Der Beſcheidne verhält ſich da wie ein Weiſer bei einem Rangſtreite. Die Rangverordnung iſt nicht deutlich genug; der Vortritt kann ihm gebühren; aber er will ihn lieber aufgeben, als einen Prozeß darüber anfangen, den vielleicht ſein Oberherr um ſo viel weniger zu ſeinem Vortheile entſcheiden möchte, je hitziger er ihn geführt hätte.

Die Demuth iſt eine Tochter der Selbſterkenntniß und eines lebendigen Gefühls ſeiner Abhängigkeit von Gott, nicht allein in ſeinem Daſeyn und Weſen, ſondern auch in allen ſeinen Kräften, Fähigkeiten und Handlungen. Sie führt den Menſchen bis auf den erſten unendlichen Urſprung aller ſeiner Gaben und Vorzüge zurück; ſie überzeugt ihn, daß ſie ein geliehenes Gut ſind. Kann er damit als wie mit einem Eigenthume umgehen? Wenn er eine Erhebung ſeiner ſelbſt über andere darauf gründen wollte, würde er ſich dann nicht eines Ruhms bemächtigen, der nicht ſein iſt, und einen Eingriff in das Eigenthum Gottes, ſeines unendlichen Wohlthäters thun? Die Demuth, dieſe Tugend, die die heidniſche Welt nicht kannte, die auch niemand recht kennen und ausüben wird, der ſein Herz nicht den Wirkungen der Religion überläßt, hebt das Bewußtſeyn ſeiner eignen wirklichen Vorzüge ſo wenig auf, daß ſie vielmehr in dem Grade größer iſt, in welcher dieſes mehr Deutlichkeit und Gewißheit hat. Der Demüthige iſt weit entfernt, niederträchtig und kleinmüthig von ſeinem Werke zu denken, und doch iſt es ihm unmöglich, ſtolz zu ſeyn. Daran verhindert ihn nicht allein die lebendige Erkenntniß, die er von dem Urſprunge ſeiner Vorzüge und von ſeinem eigenthümlichen und natürlichen Unvermögen zum Guten hat, ſondern auch das ihm immer gegenwärtige Andenken von der göttlichen Beſtimmung der ihm dargereichten Gaben und unterſcheidenden Fähigkeiten. Wie könnte er ſich erheben, da er ſich bei ſeinen angelegentlichſten Beſtrebungen nach derſelben bewußt iſt, ſie niemals völlig zu erreichen? Verſagt er ſich nun den Stolz über moraliſche Vorzüge, und dieß iſt noch der feinſte Stolz und einem Heiden verzeihbar, wo nicht rühmlich: wie könnten ihn andre geringere, ihm noch viel weniger eigenthümliche Vorzüge aufblähen.

Zu dieſen Wahrheiten, mein Bruder! die nicht neu ſind, die keine Erfindungen der Schwärmerei, ſondern, wie Sie ſich ſelbſt weſentlich überzeugen können, ewige Wahrheiten ſind, die mit der Natur der Dinge in ewigem Verhältniſſe ſtehen, müſſen Sie auch noch diejenigen hohen Begriffe hören, die die Weiſen von jeher in Rückſicht religiöſer Ceremonien gehabt haben. Auch dieſe Begriffe ſind nothwendig zum Zwecke. Erwarten Sie hierüber nicht meine Gedanken, nicht die Gedanken derjenigen, die ich ſammelte, es ſind die Wahrheiten ſelbſt, die im Innern der Natur liegen. Nur ſehen Sie hier dieſe Wahrheiten im Zuſammenhange vor ſich, Edelgeſteinen gleich, die man aus den Schatzkammern der Weisheit holte, um ſie in eine Faſſung zu bringen. Doch für heute iſts genug. Ihr nach Wahrheit forſchender Geiſt muß nicht durch zu viel überladen und ermüdet werden. Ich erwarte Sie morgen wieder, und wenn die Stille der Nacht uns zu heiligen Betrachtungen ruft, ſo wollen wir ihre Stunden dem Gegenſtande ſchenken, der ihre Aufmerkſamkeit ganz verdient.

Sechste Nacht.

Wenn wir vernünftig, mein lieber Bruder! über unſer Seyn und Wirken nachdenken, ſo werden wir aus allem belehrt werden, daß wir ſehr beſchränkte Weſen ſind und nur ſtufenweiſe zu unſrer Vervollkommnung ſteigen können. Eben dieſe Eigenſchaften des Menſchen ſind die Urſachen, daß es für ſeine Beſchränktheit Myſterien oder Geheimniſſe gibt. Nur ſtufenweiſe entwickelt ſich der menſchliche Verſtand, ſtufenweis entwickeln ſich ſeine Kräfte; er erkennt immer das, was er zuvor nicht wußte, und kömmt daher mit jedem Schritte der Erkenntniß, der Entwicklung eines Geheimniſſes näher.

Betrachten Sie einmal die Wiſſenſchaften der Welt, die Phyſik, Mechanik ꝛc. Enthalten ſie nicht Myſterien für den, der kein Phyſiker, kein Mechaniker iſt?

Alles entwickelt ſich in der Natur; ſo geht es auch mit den Kräften des Geiſtes, mit der Fortſchreitung der Seele. Wahrheit und Weisheit lagen von jeher verborgen, und wählten dieſe Verborgenheit zum Aſyl gegen diejenigen, die ihrer nicht würdig waren.

Es gibt kein Geheimniß in der Natur, das muthlosmachende Unzugänglichkeit hat; nur liegt alles verſchleiert vor uns da, um den Willen in uns rege zu machen, der Wahrheit nachzuſpüren, und uns von dem niedern Zuſtande wieder zu erheben, zu dem wir herabgeſunken ſind.

Die Religion hatte nie einen andern Zweck, als die zwiſchen Gott, dem Menſchen und dem Univerſum geſtörte Harmonie wieder herzuſtellen; den Menſchen über die Kräfte und Eigenſchaften der Natur zu belehren, und ihm ein ſinnliches

Gemälde ſeines Berufs und Zuſammenhangs mit der Kette der übrigen Weſen zu geben.

Einen ganz außerordentlichen und beſonders merkwürdigen Vorzug hat unſere Religion vor allen andern Religionen, indem der öffentliche Gottesdienſt, den ſie verordnet, ganz entweder in der Unterweiſung des Verſtandes, oder in der Erweckung und Bewegung des Willens und ſeiner Leidenſchaften zu einer vernünftigen und weiſen Einrichtung ſeiner Handlungen beſteht.

Der Vortrag ſolcher Wahrheiten, die entweder als Vorſchriften, oder als Gründe und Quellen derſelben betrachtet, ganz moraliſch ſind, das Gebet, der Preis der Gottheit und die Erinnerung unſerer ſelbſt an die großen Pflichten der menſchlichen Natur, dieſes macht den öffentlichen Gottesdienſt des Chriſtenthums aus. Blos dieſe Beobachtung ſollte uns einen höhern Urſprung deſſelben als einen blos menſchlichen vermuthen laſſen, wenn man zumal bedenkt, wie abgeneigt die Menſchen ſind, ſich ſelbſt mit der Betrachtung moraliſcher Wahrheiten zu beſchäftigen, oder ſie andern anzurathen. Wie unwürdig der Vernunft und der Liebe zum Guten ſind nicht die Gottesdienſte aller blos menſchlichen Religionen! Wer kann an ihre meiſten Feſte ohne Erröthen und Abſcheu gedenken? Welche Religion hat ein öffentliches Lehramt, und Lehrer, die auf das Feierlichſte und Ernſtlichſte verpflichtet werden, alle Menſchen ſowohl von der Häßlichkeit, Schande und Gefahr des Laſters, als von der Schönheit, Würde und Unentbehrlichkeit einer jeden Tugend zur menſchlichen Wohlfahrt zu unterrichten, und vorzüglich auf die innere Verbeſſerung ihrer Einſichten und Neigungen zu dringen? Ein Menſch, der nicht aller Empfindung des Guten beraubt iſt, ſollte, wenn er auch von der Göttlichkeit des Chriſtenthums nicht überzeugt wäre, doch in Abſicht auf den bürgerlichen und politiſchen Nutzen theils der Religion ſelbſt, theils ihres Gottesdienſtes, alles vermeiden, was die glückſeligen Einflüſſe, die man davon erwarten kann, verhindern möchte. Aller dieſer Betrachtungen wegen kann ich meine Unzufriedenheit mit denen nicht verbergen, welche Hochachtung und Ehrfurcht gegen die beſte und liebenswürdigſte Religion vorgeben, und doch in der Abwartung des von ihr verordneten öffentlichen Gottesdienſtes auf eine unverantwortliche Weiſe nachläßig ſind, oder ſich demſelben unter dem nichtigſten Vorwendungen ganz entziehen.

Und was ſind doch die Entſchuldigungen, mit denen man ein ſolches Verhalten zu rechtfertigen ſucht? Man hört ſie zuweilen in Geſellſchaften und im vertrautern Umgange mit denen, die ſich der Gleichgültigkeit gegen den öffentlichen Gottesdienſt ſchuldig machen. Bald iſt es die Einbildung von der Unnöthigkeit des Unterrichtes in Wahrheiten, die ihnen ſchon bekannt ſind, und die Ueberredung, daß ſie ihre Stunden beſſer gebrauchen könntem, da ſie keine Hoffnung hätten, neue Einſichten zu erhalten. Bald iſt es eine vorgebliche Anſtößigkeit entweder des Vortrags der Lehrer, oder gewiſſer gottesdienſtlichen Gebräuche, oder auch derjenigen, die den öffentlichen Uebungen der Religien beiwohnen; bald iſt es die Erfahrung, die ſie haben wollen, daß die Abwartung des Gottesdienſtes von keinem merklichen Nutzen und Einfluſſe auf ihr Herz geweſen ſey.

Man muß geſtehen, daß es nur allzuviele gibt, welche ſich mit der ſtolzen Einbildung ſchmeicheln, daß ſie des öffentlichen Unterrichtes entbehrem könnten; allein es wird auch, ſo lange Menſchen gefunden werden, die allzuvortheilhaft und partheiiſch von ſich denken, eine mit immer neuen Beiſpielen beſtätigte Erfahrung bleiben, daß diejenigen, die ſich weiſe genug dünken, noch weit von der ihnen nöthigen Weisheit entfernt ſind. Indeß will ich ihnen ihre hohen Meynungen ihrer Wiſſenſchaft zugeben; ich will meine Nachſicht noch weiter treiben, und mich nicht darauf einlaſſen, was ſie des Beiſpiels wegen ihren Nebenmenſchen ſchuldig ſind, die nicht, wie ſie, von ſich rühmen dürfen, daß ſie der öffentlichen Unterweiſungen entbehren können; ich will nur einen Augenblick bei dem Einfluſſe ſtehen bleiben, den eine jede überlegte, vorſätzliche und ernſtliche Erinnerung an ſchon erlangte nützliche Einſichten in moraliſche Wahrheiten auf unſer Herz haben muß.

Die edelſten und vortrefflichſten Lehren ſind unſtreitig ein überflüſſiger und unfruchtbarer Reichthum, wenn es ihnen an Wirkſamkeit und Leben fehlt: wenn ſie im Gedächtniſſe verborgen liegen: wenn ſie wegen andrer deutlicherer und ſtärkerer Vorſtellungen ihre Kraft nicht äußern können, und deßwegen anzuſehen ſind, als wenn ſie dem Verſtande völlig unbekannt und fremd wären. Wie können ſie aber wirkſam und lebendig werden, wenn ſie dem Geiſte nicht gegenwärtig ſind; wenn er ſie nicht oft und mit vorzüglicher Neigung und Luſt durchdenkt; wenn er ſie nicht von verſchiedenen Seiten betrachtet; wenn ſie niemals andre Reihen von Ideen unterdrücken und verdunkeln; wenn er ſie nicht auf alle Arten ſeiner Fähigkeiten und Kräfte wirken läßt? Je öfter ſie gedacht werden, und je manchfaltiger die Verknüpfungen ſind, in denen ſie gedacht werden, deſto unauslöſchlicher und triumphirender wird die Macht derſelben über das Herz; deſto ſchneller erwachen ſie in allen den Umſtänden, wo ihre Wirkung zu unſerm wahren Glücke nothwendig und unentbehrlich ſeyn mag. Wenn wir alſo niemals bei der Abwartung des öffentlichen Gottesdienſtes Gelegenheit hätten, neue Einſichten zu erlangen, oder die, die wir ſchon beſitzen, von neuen Seiten kennen zu lernen und zu erweitern, welches doch zu behaupten, bei den meiſten eine Dreiſtigkeit ſeyn würde, die eben ſo viel Stolz als Unwiſſenheit enthielte; ſo wäre ſchon die bloße Erinnerung an nützliche Wahrheiten Antrieb und Verbindlichkeit genug, die öffentlichen Uebungen der Religion durch ſeine Gegenwart in dem nöthigen Anſehen, beſonders bei dem großen und rohen Haufen zu erhalten; zu geſchweigen, daß es für diejenigen, die nur eine natürliche Religion zugeben, eine unverletzliche Pflicht ſeyn muß, die Ehrfurcht, welche ſie dem höchſten Weſen ſchuldig ſind, auch durch ſichtbare Handlungen der Anbetung zu bezeugen, und die erhabenſten Geſinnungen, welcher der menſchliche Geiſt fähig iſt, zu erhalten, auszubreiten und fortzupflanzen. Und welche Begriffe kann man ſich von der

Liebe eines Menſchen zur Wahrheit und Tugend machen, welcher der Religion nicht die Achtung bezeugt, ſo er vielleicht einem Schauſpiele erweiſt, das er, ungeachtet es vielleicht nicht ſehr vortrefflich iſt, dennoch unverändert und von einerlei Spielern vorgeſtellt, zu wiederholten Malen ſehen und hören kann?

Die beſſere und nützlichere Anwendung der Zeit außer dem öffentlichen Gottesdienſte iſt eine unzulängliche und zugleich verwegne Entſchuldigung für die Vernachläßigung deſſelben. Und wie wollten diejenigen, welche ſich damit rechtfertigen, die dazu beſtimmte Zeit beſſer anwenden? Ohne Zweifel durch ähnliche Beſchäftigungen, und durch Uebungen des geheimen Gottesdienſtes, oder auch durch ſolche große Handlungen der Menſchenliebe, die keinen Aufſchub leiden und die glückſeligſten Einflüſſe in die allgemeine Wohlfahrt haben. Allein es werden wohl wenige gefunden werden, die um ſolcher großmüthigen Thaten und höherer Verbindlichkeiten willen die öffentliche Uebung der Religion zu verſäumen gezwungen wären, und was den geheimen Gottesdienſt betrifft, ſo muß jedermann geſtehen, daß eine ſehr weſentliche Pflicht die andere nicht aufhebe; daß vielmehr eine mit der andern vereinigt werden müſſe. Ich ſchweige davon, daß der äußere Gottesdienſt, wenn er ohne Zerſtreuung und mit der nöthigen Sammlung des Gemüths verrichtet wird, allezeit den innern befördert, gemeiniglich auch zur wirklichen Aufklärung des Verſtandes oder zu ſchnellerer Beſſerung und Verſchönerung des Herzens mehr beiträgt, als die geheime Uebung der Religion, weil nur wenig Menſchen die erforderliche Fähigkeit und Stärke des Geiſtes beſitzen, ohne von andern erweckt und unterſtützt zu werden, ſich mit einer praktiſchen Betrachtung moraliſcher Wahrheiten, mit dem Lobe und der Anbetung des höchſten Weſens, ſeines Schöpfers und Vaters zu beſchäftigen.

Allein geſetzt, daß eine beſſere und edlere Anwendung der Zeit möglich wäre: wie müßte der nicht, der mit einer ſolchen Möglichkeit ſeine Entfernung von dem öffentlichen Gottesdienſte entſchuldigen wollte, alle ſeine Tage und eine jede Stunde derſelben zur Verherrlichung der Gottheit und zur

Beförderung des allgemeinen Beſten nützen? Wie müßte der nicht einen jeden Augenblick ſeines Lebens mit einer großen That bezeichnen, wie erhaben und übermenſchlich müßte nicht ſeine Tugend ſeyn! Allein wie ſehr iſt nicht zu wünſchen, daß alle die, die ſich dem Gottesdienſte entziehen, ohne ſich doch für Verächter der Religion zu erklären, die Stunden, die ſie der allgemeinen Erbauung rauben, nicht entweder in einer gedankenloſen Bequemlichkeit und Ruhe, oder gar durch ſchändliche Ausſchweifungen zernichten möchten!

Ich will nicht läugnen, daß die Lehrer der Religion die Wahrheiten, die ſie verkündigen, ſehr oft auf eine würdigere Art verkündigen könnten. Ihr Vortrag könnte oft ſowohl der Vortrefflichkeit, der Hoheit und dem göttlichen Urſprunge, als dem Endzwecke ihres Amts angemeſſener ſeyn. So wenig ich jemals die Achtung aus den Augen ſetzen werde, die man ihrem Stande und ſelbſt ihnen ſchuldig iſt, wenn man ihnen keine vorſetzliche Beleidigung, oder keine vorſetzlich fehlerhafte Beobachtung ihrer Pflichten verweiſen kann: ſo muß ich doch bekennen, daß viele vorbereiteter, viele ordentlicher und deutlicher, viele edler, angenehmer, lebhafter und eindringender reden könnten. Dieſe wollen ſich herablaſſen und werden gemein; jene wollen ſich vielleicht erheben, und werden unverſtändlich und ſchwülſtig; einige ſind zu leer und andere zu voll, und verſchwenden eine Gelehrſamkeit, die das Katheder beſſer, als die Kanzel ſchmückte. Dieſes kann nicht geläugnet werden, und daher iſt der Wunſch ſehr gerecht und billig, daß diejenigen, die berufen ſind, der Welt die unentbehrlichſten und erhabenſten Wahrheiten zu verkündigen, ſich immer der Größe ihres Amts, der Rechenſchaft, die ſie erwartet, und des Nutzens, den ſie dem gemeinen Weſen ſchaffen können, erinnern möchten. Warum ſoll die Religion nicht ſowohl ihre Demoſthenen und Ciceronen haben, als die Politik; oder weil die Natur nicht allen einen gleichen Geiſt gibt, warum ſollte nicht jeder Lehrer ſuchen, ſo deutlich, ſo gründlich, ſo angenehm und rührend zu werden, als es ſeinen eingeſchränkten Fähigkeiten möglich iſt? Und ſie können es alle werden; die Offenbarung iſt eine unerſchöpfliche Quelle der Beredſamkeit; das Herz kann, und es wird ſie zu rührenden Rednern machen, wenn es die Wahrheiten der Schrift liebt, und von einer eifrigen Begierde entflammt wird, die Unwiſſenden zu erleuchten, die Laſterhaften zu beſſern, und die Guten in der Ausübung der Religion und Rechtſchaffenheit zu befeſtigen.

Allein geſetzt, daß auch alle Lehrer ihre Verbindlichkeiten nicht eifrig und pflichtmäßig genug beobachteten; daß diejenigen, die einen geläuterten Geſchmack am Wahren und Schönen haben, nicht mit ihnen zufrieden ſeyn; daß ſie ſelbſt durch einen ausgearbeitetern überlegtern Vortrag ihren Lehren noch einen ſchnellern Eingang in die Gemüther des großen Haufens verſchaffen könnten: ſo wird doch dadurch, ſo lang ſie noch Wahrheit verkündigen, niemand berechtigt, ſich den allgemeinen Uebungen der öffentlichen Andacht zu entziehen. Die meiſten Menſchen werden ſich ohne ihre Hilfe nicht beſſer, deutlicher, gründlicher und lebhafter unterrichten, und überhaupt iſt es die Wahrheit, und nicht die Schönheit und Anmuth des Vortrags, die ſie bei dem Gottesdienſt ſuchen ſollen. Wer hindert uns überdieß, unter der Menge von Lehrern, die uns zur Gottſeligkeit und Rechtſchaffenheit anführen und erwecken ſollen, zu unſerer Beſſerung und Erbauung diejenigen auszuſuchen, die am meiſten mit unſerer Art zu denken und mit unſerm Geſchmacke übereinſtimmen.

An den gottesdienſtlichen Gebräuchen und Handlungen, die in keinem unmittelbaren göttlichen Befehle gegründet ſind, ſollte billig niemand einen Anſtoß nehmen, oder zu nehmen vorgeben, wenn nicht eine wirkliche Sündlichkeit derſelben, oder ein offenbarer Mangel der Uebereinſtimmung mit ihrem Endzwecke erwieſen werden kann. Denn in der Einrichtung unſers Verhaltens iſt vieles der Willkühr und Freiheit des Menſchen überlaſſen worden; wenn alſo die Bedeutung und Abſicht der Gebräuche gottesdienſtlich iſt, und ſie ſelbſt dazu nicht unbequem ſind, ſobald wir uns nur ihrer Abſicht und Bedeutung bewußt zu bleiben ſuchen: ſo würde es einen ſehr ſtrafbaren Eigenſinn und einen unerträglichen Stolz verrathen, wenn wir uns der gemeinſchaftlichen Andacht darum entzögen, weil nicht alles nach unſern Einſichten und Wünſchen eingerichtet wäre. Wenn man einer ſolchen Art zu denken auch in andern als in gottesdienſtlichen Angelegenheiten folgen wollte: was für Unordnung und Verwirrung im gemeinen Weſen würde nicht daraus entſpringen?

Daß der öffentliche Gottesdienſt von den Meiſten, die ihm beiwohnen, nicht mit der Stille, der Aufmerkſamkeit, der Ehrerbietung, Ernſthaftigkeit und Feierlichkeit abgewartet werde, als er ſollte, dieſes iſt freilich unläugbar, und macht ihrem Herzen und ihrer Frömmigkeit keine Ehre. Daß aber einige vorgeben wollen, ſie entzögen ſich aus bloſer Begierde, beſſer zu ſeyn und an fremden Unordnungen keinen Theil zu nehmen, den allgemeinen Uebungen der Andacht; dieſes ſcheint mir unter unanſtändigen Rechtfertigungen der Abſonderung vom gemeinſchaftlichen Gottesdienſte die unanſtändigſte zu ſeyn. Denn da niemand an fremden Unordnungen Theil nimmt, als derjenige, der ſie billigt, oder ſich in eine ſtrafbare Nachahmung derſelben verwickeln läßt: ſo ſollten ſie durch ein öffentliches und ſichtbares Beiſpiel einer beſſern und gewiſſenhaftern Abwartung des Gottesdienſtes ihr thätiges Mißfallen an der Entweihung deſſelben zu erkennen geben und durch ihr Beiſpiel lehren, wie dieſe weſentliche Pflicht des Chriſten auf eine anſtändigere Art beobachtet werden müſſe. Denn die Abſonderung davon kann mit Recht von niemand für ein ſichers und zuverläßiges Kennzeichen ihres Mißfallens gehalten werden, weil dazu eine Einſicht in das Innere ihrer Herzen nothwendig iſt. Ja es kann eben ſowohl ein Beweis der Gleichgültigkeit und der Verachtung ihrer Pflicht ſeyn.

Jedoch einige könnten vielleicht noch zu ihrer Vertheidigung ſagen, daß ſie von der Abwartung öffentlicher Andachten nicht die vortheilhaften Wirkungen erfahren hätten, die davon verſprochen würden; daß ſie dieſelben, ohne lebhaftere Empfindungen zu erhalten, verließen; daß ſie alſo dieſer Erfahrung wegen es für ihren beſondern Zuſtand zuträglicher zu ſeyn erachteten, die ſonſt darauf verwendete Zeit zu andern Geſchäften oder Uebungen zu gebrauchen. Allein, entweder ſie haben unrichtige Begriffe von den Wirkungen, die dem öffentlichen Gottesdienſte zugeſchrieben werden, und alsdann müſſen ſie ihre Vorſtellungen davon ändern, oder die Schuld, daß ſie die guten Wirkungen deſſelben nicht empfinden, liegt an ihrem Herzen, und dann müſſen ſie es beſſern.

Oft verwechſelt man ſinnliche Bewegungen und Rührungen des Gottesdienſtes mit den guten und vortheilhaften Wirkungen deſſelben, und wer die erſten nicht empfindet, kann ſich überreden, daß er gar nicht auf ihr Herz gewirkt habe, ob ſie gleich ſich keiner vorſetzlichen Vernachläßigung ihrer Pflichten ſchuldig wiſſen. Allein man muß ſie nicht miteinander verwechſeln, indem die erſten nicht allezeit die andern nach ſich ziehen, dieſe aber ſehr oft ohne jene erfolgen können. Denn viele können oft von dem bloſen Tone einer ihnen angenehmen Stimme bis zum Weinen gerührt werden. Doch ſelten machen ſolche Thränen fruchtbar; zugeſchweigen, daß es eine gewiſſe Art geiſtlicher Weichherzigkeit gibt, die mit ſehr groben Laſtern wohl beſtehen kann. Um zu wiſſen, ob die öffentlichen Unterweiſungen mit den andern Uebungen der gemeinſchaftlichen Anbetung ihre Wirkung gethan haben, muß man die Beſchaffenheit ſeines Verſtandes und ſeines Herzens unterſuchen, und ſeine tägliche Aufführung prüfen. Ein guter Same geht nach und nach unvermerkt auf, und wächſt eben ſo allmählig und ohne Geräuſch, bis er zu der reichſten Aernte reift. Die Fragen: Bin ich erleuchteter, weiſer, ſchlüßiger, meine Pflichten zu erfüllen, geneigter zum Guten, fertiger in der Ueberwindung meiner Leidenſchaften, ſtandhafter in der Tugend geworden? — ſind, wenn wir nur ſtrenge und unpartheiiſch genug gegen uns ſind, nicht ſchwer zu entſcheiden. Und das alles müſſen wir durch eine gewiſſenhafte Abwartung des Gottesdienſtes werden. Freilich werden es viele nicht, die doch keinen öffentlichen Unterricht verſäumen. Allein die ganze Schuld liegt auch nur an ihnen ſelbſt. Theils erſcheinen ſie ohne alle Vorbereitung, und zu allen Handlungen, welche glückliche Folgen haben ſollen, gehört Ueberlegung und Vorbereitung; theils erſcheinen ſie aus bloß maſchinenmäßiger Gewohnheit, und ohne ſich der Abſicht des Gottesdienſtes und ihrer Pflichten bei demſelben bewußt zu werden. Ohne Aufmerkſamkeit und aus einer Zerſtreuung in die andere verloren, richten ſie ihr Gemüth unter den verkündigten Wahrheiten nicht vornehmlich auf die, die zur Beſchäftigung mit Gott und zum Wachsthume in der Tugend für ſie die bequemſten ſind: wie können ſie denn die glückſeligen Wirkungen des öffentlichen Gottesdienſtes erfahren? Allein ſie werden ſie gewiß empfinden, wenn ſie der nachdrücklichen Auffoderung der Offenbarung gehorchen: Bewahre deinen Fuß, wenn du zum Hauſe Gottes gehſt, und komme, daß du höreſt!

Ich habe Ihnen nun, mein Freund! verſchiedene Begriffe von den wichtigſten Wahrheiten beigebracht; Sie werden den Werth ihrer Größe erkennen, und einſehen, daß, wenn Sie den Weg gehen, den ich Ihnen nun weiſe, daß Sie nicht unglücklich ſeyn werden. Glauben Sie mir, mein Bruder! daß es eine Wahrheit gibt, deren Heiligthum nie erſchüttert wurde, und die bleiben wird, ſo lang die Erde ſteht. Allein wenige Menſchen erkennen dieſe Wahrheit, weil ſie den Zuſammenhang des Intellecktuellen mit dem Sinnlichen nicht verbinden können, welches doch unmittelbar nothwendig iſt, um die Wahrheit in ihrem ganzen Lichte zu ſehen.

Das phyſiſch Sinnliche und Intellecktuelle, mein Bruder! ſind die beiden Grundlinien der menſchlichen Erkenntniß, der Menſch, wenn er aufmerkſam wäre, könnte durch phyſiſche Wahrheiten überall auf intellecktuelle geführt werden; auch in der neuen Klaſſe der Erkenntniß finden ſich dieſelben Analogien, die im phyſiſch Sinnlichen auffallen. Alles hält und trägt ſich einander; jedes Factum physicum im Großen und Kleinen grenzt an intellecktuelle Wahrheiten nach Weſen, Zeit und Abſicht.

Daher iſt die Wiſſenſchaft der menſchlichen Natur die Grundwiſſenſchaft; wer dieſe genau und vollſtändig verſteht, der erkennt die Geſetze alles Intellecktuellen und Sinnlichen, und einem ſolchen bleibt nichts unerklärbar: allein, mein Bruder! man muß die in Disharmonie gerathene Natur von der urſprünglichen und unverfälſchten wohl unterſcheiden; vielleicht hat der Menſch nur einen Theil ſeiner urſprünglichen Kräfte mehr zum Gebrauche, der zwar noch immer hinreicht, Wahrheit zu erkennen, aber doch von unſrer Sinnlichkeit weſentlich gehindert wird. Sehen wir nicht, mein lieber Bruder! daß, je mehr des Menſchen Begriffe zur Reinheit aufſteigen, je einfacher ſie werden, deſto mehr nahen ſie ſich der Wahrheit. Alles Sinnliche, alles Zuſammengeſetzte entfernt; alles Einfache entwickelt und nähert.

Finden Sie nicht, mein Bruder! daß der Menſch ein Prinzipium der Erkenntniß in ſich trägt, oder eine Fähigkeit, Wahrheiten in ſich zu vereinigen; nur einer mehr, der andere weniger. Alle Menſchen ſtehen im Verhältniſſe zur Empfänglichkeit der Wahrheit; allein jeder in ſeinem Kreiſe, nach der Schwungkraft, die er ſeiner Seele gab, ſich dem Lichte der Wahrheit und der göttlichen Kräfte zu nähern.

Sinnliche Wahrheiten, mein Bruder! müſſen nie mit intellektuellen verwechſelt werden, und man muß dieſen nicht zuſchreiben, was jenen gebührt. Aus dieſer Verwechslung entſtunden alle Irrthümer. Daher kam es, daß viele Menſchen von der Verſchiedenheit der Sitten, Religionen und Inſtituten geblendet, geſchloſſen haben, es gebe gar keine Wahrheit, ſondern alles ſey konventionel, weil ſie das Intellektuelle nach dem Maaßſtabe der Sinnlichkeit maßen. Die Menſchen haben das Sinnliche und Intellektuelle von einander getrennt, und daher muß man ſich durch ihre falſchen Syſteme nicht irre machen laſſen. Durch das abgeſonderte Studium des Intellektuellen erhält man nur eine verſtümmelte Erkenntniß des Geiſtigen; nur die Wiſſenſchaft, die alles Intellektuelle und Sinnliche in ſich faßt, ihren genauen Zuſammenhang und Verbindung zeigt, iſt die Wiſſenſchaft der Wahrheit. Aus dem falſchen Studium des Sinnlichen, das getrennt vom Intellektuellen war, entſtunden alle ſinnlichen Syſteme. Dieſes Studium erzeugte den Materialismus und den Atheismus. So geriethen diejenigen, die die höhern Kräfte der menſchlichen Natur nur halb wähnten, ebenfalls in abſcheuliche Irrthümer, die das Ungeheuer des Aberglaubens zur Welt brachten. Daher ihre magiſchen Geheimniſſe, Amulete, Talismane, Auſpicien, Aſpekten ꝛc. ꝛc., von welchen Irrthümern nur ein Schritt zum Laſter iſt.

Einen gleich großen Fehler begingen die großen Naturlehrer, und entfernten ſich von der eigentlichen Wahrheit der Natur und der Beſtimmung des Menſchen, da ſie ſich bloß mit äußern Wirkungen und Scheinbarkeiten der Körper beſchäftigten, ohne zu überdenken, daß die ſinnlichen Wirklichkeiten ſich für uns organiſch verhalten, und es alſo mit veränderten Organen andre Wirklichkeiten geben müſſe. Auch gibt es nur einen Weg, die Wahrheit im Sinnlichen und Phyſiſchen zu finden, die mehr aus dem Mittelpunkte der Kräfte, als aus dem wandelbaren Phänomenen erkannt werden muß. Sie müſſen ſich alſo in jedem Falle hüten, mein Bruder! vor den beiden Extremen: Vor dem bloß Sinnlichen und bloß Intellektuellen; Sie müſſen denken, daß im Univerſum eine Kette iſt, wovon ein Glied in das andere paßt.

Alle dieſe Wahrheiten finden Sie in der Natur; wenn Sie nur genau die Analogien beobachten. Der berühmte Biſchof von Dürham, Joſeph Buttler, ſchrieb eine Analogie der natürlichen und geoffenbarten Religion mit der Einrichtung und dem Laufe der Natur, ein Werk, das Ihre ganze Aufmerkſamkeit verdient.

Unſre lebendige und vernünftige Natur, ſagt er, dauert nach dem Tode fort. Unſer Zuſtand in dieſen neuen Auftritten des Lebens hängt von unſerm gegenwärtigen Verhalten ab, deſſen gute oder böſe Beſchaffenheit dem verſtändigen und moraliſchen Urheber und Beherrſcher der Welt nicht gleichgültig ſeyn kann; Gottſeligkeit und Tugend machen den Charakter aus, ohne welchen niemand an dem künftigen Zuſtande der Glückſeligkeit und Sicherheit unter ſeiner gerechten und gnädigen Regierung Theil nehmen wird. Wir leben alſo hier in einem Stande der Uebung, der Vorbereitung und der Zucht;

dieſes ſind die großen Wahrheiten, welche die Offenbarung mit der natürlichen Erkenntniß Gottes gemein hat, welche ſie bei ihren beſondern und unterſcheidenden Lehren, oder ſie mit ihren eigenthümlichen Namen deutlicher anzuzeigen, bei den Geheimniſſen des Glauben vorausſetzt, und durch ihr göttliches Anſehen zur höchſten Stufe der Gewißheit erhebt. Sie haben, auſſer dem unmittelbaren Zeugniſſe der Gottheit, manchfaltige Gründe der Glaubwürdigkeit, unter denen ihre Analogie und Gleichförmigkeit mit dem Laufe der Natur einer der wichtigſten iſt. Dieſes iſt der Grundriß von dem erſten Theile der Analogie.

Was die Fortdauer unſrer vernünftigen Natur nach dem Tode betrifft: ſo läßt ſich zwar aus der gegenwärtigen Einrichtung der Welt nicht erweiſen, daß wir die große Zerſtörung unſers organiſchen Körpers überleben müſſen, allein dasjenige, was wir aus dem Laufe der Natur oder der Vorſehung erfahren, unterrichtet uns nicht allein, daß unſre Fortdauer in einem künftigen Zuſtande der Empfindung und Thätigkeit nicht allein möglich, ſondern auch unendlich glaubwürdiger ſey, als das Gegentheil. Denn wir können aus den Veränderungen, welche alle lebendigen Geſchöpfe in den verſchiednen Zuſtänden ihres Daſeyns erfahren, mit Recht ſchließen: es ſey ein allgemeines Geſetz der Natur, „daß ſie mit „ſolchen Stufen des Lebens, der Empfindung, des Bewußtſeyns und der Thätigkeit in einer Periode ihrer Dauer da „ſeyn können, welche ſich von denen weit unterſcheiden, die „ihnen in einer andern Periode des Daſeyns zugemeſſen ſind? „Sind nicht die Verſchiedenheit in den Zuſtänden ihres Lebens bei ihrer Geburt, in ihrem Wachsthume und in ihrer „Reiſe; die Verwandlung von Würmern zu Fliegen, die damit verknüpfte große Erhöhung ihrer Kraft, ſich von einem „Orte zum andern zu erheben, und die Veränderung, die mit „den Inſekten und Vögeln vorgeht, wenn ſie ihre erſte Wohnung, die Schale, die ſie umgibt, durchbrechen, und in eine „neue Welt kommen, wo ſie eine ihnen angemeſſene Sphäre „der Wirkſamkeit antreffen, Beiſpiele von dieſem allgemeinen

„Geſetze der Natur? Und iſt nicht unſer Leben vor unſrer „Geburt, von unſerm Leben in unſrer Kindheit, und dieſes „von unſerm Leben in unſerm reifern Alter ſo ſehr unterſchieden, als nur immer zween Zuſtände und Stufen des Lebens von einander verſchieden ſeyn können?“ Warum ſollte nicht der Tod eine ſolche Veränderung ſeyn, durch welche wir in eine neue Scene des Lebens verſetzt werden? Wir wiſſen, daß wir Fähigkeiten zu handeln, glückſelig und unglückſelig zu ſeyn beſitzen; wir wiſſen, daß ſie unter den manchfaltigen Veränderungen fortdauern, die wir hier erfahren; es iſt alſo glaubwürdig, daß ſie auch in allen folgenden Veränderungen fortdauern werden, ſo lange wir keinen gewiſſen Grund des Gegentheils ſehen. Denn wir haben, wenn wir tief denken, keinen andern Grund zu glauben, daß wir in dem nächſten Augenblicke auf eben die Weiſe als jetzt fortdauern, als dieſen einzigen, daß wir unſer Daſeyn ſchon in mehr Augenblicken auf dieſe Weiſe genoſſen haben.

Sollten wir alſo mit Grunde befürchten müſſen, daß wir nach dem Tode entweder nicht fortdauern könnten, oder nicht fortdauern würden: ſo müßte die Beſorgniß aus der Beſchaffenheit des Todes entſpringen, oder wir müßten die völlige Zerſtörung unſers Lebens aus der Analogie, wir müßten ſie aus ähnlichen Fällen der Natur ſchließen. Aus der Beſchaffenheit des Todes ſelbſt kann ſie nicht geſchloſſen werden. Denn was wiſſen wir von dem Tode anders, als daß er eine Zertrennung des Fleiſches, der Haut und der Gebeine iſt? Wer kann aber behaupten, daß die Ausübung unſrer lebendigen Kräfte von der Verbindung dieſer Theile abhängt? Und wer weiß, von was für einem Weſen das Daſeyn dieſer lebendigen Kräfte abhängt, welche ſogar da ſind, wenn ſie nicht gebraucht werden, wie der Zuſtand des Menſchen in der Ohnmacht beweiſt? Da wir nun die eigentliche Beſchaffenheit des Todes gar nicht kennen, ſo iſt es, um der vorgehenden Gründe willen, glaublicher, daß wir nach demſelben thätige Weſen bleiben, als daß wir zu leben aufhören. Der Tod zerſtört wohl den ſinnlichen Beweis unſers Lebens; aber er iſt ſelbſt kein Beweis, daß wir des Daſeyns völlig beraubt werden.

In der Analogie der Natur entdecken wir nichts wider die glaubwürdige Fortdauer unſers Lebens nach dem Tode. Denn iſt das thätige Weſen, welches wir eigentlich unſer Ich, under Selbſt nennen, nicht unſer organiſirter Körper, ſo genau dieſer auch mit uns verbunden iſt; denn wir können viele und große Theile deſſelben verlieren, ohne daß wir glauben, in dieſem unſerm Selbſt zerſtümmelt zu ſeyn; muß es etwas Einfaches und Untrennbares ſeyn, weil das Bewußtſeyn unſrer ſelbſt einfach und untheilbar iſt: ſo kann die Auflöſung des Körpers nicht beweiſen, daß zu der Zeit, da ſie erfolgt, dieſes einfache Weſen, als die wahre Quelle der Thätigkeit und des Lebens, zernichtet werde.

Wir bemerken in uns zweierlei Kräfte; empfindende Kräfte, und Kräfte der Vernunft, des Gedächtniſſes und der Neigung. Die erſte Art braucht den Körper wegen der Werkzeuge der Empfindung, mit welchen er verſehen iſt. Allein ungeachtet ſie ihn brauchen, ſo finden wir doch keinen Grund in der Natur, der uns nöthigte, zu glauben, daß ſie nicht ohne dieſen Körper, ohne dieſe Werkzeuge der Empfindung beſtehen könnten. Die Erfahrung lehrt, daß wir mit unſern Augen eben ſo ſehen, als mit den Sehegläſern. Wie nun die Kraft, durch die wir ſehen, nicht in den Sehegläſern iſt, ſo kann ſie auch nicht in den Augen ſeyn. Die Augen ſind nur Kanäle, die beſtimmt ſind, der Seele Vorſtellungen zuzuführen: aber daraus folgt nicht, daß ſie die einzigen Mittel zu dieſem Endzwecke ſind. Eben dieſes kann von allen übrigen Sinnen behauptet werden. Und finden wir nicht in den Träumen, wo die Sinne ruhen, in uns eine verborgne ganz wunderbare Kraft, uns empfindbare Gegenſtände ohne ihre Hilfe eben ſo ſtark und lebhaft, als mit denſelben vorzuſtellen?

Noch unabhängiger von dem Körper ſind die Kräfte der Vernunft, des Gedächtniſſes und der Zuneigung, und das lehrt uns bloß die Beobachtung der Natur. Die Sinne deſſelben dienen zwar, ihnen die nöthigen Begriffe zur Ueberlegung zuzuführen, wie zum Bauen Hebebäume, Gerüſte und andre Werkzeuge nöthig ſind; aber wenn wir einmal Begriffe haben, ſo kann die Seele, wie die Erfahrung lehrt, dieſe Kräfte ſelbſt in dem jetzigen Leben gebrauchen, und durch die Ueberlegung Vergnügen und Schmerzen empfinden, ohne der Sinne weiter zu bedürfen. Auch zeigt uns die Erfahrung viele Beiſpiele tödtlicher Krankheiten, die nicht auf die Kräfte der Ueberlegung und Neigung wirken, wenn ſie auch den Körper ſchon beinahe ganz zerſtört haben, und das macht es glaubwürdig, daß ſie dieſe Kräfte in der völligen Zerſtörung deſſelben nicht zerſtören können, ob ſie uns gleich hindern, ihre fernern Wirkungen wahrzunehmen. Wer hat nicht Menſchen gekannt, welche in den tödtlichſten Krankheiten bis zum letzten Hauche ihres Lebens Vorſtellung, Gedächtniß und Vernunft ungeſchwächt behielten, und die äußerſte Stärke der Zuneigung und der Empfindung des höchſten geiſtigen Vergnügens oder Schmerzens zu erkennen gaben? Wer kann denn alſo glauben, daß die Krankheit, wenn ſie bis zu einem gewiſſen Grade kömmt, nämlich bis zu dem, der tödtlich iſt, Kräfte zerſtören werde, welche in ihrem Wachsthume bis zu dieſem Grade gar nicht davon angegriffen wurden? Eine tödtliche Krankheit iſt der Tod in ſeinem Anfange: warum ſollten wir uns denn einbilden, daß der Tod in ſeiner Vollendung über unſer thätiges Weſen etwas vermögen ſollte, über welches er nichts in ſeinem Anfange vermochte? Und geſetzt, er unterbräche ihre Ausübung, ſo iſt doch von einer ſolchen unterbrochnen Ausübung bis zu ihrer Zerſtörung ein unendlicher Abſtand. Der Tod kann in gewiſſer Abſicht unſrer Geburt ähnlich ſeyn, welche weder die Kräfte aufhebt, die wir unter der Bruſt unſrer Mutter hätten, noch das in dieſem Zuſtande angefangene Leben unterbricht, ſondern es vielmehr fortſetzt, und uns in eine weitere Scene des Daſeyns bringt. Die Analogie gebietet uns alſo zu glauben, daß nach unſerm Tode die Sphäre unſrer Erkenntniß und Fähigkeit größer ſeyn werde Die Abnahme der Pflanzen iſt in der Natur das Einzige, was einige Aehnlichkeit mit der Abnahme lebendiger Geſchöpfe hat. Allein aus dieſer Aehnlichkeit läßt ſich nichts ſchließen, weil es ihnen an dem Weſentlichen fehlt, worauf alles ankommt, nämlich an der Kraft zu empfinden und zu handeln. Alles dieſes iſt freilich keine Demonſtration; allein welch ein Vergnügen zu wiſſen, daß der Stimme der Religion von der Natur nicht widerſprochen wird!

So iſt es auch, mein lieber Bruder! die Stimme der Religion wird von der Stimme der Natur nicht widerſprochen. Ich habe Ihnen bereits genug geſagt, um heilige Ehrfurcht in Ihr Herz zu flößen, und Sie zu überzeugen, daß Religion und Offenbarung Gründe genug für ſich haben, daß wir unſern beſchränkten Verſtand jenen Geheimniſſen unterwerfen, die, für unſere ſchwache Augen verdeckt ſind, weil ſie nicht ins Innere des Heiligthums dringen.

Glauben Sie aber nicht, mein Bruder! daß zu eben dieſem Heiligthume der Weg den Aufrichtigforſchenden ganz unzugänglich ſey. Derjenige, der einen guten Willen hat, wird finden, und dem werden die Pforten aufgethan werden, der klopfet. Die künftige Nacht mehr von dieſem! —

Siebente Nacht.

Der jetzige Zuſtand der Menſchen, mein Bruder! iſt wahrſcheinlich das verbindende Mittelglied zweier Welten, ſagt Herder. Dieſe Wahrheit iſt ſo wichtig, mein Bruder! daß ſie zu den höchſten Geheimniſſen führt. Alles in der Natur iſt verbunden, ein Zuſtand ſtrebt zum andern, und bereitet ihn vor. Wenn alſo der Menſch die Kette der Erdorganiſation als ihr höchſtes und letztes Glied ſchließt, ſo fängt er auch eben dadurch die Kette einer höhern Gattung von Geſchöpfen als ihr niedrigſtes Glied an, und ſo iſt er der Mittelring zwiſchen zweien in einander greifenden Syſtemen der Schöpfung.

Auf der Erde, fährt Herder fort, kann er in keine Organiſation mehr übergehen, oder er müßte rückwärts, und ſich im Kreiſe herumtaumeln. Stillſtehen kann er nicht; da keine lebendige Kraft im Reiche der wirkſamſten Güte ruht, alſo muß ihm eine Stufe bevorſtehen, die ſo dicht an ihn, und doch über ihn ſo erhaben iſt, als er mit dem edelſten Vorzuge geſchmückt ans Thier grenzt.

Dieſe Ausſicht, mein Bruder! die auf allen Geſetzen der Natur ruht, gibt uns allein den Schlüſſel ſeiner wunderbaren Erſcheinungen, mithin die einzige Philoſophie der Menſchengeſchichte. Es wird der ſonderbare Widerſpruch klar, in dem ſich der Menſch zeigt. Als Thier dient er der Erde, und hangt an ihr als ſeiner Wohnſtätte; als Menſch hat er den Samen der Unſterblichkeit in ſich, der einen andern Pflanzgarten fordert. Als Thier kann er ſeine Bedürfniſſe befriedigen, und Menſchen, die mit ihnen zufrieden ſind, befinden ſich ſehr wohl hienieden. Sobald er irgend eine edlere Anlage verfolgt, findet er überall Unvollkommenheiten und Stückwerk: das

Edelſte iſt auf der Erde nie ausgeführt worden, das Reinſte hat ſelten Beſtand und Dauer gewonnen: für die Kräfte unſers Geiſtes und Herzens iſt dieſer Schauplatz immer nur eine Uebungs- und Prüfungsſtätte. Die Geſchichte unſers Geſchlechts mit ihren Verſuchen, Schickſalen, Unternehmungen und Revolutionen beweiſt dieß ſattſam. Hie und da kam ein Weiſer, ein Guter und ſtreuete Gedanken, Rathſchläge und Thaten in die Fluth der Zeiten; einige Wellen kreiſeten ſich umher, aber der Strom riß ſie hin und nahm ihre Spur weg; das Kleinod ihrer edeln Abſichten ſank zu Grunde. Narren herrſchten über die Rathſchläge der Weiſen und Verſchwender erbten die Schätze des Geiſtes ihrer ſammelnden Aeltern. So wenig das Leben des Menſchen hienieden auf eine Ewigkeit berechnet iſt, ſo wenig iſt die runde, ſich immer bewegende Erde eine Werkſtätte bleibender Kunſtwerke, ein Garten ewiger Pflanzen, ein Luſtſchloß ewiger Wohnung. Wir kommen und gehen; jeder Augenblick bringt tauſende her, und nimmt tauſende hinweg von der Erde: ſie iſt eine Herberge für Wanderer, ein Irrſtern, auf dem Zugvögel ankommen und Zugvögel wegeilen. Das Thier lebt ſich aus, und wenn es auch höhern Zwecken zu Folge ſich den Jahren nach nicht auslebet: ſo iſt doch ſein innerer Zweck erreicht; ſeine Geſchicklichkeiten ſind da, und es iſt, was es ſeyn ſoll. Der Menſch allein iſt im Widerſpruche mit ſich und mit der Erde: denn das ausgebildetſte Geſchöpf unter allen ihren Organiſationen iſt zugleich das unausgebildetſte in ſeiner eignen neuen Anlage, auch wenn er lebensſatt aus der Welt wandert. Die Urſache iſt offenbar die, daß ſein Zuſtand, der letzte für dieſe Erde, zugleich der erſte für ein anderes Daſeyn iſt, gegen den er wie ein Kind in den erſten Uebungen hier erſcheint. Er ſtellet alſo zwei Welten auf einmal dar; und das macht die anſcheinende Duplicität ſeines Weſens.

Sofort wird klar, welcher Theil bei den meiſten hienieden der herrſchende ſeyn werde. Der größte Theil des Menſchen iſt Thier; zur Humanität hat er bloß die Fähigkeit auf die Welt gebracht, und ſie muß ihm durch Mühe und Fleiß erſt angebildet werden. Wie Wenigen iſt es nun auf die rechte Weiſe angebildet worden! und auch bei den beſten, wie fein und zart iſt die ihnen aufgepflanzte göttliche Blume! Lebenslang will das Thier über den Menſchen herrſchen, und die meiſten laſſen es nach Gefallen über ſich regieren. Es zieht alſo unaufhörlich nieder, wenn der Geiſt hinauf, wenn das Herz in einen freien Kreis will; und da für ein ſinnliches Geſchöpf die Gegenwart immer lebhafter iſt, als die Entfernung, und das Sichtbare mächtiger auf dasſelbe wirkt, als das Unſichtbare: ſo iſt leicht zu erachten, wohin die Waage der beiden Gewichte überſchlagen werde. Wie wenig reiner Freuden, wie wenig reiner Erkenntniß und Tugend iſt der Menſch fähig! und wenn er ihrer fähig wäre, wie wenig iſt er an ſie gewöhnt! Die edelſten Verbindungen hienieden werden von niedrigen Trieben, wie die Schifffahrt des Lebens von widrigen Winden geſtört und der Schöpfer, barmherzig-ſtrenge, hat beide Verwirrungen in einander geordnet, um eine durch die andere zu zähmen, und die Sproſſe der Unſterblichkeit mehr durch rauhe Winde als durch ſchmeichelnde Weſte in uns zu erziehen. Ein vielverſuchter Menſch hat viel gelernet: ein träger und mäßiger weiß nicht, was in ihm liegt, noch weniger weiß er mit ſelbſtgefühlter Freude, was er kann und vermag. Das Leben iſt alſo ein Kampf, und die Blume der reinen, unſterblichen Humanität eine ſchwererrungene Krone. Den Läufern ſteht das Ziel am Ende; den Kämpfern um die Tugend wird der Kranz im Tode.

Wenn höhere Geſchöpfe alſo auf uns blicken, ſo mögen ſie uns wie wir die Mittelgattungen betrachten, mit denen die Natur aus einem Elemente ins andere übergeht. Der Straus ſchwingt matt ſeine Flügel nur zum Laufe, nicht zum Fluge: ſein ſchwerer Körper zieht ihn zum Boden. Indeß auch für ihn und für jedes Mittelgeſchöpf hat die organiſirende Mutter geſorget: auch ſie ſind in ſich vollkommen und ſcheinen nur unſerm Auge unförmlich. So iſts auch mit der Menſchennatur hienieden: ihr Unförmliches fällt einem Erdengeiſt ſchwer auf, ein höherer Geiſt aber, der in das Inwendige blickt, und ſchon mehrere Glieder der Kette ſieht, die für einander gemacht ſind, kann uns zwar bemitleiden, aber nicht verachten. Er ſieht, warum Menſchen in ſo vielerlei Zuſtänden aus der Welt gehen müſſen, jung und alt, thöricht und weiſe, als Greiſe, die zum zweitenmale Kinder wurden, oder gar als Ungeborne Wahnſinn und Mißgeſtalten, alle Stufen der Kultur, alle Verirrungen der Menſchheit umfaßte die allmächtige Güte, und hat Balſam genug in ihren Schätzen, auch die Wunden, die nur der Tod lindern konnte, zu heilen. Da wahrſcheinlich der künftige Zuſtand ſo aus dem jetzigen hervorſproßt, wie der unſere aus dem Zuſtande niedriger Organiſationen: ſo iſt ohne Zweifel auch das Geſchäft deſſelben näher mit unſerm jetzigen Daſeyn verknüpft, als wir denken. Der höhere Garten blühet nur durch die Pflanzen, die hier keimten, und unter einer rauhen Hülle die erſten Sprößchen trieben. Iſt nun, wie wir geſehen haben, Geſelligkeit, Freundſchaft, wirkſame Theilnehmung beinahe der Hauptzweck, worauf die Humanität in ihrer ganzen Geſchichte der Menſchheit angelegt iſt: ſo muß dieſe ſchönſte Blüthe des menſchlichen Lebens nothwendig dort zu der erquickenden Geſtalt, zu der umſchattenden Höhe gelangen, nach der in allen Verbindungen der Erde unſer Herz vergebens dürſtet. Unſere Brüder der höhern Stufe lieben uns daher gewiß mehr und reiner, als wir ſie ſuchen und lieben können: denn ſie überſehen unſern Zuſtand klarer; der Augenblick der Zeit iſt ihnen vorüber, alle Disharmonien ſind aufgelöſet, und ſie erziehen an uns vielleicht unſichtbar ihres Glückes Theilnehmer, ihres Geſchäftes Brüder. Nur einen Schritt weiter; und der gedrückte Geiſt kann freier athmen, das verwundete Herz iſt geneſen; ſie ſehen den Schritt herannahen und helfen dem Gleitenden mächtig hinüber.

Ich kann mir alſo auch nicht vorſtellen, daß, da wir eine Mittelgattung von zweien Klaſſen, und gewiſſermaßen die Theilnehmer beider ſind, der künftige Zuſtand von dem jetzigen ſo fern, und ihm ſo ganz unmittheilbar ſeyn ſollte, als das Thier im Menſchen gern glauben möchte; vielmehr werden mir in der Geſchichte unſers Geſchlechts manche Schritte und Erfolge ohne höhere Einwirkung unbegreiflich. Daß z. B. der Menſch ſich ſelbſt auf den Weg der Kultur gebracht, und ohne höhere Anleitung ſich Sprache und die erſte Wiſſenſchaft erfunden, ſcheint mir unerklärlich und immer unerklärlicher, je einen längern rohen Thierzuſtand man bei ihm vorausſetzt. Eine göttliche Haushaltung hat gewiß über dem menſchlichen Geſchlechte von ſeiner Entſtehung an gewaltet, und hat es auf die ihm leichteſte Weiſe zu ſeiner Bahn geführet. Je mehr aber die menſchlichen Kräfte ſelbſt in Uebung waren: deſto weniger bedurften ſie theils dieſer höhern Beihülfe, oder deſto minder wurden ſie ihrer fähig; obwohl auch in ſpätern Zeiten die größten Wirkungen auf der Erde durch unerklärliche Umſtände entſtanden ſind, oder mit ihnen begleitet geweſen. Selbſt Krankheiten waren dazu oft Werkzeuge: denn wenn das Organ aus ſeiner Proportion mit andern geſetzt, und alſo für den gewöhnlichen Kreis des Erdelebens unbrauchbar geworden iſt: ſo ſcheints natürlich, daß die innere raſtloſe Kraft ſich nach andern Seiten des Weltalls kehre, und vielleicht Eindrücke empfange, derer eine ungeſtörte Organiſation nicht fähig war, derer ſie aber auch nicht bedurfte. Wie dem aber auch ſey, ſo iſts gewiß ein wohlthätiger Schleier, der dieſe und jene Welt abſondert; und nicht ohne Urſache iſts ſo ſtill und ſtumm um das Grab eines Todten. Der gewöhnliche Menſch auf dem Gange ſeines Lebens wird von Eindrücken entfernt derer ein einziger den ganzen Kreis ſeiner Ideen zerrütten und ihn für dieſe Welt unbrauchbar machen würde. Kein nachahmender Affe höherer Weſen ſollte der zur Freiheit erſchaffene Menſch ſeyn: ſondern auch wo er geleitet wird, im glücklichen Wahn ſtehen, daß er ſelbſt handle. Zu ſeiner Beruhigung und zu dem edeln Stolz, auf dem ſeine Beſtimmung liegt, ward ihm der Anblick edlerer Weſen entzogen: denn wahrſcheinlich würden wir uns ſelbſt verachten, wenn wir dieſe kennten. Der Menſch alſo ſoll in ſeinen künftigen Zuſtand nicht hinein ſchauen, ſondern ſich hinein glauben.

So viel iſt gewiß, daß in jeder ſeiner Kräfte eine Unendlichkeit liebt, die hier nur nicht entwickelt werden kann, weil ſie von andern Kräften, von Sinnen und Trieben des Thiers unterdrückt wird, und zum Verhältniſſe des Erdelebens gleichſam in Banden liegt. Einzelne Beiſpiele des Gedächtniſſes, der Einbildungskraft, ja gar der Vorherſagung und Ahnung haben Wunderdinge entdeckt, von dem verborgenen Schatze, der in menſchlichen Seelen ruhet; ja ſogar die Sinne ſind davon nicht ausgeſchloſſen. Daß meiſtens Krankheiten und gegenſeitige Mängel dieſe Schätze zeigten, ändert in der Natur der Sache nichts, da eben dieſe Disproportion erfordert wurde, dem einen Gewicht ſeine Freiheit zu geben und die Macht deſſelben zu zeigen. Der Ausdruck Leibnitzens, daß die Seele ein Spiegel des Weltalls ſey, enthält vielleicht eine tiefere Wahrheit, als die man aus ihm zu entwickeln pflegt; denn auch die Kräfte eines Weltalls ſcheinen in ihr verborgen, und ſie bedarf nur einer Organiſation oder einer Reihe von Organiſationen, dieſe in Thätigkeit und Uebung ſetzen zu dürfen. Der Allgütige wird ihr dieſe Organiſationen nicht verſagen, und er gängelt ſie als ein Kind, ſie zur Fülle des wachſenden Genuſſes, im Wahn eigen erworbener Kräfte und Sinne allmählich zu bereiten. Schon in ihren gegenwärtigen Feſſeln ſind ihr Raum und Zeit leere Worte: ſie meſſen und bezeichnen Verhältniſſe des Körpers, nicht aber ihres innern Vermögens, das über Raum und Zeit hinaus iſt, wenn es in ſeiner vollen innigen Freude wirket. Um Ort und Stunde deines künftigen Daſeyns gib dir alſo keine Mühe; die Sonne, die deinem Tage leuchtet, mißt dir deine Wohnung und dein Erdengeſchäft, und verdunkelt dir ſo lange alle himmliſchen Sterne. Sobald ſie untergeht, erſcheint die Welt in ihrer größern Geſtalt: die heilige Nacht, in der du einſt eingewickelt lagſt, und einſt eingewickelt liegen wirſt, bedeckt deine Erde mit Schatten, und ſchlägt dir dafür am Himmel die glänzenden Bücher der Unſterblichkeit auf. Da ſind Wohnungen, Welten und Räume —

Sie ſelbſt wird nicht mehr ſeyn, wenn du noch ſeyn wirſt, und in andern Wohnplätzen und Organiſationen Gott und ſeine Schöpfung genießeſt. Du gelangteſt auf ihr zu der Organiſation, in der du als ein Sohn des Himmels um dich her und über dich ſchauen lerneteſt. Suche ſie alſo vergnügt zu verlaſſen, und ſegne ihr als der Aue nach, wo du als ein Kind der Unſterblichkeit ſpielteſt; und als der Schule nach, wo du durch Leid und Freude zum Mannesalter erzogen wurdeſt. Du haſt weiter kein Anrecht an ſie: ſie hat kein Anrecht an dich: mit dem Hut der Freiheit gekrönt und mit dem Gurt des Himmels gegürtet, ſetze fröhlich deinen Wanderſtab weiter.

Wie alſo die Blume da ſtand, und in aufgerichteter Geſtalt das Reich der unterirdiſchen, noch unbelebten Schöpfung ſchloß, um ſich im Gebiet der Sonne des erſten Lebens zu freuen: ſo ſteht über allen zur Erde gebückten der Menſch wieder aufrecht da. Mit erhabnem Blicke und aufgehobenen Händen ſteht er da als ein Sohn des Hauſes, den Ruf ſeines Vaters erwartend.

Wir wollen über dieſe ſo wichtige Abhandlung, mein Bruder! einige Betrachtungen machen. Es iſt alſo gewiß, mein Bruder! daß des Menſchen Zuſtand der letzte für dieſe Erde, und zugleich der erſte für ein anderes Daſeyn ſey. Der Menſch ſtellt alſo zwei Welten vor, und dieſes macht die anſcheinende Duplicität ſeines Weſens aus. Er iſt Thier und Geiſt. Das Thier will lebenslang über den Menſchen herrſchen; es zieht alſo unaufhörlich zum Sinnlichen nieder: wenn der Geiſt hinauf zu einem freien Kreiſe will. Aus dieſen Ueberlegungen werden Sie finden, mein Freund! daß es alſo einen äußern und innern Menſchen gebe, einen Thier- und Geiſtmenſchen. Der Thiermenſch ſteht mit dem Körperlichen und Sinnlichen; der Geiſtmenſch mit dem Geiſtigen und Intellektuellen in Verbindung.

Der geiſtige Zuſtand muß weit den ſinnlichen an Vollkommenheit übertreffen, denn er iſt eine höhere Stufe der Fortſchreitung, und wir ſehen auch, daß, wie mehr die geiſtigen

Kräfte des innern Menſchen ſich äußern, deſto wunderbarer werden ſeine Erſcheinungen auf dieſer Erde.

Da alles im Univerſum ſeine nothwendigen Geſetze hat; das heißt, die ewigen Verhältniſſe der Dinge, ohne welchen die Dinge nicht ſeyn können, oder aufhören würden zu ſeyn: ſo iſt es außer Zweifel, daß die Verhältniſſe des Geiſtmenſchen von den Verhältniſſen des Sinnlichen weit unterſchieden ſind. Da alſo unſere Humanität nur Vorübung, nur die Knoſpe zu einer zukünftigen Blume iſt; da unſere Erde nur Uebungsplatz, Vorbereitungsſtätte iſt, ſo bleibt uns auch kein Zweifel übrig, daß gewiſſe nothwendige Verhältniſſe zur Entwicklung unſers zukünftigen Zuſtandes ſchon hienieden nothwendig ſind; und hierauf gründet ſich die Sittlichkeit, Moralität, Religion.

Die Verhältniſſe der Sittlichkeit ſind die Geſetze unſers zukünftigen Zuſtandes; die Geſetze der Entwicklung des Geiſtes zu ſeiner künftigen Fortſchreitung; ſie ſind die Geſetze der Aehnlichwerdung, der Aſſimilation zur Gottheit, welches Menſchenberuf und Beſtimmung iſt.

Gott, das höchſte Weſen, die Einheit, der ewige und fortgehende Urquell aller denkenden und unmateriellen Prinzipien, die Wurzel aller Weltzahlen; die erſte und einzige Urſache aller Dinge, das Centrum, woraus die Kräfte und das Leben aller Weſen jeden Augenblick emaniren, und auf dieſes Centrum, als ihr Endziel, wieder zurückſtreben, mit einem Worte: Gott! der unter ſo verſchiedenen Begriffen immer der nemliche Gott iſt. Dieſes Gottes Seyn und Wirken iſt ähnliche Hervorbringung, Beſtimmung zu ähnlicher Seligkeit, unendliche Liebe, unendliche Güte.

Wir ſehen, daß in der Natur alles lebt, und wiſſen doch ſo wenig, was das Leben iſt. Wenn ich Ihnen ſage, mein Bruder! die Liebe iſt das Leben, und das Leben iſt die Liebe, ſo werden Sie mich vielleicht jetzt noch nicht verſtehen; doch iſt und bleibt es richtig, daß der Menſch nie wiſſen kann, was das Leben iſt, wenn er nicht weiß, was die Liebe iſt.

Der Urſprung aller Liebe iſt Gott, denn er iſt das Leben, und könnte das Leben nicht ſeyn, wenn er nicht Liebe wäre.

Die Liebe beſteht in unendlicher Thätigkeit, Hervorbringung ähnlicher Weſen; ihre Verhältniſſe ſind die der Aſſimilation, Aehnlichwerdung und Hang zur Einswerdung. Dieſes Gemälde iſt freilich noch zu ſchwach, zu unvollkommen, um Ihnen Begriffe von dem zu geben, wovon ich Ihnen gerne, mein Bruder! Begriffe geben möchte. Denken Sie ſich indeß, mein Bruder! die Gottheit als die Quelle alles Lebens, als den Mittelpunkt aller Kräfte, die im Bewußtſeyn ihrer Macht das ſeligſte Vergnügen genießt, andere Weſen hervor zu bringen, und ſie zu ähnlicher Seligkeit zu beſtimmen. Dieſe Thätigkeit, dieſes Hervorbringen, dieſe Aktion der Gottheit iſt Liebe.

Um Ihnen ein ſinnliches Bild dieſer intellektuellen Lehre zu geben, ſo ſtellen Sie ſich die Sonne vor, deren wohlthätige Wärme, als die Urquelle alles Lebens dieſer Erde, alles hervorbringt. Bei ihrer Annäherung ſteigt alles aus den Grüften des Todes, ihre belebenden Blicke kleiden die Wieſen mit Gras, und die Bäume mit Laub, ſie bringt Verſchönerung, Freude, Wonne hervor. Wie die Sonne, der Herold der Gottheit Leben und Kraft durch die Urkraft, die Gott iſt, dem Sinnlichen und Körperlichen gibt, ſo iſt Gott dort, wo keine Sinne ſind, gleichſam die geiſtige Sonne, deren Annäherung geiſtiges Leben, geiſtige Schönheit hervorbringt. Freilich iſt alles dieſes noch ſehr undeutlich geſagt, mein Bruder! aber es wird eine Zeit kommen, wo Anſchaulichkeit des Geiſtes Ihnen Dinge erklären wird, für welche unſre ſinnliche Sprache keine Worte hat.

Alles, was in der Schöpfung iſt, iſt gut, denn alles ſind Werke der Liebe. Böſes entſteht nur durch die Entfernung; in der Entfernung liegt zeitlicher und geiſtiger Tod.

Alles, mein Bruder! was im Univerſum iſt, wirkt durch Aktion und Reaktion, durch Wirkung und Gegenwirkung; darin beſtehen die ewigen Verhältniſſe der Dinge. Da Gott die reinſte Liebe iſt, ſo liebt er ewig jedes ſeiner Geſchöpfe, und alle ſeine Aktion gegen ſie iſt Liebe, wie die Reaktion Gegenliebe ſeyn muß.

Da die göttliche Liebe alle Geſchöpfe gleich liebt, alle zu gleicher Seligkeit beſtimmt, ſo muß nothwendig das Geſetz der Gegenwirkung Gottes- und Nächſtenliebe ſeyn; denn ſonſt gäbe es keine Aſſimilation, keine Aehnlichwerdung.

Dieſes ewige Verhältniß der Gegenaktion des Geſchöpfs beſtimmt das Geſetz der Sittlichkeit, den Hauptgrund der Religion; **Liebe Gott über alles, und den Nächſten wie dich ſelbſt.**

Alle Wirkungen der reinſten Liebe ſind Gutes; alles iſt daher gut, was ein Werk des Schöpfers iſt, und wahr iſt das, dem die Güte ihre Exiſtenz gibt: aus welchem Grunde Gott Wahrheit und Güte genannt wird.

Alles in dem Weltalle, das nach den ewigen Verhältniſſen regiert wird, bezieht ſich auf Güte und Wahrheit, es iſt nichts im Himmel und auf Erde, das ſich nicht auf Wahrheit und Güte gründet, und die Urſache iſt, weil Gott die Liebe, und die Liebe die Quelle des Guten und Wahren iſt.

Die Ordnung der Dinge erfordert die Vereinigung des Guten mit dem Wahren, das will ſagen, das Gute kann nicht bloß in der Erkenntniß ſeyn, ſondern es muß, um Leben zu erhalten, in Thätigkeit und Willen übergehen, und daher zur Exiſtenz, zur Wahrheit werden.

Wie die Annäherung zur Liebe der Urſprung des Guten und Wahren wird, ſo iſt Entfernung davon der Urſprung des Falſchen und Böſen.

Die Eigenſchaft der Liebe iſt Thätigkeit; die Liebe erhält ihre Exiſtenz nicht, um ſich ſelbſt zu lieben; ſie muß einen Gegenſtand ihrer Aktion haben.

Um zu lieben, müſſen zwei ſeyn; der, der liebt, und der, der geliebt wird, damit die Liebe vereinigen kann, denn Vereinigung iſt Zweck der Liebe.

Die Liebe lebt daher das Leben des andern; ihr Verlangen iſt, ein anders Ich zu werden. Die Analogie der Natur malt dieſes herrliche Bild uns täglich mit unvollſtändigen Farben.

Einswerdung iſt das große Geſetz der Liebe, daher alle Verhältniſſe des Geſchöpfs gegen den Schöpfer zu dieſem großen Endzwecke zur Aſſimilation, zum Aufſteigen zur immer höhern Vollkommenheit, zur Annäherung zum Lichte, und der daraus entſpringenden Glückſeligkeit.

Das große Weſensgeſetz iſt Liebe; darauf gründet ſich alle Sittlichkeit; darauf gründet ſich die Religion.

Liebe Gott, liebe deinen Nächſten wie dich ſelbſt; darin liegt der Inbegriff aller göttlichen Geſetze, die nur Geſetze der Liebe ſind, Geſetze des Lebens, der Seligkeit.

Selbſtliebe und Liebe zur Welt, oder Sinnlichkeit ſind dem großen Endzwecke der Allliebe entgegen, denn durch ſie hört die Reaktion auf, weil Selbſtliebe alles auf ſich konzentrirt, ſich ſelbſt zum Mittelpunkt aller Dinge macht: da dieſer Mittelpunkt doch Gott als die Allliebe allein ſeyn ſoll, ohne welchen es keine Glückſeligkeit gibt.

Gott und Nächſtenliebe iſt die Kette, die das Geſchöpf an den Schöpfer, und Geſchöpfe an Geſchöpfe bindet. Selbſt- und Weltliebe, oder die Liebe der Sinnlichkeit trennt dieſes Band, und daher Verderben und Elend über den Menſchen, weil die Kette zerriſſen iſt, die das Geſchöpf mit Gott, der Leben und Liebe iſt, verbindet.

Gutes und Wahres iſt die Folge der urſprünglichen Liebe; Böſes und Falſches die Folge der Selbſtliebe und der Liebe der Welt.

Gehen Sie, mein Bruder! in das geſellſchaftliche Leben zurück, und beobachten Sie aus den Handlungen der Menſchen, ob dieſe Sätze nicht wahr ſind; woraus entſpringen alle Laſter, die die Menſchheit verheeren, als aus der Selbſtliebe? Woraus alle Verblendungen, die uns zum Laſter führen, als aus der Liebe zur Welt und zur Sinnlichkeit? Sehen wir nicht ein, daß, je edler, je erhabner der Menſch denkt, deſto mehr iſt er von Selbſt- und Weltliebe getrennt! Seine Sphäre iſt von größerer Wirkſamkeit, er liebt die Menſchen, und ſeine Endzwecke ſind erhabner und feſter.

Finden wir nicht, mein Bruder! daß alle geſellſchaftlichen

Tugenden nicht nur auf dieſes große Geſetz gründen können und ſollen? Der Atheiſt ſelbſt fühlt das große Bedürfniß, und glaubt die Pflichten der Nächſtenliebe auf die Selbſtliebe des Menſchen zu gründen, ohne zu bedenken, daß dieſe Selbſtliebe der Urſprung des Böſen iſt.

Alles iſt eine Kette im Univerſum; der Atheiſt geſteht dieſes ſelbſt ein; warum will er alſo dieſe Kette trennen von dem Weſen, das das Ganze ſchuf und es erhöht? —

Nein, ihr verblendete Sterbliche! ruft Mirabaud aus, der Freund der Natur iſt nicht euer Feind; ihr Dollmetſcher iſt nicht der Diener der Unwahrheit; der Zerſtörer eurer Phantome iſt nicht der Zerſtörer ſolcher Wahrheiten, die zu euerm Glücke nothwendig ſind; der Schüler der Vernunft iſt kein Unſinniger, der euch zu vergiften, der euch einen ſchädlichen Wahnwitz beizubringen ſucht.

Man könnte hier wohl auch ſagen: nein, ihr Verblendeten! der Freund der Gottheit und der Religion iſt nicht euer Feind; ihr Dollmetſcher iſt nicht der Diener der Unwahrheit; der Zerſtörer eurer Phantome iſt nicht der Zerſtörer ſolcher Wahrheiten, die zu euerm Glücke nothwendig ſind. Der Schüler der Gottheit und der Religion iſt kein Unſinniger, der euch zu vergiften, der euch einen ſchädlichen Wahnwitz beizubringen ſucht.

Mirabaud. Wenn er der Freund der Natur jenen erſchrecklichen Göttern den Blitz aus den Händen reißt, die euch unruhig machen, ſo will er die Ungewitter zertheilen, die euch verhindern, euern Weg anders als bei dem ungewiſſen Scheine ihrer Blitze zu erkennen.

Ich. Der Freund der Gottheit und der Religion kennt keine erſchrecklichen Götter; er kennt die Gottheit nur unter dem Namen der Liebe; er waffnet ihre Hände nicht mit Blitzen, die die Menſchen unruhig machen ſollen, ſondern er zeigt ihnen nur, daß ihre Entfernung von der Quelle des Lebens Uebergang zum Tode ſey; er zeigt, daß das Licht der Gottheit nothwendig iſt, um uns auf unſern Wegen zu leuchten, weil Entfernung vom Lichte mit Finſterniſſen die Straße deckt, auf der wir wandeln.

Mirabaud. Wenn der Freund der Natur dieſe Götzenbilder zerbricht, denen die Furcht Weihrauch, und Fanatismus und Wuth Menſchenopfer bringen, ſo will er die euch beruhigende Wahrheit an ihre Stelle ſetzen.

Ich. Der Freund der Gottheit und der Religion haſſet die Götzenbilder; der Gottheit, die er predigt, wird nicht aus Furcht Weihrauch geſtreut, dem Gott der Chriſten bringen Fanatismus und Wuth nicht Menſchenopfer; er iſt der Gott der Liebe, und der, der ihn predigt, der will nur ſeine Liebe kennen lehren.

Mirabaud. Wenn er, der Freund der Natur, jene Tempel und Altäre zerſtört, vor denen ihr euch mit knechtiſchem Weihrauche nahet, und die ihr mit Thränen verlaſſet, ſo will er dem Frieden, der Vernunft und der Tugend ein bleibendes Monument errichten, das euch wider eure Raſerei, wider eure Leidenſchaften, und wider die Macht derer, die euch unterdrücken, zur Freiſtätte dienet.

Ich. Friede, Vernunft und Tugend ſind nur dort, wo Gott iſt, und nur der, der die heiligen Verhältniſſe erfüllt, die das Geſchöpf an den Schöpfer binden, genießt des Friedens und des Lohns der Tugend; nicht knechtiſchen Weihrauch begehrt der Gott der Liebe, er begehrt das Herz des Menſchen zum Opfer, ihre Seele ſind der Tempel und die Altäre, die ihm angenehm ſind, nicht Thränen des Sklaven; Thränen der Liebe, die ein Kind vor ſeinem Vater vergießt, ſind die Thränen, die der Gottheit angenehm ſind. So lehrt die Schrift, ſo lehrte Chriſtus.

Mirabaud. Wenn er, der Freund der Natur, die hochmüthigen Forderungen jener von dem Aberglauben vergötterten Tyrannen bekämpfet, die euch, gleich euern Göttern, mit eiſernem Scepter zerſchmettern, ſo will er euch die Rechte eurer Natur ſichern, euch aus elenden Sklaven zu freien Menſchen machen, euch Menſchen und Bürger zu Regenten geben, welche ihnen ähnliche Menſchen und Bürger, von denen ſie ihre Gewalt haben, lieben und beſchützen. Wenn er den Betrug angreift, ſo geſchieht es, um die Wahrheit wieder in ihre Rechte einzuſetzen, die der Irthum ihr ſo lange vorenthalten hatte. Wenn er den eingebildeten Grund jener ungewiſſen, oder fanatiſchen Moral geſtöret, die bisher nur euern Verſtand geblendet hat, ohne euer Herz zu beſſern, ſo geſchieht es, um eurer Sittenlehre einen unerſchütterlichen Grund in eurer eignen Natur zu geben. Waget es demnach, ſeine Stimme zu hören, welche weit verſtändlicher iſt, als jene zweideutigen Orakelſprüche, die euch die Betrügerei im Namen einer verfänglichen Gottheit verkündiget, die ſich immer ſelbſt widerſpricht. Höret die Natur, die ſich niemals widerſprechen kann.

Ich. Hört die Heiligkeit der Religion auf, wenn ſie je von Unſinnigen mißbraucht worden iſt? Gibt es keine Wahrheit mehr, wenn es je einige Menſchen gab, die Lügner waren? — O wie falſch, wie irrig iſt dieſes nicht geſchloſſen! — Iſt die Lehre Chriſti nicht die Lehre der Liebe und Sanftmuth? Wenn dieſe Lehre alſo nicht erfüllt wurde, muß man dieſe Lehre beſchimpfen, zernichten, oder ſollte nicht vielmehr der Vernünftige ſuchen, daß ſie erfüllt und beobachtet werde? Wer ſichert uns mehr die Rechte der Natur, der der Urheber der Natur iſt? Wer machte uns zu Sklaven, der Allvater der Liebe oder die Sinnlichkeit? Wars nicht er, der mitleidig uns die Bande abnahm, die uns an die Sünde und ans Verderben ketteten? Wars nicht er, der uns wieder zu freien Menſchen machte, da er uns alle jene Mittel durch die Religion gab, durch die wir uns der Sklaverei der Sünden entreißen konnten?

Wer gibt beſſere Bürger, wer edlere Menſchen, als die Religion, wenn die Geſetze von den Menſchen erfüllt werden? Wo iſt Betrug in Chriſtuslehre? Welche Moral iſt erhabner, welche mehr dem Menſchen angemeſſen? Wer kann die Wahrheit in ihre Rechte einſetzen, wenn der Menſch den verläßt, der ſelbſt die Wahrheit iſt? Wo iſt Fanatismus in Chriſtuslehre? Iſt nicht Liebe, ſanfte Schonung, Unterdrückung der Leidenſchaften und der Selbſtliebe ihr Inhalt? — Wagt es alſo, ihr Menſchen, dieſe reine Stimme zu hören, welche weit verſtändlicher iſt, als jene Orakelſprüche der Sinnlichkeit, die den Grund zur Wahrheit in der todten Materie aufſuchen. Höret den Schöpfer der Natur, der kann ſich nicht widerſprechen; die Natur iſt ſein Geſchöpf, und kann man das Geſchöpf dem Schöpfer vorziehen?

Mirabaud. „O ihr, ſagt die Natur, die ihr dem Triebe „zu Folge, den ich in euer Herz gelegt habe, in jedem Augenblicke eures Daſeyns nach Glückſeligkeit ſtrebet, entzieht euch „nicht meinen allgewaltigen Geſetzen. Suchet glücklich zu „werden! Die Mittel dazu habe ich in euer Herz geſchrieben. „Umſonſt, Abergläubiger! ſucheſt du deine Zufriedenheit außer „den Grenzen dieſer Erde, worauf ich dich geſetzt habe. Vergeblich erbitteſt du ſie von jenen unerbittlichen Phantomen, „die deine Einbildungskraft auf meinen ewigen Thron ſetzen „will; vergeblich erwarteſt du ſie in jenen himmliſchen Gefilden, die dein Wahnſinn geſchaffen hat; umſonſt empfiehlſt „du dich eigenſinnigen Gottheiten, derer Wohlthätigkeit du entzückt bewunderſt, während daß ſie dein Daſeyn zu einem „Gemiſche von Unglück, Schrecken, Seufzen und Täuſchungen „machen. Wage es denn, das Joch dieſer Religion, meiner „ſtolzen Nebenbuhlerin, abzuſchütteln, und verkenne nicht länger „meine Rechte. Entſage dieſen Göttern, die meine Macht an „ſich reißen, und kehre unter meine Geſetze zurück. Nur in „meinem Reiche herrſcht wahre *Freiheit*. Tyrannei und „Knechtſchaft ſind auf immer daraus verbannt. Die Billigkeit wacht für die Sicherheit meiner Unterthanen und erhält „ſie bei ihren Rechten; Wohlthätigkeit und Leutſeligkeit verbinden ſie mit liebenswürdigen Ketten; die Wahrheit erleuchtet ſie, und kein Betrug verblendet ſie mit ſeinem finſtern „Gewölke.“

Ich. Wo ſoll der Menſch ſeine Ruhe, ſeine Glückſeligkeit ſuchen, wenn nicht in Gott? Haben wir nicht tägliche Beweiſe, wie unzureichend das Vermögen dieſer Erde iſt! wie wenig befriedigend wahre Glückſeligkeit zu verſchaffen! Sind dieſes Phantome der Einbildungskraft, was die Analogie der

Natur nur verkündigt! Führt nicht alles, was hienieden iſt, zur Erkenntniß des Schöpfers, und drückt nicht jede reine Handlung das Siegel der Wahrheit ſeiner Exiſtenz in die Zufriedenheit unſers Herzens! — Elender! wie kannſt du es wagen, die Menſchheit ſo weit herab zu ſetzen, und ſie mit noch ſchwerern Ketten zu laſten, als ſie bereits die Sinnlichkeit belaſtet hat! Nur im Reiche Gottes, im Reiche der Wahrheit herrſcht wahre Freiheit; Tyrannei und Knechtſchaft ſind das Antheil der Sinnlichkeit und der Welt. Fühlſt du ſie nicht ſelbſt täglich die Bande; ziehen ſie dich nicht immer zur Erde zurück, da dein zur Unſterblichkeit erſchaffner Geiſt ſich aufwärts heben will? Unglücklicher! wie weit verführt dich dein Irrthum! Du erkennſt alſo die Stufe nicht, auf der du ſtehſt; nicht den Beruf deiner zukünftigen Entwicklung, die nothwendige Verhältniſſe haben muß, weil alles ſeine Verhältniſſe hat. Wenn du bloß Thier biſt, ſo überlaß dich den Geſetzen des Thiers, die ſchon in der Natur liegen; biſt du aber mehr, ſo erkenne deine Verhältniſſe, und ſuche dieſelben in der Weſenheit eines Gottes, der dir die Beſtimmung gab, ihm ähnlich zu werden.

Sie ſehen aus dieſem allen, mein Bruder! wie irrthumvoll die Denkart derjenigen iſt, die die Religion zu beſtreiten ſuchen. Immer wird das Zufällige mit dem Innern der Sache vermiſcht; man glaubt die Religion anzugreifen, da man den Mißbrauch der Religion beſtreitet. Es bleibt immer wahr, mein Freund! daß das Chriſtenthum gewiſſe Dinge von unbeſchreiblicher Stärke und höchſtem Gewichte enthält, die ſich nicht ſchreiben laſſen. So lang dieſe als ein Heiligthum nur den wahren Inhabern der heiligſten Lehre bekannt blieben, war das Chriſtenthum in ſeiner Vollkommenheit und hatte Ruhe; nachdem aber die Kaiſer und die Großen der Erde anfingen, ihren Fuß ins Heiligthum zu ſetzen und mit unvorbereiteten Augen ſehen wollten, ſobald man die Religion mit der Weltpolitik vermengte, ſo erfolgten Spaltungen und Ungewißheit.

In den erſten Zeiten wird man die erhabenſten Grundſätze der Sittenlehre bei den Chriſten finden, welche Grundſätze nicht allein gelehrt, ſondern auch und oft von Menſchen, welche nicht die mindeſte Unterweiſung bekamen, und oft vom niedrigſten Herkommen waren, auch manchmal von den Unverſtändigſten aus dem Frauenvolke mit der äußerſten Strenge in Ausübung gebracht worden ſind. Wenn man in dieſe Zeiten zurückſieht, mein Bruder! ſo finden Sie Menſchen, die in der wahren Geringſchätzung ihrer ſelbſt alle äußerliche Ehre und Ruf der Menſchen für das, was ſie ſind, für nichts halten, und niemand als ſich ſelbſt bekannt, und ſich ſelbſt alles, ein von den Augen der Menſchen entferntes und ſtilles Leben führen. Sie ſehen Menſchen, die ſich aus freiem Muthe aller Glücksgüter begaben, von ihren Rechten zu großen Habſchaften abſtunden, und, um ihre Brüder aus kümmerlichen Umſtänden zu reißen, ſich ſelbſt mit geringem Unterhalte begnügten. Da lehren uns Beiſpiele eine liebreiche Sanftmuth in unſerm Betragen; die Großmuth erlittene Unbilden zu verachten; ſeinem Feinde Haß mit Liebe zu vergelten, und die Stärke des Geiſtes, eher die grauſamſten Martern auszuſtehen, als ein Geſetz des Herrn zu übertreten.

Sie finden in ſelben Zeiten Menſchen, mein Bruder! die ſich in Einſiedeleien mit der härteſten Arbeit ernährten, und noch dazu ihre geringe Lebens-Nahrung mit den Armen theilten. Sie finden Männer, die all ihre Kräfte dahin gerichtet haben, wie ſie ſich immer mehr und mehr in dem Leben der Prüfung Gott ähnlich bilden möchten. Allein, da man dieſe Vorſchrift der Heiligkeit verließ, da Hofprieſter entſtunden, die ſich immer mehr von der urſprünglichen Reinheit entfernten, alles Politiſche chriſtianiſirten, und alles Chriſtliche civiliſiren wollten, da entſtunden Sophiſten, welche mit Unkraut wucherten; da überzogen ſie mit Tod und Finſterniß das, was vorhin Licht und Leben war.

Alle dieſe Verderbniſſe, mein Freund! waren die Urſache, warum bis auf dieſe Zeiten das Gebäude des Chriſtenthums ſelbſt in ſeinen erſten Gründen angegriffen wurde; indem der Irrthum das Heilige mit jenem falſchen Gebäude des Stolzes und der Unwiſſenheit verwechſelte. So ſchritten die Menſchen zum Deismus; ſo einige zum Materialismus, ohne zu bedenken, daß das Heiligthum der Religion immer unerſchütter blieb, und daß die Mißbräuche, die ſich einſchlichen, nich zur Weſenheit der Religion gehörten. Sie werden begreifen mein Bruder, daß die Religion immer heilig bleibt, wenn auch von dem erſten Prieſter an bis auf den letzten ihre Lehre nicht befolgt wird. Hört die Phyſik auf, Phyſik zu ſeyn, wenn die, die ſich dieſer Wiſſenſchaft befleißen ſollten, ihre Geſetze vernachläßigen? Die Wahrheit bleibt immer in der Natur, und wenn auch alle Menſchen zu Lügnern würden.

Aus allem Vorhergegangenen, mein Bruder! ſehen Sie ein, wie ſich die Religion in dem Zuſammenhange und der Weſenheit des Ganzen gründet; Sie wiſſen, daß alles Verhältniſſe hat, und daher auch das, was wir Geiſt in uns nennen, ſeinen Geſetzen höherer Beſtimmung unterworfen iſt. Eine höhere uns zukünftige Stufenfolge hat ihre Verhältniſſe der Entwicklung unſers gegenwärtigen Zuſtandes; darauf gründet ſich, wie ich Ihnen oben ſchon geſagt habe, Sittlichkeit oder Moralität. Ich habe Ihnen oben geſagt, daß das große Beſtimmungsgeſetz des Menſchen Annäherung zur Gottheit iſt; ich habe Ihnen geſagt, daß das Böſe nicht weſentlich in der Natur lag, ſondern nur ſeinen Urſprung in der Entfernung des Menſchen von Gott als der Allgüte nahm. Weil alſo alles das Uebel Entfernung von der Urquelle des Guten iſt, ſo führt uns dieſe Betrachtung auf den Gedanken, daß der Menſch einſt auf einer höhern Stufe müſſe geſtanden ſeyn, von der er ſich willkührlich herabſtürzte.

Dieſe Entfernung konnte in nichts anderm beſtehen, als daß er ſeine hohe und geiſtige Beſtimmung verließ, und zur Sinnlichkeit herabſtieg.

Wir ſehen, daß Elend und Unglück der Antheil der Menſchen auf dieſem Erdballe iſt; Thränen erwarten uns, wenn wir in die Welt treten, und Kummer begleitet uns bis an die Grube; alles dieſes iſt Antheil der Sinnlichkeit; durch ſie kömmt Dunkelheit und Verwirrung. Das eigentliche Verbrechen des Menſchen beſtund alſo in dem Uebergange von dem Nichtſinnlichen zum Sinnlichen; durch ſie wurde er an die Geſetze der Zeit und des Raums gebunden, und er verlor durch den falſchen Genuß ſeine königliche Würde.

Mit ſeiner Verſinnlichung verſchwand jene unverwundbare Hülle des urſprünglichen Menſchen, und ſo fühlte er ſeine Nacktheit, und da er ſich unter einen thieriſchen Körper verhüllte, war er, da er verſchiedner Sinnlichkeiten empfänglich wurde, zugleich den Gefahren der Elemente ausgeſetzt.

Dieſer ſterbliche Ueberzug, mein Freund! iſt nun der Sitz und die Urſache all unſrer Leiden. Wir müſſen dieſe Hülle ablegen; dieſes iſt unſere Strafe, unſere Beſtimmung, das Geſetz des Todes.

So tief, mein Bruder! ſind wir geſunken; allein ungeachtet, daß wir tief herabſanken, ſo iſt uns doch die Hoffnung zur gänzlichen Wiederherſtellung nicht benommen. Wir müſſen auf einem Wege gleich einem Wanderer, der viele Berge zu erſteigen hat, hinanglimmen, bis wir das Ziel erreicht haben, das ſich in den Wolken verliert. Das verlorne Licht wieder zu erlangen, dieſes iſt der Gegenſtand des großen Werkes des Menſchen, ſeiner Aufſchwingung, ſeiner Wiedergeburt, ſeiner Erlöſung.

Doch genug! die nachkommende Sache iſt zu wichtig; wir wollen künftige Nacht ihrer Betrachtung weihen.

Achte Nacht.

Was kann wohl einem Menſchen, mein Bruder! dem die Religion heilig iſt, für ein Wunſch wichtiger ſeyn, als der, daß ſeine Meynung die Wahrheit ſelbſt ſeyn möchte.

Es muß eine gutdenkende Seele gewiß ſehr betrüben, wenn ſie den Gedanken denket, daß die heiligſte Lehre, die bloß auf Menſchenglückſeligkeit abzielt, ſo vielen Verfolgungen von jeher ausgeſetzt war: allein, mein Bruder! die Wahrheiten der Religion haben ihren Urſprung von einem Gotte, welcher heute und in Ewigkeit eben der Gott bleibt, der er geſtern und von Ewigkeit her war. Alſo müſſen ſie ihrer Natur nach eben ſo unveränderliche Wahrheiten bleiben, als er unveränderlich Gott iſt. Iſt eine Lehre göttlich, ſo iſt ſie nicht darum Wahrheit, weil ſie heute erſt erkannt und geglaubt wird, oder weil ſie viele Jahrhunderte nacheinander geglaubt worden iſt; eben ſo wenig, als ein Irrthum göttlich werden kann, wenn er auch mehr als ein Weltalter hindurch für göttlich gehalten worden wäre.

Das Reich Gottes auf dieſer Erde beſteht aus Menſchen, welche dieſe Wahrheiten erkennen, die im Schooße der Religion ruhen. Sind auch die Unterthanen einer ſo gütigen Regentin öfter untreu geweſen; ſind oft ihre gütigen Einflüſſe manchmal mit Gewalt, manchmal mit Liſt gehindert worden; haben ſich ihr auch manchmal unrechtmäßige Mitbeherrſcher aufgedrungen, ſo iſt doch in ihrem Innern niemals was verändert worden. Die Sonne bleibt immer Sonne, wenn auch Nebel ihr Antlitz für uns verdecken, oder Wetterwolken ihren Lichtſtrahl rauben. Sie kömmt immer unverändert wieder hervor, und erleuchtet gutthätig die Geſchöpfe.

Dem menſchlichen Geſchlechte, mein Bruder! hat es nie an Gelegenheit gefehlt, den Weg zur Wahrheit und Glückſeligkeit zu finden, welcher zu Gott der einzigen Quelle des Lichtes führt. Dieſes bezeugen alle Anſtalten, die er der Religion zum Beſten gemacht hat.

Wenn wir die Geſchichte der Religion mit einem unparteiiſchen Herzen durchgehen, ſo finden wir die Beſtätigung dieſer Wahrheit. Sie lehrt uns, daß ſich die Wahrheit allzeit wider den Irrthum erhalten habe. Man darf weder vor den Feinden, noch vor den Verfälſchern des Glaubens in unſern Tagen mehr zittern; ſie macht uns feſt in der heilſamen Lehre, die man aus der Offenbarung erlernt hat, und unſere Herzen werden nicht mehr wanken.

Es iſt ſehr nothwendig, mein Bruder! daß Sie mit einem unparteiiſchen Auge die Kirchengeſchichte durchgehen, denn zu dem großen Haufen der gänzlichen Ungläubigen in unſerm Jahrhunderte treten noch eine Menge Schwärmer hinzu, die aus verſchiedenen Irthümern, die Ihnen, mein Bruder! die Geſchichte aufklären wird, Syſteme zuſammenſchmieden, die ebenfalls von der Wahrheit entfernen und zum Irrthume führen. So waren die Eſſäer, Therapeuten und Doſitianer nebſt noch andern nicht frei von Irrthümern, die ich Sie kennen lehren werde, damit Sie den Werth der Religion in ſeiner ganzen Reinheit einſehen.

Gott hatte bei der Schöpfung des Menſchen die Abſicht, mein Bruder! daß er mit allen ſeinen Nachkommen gehorſam gegen ſeinen Willen, aus ſeiner Hand Freude und Glückſeligkeit erwarten ſollte; dieſes bezeugen alle Anſtalten, die er der Religion zum Beſten gemacht hat. Er ſelbſt nahm den erſten Menſchen bei der Hand und führte ihn auf dieſen Weg. Doch Adam blieb nicht auf demſelben; er verlor ihn aus den Augen, ſobald er ſelbſt der Schöpfer ſeiner Glückſeligkeit werden wollte. Wo wäre die Religion nach ſeinem Falle geweſen, wenn Gott ſelbſt nicht dieſes Licht wieder angezündet hätte? Wo iſt derjenige, der ſich rühmen könnte, ſo unfehlbar zu ſeyn, als Adam war, da er aus der Hand

Gottes kam? Gott offenbarte von Zeit zu Zeit einigen Rechtſchaffnen ſeinen Willen, bis er endlich unter allen Völkern ein Volk ausſonderte, unter welchem die Religion eine beſtändige Wohnung haben ſollte. Er ſelbſt führte ſie auf eine Art, die ſeiner Größe und Majeſtät und ihrer Würde anſtändig war, unter dieſes Volk ein. Der Donner von Sinai, die dicke Wolke, worin dieſer Berg vor dem Volke eingehüllet wurde, das ſeinem Gott entgegen gebracht worden war, das Tönen einer ſtarken Poſaune, das Feuer, in welchem der Herr herabkam, hätten bei den Iſraeliten einen ſo lebendigen Eindruck zurücklaſſen ſollen, daß ſie niemals nachläſſige und ungetreue Verwahrer der ihnen verkündigten Wahrheiten geworden wären. Allein kaum ſchwiegen die Donner; der Sinai rauchte nicht mehr; Gott hatte dem Volke nur ſeine außerordentliche Gegenwart entzogen; Moſes war nur einige Tage abweſend: ſo erfuhr die nun verkündigte Religion ſolche Schickſale, die ſie kaum hätte erwarten können, wenn ſie eine bloß menſchliche Erfindung geweſen wäre. Die Leidenſchaften des Volkes forderten eine andere Religion, und wenn Aaron die Wahrheit nicht aus Ueberzeugung aufopferte: ſo ward er aus Furcht ihr Verräther. Er machte dem ſo ſehr zur Veränderung gereizten Volke andere Götter, die vor ihm hergehen ſollten. Wenn es unter den Abtrünnigen auch heimliche Verehrer des wahren Gottes gab (wiewohl die Offenbarung uns keine Nachricht gibt), wo würde ohne die Wiederkunft Moſis, oder vielmehr ohne einen außerordentlichen Beiſtand, die ſichtbare und ununterbrochene Folge der Religion geblieben ſeyn?

Moſes kam vom Sinai zurück, und Gott ließ ſich durch das Gebet ſeines Geſandten, oder vielmehr durch ſeine Gnade gegen das menſchliche Geſchlecht, bewegen, der Religion das Anſehen wieder zu geben, das ſie ganz verloren zu haben ſchien. Tauſend Empörungen wider ſeinen Führer und Gott waren gleichſam Weiſſagungen von den Veränderungen, die ihr unter einem ſo leichtſinnigen Volke bevorſtunden. Ihre Geſetze waren zwar in ſteinerne Tafeln gegraben; zum Beweiſe, daß Gott verlangte, ſie ſollten noch unvergänglicher in den menſchlichen Gemüthern ſeyn. Allein wie oft mußte ſich nicht dieſes Licht unter den Wolken der Abgötterei verbergen! Wie oft mußte Gott außerordentliche Männer erwecken, dieſe Wolken zu zerſtreuen, damit ſeine Wahrheit wieder in ihrem göttlichen Glanze leuchten konnte. Er hatte zwar unter den Juden einen ganzen Stamm ausgeſondert, deſſen Pflicht es war, beſtändig für die Erhaltung der Religion zu ſorgen. Doch ſie würde ſich, aller Prieſter und Hohenprieſter ungeachtet, der Erde wieder entzogen haben; denn eben die Prieſter und Hohenprieſter wurden ſehr oft ihre Verräther, wenn Gott nicht einen Propheten nach dem andern geſandt hätte, ſich der verlaſſenen Wahrheit anzunehmen, und ſie von ihrer Flucht aus der Erde zurück zu rufen. Ihr Urheber hatte beſtändig Urſache zu klagen: Die Prieſter gedenken nicht, wo iſt der Herr? die Gelehrten achten mein nicht; die Hirten führen die Leute von mir; die Propheten weiſſagen von Baal und hangen an unnützen Götzen. Gehet in die Inſeln Chitim; ſendet in Kedar, und merket mit Fleiß und ſchauet, obs daſelbſt alſo zugehe; ob die Heiden ihre Götter ändern, wiewohl ſie doch nicht Götter ſind. Sind dieſe Klagen nicht eine getreue Geſchichte der veränderlichen Schickſale, welche die Religion unter den Juden erfahren hat? War nicht die Unbeſtändigkeit dieſes Volkes gegen ihre Geſetze Urſache, daß es Gott aus dem Lande hinauswarf, welches nur zu ſeinem Beſitze beſtimmt war, und nicht durch die Altäre fremder Götter verunheiliget werden ſollte? Kein Volk iſt mit ſo viel Unglück überſchüttet und in einer ſo langwierigen Empfindung ſeiner Drangſale erhalten worden, als das jüdiſche Volk. Man hat Länder verwüſten, ihre Einwohner zu Sklaven verkaufen, ganze Völker aus einem Reiche zu-Colonien in andere Länder wegführen ſehen. Aber nach und nach haben ſich die Ueberwundenen mit den Ueberwindern vermenget; ſie haben in den Ländern ihrer Gefangenſchaft ein neues Vaterland wiedergefunden; ſie haben ihren erſten Samen verloren, und vielleicht ſind ihre erſten Nachkommen unter einem fremden Namen wieder groß und mächtig geworden. Die Juden aber blieben in ihrer langen Gefangenſchaft ein beſonderes Volk; alſo waren ihnen ihre Bedrängniſſe weit unerträglicher, als andern beſiegten Völkern, weil ſie keine Hoffnung hatten, an dem Glücke ihrer Ueberwinder einmal Theil zu nehmen. Man darf ſich darüber nicht wundern. Denn da ſie Gott eben wegen der Unbeſtändigkeit ihrer Religion ſeinen Zorn empfinden laſſen wollte: ſo war es ſeiner Weisheit anſtändig, dieſe Strafe deutlich von andern Zorngerichten zu unterſcheiden. Es ſollte nicht allein das jüdiſche Volk, ſondern der ganze Erdkreis, aus der Beſchaffenheit der Strafe mit Gewißheit ſchließen können, daß die verabſäumte und beleidigte Religion an ihnen gerächt worden ſey.

Dieſes war der Lohn ihrer Unbeſtändigkeit in der wahren Religion. Sie wurden gebeugt; ihr Elend nöthigte ſie, ſich vor dem Gott ihrer Väter zu demüthigen. Bald darauf wurden ſie nach den Weiſſagungen ihrer Propheten wieder in ihr Land zurückgeführt, und die Religion fing an unter ihnen in einem neuen Lichte zu ſchimmern. Die ſchrecklichen Drangſalen, die ſie ausgeſtanden hatten, machten zum wenigſten die größte unter allen göttlichen Wahrheiten unauslöſchlich. So leicht ſie vorher den wahren Gott verlaſſen und ihre Herrlichkeit um nichtige Götzen verkauft hatten, ſo groß wurde nunmehr ihr Abſcheu vor der Abgötterei. Es waren keine Martern, keine Verfolgungen unter den Maccabäern ſo groß, denen ſie ſich nicht lieber Preis geben, als daß ſie den Götzen hätten räuchern ſollen. Und dennoch war die Religion nicht. vor allen Veränderungen unter ihnen geſichert. Man hatte zwar aufgehört, Abgötterei mit ſeinen Sinnen zu treiben. Nunmehr aber glaubten ſie der Religion noch Ehre zu machen, wenn ſie die Einfälle ihrer Vernunft und die Erfindungen einer thörichten Weisheit vergötterten. Sie hatten vordem die Stimme der Vernunft über das Anſehen der Religion nicht gehört; denn ſie würden, wenn ſie ihren Ruf gehört hätten, nicht ſo oft Abgötter geworden ſeyn, weil die Abgötterei nicht ein Mißbrauch, ſondern eine gänzliche Unterdrückung dieſes natürlichen Lichtes iſt. Nunmehr aber räumten ſie ihrer Vernunft allzuviele Rechte ein. Unterſteht ſich der menſchliche Verſtand nicht, eine eigne Religion zu machen: ſo maßt er ſich zum wenigſten die Gewalt an, die wahre Religion mit den Grundſätzen ſeiner Leidenſchaften zu vereinigen und ſie durch eigne Zuſätze zu vermehren. So ging es nunmehr unter den Juden. Sie waren in ihrer Gefangenſchaft mit der Weisheit der orientaliſchen Völker, wenn man ihre Thorheiten alſo nennen darf, bekannt worden. Einige wollten dieſe Wiſſenſchaften nicht vergebens haben; ſie wollten eine Vereinigung zwiſchen der Wahrheit und dem Irrthume ſtiften. Andere widerſetzten ſich dieſer Vereinigung, und unter dem Vorwande, ſich der Religion anzunehmen, ſuchten ſie den Menſchen ihre eigenen Gedanken und Meynungen als göttliche Ausſprüche aufzudringen. Die Juden hatten ſich nicht lange vor der Ankunft Jeſu Chriſti in verſchiedene beſondere Parteien getheilet, die alle ihre beſondern Meynungen über die Religion hatten, und alle behaupteten, daß ihre Lehrſätze die Ausſprüche der Offenbarung wären, denen niemand ſeinen Beifall verſagen dürfte. Wie ſehr war die Religion unter den Juden von der Religion Moſes und der Propheten unterſchieden! Welch eine Reinigung bedurfte ſie nicht! Gab es nicht unter ihnen Phariſäer, Eſſäer, Sadducäer, Therapeuten und andere Sekten mehr? Und behauptete nicht jede darunter, daß ſie die rechtgläubigſte wäre? Bei welcher war nun die beſte Religion? Wo war die ſichtbare und ununterbrochene Folge derſelben?

Gleichwohl hatte Gott die weiſeſten Anſtalten gemacht, die Religion unter ſeinem Volke vor aller Veränderung und Verfälſchung zu bewahren. Er hatte die Juden auf eine ſehr merkwürdige und ſichtbare Weiſe von andern Völkern unterſchieden. Der äußerliche Gottesdienſt war ſo eingerichtet, daß nicht allein der Verſtand und das Herz, ſondern auch die Sinne beſchäftigt und unterhalten wurden. Alle Veränderung war durch die fürchterlichſten Drohungen unterſagt. Die bürgerliche Ruhe und Glückſeligkeit war auf das genaueſte mit der Reinigkeit der Religion verbunden. Und dennoch konnten ſie dieſe und noch mehr Anſtalten nicht vor der Veränderung ſchützen. So ſehr übertreibt der menſchliche Verſtand ſeine Freiheit; er will mehr als frei, er will ununterwürfig ſeyn, obgleich eben dieſe Begierde, ſich unabhängig zu machen, der gewiſſe Weg zur Sklaverei iſt.

Jeſus Chriſtus kam, der Religion nicht nur ihre urſprüngliche Schönheit wieder zu geben, alle fremden und menſchlichen Zuſätze davon abzuſondern, und nach einem erhabenen Ausdrucke eines Propheten, das Silber zu ſchmelzen und zu läutern, ſondern auch die göttlichen Wahrheiten durch neue Zuſätze, die eben ſo göttlich ſind, zu erhöhen. Er wollte, weil in ihm alle Opfer und Vorbilder erfüllt wurden, den allzu ſinnlichen Gottesdienſt aufheben, und die Religion ſo einrichten, daß ſie nicht an ein beſonders Volk gebunden bliebe, ſondern ſich auf dem ganzen Erdkreiſe ausbreiten und bei allen Völkern eine Wohnung finden könnte. In den Lehren, die er ſelbſt verkündigte und ſeinen Apoſteln zu verkündigen befahl, herrſchten, ſehr wenige Geheimniſſe ausgenommen, die größte Deutlichkeit und die edelſte Einfalt. Die Vernunft ſelbſt hatte, wenn ſie ſich ihnen mit Aufrichtigkeit und ohne Vorurtheile nahete, Urſache, vollkommen mit ihnen zufrieden zu ſeyn. Die Offenbarung öffnete dem menſchlichen Verſtande weitere Ausſichten, zeigte ihm ſichere Wege der Glückſeligkeit, und erklärte ihm ſehr vieles in der Schöpfung, was ihm vorher ohne dieſes Licht unverſtändlich und ein Räthſel geweſen wäre. Die Geſetze der Sittenlehre Jeſu Chriſti forderten nichts, was nicht auch die Geſetze der natürlichen Billigkeit forderten, wenn ſie recht verſtanden wurden. Verlangte ſie auch einige neue Tugenden, ſo waren ſie ſo beſchaffen, daß eine unparteiiſche Vernunft einräumen mußte, daß ſie der größte und erhabendſte Schmuck der menſchlichen Natur wären. Dieſes alles zu beweiſen, braucht man weiter nichts zu thun, als die Lehren bloß anzuzeigen, deren Glauben und Ausübung die Offenbarung befiehlt.

Die Offenbarung zeigt neue Ausſichten in der Schöpfung, und beſonders in dem vernünftigen Theile derſelben. Man erkennet wohl, daß die ganze Natur, vermöge der manchfaltigen

Ordnung und Schönheit, welche darin ausgebreitet iſt, kein Werk eines blinden Zufalls ſeyn kann. Allein, wenn die Welt das Werk eines weiſen Weſens iſt, woher kommen die unzählbaren Unvollkommenheiten, beſonders die moraliſchen? Wo iſt der Urſprung des Böſen zu ſuchen? Sieht man beſonders die Menſchen an, ſo bemerkt man wohl an ihrem Verlangen, glückſelig zu ſeyn, daß ſie nicht zum Elende beſtimmt ſeyn müſſen. Allein warum ſind ſie doch unglückſelig, und warum haben ſie bei aller der Größe ihres Verſtandes nicht ſo viel Einſicht, daß ſie einen ſichern Weg zur Glückſeligkeit finden können, die ſie doch ſo begierig ſuchen? Die Offenbarung reißt uns aus dieſer Ungewißheit, und läßt uns nicht auf die thörichte Meynung gerathen, daß etwa eine feindſelige Gottheit die Geſchöpfe eines weiſen und gütigen Weſens aus Neid verunſtaltet habe. Alle Geſchöpfe, ſagt ſie, waren gut, als ſie aus der Hand Gottes hervorgingen. Er ſah an, was er gemacht hatte, und ſieh, es war alles ſehr gut. Die reinen Geiſter und die mit einem Körper bekleideten Menſchen waren ohne Sünde, und alſo vollkommen. Vom oberſten Seraph bis zum niedrigſten Wurme herunter, herrſchte eine allgemeine Ordnung und Uebereinſtimmung; alle Theile der Schöpfung ſtunden in dem vollkommenſten Verhältniſſe gegeneinander. Die größte Schönheit der Geiſter iſt die Freiheit. Doch weil ſie endlich waren, konnten ſie das beſte Geſchenk mißbrauchen. Es geſchah. Einige der erhabendſten Geiſter wurden Gott ungehorſam, und dieſe verleiteten die erſten Menſchen, Theil an ihrem Ungehorſame zu nehmen. Nunmehr braucht man die Urſache des Böſen nicht mehr in der Materie zu ſuchen. Sie liegt in der gemißbrauchten Freiheit der Geiſter, des erſten Menſchen und ſeiner Nachkommen. Die Unordnung in der Geiſterwelt zog tauſend Unordnungen in der Körperwelt nach ſich. Die Menſchen ſind nunmehr ſchon in ihrer Geburt verderbt. Sie ſind aus ſündlichem Samen gezeugt und ihre Mütter haben ſie in Sünden empfangen. Der Tod iſt mit der Sünde zu allen Menſchen hindurchgedrungen. Dieſes natürliche Verderben vergrößern die

Menſchen durch freiwillige Mißhandlungen: Ihr Dichten iſt böſe von Jugend auf, und immerdar. Man darf ſich nunmehr nicht wundern, daß die Menſchen unglückſelig ſind, und ſich ſelbſt aus ihrem Elende nicht herausreißen können. Die Unglückſeligkeit, in welcher ſie ſeufzen, iſt ihr eignes Werk; ſie iſt eine natürliche Folge der moraliſchen Unordnung, die ſie in ſich ſelbſt angerichtet haben. Allein ſoll dieſe Unordnung in der Welt einer gütigen Gottheit bleiben? Soll der Menſch immer unglückſelig ſeyn? Und wer kann die Ordnung und urſprüngliche Schönheit wieder herſtellen? Die Vernunft ſchweigt auf alle dieſe Fragen. Die Offenbarung beantwortet ſie.

Die chriſtliche Religion zeigt uns alſo neue Ausſichten in der Gottheit. Das Verderben des Menſchen hatte zwar nicht allen Begriff von einem höchſten Weſen in ihrer Seele verlöſcht. Allein ſie hatten die Gottheit vervielfältiget und ſie faſt unter alle Kreaturen vertheilet. Dieſes war der Urſprung und die wahre Geſtalt der Abgötterei. Die Offenbarung lehrte alſo, daß nur Ein Gott ſey, der Schöpfer und Herr alles deſſen, was ſichtbar und unſichtbar iſt. Doch ſie lehrte noch mehr. Dieſer einzige Gott war der Vater, der Sohn und der Geiſt. Der Vater war von dem Sohne und dem Geiſte; der Sohn von dem Vater und von dem Geiſte; und der Geiſt von dem Vater und Sohne wirklich unterſchieden. Und der Vater, der den Sohn von Ewigkeit her gezeuget hatte, der Sohn, der das ewige Ebenbild des Vaters, und der Geiſt, der von dem Vater und von dem Sohne ſeit der Ewigkeit her ausgegangen war, dieſe drei waren in Einem Weſen Gott. Sie haben an allen Vollkommenheiten, an allen Handlungen und an der Anbetung der Gottheit einen gleichen Antheil. Keiner von ihnen iſt allein das göttliche Weſen, ſondern er iſt nur in demſelben. Indeß ſind die Namen des Vaters, des Sohnes und des Geiſtes nicht bloße Namen, die nur einem und eben demſelben in gewiſſen Abſichten zugeeignet würden. Man müßte ſonſt die Reden Jeſu Chriſti der Ungereimtheit beſchuldigen, wenn er ſagt: daß er vom Vater komme, daß ihn der Vater geſandt habe, daß er den heiligen Geiſt ſenden werde, daß er und der Vater Eins ſey. Diejenigen ſelbſt, welche ſeine Gottheit läugnen, geſtehen zum wenigſten ein, daß er unter allen Weſen den weiſeſten und erhabenſten Verſtand beſitze. Wer wollte einen Menſchen aber auch nur für halbvernünftig halten, der, wenn er ſpräche: Ich und mein Vater ſind Eins, damit ſagen wollte: Ich und ich bin Eins.

Dieſer Gott fordert unſere Herzen und unſere Anbetung. Allein er will dieſe Ehre mit keinem ſeiner Geſchöpfe theilen. Alle religionsmäßige Verehrung irgend einer Kreatur, ſie mag ſo erhaben und edel ſeyn als ſie will, ſieht Gott als einen frevelhaften Eingriff in ſeine Rechte an. Er iſt eben der Gott, den die Juden angebetet haben. Seine Verehrung kann durch hiſtoriſche Beweiſe bis zum Urſprunge der Welt hinausgeführet werden. Doch das Geheimniß der drei Perſonen in einem göttlichen Weſen, ein Ausdruck, den der Irrthum nothwendig gemacht hat, iſt der jüdiſchen Kirche nicht ſo deutlich offenbaret worden, als den Chriſten. Dieſe Lehre iſt über den Begriff der Vernunft; allein ſie ſtreitet nicht wider ihre geſunden Grundſätze; vielleicht hängt ſie auch mit der Kette der Wahrheiten, die wir begreifen können, zuſammen, und es werden nur durch heilige Wolken diejenigen Glieder verborgen, durch welche es mit jenen zuſammenhängt. Allein wie es ſich auch damit verhalten mag, ſo muß uns das genug ſeyn, daß die Ewigkeit unſere Einſicht erweitern wird. Die Religion lehret alſo die Dreieinigkeit Gottes.

Dieſer Gott ſah von Ewigkeit her den Fall des menſchlichen Geſchlechts, ſeinen Ungehorſam und Aufruhr gegen ſeine Geſetze, derer Beobachtung ſie zu der Glückſeligkeit geleitet hätte, welche ſie nun ohne ihn entbehren. Er beſchloß nach ſeiner unendlichen Güte, ſie von ihrem Falle wieder aufzurichten. Indeß forderte ſeine Heiligkeit (denn der Gott der Chriſten iſt ein Gott der Ordnung) ein Verſöhnopfer. Wie hätten ſonſt ſeine Geſchöpfe ſeinen Haß gegen moraliſche Unordnungen erkennen und bewundern können? Dieſes Opfer mußte ſo groß ſeyn, als ſein ewiger Haß gegen die Sünde. Der ewige Sohn des Vaters erbot ſich, dieſes Opfer zu werden, und weil er ſolches der Gottheit nach nicht ſeyn konnte, die menſchliche Natur mit der göttlichen zu vereinigen. Ehe er dieſes noch that, ward viele Jahrhunderte vorher dem ganzen menſchlichen Geſchlechte ein Erlöſer verheißen. Die Weiſſagungen wurden erfüllet; er kam und nahm in dem Leibe einer Jungfrau die elende Geſtalt der Sünder an, und ward den Menſchen, ihre Sünde ausgenommen, in allen Stücken gleich. Er verkündigte in dem niedrigſten Aufzuge die göttlichſte und erhabendſte Tugend. Seine menſchlichen Handlungen und ſein Tod für die Verſöhnung unſers Geſchlechts bewieſen ſeine Menſchheit; und ſeine Wunder, und die noch größern Wunder ſeiner Jünger, bewieſen ſeine göttliche Sendung und Natur. Er ſtarb und verſöhnte durch ſein Leiden und ſeinen Tod die Menſchen mit der Gottheit. Gott iſt bereit, wenn ſie dieſe Verſöhnung nicht von ſich ſtoßen, ſie ſelig zu machen. Nachdem er das Amt eines Propheten und hohen Prieſters für die Menſchen vollendet hatte, ſtand er von den Todten auf, und ſetzte ſich zur Rechten ſeines Vaters, und herrſchet nunmehr, bis er zum Gerichte wiederkommen wird. Alles, was er in ſeiner Erniedrigung that, das that er als Gottmenſch; beide Naturen nahmen Theil daran. Alles, was der erhöhete und verherrlichte Erlöſer thut, auch das thut er in einer Perſon Gott und Menſch. Er iſt der Verſöhner, der Mittler, das Beiſpiel und der Beherrſcher der Menſchen. In ihm und durch den Glauben an ihn ſollen wir ſelig werden. Dieſes iſt das Geheimniß der Menſchwerdung und der Erlöſung Jeſu Chriſti.

Allein, die Menſchen ſind verderbt; in ihrem natürlichen Zuſtande vernehmen ſie nichts von dieſen Geheimniſſen. Wie ſollen ſie an dieſen Erlöſer glauben, und im Glauben an ihn ſeinem Beiſpiele nachwandeln? Der heilige Geiſt hat die Zueignung ſeiner Verſöhnung übernommen; er hat ſich von dem Sohne nach dem ewigen Rathſchluſſe der Gottheit ſenden laſſen. Er iſt es alſo, der durch gewiſſe ordentliche Mittel dieſe großen Wahrheiten bekannt, und, wenn ſich die Menſchen nach der Bekanntmachung deſſelben ſeinen fernern Wirkungen nicht widerſetzen wollen, auch kräftig bei ihnen macht. Widerſtreben ſie ihm nicht, ſo überzeugt er ſie von ihrem Elende und der Nothwendigkeit der Erlöſung; fahren ſie fort, ſich ihm zu überlaſſen, ſo wirkt er den Glauben oder das zuverſichtliche Vertrauen in ihnen, daß ſie um Jeſu Chriſti willen ſelig ſeyn werden. In dieſem ſeligen Augenblicke werden ſie dieſes Glaubens wegen von Gott für gerecht erklärt, und ſie genießen die Früchte der Genugthuung ihres Erlöſers. Hier wird auf keine Werke geſehen, denn ſie konnten vor dem Glauben keine Werke thun, die ſie in den Augen des heiligen Gottes der Seligkeit würdig gemacht hätten. Die Werke der Gläubigen ſind, wenn ſie den göttlichen Geboten gemäß ſind, Folgen, aber nicht Urſachen ihrer Rechtfertigung. Denn wenn ſie durch den Glauben die Gerechtigkeit Jeſu Chriſti empfangen haben, ſo erhalten ſie von dem heiligen Geiſte die Kräfte, heilig zu wandeln. Brauchen ſie dieſe Kräfte mit Furcht und Zittern, ſo werden ſie erhalten, und erlangen eine immer größere Stärke der Heiligkeit. Dieſes iſt die Lehre von der Gnade.

Aber was braucht Gott für Mittel, den Menſchen dieſe Gnade mitzutheilen, und wenn ſie dieſelbe dadurch, daß ſie ſich nicht widerſetzen, annehmen, ſie in dem Beſitze derſelben zu erhalten? Dieſe Mittel ſind die Verkündigung und Betrachtung des göttlichen Worts, denn der Glaube kömmt aus der Predigt, das Gebet, die Taufe mit Waſſer, und endlich das Gedächtnißmahl des Todes Jeſu Chriſti, dieſes ſind nicht bloße unfruchtbare Feierlichkeiten. Dieſe Taufe iſt mehr als eine heilige Ceremonie, denn ſie iſt ein Band der Wiedergeburt und der Erneuerung im heiligen Geiſte. Das Abendmahl iſt nicht bloß der Genuß eines geheiligten Brodes und Weines; es iſt der Leib und das Blut Chriſti, was wir empfangen. Dieſe geheimnißvolle Handlung iſt eine wirkliche Gemeinſchaft an dem Leibe und Blute des Herrn. Um des willen ſind die Wirkung des göttlichen Wortes und des Gebetes, die Taufe und das Abendmahl des Herrn Geheimniſſe, die wir glauben, aber nicht erklären und begreifen ſollen. Dies iſt die Lehre der Offenbarung von den Gnadenmitteln.

Diejenigen alſo, an welchen die Verſöhnung Jeſu Chriſti durch die Gnade und Zuneigung ſeines Geiſtes kräftig geworden iſt, haben gewiſſe Pflichten zu erfüllen. Was verlangt aber die Sittenlehre Jeſu Chriſti von ihnen? Ihr Hauptinhalt iſt das göttliche, von ihm ſelbſt erklärte und richtig beſtimmte Moralgeſetz, zu deſſen Beobachtung die Menſchen nach ihren beſondern Umſtänden und Lebensarten, auch ohne einen Erlöſer ſchon verbunden waren. Denn eben die Uebertretung deſſelben hatte ſeine Erlöſung nothwendig gemacht. Doch alle Handlungen, die nach dieſen göttlichen Geſetzen eingerichtet ſind, werden dadurch chriſtliche Tugenden und alſo weit vollkommener, weil ſie aus dem Glauben an den Weltheiland kommen. Indeß folgen aus der Erlöſung Jeſu Chriſti noch beſondere Verbindlichkeiten, welche gleichwohl mit den Pflichten des natürlichen Moralgeſetzes in einer genauen Verwandtſchaft ſtehen. Da ſeine Erlöſung alle Menſchen angeht, ſo müſſen auch die beſondern Pflichten, welche ſich daraus herleiten laſſen, allen Chriſten obliegen, wenn man davon die Pflichten derjenigen ausnimmt, welche die Verſöhnung der Welt predigen müſſen. Eine eifrige Liebe gegen Gott, der ſo viel an unſere Errettung gewandt hat, die Demuth vor ihm, die Beſtändigkeit im Glauben, die Geduld, die geiſtliche Wachſamkeit und Aufſicht auf ſich ſelbſt, und in Anſehung anderer Menſchen die Bruderliebe; denn nunmehr müſſen wir einander nicht bloß als Geſchöpfe, ſondern auch als Erlöſten eines Gottes betrachten; das Alles ſind allgemeine Chriſtenpflichten. Chriſtus und ſeine Jünger haben außer dem Amte der Lehrer keine neuen Stände und Lebensarten eingeführt. Soll alſo eine Handlung den Namen einer chriſtlichen Tugend verdienen, ſo muß ſie entweder in dem göttlichen Moralgeſetze befohlen ſeyn, oder aus der allgemeinen Erlöſung unſers Geſchlechts, oder von den Lehren des Evangeliums und der Kirche hergeleitet werden können. Dieſes iſt die Vorſtellung, welche uns die Offenbarung von der Sittenlehre Jeſu Chriſti macht.

Diejenigen nun, welche im Glauben und in der Liebe ihrem Erlöſer nachwandeln, machen die unſichtbare allgemeine Kirche Jeſu Chriſti aus. Allein wie wird ihr Zuſtand und der Zuſtand derer, welche entweder das Evangelium von Chriſto nicht annehmen, oder demſelben nicht gemäß handeln, in der Zukunft beſchaffen ſeyn? Die Religion entdeckt uns neue Ausſichten in die Zukunft. Es wartet auf alle Menſchen die Auferſtehung des Leibes und der Tag eines allgemeinen Gerichts. Für die Gläubigen iſt eine ewige, unveränderliche und über alle menſchlichen Begriffe erhabene Seligkeit beſtimmt. Für die Andern iſt nach dieſem Leben keine Gnade zu hoffen. Eine ewige Unglückſeligkeit, der Lohn ihres Unglaubens und ihrer Laſter, wird ſie ergreifen. Sie werden in die ewige Pein gehen, die dem Verführer unſers Geſchlechts, dem Satan und ſeinen Engeln, bereitet iſt, die Gerechten aber in das ewige Leben. Dieſes iſt die Lehre der Offenbarung von dem zukünftigen Zuſtande der vernünftigen Geſchöpfe Gottes.

So ſieht der innerliche Bau der Religion aus. Dieſes ſind die Lehren, welche Jeſus und ſeine Jünger predigten. Man wird die erhabenſte Einfalt und die größte Majeſtät, ſo kurz auch dieſer Abriß davon ſeyn mag, darin erblicken. Die meiſten dieſer Lehren, welche die Chriſten glauben und zur Richtſchnur ihres Wandels annehmen ſollen, ſind Geheimniſſe. Sie waren dem natürlichen Menſchen unbekannt, allein auch da ſie geoffenbart ſind, können ſie nicht ganz von uns begriffen werden. Wer wird ſich darüber verwundern, der von ſeiner Endlichkeit und den eingeſchränkten Kräften ſeines Verſtandes überzeugt iſt? Allein wer kann etwas ohne Beweiſe glauben? Die chriſtliche Religion hat ihre Beweiſe, und zwar unüberwindliche Beweiſe. Sie ſind nicht aus der Metaphyſik entlehnt, aber ſie ſind deutlich und haben eine göttliche Kraft. Welcher Verſtand, wenn er vernünftig iſt, und welches Herz, wenn ſeine Empfindungen redlich ſind, kann ſich gegen die gewiſſen Erfüllungen deutlicher Weiſſagungen, gegen die göttlichen Wunder Jeſu Chriſti und ſeiner Apoſtel, gegen die Bekehrung der Welt, gegen die Ausbreitung des Religion unter den grauſamſten Verfolgungen und dem Aufruhr der Erde und der Hölle, gegen die vollkommene Uebereinſtimmung ihrer Wahrheiten mit den Vollkommenheiten Gottes und dem Zuſtande des Menſchen, gegen die Stimme des Gewiſſens, das ſie bekräftigt, und gegen die Wirkungen des Geiſtes der Wahrheit, wenn wir ihnen Raum laſſen, auflehnen.

Dieſe Religion ſollte nach der Abſicht ihres Stifters ein neues Band der menſchlichen Geſellſchaft ſeyn. Alle Menſchen ſollten in ihrem Glauben von Gott und ihren Sitten, nemlich in dem Gehorſame gegen die Geſetze Gottes, mit einander übereinſtimmen. Hiezu gehörte eine äußerliche Verfaſſung der Religion, ein allgemein einträchtiger Gottesdienſt. Doch dieſe Harmonie ſollte die Verſchiedenheit der Stände, der Lebensarten, die beſondern bürgerlichen Verfaſſungen, der eigenthümlichen und unterſcheidenden Charactere der Völker nicht aufheben, wenn ſie ſelbſt nur mit den Grundſätzen einer geſunden Vernunft beſtehen könnten. Alſo war auch in dem äußerlichen Gottesdienſte eine göttliche Einfalt nöthig. Man findet ſie in dem Gottesdienſte der erſten Chriſten. Er war mit keinen Ceremonien beſchweret, und die Feierlichkeiten, welche Jeſus Chriſtus ſelbſt eingeführt hatte, waren ſo leicht, daß ſie auf der ganzen Erde beobachtet werden konnten, zu geſchweigen, daß ſie mit großen innerlichen Vortheilen verknüpft waren. Zum äußerlichen Gottesdienſte wurde alſo weiter nichts erfordert, als die Feier gewiſſer Tage, an welchen ſich alle Chriſten verſammelten, den Gott öffentlich zu verehren, den ſie im Herzen anbeteten, und ferner der öffentliche Unterricht in der Wahrheit. Dieſe Tage ſind in der Offenbarung ſelbſt von den Apoſteln Jeſu Chriſti, welche die Gewalt hatten, der Kirche, die ſie pflanzten, Geſetze zu geben, beſtimmt worden. Es wurde den Chriſten überlaſſen, ob ſie mit einer allgemeinen Einwilligung und ohne die Gewiſſen zu feſſeln, noch andere zu Stunden der öffentlichen Verehrung Gottes heiligen wollten. Zum öffentlichen Unterrichte waren Lehrer nothwendig. Ihre Eigenſchaften beſtimmte die Offenbarung; ihre Prüfung nach dem Worte Gottes und ihre Wahl wurde der ganzen Gemeine der Chriſten, den ſchon verordneten Lehrern und Zuhörern überlaſſen. Aus beiden, den Lehrern, welche die Sorge für den öffentlichen Unterricht in der Wahrheit hatten, und aus den Chriſten, welche ſich unterrichten ließen, den Unterricht aber allzeit nach dem göttlichen Worte prüfen ſollen, beſtand die ſichtbare Kirche Jeſu Chriſti, dieſer geiſtliche Acker, auf welchem aber nicht allein Weizen, ſondern auch Unkraut wachſen kann. Die Lehrer hatten keine andere Gewalt, als diejenige, welche ihnen die Wahrheit mit ihren Beweiſen gab, diejenigen, welche die Religion annahmen, in die Gemeinſchaft der ſichtbaren Kirche aufzunehmen, ihnen die verordneten Mittel der Gnade mitzutheilen und ſorgfältig über ihre Seelen zu wachen. Die Macht der ganzen Kirche beſtand darin, daß ſie theils diejenigen, welche weder im Glauben noch im Leben mit ihr übereinſtimmten, nicht für ihre Mitglieder halten ſollte, ohne die bürgerliche Geſellſchaft mit ihnen aufzuheben, theils mit einer allgemeinen, entweder ausdrücklichen oder ſtillſchweigenden Einwilligung willkürliche Anſtalten treffen durfte, welche etwa den Wohlſtand und die Ordnung beim Gottesdienſte befördern können, daß ſie weder das Weſen der Religion ändern, noch eigentlich dazu gerechnet werden. Dieſe göttliche Einfalt in dem öffentlichen Gottesdienſte der Chriſten und ihrer äußerlichen Verfaſſung verringerte die Majeſtät des Chriſtenthums nicht; ſie erhob ſie vielmehr, weil daſſelbe mit den Sinnen ſo wenig Gemeinſchaft unterhielt.

Man erkennt aus dieſem Syſteme der Religion, welche Jeſus Chriſtus auf der Erde auszubreiten beſchloſſen hatte, daß ſowohl die Ruhe der Kirche, als auch die bürgerliche Glückſeligkeit ſehr viel dabei gewonnen haben würde, wenn daſſelbe niemals einigen Veränderungen unterworfen geweſen wäre, wenn das geiſtliche Reich Chriſti ſich allezeit genau nach ſeinen Vorſchriften gerichtet hätte. Die Welt ging aus der Hand ihres Schöpfers vollkommen hervor; es mangelte der Schönheit ſeines Werkes nichts, das durch eine neue Schöpfung hätte erſetzt werden müſſen. So rein und vollkommen war auch die Religion, als ſie aus dem Munde ihres Stifters und ſeiner Apoſtel kam. Ihre Schriften waren ein hinlänglicher Unterricht für alle Jahrhunderte. Sie enthielten alle Wahrheiten, ſie mochten den Glauben oder die Sitten betreffen, ſie durften nur geglaubt und beobachtet werden. Hier fanden unſere Bedürfniſſe ihre Befriedigung, ſie zeigten die Quelle der Güter, die man hoffen darf, und die ſicherſten Mittel, zu ihrem Beſitze zu gelangen. Man hatte nicht nöthig, neue Geheimniſſe zu erfinden, den Mangel der alten zu ergänzen. Die Religion durfte weder verbeſſert, noch durch Zuſätze erweitert werden. Der Menſch hatte an dieſer Offenbarung, ſowohl für ſeinen Verſtand, als für ſein Herz genug.

Eben ſo unnöthig war die Sorgfalt, dem äußerlichen Gottesdienſte durch neue Ceremonien mehr Schönheit, Würde und Majeſtät zu geben. Man kann der Kirche die Macht nicht abſprechen, durch heilige Gebräuche die Andacht des Menſchen mehr anzufeuern; es ſcheint nützlich zu ſeyn, wenn bei dem Dienſte Gottes alle Sinne beſchäftigt werden. Allein alle Ceremonien, dieſe Sprache für die Sinne, ſind nur ſo lange gut, als ſie dem Verſtande und dem Herzen eben ſo verſtändlich ſind, als ihnen. Der Menſch bleibt allzuleicht an den Sinnen hängen; jemehr alle Gottesdienſte in die Augen fallen, deſto leerer ſind ſie für den Geiſt. Am Ende ſchaden ſie oft mehr, und deſto länger, je größer der Nutzen war, welchen man von ihnen erwartete. Oft ſetzt man das Weſen der Religion darein, oder rechnet ſie zum wenigſten zu demſelben. Gott, welcher ſeinen Namen vom Aufgange bis zum Niedergange herrlich machen wollte, verlangte daher nur im Geiſte und in der Wahrheit angebetet zu werden. Die Menſchen konnten keine erhabnern Feierlichkeiten erfinden, als die waren, die Jeſus ſelbſt verordnet hatte. Die beſten Ceremonien ſind indeß diejenigen, welche ſich unmittelbar auf die Religion beziehen.

Verlangte Gott für ſeinen Dienſt kein äußerliches Anſehen, keine blendende Pracht und Hoheit: wie viel weniger durften die Lehrer einer Religion, die ſo voll zärtlicher Einfalt iſt, einen Anſpruch auf eine irdiſche Hoheit machen? Die weltlichen Könige herrſchen und die Gewaltigen nennt man gnädige Herren: Ihr aber nicht alſo; ſondern der Größte unter euch ſoll ſeyn, wie der Jüngſte, und der Vornehmſte wie ein Diener. Das Reich Jeſu Chriſti iſt ein Reich der Wahrheit und der Tugend, und alſo nicht ein Reich irdiſcher Ehrenſtellen und Würden. Diejenigen zwar, welche von Gott das Amt haben, die Ordnung im gemeinen Weſen einzurichten, können den Lehrern des Evangeliums unter andern Bürgern einen beſtimmten Rang anweiſen. Allein dergleichen Würden gehören nicht zur Religion, nicht einmal zu ihrer äußerlichen göttlichen Verfaſſung, indem der Stifter in ſeinem Reiche demjenigen den größten Rang anweiſt, der die meiſten und erhabenſten Verdienſte beſitzt.

Da die Religion in ihrer innerlichen und äußerlichen Verfaſſung ſo vollkommen war, ſo hätten billig ihre Schickſale unter den Menſchen allzeit glücklich ſeyn ſollen. Allein man müßte gar kein Kenner des menſchlichen Herzens, oder ganz ein Fremdling in der Geſchichte ſeyn, wenn man ſich dieſes bereden wollte. Denn wer ſind die Geſchöpfe, denen die Religion anvertraut iſt? Sind es nicht Menſchen, die ihrer Natur nach zur Veränderung und Unbeſtändigkeit geneigt ſind? Wie manchfaltig ſind unſere Vorurtheile! Wie leicht dringt ſich uns ein Irrthum unter der Geſtalt der Wahrheit auf! Wie ſehr verzärteln wir unſere Vernunft! Wie groß iſt die Liebe gegen unſere eignen Gedanken! Wer kennet die Gewalt des Beiſpiels nicht? Oft irret der Redlichſte, bloß ſeiner eingeſchränkten Einſichten wegen, dem Irrthume des größten Haufens nach. Oft verkleidet ſich der Irrthum ſo künſtlich und kommt der Wahrheit ſo nahe, daß man ſich vielleicht beredet, daß man die Wahrheit ehre, wenn man ſchon dem Irrthume räuchert. Und was haben nicht die deutlichſten Wahrheiten von unſern manchfaltigen Leidenſchaften zu befürchten? Was für einen Einfluß haben nicht Eigenſinn, Ehrſucht und Eigennutz zu allen Zeiten in die Religion gehabt? Sollte nun die chriſtliche Religion gar keine nachtheiligen Veränderungen erfahren haben, ſo müßten zum wenigſten alle ihre Lehrer niemals weder in der Gefahr zu irren, noch in der Gefahr zu ſündigen geweſen ſeyn. Alſo verlangte man von Gott, daß er wider unſere Freiheit ohne Aufhören Wunder thun ſollte. Wenn er ſie hätte thun wollen, warum hätte er uns eine ſchriftliche Offenbarung gegeben? »

Sie ſehen aus dieſer kurzen Geſchichte der Religion, mein Bruder! wie heilig und wohlthätig für das Menſchengeſchlecht Chriſtus Lehre iſt. Selbſt die Irrthümer und Thorheiten der Irrgläubigen ſind Beweiſe für die innerliche Güte und die Göttlichkeit der Religion. Die Geſchichte lehrt uns, daß gleich in den erſten Zeiten ein Feind und Verfälſcher der Religion, ein Irrglaubiger nach dem andern aufſtund. Jeder erfand ein neues Lehrgebäude, Jeder wollte weiſer ſeyn als der andere, und doch war Jeder — ich will mich des ſanfteſten Namens bedienen — ſo ungereimt als der Andere. Eigentlich ſieht man in allen Syſtemen, die wider die Religion ſind, nur eine Thorheit; ſie tritt nur immer in veränderten Geſtalten auf, gleich einer Buhlerin, die ihren Anzug und Putz beſtändig mit einem andern verwechſelt, weil ſie ſich auf keine eigenthümlichen und natürlichen Reize verlaſſen kann. Die Wahrheit, mein Bruder! hat nur immer Eine Geſtalt; wer kann die Uebereinſtimmung der Jünger Jeſu Chriſti, welche in ihren uns hinterlaſſenen Schriften herrſcht, genug bewundern?

So wurden durch alle falſchen Meinungen und Irrthümer die Grundfeſten des wahren Chriſtenthums nie erſchüttert, denn die Lehre Jeſu, wie Origenes ſich ausdrückt, gründet ſich auf Beweiſe des Geiſtes und Beweiſe der Kraft, und dieſer Geiſt und dieſe Kraft herrſchen noch immer in den Herzen derjenigen, die wahrhaft glauben. Um aber die Göttlichkeit der Religion und Lehre Chriſti Ihnen, mein Bruder! anſchaulicher zu machen, ſo wollen wir die große Wahrheit unſerer Religion mit den Religionen der morgenländiſchen Weiſen und den Religionen der Vorzeit vergleichen. Dieſe Betrachtung ſey der Gegenſtand der künftigen Nacht.

Neunte Nacht.

Die chriſtliche Religion erſchien zu einer Zeit auf der Erde, wo der menſchliche Verſtand nicht mehr ganz roh und unbearbeitet war. Der Menſch war nicht mehr wie in den ältern Zeiten bloß Sinn; er war mit den Kräften ſeiner Seele bekannter, als vordem, und ſeine Einſichten waren durch viele Wiſſenſchaften, in welchen ſich mehr als ein glücklicher Geiſt hervorgethan hatte, ſehr erweitert worden. Selbſt in Anſehung der Religion ſuchten ſich viele über die allzugroben Begriffe des Pöbels zu erheben. Dennoch waren die Menſchen der wahren Erkenntniß Gottes nicht näher gekommen. So genau wurden die Weiſſagungen der Propheten erfüllet, daß erſt unter dem Meſſias dieſe Finſterniſſe des menſchlichen Geſchlechts zerſtreuet werden ſollten. Alles, was man im Oriente und im Occidente von Gott lehrete, war Irrthum in manchfaltigen Geſtalten. Zum Unglücke liebten diejenigen, die ſich für Weiſe hielten, ihren Irrthum ſo ſehr, daß ſie das Evangelium für Thorheit hielten, oder wenn ſie den Eindruck deſſelben nicht ganz übertäuben konnten, eine Vereinigung zwiſchen dem Lichte und der Finſterniß machen wollten.

Niemals hat der Verſtand der Menſchen einer ſo wüſten Einöde geglichen, daß nicht allezeit in ihren Seelen einige Empfindungen der Gottheit verborgen geweſen ſeyn ſollten. Vielleicht ſind ſie dem erſten Eindrucke Gottes in dieſelben zuzueignen; vielleicht können ſie niemals ganz aus den menſchlichen Gemüthern verſchwinden, weil ſie ihnen anerſchaffen worden ſind. Vielleicht ſind ſie auch der göttlichen Offenbarung zu danken, welche die unendliche Sage von einem Alter zum andern fortgepflanzt hat. Sie ſind zwar nach und nach verunſtaltet, niemals aber ganz unter allen Völkern ausgerottet worden. Hat es unter den Heiden Philoſophen gegeben, welche behaupteten, daß wir mit allen Welten ein Spiel des Zufalls, und nicht das Werk einer weiſen Urſache wären: ſo iſt dieſer Unſinn bloß der Verzweiflung darüber zuzuſchreiben, daß ſie dieſe weiſe Urſache nicht entdecken konnten. Sie hatten die ſchwachen Seiten ſo vieler Lehrgebäude eingeſehen: allein ſie waren geſchickter, niederzureißen, als aufzubauen. Wenn eine Gottheit iſt: wo iſt ſie? Wem gehört ſie, und was iſt ihr Weſen? Wie konnte ſie die Urſache alles deſſen ſeyn, was wir bewundern, und was wir nicht bewundern? Und wenn ſie alles hervorgebracht hat: warum iſt nicht alles vollkommen? Und wenn eine Gottheit iſt: warum kennen wir ſie nicht, oder wer zeiget uns die Wege, zu ihr zu kommen? Sie waren ſo ſtolz oder ſo unwiſſend, daß ſie ſelbſt dieſe Fragen auflöſen wollten, und nicht daran dachten, daß ſie nur Gott allein beantworten könnte. Ein deutlicher Beweis von dem tiefen Falle des Menſchen! Niemals waren die Philoſophen geſchäftiger, dieſe Fragen zu beantworten, als zu den Zeiten Jeſu Chriſti.

Nachdem die Menſchen der erſten Offenbarung ungetreu geworden waren, und den beſten Wegweiſer, Gott, verlaſſen hatten: ſo konnten ſie ſich von ihm keine andern als ſinnliche Begriffe machen. Das war der Grundirrthum, welcher bei den heidniſchen Weiſen ſo ſehr fruchtbar an ungereimten Lehrgebäuden von der Gottheit war. In den ältern Zeiten vergötterten die Menſchen alles, was ihr Erſtaunen, ihre Liebe, ihre Furcht, ihre Hoffnung, die Schmeichelei und das Verderben des menſchlichen Herzens für außerordentlich und göttlich hielt. So gelangten die Geſtirne, die Meere, die Flüſſe, große Regenten, Tyrannen, Inſekten, und Laſter zur Ehre der Anbetung. So entſtund nach und nach die Religion des Pöbels, die Abgötterei.

Doch es fanden ſich bald Menſchen, die ſich von dem gemeinen Haufen unterſcheiden wollten. Je mehr ſie ihren Verſtand fühlten, deſto weniger befriedigten ſie dieſe Meinungen von der Gottheit. Je bekannter ſie mit den Geſchöpfen wurden, deſto unwilliger wurden ſie gegen ihre Anbetung. Dennoch war es ihnen nicht möglich, die wahre Vorſtellung von Gott zu finden, die außer dem Gebiete ſinnlicher Begriffe liegt. Ihre tiefſinnigſten Gedanken von der Gottheit blieben körperlich, ſie konnten ſie nicht von der Materie trennen. Alle heidniſchen Philoſophen theilten ſich auf vier große Abwege, in der Einbildung, Gott auf einem derſelben zu finden. Die Philoſophen unter den Chaldäern und Perſern ſtellten ſich die Gottheit als die allerfeinſte und beweglichſte Materie, als das reinſte Feuer oder Licht vor, aus welcher alle Dinge ausgefloſſen wären. Die egyptiſchen Weiſen theilten die Gottheit unter drei Urſachen aus, unter eine thätige, unter eine leidende, und unter eine böſe Urſache. Das war ihre geheime Lehre von dem Oſiris, der Iſis und dem Pyphon. Andere, welche das Leben und die Bewegung in der Natur erklären wollten, machten die Gottheit zur Seele der Welt, die aber ſo genau an ſie gefeſſelt war; daß ſie nicht von ihr getrennt werden konnte. Diejenigen, welche der Wahrheit am nächſten kamen, empfanden wohl, daß die Gottheit von der Materie ganz unterſchieden ſeyn mußte. Vielleicht ſchloßen ſie dieſes aus der nothwendigen Empfindung, daß ihr Geiſt unendlich beſſer, als alle Körper ſeyn müſſe; vielleicht hatte auch das Licht der Offenbarung, das den Juden leuchtete, einige Strahlen bis zu ihnen hingeworfen. Unter dieſe Philoſophen gehören unſtreitig Sokrates und Plato. Gleichwohl blieben ſie ſo ſinnlich, daß ihnen die Schöpfung der Welt aus Nichts, auch nicht einmal eine Muthmaßung ward, daß ſie neben der Gottheit ein ewiges wüſtes Chaos annahmen, ihr weiter nichts als die Ausbildung deſſelben zuließen, und daraus alle ſichtlichen und natürlichen Unvollkommenheiten der Welt herleiteten. Dieſe Hauptabwege hatten wieder unzählbare Nebenwege. Doch wir wollen jetzt nur bei den egyptiſchen, chaldäiſchen und perſiſchen Irrthümern ſtehen bleiben.

Der große Hauſe unter den Egyptern war in die ſchändlichſte Abgötterei verſunken. Sie verehrten alles, Geſtirne und Inſekten, Knoblauch und Könige, göttlich; ein Gottesdienſt, der den Weiſen unter ihnen ſelbſt unſinnig zu ſeyn ſchien. Sie nahmen daher ihre Zuflucht zu philoſophiſchen Erklärungen, die weniger ungereimt zu ſeyn ſchienen, in der That aber noch weit ungereimter waren, weil ſie ſo viel Nachdenken anwandten, Thorheiten nicht ganz wegzuſchaffen, ſondern nur in Finſterniſſe zu verhüllen. Nach ihrem Lehrgebäude war die Gottheit durch alle Theile der Welt ausgegoſſen. Ihre Ausflüſſe durchdrangen alſo die Geſtirne, die Menſchen, die Thiere, die Pflanzen, und alle Inſekten, eins mehr und das andere weniger. Alles wurde dadurch göttlich und alles verdiente die Ehre der Anbetung, weil alles voll Gottheit oder voll Götter war. Weil nun einmal die Gottheit ausfließen mußte, ſo nahmen ſie ein Etwas an, worein ſie ſich ergießen konnte; ein Etwas, das mit einem unauflöslichen Bande an die Gottheit verknüpft war. Dieſes Etwas war die Materie. Doch weil ſie an dieſem Etwas ſo viel Unvollkommenheiten fanden, und es gleichwohl demjenigen, was darin floß, nicht gerne zuſchreiben wollten: ſo ſahen ſie ſich gezwungen, ein neues Etwas anzunehmen, das einen Geſchmack daran fand, alles Gute zu verderben, was das gütige Etwas in dem leidenden Etwas gewirkt hatte. Das gütige Etwas, das alles durchfloß, nannten ſie Oſiris, mit einem Namen, der vielleicht einem gütigen Regenten zugehört haben mochte. Das leidende Etwas, mit welchem ſich Oſiris vermählt hatte, hieß Iſis. Iſis war aller Wahrſcheinlichkeit nach des Oſiris Gemahlin oder Schweſter geweſen. Dieſe Vermählung war nicht ohne Folgen; Orus, oder die Welt, wurde aus dieſer Ehe gezeugt. Das ſchadenbegierige Etwas nannten ſie Typhon, vermuthlich mit dem Namen eines Tyrannen, der alles Gute zernichtet haben mochte, was Oſiris und Iſis während ihrer Regierung gethan hatten. So wurden dieſe eingebildeten Weiſen in einem Wirbel leerer und betrügender Worte herumgetrieben, haſchten ein Etwas und wieder ein Etwas, und noch ein Etwas, und fanden Gott nicht. Diogenes, Laertius, Porphyr und Euſebius beſchuldigten die Egyptier nicht mit Unrecht, daß ſie nichts als die Welt für Gott gehalten hätten. Denn was ſind alle dieſe Etwas anders als die Materie? Sie nehmen zum Urſprunge aller Dinge drei Grundweſen an, die unauflöslich miteinander verknüpft ſind. Nunmehr kann man von einer ſolchen Theologie leicht auf die Moral der Egyptier ſchließen.

Die Philoſophen unter den Chaldäern lehreten nichts geſünders. Das Lehrgebäude ihres Zoroaſters und Belus iſt in dunkle Schatten eingehüllt. Dem erſten Anblicke nach verſpricht ihre Lehre von der Gottheit viel Vortreffliches. Sie nannten Gott den König und Vater aller Dinge. Sie lehrten, daß alle Ordnung und Schönheit der Natur aus ſeiner Vorſehung entſpränge. Allein dieſe Gottheit und Vorſehung war nichts, als eine durch die ganze Schöpfung ausgebreitete Seele, aus welcher die großen Geiſter, die über alle Theile des Weltgebäudes die Aufſicht hatten, die untern Götter, die Dämone und Helden entſprangen. Außer dieſen guten Geiſtern gab es eine Art böſer und tückiſcher Geiſter, die mit jenen in einem beſtändigen Streite waren. Aus dieſen Ungereimtheiten floß die Verehrung der Geſtirne, und was noch mehr von der Verfinſterung ihres Verſtandes zeugte, die Magie und Aſtrologie; Künſte, durch welche man aus den beſondern Stellungen der Geſtirne die Schickſale der Menſchen beſtimmen, zu einem vertraulichen Umgange mit Gott kommen, und in die ungewiſſe Zukunft hineinſchauen wollte. Die chaldäiſche Lehre von dem Urſprunge der Welt war nicht vernünftiger. Alles war im Anfange Nacht und Waſſer. Aus dieſem Chaos bildeten ſich gewiſſe Ungeheuer. Ein Weib, Omoraca genannt, hatte die Aufſicht darüber. Belus zertheilte daſſelbe bei ſeiner Wiederkunft, vertilgte die Ungeheuer, und ſo entſtand Himmel und Erde. Eine nur wenig aufmerkſame Vergleichung dieſer Lehren mit der moſaiſchen Erzählung von dem Urſprunge der Welt überführt uns, daß ſie verderbte und verſtümmelte Ueberbleibſel der erſten Offenbarung ſind.

Die Perſer hatten auch einen Zoroaſter, welchen man in die Zeiten des Darius Hiſtaſpes zu ſetzen pflegt. Man weiß, daß dieſe Völker das Feuer göttlich verehrten. Sie beteten die Sonne wegen des Nutzens an, welchen ihr die Erde und das ganze menſchliche Geſchlecht zu danken hatte. Die Klugen unter ihnen empfanden wohl, daß die Sonne nicht die Quelle aller Weſen ſeyn könnte. Sie wollten weiter gehen, und verwickelten ſich in verſchiedene Ungereimtheiten. Zoroaſter vereinigte ſie alle in einer Thorheit, ſo viel man aus den dunkeln Ueberbleibſeln ſeines Syſtems ſchließen kann. Hierin hat daſſelbe mehr Uebereinſtimmung und Zuſammenhang, als das chaldäiſche. Die Philoſophen vor ihm fanden in der Natur nichts ſchöners, als das Licht, und nichts traurigers und ſchlimmers, als die Finſterniß. Damit ſie nun die Schöpfung der Welt und den Urſprung des Uebels erklären möchten, nahmen ſie zwo Hauptgottheiten an; das Licht, welches ſie Mithra, und die Finſterniß, welche ſie Arimanius nannten. Vielleicht waren beide Benennungen der Namen, die, wie die Namen Oſiris und Typhon, Beherrſchern von entgegengeſetzten Charaktern eigen geweſen ſeyn mochten. Ihr Lehrgebäude war hierin von dem egyptiſchen nicht unterſchieden. Indeß bildeten ſie ſich doch ein, daß ſie alles, was ihnen in der Natur unbegreiflich vorkam, ungezwungen durch ihr Syſtem erklären könnten. Das Lichtweſen war die Quelle des Lichts und der Glückſeligkeit; die Finſterniß war der Urſprung der Finſterniß und alles deſſen, was ſie für böſe hielten. Alſo gab es zwo Gottheiten, die einander ohne Aufhören bekriegten, ungeachtet das Lichtweſen ſtärker war, als der Arimanius; eine Lehre, welche Manes unter den Chriſten wieder erneuerte. Zoroaſter ſah die Schwäche dieſes Lehrgebäudes ein, und verſuchte, ob er nicht alle Dinge aus einem Urſprunge herleiten könnte. Er machte alſo Gott zu einem geiſtigen Feuer; das war ſeine Mithra. Die Strahlen oder die Theile dieſes Feuers waren vor dem Urſprunge der Welt ineinander gedrängt. Allein weil es ein geiſtiges Feuer war: ſo faßte es einmal den Entſchluß, ſeine Strahlen auszulaſſen. Da entſtand das gröbere Licht, das in der Sonne und den übrigen Geſtirnen brennt; und dieſes war der Oromasda des Zoroaſters. Dieſes gröbere Licht hatte ebenfalls keine Luſt, ſeine Strahlen ſtets beieinander zu behalten, ſondern ließ dieſelben auch aus ſich herausfließen. So entſtand denn eine ſehr lange Reihe von Lichtausflüſſen. Je weiter ſich nun dieſelben von der Hauptquelle entfernten, deſto weniger waren ſie Licht; je weniger ſie Licht waren, deſto finſterer wurden ſie; je finſterer ſie wurden, deſto materialiſcher waren ſie: auf dieſe Weiſe entſtand Arimanius oder die Materie, die Urſache aller Unvollkommenheiten. Nachdem ſie einmal entſtanden war: ſo ſtritt ſie beſtändig mit dem Lichte. Man darf ſich aber darüber nicht leid ſeyn laſſen. Zoroaſter hat ſchon dafür geſorgt, daß dieſer unglückliche Streit nicht ewig dauern ſoll. Das erſte Lichtweſen wird alle ſeine Lichtſtrahlen wieder zurückrufen und von neuem in ſich zuſammendrängen. Da nun nach dieſem Syſteme die Finſterniß, die Materie und alles Böſe bloß unvermeidliche Folgen aus der weiten Entfernung der Lichtausflüſſe von der Quelle des Lichtes ſind: ſo müſſen dieſelben freilich aufhören, wenn ſich alle Lichttheile in ihrem Urſprunge vereinigen.

Aus dieſen irrigen Vorſtellungen von der Gottheit, dem Urſprunge der Welt und des Böſen, floß eine eben ſo irrige Moral. Man ſah, daß bei allen groben Laſtern und Ausſchweifungen der Menſchen heftige und ſtürmiſche Bewegungen im menſchlichen Körper erfolgten. Alſo ſchrieb man alle Unordnung der Materie zu, woraus ſie beſtand. Niemand ſuchte ſie im Willen; man hielt die Laſter für Gewaltthätigkeiten des Körpers. Alle ſittlichen Vorſtellungen gingen nicht auf die Beſſerung des Willen, ſondern auf die Zerſtörung des Leibes. In dieſem Verſtande ſind ihre Ermahnungen zur Enthaltſamkeit und Mäßigkeit zu verſtehen. Sie ſchrieben tauſend beſondere Reinigungen vor, welche ſich alle auf das Syſtem bezogen, das die Materie zur Quelle aller phyſikaliſchen und moraliſchen Unordnung machte. Ihre Sittenlehre ſtimmte mit dem ſchwermüthigen und milzſüchtigen Temperamente der Morgenländer ſehr überein.

Der menſchliche Verſtand würde nicht auf ſolche Lehren verfallen ſeyn, wenn die Menſchen nicht die Lehre vergeſſen hätten, daß Gott dem Nichts gebieten könne, etwas zum Lobe ſeiner Herrlichkeit zu werden, daß man die Schuld aller moraliſchen und ſelbſt phyſikaliſchen Unordnungen nicht in der Materie, ſondern in dem zwar gut geſchaffenen, aber gemißbrauchten freien Willen der Geiſter ſuchen müſſe. Blieben mit dieſen beiden Wahrheiten noch einige ſchwere Fragen unbeantwortet: ſo hätten ſie vor Gott die Hand auf den Mund legen und ſchweigen ſollen. So aber wurden ſie der Offenbarung ungetreu.

Dieſe thörichte Weisheit hatte ſich zu den Zeiten, da die chriſtliche Religion ausgebreitet werden ſollte, des ganzen Orients bemächtigt; beſonders aber fand ſie unter den Syrern und Egyptiern unzählige Bewunderer. Da ſie größtentheils das Werk einer erhitzten Einbildung war: ſo mußte ſie nothwendig manchfaltige Veränderungen erfahren. Je mehr ſich der menſchliche Verſtand einer ſo ungetreuen Führerin überließ, deſto fanatiſcher wurde er. Doch alle Veränderungen betrafen nur das Aeußerliche und Zufällige dieſes zoroaſtiſchen Lehrgebäudes. Die Gottheit blieb immer ein materielles Weſen, aus welcher alle andere Weſen ausfloßen. Man erfand nur neue Reihen von Ausflüſſen; man änderte nur die Namen; man brauchte nur neue Metaphoren, die nicht mehr bedeuteten, als die alten. Die Namen des Mithra, des Oromasda und des Arimanius verloren ſich aus dieſem Syſteme, man hörte von keiner Lichtquelle mehr; dafür hörte man von einer Fülle, die man mit dem griechiſchen Namen Pleroma heißt. Man hörte nichts mehr von Ausflüſſen; man hörte nur von Aeonen, oder geiſtigen Naturen, welche die Gottheit in der Fülle aus ihrem Weſen erzeugte. Dieſe Aeonen ſollten ſchon nicht ſo vortrefflich als Gott, gleichwohl aber noch vollkommen ſeyn. Sie ſollten wieder neue Weſen, und dieſe neuen Weſen wieder andere Naturen erzeugt haben, bis ſie endlich gar ausgeartet wären. In der Kette der Weſen waren nach dieſem veränderten zoroaſtriſchen Syſteme die unterſten Ausgeburten der Aeonen Materie; das Göttliche, was ſich noch darin aufhielt, war nichts als eine unbeſtimmte ſchwache Kraft, die zwar die Finſterniß oder die Materie in einige, aber in ſehr unordentliche Bewegungen ſetzte. Wenn ein neuer Weltweiſer dieſes Lehrgebäude verbeſſern wollte: ſo könnte er die unterſten Aeonen zu Geiſtern machen, die nur Monaden mit dunkeln Vorſtellungen aus ſich erzeugen könnten. Aus einer Menge ſolcher Monaden entſtund denn der Klump einer groben und unordentlichen Materie. Einige von den oberſten geiſtigen Naturen, die in der Fülle waren, bemerkten Unordnungen darin, wollten ſie verringern, und aus dieſer Materie Geſchöpfe bilden, die ihnen ähnlich ſeyn ſollten. Doch das Unternehmen war für ihre Kräfte allzugroß. Sie konnten ſich der ganzen Materie nicht bemächtigen. Sie bildeten zwar den Menſchen daraus, allein ſie konnten demſelbigen weiter nichts als eine thieriſche Seele geben. Da ſie ſelbſt nur Strahlen des erſten Lichts waren, um in der erſten zoroaſtriſchen Sprache zu reden; ſo konnten ſie der Materie freilich nichts als ſchwache und ohnmächtige Funken abgeben, und das ſchwächte ſie ſchon. Was nun in den Menſchen laſterhaft iſt, das muß zum Theile der Materie, zum Theile der Ohnmacht ſeiner Schöpfer zugeſchrieben werden. Die erſte Gottheit iſt von Ewigkeit her ruhig in ihrer Fülle geblieben; ſie iſt die Urſache der Welt in keinem andern Verſtande, als weil ſie die Urſache der Aeonen iſt, die ſie im Pleroma erzeugt hat. Ueberdieß liegt es an ihrem Willen nicht, daß die Welt nicht vollkommen iſt. Sie hat wirklich eine Verbeſſerung derſelben unternommen; allein der Stolz der Aeonen, die nichts unvollkommen gemacht haben wollten, widerſetzte ſich ihren guten Abſichten. Indeß gelang es ihr doch, der Welt viele Merkmale ihrer Gnade und Macht einzudrücken. Der vernünftige Geiſt des Menſchen iſt ihr Werk.

Sie theilte ihm denſelben in der Abſicht mit, daß die Gewalt der Materie und der ungezähmten Leidenſchaften dadurch gebrochen werden ſollte. Das alles ſahen die Schöpfer der Menſchen als Eingriffe in ihre Rechte über ſie an. Sollten ſie ſich von der erſten Gottheit meiſtern laſſen? Alſo widerſetzten ſie ſich ihr und quälten die Menſchen. Nunmehr ſeufzen dieſelben unter der Sklaverei mißgünſtiger Geiſter. Wie unglücklich würden ſie ſeyn, wenn der beſte Gott (unſre Schöpfer ſind zwar auch Götter; ſie ſind aber nur ſchlechter) nicht zuweilen vernünftige Geiſter von der erſten Größe in menſchliche Körper aus der Fülle herabſendete, welche durch die Künſte der Magie, zum Exempel durch Figuren, die unter gewiſſen Konſtellationen des Himmels gemacht werden, den neidiſchen Geiſtern widerſtünden, und ihre ſchadenbegierige Macht zu unterdrücken wüßten. Darum erhoben alle dieſe fanatiſchen Philoſophen die Magie oder Zauberkunſt, als das größte Geſchenk der Gottheit.

Dieſes, mein Bruder! ſind ohngefähr die Grundſätze der veränderten zoroaſtriſchen Philoſophie, die vermuthlich wegen ihrer Herrſchaft über den ganzen Orient die orientaliſche genannt wird. Die Wiſſenſchaften haben einem Mosheim dieſe deutliche Entwicklung eines Unſinns zu danken, deſſen zerſtreute dunkle Ueberbleibſel aus dem Alterthume ſo mühſam zuſammengeſucht werden müſſen. Nur darin ſcheint er von dem Grundriſſe des zoroaſtriſchen Syſtems abzuweichen, daß er behauptet, man hätte darin eine mit der erſten Gottheit und ihren Aeonen gleich ewige, aber rohe, finſtre und unordentliche Materie angenommen. Man kann nicht läugnen, daß dieſes ein Lehrſatz der alten egyptiſchen und perſiſchen Philoſophen war. Auch iſt unſtreitig, daß die Nachrichten der Alten von der Philoſophie der Morgenländer viel von einer ſolchen rohen Materie reden. Aller dieſer Gründe ungeachtet ſcheint es doch wahrſcheinlicher zu ſeyn, daß dieſe fanatiſchen Weiſen keine ewige Materie geglaubt haben. Eben darum nahmen ſie die Aeonen an, weil ſie den Urſprung des Böſen nicht von zwei gleich ewigen Grundweſen, ſondern unmittelbar aus einem herleiten wollten. Sie waren zufrieden, wenn ihre Gottheit nur nicht die unmittelbare Urſache der in der Welt befindlichen Unvollkommenheiten war. Sie hätten aber die Aeonen erſparen können, wenn ſie die Materie hätten eben ſo ewig machen wollen, als Gott war. Zoroaſter hatte ihren Urſprung in der weiten Entfernung der Lichtausflüſſe von der erſten Quelle des Lichts geſucht. Dieſes war den neuern Philoſophen, die aus ſeiner Schule kamen, zu ſchwer und für den größten Haufen zu unverſtändlich. Sie leiteten alſo die Materie aus der Ohnmacht der untern Aeonen her, die nichts beſſers erzeugen konnten. Jedoch in einem ſolchen Unſinne kann eine Thorheit eben ſo leicht überflüſſig als nöthig ſeyn. Alſo wird wenig daran liegen, was man für eine Meinung annehmen und der andern vorziehen will. Es ſcheint nur aus der letztern wahrſcheinlicher zu ſeyn, warum die Verehrer der zoroaſtriſchen Philoſophie Aeonen von ſo verſchiedenen Arten und Geſchlechtern erfanden.

Da alle dieſe Grundſätze bloße Spiele der Phantaſie ſind, ſo wird man ſich über die Uneinigkeiten dieſer Philoſophen nicht wundern. Dieſer begnügte ſich mit wenig Aeonen, ein Anderer brauchte einen ganzen Schwarm, Gott von dem Verdachte zu befreien, daß er die Welt ſo unvollkommen gemacht hätte. Eben ſo ſehr theilten ſie ſich in ihren Meinungen über die Weltſchöpfer. Einige gaben die Ehre der Schöpfung nur einem Aeon, Andere theilten ein ſo wichtiges Geſchäft unter mehr ſolche Geiſter aus. Dieſe hielten die Aeonen für ſehr mächtige, Andere für ſehr unvermögende und ſchlimme Naturen, nachdem ſie ihre Gemüthsneigung mehr oder weniger Gutes in der Welt finden ließ. Eben ſo wenig konnten ſie ſich über die Fragen vergleichen, wo eigentlich der Sitz des Böſen wäre, was die Menſchen für Pflichten zu beobachten hätten, und wie die Schickſale ihrer Seelen nach dem Untergange des Leibes beſchaffen ſeyn würden. Das moraliſche Uebel ſchrieben ſie Alle theils der Materie, mit welcher die Seele umgeben war, theils der Tyrannei und dem Neide der Aeonen zu, welche die Verbeſſerung ihrer Geſchöpfe nicht zulaſſen wollten. Aus einer ſo unreinen Quelle mußte eine eben ſo unreine Sittenlehre fließen, wie wir ſolches in dem Folgenden umſtändlicher zu bemerken Gelegenheit haben werden. Einige wollten den Leib durch Martern, Andere durch Wollüſte zernichtet wiſſen. Aber keinem einzigen von dieſen Philoſophen fiel es ein, daß vornehmlich der menſchliche Wille gebeſſert werden müßte, weil keiner das menſchliche Verderben in dem Willen ſuchte.

Vergebens ſucht man unter den damaligen Philoſophen der Griechen, der Römer und anderer Abendländer eine beſſere Weisheit. Sie ſchwärmten weniger, darum aber hatte ihre Religion weder mehr Wahrheit noch mehr Schönheit. Die Epicuräer hatten keinen Gott, zum wenigſten war ihr Gott ſo müßig, ſo ſehr bequem und ſchläfrig, daß er weder an dem Daſeyn, noch an der Erhaltung und Regierung der Welt einigen Antheil hatte. Empfehlen ſie dem Menſchen die Tugend, ſo empfahlen ſie ihm dieſelbe bloß wegen der Wolluſt, welche damit verbunden ſeyn ſollte. Der Academiker zweifelte. Er wußte nicht, was Wahrheit wäre. Er wollte nicht läugnen, daß es Götter geben könnte, aber er wollte ſolches nicht entſcheiden. Er hatte keine ſichern und untrüglichen Kennzeichen der Wahrheit; es ließ ſich dieſes, es ließ ſich auch jenes, wie er ſagte, behaupten, oder es war vielmehr ungewiß, ob ſich dieſes oder jenes behaupten ließe oder nicht. Der Gott des Ariſtoteles war nichts, als die bewegende Kraft der Natur, die alles in Bewegung ſetzen und ſelbſt nicht bewegt werden konnte. Die Unſterblichkeit der Seele war ihm zweifelhaft, wo er ſie nicht gar läugnete. Seine Sittenlehre war weitläufig. Allein er vergab ſehr viel, wenn man nur ſeinen Ruhm und ſeine bürgerliche Ruhe zu ſchonen ſuchte. Der Stoiker hatte einen Gott, der mehr Anſehen, Majeſtät und Tugend beſaß, als der Gott anderer Philoſophen; er war beſſer, und ſein Anbeter machte die prächtigſten Abbildungen von ihm. Er war auch nicht ſo müßig, denn er war die Seele der Welt, und hatte alſo viele wichtige Geſchäfte. Allein ſein Unglück war, daß er mit einem unauflöslichen Bande an die Materie verknüpft war und den Geſetzen einer ewigen unveränderlichen Nothwendigkeit ſo gut als andere Weſen gehorchen mußte. Weil der Stoiker ſah, daß der Menſch vielen unangenehmen Empfindungen ausgeſetzt war, ſo glaubte er, daß die Glückſeligkeit eines Weiſen in dem Zuſtande einer vollkommenen Unempfindlichkeit gegen Alles beſtünde. Nach dieſem Grundſatze muß man ſeine ganze Moral beurtheilen, wenn man nicht von ihrem ſchwülſtigen Vortrage hintergangen werden will. Der Platoniker ſchien noch die beſte und erträglichſte Religion zu haben. Sein Gott war ewig; er war weiſe und mächtig; er hatte die vollkommenſte Welt, die nur möglich war, gemacht; er hatte unſre Seelen unſterblich erſchaffen. Dieſe Weiſe läßt die Tugendhaften nach dem Tode noch etwas hoffen und die Laſterhaften noch etwas befürchten. Allein alles dieſes muthmaßt er mehr, als daß er es weiß. Er hat keine feſten und beſtimmten Grundſätze, worauf er dieſe Wahrheiten baut. Sein Gott hätte nichts ſchaffen können, wenn er keine ewige Materie vor ſich gefunden hätte. Sein Gott weiß nicht Alles, er kann nicht alles Fehlerhafte der Materie ändern, und über dieſes iſt er in einen gewiſſen Raum eingeſchloſſen und alſo weder unendlich noch unermeßlich. Seine Lehre von dem Leibe, daß er ein Kerker der Seele ſey, führte zu einer Sittenlehre, die eben ſo leicht Schwärmer erzeugen konnte, als die morgenländiſche Philoſophie. Er ſchrieb andere Geſetze dem Weiſen, andere dem großen Haufen vor. Von dieſem verlangte er nur die Tugenden, durch welche die gemeine Ruhe und die öffentliche allgemeine Sicherheit erhalten wird. Von dem Weiſen forderte er, daß er immer in ſich ſelbſt einkehren und ſeine Seele in beſtändigen Betrachtungen üben und von der Materie abziehen ſollte. Allein der Platoniker würde dem ungeachtet ſehr materialiſch geblieben ſeyn, wenn er ſich auch nach ſeinen Einbildungen eine Republik hätte einrichten können, zum wenigſten würden die Wollüſtigen das Bürgerrecht eben ſowohl darin erhalten haben, als die Milzſüchtigen. Die Religion der mitternächtlichen

Länder im Occidente iſt wenig bekannt. Der große Haufen war abgöttiſch, und wenn die Barden und Druiden der Celten und Deutſchen weiſer geweſen ſind, ſo hat doch, wie es der Charakter dieſer Nationen deutlich zu erkennen gibt, ihre Weisheit die Menſchen nicht beſſer, ſondern nur härter und grauſamer gemacht, als andere Nationen.

Dieſe kurze Geſchichte der Religionen der morgenländiſchen Weiſen überzeugt uns, wie ſchwankend die menſchliche Vernunft iſt ohne göttliche Erleuchtung. Sie überzeugt uns, wie nöthig die Welt einen göttlichen Lehrer hatte, der ſie zurecht wies und des Menſchen Beſtimmung verkündigte. Wer hätte alle dieſe Finſterniſſe zerſtreuen und die Menſchen von ſo unzählbaren Irrthümern befreien können, als Gott. Nur er konnte ſie auf den verlornen Weg der Wahrheit und der Tugend wieder zurückbringen; von den Menſchen konnte man dieſes nicht erwarten, da die weiſeſten davon ſo weit von der richtigen Bahn abgewichen ſind. Indeß überzeugen uns doch immer die Lehren der Myſterien der Alten, daß ſie die großen Wahrheiten, die in der Religion liegen, dunkel ahnten. Allein dem Chriſtenthume hat die Tugend Alles zu verdanken. Es dringt, ſagt Noſſelt, auf die Verbeſſerung des Herzens, erhöht die natürliche Religion, veredelt die Werke der Tugend, die der Chriſt um Gottes Willen wirkt; es lehrt unbeſchreiblich wichtige Pflichten, die vorher kein Weltweiſer gelehrt hat, kräftige Gründe zur Tugend, die man bei dieſen vergeblich ſucht. Das Chriſtenthum allein hat die Abgötterei mit allen anhangenden Greueln geſtürzt, die Ruhe in dem Staate befeſtigt, die Pflichten der Liebe, des Mitleidens und der Gutthätigkeit in Schwung gebracht. Nur das Chriſtenthum hat den Unterricht in der Religion allgemein und durch Gründung einer ſichtbaren Kirche zugleich dauerhaft gemacht.

So, mein Bruder! iſt der Weg, den die Religion uns zeigt, der ſicherſte zur Wahrheit und Erkenntniß. Schwankend und unſicher iſt immer der Pfad, wenn nur menſchliche Vernunft den Menſchen leiten ſoll; wenn der Wille, wenn das Herz den Menſchen leitet, dann ſind ſeine Wege ſicherer.

Wenn die Vernunft ſchweigt und ſich vielleicht bei allen möglichen Beweiſen noch nicht zur Ruhe gibt, dann redet die innerer Zeuge zu unſerm Herzen und zieht uns durch die ſüßen Bande des Gefühls, der Empfindung und That zu Gott hin. Unſere Erkenntniß Gottes iſt die des Verhältniſſes vom Geſchöpfe zum Schöpfer. Je mehr ſich unſer moraliſcher Sinn reinigt, deſto näher kommen wir der Gottheit, und wenn wir an die Augenblicke denken, wodurch irgend eine heftige Empfindung unſerer Seele in ihr Inneres gekehrt ſich zu Gott aufſchwingt und ihm ihre Gefühle vorträgt, was geht wohl über die Süßigkeit dieſes Gefühls, und was bringt dieſer moraliſche Sinn, der nun in Thätigkeit iſt und ſich ganz nach dieſem höchſten Weſen gewendet hat, für Veränderungen in unſerer Beſchaffenheit hervor? Dann fühlen wir tief, es ſey ein Gott, und erkennen zugleich die Erhabenheit dieſes Gegenſtandes über uns; mehr als alle Demonſtrationen iſt mir dieſe Anſchaulichkeit, mein Bruder, und darum, weil ſie mich Gott noch näher bringt, ihn gleichſam thätig in mein Weſen verwebt, erkenne ich einen noch göttlichern Wegweiſer, der mich geiſterhebende Blicke in eine höhern Gotteswelt thun läßt.

Die Lehre Chriſti und des Evangeliums, mein Bruder! iſt das emblematiſche Elementarbuch der höchſten Erkenntniß. Die Erde iſt nicht der Standort dieſes Sehens; hier ſollen wir nur dazu reifen, aber daß wir in höhern Sphären einſt immer reiner und Gott ähnlicher zu werden beſtimmt ſind, das fühlen wir tief und das Chriſtenthum kann uns davon überzeugen. Mit dieſer Ueberzeugung, mein Bruder! mit dieſen Begriffen von Gott und Religion werden Sie innere Ruhe und eine beſeligende Heiterkeit fühlen, die Sie auf allen Schritten des Lebens begleiten wird.

Der größte Beweis für die Heiligkeit der Offenbarung iſt, daß die menſchliche Vernunft ſich nicht weiter erheben kann, als zur Erkennung eines erſten, ewig nothwendigen Weſens, eine Erkenntniß, die zwar die ſpeculirende Vernunft befriedigen kann, aber nicht thätig genug iſt, auf den Willen, das

Principium unſers Handelns, zu wirken. Dieſe Beſchränktheit überzeugt uns, daß es alſo zur innigern Erkenntniß dieſes Weſens noch einen andern Weg geben müſſe, und daß dieſer Weg theils die innere Anſchauung, oder das moraliſche Gefühl des Guten, der geheime Tactus, das innere Gottesaug, theils der beſondere Unterricht, den Gott dem Menſchen über ſein Daſeyn und Verhältniß zu ihm gab, oder die Offenbarung ſeyn müſſe.

Offenbarung iſt Erziehung des Menſchengeſchlechts, ſagt Leſſing; für die Zukunft erzogen zu werden, iſt unſere Beſtimmung.

So, mein Bruder! erhält der Menſch den erſten Begriff von Gott als Factum; ſein erſtes Datum iſt Glaube an ſein Daſeyn; ſo wie die andere Erkenntniß mit dieſem Glauben natürliche Offenbarung, und was eins iſt, ſinnliche Evidenz iſt.

Dieſer Glaube iſt nöthig, denn wie ſollen Menſchen das Daſeyn Gottes anders beigebracht werden? Von dieſem natürlichen Glauben fängt die Religion und Erkenntniß Gottes aller Völker an; dieſes ſagt uns die Geſchichte und Tradition. Vom früheſten Morgen der Welt lag dieſer Glaube in der Menſchheit; er war Keim, der ſich überall entwickelte, nur hier beſſer und dort weniger vollkommen. Dieſer Lichtſtrahl der Erkenntniß durchſtrömte alle Völker nach verſchiedenen Graden des Menſchengeſchlechts.

Mit dieſem Anfange des moraliſchen Gefühls, mein Bruder! oder des eigentlichen geiſtigen Organs hebt ein anderer Unterricht über Gott an, der den erſtern mehr entwickelt. Er beſteht darin, Gott in den Geſetzen ſeiner Werke kennen zu lernen, in dem großen Buche der Natur. Tradition und Geſchichte beweiſen uns wieder, mein Bruder! daß Erkenntniß der moraliſchen Eigenſchaften Gottes bei allen Völkern auf den Glauben ſeines Daſeyns gefolgt iſt. Endlich beginnt die menſchliche Natur zu forſchen und will das Weſen näher erkennen, deſſen Daſeyn es glaubt. Die Vernunft fühlt ein Bedürfniß nach klärerer Einſicht und der reine Wille nähert dem Guten zur troſtvollen Offenbarung. Er folgt dem Fingerzeige der Gottheit und auf ſeinen Wegen leuchtet ihm ein Stern, der für den Frommen hinüber in jene Heimath, die unſer wartet, eine Strecke erleuchtet.

So rückt der Menſch immer mehr und mehr vor, der den Geſetzen der Offenbarung folgt und die Erleuchtung ſeiner Seele dem Weſen überläßt, das die Glückſeligkeit aller Erdengeſchöpfe befördert. Er wird dann ſeine reine Erkenntniß mit ſeinem reinen Willen vereinigen, handeln nach den ewigen Verhältniſſen der Gottheit. Sein Wille wird der Wille des Ewigen ſeyn, und ſo kömmt er immer näher der Aehnlichwerdung, der Einheit. Er wählt Chriſtus zum Vorbilde eines beſtändigen Muſters ſeiner Handlungen und rückt daher der göttlichen Natur immer näher und genießt die Folgen ſeiner Vervollkommnung, ſeiner Heiligkeit. Da ſein innerer Geiſt ſich erhöht, da ſeine innere Natur ſich über den gewöhnlichen Menſchen erhebt, er ſelbſt dem Lichte der Lichter täglich näher kommt, ſo muß er nothwendig den Zuſammenhang der Dinge von einer ganz andern Seite ſehen, als ihn die gewöhnlichen Weltmenſchen ſehen. Mit jedem Vorſchritte entwickeln ſich für ihn tauſend unbekannte Kräfte. Er lieſt den geheiligten Namen jenes ewigen Buchs, aus welchem allen Weſen das Leben zufloß. Er lernt den Zuſammenhang des Göttlichen, des Intellectuellen und des Sinnlichen kennen, und die Weisheit Gottes naht ſich ihm. Ruhen Sie nun wohl, mein Bruder! künftige Nacht wollen wir unſere Betrachtungen fortſetzen.

Zehnte Nacht.

Alles, was ich Ihnen bisher ſagte, lieber Bruder! iſt nicht Einbildung oder die Folge einer andächtigen Schwärmerei; es ſind Wahrheiten, die in der Natur der Dinge liegen, und von welchen Sie ſich ſelbſt weſentlich überzeugen können. Alle vernünftigen und weiſen Männer eines jeden Jahrhunderts ſtimmen überein, vom Sokrates an bis zum Gellert und Jeruſalem unſerer Zeiten; alle ihre Lehren gehen dahin, daß der Menſch zu höherer Beſtimmung erſchaffen und dieſes Erdeleben nur eine Wanderſchaft für ihn ſey: ſie ſtimmen überein, daß der Menſch immer erhabner, edler und richtiger denkt, jemehr er ſich vom Sinnlichen trennet und zum Intellektuellen und Geiſtigen übergeht. Die Geſchichte der Vorwelt, die Traditionen von den entfernteſten Völkern enthielten ſtückweiſe, was unſere Religion in ganzer Vollkommenheit zeigt. Die geheimen Lehren aller allegoriſchen Geheimniſſe des Alterthums unterwieſen ihre Schüler, daß der Menſch ſich durch Sinnlichkeit von der Stufe der Anſchaulichkeit, wo er ſtund, entfernte und zur Sinnlichkeit der Welt, der Erſcheinung herabſank, und daß er nur durch Aufwärtsſteigen das Licht ſeiner Vollkommenheit wieder erreichen kann. Alles Große und Wahre, was in der Mythologie der Griechen und Egyptier, in der Theogonie, Kosmogonie und den religiöſen Lehren der alten Völker enthalten iſt; was in Shaſtah der Gentuſer, im Zend-Aveſta der Parſen, in Eda der Irländer, im Chou-King und Ly-King der Chineſen; mit einem Worte, in den älteſten und heiligſten Traditionen der Erde, von Ahnungen der Wahrheit enthalten iſt, dieſes zeigt uns unſere Religion in einem weit ſchönern und reinern Lichte und überweiſt uns aus den Irrthümern der Philoſophen, wie ſehr dem menſchlichen Verſtande die Offenbarung nothwendig war. Sehen Sie ſich einmal in der Welt um, mein Bruder! und urtheilen Sie ſelbſt unpartheiiſch über die Handlungen ihres Lebens. Beobachten Sie nicht, daß Sinnlichkeit die Urſache all unſers Irrthums und unſers Leidens iſt? Wir erlangen durch die Sinne unſere Erkenntniſſe und unſere Irrthümer; unſere Anſchaulichkeit verhält ſich nach unſern Organen und verändert ſich mit Veränderung unſerer Organe. Alles ſinnliche Vergnügen verſchwindet, gebunden an das Rad der Zeit und lohnt uns mit Untreue. Die ſchöne Blume welkt unter unſern Händen; die Heiterkeit des Frühlings wechſelt mit den neblichten Tagen des Herbſtes ab; das Alter raubt uns die Früchte der Jugend; Entfernung und Tod unſern Freund, unſern Geliebten — alles iſt hinfällig; nur die innern Freuden, nur das Bewußtſeyn wahrer Tugend bleibt unverſehrt in unſerm Herzen.

Womit, mein Bruder! lohnt uns die Sinnlichkeit? Mit Leiden und Kummer. Sie iſt die ſeltne Schattenſpielerin, die unſern geblendeten Augen Bilder zeigt, die mit der Lampe wieder verlöſchen, die in ihrer Zauberlaterne brennet — Schattenbilder ohne Realität, die wieder verſchwinden, ſobald ſie erſcheinen. Sie kitzelt unſere thieriſchen Lüſte auf und macht unſere Begierde unerſättlich, und lohnet uns wie eine Verrätherin mit Reue und Thränen.

Das ganze Reich der Sinnlichkeit bezieht ſich, mein Bruder! auf Selbſt- und Weltliebe; darin beſteht unſer Verderben; das iſt das Entgegengeſetzte unſerer großen Beſtimmung — der Gottes- und Nächſtenliebe. Dieſe hat Wahrheit und Gutes zum Grunde, jene Falſchheit und Böſes; darin beſteht der Urſprung des Böſen, daß ſich der Menſch von ſeiner urſprünglichen Beſtimmung entfernte, Gottes- und Nächſtenliebe verließ und mit der Selbſt- und Weltliebe, die die Sinnlichkeit ausmacht, ein Bündniß traf, das ihn zu den Bedürfniſſen des Thiers erniedrigte.

Der Menſch hatte eine höhere Beſtimmung; für ihn waren Güter des Geiſtes gemacht, nicht Güter der Sinnlichkeit; er wollte aber dieſe genießen und da er ſie als Geiſt nicht genießen konnte, mißbrauchte er ſeine Wiſſenſchaft. Er kannte die Bande des Intellektuellen mit dem Sinnlichen und benützte dieſe Kenntniß, um ſich den Genuß des Sinnlichen zu verſchaffen. Da war er nun verhüllt in Felle des Thieres, fühlte ſeine Nacktheit und konnte ſich nicht mehr aufwärts ſchwingen, weil ihn die Sinnlichkeit gefeſſelt hielt. Leiden und Tod ward ſein Antheil, die gerechte Strafe ſeines Verbrechens, die nothwendige Folge ſeiner Verirrung.

Ohne Offenbarung, mein Bruder! würde der Menſch nie auf die großen Wahrheiten gekommen ſeyn, durch die er wieder aufwärts ſteigen und ſeine verlorene Würde erhalten konnte. Chriſtus allein lehrte ihn dieſes und zeigte dem Menſchen ſeine Erniedrigung, Prüfung, Ausſöhnung und Wiederherſtellung.

Ohne Offenbarung, mein Bruder! kann der Menſch in höhern Wiſſenſchaften keine weitern Vorſchritte machen: wie kann er aber über die Kräfte des menſchlichen Geiſtes urtheilen, wie über die Kräfte der Natur, da er den erſten Zuſtand des reinen Menſchen und den Zuſtand der erſten unverdorbnen Natur nicht kennet. Seine Beſchränktheit iſt daher die Entſtehungsurſache von tauſend Irrthümern, und die Welt und der Menſch werden ihm ewig ein Räthſel bleiben, weil er mit dem Maße der Körper intellektuelle Kräfte meſſen will.

Die Religion allein, mein Bruder! führt zur höchſten Weisheit; denn ſie führt zur Anſchaulichkeit und zu Gott. Dieſes iſt eine Sprache, mein Bruder! die in unſerm Jahrhunderte auffallend ſeyn wird, weil der größte Theil der Menſchen die Religion gar nicht mehr kennt, und viele unſerer Gelehrten die Offenbarung als einen Tand verwerfen, der nur für den Pöbel gemacht iſt. Allein, mein Lieber! laſſen Sie ſich von der Sprache des Irrthums nicht irreführen; Irrthum iſt nur im Sinnlichen; bei Gott, wo Anſchaulichkeit iſt, iſt nur allein Wahrheit.

Ich verſpreche Ihnen nicht zuviel, mein Bruder! wenn ich Ihnen ſage, daß, wenn Sie den heiligen Geſetzen der Religion, der Lehre Chriſtus mit aufrichtigem Herzen folgen, ſich bemühen, die verlorne Würde des Menſchen durch die Verdienſte des Erlöſers wieder zu gewinnen, daß Sie auch zu dem höchſten Grade menſchlicher Erkenntniß gelangen werden. Dieſes liegt in der Natur der Sache. Wer kann ſich dem Lichte nähern, ohne mehr erleuchtet zu werden? wer ſich der Sonne ausſtellen, ohne von ihr Wärme zu empfangen? — Wie herrlich glänzen die Thautropfen am Morgen, wenn ſie die aufgehende Sonne beleuchtet! Wie herrlich, Bruder! wird ihre Seele glänzen, wenn ſie rein, wie der Thautropfe am Morgen, von der ewigen Sonne beleuchtet wird! —

Die Religion, mein Bruder! enthält große Beweiſe ihrer Heiligkeit. Sie hat Beweiſe des Geiſtes, wie Origenes ſagt, und Beweiſe der Kraft; dieſe beſtehen in Wundern, jene in Weiſſagungen. Wer kann dieſen Beweiſen wohl den hiſtoriſchen Glauben verſagen? Waren nicht tauſend und tauſend Menſchen die Zeugen der Wunderwerke.

War es nicht der Geiſt Gottes, der durch die Apoſtel wirkte? Wirkte der nämliche Geiſt nicht durch die Heiligen? — Die Auferweckung der Todten, die Heilung der Kranken — was waren ſie anders, als die Folgen der Kräfte der Heiligung.

Unſere bloßen Philoſophen haben hievon freilich keine Idee; wie könnten ſie aber auch Ideen von höhern Dingen haben, da ſie Dinge und Wirkungen des Geiſtes durch die Verhältniſſe des Körpers erklären wollen? Der Stolz, mein Bruder! führt nicht zu dieſen Kenntniſſen; ſie ſind die Geſchenke des Glaubens und des verbeſſerten Willen. Der Geiſt der Religion, mein Bruder! hat mit dem Irdiſchen nichts gemein. Es iſt auffallend, wenn man ſieht, daß der Menſch, ein ſchwaches und unmächtiges Geſchöpf, deſſen grobe Organe kaum der kleinſte Strahl des Lichts durchſchimmert, ſich erkühnt, ins Heiligthum der Gottheit zu treten und mit ſeinen Machtſprüchen die Geheimniſſe der Ewigkeit zu verwerfen, weil ſeine niedrigen Begriffe die Höhe ihm unbekannter Wahrheiten nicht erſteigen können. Könnte man nicht aufrufen, mein Bruder: geh in dein Nichts zurück vernünftelnder Staub; glaubſt du denn, daß der Punkt, der deine Größe mißt, auch den Ewigen meſſen kann? —

Von jeher, mein Bruder! haben die Myſterien den Unglaubigen beſchäftigt; er verwarf ſie, ohne zu bedenken, daß die ganze Natur bei jedem Schritte ihm neue Myſterien darbietet. Dieſe Millionen Welten, die im Raume der Schöpfung hangen; jene unermeßlichen Sonnen in der Milchſtraße, jene Planeten, jene Irrſterne — was ſind ſie anders, als Geheimniſſe für uns? Wie wenig kennen wir ihre Beſtimmung, ihren Zweck! Selbſt in unſrer Welt — wie viele Geheimniſſe finden wir nicht in der Natur? Wer erklärte jenes flüſſige Weſen, das unſere Nerven leitet? wer den Uranfang des Gefühls in den Thieren? wer die Fortpflanzung und das Leben der Blumen und Kräuter? — Iſt nicht dieſes alles Geheimniß für uns? Wenn nun dieſe irdiſche Welt unter der gröbern Hülle Dinge für uns verdeckt, die wir nicht begreifen können, um wieviel mehr muß die Religion, die nur Gott allein zum Gegenſtande hat, unbegreifliche Myſterien für unſere beſchränkten Begriffe enthalten? Es iſt doch wunderlich, mein Bruder! der Unglaubige will die Geheimniſſe der Religion nicht gedulden und er geduldet doch die des Atheismus; er will nicht begreifen, daß ein ewiger Gott exiſtirt, aber er nimmt eine ewige Materie an; er weigert ſich, eine geiſtige Subſtanz zuzulaſſen und zweifelt nicht an einer thieriſchen, die die Fähigkeit zu denken hätte. Wie groß, mein Bruder! iſt der Unſinn, und wie wahr wird da der Ausſpruch des Baco, da er ſagt: Nur der, der ſeichte Begriffe von der Philoſophie hat, wird Atheiſt; derjenige, der tiefer ins Heiligthum der Weltweisheit dringt, der kehrt zum Glauben und zur Religion zurück. Aber warum will ich Ihnen, mein Bruder! alle jene Syſteme der Gottloſigkeit erneuern, die in den heutigen Zeiten ſich durch falſche Aufklärung verbreiten? Dieſe Syſteme ſind nicht neu; ſie ſind aus dem Alterthume entlehnt und ihre Anhänger bemühen ſich nur, alte Gottesläſterungen zu verjüngen, über die die Religion längſt geſiegt hat. Die falſche Weltweisheit, mein Bruder! bedient ſich fälſchlich des Namens eines Syſtems; ſie hat kein Syſtem; ſie geht nicht, ſondern tappt nur im

Finſtern; die Religion klärt auf, der Unglaube verfinſtert, und Untergang und Ruin ſind ſeine Wirkungen.

Der Unglaube dringt nie in das Innere; er hält ſich nur immer mit der Außenſeite auf, und daher konnte er auch nie das Innere der Religion erſchüttern.

Alle Unglaubigen ſuchen die Menſchen von Menſchen zu iſoliren und ſetzen einen mörderiſchen Egoismus auf, der die Urſache alles Elendes der Menſchheit iſt.

Die Religion ſucht Menſchen mit Menſchen zu vereinen und lehrt ſie eine reinere Quelle, aus der die Glückſeligkeit der Menſchen fließt; ſie iſt die Kette der Liebe, die Menſchen mit Menſchen und mit Gott vereiniget.

Um die Würde der Religion in ihrer Größe zu kennen, darf man nur ihren Lehren die Lehrer der Unglaubigen entgegen ſetzen. Einer behauptet, der Beweis der Exiſtenz eines Gottes ſey der höchſte Unſinn; der Atheismus allein führe die Menſchen zum Glücke. Ein anderer ſagt, daß Seele und Geiſt Wörter ſind, die die Eigenliebe erfand, daß man ehevor auf den Körper denken müſſe, ehe man ſich mit der Seele beſchäftige. Ein dritter ſchreibt: Alle unſere Handlungen ſind Handlungen der Selbſtliebe; wir ſind alſo weder dem Freunde und Wohlthäter Dankbarkeit, noch dem Vater Liebe ſchuldig. Dieſes und noch andere ſind die Grundſätze von Menſchen, die die Feinde der Offenbarung ſind.

Wo iſt nun der Menſch, deſſen Herz, wenn es je fähig zum Gefühle des Guten iſt, nicht die Grundſätze der Religion den Sätzen des Unglaubens vorziehet? Iſt es nicht ſelbſt für die Offenbarung rühmlich, daß ſie keine andern Feinde aufzuweiſen hat, als ſolche, die die Abſcheulichkeit ihrer Lehren bei dem erſten Anblicke verrathen.

Aber, mein Bruder! das allgemeine Verderben der Menſchheit überzeugt uns nur zu ſehr, wie wahr der Ausſpruch des Evangeliums iſt; klein iſt die Zahl der Auserwählten. Wie viele ſind wohl den Geſetzen des Glaubens getreu, wie viele der heiligen Lehre! Es iſt eine Wahrheit, die ſchrecklich, doch täglich ſichtbar iſt.

Freilich gab es von jeher immer einige, die ſich in der wahren Erkenntniß Gottes und in dem wahren Dienſte der Gottheit erhielten; aber es ſcheint, als wenn dieſe Wenigen auf der ganzen Erde zerſtreut lebten; es ſcheint, als wären ſie ſelbſt unter denen, die die heilige Lehre zu bekennen vorgeben, unbekannt; und doch ſind ſie und werden immer ſeyn, tugendhaft und rein unter der Maſſe der Ungläubigen.

Die Tugend, mein Bruder! ſteht im engen Verbündniſſe mit der Wahrheit; die Wahrheit iſt das Weſen der Dinge und die Tugend das Verhältniß unſerer Handlungen nach der Weſenheit und der Natur der Dinge.

Alles iſt Ordnung. im Reiche der Gottheit; der Menſch hat die Fähigkeit, die Verhältniſſe dieſer Ordnung zu kennen und dieſe Fähigkeit, dieſen Verhältniſſen zu folgen, macht den Grund ſeiner Sittlichkeit, und dieſe beſteht, wie ich Ihnen ſchon geſagt habe, in dem großen Geſetze der Liebe.

Der Weiſe kennt, daß Gottesliebe und Selbſtliebe entgegengeſetzte Triebe ſind. Die erſte dehnt das Herz des Menſchen aus und macht es liebevoll gegen alle Geſchöpfe. Die zweite konzentrirt das Herz des Menſchen in ſich ſelbſt und trennt ihn von allen ſanften Verbindungen.

Die göttliche Liebe vereint mit den ſtärkſten Banden die häusliche und bürgerliche Geſellſchaft; ſie iſt in Allem Abdruck der Liebe des Schöpfers; da die Selbſtliebe nur feindſelige Neigungen hegt und alle Bande der Freundſchaft und Anhänglichkeit zerſtört.

Die Offenbarung lehrt uns deutlicher die großen Verhältniſſe der Liebe kennen; ſie zeigt uns den Weg zu den erhabenſten Tugenden und erklärt uns unſere Beſtimmung, unſere zukünftige Seligkeit.

Die Vernunft, mein Bruder! verbindet uns, unſern Verſtand dem Glauben zu unterwerfen, wenn wir überdenken, daß alles das gut und zum Menſchenglücke iſt, was im Glauben liegt. Wer Gott kennt, ſeine Sprache in der Natur weiß, die überall Liebe verkündigt, der kennt auch ſeine Sprache in der Religion, und aufrichtiger Glaube macht nie die Folter unſerer Vernunft, ſondern er iſt vielmehr die Ruheſtätte innerlicher Seligkeit. Der Unglaube ſpottet der Geheimniſſe des Glaubens, aber er verräth ſeinen Unſinn, da er über Dinge ſpottet, die er nicht kennt, nicht kennen kann, weil Aufrichtigkeit der Seele allein nur Wahrheit findet.

Sie werden ſehen, mein Freund! daß diejenigen, die die Offenbarung bekriegen, nur immer das Aeußerliche angreifen und die Aergerniſſe zur Vertheidigung ihrer Sätze nehmen, die die Kirchengeſchichte uns liefert. Aber ſagte uns nicht Chriſtus ſelbſt, daß es Aergerniſſe in der Kirche geben werde und ſind es nicht dieſe Aergerniſſe ſelbſt, die das Innere der Religion erhöhen, weil ſich dieſes Innere immer erhalten hat.

Wenn können die Sätze des Unglaubens dienen? wem die Schmähungen über Religion, Vorſehung und Unſterblichkeit? Sie können nur für den Laſterhaften Gewicht haben; denn dieſen allein liegt daran, daß die Wahrheit geſchwächt werde, die fürs Wohl des Ganzen iſt.

Bedenken Sie einmal, mein Freund! wie viele Mühe ſich der Unglaube gab, das Anſehen der Schrift zu ſchwächen! welche Läſterungen wurden nicht gegen das Buch Moſes geſchrieben! Man durchſuchte die Phyſik, die Monumente des Alterthums, die Geſchichte, um Waffen zu finden, die Wahrheit zu beſtreiten, aber doch war es vergebens. Der Urſprung der älteſten Völker, ihre Traditionen, ſelbſt die Fabeln der Dichter ſprechen für die Wahrheit dieſes Buchs, für den, der unparteiiſch die Sache unterſucht. Es wurde bewieſen, daß die Alterthümer der Chineſer und Indianer nicht weiter als bis zu Salomons Zeiten reichten. Die tauſend und tauſend Jahre, die man ihnen zueignete und die man durch verſchiedene Alterthümer zu erproben ſuchte, wurden durch gleiche Alterthümer wiederlegt, die man in den Ruinen von Herkulanum fand. So erging es auch noch andern Einwürfen. Die Aſtronomie entdeckte unendliche Sterne; der Phyſiker kam dahin, daß man das Licht als einen Körper anſah, der von der Sonne weſentlich unterſchieden iſt. Und ſo enthüllten ſich immer mehrere Geheimniſſe, ſelbſt im Fortgange mehr ausgebreitete Natur-Kenntniſſe.

Aber warum, werden einige ſagen, glänzet die Wahrheit nicht im vollen Lichte? warum reißt ſie nicht jeden Geiſt hin zur Bewunderung? Dieſe Frage beantwortet allein die Offenbarung. Wir ſind in einem Zuſtande, der entfernt vom Lichte iſt; wir leben ein Leben, das mit Licht und Finſterniß vermiſcht iſt. Wir ſind hienieden in der Dämmerung, die uns nur einen zukünftigen Tag verkündigt. Die Wahrheit der Gegenſtände, die uns umgeben, können durch kein anders Licht richtiger beurtheilt werden, als durch das Licht des Glaubens.

Die Wahrheiten, die den Menſchen zur Glückſeligkeit führen müſſen, werden ihm durch die Religion von einer ſolchen Seite gezeigt, daß ſich der Menſch dieſen Wahrheiten nahen und entfernen kann. Dieſes Verhältniß liegt in den Geſetzen der Freiheit, die der Menſch nothwendig haben muß; wo er hinſieht, ſieht er Abdrücke ſeiner Beſtimmung, Winke der Gottheit, die ihm immer aufwärts rufen.

Wo Sie hinſehen, mein Bruder! ſo finden Sie Vorurtheile und Irrthum, nur im Glauben nicht; denn dieſer ſchließt alle Vorurtheile und Irrthümer aus. Selbſtliebe, eitle Ehre und Größe und alles, was die Welt und die Sinnlichkeit Falſches haben.

Die Religion, mein Bruder! bietet uns einen Plan an, der voll Zuſammenhang, voll Wahrheit und Größe iſt. Die erſte Sünde des Menſchen, das moſaiſche Geſetz, die Göttlichkeit Jeſu Chriſti, ſeine Auferſtehung, die Gründung ſeiner Kirche, ſeine Glaubensgeheimniſſe, alles iſt ein Band, eine Kette, die ſich mit der Sittlichkeit vereint und Eines macht. Man kann kein Glied von dieſer Kette trennen, ohne das Ganze zu verletzen. In dem Chriſtenthume findet man wie in der ganzen Natur Einheit, Uebereinſtimmung, die den Schöpfer des Ganzen verkündigt. Joſephus, der Jud und Geſchichtſchreiber, mußte ſelbſt die Heiligkeit Chriſti bekennen. Sueton, Tacitus, Plinius, Lucian reden und beſtätigen von dem Chriſtenthume das, was die Traditionen uns ſagen. Juſtinus, Lactantius, Origenes, Tertullianus und alle erſten heiligen

Väter nehmen ſelbſt die Heiden zum Zeugen in Rückſicht der Beweiſe des Geiſtes und der Kraft des Chriſtenthums, in Rückſicht der Weiſſagungen und Mirakel, und ihre Werke wurden nicht widerlegt, nicht widerſprochen.

Chalcides und Makrobius ſprechen von dem Sterne, der den Weiſen aus Morgenland erſchienen iſt; Phlegon und Thallus machen Bemerkungen über die Finſterniſſe, die bei Chriſti Tod die Erde bedeckten und beſtätigten die Ausſage der Evangeliſten. Julianus bemerkt die ſchrecklichen Phänomene, die ſich bei der Wiedererbauung des Tempels der Juden ergaben, da die Fundamente in Abgründe ſanken; und die Schriften der Rabiner enthalten das nämliche. Celſus und Porphyrius beſchreiben die Wunderwerke Chriſti, und in allen Büchern des Alterthums findet der Wahrheitſuchende vollkommene Harmonie des Ganzen.

Allein, mein Bruder! die Religion fordert auch ihr Studium; aber man liebt dieſes Studium nicht, weil man die Religion nicht kennt und man will ſie nicht kennen, weil ſie ſich mit unſerer Sinnlichkeit und Selbſtliebe nicht verträgt.

Betrachten Sie einmal den harmoniſchen Gang des Glaubens von Jahrhundert zu Jahrhundert. Die Schritte der Wahrheit ſind abgemeſſen gleich; vergebens ſind die Hinderniſſe, die ihr im Wege ſtehen; ſie gleitet mit feſtem Fuße über alle hin, und erreicht ihren Standort.

Völker vereinen ſich, um das Geſetz der Gottheit und ſeines Volkes zu zerſtören; ſie verſchwören ſich, und ſinken. Das Volk ſelbſt verläßt die Geſetze, verläßt Wahrheit, und kömmt in ſein Verderben, und trägt den Fluch ſeines Verbrechens noch an ſeiner Stirne. Vergebens vereinen ſich die Boshaften, um Chriſtus Lehre zu unterdrücken, die Nebel des Heiligthums verſchwinden bei der aufgehenden Sonne.

Die Welt iſt eine vergängliche Geſtalt; das alte Geſetz war eine Geſtalt, die bereits vergangen iſt: ſelbſt das Reich des Meſſias iſt in dem Raume der Zeit der Unvollkommenheit unterworfen, denn ſein Reich iſt nicht von dieſer Erde, ſondern ein Reich der Ewigkeit. Daher liegt es in den Geſetzen der Ordnung, daß alles, was ſeinen Gang durchs Sinnliche und Vergängliche nimmt, in eine Hülle von Dunkelheit verhüllt ſey. Nur der große Tag der Ewigkeit erleuchtet alle dieſe Dinge; dort ſchwindet dieſe Hülle, und das Aug der Seele bekömmt Anſchaulichkeit. Es iſt ungerecht, wenn der Menſch ſich über dieſe myſteriöſe Dunkelheit beklagt, worein er auf dieſer Erde eingehüllt iſt; dieſe Dunkelheit iſ eine gerechte Strafe ſeines Zuſtandes. Ohne Mühe, ohn Arbeit erhält er das verlorne Licht nimmer.

Der Schleier, der die Gottheit für unſre ſchwachen Augen deckt, iſt Prüfung für uns. Wenn die Zeit dieſer Prüfun vorüber iſt, ſo zerreißt die Decke der Zukunft, und die Schön heit und Majeſtät Gottes erſcheint in ihrer Pracht.

Hienieden iſt Gott nur dem ſichtbar, der ihn ſucht. Wen er ſeine Himmel verläßt, ſo erſcheint er in der einfältige Geſtalt des Tugendhaften, des Armen, des Unterdrückte Der eitle Menſch kennt ihn nicht; nur kennt ihn der Fromm für dieſen iſt Gott überall, in der Natur und im Glaube doch immer verdeckt unter einem Schleier, durch den nu das Aug ſieht, das in Demuth anbetet.

Die Geſetze der Gottheit, mein Bruder! verhalten ſich na der Größe ihrer Vollkommenheit, und die Tugend iſt die U bereinſtimmung unſrer Handlungen mit ihren Gedanken. D her iſt die Moral des Evangeliums die geſchriebene reine V nunft; dieſe reine Vernunft aber findet man nirgends auß ſer dieſem göttlichen Buche. Gott iſt die Sonne der Seel wenn die Wolken unſrer Begierden aufſteigen, ſo wird d wohlthätige Licht der Gottheit für uns verhüllt, und w ſind im Finſtern. Nur dann, wenn die Wolken der Begi den, die Werke der Sinnlichkeit ſich zerſtreuen, ſieht die Se in hellerm Lichte.

Der Glaube alſo, mein Freund! führt uns zu den größ Wahrheiten. Er lehrt uns, wie ich Ihnen bereits geſ habe, den Menſchen in ſeinem Urſprunge, in ſeiner Ernied gung, Prüfung und Ausſöhnung kennen.

Der erſte Menſch, mein Bruder! genoß alle Vorrechte ei reinen Geistes; er war mit einer unzerstörbaren Hülle umgeben, und würde nie den Tod gesehen haben, hätte er nicht diese heiligen Vorrechte durch seinen Ungehorsam verloren.

Dieser Standpunkt seiner Würde war das selige Eden, das Paradies der Freuden, wo ihn Früchte der Seligkeit nährten. Gleichsam als ein König der Welt war er im Mittelpunkte über alles Irdische gestellt, und übersah die ganze Peripherie des um ihn her liegenden Zirkels des Sinnlichen.

In diesem Zustande der ursprünglichen Geistigkeit hätte er ewig die reinste Seligkeit genossen, wenn er stets über die Sinnlichkeit geherrscht und nicht durch selbe zur Untreue gegen seinen Gott hätte verführen lassen. Er verlor den Umfang seines Geistes aus seinen Augen; er stieg zur Sinnlichkeit herab, heftete sein Aug auf ein falsches Wesen, und sank in Dunkelheit und Verwirrung.

In diesem Falle des ersten Menschen kam als eine nothwendige Folge seiner Verirrung alles dasjenige, dessen sich der Mensch bis jetzt zu schämen hat, und wogegen er kämpfen muß, bis er wieder dahin kömmt, wovon er abgewichen ist.

Die Kette war zerrissen, die den Menschen an Gott band, und sie wäre unwiderbringlich zerrissen geblieben, wenn nicht die Liebe der Gottheit den Menschenerlöser zur Wiederherstellung der getrennten Einigung gesendet hätte.

Dieser Sohn der Gottheit trat ins Mittel, streckte seine Arme gegen den Vater der Welten um den vertriebenen Menschen aus, dem er mitleidig seine Hände reichte, und knüpfte daher die Kette wieder an, die die Sünde zerriß.

Unser jetziger Zustand, mein Bruder! ist noch weit mißlicher, als der Zustand des erstgefallenen Menschen; denn bei viel geringern Kräften und unter mehrern Gefahren haben wir noch den nämlichen Kampf gegen die Reize der Sinnlichkeit. Darin besteht das natürliche und erworbene Verderben.

Das natürliche Verderben ist die einem jeden eigene Neigung zum Bösen; das erworbene die Befriedigung dieser Neigung.

Unſere Pflicht iſt alſo, für Wahrheit und Licht zu ſtreiten; uns zu vergeiſtigen, vom Sinnlichen zu trennen, da wir uns immer mehr und mehr von Selbſtliebe und der Liebe der Welt entfernen.

Der Menſch würde keine Waffen zu dieſem Streite finden, keinen Muth, keine Stärke haben, wenn ihm nicht die Offenbarung die Waffen bekannt gemacht hätte; auch theilt ſie ihm Muth und Stärke im Kampfe mit, da ſie dem chriſtlichen Kämpfer die Mittel der Gnade zeigt, und ihm das Vorbild der reinſten Tugend in Chriſto liefert.

Wir wiſſen aus Erfahrung, mein Freund! wie ſehr unſer Körper an das Sinnliche gefeſſelt iſt. Tauſend Reize verführen uns immer, und ſenken uns tiefer und tiefer in den Unrath der Elemente herab.

Wir würden auf ewig verloren geweſen ſeyn, wenn nicht der Mittler, der Chriſtus iſt, aufgetreten wäre. Er zeigte die Wege, auf welchen der Menſch wieder den Punkt erreichen kann, von dem er abwich.

Der Menſch alſo, mein Bruder! der jene Höhe wieder erreichen will, von der er ſank, muß in Chriſto wiedergeboren werden. Dieſes iſt ſein großer Beruf, ſeine Beſtimmung; dieſes lehrt ihn der Glaube, die Religion.

Wiedergeboren werden heißt den alten Menſchen ausziehen, wie Paulus ſagt; ſich ſelbſt und die Welt verläugnen, und ganz für Gott leben. Dieſes iſt der Weg zur Wahrheit und zum Lichte; dieſes iſt der Gegenſtand des großen Werkes der ganzen Erlöſung und Wiederverklärung.

Allein, mein Bruder! unſere Arbeit würde vergebens ſeyn, die ſtrengen Foderungen zu befriedigen, die die göttliche Gerechtigkeit von uns begehrt. Wir würden muthlos werden: allein die Offenbarung reicht uns kräftige und thätige Mittel, dieſe unſere Ausſöhnung zu erleichtern und unſere Vollendung möglich zu machen.

Gott hat nach ſeiner unendlichen Liebe uns alles dargeboten, was uns aus dem Zuſtande der Verweiſung zum Genuſſe des Lebens, der Kindſchaft und Freiheit zurückführen könnte.

Dieſe Mittel liegen im Schooße des Glaubens, wo ſie der allgemeine Erlöſer der Menſchen hinterlegte; ſie ſind die Schätze ſeiner hienieden ſichtbaren Kirche. Durch die Nachfolge des Erlöſers der Menſchen werden unſre Kräfte belebt und erhöhet; wir können uns aus der Tiefe der Dunkelheit erheben, und zu dem aufſchwingen, wo allein Ruhe iſt.

Wir leben im Stande des Kampfes, im Stande der Reinigung, und müſſen daher die Mittel brauchen, die zu unſerm Heile nothwendig ſind.

Große Seligkeit, mein Freund! erwartet den, der in Chriſto wiedergeboren iſt; der den alten Menſchen auszieht, um den neuen anzulegen, denn nur durch dieſen kann er ſich der Verklärung fähig machen.

Wer nicht das geiſtliche Leben empfängt, d. i. wer nicht von neuem aus dem Herrn geboren wird, der kann nicht die Seligkeit erlangen. Wahrlich! Wahrlich! ich ſage dir, wer nicht von neuem geboren wird, der kann das Reich Gottes nicht ſehen: So heißt es bei Johannes.

Nun fragt ſich, was will denn ſagen: wiedergeboren werden? Wiedergeboren werden heißt aufhören nach dem Sinnlichen in der Welt zu leben, und anfangen nach den Geſetzen der Ordnung des Geiſtes zu leben; nach dem Vorbilde des Erlöſers, zu denken, wie er dachte; zu handeln, wie er handelte; mit einem Worte: ihm allein ähnlich zu werden. Dieſes iſt der neue Menſch, der mit Verbeſſerung ſeines Geiſtes ein neues Leben lebt, an höhere Welten angekettet wird, und zur königlichen Würde aufſteigt, zu der der erſte Menſch erſchaffen war.

Die Würde, zu der der Menſch beſtimmt iſt, iſt über Sinnlichkeit und Leidenſchaften, und über die Welt zu herrſchen, und die Vorrechte ſeines Geiſtes gegen der Vergänglichkeit zu zeigen. Aber die Begierde der meiſten Menſchen geht aufs Sinnliche. Der, der nur Vergnügen, Wolluſt und Anſehen in der Welt ſucht, der iſt nicht vom Reiche der Ewigkeit. Das Reich des Geiſtes hat mit dem Reiche der Sinnlichkeit keine Gemeinſchaft. Vergeſſen Sie niemal den Satz, mein Bruder! daß die große Beſtimmung des Menſchen für die Ewigkeit iſt. Wir ſind zwar ein zweifaches Weſen; unſer thieriſcher Körper gehört zu dieſer Welt; unſre Seele aber iſt beſtimmt zum Reiche der Unſterblichkeit.

Dieſe Seele, die alſo weſentlich von dem Körper unterſchieden iſt, hat ganz andere Verhältniſſe ihrer Glückſeligkeit als der Körper; und dieſe Verhältniſſe, dieſe Geſetze ſind die Geſetze der Harmonie der Geiſter-Welt, die den Himmel ausmacht.

Unſer Geiſtes-Geſetz iſt daher, nach dieſer Harmonie zu denken und zu handeln, das will ſagen: daß wir hier in dem Raume der Zeit denken und urtheilen ſollen, wie man in der Ewigkeit denkt und urtheilt; hier verachten, was man dort verachtet; hier ſchätzen und hochachten, was man dort ſchätzt und hochachtet; hier liebt, was man dort liebt; hier ſich deſſen freuet, deſſen man ſich dort freuet. Dieſe Denkart wird himmliſcher Sinn genannt; der Sinn desjenigen, der in Chriſto wiedergeboren iſt.

Wir erlangen, mein Bruder! bei der Eintretung in dieſe Welt ein natürliches Leben; das Leben der Sinnlichkeit, in welchem der Menſch ſich und die Welt vor dem Nächſten und vor Gott liebt. Dieſes Leben lieben die meiſten Menſchen; allein dieſes iſt nicht das Leben des Geiſtes, das uns Chriſtus lehrte, und zu dem der Menſch durch die Religion wiedergeboren werden muß.

Das geiſtliche Leben iſt, Gott über alles und den Nächſten wie ſich ſelbſt zu lieben, und dieſes nach den Geboten des Glaubens.

Ein jeder Menſch, mein Bruder! wird von ſeinen Aeltern in dem Böſen der Liebe ſeiner ſelbſt und der Welt geboren. Alles Böſe, das er durch die Gewohnheit oder Fertigkeit gleichſam als ſeine Natur an ſich genommen hat, wird gleichſam auf die Nachkommenſchaft fortgeleitet; daher iſt die Fortpflanzung des Böſen in der Welt ſo unendlich groß, weil alles, was von des Menſchen eigenem Leben herkommt, ſich auf Selbſt- und Weltliebe bezieht.

Dieſes natürliche Verderben machte die Offenbarung nothwendig, denn nur durch den Glauben und die Liebe des Herrn kann das natürliche Leben ins geiſtige verändert werden.

Niemand, mein Freund! kann wiedergeboren werden, es ſey denn, daß er ſolche Dinge wiſſe, welche zum neuen Leben, d. i zum geiſtigen Leben gehören.

Was zu dieſem neuen Leben gehört, iſt das Wahre, das man glauben und das Gute, das man thun ſoll.

Dieſe Dinge kann Niemand aus ſich ſelbſt wiſſen, denn der Menſch begreift nichts, als was in die Sinne gefallen iſt. Aus denen hat er ein Licht erlangt, welches das natürliche Licht genannt wird, aus welchem er nichts anders ſieht, als was der Welt und ſein eigen iſt, nicht aber was des Himmels und was Gottes iſt. Dieſes muß er erſt aus der Offenbarung lernen.

Die Offenbarung gibt alſo Geſetze für den innern Menſchen, und dieſer innere Menſch muß über den äußern herrſchen, denn die Ordnung des Lebens bei dem Menſchen iſt von ſeiner Geburt an verkehrt, nämlich was herrſchen ſoll, das dient, und was dienen ſoll, das herrſcht. Dieſe Ordnung muß alſo umgekehrt werden, der innere Menſch muß herrſchen und der äußere dienen. Wenn dieſes geſchieht, ſo iſt dann der innere Menſch wiedergeboren und dann beſtätigt ſich das, was Johannes ſagt: Wenn Jemand nicht aus Waſſer und Geiſt geboren wird, ſo kann er nicht in das Reich Gottes kommen. Das Waſſer iſt nach dem geiſtigen Sinne das Wahre des Glaubens und der Geiſt iſt das Leben nach ſolchem Glauben.

So wichtig dieſe Wahrheiten ſind, die ich Ihnen hier entdecke, mein Bruder! ſo müſſen Sie doch auf Ihrer Hut ſeyn, daß, wenn Sie ſich öfter mit Nachdenken über dieſe Wahrheiten beſchäftigen, daß Sie ſich nicht in Irrthum verleiten laſſen. Sie müſſen ſich in der Kirchengeſchichte wohl bewandert machen, um alle die Irrthümer von der Wahrheit zu unterſcheiden, die die Irrglaubigen in den erſten Zeiten der heiligen Lehre des Evangeliums entgegenſetzten und die von den heidniſchen Philoſophen noch herrühren.

Die Platoniker, die Peripathetiker, die Sceptiker bemühten ſich auf verſchiedne Arten, die reinen Quellen der Religion mit ihren Irrthümern zu vermiſchen, und es gibt noch heut zu Tage Menſchen, die aus Mangel richtiger Kenntniß der Geſchichten platoniſche, pithagoräiſche und zoroaſtriſche Sätze mit der reinen Chriſtuslehre verbinden und den Wahrheitſuchenden in Irrthum verleiten.

Der Ruhm des Namen Jeſu Chriſti und ſeiner Wunder war ſo ſehr beſtätigt, daß es eine ganz vergebliche Verwegenheit geweſen ſeyn würde, wenn die neuen Platoniker unſern Erlöſer unmittelbar angegriffen hätten. Sie erklärten ihn für einen großen Philoſophen, welcher unter den Juden den wahren Weg zur Vereinigung mit Gott gekannt hatte; ſie machten auch ſeine Wunder nicht zweifelhaft; allein ſie behaupteten, daß er die Abſicht nicht gehabt hätte, die Götter zu läugnen und die Welt von ihrem Dienſte abwendig zu machen, durch welches Behaupten ſie die Göttlichkeit ſeiner Perſon zu beſtreiten ſuchten. Ammonius war einer der vornehmſten, der alle metaphyſiſchen Künſte brauchte, um dieſes Syſtem durchzuarbeiten; er rief alle morgenländiſche Weisheit zu Hülfe und machte ein Syſtem, das theils aus Chriſtus Lehre, theils aus Zoroaſters, Plato's und Ariſtoteles Sätzen zuſammengeſetzt und daher um ſo gefährlicher war, als er die Sätze der Wahrheit von Chriſtus Offenbarung, von der Einheit und Dreieinigkeit eines Gottes, einer Erneuerung, Erleuchtung, von einer Wiedergeburt, von Erzengeln und Engeln und Mittlern zwiſchen der Gottheit und dem Menſchen entlehnte, um den Hauptgrund der wahren Religion zu ſtürzen, welche darin beſtund, daß Chriſtus die Menſchheit annahm, um das Menſchengeſchlecht zu erlöſen. Ammonius ſchrieb zwar ſelbſt nichts, allein ſein Lehrſyſtem iſt aus den Schriften eines Plotinus, Jamblichus und Porphyrius übrig geblieben.

In dem neuen Lehrgebäude des Ammonius gab es alſo nur Einen Gott. Dieſer Gott, der unerforſchlich und von Ewigkeit ruhig geweſen ſeyn ſollte, hatte aus ſich ſelbſt den Verſtand und der Verſtand hatte aus ſich eine göttliche Seele erzeugt. Gott war ein Licht, das von einem Lichtkreiſe umgeben iſt, aus dem ein neuer Lichtkreis entſprungen war. Der Kreis außer dieſem letztern Kreiſe war finſter und bedurfte des Lichts. In dem Verſtande Gottes lag die Welt mit allen ihren Theilen als ein Ganzes, gleich den Bächen, die ſo lange in der Quelle ſind, bis ſie herausfließen. Dieſe Welt aber, die aus dem Verſtande Gottes herausfloß, war von der göttlichen Seele, dem Urſprunge aller Geiſter und Seelen, von Ewigkeit her durch eine Weltſeele belebt und gebildet worden. Man konnte alſo nach dieſem Syſteme ſagen, daß die Welt ewig wäre, wenn man auf die Zeit ſah; man konnte auch ſagen, daß ſie einen Anhang hätte, wenn man ihre Urſache erwog, weil man die Urſache allezeit eher denken muß, als die Wirkung. Auf dieſe Weiſe mußten Zoroaſter, Plato und Ariſtoteles Freunde werden, weil die chriſtliche Religion beſtritten werden ſollte.

Aus dem Verſtande und der Seele Gottes ſtammte nach dem ammeniſchen Lehrgebäude eine unüberſchauliche Reihe Geiſter her, welche der Ordnung und alſo auch der innerlichen Güte nach von einander unterſchieden, aber doch alle gut und in ihrer Art vollkommen waren. Die Geiſter, welche auf der höchſten Stufe ſtehen, verdienen Götter genannt zu werden. Sie exiſtiren auf eine beſſere Art, ſie vermögen Alles und Alles in einem Augenblicke. Die Geiſter, welche auf die Götter mittelbar folgen, ſind die Erzengel, Engel, Dämone und Heldenſeelen. Alle dieſe ſtehen zwiſchen den Göttern und den Menſchen in der Mitte und werden eben dadurch Mittler zwiſchen denſelben und der Gottheit. Alſo iſt Alles voll Götter, und wenn die Menſchen zur Gottheit hinaufſteigen wollen, ſo müſſen ſie diejenigen, die zwiſchen ihnen und der Gottheit in der Mitte ſind, ehren, weil ihr Gebet nur durch ſie bis zur erſten Gottheit gelangen kann. Auf dieſe Weiſe glaubte Ammonius die Anbetung unzählbarer

Götzen zu rechtfertigen und ihren Dienſt vor den Angriffen der Chriſten zu beſchützen.

Die Geiſter können, wie Ammonius lehrt, durch theurgiſche Künſte zur Erſcheinung genöthigt, die Dämone aber durch Drohungen, Beſchwörungen und Talismane vertrieben werden, und zwar wegen des engen und genauen Zuſammenhangs, der alle aus der Gottheit ausgefloſſene Weſen mit einander verbindet. Die Engel und die Dämone ſind nicht ganz reine Geiſter, ſondern nur mit einem feinern Körper umgeben, als der menſchliche Leib iſt. Die Regierung der Welt iſt unter die reinſten Geiſter vertheilt, jedes Land hat ſeine beſondern Götter, jeder Menſch ſeinen Dämon und ſeinen Engel. Jener feſſelt ihn wegen ſeiner allzugroßen Neigung zur Materie an dieſelbe an und verſchließt ſeinen Geiſt in den Körper. Dieſer hingegen treibt und ermuntert ihn, ſich von der Materie frei zu machen. Die Dämone ſind die wahren Urſachen der menſchlichen Neigung gegen das Irdiſche, und von ihnen rühren auch die Krankheiten und Unordnungen der Natur her. Die Götter finden nur an Opfern einen Geſchmack, bei welchen kein Blut vergoſſen wird; den Dämonen hingegen gefallen blutige Opfer mehr, weil ſie ihres feinen Körpers wegen ſinnlicher und wollüſtiger ſind, als die reinen Geiſter, die von keiner ſolchen Hülle umgeben werden.

Der Urſprung der menſchlichen Seelen iſt nach dem Syſteme des Ammonius nicht etwa in dem mächtigen Willen der Gottheit, ſondern ſelbſt in dem Weſen derſelben zu ſuchen. Sie ſind aus ihr ohngefähr eben ſo entſtanden, wie Funken von einer Flamme abſpringen, ohne daß ſie dadurch abnimmt und verzehrt wird. Sie ſind da geweſen, ehe ſie in Körper verſchloſſen wurden. Ihre Neigung zu dem, was unter ihnen war, und ihre Begierde, ſich fortzupflanzen, iſt die Urſache ihres Falles. Dieſe Begierde zu zeugen iſt böſe und von ihr ſtammt das Elend des menſchlichen Lebens her. So lange die Seele an die Materie gefeſſelt und in dem Körper verſchloſſen bleibt, ſo lange kann ſie keine wahre Glückſeligkeit genießen. Denn eben durch die Herabneigung der Seele zur Materie neigt ſie ſich zu dem, was nicht iſt, vergißt ihres Weſens, entbehrt ſich gleichſam ſelbſt und kennt ſich nicht. Mit Recht heißt daher der Körper ein Gefängniß der Seele, und ein laſterhaftes Leben iſt eben deßwegen eine wahre Sclaverei. Soll der Geiſt dieſer Seelenſclaverei entriſſen werden, ſo muß er Alles wegwerfen, was nicht ſein iſt; er muß vielmehr ſeine Seele von der Knechtſchaft des Körpers zu erlöſen ſuchen. Der Endzweck der Philoſophie iſt alſo die Befreiung der Seele von den Feſſeln ihres Leibes; ſie muß zu dem wieder zurückgeleitet werden, was wirklich iſt; ſie muß ſich durch die Betrachtung der Wahrheit zu den reinern Geiſtern aufſchwingen und ſich durch ſie mit Gott vereinigen. Doch dieſe Vereinigung mit der Gottheit kommt in dieſem Leben nicht völlig zu Stande, dieſes Glück genießen die vereinigten Seelen erſt in den Sitzen der Seligkeit. Nur wenigen großen Geiſtern gelingt es zuweilen, ſchon auf der Erde ſich in einen Zuſtand zu verſetzen, wo ſie ganz Seele werden und die Gottheit ſelbſt anſchauen können. Es wird aber ein ſo großes Werk, als die Reinigung der Seele iſt, nicht auf einmal, ſondern ſtufenweiſe vollendet. Daher gibt es natürliche Tugenden, welche den Körper ſchmücken und dadurch der Seele ihre Gefangenſchaft erleichtern, ſittliche oder bürgerliche Tugenden, welche die Ordnung und Ruhe des gemeinen Weſens unterhalten, beſchauliche Tugenden, welche den Menſchen vom Körper abziehen, in ſich einkehren und ihn ſtets mit der Betrachtung ſeiner ſelbſt beſchäftigen laſſen, reinigende Tugenden, die in der Enthaltung von körperlichen und ſinnlichen Handlungen beſtehen und den Menſchen nicht allein von ſeiner Neigung zur Materie, ſondern von den Ketten des Leibes ſelbſt immer mehr und mehr befreien, theurgiſche Tugenden, welche den Weiſen zum Umgange und der Gemeinſchaft mit den Göttern geſchickt machen und ihn in den Stand ſetzen, daß er die Geiſter erſcheinen laſſen und den Dämonen befehlen kann; endlich noch göttliche Tugenden, welche die Seele beſitzt, wenn ſie nun von aller Rinde und Materie entkleidet, ganz Engel, und noch mehr, wenn ſie mit ihrer erſten Quelle vereinigt und Gott geworden iſt. Hat der Menſch in ſeinem Leben keine ſolche Reinigung ſeiner Seele vorgenommen, ſondern ſich durch Laſter immer weiter von ſeinem erſten Urſprunge entfernt und tiefer in die Materie herabgeſenkt, ſo iſt er in der Gefahr, nach ſeinem Tode in noch ſchimpflichere Kerker, als die menſchlichen Leiber ſind, verſtoßen zu werden, oder doch ſo lange aus einem Körper in den andern zu wallen, bis er von der Materie frei iſt. Hat hingegen der Menſch dieſes große Werk zwar angefangen, aber nicht weit genug getrieben, weil er lebet, ſo iſt ſeine Strafe die, daß er nicht gleich nach ſeinem Tode in die Sitze der Seligen gelangt, ſondern an einem mittlern Orte dieſe Reinigung erſt vollenden muß, ehe er zum Genuſſe der höchſten Seligkeit kommen und ſich in Gott verlieren kann.

Sie ſehen, mein Bruder! daß in dieſem Syſteme ſehr viele Wahrheiten liegen. Ammonius entlehnte ſie von den Lehren der Weltweiſen des Alterthums und ſelbſt von der Sittenlehre der Chriſten, allein Ammonius Lehre wurde bald mißbraucht, man ſuchte dadurch Chriſtus Lehre zu bekämpfen und den Glauben an die Göttlichkeit ſeiner Perſon zu ſchwächen, und daher die wichtigſten Glaubenspunkte zu untergraben. Noch in unſerm Jahrhunderte gibt es Einige, die ſogar die Kirche beſchuldigen, als hätte ſie die Lehre und Verehrung der Schutzgeiſter, die Exorcismen, die Lehre des Fegfeuers oder des Reinigungszuſtandes vom Ammonius entlehnt; allein wie falſch dieſes Behaupten iſt, klärt die Geſchichte der Religion und der Apoſtel ſelbſt auf, und man weiß, daß Ammonius die Wahrheiten, die in ſeinem Syſteme liegen, von den Chriſten genommen hatte.

Ich ſage Ihnen dieſes, mein Freund! um Sie vor Irrwegen zu warnen, um Ihnen zu zeigen, daß es nur Einen Gott, Eine Wahrheit, Einen Erlöſer, Eine Religion gebe. Woher aber die Gewißheit, werden mir Einige ſagen, daß der Menſch, da es ſo viele Religionen gibt, erkennen könne, welche die wahre iſt? — Eben dieſe Frage, mein Bruder!

nebſt der über dieſen wichtigen Gegenſtand herrſchenden Ungewißheit zeigt den Menſchen in ſeiner wahren Schwäche und lehrt ihn die Nothwendigkeit einer höhern Leitung. Gerade über dieſen Gegenſtand muß der Menſch zur ſinnlichen Gewißheit kommen und kann es auch. Jenes erhabne, unſichtbare Weſen wird ſeinem Verſtande ganz eigentlich gegenwärtig und gibt dem Menſchen die kräftigſten Mittel, ſich gegen Täuſchungen zu ſichern. Sobald der Menſch anfängt, dieſes Licht zu ſuchen, dieſem Weſen mit aufrichtigem Herzen treu zu folgen, ſo erlangt er Gewißheit und erhält untrügliche Beweiſe ſeines Glaubens.«

Für heute habe ich Ihnen genug geſagt, mein Bruder! überdenken Sie die großen Wahrheiten, die ich Ihnen erklärte, und in der morgigen Nacht wollen wir uns wieder ſprechen. Der Himmel ſegne Sie mit Stärke, damit Sie den Weg des Gerechten wandeln mögen!

Eilfte Nacht.

Das menſchliche Geſchlecht, mein Bruder! befindet ſich, wenn man es in ſeinem natürlichen und von aller höhern Hilfe entblößten Zuſtande betrachtet, in einem Stande des Verfalls und der Zerrüttung. Dieſes lehrt uns die Bibel, dieſes lehren uns die Vernunft, die Geſchichte, die Erfahrung.

Die Offenbarung lehrt uns, daß wir nur durch ſie aus dieſem böſen Zuſtande in einen guten gebracht werden können. Die Sittenlehre des Glaubens behandelt daher den Menſchen wie einen Kranken, gibt ihm Mittel an die Hand, die Quellen ſeiner Krankheiten zu entdecken, und davon zu geneſen, und gibt ihm die Nothwendigkeit zu erkennen, daß er den ſittlich böſen Zuſtand des Menſchen einſehe.

Der ſittlich böſe Zuſtand hat in der Schrift verſchiedene Benennungen; die vornehmſten ſind folgende: Sünde, Ungerechtigkeit, Untugend, Hebr. 8, 12. Sünde thun, ſündigen, 1. Joh. 3, 4. 6. 8. 9. Joh. 8, 34. die Sünde herrſchen laſſen, Röm. 6, 12. 14. der Sünde gehorchen, V. 12. ſeine Glieder zu Waffen der Ungerechtigkeit begeben, V. 13. ein Knecht der Sünde ſeyn, V. 17. Finſterniß, Unwiſſenheit, Eph. 5, 8. Werke der Finſterniß, Röm. 13, 12. unfruchtbare, ſchädliche Werke der Finſterniß, Eph. 5, 11. Fleiſch und im Fleiſche leben, Röm. 8, 12. 13. Gal. 5, 17. Werke des Fleiſches, V. 19. auf das Fleiſch ſäen, Kap. 16, 8. todte Werke, Hebr. 6, 1. Werke des Teufels, 1 Joh. 3, 8. ein Uebelthäter ſeyn, Matth. 7, 23. unrecht thun, Matth. 13, 41. der alte Menſch, im Gegenſatze des neuen, Eph. 4, 22. 24. Col. 3. 9. 10.

Dieſer ſittlich böſe Zuſtand iſt aber ein Inbegriff fehlerhafter, und mit den Vorſchriften und dem Beiſpiele Chriſti ſtreitender Beſchaffenheiten, welche der Menſch entweder durch die Geburt bekömmt, oder durch freie Entſchließung annimmt. Jenes iſt natürliches, oder angebornes Verderben, dieſes iſt erworbenes, und nach der kirchlichen Benennung iſt jenes Erb- und das wirkliche Sünde. Das Mittel gegen den ſittlich böſen Zuſtand des Menſchen iſt, die Neigung zum Böſen in ihrer Geburt zu erſticken; von Kindheit auf Neigung, Luſt, Fähigkeit zum Guten zu erwecken, zu unterhalten und unaufhörlich auszuüben. Der Menſch ſoll von Jugend auf nicht allein durch Lehre, ſondern auch durch Beiſpiele wohl unterrichtet, vor allem Böſen bewahret, und zu allem Guten geführt werden.

So würde die Neigung zum Böſen, wenn ſie von außen keine Nahrung bekömmt, und gleichſam keinen Boden hat, wo ſie aufkommen kann, weit ſchwächer; die Neigung zum Guten aber, weil ſie nicht durch die entgegengeſetzte Neigung gehindert wird, geſchwinder hervorwachſen und tiefer einwurzeln, und alſo der Menſch nach und nach durch beſtändige Uebung im Guten und durch Gottes Kraft ſchon hier zu einem hohen Grade der ſittlichen Vollkommenheit gelangen: allein, allgemein werden in der Welt dieſe Grundſätze unbefolgt gelaſſen, und zu dem natürlichen Verderben kömmt auch das erworbene hinzu, als:

1. Schlechte Erziehung, da der Menſch das Böſe ſieht und lernt, oder wenigſtens nicht ſorgfältig genug vor demſelben bewahret und zum Guten gebildet wird. Wenn wir alle vom Anfange unſers Lebens an lauter gute Menſchen um uns hätten, nichts, als Gutes hörten und recht ſorgfältig zum Guten angeführt würden, wie weit beſſer würden wir ſeyn.

2. Die großen Mängel des Unterrichts, theils des beſondern in der Jugend, theils des öffentlichen und allgemeinen, der größtentheils viel zu wenig deutlich, zweckmäßig, praktiſch und eifrig iſt. Es iſt erſchrecklich, die Lehrmethode iſt eine der vornehmſten Urſachen der unter allen Ständen gemeinen ſehr großen Unwiſſenheit und Laſterhaftigkeit!

3. Die Mängel der gottesdienſtlichen Verſammlungen und Religionshandlungen unter den Chriſten.

4. Die Menge böſer Menſchen und Beiſpiele, die mit einer beſondern Kraft zur Nachahmung reizen, den Trieb zum Böſen rege, das Laſter geringe, oder gar ehrwürdig, und vieles Böſe erſt bekannt machen. Tauſend und wieder tauſend zum Theile gute und rechtſchaffene Menſchen würden vieles Böſe auch nicht einmal haben kennen lernen, wenn ſie es nicht an andern geſehen und von ihnen gehört hätten!

5. Die beſondern bürgerlichen Verbindungen mit Laſterhaften.

6. Schlechte Geſellſchaften; nicht ſolche, in welchen Böſes, ſondern auch, in welchen nichts Gutes geredet oder gethan wird.

7. Schriften, nicht allein ſolche, welche Religion, Tugend und gute Sitten beleidigen, ſondern auch nichts moraliſch Gutes enthalten und befördern; denn dieſe ſind für Verſtand und Herz gleich ſchädlich.

8. Irrige Grundſätze.

9. Vorurtheile in Anſehung der wichtigſten und heiligſten Religionslehren und Handlungen.

10. Die zufälligen Umſtände des Menſchen.

11. Körperlicher Zuſtand.

Aus dieſen Quellen entſpringt der ſittlich böſe Zuſtand des Menſchen, zwar nicht auf einmal, ſondern nach und nach, doch unendlich ſchneller als der ſittlich gute Zuſtand; wiewohl auch bei einem geſchwinder als bei dem andern, je nachdem ſich mehr oder weniger innere und äußere Veranlaſſungen dazu finden. Zuerſt macht ſich der Menſch, einzelner Thätigkeiten ſchuldig, die mit den Vorſchriften und dem Muſter des Vorbilds unſerer Religion ſtreiten. Und eine Thätigkeit (Urtheil, Neigung, Begierde, Empfindung, Handlung) eines vernünftigen und freien Geſchöpfs, die von irgend einem Geſetze der Vernunft und der Offenbarung, und inſonderheit von Chriſtus Vorſchriften und Muſter abweicht, heißt Sünde.

Einzelne dergleichen Thätigkeiten ſind bei dem gegenwärtigen Zuſtande des menſchlichen Geſchlechts allen und jeden gemein, dem Guten ſowohl als den Böſen, den Gebeſſerten ſowohl, als den Ungebeſſerten. Bei jenen werden ſie Schwachheitsſünden und bei dieſen Bosheitsſünden genannt.

Schwachheitsſünden ſind fehlerhafte und mit den Vorſchriften und Muſter Chriſti nicht übereinſtimmende Thätigkeiten eines gebeſſerten Menſchen, die aus natürlichem Unvermögen, ohne völlige Einwilligung und Beiſtimmung entſtehen und von Widerwillen und Beſſerung begleitet ſind; Bosheitsſünden aber dergleichen Thätigkeiten eines ungebeſſerten Menſchen, die entweder mit Vorſatz und Bewußtſeyn ausgeübt werden, oder aus einer Fertigkeit im Böſen entſtehen und darauf nicht Widerwille, wenigſtens nicht Beſſerung folgt. Beide unterſcheiden ſich alſo durch Urſprung und Folgen.

Auch Schwachheitsſünden werden ſich bei den Frommen mehr oder weniger finden, je nachdem ſie mehr oder weniger gebeſſert ſind. Auch ſie ſind wirkliche und ſtrafwürdige, nicht ſelten gefährliche, aber allzeit in Zeit und Ewigkeit ſchädliche Sünden. Sie müſſen daher aufs ſorgfältigſte vermieden und von Tage zu Tage vermindert werden.

Aus der Wiederholung einer böſen Thätigkeit entſtehen böſe Beſchaffenheiten, oder eine herrſchende Gewohnheit und Fertigkeit im Böſen. Erſt ſetzen ſich im Gemüthe des Menſchen einzelne böſe Urtheile, Neigungen, Begierden und Empfindungen feſt: aus dieſen entſpringen böſe Worte und Werke.

Das Laſter iſt eine Fertigkeit in einer mit den Vorſchriften und Muſter Chriſti ſtreitenden Thätigkeit. Sünde und Laſter ſind daher weit von einander unterſchieden. Jede einzelne herrſchende Neigung zu einer Sünde iſt Laſter und macht einen Menſchen zu einem Laſterhaften. Auch ein im übrigen gebeſſerter Menſch kann ein oder mehrere Laſter an ſich haben.

Aus der Ausübung mehrerer Laſter entſpringt ein laſterhafter Zuſtand (Stand der Sünde), welcher ein Inbegriff moraliſch böſer Thätigkeiten, Fertigkeiten und Beſchaffenheiten iſt, wo das Böſe herrſchet und das Gute überwiegt, ja gar kein eigentlich moraliſches Gute, keine Erkenntniß, keine Luſt und Kraft zu demſelben angetroffen wird.

Durch dieſes Verderben werden alle Kräfte des Geiſtes und des Leibes zwar nicht zerſtört, aber doch zerrüttet:

1) Der Verſtand, in welchem ſich Unvermögen, die wichtigſten und nöthigſten Dinge zu erkennen, Unwiſſenheit, Vorurtheile, Hang zur Verwerfung der heilſamſten Wahrheiten, oder Zweifelſucht und Irrthümer in den wichtigſten Sachen finden.

2) Die Vernunft; denn nicht ſie, ſondern gewaltſame Leidenſchaften führen die Herrſchaft in dem Menſchen.

3) Die Begierden, welchen es an gehöriger Richtung, an Uebereinſtimmung und Ordnung und an Mäßigkeit fehlt.

4) Die Freiheit, die hat er zwar noch, aber nicht die edlere Art, die der Menſch ohne Sünde hatte, und zu welcher jetzt der Chriſt zurückgeführt werden kann und ſoll; die Freiheit zwiſchen Gutem und Böſem im Uebergewichte des erſtern, ſondern eine unedlere Art, die Freiheit zwiſchen Gutem und Böſem im Uebergewichte des letztern.

5) Das Empfindungsvermögen, indem die unſchuldigen Empfindungen ausarten, die böſen aber weit ſtärker und angenehmer ſind, als die guten.

6) Die Vorſtellungskraft; der Menſch bleibt bloß bei dem Sichtbaren ſtehen und beurtheilt den Werth oder Unwerth der Dinge bloß nach dem Auge, dem Ohre und dem Gefühle; daher die unvernünftige Sinnlichkeit, eine der vornehmſten Quellen unzähliger Sünden!

7) Die Einbildungskraft; durch das Uebergewicht derſelben über Verſtand und Willen.

8) Das Gedächtniß; tauſendmal leichter faſſet und behält der Menſch das Böſe als das Gute.

9) Selbſt die Kräfte des Leibes, denn er iſt nicht nur ſchwächlich, ſondern auch voll unordentlicher Triebe, wodurch die Seele nicht nur in ihren Geſchäften gehindert, ſondern auch noch auf manchfaltige Weiſe zum Böſen gereizet und in den Schlamm unvernünftiger Sinnlichkeit [illegible] wird.

Durch jede Wiederholung des Böſen wächſt die Fertigkeit in demſelben je länger je mehr. Die Beſſerung hingegen wird deſto ſchwerer und nach und nach ſubjectiviſch unmöglich. In einem ſolchen Zuſtande aber iſt ein Menſch, ſchon vermöge der Einrichtung ſeines Gemüths, unfähig zu einem glücklichen und ſeligen Leben.

Das ſittliche Verderben iſt zu allen Zeiten ſehr groß und gemeln geweſen und iſt es noch ganz ohne die Schuld Gottes, des Erlöſers, und der durch ihn erworbenen Kräfte und verliehenen Beſſerungsmittel (wenn die Welt dieſe Mittel recht brauchen wollte, zu was für einem hohen Grade von Beſſerung und Geiſtesvollkommenheit würde ſie gelangen!), ſondern lediglich durch die unverantwortliche Schuld des Menſchen. Nach der Belehrung Jeſu iſt es etwa der vierte Theil der Chriſten, die ſich durch ihn von ihrem Verderben ganz heilen und in einem vorzüglichen Grade beſſern laſſen.

Indeß iſt es bei Einigen größer, als bei Andern, wie man aus eben dieſer Belehrung Jeſu ſieht, die zwar ihre eigentliche Beziehung auf die damalige Welt hatte, gewiſſermaßen aber allen Zeiten angemeſſen iſt.

Einige ſind ganz laſterhaft und verwerfen die Religion entweder ganz und gar, oder übertreten die Vorſchriften derſelben ungeſcheut und vorſetzlich. Jene heißen Verächter der Religion, dieſe ſichere Sünder. Bei ſolchen bringt alſo die Religion gar keinen Nutzen.

Die laſterhafte Sicherheit beſteht darin, wenn man das Laſter ungeſcheut und ohne Vorſatz der Beſſerung ausübt. Unwiſſenheit, Leichtſinn, Vorurtheile, Zerſtreuungen, lange Uebungen im Böſen ſind die vornehmſten Urſachen derſelben.

Bei Andern bringt die Religion einigen, aber nicht beſtändigen Nutzen, und das ſind diejenigen, die ſich nicht ganz für Irrthum und Laſter, aber auch nicht ganz für Wahrheit und Tugend entſcheiden, ſondern zwiſchen Irrthum und Wahrheit, zwiſchen Laſter und Tugend ſchwanken, bald gut, bald böſe, bald chriſtlich, bald nichtchriſtlich denken und leben, bald Sünde bereuen und bald wieder Sünde thun, bald die

Erinnerungen ihres Gewiſſens unterdrücken, bald aber auch, jedoch nur auf kurze Zeit und aus Furcht denſelben folgen, heute z. B. am Communiontage unterlaſſen, was ſie zu anderer Zeit thun, und heute thun, was ſie ſonſt unterlaſſen. Dieſe ſind eben ſowohl als jene Laſterhafte, und wenn ſie ſo lange bleiben, für die chriſtliche Tugend und für die wahre Glückſeligkeit gleichſam verloren. Es iſt keine Feſtigkeit in ihrem Charakter, keine Gleichförmigkeit in ihren Grundſätzen. Ihre Anzahl iſt weit größer, als die Anzahl jener.

Noch Andere ſind nicht ganz böſe, aber auch nicht ganz gut, oder wenigſtens nicht ſo gut, das iſt, nicht ſo reich an Weisheit, an chriſtlicher Rechtſchaffenheit und Tugend, an Zufriedenheit und Seligkeit, als ſie nach den Fähigkeiten und Kräften und nach den Vorzügen, womit ſie als Chriſten vor vielen Menſchen und Völkern begnadet ſind, ſeyn könnten und ſollten. Sie ſind zwar von vielen, aber nicht von allen Laſtern, von äußerlich und bürgerlich ſtrafbaren Handlungen, aber nicht von niedrigen und irdiſchen Geſinnungen und von unordentlichen und böſen Leidenſchaften frei. Sie üben einige, vielleicht viele, aber nicht alle Tugenden, die ſie zu üben Kräfte und Gelegenheit haben könnten, oder ſie üben ſie nicht mit rechter chriſtlicher Lauterkeit. Sie bleiben daher von dem Ziele der Vollkommenheit immer gleich weit entfernt, oder nähern ſich demſelben nur mit langſamen Schritten. Auch dieſes ſind Laſterhafte und deren Anzahl iſt bei weitem die größte; bei dieſen bringt die Religion einigen, aber nicht genugſamen Nutzen. Zerſtreuungen, Geſchäfte, Sorgen und Wollüſte dieſes Lebens, Vorurtheile, Leichtſinn und Trägheit hindern und erſticken die Kraft der Religion in ihren Gemüthern.

Noch eine Art von Laſterhaften zeichnet Jeſus unter dem Namen der Heuchler aus. Und das ſind diejenigen, bei welchen die Laſterhaftigkeit unter dem Scheine der Tugend verborgen iſt, und zwar entweder vorſätzlich oder unvorſätzlich.

Vorſätzliche Heuchler ſind diejenigen, die es wiſſen, daß ſie böſe ſind, aber gut zu ſcheinen ſuchen.

Sie zeichnen ſich vorzüglich dadurch aus, daß ſie viel von Pflicht und Religion reden, aber von dem allem nichts thun. Was ſie thun, thun ſie aus Eitelkeit, Ruhmſucht und mit einem gewiſſen Gepränge. Sie eifern für Religion und Tugend, und unter dem Scheine derſelben verbergen ſie die größten Schandthaten. In Kleinigkeiten und in der Beobachtung äußerlicher Religionsgebräuche ſind ſie emſig und in den wichtigſten und nothwendigſten Dingen gewiſſenlos. Dem Aeußerlichen nach ſind ſie von den Laſtern der Welt abgeſondert, ſind ſie vorzügliche Heilige, inwendig aber voll niederträchtiger Abſichten und ſchändlicher Geſinnungen. Von allen Menſchen urtheilen ſie lieblos und ſtrenge, von ſich ſelbſt aber aufs beſte.

Dieſe Menſchen ſind unter allen auf Erden die böſeſten, für die menſchliche Geſellſchaft, für die Religion und Tugend die gefährlichſten und nachtheiligſten und daher auch die allerſtrafwürdigſten.

Unvorſätzliche Heuchler ſind diejenigen, die ſich einbilden fromm zu ſeyn, aber nichts weniger als fromm ſind. Auch ſie haben einen großen Schein der Frömmigkeit. Aber ihre Frömmigkeit iſt entweder bloß eine äußerliche in dem Bekenntniſſe der Religion und in der Beobachtung ihrer Gebräuche und Anordnungen und dringt gar nicht auf den Grund des Herzens, oder ſie iſt unbeſtändig und unvollkommen. Bei dem allen ſind ſie mit ihrer Frömmigkeit außerordentlich zufrieden.

Dieſe ſind zwar nicht ſo ſchädlich als jene. Allein ihre Anzahl iſt weit größer und ihr Zuſtand gefährlicher, weil Niemand ſchwerer zu beſſern iſt als ſie.

Hiebei iſt unnöthig, daß wir zwar, damit wir uns durch die Heuchelei Anderer nicht hintergehen laſſen, vorſichtig doch auch beſcheiden, in der Beurtheilung unſrer ſelbſt aber deſto ſtrenger ſind, und uns, damit wir die Heuchelei entweder an uns erkennen, oder uns davon bewahren, nach dem Kennzeichen der wahren Frömmigkeit unparteiiſch prüfen, nämlich ob unſere Frömmigkeit theils vollſtändig, theils rein und rechtſchaffen genug iſt, ob uns dabei Demuth leitet und beſonders herzliche Menſchenliebe beſeelt.

Das Gute, was dergleichen Laſterhafte an ſich zeigen, heißt Scheintugend, weil es äußerlich mit der Tugend eine große Aehnlichkeit hat und mit derſelben verwechſelt wird, jedoch aber demſelben theils an Vollſtändigkeit, theils an Redlichkeit und Güte fehlt, indem es entweder aus unlautern und ſtrafbaren, oder aus unzulänglichen Abſichten, oder gar ohne Abſichten ausgeübt wird.

Die einzelnen Laſter ſind zwar unzählig und es können derſelben durch zufällige Urſachen und durch Mißbrauch der Freiheit immer mehrere werden. Sie haben aber alle ihren Grund in einem ungebeſſerten Verſtande und Herzen und ſind zwar alle Verſündigungen wider Gott und wider Chriſtum, jedoch betreffen ſie unmittelbar und zunächſt entweder Gott, oder uns ſelbſt, oder andere.

Ich habe Ihnen hier, mein lieber Bruder! das ſittliche Verderben im Kurzen geſchildert, aus welchem Sie die Stufe ſeiner Herabwürdigung ſehen können.

Dem Menſchen, der ſich zur Weisheit und zum Lichte ſchwingen will, bleibt daher kein anderes Mittel übrig, als daß er an dem großen Werke ſeiner Regeneration arbeite, wozu er die kräftigſten Mittel in der Offenbarung findet, denn dieſe enthüllet ihm die wirkendſten Kräfte, die er in ſeinem verlaſſenen Zuſtande allerdings nothwendig hat, theils um ſich gegen die böſen Einflüſſe, die ihn umgeben, zu bewahren und nicht immer tiefer zu ſinken, theils um durch ihre ſinnliche Beihilfe in Stand geſetzt zu werden, den Willen des Höchſten zu vollziehen.

Wenn der Menſch durch die Wiedergeburt ſeines Geiſtes ein neues Leben erreicht und ſich das Innere ſeiner Seele verändert, dann nähert er ſich der Salbung der Heiligung; er ſieht durch die Augen des Geiſtes und fühlt durch die Annäherung zur Gottheit. Dann öffnen ſich ihm die Bücher der Weisheit, von welchen geſchrieben ſteht: Exactis quadraginta diebus locutus est altissimus dicens: Priora, quæ scripsisti, in palam pone, legant digni et indigni; novissimos autem septuaginta libros conservabis, ut tradas eos Sapientibus de populo, quorum corda scis posse capere et servare secreta hæc; in his enim est vena intellectus, sapientiæ fons, et scientiæ flumen.

Durch die Weisheit, die ſich ihm mittheilt, lernt er die Bande kennen, die das Intellecktuelle mit dem Körperlichen vereinen; es öffnet ſich ihm die Kenntniß der ganzen Natur und er ſieht Dinge, die die Weisheit des Menſchen nicht erreichen kann.

Ich habe Sie nun, mein Bruder! in den erſten Grundſätzen und Lehren der Weisheit unterrichtet, reichen Sie mir nur ferner aufmerkſam ihr Ohr als ein Freund der Tugend und der Freundſchaft, und ihre Seele öffne ſich zu den männlichen Geboten der Wahrheit; ich will Sie auch den Weg kennen lehren, der zu dem glücklichſten Leben führt. Sie ſollen lernen, dem Urheber aller Dinge zu gefallen, mit That und Kraft, die Art, alle Mittel anzuwenden, die die Vorſicht dem guten Menſchen anvertraute, um ſein und anderer Glück zu befördern.

Ihr Herz, mein Bruder! ſey das erſte Opfer der Gottheit; beten Sie täglich mit tiefſter Demuth die Majeſtät dieſes Weſens an, das das Ganze erſchuf und erhält, das unſer Herz ganz erfüllt und das doch unſer Geiſt weder begreifen noch beſtimmen kann. Bedauern Sie, mein Bruder! die elende Thorheit derjenigen, die ihre Augen feſt zuſchließen, damit das Licht der Weisheit nie in ihre Seele dringe, bedauern Sie die, die den Werth der Tugend, der Offenbarung und der Religion nicht kennen, daß ihr Herz, mein Bruder! immer dankbar und gerührt bei den väterlichen Gutthaten der Gottheit ſey, daß Sie die Herabwürdigung des Geiſtes des Menſchen durch die Sünde immer erkennen und ſich der Leitung des Ewigen überlaſſen. Glauben Sie, mein Bruder! daß Sie nur glücklich ſeyn werden, wenn Sie ſich der Urquelle des Lichts nähern, die Gott iſt. Erheben Sie oft ihre Seele über die materiellen Gegenſtände, die Sie umgeben, und blicken Sie den Himmel an, der Ihre Erbſchaft, Ihr Antheil und Ihr Vaterland iſt.

Opfern Sie dem Gott der Liebe Ihren Willen und Ihre Begierde auf, machen Sie ſich würdig ſeines belebenden Einfluſſes, erfüllen Sie die Geſetze als Menſch, die er Ihnen auferlegte; nur Gott zu gefallen kann Ihr Glück ſeyn; Vereinigung mit ihm iſt unſere Beſtimmung und muß die Richtung all unſerer Handlungen ſeyn.

Aber wie, mein Bruder! dürften wir unſere Blicke zu dem Weſen aller Weſen erheben, wir Geſchöpfe von Staub, Sclaven der Sinnlichkeit, die jede Minute ſeine heiligen Ordnungen übertreten, wenn nicht ſeine Allgüte, ſeine väterliche Sorgfalt uns einen Erlöſer gegeben hätte. Der Gerechtigkeit eines Gottes überlaſſen, wo würden Sie Zuflucht ſuchen können, als in den Armen desjenigen, der für alle Menſchen blutete. Beugen Sie ſich tief im Staube vor dem Worte, das Fleiſch geworden iſt, und ſegnen Sie die Vorſicht, die Ihnen das Glück gab, im Schooße des Chriſtenthums geboren zu ſeyn. Laſſen Sie das Evangelium die Baſis aller Ihrer Handlungen ſeyn, Ihr Leben ſey thätig und mild ohne Gleißnerei, ohne Fanatism; das Chriſtenthum bleibt nicht allein bei der Speculation der großen Wahrheiten, ſie bringt ſie auch in Ausübung und ſo werden Sie glücklich ſeyn, Ihre Zeitgenoſſen werden Sie ſegnen und Sie werden einſt ohne Furcht vor dem Throne des Ewigen erſcheinen.

Zum Muſter Ihrer Lebenshandlungen ſtellen Sie ſich das Bild unſers Erlöſers vor; ſein Leben iſt das Beiſpiel der Liebe und der Heiligkeit und der Grund der heiligen Religion. Bedauern Sie den Irrthum, ohne die Menſchen zu haſſen, die im Irrthume ſind, und überlaſſen Sie Gott die Sorge, darüber zu richten. Ihre Sorge ſey, zu lieben, zu dulden. Denken Sie, daß Sie als Menſch beſtimmt ſind, unter den Geſchöpfen der König der Schöpfung zu ſeyn, und vergeſſen Sie nie Ihre große Würde. Alles, was Sie umgibt und hienieden umſchwebt, iſt ſterblich und der Verweſung unterworfen, nur Ihre unſterbliche Seele, das Kind der Gottheit, überlebt und wird nie zu Grunde gehen.

Werfen Sie ſich in Staub und beten Sie mit Ehrfurcht den Ewigen an; jedes Gebet iſt Annäherung, Action, die wieder Gegen-Action hervorbringt, und bemühen Sie ſich immer mehr, ſich den Feſſeln der Sinnlichkeit zu entreißen, um ſich dem Intellectuellen zu nähern. Lieben Sie nach dem Vorbilde des Erlöſers alle Menſchen und handeln Sie nach ſeinen Vorſchriften, ſeyen Sie Freund, Bürger, Unterthan, verehren Sie die Geſetze und die Fürſten und denken Sie, daß die Fürſten das Vorbild der Gottheit hienieden ſind. Ihnen ſteht es nie zu, ſie zu tadeln, oder ſie zur Rechenſchaft ihrer Handlungen aufzufordern; Ihre Pflicht, mein Bruder! ſey zu gehorchen. Wenn Sie je dieſe heilige Pflicht übertreten würden, ſo müßten Sie bei dem Namen Vaterland und bei dem Namen des Fürſten erzittern; jeder redliche Mann würde Sie von ſeinem Buſen zurückſtoßen als einen Feind der öffentlichen Ordnung, denn nur Chriſtus wußte die Vaterlandsliebe mit Menſchenliebe zu vereinen.

Seyen Sie tapfer als Krieger, gerecht als Richter, ſanft als Herr, treu als Diener; ſeyen Sie ein zärtlicher Vater, ein guter Gatte, ein gehorſamer Sohn, ein liebender Unterthan, und in allen Angelegenheiten des Lebens nehmen Sie Chriſtuslehre zu Ihrer Richtſchnur.

Die Bearbeitung Ihres Geiſtes ſey Ihr tägliches Tagwerk, ſich immer zu höherer Vollkommenheit zu ſchwingen, ſey Ihr Endzweck, und Sie werden ſich jener Höhe nähern, die die Glückſeligkeit des erſten Menſchen war — jener Höhe, zu der uns die Offenbarung und die Religion ruft. Sie werden ſich zum würdigen Geſchöpfe des Himmels und der Gottheit bilden und der Segen wird auf Ihrem Haupte ruhen, Sie werden den Namen eines Weiſen verdienen, Sie werden frei, glücklich und ſelig ſeyn.

Nun habe ich Ihnen weiter nichts mehr zu ſagen; fangen Sie die practiſchen Arbeiten der Verbeſſerung, der Aufſchwingung Ihrer Seele an, und die Gottheit, die Weisheit und Güte iſt, wird Sie weiter führen. Genug für mich, wenn ich Ihnen den Weg zur Weisheit zeigte, wenn ich Ihnen den

Schlüſſel zu den größten Geheimniſſen gab. Die Pforte, die für Sie noch geſchloſſen iſt, müſſen Sie ſelbſt öffnen; verzagen Sie nicht, an der Hand der Religion, treu den Grundſätzen der Chriſtuslehre und der Kirche, erreichen Sie den Endzweck ihrer Hoffnungen. Einfalt, Zutrauen und Unterwerfung ſind die Eigenſchaften, die die Weisheit von Ihnen fordert; handeln Sie immer nach den Grundſätzen des Chriſtenthums und forſchen Sie über Dinge, die Sie anfangs nicht begreifen können, nicht neugierig nach. Der große Fenelon ſey ihr Muſter, der öffentlich ſeine Meinungen den höhern Einſichten unterwarf, der herrlichſte Beweis ſeines edeln Herzens, der Weisheit mit Aufrichtigkeit und Demuth und nicht mit Stolz ſuchte. Vergeſſen Sie nie, was ich Ihnen gleich anfangs geſagt habe: Der Menſch kann nicht zum Wiſſen gelangen, der nicht glaubt. Leben Sie wohl! und der Himmel ſegne Sie auf Ihren Wegen!

* * *

II.

Gefühle

im

Tempel der Natur.

Geſühle

bei

der Urne der durchlauchtigſten Fürſtin

Henriette, Chriſtine, Caroline, Louiſe,

Landgräfin zu Heſſen.

Senke dich herab von deiner himmliſchen Wohnung,
Ernſte Betrachtung, du Schweſter der Weisheit!
Und hier bei dieſer einſamen Grabſtätte
Erleuchte mein Herz mit frommen Gefühlen.
Vergönne mir dein heiliges Licht und öffne das Aug
Meiner ſchmachtenden Seele.
Schärfe den Blick, daß er dringe —
Tief dringe durch den Grabhügel.
Hier, wo heilige Stille
Den Sabbath der Ewigkeit feiert,
Wo das Kleid der Sterblichkeit modert,
Das einſt eine Edle umgab,
Die in der Hülle einer Sterblichen
Den Pfad des Lebens wandelte.
Sanfter Mond,
Du Vertrauter der Weisheit!
Du haſt in allen entfernten Jahrhunderten
Den Frommen geleuchtet,
Und mit deinen reinigenden Strahlen
Das Aug der Betrachtung aufgeklärt.
Wie ſtill gleiteſt du nicht über meinen Scheitel,
Als fürchteteſt du dich,
Meine arbeitende Seele zu ſtören.

Dein Licht verbreiteſt du ſanft über die Urne,
Die Friedrich, der Einzige,
Der Verklärten ſetzte.
Männlich und groß war der Charakter der Ruhenden;
Sie verband Güte des Herzens
Mit Muth und Geiſt,
Und Entſchloſſenheit und Heroism
Waren die Charakterzüge ihrer Seele.
Durchdringend war ihr Verſtand und ſchnell umfaſſend.
Ausgebreitete Kenntniſſe zierten ihren Geiſt,
Und wohlgeordnete Lektüre ihre Seele;
Sie war gutthätig und kannte den Werth
Der leidenden Menſchheit.
Ihre Wohlthaten gleichen den Geſchenken des Frühlings,
Deſſen ſchöpferiſches Daſeyn
Mit Wonne jede Gegend umgibt,
Die ſeine Schritte durchwandeln.
Die dürre Staude kleidet er mit jungem Laub,
Mit Blumen die Wieſen.
Sein erwärmender Hauch
Thauet die Kälte vom Berg und zerſchmelzet die Ketten,
Die die Bäche feſſelten mit Eis; und ſo gibt er der Sonne,
Die Spiegel der Natur, die Quellen und Bäche zurück.
Wie eine wohlthätige Gottheit,
Wandelte die Gerechte,
Die hier unter dieſem Grabhügel ſchlummert,
Durch die Thale des Lebens.
Gute Thaten folgen ihr nach
Ins Gefilde der Ewigkeit.
Da legte ſie das Kleid der Sterblichkeit ab,
Und, harrend auf die Güte der Gottheit,
Voll ſtiller Erwartung,
Stieg ſie unerſchrocken hinab
In die Grüfte des Todes.
Stille Einſamkeit!
Lehre mich hier den Werth des Lebens kennen!

Hier ruht ſie, die Roſenknoſpe,
Bewacht von ſchützenden Engeln.
Frei von den Stürmen des Lebens
Entfaltet ſie ſich zur Blume
Für den Garten der Ewigkeit.
In ihr ſpiegelt ſich nun die Gottheit,
In ihr ſpiegelt ſich nun des Ewigen Bild,
Und erkennt ſein Weſen, das ſein Ebenbild war.
O was wähn' ich hier! welches Gefühl! welche Ahnung!
Hier, wo die Welt nichts ſieht, ſieht mein Geiſt alles;
Hier, wo der Furchtſame zurück ſcheut,
Und zittert bei dem Worte, Verweſung,
Hier fühl ich erſt, daß ich lebe,
Und daß es für die Seele keinen Tod gibt.
Hier wird mir klein, was die Welt groß nennt,
Und groß, was ſie verachtet.
Entwicklung höherer Kräfte iſt ja nicht Tod.
Die zerbrechliche Hütte zerfällt,
Die wir theuer genug verzinſten,
Und die Tochter des Himmels
Schwingt ſich zu den Wohnungen der Seligkeit auf,
Die für ſie beſtimmt ſind.
Ehrwürdig iſt noch der Staub, den ſie bewohnte!
Denn der Staub umſchloß ſie, die Unſterbliche,
Und wurde durch Thaten geheiligt,
Durch ſchöne Thaten des Lebens.
Auch du Staub biſt nun ſchon edler
Auf der Stufe der Fortſchreitung.
Auf dich wartet Verklärung am großen Tag der Wiedervergeltung.
Einsweilen biſt du hier bewacht von den Wächtern der Sterblichen.
Selbſt die Lilie darf ſich nicht mit dir kleiden;
Heilig biſt du, bewahrt zur hochzeitlichen Kleidung.
Nur einem Engel, wenn er ſich von den ewigen Gewölken
Des Univerſums herabläßt,

Iſt es erlaubt, dieſen Staub zu entlehnen,
Wenn er ſich ſichtbar unſern gröbern Organen darſtellt,
Als ein Verkündiger der Wahrheit der Ewigkeit.
Doch ſtill! — die Winde wehen,
Das Laub der Bäume bewegt ſich über dem Grab:
Welches Gefühl! —
Seyd mir geſegnet, ihr koſtbaren Augenblicke
Der mitternächtlichen Stunde!
Ihr ruft mich zur Lehrſchule.
Hier, an der Pforte der Ewigkeit
Lehrt die Verweſung Wahrheit und Tugend.
Allmächtige Gottheit!
Laß mich meine Knie tief vor dir beugen,
Du wirkteſt das Gute in der Verklärten.
Die Gottheit beſtimmte dich, Selige! zum Thron,
Und der Schimmer des Throns verblendete nie dein Aug,
Und die Feſſeln der Pracht laſteten nie deinen freigebornen Geiſt.
Vergebens ſuchte die irdiſche Hoheit deine Gunſt,
Vergebens lächelte ſie dir zu, ſie, die Verrätherin,
Die Könige in Feſſeln ſchließt,
Und mit Sklaverei ihre Lüſternheit ſtraft.
Mit gelaſſener Enthaltſamkeit
Berührteſt du nur leicht mit unſchuldigen Lippen
Den Becher menſchlicher Freuden.
Deine Seele dürſtete nach reineren Quellen,
Nach Quellen, die die Erde nicht gibt.
Deine Tugend beſiegte die Leidenſchaften der Gröſſe,
Die heimtückiſch ſich um die Thronen lagern,
Die Könige zu Bettlern machen,
Die Almoſen irdiſcher Freude von den Betrügerinnen erbetteln.
Geboren zur Ewigkeit,
Wandelteſt du einer Reiſenden gleich,
Voll eiferſüchtiger Sorge für deine Würden
Durch die Wanderſchaft dieſes Lebens.
Die Erfüllung der heiligſten Pflichten
War Wonne für dein fühlendes Herz.

Gattin und Mutter zu ſeyn,
Deine Kinder zu Menſchen zu bilden.
Von dieſem Gedanken durchdrungen,
Erhobſt du neu erwachend dein Aug mit jedem Tage
Und erblickteſt in jedem Geſchöpf den Abdruck der Gottheit.
Du zählteſt weislich deine Stunden,
Und dein Herz ergab ſich der Weisheit.
Das Aug deiner Seele las tief im Buch der Schöpfung,
Und du ſahſt nichts durch das täuſchende Glas irdiſcher Wünſche.
Für Sphären höherer Art bildeteſt du deine Kinder
Zu Fürſtenkindern und Menſchen,
Und drückteſt das Siegel großer Empfindungen
Früh in ihr fühlendes Herz.
Standhaft und harrend warſt du in allem,
Was deine große Seele entwarf.
Thätige Willenskraft war deine Güte,
Nicht bloſe Impulſion;
Mit Weisheit verbunden
War jedes deiner Unternehmen,
Und zog dir Bewunderung und Achtung zu.
Dank dir, Unſterbliche!
Seligkeit iſt dein Lohn im Gefilde der Ewigkeit.
Hier, wo du ruheſt, iſt ein Tempel
Gebaut dem Ewigen.
Heilig iſt dieſe Stätte, eingeweiht mit Thränen des Gefühls,
Geheiligt durch Thränen der Dankbarkeit.
Hier ſteht das Grabmal einer Verklärten.
Schaudre zurück mit heiliger Ehrfurcht, Sterblicher!
Wer iſt im Stande, mit den Augen des Fleiſches
Den Geiſt des Ewigen zu beſehen,
Der die Grabſtätte des Frommen umſchwebt?
Wer malt das Licht und den Glanz der Strahlen
Des Lebensendes des Gerechten?
Nur Engel können es malen,
Die die Gemälde der Ewigkeit kennen,
Ein Sterblicher nicht!

Seligkeit der Tugend.

Laura war ſchön; blühend war ſie
Wie eine entfaltete Roſe, an deſſen purpurnen Blättern
Sich die Sonne im Morgenthau ſpiegelt.
Majeſtätiſch wallte ihr nußbraunes Haar
Den weißen Nacken herunter.
Grazien ordneten ihren ſchlanken Wuchs und der Ton ihrer
Stimme
War Melodie der Natur.
Freudig hüpfte ſie, wie ein munteres Reh,
Im ſchattigten Thale, wo ambroſiſche Gerüche
Von Kräutern düfteten.
Balſamiſchen Wohlgeruch von Frühlingsblumen
Trugen gaukelnde Weſtwinde mit leichten Flügeln
Der aufgehenden Sonne entgegen,
Zum Geſchenke des erwachenden Morgens.
Schon ſiebzehn wiedergekommene Maien
Feierte Laura im Roſenmond,
Denn ſiebzehnmal blühte die hohe Linde
An der Hütte von Laurens Aeltern,
Seitdem die Gottheit dieſes Geſchenk der Liebe
Den Redlichen gab.
Die Sonne ging auf, und feierlich rauchten
Die Berge in der herumliegenden Gegend;
So wie einſt auf Abels Altar
Das Dankopfer rauchte.
Mit dankvollem Herzen heftete Laura
Ihr ſeelenvolles Aug zum Himmel.
Wonne ſchlich in ihr unſchuldiges Herz. —
Die blühende Wieſe und das lachende Kornfeld,
Mit friedvollen ländlichen Hütten vermiſcht,
Entzückte ihren erſtaunenden Blick.
Ganz fühlte ſie die Herrlichkeit des Frühlingsmorgens:
Mit heiligem Entzücken ſtund ſie da, ſprachlos und ſtaunend
Tauſend zärtliche Thränen machten ihrem Gefühle Luſt.

Mit empor gehobenen Händen betete ſie,
Die Unſchuldige, ſo zum Himmel:
„Dank Dir! — Dir Geber meines Lebens! —
„Dank Dir für das Wonnegefühl dieſes Morgens! —
„Schön iſt deine Welt, die Du erſchaffen:
„Aber noch ſchöner das menſchliche Antlitz,
„Wenn noch kein Laſter ſeine Züge entheiligt hat,
„Und wenn noch Friede und Tugend ſich darin ſpiegeln.
„In ihrem Lenze, in ihrem jugendlichen Schmuck
„Iſt jetzt noch die lachende Natur:
„Und auch ich, beſtimmt, einſt auf den Wegen der Tugend
„Zu Dir, Unſterblicher! zu kommen,
„Auch ich bin noch im Frühlinge meiner Jahre,
„Aber ſie, die Zeit der Wonne,
„Soll nicht in Tändeleien vorübergleiten.
„Ich will Früchte der Tugend tragen,
„Und alsdenn, wenn der Winter meiner Jahre kömmt,
„Sanft in die Grube ſinken.
„Die welkende Hülle ſoll die mütterliche Erde bedecken,
„Wie bei des Winters verderbender Kälte
„Sie die Wurzel des Baumes deckt,
„Der im Frühlinge wieder zu neuen Blüthen erwachet.“

So ſprach Laura, und durch blaulichte Wolken
Sah ihr blaueres Aug zum Himmel auf. —
Da ſie noch ſo ſtund, ſo ertönte im nahen Laube
Die Stimme des Schönſten der Jünglinge.
Attenor war es, — der Beſte der Menſchen.
Rechtſchaffenheit ſtrahlte in ſeinem heitern Auge,
Und Beſcheidenheit war auf ſeiner männlichen Stirne.
Längſt liebte er Lauren: — gut und unſchuldig liebte er ſie,
So wie in Edens Gründen
Unſere erſten Aeltern ſich liebten,
Ehe die Sünde die Erde ſchreckte.
Da ſtund er, der gute Jüngling.
Heilige Treue und Liebe ſchwur er dem Mädchen zu.

Namloſe Wonne ſtrömte durch den Buſen
Der Liebenden.
Schon wandelten ſie Arm in Arm
Durch die blühenden Fluren,
Als Laurens Mutter ſie belauſchte.
Unter dem ſchützenden Schatten
Einer alten Linde
Bereitete die gute Mutter ein Frühſtück.
Hänflinge und Maiſen waren auf dem hohen Gipfel des Baumes,
Und ſtimmten ihre Kehlen zu ländlichen Konzerten.
Auch Laurens alter Vater kam herbei,
Gelehnt auf ſeinen Stab und freute ſich,
Daß Attenor ſein Mädchen liebte.
„Du! ſo ſprach er: Du Attenor, meines verſtorbenen
„Freundes Sohn,
„Du, der Frömmſte unter den Jünglingen dieſer Gegend!
„Stets fielen meine Wünſche auf Dich:
„Nimm meine Einwilligung, — und die Gottheit gebe
„Euch Segen und Glück!“ —
Die Gottheit hörte das Gebet dieſes Frommen,
Und Segen ſtrömte vom Himmel herab,
Wie wohlthätiger Thau auf die Blumen ſtrömt.
Selig lebten ſie viele Jahre dahin:
Endlich rufte die Stimme des Ewigen
Attenors Freundin zu ſich.
Sie ſtarb, und ihre letzte Umarmung
Heiligte der Freundſchaft Kuß. —
„Ich ſterbe nicht, Attenor! ſo ſagte Laura:
„Nur entkleidet ſich meine Seele,
„Um dich in den Gegenden ewiger Wonne
„Mit neuen Reizen zu empfangen.
„Näher werden wir uns dort in der Ewigkeit umſchließen,
„Wenn nichts mehr die Liebenden trennt,
„Und gleichgeſtimmte Seelen nur Eins werden.“
So ſprach ſie; und lächelnd ſchloß ſie ihr Auge.

Todtenbläſſe überzog ihr Geſicht,
Und die Röthe ihrer Wangen wich wie die Röthe der Roſe
Beim Dampfe des Schwefels.
Sie entſchlief, und Attenor ſammelte
Die Aſche der Entſeelten in eine marmorne Urne.
Die ſetzte er im Schatten dunkler Zypreſſen,
Und pflanzte hohe Pappelbäume umher,
Und ſchrieb in den Marmor
Dieſe Grabſchrift:

Meine Gefährtin war ſie,
Und iſt weggewandelt
Hin in eine ſeligere Gegend,
Wo Ruh' und Zufriedenheit thronen. —
Sie war im Frühling ihrer Tage
Und ich begann meinen Morgen;
Da fand ich ſie, — ſie mich, und liebvolles Gefühl
Goß ſegnend des Lebens Wonne auf uns.
Früh, vereint mit Unſchuld und Tugend,
Entflohn unſre Tage,
Sanft und ſchnell wie die Baumblüthe im Frühling,
Ehe ſie ein Sturmwind entblättert.
Doch ach! die Blüthe fiel ab — geſchüttelt,
Durch die räuberiſchen Hände des Todes,
Ward mir die Roſe geraubt, die ich pflegte.
Langſam ſank ſie dahin; an meinem fühlenden Buſen
Welkte ſie, die Gute! zur Verweſung hin.
Ruhe ſanft, Beſte der Sterblichen! nie ſchlug ein edleres Herz
Im Buſen des Weibes. —
Ruhe ſelig — ſanft beleuchte der Mond deine Aſche,
Täglich durch Attenors Thränen geheiligt!

Gefühle der Schwermuth bei der Leiche einer geliebten Gattin.

Nächtliche Stille herrſcht in dieſer öden Gegend,
Wie die Stille der einſamen Stunden der Mitternacht.
Traurig verbreitet die Todtenlampe ihren düſtern Schein
In dieſem dunkeln Gewölbe.
Kalter Schauder ſtrömt durch jedes meiner Glieder:
Meine Schritte wanken, und gräßliche Furcht
Bemächtigt ſich meines Herzens.
Doch warum zittert mein Fuß auf dem Pfade,
Wo er gleitet?
Warum träufelt der Schweiß von meiner Stirne?
Bin ich denn nicht hier — hier, wo das Ende alles
Elendes iſt? —
Fort mit euch, ihr Schreckenbilder! —
Tyrannen ſchufen euch. — Freundlich lächelt der Tod,
Nicht gräßlich für den, der längſt ſchon ſeine Freundſchaft ſuchte.
Komm, reiche mir deine Hand, letzter Gefährte des Sterblichen! —
Und nimm von mir den Dank des Leidenden,
Den du mit Güte aus dem Kerker dieſes Lebens führteſt.
Dein Blick ſcheint mir ſchon holder zu ſeyn,
Schon ſanfter dein Aug. —
Warum ſollte ich denn vor dir zittern?
Biſt du nicht der Menſchenfreund?
Wer, als du, bringt die Tugend zu ihrer Belohnung?
Wer, als du, vereinigt uns mit unſern Freunden?
Wer, als du, führt den Menſchen zu ſeiner Beſtimmung? —
Ja, gleich ſeinem Bruder, dem holden Schlaf,
Bringt der Tod den mit Jammer beladenen Sterblichen
In die Arme der Ruhe.
Den kalten Lippen des Sterbenden
Entzieht er ſanft den erſchöpften Kelch des menſchlichen Leidens.

Doch — was zeigt ſich hier meinem Auge? —
Elmire! — Gehüllt im Todtenkleide! — —
Elmire — biſt du es? — Du Geliebteſte der Sterblichen!
Sie! — Die biſt du! — Dieſen unfühlbaren Körper
Bewohnte einſt die zärtlichſte der Seelen.
Wer hat die Roſen von deinen Wangen gepflückt?
Wer mit Eis deine heißen Lippen gefeſſelt? —
Dein ſeelenvolles Aug deckt dunkle Nacht.
Kein Kuß, der dich einſt beſeelte,
Weckt deine Blicke mehr zum Leben.
Elmire! — Dein Ohr iſt taub zu der Stimme deines Gatten!
Elmire! — Dein Herz ſchlägt nicht mehr dem meinen entgegen,
Kein Troſt fließt mehr von deiner Zunge in meine Seele;
Vergebens ſtreckt ſich meine Hand nach der deinen.
Ach warum mußteſt du mich verlaſſen! —
Wie dieſer unfühlbare Körper war einſt Elmirens,
Die ſo zärtlich fühlte? —
Nein, nein! Das iſt Täuſchung. — Elmire! Das biſt du nicht.
Doch, unſterbliches Weſen! Iſt es Traum, oder Wahrheit, was ich ſehe? —
Hier ſind doch Elmirens Züge — hier ihre Hand, die mir Treue ſchwur,
Hier ihre Lippen, die Balſam auf meinen Kummer goſſen,
Hier ihr ganzes Weſen; — und unfühlbar zu meinen Schmerzen?
Nein, nein! Das iſt Täuſchung. — Das iſt Elmire nicht.
Ja, wollte Gott — daß ſie es nicht wäre! —
Erwache doch, erwache, theuerſte der Freundinnen! —
Wohl! — Wenn du unfühlbar zu meinem Rufen biſt,
So höre das Gewinſel deiner Kinder.
Kannſt du, Natur! die Thränen der Unſchuldigen ſehen? —
Kannſt du ſie ſehen, ohne Elmiren aus dem Schlummer
Des Todes zu wecken? — — —
Iſt es darum, daß du ihnen das Leben gabſt,
Um Unglücklichen wieder alles zu entreißen,

Was dem Herzen heilig iſt? —
O himmliſche Philantropie! Beſte aller Tugenden!
Lohnſt du mein Leben ſo, wie eine Buſenverrätherin
Mit Qualen?
Du pfropfteſt grauſam auch fremdes Elend auf Herzen,
Schon genug beladen mit eigenem.
Warum mußte unſere Seligkeit an fremden Gütern hangen! —
Unglückliche Kinder! warum habt ihr einſt von Elmi Buſen
Die Milch des Elendes getrunken? —
Hättet ihr doch nie den Tag geſehen,
Nie gefühlt, was Sterben iſt! —
O ewig Geliebte! wie theuer hab' ich die Seligkeit bezah
Die ich einſt in deinen Armen koſtete! —
Alle meine Hoffnungen hingen an dir,
An dir, die Menſchen ehrten, und verſchwiſterte Engel liebten. —
Ach! ſeitdem ich getrennt bin von deinem
Belebenden Blick,
Seitdem ſind meine Tage mir Qual,
Hölle des Lebens die Nächte. —
O hätte ich nie den Werth der Liebe gefühlt! —
Ach! hätte nie meine ſchmachtende Seele
Schmelzend in deinem Arme der Erde Trotz geboten!
Trunken von Engelsfreuden lebte ich
Die Tage dahin, die ſtets heilig
Dem Vergnügen waren. —
In balſamiſchen Thälern pflückten wir des
Frühlings Blumen,
Und jugendliche Lieder der Vögel weckten uns
Mit jedem Morgen zur Freude auf.
Schäumend aus dem Becher unſers Herzens
Tranken wir Wonne in großen Zügen.
Und nun verfinſtert ſich die Sonne meiner Freuden,
Und meine Thränen löſchen alle Spuren
Vom Glücke auf ewig aus. —

Wer biſt du, du! — Der du es wagteſt,
Die Züge der Schönheit ſo zu verſtellen,
Und mir das Edelſte aller Geſchöpfe zu entreißen? —
Gib ſie mir zurück! — zurück — Engel des Todes!
Sage! wer du immer biſt, grauſames Weſen!
Was berechtigt dich, Herzen zu trennen, die ſich liebten,
Und die die Gottheit vereinte? —
Schrecklich wird die Nacht: — der heulende Sturmwind
Brauſet über den Gräbern daher. — Der praſſelnde Hagel
Strömt von den hohen Zinnen des Tempels.
Wetterwolken decken den Mond, und nur bei leuchtenden Blitzen
Leitet die Furcht den zitternden Schritt des Wanderers.
Fürchterlich raſſelt der Ziegel vom Dache
Des kämpfenden Thurms,
Als eine vom Sturmwind erfochtene Beute.
Doch ſoll meine Seele nicht mehr bei dieſen Schreckniſſen zittern.
Keine Furcht entfernt mich von deiner fürchterlichen Stätte.
Durch Moder und Verweſung will ich hindringen
Bis in das Innerſte deines ſcheußlichen Tempels,
Um dir zu zeigen, was die Liebe vermag. —
Hier in dem Wohnort des Schreckens,
Wo das Todesröcheln der Menſchen
Und das Gewinſel der leidenden Sterbenden
Die Muſik deiner Hallen ſind:
Hier, wo Mord und Krankheit mit Gift und Dolchen
Sich fürchterlich zu deinen Befehlen rüſten,
Und auf die ehernen Gewölbe in ſterbenden Geſichtern
Die Siege ihrer Grauſamkeit zeichnen; —
Hier, wo ſtatt Ambra faulende Dünſte
Den Wohnort der Zerſtörung durchdämpfen;
Hier, wohin noch niemals ein Sterblicher ſeine Schritte wagte,
Hier bin ich, und ſodere aus deinen Armen Elmiren zurück.
Du, der du hier thronſt in den Grüften der Verweſung,
Und mit Menſchenknochen deinen Pallaſt umſchanzeſt,
Um dich vor dem Zutritte der furchtſamen Sterblichen zu ſchützen,

Höre mich, Cherub des Todes!
Oder wie dich ſonſt elende Sterbliche nennen,
Die, wie Grasblumen im Heumonde
Unter deiner Senſe fallen.
Und wenn dein Weſen fühlbar zu Thränen iſt,
Die arme Sterbliche vergießen,
So gib mir Elmiren zurück.
Gib ſie mir! — Meine Thränen ſollen ihre kalten Glie
erwärmen,
Wie der Weſtwind im Frühlinge
Durch ſeinen wärmeuden Hauch
Das Eis von den Feldern thauet.
Gib ſie mir! — wo nicht — ſo will ich — — —
Doch was will ich, armer Sterblicher!
Gegen Engel wagen? —
Wer weiß es? — Aber kann ich nicht auch dieſe Hülle
mir werfen?
Dann bin ich Geiſt, wie du,
Und mit gleichen Kräften will ich mich dann an dich wage
Und die Wunde rächen, die du mir verſetzteſt. —
Doch, Thörichter! wohin verleiten mich meine Gedanken!
Wohin mein Gram! — —
Verzeihung, — Todesengel! — Verzeihung meiner Schw
merei!
Bitten will ich dich, wie Sterbliche Engel bitten können,
Mit mir Mitleiden zu haben.
Sieh, dort am einſamen Bach ſaß ich oft mit Elmiren,
Und ſchwur dort der Menſchheit Liebe, und den Göttern Tre
Iſt dieſes der Lohn unſerer Tugend?
Weißt du nicht mehr den Altar, den unſere Hände dir baute
Und wo ich dir das ſchönſte meiner Lämmer ſchlachtete,
Um dich zu bitten,
Mich nie von Elmiren zu trennen?
Grauſamer! nimmſt du Opfer von Sterblichen an,
Um ihrer zu ſpotten?
Gut, ſo will ich mit eigenen Händen

Den Opferheerd zuſammen reißen.
Ephen und Moos ſoll die Erde bedecken,
Wo ich dir, grauſamer Engel! einſt Opfer gab.
Doch bei dir iſt mein Flehen vergebens.
Gut, doch ſollſt du mich von Elmiren nicht trennen.
Hier, wo den Sterblichen ſchaudert,
Wo die Menſchheit von erblaßten Leichen zurückbebt,
Hier bei Elmiren will ich wohnen.
Arm in Arm will ich die Leiche umſchließen,
Und keine Gottheit ſoll mich von der Geliebten trennen.
Und wenn mit Motten und Würmern
Die Verweſung kömmt,
So will ich Motten und Würmer bitten,
Elmirens Leichnam zu ſchonen, —
Und Motten und Würmer werden meine Bitte hören,
Um dich Todesengel zu beſchämen.
Aber! — wie lächelt Elmirens Mund! — welche Zauberſtimme
Ertönt in dieſen unterirdiſchen Grüften? —
„Was beneideſt du mir, Grauſamer! die Ruhe?
„Warum läſterſt du meinen Freund, den Tod? —
„Er hat mich zwar aus deinen Armen genommen:
„Aber kurz iſt die Zeit unſerer Trennung:
„Bald wird er uns wieder in Gegenden vereinen,
„Wo keine Trennung mehr iſt.
„Sohn der Zeit! erinnere dich der Ungewißheit deiner Stunden.
„Die Geburt gibt ſchon dem Tode ſein Recht.
„Leben heißt anfangen zu ſterben.
„Ueber alles ſtreckt die Verweſung ihre mächtige Hand.
„Die Schöpfung iſt ein weites Gebiete voll Sterbender,
„Zufall, Alter und Krankheit, die Brüder des Todes
„Theilen die Herrſchaft über die Erde.
„Das Alter weiht das ſilberne Haupt des Greiſes
„Der Todesſichel.
„Sieh umher, was für Geſilde voll Leichen! —
„Schaarenweis reißt hier die Seuche

„Blühende Jünglinge hin;
„Dort die zerſtörende Schlacht —
„Waſſer und Feuer, Mangel und Ueberfluß, Verzweiflung
und Freude —
„Wer zählt die namenloſen Feinde
„Des menſchlichen Lebens? —
„Dunkel deckt die verödeten Welten,
„Und verlöſchte Sonnen trauern im weiten Raume
„Der Schöpfung.
„Und du weinſt über die Verwandlung
„Einer Sterblichen, die aus der verweslichen Schale
„Die Gottheit zur Unſterblichkeit ruft? —
„Siehſt du nicht, wie der Wurm, der einſt im Staube kroch,
„Nun prächtig ſein Grab verläßt, und ſich in einer höhern
„Gegend empor ſchwingt? —
„Nenne, geliebter Gatte! meine Befreiung
„Aus dem Gefängniß der Erde nicht Tod. —
„Die Schuppe fiel vom verblendeten Auge;
„Ich ſehe heller die Werke der Liebe.
„Weine nicht! — du verlorſt mich nicht,
„Für mich geſchaffene Seele!
„Nach kurzen Stunden
„Werden wir uns jenſeits umfaſſen.
„Denke nicht einſam zu ſeyn, mein Geliebter!
„Dein wachender Schutzgeiſt
„Wird deine Elmire ſeyn.
„Wenn du mit Thränen im Auge
„Um mich ſeufzeſt,
„So will ich unſichtbar neben dir ſtehen,
„Und ſüßer Schauder ſoll dir meine Gegenwart melden,
„Wenn du im Frühlingsabend
„Unter dem Schatten der Linde ſitzeſt.
„So wird dich Elmire dein Leben durch begleiten,
„Und im Tode deine letzten Seufzer empfangen,
„Um dich in das ſturmloſe Reich
„Der Ewigkeit zu überbringen.“ —

So tönte Elmirens Stimme, und heilige Unterwerfung
Gegen die ewigen Rathſchlüſſe der Gottheit
Bemächtigte ſich meines Geiſtes.
Mit gebeugtem Knie verehre ich die Wege der Vorſicht,
Und mein Auge ſoll nur Thränen der Liebe weinen.
Verzeih, Unſterblicher! der Schwäche unſerer Seele! —
Heilig ſind dir die Thränen der Freundſchaft:
In deinen Schoos will ich ſie weinen,
Und mit Geduld in dieſem Leben den Zeitpunkt erwarten,
Indem es dir gefällt, dieſe Thränen
Zu trocknen. —

Die Armuth.

Ein Gemälde.

Mit Moos dicht bewachſen
Iſt das vermoderte Brett,
Das das Obdach dieſer Hütte bildet.
Morſche Pfeiler ſind die ſchwachen Stützen
Geräthloſer Wände,
Durch die die Winde gräßlich ſauſen. —
Kälte Näſſe deckt den ſchlammigten Boden,
Und füllet mit Inſekten und Koth den elenden Wohnort
Des leidenden Armen.
Hier, wo der Regen ſeine ſchlechten Lumpen
Durchweichet, die ſeine elenden Glieder decken,
Und die brennende Sonne ſeine bloße Scheitel röſtet;
Hier, wo kein wohlthätiger Baum ſeinen Schatten
Verbreitet,
Kein trockener Raſen den Müden zur Ruhe ladet,
Hier, wo vielleicht keine Schlange wohnen möchte,
Hier wohnt ein Menſch. —
Wer biſt du, armes Geſchöpf? — wer hat dich ſo aus der
Menſchheit

Verwieſen? —
Komm her, Bruder und Mitmenſch,
Und ſtelle dich auf dieſen Hügel! —
Ich will dich deinen Brüdern zeigen.
Todtenbläſſe verwüſtet deine Züge,
Und der Gram, der deine Stirne entſtaltet,
Verkündigt das Leiden deiner Seele
Im ſchrecklichen Ausdrucke.
Du! — du biſt es alſo, der verlaſſen von ſeinen Brüdern
Einſam in dieſem Weltthale lebt! —
Lebt, als hätte dich die Natur von den Rechten
Der Menſchheit ausgeſchloſſen.
Bruder! o ſage mir, was häufte das Elend über
Dein edles Haupt? —
Wer entriß dir deine Nahrung,
Wer dein Kleid, das deine Glieder deckte?
Gab nicht Gott und die Natur jedem Menſchen
Gleiche Rechte? —
Warum biſt du ſo von ſelben ausgeſchloſſen? —
Iſt nicht der weite Umfang dieſer Erde
Fruchtbar genug, um uns alle zu nähren?
Wer iſt es, der es wagte, dein Antheil
Dir zu entreißen? —
Sieh umher! hier hängt erquickende Frucht
An dicht beladenen Bäumen,
Und winkt dir zur Erholung.
Warum zauderſt du, die Frucht zu pflücken,
Die deinen Lippen entgegen lächelt?
Aber nein, pflücke ſie nicht! Es zeichnet ja dieſe umherſ
hende Wand
Das Recht des Eigenthums eines andern.
Verbrechen wäre es für dich, ſie zu pflücken;
Die Geſellſchaft würde deine Hände ſtrafen:
Ein Verbrecher würdeſt du ſeyn.
Geh hin, und mit demüthigem Blicke
Kriech im Staube vor dem Reichern:

Bettle an der Thüre deines Bruders
Um Labſal für deine dürſtende Zunge.
Hier — ſo ſprich — an deinem Baume
Hängt eine Frucht, die meine Seele ſtärken könnte;
Aber ſie iſt dein — gib ſie mir — du haſt noch tauſende der Früchte,
Und ich nicht eine. —
Aber — was willſt du jetzt, kühner Bettler! — ſo ſpricht der Reiche —
Glaubſt du wohl, daß meine Gärtner
Die Bäume für dich Elenden pflanzen? —
Geh und ſtöre mich nicht in meinen Geſchäften.
Siehſt du nicht die hunderte meiner Diener,
Die geſchäftig hin und wieder eilen,
Um die Tafel mit prächtigen Speiſen zu beſetzen,
Weil ich Freunde zum Mittagmahle bat? —
Geh, packe dich! — was arme Mönche
Von ihren Tellern waſchen,
Das magſt du dir zur Erquickung holen.
So ſpricht er, und keine Thräne entfällt ſeinem Bimſenauge.
Gramvoll ſtehſt du da, armer Bruder!
Und ſiehſt mit neidiſchem Blicke
Auf den Brocken hin, an dem die Hunde des Reichen nagen.
O hätt' ich — ſo ſeufzeſt du, und Thränen netzen deine Wangen —
O hätt' ich doch auch ſo ein Bein!
Ich wollte es meinen armen Kindern bringen,
Ich wollte — o ſchweig, elender Mitmenſch, ſchweig!
Deine Stimme empört mein Herz.
Iſt es ſo weit auf dieſer Erde gekommen,
Daß Hunde beſſere Tage genießen,
Als arme Menſchen? —
Wie du fragſt! — Wie kannſt du fragen! —
Siehſt du denn nicht, daß die Schätze der Natur
Zum Raub' einiger Weniger geworden,
Die ſtärker als andere ſind? —

Sage mir, wo iſt wohl noch ein Ort,
Wo ein Elender ruhen kann,
Ohne von ſeinen Brüdern geſtört zu werden?
Wenn Entkräftung deine matten Glieder ſtreckt,
Und wenn dein ſinkendes Haupt den härteſten der Steine
Zum Polſter wählt;
So kann man dir dieſen noch entreißen,
Wenn der Eigenthümer, der ihn beſitzet,
Keine Seele hat.
Flüſſe werden in Feſſeln gelegt,
Und Quellen verſiegelt. —
Wo ſuchſt du Labung, wenn Durſt deine
Vertrocknete Kehle martert?
Unter Menſchen ſuche ſie nicht.
Nur der gutthätige Himmel wird deine ſchmachtende Zunge
Unentgeldlich laben,
Wenn Regen von ſeinen Wolken ſtrömt,
Oder wohlthätiges Thau die Fluren tränket.
Dann ſtrecke deine heiße Zunge zum Himmel,
Und Labſal wird auf deine Lippen fließen.
O Schande der Natur! — Wie entſtellte der Menſch die Schöpfung,
Wo die Gottheit mit Güte
Das kleinſte der Inſecten ſpeiſet. —
Noch nie fiel es der Raupe ein,
Auf dem Blatt, wo ſie lebt, einen Umraum zu ziehen
Und zu ſagen: — Das iſt mein.
Aber auch die niedrige Raupe
Kennt keine andere Bedürfniſſe,
Als die der Natur;
Und unerſchöpfliche Quellen
Liegen in den Werken der Schöpfung.
Hätten wir nie die Wege der Natur verlaſſen,
Nie Bedürfniſſe erdacht, die die Menſchheit nicht kannte,
So würden ſo viele unſerer Brüder nicht elend ſeyn.
Aber ſo verließen wir die Schätze der Schöpfung,

Und ſuchten Geld in unterirdiſchen Grüften,
Um uns Feſſeln des Elendes zu ſchmieden.
Wie ſchauderts meinem Blicke vor den ſchrecklichen Höhlen,
Wo ewige Finſterniſſe thronen,
Wie in den Vorhöfen des Orcus.
Hier in dieſe fürchterlichen Abgründe
Steigen beſoldete Sclaven
Zur Schande der Menſchheit hinab,
Und entſagen dem Lichte der Sonne,
Um Metalle zu ſuchen,
Und graben Unglück und Armuth
Mit ſelben aus.
Geld iſt der Götze der Erde;
Dieſem opfert man Unſchuld und Glück.
Wo ſind ſie nun die Tage der Fröhlichkeit und des Friedens,
Die einſt in Edens Gegend ſo herrlich blühten! —
Sie ſind nicht mehr! — nur wie ein ſchöner Traum
Sind ſie verſchwunden und liegen begraben
Unter den unermeßlichen Trümmern
Hinweggerollter Jahrhunderte.
Die finſtern Wolken der Vorurtheile und des Laſters
Haben der Unſchuld heiliges Bild in den
Herzen der Menſchen verdunkelt.
Unabläßig ſeufzen wir nach Glücke,
Aber vergebens;
Dem Sohne des Unglücks gleich, der entfernt
Von ſeinem trauten Vaterlande
Auf fremden Boden
Unter dem Joche als Sclave
Schmachtet.
Vergebens wirft er thränenvolle Blicke
Ueber das unermeßliche Gefilde
Des Meeres hin:
Unſichtbare Ufer ſchneiden ihn
Von ſeiner trauten Heimath.
Die Bilder des Vergnügens

Verſchwinden in ſeiner Phantaſie,
Der Traum zerſtiebt und nichts bleibt,
Als Elend, ihm übrig.
Hier, wo hohe Palläſte ſich dem Auge zeigen,
Hier wird ſelten Weihrauch der Tugend geſtreut:
Das zärtliche Gefühl verbirgt ſich ſelten
Unter das vergoldete Getäfel,
Wo der Stolz froſtig in den Armen der
Weichlichkeit
Seine mühevollen Genüſſe berechnet.
Ach! wie ſchauderts mir, wenn ich da den Elenden ſehe,
Wie er an euren Schwellen leidet,
Wo ihr in Wollüſten praſſet.
O verkennt ihr denn, ihr Reiche!
Eure Beſtimmung,
Durch Geſchenke des Zufalls euch Schätze der
Ewigkeit zu ſammeln
Und Menſchen glücklich zu machen!
Hat nicht die Vorſicht den Armen
Eurer Pflege anvertraut? —
Und warum laſſet ihr ihn im Elende ſchmachten?
Aber ich Thörichter!
Was klage ich!
Muß man nicht eine Seele haben,
Wenn man fühlen will?
Und wo iſt ſie, dieſe fühlbare Seele
Bei euch, die ihr in Kiſten
Eure Herzen verſperrt,
Die unfühlbar wie eure Metalle ſind?
O Menſchheit! führe mich doch aus dem
Kerker der Städte
Auf das wonnevolle Land,
Wo noch der arme Hirt
Sein ſchwarzes Brod
Mit dem Armen theilet,
Und wo noch Menſchen mit freundſchaftlicher Wonne

Unter dem Schatten einer Eiche
Erfriſchende Milch brüderlich verzehren.
Da, o Gottheit! laß mich wohnen,
Und die Freude unſerer Beſtimmung genießen —
Genießen die Wonne,
Menſch und Bruder zu ſeyn.

Ein Gemälde nach der Natur.

Bruderliebe! Du der Gottheit Kind!
Wo ſoll ich dich ſuchen?
Ach wie glücklich war nicht die Erde,
Als du noch in freundſchaftlicher Wonne
Bei uns wohnteſt!
Sanft lächelte des Menſchen Aug,
Und ſelige Ruhe
Floß aus ſprechenden Blicken.
Des Freundes Arm ſchlang ſich noch
Um den Nacken des Bruders,
An dem der Bruder hing.
Den Schweiß der Wehmuth trocknete der Liebende
Von der Stirne des Leidenden.
Und die Thränen des Kummers
Wurden aus dem trüben Auge
Des weinenden Bruders
Geküſſet.
Eine Seele verſammelte noch
Die Empfindungen Aller
In einen Buſen.
Göttliche Harmonien, nur hörbar
Zarteren Seelen,
Liſpelten leiſe Freudentöne
In gleich geſtimmte Herzen.
O welche Wonne erſchuf ſich dort
Der menſchliche Geiſt!

Welche Gefilde der Ruhe verbreiteten ſich
Um den Sterblichen,
Als noch Blicke voll von Seele
Mit ſchlagendem Herzen
Empfindungen der Liebe verriethen!
Rein wie die Unſchuld war der Menſch;
Kein Schmerz deckte mit ſeinem
Mitternächtlichen Flügel
Des Bedrängten Haupt.
Süßer Gedanke! darf ich dich noch denken?
Denken! und wird dich mein Schmerz
Nicht entweih'n?
Ach! in den einſamſten der Höhlen,
Von keinem Geſchöpfe behorchet,
Will ich klagen im leidenden Tone,
Wie die Nachtigall um ihre verlornen Jungen
Mütterlich jammert.
O! ſagt doch ihr Menſchen,
In welche verödete Wüſte
Habt ihr ſie, die Bruderliebe, verwieſen?
Ach! daß mein leidendes Herz doch nicht
Schlüge, und daß mein Geiſt,
Geſchaffen zur Angſt,
Wie dort das Gewölke vom Himmel
In die Nacht des Todes entflöh' —
Wenn ich an dich, Verwieſene, denke.
Verfolgungsgeiſt herrſcht auf dieſem Umraume
Der Erde;
Brüder rüſten ſich gegen Brüder,
Und Dolch und Gift waffnen die Hände
Boshafter Sterblichen.
Hier verwüſten räuberiſche Armeen
Die blühende Saat — und die Hoffnung des Landmanns
Blut röthet die entweihten Bäche,
Die einſt wonnevoll durch die Fluren floßen.
Gleich dem Donner fährt

Ein verwüſtendes Blei
Aus ehernen Schlünden,
Und raubt Hunderten das Leben;
Das Leben — das die Größten der Könige
Keiner Mücke geben können.
Hier ſchwingt ſich in ungeheurer Verwüſtung
Eine glühende Bombe
Bis zum Olympus empor.
Zertrümmert ſpeit ſie Zerſtörung um ſich
Aus feurigem Rachen,
Stürzt Tempel und Paläſte in Staub,
Und vergräbt redliche Bürger
Unter den Ruinen
Ihres freundſchaftlichen Heerdes.
Dort blutet in den Armen ſeiner zärtlichen Gattin
An dem Opferheerde der falſchen Ehre
Der geharniſchte Mann in voller Rüſtung;
Noch röthet ſein Schwert vom Blute ſeiner Brüder,
Die ihm niemals Leides gethan.
Röchelnd ſtirbt er — und ſein erloſchenes Auge
Schielt noch neidiſch hin auf den feindſeligen Lorbeer,
Der ſeine bleichen Schläfe umzingelt.
Er vergißt die Bande der Freundſchaft,
Zerreißt die Ketten der Liebe,
Vertigert ſein Herz und verwölft ſeine Seele,
Um ganz Krieger zu ſeyn. —
Tod iſt alſo euer Ruhm — Tod eure Ehre,
Ihr Helden! —
Ah, wie eure Lorbeer — doch ſchön an eurer Stirne glänzen,
Befleckt mit Menſchenblut,
Erworben um Gold und verabſcheut
Von geplünderten Ländern.
O unglückliche Ehre! — abſcheuliches Vorurtheil
Von Jahrhunderten!
Nie adelte dich eine menſchliche That;
Nichts rettet dich vor der Verachtung

Des Weiſen. —
Iſt der Held glücklicher am Ende des Lebens,
Der tauſend mordet und ſich doch vor dem Stahle
Des Todes nicht retten kann?
O laſſet euch, ihr Krieger, von dem Mittagsſtrahle
Eurer Tage nicht blenden,
Rechnet auch den Morgen und Abend
Zum Tage.
Die ganze Summe eures grenzloſen Rufes
Iſt ein Mährchen,
Zuſammengeſetzt aus Ruhm und Schande. —
Aber vergebens iſt die Stimme der Menſchheit,
Sie dringt nicht durch gepanzerte Herzen,
Und der ſanfte Strahl der Vernunft
Gleitet ab von den Häuptern,
Die mit eiſernen Helmen bedeckt ſind.
Erſt, wenn ihr im Staube gewälzt,
Bluten und ſterben werdet,
Werdet ihr die falſche Leiter eurer Glückſeligkeit kennen —
Auf der ihr ſtehet,
Kennen, daß alles, was den Helden erhebt,
Den Menſchen erniedrigt. —
Doch wie — ſchwingt hier nicht ein eben ſo gräßlicher Dämon,
Als der des Krieges,
In den Zeiten des Friedens
Seinen ſchwarzen Fittich
Ueber unglückliche Städte.
Ja — er bildet zur Qual der Menſchheit
Unfühlbare Juriſten,
Und im geheimſten Aufenthalte verurtheilter Geiſter,
Wo ewige Nacht und Finſterniß thronen,
Wird Liſt und Chicane
Auf Satans Ambos geſchmiedet.
Liſt zerſtört dein demüthiges Haus,
Und deine wirthſchaftliche Schwelle

Wird von der Chicane verſchlungen.
Vergebens ſtreckeſt du deine Hände
Zum Himmel auf.
Zänkereien verdrängen die Stimme der Unſchuld
Im geſetzmäßigen Lärm
Vor dem geblendeten Richter.
Erkaufte Knechte des Goldes untergraben
Mit ſchändlichen Kniffen
Den Pfad, auf dem der Ehrliche
Sicher zu wandeln glaubt.
Glänzenden Staub ſtreuen die Feinſten der Betrüger
In die Augen der Wahrheit.
Vergebens ruft die gedrückte Waiſe
Den Beiſtand der Themis an.
Der Ausſpruch verweht ſich oft,
Wie die Seifenblaſe des ſpielenden Knaben,
Wenn ſie den ſchöpferiſchen Strohhalm verläßt,
Und ſich in tauſend Theilchen zerſtäubet.
So decket mit dreifachem Erze ein ſchwarzer Dämon
Auch das Herz mancher Reichen,
Und ſetzt ſie gefühllos hin in Marmorpaläſte.
Da mäſten ſie ihren Bauch mit Seufzern der Armen,
Und trinken Thränen des Elendes
Aus goldenen Bechern.
Lachen, ſchlafen und tanzen,
Und bilden ſich zuverläßig ein,
Daß, weil ihre Wänſte
Von Speiſen ſtrotzen,
Daß auf dieſem weiten Umraume der Erde
Kein Menſch mehr hungere.
O gütiger Schöpfer! haſt du denn
Keine pfadloſe Wüſte,
Kein unentdecktes Ufer dem redlichen Sterblichen
Auf dieſem gränzloſen Meere
Zur Zuflucht aufgehoben?

Ich will meine Stirne, gebeugt zur Erde,
Verſtecken im Schilf,
Und mit Riedgras meine Augen verdecken,
Und meine erſchrockenen Blicke
Sollen nicht mehr zurücke beben
Von den ſchaudernden Scenen
Des menſchlichen Elendes.
O du, wer du biſt, deſſen ſchändlicher Hochmuth
Zu deinen Füßen den Bruder wälzt,
Deſſen leidenden Vater
Deine ſtolzen Ferſen zu Boden drücken,
Erheb dein Haupt zur glänzenden Sonne!
Prächtig beſcheint ſie die niedere Hütte,
Prächtig, ſo wie ſie Paläſte beſcheint,
Um dich zu erinnern,
Daß der geringſte der Sclaven
Menſch iſt — wie du.
Aber vergebens ſpricht mein Mund von Gefühle.
Dein ſeelenloſer Buſen
Empfängt nicht mehr den ſanften Eindruck
Unſchuldiger Freuden.
Deine Seele gleicht jenen Flüſſen,
Die von unlautern Bächen geſchwellt ſind.
Vergebens ſucht man das glänzende Bild
Des lazurnen Himmels in ihnen.
Trübe ſind die Fluten, und Schlamm
Verdunkelt den entſtalteten Spiegel,
In dem ſich einſt die Allmacht beſah.
Menſchen ſind immer gegen Menſchen gerüſtet;
Gleich ſterbliche Weſen
Verfolgen ſich gegenſeitig zum Tode,
Und tödten noch ſterbend.
Eigennutz nährt in ihrem thieriſchen Buſen
Immer den thörichten Stolz.
Ich bin beſſer als andere:
Iſt die Sprache des Hochmuths,

Und daher jener Geiſt der Verfolgung,
Jene unglückliche Wuth,
Mit neidiſchem Auge im Herzen des Nächſten
Immer Fehler zu ſuchen.
Wenn Unglück dem Bruder droht,
Oder wenn aus donnernden Wolken
Der Wetterſtrahl fährt
Und ſeine Scheunen in Feuer ſetzt,
So netzt keine Thräne das Aug.
Die menſchenfeindliche Schmähſucht
Dichtet Laſter dem Unglücklichen an,
Und unſer Herz ſagt uns:
Er hat es verdient — es war Strafe;
Und wir ſind oft zehnmal
Mehr ſtrafbar. — —
O! ſo dachteſt du nicht, menſchenfreundlicher Silvan;
Deine Lippen waren immer die Schützer
Des menſchlichen Elendes;
Nie haſt du einen unglücklichen Bruder
Mit neuen Bürden beſchwert,
Nie Wermuth mit Bosheit geſtreuet
In den Becher des Unglücks.
Ach! lebteſt du noch —
Doch nein — wohl dir, daß du ſtarbſt.
Dein Herz, o Silvan! wie würde es bluten,
Täglich ſo viel lebende Geſchöpfe
Mit Menſchengeſichtern zu ſehen,
Und ſo wenig Menſchen
Zu finden!

Das Land und die Stadt.

Ein Gemälde.

Dort im öden Thale,
Wo die einſame Hütte

Verlaſſen ſteht:
Dort wo die Fichte fürchterlich ſich über Abgründe
Neiget, und rauſchende Fluten
Mit ſchrecklichem Brauſen
Schäumend ſich über Felſen
Stürzen:
Dort ſitzt bei einer majeſtätiſchen Eiche,
Die Jahrhunderte zählt,
Am Fuß der dunkeln Gebirge
Ein armes Kind.
Verlaſſen von allen Menſchen,
Spielt dieſes unſchuldige Geſchöpf
Am Bache mit Steinen,
Und bauet im Rande am Ufer der Bäche
Mit unſchuldigen Händen
Kleine Gebirge.
Tändelnd erlebt es mit Wonne
Der Kindheit Tage.
Immer neue Gegenſtände der Natur
Reizen ſeine begierigen Blicke.
Bald bewundert es die Hunderten der Sonnen,
Die in den Bächen glänzen,
Bald eilet ſein begieriges Aug
Nach den ſilbernen Schuppen
Des ſpielenden Fiſches.
Nun eilt es den Schmetterlingen nach,
Die mit tauſendfarbigen Flügeln
Im Thale auf den Blumen flattern.
Jetzt erhaſchet es einen der ſchönſten
Aus den Sommervögeln,
Und was iſt wohl ſeiner Freude gleich?
Schon eilet es ſeinem Vater entgegen,
Der, mit ſchweißbedecktem Geſichte
Bei ſinkender Sonne,
Vom Feldbau ermüdet,
Sich in die Arme ſeiner Gattin

Sehnet.
Hier Vater! ſo ruft der Knabe, hier ſehet,
Welch einen ſchönen Vogel
Hab' ich euch nicht gefangen!
Nun ſoll er immer bei uns wohnen,
Am Abend will ich mein Brod
Mit ihm theilen,
Und die Nacht über ſoll er in meinem Lager
Mit mir ſchlafen.
Von Moos und Blumen will ich ihm,
Dem ſchönen Vogel
Ein Lager bauen.
Auch täglich ſoll er mit mir
Die Fluren beſuchen,
Und luſtig im Thale
Mit den Blumen ſeyn.
O Vater! ihr erlaubet ja,
Ihn zu behalten?
So ſpricht der Knabe,
Und eine Thräne fließt auf die braune Wange
Des Vaters.
Er ſieht ſeine Gattin an und ein Kuß,
So wie die erſten Menſchen ſich küßten,
Rauſcht auf unſchuldsvollen Lippen.
Arm in Arm ſezten ſie ſich, die Redlichen,
Unter die Schwelle
Ihres kleinen Hauſes,
Und auf der Mutterſchoos ſitzt der Knabe,
Der die Freude ihrer Tage iſt.
Gähling entreißt ſich der Sommervogel
Seinem Gefängniſſe.
Aus der unachtſamen Hand des Kindes
Iſt er ſchon weit in der Ebne fort. —
Halt! ſchreit der Knabe vergebens:
Halt, du loſer Vogel!
Warum biſt du jetzt fort? — und ich wollte

Dir nun Milch und Butter geben,
Auch wirſt du im offenen Felde
Kein ſolches Lager finden,
Als ich dir ſchon in Gedanken
Bereitet habe.
Wenn Winde und Hagel ſtürmen,
Wo wirſt du dich, armer Vogel,
Wohl ſchützen können?
Armer Vogel! So ſpricht der Knab' und Thränen
Rollen aus ſeinem Auge.
Allein der gute Vater tröſtet ihn mit Küſſen
Ueber den verlornen Vogel,
Und die Mutter eilt geſchäftig um Aepfel und Pflaumen,
Und ſucht den Verluſt zu erſetzen.
Ach! welch eine herrliche Scene,
Mann, Vater und Gatte zu ſeyn!
O könnte ich dieſes Bild, das ich einſt ſah,
Immer in meiner Seele erneuen!
O wie mächtig fühle ich noch
Den Eindruck in meinem Herzen! —
Mann der Natur! — unſchuldig und rein wie ſie,
Laß dich in meine Arme ſchließen!
Dein ſchlanker Wuchs, der Bau deiner Nerven,
Und dein männliches Geſicht
Verkündigen mir das Glück deiner Gegend.
Da hat der Weichling noch nicht die Natur geſchändet,
Und Kinder des Elendes gepflanzt.
An dem Buſen deiner geſunden Gattin
Hängt der Säugling wie das Bild des Lebens,
Und ſein Adleraug — und die Röthe der Wangen
Der Mutter — ſagt uns, Unſchuld und Geſundheit
Sind auf dem Boden,
Wo wir wohnen.
O glückliche Menſchen! euer Genuß
Iſt Reichthum der Natur.
Die Menſchheit kennt auch keine andern Schätze,

Kein anders Glück.
O Brüder! eure Tugend verdient es,
Daß euch unwandelbare Gebirge
Vor Menſchen ſchützen,
Die die Städte bewohnen
Und die Gegend vergiften.
Ihr habt wenig, ihr Brüder! aber ihr ſeyd reich,
Denn der iſt reich, der wenig Bedürfniſſe hat.
Ach, könnte ich bei euch wohnen,
Ich wollte gerne dieſe Fetzen von mir werfen,
Auf die der Schneider mein Anſehen nähet.
Bräme ſchwer von Seiden,
Aber für Gold bezahlt, macht hie den
Werth des Mannes.
Biſt du nicht verkleidet, wie der Aff des Arztes,
So wird dir jeder Diener ſpotten,
Und von weitem dich ſchon
Von den Thüren weiſen.
Verhunze dein Geſicht, lächle,
Wenn du weinen möchteſt,
Beuge dich und krieche — dieſes iſt die Sprache der Stadt.
Frühe am Morgen muß ich mir ſchon
Meine Haare krauſen laſſen;
Nach Krümmungen, die Paris erfand,
Müſſen ſich meine Locken ſchmiegen,
Und wie ein Nebel fliegt Mehlſtaub,
Und bereifet ungepuderte Köpfe.
So muß ich denn, ich Gottes Geſchöpf,
Verhunzt wie ein Narr, nach Mode handeln.
O hätte die Gewohnheit nicht das Recht
Dieſen Thorheiten gegeben,
Was würden Menſchen wohl denken,
Wenn ſie Menſchen ſo ſehen?
Da muß ich meine friedſamen Lenden
Aus Mode täglich mit langen Schwertern umgürten,
Und lange Degen, verdammt zum ewigen Frieden,

An meinen Hüften ſchleppen.
Da muß ich Hüte, unbrauchbar zum Bedecken,
In meinen-Händen tragen,
Und mechaniſch wie ein Automat mich krümmen,
Und wie ein Papagey ſprechen:
Guten Morgen! gute Nacht! wie befinden Sie ſich?
Ohne Empfindung, ohne Gefühl
Antwortet mir der Gefragte:
Recht wohl, — und ihre Geſundheit? —
Und dieſes alles ſo mechaniſch,
Als eine Maſchine
Mechaniſch nur immer ſeyn kann.
Dann kömmt die Zeit, daß ich geputzt
In Vorzimmern der Reichen
Die entſetzlichſte der Lügen höre,
Die Schmeichler ſagen.
Da kommen erhungerte Dichter
Mit ellenlangen Gedichten,
Und ſchaffen manchen Satyr zum Jupiter um.
Die Stunde ernſthafterer Geſchäfte
Naht ſich endlich, und in Karoſſen
Und Sänften
Eilen Juſtiz und Finanz
Zu ihrer Beſtimmung,
Verfolgt von einem Haufen
Jammernder Menſchen.
Thränen des Elendes
Der Aermſten der Streitenden
Waſchen das Blut von dem Tempel der Themis,
Das noch an ihrer Schwelle klebt,
Von gemetzelten Menſchen.
Dick gemäſtete Männer,
Ohne Gefühl, ohne Empfindung,
Beweiſen aus zentnerſchweren Autoren,
Daß Gold ſchwerer wiegt,
Als der Flügel einer Mücke.

Der erſchrockene Landmann
Hört erſtaunend die Zauberſprüche,
Und bezahlt um theures Geld
Unverſtändliche Worte. —
Doch ſtill! — Welch ein entſetzlicher Lärm
Lockt mein begieriges Aug zu andern Scenen?
Was iſt hier und was ſind dieſe Männer in Masken,
Die, wie raſende Thoren
Sätze auf Sätze häufen,
Wie Geyer ſchreien und ſich wie Krähen einander verfolgen? —
Sie ſind Gelehrte, ſagt man mir,
Sie ſind Doctores.
Doctores? und was ſoll dieſer lächerliche Ermel,
Und dieſes Viereck von Filz
Auf ihrer runzlichten Stirne? —
Dieſes ſind die Zeichen des Gradus.
Hab euch Dank! — nun iſt mir das Räthſel
Vollkommen gelöst,
Und ich wundere mich nicht mehr
Ueber geſchriebene Folianten von Narren,
Wenn ein Ermel und ein Viereck von Filz
Den Menſchen zum Weiſen macht.
So ſpringen nervigte Jungen
Auf offenem Platze in eiskaltes Waſſer,
Und werden durch alte Gewohnheit
Im Brunnen zu Metzgern gradirt.
O menſchliche Thorheit! Weisheit und Größe
Seht ihr an Sachen, wo ſie nicht ſind.
Einige brüſten ſich in Lumpen, andere in Seide,
(Sagt Pope) der Schuſter im Schurzfell,
Und der Doctor im Mantel.
Was iſt ſo verſchieden, als Mantel und Schurzfell,
Als ein Weiſer und ein Narr;
Und doch macht Verdienſt nur den Mann,
Und Tugend den Weiſen;
Alles andere iſt Mantel und Schurzfell.

Was iſt der Ruhm? — ein eingebildetes Leben,
Durch fremden Athem,
Das vor dem Tode nicht in unſrer Gewalt ſteht.
Narrheit iſt alles, was uns nicht beſſer macht,
Was dem Menſchen nicht nützt.
Aber bei unſerer Zeit
Macht der Helmſchmied den Helden,
Der Goldſticker den Ritter,
Und der Schneider den Doctor.
Nur der Narr macht ſich ſelbſt,
Denn er trägt keine Kappe mehr.
Beſteckt mit Titeln, behängt mit Medaillen,
Was biſt du mehr, als was Menſchen dir geben können,
Und Sclaven von Menſchen? —
Eine eingebildete Hoheit
Macht den Schwindel unſrer Vernunft.
Vor allen Laſtern gebt dem Hochmuth
Die Nieſewurz.
Wenn der Menſch nicht mehr hinauf ſteigen kann,
So geht er abwärts.
Nero erniedrigt ſich unter die Thiere; ſeine Niederträchtigkeit
Iſt ſein Ehrgeiz in der Verzweiflung.
Habt ihr nie an langen Faden gebunden
Den ſummenden Käfer geſehen,
Mit dem in den Tagen des Maies
Der muntere Knabe
Am Abend ſpielet? —
Seht, wie ſcheckigt er iſt, — verſchiedene Flecken
Sind auf ſeine Flügel gepappt.
Eine ſchreckliche Mütze deckt ſeinen Kopf,
Und ein klein geſchnittenes Säbelchen
Waffnet ſeinen zitternden Fuß.
Zum Geſpötte der Jugend,
Steht er da in der Rüſtung des Helden,
Oder im ſchwarzen Mantel des Doctors. —
Dieſer Käfer ſind wir, beſtimmt, nur ein Monat zu leben:

Der Knab' iſt der kindiſche Stolz,
Der die Freiheit unſrer Beſtimmung uns raubt,
Und mit Fleckchen uns bildet
Zu thörichten Figuren.
Seht doch einmal, ihr Stolzen! von eurer Höhe herab
Auf den niedrigen Haufen,
In dem die Ameiſe wühlt.
In ihrer Republik iſt Gleichheit der Bürger.
Gemeinſchaftlich arbeitet man
Am Beſten des Ganzen.
Kein müßiger Thor füttert ſich hier
Auf Unkoſten des andern:
Alles iſt geſchäftig zum Zwecke,
Und thätig fürs Ganze.
Eckelnd wendet ſich mein Aug
Von der Verfaſſung der Ameiſe
Zum Menſchen zurück.
An den Tagen des Frühlings
Schläft man in erhitzenden Federn
Bis am hohen Mittag
Den ſchönſten Morgen vorüber.
Endlich entzieht ſie den dünſtenden Fuß,
Die Dame, der ſeidenen Decke:
Langſam geht ſie zum wartenden Nachttiſch,
Begleitet von Abbee's und Stutzern.
Da wird geſchwätzt und gelacht,
Und philoſophirt und gehächelt;
Und Roms heilige Gänſe
Weichen ſelbſt mit tiefſter Ehrfurcht
Dem Geſchnatter der Weiber.
Und geſtehen großmüthig ein,
Daß ihr lärmendes Schwätzen
Lange nicht das war, als ſie Rom
Vom Untergang ſchützten.
Sorglos ſieht hier die Gattin
Die ſäugenden Kinder

An fremden Brüſten. — Eine ſchändliche Dirne
Wird oft zur Amme gewählt; und vergiftete Säfte
Trinkt mit gemietheter Milch der Säugling vom Buſen.
Keine Liebe zum Mann, keine Triebe zur Tugend
Beſeelen ihr fühlloſes Herz:
Nur Stutzer und Gecken umgeben die thörichte Mutter.
Ihr ſchreckliches Beiſpiel
Reißt jeden Keim von Tugend
Aus dem Herzen der Tochter.
Empfindung ohne Gefühl, und tändelnde Narrheit
Iſt der Brautſchatz der meiſten der Mädchen.
Geſchwächter Geiſt durch böſe Romanen,
Entnervte Stärke der Seele,
Schalkheit und Witz in gehirnloſen Köpfen. —
Geh, laß mich! — was ſoll ich hier die erniedrigte Menſchheit
In Zügen des Weibes leſen?
Warum ſehen an glänzenden Stirnen,
Wie Bleiweiß die Furchen füllet,
Die die Wolluſt gepflügt,
Und Karmin die Roſen der Unſchuld
Im Pinſel nachäffet.
Geh, ſuche im rauhen Gebirge das beſſere Mädchen,
Wo noch reineres Blut die Adern durchwallet.
Hier iſt noch nervigter Saft, nicht geſchwächt durch Sünde.
Einfalt und Unſchuld thront hier in ſchuldloſen Herzen.
Hier ſitzt der Mann noch beim Weibe,
Es iſt noch keine Schande geworden,
Gatte und Gattin zu ſeyn.
Ihr glücklichen Leute! beneidet die Städte nicht!
Entehrende Laſter
Herrſchen da über die Menſchheit.
Verzuckertes Gift, und vergoldetes Aloe
Sind unſere Geſchenke.
Die Billigkeit iſt im Buche,
Die Empfindung im Romane,
Und die Tugend auf der Bühne;

In unſerer Seele iſt nichts,
Gar nichts, als Laſter und Thorheit;
Nur bei euch, glückliche Sterbliche!
Iſt die Tugend
Im Herzen.

Felix, oder der Freigeiſt.

Seiner Aeltern Freude war Felix,
Als er noch ein Knabe war.
Mit Sehnſucht ſah der Vater
Den aufblühenden Jüngling,
So wie ein Gärtner die Blume ſieht,
Die treu ſeiner Pflege
Dem Auge zur Freude entgegen lächelt.
Oft ſaß der gute Greis in der ſchattichten Laube,
Und betete aus frommen Herzen zu Gott
Um Segen für ſeine Kinder.
Allein der gute Vater, wie war er betrogen,
Als Felix die Jahre des Jünglings betrat!
Bald vergaß er treulos
Die Lehren der Weisheit,
Die von den Lippen ſeines Vaters floſſen.
Wie ein muthiges Roß überließ er ſich ganz
Seinen Leidenſchaften;
Verführt, durch böſe Geſellen,
Wagte er es, über alles zu ſpotten,
Was heilig iſt.
Tugend und Religion waren Gegenſtände
Seines Gelächters.
Umſonſt härmte ſich ſein Vater ab,
Vergebens ſtund die Thräne
In ſeinem Auge. — Die ſilbernen Locken
Schwankten vergebens auf dem Nacken des Greiſes,
Nichts rührte den böſen Jüngling mehr.

Sohn — ſo ſprach der würdige Greis,
Sohn — ach! wenn du deinen Vater vergeſſen haſt.
O! ſo höre noch die Stimme
Deines alten Freundes,
Und verſchmähe meine Warnung nicht.
Gut iſt es gemeint, der Himmel iſt mein Zeuge,
Jüngling, höre die Warnung.
Der Weg, den du gehſt, führt zum Verderben. —
Traue den Blumen nicht, die auf dem Pfade
Unter deinen Füßen blühen.
Schlangen ſind unter Roſen verſteckt,
Du wirſt ſie fühlen, fühlen ja —
Aber zu ſpät — — kehre zurück
In die Arme der Religion.
Sieh, ihre Freundin die Tugend
Steht an ihrer Seite, und ladet dich
Zu Seligkeiten ein.
Flieh nicht zurück von der ernſthaften Miene
Der Tugend — o flieh nicht — reizender iſt ſie,
Als die lächelnde Wange der Wolluſt,
Die mit heuchelnden Blicken des Baſilisken
Dich im Lächeln tödtet.
O Sohn — bald ſind die Jahre der Jugend vorüber.
Bald iſt der Faden des längſten Lebens
Abgeſponnen — denke, im Tode
Verlaßt uns alles — wo findet dein ſterbendes Auge
Einen Troſt, wo Hoffnung deine Seele, als bei dem,
Den du ſo treulos verlaſſeſt. —
Vater! erwiederte der Sohn, und rümpfte die Naſe,
Ihr ſeyd alt, euer ſchwaches Gehirn
Malt euch Bilder vor, die nichts
Als Produkte eurer Einbildung ſind.
Was kümmert mich eure Religion,
Ich bin hier zum Vergnügen,
Und kümmere mich nicht viel um die Schwärmerei der Prieſter.
So ſprach der zügelloſe Jüngling — und die Worte

Drangen wie ein Dolch in des Vaters Herz,
Wie ein Schatten gleitet er dahin
Durch die Tage des Lebens,
Und ſtarb, da ſein Auge noch Thränen
Ueber ſeinen Felix weinte. —
Undankbarer! kannſt du noch länger
Die Liebe deines Vaters verkennen,
Komm her, und ſieh ſeine kalten Hände,
Die ſich ſo oft für dich zum Himmel ſtreckten.
Iſt es dir noch möglich, unempfindlich zu ſeyn —
Allein vergebens ſind meine Worte.
In Geſellſchaft ruchloſer Buben
Taumelt Felix ſein Leben hin,
Und verſchwärmt die unwiederbringlichen Tage.
Keine Thräne, geweint aus dem Aug eines Elenden,
Trocknet ſeine Hand mitleidig ab;
Nur Praſſen und Schwärmen war das Geſchäft ſeines Lebens.
Endlich war das Maaß ſeiner Sünden gefüllet,
Elend, Armuth und Krankheit,
Die Begleiterin der Wolluſt,
Stürmten nun ſeine Hütte.
Verlaſſen von den Geſellen des Laſters,
Schmachtet er elend auf ſeinem Lager.
Schlechtes Stroh war ſein Polſter
Und Unflath ſeine Decke.
Da fühlte er erſt die Größe ſeines Elendes,
Und fluchte den Verführern ſeiner Unſchuld.
Grauſame! ſo rief er — habt ihr mich nicht elend
Genug gemacht!
Saget, warum habt ihr
Mir den einzigen Troſt des Sterblichen,
Warum den Glauben an Gott
Meinem Herzen entriſſen?
Bin ich jetzt nicht elend — ohne Gränzen elend!
Schaudernd wendet ſich mein Blick
Zum Himmel,

Wo für mich keine gütige Gottheit
Mehr wohnt — Grauſame! ſo rief er,
Und Verzweiflung war in ſeiner Seele.
Die Verführer ſpotteten aber des armen Felix:
Wie, du ſuchſt bei uns Hilfe?
Sagten ſie:
Was ſoll uns rühren, mit dir Erbarmen zu fühlen,
Der, der keinen Gott kennt,
Achtet auch keinen Menſchen;
Stirb nur — unſer Vergnügen iſt,
Dich ganz elend zu wiſſen. —
O Himmel! rief Flix mit ſterbender Zunge,
Welche Abentheuer von Menſchen!
Iſt das eure Philoſophie?
So weit führt der Unglaube
Den Sterblichen! —
O gütiges Weſen! wie hab' ich dich verkennt,
Wie deine Wege verlaſſen können,
Um Wölfen in Wüſteneien zu folgen,
Die Lämmer zerreißen.
So ſprach Felix — und Thränen der Reue
Netzten ſein ſterbendes Aug.
Er ſtarb — und die letzten Worte,
Die der ſterbende Jüngling noch ſprach,
Waren dieſe:
O Jugend, traue dem nicht,
Der Gott nicht fürchtet, und kühn
Dem Geſetze des Glaubens ſpottet.
Wenn dir dein Wohl je heilig iſt,
So flieh den Freigeiſt, denn nichts
Beſchränkt ſeine boshafte Seele. —
Eigenes Intereſſe iſt ſeine Gottheit,
Dieſer opfert er alles auf.
Flieh, wenn dein Wohl dir heilig iſt,
Flieh — o Jugend — den Freigeiſt! —

Auf den Tod eines unglücklichen Mädchens.

Sie iſt nicht mehr — ihr lockicht Haar
Rollt nicht mehr hin auf ihren ſchönen Buſen;
Kein Zephir ſpielt mit ihren blonden Locken mehr. —
Sie iſt dahin — die Redliche! —
Mächtig zerbrach ſie den Bau
Des beſchwerlichen Kerkers,
In dem ihre unſterbliche Seele gefeſſelt lag.
Müde des Elendes des Lebens,
Suchte ſie Ruh' in einer ſeligern Gegend. —
Hier liegſt du zerbrochen, ſchwächliche Hülle! —
Schön warſt du einſt, wie ein prächtiger Tempel,
Weil dich noch der Gottheit Bild,
Die Seele bewohnte. — — —

Aber nun — ſchauderts dem Auge,
Und Gräßlichkeit thront unter den zerſchmetterten Ruinen
Der Schönheit. — —

Hier verweilt ſich des Pöbels Auge, und ſeine
läſternde Zunge ſchickt dir feindliche Flüche
In die Ewigkeit nach.
Hier vertheidigt man dein Unternehmen,
Dort läſtert man deinen Entſchluß.
Wer hat Recht — wer hat Unrecht? —

Nicht der Geiſt der Schwärmerei ſoll ſeinen Fittich
Ueber mich breiten, und auch nicht
Die menſchenfeindliche Schmähſucht
Mir Flüche in die Ohren heulen. —

Der Geiſt des Chriſten gleite mit mir
Ueber deine Leiche;
Mit der Thräne der Sanftmuth im Auge
Will ich dich, Unglückliche! beſingen. —

Iſt wohl der Sclave zu verdammen, ſagt der Schwärm
Der ſeines Lebens müde iſt?
Iſt wohl der Sclave zu verdammen, der in des Kerkers
Finſtern Gewölben
Nur mächtiger ſich der Feſſeln befreiet, und mit
Unerſchrocknem Muthe den Marmor durchbricht,
Der ſeine Freiheit verſchließt? —

Wer iſt ſtärker? Wohl der Sclave am Ruder!
Der die Galeere des Lebens zieht, oder der,
Der es wagt, die Ketten
Mit Muth zu zerreißen,
Um im weiten Meere der Ewigkeit
Freiheit zu ſuchen? —

Löſet mir das Räthſel, ihr Menſchen!
Nicht jeder will ein Laſtthier des menſchlichen Elendes ſe
Und befreite Seelen von dem Joche metaphyſiſcher Sätz
Führt ein feuriger Schwung
Zu kühnern Gedanken. —

Der Elende ergreift den Stahl,
Den grauſame Könige ſchmieden,
Um als Helden zu morden,
Und malt ihn mit eignem Blute
Mit gleichem Rechte. —

So ſpricht der verwegene Schwärmer,
Der müde ſeines Lebens iſt —
Und vertheidigt den Selbſtmord
Aus unrichtigen Gründen. —

Der Schutzgeiſt der leidenden Menſchheit
Wendet ſeine erſchrockenen Blicke
Von dem kühnſten der Frevler,
Und führt ihn durch die Religion

Zu reinern Begriffen. —
Nicht der, ſagt der Chriſt, der die Kette des Schickſals zerreißt,
Beſitzt männliche Stärke. —
Der, der mit kindlicher Ehrfurcht
Als ein Geſchenke der Gottheit die Feſſeln trägt,
Womit ihn der Ewige laſtet,
Der iſt ſtärker, als der,
Der in Unmuth dahinſinkt. —
Geſtärkt durch Tugend und Religion
Schifft der Fromme über die ſtürmiſche See —
Und erwartet den Wink des Ewigen
Zur Landung. —
Doch irrt auch ihr euch, ſagt der Chriſt,
Ihr, die ihr mit fanatiſchem Zorne
Der Unglücklichen fluchet,
Die ſich vergangen. —
Euer gallvolles Herz waffnet immer
Die Gottheit mit rächendem Donner, —
Da doch die Gottheit die Liebe iſt;
Seht ihr denn nicht das Bild ihrer Güte
Auf jeder blühenden Flur,
Auf jeder lächelnden Blume,
Im Purpur der Roſe gewebt und abgedrückt
Im Silber der Narciſſen. —
Die Kette der Geiſter iſt Liebe,
Sie hängt Menſchen an Menſchen,
Und Menſchen an Gott.
Flucht alſo der Unglücklichen nicht,
Bedauert ſie;
Dieß iſt die Sprache der chriſtlichen Duldung.
Balſam und nicht Gift träufle aus eurem Munde
Auf das verwundete Herz
Der weinenden Aeltern. —
Denn wer von euch kann es wiſſen,
Wer ihr den Schlüſſel zum Grabe gab? —

Wer von euch beſtimmt den Bau ihrer Nerven,
Wer ihr wallendes Geblüt? —
Schwer lag vielleicht des Lebens Bürde auf ihr,
Als ſie ſich wagte in die Arme
Des Todes.
Nun iſt ſie entladen von der Laſt ihres Körpers,
Heller vielleicht ſieht ihr Auge,
Hört feiner ihr Ohr
Die Stimme des Schöpfers.
Wer von euch will ſie verdammen?
Wer von euch iſt von Verbrechen frei?
Der gehe hin und entehre
Die heilige Aſche. —
Bedauern will ich dich, Beſtes der Mädchen,
Aber dir nicht fluchen! —
Ruhe ſanft, und wenn deine ſeligen Gebeine
Kein Wanderer beſucht,
So will ich dir im Herzen der Chriſten
Ein Grabmal bauen.
Ruhe ſanft in den Armen der Verweſung,
Gutes Kind! und empfange
Die Thränen, die dir
Ein Redlicher weint. —
Wenn die Bosheit dir flucht.
Ich will in einſamer Nacht auf deinem
Verlaſſenen Grabhügel Thränen
Des Chriſten weinen,
Und die gütige Gottheit wird dir verzeihen,
Daß du es wagteſt,
Ehe die finſtern Grüſte des Todes zu ſuchen,
Als ſie dir rufte.

Die Habſucht.

Weit entfernt von menſchlichen Gegenden
Trennte die unermeſſene See
Jene ſeligen Ufer,
Wo noch reinere Luft,
Als die in Europa,
Unſchuldige Geſchöpfe athmeten.
Da war der Wilde und lief nackt
Die Haine durch,
Die ihm die Gottheit
Zur Wohnung anwies;
Nie waffnete ſeinen Arm
Der Stahl — ſeinen Bruder
Zu tödten;
Nie empörte die Habſucht
Sein ruhig fließendes Blut
In ſeinen Adern.
Wenn je ein Pfeil,
Schneller als der Gedanke,
Seinen geſpannten Bogen verließ,
So drang er entweder nur
In das Herz einer Löwin,
Oder durch den ſchuppichten Harniſch
Des Krokodills,
Um den Naturmenſchen zu ſchützen.
Seinem mäßigen Gaum
Gelüſtete nie nach verbotenen Speiſen;
Dankbar ſaß er an dem Baume,
Von dem er die Früchte
Zu ſeiner Labung pflückte,
Und ſang der Gottheit ein Lied
Aus reiner Seele.
Von Ohngefähr wandte ſich ſein Blick
Auf die unermeßliche Ebne
Des Meeres hin,

Und ſein wunderndes Aug
Entdeckte ſchwimmende Maſchinen
In der Mitte der Meereswogen;
Schwankend kamen ſie immer
Dem Ufer näher,
Und wuchſen zu ungeheurer Größe,
Menſchen, wie er war, aber mit weißern Geſichtern,
Und mit ſcheckigten Flecken bedeckt, ſah der
Wilde auf dieſen unbegreiflichen
Gebäuden.
Götter! ſchrie er auf, und der Blitz einer Kanone
Trennte die Lüfte entzwei, und ein
Donnerähnliches Knallen
Brüllte langſam durch Berge und Thäler hin,
Und beſtärkte ſeinen Irrwahn.
Schon lag er ausgeſtreckt mit ſeinen ſchwarzen Brüdern
Zur Erde gebeugt,
Und wollte die Gottheiten mit Ehrfurcht empfangen,
Die an ſeine Geſtade ſtiegen. —
Früchten vom Baume gepflückt, wurden auf artigen Muſcheln
Mit gebeugten Knien den Europäern zur Labung getragen;
Aber mit ſtolzem Fuße ſchleuderten ſie die Geſchenke hin,
Und laſteten undankbar die gütige Hand des Amerikaners
Mit unverdienten Ketten.
Verführten ſein treues Weib
Und ſchändeten ſeine unſchuldige Tochter
Und verkauften ſeine Kinder, wie Vieh. —
O Barbaren ihr! ihr verdienet den Namen der Wilden,
Nicht der — der unmächtig ſeinen ſchwarzen Nacken
Unter eure Füße beugt.
Sagt, wer gab euch das Recht,
Den Unſchuldigen zu drücken?
Iſt der Bruder, dem die Sonne ſein Antlitz ſchwärzt,
Nicht Menſch wie wir, gegen die ſich die Sonne nicht einmal
Würdigt,
Die Wirkung ihrer Strahlen abzudrücken?

Sagt, was feſſelt ihr
Die freien Arme der Unſchuld?
Wo iſt euer Recht? —
Nie hat der Wilde einen freundſchaftlichen Heerd
In der Gegend verwüſtet,
Wo ihr wohnet.
Nie trug ſeine Rechte den Keil in eure Wohnung,
Und nie klebte Blut an ſeinen Händen.
Sagt — hat er wohl je eure Weiber in Ketten geſchmiedet,
Je eure Kinder getödtet?
War er nicht zufrieden mit der einfältigen Frucht ſeiner Bäume?
Und er konnte ſich doch nicht in ſeiner Wildniß wider
Euch — ihr Unmenſchen! ſchützen.
Stille lebte er ſeine Tage dahin,
Und würde ſie noch in Wonne leben,
Wenn nicht die Furie des Geizes
Euch Barbaren dahin getrieben hätte;
Ihr entreißet den Armen ſeinem Vaterlande,
Um ewig ſeine Tage zu plagen,
Feſſelt ihn treulos an Galeeren,
Die über die ſchäumende See an durch Laſter geſchändete Ufer
Mit dem Unglücklichen landen. —
Ganz empört ſich mein Blut bei dieſem Gedanken.
O mächtige Gottheit! warum ſchleuderte deine Rechte nicht
Den ſchrecklichſten der Blitze
Auf die Scheitel der Frevler?
Warum ſenkteſt du ſie nicht
In den Abgrund des Oceans,
Und fütterteſt den Wallfiſch
Mit dieſen Elenden?
Mußten ſie zur Schande der Menſchheit
Tod und Verderben
In Gegenden bringen,
Wo Einfalt und Unſchuld herrſchten?

O Habſucht, abſcheulichſtes der Laſter!
Wie viel Elend, wie viel Verwüſtung
Streuten deine niedrigen Sclaven
Unter die Menſchheit! — —

Auf den Tod des Herzogs Leopold von Braunſchweig.

Nicht in der mörderiſchen Schlacht,
Wo Menſchenblut erwürgter Brüder
Die Erde röthet,
Sank der Krieger, von dem ich ſinge.
Sein Arm zückte nicht das Schwert
Auf die Scheitel ſeines menſchlichen Gegners,
Und Furcht und Tod begleiten nicht die Schritte
Des Helden.
Göttliche Philantropie war an der Seite des Fürſten,
Als er am Altar
Der Menſchenliebe ſank,
Und ſeinen Arm nicht zum Verderben der Menſchheit,
Sondern noch zur Rettung des unglücklichen Bruders
Streckte.
So ſchön ſtarb noch kein Held, und ſeit Kodrus Zeiten
Sammelte die dankbare Nachwelt
Keine edlere Aſche
In ihre Urnen. —
Weit umher breiteten die ausreißenden Wogen
Der empörten Oder
Verderben aus.
Die Gränzen, die ihr einſt ihren Umlauf zeichneten,
Brach ſie ſchäumend entzwei
Und ſuchte zum Schrecken des fliehenden Bürgers
Unumſchränkte Freiheit.
Schon deckte die Flut die ländliche Gegend,
Und blöckende Heerden
Eilten den Dörfern zu,

Verfolgt vom zürnenden Waſſer.
Mit ängſtlicher Sorgfalt flüchtete ſich die ſchüchterne Mutter
Mit dem Säugling an ihrem Buſen
Auf das erhabnere Dach
Und ſuchte Rettung;
Aber ſchon durchwühlte der Strom die wankende Hütte
Und entflieht mit der geraubten Beute
Des Eigenthums des zitternden Hirten.
Thränen fließen aus dem Auge des Weibes,
Und vergebens ruft ſie um Hülfe;
Die ausgeſpülte Hütte ſtürzt,
Und gibt treulos, wie eine feile Verrätherin,
Die Mutter dem Waſſer Preis,
Die doch Zuflucht bei ihr ſuchte.
Begraben unter den Fluthen verwandelt ſich
Das jammernde Geſchrei des Elendes
In dumpfes Gemurmel.
Hier ſinkt ermüdet die treue Hand des rudernden Gatten,
Und verſagt ihm die Luſt, ſeine Kinder zu retten:
Ohnmächtig ſank er, und der reißende Strom
Schwemmt ſein Seufzen von ſeinen ſterbenden Lippen,
Und wäſcht aus ſeinem erlöſchenden Auge
Die Thränen des Kummers.
Tauſend erſtickte Leichen decken
Die fürchterliche Fläche, wie ein Schlachtfeld.
Hier liegt der treue Hund bei dem ertrunkenen Schäfer,
Dort der arbeitſame Stier an der Seite des Sämannes.
Traurig beſpiegelt die Sonne in der von Leichen
Wimmelnden Fläche
Ihren trüben Antlitz;
Das Gewinſel des Elendes
Trägt auf düſteren Flügeln
Der theilnehmende Wiederhall
In der erſchrockenen Gegend umher.
Leopold hört's und ſeine fühlende Seele
Erwachet ganz bei dem Anblicke der leidenden Menſchheit;

Erſtaunt ſieht er umher und ſieht die Tauſende der Hände,
Die das Elend zum Himmel faltet,
Eine Thräne, wie ſie der Menſchenfreund weint,
Fällt aus ſeinem Auge,
Wo Entſchloſſenheit und Liebe thronte:
Schon beſtieg er den Kahn; beflügelt durch Menſchenliebe
Eilt er hin, um Brüder zu retten;
Kein anderer Trieb herrſcht in ſeinem pochenden Herzen,
Als der des Gefühles für Leidende.
Der Trieb der Selbſterhaltung wagte es vergebens,
Seinem Unternehmen Einhalt zu thun,
Vergebens tönte ihre Stimme
In Leopolds Seele, die keine Sprache mehr,
Als das Gewinſel der Unglücklichen hörte.
Nur empfänglich zu fremder Gefahr,
Vergißt er ſeine eigene,
Eilt — und ſinkt als ein Opfer der Liebe.
— Halt doch, kühnſte der Fluthen,
Halt und ſchone den Menſchenfreund!
Iſt denn keine Gottheit, die dir gebietet,
Ehrfurcht für die Tugend zu haben?
Doch wer kennt die Rathſchlüſſe des Ewigen?
Wer die Todesarten,
Die für Sterbliche die Vorſicht ins Buch des Lebens
Gezeichnet hat?
Leopold ſtirbt — verewigt in den Herzen jedes Menſchen,
Der Tugend und Rechtſchaffenheit fühlt. —
In der Rüſtung des Helden ſtirbt er den Tod der Liebe,
Und beweist, daß nicht der ein Held iſt,
Der ſeiner tollen Habſucht und Raubbegier
Hecatomben von Menſchen opfert,
Und um vergoſſenes Blut gemietheter Menſchen
Thorheiten bezahlt, die Jahrhunderte beweinen,
Und alsdann ſeine faulen Schläfe mit Lorbeer umgibt,
Die ſeine treuen Bürger erkauften,
Und wofür er ſelbſt keinen Schwertſtreich gethan:

Nein, der verdient den Namen des Helden nicht,
Der ſo abſcheulich die Menſchheit entſtaltet.
Nein — nur der iſt ein Held,
Der zu ſterben weiß,
Um Menſchen zu retten.

Auf Kollmanns Tod,

eines Gelehrten und geiſtlichen Raths in München, der auf einem Luſthauſe erſchoſſen ward.

Unter Geſtalten von tauſend Arten
Wandelt der Engel des Todes
Unter den Sterblichen umher
Als ein irrender Wanderer,
Gehüllt in das Gewand der Nacht.
Er ſchreckt Könige von purpurnen Betten auf,
Und Helden zittern im Harniſch vor dem Anblicke
Des Menſchenwürgers.

Bald kömmt er in der Blüthezeit unſrer Jahre,
Und rafft den muntern Jüngling hin,
Der noch mit lüſternem Verlangen
Nach dem Genuſſe reifender Früchte ſchmachtet.
Gleich dem Sturmwinde rafft er ihn hin, der die aufkeimende Roſe
In Knoſpen zerbricht.
Bald ſinkt der geſchäftvolle Mann im Sommer ſeiner Jahre
Unter ſeiner verheerenden Senſe,
Der Kornähre gleich, die unter der Hand des Schnitters
Ihr früchtevolles Haupt zur Erde ſenkt.
Bald ſterben Greiſe, die in ſpätem Herbſte
Sich der Ernte ihres Lebens freuen,
Der Traube ähnlich, die der Winzer
Vom Weinſtocke reißt,
Und im Kelter zerquetſcht.

Ohne Erbarmen ſchonet der Engel des Todes
Weder des Greiſes ſilbernem Haupte,
Noch der roſigten Wange des Mädchens.
Sein tödtender Pfeil dringt durch Thüren von Erz,
Und verwundet durch Panzer.

Du, Engel des Mords! du komm und höre!
So ſprach der Engel des Lichts an der Pforte der Ewigkeit,
Und ſein Diener, der Engel des Todes, kam und horchte.
Geh hin, fuhr er fort, und gürte deine Lenden um
Mit deinem tödtlichen Köcher:
Zieh vom Aufgang der Sonne gen Niedergang,
Und ſuche den Mann, der dich willkommen heißt,
Und entledige ſeinen bandenfreien Geiſt
Von dem Kerker ſeiner irdiſchen Hütte,
Worauf er hauſete.
Tief beugte ſich der Würgengel und rüſtete ſich,
Wie ein Krieger zum Morde.
Er gürtete ſeinen Köcher um,
Den er zum Geſchenke von der Verweſung erhielt,
Und den ſchärfſten der Pfeile
Nahm er heraus, und mit dem tödtenden Bogen
In der furchterlichen Rechte
Schwang er ſeinen Fittich und flog der Erde zu.
Nacht und Grauen folgten ihm nach,
Und ſein Flügel rauſchte
Wie der Sturmwind in der Ferne
Ueber grundloſe Höhen.
Endlich ließ er ſich nieder im Thale der Sterblichkeit,
Und das Verderben der Menſchen näherte ſich ihm,
Und feierte mit der Verweſung die Stunde ſeiner Ankunft.
Vergiftete Kräuter hauchten ihre Dünſte aus um dieſe Gegend.
Aus Menſchenknochen war der Thron gebaut, worauf er ſaß.
Und Krieger und Aerzte, des Todes treue Gehülfen,
Stunden aus ſchwarzem Marmor gebildet um ihn her.
Grauſamkeit war zur Rechten, geſchnitzt aus Knochen

Der Könige, die Krieger waren, und Dummheit war zur Linken,
Geſchnitzt aus hirnloſen Schädeln der Menſchenwürger,
Falſcher Aeſkulape.
Rückwärts war Hunger und Elend, und die Piedeſtalen,
Worauf ſie ſtunden, waren goldene Kiſten
Gefühlloſer Reichen.
Aus ſchlechtem Buchs geſchnitten ſtunden, chineſiſchen Pagoden ähnlich,
Eine Menge Rechtsgelehrte umher.
Weder Geiſt noch Gefühl war auf ihren Geſichtern;
Todtengräber ſchnitzelten ſie in müßigen Stunden,
Und als Raritäten werden ſie hier aufbehalten
Im Antiquario des Todes,
Als Bilder verdienſtvoller Männer des menſchlichen Elendes
Und des Todes treuer Gehülfen.
Hier war der Würgengel; ſein Aug blitzte umher,
Wie ein Meteor in dem ſchwärzeſten Dunkel,
Und ſeine Blicke waren wie ein Nordlicht
In der Nacht des Neumondes.
Die Tyrannen der Menſchen ſtunden um ihn,
Und in großen Pokalen
Reichten ſie ihm die Thränen der Wittwen zum Tranke,
Die ſie als treue Mundſchenken des Todes erpreßten.
Waiſen und Arme ſeufzten in der Ferne unter dem Kelter der Gerechtigkeit,
Und baarfüßige Richter zerquetſchten ſie, wie Trauben der Weinleſe
Zerquetſcht werden unter den Füßen des Winzers.
Da ſaß er, der Engel des Todes, und ſah ſich um, ob unter den
Tauſenden der Menſchenwürmchen
Sich denn nicht ein einziges eingeſponnen hätte, um würdig zu ſeyn
In beſſern Regionen zu erwachen.
Er ſah aber vergebens; eine Menge ſchmutziger Raupen

Wühlten im Koth und vergaßen ihre Beſtimmung.
Gähling reizte ſeinen Blick das ſilberne Haupt eines Greiſes.
Heitere Zufriedenheit war auf des Würdigen Stirne.
Wie an einem ſtillen Sommerabend der ſchräge Strahl
Der untergehenden Sonne über der
Spiegelfläche eines Weihers dahingleitet;
So gleitete ſanfte Stille und Ruhe über Kollmanns würdiges
Antlitz.
Die edle Geberde, ſein ruhiger Blick
Verkündigten das Bewußtſeyn
Seines ſchuldloſen Wandels, und aus dem gütevollen Auge
Blickte noch ein Strahl freudiger Zuverſicht
Und Erwartung der Zukunft.
Du biſt reif zur Ernte, ſagte der Engel des Todes und
wollte ſich
Ihm nahen:
Da war Klugheit und Wiſſenſchaft auf ſeiner Seite,
Und Pallas breitete ihren Schild über ſein ſchlummerndes
Haupt.
Die Sehne des Todes war dreimal geſpannt,
Und dreimal klirrte ſein Todespfeil zerbrochen zurück
Von dem ſchützenden Schilde.
Vergebens war des Todesengels Bemühen,
Minervens mächtige Hand trieb ſeine Pfeile zurück,
Und lachte ſeiner Gewalt.

Beſchimpft floh er nun, der Geiſt des Verderbens,
Und weil Gewalt nichts vermochte,
Dachte der Engel auf Liſt,
Seinen Plan zu vollenden.
Schon war er weit fort, und ſeine
Gräßliche Rüſtung vertauſcht' er nun
Mit einer ſanftern Kleidung.
Entwaffnet ſchmückt er ſich nun
Mit Roſen und Blumen,
Und gleich dem ſanfteſten Jünglinge

Miſcht er ſich unter lächelnde Schönheit,
Und unter Reihen von Grazien.
Er kömmt wie ein tödtender Wurm,
Der ſich unter Blumen verſteckt
Und ländliche Freuden.

Entfernt von der Stadt lag,
Von dem Muthwillen der Stürme geſichert,
Unter dem Schutze blühender Linden
Eine herrliche Veſte.
Eintracht und Freundſchaft, der Menſchen
Wahre Gefühle, herrſchten da,
Und verſchönerten die ländliche Gegend.
Nur dieſem Orte allein
Vertraute Pallas ihren Geliebten;
Denn der Inhaber dieſer Veſte
War ein Weiſer und Minervens Freund.
Heilig war ihm die Göttin; ein prächtiger Tempel
Ward ihr zu Ehren gebaut;
Und ſeine Tochter, das herrlichſte Mädchen,
Feierte da als Prieſterin der Göttin heilige Feſte.
Von der erſten Blüthe der Jugend
War ſie dem Dienſte Minervens geweiht.

Schon reifte die Traube am Stocke,
Und Dianens heilige Tage
Näherten ſich; ſchon feierten man die Feſte Cinthiens.
Auch dieſer Göttin ſtund zu Ehren ein Tempel
Im Haine;
Alles war ſchon bereit zu dem feſtlichen Tage.
Minervens Prieſterin ſtreute Weihrauch in die lodernde Flamme,
Grazien begleiteten ſie, und ſpielende
Zephirs erhoben ihr ſeidenes Haar,
Das in tauſend Wellen ſich krümmte,
Die wallend über ihren Nacken hinabſchwammen,
Dem Kornfelde ähnlich,

Deſſen wallende Aehren
Säuſelnde Weſtwinde durchwehen.
Unter den tauſenden von Grazien
Verſteckte ſich nun der Engel des Todes:
Umgürtet war er mit Roſen,
Und ſein Antlitz war lächelnd,
Wie der Mund des ländlichen Mädchens,
Wenn es am Abend der Hochzeit
Mit dem erwartenden Kuſſe den Bräutigam lohnt.
Opfer waren bereit im Tempel der Göttin;
Hingeſunken am Altar blutete der geopferte Hirſch
Zur Ehre Dianens.
Rings um ihn hingen unter Blumenkränzen
Die Waffen des Mords als Trophäen des Siegs.
Da ſtellte ſich nun der Würger hin,
Und tändelnden Grazien
Reicht' er dieß Werkzeug des Todes
Unter dem Vorwande des Spiels:
Unbekannt mit dem mörderiſchen Rohr
Tändelten ſie, ſo wie Kinder
Mit Roſen ſpielen,
Und taumelten hin bis zum Altar,
Wo die junge Prieſterin ſtund.
Sie ſah's und nahm das Gewehr
Den ſpielenden Grazien: aber kaum
Faßte es ihre Hand, als der
Würgengel ſich nahete: ſchnell
Ergriff er den Arm der zitternden Prieſterin,
Und richtet' das tödtende Gewehr gegen den Weiſen.
Ein donnerähnlicher Knall
Durchtönte den Tempel,
Und am Altar ſtürzte der Weiſe durchbohrt
Vom tödtlichen Blei.
So ſtürzt die prächtige Ceder
Von Libanons Höhen,
Die Jahrhunderte durch den Stürmen trotzte;

Sie, die Bewunderung der Gegend ſtürzt,
Und weit umher klagen Bäche und Felder,
Und Menſchen, die die Ruhe unter ihrem Schatten genoſſen,
Den ſchrecklichen Sturz.
Ohnmächtig ſinkt die Prieſterin hin
An die Schwelle des Tempels,
Und Schrecken des Todes durchfährt ihre Glieder.
Frohlockend ſchwingt ſich der Würgengel empor,
Und kehrt ſiegreich zurück in die Wohnungen des Todes.
Schwarze Wolken ſtiegen hinter ihm auf,
Und verbargen die Sonne,
Und die Elemente zitterten bei dem
Anblicke des Würgers der Geſchöpfe.
Bereits ſchloſſen ſich die ehernen Pforten
Der Verweſung hinter ihm zu,
So daß der Wiederhall von Oſten bis Weſten
Und von Norden gegen Süden ertönte.
Freundſchaftlicher lächelte der Himmel,
Und eine ſanftere Gottheit
Stieg von den Wolken herab,
Sammelte die Aſche
Des Entleibten.
Mit dem Kiel aus dem Fittich der Liebe gezogen
Schrieb ſie auf ſeinen Aſchenkrug
Folgende Worte:

Der, der des Lebens würdig war, und ewig
Hätte leben ſollen,
Der ſtarb hier — nicht den Tod,
Den jeder ſtirbt.
Verweſung, Tod, die traten ehrfurchtsvoll
Bei Kollmanns ernſtem Blick zurücke.
Des Würgengels Hand entfiel der Pfeil,
Denn nahe der Unſterblichkeit
War Kollmann, und das Wort
Verewigung.

Dieß ſchwächte ſelbſt die Nacht des Todes.
Durch Liſt allein muß er, der Würger, ſiegen.
Er waffnet kühn der Schönheit Hände
Mit ſeiner Mörderſenſe.
Es war des Schickſals Schluß:
Was ſterben heißt, ſoll nicht Minervens Liebling fühlen;
Im Zirkel holder Grazien
Soll durch die Hand von ihrer Prieſterin
Der Weiſe ins Elyſium
Ganz unverhofft hinübergleiten.
Die Art des Todes ſelbſt muß ſelten,
Wie er, ſeyn.
Denn gleiche Stärke nur kämpft
Mit der gleichen Stärke.
Der Tod bediente ſich der Liſt,
Weil ſchon Unſterblichkeit hienieden
Ihm ſeine Kräfte ſtreitig machte.

Auf die Rückkunft ſeiner churfürſtl. Durchlaucht Karl Theodors nach München.

Wie glücklich ſind wir!
Weht über der Patrioten Gebeine
Ihr Winde, ſanft,
Und verkündiget auch den Todten die Freude,
Daß Theodor wieder bei uns iſt!
O er iſt bei uns — er, den wir lieben! —
Freude trocknet die bebende Thräne
Im Auge des Mannes,
Der mit zur Erde gewandtem Blicke
Schwermüthig daſtund, und ausrief:
Theodor iſt nicht mehr bei uns!
Verachte ihn, Leier, wer dieſen Namen nicht ehrt,
Und ſtammt er auch aus altem Heldenſtamme,
Veracht' ihn.

Glücklichere Tage haben uns wieder dem Kummer entriſſen, und uns
Unſern Fürſten wieder gegeben.
O Freunde! wie ſchwillt die Bruſt hoch empor,
Wie hoch des Herzens großes Gefühl,
Unnennbares Empfinden! — —
O Glücke! Glücke! Nicht Elyſium allein
Weiß es, wer Du biſt;
Des guten Theodors glückliche Bürger
Wiſſen es auch,
Auch er gab ein Elyſium uns.
Dank Dir, unſer Vater!
Daß wir Dein und unſer Feſt
Unter des ſegenträufelnden Frieden
Beſchattenden Fittichen feiern;
Nicht mit der lärmenden Pracht
Der Freude, die nur ſchimmert und tönt,
Nein, eines Theodors würdig,
Mit tief anbetendem Blicke zum Herrſcher der Welten,
Welcher uns Dich zum Vater gab.
In ſtiller Ruhe feiern wir dein Feſt,
Mit Freud' im Herzen, und im Auge
Mit Thränen.

Entſchlafenes Jahrhundert!
Heb dein niedergeſenktes Haupt noch einmal empor;
Entſchlafene Väter! hebt euch auf,
Und ſegnet mit uns, und theilet mit uns
Die heiligen Freuden,
Die Theodor uns wieder gab.
Um Glück für ihn
Flehen dankbare Kinder,
Vorſehung! dich an —
Vorſehung! dich, die jetzt die Völker
Mächtig erinnert, daß ſie herrſcht,
Denn du führteſt ihn wieder zurück
In unſere Arme.

O Vorſehung! gewähre doch endlich uns
Unſere heiligen Wünſche! — —
Erhalt ihn lange — uns, unſern Kindern und Enkeln.
Glücklich ſind wir nun,
Er, unſer Vater, und wir;
Er, daß er uns liebet;
Wir, daß wir ihn lieben.
So wollen wir taglang uns freuen. —
O Tag der Feier, wie groß biſt du!
Mit dir beginnet
Ein neues Jahrhundert der Freude.
Gern will ich nun hinüber gehen
Zu euch, ihr Väter!
Sanft will ich ſchlummern mit dem tröſtenden Bewußtſeyn:
Theodor iſt wieder da.
Unſterblichkeit! mit Blumenkränzen umwindet
Die Muſe dein heiliges Haupt;
Süß war der Tod dem Römer fürs Vaterland,
Süß iſt er auch uns für unſern Fürſten.
O könnten meine Gebeine fallen für ihn im blutigen Kampfe,
Oder könnte der Pfeil der Sterblichkeit, der jedem Lebenden droht,
Dringen in meine Bruſt, um Theodors ſeine zu ſchonen.
O wie ſanft ſtieg' ich hinab zu euch,
Ihr Edeln!
Mit dem Bewußtſeyn: Ich war ein Baier,
Werth des Bodens, wo ich keimte,
Wo Hermann kämpfte
Unter den Söhnen Tuiskons.
O daß ein ewiges Band mit Liebe und Eintracht
Den Baier und Pfälzer verbände —
Verbände mit Bruderliebe!
Ewiger Fluch treffe den, der Zwietracht unter uns ſäet!
Laßt uns Brüder nun ſeyn —
Brüder und Kinder, würdig deſſen,
Der uns beherrſcht!

Die Geſellſchaft.

Ein Gedanke, als es am Morgen graute.

Du! — Künſtler deiner eignen Qualen,
Armer Sterblicher! — deine Seligkeit
Hängt an den Ketten der Liebe,
Die die Geſellſchaft von Menſchen bildet.
Ach! Elender! warum ſucheſt du
Dieſe Ketten zu zerreißen,
Und beſchuldigſt ſie aus Eigenſinn
Deiner ungerechten Seele,
Daß ſie die Menſchheit laſten! —
Ach! wie bedauernswerth iſt der Irrthum,
Der dich täuſchet!
Wiſſe, Elender! — du eileſt ſelbſt
In dein Verderben! —
Mißkenneſt du denn die Macht dieſer Bande?
Durch ſie werden Welttheile gefeſſelt,
Und Himmelsſtriche vereint. —
Vergebens trennt die Menſchen
Die unermeſſene Scheidewand des Meeres;
Nichts iſt mehr auf dem Ball der Erde,
Das die Kette der Geſellſchaft nicht verknüpfet.
Die ganze Welt iſt nur mehr ein Land,
Und die Folge dieſer göttlichen Harmonie
Macht jeden Aufenthalt zu meinem Vaterland,
Und jeden Sterblichen zum Buſenfreund.
Heilige Bande, die ich verehre,
Göttin der Geſellſchaft! wo ſind die Altäre,
Die dir Sterbliche bauen?
Schüchtern ſeh' ich umher,
Und mörderiſche Hände
Strecken ſich aus, deinen heiligen Tempel zu entweihen.
Schon die That des Zweiten
Der Gebornen

Weiſſaget die blutige Beleidigung
Deiner Rechte.
O ihr — würdige Erben ſeines grauſamen Verbrechens!
Ihr übertreffet die blutende That
Des erſten Mörders.
Henker und Henkershenker erfüllen die edeln
Gegenden der Natur;
Sterbende Opfer ſinken in blühenden Thälern,
Und die Lilien röthen im Thale
Vom vergoſſenen Blut' unſrer Brüder.
Da ſeh' ich jene blutdürſtenden Menſchen,
Denen der erſte der Bürger
Den Namen des Helden gab.
Dieſe Menſchen, geboren, um Brüder zu ſeyn,
Senken den blitzenden Stahl
Ins Bruderherz:
Die Erde zittert bei dem Anblicke der Raſenden,
Und erbleicht unter dem Purpur
Des rieſelnden Blutes
Ihrer ſterbenden Bewohner.
Doch welcher gütige Schutzgeiſt
Der zerſtreuten Sterblichen
Vereinte ſie wieder in Hainen der Liebe? —
Geſittete Völker ſtehen auf,
Und Menſchen umarmen ſich in der Geſellſchaft;
Glücklich eilt der Menſch von Alter zu Alter,
Und genießt die Früchte ihrer Güter.
Aber wie beſchämt und verlaſſen
Flohſt du wieder wie ein Vertriebner
Von den glücklichen Gegenden,
Schutzgeiſt der Menſchheit!
Und Heil und Glück der Sterblichen
Flieht dir in langen Reihen nach.
O! von wie viel blutigen Schlachten
Schaudert dein Blick zurück,
Von wie viel Feinden

Biſt du umzingelt?
Immer geſchäftig, dich zu verfolgen,
Schwört der Menſch am Altare
Des Eigennutzes.
Unbeſcheidenheit iſt auf den Lippen von Hunderten,
Und vereinigt ſich mit dem Ungeheuer des Verdachtes,
Um die Menſchheit zu trennen.
So treulos als furchtſam
Verſteckt ſich die Schmähſucht im Winkel,
Und tödtet mit unſichtbaren Dolchen.
Ach! flieh — flieh weit den Sterblichen,
Der nur ſich ſelbſt zum Gegenſtande ſeiner Liebe hat:
— Der, der nur ſich ſelbſt ſucht,
Kann der Menſchheit nicht würdig ſeyn.
Flieh den finſtern Schwärmer,
Der mit Keilen die Hände der Gottheit rüſtet,
Die doch nur Liebe iſt.
Die Wildheit, die ihn zu dieſem Traume verleitet,
War nie eine Tugend;
Denn ſag — wenn's Tugend ohne Bruderliebe gäbe,
Welche Laſter würdeſt du verdammen können?
— O! reiß die Lorbeer von der ſchuldigen Stirne
Des ſtolzen Kriegers,
Seiner Eroberung grauſame Früchte,
Und den zu glücklichen Preis, durch Menſchenblut
Erkaufter Laſter.
Laß ſie nur ſich ihrer Thaten brüſten,
Einſt wird ein Tag aus dem Tempel des Gedächtniſſes
Die Namen dieſer Mörder verlöſchen;
An ihre Stellen wird die Menſchheit
Dauerhaftere Namen ſchreiben,
Namen — der Liebe und des Friedens.
Der ſüße Name des Vaterlandes
Tönt nicht mehr in unſern Hainen,
Sie ſind verſchwunden die glücklichen Zeiten,
Seitdem das Geſpenſt des Krieges

Die Erde mit Menſchenblut deckte,
Und Könige ſich zu Eroberungen ſchwangen
Ueber den Haufen zerſchmetterter Schädel
Ihrer Bürger.
Kein Kodrus war in dieſen Zeiten mehr,
Und Liſabone ſtürzten in Abgründe,
Ohne daß unter dieſer Menge der Geopferten
Ein Kurtius war.
O Natur! wie entheiligt man dich,
Wie mißkennt man deine Gewalt!
Wann wird dein heller Zuruf
Den Menſchen zu ſeinen Pflichten führen;
Wann wird man, mit Feuer gezeichnet,
Die Menſchenpflicht im Herzen leſen,
Geſchrieben von der Hand der Liebe? —
Ha! dann wird vergebens die kühne Thorheit es wagen,
Dieſe geweihte Schrift zu verlöſchen,
Die die Liebe für Ewigkeiten ſchrieb.
Nicht Unabhängigkeit
Soll der Stolz unſers Lebens ſeyn:
Die Gottheit gab uns unſer Weſen
Zum Wohle der Menſchen, unſrer Brüder.
Der Tag meiner Geburt
Gab ſchon dem Bruder ein Recht
Auf meine Tage!
Mein Daſeyn ſicherte ihm Unterſtützung zu,
Mein Leben iſt nicht mein —
Ihr Fürſten, pochet nicht auf eure Kronen,
Ihr tragt ja nur um eine Bürde mehr.
Gibt eure Pflicht nicht zu erkennen,
Daß der Menſch nur für Menſchen ſey?
O könnte doch der kleinſte Funken,
Der edelſten von allen Flammen
Vom Liebesfeuer des Ewigen
In alle Menſchenſeelen fallen
Und die erloſchne Glut erwecken

Zum Thätigſeyn für Brüderwohl!
Ach, laßt uns doch die Wonne fühlen,
Und das Vergnügen, gut zu ſeyn! —

Edle Liebe.

Liebe! du edelſtes der Gefühle!
Sanft ſtrömſt du ins Herz der Sterblichen.
Deinen erwärmenden Funken
Hat die Schöpfung der heiligſten Flamme entriſſen,
Der Flamme, die nur dort lodert,
Dort, wo die Gottheit thront.
Still fließt dein elektriſcher Strom
Durch die Fibern der Geſchöpfe,
Und breitet Seligkeit aus, und magnetiſche Kraft,
Und kettet Menſchen an Menſchen,
Und Menſchen an Gott.
Sie allein iſt der alles belebende Geiſt,
Die Kette, durch welche die Gottheit
Welten an Welten feſſelte,
Und Sonnen an Sonnen.
Sanft küßt der erfriſchende Zephir
Den Balſam ſüßer Gerüche
Von Blumen im Thal', und bringt ihn hin
Auf ſchaudernde Höhen, wo muntere Ziegen
Blöckend an Klippen hangen.
Dort, wo Kühnheit und Muth
Den Schäfer hintreibt, das ſchönſte der Mädchen
Der bergigten Gegend zu ſehen,
Zu ſprechen, zu küſſen.
Zaudernd — und zaghaft, ſteht er da der Menſch,
Und ſchwindelnd ſieht er über die Abgründe,
Die unter ſeinen Füßen ſich zeigen.
Nun zieht die Liebe ſeinen Blick aufwärts,

Und geflügelt ſetzt er hin, wie ein flüchtiges Gems,
Und erreicht unüberſteigbare Höhen.
Lächelnd überſieht er dort die Gefahr,
Und genießt Wonne — Wonne des
Daſeyns, Wonne der Liebe,
Gleich den Göttern, die ihm dieſe Genüſſe
Legten ans Herz zum Vorgeſchmacke
Noch ſeligerer Gefühle —
Gefühle der Geiſterliebe.

Vorurtheile ſetzte der Menſch an die Stelle der Wahrheit.

Flieh, Freund! die Sclavenkette ſchwarzer Vorurtheile;
Im Lichte der Wahrheit zünde ſich unſere Torze an,
Und leuchte uns auf den dunkeln Wegen unſerer Wanderſchaft.
Reiß, Freund! die Binde von der Stirne des Irrthums;
Und baut ihm auch das Volk Altäre,
So denke, daß der Irrthum Jahrtauſender
Immer Irrthum bleibt.
Die Menſchen zu lieben, dieſes ſey unſere Philoſophie.
Tugendhaft ſchuf er ſie, der Schöpfer, die Sterblichen:
Noch glänzt das Morgenroth ſeiner Güte über jedes Geſchöpf,
Und Geſchenke des Lebens, Wonne
Schüttet ſeine Vaterhand aus
Ueber jeden Sterblichen, er lebe in der Hütte der Kannibalen,
Oder im Pallaſt von Europens Königen.
Doch unzufrieden mit den Geſchenken der Natur,
War es der Menſch ſelbſt, der ſich dieſe Geſchenke vergiftete.
Die Lüge hob ihr Schlangenhaupt empor,
Und ihr giftiger Schaum
Verlöſchte die Schrift, die im Buche der Natur geſchrieben war.
Durch die Hände der Bonzen ſchrieben ſie
Neue Geſetze hin, die Gott und die Natur nicht kannten,

Und den abſcheulichſten Laſtern
Baute der Eigennutz Altäre.
Mars ward zur Gottheit des Mordes ernannt,
Und Jupiter, der unverſchämteſte Bube,
Der jedes gute Mädchen ſchändete,
Dieſem Jupiter weihten Rom und Athen ihre Tempel.
Auch der Venus bauten ſie Altäre,
Der Göttin der ſchändlichſten Wolluſt,
Und Weihrauch ſtreuten ſie dem Priap,
Und ſchändeten die Unſchuld an ſeinen Altären.
Dieſe waren die Götter Roms,
Die Götter der Spartaner,
Bis Sokrat, der weiſeſte der Menſchen,
Es wagte, dieſe Abentheuer zu bekriegen.
Doch vergebens erhob die Tugend ihre Stimme,
Das Geſchrei des Laſters übertäubte ſie,
Und Sokrat ſank als ein Opfer
Am Altare des Vorurtheils.
So ſind die Menſchen; ſie verfolgen den,
Der ihnen die Binde vom Auge reißen will:
Der, der freundſchaftlich es wagt,
Die Ketten zu zerbrechen, die ſie laſten,
Der blutet, erwürgt von ihrer eigenen Hand.
Sanfte Natur! wann wirſt du wieder deine Rechte behaupten?
Wann wird dein erwärmender Strahl
Das Eis von den Herzen thauen,
Das ſie gefeſſelt hält,
Wie Kälte und Froſt
Helvetiens hohe Gebirge feſſelt.
Vergebens iſt mein Wunſch: Weisheit
Bleibt nur das Antheil weniger Menſchen.
Die drückende Laſt dummer Vortheile
Bleibt ewig das Loos
Des größten Theils der Menſchen.

An das Fräulein von Baader in München, als ſie Ariadne auf Naxos malte.

Wo haſt du wohl die Kunſt entlehnt,
Du Seelenmalerin! Gefühle ſichtbar darzuſtellen,
Und Leidenſchaften anzuketten,
Und ſie in Farben feſt zu halten,
Und ſie durch Pinſelſtriche zu feſſeln? —
Prometheus ſtahl den Göttern einſt das Feuer,
Um Menſchen zu beleben:
Du ſtahlſt noch mehr, du Geiſtesrauberin!
Dein Pinſel kann nur vom Olympus kommen;
Es muß der Pinſel ſeyn, mit dem einſt Zeus
Den Plan der Schöpfung malte.
Er iſt's; allein du raubteſt dieſen Pinſel nicht;
Zeus gab ihn dir — dein Aug drang tief ins Heiligthum
Der Kunſt — der Schweſter der Natur,
Von der du Seelen zeichnen lernteſt,
Und Leidenſchaften auszudrücken,
Und Geiſteskräfte zu verkörpern.
Du Heroldin der Seelenkunde!
Dein Bild iſt Buch, für den, der leſen kann,
Und wenn ich keine Seele glaubte,
Dann wollt' ich hin zu dem Gemälde gehen,
Und ahnen ſollt' es mir — die Farbenſprache
Sagt mehr, als Worte ſagen können,
Von kalten Metaphyſikern;
Ein Pinſelſtrich von dir iſt ganze Seelenkunde.

Auf den Tod einer Freundin.

Wer biſt du, die du hier unter der Erde ruhſt,
Entzogen den Widerwärtigkeiten der Menſchen? —
Du verbargſt dich in mütterlichen Schoos,
Und ſchlugſt deine Wohnſtätte auf unter den Würmern.

Dunkel iſt's da im Grabe,
Der Sonnenſtrahl dringt nicht in dieſe Tiefe;
Mein Aug ſchaudert zurück bei dem Anblick der Verweſung.
Wie gräßlich iſt die Verwüſtung, die hier herrſcht!
Dein Aug iſt trübe, deine Wange blaß,
Und Eiter deckt deine harmoniſche Züge;
Gräßlich iſt dein Anblick;
Doch nein! Du biſt es nicht; deine Hülle iſt's,
Die zerfiel und den Zoll der Sinnlichkeit zahlte.
Weggeworfen iſt das Kleid,
Das dich in der Sterblichkeit deckte.
Nun trägſt du das hochzeitliche Gewand des Lichts,
Das keiner Verweſung mehr unterworfen iſt.
Was ſchaudert's mich,
Wenn ich die zerfallene Ueberbleibſel eines Körpers ſehe,
Der im Raum der Zeit eine Unſterbliche verſchloß;
Auch im Schutte ſind die Ruinen der Gefängniſſe gräßlich.
Modere zuſamm, zerfallene Hütte!
Worin meine Freundin ſo lang ſchmachtete,
So viel Elend erduldete,
Denn das Leben — Menſchenleben iſt elend,
Weil es uns vom Heimath der Geiſter trennt
Und uns ins Thal der Thränen ſetzt;
Vergebens ſchmachtet man hienieden um Glück,
Die Erde hat kein Glück —
Glück iſt das Antheil der Seelen,
Erſchaffen zu höhern Wohnungen.
Der Staub kann Geiſtern kein Glück geben,
Und wenn der Staub auch auf dem Thron ſitzt,
Und wenn Purpur den Staub kleidet,
So bleibt er Staub, der einſt zerfällt,
Den einſt Winde verwehen,
Staub wie der Staub eines Wurmes.
Hülle iſt's, was uns deckt,
Zuſammengeſetzt aus Fleiſch und Blut,
Erſchaffen zum Leiden,

Und preisgegeben dem Spiel der Elemente.
Glücklich der, der ſeinen Beruf kennt,
Und ſich nicht tiefer im Unrath der Sinnlichkeit ſenkt,
Und ſich mit Körpern amalgamirt.
Wenn der große Scheidekünſtler kömmt, der Tod,
Unglücklich dann der, der in der Zeit der großen Probe
Die Capelle nicht aushält,
Und von dem in der Retorte der Verweſung
Nichts übrig bleibt als ein Caput mortuum.
Glücklich du! dein Kampf iſt vorüber,
Kronen erwarten dich,
Dein Daſeyn war das Daſeyn einer Blume.
Du blühteſt nur durch wenige Frühlinge,
Erfreuteſt das Aug, und ſankſt durch rauhere Winde,
Bedauert von jedem, der dich kannte.
Freundin, Gattin und Mutter zu ſeyn,
Das war dein Beſtreben,
Darin liegt der Charakterzug deiner Seele,
Und dieſer folgt dir in die Ewigkeit nach.
Nicht auf Marmor ſchreibt der Gefühlvolle dein Lob;
Im Herzen des Menſchen ſteht es geſchrieben,
Tief eingeätzt durch Thränen der Liebe.
Deine Eigenſchaften waren zu edel;
Kein Stein verkündige ſie der Nachwelt,
Unſere Herzen, edelſte der Menſchentöchter!
Seyen dein Monument!

An den Prinzen Friederich von Heſſen-Darmſtadt.

Himmliſches Gefühl, das du aus der Quelle der Gottheit ſtrömſt,
Süßer Hang edler und guter Seelen,
Göttliches Gefühl der Wohlthätigkeit!
O wie glücklich iſt der Sterbliche,
Der unter deiner Beherrſchung lebt!

Wie glücklich der, der dir ſein Herz ganz weiht!
Dreimal ſelig iſt das Leben des Edeln,
Der frühzeitig den falſchen Schimmer dieſes Lebens kennen lernt,
Und die betrügeriſche Liſt heuchelnder Leidenſchaften,
Die den Menſchen entehren.
O wie ſelig iſt der, der entfernt von Städten
In der ländlichen Hütte wohnt,
Und deſſen Geſchäft iſt, die leidende Menſchheit zu tröſten!
Wer kann die Thränen der Unglücklichen ſehen,
Ohne Rührung, ohne Gefühl?
Jene eiſerne Seelen, die die Stadt nur erzeugt,
Nur die falſche Politik der Höfe bildet!
Da iſt das Herz verſchloſſen für alle Theilnahme,
Da hat die Heiligkeit der Thränen keinen Werth.
Jedes Gefühl der Frömmigkeit wird da erſtickt,
Und begraben unter den Laſtern.
O wie bedaur' ich den Sterblichen,
Der kein anders Ich kennt, als ſich ſelbſt,
Der nur für ſich lebt, für ſich handelt!
Sein geiziges Herz wird Tag und Nacht
Durch Entwürfe von Intriguen gefoltert;
Sein nie zu erſättigender Egoismus
Dürſtet immerfort nach Gold, nach Ehren,
Nie loderte die heilige Flamme der Menſchenliebe in ihm auf;
Er lebt für niemand als für ſich;
O Unglücklicher! Und du beraubſt dich der edelſten und ſanfteſten der Genüſſe,
Des Genuſſes zu geben und Glückliche zu machen.
Sey du mir geſegnet, wohlthätige Gottheit!
Die du mir ein Herz gabſt, empfänglich der Leiden meiner Brüder.
Traurig iſt freilich manche Stunde des Theilnehmenden;
Sein Herz quält auch fremdes Leiden,
Schon genug gequält durch eigenes,
Doch der Erſatz übertrifft weit alle die Leiden.
Die Thräne, die aus dem Auge des Dankbaren fließt,

Die Umarmung des Guten,
Welche Schadloshaltung verfloſſener Leiden!
O wäre ich doch entfernt von den Paläſten des Stolzes,
Wo nur der Geiſt der Intrigue ſeinen ſchwarzen Fittig
Ueber Sclavenſeelen ausbreitet,
Die ſtolz und klein, hochmüthig und niedrig,
Jedes feinere Gefühl aus ihrem Herzen verſcheuchen.
O wär ich entfernt, und könnte ich mit den Bewohnern der
Hütten ſagen:
Der Himmel gab mir wenig, aber dieſes Wenige gehört auch
der Armuth.
Die Frucht, die an meinen Bäumen wachſet,
Theile ich freudig mit dem hungrigen Bruder,
Früchte und Milch, dieſes iſt's alles, was ich beſitze;
Aber, alles, was mein iſt, iſt auch des andern.
Der Schatten des Baums, unter dem ich im Sommer ſitze,
Der breitet auch ſeine Zweige über den ermüdeten Wanderer.
Hätte ich alle Schätze, die Lydiens Könige ſammelten,
So wüßte ich hiefür keinen beſſern Gebrauch,
Als die Wünſche des Edeln damit zu befriedigen,
Die Wünſche, einen Tempel der Wohlthätigkeit zu bauen.
Da ſollte nie der ſtolze Fuß des Eroberers
Seine Schwellen entheiligen,
Nie ſollte den Geiſeln der Menſchheit
Der Zutritt vergönnt ſeyn ins Heiligthum,
Nicht die Undankbaren, die die Schöpfung entehren,
Die Unterdrücker der Menſchheit,
Die immer gewaffnet mit dem Schwert der Despoten
Menſchen würgen, ſollten wandeln unter dieſen friedſamen
Hallen.
Sanfte Tugenden der Dankbarkeit,
Der Freundſchaft und Liebe!
Euch allein ſtünden da Altäre.
Großmüthige Seelen, empfindſame und mitleidige Menſchen!
In eurem Zirkel wollte ich Hand an Hand
Die Feſttäge der Liebe feiern,

Blumenkränze von Roſen wollte ich flechten
Und ſie auf eure Häupter ſetzen,
Und eure Namen mit goldenen Buchſtaben
An jede Säule ſchreiben,
Die dieſes Gewölbe unterſtützte,
Und unter der Reihe der Namen der Edeln
Wäre der erſte Name — Friederich!

Mein Wunſch.

Wäre es mir ja vergönnt,
Unter den Geſchenken der Götter zu wählen,
So hätte ich nie Gold, nie Silber gewählt,
Nie eitle Ehre, nie die Pracht des Throns.
Staub wäre dieſes alles für mich.
Verſtand und Geiſt! Du allein hätteſt mich lüſtern machen können,
Aber auch nach dir gelüſtet mich nicht mehr;
Ich ſehe ſo viele Menſchen unglücklich durch dich,
Und was biſt du denn, Verſtand, ohne Empfindung?
Mächtige Gottheit! Die du alles belebſt,
Schenke mir von deinen herrlichſten Geſchenken
Von deinen Wohlthaten nur wenige.
Gib mir ein fühlbares Herz, einen Freund,
Und geſunden Menſchenverſtand.

Der Berg.

Empfange meinen Gruß, majeſtätiſcher Berg,
Deſſen Haupt ſich mit Wolken decket,
Empfange meinen Gruß!
Dir zu Liebe verließ ich die blühende Flur,
Die im Thale rieſelnden Bäche,

Den Schatten der Wälder —
Alles verließ ich, um deinen hohen, einſamen Gipfel zu erſteigen.
O wie ruhig bin ich hier!
Näher der Gottheit, weiter entfernt von den Menſchen,
Die in meinen Augen nun wie Ameiſen wimmeln.
Hier bin ich geſichert einige Zeit lang vor ihren Verfolgungen.
Weit überſehe ich die ganze Natur,
Nur die iſt noch groß,
Alles übrige, was ein Werk der Menſchen iſt,
Iſt klein, und verſchwindet vor meinem Auge.
Hier fühl ich den feinſten Trieb zur Anbetung,
Nichts ſtört mich; kein trauriges Bild eines Leidenden
Zieht meine Blicke auf ſich,
Alles, was Menſchenelend heißt, iſt weit unter mir,
Selbſt der Kampf der Elemente.
Ich lebe in einer reinen Sphäre.
Der Donner rollt unter mir,
Die Blitze ſchlängeln unter meinen Füßen,
Ober mir iſt Ruhe und alles heiter,
Mein Blick umfaßt ganze Gegenden,
Ich ſehe die Stürme des Ozeans
Gleich einem Spielwerke
In unermeſſener Ferne.
Ich bin über alles erhaben,
Was in der Tiefe liegt.
Nur die Größe der Gottheit umſchwebt mich im heiligen
Schauer,
Und jeder meiner Gedanken iſt Anbetung.
Ach! warum muß ich wieder zurück,
Um eine Welt wieder zu beſuchen,
Wo Laſter und Lüge thront!
Mit jedem Schritte, den ich abwärts ſteige,
Fühle ich, daß ich mich wieder der Welt nähere.
Die Wahrheit deckt ſich wieder mit ihrem Schleier,
Und wie näher ich dem Menſchengeſchlecht komme,
Je mehr fühle ich, daß Irrthum und Dunkelheit es umgibt.

Der machiavelliſtiſche Höfling.

Schändlichſte der Kröten, die du im Staub kriechſt,
Jeden ungeſunden Hauch der Erde verſchlingeſt,
Und in deinem ſcheußlichen Körper
Zum giftigſten Geifer kochſt,
Schändlichſtes der Thiere! leihe mir alle deine Eigenſchaften,
Und du, Viper! dein geſchmeidiges Weſen,
Deine kriechende Art,
Und deine Kunſt zu umſchlingen, zu züngeln, zu tödten.
Leihe mir dieſes, und dann, Tiger! gib mir
Deine Grauſamkeit.
Und du, wildes Schwein! deine Unverſchämtheit,
Und ich will alle die Ingredienzen
Mit dem Stolze eines unbändigen Roſſes,
Mit der Liſtigkeit des Fuchſen,
Mit der Ausgelaſſenheit des Ziegenbocks,
Mit der Niederträchtigkeit des Schweins,
Und der Abgeſchmacktheit des Affen
Vermiſchen:
Und wenn dieſe Miſchung
In ihrer ganzen Verdorbenheit
Den höchſten Grad der moraliſchen Fäulniß erhielt,
Dann ſteht ſie da, ganz ausgebildet,
Die Seele des Höflings,
Die Seele des Machiavelliſten.
Wenn dir kein Name zur Schändung mehr übrig bleibt,
Wenn du alle Ideen erſchöpft haſt,
Um einen Menſchen zu läſtern,
So bleibt dir doch noch der Inbegriff aller Laſtertitel übrig,
Der durch ein Wort mehr ausdrückt,
Als alle Worte ausdrückten,
Mit denen man die Schandthat vom erſten Verbrecher bis zum letzten brandmarkte, —
Das Wort — er iſt ein Höfling,
Dieß will alles ſagen;
Das heißt: Er kann lächeln,

Sanft lächeln, und doch ein Böſewicht ſeyn;
Das heißt: — Er kann ſcherzen und tödten,
Schmeicheln und verläumden,
Kriechen und verletzen,
Thränen im Auge haben und Bosheit im Herzen,
Loben und haſſen,
Erheben und ſtürzen.
Zu ſchwach iſt dieſes Bild,
Um die Abſcheulichkeit zu malen,
Die den Höfling charakteriſirt.
Die Quinteſſenz aus den Laſtern aller Welten
Liegt vereint im Punkt in ſeinem Herzen.
Seine immer gleiche Seele, immer bös und argwöhniſch, und niemals offen,
Sein heimliches, beſtändiges Lächeln,
Seine geſchmeidige Art, immer dienen zu wollen,
Auch da, da er ſchadet und tödtet,
Seine eiskalte Miene,
Die nur Erbarmen lügt und niemal fühlt,
Die charakteriſirt ganz ſein boshaftes Weſen.
Immer gefällig, wenn nur er dadurch gewinnt,
Sollte je einem Fürſten ein Naſenragout gelüſten,
So wären alle Höflinge bereit,
Die Naſen aller andern zu liefern,
Wenn nur die ihrigen unbetaſtet blieben,
Auch würden einige Apologien über das Naſenragout ſchreiben.
O wie elend, o wie klein!
O Wurm, den ich da auf meiner Hand trage,
Wie edel biſt du!
Glücklich, daß die Natur euch, Elenden! Masken leiht,
Aus Fleiſch und Knochen.
Freilich elend genug zuſammgeknettet,
Aber doch immer Masken.
O könnte die Seele des Höflings in ihrer wahren Geſtalt erſcheinen,
Man würde zurück ſchaudern vor den fürchterlichſten Geſpenſtern,
Die an Höfen leben.

Meine Leiden.

O Gott! wo ſoll ich Ruh und Friede wieder finden,
Nach denen doch mein Herz in mancher Stunde geizt;
Da Bande mich von Stahl an Hof und Städte binden,
Wo keine Freude mehr die wunde Seele reizt.
Zur Menſchenliebe war mein ſanftes Herz erzogen;
Wenn Menſchen litten, dann litt meine Seele auch!
Nie hat mein Knie ſich feig vor Macht und Stolz gebogen,
Ich huldigte auch nie den Launen, dem Gebrauch.
Nie krümmte ſich mein Herz beim Schimmer falſcher Größe,
Der Menſchentrug, der war ſtets meinem Geiſt verhaßt,
Die Armuth war mir werth, ich deckte ihre Blöße,
Und nahm ſie oft in Schutz gen Thoren im Pallaſt.
Ich wagte es mit Muth den Höheren zu ſagen,
Daß Laſter ihre Luſt und ihre Freuden ſind;
Mich täuſchte nie der Schein, in Schminke aufgetragen,
Beim falſchen Schimmer war mein helles Aug nie blind.
Mit einem Herzen, voll von ſanfter Bruderliebe,
Streckt' ich die Arme ſtets der Armuth freudig aus,
Und trocknete ihr Aug; war ihre Stirne trübe,
So gab ich Haab und Geld, und theilte Tiſch und Haus.
Mit Kühnheit eilte ich, die Unſchuld zu erretten,
Gab dem bedrängten Weib den Gatten oft zurück;
Befreite manchen Sohn vom Kerker, Tod und Ketten,
Und waidete mein Aug an ſeinem frohen Blick.
Ich kämpfte oft mit Muth im heftigſten Gefechte
Auch gegen Ränkeſucht und Rabuliſterei;
Trotz der Deſpoten Wuth für Menſchen heil'ge Rechte
Und gegen Grauſamkeit und Richter Tyrannei.
Als Feind des Vorurtheils, griff ich den Aberglauben
Mit edler Kühnheit an, und wagte mich an Thron,
Wo dieſe Hydra ſaß, die Krone ihr zu rauben,
Und kämpfte ohne Furcht für die Religion.
Für Sitten, Redlichkeit, für Menſchlichkeit und Tugend
Schrieb ich, und flößte Lieb' durch ſanfte Töne ein.

Und opferte mit Luſt die Jahre meiner Jugend
Dem Vaterlande ganz, mich ganz der Welt zu weihn.
Da andere die Zeit mit Schwärmerei vertrieben,
Bei Mädchen und beim Wein da mancher Jüngling ſaß,
War ich an meinem Tiſch, und hab für euch geſchrieben,
Und dieſes Aug war oft von Thränen für euch naß.
Ich fühlte euer Leid, ich fühlte eure Wunde,
Des Waiſen Thräne, die aus ſeinem Auge floß,
Ich nahm mich ſeiner an, und freute mich der Stunde,
In der ich Linderung in ſeine Wunde goß.
Nie war mein kleines Haus dem armen Mann verſchloſſen,
Ich hörte jeden an, der ängſtlich zu mir kam,
Und wenn aus ſeinem Aug des Kummers Thränen floſſen,
So wars gewiß mein Herz, das warmen Antheil nahm.
Nur traurig wars für mich, da ich zur Hilf durch Thaten
Mich manchmal ſchwächer fand, als es mein Wille war;
Allein in dieſem Fall hab ich doch ſtets gerathen,
So wie man Brüdern räth bei drohender Gefahr.
Oft bei der Menſchheit Druck, bei der Politik Ränken,
Wo man die Achſel zückt und keiner Hilfe weiß,
Vergaß ich die Gefahr; um nur auf Hilf zu denken,
Gab ich mich ſelbſt ſehr oft der Schurken Bosheit preis.
Ich fühlte euern Schmerz, ich fühlte eure Leiden,
Im Unglück weinte ich, und grämte mich mit euch;
Und bei des Glückes Schein, da theilt ich eure Freuden,
Und war bei eurem Glück vergnügt, zufrieden, reich.
Stets fühlt' ich euer Glück, ſtets fühlt' ich euern Segen,
Ihr Brüder! euer Heil war meines Herzens Heil,
Und in der Unglücks-Nacht, wie bei den heitern Tägen,
An allem, was euch traf, nahm ich den wärmſten Theil.
Der Tag war Glück für mich, wo ich ſah Männer lohnen,
Die ihren Pflichten treu, der Menſchheit Werth geſchätzt.
Dann fühlte ich mich arm, und wünſchte mir dann Kronen,
Ich hätte alle ſie auf eure Stirn geſetzt.
Nie neidete mein Herz den Reichern und den Größern;
Ich ehrte jederzeit den wahrhaft großen Mann;

Ich ſchätzte das Verdienſt als Vorbild, mich zu beſſern,
Und nahm der Größe Bild als Muſter für mich an.
Dem Glücklichern als ich, dem wünſcht' ich doppelt Glücke,
Nie hat der Neid mein Herz, nie Scheelſucht es entehrt,
Stets ſah ich andrer Glück mit einem heitern Blicke,
Und hielt den niedrigſten auch ſeines Glückes werth.
Die Menſchheit war mir theur, ich ſchätzte wahre Größe,
Doch beugte ſich mein Knie nie vor der Sclaverei.
Mit Sanftmuth deckte ich der Großen ihre Blöße
Und Fehler liebreich zu, doch nie die Tyrannei.
Den Höheren als ich die Ehrfurcht zu bezeugen
Mit Anſtand, dieſes war für mich ſtets wahre Pflicht,
Allein vor Narren mich gleich einem Bückling beugen,
Und ſchmeicheln, dieſes lag in meiner Seele nicht.
Nie blendeten mein Aug die Bänder und die Sterne,
Nie ſah ich auf das Kleid, ſtets ſah ich auf den Mann,
Und dachte, das, was glänzt, glänzt oft nur in der Ferne,
Der Weiſe ſieht die Sach auch in der Nähe an.
Religion war ſtets mir ehrfurchtsvoll und heilig,
Und Chriſtus reinſte Lehr' war meinem Herzen werth;
Doch fand ich, ich geſteh's, oft niedrig und abſcheulich,
Was grober Eigennutz den dummen Pöbel lehrt.
Verläumder haßte ich, und jene Hypokriten,
Die nur den Splitter in des Nächſten Auge ſehn,
Die fern von Frömmigkeit, von Tugend und von Sitten,
Mit größern Balken ſelbſt im Dunkeln umher gehn;
Die gleich der Schlangenbrut die Gegenden verpeſten,
Aus Dummheit Vortheil ziehn, vom Aberglauben Geld,
Und ihren dicken Wanſt vom Gut der Menſchen mäſten,
Wofür man die Vernunft in harten Feſſeln hält.
Was ſolche Menſchen mich zu glauben zwingen wollten,
Das glaubt' ich freilich nie, es war der Menſchen Fluch.
Dann wo durch Tyrannei der Menſchen Thränen rollten,
Fand ich mit Chriſtus Lehr' ſtets einen Widerſpruch.
Nein, Menſchenvater! nein! des Glaubens heil'ge Zwecke
Geduldeten wirklich nicht des kleinſten Würmchens Pein,

Und wenn bei Prieſtern ich Verfolgungsſucht entdecke,
So ſagt mein Herz mir laut: Das kann dein Werk nicht ſeyn.
Nur Duldung, Menſchenlieb' fand ich in den Geſetzen,
Und Chriſtus legte ſie uns heilig an das Herz,
Und kann ein Glaubender die Menſchenlieb' verletzen,
So iſt das Heiligſte für ſeine Denkart Scherz.
Den Heuchler ſcheute ich, wie jene niedre Klaſſe,
Wo nur die Gleiſnerei des Glaubens Maske trägt,
Durch falſche Frömmigkeit und ſchändliche Grimaſſe
Das arme Volk bethört und es in Feſſeln legt.
Stets ſagt ich dieſes frei, und fühlte oft den Geifer,
Den Bigottismus mir an meine Stirne ſpie:
Allein bei allem dem erkaltete mein Eifer,
Fürs Gute meine Luſt, und mein Beſtreben nie,
Verfolgung war mein Theil; für alles jenes Gute,
Das ich mit Herzensdrang der Menſchheit gern erwieß,
War die Erwiederung, das man mit kaltem Blute,
Bedurfte ich der Hilf, mich grauſam von ſich ſtieß.
Der Freigeiſt, der Bigott, der Höfling, die Zeloten,
Der Dummkopf und der Schurk, der Schmeichler und der Narr,
Die rafften ſich zuſamm, verfolgten mich in Rotten,
Mit allem dem, was bös und niedrig denkend war.
Dieß alles war mir feind und ſuchte mir zu ſchaden,
So vieles koſtet es, hienieden weiſ' zu ſeyn;
Vom ſtrengen Herren an bis Excellenz und Gnaden
Sieht man dem Denkenden gern in das Antlitz ſpein.
Wie traurig iſt das Loos, im Schwarm der Thoren leben!
Was kann der Edle wohl für dieſe Menſchen thun?
Er darf ſein Hab und Gut und ſelbſt ſein Blut noch geben,
Sie wiſſen ihm nie Dank, und laſſen ihm nie Ruh.
Zu niedrig iſt ihr Geiſt für wahre Dankgefühle,
Nur Schadenfreude nährt ihr ganz verdorbnes Herz,
Ehr, guter Name, Ruf, ſind dieſer Menſchen Spiele,
Entehren, ſchädlich ſeyn, das iſt für ſie nur Scherz.
Ihr duldungsloſer Geiſt iſt gänzlich ohne Liebe,

Und nur Verfolgungsſucht iſt ihre Raſerei,
Ihr Zunge gleicht dem Schwert, mit wiederholtem Hiebe,
Trennt es der Menſchheit Band, das Band der Lieb' entzwei.
Sie thürmten, wär es noch in heut'ger Zeit zu rathen,
Gewiß mit Bonzenwuth noch Scheiterhaufen auf,
Und jeder, der nur denkt, der müßte ſicher braten,
Am Willen fehlt es nicht, nur an der Zeiten Lauf.
Kann wohl der Gute je noch ſolchen Menſchen trauen,
Bei denen die Vernunft, Gefühl vergebens ruft?
Verſtecken möcht' ich mich vor ihren Tigerklauen,
Verſtecken Weib und Kind in eine dunkle Gruft;
In Wälder möcht' ich fliehn, wo wilde Tiger wohnen,
Sie würden menſchlicher als meine Brüder ſeyn;
Ich würde ihre Brut und ſie der [illegible] ſchonen,
Und alſo könnt ich mich doch noch des Lebens freun.
Der Weiſe geizt nach Ruh, ſein Lohn iſt ſtiller Frieden,
Und der iſt mir verneint, um den ich alles gab!
O welcher Wunſch bleibt wohl dem Guten noch hienieden?
Die Hoffnung auf den Tod, das Sehnen nach dem Grab.
Der Tod, der lächelt uns gleich einem Freund entgegen,
Weil er uns unſern Gram und unſern Kummer nimmt;
Ich ſeh mit tiefem Blick der Zukunft heil'gen Segen
Im Funke, der in mir für beßre Welten glimmt.
Doch heilige Natur, die herrlichſten Geſchenke,
Die dieſe Welt uns gab, die ſind uns Weib und Kind:
Geſchenke der Natur, doch wenn ich an ſie denke,
So fühl' ich in dem Staat, daß ſie uns Bürden ſind.
Denn was iſt wohl ihr Loos, ſagt doch, was wartet ihrer,
Wenn ſie der Gottheit Hand nicht vor dem Böſen ſchützt?
Was kümmert ſich der Staat? Der reichere Verführer
Hat manche Unſchuld ja zu ſeiner Luſt genützt.
Was kann man Edleres dem Staat als Kinder geben?
Sie ſind der Menſchheit Wohl, ſie ſind der Länder Glück:
Doch wenn ich denke, wie die Reichen bei uns leben,
So fleh ich, Gott! zu dir, nimm alle ſie zurück.
Hienieden kann uns nur ein Wunſch noch übrig bleiben,

Ein Wunſch, den nicht mein Herz, nein, den der Staat mir gab;
Zur Schande der Natur will ich ihn niederſchreiben:
Verſchließ an einem Tag uns alle in ein Grab!
Wie hirnlos ſind denn nicht die meiſten Menſchenköpfe,
Und wie verfolgungsvoll der Menſchen größte Zahl!
Was macht ihr länger hier, unglückliche Geſchöpfe!
Der Tod ſey euer Wunſch, der Tod ſey eure Wahl.
Was kann ein guter Mann den Kindern hinterlaſſen?
Ein Herz, das braucht man ja in unſern Tagen nicht.
Der, der ſich ſchwingen will, der geht auf andern Straßen,
Und tritt mit ſtolzem Fuß der Menſchheit Recht und Pflicht.
Der Dummkopf und der Schurk, die machen reiche Beute,
Und treten auf das Haupt den armen Redlichen!
Was braucht die Welt wohl heut noch gute edle Leute?
Bei Laſterhaften kann ja Tugend nicht beſtehn.
Doch bleibt ihr Kinder, denkt, des Weiſen Pflicht iſt harren,
Der Kampf der Tugend will's, dieß iſt des Edeln Loos,
Bei Schurken redlich ſeyn, und weiſe bei den Narren,
Dieß macht der Tugend Werth, und macht die Menſchen groß.
Erwartet nichts von Gunſt, auch keinen Lohn hienieden,
Die allerkleinſte Zahl der Menſchen iſt's, die denkt;
Sucht im Bewußtſeyn Ruh, im Innern euern Frieden,
Das übrige läßt Gott, der alle Welten lenkt.
Der Menſchen größte Zahl beſteht aus einem Haufen
Von Thoren, dieſe ſind zum Ruf der Weisheit taub;
Ihr Seligſeyn beſteht in Schwärmen, Huren, Saufen,
Und ihren Lüſten wird die halbe Welt zum Raub.
Die größte Lebenskunſt iſt in den heut'gen Tagen,
Bei Böſewichtern frei von aller Bosheit ſeyn,
Und Narren ihren Stolz mit Sanftmuth zu ertragen,
Doch ohne ſelbſt ein Narr und Böſewicht zu ſeyn.
Doch wer nicht iſt im Taig des Hofes eingeknettet,
Der fliehe von der Stadt und lebe in der Still;
Er denke, daß er ſich von vielem Uebel rettet,

Von dem der Gute iſt der Glücksball und das Spiel.
Wie ſorgenvoll muß man nicht an den Höfen wandeln!
Der Menſchen größter Theil iſt äußerſt ungerecht;
Man darf beſtändig gut, beſtändig redlich handeln,
Doch unterliegt man im politiſchen Gefecht.
Wer ſeinen Fürſten liebt, dem Vaterlande nützet,
Der wird am meiſten ſelbſt das Opfer ſeiner Treu;
Die Tugend iſt es nicht, die da den Guten ſchützet,
Auch gegen Gute bringt man Fürſten Argwohn bei.
Der für die Wahrheit ſpricht, den heißt man unbeſcheiden,
Bei böſen Höflingen iſt Redlichkeit verhaßt;
Der Thor wird das Talent, der Schurk die Tugend neiden,
So wird dem Redlichen das Leben denn zur Laſt.
Nie geht man grad an Mann; durch heimliche Intrigue
Stürzt hie Cabalenſucht, und lächelt noch dabei,
Bedaurt, wenn ſie erdrückt, und freut ſich ihrer Siege,
Und jeder Denkende wird muthlos, ſchüchtern, ſcheu.
Wer kann in dieſer Lag, im äußerſten Verderben
Dem Vaterlande und dem Fürſten nützlich ſeyn?
Was bleibt dem Redlichen? Nichts als der Wunſch zu ſterben,
Nur der Gedanke, Tod, der kann den Edeln freun.
Er ſieht die Zukunft vor; es kann nicht beſſer werden,
Denn nur die Tugend iſt's, die Glück und Wohl erhält,
Und die verſcheuhet man auf dieſer weiten Erden,
Was Wunder dann, wenn Staat und Heil der Länder fällt.
Mit Freuden will ich einſt dem Tod entgegen lächeln,
Der von der Welt mich nimmt aus dieſes Kerkers Gruft,
Und freuen will ich mich beim letzten Todesröcheln,
Daß meine Stunde mich in beß're Welten ruft.
Nur Kummer kränkt mich hier, ich hatte wenig Freuden,
Weil ſtets mein fühlbar Herz bei andrer Unglück litt,
Denn weinte je ein Menſch, gedrückt durch Gram und Leiden,
So floß aus meinem Aug auch meine Thräne mit.
Wo nur mein Blick hinſah, da fand ich Stoff zu trauern,
Ich ſah das faule Stroh, das niedre Hütten deckt,
Das Laſter im Pallaſt, wo unter hohen Mauern

Die Sonne Menſchen nie zur Theilnahm andrer weckt.
Am Morgen hörte ich der Reichen Pferde wiehern,
Da mancher Arme ſcheu in einen Winkel ſchlich,
Gerechtigkeit und Recht fand ich in großen Büchern,
Woraus die Billigkeit und Menſchenliebe wich.
Mein Herz empörte ſich bei Ungerechtigkeiten;
Die ſchwache Armuth nahm ich gern in meinen Schutz;
Vertheidigte das Recht von unterdrückten Leuten,
Die Sach der Billigkeit, und bot der Bosheit Trutz.
Doch Menſchen! o wie ſehr wird nicht ein Herz betrogen,
Das nicht das eure kennt, und oft nicht kennen will.
Wie viele haben mir nicht Armuth vorgelogen,
Und da ich ängſtlich half, ſo lächelten ſie ſtill.
Verſtellung larvte oft des böſen Heuchlers Stirne,
Der mein empfänglich Herz mit Thränen hinterging,
Und Unſchuld log mir ja ſo manche ſchlechte Dirne,
Der Faule Armuth vor, der meine Hilf empfing.
So ſchändlich wird man oft von Menſchen hintergangen,
Doch ſpricht das gute Herz uns noch im Innern frei;
Wenn Menſchen dringend Hilf von anderen verlangen,
Vermuthet der, der fühlt, wohl die Betrügerei?
Sagt, war es meine Schuld, wenn andre boshaft dachten,
Verſtellung kennt, mein Gott! das fühlend Herz ja nicht.
Es kränkt durch Argwohn nicht, den Menſchen ſtets zu achten,
Nicht unterſuchen, nein, zu helfen iſt ihm Pflicht.
Die Welt, die kann uns wohl ſehr viel zu Schulden legen,
Weil ſie zwar klüger denkt, doch wenig menſchlicher,
Dem Böſen ſcheint die Sonn, den Schlimmen netzt der Regen,
Thu Gutes, klägle nicht, ſo ſagt uns ja der Herr!
Verzeih, wenn ich zu dir voll von Vertrauen ſpreche,
Dieß Herz, das Menſchen liebt, empfing ich, Gott von dir.
War meine Gütigkeit für Brüder eine Schwäche,
So nimm, o guter Gott! heut dieſes Herz von mir.

Liebe.

Gefühl der Zärtlichkeit, du Gabe ſchöner Seelen!
Du himmliſches Geſchenk, das uns die Gottheit gab!
Laß deine Schönheit mir vor meine Augen ſtellen,
Und drück dein Engelsbild in meinem Herzen ab.
Gefühl der Zärtlichkeit! Du Abglanz reiner Liebe!
Der Lebensfreude ſchenkt und Lebens=Wonne gibt.
Der Gottheit Typus du! du Trieb der reinſten Triebe!
Wie groß wird unſer Ich, wenn unſre Seele liebt.
Was biſt du Liebe? Sag, wie viele Menſchen kennen,
Was wahrhaft lieben heißt; man ſchäkert, ſchmachtet, küßt,
Umarmt ſich, ſieht ſich an, und bei dem zarten Sehnen
Fühlt unſer Herz, daß es im Innern was vermißt.
O Menſchen! Lernet doch, der Liebe wahre Quelle
Liegt in den Sinnen nicht; ſie iſt des Geiſtes Theil;
Sie iſt ein ſanftes Feur', ein Eigenthum der Seele,
Und bietet ihren Schatz nicht bloß den Sinnen feil.
Wenn nur die Larve reizt, die ſchöne Außenhülle,
So iſt der Hang nicht Lieb, nein, er iſt Sinnlichkeit,
Der Menſch wird nach und nach der Leidenſchaft zum Spiele,
Und deine Liebe ſinkt am Opferheerd der Zeit.
Die Leiter des Gefühls, die ſind zwar unſre Sinne,
Entdeckt das Herz durch ſie der Schönheit Reizbarkeit,
So lockt uns eine Kraft, ſo wie die Blum' die Biene,
Doch Sättigung, die ſtraft bald unſre Lüſternheit.
Der Menſch genießt ſo gern, was ſeinen Sinnen ſchmeichelt,
Von allem, was ihn reizt, wünſcht er ſich den Genuß.
Die Liebe ſeines Selbſt iſt Urſach, daß er heuchelt,
Und oft betrügt er ſich bei Händedruck und Kuß.
Bei tauſend Liebenden liebt wahrhaft oft nicht einer,
Sobald man unterſucht, was wahrhaft lieben heißt.
Denn unter Tauſenden belauſcht ſein Herz oft keiner,
Bis ihn erſt Zeit und Weil aus ſeinem Schlummer reißt.

Der, welcher wahrhaft liebt, iſt fern von Eigenliebe,
Sein Gegenſtand allein, der iſt ſein andres Ich;
Daher währt keine Lieb', als die der reinen Triebe,
Denn Sinnlichkeit in uns iſt ſtets veränderlich.
Gewohnheit und Genuß ermüden unſer Leben,
Der, welcher viel genießt, genießt ſtets weniger,
Willſt du nach wahrem Glück, nach wahren Freuden ſtreben,
Genieße mit Vernunft, und du biſt glücklicher.
Der Sinne Luſt kann nie dein ganzes Herz erfüllen,
Der Weiſe koſtet nur mit ſanfter Mäßigung;
Der Thor verſchlingt die Freud, und wird bald Unluſt fühlen,
Denn die Natur, die rächt die grobe Sättigung.
Der wahre Liebe kennt, genießt die Lieb' beſcheiden,
Er ſättigt nie ſein Herz, das immer Wünſche hat;
Er weiß, nur Wünſche ſind die Würze unſrer Freuden;
Sie hören alle auf, iſt unſer Herz einſt ſatt.
Die Sinne werden ſtumpf durch ſinnliches Genießen,
Und Sättigung erweckt den Eckel ſtatt der Luſt.
Nur Weiſen, welche klug oft zu entbehren wiſſen,
Iſt Wonne, Freud' und Lohn der Mäßigung bewußt.
Die Dauer macht das Glück, nicht Heftigkeit und Kürze;
Durch ſie wetzt das Gefühl ſich in dem Körper ab,
Die Tugend iſt allein der wahren Liebe Würze,
Das Laſter iſt ihr Feind, die Wolluſt iſt ihr Grab.
Erſättigung war ſtets der Menſchenfreuden Klippe,
Der, der ins Innere der Menſchenfreuden drang,
Der ſchlürft die wahre Luſt mit unverdorbner Lippe
Und jener Feinheit ein, nach der der Kluge rang.
Der Menſch, der wechſelt gern, und ſuchet neue Freuden,
Er haßt die Schönheit ſelbſt; fühlt er ihr Einerlei,
So wird ſie ihm zur Laſt, er ſucht von ihr zu ſcheiden,
Und macht ſich mit Gewalt oft ſeiner Feſſel frei.
Das Herz kann nur allein der Liebe Dauer geben,
Und übertrifft oft weit die reizendſte Geſtalt,
Das Herz gibt neues Seyn und neuen Schwung dem Leben,
Macht durch Gewohnheit nicht die wärmſte Liebe kalt.

Ihr Mädchen lernet doch der Liebe Zauberkräfte,
Denkt, daß die Tugend nur der Bande ſtärkſtes ſey;
Macht tugendhaft zu ſeyn euch täglich zum Geſchäfte,
Und wer euch einmal liebt, der bleibt euch ewig treu.

Taſchenbuch für Prinzen.

Prinz! fürchtet einen Gott, der ober euch regiert,
Dieß iſt der erſte Schritt, der zu der Weisheit führt.
Liebt die Religion; ſeyd ſtets der Tugend Retter;
Entfernt von euerm Hof des Glaubens eitle Spötter.
Wer Gottesfurcht vergißt, der kennt auch keine Pflicht,
Wer ſeinen Gott nicht liebt, liebt auch den Fürſten nicht.
Der Freigeiſt iſt ein Menſch, der auf ſich ſelbſt vermeſſen,
Den Glauben gar nicht kennt, der ſeinen Gott vergeſſen:
Der ohne Tugend iſt, und ohne innrer Kraft,
Ein Sclave und ein Knecht von jeder Leidenſchaft,
Der heut euch Treue ſchwört, und morgen ſie nicht haltet,
Den Nebenmenſchen drückt und ſchlecht ſein Amt verwaltet,
Der alles keck entweiht, was man noch heilig nennt,
Dem beſten Freund den Stahl in ſeinen Buſen rennt,
Wenn er zu tödten wünſcht: der ohne Grundſatz handelt,
Und jedes Laſter wagt, wenn ihn die Luſt anwandelt.
Sagt, wenn ein Ungeheuer, das ſo nach Laſtern ſtrebt,
An eurer Seite, Prinz! an eurem Hofe lebt,
Welch Elend droht euch ſelbſt und euern ganzen Staaten!
Wer keinen Gott nicht ſcheut, wagt Fürſten zu verrathen.

Nur der, mein theurer Prinz! der wahre Tugend hat,
Nur der iſt, glaubet mir, ein guter Mann im Staat.
Er kennt die Frömmigkeit, und folgt den Pflichten treulich;
Ihm iſt der Fürſt ſtets werth; ſein Vaterland ſtets heilig.
Erkennet dieſen Mann an ſeiner Billigkeit,
Frei von der Heuchelei in biedrer Redlichkeit.
Wer über Tugend, Prinz! an euerm Hofe ſpottet,

Glaubt, daß er böſe iſt, und ſich zum Böſen rottet.
Nie ſchämt ein guter Mann der Tugend ſich zu weihn;
Nie ſchämt er ſich, mein Prinz! ein guter Chriſt zu ſeyn.
Es war von jeher, Prinz! der Kunſtgriff mancher Großen,
Was Glaubensſachen ſind, zu nennen eitle Poſſen.
Die Urſach fällt leicht auf, der Glaube ſchränkt uns ein,
Und Bosheit wünſchet ſich ganz unumſchränkt zu ſeyn.
Laut iſt der Widerſpruch, an einen Gott zu glauben,
Und doch dabei zugleich nach Willkühr Länder rauben.
Nicht wie ein Henker bringt der Chriſt den Nächſten um;
Er kennt der Menſchheit Werth; ſein Evangelium.
Mit Demuth folget er den heiligen Geſetzen,
Und er wird nie die Pflicht der Menſchenlieb verletzen;
Er folgt der reinen Lieb. In dieſem heil'gen Buch
Steht nichts von Räuberei, von Menſchentrug und Fluch.
Und dennoch möchte man ſtets morden, rauben, drücken;
Daher muß man ſich ſelbſt gleichwohl ſein Gläubchen flicken;
Und flickt es ſich nicht gut, ſo tritt man toll und kühn
Zu Boden das Geſetz mit Unverſchämtheit hin,
Folgt nur der Leidenſchaft, dem Kitzel ſeiner Lüſte,
Als wenn von Gott das Herz gar keine Sylbe wüßte.
Der Glaube, heißt es, Prinz! iſt nur fürs Volk gemacht;
Von Großen wurd er ſtets im Herzen ausgelacht.
Man muß dem Aeußern nach fürs Volk wohl etwas ſcheinen;
Im Innern kann ein Fürſt denn glauben oder meinen,
Was er wohl ſelbſten will. Die Niederträchtigen!
So elend möchten ſie oft ihre Fürſten ſehn!
Die Urſach iſt ſehr leicht, mein Prinz! hier zu ergründen;
Das Laſter kann nur Schutz bei Laſterhaften finden.
Der Böſe weiß es wohl: ſind Fürſten tugendhaft,
So wird das Laſter bald von ihrem Hof geſchafft.
Verachtet die, mein Prinz! die ſich des Glaubens ſchämen,
Denn ſie ſind aufgelegt zu allem Unternehmen.
Wer ſich des Glaubens ſchämt, der ſchämt ſich ſeiner Pflicht;
Wer keine Gottheit ſcheut, der ſcheut auch Fürſten nicht.
Doch hütet euch, mein Prinz! nicht jedem gleich zu fluchen;

Den man euch Freigeiſt nennt; ihr müßt erſt unterſuchen.
Verläumdung brandmarkt oft mit heuchleriſcher Liſt
Als Freigeiſt einen Mann, der gar kein Freigeiſt iſt.
Einſt ſchrieb ein böſer Mann auf falſch erdachte Liſten
Viel Ehrliche des Staats, als wären ſie Nichtchriſten.
Was ſoll ich? ſprach der Fürſt, und ſah die Bosheit ein;
Schreib lieber, fuhr er fort, dich ſelbſt als Böswicht ein:
Denn ſollt' ich dieſe Leut von meinem Hofe ſchaffen,
So müßte ich im Schoos von böſen Heuchlern ſchlafen.
Sag denn, wo fände ich denn wieder Fried und Ruh
Bei Menſchen, die ſo arg und boshaft ſind, wie du?
Am Hofe findet ihr, mein Prinz! bei andern Rotten
Von Niederträchtigen auch eine der Bigotten,
Die noch weit ſchlimmer ſind, als je ein Freigeiſt war,
Weil Heuchelei ſie deckt; man ſieht nicht die Gefahr,
Weil ſie ſo meiſtentheils in die verborgnen Schlingen
Den Redlichſten des Staats durch die Verläumdung bringen.
Sie ſprechen ſtets von Gott, ſtets von Religion,
Und ihr ganz ſchwarzes Herz weiß doch kein Wort davon.
Sie bücken ſich; ihr Glaub beſteht nur in Grimaſſen,
Und niemand in der Welt kann ſo wie dieſe haſſen.
Die Schlange ſelbſt, mein Prinz! hat kein ſo tödtend Gift,
Und ſo viel Böſes hat noch nie ein Menſch geſtift.
Sie wollen euer Herz am Gängelbande führen,
Und euern Kopf, mein Prinz! durch Schwärmerei verwirren,
Und ſchwächen euer Herz: denn iſt das Herz einſt ſchwach,
So haben ſie geſiegt, ihr gebt dem Eindruck nach,
Denn heucheln ſie aus euch, was ſie erheucheln wollen,
Und wenn die Menſchheit ſelbſt und Länder fallen ſollen.
Ihr Kunſtgriff gründet ſich auf eure Schüchternheit,
Sie täuſchen euer Herz mit falſcher Frömmigkeit.
Nichts übler iſt, mein Prinz! als Irrthum im Gewiſſen:
Man fällt ſo leicht darein und wird ſo hart entriſſen.
Man eilt dem Böſen nach, verblendet von dem Schein,
Und glaubt im Laſter ſelbſt noch tugendhaft zu ſeyn.
Man folgt der Leidenſchaft, und läßt oft Menſchen tödten,

Und bildet ſich denn ein, man darf nur wieder beten,
Der Todesſchweiß, der noch von Menſchenſtirnen träuft,
Wird wieder gut gemacht, wenn man in Tempel läuft.
Prinz! Laſter, die man kaum den Büchern anvertraute,
Die wurden oft verübt von dem, der Kirchen baute.
Seht die Geſchichte nach, oft baute ein Barbar,
Der ganzen Menſchheit Fluch, den prächtigſten Altar,
Und glaubte ſich mit Gott für die erpreßten Thränen
Der Menſchheit wiederum im Todbett auszuſöhnen.
Flieht den Bigotten, Prinz! duld't keinen um euch her;
Denn hört ihr ihn, o Prinz! — o dann regiert ſchon er.
In euerm Namen wird er morden und zertreten,
Und auf den Leichen dann für die Erwürgten beten.
Hält dieſen Satz, mein Prinz! der Fall der Monarchie
Iſt die Freigeiſterei und die Bigotterie.
Seyd fromm, mein edler Prinz! weiht eure erſte Jugend
Der Menſchenliebe, denn ſie iſt die ſchönſte Tugend.
Ein frommer König iſt ein Gott auf ſeinem Thron,
Der Menſchen Glück ſein Wunſch, ihr Seligkeit ſein Lohn.
Mit Anſtand müßt ihr, Prinz! in heil'ge Tempel treten,
Nicht plappern, wie ein Weib; mit Anſtand müßt ihr beten:
Denn Bücher und Geſang — ich ſag euch's ohne Scheu —
Macht nicht die Andacht aus; iſt oft nur Heuchelei.
Die Seele ſpricht zu Gott; ihr Flehn dringt zu den Sternen,
Mein Prinz! doch muß der Mund ſich nie vom Herz entfernen.
Die Wahrheit ſey euch lieb, mein Prinz! nur ſie allein
Erhebet Könige, und kann ihr Schutzwehr ſeyn.
Was ihr verſprecht, mein Prinz! das ſey euch Pflicht zu halten;
Die Heiligkeit des Worts, das war der Stolz der Alten.
Erfüllung euers Worts iſt, Prinz! ſtets eure Pflicht;
Allein gebt euer Wort doch unbedachtſam nicht.
Seyd gütig, freundlich, Prinz! Es leſ' in euerm Blicke
Der Unterthan ſein Wohl, ſein Heil, ſein ganzes Glücke.
Wie ſelig iſt der Wunſch, und wie das Glück ſo rein,

Der Vater ſeines Volks und ſein Regent zu ſeyn! —
Preßt nie den armen Mann, vermehrt nie die Beſchwerde,
Und denkt, er iſt wie ihr, gemacht aus Staub und Erde.
Erinnert euch nur ſtets: auch ihr ſeyd Adams Sohn;
Erſchaffen wie der Bau'r aus einem ſchwachen Thon.
Am Opferheerd des Grabs ſinkt jeder Menſch einſt nieder,
Und wie ein Bettler fault, ſo faulen Königsglieder.
Erwägt des Armen Laſt, die ſeine Schultern drückt,
Und habt ihr ihn befreit, ſo nennt euch denn beglückt.
Gebt jedem ſeinen Lohn: hart iſt er zu gewinnen
Durch Arbeit und durch Fleiß: doch das heißt ihn verdienen.
Den, der die Arbeit ſcheut, und doch belohnt will ſeyn,
Den ſperrt ins Narrenhaus zu ſeines gleichen ein.
Das Geld, das ihr bekommt, das ſollt ihr nicht verſchwenden;
Der Unterthan, mein Prinz! vertraut's nur euern Händen.
Verwalten müßt ihr es; verſchwenden dürft ihr's nicht,
Denn Häuslichkeit, mein Prinz! iſt auch der Fürſten Pflicht.
Seht dort die Menſchen an, die halb vor Armuth ſterben,
Und lernt, wie hart es iſt, ſein Geld ſich zu erwerben.
Wie kann man Tauſende verſchwelgen und verthun,
Den armen Bauer ſehn, und unempfindlich ruhn.
Seht, welch ein ſchwarzes Brod der arme Mann verdauet,
Der ſeine Pfenninge in euern Händen ſchauet.
Seht ſeine Kinder; — mein Herz zerbricht — o Gott!
Sie ſchreien nun um Hilf, und betteln nun um Brod.
Seht ihre Lumpen an, beſuchet ihre Hütte —
Ich weiß, ja Prinz! ihr hört der Unterthanen Bitte.
Ich ſeh in eurem Aug, wo eine Thräne ſteht,
Daß euch die Armuth rührt, die um Erbarmen fleht.
Seyd Vater, ſeyd Gemahl, ſeyd Fürſt, in euern Händen
Liegt ganzer Länder Wohl. Laßt euch doch nicht verblenden.
Glaubt nicht, daß euch der Thron der Fürſten glücklich macht,
Wenn euer ſtolzes Herz der Armuth Drang veracht.
Hier nur im Herzen, Prinz! liegt wahres Glück im Leben;
Geburt kann einen Thron, das Herz nur Glücke geben.
Behandelt jeden gut als euern Unterthan,

Und ſeht — ihr ſeyd ein Menſch — ihn auch als Menſchen an.
Laßt ſelbſt den Bettler vor, und laßt ihn mit euch ſprechen,
Und wenn ihr ſtraft, mein Prinz! ſo ſtrafet das Verbrechen,
Und ſchont des Menſchen ſtets, gebt ſeinen Fehlern nach;
Denkt, Fürſten fehlen auch, und Fürſten ſind auch ſchwach.
Eur Herz vertheidige ſtets des Verbrechers Sache,
Und wenn ihr ſtrafen müßt, ſo ſtrafet ohne Rache.
Denkt ſtets, ein Vorurtheil macht Menſchen groß und klein;
Man ehrt den größten Dieb, und ſperrt den kleinen ein.
Oft, wenn ein Mörder ſtirbt, ſind die, die tauſend morden,
Vom Vorurtheil belohnt mit Bändern und mit Orden.
Doch ohne Strafe, Prinz! kann kein Verbrechen ſeyn,
Nur ſtimme die Vernunft ſtets mit der Strafe ein.
Laßt ihr den kleinen Dieb in euern Landen henken,
Mit welchem Recht könnt ihr dem großen Freiheit ſchenken?
Die Straf trifft jeden gleich; für jeden gleiches Recht;
Da adelt nicht der Stand und rettet kein Geſchlecht.
Prinz! gebet eure Macht nie in des Reichen Hände,
Und daß doch euer Herz der Adel niemal blende!
Er beugt ſich krumm vor euch; nennt ſich Sclav, Unterthan,
Und, überſeht ihr es, ſo wird er zum Tyrann.
Im Stillen neidet er, euch Prinz! um Rang und Größe,
Er ſucht ſtets euern Fall und lauſcht auf jede Blöße,
Prinz! ſeyd, ich bitte euch, mit ihm nie zu vertraut:
Der Zufall, der euch ſchwächt, iſt der, auf den er baut.
Seht die Geſchichte nach. So iſt es ſtets geweſen.
Die Wahrheit könnt ihr noch in mancher Chronik leſen.
Des Adels Größe wächſt, wenn die des Fürſten fällt.
So ging es, lieber Prinz! von jeher in der Welt.
Dort, wo der Stärkſte herrſcht, dort ſind die Starken Knechte,
Doch nie vergibt ihr Herz die ſich gemachten Rechte.
Nützt die Gelegenheit, und wenn es ihm denn glückt,
So iſt es der Tyrann, der Länder unterdrückt.
Denn gibt der Fürſt ſein Recht aus ſeinen eignen Händen,
So wird der, dem ers gibt, zum ſtillen Mitregenten.

Prinz! achtet Größe nie; verehret nur den Mann,
Und haltet nur für groß den guten Unterthan,
Auf den ihr trauen dürſt, der euch entgegen eilet,
Sein Herz mit euerm Wohl, und euern Bürgern theilet.
Nicht der auf Pergament zehntauſend Ahnen zählt,
Wenn ſeinem Herzen Treu und wahre Tugend fehlt.
Der ſtolz auf die Geburt; auf ſeinen Rang vermeſſen,
Nichts weiß, und nichts verſteht, als arme Menſchen preſſen:
So ſprecht, und glaubt mir, Prinz! iſt dieſes eure Sprach,
So ſpricht euch bald am Hof der Höfling ſelbſten nach.
Bei alledem, mein Prinz! vergeſſet nie die Treue,
Und was auch das Verdienſt der wahren Größe ſeye.
Erinnert euch mit Dank, was jedermann im Staat
Für euch, für Land und Leut, und für das Ganze that.
Und denket, Könige mit ihren Millionen,
Die ſind doch nie im Stand den Ehrenmann zu lohnen.
Wenn nicht das Herz uns lohnt, die Tugend, unſre Pflicht,
So lohnen Könige mit Millionen nicht.
Sucht ſtets den Edeln auf; entfernt vom Hof den Narren,
Und Schmeichler, die ihm gleich in böſer Schalkheit waren.
Hört nie Verläumdungen, und wenn man Böſes ſpricht,
Hört den Beklagten an; verurtheilt eher nicht.
Wenn ihr ermüdet ſeyd von euern Staatsgeſchäften,
So weihet euch der Luſt und ſchöpfet neue Kräften.
Jagt, ſpielt, thut was ihr wollt, vergeßt nur Tugend nicht,
Und beim Vergnügen ſelbſt denkt noch auf Fürſten-Pflicht.
Zur Unterhaltung, Prinz! könnt ihr wohl manchmal jagen,
Doch ſollt ihr nie, mein Prinz! kühn euer Leben wagen.
Pflicht iſt es euch, daß ihr für euer Leben wacht;
Wie oft hat nicht ein Sturz ſchon Fürſten umgebracht.
Sucht das Vergnügen ſelbſt nach der Vernunft zu richten,
Und denkt, der gute Menſch hat gegen Thier auch Pflichten.
Nie darf die Grauſamkeit ein edles Herz entweihn;
Auch gegen Thiere ſelbſt muß man noch menſchlich ſeyn.
Die Jagd, die diene euch, mein Prinz! nur zum Ergötzen,
Doch ſollt ihr ſie nicht mehr als eure Pflichten ſchätzen:

Nie ſey ſie Leidenſchaft; wenn Hirſch und wildes Schwein
Für euch ſchon alles ſind, was ſoll der Bauer ſeyn?
Wählt nie ein ſolch Geſchäft zu Luſtbarkeit und Freuden,
Bei welchem, lieber Prinz! die Unterthanen leiden.
Sagt, ob ein gutes Herz den Tag zur Freude zählt,
Wenn ſich ein armer Mann dabei zu Tode quält?
Der Menſchheit edeln Werth, den ſollt ihr nie verkennen;
Im Becher wahrer Luſt ſind keine Menſchenthränen.
Genießt das Glück, mein Prinz! das euer Herz euch gibt,
Wenn jeder Unterthan euch bis zum Bettler liebt,
Laßt Ruh und Friede ſtets in euern Landen wohnen,
Und lernt die große Kunſt, die Menſchheit ſtets zu ſchonen.
Schont euern Unterthan; beſchützt ſein Hab und Gut:
Iſt euch die Menſchheit theur, ſo ſchont der Menſchen Blut.
Weh dem, Prinz! der es wagt, aus Habſucht zu verſpritzen,
Und wenn es nicht geſchieht, um Land und Leut zu ſchützen;
Um Vaterland, um euch gibt jeder gern im Staat
Sein Leben, Blut und Hab, denn jeder iſt Soldat.
Ein jeder, glaubt mir, Prinz! wird gern für euch ſein Leben,
Und alles, was er hat, fürs Wohl des Ganzen geben.
Wenn ihr Verträge, Prinz! mit fremden Fürſten macht,
So gründet ſie aufs Wort, und nicht auf Zeit und Macht.
Bedenkt die Sach zuvor, und feſt ſey euer Wille:
Dem Böſen iſt allein ſein Ehrenwort zum Spiele.
Nur er allein verſchmäht der Worte Heiligkeit;
Und ſtrafbar iſt der Mann, der ſie aus Macht entweiht.
Wo kann man Billigkeit, wo Recht, wo Ordnung finden,
Wenn Fürſten ſelbſt ſich nicht an ihre Worte binden?
Die Heiligkeit des Worts gewährt der Völker Recht,
Und der, der es entweiht, der handelt immer ſchlecht.
Hält man das Heiligſte für bloße Tändeleien,
So iſt es eine Folg' der größern Tyranneien:
Wo, wenn die Zeit es will, der Mann ſchwört und verſpricht,
Und eine Stund hinnach die heil'gen Eide bricht.
So handeln Männer nicht. Durchleſet die Geſchichten;
Ein Bube brach ſein Wort; der Mann hielt ſeine Pflichten.

Hat man euch, edler Prinz! in etwas eingeführt,
Das Menſchen ſchädlich iſt, ſo ſagt: ich hab geirrt.
Ihr bleibt, ein Menſch, mein Prinz! das Irren iſt nicht Schande;
Des Irrthums Opfer ſey'n doch niemals eure Lande.
Sagt, wo iſt wohl der Menſch, der nicht betrogen wird?
Sieht man den Fehler ein, hat man nur halb geirrt.
Doch, Prinz! war je ein Mann, auf den ihr konntet bauen,
Und hinterging er euch mit Bosheit im Vertrauen,
So ſtraft ihn, und laßt ihn der Lüge Opfer ſeyn;
Das größte Laſter heißt: Vertrauen zu entweihn.
Ich bin euch Bürge, Prinz! ſelbſt würdet ihr es ſehen;
Man wagt es nicht ſo leicht, euch mehr zu hintergehen.
Oft wird es nur gewagt; und wenn ihr Schwäche zeigt,
Der Sache unrecht fühlt, halb ahnet und halb ſchweigt,
Denn wagt der Frevler es in euerm heil'gen Namen
Auf eure Nachſicht kühn die Unſchuld zu verdammen;
Und wenn dann das Geſchrei zu euern Ohren dringt,
Und ſich der Unſchuld Ruf bis zu dem Throne ſchwingt,
Dann ſchweigt der böſe Wurm, und lächelt in der Stille,
Und ſagt, wenn ihr ihn fragt: Prinz! es war euer Wille.
Mein Wille? ſprechet dann mit drohendem Geſicht,
Mein Wille, Ungeheu'r! mein Wille war es nicht.
Ich traute nur auf dich; und hab ich mich betrogen,
So fehlte nie mein Herz, und ward ich nur belogen.
Und du, der mich betrog und meinen Hof entehrt',
Du biſt ein Böſewicht und meiner Strafe werth.
Die Laſt der Krone, Prinz! die ſoll euch nicht verwirren;
Es iſt nicht allzeit hart, die Menſchen zu regieren,
Wenn man das Gute will. Verliert nie euern Muth;
Prinz! ſeyd der Tugend Freund, und ſchon regiert ihr gut.
Beſetzet jederzeit im Land die erſten Stellen
Mit Tugendhaften, Prinz! dann wird es euch nie fehlen.
Hört jede Klage an; hält keine je für klein;
Die kleinſte kann auch werth der Unterſuchung ſeyn.
Sobald man dieſes weiß, ſo wird ſich jeder ſcheuen

Geſetze und das Recht der Menſchheit zu entweihen.
Die Fürſten hintergehn war ſtets der Böſen Liſt;
Durch Schwäche wurden ſie nur ihrer That verg'wißt.
Wie oft hat ein Befehl die Tugend aufgerieben,
Den oft der beſte Fürſt unwiſſend unterſchrieben!
Das Laſter heuchelt ſtets, wenn es das Böſe ſtift,
Und ſchützt ſich vor dem Recht mit Fürſtenunterſchrift.
Wars euer Wille nicht, ſo ſprecht: bei böſen Sachen
Stund nie mein Name noch (dieß wird euch Ehre machen):
Und wenn ich Böſes auch betrogen unterſchrieb,
So rechnet mirs nicht an, da ich ein Menſch noch blieb,
Doch der, der es gewagt, die Sachen zu erſchleichen,
Der ſoll von meinem Hof, aus meinen Ländern weichen.
Nur der Regent iſt groß, der ſtets im Gleichgewicht
Die Leidenſchaften hält, und kennet Recht und Pflicht.
Der nie den Laſtern gibt in ſeiner Schwachheit Blöße,
Der Eitelkeit verlacht, und Tugend ehrt als Größe.
Der ſtets die Wahrheit liebt; der nie der Feigheit Knecht,
Und Bettlern in dem Staat ſpricht wie dem Reichen Recht.
Der keinen Beifall ſucht, als den von großen Seelen,
Nicht von den Höflingen, die immer ſich verſtellen;
Die denken, wie man denkt; die ohne eignem Sinn,
Ein Diener bald regiert, bald eine Buhlerin.
Die immer tief gebeugt, nie edel widerſprechen,
Und loben, was man lobt — auch Laſter und Verbrechen.
Die Nacht der Schmeichelei, die Fürſten ſtets umgibt,
Erlaubt dem beſten kaum zu wiſſen, wer ihn liebt.
Und kann die Gleichheit nur den Bau der Freundſchaft gründen,
Wie wird er einen Freund ſtatt einem Heuchler finden?
Glaubt mir, mein guter Prinz! den Freund macht nicht der Eid,
Nur Knechten gibt er Treu, und ſelten Zärtlichkeit.
Der, den das Herz allein an eure Tugend kettet,
Der iſt es, der euch liebt, der euch von Laſtern rettet.
Nicht der, der ſchmeichleriſch euch ſaget, was ihr liebt,
Und der nach jedem Wunſch, nur was ihr wollt, euch gibt
Der kriechend wie ein Wurm mit tief gebeugter Stirne

Liebäugelt jeden Knecht, und lächelt jeder Dirne.
Glaubt, Prinz! nie leuchtet dem der Wahrheit reines Licht,
Dem alles ſich verſtellt, und niemand widerſpricht.
Der majeſtätiſch irrt, und was ihm nicht entfliehet,
Nur bei der Dämmerung des ſchwachen Scheines ſiehet.
Leicht iſt es, daß ein Fürſt ſich an dem Freund betrügt,
Weil alles an dem Hof verſtellte Tugend lügt.
Lernt, Prinz! wie ich geſagt, die Wahrheit zu ertragen,
Und ſchämt euch nie den Mann von Tugend zu befragen,
Denn wer weiß alles wohl? Denkt, daß man immer lernt,
Und daß ein eitler Stolz die Weisheit ſtets entfernt.
Der Mann, mein Prinz! iſt groß, der nicht ſtolz auf ſich bauet,
Der denkt, und überlegt, und prüfet, eh er trauet.
Der, wenn er alles hört, das Klügſte immer wählt,
Der Mann, mein Prinz! iſt groß, weil er nur ſelten fehlt,
Der in der Hütte wohnt — o dürft' ers allzeit wagen! —
Der hätte manchmal, Prinz! dem Fürſten viel zu ſagen.
Beſucht ihn oft als Freund; ſprecht mit dem armen Mann,
Und höret, was er ſagt, mit Ueberlegung an.
Der Wahrheit Tempel ſteht im Schatten holder Buchen;
Da iſt ihr Wohnſitz, Prinz! ſelbſt muß der Fürſt ſie ſuchen.
Nach Hofe kömmt ſie nicht; dort an dem goldnen Thor,
Wenn ſie auch dahin kömmt, läßt man ſie ſelten vor.
Nur wohnt ſie meiſtentheils in den verlaſſnen Hütten,
Und fliehet vom Pallaſt und den verdorbnen Sitten.
Folgt mir, mein Prinz! laßt euch zum Unterthan herab,
Denn ihr entehrt euch nicht: der Gottheit ſchönſte Gab
Das iſt ein gutes Herz; die Gottheit ſelbſt iſt Güte,
Und fleht der Wurm zu ihr, ſo hört ſie ſeine Bitte.
Hört ſtets den Armen an, und ſeyd wie Eduard,
Und wie auf Valois Thron der vierte Heinrich ward.
Die ſuchten Glück und Ruhm auf königlichen Wegen,
In Menſchenfreundlichkeit und ihrer Länder Segen.
Prinz! ſeyd der Sonne gleich: im Reiche der Natur
Reizt ihre milde Kraft, nicht ihre Höhe nur
Gleicht ihr an Gütigkeit; durch ihre holden Blicke

Wärmt ſie den Cederbaum und gibt dem Veilchen Glücke.
Sie ſcheinet ſo im Thal, wie ſie auf Bergen glimmt,
Und ihre Wonne iſt auch für den Wurm beſtimmt.
Der Fürſten höchſtes Glück auf dieſer weiten Erden,
Iſt lieben, wie man ſoll, um ſo geliebt zu werden.
Nennt nie die Würgeſucht des Krieges Heldenmuth;
Nie Unterdrückung Ernſt; nie Macht der Großen Gut.
Selbſt in dem Ueberfluß lernt mäßig zu entbehren,
Und fühlt die wahre Luſt vergoßner Freudenzähren.
Verherrlichet das Feld, und heiliget den Hain.
Mit einem Wort, mein Prinz! lernt ein Regent zu ſeyn.
Nie ſollen Stolz und Neid der Güte Licht verbauen;
Vergönnt der Tugend Ruh, der Weisheit das Vertrauen.
Glück, wo der Landmann lebt, entfernet vom Betrug,
Vergnügt beim ſchwarzen Brod und bei dem irdnen Krug.
Im Schatten eines Baums verdanken tauſend Herzen
Dem Fürſten Wohl und Glück in unſchuldvollen Scherzen.
Wie troſtreich iſt es, Fürſt, ſich ganz der Menſchheit weihn,
Der Schöpfer ihres Glücks und ihres Heils zu ſeyn.
Die Ruhe des Gemüths, das größte Glück des Lebens,
Sucht auch der größte Fürſt auf ſeinem Thron vergebens.
Im Herzen nur allein, verblendt durch keinen Wahn;
Dort trifft der gute Menſch die Engelswonne an.
Dort, wo nur Thorheit iſt, verheeren wilde Lüſte
Die Früchte unſres Glücks, und machen alles wüſte.
Prinz! wo die Tugend wohnt, grünt auch der dürre Sand;
Und Roſen duften da, wo man einſt Dörner fand.
Wenn auch kein Säulengang zu ſtolzen Zimmern leitet,
Wo Gold an Wänden ſtrahlt, der Fuß auf Marmor gleitet,
Kein üppig weiches Bett mit Purpurdecken prangt,
So habt ihr alles dort, was euer Herz verlangt.
Im Schooſe der Natur, Prinz! ſind die wahren Freuden;
Der Weiſe koſtet ſie, und iſt dabei beſcheiden.
Denkt euch, mein lieber Prinz! die ſchönſte, holde Flur,
Wo neue Schönheit lacht im Antlitz der Natur.
Seht euren Unterthan, für euch pflückt er die Roſen;

Die ganze Gegend ſcheint euch dankbar liebzukoſen.
Sagt, wenn nun jeder Menſch beglücket um euch lacht,
Kann der unglücklich ſeyn, der andre glücklich macht?
Der Fürſten wahres Glück hat nie ein Thron entſchieden;
Prinz! nur das Gute thun macht überall zufrieden.
Wenn man euch Vater nennt, fühlt dann dereinſt die Luſt,
Die Quelle wahres Glücks; ſie quillt in eurer Bruſt.
Vergleicht die Wonne, die ein guter Fürſt genießet,
Mit jenem, welcher ſich im Kabinet verſchließet.
Der ſeinen Unterthan in Sclavenketten ſchaut,
Der keinen Menſchen liebt und keinem Menſchen traut;
Selbſt noch bei dem Genuß gehäufter Leckerbiſſen
Vermiſſet er die Ruh, und fühlet ſein Gewiſſen.
Wenn Gram und Elend ſich auf jeder Stirne mahlt,
Wenn kein vergnügter Blick aus einem Auge ſtrahlt;
Wenn alles von ihm flieht, wenn Armuth, wenn die Schande,
Die ſtets der Armuth folgt, bis zu des Grabes Rande
Den Dürftigen verfolgt, und ſeinen Staub noch drückt,
Wenn alles elend iſt; ſagt, iſt ein Fürſt beglückt?
Er zähle Tonnen Golds; beſiege Ländereien,
Und nehme in Beſitz, was nur ein Herz mag freuen:
Sein Tiſch erwarte ihn mit Silber überdeckt,
Mit allem angefüllt, was Leckerzungen ſchmeckt:
Das weite Vorgemach ertöne von dem Hauſen
Der Unterthänigen, die ſich an ihn verkaufen.
Vergebens künſtelt er an ſeinem Angeſicht;
Von ſeiner Stirne weicht der finſtre Gram doch nicht,
Vergebens mögen ihn die Höfling' benedeien,
Es dringt doch in ſein Ohr der Unterthanen Schreien.
Wenn er ein Freſſer iſt, genießt er wohl der Ruh?
Oft ſchmilzt ein ganzes Land im einzigen Ragout.
Wenn er ein Säufer iſt, und um ſich voll zu ſaufen,
Sich unterfängt, um Wein die Menſchheit zu verkaufen;
Wenn er als Wollüſtling des armen Haab verzehrt,
Ihm ſeine Tochter raubt, und ihm ſein Weib entehrt;
Wenn er ein Krieger iſt, und nie der Ruh genießet,

Bis Menſchenblut für ihn als wie das Waſſer fließet;
Erwäget, theurer Prinz! und ſagt mir, glaubt ihr wohl,
Daß je ein ſolcher Fürſt das Glück genießen ſoll?
Hingegen ſeht das Bild des Fürſten, deſſen Wille
Fürs Glück der Menſchheit wacht, ſeht, eine heitre Stille
Deckt ſeine weiſe Stirn, die nie ein Vorwurf trübt,
Weil alles ihm es ſagt, daß er den Menſchen liebt.
Er wandelt in der Flur, und brauchet keine Wache;
Sein Schutzwehr iſt ſein Herz, und unter jedem Dache
Wohnt ja ein Unterthan mit Liebe und mit Muth,
Und opfert froh für ihn den letzten Tropfen Blut.
In Roſen ſchläft er ein; mit anmuthsvollen Bildern
Wird ihm ſein eignes Herz das Glück der Völker ſchildern.
So iſts, mein guter Prinz! der, den die Tugend rührt,
Der nur beglücken will; der väterlich regiert,
Und der ſein gutes Herz mit ſeinen Bürgern theilet,
Den Armen unterſtützt und ihn zu retten eilet;
Das Recht zur Wohlfahrt macht; Geſetze gibt und hält;
Nur der verdient, mein Prinz! die Krone einer Welt.
Sollt weit umher der Ruhm die ſtolzen Sieger ehren,
So glaubt noch nicht, mein Prinz! daß ſie ſchon glücklich wären.
Wenn nicht ihr Land ſie liebt, denkt, kein Vergnügen rührt;
Sogar die Liebe nicht, wenn ſie der Zwang gebiert.
Frei muß des Bürgers Herz ſich an den Fürſten ſchließen;
Nur dieſe Kette wird durch keine Zeit zerriſſen.
Der Unterthanen Lieb, die ſey ihr Wunſch allein,
Denn ohne der, mein Prinz! was würden Fürſten ſeyn?
Denkt, Prinz: ich bitte euch, auf das, was ich euch ſage,
Erinnert euch daran an manchem trüben Tage:
Denn auch der Thron iſt nicht von Trübſal immer frei,
Und auch im Purpur ſteckt Gram und Melancholei.
Fühlt ihr in eurer Bruſt wohl jedes Unglücks Wunde,
Wenn alles von euch flieht, in jener ſchweren Stunde,
Wo man der Fürſten Glanz und Größe ganz vergißt,
Da Krankheit es beweißt, daß er ein Menſch nur iſt;
Denn wenn das Auge ſieht die Eitelkeit der Größe,

Und ſelbſt den Purpur bleicht die nahe Todtenbläſſe,
Dann Prinz erinnert euch noch gütig an mein Wort,
Sterbt ruhig, und der Gott der Güte lohnt euch dort.

Schmäht nicht auf das Glück!

Schmäht, Menſchen! ja nicht auf das Glück,
und nennt es Unſtern, wenn ihr blind
am Band der Thorheit wie ein Kind
euch gängeln laßt, und ins Verderben rennt.
Verblendete! die ihr das Uebel wählt,
weil ihr das Gute meiſt verkennt,
werft unparteiiſch einen Blick
der Wahrheit auf euch ſelbſt zurück,
beſchämt ſeht ihr das Mißgeſchick
Nur in euch ſelbſt; denn ihr nur fehlt.

Wie thöricht ſind der Menſchen Klagen,
womit ſie ſtets das Glücke ſchmäh'n! —
O Menſchen! man darf euch nur handeln ſeh'n,
ſo ſieht man auch, an wem die Schuld des Elends liegt,
ihr ſeyd es ſelbſt, die ſich und andre plagen:
der Menſch, der Menſch und Thier bekriegt,
iſt auch ſein eigner Feind.
Es darf kein Unglück ſeyn in der Natur,
das eure Ruhe ſtört,
ihr ſeyd es ſelbſt, von Bosheitsſinn bethört,
die ihr euch Glück und Ruhe raubt,
euch haßt, verfolgt, und immer nur
in eurer Brüder Thränen
die Quelle eures Wohls zu finden glaubt.
O lernt euch ſelbſt, lernt euer Herz erſt kennen,
hier findet ihr des Böſen Keim,
die Quelle eurer Leiden.
Die ganze Schöpfung beut euch Freuden

und Seligkeit in Fülle dar;
wohlthätig hält ſie ſtets das Böſe euch geheim,
und öffnet euch den Reichthum himmliſcher Genüſſe.
Doch euer Aug, von Vorurtheilen trübe,
nimmt es nicht wahr.
Laßt allgemeine Menſchenliebe
erſt eure Handlungen beſeelen,
klärt euer Auge auf, damit ihr helle ſeht,
dann wirds euch nicht an wahrem Glücke fehlen,
nach dem ihr jetzt vergebens fleht.
Sucht nicht in der Natur den Feind,
der euch zuwider iſt;
Die ganze Schöpfung iſt euch Freund,
und liebt euch zärtlich, wie ihr Kind
die Mutter liebt; ſeyd nur vergwißt,
daß, wenn die Menſchen elend ſind,
die Schuld kein Weſen tragt,
das euren Feind ihr nennt.
Wenn ihr unglücklich ſeyd, ſo klagt
euch ſelber an, und wenn ihr ins Verderben rennt,
ſagt nicht, daß eine fremde Hand
euch hingeleitet auf den Rand
des Abgrunds; daß ein böſes Weſen
euch ſtürzte; nein! ihr ſeyd es ſelbſt geweſen.

Und ihr, o Jünglinge! die ihr
in eurer erſten Kraft, voll Geiſt und Ruhmbegier
den Gipfel zu erreichen ſtrebt,
gen den ſich ſchon der kühne Blick erhebet;
die ihr, von wilder Jugendhitz' entbrannt,
euch in des Lebens Wiegejahren,
mit Welt und Menſchen und Gefahren,
die euch da droh'n, noch unbekannt,
zum Guten bald, und bald zum Böſen
mit gleichem Schwärmerflug hinreißen laßt:
Traut euren Sinnen nicht, ſie ſind gar oft Betrüger.

Wenn euch das Glück zu ſeinen Lieblingen erkor,
nehmt eure Zeit in Acht,
und nützet jede der Sekunden.
Ein Augenblick iſts oft, der unſer Glücke macht,
und ſchnell iſt der verſchwunden,
mit ihm das Glück, und ach, die Folgen ſind
oft die Beſtimmung unſers ganzen Lebens.
Es ſteht nicht mehr in unſrer Macht, ſie zu verhüten,
und Thränen ändern nicht und Bitten
des Schickſals Schluß.
Führt euch beſcheiden auf bei euers Glückes Gunſt,
es iſt ein Weib, und zieht ſich eben ſo geſchwind
zurück, als es euch nahe war,
gern beut es ſeine Hand euch dar,
doch kaum erzürnt ihr es, ſo glüht
die Roſenwange ſchon, denn auch Göttinnen ſind
von Leidenſchaft nicht frei,
und tragen menſchliches Gemüth.
Drum lernet bald die ſchwere Kunſt,
der Göttin Liebe zu erhalten,
die Kunſt, worüber ſchon die Alten
den Kopf ſich brachen, und wenige verſteh'n.
Vergeſſet nie, es deutlich einzuſeh'n,
wie nöthig euch des Freundes Führung ſey,
der euch auf rechten Wegen leitet,
euch mahnet, wenn er ſtehen bleibt,
der euch die Bahn vorher bereitet,
zurück vom Böſen hält, und ſtets zum Guten treibt.
Nie auſſer dem wirds euch gelingen,
euch eines wahren Glücks zu freu'n,
vergebens werdet ihr euch aufwärts ſchwingen,
und ſtets im faulen Sumpfe ſeyn.
Hält euren Geiſt bedächtig auf,
wenn er mit raſchem Sonnenlauf
euch fort ins Reich der lüftigen Schimären
will führen; blumigt iſt der Weg: allein

von da zur Wirklichkeit zu kehren,
und aus dem Land der Träumerei'n,
ſo gar nichts mitzubringen
als Wünſche, Phantaſien
und Ideale von Genien,
das thut zu weh, und lohnt der Mühe nicht,
daß man des Geiſtes Schwingen
dazu ermüden ſoll; auch oft gebricht
es uns an Kraft, die Zügel anzuhalten,
und läßt man ihn, wie Phaeten,
die raſchen Sonnenpferde walten,
dann iſts geſchehen; Herz und Verſtand
die eilen mit davon,
und ſchwärmen ſtets im Feenland.
Verachtet nicht ein mäßig Glück;
mit Wenigem Zufriedenheit,
ſtets einen fröhlich heitern Blick,
der unſrer Seele Ruh verkündigt,
dieß iſt des Weiſen Seligkeit.
Man iſt oft im Beſitze großer Güter
und hohen Stands nicht glücklicher,
als auf dem Feld der ärmſte Hüter,
der ſich bei Käs und Brod nichts mehr,
als einen heitern Himmel wünſcht.

Die wahre Größe.

Ein Menſch, der alles auf ſich hält,
verrathet ſeine Blöße:
Denn nicht im Adel, Stand und Geld
beſteht des Menſchen Größe.

Diplomen machen uns nicht groß,
und adeln unſer Leben:
Der gibt ſich als ein Dummkopf bloß,
der glaubt, daß ſie erheben.

Die wahre Größe iſt ein Gut;
man muß ſie ſelbſt erwerben:
Man kann ſie nicht durch Stand und Blut
ab intestato erben.

Und war der Vater auch ein Held,
wie keiner, je geweſen;
ſo erbt der Sohn vielleicht ſein Geld,
doch nicht ſein edles Weſen.

Wie mancher ſank nicht im Gefecht,
weiht ſich dem Vaterlande;
und ſeine Kinder, ſein Geſchlecht,
ſind ſeines Ruhmes Schande.

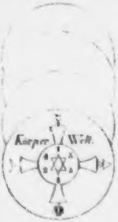
Seyd Menſchen, ſeyd der Tugend gut;
veredelt eure Thaten,
gebt für den Fürſten Leib und Blut,
ſeyd Männer, ſeyd Soldaten.

III.

Ueber die
Zauberkräfte der Natur.

Eine freie Ueberſetzung
eines egyptiſchen Manuſcriptes in coptiſcher Sprache.

Mit einem Anhange
eines aus magiſchen Charakteren entzifferten Manuſcripts.



Ueber Magie überhaupt.

Das Wort „Magie“ kann im verſchiedenen Sinne genommen werden, im guten und böſen.

In ſich iſt die Magie eine Attractions-Kraft, ein heimliches Federwerk, wodurch das Natürliche, oder Uebernatürliche ins Spiel geſetzt wird — eine heimlich wirkende Kraft, die ſich auf Geiſter, oder Körper äußert.

Der Aether, oder die feinſte und primitive Luft kann auf alle andere Luftarten wirken, und durch ſie aufs Phyſiſche; darin beſtehet das höchſte Geheimniß natürlicher Magie.

Im Aether kann der Menſch alles ſehen — die Geſchichte der Zukunft und die Triebräder des Univerſums, wenn ſich der Geiſt von den gröbern Sinnen entwickelt. Dieſer Aether iſt einem Spiegel gleich, worin ſich alles reflectirt; denn er iſt ein Aſtralgeiſt, und ſteht mit allen Aſtris in Analogie.

Um dieſes Geheimniß wohl zu verſtehen, muß man wiſſen, was die Aſtra ſind.

Das Unſichtbare in der Natur nannten die Alten Astrum, und die Verhältniſſe dieſes Unſichtbaren in der Wirkung die ſieben aſtraliſchen Kräfte, — das Ganze den Aſtralgeiſt.

Die verſchiedenen Verhältniſſe zuſammen ſind der Grund der Imagination.

Die Imagination, oder die Verhältniſſe der Kräfte unter ſich gehen nach unveränderlichen Geſetzen vor.

Das Organ, wodurch die Kräfte wirken, iſt der Geiſt. Alle Kräfte wirken im Aſtralgeiſte.

Im Menſchen liegt die Fähigkeit der Imagination, wie in den Aſtris.

Das Verlangen erzeugt die Imagination. Wenn die Seele mit Heftigkeit dieſes Verlangen realiſirt wiſſen will, ſo entſteht durch den Willen eine Begierde, und dieſe Begierde wirkt im Geiſt, und dieſer Geiſt vereint ſich mit dem ähnlichen Geiſt in der Natur, und wirkt, was der ähnliche Geiſt wirkt.

Die Einbildungskraft iſt attractiv. Der Geiſt, welcher durch die heftige Einbildung entſteht, ſchöpft ſich eine Menſchheit, in welche ſich die Begierde des Menſchen durch ſeinen Willen ſenkt, und eine Wirklichkeit erzeugt.

Der Aſtralgeiſt hat ſieben Kräfte; dieſe äußern ſich in ſieben Quantitäten; dieſe in ſieben Qualitäten; die Qualitäten in ſieben Formen, und die Formen in ſieben Körpern. So wirkt eines auf das andere durch die Analogie.

Aſtralgeiſt.

Der Aſtralgeiſt — l'air primitiv — iſt der Beherrſchung des Menſchen unterworfen, und kann durch den Willen des Menſchen thätig gemacht werden.

L'air primitiv iſt das fluidum, in welchem ſich alle thieriſche Geiſter bewegen. Durch dieſe primitive Luft hat der Menſch die Gewalt über die thieriſchen Geiſter. Er kann ſie in ihrem Mittelpunkt, oder dem Princip der Senſibilität verſammeln.

Sobald dieſem l'air primitiv ein Courant, oder eine Schleuße zur Thätigkeit eröffnet iſt, ſo kann er die thieriſchen Geiſter in dieſe Schleuße anziehen, dirigiren.

Da die thieriſchen Geiſter in vollkommener Activität mit dem principe sensible ſtehen, ſo werden ſie bei der geringſten Bewegung, die dieſem reinen primitiven fluidum gegeben wird, angezogen.

Es gibt ein Band, wodurch ſich der menſchliche Geiſt an den Weltgeiſt anſchließen kann, ſo, daß der Geiſt des Menſchen mit dem Weltgeiſt ein Continuum ausmacht.

Kennt der Menſch dieſes phyſiſche Band, und hat er ſich durch ſelbes an den Weltgeiſt angeſchloſſen, dann gehorchen alle Kräfte ſeinem Willen; was er will, begehrt und durch Zeichen ausdrückt, das geſchieht; denn eben ſo natürlich, als jetzt ſeine animaliſchen Geiſter ſeinem Willen gehorchen, eben ſo natürlich gehorchen die Naturgeiſter ſeinem Begehren; denn der Microcoſmus iſt mit dem Macrocoſmus vereint.

Die Wiſſenſchaft.

Kräfte in Räume einſchließen, iſt die Wiſſenſchaft, welche die Magie lehrt.

Kräfte wirken in Räumen, in welchen ſie eingeſchloſſen ſind; der magiſche Zirkel iſt hievon das Sinnbild; denn Räume ſind Kraftbeſchränkungen, oder Wirkungskreiſe der Kräfte.

Jede Kraft ſchließt ſich ſelbſt durch die Theilung in einen Raum ein.

Ohne Theilung wirkt jede Kraft ins Unendliche; denn die Kraft hat die Tendenz zum Unendlichen.

Jede Kraft wird nur in ſo weit eingeſchloſſen, als ſie getheilt iſt.

Der Wirkungskreis erweitert ſich nach der Intenſität.

Die Magie beſteht in der Wiſſenſchaft, getrennte Kräfte zu einen, und geeinte trennen zu können.

Es iſt aber nur ein Organ, worin alle Kräfte wirken; wer dieſes Organ kennt und es ſich zu verſchaffen weiß, der beſitzt die Zauberruthe über die ganze Natur.

Alle Kräfte haben ihr Organ der Vereinigung ihrer Attractions-Kraft.

Alle Kräfte haben ihr Organ ihrer Trennung — ihrer Expanſion.

Alle Kräfte der Körperwelt verhalten ſich nach dem Grade ihrer Ausdehnung, Extenſion im Raume: wie alle Kräfte der Geiſterwelt ſich nach dem Grad der Intenſion in der Zeit verhalten.

Folglich gehört zu jeder magiſchen Operation eine Auſerweckung des Geiſtes — Begeiſterung, um zu beſeelen — Beſeelung, um zu wirken.

Die Gottheit ſchränkt ihre unendliche Kräfte ein zum Beſten endlicher Weſen; ſo entſteht die Natur, — die endliche Selbſteinſchränkung einer unendlichen Kraft.

Da alſo die Magie Kräfte beſchränkt und einſchließt, ſo muß ſie dreierlei ſeyn, weil es göttliche, geiſtige und phyſiſche Kräfte gibt. —

Alſo einen göttlichen, geiſtig und phyſiſchen magiſchen Zirkel, oder endlichen Wirkungskreis.

Ueberall muß der Magus im Centrum ſtehen, d. i. in der Einheit, der Quelle aller Kräfte: dann wirkt er ſelbſt als Kraft auf alles, was auſſer ihm iſt. Seine Macht geht dann von Morgen gen Abend, von Mittag gen Mitternacht — alle Kräfte gehorchen ſeinem, mit der Ordnung der Dinge übereinſtimmenden Begehren: denn nur dieſes Begehren hat magiſche Kraft.

Das Licht hat die Macht vom Aufgang bis zum Niedergang, und ſo erhält er Weisheit und Stärke.

Die Wärme hat die Stärke von Mittag bis gen Mitternacht.

Er ſucht Weisheit am Morgen,
Stärke am Abend,
Segen am Mittag,
Fluch um Mitternacht.

Es gibt fünferlei Arten der Magie, und jede wirkt durch die Kräfte der Attraction.

Die erſte iſt die göttliche Attractions-Kraft des göttlichen Worts, welches alles anzieht, was rein iſt, und ſich mit ihm vereinen kann. Die Kraft dieſer Magie verhält ſich nach Proportion des Glaubens, und ihre Wirkung geſchieht durch den heiligen Geiſt.

Die zweite Art der Magie iſt die engliſche. Dieſe verhält ſich nach der Aehnlichkeit des innern Menſchen mit höhern Kräften. Da iſt Attractions-Kraft der Aſſimilation, nach welcher Proportion ſich Kräfte und Mächte verhalten.

Die Wirkung dieſer Magie geſchieht durch die Lichtkraft und Macht, und verhält ſich ebenfalls nach der Art der Reinheit des Menſchen, man muß aber behutſam dareingehen, weil es auch Engel der Finſterniß gibt, die ſich manchmal in Engel des Lichts verſtellen.

Die dritte iſt die natürliche Magie. Sie wirkt ebenfalls durch die Kräfte der Attraction.

Newton berechnete die Proportion, nach welcher ſie ſich anziehen, und Descartes die Influenz der Turbillions, welche die Medien, Bänder und Vehikeln dieſer Kräfte ſind.

Die vierte Magie iſt die ſinnliche. Ihre Attractionskraft iſt die Begierlichkeit. Sie wirkt durch das Begehrungs- und Abſcheu-Vermögen des Menſchen.

Die fünfte endlich iſt die teufliſche Magie.

Grundſätze.

Jede Magie hat ihre Kräfte, welche wirken;

Ihr Organ, wodurch ſie wirkt; —

Und eine Form, in der ſie wirkt;

Jede Magie wirkt durch Attractionskraft;

Und die Kraft eines Magus beſteht darin, ſeinen Willen mit dieſer Attractionskraft zu vereinigen, wodurch die Folge nothwendig wird.

In der göttlichen Magie iſt Vernunft und Wille.

Dieſer vereinigt mit dem göttlichen Willen — mit dem göttlichen Licht, und der Liebe — bringt alles Wunderbare im Göttlichen hervor.

Ein Haupt-Axiom aller Magie iſt:

Ex lumine ignis, cum igne ventus, ex vento potestas.

Aus dem Licht das Feuer, aus dem Feuer die Luft, aus der Luft die Attraction; oder

Aus dem Verſtand die Liebe;
Aus der Liebe der Wille;
Nach dem Willen das Begehren;
Nach dem Begehren die Handlung, oder That;
Aus dem Licht die Bewegung, aus der Bewegung die Luſt.

Die göttliche Magie beſtehet darin, daß der Magus im göttlichen Geiſt anſchauet, redet und wirkt.

Er darf ſich kein Bild auſſer Gott formen, ſondern was er will, muß er in Gott wollen nach der ewigen Ordnung.

Selbſtheit iſt die Urſache von Lucifers und Adams Falle.

Lucifer trennte ſich vom Mittelpunkt — von der Einheit, und ſo ward er zum Mittelpunkt und Princip des Böſen; zum Princip der Welt — der Finſterniß.

Adam trennte ſich vom Guten, das Gott iſt, und ſo ward er zum Princip einer Welt, die am Guten und Böſen Antheil nimmt.

Ein wahrer Magus muß Gottes Bild, und die innere Ordnung kennen.

Er muß die himmliſchen Figuren und die Geſtalt des innern Himmels wiſſen; — Er muß die drei Principien und ihre Figuren kennen.

Die wahre Magie wiſſen ſehr wenige Menſchen mehr, weil ſie Gott bis zur Zeit der allgemeinen Weltverbeſſerung verloren gehen ließ: ſie iſt nur das Antheil reiner, im Stillen lebender Seelen.

Sie zerfällt in drei Theile, practiſche Dynamik genannt.

Der erſte Theil lehrt die ſenſiblen Theile der ausgedehnten Materie zum Verſtand bringen, oder aus Vorſtellung eines beſondern Subjects zum allgemeinen Begriff des reinen Verſtandes aufſteigen, wodurch geſchieht, daß die Zuſammenſetzung und Auflöſung der Vermögenheiten, welche in einem

Ding enthalten ſind, durch die Aehnlichkeit der Wirkung und Gegenwirkung alſo vernommen werde, daß unſer Innerſtes der Seele umgeſtaltet wird in das erkannte Ding.

Der wahre Magus geht alſo ſtatt der abergläubiſchen Conjunctionen mit dem Verſtand zu Werk, und weiß die Gründe, wodurch das Innerſte zuſammenſtimmt, oder widrig iſt, verſtändlich zu machen, zu entwickeln, und ſogar unter die ſinnliche Rechnung zu bringen, welches der Kalkul der Natur genennt wird.

Er weiß der Extenſion die Larve abzuziehen, und ſieht die Intelligenzen und Verhältniſſe der Kräfte ein.

Durch den Glauben erkennen wir, daß die Welt durch das Wort Gottes erſchaffen worden iſt, damit aus den unſichtbaren Dingen die ſichtbaren gemacht werden. Lies den Brief Pauli an die Hebr. E. XI.

Die zweite und der erſten untergeordnete Wirkung der Magie iſt, die vehicula zu kennen, durch deren Vermittlung ein Geiſt dem Leib ſeine Eindrücke mittheilt — zu erforſchen, wie ein abgeſchiedener Geiſt einem andern ſeinen Willen zu verſtehen gibt, und den andern mit ſeiner Gleichheit bewirket, eben wie ein Körper den andern mit gleicher Bewegung bewegt.

Ueber die vehicula lies:

„Und der Herr erſchien ihm in einer Feuerflamme aus einem Buſche, und er ſah, daß der Buſch brannte, und doch nicht verbrennt wurde.“ Exodi. Cap. 3. V. 2.

„Und als die Feuerflammen von dem Altar hinauf gegen den Himmel gefahren, fuhr auch der Engel des Herrn in den Flammen hinauf.“ Jud. C. XIV. V. 20.

„Und es trug ſich zu, daß ſie alſo lang in dem Gebet vor dem Herrn verharrte, daß Heli auf ihren Mund Acht gab. Reg. C. I. V. 12.

„Der Herr aber antwortete dem Job aus einem Sturmwinde.“ C. 27. V. 1.

Das Werk der höchſten Magie iſt das Mentalgebet des Glaubens mit der Liebe, welche in der Wahrheit gefaßt iſt, oder Gott haben in der Erkenntniß. Paulus zu den Cor. 3, V. 2. Joh. 14, 23.

Die Natur iſt die Vollziehung göttlicher Geſetze, welchen ſich die natürlichen Geiſter unterwerfen müſſen. Sich den heiligen Einflüſſen dieſer Geſetze nahen, heißt Geiſter bezwingen — nicht durch eigne Kraft, ſondern durch Mittheilung und Theilnahme an Gottes Kräften.

Dieß iſt aber ein Räthſel für den ſinnlichen Menſchen.

Urſprung der Zauberei.

Der Urſprung der wahren Zauberei muß nicht mit jenen abergläubiſchen Gebräuchen vermengt werden, die wahrer Unſinn ſind und bleiben.

Die Magie, von welcher die Zauberei abſtammt, hat einen weit höhern Urſprung, gründet ſich auf die Kenntniß Gottes und der Natur, und iſt der reinſten Vernunft ganz gemäß; denn ſie iſt die Practik der höchſten Wiſſenſchaft, die der Menſch erreichen kann.

Die verſchiedenen Namen in der Theorie der Magie (die man bei der magiſchen Theorie antrifft) müſſen nie im materiellen Sinne, nie buchſtäblich genommen werden.

Eine göttliche Wahrheit wird in der Magie eine Intelligenz, oder als eine Urwahrheit, ein Thronengel genannt.

Ein Siegel heißt eine verſchloſſene, uns unbekannte Wahrheit.

Beſchwören heißt im eigentlichen Sinne ins Innere der Wahrheit eindringen.

Zu dieſem Eindringen iſt die Kenntniß des Charakters des Geiſtes nothwendig, den dieſe Wahrheit erfordert.

Der Charakter will ſagen: Verſtand und Wirkung zugleich.

Die Alten gaben den geheimſten Wahrheiten der Natur ihre Formen; dieſe zeigten durch Linien an, nach welchen Geſetzen verborgene Kräfte wirken, und darin beſteht die wahre Wiſſenſchaft magiſcher Charaktere.

Drang die höchſte Zauberkraft des Menſchen, welche die reine Vernunft iſt, in das Innerſte durch die Kenntniß der Charaktere, ſo erſchien ihm der Chriſt, d. i. er wurde einer reinen Wahrheit anſchaulich.

Die Zaubergeräthſchaften, als:

Der Stab.

Die Binde.

Der Zirkel, — haben alle ihre ſymboliſche Bedeutung.

Die ganze äußere ſichtbare Welt mit all ihren Weſen iſt eine Figur der innern Welt.

Alles, was im Innern iſt, und wie es wirkt, zeigt ſich im Aeußern.

Man vergeſſe hier nicht zu bedenken, daß das Weſen aller Weſen eine ringende Kraft ſey, die in ſieben Geſtalten wirkt, deren immer eine die andere hervorbringt: keine aber iſt die andere, noch die letzte, ſondern es iſt das ewige Band. —

Das Werk der ſechs Tagwerke Gottes, die im ſiebten Tage, als im Ruhepunkte aller Vollkommenheiten, ſich vereinigen.

Das Innere ſteht nach ſechs Geſtalten im Aeußern, und eilt wieder zur Einheit in der ſiebenten.

Das Aeußere iſt die Signatur des Innern.

Es iſt kein Ding in der Natur, das nicht ſein Inneres im Aeußern offenbart, denn das Innere arbeitet ſtets zur Offenbarung im Aeußern.

Daher liegt die größte Weisheit in der Kenntniß der Signaturen der Dinge; denn in dieſen kann der Menſch Gott, ſich ſelbſt und alle Kräfte der Natur kennen lernen.

Dieſe Signaturen beſtehen in der äußern Geſtalt, in ihrem Trieb und Hang. Sie äußern ſich im ausgehenden Halle, in der Stimme, Sprache.

Ein jedes Ding hat ſeinen Mund zur Offenbarung, und darin beſteht die Sprache der Natur, daraus jedes Ding nach ſeiner Eigenſchaft redet.

Magia iſt nach dem Zeugniß des Porphyrius ein perſiſches Wort, und heißt: pia sapientia, und ein Magus: qui circa divina est sapiens. Plato beſchreibt magiam, quod sit cultus Deorum. Sie hat ihren Urſprung ab unitate — von Gott. — Der erſte Menſch war ein großer Magus; allein er fiel; doch vergaß er nicht, was er vorher wußte, und behielt den methodum, wie ein Menſch wieder zur Weisheit Gottes gelangen kann. Noah lernte dieſe göttliche Wiſſenſchaft von den patribus antediluvianis, welche ſie ſtreng übten. Er unterrichtete ſeine Söhne darin, und legte eine Schule an, wie die Tradition der Talmudiſten ſagt. Abraham, Iſaak und Jakob konnten aus dieſer Schule gelernt haben: es war aber auch möglich, daß Abraham von Melchiſedeck Unterricht empfing. Es heißt von ihm: Er ſey, ohne Vater, ohne Mutter und ohne Geſchlecht, und ſeine Jahre nehmen kein Ende. Er ſey ein König zu Salem, und ein Prieſter des wahren Gottes. Wie viel Bedenkliches ſteht in dieſen vier Linien? — Wer war aber dieſer Melchiſedeck? Wo befindet er ſich gegenwärtig? — Um dieſe Zeit lebte ein gewiſſer Atonaces, der ein Lehrer des Zoroaſter geweſen ſeyn ſoll, und wahrſcheinlich auch aus jener Schule ſeine Wiſſenſchaft gelernt hatte. Dieſen Zoroaſter halten einige für den Erfinder der Magie; allein es iſt lächerlich: wie kann ein Menſch hievon Erfinder ſeyn? Er war vermuthlich der Erſte, welcher dieſe Wiſſenſchaft nach Chaldäa, und von da nach Perſien gebracht hat. Zu derſelben Zeit blühte auch dieſe Wiſſenſchaft in Egypten, wo ſich Hermes Trismegiſtus ſo berühmt machte. Wie glücklich waren dieſe Zeiten! Nur ein ächter Sophus und wahrer Magus wurde König, und war zugleich der höchſte Prieſter. Durch erſtaunliche Prüfungen gelangte er zu geheimen Wiſſenſchaften und zu jenen erhabenen Stellen. Würdige Regenten! heilige, wahrhaft königliche Kunſt! Es iſt höchſt wunderbar, daß Moſes mußte erhalten, in Egypten erzogen, und daſelbſt in den geheimen Wiſſenſchaften unterrichtet werden! — Seit jener Zeit war die wahre, göttliche Magie nicht mehr im Gange, und das Volk Iſrael erbte, was Egypten verlor. Wer weiß, ob nicht Egypten um des Mißbrauchs willen durch Moſes das Heiligthum, mit deſſen Hülfe ſo hohe Dinge gewirkt wurden, auf Befehl Gottes entwendet und ins gelobte Land verſetzt — hingegen ſolches dem Volke Iſrael auch wiederum, wegen ſeiner großen Vergehungen, durch Chriſtus abgenommen und ſeinen wahren Anhängern zugeführt worden — auch jetzt in der Verehrung der heiligen Obern iſt? — Moſes errichtete ein Collegium sanctum der ſiebzig Aelteſten des Volks Iſrael, welche mit dem Geiſte der Weiſſagung begabt waren, und wahrſcheinlich die abgehenden Stellen wiederum mit tüchtigen Subjekten beſetzt haben. In dieſer Schule lernten Samuel, David, Salomon bis auf den Prieſter Esdra. Dieſer Esdra ſchrieb auf Dictiren eines Engels neben andern wichtigen Büchern auch insbeſondere noch die berühmten ſiebzig Bücher, darin die Quelle des Verſtandes und der Brunn der Weisheit begriffen war, und welche niemand durften mitgetheilt werden, als den Weiſen unter dem Volke. Dieſe ſiebzig Bücher ſind alſo bei den wahren Weiſen, und die wahren Weiſen leben noch, obwohl im Verborgenen. [illegible]

Dieſer Geiſt der Weisheit wohnte unter dem Volke Iſrael bis auf den hohen Prieſter Zacharias, des Johannis Vater, — dann hatte die Weisheit der Hebräer ein Ende, weil die ewige Weisheit — der hohe Prieſter in Ewigkeit — der eingeborne Sohn Gottes — ins Fleiſch gekommen iſt.

Es haben aber auch die Griechen göttliche Weisheit aus den Schulen der Egyptier geſchöpft. Sokrates iſt ſeines Genius wegen bekannt, der ihn von allem unterrichtete. Die eleuſiniſchen Geheimniſſe blühten damals. Sehr denkwürdig iſt es, daß er allen ſeinen Freunden angerathen, ſich in dieſe Geheimniſſe einweihen zu laſſen, ob er gleich ſelbſt ſich nicht einweihen ließ, um die Freiheit zu behalten, ungeſtraft dieſe Geheimniſſe, die er durch ſeinen Genius wußte, auszubreiten, und insbeſondere die Lehre von einem einigen Gott. Plato war ein Schüler des Sokrates, und wurde um der hohen Wiſſenſchaften willen divinus Plato genannt. Pythagoras iſt bekannt durch das ſeinen Schülern auferlegte fünfjährige Stillſchweigen. Wenn man nun hieraus erſieht, daß die Magia bei den Vätern vor der Sündfluth, in Chaldäa, Perſien, Arabien, Egypten, im gelobten Lande, Griechenland ꝛc. geübt worden, und vielleicht hier und da ſich noch Geſellſchaften erhalten haben mögen, welche per traditionem dieſe göttliche Kunſt fortgepflanzt haben; ſo kann es gar leicht geſchehen ſeyn, daß von dieſem und jenem Ort die magia vera mit der Religion des Landes ſich vermiſcht, und dieſelbe in tantum unkenntlich gemacht, ja vielleicht gar einzelne Perſonen oder Geſellſchaften ſolche durch Mißbrauch geſchändet und zu unerlaubten Dingen gebraucht haben.

Man kann daher die Magie füglich in 3 Arten eintheilen.
1. In magiam divinam. 2. In magiam humanam.
3. In magiam superstitiosam sive diabolicam.

Die wahre und göttliche Magie beſteht vorzüglich im rechten, wahren Gottesdienſte, und lehret den Schöpfer und das Geſchöpf kennen; unterweiſet uns in hohen, göttlichen, dem Naturmenſchen unbegreiflichen, unglaublichen Geheimniſſen, ſagt uns zukünftige Dinge vor, eröffnet uns den Umgang mit dem mundo intelligentiarum, oder den Engeln; lehrt uns Wunderdinge thun, eröffnet uns das Herz der Natur, und gibt uns ein Bild und Vorgeſchmack von der zukünftigen ewigen Freude und Herrlichkeit.

Die menſchliche Magie hat zwar ihren Urſprung von der göttlichen Magie, iſt aber durch menſchliche Zuſätze, neue und lächerliche Ceremonien vermiſcht und verdunkelt worden, und können Zweifelsohne noch kurioſe Dinge dadurch gewirkt werden; iſt aber nicht anzurathen.

Die abergläubiſche Magie hat gar nichts von der magia vera als göttliche Namen, welche ſchändlich mißbraucht, und ſollte eigentlich gar Magia nicht genennt werden, weil ſie voll Aberglaubens, Abgötterei und Hülfleiſtung der abgefallenen, unreinen Geiſter iſt, denen es immer noch zugelaſſen wird, im Finſteren Naturdinge zu operiren, und Unwiſſende oder Gottloſe zu täuſchen. Man ſoll ſie Nigromantia heißen. Die egyptiſchen Pſeudomagie und Simon der Zauberer, auch das weiſe Weib von Endor übten dergleichen unerlaubte Kunſtſtücke.

Wenn man zwei Hauptprincipien annimmt, nämlich das principium des Lichts und das principium der Finſterniß, ſo kann man die magiam in zwei Theile eintheilen, nämlich: 1) in die Magie des Lichts; 2) in die finſtere Magie. Wir wiſſen aus der heiligen Schrift, daß es 1) gute Engel; 2) gefallene Engel gibt. Jene verrichten alles zur Ehre und Verherrlichung Gottes: dieſe aber, als Verſtoßene und determinirte Rebellen, thun das Gegentheil.

Ehe ich weiter ſchreite, muß ich zuvor etwas von dem wunderbaren Bau des Menſchen melden, um zu zeigen, wie wahrſcheinlich es ſey, daß Geiſter in den Menſchen einwirken, und daß der Menſch ein Herr über die Geiſter werden könne.

Der Menſch beſteht:

a) aus Leib,
b) Seele,
c) Geiſt.

Aus der Schöpfungsgeſchichte iſt uns bekannt, daß zuvor die ganze Welt mit allen Zubehörden erſchaffen wurde, ehe Gott den Menſchen machte. Dieſer Menſch war das Meiſterſtück der Schöpfung, das compendium der ganzen Natur, welcher von allem, was in der großen Welt ſich befand, participirte, und daher von den Weiſen die kleine Welt, microcosmus, genannt wurde.

a) Seinen Leib empfing er ex quinta essentia der Elemente. Der erſte Menſch Adam hat ſeinen ſchönen Lichtleib aus der koncentrirten Licht- und Elemente-Kraft erhalten, zu einer Zeit, da die Elemente noch nicht durch Fluch auseinander geriſſen und abgeſondert waren, maſſen dazumal, ſo zu reden, nur ein einziges Kraftelement war. Durch den Fall hat der Menſch dieſen Lichtleib verloren, das Grobe, Greifliche iſt hervorgetreten; das Lichtweſen aber hat ſich einwärts gekehrt und in einen kleinen Funken verborgen. Die potentia, dieſen Lichtleib wieder zu bekommen, hat ſich inwendig in dem Menſchen wie ein Saamenkorn eingeſchloſſen, und hat derſelbe die ſichere Hoffnung, einſt dieſen ſchönen klarificirten Lichtleib bei der Verbrennung und Umwandlung aller Dinge durch den göttlichen Erzſcheidekünſtler wieder zu erhalten. Die große elementariſche Welt a centro terrae bis an die Firſterne iſt alſo der Stoff, aus deſſen koncentrirter Quinteſſenz der Leib des Menſchen gebildet worden iſt.

b) Seine Seele empfing er aus dem obern hohen Meere des Lichts und dem Aeschmaym, aus der Engel- und Geiſterwelt, ex mundo intelligentiarum. Nun iſt es leicht zu begreifen, daß hier der Weg ſey, durch den die Engel in den Menſchen und der Menſch in die Engel wirken kann. Es iſt der Canal der wahren Magie. Die Seele des Menſchen ſcheint aus einem geiſtigen und körperlichen Weſen künſtlich zuſammengeſetzt zu ſeyn. Nach ihrem geiſtlichen Theile hat ſie ihre hohen Begriffe; Eigenſchaften aus ermeldter Geiſterwelt, und iſt dadurch tüchtig, in den Geiſt des Menſchen, der im Innerſten der Seele ſeinen Sitz hat, einzudringen: ihren leiblichen Theil aber hat ſie aus dem Spiritu mundi. Dieſer Weltgeiſt iſt ſo ſubtil, daß er durch alles durchdringt; gleichwohl iſt er noch materiel, und zieht ſeine Nahrung aus dem finſtern Theile der großen Welt. Dieſer Theil der Seele empfängt aus dieſer großen Welt reichen Einfluß, erhält daher ſeine Neigungen und ganze Gemüthsart, und mit Hülfe dieſer ganz feinen Materie iſt er tüchtig, in die Materie des Körpers zu wirken; ſo wie der feinſte Theil dieſes gröbern Körpers hinwieder in jenen materiellen Theil der Seele eingreift und wirkt. So läßt ſich das commercium inter animam et corpus ziemlich gut erklären.

c) Seinen Geiſt empfängt er unmittelbar aus dem Herzen Gottes. Dieß iſt der Hauch aus Gott in die Naſe des Menſchen geblaſen, wodurch ſeine, aus der großen Welt gezogene Seele erſt eine lebendige Seele, d. i. eine Seele wird, welche ex essentia Dei die Unzerſtörlichkeit und Unſterblichkeit erhalten hat. Dieß iſt der Kanal, der höchſte Cabbaliſt und verus Theologus zu werden, und unmittelbar mit Gott zu converſiren.

Wir ſehen, daß in dieſem Wundergebäude die Seele in der Mitte ſtehet, und die Fähigkeit beſitzt, entweder auf die Seite des Geiſtes, oder einwärts in Gott — — oder aber auf die Seite des Leibs, d. i. auswärts in die Welt zu treten.

Neigt ſich ſeine Seele zum Geiſt, ſo wird er ein göttlicher magus, weil er um des von Gott ihm eingeblaſenen Geiſtes willen über alle Engel und Erzengel ſteht, und auf Zulaſſung Gottes dieſelben zu ſeinen Dienern machen und Wunderdinge bewirken kann. Neigt ſich aber ſeine Seele gegen die Elemente, wie leicht kann ſie ſich da beflecken?

Es iſt wahr, wenn ein Menſch den Schlüſſel zur magia hat, d. i. wenn er mit ſeiner Seele in den mundum intelligentiarum, oder in die Engel- und Geiſterwelt eindringen kann, ſo iſt er vermöge der von Gott in die Natur gelegten Kraft und Ordnung im Stande, Engel zu Lehrmeiſtern zu bekommen und große Geheimniſſe von ihnen zu erlernen: allein, wehe ihm! wenn ſeine Seele an den Elementen hangt, und nicht Gemeinſchaft mit dem Geiſte hält — welche ihm, wenn er Mißbrauch macht, nur ſeine Leidenſchaften befriedigt und nicht alles allein zur Verherrlichung des großen Namens Gottes und zur Hülfe ſeines Nächſten thut! — Aber wehe über wehe einem Menſchen! der entweder aus Vorſatz, oder aus überwindlicher Unwiſſenheit ſich mit der finſtern Magie abgibt. Wenn ſich die Seele des Menſchen vom Geiſte abkehrt und zu den Elementen wendet, ſo eröffnet ſich der Menſch den Zugang der böſen Geiſter, welche unter dem Himmel in der Finſterniß dieſer Welt herrſchen.

Niemand wird an der Wahrheit zweifeln, daß es auch böſe Geiſter gibt, wie gute, und daß ſie als ehemalige Engel des Lichts große Geheimniſſe in Naturſachen, welche dem Menſchen verborgen ſind, beſitzen, und ſolche den Menſchen, um mit ihnen in Gemeinſchaft zu kommen und ihre Seelen von Gott abzuführen, gern mittheilen. Man hat große Urſachen, vor der finſtern Magie ſich wohl zu hüten, weil ſie ſich manchmal auch unter der Geſtalt der wahren Magie einſchleichen will. Ein Menſch, der die Geiſter, ob ſie aus Gott ſind, nicht zuvor recht geprüfet hat, und aus einem allzuſtarken Hang zu verborgenen Wiſſenſchaften ſeiner Paſſion ſich blindlings überläßt, geht auf einem gefährlichen Pfade, der um ſo gefährlicher iſt, weil er vielleicht magiſche Dinge exerziren kann, in Meinung, er ſey ein göttlicher magus, da er doch, genau betrachtet, ein Negromant iſt. Wer da weiß, daß die böſen Geiſter ſich in Engel des Lichts verwandeln können, der wird auch glauben, daß eine genaue Prüfung ſehr nöthig ſey.

Hier muß ich einer Einwendung begegnen, welche man in Abſicht auf die Macht des Teufels vorzubringen pflegt, daß nämlich der Teufel von Gott gebunden ſey, und mit ſeiner Gewalt nicht ſchaden könne. — Hierauf antworte ich: Der Teufel iſt zwar von Gott gebunden, und kann durch ſeine eigene Kraft niemand Schaden thun; aber er gewinnt die Seele und den Willen des Menſchen, und wirkt alſo durch dieſelbe per instrumentum.

Die finſteren magi ſind von zweierlei Art; entweder cum pacto explicito, oder implicito. Haben ſie aus angebornen Neid und Bosheit Luſt, mit ihrer Zauberei ihrem Nächſten zu ſchaden und ſich hin und wieder einige Vortheile zu verſchaffen, ſo gehen ſie mit den böſen Geiſtern wiſſentlich und wohlbedächtig ein förmliches pactum ein; ſie ſagen ihrem Glauben ab, übergeben ſich ganz ihrem finſtern Herrn und verſchreiben ſich mit ihrem Blute: dieſer gibt ihnen darauf einen dienſtbaren Geiſt, ſagt ihnen deſſen Namen, und ſie werden von ihm auf den Wink bedient. Die der anderen Art ſind zu ſtolz, ein pactum einzugehen, weil ſie glauben, durch ihre geheime Wiſſenſchaft die böſen Geiſter unter ihrer Kontribution zu haben. Allein ſolche elende Leute denken nicht daran, daß dieſe böſe Geiſter ihnen ex pacto implicito zu Dienſten ſind. Die Art ihrer Ceremonien, Gebräuche, Beſchwörungen und Beſprechungen zeiget, daß Gott und ſein großer Name dabei entweder vergeſſen, oder mißbraucht wird. Dieſe ceremonialiſchen magi haben einen dienſtbaren Geiſt, den ſie einen guten genium daemonem oder Geiſt nennen und bei ſich rühmen, daß ſie den Teufeln gebieten, dieſelbe binden und löſen können. Sie haben auch Spiegel, worin ſie eine verlangte Perſon in ihrer wahren Geſtalt und Kleidung zeigen können: nicht weniger bedienen ſie ſich einiger Ceremonien und Gebete, die Seelen der Verſtorbenen hervorzurufen, welches in der heiligen Schrift ausdrücklich verboten iſt.

Nun kömmt die magia theurgica, oder die mit göttlichen Dingen umgehende Magie. Hier bedient ſich der Magus auch gewiſſer Ceremonien; er befleißt ſich einer innerlich und äußerlichen Reinigkeit. Die innerliche iſt, daß ſein Gemüth von allen Leidenſchaften und ſinnlichen Neigungen gereinigt ſey; die äußerliche, daß die Haut wohl gewaſchen, die Kleidung, Wohnung, Geſchirr und Geräthe heilig, ſauber und rein ſeyen. Hat er aber nicht die Ehre Gottes und die Hülfe des Nächſten zur Abſicht, ſo wird ihm ſeine Handlung zum Verbrechen und zwar alsdann um ſo mehr, wenn er hiebei verſtorbene Heilige oder Seelen anruft, welche aus ihrem Leibe abgeſchieden und im Himmel ſind. Hingegen wenn er ein rechtſchaffener Mann iſt und gute Abſichten hat, auch nur allein durch die großen Namen Gottes gute Engel herbeiruft — dann Heil dem Lande, wo ein ſolcher magus practizirt! —

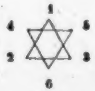
Ich habe zwar die geheimen Bücher Adams, Abels, Enochs, Abrahams, Salomons, Moſis, Esdrä nicht geſehen; aber ich ſchließe daher nicht, wie hundert andere, ergo ſind ſie nicht. Es ſind gar zu viel Stellen in der heiligen Schrift, welche ſolches nicht nur muthmaßen laſſen, ſondern ſogar ausdrücklich bezeugen e. g. die ſiebzig Bücher des Esdra, die nur allein den Weiſen gezeiget werden ſollen.

Die jüdiſche Cabbala, welche ein Miſchmaſch von dunkeln Wahrheiten und Lügen iſt, hat viel vernünftige Männer dahin gebracht, daß ſie die Exiſtenz einer ächten Cabbala geläugnet und ihre Behauptung mit ſtarken Scheingründen unterſtützt haben. Wenn man aber bedenkt, daß auch dieſes zum Fluche mitgehört, welchen der große Jehovah ſein abtrünniges Volk hat wollen vollſtändig fühlen laſſen, ſo iſts kein Wunder, wenn die Juden gar nichts mehr wiſſen, und ihre verlorne Schönheiten und Wahrheiten einſt wieder von den Gojim erhalten werden.

Die cabbaliſtiſche Kunſt, wie ſich ein vortrefflicher Mann ausdrückt, führt zur Erkenntniß der heiligen Namen Gottes, in welchen alle Buchſtaben, Zahlen, Figuren, Strichlein, Punkte und Accente große verborgene Geheimniſſe in ſich faſſen. Sie lehrt die Namen, Natur, Kraft und den Zuſtand der Engel, der abgeſchiedenen Seelen und heiligen Geiſter kennen; ja ſie forſcht und dringt in das Geheimniß der Gottheit und in alle Emanationes derſelben, in die zehn Sephiroth ꝛc.

Der untere Scheidekünſtler nimmt zuerſt das Waſſer, dann das Feuer ▽△

Der obere Scheidekünſtler zuerſt das Feuer, dann das Waſſer △▽



▽

Das Waſſer ſcheidet alles, was betrogen iſt.

△

Das Feuer verzehrt alles, was unrein iſt.

Zuerſt muß daher das, was vollkommen werden ſoll, durchs Waſſer und dann durchs Feuer gereiniget werden.

Durchs Waſſer — damit alle hetrogene Theile abgeſchieden werden. —

Durchs Feuer — damit das vom Heterogenen Geſchiedene rein werde.

Das Waſſer ſcheidet;

Das Feuer vereint.

Das ▽ Waſſer iſt der Anfang,

Das △ das Ende der Reinigung.

Es gibt ein irdiſches Waſſer und ein irdiſches Feuer. Dieſes irdiſche Waſſer reiniget die Aggregaten von ihren materiellen Miſchungen, die unähnlich ſind; das irdiſche Feuer ſetzt die gereinigten zuſammen zu vollkommenen Aggregaten.

Die Reinigung aber, die durch's irdiſche Waſſer geſchieht, bringt nicht bis in die Principien der Dinge, ſondern reiniget nur die Formen; — es iſt alſo keine Auflöſung da.

Und die Vereinigung, die durch das irdiſche Feuer geſchieht, vereiniget nicht die Principien, ſondern nur die Formen; daher ſind die Kunſt-Produkte von den Produkten der Natur verſchieden; jene entſtehen aus reinen Miſchungen der Formen, dieſe aus Miſchungen der Principien.

Die Natur liefert uns daher durch Miſchung ihrer Principien die Urformen der Dinge; die Kunſt ſetzt nur dieſe Urformen wieder zuſammen nach dem Geſetze ihrer Verwandtſchaften, da hingegen die Natur die Urformen ſelbſt durch das Geſetz der Attraction beſtimmt.

Die Kunſt ſetzt alſo nur zuſammen, die Natur aber ſchöpft.

Die gemeine Chemie hat alſo weder eine radicale Auflöſung, ſondern nur eine Zerlegung der Körper in ſolide, flüſſige, oder luftförmige Theile:

Noch hat ſie eine originelle Zuſammenſetzung, ſondern nur eine Compoſition der Miſchungen von ſoliden, flüſſigen oder gasförmigen Körpern. Sie rechnet alſo mit zuſammengeſetzten Zahlen und multiplicirt, da die höhere Chemie durch die einfachen Zahlen die Principien addirt.

Die große Frage iſt: Kann die Kunſt ſich bis zur Natur erheben und in das Innerſte ihrer Werkſtätte eindringen? Kann ſie der einfachen Schaffungs-Principien habhaft werden, und mit dieſen neue Schaffungen hervorbringen?

Antwort: Ja! Der Menſch kann in's Innerſte der Natur eindringen, ihre geheime Werkſtätte belauſchen, ſich ihrer Principien bedienen, um neue Schaffungen hervorzubringen.

Dieſe Kunſt iſt die erhabenſte aller Künſte; ſie wird die königliche Kunſt genannt, weil ſie die Regentin aller Künſte iſt. Sie iſt dem Formen-Menſchen unbekannt; wie ſich dieſer überall an die Vielfältigkeit hängt, ſo kann er das Einfache der Natur nicht begreifen; denn das Vielfältige begreift nur das Vielfältige, wie das Einfache das Einfache. Die Linie kann keinen Punkt meſſen; der Punkt iſt des Punktes Maß.

Rechnen kann der Menſch nur, wenn er die Einheit der Zahlen kennt.

Meſſen kann er nur, wenn er den Punkt kennt, aus dem die Linien ausgehen.

Bilden und ſchöpfen kann er in der Natur nur, wenn er die Einheit in der Natur kennt.

Es ſind vier Welten:

Die göttliche,
Die geiſtige,
Die elementariſche,
Die Körper-Welt.

Die göttliche iſt die Welt der Urkraft aller ſowohl intellectuellen als phyſiſchen Weſen.

Die geiſtige Welt iſt die Welt der zunächſt aus der Urkraft ausſtrömenden intellectuellen Kräfte — die Welt der Intelligenzen.

Die Elementarwelt iſt die Welt der Principien.

Die Körperwelt iſt die Welt materieller Erſcheinungen.

Jede Welt hat ihre Einheit, die ſich in drei diſtincte Weſen theilt.

Die göttliche Welt hat den Vater, den Sohn, den Geiſt.

Die geiſtige Welt die Allmacht, die Weisheit, die Liebe.

Die Elementarwelt das Feuer, das Licht und den aus den Principien des Feuers und Lichts ausgehenden Geiſt.

Die phyſiſche Welt das wirkliche Feuer, das wirkliche Licht und den aus dem wirklichen Feuer und Licht ausgehenden Geiſt (die Luft).

Dieſe Welten ſind einander untergeordnet.

Die phyſiſche Welt iſt in aufſteigender Ordnung der Elementarwelt untergeordnet;

Die Elementarwelt der geiſtigen;

Die geiſtige Welt der göttlichen.

Sie bilden gleichſam vier Zirkel.

Der innerſte Zirkel iſt die göttliche Welt; dieſe durchdringt durch ihre radios die übrigen, die durch ſie erhalten werden.

Alle dieſe Welten werden durch den Willen Gottes regiert. Um dieſes zu begreifen, ſtelle man ſich den Menſchen vor.

Er iſt das Sinnbild aller vier Welten.

Sein Gemüth iſt das Sinnbild der göttlichen Welt;

Seine Vernunft das Sinnbild der geiſtigen Welt;

Sein Herz das Sinnbild der elementariſchen Welt;

Sein Körper das Sinnbild der materiellen Welt.

Der bloße Wille des Menſchen bringt alle dieſe Welten auf einmal in Bewegung.

Er denkt; will, begehrt, handelt in einem Moment.

Die Vorſtellung bringt einen der Vorſtellung gleichförmigen Willen hervor; der Wille ein dem Willen gleichförmiges Begehren; das Begehren eine demſelben gleichförmige Handlung, Form, Geſtalt.

So iſt der Menſch, wie er eine kleine Welt iſt: eben ſo ein kleiner Gott — durch das göttliche Princip ſeines Seyns — durch den Hauch Gottes.

Wie alle kleine Welten dem Willen des kleinen Gottes gehorchen, ſo gehorchen alle große Welten dem Willen des großen Gottes.

Die vier Welten ſtellen gleichſam einen großen Tempel vor.

Die göttliche Welt iſt das Heiligthum;

Die geiſtige der Tabernakel;

Die elementariſche der Tempel;

Die phyſiſche der Vorhof.

Wir ſehen aus dieſen Verhältniſſen, daß der Menſch, alle vier Welten im Kleinen in ſich enthaltend, ſich nothwendig mit allen vier großen Welten verbinden kann.

Mit der materiellen Welt iſt er verbunden durch den Körper;

Mit der Elementarwelt durch ſein Inneres und elementariſches Weſen, oder den animaliſchen Geiſt, der ihn an den Naturgeiſt anſchließt;

Mit der intellectuellen Welt iſt er verbunden durch die Vernunft;

Mit der göttlichen Welt durch ſein Gemüth (unitas interna.)

In der Körperwelt — nehmen wir in dem Menſchen wahr den Sinnenſtoff, auſſer ihm den Sinnenreiz. Die Einwirkung des Sinnenreizes auf den Sinnenſtoff bringt Sinnlichkeit hervor, das Verbindungsmittel des ſinnlichen Menſchen mit der ſinnlichen Welt.

In der Elementarwelt nehmen wir im Menſchen Lebensſtoff, und auſſer ihm Lebensreiz wahr; und die Einwirkungen des Lebensreizes auf den Lebensſtoff bewirken den Geiſt des thieriſchen Elementarlebens, wodurch der Menſch mit der Welt der Elemente verbunden iſt.

In der Vernunft, oder intellectuellen Welt — nehmen wir im Menſchen intellectuelle Vernunftſtoffe wahr, und auſſer ihm Vernunft- oder Ideenreize. Die Einwirkungen dieſer intellectuellen Stoffe bringen ein Vernunftweſen hervor, das wir Geiſt nennen und durch welchen der Menſch mit der intellectuellen, oder Geiſterwelt verbunden iſt.

Die göttliche Welt im Menſchen iſt ſein Gemüth. Dieſes iſt die Einheit in ihm, als der göttliche Stoff; auſſer ihm iſt Gott, als der göttliche Reiz, die Schönheit aller Schönheiten. Die Einwirkung dieſes göttlichen Reizes auf dieſen göttlichen Stoff bringt ein göttliches geiſtiges Weſen hervor, wodurch der Menſch mit Gott verbunden iſt.

Jede Welt wird durch einen Geiſt regiert.

Die göttliche Welt durch den Geiſt der Gottheit — durch den aus dem Vater und Sohn ausgehenden Geiſt;

Die intellectuelle Welt durch den Geiſt, der aus Liebe und Weisheit ausgehet;

Die Elementarwelt durch den elementariſchen Geiſt, der aus den Principien des Feuers und Lichts erzeugt wird;

Die Körperwelt durch den Geiſt, der aus dem ſichtbaren nnd fühlbaren Feuer, und ſichtbaren und fühlbaren Licht ausgeht

Wie die Welten ſich in dieſer Ordnung verhalten, ſo verhalten ſich auch die Geiſter der Welten in abſteigender Ordnung.

1) Der göttliche Geiſt,

2) Der intellectuelle Geiſt,
3) Der Elementargeiſt,
4) Der phyſiſche Geiſt.

In aufſteigender Ordnung: —

4) Der phyſiſche Geiſt,
3) Der Elementargeiſt,
2) Der intellectuelle Geiſt,
1) Der göttliche Geiſt.

Die Geiſter ſind die Kräfte der Welt.

Die Kraft der göttlichen Welt iſt der heilige Geiſt.

Die Kraft der intellectuellen Welt iſt der Vernunft-Geiſt.

Die Kraft der Elementarwelt iſt der Elementar- oder große Natur-Geiſt.

Die Kraft der phyſiſchen Welt iſt der kleine Natur-Geiſt.

In jeder Welt geht der Geiſt aus Kraft und Stoff, oder aus Reiz und Erregbarkeit aus.

Der vierte oder mutuelle Geiſt iſt ein Mittelweſen, das aus dem materiellen Feuer und materiellen Licht ausgeht — ein Mittelſtoff.

Der Elementargeiſt iſt ein Mittelweſen, das aus Sonne und Mond erzeugt wird.

Der intellectuelle Geiſt iſt ein Mittelweſen, das aus Weisheit und Liebe entſpringt;

Der göttliche Geiſt, das ewige, aus dem Vater und Sohn ausgehende Weſen der Liebe.

Jede Kraft hat aber ein weſentliches Organ, worin die unſichtbare Kraft wirkt, und den Geiſt erzeugt.

In der göttlichen Welt iſt dieſes Organ das göttliche Wort, der Sohn, in dem der Vater ſich ausſpricht; — dieſer iſt der Schöpfer, Erhalter und Hervorbringer aller Dinge im Göttlichen.

In der intellectuellen Welt iſt dieſes Organ der reine Wille, in dem die Vernunft herrſcht und ſich ausſpricht, das intellectuelle Wort.

In der Elementarwelt iſt dieſes Weſen das phyſiſch-ſprechende Wort, worin die Feuer- und Lichtkraft ſich ausſpricht — das reine Element, die elementariſche Urkraft.

In der mutuellen Welt iſt es das Organ, oder mutuelle, ld est, ausgeſprochene Wort, oder der materielle Urſtoff.

Die höchſte Wiſſenſchaft der höchſten Weisheitsſchule beſteht darin, den Grundſtein jeder Welt kennen zu lernen — Das Centrum, die Einheit, die Allkraft jeder Welt.

1) Chriſtum in der göttlichen,

2) Die Weisheit in der intellectuellen,

3) Die Elementar-Urkraft in der elementariſchen,

4) Den mutuellen Urſtoff in der Körperwelt.

Dieſe ſind die vier Fundamentalſteine, auf welche alles gebaut iſt.

Dieſe ſind die vier Grundſäulen der Ewigkeit in der Zeit.

Auf den erſten zweien ruhet das Gebäude der Ewigkeit des Innern.

Auf den andern zweien das Gebäude der Zeit des Aeußern.

Da das Aeußere vom Innern ſich heraus arbeitet, ſo kann der Menſch nicht zur Kenntniß des Aeußern gelangen, ohne das Innere; er kann aber auch die Vollkommenheit des Innern wieder erlangen durch das Aeußere.

Das Wort iſt das Bewirkende in allen Welten. Das Wort iſt aber dreifach: das göttliche, geiſtige und phyſiſche Wort.

Im göttlichen ſpricht ſich die Völle der Gottheit ſelbſt aus.

Im geiſtigen ſpricht ſich das göttliche Geiſtige in Chriſto aus.

Und im phyſiſchen ſpricht ſich das Göttlichmenſchliche aus.

Die Vereinigung dieſer drei Worte iſt das Wort aller Worte, das Göttlich-Geiſtig-Menſchliche in der Natur.

So war einſt das Geiſtige dem Göttlichen, und das Phyſiſche dem Geiſtigen untergeordnet; ſo wohnte Gott im Geiſt und der Geiſt im Menſchen; ſo war einſt die innigſte Vereinigung der göttlichen, geiſtigen und phyſiſchen Welt.

Dieſe Vereinigung wurde durch den Willen des Menſchen zerſtört; ſo wurden die Einflüſſe von oben abgeſchnitten, — ſo das Elend und der Tod durch die Unordnung in die Welt gebracht.

Dieſe Ordnung, die verloren gegangen iſt, kann nur wieder hergeſtellt werden, wenn das Göttliche ſich mit dem Geiſtigen, das Geiſtige ſich mit dem Phyſiſchen vereiniget.

Dieſe Wiedervereinigung war der Zweck der Erlöſung.

Nur Chriſtus, das ausgeſprochene Wort des Vaters: — Er, das Centrum der geiſtigen Welt, das reine Organ der Gottheit, worin ganz die göttliche Kraft wirkt, — nur Er kann dieſe Vereinigung wieder herſtellen: denn da er die phyſiſch-menſchliche Natur annahm, konnte ſein mit Gott immer vereinigter Wille durch ſeinen Geiſt und Leib ſchon das Phyſiſche anſchließen, ſelbes wieder zur Geiſteswürde erheben, und durch dieſe Erhebung es wieder mit dem Göttlichen vereinigen.

Durch Weisheit und Liebe, durch Geiſt und Herz ſchließt Chriſtus das Geiſtige ans Göttliche an; durch Blut und Fleiſch ſchließt Chriſtus das Phyſiſche ans Geiſtige an: Blut und Fleiſch ſind ſein Menſchliches, Weisheit und Liebe ſein Geiſtiges.

Was iſt aber Blut und Fleiſch in Chriſto? Dieſes iſt die Frage, die beantwortet werden wird.

Das Fleiſch iſt das Gefäß, worin der Menſch lebt, und das Blut iſt das, wodurch der Menſch lebt.

Im Blut iſt die Lebenswärme, und Wärme gibt dem Leben Geiſt. Das Fleiſch iſt das Gefäß, die Weſenheit, worin die Seele während dieſer Zeitlichkeit hauſet; Fleiſch und Blut machen aber das Menſchliche aus.

Das Menſchliche iſt aber auch zweierlei. — Das Menſchlich-Unſterbliche und das Menſchlich-Sterbliche.

Weil Fleiſch und Blut das Menſchliche überhaupt ausmachen, ſo müſſen Fleiſch und Blut des unſterblichen Menſchen vom Fleiſche des ſterblichen Menſchen wohl unterſchieden ſeyn.

Daß dieſer Unterſchied weſentlich in der Natur iſt, überzeuget uns theils die Unſterblichkeit Adams vor dem Falle, theils ſeine Sterblichkeit nach dem Falle.

Auch kann man einen Begriff dieſes Unterſchieds dadurch erhalten, wenn man über die Erſcheinung nachdenkt, als Chriſtus vierzig Tage nach ſeinem Tode mit ſeinen Jüngern wandelte. Der Leib, mit welchem Chriſtus durch verſchloſſene Thüren ging, war gewiß von dem ſterblichen Leibe verſchieden, und doch war er ein weſentlicher Leib; denn er ſagte zu Thomas: „ergreif meine Hand und lege deine Finger in meine Wunden.“

Wenn es alſo einen ſterblichen Leib gibt und einen unſterblichen, ſo muß es auch ein unſterbliches Fleiſch und ein unſterbliches Blut geben, wie es ein ſterbliches Fleiſch und ein ſterbliches Blut gibt.

Aber eben dieſes unſterbliche Fleiſch und dieſes unſterbliche Blut iſt die verklärte Körperlichkeit Jeſu Chriſti, ſein Geiſtig-Menſchliches, mit welchem Er unſer Sterbliches und Verwesliches überkleiden wird.

Durch Chriſtus Blut iſt die Menſchheit erlöſet worden. Dieſer Ausdruck iſt wörtlich wahr; denn ſein Blut, das ihr trinken werdet, und ſein Fleiſch, das ihr eſſen werdet, wird euch die vollkommene Vereinigung mit Ihm geben.

Wiſſe, daß ein verklärter Körper aus den reinen Principien der Natur beſteht; ſeine Beſtandtheile ſind Feuer, Licht und Waſſer; keineswegs aber das zerſtörende Feuer, materielle Licht oder greifbare Waſſer, ſondern das ſubtileſte aus dieſen drei Elementen.

Das Feuer gibt die Seele, das Licht den Geiſt, das Waſſer die Körperlichkeit.

Dieſes Weſen iſt das Unſterbliche im Sterblichen, das Unzerſtörbare im Zerſtörbaren. So einen Leib hatte Adam; ihm war erlaubt, alle ſeiner Natur angemeſſene Lichtſpeiſen zu genießen, nur von einem Baume ward ihm verboten zu eſſen, von dem Baume der Wiſſenſchaft des Guten und Böſen — dem Baume des Todes.

Der reine Leib fordert reine Nahrung, die Unſterblichkeit unverwesliche Speiſen.

Da aber das Reine das Unreine, das Unſterbliche das Verwesliche genoß und in ſich aufnahm, ſo änderte das Unreine die Natur des Reinen, das Verwesliche die Eigenſchaft des Unverweslichen, das Materielle erhielt die Oberhand, die Penetrabilität des Lichts wurde verhindert, der Glanzkörper in einen materiellen Körper von verweſendem Fleiſch und Blut verwandelt.

Adam wurde aus dem Paradies getrieben, damit er vom Baume des Lebens nicht koſten möchte; denn hätte er davon gekoſtet, ſo wäre er unzertrennlich mit dem materiellen Körper vereint geweſen, und ein unſterbliches, über alle Leiden erhabenes Thier geworden.

Dieſer Baum des Lebens iſt ein wirkliches Weſen, deſſen Frucht durch den Genuß die innigſte Einung bewirket.

Der Geiſt ward alſo von der Materie verſchlungen, und die Materie beherrſchte den Geiſt, da ehevor der Geiſt die Materie beherrſchen ſollte.

Kein Mittel war für den in den Feſſeln der Materie ſchmachtenden Geiſt mehr vorhanden, ſich in Freiheit zu ſetzen; nur ein höherer, mit der Natur nicht vermiſchter, reiner Geiſt konnte dieſes bewerkſtelligen.

Die Weſenheit und Herrlichkeit Gottes ſind unterſchieden.

Die Weſenheit Gottes iſt außer der Natur.

Die Herrlichkeit Gottes iſt in der Natur.

Durch die Herrlichkeit Gottes offenbaret ſich die Weſenheit Gottes.

Gott wird verherrlicht durch ſeinen Sohn; dieſer iſt der Abglanz Gottes. —

Die Weſenheit und das Licht — das Wort im Anfang, durch welches alles gemacht iſt.

Die Herrlichkeit Gottes gab ſich in jedem Zeitpunkt unter der Geſtalt des Feuers zu erkennen.

Der erſte Menſch war mit der Herrlichkeit Gottes, mit dem Licht, mit der Weisheit vereinet.

Gott, die Weisheit und der Menſch ſtellten gleichſam drei Lichter vor, die aus einer Flamme entſprangen.

Die Herrlichkeit Gottes iſt das Licht-Organ, durch das der Unzugängliche allein zugänglich, der alles Verzehrende allein mittheilend werden kann.

In dieſer Herrlichkeit liegt allein Unſterblichkeit, Leben, Seligkeit; außer ihr iſt Tod, Verweſung, Unſeligkeit.

Dieſe Herrlichkeit Gottes iſt gleichſam die göttliche Natur, das Wirkende außer Gott, der Sohn, in dem ſich der Vater verherrlichet.

Er iſt die Weisheit, durch welche alles in der inkorruptiblen Natur gemacht iſt, ernährt und erhalten wird.

Als aus dem Chaos die paradieſiſche Welt erſchaffen war, war alles von der Weisheit erfüllet, alles von der Klarheit des Lichts, die alles durchdrang, verunſterblicht.

Nur im Centrum lag noch eine Ausbreitung, ein Baum, in dem Licht und Finſterniß noch vermengt war, der die Früchte des Todes trug, Gutes und Böſes zugleich in ſich hielt.

Zu dieſem Baum führte der Schlangen-Geiſt unſere erſten Eltern; er ſagte ihnen: „Ihr glaubt, ihr ſeyd vollkommen, aber das ſeyd ihr nicht; ihr kennt ja nur das Gute; die Gottheit kennt Gutes und Böſes; wenn ihr dieſes kennet, ſo ſeyd ihr der Gottheit gleich.“

„Nach eurer Organiſation ſeyd ihr nur zur Licht-Empfänglichkeit geſchaffen; wenn ihr aber Gutes und Böſes kennen wollt, müßt ihr euch ſo organiſiren, daß Gutes und Böſes auf euch Eindruck machen kann.

Hier entſtand die erſte Begierde außer Gott im Menſchen; die erſte Willens-Abneigung gegen den Willen Gottes.

Des Menſchen eigene Vernunft, ſein eigenes Licht, die urſprüngliche Eva verführte da zuerſt den im Glauben feſtgeſtandenen Adam; er wünſchte, und entſchlief, und wie zuerſt Vernunft und Wille, Gott und der Menſch, Mann und Weib Eines waren, entſtand nun die erſte Theilung; Feuer und Licht, Stärke und Schwäche theilten ſich in Mann und Weib. Nach dieſem innern Falle war erſt der äußere Fall möglich; ſie waren nun organiſirt, die Früchte des Verderbens zu koſten.

Nun kam die Schlange wieder und ſagte: „Jetzt wäre eure Organiſation zwar tauglicher, um der Gottheit in der Wiſſenſchaft des Guten und Böſen gleich zu werden: allein! euer Weſen iſt noch immer zu erhaben, ihr werdet immer vom Licht genährt; koſtet einmal eine vermiſchte Speiſe —

eine Speiſe, in der Licht und Finſterniß gemiſcht ſind, und dann wird euch die Erfahrung zu erkennen geben, was gut und böſe iſt."

„Dort ſteht ein Baum, in dieſem Baume iſt das phyſiſche Princip des Lichts mit der mutuellen Finſterniß gepaart."

„Koſtet von dieſem Baume, und der Genuß wird euch zu ganz andern Weſen umſchaffen."

Dieſer Baum war ein wirklicher Baum, die Frucht eine wirkliche Frucht, in welcher die Centralkräfte der Finſterniß das Princip des Lichts überwältigten.

Kaum geſchah der Genuß, ſo erfolgte die Vergiftung; der organiſche Lichtleib des reinen Licht-Princips wurde verdunkelt, die ausgedehnte Materie zog ſich zuſammen; der Lichtleib wurde materiell, theilbar, ſterblich.

So ſank der Menſch von den höhern Regionen der Lichtwelt zu den ſterblichen Tiefen herab; ſo verlor er die höheren paradieſiſchen Wohnungen.

Da er nun von der Herrlichkeit Gottes, von Gottes Abglanz und Weisheit getrennt war, ſo fiel er nothwendig in die Hände der Finſterniß.

Finſterniß und Licht ſind wahre Subſtanzen in der Natur. Durch die Finſterniß hat der Geiſt des Böſen oder das böſe Princip Einfluß; durch das Licht fließt das Gute ein.

Sinnlichkeit und Vernunft ſtehen miteinander in beſtändigem Kampfe.

Daher entſtehet die Menſchenpflicht, die Finſterniß dem Licht zu unterwerfen, oder die Sinnlichkeit der reinen Vernunft.

Dieſes aber war dem gefallenen Menſchen unmöglich, weil er die urſprüngliche Lichtquelle, die Weisheit, die ſeine Vernunft erleuchtete, verloren hatte.

Sein gegenwärtiges Licht iſt nur aus der Sinnlichkeit geborgt, und kann ihn daher nur zur Wiſſenſchaft, aber nie zur Weisheit führen. Der Menſch verlor die Geiſteswürde und iſt nur ein natürlich vernunftfähiges Thier.

Dieſen Thiermenſchen zum Gottmenſchen wieder umzubilden, zu erheben, war der Entſchluß der Weisheit Gottes. Um dieſen Zweck der Erlöſung zu erreichen, mußte ſich die göttliche Weisheit ſelbſt herunterlaſſen; nur der Gottmenſch konnte den Thiermenſchen zum Geiſtmenſchen wieder erhöhen, ihm ſeine geiſtige und phyſiſche Erlöſung wieder bringen, — ſein Geiſt- und Natur-Heiland werden.

Die Herrlichkeit Gottes, das Licht — der Sohn Gottes ward Menſch. —

Sein geiſtiger Zweck war, den Glauben an ihn, als das wahre Licht, zu erwecken, um den Menſchen aufmerkſam zu machen, daß nicht das Licht der natürlichen Vernunft, ſondern ein höheres Licht, die Weisheit ſelbſt, ihn zur Glückſeligkeit führen könne. —

Daß dieſe Weisheit nicht durch den natürlichen Verſtand ergrübelt, ſondern durch den Glauben und die Einfalt des Herzens verdient und blos durch jene die Weisheit ſelbſt erlangt werden könne. —

Dieſes zu lehren, dieſe Lehre zu bekräftigen war der Gegenſtand ſeiner Sendung als göttlicher Vernunftmenſch; als göttlicher Sinnenmenſch hatte er einen eben ſo großen Zweck.

Als ein göttlicher Geiſtmenſch,
Als ein ſinnlicher Gottmenſch,
Als das Licht der Welt

war ſein Zweck die geiſtige Natur des Menſchen — die ſinnliche Natur wieder zur Vollkommenheit zu erheben, folglich die Welt der Menſchen, die ſich in Vernunft- und Sinnenwelt theilt, gänzlich zu erlöſen.

Die ganze ſinnliche Natur ſchmachtete in den Banden der Finſterniß; das inkorruptible als auch phyſiſche reine Körper enthaltende Lichtweſen war der mutuellen Welt entnommen.

Dieſes Inkorruptible der Welt wieder zu geben, durch das Unſterbliche das Sterbliche zu beſiegen, war der Zweck, warum er die ſinnliche Natur angenommen.

Nur Maria, die die reinſte ſinnliche, jungfräuliche Form war, konnte durch den Geiſt der Gottheit gewählt werden; — nur ſie, die reinſte, konnte die reinſte Lichtkraft aufnehmen und ſie zur menſchlichen Form bilden.

Chriſtus war auch das reinſte Lichtprincip der Natur, durch Gottes Geiſt gebildet; die Herrlichkeit Gottes nahm die menſchliche Form an.

Er nahm ſie an, um für uns zu ſterben, damit ſich aus ſeinem vergoſſenen Blut dieſe Lichtkraft ins Innerſte der Erde ſenken konnte, um alles Todte wieder allmählig zum Leben zu erwecken.

Schon bei ſeinem Tode äußerte ſich die alles durchdringende Kraft ſeines in ſeinem Blut enthalten geweſenen Lichtweſens.

Die Berge ſpalteten ſich, die Todten ſtunden auf; — da ſeine Lichtkraft ins Innerſte drang, wurde die Sonne durch die Macht der Finſterniß verdeckt, die vor ſeinem Lichtweſen floh.

Als er alles das vollendet hatte, ſtieg er glorreich von den Todten auf, wandelte noch vierzig Tage unter den Seinen, bis er zum Himmel ſich erhob.

Wie der Menſch durch den Genuß einer wirklichen Frucht, die ſeinen unſterblichen Lichtleib ſterblich und materiell gemacht hat, in die Hände der Finſterniß gefallen iſt, ſo wird ebenfalls der Menſch wieder durch den wirklichen Genuß von der Frucht des Baumes des Lebens die Unſterblichkeit erringen.

Und wie der Geiſt des Verderbens die Eva den Baum und die Frucht, aus welcher der Tod kam, hat kennen gelehrt, — ſo wird der Geiſt Gottes einem der Erwählten den Baum und die Frucht des Lebens kennen lehren, damit er davon genieße und wieder unſterblich werde.

In dieſem einzigen und großen Geheimniß der Erlöſung beſtehet die Religion, die uns durch alle ihre Ceremonien und Sinnbilder nur ſymboliſch dieſe Wiedervereinigung lehrt, Mittel hierzu oder Sakramente an die Hand gibt, und heilige Geheimniſſe zu glauben vorlegt, die in den letztern Zeiten der Geiſt Gottes den Erwählten erklären wird.

Chriſtus iſt der Erlöſer der Welt; er hat die Menſchen nicht allein geiſtig erlöſet, das iſt, er hat nicht allein ihre Seele von der Verdammniß errettet, ſondern er errettete ihre Leiblichkeit auch vom Tode.

Adam hat ſich nicht durch den Fall in ſeinem geiſtigen Weſen allein unglücklich gemacht, ſondern er hat ſich und die ganze Menſchheit auch körperlich, zeitlich elend gemacht.

Alles dieſes Elend wird durch die Verdienſte Chriſti getilgt werden; denn er iſt nicht nur der Erlöſer der Seelen, ſondern auch der Erlöſer der Welt.

Sein Sieg wäre über die Finſterniſſe nicht vollkommen, wenn das Licht nicht alle Folgen der Finſterniß heben ſollte.

Wie alles dieſes geſchehen wird, wird Gottes Geiſt, der Tröſter der Menſchen, die Seinigen lehren.

Ueber moraliſche Vervollkommnung des Menſchen.

Der Menſch kann nicht denken ohne Modifikation, und keine Modifikation kann ſtatt haben ohne Bewegung; keine Bewegung kann ſeyn, ohne daß ſich nicht durch die Bewegung eine Form zeichnet.

Denkt nur der Menſch in Ordnung, ſo modificirt ſich ſein Geiſt nach Ordnung, er bewegt ſich nach Ordnung und konſtruirt eine ordentliche Form.

Jede ordentliche Form hat das Gepräge der Schönheit, und Schönheit reizet, erweckt Neigung, ſie zu beſitzen.

So entſtehet aus dem ordentlichen Ideal eine Neigung zum Ideal, und die Neigung ordnet ſich wie die Idee. Die Bewegung des Begehrens wird regelmäßig, und dieſes regelmäßige Begehren gibt auch dem Willen eine Form.

Der regelmäßige Verſtand und der regelmäßige Wille erzeugen nun eine regelmäßige Selbſtthätigkeit unſers Weſens, und dadurch entſtehet Kraft und Macht — und das geſchieht weſentlich.

Unſer Verſtand iſt ein inneres Licht; denn wie durch das äußere Licht alle Gegenſtände ſichtbar werden, ſo werden durch das innere Licht alle innere Gegenſtände erkennbar.

Durch die Ordnung, Concentration im Denken wird das innere Licht heller; es beſcheint uns ſenkrecht in ſeiner weſentlichen Ordnung, und Schatten und Irrthümer verſchwinden im Geiſt — es entſteht der Mittag der Vernunft.

Die Gegenſtände erſcheinen uns daher, wie ſie ſind, in der Ordnung der Natur, in ihrer Nacktheit und Einfalt, als Grazien der Dinge.

Ihre Schönheit reizet unſern Willen, nach ihnen zu begehren, unſere Neigungen werden gemildert, das zerſtörende Feuer der Leidenſchaften verwandelt ſich in ſanfte, hervorbringende Wärme in ihrer gehörigen Temperatur. Wir ſenken uns daher in das Ideal; es wird ſchwanger von unſerer Liebe und gebährt den Geiſt — das Kind der Weisheit und Liebe — das Kind der Morgenröthe — den Sohn der Kraft und der Macht.

Gott, als die Urkraft aller Kräfte, als die Quelle aller denkenden Weſen, konnte ſonſt keine Vollkommenheit denken, als ſich ſelbſt. Dieſes Denken ſeiner eigenen Vollkommenheit war das Ideal ſeines Selbſt, in das ſich ſein ganzes Weſen ſenkte, um aus dieſem zweiten Ich das dritte zu erzeugen.

So ſchaut des Dichters Kraft die Idee ſeiner ſchöpferiſchen Macht an, ſenkt ſich ganz in ſie und entwickelt das Gedicht.

Die Gottheit ſpiegelte ſich in ſich ſelbſt, in ihrer Weſenheit, und durch dieſe unendliche Beſpiegelung gibt es unendliche Weſenheiten.

So verliert ſich immer die Kraft in der Weſenheit, und die Weſenheit in der Kraft und bildet das Unendliche.

So bildet die Kraft ihr eigenes Organ und die Form, welche im Wirken drei diſtinkte Weſen und Eines in der Form ſind; denn jede Kraft iſt eine Trias in der Wirkung und eine Monas in der Fähigkeit.

Fähigkeit ohne Potenz wirken zu können iſt aber ein Nonens, wie es die Wirkung ohne Reſultat iſt.

Drei in Einem und Eins in Drei iſt die Quelle aller Kräfte.

Die Einheit in Ruhe iſt = eins.

Die Einheit in der Bewegung iſt = drei. Einmal eins iſt eins — drei ohne aufzuhören Eins zu ſeyn.

Sie — die Einheit — iſt eine Unbeweglichkeit, aus der alles Bewegliche in der Wirkung kommt; denn im Unbeweglichen exiſtirt alles Bewegliche, im Ewigen alles Zeitliche.

Alles aber, was zeitlich iſt, iſt beweglich; denn Bewegung iſt der Ausdruck der Zeit. Und was bewegt wird, muß von Etwas und in Etwas bewegt werden.

Größer iſt das Bewegende, als jenes, was bewegt wird.

Das Bewegende und Bewegte haben daher zwei verſchiedene Naturen.

Zwiſchen Ruhe und Bewegung,
Zwiſchen Kraft und Nichtkraft,
Zwiſchen eins und null —
Zwiſchen Energie und Ausdehnung liegt alſo Alles.

Alle Zahlen erſcheinen zwiſchen eins und null; daher nur zehn Zahlen in der Natur.

Alle Kräfte erſcheinen zwiſchen Kraft und Nichtkraft.

Alle Farben zwiſchen Licht und Nichtlicht.

Alle Figuren zwiſchen dem Punkt und der Peripherie.

Alles zwiſchen Anfang und Ende oder
Zwiſchen Ewigkeit und Zeit.

Die Vollkommenheit eines Menſchen beſteht in dem proportionirten Verhältniß ſeiner Kräfte.

Unter den geordneten Verſtand muß der geordnete Wille die untergeordnete Selbſtthätigkeit geben.

Um dieſe Vollkommenheit zu erreichen, muß der Verſtand ein Urbild, der Wille ein Vorbild haben, von welchem die Selbſtthätigkeit des Menſchen Nachbild ſeyn kann.

Das Urbild für den Verſtand liegt im göttlichen Geſetz. —

Das Vorbild für den Willen iſt Chriſtus. —

Das Nachbild iſt der Geiſt, der aus Weisheit und Liebe entſteht durch die Nachfolge Chriſti.

Es fragt ſich nun: wie geſchieht dieſes?

Es geſchieht dieſes auf folgende Art: Der Wille, der immer Chriſtus ſich zum Vorbild ſeiner Handlungen macht, neigt ſich immer mehr vom Sinnlichen ab und nähert ſich dem Geiſtigen, Regelmäßigen und Ordentlichen; dadurch werden ſeine Leidenſchaften ins Gleichgewicht geſetzt, d. i. unterjocht; das Feuer der unordentlichen Leidenſchaften verwandelt ſich in die Wärme regelmäßiger Neigungen zum Guten; daher wird der Menſch weſentlich gereiniget, ſein Blut wallt ruhiger, ſein Geiſt wird heiterer, er fängt an, die Gegenſtände in einem ganz andern Lichte zu ſehen.

Der Lebensgeiſt verhält ſich proportionirt nach Licht und Wärme, oder Weisheit und Liebe. Es kommt alſo der Geiſt der Ordnung in ſein Weſen, und verändert es; denn nach der Beſchaffenheit der Geiſter ſind die Eigenſchaften der Dinge, und nach den Eigenſchaften die Formen.

So fängt der Menſch an, eine neue Kreatur zu werden im Innern, und endlich auch im Aeußern.

Es fragt ſich auch noch: Wie iſt dieſe Regeneration im Aeußern möglich?

Der innere Geiſt erneuert das Innere, der äußere das Aeußere.

Wie der innere Menſch ſeine innere Verbeſſerung im Innern ſuchen muß, ſo muß der äußere Menſch ſeine äußere Verbeſſerung im Aeußern ſuchen.

Im Innern iſt der Geiſt der Ordnung, der göttliche Geiſt, und dieſe Ordnung nennt man die moraliſche.

Im Aeußern iſt der Geiſt der phyſiſchen Ordnung, das ausgeſprochene phyſiſche Wort, oder das Göttlich-Menſchliche.

Dieſes Göttlich-Menſchliche iſt wirkliches Weſen, das aus Licht und Wärme der phyſiſchen Welt ausgeht, wie das innere geiſtige Weſen aus der geiſtigen Quelle der Weisheit und Liebe, die Chriſtus iſt, entſpringt.

Wie der innere Geiſt die innern Kräfte ins Gleichgewicht ſetzt, ſo ſetzt der äußere Geiſt die äußern Lebenskräfte ins Gleichgewicht, und gibt dadurch Geſundheit, Leben und Unſterblichkeit.

Dieſer äußere Geiſt iſt die wahre Körperlichkeit Chriſti, die im Stande iſt, das Unſterbliche in uns heraus zu wenden, damit es das Sterbliche verſchlinge.

Die Art und Weiſe, den innern Geiſt zu erhalten, iſt uns Vorbild, den äußern zu erhalten.

Wie wir im Innern die Einheiten aufſuchen müſſen, ſo müſſen wirs auch im Aeußern ſuchen.

Dieſes geſchieht, wie im Innern, durch Wegräumung der Hinderniſſe.

Wie wir im Innern eine Neigung nothwendig haben, ſo iſt uns auch eine im Aeußern nöthig. Dieſe Neigung iſt eine durch Wärme hervorgebrachte Action, in welche ſich das Licht ſenkt, und ſich als ein geiſtiges Mittelweſen darſtellt.

Wie nun das Innere eine Nahrung der Seele iſt, ſo iſt das Aeußere eine Nahrung des Leibes.

Das ganze Bemühen unſerer Vervollkommnung liegt darin, die Zwiſchenräume zwiſchen Gott und uns, welche die Vereinigung mit ihm hindern, wegzuſchaffen.

Dieſes geſchieht, wenn unſere Seele immer recht lebhaft ſich Gott vorſtellt, und nicht auf das Aeußere achtet; denn unſere Aufmerkſamkeit aufs Aeußere ſtört die Aufmerkſamkeit aufs Innere, und ſo entfernt ſich unſere Seele von Gott.

Fangen wir einmal an, unſere Neigung zu Gott zu wenden, ſo räumt Gott ſelbſt die äußern Gegenſtände von uns weg, indem er unſer ganzes Weſen an ſich zieht. Wir müſſen nicht glauben, daß hier eine weſentliche Wegräumung ſtatt finde; die Gegenſtände können alle bleiben, unſere Aufmerkſamkeit haftet aber nicht mehr an ihnen, ſondern überall und allemal an Gott.

Wir betrachten dann alle Gegenſtände von Gott aus; alſo überall Energie, Kraft, gerader Zug, Ordnung, dahingegen die Seele vormals alles im Zirkel oder in der Peripherie betrachtet, wo alles veränderlich, wankend, unſtatthaft und zufällig iſt.

Das heißt, ſeinen Geiſt ins Innere verſammeln — Spiritum in centro colligere.

In unſerm Innerſten liegen alle Kräfte; denn in dieſem Innerſten iſt Gott.

Dieſes Innerſte unſers Selbſt iſt das wahre Heiligthum; da ruhet Gott in ſeiner Einheit, implicite, in uns, und muß ſeine Dreifaltigkeit, oder explicite, in uns wirkend werden.

Entwickelt ſich dieſe Dreifaltigkeit in unſern Herzen, ſo entwickelt ſich mit ihr Macht, Weisheit und Liebe; wir können nichts mehr wollen, als was gut, wahr und ſchön iſt, und dieſem Willen muß alles gehorchen, denn er iſt Gottes Wille.

So erlangt der Menſch die Macht, zu wirken; er denkt in Gott, wirkt mit Gott, und bringt durch Gott alles zum großen Zweck.

Die Gnade des Herrn theilt ſich auf eine zweifache Art mit: durch den Verſtand und durch das Herz; denn die Gnadenertheilungen ſind entweder Aufklärungen, die dem Verſtande beikommen, oder Empfindungen für das Herz.

Die erſte Art, die dem Verſtande zukömmt, wird Erleuchtung genannt; die zweite, die dem Herzen zukömmt, Einſprechung. — Die Gnade erleuchtet den Verſtand, und ſpricht mit dem Herzen: —

Denn die Gnade des Geiſtigen kann nicht anders, als durch Beweggründe einwirken. — Dieſe Beweggründe ſind entweder eine höhere Einſicht durch Erleuchtung des Verſtandes, oder eine erhabnere Empfindung durch die Einſprechung ins Herz.

So leitet der ewige *λογος* Verſtand und Herz — Er, der ganz Weisheit und Liebe iſt — um uns durch Erleuchtung zur Weisheit, und durch Empfindung zur Liebe zu führen; das heißt, unſern Verſtand und Willen mit dem ſeinen zu vereinen, damit Er in uns und wir in Ihm leben können.

Die Causa meritoria der Gnade, daß die Strahlen der Weisheit uns wieder erleuchten und die Flamme der Liebe uns wieder erwärmen kann, iſt Chriſtus: Er iſt das medium, wodurch die obere Weisheit und Liebe uns mitgetheilt werden kann: —

Denn er beſitzt die göttliche und menſchliche Natur zugleich; ſeine Göttlichkeit ſchließt ihn an Gott an, ſeine Menſchlichkeit an den Menſchen; ſo kann Er allein das Göttliche dem Menſchlichen mittheilen, und das Menſchliche vergöttlichen.

Die Natur verkündiget uns dieſe Wahrheit.

Die Naturkraft iſt das Beſtreben zur Gleichförmigkeit; das Reſultat dieſes Beſtrebens iſt die Vollkommenheit aller Dinge.

So iſt auch das Beſtreben der geiſtigen Natur — Beſtreben nach Gleichförmigkeit, und die höchſte moraliſche Vollkommenheit als das Reſultat dieſes Beſtrebens — die vollkommenſte Vereinigung unſers Verſtandes und unſers Willens mit dem göttlichen Verſtande und mit dem göttlichen Willen. — Dieſer Verſtand iſt Weisheit, dieſer göttliche Wille iſt Liebe. —

Chriſtus alſo, als die Kraft betrachtet, die das Unvollkommene zur Vollkommenheit führt, iſt der Erlöſer der Welt: denn die Urſache all unſeres Elendes iſt Unwiſſenheit und Selbſtheit, oder Unweisheit und Nichtliebe.

Es iſt ſehr bewunderungswürdig, daß die Wahrheiten der Religion mit den großen Wahrheiten der Natur eine genaue Analogie haben; eben darum iſt der Ausſpruch des großen Baco von Verulam wahr, daß nur ein ſeichter Philoſoph die Religion verachtet; einer aber, der ins Innerſte der Natur dringt, zu ihr ſelber zurückkehrt und ſie bewundert.

Die Religion lehrt einen Gott, der das Princip aller Dinge iſt.

Die Natur lehrt eine einzige Materie, die das Princip aller natürlichen Weſenheiten iſt.

Die Religion lehrt, daß Gott einfach und dreifaltig iſt.

Die Natur lehrt, daß das Princip aller erſchaffenen Weſen einfach in ſich und dreifach in ſeiner Entwicklung iſt.

Die Religion beſitzt ihr heiliges Zeichen, wodurch ſich ihr Anhänger zu erkennen gibt — das Zeichen des Kreuzes.

Auch die Natur beſitzt ein Zeichen, wodurch ſich alle die zu erkennen geben, die die Natur wahrhaft kennen und ihr anhangen; auch dieſes Zeichen drückt ſich durch das Kreuz aus, und enthält Kraft, Organ und Form, wie das Kreuz der Religion, Vater, Sohn und Geiſt enthält.

Die Religion hat fünf Hauptſtücke, wodurch ſie alles das ihre Anhänger lehrt, was zur Kenntniß des Glaubens nothwendig iſt.

Auch die Natur hat fünf Hauptſtücke, in welchen ſie ihre Schüler in allem unterweiſet, was zu ihren höchſten Kenntniſſen nothwendig iſt.

Die Religion lehrt die Gerechtigkeit des Vaters, die Weisheit des Sohnes und die Liebe des Geiſtes.

Die Natur zeigt uns analog die Strenge des Feuers, die

Schönheit des Lichts und die Wohlthat der aus Feuer und Licht ausgehenden Wärme.

Der Religionsglaube zeigt uns in zwölf Artikeln die ganze Geſchichte der Menſchenerlöſung.

Der Naturglaube zeigt uns ebenfalls durch die Analogie die zwölf Stufen der Naturerlöſung, durch die alles Unvollkommene zum Vollkommenen aufſteigt.

Die Religion hat ihre Sakramente und Hilfsmittel.

Auch die Natur hat ihre Sakramente und Hilfsmittel.

Die Religion hat zehn Gebote für das große Werk des Glaubens.

Und die Natur hat zehn Gebote für das große Werk zu ihrer höchſten Vervollkommnung.

Die Religion zeigt uns den göttlichen Menſchen-Heiland, ſeine Menſchwerdung, ſein Leiden, ſeine glorreiche Auferſtehung.

Die Natur zeigt uns einen phyſiſchen Naturheiland, ſeine Verkörperung, ſeine Ertödtung in der ihn anfeindenden Materie, und ſeine glorreiche Wiederaufſtehung in der Verherrlichung ſeines Weſens.

Die Religion belehrt uns von der Reinheit und Jungferſchaft der Gottesgebährerin Maria, die durch den Geiſt empfing.

Die Natur lehrt uns ebenfalls eine jungfräuliche Form kennen — die Gebährerin des phyſiſchen Natur-Heilandes — empfangen durch den reinſten Naturgeiſt.

Mit einem Wort: alles, was in der Religion gelehrt wird, hat auch den reinen Typus in der Natur, und Religion und Natur ſind ſo nahe mit einander verwandt, daß man das Innerſte der Natur nie kennen kann, ohne die Wahrheiten des Glaubens ebenfalls kennen zu lernen.

Ich vermuthe daher, daß dieſe kleine Analogie, die ich zwiſchen der Katechetik der Religion mit der Katechetik der Natur machte, dem Forſcher der Wahrheit vieles Licht geben werde; ſie iſt nur für einfältige und Wahrheit ſuchende Herzen geſchrieben, nicht für die philoſophiſchen Wänſte, die, aufgeblaſen durch ihre Sinnenvernunft, mit dem ungeheuern Popanz ihrer ſogenannten Philoſophie durch die enge Thüre des Tempels der Wahrheit nie eingehen werden.

Ich ſchrieb dieſe Analogie, um dem Wahrheitſuchenden zu zeigen, daß eine vollkommene Harmonie zwiſchen dem Geiſtigen und Phyſiſchen exiſtire, und daß nur Mangel an reiner Naturkenntniß die Urſache iſt, warum viele alles Religiöſe lächerlich machen.

Wenn wir nun ſchon in der Natur ſo große und erſtaunungswürdige Wahrheiten finden, wie weit größere werden wir in der transcendentalen Welt finden! In dieſe führt uns nur der Glaube, weil unſere Sinnenvernunft ſo lange nicht hinreicht, das Ueberſinnliche zu begreifen, bis unſer inneres Auge aufgeſchloſſen und der Glaube in uns lebendig geworden iſt.

* * *

Catechiſmus der höheren Chemie

zum

Beweis der Analogie der Wahrheiten der Natur mit den Wahrheiten des Glaubens. Von einem Verehrer der Religion und der Natur, deſſen Menſchenzahl fünfzehn iſt.

Für die Lichtfähigen.

Eine Ueberſetzung aus magiſchen Characteren.

Frage.

Wer biſt du?

Antwort.

Ich bin ein Menſch, der das Licht kennt und demſelben anhangt.

Frage. Wer iſt ſo ein Menſch?

Antwort. Der iſts, der, nachdem er das Licht erkennt, durch daſſelbe erleuchtet iſt und ganz an ſelbem hangt; alles weiß und ausübt, was die alte, ächte Lichtgemeinde immer wußte und ausübte, es ſey eben im Lichtbuche geſchrieben, oder nicht.

Fr. Bei welchem Zeichen erkennt man den Anhänger des Lichts?

Antw. Bei dem, daß er das Kreuzzeichen der Natur kennt, das große Sinnbild der Scheidungskraft, der Abſonderung des Reinen von dem Unreinen; des Vollkommenen vom Unvollkommenen; daß er alle unächte Arbeiten und Irrthümer meide, welche die wahren Lehrer der ächten Lichtgemeinde einmüthig verwerfen.

Fr. Wie bezeichnet ſich der Anhänger des Lichts?

Antw. Es iſt eine ſichtbarliche Wirkung, wodurch eine unſichtbare Kraft innere Vollkommenheiten bewirkt.

Fr. Wie viel ſind ſolcher Verbindungsmittel?

Antw. Sieben, und ſtehen mit den ſieben Sakramenten in Analogie?

1) Die Taufe, durch Waſſer und Licht.

2) Die Confirmation der Materie nach Waſſer und Licht.

3) Die Reinigung.

4) Der Empfang des Lichts von oben in Weſenheit und Subſtanz.

5) Die Heiligung, Vervollkommnung der Sache.

6) Das Oel von oben.

7) Die Verbindung von Feuer und Licht zu einem vollkommenen Körper.

Fr. Was iſt die Lichttaufe?

Antw. Sie iſt das erſte nothwendigſte Verbindungsmittel, womit die Materie durch das Waſſer und das im Waſſer wirkende Wort gereinigt und im Lichtweſen als ein neuer und vollkommener Körper wieder hergeſtellt wird.

Fr. Was iſt die Confirmation?

Antw. Die Lichtfirmung iſt ein Verbindungsmittel, mit welchem die oben zubereitete Materie durch das Lichtöhl und durch den darin ſich befindenden Geiſt geſtärkt und zur Vollkommenheit fähiger gemacht wird.

Fr. Welches iſt das dritte Verbindungsmittel?

Antw. Es iſt dasjenige, wodurch Licht und Feuer unter förmlichen Geſtalten der Principien des Brods und Weins ihre Weſenheit erhalten, ſobald ein ordentlicher Prieſter der Natur dieſe Principien auf dem Altar zu verwandeln weiß.

Fr. Welches iſt das vierte Verbindungsmittel?

Antw. Es iſt das Verbindungsmittel, wodurch der lichtfähige Prieſter der Natur die lichtempfängliche Materie reinigt, und ſelber alle Wirkungen der Unvollkommenheit benimmt.

Fr. Welches iſt das fünfte?

Antw. Dieſes iſt jenes Verbindungsmittel, wodurch die reine Lichtkraft in Geſtalt des Oels ſich zur Vollkommenheit heilender Kräfte erhöhet.

Fr. Welches iſt das ſechste?

Antw. Das ſechste iſt jenes, womit die Materie durch ſieben wirkende Kräfte geheiligt und lichtfähig gemacht wird.

Fr. Welches iſt das ſiebente?

Antw. Dieſes iſt die vollkommene Verbindung des Lichts mit dem Feuer durch ein Mittelweſen, das aus Licht und Feuer ausgeht, und die vollkommenſte aller Verbindungen bewirket.

Drittes Hauptſtück.

Von den zehn Lichtgeboten.

Fr. Welches iſt das dritte Hauptſtück der Lichtgemeinde?

Antw. Die zehn Lichtgebote, von welchen geſchrieben ſteht: Willſt du etwas bewirken, ſo bewirke es durch Vollziehung der Gebote, oder des Geſetzes.

Fr. Welche ſind die zehn Lichtgebote?

Antw. Folgende:

1) Es gibt nicht mehr als eine Materie.

2) Die Eigenſchaften dieſer Materie müſſen in der Ordnung gebraucht werden.

3) In ſechs Wirkungen vollendet die Materie ihr Tagwerk, da drei Kräfte drei Weſenheiten hervorbringen, und ruhen in der ſiebenten Kraft, als in der Fülle ihrer Wirkungen, welche ſiebente Kraft als der Sabbath des Lichts dir heilig ſeyn ſoll.

4) Licht und Feuer, als das Paſſive und Aktive, ſeyen dir ehrwürdig; denn das Feuer iſt das Männliche, und das Licht iſt das Weibliche — Vater und Mutter aller Dinge.

5) Raube dem Licht das Belebende nicht, damit die Materie, die erhöhet werden ſoll, nicht erſterbe.

6) Vermiſche dein Werk nicht außer der Ordnung. Alles hat ſeine Zeit und Rotationen. Die zerſtreuten Kräfte zu einen, ſey dir Pflicht.

7) Entziehe dem Licht und dem Feuer ihre Eigenſchaften nicht; ſie ganz wirken zu laſſen, iſt des Weiſen Pflicht. Er läßt Jedem ſein Eigenthum.

8) Halte eine falſche Erſcheinung nicht für wahr, und nimm

nichts Unreines und Fremdes, was der Aufnahme des Lichts nicht fähig iſt, damit dir die Kunſt kein falſches Zeugniß gebe.

9) Der aus Licht und Feuer ausgehende Geiſt begehrt nach keinem Dinge, das noch mit andern verbunden und nicht aufgelöſt iſt.

10) Auch begehrt dieſer Geiſt nach keiner Materie, die ihm fremd und unähnlich iſt.

Fr. Worin beſteht der Hauptinhalt dieſer Lichtgeſetze?

Antw. Darin, das Licht ſoll ganz deine Materie, oder den Stoff durchdringen, damit das Feuer durch das Licht ganz geeint werde, und der aus Licht und Feuer ausgehende Geiſt deine Materie ganz belebe. Dieſes iſt das erſte Geſetz. Das zweite iſt dieſem gleich, nämlich: Du ſollſt die Materie, die du bearbeiteſt, und jedes andere Weſen, das du zur Vollkommenheit bringen willſt, auf eben dieſe Art behandeln. An dieſen zwei Hauptverhältniſſen hangt die ganze Wiſſenſchaft der Lichtkunde, und alle die, die ihr anhangen.

Fr. Welche ſind die Gebote der arbeitenden Lichtgemeinde?

Antw. Es ſind fünf.

Erſtens: Halte die Ruhepunkte in der Arbeit heilig; denn das Licht hat ſeine Sabbathe, und der Arbeiter muß ſie feiern.

Zweitens: In dieſen Lichtfeiertagen weihe den Stoff der heiligen Opferung; laß durch das Lichtwaſſer das Reine von dem Unreinen, das Thätige von dem Unthätigen ſcheiden.

Drittens: Enthalte dich in deiner Arbeit von allem, was wieder das Geſetz des Lichts iſt, ſowohl in den Kräften und Wirkungen, als Formen und Weſenheiten der Dinge; dieſe ſind die vier Quatember der Lichtſchule.

Viertens: Suche wenigſtens des Jahrs einmal mit einem vernünftigen Freunde über den Fortgang, den du machſt, dich zu beſprechen, und ihm das, was dich hindert, zu entdecken, damit du eine Stütze auf deinem Wege habeſt, der dich zur Vollendung führet.

Fünftens: Zu den Zeiten, die dir die Vernunft beſtimmt, halte dich ſowohl mit der Eröffnung deines Herzens gegen andere, als mit voreiliger Verbindung zurück.

Fr. Warum ſoll man die Gebote der Lichtgemeinde der wahren Naturkenner halten?

Antw. Darum, weil die Lichtgeſetze oder Lichtverhältniſſe gebieten, daß der Menſch nicht allein dem gehorchen ſoll, was im Innern der Natur zur Erreichung des Zweckes nothwendig iſt, ſondern auch, was im Aeußern dazu erfordert wird; denn das vierte Lichtgebot ſetzt dieſe Erforderniſſe voraus, und wer die Lichtgemeinde nicht hört und ihre guten Ordnungen und Satzungen nicht achtet, der ſoll für einen Profanen und Fleiſchmenſchen, der die Geſetze des Geiſtes nicht kennt, gehalten werden.

Viertes Hauptſtück.

Fr. Welches iſt das vierte Hauptſtück der innern Lichtgemeinde der wahren Naturkenner?

Antw. Es iſt die Kenntniß der Analogie des mitangehängten heiligen Vater Unſer und mitangehängten heiligen engliſchen Grußes, mit der reinſten Naturkraft und Naturform.

Fr. Welche Analogie iſt dieſe?

Antw. Höchſte Lichtkraft, die du das Göttliche in der Natur biſt und im Innerſten derſelben als in dem Himmel wohneſt, geheiliget werden deine Eigenſchaften und Satzungen.

2) Wo du biſt iſt alles vollkommen; das Reich deiner Erkenntniß komme unter die Deinen.

3) Unſer Wille ſey in aller Arbeit nur du, ſelbſt wirkende Lichtkraft! Und wie du in der ganzen Natur alles bewirkeſt, ſo bewirke auch du alles in unſerer Arbeit.

4) Gib uns vom Thau des Himmels und der Fette der Erde, die Früchte der Sonne und des Mondes vom Baume des Lebens.

5) Und vergib uns alle Irrthümer, die wir ohne deine Kenntniß in unſerer Arbeit begangen haben, wie wir diejenigen von dem Irrthume zurückweiſen wollen, die unſere Lehrſätze beleidiget haben; überlaß uns nicht unſerm Eigendünkel und unſerer eigenen Wiſſenſchaft, ſondern erlöſe uns von allem Uebel durch die Vollendung deines Werkes, Amen.

Analogie des Ave.

Willkommen ſey, du reine Selbſtbewegungsquelle, rein zur Aufnahme der Lichtkraft fähige Form! Mit dir allein vereint ſich die Lichtkraft aller Dinge.

Du biſt unter allen empfänglichen Formen die ſeligſte, und heilig iſt die Frucht, die du empfangſt, die Weſenheit des vereinigten Lichts- und Wärmeſtoffes.

Reine Form, du Gebärerin des vollkommenſten Weſens, erhebe dich zur Lichtkraft für uns, jetzt, da wir arbeiten, und in der Stunde, da wir das Werk vollenden!

Fr. Was iſt der Haupt-Inhalt des ganzen Vater Unſers der Lichtkinder und ſeiner Analogie in der Natur?

Antw. Sie bitten um die Summe aller geiſtlichen und zeitlichen Güter, um das Heil der Seele und des Lebens — durch den, der die höchſte Lichtkraft — das Göttliche in der Natur iſt, das große Werk der Natur zu erhalten; ſie bitten, daß ſie Gott zur Weisheit leiten, vor Irrthümern in ihren Arbeiten behüten und ſie lehren möge, den Menſchen, ihren Brüdern, wohlthätig zu ſeyn, damit erreicht werde, was Gott den Nachkömmlingen Abrahams, Iſaaks und Jakobs verſprochen und Gottes Bund mit den Menſchen erfüllt werde.

Fr. Warum haben die Lichtkinder auch eine Analogie des engliſchen Grußes?

Antw. Darum, daß ſie die Größe Gottes nicht allein in der alles bewirkenden Kraft der Natur (mit der Chriſtus Analogie hat) bewundern, ſondern auch, daß ſie die Herrlichkeit der reinſten jungfräulichen Form erkennen, von welcher Maria die Analogie iſt, und mit welcher ſich die obere Kraft zur Production des höchſt Vollkommenen vereint hat.

Denn wie der heilige Geiſt ſich mit Maria vereinte, um den vollkommenſten Geiſtmenſchen hervorzubringen, ſo vereiniget ſich der reine Naturgeiſt mit der reinſten Materie, die vollkommenſte phyſiſche Form zu erzeugen, den phyſiſchen Natur-Heiland, der alle andere phyſiſche Dinge zur Vollkommenheit bringt, welches Geheimniß das Geheimniß der Weiſen iſt.

Daher kann dieſe Kunſt nur der verſtehen, der Chriſto anhangt, und nur die Analogien der Religion führen uns zur höchſten Erkenntniß; wie die Erfahrungen, die die Lichtkinder machen, ebenfalls durch Analogie ſie zur Erkenntniß der höchſten Myſterien des Glaubens führen.

Fr. Iſt es nicht genug, wenn ein Lichtkind alles Vorgeſetzte weiß und erkennet?

Antw. Nein! es iſt nicht genug, es muß es auch in Ausübung bringen und ſeine Erkenntniß durch Werke zeigen; darauf beruht die Scheidungskunde der Lichtkinder, die mit der chriſtlichen Gerechtigkeit in Analogie ſtehet.

Fünftes Hauptſtück.

Fr. Welches iſt das fünfte Hauptſtück der Lichtkinder?

Antw. Es beſteht in zwei Stücken, nämlich, daß ein Anhänger des Lichts durch die Gnade von oben, welches unſer Thau, unſer † iſt, überall das Unreine reinige und das Gute bewirke; denn die Erkenntniß muß mit der Ausführung übereinſtimmen: das will ſagen, daß Theorie und Praktik übereinſtimmen; denn es iſt für einen Lichtkenner nicht genug, die Kunſt zu wiſſen, er muß ſie auch in Ausübung bringen; das Wiſſen allein rechtfertigt nicht, ſondern die Ausübung.

Fr. Welches iſt das Böſe, welches in unſerer Lichtwiſſenſchaft am meiſten zu fliehen?

Antw. Das, was den Menſchen um dieſes höchſte natürliche Gut, welches das höchſte Vollkommene der Natur iſt, bringen kann.

Fr. Welches ſind die Hauptfehler oder Sünden in der Operation?

Antw. Diejenigen, die ſowohl in Rückſicht der Operation, als in der Anwendung dieſes Schatzes, nach der Operation dem Zwecke Gottes entgegen ſind, und zwar folgende:

Die zu ſtarke Erhöhung durch's Feuer.
Die zu ſtarke Concentration.
Die Verſchwendung.
Die übermäßige Sparſamkeit der Materie.
Die Ueberladung.
Die Entzündung.
Die Erkältung.

Von dieſen Haupt- und Todſünden, die den Geiſt ertödten, ſteht geſchrieben: die ſolches thun, werden das höchſt Vollkommene in der phyſiſchen Natur nicht erlangen.

Fr. Wie viel gibt es Vergehungen oder chemiſche Sünden gegen den Naturgeiſt?

Antw. 1) Vermeſſentlich alles ohne Nachſicht und Vernunft auf dieſen Geiſt bauen, auf ſeine Barmherzigkeit ſündigen.

2) Sogleich verzweifeln, wenn man ſeine Wirkung nicht alsbald ſieht.

3) Der Erkenntniß chemiſcher Wahrheiten widerſtreben.

4) Andern Brüdern um die Gnade mißgünſtig ſeyn.

5) Zu den heilſamſten Ermahnungen ein verſtocktes Herz haben.

6) In der Unwiſſenheit verharren.

Dieſe Vergehungen ſind ohne Verzeihung, weil ſie niemals werden im Werk erſetzt werden können.

Fr. Wie viel ſind Vergehungen, die in den Himmel ſchreien?

Antw. 1) Das Werk muthwillig zerſtören.

2) Das Werk entweihen.

3) Es zur Unterdrückung der Menſchen mißbrauchen.

4) Dem Mitarbeiter den verdienten Lohn entziehen.

Fr. Welche ſind die fremden chemiſchen Sünden?

Antw. 1) Zum chemiſchen Irrthum einem Andern rathen.

2) Einen Andern heißen ſündigen.

3) In Anderer Irrthum einwilligen.

4) Anderer Irrthum loben.

5) Bei Anderer Irrthümern ſchweigen.

6) Dieſelben überſehen.

7) An denſelben Antheil nehmen.

8) Sie vertheidigen.

So werden wir an fremden Irrthümern theilhaftig, als hätten wir ſie ſelbſt begangen.

Fr. Iſt es genug, wenn man im Beſitz des Werkes iſt, das Böſe zu laſſen und die Sünde zu meiden?

Antw. Nein! man muß Gutes thun; denn Gott verleiht dieſe Gnade blos darum, damit der begnadigte Menſch reife Früchte der Vollkommenheit bringen könne.

Er ſoll auch gerecht und gottſelig vor Gott und Menſchen leben und mit guten Werken ſeinen hohen Beruf zieren.

Fr. Wie viel ſind gute Werke?

Antw. Drei.

1) Soll der Weiſe ſein Gemüth immer auf Gott und auf die Weisheit gerichtet haben.

2) Soll er ſich von allem enthalten, was nicht göttlich und weiſe iſt.

3) Soll er überall den Bedürfniſſen der Menſchen, ſeiner Brüder, ſteuern.

Fr. Wozu nützen die guten Werke?

Antw. Die guten Werke ſind darum da, damit der einzelne Menſch ſowohl, als die ganze Welt glücklich werde.

Fr. Welche leibliche Werke der Barmherzigkeit kann der Weiſe bewirken, wenn er das höchſte Vollkommene der phyſiſchen Natur erreicht hat?

Antw. 1) Er kann die Hungrigen ſpeiſen,
2) die Durſtigen tränken,
3) die Nackten bekleiden,
4) die Fremden beherbergen,
5) die Kranken geſund machen,
6) die todte Materie erwecken.

Fr. Welche geiſtige Werke kann der nämliche Weiſe ausüben?

Antw. 1) Er kann die Sünde ſtrafen,
2) die Unwiſſenden lehren,
3) den Zweifelhaften rathen,
4) die Betrübten tröſten,
5) das Unrecht geduldig leiden.

Fr. Welche ſind die acht chemiſchen Seligkeiten?

Antw. Sie ſind jene, welche durch den Genuß und Beſitz der höchſten Naturvollkommenheit als das höchſte Naturgut erhalten werden und die Johannes in der Apocalypſe lehret nach der Offenbarung des Herrn.

1) Demjenigen, der überwinden wird, werde ich geben zu eſſen von dem Baume des Lebens, der im Paradieſe meines Gottes iſt.

2) Denjenigen, der überwinden wird, wird der zweite Tod nicht beleidigen.

3) Demjenigen, der überwinden wird, werde ich von dem verborgenen Himmelsbrod zu eſſen geben, und ich werde ihm einen weißen Stein geben, auf welchem ein neuer Name wird geſchrieben ſeyn, den Niemand verſtehet, als der, der ihn beſitzt.

4) Demjenigen, der überwunden und mein Werk bis an ſein Ende behalten hat, werde ich Macht über die Nationen geben; er wird die Völker mit einer eiſernen Ruthe führen und ſie wie die Geſchirre eines Töpfers zerbrechen; — er wird das haben, was ich vom Vater beſitze, und ich werde ihm einen Morgenſtern geben.

4) Der, der überwinden wird, wird mit weißen Kleidern angethan werden, und ich werde ſeinen Namen nie aus dem Buche des Lebens auslöſchen und ihn öffentlich vor meinem Vater und den Engeln bekennen.

6) Derjenige, der überwinden wird, wird eine Säule in

dem Tempel meines Gottes ſeyn und ich werde auf ihn den Namen meines Gottes ſchreiben und den Namen der heiligen Stadt, welche iſt das neue Jeruſalem, das von dem Himmel herabſteiget, und er wird meinen neuen Namen wiſſen.

7) Den, der überwinden wird, werde ich auf meinen Thron ſetzen laſſen, wie ich auf dem Throne meines Vaters ſitze, weil ich auch überwunden habe.

8) Der, der Sieger ſeyn wird, wird alles, was er von mir begehrt und wünſchet, durch das Recht der Erbſchaft erhalten; ich werde ſein Gott und er mein Sohn ſeyn.

Fr. Welche ſind die evangeliſchen oder himmliſchen Räthe in dieſer Kunſt?

Antw. Sie ſind drei.

1) Arm ſeyn bei allem Reichthume,

2) Enthaltſam, da wir alles genießen können,

3) Gehorſam, da wir zu gebieten vermögen.

Fr. Welche ſind die vier letzten Dinge?

Antw. 1) Der Tod, als die Ertödtung der Materie.

2) Das Gericht oder die Abſcheidung.

3) des himmliſch Lebendigen

4) vom irdiſchen Todten.

Gedenk, o Menſch! bei all deiner Arbeit an die vier letzten Dinge und du wirſt in deinem Werke nicht fehlen.

Schluß-Bemerkungen.

Die ſubtilſte Kraft iſt mit der gröbſten Materie im Magnet vereinbart.

Die zertheilbare Kraft iſt mit dem unzertheilbaren Punkte verwandt.

Erfahrung.

Man mag den Magnet in ſo viele Punkte zerlegen, als man will, ſo halten die Stücke die ähnlichen Punkte und Pole.

Was ſich bei dem Magnet in den äußern Theilen äußert, ſcheint in allen Körpern unmerkbar zu liegen. Ohne Zweifel haben alle ihre Punkte und Pole der Kräfte, durch welche ſie ſich mit ähnlichen vereinigen und die unähnlichen zurückſtoßen.

Nach dem Grund-Principio infinitorum similium ſcheint die Struktur der ganzen Welt im Größten und im Kleinſten nach magnetiſchen Verhältniſſen zuſammen zu hangen, das Subtileſte mit dem Gröbſten und das Gröbſte mit dem Subtileſten — alles nach Ordnung. Beides, Gleichheit und Ungleichheit, entſpringt aus einem einzigen Behälter, der die Kraft iſt.

Aufgaben.

1) Wie kann eine Größe in unzählige andere zertheilt werden, daß vom Kleinſten zum Ganzen doch immer ein ähnliches Verhältniß bleibt?

Oder:

Wie folgen unzählige Potenzen und Actus in beſtändiger Dependenz aufeinander, ſo daß im Unzähligen ein ähnliches Verhältniß bleibt?

Oder:

Wie iſt die innere Kraft mit der äußern zu verbinden, damit die verborgene Form herausgewendet werde?

Da in paraboliſchen Spiegeln der Brennpunkt zwiſchen dem Tangenten und Sekanten litt, ſoll man nicht die Tangenten mit den Sekanten koaptiren, wenn man den innerſten Punkt mit der äußern Form nach gleichen Winkeln erreichen will?

Wäre es nicht möglich, die puncta harmonica in der Luft auf einen gewiſſen Platz zu vereinigen?

Was heißt den Zirkel quadriren?

Scheint es nicht wider die Natur der Dinge zu ſeyn, wenn man glaubt, quadriren heiße, eine Rundung durch ein Viereck ausdrücken?

Heißt einen Zirkel quadriren nicht vielmehr einen cykliſchen Raum mit Rationalzahlen erſchöpfen, ſo daß vom Kleinſten bis zum Größten ein genau aufgehendes Verhältniß ſey?

Wie kann man die Wurzel und area eines jeden Irrational-Quadrats finden?

Wie die wahre Proportion der Lateral- und Perpendikularlinien?

Wie aus Rationalinhalt des gleichſeitigen Triangels (ohne die Quadratlinie deſſelben voraus zu wiſſen) demonſtriren, wie viel Schuh oder Fragmente das Quadrat des Triangels in ſich halte?

Was verſtunden die Alten unter der Quadratur überhaupt, und unter der Arithmetica novenaria? Und welche Entdeckungen würde die Welt machen, wenn die Arithmetica novenaria mit der Quadratur vereinigt würde?

Herrſcht in der Phyſik nicht das Principium infinitorum similium als das Principium cognitionis, und kann in der Metaphyſik und Theologie nicht das Principium unitatis das Principium conscientiae (Selbſtbewußtſeyns) ſeyn?

Könnten nicht durch dieſe beiden Principien das Vergängliche und Vorbeiſließende habhaft und bleibend gemacht werden?

Iſt es nicht ein ewiges Geſetz, daß das Geiſtige im Leiblichen ſeine Subſiſtenz habe und daß das Geiſtige in einen leiblichen Raum eingeſchloſſen werde?

Iſt dieſe Leiblichkeit oder das Worin nicht etwas, das durch das Wort Raum könnte ausgedrückt werden, eine leibliche Form, worin das Geiſtige wirkt?

Sind nicht drei Grund-Principien, und wirken dieſe nicht in ſieben Kräften? Sind dieſe drei Grund-Principien nicht drei Selbſtbewegungs-Quellen, die ſieben Geſtalten in ein Koncept bringen, wovon die erſten drei Geſtalten das erſte Princip, die vierte und fünfte Geſtalt das zweite Princip, und die ſechste und ſiebente das dritte ausmachen?

Aus dem Anſchauen der Welt, die ſo unveränderlich zuſammen gehalten wird, muß der Vernünftige ſchließen, es ſey ein ewiges, unauflösliches Band der Gottheit, wodurch alles zuſammengehalten wird. Man ſieht aber auch in der materiellen Welt die Zerbrechlichkeit oder das Vergängliche und im Vergänglichen das Unvergängliche.

Der Menſch kann dieſes erkennen; zu dieſem Erkennen braucht er etwas, das ihm die Sache erkennbar macht. Dieſes Etwas iſt das innere Licht oder das Gemüth, wie zum Sichtbarwerden das Etwas, was ſichtbar macht, das äußere Licht iſt.

Dieſes Gemüth iſt dem Menſchen als Licht unbekannt, ſo lange er nicht aus Gott geboren iſt, d. h. ſo lange er die Dinge in ſeinem und dem Naturgeiſt und nicht im göttlichen anſieht. Fängt er an, Gott in ſeinem Geiſt anzuſehen, ſo erkennt er, daß Gott außer allem Raume und Zeit, Ort und Bewegung iſt, und daß gleichwohl etwas in Gott ſeyn müſſe, das ſich bewegt, Raum und Zeit, Ort und alles ordnet; dieſes Etwas iſt das Wort, die Weisheit und Herrlichkeit Gottes, und dieſes Wort iſt kein idealiſches Weſen, ſondern etwas Leibhaftes, worin das Göttliche mit dem Menſchlichen in reinſter Form, das Ueberſinnliche mit dem Sinnlichen, das Geiſtige mit dem Körperlichen geeint herauswirkt

auf die Empfänglichkeit des Göttlichen im Menſchen —

auf die Erhebungsfähigkeit des Sinnenmenſchen zum Ueberſinnlichen —

auf die Fähigkeit des Materiellen, ſich zu verherrlichen zum Geiſtigen.

Koſtis Reiſe

von

Morgen gegen Mittag.

Codex

der menſchlichen Vernunft

im Kleinen.

Die

wichtigſten Hieroglyphen

für's Menſchenherz.

Von

Karl v. Eckartshausen.

Stuttgart:
J. Scheible's Buchhandlung.
1839.

Karl von Eckartshauſen's

religiöſe Schriften

über

Klares und Dunkles.

Zweiter Band.

Enthält:

Koſtis Reiſe. — Codex der menſchlichen Vernunft. —
Hieroglyphen.

Stuttgart:
J. Scheible's Buchhandlung.
1839.

Wenn ganze Nationen unrichtige Begriffe über die wichtigſten Wahrheiten des Menſchengeſchlechts äußern, dann iſt es Pflicht, ihren Verſtand zurechtzuführen, ſie der Wahrheit näher zu bringen, denn Wahrheit iſt das einzige Mittel, alle Gährungen zu verhüten, die aus Irrthümern der Meinungen entſpringen.

Baco von Verulam.

Koſti's Reiſe von Morgen gegen Mittag.

Koſti war der Sohn eines Fürſten, der einſt an den Ufern des Ganges gebot.

Früh verlor er ſeine Aeltern, und erwuchs unter der Obſorge des frommen Dahmans, der die Seele des Jünglings bildete.

Du haſt einſt ein großes Geſchäft über dir, Koſti! ſagte Dahman zu ihm, denn du mußt Menſchen regieren, und daher zuerſt der König über deine Leidenſchaften werden. — Koſti hörte aufmerkſam die Lehren ſeines Freundes; er befolgte alles mit aufrichtiger Seele, und ſein Aug verließ nie Dahmans Lippen, wenn der Greis von den großen Wahrheiten der Natur ſprach.

Dahman wohnte entfernt von den großen Städten in dem heiligen Dunkel einer Wildniß, wo ein Tempel ſtund, geheiligt dem Lichte und der Weisheit. An dieſem Orte wurde Koſti bis an ſein fünfzehntes Jahr erzogen, und ſeine Seele mit den größten Wahrheiten der Natur bekannt gemacht.

Koſti's fünfzehnter Geburtstag erſchien; die Sonne glänzte ſchon über die Berge, und Koſti ſchlummerte noch am Roſenſtrauche, als der feierliche Morgen dem anbrechenden Tage huldigte.

Bewacht vom ſchützenden Engel der Unſchuld, unbekannt mit den Gefahren des Lebens, war ſein Aug ruhig geſchloſſen; ſanft war ſein Odemzug, und lächelnd ſein Mund, wie die Roſe, die auf ſeiner Wange blühte.

Dahman ſtund vor ihm, und eine Thräne zitterte in ſeinem Auge, da er den Jüngling ſah. Rührend war das

Bild dieſes Auftritts. Die ehrwürdige Miene Dahmans, das Ernſthafte auf ſeiner Stirne, das Sanfte in ſeinem Auge wechſelte bewundernswürdig ab mit der jugendlichen Schönheit Koſti's. Hier iſt aufkeimende Tugend — in Koſti, ſagte das Bild, und hier — in Dahman iſt ſie reif.

Dahman näherte ſich dem Jünglinge, ergriff ſanft ſeine Hand, und ſprach: Erwache, Koſti! und empfange meinen Segen. Koſti öffnete ſeine Augen, ergriff die Hand des Greiſen, warf ſich zu ſeinen Füßen, und empfing ſeine Segnung.

Fünfzehn volle Jahre haſt du erlebt, ſagte Dahman; die Gottheit ruft dich nun zu höheren Geſchäften — deine Beſtimmung iſt, mich zu verlaſſen. Geh, folge dem Rufe der Gottheit, aber bedenke, Koſti! daß du Prüfungen auszuſtehen haſt, eh du das beſitzen wirſt, was dir beſtimmt iſt. Die Krone, die dich einſt decken wird, muß errungen werden; folge meinen Lehren, und laß dich nicht von den Leidenſchaften beherrſchen, ſondern denke, daß du berufen biſt, über andere zu gebieten. Wenn du Herr über dich biſt, dann haben dich die Götter zum König geſalbt, du gebieteſt, und alles muß dir unterthan ſeyn. Wenn du dich aber je von Leidenſchaften beherrſchen läſſeſt, ſo biſt du ein Untergebner, und du wirſt nicht regieren, ſondern die Leidenſchaften werden über dich gebieten und du wirſt ihr Sclav ſeyn.

Ich fühle die Größe deiner Wahrheiten, ſagte Koſti, aber wo iſt Stärke für mich, wenn ich dich verlaſſe? — Die Weiſen ſind alle im Geiſte vereint, antwortete Dahman, folge meiner Lehre, und die Gottheit wird dir beiſtehen. Sieh die Sonne, wie ſie prächtig am Himmel glänzt; ſie entfernt ſich nie von uns; ſie iſt immer bereit, uns zu erleuchten, zu erwärmen. Die Dunkelheit der Nacht, die uns deckt, hängt von dem Erdballe ab, den wir bewohnen, und der ſich von ihr wendet. So, Koſti! wird dich die Kraft des Guten nie verlaſſen, ſo lang du gut biſt; wenn du aber das Gute verläſſeſt, ſo wird das Böſe nur die Folge deiner Verirrung. Denke, Koſti! unſere Beſtimmung iſt das Ringen nach Licht. Irrthum und Finſterniß decken die Erde; Vorurtheile und

Leidenſchaften bekämpfen die Menſchen; deine Beſtimmung iſt, ſie dem Lichte näher zu führen, und wie kannſt du das, wenn Finſterniß deine eigene Seele decken ſollte? — Geh alſo, durchwandle die Wege deiner Prüfung, und gib mir die Freude meines Alters, dich mit Weisheit und Stärke umgeben auf dem Throne deiner Väter zu ſehen. —

Als Dahman noch ſo mit ihm ſprach, leuchtete die Sonne ſchon hoch über den Palmbäumen. Nach einer mäßigen Mahlzeit von Früchten und Milch führte Dahman den guten Jüngling noch einmal in den Tempel des Lichts. Hier warf ſich Dahman zur Erde, betete zur Urquelle aller Weſen um Segen für Koſti. Dann nahm er ihn bei der Hand, und führte ihn in das Seitengewölbe des Tempels. Da war eine treffliche Rüſtung — ein Helm, ein Harniſch, ein Schild und ein Spieß. Dieſe Rüſtung gab Dahman dem guten Koſti. Die Tugend, ſprach er, ſey dein Helm, die Klugheit dein Panzer, die Weisheit dein Schild, und dein Wille die Lanze, die deine Feinde erlegt.

Er führte ihn auf die Höhe eines Berges, den man Keſchwars nannte, und die Sonne war am Mittag, als ſie ſich umarmten und trennten.

Unweit dieſes Berges wohnte eine berühmte Zauberin; ſie wurde Eſchem genannt, und war berühmt durch ihre Schönheit, noch mehr aber durch die Wunderwerke ihrer Pracht. Außerhalb ihres Pallaſtes war eine prachtvolle Höhle. Alles, was die Natur Reizendes hat, ſammelte ſie da in dieſer Gegend, wo Eſchem öfter die Freuden der Abende genoß, oder ſich in der Kühle der Grotte vor den ſengenden Strahlen der Mittagsſonne ſchützte.

Koſti ſah noch manchmal zurück auf ſeine väterliche Heimath, und manche Thräne drängte ſich in ſein Aug, als er unverhofft an die Höhle kam, wo Eſchem ſchlummerte. Erſchrocken trat er zurück, als er Eſchems reizendes Bild ſah; majeſtätiſch hob ſich durch ihr ſanftes Athmen der erhabne Buſen; ſchwarze, blendende Haare hingen über ihre weiße Schultern herab; ſchmachtende Liebe lächelte auf ihren Lippen, und ihr Aug übertraf die aufgehende Sonne, als es ſich öffnete. — Schüchtern trat Koſti zurück, als ihn Eſchem erblickte. Liebe erwachte für den ſchönen Jüngling in ihrem Buſen, ſie ſahen ſich lange an, und ſprachlos waren ſie beide; endlich fing Eſchem an: Wozu dieſe Rüſtung, junger Krieger? Liebe thront in deinen Blicken; du biſt zum Genuß, zur Freude, nicht zum Mord geſchaffen. Komm, laß uns glücklich ſeyn; ich will mit dir alles theilen, was ich habe. Ich bin die mächtigſte Königin; mein Gebiet erſtreckt ſich vom Morgen bis gen Abend, von Mittag bis gen Mitternacht. Ich nenne mich Eſchem, und bin die Königin der Sinnlichkeit, meine Macht iſt unumſchränkt, mein Zauber ohne Grenzen. Ich beſiege Könige ohne Schwertſtreich; ſie tragen meine Ketten, und ich leite ſie nach meinen Zwecken. Wenn ich will, ſo morden ſich Tauſende, wenn ich gebiete, ſo erzittert der Erdball. Ich habe alles in meinen Händen, mache Menſchen glücklich und unglücklich, und nichts widerſetzt ſich meiner Gewalt.

Koſti erſtaunte über Eſchems Rede. Du biſt wirklich ſchön, ſagte er, Eſchem! und ich fühle in mir, daß du mich reizen könnteſt; aber was willſt du mit einem Jünglinge machen, der dich noch nicht verdient hat? Ich muß erſt kämpfen, ſiegen, Verdienſte ſammeln, um deiner würdig zu werden.

Betrogner Junge! ſagte Eſchem; wer hat dir dieſe Grundſätze eingeflößt? — Du biſt erſchaffen zum Genuß, aber nicht zur Arbeit. Komm, an meiner Seite ſollſt du alles haben, was du dir wünſcheſt. — Koſti heftete ſeinen Blick zur Erde und ſeufzte. Du biſt unentſchloſſen, ſagte Eſchem. — Unentſchloſſen? erwiederte Koſti. O Eſchem! wüßteſt du, was für ein Kampf in meiner Seele vorgeht? Gern möcht' ich bei dir ſeyn, aber ich denke zurück auf die grauen Haare meines Erziehers, auf den guten Rath des alten Dahmans.

Eſchem. Liebte dich Dahman?

Koſti. Ob er mich liebte? — — —

Eſchem. Nun, ſo will er dein Glück. Warum ſollſt du kämpfen, da ich dir ein Königreich durch die Liebe öffne? Leg deinen Panzer, deinen Helm ab; du haſt in den Armen der Freundſchaft dieſer Rüſtung nicht nöthig.

Schüchtern ſah ſich Koſti um, und mißtrauiſch beobachtete er Eſchems Aug. Ich will wohl bei dir bleiben, ſagte er, aber du mußt mich nicht abhalten, deine Liebe zu verdienen. Tapferkeit ziert den Mann; ich muß kämpfen, ſiegen — dann erſt will ich der Ruhe genießen. Deine Liebe ſoll der Lohn meiner Verdienſte ſeyn.

Als Koſti ſo ſprach, ſo rief Eſchem ihre Dienerinnen herbei. Eine nannte ſich Eigenliebe, die andere Eigennützigkeit. — Hier, ſagte ſie, Koſti! ſtell ich dir die treueſten meiner Dienerinnen vor, ihre Treue vermehrte meine Macht, ihre Anhänglichkeit meine Botmäßigkeit über die Menſchen. Wenn du mich verlaſſen willſt, ſo nimm ſie zu deinen Gefährtinnen, du wirſt ſicher durchkommen, und die Menſchen nach deiner Willkühr beherrſchen.

Als Eſchem die letzten Worte ſprach, ergriff ſie Koſti'n bei der Hand und führte ihn in ihren Pallaſt. Da war ein großer Saal, und eine Menge Bilder hingen umher; es waren Sultane, Emirs und Große.

Wer ſind dieſe Männer? fragte Koſti. Sie ſind alle meine Vaſallen, erwiederte Eſchem, denn ich beherrſche ſie durch meine Dienerinnen — durch Eigenliebe und Eigennützigkeit. Ihre Leidenſchaften ſind meine Mitverſchwornen, die ſie in Feſſeln halten, und ich führe ſie dadurch, wohin ich will.

Und wer iſt dieſer dort, fragte Koſti, der ſo einſam im Winkel hängt?

Beram iſt's, erwiederte Eſchem, ein eigenſinniger König, der mir noch nie huldigen wollte. Vergebens bekämpfe ich ihn ſchon ſeit vielen Jahren, unzugänglich iſt ſein Herz, denn er huldigt meiner Feindin. — Und wer iſt dieſe? fragte Koſti.

Hier kannſt du ihr Porträt ſehen, erwiederte Eſchem, und führte ihn in ein prächtiges Seitenkabinet. Koſti betrachtete das Bild aufmerkſam, und er fand eine Regelmäßigkeit in den Zügen deſſelben, die nicht auszuſprechen war.

Sein Herz entflammte ſich für dieſe göttliche Schönheit, und Eſchem bemerkte bald, daß dieſes Bild tiefen Eindruck auf Koſti's Seele machte. Du kennſt dieſes Weib nicht, Koſti! ſagte Eſchem; es hat eine trügeriſche Miene, und fodert von dem Menſchen Dinge, die nicht in ſeiner Natur ſind. Sie iſt menſchenſcheu und flieht alles Vergnügen der Sinnlichkeit. Ihre Wohnung baute ſie an einem Orte, der faſt unzugänglich iſt, und ſie fodert von ihren Verehrern die größten Aufopferungen ihrer ſelbſt. O Koſti! verwahre dich vor dieſer Betrügerin; ſie würde dich und mich unglücklich machen — dich mir entziehen, und was würde Eſchem ohne Koſti werden?

Tief nachdenkend ſtand Koſti da, und folgte mit geſenktem Blicke den Fußtritten der bezaubernden Eſchem.

Die Sonne verließ allgemach den Horizont, und die Abendröthe bemalte mit Purpur die Gegend. Koſti verzehrte an Eſchems Seite die Abendmahlzeit, ſchwatzte noch viel mit ihr, als endlich der Mond am Himmel ſtieg, und ihm Eſchem ein Schlaflager anwies, das unweit ihrer Grotte an einem herrlichen Roſenſtrauche war.

Koſti verließ Eſchem; allein der Schlaf floh ſeine Augenlieder; er betrachtete die Herrlichkeit der Gegend, die Stille der Nacht, den Mond, der ſo feierlich am Himmel zitterte, und dachte über den vergangenen Tag nach.

Bald entſtund in ſeiner Seele der Gedanke von Eſchem; bald malte ſich das ſchöne Bild in ſeiner Seele, das er in Eſchems Kabinete ſah und in deſſen Zügen er ſo viel Großes fand.

Was ſoll ich thun? ſagte er, ſoll ich Eſchem verlaſſen, die mich liebt, die mich ſo gaſtfrei aufnahm? oder ſoll ich dieſe Unbekannte aufſuchen, deren Bild ſo lebhaft in meiner Seele iſt? — O Dahman, dachte er, wenn du bei Koſti wäreſt, du würdeſt ihn nicht in dieſer ſchrecklichen Unentſchloſſenheit laſſen! — — Als er ſo ſprach, ſo näherte ſich ihm eine ätheriſche Schönheit, glänzend war ihr Angeſicht, durchſcheinend ihr ganzes Weſen. Ich bin dein Genius, ſprach die Geſtalt, Koſti! und werde dich nie verlaſſen, ſo lang du den Grundſätzen und Wahrheiten treu biſt, die dir Dahman gab. Flieh mit Aufgang der Sonne dieſe Gegend, denn ſie iſt der Wohnſitz der Sinnlichkeit, einer geſchwornen Feindin der Weisheit. —

Das Bild, das du ſahſt, war der Weisheit Bild. Suche ſie auf, ſuche ihre Liebe zu verdienen, und du biſt glücklich.

Hier verſchwand die Geſtalt, wie ein glänzender Thautropfen verſchwindet, wenn die Sonne am Mittag ſteht. Koſti hätte noch vieles zu ſagen gehabt, aber es war vergebens. Stille herrſchte um ihn; die feierliche Stunde der Mitternacht war vorüber, und die Natur huldigte noch dieſer Feierlichkeit. Endlich legte ſich Koſti auf den Raſen und ſchlummerte ruhig eine Zeitlang. Der Morgen brach an, die Lerche erhob ſich zum Himmel und ſang ihren erſten Lobgeſang. Die Grasmücke zwitſcherte im Geſträuche, und kühlende Zephyrs ſtrichen über die Ebene und verkündigten die Ankunft der Morgenröthe.

Eilends raffte ſich Koſti von ſeinem Lager auf und floh. Der Weg führte ihn einem großen Walde zu, in dem er ſich immer mehr und mehr vertiefte; endlich verlor er ſich von dem Wege, himmelhohe Klippen umringten ihn; außer der traurigen Nachteule und dem einſamen Jochgeier ſah er kein lebendes Thier. Es wurde Mittag, und er fand keine Frucht zur Labung; keine Quelle, um ſeine trocknen Lippen zu netzen.

Der Abend näherte ſich, und er vertiefte ſich immer mehr in dieſer wilden Gegend. Er hörte das Brüllen der Löwen, das Heulen der Wölfe, und Furcht bemächtigte ſich ſeiner Seele. Was wird aus mir werden? dachte er; aber doch bin ich hier glücklicher als bei Eſchem. Die Gefahren, die mir hier drohen, betreffen nur meinen Leib; die Gefahren aber bei Eſchem hätten meiner unſterblichen Seele Nachtheil bringen können. —

Sein Gemüth ward ruhiger; er ſuchte ſich ein Nachtlager. Sind wir nicht überall, ſagte er, unter Gottes Obſorge, und wird nicht der, der mich in Eſchems Pallaſte vor Gefahren der Seele ſchützte, mich auch hier vor den Gefahren des Lebens ſchützen.

Während er ſo mit ſich ſprach, hörte er unweit dem Felſenſteine, worauf er lag, ein Geräuſch; er richtete ſich auf, und glaubte, daß es ein wildes Thier wäre: es näherte ſich ihm aber ein alter ehrwürdiger Einſiedler. Die Götter, ſagte er, ſchicken mich zu dir, Koſti! daß ich dich in meiner Hütte aufnehmen ſoll. Wie! erwiederte Koſti, als er ſeinen Namen hörte, du kennſt mich! du weißt, daß ich in dieſer wilden unbewohnten Gegend deiner Hilfe bedarf?

Die Guten kennen ſich alle einander, ſprach der Einſiedler, und die Vorſehung, die alles leitet, wacht für ihre Erhaltung.

Koſti warf ſich zur Erde nieder, und eine Freudenthräne floß aus ſeinem Auge, die das einſame Veilchen tränkte, das an dem thauloſen Felſenſteine hing. — Koſti folgte dem Einſiedler nach. Klein und verächtlich ſah die Hütte aus, worin der Einſiedler wohnte, und man mußte ſich tief bücken, wenn man zu ihm hinein wollte. Reinlich war alles in der Hütte, und außer den höchſt nothwendigen Bedürfniſſen hatte er keine Geräthſchaft; nur ein einziges Bildniß war in ſeiner Zelle — das Bild einer göttlichen Schönheit, die Koſti's aufmerkſamen Blick auf ſich zog. Er fragte den Einſiedler, weſſen Bild es wäre. Jüngling! erwiederte der Einſiedler, dieſe Göttin nennt ſich Demuth; ſie wohnt in einer einſamen Hütte, wo ſie der Stolze, der ſich niemals beugt, nicht aufſucht, nicht findet. Ich bin ihr Prieſter; ihre heilige Lehre führte mich zur Erkenntniß meiner ſelbſt, und durch ſie bekam ich den Schlüſſel in den Tempel der Weisheit. — In den Tempel der Weisheit, rief Koſti aus, wo die Göttliche thront, deren Bild allein ich mit ſo vieler Wonne erblickte! O edler, guter Mann! verzögere nicht länger, mein Glück zu vollenden, und mich in ihre Arme zu bringen. Es iſt Zeit zur Ruhe, ſagte der Einſiedler; du mußt dieſe Nacht bei mir zubringen; früh Morgens will ich dich dann begleiten, und wir wollen unſere Reiſe fortſetzen. Koſti aß einige Früchte zu ſeiner Erquickung, und ſchlummerte an der Seite des Einſiedlers auf einem Ruhebette von Schilf ein.

Früh am Morgen traten ſie die Reiſe an, und beſtiegen einen hohen Berg; auf dem Gipfel dieſes Berges, ſagte der Einſiedler, ſteht der Tempel der Weisheit; einige ahnen ihn, aber wenige bekümmern ſich um ſelben. Die Beſchwerlichkeit der Reiſe hält ſie ab; andere verweilen in der Mitte des Berges, und ſteigen nicht mehr höher, weil ſie ſich durch die Zauberwerke dort beſiegen laſſen, die ſie antreffen.

Unter dieſem Geſpräche kamen ſie durch einen ſteilen und dornichten Fußweg auf eine ſchöne Ebne; da ſtund ein Tempel. Wir wollen dieſen Tempel ſehen, ſagte Koſti. Es iſt nicht nothwendig, erwiederte der Einſiedler, denn er iſt einem Götzen gebaut, der ſich Selbſtliebe nennt. Eigendünkel, Stolz und Rechthaberei herrſchen da, und bieten dem Reiſenden einen Becher an, aus dem er ſein Selbſt in großen Zügen trinkt und von ſeinem Ich berauſcht wird."

Als Koſti mit dem Einſiedler auf die Ebene kam, ſah er da die wunderlichſten Figuren. Einige lieſen beſtändig im Kreiſe um eine Statue, die die Wahrheit vorſtellte, und Leidenſchaften peitſchten ſie herum im Zirkel, bis ſie umfielen. Wer ſind dieſe Menſchen? fragte Koſti. Sie nennen ſich Gelehrte, antwortete ihm der Einſiedler; ihr Selbſtſtolz und ihre Leidenſchaften peitſchen ſie in einem ewigen Cirkel herum, indem ſie immer gleich weit von der Wahrheit entfernt ſind. — Dort, fuhr er fort, ſitzen wieder andere, die ſich Weltweiſe nennen, ſie haben einen Maaßſtab in ihren Händen, und meſſen alles nach dem Maaße ihrer Meynungen, und finden daher nothwendig vieles zu kurz und vieles zu lang. Dieſer dort, der bis unter die Arme im Moraſte ſteckt, iſt ein Kritiker; er beſchnarcht die, die auf geraden Wegen wandeln, und wirft auf die Vorübergehenden den Koth ſeines Witzes, der ihn tiefer ſinken ließ, als er glaubt. — Dort iſt wieder ein anderer, er liest in einem großen Buche, und macht Wunderwerk daraus, obwohl in dem Buche keine Sylbe geſchrieben ſteht. Es iſt ein Buch, aus lauter Spiegelblättern zuſammengeſetzt, und weil er in jedem Blatte ſein Ich ſieht, ſo gefällt es ihm trefflich wohl.

Während der Einſiedler ſo ſprach, hörte man ein fürchterliches Geraſſel von Ketten. Was ſoll wohl dieſes bedeuten? fragte Koſti. Gedulde dich nur einige Augenblicke, ſagte der Einſiedler. Man führt die Opfer in den Tempel der Leidenſchaften. Da kamen die Eigenliebe und das Intereſſe, Eſchems Dienerinnen, und in langen, ſchweren Ketten ſchleppten ſie die Stolzen, die Geizigen, die Wollüſtigen, träge und rachſüchtige Menſchen in den Tempel der betrügeriſchen Gottheiten, die ſie verehrten. Furien folgten ihnen nach, und peitſchten ſie bis aufs Blut. Wie unglücklich ſind doch die verblendeten Menſchen! ſagte Koſti. Iſt es denn möglich, daß ſich ihr Geiſt nicht höher ſchwingt — daß ſie nicht ahnen, daß es jenſeits dieſer Ebne weiter hinauf noch eine beſſere Beſtimmung gebe? —

Die, die wir nicht beſſern können, Koſti, erwiederte der Einſiedler, müſſen wir bedauern. Der Irrthum und das Laſter ſtrafen ſich immer ſelbſt, denn ſie entfernen uns von der Gottheit, und Entfernung vom Licht iſt Finſterniß, und Finſterniß iſt Strafe der Seele, die zum Licht erſchaffen iſt. Komm, wir wollen weiter.

Sie gingen auf einem abgeſonderten Wege; rauh war der erſte Fußſteig, der ſie empfing. Verſchiedene Abentheuer ſtießen ihnen auf, aber ſie wandelten ihre Wege, ohne ſich irre machen zu laſſen. Nach einer ziemlichen hinterlegten Strecke kamen ſie an den Vorhof der Weisheit. Hier legten ſie ihre Reiſekleider ab, und zogen weiße Kleider an, die der Prieſter ihnen darbot. Sie übernachteten im Vorhofe, und über der Pforte ſtund geſchrieben:

Hier iſt der Ort der Reinigung.

Den andern Morgen führte ſie der Prieſter in einen prächtigen Garten. Alle Seltenheiten der Natur waren da verſammelt, und die Aufſchrift über dem Garten hieß:

Hier iſt der Ort der Betrachtung.

Nachdem ſie ſich da den ganzen Tag aufgehalten hatten, und auch den dritten Tag bis gegen Mittag verweilten, ſo kam ihnen ein Chor jungfräulicher Schönen mit Palmzweigen entgegen, und führte ſie ins Heiligthum der Weisheit, da ſtund die Ueberſchrift:

Hier iſt der Ort der Vereinigung.

Hier öffnete ſich, als ſich Koſti nahete, die goldne Pforte, Edelſteine glänzten und Gold an den prächtigen Hallen.

Koſti war erſtaunt, die Weisheit in ihrer Herrlichkeit zu erblicken. Er war einige Minuten ganz außer ſich — Anſchauung und Betrachtung war allein die Beſchäftigung ſeiner Seele. — Nach einer guten Weile erholte er ſich wieder, und Koſti wollte ſich der Göttin nahen, aber kaum wagte er den erſten Schritt, als plötzlich der ganze Tempel wie ein Zauberwerk verſchwand, der Himmel verfinſterte ſich, Blitze durchſchlängelten die Lüfte — ein entſetzlicher Donnerſchlag ſetzte die Gegend in Furcht, die Erde zitterte, und eine Stimme erſcholl: „Wage es nicht, Profaner! deinen Fuß ins Heiligthum zu ſetzen, denn du biſt noch nicht eingeweiht.“

Erſchrocken fiel Koſti zu Boden, die Erde öffnete ſich unter ſeinen Füßen, und er ſank tief in einen fürchterlichen Abgrund. Felſen ſchloſſen ſich mit entſetzlichem Krachen über ihm zu, und bildeten einen ſchrecklichen Kerker. O Götter! was hab ich denn verſchuldet, rief Koſti auf, daß ihr mich ſo ſtrenge ſtrafet! Ich habe Weisheit mit aufrichtigem Herzen geſucht, und ihr lohnt mir ſo grauſam für mein Beſtreben! —

Ein Strom von Thränen floß bei dieſen Worten aus Koſti's Augen, er ſah ſich um ſeinen Freund, um den Einſiedler um, aber auch dieſer war verſchwunden.

Boshafte Eſchem! rief jetzt Koſti, das iſt gewiß dein Werk! ſo grauſam rächeſt du dich an mir, weil ich deine Liebe verſchmähte! Aber räche dich nur! Lieber will ich hier elend verſchmachten, als in deinen Armen der Tugend auf ewig entſagen.

Als Koſti ſo ſprach, durchtönte eine Stimme den Felſen: „Sterblicher, verzage nicht! Die Götter prüfen dein Herz. Danke ihnen, ſie haben dir zu erkennen gegeben, daß die Weisheit exiſtirt; aber in ihr Heiligthum kannſt du nicht treten, bis du rein biſt. Bedenke dein Elend, und betrachte den Ort, in dem du dich befindeſt. Du biſt im Grabe; es ſteht bei dir, wieder aufzuſtehen, und aus einem Todten ein Lebendiger zu werden.“

Kaum erſcholl dieſe Stimme, als ein fürchterliches Gewinſel die Felſengruft durchtönte. In der Ferne ſchien ein dunkles

Licht; mit einer ſchwachen Lampe gleitete ein alter Greis mit zur Erde geſenktem Blicke einher, und vier Skelete trugen einen Sarg hinter ihm nach.

Koſti ſchauderte zurück bei dieſem Anblicke, und er hätte alle Kräfte ſeines Geiſtes nöthig, um nicht zu unterliegen. Wen trägſt du hier zur Grube? — fing er an, unglücklicher Greis!

Drei unſchuldig Ermordete, erwiederte der Alte; denn ſieh, hier kommen noch zween Särge nach. Wenn du Muth und Tugend haſt, Jüngling! ſo iſt es dir von den Göttern gewährt, dieſe drei unſchuldig Ermordete wieder vom Tode zu erwecken — willſt du?

Ob ich will? erwiederte Koſti; iſt nicht Wohlthun Pflicht? Sag, wie kann ich's? Was ſoll ich thun?

Schwöre mir, die Mörder überall zu verfolgen, die dieſe Unſchuldigen tödteten, fuhr der Greis fort, und ich werde dir ſagen, wie du ſie erwecken kannſt.

Koſti. Ich ſchwöre den Mördern der Unſchuldigen den Untergang.

Der Greis. Nicht genug! Schwöre mir auch, ihre Anhänger überall zu verfolgen, mit keinem der Ihrigen je eine Gemeinſchaft zu haben, und überall ihre Werke und Unternehmungen zu zerſtören.

Koſti. Ich ſchwör' es dir bei den Göttern.

Nun befahl der Alte, daß die zwölf Skelete die drei Särge neben einander auf die Erde ſtellen ſollten. Er gab einen Wink, und ſie verſchwanden.

Du haſt viel unternommen, ſagte der Alte; aber wie kann ein Todter einen Todten erwecken? und gehörſt du nicht auch unter dieſe Zahl? Bedenke, wer du biſt — — ein Menſch — und was iſt das Schickſal der Menſchen hienieden? — Der Menſch wird in der Sünde empfangen, das will ſagen, er wird ſchon mit der Neigung geboren, ſich mehr ans Vielfältige als ans Einfache, ſich mehr ans Aeußere als ans Innere, ſich mehr ans Materielle als ans Geiſtige zu halten. Sein Verſtand wird durch Irrthümer, ſein Herz durch Begierden und Leidenſchaften, und ſeine Aktivität durch das böſe Beiſpiel der Laſter verdorben.

Dieſen Zuſtand verſchlimmert noch ſein Temperament, ſeine Erziehung, Lage und Umſtände, in die ihn der Zufall ſetzt.

Er wird geboren, und bringt die Fehler ſeiner Aeltern als einen moraliſchen Erbtheil mit auf die Welt, er ſaugt die Brüſte einer fremden Amme, und aus ſelben neuen Keim verdorbener Neigungen.

Nun erwacht er, und ſein Verſtand ſieht nichts als Irrthümer, ſein Herz wird geleitet von unedlen Begierden — ſeine Aktivität zum Böſen angefeuert durch üble Beiſpiele.

Den Irrthümern ſeines Verſtandes heuchelt die Hoffart. —

Den Verirrungen des Herzens die Begierlichkeit.

Den laſterhaften Handlungen die Sinnlichkeit.

Die Jugend und das männliche Alter ſind die Zeit, in der ſich alle böſe Keime entwickeln. Sein ſittlich und phyſiſcher Zuſtand wird von allen Seiten bekränkt; er fühlt die Kränkung, ſucht Hilfe und findet ſie nirgends. Hier bringen Gelehrte ſeinem Verſtande Meynungen auf, anſtatt ihn zur Wahrheit zu führen; dort entzieht man ſeinem Herzen reelle Güter der Zufriedenheit, und zeigt ihm Scheingüter, nach welchen er vergebens ſtrebt.

Man verſchleiert ihm den Anblick der reinen Wahrheit, verbindet ſein helleres Aug' mit der Binde der Gewohnheiten und Vorurtheile, und führt ihn ſo auf grenzloſe Abgründe hin.

So nähert ſich der Menſch unter beſtändigen Stürmen dem Ende ſeines Lebens, und hier drückt ſein fürchterliches Schickſal das ſchwarze Siegel auf das Dekret, das ihn verurtheilte, in dieſes Thal der Zähren zu kommen.

Eine der Natur ganz widrige Behandlung der Arzneikunde martert ſeinen Körper durch methodiſche Unwiſſenheit, und unbefriedigter Troſt oder kahle Ceremonien quälen ſeinen Geiſt, binnen der Zeit dieſer ſeine große Beſtimmung fühlt, und die Wege ſucht, die er hätte wandeln ſollen.

Wie traurig iſt der Gedanke, wenn wir uns vorſtellen, daß die nämlichen Elemente auch unſern Körper zuſammenſetzen, daß unſer Geiſt unter dem nämlichen phyſiſch- und moraliſchen Drucke leidet, daß die nämlichen Irrthümer, Fehler und Unordnungen auch unſer Antheil ſind. Die nämlichen Tyrannen opfern uns auf, die unſere Brüder aufopfern; und wir entreißen ihnen ihre Werkzeuge der Ungerechtigkeit, um Ruhe und Zufriedenheit wieder andern zu rauben.

Gott im Himmel! ſo iſt die Atmosphäre beſchaffen, in der wir leben. Alles vergiftet uns — —

Irrthümer und Vorurtheile unſern Verſtand.

Begierden und Leidenſchaften unſer Herz.

Verbrechen und Laſter unſere Weſenheit.

Wer getraut ſich bei dieſem Gedanken die Luft noch einzuhauchen, die ihn umgibt? — Zittert man nicht, ſeinen Blick zu erheben — ſich zu bewegen und zu fühlen? und doch lebt ein ſo großer Theil der Menſchen ſo ruhig, läßt ſich hinreißen, wie ein todter Körper vom Strome hingeriſſen wird! —

In dieſer Atmosphäre lebſt du. Dieſes dunkle Gewölb, das dich umgibt, iſt die Rinde der Irrthümer, der Vorurtheile, der Leidenſchaften und Laſter der Menſchen, die dir den Anblick des reinen Lichts der Vernunft und der Natur rauben. Die Skelette, die du ſahſt, ſind die Menſchen, die bei dem ſterbenden Scheine der Lampe ihrer Vernunft die Todten zu Grabe tragen, da ſie ſelbſt todt ſind. In dieſen Särgen liegt der Verſtand, das Herz oder der Wille, und die Thätigkeit ermordet und todt.

Vorurtheile ſind die Mörder des Verſtandes.

Irrthümer die Mörder des Herzens.

Und Leidenſchaften die Mörder deiner Handlungen. Wider dieſe fodere ich dich auf zur Fehde, und ſieht dein Verſtand die Wahrheiten ein, die ich dir ſage, ſo werden dieſe Todten von ihrem Schlafe erwachen, und du wirſt würdig des Anblicks des Lichts ſeyn.

Hier ſchlug der Alte dreimal mit einem Hammer auf jeden Sarg; ſie öffneten ſich, und drei engelſchöne Geſtalten erhoben ſich in ätheriſcher Kleidung. Sieh, Koſti! fuhr er fort, wie groß die Menſchenbeſtimmung iſt! wie herrlich die Kräfte, die in uns ſchlummern! Zu ſolchen Engelsgeſtalten kann ſich unſer Verſtand, unſer Wille, unſere Thätigkeit erheben, wenn wir treu der Stimme der Gottheit ſind.

Sieh, Koſti! todt iſt die Materie, aus der dieſer Hammer gemacht iſt — todt die Materie der Särge, worin die Kräfte ſchlummerten: aber meine Kraft erweckte aus der todten Materie den geiſtigen Ton, der in ihr verſchloſſen lag; er durchdrang den Kerker, in dem er gefeſſelt war, und ging ins Reich der Töne über. — So entwickelt ſich die göttliche Kraft, die in der Hülle deines Körpers ſchlummert, und unabhängend folgt ſie dem Geſetze höherer Kräfte.

Hier ſchwieg der Alte, das Gewölb öffnete ſich über Koſti's Haupt, und die drei erweckten Kräfte in ätheriſchem Gewande umſchlangen ihn, und trugen ihn aus dem Abgrunde der Finſterniß, wo er war, in die Regionen des Lichts.

Da umarmte die Handlungskraft die Kraft des Willens, und wurd' eine Geſtalt; und die Kraft des Willens umarmte die Kraft des Verſtandes, und wurd' ebenfalls eine Geſtalt; ſo, daß dieſe drei Geſtalten eine einzige bildeten, welche an Schönheit und Licht den dreien gleich war. Dieſe verwandelte Geſtalt umgab ein außerordentlicher Schimmer, und ihre Schönheit glich der Schönheit eines geiſtigen Weſens. Dieſe Geſtalt ſagte zu Koſti: Ich bin dein guter Geiſt, der dir immer zur Seite ſeyn wird, wenn du deinen Schwüren treu bleibſt. — —

Die Geſtalt verſchwand, und Koſti war nun wieder an der Schwelle der Hütte des Einſiedlers, und er wußte nicht, ob er geträumt oder gewacht hatte.

Nachdem Koſti eine Weile über dieſes und alles, was ihm bisher begegnete, nachdachte, näherte ſich ihm der Einſiedler. Koſti! fing er an, du ſucheſt Weisheit; ſie iſt das Höchſte, was du hienieden ſuchen kannſt. Die Götter haben dich wunderbare Wege geführt; überlaſſe dich ihrer Leitung, und verdiene ſie durch reines Beſtreben nach Wahrheit.

Der Durſt nach Guten
— — Wahren
— und Schönen

liegt in der Weſenheit des Menſchen. Er iſt die Triebfeder zur Wiedervereinigung mit der Einheit, die die Quelle des Guten, Wahren und Schönen iſt. Aber die Verirrungen unſers Verſtandes ſind Schuld, daß wir das Gute im Vielfältigen ſuchen, wo es nicht iſt. Das Gute liegt nur in der Einheit; das Wahre nur im Innern, und wir ſuchen es im Aeußern. Das Schöne liegt nur im Geiſtigen, und wir ſuchen es im Materiellen.

Daher all' unſere Verirrungen; — darin liegt unſer Unglück; unſere Unzufriedenheit, unſere Leiden hienieden.

Alles, was du hier um dich her ſiehſt, Koſti! lag von Ewigkeit im reinſten Verſtande der Einheit als Idee.

Die Exiſtenz dieſes Univerſums iſt Realiſation dieſer Ideen nach unveränderlichen Geſetzen der Einheit.

So lang der Menſch dieſe Realiſationen nach dem Geſetze der Einheit anſah, ſo fand er überall das Gute; er ſah überall Gott in ſeinen Werken: als ſich aber der Verſtand im Vielfältigen verlor, ſo entſtund nothwendig Irrthum, denn er ſuchte im Aeußern, was er im Innern hätte ſuchen ſollen. Er nahm die Begriffe ſeines Verſtandes nicht mehr von dem reinſten Verſtande, ſondern bloß von den Realiſationen, und ſo nahm ſeine Seele Bilder auf, von denen er die Conſtructionen nicht mehr kannte.

Da der Verſtand ſein Geſetz verlor, ſo verlor auch der Wille das ſeinige, denn der Wille oder die Selbſtthätigkeit des Menſchen ſollte blos die reinen Ideen des Verſtandes unter dem Geſetze der Einheit realiſiren.

Das Herz verlor alſo die Baſis ſeiner Handlungen; da es das wahre Gute nicht mehr kannte, ſuchte es das Falſche auf, und ſeine Begierden beſchränkten ſich bloß auf den Beſitz des Aeußern, in welchem es nie Sättigung, nie Zufriedenheit finden konnte, weil das Aeußere den Geſetzen der Zeit und Vergänglichkeit unterworfen war.

Verſtandesbegriffe, welchen die Einheit nicht zu Grunde liegt, ſind die Quelle der Vorurtheile und Irrthümer.

Begierden des Herzens nach äußeren Dingen außer dem Geſetze der Einheit ſind ſchädliche Begierden:

Und die Realiſationen dieſer Begierden — ſind Verbrechen.

Nach den unveränderlichen Geſetzen der Einheit folgt die Strafe auf alles, was der Ordnung der Einheit entgegen ſtrebt.

Das Böſe wird Folge der Verirrung des Verſtandes.

Das Falſche wird Folge der Verirrung des Herzens.

Das Häßliche wird Folge der Verirrung der Handlungen.

Das Böſe beſtraft uns mit Finſterniß.

Das Falſche mit Unzufriedenheit; und

Das Häßliche mit Schmerz durch Mißvergnügen.

Nun, Koſti! kennſt du deine Feinde, und die Feinde des ganzen menſchlichen Geſchlechts, welche du zu bekämpfen gelobt haſt.

Führe alſo alles wieder zur Einheit zurück, wo das Vielfältige herrſcht:

Suche das Aeußere mit dem Innern zu vereinen.

Das Materielle mit dem Geiſtigen; und deine Arbeit iſt groß und göttlich, denn du gibſt Glück, Zufriedenheit und Vergnügen der Menſchheit wieder.

Hier umarmte der Einſiedler den guten Koſti, und Thränen der Liebe rollten über ſeine bleichen Wangen auf Koſti's klopfenden Buſen. Die Sonne verbarg ſich unter den Hügeln; und die Nachtigallen ſangen der Schöpfung ihr Abendlied.

Der Einſiedler holte Erfriſchungen, und Koſti fühlte eine Zufriedenheit in ſeiner Seele, für die das Seelengefühl keine ſinnliche Worte hat.

Unterdeſſen deckten die Schatten der Nacht die Gegend; der Mond ſtieg langſam und prachtvoll hinter den großen Tannenbäumen hervor, und verſilberte die Spitzen der Gebüſche. Im prächtigen Silberlichte lag die Hälfte der Gegend, da die übrige Hälfte im grauen Schatten lag.

Koſti näherte ſich einer Anhöhe, und die feierliche Stille der Nacht erhob ſein Herz zur Anbetung.

Du beteſt, Koſti! ſagte der Einſiedler; weißt du wohl auch, was beten iſt?

Die Erhebung unſerer Seele zu Gott iſt Gebet: aber beſteht dieß wohl allein in äußern Worten? — Alles Aeußere muß, wenn es Wahrheit haben ſoll, Ausdruck des Innern ſeyn. —

Den Namen der Gottheit nennen, heißt ſie anrufen: — dieſen Namen in Geiſt und Wahrheit ausſprechen, heißt anbeten.

Was heißt aber ein Name? Was heißt einen Namen ausſprechen?

Die Eigenſchaften, die die Weſenheit eines Dinges im ganzen Umfange bezeichnen, machen den Namen eines Weſens in der Natur.

Dieſe Eigenſchaften realiſiren, in Wahrheit, in Exiſtenz bringen, heißt ausſprechen.

So ſpricht Gott in der Schöpfung ſeinen unendlichen Namen in ſeinen Werken aus, und verkündigt, daß er Allmacht, Liebe, Wahrheit, Weisheit, Güte, Gerechtigkeit und Ordnung iſt.

Wenn dein Herz, Koſti! in der nämlichen Ordnung der Einheit Gottes Eigenſchaften in Willen und Handlungen realiſirt, dann betet dein Herz wahrhaft, und deine Seele nennt den Ewigen.

O Vater! rief Koſti, wie wahr fühl ich, daß alles das iſt, was du mir ſagſt! aber wie kamſt du zu dieſen großen Wahrheiten?

Es gibt ein Licht, Koſti! das jeden Menſchen erleuchtet, der in dieſe Welt kommt; allein wenige nehmen dieſes Licht auf, und verſchließen ſich daher ſelbſt die Wege zur Weisheit. Es gibt große und heilige Geheimniſſe; du findeſt ſie aber nur unter den Kindern des Lichts. Es gibt Weiſe, die im Stillen und abgeſondert von Menſchen leben, und ihnen ſind die höchſten Geheimniſſe anvertraut.

Von Erſchaffung der Welt an bis zu ihrem Ende geht die Kette der Weiſen fort unter der Obſicht des Vaters der Lichter. Während der größte Theil der Menſchen ſich auf eitle Wiſſenſchaften legt und an der großen Stadt der Verwirrung bauet, arbeiten dieſe in tiefer Stille unter mildern Einflüſſen eines ſichern Lichts an einem Tempel des ewigen Geiſtes, der mehr als eine Welt ausdauern wird. Während unſere Zeitgenoſſen, des wahren Nachdenkens unfähig, lieber jeden Schein und Flimmer erwählen, als zu ernſten Unterſuchungen über die höchſten Angelegenheiten des Menſchen Luſt und Beruf fühlen, finden ſich hingegen andere, die nur im Geheimſten und Verborgenſten der Dinge ihren Ruhepunkt erkennen, der des unſterblichen Menſchen würdig iſt. —

Und wenn es auch Menſchen gibt, die es wagen, das Heilige gemein zu machen und das Göttliche herab zu würdigen, um es mit den Gedanken ihrer Niedrigkeit ins Gleichgewicht zu bringen, ſo zeigen doch die, die der Lehre des Urlichts folgen, eine wahrhafte Weisheit, Schönheit und Stärke des Göttlichen aus ihm ſelbſt, und eine Harmonie der heiligſten Vorrechte in den unbekannteſten Springfedern der Natur. Alles das, was ich dir ſage, ſollſt du aus Erfahrung kennen lernen.

Allgemach ſteht der Mond ſenkrecht über unſern Scheitel; die Stunde der Mitternacht nähert ſich Koſti; der Menſch theilt die Zeiten des Tages in Morgen, Mittag, Abend und Mitternacht ein. Dieß iſt der Gang des äußern Lichts.

Ganz verſchieden aber iſt der Gang des Lichts im Innern. Der Menſch wird in der Dämmerung geboren; der Gang ſeines Geiſtes geht von Abend gen Mitternacht; wie mehr er erwächſt, wie mehr er mit Menſchen bekannt wird, je mehr nähert er ſich der Finſterniß. Glücklich der, der in der Mitternacht dieſes Lebens, in der die Welt liegt, das Licht des Morgens ahnet und treu ſeine Vollendung am Mittag erwartet.

Komm, Koſti! die Ruhe iſt den Sterblichen nöthig. — — Arm in Arm wandelten ſie in die Hütte zurück, und der Schlummer, das ſchönſte Geſchenke für den Ermüdeten, ſchloß Koſti's Augen an der Seite ſeines Freundes. Schon begann der Morgen wieder, als der Einſiedler aufmerkſam den ſchlummernden Koſti betrachtete.

Guter Jüngling! rief er auf, o wie viel ſteht dir noch bevor, bis du deinen Weg vollendet haſt! Mühſam iſt deine Reiſe; aber Lohn erwartet dich an ihrem Ende. Leiden iſt die Wiege der Tugend; Kampf die Bedingniß des Siegs. —

Erwache! jede Stunde iſt koſtbar; mit jeder Minute näherſt du dich der Vollendung. Erwache, und nähere dich deiner Beſtimmung.

Raſch ſprang Koſti von ſeinem Lager auf, und ſtürzte ſich zu den Füßen ſeines Freundes.

Deinen Segen, Vater! ſagte er, und deine Befehle! — Wo ſoll ich hin? Was ſoll ich thun, damit ich das vollende, was ich angefangen habe? —

Die Götter rufen dich nach Memphis, erwiederte ihm der Einſiedler; geh hin und beſuche dort die große Pyramide. Begehre ſie zu beſichtigen, und wenn du alles geſehen haſt, was dir merkwürdiges ſcheint, ſo überreiche dem, der dir alles zeigte, dieſes Stück, das ich dir hiermit gebe zum Geſchenke, und überlaſſe das Uebrige den Göttern.

Der Einſiedler gab ihm eine goldne Medaille mit der Inſchrift:

Er ſucht das Licht mit reinem Willen.

Dann legte er ſeine Hände auf Koſti's Haupt, und ſprach:

„Die Quelle des Lichts ſegne dich mit dem Segen der Erde! — Sie ſegne dich mit dem Segen des Himmels! Sie ſegne dich mit ihrem Segen! mit dem Segen des Heiligthums! mit dem Segen der Stärke — des Verſtandes und der Liebe!“ — —

„Geh, und Klugheit ſchütze dich wider die Gefahren des Verſtandes:

Beſcheidenheit wider die Gefahren des Herzens:

Und Mäßigung wider die Gefahren der Handlung. — Verſchweige deinen Stand und deine Geburt, und geh im Frieden!“ —

Hier gab er Koſti'n den Kuß der Liebe, und mit Thränen im Auge umarmten beide ſich zum letztenmale.

Mit beklemmten Herzen verließ Koſti ſeinen Freund; aber ſein Vertrauen auf die Vorſicht ſtählte ſeinen Muth, und entſchloſſen trat er die Reiſe nach Memphis an.

Er war kaum einige tauſend Schritte weit auf der Heerſtraße gekommen, als er eine Menge Roſſe, Kameelthiere und

Menſchen erblickte. Er ſchloß daraus, daß es eine Caravane ſeyn müſſe, und faßte den Entſchluß, die Reiſe mit ſelber fortzuſetzen. Koſti erſtaunte über die Pracht, die da herrſchte. Mit Gold und Perlen waren die Decken der Kameelthiere geſtickt, und überall war die äußerſte Verſchwendung angebracht. Eine Menge Kebsweiber wurden in Sänften getragen, und Sclaven folgten ihnen nach in dem prachtvollſten Anzug.

Koſti erfuhr von einem der Knechte, daß dieſe Caravane das Gefolge eines perſiſchen Prinzen war, der nach Memphis reiste, um dort den Prieſterwiſſenſchaften obzuliegen und die große Kunſt der Magie zu ſtudieren. Dein Prinz, ſagte Koſti, muß wohl ein edler Jüngling ſeyn, daß er eine ſo weite Reiſe antritt, um Weisheit zu holen? —

Ja, das iſt er gewiß, erwiederte der Knecht; aber wir hätten das alles nicht nöthig, wenn es nicht ſo Herkommens wäre. Es gehört zur Pracht unſerer Könige, daß ſie reiſen; ſie ſind reich und mächtig genug und haben nicht nöthig, was zu lernen, aber es iſt ſo die Gewohnheit, und die Leibärzte fanden die Luftveränderung für den Prinzen auch dienlich.

„Werdet ihr euch wohl lange in Memphis aufhalten?“

„So lang als es uns gefällt. Unſer Prinz wird die Myſterien beſehen, und die, welche ihm gefallen, den Prieſtern abkaufen. Wir haben Gold und Juwelen genug. Und was iſt denn dein Geſchäft?“

„Ich reiſe ebenfalls nach Memphis, um dort meinen Verſtand und mein Herz zu bilden.“

„So reiſe mit uns. Mein Prinz iſt großmüthig. Ich weiß es gewiß, er kauft den Prieſtern alle ihre Wiſſenſchaften ab, und wenn du mit ihm umgehen kannſt, läßt er dir umſonſt vieles zukommen und du brauchſt nicht viel zu betteln. Ich will dich bei ihm aufführen, denn du gefällſt mir. Wenn du nur ein wenig zu etwas nütze biſt, ſo ſtellt er dich bei ſeiner Bedienung an. Was kannſt du?“

„Ein alter Greis, der mich erzog, unterrichtete mich in der Kräuterkunde. Ich ſpreche die chaldäiſche Sprache und verſtehe mich auch etwas auf die Wahrſagerkunſt.“

„Genug, um dein Glück bei uns zu machen!“

Der Diener führte den jungen Koſti bei ſeinem Herrn auf, und der Prinz befahl, für den Jüngling zu ſorgen, daß ihm an Speis und Trank und Bequemlichkeit nichts mangle.

Koſſak hieß der perſiſche Prinz, ein Jüngling, erzogen in allen Wollüſten des Hofes, verdorben durch Schmeichler, ein Sklave ſeiner Leidenſchaften und Launen. Er war gut aus Schwäche, wenn ihm gut ſeyn weniger koſtete als böſe ſeyn; er war aber auch böſe, wenn er es ohne viel Anſtrengung ſeyn konnte. Es koſtete ihm eben ſo wenig, zu ſagen: Verſorgt dieſen! als es ihn koſtete zu ſagen: Nehmt jenem das Leben!

Seine Lieblinge wußten ihn am Gängelbande ſeiner Leidenſchaften zu führen, und der erſte Sklav am Hofe war Koſſak ſelbſt. Bei allem dem war er furchtſam und abergläubiſch; denn da er keinen eignen Verſtand, keinen eignen Willen hatte, hingen alle ſeine Handlungen vom Zufalle ab.

Es fügte ſich, daß binnen der langen Reiſe nach Memphis Koſſak im Traume ein wunderliches Geſicht hatte.

Es ſchien ihm, als ſtünde ein großes Getreidemaaß auf der Weltkugel. Dieſes Maaß war angefüllt mit Menſchen von verſchiedenen Ständen. Ueber das Maaß ragten die Turbane der Sultane, die Kappen der Mufti und die Helme der Krieger heraus — auch Spieße, Lanzen und Richterſtäbe. Da kam eine Hand aus einer Wolke und hatte ein Streichmaaß und ſelbe ſtrich über das Getreidemaaß hin, und alle Turbane und Kappen, Spieße und Stäbe wurden abgeſtrichen, und das Maaß war eben, und kein Kopf reichte über den andern hinaus.

Das zweite Geſicht war noch wunderlicher. Er glaubte auf einem prächtigen Throne zu ſitzen. Die Füße des Throns waren von Kryſtall; rings umher waren Lampen, und der Widerſchein dieſer Lampen machte eine ſo ſeltne Wirkung, daß man glaubte, der Thron wäre mit Diamanten beſetzt.

Da erloſch eine Lampe nach der andern, und des Thrones Glanz nahm immer ab.

Vorwärts des Throns war eine Wand von Metall. Die erſten am Hofe hielten ſie, und in goldnen Buchſtaben war dem Könige gegenüber auf dieſe Wand „Glückſeligkeit der Völker" geſchrieben. Rückwärts war die Wand von Eiſen, und es ragten lange Spitzen hervor und verhinderten, daß ſich der Unterthan dem Throne nicht nähern konnte.

Die die Wand von Metall hielten, waren von koloſſaliſcher Größe und Rieſenſtärke und drängten mit der Wand immer den Pöbel zurück, ſo oft er ſich dem Throne nähern wollte.

Seitwärts ſtunden ſieben Thiere; eines ſchien einem Pfaue, das andere einem Hunde, das dritte einem Maulwurfe, das vierte einem Schweine, das fünfte einem Murmelthiere, das ſechste einem Nimmerſatt und das ſiebente einem Tiger zu gleichen. Jedes dieſer Thiere hatte einen Saugrüſſel, und ſie fingen an, an denen zu ſaugen, die die metallene Wand hielten. Da wurden dieſe ſo kraftlos und matt, daß ſie ausſahen wie Skelette, und da der Pöbel wieder gegen die metallene Wand drang, ſo konnten ſie dieſelbe nicht mehr erhalten, ſie ſtürzte ein und ſchlug den Thron, worauf Koſſak ſaß, zuſammen.

Das dritte Geſicht war folgendes: Es däuchte den Prinzen, ſein Kopf und ſeine Bruſt wären zu einer fürchterlichen Größe aufgeſchwollen, binnen der Zeit ſeine Füße und Schenkel völlig ausgezehrten. Die ausgezehrten Füße und Schenkel konnten die Maſſe des abentheuerlichen Kopfs und der Bruſt nicht mehr erhalten. Koſſak ſtürzte zuſammen und ſtreckte ſeine Füße weit über ſich aus.

Der Prinz war ſehr begierig, den Sinn dieſer Traumbilder zu wiſſen. Er ließ ſeine Gelehrte und Magier zuſammenrufen, aber keiner war im Stande, dieſe Träume auszulegen. Da erinnerte ſich Koſſak, daß man ihm geſagt hatte, daß Koſti des Wahrſagens kundig ſeyn ſollte. Er ließ ihn daher zu ſich rufen und erzählte ihm ſeine Träume.

Prinz! ſagte Koſti, dieſe Träume ſind ſehr bedeutend für dich und dein Reich. Ich will ſie dir auslegen; ſieh ſie als eine Warnung der Götter an und folge dem Rathe, den ich dir gebe.

Koſſak ließ in der nächſten Gegend, wo es bequem war, ſeine Zelte aufſchlagen; er verſammelte ſeinen Hof, der ihn begleitete, um ſich her, und Koſli fing ſo an:

Das große Maaß, ſagte er, das du ſahſt, Prinz! und das auf der Weltkugel ſtund, iſt das Maaß der Zeit. Alles in der Natur hat ſeine Zahl, ſein Maaß, ſein Gewicht. Wenn die Zahl ihre Völle erreicht hat, iſt die Rechnung geſchloſſen; das Maaß wird abgeſtrichen und das Gewicht determinirt ſich nach ſeiner Schwere. Unveränderlich ſind die ewigen Geſetze; nichts hat Beſtand, was nicht dieſen Geſetzen folgt.

Die Menge der Turbane, Kappen, Spieße, Helme und Stäbe ſind die Sinnbilder der äußern Größe der Menſchen, die alle durch die Zeit, die die Hand aus den Wolken iſt, abgeſtrichen werden, weil ſie bloß Werke der Menſchen ſind. Nicht der Lorbeer, den der Gelehrte trägt, macht den Weiſen, ſondern die Weisheit; der Helm macht nicht den Helden, ſondern ſein Muth und ſeine Thaten; nicht die Prieſterkappe macht den Prieſter, ſondern ſein Herz; der Turban macht nicht den Verſtand, ſondern die Erhabenheit ſeines Geiſtes und ſeiner Seele; nicht der Stab macht den Richter, ſondern die Befolgung des Geſetzes, das in der Weſenheit der Dinge liegt. Das wird allein bleiben, was ewig und weſentlich iſt; alles andere iſt Menſchenwerk und vergänglich wie ſie.

Lerne alſo, Prinz! den Urheber der Natur kennen und die ewigen Verhältniſſe, und ſuche dieſe anzuwenden.

Das zweite Geſicht iſt noch bedeutender.

Der Thron, auf dem du ſaßeſt und deſſen Füße von Cryſtall waren, zeigen die Schwächlichkeit der menſchlichen Größe an, die zwar blendend iſt, derer Schwäche aber der kennt, der in das Innere der Dinge ſieht. Die zwei koloſſaliſche Figuren, die eine metallene Wand zwiſchen dir und dem Pöbel hielten, ſind die Sinnbilder deiner Emirs und deiner Bonzen. Ihre Stärke zeigt an, daß ſie würdige Stützen des Reiches ſeyn könnten; allein ſie thürmten eine Wand von Metall auf und verwendeten ihre Stärke, dieſe zu tragen. Das Metall iſt das Sinnbild des ſchwerſten und fixeſten Körpers, der alles in ſich konzentrirt, und daher eine Scheidewand zwiſchen dem Unterthan und dem Thron wird.

Gegen dir über war mit goldenen Buchſtaben „Glückſeligkeit der Völker“ geſchrieben. Das bedeutet, Fürſten können durch dieſe Scheidewand nicht durchſehen; ſie leſen die Glückſeligkeit ihres Unterthans nur in Buchſtaben und ſehen die eiſerne Wand und die Spitzen nicht, die das Zudringen des Volks zum Thron zurückhält. Die Lampen, die um deinen Thron ſtunden und wovon das Cryſtall ſeinen Schimmer erhielt, ſind Sinnbilder der Vorurtheile, weil ſie nur von Menſchen gemachte Lichter ſind und nach und nach erlöſchen. Die Thiere mit den Saugrüſſeln ſind die Leidenſchaften; ihnen überlaſſen, entnervten ſich die zwei Hauptſtützen der Staaten, ſo daß ſie zuletzt ihr eignes Gebäude nicht mehr erhalten können: die Folge iſt der Umſturz und der Untergang des Throns.

Dein Reich, ſo mächtig es iſt, wird ſinken, wenn du dem Verfalle deſſelben nicht vorbeugſt. Löſche die Lampen ſelbſt aus und laß deinen Thron von der Sonne der Wahrheit beleuchten; räume die große Scheidewand zwiſchen dir und deinen Unterthanen weg und regiere nach den ewigen Geſetzen.

Das dritte Geſicht ſtellt deinen Hof vor. Der Kopf biſt du ſelbſt; die Bruſt iſt der Adel, der dich umgibt. Da fließen alle beſte Säfte des Staatskörpers zuſammen, unterdeſſen deine Unterthanen, die deine Füße vorſtellen und auf denen der ganze Staatskörper ruht, auszehren. Ganz natürlich kann der ſchwächere Theil den immer mehr anwachſenden Koloß nicht mehr ertragen, die Laſt wird immer drückender und die Maſſe ſtürzt endlich zuſammen.

Dieſes Schickſal droht deinen Ländern, wenn du nicht Sorge trägſt, dem Uebel bei Zeiten zu ſteuern.

Koſſak erſtaunte über dieſe Auslegung der Traumbilder. Ich will dich mit Reichthümern überſchütten, ſagte er, wenn du mir auch Rath ſchaffeſt, wie ich dem Umſturze meines Reiches vorbeugen kann.

Ich will von dir keine Reichthümer, ſagte Koſti; wenn ich dir nützen kann, iſt es meine Pflicht, und das Vergnügen, einen Menſchen der Wahrheit näher geführt zu haben, kann nichts Irdiſches lohnen.

Der Umſturz deines Reiches liegt in der Unordnung deiner Regierung; denn nur Ordnung iſt dauerhaft und beſtändig. Alles, was zur Unordnung führt, führt zur Zerſtörung; — dieß iſt das ewige Geſetz der Natur. Das Unordentliche iſt nichts Bleibendes; es zerfällt und muß zerfallen, denn nur Ordnung iſt bleibend und beſtehend. Alles in der Natur verhält ſich nach unveränderlichen Geſetzen. — Geſetz, Mittel, Zweck. Dieſes iſt der ewige Maaßſtab der Dinge. Die Geſetze, nach welchen ein Staat eingerichtet werden muß, ſind die ewigen Geſetze; ſie gründen ſich auf die Kenntniß der Natur und Beſtimmung des Menſchen.

Der, der herrſcht, iſt das Mittel, dieſe Geſetze auszuführen; er muß das Organ der Kräfte ſeyn.

Zweck iſt die Glückſeligkeit des Ganzen.

Wenn dieſe Ordnung verwechſelt wird, ſo verfallen die Staaten. — Du, Prinz! haſt deinen Willen zum Geſetz gemacht, dein Intereſſe zum Zweck und bedienteſt dich der Menſchheit als Mittel. Du verkehrteſt alſo die Ordnung der Dinge, und die Folge davon — wird dein Verderben ſeyn.

Die Selbſtthätigkeit oder der Wille des Menſchen muß unter den unveränderlichen Geſetzen der reinſten Vernunft ſtehn, und dieſe reinſte Vernunft iſt der Urheber aller Dinge. Die Natur iſt ſein Geſetzbuch, in welchem er ſeine Ideen in Worte hüllte, die der menſchliche Verſtand leſen muß. — Deine Vezire, Deine Prieſter arbeiten vergebens, dem Untergange zu ſteuern; denn ſie ſelbſt arbeiten mit an dem Baue der großen Verwirrung. Jeder macht ſich ſelbſt zum Geſetze, ſeine Leidenſchaft zum Zweck, und bedient ſich der Verfaſſung als Mittel, den Ehrgeiz oder die Habſucht zu befriedigen. Wird alſo nicht das allgemeine Intereſſe von dem deinen getrennt? Und getrenntes Intereſſe durchkreuzt ſich und reibt ſich auf.

So ſoll das Göttliche das Geſetz des Prieſters ſeyn; er das Mittel, und die Religion und höchſte Sittlichkeit des Menſchen Zweck: aber betrachte einmal deine Bonzen — iſt nicht ihr Selbſt ihr Geſetz, ihre Habſucht ihr Zweck und die Religion das Mittel, ihre Plane auszuführen? Was hat dein Reich — wenn du je die Natur kennſt — zu hoffen, als den gänzlichen Verfall?

Du denkſt ſehr tief, ſagte Koſſak; aber wer bürgt mir, ob das alles ſo iſt, was du mir ſagſt? Die Natur, antwortete Koſti, die Erfahrung und die Geſchichte des Menſchen. Wenn du nach Memphis kömmſt und dich in die Myſterien einweihen läſſeſt, ſo wirſt du weiſere Menſchen finden, als ich bin, und ſie werden dir Aufſchlüſſe über Dinge geben, die mein geringer Verſtand noch nicht zu begreifen vermag.

Als die Hofleute den Jüngling über ſo große und ernſthafte Dinge ſprechen hörten, rümpften ſie die Naſe und ſuchten den Prinzen von der Fortſetzung ſeiner Reiſe nach Memphis abzuhalten. Sie gaben vor, daß wichtige Ereigniſſe des Reichs eine eilige Rückkehr des Prinzen forderten, und daß er daher die Zeit nicht werde abwarten können, die die Prieſter von jenen fordern, die ſich in ihre Geheimniſſe einweihen laſſen wollen. Auch ſey es wirklich bedenklich, daß der Erbprinz ſeine höchſte Perſon gewiſſen Prüfungen ausſetze, die den übrigen unbekannt ſind.

Treue Diener des Hofes, beſorgt für die höchſte Erhaltung Koſſaks höchſter Perſon, fanden alſo rathſamer, ſich nicht zweifelhaften Verfallenheiten auszuſetzen; ſollte aber doch den Prinzen die Neugierde reizen, ſo könnte er ja dieſe Geheimniſſe durch einen Dritten erfahren, den er mit dem jungen Koſti dahin abreiſen laſſen könnte.

Zu dieſem Ende wurde Sorah, Koſſaks erſte Beiſchläferin, gewählt, ihm die Sache, die ſo ſehr mit der Erhaltung ſeiner Perſon verbunden war, begreiflich zu machen, und ſie wendete alle Macht ihrer Reize an, den Koſſak auf andere Geſinnungen zu bringen. Um der Sache mehr Gewicht zu geben, wandte man ſich auch an den Leibarzt. Dieſer ſtellte dem Prinzen vor, wie daß er von Koſti's Vorhaben wüßte, und daß derjenige, der ſich in den Prieſtergeheimniſſen initiiren laſſen wollte, ganze drei Monate ſich alles Umganges von den Weibern enthalten, nüchtern leben und ſich einſamen Betrachtungen weihen müßte. Dieſe ungewöhnliche Veränderung der Lebensart könnte nicht anders als dem Prinzen nachtheilig ſeyn; die Gewohnheit ſey eine zweite Natur, und ernſte Betrachtung und Einſamkeit würde ihm ein melancholiſches Geblüt verurſachen.

Aber ungeachtet aller dieſer Gründe war Koſſak doch noch nicht entſchloſſen. Er ließ den Oberprieſter zu ſich rufen.

Du weißt, fing er an, die Gründe, die man mir vorlegt, um die Reiſe nach Memphis nicht weiter fortzuſetzen; aber du weißt auch, daß ich meinem ſterbenden Vater auf dem Todtenbette ſchwören mußte, mich in der Regierungskunſt bei den Prieſtern zu Memphis unterrichten zu laſſen.

Herr! ſagte der Mufti, ihr habt eurem Schwure genug gethan; die Umſtände konnte man nicht vorſehen. Seyd ruhig; ich nehme alles über mich, und entlaſſe euch eurer Verbindlichkeit durch meine Macht. Verlaßt euch in euren Handlungen bloß auf mich, ſo habt ihr vor den Göttern nichts zu verantworten. Bauet den Göttern neue Tempel, ſchützet unſern Stand und unſere Würde; ſtraft die, die wir verdammen, und lohnt die, die wir der Belohnung würdig finden, ſo iſt euer Gewiſſen vorwurfsfrei.

Nun war Koſſaks Gewiſſen beruhigt, und der Befehl erging, die Caravane ſollte wieder zurückkehren.

Unterdeſſen wurde Gamma, ein perſiſcher Jüngling, erwählt, die Reiſe mit Koſli fortzuſetzen. Man gab ihm zwei Diener und zwei beladene Kameelthiere und Edelgeſteine und Juwelen mit.

Koſli dankte dem großmüthigen Koſſak, und der Prinz erſuchte ihn, daß er, wenn er Memphis verlaſſen würde, zu ihm zurückkehren ſollte, und verſprach ihm eine anſehnliche Staatsbedienung.

Die Hofleute aber beſtachen mit Geld die zwei Diener, welche den beiden Jünglingen zur Begleitung mitgegeben waren, daß ſie ſie auf der Reiſe heimlich aus dem Wege räumen ſollten: denn wir finden, ſagten ſie, daß ſolche Menſchen bei uns gefährlich ſind.

Koſſak kehrte mit ſeiner Caravane zurück und Gamma und Koſti ſetzten ihre Reiſe nach Memphis fort.

O wie danke ich den Göttern, rief Gamma auf, daß ſie meinen heißen Wunſch erhört haben! — Immer bat ich ſie, daß ſie mich die Wege der Tugend führen möchten, und nun — gewähren ſie mir über das einen Freund, wie Koſti iſt.

Edler! erwiederte Koſti, auch du bateſt die Götter um Weisheit! — Gleich iſt unſere Denkart, gleich ſind unſere Wünſche. Unſere Herzen ſollen Eins — unſere Seelen Eins werden.

Gütig ſind die Götter, fuhr Gamma fort. Ich ward am Hofe erzogen; aber nie konnte mich ſeine Größe blenden. Wenn ſich die Tafeln unter der Laſt der Speiſen beugten, wenn die theuerſten Getränke in goldnen Bechern ſchäumten, war meine Seele traurig; ich ſehnte mich nach Einſamkeit, und fand Ruhe in ſtiller Betrachtung; mein Herz verlangte nichts als einen Freund — einen Führer.

So keimt eine Lilie doch auch unter Dornen auf, und ſo findet ſich manche prachtvolle Aehre auf dem dürren Wipfel einer ſteilen Klippe.

Einheit der Empfindung verbindet bald gleichgeſtimmte und ähnliche Seelen. Koſti und Gamma waren unzertrennliche Freunde. Sie ſchwuren, ſich ewig zu lieben, die Straße der Tugend Hand in Hand zu wandeln und die Gefahren des Lebens miteinander zu theilen.

Unter den angenehmſten Unterhaltungen legten ſie eine ganze Tagreiſe zurück. Der Tag neigte ſich gegen den Abend; aber die Sonne verbarg ihren röthlichen Abendſchmuck, Wolken deckten den Horizont, ein heftiger Sturmwind erhob ſich und nöthigte die Reiſenden, Zuflucht unter den Bäumen zu ſuchen.

Es war eine wilde Gegend, wo ſie Halt machen mußten; ein hervorragender Felſen, unter welchem ſie ihre Kameele lagerten, ſchützte ſie vor dem heftigen Regen.

Der Sturm ging endlich vorüber; der Regen ließ nach; ungefähr hundert Schritte von dem Felſen, unter welchem ihre Kameelthiere ſtunden, war im Freien eine niedliche Höhle, und Gamma und Koſti entſchloſſen ſich, darin die Nacht zuzubringen. Sie entdeckten ihr Vorhaben ihren Dienern und verließen ſie.

Kaum aber trat Koſti an der Seite ſeines Freundes in die Höhle, als er einige junge Löwen gewahr wurde. Zum Glück für die Reiſenden war die Löwin um Nahrung ausgegangen; ſchnell zogen ſie ſich zurück, und da der Himmel wieder heiter wurde, ſetzten ſie ſich in einer weitern Entfernung unter eine Pappelſtaude und brachten unter derſelben die Nacht zu.

Schon ſchloß der Schlummer ihre Augen und der Schleier der Nacht deckte ſchon tief die Gegend, als einer von Gamma's Dienern ſeinen Kameraden aufweckte und ſo zu ihm ſprach: Steh auf! die Nacht iſt günſtig, unſer Vorhaben auszuführen. Komm, wir wollen Koſti und Gamma tödten, wie wir es den Hofleuten verſprochen haben. Der Lohn iſt groß und die Kammeelthiere und der Schmuck ſind auch unſer.

Nun ſtunden die beiden Böſewichter auf, nahmen ihre Schwerter und ſchlichen mit einer Lampe der Höhle zu, wo ſie vermutheten, die Beute anzutreffen, die ſie aufopfern wollten. Unterdeſſen aber kehrte die Löwin zu ihren Jungen zurück, und kaum thaten die Mörder den erſten Tritt in die Höhle, als ſie den Einen wüthend angriff und zu Boden riß. Der zweite entfloh, aber die Löwin verfolgte ihn, warf ihn zu Boden und zerfleiſchte ihn ſo, daß ihm die Eingeweide aus dem Leibe hingen.

Durch das jämmerliche Geſchrei, das der Mörder ausſtieß, erwachten Koſti und Gamma; ſie ergriffen ihre Waffen und eilten dem Leidenden zu Hülfe. Die Löwin flüchtete ſich in die Höhle; aber der Unglückliche war nicht mehr zu retten. Er erzählte die ganze Geſchichte ſeines ſchwarzen Vorhabens und warnte die beiden Jünglinge, daß ſie nicht nach Perſien zurückkehren ſollten. Großmüthig vergaben Koſti und Gamma ihren Feinden, und in Gamma's Armen gab der Sterbende ſeinen Geiſt auf.

Koſti dankte den Göttern für ihre wunderbare Rettung, und am Morgen machten ſie dem Verſtorbenen ein Grab und ſtreuten wohlriechende Kräuter darauf und baten die Götter um Gnade für die Erwürgten.

Sie verweilten in dieſer Gegend noch bis am Mittag, als ihnen ein perſiſcher Kaufmann mit Kameelthieren aufſtieß. Er erzählte ihnen, daß er verunglückte, da ihm Räuber alles abgenommen hatten, was er erwarb. Freunde! ſagte er, ich bedaure den Verluſt meines Vermögens nicht meinetwegen, denn wahrlich beſtimmte ich ihn nicht für mich. Ich war geſinnt, an der großen Einöde ein Pflegḣaus für Reiſende zu bauen, um dort den Kranken zu pflegen und den Ermüdeten gaſtfrei zu bewirthen. Aber nun iſt meine Hoffnung vereitelt. — Sie iſt es nicht, ſagte Gamma. Wir beſitzen Juwelen und Gold; hier iſt alles — zieh hin mit unſern Kameelen und vollende dein Werk und ſteure dem Menſchenelende ſo viel du kannſt. Koſti und Gamma gaben ihre Koſtbarkeiten ſammt den beiden Kameelthieren dem edeldenkenden Kaufmanne, und behielten nur ſo viel für ſich, daß ſie ihre Reiſe nach Memphis fortſetzen konnten.

Wie ſoll ich euch danken! ſagte der Kaufmann. Wenn die Götter dir Reichthümer ſchenken und du kommſt in einen ähnlichen Fall, ſo thue desgleichen; erweiſe den Unglücklichen Gutes, und du haſt uns alles reichlich vergolten.

Gamma blickte zum Himmel auf und umarmte ſeinen Freund Koſti. Zufriedner als jemals ſetzten ſie ihre Reiſe fort, und das Bewußtſeyn der Tugend folgte ihnen als Gefährte. — Lang ſah ihnen der Kaufmann ſtaunend nach und wußte nicht, was er von ihnen denken ſollte. Entweder, ſagte er, ſind es Götter in menſchlicher Geſtalt oder Menſchengeſtalten mit Götterſeelen. Er warf ſich zur Erde nieder und ein Strom von Thränen netzte ſein Angeſicht, und ſein Herz ſchwoll und pochte vor Dankgefühl, voll von heiligen Empfindungen für die Gottheit.

Endlich langte Koſti in Geſellſchaft ſeines Freundes Gamma, nachdem der Mond dreimal neu ward, glücklich in Memphis an.

Ihre erſte Beſchäftigung war, die große Pyramide zu beſehen, die man unter die ſieben Wunder der Welt zählte. Sie war wie die übrigen Pyramiden auf eine große Felſenmaſſe gebaut. Ihre Baſis war ein vollkommenes Quadrat und ihre Oberfläche vier gleichſeitige Triangel. Dieſe vier Dreiecke waren mit der größten Genauigkeit angebracht, und ſie zeigten die vier Cardinalpunkte, als: Aufgang, Untergang, Mittag und Mitternacht an. Sie waren mit Kalkſteinen gebaut und mit weißem Marmor überkleidet. Dieſe Steine nahmen immer verhältnißmäßig an Größe ab, wie die Höhe der Pyramide zunahm, und bildeten eine große Treppe, wovon die erſten Stufen ungefähr vier Fuß an Maß hielten. Die Stufen nahmen in einer unmerklichen Proportion gegen die Spitze der Pyramide immer ab, bis ſie gänzlich in einen Punkt zu verſchwinden ſchienen, welcher ſcheinbare Punkt doch fünfzehn Quadratſchuhe enthielt.

Oberhalb der ſechszehnten Staffel, der Nordſeite zu, war eine Oeffnung von drei Quadratſchuhen um einen Gang von der nämlichen Höhe. Man war gezwungen, wenn man das Innere der Pyramide ſehen wollte, auf den Händen durchzukriechen.

Viele Fremde, die gekommen waren, die Pyramide zu beſehen, ließen ſich hier ſchon abſchrecken und kehrten zurück; einige aber wagten es, und ihre Neugierde führte ſie weiter. Dieſer Gang leitete in einen andern, der noch weit beſchwerlicher war, weil man in demſelben bald aufwärts, bald abwärts ſchliefen mußte; aber endlich kam man unverhofft zu einer fürchterlichen Ciſterne, in deren Tiefe eine Lampe brannte, deren ſchwacher Schimmer dem Auge einen ſchaudervollen Abgrund zeigte.

Hier konnte man nicht mehr weiter; die innern Wände der Ciſterne waren mit ſchwarzem Maſtix belegt und glatt wie polirter Marmor. Bei dieſem fürchterlichen Anblicke kehrten gewöhnlich alle Fremde zurück; nur Koſti und Gamma blieben.

Der Alltagsmenſch, ſagte Koſti, läßt ſich durch jeden Wiverſtand abſchrecken, der ſeinen Sinnen auffällt; der Vernünftige überlegt und ſucht, ob er die ſcheinbaren Hinderniſſe nicht überſteigen kann.

Als Koſti dieſe Worte ausſprach, öffnete ſich ſeitwärts eine Wand; ein Prieſter in weißer Kleidung trat hervor. Jünglinge! ſo fing er an, ihr verdient einen Freund, der euch weiter führt; denn ihr hangt nicht an den gemeinen Vorurtheilen. Koſti und Gamma wurden von dem Prieſter durch die Oeffnung, die ſich hinter ihnen wieder ſchloß, weiter geführt, und eine ſehr bequeme Treppe führte ſie bis in den Grund der Ciſterne, wo die Lampe ſtund.

Jünglinge! fuhr der Prieſter fort, der größte Theil der Menſchen läßt ſich abſchrecken, das Licht zu ſuchen; unüberwindlich ſcheinen ihnen die Beſchwerniſſe zu ſeyn, wo der Tieferdenkende einen leichten Weg findet. Hier führte ſie der Prieſter noch eine Treppe hinunter, die hundert dreißig Stufen enthielt. Da war ein langer Gang, deſſen Wände mit einer Menge Lampen beleuchtet waren. Gebt auf alles Acht, ſagte der Prieſter, was ihr ſeht; denn alles iſt Sinnbild der großen Wahrheiten der Natur. Der enge Gang war das Sinnbild der Beſchwerniſſe, die dem aufſtoßen, der Weisheit ſucht. Ihr mußtet euch tief zur Erde beugen, um durchzukommen; hiedurch will ich euch die Wahrheit zu verſtehen geben, daß des Menſchen Stolz nicht zur Weisheit führt, daß der Menſch die Niedrigkeit ſeines Zuſtandes erkennen, die gewöhnliche Straße verlaſſen und mit Demuth höhere Erleuchtung ſuchen müſſe. Endlich ſaht ihr eine Lampe — aber in einer weiten Entfernung und in einer unzugänglichen Ciſterne; eure Entſchloſſenheit hat euch einen Begleiter erworben, der euch einen Weg zeigte, den Alltagsmenſchen nicht kennen. — Nun ſeht ihr hier mehrere Lichter — einen hellern Gang — — ein Sinnbild für euch, daß es in dem Geſetze des Lichts liegt, den immer mehr zu erleuchten, der das Licht mit reinem Herzen ſucht.

Bei dieſen Worten öffnete ſich unter des Prieſters Füßen eine eiſerne Thüre, er ſank in die Tiefe, und über ſeinem Scheitel ſchloß ſich die Oeffnung zu.

Koſti und Gamma wandelten den unüberſehbaren Gang durch, und das Ende deſſelben war mit einer ehernen Pforte geſchloſſen. Sie ſtunden eine geraume Zeit an dieſer Pforte, und da ſie keine Menſchenſeele hörten, entſchloſſen ſie ſich, anzupochen.

Kaum klopften ſie an, ſo öffnete ſich die Pforte von ſelbſt und ein prächtiges Gewölbe mit den herrlichſten Monumenten ſtellte ſich ihrem Anblick dar. Verſchiedene Lampen erleuchteten es und ſeltne Grabmäler und Särge ſetzten die Fremdlinge in Verwunderung.

Hier iſt die Stätte des Schlummers, ſo tönte eine Stimme aus den Gräbern. Die, die den Tod überwunden haben, ruhen hier und erwarten die Auferſtehung.

Während dem erſchienen acht ſchwarz gekleidete Männer und trugen zwei Todtenſärge, und zehn geharniſchte Männer mit blanken Schwertern ſtiegen aus einem Grabmale hervor.

Unvorſichtige! rief einer, wohin hat euch eure Neugierde geführt? — Kein Profaner betritt ungeſtraft dieſes Gewölbe. Ihr müßt ſterben. — Noch ſteht es euch frei, zurückzukehren; ſetzt ihr aber euern Fuß noch um einen Schritt weiter, ſo iſt euer Schickſal entſchieden und — Tod iſt euer Antheil.

Wir ſuchen Weisheit, ſagte Koſti, und wer du immer biſt, du ſollſt uns durch deine Drohungen nicht abſchrecken, ſie zu ſuchen; ſollte es uns auch das Leben koſten, ſo wollen wir es hingeben, aber nie unſern Entſchluß ändern. Beſſer mit dem Entſchluß weiſe zu werden, ſterben, als mit dem Bewußtſeyn, nie weiſe werden zu können, leben.

Dreiſter Jüngling! verſchmähe meine Warnung nicht; kehre zurück; ein dreifacher Tod erwartet dich. Frevle nicht mit einer unbekannten Macht, von der du keine Begriffe haſt. Du biſt jung; noch erwarten dich die Freuden des Lebens; — willſt du mit Gewalt lebendig begraben werden? Berechne die Zeit, die du noch leben kannſt; die Wolluſt lächelt dir zu; die Liebe ſtreckt ihre Arme nach dir aus; bedenke, welchen Werth das Leben hat! —

Ohne Weisheit leben, erwiederte Koſti, hat keinen Werth für uns. Biſt du ein Engel der Finſterniß, ein unſeliger Dämon, der uns verhindern will, unſer Vorhaben auszuführen, ſo vollzieh dein Amt; die Götter, die unſer Herz kennen, werden uns ſchützen.

Bei dieſen Worten drangen die geharniſchten Männer auf die Jünglinge los, riſſen ſie zu Boden und banden ihnen Händ' und Füße. Sie ſteckten jeden in einen Sarg, ſchloſſen den Deckel deſſelben eilends zu und ließen die Särge in eine tiefe Gruft hinunter. Ein trauriger Todtengeſang ertönte in der Gruft und klägliche Stimmen ſangen:

Legt, Sterbliche! die Raupenhülle ab;
Dreifach ſey euer Tod.
Fühlt euer Elend, eure Noth
In eures Geiſtes Grab.

Beinahe zwei Stunden befanden ſich Koſti und Gamma in dieſem ſchrecklichen Zuſtande. — Todesſtille herrſchte um ſie her, und wirklich glaubten ſie lebendig begraben worden zu ſeyn. Obwohl ſich Koſti immer tröſtete, es werden alle dieſe Ceremonien ihre Abſicht haben, ſo dauerte ihm doch bald die Zeit zu lange, denn keine lebendige Seele ließ ſich hören. Koſti entſchloß ſich endlich zu rufen, und ſchrie um Hilfe.

Kaum hatte er das Wort Hilfe ausgeſprochen, als er merkte, daß ſich etwas ſeinem Sarge nähere. Man öffnete leiſe den Deckel, und ein Prieſter im Trauergewande ſtund mit einer Todtenlampe in der Hand vor ihm. Du haſt um Hilfe gerufen? ſagte er.

Koſti. Ja!

Prieſter. Warum haſt du es nicht eher gethan?

Koſti. Weil ich glaubte, ihr würdet mich nicht in dieſem Sarge verſchmachten laſſen.

Prieſter. Wir haben noch keinen verſchmachten laſſen; aber wer Hilfe bedarf, muß rufen. Was willſt du?

Koſti. Führe mich aus dieſem fürchterlichen Orte.

Prieſter. Das will ich: aber vergiß dieſen Auftritt nie, und lerne den innern Sinn dieſer Ceremonie kennen.

Nun rief auch Gamma um Hilfe, und der Prieſter verfuhr mit ihm auf die nämliche Art. Er band beide los, ſetzte ſich mit ihnen auf ein Grabmal, und fing ſo an:

Wer anfängt weiſe zu leben, muß der Thorheit abſterben.

Ein neues Leben muß euern Verſtand,

ein neues Leben euern Willen,

und ein neues Leben eure Handlungen beleben.

Ehvor ihr zu dieſem Leben auferſteht, müßt ihr den Irrthümern des Verſtandes abſterben,

den Gelüſten und Begierden eures Herzens, und

den ſchändlichen Handlungen und Laſtern eures irdiſchen Lebens.

Dieß ſind die drei Raupenhüllen, die ihr ablegen müßt, um in reinern Regionen der reinſten Vernunft, des reinſten Willens und der reinſten Handlungen zu leben.

Leiden und Sterben iſt euer Antheil; dieſem Geſetze iſt auch der Geiſt unterworfen, wenn er geiſtig leben und auferſtehen will.

In dem Augenblicke, in welchem ſich der Keim der reinen Vernunft in euerm Verſtande zu entwickeln anfängt, werdet ihr anfangen, die Unordnung der menſchlichen Irrthümer einzuſehen. Das Gute wird mit dem Böſen kämpfen, die Wahrheit mit dem Falſchen; euer Verſtand wird über euern eigenen Zuſtand und den Zuſtand der Menſchen, eurer Brüder, leiden; endlich werden immer reinere Begriffe die Vorurtheile abſchütteln, ihr werdet ihnen gänzlich abſterben, und euer Verſtand wird in den Regionen der reinern Vernunft erwachen.

Auf gleiche Art wird es mit euerm Herzen zugehen. Die reine Vernunft wird Einfluß auf euern Willen, auf eure Selbſtthätigkeit, auf euer Herz haben. — Ihr werdet über die Scheingüter, welchen ihr und die Menſchen, eure Brüder, nacheilen, zu leiden anfangen; die Wahrheit wird den Irrthum unterjochen, und euer Herz wird neugeboren, das Organ der reinſten Vernunft werden, ſo wie die unverdorbene Natur einſt das Organ der Gottheit war.

Wenn alſo euer Verſtand und euer Herz die Vorrechte ihrer

Erſtgeburt wieder erlangt haben, ſo werden auch eure Handlungen dieſen gemäß ſeyn, und euer ganzes Weſen wird erneuert werden.

Dieß iſt die große Beſtimmung, die jeden Menſchen erwartet, wenn er ſeine Würde kennen lernt. — Dieß iſt die große Wiedergeburt, zu welcher nach dem unveränderlichen Geſetze der Einheit das ganze Menſchengeſchlecht hinarbeitet, unter Leiden und Kampf, bis es die Raupenhülle der Vorurtheile und Irrthümer und der Laſter, ihrer nothwendigen Folgen, abgelegt hat, und das Urprincip des Guten ſeine Alleinherrſchaft behaupten wird.

Groß ſind die Wahrheiten, die im innern Heiligthume unſerer Myſterien liegen. Ein Schleier der Geheimniſſe verdeckt ſie dem Auge desjenigen, der unfähig iſt, Wahrheit zu fühlen. Dieſen nennen wir den Profanen oder den Fleiſchmenſchen, der für die Dinge des Innern keinen Geiſt hat.

Der Menſch iſt ein doppeltes Weſen, er iſt Thier und Geiſt. Zum Geiſtmenſchen macht ihn der Verſtand, zum Thiermenſchen ſein verdorbner Wille. Immer will das Thier über den Geiſt herrſchen, da doch die Vorrechte unſerer Beſtimmung darin beſtehen, daß der Geiſt das Thieriſche beherrſchen ſoll.

Dieſe große Kunſt zu erlernen iſt das erſte Geheimniß in unſern Wiſſenſchaften. Aber ich hab euch genug geſagt, ihr Jünglinge! wandelt den Pfad eurer ſymboliſchen Prüfungen fort, und mit jedem Schritte kommt ihr der Wahrheit näher.

Hier öffnete der Prieſter die ehernen Thore des Todtengewölbes, und führte ſie durch einen unterirdiſchen Gang bis zu einer Höhle. Da ſtund auf einem Felſenſtücke ein ſilbernes Gefäß, und zween Becher von Kryſtall. Der Prieſter nahm das Gefäß, und füllte die zween Becher mit einem koſtbaren Tranke an. Hier iſt Labung, fuhr er fort, und Stärkung für euer Herz. Noch ſteht euch viel bevor; ihr habt Kräfte zum Kampfe nöthig.

Gamma und Koſti leerten den Becher aus, den ihnen der Prieſter reichte, und neue Kraft belebte die kleinſten ihrer

Sehnen, und ſie fühlten eine Lebenswonne in ſich, die ihnen unerklärbar war.

Als der Prieſter ſah, daß die Jünglinge geſtärkt waren, rief er dreimal „Goba!“ und drei geharniſchte ſchwarze Ritter erſchienen mit zugezogenem Viſier, und hatten Feuerſchwerter in ihren Händen, und auf ihren Helmen loderten Feuerflammen und wallten über ihren Rücken hinunter.

Euch übergeb' ich, ihr Ritter der Stärke! ſprach der Prieſter, dieſe Jünglinge. Führt ſie durch die Kräfte des Verderbens, zeigt ihnen den Greuel der Verwüſtung und des menſchlichen Verderbens; aber ſchützet ſie, daß ihnen kein Leid widerfahre, und bringt ſie unverſehrt an den Ort der Reinigung.

Einer der ſchwarzen Ritter ging voran, die andern zween nahmen Koſti und Gamma in die Mitte, und ſo ſtiegen ſie die weite Oeffnung der Felſenkluft — in die Abgründe der Hölle hinunter. Der Prieſter verließ ſie.

Sie waren kaum einige hundert Schritte weit von dem Eingange entfernt, als ſie ſchon ein fürchterliches Geſchrei hörten, ein entſetzliches Gebrüll von Thieren, ein erbärmliches Jammern von Leidenden. Ihr Haar ſträubte ſich empor, und das Blut ſtockte halb in den Adern. — Da erblickten ſie einen weiten Kampfplatz, von wilden Thieren beſetzt, die ſich zerfleiſchten und zerriſſen, und das Geheul war ſchrecklich.

Seht hier, fing der ſchwarze Ritter an, das Sinnbild des Rechts des Stärkern; betrachtet die Wuth der thieriſchen Kräfte. — Seht dort ſeitwärts drei gräßliche Menſchengeſtalten mit ſcheußlichen Angeſichtern! ſie wiſchen den giftigen Schaum von den Rachen der Tiger, und ſammeln ihn in Gefäße, um Menſchen zu vergiften. Dieſe drei Höllengeſpenſter nennen ſich Habſucht, Eroberungsgeiſt und Fanatismus. Sie ſchwingen ihre Furienfackeln über die Menſchen, und verwandeln ſie in raſende Thiere, die ſich zerfleiſchen und erwürgen.

Aber wir wollen uns hier in dem Vorhofe des Verderbens nicht länger verweilen; wir wollen ins Reich der Finſterniß ſelbſt.

Da wandelten ſie einen Weg über grundloſe Höhen fort;

Schwefelſümpfe dampften zur Seite, und Feuerbäche ſtürzten ſich von ſchwarzen Klippen herab. Glühende Steine rollten mit einem fürchterlichen Geraſſel in den Abgrund, und Millionen Feuerfunken ſtiegen auf im pechſchwarzen Dampfe und machten ein Vorbild der Hölle. Stürme brausten, Waſſerwogen thürmten ſich empor und ſtürzten ſich praſſelnd in ſchäumende See voll Feuer. Kälte und Hitze, Trockne und Näſſe, Feuer und Waſſer waren hier im ſchreckbaren Kampfe. Feuerſpeiende Berge ſchleuderten ungeheure Felſenſtücke in die Luft, und Donnerkeile ſtürzten mit ihnen von glühenden Wolken herunter. —

Unter dieſem fürchterlichen Auftritte entdeckte man von weitem einen Thron von kohlſchwarzem Peche, und ein ſiebenköpfiger Drache ſaß auf ſelbem, und ſieben Kronen deckten ſeine Schlangenhäupter, und weit umher ſpritzte er Gift aus ſeinem Rachen.

Hier iſt das Sinnbild, fuhr der ſchwarze Ritter fort, des Reichs des Thieres. Dieß iſt das Ungeheuer, das ſeit ſeiner Entſtehung mit dem Princip des Guten im Kampfe iſt. — Dieß iſt das Ungeheuer, dem der größte Theil der Welt huldigt. — Die ſieben Köpfe, die ihr ſeht, ſind das Sinnbild der ſieben Kräfte des Böſen; die Kronen, die dieſe Köpfe decken, zeigen die Macht an, durch die es die Welt beherrſcht. — Dieß iſt das Ungeheuer, das dem Reiche der Einheit entgegen ſtrebt, alles ins Vielfältige theilt, um alles von der Einheit zu trennen. Hoffart, Geiz, Neid, Wolluſt, Unmäßigkeit, Haß, Trägheit ſind die Hebel, wodurch es ſeine Macht über den Verſtand und das Herz des Menſchen äußert.

Durch Finſterniß führt es den Verſtand in Irrthum.

Durch Begierlichkeit das Herz zum Falſchen.

Und durch Sinnlichkeit die Menſchen zum Böſen.

Wie dieſe ſieben Köpfe an einem einzigen Körper hangen, ſo entſtehen die ſieben Laſter aus einer einzigen Quelle, und dieſe Quelle iſt der Urſprung des Böſen, oder der Verſtand, der ſeine Baſis verlaſſen hat, die der reinſte Verſtand, oder das Urprincip der Dinge — Gott — iſt.

Der Menſch denkt, will und handelt.

Sein Denken muß ein Geſetz, ſein Wollen ein Geſetz, und ſein Handeln ein Geſetz haben.

Dieſes Geſetz muß außer ihm liegen, und außer ihm iſt nur Gott, oder die Einheit.

Wie die Einheit denkt, muß der Menſch denken.

Wie die Einheit will, muß der Menſch wollen.

Wie die Einheit handelt, muß der Menſch handeln.

Darin liegt ſeine Beſtimmung — ſeine Glückſeligkeit — ſeine Zufriedenheit — ſein Vergnügen.

Trennt er ſeine Gedanken von Gott, der die reinſte Vernunft iſt, ſo fällt er in Irrhümer, ſein Antheil wird Böſes, die Folge Unglückſeligkeit. —

Trennt er ſeinen Willen von Gott, ſo ergreift er ſtatt dem Wahren das Falſche, und die Folge iſt Unzufriedenheit.

Trennt er ſeine Handlungen von Gott, ſo verſinkt er in Laſter, und Leiden und Schmerz iſt die Folge.

Wir ſind im Zuſtande der Trennung; das Vielfältige beherrſcht uns, und dieſes Vielfältige iſt das Reich des Thiers. — Darin liegen die Quellen des Böſen und Falſchen.

Zum Guten und Wahren zurückzukehren, die Wege zu zeigen, auf welchen man zum Guten und Wahren gelangen kann, iſt der Zweck der Weisheitsſchulen.

Weitere Erklärung über dieſe große Wahrheiten zu machen, ſteht mir nicht zu: ihr werdet ſie erfahren, wenn ihr ins Innere des Heiligthums eintretet; mein Auftrag iſt, euch die Feinde des Guten und Wahren kennen zu lehren.

Hier ſchwang der Ritter ſein flammendes Schwert wider den Drachen, Ich fodere, rief er, das Haupt deines Stolzes auf, und es zeige mir die Macht, die es über die Menſchen beſitzt. — Er ſchwang nochmal ſein Schwert, und der Drache hob das größte ſeiner Häupter empor und ziſchte. Aber der Ritter ſchwang zum drittenmale ſein Schwert, und der Felſen fing an zu krachen, die Erde bebte, Todtengerippe erhoben ſich aus den Klüften, und der Dämon des Stolzes erſchien in Menſchengeſtalt.

Ich beſchwöre dich, ſagte der Ritter, bei der Macht des Guten! beuge dich in Staub, und erzähle die Verheerungen, die du unter den Menſchen angerichtet haſt.

Ich bin der Geiſt des Stolzes, fing der Dämon an, der das in ſich zu finden glaubte, was er außer ſeinem Urprincip nie finden kann. Ich habe mich von der Urquelle des Lichts getrennt, und ſuchte Licht in mir ſelbſt, wo ich nichts als Finſterniß fand. Meine Trennung vom Licht verurſachte daher den Urſprung des Böſen, und ich ward zum Fürſten der Finſterniß. Jahrtauſende durch kämpfte ich immer dem Lichte entgegen, und unterlag; aber meine Wuth war nicht gedämpft; wenn ich nicht ſiegen kann, ſo will ich gänzlich unterliegen.

Neidiſch ſeh' ich das Mittelding an, das man Menſch nennt, und das zwiſchen dem Guten und Böſen hängt, zwiſchen Licht und Finſterniß. Die Gewalt meines Reiches im Reiche der Sinnlichkeit zu verbreiten, mir Anhänger zu verſchaffen, iſt mein Beſtreben — die Arbeit meiner Geiſter.

Meine Macht iſt zwar ſchwach über den Menſchen; Gewalt zu brauchen iſt mir nicht geſtattet; nur Verführung bleibt mir übrig, und hiezu bediene ich mich des Verſtandes des Menſchen und ſeines Herzens.

Ueberall Finſterniß zu verbreiten, wo Licht ſeyn ſoll, iſt meine Arbeit, und ich erreiche meinen Endzweck durch die Kraft meines Geiſtes, und dieſe Kraft iſt Stolz.

Ich ſuche die Menſchen frühzeitig von den Wahrheiten der Natur zu entfernen, ſie ans Vielfältige zu gewöhnen, damit ſie das Einfache nicht einſehen lernen, und der Schimmer des Aeußern taugt mir, ſie von dem Innern abzuleiten.

Uebertriebene Selbſtſchätzung, Eigendünkel, Rechthaberei ſind meine Gefährtinnen; mit ihnen beſuche ich die Akademien der Gelehrten, die Schulen der Theologen und die Studierſtuben der Schriftſteller. — Ich ſchmeichle ihrer Eigenliebe und heuchle ihrem Selbſtſtolze, und locke ſie ins weite Feld der Meynungen.

In dieſen Hüllen verbreite ich die Irrthümer; ich fodere ſie auf, jeden Kenner, jeden Freund der Wahrheit zu zertreten und für das Reich der Meynungen zu kämpfen.

Da gelang es mir, Menſchen gegen Menſchen aufzubringen, Irrthümer durch Irrthümer zu vermehren, und die Wege abzugraben, die zur Wahrheit führen konnten. — Mein Hauptgrundſatz iſt, alles ſoviel möglich zu vervielfältigen; denn dort, wo Einheit iſt, hört meine Macht auf.

Ich ſuchte daher zuerſt die Menſchen in ſo viel Nationen zu zertheilen, als es mir möglich war; überall weckte ich den Nationalſtolz auf, damit eine die andere haſſe und verfolge; überall ſuchte ich andere Sitten, andere Meynungen, andere Gebräuche, andere Kleidungen einzuführen und durch den Selbſtſtolz in Anſehn zu bringen, und mir gelang meine Abſicht. Jeder wollte beſſer ſeyn als der Andere, und alle verfolgten ſich. Jener vertheidigte ſeinen langen Rock, dieſer ſeinen kurzen; der ſeine Schürze, jener ſeinen Turban; der ſchlug ſeinen Bruder um eine ſpitzige, der andere um eine runde Mütze todt.

Da ich alle Nationen, die in der Hauptſache nur eine Geſellſchaft der Menſchen ausmachen ſollten, getrennt hatte, wagte ich mich an die Theile der Nationen; ich theilte ſie in Klaſſen, und vergiftete durch Stolz jedes Herz, damit ſich ein Stand beſſer als der andere däuchte, und die Unordnung nahm zu.

Durch Meynungen leitete ich die Menſchen von der reinen Vernunft und dem Wege der Wahrheit ab — durch Selbſtliebe von der Liebe zum Ganzen — durch Eigennutz von dem Intereſſe der Menſchheit. So zertheilte ich alles, was vereint war, und Habſucht, Neid, Menſchenhaß, Zorn, Unmäßigkeit, Trägheit befeſtigten mein Reich der Trennung. Groß iſt meine Macht, und wer darf es von euch Sterblichen wagen, mit mir zu kämpfen?

Da ſagte der erſte Ritter, ſchweig, Ungeheuer, und kehre in das Reich der Finſterniſſe zurück. Du weißt unſer Amt und die ewige Fehde, die zwiſchen dir und uns iſt. — Wir haben zu der Fahne der Einheit geſchworen, unſer Beruf iſt, den

Verſtand von der Vielheit der Meynungen zur Einheit der reinen Vernunft zurückzuführen und alſo die Irrthümer zu beſiegen — das Herz des Menſchen von der Selbſtliebe zur Liebe des Ganzen zu leiten, und alſo die Begierden zu unterjochen — das Privatintereſſe des Menſchen mit dem Intereſſe der ganzen Menſchheit zu vereinen.

Als der Ritter ſo ſprach, ſo verwandelte ſich der Dämon des Böſen in eine fürchterliche Geſtalt. Nimm es auf mit mir, wenn du kannſt, rief er mit einem Hohngelächter, und führe die Menſchen von der Vielheit der Meynungen zur reinen Vernunft. Haſt du es vergeſſen, wie ich die beſtraft habe, die es wagten, Irrthümer zu bekämpfen, oder Vorurtheile zu zerſtören. Sieh zurück in die vergangene Zeiten — blick in die Zukunft hin und zittere vor meiner Macht.

Da öffnete ſich der Vorhang der Vergangenheit und der Zukunft und Weiſe ſchmachteten in Feſſeln, und Sokrate ſtarben. Menſchen führten Menſchen zu den Altären, und opferten ſie auf. Gelehrte verſteinigten mit Büchern den Verſtand; Bonzenflüche erſchollen gegen die Wahrheit, und Scheiterhaufen loderten auf, und Väter mordeten Söhne und Söhne die Väter. — Heilige Raſerei ſtürzte fremde Götzen um und thürmte die ihrigen auf; man vertrieb die Tugend, heiligte das Laſter und erbaute den Irrthümern Tempel.

Die Bartholomäusnacht, die ſicilianiſche Veſper ſtunden in der Ferne im blutigen Gewande und der dreißigjährige Krieg mit Hunger und Elend in einer mörderiſchen Rüſtung.

Haſt du noch nicht genug Beweiſe meiner Macht, fuhr der Dämon fort, ſo ſieh ferner die Strafe derjenigen, die es wagten, Selbſtliebe mit der Liebe zur Menſchheit und Privatintereſſe mit dem Intereſſe des Ganzen zu vereinigen.

Der Dämon winkte, und ein fürchterliches Heer von Sultanen, Bonzen, Rittern, Kaufleuten, Richtern und noch viel andern ſammelte ſich und ſchrie: „Wer will uns unſere Rechte und Gewohnheiten umſtürzen?“ —

Nun ließ der Dämon die Macht der Selbſtliebe und des Privatintereſſe erſcheinen und man ſah die Menſchen nach

Hunderttauſenden ins Feld ziehen und bluten. Greiſe wurden gemordet, das Kind aus den Armen der Mutter geriſſen, Städte verwüſtet, Länder verheert, Mädchen geſchändet, Waiſen unterdrückt, Wittwen verſtoßen; Sclaven ſchmachteten in Feſſeln, Arme hungerten an den Thüren der Reichen, Nationen fochten um das Intereſſe eines Einzigen, Liſt und Betrug, Cabale und Intrigue ſteckten ihre Fahnen aus, und überall hob Privatintereſſe ſein Haupt empor und zertrat das Intereſſe des Ganzen.

Welch fürchterlicher Anblick! rief Koſti auf. O daß ewiges Dunkel mit ewigen Finſterniſſen dieſe Greuelthaten decke! — O wie tief iſt die Menſchheit geſunken! Wie weit hat ſie ſich entfernt von dem großen Berufe ihrer Beſtimmung!

Bei dieſem Aufrufe verſchwand das gräßliche Bild der Hölle mit ſeinen Vorſtellungen, und Gamma und Koſti fanden ſich an der Oeffnung des Felſens und die Ritter führten ſie hinaus auf ein freies Feld. Unter hohen Cypreſſen ſtund ein Altar, und die Sonne beſchien ihn von Aufgang, und unter dem Schatten der Bäume raſteten ſie aus von den überſtandenen Gefahren ihrer myſtiſchen Wanderung.

Drei Jünglinge mit Palmenzweigen brachten ihnen Früchte zur Erfriſchung, und die Ritter nahmen ihre Helme ab und genoſſen die Labung mit ihren Vertrauten im freundſchaftlichen Umgange. — Schön war der Ort, wo ſie ausruhten. Eine Allee von hohen Palmbäumen leitete das Aug des Wanderers bis an einen ſehr niedlichen Tempel; um und um waren Roſenſträuche gepflanzt; reine Waſſerquellen ſtrudelten in marmornen Kaskaden und bildeten einen bequemen Ort zur Reinigung.

Zieht hier eure Kleider aus, ſagte der ſchwarze Ritter, und waſcht eure Körper rein in dieſen Quellen. Ihr werdet eine köſtliche Salbe von Myrrhen am Rande der Kaskade finden, ſalbt eure Glieder damit und zieht dann die leinenen Kleider an, die an einem Roſenbuſche hangen, und wenn ihr dieß alles verrichtet habt, ſo wartet an dem Tempel, den ihr an dem Ende der Palmenallee ſehen werdet.

Koſti und Gamma thaten, wie ihnen der Ritter befohlen hatte, und nachdem ſie ſich gereinigt und geſalbt hatten, zogen ſie die weißen Kleider an und gingen dem Tempel zu. Hier erwartete ſie ein Prieſter; weiß war ſeine Kleidung, und eine Palmenkrone umgab ſeine Schläfe. Er ſetzte ſich an die Schwelle des Tempels zwiſchen Koſti und Gamma und fing ſo zu den Jünglingen an:

Die Vorſicht hat euch nun die Augen über das Elend der Menſchen geöffnet; ihr habt den Greuel der Verwüſtung eingeſehen, und man hat euch die Quellen menſchlicher Leiden gezeigt. Ihr wißt nun, wie viel Muth dazu gehört, weiſe zu ſeyn.

Ewiger Streit und Kampf erwarten den Freund der Menſchheit. Er hat mit Vorurtheilen und Irrthümern, mit Leidenſchaften und Laſtern zu kämpfen. — Es iſt daher nothwendig, daß man den Helden mit Waffen rüſte, der es wagt, dieſe große Fehde zu unternehmen.

Man foderte von euch die Ablegung eurer Kleider, Reinigung und Salbung. — Der innere Sinn dieſer Ceremonie gibt euch zu verſtehen, daß die Kleider das Sinnbild der Vorurtheile, Gewohnheiten und Meynungen ſind, die der Menſch ablegen muß. Es iſt aber noch nicht genug, dieſe Vorurtheile Gewohnheiten und Meynungen abzulegen; es iſt auch nothwendig, daß er ſich von allem Unreinen abwaſche, was ſeinem Geiſte von dieſen Vorurtheilen, Gewohnheiten oder Meynungen noch ankleben kann, alsdann erſt verdient er die Salbung, die ihn ſtärken wird. Das weiße Kleid iſt das Sinnbild der reinen Denkart und des reinen Willens.

Reine Denkart und reiner Wille ſind die Haupteigenſchaften eines Menſchen, der auf dem Kampfplatze dieſes Univerſums als ein Streiter auftreten will, um die reine Vernunft gegen Vorurtheile und das Herz gegen Irrthümer zu ſchützen, um die Menſchheit wieder in ihre urſprüngliche Würde einzuſetzen.

Seyd ihr wohl entſchloſſen, dieſes beſchwerliche Amt über euch zu nehmen?

Koſti und Gamma. Ja!

Wohlan! ſo ſollen euch die drei Ritter in den Tempel der reinen Kämpfer einführen.

Hier klopften die Ritter dreimal an die Thüre, und eine Stimme rief ihnen zu:

„Wer klopft? und was iſt ſein Begehren?“ Einer der Ritter antwortete:

„Ein Sterblicher, der die Größe der Menſchenwürde kennt, den die Erfahrung gelehrt hat, wie Vorurtheile den Verſtand, Irrthümer das Herz, und Laſter die menſchliche Thätigkeit unterjochen — ein Sterblicher, der entſchloſſen iſt, wider die Hauptfeinde der menſchlichen Glückſeligkeit zu kämpfen.

„Hat er eine Rüſtung?“

Der Ritter. Nein, er trägt das Kleid des reinen Verſtandes und des reinen Willens, und glaubt dadurch die Rüſtung zu verdienen.

„Wer gewährt uns für ſeine Aufrichtigkeit?“

Der Ritter. Drei Ritter bürgen dafür, die bereits gegen Meynungen, Vorurtheile und Irrthümer gekämpft haben.

„Gut! ſo ſoll er unſern Tempel betreten.“

Da öffnete ſich der Tempel der Kämpfer. Prachtvoll ſtunden in weißen Marmor gehauen alle großen Männer herum, die gegen Meynung, Irrthümer, Vorurtheile und Laſter in Kampf gezogen waren. In der Mitte ſtund ein Piedeſtal von Porphyr, und die Bilder, die ſich auf ſelbem befanden, ſtellten Verſtand und Tugend vor, wie ſie die Menſchheit umarmten. Nicht weit davon lag die Rüſtung für die Aufzunehmenden, man legte ihnen den Panzer an, ſetzte ihnen den Feuerhelm auf und gab ihnen das flammende Schwert. Als ſie in dieſer Rüſtung da ſtunden, trat ein Prieſter hinzu und mit einem Palmzweige gab er ihnen drei Streiche und ſprach: Vertheidigt die reine Vernunft gegen Vorurtheile und Meynungen — —

die Rechte der Menſchenliebe gegen die Uſurpatoren der Selbſtliebe — —

das allgemeine Intereſſe der Menſchheit gegen das Privatintereſſe des Menſchenfeindes.

Euer Verſtand, euer Herz, und eure Thätigkeit mache euch zu Rittern der Stärke.

Euer Helm ſey die Vernunft, — der Panzer euer reiner Wille — das flammende Schwert eure raſtloſe Thätigkeit.

Den Glanz eures Helmes mache die Klugheit — die Schönheit eures Panzers die Beſcheidenheit, und das flammende Schwert eurer Thätigkeit die Mäßigung.

Kämpfet nun wider die innern und äußern Feinde — zuerſt wider die Feinde eures Verſtandes und Herzens, und wenn ihr dieſe beſiegt habt, ſo zieht wider die äußern Feinde zu Felde.

Zuerſt muß Friede, Ruh und Ordnung in euch ſelbſt herrſchen, dann erſt werdet ihr Friede, Ruh und Ordnung unter den Menſchen ſtiften.

Zieht nun eure Rüſtung wieder aus, denn ihr habt das Aeußere nicht nöthig. Ihr ſeyd Ritter des Innern; — euer Helm iſt euer Verſtand; der flammende Buſch, der darauf lodert, iſt eure Klugheit. — Der Panzer iſt euer Herz — die Undurchdringlichkeit, die euch ſchützt, euer Wille — das flammende Schwert iſt eure Thätigkeit, und ſeine Schärfe eure Mäßigung.

Seht, alle äußere Ceremonien ſind Hieroglyphen innerer Wahrheiten, wie die Körper die Hüllen innerer wirkender Kräfte ſind. Der, deſſen Aug ſich blos an der Außenhülle aufhält und den Dingen die Larve ihrer Extenſion nicht abzuziehen weiß, wird auch nie ins Innere der Natur dringen.

Groß ſind die Wahrheiten unſerer Weisheitsſchulen, aber traurig iſt der Gedanke, wenn wir ins Buch der Zukunft blicken. Es werden Zeiten kommen, wo alle unſere Hieroglyphen nicht mehr werden verſtanden, oder ſinnlich ausgelegt werden. — Selbſt unſere Prieſter werden ihre große Würde vergeſſen, den innern Wahrheiten treulos werden und die Mittel, die die Menſchen zur Wahrheit führen ſollten, zum Betrug und Bethörung anwenden.

Verſchwinden werden dann alle dieſe äußere Gebäude, ſo wie die Schönheit eines Lebenden verſchwindet, wenn die Seele die Hülle verläßt, die ſie beleben ſollte.

Das Bild der Wahrheit wird in Stücke zertheilt werden, und jeder wird glauben, die Wahrheit ganz zu beſitzen, da er doch nur ein Bruchſtück von ihr beſitzt, und wird die andern verfolgen. — Aeußere Herrſchſucht wird ſich ins heilige Dunkel der myſtiſchen Ruinen verſtecken und man wird einen Sinn für die übergebliebenen Hieroglyphen ſuchen, die die Fleiſchmenſchen unfähig ſind, zu begreifen. Aber alles das ſehen wir voraus, weil es der Gang der Dinge iſt.

Unzerſtörbar iſt das innere Heiligthum der Wahrheit und es wird eine Zeit kommen, in der ſie ihren Tempel in dem Herzen reinerer Menſchen aufbauen wird, und unzugänglich wird ihr Heiligthum jedem Profanen ſeyn.

Als der Prieſter dieſe Rede ſchloß, kamen mehr als fünfzig Jünglinge in weißen Kleidern mit Palmzweigen und ſangen dieſen Hymnus:

Eine Urkraft gibt es nur;
Ihr gebührt die Huldigung.
Um uns her iſt die Natur
Dieſer Urkraft Aeußerung.

Kein Verſtand kann ſie ergründen;
Nur wird ihre Weſenheit,
Wo wir ihre Lieb' empfinden,
Uns erkennbar in der Zeit.

Sie allein kann uns beglücken;
Dieſes Glück iſt Einigung.
Sie iſt Wonne, Heil, Entzücken —
Unſers Geiſtes Sättigung.

Sich mit dieſer Kraft vereinen
Iſt des Weiſen ſein Bemüh'n.
Das Beſtreben aller Reinen
Geht zu dieſer Urkraft hin.

Von ihr ſtrömt aus einer Quelle
Alles, was gut, wahr und ſchön —
Glück des Geiſtes, Glück der Seele
Kann allein durch ſie beſtehn.

Sie vereint zu einem Ziele
Alle Menſchen, die ſie ſchuf.
Menſchenglück, das iſt ihr Wille —
Sterbliche! hört ihren Ruf! —

Unter der Begleitung des jungfräulichen Chors dieſer Jünglinge wurden Koſti und Gamma in den großen Tempel der innern Geheimniſſe geführt.

Die elfenbeinernen Thore des Tempels öffneten ſich, und der oberſte Prieſter ſtieg von einem goldnen Throne herunter, der reich mit Edelſteinen beſetzt war. — Güte und Sanftmuth lächelte auf ſeinen Lippen; er hielt eine Schaale von Kryſtall in der Hand, mit reinem Waſſer aus der Quelle der Weisheit gefüllt, und reichte ſie den Aufzunehmenden dar. Sie tranken, und er wendete ſeine Augen zum Himmel und rief auf:

O daß dieſer Trank ein Trank der Vergeſſenheit für euch ſeyn möchte, damit ihr alle falſche Grundſätze von Meynungen, Vorurtheilen und Irrthümern der ſinnlichen Menſchen vergeſſet!

Kraft der Weisheit! gib deinen Geiſt dieſen deinen Dienern, die nach ausgeſtandenem Kampfe die Gefahren überwunden haben, die auf dem Wege zur Weisheit die Sterblichen abhalten, die du zu dem großen Ziele ihrer Beſtimmung rufeſt! — Stärke ihren Geiſt, daß ſie ihrem Entſchluſſe treu bleiben, und gelehrſam deinem Geſetze folgen.

Nach dieſer Rede gab er ihnen ſeinen Segen, und übergab ſie einem Prieſter zum Unterrichte. Sie blieben bei dieſem vierzig Tage im prieſterlichen Hauſe, und er erklärte ihnen die drei Wege zur Weisheit:

den Weg der Reinigung,
den Weg der Betrachtung,
und den Weg der Vereinigung.

Er erklärte ihnen den innern Sinn der Enthaltung, oder des Faſtens;

den innern Sinn der Kaſteiung, oder der Unterwerfung des Willens dem Geſetze der Ordnung; und

den innern Sinn des Gebets, oder der Betrachtung der göttlichen Weisheit.

Er führte ſie manchmal in einſame Spaziergänge, erklärte ihnen die Allmacht der Gottheit in der Natur, und nachdem er ihr Herz immer mehr zu höheren Wahrheiten empfänglich gemacht hatte, hielt er am letzten Tage ſeines Unterrichts folgende Rede an ſie:

Weisheit, Tugend und Menſchlichkeit ſollen alle unſere Handlungen beleben. Dieß kann aber nicht geſchehen, wenn wir nicht unſern Verſtand, unſern Willen und unſere Handlungen der ewigen Ordnung der Einheit unterwerfen und mit dem Urprincip des Guten nur einen Willen haben. — Der Menſch wird ohne Ideen geboren; er erhält ſie alle außer ſich durch die Sinne; nur Schwäche und Fühlbarkeit bringt er mit auf die Erde, als den Antheil ſeines Weſens — Hang nach Vergnügen, Abſcheu vor Schmerz — Bedürfniſſe leiten ihn. — Er ſucht Glück und Licht durch ſeine Vernunft, Zufriedenheit für ſein Herz, und Vergnügen für die Sinne.

Er lebt aber im Thale des Guten und Böſen; Meynungen, Irrthümer und Vorurtheile umgeben ihn, und entfernen ihn von dem Guten, Wahren und Schönen, und er ſucht Scheingutes, Scheinwahres und den Anſchein vom Schönen, und findet Unglück, Unzufriedenheit und Mißvergnügen. Er gleicht einem rohen Steine, der die Form annimmt, die ihm der Meißel des Arbeiters gibt. So wird der Menſch auch das, was Ehrgeiz, Gefühle und Beiſpiele aus ihm machen — mehr oder weniger Irrthümer bilden ein mehr oder weniger gutes Weſen aus ihm. So iſt das gemeine Leben des Menſchen.

Ganz verſchieden von dem iſt das Leben der Weiſen. Wir ſehen es für das Ende des thieriſchen Lebens an; an die Stelle der Meynungen ſucht der Weiſe reine Vernunft zu ſetzen — an die Stelle der Irrthümer den reinen Willen. Vernunft ſchützt ihn gegen Vorurtheile — Wahrheit gegen Irrthümer.

Wer ſich der Weisheit weihen will, muß daher anfangen, Rechenſchaft von ſich ſelbſt, von allen ſeinen Begierden und Handlungen zu fodern. Sein Bemühen muß dahin gehen, die ewige Ordnung der Dinge immer mehr zu erkennen und dieſer ewigen Ordnung gemäß zu handeln. Sich verbeſſern, die Thoren bedauern, die Unwiſſenden unterrichten, ſey ſeine erſte Arbeit. Er fliehe die Boshaften, ſchütze die Unglücklichen und verbanne den Stolz, das Intereſſe und den Neid aus ſeinem Herzen.

Welchen Rang er immer unter den Menſchen behaupten mag, ſo ſoll dieſes Aeußere des Ranges ihn nie verblenden — der Menſchheit nützlich zu ſeyn, ſey der Zweck aller ſeiner Handlungen.

Das Buch ſeiner Pflichten ſey die Natur; darin lerne er leſen, denn alles in der Natur iſt Buchſtabe und Wort einer göttlichen Vernunft. — Er verehre, was er nicht begreifen kann, und entweihe das nie, was er begriff. —

Nach dieſer Anrede verließ ſie der Prieſter und eröffnete ihnen, daß der folgende Tag beſtimmt ſey, ſie weiter ins Innere zu führen.

Ungeduldig erwarteten Koſti und Gamma den andern Morgen. Kaum flohen die Schatten der Nacht vor der kommenden Morgenröthe, als der Prieſter ſchon in köſtlicher Kleidung da ſtund und die Jünglinge zur Vollendung der Einweihung abholte.

Sie wurden durch einen unterirdiſchen Gang in den innern Tempel der Geheimniſſe geführt. Tauſend Lampen von Kryſtall erleuchteten ihn, und in den Gläſern von verſchiedenen Farben widerſtrahlte der Glanz von neuen Lichtern und der Schimmer war über alle Beſchreibung. Mitten im Tempel glänzte in einem prächtigen Edelſteine das Sinnbild der Gottheit und der Natur. Wohlriechende Rauchwerke ſtiegen auf und bildeten ringsumher eine Art von Wolkenſäule. Die ſchönſte Harmonie muſikaliſcher Inſtrumente entzückte das Ohr, und bezaubernde Stimmen ſangen in einiger Entfernung Lieder voll göttlicher Melodien.

Am Eingange ſtund ein großes Waſſerbecken von weißem Marmor. Da mußten die Jünglinge nochmal ihre Kleider ablegen und ſich waſchen. Unterdeſſen ſangen die Prieſter:

Könnte euch dieß Sinnbild zeigen,
Daß von allen Flecken rein
Geiſter, die zur Einheit ſteigen,
Wie die Sonne ſollen ſeyn.

Man gab dann den Aufzunehmenden wieder reine Kleider. Sie waren weiß geſtreift, blau mit Purpur, Scharlach und Gold beſetzt, um die Unſchuld und Einfalt der Denkart, die Aufrichtigkeit des Herzens und die Standhaftigkeit anzuzeigen.

Hierauf führte man ſie in die Mitte des Tempels und zeigte ihnen die herrlichſten Statuen der Götter — die Sinnbilder der Natur und die Hieroglyphen der Myſterien. Während dem aber, als ſie alle dieſe Pracht bewunderten, erſcholl eine Stimme:

Sterbliche! erinnert euch, daß alles Aeußere Sinnbild des Innern iſt — alles Aeußere iſt vergänglich und den Geſetzen der Zeit unterworfen. — Das innere Heiligthum der Weisheit iſt das Herz des Menſchen — von der Gottheit beſeelt — — dieſes iſt der Tempel, worin die Einheit thront.

Kaum erſcholl dieſe Stimme, ſo erloſchen die Lampen, der Glanz des Tempels verſchwand allmählig, die Statuen ſtürzten zu Boden, die Hieroglyphen wurden vom Feuer verzehrt, die Erde bebte, die Hallen des Tempels ſtürzten ein und ſchienen unter ihren Trümmern die Prieſter und Eingeweihte zu begraben. — Aber unvermuthet ſtunden ſie in einem anmuthvollen Garten, der einem Elyſium glich. Die Sonne ſtund ſenkrecht am Mittag, alle Prieſter waren gleich gekleidet, wie die beiden Aufgenommenen.

Hier ſind alle Menſchen gleich, ſprach der oberſte der Prieſter, denn wir ſind im Innern des Heiligthums. Hier iſt Gott, die Natur und der Menſch: —

Gott, das Geſetz, das uns regiert,
die Natur, das Mittel,
der Menſch, der Zweck.

Die Zeit der Illuſionen iſt verſchwunden; hier kann kein Betrug herrſchen, ſondern nur Wahrheit.

Liebe, Wahrheit und Weisheit machen hier des Königs Krone.

Geſetz, Mittel und Zweck ſeinen Scepter.

Die prieſterliche Kleidung macht hier die Tugend — der Altar iſt der Wille — das Brandopfer die Beſiegung der Leidenſchaften — der Weihrauch ſind unſere Handlungen.

Der Name der Gottheit, der im Innern unſers Verſtandes und Herzens geſchrieben ſteht, iſt das lebendige Kennzeichen unſerer Würde.

Sterbliche! ihr, welche die Gottheit mit einem günſtigen Blicke in das Innere dieſes Heiligthums führte, unterwerft euch ihrer Leitung, erfüllt eure Beſtimmung, und gewährt ein aufmerkſames Ohr demjenigen, was ſie euch durch meinen Mund eröffnet.

Dieſe Gottheit fodert von euch, daß
ihr ſie als Einheit erkennen,
als Urquelle alles Wahren ehren, und
als Urquelle alles Guten über alles lieben ſollt.

Rein und einfach ſey eure Verehrung, denn da Gott Geiſt und Wahrheit iſt, kann er auch nur in Geiſt und Wahrheit geehrt werden.

Seyd gerecht und gutthätig gegen alle Menſchen, wie der Vater aller Menſchen gegen alle gerecht und gutthätig iſt.

Gleiche Organe, gleiche Gefühle, gleiche Bedürfniſſe haben alle Menſchen untereinander gemein.

Gleiche Schätzung, gleiche Liebe, gleiches Intereſſe muß daher nothwendig unter ihnen auch gemein ſeyn.

Gleiche Menſchenachtung muß euern Verſtand leiten als Geſetz:

gleiche Liebe euer Herz als Mittel;

gleiches Intereſſe eure Handlungen als Zweck: denn wir haben nur einen Vater, der uns alle zu der nämlichen Beſtimmung, durch die nämlichen Geſetze, ruft.

Seyd einfältig wie die Natur und aufrichtig wie ſie. Wie euer Herz denkt, ſo ſucht zu wollen und zu handeln.

Sucht nichts in euch, ſondern alles in Gott und in der Natur, denn nur da iſt Wahrheit. Wenn euch dieſe Kraft nicht beſeelt, ſo ſeyd ihr todte Organe.

Seyd nicht undankbar gegen euers Gleichen, auch ſelbſt nicht gegen Thiere, die euch nützlich ſind, denn alles in der Natur hat einen Zweck ſeiner Exiſtenz, den der Menſch nicht ſtören ſoll.

Trachtet ein lebendiges Organ der Gottheit zu werden, durch das er ſeine Liebe, Wahrheit, Weisheit, Güte, Gerechtigkeit und Ordnung ausſpricht, und ihr werdet euch glücklich preiſen, und euer Geiſt, befreit von Blendwerken und Irrthümern, wird den großen Zweck ſeiner Beſtimmung kennen lernen.

Nach dieſer Rede umarmte er die Eingeweihten, und die Prieſter feierten ihnen ein Feſt der Freude, das ſie das Feſt der Neugeburt nannten. Koſti und Gamma verblieben noch fünf Jahre in Memphis, und ſie wurden in den Geheimniſſen der Natur und in verſchiedenen Wiſſenſchaften unterrichtet. Keine Schwärmereien, keine Illuſionen waren der Gewinn ihrer Arbeiten. Authentiſche Wahrheiten der reinſten Vernunft waren der Unterricht, den ſie empfingen. Sie erlernten von den Prieſtern die höchſten Geheimniſſe von Gott, dem Geiſte des Menſchen und der Natur, und erfuhren, daß alle dieſe Statuen von Göttern und Halbgöttern, die mit der Zeit von dem unwiſſenden Pöbel vergöttert worden ſind, nur Bilder höherer Kräfte oder tugendhafter Männer waren, deren Andenken man noch feierte, um ihre Handlungen nachzuahmen.

Sie erfuhren, wie die Prieſter über die Blindheit und Herabwürdigung der Menſchen ſeufzten, die die reine Idee der Gottheit verloren haben, das Einfache vervielfältigten und alles im Materiellen ſuchten. Noch iſt ein großer Theil der Menſchheit unfähig, ſagten ſie, das Einfache der Gottheit zu begreifen; es iſt nothwendig, daß man ihnen, damit die Idee einer höhern Kraft nicht ganz erlöſche, ſinnliche Bilder darſtelle, die ihrer Gebrechlichkeit und ſchwachen Vernunft angemeſſen ſind. Wir wiſſen wohl, daß der Weiſe keinen andern Richter als ſein Herz nöthig hat; ſeine Vernunft beſſert die Schwachheiten ſeiner Menſchlichkeit; wie kann man aber den rohen Haufen im Zaume halten — wie die Tyrannen, die die Macht in Händen haben, wenn die Idee einer rächenden Gottheit in ihnen erlöſchen würde? — Nach und nach müſſen die Menſchen immer vom Vielfältigen zum Einfachen wieder zurück und vom Aeußern zum Innern geleitet werden. Dieſes iſt die Beſchäftigung der Regierenden und der Prieſter.

Wir wiſſen zwar auch, daß im Buche des Schickſals geſchrieben ſteht, daß dieſe ihre große Beſtimmung vergeſſen, daß ſie, durch zeitliche Macht und Anſehn verführt, anſtatt die Menſchen zur Ordnung zu leiten, ſelbſt die Urheber der Unordnung ſeyn werden. — — Allein auch die Strafe für ihre Verirrung ſteht im Buche des Schickſals geſchrieben. Kein Staat wird ſich länger erhalten, als ſich ſeine Tugend erhält. Alles, was den ewigen Geſetzen der Dauer untreu wird, wird zerfallen und in ſein Nichts zurückkehren. Aber demungeachtet werden immer ſtille Anhänger der Weisheit ſeyn; treu den ewigen Verhältniſſen werden ſie nie die Grundplane vergeſſen, worauf die menſchliche Glückſeligkeit gebaut werden ſoll. Ohne Rückſicht auf Dank werden ſie unermüdet für Menſchenwohl und Glückſeligkeit arbeiten und den Lohn in dem Bewußtſeyn der Tugend ſuchen.

Lerne, ſo ſagten ſie zu Koſti, lerne du, der du beſtimmt biſt, Völker zu regieren, die Grundurſachen des Verfalls der Staaten einſehen, und leite du die Menſchen, die dir die Gottheit anvertrauet hat, nach reinern Grundſätzen.

Hier laſen ihnen die Prieſter aus dem Buche der Zukunft ein großes Verzeichniß der mächtigſten Staaten vor, wie ſie verfielen, dann ſchlugen ſie ihnen das Geſetz der Vernunft auf, und in demſelben war folgendes geſchrieben:

Die meiſten Regierungsarten werden von den ewigen Verhältniſſen der Dinge oder den Geſetzen der Ordnung abweichen und ſich daher früher oder ſpäter dem Verderben — nähern.

Es gibt in der Natur nur einen Punkt der menſchlichen Glückſeligkeit und der Dauer der Staaten. Glückſeligkeit und Dauer der Staaten beſtehen in Erfüllung der Geſetze der Ordnung, in der allgemeinen Harmonie, die theils die Unwiſſenheit, theils der Irrthum der Menſchen zerrüttet.

Dieſe Harmonie herzuſtellen, war ſeit Jahrhunderten das Bemühen wahrer Philoſophen — der Grund wahrer Sittlichkeit und Menſchenbildung — das große Werk der Religion.

Kein Staat kann beſtehen ohne Tugend; keine Menſchenverbindung ohne Sittlichkeit. Wie dieſe zunimmt, nimmt der Staat zu; wie dieſe abnimmt, nimmt auch der Staat ab, weil Tugend und Sittlichkeit zur Ordnung, und ihr Entgegengeſetztes zur Unordnung und Zerſtörung führt.

In der Weſenheit des Menſchen, in dem Berufe ſeines Daſeyns liegen die erſten Geſetze der Regierungen. Verbindung des Menſchen mit Gott und Verbindung des Menſchen mit dem Menſchen machen das doppelte Band und die harmoniſche Kette des Ganzen aus. Was ſich von dieſer Kette trennt, geht auf Abwege, entfernt ſich von dem Uranfange der Dauer, der Glückſeligkeit und nähert ſich dem Verderben. — Daher verbindet die Sittlichkeit intellektuelle Weſen; daher die Nothwendigkeit der Religion, die die Seele der Staatsverfaſſungen ausmachen muß, denn dieſe müſſen verhältnißmäßig für die zeitliche Glückſeligkeit der Menſchen ſorgen, wie die Religion für ewiges Wohl ſorgt, damit alles harmoniſch nach dem Zwecke der ewigen Gottheit arbeite.

Aber ein großer Theil der Regierungen wird ſowohl im Geiſtlichen als Weltlichen dieſe Punkte verlaſſen, worauf ſich alles konzentriren ſoll, und daher nach entgegengeſetzten Zwecken arbeiten. Sie werden einen falſchen Egoismus, der ſowohl der Menſchenverbindung untereinander, als der Moralität des Menſchen entgegen iſt, an die Stelle der allgemeinen Menſchenliebe ſetzen und ſich daher von der Kette der Ordnung trennen und dem Verderben nähern.

In dem Augenblicke, in dem ſich die weltlichen Verfaſſungen von den Zwecken entfernen werden, die die Gottheit und die Geſetze der Ordnung ihnen vorſchrieben, werden deſpotiſche Vorgriffe, Unordnungen in den Regierungsformen und Verwirrungen entſtehen. Wenn die geiſtlichen Verfaſſungen ſich von den Geſetzen der Ordnung trennen, ſo wird die Religion ihr Anſehn, ihren wohlthätigen Einfluß verlieren; es wird hieraus Intoleranz, Verfolgungsſucht und Aberglaube entſtehen. Die Menſchenliebe wird verſchwinden, die Tugend ſinken und das Laſter die Oberhand gewinnen. Privatintereſſe wird das allgemeine überwiegen und die Regierungsformen in Verwirrung bringen. Statt Wahrheit werden Meynungen, ſtatt Geſetzen Eigenſinn herrſchen. Man wird endlich die traurigen Folgen der Verwirrung fühlen, man wird verbeſſern wollen und täglich verbeſſern wollen, aber die Verbeſſerungen werden ohne Erfolg ſeyn, weil das Innere der Menſchen verdorben iſt, und man wird die Sache ſelten im Grunde angreifen, worin das Verderben liegt.

Falſche Politik wird fürchterliche Syſteme erdichten. Viele Große werden die Religion ganz wegwerfen und glauben, die Menſchen durch Gewalt und Furcht zu regieren. Andere werden ſie nur gebrauchen, um dem Pöbel damit einen Zaum anzulegen, und daher Unwiſſenheit und Aberglauben befördern. Es wird Regenten geben, die ihr Wohl von dem Wohle der Unterthanen trennen; die Untergeordneten werden an dem Verderben Theil nehmen und der Egoismus wird ſich allgemein verbreiten. Jeder wird für ſein Privatintereſſe arbeiten; Parteigeiſt und Cabalen werden aufſtehen und Wahrheit und Menſchenrechte unterdrückt werden.

Die große Abſicht der Religion wird verloren gehen, ihr ſanfter Geiſt wird unterdrückt werden und unter Schuldisputen und Zänkereien verſchwinden. Die Prieſterſchaft wird ſich in politiſche Verhältniſſe einmiſchen und nach denſelben die Religion umbilden, um manchmal eigennützige Abſichten durchzuſetzen. Statt Menſchenbildung, Menſchenſeligkeit zu verbreiten, wird man alles auf Privatintereſſe beſchränken und daher durch üble Beiſpiele dem Volke ſchaden, das in Aberglauben verſank. So wird ſich die Wahrheit im Ceremoniel verlieren und das Heiligthum des Innern verſchwinden.

Es iſt unmöglich, das Gefühl der Wahrheit im Menſchen zu unterdrücken. Die Menſchen werden den Druck der Unordnung fühlen, und das Gefühl, das ſo mächtig im Menſchen liegt, ſich von Irrthümern loszureißen, der Hang nach Glückſeligkeit wird unaufhaltſam in den Gemüthern arbeiten. Die Wiſſenſchaften werden manche Wahrheiten enthüllen, die aber von vielen, deren Herz noch nicht gebildet iſt, übel verſtanden werden, und ſo wird ein großer Theil unvorbereiteter Menſchen anfangen, Wahrheiten einzuſehen, die ſie aus Mangel innerlicher Bildung nicht vertragen können.

Die Wiſſenſchaften werden große und allgemeine Vorſchritte machen, die Regierungen werden aber nicht beobachten, daß mit den Vorſchritten der menſchlichen Kenntniſſe auch die Bildung des Herzens, die das Weſentlichſte iſt, vorrücken müſſe, damit der Same der Erkenntniß auf keinen unbebauten Grund falle, und ſtatt erwünſchter Frucht ſchädliches Unkraut hervorbringe. Die Erziehung wird allgemein vernachläſſigt werden; für die Volksbildung wird keine Harmonie ſeyn. Die Handlungen der Staaten, das Beiſpiel der Großen und Mächtigen und der Diener der Gottheit ſelbſt werden den Grundſätzen, die man lehren wollte, auf die auffallendſte Art widerſprechen und ſo wird hieraus Irrthum, Abneigung gegen die Lehrer und Unglaube entſpringen.

Der Hang nach Freiheit, nach Glückſeligkeit wird in ungebildeten Herzen aufkeimen und die Menſchen werden daher nothwendig auf Irrwege gerathen, und darin liegt der Grund einer übelverſtandenen Aufklärung. Viele Groſſe, Mächtige und Prieſter werden ſelbſt dem Egoismus den Eingang in die Herzen anderer Menſchen erleichtern; ſie werden Wahrheiten verfolgen, die ihrem Eigennutze im Wege ſtehen und dadurch die Menſchen in noch größere Irrthümer leiten.

Die Art, an Höfen zu leben, wo oft der Redlichſte keinen Zutritt finden, der Gerechteſte unterdrückt werden und der Rechtſchaffenſte ſich nicht vor Cabalen wird ſchützen können — das innere Verderben der Regierung, wo weder Redlichkeit, noch Tugend mehr ſeyn wird, wird die Menſchen aneinander ketten, um Gegencabalen, Gegenparteien zu machen, und ſo werden alle jene geheime Sekten und Faktionen aus den verdorbenen Regierungsverfaſſungen ſelbſt erzeugt werden, die die Menſchen in die ſchrecklichſten Irrthümer führten, und aus Mißverſtand und wärmern Gefühle des Drucks der Unordnung in ſchädliche Schwärmereien ausarten.

Verſtand ohne Herzensbildung iſt ein Strom ohne Leitung, der nothwendig alles überſchwemmt und verwüſtet. Reichwendig wird alſo Unordnung und Empörung die Folge des falſchen Denkens ſeyn. Es iſt ganz natürlich, daß der Verſtand, wenn das Herz voll Leidenſchaften iſt, auf Irrwege geräth und die verderblichſten Mittel zu ſeinem Zwecke wählt.

Wo Leidenſchaften herrſchen, wird die ſanfte Sprache der Philoſophie, die göttliche Stimme der Offenbarung nicht mehr gehört; gleich einem eingeſchloſſenen Feuer durchbricht die Leidenſchaft alles, und um ſo fürchterlicher wird ihr Ausbruch, je größer der Druck iſt.

Der kleinſte Theil der Menſchen wird für wahre Aufklärung und wahre Religion empfänglich ſeyn; der große Hauſe aber wird ſich in zwei fürchterliche Kräfte abtheilen — in die des Unglaubens und in die des Aberglaubens. Beide werden herrſchen wollen, beide werden von dem fürchterlichſten Egoismus beſeelt ſeyn. Der Unglaube wird alles übereinander werfen, Thronen zuſammenſtürzen und Altäre vertilgen wollen und ſich hiezu der niedrigſten Mittel bedienen; durch Irrthümer des Verſtandes wird er ſich der Herzen der Völker bemächtigen.

Den Aberglauben werden jene vertheidigen, die die anwachſende fürchterliche Macht des Unglaubens zwar einſehen werden; allein ebenfalls durch Egoismus und Privatintereſſe verleitet, werden ſie ſelbſt Feinde der Wahrheit und der Religion ſeyn, deren Abſicht nichts anders iſt, als die Völker in Dummheit zu erhalten, um ihre Abſichten deſto ſicherer zu erreichen. Dieſe werden mit entgegengeſetzten Kräften der wahren Ordnung der Dinge entgegenarbeiten und Tugend und Menſchenglückſeligkeit von den Staaten entfernen, und durch einen unbeſcheidnen Druck das Feuer des Unglaubens nähren.

Zwiſchen dieſen zwei Kräften wird der wahre Freund der Religion und der ächten Aufklärung ſtehen. Angegriffen von beiden Ungeheuern .— vom Aberglauben und Unglauben — werden ſeine Arbeiten faſt ganz vergeblich ſeyn. Dieſe zwei Kräfte werden ſich ſchrecklich gegeneinander abreiben und der Hauptgrund der einſtmaligen traurigen Lage künftiger Jahrhunderte ſeyn. Beide werden eine große Zahl von Anhängern haben, beide werden durch ſtürmiſche Leidenſchaften geleitet werden, beide werden herrſchen wollen und beide ſich niedriger und unerlaubter Mittel zu ihrem Endzwecke bedienen. Unter dieſen beiden Kräften wird die kleine Zahl der Vernünftigen ſtehen — der Verehrer wahrer Religion und wahrer Philoſophie. Ihre Engelſprache wird aber unter dem Allahgeſchrei dieſer ſtürmiſchen Menſchen nicht gehört, und jede Blume, die ſie pflanzten, die zum Wohl der Menſchheit aufkeimen ſoll, wird von dieſen Würgern wieder zu Boden getreten werden.

Der Ungläubige wird alles Aberglaube nennen, was nicht Unglaube iſt; und der Abergläubige alles Unglauben heißen, was nicht Aberglaube iſt. Wehe dem, der in dieſen trüben Zeiten für die Rechte der Wahrheit und die Geſetze der ewigen Ordnung ſprechen wird! — Bedauernswürdig wird der Zuſtand der Regierenden ſeyn. Dieſe zwei Parteien werden alle Redliche und Gutgeſinnte von den Thronen zu entfernen ſuchen, um die Alleinherrſchaft an ſich zu reißen.

Richtig iſt es, daß ſich dieſe zwei Kräfte aufreiben werden; wie lange aber die Stürme dauern, welche traurige Folgen ſie hervorbringen werden — dieſes weiß nur der, der die Schickſale der Menſchen lenkt. Die Leidenſchaften, die Unordnungen, die Mißbräuche ſind in der moraliſchen Welt, was in der phyſiſchen die Stürme ſind. Die Pſychologie erklärt, wie ſie in der Natur der Seele gegründet; Geſchichte und Erfahrung belehren die Menſchheit, wie ſie oft zur Erreichung vieler guter Abſichten nützlich ſind; Philoſophie und Religion überzeugen den Menſchen, daß aus Verwirrung in den Theilen endlich Ordnung und Harmonie im Ganzen entſtehen könne; aber ein trauriges Loos derjenigen, die in das Zeitalter fallen, in welchem dieſe Kräfte ſich abreiben. Das Böſe zerfällt gewiß, denn es beſteht in dem Mangel der Realität und Ordnung, und iſt von einer ſolchen Natur, vermöge welcher es ſich ſelbſt vernichtet. —

Roſti wollte noch weiter leſen, aber ein unſichtbarer Genius ſchloß das Buch der Vernunft. Willſt du glücklich regieren, fing er an, ſo höre die Gleichniſſe, die ich dir ſage, erwäge die Wahrheiten, die darin liegen, und werde durch fremde Fehler klug.

Es war einmal ein Hausvater, ſo fing der Genius an, der viele und weite Länder beſaß. Er vertheilte verſchiedene Erdſtriche und ließ ſie von Pächtern verwalten. Dieſen machte er aber den Auftrag, die vertheilten Erdſtriche nach dem nämlichen Plane zu verwalten, den der Hausvater zur Verwaltung ſeines ganzen Reiches entworfen hatte. Die Glückſeligkeit und das Wohl aller Unterthanen war der Zweck dieſes Plans. Zu dem Ende gab er den Pächtern alle Gewalt und heiligte ſie mit der Autorität, ſeine Perſon im Kleinen vorzuſtellen.

Die Pächter berathſchlagten ſich, wie ſie die ihnen anvertrauten Länder am beſten verwalten könnten, und fanden hiezu ſchicklich, ihre Regierung in die innere und äußere abzutheilen. Die innere Verwaltung ſollte der Maßſtab der äußern ſeyn, und im Innern ſollte der große Regierungsplan des Hausvaters aufbehalten werden.

Einer der wichtigſten Punkte war, daß alle öde Gründe angebaut und mit gutem Samengetraide, welches der Hausvater jedem Pächter zuſendete, beſäet werden ſollten.

Die Pächter ſtellten verſchiedene Knechte an; ſahen aber bald nicht mehr nach, und fingen an, anſtatt ſich mit der Wirthſchaft zu beſchäftigen, in Wollüſten zu praſſen; anſtatt die Felder anzubauen, verzehrten einige das Samengetraide; wieder andere ſtreuten es auf den ungepflügten Acker. Da kamen die Raubvögel und fraßen den guten Samen auf, und die Gegend wurde mit Diſteln und Dörnern überwachſen.

Das Samengetraide, das der Hausvater ſchickte, theilten die faulen und liederlichen Knechte unter ſich, und die Redlichen mußten ſich von Wurzeln und Kräutern nähren, die ſie unter dem Unkraut auf den Aeckern fanden.

So handelten die Pächter des Aeußern; jene, die den innern Weisheitsplan des Hausvaters in Händen hatten, ließen ſich von den äußern verführen und wollten Macht und Anſehen mit ihnen theilen. Anſtatt ſie zur Ordnung anzuweiſen, trugen ſie ſelbſt alles zur Unordnung bei; behaupteten, es ſtehe in ihrer Macht, den Plan des Hausvaters abzuändern oder davon zu diſpenſiren, und machten ſo die Verwirrung noch gröſſer.

Durch dieſes üble Beiſpiel kam die Unordnung der faulen Knechte ſo weit, daß ſie behaupteten, es gäbe gar keinen Hausvater, ſie dürften thun, was ſie wollten.

Sie gehorchten daher auch den Pächtern nicht mehr; die faulen Knechte vermehrten ſich täglich wie das Unkraut und die Dörner, die die Felder deckten.

Jede Blume, die ein Arbeitſamer pflanzte, wurde unter dem Unkraut erſtickt, und jedes umgeackerte Feld von den wilden Thieren verdorben, die unter Unkraut und Dörnern eine ſichere Wohnſtätte fanden.

Da nun die ſchönen Gründe nicht bebaut wurden, die Bedürfniſſe ſich unter den Pächtern ſtets vermehrten, ſo ſuchte einer den andern zu hintergehen und zu betrügen, und machten aus dieſem Laſter eine Wiſſenſchaft.

Die Pächter geriethen untereinander in Uneinigkeit; einer ſuchte den andern zu bevortheilen, und eben ſo machten es auch die Knechte. Es kam öfter zum Streit und einer ſchlug den andern todt.

Einige gute und redliche Menſchen ſagten es den übrigen vor, daß dieſe Art von Verwaltung unmöglich in die Länge dauern könne; denn wenn die Zeit der Pacht verſtrichen wäre, möchte wohl der Hausvater ſchwere Rechenſchaft fordern. Aber man ſpottete der Redlichen und verachtete ſie als Thoren.

Die Redlichen wendeten ſich nun an die, denen der Plan des Hausvaters anvertraut war; allein dieſe hielten es mit der Unordnung der andern und verſchrieen diejenigen, die ſich auf den wahren Plan des Hausvaters berieſen, als Lügner und Aufrührer und verfolgten ſie bis in Tod.

Da geſchah es nun, daß in einer angränzenden Pachtgegend, die Knechte, unter welchen weder Zucht noch Ordnung mehr war, aufrühriſch wurden. Wir wollen alles untereinander theilen, ſagten ſie, unſern Pächter erſchlagen und ſeine Anhänger umbringen.

Sie rotteten ſich zuſammen, erſchlugen wirklich den Pächter und ſeine Freunde und theilten die Güter unter ſich. Da ſchrieen die übrigen Pächter: Seht, Freunde! in jener Gegend haben die Knechte ihren Pächter erſchlagen; es könnte uns das nämliche widerfahren; wir müſſen auf unſerer Hut ſeyn.

So ſprachen ſie; ſie bedachten aber nicht, worin die Urſache lag, warum die treuloſen Knechte ihren Pächter erſchlagen haben und daß dieſes nicht geſchehen ſeyn würde, wenn er nach dem Plane des Hausvaters ſein Gut verwaltet hätte.

Die Pächter zogen nun mit ihren Knechten gegen das Land, wo der Pächter war erſchlagen worden, forderten Rechenſchaft um das Blut des Pächters und ſagten bei ſich: Wir wollen die treuloſen Knechte erſchlagen und dieſes Pachtgut zu dem unſrigen nehmen. Da ſchrieen die Knechte im Lande des erſchlagenen Pachters: Wer eſſen will, der baue an. Eine große Menge Volks ſchrie aber: Wir haben kein Samengetraide, denn wir lieferten alles zu der Pacht und der Boden iſt mit Dörnern bedeckt; — wie können wir anbauen?

Da kamen Tauſende und wieder Tauſende, die der Hunger untereinander trieb; ſie liefen in der Verzweiflung durch die verwilderten Felder, und da kamen Wölfe, Füchſe, Schlangen und abſcheuliche Kröten aus den Dornſträuchen hervor und die Verwirrung war unendlich; denn ein Wolf fraß den andern, ein Fuchs biß den andern, und man ſah die Erde mit Leichen bedeckt.

Das Geſchrei des Elendes machte aber keinen Eindruck auf die Pächter, die gegen dieſes Land einherzogen. Sie ſahen die Hütten brennen, und anſtatt mit Waſſer zu löſchen, goſſen ſie im Taumel ihrer Leidenſchaften Oelfäſſer aus, und das Feuer ſchlug ſie zurück und griff auch ihre Gränzen an, die davon in Brand geſteckt wurden.

Mancher Weiſe rief ihnen nochmal zu: Reutet das Unkraut aus, bauet die Felder an, wuchert nicht mit dem Samengetraide untereinander, ſondern legt es treulich in den Schoß der Erde, damit es Frucht bringe, und erfüllet ſo den Plan des Hausvaters.

Man ſchleppte aber den Weiſen ins Gefängniß und behandelte ihn als einen Halsſtarrigen und einen unruhigen Menſchen, der Neuerungen unter das Volk bringen will, und handelte immer nach der alten Art. Man führte das Samengetraide, anſtatt es anzubauen, den Knechten zu, die in Kampf gezogen waren, und die, die Hände hatten, das Unkraut auszurotten, wurden geſchlachtet und abgethan.

Bei dieſer Verwirrung lächelten einige böſe Knechte der Pächter heimlich und fühlten Schadenfreude in ihrer Seele. Sie verſteckten ſich unter das Unkraut und zogen Vortheil aus der Verwirrung; um ſich zu bereichern, mordeten ſie einige heimlich und ſtahlen den Uebrigen das Ihrige; — — als der Hausvater plötzlich erſchien. —

Gebt Rechenſchaft, ihr innere und äußere Pächter, über eure Verwaltung! rief er, und legt Rechnung ab über das Samengetraide, das ich euch gab. —

Sie wollten aber keine Rechnung ablegen; die Pächter widerſetzten ſich, und behaupteten das ihnen anvertraute Pachtgut als ihr Eigenthum.

Der Herr aber lächelte über ihr Unternehmen, ließ ſich unterdeſſen die Rechnungen vorlegen, und da fand er:

Für die, die den Plan der Haushaltung im Verwahr haben
Tauſend Scheffel und zehn Metzen.

Für den; der das Haus bewohnt, darin der Plan liegt,
Tauſend Scheffel und zehn Metzen.

Für den, der dem Volke alle fünfzig Jahre den Plan in der verſchloſſenen Kiſte ſehen läßt,
Tauſend Scheffel und zehn Metzen.

Für den, der die Kiſte trägt, worin der Plan liegt,
Vierhundert Scheffel und vier Metzen.

Für den, der wöchentlich dreimal um die Kiſte des Plans herumgeht —
Hundert Scheffel und drei Metzen.

Und welchen Lohn hat denn dieſer, rief der Hausvater, welcher den Plan ausführt? — — Und ſie wußten nichts darauf zu antworten, weil noch keiner daran gedacht hatte, darnach zu handeln.

O ihr Treuloſe und Kurzſichtige! fuhr der Hausvater fort, welche reiche Aerndte hättet ihr machen können, wenn ihr nur den dritten Theil in die geackerte Erde geworfen hättet! Aber ſo ließet ihr die fruchtbarſten Felder zur Wohnſtätte der wilden Thiere ſich umſtalten, die euch zerreißen werden.

Der Hausvater fing nun an die ganze Gegend umzuackern, und dieſes Umpflügen war ein geiſtiges Umpflügen; aber Diſtel und Dörner fielen übereinander und die Verwirrung war erſchrecklich, bis alles unter dem Pfluge lag. —

Da aber der Herr ſo umpflügen ließ, jammerten viele und ſagten: Gott, welche Verwirrung iſt das! — Wie kann man aber ein Feld umackern, gab ihnen der Hausvater zur Antwort, ohne daß die Erde nicht aufgewühlt und Diſtel und Dörner in Boden getreten werden? — Nun iſt die Zeit des Umackerns, worauf die Zeit der Blüthe folgen wird; aber alles dieſes wäre nicht geſchehen, wenn die Pächter ſelbſt umgeackert hätten.

Nun warf der Hausvater guten Samen in die Erde und eine ſpitzige Egge überdeckte ihn mit Koth. Bald keimte das Getraide auf, aber noch wuchs Unkraut mit unter der Frucht. — Die Knechte wollten es ausreuten, der Hausvater ſagte aber: laßt es nur ſtehen bis zur Erndte, ihr könntet ſonſt auch die gute Frucht mit ausreißen — — denn der Tag der Garben iſt nahe. —

Ein andrer Hausvater baute einen großen Palaſt für ſeine Kinder und ſagte: wohnet da untereinander im Frieden und freuet euch des Lebens!

Der Palaſt war groß und hatte verſchiedene Abtheilungen. Der Hausvater ſagte: Kinder! wenn ihr im Palaſte etwas ändern und bauen wollt, ſo bauet nach dem angefangenen Plane, damit das Gebäude vollkommen werde. — Die ältern Brüder aber bildeten ſich ein, ſie hätten mehr Einſicht als der Hausvater und verunſtalteten das Gebäude durch verſchiedene Erker; auch ſtückten ſie außerhalb an den Palaſt noch verſchiedene Nebengebäude, ſonderten ſich von ihren Brüdern ab und überließen ſich in dieſen Nebengebäuden ihren Wollüſten. Damit aber ihre Brüder nicht in die Nebengebäude ſollten ſehen können, fingen ſie an die Fenſter zu verbauen und verwandelten die ſchönſten Hörſäle in finſtere Zimmer. Außer dem Gebäude nährten ſie auch verſchiedene Thiere zur Pracht, und da ſie dieſe Thiere füttern mußten, ſo brachten ſie Heu und Stroh in großer Menge in den Palaſt und raubten ihren Brüdern noch das wenige Licht, das durch die Oeffnungen in den Palaſt ſchien.

Da nun alles finſter und denen, die im Palaſte wohnten, das natürliche Licht entzogen war, ſo ſuchten ſie den Verluſt durch Lampen zu erſetzen und unterhielten ſich bei dem Lichte derſelben.

Einige Weiſe ſagten zu den ältern Brüdern: Brüder! ihr handelt unrecht. Ihr habt den andern das natürliche Licht verbauet und den Palaſt mit Heu und Stroh zur Fütterung eurer Thiere angefüllt; das wird nicht gut thun. Wie leicht kann das Stroh von den Lampen angezündet und euer Palaſt in Aſche verwandelt werden! — Oeffnet dem reinen Lichte den Eingang ſelbſt, denn heimliche und durch Kunſt gemachte Lichter ſind gefährlich.

Allein die ältern Brüder wollten die Fenſter nicht öffnen, denn ſie ſagten, wenn wir die Fenſter öffneten, ſo würden unſere Brüder die Nebengebäude ſehen, die wir gebaut haben, und wir könnten dann nicht mehr unſern Gelüſten fröhnen. Auch räumten ſie weder Heu noch Stroh aus dem Palaſte, denn ſie wollten die Thiere ihrer Leidenſchaften nicht abſchaffen.

Da fügte ſich's nun, daß durch mehrere Lampenlichter Feuer entſtund und der Palaſt brannte von Grund ab.

Die älteren Brüder gingen zu dem Hausvater und beſchuldigten die jüngern, daß ſie dieſe Feuersbrunſt durch ihre Lampen verurſacht hätten und forderten, man ſollte alle Lampen und Lichter in Zukunft verbieten.

O ihr Schalkhafte! ſagte aber der Hausvater, warum beſchuldigt ihr eure unſchuldigen Brüder? Hättet ihr ihnen das Licht der Natur nicht verbaut, ſo hätten eure Brüder, die des Lichts bedürftig waren, nie gefährliche Lampen in die Wohnung gebracht. Ihr habt den Palaſt mit Heu und Stroh angefüllt, um die wilden Thiere eurer Leidenſchaften mäſten zu können; — war es nicht natürlich, daß es brennen mußte? — Euch will ich zur Strafe ziehen.

Als nun der Palaſt abgebrannt war, ſahen alle die ſchändlichen Nebengebäude, und der Hausvater rief ſie zuſammen und baute das Gebäude wieder nach ſeinem ewigen Grundriſſe auf.

Als der Genius zu ſprechen aufhörte, fiel Koſti auf ſeine Knie nieder. Schutzgeiſt der Menſchheit! rief er auf, deine Rede erfüllte mit Verzweiflung meine Seele. Wie mehr ich die Natur des Menſchen kenne, wie mehr die Verdorbenheit deren, die herrſchen, und die Erniedrigung derjenigen, die beherrſcht werden — deſto mehr eckelt mir an meinem Leben. — Was bleibt uns wohl übrig, als entweder ein Mitgehülfe oder das Opfer der allgemeinen Unterdrückung zu ſeyn? — O laß mich ſterben! Ich fühle die Bürde der Regierung und meine Schwäche. O daß die Erde doch rein meine Gebeine wieder in ihren Schooß nehmen möchte, ehe ich ſie mit Verbrechen entweihe.

Hier nahm Aban, der oberſte der Prieſter, das Wort: Verzage nicht, guter Koſti! Stufenweis geht auch der Gang der Menſchenbeſſerung. Trag du ſo viel bei, als du kannſt, und du haſt genug gethan.

Wiſſe, der Menſch denkt, will und handelt. Der Wille ſteht unter dem Geſetze der Vernunft, die Handlung unter dem Geſetze des Willens; die Gottheit gab dir die ſchönſten Mittel in die Hände, die Menſchen zu reiner Vernunft zu führen. Dieſe Mittel ſind Sittlichkeit, Wiſſenſchaft und Kunſt: aber treu den unveränderlichen Geſetzen, dürfen ſie die ewige Ordnung nie verlaſſen.

Lerne, Koſti! die Macht der Wiſſenſchaften und Künſte kennen — die Macht, die ſie über Geiſt und Herz des Menſchen haben, und regiere dein Volk nach den ewigen Grundſätzen der Natur. —

Da ſetzte ſich Adan auf einen Hügel und alle Prieſter verſammelten ſich um ihn her. Aufmerkſame Stille herrſchte unter den Zuhörern und Adan fing ſo zu reden an:

Prieſter und Eingeweihte! Hätten die Menſchen die Macht, die die Wiſſenſchaften und Künſte über ihr Herz haben, längſt erwogen, und hätten die Weiſen dieſe Macht zur Menſchenbildung angewendet, ſie hätten weniger ſchädliche Folgen von den Irrthümern zu befürchten gehabt! — — Irrthümer verbreiten ſich nur dort, wo man die Macht der Wiſſenſchaften nicht kennt, den Geiſt unterdrückt oder ihm entgegen arbeitet oder aus Eigennutz die Wiſſenſchaften mißbraucht. Iſt die Sonne wohl ſchädlich, da ſie als Königin der Geſtirne am Firmamente ſteht, da ſie wohlthätig die Hütte erleuchtet, ihren ſegnenden Lichtſtrahl erquickend herabſinkt und die Blumen erzieht, die wir pflanzten, den Acker erwärmt, den wir bearbeiteten? — Wenn nun ein Bube ihren Lichtſtrahl im Brennglaſe ſammelt und die Hütte ſeines Wohlthäters in Brand ſteckt, iſt dieß das Werk der Sonne oder das Werk des verkehrten Willens des Menſchen, der alles in der Natur mißbraucht? — —

Honig ſaugt die Biene aus der Blume, aus der die Spinne Gift ſaugt. Der balſamiſche Saft der Roſe wird Honig in der Biene und in der Spinne Gift; denn alles nimmt die Weſenheit der Sache an, die es aufnimmt. Die Säfte animaliſiren ſich in thieriſchen Körpern, in den Pflanzen nehmen ſie die Eigenſchaften der Pflanzen an; darin beſteht das Geſetz der Weſen im Phyſiſchen wie im Geiſtigen.

Rein fließt die Quelle von ihrem Urſprunge; beſudelt wird ſie aber im Gefäße, das voll Unflath iſt. So verhält es ſich auch mit den Wiſſenſchaften und Künſten. Der Gute braucht ſie zu guten Zwecken, der Böſe zu böſen. Veredelt das Herz des Menſchen, leitet ſeine Leidenſchaften nach den

Endzwecken der Natur und beſchuldigt Künſte und Wiſſenſchaften nicht des Menſchenverderbens; aber der, der die Geſetze der Ordnung, die Geſetze der Natur nicht kennt, iſt immer ungerecht, denn er verwechſelt Kräfte mit Wirkungen und Folgen mit Kräften.

Ewig ſind die Geſetze der Natur und unveränderlich, harmoniſch ihre Verhältniſſe, alles zielt auf Ordnung, und aus ihr erfolgt das Gute, Wahre und Schöne, wenn dieſe Ordnung von den Menſchen nicht verkehrt wird.

Was im Schöpfungsſyſteme Ordnung genennt wird, iſt im Reiche der Geiſter Harmonie, im Sittlichen Regularität, im Körperlichen Proportion, immer das Nämliche, nur unter verſchiedenen Geſichtspunkten.

Geſetz — Mittel — Zweck.

Dieſes iſt die Grundlinie, worauf die Natur ihr inneres und äußeres Gebäude aufbaut; — dieſes iſt die Baſis intellektueller ſowohl als phyſiſcher Kräfte. Dieſe Ordnung darf nie verkehrt werden — nie darf der Zweck zum Geſetze, nie das Mittel zum Zweck gemacht werden.

Hier entſteht die große Frage: Wo iſt das Geſetz der reinſten Vernunft aufzuſuchen? und ich antworte: In der Quelle der reinſten Ideen, und die Quelle dieſer Ideen iſt die erſte denkende Urkraft, das erſte vernünftige Princip aller Dinge. Menſchen können nur in und durch Gott denken; denn alle ſinnliche Ideen, die wir erhalten, ſind nur Realiſation der größten Idee der Einheit, woraus alles entſpringt.

Ehe die Schöpfung begann, mußte alles, was war und ſeyn wird, gleichſam architektoniſch in den Ideen der Gottheit geweſen ſeyn. — Schöpfung war nur die Realiſation dieſer Ideen. Dieſe realiſirte Ideen bilden unſere Denkart; die Ideen, die wir aufnehmen, ziehen unſere Sinne aus den realiſirten höhern Ideen, die ein Geſetz ihrer Entſtehung, eine Ordnung ihrer Realiſation haben müſſen.

Der Menſch denkt Kräfte, Wirkungen und Folgen und Realiſationen; darin liegt der Grund aller ſeiner Begriffe. Die reinſte Vernunft kann daher nur die reinſte Anſchauungsart ſeyn, und wie kann der Menſch dieſe anders erhalten; als durch Anſchauung der Urkraft, aus der alle Wirkungen, Folgen und Realiſationen in einer harmoniſchen Ordnung entſtehen.

Wenn wir Gottes Gedanken in jener harmoniſchen Ordnung denken, wie ſie als Kraft in Gott und als Kraftäußerung in der Natur ſind, dann denken wir gut, wahr und ſchön; weil Güte, Wahrheit und Schönheit den Grundriß ausmachen, nach welchem das Univerſum gebaut iſt.

Gott dachte, ſchöpfte und realiſirte. Als ein denkendes Weſen wird er die Quelle der reinſten Liebe:

als ein ſchöpfendes die Quelle der reinſten Wahrheit,

als ein realiſirendes die Quelle der Schönheit und Harmonie.

Wer dieſe Idee von Gott nicht hat, der kennt die Natur nicht, und wer Gott und die Natur nicht kennt, wie kann der das große Ziel der Künſte und Wiſſenſchaften kennen?

Die Ordnung der Natur iſt der Wiſſenſchaften und Künſte Geſetz; ſie beſteht aber in der Kenntniß der Vereinigung mit der Quelle aller Ordnung. Die Einheit iſt das Geſetz der Harmonie; das Gute, Wahre und Schöne beſteht immer durch und in der Einheit; allein dieſes Geſetz iſt von ſolcher Erhabenheit, daß es der Geiſt desjenigen ſelten verſteht, der die Einfalt der Natur verlaſſen und ſich in der Vielheit der Materie verloren hat.

Die Menſchen werden, leider! ein Jahrhundert erleben, wo man überall die Idee der Gottheit zu verdrängen ſuchen wird — theils, weil ſie dieſes Urprincip aller Dinge gar nicht kennen, theils weil es ihnen manchmal unter ſolchen Bildern gezeigt werden wird, die dem reinen Begriffe ſeiner Weſenheit ganz zuwider ſind und die reine Idee von der Gottheit nothwendig in ihnen verdrängen müſſen. Der Menſch ſucht überall ſein Selbſt hinzuſtellen und ſich das zuzueignen, was nur im erſten Urprincip der Dinge liegt; — daher die große Verwirrung in der Philoſophie, die mit der Urkraft die Kraftäußerung oder die Natur mit Gott verwechſeln wird. — Verkehrte Ordnung bei verkehrten Gedanken! — Wie kann man Wahrheit finden, wenn man Wirkung zur Kraft und die Folge zur Wirkung macht? — Dieſe werden einſt die Irrthümer der Philoſophie ſeyn. Sie wird immer Wirkungen mit Kräften verwechſeln und wie wird ſie auch Kräfte kennen können, wenn ſie nicht die Urkraft zur Quelle aller Kräfte macht? — Wie mehr ſich der Menſch zu dieſer Urkraft erhebt, deſto reiner wird die Vernunft ſeyn und dieſe reine Vernunft muß das Geſetz ſeines Denkens ſeyn.

Nach der Ordnung der Natur iſt alſo im Wiſſenſchaftlichen die reinſte Vernunft Geſetz — die Wiſſenſchaften ſind das Mittel — das Gute iſt Zweck.

Die Wiſſenſchaften müſſen daher unter dem Geſetze der reinſten Vernunft ſtehen und dieſes Geſetz iſt die ewige Ordnung denkender Weſen. Die Baſis aller Ordnung iſt die Ordnung eines Urweſens, das alles erhält, alles nach harmoniſchen Geſetzen regiert.

Die Ordnung dieſes Urweſens beſteht in der genaueſten Uebereinſtimmung der Liebe, der Wahrheit, der Weisheit, der Güte und Gerechtigkeit, wodurch es alles nach unveränderlichen Geſetzen verwaltet, die ſeine Eigenſchaften ausmachen.

Wichtig iſt die Frage: was iſt Liebe, was Wahrheit, was Weisheit, was Güte, und was iſt Gerechtigkeit in dieſem Weſen?

Dasjenige, was dieſes Urweſen zur Schöpfung — was die geiſtige Kraft zur erſten Bewegung determinirte — was Schöpfungsmotiv war, wird Liebe genennt. Wahrheit iſt die Realiſation dieſes Motivs. Weisheit iſt das Geſetz, nach welchem es ſeine Liebe realiſirte. Güte der Zweck der Schöpfung. Gerechtigkeit iſt das Maß der Anwendung der Verhältniſſe. Und die Uebereinſtimmung aller dieſer Eigenſchaften iſt die Ordnung in Gott.

Gott denkt, wirkt, handelt, realiſirt.

Die Ordnung ſeiner Ideen hat die Liebe zum Reſultat,
die Ordnung ſeiner Wirkungen die Wahrheit,
die Ordnung ſeiner Handlungen die Harmonie
und die Ordnung ſeiner Realiſationen die Regularität und Proportion aller Dinge.

Aus der Stufenfolge dieſer Ordnung erfolgt das Gute, Wahre und Schöne — ſowohl in der intellektuellen als phyſiſchen Ordnung.

Der erſte Typus des Guten äußert ſich im Menſchen in der Regularität ſeiner Gedanken, ſeines Willens, ſeiner Handlungen.

Der Typus der Wahrheit in der Wiſſenſchaft zu denken, zu reden, zu analyſiren in der Natur.

Der Typus des Schönen in der Dichtkunſt, in der Muſik und Malerei.

Die Grundlinie der Ordnung für den Menſchen, der ein denkendes, wollendes und handelndes Weſen iſt, beſteht darin:

das Gute zu denken,
das Gute zu wollen,
das Gute zu thun:

und die Einheit im Denken, Wollen und Handeln gibt die Baſis der Sittlichkeit.

Das Wahre zu denken,
das Wahre zu wollen,
das Wahre zu realiſiren

iſt die Baſis der Wiſſenſchaften.

Das Schöne zu denken,
das Schöne zu wollen,
das Schöne zu realiſiren

iſt die Baſis der Künſte.

Aus dieſer Analyſis können wir uns überzeugen, daß

das Gute Geſetz,
das Wahre Mittel,
und das Schöne Zweck iſt.

Das Gute iſt das Geſetz des Wahren,
das Wahre das Geſetz des Schönen.

Das Princip des Guten iſt Gott und die Natur — als Kraft und Kraftäußerung.

Das Princip des Wahren iſt die Wiſſenſchaft, die wir aus Gott und der Natur kennen lernen.

Das Princip der Kunſt iſt die Natur, die dieſe Kenntniſſe im Schönen realiſirt.

Das Schöne kann ohne das Wahre nicht ſeyn; — das Wahre nicht ohne das Gute; denn Wahres iſt realiſirtes Gutes und realiſirtes Wahres iſt Schönes.

Gott und die Natur verlangen überall Einheit — im Sittlichen — im Wiſſenſchaftlichen und — im Künſtlichen. Ueberall müſſen Gedanke, Wille und That vereint ſeyn —

im Sittlichen mit Gott,
im Wiſſenſchaftlichen mit Gott und der Natur,
im Künſtlichen mit der Natur.

Der Gedanke, der Wille, die Handlung, die Idee, die Expreſſion, das Reſultat.

Wenn dieſe Ordnung befolgt wird, ſo wird
Sittlichkeit die Quelle des Guten —
Wiſſenſchaft die Quelle des Wahren —
Kunſt die Quelle des Schönen ſeyn.
Das Gute wird Glückſeligkeit —
das Wahre Zufriedenheit —
das Schöne Vergnügen gewähren.

Aber die Menſchen werden die Ordnung der Natur verkehren und aus dieſer verkehrten Ordnung werden Irrthum, Bosheit und Laſter entſpringen.

Der Irrthum wird den Gedanken,
die Bosheit den Willen,
das Laſter die Handlungen der Menſchen verderben.
Das Gute wird ſich daher in das Böſe —
das Wahre in das Falſche —
das Schöne in das Häßliche verändern.

So werden Unordnung und Disharmonie die nothwendigen Folgen der Abweichung von der Ordnung der Dinge ſeyn.

Die Sittenlehrer, die Gelehrten, die Künſtler werden die Baſis verändern, worauf Sittlichkeit, Gelehrſamkeit und Künſte ruhen ſollten.

Der Moraliſt wird ſich ſelbſt zum Zweck, ſeinen Willen zum Geſetz machen und ſich des Sittlichen als des Mittels bedienen, ſein Intereſſe zu erreichen. So verliert ſich das Gute.

Der Gelehrte macht ſeinen Selbſtſtolz zum Geſetz, eitle

Ehre zum Zweck und bedient ſich der Wiſſenſchaft als Mittel. So verliert ſich das Wahre.

Der Künſtler macht ſeinen Eigendünkel zum Geſetz, ſich ſelbſt zum Zweck und bedient ſich der Kunſt als Mittel. So verliert ſich das Schöne.

In dieſer Verwirrung bleibt nichts übrig, als die Menſchen von der Unordnung wieder zur Ordnung zurückzuführen und ſie die Baſis kennen zu lehren, die ſie verlaſſen haben.

Im Sittlichen muß Gott das Geſetz — der Moraliſt Mittel — das Gute Zweck ſeyn.

Im Wiſſenſchaftlichen muß Wahrheit das Geſetz — der Gelehrte Mittel — das Wahre Zweck ſeyn.

Im Künſtlichen muß die Natur das Geſetz — der Künſtler Mittel — das Schöne Zweck ſeyn. — — Bei dieſer Ordnung müſſen nothwendig Irrthümer, Leidenſchaften und Laſter verſchwinden; denn das Denken, Wollen und Handeln der Menſchen erlangt wieder ſeine Regularität, Harmonie und Proportion: —

und wo Regularität im Denken herrſcht, gibts keine Irrthümer;

wo Harmonie im Willen iſt, keine ſchädliche Leidenſchaften;

wo Proportion der Handlungen iſt, keine Laſter.

Die ganze Schöpfung überzeugt uns von dieſen Wahrheiten und Wiſſenſchaften, und Künſte werden der Menſchheit nie ſchädlich werden können, wenn ſie ſich nach dieſem Maßſtabe verhalten. Sie ſind ſo genau mit der Herzensbildung des Menſchen verbunden und das Urweſen aller Weſen will uns durch unſer eignes Gefühl von Glückſeligkeit, Zufriedenheit und Vergnügen durch das Gute, Wahre und Schöne ſtufenweis zu unſerer großen Beſtimmung hinleiten, in ihm, als der Quelle alles Wahren, Guten und Schönen, die Völle von Glückſeligkeit, Zufriedenheit und Vergnügen zu finden.

Allein es wird eine Zeit kommen, wo die wenigſten Menſchen mehr die ewige Ordnung der Dinge kennen werden, weil der größte Theil überall ſein Intereſſe zum Zweck, ſeinen Willen zum Geſetz machen und ſich des Staates, in dem er lebt, als Mittel bedienen wird. So wird die Ordnung verkehrt, ſo die Kette zerriſſen werden, die Menſchen an Menſchen und Menſchen an Gott ketten ſollte.

Der Menſch ſucht alles in ſich, und er ſollte doch alles in der ewigen Ordnung der Dinge ſuchen. Nur da iſt Wahrheit, in uns iſt nichts als Irrthum.

Wir denken, wollen, handeln. — Wenn wir nach der Ordnung der Dinge denken, ſo ſind wir vernünftige Weſen.

Wenn wir nach der ewigen Ordnung der Dinge wirken wollen, ſo ſind wir gute Weſen:

und wenn wir nach der ewigen Ordnung der Dinge handeln, ſo ſind wir edle Weſen.

Das Vernünftige, das Gute, das Edle liegt alſo in der Ordnung und nicht in uns, wie der Glanz in der Sonne iſt und nicht in der Quelle, in der ſich die Sonne ſpiegelt. Wenn der Menſch nach Ordnung handelt, ſo iſt er die Quelle, in der ſich die Sonne ſpiegelt, er iſt ſchön und edel wie ſie, aber nur durch ſie.

Die Würde unſers Verſtandes hängt von der ewigen Ordnung der Dinge ab, nach welcher wir denken ſollen:

die Würde unſerer Perſon oder unſers Herzens von dem Wollen, nach dieſer ewigen Ordnung zu handeln:

und die Würde unſerer Handlung und des Verſtandes nach der Thätigkeit, dieſer Ordnung gemäß zu wirken.

Glückſeligkeit, Zufriedenheit, Vergnügen verbindet die Ordnung genau mit der Befolgung ihrer Geſetze; ſie ſind nothwendige Folgen des Zwecks der Ordnung.

Die Regel dient daher dem Weiſen zur Richtſchnur ſeines Denkens, Wollens und Handelns. Eigne dir nichts zu, ſondern ſuche alles in Gott und der Natur.

Denke nach Ordnung,
Wirke nach Ordnung,
Handle nach Ordnung.

Dein Gedanke, dein Wille, deine That bilde mit der Ordnung nur eine Einheit.

Sobald der Menſch Geſetz und Zweck in ſich ſucht, ſo verkehrt er die Ordnung und die Folge verkehrter Ordnung iſt Böſes in der Natur. — Das Gute iſt nicht in uns, ſondern in Gott und in der Natur, und nur in ſo fern wir im Denken, Wollen und Handeln dieſer Ordnung nahe kommen, werden wir gut. Wenn die Sonne ſich zurückzieht iſt die Quelle ohne Licht.

Allein die Ordnung muß auch was Weſentliches im Menſchen werden, und dieſes geſchieht nur, wenn Gedanke, Wille und That mit der ewigen Ordnung der Dinge in einer Einheit ſtehen.

Denken ohne Wollen und Handeln kann dieſe Einheit nicht geben. — Der Geiſt muß im Willen realiſirt werden, der Wille in der That, Verſtand und Herz müſſen in That übergehen.

Duplicität widerſpricht dem Geſetze der Einheit. Anders denken, anders wollen und anders handeln iſt dieſe Duplicität, die die Zerſtörerin der menſchlichen Glückſeligkeit iſt und einſt unter dem Namen Weltklugheit, feine Politik bekannt werden wird. Sie iſt die Feindin der Wahrheit, die Mutter alles Falſchen; ſie wird durch Irrthum des Verſtandes erzeugt, durch Leidenſchaften des Herzens gepflegt und durch Laſter der Handlungen wird ihr gefröhnt.

Welche fürchterliche Folgen werden nothwendig entſtehen, wenn einſt die Moral, Wiſſenſchaften und Künſte ſelbſt ihre Richtſchnur verlaſſen und Kupplerinnen werden der Laſter und Leidenſchaften! — Alles iſt dann Schein, nirgends Wahrheit Die Menſchen werden überall ihr Privatwohl zum Zweck und ihr Intereſſe zum Geſetz machen und ſich der armen Menſchheit als Mittel bedienen, ihren Zweck zu erreichen, ohne zu bedenken, wohin die Unordnung nothwendig führen muß.

Wer Gutes ſtiften will, muß die Menſchheit überzeugen, daß es ihre Glückſeligkeit, die Zufriedenheit und das Vergnügen von allen erfordert, daß das Wohl des Ganzen Zweck, die ewige Ordnung Geſetz und der Menſch Mittel ſeyn müſſe, dieſes große Werk zu vollenden.

So lang nicht reiner Verſtand das Denken, Gutes Wollen den Willen,

Gutes Handeln die Thaten beſeelt, ſo lang läßt ſich wenig Gutes hoffen, und dieſe große Vortheile der Menſchenumbildung kann der Staat aus Wiſſenſchaften und Künſten ziehen, wenn er ſie nach den ewigen Geſetzen der Gottheit und der Natur anzuwenden weiß. Darin beſtehen die Vorrechte des Geiſtes über den Geiſt.

Aber in der Lage, in der die Welt ſich einſt befinden wird, wird der größte Theil der Menſchen

im Denken durch Irrthum,

im Wollen durch Leidenſchaften,

im Handeln durch Laſter verdorben werden.

Die Irrthümer ſind die Zahl — die Leidenſchaften das Maß — Die Laſter das Gewicht. Zur Menſchenbeſſerung gehört daher, daß das Denken, das Wollen und Handeln wieder zur Ordnung zurückkehre, dann verſchwinden Irrthümer, Leidenſchaften und Laſter.

Geiſt und Herz des Menſchen ſind die wichtigſten Gegenſtände der Bildung —

Der Geiſt muß rein denken —

das Herz rein wollen.

Das Gute wird dann Reſultat, nothwendige Folge vom reinen Denken und reinen Wollen.

Die Wiſſenſchaften und Künſte bieten ſich als Mittel an zu dieſer großen Bearbeitung.

Der Menſch iſt ein intellecktuelles und ein phyſiſches Weſen; er hat Geiſt und Herz — Geiſt, um richtig und gut zu denken: — Herz, um wahr zu handeln.

Der Geiſt kann durch Vorſtellungen und Gefühle,

das Herz durch Empfindungen und Thaten geleitet werden.

Die Wiſſenſchaften und Künſte zeigen uns die Art, zu belehren, die Art, zu rühren.

Belehrung iſt für den Geiſt — Rührung für das Herz. Alles, was ein Gegenſtand der Wiſſenſchaften und Künſte iſt, hat zum Zweck — zu belehren oder zu rühren.

Man ſucht die Menſchen durch den Verſtand einer Wahrheit näher zu führen — oder ihr Herz und ihre Empfindung durch falſchen Schein zu unterjochen. — Der Verſtand bewegt — das Herz reißt hin.

Wenn der Menſch belehren will, ſo muß er alles Mögliche in der Natur aufſuchen, um ſeinen Gegenſtand mit der Ordnung der Natur zu identifiziren, und nach Geſtalt dieſer Identität iſt — Bewunderung, Hinreißen, Ueberzeugung das Reſultat.

Wenn er dieſe Identität erreicht hat, ſo muß ſeine Bemühung dahin gehen, die Natur-Identification des Geiſtes mit den Empfindungen des Individuums in Einheit zu bringen und — — das Reſultat iſt Rührung.

Wenn man belehren will, muß man Wahrheiten mit dem Verſtande des Lernenden identifiziren: — wenn man rühren will, ſo müſſen die Wahrheiten mit dem Herzen des andern identifizirt werden.

Der Verſtand bedient ſich der Vorſtellungen von Glückſeligkeit, Zufriedenheit, Vergnügen, und ſucht ſie im Guten, Wahren und Schönen anſchaulich zu machen.

Der Verſtand bedient ſich der Empfindungen, um die Hoffnung von Glückſeligkeit, Zufriedenheit und Vergnügen durch die Macht der Einbildung zu realiſiren und ſie koſtend zu machen und — der Erfolg iſt Belehrung und Rührung.

Die Grundregeln aus der menſchlichen Natur genommen ſind dieſe:

Wenn ich einem andern etwas verſtändlich machen will, ſo muß ich die Belehrung aus ſeinem Verſtande holen: —

Wenn ich einen Menſchen etwas fühlen und empfinden laſſen will, ſo muß ich Gefühl und Empfindung aus ſeinem Herzen holen.

Der Maßſtab der Belehrung beſteht darin, daß ich die Verſtandeskräfte des andern kenne:

Der Maßſtab der Empfindung, daß ich ſeine Empfindungen kenne.

Es gibt allgemeine Verſtandeskräfte, die einem jeden Menſchen gemein ſind; und es gibt allgemeine Empfindungen, die jedem Menſchen gemein ſind.

Es gibt beſondere Verſtandeskräfte, die nur einem Individuo nach ſeinem Verſtande, Temperament ꝛc. angemeſſen ſind.

Jede Belehrung muß ſucceſſiv geſchehen. Man erlangt den Zweck der ſucceſſiven Belehrung durch ſtufenweiſe Verbindung einer Idee durch Mittelideen mit einer andern.

Jede Herzensrührung muß ſucceſſiv geſchehen. Man erlangt den Zweck der ſucceſſiven Rührung durch Verbindung einer Empfindung durch Mittelempfindung mit einer andern.

Die Geſetze der Belehrung und Rührung ſind die nämlichen.

Der Menſch denkt,
begehrt,
handelt,
empfindet.

Im Denken beſteht ſein Vernunftsvermögen, ſein Rationale, im Begehren ſein Begehrungsvermögen, Concupiſcibilität, im Empfinden ſeine Iraſcibilität, oder ſein Begehren nach Luſt und Abſcheu vor Unluſt.

Der Antheil des erſtern iſt Irrthum und Wahrheit.

Der Antheil des zweiten Gutes und Böſes.

Der Antheil des dritten iſt Luſt und Unluſt.

Irrthum oder Wahrheit leiten den Verſtand; — Gutes oder Böſes den Willen, — Luſt oder Unluſt die Empfindungen.

So wird Verſtand, Wille und Handlung determinirt.

Der Verſtand fügt ſich nach Einſichten von Wahrheit und Irrthum. Der Wille nach Neigungen zum Guten und Böſen. Die Handlungen nach Empfindung von Luſt und Unluſt.

Der Verſtand ſoll durch das Gefühl des Guten determinirt werden. Der Wille durch das Gefühl vom Wahren. Die Handlungen durch das Gefühl vom Schönen.

Der Menſch will Wahrheit — Erkenntniß für den Verſtand; er will Gutes für das Herz; er will Luſt für ſeine Empfindung.

Dieß ſind die Naturtriebe der Selbſtliebe, wodurch das ewige Urweſen der Dinge die Menſchen durch ſich ſelbſt zu ihrer Glückſeligkeit, Zufriedenheit und Vergnügen führen will.

Allein die verkehrte Ordnung der Welt erſchwert dem Menſchen dieſe einfache Wege; ſie hindert ſeinen Verſtand, das Gute zu erkennen, weil ſie ihm überall ſtatt einem reellen Gut nur ein eingebildetes vorſtellt und allen Werth des Verſtandes in Dinge ſetzt, die der wahre Verſtand verachtet. — Sie hindert ſein Herz, das Wahre zu wollen, weil ſie ſeinen Willen durch Chimären von Gegenſtänden reizet, die keine Wahrheit in ſich haben, da ſie allen Werth des Herzens in Dinge ſetzt, die für den Weiſen von keinem Werthe ſind. Sie hindert endlich den Menſchen, nach Ordnung zu handeln, weil der größte Theil mehr Luſt in der Unordnung findet als in der Ordnung, und weil alles Gute erſchwert wird, zu dem man doch einen Weg von Blumen bahnen ſollte.

Wie iſt es anders möglich! muß die Menſchheit ſich nicht erniedrigen! muß ſie nicht nothwendig herabſinken bis auf die äußerſte Stufe der Degradation, wenn man die Vorrechte des menſchlichen Verſtandes auf das ſchändlichſte entheiligt und den Verſtand als Mittel gebraucht, die Menſchen zu verderben!

So werden einſt die Menſchen eine Ordnung außer Gott machen und die Huldigung des erſten Urweſens entheiligen. Verſtand, Herz und That werden äußerſt verdorben werden, und jedes ſich einen Götzen zimmern, dem es zu ſeinem Untergange huldigt.

Die Natur zeigt uns, wie alles Harmoniſche in der ſchönſten Kettenreihe verbunden iſt — — das Gute mit dem Wahren, das Wahre mit dem Schönen, die Kenntniß mit dem Guten, die Wahrheit mit dem Willen, das Schöne mit der Handlung.

Die Natur zeigt uns, wie Erkenntniſſe auf Neigungen, Neigungen auf Empfindungen wirken, und gibt uns den allgemeinen Maßſtab der Wirkungen des Geiſtes auf den Geiſt, des Herzens auf das Herz.

Sittlichkeit, Wiſſenſchaft und Kunſt ſind drei unzertrennliche Schweſtern, die des Menſchen Gedanken, Willen und Handlung leiten und ihn zum Guten, Wahren und Schönen führen, wo er ſein Glück, ſeine Zufriedenheit und ſein Vergnügen findet.

Rein denken iſt die größte Glückſeligkeit eines denkenden Weſens. Wahr wirken die größte Zufriedenheit eines wollenden Weſens. Schön handeln die größte Wonne eines handelnden Weſens.

Licht iſt Bedürfniß des menſchlichen Verſtandes. Gefühle und Empfindungen ſind die Bedürfniſſe des Herzens, und Licht und Wärme findet man nur in der Sonne der ewigen Ordnung.

Wer das Ringen nach Licht, das Bedürfniß der Empfindung zu unterdrücken ſucht, der kennt den menſchlichen Geiſt und das Herz des Menſchen nicht. — Der Weiſe führt den Verſtand und leitet das Herz; der Thor ſucht beide zu unterdrücken.

Wiſſenſchaften und Künſte werden alſo nie ſchädlich werden, wie ſie in der Natur aus der Hand des Schöpfers als Mittel zur Menſchenbildung kamen. Der Mißbrauch ſetzt ihre Würde herab, denn da erſt der Menſch ſein Intereſſe zum Zweck der Wiſſenſchaft, ſein Selbſt zum Zweck der Künſte macht, wird die Ordnung verkehrt, die Harmonie geſtört werden.

O Menſchen! lernet doch den Zweck eurer Beſtimmung einſehen! Mißbraucht die Geſchenke des Schöpfers nicht, die er zu euerm Wohle euern Händen anvertraute! — Lernet die Baſis eurer Glückſeligkeit, eurer Zufriedenheit, euers Vergnügens kennen. Sie liegt in euerm Geiſte, wenn dieſer aufmerkſam auf die Winke der Natur iſt; — ſie liegt in euerm Herzen, wenn euer Herz dieſen Winken folgt.

Aber ſo leitet ein Blinder immer den andern Blinden; die Unordnung will der Ordnung Geſetze vorſchreiben; die Leidenſchaften wollen Leidenſchaften in Schranken ſetzen. Der Menſch iſt eine Idee — ein Gedanke Gottes — der ſchönſte Buchſtab in der Schöpfung; er trägt den Character der Gottheit, ſein Inneres enthüllt die Züge des Worts, das die Einheit ausſprach. Allein verunſtaltet iſt dieſer göttliche Buchſtabe durch falſche Züge der Sinnlichkeit, die ihm ſeine originelle Würde raubten — — verunſtaltet iſt die Idee, die ſo rein aus Gottes Mund kam; die Sinnlichkeit nahm ſie auf und verdarb ſie durch Zuſätze ihres Selbſt.

Die Beſtimmung des Menſchen iſt daher, daß er ſich von allen fremden Zuſätzen reinige, alle fremde Züge der Irrthümer auslöſche, um wieder reine Idee, reiner Buchſtab zu werden.

Durch Denken, Wollen und Schaffen ward der Menſch — — der Gedanke, das Wort, die Schrift, der Typus des Urweſens. — Durch Denken, Wollen und Handeln verunſtaltete der Menſch ſeinen Verſtand, ſeinen Willen, ſeine Handlung. Er muß alſo wieder denken, wollen und handeln nach dem Geſetze der Einheit, die ihn dachte, ausſprach und ſchrieb: und wenn ſein Denken, ſein Wollen und Handeln wieder mit der Einheit vereint iſt, ſo wird er wieder reine Idee, reines Wort, reiner Buchſtabe der Gottheit und der Natur.

Darin beſteht Menſchenberuf und Menſchenbeſtimmung; dahin müſſen uns Kenntniſſe, Wiſſenſchaften und Künſte leiten, dann entſteht jene ſelige Ordnung, die unſern Kenntniſſen Regularität, das Gute unſerm Willen, Harmonie dem Wahren und unſern Handlungen die Proportion des Schönen gibt — dadurch wird Geiſt und Herz zu jener Höhe erhoben, die das höchſte Ziel aller menſchlichen Wünſche iſt.

Freilich kann das nicht auf einmal geſchehen, die Degradation der Menſchheit iſt zu groß, des Irrthums iſt zu viel: — allein ehe der Saame in die Erde geworfen wird, muß die Erde vom Unkraut gereinigt, aufgewühlt und empfänglich gemacht werden.

Zu dieſer geiſtigen Umackerung tragen Künſte und Wiſſenſchaften das meiſte bei; ſie veredeln unſere Empfindungen, bilden unſer Herz, machen uns empfänglich zu den Eindrücken des Guten, Wahren und Schönen, und führen uns ſtufenweis zur Verbeſſerung unſers ganzen Lebens.

Es iſt genug geſagt — genug für den, der Kraft hat zu denken und Willen, das Gute zu lieben; — für den aber, der weder Geiſt noch Herz hat und nicht fühlt, für den hat die Natur keine Worte, der Geiſt keine Ueberredung, denn alles, was zur Ordnung führt, iſt Beleidigung für den, der ſeinen Willen zum Geſetz und ſein Intereſſe zum Zweck machen will.

Einfalt geziemt der Wahrheit; ſie iſt am ſchönſten, wenn ſie in dieſem Kleide erſcheint. Ich habe ſie heut hingeſtellt in ihrer ganzen Natur — ohne redneriſchen Prunk, denn nicht der Prunk meiner Worte, nicht wiſſenſchaftliche Kunſtgriffe, aufs menſchliche Herz zu wirken, ſollen der Wahrheit, die ich heut ſagte, Anhänger verſchaffen — — ſie ſelbſt ſoll über Geiſt und Herz ſiegen, und vermag ſie es nicht, was werden die ſchwachen Worte eines Sterblichen vermögen?

Unendliche Gottheit, die du das Innerſte der Herzen ſiehſt und weißt, wie inniglich nahe mir das Wohl aller Menſchen geht — der Strahl deines Lichts erleuchte den Sinn, den ich in irdiſche Worte einhüllen mußte, damit ſich die Wahrheit denen, die mir zuhören, darſtelle, wie ſie iſt und wie ſie rein von dir kömmt.

Laß uns einſehen, daß Künſte und Wiſſenſchaften deine Geſchenke ſind, daß ſie Mittel ſind, uns zu dir zu erheben, uns mit dir zu vereinigen, und wenn das Tagwerk unſerer Beſtimmung vollendet iſt, ſo laß uns in den Hallen der Ewigkeit das Feſt wieder feiern, das wir heut dem Andenken der Einweihung eines guten Menſchen in deine heilige Geheimniſſe gefeiert haben.

Als Aban dieſe Rede vollendet hatte, nahm er den jungen Koſti beiſeite und ſagte: nun iſt es Zeit, daß ich dir noch den Bau der großen Pyramide zeige. Er führte ihn mit Gamma durch einen unterirdiſchen Gang in eine weite Ebne. Da war ein Grundriß einer großen Pyramide ausgeſpannt und Verſchiedene arbeiteten an dem Bau. Eine Menge Werkzeuge lagen umher, nebſt rohen und unzubereiteten Steinen; nur wenige arbeiteten und legten Hand an die Steine, um ſie zum Bau dienlich zu machen.

Alles, was du hier ſiehſt, ſagte Aban, iſt wieder äußeres Sinnbild von großen innern Wahrheiten. Der Grundriß der großen Pyramide iſt der Plan der Weisheit, wodurch alles zur Einheit, zum erſten Princip der Dinge zurückgeführt werden ſoll. Die Werkzeuge ſind Sinnbilder innerer Wahrheiten. Du ſiehſt hier das Winkelmaß, die Bleiwage, den Senkel, den Zirkel, den Hammer, die rohen Steine und die bearbeiteten. Alles iſt hier Hieroglyph einer einzigen Wahrheit. Das Winkelmaß iſt das Sinnbild, daß alle unſere Handlungen nach Liebe, Wahrheit und Weisheit gerichtet werden ſollen; die Blei- oder Waſſerwage iſt das Sinnbild, daß wir in den Augen Gottes alle gleich ſind, daß wir alle Gott als unſern Vater und die Menſchen ohne Unterſchied als unſere Brüder lieben ſollen; daß der Unterſchied der Stände dieſe innere Gleichheit nie trennen ſoll, und daß unſere äußere Vorzüge uns nur dann einen Werth geben, wenn wir ſie zum Wohl der Menſchen, unſerer Brüder, gebrauchen.

Wie Gott alle Menſchen liebt, für das Wohl aller wacht, ſo muß der gute Menſch, der ihm ähnlich werden will, im ganzen Menſchengeſchlechte, ohne Rückſicht auf Convention und Gewohnheit, jeden Einzelnen als Gottes Kind, als einen Mitberufenen zur Seligkeit anſehen und behandeln.

Der Hammer iſt das Sinnbild unſers äußern Beſtrebens. Unſer Verſtand muß ſuchen; unſer Wille begehren, unſere Handlung anklopfen: Denn, wenn Verſtand, Wille und Handlung vereint iſt, theilt der Inhaber der Weisheit Licht dem Verſtande, Kraft dem Willen und Segen der Handlung mit.

Der Senkel iſt das Sinnbild der Dauer unſerer Handlungen, die nur alsdann bleibend werden, wenn ſie in gerader Linie mit der ewigen Ordnung des Vaters der Lichter ſtehen.

Der Maßſtab iſt das Sinnbild, der die Gleichheit unſers Verſtandes, Herzens und unſerer Handlungen prüft, ob ſie der ewigen Ordnung gemäß ſind. Er gibt uns Geſetz, Mittel und Zweck zu erkennen, die nie verwechſelt werden dürfen. Harmonie, Bewegung, Ton — — ſo ſind die Geſetze des Univerſums. Das erſte iſt Geſetz, das zweite Mittel, das dritte Zweck, woraus der Einklang der Dinge entſteht.

Der rohe Stein iſt das Sinnbild des Verſtandes, der voll Irrthümer iſt, — des Herzens, voll unedler Leidenſchaften; — der Handlungen, voll des Böſen. — — Aus dieſen Steinen müſſen nach der ewigen Ordnung regelmäßige Steine, Quadrate zum Bau der Pyramide der Einheit gehauen werden.

Verſtand, Wille, Handlung und That nach den Geſetzen der Einheit bilden dieſe Steine.

Der Zirkel iſt das Sinnbild, daß alles aus einem einzigen Mittelpunkte, aus der ewigen Einheit entſpringt; — daß ſich die Peripherie nach der Energie des Mittelpunkts verhalte; daß alles Aeußere unbeſtändig, das Innere aber allein bleibend und ewig ſey.

Der Cubikſtein, worauf die Werkzeuge gewetzt werden, iſt das Sinnbild unſerer Standhaftigkeit und Achtſamkeit auf uns ſelbſt. Nie dürfen die Werkzeuge zu unſern Arbeiten ſtumpf werden; Standhaftigkeit und Achtſamkeit muß ſie immer ſchärfen, um nach der ewigen Ordnung thätig zu ſeyn.

Die Abriſſe des Grundplans ſind die Sinnbilder der guten Beiſpiele unſerer Sitten, der Arbeiten unſers Verſtandes, unſers Herzens und unſerer Handlungen, wodurch andere von Irrthümern, Leidenſchaften und Laſtern abgeleitet und auf die Wege der Ordnung nach dem Geſetze der Einheit geführt werden.

Nach dieſem nämlichen Geſetze, Koſti! mußt du deinen Regierungsplan einrichten, wenn deine Krone heilig, dein Scepter mächtig und dein Thron unerſchütterlich ſeyn ſoll. Sieh, in dieſer goldenen Kiſte liegt der Grundplan der wahren Menſchenregierung. Weiſe entwarfen ihn nach ewigen Geſetzen der Ordnung, und gute Könige befolgten ihn.

Aban öffnete die goldene Kiſte, und auf Tafeln von Perlmutter ſtund folgender Plan in goldenen Buchſtaben:

Lerne Gott kennen und die Natur —
    Gott, als Princip der Kräfte, —
    die Natur als Kraftäußerung.
Dieſe Urkraft, als ſie ſchöpfte, mußte
    die Macht haben, ſchöpfen zu können,
    den Willen, zu ſchöpfen,
    und hat endlich wirklich geſchöpft.
Allmacht und Liebe waren daher —
    die erſte geiſtige Kraftäußerung —
    Allmacht als Kraft, Liebe als Motiv.
Gott ſelbſt als Kraft war —

das Geſetz der Schöpfung,
Liebe das Mittel,
Wahrheit der Zweck.

Als die Schöpfung da war, war
Liebe Geſetz, Wahrheit Mittel, Weisheit Zweck, woraus alles entſpringt, was in der Natur iſt, nämlich:

im Geiſtigen — — Geſetz, Mittel, Zweck.
Im Innern — — Urſache, Wirkung, Folge.
Im Phyſiſchen — — Kraft, Organ Form.

Liebe Gott — liebe deinen Nächſten — liebe dich — darin liegt die Baſis aller Geſetze.

Liebe Gott — iſt Geſetz —
liebe den Nächſten — Mittel —
liebe dich — Zweck

in den Geſetzen der Ordnung, denn ich liebe mich nur wahrhaft ſelbſt, wenn ich Gott und den Nächſten liebe.

Da nun Liebe das Hauptgeſetz aller Dinge iſt, ſo muß man wiſſen:

1) Was die Liebe Gottes gegen das Geſchöpf,
2) die Liebe des Geſchöpfes gegen Gott; und
3) die Liebe des Geſchöpfes gegen ſich und gegen das Geſchöpf iſt.

Liebe in Gott iſt das Motiv, das das erſte Princip des Guten determiniren konnte, nach unveränderlichen Geſetzen ſeiner Einheit Geſchöpfe außer ſich zu ſchaffen, um ſie wieder mit ſeinem Selbſt zu gleicher Glückſeligkeit zu vereinen.

Die Liebe des Geſchöpfes gegen Gott iſt das Motiv der Selbſtthätigkeit, das ein vernünftiges Weſen außer Gott determinirt, ſich mit der Urquelle ſeiner Weſenheit wieder zu vereinigen.

Nächſtenliebe iſt das Motiv der Selbſtthätigkeit vernünftiger Weſen, ihre Selbſtliebe und ihr Intereſſe mit der Selbſtliebe und dem Intereſſe anderer Geſchöpfe außer ihnen zu gleichem Zwecke von Glückſeligkeit, Zufriedenheit und Vergnügen zu vereinen, nach der ewigen Ordnung der Allliebe; und das Vollziehen dieſer Nächſtenliebe iſt wahre Selbſtliebe.

Hiedurch werden
1) Liebe,
2) Wahrheit und
3) Weisheit

die erſten Kraftäußerungen der Einheit, die Baſis aller intellektueller Progreſſionen, denn die Liebe erhält erſt durch die Wahrheit ihre Wirkung und durch die Weisheit ihre Realiſation. Daher müſſen

Liebe,
Wahrheit und
Weisheit

die erſten Kraftäußerungen der Einheit —
1) Verſtand,
2) Wille,
3) Handlung des Menſchen
1) Geſetz,
2) Mittel,
3) Zweck

ſeyn. Hieraus entſpringt
1) das Gute,
2) das Wahre,
3) das Schöne,

woraus
1) Glückſeligkeit,
2) Zufriedenheit,
3) Vergnügen

für den Menſchen die Folge iſt, denn ſein
1) Verſtandesvermögen,
2) Begehrungsvermögen,
3) Abſcheuvermögen

kömmt unter das Geſetz der ewigen Ordnung, wodurch der Menſch
1) durch den Verſtand —
Meynungen und Vorurtheile;
2) durch den Willen —
Irrthümer und Leidenſchaften —

3) durch die Handlungen —
Verbrechen und Laſter
zu beherrſchen lernt, und hiedurch
1) ein guter Menſch,
2) ein guter Hausvater,
3) ein guter Bürger
wird, denn
1) Klugheit wird ſeinen Verſtand,
2) Beſcheidenheit ſeinen Willen,
3) Mäßigung ſeine Handlungen
leiten. Er wird
1) treu den Geſetzen,
2) treu dem Fürſten,
3) treu dem Vaterlande
ſeyn. Zu dieſer Größe der Menſchenbildung trägt bei
1) Verſtandesbildung,
2) Herzensbildung,
3) Bildung der Handlungen.
Verſtandesbildung muß geſchehen durch
1) ächte Aufklärung,
Herzensbildung wird bewirkt
2) durch Erziehung.
Die Bildung der Handlungen geſchieht
3) durch Beiſpiele.
Zur Bildung des Verſtandes trägt bei
1) ächte Kenntniß Gottes und der Natur.
Zur Bildung des Herzens
2) bildende Künſte und Wiſſenſchaften.
Zur Bildung der Handlungen
3) praktiſche Philoſophie.
Hiezu müſſen beitragen
1) der Fürſt,
2) der Prieſter,
3) der Laie.
1) durch Sittlichkeit,
2) Wiſſenſchaft,

3) Kunſt. Durch
1) gleiche Denkart,
2) gleichen Willen,
3) gleiche Handlung.
Hiedurch entſteht
1) die wiſſenſchaftliche,
2) die ſittliche,
3) die bürgerliche Ordnung
nach
1) gleichem Geſetze des Verſtandes,
2) gleichem Mittel des Willens,
3) gleichem Zwecke der Handlung
zur
1) allgemeinen Glückſeligkeit,
2) allgemeinen Zufriedenheit,
3) zum allgemeinen Vergnügen
des
1) einzelnen Menſchen,
2) der Familien,
3) des ganzen Staates.

In dieſen ewigen Geſetzen beſteht die ganze Regierungswiſſenſchaft —
1) die Güte und Glückſeligkeit,
2) die Stärke,
3) die Schönheit eines Staates;
denn

1) durch Vereinigung des Verſtandes aller nach den Geſetzen der Ordnung der reinſten Vernunft wird er — der weiſeſte Staat.

2) Durch Vereinigung des Willens aller nach den Geſetzen der Ordnung der ewigen Selbſtthätigkeit — der mächtigſte Staat.

3) Durch Vereinigung der Handlungen aller nach den Geſetzen der ewigen Wirkſamkeit — der unüberwindlichſte Staat.

Wie mehr ſich ein Staat den ewigen Geſetzen der Natur nähert, deſto unüberwindlicher wird er ſeyn, denn

1) Unveränderlichkeit,
2) Einigkeit und
3) Dauer

ſind dieſen ewigen Geſetzen eigen.

Der Menſch iſt leicht zum Guten zu leiten, wenn man ſein Weſen ſtudiert hat. Er iſt

1) ein denkendes,
2) ein wollendes
3) ein fühlendes Weſen.
1) Verſtand,
2) Wille,
3) Thätigkeit

ſind ſeine innere Beſtandtheile.

1) Begriffe leiten ſeinen Verſtand.
2) Gefühle ſeinen Willen.
3) Empfindungen ſeine Handlung.
1) Sein Verſtand hat ein Bedürfniß nach Licht.
2) Sein Wille hat ein Bedürfniß nach Wahrheit.
3) Seine Empfindung hat ein Bedürfniß nach Schönheit und Regelmäßigkeit.

Dieſe Bedürfniſſe dürfen im Menſchen nicht unterdrückt, ſondern ſie müſſen nach den Geſetzen der Ordnung geleitet werden, nämlich

1) der Verſtand zur Kenntniß Gottes und der Natur,
2) Das Herz zu Gefühlen der Wahrheit.
3) Die Handlungen zu einer richtigen Empfindung der Schönheit.
1) Gott und die Natur müſſen daher die Seele der Geſetze ſeyn —
2) Der Monarch und der Prieſter die Mittel —
3) die innere und äußere Glückſeligkeit der Menſchen Zweck.

Dieſe Ordnung darf und kann nicht verkehrt werden, ohne daß die traurigſten Folgen daraus entſpringen: denn hievon hangen

1) Gleichheit,

2) Freiheit, und
3) Rechte des Menſchen ab.

1) Gleichheit, die in gleichen Anſprüchen auf Glückſeligkeit nach den Geſetzen der Ordnung beſteht.

2) Freiheit, die in ungehinderter Selbſtthätigkeit nach den nämlichen Geſetzen beſteht.

3) Rechte des Menſchen, beſtehend in gleichen Anſprüchen zu Verhinderung unregelmäßiger Handlungen, die
unſere Glückſeligkeit,
unſere Zufriedenheit, und
unſer Vergnügen
ſtören können.

Wird dieſe Ordnung geſtört, ſo entſteht
1) Ungleichheit — Uneinigkeit,
2) Zwang,
3) Unterdrückung — —
1) vom Einzelnen
2) von Familien oder
3) vom Ganzen
1) Das erſte erzeugt den Despotismus.
2) Das zweite die Ariſtokratie.
3) Das dritte die Anarchie — —
überall geſtörte Ordnung, wo die Menſchheit Mittel, das Intereſſe des Mächtigern Zweck, und ſein Wille Geſetz wird.

Keine von dieſen Verfaſſungen kann beſtehen, denn ſie ſind alle den Geſetzen der Ordnung entgegen; nur die Monarchie allein kann ewig dauern, wenn ſie ſich den Geſetzen der Natur gemäß verhält und
ihrem Geſetze
ihrem Mittel und
ihrem Zwecke
getreu bleibt, dieſe Ordnung nie untereinander wirft, nie verkehrt. Der Monarch hat
1) Krone,
2) Scepter, und
3) Thron.

Die Krone die ſein Haupt ziert, und worin die Edelgeſteine
Liebe,
Wahrheit und
Weisheit
ſind, iſt das Sinnbild des Geſetzes.

Der Scepter iſt das Sinnbild, daß ſeine Selbſtthätigkeit niemal Geſetz,
Mittel und
Zweck
verkehren ſoll. Dieß zeigen die drei Theile des Scepters an, als:
die Spitze,
das Mittel,
das Ende.
Güte,
Glückſeligkeit und
Ordnung.

Der Thron, worauf er ruht, iſt das Sinnbild der Dauer, die unerſchütterlich ſeyn wird, wenn die Geſetze der Ordnung nie verkehrt werden.

Der Menſch iſt ein inneres und äußeres Weſen: ſein inneres Weſen macht
1) Verſtand,
2) Wille,
3) Handlung.

Sein Aeußeres macht ſein
1) Denken,
2) Wollen,
3) Handeln,

Darin liegen die Kräfte der Menſchenmaſſe. Die Denkkraft leitet den Willen, der Wille die Handlung. Die Ordnung fodert daher, daß
Verſtand,
Wille und
Handlung
nach den Geſetzen der Ordnung geleitet werden. Daraus entſpringt

1) Gottesfurcht,
2) Sitten,
3) Tugend.

1) Gottesfurcht — in richtigen Begriffen von dem erſten Princip.

2) Sitten — aus Uebereinſtimmung des Willens mit den reinen Begriffen von Gott.

3) Tugend — durch Ausübung der Geſetze der Ordnung.

Darin beſteht
1) Religion,
2) Sittlichkeit,
3) Staatsverfaſſung.

Da der Menſch ein inneres und äußeres Weſen iſt, ſo verhalten ſich auch
Religion,
Sittlichkeit oder geiſtige Verfaſſung,
Staatsverfaſſung oder weltliche Regierung
nach dem Innern und Aeußern.

Die Religion theilt ſich
1) in den innern und äußern Cultus eines Urweſens.

Die Sittlichkeit.
2) in Theorie und Praktik.

Die Regierung
3) in die geſetzgebende und vollziehende Gewalt.

Ueberall muß nach den Geſetzen der Ordnung das Aeußere mit dem Innern übereinſtimmen — alles muß dahin zielen,
1) den Verſtand vom Vielfältigen zum Einfachen
2) das Herz vom Aeußern zum Innern,
3) die Handlung vom Materiellen zum Geiſtigen
zu leiten. Geſchieht dieſes nicht, ſo entſteht
1) Irreligion,
2) Aberglaube,
3) Unglaube;
und dieſe erzeugen
1) Sittenloſigkeit,
2) Unwiſſenheit,
3) Gottesvergeſſenheit,

1) Vorurtheile und Meynungen,
2) Irrthümer und Leidenſchaften,
3) Verbrechen und Laſter.
1) Rechthaberei und Disputirſucht,
2) Heuchelei und Fanatiſmus.
3) Freigeiſterei und Menſchenhaß.

Dieſen Uebeln muß vorgebeugt werden durch
1) Unterricht,
2) Erziehung,
3) Beiſpiele.
1) Staatsunterricht,
2) häuslichen Unterricht,
3) Schulunterricht:
1) Staatserziehung,
2) häusliche Erziehung,
3) Schulerziehung;
1) Staatsbeiſpiele,
2) Volksbeiſpiele,
3) häusliche Beiſpiele — —

alles muß zu einem Zwecke wirken,
1) Unterricht,
2) Wiſſenſchaft,
3) Kunſt.

1) Der Unterricht muß die Sittlichkeit zum Geſetz, das Gute zum Zweck haben.

2) Die Wiſſenſchaft das Gute zum Geſetz, das Wahre zum Zweck.

3) Die Kunſt das Wahre zum Geſetz, das Schöne zum Zweck.

Hierdurch wird
der Verſtand,
das Herz und
die Handlung
gebildet, und der Menſch
durch Unterricht zu reinen Begriffen,
durch Wiſſenſchaft zu edeln Gefühlen,

durch Kunſt zu ſchönen Empfindungen
geleitet. Denn

1) aus dem Verſtande entſpringt Gutes und Böſes.
2) Aus dem Willen Wahres und Falſches.
3) Aus der Handlung Häßliches und Schönes, Ordentliches und Unordentliches.

Das erſte macht oder ſtört unſere Glückſeligkeit.
Das zweite macht oder ſtört unſere Zufriedenheit.
Das dritte fördert oder raubt uns unſer Vergnügen.

Wenn nach ſolchen Geſetzen der Einheit regiert wird, ſo wird immer die Macht in den Händen der Regierung ſeyn, denn die Kraft iſt dort, wo Einheit iſt, und wo Einheit iſt, iſt nichts überwiegend.

Statt Eigendünkel und Meynung wird Weisheit;
ſtatt Vorurtheile und Irrthümer wird Wahrheit;
ſtatt Verbrechen und Laſter werden Sitten und Tugend herrſchen.

Der Unterſchied der Menſchen wird blos
in Tugend,
in Genie und
in Thaten beſtehen.

Der Menſch wird
1) nach Ordnung denken,
2) nach Ordnung wollen,
3) nach Ordnung handeln.

1) Die Vernunft wird ihm die Würde ſeiner Exiſtenz;
2) der Wille die Würde ſeiner Perſon; und
3) die Handlung die Würde ſeines Standes
geben.

1) Die erſte wird ihm Verehrung,
2) Die zweite Aneiferung,
3) Die dritte Nachahmung
verurſachen und
die ſittliche,
wiſſenſchaftliche und
bürgerliche Ordnung

wird nach den Geſetzen der Einheit jene Größe und Stärke erhalten, die außer ihr nicht zu finden iſt.

Macht,
Stärke und
Schönheit

werden das Eigenthum einer ſolchen Regierung ſeyn: denn in einer ſolchen Regierung werden

Gott als das Geſetz,
die Natur als Mittel,
die Menſchheit als Zweck

die Gegenſtände

des Verſtandes,
des Willens und
der Handlung ſeyn.

1) Gleiche Menſchenachtung wird als Geſetz den Verſtand aller —

2) Gleiche Liebe als Mittel, das Herz aller,

3) gleiches Intereſſe als Zweck die Handlungen aller leiten.

Man wird gütig und gerecht gegen alle Menſchen ſeyn, wie es unſer Vater im Himmel iſt; man wird erkennen, daß

gleiche Organe,
gleiche Gefühle,
gleiche Bedürfniſſe

uns alle untereinander verbinden.

Gleiche Liebe,
gleiche Schätzung,
gleiches Intereſſe

wird daher im Reiche der Einheit die Handlungen aller beſtimmen.

Nun, ſagte Aban zu Koſti, nun Jüngling, iſt es Zeit, die größte deiner Beſtimmungen zu erfüllen. Du biſt in den großen Geheimniſſen der Natur eingeweiht; man hat dich in den Geheimniſſen der Prieſterwiſſenſchaften unterrichtet und in der königlichen Kunſt, die Menſchen zu regieren.

Kehre nun zurück und nimm Beſitz von deinem rechtmäßigen Erbtheile, von dem Königreiche, das dir dein Vater hinterließ, und regiere dein Volk nach den Geſetzen der ewigen Ordnung. Zieh hin, gerüſtet mit den Waffen der Unſterblichkeit, und beſieg die Feinde, die das Land in Beſitz nahmen. Vertreib ſie aus ihrem Wohnſitze — bau das Heiligthum wieder auf, das ſie entweihten, und regiere nach den ewigen Geſetzen Gottes und der Natur, und leite alles, was dir theuer iſt, zum großen Zwecke der Glückſeligkeit.

Koſti erſchien nun in ſeiner Heimath, und ſeine Feinde flohen vor ihm, wie die Vögel der Nacht vor der aufgehenden Sonne, denn der Gottheit Schutz folgte ihm nach. Sein Antlitz verbreitete Furcht unter den Laſterhaften, und die Verbrecher waren entkräftet bei dem Anblick ſeiner Rüſtung. Alles, was bös war, meidete ſein Land, denn die Böſen konnten den Blick der Tugend nicht ertragen.

Mit Thränen der Freude empfing ihn der alte Dahman, der zwar bald ſeine Tage beſchloß, aber noch dem Himmel die Wonne dankte, die er an Koſti erlebt hatte. Gamma beſorgte als Prieſter das Innere des Staats und richtete es nach den Grundſätzen der innern Ordnung ein. Koſti beſorgte das Aeußere als König, und vereinte es ſo genau mit dem Innern, daß Gamma ein königlicher Prieſter und Koſti ein prieſterlicher König war. Ihr Verſtand, ihr Wille und ihre Handlungen waren Eins und bildeten mit der reinſten Vernunft, dem Willen und der Selbſtthätigkeit der Urkraft aller Kräfte nur eine Einheit. —

Ihr Glück war das Glück des Ganzen — ihre Zufriedenheit die Zufriedenheit aller — ihr Vergnügen das Vergnügen von jedem.

Meynungen, Vorurtheile und Irrthümer waren aus der Gegend verbannt, wo Koſti und Gamma herrſchten; Eintracht und Liebe ſchützten das Glück aller, und man nannte Koſti's Regierung die Regierung der Liebe im Lande der Wahrheit.

II.

Codex

der

menſchlichen Vernunft im Kleinen,

oder

kurze Darſtellung

deſſen, was die Vernunft allen Menſchen gebietet; zur Aufklärung über ihre Lebensweiſe und zum Unterrichte, wie ſie ihr Glück ſicher ſtellen ſollen.

Il est des vérités si frappantes, qu'après les avoir découvertes; on est étonné du nombre de siècles pendant lesquels elles ont resté enveloppées dans la nuit ténébreuse de l'ignorance, des erreurs et des préjugés.

L'Abbé B.

1. Geburt des Menſchen.

Entwickelung ſeiner Organe. Erſte Lichtſtralen, Morgendämmerung ſeiner Vernunft.

Der menſchliche Embrio durchbricht die Hülle, worin er vegetirte; der Menſch tritt ans Tagslicht, ſeine Organe werden ſichtbar; er macht einen Verſuch davon, er athmet, er fühlet; er hat Bedürfniſſe, der Schmerz erinnert ihn daran; er gibt ſie durch ſein Schreien zu erkennen; er erhält ſein Benöthigtes, er beruhigt ſich, er genießt, er koſtet das Vergnügen, jeden Tag wiederholt ſich ihm dieſer Cirkel von Verrichtungen, ein gleicher Umlauf von Hilfleiſtung und Beſchwerlichkeiten.

Nach und nach entwickeln ſich alle ſeine Fähigkeiten: er denket, er betrachtet, er ſtellt über das, was um ihn her iſt, Beobachtungen an; er bemerkt verſchiedene Weſen; unter dieſen trifft er einige an, die mit ihm Aehnlichkeit haben; er bekommt Begriffe, er vergleicht, unterſcheidet, überlegt, er urtheilet endlich: allein von ſeinem eignen Urſprunge bleibt ihm nicht das geringſte Bewußtſeyn.

2. Gebrauch der Vernunft.

Nun laßt ihn von ſeiner Vernunft, ſobald ſie die gehörige Reife erlangt hat, Gebrauch machen, und er wird ſich ſelbſt dieſe Fragen aufwerfen: Wer bin ich? Wo bin ich? Seit wann, wie lange, wie und durch wen habe ich mein Daſeyn? Habe ich gültige Anſprüche auf das, was auſſer mir iſt? Können andere auf mich Anſprüche machen? Bin ich frei?

Von wem hängt mein Schickſal ab? worin liegt mein Glück oder mein Unglück?

3. Kenntniß eines Gottes, der ihn ſchuf.

Der Menſch wird tief nachſinnen, und zu ſich ſelbſt ſagen: Das alles, was ich um mich her erblicke, hab ich nicht gemacht; ich kenne ja kaum das, was ich genieße. Wie! kenne ich mich ſelbſt beſſer? Ich kann mir weder von meiner körperlichen Organiſation, noch von meinen geiſtigen Fähigkeiten einen Grund angeben, und noch weniger kann ich mir von dem Bande, das beide vereinigt, einen Begriff machen. Ich habe mich alſo nicht ſelbſt gemacht; ohne Zweifel habe ich mein Daſeyn von einem weit höhern Weſen.

4. Gott, ſein Erhalter.

Dies höchſte Weſen, das Gott genennt wird, hat für meine Erhaltung vorgeſorgt, da es mir mein Daſeyn angenehm machte, da es mir Fähigkeiten gab, und mich mit allem dem verſah, was zum Unterhalt meines Daſeyns tauglich iſt; ſeine Weisheit und Güte iſt hierin nicht minder hervorſtechend als ſeine Macht.

5. Pflichten des Menſchen gegen Gott.

Dieſem höchſten Weſen (Gott) bin ich alles ſchuldig; meine Pflichten gegen ihn haben keine andere Grenzen, als die er ſelbſt meiner Natur, der Stärke meines Körpers und den Kräften meiner Seele geſetzt hat. Aber wie ſoll ich eine ſo große Schuld abtragen können? Und was kann ich für den thun, der nichts bedarf?

Ich werde mich vor ihm in Staub werfen; ſeine Geſetze ſollen mein Studium ſeyn, und ich werde mich nach jener phyſiſch- und moraliſchen Ordnung fügen, die er zur Einſtimmigkeit und Harmonie der Welt und der Weſen feſtgeſetzt hat. Das iſt alſo die Grundlage aller meiner Pflichten, und ein gewiſſes Gefühl von Liebe und Dankbarkeit dringt in mich, mit allem Eifer dieſe Pflichten zu erfüllen.

6. Pflichten des Menſchen in Bezug auf ſich ſelbſt.

1) Bin ich aus Ehrfurcht für den Willen deß, der mir das Daſeyn gegeben hat, ſchuldig, dieſes mein Daſeyn nicht zu zernichten. Ich muß daher

2) von den Fähigkeiten, die er mir gegeben hat, Gebrauch machen und die Mittel anwenden, mit denen er mich zu Erhaltung alles deſſen verſah, was ich von ihm habe.

7. Rechte des Menſchen, die alle von Gott ſelbſt herrühren.

Wenn ich je einige Rechte habe, ſo habe ich ſie von Gott; auf ihn habe ich nicht ein einziges Recht; er war mir nichts ſchuldig, und er hat das aus mir gemacht, was ich bin.

8. Rechte des Menſchen, in Rückſicht auf ihn ſelbſt.

Durch die Gnade Gottes habe ich

1) ein unmittelbares Recht auf meine eigene Erhaltung.

2) Ein beſtändiges Recht zum Gebrauche all jener Fähigkeiten, mit denen er mich begabt hat, und das Recht, mich der Mittel zu bedienen, mit denen er mich verſah, um für den Gebrauch meiner Fähigkeiten vorzuſorgen.

9. Natürliches Glück des Menſchen.

Die Haupt-Grundfeſte meines natürlichen Glückes beſteht in dem Gefühle meines Seyns, in der Erfüllung meiner Pflichten und in dem Gebrauche meiner Rechte.

Das anbetungswürdige Siegel der göttlichen Anordnung hat uns unſer Glück in der Ausübung unſerer Rechte und unſerer Pflichten zugeſichert.

10. Freiheit des Menſchen.

Obwohl die Ordnung, die in der Natur herrſcht, immerfort zu dem Wohle des Menſchen abzielet, hat ihm doch Gott die Freiheit gelaſſen, ſie zu befolgen.

Wollten wir unſer Glück anderswo als in der Beobachtung dieſer Ordnung ſuchen, ſo würden wir die Abſichten Gottes, die er mit uns hat, ganz verkennen und ſeiner Güte ſchlecht entſprechen.

11. Uebertretung des erſten Naturgeſetzes.

Wenn ich von den Mitteln, die mir zu meiner Erhaltung gegeben ſind, nicht Gebrauch mache, ſo werde ich zugleich wider meine Pflicht fehlen und mein Recht vernachläßigen, auf ein Verbrechen eine Thorheit begehen und mich des Lebens unwürdig machen.

12. Strafe, die auf dieſes Verbrechen geſetzt iſt.

Da eine ſolche Vernachläßigung ein Hauptverbrechen iſt, wird es mich der Schmerz bald darauf empfinden laſſen, und beſſert mich das Leiden, das die Folge davon war, noch nicht, ſo werde ich mich für dieſes Verbrechen durch einen frühzeitigen Tod ſtrafen.

13. Der Menſch gegen den Menſchen.

Der Menſch, im Verhältniſſe mit andern Menſchen, ladet ſich neue Pflichten auf und erhält auch neue Rechte.

In Rückſicht auf Gott iſt das Recht ganz auf ſeiner, und die Pflicht ganz auf unſerer Seite. Gott hat alles Recht auf uns; uns ſteht nur zu, die Pflichten zu erfüllen, auf die er Anſpruch macht.

Was uns ſelbſt betrifft, fließen Pflicht und Recht zuſammen und ſind eines und das nämliche.

In Rückſicht unſer gegen andere Menſchen ſind alle Pflichten, alle Rechte correlativ und wiegen einander auf.

14. Pflichten eines jeden Menſchen in Bezug auf andere Menſchen.

1) Muß ich jeden Menſchen in dem ungeſtörten Beſitze deſſen laſſen, was er ebenſowohl von Gott hat, als ich; darf ihn nicht hindern, ſich der Fähigkeiten und Mittel, die ihm zu ſeiner Erhaltung gegeben ſind, zu bedienen.

2) Muß ich, ſoviel in meiner Macht ſteht, andern Men-

ſchen zu Erhaltung deſſen, was ſie von der Güte Gottes haben, behülflich ſeyn, wenn ſie ſich ſelbſt nicht mehr dazu genügen.

Gut ſeyn, wie Gott gut iſt, das iſt das einzige Mittel, ihm zu gefallen, — das einzig wahre Mittel, glücklich zu ſeyn.

15. Rechte eines jeden Menſchen in Bezug auf andere.

1) Habe ich ein unmittelbares, ausgemachtes Recht, mein Eigenthum zu vertheidigen und aller Gewalt zu widerſtehen, die einen Angriff auf das Eigenthum, das Gottes Güte mir zugewendet hat, wagen wollte.

2) Habe ich mittelbar und bedingnißweiſe ein Recht auf den Beiſtand anderer Menſchen, daß ſie mich ſoviel ſie können unterſtützen, und mir das, was ich von Gott habe, erhalten helfen, wenn meine eigene Kräften zu deſſen Erhaltung nicht mehr hinreichen.

16. Verbrechen.

Wenn ich die Mittel ſelbſt, die mir Gott gegeben hat, um andern bei Gelegenheit behülflich zu ſeyn, mißbrauche, und mich derſelben nur bediene, ſie in dem Beſitze ihrer Güter zu beunruhigen oder einen Theil davon zu ihrem Schaden mir zuzueignen, ſo verfehle ich mich wider die Pflichten, die mir Gott aufgelegt hat; ich verkehre die Ordnung, die er eingerichtet hat, und mache mich vor ihm und vor jenen ſchuldig, die ich beleidigte; ich verdiene alſo ſowohl von Gott, als von Menſchen beſtraft zu werden.

17. Aeußerliche menſchliche Züchtigungen.

Menſchliche Strafen ſind nicht immer dem Verbrechen angemeſſen, aber ſie folgen ihm ſtets in der Nähe. Der Schuldige zieht ſich unmittelbar den Abſcheu anderer Menſchen zu, die ihn von nun an als einen betrachten, der ſich des Anſpruches auf ihren Beiſtand verluſtig gemacht hat. Nicht zufrieden, daß ſie das, was er von ihrer Freiheit oder ihrem

Eigenthume unrechtmäßiger Weiſe beſeſſen hat, zurückfordern, halten ſie ſich auch noch für berechtigt, ihr Mißfallen weiter zu treiben, und gerathen nicht ſelten in Ausſchweifung.

Die peinlichen Geſetze bemächtigen ſie dazu; die Gerichte, die zur Einſicht der Uebelthaten und Verbrechen aufgeſtellt ſind, begünſtigen und ſchützen den Ankläger; der Verbrecher iſt faſt immer das Opfer ſeiner ſträflichen That, und, wenn er auch nicht der Rache des Publikums aufgeopfert wird, ſo zwingt man ihn wenigſtens, das Unrecht gut zu machen, und was er unrechtmäßiger Weiſe beſaß, mit Vergütung des zugefügten Schaden und der gehabten Nutznießung zu erſetzen.

18. Gewiſſensbiſſe.

Wenn der Schuldige manchmal der Rache anderer Menſchen entgeht, ſo findet er in ſeinem eignen Gewiſſen einen hellſehenden und unbeſtechlichen Richter; nichts iſt im Stande, die Fackel auszulöſchen, mit der es ſein Verbrechen beleuchtet; nichts iſt im Stande, die beißenden Vorwürfe zu ſtillen, die es ihm von Zeit zu Zeit zuflüſtert. Von was immer für einem Stande der Schuldige iſt, in welchem Winkel der Erde er einen Zufluchtsort ſuchen mag, ſelbſt in den goldreichen Zimmern eines Palaſtes werden ihn die Gewiſſensbiſſe eben ſo grauſam geiſeln, als wenn er auf einem öffentlichen Platze die Ruthenſtreiche fühlte, zu denen er durch einen Ausſpruch des Gerichts verurtheilt worden wäre; und wenn es an Zeugen fehlt, ſo zeugt der Schatten des Böſen wider den Böſen.

19. Göttliche Strafe.

Die Strafe Gottes folgt nicht allzeit ſchnell auf das Verbrechen, iſt nicht immer ſichtbar; aber ſie iſt darum nicht minder gewiß, nicht minder aufwiegend. Der Ruchloſe würde ſich vergebens ſchmeicheln, daß mit dem Tode alles aufgehoben ſeyn werde. Das Gewebe ſeines Körpers wird zwar durch den Tod zerſtört; aber das geiſtige Weſen, das ihn beſeelt, bleibt in der Hand Gottes, um den Lohn zu erhalten, der ſeinen Uebelthaten gebührt.

20. Die Tugend.

Wenn ich im Gegentheile allen Menſchen, ſo viel es die Lage ihrer Umſtände fordert und die meinige geſtattet, Gutes thue (obwohl dieſe Verbindlichkeit nicht die erſte in der Reihe meiner Pflichten iſt), wie mehr ich freiwillig von meinen Vortheilen dem Bedürfniſſe meiner Nebenmenſchen aufopfere, deſto verdienſtlicher ſind dieſe Beraubungen, deſto angenehmer machen ſie mich Gott und den Menſchen; deſto mehr bin ich verſichert, daß ich eine meinen Aufopferungen angemeſſene Belohnung erhalten werde.

21. Aeußerliche menſchliche Belohnungen.

Oeffentliche Achtung, Erkenntlichkeit und Gegendienſte von andern Menſchen ſind der vorzügliche Preis der Dienſte, die man ihnen leiſtet.

Indeſſen muß man ſich nicht zu ſehr darauf verlaſſen, daß die Menſchen allzeit ſo vernünftig, immer ſo erkenntlich ſeyn werden, um der Tugend genau den Zoll zu entrichten, der ihr gebührt. Allein, wenn auch die Menſchen undankbar ſind, findet der Gute doch immer die Belohnung für das Gute, das er that, in ſeinem eignen Herzen.

22. Innere Zufriedenheit.

Wenn ich nun von Menſchen, die ich mir verbindlich gemacht habe, nichts als Undank erfahre; wenn es mir auch begegnen ſollte, daß Neider und böſe Menſchen mich verläumden und unterdrücken, ſo berufe ich mich auf mein eignes Gewiſſen, deſſen Beifall allein mein Inneres mit dem ſüßeſten Vergnügen erfüllt, das immer ein Menſch genießen kann — ein Vergnügen, das mir keine menſchliche Macht im Stande iſt zu rauben.

Wenn das Herz vorwurffrei iſt, ſind es die Handlungen auch; Friede herrſcht in der Seele, und innerer Friede iſt das höchſte Glück.

23. Göttliche Belohnung.

Was ich auch immer für eine Verfolgung von den Menſchen ausſtehen muß, ſo bin ich von Gott verſichert, daß er mich dafür vollkommen ſchadlos halten wird; denn Gott iſt gerecht, mächtig und gut; von allem, was ich Gutes gethan, von allem, was ich gelitten habe, wird er mir genaue Rechnung halten; keine unſerer Thaten kann verloren gehen, denn alle ſtehen ſie mit dem Finger des Ewigen in unauslöſchlichen Zügen angeſchrieben. Er hat uns gegeben, was wir nicht verdient haben, er wird uns auch über unſere Verdienſte belohnen.

24. Verhältniß zwiſchen beiden Geſchlechtern; vorzüglichſte Grundlage der menſchlichen Geſellſchaft.

Bald fühlt der Menſch, daß ihm etwas mangeln würde, wenn er allein bliebe. Findet er das Weib, das für ihn iſt, ſo geht eine angenehme und lebhafte Regung in ſeinem Herzen vor, er fühlt ſich mächtig angezogen; er wird unwiderſtehlich an ſeine Gattin hingeriſſen; die nämlichen Triebe leiten hingegen auch ſie zu ihm; ſie verbinden ſich und wollen ſich nicht mehr verlaſſen. Sie arbeiten gemeinſchaftlich, genießen miteinander die Vergnügen des Lebens, was eines hat, hat auch das andere; ſie ſcheinen nur Eines zu ſeyn, und ihre Glückſeligkeit ſteigt nach dem Grade der Liebe.

25. Die Ehe, das natürliche Siegel der Geſellſchaft.

Die Abſichten Gottes auf den Mann und das Weib erſtrecken ſich viel weiter. Um das Menſchengeſchlecht durch die einzelne Nachfolge zu erhalten, ſtößt er allen Menſchen ein unwiderſtehliches Verlangen ein, ſeines Gleichen hervorzubringen; und damit beide Theile zu dieſem Zwecke mitwirken, hat er ihnen die Vereinigung nothwendig gemacht und ein beſonderes Vergnügen damit verbunden; er befiehlt die Ehe und ſegnet die Eheleute.

26. Folge des Eheſtandes; Befeſtigung der natürlichen Geſellſchaft.

Die Frucht dieſer Vereinigung iſt die Erzeugung eines Kindes, in welchem ſich Vater und Mutter auf eine gewiſſe Art wiedergeboren ſehen, eine Freude, wofür das zärtliche Gefühl liebender Eltern keine Worte hat. Das Band ihrer heiligen Vereinigung wird mit einem ſo theuren Knoten befeſtigt und ihr Verlangen iſt immer, immerfort neue hinzu zu thun.

27. Sorge für die Kinder. Der erſte Vortheil der natürlichen Geſellſchaft.

Es würde für das Kind eben ſo gut ſeyn, wenn es nicht geboren würde, als daß es ſich ſelbſt überlaſſen wäre, nachdem es zur Welt kam. Allein die Milch in der Bruſt des Weibes iſt nicht natürlicher, als die mütterliche Zueignung, mit der eine Mutter, indem ſie ihre Bruſt ſanft an die Lippen des Neulings ausbreitet, ihr Kind in langen Zügen ſäuget. Durch dieſe zärtliche Mutterpflicht, die ſie erfüllt, fühlt ſie unmittelbar eine Erleichterung der Schwere ihrer Brüſte, kömmt beſchwerlichen Geſchwulſten und oft ſchweren Krankheiten, den traurigen Folgen einer unnatürlichen Zurückhaltung zuvor, erfüllt mit Freude ihre Pflichten, und verſichert ſich dadurch neuer Rechte auf das Herz ihres Kindes.

28. Erziehung der Kinder.

So wie das Kind zu wachſen fortfährt, um ſo mehr Aehnlichkeit mit ſeinen Eltern verräth es; dadurch verdoppelt ſich ihre Freude, und ihre Sorgfalt wird ſtets wachſamer. Sie wachen für ſeine Erhaltung, kommen ſeiner Schwäche zu Hilfe, tragen zur Entwickelung ſowohl ſeiner körperlichen als geiſtigen Fähigkeiten bei, leiten den Gebrauch derſelben, zeigen ihrem Zöglinge den Zweck, nach dem er trachten ſoll, ebnen ihm die Bahn, die er gehen muß, flößen ihm Gründe ein und geben ihm Mittel an die Hand, ſich auf der angewieſenen Bahn zu erhalten.

29. Freilaſſung junger Leute.

Wenn ein junger Menſch ſoviel an Jahren und Kräften zugenommen hat, daß er ſelbſt für die Befriedigung ſeiner mancherlei Bedürfniſſe zu ſorgen im Stande iſt; wenn man ihn in der Arbeit, zu der er geboren iſt, unterrichtet und ihm Luſt und Geſchmack dafür eingepflanzt hat, entlaſſen ihn ſeine Eltern der väterlichen Gewalt.

Die Arbeit iſt die reinſte Quelle aller Reichthümer und die feſteſte Grundlage aller Tugenden; ſie ſtärkt den Körper, erhält die Geſundheit, verlängert das Leben, vertreibt die lange Weile und iſt allein im Stande, um das Leben erträglich zu machen, weil es ganz in dem ordentlichen Gange der Natur liegt, daß der Menſch arbeite.

Der Müßiggang hingegen trägt die ſichtbaren Merkmale an der Stirne, wie ſträflich er in den Augen Gottes iſt; er iſt der Vater der Weichlichkeit und der verdrüßlichen Langweile, der Krankheiten und des Elendes; er verleitet den Reichen zu allen Laſtern und den Armen zu allen Verbrechen. Die Arbeit iſt jene Blume Moly, welche die Götter dem Ulyſſes gaben, um ihn vor den Fallſtricken einer verrätheriſchen Zauberin zu bewahren. Er fühlte, daß ſein Herz in der Inſel der Calypſo weichlich wurde; mitten unter beſchwerlichen Arbeiten und den Stürmen der See wurde er wieder Mann.

Der Müßiggang machte den Egiſt zum Ehebrecher und Mörder. Die Arbeit erhielt Penelopen keuſch und getreu, ungeachtet ſie von einer Menge Freiern umgeben war, die von ihren Reizen eingenommen waren. So hat oft die Fabel der Alten unter ſinnreichen Bildern die herrlichſte Moral verborgen.

30. Sorge für Greiſe. Zweiter Vortheil der natürlichen Geſellſchaft.

Die Fähigkeiten der Väter und Mütter nehmen nach und nach ab, ihre Kräfte erſchöpfen ſich endlich, und es kömmt eine Zeit, wo ſie von ihren Sprößlingen unterſtützt zu werden brauchen; eine Zeit, wo ſie aus ihrer Hand die gerechte Wiedererſtattung der Gutthaten erhalten ſollten, die ſie ihren Kindern ſchon lange voraus erwieſen haben.

Die Kinder, ſchon durch den Inſtinkt jenen anhänglich, die die Quelle ihres Seyns ſind und durch die Vernunft ergeben, werden ſich eifrigſt angelegen ſeyn laſſen, eine ſo zärtliche Pflicht zu erfüllen. O glücklich der, der am beſten dieſe Pflicht entrichtet!

Er wird ſich im Innern ſeines eignen Gewiſſens Schätze ſammeln — da wo die koſtbarſten Schätze ſind, da wo man ſie am ſicherſten hinterlegt.

31. Das Wohl der Familie.

Kein Menſch iſt auf der Welt, der ſich in jedem Alter ſelbſt genügt und keines andern Menſchen Beiſtandes bedarf. Das Kind erhält von ſeinem Vater den benöthigten Beiſtand, der Greis wird von ſeinem Sohne unterſtützt, der Erwachſene leiſtet dem Greiſen jene Dienſte wieder, die er einſt von ihm erhielt und leihet ſie dem Kinde, in der Hoffnung, ſie einſt wieder von ihm zu erhalten. Auf dieſem doppelten Grunde ruht eine Geſellſchaft, die ganz einzig, ganz einfach iſt, und dieſe wird Familie genannt.

Der Vater iſt davon das natürliche Oberhaupt; das Weib, das ihm beigeſellt iſt, hat mit ihm gleiche Achtung, alle Kinder ſind gleich ſchätzbare Glieder dieſer Geſellſchaft; alles ſteht einander wechſelſeitig bei, indem alle die Arbeiten und Beſchwerlichkeiten unter ſich theilen, wird jedem die Bürde derſelben erleichtert, das Vergnügen wird durch Mittheilung doppelt angenehm; das Loos eines jeden Theils iſt ungleich glücklicher, als wenn er abgeſondert leben müßte.

32. Folge der Generationen.

Wenn der Menſch ſeine Laufbahn endigt, verläßt er dieſes Leben um ſo ruhiger, da er mit dem freudigen Bewußtſeyn ſtirbt, daß er ſeinem andern Ich die Ausſicht in eine angenehmere Zukunft hinterläßt. Das Vermögen des Vaters fällt natürlicherweiſe dem Sohne zu, der die Familie fortpflanzt, und dieſer Beſitz dauert ununterbrochen fort. Dieſes väterliche Erbe, das leichter zu erhalten iſt, als es gewonnen wurde, macht die Arbeiten des neuen Hauptes der Familie minder beſchwerlich und einträglicher, und ſeine Vernunft, immer weniger und weniger unter der Laſt körperlicher Bedürfniſſe gebeugt, wird einen freiern Schwung nehmen, er wird leicht ſeine Pflichten erfüllen, beſſer ſich ſeiner Rechte bedienen, mehr ſein Glück genießen und es von Jahr zu Jahr verſtärken und ausbreiten.

33. Vermehrung der Familien.

So einig auch die Brüder einer Familie unter ſich ſeyn mögen, ſo werden ſie doch bei reiferem Alter, wenn ſie in die männlichen Jahre treten, noch viel engere Bündniſſe ſchließen, als das Bündniß der brüderlichen Liebe iſt, da jeder zu ſeiner eignen Gefährtin ſich ein Weib nimmt und dadurch alſo eben ſoviel neue Familien entſtehen.

Aus der Menge dieſer neu entſtandenen Familien entſteht bald die unmittelbare Nothwendigkeit, daß ſie ſich abſondern und zu Erleichterung ihres Unterhalts der eine dahin, der andere dorthin mit ſeiner Familie zieht; ſo zerſtreut, werden ſie nicht mehr im Stande ſeyn, ihre Arbeiten und Güter gemeinſchaftlich zu theilen.

34. Verhältniſſe einer Familie gegen die andere.

Die wechſelſeitigen Pflichten und Rechte einer Familie gegen die andere ſind die nämlichen, die ein Menſch gegen den andern zu beobachten hat. Sich in vorkommenden Bedürfniſſen gegenſeitige Hilfe zu leiſten und vorzüglich einander nie zu ſchaden: Dieß iſt der ganze Inhalt des Naturrechts.

35. Politiſche Geſellſchaft mehrerer Familien.

Die Vermehrung der Menſchen wird ſie nicht vergeſſen laſſen, daß ſie alle einen gemeinſchaftlichen Urſprung haben.

Mehrere Familien verſtehen ſich zuſammen, miteinander eine Geſellſchaft zu errichten, die, wenn ſie auch nicht ſo innigſt verbunden iſt, wie die ehemalige Familie unter einem gemeinſamen Hausvater, doch für alle immer gleich erſprießlich iſt.

Gleichwie jede einzelne Familie ihre Pflichten, Rechte und Eigenthum hat, ſo hat auch die politiſche Geſellſchaft oder die große Familie ihre Pflichten, Rechte und gemeinſame Güter, wovon jedem daran liegt, vollkommene Kenntniß zu haben und wovon alle wie er gleich gut unterrichtet ſeyn müſſen, wenn nicht ſein Beſtes darunter Schaden leiden ſoll.

36. Grundeigenthum.

Nachdem die politiſche oder Nationalgeſellſchaft auf einem Grunde, der der tauglichſte war, errichtet wurde, macht ſich jedes Glied derſelben anheiſchig, einen Theil des Landes zu bebauen und ſeine beſondre Sorgfalt daran zu wenden; und nicht nur die Früchte ſeiner Arbeiten ſammelt jeder für ſich beſonders ein, ſondern der Grund ſelbſt wird ein Eigenthum der Familie, die ihn durch ihre Arbeit urbar und durch unermüdete Pflege fruchtbringend gemacht hat.

Das bürgerliche Recht, das nichts anders als eine weitere Ausführung des Naturrechts iſt, hat die Gränzen der gegenſeitigen Beſitzungen feſtgeſetzt, indem es die gerechten Anſprüche des Eigenthums auf erſprießliche Arbeiten gründete.

37. Gegenſtand der politiſchen Geſellſchaft.

Der weſentliche Gegenſtand jeder politiſchen Geſellſchaft und das Grundprincip alles bürgerlichen Vertrags iſt der, allen Bürgern von allen Gattungen das größte natürliche Glück zu verſchaffen, da man ſie des völligen Genuſſes aller ihrer körperlichen und geiſtigen Vorzüge und der freien und leichten, ungehinderten Gemeinſchaft unter allen verſichert.

38. Oeffentliche Gelder.

Dieſen Endzweck zu erreichen, wird man öffentliche Fonds der Stärke und des Reichthums des Staats errichten, wozu alle Glieder der Geſellſchaft ſowohl durch perſönliche Dienſte, als auch von ihrem Vermögen in einem billigen und gewiſſen Maße beitragen müſſen.

39. Der perſönliche Beitrag.

Alle Bürger tragen Tag für Tag perſönlich zu dem Dienſte oder zur Vertheidigung der Geſellſchaft das ihrige bei, oder ſie befreien ſich von dieſer rechtmäßigen Frohn durch eine freiwillige Gabe, die mit derſelben das Gleichgewicht hält.

40. Der Geldbeitrag.

Wenn der reele oder Geldbeitrag der Glieder einer Geſellſchaft ſicher angewieſen und dauerhaft ſeyn, allenthalben gleich vertheilt, leicht entrichtet und auf eine einfache Art erhoben werden ſoll, ſo muß er weder auf bewegliche Güter, noch zufällige Erträgniſſe, noch auf das, was der Menſch zur höchſten Nothdurft verzehrt, noch auf das Commers oder auf Künſte, ſondern einzig und allein auf die unbeweglichen Güter gelegt werden, die zum Erdreich gehören, die eine ſichere Einkunft gewähren, von der alles herkömmt und worauf alles Weſentliche Bezug hat. Alle Güter von dieſer Gattung müſſen gleichförmig tarirt werden, allenfalls ſoviel und ſoviel vom hundert oder tauſend, was der Grund und eigentliche Werth beträgt, ohne dabei auf Rang, Titel und Amt der Grundeigenthümer oder Nutznießer einige Rückſicht zu nehmen.

41. Gebrauch der öffentlichen Fonds.

Die öffentlichen Fonds, die auf die mindeſt koſtſpielige Art müſſen erhoben werden und geraden Wegs ohne Abſprung, wo ſie verſplittert werden können, zu ihrer Beſtimmung gelangen ſollen, werden treulich von Leuten verwaltet, zu deren Gunſten ein Vorwurf freier Lebenswandel ſpricht und die einſtimmig das Lob ihrer Mitbürger haben. Sie müſſen ſparſam zur Erhaltung der Sicherheit und Ruhe des Staats verwendet werden, gemeinnützige Einrichtungen zu treffen und zu erhalten; gute Hilfsquellen in Bereitſchaft zu halten, wenn der Staat in eine mißliche Lage gerathen ſollte; die Volksvermehrung, den Ackerbau, den Handel, die Wiſſenſchaften, die Sitten, die Religion zu begünſtigen. Allein unnütze und gefährliche Menſchen, Intrikenſpieler und Horniſſe aller Art und aus allen Ständen müſſen ohne Gnade von dem Bienenſtocke abgetrieben werden, worin der Reichthum der Geſellſchaft liegt.

42. Sicherheit des Staats.

Die Sicherheit des Staats erfordert es, daß immer eine Macht bereit iſt zu ſeiner Vertheidigung; man bedarf daher Waffen, Exercierplätze, Munition; einen nervigten Arm, wahren und gut geleiteten Muth und eine Kriegszucht, die ſich mit der Würde des Menſchen und des Kriegers verträgt.

Das ſicherſte Mittel, einen Staat zu vertheidigen und zu ſiegen iſt dieß, daß man mehr auf die Auswahl der Soldaten, als auf ihre Menge bedacht iſt. Ein Staat, der die Stärke ſeines Kriegsſtandes nur nach der Zahl der Miethlinge berechnet, die er im Solde hat, begeht den verderblichſten Irrthum, der je eine Regierung verwirren kann.

Die Klugheit macht kriegeriſche Anſtalten nothwendig, und die Billigkeit muß den Gebrauch davon beſtimmen.

43. Ruhe des Staats.

Rechtspflege und Policei ſind die beiden Ruhepunkte des innern Friedens eines Staates. Erſtere wird alle Anmaßungen der Habſucht zurückweiſen, die andere wird den Unordnungen zuvorkommen, die ſo leicht unter dem großen Haufen entſtehen, wenn nicht eine kluge Aufſicht über ihn wacht.

44. Von der Rechtspflege.

Die Grundſätze der Gerechtigkeit ſind unwandelbar; die Natur hat ſie tief allen Herzen eingegraben: einfache Geſetze werden ſie klar entwickeln und dem Volke einprägen; redliche Obrigkeiten werden nach den beſondern Umſtänden jedesmal die gehörige Anwendung davon machen.

Auf dieſe Art wird die Sicherheit der Perſonen gedeckt, das Eigenthum derſelben vor allen Angriffen geſchützt, Verträge geſichert und Vergehen der Mitglieder vergütet werden.

45. Von der Policei.

Die Policei wird für Aufrechthaltung der Ordnung wachen; ſie wird auf die Bewegungen und die Stille des Volkes ein aufmerkſames Auge haben; ſie wird auf Stellenbeſetzung, Verſorgung mit Lebensmitteln bedacht ſeyn und ſtreng gegen alle Monopoliſten verfahren. Sie wird Schritt vor Schritt ſich der Warnung, der gerichtlichen Befehle und endlich des Zwanges bedienen, um allen Unruhen und Verwirrungen, Coliſſionen, der Anſteckung und einem einreißenden Mangel, ja ſelbſt allen Beſorgniſſen des Volkes, die Folgen nach ſich ziehen könnten, weislich zuvorzukommen.

46. Oeffentliche Anſtalten.

Alles, was die Regierung von den öffentlichen Geldern erſparen kann, nachdem ſie aber erſt die gewöhnlichen Laſten des Staats gehoben hat, muß ſtets zu öffentlichem Gebrauche verwendet werden, als zu Erbauung, Unterhaltung, Erneuerung und Baureparationen der Gotteshäuſer, Gerichtshöfe, Collegien, Hoſpitien, Zeughäuſer, Magazine, Straßen, Brücken, Kanäle und Flüſſe, des Waſſerbaues ꝛc. ꝛc. Unterſuchungen anzuſtellen, wichtige Proben zu beſtätigen und allerlei nützliche Anſtalten zu machen.

47. Hilfsquellen des Staates.

Was nun die Regierung von den Einkünften des Staats erſpart, iſt zur Zeit allgemeiner Noth eine erwünſchte Zubuße und die erſte Hilfsquelle; die Einſtellung öffentlicher Arbeiten und die Erſparung der darauf verwendeten Koſten, oder vielmehr eine andere Verwendung dieſer nemlichen Gelder und dieſer nemlichen Thätigkeit bietet dem Staate eine zweite Hilfsquelle an, die ihm in jedem Falle dringender Bedürfniſſe ungeſäumte Hilfe leiſtet. Selten wird ſich der Staat auf dieſe Art in die traurige Nothwendigkeit verſetzt ſehen, daß er durch eine Kette von unvorgeſehenen Unglücksfällen gezwungen wird, außerordentliche Subſidien von dem größten Theile jener Menſchen zu erheben, die, während ſie raſtlos Tag für Tag wohl acht bis zehn Stunden für den Genuß anderer Menſchen arbeiten, ſelbſt nur kaum das nöthigſte Auskommen haben, um die dringendſten Bedürfniſſe ihres Lebensunterhalts befriedigen zu können.

48. Volksmenge.

Eine Geſellſchaft iſt um ſo blühender, wie ſtärker die Volksmenge derſelben, wie gewerbſamer und thätiger dieſe iſt. Die weiſe Verfaſſung wird ihnen zum Unterhalt ihrer Kinder einen ſichern Erwerb und ein gemächliches Auskommen verſchaffen, indem ſie den Fleiß belohnt und den Bürgern Liebe zur Mäßigkeit einflößt. Die Volksvermehrung zu erzielen, wird ſie dem Eheſtande jene Würde und Achtung beilegen, die ſeine Heiligkeit von uns fodert, und ſein beſonders Augenmerk darauf heften, eine ſolche Wahl unter beiden Geſchlechtern zu treffen, daß ſie in dem Alter ihrer größten Fruchtbarkeit zuſammen kommen — eine Epoche, die uns die Stimme der Natur deutlich genug ankündigt.

So wird man ſich weder der Liſt bedienen dürfen, um fremde Anſiedler ins Land zu locken, noch des ſklaviſchen Zwanges, die Bürger in ihrem Vaterlande zurückzuhalten; alles wird erſtere von ſelbſt in dieſes glückliche Land einladen, alles die zweiten an ihr Vaterland ketten, und alles wird ſie mit dem kräftigſten Geiſte beſeelen, gemeinſchaftlich einer für des andern Glück zu ſtimmen, gemeinſam am einzelnen und allgemeinen Wohle zu arbeiten.

49. Der Ackerbau.

Der Ackerbau ſammelt ſorgfältig die Früchte, die die Erde freiwillig anbietet, und nöthigt ihr durch mühſame Arbeit, durch Pflügen, Düngen, durch jährliches Umgraben im Frühlinge ſtets neue Wiederhervorbringung der Früchte ab.

Der Ackersmann, der die erſte und aus allen die wichtigſte Profeſſion treibt, hat, doch untergeordnet, den Schäfer, Jäger, Fiſcher ꝛc. ꝛc. zur Geſellſchaft. Jene Nationen, die den Ackerbau treiben, ſind die einzigen, die ſich durch ſich ſelbſt erhalten; alle andere ſtützen ſich auf dieſe, oder gerathen in Verfall und reiben ſich auf.

Ohne einfacher und guter Nahrung gibt es keine Geſundheit; ohne einem geſunden und kraftvollen Körper keine Erzeugung; ohne dieſer kein Commerz; ohne Ackerbau fehlen alle Nothwendigkeiten des Lebens, es fehlt an Unterhalt; man vermißt die Mittel des Tauſches und Handels; es gibt kein Commerz; die Ehen werden ſehr ſelten, weil man für den Unterhalt der Individuen, die geboren werden ſollen, nicht geſichert iſt, und an dem Tage, wo ſie zur Welt kommen, noch keine Ausſicht hat, wie man ſie ernähren und beim Leben erhalten ſoll; daher entſpringt endlich allgemeine Noth, die Armuth und Abnahme der Bevölkerung, der Einſturz der Staaten ꝛc. ꝛc.

50. Von der Handlung.

Durch Tauſch oder Erſatz an gleichem Werthe, der unendlich viele Veränderungen annimmt, kann ſich jeder, was ihm gefällt und zuträglich iſt, verſchaffen, es betreffe bewegliche oder unbewegliche Güter, Dienſte oder Arbeiten, die der Schätzung unterworfen ſind. Die politiſche Geſellſchaft wird den wechſelſeitigen Handel unterſtützen, indem ſie die Gemeinſchaft deſſelben erleichtert, den Abſatz der Waaren vermehrt, auf Ehrlichkeit in Maß und Gewicht hält, und vorzüglich den Gehalt des Geldes garantirt, jenes ſo ſchätzbaren und bequemen Unterpfandes aller öffentlicher und Partikular-Geſchäfte des Handels. Freiheit iſt die Seele des Commerzes und Ehrlichkeit das große Treibrad deſſelben; ſie allein ſetzt Zutrauen und Kredit feſt; ſie ſchließt allen unerlaubten Wucher aus und fordert, daß liſtige Banquerotſpieler ſammt ihren Mitſchuldigen mit den entehrendſten und empfindlichſten Strafen belegt werden.

51. Künſte.

Den Künſten haben wir es zu danken, daß ſich der Gebrauch verſchiedener Naturprodukte ſo weit umher verbreitet hat. Durch perſönliches Intereſſe und den Hang nach Genuß wird der Kunſtfleiß rege gemacht. Die Regierung wird dieſen Kunſtfleiß zu einem gemeinſchaftlichen Zwecke des gemeinen Beſten leiten, indem ſie den Künſtlern Beſoldungen zuſichert und ihnen Leichtigkeit des Gewinns, beſonders in großen Städten verſchafft, wo ſich, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, die Künſte die Hände geben und wechſelſeitig unterſtützen.

52. Wiſſenſchaften.

Die Wiſſenſchaft unterſcheidet und erhebt am meiſten die menſchliche Geſellſchaft. Die Regierung wird ſolche Glieder der Geſellſchaft, die Genie zu Wiſſenſchaften zeigen, anfeuern, zur Ausbildung ihrer Talente beitragen, ihre Bemühungen unterſtützen und ſtolz auf die Ehre ſeyn, die der glückliche Fortgang derſelben dem Staate macht. Allein, ſo viel auch Wiſſenſchaften, nützliche Talente und edles Beſtreben höherer Geiſteskräfte auf öffentliche Belohnungen Anſpruch machen können, ſo ſehr muß auch die Regierung blos tändelnde Talente, nichtsnutzige Kenntniſſe und Alltagsproducte des Geiſtes verachten, die allzeit, wenn der gute Geſchmack, die Kenntniß des Nützlichen und Schönen in Verfall gerathen, bei einer Nation im Ueberfluſſe anzutreffen ſind.

53. Die Sitten.

Die Sitten werden in einem Staate, im allgemeinen genommen, ſich rein genug erhalten, wenn die Regierung eine beſondere Aufmerkſamkeit darauf hat, daß ſie den Bürgern Verachtung und Abſcheu gegen das Laſter einprägt, Liebe zur Ordnung und Wohlanſtändigkeit einflößt und ſie ſelbſt das erſte Beiſpiel davon gibt.

Gutthätige Menſchenliebe iſt die höchſte unter den moraliſchen Tugenden; ſie vertritt an Waiſen Vaterſtelle, erſetzt

Greiſen den Verluſt ihrer Kinder, von denen ſie Unterſtützung erwarteten und Krüppeln den Mangel ihrer Glieder; ſie verſieht den Dürftigen mit Lebensmitteln und reicht ihm zur Befriedigung ſeiner Bedürfniſſe die nöthige Hilfe; ſie beſchenkt den Kranken mit Arzneien und ſorgt für ſeine Geneſung; ſie weiſet dem hilfloſen Fremdlinge ein gaſtfreundliches Obdach an und theilt mit ihm, was Gott ihr beſcherte, um ihn mit Speiſe und Trank zu erquicken, Ruhe und Erholung von den Beſchwerlichkeiten der Reiſe zu laſſen, und ihn zu bekleiden, wenn er's bedarf; allein Almoſen und mildthätige Beiträge ſind nicht da, den Müßiggang zu begünſtigen; ſie müſſen mit Unterſchied und vorſichtiger Wahl verwendet werden. Starke und geſunde Bettler, die die Peſt eines Staates ſind, unterſtützen, wäre gerade das Mittel, ſie wie eine anſteckende Seuche zu verbreiten; eine übel angebrachte Mildthätigkeit iſt das Füllhorn der Bettler, woraus ſie ſtromweiſe hervortreten.

54. Die Religion.

Die Religion iſt das heilige Band, das uns an Gott kettet. Ihre Weſenheit iſt Liebe.

Eine weiſe Regierung wird daher Sorge tragen, daß alle Glieder der Geſellſchaft einen gründlichen Unterricht in der Religion erhalten und ſie wird nicht zugeben, daß einige eigenmächtig etwas außer dieſem Unterrichte unternehmen. Ein weiſer Staat iſt überzeugt, daß es nur dem höchſten Weſen zuſtehe, von dem unſere Seelen ausfließen, dieſe himmliſche Flamme, die unſere Seele reinigen muß, damit ſie ſich bis zum Schöpfer erhöhen, in uns anzuzünden.

55. Ergänzende Theile der Regierung.

In einem wohlbeſtellten Staatskörper zeichnet ſich vorzüglich der Souverain aus, der das Haupt deſſelben vorſtellt; dann die vornehmſten Eigenthümer, die den Rumpf deſſelben ausmachen, und die arbeitenden Menſchen, die die Glieder dieſes Körpers ſind. Müßige Taugenichtſe ſind verworfen und verachtet, als der ſchlechteſte und garſtige Auswurf der Menſchheit.

56. Regierung der politiſchen Geſellſchaft.

Die Aufrechthaltung der natürlichen Ordnung iſt der erſte Grundſatz einer guten Regierung, und die Einfachheit der Mittel dazu ſeine ſtärkſte Triebfeder. Die Regierung muß, ſo viel es in den Kräften des Menſchen möglich iſt, die Weisheit ihrer Anſchläge mit der Einförmigkeit des Plans vereinen und mit der Schnelligkeit in Ausführung deſſelben.

57. Verſchiedene Geſtalten der Regierung.

Die Regierung hat in verſchiedenen politiſchen Geſellſchaften mancherlei Geſtalten angenommen. Man kann dieſe Verſchiedenheiten alle auf drei Klaſſen zurückführen, nemlich: Einfache, vermiſchte und verbündete Regierungen.

Die einfachen ſind von dreierlei Art: die Demokratie, Ariſtokratie und Monarchie.

Die vermiſchten Regierungen beſtehen aus einer Miſchung von Demokratie und Ariſtokratie und ſind entweder demokratiſch-ariſtokratiſch, oder ariſtokratiſch-demokratiſch (je nachdem nämlich ein Theil die Oberhand hat), oder aus einer Miſchung von Monarchie und Ariſtokratie, oder endlich aus Monarchie, Demokratie und Ariſtokratie miteinander.

Die verbündeten Regierungen ſind jene, die aus der Aufnahme und Verbindung mehrerer inkorporirter, aber immer von einander unterſchiedner Staaten beſtehen.

58. Die Demokratie.

In der Demokratie, oder Volks-Regierung macht die Mehrheit der Bürgerſtimmen das allgemeine Geſetz, und beſorgt die Staats-Verwaltung durch das Miniſterium von Magiſtraten, die das Volk nach Gefallen in ihre Würde ein- und abſetzt.

Die Demokratie iſt eine geſellſchaftliche Regierungsform — die füglichſte für eine Geſellſchaft von einer gewiſſen Anzahl Menſchen, unter denen eine ſolche Gleichheit hergeſtellt iſt, daß ſie alle faſt einerlei Intereſſe haben, und deren enge Nachbarſchaft die Einſtimmigkeit der Gemüther begünſtigt.

Ein Beiſpiel davon iſt der Staat von Lucca.

59. Die Ariſtokratie.

In der Ariſtokratie erhält das Volk ſeine Geſetze von den Vornehmſten der Nation, in deren Hände allein die höchſte Macht der allgemeinen Staatsverwaltung übergeben iſt.

Die Ariſtokratie iſt eine ſo ziemlich einfache Regierungsform, aber zu wenig natürlich, und kann nur in einem Staate von mittelmäßigem Umfange ſtatt haben.

Dieſe iſt beinahe die Regierungsform der Republik Venedig.

60. Die Monarchie.

In der Monarchie hat das Volk nur ein einziges Oberhaupt, dem allein alles im Staate unterworfen und in deſſen Perſon die höchſte Gewalt zuſammengefaßt iſt. Die monarchiſche iſt die Regierungsverfaſſung der Vernunft, weil das Oberhaupt derſelben alles das thun kann, was es wollen muß.

Der Monarch iſt der Vater, oder der Patriarch einer Nation, der ſeine Kinder, groß und klein, zum gemeinen Beſten der Familie mitwirken läßt; ſein Zutrauen in ſelbe verhält ſich nach dem Maße der Fähigkeit eines jeden, und ſeine Liebe umfaßt ſie alle gleich väterlich.

Die Monarchie iſt das Bild der Regierung Gottes; ſie iſt für eine zahlreiche Geſellſchaft von Menſchen, die ſich auf einem weitſchichtigen Erdſtriche ausgebreitet haben, die zuträglichſte unter allen Regierungsformen — oder laßt uns vielmehr ſagen, ſie iſt die einzige, die einen großen Staat lange Zeit hindurch glücklich machen kann, indem ſie ohne Gewalt zu gebrauchen, ohne Verwirrung anzurichten, alle Kräfte, alle Intereſſen und alle Abſichten vereinigt.

61. Vermiſchte Regierungsformen.

In dieſen Regierungsarten wacht über die höchſte Gewalt eine zweite, beigeordnete Macht und hält der erſtern das Gleichgewicht. Es ſcheint nicht leicht zu ſeyn, das Gleichgewicht dieſer beiden öffentlichen Mächte herzuſtellen und noch weniger ſie darin zu erhalten. Vermiſchte Regierungsformen ſind Combinationen der Kunſt, die der Natur zu Hilfe kommen will, aber die ſich bald verirrt und verliert, wenn ſie ſich zu weit von der Natur entfernt.

Athen hatte eine Regierungsform, die ein Gemiſche der Demokratie und Ariſtokratie war. Sparta gab uns ein Beiſpiel einer ſonderbaren Vermiſchung der Ariſtokratie mit der Monarchie. England zeigt uns heut zu Tag eine Regierung, die zugleich aus der Monarchie, Ariſtokratie und Demokratie beſteht.

62. Verbündete Regierungen.

Aus der Zuſammentretung mehrerer, ſich ähnlich oder unähnlicher Staaten, deren jeder ſeine eigne Regierungsform hat, entſpringen verbündete Regierungen. Dieſe Verfaſſung verſchafft kleinen Staaten die Hauptvortheile, die die größten Reiche haben; allein die Verwicklung einer ſolchen Regierungsform kann viele Unannehmlichkeiten nach ſich ziehen.

Die Schweizer-Ligue iſt aus der Verbündung mehrerer Staaten, die ſich alle faſt gleich ſind, zuſammengeſetzt, ohne ein gemeinſchaftliches Oberhaupt zu haben. Das deutſche Reich beſteht aus einer Menge verſchiedner Staaten, die unter einem höchſten Oberhaupte vereinigt ſind.

63. Veränderungen der Regierung.

Sobald eine Geſellſchaft einen gewiſſen Grad von Zu- oder Abnahme erhält, kann ſie ſich leicht in der Lage befinden, daß ſie ſich dadurch allein genöthigt ſieht, ihre Regierungsform zu verändern; aber es hält ſchwer, daß eine ſolche Umformung des Staatskörpers ohne heftige Stöße und einer gewaltſamen Erſchütterung bewirkt werden könne.

Dieſes war das Schickſal Roms.

64. Dauerhaftigkeit der Regierung.

Die wahre Stütze einer Regierung iſt die gute Meynung, die das Volk davon gefaßt hat; aber nur die Vernunft kann ſowohl den Volksmeynungen, als den Begriffen einzelner über die Güte der Regierung eine unerſchütterliche Dauer geben.

China, wo die Monarchie, wie man ſagt, ſich noch am wenigſten von der Ordnung der Natur entfernt hat, gibt uns ein Beiſpiel der älteſten Staatsverfaſſung, die man auf dem ganzen Erdrunde kennt.

65. Pflichten der Unterthanen.

Jeder Unterthan im Staate hat folgende Pflichten:

1) Nach Maß der ihm eignen Mittel und Kräfte zu Beförderung des gemeinen Beſten mitzuwirken, da er einen Theil ſeiner Arbeiten und Güter zu Errichtung und Erhaltung öffentlicher Fonds hingibt.

2) Getreulich den geſellſchaftlichen Vertrag zu halten und die bürgerlichen Geſetze zu befolgen.

66. Rechte der Unterthanen.

Jeder Unterthan hat das Recht:

1) An den Gütern und Vortheilen der Geſellſchaft Theil nehmen zu dürfen, aus den öffentlichen Anſtalten Nutzen zu ziehen, in dem Genuſſe ſeines Eigenthums geſchützt und bei einer anſtändigen Freiheit zu denken, zu reden und zu handeln erhalten zu werden.

2) Nach Gefallen und Zuträglichkeit ſeiner Umſtände in der Geſellſchaft, in deren Schooße er frei geboren wurde, zu leben, oder ſich mit voller Freiheit entfernen zu können.

67. Pflichten des Herrſchers.

Des Herrſchers Pflicht iſt:

1) Für das gemeine Beſte Sorge zu tragen, wie ein guter Hausvater mit den Gütern des Staats ſparſam umzugehen und ſie nur zum Nutzen des gemeinen Weſens zu verwenden.

2) Den geſellſchaftlichen Vertrag aufrecht zu halten, indem er jedem Bürger den Genuß ſeines Eigenthums und alle ſeine Rechte unausſchließlich ſichert.

Wenn der Souverain dieſe Pflicht vollkommen erfüllen will, ſo iſt es noch nicht genug, daß er die Perſonen und Güter der Glieder der Geſellſchaft werkthätig ſchützt; er muß auch noch kräftig allen und jeden Angriff abtreiben, der entweder unmittelbar auf die Freiheit im Reden und Handeln oder mittelbar auf die Denkfreiheit ſeiner Bürger gewagt werden könnte. Dieſe vollkommene Gewährleiſtung iſt das wahre Band der Geſellſchaft, das einen unauflöslichen Knoten ſchlingt, wovon der Souverain die beiden Ende in Handen hat.

68. Rechte des Herrſchers.

Der Souverain hat das Recht:

1) Den Kräften und dem Vermögen der Bürger mit den Bedürfniſſen des Staats das Gleichgewicht zu halten und dem zu Folge die Summe der Abgaben zu beſtimmen, die zum Ertrag der Staatsbürden erforderlich ſind.

2) Die Einkünfte von den Staatsgütern und die Abgaben der Bürger zu erheben, und von allem zuſammen einen ſolchen Gebrauch zu machen, der dem allgemeinen Beſten zuträglich iſt.

3) Mit ausſchließlichem Stempel Geld ſchlagen zu laſſen und auf eine rechtmäßige und ſichere Weiſe den Werth des Geldes oder der Staatspapiere zu erhöhen, wenn es zu Gunſten des Handels und der Gewerbſamkeit des Landes geſchieht.

69. Beamte der Regierung.

Da die Perſon des Regenten allein nicht hinreicht, alle Verrichtungen der Regierung zu verſehen, ſo wählt er ſich Beamte oder Mitgehilfen der Regierung, die unter ſeinem Anſehen verſchiedene öffentliche Dienſte des Staates verrichten, und bekanntlich ſind dieſes die Miniſter, die Schatzmeiſter, Perſonen, die dem Kriegsweſen vorſtehen und die obrigkeitliche Gewalt und das Richteramt in Händen haben. Von dieſer Wahl hängt das Glück oder Unglück der Völker ab, die Fortſchritte, oder der Rückgang, Ruhm oder Schande der Staaten. Die Weisheit des Fürſten muß von dieſen ſo wichtigen Aemtern alle ehrſüchtige, frivole, unwiſſende Menſchen ausſchließen, die ſich durch Ränke und Kabale in dieſe Stellen wider den allgemeinen Sinn des Volkes eindringen, der einem Fürſten am ſicherſten die Wahl entſcheiden hilft. Außer den unverletzlichen Pflichten, die dieſe Diener der Regierung auch mit allen andern Bürgern gemein haben, laden ſie ſich mit den Aemtern, die ſie annehmen, noch beſondere Verbindlichkeiten gegen das Vaterland auf, derer der Fürſt dadurch enthoben wird.

Wehe denen, die dieſe Pflichten übertreten! die dieſe Verbindlichkeiten nicht erfüllen! Sie werden ſelbſt hinter dem Bollwerke der Macht, die ihnen anvertraut wurde, vernichtet, oder der gerechte Gegenſtand der allgemeinen Verachtung und des Häſſes werden.

Wenn aber dieſe Beamte durch ihr weiſes Betragen und durch die gute Verwendung ihrer Talente die an ihnen getroffene Wahl rechtfertigen, ſo erlangen ſie auch dadurch beſondere Vorzüge, die ſie über alle andere Bürger erheben, — Vorzüge, die von jenen des Fürſten abſtammen, den ſie im Angeſicht des Volkes vorſtellen.

70. Die Miniſter des Staats.

Die Miniſter, die der Fürſt durch das innigſte Zutrauen an ſich anſchließt, damit ſie ihm das Steuerruder der Regierung führen, die Pflichten, die er auf ſich hat, erfüllen und ſeine Rechte handhaben helfen, erhalten von ihm, als der urſprünglichen Triebfeder, die erſte Bewegung und theilen ſie der ganzen Maſchine mit.

Allein der Fürſt, deſſen höchſtes Wohl unzertrennlich mit dem Wohle ſeines Volkes verbunden iſt, wird immer auf ſeine Miniſter ein wachſames Auge haben, die, weil ſie auch ein Privatintereſſe haben, geheime Abſichten hegen könnten, den höchſten Gipfel der Ehre und des Glückes zu erſteigen, oder auch denen, die ihnen angehören und ihre Kreaturen und Partiſane ſind, den Weg dahin zu bahnen. Dieſe wachſame Aufſicht, von der hier die Rede iſt, iſt ſo ſchwer nicht, als man gemeiniglich denkt; denn des Menſchen Leidenſchaften, ſein Geſchmack, ſeine Neigungen, ſein Privat-Umgang m andern; der moraliſche Charakter ſeiner Günſtlinge verrathen alles, was man in dieſer Hinſicht wünſchen kann. Wenn ein Miniſter frivole, liederliche und intrikante Menſchen, beiderlei Geſchlechts, wohl aufnimmt und begünſtigt, ſo hat er ſich ſelbſt ſchon nach dem Leben gemalt. Wer zweifelt noch an ſeinem eignen Charakter? an ſeinen Abſichten? — Was kann der Fürſt, der Staat von einem Manne erwarten, der ſolche Kreaturen um ſich hat?

71. Die Schatzmeiſter.

Die Schatzmeiſter, denen der Fürſt das Amt überträgt, die zeitlichen Einnehmer in den Finanzen zu ſeyn, haben den Schlüſſel zu dem öffentlichen Schatze in Händen. Allein, da man bei der Schwäche der menſchlichen Tugend und der Wandelbarkeit der Treue der Sterblichen wohl befürchten muß, daß ſie in Verſuchung gerathen könnten, ſtatt den Schatz der Nation zu erheben, durch unerlaubten Geld- und Aktienwucher ſich zu bereichern, wird der Fürſt immer ein wachſames Aug auf ſie haben und ſie anhalten, von einem halben Jahre zum andern über das Innere der Staats-Ausgaben ihre Rechnung abzulegen. Dieſe Rechnungen müſſen einfach, klar und mit allen rechtfertigenden Papieren über Einnahme und Ausgabe belegt ſeyn und öffentlich bekannt gemacht werden. Es darf darin keine Ausgabe vorkommen und für geltend angeſehen werden, wenn ſie nicht vom Fürſten ſelbſt iſt anbefohlen oder genehmigt worden.

72. Der Soldat.

Der Kriegsſtand, dem der Fürſt zur Erhaltung der Sicherheit und Vertheidigung des Staats die Waffen in die Hände gibt, muß ſtets zum Kampfe für das Vaterland bereit ſeyn. Da aber dieſer Stand die ihm verliehene Stärke mißbrauchen könnte, ſo muß der Fürſt, der der Vater ſeiner Krieger iſt, ſie durch eine ſtrenge Mannszucht in gehörigen Schranken halten; dieß fordert das Heil des Ganzen.

Das Vaterland nährt, beſoldet und hält einen Theil ſeiner Kinder nicht darum in Ehren, daß ſie die Sicherheit, die Freyheit und das Eigenthum anderer angreifen ſollen. Der Krieger iſt Bürger, ehe er Soldat wird; in dem Augenblicke, da er aufhört Patriot zu ſeyn, iſt er der Feind des Vaterlandes; er iſt alsdann ein ausgeartetes Kind, das den Buſen ſeiner guten Nährmutter zerfleiſcht.

73. Obrigkeiten.

Die obrigkeitlichen Perſonen, auf die der Fürſt das Zutrauen hat, die konſtitutiven Geſetze des Staates und ſeine eigenen in ihre Hände zu geben, werden die einen handhaben und ſich nach den andern fügen, um den Bürgern Gerechtigkeit zu ertheilen, — eine Pflicht, der ſie durch ihr Amt den Fürſten überheben. In dieſem letztern Falle muß der Regent Sorge tragen, daß weder Leidenſchaften noch Eigendünkel ſich in ihre richterlichen Ausſprüche einſchleichen; denn ſie könnten leicht ihre Macht zum Nachtheil der Macht des Fürſten zu weit ausdehnen oder dieſe zu Beförderung ihres Nutzens auf Unkoſten des Volkes mißbrauchen oder ihr Privatanſehen durch das öffentliche Anſehen, in dem ſie ſtehen, zu vergrößern ſuchen, um jene zu unterdrücken, die ſich ihre Leidenſchaften zum Rachopfer gewählt haben.

74. Quelle des Wohls des Volkes.

Die wahre Quelle der öffentlichen Wohlfahrt liegt in der deutlichſten Kenntniß der natürlichen und moraliſchen Ordnung der Dinge und Weſen; und aus dieſer Quelle muß die Regierung ihre praktiſchen Hilfsmittel ſchöpfen, die ſie zur Herſtellung und Erhaltung der öffentlichen Wohlfahrt anwenden will. Einer Seits hinterlegt der gute und weiſe Bürger einen Theil ſeines Vermögens im Schooße des Vaterlandes, wo er weiß, daß es Früchte tragen und er ſeinen Theil von dieſen Früchten ziehen wird. Er macht es hierin, wie der Landmann, der einen Theil ſeines Getraides der Erde anvertraut, um es vervielfacht wieder von ihr zu erhalten. Anderer Seits wird der Fürſt, der Freund der Ordnung und weiſer Oekonom iſt, für das Intereſſe ſeiner Unterthanen wachen; denn ein guter Vater hat kein anderes Intereſſe, als das ſeiner Kinder. So wird ein Staat ſich in der glücklichſten Lage befinden, wenn der Fürſt und das Volk ſich gleich thätig, gleich edelmüthig beſtreben, eins durch das andere glücklich zu machen.

75. Quelle des Volkselendes.

Die Unwiſſenheit oder Vergeſſenheit der natürlichen Ordnung iſt die wahre Quelle des Elendes einer Nation. Von einer Seite arbeitet der unſinnige Bürger der allgemeinen Wohlfart entgegen und ſucht ſich den gemeinſamen Bürden zu entziehen, da er ſich brauchen läßt, ſeine Mitbürger durch Anhäufung neuer Bürden zu überladen; er ſieht nicht, daß, wenn dieſe, zu ſchwach eine doppelte Bürde zu tragen, ihrer Laſt unterliegen, das Vaterland nothwendig dadurch muß geſchwächt werden und daß alsdann dieſe angehäufte Bürde auf ihn fällt und ihn unter ihrer Schwere erdrückt. Von der andern Seite theilet der in Irrthum geführte und vielleicht durch ſeine Höflinge verhärtete Fürſt, was er vereinigen ſollte; er verdirbt, was er herſtellen und in gutem Stande erhalten ſollte; er ſtürzt um, was er ſchützen ſollte, und bedenkt alſo nicht, daß er das Huhn würgt, das ihm goldne Eier legt. So machen ſich der Fürſt und das Volk eins wie das andere unglücklich, und von der Zeit, als phyſiſche und moraliſche Ordnung verkehrt oder verachtet wird, nähert ſich der Staat dem Untergange.

76. Aufſtand.

So wie der phyſiſche Körper des Menſchen, iſt auch der politiſche Staatskörper ſchweren Krankheiten unterworfen, die nur nach heftigen Kriſen, theils heilſamen, theils ſchädlicher, aufhören, je nach der ſtärkern oder ſchwächern Beſchaffenheit des Körpers.

Der Aufſtand oder die Empörung gegen die öffentliche

Staatsverwaltung iſt die kritiſche Anſtrengung eines allgemein gewordenen Mißvergnügens. Bald zielt ein ſolcher Aufſtand, wenn er außer einer vorübergehenden Unruhe der Gemüther nicht weiter um ſich greift, nur auf Erſatz des Unrechts und Abhelfung der Beſchwerden, wodurch bald wieder die alte Eintracht hergeſtellt wird: bald aber endet ein ſolcher Aufſtand, der durch eine ſtille Gährung angefacht wurde, mit einer beträchtlichen Revolution in der Regierung, worauf der Muth der Bürger, der durch allgemeine Uneinigkeiten immer mehr wächst, ſich mit einer Schwungkraft äußert, die bis auf dieſen Zeitpunkt nicht einmal gedacht wurde.

Endlich bleibt uns noch die dritte und ſchaudervollſte Art eines Aufſtandes zu erwähnen übrig. Bald entdeckt auch der Aufſtand ein allgemeines Verderben, das die Grundlage dazu war, und droht dem Staate ſeinen gänzlichen Umſturz.

77. Auflöſung der Geſellſchaft.

Wenn die Regierung durch Härte oder äußerſte Schwäche weſentlich und unauflöslich an Erfüllung der Pflichten es ermangeln läßt, die die Verfaſſung des Staats ihr auflegt, ſo zerreißen plötzlich die Bande der Geſellſchaft oder erſchlaffen nach und nach; die Regierung artet dann in Tyrannei oder Anarchie aus, woraus früh oder ſpät die gänzliche Auflöſung des Staatskörpers entſteht.

78. Die Tyrannei.

Da die Tyrannei keine Pflichten des Herrſchers und die Sklaverei keine Rechte des Menſchen erkennt, ſo kann eine billige Geſellſchaft ſich weder mit der einen, noch mit der andern vertragen: allein die Menſchheit, immer nachſichtig, immer duldend, läßt auch den Tyrannen noch Amneſtie genießen und iſt bemüht, unterdrückten Sklaven die Pforten eines ſichern Zufluchtsorts zu öffnen.

79. Die Anarchie.

Die Anarchie, die alle Unterwürfigkeit verkennet, wirft Pflichten und Rechte, Intereſſe und Rang, Gegenſtand und

Mittel untereinander. So ein Staat gleicht einem unglücklichen Schiffe, das ohne Steuermann zwiſchen gefährlichen Klippen und lauernden Seeräubern herumirrt und keinen Augenblick ſicher iſt, in die Hände raubgieriger Unmenſchen zu fallen oder an Klippen getrieben zu werden, an denen es zertrümmert.

80. Vermehrung der Völker.

Der Umfang dieſes Erdrundes iſt zu weitſchichtig und die Völker ſind ſchon zu zahlreich geworden, als daß es ihnen noch möglich wäre, zuſammen eine einzige Geſellſchaft auszumachen und über die gemeinſchaftlichen Unternehmungen unter ſich übereinzukommen. Auf dieſe Art haben die Nationen verſchiedene Geſellſchaften errichtet, deren eine von der andern unabhängig iſt.

81. Theilung der Erde. Meeresfreiheit.

Das Erdrund wurde den Menſchen insgeſammt überlaſſen, aber mit der Bedingung, daß ſie es bearbeiten ſollten. Da nicht alle Menſchen bei dieſer Bedingniß dieſer urſprünglichen Schenkung geblieben ſind und ſie nicht gleich getreulich erfüllt haben, ſo entſtund eine ziemlich ungleiche Austheilung der Erde unter den verſchiedenen Völkern. Ein jeder wird ſich auf dem Grund und Boden, den er gepflügt und bebauet hat, ſein Beſitzrecht zu behaupten und ſein Erdreich auf den höchſten Werth zu bringen ſuchen.

Jedes Volk hat, mittelſt der Etabliſſements, die es auf den Küſten errichtet hat, ſich einen gewiſſen Theil des Meeres zueignen können, der dieſe Küſten benetzt; allein das Meer bleibt überhaupt doch immer für alle Völker frei: alle haben ein ungetheiltes Recht darauf und ein gemeinſchaftliches Intereſſe, die freie Schifffahrt zu behaupten, die die Einwohner aller Theile des ganzen Erdreichs einander nähert.

Dieſes ſind die Fundamental-Grundſätze des Völkerrechts, die ganz offenbar aus dem Naturrechte fließen.

82. Pflichten, die eine Nation gegen die andere hat.

Die erſte Pflicht einer Nation gegen eine andere iſt die Pflicht, ihr nicht ſchädlich zu ſeyn.

Nationen ſind eben ſowohl wie Privatperſonen den Geſetzen der ewigen Gerechtigkeit unterworfen.

Die zweite Pflicht einer Nation gegen die andere iſt die Pflicht, ihr behilflich zu ſeyn. Alle Könige nennen ſich Brüder; alle Nationen ſind ſich Schweſtern.

83. Rechte einer Nation gegen die andere.

Jede Nation hat das Recht:

1) Was ihr billiger Weiſe zugehört, zu vertheidigen. Die Nothwendigkeit der Vertheidigung rechtfertigt den Krieg.

2) In außerordentlichen Fällen, wo ſie ſich ſelbſt nicht mächtig genug iſt, jede andere Nation um Beiſtand anzugehen. Dieſes Recht liegt in der Ordnung der Vorſicht; aber der Gebrauch dieſes Rechts iſt ſehr heickel; nichts iſt leichter, als daß man die Gränzen deſſelben überſchreitet. Ehrſucht, Eroberungswuth, feindliche Einfälle, um ſeine Länder zu arrondiren, ein Despotismus, der ſich ausſchließende Privilegien anmaßen will, — lauter Angriffe auf die Rechte, die eine Nation gegen die andere hat.

84. Allgemeines Intereſſe.

Die verſchiedenen politiſchen Geſellſchaften ſind nicht ſo ſehr beſchränkt, daß nicht zum allgemeinen Beſten der Menſchheit, eine mit der andern vielfältige Gemeinſchaft pflegen und unterhalten könnte. Es ſind ſogar nach und nach unter dem Schutze dieſer Haupt- und herrſchenden Geſellſchaften Arten von ſtillen Vergeſellſchaftungen entſtanden, die, ohne irgend von Geſetzen regiert oder von einer Kriegsmacht geſchützt zu werden, ſich von Tag zu Tag verſtärken und deren Vereinigung, die ſich ins Unendliche erſtreckt, immer wichtiger werden muß. Dem Handel haben wir dieſe Vergeſellſchaftungen der wechſelſeitigen Wohlthätigkeit zu danken.

85. Wechſel.

Die Handlung, die die Fäden ihrer Verbindungen an allen Ecken des bewohnten Erdkreiſes anheftet, verſchafft jedem Lande den Genuß der ſo mannichfaltigen Produkte aus allen Himmelsſtrichen. Da die Handelsleute ihre Waaren nicht gänzlich von Taxen und der Haverei *) frei machen konnten, wußten ſie doch wenigſtens mittelſt des Wechſels und des Umlaufs der Papiere ihren Credit gegen die Habſucht ſolcher Menſchen, die mit den Geſetzen und den Wohlthaten der Handlung unbekannt ſind, ſicher zu ſtellen.

Wälſche Juden ſind die erſten geweſen, denen die Noth dieſe glückliche Erfindung eingab.

86. Gelehrten-Republik.

Die Republik der Wiſſenſchaften, die in ſich alle anerkannte Wahrheiten, alle nützliche Entdeckungen konzentrirt, muß jede Generation mit den Einſichten aller Jahrhunderte aufklären. Dänemark hat allen monarchiſchen Staaten das erſte Beiſpiel der Preßfreiheit gegeben; jedermann läßt da ſeine Gedanken ſo frei drucken, als er ſie faßte. Dieß iſt ohne Zweifel ſehr gut, wenn dieſe Freiheit nicht in Frechheit ausartet. In dieſem Falle aber verfällt der Verfaſſer, der durch ärgerliche Broſchüren oder ſchändliche Schmähſchriften die Geſetze des Wohlſtandes überſchreitet, die guten Sitten beleidigt oder die öffentliche Ruhe ſtört, unnachſichtlich in die Strafe, die auf Vergehen dieſer Art geſetzt iſt. Nichts iſt billiger.

87. Oeffentlicher Wohlſtand.

Der öffentliche Wohlſtand hält die Wage, wo alle gleich abgewegen werden und wo das Gewicht der Gerechtigkeit und das Gewicht des Heiligthums bewahrt wird. Er theilet Gro-

---

*) Haverei bedeutet Schade an Waaren oder deren Verderbniß, theils auf der See durch Schiffbruch oder andere Zufälle, theils auf der Achſe oder im Waarenlager.

ßen und Kleinen, Königen und Nationen Ruhm und Schande aus, und ſeine Ausſprüche ſind unverbrüchlich.

Der Deutſche, eines der geſelligſten Völker, hat auch immer am meiſten Gefühl für die Ehre gezeigt. — O möchte doch nie dieſes heilige Feuer in unſern Herzen erlöſchen!

88. Wechſelſeitige Duldung.

Das Gewiſſen iſt ein unverletzliches Aſyl, auf deſſen Immunität billig von allen Seiten Anſpruch gemacht wird und das nie genug in Ehren gehalten werden kann.

Welchen Gottesdienſt immer die Menſchen ihrem himmliſchen Vater erzeigen mögen oder wenn ſie auch keinen haben, läßt doch er ſelbſt die Sonne über ſie ſcheinen und ſchüttet ſeinen Thau über all ſeine Kinder ohne Unterſchied aus.

Dieſes Vorbild ſollen alle, die wahrhaft die Väter der Völker ſeyn wollen, befolgen.

Penſylvanien iſt auf dem ganzen Erdrunde das erſte polizirte Land, wo ein Grundgeſetz des Staats wechſelſeitige Duldung aller Religions-Uebungen verbürget.

In dieſem kleinen Codex ſind Pflichten und Rechte deren, die befehlen, und deren, die gehorchen, nach der Vernunft, der Billigkeit, des Wohlwollens und der Gegenliebe aufgezeichnet. Alles Glück hangt von der Beobachtung und Ausübung der Grundſätze ab, die darin enthalten ſind. Sie ſind aus der phyſiſchen und moraliſchen Ordnung hergenommen, die über alle vernünftige Weſen die Alleinherrſchaft behaupten muß; mein Wunſch iſt, daß ſie dieſe Grundſätze gütig aufnehmen, liebevoll ausüben und niemals dagegen handeln möchten!

Anhang.

I.

Erſte Grundſätze und die einfachſten Wahrheiten aus dem Syſtem der politiſchen Haushaltung.

Dieſe Sätze ſind die Geiſtes-Produkte eines der edelſten Fürſten Deutſchlands, und paſſen gewiß vortrefflich als ein ergänzender Theil zum Codex der Vernunft, da ſie ſelbſt der Triumph der Vernunft ſind.

Der jetzt regierende Durchlauchtige Margraf von Baden entwarf ſie, und Herr Dupont, Ritter des königlich-ſchwediſchen Waſa-Ordens hat ſie in dieſe Ordnung gebracht. Freilich iſt dies, was die Leſer hier erhalten, nur ein Theil davon; allein die Abſicht dieſes Werkchens, nur die erſten und einfachſten Grundſätze darzuſtellen, und ſein Umfang geſtattet nicht mehr; das Uebrige fodert tiefe ökonomiſche Kenntniſſe, und gehört in dieſer Hinſicht nicht hieher.

Die Gefühle des Menſchen, ſeine Fähigkeiten, ſein Wille gehören ihm ausſchließlich durch einen Rechtsſpruch der Vorſehung zu; die will, daß er Er ſelbſt ſeyn ſoll.

Etwas ausſchließlich und gerechter Weiſe beſitzen heißt ein Eigenthum haben.

Jeder Menſch iſt alſo zu Folge des natürlichen Rechtes der Eigenthümer ſeiner Perſon.

Dieſes perſönliche Eigenthum gibt ihm Rechte, die aus Bedürfniſſen entſpringen und Pflichten nothwendig machen.

Das erſte Recht iſt, daß man ſich die Dinge zueigne, die die Natur uns darbietet, und die zur Befriedigung unſerer Bedürfniſſe taugen.

Das zweite Recht iſt, von andern Menſchen nicht beunruhigt zu werden in ſeiner Arbeit, oder im Aufſuchen deſſen, was die Bedürfniſſe befriedigen kann.

Das dritte, keine üble Behandlung, noch eine Gewaltthätigkeit, die an ſeiner Perſon verübt wird, zu leiden.

Das vierte beſtimmt einen Theil des Eigenthums zum Beiſtande anderer Menſchen.

Dieſe Hilfleiſtungen werden entweder ganz frei und unbedungen, oder mit dem Bedingniß des Reciprokums gegeben; frei und unbedungen heißen ſie dann, wenn der Menſch in einem Zuſtande von Schwäche oder Kraftloſigkeit ſich befindet und zwar ſo, daß alle ſeine Mitmenſchen durch die Evidenz ihrer eignen Bedürfniſſe von dem Drange der ſeinigen überzeugt ſind, und durch einen natürlichen Trieb bewogen werden, dieſen abzuhelfen.

In dem Zuſtande der Stärke und der Geſundheit ſind dieſe Hilfsleiſtungen wechſelſeitig, in ſo fern, als der Verſtand anzeigt, daß dieſe Wiedervergeltung alle Arbeiten erleichtert, durch die man ſeinen Bedürfniſſen abhelfen kann.

Die Bedürfniſſe, die ſich uns durch das Gefühl äußern, ſind ſehr gebieteriſch; würden ſie nicht befriedigt, ſo würden ſie das Individuum zum äußerſten Leiden und zum Tode ſelbſt verurtheilen. Hieher gehören Nahrung und Schlaf.

Dieſe Bedürfniſſe ſind alſo weſentlich mit dem Wohle des Individuums verbunden, und zu Erhaltung ſeiner Art unumgänglich nothwendig.

Andere Bedürfniſſe ſind nicht ſo dringend; ihre Wirkung beſteht nur darin, daß wir einige, mehr oder weniger unangenehme Privationen erfahren, wenn man ſie nicht befriedigt. Dergleichen ſind Kleidung, zur Arbeit erforderliche Werkzeuge, Waffen zur Vertheidigung, Meubeln, und alle andere Bequemlichkeiten, die zur Verſchönerung des Lebens dienen.

Aus allen dieſen Bedürfniſſen entſpringt das allgemeine Bedürfniß des Unterrichts, der Menſchen im Gebrauche ſeiner natürlichen Mittel leitet; dieſe ſind Stärke, Verſtand, worunter Gedanke, Gedächtniß, Ueberlegung, Urtheil, Vorſicht und Geſchicklichkeit begriffen ſind; dieſe perſönliche Fähigkeiten ſind natürliche Vortheile, die den Menſchen dem erwünſchten Ziele näher bringen.

Jeder erwachſene und geſunde Menſch genießt dieſe Vortheile, die ſein Eigenthum ſind, in einem mehr oder weniger eminenten Grade, er verdankt ſie der wohlthätigen Hand ſeines Schöpfers, der Sorgfalt ſeiner Eltern, die ſie von ſeiner Kindheit an auf ihn verwendeten, und der Gebrauch, den er davon macht, der natürliche Zweck derſelben, beſteht in Befriedigung ſeiner Bedürfniſſe, oder, mit andern Worten, darin, daß er ſich die Ausübung ſeiner natürlichen Rechte verſchafft.

Rechte aber ſind unzertrennlich mit Pflichten verbunden, oder mit nöthigen Bedingniſſen, die ihm die Befriedigung der Bedürfniſſe und die Ausübung der Rechte zuſichern.

Die erſte corelative Pflicht iſt, daß der Menſch arbeite, um ſich die verſchiedenen Dinge, die die Bedürfniſſe erfodern, verſchaffen zu können.

Die zweite beſteht darin, daß der Menſch den Arbeiten anderer Menſchen kein Hinderniß in Weg lege.

Die dritte, gegen andere weder Gewaltthätigkeit auszuüben, noch ſie irgend auf andere Art zu mißhandeln. Hieraus entſpringt die Gerechtigkeit.

Die vierte Pflicht iſt, andern Menſchen zu Hilfe zu kommen. Hieraus die Wohlthätigkeit.

Dieſe vier corelative Pflichten ſind entweder freiwillige, oder mit dem Bedingniß der Wiedervergeltung verbunden. Freiwillig und als ein unbedingtes Geſchenk kann man ſie anſehen, wenn man ſie in Hinſicht auf Kindheit, Schwäche, Kraft- und Hilfloſigkeit erfüllet, ſo zwar, daß man dadurch gleichſam eine Schuld abführt, weil kein Menſch gefunden werden kann, der nicht ſolchen Hilfleiſtungen ſein Leben zu verdanken hätte, und nicht, wenigſtens in den Jahren ſeiner Kindheit, ſelbſt tauſendmal dergleichen Hilfe erhalten hat.

Wechſelſeitig und mit der Bedingniß der Wiedervergeltung verbunden, ſind dieſe Pflichten in dem Zuſtande der Macht, der Stärke, der Geſundheit; denn da iſt dieſes Reciprokum von Beiſtandsleiſtung durch das Intereſſe aller vorgeſchrieben, die Theil daran haben, und die alſo von ſelbſt über dieſen Punkt förmliche oder ſtillſchweigende Conventionen eingehen.

Aus der Arbeit, die in der Ausübung der Rechte und der Erfüllung der Pflichten des perſönlichen Eigenthums begriffen iſt, entſpringt der gerechte und ausſchließliche Erwerb von Dingen, die zur Befriedigung der Bedürfniſſe des Menſchen taugen. Hierin liegt der Grund des Mobiliar-Eigenthums.

Gerechtigkeit und ihr gemeinſchaftliches Wohl gebieten den Menſchen, Achtung für das Mobiliar-Eigenthum zu haben.

Ein unverkennbares Gefühl von Gerechtigkeit überzeugt die Menſchen, daß der Erwerb dieſer zweiten Art von Eigenthum nichts anders iſt, als die natürliche und erlaubte Verwendung ihres perſönlichen Eigenthums: daß die Freiheit, etwas zu ſuchen, ohne der Sicherheit, das Gefundene ungeſtört beſitzen und es genießen zu können, ein täuſchendes Phantom wäre; daß man ihnen die Früchte ihrer Arbeit nicht entziehen könne, ohne ihnen nicht perſönliches Leiden zu verurſachen, ohne ihnen nicht, ſo zu ſagen, die Portion ihrer benützten, oder in der Arbeit konſumirten Perſon zu rauben.

Das Mobiliar-Eigenthum iſt von dem Intereſſe vorgeſchrieben; denn der Menſch, deſſen Eigenthum man unrechtmäßig an ſich zieht, fühlt es ſehr wohl, daß ihm Unrecht geſchieht; er iſt auch ganz natürlich geneigt, dagegen Widerſtand zu thun, ſelbſt heftigen und dem Uſurpator ſchädlichen Widerſtand. Es bleibt alſo gar kein Zweifel übrig, daß derjenige, ſelbſt im natürlichen Zuſtande, der einen Angriff auf das Mobiliar-Eigenthum eines andern wagen und ſelbes an ſich reißen wollte, ſchwerlich ſeinen Zweck erreichen würde; es iſt vielmehr ſehr wahrſcheinlich, daß ſein Bemühen furchtlos ſeyn würde, denn ganz gewiß würde er ſich allen Gefahren eines grauſamen Kampfes, und allen Gefahren der Repreſſalien ausſetzen. Hieraus folgt, daß jeder Menſch, der bei Sinnen iſt, lieber auch ſeiner Seits ſich etwas zu erwerben ſuchen wird, anſtatt fremdes Eigenthum an ſich zu reißen und es mit Gewalt zu erkämpfen.

Aus dieſer natürlichen Achtung für das Mobiliar-Eigenthum entſpringt die Freiheit des Tauſches, oder des Handels.

Der Gebrauch des perſönlichen und des Mobiliar-Eigenthums erzeugt den Anfang des Landbaues, der der vierte natürliche Zuſtand des Menſchen iſt.

Man weiß, daß das Aufſuchen der Pflanzen und aller Produkte, die die Erde von ſelbſt hervorbringt, der erſte natürliche Zuſtand des Menſchen iſt; Jagd und Fiſcherei iſt der zweite; das Hirtenleben der dritte.

Der Anfang der Landeskultur iſt das Reſultat des Unterrichts, einer durch Bedürfniſſe und Ordnung der Dinge aufgeklärten Erfahrung; dieſer Unterricht ſagt dem Menſchen, was er nothwendiger Weiſe voraus zu thun hat, wenn ihm die Erde etwas hervorbringen ſoll; auch ſetzt noch dieſer Unterricht zwei, voneinander ſehr unterſchiedne Klaſſen von Menſchen voraus, Eigenthümer und Diener, oder Lohn-Arbeiter.

Dieſer erſten Vorſchritte und Vorarbeiten, die der Menſch bei Bebauung des Landes zu thun hat, gibt es zweierlei Arten, als die urſprünglichen, primitiven und die jährlichen.

Die primitiven, im Anfange der Landeskultur, begreifen alles in ſich, was der Aerndte vorausgehen muß, als: das Brechen, Umreißen des Bodens, die Ausſaat, die verſchiedenen Werkzeuge des Ackermanns, den Unterhalt, den die Bauernfamilie und die Knechte bis zur Aerndte nöthig haben.

Den Fond zu den jährlichen Vorſchüſſen nimmt man von der Aerndte her, womit man den Unterhalt für einen und den andern Theil, den Dienſtlohn und die Beſtreitung der Ausgaben fortſetzen kann, die alle Jahre aufs neue gemacht werden müſſen.

So lang die Sachen noch ſo ſtehen, ſind Anfangs dieſe beiden Arten von Vorſchritten des Landmanns hinlänglich, weil man nur ſehr wenig Land bebaut und dieſes alsbald verläßt, ſobald ſich Schwierigkeiten zeigen. Dieſes iſt noch heut zu Tage der Gebrauch einiger wilder Völker in Amerika und einiger Völker im nördlichen Europa.

Sobald ſich aber der Landbau ſchon mehr vervollkommnet und ausgebreitet hat, ſo verliert der Menſch die Luſt zum unſtäten Leben, er gewinnt ſeine Felder lieb, die er bebaut hat, und hangt unzertrennlich an ſelben.

Von dieſem Zeitpunkte eines ſtätigen Lebens fängt die Vermehrung der Produkte des Landes und die Bevölkerung ſich zu zeigen an. Die erſten Fortſchritte im Unterricht machen, daß der Menſch die Nothwendigkeit der Ausbreitung der Cultur tiefer fühlt, und erweiſen zugleich, daß man nie ohne geſellſchaftlicher Mitwirkung dahin gelangen kann.

Unter den Vorſchüſſen, die die Geſellſchaft zuſammen entrichtet, muß man die Ausgaben verſtehen, die für's gemeine Beſte gemacht werden müſſen; dieſe fordern die Uebereinkunft des Willens und der Mittel der verbündeten Familien, deren Leitung nur einer Macht anvertraut werden kann, die mit aller aus der Verbindung entſpringenden Stärke bewaffnet iſt.

Der Gegenſtand dieſer geſellſchaftlichen Vorſchläge iſt:

1) Den Genuß der Produkte ſicher zu ſtellen, die von der Kultur ihr Wachsthum haben und die jetzt ſchon anfangen, zu einem ſolchen Ueberfluſſe anzuwachſen und dabei ſo zerſtreut ſind, daß ſie unter der einzigen Aufſicht ihres Beſitzers nicht mehr ſicher genug aufbehalten werden können.

2) Gemeinſames Eigenthum einzuführen, als Straßen, Kanäle, Brücken, Seehäfen, Magazine, öffentliche Plätze, Feſtungswerke, auf deren Gebrauch ungetheilt alle verbündeit Familien zugleich Anſpruch machen können.

Hier wird nun die einfache Verbindung, die bisher unter den Menſchen beſtanden hatte, zu einer regelmäßigen Geſellſchaft, worüber eine öffentliche Gewalt herrſcht, die in der Abſicht eingeſetzt worden iſt, um die geſellſchaftlichen Beiträge zu verwalten und die Verwendung derſelben anzuordnen, ſo, daß durch eine über alle andere Untergewalten der Geſellſchaft höhere Macht die Ausübung der Rechte und die Erfüllung der Pflichten geſichert wird, woraus die Befriedigung der Bedürfniſſe aller vereinigten Menſchen entſpringt.

Die Rechtmäßigkeit dieſer Gewalt gründet ſich auf das gemeinſchaftliche Intereſſe, das bei Einführung derſelben die erſte Stimme behauptete.

Ihre Macht gründet ſich auf die Vereinigung des Willens und der Mittel der Menſchen, die ſich ihr ihres Intereſſe wegen unterworfen haben.

Die Ausübung dieſer öffentlichen, geſetzmäßigen Gewalt mag in was immer für Hände gegeben werden, die Inhaber derſelben mögen ſich Kaiſer, König, Fürſt, Senat, Edle, Magiſtrate, oder wie immer nennen, ihre Pflichten bleiben ſich immer gleich, nämlich, die Freiheit zu ſchützen und die Erhaltung der Rechte des perſönlichen Mobiliar- und Grundeigenthums aller in der Geſellſchaft vereinigter Individuen ſicher zu ſtellen und dieſes durch die ihnen übertragene Macht, die Zwiſtigkeiten unter den Bürgern zu ſchlichten und mit bewaffneter Hand die Uſurpator's abzutreiben: ferner noch den öffentlichen und Privatunterricht zu begünſtigen, wodurch die Regierung der Geſellſchaft erleichtert wird, indem eine gute Erziehung der Jugend von jeher und allenthalben die Rechte, Pflichten und das Intereſſe aller und jeder kund gethan hat.

Ueberdas liegt ihnen noch die Pflicht ob, ſo viel möglich, die Grundvorſchüſſe des Staats, oder das gemeinſame Eigenthum, das zur Erhaltung und Verbeſſerung des Privateigenthums nothwendig iſt, zu unterhalten und zu vermehren; endlich beim Rechnungsweſen eine ſolche Ordnung herzuſtellen und zu befolgen, daß die Nation in keinem Fall weder in der Einnahme, noch Ausgabe, der Eintreibung der geſellſchaftlichen Vorſchüſſe Schaden leide, und daß man wohl erkennen kann, wenn man ſich bei Unterhaltung derſelben einſchränken, oder ſie vermehren muß.

Die Rechte der öffentlichen Gewalt, oder jener, denen dieſe einen Theil ihrer Macht anvertraut hat, beſtehen darin: von der ganzen geſellſchaftlichen Stärke Gebrauch machen zu können, wenn es darum zu thun iſt, einen feindlichen Einfall von außen abzutreiben, oder innere Unordnungen, die der

Freiheit oder den Eigenthumsrechten der Bürger ſchädlich ſeyn könnten, zu unterdrücken; in der Ausübung ihrer Verrichtungen als Väter und Beſchützer der Nation keinen Widerſtand unbeſtraft befahren zu müſſen; die Steuern der Geſellſchaft einzunehmen und ſie zur Sicherheit aller, zur Unterhaltung und Verbeſſerung des gemeinſamen und Privateigenthums zu verwenden; eine anſtändige und der Wichtigkeit ihrer Dienſte angemeſſene Belohnung zu haben, die aber in dem Maaße ab- und zunimmt, als dieſe Dienſte von mehr oder weniger Wirkſamkeit für das gemeine Beſte ſind.

Dieſe Grundbegriffe zerrütten, hieße alle Grundſätze der Moral und Politik umſtürzen.

Die Glieder eines politiſchen Körpers, der nach den Grundſätzen der natürlichen Ordnung, die die Baſis der weſentlichen Ordnung der Geſellſchaften iſt, ſind durch das gemeinſchaftliche und offenbare Intereſſe, durch die Theilnahme an allen Vortheilen der Natur und der Geſellſchaft innigſt miteinander verbunden.

Dieſer Vereinigung, die ſich auf die wechſelweiſe Achtung für alle Gerechtſame gründet, danken ſie ihre gegenſeitige Thätigkeit und das Vermögen, alle geſellſchaftliche Verhältniſſe, ſowohl innere als äußere, vollkommen, gerecht und vortheilhaft erfüllen zu können.

So entſpringt aus einer Menge Partikularintereſſen das allgemeine Beſte; ſo tragen alle Menſchenklaſſen und alle Arbeiten zum Fortkommen, der Geſellſchaft bei, indem die einen hervorbringen, andere die Produkte verwalten und wie der andere den Reichthum davon aufbewahren. So wird im Staate Ueberfluß, Wohlfahrt, Stärke, das natürliche Wohl der Nationen und beſonders das Wohl der Beſitzer der öffentlichen Gewalt, vorbereitet, gemacht und vermehrt. Sie können alles, was Gutes und Nützliches geſchieht, als ihr Werk anſehen, weil ihr Werk auf alle jene Einfluß hat, die, wenn ſie ihren väterlichen Verrichtungen nachkommen, bis im Innerſten ihrer Seele fühlen können, daß die Völker ihre Kinder ſind; daß das Glück aller auch ſie glücklich macht; daß durch den Reichthum aller auch ſie reich ſind, daß die zärtlichen und edeln Gefühle, die unter ihrem Schutze und durch ſie ſich in den Herzen des Volkes erheben, auch ſie rühren, auch ſie durchdringen, auch ihren Geiſt erheben, auch ihr Herz veredeln. So können ſie bei der ſegnenden Stimme des Volks erwachen und bei den ſanften Tönen zärtlicher Dankſagungen einſchlafen. Gewiß die ganze Welt, aber beſonders die Häupter der Geſellſchaften können es ſagen:

Gutes thun iſt ſo viel als Gutes empfangen.

Die Böſen mögen ſich theilen und einander fürchten: die Guten leiſten einander freundliche Hilfe, werden dadurch beſſer und mächtiger — — — —

Der Ackerbau iſt jene Mutterproſeſſion, die bei allen civiliſirten Völkern beliebt iſt; er iſt die erſte der Künſte im geſellſchaftlichen Leben, und durch den Umlauf ſeiner Erzeugniſſe, die allen Klaſſen der Geſellſchaft zukommen, die Urquelle der Reichthümer. Man ſagte einſt, die erſten Getreidkörnchen, die der Erde anvertraut wurden, waren der Keim der Scepter und Kronen; und es iſt wahr. Der Ackerbau iſt der Grundpfeiler der Geſellſchaften, das natürliche Band der Menſchen, die Hoffnung, die Hilfsquelle, die Erfüllung ihrer Wünſche, die Befriedigung ihrer Bedürfniſſe, die Völle ihrer Genüſſe; in ſeiner Geſchichte finden wir nichts als Wohlthaten; er, der Ackerbau, befördert allenthalben die Volksvermehrung und trägt die Bürden des Reichs. Jene Menſchenklaſſe, die raſtlos an der Production arbeitet und die öffentlichen Laſten trägt, macht die Stärke der Könige und Völker aus; der Ackerbau iſt alſo im Phyſiſchen das, was die Sitten im Moraliſchen ſind, die ſchönſte, nützlichſte und unerſchöpflichſte Appanage der Völkerbeherrſcher, und die glücklichſte aller Regierungen iſt gewiß die, derer Abſichten und Bemühungen auf Beförderung der guten Sitten und der Landeskultur abzielen, und die ihr ganzes Gewicht auf den Schutz und die Vertheidigung beider legt.

Gott allein iſt es vorbehalten, zu erſchaffen, Natur und Menſchen erzeugen: iſt nun der Fond der Natur unerſchöpflich und hat der Anwachs der vegetabiliſchen Erzeugniſſe keine andere Grenzen als die Oberfläche der Erde, in ſo weit ſie zur Vegetation geſchickt iſt, ſo genießt der Menſch nichts ohne Arbeit; Himmel und Erde geben ihm nichts, was er nicht durch ſchlafloſe Nächte, im Schweiß ſeines Angeſichts und durch ſeinen Kunſtfleiß gewinnt.

Da der Menſch geboren iſt zum Genuſſe und nicht ohne Arbeit genießen kann, ſo muß er ſo viel nur immer möglich iſt, auf die leichteſte Art, mit der wenigſten Anſtrengung und möglichſt wenigen Koſten nach den Genüſſen des Lebens ſtreben; dieſe Folgerung hat das Verlangen nach Wohlergehn auf alle Tafeln des menſchlichen Kunſtfleißes geätzet. Dieſes Verlangen iſt weder erkünſtelt noch arbitrariſch; die Natur hat ihm ſelbſt ſeinen Zweck ausgeſteckt; nun kömmt es nur noch auf die Vernunft an, die die Führerin der Natur iſt, daß ſie Ordnung und Mittel beſtimmt, die zu Erreichung dieſes Zweckes nothwendig ſind.

Die Erde iſt die Grundurſache, Urſtoff der Erzeugung; der Menſch erzeugt nur per causam secundariam; will er ſeine Kräfte in Thätigkeit bringen, ſo muß er urſprüngliche Hilfsmittel und Stoffe dazu finden, die ſchon vor ihm erzeugt waren; unterdeſſen er arbeitet, muß er die zu ſeiner Subſiſtenz nöthigen Nahrungsmittel haben; er muß daher der Erde noch immer zuvor kommen, damit ſie fruchtbar wird und das Erforderliche hervorbringt; es findet alſo kein Kunſtfleiß ſtatt, wo nicht die nöthigen Vorſchritte gemacht worden ſind; es iſt keine Arbeit ohne Lohn; es gibt keine Erzeugniſſe ohne den dazu erforderlichen Arbeiten, ohne dieſen keine Subſiſtenz, kein Weg zum Vertauſchen, keine Reichthümer, keine Genüſſe keine Mittel glücklich zu ſeyn — — *Arbeit!* iſt alſo das große Loſungswort, das die Natur dem Menſchen zuläßt, wenn er leben, wenn er genießen, wenn er wohlhabend, wenn er glücklich ſeyn will — *Arbeit!*

Ich ſäe ein Körnchen, und die Natur gibt mir dafür eine

Aehre, oft zwei, auch manchmal drei; allein dazu brauch ich Inſtrumente, nervigte Arme und Vorarbeiten, ſo wie das Gras zu ſeinem Wachsthum Hitze und Feuchtigkeit braucht. Die Folge davon iſt, daß, wenn die Natur all ihren Kindern Zufluchtsorte, Feſte und Genüſſe anbietet, wir ſie nur unter der Bedingniß erhalten, wenn die Erde von verſtändigen Bebauern zum voraus fruchtbar gemacht und nichts an ihr vernachläßigt wird. Will der Landmann im Sommer ärndten, ſo muß er ſich ſeine Aerndte durch die Vorarbeiten des Frühjahrs und den erforderlichen Aufwand vorbereiten; er muß ſeine Felder düngen, pflügen, eggen, er muß ſäen und dann erſt wird ihm die Freude der Aerndte zu Theil. Er muß für die Beiſchaffung und den guten Zuſtand ſeiner Ackergeräthe ſorgen, er muß mit der Sonne aufſtehen, des Tages Hitze ertragen, und wenn lange ſchon die Sonne den Horizont verlaſſen hat und der Mond mit ſeinem blaſſen Scheine die Erde beleuchtet, geſtattet ihm ſeine Arbeit die wenigen Stunden des Schlafes.

Es wäre alſo die Sache reicher Eigenthümer, die nicht arbeiten und genießen, ohne ſelbſt was hervorzubringen, daß ſie dafür ſorgten, daß gut gearbeitet wird, das heißt, daß es dem Landmanne, der unter ihnen ſteht, nicht durch ihren Geiz, ihre Härte und Sorgloſigkeit an den nöthigen Geräthſchaften, an Gelde zu den erforderlichen Vorarbeiten, an Vieh (Mennat) und überhaupt an dem Vermögen fehle, ſeine Felder gut zu beſtellen; daß der, welcher ſich durch Fleiß, Geſchicklichkeit und Raffinement beſonders auszeichnet, durch Belohnungen, öffentliche Achtung und erforderliche Geldvorſchüſſe aufgemuntert werde: und jene Leute, die ihr Haus und Hof in der Taſche tragen, ich will ſagen, reiche Kapitaliſten, die von ihren Renten leben und eben darum nichts thun, weil ſie von ihren Renten leben können, ſollen gut bezahlen, und ſo leiſteten beide dem Staate Erſatz für ihr Nichtsthun.

Ohne allen Zweifel war die erſte Vegetation die Quelle der darauffolgenden, die nach und nach erwuchſen, indem ſie durch ihre Abwürflinge die Erde befruchteten: allein zwiſchen der Epoche dieſer Stammvegetation und der Epoche, wo die Vegetation des Getreides, der Früchte, der Wurzel und Kräuter auf den Grad geſtiegen iſt, wie wir ſie jetzt kennen, iſt eine anſehnliche Zeit verſtrichen.

Wenn die Natur der Vermehrung der Menſchen keine andere Grenzen angewieſen hat, als die ihres Unterhalts; wenn der Pächter nichts als Reichthümer verlangt, um die einen aus dem Ueberfluſſe der andern wachſen zu machen, und wenn Reichthümer zu Erhaltung dieſer Erzeugungen und neuen Fortpflanzung derſelben unentbehrlich ſind, ſo betrügt man die Fürſten auf das ſchändlichſte, wenn man ihnen beibringt, daß die Erde nichts als arbeitſame Hände braucht.

Es iſt ein ſehr gewöhnliches, bei Höfen und ſelbſt in großen Städten gangbares Vorurtheil, das man beinahe ſchon für einen unwiderleglichen Grundſatz anführt, das Vorurtheil — wenn man haben will, daß der Bauer unterwürfig und arbeitſam ſeyn ſoll, ſo muß er arm ſeyn. So mancher Große, deſſen Herz dieſes abſcheuliche Vorurtheil vergiftet hat, ſo mancher Reiche, der ſein weißes, köſtliches Brod in Wein getünkt iſt, ohne zu wiſſen, wie es die Erde hervorbringt, hat ſich alſo niemal den Gedanken beikommen laſſen, welche vorläufige Ausgaben zur Erzeugung gehören; welchen Aufwand die Mittelzeit, welchen die Folge fordert. Aber was kümmert ſie das? — Ihnen iſt der Verſchleiß ein weit wichtigerer Gegenſtand als die Sorge der Wiedererzeugung; während ſie in vollem Genuſſe ſind, denken ſie auf nichts anders, als andere Menſchen ihre Superiorität fühlen zu laſſen, die ein Zufall der Geburt und des Glücks iſt; ſie leben im Ueberfluſſe und gemächlicher Ruhe, und ihre Nährväter ſchmachten unterdeſſen unter ihrer Unterdrückung. O ſie ſollen wiſſen, möchten ſie in ihrem Herzen dem Gedanken Platz laſſen, daß der Arme die Erde mit ſeinem Schweiße benetzt und ſie ihm dieſen ſchlecht verzinſet; daß ſie aber den Vermöglichen reicher lohnt, der weniger mit ſeinen Händen arbeitet und ſie dafür beſſer dünget, deſſen ſtärkere Roſſe tiefere Furchen graben, und der ſich in allem die Arbeit erleichtern und einträglicher machen kann.

Wenn die Erzeugungen der befruchteten Natur keine Grenzen haben, ſo hat auch der Ackerbau keine Zeit, wo es nichts mehr zu thun gibt, und der Bauer kennt keine Zeit der Ruhe; er arbeitet des Tages beinahe zehn Stunden durch, wozu ich nicht einmal die wenigen Augenblicke zählen darf, wo er ſein karges Mittagsmahl und ſein Abendbrod verzehrt. Die Kraft ſeiner Arme, die er zu ſeinem Feldbau verwendet, iſt nur die flüchtige Erſcheinung eines Tages, wenn ſie nicht durch hinlängliche und gute Nahrung erhalten wird, wenn ihr nicht alle Werkzeuge Beiſtand leiſten, die der Kunſtfleiß dem Menſchen einräth, und die ſich der Arme, ſo arbeitſam er auch ſeyn mag, nicht verſchaffen kann. Ganz auf das Höchſtnöthige, auf das Unentbehrlichſte des Lebens und ſeines Standes eingeſchränkt, begnügt er ſich mit ſchwarzem Brode und Waſſer; deckt ſeinen Leib gegen Hitze und Froſt, Wind und Regen und alles Ungemach des Wetters zur Hälfte mit eckelhaften Lumpen, ſchläft auf halbverfaultem Stroh, wohnt unter einer morſchen Hütte, und zittert vor dem Gedanken, Kinder zu erzeugen — die Erben ſeines Elendes.

Um viel glücklicher iſt ſchon das Loos des Handarbeiters; er verbindet das Nöthige mit dem Zuträglichen, er ißt Brod von Waizen oder Roggen, trinkt ſeine Kanne Bier, trägt einen tuchnen Rock, der ihn ordentlich bedeckt, wohnt unter einem ſichern Dache und freut ſich am Abend in den Armen ſeines Weibes, und es iſt ihm angenehm, ſich in ſeinen wackern, geſunden Kindern verjüngt zu ſehen.

Der Vermögliche vermehrt ſeine Genüſſe und thut ſich auch manchmal was zu Gutem, befriedigt ſeinen Geſchmack in Nahrung, Kleidung, Hausrath, Wohnung und in ſeinen Vergnügungen. Welch ein Abſtand von ihm zu dem armen Landmanne! — Aber es öffnet ſich nun eine himmelweite Kluft.

Der prachtliebende Reiche bevölkert ſein Haus mit einer Menge Domeſtiken, die er dem Ackerbau und der Induſtrie entreißt; er kauft ſich für theures Geld den Stall voll Pferde an und einen Haufen Hunde zur Jagd; er baut auf ſeinen Landgütern prächtige Schlöſſer, wo er ſelten hinkömmt und in der Stadt Paläſte der Wolluſt; er kleidet ſich in Seide, läßt ſich ganz mit Gold beſchlagen und mit Edelſteinen behängen, und wählt ſich nur das Seltenſte und Koſtbarſte, was Kunſt und Neuheit aufzuweiſen haben; ſeine ſinnliche Tafel iſt mit den ausgeſuchteſten Gerichten beſetzt, und das Seltenſte, was in vier Welttheilen erzeugt wird, muß der Einkäufer für den Tiſch ſeines praſſenden Gebieters ſammeln, der immer für ſchmarozende Schmeichler gedeckt iſt, die ihn belagern; und jenen nützlichen Menſchen, deren vereinigte Kräften zu Herbeiſchaffung jener Genüſſe arbeiten, die ſeinem Herzen ſo werth ſind — nur dieſen iſt zum Unglück ſeine Börſe immer verſchloſſen! —

Aus der Zunahme des Wohlſtandes und Vergrößerung der Reichthümer erkennt man die Zunahme und die Verſchiedenheit der natürlichen Bedürfniſſe und der erkünſtelten, die der Induſtrie und dem Handel ein ſo weites Feld öffnen und um derentwillen der Menſch den ganzen Erdboden auslauft und allen Gefahren trotzet. Von der höchſten Nothdurft des Armen, von der Nüchternheit des wohlhabenden Menſchen bis zur Pracht und Verſchwendung des in Ueberfluß lebenden Reichen kann man ſich alle Zwiſchenſtände und bei jedem Zuwachs des Vermögens den Urſprung eines neuen Bedürfniſſes und das Hervortreten eines neuen Erzeugniſſes oder einer neuen Erfindung vorſtellen. Allein, wie ſchon oben geſagt worden iſt, durch ſeiner Hände Arbeit allein kann der Menſch wenig hervorbringen, wenn ihm nicht dabei die wirkenden Kräfte der Natur, ihre und die Reſſorts des Kunſtfleißes zu Hilfe kommen; der Landmann muß alſo nothwendig im Stande ſeyn, ſich dieſe wirkende Kräfte und Triebfedern der Erzeugung zu verſchaffen, und dieſe Fähigkeit beſteht im Reichthume; Reichthümer gehören dazu, wenn das Land etwas erzeugen ſoll. Die Eigenſchaften und Kräfte des Reichthums kommen von Tauſch und Cirkulation her und können nicht anders als durch Tauſch wieder zu dem Landmann zurückkommen. Der Zweck des Auswechſelns iſt der Verſchleiß; das thätige Mittel dieſes Auswechſelns beſteht in dem Aufwande, und das leidende im Abſatze der Produkte. Verſchleiß, Abſatz und Aufwand ſtehen alſo mit den Reichthümern und der Wiedererzeugung in enger Verbindung. Die Ausgaben haben auf die Kräfte und Vertheilung der Reichthümer einen wichtigen Bezug; durch ihre ſucceſſive Erneuerung begünſtigen ſie jede Art der Erzeugung; wenn aber durch irgend eine mächtige Urſache ihre natürliche Ordnung zerrüttet wird, ſo verſetzen ſie der Wiedererzeugung einen Schaden, der um ſo beträchtlicher iſt, wie näher das Unheil, das ſie anrichten, an der Quelle iſt oder wie mehr die erſten Triebwerke des geſellſchaftlichen Lebens einzeln angegriffen ſind.

Aber, wird man vielleicht ſagen, wenn der Ackerbau jenen Grad von Vollkommenheit und Wohlfahrt erreichen ſoll, wovon eben die Rede war, ſo müßte der Landmann um die Hälfte zahlreicher und vermöglicher ſeyn; ſeine Arbeit müßte den nämlichen Schutz genießen, unter dem der Profit anderer Unternehmungen ſteht; Frohndienſte, Scharwerk und andere drückende Laſten ſeines Standes müßten, wo nicht gehoben, doch merklich erleichtert werden; er müßte ungeſtört ſich ſeiner natürlichen und bürgerlichen Eigenthumsrechte freuen können und ſeine Spekulationen auf gerechten Erwerb und Vermehrung deſſelben müßten nicht auf unbillige und muthwillig in Weg gelegte Hinderniſſe ſtoßen. Die örtliche Conſumtion der Hausgenoſſen und Hausthiere iſt freilich für den Landbau die vortheilhafteſte, weil ſie den Feldern die Nahrungs- und Erzeugungsſäfte wieder gibt, die ihnen die Hauptſtadt entzieht; aber hieraus müßte man nicht die falſche Folge ziehen, daß alles die Stadt verlaſſen und auf's Land ſich begeben ſoll, denn ohne Reſidenz würde man den zur Cultur erforderlichen Aufwand nicht beſtreiten können: es müßte alſo ein Mittelweg gefunden werden, der darin beſteht, daß die begüterten Großen der Nation einen Theil des Jahres auf ihren Ländereien zubrächten, und alle, denen die Regierung ein Amt oder die Verwaltung einer Provinz anvertraut, ſollten daſelbſt wohnen, damit die örtliche Conſumtion die Wiederhervorbringung der Früchte mehr begünſtigte.

Wer immer denkt und von ſeinem Vaterlande, das er bewohnt, richtige und das Ganze umfaſſende Kenntniſſe hat, dem werden dieſe und noch viele andere Mängel in Staaten, die der Vervollkommnung und Erweiterung der Landeskultur entgegen ſind, nicht unbekannt ſeyn, und er wird wiſſen, daß man dieß und jenes thun ſollte, um den vorgeſetzten Zweck zu erreichen: aber eben ſo gut wird er auch wiſſen, daß es weit leichter iſt, ein politiſches Uebel, ein Staatsgebrechen aufzudecken, als ein weiſes und anwendbares Mittel dagegen aufzufinden, und wenn ein Uebel ſchon lange Zeit dauert, daß eben dieſe lange Dauer, wodurch es tiefe Wurzeln faßte und wodurch man es eben am beſten erkennt, ſich auch am heftigſten der Heilung widerſetzt. Allein die Schwierigkeit, Gutes zu thun, darf uns nicht den Muth rauben, etwas Gutes zu unternehmen; wenn es auch immer langſam damit hergeht, es kömmt doch wenigſtens, und hat es einmal das Uebel verdrängt, iſt es vor den Launen und Vorurtheilen der Menſchen in Sicherheit gebracht, ſo erhält es ſich von ſelbſt und vergrößert ſich. Dieß iſt ganz die Sorge der Fürſten und, patriotiſcher Miniſter — zu euch, gekrönte Väter des Volks! zu euch, unermüdete Staatsmänner, denen der Fürſt einen Theil ſeiner Vaterſorgen, einen Theil der großen Haushaltung ſeiner Familie überträgt, zu euch wendet ſich das Vaterland, wenn es Hilfe braucht; euch frägt es um Rath; von euch erwartet es die Abſtellung der Mißbräuche, Erſetzung der Mängel — eurer Weisheit, euren Tugenden, eurer Vaterlandsliebe, vertraut es dieſes große politiſche Intereſſe, ſein Wohl liegt in euren Händen; ihr ſeyd die Größe und der Stolz eines Volkes, in euch verehrt es einen Abriß der Gottheit im Kleinen; denn, Geſalbte Gottes! wirklich hat er euch zu Vertrauten ſeiner Vorſicht, zu Gehilfen ſeiner Regierung beſtimmt, und ihr ſeyd Götter der Erde, wenn ihr eure Weſensgeſetze erfüllet. Welch ein Beruf für einen Menſchen! Welche Erhabenheit, welche Größe in dem Charakter! Mit welchem himmliſchen Lichte ſtralt ſeine Würde! Welche übermenſchliche Seligkeit in dem Begriffe, der Repräſentant der

Gottheit, der Allgeliebte eines Volkes, der Vater einer glücklichen Familie zu ſeyn, den jedem Tag Millionen Stimmen ſegnen, und der in aller Herzen einen Altar hat, wo ihm die reinſte Liebe geopfert wird!

II.

Um die Wichtigkeit der geſellſchaftlichen Pflichten und die Nothwendigkeit ihrer Erfüllung dringender ans Herz zu legen, müſſen wir erſt vorausſetzen, wie unendlich viel der geſellſchaftliche Menſch vor dem Naturmenſchen gewonnen hat; der Werth der Vortheile und der höhere Grad, auf dem er in der Geſellſchaft ſteht, muß ihm ſeine Pflichten ſüß und ihre Erfüllung leicht machen.

Betrachten wir den Menſchen im Stande der Natur — er iſt ſchwach, iſolirt, ſeine Einſichten äußerſt beſchränkt — ſowie ſeine Genüſſe — iſt er nicht eben dadurch elend und wirklich bedauernswürdig? — Er ſteht allein — ganz ſich ſelbſt überlaſſen — unter einer Menge von Thieren, deren eine ihn durch ihre Wildheit ſchrecken und für ſein Leben zittern machen, andere durch ihre Gefräßigkeit der nothwendigen Nahrungsmittel berauben und die verächtlichſten Inſekten quälen ihn ungeſtraft. Sein Leben iſt alſo ein beſtändiger Kampf — faſt ganz zwiſchen Mühſeligkeit und Gefahren getheilt — o wie wenig bleibt ihm davon zum Vergnügen übrig! —

Sehen wir aber den Menſchen in der Geſellſchaft — bald ſchwingt er ſich aus dieſem Zuſtande der Erniedrigung empor, erhebt ſich weit über andere Geſchöpfe, und ſeine Exiſtenz nimmt in dem Grade zu, als ſich die gemeinſame Stärke vermehrt, durch die auch ſeine Kräfte ſich erhöhen; kurz, ſeine Stärke wächst mit der Stärke der Geſellſchaft, und der ſchwache, verödete Menſch, der zuvor kaum im Stande war, dem Anfalle eines der geringern Raubthiere zu widerſtehen, ſchafft ſich vor einem Heere von Löwen und Tigern Ruhe und rottet ſie aus; trotzet dem tödtenden Gift der Schlange, gebietet den Elementen, fürchtet den Sturm nicht und nicht die Sonnenglut unter der Linie, nicht das Eisland unter dem Nordpole. Unterdeſſen vergißt er doch zu oft ſeinen erſten Zuſtand und ſeine individuelle Schwäche; es gibt Augenblicke der Unzufriedenheit, und der Schwärmer fantaſirt ſich dann in einen Naturſtand, der in ſeinen Augen Adams Paradies iſt; denn ſeine Einbildungskraft ſetzt täuſchend alles wirkliche und ſcheinbare Gute des natürlichen Zuſtandes in ein Gemälde zuſammen, und malt ihm zum Gegenſtücke die Urſache ſeiner Unzufriedenheit im geſellſchaftlichen Leben in den grellſten Farben.

Was von den Vortheilen des geſellſchaftlichen Lebens geſagt wurde, verſteht ſich von allen Staatsverfaſſungen; das plus und minus macht einen Unterſchied, aber keine Ausnahme. Wer das Glück hat, unter einer weiſen Regierung geboren zu werden, iſt der Geſellſchaft ſoviel Dank ſchuldig, daß er ihr ſchwerlich jemals, was er auch immer thut, dankbar genug wird ſeyn können. Aber auch unter einer mittelmäßig guten Verfaſſung iſt es noch ein großes Glück, geboren zu ſeyn. Nur der, den das Schickſal aus einem freien Lande an die Küſten der Barbarei würfe, der, ohne eingeborner Sklav zu ſeyn, ein Mitglied der tuneſiniſchen oder japaniſchen Geſellſchaft ſeyn ſollte, müßte ſich freilich den Zuſtand des Naturmenſchen lebhaft vorſtellen, um ſich in dieſer Lage noch glücklich zu ſchätzen. Allein — wenn auch dieſes alles wäre — ſo hat er doch noch viel vor dem Naturmenſchen voraus, und jeder, er mag zu dieſer oder jener Staatsverfaſſung gehören, muß ſich den Geſetzen unterwerfen. Eine Geſellſchaft, wenn ſie auch nicht die beſte Verfaſſung hat, erhält ſich noch auch unter einer unrichtigen Geſetzgebung; aber nicht — ohne Geſetze — nicht ohne Gehorſam gegen die Geſetze — nicht ohne Ehrfurcht gegen die Handhaber derſelben.

Deine erſte Pflicht alſo, Menſch in Geſellſchaft! iſt, daß du genau nach den Geſetzen des Landes handelſt, darin du lebeſt,, und deine erſte Sorge, die weſentlichſten derſelben zu erlernen. Ich ſage, die weſentlichſten: denn für den einzelnen

Menſchen, der nicht zum Richteramte oder einem andern Zweige der öffentlichen Staatsverwaltung beſtimmt iſt, ſind ſie hinreichend.

Da die bürgerlichen Geſetze immer von einer Seite zur Regierung gehören, ſo würde man durch Widerſpenſtigkeit die Verfaſſung der Geſellſchaft ſelbſt verletzen, was man auch immer für einen Vorwand nehmen, unter was immer für ein Geheimniß man die Uebertretung hüllen wollte. Sie ſind das Organ, deſſen ſich der Staat bedient, wenn er den Gliedern derſelben kund machen will, was er zu ihrem gemeinſchaftlichen Wohle, zu ihrer Erhaltung für nöthig hält.

Wenn daher der Staat dem Vermögen angemeſſene Steuern fordert und Auflagen macht, ſo iſt es ein Verbrechen, einen Theil von dem, was man im Vermögen beſitzt, dem Staate zu verhehlen, um dadurch die Auflage zu vermindern*). Denn von dem Ungehorſame und dem wirklichen Diebſtahl, deſſen man ſich dadurch an der Geſellſchaft ſchuldig macht, zu ſchweigen, ſo iſt ein ſolcher Staatsbetrüger ſchon dadurch höchſt ſtrafbar, weil er ſeinen Mitgliedern ein ſo gefährliches und abſcheuliches Beiſpiel gibt. Die Reichen werden in Verſuchung geführt, es nachzuahmen, und die Armen müſſen alsdann allein die Laſten des Staates tragen.

Wenn wir nun ſo jedes Geſetz, jede Verfügung unterſuchen, ſo finden wir die unumgängliche Nothwendigkeit, ſich gehorſam zu bezeigen, damit alles zur großen und vortrefflichen Harmonie beiträgt, von der das Wohl und die Stärke des Ganzen abhängt.

Spinnt ſich unter einzelnen Gliedern des Staats ein Zwiſt an, ergibt ſich unter ihnen ein Proceß, ſo müſſen Erbitterung der Gemüther und perſönliches Intereſſe in demſelben nicht Platz finden; jeder Rechtsanwald ſollte ſo neutral ſeyn als ſeine Richter. In einer Geſellſchaft, die ganz aus vollkommen redlichen, unbefangenen Leuten beſtünde, würde ein Proceß nichts anders als die Unterſuchung einer Wahrheit ſeyn. Man würde dabei mit eben ſoviel Unparteilichkeit zu Werke gehen, als bei Auflöſung irgend eines geometriſchen oder moraliſchen Problems, und der, dem es gelänge, die Wahrheit zu entdecken, würde keinen Augenblick mit der Bekanntmachung zaudern, wenn er auch dadurch wider ſich ſelbſt das Urtheil ſprechen ſollte. So ſtreng auch dieſer Grundſatz ſcheinen mag, und ich zweiſle gar nicht, daß ihn viele als Phantaſie eines moraliſchen Schwärmers erklären werden — ſo bleibt er dem ungeachtet doch wahr — wahr und evident.

---

*) Und dieß iſt gerade der Fall bei vielen Reichen, die ihr Vermögen oft kaum zur Hälfte angeben und unverſchämt genug ſind, die Früchte des Wuchers, des Betrugs und der Erpreſſung durch einen ſo ſchändlichen Diebſtahl, den ſie an dem Staate begehen, anzuhäufen.

Die Beobachtung der Geſetze des Staats iſt indeſſen nur die weſentliche Schuldigkeit jedes Individuums; wer tugendhaft ſeyn will, muß mehr thun. Eine ſchöne Seele hält ſich nicht in dem engen Raume der Pflichten auf; immer von der Liebe zum Guten entflammt, bleibt ſie nicht bei dem Allgemeinen ſtehen, ihre Fähigkeiten und die Umſtände befördern ihre Thätigkeit und beſtimmen die Wahl ihrer Handlungen.

Der Menſch, der das thut, was die Geſetze von ihm fordern, der auch dabei noch tugendhaft iſt, hat noch lange nicht den Grad von Vollkommenheit erreicht, zu dem ihn die Erhabenheit ſeiner Würde ruft und auf den er gelangen könnte; denn der ordentliche Umgang mit Menſchen fordert von ihm Eigenſchaften, die eine Weſenheit des geſelligen Lebens ausmachen und ohne denen eines das andere nicht ertragen würde. Unter dieſen ſehe ich Duldung für die vorzüglichſte und ſchätzbarſte an. Sie macht uns das Gute liebenswürdig, ſie zieht uns ſanft an dem Bande der Liebe zum Wahren und Guten. Iſt es denn ſo ſchwer, ſich dieſe Tugend eigen zu machen? — O nein! ſie iſt nur Menſchen unbegreiflich, die von ihrem Selbſt eingenommen, von Stolz und Eigenliebe verblendet ſind; ſie ſehen die Hoheit ihres Selbſt durch das Vergrößerungsglas der Eitelkeit, und ſo ſind ſie hart und unerbittlich gegen ihre Nebenmenſchen. Nein, es iſt nicht ſchwer, ſich dieſe Tugend zu erwerben, wenn man in ſich geht, auf ſein Selbſt zurückblickt und da mit unbefangenem Auge ſeine eigene Gebrechlichkeit, ſeine Unwiſſenheit, ſeine Irrthümer und alle Fehler ſieht, die man ſchon begangen hat oder noch alle Minuten begehen kann.

Nähere Entwicklung der Pflichten des geſellſchaftlichen Menſchen.

Pflichten ſind nothwendige Folgen der Geſelligkeit des Menſchen, ſie ſind die Wirkungen und die Moralität ſeiner Handlungen.

Aus den Pflichten des Menſchen fließen ſeine Tugenden und ſein Wohl. Vernachläßigt er die Kenntniß derſelben oder ihre Ausübung, ſo vernachläßigt er auch ſeine Beſtimmung — weiſe und glücklich zu ſeyn.

Die Geſellſchaft hat das Recht, von jedem Menſchen genaue Erfüllung ſeiner Pflichten zu ſodern; und das natürliche Recht befiehlt es ihm ausdrücklich.

Zuerſt wollen wir nun unterſuchen, von welcher Natur dieſe Pflichten ſind; dann wie man ſie erfüllen ſoll, und was aus Nichtkenntniß und Nichterfüllung der Pflichten des Menſchen entſteht.

Man könnte die Pflichten des Menſchen in dieſe zwei Grundſätze zuſammen faſſen: Sey gerecht und der Wahrheit getreu, und thue andern nicht, was du nicht willſt, daß man dir ſelbſt thue. Aber dieſe Sittenſprüche, die ſchon ſo oft wiederholt und noch immer ſo ſehr mißverſtanden worden ſind, und von dem gemeinen Haufen der Menſchen auf ſo wenig eingeſchränkt werden, haben nur für den wahren Weiſen ihr auffallendes, in deſſen Seele tiefes Gefühl für das Wahre und Gute liegt, deſſen weitumfaſſendes, leuchtendes Genie in dieſem Ariem mit einem Blicke das Ganze ſeiner Pflichten und die Summe aller geſellſchaftlichen Tugenden ſieht.

Nein, man muß ſie näher beſtimmen, deutlicher auseinander ſetzen, und Leuten, denen eine ſchwache Vernunft auch nur ſchwache Begriffe zuläßt, ſie in ihrem ganzen Umfange zeigen, denn ein großer Theil der Menſchen ſieht ſeine Pflichten nur durch das Sieb der Vorurtheile und Leidenſchaften, er betrachtet ſie von außen, iſt mit ihrer Hülle bekannt, ohne jemal den Kern zu kennen.

Die erſte Pflicht des Menſchen beſteht in ſeiner Selbſtkenntniß, ich will ſagen, er muß innigſt überzeugt ſeyn, daß, da er im Ganzen vollkommen allen Menſchen gleichet, daß er in ſeiner eignen Natur nichts als einen Hang, Beſtreben nach etwas, Bedürfniſſe und relative Rechte hat, und daß er alſo weſentlich dieſes Streben, dieſe Bedürfniſſe und Rechte nach dem Mittelpunkt der ſittlichen Ordnung richten muß.

Es läßt ſich kein anderer Grund auffinden, warum der Menſch ſeine urſprüngliche Verbindlichkeiten gegen ſeine Mitmenſchen verkannt hat, als weil es ihm an Selbſtkenntniß fehlte, und weil er die nöthigen Beziehungen nicht wußte, die zwiſchen ihm und ſeines Gleichen beſtehen.

Nie hat er gefühlt, wie unumgänglich nothwendig ihm die Selbſtkenntniß zu ſeiner eignen Glückſeligkeit iſt; er hat nie eingeſehen, daß, wenn ihm Selbſtkenntniß mangelt, er auch das nicht wiſſen wird, was er ſich ſelbſt ſchuldig iſt, die Ausſchweifungen, die er vermeiden muß, wenn er ſich dauerhaft glücklich machen will; die Leidenſchaften, denen er, um Friede in ſeinem Herzen zu haben, ſtandhaft widerſtehen, oder ſich ihnen in gehörigem Maaße überlaſſen muß — mit einem Worte; der Menſch, der ſich ſelbſt nicht kennt, kennt auch ſein wahres Intereſſe nicht.

Und darin liegt der Grund aller ſeiner Unordnungen, ſeiner Unmäßigkeit, ſeiner ſchändlichen Gelüſte und aller Laſter, denen er ſich auf Unkoſten ſeiner eignen Erhaltung und ſeines dauerhaften Wohlſtandes überläßt. Die Unwiſſenheit alſo ſeiner eignen Natur iſt die Folge ſeiner Nichtkenntniß des wahren Sittlichen, und nun wird es einer falſchen Politik, den Vorurtheilen und dem Aberglauben leicht, ihm auf Rechnung ſeines eignen Wohls die verderblichſten Grundſätze einzuflößen.

Will der Menſch ſich ſelbſt recht kennen, ſo muß er auf den Grund ſeiner Vorurtheile und Irrthümer zurück gehen; er muß durch öftere Vergleichungen die Wirkung ſeiner Neigungen für ſeines Gleichen, und jene ſtudieren, die ſie vernünftiger Weiſe davon erwarten können. Dadurch wird er ſeinem Zwecke immer näher kommen, nach und nach wird er von dem Eindruck, den er auf ihr Herz und ihren Willen gemacht hat, richtig urtheilen können; nach und nach wird er die Modifikationen beſtimmen, die ſeine Sanftheit, ſeine Aufrichtigkeit, ſeine Freundſchaft und Sittſamkeit in ſeinen Nebenmenſchen bewirkt hat; nach und nach wird er ſein Herz beſſern, er wird daraus ſeinen Stolz, ſeine Ambition, ſeyn, Falſchheit und alle ſchädliche Vorurtheile verbannen, die dem freien und offnen geſellſchaftlichen Weſen entgegen ſtreben.

Iſt er einmal dahin gekommen, ſo wird es ihm leicht ſeyn, die Summe der wahren Pflichten zu abſtrahiren, mit welcher er ſowohl ſeine einzelne Verbindlichkeiten gegen ſeine Familie und ſeine Freunde, als ſeine allgemeine Verbindlichkeiten gegen die ganze Geſellſchaft erfüllet.

Er weiß dann, daß Verläumdung, üble Nachrede, Schurkerei, Unredlichkeit und Fanatismus die ſchrecklichen Geißeln ſind, die den Frieden der Familien und das Commerz der Völker zerrütten; er wird jeden, auch den ſchwächeſten Keim dieſer Laſter in ſeinem Herzen ausreutten, und ſeinen Charakter von allen Anwandlungen dieſer unſinnigen Gewohnheitsſünden rein zu halten ſuchen.

Er weiß dann, daß der Menſchheit nichts anſtändiger, zuträglicher und der Geſellſchaft nichts nützlicher iſt, als Aufrichtigkeit, Sanftmuth, Leutſeligkeit, Mitleiden, Wohlthätigkeit, Großmuth und Duldung, und immerzu wird er die Moral ſeines Herzens und ſeiner Vernunft mit allen dieſen Tugenden identifiziren; bald wird er mit ihnen ſo vertraut ſeyn, als wären ſie ihm angeboren. Dieß iſt der Menſch, der, nachdem er über ſich ſelbſt und über andere nachgedacht hat, ganz leicht und ungehindert alle ſeine Verbindlichkeiten, die ihm das natürliche Recht und die geſunde Vernunft auflegen, erfüllen wird.

Er wird ſich nicht die Herrſchaft über ſeinen ſchwächern Mitmenſchen anmaßen und ihn unter das Joch ſeines Uebergewichts beugen wollen, denn er verabſcheuet die Sklaverei, und weiß zu gut, daß wahre Freiheit im geſellſchaftlichen Leben relativ iſt, und daß er, um ſich derſelben zu freuen, ſie auch andern laſſen muß.

Er wird nicht grauſam, nicht rachſüchtig gegen ſeinen Mitmenſchen verfahren, denn ſein Beiſpiel könnte ja wohl auch andere zur Grauſamkeit und Rache gegen ihn reizen.

Er wird nicht Wittwen und Waiſen verfolgen, ihnen ihren Unterhalt rauben, um ſich mit einem Gut, auf dem der Fluch der Menſchheit liegt, zu bereichern, denn nie verläßt ihn der Gedanke, daß auch ſein Weib Wittwe, daß auch ſeine Kinder Waiſen werden können.

Er wird nicht fühllos ſeyn bei dem Unglücke ſeiner Mitmenſchen, er wird keinen Armen vor ſeiner Thüre Hungers ſterben oder vor Kälte erſtarren ſehen können, er wird ihm ſogleich zu Hilfe eilen, denn morgen kann er ſich vielleicht in dem nämlichen Falle ſehen.

Er wird niemand beleidigen, niemanden mit Härte begegnen und durch Unart betrüben, denn er weiß, ſein Herz würde ihm bluten, wenn ihm dieſes ein anderer thäte.

Er wird nicht Haß in das Herz ſeines Nebenmenſchen pflanzen, nicht die Gemüther zu erbittern und eines dem andern abgeneigt zu machen ſuchen, denn, würde er ein Gewitter über ihre Häupter zuſammen ziehen, ſo könnte ja wohl der Schlag ihn ſelbſt treffen.

Er wird nicht kriechen, nicht niederträchtig ſchmeicheln, denn er weiß, daß niedrige Seelen von allen Guten verachtet, und ſogar von denen, die ſie ſich auf einige Zeit durch Schmeichelei gewinnen, nicht geſchätzt, nicht geliebt, ſondern nur benützt, und im Kurzen bald für Ungeheuer angeſehen werden, der ſie bald wieder, auf was immer für eine Art, los zu werden ſuchen.

Er wird nicht Entwürfe machen und Projekte ſchmieden, wodurch zehn Perſonen bereichert, und zehntauſend ins Elend geſtürzt werden, denn eben ſo leicht könnte ein anderer mit einem Projekte auftreten, das ihn in die Zahl der Zehntauſende verſetzt.

Er wird die Geſetze nicht zu Gunſten des Unterdrückers auslegen, und ſie um Geld und Gunſt des Reichen oder mächtigen Beſitzers des ungerechten Guts zu ihrem Vortheil verdrehen, denn eben dieſe ausgeartete Geſetze, eben dieſe rabuliſtiſche Kniffe, deren er ſich bedient hat, könnten kurz darauf wider ihn ſelbſt dienen; ſeine hölliſche Kunſt wird ihn ſeinen Zeitgenoſſen und der Nachkommenſchaft zum Scheuſal machen. Nein, er wird die Geſetze der Gerechtigkeit nicht zu vernichten ſuchen, nicht durch Verdrehungen und Rabuliſterei aus den Stützen der gerechten Sache Waffen gegen die Unſchuld ſchmieden wollen — heilig werden ſie ihm ſeyn, dieſe, wie die Geſetze der Menſchheit und die ſtillen, friedlichen Bemühungen der Wahrheit, denn er weiß, er kann dieſe nicht verletzen, nicht zerſtören, ohne nicht auch ſein Haus, ſeine Freiheit, ſein Wohl, ſeine Freuden, ſeine Moralität und ſeine Menſchheit ſelbſt zu zerſtören.

So werden Erfahrung, Nachdenken und öfters angeſtellte Vergleichungen den Menſchen geſchickt machen, aus den Dingen richtige Folgen zu ziehen, und in den Grund der Urſachen zu dringen. Ueberall bemerkt man, daß ſeine geſellſchaftlichen Tugenden einen erhabenen Gang nehmen; überall trägt ſeine Vernunft den Sieg davon.

Befindet er ſich im Schooße ſeiner Familie, ſo iſt ſein Herz offen und tugendhaft; ſeine Seele ſanft, gefühlvoll und ſittſam. Er verehret ſeine Eltern mit ungekünſtelter, ausdrucksvoller und edler Dankbarkeit; er tröſtet ſie mit einem Wohlwollen, das tief aus ſeinem Herzen aufſteigt und ungeheuchelte Wahrheit iſt; er liebt ſeine Gattin mit einer lebhaften Zärtlichkeit, die er durch anhaltende Gefälligkeit in ihrer Stärke zu erhalten ſucht, die er durch die Reize der Schamhaftigkeit und die Wirkungen der Mäßigung immer mehr erhöhet.

Er hält genau auf eheliche Treue, ſie iſt ihm unverbrüchlich, denn er weiß, daß ſein Herz und ſeine Wolluſt nichts dabei verlieren; und daß Unbeſtändigkeit Gift für die Freuden iſt; daß ſie immer vor der Zeit Eckel macht.

Er herzet ſeine Kinder, da er ſie unterrichtet, und er unterrichtet ſie nicht wie ein pedantiſcher Schuldespot oder wie ein mürriſcher, ſauertöpfiſcher Gebieter, ſondern als Freund, als Vater. Mit unausſprechlicher Wonne beſpiegelt er ſich in dieſen kleinen Geſchöpfen, die ihm ein Geſchenk der Liebe, ein Gut der Vorſehung ſind, das der Vater der Menſchen ſeiner Sorge anvertraut hat. Er liebt ſie — mit einem Gefühle von Zärtlichkeit, das in allen Wörterbüchern keinen Namen und nur in dem Vaterherzen Platz hat; und wie ſollte er ſie nicht lieben? Er iſt Menſch — iſt Vater.

Befindet er ſich im Cirkel ſeiner Freunde, ſo wird die Energie ſeines Charakters und die Feinheit ſeiner Neigungen nichts von ihrem Verdienſte, nichts von ihrem Einfluſſe verlieren. Er wird ihnen alle ſeine Tugenden mittheilen, alle ſeine Ideen aſſociren; ſie werden von der Moralität ſeines Glücks innigſt gerührt ſeyn, und wenn dann dieſes Bild nicht von ſo großer Wirkung iſt, als das Bild der Familie, ſo liegt die Urſache allein darin, daß die Zuſammenſetzung der Individuen nicht zu einem Gemälde ſo ganz die nämliche iſt, daß hier die Vernunft an die Stelle der Natur getreten zu ſeyn ſcheint, um aus einer zärtlichen Leidenſchaft ein ſanftes und feſtes Band zu machen, das, durch ſeinen Entſtehungsgrund immerzu vervielfältigt, auch den Schatz der Fühlbarkeit und die Summe von Genüſſen vermehrt.

Sehen wir ihn nun auch mitten in der Geſellſchaft, ſehen wir ihn ſo weiſe und glücklich alle ſeine Pflichten als Sohn, als Vater, als Gatte und Freund erfüllen — ſoll es ihm nicht leicht ſeyn, auch die Pflichten eines Bürgers zu erfüllen? — Was darf er mehr, als ſein eignes Haus zum Muſter nehmen und die große Familie der ganzen Geſellſchaft mit der ſeinigen vergleichen? Greiſe ſind für ihn andere Väter, die er verehrt und deren Rath und Ermahnung er mit achtungsvoller Aufmerkſamkeit anhört. Dürftige und Unglückliche ſind ſeine Kinder, ſeine Brüder, die er mit ſanfter Theilnahme tröſtet, und denen er, ohne Stolz, ohne Dank zu fordern, wohlthut. Alle übrige Menſchen ſind ſeine Freunde, mit denen er redlich und ehrlich handelt. Weder der Prunk der Reichthümer, noch der Dunſt zeitlicher Größe blendet ihn, der Schimmer des Glücks hat keinen Werth in ſeinen Augen, alles iſt ihm gleichgültig, alles mißt er mit gleichem Blicke; aber die Tugend zieht ſein Aug auf ſich — er geht unachtſam alles vorüber, aber vor ihr hält er ſtill. — — Ja gewiß iſt es, der Menſch, der ſich ſelbſt kennen gelernt hat, der ſein Herz ſtudiert und die Verhältniſſe zu andern Menſchen unterſucht — iſt genau und treu in Erfüllung ſeiner Pflichten; nichts kann ſeine Tugend und ſein Glück verdunkeln, als die Unfälle der Zeit und die Dummheit der Vorurtheile.

Ich habe hier nur die oben angeführten zwei Grundſätze: Sey gerecht und wahr und thue andern nicht, was du nicht willſt, daß man auch dir thun ſoll, näher entwickeln, keineswegs aber eine für den Menſchen hinlängliche Moral aufſtellen wollen. Der Menſch, der ſo handelt, handelt zwar gut und gerecht, aber noch lange nicht in dem Grade von Vollkommenheit, auf den ihn die chriſtliche Moral erhebt; in ihr liegt höherer Antrieb zum Guten, ſie flößt heiligeres Gefühl ein, und ich brauch es folglich gar nicht anzumerken, wie himmelweit die natürliche Moral der chriſtlichen nachſteht; allein um die Wahrheit zu beſtätigen, daß der Menſch, der ſich ſelbſt und ſeine Verhältniſſe gegen andere kennt, auch gegen ſich ſelbſt und andere gerecht ſeyn wird, iſt dieſes Detail des natürlich-guten Menſchen hinreichend.

Allgemeine Schuld, die der Menſch an die Geſellſchaft abzutragen hat.

Vom Monarchen bis zum letzten Menſchen im Staate muß jeder einen Theil ſeiner Zeit zum Nutzen des gemeinen Weſens verwenden, natürlicher Weiſe ſollte alſo auch die Arbeit den Vortheilen angemeſſen ſeyn, die er genießt.

Gewiſſe Leute glauben, daß dieſer, wie andere dergleichen Grundſätze auf ſie nicht anwendbar ſind, und daher iſt auch die Ausübung dieſer Wahrheit in einigen Orten der Welt ſehr ſelten.

O möchten doch alle die, die in fauler Muße ihre Tage verflittern, nicht auf den fleißigen Bürger, nicht auf den arbeitſamen Mann ſehen — möchten ſie ihr Aug auf den Fürſten wenden, der ſich der erſte dieſem Geſetze, das freilich in keinem Buche ſteht, das aber weſentlich in den Verhältniſſen der Geſellſchaft liegt, unterzieht und allen das erhabne Beiſpiel gibt. Er, der Erſte im Staate, den Ehre, Reichthum und alle Geſchenke des Glücks umgeben, den Hoheit und Macht über alle ſeine Mitmenſchen erheben, iſt auch unter allen am meiſten mit Sorgen und Geſchäften belaſtet; ſo weit das Feld ſeiner Gewalt, ſeines Anſehens, ſeiner Herrlichkeit iſt, ſo groß iſt auch der Umfang ſeiner Verrichtungen; kaum findet er Zeit, einen Blick auf den Reichthum und die Pracht zu werfen, die um ſeinen Thron glänzen. Während ſchon der müde Landmann vom Felde zurückkehrt und von ſeinem Tagwerke ausruht, der Bürger ſeine Arbeit endet und ſich der Ruhe überläßt, müßige Herrchen noch wie Irrlichter herum flattern oder beim Weine und Caffe ſich wichtig beſchäftigen, um doch wenigſtens die Hälfte des läſtigen Tages verſchlafen zu können, arbeitet noch der Fürſt an den Geſchäften ſeines Regierung und wacht für das Wohl ſeiner Unterthanen. —

Aber unter der großen Zahl von Beſchäftigungen, die die Geſellſchaft ihren Gliedern anbietet, muß auch eine Wahl getroffen werden, und das verdient einige Ueberlegung. Oft glänzt ein Mann in einem Amte, ohne nützlich zu ſeyn; und ein Menſch, der keine Stelle bekleidet, leiſtet oft dem Staate die beſten Dienſte.

Hier iſt ein Beiſpiel davon. Ein reicher Kapitaliſt führt in der Hauptſtadt das wollüſtigſte Leben, er hat ſich um eine Stelle im Staate umgeſehen, die er gar nicht kennt und von einem andern verwalten läßt; ein wackerer Landedelmann ſtugegen wohnt unbemerkt in einem Winkel des Reichs, er beſchäftigt ſich mit der Cultur des Landes, befördert die Fruchtbarkeit ſeiner Felder, erzieht dem Staat würdige Glieder, verbeſſert den Zuſtand ſeiner Unterthanen und kömmt den Unglücklichen zu Hilfe, die um ihn herum ſind; er ſorgt für nützliche Anſtalten in ſeiner Gegend und verbreitet patriotiſche Geſinnungen — — wie wichtig iſt dieſer Edle dem Staate! —

Ueber die Handlungen des Menſchen in Rückſicht auf ſeine Verhältniſſe im gemeinſchaftlichen Leben und auf Verbrechen und Strafen.

Die Handlungen des Menſchen ſind beſonders ausgezeichnete, beſtimmte Merkmale ſeiner Tugenden und ſeiner Laſter, ſeiner Einſichten und ſeiner Irrthümer.

Man muß aber die Handlungen des Menſchen in zwei Claſſen abtheilen. Die eine begreift die momentanen, die andere die andauernden Handlungen.

Nach einer momentanen Handlung werden die Modifikationen des Individuums und die Energie ſeiner Fähigkeiten berechnet. Die Andauer einer ſich immer gleichen, immer conſequenten, immer nach den nämlichen Grundſätzen gedachten Handlung gibt den Ausſchlag, ob der Handelnde des größten Lobes oder der ſchwerſten Strafe würdig iſt.

In dieſen beiden Unterſcheidungen finden ſich unendliche Nuancen, die die guten oder böſen Handlungen mehr oder minder auszeichnen, je nachdem die Begriffe verſchieden ſind, die die Geſellſchaft angenommen hat, und nach den verſchiedenen Geſichtspunkten, von denen ſie die Geſetze des Landes betrachten.

Man muß alſo weder die Uebereinſtimmung, noch die Nichtübereinſtimmung der Handlungen des Menſchen mit dem zufälligen Geſetze zum Maßſtab nehmen, nach welchem man ſie unfehlbar in gute und böſe, gerechte und ungerechte eintheilt. Eine moraliſch gute und gerechte Handlung iſt nicht allzeit diejenige, die in ſich ſelbſt genau mit der Diſpoſition des zufälligen Geſetzes (legis accessoriae) und der Geſinnung des Geſetzgebers überein kömmt. Das Geſetz, ſagt Cicero, iſt oft nur der falſche Schatten der wahren Billigkeit. Das vollkommenſte Geſetz läßt uns noch immer viele Statute und Deciſionen zu wünſchen übrig. Manchmal hat es den Geſetzgebern an Einſichten gemangelt, manchmal an Aufmerkſamkeit, manchmal an Genauigkeit. Oft haben ſie ſich von den Vorurtheilen der Gewohnheit und des alten Brauchs beherrſchen laſſen, durch Nationalintereſſe und Irrthümer der Politik; daher kömmt es, daß das, was an einem Orte für gerecht erkennt wird, am andern für unrecht gehalten wird; daß die Gerechtigkeit ſo veränderlich iſt und keine feſte, unabänderliche Richtſchnur hat. Oft ergreift man ſtatt der Gerechtigkeit ein' Bild, das einige Geſetzgeber, die an der ſchwarzen Galle litten, mit ſchwarzen, blutigen Zügen entwarfen. Dieſe Gerechtigkeit iſt oft nichts anders, als der täuſchende Schleier derjenigen, die die Vernunft lehrt. Jede gute Handlung, die ſchon ihrer Natur nach gut iſt, ſollte auch in dem bürgerlichen Rechte als gerecht anerkannt werden, und alles, was die bürgerlichen Geſetze verordnen, ſollte gerecht ſeyn. Aber ſo vollkommen man ſich auch die verſchiedenen Geſetze eines Staates denken mag, ſo führen ſie doch nicht zu einer vollkommenen Gerechtigkeit! „Man iſt noch wenig tugendhaft, ſagt Seneka, wenn man ſich nicht anders vornimmt, gut zu ſeyn, als nach Maßgabe des Geſetzes. Die Richtſchnur der Pflichten des Menſchen erſtreckt ſich weit über das bürgerliche Recht hinaus."

Wenn wirklich eine Handlung allzeit bös oder ungerecht wäre, weil ſie der Diſpoſition des Geſetzes und der Geſinnung des Geſetzgebers entgegen ſteht, ſo müßte man annehmen, daß der Geſetzgeber ein unfehlbarer Menſch geweſen wäre und nur allein das natürliche Geſetz bei Abfaſſung des ſeinigen zu Rathe gezogen hätte.

Gerechte Handlungen ſind alſo nicht immer aus einer und der nämlichen Urſache gerecht, wenn ſie auch mit dem nämlichen Geſetze und der nämlichen Abſicht, nach der ſie beurtheilt werden, auf das Genaueſte übereinkommen. Der Menſch bleibt immer der Spielball der Ideen und Geſetze eines andern Menſchen, ſo lang dieſer andere Vorurtheile und ein verſchiedenes Intereſſe haben wird.

Will man von guten oder böſen Handlungen eine einfache und relative Idee geben, ſo muß man unter denſelben ſo einen Unterſchied machen, der ſo wenig als möglich geſucht und erkünſtelt iſt; man muß die Beſtimmung derſelben auf die einzigen Grundſtoffe des Guten und Böſen und auf die Natur der Dinge ſtützen.

Die guten Handlungen beruhen auf der Energie und Sanftheit der Neigungen und den reinen Begriffen von Gerechtigkeit und Güte. Man iſt damit noch nicht zufrieden, daß man ſeinen Nebenmenſchen nichts Böſes thut, man ſucht ihm auch Gutes zu thun; man beſtrebt ſich, ihm Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, für ihn Gerechtigkeit zu fordern; ihm in ſeinen Nöthen zu Hilfe zu kommen; ihn gegen die Anfälle des Stolzes und der Bosheit zu vertheidigen. Der Gerechte und Gefühlvolle iſt ſo wenig im Stande ſich zu weigern, wenn ſich ihm Gelegenheit darbietet, eine dieſer guten Handlungen zu thun, ſo wenig, als der treue und um ſeinen Herrn beſorgte Hund nicht im Stande iſt, ſeine Freude zurückzuhalten, wenn er ſeinen Herrn wieder ſieht und von ihm geliebkoſet wird.

Böſe Handlungen verrathen ſich durch die Indolenz und Bitterkeit der Neigungen und durch die falſchen Begriffe, die man von Gerechtigkeit und Güte angenommen hat.

Man iſt nicht damit zufrieden, ſeinem Nebenmenſchen nicht nur nichts Gutes zu thun, ſondern man ſucht ihm auch noch Böſes zu thun; man ergreift begierig die Gelegenheit, eine Ungerechtigkeit gegen ihn zu begehen; man benützt ſeine Schwäche und ſeine Armuth, um ihn noch tiefer zu beugen, um ihm die Bürde noch ſchwerer zu machen. Das Schlimmſte dabei iſt noch, daß man in dem verderblichen Irrwahne ſteht, alles dieſes gehe nach Recht und Ordnung, und die Opfer unſerer Thorheiten und Bosheit würden es aus eigner Schuld — ſie ſelbſt hätten ſich ihr Schickſal durch ihren Hochmuth, ihre Unbeugſamkeit u. dgl. zugezogen.

Ein Menſch, der ſo gegen ſeinen Nebenmenſchen handelt, iſt ſo wenig mehr im Stande, ſich die Luſt zu allen dieſen böſen Handlungen zu verſagen, als der verrätheriſche und gefräßige Wolf ſich nicht enthalten kann, das Lamm zu zerreißen, das friedlich unter ihm aus dem nämlichen Bächlein trinkt; und dieſes darum, weil die Gewohnheit des Laſters und die Stärke der Neigungen ſeiner Vorurtheile dem Willen des Menſchen und ſeinem Inſtinkte manchmal ſo ſehr ankleben, daß er gar nicht mehr Herr davon iſt.

Wenn man ein gründliches Urtheil von den Handlungen des Menſchen fällen will, ſo muß man nicht bei einzelnen und flüchtigen Handlungen ſtehen bleiben, ſondern man muß ſeine ganze Lebensreihe, all ſein Betragen in Betracht ziehen.

Geht man nun ſo bei Beurtheilung des Menſchen zu Werke, ſo wird man nicht jene in die Claſſe der Laſterhaften ſetzen, die durch ihre Schwäche zu einer böſen Handlung verleitet worden ſind, eben ſo wenig als man jene, die in einzelnen Fällen gut und tugendhaft gehandelt haben, für ganz tugendhafte und gute Menſchen anſehen kann.

Noch können wir nicht ſagen, daß es unter den Menſchen eine vollkommene Tugend gibt, und die menſchliche Schwäche, die der Menſchheit unzertrennlich anklebt, fodert, daß man die Menſchen nie nach aller Strenge beurtheile.

Wollen wir wahrhaft gerecht ſeyn und die Nachſicht anderer verdienen, ſo müſſen wir auch mit der gewiſſenhafteſten Aufmerkſamkeit die Grade der Bosheit und des Fehlerhaften, wie die Grade der Rechtſchaffenheit und der Tugend unterſcheiden.

Die Menſchen ſind mehr ſchwach als böſe! — Dieſer Grundſatz iſt unumſtößlich wahr und verdient allen ans Herz gelegt zu werden, die über Menſchen, entweder von Amtswegen oder aus eigner Anmaßung, urtheilen. Welche Erleichterung für das menſchliche Herz, — welche Laſt würde von demſelben weggewälzt werden, wenn jeder von dieſem unläugbaren Grundſatze durchdrungen wäre; wenn jeder daraus ſeine Grundſätze der Geſelligkeit zöge, und wenn jeder durch das phyſiſche Studium ſeines Selbſt ſichs wollte angelegen ſeyn laſſen, den Grund dieſer Erbitterungen, dieſes Haſſes, dieſer Schwächen kennen zu lernen — welche unumgängliche Wahrheiten würde er durch dieſe Analyſis entdecken! Wie ſehr würde er über ſeine vorige Schändlichkeit, über ſeine barbariſche und ungerechte Verblendung erröthen, die ihn die Tugenden ſeiner Mitbrüder nicht ſehen ließ — wie ſehr würde er über die Fehler erröthen, die er mit ihnen gemein hatte! — Nein, er würde nicht mehr ſo einſeitig, ſo parteilich, ſo unfreundlich über ſeine Mitmenſchen urtheilen; er würde mit dem Kompaß der Philoſophie und der Wage der Phyſik das Ganze zu ſchätzen und von jedem Charakter den Grad des Guten oder Böſen, der Vollkommenheit oder Unvollkommenheit zu fixiren wiſſen, den Erziehung, Umſtände, Schickſal und Temperament dem Menſchen angewieſen haben. Er würde mit einem Blicke durch die ſynthetiſche und analytiſche Einfalt ſeiner Vergleichungen tauſend relative und beſtätigende Nuancen unterſcheiden, die alle zu ſeinem Wohle, zu ſeinen Urtheilen und zum Frieden ſeiner Imagination weſentlich gehören.

Welch ein Vergnügen für den Menſchen! oder vielmehr welch ein hoher Grad von Vollkommenheit, wenn er ſich innigſt überzeugt fühlte, daß der Menſch nicht das Böſe des Böſen wegen thut, ſondern daß es immer eine Wirkung iſt, die ſich von ſelbſt aus der Schwäche ergibt, die ſeiner Natur anhängt; immer iſt es eine unvermeidliche Folge der Unwiſſenheit und der Vorurtheile, die einſt die Fackel der Philoſophie unmerkbar in ſeinem Herzen zerſtreuen wird.

Pflicht, das Beſte ſeines Nebenmenſchen zu befördern.

Schon das natürliche Recht trägt jedem Menſchen die Verbindlichkeit auf, an dem Wohle und Vortheile ſeines Nächſten zu arbeiten.

Man trägt dazu auf eine mehr oder weniger beſtimmte Art bey, und dieſes ohne der natürlichen Verbindlichkeit ſein eignes Beſte zu beſorgen, im geringſten Abbruch zu thun.

Ja, was noch mehr iſt: unſer Beſtes hängt ſo ſehr von dem Wohle unſers Nächſten ab, wenn wir die Sache unbefangen und ohne Stolz betrachten wollen, daß wir, während wir das Beſte unſers Nebenmenſchen befördern, gerade auch an Beförderung unſers eignen arbeiten.

Ein König, zum Beiſpiel, der gerecht und gütig iſt, arbeitet an Vergrößerung ſeines Ruhms und der Wonne ſeines Herzens, wenn er ſich mit dem Wohle ſeiner Unterthanen beſchäftigt, die von ſeiner Vorſorge abhangen. Er verſchafft ihnen wirkliche Vortheile, entweder durch Betriebſamkeit ihres Kunſtfleißes oder durch Aufmunterung zur Landeskultur, oder endlich dadurch, daß er ihnen die Mittel erleichtert, friedlich im Schooße ihrer Freunde und einer ungeſtörten Sicherheit leben zu können.

Jeder kann in ſeinem Stande ſeinem Nebenmenſchen nützlich ſeyn und zu ſeinem Beſten dienen; einige nehmen die Sorge auf ſich, die Fähigkeiten ſeiner Seele und ſeines Körpers auszubilden, um aus ihm ein nützliches Glied der Geſellſchaft zu machen; andere, die für ſeinen Kunſtfleiß Dinge erfinden, die zur Vermehrung der Bequemlichkeiten des Lebens dienen. Auch dadurch leiſtet man ſeinem Nebenmenſchen einen guten Dienſt, wenn man gewiſſen Perſonen etwas zuläßt oder übergibt, das für ſie in der Folge nützlich wird. Und wie oft kann dieſes nicht geſchehen, ohne daß es uns nicht das geringſte koſtet, nicht im geringſten beläſtigt, uns nicht die geringſte Mühe macht! Solche Dienſtleiſtungen aus Trägheit der Seele und Gefühlloſigkeit verabſäumen iſt abſcheulich, es verräth einen Menſchen, der der Geſellſchaft eine unnütze Laſt iſt — gewiß, es iſt höchſt unmenſchlich! —

Allein es gibt noch eine Art — eine viel edlere und hervorſtechendere Art, zum Beſten anderer beizutragen, und dieß dadurch, wenn man freiwillig ohne Lohn oder durch ein beſonderes Wohlwollen etwas thut, das von uns einen Aufwand oder Anſtrengung und Sorge fordert, um vielleicht den Bedürfniſſen eines unſerer Nebenmenſchen zu ſteuern oder ihm einen beträchtlichen Vortheil zu verſchaffen. Dieß heißt man auf eine vorzügliche Art wohlthätig ſeyn und edel handeln.

Dieſe ſo ganz uneigennützige Art zum Wohl ſeines Nächſten beizutragen verräth wahre Seelengröße, und zeichnet den wahren Philoſophen und den wahren Chriſten auf die rühmlichſte Art von andern Alltagsmenſchen aus.

Milde.

Dieſes Gefühl des Mitleidens, das ein richtiger Begriff von Gerechtigkeit und Güte hervorbringt, rührt den guten Fürſten und den aufgeklärten Richter bei dem Anblick der menſchlichen Schwäche und beredet ſein Herz, einem Strafbaren zu verzeihen, deſſen Verbrechen oft mehr die Folge ſeiner übeln Lage und der Umſtände war, in denen er ſich eben befand, als das Verderbniß ſeines Charakters.

Im Ganzen genommen, darf man mit Recht ſagen: ſie iſt die Tugend großer Fürſten; dieſen muß ſie eigenthümlich und angeboren ſeyn; ſie muß in ihrer Seele mit einem Schimmer glänzen, der der Höhe, worauf ſie ſtehen, würdig iſt; ſie müſſen dadurch ihren Unterthanen einen unläugbaren Beweis geben, daß ſie wirklich die gute Seite des menſchlichen Herzens, das Elend und die Schwächen des Menſchen kennen gelernt haben.

Sanfte Güte iſt eine, allen Menſchen weſentliche Eigenſchaft; aber mehr noch ſteht ſie jenen zu, die über ihre Mitmenſchen herrſchen und urtheilen. Moral und Naturrecht fodern ſie von ihnen; jeder Fürſt, jeder König, in deſſen Hände die Geſellſchaft das Ruder des Staats und den Codex ſeiner Geſetze legte, hat die unumgängliche Pflicht auf ſich, mild und gerecht zu ſeyn, und darum muß er ſein Herz, das nur für Liebe zu ſeinen Unterthanen geſchaffen iſt, nicht in die Sphäre ſeines Stolzes und ſeiner Eigenliebe einzwängen; er darf die Waage der Gerechtigkeit und den Spiegel der

Wahrheit nie aus den Händen legen; im Gegentheil muß er ſichs dringendſt angelegen ſeyn laſſen, in der Stille gründlichen Unterricht über die Unglücksfälle einzuhölen, die manchmal ſein Volk betrüben; er muß den Quellen nachforſchen, woher das Verbrechen entſprang; er muß ſich bemühen, die Urſachen zu entdecken, die einen Unglücklichen zu dieſer oder jener ſtrafbaren Handlung verleitet haben konnten; er muß ſich in die Lage des geringſten ſeiner Unterthanen zu verſetzen wiſſen, und um mich, zu Folge des Adels und der Majeſtät ſeiner Macht, noch beſtimmter und angemeſſner auszudrücken, ſo muß ſtets Erfahrung ſein Urtheil leiten, wenn er über ein ihm ähnliches Weſen ſpricht; Ruhm und Vergnügen muß er im Verzeihen finden.

Auguſt, Titus, Heinrich IV. in Frankreich, der berühmte Czar Peter I. kannten dieſe ſchöne Tugend und übten ſie mit einer Seelengröße aus, die allein ihre Namen unſterblich machen wird. Die Geſchichte wird immer die Lobſprüche ihrer Zeitgenoſſen wiederholen und den Beifall der Nachwelt.

In der That, wie tröſtlich in allen Stürmen des Schickſals, wie ſelig iſt das Bewußtſeyn ſeiner Güte für einen Monarchen, der der Vater ſeiner Unterthanen und ihr beſter Freund iſt, wenn er ſich in dem Innern ſeines Herzens beſpiegeln kann und ihm das Bild des zärtlichſten, liebevollſten Vaters widerſtrahlt, wenn er ſein Herz beſchauen kann ohne Furcht vor Gewiſſensbiſſen, oder die blutigen Züge des Schänders der Menſchheit darin zu erblicken! Erreicht ſeine Wonne nicht das volle Maß, wenn er in ſeinem Herzen das Bild ſeiner Tugenden erblickt, mit den lebhafteſten Farben entworfen und mitten in dieſem Gemälde die erhabenen Trophäen ſeiner Milde, die die Hand der Gerechtigkeit und der Menſchheit in Flammenzügen gezeichnet hat? Steht er nicht auf der höchſten Stufe des Ruhms; iſt das nicht für ihn der rührendſte der Siege, wenn er ſeinen Thron von einer Menge ſeiner Unterthanen umgeben ſieht, deren einige ehrfurchtsvoll ſeinen glücklichen Scepter zu küſſen kommen, andere vor ſeinen Füßen Thränen der Reue über ihre Straffälligkeit zu weinen, und alle zugleich ſein Herz mit den ſüßen Tönen von Ausrufungen zu durchdringen, die der Ausdruck der tiefſten Ehrfurcht und der lebhafteſten Dankbarkeit ſind.

In Königen iſt dieſe Tugend von einer um ſo bewunderns-würdigern Erhabenheit, da ihr Herz ſo oft der Gefahr ausgeſetzt iſt, durch die Schmeicheleien der Höflinge und das traurige Intereſſe der Rache verdorben zu werden. Oft wird ein König, beſonders wenn er noch jung iſt, der zärtlich fühlt, in deſſen Herzen die ſanfte Stimme der Rührung das Vorwort hat, das nur das Vergnügen zu verzeihen und glücklich zu machen athmet, durch die Treuloſigkeit einiger Großen in ſeiner edeln Laufbahn aufgehalten, weil ihnen daran liegt, ihm die Wahrheit zu verſchleiern und ſein Anſehen zum Untergange eines Unſchuldigen und Bereicherung ihrer Kaſſen anzuwenden; zittern würde oft die Hand des beſten Fürſten, da ſie ein Todesurtheil oder etwas anders unterſchreibt, wenn ſein Auge, nicht von falſchem Vorwande getrübt, hell ſehen könnte, und das unglückliche Werkzeug würde ihr augenblicklich entfallen, das mit einem Zuge hier das Glück einer Familie, dort das Leben eines Verläumdeten vertilget. Wer muß nun nicht mit mir geſtehen, daß dieß eine wunderbare Wirkung iſt, die die Tugend in Menſchen hervorbringt, ein Werk der Vorſicht des Höchſten, die die Seele des Monarchen vor den Eindrücken des Hochmuths und der Grauſamkeit bewahrt, wodurch ihn der Haufe von Schmeichlern ſo gern zum Werkzeug ihrer Leidenſchaften zu machen ſucht. Das Wohlwollen eines Fürſten, ſein gefühlvolles Herz, und beſonders ſeine Milde ſind gewiß wahre Merkmale der Rechtmäßigkeit ſeiner Macht, und ſeines göttlichen Berufs, eine Krone zu tragen.

O ihr Könige! erkennt die Wichtigkeit eurer Pflichten, habt ein fühlbares, Gerechtigkeit liebendes Herz, erhebt euern Geiſt über die glänzenden Nichtigkeiten des Hoflebens, über falſche Größe und eine irrige Ruhmſucht — und wie viel ſelige Augenblicke — Augenblicke unbeſchreiblicher Wonne müßt ihr nicht auf euern Thronen genießen; leicht wird euch dann die Laſt der Königswürde, Sorge und Gram, Furcht und Mißtrauen werden nicht eure Stirne furchen, auf der himmliſche Freude ſtrahlt, wie die Sonne im Thautropfen — die Freude an dem Jauchzen und den Dankesthränen der Glücklichen, die ihr Leben, ihre Freiheit, ihre Ehre, ihre Glücksgüter, die Erhaltung eines Vaters, eines Gatten, eines Kindes, eines Freundes — ja ſelbſt ihre Beſſerung und Rückkehr zur Tugend der Großmuth euers Herzens danken. — Wie viele Tugenden müſſen nicht durch den majeſtätiſchen Reflex der eurigen hervorbrechen! und welchen hohen Begriff müßt ihr den Menſchen durch euer Beiſpiel von der Güte des Allmächtigen beibringen, wenn ihr euch ihnen in der That als ein lebendes Bild der Gottheit auf Erden zeigt.

Die Milde eines Monarchen hat ſoviel Einfluß auf die Menſchen, daß er ſie alle dadurch für ſich einnimmt; die Opinionen ſind für ihn; man erkennt die Reinheit ſeiner Abſichten, und der Erfolg ſeiner Regierung iſt plötzlich in der Opinion des Volkes feſtgeſetzt. Sind die Opinionen einmal ſo und für ihn geſtimmt, ſo befördern ſie von ſelbſt das glückliche Zuſammentreffen der Umſtände, die die Ehre und das Wohl eines Staates machen. Ein Bürger ſagt dem andern mit freudigem Geſichte: „O, was haben wir für einen guten König! er iſt der Heinrich IV. unſerer Tage, Peter I., der Marc-Aurel unſers Jahrhunderts! Unſer Vaterland muß groß und mächtig werden, und wir werden ungeſtört die Früchte eines ſüßen Friedens genießen, unverletzliche Sicherheit wird unſer Eigenthum decken. Wir ſtehen mit allen Völkern im vortheilhafteſten Bündniſſe, und werden nie die Waffen ergreifen, als wenn ein mächtiger Räuber die Glückſeligkeit unſers Staats bedroht, oder wenn Barbaren ſich gelüſten laſſen wollten, uns feindſelig anzufallen. Welch ein Glück gleicht wohl dem unſrigen! Sind wir nicht vollglücklich! Klein und Groß, Arm und Reich, Herr und Diener — alles iſt glücklich, denn auf alle ſtrahlen die Tugenden des beſten der Fürſten; unſere Mächtigen, unſere Großen ſind auch ihrer Seits gerecht, gütig, huldvoll, weil es unſer König, der Vielgeliebte, unſer Fürſt, unſer guter Vater iſt, der liebt, was Recht iſt und ſich täglich im Verzeihen und Gutesthun übt, um täglich der Gottheit ähnlicher zu werden.“

III.

Aphoriſmen und Reflexionen über die Geſetze.

Der Codex der Vernunft iſt die Schwelle zum Heiligthum der Geſetze; er iſt die Leuchte, die den jungen Rechtsgelehrten in den Tempel der Gerechtigkeit führen muß. Hier folgen auch die Grundſätze, die ſich der Geſetzkundige, als Freund der Menſchheit, eigen machen muß.

1.

In jeder menſchlichen Geſellſchaft, was immer ihre Verfaſſung für einen Namen haben mag, herrſcht entweder die Gewalt, oder das Geſetz. Bald verbirgt ſich die Gewalt hinter das Geſetz, bald ſtützet ſich das Geſetz auf die Gewalt. Daraus entſtehen drei Quellen der Ungerechtigkeit; als offenbare Gewaltthätigkeit, oder jene, die unter dem Deckmantel des Geſetzes ſchleicht, oder jene, die aus der Härte des Geſetzes entſpringt.

2.

Ein jeder Menſch findet in der Ungerechtigkeit, die er begeht, einen Vortheil, oder reelles Vergnügen; aber ſein Beiſpiel wird ſowohl für ihn ſelbſt, als für die Geſellſchaft gefährlich, die in den Geſetzen Vertheidigung oder Zuflucht ſucht. Es liegt alſo jedem Bürger daran, daß er ſich vor einem ſolchen Angriff auf die öffentliche Sicherheit hüte und dieſes gemeinſchaftliche Intereſſe, wovon der Uebertreter ſelbſt nicht ausgeſchloſſen iſt, erzeugt jene allgemeine Uebereinſtimmung, die das Geſetz macht. Sobald eine Uebertretung, die entweder durch Mißbrauch oder den Wechſel der Zeiten faſt nothwendig geworden iſt, das Geſetz für den zahlreichſten oder überlegenſten Theil der Bürger mehr ſchädlich als hilfreich gemacht hat, ſo verändert ſich dieſe allgemeine Uebereinſtimmung in eine Faction, die entweder dieſes Geſetz ganz zu zerſtören, oder ihm doch Abbruch zu thun ſucht.

3.

Das beſondere Recht (jus particulare) lebt unter der Obhut des öffentlichen Rechts (juris publici). Das Geſetz wacht über die Bürger und die Obrigkeit über das Geſetz. Das Anſehn und Gewicht der Obrigkeiten hängt von der Verfaſſung des Reichs, oder von der Lebhaftigkeit der Grundgeſetze ab. Alles liegt unthätig danieder, wenn in dieſen eine nachtheilige Veränderung vorgeht.

4.

Das öffentliche Recht erſtreckt ſich nicht nur auf das einzelne Intereſſe des Staats und ſeiner Individuen, ſondern es begreiſt auch den Cultus der Religion, die Kriegszucht der Armeen, den Luxus der Städte, den Reichthum des Handels, kurz, alles in ſich, was man Wohl des Staats nennt und darauf Bezug hat.

5.

Die Triebfeder und Wirkung der Geſetze muß einzig die Wohlfahrt der Bürger ſeyn. Dieſe entſpringt aus der Integrität der Sitten, Aufrechthaltung der Policei, Einförmigkeit in Ertheilung der Rechtspflege, in der Stärke und dem Reichthum des Staats; dann ſind die Geſetze die Nerven einer guten Staatsverwaltung.

6.

Es gibt unter den Geſetzen ganz vortreffliche, gleichgültige und wirklich fehlerhafte. Wenn ein Geſetz gut heißen ſoll, ſo muß es gerecht, klar, leicht auszuüben, der Geſtalt der Regierung, die es annimmt, eigen, und im Stande ſeyn, den Bürger beſſer und tugendhafter zu machen, oder alles in allem geſagt: ein Geſetz muß die nothwendigen Verhältniſſe, kraft welcher eine Sache iſt, ſo iſt, und nicht anders ſeyn kann, als was ſie iſt, in ſich faſſen. Daher läßt ſich kein Geſetz erfinden oder machen, wohl aber aus der Natur der Verhältniſſe erklären und kund thun. Wenn alſo ein Geſetz, das nicht iſt, was es nach der eben gegebenen Erklärung ſeyn ſoll, ſo hat das Verderbniß das Geſetz unmächtig gemacht.

7.

Jedes zweideutige Geſetz wird ungerecht, weil es ohne vorhergegangener Warnung ſtraft. Dieſes iſt das beſte Geſetz, das den Richter am wenigſten zu Unterſuchung und Auseinanderſetzung nöthigt.

8.

Ungewißheit und Unwirkſamkeit der Geſetze entſtehen aus ihrer Vielfältigkeit, aus übertriebener Kürze oder Weitſchweifigkeit des Styls, in dem ſie abgefaßt ſind, denn dadurch werden ſie dunkel und unverſtändlich, und auch daraus, wenn die Ausleger getheilt ſind und die Urtheile ſich widerſprechen. Durch welches Verhängniß iſt ſo oft ein Urtheil von geſtern durch ein zweites am andern Tage widerſprochen und zernichtet worden!

9.

Da die Geſetze nicht alle Fälle vorherſehen und ſie anzeigen können, ſo muß die Vernunft die ausgelaſſenen Facta mit den angezeigten vergleichen. Das gemeine Beſte muß entſcheiden, wo das Geſetz ſchweigt; dann vermag die Gewohnheit nichts, denn man läuft Gefahr, vielleicht eine üble Anwendung davon zu machen, und ſteht immer zu beſorgen, ob man nicht, anſtatt ihr zu folgen, ſie eigenmächtig leiten wolle. Die Commentatoren und Ausleger ſcheinen mir den Günſtlingen zu gleichen, die ſich in alles miſchen, die alles verwirren, alles entſtalten und alles verderben.

10.

Die Fälle, die auf das gemeine Recht nicht anwendbar ſind und in welchen dieſes Ausnahmen leidet, müſſen von dem Geſetze ausdrücklich beſtimmt werden; die Ausnahme iſt als ein Hommagium anzuſehen, das ſein Anſehn beſtärkt; es tritt ihm aber nichts ſo nahe, als die arbitrariſche und unbeſtimmte Ausdehnung eines Falls auf den andern. Es iſt beſſer, man erwarte bei einem neuen, noch nie gekannten Falle ein neues Geſetz dafür, als daß man die Grenzen der ſchon gemachten Ausnahme überſchreite.

11.

Vorzüglich bei ſtrengen und harten Geſetzen muß man ſehr mäßig in Vermehrung der Fälle ſeyn, die das Geſetz anführt. Eine ſolche Spitzfindigkeit, die die Mutter der Conſequenzmacherei iſt, ſtreitet wider alles Gefühl der Menſchheit und gegen die Abſichten des Geſetzgebers. Sie iſt ein Fallſtrick, der ſelbſt jenen gelegt iſt, die die Geſetze in ihren Schutz nehmen.

12.

Die Geſetze, die durch Veränderung der Dinge und der Zeit veranlaßt werden, müſſen aufhören, ſobald die Urſachen ihrer Entſtehung aufhören und nichts weniger, als in ähnlichen Conjunkturen wieder aufleben, denn dieſe ſind niemal die nämlichen, die ſie waren; alles, was wir Aehnlichkeit der Umſtände nennen, iſt nur anſcheinend, und der Unterſchied findet ſich gleich bei einer vernünftigen und genauen Unterſuchung; daher iſt alle Vergleichung dieſer mit jenen Zeitumſtänden verdächtig, gefährlich und kann den Richter leicht in Irrthum führen. Die Geſetze aus den Zeiten der Unwiſſenheit und der Barbarei haben keine Gemeinſchaft mehr mit den Geſetzen eines aufgeklärten Jahrhunderts — eine große Wahrheit, die der Richter nie aus den Augen laſſen muß.

13.

Eine Gewohnheit, die ſich durch eine ununterbrochene Kette und eine zahlreiche Folge von Beiſpielen feſtgeſetzt hat, erſetzt die Lücke des Geſetzes, tritt an ſeine Stelle, erhält Anſehen und Kraft des Geſetzes und wird ſelbſt ein ſtilles Geſetz, oder ein Geſetz der Verjährung. Alte Mißbräuche aber können ſich nie verjähren; ihr graues Alter ſelbſt fordert den Staat zu Abſtellung und Reformation derſelben auf und dazu kann man nie ſchnell genug eilen.

14.

Wenn es die Umſtände erfodern, daß man eine Neuerung durch Beiſpiele unterſtützen muß, ſo muß man dieſe aus den Zeiten der Mäßigung und der Ruhe holen und nicht in den Tagen der Unruhe und der Grauſamkeiten. Gemeiniglich ſind dieſe Kinder des Schmerzens Ungeheuer, die Verwüſtung und Unglück mit ſich bringen. Man darf nicht weit gehen, um unwiderſprechliche Beweiſe für dieſe Wahrheit zu finden. Die Geſchichte aller Zeiten und aller Reiche liefert ſie uns.

15.

Neuere Beiſpiele ſind immer ſicherer anzuwenden als die alten, denn ſie mildern jene, wenn ſie ſie nicht beſtätigen; obwohl ſie oft in den Augen der Menge unwichtiger ſcheinen und über den Geiſt weniger Macht haben.

16.

Man muß das Alterthum mit Ehrfurcht anhören; aber in der Nachfolge vorſichtig ſeyn. Die Zeit bringt ſo viele Veränderungen und Verſchiedenheit mit ſich, daß das, was uns alt ſchien, mittelſt einer Art von Nonconformität und Unvereinbarkeit mit dem gegenwärtigen Zuſtande der Dinge, eine Neuerung und unerträgliche Sonderlichkeit angeſehen werden könnte.

17.

Wenn man einem Gebrauche, einer Gewohnheit oder einem Beiſpiele Geſetzes-Kraft geben will, muß man erſt dem Grunde nachforſchen, woher dieſer Gebrauch ꝛc. kömmt. Iſt er nur vom Volke allein hergebracht, ſo verdient er keine Achtung, denn er iſt ſehr zweideutig; kömmt er aber von einem hohen Gerichtshofe, den man allerdings für eine Verſammlung weiſer und erfahrner Staats-Männer anſehen kann, ſo wird dieſes Herkommen ſchon ehrwürdiger, und man kann ſich zuverſichtlicher des Anſehens deſſelben bedienen; man muß doch zugleich auch auf die Quelle deſſelben zurückgehen, den Grund der Bewegurſachen unterſuchen, und die Reinheit der Abſichten. Eine Ungerechtigkeit, die aus allen die betrübteſte iſt und die traurigſten Folgen nach ſich zieht, iſt jene, die unter dem Deckmantel des Geſetzes verübt wird.

18.

Jede Berathſchlagung erhält allzeit mehr Credit, wenn ſie dem Publikum vorgelegt wird, weil ſie, da ſie aller Welt unter die Augen tritt, ihre Authentizität durch allgemeinen Beifall erhält, der ſich, in dieſem Falle, durch die Stille des Volkes äußert. Sie hat aber bei weitem nicht ſoviel Anſehen, wenn ſie in den Regiſtern und Archiven bleibt, wo man ſie ewig ſchlafen läßt.

19.

Wenn ein Geſetz nicht günſtig aufgenommen, ſondern vielmehr allgemein dagegen proteſtirt wird, ſo muß man ſich's nicht beigehen laſſen, es zur Zeit der Ruhe wieder einführen zu wollen. Dieſer Widerſpruch iſt ein Präjudiz, das vielmehr gegen die Nützlichkeit des Geſetzes ſchließen läßt, indem ein Erfolg von kurzer Dauer nicht immer ein Beweis ſeiner Gerechtigkeit iſt.

20.

Beiſpiele ſind nie was anders als Räthe; ſie haben keine andere Autorität, als die man ihnen geben will, und das Vergangene hat kein reelles Recht auf das Gegenwärtige.

21.

Wozu das Kopfbrechen um Erfindung peinlicher Geſetze? Es iſt ja, als legte man ſeinen Geiſt auf die Folter, um immer neue Criminalſtrafen aus ihm heraus zu preſſen. Man kann nie genug die Härte der Strafen — der Todesſtrafen beſonders — einſchränken. Man wird mir einwenden: Es iſt aber doch beſſer, eine neue, doch gemäßigte Strafe erfinden, als das Verbrechen ungeſtraft hingehen zu laſſen. Allein — warum Strafen erfinden? — Vernunft und Menſchlichkeit, beide haben ihre Stimme vereinigt und den Geſetzgebern und Richtern alles geſagt, was ſie in dieſer Hinſicht zu thun haben. Sind ſie taub — ſo wäre die Zeit verloren, die man zu Wiederholung alles deſſen anwenden würde, was ihnen Vernunft und Menſchlichkeit lange ſchon gepredigt haben und noch ihrem Herzen zurufen.

22.

Man muß einem Menſchen nie das Leben eines Verbrechens wegen nehmen, bei deſſen Unternehmung er ſich nicht der Gefahr ausgeſetzt hat, es zu verlieren. Erwartet erſt, daß das Geſetz förmlich die Todesſtrafe verhänge, ehe ihr ſie beſchließet. Hier würde ein willkürliches Verfahren vielleicht ein ſträflicheres Attentat ſeyn, als das Verbrechen ſelbſt war.

23.

Iſt es Grauſamkeit, das ſimple Vorhaben eines Verbrechens zu beſtrafen, ſo iſt es gewiß ſchonende Milde, der Ausführung deſſelben zuvorzukommen, und dieſes geſchieht, wenn man das Verbrechen im Keim erſtickt, wenn man das Beginnen eines Verbrechens, das die Reue wieder vertilgt, mit mäßigen Strafen belegt. Gott verzeiht mit dieſer Bedingniß; warum iſt ſeine Gerechtigkeit nicht auch die der Menſchen, da ſie vom Himmel kömmt?

24.

Der Richter muß nicht der Schiedsmann, ſondern der Ausleger und Vertheidiger der Geſetze ſeyn. Er hüte ſich wohl, ein Geſetz unter dem Vorwande, es zu suppliren, an die Stelle eines andern zu ſetzen. Arbitrariſche Urtheile ſchneiden den Geſetzen die Nerven ab, und laſſen ihnen nichts mehr als Worte.

25.

Der Richter ſoll von den Urtheilen, die er fällt, die Gründe angeben, denn es kömmt mehr darauf an, daß die Gerechtigkeit geehrt als gefürchtet werde, und obwohl jedes Urtheil in dem Verſtande frei iſt, als es von dem Willen des Richters abhängt, der den Ausſpruch thut, ſo iſt doch der Richter ſelbſt dem Tribunal der Billigkeit unterworfen, das immer durch die einhellige Stimme des gemeinen Beſtens ſpricht.

26.

Es gibt auch retroaktive (auf das Vergangene wirkende) Geſetze, die vorhergegangenen Geſetzen Hilfe leiſten, und die Wirkung davon erſtreckt ſich auf Fälle, die ſie nicht vorſehen konnten. Solche doppelſeitige Geſetze, die ſich aufs Vergangene und aufs Zukünftige erſtrecken, müſſen ſehr ſelten ſeyn.

27.

Ein retroaktives Geſetz muß das ihm vorausgehende bekräftigen und nicht abändern, wenn es gut iſt; denn die Reform verurſacht Bewegungen und Unruhe; beſtätigte Geſetze hingegen befeſtigen die Ordnung und Ruhe im Staate.

28.

Der Betrug hüllet ſich in tauſend Geſtalten, um das Geſe von dem er ſich verfolgt ſieht, zu überliſten; gelingt es ih nun, ſich der nach ihm greifenden Hand eines ſchon gegebene Geſetzes zu entziehen, ſo muß der Staat Sorge tragen, da er gewiß unter den Streichen eines neuen Geſetzes fällt: ſ geben ſich beide, das ſchon beſtehende und das neu gegebe Geſetz, einander die Hände, um einen Feind zu erhaſche der ihnen zu entwiſchen trachtet. So viel liſtige Fallen vo einer Seite, ſo viel müſſen auch Ketten von der andern bereit ſeyn; Schelmerei muß nirgends im Staate Zuflucht finde Es iſt traurig, wenn der ehrliche Mann keinen andern Loh für ſeine Rechtſchaffenheit hat, als das Bewußtſeyn, un die höchſte, abſcheulichſte Ungerechtigkeit, die der Staat de Rechtſchaffnen anthun kann, wenn der niederträchtige, ungewiſſenhafte Betrüger ungeſtraft durchkömmt, und, dem Ehrlichen hohnlächelnd, in Glanz und Pracht ſeine Beute verzehrt

29.

Jedes erläuternde Geſetz geht auf das Vergangene zurück Seiner Natur nach wird es als ein ewiges Geſetz angeſehen das ſchon von jeher in der Weſenheit der Dinge lag; nicht iſt neu daran als ſeine Bekanntmachung. Es iſt der Billigkei weſentlich eigen, daß ſie ſich mit der Zeit, die ſich bei ih Raths erholt, und mit dem Drange der Noth, die zu ih um Hilfe fleht, entfaltet, und aus der Dunkelheit hervortritt die ſie den Menſchen verborgen hielt.

30.

Die Geſetze ſollten uns zur Fackel dienen, um uns auf dem dunkeln Wege des Lebens vorzuleuchten, und ſind gerade ſo viel Hinderniſſe, die uns bei jedem Schritte aufhalten.

31.

Neue Geſetze werden gemacht, um entweder ältere zu beſtätigen, oder ſie abzuändern, oder ſie ganz aufzuheben; aber alle Zuſätze thun meiſtens nichts beſſers, als daß ſie den Cummulus der Geſetze vergrößern und ſie noch mehr verwirren, ſie machen das Geſetzbuch um einige Pfund ſchwerer, und das Geſetzſtudium verwickelter und mühſeliger. Wäre nicht beſſer gethan, wenn man nach dem Beiſpiel der Athenienſer von Zeit zu Zeit die veralteten und dem gegenwärtigen Zeitalter nicht mehr anpaſſenden Geſetze, die ſich und neuern widerſprechenden, die unnützen und abuſiven Geſetze ſammelte, um den Codex der Natur davon zu reinigen und ihn zu verringern? Unnütze Geſetze ſind Urſache, daß das Volk mit dieſen auch oft die nützlichen und ſogar die unentbehrlichen Geſetze verachtet.

32.

In den Händen einer ſo übermäßigen Menge von Rechtsſtümpern, Geſetzlern und Rabuliſten ſcheinen die Geſetze der Plünderung preis gegeben zu ſeyn. Man darf ſie nur ſehen, der einzige Anblick ihrer Compilationen nimmt ſchon dem unermüdetſten Geiſte allen Muth. Die Spitzfindigkeiten der Ausleger ſind die Schlingen der Schikane. Alle Citationen, jene allein ausgenommen, wo man Geſetze ſelbſt anführt, ſollten in den Gerichtshöfen verboten ſeyn; denn durch Citationen ſtellt man nur Menſchen andern Menſchen entgegen, und hier iſt der Ort, wo man, aus Gründen und nicht aufs trügliche Anſehen der Menſchen bauend, urtheilen, beſchließen und Recht ſprechen ſoll.

33.

Man muß alſo eilen und die Abkürzung und Ausmuſterung der Geſetze, die durch die Zeit abgenützt ſind, eifrigſt betreiben, denn es ſteht immer zu befürchten, daß nicht die Verachtung gegen die todten Geſetze auch auf die lebenden falle und das Uebel ſich über den ganzen Körper der Geſetzgebung ausbreite.

34.

Wenn man ſagt, niemand darf ſich für klüger halten, als das Geſetz iſt, ſo verſteht ſich dieſes nur von den lebenden Geſetzen, nicht von jenen, die im Todesſchlafe der Unbrauchbarkeit liegen.

35.

In dem Unternehmen Juſtinians lag eine große Unſchicklichkeit; er begann nämlich zu einer Zeit, da das Reich in

Verfall gerieth, die Rechtsgelehrſamkeit aufgeklärter Jahrhunderte zu reformiren. Kömmt es nicht vielmehr den Tagen des Lichts zu, die Tage der Finſterniſſe eines beſſern zu belehren?

36.

Die Geſetze können eine andere Geſtalt bekommen, aber der Stylus, in welchem ſie abgefaßt werden, muß immer der nämliche ſeyn; das will ſo viel ſagen, einfach, gedrängt, ohne doch barbariſch zu ſeyn, aber er muß das Gepräge ihres Alterthums an ſich tragen, wie ein heiliger und unveränderlicher Schrifttext.

37.

Die politiſchen Geſetze müſſen beſonders klar ſeyn. Weitſchichtige Eingangs- und Vorreden ſind durchaus überflüſſig, obwohl ſie zur Rechtfertigung und Satisfaction des Geſetzgebers ſind erfunden worden; ſie ſollten vielmehr geradezu mit Ausdrücken eines Befehls anfangen; laſſe man das viele Geſchwätz politiſchen Scharlatanen über. Das Kennzeichen der Freimüthigkeit iſt eine einfache und naive Art, ſich auszudrücken und die Falſchheit erkennt man an dem Prunke, den ſie auskramt und durch Machtſprüche, mit denen ſie imponiren will. Ihr Vortrag gleicht dem Geſange der Sirenen; ſtopft eure Ohren, wie Ulyſſes mit Baumwolle, wenn ihr der Scylla ausweichen und nicht in die Charybides fallen wollt.

38.

Die Geſetze machen nicht die Richtſchnur des Rechts aus; Regeln ſind allgemein, die Geſetze ſind es nicht; Regeln leiten, die Geſetze befehlen; die Regel macht die Dienſte einer Magnetnadel, und die Geſetze ſind der Kompaß.

39.

Verordnungen ſind die Anker, die die Geſetze feſthalten, ſo wie dieſe ſelbſt die Verfaſſung des Staats fixiren. Allein dieſe Anker können nicht verhüten, daß wir nicht auf dem Meere hin- und hergetrieben werden, es mag dann Uebereilung der Richter, oder neidiſche Eiferſucht der Gerichtshöfe, oder eine dunkle und doppelſinnige Sprache der Urtheile, oder endlich die Leichtigkeit zu appelliren und Caſſation des Urtheils zu erhalten, daran Schuld ſeyn. Der Confliktus der Gerichtsbarkeiten iſt ein Heilmittel gegen die der Menſchheit anklebende Schwäche; wenn ſich aber ein falſcher Titel von Ehre mit einmiſcht, ſo iſt er eine Plage der Gerechtigkeit. Welche Schande, Krieg und Partheien unter Menſchen zu ſehen, die zur Aufrechthaltung des Friedens beſtellt ſind! Das füglichſte Mittel, dergleichen kindiſchen Feindſeligkeiten vorzubeugen, beſteht darin, daß keine Gerichtsſtelle jemal die Beſchlüſſe eines untergeordneten Gerichtshofs caſſire, ohne nicht, wenn es auch die Umſtände erfodern, dabei mit der größten Schonung zu Werke zu gehen, damit die Urtheile deſſelben unbeſchadet ſeiner Ehre und ſeines Anſehens zurückgenommen und in Vergeſſenheit gebracht werden.

Man mache ſich mit der Philoſophie des vortrefflichen Baco bekannt, leſe die Werke dieſes unſterblichen Denkers, und man wird die Quelle entdecken, woraus dieſe Aphorismen und Reflexionen geſchöpft worden ſind, die ich dieſem Werkchen angehängt habe.

Da das Beiſpiel überzeugender iſt, als alle Raiſonnements, da es die Macht hat, unwiderſtehlich dahin zu reißen, wohin Worte nur winken, ſo will ich Bacons Theorie auf ein Beiſpiel gründen, das eines der auffallendſten in der Geſchichte iſt, auf das Beiſpiel eines Helden, der zugleich Bürger, Krieger, Politiker und der ſouveraine Schöpfer und Geſetzgeber des weitſchichtigſten Reiches der Welt war — auf das Beiſpiel Czar Peter I., den man gewiß mit allem Rechte Peter den Großen nennt.

Wenn es ſo iſt, daß die bürgerlichen Geſetze faſt allemal die Menſchen gut oder bös machen, je nachdem ſie die Leidenſchaften leiten und Gutes und Uebel unter die Individuen der Geſellſchaften vertheilen, ſo kann man ſicher behaupten, daß Peter I. der einzige unter den alten und neuern Geſetzgebern war, dem die Quellen des Guten und Böſen, der öffentlichen Unordnung und einzelner Vergehungen nicht unbekannt waren, denn dieſer große Fürſt iſt der einzige, der die peinlichen Geſetze nicht für einen von den bürgerlichen Geſetzen ganz abgeſchnittenen Theil angeſehen hat; der einzige, der ſich unermüdet mit der Bevollkommnung dieſer abgab, um das Mangelhafte und Unvollkommene an jenen zu verbeſſern, die die Unmenſchlichkeit ſelbſt ihren Verfaſſern in die Feder gegeben zu haben ſchien.

Sein Grundſatz war:

Das Volk, das die beſte Form einer politiſchen Staatsverwaltung hat, wird auch die beſten peinlichen Geſetze haben. Und der Beweis, daß Peter I. innigſt von dieſer Wahrheit durchdrungen war und daß ſelbſt der Despotismus ſeiner Zeit die natürlichen Gefühle von Gerechtigkeit in ſeinem Herzen nicht verderben konnte, leuchtet aus ſeinen Inſtruktionen hervor, in welchen man die Grundſätze der bürgerlichen Jurisprudenz und die der peinlichen Rechtspflege vereinigt und angereiht an den militäriſchen Codex findet. Dieſer Geſetzgeber dachte alſo, daß Einheit, Simplicität und Klarheit zur politiſchen Staatsverwaltung eben ſo weſentlich gehören, als ſie bei den Werken der Natur und Kunſt erfordert werden.

Seine Strenge, die noch etwas von der Wildheit derſelben Zeit und der Nation hatte, für die er geboren war, ſchauderte vor den entſetzlichen Gebräuchen einer peinlichen Rechtspflege zurück, die bei Unterſuchung der Fehler, geringer Vergehungen und wirklicher Verbrechen die inquiſitoriſche Form beibehält. Er ſah den Codex, von Imerius gefunden, für eine den Menſchen fatale Entdeckung an, der, damit er der Raubgierde der Gerichtsbeamten immer neue Nahrungszweige verſchaffte, die Geſetze, die Gerichtsſtellen, die Proceſſe, die Erpreſſungen, die Ungerechtigkeiten vermehrte, dadurch den Verfall einzelner Familien und, als eine nothwendige Folge, allgemeines Elend beförderte.

Was mir die ganze Aufmerkſamkeit des Geſetzgebers zu verdienen ſcheint, um entweder dem Verbrechen vorzubeugen, oder doch wenigſtens ihre Zahl zu vermindern, iſt das Mittel, deſſen ſich Peter I. bediente, und das darin beſtund, daß er den Theilnehmer an der That viel ſchärfer beſtrafte, als das Haupt der Schuldigen.

Der unglückliche Augenblick, der den letzten Schritt zum Verbrechen entſcheidet, würde oft aufgeſchoben worden, oder gar nicht herbeigerückt ſeyn, wenn der Unglückliche, der das Verbrechen zu begehen Willens war, keine Theilnehmer gefunden hätte, die ihn dazu anfriſchten. Auf die Complicität müſſen alſo die Geſetze ihr Augenmerk richten, um ſelber durch die Schwere der Strafen, die ſie vom Verbrechen abſchreckt, vorzubeugen.

Peter der Große dachte den Rieſengedanken, mit kühner Hand die Ueberbleibſel einer barbariſchen Geſetzgebung ſeiner Vorfahrer auf einmal zu zernichten und an ihrer Stelle ein Gebäude aufzuführen, deren Grundſäulen auf der Vernunft, geleitet durch die Grundſätze des natürlichen Rechts, ruhen ſollten.

Im Jahre 1710 faßte er alſo den großen Entſchluß, mit der Zeit einen bürgerlichen, einen peinlichen, einen militäriſchen und einen See-Codex verfaſſen zu laſſen, und ſie ſollten einfach, einförmig, in ihren Planen allgemein, in der Eintheilung klar, in der Mutterſprache geſchrieben, und ſo allen und jeden verſtändlich ſeyn.

Unterdeſſen, daß dieſer Fürſt über den Plan ſeiner neuen Geſetzgebung dachte, der das unſterblichſte Werk iſt, das er je der Nachwelt hinterlaſſen konnte und wofür ihn eine Nachkommenſchaft von Jahrhunderten noch ſegnen wird, war er auch insbeſondere mit dem moraliſchen Theil der öffentlichen Erziehung beſchäftigt; er hob die Mißbräuche derſelben und brachte es dahin, daß eine beſſere Volkserziehung zu Stande kam. Sein Wille war, daß Väter, Mütter, Kinder, Bürger beiderlei Geſchlechts, jedes Alters, jedes Standes, aus dieſer Quelle, dem öffentlichen Schulunterrichte, die Kenntniß ihrer Pflichten, das Verlangen, ſie zu erfüllen und eine Liebe zu ihrer eignen Achtung ſchöpfen ſollten, dadurch nämlich, wenn ſie lernen würden, ſich die Achtung ihres Gleichen zu erwerben.

Nichts vermögen die Geſetze, oder doch faſt nichts, ohne dem Beiſtand der Sitten. Wollte er dieſe wieder herſtellen, ſo mußte er auch die Herrſchaft der öffentlichen Meynung wieder herſtellen; Peter betrachtete nachläßige Väter als ſchlechte Väter und ſchlechte Bürger; er wollte nicht, daß die Reichen und Mächtigen ſich verſchlimmern ſollten; [illegible] er traf die weiſe Verfügung, daß der öffentliche Ruf ſie als ſolche, die ſie wären, bezeichnete, und mit ſeiner Strafruthe die Schuldigen ſchlug, die auf die Sitten einen Angriff wagten. Er heftete zuerſt ſein Augenmerk auf das wichtige und große Geſchäft, ſeine Unterthanen zu unterrichten, damit ſie beſſer würden, den geringen Vergehungen durch nützliche Einrichtungen vorzubeugen, und ſie endlich, wo alle Verſuche fruchtlos blieben, exemplariſch zu beſtrafen.

Der Scharfſinn des ruſſiſchen Monarchen wurde bald gewahr, daß der Saame von landsverderblichen Gebrechen in dem Geiſte der Unregelmäßigkeit und der Unordnung liege und in der Regierung, die die Unordnungen geſtattet; ſein Wunſch war daher, durch rechtmäßige Ordnung dieſe zu unterdrücken und ihnen einen Zaum anzulegen, entweder durch Vormünder und Aufſeher, die er über jene ſetzen ließ, die ihr Vermögen verſchwendeten, ihre Leibeignen plagten und mißhandelten, oder durch eine bewundernswürdig weiſe Austheilung von Strafen, die allzeit jeder Art von Fehler und Vergehen aufs genaueſte angemeſſen waren; denn er hatte davon eine Stufenfolge angenommen, die mit dem Verweis und einer leichten Entehrung anfing, womit jene beſtraft wurden, die, ohne eine boshafte Handlung zu verüben, doch ein ſchändliches und unſittliches Leben führten, und bis zur infamia facti und infamia juris aufſtieg, worunter alle Handlungen begriffen waren, die in ſich ſelbſt ſchon den Thäter brandmarken.

Ein anderer Zug, der in dem Verhalten des ruſſiſchen Geſetzgebers nicht weniger merkwürdig iſt, iſt dieſer, daß die Verbrechen, die er am ſchärfſten ahndete, dem Anſchein nach nicht immer die größten waren, ſondern ſolche, die am meiſten im Schwunge und folglich der Geſellſchaft ſchädlicher als manche große Verbrechen waren, von denen man nur ſelten hört.

Unter dieſe rechnete er Verletzung des gegebenen Worts, Veruntreuung in anvertrauten Sachen, Verdrehung und ungetreue Befolgung der landesherrlichen Befehle, Meineid und Veruntreuung in den heiligen Verträgen, die die Grundlinie der öffentlichen und privaten Sicherheit ſind; Erpreſſungen und Geldſchneiderei von Staatsbeamten und jenen, denen die Krone die Repartition der Auflagen und ihre Einnahme aufgetragen hat; ſimulirte Bankerotte, Beſtellung falſcher Zeugen und überhaupt jeden falſchen Schwur. Verbrechen dieſer Art fanden vor dieſem großen Herrſcher niemal Gnade, denn Falſchheit iſt wohl aus allen Laſtern das ſchädlichſte für die Geſellſchaft; es iſt ſelten allein, ſondern meiſtentheils mit andern verbunden, und die ſchrecklichſten Folgen für den Staat ſchleichen ihr auf dem Fuße nach. Ihre Begleiter ſind dann die verrathene Redlichkeit, erloſchenes Zutrauen, das Commerz am Rande des Untergangs, Zerſtörung und Umſturz des Vermögens der Bürger, Verwirrung der Stände und — die Unſchuld auf dem Schaffot; dieß ſind die traurigen Spuren, die der Treuloſe, der verrätheriſche Böſewicht allenthalben zurückläßt *).

Um die übermäßige Härte der peinlichen Geſetze, womit man gegen andere Arten weniger gemein gewordener Verbrechen verfuhr, zu mildern, verwarf dieſer weiſe und edle Fürſt alle verhaßte und bedenkliche Mittel, das heißt, alle falſche Werk-

---

*) Verbrechen, ſagt Fenelon, denen man nicht vorbeugen kann, müſſen mit aller Strenge beſtraft werden. Es iſt wirklich eine Wohlthat für die Geſellſchaft, wenn man gleich Anfangs einige Beiſpiele gibt, die die Ungerechtigkeit in ihrem Laufe hemmen. Für einige Tropfen Blut, die zu rechter Zeit vergoſſen werden, erſpart man Ströme, die vielleicht in der Folge fließen würden ꝛc. — — — Allein dieſer Note muß ich hier auch die Note beiſetzen: Wenn von dieſer politiſchen Maxime kein Mißbrauch ſoll gemacht werden, ſo müßten Geſetzgeber und Richter nothwendig auch das Herz und die Seele von dieſem Apoſtel der Menſchheit haben.

zeuge, nach welchen man ſonſt die Menſchen richtet, und ſtellt hierüber folgende Grundſätze auf:

1) Der Angeber muß bekannt ſeyn und eine Anklage machen zu können, für würdig gehalten werden.

2) Kläger und Beklagter müſſen miteinander erſcheinen, in Gegenwart der Richter und bei dem competenten Forum.

3) Jede Parthei kann die Richter, von denen mit Grunde zu befürchten iſt, daß ſie prävenirt worden ſind, verwerfen und andere fordern.

4) Der Beklagte kann nicht nur nach Erforderniß einen Vertheidiger ſeiner Sache haben, ſondern es ſoll auch zwiſchen den Richtern und ihm ein Mittler aufgeſtellt werden, der ein unpartheiiſcher Rechtsgelehrter iſt, und dem ausdrücklich aufgetragen wird, darüber zu wachen, daß ſich die Gerechtigkeit auf eine Art beträgt, die mit dem Wunſche des Geſetzgebers und dem Geiſte der bürgerlichen und peinlichen Geſetze, ohne An- oder Ausnahme irgend einer Perſon, übereinſtimmt.

5) Wenn der Richter das Corpus delicti herſtellt, um den Thäter zu entdecken, muß er dem, der in Verdacht ſteht oder wirklich als derſelbe angeklagt iſt, die Freiheit ſich zu vertheidigen laſſen, denn es verſteht ſich von ſelbſt, daß niemand ohne Verhör kann verurtheilt werden; zu dieſem Ende hat der Geſetzgeber für gut befunden, dem Beklagten ſicheres Geleit zu geben, das die Freiheit der beſchuldigten Perſon außer aller Gefahr ſetzt. Ein Angriff dieſer Gattung wird für ein Haupt- und unverzeihliches Verbrechen gehalten.

6) Alles, deſſen der Beklagte beſchuldigt wird, muß ihm in Gegenwart des Anklägers, in Beiſeyn der Richter, in dem gehörigen Gerichtshofe und nicht irgend anderswo vorgehalten werden, weil man ſonſt mit Grunde zu befürchten hat, daß ein einziger Menſch, wenn er einen andern heimlich verhört, ſich der Gedanken, der Reden, des Lebens und Todes ſeines Mitmenſchen bemeiſtern könnte.

7) Eine öffentliche Procedur in peinlichen Rechtsfällen hat er für unentbehrlich angeſehen, theils um einer Seits allen

heimlichen Verfahrungsarten gegen den Inquiſiten, wodurch ſich die Ungerechtigkeit einſchleichen könnte; und anderer Seits dem Verderben des Beklagten vorzubeugen, der ſich oft gezwungen ſehen würde, zum Golde ſeine Zuflucht zu nehmen, wenn er anders das Myſterium entſchleiern will; oder — wenn ihm das Glück dieſe Hilfe verſagt hat, unmittelbar das Opfer der Kabale und Tyrannei werden müßte.

8) Da nun der Geſetzgeber befiehlt, daß die Unterſuchung der Verbrechen mit einer Publicität geſchehen ſoll, die die älteren Czaare ſorgfältig vermieden hatten, ſo will er jene grauſame Juſtiz, die zu Beſtrafung des Verbrechens und des Verbrechers ſich in geheimes Dunkel einhüllt, ganz aus ſeinem Reiche verbannt wiſſen.

9) Da er die Anklage und Vertheidigung von einer und der nämlichen Seite anſieht, ſo fordert das Geſetz, daß man die Zeugen für und wider vernehme; daß Anklage und Rechtfertigung einen gleichen Schritt gehen; daß der Richter, um nicht das zu zertheilen, was unzertheilbar iſt, alle einander ähnliche Umſtände vereinige, alle unter ſich verſchiedene Facta ſammle und nichts unterdrücke, was dem Beklagten zur Vertheidigung dienen kann. Unterdeſſen alſo der Kläger das Verbrechen zu erhärten ſucht, muß der Richter auch allen rechtfertigenden Thatſachen Platz laſſen, die die Anklage entkräften oder gar vernichten können.

10) Es wird den Richtern ausdrücklich anbefohlen und dringendſt ans Herz gelegt, in Unterſuchung des Proceſſes ſo kurz als möglich zu verfahren, alle Saumſeligkeit und Verzögerung macht ſie unnachſichtlich ſtrafbar; ſie ſollen ſich daher beſonders angelegen ſeyn laſſen, die peinlichen Proceſſe ſo geſchwind als möglich und ohne Nachtheil der Sache des Inquiſiten geſchehen kann, zu beendigen, indem der Geſetzgeber ganz von der Wahrheit überzeugt iſt, daß ungeſäumte und ununterbrochene Förderung in Inſtruirung der Proceſſe für die Geſellſchaft und den Beklagten gleich vortheilhaft iſt.

11) Indem das Geſetz den Beweis durch Zeugen zuläßt,

verwirſt es hinwieder die Zeugſchaft übelberüchtigter und verdächtiger Perſonen und gibt die Kennzeichen an, die den ehrlichen, wahrheitliebenden Zeugen charakteriſiren. Um den Richtern die ſo oft ſich ergebenden Irrthümer und Verſehen zu erſparen, ſo beſtimmt das Geſetz den Gehalt (innern Werth) und die Zahl der Zeugen, den Werth der gerichtlichen Beweiſe, mit dem ausdrücklichen Verbote, Wahrſcheinlichkeiten und bloße Scheingründe in Wirklichkeiten zu verkehren.

12) Auch verlangt das Geſetz, daß der Richter nach vollendeter Unterſuchung über die Perſon und Eigenſchaft der Zeugen zur Unterſuchung ihrer Ausſagen übergehe; daß er ſie nach ihrer innern Beſchaffenheit betrachte, damit er ſicher iſt, daß kein Widerſpruch in ihnen liegt; das Geſetz will, daß der Richter, nachdem er die Zeugen, jeden beſonders verhört hat, ſie dazu anhalte, den Grund ihrer Ausſagen anzugeben, weil es der Geſetzgeber für eines der ſicherſten Mittel hält, die Wahrheit einer Depoſition zu erkennen, und jeden Betrug und böſe Anſtiftung zu entdecken; letztlich muß der Richter die Zeugen miteinander und mit dem Beklagten konfrontiren.

13) Die Zeugen müſſen für ehrliche, rechtſchaffne Leute anerkannt ſeyn. Das Geſetz fodert, daß ſie uneigennützig, einſtimmig, ſtandhaft und ihre Zeugſchaften klar und einförmig ſeyn ſollen. Es dringt auf die Natur der Beweiſe und die Stärke der Muthmaßungen, da es fordert, daß der Richter ſich nicht nur der Gewißheit des Faktums, ſondern auch der Gewißheit des Beweiſes verſichere. Der Zweck ſeiner Unterſuchungen iſt alſo kein anderer, als in dem zweifelhaften Schwanken anſcheinlicher und erweislicher Merkmale, in den Zeugniſſen der Angeber und den Muthmaßungen, die ſich aus allen Kenntniſſen des Verbrechens ergeben können, die Conviction, oder die Unſchuld des Beklagten zu ſuchen.

14) Letztlich fodert der Geſetzgeber moraliſch vollſtändige Beweiſe, die von ſich ſelbſt die Möglichkeit der Unſchuld des Beklagten ausſchließen und nur auf dieſe entſcheidende Beweiſe kann der Richter über den Schuldigen das Urtheil fällen.

Im Falle, daß keine vollkommene Beweiſe da ſind, zernichtet der Reinigungseid des Beklagten die Anklage, und der Richter hat das Recht, ihn für unſchuldig zu erklären.

Hier kann ich nicht umhin, die Anmerkung zu machen, daß es nicht allemal möglich iſt, durch moraliſch-vollkommne Beweiſe, die zur Evidenz führen, die gegen den Inquiſiten erhobene Anklage zu erhärten und ihn alſo zu convinziren; der Beſchuldigte kann vielleicht ſogar durch ſchlaue Antworten und Lügen, die man ihm nicht erweiſen kann, ſich großen Theils von der Anklage reinigen; aber unterdeſſen iſt der Verdacht wider ihn nur allzu gegründet, als daß man ihn ganz für unſchuldig erkennen ſollte, und hier tritt alſo der Fall ein, wo man den Verhafteten durch die Schmerzen der Folter zum reinen Geſtändniß bringen zu müſſen glaubt. Ich will nichts ſagen von der Möglichkeit, daß der Verhaftete auch bei dem gegründetſten Verdachte noch unſchuldig ſeyn und alſo unſchuldig gepeinigt, unſchuldig zum Tode geführt werden kann, wie ſich dieſer traurige Fall ſchon öfter ergeben hat. Es können ſo viele Umſtände und ſo genau zuſammentreffen, daß beinahe kein Zweifel mehr übrig bleibt. Aehnlichkeit der Perſon, der Geſichtsbildung, des Namens, der Kleidung, des Gewerbes ꝛc., Zuſammentreffen der Zeit und des Orts täuſchen gar oft die Zeugen und verleiten ſie, dieſen für jenen zu halten, und dieſes um ſo leichter, da viele keine oder unrichtige Begriffe von den Erforderniſſen und Eigenſchaften des Zeugen und der Zeugſchaft haben; überdas iſt noch zu bemerken, daß der Zeuge den Thäter nur mit einem flüchtigen Blicke, oder im Dunkeln, oder ſchon ſeit lange und nur wenige Augenblicke geſehen haben mag, hat ihn auch damals, weil er das, was in der Folge vorging, nicht vermuthete, um alles das nicht angeſehen, was ihn von andern Menſchen auszeichnet. Der ſchwache Eindruck, den dieſes Sehen auf den Zeugen gemacht hat, verliert ſich; nun bekömmt er einen Menſchen zu ſehen, der mit dem einige Aehnlichkeit hat, er trägt vielleicht einen dergleichen Rock, ſolche Haare, iſt faſt ſo groß und hat mit dem Geſehenen einen ähnlichen Körperbau, nun erwacht die halb verloſchne Idee wieder, die Einbildungskraft erſetzt, was dem Bilde an wahrer Gleichheit mangelt, und der Zeuge glaubt recht geſehen zu haben und noch recht zu ſehen. Ferner ſind die Zeugen oft unwiſſende, furchtſame und alberne Leute, denen die Citirung vor Gericht ein Stich ins Herz iſt; ſie werden an einen Ort geführt, wo ſie ein kalter Schauder ergreift; ſie verwiſſen ſich nicht mehr, ſtocken, der Richter fährt ſie etwas unſanft an, ſie beben und voll Verlangen, nur bald dieſen fürchterlichen Ort wieder verlaſſen zu können, den ihnen das Vorurtheil als den Vorhof der Hölle abmalt, legen ſie ihr Zeugniß wider den Unglücklichen ab, ſagen zu allem ja, und ſchwören.

Doch vorausgeſetzt, daß dieſes alles nicht geſchieht, ſo nehme ich zwei Fälle an. Entweder iſt das Verbrechen von ſolcher Natur, daß man von dem Beſchuldigten größeres Unheil für den Staat befürchten müßte, wenn er ſeine völlige Freiheit erhielte, ſo z. B. wenn er puncto Robariae, latrocinii, furti magni, incendii, abigentus etc. gravirt in Verhaft läge; in ſolchem Falle kann man ihn in einem Zuchthauſe oder einer Feſtung gefangen halten und zu einer ſeinen Kräften angemeſſenen Arbeit anhalten, vorausgeſetzt aber, daß nichts im Stande iſt, den Verdacht von ihm zu wälzen und nur noch ſein Geſtändniß fehlt, um das Endurtheil über ihn ſprechen zu können; in einem andern Falle aber, wo das Verbrechen nicht von der Art iſt, daß der Staat keine gefährliche Folgen von der Freiheit des Beſchuldigten zu befürchten hat, könnte man ihn nach geleiſtetem Reinigungseide und mit der Bedingniß, ſich auf jedesmaliges Vorfodern wieder vor Gericht zu ſtellen, freilaſſen; allein eine wachſame Policei müßte den Menſchen nie aus den Augen verlieren, ſie müßte alle ſeine Tritte verfolgen, jede ſeiner Handlungen ausſpähen, ſeine Reden belauſchen und, wenn er nicht rein iſt, wird er ihr gewiß nicht entgehen. Es liegt nicht in der Natur des Böſen, daß ihn ſo eine Vorfallenheit klüger und beſſer machen ſollte, er ſieht es allenfalls für ein Unglück und eine Folge ſeiner Unſchicklichkeit an, daß er ertappt wurde, und treibt ſein Weſen fort wie vor, nur will er ſicherer zu Werke gehen und gerade alle Anſtalten, durch die er ſich am beſten geſichert glaubt, verrathen ihn am gewiſſeſten. Setzen wir aber auch noch dieſen Fall, er wäre wirklich der Verbrecher geweſen, er freut ſich nun, dießmal ſo glücklich davon gekommen zu ſeyn, er erkennt die Gefahr, in der er ſchwebte, die Policei bewacht ihn vergebens, ſie erfährt nichts von ihm, denn er kehrt wirklich um und beſſert ſich; hat nicht dadurch der Staat unendlich viel gewonnen? Oder liegt ihm mehr an dem Tode eines ſeiner Glieder als an ſeiner Geneſung? — Wenn das iſt, ſo müßte ſich Gott ſehr geirrt haben, wenn er uns ſagt: Es iſt mehr Freude im Himmel über einen, der zurückkehrt und Buße thut, als über 99 Gerechte.

Gerichtliche Beweiſe, ſagt ein gewiſſer Rechtsgelehrter, deſſen Schriften alle das Gepräge von tiefen Kenntniſſen und Menſchenfreundlichkeit an der Stirne tragen, gerichtliche Beweiſe müſſen ſich durch Evidenz und Gewißheit charakteriſiren und doch veranlaſſen ſie einen der größten Mißbräuche in dem peinlichen Geſetzbuche. Peter der Große hat nichts unterlaſſen, was den Richter außer Gefahr ſetzen konnte, in die Irrthümer und Mißbräuche zu verfallen, wozu er durch die Beweiſe verleitet werden könnte. Der Codex des ruſſiſchen Geſetzgebers iſt alſo von vielen andern Criminal-Geſetzbüchern ſehr unterſchieden — von ſolchen, wo die Angaben zu Beweisthümern erhoben werden, und dieſe Beweiſe zu Wahrheiten; wo man das Leben eines Menſchen nach halben und viertel Beweiſen berechnet und wenn ein halbes Viertel fehlt, die Fraktion durch die Schmerzen der Folter zu heben ſucht; wo man ein Geſtändniß, das dem Unglücklichen die Macht der Leiden abzwingt, für einen ſichern Beweis hält. — Scheint das freiwillige Geſtändniß eines Beſchuldigten die Wirkung des Wahnſinns zu ſeyn, der das erſte Geſetz der Natur angreift, ſo iſt ein erzwungenes Geſtändniß die abſcheulichſte

Verletzung dieſes Geſetzes der Selbſterhaltung — eine Verletzung, gegen welche die Vernunft, die Menſchheit und die Gerechtigkeit ſelbſt laut ihre Stimme erheben und zu Gott, dem Allrichter der Menſchen, ihre Klagen ſenden.

III.

Die
wichtigsten Hieroglyphen
für's
Menſchenherz.

Syſtem des großen Geſetzes der Einheit und deſſen Gang durch Irrthümer und Finſterniſſe zum Licht.

Das Geſetz der Einheit regiert die ganze Natur.

Einheit, Trennung von der Einheit, Wiedervereinigung mit der Einheit iſt das Geſetz aller geiſtigen und phyſiſchen Wirkung.

Nach dieſem Geſetze verhalten ſich alle Kräfte im Innern, Wirkungen und Folgen, alle Kompoſitionen, Dekompoſitionen und Rekompoſitionen im Aeußern und Innern der Natur.

Alles in der Natur trachtet nach Vereinigung; hieraus entſteht das Geſetz der Aſſociation, Aſſimilation, Homogeniſation und Unifikation.

Nach dieſen Geſetzen verhält ſich die Ordnung im Innern — die Harmonie — die Regularität, — und im Aeußern die Zahl, das Maß und Gewicht.

Aus dieſem großen Geſetze entſtehen in der Natur — die zwei Hauptaktionen — Trennung und Wiedervereinigung — wodurch alle Aggregation und Simplifikation im Schöpfungsſyſteme bewirkt wird.

Alles ringt, alles in der Natur beſtrebt ſich nach Vereinigung; alles trennt ſich, um ſich wieder zu vereinigen. Nirgends Ruhe! — Nirgends Zufriedenheit als in der Einheit aller Dinge.

Durch eine Trennung von der Einheit entſtund alles Uebel und Böſe. Durch die Vereinigung mit der Einheit hört alles Böſe, alles Uebel wieder auf.

Vereinigung iſt Leben und Glück, Trennung iſt Leiden und Tod.

Wo Vereinigung iſt, iſt alles — Einheit; wo Trennung iſt, iſt nichts als Vielheit.

Wo Einheit iſt, iſt Ruhe, Friede, Glückſeligkeit.

Wo Vielheit iſt, iſt Widerſpruch, Zwietracht, Unzufriedenheit.

Einheit iſt das Geſetz der Sittlichkeit, Einheit das Geſetz der Wiſſenſchaft, Einheit das Geſetz der Kunſt.

Einheit das Geſetz der Glückſeligkeit, Einheit das Geſetz der Zufriedenheit, Einheit das Geſetz des Vergnügens.

In der Einheit liegt das Gute, das Wahre, das Schöne.

In der Trennung von der Einheit das Böſe, Falſche und Häßliche.

Der Zweck der Natur iſt im Kleinen wie im Großen, im Aeußern wie im Innern, im Intellektuellen wie im Phyſiſchen — Einheit hervorzubringen, alles von der Vielheit zur Einheit zu führen.

In der Einheit iſt nur Kraft, Stärke, Vollkommenheit; im Geiſtigen wie im Phyſiſchen, im Wiſſenſchaftlichen wie im Künſtlichen.

Die Religion, die Natur, die Wiſſenſchaft, die Kunſt — alles hat Einheit zum Geſetz.

Ohne Einheit kann nichts in ſeiner Vollkommenheit beſtehen.

Kraft, Wirkung, Folge erhalten ihre Einheit in der Realiſation.

Das Einfache, das Zuſammengeſetzte, das Ganze erhalten ihre Einheit im Körper.

Die Einheit ſchreibt überall den Typus ihres Selbſt zum Geſetz vor.

Eine Kraft, die wirkt —
Ein Organ, wodurch die Kraft wirkt —
Eine Form, worin die Kraft wirkt —

Hieraus entſteht

Geſetz —
Mittel —
Zweck —

1 2 3
Ordnung — Verbindung — Harmonie —

1 2 3
Kraft — Wirkung — Folge —
1 2 3
Gedanke — Wille — Handlung —
1 2 3
Vernunft — Selbſtthätigkeit — Sinnlichkeit —
1 2 3
Sittlichkeit — Unterricht — Menſchenbildung —
1 2 3
Geſetz — Regierung — Menſchenwohl —
1 2 3
Wiſſenſchaft — Gelehrtheit — Wahrheit —
1 2 3
Sittlichkeit — Religion — Gutes —
1 2 3
Natur — Kunſt — Schönheit —
1 2 3
Gutes — Wahres — Schönes —
1 2 3
Glückſeligkeit — Zufriedenheit — Vergnügen. —

So ſind die ewigen Progreſſionen der Dinge — nie darf das, was Zweck iſt, Mittel werden; nie das Mittel — Geſetz — immer muß die Einheit nach unveränderlichen Geſetzen das Gleichgewicht und die Harmonie der Dinge erhalten. Durch Vermiſchung dieſer natürlichen Ordnung entſtunden alle Irrthümer und Verwirrungen, — die Folgen der Trennung vom Geſetze der Einheit.

Die ganze Natur überzeugt uns, daß wir einſt an dieſem Geſetze gehangen und uns von ihm getrennt haben; denn alles ruft uns wieder zur Vereinigung mit der Einheit, und in der Natur liegen nur die Wege der Kompoſition, Dekompoſition und Rekompoſition; — alſo Einheit, Trennung von der Einheit — Wiedervereinigung mit der Einheit im Innern und Aeußern, im Intellektuellen wie im Phyſiſchen.

Dieß große Geſetz der Einheit gibt uns daher die reinſten Begriffe von Gott — der Schöpfung — unſern Verhältniſſen gegen Gott und von den höchſten Wahrheiten des Chriſtenthums.

Das Syſtem der Einheit gibt uns die größten Aufſchlüſſe über die intellektuelle Welt, über Geiſt und Seele, über das Verhältniß des Geiſtes zum Körper, über den Zuſtand der Seele nach dem Tode, über die Macht der Phantaſie, der Leidenſchaften und andern unbekannten Gegenſtänden der Seelenkunde.

Das Geſetz der Einheit lehrt uns nach ſichern Principien die Compoſitionen, Dekompoſitionen und Rekompoſitionen in der Natur kennen, und gibt uns in der Wiſſenſchaft und Kunſt eine ſichere Regel zu den erhabenſten Erfindungen.

Das Syſtem der Einheit lehrt uns den Gang der Aſſociation der Ideen, den Weg der Aſſimilationen und das Verhältniß der Aggregationen, und hierdurch erhalten wir den Schlüſſel zu den wunderbarſten Geheimniſſen der Natur.

Das Geſetz der Einheit lehrt uns ein Uralphabet kennen, aus welchem alles beſteht.

Eine Urzahl, woraus alle Progreſſionen kommen.

Ein Urprincip aller Kräfte, Wirkungen und Folgen.

Ein Sekundarprincip alles Einfachen, Zuſammengeſetzten und Körperlichen.

Ein Urlicht, das alles erleuchtet und worin wir alles ſehen.

Ein Urfeuer, das alles erzeugt, belebt und erwärmt.

Ein Urbuch, worin alles aufgezeichnet iſt, was iſt, was war und was ſeyn wird.

Einen Urſiegel, der alles verſchließt und verkettet.

Eine Urwiſſenſchaft, die alles enthält.

Das Geſetz der Einheit läßt uns den wahren Sinn der Hieroglyphik, Parabolik, Symbolik und Mythologie verſtehen, und lehrt uns die Karaktere der Kunſt, der Natur und der Wiſſenſchaft kennen.

Das Geſetz der Einheit unterrichtet uns gründlich in der Seelen-Karakteriſtik, da ſie uns zur Kenntniß des Innern durch Kenntniß der Signaturen des Aeußern führt.

Das Geſetz der Einheit lehrt uns die Quantitäten, Qualitäten und Formen der Dinge kennen und unterweiſt uns, wie der Ton, die Farbe, die Ausſprache, die Form, die Modifikation des Lichts äußere ſprechende Zeichen der innern Kräfte ſind, und hierdurch erlangen wir eine ſichere Baſis der Seelenkunde, Phyſiognomie, Ahnungen und Vorherſagungen, — Wiſſenſchaften, wovon der gründliche Unterricht verloren gegangen und mit Irrthümern und Schwärmereien vermengt worden iſt.

Durch das Geſetz der Einheit werden wir gründlich unterrichtet, wie alle Kompoſitionen, Dekompoſitionen und Rekompoſitionen im Geiſtigen ſowohl, als Phyſiſchen entſtehen, und dadurch lernen wir im Geiſtigen die Kräfte, die erſten Beſtimmungen, die Abweichungen und die Redintegration; und im Phyſiſchen die Zuſammenſetzungen, Zergliederungen, Scheidungen und Wiederzuſammenſetzungen und Wiederauflebungen kennen, — nach den Geſetzen der Aſſociation, Aſſimilation, Homogeniſation und Aggregation.

Das Geſetz der Einheit belehrt uns, wie die Wahrheit vor dem Irrthum,

das Einfache vor dem Vielfältigen,
das Innre vor dem Aeußern,
das Geiſtige vor dem Materiellen war.

Das Geſetz der Einheit belehrt uns, wie die Menſchen die erſten einfachen Begriffe verließen, und ſich daher vom Innern trennten.

Dieſe Trennung vom Innern war die Urſache, daß die Menſchen alles im Aeußern ſuchten, wodurch die einfachen Begriffe von der Gottheit und der Natur verloren gingen und die Abgötterei und Vielwiſſerei entſprangen.

Das Geſetz der Einheit belehrt uns, wie der Irrthum, das Böſe und die Folge des Böſen durch die Trennung von der Einheit entſprang, da ſich des Menſchen Gedanken, Wille, Handlung von der Einheit trennte.

Da der Menſch ſein Denken von der Ordnung der Einheit trennte, verließ ſein Geiſt den Mittelpunkt und verlor ſich in der Peripherie. Er verließ das Einfache und ſenkte ſich ins Vielfältige, und ſo verlor er die Centralkraft der reinen Vernunft; und darin liegt der Urſprung aller Irrthümer.

Durch die Trennung des Menſchen-Willens von der Ordnung der Einheit trat der Menſch vom Innern ins Aeußere und verlor die Centralkraft ſeiner Kräfte; — daraus entſprang das Böſe.

Durch die Trennung des Geiſtes und Herzens des Menſchen vom Geiſte und Herzen der Einheit oder vom Geiſte und Wahrheit war das Uebel als Folge der Trennung nothwendig, und es beſtund darin, daß das Materielle über das Geiſtige herrſcht.

Das Geſetz der Einheit läßt uns alſo genau den Zuſtand der Menſchheit einſehen, der im Intellektuellen, im Geiſtigen und Innern beſteht, da das Vielfältige über das Einfache in unſerer Vernunft,

in unſerm Denken,

in unſerm Willen; — das

Materielle über das Geiſtige und in unſerm Handeln und Leben das Aeußere über das Innere herrſcht.

Dieſen wahren Zuſtand der Menſchheit, woraus alle Irrthümer, alles Böſe und das Uebel als Folge des Böſen entſpringt, zeigt uns das Syſtem der Einheit im reinſten Lichte und bietet uns die Mittel dar, die heiligen Vorrechte der Menſchenbeſtimmung wieder zu erlangen, da ſie uns durch ihr Geſetz den Rückgang zur verlornen Würde zeigt.

Sie belehrt uns, wie wir die Würde eines vernünftigen Weſens, die Würde eines ſelbſtthätigen, wollenden Weſens, eines handelnden Weſens wieder erreichen können.

Sie zeigt uns, daß, wenn die reinſte Vernunft ihre Vorrechte erhalten will, das Einfache über das Vielfältige herrſchen müſſe. —

Daß, wenn der Wille ſeine Vorrechte erhalten will, das Geiſtige über das Materielle und Thieriſche herrſchen müſſe; —

Daß, wenn die Handlung und die That ihre Vorrechte erhalten wollen, das Aeußere dem Innern unterworfen ſeyn müſſe.

Durch dieſen Rückgang zur Ordnung erlangt die menſchliche Vernunft die primitiven Vorrechte ihres Urſprungs —

neue Kräfte und der menſchliche Wille neue Mächte ſeiner Wirkungen, die im Geſetze der Ordnung verborgen liegen und ohne Kenntniß dieſes Geſetzes von dem Menſchen nicht erkennt werden können.

Die Menſchen von der Vielheit zur Einheit, vom Aeußern zum Innern, vom Materiellen zum Geiſtigen zu führen, war der große Gegenſtand des Geſetzes der Einheit. Dahin arbeitet alles in der Natur; darin liegt der Grund der höchſten Wiſſenſchaft; darin liegt das große Geheimniß des alten und neuen Bundes.

Darin liegt die Wiſſenſchaft aller Weiſen der Vorzeit, darin alles, was wahr und gut iſt.

Die Wiſſenſchaft des Syſtems der Einheit iſt eine göttliche Wiſſenſchaft.

Sie iſt ſchon ſo alt, als die Welt.

Sie erhielt ſich immer im Herzen der reinern und einfachen Menſchen.

Dieſe Wiſſenſchaft verlor ſich, als der Menſch von der Einfalt der Natur abging.

Sie pflanzte ſich im erſten Zeitalter der Menſchen unter den Patriarchen fort.

Kain war einer der erſten, der ſich von der Einfalt der Natur — und in ſeinen Opfern das Innre von dem Aeußern trennte.

Seit dieſer Epoche beſtreitet der äußere materielle Menſch immer den innern und geiſtigen Menſchen — ſeitdem bekämpft die Vielheit das Einfache.

Nur unter den Noahiten, die auch vom Untergange gerettet worden ſind, erhielt ſich dieſe Wiſſenſchaft nach dem gänzlichen Verderben der Welt.

Nach der Sündfluth theilte ſie ſich bald in mehrere Zweige aus, da das Einfache wieder vernachläßigt wurde, und beim großen Thurmbaue zu Babel ins Vielfältige überging.

Bei dieſem Thurmbaue verlor ſich das Syſtem der Einheit unter dem Vielfältigen, wie die erſte Urſprache der Natur die Simplicität vom Denken und Wollen, dadurch das Aeußere und Materielle verdrängt worden iſt; denn ehevor war nur eine Sprache und ein Volk.

Nach dem Thurmbaue von Babel pflanzten ſich die reinen Wahrheiten des Syſtems der Einheit unter verſchiedenen Völkern fort; man entdeckt verſchiedene Spuren unter verſchiedenen Zweigen.

Immer waren nur ſehr wenige fähig, den wahren Sinn dieſes großen Syſtems zu faſſen. Die ewige Wahrheit, da die Menſchen das Innere vom Aeußern trennten, bemühte ſich wieder, dieſelben durchs Aeußere zum Innern zu führen.

Man entdeckt verſchiedene Bruchſtücke dieſes großen Syſtems in den Myſterien der älteſten Völker, worin die Hieroglyphik, Symbolik und Parabolik ihren Urſprung haben.

Das Wahre dieſer Wiſſenſchaft erhielt ſich doch immer unter den reinern Menſchen bei der großen Verwirrung des Menſchenverſtandes und immer gab's ein höheres Licht über die Urhieroglyphen der Natur.

Vom Anfange der Welt bis zum Ende geht eine unſichtbare Kette fort, die unter allen Völkern die Weiſen, die im Geiſte und Wahrheit dem Syſteme der Einheit folgten, unter der Allweisheit Obſicht im Geiſte und in der Wahrheit verband.

Dieſe Verbindung beſteht nicht im Aeußern, ſondern im Innern durch die Einfalt im Denken, Wollen und Handeln nach den Geſetzen der Einheit, und karakteriſirt dieß Innere allein zu dieſer geiſtigen Verbindung.

Alle äußern wahren Hieroglyphen entlehnten nur ihre Wahrheit von den innern Urhieroglyphen und erhielten ſich ſo lang unter den Menſchen, als ihre Innhaber dem Innern treu waren.

Vom Anfange der Welt beobachtete die höchſte Weisheit einen regelmäßigen Gang in Mittheilung ihres höhern Lichts und führte immer die reinern und einfachern Menſchen zur Anſchaulichkeit höherer Dinge.

Von jeher beſtund die Reinheit des Menſchen in der Harmoniſation ſeines Denkens, ſeines Willens und ſeiner Handlungen mit der Ordnung, Harmonie und Regularität des Urprincips aller Dinge.

Dieſe reinern Menſchen, die Gott im Geiſte und Wahrheit ſuchten, waren die Erwählten und Gerechten unter jedem Volke, deren ſich Gott als Agenten ſeiner Weisheit bediente, um die Nationen der Menſchenbeſtimmung näher zu führen.

Gott leitete im erſten Alter der Menſchheit ſeine Erwählten durch das Naturlicht zur Erkenntniß und Liebe.

Gott legte im zweiten Alter der Menſchheit alle Wahrheiten gleichſam im Mittelpunkte eines Geſetzes, daß er einem erwählten Volke anvertraute und durch die herrlichſten Sinnbilder des Aeußerlichen die Welt zum Innerlichen zu führen.

Gott realiſirt im dritten Alter der Menſchheit durch das göttliche ausgeſprochene und vermenſchte Wort alles das in Kraft und Wahrheit im neuen Bunde, was im alten Bunde im Sinnbilde lag.

Im vierten Alter wird der Geiſt Gottes all das der Menſchheit im hellſten Lichte der Vernunft zeigen, was in den verfloſſenen Altern der Menſchheit gleichſam in der Dämmerung gelegen iſt.

Das Syſtem der Einheit hält die Prüfung der reinſten Vernunft aus, weil dieß Syſtem im Princip der reinſten Vernunft ſelbſt liegt, welches Princip Gott iſt.

Die Wahrheiten des Chriſtenthums ſtimmen mit dieſem Syſtem überein, weil ſie von der Einheit ſelbſt ihren Typus erhielten.

Alle reinſten Wahrheiten der Vorzeit liegen im Chriſtenthume im Mittelpunkte, und was in der Vorzeit zerſtreut unter den Myſterien der Völker lag, iſt im Chriſtenthume im Worte und Kraft geſammelt.

Alle allgemeinen Wahrheiten kommen in allen Myſterien der Welt überein.

Man muß, um die Myſterien wahrhaft zu verſtehen und richtig zu beurtheilen, ſie in innere und äußere theilen.

Das Innere der Wahrheiten pflanzte ſich immer fort; nur das Aeußere war manchmal verunſtaltet.

Ueberall findet man hiſtoriſche Erläuterungen über die verſchiedenen Zweige der Myſterien und der königlichen Kunſt und Wiſſenſchaft, worin die Vorſtände und Fürſten der Völker unterrichtet wurden:

in den Myſterien der Iſis und des Oſiris —
in den eleuſiniſchen Geheimniſſen —
in den Geheimniſſen der Orphiker und Pythagoräer —
in den Mitra-Geheimniſſen der Perſer —
in verſchiedenen heiligen Büchern der Völker —
im Zend a Veſta der Parſen —
im Schaslah der Gentuſer —
in der Edda der Isländer —
im Buche Chuking und Lyking der Chineſer. —

Verſchiedene Bruchſtücke von Wahrheiten ſind in den heiligen Büchern der Völker enthalten.

Die wichtigſten ſind die Hieroglyphen der Hebräer.

Groß ſind ihre Prieſter- und Tempelgeheimniſſe.

Groß auch die Tempelgeheimniſſe des alten Bundes.

Alles war in den Ceremonien der Prieſter des alten Bundes Hieroglyph der innern Wahrheiten Gottes und der Natur.

Gott bediente ſich des Aeußern, um die Menſchen durchs Aeußere zum Innern zu führen.

Die Propheten der Juden waren die Inhaber der innern Geheimniſſe.

Die heilige Schrift iſt die älteſte Urkunde des Menſchengeſchlechts; in ihr liegen alle göttliche, intellektuellen und phyſiſchen Wahrheiten in einer Einheit, die das Siegel des göttlichen Urbuches ausmachen.

Die ſinnlichen Menſchen, die blos am Aeußern und an der Vielheit hangen, ſehen dieſes Urbuchs Größe und Simplicität nicht ein, weil ihnen Geiſtes- und Herzenseinfalt mangelt.

Alles, was in der heiligen Schrift iſt, zeigt des Menſchen Zuſtand vor ſeiner Verirrung, — ſeine wirkliche Verirrung und ſeine Beſtimmung nach ſeiner Verirrung. Darin zielt alles ab, dem Menſchen ſeine Würde zu zeigen, ſeine Hilfsmittel und ſeine Beſtimmung der Wiederaufnahme der Gottheit im Innern.

Das Urgeheimniß aller Geheimniſſe iſt das ewige Wort. Die Kenntniß dieſes lebendigen Worts gibt uns Aufklärung über alles Göttliche, Intellecktuelle und Phyſiſche. Dieß Wort iſt Wahrheit — Weisheit und Leben.

All dieß erkannten die Erwählten der Vorzeit und erwarteten mit Ungeduld die Zeit, in welcher ſich das geiſtige und göttliche Wort in die Menſchheit herabließ.

Dieſe reine Erkenntniß der Erwählten führte in der Vorzeit die Weiſen aus Orient zum göttlichen Wort, das aus der Jungfrau geboren ward.

Dieß göttliche vermenſchte Wort belebte alle göttlichen, geiſtigen und phyſiſchen Wahrheiten mit ſeiner Kraft wieder und ſchloß auch das Band wieder zwiſchen Gott und den Menſchen.

Dieß vermenſchte göttliche Wort zeigte dem Menſchen den Weg ſeiner Regeneration im Geiſte und der Wahrheit, und lehrte, wie wir unſere Gedanken, Willen und Handlungen nach dem Geſetze der Einheit ſeines Vaters wieder einrichten und durch Nachfolgung ſeines Beiſpiels und Theilnehmung an ſeiner Kraft uns von der Sklaverei der Sünde entledigen ſollen.

Dieß vermenſchte göttliche Wort iſt Jeſus Chriſtus, der wahre Sohn der Gottheit, der fürs ganze Menſchengeſchlecht gelitten hat, geſtorben und auferſtanden iſt.

Sein ganzes Leben iſt ein lebendiges Beiſpiel göttlicher Kraft und Wahrheit, wodurch er uns die größte Menſchenbeſtimmung lehrte, unſer Herz zu Gottes lebendigem Tempel umzuſchaffen.

Sein heiliges Evangelium iſt die Auflöſung aller wahren Hieroglyphen. Dieß erklärt uns das Innere des Menſchen und des Himmelreichs, und belehrt uns, wie das Innere vom Aeußern zu unterſcheiden und wie das Aeußere mit dem Innern vereint werden müſſe.

Die innere und heilige Lehre, die er ſeinen Auserwählten und Apoſteln anvertraute, iſt der Felſen, worauf er ſeine äußere Kirche baute. Dieſe Urgeheimniſſe aller Geheimniſſe werden ewig, wie die Wahrheit ſelbſt, im Mittelpunkte der Kirche bleiben, wodurch der neue Bund entſtund, den er mit ſeinem Blute verſiegelte.

Dieſe Grundwahrheiten, die den Menſchen dem Geſetze der Einheit wieder näher führten, wurden nach Chriſtus Tode durch den Geiſt Gottes, den er über ſeine Erwählten ſendete, unter allen Völkern ausgebreitet.

Nach Chriſtus Tode entſtunden alle Verfolgungen, Irrthümer, Spaltungen und Ketzereien aus vier Grundurſachen;

1) weil ſich das Vielfältige dem Einfachen nicht unterwerfen wollte;

2) weil ſich das Aeußere vom Innern trennte;

3) weil man das Alte mit dem Nzuen vermiſchte;

4) weil man das Geiſtige mit dem Phyſiſchen vermengte oder trennte.

1) Weil das Vielfältige ſich dem Einfachen nicht unterwerfen wollte, ſo entſtunden Verfolgungen, Spaltungen und Ketzereien.

2) Weil ſich das Aeußere vom Innern trennte, entſtund Überglauben, Schwärmerei, Hypokriſie, Bigotterie.

3) Aus der Vermiſchung des Alten mit dem Neuen entſtunden verſchiedene Secten, als die Gnoſtiker, Therapeuten, neuen Platoniker ꝛc.

4) Aus der Vermengung des Geiſtigen mit dem Phyſiſchen und der Trennung des Phyſiſchen vom Geiſtigen entſtunden die Materialiſten, Naturaliſten, Atheiſten ꝛc.

Aus der Quelle dieſer Hauptirrthümer kamen unzählige Abweichungen; die Wahrheit blieb aber im Innern immer rein und unverletzt.

Sie erhielt ſich durch die reine Myſtik reinerer Menſchen, die ſich immer bemühten, das Aeußere zum Innern zu führen, von der Vielheit zur Einheit zu ſchreiten, worin ſich die erſten heiligen Kirchenväter und viele große und fromme Menſchen vorzüglich auszeichneten.

Aber auch die Myſtik wurde mißverſtanden und die Wege des innern Lebens gaben zur Schwärmerei Urſache, weil man ſie blos im Aeußern ſuchte, und hieraus entſtunden viele ſchwermüthige Anachoreten und leutſcheue Einſiedler.

Aber auch ſelbſt unter dieſen waren einige, die die Wege des Innern rein gingen und die nicht Schwärmerei, ſondern heiliger Eifer in Wüſteneien trieb.

Die Verdorbenheit der Sitten machte die Größe der wahren Myſtik bald lächerlich; Menſchen, die nicht fähig waren, ſich ins Innere hineinzudenken, wagten ſich ins Heiligthum und entweihten das, was ſie nicht begreifen konnten.

Gute Menſchen ſahen den Verfall der Religion — wünſchten, die Menſchen zum wahren Zweck zu führen. Der Geiſt deſſelben Jahrhunderts, die Schwärmerei der Ritterſchaft, die Menge der Orden, die dort entſtunden und willkommen waren, führten beſſere Menſchen auf den Gedanken der Errichtung eines Ordens für die Tugend, worin ſich ſtille Weisheit, die aus dem Menſchergetümmel ſich flüchtete, ihren Aufenthalt finden könnte.

Es entſtund die Geſellſchaft der Freimaurer; ſie verband ihr Aeußeres mit den Wahrheiten der Myſtik, der Tempelwiſſenſchaft der Hebräer, und ihre Ceremonien und Gebräuche waren ein architektoniſcher Grundriß der innern und äußern erhabenſten Naturwahrheiten. Sie war die letzte äußere Geſellſchaft, worin ſich die alten unverfälſchten Urhieroglyphen fortpflanzten. — Allein der ächte und wahre Sinn wurde nur von wenigen verſtanden, und das äußere Bild ſo entheiligt — mißverſtanden und mit ſo elenden Zuſätzen vermehrt, daß ſich die zurückzogen, die das Innere kannten, und das Aeußere ein Körper ohne Seele wurde.

Der größte Theil der Menſchen hielt ſich aber auch da wieder mehr beim Aeußern als Innern auf, und die reine Abſicht der Stifter verlor bald ihren Zweck.

Leidenſchaftliche Menſchen, die der Hieroglyphen Inneres nicht verſtunden, trennten ſich und bauten auf dem abgeriſſenen Plane ganz andere Syſteme, und Irrthum und Betrug errichteten auf dem Grundriſſe den Leidenſchaften eine Hütte, wo der Tugend hätte ein Tempel gebaut werden ſollen.

Die geheimen Geſellſchaften und Maurereien vervielfältigten ſich ins Unendliche — Der Hang des Wunderbaren, die Hoffnung, Gold zu machen, Geiſterſeherei und Schwärmerei warben überall an.

Eine Geſellſchaft entlehnte von der andern die Hieroglyphen; aber jede legte die Hieroglyphen anders aus, und ſo wurden die geheimen Geſellſchaften der Menſchheit ſchädlich.

Liſtige Menſchen ſteckten ſich unter geheime Geſellſchaften, und betrogen unter dem Vorwande großer Myſterien die Gutgeſinnten.

Das Bedürfniß der Wahrheit, die man überall aufſuchte und nirgends fand; der Hang des Geiſtes nach Glückſeligkeit; die Begierde zu wiſſen, die nirgends befriedigt wurde, brachte endlich die Menſchen auf den unſeligen Einfall, als wäre die Wahrheit nirgends in der Natur anzutreffen; ſie erdachten neue Plane der Reformationen und verſenkten die Menſchheit noch tiefer in Irrthümer.

So entſtund der Illuminätismus — eine Kompilation aus dem Materialismus und Socinianismus, der alle Hieroglyphen aus den geheimen Geſellſchaften plünderte, alle beſſere Geſellſchaften untergrub, um ein eignes Syſtem zu ſchmieden, das, anſtatt die Menſchen zur Glückſeligkeit, Zufriedenheit und Vergnügen zu führen, durch die Macht der Leidenſchaften in die größten Irrthümer des Verſtandes und Herzens ſtürzen würde.

Nothwendig müſſen alle erfundene Syſteme der Menſchen irren, weil es nur ein einziges Syſtem der Wahrheit gibt, und dieß Syſtem beſteht in der Kenntniß Gottes und der Natur im großen Geſetze der Einheit.

Bei allen Revolutionen, die die Wahrheit im Aeußern erlitt, pflanzte ſich das Innere derſelben immer unter den guten Menſchen fort.

Eine merkwürdige Epoche, in welcher das Innere wieder unter den Menſchen in einer äußern Geſellſchaft erſchien, war der Anfang der Jeſuiten-Societät.

Das Innere dieſes Inſtituts zielte anfangs blos dahin, die Menſchen vom Vielfältigen zum Einfachen, vom Aeußern zum Innern zu führen, und die Religion in ihrer ganzen Reinheit herzuſtellen.

Sie verherrlichten den äußern Gottesdienſt, errichteten das öffentliche Predigtamt und Katecheſe; verbeſſerten den zu denſelben Zeiten faſt ganz verfallenen ſittlichen Unterricht, nahmen Wiſſenſchaften und Künſte in Schutz, und unterrichteten die entfernteſten Völker in den wichtigſten Wahrheiten.

Sie zählten in ihrer Mitte die frömmſten und gelehrteſten Männer, und es iſt kein wiſſenſchaftliches Fach, um das ſich nicht einige für die Welt verdient gemacht haben.

Einige von ihnen blieben immer dem Innern getreu, obwohl ſich, wie es in allen menſchlichen Geſellſchaften geſchieht, einige vom Innern trennten und ſich blos mit dem Aeußern beſchäftigten.

Sie erwarben ſich Anſehen, Macht an Höfen, Feinde, zogen ſich Verfolgungen zu und verfielen.

Allein immer ſind die Verdienſte dieſer Männer für das Innere der Religion und die Wiſſenſchaften ſehr groß, wovon die merkwürdigſten Bücher und Autoren dieſer Geſellſchaft noch Beweiſe ſind.

So ſtritten ſich Wahrheit und Irrthum, Religion mit Aberglauben und Unglauben ſeit Jahrhunderten herum.

Die Wahrheit ſuchte ſich in verſchiedenen Orten eine Hütte aufzubauen; allein ſie wurde immer wieder vertrieben, und überzeugt uns, daß keine würdigere und dauerhaftere Stätte für ſie, als im Herzen des Menſchen ſeyn kann.

Das Syſtem der Einheit lehrt uns dieſe Stätte kennen und zeigt uns den Grundriß, nach welchem der Menſch in ſeinem Herzen den Tempel erbauen ſoll.

Dieß Syſtem führt uns zur reinſten Kenntniß von Gott und der Natur: vereinigt die Philoſophie mit der Religion, und überzeugt uns, daß die Wahrheiten des Glaubens die Prüfung der reinſten Vernunft aushalten.

Dieß Syſtem lehrt uns das Göttliche, Intellektuelle und Phyſiſche, das Sichtbare und Unſichtbare in ſeiner Vollkommenheit einſehen, und zeigt uns, wie das Innere und Aeußere der Natur zur Einheit arbeitet, bis jener große Zweck erreicht ſeyn wird, da nur ein Sinn, eine Wiſſenſchaft, eine Weisheit unter dem Geſetze der Einheit desjenigen ſeyn wird, der der Weg, die Wahrheit und das Leben iſt.

Alle Wiſſenſchaften bekommen durch das Geſetz der Einheit eine ganz andere Geſtalt.

Die Philoſophie, Phyſik, Metaphyſik, Logik, Rhetorik, Botanik und Chemie werden auf ganz einfache Grundſätze reducirt.

Das Geſetz der Einheit gibt uns eine ſichere Baſis aller möglichen Erfindungen.

Dieß Geſetz muß bei Kompoſitionen, Dekompoſitionen und Rekompoſitionen auf Entdeckung der verborgenſten Kräfte der Natur angewendet werden.

Durch dieß Geſetz der Einheit erhalten wir Medien und Kräfte für den Verſtand und für die Handlungen der Menſchen, von welchen ſich die ſinnliche Welt nichts träumen läßt.

Alles beſteht darin, die Geſetze des Innern zu kennen und die Geſetze des Aeußern, und die Geſetze der Verbindung des Aeußern mit dem Innern.

Der Menſch kann nur alsdann den Zuſammenhang der Natur vollkommen einſehen, wenn er ſein Inneres ſelbſt zur Einheit gebracht hat. Nach dieſem nämlichen Geſetze des Innern verhalten ſich auch die Geſetze der Einheit des Aeußern.

Alle Duplicität und Selbſtheit iſt dem wahren Lichte entgegen. Wir lernen nur durch Annäherung und Aehnlichwerden die Kraft aller Kräfte, die Chriſtus iſt. Durch dieß Licht werden wir Theilnehmer ſeiner Kräfte und Anſchauer der Herrlichkeit Gottes.

Darin iſt die höchſte Weisheit und Wiſſenſchaft, die die Propheten gelehrt, die Chriſtus beſtätigt und alle große Männer der Vorzeit geahnet haben.

Alle Wahrheit, unter welchen Völkern ſie auch immer gefunden wird, koncentrirt ſich auf dieſe Urwiſſenſchaft.

Dieſe Weisheitsſchule allein iſt die wahre Inhaberin der höchſten Naturgeheimniſſe; aus ihrem Mittel ſind alle ſichtbaren Wahrheiten, die gelehrt worden ſind, entnommen, weil ſie den Menſchen zur Kenntniß Gottes und der Natur erhebt.

Durch ſie wird unſer Herz zu Gott erhoben, indem wir uns bewegen, leben und ſind, und ſie wird von höhern Kräften durchdrungen, jene heilige Stätte voll Harmonie — Ordnung, Regularität und Proportion, worin Gottes Herrlichkeit und Kraft den Sabbath der Ewigkeit feiert.

Ueber Wahrheit und Weisheit, die nur in Gott zu ſuchen ſind.

Traurige Erfahrung und Menſchenkenntniß haben, mein Herz ſo ſchüchtern gemacht, daß ſich ſelbes ſehr ungern an andere anſchließt.

So lieb es mir immer wäre, jedem andern Alles mittheilen zu können, was mir Gott gab (denn ich ſehe alle Fortſchritte unſerer Kenntniſſe als göttliche Gaben an), ſo theile ich mich doch oft lieber öffentlich der ganzen Welt mit, als Einzelnen, wenn ich nicht ganz von der Einförmigkeit des Charakters eines Suchenden überzeugt bin.

Eine Menge Menſchen ſucht blos aus Neugier, macht ſich abentheuerliche Begriffe von Dingen, die nicht in der Natur liegen, und ſchimpfen dann, wenn ſie das Bild ihrer Phantome nicht finden.

Wieder andere ſind eitle Weltmenſchen, voll von ihrem Selbſt, und eingeknetet vom Stolze; bilden ſich ein, man trinke Weisheit wie Punſch, und finde Wahrheit wie die Haſen auf der Jagd; dann lügen ſie, und rühmen ſich Sachen, die ſie nie ſahen, nie ſehen konnten, und fodern für baare Bezahlung der Ehre, die ſie Einem angethan haben, die Eröffnung der höchſten Geheimniſſe der Natur, die der Lohn des ſtillen Forſchers und des demüthigen Suchers ſind.

Wieder andere ſuchen jeden auf, von dem ſie höhere Kenntniſſe vermuthen können; nicht um beſſer zu werden, ſondern um ſagen zu können: Ich weiß das auch.

Eine weitere Gattung von Menſchen will ihren Witz in Allem geltend machen; ſie ſuchen auf, um tadeln zu können, um zu lachen, um zu ſpotten.

Da ein großer Theil von beſſeren Menſchen durch höhere Wiſſenſchaften und Dinge von Charlatanen und Marktſchreiern betrogen worden iſt, ſo gehen auch die oft mit einem redlichen Manne ſo wunderlich zu Werke, daß der Gute immer klüger thut, ſich zurückzuziehen, als ſich mit ihnen zu amalgamiren.

Sie behandeln jeden wie einen Charlatan, machen des Grübelns und Zweifelns kein Ende; ſie ſetzen verſchiedene Netze aus, um Einen in Worten zu fangen: fordern oft Zeichen am Himmel über eine Wahrheit, von der ſie Zeichen auf Erden und in ſich ſelbſt genug hätten; ſie hangen an der herrſchenden Denkart der Welt, und um Jedermanns Freund zu ſeyn, reden ſie nach dem angenommenen Modeton. Die beſtimmte Wahrheit bezweifeln ſie aus Menſchenfurcht, und drehen an jedem hellen Lichte ſo lang herum, bis ſie es ausgelöſcht haben, um dann betheuern zu können, ſie ſähen gar nichts.

Es iſt nun ganz natürlich, daß ein Menſch, der denkt und fühlt, ſich gern zurückzieht, im Stillen arbeitet, und die Menſchen flieht.

Dieß iſt auch mein Fall. Ich ſuche Wahrheit mit aufrichtigem Herzen, ſo wie ſie iſt, wie ich ſie empfing, und wie ſie in mir liegt; ich will kein Aufſehen damit machen; denn ſonſt würde ich die Publizität nicht lieben; auch iſt mein Grundſatz: Das Kryſtall theilt das Licht mit, das es empfing; der Stein ſtößt es zurück, und der Schwamm behält es für ſich, und Kryſtall iſt doch ein edlerer Körper, als der Schwamm.

Ich habe gelernt zu wiſſen, daß der Menſch nichts weiß, wenn er auch alles wüßte, weil die höchſte Erkenntniß die Erkenntniß unſerer Nichtigkeit iſt.

Ich habe keine andere Begriffe und Meynung von mir ſelbſt, als daß ich mich einem Leuchtwürmchen gleich halte, das ſo viel Schimmer und Licht um ſich her verbreitet, als in ſeiner Weſenheit liegt.

Wenn andere dieſes Würmchen für einen Diamanten halten, und dann überdrüßig werden, daß es nur ein Leuchtwürmchen ſey; und wieder andere für einen Feuerfunken, bei dem ſie ihre Tabakspfeiſe anzünden wollten, ſo iſt es wahrlich nicht meine Schuld; dieſe haben eine zu hohe Meynung von mir; jene eine zu unrichtige. Ich bin nur das, was ich bin: Ein Leuchtwürmchen, und will gar nichts anders ſeyn und ſcheinen.

Ich ſchloß mich nie an Geſellſchaften an, weil ich weiß, daß Menſchen überall Menſchen ſind, und die Menge iſt überall verdorben; unter vielen Menſchen ſind viele Thoren und viele Böſe.

Der Gute, der Weiſe iſt überall iſolirt; und nur die Guten und Weiſen, in welchem Winkel ſie auch immer wohnen mögen, machen die wahre Geſellſchaft der großen Weisheitsſchule in dieſem Univerſo aus; ſie allein wirken nach gleichem Zwecke, und ſind verbunden durch Kraft und Geiſt.

Immer haben mir die Wahrheits-Buden lächerlich geſchienen, in welchen man große Rahmen aushängt mit der Inſchrift: Hier iſt ſie gradweis zu verkaufen.

Reinere Menſchen können andern nur den Weg zur Weisheit zeigen; weiſe werden müſſen die andern ſelbſt, und Weisheit iſt Gottes Gabe, und läßt ſich weder um Geld erkaufen, noch den Menſchen von Menſchen mittheilen, ſondern ſie iſt Gottes Geſchenk.

Es gibt Menſchen, die wie Simon Magus die Gabe des heiligen Geiſtes um Geld erkaufen wollen.

Die Apoſtelgeſchichte meldet uns: Simon Magus wollte die Gabe des heiligen Geiſtes von den Apoſteln erkaufen; Petrus aber ſagte zu ihm:

„Dein Geld ſoll ſammt dir zu Grunde gehen, weil du vermeint haſt, daß die Gabe Gottes durch das Geld erlangt werde.

„Du haſt weder Theil noch Anſpruch zu dieſem Werke; denn dein Herz iſt vor Gott nicht aufrichtig.“

Simon Magus konnte alſo nichts verkaufen, weil er nichts empfangen hatte, und weil er wegen ſeinem zweifachen Herzen nichts empfangen konnte. Wie dieſer Simon Magus ſcheinen mir die meiſten Geſellſchaften zu ſeyn. Sie geben vor, daß ſie Weisheit in Beſitz haben, und bethören die Menſchen; ſie verkaufen ihre Grade ums Geld, und Weisheit, die eine Gabe iſt, läßt ſich weder ums Geld kaufen, noch verkaufen.

Reinere Menſchen können andern nur den Weg zur Weisheit zeigen; weiſe werden müſſen die Menſchen ſelbſt, und Weisheit iſt Gottes Gabe.

„Haltet das Gebot und erfüllet es in den Werken, dann wird eure Weisheit vor den Völkern erſcheinen.“ Deut. c. 4.

„Nicht der Menſch, ſondern die Begierde zur Weisheit führt in das Reich des Innern.“ L. S.

„Die Weisheit geht ſelbſt herum, und ſucht die auf, die ihrer werth ſind, und zeigt ſich ihnen auf ihren Wegen.“ L. Sap.

Was will dieſes alles ſagen? — So wenig das Kleid den Mann macht, ſo wenig der Gradus den Doktor, ſo wenig macht alles Aeußerliche den wahren innern Menſchen, der ſich der Weisheit nahet.

Es iſt ein unverzeihlicher Stolz menſchlicher Thorheit, wenn ſich einige Geſellſchaften brüſten, daß ihre Obern die Inhaber der höchſten Geheimniſſe ſind.

Die höchſten Geheimniſſe ſind nur in Gott; ſie theilen ſich dem Empfänglichſten mit; aber keiner iſt Inhaber davon; ſie ſind Geſchenke, Gaben, die der wieder zurückziehen kann, der ſie verleiht.

Wie kann ein Menſch in der wahren Weisheitsſchule ſagen: Ich bin der Obere, oder: Ich bin der Meiſter.

Wer hat ihn denn zum Obern oder wer hat ihn zum Meiſter gemacht?

Iſts das Kleid und das Zeremoniel, oder ſinds ſeine Brüder?

Wenns das Kleid oder das Ceremoniel iſt, ſo iſt er ein Oberer des Kleids und des Ceremoniels, ein Oberer der Außenhülle; aber noch lange nicht ein Oberer im Tempel der Weisheit.

Sinds die Brüder, die ihn dazu gemacht haben, wie kann der Mindere den Höhern ſchaffen? oder der Gleiche den Höhern? — Das geht wohl im Auſſenwerk an, aber nicht im Innern, und Weisheit iſt ja kein Außenwerk, ſondern es iſt das Innere.

Wenn der Arzt auf der Univerſität ſeinen Grad nimmt, ſo wird er Doktor; iſt er nun wirklich Doktor? —

Ein von Menſchen gradirter Doktor, aber noch lange nicht von der Weisheit.

Die, die die Weisheit gradirt, haben das Diplom der Univerſität nicht nothwendig.

So geht es ebenfalls bei den myſtiſchen Geſellſchaften.

Der, der tiefer ins Innere blickt, ſieht ein, daß ſie alle an der Außenhülle hangen. Sie nennen ſich Obere, Erſte, Meiſter; und mit welchem Recht? In Rückſicht des Aeußern mögen ſie ſich wohl dieſe Titel ſchaffen, aber nicht in Rückſicht des Innern.

So werden die Erſten die Letzten, und die Letzten die Erſten ſeyn.

Der Weiſeſte unter den Menſchen iſt der wahre Obere im Tempel der Weisheit; aber wer kann hierüber urtheilen, und wer kann ſagen: Ich bin der Weiſeſte.

Ein wahrer Oberer iſt der, der vollkommen-Herr über ſeine Leidenſchaften iſt; denn wie kann einer ſein Aeußeres regieren, der ſein Inneres noch nicht zu regieren gewohnt iſt?

Alles dieſes belehrt uns deutlich, wie fehlerhaft alle äußere Geſellſchaften ſind.

Das Bild der Wahrheit mag man wohl bei einigen finden; aber die Wahrheit ſelbſt findet man nur im Innern.

Die Erfahrung belehrt uns auch, daß die meiſten nur das Kleid der Wahrheit haben, und manchmal die Wahrheit ſelbſt nicht kennen; darauf beruht die verſchiedene Auslegung der Hieroglyphen.

Statt die Wahrheit aus den Hieroglyphen zu erklären, ſuchten ſie eine Wahrheit für die Hieroglyphen.

Was Wunder denn, wenn Leidenſchaft, falſche Weltpolitik dieſes Kleid anzog, das die Weisheit allein hätte tragen ſollen.

Man muß die Sache nehmen, wie ſie iſt; im Aeußern findet man nichts als das Bild, im Innern findet man das, was Geiſt iſt.

Viele Menſchen aber ſuchten den Geiſt im Aeußern, und da ſie ihn nicht fanden, glaubten ſie zuletzt, es exiſtire gar keine Wahrheit.

Das Bild der Weisheit und der Wahrheit kann uns zwar zum Original führen; allein es gibt auch einen Weg, der gerade zum Original ſelbſt führt, und dieſer Weg iſt der innere.

Die, die den äußern Weg gehen, finden zuvor das Bild der Wahrheit; dann müſſen ſie zuerſt die Wahrheit finden, und wenn ſie die Wahrheit gefunden haben, ſind ſie erſt verſichert, daß das Bild mit dem Original übereinkömmt.

Wer aber die Wahrheit im Innern gleich ſelbſt findet, der kennt dann leicht ihr Bild, und entſcheidet unter verſchiedenen, welches ihr am ähnlichſten iſt.

Wenige Menſchen aber gehen den Weg des Innern; daher iſt der Weg des Aeußern, um zum Innern zu kommen, nicht zu verwerfen; nur muß er nie die Hauptſache werden.

Man muß ſich vorſtellen, daß das Bild der Weisheit und Wahrheit von leidenſchaftlichen Menſchen zertrümmert worden iſt.

Stille Verehrer ſammelten die Bruchſtücke; einer bekam die Bruſt, ein anderer den Arm; der Dritte manchmal nur einen Finger.

Aber auch dieſe Ueberbleibſel verehrten ſie, und erklärten das Innere davon ihren Schülern.

So entſtunden die Weisheitsſchulen der Menſchen. Weiſere belehrten die Minderweiſern; aber auch da drang ſich Leidenſchaft ein, und die Inhaber des Bruſtſtücks der Wahrheit verfolgten die Inhaber des Arms oder des Kopfs.

Sämmtliche behaupteten, die Wahrheit ganz zu beſitzen, da ſie nur einen Theil ihres Bildes hatten.

Hieraus entſtunden ſo viele Irrthümer. Die nach Wahrheit dürſteten und ſie im Aeußern ſuchten, wurden des Suchens überdrüßig, und glaubten zuletzt, ſie nirgends zu finden.

Auch war ihr äußeres Suchen ganz unrecht; ſie hätten dort, wo ſie ſuchten, das nehmen ſollen, was ſie fanden; hier den Kopf, dort die Bruſt, und ſie würden zuletzt das ganze Bild gefunden haben.

Durchſuchet alles, aber behaltet das Beſte.

So iſt es gewiß, daß das Aeuſſere uns nur das Bild gibt, und daß die Wahrheit und Weisheit ſelbſt in ihrer Reinheit nur im Innern liegen.

Sich dieſem Innern nahen iſt wahres Aufſteigen unſers Geiſtes; ſich dieſem Innern genaht haben, der erſte Schlüſſel zu allen Hieroglyphen.

Der Weg zur Wahrheit iſt, ſich der Quelle nahen; warum ſoll ich aus abgeleiteten Bächen trinken, da mir vergönnt iſt, mich der Quelle ſelbſt zu nahen? Wo iſt aber die Quelle der Wahrheit?

Gott iſt ſie — Er iſt Weisheit und Wahrheit; — ſich ihm nahen, heißt ſich der Weisheit und Wahrheit nahen.

Kann das der Menſch? — Ja! — Wie? Das iſt die Frage.

Gott iſt ein Geiſt; Körper können ſich Geiſtern nicht nahen; der Geiſt nähert ſich dem Geiſte; alſo durch den Geiſt kömmt man Gott näher.

Was iſt das Organ — das Verbindungsmittel, das Geiſt mit Geiſt vereint? — Der Wille — im Körper genannt das Herz — auch Wille iſt Herz — Herz des Geiſtes.

Alſo wollen — alſo verlangen? — Ja, alſo zuerſt wollen — zuerſt verlangen — rein wollen — rein verlangen — dann handeln — thätig wollen — thätig verlangen — — beten. — Nicht mit dem Munde — mit dem Herzen, in Geiſt und Wahrheit.

Der Wille iſt die Kraft, dieſe Kraft muß ſich an eine höhere anſchließen, mit dieſer Kraft Eins werden; dann umfaßt ſie alles.

Dieſe höhere Kraft iſt Chriſtus — das Wort, das im Anfang war — der Eckſtein, den die Bauleute verworfen haben — die Weisheit, die zum Geſpötte der Thoren geworden iſt — der Mittler, das Band zwiſchen Gott und Menſchen — durch ihn allein ſchließt ſich der Menſch an Gott an.

Denken Sie alſo oft und täglich über Chriſtus nach — ſuchen Sie in allen ihren Handlungen ihm ähnlich zu werden.

Einfalt des Herzens ſey Ihre erſte Bemühung, und kindliches Zutrauen auf ihn.

Ihre ganze Arbeit gehe dahin, Ihre Selbſtheit auszuziehen — ſich von allem, was ſie Gutes thun, nichts zuzueignen — — Alles Gute iſt ſein Geſchenk, nur das Böſe iſt unſer Eigenthum.

Betrachten Sie täglich, daß Gott Liebe, Wahrheit, Güte und Gerechtigkeit iſt. Betrachten Sie dieſe Verbindungen dieſer Wahrheiten untereinander. — Liebe iſt die Quelle aller Tugenden — Wahrheit iſt ihre Progreſſion — Wahrheit vereint mit Liebe der Grund der Weisheit — Weisheit, Wahrheit und Liebe — iſt Güte; — Güte, Weisheit, Wahrheit und Liebe ſind die Beſtandtheile der Gerechtigkeit.

Richten Sie ihr Inneres und Aeußeres nach dieſen Grundſätzen; denken Sie ſo und handeln Sie ſo, damit ihre Seele nur Einheit erlange; denn ohne mit ſich ſelbſt Eins zu werden, nähern Sie ſich keiner Kraft.

Laſſen Sie ſich durch ihre Fehler nicht irre machen; wenn Sie fallen, ſo ſtehen Sie wieder auf, und gehen weiter — Schälen Sie ſich von allen Vorurtheilen der Welt los; Chriſtus ſey Ihnen alles; handeln Sie immer in ſeinem Namen; ſeyn Sie liebevoll, weil er liebevoll; gerecht, weil er gerecht; weiſe, weil er weiſe; wahr, weil er wahr; gütig, weil er gütig iſt.

Suchen Sie keine Kraft in Ihnen, alles mit Vertrauen in ihm.

Denken Sie: Gott iſt die Liebe; der Menſch die Hoffnung, und das Band, das beide vereint, der Glaube.

Lieben Sie das Gute um des Guten willen, und die Wahrheit um der Wahrheit willen, ohne Rückſicht auf ſich ſelbſt.

Ueberlaſſen Sie die Folge Gott; ſagen Sie ſich: Ich will gut ſeyn, ihm ähnlich werden; das Uebrige überlaß ich ihm.

Ihr Gemüth erhebe ſich oft zu Gott mit einem kindlichen Zutrauen, mit froher Hoffnung; — beten Sie, ohne Worte zu ſuchen — mit Feuer-Worten Ihrer Seele.

Aber handeln Sie, und beſonders ſuchen Sie den innern und äußern Menſchen gleichförmig zu machen; fliehen Sie alles Doppelſeitige — ſuchen Sie ihre Selbſtliebe ſo ſehr in Ihnen zu zerſtören, als möglich iſt, mit der gänzlichen Ueberzeugung, daß ihre wahre, geordnete Selbſtliebe keine andere ſeyn kann, als ganz an Chriſtus zu hangen.

Führen Sie dieſes Leben einige Zeit fort, ohne ſich mürriſch vor der Welt zu verſchließen — genießen Sie die erlaubten Freuden der Natur und der Geſellſchaft; aber ihr Herz hange immer an Chriſtus.

Denken Sie oft über ſich nach wegen ihrer Verirrungen, ihrer Fehler; laſſen Sie ſich durch ihre Fehltritte nicht niederſchlagen; denken Sie auf Chriſtus, der ſie reinigen wird. Bringen Sie dieſe Lehre in Ausübung; und — fühlen Sie nicht außerordentliche Kräfte, Dinge, von welchen Menſchenphiloſophie mich nichts träumen läßt, ſo nennen Sie mich einen lügenhaften Schwärmer, der ich auch ſeyn würde, wenn ich Ihnen eine Menſchenlehre verkündigte; ich verkündige Ihnen aber im Namen der Wahrheit die Wahrheit ſelbſt.

Alles, was ich Sie thun hieß, finden Sie zerſtreut in der Schrift und im heiligen Evangelio.

Treten Sie dieſe praktiſchen Wege an; ſie ſind die einzigen, wahren, zur Wahrheit und Weisheit zu gelangen.

Arbeiten Sie an ihrem Willen, und die Feuertaufe des Geiſtes erleuchte ihre Seele durch die Kraft aller Kräfte.

Hier haben Sie die erſten praktiſchen Wege, vielleicht wird Sie Gott bald weiter führen, und Sie höhere Dinge einſehen laſſen, als Sie ahneten.

Denken Sie, Weisheit muß man zu verdienen ſuchen, als zu ergründen.

Auch theilet ſich Gott mehr dem Liebenden mit, als dem Forſchenden.

Was ich Ihnen hier gebe, geb' ich Ihnen als Freund, weil ich Sie für einen aufrichtigen Sucher der Wahrheit halte.

Seyen Sie verſichert, daß es keinen andern Weg gibt, Wahrheit und Weisheit zu finden, als dieſen.

Aber nicht genug, daß man ſich Weisheit einbilde, Weisheit rühme, man zeige ſie durch ſtille ſanfte That — That iſt das einzige Zeichen vom Siegel der Weisheit.

Laſſen Sie ſich nie von leeren Prahlern und eiteln Schwätzern bethören — dieſen waſſerloſen Wolken und unfruchtbaren Bäume; die durch Hoffnung eines erfriſchenden Regens und ſtärkender Früchte immer täuſchen und nichts geben.

Prahlerei iſt nicht Weisheit, Geſchwätz nicht Verſtand — That, unläugbare, bleibende That, darin liegt alles: Sanftmuth, Demuth, Bruderliebe ſind die Vorboten der Weisheit. Wo Stolz, Herrſchſucht, Neid iſt, dort iſt keine Wahrheit.

Alle vorgebliche Weisheitsſchulen unſerer Zeit, die öffentlichen, oder heimlichen Kram halten, verkaufen Schaalen ohne Kern, ſobald ſie vorgeben, ſie ſeyen die Inhaber der Weisheit.

Gott iſts allein; der Menſch kann ſeinen Mitmenſchen nur den Weg zeigen; aufnehmen muß ihn Gott.

Allein hier muß That ſeyn, und That braucht Mühe; nicht nur der Ackersmann muß im Schweiße ſeines Angeſichts ſein Brod eſſen, ſondern jeder, der, in welchem Kreiſe des Lebens er immer ſey, etwas thun — etwas Gutes thun, und das Gute bleibend wirken will.

Geſchwätz braucht keine Mühe; daher ſo viele weiſe Schwätzer,, und ſo wenig thätige Weiſe — Geſchwätz ohne That, Schein ohne Geiſt, Gefäß ohne Inhalt.

Aber oft hält ſich der Schwätzer für den Thäter; er bildet ſich ein, weil er ſchon von Weisheit, Tugend, Liebe und Chriſtenthum ſprechen kann, weil er ihre Größe zu empfinden glaubt, ſo ſey er wirklich im Beſitze derſelben.

Reden und Empfinden iſt noch weit vom Handeln und ſtandhaftem Ausüben unterſchieden, und ohne Handeln, ohne ſtandhaftes Ausüben können Sie ſich nie praktiſch von der großen Wahrheit überzeugen.

Alſo Hand ans Werk gelegt; mehr gehandelt, als vernünftelt; ſtatt Plane auszudenken, nach dem Plane des Chriſtenthumes ſein Herz gebauet; — unſer Mund ſoll verſtummen; unſere Thaten ſollen reden.

So wenig Licht bei Finſterniß wohnen, mit Finſterniß Gemeinſchaft haben kann, ſo wenig kann Weisheit, die nur in Sanftmuth athmet, bei Stolz, Bitterkeit, Unterjochungs-Geiſt und Grimm wohnen.

Da iſt nicht Weisheit von oben — da iſt nichts vom Geiſte der Wahrheit gelernt — nichts erbeten und empfangen vom Vater der Lichter; — Weisheit der Erde iſts — Menſchenweisheit — Satansweisheit.

Die Weisheit von oben unterſcheidet ſich weit von allem, was die Welt Weisheit nennt.

Irdiſche Weisheit, wie ſie auf der Erde ohne Rückſicht aufs Unſichtbare gekannt und geübt wird, iſt nichts weiter als ökonomiſche Klugheit für ſeine zeitlichen Vortheile — ſeine Erfindungen und Kunſtgriffe im gelehrten und ungelehrten Handel und Wandel — Kunſt, ſich der Welt gleich zu ſtellen — Wiſſenſchaft, die Klugheit des Klugen und die Thorheit des Thoren zu unedlen, ſelbſtſüchtigen Zwecken zu gebrauchen; — Fertigkeit im Drehen, Schmeicheln, Ueberreden, Beliſten, Zeit und Stunde wählen — — das iſt irdiſche Weisheit.

Menſchenweisheit iſt Weisheit von Menſchen gefunden und getrieben, in denen das Leben und der Geiſt nicht aufgeweckt iſt; — Kenntniſſe, Wiſſenſchaften, die ohne Einfluß des Geiſtes Gottes, ohne Offenbarung durch ihn, ohne Bekanntſchaft mit einer höhern unſichtbaren Welt gelehrt und gelernt werden können — dieſes iſt die Weisheit, die der Herr Offenbarung des Fleiſches und Bluts nennt.

Dieſe wirft ſich auf zur Richterin der göttlichen Weisheit; — dieſe urtheilt aus dem engen Kreiſe ihrer Kenntniſſe und Vermuthungen über das Obere; bezweifelt, läugnet, was ſie nicht ſieht, nicht kennt, und bedenkt nicht, daß Paulus ſagt: „Der natürliche Menſch faſſet die Dinge nicht, die des Geiſtes Gottes ſind. Korinth. 2, 14.

Dieſe Weisheit geht in der Natur und Kunſt auf Raub aus, der Augenluſt, Fleiſchesluſt und Hoffart zu dienen, die Sinne zu reizen und zu locken, irdiſche Bedürfniſſe zu vermehren, Einfalt, Muth und Stärke zu ſchwächen, den unwürdigſten Leidenſchaften eine Zauberfarbe zu geben, und den Menſchen in das weiche Geſchöpf aufzulöſen, das ſich in ewiger Sinnenluſt aufreibt. — Teufliſche Weisheit iſts, Satans Inſpiration, des Fürſtens der Finſterniß, des Vaters der Zerrüttung, Bitterkeit des Zorns, Erhöhung und Zuſatz irdiſcher und menſchlicher Weisheit aus dem Ungrunde der Liſt und Bosheit.

Eine Weisheit, die ſich in Licht kleidet, um der Weisheit von oben ihre Schule zu rauben, und alles Licht der Wahrheit und ächten Weisheit mit Finſterniß zu umhüllen; — die Netze ausſpannt, wo es am ſicherſten ſcheint, und dann dem Armen Hohn lächelt, der ſich unwiſſend darein verſtrickt; — die den Sämann guten Samen ſäen läßt, ihm eine reiche Erndte verſpricht, und dann in der Schlafſtunde Unkraut darunter ſtreut — dieſes iſt jene Weisheit, die früh ſchon mit Schlangenliſt vom Baume der Erkenntniß herabſprach, und aus der lüſtern gemachten Seele das Gebot der wahren Weisheit herausſchmeichelte.

Wahre Weisheit aber — Weisheit von oben iſt die, die ſich nicht ums Irdiſche bemüht, weil ſie nicht aus dem Irdiſchen ſtammt, nicht von Menſchen ſich lernen läßt, nicht vom Fleiſch und Blut ſich offenbart, ſondern erbetet und gegeben wird vom Vater der Lichter — durch den Geiſt Jeſus Meſſias.

Da iſt Weisheit — Offenbarung von oben — Aufſchluß der Geheimniſſe des Himmelreichs — Erkenntniß höherer Wahrheit des Lebens und der Liebe aus Gott; — Erkenntniß deſſen, was dem forſchenden Verſtande verborgen, dem tiefeindringenden Scharfſinne Räthſel und Thorheit iſt; was nur der Sinn des Geiſtes lernen und faſſen kann; der Sinn deſſen, was ehrbar, gerecht, lieblich und wohl lautet — der reine, einfältige, friedſame Kinderſinn, der überall ſieht, was iſt; überall das Wahre, Göttliche, Himmliſche erkennt; die Weisheit, die auf geraden, lichtem Pfade ohne Schleier und Schminke wandelt, nach reinen edeln Zwecken ſtrebt, ſpricht und ſchweigt zur rechten Zeit, gern hört, und ohne Gleißnerei antwortet; nach Frieden jagt, die gelegene Zeit erkauft, ſanftmüthig iſt gegen Jedermann, mit Liebe zürnt und ſtraft — ſtandhaft duldet, im Herrn ſich freut, jedes Wort mit zehnfacher That krönt; bei Tadel, Mißgunſt, Bosheit und Läſterung ſtill fortwirkt, mit dem Troſte, daß es noch nicht offenbar iſt, was wir ſeyn, werden — daß der Tag der Garben noch nicht erſchienen iſt.

Dieſes iſt die Weisheit, die Sie auf dem Wege erlangen werden, den ich Ihnen vorzeichnete.

Allein, wie Ruhe und Sanſtmuth Zeichen und Siegel der Weisheit ſind, ſo gehört auch eine ſtille und unbefangene Seele dazu, zu erkennen, zu hören und zu bewahren.

Wie der Blinde die Sonne nicht ſieht, wenn ſie ihm auch ſcheint in ihrer Kraft, ſo erkennt eine verdorbene, von Wollüſten oder Leidenſchaften vernunſtaltete Seele die Weisheit nicht — höret und faſſet ſie nicht, wenn ſie gleich zu allen Sinnen ſpräche, ſich auf die Höhen, auf die Straßen, auf die Wege ſtellte und vor den Thoren ſchrie.

Hier habe ich Ihnen mitgetheilt, was Sie von mir verlangten; möge Sie der führen, der jedes Herz leitet, das zu ihm ruft.

Soll ihr Herz aufrichtig geſinnt ſeyn, dieſen Weg zu gehen, ſo wird Sie der Erfolg höherer Wahrheiten ſelbſt belehren. Kann ich Ihnen auf ihrer Wanderſchaft die Reiſe erleichtern, ſo glauben Sie, daß es nicht allein für mich die heiligſte Pflicht, iſt, Ihnen nach und nach mitzutheilen, was ich empfangen habe, ſondern daß auch alle die, die dieſen Weg wandeln, und worunter Männer ſind, denen ich nicht würdig bin, die Fußriemen aufzulöſen, alles beitragen werden, ihren Eifer werkthätig im Guten zu ſtärken, und Sie Gott näher zu führen; vielleicht haben Sie aber unſere ſchwache Hilfe nicht nöthig; vielleicht ſetzt Sie die Güte der Allkraft weit über uns hinaus, und keiner wird eiferſüchtig über ihren Vorrang werden, ſondern ſich ihrer Größe und Würde freuen, und ſich bemühen, gleiche Gnade des Herrn zu verdienen.

Nun noch ein Wort! Ich gebe Ihnen dieſes nicht, daß Sie es zu einer Sammlung verſchiedener Syſteme legen ſollen, ſondern zur praktiſchen Ausübung; und finden Sie auf dieſem Wege, wenn Sie ſelben mit aufrichtigem Herzen wandeln, nicht eine Wahrheit, die Ihnen die Welt nicht geben kann, ſo finden Sie keine mehr; aber gehen Sie aufrichtig zu Werke: Gott läßt ſich nicht verſuchen; Neugier verſucht, aber nicht Wahrheitsdrang. Fordern Sie nichts, ſondern ſuchen Sie alles zu verdienen.

Unreife Menſchen dringen nicht ins Innere; dieſes ſtößt alles zurück, was nicht homogen iſt.

Es gibt nur eine Geſellſchaft von Weiſen, und dieſe beſteht in jenen, die der Glaube und die Liebe in Gott vereint.

> Heiligſtes der Weſen! Ewiges Wort! Verzeih dem Sterblichen, wenn er tief im Staube ſich krümmt, ſeine Blicke zu dir aufwärts hebt, und Licht für ſeine Seele ſucht. — Iſts Irrthum, was ich ahnete, o ſo laß — ihn wieder in ſein Nichts zurücktreten — wars Wahrheit, ſo laß ſie denen bekannt werden, die ſie ſuchen und faſſen können. Amen.

Du, der du nach Wahrheit ſeufzeſt, der du ſiehſt mit hellerem Auge, wie tief die Menſchheit unter der Laſt menſchlicher Vorurtheile gedrückt iſt — Menſch mit höherem Gefühle, der du Wahrheiten ahneſt, die du dich umſonſt bemühſt, unter dem Schwarme gewöhnlicher Menſchen zu finden — Freund mit edlem Herzen, der du mit Thränen im Auge die Thorheiten ſiehſt, die den größten Theil der Sterblichen unglücklich machen — der du eine empfindſame, theilnehmende Seele haſt, der Armuth gerne deine Arme darbeutſt, die Thränen des Leidenden trockneſt, und den Hilfeſuchenden an deine Bruſt drückſt; — du, der du den Undank der Welt, Verachtung, Verrätherei, Beſchimpfung, Verläumdung, — Alles erfahren haſt, was das Loos des Edeln iſt und was ein Menſchenherz kränken kann; — der du verfolgt von Thoren, verhöhnt von Dummköpfen und mißhandelt von Böſewichtern warbſt; — der du traurig dein Haupt zu Boden ſenkſt, den Anblick der Menſchen ſcheueſt und einſam die ſtillen Freuden der Natur ſuchſt, um ungehindert, ungetadelt über die Menſchen, — deine Brüder, weinen zu können — verzage nicht; noch iſt für dich eine heilige Freiſtätte; noch ſteht unerſchüttert der Tempel der Weisheit auf den Säulen, die der Ewigkeit trotzen; er ſteht im einſamen Haine, den nie der Zutritt eines Unwürdigen entheiligte; dort öffnet der Prieſter der Wahrheit jedem edlen Leidenden den Arm, ihn zu empfangen.

Suche, ſuche! du wirſt ihn finden; überſteige die Klippen der Vorurtheile; durchwandere die Wildniſſe der Irthümer; laß dich nicht von den Ungeheuern ſchrecken, die auf deiner Reiſe dir begegnen; Weisheit zu wollen ſey dein Schild, ernſtlich zu wollen dein Schwert; du wirſt überwinden, da wirſt ſiegen und finden.

Wo iſt dieſer Tempel, rufſt du auf? Er ſteht näher bei dir, als du glaubſt, aber unſichtbar für die Augen der Sklaven der Verwirrung; die Gottheit verhüllte ihn weislich den Augen der Anhänger der Leidenſchaften, vergebens ſuchen ſie ihn zu zerſtören; er iſt ewig, wie die Gottheit, die in ſelbem thront.

Dicke Finſterniß verhüllte ihn für jene Schwergeiſter, die die Maſſe ihrer Sinnlichkeit tief in den Abgrund zieht.

Die Sklaven der Außenhülle ſehen ihn nicht, deren materieller Blick nie ins Innere der Dinge drang, er verſchwindet für jene enge Seelen, die unfähig ſind, ihre Denkkraft auszudehnen, und ſich über die Sphäre der Bilder hinauszuſchwingen.

Einfalt herrſcht in den Hallen der Weisheit, alles, was an die Vielheit gekettet iſt, nahet ſich nie ſeiner Einheit, geſchmiedet an den ewigen Zirkel der Peripherie, berührt es nie den Mittelpunkt.

Einheit iſt das große Geſetz in dieſem Tempel; alles von der Vielheit zur Einheit zu führen, die Ausführung des großen Planes, der der Schöpfung zum Grunde liegt — Einheit iſt das große Geſetz, das von allen verehrt, von allen, die darin ſind, erfüllet wird.

Was finde ich denn in dieſem Heiligthume, wirſt du mir ſagen? —

Weisheit; und mit ihr alles. — Nicht die Weisheit der, Welt; die blos wiſſenſchaftliche Kenntniß und nicht Weisheit iſt; die blos auf der Außenhülle herumſchleicht, nie den Mittelpunkt berührt, der alle Kräfte in ſich hält; du findeſt wahre Weisheit, und Menſchen, die ihr huldigen — Menſchen, die die Beſten dieſer Welt ſind; du findeſt weiſe, gute Menſchen, keine ſtolzen Gelehrte.

Alle Zänkereien, alle Kontroverſen, alle Gegenſtände der falſchen Weltklugheit; alle fremde Idiomen, eitle Diſſertationen, die traurigen Keime der Meinungen, die den Saamen der Uneinigkeit ſtreuten, alle Irrungen, Schismen und Syſteme ſind von den Schwellen dieſes Tempels verbannt, da findeſt du weder Ehrabſchneidung, noch üble Nachrede, das Kind der Welt; jeder Menſch wird geehrt; die Satyre, der Witz, der ſo gerne auf Unkoſten anderer ſich hervorthut, iſt unbekannt; hier kennt man nur die Liebe.

Verläumdung, dieſes Ungeheuer der Welt, geführt durch Neid, ernährt durch Dummheit, liegt da, geſtürzt in den Abgrund; nie hebt es unter den Freunden der Weisheit ſein Schlangenhaupt empor; — Menſchen ſchonen, Menſchenliebe allein ſind die Namen, die hier bekannt ſind: hier beſchnarcht man nicht deine Fehler, hier macht man dir keine bittern Vorwürfe über deine Vergehungen; nachſichtig und liebevoll führt man dich auf den Weg der Wahrheit; man ſucht dich zu überzeugen, zu rühren, und überläßt die Strafe deiner hellern Erkenntniß und dem Lichte, man hilft deinen Bedürfniſſen ab, unterſtützt deine Schwäche, freut ſich deines Aufſchwingens und deiner höhern Würde.

Hier iſt man fern von Verfolgungen; Liebe führt den Irrenden zurück, Liebe den, der beleidigte.

Das Glück, das Geſchenk des Zufalls, erhebt keinen über den Andern; der allein ſchätzt ſich am glücklichſten, dem die Gelegenheit winkt, dem andern wohlzuthun.

Gott! wirſt du aufrufen: unter welchem Himmelsſtriche wohnen dieſe Menſchen? —

Sie wohnen zertheilt unter jedem; die Hallen des Tempels der Weisheit gehen vom Aufgange bis zum Niedergang, vom Mittage bis gegen Mitternacht; ſie ſind in der ganzen Welt umher zerſtreut, und doch vereinigt im Geiſte und in der Wahrheit; ſie allein machen die Geſellſchaft der Guten aus, die Geſellſchaft des unſichtbaren Reiches des Innern, unter einem einzigen Vorſtande, der Gott iſt.

Man muß ſich unter dieſer Geſellſchaft keine feierliche Geſellſchaft, keine Freimaurer-Loge vorſtellen, die zu gewiſſen Zeiten ſich verſammelt, ihre Vorſteher und Mitglieder wählt, oder ſich einen gewiſſen Endzweck feſtſetzt, den ſie erreichen will; ſie iſt weit wichtiger, weit erhabener als alle menſchliche Geſellſchaften, obwohl es fern von mir iſt, die guten Endzwecke mancher zu tadeln: allein alle äußere Geſellſchaften müſſen dieſer innern weit nachſtehen; dieſe Geſellſchaft kennt keine Formalitäten, keine Feierlichkeit; den beſten der äußern Geſellſchaften liegt immer dieſe innere zum Grunde, und ſie iſt nur darum gut, wenn ſie eine Wahrheit der innern zur Expreſſion bringt. Abweichung von der innern zerſtört die beſte, oder bringt ſie auf Abwege.

Bei äußern Geſellſchaften müſſen Formalitäten ſeyn, ſie ſind das Werk der Außenhülle, das Merkmal der Menſchlichkeit; dort, wo die Tugend im Herzen liegt, Wahrheit und Weisheit Weſenheit iſt, hören alle Formalitäten auf; im Reiche der Kräfte verſchwinden alle äußere Schaalen, und werden unnütz.

Das Oberhaupt der Geſellſchaft der Guten iſt die Quelle aller Weisheit und Kräfte; der beſte Menſch hienieden iſt ihr Vorſtand.

Dieſer kennt vielleicht alle ſeine Mitglieder ſelbſt nicht; aber er, wie jedes ſeiner Mitglieder, iſt ſicher, daß er in dem Augenblicke, wo er mit dieſem oder jenem wirken ſoll, ſich in der Welt ſicher antreffen und zu dem beſtimmten Ziele wirken werde.

Da iſt vom Vorrange nie die Frage; wer beſſer iſt, geht vor, und wer der immer ſey, der zeigt ſich dem andern ohne Hochmuth, und wird von andern angenommen ohne Neid.

Fügt ſichs, daß mehrere Mitglieder zuſammen kommen, ſo kennen ſie ſich ſicher; hier kann keine Verſtellung Platz finden, keine Larve den Heuchler decken; die Charakterzüge ſind zu originell; die Maske der Illuſion iſt ausgezogen, hier ſcheint jeder ſo, wie er iſt; gemeinſchaftlich werden ſie leben, aber Eigenthum wird nie ihr Außenwerk machen.

Keine Mitglieder können gewählt werden, berufen ſind alle Menſchen hiezu.

Die Guten werden erſt Mitglieder, wenn ſie reif zum Eingang geworden ſind.

Den Eingang kann und ſoll man ſuchen; dieſen kann auch einer, der im Innern iſt, den andern ſuchen lehren; ſo lang man aber nicht reif iſt, wird man nie zum Innern gelangen; man kann aber auch oft im kurzen dazu reif werden.

Unreife Menſchen würden Unordnung in die Geſellſchaft bringen, und Unordnung kann ſich nicht mit dem Innern vertragen; es ſtößt alles zurück, was nicht einpaßt, was nicht homogen iſt.

Weltklugheit forſcht vergebens dieſem Innern nach — vergebens belauſcht die Liſt die Geheimniſſe, die da verborgen liegen; für den, der nicht reif iſt, iſt alles Hieroglyph; er kann im Innern nicht ſehen, nicht leſen.

Wer reif iſt, ſchließt ſich an die Kette an; er geht ins Innere, vielleicht da, wo er ſelbſt nichts davon weiß.

Reif zu werden ſuchen muß das Bemühen desjenigen ſeyn, der Weisheit liebt; es gibt aber auch Mittel, reif zu werden.

In dieſer innern Geſellſchaft ruht das Urdepoſitum aller Urkunden des Menſchengeſchlechtes; aller Urgeheimniſſe, aller Urwiſſenſchaften; ſie iſt die einzige, die den Schlüſſel aller Geheimniſſe beſitzt, und das Innere der Natur und der Schöpfung kennt: ſie iſt die Geſellſchaft, die an höhere Kräfte ſich anſchließt, und Mitglieder von mehr als einer Welt zählt.

Sie iſt der Tempel der Weisheit; edler, nach Wahrheit ſchmachtender Freund! ſuche einzugehen, ſuche reif zu werden, und du wirſt dich von Dingen überzeugen, für die die Welt keine Worte hat.

Der Faden der Ariadne. Ein großes Hieroglyph für den Wahrheit Suchenden.

Finden Sie nicht überall die größten Beſchwerniſſe, reine Wahrheit zu finden? — Finden Sie unter den Gelehrten nicht ſelbſt die größten Zänkereien und beſtändiges Diſputiren? Nimmt nicht einer an, was der andere verwirft, und herrſcht nicht ein fürchterlicher Scepticismus in den wiſſenſchaftlichen Fächern? —

Haben Sie nicht ſelbſt die Beobachtung und Erfahrung gemacht, daß der größte Theil der Gelehrten mehr ihre Meynungen, die ſie von der Sache haben, als die Wahrheit der Sache ſelbſt vertheidigen? — Daß ſich oft Eigendünkel — Stolz — Rechthaberei in ihre Schriften miſcht? —

Ahneten Sie nicht, daß unſere Wiſſenſchaft keine ſichere Baſis der Erkenntniß habe, und daß eben aus Mangel dieſes ſichern Weges die Straſe zur Wahrheit mit ſo vielen Diſteln bewachſen iſt, daß es eine Menge Irrgänge gibt — und ewige Zirkelwege, auf welchen wir uns in einem ewigen Kreiſel herumtaumeln, ohne am Ende den Mittelpunkt zu erreichen, den wir ſuchen. —

Sind die auſſerordentliche Menge der Bücher, die exiſtiren, nicht den Tannen gleich, die eine fürchterliche Wildniß um den Tempel der Wahrheit bilden? — Wir finden dort und da einige Lichtfunken, aber manchmal getrennt — ohne Zuſammenhang. — Wir finden ſchöne einzelne Bruchſtücke, aber vergebens ſuchen wir das Ganze. —

Hat dieſe traurige Erfahrung nicht manchen edlen, nach Wahrheit dürſtenden Geiſt von der gemeinen Straße der Wiſſenſchaften abgeleitet, ſo daß er überdrüſſig die gewöhnliche Bahn verließ, und auf Nebenwegen ſuchte? —

Stießen ihm auf dieſen Nebenwegen nicht verſchiedene Abentheurer auf, die ihm verſprachen, in den Tempel der Wahrheit zu führen, und fand er nicht meiſtentheils vergoldete Nußſchalen ohne Kern, Hieroglyphen ohne Seele, und manchmal gar eine Mördergrube ſtatt dem Heiligthume? —

Ja, ſo iſts — leider iſt dieſes das große Labyrinth, aus welchem der Menſch vergebens herauszukommen ſucht, ohne den Faden der Ariadne.

Nun exiſtirt dieſer Faden für jeden Menſchen; allein Stolz oder Unachtſamkeit tritt ihn zu Boden.

Das Labyrinth war für den Stiermenſchen Minotaur erbaut, das will ſagen: der Thiermenſch, der bloß ſich ſelbſt ſucht, verliert ſich in den ewigen Zirkelgängen der Sinnlichkeit; nur dem Geiſtmenſchen beut Ariadne den Faden — der Faden iſt das feine Symbol der Kontinuität, die an einer einzigen Einheit haftet, und wodurch wir aus dem Garten der Verirrungen gerettet werden — wenn wir dem Geſetze dieſer Einheit folgen.

Dieſes Geſetz kennen lernen führt uns an die Quellen aller Weisheit, aus der alle Wiſſenſchaften nur abgeleitete Bäche ſind.

Dieſe Quelle — beſitzt eine Urwiſſenſchaft, die uns den Schlüſſel zu allen Dingen gibt —

ein Urhieroglyph, wodurch wir alle Hieroglyphen erklären können;

eine Urſchrift, in welcher wir leſen können, was iſt — was war — und was ſeyn wird;

eine Urſprache, wodurch alles, was iſt im Geiſter- und Körperreiche, mit uns ſprechen kann, und wir mit ſelben;

einen Urkarakter, der uns alle Geheimniſſe aufſchließt;

ein Uralphabet, aus welchem alles beſteht, was iſt;

eine Urzahl, woraus alle Progreſſionen kommen;

ein Urprinzip aller Kräfte, Wirkungen und Folgen;

ein Urlicht, das alles erleuchtet, und in dem wir alles ſehen;

ein Urfeuer, das alles erzeugt — alles belebt — alles erwärmt — alles in ſich vereint;

ein Urbuch, worin alles aufgezeichnet iſt;

einen Urſiegel, der alles verſchließt und verkettet;

eine Urweisheit, die alle Weisheit übertrifft;

eine Urſeligkeit, für die die Sinnenwelt keinen Ausdruck hat.

Was in allen Büchern Wahres geſchrieben, in allen Weisheitsſchulen Wahres gelehrt worden — dieß alles finden wir hier auf einmal — beſtändig — in jedem Augenblicke —

in Kraft und That — in einem einzigen Mittelpunkte, und in dem Augenblicke, in welchem Sie ſich dieſer Urquelle nahen, ſind Sie im Moment mit all denen im Himmel und auf Erden vereint, die als Glieder einer einzigen Kette vereint mit der Urquelle aller Prinzipien nur eine Einheit ausmachen.

Ueber das Band, das die Gatten vereint.

Ich weiß nicht, was mir ſo wunderlich ahnet; mir iſt immer, als wenn die, die mit Herz und Seele an Gott hangen, von Erſchaffung der Welt an bis zu ihrem Ende nur eine Gemeinde ausmachten; auch däncht mir immer, als wenn zu dieſer heiligen Gemeinde auch viele gehörten, die nicht mehr da ſind.

Dieſe ſind vielleicht für dieſe Welt nicht mehr da, aber doch noch für die, die gleiche Wege mit ihnen wandeln, und die mit ihnen wirken nach den Abſichten der Gottheit.

Man muß aber nicht glauben, daß dieſes eine geheime Geſellſchaft iſt; ſie iſt die Geſellſchaft der innern heiligen Gemeinde; in dieſe nimmt kein Menſch auf, ſondern Gott ſelbſt, wenn man ſein Herz tauglich zur Aufnahme macht.

Menſch von guter Seele! was hälteſt du von dieſem? Könnte dieß nicht etwas mehr, als eine bloße Menſchenmeynung ſeyn, da in der ganzen Natur immer das Aehnliche ſich ans Aehnliche und das Gleiche ſich ans Gleiche kettet? — Könnte nicht vielleicht ein Faden von Erſchaffung der Welt bis auf gegenwärtige Zeiten, und von den gegenwärtigen Zeiten bis zum Ende der Welt unter den Guten und Auserwählten fortgehen, der alles aneinander kettete und mit der Gottheit vereinte? — Wäre dieſer Faden nicht vielleicht bei den Propheten der Vorzeit zu beobachten? Setzte er ſich nicht unter den Apoſteln fort? und unter jenen, welchen ſie den heiligen Geiſt durch Auflegung ihrer Hände gaben? — Und konnten nicht dieſe Menſchen, die ſo nahe an der Quelle des Guten — an Gott ſind, die Inhaber der größten Geheimniſſe ſeyn?—

Aber dieß iſt nur eine hingeworfene Frage. Wenn ich mich nicht irre, war es nicht Daniel, der unter den Löwen erhalten wurde? War es nicht Moſes, der aus ſeinem Stabe eine Schlange bildete, die alle Schlangen der Zauberer verzehrte? Wars nicht er, der das goldene Kalb verbrannte? an einen Felſen ſchlug und Waſſer erweckte? — Wars nicht auf das Gebet Paulus, daß Thebaita von Todten erwachte? Wars nicht der Prophet Eliſäus, der das Kind eines Weibs eines Gerechten vom Tode erweckte und ihre Töpfe mit Oel füllte? — War es nicht Elias, der mit dem Mantel ins Meer ſchlug, und es ſpaltete wie eine Mauer?

Propheten, däucht mir, nannte man Männer, die ſo ſeltene Viſionen hatten, zukünftige Dinge vorherſagten, die Todten erweckten, und Umgang mit höhern Geiſtern hatten.

Dieſe müſſen doch ſeltene Männer geweſen ſeyn. Meinen geringen Kenntniſſen nach ſcheint es mir, daß ſie mehr gewußt haben müſſen, als unſere Philoſophen. Sie müſſen Theilnehmer göttlicher Kräfte geweſen ſeyn, denn ſie waren ja auch Menſchen.

Sollte der Weg zu ſo großen Dingen, der dort offen wär, jetzt verſchloſſen ſeyn? Mir ahnet es immer, als wäre dieſe Weg noch einigen Menſchen wirklich offen; ich glaube auch nicht, daß ich mich betrüge, in der Schrift geleſen zu haben, daß dem, der glaubt, nichts unmöglich ſeyn ſoll. Es ſteht ja auch geſchrieben: „Wenn du zu einem Berge ſagen wirſt: Stürze dich ins Meer, ſo wird er ſich ins Meer ſtürzen.“

Die Wahrheit ſagt das, und was die Wahrheit ſagt, kann ja doch keine Lüge ſeyn.

Du, der du Wahrheit ſuchſt — ich möchte wohl deine Meynung darüber wiſſen. Findeſt du in dem, was ich beſagte, etwas, das dir groß ſcheint; nun, ſo iſts gut und ich will mich freuen; findeſt du nichts, ſo wills auch ſo ſeyn; jeder geht ſeine eignen Wege, und Gott leitet die Menſchen auf verſchiedenen.

Glaubſt du, daß du tiefer ins Innere ſiehſt, ſo zürne nicht über den Schwächern; vielleicht ſcheinen dir meine Sinke verrückt, mein Gehirn ſchwach — vielleicht auch nicht; jeder faßt Wahrheit nach der Empfänglichkeit ſeiner Seele auf. Lebe wohl!

Ueber die Erwählten.

Wenn man von den Auserwählten Gottes ſpricht, ſo muß man ſich bemühen, ſehr deutliche Begriffe von dem zu erwerben, was es heiße: Auserwählt ſeyn.

Wir müſſen uns nicht untereinander als Menſchen und Teufel anſehen, ſondern alle als Brüder und Erlöste in Chriſto.

Wie höchſt irrig dieſe Grundſätze wären, ſagt uns nicht allein das Evangelium, ſondern auch die Apoſtelgeſchichte. Siehe Apoſt. Geſch. 10, 34.

„Petrus fing aber zu reden an, und ſprach: „Nun erfahre
„Ich in Wahrheit, daß Gott die Perſon nicht anſehe, ſondern
„daß in allen Völkern, wer ihn fürchtet, und thut, was
„recht iſt, angenehm ſey.“

„Ihm geben alle Propheten Zeugniß, daß alle, die an ihn
„glauben, durch ſeinen Namen Vergebung ihrer Sünden
„empfangen werden.

Als Petrus dieſe Worte redete, fiel der heilige Geiſt auf alle die, welche das Wort hörten.

Und die Gläubigen entſetzten ſich ſehr, daß die Gnade des heiligen Geiſtes auf die Heiden ausgegoſſen ward.

Auch heißt es: „Bei Gott ſind nicht die gerecht, die das Geſetz hören, ſondern die, die das Geſetz halten, werden gerechtfertigt.

Denn, wenn die Heiden, welche das Geſetz nicht haben, von Natur daſſelbige thun, was das Geſetz vermag, ſo ſind ſie ihnen ſelbſt ein Geſetz, obwohl ſie das Geſetz nicht haben ꝛc.

Wir können alſo die göttliche Auserwählung der Gerechten nicht wie eine Menſchenwahl anſehen, bei welcher nur Eigendünkel oder Willkühr herrſcht.

Gott iſt die Quelle aller Güte; er kann nichts wollen, als

Gutes; er iſt ewig unveränderlich; er kann alſo keine Wahl haben, wie Menſchen, die ſich beſinnen, ob ſie dieſen oder jenen auserwählen wollen.

Auch das, was wir Auswahl der Erwählten nennen, verhält ſich in Gott nach ewigen Geſetzen ſeiner Weisheit und Gerechtigkeit — Gott iſt reine Liebe; ſein ganzes Wirken iſt Liebe; nur verhält ſich dieſes Wirken nach der Empfänglichkeit der Geſchöpfe.

Im Guten wird alles gut, im Böſen alles böſe; darin liegt Gottes Liebe und Zorn.

Im Herzen des Guten wird der göttliche Lichtſtrahl erquickende Freude; im Herzen des Böſen verzehrendes Feuer.

Iſt der Menſch nicht gleich verdorben, ſo, daß das Böſe nicht ganz ſeine Eigenſchaft ausmacht, ſo iſt dieſes ſchmerzhafte Wirken des göttlichen Feuers Strafe, Anmahnung, vom Böſen zurückzukehren, und die Quelle des Lichts zu ſuchen, bei welcher Annäherung das verzehrende Feuer wieder in erquickendes Licht verwandelt wird, welches göttliche Barmherzigkeit genennt wird.

Gott iſt eine Einheit; er iſt immer der nämliche — im Himmel der Gott der Liebe; in der Hölle der Gott des Zorns. —

Das will ſagen: die Sonne iſt immer die nämliche, da ſie erwärmend eine Blume erquickt, wie ſie die nämliche iſt, da ihre Strahlen im Brennglaſe geſammelt, die Körper entzünden. In ihr liegt nichts als Liebe, Hervorbringen, Erwärmen; — Verzehren; Brennen liegt nur verhältnißmäßig in ihr, nach der Beſchaffenheit der erſchaffenen Dinge: — ihr Licht wird Feuer in irdiſchen Dingen.

Gott iſt Alles in Allem; wäre er dieß nicht, ſo wäre er nicht Gott; daher iſt Himmel und Hölle in unſerm Herzen; daher ſagt Chriſtus: „Das Reich Gottes iſt inwendig in euch.“

Der Menſch hat den freien Willen; er kann ſuchen, und nicht ſuchen, klopfen, und nicht klopfen. Wenn er ſucht, ſo wird ihm das Finden nicht verneint; wenn er klopft, ſo wird ihm aufgethan. —

Wie ein Senfkörnlein liegt das himmliche Reich in ihm; es kann aufkeimen zu einem groſsen Baume: — allein es muß aufkeimen, nicht erſterben unter dem Unkraute der Leidenſchaften.

Des Menſchen Wille iſt zwar verdorben; wir haben die Neigung zum Böſen ſchon geerbt; dieſe angeerbte Neigung wird noch mehr geſtärkt durch die böſen Leidenſchaften unſerer Eltern — durch das Beiſpiel, das uns die Welt gibt: durch unſere Gewohnheit; daher wird unſer Zuſtand ein Kampf zwiſchen dem Guten und Böſen; jeder Schritt zum Guten gibt uns mehr Stärke, mehr Kraft — jeder Schritt zum Böſen mehr Schwäche — öfteres Unterliegen.

Im erſten liegt der Grund zur Gnade; im letztern der Grund der Verſtockung.

Gott hat alle berufen; — Auserwählte ſind aber nur die, deren freier Wille ſich in die Gnade ergibt; daher will Gott nicht den Tod des Sünders, ſondern daß er lebe und ſich bekehre.

So lang der Wille im Finſtern iſt, ſteht auch die Seele des Menſchen unter Gottes Zorn, obwohl Gott immer und immer wirkt, den verſtockten Willen zum Licht zu bringen, welches Wirken ſeine unendliche Barmherzigkeit iſt; allein wenn der Menſch ſich gegen dieſes Wirken ganz unthätig verhält, ſo gehört er unter jene, von welchen Chriſtus ſagt: „Ihr habt Ohren, und höret nicht, Augen, und ſehet nicht; — woraus endlich die Verſtockung des Sünders erfolgt.

Wenn ſich aber der Wille zu Gott wendet, ſo wird die Seele angezogen und aufgenommen zum Kinde des Lichts.

Dieſe Aufnahme gibt ihr die Erwählung; das Lichtfünkchen fängt an ſich auszubreiten — der Saame des Himmelreichs aufzugehen; denn Gott iſt nicht ein Gott, der das Böſe will; er verlöſcht nicht das Licht; ſondern der böſe Wille in uns verlöſcht es, aber nicht aus Gottes Vorſatze.

Dieſer nimmt uns allzeit wieder an, wenn wir zu ihm kehren; denn er ſagt: „Wären auch eure Sünden ſo roth, wie Blut, ſo will ich euch wieder ſo weiß, wie Schnee machen.

Allein diejenigen, die ſich einbilden: Wir können nimmer zu Gott kommen, wir wollen nun Böſes thun, ſo lang es uns beliebt; — dieſe bedenken nicht, daß ſie ihren Willen ſelbſt verderben, und daß ſie eben darum nicht zu Gott kommen können, weil ſie kein reines Wollen mehr haben; und dieſes heißt: auf Gottes Barmherzigkeit ſündigen.

So lang wir in dieſer Hütte leben, ſo haben wir die Macht, Gottes Kinder zu werden; denn der Apoſtel ſagt: „Er hat uns die Macht gegeben, Gottes Kinder zu werden — nicht aus dem Willen des Fleiſches, ſondern aus dem Willen des Geiſtes, der in Gott geboren wird.

Wenn wir dieſen unſern Willen durch den Glauben an Chriſtus anſchließen, ſo werden wir durch ihn zu Kindern des Bundes und Erwählten aufgenommen, von welchen die Apoſtelgeſchichte ſagt: „Ihr ſeyd Kinder der Propheten und des Bundes, den Gott mit unſern Vätern aufgerichtet hat, da er zu Abraham ſprach: „In deinem Stamme ſollen alle Geſchöpfe der Erden geſegnet werden.“

Der Menſch. Ein Gedanke — ein Buchſtabe Gottes.

Der Menſch iſt eine Idee, ein Gedanke Gottes — der ſchönſte Buchſtabe in der Schöpfung — er trägt den Charakter der Gottheit — ſein Inneres enthält die Züge des Worts, das die Einheit ausſprach.

Allein verunſtaltet iſt dieſer göttliche Buchſtabe durch falſche Züge der Sinnlichkeit, die ihm ſeine originale Einfalt raubte. —

Verunſtaltet iſt die Idee, die ſo rein aus Gottes Munde kam; denn die Sinnlichkeit nahm ſie auf, und verdarb ſie durch die Zuſätze ihrer Selbſt.

Des Menſchen Beſtimmung iſt daher, daß er ſich von allen fremden Zuſätzen reinige, alle fremde Züge auslöſche, um wieder reine Idee, reiner Buchſtabe zu werden.

Gott denkt — ſpricht und handelt —

Durch den denkenden Gott war der Menſch ſeine Idee;

Durch den ſprechenden ſein Wort —

Durch den Handelnden — der Charakter —

Durch Denken, Wollen und Schaffen ward der Menſch.

Der Gedanke, — das Wort — die Schrift der Gottheit.

Durch Denken, Wollen und Handeln verunſtaltete der Menſch den reinen göttlichen Gedanken — das reine Wort — den reinen Buchſtaben.

Er muß alſo wieder wollen, denken und handeln, nach dem Geſetze der Einheit, die ihn dachte — ausſprach — und ſchrieb. —

Und wenn ſein Denken, Wollen — und Handeln wieder mit der Einheit vereint iſt, ſo wird er wieder reine Idee — reines Wort — reiner Buchſtabe der Gottheit. —

Darin beſteht der große Beruf ſeiner Vergötterung — darin Weisheit — Macht — und Leben — darin liegt das große Geheimniß der Regeneration.

Ueber die Seele des Menſchen.

Die Seele des Menſchen iſt ein Gedanke Gottes, des Weſens aller Weſen.

Ihr Geſetz liegt daher in Gottes Einheit. Jeder Gedanke Gottes iſt eine Weſenheit — voll von Ordnung und Vollkommenheit — voll vom Leben.

Wie die Erneuerung im Menſchen — durch Annäherung eines Gedanken, den er dachte, eine ganze Kettenreihe von Gedanken erweckt, ſo erweckt die Seele durch ihre Annäherung zu Gott eine ganze Kettenreihe von Heiligungen und Benediktionen.

Die Seele kann nur in Gott leben, wie jeder Gedanke nur im Geiſte, der ihn dachte, zum Worte werden kann.

Er allein, der Unendliche, kann uns aufnehmen, und durch ihn allein können wir Wort und That werden.

Was iſt ein Gedanke ohne Realiſation — was der herrlichſte Gedanke, wenn er nicht von dem wieder aufgenommen wird, der ihn dachte.

Wie der Gedanke eines Weiſen verunſtaltet wird, wenn ein Thor ihn aufnimmt, ſo wird Gottes Gedanke — die Seele verunſtaltet, wenn die Sinnlichkeit ſie aufnimmt.

Nur der Weiſe, der den Gedanken rein dachte, läutert den von dem Thoren aufgenommenen Gedanken wieder von ſeinen Zuſätzen, wie Gott die Seele reinigt, wenn er ſie wieder aufnimmt — den Gedanken ſeiner Weſenheit.

Dieſes Wiederaufnehmen von Gottes Gedanken — iſt die Aufnahme der Seele — die geiſtige Regeneration.

Dieſe Regeneration hat ein dreifaches Geſetz — die Regeneration des Gedanken — des Wortes — der Handlung. Dann wenn Wort und Handlung nur Expreſſion des reinen Gedanken ſind, dann iſt der Menſch im Geiſte und der Wahrheit.

Ein ſchönes Sinnbild finden wir bei Lazarus: Aus dem Gewölbe des Todes rief ihn Chriſtus zur Auferſtehung — wieder zurück — den Geliebten in den Schoos ſeiner Familie. —

Der Menſch in ſeiner erſten Würde war zugleich Gedanke und Wort des Weſens aller Weſen — ſein Aeußeres war wie das Innere — Wahrheit und Geiſt — nun trennte ſich das Wort vom Gedanken, und verlor Leben und Kraft, — nur mit der Vereinigung des Worts wieder — mit dem Gedanken erhält es ſeine urſprüngliche Weſenheit.

Damit ſich aber wieder das getrennte Wort mit dem Gedanken vereinigen könne, ſo bedarf es einer Kraft, welche dem Menſchen zugleich Bild der Nachahmung wird. — Dieſe Kraft iſt das Wort, das ſich nie von der Einheit getrennt hat. — Die erſte ewige Realiſation des göttlichen Denkens —, das den Menſchen mit der Gottheit wieder verbindet — das die Handlung mit dem Worte und das Wort mit dem Gedanken zur Einheit bringt. —

Dieſes Wort iſt Fleiſch geworden, und hat in uns gewohnet, um den Handlungen die Kraft zu geben, ſich wieder zur

Einheit empor zu heben, daß wir wieder unſere Vorrechte als Gottes Kinder empfangen können, die nicht aus dem Willen des Fleiſches, ſondern aus Gott geboren ſind.

Was geiſtiges Leben heißt.

Wir leben geiſtig, wenn unſer Denken, oder unſer Verſtand — unſer Herz, oder unſer Wille, unſer Thun und Laſſen, oder unſere Handlungen mit der ewigen Ordnung in Einheit ſind.

In dieſer Einheit liegt göttliches Leben, und dieſes Leben zieht den Geiſt nach ſich, und der Geiſt belebt uns durch Gott. Gott vergeiſtigt ſich — und der Geiſt vergöttlicht ſich, und ſo empfängt unſer Weſen die göttliche Nahrung, die es erhält.

Ohne den Geiſt würde uns die Gottheit verzehren; aber gemildert iſt ihr Verzehrendes im geiſtigen Lichte, und dieß wird zum Bande der Vereinigung.

Die drei Grundſteine zum großen Tempelbau.

Der Menſch iſt nur alsdann in ſeinem wahren Verhältniſſe, in der Harmonie ſeines urſprünglichen Geſetzes, wenn er in — und durch Gott denkt. —

Darin beſteht das Vorrecht ſeines Verſtandes.

Das Vorrecht ſeines Herzens und Willens in — und durch Gott zu wollen. —

Und das Vorrecht ſeiner Handlungen, dieſen Willen in — und durch Gott zu realiſiren.

Dieſe ſind die drei Grandſteine — zum großen Tempelbau unſers Herzens.

Verläßt der Menſch dieſe Grundlage, ſo verläßt er die Ordnung, und Unordnung — Diſharmonie — Irregularität — iſt die Folge.

Der Menſch iſt ein Gedanke des Ewigen — die Enturſache unſers Daſeyns kann in uns ſelbſt nie concentrirt werden: ſie hangt allzeit von der erſten Kraft ab, die uns dachte — ausſprach, um außer ſich zu wirken, weil ihre unzertheilbare Einheit nur nach dieſem ewigen Weſens-Geſetze außer ihr wirken kann.

Will die Seele außer ſich wirken, ſo muß ſie denken:

Der Gedanke iſt das Organ, worin die Seele außer ſich wirkt:

So war die edelſte der Menſchenbeſtimmung, Organ der Gottheit zu ſeyn — im Vielfältigen zu wirken nach dem Geſetze der Einheit.

Die ganze Natur gibt uns Beweiſe dieſer Wahrheit.

Will der Menſch im Wiſſenſchaftlichen, oder Künſtlichen einen Gedanken realiſiren, ſo muß ſein Geiſt zuerſt nach dem Geſetze der Wiſſenſchaft und Kunſt denken; alsdann dieſen Gedanken nach dem nämlichen Geſetze realiſiren; — außer dieſem erhält er kein wahres Reſultat. —

Wie es im Phyſiſchen iſt, ſo iſts im Geiſtigen, überall das nämliche Geſetz der Einheit: überall Vereinigung des Aeußern mit dem Innern nach den Geſetzen der Ordnung — wo man Wahrheit haben und finden will.

Nach Ordnung denken — und nach Unordnung handeln, heißt die Plane der Gottheit vereiteln — Gebäude ohne Grund bauen.

Ueber das wichtigſte aller Geheimniſſe — über die Sprache des Geiſtes und der Natur.

Es gibt ein Geſetz der Ideen, und eine allgemeine Analogie — nach dem Geſetze der Kontinuität und dem Geſetze der Progreſſion: ſo erweckt eine Idee die andere, und dieſes nach harmoniſchen Regeln.

In dieſen Geſetzen liegt der Inbegriff des Wunderbaren; denn alles in der Natur folgt gleichen Geſetzen.

Das Aehnliche wirkt aufs Aehnliche — nach unveränderlichen Verhältniſſen.

Die innern Geſetze der Natur ſind unveränderlich und harmoniſch.

Um dieß zu begreifen, muß man wiſſen, daß die ganze Grundlage der Welt architektoniſch in der Idee der Gottheit, oder dem erſten denkenden Prinzip lag. —

Daß die Weltſchöpfung nichts anders, als Realiſation der göttlichen Idee iſt.

Das erſte denkende Prinzip denkt nach den Geſetzen ſeiner Weſenheit, welche Einheit iſt: in der Manifeſtation äußert ſich dieſe Einheit nach einer harmoniſchen Ordnung, welcher Ordnung die erſten göttlichen Ideen zum Grunde liegen. —

1 2 3
als Allmacht, Liebe Wahrheit, Weisheit,
4 5 6
Güte — Gerechtigkeit — Schönheit — im
7 8 9
Innern und Aeußern — welche die Eigenſchaften
10
des Univerſums conſtituiren. —

Dieſe ſind die ſieben Grundplane, worauf das Schöpfungsſyſtem ruht — die ſieben Säulen des Weltgebäudes — die ſieben harmoniſche Saiten an Orpheus Leyer — die ſieben Sproſſen der Weltleiter des Brama.

Sämmtliche Progreſſionen bilden die zehn Zahlen der Natur, in welchen man den Zuſammenhang von Allen findet.

Dieſe zehn Zahlen der Natur ſind die Namen der Gottheit, und durch Ausſprechung dieſer Namen wird alles realiſirt, was im Univerſo iſt.

Nun müſſen wir, ehevor wir weiter ſchreiten, wiſſen, was ein Name ſagen will, und was das Ausſprechen eines Namens ſey.

Das, was die Eigenſchaft eines Dings bezeichnet, iſt ein wahrer Name — Eigenſchaft aber iſt die Kraft-Aeußerung. Die Namen Gottes ſind die Eigenſchaften Gottes objective in der Einheit, als das erſte denkende Prinzip gegen der Welt als Subject betrachtet.

Dieſe Eigenſchaften ſind, wie wir ſchon geſagt haben — in Gott objective Allmacht, ſubjective Liebe oder Schöpfungs-Kraft, und Schöpfungsmotiv —

1
Liebe
2 3
Wahrheit Weisheit
4 5
Güte Gerechtigkeit
6
Harmonie-Schönheit
7 8
im Geiſtigen. im Körperlichen
9
Eigenſchaften
10
im Univerſum.

Dieſe Grundideen realiſirt Gott täglich: dieſe Namen ſeiner Allmacht und Liebe ſpricht Gott täglich in allen ſeinen Werken aus.

Dieſes Ausſprechen verhält ſich nach harmoniſchen Geſetzen; alles iſt da beſtimmt, nach einer ewigen zweckmäßigen Melodie zu wirken, ſich zu bewegen — jedes iſt ein Ganzes, und jedes wieder ein Theil eines größern Ganzen; — alle die unendlichen Theile bilden den großen Chor der Schöpfung, der in ewigen Lobgeſängen der Gottheit huldigt, die den eigentlichen Ton und Einklang der ganzen Harmonie macht.

Geſchöpfe, die Freiheit oder Selbſtthätigkeit haben, nehmen nur Antheil an dieſem Lobgeſange, in ſo weit ſie nach der nämlichen harmoniſchen Ordnung die Namen der Gottheit ausſprechen. —

Dieß aber muß geſchehen im Geiſte und in der Wahrheit — im Glauben und That.

Der Menſch muß Gottes Namen denken und ausſprechen. — Wie der Gedanke im Worte zur Realiſation wird — ſo müſſen Gottes Eigenſchaften in uns durchs Werk zur Realiſation werden.

Darin beſteht die wahre Anbetung, die wahre Erhebung des Gemüths zu Gott.

Der Menſch denkt Gottes Eigenſchaften nur alsdann im Geiſte, wenn ſein Geiſt eine Einheit mit dieſer Eigenſchaft ausmacht; — er ſpricht aber den Namen dieſer Eigenſchaft nur alsdann aus; wenn er der Eigenſchaft gemäß handelt; — denn in der Realiſation liegt das Ausſprechen — darin iſt Geiſt und Wahrheit.

Nach den ewigen Geſetzen der Harmonie wird Aehnliches vom Aehnlichen berührt — ſo antwortet die gleichgeſtimmte Saite dem Tone der andern. — Der Einklang ſetzt die einfachſten Kräfte in Bewegung, und dieſe wirken wieder auf andere nach harmoniſchen Verhältniſſen.

Alle Töne haften auf gewiſſen Primitivtönen, und alle Charaktere an gewiſſen Urzeichen: Wir finden hierüber große Aufſchlüſſe in dem Fragmente Sanchuniatons.

Denn wie die ganze Sinnlichkeit auf gewiſſen unſichtbaren und nothwendigen Urelementen von beſtimmten Weſen und Zahlen beruht, und alle Figuren auf Punkte und Linien hinausgehen, ſo tragen auch alle menſchliche Werke das Bild gewiſſer Grund-Charaktere; ja alles, was Wort und Schrift heißt, bezieht ſich auf gewiſſe Urtöne und Grundzeichen, wovon die Menſchen, wenn ſie ſich an die lichtvolle Simplizität der Weſen gewöhnten, und feſt daran hielten, ihr Alphabet fixiren können.

Jedes Weſen iſt ein charakteriſtiſches Zeichen und lebendiges Bild ſeines Innern, und die ganze Welt eine Sammlung von Charakteren für die Natur der Dinge, ihre Grund-Eigenſchaften — Verhältniſſe, Beſtandtheile, Thätigkeiten und Paſſionen, nach welchen ſich die Theile des Ganzen durch und gegeneinander erklären laſſen.

Die Subſtanzen ſind die Buchſtaben dieſer Urſchrift; der Geiſt, der dieſe Buchſtaben belebt — die Worte ausſpricht — ſind Licht und Kräfte.

Die Sprache der Gottheit iſt dreifach, wie ſeine Schrift und Charaktere — die göttliche Sprache — die geiſtige, — phyſiſche — oder Naturſprache.

Es gibt göttliche Charaktere — geiſtige — und phyſiſche.

Die erſtern bilden die Namen der Gottheit; die zweiten die Charaktere geiſtiger Kräfte — die dritten die Signaturen der Dinge.

Die göttlichen Charaktere ſind die Zeichen göttlicher Primitivgedanken, die unſichtbar um uns ſchweben.

Wenn der Menſch nun ſich von den bloß menſchlichen Sekundideen bis zur Quelle der göttlichen Primitivgedanken erhebt, ſo findet er gewiſſe Analogie und lebendige Zeichen, welche denſelben eben ſo anpaſſen, wie unſere Schrift; und der Menſch lernt im Göttlichen und Geiſtigen — leſen — und die Signatur der Dinge im Phyſiſchen zu verſtehen.

Dieſe Charaktere ſind die göttlichen und geiſtigen Hieroglyphen, die einzigen wahren, nach welchem die ganze Hieroglyſtik zu beurtheilen iſt.

Man nennt ſie κατ ἐξοχην.

Wir haben geſagt, daß die Urſprache dreifach ſey; und ſo iſt auch das Wort Gottes dreifach; das göttliche — das geiſtige, — das phyſiſche — dieß iſt die Natur —

Das geiſtige iſt die Sprache oder das Wort göttlicher Kräfte — das göttliche iſt ſelbſt die Sprache Chriſti und ſeines Geiſtes.

Dieſe letztere iſt jene einfache allgemeine Sprache — Sprache des Geiſtes, die aufzufinden mancher große Kopf vergebens gerungen: in der Einſchränkung unſerer Menſchlichkeit iſt nicht — mehr, als eine Ahnung davon zu tappen.

Will ſie der Menſch wahrhaft erlangen, ſo fordert ſie ein Opfer ſeines ganzen Willens, und wird nur denen verſtändlich, die ſich durch Chriſtus als den ΛΟΓΟΣ ΘΕΟΥ ganz leiten laſſen.

Es muß das Licht in uns erhöht werden, daß unſer durchgegrabenes Ohr Pſalm 40. die göttliche Stimme vernehme.

Um die Natur dieſer wahren Sprache deſto näher zu faſſen, muß man merken, daß ſie allein zur Wurzel — **Baſis** — oder erſten Linie des intellectuellen ▭ führt — welche die Einheit iſt — ſie erweckt alſo den göttlichen Logos im Menſchen, deſſen Organ ſie iſt, und ſie gibt einen wenig bekannten Sinn für das Licht aller Weſen, und darin beſteht die wahre Geiſt- oder Lichtſprache. —

Die wahre Originalſprache iſt nach ihrem innern Grunde bloße Regung und Anſchauung der Seele im Lichte, theils in ihrer äußern Wirkung, oder damit ich mich ſinnlich ausdrücke, zur Mittheilung:

Wenn man den Ausdruck Sprache λογος überſetzt, ſo verſchwindet alles Seltſame.

Die ſtumme Sprache iſt, wenn die Seele gleichſam in ſich ſelbſt gekehrt ihr eigen Bild ſchaut, und ihre eigene Früchte genießt.

Die laute Sprache iſt die des Geiſtes zum Geiſt, nicht im Schalle der Luft, nicht in organiſchen Lauten, ſondern in Emanation und Irradiation, wodurch die Einflößung des Willens der Seele in eine andere beſteht; — darin liegt der natürliche Aus- und Eindruck des innern Wort λογος ενϑετος.

Wie der Mond das Licht von der Sonne aufnimmt, ſo nimmt der Menſch das innere Wort von dem Einſtrahl des Höchſten auf — ein Licht vom Lichte, das für andere wieder leuchtet.

Die Art der Refraktionen dieſes göttlichen Lichtſtrahls bilden die Buchſtaben der göttlichen Schrift — die Primitiv-Charaktere aller Dinge.

Darin beſteht das Geheimniß der Smaragdentafel, worauf die Gedanken des Lichteſten aller Weſen in Feuer-Schrift flammten.

Aus allem, was wir bisher geſagt haben, kann man ſattſam wahrnehmen, worin die Urſprache des Geiſtes beſtehe.

Gott wirkt auf die Centra der Dinge, und in dem Ausfluſſe und Rückfluſſe des göttlichen Lichtſtrahls nach den Geſetzen der Emanation beſteht das große Geheimniß dieſer Sprache.

Die ſieben erſten Urgeſtalten der Gottheit, oder Facen, wie ſie die Ph. Teut. nennt, bilden die Scala geographica, nach welcher der Menſch reiſen muß, um ſeine verlornen Kräfte wieder zu erhalten.

Dieſe ſieben Urgeſtalten, als die erſten Mobilien der Dinge, lernt der Menſch in den göttlichen Zahlen kennen, und dadurch kann er in ſeinem Geiſte auf die Natur wirken, und hieraus erklärt er das Geheimniß der wahren Charaktere und Beſchwörungen.

Beſchwören heißt nichts anders, als durch die Prinzipien der Dinge wirken.

Die Namen der Gottheit ſind die Ideen der Prinzipien — die göttlichen Charaktere die erſten Realiſationen.

Wenn der Menſch in der Ordnung dieſer Prinzipien denkt, ſo erfolgt eine intellektuelle Erſcheinung von Wahrheiten nach der andern, und wenn er dieſe Gedanken ausſpricht, die Realiſationen dieſer Prinzipien.

Alles folgt im Univerſo gleichen Geſetzen, im Innern wie im Aeußern; denn das Aeußere iſt nur Expreſſion des Innern, und wenn ich Kräfte nach ihren Verhältniſſen in Bewegung zu bringen weiß, ſo folgen die Wirkungen nothwendig. Die Prinzipien kann ich aber nur durch Prinzipien rühren: Wenn ich an eine Glocke ſchlage, ſo erfolgt der Ton nach dem Verhältniſſe des Schlagens.

Bei jeder Bewegung bewegt ſich das Gleichgeſtimmte; die Prinzipien der Natur antworten in dem Tone, nach dem wir unſere Prinzipien anſtimmen. Nun frägt ſichs, wie können wir dieſe Prinzipien in uns anſtimmen?

Wir antworten: auf die Art, wie wir eine Saite ſtimmen.

Anfang, Mittel und Ende muß eine harmoniſche Proportion mit dem Uniſonus haben: in unſerer Seele muß Geſetzmäßigkeit — Zweckmäßigkeit — und Zweck eine harmoniſche Einheit erhalten; nämlich die Cauſalität — die Formalität und die Efficienz, alsdann ein harmoniſcher Ton, der den ihm ähnlichen in Bewegung ſetzt.

Die Gleichheit iſt das Prinzipium der Analogie, und verhält ſich in jeder Progreſſion nach der nämlichen Proportion als

1.	1.	1.	— —
1.	2.	3.	dupl.
1.	3.	9.	tripl.
1.	4.	16.	quadrupl.
1.	5.	25.	quintupl.

Die formalen Geräthſchaften alſo zu göttlich-magiſchen Operationen ſind, ſich durch ein Medium mit dem erſten Prinzip in Einheit zu ſetzen.

Dieſe Operation wird ſymboliſch — der Baculus — oder Stab genannt. Der Zirkel iſt das Symbol, das die menſchliche Seele ſich in ſich ſelbſt konzentriren ſoll, weil nur die intellectuellen Centra auf einander wirken.

Die Charaktere bedeuten die Ausdrücke des Innern, die nicht willkührlich ſind, ſondern nach den Urkräften der Gottheit.

Das Pentagon iſt die Betrachtung des göttlichen Quadrats.

Das Sigillum wird die verſchloſſene Kraft genannt, und der Schlüſſel, der alle Sigilla aufſchließt — liegt im Geheimniſſe von Thiphiril —

3 All-Kraft 2
Kräfte Kräfte
5 4
Kräfte 6 Kräfte
medium
8 7
realiſirt geiſtig
Kraft 9
Menſch. 10.

Ueber die Wirkung der Wörter.

Gott iſt lebend und wahrhaft, alſo auch ſein Name, ſeine Eigenſchaften lebend und wahrhaft; die Buchſtaben alſo auch lebend, die dieſen Namen ausmachen.

Der Name lebt, weil Gott lebt, und der Buchſtabe, weil der Name lebt.

Nur jener Charakter lebt aber wahrhaft, der das wahre Zeichen des Innern iſt.

Es iſt aber keine Kraft weder im Himmel, noch auf Erden, die nicht aus der Urkraft aller Kräfte kommt.

Kräuter ſind ſichtbare Körper, Wörter ſind unſichtbare; ſie können nur in ſo weit wirken, als ſie mit höhern Kräften verbunden ſind.

Wenn wahre Menſchenliebe die Barmherzigkeit ausſpricht, und den Namen deſſen im Geiſte und Wahrheit, der allein gütig und barmherzig iſt, — ſo können Wörter auch wirkend werden — nicht durch ſich, ſondern durch das Wort aller Wörter.

Das verlorne und wieder zu ſuchende Wort.

Das Wort iſt Gott ſelbſt — iſt der Ausfluß des göttlichen Eins. — Der ewig wirkende Wille der Gottheit, wodurch ſich der dreieinige Gott in der ganzen Natur und in allen ſeinen Geſchöpfen offenbart, wird das Wort genannt.

Der Anfang aller Weſen iſt das Wort, oder das Aushauchen Gottes geweſen, und Gott war das ewige Ein.

Das Wort iſt der Ausfluß des göttlichen Willens; der Ausfluß des göttlichen Eins iſt das Wort.

Dieſer Ausfluß fließt aus Gott, und das Ausgefloſſene iſt Weisheit aller Kräfte und Dinge.

So iſt Gott das ſprechende Wort, — das ausgeſprochene — ſeine Werke.

Der Menſch trägt das Wort, das Himmel und Erde erſchaffen hat, in ſich.

Dieſes Wort wurde verunſtaltet, da der Menſch fiel.

Er muß ſich alſo beſtreben, alle fremden Laute wieder von ſeiner Weſenheit zu entfernen, damit er wieder reines Wort der Gottheit werde.

Dieß göttliche Wort war Licht und Leben, wodurch wir allein erleuchtet, und wiedergeboren werden können. —

Dieſes iſt der verlorne Name Jehova — der den Völkern unausſprechlich, wie der Name Jeſus iſt, und eben ſo unbegreiflich, denn Gottes Name kann ohne die fünf Vokalen, welche die erſten Chriſten wieder fanden, nicht genennt werden.

Dieſe Vokalen ſind: 1 Liebe, 2 Wahrheit, 3 Weisheit, 4 Güte und 5 Gerechtigkeit, die unſer Verſtand durch den Glauben, unſer Herz durch die Liebe, und unſere Handlungen durch die Zuverſicht und Hoffnung ausſprechen müſſen.

Dieß heißt im Geiſte und Wahrheit Gottes Namen nennen, und dieſer Name iſt das verlorne Wort — das Moſes am Dornbuſche wieder empfing.

Hier will Wort, der göttliche Einſtrahl in den Menſchen, und des Menſchen Ausſtrahl in alles Intellectuelle, und Phyſiſche ſagen.

Der Menſch als ein Wort, Ausdruck der Gottheit, iſt beſtimmt, die unverfälſchte Wahrheit und Reinheit des vollkommenſten Urbildes nachzuahmen und darzuſtellen.

Der menſchliche Sprachausdruck muß daher ein vollkommener Wiederhall des göttlichen Eindruckes in uns ſeyn.

Dieſe wahre Originalſprache — iſt Regung und Anſchauung der Seele, und Schauen des Lichts im Lichte — worin allein die wahre Sprache beſteht.

Die innere Beſtimmung unſerer Seele zum ewigen Prieſterthum.

Alles wieder zurück zur Ordnung führen iſt die große Beſtimmung des Prieſters der Gottheit.

Gott weiht den Menſchen zum Prieſter, da er ſeinen Geiſt die Ordnung der Dinge kennen lehrt.

Das Wort **Ordinatio** oder Prieſterweihe entſteht urſprünglich aus dem Wort **ordinare** — jede Sache in ſeine urſprüngliche Ordnung zu ſetzen — unſern Verſtand — unſer Herz — unſere Handlungen mit der ewigen Ordnung der Gottheit in Einheit zu bringen. —

Darin liegt das große Geſchäft des Prieſterthumes.

Der, deſſen Verſtand — Herz — und Handlung ganz von dem Willen der Gottheit durchdrungen iſt, — der iſt der wahre Prieſter nach Chriſtus in der Ordnung Melchiſedech.

Sein Opfer beſteht immer darin, daß er das Aeußere von dem Innern abſcheide — das Thier von dem Geiſte trenne — den Thiermenſchen aufopfere — dahin zielen als Sinnbilder in dem alten Bunde — die Opfer. — Die Flamme, die das Thieriſche verzehrte, iſt das Sinnbild der Liebe, die alles in uns verzehrt, was thieriſch und leidenſchaftlich iſt, und wider die Ordnung der Dinge ſtreitet.

Darin beſteht der innere Sinn des Brandopfers; und ſo iſt auch der Weihrauch beim äußern Gottesdienſte Symbol des Weihrauchs des innern Gottesdienſtes.

Die vier Aromata, die ihn im alten Bunde conſtituirten, ſind Sinnbilder des Innern und Aeußern, welches im Geiſte und Wahrheit vereint werden muß.

Dann ſchmelzt dieſer Weihrauch durch die Flamme der Liebe auf dem Altare unſers Herzens, und ſteigt als ein geiſtiger lieblicher Geruch zur Gottheit auf.

Reflexionen über die Dreizahl in der Natur.

Des Menſchen Verſtand hat Vorſtellungen,
ſein Herz — Gefühle
ſein Sinnliches — Empfindungen.
Die Verſtandes-Gabe iſt göttlich,
Die Gabe des Gefühls geiſtig,
die Gabe der Empfindung ſinnlich.
Der Verſtand allein hat Idee —
Das Herz — Gefühle,
die Sinnlichkeit Empfindungen —
Das Herz kann nur durch Gefühle geleitet werden,
die Sinnlichkeit nur durch Empfindungen.
Der Verſtand kann das Herz — und das Herz die Sinnlichkeit leiten —

So wäre auch die Ordnung der Natur; — allein dieſe Ordnung iſt verkehrt:

Empfindungen leiten unſere Gefühle und unterjochen den Verſtand.

Das Thier unterſcheidet ſich von dem Menſchen, weil es ſeinen Empfindungen folgt; da der Menſch fähig iſt, dem Verſtande zu folgen.

Alle Menſchen haben nicht gleichen Verſtand — Die Kinder und das Volk müſſen durch Gefühle geleitet werden; darin beſteht die praktiſche Erziehung.

Verſtand, der nicht ins Gefühl übergeht, iſt ein Licht ohne Schimmer, ein Feuer ohne Wärme; — denn das große Geſetz beſteht darin, daß der Geiſt Wahrheit werde.

Daher beſſern bloße Demonſtrationen, woran das Herz keinen Antheil nimmt, die Menſchen nicht.

Der Verſtand muß auf den Willen, — der Wille auf die Handlung wirken.

Man muß nach Ordnung denken — nach Ordnung wollen — nach Ordnung handeln. —

Nach Ordnung denken gibt richtige Vorſtellungen, und in richtigen Vorſtellungen beſteht das Glück der Menſchen. —

Nach Ordnung wollen gibt richtige Gefühle, und in richtigen Gefühlen beſteht die Zufriedenheit der Menſchen.

Nach Ordnung handeln gibt richtige Empfindungen, und richtige Empfindungen das wahre ſinnliche Vergnügen. —

Der Menſch iſt zur Glückſeligkeit, zur Zufriedenheit und zum Vergnügen erſchaffen.

Er kann aber nur glücklich, zufrieden und vergnügt ſeyn, wenn er die innere und äußere Ordnung der Natur kennt — er kann aber die Natur nicht kennen, wenn er Gott nicht kennt; denn die Kenntniß der unveränderlichen Ordnung der Natur hängt von der Kenntniß Gottes ab.

Verſtand — Wille — Handlung
Gutes — Wahres — Schönes
Wiſſenſchaft — Natur — Kunſt.
Geiſtige — Sittliche — Bürgerliche

Geſetz — Mittel — Zweck.
Glückſeligkeit — Zufriedenheit — Vergnügen.
Vorſtellung — Gefühl — Empfindung
Vernunft — Begierlichkeit — Sinnlichkeit
Verſtandsvermögen — Begehrungsvermögen — Abſcheuvermögen.

In der ewigen, wie in der zeitlichen Natur hat alles ſeine Progreſſionen.

Alles verhält ſich nach $\overset{1}{\text{Zahl}}$, $\overset{2}{\text{Maaß}}$ und $\overset{3}{\text{Gewicht}}$ — $\overset{1}{\text{Kraft}}$, $\overset{2}{\text{Wirkung}}$, $\overset{3}{\text{Folge}}$, darin liegt der richtige Maaßſtab aller Dinge.

Liebe, Wahrheit und Weisheit —
iſt die erſte Grundlinie im Göttlichen,
Verſtand, Wille und Thätigkeit
die Grundlinie im Geiſtigen,
Gutes, Wahres und Schönes
die Grundlinie im Sittlichen und Körperlichen.

Wenn mein Verſtand ſich nach Liebe, Wahrheit und Weisheit verhält, ſo entferne ich mich von Irrthümer, und nahe mich der Wahrheit.

Wenn mein Wille ſich nach dieſem Maaßſtabe verhält, ſo entferne ich mich von Begierden, und nähere mich der Tugend.

Und wenn meine Handlung ſich nach dieſem Maaßſtabe verhält, ſo entferne ich mich von Laſtern. — Die Folgen ſind Glückſeligkeit — Zufriedenheit — Vergnügen.

Glückſeligkeit im Guten.
Zufriedenheit im Wahren.
Und Vergnügen im Schönen.

Die Auferſtehung des Neugebornen aus dem Grabe der Sinnlichkeit.

> Heiligt euch —. —.;
> denn morgen wird der Herr unter euch große Wunder thun.

Unſere Gedanken — unſer Wille — unſere Handlungen müſſen erneuert werden.

Darin beſteht der wahre Tempelbau Gottes.

Der Menſch muß dreimal ſterben, und dreimal auferſtehen. —

Er muß den Tod der Gedanken — ſeiner ſelbſt, und der Welt ſterben.

Er muß den Tod ſeines eigenen Willens und der Welt ſterben.

Er muß den Tod der Handlungen ſeines Willens und der Welt ſterben.

Dieß iſt der dreifache Tod des alten Menſchen.

Wenn dieſer dreifache Tod erfolgt, wird, muß der reine Menſch in Chriſto dreimal auferſtehen.

Die erſte Auferſtehung iſt die Auferſtehung ſeiner Gedanken.

Er muß zu denken anfangen nach den Geſetzen der Einheit; darin beſteht der Hammer, wie Jeremias ſagt, 23. 29. der die Steine zermalmet.

Hier muß das Metall unſers Geiſtes abgelegt werden — abgelegt werden, was ſchwer und materiell iſt, und bloß einen Werth im Aeußerlichen hat.

Dieß iſt die erſte und ſchwerſte Auferſtehung; denn es koſtet viel, den Geiſt von allem dem zu reinigen, was von ſeiner Selbſtheit und der Welt anklebt.

Hier wandelt er in der Anſchauung göttlicher Ideen.

Die zweite Auferſtehung beſteht im Willen. — Der Menſch muß ſich bemühen — ſeine Gedanken — ſeinen Willen und ſeine Handlungen von den Abgründen zurück zu halten, in welche ſie die Sinnlichkeit ſtürzen könnte; er muß immer nach der Ordnung reiner Gedanken wandeln.

Hier wandelt er in der Anſchauung göttlicher Kräfte.

Die dritte Auferſtehung iſt endlich, wenn die Ordnung ihm etwas beſtändiges wird, ſo daß Sinnlichkeit, Welt und Selbſtliebe keine Gewalt mehr über ſeine Gedanken — Willen — und Handlungen haben.

Hier in der Vereinigung mit dem Worte.

Jede dieſer Auferſtehungen hat ihre beſondere Media, um zum Zweck zu gelangen.

Die erſte hat die Geſetze der Einheit, die Reinigung des

Verſtandes als Mittel — Dieſes iſt der Waſchzuber im Heiligthume. —

Die zweite hat die Erhebung des Gemüths zu Gott, oder das Gebet zum Mittel, dehnt das Herz aus über das, was der Verſtand erkennt — Betrachtung — das iſt der Altar des Brandopfers — wo das Thieriſche der Selbſtheit immer vom Innern geſchieden werden muß — Hier iſt der Ort des wahren Opfers — und der Weihrauch ſtatt Aromaten beſteht darin, daß unſere Gedanken — unſer Wille — unſere Handlungen und Thaten rein zum Himmel aufſteigen.

Die dritte Auferſtehung endlich iſt die Vollendung — und ihr Mittel iſt die Gnade, durch die der erneuerte Menſch zum Prieſter Gottes wird — die heiligen Prieſterkleidungen ſeiner Seele anzieht — und ins Innere des Heiligthums eintritt, worauf ſein Herz durch die Herrlichkeit Gottes zum Tempel eingeweiht wird.

Da der göttliche Gedanke, das göttliche Wort und der göttliche Charakter — in ſeiner Seele, im Gedanken — Willen — und That ſich ausdrückt, und den ganzen Menſchen mit ſeiner Herrlichkeit erfüllt —

Darin beſteht die Hochzeit des Lammes — die Aufnahme der Braut im Hohenliede.

Wiedergeburt des Menſchen.

Die wahre Wiedergeburt beſteht bloß darin, daß wir mit unſerm Willen in Gottes Willen eingehen, uns ihm ganz ergeben und zueignen.

Wir müſſen durch den Geiſt unſers Willens in Gottes Willen eingehen; dadurch wird unſer Wille in Gottes Willen neu geboren, und erhält göttliche Kraft.

Wir müſſen den Zweig unſerer Seele auf dem Baum der Lichtwelt Jeſus Chriſtus einpfropfen, damit er Antheil an ſeinen Kräften nehme.

Das geiſtliche Leben iſt — Gott über alles, und den Nächſten wie ſich ſelbſt lieben, und dieß nach den Geboten des Glaubens.

Der innere und äußere Menſch muß wiedergeboren werden: der innere muß herrſchen, — der äußere dienen.

Wenn der innere Menſch nach den Geſetzen des Glaubens und der Liebe herrſcht, und der äußere gehorcht — alſo Erkenntniß und Wille vereinigt werden — ſo ſteht der Menſch im Wahren und Guten; denn das Wahre iſt der Gegenſtand des Glaubens, und das Gute der Gegenſtand der Liebe — er ſteht dann in der neuen Geburt.

Man findet in den Weisheitsſchulen der Alten folgende Inſchrift:

> Ordne das untere Haus des Heiligthums ſo, daß es dem obern Hauſe des Heiligthums gleichförmig werde. —

In dieſer Inſchrift liegt das große Geheimniß der Regeneration.

Der Menſch muß ſeinen Verſtand,
ſeinen Willen,
ſeine Handlungen regeneriren.
Alle dieſe müſſen mit Gott eins werden —
Der Weg hiezu iſt die Betrachtung,
die Reinigung,
die Vereinigung.

Alles muß eine Einheit mit Gott in den Menſchen erlangen, wenn er regenerirt werden will. —

Dieſe Regeneration geſchieht durch die Betrachtung der Eigenſchaften Gottes und Vereinigung unſers Denkens, unſers Wollens und unſers Handelns — mit Gottes Gedanken, Wille und Handlung.

⌒
1
Liebe

⌒
3
Weisheit

⌒
2
Wahrheit

⌒
5
Gerechtigkeit

⌒
4
Güte

⌒
6
Schönheit

⌒
8
Sinnliches

⌒
7
Unſinnliches

⌒
9
Seele

⌒
10
Menſch.

Ich muß alſo Liebe, Wahrheit, Weisheit, Gerechtigkeit und Güte ausüben, die ſich in der Schönheit des Univerſums vereint finden.

Der Inhaber der geiſtigen und körperlichen Schönheit, in dem ſich alle obigen Tugenden vereint finden, iſt Chriſtus Jeſus; den muß ich nachahmen, durch ihn allein komme ich zur Vereinigung.

Ich muß lieben, wie er liebt — weiſe ſeyn, wie er weiſe war, — wahrhaft, wie er — gut, wie er — gerecht, wie er.

Da ich aber dieß nie aus mir ſelbſt ſeyn kann, nie werden kann, ſo muß ich mein Unvermögen erkennen, und mich an ihm allein, als den Mittler und Aufnehmer göttlicher Kräfte, hangen, durch den mir all dieß Gute kann zu Theile werden.

Liebe muß meine erſte Tugend ſeyn; denn Gott iſt die Liebe, und all ſeine Gebote ſind — Liebe.

Dieſe Liebe muß ich auch ausüben; denn Liebe in der Ausübung iſt ſittliche Wahrheit; und Wahrheit mit Liebe vereint muß meine Weisheit ſeyn.

Meine Güte muß Weisheit, Wahrheit und Liebe ſeyn.

Meine Gerechtigkeit, Güte, Weisheit, Wahrheit und Liebe; denn dieſe ſind die Beſtandtheile der Gerechtigkeit. —

Alle dieſe Tugenden muß ich anwenden auf Verſtand und Willen, damit ich denke, wie Jeſus dachte, und handle, wie Chriſtus handelte.

Ich muß ſie anwenden auf mein ſittliches und bürgerliches, inneres und äußeres Leben.

Wenn ich frage, wie ich leben muß, ſo ſagt es mir die Schrift, und in Paulus Epiſtel finde ich alles.

Die Liebe iſt barmherzig —

und ich finde ſieben leibliche und ſieben geiſtliche Werke der Barmherzigkeit.

Ich finde auch, daß drei Tugenden mit den Eigenſchaften Gottes verbunden ſind:

mit Liebe — Liebe,
mit Wahrheit — Hoffnung,
mit Weisheit — Glaube.

Dann finde ich weiters die zehn Gebote.

Die erſten drei geben mir die Richtſchnur meines Verhaltens gegen Gott;

die übrigen fünf das Verhalten gegen meinen Nebenmenſchen,

und die letzten zwei das Maaß, wie ich meinen Willen regieren ſoll; — ſo, daß ich nicht allein nicht böſe handeln, ſondern auch nicht böſe wollen ſoll.

Durch dieß Verhalten können mir die ſieben Gaben des Geiſtes Gottes zu Theil werden:

der Geiſt der Weisheit und des Verſtandes:
der Geiſt des Raths und der Stärke,
der Geiſt der Wiſſenſchaft und der Frömmigkeit,
der Geiſt der Gottesfurcht.

Dieſe vertilgen die ſieben Hauptlaſter des Menſchen:

Die Hoffart durch die Demuth,
den Geiz durch die Freigebigkeit,
Unkeuſchheit durch Keuſchheit:
Neid durch Wohlwollen,

Völlerei durch Mäßigkeit,
Zorn durch Sanftmuth,
Trägheit durch Arbeitſamkeit und Beſtreben.

Durch dieß Betragen wird die konkupiſcible, iraſcible und vernunftfähige Macht meiner Seele zur Einheit mit Gott erhoben; und da mein Gedanke nur Gottes Gedanke, mein Wille nur Gottes Willen ausmacht, ſo wird der Geiſt im Innern neu geboren, — der alte Menſch, der den Willen nur in ſeiner Selbſtliebe und in der Welt hat, ausgezogen, und der neue in Chriſtus angelegt. —

Dieß große Werk zu vollbringen, weihten ſich fromme und tugendhafte Menſchen 40 Tage — Chriſtus ſelbſt ging mit ſeinem heiligen Beiſpiele voran — zeigte uns die Zerſtörung des alten Menſchen — und die Auferſtehung des neuen, — da er den Tempel in drei Tagen wieder aufbaute.

Hier iſt noch nothwendig zu wiſſen, daß die Harmonie des Innern mit dem Aeußern übereinkömmt —

Der vierſtimmige Accord nach der Signatur der Zahlen verhält ſich, wie 1. 5. 3. 1.
10.

Auf den vier innern Kardinalpunkten beruht die innere harmoniſche Kraft des Ganzen; denn wenn die Einheit des Göttlichen den Anfang, Grund und die Baſis ausmacht, ſo ſteht 3. 5.: oder der erſte geiſtige [illegible]
8.
□ Quaterno, welches die Signatur der urſprünglich unverdorbenen Schöpfung iſt — als reiner Kraftausfluß aus dem göttlichen □ in der vollkommenſten Harmonie mit der Einheit.

Dieſe zu erwerben iſt das große Geheimniß der Wiedergeburt.

Durch des Menſchen Fall wurde die Harmonie verrückt: ihre Verwandlung geſchah in 7. 4. 2. 1 ſtatt 1. 5. 3. 1.
14 10.

Die drei Grundkräfte des Menſchen, die ſich jetzt gegen die Einheit wie $\frac{7.\ 4.\ 2}{13.}$ verhalten, müſſen in das Verhältniß von $\frac{1.\ 5.\ 3.}{9.}$ gebracht werden.

Hiezu iſt dem Menſchen nach Geiſt — Seele und Leib eine dreifache Wiedergeburt nothwendig, weil ſein Verderben dreifach iſt; — er fiel zuerſt am geiſtigen — dann animaliſchen — und materiellen Theile, — kam dadurch aus der Harmonie, die er wieder erlangen muß.

Mit dieſem hohen Werke der Regeneration wird mit der Seele des Menſchen, die der Verband zwiſchen Geiſt und Leib iſt, der Anfang gemacht. —

Die Seele des Menſchen haftet auf ſeinem Blute, und da ſie das Band zwiſchen Leib und Geiſt iſt, ſo verordnete zur Rectifikation unſers ganzen Weſens die ewige Wahrheit ein Mittel, das wegen jener dreifachen Verbindung dem Menſchen helfen und ihn retten könnte.

Dieß hohe Mittel iſt das für uns vergoſſene Blut Jeſus Chriſtus — jenes Verſöhnopfer mit Gott und den Menſchen, von dem Lukas 8, 46. ſpricht: „Es hat mich Jemand angerührt; denn ich weiß, daß eine Kraft von mir ausgegangen iſt.“ Dieſe heilige Kraft muß durch den Glauben ergriffen werden.

Daraus lernt der Menſch — in der Demuth ſeine Nichtigkeit einſehen — er kennt ſeine Unwürdigkeit und Verwerflichkeit, und mit kindlichem Vertrauen und Einfalt, mit herzlicher Liebe und Dankbarkeit überläßt er ſich der göttlichen Führung mit ruhiger Gelaſſenheit.

Dieſer heilige Glaube muß aber in uns eine Geſtalt gewinnen.

Durch Glauben, Buße und Bekehrung betreten wir die Wege, die uns zur Vereinigung mit Chriſtus führen.

Es gehört aber noch mehr dazu, daß Chriſtus in uns eine Geſtalt gewinne, in welcher wir die Signatur ſeiner Jüngerſchaft und innigſten Gemeinſchaft an uns tragen.

Dieſe aber kann nur auf dem treuen Wege der Nachfolgung durch Verläugnung, Kampf, Streit, Kreuz und vollkommene Ertödtung unſers Selbſts erlangt werden.

Der Geiſt des Menſchen empfängt ſeine Rechtfertigung und das Erbtheil der Seligkeit im Augenblicke, da er im Glauben das unendliche Verdienſt ſeines Erlöſers ergreift. — Vollenden iſt aber das Werk der Gnade.

Alle gute Werke aber müſſen aus dem Glauben kommen, ſonſt ſind ſie nicht ächt. —

Gott kann nichts gefallen, was er nicht ſelbſt wirkt.

Ein ſchönes Beiſpiel gibt uns die Natur an der Sonne; — im Finſtern machen wir uns ein Bild von der Sonne — es kann wahr ſeyn, aber es leuchtet und erwärmt nicht — wahre Kenntniß bekommen wir erſt von der Sonne, wenn wir uns von ihr erleuchten und erwärmen laſſen; da fühlen wir ihren Kraft-Ausfluß, und dann wirkt ſie weſentliche Veränderung in unſerm Zuſtande.

Allein bei allem dieſen verhält ſich der Menſch leidend, und ihm liegt nun ob, die Zwiſchenräume wegzuſchaffen, die zwiſchen ihm und der Sonne ſind, und ihr Licht und ihre Wärme abhalten.

Die Kriterien der wahren lebendigen Erkenntniß göttlicher Dinge beſtehen in folgenden:

1.

Sie muß kein Werk unſrer eigenen Kraft und Wirkung ſeyn, ſondern wir müſſen ſie bloß paſſiv, und leidender Weiſe empfangen.

2.

Sie muß uns mit dem Gegenſtande der Erkenntniß ſelbſt dadurch weſentlich vereinigen, indem

3.

ſie durch deſſen unmittelbaren weſentlichen Kraft-Einfluß in unſere innerſte Empfindungskraft, die mit dem Willen ſich weſentlich verbindet, erzeugt wird.

4.

Sie muß die Bedürfniſſe und den Hunger des Geiſtes befriedigen.

5.

Sie muß Licht — Kraft — und Leben gewähren, ſo, daß ſie einen wahren Zuſtand des Innern hervorbringt, der den Willen zum Thun beſtimmt.

Gib Stärke, Herr! die Feſſeln zu zerbrechen,
Die noch mein Geiſt als Sklav der Sünde trägt,
Du kannſt, o Herr! du darfſt ja nichts als ſprechen,
Und Sünd' und Tod ſind in ihr Nichts gelegt.

Ich will zu dir, du Menſchenvater wieder,
Doch Satan trüget mich und Sinnlichkeit und Welt:
Ich bitt dich, Herr! ſtreck' meinen Feind darnieder
— — Der meine Seele noch gefangen hält. —

Entzünde noch des Lebens matte Flamme;
Gib, daß ſie ſich zu dir erhebt —
Ich ruf' zu dir — die Liebe iſt dein Name,
Durch ſie wird auch mein Herz belebt. —

Ich ſchrei zu dir — entreiße mich der Sünde,
Mach' mich vom Band' des Laſters frei;
Nur dann, mein Gott, wenn ich dich finde,
Weiß ich, daß ich glückſelig ſey.

Mein Wille iſt's — zerriſſen ſey die Kette
Von dieſer Stunde an — Herr! bin ich frei;
Erhöre mich, da ich jetzt zu dir bete —
Und mach mein Inners in mir neu.

Ruf' mich zu jenen Auserkornen;
Denn deine Liebe — Gott! iſt groß,
Verwandle mich, und laß den Neugebornen
Aus deinen Armen nicht mehr los.

Ihr Engel — ihr, der guten Menſchen Brüder,
O eilet auch, mir beizuſtehn;
Zu meinem Schutz' laßt euch vom Himmel nieder,
Bringt mein Gebet zu ſeinen Höhn!

Gebt, daß ich dieſe Nacht doch nie vergeſſe;
Gelobet ſey mir ewig dieſe Stund —
Erinnert mich ſtets meiner wahren Größe,
Stets eurer Lieb' und Gottes Bund!

Ueber ein dreifaches Leben des Menſchen.

Wie erlange ich Kraft, meinen Willen vollkommen dem göttlichen zu unterwerfen?

Dieſe Kraft erlangſt du durch den Geiſt Gottes — da dein Erkennen, dein Wollen und dein Handeln — Eines mit Gott ausmacht — und du in Gott — und Gott in dir iſt.

Wie kann ich aber dieſe Gnade der Kraft des Geiſtes Gottes verdienen?

Durch die Liebe und Verdienſte deſſen, der Kraft und Leben iſt, und allen Kraft und Leben mittheilt — durch Chriſtus —

Wie erhalte ich dieſe Kraft durch Chriſtus? —

Durch den Glauben an ihn — Glaube iſt Bedürfniß und vertrauende Sehnſucht nach Befriedigung des Bedürfniſſes — und iſt daher das Medium eines ſtärkern und ſpürbarern Zufluſſes — des Einfluſſes auf die geheimſten Tiefen und Kräfte, auf das innerſte Leben der menſchlichen Natur.

Nichtglaube — Unglaube ſchwächt und hemmt Zuſammenhang und Einfluß.

Das Maaß des Glaubens beſtimmt die Innigkeit des Zuſammenhanges, und die Stärke des Zufluſſes des Lebens-Anziehens.

Der Menſch hat nur durch und aus Chriſtus — Daſeyn und Leben; — allein dieſe Vereinigung wird ſpürbarer durch den Glauben, und bringt in die innerſte Wurzel unſers Lebens — ergreift den Geiſt; — durch den Glauben, und nach dem Maaße des Glaubens — wird dieſe Lebenskraft immer vereinigender — lebendigmachender, und bringt bis in die Tiefen des göttlichen Lebensfunken der menſchlichen Natur — weckt und entwickelt die Kräfte des Geiſtes. —

Chriſtus iſt alſo Lebens-Wurzel — Lebens-Mittelpunkt, aus dem alle Kräfte kommen: ſo iſt Er — Weinſtock, — der alle Reben, die an ihm hangen, nährt und durchfließt — ſo wird der Menſch durch ihn ein neues Geſchöpf — voll Leben und Fruchtbarkeit. —

Durch den neuen ungehemmten Einfluß des Geiſtes Chrifluß auf ſein Innerſtes wird ein neues Leben in ihm erweckt — genährt und entwickelt, das bisher unter der Macht des Fleiſches und dem Drucke der Sünde und Finſterniß kaum von ferne ſich ahnen ließ.

Dieß Leben iſt das innerſte Leben der menſchlichen Natur, das Allerheiligſte derſelben — das eigentliche ſogenannte Leben aus Gott. —

Erfahrung und Evangelium ſagen uns, daß ein dreifaches Leben in der menſchlichen Natur ſey.

Dieß dreifache Leben iſt im Grund eines; unterſcheidet ſich aber durch ſeine ſtufenweiſe Entwicklung, durch ſeine verſchiedenen Kräfte und Fähigkeiten, und durch die verſchiedene Nahrung, die es bedarf, und durch die verſchiedenen Gegenſtände, mit denen es ſich beſchäftigt.

Unſern jetzigen Begriffen nach ſtellt ſich alſo dieſes Leben als ein dreifaches Leben vor.

Dieß dreifache Leben theilt ſich

1. in das phyſiſche, oder thieriſche körperliche Leben.
2. in das pſychiſche, oder Seelen-Leben,
3. in das pneumatiſche, oder geiſtige Leben.

Die zwei erſtern kennen wir aus Erfahrung; das letzte und dritte lehrt uns das Evangelium kennen.

Alle drei Leben ſind das eingeſchaffene, mitgeborne Eigenthum der menſchlichen Natur.

Das phyſiſche Leben lebt das Kind bis zur Entwicklung ſeiner Seelenkräfte durch Sprache, Beobachtung, Unterricht und Beiſpiel.

Das pſychiſche Leben fängt mit dem Aufwachen und der Entwicklung der intellektuellen und moraliſchen Kräfte an, und kann ſich bei den Erziehungsmitteln, welche die gegenwärtige Stufe der Weltbildung darreicht, auf einen ſehr hohen und glänzenden Punkt entwickeln, und manchmal auf einen ſo glänzenden Punkt, daß Bedürfniß, Erwartung eines noch höhern und noch lebendigern Lebens für Schwärmerei und Schwachſinn gehalten wird, wie wir in unſerm Jahrhunderte Beweiſe haben.

Das pneumatiſche Leben iſt der eigentliche Vorzug des Chriſten, und die Entwicklung und Aufweckung deſſelben die natürliche Folge des Glaubens an Jeſus Meſſias und des Einfluſſes ſeines lebendig machenden Geiſtes.

Wie durch Erdſaft und Sonnenwärme die Pflanze, wie Fleiſch durch Fleiſch, Vernunft durch Vernunft, Liebe durch Liebe geweckt und entwickelt wird, ſo wird dieſes pneumatiſche, oder Geiſtleben durch den Geiſt Jeſus Meſſias in uns lebendig.

Ohne dieſen Geiſt gibt es in der ganzen Welt kein homogenes Nahrungs- und Entwicklungsmittel für daſſelbe.

Ohne Einfluß, ohne Berührung dieſes Geiſtes iſt es, was jedes Leben ohne analogiſche Entwicklungskräfte iſt, in ſich ſelbſt verſchloſſen und relativ todt.

Durch Aufweckung dieſes neuen Lebens, durch die Entwicklung dieſer neuern und höhern Fähigkeiten und Kräfte bekommt dann das alte Leben — bekommen die Kräfte des Leibes und der Seele auch wieder neuen mächtigen Anſtoß, Würde, Reinheit, Ausbildung, neuen Ton und Geiſt, neue Anwendungen und Zwecke, ſo wie das körperliche Leben mit ſeinen Anlagen und Kräften durch Entwicklung der Seelenkräfte, durch Verſtand, Weisheit und Wiſſenſchaft neuen lebendigen Trieb, neue Anwendung und Zwecke bekömmt.

So wie der vernünftige Menſch ganz anders handelt, als der materielle und bloß phyſiſche, andere Vergnügen kennt, andere Zwecke ſeiner Arbeiten hat; ſo iſt ebenfalls der Geiſt, oder pneumatiſche Menſch, der ſich auf die höchſte Stufe der menſchlichen Natur durch Gottes Geiſt ſchwingt, und daher in Chriſtus eine neue Kreatur wird.

Jedes Leben hat ſeine eigenen Wege; das heißt: einen eigenen, ſeinen Kräften, Empfindungen, Fähigkeiten und Bedürfniſſen angemeſſenen Kreis des Wirkens und Leidens, des Nehmens und Gebens.

Das thieriſche und ſinnliche Leben hat die ſichtbare Körperwelt, in die der Menſch bei ſeiner Geburt eintritt, die ſeinem körperlichen Leben Entwicklung, Nahrung, Beſchäftigung gibt.

Mit der Entwicklung der Seelenkräfte öffnet ſich eine andere Welt; die moraliſche und intellektuelle, die ſich auf dieſes neue Leben in ſeinen Kräften, Bedürfniſſen eben ſo inniglich bezieht, wie die Körperwelt auf das ſinnliche Leben.

Durch die Kenntniß dieſer Welt bekommt die Körperwelt neue Form, Geſtalt, Schönheit, mannigfaltigere Genießbarkeit — die Vorrechte des Vernunftlebens über das Thierleben.

Wie alſo das ſinnliche Leben in der Körperwelt, alſo iſt Vernunft und Empfindungs-Leben in der intellektuellen Welt.

Aber auch außer dieſem Leben gibt es noch ein höheres, und dieß höhere Leben iſt das pneumatiſche.

Von dieſem höhern Leben gibt uns das Evangelium Winke, und läßt uns Laute aus ihr hören.

Es iſt die Welt, in welcher Chriſtus lebte, in der keiner geboren werden, in der keiner leben, auf die keiner wirken konnte, der ihm nicht eingepflanzt, nicht mit ſeinem Geiſte und Feuer getauft war.

Dieſe Welt iſt die Welt des Geiſtes Gottes, unmittelbarer innigſter Gottes Offenbarung — die Welt der tiefſten Natur und Geiſterkenntniß — die geheime Geburtsſtätte und Nahrungsquelle aller Lebendigkeiten, die Wohnung der Urbilder aller Weſen und Welten. — Die Welt, wo alle Geſetze für alles Sichtbare und Unſichtbare zu finden, wo alle Veränderungen angefangen, geordnet und vollendet werden.

Dieſe neue Welt gibt dem Menſchen in Chriſtus neue Kenntniſſe und Empfindungen, neue Geſchäfte und Arbeit, bildet ſein Leben zu einer höhern Stufe, ſeine Kräfte und Fähigkeiten zu höherem Umfange, zu tieferer Wirkſamkeit.

Wir finden davon das Sinnbild in der Schrift, wo die Körperwelt durch den Vorhof, die intellektuelle durch das Heilige, und die pneumatiſche durch das Allerheiligſte vorgeſtellt wird.

Wie aber der materielle Menſch dem geiſtigen entgegen arbeitet, wie der rohe und dumme dem verſtändigen, weil ihn das Licht der menſchlichen Vernunft nicht erleuchtet, ſo arbeitet manchmal der verſtändige der pneumatiſchen Welt entgegen, weil ihn das Licht, das Chriſtus iſt, nicht erleuchtet.

Mittel zu dieſer Erleuchtung iſt Glaube an ihn; wie Zutrauen, Glaube des phyſiſchen Menſchen an ſeinen Lehrer Mittel iſt, zur Verſtandes-Welt aufzuſteigen.

Daher wird auch die Kindlichkeit erfordert, wie dort.

Wie der phyſiſche Menſch durch das Licht der Vernunft ein ganz anderer Menſch wird, weil ihn reines Licht erleuchtet, ſo wird der intellektuelle Menſch eine ganz andere Kreatur, weil ihn Chriſtus Geiſt durchſtrömt.

Wie Wiſſenſchaft uns erhebt über andere Menſchen, uns Kräfte gibt, Wunderwerke der Kunſt und der Schönheit zu ſchaffen, ſo gibt Chriſtus Geiſt und Kräfte in der pneumatiſchen Welt alles nach der ewigen Ordnung der Dinge, die der Wille ſeines Vaters iſt, einzurichten, und die Begierden und Leidenſchaften auſſer der Ordnung, die dieſe Harmonie zerſtören, zu beſiegen.

Die dritte Welt.

In dem Zeitpunkte, in dem wir leben, ſind die wirkenden Kräfte noch zerſtreut, daher trennt Zeit und Raum meiſtentheils die, die gleich denken, nach gleichen Zwecken arbeiten.

Allein dieß alles iſt nothwendig. Er, der Herr will es ſo, und wies jedem der Seinen einen andern Wirkungskreis an, bis der große Tag der Vereinigung erſcheinen wird.

Wir ſind für andere hier, nicht für uns, und da wir das Glück anderer bauen, bauen wir das unſrige nach den Geſetzen der Einheit.

Aus Elend entwickelt ſich Freude, Freiheit aus Knechtſchaft; im Kampfe bildet ſich Stärke und Muth; durch Leiden und Dulden wird die Liebe lebendig; Schmach bringt Ehre, und Tod iſt Uebergang in höheres Leben.

Die ſchwarze Gewitterwolke, die heraufzieht von Mitternacht, verdunkelt die Sonne, bringt Grauen und Schrecken auf alles Lebendige, und droht der blühenden Hoffnung des Jahres unwiederbringliches Verderben: wenn ſie aber ihre Waſſerfluthen herabgegoſſen, ihre Donner ausgedonnert hat, ſo kömmt ein ruhiger Abend; der Staub liegt gedemüthigt, der ſich hoch über die Blumen emporſchwang und die Zierde der Felder niederdrückte.

Die Inſekten ſind weggeſchwemmt, die ſich ſchaarenweiſe um die Blüthen lagerten, um ſie wegzufreſſen. Die Hitze des Tages iſt abgekühlt, und erquickende Weſte wehen durch die Fluren. —

So kömmt das Gute aus dem Uebel; ſo arbeitet ſich das Innere durch das Aeußere; denn nur jenes iſt bleibend; allein alles hat ſeine Zeit der Entwicklung. Die Körperwelt iſt Leib, Hülle, Vorhof der intellektuellen.

Dieſe Welt beſteht aus den unſichtbaren Verhältniſſen ſichtbarer Gegenſtände, ihren innern Kräften, Geſetzen, Entwicklungs- und Bildungsarten.

Die körperliche Welt iſt im Univerſum das, was an einem Baume das Sichtbare iſt — Stamm, Aeſte, Zweige, Blätter, Frucht.

Die intellektuelle Welt iſt der Saft, der durch alles quillt:

Die pneumatiſche Welt iſt die Grundwurzel des Baumes, aus der alles wächſt, die alles trägt und nährt.

Die Körperwelt iſt, was in der Stiftshütte der Vorhof: — die intellektuelle und moraliſche Welt iſt das Heilige: — die pneumatiſche das Allerheiligſte. Dort iſt Chriſtus der Oberprieſter, durch den auch wir Prieſterwürde und Freiheit empfangen, in das Heiligthum einzugehen. Hebr. 10, 19.

Hiedurch entwickelt ſich uns das dreifache Leben der menſchlichen Natur; allein auch mit dieſen neuen Kenntniſſen wird der Menſch bei ſeinem erſten Eintritte nicht plötzlich, ſondern nach und nach bekannt; ſo wie er die körperliche und intellektuelle Welt durchwandelt, muß er die pneumatiſche durchwandeln.

Jedes Leben hat ſeine Kindes-, Knaben-, Jünglings- und Mannes-Jahre, wie das phyſiſche und pſychiſche Leben.

Man kann nicht Jüngling ſeyn, ehe man Knabe war; nicht Mann, ehe man Jüngling war. So ſind die ewigen Geſetze.

Fortrücken iſt Menſchenbeſtimmung; nur kann dieſes Fortrücken bei einigen geſchwinder, bei andern langſamer geſchehen.

In dieſes innere Heiligthum einzutreten iſt die größte der Menſchenbeſtimmung. Dort ändern ſich alle unſere Geſchäfte und bekommen eine andere Geſtalt; wir bekommen andere Arbeiten, andere Freuden, andere Leiden.

Die Geſchäfte, die uns erwarten, ſind Gottes Offenbarung, Gottes Verherrlichung, dem Unſichtbaren das Sichtbare näher zu bringen, genießbarer zu machen, das Geſchöpf zum Schöpfer hinzuleiten; neue Lebendigkeiten zu wecken, und geweckte Lebendigkeiten zu entwickeln, zu reinigen, zu vervollkommnen; höhere Bedürfniſſe zu erregen, edlere Befriedigungen zu verſchaffen; neue Ströme des Lichtes von der unſichtbaren Welt in die ſichtbare hinüber zu leiten; überall den Rathſchlägen der Bosheit zu wehren; die Unternehmungen der Schalkheit zu vereiteln, die Bande der Finſterniſſe zu zerreiſſen; Sünde und Tod hinwegzunehmen, und dafür Leben und Seligkeit den Menſchen unſern Brüdern zu geben; zu helfen, wo keine Kraft mehr helfen kann, als die Kraft des Geiſtes, zu tröſten, zu erquicken, zu heilen, wo keine Welt mehr Troſt, Erquickung und Arznei hat, als die Welt des Geiſtes. Wie groß und erhaben iſt dieſe Beſtimmung? —

Der Menſch iſt das edelſte Gottesgeſchöpf, zur allmöglichen Entwicklung und Vervollkommnung gebildet; er hat den Keim, die Wurzel zu Allem, was er in allen Ewigkeiten ſeines Daſeins ſeyn ſoll, in ſeinem Werden ſchon in ſich.

Drei in gewiſſen Ordnungen aufeinander folgende Haupt-Entwicklungen dieſes Keims, dieſer Wurzel ſind die nothwendigſten der Erkenntniß für den, der Weisheit ſucht.

Phyſiſches Leben — pſychiſches Leben —
pneumatiſches Leben
Vorhof. — Heiliges — Allerheiligſtes.

Die große Dreizahl alles Sichtbaren und Unſichtbaren, von der Gottheit an, durch alle Klaſſen der Weſen. —

Eines iſt ins andere eingeſchloſſen; eines edler, höher, herrlicher als das andere; eines ſpiegelt ſich im andern; eines entwickelt ſich aus dem andern; für jedes iſt eine eigene Welt zur Beſchäftigung — Entwicklung — Nahrung — Genuß — jedem innig — analog — und angemeſſen — reich und mannigfaltig.

Dieſe drei Welten verhalten ſich zu einander, wie die drei Leben, deren mannigfaltig-modifizirte Abdrücke ſie ſind, als — Urbild und Abbild — Wurzel und Zweige.

Wie ſich der Geiſt in der Seele, die Seele im Körper abbildet; ſo bildet ſich die pneumatiſche Welt in der intellektuellen, und dieſe in der phyſiſchen ab; ſo auch in den Graden und Zeiten der Entwicklung; das Geiſtige iſt nicht zum Erſten, ſondern das Natürliche. 1 Kor. 15, 46.

Das nämliche dreifache Leben mit denſelben Geſetzen und Stufen hat auch das ganze Menſchengeſchlecht, oder der große Originalmenſch, von dem jeder einzelne Menſch Abbild und Glied iſt.

Die Bibel iſt die fragmentariſche Geſchichte der allmähligen Entwicklung dieſes dreifachen Lebens des ganzen Geſchlechts des Erziehungs-Plans Gottes mit ſeinem Lieblingsgeſchöpfe.

Das alte Teſtament iſt die Geſchichte der Vorbereitung auf die Geburt und der erſten Entwicklung des pneumatiſchen Lebens.

Das neue Teſtament iſt die Geſchichte der Geburt und des erſten Wachsthums des pneumatiſchen Lebens, und einiger Hauptſcenen der pneumatiſchen Welt, und Chriſtus der Wegweiſer zu dem, in welchem das pneumatiſche Leben die höchſte Stufe der Entwicklung erreicht hat, der alſo natürlich der Aufwecker und Nährer derſelben in allen andern Menſchen, der oberſte König der pneumatiſchen Welt, und durch dieſe aller Welten iſt.

Die Bibel überhaupt iſt hiſtoriſcher Aufſchluß deſſen, was uns von der menſchlichen Natur und von der unſichtbaren Welt verſchloſſen und fern war, und gehört alſo als Fragment innig zum großen Syſtem aller Vernunft- und Naturwahrheiten, wächst mit ihnen allen auf einer Wurzel zu einer Krone auf.

Chriſtus iſt Urquelle alles durch die Schöpfung ausgegoſſenen Lebens vom Seraph am Throne bis zum Wurm im Staube; vom Wurme bis zur unſichtbarſten Lebensregel unſichtbarer ungekannter Geſchöpfe.

Durch ihn und in ihm iſt alles lebendig — Weſen, die es wiſſen, und Weſen, die es nicht wiſſen — Weſen, die es glauben, und Weſen, die es nicht glauben —

Ohne ihn iſt alles todt: ohne unmittelbare oder mittelbare Lebensnahrung aus ihm — alles, wie Baum ohne Wurzel abdorrend, hinſterbend.

Er iſt der Weinſtock, und alle Rebenſchöſſe beſtehen durch ihn.

Chriſtus iſt die Urquelle des Lebens und aller Lebenskräfte, Entwickler, Reiniger, Nährer, Vollender — alles Todte nach beſtimmten Zeiten und Stufen der Entwicklung lebendig, alles Lebendige immer lebendiger zu machen. — Dieß iſt die Summe der Reichsgeſchäfte Jeſus Meſſias —

Vom Leben zum Leben, vom Unreinen und Schwächern zum Reinern und Mächtigern — vom niedrigern Leben zum höhern ſoll alles — ſoll inſonderheit die Krone der Schöpfung — das Gottesgeſchlecht der Menſchen hinaufwachſen; in immer höhern und reinern Leben beſteht die Glückſeligkeit und Vollkommenheit aller Geſchöpfe und Kinder Gottes.

Daß Tod und Todesmacht immer minder und der herrſchenden Lebenskräfte immer mehr werden, dieß iſt das große Gottesgeſetz der Natur und der Gnade —

Durch ihn Leben empfangen und wieder Leben zu verbreiten — durch ihn Lebenskräfte ſammeln und ſie wieder ausſpenden — in ihm Licht ſchöpfen und andern damit leuchten; — von ihm Wärme erhalten, um andere zu lieben — Glückſeligkeit empfangen, um ſie allen mitzutheilen — iſt die große Arbeit derjenigen, die ihn erkennen — im Geiſte und in der Wahrheit anbeten, und an der großen Stätte des Baues der wahren menſchlichen Glückſeligkeit arbeiten.

Die dritte Welt im Intellektuellen.

Sie haben nun einige Begriffe vom dreifachen Leben des Menſchen — von drei Welten, die wir hienieden durchwandeln können — die phyſiſche, pſychiſche und pneumatiſche Welt: Es iſt nun nothwendig, kennen zu lernen, welche Beſtimmung uns in dieſer letztern erwartet.

Dieſe letztere gibt uns neue, den meiſten Menſchen unbekannte Kenntniſſe und Empfindungen — neue, den meiſten Menſchen unbekannte Geſchäfte und Arbeiten — neue, den meiſten Menſchen unbekannte Freuden und Leiden.

Sobald ſie ſich dieſer pneumatiſchen Welt nähern, ſo werden Sie mit tauſend Gegenſtänden bekannt, die Sie vorher nicht ahneten.

Sie treten mit zahlloſen Weſen in Verbindung, die Sie ehevor nicht kannten.

Ihr Geiſt ſieht tauſendmal tauſend neue Offenbarungen — Bilder, — Abdrücke der Gottheit, von welchen Sie ehevor keine Idee haben konnten.

Was kein Aug geſehen — kein Ohr gehört — was in keinem Menſchenherzen aufgeſtiegen iſt, das ſehen Sie — hören Sie — verſtehen Sie. Das Verborgene wird Ihnen offenbar — das Räthſelhafte entwickelt — das Verwirrte — Ordnung und Harmonie. —

Namenloſe Geheimniſſe und Wunder der Kraft und Liebe — der Weisheit und des Lebens — des Lichtes und der Finſterniß ſchließen ſich Ihnen auf; — Sie blicken durch den Schleier der Vergangenheit — Gegenwart — und Zukunft.

Dadurch erlangen Sie neue Geſchäfte und Arbeiten — die Geſchöpfe dem Schöpfer näher zu führen — Sie bekommen neue Kenntniſſe, Wahrheiten und Aufſchlüſſe und eine neue alles übertreffende Wiſſenſchaft, alles in Natur, Einheit und Harmonie darzuſtellen; — neue Bekanntſchaften mit unzähligen neuen, Ihnen bisher unbekannten Weſen der Schöpfung.

Ihr Leiden vermehrt ſich aber auch wie ſich ihre Freuden vermehren; wiemehr Sie den harmoniſchen Zuſammenhang der Dinge kennen lernen, deſtomehr werden die Disharmonien und Zerrüttungen, die ſie noch in der phyſiſchen Welt des Kampfes erblicken, Leiden verurſachen.

Leib und Seele wird durch den Geiſt zärter, feiner — Leiden und Freuden empfänglicher werden. — Ehvor litten Sie vielleicht nur für einen einzelnen Unglücklichen; nun — liegt das ganze Leiden des Brudergeſchlechts der Menſchen und ganzer Welten auf Ihnen.

Ihr Leiden iſt aber edler — und der Lohn dieſes Leidens groß. —

Wundern Sie ſich nicht, mein Freund, wenn der pneumatiſche Menſch von dieſer Welt nicht gekannt wird — wenn er ein Räthſel der bloß menſchlichen Vernunft bleibt —

Wie kann der Menſch von einer Welt wahrhaft urtheilen, die er nie ſah — wie kann er von Dingen ſprechen, von denen er keine Ideen hat? —

Es iſt daher ganz natürlich, daß viele alles das für Schwärmerei ausgeben, was doch die erhabenſte und für den Menſchen die wichtigſte Wahrheit iſt.

Die Schrift ſagt uns ſchon die Urſache vorher; — der materielle Menſch drückt ſie ſich aus, faßt die Dinge des Geiſtes nicht; — allein, mein Lieber, wie jede Welt ihr Leben hat — jedes Leben ſeine Kraft — ſo ergeht es auch bei dem pneumatiſchen Leben.

In dieſer Welt iſt Lebenskraft — Chriſtus; und wie der phyſiſche Menſch in die intellecktuelle Welt nicht ohne Kraft der Vernunft eingehen kann, ſo kann der intellecktuelle Menſch nicht ohne Chriſtus Kraft in die pneumatiſche einziehen: und der Schlüſſel zu dieſem Eingange, wie wir bereits geſagt haben, iſt der Glaube: Wie aber die pneumatiſche Lebenskraft durch den Glauben bewirkt wird — werden Sie im folgenden lernen.

Der Geiſt der Wahrheit.

Wer den Geiſt Chriſti nicht hat, der iſt nicht ſein, kein Glied an ſeinem Leibe, der da iſt die Gemeinde der Gläubigen. Röm. 8, 9.

Dieſer Geiſt iſt der unſichtbare Chriſtus ſelbſt, der Geiſt der Wahrheit, er kömmt aus der Wahrheit und führt zur Wahrheit — wie Jeſus ſich ſelbſt die Wahrheit nannte.

Dieſer Geiſt quillt unmittelbar aus dem Schooße der höchſten Wahrheit und leitet alle zur Wahrheit; er iſt Odem Gottes, Ausfluß der Gottheit — allbelebende Kraft Chriſti, unſichtbare Gegenwart Chriſti in und bei den Seinen — Er iſt Erſatz ſeiner leiblichen Gegenwart — er iſt uns das innerlich, was uns Jeſus in ſeinem Leben äußerlich war — er iſt der Geiſt, der uns leitet, unterrichtet, ſtärkt, ſchützt, reinigt, belebt; in deſſen Beſitze wir uns dem Herrn nahen und innig gegenwärtig fühlen; —

Alles, was Wahrheit — wiſſenswürdig, erleuchtend, ſtärkend — Verſtand iſt, offenbaret dieſer Geiſt aus den Tiefen der Gottheit und Menſchheit, die er ergründet.

Was Chriſtus ſelbſt nicht ſagen durfte — was kein Chriſt der Welt und den Schwachen ſagen darf — das lehrt der Geiſt, 1 Cor. 2, 10. 11. Joh. 16, 12. 13. und durch dieſen Geiſt erhalten wir die Kraft auf ähnliche Weiſe, in Rede und That zu wirken, wie Chriſtus unſer Herr und Meiſter.

Dieſer Geiſt macht uns zu Ebenbildern Chriſti, wie der Geiſt Gottes Chriſtum zum Ebenbilde des Vaters macht.

Dieſer Geiſt iſt die Krone des Glaubens — der höchſte Siegel des Berufes; allein dieſer Geiſt wirkt in jedem, der ihn empfängt, nach den beſondern, den Menſchen von allen andern auszeichnenden Anlagen und Kräften, die dieſer Geiſt ausbildet, reinigt, erhöht. —

Denn auch hier iſt in der Einheit die größte Mannigfaltigkeit; denn der Geiſt der Wahrheit hebt kein Naturgeſetz auf, verwandelt die Grundcharaktere der Individuen nicht. —

Cornelius z. B. empfing eben den Geiſt, den Petrus empfangen hatte; aber Petrus und Cornelius verblieben immer verſchiedene Perſonen —

So wie alle Menſchen Ebenbilder Adams ſind, ſollen alle Chriſten Ebenbilder Chriſtus ſeyn.

Auf die Weiſe, wie alle Menſchen einen Geiſt, eine regende Lebenskraft in ſich haben, ſollen alle Chriſten den Geiſt Chriſtus in ſich haben.

Wenn nun die gemeinſchaftliche Lebenskraft ſich in jedem und durch jeden auf beſondre Weiſe ſich regt und wirkt, eben ſo wirkt auch der Geiſt Chriſtus. 1 Cor. 12.

Alle, ſo verſchieden ſie in Charakter — Beſtimmung — und Beruf ſind und ſeyn müſſen, ſollen an Chriſtus glauben, wie die Apoſtel, ihn lieben, wie die Apoſtel, reden, handeln, und bis ans Ende treu bleiben, wie die Apoſtel, und ſie werden auch den Geiſt empfangen; aber man muß ſich nicht einbilden, zu den nämlichen Geſchäften und Handlungen. —

Der Fuß iſt nicht die Hand, aber doch ein Glied vom Leibe wie die Hand, und wird von der Kraft belebt, von der die Hand belebt wird.

Es iſt eine Denkart in meinem und ihrem Haupte: muß ſie ſich nun deßwillen auf gleiche Weiſe und im gleichen Maaße und in gleichen Gegenſtänden äußern? 1 Cor. 12, 7. — keineswegs, obwohl ſie durch den nämlichen Geiſt belebt werden kann.

Die nämliche Vernunft wirkt im Chemiker wie ſie dort im Mathematiker wirkt — darin beſteht die Mannigfaltigkeit der Einheit, der Ordnung — die geiſtige Schönheit der Dinge.

Wie in der ganzen Natur Sehen und Kennen der einzige Weg zum Empfang und Genuß iſt, ſo iſt es ebenfalls im Reiche der Wahrheit — wer die Sonne nicht ſieht, oder kennt, empfängt weder Licht, noch Wärme von ihr.

Geſicht, Gehör, Erkenntniß, überhaupt irgend eine Art von Gemeinſchaft muß es geben, die die Gegenſtände gleichſam zu uns, oder uns zu ihnen hinbringt; darin beſteht das einzige Mittel aller Wirkſamkeit.

Die Welt ſieht und kennt den Geiſt der Wahrheit nicht, —

ſie hat keinen Sinn für ihn — wie der Blinde keinen Sinn fürs Licht — wie der Todte keinen Sinn fürs Leben; — daher wird ihr der Glaube Thorheit und Unſinn; — daher hängt ſie an Buchſtaben; — künſtelt — dreht — tändelt, und ſtreitet mit uns um Buchſtaben — modelt alles nach ihrer Geſtalt um — verlacht als Unſinn, was ſie nicht iſt.

Der aber, der den Geiſt ſieht und kennt, empfängt ihn, — wenn er nicht hartnäckig dieſen Geiſt zurückſtößt — nicht die Augen boshaft zuſchließt, um ſagen zu können: „Ich ſehe die Sonne nicht" — oder ſein Gefühl verläugnet, um ſagen zu können: „Ich fühle nicht ihre wohlthätige Wärme."

In Rückſicht dieſer Geiſtesempfänglichkeit gibt es vier Klaſſen von Menſchen.

Die erſte Klaſſe iſt die Welt und die, die von der Welt ſind, die den Geiſt nicht ſehen, nicht kennen, die keinen Sinn fürs Chriſtenthum haben, die gleichgültig oder feindſelig dagegen geſinnt ſind; die Pflanzen, die der Vater Jeſus Chriſtus nicht gepflanzt hat. Matth. 4, 13.

Die zweite Klaſſe ſind Menſchen, die anfangen, ſich von der Welt zu ſcheiden, die einen Zug zu Chriſtus fühlen, die durch Forſchen in den Schriften nach und nach zur Erkenntniß des Geiſtes gelangen; immer mehr von Wahrheit, Hoheit und Würde des Chriſtenthumes fühlen.

Die dritte Klaſſe ſind die, die durch anhaltendes Schriftforſchen, durch Umgang mit erleuchteten Chriſten, durch treue Anwendung ihrer empfangenen Kräfte dem völligen Empfange des Geiſtes nahe ſind; und endlich

Die vierte Klaſſe ſind diejenigen, die dieſen Geiſt wirklich in dem Maaße, in dem ſie ihn bedürfen, empfangen haben, und Chriſtus wie Schoſſe dem Weinſtocke eingepflanzt und Eines mit ihm ſind.

Den empfangenen Geiſt muß man erhalten.

Wenn man ſieht und erkennt, glaubt und durch den Glauben den Geiſt empfängt, ſo befleiße man ſich der Treue, das

Empfangene treu zu bewahren, und wenn es auch nur wenig iſt.

Dieß iſt das einzige Nothwendige, ſonſt hilft nichts, um mit dem Innern des Reichs des Geiſtes, mit ſeinen Geheimniſſen, Gaben und Kräften, mit dem, was kein Auge ſah, bekannt und vertraut zu werden.

Nicht erzwungenes, mit Zweifeln umfangenes Bitten, nicht läſterndes und neugieriges Suchen, nicht ungeſtümes Anklopfen oder Thüraufſprengen, ſondern Treue in Anwendung des Empfangenen iſt nothwendig — Wirkſamkeit mit der beſitzenden Gabe, Gebrauch und Uebung der verliehenen Kräfte.

Dadurch allein mehren ſie ſich dieſe Kräfte, und bereiten unſer Herz und Hand zum Empfange und Genuſſe und Verwaltung höherer Gaben, höherer Kräfte.

Wie die Leibeskräfte ſich nur durch Uebung ſtärken, ſo die Kräfte des Geiſtes der unſichtbaren Welt, ob wir gleich in einer zerbrechlichen Hütte wohnen.

Nicht Klagen über die Menſchheit, Winſeln über die Verderben der Zeiten hilft uns, höhere Kräfte zu empfangen.

Treue im Kleinen iſt nothwendig, um das Größere zu verdienen; Wirkſamkeit — lebendige unausgeſetzte Wirkſamkeit mit den empfangenen Gaben; jeder in ſeinem Kreiſe, auf ſeiner Stelle. Dieß ſey unſer Tagwerk auf Erden, dieß gibt Nahrung, Stärke, Muth, Leben jedem Sinne, jedem Wunſche Erfüllung, Adel, Reinheit jedem Triebe; weckt auf, was ſchläft; bringt ans Licht, was verborgen iſt; — dieß weiht ein in ſanftem ſchonenden Wachsthum zum völligen Anſchauen; Erfahrung und Freundſchaft deſſen, der uns ſeine Brüder nennt und uns in ſeinem Ebenbilde von Klarheit zu Klarheit hinaufläutern will, bis wir ſind, wo er iſt.

Tempelgeheimniſſe des Herrn.

Die ganze heilige Schrift enthält ſymboliſch die Menſchengeſchichte — ſeine Abkunft — ſeine Beſtimmung — ſeinen Fall — ſeine Regeneration.

Dahin zielet alles: ſehr merkwürdig ſind die Geräthſchaften des Tempels.

Der Altar des Brandopfers war vom Heiligthume unterſchieden.

Der Altar zeigt das Aeußere an — das Heiligthum das Innere.

Der Waſchzuber war zwiſchen dem Brandaltare und dem Heiligthume.

An der Thüre des Tabernakels — war noch Reinigung nothwendig.

Es hieß: „Und du ſollſt Aaron und ſeine Söhne an die Thüre des Tabernakels des Zeugniſſes führen, und ihnen, nachdem ſie ſich zuvor im Waſſer gewaſchen haben, die heiligen Kleider anlegen, damit ſie mir dienen, und ihnen die Salbung zu dem ewigen Prieſterthume gedeihe.“

Hier iſt die Rede vom prieſterlichen Kleide, das wir ſchon erklärt haben.

In dem Waſchzuber wuſch Moſes und Aaron ſammt ſeinen Söhnen Hände und Füße.

Das will ſagen: ſie reinigten die Werkzeuge ihres Wandels und die Werkzeuge ihrer Handlungen, ihr Innerliches und Aeußerliches.

Dann legten ſie erſt die prieſterlichen Kleidungen an — nämlich in Gedanken, Neigung und Handlung, im Sinne, Worte und Werke zogen ſie das Kleid göttlicher Eigenſchaften — der Liebe — Wahrheit — Weisheit — Güte — und Gerechtigkeit an.

Dann traten ſie erſt in den Tabernakel des Bundes — und zum Altar. —

„Dann richtete er den Vorhof rings um den Tabernakel,“ — das will ſagen — das Aeußere nach dem Innern, „und hing den Vorhang auf“ — das Scheidungszeichen des geiſtigen Menſchen vom ſinnlichen Thiermenſchen.

„Und als alles dieß vollendet war, da kam eine Wolke und bedeckte den Tabernakel des Zeugniſſes und er wurde von der Herrlichkeit des Herrn erfüllt,“ und dieſer Tabernakel des Zeugniſſes iſt das Herz des Wiedergebornen, des Erwählten.

Der große Bau der heiligen Stätte.

Erhaben iſt die Beſtimmung desjenigen, der am großen Baue der heiligen Stätte arbeitet, den Geiſttempel des Herrn zu errichten; darin liegt ſeine Beſchäftigung. Glückſeligkeit iſt ſein Lohn.

Chriſtus ähnlich werden, das heißt: Bauen — ſeinen Verſtand, ſeinen Willen, ſeine ganze Thätigkeit und Handlung nach Chriſtus Verſtande, ſeiner Thätigkeit, ſeinem Willen einrichten — das heißt einen geiſtigen Tempel erbauen, wovon die Gottheit Beſitz nimmt.

Sein eigenes Herz nach dem Grundplane der Liebe bauen und anderer Herzen nach dem nämlichen Grundplane zu erbauen ſuchen, iſt das Tagewerk des Weiſen — ſein Zweck, daß einſt alle dieſe kleinen Tempel nach einem Entwurfe, nach einer Zeichnung, nach einem Grundplaſte errichtet, einen einzigen großen Tempel ausmachen ſollen, in dem Chriſtus einſt Alles in allem ſeyn ſoll.

In einem Leibe, in einem Geiſte muß die Menſchheit mit der Liebe verbunden werden: dann iſt ſie vollendet die heilige Stadt, dann ſteht des Univerſums Tempel im Geiſte und in der Wahrheit, und Himmel und Erde ſind durch die Liebe vereint; darin beſteht das Reich Gottes, unterſchieden vom Reiche der Welt. —

Im Reiche Gottes allein herrſcht wahre Gleichheit und Freiheit — da allein ſind die Vorrechte der Menſchheit heilig, da iſt alles Eins nach der Einheit des Vaters mit dem Sohne; alles fühlt und empfindet die innigſte Freude über dieſe Einheit — alle von einem Geiſte der Liebe beſeelt, von einer Demuth durchdrungen, ein Herz und eine Seele — ein Wunſch und eine Hoffnung — ein Glück und ein Gebet — ein Leiden und eine Freude.

Da iſt Aller Wahlſpruch: Was mein iſt, iſt dein, was dein iſt, iſt mein; da iſt der Angeſehenſte, wie der Unbedeutendſte, und der Vornehmſte der Diener des Geringſten.

Was Selbſtſucht und Ehrdurſt von Anbeginn bis auf dieſen Tag erfanden, um Menſchen von Menſchen zu trennen, Höhen aufzuwerfen, um Thäler zu vertiefen, die engſten Bande des Fleiſches und Bluts zu zerreißen — alles das iſt verſchwunden — kein Schatten davon iſt übrig im Reiche der Liebe.

Die Stärke des Starken iſt Schild und Zuflucht des Schwachen; das Licht des Erleuchteten der Wegweiſer des Lichtbedürftigen — der Ueberfluß des Reichen die offene Hilfsquelle des Armen. Jede Gabe iſt gemein; ihre erſten Beſitzer freuen ſich derſelben nicht, bis ſie andere mit ihnen genießen.

Hier iſt kein Eigenthum, das man vor andern verriegelt, oder das mit dem Schwerte verfochten wird — kein Stolz, der gern wie die Sonne hoch herabſchauen möchte — keine Herrſchſucht, die ſich blos an Sklaven weidet — hier herrſcht nur Einheit des Verſtandes und der Erkenntniß, Einheit des Willens und der Begierden — Einheit der Thätigkeit und der Handlungen.

So groß iſt die Herrlichkeit des Gebäudes, an dem die Weiſeſten zu jeder Zeit arbeiteten — ſo groß die Beſtimmung und das Glück der Arbeitenden.

Aber woraus erkennen wir den wahren Arbeiter an dieſem großen Gebäude? Iſts wohl der Name der ihn macht? Sinds die äußern Ehrenzeichen, die ihn verrathen?

Freunde! Es iſt nur ein Zeichen, nur ein Siegel des Lichts; da wo dieſes euch entgegendüftet, wo euch dieſes umſchwebt, da iſt Wahrheit; ohne dieſes iſt alles falſch. — Dort, wo der Große der Diener aller iſt, wo der Vornehmſte des Geringſten Knecht iſt, wo Demuth herrſcht, die von ſich ſelbſt nichts weiß, nur in und für andere ſich freut und trauert — wo Gemeinſchaft aller Gaben und Kräfte, und Aufopferung für anderer Glück herrſcht, dort iſt das Siegel des Arbeitenden. —

Dort aber, wo der Große nicht dem Niedrigen dient, wo der Vornehme kein Knecht ſeyn mag, wo keine Gemeinſchaft und Aufopferung iſt, wo Feindſchaft unter Brüdern, Trennung der Glieder eines Leibes herrſcht, wo Unterjochungsgeiſt und Selbſtſucht ihr Schlangenhaupt emporheben, wo Menſchengeſellſchaften, klein und groß, jede nur ihre Abſichten zu erreichen, ihre Plane auszuführen ſich bemüht, wo eine Parthie ſich immer über die andre emporzuſchwingen ſtrebt, wo Menſchen aus höhern Tönen ſprechen, und ſich Vornehm vom Geringern abſondert, wo Stolz des Emporſchwingens herrſcht, wo man auf Reichthum, Rang und Würde trotzt — dort, wo man keine Begierde unterdrückt, keine Unbequemlichkeit über ſich nehmen mag, um einen Bruder, eine Schweſter von ihrem Elende zu erlöſen, einen Niedergeſchlagenen zu erquicken, und eine nach Troſt ſchmachtende Wittwe zu erfreuen, einen Nackten zu bekleiden, einen Kranken zu beſuchen; — wo kein Reicher mit einem Armen aus einer Schüſſel ißt, nicht unter einem Obdache mit ihm wohnen mag, wo alles aufs Aeußere, nichts aufs Innere geht — wo Intereſſe, Freundſchaft und Geld — Ehrlichkeit genennt wird, wo Lüge und Falſchheit Politik ſind, und Unterdrückung des Menſchen ſtatt findet; wo Eigenſinn — Geſetz, und dumme ſklaviſche Unwiſſenheit Gehorſam gegen das Geſetz genennt wird — Barbarei Strafe iſt und Schwächlichkeit Belohnung — dort iſt das Siegel der Liebe nicht — dort hat das Thier ſein Siegel an die Stirne ſeiner Sklaven gedrückt, und die Geiſtesaugen der Erwählten ſehen dieſes Siegel, und können nicht von Betrügern getäuſcht werden — dort arbeitet man an Babylon, und nicht an der Stätte des Friedens.

Noch iſt die Zeit, wo das Unkraut unter dem Weizen ſteht; aber am Tage der Erndte wird es getrennt werden. Arbeitet daher, denn die Tage ſind kurz, und nur der empfängt ſeinen Lohn, der ſein Tagewerk vollendet hat.

Die Schlüſſel zum Heiligthum.

Schrift und Sprache — darin liegt alles —
Schrift — ſinnliche Expreſſion des Ueberſinnlichen —
Schrift führt zur Kenntniß der Sprache —
Naturſchrift — führt zur Naturſprache.
Wir müſſen anfangen zu leſen, um ſprechen zu lernen.

Für den Verſtand iſt Schrift — für das Herz iſt Sprache. —

Eingehüllt im Hauche liegt das Wort — leuchtend und erwärmend nach dem Grade unſerer Empfindung.

Gott iſt Licht — Gott iſt Liebe — wie erleuchtend jeder Buchſtabe ſeiner Schrift — wie erwärmend jedes Wort ſeiner Sprache!

Schrift und Sprache ſind die zwei Schlüſſel, die die Pforten der Geheimniſſe aufſchließen.

Der ſilberne öffnet den Tempel des Lichtes:

Der goldene den Tempel der Liebe im Herzen — und hier iſt das Innere des Heiligthumes.

Reinigung.

Ziehe deine Schuhe aus — dieſer Ort iſt heilig —

Wer ſich dem Urlichte nähern will, muß ſich reinigen.

Wer ſich der Einheit nahen will, muß die Vielheit ausziehen.

Der Menſch denkt — will — und handelt.

Er muß ſeine Denkart — ſeinen Geiſt — ſeinen Willen, oder ſein Herz und ſeine Handlungen reinigen.

Zieh die Schuhe aus, ſag'e Gott am brennenden Dornbuſche zu Moſes; denn dieſer Ort iſt heilig. —

Die Schuhe ſind das Sinnbild des Thieriſchen, in welchem wir mit unſerm Aeußern und Innern ſtehen: daran klebt der Unflath von der Erde — alſo Reinigung — Reinigung des Geiſtes und des Herzens.

Wir müſſen nach dem Geſetze der Einheit einfach denken, einfach handeln lernen.

Der Geiſt empfängt nur das Licht nach dem Maaße ſeiner Reinigung:

Das Herz die Wärme nach dem Maaße der Reinigung.

Die Prieſterkleidung.

Nachdem wir reine Begriffe von dem Ausdrucke haben, was die Kleidungen Gottes ſagen wollen, ſo können wir uns auch einen reinen Begriff von der Prieſterkleidung machen.

Wir leſen im Buche der Weisheit: „Im langen Kleide, das er angetragen, war der ganze Erdkreis und die Herrlichkeit der Väter in den vier Reihen der Steine eingeſchnitten, und auf der Krone ſeines Hauptes war ſeine Majeſtät ausgehaucht.“

Dieſe Kleidung muß nicht ſinnlich genommen werden, ſondern ſie bezeichnet die Eigenſchaften der Seele des Neugebornen, der die Kleidung Gottes in ſeinen Gedanken, Neigungen und Handlungen trägt — der den alten Menſchen abgelegt, und in Chriſtus den neuen angezogen hat.

Dieſem iſt es verliehen, den Namen und das Wort auszuſprechen, das über alle Wörter und Namen iſt — und die Ausſprechung geſchieht durch Gedanken, Neigung und Handlung, da Chriſtus alles in uns iſt; und die Folge dieſes Ausſprechens beſteht darin, daß uns der Vater nichts abſchlagen wird, um was wir ihn auf ſelche Art im Namen ſeines Eingebornen bitten.

Der Leuchter Ezechiels.

Nichts übertrifft die Würde unſerer Beſtimmung.

Erſchaffen iſt der Menſch, das Mittel zu ſeyn, der Kommunikation des Geiſtes mit der Gottheit.

In den Finſterniſſen kann der Menſch ein Licht werden; aber dieß geſchieht nur, wenn jenes Urweſen aller Dinge, das Licht aller Lichter, in ſeinem Geiſte — in ſeinem Herzen und Handlungen leuchtet.

So wird der Menſch zur Lampe Gottes: Der Geiſt iſt die Luft, die die göttliche Flamme unterhält. — Die Nahrung des Feuers iſt das göttliche Oel, worin geiſtiges Licht, oder Weisheit, geiſtiges Feuer oder Liebe verhüllt liegt. —

Der Hauch des Geiſtes unterhält die reine Flamme durch ſeine immerwährende Aktivität; — und durch die zwei Füllhörner der ewigen Weisheit und Liebe Gottes — fließt immerwährendes Oel der brennenden Lampe zu.

Liebe[1], Wahrheit[2], Weisheit[3], Güte[4], Gerechtigkeit[5] und Ordnung[6] vereint im Innern und[7] Aeußern bilden die ſieben Lampen des großen Leuchters der Gottheit, unter welchen heiligen Lampen Chriſtus als der erſte und wahre Prieſter wandelt, und uns zum ewigen heiligen Prieſterthum ruft.

Die dreifache Verbindung oder die Hochzeit des Lammes.

Wenn der Menſch in ſeinem Denken — Wollen — und Handeln wiedergeboren iſt,

1. dann ſchafft ſich eine Welt der Geiſter in ſeinem Denken;
2. eine Welt der Kräfte in ſeinem Wollen;
3. eine Welt der Mächte in ſeinen Handlungen, und der Allmächtige und Heilige des Univerſums unterhält dieſe Welten und ernährt ſie durch ſeinen heiligen Segen. Amen.

Merke, — der Geiſt, der in dir iſt. — iſt der Aufnehmer des heiligen Lichtes — dein Herz — oder dein Wille iſt die Liebe. —

Dein Geiſt iſt der Recipient der Weisheit — dein Herz muß das Organ ſeyn. — Eines kann ohne dem andern nicht beſtehen — allein die Vereinigung des Geiſtes mit dem Herzen oder der Weisheit mit der Liebe kann ohne den Herrn nicht geſchehen — nur im Namen des Herrn geſchieht dieſe Vereinigung — und darin beſteht das Geheimniß der Hochzeit des Lammes — darin die Auslegung deſſen: „Wenn zwei oder drei in meinem Namen verſammelt ſind, bin ich mitten unter ihnen.“

Dieſe Trennung war die erſte Sünde des Geiſtes — der große intellektuelle Ehbruch — der reinſten aller Verbindungen.

Darin beſteht die große dreifache Allianz — wodurch das heilige **Trias** in uns werkthätig wird — das höchſte Geheimniß des △ und ✡

Reden

zum

Wohl der Menſchheit

über

verſchiedene Gegenſtände.

Von

Karl v. Eckartshausen.

Stuttgart:
J. Scheible's Buchhandlung.
1839.

Karl von Eckartshauſen's

religiöſe Schriften

über

Klares und Dunkles.

Dritter Band.

Enthält:

Reden zum Wohl der Menſchheit über verſchieder
Gegenſtände.

Stuttgart:
J. Scheible's Buchhandlung.
1839.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

Ak 2276 - 3

Reden

zum

Wohl der Menſchheit

über

verſchiedene Gegenſtände.

Erſter Theil.

1. Rede von dem Einfluſſe der ſchönen Wiſſenſchaften auf die Rechtsgelehrſamkeit.

> Hommes, soyez humains, c'est votre premier devoir, soyez le pour tous les états, pour tous les âges, pour tout ce qui n'est point etranger à l'homme. Quelle sagesse y a t'il pour vous hors de l'humanité?
>
> J. J. Rousseau.

Ich gehorche Ihrem Auftrage, Eure Exzellenzien, meine gnädige Herrn! da ich es wage, an die Stelle zu treten, auf welcher bisher die berühmteſten Männer unſerer Akademie für das Wohl des Vaterlandes ſprachen, und mit dem wärmſten Gefühle im Namen aller Baiern dem gütigſten Fürſten danken für den Schutz der Künſte und Wiſſenſchaften.

Ueberzeugt von der Schwäche meiner Kräfte, würde ich mich dieſem Geſchäfte entzogen haben, wenn mich nicht höhere Befehle hieher riefen. In dieſem Falle aber bleibt mir nur zu wünſchen übrig, daß ich die Wichtigkeit dieſes Auftrages in ſeinem ganzen Umfange erfüllen und den Erwartungen entſprechen könnte, die die würdigſten Männer in dieſem Hörſaale verſammelt haben, und die der Tag fodert, den wir dem Gütigſten der Regenten, unſerm Karl Theodor feiern.

Noch niemal wurde an dieſem Orte geſprochen, ohne daß der Redner, der hier auftrat, entweder ſchädliche Vorurtheile bekämpfte, oder gemeinnützige Wahrheiten zum Wohl des Vaterlandes verbreitete: nur ſolche Gegenſtände wurden immer behandelt, die den Endzweck hatten, zu nützen, und die Akademie mit dem ſtillen Vergnügen lohnten, wieder etwas zum Wohl der Menſchheit beigetragen zu haben.

Selige Wonne, dem Herzen nur allein ganz fühlbar, das für ſeinen Fürſten und ſein Vaterland lebt, jedes Mitgeſchöpf mit Bruderliebe umfängt, und den Werth der Wiſſenſchaften und gelehrter Verſammlungen kennt, die die Güte der Regenten nicht zur Pracht der Staaten, ſondern zum Wohl der Menſchen, unſerer Mitbrüder, vereinigte.

Dieſer Gedanke ſtrömte mit ſtillem Vergnügen durch meine Seele, belebte meinen Muth, bei dieſer gelehrten Verſammlung unerſchrocken zu erſcheinen, und bewog mich, zum Gegenſtande meiner Rede den Einfluß der ſchönen Wiſſenſchaften auf die Rechtsgelehrſamkeit zu wählen.

Ich rede vor vereinigten Landesleuten, vor rechtſchaffenen Baiern und wackern Pfälzern. Liebe zum Fürſten glüht in ihren Herzen, und Wünſche von unendlichem Segen und Wonne für den Regenten ſind ihre Erwartung. Kann ich alſo nicht ſo ſchön, nicht ſo erhaben ſprechen, wie es die Würde dieſes Tages fodert, ſo will ich ſo ſprechen, wie es mein Herz fühlt, und der Ausdruck vaterländiſcher Geſinnung und warmes Gefühl für meine Mitbürger muß die Schwäche meiner Rede erſetzen.

Der Tag, an dem das Genie zur Bewunderung künftiger Jahrhunderte Sokraten und Platone hervorrief, der Tag, an dem Newtone entſtunden, und der menſchliche Verſtand zum erſtenmale Flecken in der Sonne, Seen im Monde ſah, Straßen zeichnete, die die Planeten laufen mußten, die Luft feſſelte, und den Donner des Himmels zwang, demüthig zu gehorchen, dieſe Tage ſind Tage ewiger Schande der Menſchheit und der Vernunft, wenn Sorbonnen und Akademien entſtehen könnten, wo Männer nur für ſich, für ihren Stolz, und nicht für das Glück ihrer Mitbürger arbeiteten. Was iſt der Menſch, der alle Wiſſenſchaften beſitzt, und noch ein ungebildetes Herz hat? Der, wer er auch immer ſeyn mag, und wenn er mit Lambert und Halley dem vorhandenen Weltkörper, mit Newton den Lichtſtrahlen, mit Haller und Bonnet den Organiſationen, und mit Montesquieu und Mably den Geſellſchaften ihre Schickſale und Zufälligkeiten auf Jahrhunderte voraus zu beſtimmen im Stande wäre, der verdient ſammt allen ſeinen Wiſſenſchaften nicht die Achtung des Rechtſchaffenen, wenn nicht die Güte ſeines gebildeten Herzens ſeinem Verſtande zum Wohl ſeiner Mitbürger nützt.

Dreimal glücklich das Land, wo die Stimme der Pflicht, wo die Liebe des Vaterlandes die Jünglinge zu den Wiſſenſchaften ruft; wo nicht das Vorurtheil, oder der Eigennutz zu den Geſellſchaften treibt, ſondern das Gefühl des Guten, und die Abſicht, zu nützen. Es werden Männer entſtehen zum Glücke der Staaten; die Wiſſenſchaften werden aufblühen, die Vorurtheile entfliehen, wie die Nacht vor der aufgehenden Morgenröthe; die Dummheit, die Feindin des Lichtes, wird in ihre düſtere Höhle zurückfliehen, aus der ſie der Aberglaube und der Fanatiſmus hervorzog; Segen und Glück wird mit jedem Morgen den Weiſen zur Freude wecken; er wird verwüſtete Gefilde ſeiner Pflege dankbar aufblühen ſehen, und Menſchenfreundlichkeit und Wohlwollen, die Begleiterinnen der Wiſſenſchaften, werden ſich umarmen, und mit fruchtbaren Tritten durch die Gefilde hinwandern. Unſchätzbar iſt der Mann für den Staat, der ganz für ſeinen Fürſten und ſeinen Mitbürger lebt; der den Werth der ſchönen Wiſſenſchaften kennt, und ſeinen Verſtand ganz dem Staate, wie ſein Herz ſchenkt: ein leitender Engel ſchwebt unſichtbar zum Wohl der Nation über ihn, und wenn ſeine Gebeine einsmal zum Staube ſeiner entſchlafenen Väter geſammelt ſind, weinet vielleicht noch nach Jahrhunderten ein edles Aug Thränen des Dankes auf ſein Grabmahl, wie ſie auf den Grabhügel des Yoriks, auf den Kirchhof des Youngs, und über den prachtloſen Leichenſtein eines redlichen Gellerts geweint werden. Aber Unglück der Nation, wenn unedle Abſichten oder pedantiſcher Stolz die Bildung des Herzens verhindern; wenn die ſchönen Wiſſenſchaften von Männern verachtet, oder von Stutzern entehrt werden; wenn man ſie wie unbedeutende Tändeleien anſieht, die keinen Bezug auf höhere Wiſſenſchaften haben, oder ſie durch eine entehrende Hochſchätzung ſo weit herabſetzt, daß manch ungezogenes junges Herrchen ſein abgeſchmacktes Betragen für ihre Wirkung hält.

Es gibt unendlich viele, welche die ſchönen Wiſſenſchaften verachten und ſie nicht kennen; aber es gibt deren noch weit mehr, die ſie hochſchätzen, und doch nicht kennen. Ich weiß nicht, wer ſie mehr entehrt, die erſten durch ihre Verachtung, oder die letztern durch ihre beſchimpfende Verehrung.

Ein offenbarer Verächter einer Wiſſenſchaft, die uns weiſe, menſchlich, tugendhaft und glücklich macht, entzieht ihr durch alle ſeine unverſchämte Beſchuldigungen, durch alle ſeine giftigen Spöttereien nichts von ihrer Majeſtät, und ſelten einen von ihren wahren Verehrern. Man haßt die Unvernunft eines ſolchen Verächters, ſieht ihn als einen Feind des menſchlichen Geſchlechts an, der mit verwegenſtem Stolze der allgemeinen Stimme der Vernunft und der Empfindung widerſpricht, und mit frechen Lippen eine Wahrheit läſtert, die unzählige Vertheidiger ihres Ruhms in den Gelehrten verfloſſener Jahrhunderte aufzuweiſen im Stande iſt.

O! könnten wir uns in jene Zeiten zurückſetzen, die uns unwiderlegliche Beweiſe geben, was großen Einfluß die ſchönen Wiſſenſchaften auf das Herz, in die Sitten und Handlungen der größten Männer gehabt haben! Könnten wir einen Cicero ſprechen hören, wie er Rom vertheidigt und anklagt, wie er, von dem nämlichen Feuer beſeelt, jetzt regiert, und nun die ausbrechende Flamme der Verſchwörungen dämpft und ſein Vaterland dem nahen Untergang entreißt! Die Ordnung, die in ſeiner Rede herrſcht, der gute Geſchmack, der uns entzückt, und das Feuer ſeiner Ausdrücke, das bewegt, hinreißt und überzeugt, ſind die Folgen der ſchönen Wiſſenſchaften, denen er ſich von Jugend auf geweihet hat. Laſſen wir Plinius, den Lobredner Trajans, zu ihrer Vertheidigung auftreten, was belebte ſeine Seele mit der wirkenden Empfindung, als er für ſeine Freunde bat? Was gab die Macht ſeinen Ausdrücken, wenn er ſich um die Sache der unterdrückten Chriſten annahm, wenn es nicht die Zauberkraft der bildenden Wiſſenſchaften war, durch die er des Fürſten Herz und Wille in ſeiner Macht hatte. Dieſer Plinius, der der Freund ſeiner Freunde war, der die unterdrückte Unſchuld vertheidigte, und für die Rechte der Menſchheit im vollen Senate ſprach, der keinen Eigennutz kannte, und keinen Stolz, als den Stolz des rechtſchaffenen Mannes, tugendhaft und menſchlich zu ſeyn: der Plinius, der Suetons Wohl wie das ſeinige anſah, der Martialen unterſtützte, Calvina dem Verderben entriß, und Corellia großmüthig behandelte, der auf ſeine Unkoſten Lehrer nach Comum rief, Pflanzſchulen für ſeine Mitbürger errichtete, und ſein Wohl in dem Wohl ſeines Vaterlandes ſuchte: dieſer war der eifrigſte Verehrer der ſchönen Wiſſenſchaften, und was braucht es mehr, um ſie zu ihrer Größe zu erheben und ihre Würde ganz zu fühlen, als Plinius zu denken, der durch ſie das wurde, was er war, und ſeine Nation und die Nachwelt an ihm bewundert? Ich würde unſer Jahrhundert beſchämen und unſer Vaterland entehren, wenn ich das Alterthum noch weiters aufrufen müßte, um die ſchönen Wiſſenſchaften zu vertheidigen. Mich mit dieſem Gegenſtande beſchäftigen, würde ſo viel ſeyn, als ſagen: Baiern iſt noch weit von der Aufklärung entfernt, weil es den Werth der Wiſſenſchaften nicht kennt, die dahin führen.

Es braucht keine weitern Beweiſe, die Heiligkeit und die Rechte dieſer Wiſſenſchaften zu vertheidigen. Rom und Athen ſind ihre Beſchützer, die Cicerone, die Cäſars, die Catone, die Pompejus und Lucullus ſchätzen ſie hoch: die Sokraten, Platone, Alcibiaden verehrten ſie, und der Ruhm gelehrter Männer jeder Nation iſt ihre Wirkung. Durch welche Wege ſtiegen in England die Pope, die Addiſſons, die Klarke, Newtons und Miltons zu ihrer Größe empor? Wodurch erwarben ſich in Frankreich die Racine, die Destouches, Montesquieus, Diderots, Rouſſeaus und Buffons ihre Verdienſte? und wodurch näherten ſich ſelbſt in unſerm Deutſchlande die Gellerte, Cramer, Jeruſalem, Lavater, Geßner, Jakobi und andere mehr der Verewigung?

Das Schöne, Edle und Große iſt der Gegenſtand der ſchönen Wiſſenſchaften, Menſchenkenntniß und Bildung des Herzens ihre Wirkung und Menſchenliebe, Freundſchaft, Dankbarkeit, Liebe zum Vaterland, Heldenmuth und wahre Ehrbegierde ihre Folgen. Der, der ſie alſo verachtet, muß ſie nicht kennen, oder ſelbſt das Bild der Gottheit in die Seele fühlbarer Menſchen gedrückt, mit ſtrafbarem Eigenſinn boshaft mißkennen.

Wenn wir aber überdenken, wie viele die ſchöne Wiſſenſchaften gering ſchätzen und ſich oft gar mit ſpöttiſchem Tone bis zu ihrer Verachtung herablaſſen, ſo können wir wahrlich keinem andern Gedanken in unſerer Seele Gehör geben, als daß die Geringſchätzung dieſer Wiſſenſchaften nur die Unrichtigkeit der Begriffe derjenigen zur Quelle haben muß, die ihre falſchen Verehrer ſind. Ich finde höchſt nöthig, mich über dieſen Gegenſtand weitläufiger zu erklären, ehe ich zu meinem Hauptgegenſtande ſchreite: denn würde ich ehevor nicht allen Einwürfen begegnet haben, ſo würden auch meine Beweiſe von dem Einfluſſe der ſchönen Wiſſenſchaften auf die Rechtsgelehrſamkeit wenig nützen.

Ich bemerke ſeit einiger Zeit eine herrſchende Leidenſchaft unter den meiſten jungen Leuten, ſich den ſchönen Wiſſenſchaften zu weihen; ihre Begriffe aber hievon ſind ſo unrichtig, als ihr Beſtreben dem Endzweck dieſer Wiſſenſchaften entgegen iſt. Man will ſich einen gewiſſen Ton geben, ein ſogenannter Belletriſt ſeyn. Journale und Brochuren in öffentlichen Spaziergängen zu leſen, und die Titelblätter der neuen Autoren zu wiſſen iſt die Gelehrtheit der meiſten jungen Herrchen; ſie vernachläßigen das Solide und die ächte Bildung ihres Herzens. Eine abgeſchmackte und noch dazu unrichtige Ausſprache und eine unrichtige Art, ihren Witz zu zeigen und über die Religion zu ſpotten, iſt ihre ganze Wiſſenſchaft, und die Folge davon die Verachtung der ehrwürdigſten Männer, die ſie alle für Pendanten anſehen, und von welchen der Jüngling durch den Umgang Erfahrung und Weisheit lernen ſoll.

O daß die gütige Allmacht zum Wohl unſers Vaterlandes verhüten möchte, daß dieſe um ſich greifende Peſt nicht das Herz unſrer beſten Jünglinge ergreiſe! Sollte es aber ſeyn, daß zum Untergange der Staaten die ewigen Rathſchlüſſe der Gottheit dergleichen Strafen beſtimmt hätten, o ſo will ich im Namen meines Vaterlandes an dieſem feierlichen Tage und vor dieſer ruhmwürdigen Verſammlung die ewige Vorſicht bitten, daß ſie vielmehr das Wörtergehäuf der alten Philoſophie wieder aufſtehen laſſe, und daß ſich der ſchreckliche Fanatismus der menſchlichen Seele wieder bemächtige, der den Carteſius verbannte, den philoſophiſchen Wolf in Armuth trieb, und Galilei ſeine Wahrheiten abſchwören hieß: wenn nur unſer Vaterland von der Seuche befreiet iſt, die den Staat mit unnützen Witzlingen und gefühlloſen Gecken anfüllen würde.

Wenn unrichtige Begriffe von den ſchönen Wiſſenſchaften ſich der Seele des Jünglings bemächtigen, dann iſt der Staat ſeinem Untergange nahe: die ſchönſten Jahre der Jugend werden in Puppenſpielen vertändelt, und deine Erwartung, unglückliches Vaterland! von deinen Zöglingen auf ewig getäuſcht. Wo iſt alsdann der Mann, der die Wiſſenſchaften beſitzt, die der Staat von ihm fodert? Wer vertheidigt die Rechte des Fürſten am Hofe? Wer ſpricht in den Gerichtsſälen für den Unterdrückten, und wer ſchützt den Elenden in ſeiner Hütte, wenn unnütze Tändeleien das Gehirn des Jünglings verderbt haben, der als Mann mit Vernunft auf der Scene erſcheinen ſoll, in welcher ihn das Vaterland erwartet? Wenn man von dieſem Geſichtspunkte die ſchönen Wiſſenſchaften anſieht, von welchen manche junge Leute ſie anſehen, ſo verdienen ſie nicht nur Verachtung, ſondern Abſcheu: die traurigſten Folgen würden ihre Wirkungen ſeyn. Welche elende Rolle würde nicht der Jüngling ſpielen, wenn er die Bühne betreten ſollte, auf welcher ihn der Staat zu bürgerlichen Geſchäften und Thätigkeit aufruft: er wird urtheilen wollen, aber ſeine Urtheile werden ſeichte ſeyn und die Schwäche ſeines Geiſtes verrathen: er wird reden wollen, aber keinen Stoff zu reden finden, weil Empfindung ſeiner Seele mangelt: er ſoll die Laſt einer wichtigen Arbeit auf ſeinen Schultern tragen, und er wird der Bürde unterliegen. Setzen wir aber, daß er durch den äußerlichen Schein den Blick der Menſchen eine Zeit lang täuſche, ſo entdeckt ein Scharfſinniger doch mit Einem Blicke das elende Gewebe, mit dem er ſich behängt, und dieſer Blick iſt Verachtung und Mitleid. Ehre und Ruhm ſind für ihn auf ewig verſchwunden, und würde er ſich auch zum höchſten bürgerlichen Anſehen emporſchwingen, ſo werden ihm doch ſeine eigenen Empfindungen ſagen: dieſe Ehre und dieſer Ruhm iſt nicht dein, und tauſend laute Stimmen werden ihm bis zu ſeinem Gipfel zurufen: du biſt unfähig, die Stelle zu vertreten, die der Fürſt dir anvertraut hat, weil du die Talente nicht beſitzeſt, die das Amt von dir fodert: die Thränen tauſend Unglücklicher durch dich ſchreien um Rache, denn ſie floſſen aus deiner Unwiſſenheit. Schrecklich muß dieſe Stimme in der Seele derjenigen ertönen, die ſich Vorwürfe machen können, die Zeit ihrer Jugend unnütz vertändelt und den Namen der ſchönen Wiſſenſchaften auf dieſe Art entheiligt zu haben.

Wenn ich von den ſchönen Wiſſenſchaften rede, ſo verſtehe ich nicht unbedeutende Tändeleien, mit welchen ſich manche junge Leute entweder aus unrichtigen Begriffen, oder aus Liebe zum Müßiggange abgeben, ſondern ich verſtehe hiedurch die Wiſſenſchaften und Uebungen, die das Gefühl der Menſchlichkeit in uns bilden: ich verſtehe die Wiſſenſchaften, die den Verſtand ſchärfen, die Einbildungskraft beleben, das Gedächtniß mit einer Menge von Kenntniſſen bereichern, ohne die man ſich weder in den göttlichen, noch in den menſchlichen Wiſſenſchaften, weder in den öffentlichen, noch in den häuslichen Geſchäften über das Mittelmäßige erheben kann: ich verſtehe mit Gellert die Wiſſenſchaften, durch deren Erlernung wir Licht, Gründlichkeit und Anmuth überkommen, die in genauer Kenntniß der Sprache, des Alterthums und der Sitten aller Zeiten beſtehen, die den Verſtand mit den Meiſterſtücken der Poeſie und Beredtſamkeit bekannt, und ihm den Geiſt und die Schönheit der alten und neuen Schriftſteller durch Leſen, Nachdenken und Nachahmen eigen machen, eine Wiſſenſchaft, die uns mit einem Vorrath ſchöner und nützlicher Gedanken ausrüſtet, mit einer Menge lebhafter Bilder ausſchmücket, und mit den Schätzen der Sprache und des

Ausdruckes bereichert, die uns wahr, genau, ſchön und mannigfaltig denken, uns richtig und lebhaft ausdrücken, lehren, gefallen und des Menſchen Herz rühren lehrt: eine Wiſſenſchaft, die durch ihre Ausübung unſer Herz mit der Neigung für Tugend und Rechtſchaffenheit, und unſere Seele für das Edle und Erhabene anfüllt, die uns zum wohlthätigen Menſchen und nützlichen Bürger macht, und unter dieſem Namen verſtehe ich eine Wiſſenſchaft, die den höchſten Einfluß auf die Rechtsgelehrſamkeit haben muß.

Der die Rechte ſtudiren will und in ſeinem Herzen nicht bei ſich ſagt: ich will ein Mann werden, der ſeinem Vaterlande nützen kann: ich will mein Herz zu ſanften Empfindungen bilden, daß es das Unrecht des Unterdrückten, wie ſein eigenes fühlet; ich will mich mit Kenntniſſen bereichern, die dieſe Wiſſenſchaft fodert; und der ganze Gegenſtand meiner Beſchäftigung ſoll das Wohl meines Fürſten und meines Mitbürgers ſeyn, der, ſage ich, dem ſein Herz dieſes nicht bei ſich ſagt, wenn er dieſes wichtige Geſchäft unternimmt und auf hohe Schulen reiſet, der verlaſſe den Gedanken, ein Rechtsgelehrter zu werden; denn Niederträchtigkeit iſt ſeine Abſicht und ſein Fleiß wird ihm zur Strafe ſeines künftigen Lebens ſeyn. Der, den nicht die Stimme der Pflicht, nicht die innerliche Ueberzeugung der Tugend und die Liebe zum Vaterlande zu den Wiſſenſchaften ruft, der verlaſſe den Pfad, den den er betreten; denn Unglück für ſeinen Mitbürger wird ſein Unternehmen ausmachen. Wie mich dünkt, ſo ruft das Vaterland jedem zu, der ſich der Rechtsgelehrſamkeit weiht: Jüngling! überdenke die Wichtigkeit des Geſchäftes, das du über dich nimmſt; ſtudire nicht aus Eigennutz, nicht, weil es Mode iſt, auf Akademien zu reiſen, oder weil du dir deines Vaters Dienſt wünſcheſt, ſondern aus Liebe gegen mich, ich erwarte deine Rückkehr nach etlichen Jahren, und erwarte in dir einen Mann, dem ich das Wohl deiner Mitbürger anvertrauen kann; der im Stande iſt, die Rechte des Thrones zu ſchützen, und der Herzhaftigkeit beſitzt, auch den Niedrigſten im Staate, wenn ſeine Sache gerecht iſt, vor Fürſten zu vertheidigen.

Dieſes ſind die Erwartungen des Vaterlandes von dem Jünglinge, der ſich der Rechtsgelehrſamkeit weiht, und wie wird er dieſen Erwartungen entſprechen können, wenn nicht ſeine Seele zu den ſanften Eindrücken der Menſchenliebe ſchon von ſeiner erſten Jugend an fühlbar gemacht worden iſt?

Ein junger Menſch, der auf Akademien reiſet, muß nicht allein die Vorbereitungswiſſenſchaften ſchon tief in ſeine Seele gedrückt haben, ſondern auch die Fertigkeit in Ausübung derſelben wirklich beſitzen, wenn er mit Nutzen die hohe Schule betreten und dieſelbe mit Ehre verlaſſen will.

Kenntniſſe der Geſchichte ſollen ſeinen Verſtand aufheitern, eine gründliche Rhetorik ſeinen Vortrag erheben und eine gute, geſunde Moral ſeine Sitten verfeinern und ſeinen Umgang angenehm machen.

Es iſt höchſt bedauernswürdig, wenn man ſich auf die höhern Wiſſenſchaften verlegt und die bildenden vernachläßigt hat; wenn man ſich Wiſſenſchaften weiht, die uns zum Staatsmanne, zum Richter, oder Sachwalter bilden ſollten, und wenn wir noch nicht gelernt haben, Menſchen zu ſeyn. Wie können wir die Geſetze gründlich ſtudiren, wenn wir nicht die Geſchichte voraus wiſſen? Wie können wir ſagen, daß wir die Geſchichte wiſſen, wenn ihre Erlernung unſer Herz nicht gebildet und unſere Sitten nicht verfeinert hat? Wie iſt es möglich, daß unſer Verſtand Licht in dunkeln Fällen der Geſetze verbreite, wenn unſere Seele ſtumpf gegen die Eindrücke der Empfindung iſt? Iſt es wohl möglich, ſich zu ſchmeicheln, auf jeden Fall die Geſetze glücklich anzuwenden, wenn wir nicht Menſchenkenntniß beſitzen, oder wenn es uns an dem Vortrage mangelt, der unſern Mitrichter von der Wahrheit und Gerechtigkiit der Sache überzeugen ſoll?

Mit Thränen im Auge muß jeder rechtſchaffene Bürger den Jüngling anſehen, der auf hohen Schulen den Schweiß ſeiner Aeltern unnütz verzehrt, eine Reihe von Jahren, ohne gebildet zu werden, zurückgelegt, und endlich als ein Rabuliſt ohne Gefühl und Empfindung und ohne Sitten zurückkehrt. Setzen wir nun dieſen Menſchen mit unzähligen Geſetzen im

Kopf und keiner Bildung im Herzen in eine Stelle, in welche wir immer wollen, und ſeine Handlungen müſſen ſtärkere Beweiſe, als die Beweiſe des Redners ſeyn, daß die höhern Wiſſenſchaften ohne die Wiſſenſchaften des Herzens unbedeutende Dinge ſind. Setzen wir ihn in die Gerichtsſtube: er ſoll über das Gut und das Leben ſeiner Mitbürger ſprechen. Es kömmt ein zweifelhafter Fall vor, er weiß das Geſetz nicht, das hierauf paßt: bald wird der Vorſpruch eines Großen, bald die Freundſchaft, oder die Eigenliebe ſich ſeiner Seele bemeiſtern: er wird glauben, nach dem Geſetze zu ſprechen und er ſpricht doch nur nach ſeinem Herzen, das er noch nicht kennen gelernt hat: bald wird kindiſches Mitleid die Schwäche ſeiner Seele verrathen: bald allzuſtarke Strenge ihn zu ungerechten Ausſprüchen verleiten. Er wird immer ein Spiel ſeiner Leidenſchaften und derjenigen ſeyn, die ſeine Schwäche mit Argliſt zu gebrauchen wiſſen. Laſſen wir ihn als Sachwalter die gerechteſte Sache eines Streitenden vertheidigen: es wird ihm an Gründlichkeit in ſeinem Vortrage mangeln: ſein Gegner benützt die Undeutlichkeit ſeines Ausdruckes, ſucht die Sache durch Verwirrung in die Länge zu ziehen und die unglückliche Parthei wird das Opfer ſeiner Unvernunft; da hingegen der Mann, der von ſeiner erſten Jugend an ſich den ſchönen Wiſſenſchaften ergab, mit einem Herzen, das das Edle und Große fühlt und deſto ſtärker fühlt, je mehr ihn der rührende Ton und die lebhaften Bilder, in denen er es ausgedrückt fand, mit Größe und Seelenkraft in das Amt tritt, zu welchem ihn das Vaterland hinruft. Sein Geiſt, genährt durch die Schriften der Alten und ſein Verſtand durch ihre Größe gebildet, begleitet ihn zu allen Geſchäften. Der, der den Werth der Menſchenliebe ſo oft fühlte, der das Vergnügen einer edelmüthigen That ſo oft empfand; der ſo oft bei einer rührenden Stelle von Zärtlichkeit und Mitleid durchdrungen wurde; der ſich oft durch erhabene Beiſpiele zu großen Entſchließungen begeiſtert fühlte, wird dieſer Mann im Senat ein ungerechter Richter, oder im Staate ein eigennütziger Sachwalter ſeyn können? Der Mann, der aus beſtändigem Umgange mit guten Schriften die Kunſt gelernt hat, alles, was groß und edel iſt, zu empfinden, wird dieſer Mann nicht eben der ſeyn, wenn er die Sache der unterdrückten Unſchuld in der Gerichtsſtube vertheidigt, als er es ſeyn wird, wenn er zur Aufrechthaltung der Geſetze am Hofe ſpricht? Stärke im Ausdrucke und Wahrheit ſind die Begleiterinnen ſeiner Worte und der Muth des Rechtſchaffenen die Stütze ſeiner Handlungen.

Man glaube alſo nicht, daß die ſchönen Wiſſenſchaften für Rechtsgelehrte unnöthig ſind! Nein! ihr Geiſt wird uns ein treuer Gefährte in allen Verrichtungen des Lebens ſeyn: er wird uns zu Gericht führen, in den Gelegenheiten des Staats begleiten und in jedem Verhältniſſe des Lebens als Regent, als Unterthan, als Bürger des Vaterlands, als Bürger der Welt und der Ewigkeit folgen; denn wo iſt ein Fall, wo eine Lage zu entdecken, die nicht gebildete Herzen von Menſchen fodert?

Dreierlei Arten von Beruf, die alle von einander unterſchieden ſind, ~~erwarten den Zögling der Themis am Ende der Laufbahn~~ ſeiner Studien. Entweder wird er berufen, an der Seite des Monarchen die Regierungsſorgen und die geſetzgebende Macht mit ihm zu verwalten, oder er muß als Obrigkeit die bürgerlichen Händel und Kriminalſachen entſcheiden, oder als Sachwalter Proceſſe vor Gericht führen. Jeder von dieſen Ständen erfodert ſeine beſondere Uebung und Fähigkeit, ob ſie ſich gleich alle auf eine allgemeine Theorie des Rechts gründen; aber jedes dieſer Fächer erheiſcht Bildung des Herzens und ſetzt die Kenntniſſe der ſchönen Wiſſenſchaften und thätige Ausübung ihrer Vorſchriften voraus.

Wie mannigfaltige Einſichten muß nicht der Geiſt eines Mannes beſitzen, dem das Wohl des Staats gemeiniglich mit dem Fürſten anvertraut iſt. Er iſt eine Triebfeder, welche die ganze Maſchine des Staats in Bewegung ſetzen und allen Kräften ihre Arbeit und Thätigkeit geben ſoll; er muß daher die mannigfaltigen Kräfte kennen, um die Aemter zu beſetzen; er muß ihre Fähigkeiten beurtheilen, und zu dieſem ſchweren Geſchäfte ſeinen Verſtand mit großen Kenntniſſen vorbereitet haben. So viel von Seite des Verſtandes und der Einſicht von einem ſolchen Manne gefordert wird, ſo viel, ja noch mehr fordert das Wohl des Staats von ſeinem Herzen.

Es iſt unmöglich, ein ſchöneres Bild von einem Manne zu entwerfen, der in hohen Würden an den Sorgen des Fürſten, Völker glücklich zu machen, Theil nimmt, als der berühmte Kanzler Daqueſſeau in einem Gemälde entwarf, welches in der berühmten Wochenſchrift des nordiſchen Aufſehers *) beigedruckt iſt. Dieſes Gemälde iſt ſo vollkommen ausgearbeitet und ſo lehrreich, daß ich mich nicht enthalten kann, einige Züge davon abzuzeichnen." Mehr geboren für das Vaterland, betrachtet ſich dieſer Mann von dem feierlichen Augenblicke, da ihn das gemeine Weſen mit rühmlichen Ketten beſchwert hat, als ein Opfer nicht allein für den Nutzen, ſondern auch ſelbſt für die Ungerechtigkeit des Publikums. Das allgemeine Wohl iſt ſein einziger Gegenſtand; ſeine Jugend hat für ihn keine Ergötzlichkeit, und das Alter keine Ruhe; den Tag hält er für verloren, den er nicht für ſein Vaterland gelebt hat, und da er ſeinen Ruhm nur in dem Ruhm ſeiner Mitbürger ſucht, ſo iſt der Beifall des Gewiſſens und das Bewußtſeyn rühmlicher Handlungen auch ſeine einzige Belohnung, die er in dem Namen des gerechten Mannes aufſucht; er mildert ſeine Hoheit durch Beſcheidenheit und ſeine Befehle durch Sittſamkeit; ſchont der Schwachheit des menſchlichen Herzens, und wie die Tugend in ſeiner Miene Zutrauen findet, ſo erzittert das Laſter vor ſeinen Blicken. Der Ehrgeiz hat keine Gewalt über ſeine Seele: edle Einfalt des Herzens ziert ſeine feierlichen Tugenden, die die Nation an ihm bewundert; ſanfte majeſtätiſche Ruhe folgt ſeinen Schritten, und erhebt ihn zur Bewunderung der Menſchen; er thut Gutes ohne Abſicht auf Dankbarkeit, und freut ſich, unbekannter Urheber vieler Glücklichen zu ſeyn; er denkt keinen Gedanken, der nicht der Weisheit ſelbſt würdig iſt; ſein Wille iſt der Wille der Gerechtigkeit; er redet wie

---

*) Nordiſcher Aufſeher 1. Band.

die Wahrheit, handelt wie die Klugheit, herrſcht wie die Vernunft, ſtraft wie das Geſetz, und vergiebt wie Gott ſelbſt.“ Dieſes iſt der erhabene Begriff von den Pflichten derjenigen, welche beſtimmt ſind, das Wohl der Staaten zu beſorgen. Kann wohl etwas Schöners, etwas Vollſtändigers, und mit mehr Majeſtät geſagt werden, und kann mehr höhere Begriffe von dem Einfluſſe der ſchönen Wiſſenſchaften auf die geſetzgebende Rechtsgelehrſamkeit einflößen, als der Mann, der dieſes Bild ſchildert, und ſelbes rühmlich nachahmte? Daqueſſeau war der eifrigſte Verehrer der ſchönen Wiſſenſchaften; das Leſen alter Dichter war nach ſeinem Ausdrucke die Leidenſchaft ſeiner Jugend, und empfindſame Schriften waren ſeine Erholungen nach ſeinen Geſchäften. Dieſe Art zu denken ſetzte ihn auch in Stand, alle Pflichten der wichtigſten obrigkeitlichen Aemter, die er begleitete, mit den reifſten Einſichten zu erfüllen, ſeine Würde durch ſeine Tugenden zu erreichen, und für ſein Vaterland in der Verbeſſerung alter und Ertheilung neuer Geſetze ſo gebraucht zu werden, daß es, wie Kramer ſich ausdrückt, zweifelhaft iſt, ob Frankreich dadurch größere Vortheile, oder der Kanzler mehr Ruhm gewonnen habe.

Allein nicht bloße Beiſpiele belehren uns, welch einen großen Einfluß die ſchönen Wiſſenſchaften auf die geſetzgebende Rechtsgelehrſamkeit gehabt haben; die Geſetze ſelbſt und ihre Entſtehungsart überzeugen uns hievon, ohne daß wir genöthigt ſind, weitläuftiger zu werden, und in unſerm Jahrhunderte Männer aufzuſuchen, die in den höchſten Aemtern, die ſie begleiteten, die Verehrer dieſer Wiſſenſchaften waren.

In ruhigen Hainen floß einſt des Menſchen Leben dahin, und Geſetze und Sitten wurden von Hirten geſungen. Natur und Menſch war der Gegenſtand aller Wiſſenſchaft, den glücklichere Voraltern aus Erfahrung und nicht aus Büchern kannten. Natur und Menſch iſt der Grund aller Wiſſenſchaften. Wer die Natur, wer den Menſchen nicht kennt, iſt ein Thor, und hätte er Bibliotheken durchgeleſen und ſich mit Folianten geſüttert. Jede Wiſſenſchaft gründet ſich darauf, kenne die Natur, kenne den Menſchen! dieſen Grundſatz verlaſſen heißt Irrwege gehen und ſtatt Weisheit Thorheit aufſuchen. Je mehr ſich der Menſch von der Natur entfernte, je unglücklicher ward er, und je mehr ein Gelehrter die Natur verläßt, je mehr verläßt er die Weisheit.

Die ſchönen Wiſſenſchaften führen uns zur Kenntniß der Natur und des Menſchen, ſie ſind Schweſtern der Philoſophie, und dieſe die Stütze aller Wiſſenſchaften. Die Poeſie verliert ihre Schönheit, wenn das Gemälde des Dichters ſich nicht der Natur nähert; die Rhetorik iſt ohne Wirkung, wenn nicht der Ausdruck des Redners Natur iſt, und wenn er nicht die Leidenſchaften des Menſchen kennt, wie wird er lehren, rühren und bewegen können? Die Rechtsgelehrſamkeit ſelbſt ſetzt dieſe Grundſätze voraus, beſonders die geſetzgebende: denn ihr Gegenſtand ſind die Geſetze, und Geſetze ſind nach Montesquieu in unbeſchränkter Bedeutung nothwendige und aus der Natur der Dinge entſtehende Verhältniſſe, welche alſo Natur- und Menſchenkenntniß vorausſetzen.

Wenn wir die alten Geſetzgeber aufmerkſam betrachten, wenn Mercurius Trismegiſtus in Aegypten, Minos in Creta, Pythagoras, Charondas und Zaleucus in Griechenland, Licurg in Sparta, Draco und Solon in Athen Geſetze geben, ſo werden wir Menſchenkenntniß und Natur in ihren Verordnungen antreffen.

Folgten nicht Licurgs Geſetzen Ruhm und Größe der Spartaner? Sie wurden unüberwindlich, ohne Helden zu ſeyn. Blutige Treffen, verlorne Schlachten konnten ſie nicht ſchwächen, ſo lange die innerliche Verfaſſung die Stütze ihrer Größe war. Der Mann, der ſeinem Staate eine beſtändige Dauer ſchuf, der den Diebſtahl mit dem Charakter der Gerechtigkeit, die ſtrengſte Sklaverei mit der größten Freiheit, und die grauſamſten Neigungen mit der größten Mäßigung zu vereinigen wußte, wer war der, als ein Mann, der die feinſten Kenntniſſe des Menſchen beſaß, dem die Wirkung der Seele auf jede Nerve bekannt war, und der die geheimſten Neigungen des Herzens durch ſchöpferiſche Macht zum Gehorſam ſeiner Geſetze zu bringen wußte? Und wie konnte es auch wohl möglich ſeyn, ohne Kenntniſſe der Natur und des Menſchen nützliche Geſetze zu geben? Wie viel Klugheit wird nicht erfodert, um die geſellſchaftlichen Tugenden blühend zu machen? Welche Kenntniß des menſchlichen Herzen erfodert die Sicherheit der Staaten, um die um ſich greifenden Laſter einzuſchränken? Bald muß der Geſetzgeber für das Ganze, bald für das Einzelne bedacht ſeyn; nun muß er für die äußerliche Sicherheit des Landes, und nun für die innerliche ſorgen: jetzt iſt die Nahrung, die Arbeit, die Bequemlichkeit, die Geſundheit des Bürgers ſein Gegenſtand; jetzt Religion, Erziehung, Wiſſenſchaft, gute Sitten ſeine Beſchäftigung. Die verſchiedenen Verhältniſſe, die mannigfaltigen Kontraſte ſetzen die tiefſte Einſicht derjenigen voraus, die an der geſetzgebenden Rechtsgelehrſamkeit Theil nehmen.

Es iſt bereits ausgemacht, daß Einfalt und Deutlichkeit das Weſentliche der Geſetze ſeyn ſollen; aber eben dieſes Weſentliche fodert die Kenntniß der ſchönen Wiſſenſchaften von uns: denn Einfalt und Deutlichkeit ſind ihre Grundſätze. Es läugnet wohl Niemand, oder es ſoll doch Niemand läugnen, daß die Geſchichte die beſte Quelle der Geſetzgebung für diejenigen ſey, die ſich der geſetzgebenden Rechtsgelehrſamkeit befleißen; denn die Geſchichte liefert uns nicht allein den Anlaß zu den Geſetzen, ſondern auch ihre Wirkungen auf die Sitten der Völker.

Von eben dieſem Geſichtspunkte iſt für die geſetzgebende Rechtsgelehrſamkeit die Poeſie unentbehrlich; in ihr liegt die Sittenlehre der Alten, wie ihre Geſetze in Liedern verhüllt. Die Dichtkunſt iſt eine Verwandtin der Geſchichte; denn der Tradition der Dichter des Alterthums hat die Geſchichte die Züge ihrer Helden zu verdanken. War es nicht die Dichtkunſt, die den Menſchen aus wilden Gebüſchen zur gemeinſchaftlichen Freude hervorrief? Durch ſie brannte einſt Muth und Stärke in den Adern des Helden; die Haine ertönten durch ihren Geſang und heilige Andacht floß in den ſtillen Buſen harmoniſcher Menſchen. Der rauhe Deutſche, ſelbſt von der Sonne geſchwärzt, von kalten Lüften verhärtet, war fühlbar ihrer Stimme, und ſtarb, durch Hermanns Lieder mit Muth begeiſtert, in ſeinen Gefilden.

Heiligkeit der Sitten, Ehrfurcht gegen Gott und Verbeſſerung des menſchlichen Herzens waren allezeit ihr Gegenſtand: jede Art der Gedichte iſt uns hievon ein Beweis.

Unter die Allegorie einer wichtigen Handlung wurden verdeckte Lehren in epiſchen Gedichten gegeben.

Die Ode ſang Heldenthaten großer Leute und munterte zur Nachahmung auf; das Trauerſpiel zeigte die Folgen des Verbrechens und die Belohnung der Tugend; das Luſtſpiel und die Satyre ſollten lächerliche Schwachheiten verbeſſern; die Elegie vergoß Thränen auf dem Grabe würdiger Männer, und die Ekloge beſang Unſchuld der Sitten und das Vergnügen des Landlebens.

Die nahe Verbindung der Poeſie mit der Geſchichte, ihre Wirkungen auf das Herz überzeugen, wie nothwendig die ſchönen Wiſſenſchaften für Rechtsgelehrte wegen ihrer nahen Verwandtſchaft mit den höhern Wiſſenſchaften, ſowohl von Seite des Verſtandes, als von Seite des Herzens ſeyn mögen; denn die ſanften Eindrücke der Moral, die ſie zurücklaſſen, das ſtille Vergnügen, menſchliche Handlungen auszuüben, das ſie einflößen, erheben erſt den Staatsmann zu ſeiner Größe; dann ſieht ſein gutes Herz das Wohl des Vaterlandes wie ſein eigenes an, und Sorgfalt für das Wohl ſeines Mitbürgers iſt ſeine Beſchäftigung; ſein Stand wird ihm werth, nicht wegen des Glanzes ſeiner Würde, ſondern dadurch, weil er Gelegenheit bekam, ſeinem Nebengeſchöpfe beizuſtehen und im weitern Umfange ſeinem Vaterlande nützlich zu werden; er beſchützt und ermuntert die Tugend durch ſein Anſehen und ſeinen Einfluß; er wird der Schutzgott der Unglücklichen und vertheidigt die unterdrückte Unſchuld: ſeine Größe iſt ohne Stolz, ſeine Sanftmuth ohne Erniedrigung; er iſt mitleidig, ohne ſchwach zu ſeyn, und gerecht, ohne Härte. Dieſes iſt das Bild des Mannes, der an der geſetzgebenden Gerechtigkeit Theil nimmt, und ſein Herz, durch die ſchönen Wiſſenſchaften gebildet, zu edlen Empfindungen fühlbar gemacht hat. Ehre vom Vaterlande, Liebe vom Fürſten und Belohnung von der Gottheit ſelbſt ruft dem Jünglinge Nachahmung dieliche Gelehrſamkeit *). Es kann nie genug geſagt, nie genug wiederholt werden, daß der Richter ein Menſchenfreund ſeyn ſoll; nichts wird ſeinen Fleiß mehr befördern, nichts ſein Gemüth bei den Entſcheidungen aufmerkſamer und ſeine Ausſprüche gerechter machen. Was wird ihn bewegen, aus dem Wuſt beſtäubter Papiere den Streitakt eines armen Mannes eher zum Vortrage zu nehmen, als es ſeine Schuldigkeit wäre, wenn es nicht die Menſchenliebe iſt? Was wird ſein Herz vor dem menſchlichen Anſehen, vor eitler Abſicht, vor der Argliſt der Betrüger ſchützen, welche ſo oft die gerechteſte Sache zu verdrehen wiſſen, wenn es nicht die Menſchenliebe iſt? Es wird mancher Betrüger mit gebeugtem Rücken ſeiner Eigenliebe ſchmeicheln und des Richters Herz für den Vortheil ſeiner Sache zu gewinnen ſuchen; aber er wird ihn nicht hören. Mancher Große wird ihm durch ſein Anſehen Unterſtützung und Hülfe verſprechen; er wird aber gleichgültig und nur für die gerechte Sache ſeyn; ſeine dem Herzen eingedrückte Neigung iſt, ſich für das Glück Anderer zu bemühen, ihrem Elende zu wehren, ſoviel gute Handlungen auszuüben, als er kann, und das ohne Eigennutz, um den Beifall ſeines Gewiſſens und ſeines Gottes zu erhalten. Welche Wolluſt iſt es auch für ein edles Herz, der gedrückten Unſchuld und dem gekränkten Rechte, trotz der Cabale, zu Hülfe zu kommen und ſich ſagen zu können: Ich entriß den Unglücklichen durch die ſchnelle Beförderung ſeines gerechten Handels der äußerſten Armuth; ich beſchützte den Unterdrückten wider den Frevler der Menſchheit und vertheidigte die Unſchuld in ihren Ketten, und ſchützte den Staat durch kluge Strafen wider den Verbrecher.

Um aber den Umfang dieſer heiligſten Pflichten in ſeiner ganzen Größe zu fühlen, wird Fühlbarkeit und Güte des Herzens erfodert. Es iſt nöthig, daß man einen jungen Men-

---

*) Es gibt gewiſſe groſe Empfindniſſe, gewiſſe edle und erhabene Handlungen, wozu uns nicht ſowohl die Stärke des Geiſtes, als die Güte unſrer Gemüthsart verhülft. Man wird geſelliger und fähiger zum Umgange durch die Eigenſchaften des Herzens, als durch die Eigenſchaften des Verſtandes. Thomas Abt vom Verdienſte.

ſchen, der einſt ein richterliches Amt bekleiden ſoll, von ſeiner erſten Kindheit an zu den ſanften Eindrücken der Menſchenliebe fühlbar mache.

O ihr, denen die Erziehung der Adelichen anvertraut iſt, denket nicht, daß, um einen Kavalier zu bilden, das mitleidige Herz erſt an ihm müſſe verhärtet werden! Laßt ihn weinen, daß eine Thräne die andere treibt, wenn er Unglückliche ſieht oder Elende hört. Es kann ihm ein Balſam auf ſeine Wunde werden, wenn er in der Stunde der Angſt, am Tage der Flucht bei ſeinem geliebten Nebenmenſchen ein weiches Herz für ſich antrifft. Die heiligſten Pflichten, die euch der Staat in Erziehung der Jugend auflegt, fodern von euch, daß ihr eure Zöglinge bald mit der Menſchenliebe bekannt machet. Zeigt ihnen den Elenden in ſeiner Hütte, wie er einen ſchwarzen Biſſen verſchimmelten Brods unter ſeine hungrigen Kinder und ihre bedrängte Mutter austheilt und ſagt ihnen, daß dieſer Mann aus dem nämlichen Stoff iſt, aus dem wir ſind; zeigt ihnen den Bettler und Krüppel, der zu dem nämlichen Endzwecke von dem Schöpfer der Weſen erſchaffen iſt, zu dem wir es ſind, und den jetzt nur die äußerliche Hülle und zufällige Umſtände unterſcheiden; beſucht die Kirchhöfe und lehret den Jüngling früh, daß die Dauer des höchſten Glückes nur von einem zukünftigen Tage abhängt, wo der Schimmer der Welt wie die Roſe verbleicht und zum Staube wird. Dann wenn das Herz des Jünglings bewegt iſt, wenn Empfindung jede Nerve erſchüttert und der Anblick des Elends der Menſchen tiefe Wunden in ſeine Seele ſchlägt, dann iſt es Zeit, ihn zur Thätigkeit anzutreiben und ihn zu lehren, daß es oft nur von ſeinem Willen abhängt, das Unglück anderer zu mindern; dann wird der Lehrer zu ihm ſagen: Es wird eine Zeit kommen, in der Sie der Staat zu öffentlichen Geſchäften ruft: Sie werden einſt die Stelle eines Richters vertreten müſſen, und Glück und Unglück ihres Nebenmenſchen wird von ihren Ausſprüchen abhangen: es iſt unentbehrlich nöthig, daß Sie die Kenntniſſe des Menſchen und ihres eigenen Herzens beſitzen *), und wie werden Sie dieſe überkommen können, wenn Sie die bildenden Wiſſenſchaften nicht lieben? Sie haben einen höhern Einfluß auf ihre zukünftigen richterlichen Geſchäfte, als Sie immer glauben. Es wird eine Zeit kommen, in der Sie der Chicane werden vorbeugen und ihr eigenes Herz vor den Fallſtricken zu bewahren ſuchen müſſen, die Ihnen die Eigenliebe legen wird; die Ungerechtigkeit wird ſich in der Maske der Gerechtigkeit zu Ihnen nahen und man fodert Muth von Ihnen, ſie zu entlarven; einer ihrer beſten Freunde wird ungerechte Proceſſe haben, und Sie ſollen einen Unbekannten gegen ihn ſchützen. Sie werden ihre Meynung in dem Rathe ſagen, und eine andere Meynung wird die Ihrige an Einſicht und Gründlichkeit überwiegen; werden Sie Muth haben, ſie abzuändern, oder wird die Parthei das Opfer ihres Stolzes ſeyn müſſen? Alle dieſe Fälle werden Ihnen begegnen und Sie werden ungerecht ſeyn, wenn nicht thätige Menſchenliebe ihren Karakter auszeichnet: wenn dieſe die Gerichtsſtube verläßt, ſo fällt die Gerechtigkeit ohne Stütze; die Geſetze entſcheiden nicht mehr, ſondern bloße Meynungen der Menſchen: dieſer, weil er klüger ſeyn will, wird den klaren Buchſtaben des Geſetzes verlaſſen und verkünſtelte Meynungen anbringen: der wird nach geheimen Abſichten, dieſer aus Eigennutz, jener aus Freundſchaft und mancher mit dem gleichgültigſten Phlegma der nächſten Meynung beitreten, wenn die Reihe der Stimmen an ihn kömmt.

Alle Leidenſchaften ſchleichen ſich ein und bemächtigen ſich der Herzen der unbehutſamen Richter, aber keine eher, als Stolz und Eigenliebe. Dieſe verurſachen das Vernünfteln im klaren Falle der Geſetze: man ſieht einerlei Gegenſtände zu einerlei Zeiten auf eine ganz verſchiedene Art an; die Ausſprüche des

---

*) Nicht alle, die ihren Verſtand kennen, kennen ihr Herz. Der Verſtand ſpielt nicht lange die Rolle des Herzens. Das gute Herz, das ſo empfindlich ſeyn will, läßt ſich oft durch den geringſten Eigennutz erſticken. Thom. Abbt vom Verdienſte.

Richters werden der Erfolg ſeiner guten, oder ſchlechten Logik, oder die Wirkung ſeiner geſunden, oder verdorbenen Säfte. Unſchuldige Parteien werden das Schlachtopfer falſcher Begriffe, oder aufbrauſender Leidenſchaften, oder des Stolzes einer ſonderlichen Meynung. Die Obrigkeit hält eine Reihe verworrener Schlüſſe für die rechtmäßige Auslegung des Geſetzes, und der ſchwankende Unbeſtand willkührlicher Meynungen übertäubt die immer gleiche und reine Stimme der Geſetze.

Nur du, gefällige Menſchenliebe, Trieb zur Gerechtigkeit, ſchützeſt die Gerichtsſtühle vor abentheuerlichen Ausſprüchen; du nährſt Empfindung in dem Herzen des Richters, begleiteſt ihn in den Senat, biſt ſeine Gefährtin im Kerker, und in jedem Zeitpunkte zeigſt du ihm den Menſchen, er mag in Lumpen verhüllt als ein Bettler vor ihm ſtehen, oder als ein angeblicher Verbrecher in finſtern Gewölben verſperrt ſeyn. Die Miene des Menſchenfreundes wird immer gütig und heiter ſeyn; er wird das Verbrechen, doch den Menſchen nie haſſen; er wird ſtrafen, wenn das Geſetz die Strafe will, und mit Thränen im Auge Verbeſſerung wünſchen, wenn Verbeſſerung möglich iſt. Als Beamter wird der Bauer ſein erſter Freund ſeyn; er wird den Werth der Hände kennen, die für uns pflügen; er wird für Erziehung, für Verbeſſerung der Sitten des Landmannes ſorgen, ihm ſeine Bürde erleichtern, ſein Rathgeber, ſein Bruder und ſein Beſchützer ſeyn.

So viel vermögen die bildenden Wiſſenſchaften auf das Herz eines Richters, wenn er ſich in ſelben von ſeiner erſten Jugend auf geübt hat; zu dieſer Größe eines Menſchen kann er ſich emporſchwingen. Allein es iſt nicht genug für Richter, daß ſie ſich in ihrer Jugend in den bildenden Wiſſenſchaften geübt haben; ſie müſſen dieſe Uebung in der Zeit der Muße in ihren Geſchäften noch fortſetzen.

Es iſt dem Menſchen eigen, daß ihm tägliche Geſchäfte zur Gewohnheit werden, und aus dieſer Gewohnheit entſpringt eine gewiſſe Gleichgültigkeit, die dem Geſchäfte die Aufmerkſamkeit einigermaßen entzieht, die es doch wegen ſeiner Wichtigkeit von uns fodert. Wir wiſſen aus der täglichen Erfahrung, daß auch Sachen, die den heftigſten Eindruck in unſrer Seele hervorbrachten, durch Wiederholung die Stärke ihres Eindruckes auf unſre Gemüther verlieren. Der Donner rollt über den Menſchen gleichgültig hin, der ihn zu hören gewohnt iſt, da er den, der ihn das erſtemal hört, vor Schrecken zu Boden hinſtürzen wird; ſo ſchaudert vor dem erſten Anblick eines Erblaßten der Jüngling zurück, der nachmals ſelbſt todte Körper gleichgültig zerſchneidet und als Arzt bei Todtenſchädeln und Gerippen bei der nächtlichen Lampe verſperrt ſitzt. Die Gewohnheit ſchwächt den Eindruck der Sachen und ſie mag es in jedem Fache thun, ohne ſchädlich zu ſeyn, nur ſoll ſie dieſes bei Richtern nicht. Es iſt höchſt gefährlich für den Staat und den Bürger, wenn der Richter gewohnt iſt, zu entſcheiden. Gewohnheit raubt den Fleiß und das Nachdenken. Gut und Leben bleiben immer Gegenſtände der Entſcheidung: ſie können dem Richter nie gleichgültig ſeyn und ſie werden ihm doch gleichgültig werden, wenn er nicht täglich ſeine Nerven zur Empfindung erſchüttert und das Gefühl wieder aufwachen läßt, das in ſeinen Adern zu ſchlummern anfängt.

Die Menſchheit würde leiden und jede empfindſame Seele zurückbeben, wenn man eine Anzahl Menſchen mit Herzen von Eis verſammelt ſähe, die über Menſchen zu richten verpflichtet ſind, wenn ein Mann mit der nämlichen gleichgültigen Stimme, mit der er zu Hauſe ſeiner Magd um ein Glas Wein ruft, den zum Verluſt ſeiner Güter, jenen zum Kerker und dieſen zum Tode verurtheilt, dann wieder ruhig ſein Mittageſſen zu ſich nimmt, als wenn nichts in der Menſchheit geſchehen wäre. Wenn Gleichgültigkeit herrſcht, wer kann alsdann die Aufmerkſamkeit, die die Wichtigkeit der Sache erfodert und den genauen Fleiß der Unterſuchung erwarten? Man darf wohl oft mit Feuer, mit Empfindung für die gerechte Sache arbeiten, es werden doch der menſchlichen Schwachheit ſich Umſtände entziehen, die, wenn ſie bemerkt worden wären, oft das Urtheil würden geändert haben. Die Erfahrung kann es beweiſen, daß die Gewohnheit des Menſchen

Herz von der Empfindſamkeit entfernen kann, und es koſtet oft ſehr viele Mühe, ſich wieder zum fühlbaren Menſchen zu machen. Mancher Richter, der bei der erſten peinlichen Frage, die er ſah, mehr litt, als der Unglückliche, der auf die Folter geſpannt war, der, ſage ich, ganz das Schaudervolle dieſes ſchrecklichen Auftritts in ſeiner Seele mit doppelter Marter fühlte; der wird bei der dritten oder vierten Tortur, die er vorzunehmen hat, vielleicht ſo gleichgültig werden, daß er von dem leidenden Menſchen wenig Eindruck mehr in ſeiner Seele findet.

Ich wünſchte, daß dieſe Beobachtung jeden auf ſein Herz aufmerkſam machen könnte, dem der Staat ſolche Geſchäfte anvertraut: man darf wohl aufmerkſam auf ſein Herz und keiner der ſchlimmſten Menſchen ſeyn, Gewohnheit kann unſre Nerven doch ſtumpf zu den Eindrücken des Gefühls des leidenden Menſchen machen. Welche Wirkungen wird ſie hervorbringen bei denen, die die Beobachtung ihres eigenen Herzens in dergleichen Fällen vernachläßigen!

Die Gewohnheit, die ſo vieles der Empfindung raubt, hat ihre übeln Folgen, wenn man ſich nicht Mühe gibt, ſelben vorzubeugen. Es verſchwindet der menſchenfreundliche Antheil, den man dem Unglücke jedes Menſchen ſchuldig iſt: man ſucht nicht mehr das Laſter auf, ſondern nur den Gefangenen eines Verbrechens zu überzeugen, der zuweilen noch weit von demſelben entfernt iſt. Alles dieſes, was wir bisher geſagt haben, kann uns zum Beweiſe dienen, wie ſehr eine beſtändige Bildung des Herzens dem Richter nothwendig ſey. Es iſt ihm daher gar nicht zur Schande, wenn er in den Stunden der Erholung den ſchönen Wiſſenſchaften obliegt, wenn ein empfindſames Buch in ſeinen Händen iſt, oder wenn ſeine Wangen beim rührenden Trauerſpiel eine edle Thräne netzt; denn ſie fließt der Menſchheit zu Ehre. Der Mann, der nie bei einer ſchönen Stelle geweint hat, der wird auch nicht weinen, wenn Unglück der Menſchen ſeine Thränen fodert.

Man klagt ſo viel über die Pedanterei in juridiſchen Geſchäften, und mich deucht, daß Mangel an Empfindung die Urſache der Pedanterei iſt. Wenn es denkende Köpfe gibt, und Aufmerkſamkeit und Fleiß, ſo werden Pedanten verſchwinden. Mancher klagt über die Trockenheit im juridiſchen Fache, und der erregt bei mir Argwohn, daß er ſeinen Kopf nicht zu den Geſchäften mit ſich bringe, oder daß ſein Herz hierbei eine ſehr ſchlechte Rolle ſpiele. Der Philoſoph, der Menſchenkenner findet in dem Felde der ausübenden Rechtsgelehrſamkeit häufige Nahrung für ſeinen forſchenden Geiſt. Man hat Gelegenheit, die Tiefe des menſchlichen Herzens zu ergründen und ſeine Geheimniſſe aufzudecken: allein dieſes ſodert ein empfindſames Herz und einen gebildeten Verſtand und Kenntniß der Gelehrten des Alterthums, mit welchen unſern Geiſt die ſchönen Wiſſenſchaften allein auszubilden im Stande ſind.

Der natürliche Zweck und die Pflicht eines guten Sachwalters iſt ſo heilig, als die Pflicht des Richters, und ſie erfodert die nämlichen Kenntniſſe und Tugenden. Er muß den ſtreitenden Parteien, die ihn um Rath fragen, das Recht und Unrecht ihrer Sache nach den Regeln des Rechts und der Billigkeit erklären können; er muß ihnen die Wege anzugeben wiſſen, ſich Recht verſchaffen zu können; er muß ſie der kräftigſten Mittel belehren, wie ſie allen Arten von Chicanen und Kunſtgriffen von Seite ihrer Gegner vorbeugen können, und er muß ihnen alle unnöthigen Proceßkoſten ſo viel möglich erſparen.

Aus dieſem richtigen Geſichtspunkte betrachtet, muß ein Sachwalter eine treffliche Theorie von der Rechtsgelehrtheit, eine große Einſicht in die Geſetze, eine vollkommene Kenntniß von dem, was man den Weg Rechtens nennt, oder von der Art und Weiſe, den Proceß zu führen, beſitzen; er muß die Chicanen, die Kunſtgriffe und Schlingen, durch welche entweder ungerechte Richter, oder liſtige Advokaten der Gegenpartei das Recht verkehren, oder unkräftig machen könnten, genau kennen, um im Stande zu ſeyn, die erfoderliche Behutſamkeit entgegen zu ſetzen; und endlich ſodert man von ihm eine Ehrlichkeit und Rechtſchaffenheit, die alle Prüfungen aushält. Dieſe wichtigen Pflichten zeigen die Wichtigkeit ſeines Amtes und welche Bildung des Herzens der Staat von ihm fodert.

Welches elende Geſchöpf iſt in den Augen des Vernünftigen der Mann, der ſeine ganze Wiſſenſchaft in Geſchwätz oder übertäubenden Lärmen ſetzt, der ſeinen Kopf mit juridiſchen Sprichwörtern anfüllt, der ſonſt vom Verſtande ſo leer iſt, als ſein Herz an Empfindung. Vor dem Pöbel, der ihn nicht verſteht, gibt er ſich die Miene des Rechtsgelehrten; der gemeine Mann bewundert ſeine lateiniſchen Zauberſprüche und glaubt, daß er die Gerechtigkeit zum Vortheile ſeiner Sache beſchwören werde. So wird der Unerfahrne überraſcht und in den Abgrund der Chicanen und der verderblichſten Unkoſten geſtürzt. Iſt nicht ſo ein Mann eben ſo gefährlich, als es Räuber im Staate ſind? Menſchenliebe, Uneigennützigkeit müſſen den Charakter eines Sachwalters auszeichnen: denn wer vertheidigt den Elenden, den Unterdrückten bei Gericht, wenn es nicht Männer gibt, die aus Menſchenliebe und ohne Eigennutz dienen. Es leidet die Menſchheit und das Gefühl empfindſamer Weſen, wenn man Härte der Seele bei denen findet, die unſre Unterſtützer ſeyn ſollen.

Mit zitternder Hand verläßt der Bauer ſeinen Pflug, ſchleicht am Stecken gebückt in die Stadt und ſucht Hilfe gegen die Bosheit des Unterdrückers. Unbekannt wie ein Fremdling, fragt er, wo Gerechtigkeit wohnt, ſieht zweifelhaft jeden Palaſt ſtaunend an und glaubt, ſie in prächtigen Gebäuden zu finden. Nun weiſet ihn ein gütiger Menſch, der arm, wie er iſt, zu den Hörſälen der Richter. Hier, ſagt er, guter Freund! mußt du deine Klage anbringen, aber weine, lärme, ſchreie an den Schwellen der Gerechtigkeit, man wird dich nicht hören; du mußt einen Sachwalter haben, der dem Richter deinen gerechten Handel vorträgt. Stille Freude ſtrömt bei dieſem Ausdrucke durch die redliche Seele des Alten, der ſein Leben ländlich verträumte und Städte und ihre Gewohnheiten noch nicht kannte. Nun bin ich glücklich, ſagt er bei ſich ſelbſt, wenn es Männer gibt, die meine Sache vertheidigen; ich kann alſo wieder zu meinem Weib, zu meinen

Kindern zurückkehren, und meine Sache wird doch gehen.

Voll dieſer ſüßen Träumereien läßt er ſich das Haus eines Sachwalters weiſen: klopft begierig an der Thür ſeines Erretters und glaubt mit dem redlichſten Herzen, auch redliche Menſchen zu finden. Aber wie ſchrecklich wird deine Täuſchung ſeyn, wenn du von deinem Traume erwachſt, unglücklicher Alter! und wenn du keinen ehrlichen Mann finden ſollteſt, der Menſchenliebe beſitzt! Dann fließen deine Thränen vergebens; deine Vorſtellungen ſind ohne Gewicht und deine Rechte ohne Nachdruck: man wird Geld von dir fodern und ſollteſt du das aus den Händen deiner hungrigen Kinder reißen: dann kannſt du, ausgeſaugt von deinem Räuber, unter dein zerriſſenes Strohdach wieder elend zurückkehren und auf deinem Sterbebette mit der gerechteſten Rache ohne Rettung verhungern. Die beleidkgte Natur wird zwar gerechte Flüche zum Himmel über den Scheitel des Böſewichts wünſchen, der dir durch ſein Recht mehr Schaden zugefügt, als das Unrecht dir zuzufügen im Stande war: aber vergebens ſind dieſe Flüche für dich, der du zum Opfer der Bosheit der Mepſchen wardſt.

So abentheuerlich das Bild eines ſolchen Mannes iſt; ſo edel, ſo ſchön und erhaben ſind die Züge des rechtſchaffenen Sachwalters; ſeine Beſchäftigungen ſind die Beſchäftigungen des Menſchenfreundes; er ſücht Menſchen mit Menſchen auszuſöhnen, Eintracht herzuſtellen, wo Irrthum die Urſache des Zwiſtes war; er dient der gerechten Sache und haßt die Unterdrückung. Menſchenliebe beſeelt ſeine Schriften, Natur iſt ſeine Schreibart, und kernhafter, nervigter Ausdruck ſeine Stärke; Wahrheit ohne Beſchimpfung und Freimüthigkeit ohne niedrigen Zwang belebt ſeinen Vortrag. Der Weiſe findet Vergnügen in ſeinem Umgange, der Bürger ſeine Zuflucht und der Bedrängte ſeine Beſchützung. Er iſt ein Mann, der der Liebe des Fürſten, der Hochachtung des Staats und des Beifalles des gemeinen Weſens und jedes Weltbürgers würdig iſt, und mit dieſer Bildung des Herzens kann man mit Ulpian von ihm ſagen, daß dieſer Mann dem gemeinen Weſen ſolche Dienſte erweiſe, als hätte er ſein Vaterland durch herrliche Schlachten gerettet und das Wohl des Staats durch Vergießung ſeines Bluts rühmlich erkauft.

Wie edel iſt alſo der Geiſt, der, durch würdige Empfindungen beſeelt, den Antrieb zum Großen fühlt und zum gemeinſchaftlichen Wohl der Menſchen gemeinſchaftlich beiträgt; der den großen Endzweck der Beſtimmung des Menſchen und ihre thätige Wirkung zur allgemeinen Glückſeligkeit denkender Weſen kennt, dem jeder Menſch darum werth iſt, weil er Menſch iſt, und bei dem jeder gleiche Anſprüche auf ſeine Großmuth hat, weil wir alle als gleiche Mitbürger der Welt von dem ewigen Schöpfer der Sphären auf dieſe Erde geſetzt ſind.

So empfindet und ſo fühlt der Mann, der ſein Herz durch Erlernung der ſchönen Wiſſenſchaften gebildet hat, und ſo wird jeder fühlen, der ſich die erſte und wichtigſte Wiſſenſchaft die Bildung des Herzens ſeyn läßt, und die Handlungen des Geſetzgebers, des Richters und des Sachwalters werden unumſtößliche Beweiſe ſeyn, daß die ſchönen Wiſſenſchaften auch den höchſten Einfluß auf die Rechtsgelehrſamkeit haben.

Bürger des Vaterlandes! Es bleibt uns nichts mehr übrig, als dieſen feſtlichen Tag noch zu feiern, da wir unſere Herzen der Liebe des Fürſten und unſrer Mitbürger weihen. Können wir wohl herrlichere Geſchenke zum Throne des Gütigſten der Regenten bringen, als Geſchenke, die würdig ſeiner Größe und ſeiner Güte ſind?

Baiern! laßt euren Stolz noch ferners die Rechtſchaffenheit ausmachen! Bildet eure Herzen zur würdigen Größe, und zeiget der Nachwelt, daß ihr der Gnade des Himmels nicht unwürdig waret, der euch einen Weiſen zum Fürſten gab. Verſchönert die Welt und die Werke der Schöpfung durch menſchenfreundliche Handlungen! Unendliche Segenswünſche ſteigen aus euren Herzen für den Beſten der Fürſten zu dem ewigen Vater der Welten empor, und der Name Karl Theodor ſoll ewig in euern Herzen bei dem Namen des Rechtſchaffenen, des Weiſen und des Menſchenfreundes gefunden werden! Er, der Beſchützer der ſchönen Wiſſenſchaften, ſey ewig Baierns Stolz und fremder Länder Bewunderung!

II. Von der Achtung, die man dem gemeinen Manne ſchuldig iſt. Eine Rede für's Vaterland.

> Pour faire des heureux vous occupés l'Empire
> Astres de l'Univers, votre éclat est pour vous.
> Mais, de vous doux rayons l'influence est pour nous.
>
> Bax.

Wenn der Tag, der dem Fürſten gefeiert wird, der Tag der Erinnerung ſeiner Wohlthaten iſt, und wenn ſeine Lobeserhebungen nur Erzählungen von den Glückſeligkeiten ſeiner Völker ſind, o! wie muß der Morgen ſchön ſeyn, der dieſe feierlichen Auftritte verkündigt.

Die Lerche wachet noch nicht, noch bedeckt Schatten die niedrigen Hütten, und der Landesmann verläßt ſchon ſein Lager; er erwartet mit Ungeduld die aufgehende Sonne, und Segenswünſche für das Wohl ſeines Fürſten ſteigen ſchon aus ſeinem fühlenden Herzen zu den Wolken empor; die Sonne vergoldet endlich die Spitze der Berge, wie Weihrauch dämpfet der Thau von dem Opferheerd der Natur zum Himmel, und bei dieſer erſten Scene des Tages ſtehen Greiſe in ſchneeweiſen Haaren, und Jünglinge mit wallendem Blute verſammelt, und rufen mit vereinigter Stimme dem aufgehenden Geſtirne entgegen — O! glänze, glänze noch lang über das Haupt unſers Fürſtens; ein zehnfacher Wiederhall wiederholt dieſen Ruf, und ein wohlthätiger Cherub trägt ihn bis zum Throne des Ewigen hin. Töne der Freude erſchallen in den umliegenden Dörfern; mit ländlicher Muſik zieht die Jugend des Dorfes mit Blumen in Haaren zum Tempel hin, wo ſtumme heilige Andacht jede Seele erhebt, die zur Erde geſenkt den Allgütigen anbetet.

Solche Tage werden guten Fürſten gefeiert, und ſolche Tage feiern Baiern ihrem Theodor.

Es waren Zeiten, in denen die Völker Ehrenſäulen ihren Fürſten errichteten; in Marmor gehauen ſtunden ſie da in den Reihen der Trajanen, und Weihrauch düftete in den Tagen ihres Gedächtniſſes. Geführt durch die Hand ſeines Vaters trat der Jüngling mit Muth einher, ſah mit unverwandtem Blicke die

Züge des großen Mannes an, der die Krone trug, und durch ſein begieriges Aug drang Vaterlandsliebe in ſeine Seele; Heldenmuth floß in ſeinen begeiſterten Säften; ſein Herz ſchug für Tugend und Rechtſchaffenheit, und ſein männlicher Blick ſagte jedem, der ihn anſah — auch ich will würdig werden, ein rechtſchaffener Unterthan ſo großer Fürſten zu ſeyn. Dieſer mächtize Entſchluß wurde vom Vater zum Sohne gebracht; die Zeit verzehrte den Marmor; die Bilder der Fürſten ſtürzten ein, aber ihr Andenken war noch in den Herzen der Unterthanen verewigt, und überzeugten die Nachwelt, daß nicht die Hand des Künſtlers, ſondern das Herz des Bürgers allein im Stande iſt, die Tugend der Fürſten mit ewigen Nachruhm zu lohnen.

Schön verlöſcht der Tag, der der Tugend geheiliget wird, mit Majeſtät kehrt er in die Schooß der Ewigkeit zu jenen hunderten der Tagen zurück, die entweder mit goldenen Buchſtaben in der Tafel der Ewigkeit glänzen, oder mit dem eiſernen Griffel in Blei zur Schande der Menſchheit auf ſelbe gegraben ſind. So ſchön, als der Tag hinſinkt, der der Tugend geweihet iſt, ſo ſchön ſoll auch der Tag hinſinken, den wir unſerm Theodor feiern, und noch prächtig ſeyn, da er verſchwindet. Götter verachten den Weihrauch, wenn ihn nicht Frömmigkeit hinſtreut, und eitles Lob heiligt die Tage der Fürſten nicht, ſondern die Tugend des Unterthans.

Einſt gab man an feſtlichen Tagen den Gefangenen Freiheit, oder Verurtheilten Gnade. Aber keine von dieſen iſt heute unſere Beſchäftigung. Der, den die Umſtände, oder ſeine Geburt an kleinere Dächer anwies, der ſoll unſere Aufmerkſamkeit reizen; wir wollen die Hütte des gemeinen Mannes beſuchen, ihm zurufen: Freund, verlaſſe dein Strohdach, oder den Pflug, und du, ehrlicher Handwerker, deine Werkſtätte; komme mit uns im ſchlecht- und zerriſſenem Kleid, mit Schweiß und Staub bedeckt, wie du von der Arbeit herkommſt: dein Aufzug iſt feierlich: du biſt mehr geſchmückt, als deckte Seiden deine Glieder und Diamanten deine Stirne; in dieſem feierlichen Putz, der der Zeuge deines Werthes iſt, will ich dich meinen Mitbürgern vorſtellen, und dein Anblick ſoll deine Anſprüche vertheidigen, die du auf unſere Achtung haſt, denn ich rede für dich, da ich von der Achtung rede, die man dem gemeinen Manne ſchuldig iſt.

Großer Fürſt, der die Würde des gemeinen Mannes kennt; der ihn hochſchätzt und liebt; gib meinen Worten die Macht der Empfindung; laß mich bei jeder Sylbe denken, daß der Niedrige dein Kind iſt; daß ſein Wohl mit dem Deinen gemeinſchaftlich, und daß ſeine Rechte auch die Deinen ſind, und die Sache der Wahrheit und vaterländiſches Gefühl wird die Schwäche des Ausdruckes erſetzen.

Alle Menſchen ſind zu einem Endzweck erſchaffen, als wir den Schooß der Natur verließen; als ein ewiges Weſen uns ſchuf, war die Seligkeit ſeiner Geſchöpfe der große Entwurf der Schöpfung; nackend liefen wir umher, aus dem nämlichen Stoffe von der Gottheit gebildet, kannten wir keine Vorrechte vor unſern Brüdern; der Name des Fürſten, des Gewalthabers war unbekannt; nur wußte man von dem Namen des Menſchen.

Der Hang zur Geſellſchaft erſchaffener Weſen brachte aber bald Bedürfniſſe herfür; der Trieb Selbſterhaltung verſammelt Menſchen; es entſtunden Geſellſchaften und endlich Staaten.

Mit Vermehrung der Menſchen vermehrten ſich die Bedürfniſſe *), der Hunger trieb den Hungrigen zur Verfolgung des

---

*) „Die Kenntniß eines Vortheils erwecket Begierde nach andern Vortheilen, die am Ende wahre, oder eingebildete Bedürfniſſe werden. Der Gedanke Bedürfniß, zeugt den Gedanken Befriedigung, aus dem die Mittel fließen ꝛc.“ Abhandlung über die Stärke des Menſchen im geſellſchaftlichen Stande S. 11.

Der Verfaſſer dieſer edlen Schrift iſt der durch ſeine ſchöne Schriften und mächtigen Ausdruck bekannte Graf Savioli Corbelli. Sie iſt zu finden in dem Band der Abhandlungen der baieriſchen Akademie in München von der Klaſſe der ſchönen Wiſſenſchaften.

Wildes an, aber bald war dieſes nicht mehr erklecklich, die Menge zu nähren, und man baute die Erde, und verlegte ſich auf die Viehzucht; ſo ward der Ackersmann und der Hirt.

Fleiß und Arbeitſamkeit geſellte ſich zu dem geſchäftigen Landesmann, und mit Zaubermacht verwandelten ſich verwüſtete Oerter in reizende Gegenden; dankbar lohnte der gepflügte Acker mit zehnfachem Segen, und der Arbeitſame wurde der Schöpfer ſeines eigenen Glückes; Einfalt der Sitten und Unſchuld folgten dem Pflug, und lagerten ſich in niedrige Hütten.

Da war nun der Mann, der von der Natur gelernt hatte, mit Wenigem zufrieden zu ſeyn; heitere Luft umwehete ſein kleines Haus; keine anſteckende Dämpfe, die nur den Städten gemein ſind, vergifteten ſeine Lunge, der Hunger würzte ſeine ungekünſtelte Speiſen, die er unter dem Geſang der Vögel genoß, im Schatten wohlthätiger Bäume.

Dieſes war das Glück des Ackermannes und die ſelige Wonne des Hirtens, bis der Menſch, mit ſeinem Glücke unzufrieden, die Schätze der Natur verließ, die Erde durchwühlte, in Abgründe ſtieg, und nah an den Pforten der Hölle Gold, und mit ſelben ſein Verderben ausgrub.

Eigennutz, Habſucht, Tod und Verwüſtungen traten mit den ſchädlichen Metallen aus ihren Grüften herfür, und Mordſucht in der Geſtalt eines fürchterlichen Geſpenſtes gleitete in nächtlicher Stille durch die bereits verdorbenen Fluren; der ſchwarze Rauch ihrer blaßbrennenden Fackel verkündigte der Gegend ihre Verderberin, und Menſchenblut floß, durch die Hand des Menſchen vergoſſen; der Ackersmann weinte in einſamen Wäldern über die verdorbene Saat, und kriegeriſche Helden prahlten ſich ihrer Wuth, und die Urſache ſeiner Thränen zu ſeyn.

So wurde einſt die Menſchheit beleidigt, und Tyrannen zeichneten die Tage, wo Blut floß, als die rühmlichſten ihres Lebens auf, die die Menſchheit wünſchte auf ewig vergeſſen zu haben; allein auch unter den Haufen von Leichen ſchwang ſich noch menſchliches Gefühl wieder empor; es verſammelte der Menſchen rohes Geſchlecht wieder in Hütten, und feſſelte die Hände der Bosheit durch weiſe Geſetze.

Gütige Menſchen beherrſchten die Länder, und man achtete den Mann wieder, der beim Pflug und bei der Heerde war.

Bald wurden ordentliche Geſetze für den Ackerbau und für die Viehzucht gegeben, und man hielt den Stand, der die andern nährte, nicht für erniedrigend. Die Weiſen verfloſſener Jahrhunderte erhoben den Stand des Landmannes durch die prächtigſten Ausdrücke. Weiſes und glückliches Leben ſuchten ſie bei dem Bauern, und Aufrichtigkeit und Gerechtigkeit in ſeinen Hainen.

Da Schwelgerei, Ungerechtigkeit und Gewalt des Menſchen Seele in Städten verdarb, ſuchte der Dichter die Tugend wieder auf dem Land, wo das harte und arbeitsvolle Leben die Laſter vertilgte, und wo die Gerechtigkeit ihren Aufenthalt ſuchte, als ſie die Palläſte verließ, in denen kaum mehr ihr Namen bekannt iſt. Glücklicher Landmann! ſang Virgil: bei dir herrſcht ſtiller Friede und Einfalt der Sitten; Ruhe erwartet dich zu fruchtbarer Wohnung, und Lohn der Tugend im kühlenden Schatten.

So ward der Mann wieder geehrt, der durch ſeinen Schweiß Tauſende nährte, und ſo war ſein Glück von Dichtern beſungen; allein ſein glückliches Schickſal war von kurzer Dauer; der Hochmuth in Städten erſann unnütze Künſte; Schwelgerei und Wolluſt entnervten die Männer; es entſtanden faule Weichlinge, und der würdigſte Stand wurde bis zur Verachtung herabgeſetzt; Arbeit, die einſt Verdienſt war, war nun eine Beſchäftigung für Sklaven; nichts thun, den Schweiß des Elenden verzehren, mit Undank verzehren, war groß ſeyn, und ſo ſchwangen ſich Müſſiggänger zum unerſättlichen Reichthum hinauf, und bei ihren Füßen ſchmachteten die, die ihn verdienten, in Armuth. Es war Ungerechtigkeit gegen die Menſchen, die die Länder verwüſtete, die den Elenden, wie den Böſewicht zum Pflug verdammte, ihn der brennenden Sonne preiß gab und der ſchneidenden Kälte, und ihm dann alles wieder raubte, was er erwarb. Weiſe Geſetze bemüheten ſich vergebens, den Armen wieder in ſeine Rechte einzuſetzen; man ſchrieb, man gebot, aber vergebens: noch in unſern Tagen iſt der gemeine Mann nur von manchen Einzelnen geehrt; der allgemeine Haufen des müßigen Pöbels verachtet noch immer den, deſſen Würde er mißkennt.

Ihr, die ihr den Geringen verachtet, haltet mit eurem Hochmuth zurück, lernet euch ſelbſt ehevor und den Niedrigen kennen, dann erzählt eure Verdienſte, ich will die ſeinigen ſagen, und Unpartheilichkeit ſoll das Urtheil über uns ausſprechen, wer Würde und wer Verachtung verdient.

Noch deckt Schatten das Land, und die Sonne iſt noch weit von unſerm Geſichtskreiſe entfernt; Ruhe herrſcht in den Städten; alles ſchläft noch; nur der Landesmann wacht ſchon, und harte Arbeit erwartet ihn in den Scheunen; Stunden verfloſſen ſchon unter ſeiner geſchäftigten Hand, bis der Schlaf die Städte verließ, und der Hammerſtreich in den Gaſſen erſchallt, und den wachenden Handwerker verkündigt.

Türkiſche Getränke dämpfen in Palläſten, die der Müſſiggänger beim Nachtiſche verzehrt, und ſchwarzes ſchimmelndes Brod und ungeſchmalzene Suppe iſt der Lohn des Morgens für den arbeitenden Landesmann.

Unbeſchäftigt eilen die Stunden für den Höfling dahin, dem Putz und den Kleidern geweiht, und da der gemeine Mann von der Sonne geſengt, ermüdet am Pfluge hinſinkt, ſitzt der Stutzer an der Seite eines albernen Mädchens in ſchattichten Alleen, und verſumſet die Zeit mit abgeſchmackten Romanen. Endlich hebt er ſich auf und reicht den Arm ſeiner Schönen. Mit ausgemeſſenen Schritten tritt er langſam auf dem Pflaſter dahin, und geht in den Tempel; nicht dort dem Ewigen um ſein Daſeyn zu danken, ſondern ſein ſchimmerndes Kleid zu zeigen, oder der Wolluſt zu fröhnen.

Kaum tönt im Dorfe die ländliche Glocke, ſo verläßt jeder, wer kann, ſeine Arbeit, und eilt mit verdoppelten Schritten dem Heiligthum zu, da herrſcht heilige Ehrfurcht im Tempel, und unſchuldige Herzen danken der Gottheit für ihre Schöpfung. Wünſche aus fühlenden Seelen für das Wohlſeyn des Fürſten ſteigen zum Himmel, und man kehrt wieder nach geendigtem Gottesdienſte mit ſtiller Ehrfurcht zurück. Da wird der Ort der Religion nicht zu Liebesintriquen beſtimmt, und die Stunde des heiligen Gebetes nicht durch Thorheit entheiligt.

Die Sonne iſt nun am Mittag; im Kreiſe ſeiner Kinder ſitzt der Landmann am Tiſche und verzehrt ſchwarzes Brod; zufrieden dankt er dem Himmel für das reine Waſſer, das ſeine durſtende Kehle erfriſcht, und eilt wieder zur Arbeit.

Lange iſt ſchon die Stunde des Mittages in den Städten vorüber, und noch rauchet die Küche von trefflichen Speiſen; was Geſchmack und Wolluſt erſann iſt auf den Tafeln des Reichen, und Reben aus Cypern ſchäumen in vergüldeten Bechern; Stundenlang ſchmaußt man dahin, und ſchwätzet und lärmet, und endlich wird Gefühl und Vernunſt unter Speiſen begraben, oder in Bechern verſenkt, bis des Abends erfriſchende Lüfte die vertrunkenen Lebensgeiſter wieder zur neuen Wolluſt erwecken.

Endlich ſteigt der Abend von den Wolken herab, und findet den Landesmann, wie er mit Staub und Schweiß bedeckt in ſeine Hütte zurückkehrt.

Blöckende Heerden eilen zum Dorfe, und geſchäftige Mädchen preſſen erfriſchenden Trank aus milchvollen Eutern; der Hirt reinigt ſein Vieh, und der Ackersmann beſſert ſeinen Pflug, oder richtet die Senſe wieder zurecht für die Arbeit des künftigen Morgens, dann kömmt die Zeit zum Gebete, und nach verrichteter Andacht ſucht der Ermüdete Ruhe auf Strohe, oder auf dem hölzernen Lager.

Es iſt Nacht und Stille herrſcht im Dorfe, außer dem treuen Haushunde iſt kein lebendes Geſchöpf mehr wach; aber in Städten glänzen noch tauſend funkelnde Lichter beim lärmenden Tanz, und ſpät in die Nacht wird geliebt, geſpielt und getrunken.

Endlich kehrt der Schwärmer, vom Schlafe und von Wein halb berauſcht, auf ſein Zimmer zurück, wirft ſich mürriſch auf ſein Ruhebette hin, und dieſes iſt der Zeitpunkt, in dem ich ihn erwarte.

Du! wer du immer biſt, mein Freund! der du wieder einen Tag deines Lebens verſchwendet haſt, ſehe zurück in die verfloſſenen Stunden und berechne nun deine Verdienſte mit den Verdienſten des gemeinen Mannes, den du verachteſt. Wie haſt du als Menſch, als Bürger, als Chriſt den Tag verlebt? ſag, was ſind deine Verdienſte? Der Wolluſt, dem Trunk, dem Schlaf und dem Spiel haſt du deine Stunden geweihet, und nennſt du dies Verdienſte? o ſchäme dich, vernünftiges Weſen! Lerne deine Pflichten von dem Niedrigen, den du verachteſt; ſiehe da den ruhenden Landesmann, wie herrlich iſt ſein Geſicht! wie ſanft ſeine Ruhe! er hat die Pflichten des Menſchen und des Standes erfüllt, in dem er lebte: ich will ihn aufwecken; in zerriſſenem Kleide, in Lumpen gehüllt will ich ihn an deine Seite ſtellen und die Vernunft ſoll entſcheiden, ob dieſer Mann nicht ein Gott gegen dir iſt. Der Tugend Bild ſtrahlt in ſeinen Zügen und des Laſters Spuren ſind in deinen. O verlaſſe den Pfad, den du gehſt: er führt zum Verderben und willſt du ihn nicht verlaſſen, ſo ſey doch gerecht und bekenne, daß der Niedrige deiner Achtung würdig ſey. Setze dich nur einige Augenblicke an ſeine Stelle; betrachte die ſchlechte Hütte, die Winde und Stürme durchbrauſen und die kaum im Stande iſt, ihn vor der Kälte zu ſchützen; verkoſte ſein ſchwarzes Brod, ſeine ungeſchmalzene Suppe, gehe mit ihm zu Acker, laß dich von der Sonne brennen und erſtarren für Froſt und für Kälte; ziehe den Pflug, oder hüte die Heerden, wenn der Platzregen fällt; wenn Blitze glühn; Nacht die Dörfer umhüllt und der Hagel mit dem Donner herabſtürzt; dann, wenn dein ganzes Kleid von Näſſe durchdrungen iſt; wenn ſchaudernde Kälte bis in die Gedärme dringt und deine dürſtende Zunge nur mooſigtes Waſſer zum Labſale hat; dann ſage, ob das Schickſal des gemeinen Mannes gut iſt, ob er nach allen Müheſeligkeiten, die er erduldet, unſere Verachtung verdienet? Iſt er nicht auch ein Menſch, wie du biſt? fühlt er die Kälte nicht, wie du ſie fühlſt? nagt der Hunger nicht ſeinen Magen, wie den deinen? O Barmherzigkeit für den Armen! Du haſt Mitleid, wenn dein Hund im kalten Winter

vor deiner Thüre heult, und du ernährſt ihn doch und
willſt kein Mitleid mit einem Weſen haben, das dich ernäh
Wie wenig verlangt der gemeine Mann von dir, nichts,
was ihm gebührt. Gib ihm die Achtung, und er iſt r
in ſeiner Armuth, wie du arm bei deinen Schätzen biſt.
kannſt ihm nichts geben und er gibt dir alles; nimm d
Gold und deine Edelgeſteine, verſperre dich in Gewölben
Schmuck und du wirſt mit deinem Reichthum noch arm ſe
wenn der gemeine Mann den Acker verläßt; der hat
Schätze der Natur, das Glück der Menſchen in Händ
Du haſt nichts, als elende Bedürfniſſe, denen die Schm
gerei den unverdienten Namen von Schätzen gab und die b
her noch zu nichts nützten, als den Menſchen elend zu mach

Der Arme verlangt nichts von dir als Achtung; er
mit ſeinem Schickſale zufrieden; er will elend ſeyn, für d
elend ſeyn, aber nur laß ihn ſein Elend nicht fühlen. Er
mit ſeinem ſchwarzen Brod vergnügt und beneidet dich nicht
deine Braten; nur ſollſt du ihn als Menſch nicht verkenn
und kannſt du wohl taub zu dieſer Stimme ſeyn, ſo laß de
Herz doch durch Mitleid bewegen; ſiehe den Elenden, wie er
nen harten Biſſen Brod in die Thränen eintaucht, die
aus ſeinen Augen gepreßt haſt. O Grauſamer! Iſt dieſ
der Lohn ſeines Fleißes, iſt Dankbarkeit wohl ein Gedi
und menſchliches Gefühl ein Spielwerk für Menſchen? D
Tiger iſt ſelbſt dem dankbar, der ihm täglich die Speiſe reich
und du willſt dieſen Trieb in deinem Buſen erſticken, den
Natur den Thieren gab.

Lerne Menſchlichkeit in niedrigen Hütten und Güte v
dem, dem du ſie verſagſt. So arm der gemeine Mann i
ſo gütig iſt ſeine Seele; Gaſtfreiheit herrſcht noch bei ih
und Liebe des Nächſten. Wenn dich je die Nacht übereil
oder wenn du auf Irrwege durch die Dunkle geführt wir
ſo ſuche Hilfe bei dem Armen; klopfe an der nächſten Hüt
an, der Bauer wird ſein Lager verlaſſen; er wird dich au
nehmen, ſeine Milch und ſein Brod mit dir theilen und b
am Morgen dir den beſten Ort ſeiner Hütte anweiſen, un

dieſes alles iſt ihm ſo ganz Natur, daß er nicht einmal einen Dank von dir fodert. O wie beſchämt mußt du da ſtehen, wenn du einen Blick auf die Städte zurückwirfſt, wo du ſolche Herzen kaum findeſt und wo man doch täglich von Gefühl und Menſchenliebe ſpricht und ſchreibt, aber nicht handelt.

Die Ausübung der Tugend ſcheint überhaupt nur für den Gemeinen zu ſeyn; der Reiche lieſt nur den Namen Tugend im Buche, oder ſieht ſie auf dem Theater ſpielen, und gibt ihr zuweilen den Beifall, wie man prächtigen Bildern den Beifall gibt, die zur Parade da hangen und nicht unſer Eigenthum ſind.

Wenn feſtliche Tage im Dorfe die Freude des Landmannes verkünden, o wie iſt alles Aug und Herz, wenn man dieſe guten Leute beſucht; friſche Milch und ländlicher Käs iſt auf dem bereiteten Tiſch, wo der Greis mit Kindern umringt daſitzt; ſich auf Stecken aufhebt und dem Eintretenden auf das Wohl unſers Landesvaters zutrinkt.

Thränen ſtehen dem Menſchen in Augen, der Gefühl hat, wenn er ſo am Tiſche zehn ehrliche Männer herumſitzen ſieht, die bei einer Maaß Bier ihr Elend vergeſſen und ganz fürs Vaterland ſind.

Ihre Miene iſt heiter wie Sonnenlicht; keine Tücke ſetzt Verſtellung an ihre Stirne; einfältig wie die Natur iſt ihr Herz und rechtſchaffen ihre Seele; Muth wallt mit baieriſchem Geblüte in ihren Adern, bereit, jede Stunde den letzten Tropfen für ihren Fürſten zu geben.

O Brüder des Vaterlands! Laßt euch umarmen, ich will die Luſt fühlen, rechtſchaffene Männer an meinem Buſen zu drücken und von euch wahres Vergnügen des Herzens lernen, das oft ſelbſt der Höfling nicht kennt.

Brüder! glaubt mir, ihr ſeyd groß in euren Hütten, wenn ihr edel denkt; o ſo laßt dem Reichen ſeine Paläſte, beneidet ihn nicht, er iſt ein Sklave ſeines Herzens. Ihr ſeyd arm, aber euer Gewiſſen kränkt euch auch nicht mit Schätzen, die durch Waiſenblut und Thränen der Wittwen erkauft ſind.

Seltenheit herrſcht noch immer in den Herzen der Menſchen und verſammelt Greiſe am ſtillen Abend im kühlenden Laube, die ihren Kindern Thaten und Vorfälle erzählen, die ſie ſahen.

So wird einſt, wenn Jahrhunderte verfloſſen ſind, der Mann mit Gefühl tiefſinnig daſitzen und bei dem Mondenlicht ſanfte Zufriedenheit athmen, wenn ſein Herz ihm in ſtiller Einſamkeit die Erzählungen ſeiner Väter von den rühmlichen Thaten großer Männer unſers Jahrhunderts zurückruft.

Die Morgenröthe wird ihn noch in tiefen Gedanken überraſchen und er wird ſtark, wie ein junger Löwe, zu rechtſchaffenen Unternehmungen aufwachen, und das in ſeinem Buſen fühlen, was der Mann fühlt, der edle Thaten großer Männer überdenkt. Dann wird der Großvater ſeinen Enkel zu ſich rufen und ihm ſagen: „Ich will dir erzählen, was in
„München geſchah, als Pabſt Pius VI. im Jahre 1782 an-
„kam. Seligkeit war unſer Daſeyn; wir prieſen die Zeiten
„des Beſchützers der Wiſſenſchaften, der als Vater auf dem
„Throne ſaß und mit Güte die Völker, ſeine Kinder, behan-
„delte. Jeder unſrer Blicke war Freude und jeder unſrer
„Athemzüge Liebe zum gütigſten Fürſten. Wie ſich der Früh-
„ling mit Blumen umgürtet, von allen Naturen gefühlt, vom
„Himmel herabließ: ſo blühte heitere Freude auf unſern Wan-
„gen, die jedem eintretenden Fremden verkündigte, daß wir
„Unterthanen eines Regenten waren, der die Wiſſenſchaften liebte.

„Man hielt Freudenfeſte und jedes Herz feierte die Tage
„dieſer merkwürdigen Ankunft.“

So wird man einſt ſagen, und es wäre Schande für uns, wenn man wiſſen ſollte, daß eine Akademie war, die allein keinen Antheil an dieſer gemeinſchaftlichen Freude nahm.

Dieſe Vermuthung wäre aber ein Verbrechen gegen die kurfürſtliche Akademie. Dieſe fühlt zu ſehr das Glück dieſes Tages, als daß ſie ſelben nicht für einen der wichtigſten anſähe.

O wäre es uns nur vergönnt, dieſen Tag ſo zu feiern, wie es ſeine Würde verdient, und könnte der Redner, der hier auftritt, jedes geheimſte Gefühl der Freude mit dem mächtigſten Ausdrucke ſchildern; ſo würden meine Wünſche mit den Wünſchen der Akademie vollkommen erreicht ſeyn.

Du, zu deſſen Ehre wir reden, erwarte nicht aus unſerm Mund eitle Lobſprüche, oder ungefühlte Schmeicheleien des Redners! Was wir ſagen, ſoll ſo ganzes warmes Gefühl aus baieriſchen Herzen ſeyn, ſeinen Werth aus der Wichtigkeit der Sache erlangen und deinen Beifall aus der Gemeinnützigkeit des Stoffes verdienen, den wir zum Gegenſtande wählen.

Wir reden von der Wirkung der Religion auf die Wiſſenſchaften und der Wiſſenſchaften auf die Religion. So wichtig dieſer Gegenſtand iſt, ſo aufrichtig iſt unſre Abſicht, und wir wollen deine Ankunft mit Ausbreitung einer Wahrheit feiern, die mit Vergnügen unſre Seele und dich mit der Freude belohnen ſoll, die Schwäche des Ausdrucks unſrer Rede in den Herzen der Menſchen durch deine Gegenwart erſetzt zu haben.

Den, der nie vom heiligen Schauer durchdrungen, das Daſeyn des Ewigen fühlte, dem nie in einſamen Stunden die am Morgen aufgehende Sonne, oder die am feierlichen Abend an der Sphäre glänzenden Welten die Allmacht eines Gottes verkündigten, den, den will ich nicht fragen, was Religion ſey. Ungefühlt würden meine Worte über ſein Herz hingleiten; er würde mich anſehen, ohne zu wiſſen, um was ich ihn frage, und ſeine Handlungen würden mich überzeugend belehren, daß er dieſen Namen nicht kennt.

Aber den, der in tiefer Ehrfurcht verſenkt, mitternächtliche Stunden ernſten Betrachtungen weiht, der im kleinſten Inſekt unendliche Dinge ſieht und in verwelkenden Blumen bewunderungswürdige Größen, der ruhig hangende Meere über ſich brauſen hört, noch Freude in ſeinem Herzen fühlt, wenn der Donner in glühenden Wolken über ihn hinfährt, der, wenn der Weltbau zuſammenſtürzt, unerſchrocken unter ſeinen Ruinen daſteht, und da er in Staub hinſinkt, noch ruhig beweißt, daß er ein unſterbliches Weſen in ſich fühle, den will ich fragen, was Religion ſey, und eine mächtige Stimme, wie die Stimme eines Cherubs, wird mir antworten: daß ſie das Band ſey, das Menſchen mit Menſchen und unendlichen Weſen verknüpft, daß ſie die ſüßeſte Hoffnung der Tugend, den gerechteſten Schrecken dem Laſter und den mächtigſten Troſt der Reue darbietet, daß ſie Liebe, Sanftmuth und Mitleid dem Menſchen einflößt und die Quelle aller menſchlichen Glückſeligkeit ſeyn ſoll.

Groß und bewundernswerth iſt der Mann, der ihren Vorſchriften folgt. Er iſt Unterthan, Bürger, Freund, jede Pflicht iſt ihm heilig, ohne Abſicht heilig. Das ſtille Bewußtſeyn der Tugend, der Beifall des unendlichen Gottes machen die Seele ſeiner Handlungen aus. Kein Stolz, keine Härte entzieht den Dürftigen ſeine Hilfe, keine Nachläßigkeit verſagt dem Flehenden ſeine Rettung, und kein Eigennutz raubt dem Elenden ſeine Unterſtützung. Er ſieht jeden als das Ebenbild ſeines Schöpfers an, und der edle Gedanke herrſcht in ſeiner Seele; daß wir zum nämlichen Endzwecke der ſeligen Ewigkeiten geſchaffen ſind.

Aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet, wird die Verbindung der Religion mit den Wiſſenſchaften das Heil der Staaten.

Gemeinſchaftlich wird an dem großen Endzwecke, an dem Glücke der Menſchen, gearbeitet. Geſchäftig bereitet die Wiſſenſchaft große Entwürfe hiezu, die Religion beſeelt ſie, und es entſtehen gemeinnützige Werke.

Kein mürriſches, unfreundliches Weſen verſchließt den Philoſophen in einſame Zimmer. Thätig lehrt er an dem rauſchenden Fluß, oder in blumigten Auen, und ein gütiger Geiſt beſeelt ſeinen Ausdruck, da er die Werke des Schöpfers verkündigt. Begeiſtert erzählt beim mittäglichen Brod der Landmann ſeinen Kindern, was er Schönes von dem geiſtlichen Redner gehört habe. Von Wort zu Wort wiederholt er die prächtigen Stellen im freundſchaftlichen Kreiſe; Thränen fließen aus den Augen der Zuhörer, und fromme Entſchlüſſe erwachen im gerührten Buſen. Man verſammelt ſich Hand in Hand unter ſchattichten Linden, zärtliche Umarmungen ſöhnen Feinde aus, und nie gehörte Schwüre verſiegeln den heiligen Bund durch freundſchaftliche Küſſe. Glücklich wie in Edens Gegend, eilt jeder vergnügt zu ſeiner Arbeit zurück, kehrt am Abend mit Freude in ſeine Hütte, und göttliche Lieder erfüllen den Hain zur Ehre des Schöpfers.

Der Landmann ſingt ſeinen Kindern ein Lied, und rühmt in demſelben die Güte ſeines Fürſten. Sanfte Melodie ſeines Weibs begleitet ſeine männliche Stimme, und Liebe zum Monarchen klopft ſchon in den kleinen Herzen der Kinder. Schüchtern entfernen ſie ſich ins nahe Gebüſch und ahmen mit unſchuldigen Lippen das Lied nach, das ihre Eltern ihnen vorſangen. Ihre kleinen Hände falten ſich zum Himmel, und lallende Stimmen flehen Segen herab über den Thron und den Regenten.

Mittlerweile daß Eintracht und Liebe in ländlichen Fluren ſich aufhält, herrſcht Weisheit und Güte in Paläſten. Vom Katheder werden heilige Wahrheiten gelehrt, und ſkolaſtiſcher Unſinn und unnütze Zänkereyen verwieſen. Junge Leute mit patriotiſchem Geiſt, mit Gefühl fürs Vaterland im Herzen und Liebe für den Regenten ſind in den Schulen, und allgemeine Ueberzeugung in ihrem Herzen, daß es keine Rechtſchaffenheit ohne Religion gebe.

Man verachtet den Witzling, der ſeine Größe in Verachtung der Religion ſucht, der über Wahrheiten ſpottet, die der Unendliche für Menſchen in Geheimniſſe verbarg. Der, welcher den Umlauf der Säfte eines Wurms, der zu ſeinen Füßen kriecht, nicht beſtimmen kann, der will in das Geheimniß der Ewigkeit dringen? O ſage mir, wie erwacht der Wurm wieder zum Leben, und wie verläßt er die Höhle mit bunten Flügeln? Beſtimme mir die Auflebung der Mücke, die den langen Winter durch todt liegt, oder den Umlauf der Säfte in der Pflanze und ihre heilende Kraft, und dann, wenn deiner Vernunft nichts mehr verborgen iſt, was unter der Sonne vorgeht, dann komme und erzähle uns von ewigen Sachen, und wir wollen dich anhören! So aber, ſo lang du noch ſchwach biſt und der Sklav einer zufälligen Minute: ſo lange du noch vor dem Tode zittern kannſt, und Ungewißheit dich am Rande der Grube erwartet, o ſo verſtumme, und bekenne in deinem Herzen, daß du der Einbildung Thor und des Irrthums Knecht ſeyeſt. Laſſe nicht zu, daß dir die Sonne zuruft, daß ein Gott ſey, und daß dir die brauſenden Stürme verkündigen, daß der Schöpfer Geſetze dem Menſchen gab!

Mit Ehrfurcht gebeugt unterwerfe dich ſeinen Geſetzen, und bete mit Unterwürfigkeit in ſelben denjenigen an, den niederfallende Engel verehren! Genieße das Sanfte der Religion, die Eintracht und Bruderliebe, und deine Sitten überzeugen denjenigen, daß der Unrecht habe, der ſie mißkennt, und du wirſt zum Engel werden, und himmliſche Luſt wird dein Umgang den Menſchen geben.

So erſchallt die Stimme gegen den Freigeiſt in Staaten, wo die Religion mit den Wiſſenſchaften ſich verbindet, und dieſe Verbindung nährt die edelſten Triebe in den Herzen der Menſchen.

Die ganze Natur eröffnet ſich zur Freude, und empfängt meine Seele in gränzloſen Luſtgängen. Enzückender Gedanke! Es iſt mir, als wenn mir Götter entgegen kämen und mich umarmten, wenn ich mich ſo in eine Gegend hindenke, wo die Religion jede Herzen beſeelt.

Keine ſchwarze Sorge ſtört meine nächtliche Ruhe. Betrug, Verrätherey und Meineid, die ſcheußlichen Geburten des Eigennutzes, werden in ihrer Wiege erwürgt; die Bande der Familie und der Freundſchaft werden heilige Bande. Unſchuldig verlebt man die ſüßeſten Tage in den Armen der zärtlichſten Gattin; kein Verführer entehrt meine Tochter, die Freude meines Hauſes, und kein Böſewicht macht meinen Sohn, die Hoffnung meines Lebens, zum ungehorſamen Kinde. Treue und Liebe verknüpft den Menſchen; gegenſeitiges Wohl iſt das höchſte Geſetz; der Name des Betrügers, des Undankbaren, des Meineidigen, des Räubers, des Mörders, des Blutſchänders ſind unbekannte Namen; Freunde des Menſchen und Gottes Freunde umarmen ſich; es iſt die Welt der Zufriedenheit, und jeder ſegnet den Tag ſeiner Geburt.

Heilige Religion! was vermagſt du auf die Herzen der Menſchen, die deine Größe fühlen! Wüſteneyen veränderſt du in blühende Gärten, Roſen blühen unter deinen Füßen, und aromatiſche Gerüche ſtärken den hinſinkenden Geiſt. Du allein fülleſt mit Stärke das Herz in jedem Vorfalle des Lebens, und bringſt heldenmüthige Entſchlüſſe hervor in dem Herzen des Chriſten.

Rache bewaffnet den Arm eines Feindes; zu Boden hingeſtreckt liegt der Unſchuldige da, und Verzeihung iſt auf ſeinen ſterbenden Lippen. Argliſt raubt mit Bosheit des Unſchuldigen Gut und ſeine Ehre; der Himmel ſtraft den Böſewicht mit gleichem Unglücke, und der Mann mit Religion geht hin, und untſtützt in der Armuth ſeinen Feind.

Welch ein herrliches Bild! würde der Kenner aufrufen. Wenn dieſes, was ich dir ſage, ein Gemälde wäre, ich möchte den Maler kennen, würde jeder ſagen, der die Stärke des Ausdrucks dieſer Gemälde empfand. Und ich will die Künſtlerin kennen lehren, müßte ich antworten: ſie iſt die Religion. Verachtet nun, wenn ihr könnt, dieſe heilige Schöne, und ruft gegen die Ueberzeugung eures Herzens, gegen die laute Stimme der Natur: ſie ſey nicht göttlich!

Dieſe prächtigen Gemälde ſind die der Wirkung der Religion auf die Wiſſenſchaften. Welche ſind die der Wirkung der Wiſſenſchaften auf die Religion?

Keine ſchönere Gefährtinnen kann die Welt der Religion geben, als die Wiſſenſchaften. Die Religion iſt die Stütze der Staaten; aber ihre Säulen werden erſt unerſchütterlich, wenn ſie die Wiſſenſchaften zu ihren Grundfeſten haben.

Die Wiſſerſchaften ſind Freundinnen der Religion; ſie verkünden mit der Stimme eines Herolds ihre würdige Größe; ſie ſind das, was der Schatten im Gemälde iſt, dem Licht ſeine Beſtimmung zu geben.

Ohne ſie wanket der prächtigſte Thron, den Menſchen der Religion errichten können. Die Dummheit verkennt bald dieſe edle Beherrſcherin, ſtürzt ſie von dem Thron und ſetzt Ungeheuer an ihre Stelle. Ohne Beſchützer flieht ſie, die Geſtürzte, wie eine vertriebene Regentin, die unglücklichen Länder, und Aberglauben tritt in die verlaſſene Stelle.

Der dumme Pöbel fällt zu ſeinen Füßen und ſtreuet Weihrauch den abſcheulichſten Laſtern, und entweihet ſchändlich den heiligſten Namen.

der Reue darbietet, daß ſie Liebe, Sanftmuth und Mitleid dem Menſchen einflößt und die Quelle aller menſchlichen Glückſeligkeit ſeyn ſoll.

Groß und bewundernswerth iſt der Mann, der ihren Vorſchriften folgt. Er iſt Unterthan, Bürger, Freund, jede Pflicht iſt ihm heilig, ohne Abſicht heilig. Das ſtille Bewußtſeyn der Tugend, der Beifall des unendlichen Gottes machen die Seele ſeiner Handlungen aus. Kein Stolz, keine Härte entzieht den Dürftigen ſeine Hilfe, keine Nachläßigkeit verſagt dem Flehenden ſeine Rettung, und kein Eigennutz raubt dem Elenden ſeine Unterſtützung. Er ſieht jeden als das Ebenbild ſeines Schöpfers an, und der edle Gedanke herrſcht in ſeiner Seele; daß wir zum nämlichen Endzwecke der ſeligen Ewigkeiten geſchaffen ſind.

Aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet, wird die Verbindung der Religion mit den Wiſſenſchaften das Heil der Staaten.

Gemeinſchaftlich wird an dem großen Endzwecke, an dem Glücke der Menſchen, gearbeitet. Geſchäftig bereitet die Wiſſenſchaft große Entwürfe hiezu, die Religion beſeelt ſie, und es entſtehen gemeinnützige Werke.

Kein mürriſches, unfreundliches Weſen verſchließt den Philoſophen in einſame Zimmer. Thätig lehrt er an dem rauſchenden Fluß, oder in blumigten Auen, und ein gütiger Geiſt beſeelt ſeinen Ausdruck, da er die Werke des Schöpfers verkündigt. Begeiſtert erzählt beim mittäglichen Brod der Landmann ſeinen Kindern, was er Schönes von dem geiſtlichen Redner gehört habe. Von Wort zu Wort wiederholt er die prächtigen Stellen im freundſchaftlichen Kreiſe; Thränen fließen aus den Augen der Zuhörer, und fromme Entſchlüſſe erwachen im gerührten Buſen. Man verſammelt ſich Hand in Hand unter ſchattichten Linden, zärtliche Umarmungen ſöhnen Feinde aus, und nie gehörte Schwüre verſiegeln den heiligen Bund durch freundſchaftliche Küſſe. Glücklich wie in Edens Gegend, eilt jeder vergnügt zu ſeiner Arbeit zurück, kehrt am Abend mit Freude in ſeine Hütte, und göttliche Lieder erfüllen den Hain zur Ehre des Schöpfers.

Der Landmann ſingt ſeinen Kindern ein Lied, und rühmt in demſelben die Güte ſeines Fürſten. Sanfte Melodie ſeines Weibs begleitet ſeine männliche Stimme, und Liebe zum Monarchen klopft ſchon in den kleinen Herzen der Kinder. Schüchtern entfernen ſie ſich ins nahe Gebüſch und ahmen mit unſchuldigen Lippen das Lied nach, das ihre Eltern ihnen vorſangen. Ihre kleinen Hände falten ſich zum Himmel, und lallende Stimmen flehen Segen herab über den Thron und den Regenten.

Mittlerweile daß Eintracht und Liebe in ländlichen Fluren ſich aufhält, herrſcht Weisheit und Güte in Paläſten. Vom Katheder werden heilige Wahrheiten gelehrt, und ſkolaſtiſcher Unſinn und unnütze Zänkereyen verwieſen. Junge Leute mit patriotiſchem Geiſt, mit Gefühl fürs Vaterland im Herzen und Liebe für den Regenten ſind in den Schulen, und allgemeine Ueberzeugung in ihrem Herzen, daß es keine Rechtſchaffenheit ohne Religion gebe.

Man verachtet den Witzling, der ſeine Größe in Verachtung der Religion ſucht, der über Wahrheiten ſpottet, die der Unendliche für Menſchen in Geheimniſſe verbarg. Der, welcher den Umlauf der Säfte eines Wurms, der zu ſeinen Füßen kriecht, nicht beſtimmen kann, der will in das Geheimniß der Ewigkeit dringen? O ſage mir, wie erwacht der Wurm wieder zum Leben, und wie verläßt er die Höhle mit bunten Flügeln? Beſtimme mir die Auflebung der Mücke, die den langen Winter durch todt liegt, oder den Umlauf der Säfte in der Pflanze und ihre heilende Kraft, und dann, wenn deiner Vernunft nichts mehr verborgen iſt, was unter der Sonne vorgeht, dann komme und erzähle uns von ewigen Sachen, und wir wollen dich anhören! So aber, ſo lang du noch ſchwach biſt und der Sklav einer zufälligen Minute: ſo lange du noch vor dem Tode zittern kannſt, und Ungewißheit dich am Rande der Grube erwartet, o ſo verſtumme, und bekenne in deinem Herzen, daß du der Einbildung Thor und des Irrthums Knecht ſeyeſt. Laſſe nicht zu, daß dir die Sonne zuruft, daß ein Gott ſey, und daß dir die brauſenden Stürme verkündigen, daß der Schöpfer Geſetze dem Menſchen gab!

Mit Ehrfurcht gebeugt unterwerfe dich ſeinen Geſetzen, und bete mit Unterwürfigkeit in ſelben denjenigen an, den niederfallende Engel verehren! Genieße das Sanfte der Religion, die Eintracht und Bruderliebe, und deine Sitten überzeugen denjenigen, daß der Unrecht habe, der ſie mißkennt, und du wirſt zum Engel werden, und himmliſche Luſt wird dein Umgang den Menſchen geben.

So erſchallt die Stimme gegen den Freigeiſt in Staaten, wo die Religion mit den Wiſſenſchaften ſich verbindet, und dieſe Verbindung nährt die edelſten Triebe in den Herzen der Menſchen.

Die ganze Natur eröffnet ſich zur Freude, und empfängt meine Seele in gränzloſen Luſtgängen. Entzückender Gedanke! Es iſt mir, als wenn mir Götter entgegen kämen und mich umarmten, wenn ich mich ſo in eine Gegend hindenke, wo die Religion jede Herzen beſeelt.

Keine ſchwarze Sorge ſtört meine nächtliche Ruhe. Betrug, Verrätherey und Meineid, die ſcheußlichen Geburten des Eigennutzes, werden in ihrer Wiege erwürgt; die Bande der Familie und der Freundſchaft werden heilige Bande. Unſchuldig verlebt man die ſüßeſten Tage in den Armen der zärtlichſten Gattin; kein Verführer entehrt meine Tochter, die Freude meines Hauſes, und kein Böſewicht macht meinen Sohn, die Hoffnung meines Lebens, zum ungehorſamen Kinde. Treue und Liebe verknüpft den Menſchen; gegenſeitiges Wohl iſt das höchſte Geſetz; der Name des Betrügers, des Undankbaren, des Meineidigen, des Räubers, des Mörders, des Blutſchänders ſind unbekannte Namen; Freunde des Menſchen und Gottes Freunde umarmen ſich; es iſt die Welt der Zufriedenheit, und jeder ſegnet den Tag ſeiner Geburt.

Heilige Religion! was vermagſt du auf die Herzen der Menſchen, die deine Größe fühlen! Wüſteneyen veränderſt du in blühende Gärten, Roſen blühen unter deinen Füßen, und aromatiſche Gerüche ſtärken den hinſinkenden Geiſt. Du allein fülleſt mit Stärke das Herz in jedem Vorfalle des Lebens, und bringſt heldenmüthige Entſchlüſſe hervor in dem Herzen des Chriſten.

Rache bewaffnet den Arm eines Feindes; zu Boden hingeſtreckt liegt der Unſchuldige da, und Verzeihung iſt auf ſeinen ſterbenden Lippen. Argliſt raubt mit Bosheit des Unſchuldigen Gut und ſeine Ehre; der Himmel ſtraft den Böſewicht mit gleichem Unglücke, und der Mann mit Religion geht hin, und untſtützt in der Armuth ſeinen Feind.

Welch ein herrliches Bild! würde der Kenner aufrufen. Wenn dieſes, was ich dir ſage, ein Gemälde wäre, ich möchte den Maler kennen, würde jeder ſagen, der die Stärke des Ausdrucks dieſer Gemälde empfand. Und ich will die Künſtlerin kennen lehren, müßte ich antworten: ſie iſt die Religion. Verachtet nun, wenn ihr könnt, dieſe heilige Schöne, und ruft gegen die Ueberzeugung eures Herzens, gegen die laute Stimme der Natur: ſie ſey nicht göttlich!

Dieſe prächtigen Gemälde ſind die der Wirkung der Religion auf die Wiſſenſchaften. Welche ſind die der Wirkung der Wiſſenſchaften auf die Religion?

Keine ſchönere Gefährtinnen kann die Welt der Religion geben, als die Wiſſenſchaften. Die Religion iſt die Stütze der Staaten; aber ihre Säulen werden erſt unerſchütterlich, wenn ſie die Wiſſenſchaften zu ihren Grundfeſten haben.

Die Wiſſerſchaften ſind Freundinnen der Religion; ſie verkünden mit der Stimme eines Herolds ihre würdige Größe; ſie ſind das, was der Schatten im Gemälde iſt, dem Licht ſeine Beſtimmung zu geben.

Ohne ſie wanket der prächtigſte Thron, den Menſchen der Religion errichten können. Die Dummheit verkennt bald dieſe edle Beherrſcherin, ſtürzt ſie von dem Thron und ſetzt Ungeheuer an ihre Stelle. Ohne Beſchützer flieht ſie, die Geſtürzte, wie eine vertriebene Regentin, die unglücklichen Länder, und Aberglauben tritt in die verlaſſene Stelle.

Der dumme Pöbel fällt zu ſeinen Füßen und ſtreuet Weihrauch den abſcheulichſten Laſtern, und entweihet ſchändlich den heiligſten Namen.

Er errichtet Tempel mit der Ueberſchrift: Hier wohnt die Religion; und in ſeinen Hallen finden ſich elende Götzen von Stümpern geſchnitzt, und niedrige Sklaven, die ſie anbeten.

Rache, Menſchenfeindlichkeit, Mordſucht beſitzen die verlaſſene Stelle der Eintracht und Menſchenliebe, Fanatiker werfen ſich zu Prieſtern auf, und ſchlachten Menſchen. Da, wo ſich einſt Feinde ausſöhnten, waffnet die Wuth die Hand des Bruders mit Dolchen, und Blut fließt auf den beleidigten Altären.

Einſam in Höhlen verborgen weint die Religion über die ſchrecklichſten Thaten, und Engel ſammeln ihre Thränen in goldnen Gefäßen zu Ehre der Menſchheit.

Die Wiſſenſchaften ſuchen ſie endlich auf, die Verbannte, und mit Majeſtät, wie eine Siegerin, kehrt ſie mit ihnen in verwüſtete Länder zurück. Unfühlbarkeit flieht vor ihrem Anblick aus den Herzen der Menſchen, wie das Eis von den Bergen ſchmilzt, wenn die Frühlingsſonne die erſten Kräuter hervorruft.

Bruderliebe herrſcht wieder in der Gegend, in der ſie iſt, und der Landmann hört erſtaunend der Stimme zu, die ſo hinreißend von der Kanzel ertönt und das Innerſte jeder Seele erſchüttert. Gerührt kehrt er mit ſeinen Nachbarn aus der Kirche zurück, und durch einen gegenſeitigen Handdruck ſagt einer zum andern: Verzeih mir Nachbar, wenn ich dir etwas zu Leide gethan!

Die Menſchen leben wieder beglückt. Wahrheit verdrängt die abergläubiſchen Märchen, und fühlende Herzen bilden ſich zu erhabenen Thaten. Große Geſchichten, welche die Seele zur Tugend begeiſtern, werden gegenſeitig erzählt, und Stunden verfließen nicht mehr durch unnützes Geſchwätz auf Unkoſten der Ehre des Nächſten. Keuſchheit und Treue umflattern das Lager gottſeliger Gatten, und kein Geplauder ohne Gehirn von witzigen Narren beleidiget das Ohr unſchuldiger Mädchen. Stille Ehrfurcht herrſcht in den Tempeln, und Seraphim tragen das Gebet hoch am Himmel empor aus fühlenden Seelen. Kein Mann ohne Gefühl und Empfindung betritt mehr den Stuhl, aus dem Wahrheit der Religion dem Volke gelehrt wird. Nicht mit hölzernen Herzen werden Stunden mehr vorübergeſchwätzt, und Sachen froſtig erzählt, die der Redner ſelbſt nicht fühlte.

Keine Rede, aus zwanzig Büchern geſchmieret, wird mehr mit dem einſtimmigen Tone nach den langweiligen Stunden gemeſſen, ſondern Wahrheit mit göttlichem Gefühl ertönet von den Kanzeln.

Ich ſehe mit Bewunderung den Mann, wie er daſteht. Majeſtätiſch, wie ein Gott, und ſanft, wie die Schöpfung. Jedes Wort begleitet Ueberzeugung, und wirkt tief in die Seele des Zuhörers, und verkündigt den Menſchen, daß der, der da ſpricht, der Geſandte des Herrn ſey.

Mit ſtiller heiliger Ehrfurcht verlaſſen Menſchen den Tempel, durchforſchen im Innerſten ihr Herz, und gehen hin, große Thaten zu thun. Man ſorgt für die Erziehung der Jugend, entreißt Unglückliche dem Rande des Verderbens, und die Sonne verläßt nie dieſe Gegend, ohne daß ſich ein jeder am Abend ſagen kann: heut bin ich wieder menſchlicher geworden!

So wird der Staat ſeyn, in dem die Wiſſenſchaften die Dienerinnen der Religion werden. Religion in einem Lande, wo keine Wiſſenſchaft iſt, wird durch den Aberglauben vertrieben, und Wiſſenſchaften ohne Religion werden Sklavinnen des Laſters. Es entſtehen keine Werke der Menſchlichkeit mehr, ſondern Werke des Stolzes, der Wolluſt und des Eigennutzes. Die Muſen werden geſchändet, und zu Kupplerinnen des Laſters gemacht, wie der Verſtand zum ärgſten Feinde der Menſchen. Alle Tugenden fliehen mit der verlaſſenen Religion. Nur Masken von Großmuth, Ehrlichkeit und Menſchenfreundlichkeit gibt es noch, aber ſchreckliche, abſcheuliche Ungeheuer ſtecken unter dieſen verführeriſchen Masken bereit, jede Stunde ihre Larve zu verlaſſen, und Menſchen zu würgen, ſobald es ihr Eigennutz will.

Ach! wo kann ich dann mein gedrücktes Herz von Sorgen entladen! Mein geheimſter Freund kann mein Buſenmörder ſeyn. Mit zum Himmel gefaltenen Händen in der Stunde des heiligen Gebetes entwirſt vielleicht der Gleißner mit ſchwarzen Gedanken meinen Untergang, und drückt mir den Dolch in die Bruſt zur Zeit der Verſöhnung.

Wo iſt Sicherheit für mich, heilige Religion, wenn du die Herzen der Menſchen verläßeſt! Wo ſollt ich mich hinflüchten, um mein Leben zu ſchützen, wenn der Menſch in ſeiner Seele ſich ſagt: ich kann unbeſtraft ein Böſewicht ſeyn! Wo ſollt ich mein Gut, mein Weib, meine Kinder verbergen, um ſie vor Räubern des Glücks und vor Räubern der Unſchuld zu ſchützen! Der, der ſchwört dir die Treue, unglücklicher, tugendhafter Mitmenſch, aber traue ſeinen Schwüren nicht, denn er fürchtet keinen Gott. Jener ſoll dir als Richter dein geraubtes Gut zurückſtellen; aber fliehe, laſſe dich durch den heiligen Namen des Richters nicht täuſchen, er wird ſelbſt dein Räuber. Tod und Ungerechtigkeit ſtehen in fürchterlichen Reihen um ihn. Das Gut der Brüder wird zum Spiel des Gottloſen, und der Name der Gerechtigkeit zum unbedeutenden Namen. Keine Bande ſind mehr heilig, die die Natur, die die Menſchheit gab. Man wird das Alter entehren, die Unſchuld ſchänden, Treue und Glauben verlaſſen, Gift in den freundſchaftlichen Becher miſchen, und auf dieſe Schandthaten noch ſtolz ſeyn. Keine Thräne der Empfindung wird aus des Menſchen Augen mehr fließen, und das Herz, das keinen Gott kennt, wird keinen Menſchen mehr kennen.

Flieh, flieh die Staaten, wo keine Religion iſt! geh zum wilden Thier! Verbirg dich in Wäldern! Zum wenigſten wird dort nicht die Vernunft zu deinem Schaden mißbraucht.

Aber Verzeihung meiner Ausſchweifung und Vergebung meinen Klagen! Der heutige Tag iſt nicht den Schmerzen, ſondern der Freude geweiht. Ich ſehe Munterkeit im Geſicht meiner Mitbürger, und ſie iſt mir Bürge, daß Tugend die Begleiterin der Religion in ihren Herzen iſt. Ja! noch ſind ihre Nerven zum Eindrucke der Rechtſchaffenheit harmoniſch geſtimmt, und ſüße Melodien tugendhafter Handlungen ſollen auf den Schwingen der Engel in den weiten Welträumen ertönen, und ſpäte Jahrhunderte der Wiederhall dieſer trefflichen Muſik ſeyn.

Es ſoll eine Zeit kommen, in der der Tugendhafte gerührt auf unſere Jahre zurück denkt und aufruft: Glückliche Voreltern, in deren Seele Religion und Frömmigkeit herrſchte! Glücklich ihr, die ihr Feſte der Tugend feiertet, und die ihr die Wirkung der Religion auf die Wiſſenſchaften und die Wirkung der Wiſſenſchaften auf die Religion kanntet, glücklich, denen es vergönnt war, die herrlichen Entſchlüſſe der Rechtſchaffenheit dem großen Manne zu entdecken, der eure Mauren beſuchte!

Die Nachwelt wird uns noch wegen dieſes Glückes beneiden, das unausſprechlich für uns iſt, wenn du, großer Pius! unſre geringe Bemühung mit Güte anſiehſt, die Schwüre anhörſt, die wir der Tugend und der Religion erneuern, und bei deiner Rückkehr von tauſend Segenswünſchen begleitet, den Römern erzählen wirſt, wie Baiern denkt.

IV. Rede auf Bergmanns Tod.

Ach! er verblich, viel frommer Thränen
würdig,
Doch keinem kläglicher als uns. — — —

Seufzer wägen und die Philoſophie der Thränen ſtudiren, ſind Wiſſenſchaften, die in unſern Schulen noch nicht gelehret werden.

Wer von uns hat die Macht, in die Tiefe des menſchlichen Herzens hinabzuſteigen? — Wer hat die Quellen geſehen, aus welchen die Thränen des Menſchen über die Verſtorbene hinfließen.

Man weint oft aus Verſtellung, ſeufzet ohne Gefühl, und trauert ohne Wehmuth.

Oft erlöſcht mit dem Klang der Sterbglocke unſer Schmerz, und der ſchwarze Schleier deckt noch unſere Stirne, da ſchon längſt die Vergeſſenheit den Namen desjenigen, der nicht mehr iſt, aus unſerm Herzen getilgt hat.

O wie weit iſt die Menſchheit herabgeſunken! — Empfindungen des Herzens werden zu Tändeleien gemacht, und Gefühl zur Grimaſſe.

Es waren einſt Zeiten, in denen man Denkmäler errichtete, um auf ſelbe die Thaten groſſer Männer für die Nachwelt hinzuſchreiben.

Allein die Schmeichelei entriß der Wahrheit den Griffel, und niedrige Lobſprüche wurden ſelbſt für manchen Schänder der Menſchheit in Marmor gegraben.

Leichenredner traten auf und ſprachen von Thaten, die der Entſeelte nicht kannte. Sie machten die Lüge zur Kunſt, und lernten ſchmeicheln nach Regeln.

Der Mann mit Gefühl ging hin, und lachte über die Thoren, und da ſein Aug eine Thräne für einen Redlichen vergießen wollte, ſo blieb er bei dem Grabhügel ſtehen, auf welchem keine ſteinerne Sarge war, und über die noch keine Leichenrede ertönte.

Da im ſtillen Winkel eines einſamen Kirchhofes, wo mancher Rechtſchaffene ohne Zierde verſcharrt liegt, fließen Thränen aus den Augen des Redlichen, und begeiſtert fühlt ſich ſeine Seele zu menſchlichen Thaten bei dem Andenken der Verweſung.

Seyn und nicht ſeyn iſt der wichtigſte Gedanke eines Sterblichen, in ihm beſteht der Werth und die Beſtimmung des Menſchen.

Heut ſind Könige und treten mit ſtolzem Fuße den Nacken des Unterthans; morgen erlöſcht ihr Auge, und der Staub des Monarchen verſchwindet mit dem Staub des Sklaven im Winde.

Tugend allein gibt dem Menſchen jenſeits der Grube ſeine Beſtimmung. Schwach iſt des Menſchen Verſtand, umnebelt ſind unſere Begriffe, wir beurtheilen den Mann nach dem Schein, erheben oder verdammen ihn, wie es uns gut dünkt und loben uns nur oft ſelbſt, da wir andere loben, oder bauen unſere Größe auf die Verachtung des andern.

Zeigen, daß man fühlet, was gut iſt; zeigen, daß man verachtet, was böſes iſt, ſind meiſtentheils nur Produkte unſerer Eigenliebe, und ſo wird der Leichenredner zur Puppe ſeines Stolzes und träumt von denen, die nicht mehr ſind.

Unter tauſend Leichenreden wird kaum in einer die Wahrheit geſagt. Immer gewöhnt, niedrig zu ſchmeicheln, opfert man der Aſche der Großen noch Lügen.

Neronen werden zu Wohlthätern der Menſchen gemacht, klebt gleich noch Blut an ihren Urnen.

Freilich entzieht auch die Mißgunſt manchem Rechtſchaffenen den Beifall, der ſeiner Tugend gebührte.

Der Menſch, immer ſtolz auf ſich ſelbſt, ſieht jeden fremden Verdienſt als eine Schwächung des ſeinen an und bemühet ſich, den zu untergraben, der ihm gleich werden könnte.

Er ſcheut den Glanz edler Thaten ſeines Mitmenſchen, weil er glaubt, daß dadurch der Schimmer der ſeinigen geſchwächt wird, und ſo macht ſtolze Eigenliebe manchen Gelehrten zum Feinde des andern.

Weit entfernt, aufkeimende Talente zu unterſtützen, bemüht man ſich, manchen rechtſchaffenen Jüngling in Schlamm tief hineinzudrücken und reißt hoffnungsvolle Zweige aus, damit ſie nicht zu Früchten reifen können.

So ungerecht ſind die Menſchen — — Doch es iſt einmal ſo und es ſcheint, daß man manchem nicht eher Gerechtigkeit wiederfahren läßt, als bis er nicht mehr im Leben iſt.

Wenn der Mann mit Verdienſten ſein Auge ſchließt, wenn ſtille, innerliche Freude unſern Buſen durchſtrömt und wir uns ſagen: Dieſer Mann iſt uns aus dem Wege gegangen, wir haben nicht mehr zu fürchten, daß er über uns erhoben werde, oder daß ſeine Geſchicklichkeit mehr bewundert werde, als die unſere, dann, wenn er nicht mehr iſt, werden wir zuweilen doch gerecht und ſagen von dem Verſtorbenen — Er war ein guter Mann — — —

Ein guter Mann? — O Abſcheulichkeit! — Alſo mußte er, der Rechtſchaffene, den Beifall, den ihm die ganze Welt zu geben ſchuldig war, erſt durch ſeinen Tod erkaufen. — — Welche Niederträchtigkeit! — Und doch eine ſo gewöhnliche, alltägliche Niederträchtigkeit. — —

Der Tod jedes Verdienſtvollen muß uns auf dieſen traurigen Gedanken nothwendig zurückbringen. Ich trete heut hier auf, um über den Tod eines unſerer trefflichſten Mitglieder zu trauern und da ich hier auftrete, ſo bitte ich Sie, meine Herren! daß Sie mich nicht unter die Zahl ſchmeichelnder Lobredner erniedrigen, noch unter diejenigen zählen möchten, die die Verdienſte des Mannes nicht eher, als nach ſeinem Tode erkennen.

Beides würde Entheiligung dieſer ſo feierlichen Stunde ſeyn, die wir dem Andenken des Verſtorbenen weihen.

Das, was ich hier ſagen werde, ſoll keine Leichenrede ſeyn, ſondern nur eine gefühlvolle Erinnerung an den, der nicht mehr iſt und ſchuldiger Dank für ſein Bemühen fürs Vaterland aus warmen Herzen.

So wie man von einem Durchreiſenden erzählet, der uns manche vergnügte Stunden durch ſein Daſeyn gab, ſo will ich von dem von Bergmann reden, das, was mir von ihm bewußt iſt, in ungekünſteltem Vortrag erzählen, ohne redneriſchem Schmuck und ohne Glänzerei, keine Hyperbolen ſollen mir zu Erhebung ſeiner Verdienſte dienen, meine Rede ſoll ungeſchmückt ſeyn, wie die Geſchichte ſeines Lebens; ich will nur erzählen und nicht loben.

Michael Adam von Bergmann wurde im Jahr 1733 den 15. Auguſt in München geboren. Schon in ſeiner erſten Jugend legte er ſich mit Fleiß auf die Wiſſenſchaften und zeichnete ſich durch ſeine Fähigkeiten und geſetztes Weſen vor andern Jünglingen ſeines Alters aus.

Thätigkeit und Eifer für Künſte und Wiſſenſchaften waren ſchon als er noch ein Knabe war, in ſeine Seele gelegt; ſie durchglüheten die Adern des Jünglings und loderten in edle Flammen auf, als er Mann ward.

Mit den anwachſenden Jahren wurde Bergmann vertrauter mit den Wiſſenſchaften; er lernte ihren Werth kennen und ihren Einfluß auf das menſchliche Leben.

Sein Entſchluß war in ſeiner Seele gefaßt, er wollte ſich der Rechtsgelehrſamkeit weihen, und nun war Bergmann auf der hohen Schule.

Kenntniſſe der allgemeinen Geſchichte und der Geſchichte ſeines Vaterlandes ſchmückten ſeinen Verſtand, gründliche Philoſophie erhob ihn, und ſo trat er in den Tempel der Themis, ihre Lehrgeſätze zu hören.

Ich darf mit Zuverſicht behaupten, daß der von Bergmann einer aus der geringen Anzahl derjenigen war, die ihre Seele bereits durch die Zubereitungswiſſenſchaften gebildet hatten, als ſie den wichtigen Schritt thun und die hohen Schulen beſuchen.

Wie muß unſer Bergmann erſtaunt geweſen ſeyn und wie muß der Anblick einer Menge unbereiteter junger Leute, die die Akademien beſuchen, ſeine Erwartung getäuſcht haben.

Ich vermuthe, daß in manchem einſamen Spaziergang eine edle Thräne ſein Auge verließ, als er auf einige ſeiner Mitſchüler zurück dachte.

Ja — es war immer ſo, und iſt leider vielleicht noch manchmal ſo, daß man junge Leute auf Akademien antrifft, die erbärmlich Latein und ihre Mutterſprache gar nicht wiſſen, die ohne Rhetorik, ohne Philoſophie, ohne Kenntniß der Geſchichte ſich dem Fach der Rechtsgelehrſamkeit weihen, Kollegien beſuchen, ohne zu ſtudiren, nach zwei Jahren wiederum abreiſen und ſich dann Rechtsgelehrte nennen, als wäre es genug, nur die Luft der Akademien in ſich zu hauchen, um das zu werden, was man werden ſoll. So weit wird dieſe zum Wohl der Staaten ſo nöthige Wiſſenſchaft herabgeſetzt.

Mancher Jüngling beſucht nur die hohe Schule, aber er ſtudirt nicht, er miſcht ſich nur unter die, die man Juriſten nennt, und glaubt dann, er hätte durch dieſen Umgang die Rechtsgelehrſamkeit ſchon geerbt.

Es ſcheint, als wäre ſie eine anſteckende Seuche, oder als wenn man ſie einpfropfen könnte, wie die Kindspocken.

Was Wunder denn, wenn es ſo eine Menge von Schreiberlingen gibt, die dem Staat zur Laſt und dem Unterthan zur Bürde ſind, die Prozeſſe über jede Sache anfangen, und ſollte es auch nur der Schatten von Wielands Eſel ſeyn.

Bergmann war nicht ſo; er wußte, daß zu einem Rechtsgelehrten etwas mehr gehört, als ſein Corpus Juris zu wiſſen. Er war über ſklaviſche Vorurtheile hinaus — und wagte den kühnen Schritt, vernünftig zu denken.

Ungeachtet des entſetzlichen Bannfluches, den mancher maſchinenmäßige Rechtsgelehrte in ſelben Zeiten noch über denjenigen ausſprach, der ſein unter dem Joche geſetzmäßiger Unwiſſenheit gebeugtes Haupt nur zum Schein eines Lichtes empor hob. Ungeachtet dieſes, wagte er es, auch noch andern Wiſſenſchaften obzuliegen.

Bergmanns unermüdeter Fleiß konnte nicht lange verborgen bleiben; er wurde unter dem Haufen bemerkt, wie eine Tulpe bemerkt wird, die unter den Feldblumen aufwächſt.

Ickſtätt wurde ſein Freund, und Lory ſein Unterſtützer. Er verließ die hohe Schule mit ihrem Beifall und kam im 21ſten Jahr ſeines Alters wieder in ſeine Vaterſtadt zurück.

Da war nun der junge Mann gebildet, dem Staat Dienſte zu leiſten, und fähig, in eine Stelle zu treten, und ſie mit Ruhm und Ehre zu begleiten; allein von Bergmann war auch unter der Reihe derjenigen, die, mit ſo viel Ruhm ſie immer die Akademien verlaſſen haben, doch nach allem angewandtem Fleiße, nach vielen durchwachten Nächten, in die armſelige Reihe der Brodſupplikanten geſetzt werden.

Dieſes iſt die gewöhnliche Lage manches rechtſchaffenen Jünglings, wenn er von der hohen Schule zurückkehrt.

Einſam und verlaſſen ſchmachtet er ſammt allen ſeinen Talenten. Im Verborgenen ſchleicht er troſtlos herum, niemand bemüht ſich, ihn auszuforſchen, er tritt vergebens aus ſeiner Verborgenheit hervor, und zeigt ſich öffentlich in ſeiner Größe, man ſtellt ſich, als habe man ihn nicht bemerkt.

Er ſucht Brod, man verſagt es ihm, und es ſcheint, als hätte das Vaterland keinen Lohn für manchen Redlichen. Vor ſeinen Augen ſchwingen ſich die Unwiſſenden empor und bahnen ſich den Weg zu Ehren, da mancher Edle kaum ſeinen Hunger ſtillen kann, weil er in Büchern, die Wege ſich zu ſchwingen, noch nicht gelernt hat, und ich darf mit einem empfindſamen Schriftſteller ſagen, daß Geburt und Stand noch immer die Augen der Geſellſchaften blenden, daß mancher müheſelige Ignorant im Beſitz der Vorzüge ſeiner Geburt bleibet.

Eine mittelmäßige Wiſſenſchaft, eine Alltagsthat ſetzen oft Roms und Griechenlands Götter in Gefahr, ſolche Rekruten zu erhalten, während daß der Mann, welcher unbekannt oder gar verachtet geboren ward, bei den ſchätzbarſten Kenntniſſen, welche er erwirbt, und bei ganzen Reihen der edelſten und großmüthigſten Handlungen kaum die Ehre hat, bemerkt zu werden *).

Es iſt kein elenderes Geſchöpf als ein abſolvirter Juriſt, der keine Ausſichten hat, er ſteht täglich in Gefahr, zu verhungern, denn er bekömmt um keinen Pfenningwerths Brod, und ſollte er auch die ſchbaſte juridiſche Abhandlung für die ehrſame Bäckerei ſchreiben.

Bergmann ſah die Sache wohl ein, und da er ein junger feuriger Mann war, wagte er es öffentlich, der Welt ſein Daſeyn anzukünden. Er ſchrieb die bekannte Abhandlung de ducum Bojariae jure regio.

Ein junger Menſch, der in die Welt tritt und ſie nicht kennt, glaubt, daß die rühmlichen Bemühungen ſeines Alters die Aufmerkſamkeit von Tauſenden auf ihn ziehen werden, er glaubt, daß unter dieſen Tauſenden auch einer ſeyn wird, der ihn auf die Wege des Glücks mit gutthätiger Hand hinführen würde; allein im gemeinen Leben iſt es nicht ſo; wer ſind die, die den Rechtſchaffenen unterſtützen? Wo iſt der, der den arbeitſamen Jüngling aus Menſchenliebe herbeiruft und zu dem Vaterland ſagt: Hier bring ich dir einen Edeln mehr, auch er kann und will dir nützlich werden.

Man ſollte denken, daß jene, die ſich durch Ungefähr des Glücks, oder zufällig durch Wiſſenſchaften empor ſchwungen, auch diejenigen unter allen Menſchen am meiſten unterſtützen ſollten, die ihnen ähnlich wären. Man ſollte glauben, daß ſie fähig wären, aus Sympathie zu lieben, den Jüngling in die Fußſtapfen ihres Ruhmes zu leiten, und dabei ihm unaufhörlich mit Wohlgefallen ins Antlitz ſchauen würden; aber nein! man betrügt ſich. Mit dem äußerſten Unwillen ſehen ſie den jungen Mann mit Verdienſten ſich nähren, mit Sprödigkeit werden ſie Zeugen von der erſten Aeußerung ſeiner Talente. Unbillig und hart beurtheilen ſie denſelben und vergeſſen, daß ſie vielleicht vor Jahren zum Anfang etwas weit unvollkommeners der Welt geliefert haben. Bittertadelnd, ihn abdrängend von jedem kleinen Lohn, welcher denſelben zur Fortſetzung ſeines Eifers ermuntern könnte, ſuchen ſie ihm den Muth niederzuſchlagen, und gleich anfangs davon abzuſchrecken, daß er jemals um die Liebe ſeiner Mitbürger mit ihnen wetteiferte *).

---

*) Reden im Menſchenton. 2ter Theil. Seite 96.

So würde es dem von Bergmann auch ergangen ſeyn, wenn er nicht Muth in der Seele gehabt hätte, über dieſes alles hinaus zu ſehen. Seine Abſicht war nicht, belohnt zu werden, ſondern zu nützen.

Mit Stärke und Seelenkraft wagte er daher den wichtigen Schritt — ja, wagte, darf ich ſagen, denn dergleichen Verſuche ſind Wege zur Beförderung. Zur Schande jedes Jahrhundertes gibt es Beſchützer der Dummheit, und Schierlingsſaft wird noch aus ihren Händen gedrückt für den, der es nur wagt, etwas neues zu denken. — Geh hin, verträume dein Leben in der Schenke, rede von Staatsſachen beim Wein, ſpotte über die Religion bei vollen Bechern, entheilige deine Beſtimmung, vertändle die edle Zeit, und niemand wird dich darum anſehen: aber bleibe in müßigen Stunden auf deinem Zimmer, leſe ein empfindſames Buch, oder ſchreibe zum Wohl der Menſchheit, und du wirſt dem Tadel nicht entgehen.

Bergmanns Schrift war nun in den Händen von Tauſenden, ſie machte großes Aufſehen, und es wurde für und dawider geſchrieben. Der, der die Wichtigkeit des Stoffes einſieht, den ſich Bergmann gewählt hat, der Vorurtheile und Menſchen kennt, und weiß, wie ſehr man es dem Ver-

---

*) Reden im Menſchentone. 2ter Theil. S. 111.

nünftigen zum Verbrechen macht, nützlich zu ſeyn, der wird es einſehen, welchem Felſenſpitz von ſteilen Abgründen ſich Bergmann wagte auszuſetzen.

Menſchen ſind ſelten Freunde ihres eigenen Glückes, ſie haſſen den, der ſie von Irrwegen abführet, oder der ihnen Licht in Finſterniſſen anzündet; gewöhnt an die Feſſel der Unvernunft und den Galeerenzwang der Vorurtheile, verfolgen ſie den, der ſie dem Untergang entreißen will, machen Giftbecher zurecht, und bauen Scheiterhaufen auf. Sokrate ſterben und werden Märtyrer der Tugend.

Die Bahn der Gelehrſamkeit, die ein jeder Menſch antritt, iſt ſo gefährlich als die Bahn des Glückes. Die Mittelmäßigkeit gibt uns Reue auf Zeitlebens; die Erhebung über andern gibt uns Feinde; die uns noch überleben. Wir gehen auf einem Rande, den von beiden Seiten der Abgrund der Verachtung und des Haſſes gefährlich machen.

Unter den Gelehrten herrſcht der Geiſt der Freundſchaft nicht viel, denn ſonſt würden die Wiſſenſchaften ſchon mehrere Stärke erhalten haben; ſtatt viele tauſend Streitſchriften, die die Wiſſenſchaften ungewiß, die Kenntniſſe untergraben und verworren und die Gelehrten lächerlich gemacht haben, würden wir vielleicht nicht noch ein ungeheures Meer ungemachter Entdeckungen, unaufgelöſter Räthſel, unerklärter Naturbegebenheiten vor uns haben.

Die Freundſchaft ſollte die Quellen der Wiſſenſchaften verſüßen, aufgraben und leiten. Sie ſollte uns alle Hand an Hand führen, ſie ſollte uns beſſern und zurecht weiſen, ſie ſollte uns aufmuntern in Verworrenheit und Dunkel, ſie könnte uns tröſten, wenn unſere Verſuche fruchtlos wären, und ſie könnte uns belohnen, wenn uns die Welt unbelohnt ließ.

Allein in unſerm Leben iſt es wieder nicht ſo, man liest und ſtudirt, und manchen Gelehrten läßt Leſen und Studiren keine Zeit, ſeine Leidenſchaften zu bezähmen. Daher kömmt die Menge ſpöttiſcher und unartiger Kritiken, die grobes Gefühl und ungebändigte Leidenſchaften verrathen, von denen man mit **de la Bruyere** ſagen darf, daß eine ſolche Kritik keine Wiſſenſchaft ſey.

Sie iſt nur ein Handwerk, wozu mehr Geſundheit als Verſtand, mehr Arbeit als Fähigkeit, mehr Uebung als Witz gehört, weil ſie meiſtentheils von Menſchen kömmt, die weniger Beurtheilungskraft als Beleſenheit beſitzen, keine Erziehung aber gar nicht haben, und die, wenn ſie in gewiſſen Materien angewendet wird, den Leſer und den Verfaſſer verderbt.

Ueber alle dieſe Schwierigkeiten ſah Bergmann hinaus, als er ſeine Schrift in die Welt gab.

Es koſtet erſtaunliche Mühe, einen Menſchen, der keine Ausbreiter ſeines Lobes hat und in keiner Kabale iſt, der keiner geſchloſſenen Parthei zugethan, ſondern für ſich und die Wiſſenſchaften allein lebt, der keinen Vorſpruch als ſeine ſtille Verdienſte hat, es koſtet ihn unendlich viel, ſage ich, ſich aus der Dunkelheit, in der er ſich befindet, in einiges Licht zu ſetzen, und oft nur dem dümmſten Kopf, der im Anſehen ſteht, gleichzukommen.

Es iſt nicht ſelten Verſtand zu finden, aber Leute zu finden iſt ſelten, die ſich ihres Verſtandes bedienen, um dem fremden Verſtand den gehörigen Werth beizulegen, oder einigen Gebrauch davon zu machen.

Die Menſchen ſind oft allzuſehr mit ſich ſelbſt beſchäftigt, als daß ſie Zeit genug haben ſollten, andere genau kennen, oder ſie unterſcheiden zu lernen.

Daher kömmt es, daß mancher mit großen Verdienſten und einer noch größern Beſcheidenheit lang genug unbekannt ſeyn muß.

Unſern Bergmann erwartete kein beſſeres Schickſal.

So belohnungswürdig ſein Eifer war, ſo wenig war er für ſein Fortkommen empfehlend; er wurde nicht ermuntert, mehr zu thun.

Ermuntert? — Wo iſt Ermunterung? — Ich vermags nicht zu ſagen, wie niederſchlagend all mein Muth wird, ſo oft ich dieſen Gedanken denke.

Bei Leuten von Verſtand ſelbſt findet oft ein verdienſtvoller Mann eine ſchlimmere Aufnahme als bei den unſinnigſten Thoren. Sie ſehen ihn gerade für denjenigen an, welcher unter allen Menſchen der ſchädlichſte für ſie iſt; es iſt ihnen nicht daran gelegen, daß andere um ſie her durch Weisheit ſich den Weg zur Ehre bahnen ſollten; ſie empfehlen dies zwar der ganzen Welt alltäglich, aber im Grunde wünſchen ſie allein geehrt zu ſeyn.

Es iſt zum Erſtaunen, wenn wir gewahr werden, auf was für unedle Art ſich Leute von Talenten behandeln, wie ſie ſich einander im Wege ſind, wie ſie ſich verkleinern, durchhecheln, verfolgen *).

Da ſchmerzt es tief in der Seele, wenn man dieſen Gedanken denkt, aber auch nur dieſer Gedanke iſt im Stand, große Männer hervorzubringen, die das Gute wegen dem Guten, das Große wegen dem Großen ausüben. Sie ſind den Schieferdeckern gleich, die auf die Spitze der Thürme ohne Rückſicht auf die Gefahr hinaufklettern, das Unglück, das ihnen droht, als einen verdrüßlichen Zufall ihrer Profeſſion, niemals aber als ein Hinderniß anſehen.

Alltagsgeſichter ſind zu blöde, die Erſcheinungen ſolcher ſeltener Meteoren zu entdecken, aber das Adlerauge eines großen Geiſtes faſſet mit einem Blick dieſe Wunder. — So erging es auch unſerm Bergmann, einige Männer von Verſtand und Kenntniſſen ſuchten ihn, und im Jahr 1759 wurde er zum Mitglied der churbaieriſchen Akademie der Wiſſenſchaften erwählt; der Zeitpunkt, in welchem dortmals die churfürſtliche Akademie war, die erſt entſtund, karakteriſirt den Mann, von dem ich rede.

Die Akademie wurde zu ſelber Zeit erſt errichtet und Bergmann zum Mitglied erwählet, daß heißt, die Akademie gab ihm öffentliche Beweiſe, daß man in Seelenkraft und Stärke des Geiſtes zutraute, und ihn unter die Männer des Vaterlandes zählte, die Muth hatten, künftigen Anfällen zu widerſtehen.

Hier würde ein Redner Gelegenheit haben, alle jene edle Thaten, jene ruhmwürdige Bemühungen eines Oſterwalds,

---

*) Reden im Menſchenton. 2ter Theil. S. 110.

eines Lory, eines Pfeffels, Limbrunns, Kennedy, Sterzingers, und wie ſie immer alle heißen, die ſich bemühten, die Vorurtheile zu entlarven, in ihrem ſchönern Lichte ſeinen Zuhörern zu zeigen.

Ich würde auch dieſem reizenden Andenken nicht widerſtehen, wenn ich etwas Schöners, etwas Erhabeners, etwas mit mehr Feuer und Stärke ſagen könnte, als unſer Mitglied, der vortreffliche Profeſſor Baader in ſeiner letzten Rede geſagt hat, wer etwas mehreres über dieſen Punkt wiſſen will, den weiſe ich zur Leſung dieſer vortrefflichen Rede an; ſie iſt des Mannes ganz würdig, der hier öffentlich ſprach, und ich kehre zu unſerm Bergmann zurück.

Bergmann wurde im Jahr 1762 Oberrichter, das heißt, er nahm das undankbareſte Geſchäft über ſich, das man je in einem Staat finden kann.

Ueber Geſetz und Urtheil ſprechen, iſt ſo was Unangenehmes, als nur etwas Unangenehmes ſeyn kann in der Welt, denn die Folge jedes Spruchs iſt Mißvergnügen, von dem, der verliert.

Es gibt ſehr wenig Menſchen, die von ihrer Sache ſo unpartheiiſch urtheilen, daß ihnen je der Gedanke nur kommen kann, daß ſie mit Recht verloren hätten.

Immer beſchuldigt der, der verliert, ſeinen Richter; bald muß er partheiiſch, bald geldſüchtig geweſen ſeyn.

Jetzt hat er aus Freundſchaft für den Beklagten; jetzt aus andern Abſichten wider den Kläger geſprochen; nun ſah der Richter die Sache nicht genugſam ein; nun überkünſtelte er dieſelbe; — bald iſt er zu jung, zu unerfahren; bald zu alt und zu unthätig, und ſo wird oft die natürliche Folge einer ungerechten Sache auch dem gerechteſten Richter zur Laſt gelegt.

Bergmann hatte über das noch bei ſeinem richterlichen Amte die Polizei über ſich, ein neues Geſchäft, in welchem ſich der thätigſte Mann bei dem Publiko leicht verhaßt macht. Die innere Sicherheit des Staats zu gründen und zu handhaben ſind ihre Gegenſtände; welches weite Feld? — — Welcher Umraum von Pflichten! — Wo iſt der, der im

Stande iſt, das auszuführen, was ſie fodert? Wer dringt durch die Mauer, von Quaderſtücken errichtet, die Eigennutz und Privatabſichten ihr entgegen ſetzen? Wer iſt kühn genug, jedem dem zu widerſprechen, dem daran liegt, daß die Sache im Staate nicht in Ordnung ſey? — Wer wird nicht ermüdet, wenn er durch unermüdeten Fleiß ganze Gebäude aufführt, die durch den Hauch eines Einzigen wieder zuſammenſtürzen, wie Kartenhäuſer, mit denen Kinder geſpielt haben.

Man nenne mir den Mann, und dann wollen wir Bergmanns Verdienſte tadeln und ſagen, daß er klein war.

Schon lange war der Wunſch jedes Gutdenkenden, daß doch der Staat für hülfloſe, ſchwangere Mädchen zu ſorgen bedacht ſeyn möchte, die zuweilen, von jedermann verlaſſen, dem gewiſſen Verderben ausgeſetzt werden.

So ſehr eine Sache oft gut, ſo ſehr ſie der Wunſch von tauſenden iſt, ſo ſelten darf ſie doch oft gewagt werden. Es gibt einen gewiſſen Schlaf der Unthätigkeit in Staaten, den manche ihr Leben durch fortſchlummern und jeden unverſöhnlich haſſen würden, der ſie auch zur Verrichtung der ſchönſten That nur aufwecken ſollte.

Bergmann ſorgte ſich aber wenig über die Folgen; wenn ihn nur ſein Herz überzeugte, daß ſein Entſchluß gut war. Er errichtete eine Stube für ſchwangere Mädchen und es wurde für alle Bequemlichkeit ihrer Anſtände geſorgt, um Mutter und Kind dem Verderben zu entziehen.

Sollte man mir auch Einwürfe machen, daß Bergmanns Unternehmung noch nicht die Vollkommenheit erreicht hätte, die es haben könnte, ſo bleibt doch immer unſerm Bergmann die Ehre, daß er der erſte war, der dieſes der Menſchheit nützliche Geſchäft unternahm, ſo wie dem Naturforſcher immer der Verdienſt bleibt, der durch ſeine Wiſſenſchaft eine reine Quelle entdeckt, ſie aufgräbt und leitet, obwohl dieſelbe vielleicht erſt von ſeinen Nachfolgern verbeſſert und zu gemeinem Nutzen erhalten wird.

Bergmanns gute Abſichten wurden auch noch nach ſeinem Tode mit dem glücklichſten Erfolge gekrönt, denn der

Stadtkammerer von Reindl ſetzt mit eifrigem Beſtreben zur beſondern Ehre ſeines Herzens die Bemühungen fort, um die Sache in ſeiner Vollkommenheit herzuſtellen.

Dank ſey jedem dem, der gut und edel fürs Vaterland denkt! — Dank ſey ihm aus gutem baieriſchen Herzen!

Glück für uns, daß wir doch einmal eingeſehen haben, daß die Geburtshilfe ein würdiger Gegenſtand der Polizei ſey, daß es uns doch endlich einleuchtet, daß das Wohl ſo vieler tauſend Menſchen nicht der Unerfahrenheit alter und dummer Weiber müſſe preisgegeben werden, und daß es auch Menſchenmord ſeye, deſſen ſich die Obrigkeit ſchuldig macht, wenn ſie Weib und Kinder des Unterthans, der gutherzig ſeine Steuern, ſeine Anlagen, ſeine Beiträge zur Landesſicherheit gibt, der ſchrecklichſten Gefahr ausſetzen, aus Mangel der Geburtshilfe erbärmlich aufgemetzelt zu werden.

Dank dir, Vater des Landes, großer Theodor! — Der du durch mächtige Befehle die gute Sache unterſtütztest, Dank dir, der du ſie fortführſt, edler Reindl, und nochmal Dank dem guten Bergmann, der ſie entwarf.

Nach dieſem allem hat Bergmann noch einen Schritt gethan, der uns überzeugt, wie gut ſeine Abſichten waren, wie ſehr er wünſchte, ſeinem Vaterlande nützlich zu ſeyn.

Er trat in die Archiven der Städte, durchſah die ſtaubigten Urkunden, ſammelte ſie und wollte ſie uns unter dem Titel: Monumenta civitatensia mittheilen.

So trug Bergmann bis an das Ende ſeines Lebens die Laſt richterlicher Geſchäfte und zeichnete ſich unter Zehntauſend aus, denn er war ein Richter, der nebſt ſeinen richterlichen Geſchäften noch las und gemeinnützliche Werke ſchrieb. —

Er ſchrieb und las, eine Seltenheit, die Bewunderung verdiente, aber die heut zu Tage nicht im geringſten geachtet wird; man verfolgt vielmehr den Mann, der edel genug iſt, auch ſeine müßige Stunden dem Wohl ſeiner Mitbürger zu weihn, der ſeine eigene Ruhe auf Koſten ſeiner Geſundheit großmüthig ſeinem Vaterlande aufopfert.

Es iſt wohl nöthig, heißt es, daß dieſer Mann ſchreibt oder lieſt — — — es wäre beſſer, er beſorgte ſeine Berufsgeſchäfte, arbeitete ſeine Akten, oder vollendete ſeine Rechnungen. So iſt die Stimme von vielen, und wo ertönt ſie? — — Wo verurtheilt ſie? — — —

Meiſtentheils ſpricht der Müſſiggänger über den Arbeitſamen das Urtheil, meiſtentheils ertönt dieſe Stimme in den Kaffee- oder Weinſchenken, oder über Tafeln, wo man Stundenweis ſchmauſet und vergißt, daß es auf dieſer weiten Gotteswelt doch noch Menſchen geben könne, die die Stunden beſſer anwenden können.

Es gibt Geſchöpfe Gottes, ſagt de la Bruyere, die man Menſchen nennt, ihre Seele iſt ein Geiſt und ihre ganze Bemühung geht darauf, daß ſie Marmor ſchneiden; das iſt ſehr einförmig und bedeutet nicht viel. Es gibt noch andere, die gänzlich unbrauchbar ſind und ihre Tage mit Müſſiggang zubringen; das iſt noch weniger, als Marmor ſchneiden.

Nur die, die die Zeit übel anwenden, beklagen die Kürze derſelben; diejenigen hingegen, welche ſie beſſer anwenden, haben derer noch immer übrig.

So blieben auch unſerm Bergmann noch Stunden übrig, die er ſeinem Vaterlande ſchenkte und in denen er uns Werke ſeines trefflichen Geiſtes lieferte.

Ich kann die Schrift nicht unbemerkt laſſen, die 1778 die Preſſe verließ. Bergmann behandelte den Gegenſtand, daß alle Anſtalten gegen den Bettel auſſer einem Opus publicum nicht hinreichend wären, ſohin alle übrige Nebenanſtalten der Aufmerkſamkeit der Polizei nicht würdig wären.

Ein Gegenſtand, der in jedem fühlenden Herzen den Wunſch zum Wohl der Menſchheit zurück läßt, daß Fürſten dieſe Stimme doch hören möchten.

Dank ſey dir, guter Bergmann! Hätteſt du in deinem Leben nichts geſchrieben, als dieſe einzige Abhandlung, ſo hätteſt du dich auch ſchon für dein Vaterland verdient gemacht.

Es iſt edel, dem Ausländer ſagen zu können, auch wir haben Männer, die Muth haben, das zu ſagen, was ſie fühlen. Macht uns keine Vorwürfe über die Härte unſerer Geſetze, haltet euch nicht über die Todesſtrafe auf, die wir noch haben: ſie wurde ſchon von Bergmann als ein grauſames und unpolitiſches Mittel zur Verbeſſerung verworfen, längſtens wurde geſagt, daß der Henker nicht der Sittenlehrer der Bürger ſeyn könne, und daß Gefühl und Empfindung nicht durch das Schwert in des Menſchen Herz geprägt wird.

Allein ſtufenweis geht alles zu ſeiner Vollkommenheit. So lang als die Mittel noch nicht hergeſtellt ſind zur Heilung, ſo lang muß der Arzt noch das kranke Glied vom Leib trennen, ſo ſehr ſein Herz dabei bluten möchte.

Allein mir däucht, es zeigen ſich meinem Blick ſchon weite Gefilde von Seligkeiten, die würdigſten Männer, die in Verbeſſerung der Sitten, in Herſtellung der heiligen, von Vorurtheilen gereinigten Religion mit Rieſenſtärke arbeiten, werden die Früchte ihres Fleißes in dem Wohl ihrer Mitbürger aufblühen ſehen, dann werden die Schädelſtätten verſchwinden, weil es keine Verbrecher mehr geben wird, und Kränze der Belohnungen wird der Fürſten Hand für den Tugendhaften flechten.

Gewöhnlichen Menſchen iſt zu ihrer Sphäre die gegenwärtige Zeit angewieſen, dem großen Mann aber alle Jahrhunderte. Dieſe ſind ſein Erbtheil, dieſe ſind ſein Gebiet.

In ihnen findet er ſelbſt den Keim großer Thaten; jenſeits der Grube erwartet er den Lohn ſeiner Handlungen.

Mit ſtillem Vergnügen ſehnt man ſich auch der Ruhe am Ende eines mühſamen Tages, und ſo iſt in der Durchreiſe dieſes Lebens die ſelige Erwartung einer beſſern Zukunft der einzige Troſt des Rechtſchaffenen.

Bergmann war im Mittel ſeiner beſten, ſeiner thätigſten Jahre, als es der Vorſicht des Ewigen gefiel, ihm zu ſagen: Ich will nicht mehr, daß du hier ſeyn ſollſt.

Ein gäher Schlagfluß überfiel ihn und er ſtarb im 49. Jahr ſeines Alters, da er ſich eben noch mit einem würdigen Werk, mit der Beſchreibung ſeiner Vaterſtadt, beſchäftigte.

So treten Menſchen auf den Wink des Ewigen von dieſer Scene des Lebens ab, um den Schlummer des Todes zu ſchlafen.

Da ſinkt Größe und Majeſtät in Staub und Bettler werden wieder den Königen gleich.

Selig der, der keine ſchwere Träume in dieſem Schlummer zu erwarten hat, ſelig der, auf deſſen Grabhügel der Weiſe zum Himmel ſieht, bei der geſtirnten Nacht Blumen über ſein Grab ſtreuet, und mit Thränen im Auge den neuen Ankömmling der Ewigkeit ſegnet.

Du ruhſt nun, dicht mit Erde bedeckt, von tauſenden vielleicht ſchon vergeſſen, guter Bergmann! Aber glaube mir, nach Verlauf vieler Jahre werden noch arbeitſame und ſcharfſinnige Köpfe, die von dir herrlich gemachten Entwürfe entdecken, ſie werden ſie in erleuchtenden Schriften auszeichnen und als einen Schatz bewahren.

Ja, mancher aus den entfernteſten Nachkömmlingen wird wünſchen, dich kennen zu lernen, um dich zu bewundern.

Aber was will der Sterblichen Lob für verklärte Geiſter heißen. Beim Gedanken ewiger Seligkeit verſchwinden unſere eitle Hirngeſpinnſte des Nachruhms. Eine edle Thräne im Auge des Rechtſchaffenen hat größern Werth, als Monumente von Marmor, und überzeugt uns, daß die Welt zu ſchwach iſt, den Tugendhaften zu lohnen.

V. Rede von den Quellen der Verbrechen und der Möglichkeit, ſelben vorzubeugen.

Il faut étudier la Société par les hommes, et les hommes par la Société.

J. J. Rousseau.

Das Glück guter Fürſten iſt untrennbar mit dem Glücke ihrer Länder verbunden. Wer den Fürſten liebt, muß ſein Vaterland lieben; das erheiſcht die Natur der Sache, das will das Wohl der Völker, das fodert die Erhaltung des Ganzen.

Schande der Nationen ſind die Tage, in denen Schmeichelei die Fürſten vergötterte. Nur Sclaven beten den Regenten an; Bürger die lieben ihn.

Am Hofe, wo Schmeichelei iſt, wo Bücklinge den Monarchen umringen, dort iſt der Wahrheit der Zutritt verboten. Die Weisheit verbirgt ſich in Winkel und miſchet ihre Thränen mit den Thränen des Unterthans.

Selige Ausſichten breiten ſich aber über Gegenden aus, wo jedes Aug auf den Regenten geheftet iſt; wo Tage, die dem Fürſten gefeiert werden, Feſte des Vaterlandes ſind, in denen mit offener Stirne und Freiheit der Seele der Bürger umher geht, ſein Herz als ein Opfer zum Altar bringt, das an dem Regenten ſo den Beherrſcher bewundert, wie es an ſelbem ſeinen Wohlthäter liebt.

Mächtiger Fürſt! der mit Wohlwollen unſere Länder beherrſchet, dem das Wohl der Seinigen theuer iſt, höre mit Güte die Wünſche deiner Unterthanen.

Wie angenehm iſt mir der Auftrag, in dieſem öffentlichen Ort und im Namen meines Vaterlandes aus gedrängtem Herzen ausrufen zu dürfen: „Heil und Segen über das Haupt unſers Theodors!!!

Heil und Segen! wiederholt jede Stimme von dem Pallaſt der Stadt an, bis in die niedrigſten Haine, und jeden Tag ertönt der Wiederhall dieſer Stimme in dem Herzen des ehrlichen Landmanns: Heil und Segen unſerm Fürſten!!! —

Wohl der Regenten iſt der Wunſch des guten Unterthanes, und Wohl des Unterthanes der Wunſch der guten Regenten.

Gegenſeitige Bemühungen für gegenſeitiges Wohl iſt die Grundfeſte der Staaten; ohne ſie iſt Elend in der Hütte und Verderben am Throne.

Zum ewigen Denkmahle dieſes Satzes ſoll die Nachwelt unſere rühmliche Gewohnheiten bewundern, die uns von jeher auftrugen, die Feſte unſerer Beherſcher durch Ausbreitung gemeinnützlicher Wahrheiten öffentlich zu feiern.

An dieſen Tagen war es uns von jeher erlaubt, über nützliche Wahrheiten zu ſprechen, Vorurtheile zu bekämpfen, oder bürgerliche Tugenden in ihrem ſchönern Lichte zu zeigen.

Der Beifall des Monarchen feuerte jeden Redner an, der hier auftrat, entfernte die Schmeichelei von unſern Lippen, weil wir wußten, daß Theodor ſeine Lobeserhebungen nicht in dem Munde des Redners, ſondern ſeines Unterthanes ſuchte, deſſen Wohl und Erhaltung tägliche Lobesreden ſeiner Güte ſind.

Edel iſt die Stunde, in der es dem Bürger vergönnt iſt, ſich dem Fürſten zu nahen, um ſelben der Liebe zu überzeugen, die ſeine Seele durchglüht, aber noch edler die Stunde, in der der Regent dem glückwünſchenden Unterthan ſagt: Mein Glück beſteht in dem Deinen.

Mir däucht, ich höre dieſe Stimme: ſie durchtönt dieſe Hörſäle, und ich fühle Muth und Stärke in jeder Nerve.

Ja, unſer Wohl iſt dein Wohl, gütigſter Beherrſcher! und dieſer Dein edler Grundſatz iſt auch die Urſache, daß ich mirs in dieſer feierlichen Stunde über einen Gegenſtand zu ſprechen zur Pflicht mache, der Deiner hohen Geſinnungen würdig iſt. —

Ich will von der Erhaltung des Menſchen reden: welcher Stoff kann würdiger deinem Herzen ſeyn? Von den Quellen der Verbrechen, von der Möglichkeit, ihnen vorzubeugen, will ich ſprechen.

Die Wichtigkeit des Stoffes erſetze meine Schwäche, und die Wärme, die ich in meiner Seele fühle, den Ausdruck.

Je mehr man über die Natur des menſchlichen Herzens und die Grundſätze, die daſſelbe leiten ſollen, nachdenkt, je weniger iſt man im Stande, ſeine Klagen über die Menſchen zurückzuhalten.

Manche wiſſen ſelbſt nicht, was ſie wollen; manche überlaſſen ſich thörichten Hoffnungen, und wählen einen Weg, andere zu leiten, der der Natur ganz entgegengeſetzt iſt, die ſie aufſuchen ſollten.

Uebel, Unglücksfälle und Mißgeſchicke der Staaten, die in ununterbrochener Reihe her auf einander gefolgt ſind, und die uns die Geſchichte in lebhaften Gemälden darſtellt, ſind Beweiſe, daß ſie immer die Begleiterinnen der falſchen Grundſätze derjenigen waren, die den Grund der Geſetze auſſer dem menſchlichen Herzen geſucht haben.

Es iſt traurig, ſeine Blicke auf die Schauplätze zurück zu werfen; auf welchen die berühmteſten Staaten aufblühten, — ſich aus dem Chaos der Barbarei zur bewunderungswürdigen Höhe ſchwangen, und durch Laſter wieder in das Verderben zurückſtürzten.

Dieſes iſt aber der gewöhnliche große Zirkel, werden mir viele ſagen, in welchem ſich Völker und Nationen herum wenden; ſie treten aus dem rohen Stande heraus, werden verfeinert, fangen mit Künſten an, und hören mit Wiſſenſchaften wiedrum auf. Ich will dieſem Einwurf auch nicht widerſprechen: ich glaube, daß es im Plane des Ganzen liege, daß es einen Kreislauf der Völker geben ſolle.

Dieſes aber hat der Schöpfer dem Menſchen überlaſſen, daß er ſich länger oder kürzer im Mittelſtande des Glücks, in dem Punkte, wo er von Rohheit und übertriebener Verfeinerung gleich weit abſtehe, erhalten könne, nachdem er ſich durch weiſe Geſetze an dieſem Punkte feſthalten würde *).

Darum hat er Fürſten auf den Thron geſetzt, damit ſie ſich hiernach umſehen, und das ordnen ſollten, was zu dieſem Endzwecke führen könnte.

Tugend im Staate war immer die Stärke der Nationen; ſo lange dieſe aufrecht ſtund, waren die Völker unüberwindlich.

So lange Mäßigkeit in Rom eine Tugend, Armuth noch kein Laſter, geraubter Reichthum und Ueppigkeit kein Verdienſt waren; ſo lang Rom ſich noch eine Ehre aus der Tugend machte, ſeine Sittenrichter hatte und die Götter fürchtete, ſo lang war Rom vor ſeinem Untergang ſicher. —

Die Neronen, die ſich mit Lokuſten einſperten und Giftgetränke für ihre Unterthanen kochten; die Domitiane, die ſich an den Thieren übten, wie ſie ihre edelſten Bürger würgen ſollten, dieſe entſtunden erſt, als Rom keine Tugenden mehr hatte **). Niedrige Sklaven, die dem Laſter Altäre baueten, waren zuerſt in Roms Mauern, ehe Tyrannen ſeine Throne beſtiegen.

---

*) Lamezan Skizze der Geſetzgebung.

**) Jeruſalem.

Mangel an Kenntniß des menſchlichen Herzens und unzulängliche Geſetze, Ehrgeiz und Habſucht einzuſchränken, waren Schuld an Roms Verderben.

Rom eilte ſeinem Untergang entgegen, als ſeine Armeen reiche und mächtige Provinzen eroberten, und ſeine Heerzüge führten Reichthum und Laſter aus Aſien im Triumph in ſeine Mauern.

Da war nun Reichthum und keine Geſetze für ſelben: — da war nun Geld, und der Staat dachte nicht, daß Geſetze, die die Circulation deſſelben erhalten, das nöthigſte zu Erhaltung der Nationen ſind. Nothwendiger Weiſe mußte Verſchwendung entſtehen, aus Verſchwendung Ueppigkeit, die die Habſucht immer unerſättlicher machte.

Der, der zu ſchwach war, mit Armeen zu rauben, raubt durch Betrug und Argliſt, und die, die durch Reichthum ſchon böſe waren, wurden durch den Mangel erſt laſterhaft.

Keine Schandthat war unverſucht, die gewöhnte Wolluſt zu nähren, und ſo verſchwand die Kraft männlicher Tugenden, und Laſter tödteten den erhabenen Geiſt und ſchändeten Generationen.

Da war kein edler Römer mehr, der für die Freiheit des Vaterlandes focht und ſein Leben großmüthig aufopferte.

Keine Krone von Lorbeern oder Eichenlaub lohnte mehr den Helden. Nach Geld und Schätze athmete die Habſucht, und verwechſelte ſtreitende Bürger mit beſoldeten Sklaven.

So lag der Funke der Verbrechen von jeher in dem Menſchen verborgen, glimmte nur, ſo lang die Leidenſchaften bekränzt waren; brach aber in ſchädlichen Flammen aus, als die Geſetze ihre Wachſamkeit vernachläſſigten. Der Menſch der Natur iſt weder gut noch böſe; die Lage, in welche er geſetzt wird, und die Art und Weiſe, wie er ſeine Vortheile betrachtet, entſcheiden erſt ſeine Neigungen.

Der Menſch war in ſeinem erſten Stande nur blos auf die Befriedigung natürlicher Bedürfniſſe bedacht. So lang er ſich einzig und allein von der Natur leiten ließ, ſo hatte nicht die mindeſte Bösartigkeit einigen Einfluß in ſeine Handlungen.

Fühlte er die Empfindungen des Hungers, ſo ſuchte er eine Beute, und es war ihm gleich, ſelbe von einem Baum zu pflücken, oder ſelbe aus den Händen ſeines Mitmenſchen zu reißen.

Der Naturmenſch ſah in ſeinen Handlungen auf weiter nichts, als auf die Mittel, ſeine dringende Bedürfniſſe zu befriedigen; weiter erſtreckten ſich ſeine Begriffe nicht.

Die Empfindung befahl ihm, ſich zu nähren; er erkannte noch kein Verhältniß; als der Menſch aber in Geſellſchaften trat, ſo bekam er mehrere Begriffe und Einſichten, und mit ſelben mehrere Bedürfniſſe, er hungerte nach mehreren Gegenſtänden. Der Trieb der Selbſterhaltung brachte den Trieb zur Erhaltung des Erworbenen hervor. Unrichtige Begriffe ſetzten eingebildete Bedürfniſſe in die Reihe der nothwendigen, und verleiteten den Stärkern zur Gewalt, und den Schwächern zu Liſt und Betrug.

Der nervigte Mann gründete ſeine Rechte auf die Stärke ſeiner Muskeln; der Schwächere auf Hintergehen und Liſte; und ſo entſtund Verſtellung, die Lüge, der Betrug und der Meuchelmord.

In die Seele des Menſchen ſtreute die gütige Natur den Saamen verſchiedener Leidenſchaften: ſie ſind die Grundtriebe, die in unſerm Herzen verborgen liegen, und die Urſachen unſerer Handlungen. — Vernünftige Leitung der Leidenſchaften des Menſchen, daß ſie ihre beſtimmte Gränzen nicht überſteigen, iſt der Endzweck des Studiums des menſchlichen Herzens; — dieſes ſagt uns: Kenne die Menſchen, die Ueberbleibſel ihrer urſprünglichen Güte, die Folgen ihrer verderbten Natur, und bilde aus dieſen Kenntniſſen Geſetze.

Die Leidenſchaften müſſen nie unterdrücket, ſondern nur gebildet werden: — Leidenſchaften vertilgen wollen, heißt die Schnellkraft dem Körper benehmen wollen. Sie ſind das im Staat, was das Geblüt im menſchlichen Körper iſt. — Wie der Arzt für einen regelmäßigen Umlauf der Säfte beſorgt iſt, ſo muß es der Geſetzgeber in Rückſicht der Leidenſchaften ſeiner Völker ſeyn: er muß den raſchen Umlauf mäßigen, den trägen aufwecken, daß dieſer nicht durch Stockung Fäulniß, und jener durch uneingeſchränkte Hitze Verderben verurſache.

Der Menſch kannte keinen ſtärkern Trieb, als die Selbſtliebe. Der Schöpfer pflanzte ſie in ſein Herz zu ſeiner Erhaltung. Sie iſt im geſellſchaftlichen Leben die Quelle ſeines Glückes, und kann die Quelle ſeines Verderbens werden.

Regenten können durch ſie Nationen glücklich beherrſchen; ſie iſt der Zaum, womit ſich Völker leiten laſſen, aber Klugheit muß ihre Führerin ſeyn.

Selbſtliebe brachte die vertheidigenden Leidenſchaften hervor, die die Sicherheit ſeiner ſelbſt zum Entſtehungsgrunde haben. Aus dieſen entſtunden im geſellſchaftlichen Leben die Privat-Leidenſchaften, welche eine beſtimmte Gattung von Privat-Vortheilen ſuchten.

In der Natur ſchränkte ſich unſere Eigenliebe nur auf unſere Selbſt-Erhaltung ein; im geſellſchaftlichen Leben erſtreckte ſie ſich weiter, und hatte die Erhaltung ſeiner ſelbſt, und die Erhaltung ſeines Eigenthums zu Gegenſtänden ihrer Wirkung.

Die Erkenntniß des Guten iſt der Beweggrund des Willens der Menſchen. Nur das Gute, das wir in den Handlungen wahrnehmen, iſt der Beweggrund, daß wir ſie wollen. So iſt die Erkenntniß des Böſen der Beweggrund des Nichtwollens. Die Vorſtellung, die wir uns von der Sache machen, iſt die Beſtimmung unſers Willens.

Unrichtige Vorſtellungen können uns daher Sachen, die böſe ſind, als ein gegenwärtiges Gutes vorſtellen, und gute Sachen als böſe: wodurch die Handlungen der Menſchen entſtehen, die in Rückſicht ihrer ſelbſt, oder des Ganzen wahrhaft böſe ſind.

Aus der Theorie des menſchlichen Herzens ſind wir alſo leicht zu überzeugen, daß unrichtige Begriffe die Urſachen undeutlicher Vorſtellungen ſind.

Der Naturmenſch folgt nur demjenigen, was er ſich als gegenwärtig gut vorſtellt; er überlegt nicht, weil Ueberlegung Gegeneinanderhaltung mehrerer Sachen vorausſetzt. Die Leidenſchaft malt ihm das gegenwärtige Gute mit lebhaften Farben vor: — das hieraus entſpringende Uebel iſt in der Entfernung mit zu ſchwachem Pinſel entworfen. Er ſieht nur das Gegenwärtige, wird nur von dem Gegenwärtigen gereizt. Die undeutliche Vorſtellung verdrängt gänzlich das Bild, das in der Entfernung mit ſchwachen Farben gemalt iſt, und ſo wird der Menſch zum Sklaven ſeiner Lüſte.

Daß ein entferntes wahres Uebel nicht im Stande iſt, die unrichtige Vorſtellung eines eingebildeten Guten zu überwiegen, ſind uns die Strafen zum Beweiſe, mit welchen die Geſetzgeber die Verbrechen belegt haben.

Sie kalkulirten ſo: Die Erkenntniß des Böſen iſt der Beweggrund des Nichtwollen der Menſchen. Die Strafen, die wir mit dem Verbrechen verbinden wollen, ſind nun wahrhaft böſe: die Erkenntniß alſo des Böſen wird den Menſchen von Verbrechen abhalten.

Dieſe Kakulation der Geſetzgeber war aber höchſt irrig. Das Gute, das ſich der Verbrecher von dem aus der böſen That ihm zuſließenden Nutzen vorſtellte, war gegenwärtig, war gewiß; das Uebel war entfernt, war ungewiß. Das Gute, das den Verbrecher ſchlüßig machte, war unmittelbar mit der That verbunden; das Böſe aber nicht mit der That, ſondern nur mit den Umſtänden derſelben.

Nur alsdann folgt die Strafe dem Verbrechen, wenn der Uebelthäter erwiſcht wird; nur alsdann, wenn er bekennt oder überwieſen iſt; nur alsdann, wenn er ſich nicht der Gerechtigkeit durch Liſt und Umtriebe entzieht.

Alles dieſes iſt der deutlichſte Beweis, daß das Böſe der Strafe, welches ſich der Uebelthäter deutlich vorſtellen ſoll, nicht mit dem Verbrechen ſelbſt, ſondern nur mit den Umſtänden verbunden iſt, woraus die natürliche Folge fließt, daß die Vorſtellung des Scheingutes den Menſchen zum Laſter hinziehen muß. Aus welchem ſich mit Grunde ſchließen läßt, daß ſehr ſelten Strafgeſetze, welchen Namen ſie immer haben mögen, im Stande ſeyn werden, dem Verbrechen zu ſteuern und die Menſchen vom Laſter abzuhalten.

Freilich iſt hier unwiderſprechlich, daß das Mangelhafte der Geſetzgebung die Religion erſetzen könnte. Dieſe geht der Natur des Menſchen viel näher. Die Strafen, die ſie auf Verbrechen ſetzt, ſind unmittelbar mit ſelben verbunden, und hangen nicht mehr von unſern Umſtänden ab, die Furcht der Strafe folgt ſchon dem Verbrechen. Die Allwiſſenheit eines Gottes benimmt dem Verbrecher die Hoffnung, ſich durch Umſtände dem göttlichen Gerichte entziehen zu können. Allein, daß dieſe Grundſätze in des Menſchen Herz wirken können, wird Religionsunterricht erfodert, der meiſtentheils bei dem Böſewicht mangelt, der entweder aus Dummheit die Bande der Tugend nicht kennt, oder aus Ruchloſigkeit alles bereits von ſich geworfen hat, was Gränzen ſeinen Uebelthaten ſetzen könnte: wodurch ich neuerdings in meinem Grundſatze beſtärkt werde, daß nicht leicht andere Geſetze hinlänglich ſeyn werden, die Verbrechen aus dem Staate zu tilgen, als die, die die Quellen der Laſter zu verſtopfen im Stande ſind.

Das, was ich hier ſage, iſt keine Kritik über die Geſetzgebung: es ſind nur freie Gedanken, zum Wohl der Menſchheit philoſophiſch geſammelt, und aus warmen Herzen geſagt.

Es ſey ferne von mir, daß ich es wagte, die ehrwürdigen Gewohnheiten der Länder und ihre heiligen Geſetze zu beſchnarchen, von welchen mir der Grund ihrer Entſtehung in tiefem Geheimniß verborgen liegt, die ich mit Ehrfurcht verehre.

Ich rede nicht für einzelne Bewohner eines Landes; ich rede überhaupt für jeden Weltbürger, für jeden Menſchen, unter welchem Himmelſtrich er immer eine Gegend bewohnen mag. — Ich rede von Laſtern, die ſich in jeder geſellſchaftlichen Verfaſſung einſchleichen können: von Tugenden, die jedes Menſchen Seele gemein ſind.

Der Hang, mit welchen man die beſte Sache ſo gern ungleich ausdeutet; die Wuth der Kritiken, die mit gallſüchtigen Herzen jedes Wort unter die Preſſe legt; die Schmähſucht, die ſich nur bemühet, der Sache falſche Wendungen zu geben, ſind die Urſachen, daß ich es öffentlich ſage, daß ich in der Stunde, in der ich hier ſpreche, weder Vaterland, noch Bürger, ſondern nur Welt und Menſchen zu Gegenſtänden meiner Rede gewählt habe.

Ich las mit großer Aufmerkſamkeit die verſchiedenen Schriften, die für und wider die Todesſtrafen in unſerm Jahrhunderte die Preſſe verließen; bewunderte oft die menſchenfreundliche Wärme, mit welcher manche Leben und Gut der Bürger mit Freiheit vertheidigten.

Konnte aber auch oft den Unwillen in meiner Seele über diejenigen nicht bergen, die die Todesſtrafe gänzlich vertilgen und durch Kerker, Bande und Arbeiten das Leben der Verbrecher elender machen wollten, um die Menſchen von Uebelthaten abzuhalten.

Ueberzeugt in meiner Seele, will ich wider die auftreten, welche behaupten, daß harte Arbeiten die Verbrecher eher, als die Todesſtrafen abhalten könnten; ich will ihnen ſagen: ihr betrügt euch. Eure harten Arbeiten ſind eben ſo unzulänglich, Menſchen von Verbrechen abzuhalten, als eure Todesſtrafen, und eben auch ſo grauſam. Unzulänglich, weil ſie ebenfalls, wie die Todesſtrafe, nicht unmittelbar mit den Verbrechen verbunden ſind; weil die härteſten Arbeiten der Macht der Gewohnheit unterliegen: weil ihr nicht werdet verhindern können, daß ſich die Menſchen nicht an ihr Schickſal gewöhnen, und dieſe Verbrecher, deren Leben, wie man annimmt, zum warnenden Beiſpiel dienen ſoll, auch in ihrem Elende noch fröhlich ſcheinen werden. — Grauſam, weil ihr eine Menge Henker haben müßtet, um das Schickſal eurer Verurtheilten als eine Strafe in den Augen des Publikums auffallend zu machen. Unmenſchliche Henker müßtet ihr haben, niemals müßte das Mitleiden Zugang in ihre Herzen finden, niemals müßte ſie das Gefühl der Menſchlichkeit überraſchen, und um Verbrecher zu ſtrafen, müßtet ihr Unmenſchen aufſtellen, die mit dem Leidenden, der immer unter ihren Augen elend herumſchleicht, nie eine Erbärmniß in ihrer Seele fühlten. Und über das alles iſt es eben nicht grauſam, zu verfügen, daß der Arme und der Böſewicht einerlei Loos haben ſollen?

Sind die Arbeiten nicht überall, ſo hart ſie ſeyn mögen, das Antheil des Armen? — Setzen wir aber den Fall, daß

Uebelthäter, zu mühſeliger Arbeit verdammt, wirkende Beiſpiele werden könnten, die andere Menſchen von Verbrechen zurückhielten: ſetzen wir, daß der ſchaudernde Anblick in Feſſeln ſchmachtender Menſchen Schrecken in unſerm Buſen errege, daß der Gram an der blaſſen Stirne des Verurtheilten und der Harm in ſeinen Geſichtszügen wirklich viele von der Bahn der Laſter zurück zöge, was haben wir hiedurch wohl erreicht? Sind wir vergewißt, daß unter dieſer Anzahl elender Menſchen nur Verbrecher und keine Unſchuldige ſind?

Iſt das Auge des Richters durch Veränderung der Strafen ſcharfſichtiger geworden? Oder ſind ſeine Urtheile nicht noch denjenigen Ungewißheiten unterworfen, die ſie von jeher waren, ſeitdem peinliche Geſetze entſtunden, und Menſchen Urtheile über Menſchen ſprachen? Und iſt es nicht eben ſo grauſam, ſich der Gefahr auszuſetzen, einen unſchuldigen Menſchen zum mühſeligen Leben, als zum Tode zu verurtheilen?

Der Menſch, ein Räthſel ſeiner ſelbſt, wirft ſich zum Richter ſeines Nächſten auf, und ſpricht ſtolz zu ſeinem Bruder: Du biſt ein Böſewicht!

Der, der ſein eigenes Herz nicht kennt, der täglich ein Spiel ſeiner Leidenſchaften iſt, der heut liebt, was er morgen haßt, jetzt einen Gegenſtand mit Sehnſucht wählt und eine Minute hernach ſeine Wahl thöricht bereuet; — der Menſch, der ſich jede Stunde täuſcht und jede Minute ſeine Täuſchung einſieht, der am Morgen Sätze der Gewißheit annimmt, die er am Abend wieder verwirft, dieſer Menſch erkühnt ſich, zu ſeinem Bruder zu ſagen: — Du biſt ein Böſewicht!

O abſcheuliche Lüge! du biſt ein Kind des menſchlichen Stolzes, erzeugt in den Zeiten der Dummheit, erzogen durch Hochmuth, und gepfründet in unſerm Jahrhunderte durch Eigennutz.

Du ſcheinſt ein Verbrecher, dieß iſt alles, was ein Menſch von dem andern ſagen kann, aber ſelten, du biſt ein Verbrecher.

Wer von uns hat die Anatomie der Seele ſtudirt? Wer weiß die Gränzen der Leidenſchaften? — Wer die Wirkungen der Temperamente? — Wer ſah je den geheimen Arbeiten der Seele im menſchlichen Körper zu? — Wer nennt mir die äußerlichen Eindrücke der Sinne? Wer beſtimmt die Folgen der Erziehung, und wer ſchreibt dem Umlauf der Säfte Gränzen vor? Oder ſagt zu dem aufwallenden Geblüte: mach' dieſe und keine andere Wirkung!

Wer dieſes zu thun im Stande iſt, den will ich einen Gott nennen: denn des Menſchen Weisheit hat ſeine Gränzen. Schein iſt vieles; aber ſehr wenig für den Menſchen Gewißheit.

Laſſet uns unſere Schwachheit bekennen; laſſet uns ſagen, daß wir von einem Verbrecher meiſtentheils nichts weiter behaupten können, als daß er uns ſcheine ein Verbrecher zu ſeyn. Es iſt keine Schande für uns; nein, es iſt Weisheit.

Vorurtheile ablegen, die der Menſchheit zur Schande ſind, iſt ſüßes Beſtreben; es entehrt den Menſchen nicht.

Es gab Zeiten, in denen gottſelige Mörder die Altäre mit Blut ihrer Brüder bemalten. Es waren Stunden, in denen unbefleckte Mädchen, um die Götter zu verſöhnen, verkauft wurden.

Frommraſende Matronen ſchleppten heulende Menſchen durch die Straßen, und Luperkalien waren ſtolz auf ihre Schande.

Aber zum Wohl der Menſchen ſind dieſe Zeiten verſchwunden; die Eingeweide der Stiere halten keine Armeen mehr in Ehrfurcht: keine Senate gehorchen mehr dem Wink der Vögel, und kein Fürſt ſucht mehr ſeine Entſchlüſſe in den Eingeweiden der Lämmer; und ſo kann es wohl auch noch Zeiten geben, in denen es vielleicht eben ſo thöricht ſeyn würde, die Gewißheit der Verbrechen nach Regeln zu beſtimmen, als es bei uns thöricht wäre, ſeine Zukunft in den Eingeweiden der Thiere zu ſuchen.

Alle unſere Beweisgründe, die wir bei Unterſuchung der Verbrechen annehmen, wenn ſie nicht ein ſcharfſichtiges Auge durchſicht, gründen ſich auf ſchwache Hypotheſen. Wir ſchließen, daß eine Sache gewiß, aus Gründen, die ungewiß ſind.

Faſt alle unſere Beweisſätze in peinlichen Fällen ſind der Gefahr des Irrthums unterworfen. Wir ſchließen ſo: Die That iſt gewiß; dieſer Menſch aber hat dieſe That ausgeübt:

denn er iſt überwieſen, wenn die Umſtände alle wahr ſind, die ihn überwieſen. Man nimmt ſie aber als wahr an und verurtheilet den Menſchen. Schreckliche Schlüſſe!

Die Menſchheit weinte, als man ſie erfand: Philoſophie und Vernunft verbargen ſich in Wäldern, in Höhlen, und wandten ihre Augen von dem Anblick blutender Rümpfe ab, die am Morgen die Sonne traurig beſchien.

Jeder Tag kann den Menſchen der Irrthümer ſeiner Schlüſſe überzeugen. Das, was unter unſern Augen geſchicht, das, was unſere Sinne fühlen, iſt noch der Täuſchung unterworfen. Aber laſſet uns nicht aus entlehnten Geſchichten die Gewißheit unſerer Trugſchlüſſe unterſuchen. Schließen wir vielmehr diejenigen Behältniſſe auf, wo noch zur Schande der Menſchheit und der Vernunft die Todesurtheile der Unſchuld unter den Urtheilen der Verbrecher geſchrieben ſtehen.

Haltet Richter und ſtaunet über dieſe ſchreckliche Monumente! Laſſet eine Thräne über die unſchuldigen Schlachtopfer eurer ſo oft begangenen Irrthümer fallen und höret die heilſame Stimme aus den dunkeln Grüften in euer Ohr ſchallen. Ihr, die ihr über Leben und Schickſal des Menſchen zu urtheilen habt; — ihr, in deren Gewalt es liegt, das Daſeyn dieſes trefflichen Weſens, das nur einige Augenblicke, wie ein Meteor auf dieſer Erde erſcheint, zu vertilgen! Ihr, die ihr eures gleichen verurtheilt, verlaſſet euch niemals auf eure Erfahrung, auf eure Proben! Sie waren die Urſachen des Irrthums eurer Vorfahrer und werden die Quellen der eurigen ſeyn.

Meſſet eure Vernunft, ehe ihr euch unterfangt, Thaten durch ſie zu meſſen: — und, nachdem ihr Beweiſe verurtheilter Unſchuldigen habet, ſo tretet auf, wenn ihr könnt und ſagt: Es iſt ſo; — und du Mitmenſch biſt der Verbrecher, — und du ſollſt ſterben.

Eigenes und mit den Umſtänden der Verbrechen übereinkommendes Geſtändniß und Ueberweiſung machen die geſetzliche Gewißheit aus, in Rückſicht des Uebelthäters: und wie ungewiß, wie betrüglich ſind beide dieſe Gewißheiten? Wie viele Fälle hat man nicht, in denen unrichtiges eigenes Geſtändniß entweder durch die Folter aus den Unglücklichen erpreßt worden, oder daß aus Lebensüberdruß der vermeintliche Verbrecher ſeinen Richter getäuſcht hat. Was wollen endlich Ueberweiſungen heißen, die iſt den Ausſagen von ſchwachen oder boshaften Menſchen beſtehen können?

Traurige[illegible]rhängniß! Wenn das Leben und Schickſal der Menſchen, die nur von den Geſetzen abhangen ſollen, den Leidenſchaften und Irrthümern unſerer Mitmenſchen Preis gegeben werden, und wenn das Schwert der Gerechtigkeit nach dem Willen unrichtiger Ausſagen blinder oder leidenſchaftlicher Gezeugen geführt wird!

Aber es war nun einmal ſo: das Schickſal der unglücklichen Verbrecher hing vom Uebergewicht menſchlicher Ausſagen ab. Allein wie ſchrecklich iſt dieſes Verhängniß! — Laſſet uns bekennen, daß unſere Zeugſchaften ſelten ein ſicheres Maaß haben! Laſſet uns ſagen, daß wir öfters urtheilen, ohne zuverläſſige Grundſätze zu haben, die unſere Urtheile lenken.

Du, wer du immer biſt, der du mit Menſchenkenntniß und mit Kenntniß deiner eigenen Schwäche in gerichtlichen Geſchäften grau geworden biſt, tritt hervor und ſtelle dich in den Platz, wo ich rede.

Sage, welche Zuverläßigkeiten haſt du je gehabt, die Ausſagen deiner Gezeugen für wahr zu halten? Wußteſt du das Gefühl ihrer Seele, die Gewalt ihrer ſinnlichen Eindrücke? Wußteſt du, daß keine Verſtellung an der heitern Stirne, kein Irrwahn auf den unſchuldigen Lippen ſeyn konnte? Wußteſt du es, ſo ſteh auf und lehre, und wir wollen dich anhören. Kannſt du aber nichts in jedem Falle zum Beweiſe der Zuverläſſigkeit deiner Zeugſchaften anbringen, als die Eidſchwüre, womit deine Zeugen ihre Ausſagen bekräftigten, ſo höre mich, und wenn du fühlbar biſt zu menſchlichen Schickſalen, ſo weine über die Menſchheit und weihe Thränen den Unſchuldigen, die am Opferheerde der Gerechtigkeit ſanken.

Der Eid iſt alſo der Bürge der Wahrheit. Der Eid, der unſern Vätern einſt heilig war, weil Biederſinn und Redlichkeit ihre charakteriſtiſchen Züge waren.

Mit fremdem Kommerz, mit fremdem Luxus haben wir fremde Sitten erhalten. Die Redlichkeit unſerer Vorältern entfloh, und weil man dem einfachen Worte des Mannes nicht mehr glaubte, ruft man die Gottheit zum Zeugen an, und es entſtunden die Schwüre.

Der Verfall unſerer Sitten ſetzte den Eid bald in die Stelle, in der das Wort des Mannes war, und man brach Wort und Schwüre mit gleicher Leichtigkeit.

Gottesfurcht, Religon und das feinſte Gefühl ſoll im Herzen desjenigen ſeyn, den die Geſetze zum Eid laſſen. Welche Erziehung, welcher Unterricht wird hiezu nicht erfodert?

Wie ſchaudernd iſt der Gedanke, wenn man in dieſem Jahrhunderte die Gerichtsſtellen beſucht: wenn man Parteien dort ſieht, wie ſie ſich um die Eidſchwüre zanken, und wie derjenige ſeine Sache ſchon für gewonnen hält, den die Geſetze zum Eid laſſen.

Wenn Treue und Glauben im Staate verſchwinden; die guten Sitten herabſinken; Gottesfurcht aus dem Herzen der Menſchen verbannt wird, dann iſt die Religion zu ſchwach, in die verdorbenen Herzen zu wirken. Aber vielleicht, könnte man hier einwenden, vielleicht halten die Civilgeſetze den Menſchen von falſchen Eidſchwüren zurück, wenn die Religion in dieſem Falle zu ſchwach iſt.

Die Civilgeſetze? Wie? vielleicht durch Strafen, die ſie auf falſche Eidſchwüre ſetzen? Wie entfernt ſind aber dieſe Strafen, wie unzulänglich, die Leidenſchaften ſchweigen zu heißen, die die Beweggründe falſcher Eidſchwüre ſeyn könnten? Und welches Maaß iſt zwiſchen ihnen und den Wirkungen falſcher Eide?

Nur einige Worte hierüber.

Ich will nicht erwähnen, daß meiſtentheils über Handlungen Zeugen verhört werden, die nur auf das Bewußtſeyn eines Einzelnen beruhen. In dem Munde deſſen, der befragt wird, liegt die Geſchichte, und wer ſteht Bürge, daß ſie ächt iſt? Wer kann verſichern, daß ſie ſo iſt, wie ſie der Befragte erzählte? Und wer, wenn ſeine Ausſage falſch iſt, kann ihn der Lüge überführen?

So ungewiß menſchliche Ausſagen immer ſeyn mögen, ſo hat doch die Unvollkommenheit aller menſchlichen Dinge die Ausſage der Gezeugen zu einem nothwendigen, unentbehrlichen, ja zu einem der vorzüglichſten Mittel, die Wahrheit zu ergründen, gemacht, und die Geſetzgebung ließ Leben, Ehre, Eigenthum und Freiheit der Bürger von der vermeintlichen Redlichkeit ihrer Mitbürger abhangen.

Von Ausſagen der Zeugen hängt alſo die Straſloſigkeit der Unſchuld und die Beſtrafung des Laſters ab? Welcher Beweis, daß Religion und Moralität die wichtigſten Stützen des Staats ſind! Ohne ſie ſind ungewiſſe Ausſagen Wirkungen gewiſſer Strafen. — Alle Vermuthung des Guten iſt für den Zeugen, und alle Vermuthung des Laſters gegen den Gefeſſelten. Welches Maaß! — welches Verhältniß!

Setzen wir aber den Fall, daß jederzeit Wahrheit auf den Lippen der Zeugen ruhe, iſt das Leben der Gefangenen ſchon geſichert?

Wer ſind meiſtentheils die Menſchen, die als Zeugen auftreten? Schlechte, arme Leute, die zitternd vor dem Richter da ſtehen, der ſie befragt; die keine Worte wiſſen, das zu erklären, was ſie ſagen ſollen; die gleichwohl in dummer Einfalt die Sache gutherziig hinſagen, den Hergang der Sache vom Anfange bis an das Ende untereinander werfen und ihre Erzählung in größter Undeutlichkeit machen; und wer iſt der, der den Miſchmaſch dieſer Ausſagen in Deutlichkeit ſetzen muß?

Ein Richter, vor dem der gemeine Mann um ſo mehr zittert, je ehrlicher er iſt, dem er, wenn die Sache auch nicht nach dem Sinne des Zeugens geſchrieben wäre, ſich aus Schüchternheit nicht zu widerſprechen getraut.

Ein Richter, der zuweilen nur den Schuldigen aufſucht und zu wenig Kaltblütigkeit hat, der Wahrheit des Verbrechens im Stillen nachzugründen. Ein Richter, ſage ich, der aus unrichtigen Grundſätzen für das allgemeine Beſte brennt und ſich einbildet, daß Galgen und Rad die Stütze der Staaten, und Menſchenſchädel die Trophäen der Gerechtigkeit ſind.

Ich rede hier für das Wohl der Menſchheit. Schwarze, niedrige Seelen müßten es ſeyn, die mir meinen Vortrag ungleich auslegen könnten. Ich wiederhole es, daß ich nur für Menſchen rede, für jeden, der das allgemeine Daſeyn mit uns theilt, für jeden, den ich als Mitgeſchöpf und Mitbruder anſehe, welche Gegend er auch immer bewohnen mag. Sollten aber doch einige ſeyn, die undankbar meine guten Geſinnungen vergiften möchten, ſo ſollen ſie hier meine Rechtfertigung hören. Ich tadle nicht die Geſetze der Monarchen; die unrichtige Anwendung tadle ich, durch welche jene zuweilen aus zu weniger Kenntniß ſeiner ſelbſt und des menſchlichen Herzens von unklugen oder boshaften Richtern mißbraucht werden.

Ich rede hier von keinem insbeſondere, daß es aber doch ſolche gebe, wird mir hoffentlich niemand verneinen; da jedes Land leider im Stande iſt, traurige Beweisthümer ihres abentheuerlichen und der Menſchheit beſchimpfenden Daſeyn zu geben. Von unklugen, von boshaften Richtern rede ich, denn nur unter ihren Händen ſeufzet die unterdrückte Menſchheit, und das Schwert, das die Fürſten in ihre Hände gaben, um Laſterhafte zu ſtrafen, wird oft gegen Elende gezückt und tief in das Eingeweide des Unſchuldigen geſenkt. Es kann nie genug geſagt, nie genug wiederholt werden: Richter, ſeyd aufmerkſam, denn Bruder Gut und Bruder Wohl iſt in euren Händen.

Euch, euch fordere ich zu meiner Vertheidigung auf, ihr Väter der Völker, in deren Händen das Glück der Nationen liegt und welchen die Menſchheit einſt zurufte: Erbarmen! Erbarmen über eure Völker!

Erinnert euch der feierlichen Stunde, in der euch die Völker zum Thron führten und Leben und Freiheit, ihre theuerſten Schätze, als das koſtbarſte Unterpfand in eure Hände gaben. Erinnert euch unſerer Schwüre, die wir täglich aus warmen Herzen erneuern. Unſer Blut, unſer Leben iſt zu eurem Dienſte. Wir wollen unſer Wohl für das eurige aufopfern, unſere Hütte über uns zuſammenſtürzen laſſen, um eure Paläſte zu erhalten: aber ſorget für das theure Leben der Unſrigen. So däucht mir, daß die Stimme der Völker zu den Thronen drang, und Fürſten ſtunden auf und arbeiteten an Beſſerung der Geſetze.

Monarchen ſteigen in die ſchrecklichen Grüfte hinunter, wo peſtilenzialiſche Luft die Kerker vergiftete; wo in Abgeſchiedenheit von Menſchen, Sonne und Mond los, nur beim ſchwachen Lichtſchimmer des Mittags menſchliche Herzen in Höhlen ſchmachteten, die die Natur nur für wilde Thiere beſtimmt hat, die zum Zereißen geboren waren.

Sie führten den Menſchen in freiere Lüfte, ließen ihn Morgenroth, Sternhimmel und Regenbogen anſehen, und öffneten ihm die Ausſicht in die ſchönere Welt, damit er ſehe, wie wohlthätig der iſt, deſſen Geſetzen er entgegen gehandelt hat.

Da aus dieſen Grüften führten ſie den Menſchen hervor und erbaueten menſchliche Gefängniſſe.

Sie zernichteten jene ſchrecklichen Maſchinen, die die Erfahrung der Wahrheit in der Stärke der Muskeln und die Herſtellung der Gewißheit in der Empfindlichkeit der Fibern zu entdecken beſtimmt waren, und arbeiteten an Verbeſſerung der Sitten, an Verbeſſerung des Herzens.

Allein dieſe rühmliche Unternehmungen großer Fürſten ſind noch nicht das, was ſie für die Menſchen ſeyn ſollen: ſie ſind nur Steine, die ihre gütigen Hände in die Grundfeſten legten, aus welchen ſich nach und nach der Tempel erheben ſoll, der der Menſchheit gebaut wird.

Das Werk iſt angefangen, aber noch lange nicht vollendet. Noch wandert die Tugend wie eine Pilgerin unter den Menſchen herum, wird oft nur von wenigen in ſchlechten Hütten aufgenommen und aus Palläſten verſtoßen.

Sie flieht die prächtigen Städte, wo Schwelgerei und Pracht die Menſchen verderben; wo die Menſchheit in Ketten und Armuth ſchmachtet und ihre Retterinnen, Religion und Erziehung, von Eigenſinn und Dummheit verbannt werden.

Hingeriſſen durch Irrthum und Irrwahn, opfern Menſchen ohne Grundſätze den ſchändlichſten Laſtern, und das Röcheln der Sterbenden entfernt jedes fühlende Herz von den Bühnen des Todes, die die Gerechtigkeit für dieſe Elende gebauet hat.

Aus den Grüften der Verweſung ertönt die ſchreckliche Stimme, die den Staatsmännern zuruft: „Ihr, die ihr die „Erziehung der Jugend verſäumt, die ihr geduldig zugeſehen „habt, wie das Giſt des Verderbens in das innerſte Mark „des Staats eingedrungen iſt; die ihr alle Spannadern des „Nationalgeiſtes erſchlaffen laſſen, die ihr dem Volke die Rich„tungen zum Böſen ſelbſt gegeben habt; die ihr die Religion „verdrungen, den Eifer zum Guten niedergeſchlagen, die Wege „zum Böſen geleitet; ihr wollt Laſter ſtrafen, die ihr ausge„brütet habt?“ — Iſt es darum, daß wir unſer Leben, unſre Freiheit in eure Hände gaben, daß ihr uns in dieſe ſchrecklichſten Abgründe hinführtet? — Iſt es darum, daß ihr uns Giſt unter Rebenſaft miſchet, damit wir Tod und Verderben in deſto ſicherern Zügen verſchlängen*).

O Elende! vertheidigt euch, wenn ihr könnt, über das Blut eurer Mitmenſchen! Es erwachte Menſchengefühl zu dieſer Stimme, und allgemein arbeitet man an vorbeugenden Geſetzen.

An vorbeugenden Geſetzen? Wie? gibt es wohl vorbeugende Geſetze? und können ſie den Laſtern ſteuern? Ja, es gibt ſie und ſie ſind die einzigen, die mit der Natur der Menſchheit übereins kommen. Sie ſind die einzigen, die ſich auf den Bund gründen, der Völker verbindet; die einzigen, die im Stande ſind, die Laſter zu tilgen; die einzigen, die der Billigkeit, die der Natur, die dem Wohl des Ganzen, die der Abſicht der Gottheit gemäß ſind.

Was ich hier von den Geſetzen ſagte, war nur in der Abſicht geſagt, daß man es der Mühe werth halten ſollte, die Menſchen beſſer zu machen, daß man ihnen zeige, durch ihr eigenes Wohl zeige, wie ſehr jedem daran liege, die Tugend zu lieben.

Nur in dem Falle alſo, wenn Erziehung die Herzen der Menſchen einmal bildet, wenn Gottes- und Nächſtenliebe, unterſtützt durch Religion und Geſetzgebung, die Länder durchwandeln. Nur alsdann ſage ich, iſt es Zeit, die Schädelſtätte zuſammen zu reißen und auf ihren Ruinen Erziehungs- und Verſorgungshäuſer zu bauen. In der Lage, in der aber noch viele Länder ſind, in denen noch wilde Rohheit manche Hütte bewohnt, wo die Jugend weder Religion noch Erziehung kennt, da ſind dieſe ſchrecklichen Gepränge der Juſtiz freilich noch nothwendig. Es wäre thöricht zu behaupten, daß man die Todesſtrafen abbringen ſollte, wenn nicht beſſere Mittel in ihre Stelle geſetzt ſind.

---

*) Lamezan Skizze der Geſetzgebung.

Wenn ein Gebäude auch nur auf einer ſchlechten Säule ruht, ſo muß man doch dieſe ſchlechte Säule zu erhalten ſuchen, bis beſſere die Gewölbe unterſtützen: denn ſonſt würde das ganze Gebäude zuſammen ſtürzen.

Wenn Erziehung einmal die Menſchen bildet, wenn vorbeugende Geſetze die Folgen des Irrthums oder der Bosheit verhindern werden, wenn Seelenbildung der Hauptgegenſtand der wachenden Geſetzgebung ſeyn wird, dann wird mancher einſame Wanderer bei denen in Schutt vergrabenen Mordſtätten vorüber gehen und über den Staub der Unglücklichen weinen, die den Werth der Tugend nicht gekannt haben.

Der, der zu träg iſt, ſich in die Menſchheit hinein zu denken; der, dem nie der Gedanke zu beſſern kömmt, ſondern nur zu ſtrafen; der keine Kenntniſſe hat, als die zu zerſtören, der Mann, ſage ich, wenn er vom Himmel zum Verderben der Nationen als ein Geſetzgeber beſtimmt iſt, ſcheint mir einem ſchwermüthigen Rieſen ähnlich zu ſeyn, der auf den Keil der Gerechtigkeit ſeinen maſſiven Körper hinlehnt und immerzu ſchlummert, nie erwacht, als wenn Blutgeſchrei der Unſchuld und des Unterdrückten ihn aufweckt. Da fährt er raſch vom Schlafe auf, ſchleudert mit geſchloſſenen Augen ſeinen Keil auf die Verbrecher, zerquetſchet die, die er in Eile ertappt, ohne Rückſicht, ob ſie ſchuldig oder unſchuldig ſind, und ſetzt ſich wieder hin, um ſyſtematiſch zu ſchlafen.

Der Mann aber, den eine gütige Gottheit zum Wohl der Völker zur Geſetzgebung rief, der Menſchenkenntniß und Welt-

Klugheit beſitzt, iſt immer wach, um dem Verderben Gränzen zu ſetzen. Mich däucht, ich ſehe an ihm eine zärtliche Mutter, von ihren Kindern umſchloſſen. Ihr ſorgfältiger Blick folgt ihnen zu jedem Winkel nach; ihr Auge wacht, wenn ſie ruhen; ihr Blick iſt geſchäftig, wenn ſie wachen: mehr aufmerkſam, den Uebeln vorzubeugen, als die geſchehenen zu beſtrafen, richtet ſie die Gegenſtände nach den ſchwachen Organen ihrer Zöglinge. Sie zerſtreuet, ſie entzieht alles, was ihnen ſchädlich ſeyn könnte, und ſetzt in dieſe Stellen das Nützliche. Das Glück ihrer erſten Tage blüht unter ihren Händen, und reift zum dauerhaften Wohl unter ihrer Pflege.

Dieſes iſt das Bild des guten Geſetzgebers. Ohne Pracht, ohne Schwärmerei iſt er ruhig an ſeiner Stelle; und Weisheit und Klugheit geben ihm tauſend Hände zu ſeiner Arbeit; er hat tauſend Augen, die durch ihn ſehen, tauſend Hände, die durch ihn wirken, und er gleicht jenen Künſtlern, die ungeheure Laſten mit ſchwachen Händen durch Beihilfe künſtlicher Hebel von der Stelle bringen.

Er beobachtet die geringſte Bewegung in ſeinen Staaten; er kennt ihre Gewalt; weiß ihre Stärke; ihm folgt ihre Leitung. Er ſucht nie, dem Strom ſich mit Gewalt zu widerſetzen, ſondern ihn durch kluge Ableitung zu entkräften.

Wenn Feindſchaft ſich in die Hütte des Bürgers ſchleicht, ſo eilt er herbei, um den Haß zu erſticken. Sitten und Tugend ſind die Säulen ſeiner Geſetze.

Die Zärtlichkeit der Eltern, die Unterwürfigkeit der Kinder, die Eintracht der Ehen, Treu und Glauben ſind die hauptſächlichſten Bande der Herzen, durch welche er ſucht, Liebe mit Stärke, Güte mit Macht zu vereinen. Er dringt in das innerſte der Herzen der Menſchen, und ſucht die Quellen der Verbrechen in ſelben auf.

Ja! nur im Herzen der Menſchen liegt der Keim der Laſter verborgen, und umſonſt arbeitet der, der ſie auſſerhalb deſſelben ſucht. Was nützen fremde Geſetzbücher? Sind Nationen durch ſie beſſer geworden? Hat man das erreicht, was Geſetzgeber zu erreichen gewünſcht haben?

Fremde Geſetze ſind für fremde Länder nicht paſſend; das Kleid muß nach dem Körper gemacht ſeyn. Was iſt ein Zwerg in der Rüſtung eines Rieſen und der Rieſ' im Zwergenkleide? Man lerne den Menſchen zuerſt kennen, dann die Nation, ihren urſprünglichen Charakter, ihre Veränderungen; dann in die Tiefe des Herzens hinab: den Menſchen beobachtet als Menſch mit allen Bedürfniſſen und Schwachheiten, und dann ſetze man ſich hin und ſchreibe Geſetze.

Die Verbrechen, die im Staate ſind, theilten ſich in Verbrechen gegen die Religion, gegen den Staat oder oberſte Gewalt, und gegen den Bürger *).

Alle dieſe Verbrechen haben Urquellen, aus welchen ſie entſpringen, und daher ſind Geſetze nöthig, denſelben vorzubeugen.

Allgemeines Wohl muß der Endzweck jeder Geſetze ſeyn.

Dieſes allgemeine Wohl beſteht aber nur in Erfüllung der Pflichten gegen die Religion; gegen den Staat und den Fürſten; gegen ſeinen Mitbürger in Rückſicht der Sicherheit ſeiner Perſon und ſeines Eigenthums.

Die Geſetze alſo, die den Verbrechen wider die Religion entgegen geſetzt werden, müſſen Gottesfurcht, Liebe zur Tu-

---

*) Unter Verbrechen gegen die Religion wird Ketzerei, Blasphemi, Meineid, und in den ältern Zeiten die Magie gerechnet.

Verbrechen gegen den Staat oder oberſte Gewalt theilen ſich in Hochverrath, Verbrechen der beleidigten Majeſtät, Ambitus und Simonie, Beſtechung oder Bataria, und Veruntreuung öffentlicher Gelder.

Die Verbrechen der Bürger unter ſich betreffen entweders Leib und Leben, oder Ehre und Gut.

Zu dem erſten werden alle Gattungen von Morden, Verſtümmlungen und ſchädlichen Gewaltthätigkeiten gerechnet, wodurch die Sicherheit der Perſon gefrevelt wird. In die zweite Rubrik wird Verläumdung, Beſchimpfung, Entführung, Nothzüchtigung geſetzt; und zur dritten Diebſtahl, hinterliſtiges Hintergehen und Betrug gerechnet, nebſt allem demjenigen, was der Sicherheit des Eigenthums zu nahe tritt.

gend zum Beweggrunde haben; die, die man wider die Verbrechen gegen den Staat gibt, Liebe zum Fürſten, zum Vaterlande, Ehrlichkeit, Gehorſam und Treue in Verwaltung obrigkeitlicher Aemter.

Jene Geſetze endlich, die die Sicherheit der Perſon ſowohl als die Güter des Bürgers erhalten ſollen, müſſen alles dasjenige, was die Beförderung der vorgeſchriebenen Sicherheit fodert, zum Gegenſtande haben.

Aus dieſen allgemeinen Sätzen folgert ſich, daß die Harmonie der Geſetze (die nichts anders als aus der Natur der Sachen entſpringende, nothwendige Verhältniſſe ſind) allgemein vorhanden ſeyn müſſe, um die Abſicht für das Ganze zu erreichen.

Jede Handlung, die der allgemeinen Abſicht entgegen iſt, iſt Verbrechen, und es iſt nicht ſchwer, ihre Quelle in dem menſchlichen Herzen zu entdecken. Wenn man weiß, wie nothwendige Tugenden hervorgebracht werden können, ſo weiß man auch, wie man entgegengeſetzten Laſtern ſteuern muß. Laſter vertilgen heißt nichts anders, als die dem Laſter entgegengeſetzte Tugend hervorbringen, und dieſe Hervorbringung iſt Verbeſſerung der Menſchen und Ueberzeugung des Vortheils aus der Tugend.

Wir wollen ſtufenweiſe die Verbrechen durchgehen, die in den Staaten ſind, und ihre Urſachen aufſuchen.

Ich rede zuerſt von Verbrechen gegen die Religion. Ich nenne den Namen der Religion einen Namen von weitem Umfange. Ihr danken die Fürſten die Sicherheit ihres Thrones; die Obrigkeiten ihr Anſehen und die Bürger des Staats die Sicherheit ihres Lebens und ihrer Beſitzthümer. Ohne ſie wanken Throne, und kein Zaubermittel iſt im Stande, Ruhe und Eintracht unter Menſchen zu pflanzen. Was hält die Verzweiflung ab, ein gequältes Leben daran zu ſetzen? Was hindert die Schwärmerei, Kronen jener Welt mit Menſchenblut zu erkaufen, wenn nicht die Furcht vor dem, der die innerſten Falten des Herzens erforſcht und deſſen unendliche Macht, die ſtill, aber ſicher auch jenſeits des Grabes fortwirkt, raſchen Thaten Gränzen zu ſetzen im Stande wäre?

Geſetzgeber! glaubt ihr, dieſe Vormauer entbehren zu können, ſo tretet alle eure Geſetze, alle eure bürgerlichen Einrichtungen mit Füßen, denn ſie ſind alle durch Hülfe der Religion auf die Furcht der Gottheit gegründet.

Religion iſt das ſtärkſte Band, welches Menſchen vereinigt. Wo ſie hinkömmt, ſagt Montesquieu, da bringt ſie die goldenen Zeiten mit und wirkt unendlich mehr, als die Ehre in Monarchien und die ſtrengſte bürgerliche Tugend in Republiken: denn ſie gibt der Vernunft die reinſten Erkenntnißgründe, die edelſten Neigungen und dieſen die mächtigſten und ſicherſten Triebe; ſie läßt der ſinnlichen Natur alle ihre Rechte, aber ſie ſetzt den Begierden ihre ſichere Gränzen, und mäßigt ihre Heftigkeit durch den Geſchmack an edlern Gütern.

Alle bürgerliche Geſetze halten nur die Hand der Bürger, daß man ſie nicht zu Uebelthaten ausſtrecke: ſie aber reinigt zugleich das Herz und erweckt in demſelben die Triebe zum Guten, die alle menſchliche Geſetze umſonſt befehlen, und ihre ſanfte Beweggründe ſind unendlich mächtiger, als alle Strenge der Geſetze. Der alſo, der ein Feind der Religion iſt, iſt ein Feind des allgemeinen Beſtens. Er ſucht die Grundſäulen zu ſchwächen, auf welchen das ganze Gebäude des Staats ruht.

Ich kann mich hier bei dieſem Gedanken nicht enthalten, meinen Unwillen gegen jene zu zeigen, die ſich durch Kühnheit ihrer Geſinnungen auszuzeichnen bemühen und verächtlich über die Religion ſpotten. Kurzſichtige Menſchen! welche Urſachen habt ihr, über das Heiligſte im Staate zu freveln? Sagt, wenn ihr könnt, aus welchen Gründen verdient ſie euren Tadel?

Der Fanatismus, die unfruchtbaren Sophiſtereyen, die üppige Pracht im äußerlichen Gottesdienſt, die tyranniſche Herrſucht, der unmenſchliche Verfolgungsgeiſt, welche die Gegenſtände eurer tadelnden Unterhaltungen ſind, kommen der Religion niemals zu Schulden. Sie ſind Fehler, die aus der alten orientaliſchen Philoſophie, aus dem ſophiſtiſchen Geiſt der griechiſchen Schule, aus dem alten Rom, von der Barbarei der nordiſchen Völker herrühren und ändern das weſentliche der Religion nicht. Das Licht der Sonne iſt bei ihrem Aufgange eben ſo rein und heiter als am Mittage, und die Dünſte, die am Horizont aufſteigen, verändern ihr Weſentliches nicht.

Nicht die Religion, der Fanatismus erſchien in Geſtalt einer Furie mit brennenden Fackeln, im Gefolge von fanatiſchen Menſchen; ſie, die Heilige, iſt unſchuldig an dem Menſchenblut, das die Dummheit vergoſſen hat.

Sanftmuth und Menſchenliebe ſind ihre Grundſätze. Chriſtus Lehre iſt ganz Geſetz der Liebe. Der Vater, ſagt er, der im Himmel iſt, ſorgt für die Vögel der Luft; für jede aufkeimende Blume. Er ſorgt für die, die die Wälder von Kanada bewohnen, und er wacht über die Küſten der Kaffern und ſorgt für das Leben der Huronen.

Welcher Wahrſinn! — Eine Lehre, welche nichts als Eintracht, Friede, Wohlthätigkeit und nützliche Liebe predigt, jener Uebel anzuklagen, welche das Werk des Fanatismus waren. Waren Prieſter nicht auch Menſchen? und ſind Menſchen nicht zu allen Ausſchweifungen fähig, zu denen ſie ihre Leidenſchaften hinreißen, wenn ſelben nicht vernünftige Gränzen geſetzt werden?

Es war kein Fehler der Religion, daß ſich abentheuerliche Mißbräuche in geiſtlichen Sachen einſchleichen; es war ein Fehler der Geſetzgebung. Sie ſonderte die geiſtliche Macht von der weltlichen ab und ſorgte nicht, ihre Habſucht und ihren Geiz zu beſchränken. Es erwachte der Privateigennutz der Prieſter, und da Fürſten anfingen Theologen zu ſeyn, wurden Prieſter Geſetzgeber. Gold und Silber wurde in die Tempel gebracht und es erwachte die Begierde nach Reichthum, und alle Laſter folgten ihr bald nach, die der Luxus und der Müßiggang hervorbringen.

Religion iſt im Staate unentbehrlich und keine Religion heiliger, keine ſtärker, das Glück der Völker blühen zu laſſen, als die chriſtliche. Allein der Geſetzgeber Pflicht iſt, auch über ſie zu wachen. Höchſte Pflicht der Regenten iſt, zu ſorgen, daß Philoſophie nicht in Freigeiſterei, und Religion nicht in Aberglauben ausarte.

Dann, wenn allgemeine Bekenntniſſe ſich vereinigen werden, wenn die Liebe Gottes und des Nächſten in einem reinen Herzen das weſentliche und erſte Geſetz unſers Glaubens ſeyn wird, dann werden all Laſter verſchwinden, die bisher nur in unrichtigen Begriffen oder boshaften Dummheiten ihre Quelle hatten.

Kein Atheiſt wird einer Lehre mehr ſpotten, die Glück der Menſchen und Völkerwohl hervorbringt. Kein Tollſinniger wird einem Weſen fluchen, das die Urſache ſeiner Glückſeligkeit iſt. Es werden Ketzereien verſchwinden, wenn die Ketzergerichte zuſammen ſtürzen, und Menſchen, welche eine Religion haßten, die ſie mit Tode und Peinen verfolgte, werden die ſanftmüthige Lehre annehmen, die ſie mit offenen Armen zurück führt.

Dann wird es unnöthig ſeyn, in die peinlichen Geſetzbücher den Namen der Blasphemie, der Atheiſterei, der Ketzerei zu ſetzen. Reine Religion und reine Sitten werden die Herzen der Menſchen verbeſſern, und mancher Edle wird mit Thränen im Auge die Stellen leſen, die über Magie und Hexerei, über die Geburten der Dummheit und des Aberglaubens, einſt in den Blutgeſetzen ſtunden.

Aus Verbrechen wider die Religion entſtehen Verbrechen wider den Staat. Wer keine Ehrfurcht für die Gottheit hat, hat keine Ehrfurcht für den Regenten.

Eide befeſtigen die Treue der Unterthanen; durch Eide verpflichten ſich zum Dienſte des Vaterlandes Armeen. Man nehme die Gottesfurcht aus dem Herzen, und welche Bande werden die Bürger zur Erfüllung ihrer Pflichten anhalten? Wo keine Religion iſt, iſt ſchädlicher Eigennutz, die einzige Triebfeder unſerer Handlungen. Dann erwacht der ſchändliche Grundſatz in den verderbten Seelen: **Dummodo mihi bene.**

Sorge für die Erhaltung des Unterthans, Treue in Ausübung richterlicher Pflichten, Sorgfalt in Verwaltung obrigkeitlicher Aemter werden unbedeutende Gedichte ſeyn, die man den verlachten Enthuſiaſten der Tugend überläßt. Man ſucht nur immer neue Bedürfniſſe zu erdenken und ſie zu befriedigen.

Strafbare Selbſtliebe wird das höchſte Geſetz; man ſucht den Weg zum Glücke und der Ehre auf Unkoſten des Nächſten zu bahnen, und man ſchwingt ſich zu Aemtern auf den Ruinen der Tugend. Wehe dem Lande, in welchem die Grundſätze der Religion und der Tugend gewichen ſind. Unterdrückte Partheien werden an den Schwellen der Gerichtshöfe ſeufzen, und das Weheklagen der Unterdrückten wird nie bis zu dem Thron der Fürſten hindringen können. Der verdienſtvolle Mann wird vergebens Thränen von Blut über die Unordnungen weinen, man wird ihn verlachen und als einen Thoren behandeln.

Dienſtvergebungen werden Monopolien werden, und die Geſchenke, die einſt nur der Rechtſchaffenheit gebührten, werden den Meiſtbietenden feil ſtehen.

Kein ſicherer Aufenthalt wird für die Tugend, kein Zufluchtsort für die Rechtſchaffenheit ſeyn. Die Sicherheit der Fürſten wird auf dem Throne wanken, denn Hochverrath, Laſter der beleidigten Majeſtät und öffentliche Veruntreuungen werden ihre Schlangenhäupter emporheben. Es wird keine Bürger mehr geben, nur niedrige Sklaven, die aus Eigennutz keine Schandthaten werden unverſucht laſſen.

Mangel an Religion, Mangel an Sitten ſind die erſten Quellen der Laſter gegen den Fürſten und den Staat. Man beſchütze die Religion, man verbeſſere die Sitten, und die Quellen werden geſtopft ſeyn.

Allein ſo nothwendig Religion und Sitten ſind, um dieſe Verbrechen zu vertilgen, ſo nothwendig iſt auch Vaterlandsliebe.

Wenn man Bürger haben will, muß man ihnen ein Vaterland geben. Anhängigkeit und Liebe entſtehen bei Menſchen nicht ohne Urſachen. Es iſt thöricht, ſie zu fodern, wenn man die Beweggründe wegräumt, die nur allein im Stande ſind, ſie hervorzubringen.

In einem Lande, wo nur Strafen und keine Belohnung ſind, kann es keine Bürger geben, wohl aber Sklaven, elende Miethlinge, die von den Umſtänden abhangen, und fähig ſind, wenn ihr Eigennutz gereizt wird, jede Schandthat auszuüben.

So haſſenswerth man in dem Herzen der Menſchen dasjenige machen muß, was der geſellſchaftlichen Verfaſſung entgegen iſt, ſo liebenswerth muß auch das gemacht werden, was zur Beförderung dieſes Endzwecks dienlich iſt.

Ehre und Nacheiferung müſſen nicht erſtickt werden, denn ſonſt ſinkt ſelbſt der Rechtſchaffene bis zur Muthloſigkeit nieder.

Harmonie der Geſetze muß im Staate herrſchen; die Lücken, die die Religion übrig läßt, muß eine weiſe Geſetzgebung ausfüllen. Dort, wo die Geſetzgebung nicht hinreicht, muß die Religion ihre Thätigkeit zeigen. So muß Religion und Geſetzgebung Hand in Hand zum bürgerlichen Glücke beitragen.

Sicherheit der Perſon, Sicherheit der Ehre, Sicherheit der Güter muß das heiligſte ſeyn.

„Oeffentliche Geſetze müſſen über dieſe Gegenſtände wachen, „und dieſe dreifache Sicherheit muß auch der Niedrigſte im „Staate ohne Beſchwerniſſe finden können. Will man Völker haben, ſo flöße man ihnen Liebe zu ihrem Vaterlande „ein. Allein wie können ſie daſſelbe lieben, wenn es für ſie „nicht mehr iſt als für jeden Fremden; wenn es ihnen nicht „mehr gewährt, als was dem Menſchen jeder Himmelsſtrich „nicht verneinen kann.

„Noch ſchlimmer wäre es, fährt Rouſſeau fort, wenn ſie „nicht einmal die bürgerliche Freiheit genießen; wenn ihr Vermögen und ihr Leben der Willkühr mächtiger Menſchen überlaſſen würde. Das Vaterland muß ſich als die gemeine „Mutter der Bürger erzeigen. Die Vortheile, die ſie darin „genießen, müſſen ihnen die Gegend, in der ſie leben, werth „machen. Unpartheilichkeit in Austheilung der Gerechtigkeit „und Beſchützung des Armen gegen die Tyrannei des Reichen, „ſeyen die erſten und wichtigſten Gegenſtände der Regierung.“

Aus dieſem folgt, daß man der außerordentlichen Ungleichheit der Güter bevorkomme, nicht, indem man den Reichen ſeine Reichthümer wegnimmt, ſondern indem man ihm alle

Mittel entzieht, überflüſſige zu ſammeln: nicht, indem man Hoſpitäler für die Armen erbaut, ſondern indem man verhütet, daß ſie nicht arm werden.

„Wenn die Menſchen in einem Lande ungleich zerſtreut leben, und an einem Orte zuſammen gehäuſt ſind, während daß andere Oerter entvölkert werden, wenn blos angenehme Künſte zum Nachtheil der nützlichen und nöthigen Handwerke begünſtiget werden; wenn der Ackerbau der Handlung nachgeſetzt wird, öffentliche Zölle und beſtändige Auflagen nöthig werden, wegen ſchlechter Verwaltung der Staatsgelder; wenn endlich alles feil wird, daß man die Achtung nach Louisd'ors abzählt, und ſelbſt Tugend für Geld erkauft werden kann, ſo ſind dieſes die vornehmſten Urſachen des Ueberfluſſes und des Elendes, des öffentliche Intereſſe und des gegenſeitigen Haſſes der Bürger, der Gleichgiltigkeit für die gemeine Sache, der Verderbniß des Volkes und der Erſchlaffung der Triebfedern der Regierung."

In dieſe Rubrik ſetzt das Wohl der Geſellſchaft, daß die wichtigen Stellen im Staate mit rechtſchaffenen Männern beſetzt werden, mit Männern, die die obrigkeitliche Würde als die höchſte Belohnung des Verdienſtes anſehen, und verſichert ſind, daß nur die ſie erlangen, die ſich durch Tugenden und Talente auszeichnen.

O wäre es mir in dieſem Augenblick vergönnt, meine Stimme bis zu dem Throne aller Regenten zu erheben! Wäre es mir vergönnt, mich zu ihren Füßen hinzuwerfen, um ihnen mit den Ausdrücken des empfindſamen Sodens zurufen zu können: „O Väter der Nationen! die ihr im Kabinete für unſer Glück, für unſer Wohl wachet, o könnte doch mancher von euch einen Blick in die Gegenden werfen, die man euch ſorgfältig mit künſtlichen Vorhängen verhüllt, könntet ihr ſehen, wie manche unter eurem Namen eure Kinder, eure Unterthanen bedrücken; wie ſie die Gewalt mißbrauchen, die ihr ihnen in ihre Hände gegeben; könntet ihr ſehen, wie geplündert und beraubt von ihrem Eigenthum, von ihrem väterlichen Heerde, von ihrer Familie verjagt eine Menge Un-

„glückliche in gränzenloſem Elend, in einer kümmerlichen Exiſtenz ſich dahin ſchleppen; könntet ihr ſehen, wie der Mächtigere den Niedern zu Boden drückt; wie der Schwächere das Opfer des Höhern ſeyn muß. Könntet ihr hören die Seufzer des Landmanns, dem ſein reicher Nachbar die mit ſeinem Schweiß gedüngten Felder raubte, um den ungerechten Richter mit dieſem Blutgeld zu bezahlen. Könntet ihr die Thränen hilfloſer Wittwen und des Schutzes beraubter Waiſen fließen ſehen, wie oft alle dieſe Barbareien unter euerm geheiligten Namen verübt werden. Unter euerm Namen, die ihr mit Herzenswärme den Segen eurer wohlthätigen Geſinnungen erwartet. Ihr würdet Thränen von Blut weinen!"

„Aber was zittert ihr bei dieſem Gemälde, fährt Soden fort: Zittert, indem ihr eine Beſtallung unterſchreibt; ihr unterſchreibt vielleicht das Urtheil über das Glück oder Unglück ſo vieler eurer Unterthanen. Wählt nicht blos den geſchickteſten, wählt den tugendhafteſten. Ein geſchickter Böſewicht kann in einer Minute mehr Unglückliche machen, als ein Redlicher aus Kurzſichtigkeit in Jahren. Ein Unfähiger wird, wenn er dem Glück eines Volkes ſchadet, nicht lang euerm Blicke entgehen; die Maſchine muß ſtocken; ein fähiger Böſewicht wird tauſend Reſſorts ſpielen laſſen, um ſeine Ungerechtigkeiten, ſeine Räubereien, das Elend eures Volkes vor euerm Auge zu verbergen. Er wird mit dem Schweiße eurer Unterthanen ſich den Schutz des Mächtigen erkaufen, und alle Kunſtgriffe der Chikane ſind zu ſeinem Dienſte, um das Volk unter ſeiner Tyrannei ſchmachten zu laſſen. Religion, Sitten und Bildung fließen in die Herzen der Kleinern durch die Beiſpiele der Größern. Die, denen der Fürſt öffentliche Geſchäfte anvertraute, müſſen ſich auch durch Tugend auszeichnen.

Der Held mit der Narbe an der Stirne lehre Tapferkeit und Vaterlandsliebe, und redliche Magiſtratsperſonen, die auf den Richterſtühlen grau geworden ſind, Gerechtigkeit. Frömmigkeit und Tugend lehre der durch Beiſpiele, den die Religion aufgeſtellt hat, der Lehrer der Gemeinde zu ſeyn. Pfarrer und Beamte ſeyen die Stützen der geſellſchaftlichen Tugend; der gemeine Mann finde an ihnen Freunde, Rathgeber, Beſchützer und Väter.

Man lehre dem Volke, daß die Ordnung, daß das Wohl des Ganzen Tugend erfodere, daß ſie zu unſerer Glückſeligkeit nöthig iſt, und man zeige ihm, daß nur Liebe gegen uns die göttlichen Beweggründe waren, der Tugend entgegengeſetzte Handlungen zu verbieten.

Allein es iſt nicht genug, theoretiſch den gemeinen Mann dieſes zu lehren, er muß praktiſch die Ueberzeugung dieſer Wahrheiten fühlen. Die Geſetzgebung vereinige ſich alſo mit der Religion; und, wie dieſe jenſeits des Lebens die Tugend belohnt, ſo belohne jene ſchon hier jede ſchöne Handlung.

Ich kann es nicht bergen, daß meine Seele oft bis zum Unmuth herab ſank, daß mir bittere Thränen ins Auge ſtiegen, wenn ich meinen Blick oft auf die Unglücklichen hinwand, die wegen verſchiedener Verbrechen zu langen Gefangenſchaften, oder zum Tode verurtheilt worden ſind.

Da fand ich oft manchen Unglücklichen, der die mühſamſten Tage durchlebte, der den Acker treulich pflügte, dem Vaterlande Kinder gab, manche belohnungswürdige Handlung im Stillen ausübte, und der nun für alles das keinen Lohn empfing und keinen foderte. Nur die einzige unedle That, die er beging, fiel dem Richter in die Augen, an der vielleicht mehr die Umſtände, als ein böſes Herz Theil hatten; und um dieſe wurde er ſo ſchmerzlich beſtraft. Hätte der Unglückliche je den Stolz der Tugend gekannt, hätte je was ſeine ſinkende Seele wieder erhoben, und ſeine von der Tugend gewandte Blicke wieder auf ihre göttliche Schönheit zurückgeführt; o er wäre nicht ſo tief geſunken!

So wie Belohnungen mächtig und vermögend ſind, zur Tugend zu leiten, ſo vermögend iſt die weiſe Anſtalt, wodurch dem geringen Verbrechen vorgebeugt wird, das zu den größern verleitet.

Unluſt zu Arbeit und Müßiggang ſind die Hauptquellen jeder Verbrechen. In Betracht, daß ſie die Habſucht hervorbringen, werden ſie die Erzeugerinnen von Raub und Diebſtahl. Man muß alſo den Müßiggang verdrängen, um die Arbeit emporzubringen.

Der Menſch fällt aus verſchiedenen Urſachen in Müßiggang: entweders aus Faulheit, oder Muthloſigkeit. Faulheit liegt in der Natur des Thiers: je bequemlicher man ſeine Bedürfniſſe befriedigen kann, je mehr wird man zur Trägheit gereizet werden.

Kein Thier beſteigt den Baum, um ſich Früchten zu ſammeln, wenn bereits eine Menge herabgefallener auf der Erde herum liegen. Wenn es alſo im Staate leichtere Mittel gibt, ſich was erwerben zu können, als durch Arbeit, ſo wird der Menſch dieſelben ergreifen. Dieß iſt der Urſprung des Bettels.

Es iſt alſo eines der wichtigſten Geſchäfte der Regierung, die Erwerbungsmittel durch Arbeit zu erleichtern, und ſelbe mit gewiſſen Vortheilen zu verbinden, die der Müßiggänger nicht hat.

Schrecklicher iſt der Fall, wenn der Müßiggang aus Unmuth entſteht. Dieß verräth eine Gährung ſchädlicher Säfte im Staatskörper; eine Gährung, die vielleicht ſchon die vornehmſten Theile des Eingeweides angegriffen und gegen welche die Heilung, wo nicht unmöglich, doch äußerſt hart ſeyn wird.

Wenn der Mann, der am Pfluge iſt, mit ſolchen Abgaben beladen wird, daß er ungeachtet ſeines Fleißes nicht ſo viel erwerben kann, daß er den nothwendigen Unterhalt für ſich und ſeine Kinder habe; wenn er ſich von jedem verachtet, von jedem verfolgt ſieht; wenn jedes Vergnügen der Natur ihm vergällt wird, dann ſinkt der gedrückte Geiſt zur Muthloſigkeit nieder, und eine gänzliche Erſchlaffung iſt ihre Folge. Ich war Jahre lang ehrlich, ſagt ſich der Mann, der mit gekränktem Herzen ſich auf den Pflug lehnt, und den Himmel ſeines harten Schickſals halber anklagt. Ich war Jahre lang ehrlich, ſagt er, habe keine Mücke betrübt, war mit meinem ſchwarzen Brod zufrieden und gab treulich dem Fürſten meine Abgaben. Und was war meine Belohnung?

Kann ich mir ſagen, daß ich für eine einzige meiner guten Thaten von dem Staate ſeye belohnt worden? Was Belohnung? Könnte ich mir nur ſagen, daß man mir ſo viel vergönnte, um die dringendſten Bedürfniſſe der Natur zu befriedigen, ſo wollte ich dieſes ſchon für eine Belohnung anſehen.

So ſagt ſich der Elende, und gränzenloſer Unmuth drückt ſeine Seele nieder. Endlich erwacht Verzweiflung in ſeinem Buſen. Was will ich länger mein Brod im Schweiße meines Angeſichts gewinnen? ſagt er ſich. Wohnen nicht Reiche in prächtigen Palläſten und verzehren im Müßiggange die Früchten unſers Schweißes? Laſſet uns die Bande zerreißen, ſagt er, welche den größten Theil der Menſchen feſſeln, und fühlloſe Geſchöpfe in den Schooß des Ueberfluſſes verſetzen. So verführt den Unglücklichen der Irrthum; er greift des Nächſten Eigenthum an; die Geſetze murmeln ihm die Todesſtrafe zu, aber er hört nicht, oder er denkt, es mag der Mühe werth ſeyn, einen unglücklichen zukünftigen Augenblick zu erwarten, um einige Tage in glücklicher Fortdauer zu genießen. Sein Herz wird fühllos gegen die Stimme der Natur; vergebens ſind Weib und Kinder zu ſeinen Füßen: er ſtoßet ſie unwillig fort. Fort mit euch, ruft er auf, ihr Werkzeuge meines Unglückes! Ich kann euch nicht mehr ernähren. Laſſet mich! Aber nein, hier iſt Nahrung. Theuer erkaufte Nahrung. Erkauft mit dem Blut eures Vaters. Eſſet! ich gehe hin, auf dem Blutgerüſte eure Erhaltung mit meinem Leben zu bezahlen.

Ein kalter Schauder fährt bei dieſer Stimme durch alle meine Glieder. Mich däucht, ich ſehe den Unglücklichen im Kerker oder auf den Schaffot. Und hier bei dieſem ſchrecklichen Auftritte ruft der Verfaſſer der Reden im Menſchentone auf: „O Bürger des Staats! ſchaut um euch her, wie viele „der Unglücklichen, die dahin ſtarben, hätten gerettet werden „können, wenn man ſie von dem Verbrechen, welches ſie zur „Todesſtrafe reif machte, menſchenfreundlich abgehalten hätte. „Iſts denn genug, daß man Menſchen ins Verderben laufen „läßt, um ſie hernach ganz wegzuwerfen? Hat man denn

„alles gethan, was die Gerechtigkeit fodert, wenn man ſie
„nach vergangenen Verbrechen geſetzmäßig beſtraft?

„Noch ſehe ich nicht ein, fährt Sintenis fort *), wie man
„Perſonen, welche man zu großen Vergehungen ſich Jahre
„lang vorbereiten läßt, ruhig zu ſelben ſchreiten laſſen, und
„ſie endlich hinnach mit kaltem Blute verurtheilen könne. Sagt
„uns nicht das menſchliche Herz, welches uns erinnert, daß
„ſie nicht menſchlich gehandelt haben, daß wir nicht berechtigt
„ſind, gegen ſie aufzuhören, Menſchen zu ſeyn? Das Gefühl
„der Menſchlichkeit muß am wenigſten gegen Verbrecher
„verhärten. Sie bleiben bei allen ihren Uebelthaten noch Geſchöpfe
„unſerer Gattung; haben noch Menſchengeiſt und
„Menſchenantlitz. Wie ſollte es möglich ſeyn, daß wir uns
„noch grauſam von ihnen wegwenden dürften? Der Staat
„iſt die Mutter, die Bürger ſind Kinder deſſelben und untereinander
„Brüder. Wann ein Bürger ein ſtrafbares Verbrechen
„begeht, kann der Staat ſprechen: er iſt mein Kind
„nicht mehr? Können die Mitbürger ſagen: er iſt unſer Bruder
„nicht mehr? Alles, was die Mutter ſagen kann, iſt:
„eines meiner Kinder hat ſich vergangen: alles, was die
„Mitbürger ſprechen dürfen, iſt: einer unſerer Brüder hat
„Böſes gethan, laſſet uns hingehen, ihn zu verbeſſern."

O Richter! fühlet Menſchlichkeit für Menſchen, ehe ſie Verbrecher werden, und rettet das kranke Glied, weil noch Mittel zur Rettung übrig ſind. Erleichterung des harten Schickſals des Gedrückten, Unterricht in Religion und Sitten bei den Rohen würde den Menſchen von vielen Laſtern entfernen. Strafet gelinde die geringen Laſter, die die Wege zu den größern bahnen. Erſticket in den Seelen der Jünglinge den Todesſchlag im Haſſe, den Diebſtahl im Neide, den Kindermord in Verbannung der Schandſtrafen und Erleichterung des Schickſals des unglücklichen Kindes. Belohnet die Tugend und jede ſchöne Handlung.

In euren Feſttägen ſollen öffentliche Verſöhnungen zwiſchen

---

*) Sintenis Reden im Menſchentone.

Feinden eure Gottesdienſte verherrlichen. Arm in Arm ſollen ſich Menſchen in den Tempeln des Allmächtigen umſchlingen, und ihre Gebete ſollen in Verſprechen der Erfüllung der heiligſten Pflichten der Religion und der Bruderliebe beſtehen.

Dann, wenn der junge Bauer und die junge Bäuerin frühzeitig ihre Pflichten kennen, lieben, heilig halten und ausüben lernen werden, wenn ſie die Empfindung der Religion begeiſtern und ſegnende Tugend ihre Wirkung ſeyn wird; dann, wenn Kinder, ſage ich, zur Menſchlichkeit, Ehrbarkeit, Genügſamkeit und pflichtmäßigem Leben, zu lebendigen Empfindungen Gottes und Vaterlandsliebe geleitet werden, dann wird Eintracht und Seligkeit in jeder Gegend umher wandeln.

Doch, Bürger des Vaterlandes! Dieß alles iſt nicht das Werk eines Tages, ich wiederhole es, nicht das Werk einiger Jahre. Allein laſſet bei dieſem Gedanken den Muth nicht ſinken. Auch das Menſchengeſchlecht muß von Stufe zu Stufe zu ſeiner Vollkommenheit ſteigen.

Verehret mit Ehrfurcht die Geſetze und ſeht die Blutgerüſte als traurige, aber nothwendige Mittel an, die Sicherheit der Staaten zu gründen. Allein dieſe Mordſtätte werden einſinken, wie ſich Schulen und Erziehungshäuſer emporheben. Die weiſe Bemühung unſers Regenten in Verbeſſerung der Sitten und Herſtellung der Kinderzucht iſt ſchon glorreicher Segen unſers Jahrhunderts.

Weisheit und Güte iſt um ſeinen Thron. Laſſet uns alſo mit Kindesliebe ihm nahen; ihm danken für ſeine Güte; ihm ſagen: Jeder Tag iſt ein Feſttag für uns; Jeden Morgen Heil über den, der für uns wacht.

Reden
zum
Wohl der Menſchheit
über
verſchiedene Gegenſtände.

Zweiter Theil.

I. Ueber die literariſche Intoleranz unſers Jahrhunderts.

> L'ignorance n'a jamais fait de mal, l'erreur seule est funeste, et on ne s'egare point parce qu'on ne sait pas; mais parce qu'on croit savoir.
>
> J. J. Rousseau.

Hier in dieſem prächtigen Hörſaale, den die Güte unſers Fürſten den Wiſſenſchaften gebauet hat, — hier, in den bewundernswürdigen Behältniſſen der Werke des menſchlichen Geiſtes; in Beiſeyn der Gelehrten unſers Vaterlandes, und in eurer Gegenwart, ihr abgeſchiedene Gelehrte, deren unſterbliche Schriften zur Verewigung in dieſem Bücherſaale herumſtehen, in eurer Gegenwart, ſage ich, ihr! die ihr befreit von der Hülle des Körpers im reinern Lichte die Werke der Gottheit betrachtet, und deren verklärter Geiſt unſichtbar über uns ſchwebet, um dieſer feierlichen Handlung der Stiftungsfeier unſerer Akademie beizuwohnen, in eurer aller Beiſeyn will ich es wagen, über die literariſche Intoleranz unſers Jahrhunderts zu ſprechen.

Ich weiß es, welcher Kritik ich mich freigebe, und welchem unverſöhnlichen Haſſe von manchen Journalſchreibern und Kritikern ich mich ausſetze, die bisher die Literatur beſchimpft, die Wiſſenſchaften entehrt, und die Vernunft geſchändet haben: Allein, was kümmert es mich, der rechtſchaffene Mann ſucht den Beifall ſeines Unternehmens in den Herzen der wenigen Gutdenkenden, und den Lohn ſeiner Handlungen in der Zufriedenheit ſeiner eigenen Seele auf.

Sie mögen mit Schimpfwörtern mich in ihren Journalen brandmarken, und wie Henkersknechte mit der Geiſel ihrer

Kritik in ihren gelehrten Zeitungen durchpeitſchen, ich werde mich hierüber nicht grämen, denn die Wahrheit meiner Sätze wird ſich nur deſto mehr beſtärken, und ihr beleidigter Stolz wird ihre Unerträglichkeit deſto auffallender beweiſen.

Ich rede für die Sache der Menſchheit, und dieſes wird in jedem Falle meine Vertheidigung ſeyn: denn was ſind Werke des Geiſtes, wenn ſie die Vernunft entehren.

Ihr Väter der Akademie! eure ruhmwürdigen Bemühungen waren bisher, Licht in den Finſterniſſen auszubreiten, die nächtlichen Eulen ſchwarzer Vorurtheile zu verſcheuchen, und den Geiſt des Menſchen in ſeine urſprünglichen Rechte einzuſetzen. Ihr lehrtet mit Sanftmuth, und gleich der Frühlingsſonne durchſchwärmte euer Geiſt die Nation, und thauete das Eis der Unwiſſenheit auf. Blumen des Frühjahrs ſproßten in Gegenden hervor, wo einſt dicke Unfruchtbarkeit die Erde feſſelte.

Mit männlicher Stärke habt ihr euch den Anfällen der Dummheit widerſetzt; Sanftmuth und Stärke waffnete euer Auge, und in unſchädlicher Rüſtung ſchütztet ihr euch nur wider die Bosheit, ohne ſie zu verfolgen, und daher gleiteten auch ihre wiederholten Schwertſtreiche unſchädlich von eurem unerſchütterten Helm ab.

Edle Abſicht, der Menſchheit zu nützen, verſammelte euch zum erſtenmale unter dem Schutz unſers unvergeßlichen Stifters Maximilians: Menſchenfreundliches Wohlwollen adelte das edle Unternehmen, als Männer ſich ſagten: Wir wollen die Kräfte unſers Geiſtes zum Wohl unſers Vaterlandes nutzen. Jeder Tag, der daher das Andenken der Stiftung der Akademie erneuert, iſt ein Feſt, das der Menſchheit gefeiert wird.

Mich däucht, daß der Schutzgeiſt unſers Vaterlandes ſeinen wohlthätigen Fittig über uns ausbreitet, dieſer öffentlichen Verſammlung mitbeiwohnt, und die Worte wiederholet, die er am Stiftungstage der Akademie ſo mächtig in eure Herzen flüſterte: Das Leben iſt dem Menſchen zur nutzbaren Thätigkeit, zum Genuſſe, nicht zur todten Betrachtung gegeben; ſo däucht mir, daß ich ihn ſprechen höre. Die blaſſen Nachtwandler, die in ihren Studierſtuben verwildern, ungeſellig, mürriſch und ſchmutzig werden, die immer in Folianten, nie in die Natur und in ſich ſehen, die nie die Welt, den Menſchen und ſeine Leidenſchaften ſtudieren, nie aufmerkſam auf ihr eigenes heimtückiſches Herz ſind, die durch Anſtrengung ihrer Vernunft nicht ſelbſt beſſer und geſitteter werden, dieſe verdienen den Namen des Gelehrten nicht.

Sie ſind im Reiche der Wiſſenſchaften geſchäftige Müßiggänger, Prieſter ihres eigenen Stolzes, die immer Altäre bauen, und ſich ſelbſt als Götzen der Welt aufſtellen. Ihre Beurtheilungskraft iſt Eigenſinn, ihre Gelehrſamkeit Sophiſterei, ihre Weisheit Solennität, ihre Wiſſenſchaft ſtolze Unwiſſenheit, und ihr Eifer unverſchämte Gelehrtheitsſucht.

Nicht eitle Ehre und niederträchtige Ruhmſucht ſey der Lohn eurer akademiſchen Arbeiten: der Gedanke, je etwas zum Wohl des Ganzen beigetragen zu haben, adle eure Empfindungen. Nicht der Marmor, oder eine Säule von Erz verewigt den Weiſen, ſondern ſein ſtiller Einfluß auf das Wohl der Menſchen nach Jahrtauſenden. Denn, wenn der Gutgeſinnte auch nicht mehr iſt, wenn ſeine Werke die Motte verzehrt hat, und durch graue Jahrhunderte die Ehrenſäule geſtürzt iſt, die eine dankbare Nachwelt ihm baute: dann lebt er erſt noch, und iſt groß, wenn ihn auch kein Sterblicher mehr kennt, und thätig noch durch andere zum Wohl des Ganzen, weil ſeine Grundſätze noch Gutes auf der Erde ſtiften.

So tönt die Stimme des Cherubs in meiner Seele; ein heiliger Schauder durchfährt meine Glieder, und verkündigt mir das Nichts der menſchlichen Vernunft.

O Weisheit, du Tochter des Himmels! nur von aufrichtigen Herzen gekannt, die es mit der Menſchheit redlich meinen, verbreite den geringſten deiner Strahlen über meinen Scheitel, und kläre meinen Verſtand auf, um dich zu kennen. Zeige du dich, o Göttliche! meiner Seele, ſchön, wie du biſt, und begeiſtre mein Herz, daß Wahrheit meine Worte und Wärme meinen Ausdruck begleiten mögen.

Wie gut ließ es ſich hienieden unter uns leben, wenn das äußerliche Betragen immer der Abdruck der Seele wäre, wenn Sittlichkeit Tugend, und Tugend die Richtſchnur unſerer Grundſätze bliebe! Aber ſo iſt die Philoſophie von dem Titel des Philoſophen getrennt, und Weisheit von dem Namen des Gelehrten. Die Vernunft iſt ein geſchäftig verwirrendes Ding, das lauter Zweifel hegt, tiefe Geheimniſſe erkünſtelt, dann auflöst, und mit einer raſenden Menge denkender Narren jene ehrwürdigen Tollhäuſer füllet, die wir Collegien und Univerſitäten nennen *).

Jeder ſchwerfällige Thor will dort mit der Zauberſalbe ſich die Kraft geben, zu fliegen und die Gränzen des unendlichen All durchdringen: da ſitzt der Mann oft in unnützen Unterſuchungen vertieft, vergißt auf ſich ſelbſt und ſeine Pflichten, macht aus dem Mittel einen Endzweck, indem er immer denkt, aber niemals handelt; ewig Grundſätze ſammelt, ohne ſie in Ausübung zu bringen.

Er hört auf, dienſtfertiger Freund, häuslicher Gemahl, erziehender Vater, geſchäftiger Bürger, und ſelbſt Menſch zu ſeyn, um ganz, wie er ſich einbildet, ein Gelehrter zu werden.

So lügt ſich der Menſch einen Beruf, den unſere Natur nicht kennt, und macht ſich zum Taglöhner der Wiſſenſchaften. Er mißt ſeinen Verſtand mit der ſkolaſtiſchen Elle, ein Pergament, Hypochondrie, ein ſteifer Leib und eine unbeugſame Seele ſind die Beweiſe ſeiner akademiſchen Würden; aber auch zugleich die Proben ſeiner unempfindlichen Allwiſſenheit.

Es gibt niedrige Geiſter, die zu nichts gemacht zu ſeyn ſcheinen, als um ein Behältniß, Regiſter oder Magazin von dem abzugeben, was andere erfunden haben. Sie ſind Plagiatores, Ueberſetzer, Zuſammenſchmieder; ſie denken nicht, ſondern ſagen nur, was andere Verfaſſer gedacht haben, und da die Wahl der Gedanken ſelbſt eine Erfindung iſt: ſo iſt die ihrige ſchlecht, unrichtig, und macht, daß ſie lieber viele, als vortreffliche Sachen ſchreiben. Sie haben nichts, das ein Urbild wäre und ihnen eigen zugehörte, als den Stolz; und

---

*) Rocheſter.

dieſe Menſchen werden oft von Großen und von dem Pöbel unter die Gelehrten erhoben, die doch der Vernünftige kaum unter die niedrigſte Klaſſe der Menſchen zählen würde *)

Wie wahr, o Pope! iſt dein Ausſpruch, als du ausrufeſt: O ihr Blindere, als Blinde! wie tappt ihr mit Unſinn herum auf ungebahnten Wegen, und träumet von Licht in zehnfacher Finſterniß. Ja, es iſt unſtreitig: prahlt wie ihr wollt, ihr tapptet geſtern und tappet noch heute. Die Vernunft iſt bei uns ſo dumm als bei den Griechen, wir haben unſere Pyrrhos, unſere Diogeneſe, unſere Platos, obgleich ſtumpfer als Griechenland, auch unſere Epicurs haben wir, was Rom und Griechenland irrte, wähnte, dachte, das haben wir alles, nur keinen Sokrates mehr.

Es iſt wahr, es kann kein größeres und würdigeres Schauſpiel geben, als den Menſchen zu ſehen, wie er durch eigene Kräfte aus dem Nichts hervorgeht, wie er die Finſterniſſe, mit welchen er von Natur umgeben, durch das Licht der Vernunft zertheilet, ſich gleichſam über ſich ſelbſt erhebt, mit ſeinem Geiſt in den Regionen des Himmels herumirrt, und gleich der Sonne mit Rieſenſchritten den unermeßlichen Raum des Weltalls durchwandelt; doch noch weit größer und wichtiger iſt der Anblick des Menſchen, wenn man ihn ſieht, wie er in ſich ſelbſt zurückkehrt, um den Menſchen, ſeine Natur, ſeine Pflichten und ſeine Beſtimmung aus ſich ſelbſt zu erforſchen.

Aber eben ſo traurig iſt der Gedanke, wenn wir ſehen, wie theoretiſche und praktiſche Irrthümer den Menſchen irre leiten und in Abgründe führen.

Hier fließen Mängel des Geiſtes und des Verſtandes in die Regungen der Seele, hier gewöhnt er ſich, eine verführeriſche Rührung an Gegenſtänden zu finden, wo ſie nicht ſind. Da umfaßt er chimäriſche Geburten eigener und fremder Einbildung als wahre Güter, und Blendwerke als ſichere Erwar-

---

*) Mit den Talenten eines Engels kann ein Menſch ein Thor, und noch mehr, — ein Böſewicht werden.

tungen. Der irregeleitete Geiſt reißet den unbeſtimmten Geſchmack dahin; — das Abgeſchmackte eignet ſich die Reize des Angenehmen zu, und das Schöne verkleidet ſich in die Maske des Häßlichen; ungereimte Nebenbegriffe rauben dem Vortrefflichen ſeine Würde, und legen dem Nichtswürdigen einen Werth bei; — Unordnung und Ausgelaſſenheit ſchlagen tiefe Wurzel und breiten ſich täglich mächtiger aus, immer verweben ſie ſich tiefer in das Innerſte der Seele, und befeſtigen darin die Uebermacht ausſchweifender und verderblicher Neigungen.

Daher kömmt es, daß die Wiſſenſchaften, deren Quelle ſo rein und deren Endzweck ſo löblich iſt, ſo viele Gottloſigkeiten, ſo viele Irrthümer, ſo viele alberne Lehrgebäude, ſo viele Widerſprüche erzeugen: daher kömmt es, warum man bei manchen ihrer Verehrern ſo viel Stolz, ſo viel Geiz, ſo viel Bosheit, ſo viele Tücke, ſo viel Neid, ſo viele Lügen, ſo viele ſchlechte Thaten, ſo viele Verläumdungen, ſo viele niedrige und ſchändliche Schmeichelei findet. Erfahrung iſt der Beweis dieſer Sätze, und ich rufe zur Schande der Menſchheit und der Aufklärung das Jahrhundert auf, in dem wir leben.

So lang wir noch von dem Kriege werden reden hören, ſagt Iſelin, ſo werden wir immer laut ſagen dürfen, daß die Welt noch ſehr barbariſch iſt, und ſo lang, ſetze ich hinzu, wir noch von menſchenfeindlichen Streitſchriften, von niedrigen Schreibereien und ſchimpflichen Herabſetzungen im Reiche der Literatur werden ſprechen hören, ſo werden wir immer laut ſagen dürfen, daß die Welt noch ſehr unaufgeklärt iſt.

Seitdem durch die Zuſammentretung in bürgerliche Geſellſchaften die einzelnen Menſchen und die Familien der offenbaren Barbarei gegeneinander entſagt haben, haben doch immer die Staaten und ihre Beherrſcher ſich dieſelbe als ein koſtbares Vorrecht vorbehalten, und das Recht des Stärkern als ein göttliches Recht angeſehen, fährt Iſelin fort; und ich füge hinzu, ſeitdem durch die Zuſammentretung der Gelehrten in Geſellſchaften und Akademien die einzelnen Menſchen der offenbaren Dummheit gegeneinander entſagt haben, ſo haben doch immer die Deſpoten der Literatur ſich ſelbe als ein koſtbares Vorrecht vorbehalten, und das Recht ihres Witzes als ein göttliches Recht zur Herabſetzung ihrer Mitmenſchen angeſehen.

Es iſt ein fürchterlicher Gedanke, der den Mann mit Gefühl zurückſcheuet, wenn er die Menge der Broſchüren durchlieſt, die ſeit einigen Zeiten die Welt überſchwemmen, die weder Werke des Geiſtes noch des Gefühles ſind, die voll von pöbelhaften Ausdrücken, voll der künſtlichſten Verläumdung und abſcheulicher Menſchenfeindlichkeit ſind; die ihre Stärke in Witz und ſatyriſchen Ausdruck ſetzen, und, ſtatt die Menſchheit emporzuheben, dieſelbe auf das ſchimpflichſte erniedrigen. Solche Schriften ſind ſchwammartige Auswüchſe des Herzens, ſie ſind Vorboten krebsartiger Verhärtungen, die unheilbare Uebel verurſachen.

O Duldung! Duldung! du biſt ſo ein herrliches Wort, wirſt ſo oft hingeſchrieben, und ſo wenig in unſerm Jahrhunderte gefühlt. Wie einſt der Fanatiker mit verzerrtem Geſichte aus falſchem Religionseifer die Menſchen bei den Haaren zum Scheiterhaufen hinſchleppte, ſo reißen manche unſrer Aufklärer in ihren Schriften durch menſchenfeindliche Beſchimpfungen die Ehre ihrer Mitbrüder zum Auto da fé ihres Witzes. Glaubt! ſchrie man einſt, oder ihr werdet zum Scheiterhaufen verurtheilt: denket, wie wir! ſchreien jetzt unſere falſche Philoſophen, oder wir brandmarken euch in unſern Schriften und peitſchen euch die halbe Welt durch. So ſchreien die Henker der Literatur, und ſchlagen ungeſcheut den Namen des ehrlichſten Mannes an den Galgen ihrer Journale.

Der Mann, der einen Menſchen verfolgen kann, der Stände haſſet und aus Hang zu gelehrten Vorurtheilen verfolget, der kann es mit der Menſchheit nicht gut meynen.

Du, wer du immer biſt, der du mit leidendem Herzen die Unordnungen ſiehſt, die die Menſchheit bekränken, und der du ſie gern gut machen möchteſt, ſchreibe über Vorurtheile, bekämpfe das Laſter, aber beleidige die Menſchen nie. — Ein

Mann, der Menſchen beleidigt, und wenn er Rouſſeau's Geiſt, und Voltaire's Ausdruck beſäße, iſt ein Ungeheuer in meinen Augen.

So wie einſt ein Wanderer mit zitternden Schritten über die Todesſtätten hingleitete, und mit Thränen im Auge auf zerſchmetterten Menſchenſchädeln die Grauſamkeit des falſchen Religionseifers las, ſo werden einſt unſere menſchenfreundlichern Nachkömmlinge jene abſcheuliche Ueberbleibſel unſers Witzes anſtaunen, unſerer literariſchen Barbarei fluchen, und ausrufen: Ach! wie war es doch möglich, daß Menſchen ſich ſo verfolgten und durch Verfolgung beſſern wollten!

Sey ſanftmüthig! ſprechen viele unſerer Aufklärer, oder ich würge dich ab. — Liebe deinen Nebenbruder! oder ich ſchlage dir die Knochen entzwei: oder was eben ſo viel iſt, ich ſchreibe einen Phantaſtenalmanach, und ſetze dich mit Namen und Zunamen öffentlich ins Narrenhaus. — Aber glaube mir es, ich meyne es gut; ich beſchimpfe dich zum Wohl der Menſchheit, und beleidige dich aus Trieb zur Aufklärung.

O heilige Vernunft! man beleidigt dich, wie eine Geſchändete. Der Fanatismus hat ſeine Kleidung geändert: er trägt keinen Mönchsrock mehr; er trägt eine Doktorkappe; er warf den Dolch weg, und ergreift die Feder, um zweimal zu morden.

Vernunft! zu deinem Richterſtuhl will ich hintreten, ich will dich fragen, ob Menſchen dieſe Broſchüren geſchrieben haben, die in der Zeit unſerer Aufklärung ſo vieles Aufſehen gemacht? — Haſt du Antheil gehabt an jenen ſchimpflichen Schmähſchriften, in denen man Brüder und Mitmenſchen bis zum Wurm erniedrigte und ſie wie Inſekten zertheilte, als wenn ſie nicht mehr mit uns in die Menſchheit gehörten? —

Haſt du einen Antheil gehabt an jenen gallſüchtigen Paragraphen, in welchen man die Prediger der Religion auf das Schimpflichſte mißhandelte, ſie lehren wollte, die Wahrheit der Religion würdig vorzutragen, und ſie wie Gaſſenjungen beſchimpfte? —

Aber du wendeſt deine Blicke weg: dein ſanftes Auge verkündigt mir, daß der Verfolgungsgeiſt an deinem Throne nicht ſtehet; du haſt keinen Antheil an Beleidigungen. — Wohl! ſo hört mich, ihr Philoſophen, die ihr immer das Chriſtenthum verbeſſert, und euch immer mehr von dem Chriſtenthume, das Liebe lehret, entfernet, höret mich! ſagt mir, wann war der Aberglaube ſo unſinnig, als eure Philoſophie? Wann hat jener eine ſo ausſchweifende Proſelytenſucht bewieſen? Wann hat der Aberglaube die Welt mit ſo vielen unſinnigen, widerſprechenden, raſenden Schriften überſchwemmt? Wann hat er die Welt mit ſo vielen Verfälſchungen, Dictionnairs, Geſchichten, Weiſen und Anekdoten gegen die ihm nicht zugethanen Sekten einzunehmen und zu hintergehen geſucht? — Und zu was Ende alle dieſe fanatiſchen Bemühungen? — Iſt es patriotiſche Liebe für die öffentliche Ruhe? ſo ſagt, warum beſchimpft ihr, wenn ihr lehren wollt? — Iſt es Trieb einer allgemeinen Menſchenliebe? — warum dieſen bittern Ton in euren Schriften? — warum dieſen Geiſt der Verfolgung? — warum jenen entſcheidenden Ausdruck, den der intoleranteſte Aberglauben nur immer annehmen mag, um jedem euer Syſtem aufzudringen?

Glaubt mir! weder Wahrheit noch Wohlwollen iſt in euren Syſtemen. Leidenſchaftlicher Stolz iſt eure Puppe. Ihr ſucht euch auf Unkoſten der Vernunft und der menſchlichen Ruhe hervorzuthun. Ihr wollt Recht haben; ihr ſuchet keinen Unterricht: der Stärkere legt dem Schwächern das Stillſchweigen auf, der Streit endet ſich gemeiniglich mit Schimpfworten, und die Verfolgung war jedesmal ſeine Begleiterin.

Gütiges Weſen! das du die Herzen der Menſchen lenkeſt, erlöſe uns von dieſer Art der Aufklärung, und von dem philoſophiſchen Fanatismus unſerer Gelehrten! gib uns wieder jene Unwiſſenheit, jene Unſchuld, jene Armuth zurück, wodurch wir allein glücklich ſind! Mit pochendem Herzen überdenke ich, wie Irrthümer durch eine lange Kette von Jahrhunderten in Anſehen ſtunden und die Erde in ihrer tyranniſchen Botmäßigkeit hielten, und endlich verſanken, durch eigene Laſt zu Boden gedrückt, um andern Irrthümern Platz zu machen.

Die jetzigen Jahrhunderte, von dem Schickſal der vorhergehenden unterrichtet, durchſchneiden voll kühner Zuverſicht ein Meer, das noch von den traurigen Trümmern von jenen bedeckt iſt, und auf verſchiedenem Wege zerſchellen ſie endlich gegen einerlei Klippen, ohne Nutzen für die zukünftigen Jahrhunderte. Ein unſeliger Schwarm von Irrthümern umgibt dieſe Weltkugel. Voll Zuverſicht geht der Menſch mitten durch Finſterniſſe, und vertieſt ſich darin je länger je mehr. Statt umzukehren und jenes göttliche Licht wieder zu finden, das er fern hinter ſich gelaſſen hat; ſtatt alle die fremden Begriffe aus ſeinem Geiſt zu verbannen, welche die Empfindungen der Natur erſticken, ſucht er neue zu erlangen, und entfernet ſich durch Stolz von dem Wege der Natur. — Des Menſchen alles umfaſſender Geiſt erhebt ſich bis in die Vorgebäude des Himmels, und ſchreibt mit Hochmuth der Gottheit Schranken vor, nach welchen der Ewige wirken ſoll. Schwacher Menſch! du erkühnſt dich, bis zur Gottheit zu dringen, und kennſt nicht einmal dich ſelbſt. Haſt du die Stimme der Natur vergeſſen, als ſie dir einſt zurief: Geh! nimm von der Kreatur den Unterricht, lerne von den Vögeln, was der Buſch für Nahrung gibt, lerne von dem Vieh die heilſamen Kräuter der Waide; laß dich von der Biene die Baukunſt lehren, vom Maulwurfe pflügen, von dem Wurme weben, vom kleinen Nautilus ſegeln, die dünne Ruder führen und treibende Lüfte fangen. So ſprach die Natur, und verwies dich zum Thier, — dich, der du dich nun mit Hochmuth bis zur Gottheit erhebeſt, und Sätze beſtimmſt, als wärſt du mit ihr im Rath der Schöpfung geſeſſen.

Suche bei dem Herrn nicht Vorzug, noch auch bei dem Könige auf dem Stuhl der Ehren, ſondern hemme die ſtolzen Wogen deiner Begierde, die beſtändig übereinander hinaufklimmen. Gebeut deinem unruhigen Herzen ſtill zu ſeyn, und ſprich zu deinem Stolz: bis hieher ſollſt du gehen und nicht weiter! — und wenn deine Leidenſchaften dem Tumult des Ozeans gleichen, ſo vergiß nicht, daß die Natur den Wogen des Meers auch ihre Grenzen geſetzt hat. Allein dieſe Sprache iſt unbekannt für den, der nicht weiß, was Wiſſen iſt, und verkennt, wie wenig wir wiſſen können. Nach der gewöhnlichen Art unſers Jahrhunderts gelehrt ſeyn, heißt, die rohere Art des böſen Menſchen verlaſſen, ſeinen Verſtand verfeinern, um ein ſchlimmerer Böſewicht zu werden. — Du raubſt nicht mit deinen Händen, aber du biſt ein Räuber mit den Werken deines Verſtandes. Du vertheidigſt die Wolluſt, und bringſt ſchädliches Gift in die Seele der Jugend; du bemüheſt dich, die Religion zu ſtürzen, und entziehſt dem Staat ſeine Grundveſte und die Ruhe ſo vieler Tauſenden. Du biſt ganz Leidenſchaft; verläumdeſt in öffentlichen Schriften den rechtſchaffenſten Mann, oder entdeckſt unbekannte Fehler von ihm, unter dem Titel der Publizität.

O! wenn dieſes gelehrt ſeyn iſt, ſo laßt uns die Vernunft im Tollhauſe ſuchen, und die Weisheit auf den Lippen des Wahnſinnigen! — O laßt uns die Zeiten der Dummheit wieder zurückwünſchen! wir werden glücklicher ſeyn. Man predigt immer Toleranz in unſerm Jahrhunderte, und Niemand iſt unverträglicher als die Gelehrten, die ſie predigen. Die geringſte Beleidigung rächen ſie mit öffentlichen Pasquillen. —

Wie ungerecht ſehr viele Journaliſten unſers Jahrhunderts ſind, iſt bekannt. Sie nehmen von jedem, wer es immer iſt, unter unbekannten Namen eingeſendete Data an, und ſetzen geſchehen ſeyn ſollende Thathandlung in öffentlichen Druck mit Namen und Zunamen derjenigen, die ſie ausgeübt haben ſollen, und dieſes unter dem Titel der Publizität. Wie ſehr die Menſchheit unter dieſem Irrthum leidet, hat mancher erfahren, deſſen Ruf und ehrlicher Name in ſolchen Journalen für Jahrhunderte gebrandmarkt worden iſt. Es iſt äußerſt ungerecht, und es iſt die höchſte Beleidigung der Menſchheit, auch Schwachheiten von Menſchen zu entdecken; ich will nicht ſagen Laſter: und dieſes noch dazu unter der äußerſten Ungewißheit. Jeder heimtückiſch verläumderiſche Böſewicht wagt es, dem ehrlichen Manne Thathandlungen anzudichten, die ſein böſes Herz erfunden hat, und dann ſteht der ehrliche Mann auf dem Pranger der Welt. Wenn er öffentlich ſchon vorgeſtellt iſt, dann erlauben ihm die Herrn Journaliſten, daß er ſich vertheidigen darf. Das heißt, einem den Prozeß machen, wenn man ihm den Kopf vom Rumpf gehauen hat. Eine Verleumdung, in einem Zirkel von ſechs Freunden geſagt, entehrt: aber in fünftauſend Abdrücken der ganzen Welt mitgetheilt — entehrt nicht. Wenn ich einem Tagwerker, ſagt Seiler, ein Viergroſchenſtück, das er ſich im Schweiß ſeines Angeſichts erworben hat, heimlich entfremde, ſo iſt es eine himmelſchreiende Sünde; wenn ich aber einem Manne, den ich nicht kenne, der mich mit keiner Sylbe, mit keiner Miene beleidigt hat, durch eine ſchiefe und verbrämte Nachricht die Ehre raube, — da macht ſich der Menſchenfreund nichts daraus, ſondern zählt ſich noch über das unter die Aufklärer. Die Liebe deckt Fehler zu; die Journaliſterei reißt die Decke von den geheimſten Gebrechen; — und ſoll dieſes Weisheit ſeyn? —

Wenn Jemand aus Verſehen unrecht geſchieht, mag ſich der Mißhandelte ſelbſt vertheidigen; wir ſind ſo billig, auch die Selbſtvertheidigung einzurücken. —

So ſprechen die meiſten der Journaliſten — — ſo billig! — o welche Billigkeit! — — Entehrt dieſen heiligen Namen nicht. Wenn das billig iſt, ſo will ich den Räuber billig nennen, der mir mein Gut raubt, und ſo billig iſt, mir zu erlauben, daß ich an fremden Thüren betteln dürfe. Wenn das Billigkeit iſt, ſo iſt der Mörder auch billig, der mir den Dolch in die Bruſt ſtößt, und mir dann erlaubt, daß ich den Stahl aus meinem wunden Herzen ziehen darf. Sagt! in welcher Schule der Menſchheit habt ihr gelernt, ſo billig zu ſeyn? — Die Wiſſenſchaften ſind ſanft, und ihre Anhänger verfolgen. Die Weisheit iſt Güte, und man entehrt in ihrem Tempel die Menſchheit. — Welche Widerſprüche! Vernunft und Unvernunft! — Güte und Haß! — Liebe und Verfolgung! — Licht und Finſterniß! — Welches Chaos! — Wo iſt die Gottheit, die es entwickelt? — Beleidigt und beſchimpft biſt du da, armer Mitmenſch! und vergebens zeichnet die Hand die Vertheidigung deiner Unſchuld. Die Tauſende, die deine Verleumdung geleſen haben, leſen deine Rechtfertigung nicht. Dir bleibt kein Troſt, als das Bewußtſeyn der Unſchuld. Hätte dich ein Wilder verwundet, ſo hätteſt du noch Thränen, um ſeine Wildheit zu erweichen; aber — da dich Menſchen mit feinern Sitten verfolgen, was bleibt dir zu deiner Rettung übrig? — Nichts. Die Stimme des Gefühls verdrängt der Lärm der Gelehrten in den Zeiten des Fauſtrechts unſerer Literatur.

Der nervigte ungezogene Junge, der ſeine Stärke im Arm hat, ruft auf: ich will ihn peitſchen; und ihr, die ihr eure Stärke in eurer Feder habt, ihr ruft auf: wir wollen ihn herſchreiben. So weit iſt es mit eurer Bildung gekommen. Ihr ſeyd noch ungezogene Jungen, leidenſchaftlich wie Thiere. Nichts unterſcheidet euch vom kühnen Buben, als daß die Kräfte verſchieden ſind, mit denen ihr der Menſchheit zu ſchaden ſuchet. Aber wie iſt es auch anders möglich? der die Ruhe in Staaten ſtört, der die Eintracht der Mitbürger verdrängt, der die Stützen der menſchlichen Glückſeligkeit untergräbt, der die Ehrfurcht gegen den Fürſten aus den Herzen der Bürger reißt, der die Liebe zur Religion verdrängt, der weder Freund, weder Vater, weder Bürger noch Menſch iſt, ein ungezogener bartloſer Bube, dem die Natur nichts als gerade Finger gab, die Feder zu halten: deſſen ſchwache Verſtandeskräften nicht einmal fähig ſind, einen geſunden Menſchengedanken auszukochen, der darf es wagen, ſeine gefühlloſen Gedanken hinzuſchreiben und der Welt bekannt zu machen: er darf ſich zum Aufklärer aufwerfen? um Geld erkauft er gemiethete Rezenſenten, und behandelt die Natur in ihren alten Tagen wie ein Tanzmeiſter ſeine Eleven, und die Pſychologie wie einen Pudel, zu dem man nur ſprechen darf: Wart auf! ſo ein Bube darf es heut zu Tage wagen, Sätze, die Männer dachten, zu beſchnarchen, die Wahrheit eine Lüge zu nennen, und die Größe eine Kleinigkeit?

Seine Papageienkunſt iſt manchem Buchhändler willkommen, wenn es nur neu iſt und Geld trägt. So entehren jene ſchändliche, deſpotiſche, eigennützige Druckkrämer in unſerm Jahrhunderte die Menſchheit, ſo mäſten ſich einige auf Unkoſten des menſchlichen Geiſtes; jedes aufkeimende Genie wird durch ſie auf Irrwege geführt, und im Frohndienſt laſſen ſie ſich Werke von armen Autoren ſchmieden zum Nachtheil der Tugend. Das, was den verderbteſten Geſchmack des Pöbels kitzelt, wenn es auch die größten Thorheiten und Ungereimtheiten ſind, ſind in ihren Buden zu finden, genug für ſie, die elenden Monopoliſten! wenn es nur Geld trägt. Hättet ihr wohl geglaubt, ihr unſterblichen Werke der Alten! daß man euch einſt ſo in einer öffentlichen Taverne, wie die meiſten unſerer Buchläden ſind, einen Platz anweiſen ſollte? — Da liegen die Werke eines unſterblichen Cicero unter den ſcheußlichſten Schmähſchriften, die je Menſchen gegen Menſchen ſchrieben. Da ſind die Werke des ſanften Gellerts bei den widerſinnigſten Pasquillen. Gefühlloſe Zänkereien ſtehen bei Plutarchs Werken und menſchenfeindlicher Unſinn an der Seite Jeruſalems.

O laßt mich dieſe Abſcheulichkeit vergeſſen! Die Vernunft iſt eine öffentliche Metze geworden, die ſich den Meiſtbietenden feil gibt, und den Baſtarden der menſchlichen Unvernunft bietet mancher Buchhändler ſeine armſelige Hebammendienſte, und zählt ſich dann mit unter die Männer der Aufklärung.

So iſt leider! das Bild der Zeiten unſerer Aufklärung beſchaffen, und ſolche Ueberbleibſel der Barbarei verunſtalten noch die Gegenden, wo die Wiſſenſchaften wohnen.

Der Gelehrte, den ſein erhabener Beruf auffoderte, die geheiligten Rechte der Menſchheit unverletzt zu erhalten, und die erhabenen Grundſätze des Guten und Wahren in der reinſten Lauterkeit unter den Menſchen, ſeinen Brüdern, auszubreiten, verläßt die edeln Wege der Vernunft, und wird zum literariſchen Verfolger.

Es iſt wahr, unſere glückliche Zeiten beſitzen viele tugendhafte, wahrhaft erleuchtete Menſchenfreunde, allein wie gering iſt nicht ihre Anzahl gegen den ungeheuern Schwarm derjenigen, welche ſich unwürdig den Namen eines Gelehrten und Philoſophen anmaßen? — Welche Finſterniſſe bedecken nicht noch den Geſichtskreis? — Wie wenig haben nicht die meiſten zur Beförderung des Lichts und der Menſchlichkeit beigetragen? — Welche elenden Grundſätze flößt man der Jugend nicht ein, welche beſtimmt iſt, einſt das menſchliche Geſchlecht zu beherrſchen und zu erleuchten? — Wie ſehr wird ihr Geiſt nicht verfinſtert, wie ſehr ihre Herzen auf Irrwege geführt, und doch iſt die Erziehung die Hauptpuppe unſers Jahrhunderts. Ich glaube, das allgemeine Gefühl unſerer Schwäche kann durch nichts ſo augenſcheinlich bewieſen werden, als durch die Wuth, zu erziehen und zu verbeſſern. Wir ſehen ein, daß die Pflanze nichts taugt, und wollen die Verbeſſerung im Keim anfangen, neunjährige Politiker, zehnjährige Dichter, zwölfjährige fingerlange Philoſophen ſind die Produkten unſerer magiſchen Erziehung. Wir wollen den Herbſt nicht mehr abwarten, ſondern Blüthen und Früchten zugleich haben. Alles ſoll Mann im Kinde ſeyn, und alles wird im Manne Kind. Wir erhalten daher erzwungene grüne Früchte aus dem Treibhauſe, die Zeit ihres Lebens den Miſtbeetengeſchmack nie ganz verlieren, daß dem Gaumen des Geſunden vor dieſer Speiſe eckeln möchte.*)

Unſere Jugend ſoll alles ſpielend lernen, und eben daher haben wir ſchon ſo viele junge Leute, die ihr ganzes Leben durch nichts als ſpielen wollen, und jede ernſte und anſtrengende Beſchäftigung für Barbarei ausſchreien werden. Die edelſten Kräften junger Seelen werden durch Leſung einer Menge unzeitiger Bücher wie durch ein narkotiſches Opium eingeſchläſert, und zur tödtlichen Unthätigkeit herabgewürdigt, die unſere Nachkommen in wenig Jahrhunderten zu phyſiſchen und moraliſchen Pigmäen machen wird. Der erſte Schritt zur Barbarei iſt gethan. Der feindſelige Dämon, der mit unglückſchwangern Fittigen über uns brütet, hätte ſeine Sache nicht beſſer anfangen können. Er griff uns bei den edelſten Theilen, bei Kopf und Herz an. In keinem Jahrhundert wurde ſo viel von Kraft und Freiheit geſchwätzt, und in keinem waren wir kraftloſer. — Wie eckelt mir, wenn ich mir das Bild eines Jünglings darſtelle, der die Erziehungsſtube verläßt, und ſich nun ſchon unter die ſchönen Geiſter ſeines Vaterlandes zählt. Welche unnatürliche Ausſprache, welche abgeſchmackte Stellung, welche abentheuerliche Spöttereien, welches einfältige Geſchwätz von Voltaire, von Helvetz, von Mirabeau, von Montesquien, und von allen jenen Autoren, an denen er ſich eine todesgefährliche Indigeſtion ſeines Geiſtes geleſen hat.

---

*) Siehe Hebe ein Pendant zum Ganymed über die Erziehung.

Er hat keinen einzigen freien Gedanken, alles iſt aus Büchern entlehnt; ſein Geiſt iſt ſcheckigt wie eine Narrenkappe, und ſeine Seele niedrig, wie ein Schwamm, der alle Unreinigkeiten in ſich ſaugt.

Zu dieſem abentheuerlichen Verderbriß des Geiſtes kömmt noch das Verderbniß des Herzens. Empfindelei ſtatt Empfindung, Unglauben ſtatt Religion; dann darf nur noch die Autorkrankheit, gleich einem bösartigen Fieber, die ſchon entnervte Seele erſchüttern, und Verderben der Menſchheit fließt aus der ergriffenen Feder.

Jünglinge meines Vaterlandes! hütet euch vor dem Mißbrauch der Gelehrtheit um ſo mehr, je natürlicher er dem jugendlichen Herzen iſt. Die ſchöne Literatur ſoll euch den Geſchmack an dem Nützlichen und Ernſthaften nicht benehmen, ſondern euch vielmehr ſtärken, und zur Ausübung der Religion geſchickt machen, euren guten Geſchmack, eure feine Beurtheilungskraft auch hier zum Wohl der Menſchheit zu zeigen. Glaubt mir! nicht der iſt weiſe, der viel geleſen hat, ſondern der, der viel gedacht und das Gute in Ausübung gebracht hat. Wendet euren Blick, ich bitte euch, auf das Gemälde, das ich euch von der literariſchen Intoleranz unſers Jahrhunderts gemacht habe, und ſagt, ob es nicht auffallend iſt, Männer, die Stärke des Geiſtes haben ſollten, ſolchen erniedrigenden Schwachheiten durch den Verfolgungsgeiſt ausgeſetzt zu ſehen.

Die wahre Weisheit eines Menſchen beſteht darin, Gott, ſeine heilige Werke, den Menſchen, ſich ſelbſt und die Pflichten der heiligen Religion kennen zu lernen, und dieſe Kenntniſſe zum Wohl der Menſchheit in Ausübung zu bringen. Dieſes iſt der einzige Gegenſtand der Gelehrtheit; es gibt keinen andern; alles übrige iſt Thorheit, eitler Stolz, — vergoldete Kartenhäuſer, mit denen gelehrte Kinder ſpielen, und die der Hauch des Ewigen umblaſet.

Die Welt braucht gute wohlthätige Bürger, keine ſtolzen Gelehrte, die der Menſchheit von jeher mehr geſchadet als genützt haben. Alles, was hartnäckige Zänkereien und den Verfolgungsgeiſt verräth, iſt nicht göttlich. Die Weisheit iſt ſanft und nachgebend; ſie iſt ein Kind der Gottheit, und die Furcht des Ewigen iſt ihr verſchwiſtert; Wohlwollen für die Menſchen begleitet ſie. — Sie iſt demüthig und wandelt oft mehr in einſamen Hütten, als auf ſtolzen Kathedern. Sie erkennt, wie ſchwach der Geiſt des Menſchen iſt, und wagt ſich nie durch ſtolze Gedanken in die Geheimniſſe der Ewigkeit. Ihr Bemühen iſt, ſich zum guten Menſchen, zum treuen Unterthan, zum redlichen Bürger, zum gefühlvollen Gatten, zum zärtlichen Vater zu bilden.

Prahlet nicht mehr mit eurer Wiſſenſchaft, ihr ſtolzen Gelehrte! ſie iſt Thorheit. Legt euren Hochmuth ab, der euch entehrt und die Göttliche von euren Studierſtuben verſcheuchet. Schreibt mit gerührtem Herzen, wenn ihr bewegen wollt, und überzeugt mit Thaten, daß ihr es mit der Menſchheit gut meynt. Folget dem Ausſpruche des Weiſen, ihr Menſchen! Tugend allein iſt Weisheit: dieſe iſt der einzige Punkt, wo die menſchliche Glückſeligkeit feſt ſteht, und das Gute fühlet, ohne Fall zum Böſen; wo allein das Verdienſt ſeinen Lohn empfängt, glücklich in allem, was ſie gibt, und was ſie nimmt, ſeliger als alles, wenn ſie ſeinen Zweck erreicht, und fehlt's ihr, nicht betrübt, immer ſelig, ohne Ueberdruß, am meiſten vergnügt, wenn das Leiden drückt.

Ah! das lauteſte Gelächter fühlloſer Thorheit iſt lang nicht ſo angenehm, als die Thräne der Tugend; ſie ärndtet Seligkeit von allem; immer in Arbeit, nie ermüdet; niemals erhaben auf fremden Fall, niemals betrübt bei fremden Glück.

Das iſt Weisheit; — das iſt Glück der Menſchen, das die Gottheit nur denen gibt, die ſie fürchten; aber nur der begreift, der es kennt, nur der genießt, der es fühlt, und das der Böſe, arm im Ueberfluſſe, blind im Schooße der Wiſſenſchaften, vermißt. Wer Tugend beſitzt, iſt keiner Sekte Sklave: er geht keinen beſondern Pfad, ſondern ſieht durch die Natur auf zu Gott, folgt der Kette ſeines unüberſehlichen Planes mit Demuth, und erfüllt ſeine Pflichten.

Wie preiſe ich nicht jedes Buch, das zur Belehrung der Wahrheit dieſer Sätze am Firmament der Literatur wie ein fremdes Geſtirn emporſteigt, und den Blick gutdenkender Menſchen auf ſich reißt, wenn man mit ſtiller Bewunderung die reine Philoſophie mit Religion und Chriſtus Lehre vereinigt ſieht, und die Wege zur Seligkeit dem Menſchen vorgezeichnet *). So glänzt in düſterer Nacht, wo Irrwiſche den Wanderer verführen, gähling ein Stern am Himmel, und weiſet den Verirrten wohlthätig auf die Straße zurück, die zum Vaterlande führt, und von der ihn Irrlichter entfernt haben.

Da iſt Wahrheit mit Menſchenliebe vereint, und edles Wohlwollen für Brüder-Seligkeit leitete die Hand des gutdenkenden Schriftſtellers. Die Menſchheit prägte ihr edles Siegel auf das Buch, und machte es zum Werke der Liebe.

Im Tone der Freundſchaft ſind die Vorurtheile geſchildert, die uns entehren, und die geheimſten Kniffe einer ſchändlichen Selbſtliebe mit Kühnheit entdeckt, und hier iſt Wiſſen wirklich für die Bedürfniſſe unſerer Zeit brauchbar gemacht. Der Gelehrte, der Schriftſteller, der Rezenſent findet den Weg gezeichnet, den er gehen ſoll. Die Rechthaberei iſt entlarvt, die Syſtemſucht in die Reihe von Unwiſſenheit, Vorurtheil und Leidenſchaft geſetzt. Der Stolz, als ein Freund der Intoleranz, der Nichtkenntniß und der Leidenſchaft erklärt, und endlich durch die Stimme der Wahrheit bewieſen, daß die Furcht Gottes der Anfang aller Weisheit iſt — und bleibt, daß ohne ſie alle Gelehrtheit zu nichts dient, als den Weg zur Wahrheit methodiſch zu verfehlen, und über dem Bemühen, weiſe zu werden, die Quelle der Weisheit zu verſtopfen. Der

---

*) Sailers Vernunftlehre.

Hochmuth wird als der Erzeuger von gewiſſen Vorurtheilen, Thorheiten, Lächerlichkeiten und Irrthümern angegeben, und unwiderſprechlich bewieſen, daß von ſolcher Unwiſſenheit der Gelehrten nur die Demuth den Menſchen befreien kann, welche ich auch als die einzige Kurart der literariſchen Intoleranz unſers Jahrhunderts angeben müßte.

Es iſt ein alter Spruch: man fängt an gelehrt zu werden, wenn man anfangt einzuſehen, daß man nichts weiß; allein es ſcheint, daß dieſe Wahrheit wieder vergeſſen worden iſt: man will heut zu Tage Alles wiſſen. Die Begierde nach Ruhm iſt unbegränzt, und man bemüht ſich mehr, gerühmt zu werden, als ruhmwürdig zu ſeyn.

Der Stolz iſt die einzige Urſache unſerer literariſchen Intoleranz. Jeder will das Beſſere geſagt haben, jeder will ſich über den andern erheben, und ſo raubt der Stolz die vortrefflichſten Gaben des Genies, und die edelſten Eigenſchaften unſers Herzens ihrer wahren Hoheit.

Werke des Geiſtes, wenn ſie nutzen ſollen, ſind Blumen, die nur unter dem milden und erfriſchenden Schatten einer wahren Beſcheidenheit und Demuth aufblühen, und verwelken und ſterben in der mittägigen Hitze des Stolzes. Wirklich: Vorzüge können vielleicht einen Hochmüthigen vor unſerer Verachtung, aber niemals vor dem geheimen Haſſe des menſchlichen Herzens ſchützen: denn welches Herz hat nicht einen verborgenen Hang zum Stolz, der zwar durch Tugend beherrſcht, aber niemals ganz ausgerottet werden kann. Wird nicht dieſer Hang erwachen, wenn er durch die Ungerechtigkeit des Stolzes eines andern beleidigt und gekränkt wird. Nur Demuth und Beſcheidenheit iſt die Beſiegerin der Herzen. Keine Seele, wenn nicht ein niederträchtiger und boshafter Neid ihre herrſchende Leidenſchaft iſt, wird dem Eindrucke der Beſcheidenheit widerſtehen, ſobald ſie ſich unſere Hochachtung nicht aufdringt, wenn ſie uns vielmehr das Verdienſt läßt, zu glauben, daß wir gerecht gegen ſie ſind, ohne daß ſie uns nöthigt, gerecht zu ſeyn, wenn ſie uns die Macht nicht nehmen will, ſie eben ſo ſehr zu lieben, als wir ſie bewundern.

Aber dieß iſt nicht die Wirkung des Stolzes, der die Schriften unſers Jahrhunderts ſo entehrt und die Gelehrten mit der Sucht der Rechthaberei anſteckt. Der entehrte Name der Publizität ſchändet die Menſchheit in unſittlichen Schriften; euer Tadel wird nicht beſſern: denn ihr tadelt mit Unglimpf, und ihr beleidigt unbeſcheiden und vorſetzlich. Durch eure öffentliche Schmähungen ſchändet ihr nicht den Mann, dem ihr entgegentretet, ſondern euch ſelbſt. Euer Tadel ſoll ein Zeugniß eurer Unzufriedenheit gegen ihn ablegen: ihr ſeyd aber heftig und bitter, und die Welt, die euch hört, wird nicht unzufrieden mit ihm, ſondern mit euch. Tadel, wenn er edel ſeyn ſoll, muß zu ſeiner Abſicht die Beſſerung desjenigen haben, auf den er gerichtet wird: iſt dieſes nicht euer Beweggrund, ſo iſt euer Herz verderbt und Bosheit in der Seele. Ihr gebt zu erkennen, daß euch die Fehler eurer Nebenmenſchen überall willkommen ſind, damit ihr nur eure Galle und eure Tücke über ſie ausgießen könnt. Nie werdet ihr aber dieſe Abſicht der Beſſerung an Tadelswürdigen erreichen, wenn ihr ſo durch unanſtändige Beleidigungen ſein Herz wider euch empört. Wäre er auch wahrhaft tadelnswerth, ſo wird er durch eure Schmähungen nur erbittert, hält ſich bloß an dieſelben, glaubt, daß er ſie keineswegs verdient habe, und denkt nicht darauf, daß er ſeinen begangenen Fehler nicht wieder begehe, ſondern daß er eure ihm zugefügten Beleidigungen in einem noch höhern Grad euch erwiedere. Heißt das aber wohl zum Beſten der menſchlichen Geſellſchaft beitragen *), und iſt dieß nicht der Zweck, welchen ihr bei allen euren Handlungen als gute Weltbürger vor Augen haben ſollet.

Es wird euch freilich nicht fehlen, daß ihr durch ungeſitteten Tadel den Mann, welchen ihr damit trefft, hie und da einigen lächerlich, und hie und da andern verächtlich macht. Ein Menſch mag reden, was er will, und ſo ſchlecht er will, er findet immer ſeine Leute, welche ihn gern hören und ihm bald nachlallen. Es warten auch wohl unedeldenkende Men-

---

*) Sintenis.

ſchen ſchon ſehnlich darauf, irgend einen ihrer Mitbürger zum Gegenſtande ihres Spottes und ihrer Verachtung machen zu können. Laſſet ihr nun euren hämiſchen Tadel über ſie aus, ſo ergreifen jene mit beiden Armen dieſe längſt gewünſchte Gelegenheit, und beſtärket ſie dadurch in der ſchändlichſten Leidenſchaft der Menſchheit — in der Schadenfreude.

Schämt ihr euch nicht, ihr Gelehrten, euch ſo ſehr zu erniedrigen; andere um euch her durch eure Schmähſchriften im Böſen zu ſtärken, da ihr ſie in Stand ſetzt, Unrecht in ſeinem ganzen Umfange auszuüben.

Alles ungeſtümme Poltern, alle bittere Vorwürfe und grobe Behandlungen dienen weiter zu nichts, als ſeinen Nächſten zu erbittern, den Tadler als einen Feind und Beleidiger öffentlich zu erklären, und den Getadelten gegen alle Annahme einer beſſern Ueberzeugung zu verhärten.

Ein Kritiker muß Beſcheidenheit haben und eine edle Freiheit: Sanftmuth muß in ſeinen Worten herrſchen, und Freundlichkeit in ſeinem äußerlichen Betragen ihn empfehlen. Der Ernſt darf nur ſo weit ſich in ſeinen Schriften äußern, als es die Aufrichtigkeit und Liebe zu der Wohlthat des Nächſten fodert. Es iſt ein Hauptaugenmerk, daß man bei allen Zurechtweiſungen ſeines Nächſtens zu nehmen hat, daß man durchaus alle beleidigende Kränkungen ſeiner Ehrliebe um ſo mehr verhüte, als ſelbſt die bloße Bemerkung der fehlerhaften Seite an ſich für ihn ſchon demüthigend iſt. Wenn Grobheit und Ungeſtümm die Sprache des Tadlers iſt, ſo verliert der Getadelte den ganzen ächten Geſichtspunkt auf einmal; er ſieht alsdann nicht mehr auf ſeinen Fehler, den er begangen hat, ſondern auf die gegenwärtige Beleidigung und Kränkung ſeiner Ehre. Er ſieht an dem Kritiker nichts mehr, als ſeinen Feind, und die Grobheit, mit der er ihn behandelt, und ſeine Vorſtellung von der Schande, die man ihm bei andern macht, laſſen ihn weiter gar nicht an ſeinen begangenen Fehler mehr denken; ſondern wiegeln ſein Herz zur Widerſetzlichkeit und Rachbegierde auf. Jedes Wort, das man weiter gegen ihn hervorbringt, iſt lauter Beleidigung. Er fühlt nun nichts mehr: denn er erwartet von ſeinem Feinde nichts Gutes, ſondern lauter Abſicht, ihm zu ſchaden. Hingegen, wenn der Kritiker der zärtlichen Empfindüngen, die er für die Ehre ſeines Nächſten hat, auf alle mögliche Weiſe ſchonet, wenn Sanftmuth die Worte begleitet, die den Fehler rügen, wenn keine ſtolze Erhebung über ſeine Perſon, kein Trieb zu tadeln und Flecken an ihm zu finden, keine Rachſucht, ihn kränken und beleidigen zu wollen, oder ſonſt irgend eine unedle Leidenſchaft unſere Feder begleitet, wenn wahre aufrichtige Liebe zu ſeiner Wohlfahrt die Triebfeder unſerer Zurechtweiſung iſt, alsdann können wir ſicher ſeyn, daß kein Menſch ſein eigenes Glück ſo ſehr haßt, daß er ſein Herz nicht unſerer Zurechtweiſung öffnen würde. Der roheſte Menſch wird gerührt ſeyn, wenn er ſieht, daß ich ihn nicht haſſe, daß ich aus Liebe zu ihm ſpreche, und daß ſein Wohl der Beweggrund meines Tadels iſt.

Allein zu ſolchen Kritikern gehören wohlwollende Menſchen, keine Miethlinge von Buchhändlern, die dieſes oder jenes Werk nur aus Neid oder Habſucht herabſetzen, weil es einen andern Mitbürger zum Verleger hat. Es gehören Männer hiezu, die wider Stolz und Leidenſchaft gekämpft haben, keine Witzlinge, die über Nacht ſich zu gelehrten Zeitungsſchreibern gradiren, und unverſchämte Menſchen im Sold haben, die ihnen in der Weinſchenke Rezenſionen ſchmieden, ohne Bücher zu leſen.

Ewig will ich den ſeligen Traum nicht vergeſſen, der mich einſt täuſchte. Mit begierigen Händen ergriff ich ehmals jede Rezenſion, und glaubte Nahrung für meinen Geiſt und Wahrheit zu finden: wie erſchrecklich aber war mein Erſtaunen beim Erwachen von dieſem Traume, als ein gutthätiger Menſchenfreund mich aus dem Schlummer meines Wahnes zurückzog, und mir die Hieroglyphen erklärte, die ich bisher nicht verſtund.

Wie mußte ich über die Ausartung des menſchlichen Verſtandes mich wundern, wie erſtaunen über die Barbarei derjenigen, die die Herolde der Wiſſenſchaften ſeyn ſollen. Da lernte ich, daß unedler Ehrgeiz und Neid die Herzen der ſtolzen Gelehrten erniedrigte; da ſah ich, wie eine falſche Maske den Aufklärer deckte, wodurch er nur der Welt glauben machen wollte, daß er ein Freund und Eiferer für das Gute ſey. Da ſah ich manchen Jüngling, der voll edlen Wohlwollens eilte, die Summe des geſtifteten Guten zu vermehren, und ich ſah, wie ihn die Gelehrten verſtießen, die ihn für ihren Feind anſahen, und zu ſeiner Unterdrückung alles anwendeten. Vergebens rief die Stimme der Menſchheit: Brüder! ſeyd Segenſtifter für mich; aber gönnt auch noch tauſend andern die Freiheit, welche es auch für mich ſeyn wollen. — Vergebens rief die Menſchheit: Ermuntert dieſe durch euer Lob; feuert jene an durch euren Beifall, unterſtützet dieſe durch eure Anführung und durch euern Beiſtand, und freuet euch mit mir, wenn alle Menſchen um euch her dahin gebracht werden könnten, daß ſie wahres Lob verdienten.

Aber ungehört gleitete dieſe Stimme über das Herz der Studierenden, und der ſanfte Geiſt der Menſchheit drang nicht durch die Bollwerke ihrer Folianten in ihre Seelen. Traurig entfernte ſich die Weisheit vom Katheder und ſuchte Wohnung in der Hütte des einſamen Weiſen. Dort zeichnete ſie bei der nächtlichen Lampe dem Menſchenfreund die Wahrheit dieſer Worte ins Herz: Wenn ich mit Menſchen- und Engelszungen reden könnte; hätte Kräfte, den Horeb auf den Karmel zu tragen, und hätte die Liebe nicht, ſo wäre ich nichts.

Nichts! ja vollkommen Nichts! — denn was iſt der Stolz des Menſchen? Was ſeine Gelehrtheit? Denn geſetzt auch, einem Sterblichen gelänge es, alle die Höhen des Lobs emporzuklimmen, deren Anblick ſeine Leidenſchaften entflammt, in welche enge Gränzen wäre doch ſein Ruhm nicht eingeſchloſſen? Man hat nicht nöthig, ihn mit Scipio dem Afrikaner in Cicero's Traum auf den kleinen Umfang der Erde zu führen, und ſeinem Ehrgeiz den weitern Umfang, die Unermeßlichkeit der höhern Himmelsgegenden zu zeigen, und ihm vorzuhalten, daß ſein Ruhm nicht bis an Ganges, noch über die Klippen des Kaucaſus ſich erſtrecke.

Wahnſinniger! wo ſuchſt du Ruhm? — In deinem Vaterlande! In deiner Stadt? Bei deiner Nation? — Wie weit, ſage, wird dein Namen genennt, wenn du von der Zahl deiner Lobredner alle diejenigen abrechneſt, die entweder neidiſch, oder ſich ſelbſt zu wichtig ſind, als daß ſie ſich um dich bekümmern ſollten, wie ſehr auch deine Verdienſte glänzen möchten. Erwäge, daß der Ruhm eine Blume iſt, die von jedem rauhen Winde leicht verwelket oder nicht mehr geachtet wird, ſobald andere ſolche Blumen aufblühen, welche das ermüdete Auge der Zuſchauer durch den Reiz der Neuheit an ſich ziehen. Setze aber den Fall, du könnteſt dich auch durch Jahrhunderte zur Bewunderung verewigen, ſo wirf einen einzigen deiner Blicke auf den unermeßlichen Raum hin, wo Millionen von Welten glänzen; betrachte unter Millionen von Weltkörpern den Sandpunkt, auf dem du lebſt, und berechne die Millionen und Millionen der Geſchöpfe, und dann — ſey ſtolz auf deine Größe.

Nie kömmt der Herbſt und entblättert durch den rauhen Nordwind die Bäume, ohne daß nicht dieſes traurige Bild mich auf die Nichtigkeit des menſchlichen Stolzes führt. Oft ſaß ich bei einer blätterreichen Linde und betrachtete das abfallende Laub. Wie viele tauſende der Blätter, dachte ich, hat nicht die Natur an die Zweige geheftet: jährlich fallen ſie ab, und jährlich kommen neue; und nach einem Umraum von einem halben Jahrhundert — wie viele tauſende ſind nicht da geweſen? — und unter dieſen tauſenden bin ich eines; — blühte, war, und bin nicht mehr! — Wie führt dieſer Gedanke den Menſchen zur Gottheit zurück! wie demüthigt er uns, wenn wir auf unſere Stärke zählen wollen! — Schreibe, Stolzer! deine Größe in Sand an das Ufer des Meers für die Nachwelt, und wenn die Fluth deine Schrift nicht bis am Abend verwäſcht, und der Sturmwind deine Buchſtaben bis am Morgen zerſtreut, ſo komm wieder, und ich will dich groß nennen.

Erfülle deine Beſtimmung, das iſt dein Beruf; — ſey thätig und liebe die Menſchen.

O Tugend! einzige wahre Wiſſenſchaft edler Seelen! — Warum koſtet es ſo viele Mühe, dich kennen zu lernen! — Sind nicht deine Grundſätze jedem Herzen eingeprägt? und iſt es nicht genug, um dich zu lieben, wenn man in ſich ſelbſt zurückkehrt, und bei der Ruhe der Leidenſchaften den innern Richter anhört. — Dieſes iſt die wahre Philoſophie. — Und dieſe iſt vom Stolze befreit und vom Geiſte der Verfolgung.

Glückliche Zeiten! — wann werdet ihr kommen, in welchen der Menſch, am Bande der Liebe geführt, Tugend im Herzen, und Weisheit in der Seele ſuchen wird?

Ihr Jünglinge meines Vaterlandes! Ein Wort noch an euch! Ich bitte euch durch alles, was euren Herzen heilig ſeyn kann: durch die Ruhe eurer Seele, durch euer eigenes Glück bitte ich euch, laßt euch durch die Aftergelehrtheit unſers Jahrhunderts nicht blenden, vertauſcht die ſtillen Freuden der Religion nicht um, Grundſätze einer böſen Philoſophie, die euch nie die geraubten Schätze des Glaubens wieder erſetzen wird. Verdunkelt den Verſtand nicht, den euch Gott gab, und macht euch nicht ſelbſt zum Werkzeuge eures Verderbens. Unterſucht! denn auch der, der unterſucht, wird Ruhe in ſeinem Glauben finden. Es wird in der Welt nichts beſſers, nichts ſchöners, nichts für die Menſchheit nützlichers geſagt, was nicht die Schrift ſchon geſagt hat. Nur Stolz und Leidenſchaft ſind des Glaubens Feinde; der Redliche iſt ihm zugethan.

Verzeiht meiner Lehre! ſie gehört auch zu den Feierlichkeiten des heutigen Tages. Es iſt billig, daß wir der Gottheit Weihrauch ſtreuen, und Anhänger für den zu werben ſuchen, der die Quelle aller Weisheit iſt.

II. Ueber das Verderbniß der Luft, die wir einathmen, ihrer Schädlichkeit für die Geſundheit der Menſchen, und die Art, ſie leicht und ſchnell zu verbeſſern.

> — — — Somnus agrestium
> Lenis virorum non humiles domos
> Fastidit, umbrosamque ripam
> Non zephyris agitata tempe.
>
> Horatius.

Zum neun und zwanzigſtenmale feiert heut die churfürſtliche Akademie der Wiſſenſchaften den Tag ihrer Stiftung. Unvergeßlich iſt ihr das Andenken ihres ewig theuren Stifters Maximilians, und ſtumme Thränen des Dankes heiligen die Feierlichkeit dieſes Tages.

So ſenkten ſich Jahre ins Meer der Vergangenheit, und gute Fürſten verſchwinden von dieſer Erde, wie die Sonne, die den Geſichtskreis verläßt, und von derer Dageweſenſeyn nur noch das Abendroth die Pracht verkündigt. So iſt alles vorübergehend auf der Erde: Die Aufſchrift des Tempels der Zeit heißt: Nichtigkeit und Verweſung. Wir treten den Staub unſerer Vorfahren, und wandeln auf dem eingeſunkenen Schutte zerſtörter Menſchenverfaſſungen und Königreiche. Wie Schatten gingen uns Aegypten, Perſien, Griechenland und Rom vorüber: wie Schatten verſchwinden ſie in der Geſchichte, und fallen zurück in die Todtengewölber der Jahre. Wandelbares Entſtehen, Seyn und Verſchwinden ſind die Geſetze des Kreislaufes irdiſcher Dinge. Es ſchaudert den menſchlichen Geiſt, wenn ihn die Geſchichte in die Katakomben der Vergangenheit führt; wenn ſie Aſiens Deſpoten aus ihren Gräbern hervorruft, und den Tyrannendruck zeigt, unter welchem die Menſchheit ſchmachtete, wenn ſie uns Neronens Thron und Germanicus Grab zeigt. Von ihrer Hand geleitet ſehe ich den treuen Ariſtid verbannt durch das ungerechte Athen; den guten Sokrat, den beſten der Menſchen, verurtheilt vom dummen Senate. — Ueberall, wo ich hinſehe, liefert mir die Geſchichte die Gemälde menſchlicher Thorheiten. Vorurtheile und Verfaſſungen verdrängen Seligkeit und Tugend. Gepeitſcht durch die Geißel der Leidenſchaften und Begierden, will der Menſch alles genießen, und genießt nichts. Im Kampfplatze ſinnloſer Gelüſte, wilder Kräfte, zerſtörender Künſte lernt der Menſch alles, nur nicht zu leben, und das Leben zu genießen. — — — Heilige Natur! in deine Arme ſehnt ſich der Gefühlvolle; dort, wo du deine Schätze ausbreiteſt, fühlt der Weiſe Ruhe, er fühlt ſein großes Bedürfniß, das iſt: bei dir zu ſeyn. Entfernt von den Puppenſpielen der Thoren, wo Schwäche der Sinne, Hinſchwinden der Freuden und Laſt des Lebens unſern Geiſt entnerven, tritt er in den feſtlichen Tempel der Natur; athmet reine Luft, trinkt friſches Waſſer und kennet wenig Bedürfniſſe, und ſein Herz erfüllt heiliger Schauer und gefühlvolle Anbetung der Gottheit.

Reine Luft athmen, friſches Waſſer trinken können, wenig Bedürfniſſe haben, dieſes ſind die wahren Schätze der Natur. Stille Ruhe, dauerhafte Geſundheit und ſanfte Zufriedenheit ſind ihre Folgen. Die Gottheit goß ſie aus dem Füllhorne ihrer Güte einſt über die Schöpfung: aber der Menſch raubte ſich ſelbſt dieſe Geſchenke; er baute ſich Städte und Kerker, vergiftete die reine Luft, peitſchte ſein Geblüt durch erhitzende Getränke, miethete ſich mörderiſche Köche, und grub ſich mit goldener Schaufel Quellen der Krankheiten.

Lange ſeufzte die Menſchheit unter dem Deſpoten-Joche der Unwiſſenheit, bis endlich reinere Philoſophie den Menſchen zu höhern Kenntniſſen führte, und ihm einige gutthätige Mittel ſeines Elendes gab. Geſchichte und Philoſophie waren die Hauptgegenſtände, die die vereinigten Freunde der Menſchheit bearbeiteten. Jene ſollte die Verbeſſerung des moraliſch verdorbenen Zuſtandes, und dieſe den phyſiſch verdorbenen Zuſtand des Menſchen zum Gegenſtande haben — beide ſollten die Menſchheit zu ihrem Glücke, zur Natur, zur Simplizität zurückführen.

Dieſes war auch der große Wunſch Maximilians, als er unſerer Akademie ihr Daſeyn gab, und ſie in die hiſtoriſche und philoſophiſche Klaſſe abtheilte. Aufgemuntert von dieſem wichtigen Berufe jedes Mitgliedes, möchte ich mir jene Geiſteskräfte wünſchen, die an dem Tage dieſer Feierlichkeit ſowohl der Abſicht unſers großen Stifters, als der Erwartung derjenigen entſprechen würde, auf deren Geheiß ich hier auftrete. Die unermüdeten Arbeiten der philoſophiſchen Klaſſe zu Entdeckung gemeinnütziger Wahrheiten; ihr Bemühen, der Menſchheit durch Entdeckungen verſchiedener Quellen phyſiſcher Uebel, und der Art ſelben vorzubeugen, zu nützen — — alles dieſes bewog mich, einen Gegenſtand zu wählen, der das wichtigſte Gut des Menſchen, die Geſundheit zum Zwecke hat.

Längſt wünſchte die churfürſtliche Akademie, daß der Gegenſtand, wie die verdorbene Luft am beſten und ſchnellſten zu verbeſſern wäre, behandelt werden möchte. Ich wähle dieſe der Menſchheit intereſſante Frage, und wünſche mir nichts, als daß durch meinen guten Willen meine Schwäche, und durch Nachſicht die Mängel meiner Kenntniſſe erſetzt werden möchten.

Aus den mütterlichen Armen der wohlthätigen Natur geriſſen, ſchmachtet der Menſch lebendig vergraben in den Leichengewölbern der Städte, eingekerkert von himmelhohen Palläſten genießt er nie den prächtigen Anblick der aufgehenden Sonne: kahle Gemäuer rauben ſeinen Augen die heitere Ausſicht blühender Fluren, und der Balſamhauch der Blumen, verdrängt durch eckelnde Gerüche der Garköche und Fleiſcher, kommt nie zur Erquickung in ſeine Seele.

Hier dünſtet faulendes Blut in mörderiſchen Gewölben; hier dampfen ſtehende Waſſer ſchädliche Gerüche umher; hier ſchwängert ſich die Luft mit tauſend brennbaren Stoffen, und ſteigt ſchädlich der Menſchenlunge empor aus der Arbeitsſtätte der Handwerker. Hier ſtrömt mit anſteckenden Theilchen von den Ausdünſtungen kranker Menſchen gefüllte Luft aus den Spitälern; hier füllt zerſtörende Fäulniß den Dunſtkreis und ſchwebt wie die Peſt über den Gräbern der Kirchhöfe. Mit tauſend Arten von Giften gefüllt athmet der Städter die Luft ein, die der Balſam ſeines Lebens ſeyn ſollte. Wo er hingeht, verfolgen ihn langſam mörderiſche Dünſte; ſelbſt im Tempel der Gottheit entheiligt der Eigennutz den heiligen Altar, und faulende Körper modern in Grüften, erkauft durchs

Geld, unter den Hallen des Tempels, und vergiften durch mörderiſche Dünſte die Lebenden. Hier hält das Vorurtheil den matten Kranken in erhitzende Federn verſperrt, verſagt ihm allen Zugang der reinen Luft, und reibt ihn auf durch eigenes Gift. Dort feſſelt die eigenſinnige Amme das muntere Kind mit Ketten von Windeln, und dörrt es aus an glühenden Oefen. Gleich dem Menſchen, der Jahre lang in Kerkern verlebte, wird uns das reinſte Geſchenk, die Luft, zum Uebel, und Vorurtheil und Eigenſinn entnerven uns ſo, daß wir ſelbſt den Balſam des Lebens nicht mehr ertragen können.

Glücklicher Landmann! der du dieß himmliſche Geſchenk unverdorben einhaucheſt, du bekömmſt es unverfälſcht aus der gutthätigen Hand des Morgens; rein trinkſt du die Luft aus den Nektarbechern der Natur, aus den düftenden Blumen, und fröhlicher fließt dein Geblüt, und ſanfter iſt der Umlauf deiner Säfte. — —

Wer iſt im Stande, die Menge der Uebel zu beſtimmen, die aus der verdorbenen Odemluft die Urſachen tauſendfältiger Todesarten ſind? Unſere ganze angenommene Lebensart iſt nichts als eine langſame Selbſtvergiftung, und die Wiſſenſchaft unſerer Arzneierfahrenheit iſt die Wiſſenſchaft, die Wirkung dieſer langſamen Vergiftung auf einige Zeit zu verzögern, zu hemmen, aber nie ganz zu heilen. Wo iſt der Menſch, der ſich vor dieſen täglichen Angriffen ſchützen kann? Hier ſind wir verurtheilt, den größten Theil unſers Lebens in Geſchäften zuzubringen, die der Natur des thieriſchen Lebens gar nicht angemeſſen ſind. Vergraben unter ſtaubigte Papiere zehrt der größte Theil der Menſchen langſam aus. Dick liegt hundertjähriger Staub über Aktenſtöße des menſchlichen Unſinns, und Tauſende ſind verurtheilt, dieſes Gift vermoderter Advokaten-Ränke in verſperrten Gewölbern in langſamen Zügen zu trinken.

So ſchuf ſich der Menſch ſein Elend durch die Kunſt, verkaufte die Freiheit, ſchwur ſeiner Vernunft ab, um nach Sätzen anderer zu denken: iſt dann ſtolz auf ſeine Erfindungen, und zählt es zu ſeiner Glückſeligkeit, zu ſchwätzen, zu lachen, zu ſtarren an marmornen Palläſten, in Vorzimmern zu warten, in Sälen zu ſpielen und zu plappern, zu tanzen und zu ſechten, in modiſchem Putze an Feiertägen herumzuſteigen, und dann regelmäßig Indigeſtionen zu haben, methodiſch zu kränkeln, und medizinaliſch durch Arzeneyen zu ſterben, und um baares Geld auf dem Kirchhofe begraben zu werden. Um dieſe Chimären vertauſchte der Menſch die Schätze der Natur, entſagte der reinen Luſt und den ländlichen Freuden; und Könige ſelbſt werden Sklaven des Zufalls und der Bedürfniſſe. So iſt der Menſch, den ſein Stolz über alles erhebt, und der doch immer ein zufälliges Weſen bleibt. Unſere größte Thaten, worauf wir ſtolz ſind, hangen oft von der mehr- oder mindern Spannung unſrer Nerven ab. Der Unglückliche hat oft das Geſchenk, das er von uns genießt, mehr dem Mundſchenke oder dem Koche, einem günſtigen Augenblicke, als unſerm guten Herzen zu danken.

Wer biſt du, ſchwächliches Geſchöpf! daß du ſtolz biſt auf deine Handlungen? Kennſt du den Bau deiner zufälligen Maſchine? Weißt du die Urſache der Bewegungen deiner Nerven, des Umlaufs deiner Säfte? Die Wirkung der Luft auf den Kreislauf deines Blutes? Betrachte die Verſchiedenheit irdiſcher Regionen, den Einfluß des Clima's auf den Charakter und die Sitten der Völker; und wenn du dieß alles kennſt, ſo rechne die zufälligen Umſtände weg, und ſage, was dein iſt. Sieh dort Menſchen, wie du biſt, die längſt an den Ufern reiner Flüſſe wohnen. Heiter iſt ihr Geiſt; rein, wie die Luft, die ſie einathmen. Dort ſind die blaßgelben Bewohner der Seeküſten; ihr langſam kranker Geiſt gleicht den Dünſten, die ſie einhauchen. Menſchen, erſchaffen zu eigener Plage, verleben ihre Tage unter Geldſäcken und Wechſelbriefen; vegetiren einige Zeit; kaufen, handeln und ſterben.

Unter den Bewohnern des Aetna herrſcht nach Prydons Entdeckung Grauſamkeit, und nach de la Torre Bemerkung auch wildes, grauſames Weſen unter denen, die ihre Hütten an die Gegenden des Veſuvs anbauten. Tauſende ſterben von dem Giftwinde in der Wüſte zwiſchen Baſora und Bagdad in Arabien, und erſchöpft ſinken Menſchen in Italien ſelbſt bei dem Hauche des entkräftenden Sirocco.

Domingo, Barbados ſind den Menſchen ſchädliche Orte, und die Peſt tödtet Nationen zu Bender-Abaſſi in Aſien, wie in der Inſel St. Thomas in Afrika. So iſt ſchon die verſchiedene Lage der Orte, die wir bewohnen, die Urſache verſchiedener Wirkungen. Die Ausdünſtungen und Dämpfe, welche man durch die Luft einathmet, die damit angefüllt iſt, treten theils durch die Säugwerkzeuge der Lunge, theils durch die Nahrungsmittel ins Geblüt. Wie werden die Wirkungen des Verderbens noch ſeyn, da wir ohnehin an manchen Orten durch eine unglückliche Lage verderbene Luft einhauchen müſſen, dieſe aber noch mehr durch eigene Kunſt, durch Vorurtheil und Dummheit vergiftet wird! Unzufrieden mit den Arten des Todes, die uns die Natur gibt, ſuchen wir ſelbſt neue auf, und ſtatt dem Bemühen, den erſtern vorzubeugen, vermehren wir ſelbſt durch Unvernunft unſer Elend und unſere Krankheiten.

Die Uebel, die durch die Luft entſtehen, hangen entweder von der natürlichen Lage des Orts, oder von der künſtlichen derſelben ab, worunter ich diejenige verſtehe, welche nicht von der Natur, ſondern von den Menſchen entſtanden iſt.

Die verſchiedene Grade der Luftgüte, die wir bei den häufigen Prüfungen des Dunſtkreiſes finden, beweiſen, daß der Wechſel ihrer Reinheit größtentheils von den Winden, die uns entweder gute oder böſe Dünſte zuführen, abhange, und hieraus fließt auch die richtige Folge, daß die einer Gegend oder einem Lande eigene Luftgüte immer reiner oder unreiner ſeyn müſſe, je nachdem das Innere deſſelben die Luft zu verbeſſern oder zu verderben beſchaffen iſt.

Malta und Gibraltar ſind die Beweiſe, daß Winde, die über weite Seen wegrollen, immer reiner als andere aus Land kommen.

Winde, die über große Sümpfe und Moräſte wegſtreichen, ſchleppen natürlich faulende, brennbare, ſchädliche Dünſte mit ſich, und ſind die Urſache von Seuchen und Krankheiten.

Malta erhält ihre geſündeſte Luft vom Nord-Weſt-Winde, der ſich durch ſeinen Uebergang über einen großen Theil der ſtets ſich bewegenden See gereiniget hat. Die Weſtwinde haben nach Dalomiens Beobachtung den erſten Grad der Reinheit nicht mehr, weil ſie zum Theil mit der Luft von Afrika, an deſſen Küſten ſie vorbeiſtreichen, vermiſcht ſind. Die Nord- und Oſtwinde geben gute Luft, weil ſie die See gereinigt hat; der Südwind hingegen iſt abſcheulich. Er ſtreicht über den dürren und brennenden Theil von Afrika, wo keine Pflanze fortkömmt, wo die Hitze ſo groß iſt, daß alles, was ſich nur in der Erde aufzulöſen vermag, ſich in Dünſte verwandelt, und in die Atmosphäre aufſteigt. So nimmt die Luft verſchiedene Miſchungen und Eigenſchaften an, die uns entweder zuträglich oder ſchädlich ſind. Ihre Art verändert ſich nach den Himmelsſtrichen, Winden, Dämpfen und Dünſten, die aus dem Erdballe aufſteigen, und ſo wird ſie Balſam für den Menſchen oder Gift. Galenus hat in ſeinem Buche von den Mitteln, die Geſundheit zu erhalten, ſchon alle die Folgen der unreinen Luft abgehandelt. Hypokrates ſtellte hierüber ſeine Betrachtungen ſchon an, und Avicenna behauptet, daß diejenigen Menſchen, deren Wohnung dem Nordwinde oder ſeinen Abtheilungen ausgeſetzt ſind, zur Gefräßigkeit geneigt ſind, und harte und böſe Sitten haben. Die Winde von Morgen, ſagt Hypokrat, haben eine ſanfte und heilſame Temperatur, und befördern die Reinigkeit der Sitten und die Güte des Geiſtes. — — Allem Anſcheine nach wehen dieſe ſanften Winde ſelten in unſern Gegenden: oder die hohen Paläſte, die wir aufbaueten, hindern ihren wohlthätigen Einfluß in den Städten auf die Seelen der Menſchen.

Wohl wäre es der Bemühung werth, daß philoſophiſche Nachforſcher der Natur in jedem Lande die Wege der Winde, die ſie durchzuſtreichen haben, ehe ſie in unſere Gegenden kommen, unterſuchen, und ſtudierten, und denn die Art ihrer Modifikation durch die Lage des Orts, Höhe, Richtung der Gebirge, Thäler und Wäſſer zu berichtigen ſuchten. Welchen Vortheil würde nicht die menſchliche Geſundheit hieraus ziehen? —

Es läßt ſich vermuthen, daß dieſer Zeitpunkt des Menſchenglücks weniger entfernt iſt, als er ſcheint. Wenn der Arzt, der Geograph, der Witterungsbeobachter, der Naturkundige, der Oekonom mit vereinigten Kräften ſich auf dieſe Nachforſchungen bemühen, ſo werden nach wenig Jahren Rieſenſchritte zur menſchlichen Glückſeligkeit gethan werden. Die churfürſtliche Akademie legt hiezu durch ihre meteorologiſche unermüdet fortgeſetzte Beobachtungen über Witterung, Luft, Elektrizität, Verhältniß des Gewächs-Reichs und Mortalität der Menſchen ſchon den beſten Grund, aus welchen ſich Verhältniſſe und Sätze werden ziehen laſſen; und einſt werden dem menſchlichen Geiſte Winde und Stürme gehorchen, und der Menſch wird zu der Luft ſprechen: wehe ſo zu unſerer Erhaltung! — —

Die Urſachen der guten oder böſen Luft aus der Lage des Orts zu unterſuchen iſt der Gegenſtand der Naturforſcher: die geprüften Mittel aber des Naturforſchers zur Verbeſſerung anzuwenden, der Gegenſtand einer wohlgeordneten Polizei.

Das größte Gut des Menſchen iſt ſeine Geſundheit, denn nur durch ſie erhält er den Genuß des Lebens; die höchſte Pflicht der Oberaufſicht des Staats iſt daher gewiß, für dieſes koſtbare Geſchenk der Natur zu ſorgen. Wenn die höchſten Güter des Menſchenlebens — Leben und Geſundheit — keinen Werth haben, welche Vortheile ziehen wir denn aus dem bürgerlichen Leben? Menſchen knüpften das Band der Geſellſchaft in Abſicht ſich ſelbſt zu erhalten, nicht um ſich zu zerſtören, und doch ſcheint es täglich, als hätten die Menſchen ihre Abſicht vergeſſen. Doch nein! die Menſchheit vergaß nie ihre Rechte; nur Dummheit und Bosheit, welche letztere meiſtentheils die Folge der Dummheit iſt, ſind die Schöpferinnen des menſchlichen Elendes. Wir verkannten den wahren Werth des Lebens, und hingen unſere Herzen an Hirngeſpinnſte von Glückſeligkeit, die die Natur nicht kannte. Wir ſchufen uns tauſenderlei Bedürfniſſe, um uns ſelbſt und unſere Brüder ganz elend zu machen. Wir ſchützen uns gegen die Gewalt des Tiegers, aber nicht gegen die des gefährlichen Höflings, der unſere Seele zerreißt und unſer Herz zerfleiſcht. Preisgegeben den Stürmen, ward der Menſch, der noch in Wäldern lebte, manchmal die Beute des hungrigen Thiers; ohnmächtig kämpfte er manchmal mit den ſtürmiſchen Elementen, und unterlag als ein Opfer ſeiner Schwäche. Die Geſellſchaft entriß ihn nicht, ſondern veränderte nur ſein Elend. Hier ſteht er auf dem Kampfplatze erdichteter Bedürfniſſe, wird zerriſſen von Klauen, die er nicht ſieht, und gefreſſen von politiſchen Tiegern, verurtheilet durch Ausſprüche beſtochener Richter, zermetzelt durch die Dummheit mancher elender Aerzte, und geſtümmelt durch unerfahrene Chirurgos.

Religion und Philoſophie, die einzigen Freundinnen der Menſchen, erhoben lang ihre Stimme für die leidende Menſchheit, aber ſelten drang ſie durch Thüren von Erz bis zu den Herzen der Reichen, die meiſtentheils bei ihrem Gelde in eiſernen Kiſten verſperrt ſind.

Beſchäftigt nur mit ſich ſelbſt; vergaß der Stärkere ſeinen Bruder und der große Wahlſpruch: Dummodo mihi bene! verſtopfte die Ohren der Großen zu dem Gewinſel der Menſchheit und dem lauten Zuruf der Philoſophie. So floßen Jahrhunderte vorüber, bis es endlich einer der Menſchenfreunde wagen durfte, zu ſagen, daß vielleicht manches Uebel unſerer Verfaſſung in uns ſelbſt liege, und ſich vielleicht durch Entdeckung philoſophiſcher Kenntniſſe beſſern ließ.

Dieſe Zeiten waren die Zeiten der Unterdrückung der Kräfte des menſchlichen Geiſtes; die Urſachen des langſamen Fortgangs philoſophiſcher Kenntniſſe, die unter den Felſenſtücken des Wörter-Gehäufs vergraben lagen, treu bewacht von despotiſchen Schätzern der Dummheit und alter Vorurtheile und des Aberglaubens. Ein gleiches Schickſal hatten auch phyſikaliſche Entdeckungen, und man konnte nicht ungeſtraft der Natur nachſpüren, ohne beargwohnt zu werden, mit der Hölle im Verſtändniſſe zu ſeyn. Sie verſchwanden glücklich, dieſe Zeiten der Finſterniß, und aufkeimende Morgenröthe beleuchtet ſchon hie und da die Erde, obwohl es doch noch in den meiſten Gegenden noch nicht ganz helle iſt. Es wäre vielleicht heller; aber der Gelehrten Vorurtheile, Hang an Autorität, Eigendünkel, Selbſtſtolz und literariſcher Fanatismus baueten noch ihrem großen Selbſt Altäre, und die Dünſte des Weihrauches, die dort aufſteigen, verdunkeln die Sonne, die ohne dieſe Dünſte weit heller für die Menſchheit ſcheinen würde.

Unter die ſeltenen Wunder unſrer Zeiten gehört unſtreitig die Erfindung der verſchiedenen Luftarten, unter welchen die brennſtoffleere Luft, die Prieſtley mit Recht die Lebensluft nennt, die Königin der übrigen iſt. Dem unſterblichen Jagenhouſz hat die Erde dieſe Bekanntſchaft zu verdanken, und die tauſend nachkommenden Verſuche zum Menſchenwohl, die man ohne dieſe Entdeckung nie gemacht haben würde. Bald führte dieſe Entdeckung den Menſchen zu mehrern Kenntniſſen ihrer Eigenſchaften. Man lernte ihre vorzügliche Reinigkeit kennen, fand ſie zum athmen viel tauglicher, da der Menſch durch ſie eine unbekannte Wolluſt einhaucht und ſein Leben unbegreiflich verlängern würde, wenn es ihm die Lage des Erdballes verſtattete, ſie ganz in ihrer Reinheit genießen zu können. Sie iſt die Lebenskraft des Menſchen; der Balſam der Blumen, die Urſache der Heilungskraft der Kräuter und das herrlichſte Geſchenke der Natur, die reinſte Quelle der Geſundheit des thieriſchen Lebens. Verkannt lag ſie durch Jahrhunderte in den Behältniſſen der Natur, in Kräutern und Wurzeln, und vorurtheilvolle Chymiſten verjagten ſie durch die Folter ihrer Retorten aus den ärztlichen Officinen. —

Nach ihrer Modifikation verhält ſich die Reinheit der einzuathmenden Luft, und es iſt bereits durch wiederholte Verſuche beſtätigt, daß die mindere oder höhere Güte der Odemluft ſich nach dem wenigern oder mehrern Brennſtoff beſtimmt, welchen ſie enthält und mit dem ſie geſchwängert iſt.

Den Naturforſcher Prieſtley führte bald ſein erhabener Geiſt auf die Erfindung des Luft-Güte-Meſſers.

Fontana, Landrian, Ingenhouſz, Magellans, With, Sauſſure, Schelle, Senebier, Cavallo arbeiteten bald nach ſeinem Syſteme, und die Art der Luftgüte wurde in den meiſten Gegenden zuverläſſig durch dieſe Naturforſcher beſtimmt. Das Reſultat ihrer Verſuche war, daß die Schädlichkeit der Luft von dem vielen darin befindlichen Brennſtoffe, und ihre Heilſamkeit von der Abweſenheit deſſelben größtentheils abhange; daß der Luftkreis in dieſer Rückſicht den größten Einfluß auf unſere Geſundheit und Leben habe.

Ich ſetze dieſe angenommene und durch viele Verſuche beſtätigte Grundſätze der berühmteſten Männer voraus, und baue mein praktiſches Gebäude der Verbeſſerung der Luft, die wir einathmen, auf die angenommene Theorie der Luftgüte. Ich ſetze daher voraus.

Satz.

Wie mehr Brennbares in der Luft iſt, je ſchädlicher iſt die Luft; wie weniger Brennbares die Luft in ſich hat, je näher kömmt ſie der brennſtoffleeren Luft, je nützlicher wird ſie zum thieriſchen Leben. Und aus dieſen Sätzen ziehe ich nachkommende Folgerungen:

Dasjenige, was die Luft mit Brennſtoff vermehrt, iſt eine wahre Verſchlimmerung der Luft, die wir einhauchen; und dasjenige, was dieſer Luft ihr Brennbares benimmt, iſt ein wahres Mittel ihrer Verbeſſerung. Je ſchneller der Luft, die wir einathmen, ihr Brennſtoff benommen werden kann, je tauglicher iſt das Mittel, die Luft zu reinigen, und je fähiger ein Mittel iſt, den Brennſtoff von der Wiedervereinigung mit dieſer Luft abzuhalten und abzuleiten, deſto beſſer iſt das Mittel, die Luft rein zu erhalten.

Die Beantwortung dieſer Sätze ſoll die Auflöſung dieſer Aufgabe ſeyn.

Es iſt nicht möglich, über nützliche Gegenſtände zu ſprechen, ohne daß man nicht alte, eingewurzelte Vorurtheile angreifen muß. Noch hob ſich keine nützliche Entdeckung in der Menſchheit empor, ohne daß ſie nicht mit Bosheit und Dummheit kämpfen mußte; ſo tief ſind die Menſchen geſunken, daß ſie ihr wahres Glück verkennen und den zum Märtyrer machen, der für ihre Erhaltung arbeitete. Es gab Zeiten, in denen man gemeinnützige Wahrheit zum Staatsverbrechen und philoſophiſche Entdeckung zur Ketzerei machte und Haß in das Herz des Volkes goß. Härter war das Schickſal der Gutdenkenden in den Tagen, deſto milder ſind unſere Zeiten; aber im allgemeinen genommen ſind die Menſchen doch nicht weniger ungerecht. Ihre Verfolgungen haben ſich nicht geändert, nur die Art ihrer Verfolgung. Einſt mordeten ſie mit Dolchen, jetzt mit Verläumdung. Es iſt aber immer Mord — abſcheulicher — feiger Mord — Meuchelmord, gegen den ſich oft der Unſchuldige nicht vertheidigen kann. Die Dummheit behauptet in jedem Jahrhunderte ihre Rechte und verfolgt den, der der Menſchheit nützen will, in den Jahren der jetzigen Aufklärung, wie in den Jahren der Finſterniß, theils weil der Menſch ſein wahres Wohl nicht einſieht, theils weil das Intereſſe der Stärkern mit angenommenen Vorurtheilen zu ſehr verwebt iſt, und ihr Stolz und ihre Trägheit das Hinderniß aller wohlthätigen Veränderungen ſind. Ich ſetze mit Bedacht dieſe Worte zum Voraus, weil ich nach der traurigen Kenntniß des Menſchengeſchöpfes gar nicht zweifle, daß auch dieſer von mir gewählte, der Menſchheit nützliche Gegenſtand, ſeine Widerſacher finden wird.

Allein die Sprache des Vorurtheils iſt den Fürſten nicht mehr unbekannt; ihr Zuruf zu dem Throne des Beſten der Regenten, dem ſeine Unterthanen ſo viel thätige Anſtalten zum Menſchenwohle zu danken haben, wird nicht mehr gehört: und unter dem Schutze dieſes großen Fürſten rüge ich auch kühn jedes Vorurtheil, das ich bemüßiget bin zu rügen, um den Gegenſtand meiner Rede ganz zu erſchöpfen.

Da ich von der Verbeſſerung der Luft ſpreche, die wir einathmen, ſo iſt es nothwendig, daß ich ihr Verhältniß in Rückſicht des Menſchengeſchlechts ordentlich eintheile. Dieſe Eintheilung iſt die allgemeine und ſonderliche Lage des Landes und der darin befindlichen ländlichen Gegenden. Das Verhältniß der Landluft überhaupt; ihr Verhältniß nach der Lage des Orts, Wälder, Sümpfe, Moräſte, Viehes, Ställe, Back- und Kalk-Oefen.

Das Verhältniß der Stadtluft überhaupt, und ihr ſonderliches Verhältniß in Rückſicht der Handwerksſtätten, Fleiſchenbänken, Kirchhöfe, Spitäler, Krankenhäuſer, engen oder weiten Gaſſen, Tempel, Schauſpielhäuſer und Tanzſälen, Kerker, Zucht-, Kinder- und Krankenhäuſer. Endlich ihr Verhältniß in Privathäuſer, nach den Umſtänden des Gewerbs, der Handthierung, Arbeit, und nach den Umſtänden verſchiedener anſteckenden Krankheiten.

Unter dieſe Rubriken däucht mich, daß alle mögliche Fälle der Luftverbeſſerung gebracht werden können.

Dieſe allgemeinen Grundſätze, nach welchen die Luft überhaupt beurtheilet werden muß, ziehe ich aus den allgemeinen Luftprüfungen der berühmteſten Naturforſcher unſerer Zeit, aus welchen ſich folgende Sätze ziehen laſſen.

Der Luftkreis enthält im Ganzen genommen jederzeit eine beſtimmte Menge reiner, brennſtoffleerer Luft. Die um einige Grade abweichende Güte derſelben rührt von örtlichen und andern Urſachen her.

Die Seeluft iſt überhaupt reiner und dem Leben des Menſchen zuträglicher als die Landluft.

Die Landluft iſt reiner, als die Stadtluft.

Die Luft iſt im Winter bei ſehr kalter Witterung am reinſten; im Sommer hingegen und beſonders im Herbſte, wenn viel Regenwetter einfällt, nicht ſo rein.

Ein ungewöhnlich warmes Wetter im Winter ändert die Luftgüte.

Sumpfige und moraſtige Gegenden ſind im Winter nicht ſo ſchädlich als im Sommer.

Die Abwechslung der Winde verurſacht einen beträchtlichen Unterſchied in der Güte der Luft, und die Reinheit der Luft wechſelt mehr beim windigen Wetter, als bei der Windſtille.

Winde, die über einen großen Theil der faſt immer ſich bewegenden See ſtreichen, führen gereinigte, folglich geſunde Luft mit ſich. Dergleichen ſind die Nord- und Oſtwinde.

Winde, die über dürre und brennende Landſtriche wehen, führen ſchädliche, unreine Luft. So iſt der Südwind beſchaffen.

Der Luftkreis behält ſelten einen ganzen Tag hindurch ſeine Beſchaffenheit.

Dieſe Erfahrungen beſtätigen ſich durch fortgeſetzte Prüfungen der Luftgüte.

Die Güte der Luft, die wir einhauchen, kann bald nach der Lage des Orts, der Gemüthsbeſchaffenheit der Bewohner, nach den Umſtänden ihrer Geſundheit und Krankheit, und nach dem Verhältniſſe der Moralität beſtimmt werden. Wenn man allgemein fleißige Beobachtungen anſtellte, die Art der Krankheit, die in verſchiedenen Orten oft eine Menge Menſchen und Thiere hinrafft, fleißig anmerkte, die Entſtehungsurſachen dieſer Krankheiten unterſuchte, ſo könnte man gewiſſe Grundregeln der allgemeinen Luftverbeſſerung hieraus ziehen.

Daß die Moräſte und Sümpfe der Luft, die wir einhauchen, ſchädlich ſind, iſt allgemein bewieſen. Dieſe durch ſolche Ausdünſtungen angeſteckte Luft verbeſſert ſich durch die Wegräumung ihrer Entſtehungsurſache. Es ſoll aber in einem Lande ein allgemeiner Grundſatz ſeyn, Moräſte und Möſer ſo viel möglich umzuſchaffen und kulturmäßig zu machen. Nicht allein wird die anſteckende Schädlichkeit der Luft gehoben, ſondern die ganze Luftgüte durch die Kultur wirklich verbeſſert, weil wir die Erfahrung haben, daß Gräſer und Kräuter die Luft vom Phlogiſton reinigen, und die reinſte, brennſtoffleere Luft wieder zurückſchicken.

Im allgemeinen verändert ſich oft die Luftgüte eines Orts durch Unerfahrenheit der Bewohner, die aus Mangel phyſikaliſcher Kenntniſſe ihres Orts ſich ſelbſt die Luftgüte verderben. Ich habe beobachtet, daß man in Rückſicht des Holzſchlages keinen Bedacht auf die Beſchaffenheit angränzender Orte nimmt, da ſie doch durch Wegräumung der Wälder die Luftgüte der benachbarten Orte verändert.

Wenn zwiſchen Sümpfen und Dörfern Wälder liegen, die die Scheidewand zwiſchen den Moräſten und den Ortſchaften machen, ſo iſt es unklug, dieſe Wälder auszuhauen, beſonders wenn es Harzwälder ſind. Dieſe ſind wohlthätige Schützer der Ortſchaften, denn nicht allein ſaugen die Harzbäume das

Phlogiſton aus den Sümpfen in ſich, ſondern ſie reinigen noch in warmen Sommertagen durch Aushauchung einer brennſtoffleeren Luft mit dem Balſam ihrer Ausdünſtungen umherliegende Gegenden. Werden nun dieſe Schützer der Ortſchaften weggeräumt, ſo ſtrömt die ſchädliche Sumpfluft ohne Ableitung nach den anliegenden Ortſchaften, und verändert ihre Luftgüte weſentlich. Gleiche Beſchaffenheit hat es mit Orten, die in Sümpfen liegen, und rings umher mit Wäldern umſchloſſen ſind. In dieſer Lage iſt es nothwendig, die Wälder auszuhauen, um den ſumpfigten Ausdünſtungen einen Durchgang zu öffnen. In dieſem Falle ſind die Bäume nicht hinlänglich, die Sumpfluft abzuleiten; ſie ſättigen ſich mit Brennſtoff, gleich der Menſchenlunge, die in einem Dunſtkreiſe brennbarer Luft nicht mehr im Stande iſt, ihr Phlogiſton von ſich zu bringen, indem die ſaturirte Luft keiner ſolchen Abſtoßung mehr empfänglich iſt. Am beſten iſt es in ſolchen Orten, wenn man die Wälder gegen der Lage eines Sees oder Stroms durchhauen, oder wenn man Waſſerleitungen und Bäche aus Flüſſen ziehen kann, um die Gegenden mit ſelben zu durchkreuzen.

Zu dieſer Nachläßigkeit der Beobachtungen im Allgemeinen gehört auch noch dieſe, daß die meiſten Schlöſſer und Edelſitze mit ſtehenden Weihern und Moräſten umgeben ſind, und kleine Märkte und Städte mit Gräben, worin ſtehendes, faules Waſſer iſt. Die erſten mögen wohl ihre Entſtehung noch von dem Fauſtrechte herleiten, und letztere ihr Daſeyn einem gewiſſen Stolze zu verdanken haben, weil ſich die Bewohner ſolcher Städtchen einbilden, ſie lebten nun wirklich in kleinen Feſtungen. Gewiß iſt es, daß Sümpfe und Gräben, mit ſtehendem Waſſer gefüllt, höchſt ſchädlich ſind. Man darf nur die äußere Luftgüte in manchem Diſtrikte mit der Gemeine eines Städtchens in Verhältniß ſetzen, und man wird ſehen, daß manchmal ein Ort, der kaum einige hundert Schritte von einem Markt oder Städtchen entfernt iſt, weſentlich an der Luftgüte unterſchieden iſt, woran nichts anders als die faulende Waſſer im Graben die wahre Urſache der Luftverſchlimmerung ſind. So verhält es ſich auch noch bei den alten Schlöſſern und Edelſitzen. Stolz auf die Tugenden der Vorältern behielten wir auch noch die alten Schwerter und Burgen und Veſten, und Gräben und Moräſte. Einſt hatten ſie das Verdienſt, unſere Vorältern zu ſchützen; nun aber ſind ſie unthätig und faulen und vergiften die Luft, die wir auf manchen altadelichen Veſten einhauchen. — Die Gräben ſchützten einſt unſere Vorältern vor Feinden, und nun vergiften ſie ihre Nachkömmlinge. Welche Veränderung vom Schutzgraben zum faulenden Sumpfe! — — Und doch behalten wir ſie noch, und laſſen uns eher vergiften zum Symbol der Zeit, aus dem der Naturforſcher ſieht, was wir ſind und was wir waren.

Das beſte Mittel zu einer allgemeinen Luftverbeſſerung iſt die Kultur. Je mehr die Erde bebaut und fruchtbar gemacht wird, je reiner wird die Luft durch die Aushauchung balſamiſcher Pflanzen. Ausrottung aber der Wälder gehört nicht zur Kultur; man muß ſorgfältig mit dieſen Geſchenken der Natur zu Werke gehen. Ihnen haben die Amerikaner und die Bewohner des glücklichen Otaheiti den ſeligſten Lebensgenuß zu verdanken. Ganze Länder haben durch Ausrottung der Wälder ihr ehemaliges geſundes Clima verloren. Die Inſeln des grünen Vorgebirges ſind hiervon der Beweis. Sie waren ehedem bevölkert und geſund, nun aber ſind ſie dürre Eilande ohne Einwohner. So iſt auch Barbados, und das ehemalige volkreiche Paläſtina. Für München ſind die Waldungen, die gegen das Schleißheimer und Freiſinger Moos eine Art von Scheidewand machen, unzweifelbar ſehr gut. Die Luftgüte von München würde ſich weſentlich verändern, wenn wir dieſe Ableiter der Sumpflüfte verlieren ſollten. Sie verdienen, ſo lang dieſe Moräſte nicht kulturmäßig gemacht ſind, alle Schonung. Wälder, die die Scheidewände von Seegegenden und den Gebirgen machen, können eher zum Holzſchlag hergenommen werden, ohne der Lage des Orts ſchädlich zu ſeyn, weil durch ſie die Luftgüte wenig, oder manchmal gar nichts verliert.

Auch in Rückſicht des Holzſchlages ſelbſt hat die Luftgüte einen auſſerordentlichen Bezug, und ſie allein iſt oft die einzige Urſache der Baumſeuche, oder des Verderbens des Anflugs auf den Schlägen. Ich habe phyſiſche Gründe, dieſes zu behaupten.

In einigen Gegenden von Baiern befinden ſich in verſchiedenen Wäldern große Holzſchläge, die ganz öde ſind. Der junge Anflug keimte früh auf, und verdarb bald wieder. Jäger und Förſter gaben verſchiedene Urſachen davon an; allein da die angewandten Mittel die Sache nicht verbeſſerten, ſo ſcheint, ſie hätten den wahren Grund dieſer Anflugsſeuche nicht errathen. Ich beobachtete, daß dieſe Holzſchläge meiſtentheils gegen große Möſer, Sümpfe und Moräſte lagen, und alſo der Anflug, der von den Sümpfen herſtrömenden Luft vollkommen ausgeſetzt war. Man weiß, wie ſchnell Harzbäume das Phlogiſton in ſich ziehen, und wie viel Brennſtoff Sümpfe und Moräſte aushauchen. Dieſe Ueberladung von Brennſtoff, mit welchem ſich die aufkeimenden Gebüſche ſaturiren, iſt die Urſache ihres erſten ſchnellen Wuchſes, und dann des gleich darauf folgenden Verderbens. Sie gleichen den Pflanzen, die durch das Elektriſiren in geſchwindere Vegetation geſetzt werden und wieder verderben. Man leite da den Brennſtoff ab, und die Bäume werden aufkeimen. Es iſt daher ein gewiſſer Fehler, wenn man Wälder, die nahe an Moräſten liegen, vollkommen bis an die Gegend des Sumpfes aushauet. Es ſollen immer größere Bäume die Scheidewand zwiſchen dem jungen Holze und dem Moraſte ausmachen, damit der aufkeimende Anflug nicht mit Brennſtoff überladen, und folglich ins Verderben gebracht werde. Daß ſich Harzbäume durch die Ausdünſtungen der Moräſte verderben, ſehen wir täglich. In mooſigten Gegenden wird es wenig Harzbäume geben, meiſtentheils Birken, denen das Phlogiſton ihrer wäſſerigten Natur nach minder ſchädlich iſt.

Gleiche Beſchaffenheit hat es auch mit den öden Gegenden und großen Heiden. Der Grund ihrer Unfruchtbarkeit liegt in der Lage, die ſie zwiſchen Moräſte und Sümpfe verſetzte.

So liegen die großen öden Heiden bei Schleißheim zwiſchen dem großen ſtundenlangen Dachauer, Schleißheimer, Freiſinger und Erdinger Möſern, und werden durch die mit Brennſtoff geſchwängerte Ausdünſtungen ausgedörrt. Die Beweiſe, daß die Urſache ihrer Verödung darin liegt, geben ſich aus Beobachtungen. Wo die Wälder anfangen, wird das Gras ſchon beſſer und immer beſſer, wie weiter man in ſelben fortkommt. So gehen die Heiden bis an die Görgen Schweig, und weiter davon trifft man ſchon fruchtbare Wieſen an. Der Brennſtoff verliert ſich immer mehr und mehr durch die Filtration der Waldbäume, und wird endlich, da die Gegend dem Iſar-Strome und der Moſach immer näher kömmt, ſtets ſchwächer und ſchwächer, bis ſeine Wirkung der Gräſer-Vegetation ganz und gar nicht mehr ſchädlich iſt.

Ich behaupte, daß man die langen und großen Heiden nie im Stande ſeyn wird, fruchtbar zu machen, ohne ehevor die großen Moräſte ausgetrocknet, und hiedurch die Urſache ihres Verderbens gehoben zu haben. Allein mein Gegenſtand iſt nicht, den Einfluß der Luft auf die Kultur, ſondern auf die Geſundheit des Menſchen zu behandeln, und ich komme daher zu meinem Gegenſtande wieder zurück.

Von den allgemeinen Fehlern, die in Rückſicht der Verbeſſerung der Luftgüte begangen werden, ſchreite ich zu den Lokalfehlern. Stadt und Land ſind zugleich Lokalfehlern ausgeſetzt. Ich rede aber vorzüglich von dem Lande, denn dort lebt der Mann, der uns ernährt, und dem wir in Städten die Erhaltung unſerer Menſchen-Vegetation zu danken haben. Seliger iſt ſein Leben weit als das unſrige, denn er haucht die tauſenderlei Giftdünſte nicht ein, die die Stadtluft zur heimlichen Peſt machen. Es ſcheint auch, daß die gütige Natur allein ſeine Wohlthäterin iſt, die ihm den Tyrannendruck zu erleichtern ſucht, unter den ihn die Undankbarkeit der Menſchen geſetzt hat.

Geſundheit — die iſt alles, was ihm der Stolz des Stärkern noch nicht geraubt hat. Dieſes himmliſche Geſchenke zieht er noch unbezahlt mit dem Hauche des reinen Aethers in ſich. Kein Projektant taxirte es noch, und kein Geldeinnehmer foderte hievon eine Abgabe. Ohne Siegel und Brief erneuert ihm dieſes Geſchenke täglich die aufgehende Sonne. Das iſt alſo alles, was wir ihm übrig ließen! — wahrlich alles! — und auch dieſes würde noch mancher Reiche in Pacht nehmen, wenn es in ſeiner Macht ſtünde.

Du Menſch der Natur! der du den Pflug ziehſt; der du der einzige biſt, der dem Berufe der Menſchheit am nächſten kömmt; der du uns alle ernährſt, uns alles gibſt, was wir haben; der du mit wenigem zufrieden, mit Stroh deine Hütte deckeſt, damit verſchwenderiſche Pracht unſere Palläſte ſchmücket; du biſt der Tugend werth; auf deine Erhaltung gründet ſich das Wohl der Staaten; dein Leben hat einen höhern Werth, als das Leben von tauſend Städtern, die den Inſekten gleich nur die Blüthen abfreſſen, die du pflanzeſt. — Deine Hand ſchafft uns Nahrung; dein Sohn kämpft den Kampf fürs Vaterland — deine ganze Exiſtenz iſt nütze, da viele der Stadtmenſchen keinen andern Werth haben, als daß vielleicht ihre Körper einen kleinern Raum der Erde düngen werden, wo ſie faulen.

Deine Erhaltung, edler Bauer! iſt die nothwendigſte; — und wer ſorgt für dich! — du biſt krank, und elende Marktſchreier tödten dich durch dicke Unwiſſenheit. Dein Weib, dein Kind ſind das Opfer ungeſchickter Wärterinnen; und wer hilft? — und wer unterſtützt thätig genug die wohlthätigen Anſtalten, die unſer gutthätiger Regent zu deiner Erhaltung machte? — Iſt nicht das Verhältniß der Sterblichkeit in ländlichen Gegenden der Beweis deiner Abnahme.

Allgemein ſieht man die Moraſt- und Miſtſtätte vor den Schlafkammern der Landleute. In Herbſt-Zeiten ſind ihre Schlafgemächer mit Obſt und Kohl angefüllt, und man weiß aus den neuen Verſuchen, welche tödtliche Ausdünſtungen Obſt und Kohl von ſich geben, wenn ſie in Schlafkammern verſperrt ſind. Zu dieſer verſchiedenen Luftverderbung kömmt auch noch das ſchädlichſte aller Vorurtheile, das ſogenannte Schwitzbad. Bauersleute beſuchen ſolche Bäder in der größten Kälte, auch in einer Entfernung von 2 bis 3 Stunden; ſitzen dann in ein Gemach, wo es ſo eingefeuert iſt, als wollte man Blut, Nerven und Knochen in Dünſte auflöſen. Von dieſem unnatürlichen Zuſtande, wo nothwendig die Luſt nicht nur allein durch die entſetzlichſte Hitze, als auch durch das Aushauchen der vielen Menſchen ganz verdorben ſeyn muß, kehren die Leute wieder in die Kälte zurück, und ſetzen ſich daher allen natürlich böſen Wirkungen des Uebergangs von Hitze zur Kälte, und von Kälte zur Hitze, und den Folgen einer zurückgetretenen Transſpiration, Entzündung, Schlagflüſſen ꝛc. ꝛc. aus. — Allein wer kann die Stimme gegen dieſe ländliche Mordſtätte der Menſchen erheben, die meiſtentheils privilegirte Mördergruben ſind! —

Unter die Verderbung der Landlokalluſt ſind auch als eine wirkliche Urſache vieler Krankheiten die Viehſtälle zu rechnen, die oft ſo nahe an die Wohnungsgebäude angebauet ſind. Die Vieh-Streue von abgefallenen Baumblättern, wenn ſie naß in die Ställe gebracht wird und dort faulet, wird ſchädlich. Die engen Stuben, die niedrigen Gemächer, die ſelten gereiniget und geöffnet werden, ſind heimliches Schleichgift für den Landmann. Glücklicherweiſe macht es die freie Luſt, in der ſich der Landmann immer aufhält, und worin er, der Sohn der Natur, ſeine meiſten Lebensſtunden zubringt, daß er ſeltner krank wird, als ers nach der Lage ſeiner Wohnungsluſt nothwendig werden müßte. Nur bedaure ich es, daß er, wenn er einmal erkranket, meiſtentheils das Opfer unwiſſender Wundärzte iſt, mit denen ſo viele Dörfer noch beſetzt ſind. Er kennt keinen Arzt aus der nächſten Stadt; ihn zu ſich kommen laſſen ſcheut der Arme, wie den Tod. Glücklich, wenn ein rechtſchaffener Landprieſter oder eine gutthätige Herrſchaft noch ins Mittel tritt, und den ſterbenden Kranken dem nahen Tode entreißt.

Zum Verderbniß der ländlichen Lokalluſt gehört endlich noch das in eingeſperrten Zimmern ſchädliche Tabak-Rauchen, wo die Luſt auf das äußerſte phlogiſtiſirt und der Lunge nachtheilig wird.

Vom Verderben der Landluft ſchreite ich zum Verderben der Stadtluft. Ich unterſuche zuvor jede Urſache des Luftverderbniſſes, und dann ſchreite ich zu den Verbeſſerungsmitteln.

In Städten leben wir zwiſchen gekräuſelten Wolken phlogiſtiſcher Dünſte, die einige tauſend Schornſteine herauswirbeln. Wir athmen ſchier keine Luft ein, ſondern Dämpfe. Alte, hergebrachte Vorurtheile rechtfertigen eine Menge Luftvergiftungen. Ich zähle zu dieſen die Behandlungsart der Fleiſchgewölbe und Schlachtbänke. Ich beobachte, wie man in ſelben das Waſſer, worin Thiergedärme und Gekröſe ausgewaſchen wurden, gleich in die Gaſſen hinausgeleeret, ohne ſelbes in die durchflieſſenden Bäche zu tragen. Es iſt ohne Zweifel, daß das Waſſer, das in die Ableitungsrinnen der Gaſſen ſtrömt, zu ſchwach iſt, die faulenden Fleiſchtheile rein wegzuſchwemmen, aus welchen beſonders in Sommertägen ein fauler und ſchädlicher Geruch, der die Luft verdirbt, nothwendig entſtehen muß. Gleiche Bewandtniß hat es auch mit dem Blute der Thiere. Dieſem Uebel können nur weiſe Polizeiordnungen vorbeugen.

Dann rechne ich weiters die Schädlichkeit der Kirchhöfe und der Kirchenbegräbniſſe. Man weiß, daß bei Eröffnung der Grüfte Menſchen umkamen, und daß einige, die auf einer Leiter unter dem Kirchenpflaſter in die Gewölbe hinabſtiegen, Krämpfe bekamen, und einen Augenblick hernach umfielen. Leute, die ſolche Unglückliche retten wollten, und welche man zeitig genug herauszog, klagten über Schwindel und Betäubung; ſie bekamen eine Viertelſtunde darauf Konvulſionen, Ohnmacht, Zittern, Herzklopfen, und man ſtellte ſie durch Aderläſſen und Herzſtärkungen wieder her. Man hat die Erfahrung, daß in kleinen Todtengewölbern erſtickte Menſchen entſetzlich ſtanken, daß ſie feucht, und mit einer grün und gelben, dem Roſte ähnlichen Materie überzogen waren. Halles ſchreibt, daß ein Gelehrter in Frankreich den Auftrag bekam, einen dergleichen Fall zu unterſuchen. Er fand, daß aus der Gruft der Kirche ein ſtinkender Dampf aufſtieg, welcher ſich nach der Temperatur der Luft mehr oder weniger ausbreitete, und alles Leinenzeug nebſt der gläſernen Flaſche behielt in einer Weite von 2 oder 3 Fuß lang dieſen eckelnden Geruch. Die Fackeln löſchten an der Oeffnung der Gruft aus; Hunde, welche man herbeibrachte, litten Krämpfe, und Katzen ſtarben in einer oder zwei Minuten. Ueberhaupt geben die Todten-Grüfte, ſonderlich im Sommer, eine höchſt gefährliche, mephytiſche Luft von ſich. Dieſes gilt auch von Todtengewölbern, Weinkellern, wo gährender Moſt iſt; von Oertern, wo viele Lichter brennen, wo viele Menſchen und Thiere ſind; von Stallungen, Sümpfen, Bergwerken, lang verſchloſſenen Gewölbern und Kiſten, von Brunnen und Kanälen. Man weiß auch, wie ſchädlich die Ausdünſtung der Kloaken ſey, welche Behutſamkeit man in Räumung derſelben nehmen, und daß man ſich hüten ſoll, Waſſerbrunnen nahe an ſolche zu graben. Es iſt auch ein groſſer Fehler, neugebaute Häuſer beziehen zu laſſen, ehe ſelbe vollkommen ausgetrocknet ſind. Beſonders ſind unausgetrocknete Speisgewölber höchſt ſchädlich; hauptſächlich zieht das Brod die Feuchtigkeit in ſich und die Kalktheile der dünſtenden Mauer, und wird dem Menſchen, der es genießt, beſonders gefährlich. So ſind auf gleiche Art der Geſundheit gefährlich die nahen Gerberſtätten, heftige Feuer- und Kalköfen; wie auch das in den Gaſſen gewöhnliche Verzinnen der kupfernen Gefäße; aus allem dem kann man urtheilen, welchen Vergiftungen der Menſch in Städten ausgeſetzt iſt; zu dieſen Uebeln treten noch die Vorurtheile hinzu. Man beſucht jährlich an gewiſſen Tagen die Todtengrüfte, die das ganze Jahr durch nie eröffnet werden, und verliert ſeine Geſundheit. So verhält es ſich eben mit den Leichenparaden der Groſſen, wo man alle Luft ſorgfältig verſperrt, die Fenſter mit groſſen wollenen Tapeten behängt, und die todten Körper unter hundert brennenden Lichtern zur Schau aufſtellt, wo ſich das unwiſſende Volk, das die Gefahr nicht kennet, hindrängt, um durch die ganze phlogiſtiſirte und verdorbene Luft den Keim tauſenderlei Arten von Krankheiten thöricht einzuſaugen.

Endlich hat es doch die Sorgfalt unſers Fürſten, der für den geringſten ſeiner Unterthanen wacht, dahin gebracht, daß man nicht mehr die unſchuldigen Waiſenkinder Stundenlang in dieſe Prachtgräber verſperrt, und ſie verurtheilt, zum Nachtheil ihrer Geſundheit ſieche Lüfte einzuhauchen. Aus dem düſtern Leichenſaal verſtorbener Menſchen will ich den Phyſiker weiter führen. Er ſoll ſeine Blicke auf die Spitäler, Krankenhäuſer, öffentliche Verſammlungsplätze hinwenden, und die unglücklichen Menſchen beſuchen, die entweder zur Strafe in Arbeitshäuſern verurtheilt, oder aber noch in Kerkern ſchmachten. Ich ſetze hier die Art bei, welcher ſich Halles bediente, die dumpfe Luft in verſchloſſenen Oertern zu unterſuchen, ehe man den neuen Eudiometer erfand. Dergleichen Verſuche ſind eine Hauptſache für das menſchliche Geſchlecht, und folglich verdienen ſie vor allen andern noch ſo prächtigen Erfindungen den Vorzug. Halles erfand nach einer Menge angeſtellter Erfahrungen mit Lichtern von allerlei Größe, daß ſich die größern Lichter, wovon ſechs ein Pfund wiegen, zu der Luftprobe am beſten ſchicken. Man ſchneide von denſelben ein Drittheil oder Viertheil ab, oder man laſſe ſie ſo weit abbrennen, weil ſie oben zu dünne ſind. Zu dem Verſuche wählet man alſo Stücke, die durchaus gleich dick ſind. Das Licht, das man gebrauchen will, wird gebogen angeſteckt, in guter Luft eine halbe Stunde lang brennend erhalten, dann mit einem Lichthütchen ausgelöſcht. Man läßt den Docht einen halben Zoll lang und ſchwarz, um jeden Verſuch in einer dumpfigen Luft mit einer ſolchen Schnuppe anzufangen. Nachdem dieſes Licht in einer ſolchen Luft nach der Anzeige einer Uhr genau eine halbe Stunde lang gebrannt hat, ſo löſcht man es aus, und wiegt es von neuem. Zur Schonung des Lichts in Gruben wickelt man es in ſteifes Papier ein. Man zeichnet die zu gebrauchende Lichter unten mit Nadelſtichen, die man ſchwarz macht. Auf ſolche Art fand Halles in einem Gefängniſſe, daß ein dergleichen Wachslicht, deren ſechs ein Pfund wiegen, in einer halben Stunde nur 66$\frac{1}{3}$ Gran verzehrt, da es in einer halben Stunde in guter Luft um 88 Gran abgenommen hat. Folglich brennt das Licht in einem ſolchen Gefängniſſe um ein Viertheil ſparſamer, als in geſunder Luft.

Erbarmnißwürdiges Geſchenke der Natur für den Unglücklichen, der in ſeinen eigenen Ausdünſtungen ſtirbt! — — Es iſt unbegreiflich, wie ſich die Luft durch den Odem vieler Menſchen verderbet und anſteckt. Landriani fand die Luft auf einem Redoutenſaale ſo ſehr verdorben, als die Grabluft; und in manchem Arbeitshauſe löſchen oft die Lichter in den Behältniſſen der Gefangenen aus.

So verlor ein Talglicht, deren ſechs ein Pfund wogen, in einer Krankenſtube ebenfalls ein Viertheil weniger, als in der guten Luft.

Da man einen Kerker durch einen Ventilateur lüftete, und zwar eine halbe Stunde lang, ſo verbrannte das Licht in einer halben Stunde $87\frac{1}{3}$ Gran; in einer Kohlgrube verzehrten ſich $49\frac{1}{2}$; in reiner Luft 101 Gran. In den Zinngruben in Cronvalien verbrannten Lichter, die ſich in guter Luft um hundert Gran verzehrten, an verſchiedenen Stellen 61 — 85 — 51 Gran.

Welches ſchreckliche Gemälde liefert uns dieſe Erfahrung von den Kerkern und Gefängniſſen, und wie ſehr beſtimmt ſie die Beſchränktheit unſerer Einſichten in Rückſicht unſerer Kalkulation in Beurtheilungen! — Wir verurtheilen einen Menſchen z. B. auf dreijährige Gefängnißſtrafe, und vergeſſen hiebei die Verſchlimmerung ſeiner Geſundheit in unſerm Kalkul; denken nicht auf die Art ſeiner Komplexion, ſeines Nervengebäudes, des Schadens der Geſundheit, den er ſchon im dumpfen Kerker erlitt.

Ich will aber hier nicht im Namen der Uebelthäter meine Stimme erheben, die ihr Verbrechen in dieſe mühſelige Lage geſetzt hat, obwohl ſie nie aufgehört haben, Menſchen zu ſeyn; aber im Namen des Unſchuldigen, der oft Monate lang bis Endung ſeines Prozeſſes im Kerker elend ſchmachten muß, und dann nichts als ſeine Freiheit wieder erhält.

Mit Recht erhebt der Weiſe und Menſchenfreund ſeine Stimme für dieſen, denn er iſt Gottes Geſchöpf, unſer Mitmenſch und

Bruder; mit Recht fodert der Deutſche ſeine Nation auf, andern das Beiſpiel zu geben, die Menſchheit in ihre Rechte, die ſie reklamirt, wieder einzuſetzen. Mit Recht fragt er: wie im letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts noch hie und da in Deutſchland Kerker und Gefängniſſe geduldet werden, bei deren Anblick der Genius der Menſchheit zurückſchaudert? — Wer kann wohl alle jene tauſend Urſachen der Vergiftungen der Stadtluft erwägen, die theils von der Beſchaffenheit der Gebäude, von Vernachläßigung der Bewohner, und der Sorgloſigkeit der Menſchen überhaupt entſpringen. Ich habe der hauptſächlichſten erwähnt, und ſchreite nun zu den Mitteln der Luftverbeſſerung.

Vor allem iſt es noch nothwendiger, des pyhſiſchen Zirkels der Odemluft zu erwähnen, um die Luftverbeſſerungs-Methode anſchaulicher und begreiflicher zu machen.

Es iſt bekannt, daß der Odem und die Ausdünſtungen, die die Thiere von ſich laſſen, die Luft zu fernerem Odemholen untauglich machen und die Flamme eines Lichts auslöſchen. Ein Licht von mittlerer Größe kann in einer Maſſe gemeiner Luft, welche acht Pinten oder acht Pfund Waſſer beträgt, nicht länger als eine Minute brennend erhalten werden. Wenn ein Menſch ohne Beſchwerlichkeit Athem holen will, ſo muß derſelbe jede Minute 40 Kubikfuß gemeine Luft einathmen; das Alter, die Konſtitution, Jahreszeit und Winde ungerechnet. Wenn ſchon ein Licht in einer Luft nicht mehr brennen kann, ſo kann noch der Menſch einige Minuten darin leben, aber ein Licht verlöſcht ſogleich in der von dem Athem der Thiere verderbten Luft. Aus der Reinheit der Luftflamme, beſonders der Wachskerzen, kann man beiläufig die Luftbeſchaffenheit eines Orts abnehmen. Ich beobachtete auf dem hieſigen Redoutenſaale, daß anfangs die Flamme viel heller und weißer war, als gegen Mitternacht, wo ſich die Luft durch die Menge der Perſonen verderbte.

Nach der mittleren angenommenen Berechnung athmet ein Menſch in einer Minute vierzehnmal ein und vierzehnmal aus, und zieht daher 30 Kubikzoll Luft in ſich, die er alle nicht wieder ausathmet. In verſchloſſenen Orten athmet ein

Thier geſchwinder als ſonſt. Das Ausathmen ſtoße einen Theil des phlogiſtiſchen Bluts heraus und phlogiſtiſirt die Luft. Das Einathmen bringt gute und kühle Luft in die Lunge. Kranke phlogiſtiſiren die Luft ſtark, und alte Menſchen und Thiere auch, weil ihr Blut ſchärfer iſt. Die vom Athemholen verderbte Luft tödtet Thiere, löſcht Lichter aus, ſchlägt den Kalk in dem Kalkwaſſer nieder, ſchießt mit Weinſteinöl zu Kryſtallen an, wird zu fixer Luft, vermindert ihr Volumen um 30 des Ganzen; macht, daß Thiere in Zuckungen ſterben.

Pflanzen dünſten eben ſo wohl als Thiere eine Menge von wäſſerigten Dünſten aus; ſie ſtreuen fixe Luft und phlogiſtiſchen Geruch von ſich in die Luft. Sie athmen aber, da ſie der Sonne ausgeſetzt ſind, eine Menge dephlogiſtiſirter Luft von ſich. Ingenhouſz machte die Verſuche. Er füllte eine Flaſche mit Luft, die von Thierathem und brennenden Lichtern verdorben war. Er ſteckte einen Zweig von der Pfeffermünze in das Waſſer, in welchem der Hals der Flaſche umgeſtürzt wurde, und bemerkte, daß, nachdem ſie drei Stunden lang in der Sonne geſtanden, ſich die Luft dergeſtalt verbeſſert hatte, daß ein Licht wieder darin brannte. Die Pflanzen von fleiſchigten Blättern hauchen die reinſte Luft aus, und wenn man den Schlamm von ſteinernen Waſſertrögen in eine Bouteille ſammelt und in die Sonne ſtellt, ſo erhält man die reinſte dephlogiſtiſirte Luft. Friſche Wurzeln, Blumen und Früchte geben ſchädliche Luft. Die reinſte Luft ſtrömt aus den Pflanzen. Sie fängt ſich einige Stunden nach Aufgang der Sonne an, wächſt bis am Mittag, und nimmt gen Abend immer mehr ab, bis ſie zur Nacht vollkommen aufhört. Die Pflanzen ſaugen das thieriſche Phlogiſton in ſich; die Sonne diſtillirt und filtrirt ſie in ihren Gefäßen und kocht ſie zu reinem Aether aus. Die Pflanzen athmen das Phlogiſton in ſich, um dadurch zu vegetiren, und die Thiere athmen ihr Phlogiſton in die Luft aus, damit die Pflanzen davon leben können. Durch dieſe gegenſeitige Ebbe und Fluth in der unteren Atmoſphäre heilt die Vorſehung das eine Uebel durch das andere. Dieſes Wirken und Gegenwirken erhält die Atmoſphäre in einem gewiſſen Mittelgrade der Reinigkeit. Acht Monate lang athmen unſere Waldungen, Wieſen, Gärten und Felder unterhalb dem Feuer der Sonne eine unermeßliche Menge von dephlogiſtiſirter Luft ein, die die Winde für alle Zonen als eine animaliſche Lebensnahrung herumtragen, und allen Nationen und Thiergeſchlechtern zur Erhaltung ihrer Geſundheit einflößen. Die Hitze würde ohne ſelber alles zur Fäulniß diſponiren, wenn nicht Millionen von Pflanzen das Thier-Phlogiſton in ihren Phiolen und Retorten zu einer dephlogiſtiſirten Luft umdeſtillirten. Selbſt in ſumpfigten Orten pflanzte Gott das ſtärkſte Gegengift dadurch, daß daſelbſt Waſſerpflanzen wachſen, welche die Luft zu reinigen eine vorzügliche Kraft beſitzen. Selbſt die verſchiedene Schwere der Luftarten hat die gutthätige Natur zu unſerm Beſten abgewogen, denn es iſt die dephlogiſtiſirte Luft ſpecifiſch ſchwerer als die phlogiſtiſche. Sie ſenkt ſich, ſobald ſie aus den Pflanzen kömmt, nieder, da die phlogiſtiſche mit dem Athem der Thiere, weil ſie leichter iſt, in die Höhe ſteigt. Die Luftgüte auf den Berghöhen beſteht nicht darin, daß auf hohen Gegenden reinere Lüfte weheten. Die Beſchaffenheit der Luftgüte auf Bergen liegt darin, daß die von den Pflanzen ausgedünſtete, dephlogiſtiſirte Luft mit weniger heterogenen Theilen vermiſcht, und alſo reiner ausgeathmet wird. Es kann kahle Berge geben, und die Luft kann ſchädlicher als in ſumpfigten Thälern ſeyn. Der Schöpfer der Natur, der alles in der weiſeſten Ordnung ſchuf, hat ein Bemühen und Beſtreben in die Reihe der Dinge gelegt, wodurch alles das geſtörte Gleichgewicht wieder herzuſtellen ſich bemühet. Den ſchönſten Beweis gibt uns hievon die Elektrizität. Wie auffallend iſt nicht das Beſtreben, das die elektriſche Materie wieder ins Gleichgewicht zu ſetzen ſucht! Dieſer Wink gibt uns die erſten Mittel zur Luftverbeſſerung an die Hand. Auch dort, wo die Luft verdorben iſt, iſt das Gleichgewicht der Hauchluft geſtört. Bei der geringſten Hilfe wird die Luft ſuchen ſich ſelbſt zu reinigen und ſich wieder in ihre natürliche Lage zu ſetzen, denn dieſes iſt ihr Geſetz. Die ſchnelle und den Menſchen ſchädliche Aufſteigung der verdorbenen Luft aus verſperrten Orten, eröffneten Brunnen und Gewölbern iſt der Beweis, wie ſehr die Natur wirkt, das dem Menſchen ſchädliche Phlogiſton aus Orten zu bringen, wo die natürliche Luftlage geſtört iſt. So ſind im Sommer, wo durch die Hitze mehrere faulende Dünſte die Luft verderben, Millionen Inſekten, Mücken, Fliegen zum Befehle der Natur, die begierig alles Faulende aufſuchen, die Erde daher reinigen, und das an einem Orte faulende Weſen wieder in ihre Körperchen umändern, ausathmen und zur Reinigung den Pflanzen übergeben. So iſt nichts in der Schöpfung, was nicht zur Erhaltung des Ganzen beiträgt, und wo auch die zerſtörenden Kräfte ſelbſt nützlich, nothwendig, und die Mittel zum Uebergang eines nunmehr vervollkommneten Zuſtandes unſers künftigen Daſeyns ſind. Die ganze natürliche Beſchaffenheit der phlogiſtiſchen Luft iſt ſchon ſo, daß ſie viel leichter als die allgemeine und reine Luft, und daher auch eher der nöthigen Ableitung fähig iſt.

Es war einſt ein allgemeines Vorurtheil, daß man ſich einbildete, Oerter, wo verdorbene Luft war, durch Ausräucherung zu reinigen. Der berühmte Achard aber ſtellte über das Verderben der Luft, das verbrannte Wohlgerüche verurſachen, verſchiedene Verſuche an, und das Reſultat ſeiner Verſuche, die er mit Rauchkerzen, Bernſtein, Wachholderbeeren durch den Eudiometer machte, war dieſes: Alle Wohlgerüche phlogiſtiſiren die Luft, einige weniger, einige mehr. Unter feſten Körpern phlogiſtiſiren die harzigten am wenigſten. Am allerwenigſten phlogiſtiſirt der Weineſſig, und iſt daher zum Durchräuchern am beſten. Verdorbene Luft in Zimmern zu reinigen gibt die Erfahrung, daß die Verpuffung mit Salpeter, den man auf Kohlen ſtreut, und zugleich dabei die Fenſter öffnet, am beſten ſey. Es iſt auch die neuere Erfindung bekannt, wodurch man durch eine Oeffnung in der Mauer, oder durch einen eigens hiezu verfertigten Ofen dephlogiſtiſirte Salpeterluft in das Zimmer bringen kann, welches unfehlbar eines der beſten Mittel iſt. Pflanzen, die man beim Sonnenſchein in Zimmern läßt und Abends wieder hinaus ſchafft, dephlogiſtiſiren auch die Luft. Allein alles dieſes kann nicht überall und nicht von jedermann angebracht werden: es fragt ſich daher, ob es kein Mittel gäbe, die Luft ſchneller vom Phlogiſton zu reinigen und die Orte in eine ſolche Lage zu ſetzen, daß das zunehmende Phlogiſton immer mehr und mehr abnähme, und ſich alſo in engen Zimmern, Krankenhäuſern und Spitälern, Komödien- und Redout-Sälen nicht bis zur Schädlichkeit anhäufen könnte: und ich glaube ja! — —

Man weiß, daß Spitzen die beſten Leiter der elektriſchen Materie und des Phlogiſtons ſind. Sie nehmen dieſes in ſich, und theilen es wieder andern Körpern mit. Um das Gleichgewicht des Luftzirkels zu erhalten, und zu verhindern, daß ſich weder der eine Theil der Atmoſphäre, noch ein Theil der Erde mit überflüßigem Phlogiſton füllen könne, kam ein Profeſſor in Turin auf den Einfall, groſſe, eiſerne, zugeſpitzte Stangen in die Erde zu ſtecken, und das Reſultat ſeines Verſuches war, daß die untere Spitze das überflüßige Phlogiſton zurück in die Erde, und die obere Spitze das übrige Phlogiſton nach dem Zirkel ſeines verhältnißmäßigen Wirkungskreiſes in die Luft zurückſchickte.

Dieſe Beobachtung nebſt mehreren Verſuchen mit metallenen Spitzen führte mich auch auf den Gedanken, daß Spitzen nothwendiger Weiſe dephlogiſtiſiren, denn niemand iſt im Stande, eine mit Spitzen umgebene Leidnerflaſche zu laden, weil die Spitzen alles Elektriſche ausſaugen, und daher nothwendig den Luftzirkel im Gleichgewicht erhalten: indem ſie aber das überflüßige Phlogiſton ableiten, ſo führen ſie dieſes Phlogiſton den Körpern zu, die keine Leitung haben, und in welchen folglich das Gleichgewicht geſtört werden kann. Wenn ein Draht, der vorne und hinten zugeſpitzt iſt, gegen eine Flamme gehalten wird, ſo wird ſich der Draht ganz ſchwach erhitzen. Das Phlogiſton, das durch die erſte Spitze einſtrömt, ſtrömt durch die zweite wieder aus. Verbindet man aber die letzte Spitze mit einer Kugel, ſo wird ſich dieſe Kugel viel eher erhitzen, weil der durch die Spitzen in die Kugel geleitete Wärmeſtoff keine Ableitung mehr hat, ſich alſo dort ſammelt und das Gleichgewicht hebt. Wenn man heißes Waſſer in eine Schüſſel ſchüttet, den Grad ihrer Wärme mißt, und viele Spitzen in die Schüſſel ſetzt, ſo wird man eine viel geſchwindere Erkaltung des Waſſers wahrnehmen. Die Schnelle der Verkältung ſteigt nach der Art des Recipienten, dem die Spitzen den Wärmeſtoff zuführen. Die beſte Leitung gibt das Waſſer; ſonderheitlich wenn es fließend iſt. Aus dieſen Erfahrungen, die jeder Menſch mit wenig Unkoſten ſelbſt anſtellen kann, läßt ſich zuverläßig ſchließen, daß Spitzen die Ableiter des Wärmeſtoffes und Phlogiſtons ſind.

Unpaſſender zu meinem Gegenſtande iſt ein Verſuch, den ich mit durch den Athem der Thiere und Brennlichter verdorbener Luſt machte. Der Athem einer Katze, die ich in ein mittleres Confectglas ſetzte, verdarb in 30 Minuten die Luſt ſo ſehr, daß das Licht in ſelbem auslöſchte. Ich ſteckte unten in das Glas einige Spitzen, und verſicherte den Zugang der Luſt durch eine Blaſe, und ſteckte wiederholt eine Katze unter das Glas. Nach 45 Minuten war die Luſt noch nicht ſo phlogiſtiſirt, daß Lichter darin auslöſchten, folglich leiteten die Spitzen das Phlogiſton ſchon ab. Ich wiederholte den Verſuch mit dem nämlichen Glaſe mit mehrern Spitzen, und nach einer Stunde war die Luſt noch nicht ſo verdorben, als ſie das erſtemal nach 45 Minuten war. Aus Mangel eines Eudiometers konnte ich die Sache nicht genauer unterſuchen; wohl aber beobachtete ich, daß, wenn man eine Maaßphiole mit Luſt anfüllt, die von Thierathem verderbt iſt, und eine Spitze hineingeleitet wird, in Zeit von einer halben Stunde die Luſt ſich ſo verbeſſere, daß Lichter wieder in ſelber brennen können. Alles dieſes dient zum Beweiſe, daß Spitzen das Phlogiſton aus der Luſt ziehen und das Gleichgewicht der Luftmaſſe wieder herſtellen. Weiters haben wir auch Erfahrungen, daß ſie eben ſo ſchnell das Phlogiſton an ſich reißen, als ſie ſich wieder des überflüſſigen entladen können, welches man beobachtet, wenn man eine Spitze gegen einen glühenden Stahl hält, und den hintern Theil des zugeſpitzten Drahtes ins Waſſer ſenkt.

Ohne Zweifel ließ ſich daher ſchließen, daß auch metallene Spitzen, wenn ſie in engen Zimmern unterhalb den Fenſtern, in Sälen und Komödienhäuſern an den Dielen und Höhen, und in Krankenhäuſern oberhalb den Krankenbetten geſchickt angebracht, dann miteinander verbunden, und durch einen Konduktеur, wo es ſeyn kann, in Bäche geleitet würden, großen Nutzen ſchaffen könnten: weil aber dieſes nicht überall ſeyn kann, ſo wären Eiſenſtangen, deren Hälfte zugeſpitzt in die Säle, und die andere Hälfte durch das Dach in die Luft gingen, das beſte Mittel die Luft rein zu erhalten, damit ſich ſelbe nicht mit Phlogiſton überladen, und folglich verderblich werden könnte.

Für eine bloße Hypotheſe kann man dieſe meine Behauptung nicht annehmen, weil ich ſchon theoretiſche und praktiſche Beweiſe für mich habe.

Man weiß weiters, daß Pflanzen die Luft reinigen; Bäume, beſonders Harzbäume dephlogiſtiſiren. Harzbäume beſtehen aus tauſend und tauſend Spitzen, die das Phlogiſton in ſich ſaugen, und dann wieder ſelbes in andern Orten umgekocht austheilen. Daher fand Achard, daß alle indianiſche Pflanzen, die mit Spitzen verſehen ſind, die Luft zu reinigen am tauglichſten ſind. Ich behaupte daher, daß das beſte Mittel, die Luft zu reinigen und die reine Luft in der Güte zu erhalten, Spitzen ſind, die in eine ſolche Lage geſetzt werden, daß ſie [illegible] Brennſtoff am füglichſten ableiten. Wird das überhandnehmende Phlogiſton immer und immer abgeleitet, ſo kann ſich die eingeſperrte Luft nicht mehr verderben und dem Menſchen ſchädlich werden. Wenn man zugeſpitzte Keile in die Miſtſtätten ſteckte, ſo würden durch ſelbe die ſchädlichen Ausdünſtungen nothwendig abgeleitet und die Ungleichheit der Luftcirculation gehoben werden. Es wäre ein geringer Unkoſten, mit zugeſpitzten Eiſenſtangen die Fenſter in Ställen, Zimmern und Wohnungen zu verſehen, der Gebrauch hievon wäre unſchätzbar für die Geſundheit. Im Baue von Komödien-Häuſern, großen

Tanz-Sälen und Opern-Häuſern wäre es ſchicklich, wenn man in der Höhe am Dache eine Gallerie machte, die man beſonders im Sommer mit Gartengewächſen beſetzen könnte. Dieſe Gewächſe würden die beſte Luft aushauchen, welche ihrer ſpecifiſchen Schwere gemäß in die Tiefe der Säle herunterſinken, und die Luft auſſerordentlich verbeſſern würde. Die Luftgärten der Semiramis waren gewiß äuſſerſt gedeihlich für die Luftgüte in Babylon.

Vergebens ſind alle Entdeckungen der Phyſiker, vergebens alle ihre Beobachtungen. So lange als der Staat die Luftverbeſſerung nicht zu einem der weſentlichſten Gegenſtände der Polizei macht; die phyſikaliſche Verbeſſerungs-Grundſätze im Baue der Häuſer, Kranken-Stuben, Komödienplätzen, Reinigung der Gaſſen ꝛc. ꝛc. feſtgeſetzt; alle alte Vorurtheile aus dem Wege räumt, ſo lang kann der Phyſiker zum Wohle der Menſchheit nichts anders als Präſervativ-Mittel angeben, wodurch ſich der Menſch weniger der Anſteckung ausſetzet.

Unſer Körper kann auf mancherlei Weiſe zu Schaden kommen. Kleider vergiften ihn, wenn ſie ſchädliche Dünſte an ſich ziehen und ihn anſtecken. Die beſten Mittel, ſich wider die anſteckende Luft zu bewahren, ſind Reinlichkeit in Kleidung und Wäſche, Enthaltſamkeit von hitzigen und öfterer Genuß von ſäuerlichen Getränken, als: Honig mit Eſſig — Limonen und ſaurer Kirſchenſaft. Seidene Kleider und Wachsleinwath präſerviren, wie wollene Kleider und Pelzwerke anſtecken. Ich machte die Erfahrung mit einem Muff, worauf eine Katze gegen zwei Stunden ſchlief. Ich beſprengte ihn mit Waſſer, und brachte ihn unter ein Glas, worunter ich ihn mit Beihilfe der Wärme ausdünſten ließ. Sein Dunſt verdarb die Luft im höchſten Grade; ſie wurde völlig der durch den Odem der Thiere verdorbenen Luft gleich. Börhave obſervirte, daß diejenigen, die ſtark eingeſeifte Hemder tragen, zum erſten von der verdorbenen Luft angeſteckt werden. Kleider mit Schwefelblüthe zu durchräuchern, mit Eſſig zu beſprengen und ſich ſelbſt mit Eſſig zu waſchen, ſoll nach Wenzels Bemerkung das beſte Mittel wider die Anſteckung der Luft ſeyn.

Alle dieſe Vorſicht, die wir nun genöthigt ſind, zu gebrauchen, haben wir unſerer eigenen Verfaſſung und Lebensart zu danken. Wie mehr die Kunſt zunahm, deſto mehr nahm die Natur ab. Wir machten uns andere Speiſen als uns die Natur gab; eine andere Luft, andere Getränke, andere Wohnungen, andere Krankheiten und andere Todesarten. Mit einem Worte: um ganz elend zu werden, wurden wir ganz andere Menſchen. Das Wahre verlor ſich immer mehr und mehr, und das Falſche bekam die Oberhand.

Falſche Ehre, falſche Begriffe von Tugend, von Menſchengröße, von Muth — ja von der Gottheit ſelbſt — verwüſteten die Erde, und füllten ſie mit Ungeheuern an unter Menſchengeſtalten: nur die gütige Philoſophie erleichterte uns unſer Elend, und da ſie uns der Sklavenketten nicht entledigen konnte, die uns Zeit und Vorurtheile angeſchmiedet haben, ſo lehrte ſie uns doch die Mittel, ſelbe leichter zu tragen, und lehrte den Menſchen einſehen, daß nur Zurückgang zu Einfalt der Tugend das wahre Glück des Menſchen ſey. Manchmal ſprach ſie für die unterdrückte Menſchheit; aber man warf ſie in Feſſel, und verurtheilte ſie zum Schierlingstrank.

O ihr Zeiten der Aufklärung! wann werdet ihr uns wiede dahin führen, daß wir einſehen, wie weit wir geſunken ſind Wann wird der **Werth** der Menſchheit wieder emporkommen, und wann wird reine Vernunft den Sieg über Vorurtheile erhalten? — —

Ihr heiligen Mauern, die ihr uns hier umſchließet, die ih ewiges Lob dem großen Stifter zuruft, der euch bauete, un die Wohlthaten desjenigen laut verkündiget, der euch erhalte — unter euch ſind manche gute Entwürfe für die Menſchheit entworfen worden. Allein ſie glichen oft einem ſchöne Meteor, das bewundert ward, und wieder verſchwand. E arbeiten Akademien über nützliche Anſtalten — Menſchen h ren ſie an — ſie werden geleſen, gehört — und vergeſſen. —

Was iſt aber auch unſer Beſtreben für die Erhaltung d Menſchheit, da die Menſchheit ſelbſt noch unter den Menſch keinen oder ſehr wenigen Werth hat. Hier erhaltet eine wohlthätige Anſtalt einige wenige Menſchen — ſie friſtet ihr Leben — manchmal zur Qual und zum Elend — dort ruft der Schall der Trompete zum Krieg, und Tauſende ſinken im blutigen Kampfe durch die entſcheidenden Kanonen.

So wird der Kreislauf der irdiſchen Gährungen noch lange fortgehen, und falſches Intereſſe das wahre Intereſſe des Ganzen überwiegen, bis endlich die Humanität und Menſchenwürde allgemein ſiegen und in ihre Rechte eingeſetzt werden wird. Jedem gutthätigen Menſchenfreunde, der hiezu beigetragen hat, jedem wohlthätigen Regenten wird die dankbare [illegible] feiern, und unter den Bildniſſen der Wohlthäter der Menſchheit werden auch ſpäte Jahrhunderte noch das Bildniß des Stifters Maximilian und unſers Erhalters Karls Theodors verehren auf dem Altar des Ruhms und der Verewigung. —

Ueberſicht und Syſtem der Rede.

Allgemeine Sätze in Rückſicht der Luftgüte.

Wie mehr Brennbares in der Luft iſt, je ſchädlicher iſt die Luft. Je weniger Brennbares die Luft in ſich hat, deſto näher kömmt ſie der brennſtoffleeren Luft, deſto nützlicher wird ſie zum thieriſchen Leben.

Folgerungen.

1. Dasjenige, was die Luft mit Brennſtoff vermehrt, iſt eine wahre Verſchlimmerung der Luft, die wir einhauchen.

2. Dasjenige, was der Luft ihr Brennbares benimmt, iſt ein wahres Mittel ihrer Verbeſſerung.

3. Je ſchneller der Luft, die wir einathmen, ihr Brennſtoff benommen werden kann, je tauglicher iſt das Mittel.

4. Je fähiger ein Mittel iſt, den Brennſtoff von der Wit-

derverreinigung der Luft abzuleiten und abzuhalten; deſto beſſer iſt das Mittel, die Luft rein zu erhalten.

Grundſätze,

nach welchen die Luft überhaupt beurtheilet werden muß, aus den allgemeinen Luftprüfungen der berühmteſten Naturforſcher gezogen.

1. Der Luftkreis enthält im Ganzen genommen jederzeit eine beſtimmte Menge reiner, brennſtoffleerer Luft.

2. Die um einige Grade abweichende Güte derſelben rühret von örtlichen und andern Urſachen her.

3. Die Seeluft iſt überhaupt reiner und dem Leben des Menſchen zuträglicher als die Landluft.

4. Die Landluft iſt reiner als die Stadtluft.

5. Die Luft iſt im Winter bei ſehr kalter Witterung am reinſten.

6. Im Sommer hingegen und beſonders im Herbſte, wenn viel Regenwetter einfällt, nicht ſo rein.

7. Ein ungewöhnlich warmes Wetter ändert die Luftgüte.

8. Sumpfigte und moraſtige Gegenden ſind im Winter nicht ſo ſchädlich als im Sommer.

9. Die Abwechselung der Winde verurſacht einen beträchtlichen Unterſchied in der Güte der Luft, und die Reinheit der Luft wechſelt mehr beim windigen Wetter als bei der Windſtille.

10. Winde, die über einen groſſen Theil der faſt immer ſich bewegenden See ſtreichen, führen gereinigte, folglich geſunde Luft mit ſich. Dergleichen ſind die Nord- und Oſtwinde.

11. Winde, die über dürre und brennende Landſtriche wehen, führen ſchädliche, unreine Luft. So iſt der Südwind beſchaffen.

12. Der Luftkreis behält ſelten einen ganzen Tag hindurch ſeine Beſchaffenheit.

Eintheilung der Luft nach der verſchiedenen Lage.

Man theilet ſie ein in die allgemeine und ſonderliche Lage des Landes und der darin befindlichen ländlichen Gegenden;

das Verhältniß der Landluſt überhaupt; ihr Verhältniß nach der Lage des Orts, Wälder, Sümpfe, Moräſte, Viehes, Ställe, Back- und Kalköfen.

Das Verhältniß der Stadtluſt überhaupt, und ihr ſonderheitliches Verhältniß in Rückſicht der Handwerksſtätten, Fleiſchbänke, Kirchhöfe, Spitäler, Krankenhäuſer, engen oder weiten Gaſſen, Tempel, Schauſpielhäuſer und Tanzſäle, Kerker, Zucht-, Kinder- und Krankenhäuſer. Endlich ihr Verhältniß in Privathäuſern, nach den Umſtänden des Gewerbes, der Handthierung, Arbeit, und nach den Umſtänden der verſchiedenen anſteckenden Krankheiten.

Vorausſetzungen.

Die Luft dephlogiſtiſiren heißt: die Luft reinigen und verbeſſern.

Was die Luft dephlogiſtiſirt, reinigt die Luft.

Was die Luft hindert, ſich mit Phlogiſton zu ſaturiren, verhindert das Verderben der Luft.

Was die vom Phlogiſton gereinigte Luft im Gleichgewichte erhält, iſt das Mittel, die reine Luft zu conſerviren.

Theorie der Luftverbeſſerung.

Erſte Abtheilung. Allgemeine Landluft.

Verhältniß ihrer Güte.

Dieſe verhält ſich nach den Gegenden, woher die Luft ſtreicht; nach den Gegenden, wodurch ſie örtlich verändert wird.

Allgemeine Luftverbeſſerungen der Natur.

See, Meere, Wälder, Flüſſe, Pflanzen, Bäume.

Urſachen.

Setzen die Luft in Bewegung, Wälder reinigen, ziehen das Phlogiſton in ſich, filtriren die Luft; wie auch Pflanzen, und hauchen brennſtoffleere Luft aus.

Flüſſe reinigen durch ihre ſchnelle Bewegung.

Natürliches Verderbniß der allgemeinen Luft.

Sind Moräſte, Sümpfe, Eiländer, die Gegenden, benachbarte Vulkane.

Künſtliche Verbeſſerung der allgemeinen Luft.

Kultur, Abzapfung der Möſer, ſorgfältige Schonung der Wälder, die die Scheidewand zwiſchen Sümpfen und Moräſten und den Ortſchaften machen.

Nothwendige Durchhauung der Wälder in tiefen Gegenden, wo die Bäume die Sumpfluft nicht ableiten können.

Vernünftige Waſſerleitungen mit Bächen und Flüſſen. Vorſichtige Aushauung der Wälder gegen Seegegenden.

Lokal-Landluft.

Verhältniß der Lokal-Landluft-Güte. Wird verdorben durch die nahe an die Häuſer gebauten Viehſtälle und Miſtgruben, durch Obſt, Kohl und Hopfen in den Schlafkammern, durch die verſperrte Luft in engen und niedrigen Gemächern, durch die naſſe Blätterſtreu, die man in Ställe bringt, durch das viele Tabakrauchen in Zimmern, Schädlichkeit der Schwitzbäder.

Verbeſſerungen.

Entfernung der Schlafkammern von obigen Orten: wo dieſes nicht ſtatt haben kann, reinige man fleißig die Ställe; hüte ſich, unausgetrocknete Blätterſtreue in Ställe zu bringen. Man werfe in die Miſtſtätten manchmal Kalk und ſtecke oben und unten zugeſpitzte, lange Keile in die Miſtſtätten, wodurch die Brennluft abgeleitet wird. Pflanzen und Bäume, ſonderlich Harzbäume an den Häuſern, reinigen die Luft, und wenn ihre Spitze mit einer Kette verbunden wird, ſind ſie natürliche Wetterableiter.

Man mache es zum Geſetze der Polizei, daß der Bauer weder Obſt, noch Kohl in ſeine Schlafgemächer bringe, und verbiete das häufige Tabakrauchen in eingeſperrten Zimmern. Man halte bei den ordentlichen Chriſtenlehren zugleich Geſundheitslehren fürs Landvolk, und bringe dem Landmann durch vernünftige Gründe die Urſachen der Luftverderbniß bei, und die Art ihrer Verbeſſerung.

Verderben der Stadtluft.

Die Stadtluft iſt überhaupt unreiner als die Landluft.

Verderbt ſich durch den Rauch der Menge der Schornſteine, durch die engen Gaſſen, Menge der Menſchen, und verſchiedener Arbeitsſtätten, Unreinigkeit der Fleiſcherbänke, Kloaken, Kirchhöfe und Begräbniſſe, Kerker, Spitäler, Zuchthäuſer ꝛc. ꝛc. wird angeſteckt in Redoutenſälen, Komödienhäuſern; wird verdorben in engen Gemächern, durch Unreinigkeit, ſeltener Durchlüftung; iſt ſchädlich in verſperrten Oertern, Kiſten, Gewölbern, neugebauten Häuſern, und ſchnell eröffneten und lang verſperrt geweſenen Kellern, Grüſten und Brunnen.

Verbeſſerung der Stadtluft.

Gegenſtände der Polizei in Rückſicht der Stadtluft-Verbeſſerung.

Gaſſen ſollen weit und geräumig in Städten ſeyn, Fleiſcher, Gerber, Kalk- und Backöfen, Kupferſchmieden ꝛc. ſollen angewieſene und beſondere Plätze haben.

Fleiſchwaſſer und Waſſer, worin man Thiergedärme reinigte, ſollen nicht in die Gaſſen geſchüttet werden, noch weniger Blut, und das faule Waſſer aus den geheimen Abtritten, oder der Odel.

Kirchhöfe ſollen auſſerhalb der Stadt ſeyn, und kein Leichnam in Kirchen begraben werden.

Die Kloaken und geheime Abtritte ſollen mit Sorgfalt gereinigt werden.

Kalk in ſtinkende geworfen, verbeſſert die Luft.

Waſſerbrunnen ſoll man nicht an geheimen Abtritten anbauen.

Neugebaute Häuſer ſoll man nicht, wenigſt vor einem Jahre nicht, beziehen laſſen.

Neugebaute und unausgetrocknete Speis-Gewölber ſind ſchädlich, der Kalk zieht ſich in die Speiſen, hauptſächlich in das Brod.

Gerber-Gas ſoll nicht auf Gaſſen geſchüttet werden, und Leimſieder ſollen abgeſonderte Arbeitsſtätten haben. Kupferſchmiede ſollen nicht auf öffentlichen Gaſſen verzinnen.

Die Beſuchung der jährlichen Todten-Grüfte iſt ſchädlich, wie die Beſuchung der Leichen-Paraden der Großen und Reichen, wo der Leichnam in verſperrten, mit Tüchern behängten Zimmern und mit vielen Lichtern zur Schau ausgeſtellt iſt.

Schweinſtälle und ihre Maſt ſollen nicht in Städten geduldet werden.

Kerker, Gefängniß, Zuchthäuſer ſollen vorſichtig gebaut und reinlich gehalten werden.

Komödien- und Redouten-Säle, und jede öffentlichen Oerter, wo viele Menſchen zuſammen kommen, ſind der Luftvergiftung ausgeſetzt und erfodern Vorſichtigkeit in Bau und in der Lage.

Allgemeine phyſiſche Luftverbeſſerung.

1. Die Verpuffung mit Salpeter in verſperrten Zimmern, da man zu gleicher Zeit die Fenſter und Thüren öffnet.

2. Die Ventilateurs, Winderäder, oder wenigſt oberhalb den Fenſtern und unten an den Thüren angebrachte Zuglöcher.

3. Pflanzen und Gartengewächſe, die man beim Sonnenſchein ins Zimmer, und wenn der Schatten kommt, wieder aus den Zimmern trägt.

4. In feuchten Gewölben und neugebauten Häuſern Kalkwaſſer, das man in Schüſſeln auf den Tiſch ſetzt, und die fixe Luft dadurch auffängt.

5. Räucherung mit Weineſſig, den man auf glühende Schaufeln gießt, reinigt die Luft, beſonders wenn man dabei die Fenſter öffnet.

6. Metallene, vernünftig an den Thüren und Zimmerdecken angebrachte Spitzen, die die beſten Leiter des Phlogiſtons ſind und die Luft in ihrer Reinlichkeit erhalten.

7. Oeftere Einhauchung der Salpeterluft, und wo es ſeyn kann, ſchicklich angebrachte Oefen und Röhren, wodurch die reine Salpeterluft in das Zimmer gebracht wird.

Vorbeugung wider die Anſteckung der vergifteten Luft.

1. Reinheit in Wäſche und Kleidung.

2. Seidenzeuge, Leinzeuge, Wachsleinwand ſind weniger der Anſteckung ausgeſetzt, als Wolle und Pelz.

3. Reinigung des Körpers mit warmen Eſſig, und der Genuß ſäuerlicher Getränke präſerviren.

4. Umgang mit Fett, Fleiſch von getödteten Thieren verſchlimmern und erleichtern die Vergiftung: man hat Beweiſe, daß ſtark eingeſeifte Hemder Menſchen anſtecken, und ſich die Kindspocken in der Gegend der Fleiſcherbänke verſchlimmerten.

Beiſpiele der Schädlichkeit der eingeſchloſſenen und verdorbenen Luft,

gezogen
aus den Erfahrungen des berühmten Naturforſchers
Georg Zimmermann.

Eine ganz eingeſchloſſene und lange nicht erneuerte Luft wird für den Menſchen ein plötzliches und tödtliches Gift. Man hat Beiſpiele von Leuten, die wenige Tage in einem Ofen eingeſchloſſen waren, und ſtarben. Feuchte und verſchloſſene Zimmer nehmen dieſe Eigenſchaft an. Ich erinnere mich, daß ich unweit Bern im Frühling in einen den ganzen Winter verſchloſſen geweſenen und auf dem unterſten Boden gelegenen großen Saal trat, und in dem gleichen Augenblicke die Kraft, den Athem zu holen, unter einem unausſprechlichen Spannen auf der Bruſt verlor, ich rettete mich ganz natürlich mit der Flucht, und hatte noch unter dem freiem Himmel die größte Mühe, den Athem zu finden. Doch in dem erſten Beiſpiele hat ſchon vielleicht die Ausdünſtung der eingeſperrten Perſonen, in dem zweiten die Feuchtigkeit der Luft ihrer Schnellkraft beraubt.

Die Wirkungen einer eingeſchloſſenen Luft ſind beſonders fürchterlich, wenn viele Menſchen ſie einathmen müſſen. Ich kann mich nicht enthalten, die von mir aus der engliſchen Sprache überſetzte und verkürzte Geſchichte der unglücklichen Leute hieher zu ſetzen, die aus dieſer Urſache in Oſtindien in einer Nacht ihr Leben auf die bejammernswertheſte Weiſe verloren.

Im Brachmonat 1756 belagerte der Unterkönig von Bengalen aus Rache gegen den Gouverneur Drake, und in der falſchen Hoffnung, einen großen Schatz zu erobern, das Fort Wilhelm, eine engliſche Faktorei in Calcutta. Drake rettete ſich mit der Flucht, Herr Hollwell entſchloß ſich, dieſen Ort mit den Kaufleuten der Faktorei und der Beſatzung zu vertheidigen. Er that es mit der äußerſten Tapferkeit. Indeß machte ſich der Unterkönig endlich davon Meiſter. Die Anzahl der in dem Fort Uebriggebliebenen beſtund in hundert und fünf und vierzig Männern und einem Frauenzimmer.

Alle dieſe Leute, von welchen viele ziemlich, einige tödtlich verwundet, und alle durch das lange Wachen und die Beſchwerden der Belagerung erſchöpft waren, ließ der Ueberwinder den gleichen Abend in ein Gefängniß einſperren, das achtzehn Fuß lang und achtzehn Fuß breit war. Der Raum, den jede Perſon einnehmen konnte, betrug durch und durch gerechnet achtzehn Zolle in der Länge und achtzehn Zolle in der Breite. Dieſes Gefängniß war ſtark vermauert und hatte gegen die Weſtſeite zwei ſtark vergitterte Fenſter. Es iſt nunmehr in England unter dem Namen der ſchwarzen Höhle bekannt.

Die Luft war ungemein ſchwül und der geringſte Durchzug oder Veränderung der Luft unmöglich. Dieſer Gedanke brachte gleich Anfangs die meiſten in Verzweiflung, ſie bemühten ſich vergebens, die Thüre zu öffnen. Herr Hollwell, ihr Anführer, hatte ſich dicht an ein Fenſter geſtellt, er war derum mehr gelaſſen, und ſo lange er dieſen Platz behaupten konnte, wegen der Erſtickung in keiner Gefahr. Er befahl, daß jedermann ſo viel wie möglich ſtill ſtehen und durch ſein Zappeln ſeine Kräfte nicht erſchöpfen ſollte. Dieſer Befehl erweckte eine kleine, jedoch von den Klagen der Verwundeten und dem Röcheln der Sterbenden unterbrochene Stille. Die Hitze vermehrte ſich jede Minute. Herr Hollwell rieth den Gefangenen, ſie ſollen, mehr Raum zu gewinnen, ſich nackend ausziehen. Es geſchah, aber mit einer kleinen Erleichterung. Man ſuchte dieſe geringe Hilfe durch das Wehen mit den

Hüten zu vermehren, doch dieſe Arbeit war für die ſchon ſo ſehr erſchöpften Kräfte dieſer Geſellſchaft zu mühſam. Ein andrer Engländer rieth darum, ſie wollen, mehr Luft zu gewinnen, ſich auf ihre Knie niederlaſſen. Alle nahmen den Rath an und kamen überein, ſie wollen, die Zerrüttung zu vermeiden, alle zugleich ſitzen und zugleich aufſtehen. Es geſchah auf ein gegebenes Zeichen zu verſchiedenen malen. Sie blieben, ſo lange dieſe Stellung auszuhalten war, aber jedesmal, da ſie aufſtunden, wurden einige, die nicht gleich geſchwind ſich aufrichteten, todt getreten. Dieß alles geſchah, ehe die erſte Stunde ihrer Einkerkerung zu Ende ging.

Um neun Uhr des Abends brachte ein überhandnehmender Durſt die meiſten in eine Wuth. Sie bemühten ſich nochmals umſonſt, die Thüre aufzubrechen, und ihre Wache zu bewegen, auf ſie zu feuern. In kurzer Zeit fielen viele in dem hintern Theil des Orts in eine Athemloſigkeit, und was noch ſchrecklicher war, in eine Verrückung. Das Raſen der Verrückten, die banzen Klagen, die laute Stimme der Angſt und Verzweiflung erfüllten den Ort, aber über alles erſcholl das Geſchrei nach Waſſer. Die Wache kam endlich mit Waſſer herbei. Herr Hollwell und zwei ſeiner verwundeten Freunde faßten es am Fenſter in ihre Hüte und reichten es den übrigen, aber das Beſtreben darnach war ſo groß, daß viele, und auch die zwei Freunde des Herrn Hollwell, dabei zu Tode gedrückt wurden, indeß da alles Waſſer verloren ging. Herr Hollwell war mit dieſem Waſſerreichen von 9 bis 11 Uhr beſchäftigt. Die ganze Gegend war um ihn her mit todten Körpern ſeiner erdrückten oder erſtickten Freunde überſtreut.

Man hatte ſo lange noch einige Achtung für Herrn Hollwell, als das Oberhaupt und den Wohlthäter dieſer Unglücklichen behalten. Nunmehr hörte aller Unterſchied der Perſonen auf. Die ganze Geſellſchaft drang nicht nur auf ihn zu, ſondern ſie ergriffen über ſeinem Haupt die Fenſterſtangen, arbeiteten ſich auf ſeine Schultern und drückten ihn durch ihre überwiegende Laſt ſo ſehr, daß er ſich gar nicht bewegen und gleichwohl auf dieſem Platze nicht länger bleiben konnte. Er rief darum, die auf ſeinen Schultern ſtunden, um die Barmherzigkeit an, ihn ledig zu laſſen, damit er von dem Fenſter ſich entfernen und ruhiger ſterben könne." Seine entferntern Mitgenoſſen foderten keine Beweggründe, ihm behilflich zu ſeyn, einen Platz zu verlaſſen, den jeder zu erobern ſuchte. Die nächſten Reihen öffneten ſich ſo weit, daß Herr Hollwell mit großer Mühe endlich in den Mittelpunkt des Gefängniſſes gelangen konnte. Der dritte Theil der Geſellſchaft war nunmehr todt, und die noch lebten, drangen ſo ſehr nach den Fenſtern, daß Herr Hollwell ein wenig mehr Raum fand. Aber die Luft war ſo faul und ſtinkend, daß ihm das Athemholen plötzlich ſchwer und ſchmerzhaft wurde.

Er drang darum über die Haufen der Todtenkörper weg, und lehnte ſich dem zweiten Fenſter gegenüber an einen dieſer Haufen, mit dem Entſchluſſe, hier ſeine Auflöſung zu erwarten. Aber nach ungefähr zehn Minuten überfiel ihn ein ſolcher Schmerz auf der Bruſt und ein ſolches Herzklopfen, daß er nochmals genöthigt war, an die friſche Luft ſich durchzuzwingen. Es waren nunmehr fünf Reihen zwiſchen ihm und dem Fenſter. Die Verzweiflung half ihm durch viere. In wenigen Minuten verließ ihn ſein Herzgeſpann, allein er fühlte nunmehr einen unausſprechlichen Durſt und ſchrie mit der gleichen Ungeduld nach Waſſer. Dieſes Waſſer vermehrte ſeinen Durſt, darum wollte er nicht mehr trinken, und fing an, den Schweiß aus ſeinem Hemde zu ſaugen, welches ihm einige Erleichterung brachte. Ein junger, nackend neben ihm ſtehender Engländer ergriff den Aermel von Herrn Hollwells Hemde, und beraubte ihn für einige Zeit dieſer ihm in ſeiner Noth ſo wichtigen Hilfe.

Noch war es nicht zwölf Uhr. Die wenigen noch Lebenden befanden ſich, die an den Fenſtern ſtunden, ausgenommen, nunmehr in der äußerſten Raſerei. Alle ſchrien um Luft, weil das Waſſer, welches ihnen die Wache, eine teufliſche Kurzweil zu treiben, gereicht hatte, nicht mehr half. Jede nur erdenkliche Beſchimpfung war der Wache angethan, damit ſie hineinfeure; aber alles umſonſt. Bald darauf hörte mit einmal aller Lärm auf. Die meiſten noch Lebenden legten ſich aller Kräfte beraubt nieder, und gaben ruhig, über die Todten ausgeſtreckt, ihren Geiſt auf. Indeß ſuchten wieder andere Herrn Hollwell zu verdrängen. Ein plumper holländiſcher Wachtmeiſter ſtieg auf die eine ſeiner Schultern, ein ſchwarzer Soldat auf die andere. In dieſer Stellung blieb er von halb zwölf bis zwei Uhr. Endlich ſank mit ſeinen Kräften ſeine Vernunft, länger konnte er in dieſer Stellung nicht bleiben, tiefer in das Gefängniß durfte er ſich nicht wagen. Er zog darum ein Meſſer, ſich das Leben zu nehmen, doch er that es nicht, und entſchloß ſich hingegen, das Fenſter zu verlaſſen. Darum bot er ſeinen Platz, wo er nicht mehr zu bleiben vermochte, einem engliſchen Seeofficier an, der mit ſeiner Gemahlin, einer jungen Dame, welche mit ihm freiwillig zu ſterben in die ſchwarze Höhle gegangen war, in der nächſten Reihe ſtund. Der Officier nahm dieſen Platz mit unendlichem Danke ein. Aber ſogleich von dem plumpen holländiſchen Wachtmeiſter verdrungen, zog er ſich mit Herrn Hollwell zurück, legte ſich nieder und ſtarb. Herr Hollwell verlor bald darauf alle Empfindung.

Man weiß nicht, was von dieſer Zeit an bis an die Morgendämmerung vorging. Um fünf Uhr fiel einem der Uebergebliebenen ein, den Herrn Hollwell hervorzuſuchen, in der Hoffnung, wenn er noch bei Leben ſey, durch ihn ihre Erlöſung zu erlangen. Man erkannte ihn an ſeinem Hemde, und zog ihn unter einigen, die todt auf ihn gefallen waren, hervor. Er hatte einige Zeichen des Lebens.

Der von allen dieſen Scenen des Schreckens unterrichtete Unterkönig ließ um dieſe Zeit ganz kaltſinnig fragen, ob Herr Hollwell noch lebe. Man antwortete, er könne noch zu ſich ſelbſt kommen, wenn die Thüre geöffnet werde. Der Bote kehrte mit dem Befehl zurück, man ſolle aufmachen. Die Thüre mußte inwendig geöffnet werden. Die noch Lebenden waren ſo kraftlos, daß zwanzig Minuten vergingen, ehe ſie vermochten, die Todtenkörper von der Thüre wegzuräumen und dieſelbe zu öffnen.

Ein Viertel nach ſechs Uhr kamen endlich die elenden Ueberbleibſel von hundert und ſechs und vierzig Seelen, nicht mehr als drei und zwanzig an der Zahl, aus dieſer Trauerhöhle an das Licht. Herr Hollwell hatte ein hitziges Fieber und konnte nicht ſtehen, demohngeachtet ließ ihn der Unterkönig vor ſich bringen, aber eine Zeitlang war es ihm nicht möglich, zu reden. In Feſſeln ſchlug man ihn hierauf, die ſein Fleiſch bis an die Knochen durchſchnitten, und brachte ihn nach Maradavad, der Hauptſtadt von Bengalen. Sein Fieber kam indeß zu einem glücklichen Abfall, Beulen brachen überall an ſeinem Leibe aus, und verwandelten ſich geſchwind in fließende Geſchwüre. In dieſer Hauptſtadt ließ der Unterkönig den Herrn Hollwell mit einigen ſeiner übergebliebenen Freunden gleich nach ihrer Ankunft los. Sie kamen ungehindert zu Waſſer nach der holländiſchen Faktorei Corcemabad, und von da nach England.

Auch in Europa hat eine eingeſchloſſene und durch die Menge der Leute verfaulte Luft eben dieſe Wirkungen geäußert. Im Jahr 1577 ward in Oxford über einige Uebelthäter in einem Zimmer ein Gericht gehalten, in welchem die Richter, der Adel und faſt alle anweſende Perſonen, dreihundert an der Zahl, plötzlich ſtarben, daher auch die Engländer dieſen Tag den ſchwarzen Gerichtstag nennen. Eben das wiederfuhr vor etwa vierzig Jahren mit gleichen Umſtänden zu Taunton. Im Sommer 1750 brach in London bei der Verurtheilung einiger Uebelthäter unter den Richtern und Anweſenden ein ſehr heftiges Fieber aus, das ſelbſt durch die Kleider anſteckend ward, auch von dieſen ſtarben faſt auf der Stelle eine unglaubliche Menge Leute. Die Urſache dieſer fürchterlichen Wirkungen liegt in der aus Mangel der erneuerten Luft verfaulten Ausdünſtung ſo vieler Menſchen. Aus eben dieſer Urſache fließen die gleichen Wirkungen in ordentlichen Gefängniſſen, in Hoſpitälern, bei den Armeen, auf Schiffen, und überhaupt an jedem eingeſchloſſenen Orte.

In Gefängniſſen iſt die daher rührende Krankheit eine eigene und neue Gattung eines Fiebers, das man in England Kerkerfieber nennt. Dieſes Fieber, welches auf ein Petechienfieber herauskommt, iſt in den engliſchen Gefängniſſen gemein, und es fließt aus keiner andern Urſache, als aus der eben angeführten Verderbniß der Luft. Man weiß, daß die Gefangenen in England ſelten ſtinkendes Fleiſch oder andere ungeſunde Speiſen eſſen müſſen, ſie haben geſundes Waſſer und genug, ſie ſind wohl gekleidet und leiden nichts vom Wind und Wetter, aber der kranke Gefangene wird nicht von den geſunden Gefangenen abgeſondert. Pringle ſchreibt das Kerkerfieber der Unreinlichkeit, der Menge Leute in einer Luft, und der hieraus entſtandenen Fäulung zu. Der Ventilator war daher den Gefängniſſen in London ſehr nöthig, auch hat man durch dieſe Maſchine die Todesfälle in der Savoy völlig gehoben.

Das Hoſpitalfieber iſt von dem Kerkerfieber nicht verſchieden. Es entſteht nach Pringles Erfahrungen aus den faulen Dünſten, und er hat es ausbrechen geſehen, da noch keine andere Urſache dazu war, als ein vom kalten Brand gefaultes Bein. Barrere ſah aus einer vergifteten Luft im Kriegshoſpitale faſt bei allen Geſchwulſten, wenn ſie ſich öffneten, einen tödtlichen kalten Brand, da hingegen die Kranken von der Gefahr frei bleiben, ſobald man ſie an einen andern Ort brachte. Aus dieſer Urſache hauptſächlich kommen in dem Hoteldieu in Paris von zweitauſend Kranken mehrentheils nur ſechzig davon, die Trepanirten ſterben alle. Man macht zwar hin und wieder Feuer, um der Luft zu helfen, aber das Feuer ſcheint die Fäulung vielmehr zu befördern, als zu hemmen, denn die Peſt wüthet bekanntlich am heftigſten, wenn die Wärme am größten iſt. Mercurialis bemerkte in Venedig, daß die Handwerker, welche am meiſten mit dem Feuer umgehen, zuerſt von der Peſt angegriffen worden; Hodges ſagt, in London ſeyen durch die großen, drei Tage hintereinander angezündeten Scheiterhaufen in einer Nacht viertauſend Menſchen geſtorben, da man ſonſt nicht über vierhundert verlor; Mead verſichert, man habe in Marſeille die gleiche Erfahrung gemacht. Das angeführte Uebel der franzöſiſchen Hoſpitäler liegt vorzüglich in der nicht genug erneuerten Luft, und dieſer würde durch den Ventilator des Halles oder noch beſſer durch die Röhren des Sutton geholfen.“ Herr Pringle verſichert, daß niemand in einem Hoſpital glücklich heilen könne, wenn man die Luft nicht mit einem Ventilator reinigt.

Bei den Armeen hat dieſer große Arzt bemerkt, daß eine eingeſchloſſene Luft in einem Gezelte ein faules Fieber erregen kann. In der Lagerruhr hat nach ſeinen Erfahrungen der Abgang einen fäulichten Geruch, endlich wird er aashaft und überaus anſteckend, er hat ſogar die Ruhr aus dem bloßen Anriechen des in einer geſchloſſenen Flaſche verfaulten Blutes entſtehen geſehen. Er räth darum, die Ruhr in den Lagern zu hemmen, bei ſcharfer Strafe zu verbieten, daß niemand ſeine Nothdurft anderswo als an den öffentlichen, dazu auserſehenen Stellen verrichte, und daß man in dieſer Abſicht an Oertern, wo der Wind vom Lager hinweht, tiefe Löcher mache, dieſelben aber mit Erde zudecke. Er will überhaupt, daß man ſehr geräumliche und wohl durchzügige Oerter für die Hoſpitäler gebrauche und die Kranken beſtmöglichſt vertheile, er hält Scheunen und insbeſondere Kirchen zu Krankenhäuſern am zuträglichſten. Nimmt man dieſe Vorſorgen nicht und häuft man die Kranken eng zuſammen, ſo hat die Erfahrung bewieſen, daß die bei den Armeen ohnedem gar zu ſeltene Aerzte mit ihrer Kunſt nichts wider die Lagerruhr vermögen.

Auch auf Schiffen erfährt man die ſchädlichen Folgen einer eingeſchloſſenen Luft. Es iſt eine Schande für die Engländer, daß nach ihrem eignen Geſtändniſſe die edle Erfindung der Herren Halles und Sutton auf ihren ſonſt ſo furchtbaren Flotten mehrentheils verabſäumt wird. Sie haben auch keinen beſondern Platz zu der Einquartierung der Kranken auf ihren Schiffen, ſondern dieſe müſſen mehrentheils an dem Orte bleiben, der ihnen überhaupt angewieſen iſt; nur wenn die Anzahl der Kranken ungemein groß wird, ſchafft man die gefährlichſten in einigen Schiffen bis auf eine gewiſſe Zahl beiſeits. Daher kommt es, daß die engliſchen Wundärzte den

Scharbock viel eher für eine zufällige, als für eine urſprüngliche Krankheit halten, weil ſehr oft, und beſonders in den letzten Zeiten deſſelben, auf den Schiffen ein Kranker den andern anſteckt; daher werden die ſonſt gutartigſten Fieber auf den engliſchen Schiffen anſteckend. Herr Reynolds hat bemerkt, daß in ſolchen Fällen aus Mangel der Abſonderung der Kranken der größte Theil der Seeleute krank wurden, die mit den Kranken zwiſchen dem Verdecke, einem allzuengen und des Nachts verſchloſſenen Orte, ſchlieſen, da hingegen andere geſund blieben, die ſich von den Kranken entfernt hielten, und ihre Hangbette von dieſem unter ſchwülen Himmelsſtrichen beſonders erſtreckenden Raume weg an die Maſtbäume oder andere luftige Oerter brachten. Ueberhaupt ſetzt dieſer geſchickte und im eigentlichen Sinne erfahrne Mann hinzu, man ſehe alltäglich, daß die Officiere und ihre Bedienten mehrentheils von dem allgemeinen Jammer frei bleiben, wenn alles auf den Schiffen krank iſt, weil ſie den Kranken ſeltener zur Seite ſind und entfernt von ihnen ſchlafen.

Krankheiten, die an ſich nicht anſteckend ſind, ſieht man an jedem eingeſchloſſenen Orte anſteckend werden. Man darf nur auf die Erſcheinungen merken. Herr Pringle ſah, daß eine eingeſchloſſene Luft in einem Bette ein faules Fieber zu erregen vermag. Die anſteckende Natur der Schwindſucht iſt ſehr mild, und doch geht ſie in dem Bette von dem Mann zu der Frau, oder der Beiſchläſerin über. Die mildeſten Pocken werden oft in verſchloſſenen Zimmern, und endlich auch durch die Kleider anſteckend. Den Frieſel zählt man ſonſt nach richtigen Wahrnehmungen nicht unter die anſteckenden Krankheiten, und doch wird er durch das verdammliche Einſchließen der Luft nicht nur ſehr anſteckend, ſondern auch ſehr viel ſchlimmer. Aus den ſchädlichen Eigenſchaften einer nicht genug erfriſchten Luft erklärt der Herr von Haen die ungemeine Schwachheit, über die ſich eine unzählbare Menge Kranke im Anfange des Frieſelfiebers beklagen und die faſt jeder Arzt einer angeblichen Bösartigkeit zuſchreibt, da doch durch die Entfernung aller friſchen Luft und durch das übertriebene Zudecken der armen Kranken der Arzt oder die Umſtehenden die Urſache dieſer Schwachheit ſind. Die Ruhr wird durch den Geſtank des Abgangs ſo ſehr anſteckend, daß die geſundeſten Menſchen und auch ſogar die Thiere davon nicht frei bleiben. In dem Laufe dieſes Jahrhundertes brachte ein Kranker die Ruhr von Amſterdam nach Nymwegen, wo er ſtarb, durch ſeine Kleider kam ſie in das Haus, in ganz Nymwegen, und von da beinahe in fünfzig niederländiſche Städte, in welchen eine ungemeine Menge Menſchen ſtarben. Vor vierzehn Jahren herrſchte die Ruhr bei uns ſo ſehr, daß nach einiger Ausrechnung in einem nicht gar großen Bezirke des Kantons Bern bis an dreizehntauſend Menſchen ſtarben. Um Bern war ſie am heftigſten, auch erzählte mir ein würdiger Geiſtlicher, der eine kleine Stunde von Bern Pfarrer geweſen, er ſey oft in dem Dorfe Muri in Häuſer gekommen, wo in der einzigen, ſehr niedrigen, ſehr kleinen und wohl verſchloſſenen Stube des Bauers ein paar Todtenkörper auf dem Tiſche und vier bis fünf an der Ruhr kranke Männer, Weiber und Kinder, in ihren Betten lagen und neben ſich offene Geſchirre hatten, in welche ſie ihre Nothdurft verrichteten. Man ſieht deutlich, daß dieſe Krankheit, die an ſich leicht anſteckend wird, um ſo viel mehr um ſich greifen muß, wenn man die Kranken von den Geſunden nicht abſondert und um die Kranken ſelbſt die Luft nicht erneuert. Selbſt in der Peſt iſt die Entfernung der Kranken von den Geſunden, nebſt der Erneuerung und Erfriſchung der Luft, die größte und beſte Vorſorge.

Alle dieſe ſchädliche Wirkungen einer eingeſchloſſenen Luft werden um ſo viel deutlicher, wenn man auf zwei Wahrnehmungen beſonders merkt. Herr Pringle fand, daß die Fäulung viel geſchwinder in der offenen Luft vorgeht. Denn weil die Theile, welche am meiſten faul ſind, auch am meiſten flüchtig ſind, ſo entfernen ſie ſich unverweilt von dem angeſteckten Körper und verlieren ſich in dem Winde, aber in einer eingeſchloſſenen Luft verweilen ſie um dieſen Körper und vermehren durch eine Art von Gährung ſeine Verderbniß. Die zweite Wahrnehmung iſt, daß der Körper des Menſchen nicht nur die Feuchtigkeit, ſondern auch die übrigen in der Luft herumfliegenden Dünſte einſaugt. Keil hat erwieſen, daß ein geſunder, aber durch den Mangel der Speiſe und ſtarke Bewegung entkräfteter Jüngling, in einer Nacht achtzehn Unzen durch ſeine Schweißlöcher eingeſogen, man hat aber auch geſehen, daß in einem Tag ſchon vierzig Pfund eingeſogen wurden: der Herr von Haen ſchätzt dieſes Einſaugen bei Waſſerſüchtigen in wenig Tagen über hundert Pfund, überhaupt wird das Einſaugen der Haut in vier und zwanzig Stunden über ein Pfund geſetzt. Nun kann man ſchließen, was für die Umſtehenden und Kranken ſelbſt von den Wirkungen einer Luft zu erwarten ſey, die von faulen Dünſten voll iſt, und niemals erfriſcht und niemals erneuert wird.

Die Luft wird endlich durch vielerlei Dünſte ſo verdorben, daß ſie auch da, wo ſie gar nicht eingeſchloſſen iſt, den Menſchen auf vielerlei Weiſe ſchadet. Es iſt mir nicht möglich, alle einzelne Wirkungen dieſer Dünſte durchzugehen, weil mein Raum für ihre Zahl zu eng iſt, und eben darum kann ich noch weniger der Wirkungen ihrer vereinigten Kräfte gedenken.

Ich mache bei den Ausdünſtungen der verfaulten thieriſchen Theile den Anfang. Dieſe ſtecken die Luft an, und werden dem Menſchen auf verſchiedene Weiſe ſchädlich. Die Stadt Cork in Irland iſt der Ort, wo man vom Auguſt bis in den Jänner mehr als hunderttauſend Stücke Vieh zum Dienſte der engliſchen Flotte abſchlachtet. In den nördlichen und ſüdlichen Vorſtädten von Cork finden ſich eine große Menge Schlachthäuſer und an denſelben weite Gruben, in welche das Blut und die unbrauchbaren Theile dieſer Thiere geworfen werden. Bei anhaltendem Regenwetter tritt dieſes bald verfaulte Blut aus ſeinem Sumpfe hervor und fließt von den Hügeln herunter in den Strom. Die verfaulte Materie vergiftet nicht nur die Luft überhaupt, ſondern ſogar die ſonſt heilſame und von dieſer Seite über die Stadt wehende Nordwinde. Rogers, ein vortrefflicher Arzt dieſer Stadt, hat daher bemerkt, daß an den Poken in den Jahren 1718, 1719, 1720 und 1721 ein guter Theil von den Leuten ſtarben, die nah an den Schlachthäuſern wohnten. Die Wuth der daſelbſt herrſchenden und mehrentheils faulen Krankheiten dauert ſo lange als die Abſchlachtung des Viehes, und hört insgemein im Jänner auf. In Ethiopien iſt die Anzahl der Heuſchrecken ſo entſetzlich groß, daß ſie oft durch die Aufzehrung aller Feldfrüchte eine Hungersnoth erregen, und wenn die Winde ſie nicht in die See tragen, ſterben, und die Peſt in dem an ſich ſchon heißen und feuchten Lande erregen. Mead ſagt, alle Beobachtungen, den Urſprung der Peſt betreffend, lehren, daß ſie in Afrika von der beſtändig daſelbſt herrſchenden und durch die ſchlechte Luft unterſtützten Nahrung der Fäulniß, und beſonders von faulen thieriſchen Theilen entſtehe.

Die Ausdünſtungen der ſtehenden Waſſer ſind faſt aus den gleichen Urſachen ſchädlich. Eine unendliche Menge Inſekten werfen ſich dahin, ſterben und faulen mit einer um ſo viel heftigern Wirkung, da ſchon in dem Leben ihre Theile am meiſten zur Fäulniß geneigt ſind. Die Sümpfe ſind auch faſt ohne Ausnahme mit ſcharfen, ätzenden, ſtinkenden und zur Fäulung geneigten Pflanzen bewachſen, durch welche ganz allein die Ruhr in Paris ſchon unter das Volk gekommen iſt, weil man dort das Flußwaſſer der Seine trinkt. Ueberhaupt ſind die Waſſer der Fäulung ſo wohl fähig, daß auch das Waſſer aus dem Wechtſtrom, deſſen ſich die holländiſchen Schiffe bedienen, in Fäſſern ſo ſehr fault, daß der Dampf aus demſelben ordentlich Feuer fängt.

Aus dieſen ſtehenden und mit verfaulten Theilen angefüllten Wäſſern ſteigen Dünſte auf, die, durch den Athem eingeſogen, der Geſundheit ſchaden, wenn die Witterung nicht ſehr kalt iſt. Die Ausdünſtungen der Sümpfe ſcheinen in den kalten Ländern nicht ſo ſchädlich zu ſeyn, als in den heißen, obſchon die Krankheiten auch in Finnland zuweilen ſehr bösartig ſi[illegible] obſchon in Schweden die ſchlimmſten Flußfieber, die Fleckenfieber, auch gefährliche Pocken und Maſern, faſt jährlich herrſchen. Aber es iſt nicht ausgemacht, daß der ſchlimme Charakter dieſer Krankheiten eine Wirkung des vielen Schnee- und Eiswaſſers ſey, das freilich im Sommer ausdünſten muß, und der häufigen Sümpfe, die eben aus dieſer Urſache in allen kalten Gegenden gemein ſind, weil ſich doch überhaupt alles in der Natur um ſo mehr zu der Fäulung neigt, je mehr man gegen Mittag rückt. Die Ausdünſtungen der Sümpfe wirken in Deutſchland Tertianfieber, in Ungarn Petechienfieber, in Italien halbe Tertianfieber, in Egypten und Ethiopien die Peſt. In Barbados iſt der Schaum des ſtehenden Waſſers ein heftiges Gift, das Vögel, Schweine und ſogar Ochſen tödtet.

Unter die ſtehenden Waſſer zähle ich die Schanzgraben, welche keinen Auslauf haben, die unter Waſſer geſetzten Wieſen, inſofern die Wäſſerung nur ſelten vor ſich geht, die Sümpfe und Moräſte, und endlich alles Waſſer, das ſich nach einer Ueberſchwemmung irgendwo ſammelt.

Die Wirkungen der Dünſte ſtehender Waſſer habe ich auf meinem eigenen Leibe zu der Zeit ſchon erfahren, da ich mir dieſelben viel lieber aus Büchern bekannt gemacht hätte. Die beinahe ſo kleine und beinahe ſo ſehr als der oft trockene Ilyſſus geprieſene Leine tritt in Göttingen zuweilen über ihre Ufer heraus, macht einen kleinen Theil dieſer Stadt ſumpfig, und die Schanzgraben ſind auch mehrentheils voll ſtehenden Waſſers. Ich wohnte nicht weit von dieſem ſumpfigten Quartier, und wie Hippocrates von dem kranken Philiscus zu bemerken nicht unterließ, dicht an den Schanzen; auch ward ich vielfältig mit dem Tertianfieber, ſowohl als das ganze Haus des Herrn von Haller, bei dem ich wohnte, geplagt. Die von dem Maſchgrunde und den Schanzgraben entfernten Quartiere der Stadt blieben von dieſen Fiebern ganz frei, die bei uns und in den nah gelegenen Häuſern nur mit dem Winter aufhörten.

In den vereinigten Niederlanden und in dem holländiſchen Flandern ſind wegen dem in den Sümpfen vermiſchten ſüßen Waſſer und Meerwaſſer die Tertianfieber ſchon viel ſchlimmer, oft ſo unartig, daß eine Menge Menſchen davon ſterben, und faſt nicht mehr zu heilen. Die Niederlande ſind längſt der See mehrentheils moraſtig, und hin und wieder mit dem faulen Dampf, der aus dem von der Ebbe bloßgelaſſenen Schlamme entſteht, beſonders angeſteckt, alles geſunden Waſſers aber faſt gänzlich beraubt, und daher ſehr ungeſund. Ich habe dieſen Dampf nach ſo vielen in Deutſchland ausgeſtandenen Tertianfiebern mit Schrecken gerochen. Herr Pringle, der ihn beſchrieben, ſagt, das beſtändige Brechen ſey in dieſen Gegenden gemein und die hitzigen Krankheiten mit Würmen begleitet, welches er aber nur für eine Folge und nicht für eine Urſache der verdorbenen Säfte hält. Ein berühmter Mühlhauſiſcher Arzt erzählet, eine Ueberſchwemmung und darauf erfolgte Stockung und Fäulung der Waſſer in den Graben von Neubreiſach habe vor wenig Jahren ſo heftig gewirket, daß alle Einwohner, kaum mit Ausnahme des zwanzigſten, in abwechſelnde, und ſogar in anhaltende und nachher nachwechſelnde Fieber verfielen.

III. Ueber die Nothwendigkeit phyſiologiſcher Kenntniſſe bei Beurtheilung der Verbrechen.

> Le mortel qui se voue au bien des malheureux,
> Pour les infortunés a fait plus que les Dieux.

Wer wandelt je unter dem Schatten wohlthätiger Bäume, ohne daß ſein Herz dankbar das Andenken desjenigen feierte, der ſie pflanzte? Wer kann fühllos genug ſeyn, die Schätze der Natur und der Kunſt zu genießen, ohne an den zu denken, der ſie ſchuf, ohne eine Thräne dem Menſchenfreunde zu weinen, der ſie verſchönerte?

Was iſt dem Gefühle des Herzens gleich, wenn es dankbar im Buſen klopft, wenn das Auge raſch um ſich her ſieht, und den Wohlthäter aufſucht, dem es alles das Wonnevolle und Schöne ſo gerne danken möchte, das es genießt?

Heilig iſt dieſes Gefühl im Herzen des Edeln; es iſt Lohn des Menſchenfreundes, der nach Jahrhunderten noch beſucht wird, noch lebt, noch da iſt, weil ſeine Thaten noch leben, noch da ſind.

O wo iſt der! wir wollen ihn ſehen, dem wir alles dieſes zu danken haben! So ſpricht der Dankbare in der ſpäteſten Nachzeit, und fodert von jedem Baume, deſſen Schatten ihn deckt, von jeder Blume, die ſeinem Auge entgegen lächelt, von jedem Werke der Kunſt, von jedem Denkmale der Menſchlichkeit den Wohlthäter der Menſchen zurück.

Wie der Tag die Sonne begleitet, begleitet der Nachruhm den Menſchenfreund. Vergebens decken ihn die Wolken der Zeit. Sein Licht durchdringt den Nebel, und der Werth ſeiner Handlungen erſcheint in ſeiner wahren Geſtalt.

Nur in Menſchenherzen allein liegt Verewigung; nicht Monumente des Stolzes entreißen den großen Mann der Vergeſſenheit; nicht der feile Meißel des erkauften Künſtlers, der erdichtete Thaten in Marmor gräbt, nicht die Folianten partheiiſcher Geſchichtſchreiber, die vergebens die Nachwelt bethören, — in den Thaten allein liegt Verewigung; dieſe gehen von Mund zu Mund, vom Vater zum Sohn, vom Großvater zum Enkel. Die Sage pflanzt ſich durch Jahrhunderte fort, und errichtet in den Herzen der Menſchen dem großen Manne einen Altar, den keine Zeit zerſtört, keine Ewigkeit zernichtet.

Dieſes iſt das Loos, das den Menſchenfreund erwartet, dieſes iſt auch dein Loos, menſchenfreundlicher Theodor! du lebſt in den Herzen deiner Unterthanen, und wirſt ewig leben.

O ihr alle! die ihr hier verſammelt mit den Vätern unſerer Akademie den Tag ſeiner Geburt feiert, vereinigt euch mit mir, dem Himmel zu danken, der uns dieſen gütigen Fürſten gab, und weihet Ihm eine Thräne des Gefühls im Namen der Menſchheit für alles das Gute, das Er ſtiftete.

Sehet umher! wo ihr eure Blicke hinwendet, ſtehen Denkmäler von Theodors Güte. — Hier öffnen ſich die Pforten des Tempels des Alterthums; unverwehrt iſt jedem der Zutritt ins Heiligthum, jedem iſt der Umgang vergönnt mit den Weiſeſten und Gelehrteſten der Vorzeit.

Dort führt uns Theodors Vaterhand zu den Gegenſtänden der Kunſt; hier erſtaunt unſer Auge über Rubens Erfindungen;

hier ſchmelzt unſere Seele bei dem ſanften Pinſel eines Gerhard Dov, eines Miris; hier genießt unſer Gemüth die Luſt der Frühlingsgegenden eines Brüghels, und unſere Hand ſtreckt ſich nach den Blumen aus, die van Huiſſum ſchöpferiſch nachahmte. Hier reißt uns Bewunderung hin, wenn ein zweiter Prometheus es wagt, das Feuer vom Himmel zu ſtehlen, und mit Hoge den Sonnenblick in Farben zu feſſeln.

Bei van Dyk und Titian ſtehen muntere Jünglinge und naive Mädchen, ganz Aug, ganz Gefühl für das Große und Schöne. Sie dringen ins Innere der Natur, und bilden ſich nach den großen Meiſtern, werden die Freude ihrer Eltern, der Lohn ihrer Lehrer, und die Bewunderung ihrer Mitbürger — und alle dieſe Freude, alle dieſe Wonne danken wir unſerm Theodor.

Die wilde Natur verwandelt ſich auf Seinen Befehl in Edens Gegenden; ſchattigte Alleen erwarten den Bürger nach ſeiner Arbeit; den Gelehrten heilige Haine in einſamen Gebüſchen, wo murmelnde Waſſerfälle zu dichteriſchen Gedanken wecken.

Steile Wege werden verbeſſert, und Thiere und Menſchen vor Gefahren geſchützt. Vater-Sorgfalt ſorgt für den Wanderer, und Menſchenliebe für den Reiſenden. Der Arme findet ſeine Nahrung, der Kranke ſeine Hilfe, der Arbeitſame Unterſtützung, und der redliche Mann ein Erziehungs-Haus für ſeine Söhne, die er dem Vaterlande weihen will. Sümpfe werden ausgetrocknet und für Menſchen bewohnbar gemacht, aus Moräſten entſtehen neue Fluren, wo zinsfreie Bewohner jeden Tag Theodors Güte preiſen.

Der Unterricht in der Geburtshilfe, die Bildung junger Leute in chirurgiſchen Fächern, die Entſtehung der Vieharzneiſchule, dieſes alles iſt Dein Werk. O genieße die Wonne des Menſchenfreundes, freue dich mit uns, daß Du warſt, um uns glücklich zu machen, und wir wollen uns freuen, daß wir ſind, um dir zu danken, um Dich zu lieben!

Kein Tag verfließt für einen Menſchenfreund ſchöner, als der, an dem er ſich Abends ſagen kann, ich habe die Zahl der Unglücklichen vermindert.

O Fürſt! wie oft wirſt Du dieſe ſüße Wonne genoſſen haben! wie oft wirſt Du ſie noch genießen!

Die herrlichſten Feſttage, die die Welt je feierte, waren die, an denen die Zahl der Irrthümer und der ſchädlichen Vorurtheile vermindert worden ſind; das ſchönſte Opfer, das man einem Menſchenfreunde bringen kann, beſteht darin, ihm die Gelegenheit zu geben, Gutes zu wirken. Nur ſo ein Opfer iſt des Feſttages eines Weiſen würdig — würdig der Geburtsfeier unſers Theodors.

Ich wähle zum Gegenſtande meiner Rede die Nothwendigkeit phyſiologiſcher Kenntniſſe bei Beurtheilung der Verbrechen — ein Gegenſtand, der ſeiner Wichtigkeit nach alle Aufmerkſamkeit verdient, und um den ganz zu erſchöpfen, ich mir ſo viele Kräfte wünſchte, als ich mir Nachſicht meiner Schwäche von der Güte meiner Zuhörer verſprechen darf.

Es waren Zeiten, in denen man aus Mangel philoſophiſcher Kenntniſſe ſich einbildete, daß es für einen Rechtsgelehrten genug ſey, ſeinen Catechismus zu wiſſen, die Inſtitutiones und Pandekten, und die Geſetze des Vaterlandes auswendig gelernt zu haben, und einige Jahre in praxi geſtanden zu ſeyn; alle übrige Wiſſenſchaften ſah man für das Fach eines Rechtsgelehrten als überflüſſig an, weil man ſich dort noch nicht einbilden konnte, daß ſie in höherer Verbindung mit der Rechtsgelehrſamkeit ſtünden. Maſchienenmäßig wurden Handlungen und Verbrechen abgewogen; man legte auf eine Schale der Waage der Gerechtigkeit die That des Beſchuldigten; auf die andere ſo viel Geſetze, als man glaubte, daß er wiegen ſollte, um reif zu einem Todesurtheile zu werden. Wog ſeine That zu gering, ſo ſuchte der Richter durch Erfahrungen von neuern Thaten das Maaß zu erſetzen, das noch abging, um ſeine Reife zum Schwert oder zum Strick zu vollenden. Die peinliche Gerechtigkeit glich der Bank jenes bekannten Tyrannen, worauf er ſeine Gefangene mordete. Wer zu kurz war, mußte geſtreckt werden, bis er die Länge der Bank erreichte;

wer zu lang war, wurde verſtümmelt, bis er der Mordbank gleich war. So ging es leider auch mit den Verbrechern. Das mechaniſche Maaß war das Geſetz; wer zu lang war, wurde abgekürzt, wer zu kurz war, gedehnt, bis der Richter das Maaß erhielt, ein Todesurtheil über ihn zu ſprechen.

Dank ſey es der Denkart unſers Jahrhunderts, daß wir menſchlicher wurden, und einſehen lernten, daß Rechtsgelehrſamkeit ohne Philoſophie nur Barbarei iſt.

Ueber Menſchen richten, heißt über menſchliche Handlungen urtheilen, ſie mit den Geſetzen vergleichen, das Böſe erwägen, das ſie im Staate hervorgebracht haben, und Mittel ausfindig machen, künftigen Uebeln zu ſteuern. Und wer kann dieſe hohen Pflichten erfüllen, wenn ihn nicht die Vernunft leitet? und leitet uns wohl die Vernunft, wenn wir ohne Philoſophie ſind?

Nie konnte ich es ertragen, daß man die Rechtsgelehrſamkeit ſo weit herabwürdigte, und ſie blos auf buchſtäbliche Kenntniſſe einſchränkte. Ein Arzt, der den Zuſtand eines Kranken beurtheilen will, muß ein geſchickter Naturkundiger ſeyn; ohne dieſer Wiſſenſchaft iſt er ein elender Arzt, und er wird oft die Folge für Urſache und die Urſache für Folge halten, und daher aus Irrthum und Unwiſſenheit Tauſende aufopfern, die ſich ſeinen Einſichten vertraut haben.

So edel das Amt eines Arztes iſt, eben ſo edel iſt das Amt eines Richters, ja noch edler, weil ſein Wirkungskreis größer als der des Arztes iſt, denn nur nach dem Wirkungskreis und dem Guten, das wir ſtiften können, iſt die Würde eines Standes zu beurtheilen.

Der Staat vertraut dem Richter Leben, Freiheit und die Güter ſeiner Bürger, die edelſten Schätze, die die Menſchheit nur haben kann. O welche Kenntniſſe, welcher tief eindringende Geiſt wird nicht vorausgeſetzt!

Fluch der Menſchheit dem Vater, der ſeinen Sohn zum Rechtsgelehrten bilden will und dafür hält, daß es genug ſey, wenn der Junge etwas Latein weiß, um ſein Corpus Juris zu verſtehen, der ihn dann mit Gewalt von den untern Sch len wegreißt, um ihn einige Jahre die **Jura** ſtudieren zu laſſen, oder was noch ſchlimmer iſt, ihn der Aufſicht eines Kabaliſten anvertrauet, unter deſſen Leitung er, gleich einem Kinde an der Bruſt ſeiner kranken Amme, die ganze Ausübung der Legislation mit allen ungeſunden und verdorbenen Säften einzuſaugen verurtheilt wird!

Fluch der Menſchheit dem Vater! denn er bildet an ſeinem Sohne keinen Rechtsgelehrten, ſondern einen Verdreher des geſunden Menſchenverſtandes, eine Geiſel der Menſchheit, der aus Mangel der erfoderlichen Kenntniſſe einſtmals viele hundert Menſchen in der Stelle unglücklich machen wird, die der Staat ihm anvertrauen ſollte.

Keine Geſetze in der Welt, und wären ſie auch von Lykurgen und Platonen geſchrieben, können ſich auf alle Fälle erſtrecken; es wird immer Lücken geben, die der Verſtand und Geiſt des Richters ausfüllen müſſen, die das Geſetz nicht vorſah, nicht vorſehen konnte. Wie viele Kenntniſſe erfodert daher nicht der erhabene Beruf eines Rechtsgelehrten!

Die Zeit wäre zu kurz, wenn ich über alle die Erfoderniſſe ſprechen wollte, die der Staat mit Recht demjenigen auflegen kann, der Anſpruch auf eine richterliche Stelle macht. Auch iſt meine Abſicht nicht, alle die großen Eigenſchaften zu rügen, mein Gegenſtand iſt nur, mich bei denjenigen Kenntniſſen aufzuhalten, die für die Menſchheit die wichtigſten ſind; ich verſtehe unter dieſen die Gegenſtände der Phyſiologie, die unentbehrlich nothwendig ſind, daß ſie jeder Rechtsgelehrte kenne, wenn er je ſeinen hohen Beruf erfüllen, und ſich nicht der Gefahr ausſetzen will, aus Unwiſſenheit ſeine Stelle zu entweihen.

O ihr Schutzgötter der Menſchheit, denen das Wohl armer Sterblichen nicht gleichgültig ſeyn kann, erleuchtet meinen Geiſt mit eurem Lichte, damit ich die Größe der Wahrheit, über die ich zu ſprechen geſinnt bin, in ihrem ganzen Umfange fühle! erwärmt mein Herz mit jenem ſanften Feuer der Menſchenliebe! gebt, daß mein Gefühl in meine Worte überfließe, und die Wahrheit meiner Sätze jeden zur Erkenntniß hinreiße, der ein Herz hat, das fähig iſt, für Menſchen zu ſchlagen! —

Da die Arzneikunde noch in ihrer Wiege lag, ſo bekümmerte man ſich wenig um die Pathologie oder Krankheitlehre, man hatte gewiſſe Recepte, die für dieſe oder jene Krankheit helfen mußten, und dieſe gab man ohne Rückſicht der Umſtände. Wenn der Kranke alle die Recepte, die ſein Arzt wußte, verſchluckt hatte, und doch noch nicht geneſen wollte, ſo wurde er für unheilbar erklärt.

So elend die Arzneikunde beſtellt war, eben ſo elend war die Wundarznei. Man hatte ein Geſetzbuch von Pflaſtern und Salben, die mechaniſch angewendet wurden; heilte die Wunde nicht, ſo blieb dem Kranken nichts übrig, als der Tod oder die Amputation. In dieſen Zeiten war es freilich leicht, ein Arzt oder ein Chirurg zu werden; man brauchte nur ſeine Pflaſter auswendig zu wiſſen, und die Ingredienzen gewiſſer Purganzen zu verſchreiben. Heut zu Tage ſcheint uns freilich dieſe Curart ſehr lächerlich; ſie kömmt uns unvernünftig und dumm vor, weil wir ſie unter dem Geſichtspunkte der jetzigen Zeiten betrachten, wo die Heilkunde und Chirurgie ſo große Vorſchritte in ihren Kenntniſſen gemacht haben.

Allein nicht auf einmal erhoben ſich die mediciniſchen Wiſſenſchaften zu der Höhe, auf der ſie heut zu Tag zur Ehre der Menſchheit ſind; man ahnete ehevor, daß die menſchliche Natur ihre eigne Geſetze habe, daß ſich dieſe Geſetze nicht unter die Vorſchriften der beſtimmten Purganzen und Plaſter ſchmiegen können; man ahnete, daß die nämlichen Krankheiten bei verſchiedenen Menſchen verſchiedene Entſtehungsurſachen haben können; man vermuthete, daß die nämlichen Aeußerungen doch verſchiedene Urſachen zum Grunde haben können.

Dieſe Ahnungen führten zum Nachdenken, das Nachdenken zur Erfahrung, die Erfahrung zu höhern Kenntniſſen und zu Vermuthungen, daß die Arznei- und Heilungskunde mit andern Wiſſenſchaften nothwendig verbunden ſeyn müſſen. Es entſtund daher die Pathologie, die Anatomie, die Botanik, und der menſchliche Geiſt machte bald ſchnellere Vorſchritte.

Freilich war das Schickſal derjenigen äußerſt hart, die zuerſt zu denken anfingen, denn ſie beleidigten alle, die nicht fähig wären zu denken, oder nicht denken wollten.

Es iſt immer ein unverzeihliches Verbrechen, den Geiſt der Menſchen aufzuwecken, die Weiſen jedes Jahrhunderts haben es erfahren: der größte Theil der Menſchen iſt faul und haßt alles Nachdenken; die Wiſſenſchaften werden blos wie ein Nahrungsgewerbe geübt, und dem Menſchen iſt es eigen, daß er gern gewinnt ohne viele Arbeit. Nothwendig wurden daher immer die verfolgt, die die andern wollten denken lehren, denn Denken iſt mühſam und ſtört den unthätigen Schlummer des Faulen. Es war immer leichter, methodiſche Purganzen zu verſchreiben, Univerſal- und Partikularpflaſter zu gebrauchen, als das Innere der Natur zu ſtudieren. Alles, was zu mechaniſchen Aerzten und Chirurgen ſelbiger Zeit gehörte, ſtund auf und empörte ſich gegen Denker, und es war ſo ganz natürlich; es lag der Brodkunſt daran, keine höhern Künſte aufkommen zu laſſen, denn man ſah bald ein, daß Salben und Pflaſter verlieren müßten.

Mit den Vorſchritten höherer Kenntniſſe gewann zwar die Menſchheit ſehr, aber dummer Eigenſinn und niedriges Intereſſe ſieht den Gewinn der Menſchheit nie ein, und berechnet alles nur nach ſeinem Privatvortheil. So werden hellere Einſichten von Jahrhundert zu Jahrhundert gehindert; die Geſchichte der Vorſchritte der Arznei- und Heilungskunde belehrt uns, daß man geſchicktere Aerzte gar der Zauberei beſchuldigte; die Anatomie verwarf man als ſittenlos und ärgerlich; die Botanik hatte das Schickſal, das die Blitzableiter in unſern Zeiten hatten; man glaubte, der Menſch maßte ſich an, der Gottheit Geſetze vorzuſchreiben, da er durch Kräuter heilen wollte. O wie viele Mühe koſtete es doch, die Menſchheit vernünftig zu machen, und daher hat in jedem Jahrhunderte der Mann immer viel gethan, der es wagte, weiſe zu ſeyn und die Vorurtheile ſeines Zeitalters anzugreifen.

Alle Wiſſenſchaften haben gleiches Schickſal, gleichen Gang; nur machen einige geſchwindere Fortſchritte, andere langſamere, nach der Beſchaffenheit des Intereſſe derjenigen Menſchen, denen es daran liegt, daß ſie keine Vorſchritte machen ſollen. Alle Wiſſenſchaften ſind dem Lichte gleich, das mit den Finſterniſſen kämpfen muß; der Sieg bleibt immer der Sonne, die am Horizont aufgeht; nur iſt ihr Kampf manchen Tag länger, als den andern, und in mancher Gegend ſcheint ſie oft ſchon helle, da noch Nebel die übrigen deckt.

Mit den Vorſchritten der Philoſophie haben alle Wiſſenſchaften gewonnen, ſie war die Fackel, die den Weg zum Emporſtreben zeigte; Arzneikunde und Chirurgie folgten ihr willig — willig die Reihe der übrigen Wiſſenſchaften. Langſam folgte ihr die Rechtsgelehrſamkeit, angeſchmiedet an zentnerſchwere Folianten, und beladen noch mit allem Wuſte römiſchen Unſinns der Vorzeit. Sie konnte nothwendig nicht ſo eilfertig nachkommen, denn niemand außer Montesquieu, Mably und Beccaria wagten es, ihr einige Ketten abzunehmen. Auch legte ihr die Politik verſchiedene Hinderniſſe in Weg. Bei allem dem aber bleibt immer Jurisprudenz und Legislation die höchſte der Wiſſenſchaften, und es ſcheint, als bemühten ſich alle übrigen, an der Hand der Philoſophie den höchſten Gipfel menſchlicher Kenntniß zu erreichen, um dann alle die erworbenen Schätze in die Hände der Legislation und Jurisprudenz zu legen, die ihre Kronen ausmachen ſollen.

Die Urſache, warum die Arzneiwiſſenſchaft und Heilungskunde ſo ſchnelle Vorſchritte zum Vortheil der Menſchen machten, beſtund darin, weil ſie ſich früh an die Philoſophie anketteten, und an ihrem Bande die Hilfswiſſenſchaften, als: Pathologie, Anatomie, Botanik, mit ihren Lehren vereinigte.

Die Jurisprudenz allein ſteht noch iſolirt, angeſchmiedet an das Piedeſtal römiſcher Verfaſſungen, die heut zu Tage ſo unnütz ſind, als es ihre Kriegsrüſtungen wären. Freilich kämpft man auf dem juridiſchen Kampfplatze noch immer mit den nämlichen Waffen, Juriſt gegen Juriſt mit römiſchen Aktionen und Exceptionen; ungleich wäre der Kampf, wenn der Juriſt manchmal mit dem Philoſophen kämpfen müßte, ſo ungleich als der Kampf eines ſchwachen Pfeils gegen ein Feuerrohr iſt.

Alles ändert ſich, alle Wiſſenſchaften machen Vorſchritte; nur ſtockt es da, wo die Vorſchritte für die Menſchheit am nützlichſten wären, und die Urſache dieſer Stockung liegt darin, weil man die Rechtsgelehrſamkeit noch nicht mit jenen Hilfswiſſenſchaften verband, die die juridiſche Denkkraft höher und weiter leiten könnten.

Man fange einmal an, die Zöglinge, die einſt in den Tempel der Rechtsgelehrſamkeit geführt werden ſollen, frühe mit metaphyſiſchen Kenntniſſen bekannt zu machen; man verbinde die Lehre der Phyſiologie mit dem Unterrichte eines Criminalrichters, und lehre auf öffentlichen Schulen die rechtliche Arzneikunde, und bald werden ſich heilſame Folgen für das Wohl der Menſchen verbreiten.

Wenn ich einen jungen Menſchen ſehe, der ſeine Jura abſolvirt hat, und Anſprüche im Staate auf ein richterliches Amt macht, ſo möchte ich immer gerne dieſe Fragen an ihn ſtellen: Haſt du dich und die Menſchen kennen gelernt? Weißt du nun den Gang der Leidenſchaften, den Grund ihrer Entſtehung, und welchen Einfluß ſie auf unſere Handlungen haben? Haſt du gelernt, was Temperament, Erziehung, was die Gegend, wo wir geboren worden, das Clima, das wir bewohnen, was die Nahrung, die wir genießen, was die Hütte, die uns deckt, und das Handwerk, das wir treiben, weißt du, welchen Einfluß dieſes alles auf unſere ſittliche Handlungen hat? — Du lächelſt; warum antworteſt du nicht? — von dieſem allem, ſagſt du, ſteht nichts in unſern Geſetzbüchern, nichts in den großen Bänden des Corpus Juris.

Freilich, Erbarmungswürdiger! ſteht von dieſem allem nichts in den Geſetzen, weil die Applikation der Geſetze Männer ſodert, die ſich alle dieſe Wiſſenſchaften ſchon eigen gemacht haben. Du willſt über Menſchen richten, und weißt nicht einmal, wie der Verbrecher entſteht; wie der Stufengang vom Irrthume zum Laſter iſt. Dem Richter iſt die Kenntniß der Anatomie der Seele ſo nothwendig, als dem Arzte die Anatomie des Körpers. Wie kannſt du über Verbrechen urtheilen, wenn du nicht weißt, wie ſie entſtehen? Wie kannſt du helfen, wenn du den geheimen Sitz nicht kennſt, worin das Uebel liegt? Ich habe mein Geſetz; dieſes iſt meine Norma. Gut! Du haſt dein Geſetz, wie der Wundarzt ſeine Salbe, und du wirſt dein Geſetz ſo ungeſchickt anwenden, als der Marktſchreier ſeine Heilungsmittel, wenn dein ſtumpfer Geiſt nicht weiter ins Innere der Dinge dringt und die wahre Entſtehungsurſache des Uebels aufſucht: Oder ſollſt du dich vielleicht in jene elende Klaſſe der Natur-Stümper ſetzen, die keine andere Rettungsmittel kennen, als Schneiden und Brennen. Wenn das Uebel von innen kömmt, o ſo ſind deine Marterwerkzeuge vergebens; ein Glied nach dem andern wird angeſteckt werden; die Säfte im Körper ſind verdorben, das bedauernswürdige Glied hat keine Schuld, daß es angeſteckt iſt. Hätteſt du früher die Natur ſtudiert, die Säfte des Körpers verbeſſert, ſo würdeſt du dich dieſer elenden Werkzeuge nicht bedienen. Unvergeßlich werden immer die Worte ſeyn, die der verſtorbene und um Baiern ſo ſehr verdiente Freiherr von Kreitmayr einſt ſagte, als von den peinlichen Geſetzen die Rede war: Da ich ſchrieb, ſo drückte er ſich aus, mußte ich mich an die Lage der Zeiten und an viele Dinge der Verfaſſung halten; ich würde vielleicht vieles geändert, vieles ganz anders geſagt haben, wenn es rathſam geweſen wäre, alles auf einmal umzuändern; in vielen Dingen gab ich nur Winke, die deutlich dem ſind, der die Geſetze im Zuſammenhange ſtudiert hat. Der Geiſt, die nothwendige Menſchenkenntniß, der ſcharfe Blick des geſunden Urtheils ins Innere der Umſtände — ſind Eigenſchaften, die ich ſchon voraus ſetzte, daß ſie derjenige haben ſoll, der über Menſchen richten will. Wer dieſe nicht ſchon hat, dem konnt' ich ſie auch nicht geben.

Dieſe Worte voll Wahrheit ſind des großen Mannes würdig, dem Baiern immer Dank ſchuldig ſeyn wird. Er wagte es zuerſt, die ewig dauernde Form der Prozeſſe einzuſchränken, und die Geſetze von dem Schlendrian und von den groben

Schlacken aller Vorurtheile zu reinigen. Ein Verdienſt, das dieſen Mann in jedem Zeitalter dem Edeldenkenden verehrungswerth machen wird.

Oft noch denke ich an dieſe Worte: Nothwendige Menſchenkenntniß, ſcharfe Blicke der geſunden Vernunft ins Innere der Umſtände — — ja das ſind freilich Eigenſchaften, die ein Richter nothwendig haben ſoll; wie kann er ſich aber dieſe Eigenſchaften erwerben ohne phyſiologiſche Kenntniſſe?

Der Maaßſtab der Beurtheilung der Schuld des Verbrechers liegt in der Lehre von der Moralität der menſchlichen Handlungen, und dieſe iſt die wichtigſte Lehre der peinlichen Jurisprudenz.

Kenntniß des menſchlichen Herzens, tiefe Erfahrung; ein lauterer und heiterer Blick, fähig, die geheimen Räder der Vorurtheile, der Leidenſchaften, des Temperaments, der Erziehung auf das genaueſte zu entfalten; dem Gange der menſchlichen Affekten in ihren verborgenſten Wirkungen nachzuſpüren, und deren ins unendliche verſchiedene Springfedern mit ſtärkerm und ſchwächerm Eindruck, im allgemeinen und unter dieſen und jenen individuellen Verhältniſſen zu beobachten — dieſe ſind die unentbehrlichen Eigenſchaften eines Criminalrichters, und wie iſt es möglich, dieſe Eigenſchaften zu erlangen, ohne gründliches Studium der Phyſiologie.

O Menſchen! rechnet doch einmal von euren Tugenden das ab, was Laune, Temperament und Erziehung dazu beitragen, und wie wenig wird euch übrig bleiben, was ganz euer iſt! Rechnet aber auch von dem Verbrechen der Unglücklichen das ab, was Erziehung, Klima und Temperament dazu beitragen, und wie klein wird manches uns ſo groß ſcheinende Verbrechen werden! Alles das, was Erziehung, Klima, Temperament, Umſtände zu unſern Tugenden und Laſtern beitragen, iſt nicht ganz unſer, und doch ſind wir ſtolz genug, in Tugenden uns alles zuzurechnen, und grauſam genug, alle Umſtände bei Verbrechen unſers Nächſten auf ſein Individuum zu wälzen.

O ihr Menſchen! laßt doch nicht immer eure Richter mit dem Schwert in der Hand den unglücklichen Theil des Volks ſchrecken, der keine Erziehung, keine Richtung ſeiner Leidenſchaften hat; laßt vielmehr den Geſetzgeber auftreten als einen Vater des Volks, der nur aus Liebe, aus Zärtlichkeit ſtraft, der jeden Untergebenen beſchwört, bei ſeinem eigenen Wohle beſchwört, ihn nicht zur Strafe zu zwingen, und die Liebe wird mehr Eindruck auf die Sittlichkeit, als die Furcht machen.

Schaudert nicht die Menſchheit vor den Geſetzbüchern zurück, wo nur gewiſſe Beſtimmungen der Strafen für Laſter, und keine Belohnungen für Tugenden ſind? Wenn du mordeſt, ſo werde ich dich wieder morden; wenn du raubſt, ſo werde ich dich tödten: wenn du ſtehlſt, ſo mußt du ſterben. Alſo immer Tod — Tod und Mord! welchen Eindruck muß dieſe Härte auf Menſchenbildung machen! Was kann der unerzogene Menſch aus dieſer Sprache vermuthen? Welchen Begriff muß er ſich von der Geſetzgebung machen? Es muß ihm ſcheinen, als läge es dem Staate daran, viele Unglückliche zu zählen; es muß ihm ſcheinen, als lauerte alles auf ihn, um ihn bei der erſten Abweichung von dem Geſetze die ganze Schwere ſeiner Macht empfinden zu laſſen; es muß ihm ſcheinen, als hätte das Geſetz eine Freude daran, die Schwächern ſo elend aufzuopfern. Die Sprache eines peinlichen Geſetzbuches ſoll nicht blos die Sprache eines über ſeine Gewalt eiferſüchtigen Obern, ſie ſoll die Sprache eines Vaters mit ſeinen Kindern ſeyn; ſie ſoll die Gründe, warum dieſe oder jene Handlung dem Wohle der Geſellſchaft nachtheilig, und in dem Grad nachtheilig iſt, ſie ſoll väterliche und liebreiche Ermahnungen enthalten; ſie ſoll dem Volk fühlbar machen, daß die Leiden, die man ihm auflegen muß, dem Geſetzgeber durch die Sorge für das Wohl aller abgedrungen werden; daß er mit blutendem Herzen ſie auflege, ſie ſoll das Volk bitten, ihm dieſe ſeiner alle Glieder deſſelben umfaſſenden Liebe widerſtrebende Härte zu erſparen.

Nein! unmöglich kann ſich mein Herz an den Gedanken gewöhnen, daß der Menſch ſo ganz fühllos, ſo unbeſchreiblich verhärtet ſeyn ſollte, daß dieſe Sprache nicht auf ihn Eindruck machte; beſonders, wenn Erziehung, Beiſpiel, Religion und Volksunterricht hiezu beitrügen.

Wer den Menſchen kennt und ſein Inneres ſtudiert hat, der wird wiſſen, wie viel eine beſtändige Wiederholung ſeiner Pflichten dazu gehört, um ihn der Eindrücke der Tugend empfänglich zu machen. Wer phyſiologiſch den Menſchen betrachtet hat, der wird überzeugt ſeyn, wie nothwendig es ſey, die Menſchen frühzeitig mit ihren Pflichten bekannt zu machen; ihnen frühzeitig die bleibenden Empfindungen der Religion einzuflößen, und ſie die Gegenwart eines ſie für ihre Tugend ſegnenden Gottes allenthalben in ihren Häuſern, auf ihren Feldern und in ihren Thälern finden zu laſſen. Wer phyſiologiſche Kenntniſſe hat, der wird einſehen, daß bei dem zahlreichſten Theile der Nation der Anfang der Nationalerziehung muß gemacht werden, wenn allgemeine Volksbildung und allgemeine Volksglückſeligkeit ſtatt finden ſoll.

Die Macht der Leidenſchaften wächſet mit dem Menſchen und faſſet durch Gewohnheit und Zeit tiefe Wurzeln.

Laſter ſind moraliſche Krankheiten; ſie haben ihre Heilungsmittel nothwendig, und finden ſich wohl dieſe, können ſie ſich wohl finden, wenn der angehende Richter es nie der Mühe werth gehalten hat, über phyſiologiſche Gegenſtände nachzudenken?

Hättet ihr alle je einen Blick in das menſchliche Herz geworfen, ihr, denen die Religion das große Amt des Volksunterrichts anvertraut hat, ſo würde keiner aus euch die Stunden, in denen er zu ſeinen Mitbürgern ſpricht, mit leeren Terminologien, theologiſchen Spitzfindigkeiten, abſtrakten Wahrheiten und metaphyſiſchen Sätzen verzehret haben; er würde nicht über die weſentlichſten Pflichten des Menſchen hinſchlüpfen, und den größten Theil ſeiner Unterrichtszeit mit Schmähen und Läſtern auf den Kanzeln über Dinge zubringen, wodurch der Menſch nicht ſittlicher, nicht beſſer, nicht chriſtlicher gemacht wird; er würde vielmehr denken, alle ſeine Bemühungen darauf zu verwenden, vernünftige, brauchbare, ewig dauernde Kenntniſſe, und edle, menſchliche Empfindungen den Zuhörern einzuflößen.

Aber ich verliere mich zu weit; der Vernünftige weiß jede Gelegenheit zu benützen, das Gute wirkſam zu machen, und wer kann dieſe große Kunſt den lehren, der keine Sinne hat, ihre Größe zu fühlen?

Die Schwere eines Verbrechens leuchtet nicht aus der That ſelbſt, ſondern aus den Umſtänden hervor, unter welchen ſie ein Uebelthäter beging. Einerlei That kann von 3 Menſchen an einem Tage begangen worden ſeyn, und aus der Unterſuchung der Geſchichte derſelben kann ſich ergeben, daß ſie der eine als Böſewicht, der andere als Verführter, und der dritte als Unwiſſender ausübte. Und wie kann dieſes unterſucht, wie aufgeklärt werden, wenn man alle phyſiologiſche Kenntniſſe bei Beurtheilung der Verbrechen ausſchließt? Der Phyſiolog betrachtet die Erziehung, die der Verbrecher erhalten hatte; die Schickſale, welche er von Jugend auf hatte; die Lage, in welcher er ſich befand, als er zur böſen That ſchritt; das Maaß ſeiner Kenntniſſe, die Reihe ſeiner vorhergehenden Handlungen, die Langſamkeit oder Geſchwindigkeit, mit welcher er ſein Verbrechen vollſtreckte; die Reizungen, welche er dazu empfing, und die Aeußerungen, welche er noch einige Zeit über die begangene That von ſich gab; das Temperament, welches er von ſeinen Eltern annehmen mußte, wie ſie es ihm mit in die Welt gaben; ſeinen Stand, ſein Alter — Gott! wie wird ſich durch dieſe Betrachtungen die Geſchichte ſeines Verbrechens aufklären! — So handelt der Phyſiolog. Wie widerſinnig und grauſam iſt das Verfahren desjenigen, der nichts thut, als daß er der begangenen Uebelthat ihren Namen gibt, im Geſetzbuche das Urtheil aufſucht, welches auf dieſelbe unter dieſem Namen geſprochen wird, und ohne weitere Ueberlegung den ſchrecklichſten Ausſpruch wagt, den ein Menſch gegen einen Menſchen wagen kann, den Ausſpruch: Er ſoll ſterben!

Böſes mit Böſem vergelten, iſt immer ein übler Begriff, der aller Moralität entgegen iſt, und man beträgt ſich ſehr, wenn man glaubt, dadurch Menſchenbeſſerung zu erhalten. Der Weiſe folgt in allem der Ordnung der Natur; dieſe kettet das Uebel als eine nothwendige Folge unmittelbar an die böſe That, nicht um den Menſchen zu zerſtören, ſondern um ihn auf die Wege der Ordnung wieder zurückzuweiſen, auf welchen er nur allein ſeine Glückſeligkeit findet. So muß es auch der Staat machen.

Böſes mit Böſem vergelten, ohne Rückſicht auf Menſchenbeſſerung, iſt freilich ſo etwas, das man ſehr leicht ausführen kann, wenn man die Macht dazu hat; es iſt leichter, einem Uebelthäter ſein Leben zu nehmen, als ſeinen ſittlichen Charakter umzuändern, und doch iſt es Menſchenpflicht, das letztere zu thun.

Ganz anders denkt der Phyſiolog über dieſen wichtigen Gegenſtand, als der harte Blutrichter.

Einen Verbrecher ſtrafen, heißt, ſobald Menſchen als Menſchen darüber reden wollen, denjenigen, welcher Böſes that, dazu anhalten, daß er das begangene Böſe ſo viel als möglich wieder gut mache, und ihn in ſo eine Lage verſetzen, daß er das Böſe nicht wieder thun will; nur unter dieſen beiden Geſichtspunkten können Strafgeſetze ertheilt werden, nur ſo ſind ſie Erſatz für die Geſellſchaft, und Beſſerung des Verbrechers.

Wenn ein Menſch nur darum leiden ſoll, damit er leide, ſo ſieht der Phyſiolog bei ſeinem Leiden weder etwas Vernünftiges, noch etwas Menſchliches.

Ihn nur aus dem Wege ſchaffen wollen, damit er die böſe That nicht wiederhole, oder durch ſeinen Anblick das Andenken derſelben erneuere, iſt abſcheuliche Grauſamkeit, Mangel an Philoſophie und Menſchenkenntniß, die wir von den unglücklichen Zeiten der römiſchen Verfaſſungen noch geerbt haben. Wenn das Geſetz nur die Abſicht haben will, durch die Todesſtrafe eines Unglücklichen Abſcheu für das begangene Verbrechen in den Augen ſeiner Mitbürger zu erregen, ſo findet der Phyſiolog menſchlichere Mittel, durch die er den nämlichen Endzweck erreichen kann. Der Laſterhafte leidet immer an den natürlichen Folgen ſeiner Ausſchweifungen; alles, was zur Volksbildung beiträgt, ſoll auf ihn hinweiſen, um alle Menſchen durch den Anblick ſeines Elendes für ähnliche Vergehungen kräftigſt zu warnen, und ſie weiſer, vorſichtiger, beſſer und tugendhafter zu machen.

Tod aber und fürchterliches Leiden bloß in der Abſicht auflegen, daß man das Verbrechen nicht unbeſtraft laſſe, war ein Einfall, über deſſen Richtigkeit, Unanſtändigkeit und Erniedrigung der Menſchenwürde man vielleicht noch nicht reif genug nachgedacht hat.

Welchen Nutzen ſchöpfte bisher die Sittlichkeit des Volks aus allem dem öffentlichen Leiden der Verbrecher? Was abſtrahirte es davon? Nichts, als daß man einen Uebelthäter ſo ſtrafe, wenn er entweder die That nicht im Verborgenen begeht, oder unvorſichtig genug iſt, in die Hände der Gerechtigkeit zu fallen. So iſt die Abſtraktion der wenigen Denkenden aus dem Volke, und welchen Bezug kann ſie auf Selbſtgefühl, auf Selbſtverbeſſerung haben? Bei dem übrigen und großen Haufen, der gar nicht denkt, erreicht das Geſetz die Abſicht des Abſchreckens nicht im geringſten. Der größere Hauſe des Volks ſieht ſolche Tage der öffentlichen Strafe, wo düſtere, melancholiſche Stille die ganze Natur erfüllen ſoll, als freudige Feſttage an, um ſeiner Neugier und Laune zu fröhnen. Alles eilt an den Ort, wo der Unglückliche ſterben ſoll; aber nicht mit jener Beſchaffenheit des Geiſtes, die dieſer fürchterliche Auftritt in den Herzen der Zuſeher wirken ſoll. Man geht hin, wie zu einem Schauſpiel; Arm in Arm, Hand in Hand, um zu ſehen, um geſehen zu werden. Die Dirnen der Wolluſt ſammeln ſich da in Menge, und ſinnen auf neue Eroberungen, man drängt ſich hin bis zum Schafot, und neue Laſter ſchänden die Gegend, wo der Unglückliche ſtirbt. Diebe und Beutelſchneider miſchen ſich in das Gedränge, ziehen Vortheil aus der Neugierde der Menſchen, und benützen die Gelegenheit zu neuen Diebereien.

Meine ganze Seele empört ſich, wenn ich ſo ein Mordfeſt denke, und wenn dieſer Anblick den Gedanken noch nicht aufwecke, daß alle dieſe Strafen ohne Eindruck, ohne Endzweck beim Volke ſind, ſo bleiben der Wohlredenheit ſelbſt keine Worte mehr übrig, um die Sache dem Menſchen begreiflich zu machen;

Wenn aber auch dieſes alles nicht wäre, ſo findet der Phyſiolog doch, daß der Gedanke: dieſer Menſch ſoll leiden, damit andere nicht ſo handeln, ganz unrichtig ſey.

Die Frage bleibt immer, kann man nicht ohne ſeinem Leiden andere von ſeinen Handlungen auf eine weit edlere und den Zweck gewiſſer erreichende Art abhalten? Ja! wenn man die Menſchen tief in die Unmoralität der Handlungen einſchauen ließ, wenn man ſtarke und belebende Gefühle der Tugend allgemein durch Erziehung und Beiſpiel erregte, jeden Weltbürger von Jugend auf mit ſeinen Pflichten und mit der Heiligkeit und Schönheit derſelben vertrauter machte, und ihm groſſe Begriffe von der Würde des Menſchen einflößte.

Bei der öffentlichen und ſchrecklichen Beſtrafung eines Uebelthäters raubt auch das Mitleiden einen großen Theil des Eindruckes, den die Strafe auf den Zuſeher machen ſoll. Dieſes Gefühl iſt ſo ganz natürlich, iſt ſo heilig, und liegt ſo innig an unſerm Herzen, daß es auch die grauſamſte That, die ein Menſch beging, nicht ganz aus der Seele des Mitmenſchen tilgen kann, wenn er leidet. Es wäre auch ſchrecklich, wenn eine Nation ſo weit herabſänke, daß dieſes Gefühl in ihr erlöſchte. Man vergißt ſo leicht die That des Verbrechers bei dem Anblick des leidenden Menſchen.

Die Seele eines Leidenden iſt einer Kraft gleich, die in ihrem Mittelpunkte alle Seelen anderer Menſchen zu vereinigen ſucht, um zu leiden, ſo lang ein Unglücklicher leidet. Seine Thränen, ſeine Seufzer, ſeine Bitte ſind gewiſſe Arten von Befehlen der Natur, denen ein ähnliches Weſen nicht ganz widerſtehen kann, und dadurch erlangt ein Unglücklicher eine natürliche Superiorität über einen großen Theil der Menſchen; ſelbſt der härteſte und gefühlloſeſte muß oft dieſem Geſetze nachgeben, und wenn er auch nur wohlthätig wird, um den Anblick eines Leidenden zu entfernen.

Die Natur gibt uns einen ferneren Wink, da der Stärkere den Schwächern verfolgt; der Zorn funkelt in ſeinem Auge, ſein Arm erhebt ſich, um den Schwächern zu tödten — welche Gegenkraft gibt die Natur dem Unterliegenden? — Sie gibt ihm Gefühle von Furcht, Schmerz, Hoffnung; ihre Ausdrücke malen ſich in allen ſeinen Zügen, und entwaffnen den Wüthenden.

Heiliges Geſetz der Fühlbarkeit! du behaupteſt immer deine Rechte, und warum ſollteſt du ſie nicht für einen Unglücklichen noch behaupten, der von der Welt nichts mehr fodert, als eine Thräne des Mitleids, die die Natur ihm nicht verſagt, und ſollten ſie ihm auch alle Geſetze verſagen wollen?

Die Zahl der böſen Menſchen iſt nicht ſo groß in der Welt als man glaubt, und die, die böſe ſind, ſind es meiſtens aus Irrthum des Verſtandes, oder aus grober Unwiſſenheit.

Landſchulen zu errichten, die Kinder früh zu guten Chriſten und Bürgern zu bilden, darin, und ganz allein darin liegt Menſchenbeſſerung.

Unterricht, Erziehung für das Landvolk, für den größten Theil der Menſchen! So möcht' ich ſchreien und wünſchen, daß meine Stimme ſich in die Kabineter der Großen und Reichen dringe, die hiezu beitragen könnten, deren Pflicht es wäre, hiezu beizutragen, und die manchmal großmüthig ihren eigenen Vortheil für das Beſte der Menſchheit aufopfern ſollten. Landſchulen, Volksunterricht, Nationalerziehung — und ihr habt eure Henker nicht mehr nöthig.

Wie traurig iſt der Gedanke des Mannes von Gefühl, wenn er durch ganze Dörfer und Gegenden wandelt, wo vielleicht unter vielen Hunderten der Landleute nicht eine oder zwei Perſonen leſen und ſchreiben können! Wie gekränkt muß ſeine Seele ſeyn, wenn er die größten Diſtrikte entblößt von Schullehrern antrifft, oder die wenigen, die da ſind, in Hütten wohnen ſieht, die ſie kaum vor Regen und Schnee decken.

In der Erziehung liegt alles; in öffentlichen Schulen ſollen alle Kinder des Staats eine und dieſelben Kenntniſſe und Grundſätze erhalten. Wie iſt aber dieſes zu hoffen, da in der Hauptſtadt ſelbſt, wie unſer Mitglied, der geiſtliche Rath Weſtenrieder in ſeinen Beiträgen zur vaterländiſchen Geſchichte, Geographie und Statiſtik, bemerkt hat, da in der Hauptſtadt ſelbſt unter 8000 ſchulfähigen Kindern nur 2000 die öffentlichen Schulen beſuchen; die übrigen werden nach eigenen Hauslaunen und Grundſätzen, die der Himmel weiß wie, erzogen.

Freilich gehören zur Herſtellung ordentlicher Schulhäuſer große Summen, wenn ſich alle Kinder nach ihren Stufen und Klaſſen anſtändig verſammeln ſollten; wären aber nicht Quellen genug in unſerm Vaterlande, dieſe Summen herzuſtellen? Wären ſie vielleicht nicht wirklich ſchon da, und brauchten etwa nur eine andere Verwendung? —

Aber alles hat ſeinen Stufengang. Die beſten und nützlichſten Vorſchläge können oft nur nach und nach zur Reife gebracht werden. Der größte Haufe der Menſchen iſt ſo leidenſchaftlich und ſieht den Nutzen einer guten Veränderung nicht allezeit ein; verwirft oft alles Neue, und hängt lieber an alten Vorurtheilen und Herkommen, als daß er ſich die Mühe geben ſollte, zu denken, und ſollte auch das Wohl einer ganzen Nachkommenſchaft darunter leiden.

Hätte der Staat alle Vorſorge gegen die Irrthümer des Herzens und des Verſtandes getroffen, ſo würde ſich die Anzahl der Verbrecher längſt ſehr vermindert haben.

Eine einzige That, und wenn ſie auch noch ſo auffallend iſt, macht noch lange nicht einen Böſewicht aus, und eine That iſt nicht im Stande, eine Reihe guter Handlungen zu verlöſchen; — und wo iſt der Gerichtshof, wo man die guten Handlungen mit auf die Waagſchale der Gerechtigkeit legt, worauf man die Verbrechen abwiegt. Wer ermißt, wie lang der Unglückliche gegen die That gekämpft hat, wer erwägt, wie viele kummervolle Nächte er in dieſem ſchrecklichen Kampfe durchwacht hat? Wer zählte ſeine Thränen, die er vielleicht vergoſſen hat, und wer kannte die innere Beſchaffenheit ſeines Herzens, als er die That vollbrachte.

Gott! wenn alle dieſe Gedanken bei dem Anblicke eines zum Tod Verurtheilten in unſerer Seele aufſteigen, wer kann ein Menſchenherz haben, ohne das Schickſal des Unglücklichen zu beweinen?

Man ſetze den größten Uebelthäter in die Jahre ſeiner Kindheit zurück, und erwäge, ob er denn auch da ſchon ſo böſe war, als wir ihn nun wirklich glauben. Wie unſchuldig lächelt nicht das Kind auf den Armen ſeiner Mutter! wie ſanft war ſein Blick, wie bildſam ſein Herz! Würde er wohl ſo böſe geworden ſeyn, wenn man ihm frühe Gelegenheit gegeben hätte, ſich zu bilden; aber ſo ließ man ihn erwachſen ohne Pflege ſeines Herzens, preis gegeben den Umſtänden und dem Schickſale, das ſo gern von den Umſtänden abhängt. Keine Seele bekümmerte ſich um ihn; er weinte; niemand trocknete ſeine Thränen; er ſeufzte, kein Ohr hörte ſein Gewinſel; er ſtrauchelte, aber niemand bot ihm ſeinen Arm; nun fiel er, und weil er fiel, nothwendig fallen mußte, wird er das Opfer ſeines Schickſals.

Immer erwacht dieſer Gedanke in mir, ſo oft ich einen Menſchen zum Tod führen ſehe, und noch eine weit fürchterlichere ſteigt in meiner Seele auf, wenn ich an den Zügen des Leidenden noch die Verwüſtungen ſehe, die das Gefühl der ausgeſtandenen Marter in ſelbe grub. Armer Mitmenſch! denk ich dann, wie viel mußteſt du leiden, bis du im Stande warſt, den heftigſten Trieb deiner Selbſterhaltung, den die Natur ſo mächtig in dein Herz legte, vollkommen zu erſticken! Wie viel mußteſt du leiden, bis man dir das Geſtändniß abzwang, um dich in die Arme des Todes zu ſtürzen. Wenn alle dieſe Martern angewendet worden wären, um dich zum beſſern Menſchen zu bilden, ſo würde ſie der Gefühlvolle vergeſſen können; und der Staat würde doch einigen Vortheil davon haben; aber blos darum ſie anzuwenden, um einen Bürger auf ewig aus der Geſellſchaft aller Lebenden zu tilgen, dieſes iſt eine Härte, bei derer Erinnerung man ſich wünſchen möchte, keine Seele zu haben, um ihre Abſcheulichkeit zu fühlen.

Wenn unter der grauſamſten Marter dir je der Gedanke ken: ich will mich beſſern, ich will wieder ein gutes Glied der Geſellſchaft werden! ſo warſt du genöthigt, dieſen aufkeimenden Gedanken wieder in dir zu verlöſchen. Ich will, aber der Staat läßt mich nicht mehr wollen; meine Beſtimmung iſt nicht Beſſerung, nicht daß ich den Schaden wieder erſetze, den ich dem Staat verurſacht habe, nicht, daß ich durch mein gutes Beiſpiel wieder mich mit der Menſchheit ausſöhne, meine Beſtimmung iſt Vertilgung und Tod. — Aber Gott! ich habe Kinder; die Natur fodert mich auf; ich muß mich für dieſe Unſchuldigen erhalten; ich will beſſer werden, ich will für ſie ſorgen, — welcher entſetzliche Seelenkampf! wo iſt der Richter, der dieſe ſchreckliche Pein je bei der Folter berechnet hat.

Der Unglückliche iſt zu ſchwach; der Schmerz überwältigt ſeine Sinne; er unterliegt, weil er Menſch iſt, die Marter hat geſiegt. O Triumph! der jedes Jahrhundert entehrte; der keinen Zweck hat, als Menſchen vertilgen.

Eile nun hin, Blutrichter und lächle! Du haſt über die Leiden der Menſchheit geſiegt: frohlocke, die Natur war zu ſchwach; vergebens ſtärkte ſie den Kämpfenden mit den höchſten Gefühlen der Selbſterhaltung und der Kindesliebe; der Schmerz war mächtiger; er unterlag, um zu ſterben.

Frohlocke über deinen Sieg! du haſt eine herrliche Beute gemacht; theile das Vergnügen mit deinen Henkern; es iſt eine große That, einen wehrloſen Unglücklichen in den Rachen des Todes hinein zu peitſchen. O daß dein Herz ewiger Froſt wie Helvetiens Eisgebirge decken möchte! daß deine eiskalte Seele nie zum Gefühl der Menſchlichkeit ſich erwärme, es würde eine ſchreckliche Stunde für dich ſeyn, wenn einſt am Tage des Gerichtes oder in deiner Todesſtunde alle dieſe blutende Körper, dieſe von Gram verſtellte Geſichter der Menſchen, deiner Mitbrüder, vor dir erſchienen, um Rechenſchaft für deine Schadenfreude zu fodern, die manchmal auf deiner Miene ſo boshaft, ſo heimtückiſch lächelte.

Wie mancher gefühlloſe Richter eilet nicht von dieſem ſchrecklichen Auftritte zum Wein, oder in die Arme einer Buhlerin, und erzählt frohlockend die großen Thaten, daß er einen Unglücklichen martern ließ, zufrieden, als hätte er eine Schlacht gewonnen, daß er einem unglücklichen Geſchöpfe, das lieber ſterben, als leiden wollte, das Geſtändniß durch ſeine Henker abzwang. O pfui! wie entehrt das die Menſchheit! wer kann leiden ſehen, und nicht gerührt werden! Nur ein Stein, oder ein Herz, das einem Steine ähnlich iſt! Wer kann leiden ſehen, und Freude daran haben, daß ein Geſchöpf leidet — nur ein Fühlloſer, nur ein Teufel, oder ein Herz, das mit dem Teufel viel Aehnlichkeit hat.

Wenn ein Theil im menſchlichen Körper leidet, ſo arbeiten alle übrige, um den Körper vom Leiden zu befreien. Wenn ein Splitter in dein Auge fällt, ſo ſchwemmet die wohlthätige Natur alle Thränen zuſammen, um dieſen Splitter aus deinem Auge zu waſchen. Alles in der Natur arbeitet, um Leiden zu vermindern, nur der Menſch nicht, der eher der Tyrann der Geſchöpfe ſeyn will, als ihr Monarch, zu deſſen Würde er doch von der Gottheit beſtimmt iſt.

Wahrheit! edle Wahrheit! dich will der Thörichte aufſuchen. Geht der Weg alſo durch die Folter zu deinem Tempel? Sind Henkersknechte deine Prieſter, und muß man Menſchen zerfleiſchen, um dich zu finden? Du der Gottheit Kind! ſchönſte der Eigenſchaften, lege alle deine ſanfte Macht, die du über Menſchenherzen haſt, auf meine Worte, daß ich jeden überzeugen möge, wie weit wir noch von dir entfernt ſind.

Durch Henkerswerkzeuge will man dich aufſuchen — o welches Vorurtheil, welche abſcheuliche Philoſophie! der gar nichts an Abſcheulichkeit gleich kömmt. Man muß die Wahrheit ſuchen — ja, wenn ſie nicht auf der Zunge iſt, ſo muß man den Rücken aufwühlen, und bis ins Mark der Gebeine dringen, um zu ſehen, ob ſie ſich dort nicht verſteckt habe, und auf dieſe Art zu finden iſt.

Welche herrliche Metaphyſik! und eine Unfehlbarkeit, der nichts gleich kömmt! Die traurigen, unſchuldigen Opfer, deren die Welt ſo viele zählt, haben es leider bewieſen.

Wenn nur ein einziger Menſch in der Welt wäre unſchuldig durch die Folter gemartert worden, ſo wäre dieſes hinlänglich genug, um die Großen alle zu bewegen, alle Folterbänke auf dem ganzen Erdkreis abzuſchaffen — ſo groß iſt die Würde des Menſchen, ſolche Achtung fodert ſie von jedem, der Menſch iſt; aber ich will zu dem Unglücklichen zurückkehren, der zum Tode verurtheilt iſt.

Iſt dieſer Unglückliche wohl Vater? dieſes iſt eine Frage, die ich immer mache, ſo oft ich einen Verurtheilten ſehe. Ja, er hat mehrere Kinder. Kann der Staat alſo den Vater nicht ſeinen Kindern erhalten? Iſt er es nicht ſchuldig, ihn zu erhalten, ausgenommen, es wäre gar keine Beſſerung mehr möglich, und wo iſt dieſe nicht möglich, ſo lange wir Menſchen ſind, und einen Willen haben, uns zu ändern, und Hilfsmittel, dieſe Aenderung vorzunehmen.

Hat dieſer Unglückliche denn gar keine Verdienſte im Staat, die ſeine Todesſtrafe mildern könnten? Nein — nein! und er hat Kinder! Sind Kinder nicht Geſchenke, die ein Bürger dem Staate gibt, und verdient er hiefür denn keine Belohnung? Jeder, der im Staate in die Ehe tritt, ſagt der berühmte Herr von Soden, der das große Geſetzbuch für die deutſche Nation entwarf, jeder, der im Staate in die Ehe tritt, muß dem Volke als ein Mann von der Kanzel empfohlen werden, der ſchon dadurch ſich um das Wohl ſeiner Mitbrüder verdient machte, und ſchon dadurch den Beifall ſeines Souveräns erwarb. Auch ſoll der Staat ein jedes Ehepaar, das eine gewiſſe Anzahl rechtmäßiger Kinder zur Welt ſetzte, auszeichnen, öffentlich als nützliche Bürger bekannt machen, ihnen gewiſſe Belohnungen austheilen, und ſie von öffentlichen Bürden befreien. Wenn man aber auch dieſes nicht thun will, ſo erfoderte gewiß die Billigkeit, daß man bei Beſtrafung des Verbrechers auf die Milderung des Urtheils dächte.

Alle dieſe Gedanken erweckt der Anblick eines ſolchen Unglücklichen in mir; und wird er ſie nicht auch in andern erwecken, die Seelen haben, die zum Mitleid geſtimmt ſind?

Iſt ein Verbrecher böſe geworden, ſo ſorge man dafür, ſagt der Phyſiolog, daß er wieder gut werde. Hat ein Verbrecher Schaden angerichtet, ſo halte man ihn an, ſo viel Erſatz deſſen zu leiſten, als er im Stande iſt; dieſes ſind die einzigen richtigen und menſchlichen Ideen, welche der Phyſiolog mit reinen Begriffen von der Strafe des Verbrechers zu verbinden ſucht.

Wenn man dem Räuber die Hände, dem untreu Entwichenen die Füße, und dem zur Verrätherei aufgelegten den Kopf abhauet, ſo iſt freilich die Abſicht leicht und mechaniſch erreicht, daß der Verbrecher ſeine böſe That nicht wiederhole. Der erſte greift nicht mehr, ohne Hände; der zweite lauft nicht ohne Füße, und der dritte denkt nicht ohne Kopf. Aber wie höchſt abſcheulich iſt dieſe Kalkulation der Menſchenbeſſerung! Die Beſſerung des Verbrechers beſteht nicht darin, daß er ſeine böſe That nicht wiederholen kann, ſondern daß er ſo gebeſſert wird, daß er ſie nicht wiederholen will, dieß iſt der Maaßſtab der wahren Gerechtigkeit.

Strafen heißt Menſchen beſſern, nicht Menſchen tödten. Wenn Beſſerung nicht das Ziel der Strafe iſt, ſo kann man nicht ſagen: der Staat hat den Menſchen geſtraft, ſondern er hat ſich an dem Menſchen gerächt, und rächen ſoll ſich der Staat niemals. Dem Verbrechen vorbeugen, die Menſchen edler machen, darin liegt die große Pflicht der Geſetzgebung, hiezu gehört aber anhaltendes Studium der Phyſiologie.

Ich kann den Menſchen nicht beſſern, wenn ich nicht ſeinen Willen ändere, wenn ich ſeine Neigungen und Triebe nicht ſtudiert habe, die ſo tief in der menſchlichen Natur gegründet ſind. Wenn man ſagt: in dieſem Lande wird geraubt und gemordet, ſo unterſucht der Phyſiolog zuerſt die Lage und die Gegend des Orts; man hat Beiſpiele, daß Menſchen, die an Sümpfen und Moräſten wohnen, mehr Anlage zur Grauſamkeit haben, als andere. Der Phyſiolog unterſucht ferner den Charakter der Thäter, ihre Lebensart, Nahrungsſtand, die Art ihres Gewerbes, ihre Erziehung und Bildung. Findet er, daß der Staat auf alle dieſe Umſtände nicht aufmerkſam genug war, dem Verbrechen vorzubeugen, ſo fängt er da zu verbeſſern an, wo der Grund der wahren Beſſerung wirklich liegt.

Dieſe große Wahrheit fühlten in ſeinem ganzen Umfange Se. Majeſtät, der letztverſtorbene Kaiſer Leopold, glorreichen Andenkens; Toskana ward durch ihn glücklich, da er die verbeſſerten peinlichen Geſetze in Florenz einführte. Ich habe überzeugende Proben, war ſein Ausdruck, und mein väterliches Herz empfand darüber das ſüßeſte Gefühl, daß die Vorbeugung der Verbrechen größern Nutzen des Staats ſchaffe, als die härteſten Strafen.

Die Strafe des Todes, die Folter, die Confiskation der Güter der Verurtheilten, alle dieſe geerbte Vorurtheile der Unmenſchlichkeit und der Barbarei der Vorwelt, wurden aus Toskana's Geſetzbuch gänzlich ausgeſtrichen. Wie ſüß, wie befriedigend für meine Seele war mir dieſe Nachricht, der ich vor einigen Jahren auf der nämlichen Stelle, wo ich heut zu ſprechen die Ehre habe, über die Quellen der Verbrechen, und die Möglichkeit ſelben vorzubeugen, ſprach, und nun meine Sätze durch Leopolds Verfaſſung und ihren glücklichen Erfolg beſtätigt fand.

Ja, ſo iſt es; die Pflicht, Menſchen zu erhalten und ſie glücklich zu machen, iſt das höchſte Recht der Souveräne; der Menſch wird empfindſam geboren; er iſt neugierig; nachahmend; ſeine Bedürfniſſe erfodern Hilfe, mit dem Hange nach Genuß liegt in ſeiner Seele ein Keim von Eigenliebe, der der Sittlichkeit das ſeyn kann, was die Hebel der Mechanik ſind. Die Begriffe von Wohlwollen, von Vaterlandsliebe ſind ihm gleichſam angeboren; ſie ſind jene ſittlichen, unſichtbaren Keime, woraus der Staat den größten Vortheil ziehen kann. Der Menſch in ſeiner Kindheit kann jenen Saamen der Pflanzen verglichen werden, die ſich entwickeln, wachſen, emporheben, mit der Zeit Blüthe und Früchte geben, wenn ſie Cultur und Wärme erhält, befeuchtet von dem Thau, das von oben herab ſtrömt.

Wenn ſich die Pforten der Schätze der Natur, der Moral und der reinen Philoſophie öffnen, dann werden ſich die Sitten zukünftiger Generationen erheben; die Wohlthat der Erziehung wird dem Menſchen durch alle Alter ſeines Lebens folgen und die Erbſchaft ſeiner Enkel ſeyn. Die weiſen Anſtalten Carl Theodors tragen ſchon alles mögliche bei zu dieſem groſſen Werke der Menſchenbeſſerung; er ſtürzte das Laſter des Müßiggangs, und bringt die Arbeit empor; Er ſorgt väterlich für die drückende Armuth, und ſtopft daher die erſten Quellen der Verbrechen. Die Cultur unbebauter Gegenden erfodert tauſend Hände, die ſich recht gut nähren, die dadurch der Unthätigkeit entzogen werden, und ſo den Grund zum Glück künftiger Nachkömmlinge legen.

Heil dem Souvrän! der über Cultur und Menſchenhilfe, wie Theodor denkt, ſeine Finanzen hierüber nicht um Rath fragt, und nur erwägt, daß viele geſegnete Familien der wahre Reichthum eines Staates ſind; daß kein Geld, das man für Menſchenwohl anlegt, verſchleudert, ſondern nur auf Wucherzinſen angelegt iſt; daß keine, auch die feſtlichſte Feierlichkeit nicht, der Wonne je gleich kömmt, der Schöpfer vieler und glücklicher Familien zu ſeyn, und Unterthanen zu beherrſchen, die ihr Daſeyn und ihren Wohlſtand ſeiner väterlichen Hand zu verdanken haben.

Wie groß, wie erhaben iſt dieſer Gedanke! wie freudenvoll für eine edle Seele, die ihre ganze Größe, ihren Stolz nur im Wohlthun ſucht, wie aufmunternd für jeden, der Gefühl, inniges, wahres Gefühl für die Menſchheit hat, und gern alles das Seinige zum Menſchenwohl beitragen möchte! Aus dieſer Urſache ſchmeichle ich mir auch, daß jedem Gutdenkenden der Gegenſtand meiner Rede nicht unangenehm war, indem ich zeigte, wie ſehr phyſiologiſche Kenntniſſe bei Beurtheilung der Verbrechen nothwendig, ja unentbehrlich ſind.

Ich habe dieſen Gegenſtand freilich noch lange nicht erſchöpft, und könnte noch über die Veränderungen der Gemüthszuſtände in Kerkern, bei der verderbten Luft, von dem Einfluß der Gemüthsbewegungen bei den Gefangenen, dem Mangel der Bewegung, den Folgen der Unſauberkeit, und manchmal ſchlechten Koſt, und noch vielen andern Gegenſtänden ſprechen, als: den engen eingeſchloſſenen Leibringen und der immer andauernden Stellung, wodurch der Phyſiolog oft fürchterliche Zerrüttungen der Organe, und Entſtehung von Wahnſinn und Raſerei mit Gründen vermuthen kann: allein alles dieſes würde mich zu weit führen, und meine Pflicht iſt es, mich in die Gränzen der Zeit einzuſchränken und die Geduld meiner Zuhörer nicht zu ermüden. Ich bin zufrieden, wenn ich ſo viel geſagt, ſo viel bewieſen habe, daß ſich doch ein jeder ſelbſt ſagen kann: Ja! er hat recht; wie kann man über Menſchen urtheilen, wenn man Menſchen nicht kennt? Dieſes Geſtändniß iſt mir genug, ich habe meine Abſicht und Theodors großen Wunſch erreicht, dem kein Gegenſtand gleichgültig iſt, der den Menſchen der Natur und der Wahrheit näher führt.

O könnte dieſe meine ſchwache Stimme, die ich heute für die heiligen Rechte der Natur und der Menſchheit erhob, für das Leben, für das Wohl meiner Mitbürger, könnte dieſe meine ſchwache Stimme Männer von höhern Einſichten und Gewicht aufwecken, die mit vereinten Kräften und helleren Blicken das Innere der Dinge dieſen ſo wichtigen Gegenſtand bearbeiteten, das gerechte Flehen der Menſchheit mit mir zu dem Throne des Gütigſten der Fürſten brächten, und Ihn der Glückſeligkeit erinnerten, die ſeine Unterthanen, ſeine Kinder, unſere Brüder in der Rheinpfalz unter ſeinen milden Geſetzen genießen, in welchen Gegenden man ſelten hört, daß man Menſchen auf dem Schaffot opferte, oder Unglückliche auf der Folter verſtümmelte. Auch hört man da in dieſen ſeligen Gegenden wenig von grauſamen Verbrechen, eben darum, weil da das Leben der Menſchen einen höhern Werth hat, eben darum, weil harte Strafen nur harte Verbrechen machen. Der große Montesquieu wiederholte oft dieſe Wahrheit, belegte ſie mit Beiſpielen aus der Geſchichte, und Kaiſer Leopold beſtätigte ſie aufs neue durch ſeine Geſetzgebung in Toskana.

Welchen Werth ſoll der Bürger auf ſein Leben ſetzen, wenn der Staat keinen Werth darauf ſetzt?

Es war in jedem Jahrhundert ein abſcheulicher Fehler der Geſetzgebung, daß man den Werth des Lebens eines Menſchen einer beſtimmten Geldſumme gleich hielt. Wer iſt im Stande, den Werth des Lebens zu beſtimmen? Wer iſt im Stande, einen Menſchen zu taxiren — ihn, das Ebenbild der Gottheit, in welchem Fähigkeiten ſchlummern, von denen oft nur der kleinſte Funke auf eine Nachkommenſchaft von Jahrhunderten Licht und Glückſeligkeit verbreiten kann? Wer kann den Werth eines Menſchen beſtimmen, in deſſen Seele Kräfte liegen, die fähig ſind, in einer Stunde eine That zu thun, die alle Fürſten des Erdkreiſes nicht zu vergelten und die ganze Welt nicht zu belohnen im Stande iſt?

Wer kann den Werth eines Menſchen beſtimmen, der unter ſeinen Mitmenſchen Sokraten, Platonen, Epiktete, Marc-Aurelen zählte? Der Bürger aufzuzeigen hat, die in Lumpen gingen, und deren Seele an wahrer Menſchengröße Monarchen übertraf, der Brüder aufzuzeigen hat, die für Fürſten kämpften, fürs Vaterland ſtarben, und noch Brüder in ſeinem Mittel hat, die dieſes alles zu thun fähig ſind. Dieſer Menſchen Leben wird in manchem Geſetzbuche einer Summe Geldes am Werth gleich gehalten, um die man nicht im Stande wäre, eine Strohhütte zu kaufen.

Es werden mir freilich Einige einwenden, daß die nämliche Menſchenklaſſe, die Sokraten, Platonen und Mark-Aurele in ihrem Mittel zählte, auch Neronen, Tigeline und Muley Iſmaels aufzuweiſen habe; aber dieſe Einwendung entkräftet niemals meinen Satz, der ſich bloß darauf bezieht, daß kein Menſch im Stande iſt, den Werth des Lebens eines andern Menſchen zu taxiren.

Die Seelenkraft, die in jedem Menſchen verborgen liegt, iſt immer unſchätzbar, und wenn auch falſch entwickelte Kräfte die Ordung der Natur verlaſſen und in Auswüchſe übergehen, ſo hängt der Weiſe nur deſto mehr dem Gedanken nach, die Kräften nach den Geſetzen der Ordnung im Menſchen zu entwickeln, nie aber den Menſchen zu zerſtören.

Es bleibt immer ein erniedrigendes Vorurtheil der geerbten Barbarei der römiſchen Verfaſſung, Menſchen zu morden, und nach und nach werden unter Theodors milden Regierung jene Vorurtheile gänzlich ſinken, die die Menſchheit laſten; Er wandelt die Wege des Weiſen, der nichts mit Gewalt zuſammenreißt, ſondern beſſere Dinge an die Stelle der ſchlechtern ſetzt, bis ſich allgemach die alte Hülle von ſelbſt ablöſet, und alles das ohne Aufſehen ſinkt, was helleren Einſichten Platz machen muß.

Ihr Schutzgeiſter der Menſchheit, die ihr für das Wohl der Nationen ſorgt, erhaltet Theodors wohlthätige Seele immer in dieſer reinen Stimmung; erhaltet ſeine Freunde und die Stützen des Guten; ſegnet dieſen Fürſten noch lange zum Glück und Wohl des Vaterlandes, dann will ich es leicht verſchmerzen, wenn auch von einem großen Theile meiner Mitbürger, für deren Wohl, Sicherheit und Leben ich heute ſprach, meine gute und redliche Meinung mit Undank belohnt wird, denn was anders, als Undank kann man ſich auch mit dem Bewußtſeyn der beſten Sache, mit dem redlichſten Herzen, und mit der reinſten Abſicht von einem großen Theile der Menſchen verſprechen! Immer gibt es einen Haufen von Müßiggängern, die ſich berechtigt glauben, alles unfreundlich tadeln, alles lieblos beſchnarchen zu dürfen. Es gibt Menſchen, die ſo gern jeden vernünftigen Gedanken ganz aus der Menſchheit verſcheuchen möchten; es gibt Neider, die durch heimtückiſche Läſterungen manchen Redlichen in den Vorzimmern der Großen mit Koth werfen, und die Ehre des rechtſchaffenen Mannes in Wein- und Kaffeehäuſern feindſelig antaſten; es gibt Menſchen, die ſichs zum Geſchäft machen, die Lebenstage jedes Edeln auf das Aeußerſte zu verbittern.

Da es nun ſolche Menſchen gibt, und immer geben wird, was kann ich mir von ihnen wohl anders verſprechen, als gleiche Mißhandlung, da Männer von höhern Einſichten, von mehrerer Thätigkeit und großen Unternehmungen gleiches Schickſal erfahren haben.

Ich ſage dieſes mit Fleiß zum voraus, um alle zu überzeugen, daß mir keine liebloſe Kritik unerwartet kommt, die vielleicht über dieſe Rede geſchmiedet werden wird; es ſtehe wider mich auf, wer läſtern will, und läſtere; die Sache der

Menſchheit und Billigkeit rechtfertigt mein Herz, und der Beifall meines Fürſten, der Wahrheit und Menſchheit liebt.

Der Edle und Vernünftige wird mich nicht tadeln, und was liegt mir an dem Haufen niedrig denkender Menſchen, die ihre Natterzunge an allem wetzen, was vielleicht zu hoch für ihren Verſtand und zu edel für ihr Herz iſt. Es ſey auch, daß ſie einige Tage über dieſe meine Rede höhniſch lächeln, einer dem andern ins Ohr flüſtern, oder auch öffentlich darüber ſpotten, es ſey alles dieſes; ich werde bei der Sache doch immer ſo viel gewonnen haben, daß die Zeit hindurch, während der ſie ſich mit dem Tadel über meine Rede unterhalten, die Ehre manches redlichen, rechtſchaffenen Mannes unbetaſtet bleiben wird.

Immer viel Gewinn für mich; aber der größte Gewinn iſt der, den mein Herz mir gibt, bei allen den Schwierigkeiten, denen auch die beſte Sache unterworfen iſt, ohne Menſchenfurcht die Rechte der Wahrheit vertheidigt zu haben, ein Gewinn, den keine Welt mir geben und kein Neider entreißen kann!

Die Thräne des Empfindſamen, die Umarmung des Edeln, der ſtille Beifall des Rechtſchaffenen, dieſe halten den Redlichen ſchadlos für alle Kränkungen der Thoren, und dann die Stunde, die alle Menſchen einſt erwartet, die Stunde des Todes, wenn wir mit ſanfter Beruhigung unſer Auge ſchließen können, mit dem Bewußtſeyn, alles für die Menſchen, unſere Brüder, gethan zu haben, was in unſern Kräften ſtund — wenn dann eine einzige Thräne des Dankes aus dem Auge des geringſten meiner Mitbürger auf mein Grab fällt, ſo wird mir dieſe Thräne alle Leiden erſetzen, die ich unter euch erdulde.

Brüder und Bürger des Vaterlandes! ich weiß, es ſind viele Gute und Edelgeſinnte unter euch; ihr werdet die Wahrheit meiner Gründe einſehen, die ich anführte, und mir Dank für mein Wohlwollen wiſſen. Es war für euch, für euer Wohl, für euer Leben, daß ich ſprach, für das Leben eurer Kinder, eurer Freunde. Der Gegenſtand war ſo groß, ſo wichtig, verzeiht mir, wenn mein Verſtand weniger Kraft, als mein Herz hatte; laßt durch mein warmes Gefühl das erſetzen, was meiner Rede noch an Gründlichkeit mangeln mag.

Doch Theodors Weisheit ſieht weiter, als unſere Augen ſehen können, Theodors Seele fühlt tiefer, als unſere Seelen fühlen können. Er, der Weiſe, deſſen Blick die Hütte, wie den Pallaſt überſieht, weiß, was zu eurer Glückſeligkeit nothwendig iſt. Lang arbeitet Er ſchon daran, euch immer glücklicher zu machen, und unzerſtörbar wird das Gebäude eurer Glückſeligkeit einſt werden, zu dem Er ſchon den Grund gelegt hat. Was bleibt uns noch zu wünſchen übrig bei einem Fürſten, Der all unſern Wünſchen zuvorkommt, als daß wir mit vereinigten Stimmen zum Himmel ſchreien, daß Er noch lang und glücklich lebe, dieſes iſt der Wunſch jedes Unterthans, der an dieſem feſtlichen Tage mit uns zum Höchſten ruft: Heil und Segen über Theodor den Menſchenfreund! —

Reden
zum
Wohl der Menſchheit
über
verſchiedene Gegenſtände.

Dritter Theil.

I. Ueber die Macht der Wiſſenſchaften und Künſte auf Geiſt und Herz für das Bedürfniß unſerer Zeiten.

> Ordo naturae Scientiarum et Artium Lex est, et in cognitione unionis cum Principio supremo ordinis consistit. — Unitas enim omnis harmoniae fons est, et origo, Bonum verum et pulchrum in unitate connectens: Tanta autem est legis unitatis sublimitas, ut ab illis raro intelligatur, quorum animus in opinionum et materie versatur multitudine unitati et unioni contraria.
>
> BACO DE VERULAMIO.

Heilig iſt der Menſchheit jeder Tag, an dem eine gute That für's Menſchenwohl geſchah: — fließen auch Aeonen hin in die Ewigkeit, ſo feiert ſie, wenn auch keine Zeit mehr iſt, das Andenken eines ſolchen Tages.

Fünf und dreißig Jahre blüht nun unſere Akademie, der Ceder gleich, die gütig von der Sonne beſcheint wird; die Stürme nicht beugen konnten, und die unter ihren wohlthätigen Zweigen, die ſie ausbreitete, das Gute, Wahre und Schöne in Schutz nahm, und es zum Lohne dankbar denjenigen brachte, die ſie pflanzten, die ſie erhielten.

Groß iſt ein Fürſt, der den Werth der Wiſſenſchaften und Künſte kennt, und ihnen einen Tempel baut; denn er arbeitet für Wahrheit, die ewig bleibt — er arbeitet fürs Menſchenherz — auch alsdann, wenn keine Akademien mehr ſind, wenn der Weltbau unter ſeinen Trümmern zerfällt, ſo bleibt noch das Gebäude der Menſchenbildung — ewig wie Menſchenbeſtimmung.

Menſchenwohl, Menſchenglückſeligkeit, Zufriedenheit und Vergnügen iſt enge mit dem Wohle der Wiſſenſchaften und Künſte verbunden.

Die Denkkraft leitet den Willen, der Wille wird zum Geſetz der Handlungen, denn Menſchen wollen das Gute, wenn ſie das Gute rein kennen.

Künſte und Wiſſenſchaften führen uns ins innere Heiligthum der Natur, und lehren uns die große Ordnung im Schöpfungs-Syſtem kennen. Durch dieſe Anſchauung erhält unſer Auge jenes Feuer, das der Irrthum ſcheut, vor dem das Laſter flieht.

Freilich flattern die Eulen bei der aufgehenden Sonne, und die Nachtvögel heulen beim anbrechenden Tag; — aber die Sonne geht ungeſtört ihren Gang fort bis am Mittag, da wirft ſie ſenkrecht ihren Lichtſtrahl auf die Schöpfung, und durch ehrfurchtsvolle Stille feiert die Majeſtät ihrer Höhe die ganze Natur.

Unverzeihlich iſt das Verbrechen eines Mannes, der einen Tag verfließen läßt, an welchem es ihm vergönnt iſt, öffentlich mit ſeinen Mitbürgern zu ſprechen, wenn er an ſelbem keine nützliche Wahrheit vorbringt.

Der Menſchheit Fluch fällt auf die Scheitel desjenigen, der eine nützliche Wahrheit unterdrückt, oder dem Feigheit den Muth raubt, ſie zu ſagen, oder der ſie doppelherzig verhunzt, oder ſie in Lumpen der Zeit und Umſtände einkleidet, die dem Vorrechte ihres göttlichen Adels unwürdig ſind.

In keiner Zeit iſt die Wahrheit nothwendiger, als dann, wann Irrthümer herrſchen.

Die Finſterniß bedarf des Lichtes, Nebel fliehen nur vor der Sonne, die ſie zerſtreuet, und die jeden Gegenſtand in ſeinem wahren Lichte zeigt.

Ich rede von der Macht der Wiſſenſchaften und Künſte auf Menſchen Geiſt und Herz. —

Ich will die Baſis der Wiſſenſchaften und Künſte anzeigen — erörtern, wie die Menſchen dieſe Baſis verlaſſen haben, und wie hieraus Irrthümer, Unwiſſenheit und Mißbräuche entſprangen; endlich wie dieſe Baſis wieder zu erlangen, und Künſte und Wiſſenſchaften ihre heiligen Vorrechte über des Menſchen Geiſt und Herz eingeräumt werden können. — —

Wichtig iſt der Gegenſtand der Feierlichkeit des Tages, aber vielleicht der Schwäche meiner Kräfte nicht angemeſſen; allein die ſchwächeſte Kraft läßt ſich ja durch Kunſt verſtärken. Der kleinſte Funke, der nur glimmt, läßt ſich anflammen; ſoll mein Herz kalt bleiben können im Mittel von Männern, die an dem Platze, wo ich heut ſtehe, mit ſo vieler Wärme fürs Wohl der Menſchen geſprochen haben? Gibt nicht ihr Blick ſchon Aufmunterung dem Herzen — der Gegenſtand vom Menſchenwohl Anfeuerung dem Geiſte, und der Gedanke, daß Karl Theodor der Wiſſenſchaften und Künſte Schützer iſt, meiner Seele Begeiſterung?

O hätten die Menſchen die Macht, die die Wiſſenſchaften und Künſte über ihr Herz haben, längſt erwogen, und hätten die Weiſern dieſe Macht zur Menſchenbildung angewendet, ſie hätten weniger ſchädliche Folgen von den Irrthümern zu befürchten gehabt!

Irrthümer verbreiten ſich nur dort, wo man die Macht der Wiſſenſchaften nicht kennt, den Geiſt unterdrückt, oder ihm entgegenarbeitet, oder aus Eigennutz die Wiſſenſchaften mißbraucht.

Iſt die Sonne wohl ſchädlich, da ſie als Königin der Geſtirne am Firmamente ſteht, da ſie wohlthätig die Hütte erleuchtet, ihren ſegnenden Lichtſtrahl erquickend herabſenkt und die Blumen erzieht, die wir pflanzten, den Acker erwärmt, den wir bearbeiteten? —

Wenn nun ein Bube ihren Lichtſtrahl im Brennglaſe ſammelt und die Hütte ſeines Wohlthäters in Brand ſteckt, iſt dieß das Werk der Sonne, oder das Werk des verkehrten Willen des Menſchen, der alles in der Natur mißbraucht? —

Honig ſaugt die Biene aus der Blume, aus der die Spinne Gift ſaugt; der balſamiſche Saft der Roſe wird Honig in der Biene, in der Spinne — Gift; denn alles nimmt die Weſenheit der Sache an, die es aufnimmt.

Die Säfte animaliſiren ſich in thieriſchen Körpern; in den

Pflanzen nehmen ſie die Eigenſchaften der Pflanzen an; darin beſteht das Geſetz der Weſen im Phyſiſchen wie im Geiſtigen.

Rein fließt die Quelle von ihrem Urſprunge; unkennbar wird ſie aber im Gefäße, das voll Unflath iſt; ſo verhält es ſich auch mit Wiſſenſchaften und Künſten, der Gute braucht ſie zu guten Zwecken, der Böſe zu böſen. Aendert das Herz des Menſchen, leitet ſeine Leidenſchaften nach dem Endzwecke der Natur, und beſchuldigt Künſte und Wiſſenſchaften nicht des Menſchenverderbens; aber der, der die Geſetze der Ordnung, die Geſetze der Natur nicht kennt, iſt immer ungerecht; denn er verwechſelt die Kräfte mit Wirkungen und die Folgen mit den Kräften.

Ewig ſind die Geſetze der Natur und unveränderlich, harmoniſch ihre Verhältniſſe, alles zielt auf Ordnung und aus ihr erfolgt das Gute, Wahre und Schöne, wenn dieſe Ordnung von dem Menſchen nicht verkehet wird.

Was im Schöpfungsſyſtem Ordnung genannt wird, iſt im Reiche der Geiſter Harmonie, im Sittlichen Regularität, im Körperlichen Proportion, immer das nämliche, nur unter verſchiedenen Geſichtspunkten.

Geſetz — Mittel — Zweck.

Dieſes iſt die Grundlinie, worauf die Natur ihr inneres und äußeres Gebäude aufbaut; — dieſes iſt die Baſis intellektueller ſowohl, als phyſiſcher Kräfte. Dieſe Ordnung darf nie verkehrt werden, nie darf ein Zweck zum Geſetz, nie das Mittel zum Zweck werden. Hier iſt die große Frage: — Wo iſt das Geſetz der reinſten Vernunft aufzuſuchen? — und ich antworte, in der Quelle der reinſten Ideen, und die Quelle dieſer Ideen iſt die erſte denkende Urkraft, das erſte vernünftige Prinzip aller Dinge.

Menſchen können nur in und durch Gott denken; denn alle ſinnliche Ideen, die wir erhalten, ſind nur Realiſation der großen Ideen der Einheit, woraus alles entſpringt. —

Ehe die Schöpfung entſtund, muß alles, was war und ſeyn wird, gleichſam architektoniſch in den Ideen der Gottheit geweſen ſeyn. — Schöpfung war nur die Realiſation dieſer Ideen; dieſe realiſirte Ideen bilden unſere Denkart; die Ideen, die wir aufnehmen, ziehen unſere Sinne aus den realiſirten höhern Ideen, die ein Geſetz ihrer Entſtehung, eine Ordnung ihrer Realiſation haben müſſen.

Der Menſch denkt Kräfte, Wirkungen und Folgen, und Realiſation, darin liegt der Grund aller ſeiner Begriffe. —

Die reinſte Vernunft kann daher nur die reinſte Anſchauungsart ſeyn, und wie kann der Menſch dieſe anders erhalten, als durch Anſchauung der Urkraft, aus der alle Wirkungen, Folgen und Realiſationen in einer harmoniſchen Ordnung entſtehen.

Wenn wir Gottes Gedanken in jener harmoniſchen Ordnung denken, wie ſie als Kraft in Gott, und als Kraftäußerung in der Natur ſind, dann denken wir gut — wahr — und ſchön, weil Güte, Wahrheit und Schönheit den Grundriß ausmachen, nach welchen das Univerſum gebaut iſt.

Gott dachte, ſchöpfte und realiſirte. — Als ein denkendes Weſen wird er die Quelle der reinſten Liebe.

Als ein ſchöpfendes die Quelle der reinſten Wahrheit: Als ein realiſirendes die Quelle der Schönheit und Harmonie.

Wer dieſe Idee von Gott nicht hat, der kennt die Natur nicht, und wer Gott und die Natur nicht kennt, wie kann der das große Ziel der Künſte und Wiſſenſchaften kennen.

Die Ordnung der Natur, ſagt Baco, iſt der Wiſſenſchaften und Künſte Geſetz; ſie beſteht aber in der Kenntniß der Vereinigung mit der Quelle aller Ordnung.

Die Einheit iſt das Geſetz der Harmonie; das Gute, Wahre und Schöne beſteht immer durch und in Einheit; allein dieſes Geſetz iſt von ſolcher Erhabenheit, daß der Geiſt desjenigen es ſelten verſteht, der die Einfalt der Natur verlaſſen, und in der Vielheit der Materie verloren hat.

Wir leben, leider! ein Jahrhundert, wo man überall ſucht die Idee der Gottheit zu verdrängen, theils, weil wir dieſes Urprinzip aller Dinge gar nicht kennen, theils, weil uns ſelbes manchmal unter ſolchen Bildern gezeigt worden iſt, die dem reinen Begriff ſeiner Weſenheit ganz widerſtritten, und die reine Idee von der Gottheit nothwendig in uns verdrängen mußten.

Der Menſch ſucht überall ſein Selbſt hinzuſtellen und ſich das zuzueignen, was nur im erſten Urprinzip der Dinge liegt; daher die große Verwirrung unſerer Philoſophie, die mit der Urkraft die Kraftäußerung, oder die Natur mit Gott verwechſelte.

Verkehrte Ordnung bei verkehrten Gedanken! Wie kann ich Wahrheit finden, wenn ich Wirkung zur Kraft und die Folge zur Wirkung mache?

Darin liegen die Irrthümer der Philoſophie; ſie verwechſelte immer Wirkungen mit Kräften, und wie konnte ſie auch Kräfte kennen, wenn ſie nicht die Urkraft zur Quelle aller Kräfte erhebe? —

Wie mehr ſich der Menſch zu dieſer Urkraft erhebt, deſto reiner wird die Vernunft, und dieſe reine Vernunft muß das Geſetz ſeines Denkens ſeyn.

Nach der Ordnung der Natur iſt alſo im Wiſſenſchaftlichen die reinſte Vernunft — Geſetz — die Wiſſenſchaften — Mittel — das Gute — Zweck. —

Die Wiſſenſchaften müſſen daher unter dem Geſetze der reinſten Vernunft ſtehen, und dieſes Geſetz iſt die ewige Ordnung denkender Weſen.

Die Baſis aller Ordnung iſt die Ordnung eines Urweſens, das alles erhält, alles nach harmoniſchen Geſetzen regiert.

Die Ordnung dieſes Urweſens beſteht in der genaueſten Uebereinſtimmung, der Liebe, — der Wahrheit — und Güte, und Gerechtigkeit, wodurch es alles nach unveränderlichen Geſetzen verwaltet, und die ſeine Eigenſchaften ausmachen.

Wichtig iſt die Frage: Was iſt Liebe, was Wahrheit, was Weisheit, was Güte und Gerechtigkeit in dieſem Weſen?

Dasjenige, was dieſes Urweſen zur Schöpfung, was die geiſtige Kraft zur erſten Bewegung determinirte, was Schöpfungs-Motiv war, wird Liebe genannt; Wahrheit die Realiſation dieſes Motivs; Weisheit das Geſetz, nach welchem es ſeine Liebe realiſirte; — Güte der Zweck der Schöpfung

— Gerechtigkeit das Maaß der Anwendung der Verhältniſſe; — und die Uebereinſtimmung aller dieſer Eigenſchaften iſt die Ordnung in Gott. Gott denkt — wirkt — handelt, und — realiſirt. Die Ordnung ſeiner Ideen hat die Liebe zum Reſultat:

Die Ordnung ſeiner Wirkungen — die Wahrheit: Die Ordnung ſeiner Handlungen — die Harmonie: und die Ordnung ſeiner Realiſation — die Regularität und Proportion aller Dinge.

Aus der Stufenfolge dieſer Ordnung erfolgt das Gute, Wahre und Schöne — ſowohl der intellektuellen, als phyſiſchen Ordnung.

Der erſte Typus des Guten äußert ſich im Menſchen in der Regularität — ſeiner Gedanken — ſeines Willens, ſeiner Handlungen.

Der Typus der Wahrheit in der Wiſſenſchaft zu denken, zu reden, zu analyſiren in der Natur.

Der Typus des Schönen in der Poeſie, in der Muſik, in der Malerei.

Die Grundlinie der Ordnung für den Menſchen, der ein denkendes, wollendes und handelndes Weſen iſt, beſteht darin:

Das Gute zu denken,
Das Gute zu wollen,
Das Gute zu thun:

und die Einheit vom Denken, Wollen und Handeln gibt die Baſis der Sittlichkeit.

Das Wahre zu denken,
Das Wahre zu wollen,
Das Wahre zu realiſiren,

iſt die Baſis der Wiſſenſchaften.

Das Schöne zu denken,
Das Schöne zu wollen,
Das Schöne zu realiſiren,

iſt die Baſis der Künſte.

Aus dieſer Analyſis können wir uns überzeugen, daß
das Gute — Geſetz — das Wahre —
Mittel — und das Schöne — Zweck iſt.

Das Gute iſt das Geſetz des Wahren:

Das Wahre das Geſetz des Schönen.

Das Prinzip des Guten iſt Gott, und die Natur — als Kraft und Kraftäußerung.

Das Princip des Wahren die Wiſſenſchaft, die wir aus Gott und der Natur kennen lernen.

Das Princip der Kunſt die Natur, die dieſe Kenntniſſe im Schönen realiſirt.

Das Schöne kann ohne dem Wahren nicht ſeyn — das Wahre nicht ohne dem Guten: — denn Wahres iſt realiſirtes Gutes, und realiſirtes Wahres iſt Schönes.

Gott und die Natur verlangen überall Einheit — im Sittlichen — im Wiſſenſchaftlichen und im Künſtlichen; überall muß Gedanke, Wille und That vereinigt ſeyn — — im Sittlichen mit Gott, im Wiſſenſchaftlichen mit Gott und der Natur, im Künſtlichen mit der Natur.

Der Gedanke, der Wille, die Handlung, die Idee, die Expreſſion, das Reſultat.

Wenn dieſe Ordnung befolgt würde, ſo würde
Sittlichkeit die Quelle des Guten,
Wiſſenſchaft die Quelle des Wahren,
Kunſt die Quelle des Schönen ſeyn: —
Das Gute würde Glückſeligkeit,
Das Wahre Zufriedenheit,
Das Schöne Vergnügen gewähren.

Allein die Menſchen verkehrten die Ordnung der Natur, und daraus entſprangen Irrthum, Bosheit und Laſter.

Der Irrthum verdarb den Gedanken, die Bosheit den Willen, das Laſter die Handlungen.

Das Gute verändert ſich daher in das Böſe.

Das Wahre in das Falſche.

Das Schöne in das Häßliche.

So waren Unordnung und Disharmonie die Folge der Abweichung von der Ordnung der Dinge.

Die Moraliſten, die Gelehrten, die Künſtler verändern die Baſis, worauf Sittlichkeit, Gelehrſamkeit und Künſte ruhen ſollten.

Der Moraliſt machte ſich ſelbſt zum Zweck, ſeinen Willen zum Geſetz und bediente ſich des Sittlichen, als des Mittels, ſein Intereſſe zu erreichen.

So verlor ſich das Gute:

Der Gelehrte machte ſeinen Selbſtſtolz zum Geſetz — eitle Ehre zum Zweck und bediente ſich der Wiſſenſchaft als Mittel; — ſo verlor ſich das Wahre.

Der Künſtler machte ſeinen Eigendünkel zum Geſetz — ſich ſelbſt zum Zweck und bediente ſich der Kunſt als Mittel; ſo verlor ſich das Schöne.

In dieſer Verwirrung bleibt nichts übrig, als die Menſchen von Unordnung wieder zur Ordnung zu führen, und ſie die Baſis kennen zu lehren, die ſie verlaſſen haben.

Im Sitlichen muß Gott das Geſetz; der Moraliſt Mittel; das Gute — Zweck ſeyn.

Im Wiſſenſchaftlichen muß Wahrheit das Geſetz: der Gelehrte Mittel; das Wahre — Zweck ſeyn.

Im Künſtlichen muß die Natur das Geſetz; der Künſtler Mittel; das Schöne — Zweck ſeyn.

Bei dieſer Ordnung müſſen nothwendig Irrthümer, Leidenſchaften und Laſter verſchwinden: — denn das Denken, Wollen und Handeln der Menſchen erlangt wieder ſeine Regularität, Harmonie und Proportion: — nun

wo Regularität im Denken herrſcht, gibts keine Irrthümer;
wo Harmonie im Willen iſt, keine ſchädliche Leidenſchaften;
wo Proportion der Handlung iſt, keine Laſter.

Die ganze Schöpfung überzeugt uns von dieſen Wahrheiten, und wer wagt es bei ſo großer Ueberzeugung zu ſagen, daß Wiſſenſchaften und Künſte der Menſchheit ſchädlich werden können, wenn ſie ſich nach dieſem Maaßſtabe verhalten? Sie ſind ſo genau mit der Herzensbildung des Menſchen verbunden, — und das Urweſen aller Weſen will uns durch unſer eignes Gefühl von Glückſeligkeit, Zufriedenheit und Vergnügen durch das Gute, Wahre und Schöne ſtufenweiſe zu unſerer großen Beſtimmung hinleiten, in ihm, als der Quelle alles Wahren, Guten und Schönen, die Völle von Glückſeligkeit, Zufriedenheit und Vergnügen zu finden.

Allein woher kömmt es doch, daß ſo wenige Menſchen die ewige Ordnung der Dinge kennen? — Die Frage iſt leicht zu beantworten:

Der größte Theil macht überall ſein Intereſſe zum Zweck — ſeinen Willen zum Geſetz — und bedient ſich des Staates, in dem er lebt, — als Mittel.

So wird die Ordnung verkehrt, ſo die Kette zerriſſen, die Menſchen an Menſchen, und Menſchen an Gott ketten ſollte.

Der Menſch ſucht alles in ſich, und er ſollte alles in der ewigen Ordnung der Dinge ſuchen.

Nur da iſt Wahrheit, in uns iſt nichts als Irrthum.

Wir denken, wollen, handeln. —

Wenn wir nach der Ordnung der Dinge denken, ſo ſind wir vernünftige Weſen:

Wenn wir nach der ewigen Ordnung der Dinge wirken wollen, ſo ſind wir gute Weſen:

Und wenn wir nach der ewigen Ordnung der Dinge handeln, ſo ſind wir edle Weſen.

Das Vernünftige, das Gute, das Edle liegt alſo in der Ordnung und nicht in uns, wie der Glanz in der Sonne iſt, und nicht in der Quelle, in der ſich die Sonne ſpiegelt.

Wenn der Menſch nach Ordnung handelt, ſo iſt er die Quelle, in der ſich die Sonne ſpiegelt, er iſt ſchön, edel wie ſie, aber nur durch ſie.

Die Würde unſers Verſtandes hängt von der ewigen Ordnung der Dinge ab, nach welcher wir denken ſollen; —

Die Würde unſerer Perſon oder unſers Herzens von dem Wollen, nach dieſer ewigen Ordnung zu handeln.

Und die Würde unſerer Handlung und Verſtandes nach der Thätigkeit, dieſer Ordnung gemäß zu wirken.

Glückſeligkeit, Zufriedenheit, Vergnügen verbindet die Ordnung genau mit der Befolgung ihrer Geſetze; ſie ſind nothwendige Folgen des Zwecks der Ordnung.

Die Regel dient daher dem Weiſen zur Richtſchnur ſeines Denkens, Wollens und Handelns;

Eigne dir nichts zu, ſondern ſuche Alles in Gott und der Natur;

Denke nach Ordnung,
Wirke nach Ordnung,
Handle nach Ordnung.

Dein Gedanke, dein Wille, deine That bilde mit der Ordnung nur eine Einheit.

Sobald der Menſch Geſetz und Zweck in ſich ſucht, ſo verkehrt er die Ordnung, und die Folge verkehrter Ordnung iſt Böſes in der Natur.

Das Gute iſt nicht in uns, ſondern in Gott und in der Natur, und nur in ſo ferne wir im Denken, Wollen, Handeln dieſer Ordnung nahe kommen, werden wir gut. Wenn die Sonne ſich zurück zieht, iſt die Quelle ohne Licht.

Allein die Ordnung muß auch was Weſentliches im Menſchen werden, und dieſes geſchieht nur, wenn Gedanke, Wille und That mit der ewigen Ordnung der Dinge in einer Einheit ſtehen.

Denken ohne Wollen und Handeln, kann dieſe Einheit nicht geben.

Der Geiſt muß im Willen realiſirt werden, der Wille in der That — Verſtand und Herz müſſen in That übergehen.

Duplicität wiederſtreitet dem Geſetze der Einheit: anders denken, anders wollen, anders handeln, iſt die Duplicität, die die Zerſtörerin der Menſchenglückſeligkeit, und heut zu Tage unter dem Namen Weltklugheit, feine Politik bekannt iſt. —

Sie iſt die Feindin der Wahrheit, die Mutter alles Falſchen; ſie wird durch Irrthum des Verſtandes erzeugt, durch Leidenſchaft des Herzens genährt, und durch Laſter der Handlungen wird ihr gefröhnt.

Sie entſteht aus der verkehrten Ordnung der allgemeinen Baſis menſchlicher Handlungen; denn ſobald der Menſch ſich ſelbſt zum Zweck, ſein Intereſſe zum Geſetz macht, das ihn leitet, ſo muß er die Maske des Falſchen anziehen, damit er ſcheine, als befördere er die Zwecke der andern.

Wie kann man ſich wohl wundern, daß Verwirrung in der Welt iſt, da alles daran arbeitet, die Ordnung zu zerſtören? —

Welche fürchterliche Folgen werden nothwendig entſtehen, wenn die Moral, die Wiſſenſchaft und die Kunſt ſelbſt ihre Richtſchnur verlaſſen, und zu Kupplerinnen der Leidenſchaften und Laſter werden?

Alles iſt Schein — nirgends Wahrheit; die Menſchen haben überall ihr Privatwohl zum Zweck, und ihr Intereſſe zum Geſetz gemacht, und bedienen ſich der armen Menſchheit als Mittel, ihren Zweck zu erreichen, ohne zu bedenken, wohin die Unordnung nothwendig führen muß.

Wer Gutes ſtiften will, muß die Menſchheit überzeugen, daß es ihre Glückſeligkeit, die Zufriedenheit, und das Vergnügen von allen erfordert, daß das Wohl des Ganzen Zweck, die ewige Ordnung Geſetz — und der Menſch Mittel ſeyn müſſe, dieſes große Werk zu vollenden.

So lang nicht reiner Verſtand das Denken,

Gutes wollen den Willen,

Gutes handeln die Thaten beſeelt, ſo lange läßt ſich wenig Gutes hoffen, und dieſe großen Vortheile der Menſchenveränderung könnte der Staat aus Wiſſenſchaften und Künſten ziehen, wenn er ſie nach den ewigen Geſetzen der Gottheit und der Natur anzuwenden weiß; darin beſtehen die Vorrechte des Geiſtes über den Geiſt.

In der Lage, in der wir leben, iſt der größte Theil der Menſchen

Im Denken durch Irrthum,

Im Wollen durch Leidenſchaften,

Im Handeln durch Laſter verdorben.

Die Irrthümer ſind die Zahl — die Leidenſchaften das Maaß — die Laſter das Gewicht.

Zur Menſchenbeſſerung gehört daher, daß das Denken, das Wollen und Handeln wieder zur Ordnung zurück kehre, dann verſchwinden Irrthümer, Leidenſchaften und Laſter.

Geiſt und Herz des Menſchen ſind die wichtigſten Gegenſtände der Bildung —

Der Geiſt muß rein denken.

Das Herz rein wollen.

Das Gute wird dann Reſultat, nothwendige Folge von reinem Denken und reinem Wollen.

Die Wiſſenſchaften und Künſte bieten ſich als Mittel an zu dieſer großen Bearbeitung.

Der Menſch iſt ein intellektuelles und ein phyſiſches Weſen — er hat Geiſt und Herz, um richtig, um gut zu denken — Herz, um wahr zu handeln. Der Geiſt kann durch Vorſtellung und Gefühle:

Das Herz durch Empfindung und Thaten geleitet werden.

Die Wiſſenſchaften und Künſte zeigen uns die Art, zu belehren, die Art, zu rühren.

Belehrung iſt für den Geiſt — Rührung fürs Herz.

Alles, was ein Gegenſtand der Wiſſenſchaften und Künſte iſt, hat zum Zweck, zu belehren, oder zu rühren.

Man ſucht die Menſchen durch den Verſtand einer Wahrheit näher zu führen, oder ihr Herz und Empfindung durch falſchen Schein zu unterjochen.

Der Verſtand bewegt — das Herz reißt hin.

Wenn der Menſch belehren will, ſo iſt nothwendig, daß er alles in der Natur aufſuche, was er immer kann, um ſeinen Gegenſtand mit der Ordnung der Natur zu identifiziren, und nach Geſtalt dieſer Idenditát iſt Bewunderung — Hinreißen — Ueberzeugung das Reſultat.

Wenn er dieſe Idenditát erreicht hat, ſo muß ſeine Bemühung dahin gehen, die Natur, Idendifikation des Geiſtes mit den Empfindungen des Individuums in Einheit zu bringen, und das Reſultat iſt Rührung.

Wenn man belehren will, muß man Wahrheiten mit dem Verſtande des Lernenden idendifiziren: —

Wenn man rühren will, ſo müſſen die Wahrheiten mit dem Herzen des andern identifizirt werden.

Der Verſtand bedient ſich der Vorſtellungen von Glückſeligkeit, Zufriedenheit, Vergnügen, und ſucht ſie im Guten, Wahren und Schönen anſchaulich zu machen.

Der Verſtand bedient ſich der Empfindungen und der Hoffnung von Glückſeligkeit, Zufriedenheit und Vergnügen durch die Macht der Einbildung zu realiſiren, und ſie koſtend zu machen — und der Erfolg iſt Belehrung und Rührung.

Die Grundregeln, aus der menſchlichen Natur genommen, ſind dieſe:

Wenn ich einem andern etwas verſtändlich machen will, ſo muß ich die Belehrung aus ſeinem Verſtande holen:

Wenn ich einen Menſchen etwas fühlen und empfinden laſſen will, ſo muß ich Gefühl und Empfindung aus ſeinem Herzen holen.

Der Maaßſtab der Belehrung beſteht darin, daß ich die Verſtandes-Kräfte des andern kenne.

Der Maaßſtab der Empfindung, daß ich ſeine Empfindungen kenne.

Es gibt allgemeine Verſtandes-Kräfte, die einem jeden Menſchen gemein ſind; und es gibt allgemeine Empfindungen, die jeden Menſchen gemein ſind.

Es gibt beſondere Verſtandes-Kräfte, die nur einem Individuum nach ſeinem Temperamente — Verhältniſſen ꝛc. angemeſſen ſind.

Es gibt beſondere Empfindungen, die nur einem Individuo nach ſeinem Verſtande, Temperamente ꝛc. angemeſſen ſind.

Jede Belehrung muß ſucceſſiv geſchehen.

Man erlangt den Zweck der ſucceſſiven Belehrung durch ſtufenweiſe Verbindung einer Idee, durch Mittel-Ideen mit einer andern.

Jede Herzensrührung muß ſucceſſiv geſchehen: man erlangt den Zweck der ſucceſſiven Rührung durch Verbindung einer Empfindung, durch Mittel-Empfindung mit einer andern.

Die Geſetze der Belehrung und Rührung ſind die nämlichen.

Der Menſch denkt,
begehrt,
handelt,
empfindet.

Im Denken beſteht ſein Vernunft-Vermögen, ſein Rationale.

Im Begehren ſein Begehrungs-Vermögen, Concupiſcibilität.

Im Empfinden ſeine Iraſciblität, oder ſein Begehren nach Luſt, und Abſcheu vor Unluſt.

Der Antheil der erſten iſt Irrthum und Wahrheit.

Der Antheil des zweiten Gutes und Böſes.

Der Antheil des dritten Luſt und Unluſt.

Irrthum oder Wahrheit leiten den Verſtand; —

Gutes oder Böſes den Willen;

Luſt oder Unluſt die Empfindungen.

So wird Verſtand, Wille und Handlung determinirt.

Der Verſtand fügt ſich nach Einſichten von Wahrheit und Irrthum.

Der Wille nach Neigungen zum Guten und Böſen.

Die Handlungen nach Empfindung von Luſt und Unluſt.

Der Verſtand ſoll durch das Gefühl des Guten determinirt werden.

Der Wille durch das Gefühl vom Wahren;

Die Handlung durch das Gefühl vom Schönen.

Der Menſch will Wahrheit, Erkenntniß für den Verſtand;

Er will Gutes für das Herz;

Er will Luſt für ſeine Empfindung.

Dieß ſind die Naturtriebe der Selbſtliebe, wodurch das ewige Urweſen der Dinge die Menſchen durch ſich ſelbſt zu ihrer Glückſeligkeit, Zufriedenheit und Vergnügen führen will.

Allein die verkehrte Ordnung der Welt erſchwert dem Menſchen dieſe einfachen Wege — ſie hindert ſeinen Verſtand, das Gute zu erkennen, weil ſie ihm überall ſtatt einem reelen Gute nur ein eingebildetes vorſtellt, und allen Werth des Verſtandes in Dinge ſetzt, die der wahre Verſtand verachtet.

Sie hindert ſein Herz, das Wahre zu wollen, weil ſie ſeinen Willen durch Chimären von Gegenſtänden reizet, die keine Wahrheit in ſich haben; da ſie allen Werth des Herzens in Dinge ſetzt, die für den Weiſen von keinem Werthe ſind.

Sie hindert endlich den Menſchen, nach Ordnung zu handeln, weil der größte Theil mehr Luſt in der Unordnung findet, als in der Ordnung, und weil alles Gute erſchwert wird, zu dem man doch einen Weg von Blumen bahnen ſollte.

Wie iſt es anders möglich: — muß die Menſchheit ſich nicht erniedrigen! muß ſie nicht nothwendig herabſinken bis auf die äußerſte Stufe der Degradation? —

Hat man nicht von jeher die Vorrechte des menſchlichen Verſtandes entheiligt, und den Verſtand als Mittel gebraucht, die Menſchen zu verderben! —

So machten die Menſchen eine Ordnung außer Gott, und entheiligten die Huldigung des erſten Urweſens: Verſtand, Herz und That waren verdorben, und jedes zimmerte ſich einen Götzen, dem es zu ſeinem Untergange huldigte.

Die Natur zeigt uns, wie alles Harmoniſche in der ſchönſten Kettenreihe verbunden iſt: — das Gute mit dem Wahren, das Wahre mit dem Schönen, die Kenntniß mit dem Guten;

Die Wahrheit mit dem Willen;

Das Schöne mit der Handlung.

Die Natur zeigt uns, wie Erkenntniſſe auf Neigungen, Neigungen auf Empfindungen wirken, und gibt uns den allgemeinen Maaßſtab der Wirkungen des Geiſtes auf den Geiſt, des Herzens auf das Herz.

Wie ſehr dieſe einfachen Grundſätze der Menſchenbildung vernachläßigt werden, wäre überflüſſig zu erörtern; wer denken und vergleichen kann, der findet ohnehin das Maaß vom Guten und Böſen, von Wahrheit und Irrthum.

Sittlichkeit, Wiſſenſchaft und Kunſt ſind drei unzertrennliche Schweſtern, die des Menſchen Gedanken, Willen und Handlung leiten, und ihn zum Guten, Wahren und Schönen führen, wo er ſein Glück, ſeine Zufriedenheit und ſein Vergnügen findet.

Rein denken iſt die größte Glückſeligkeit eines denkenden Weſens.

Wahr wirken die größte Zufriedenheit eines wollenden Weſens.

Schön handeln die größte Wonne eines handelnden Weſens.

Licht iſt Bedürfniß des menſchlichen Verſtandes, — Gefühle und Empfindungen ſind die Bedürfniſſe des Herzens, und Licht und Wärme findet man nur in der ewigen Ordnung.

Wer das Ringen nach Licht, das Bedürfniß der Empfindung zu unterdrücken ſucht, der kennt den menſchlichen Geiſt und das Herz des Menſchen nicht.

Der Weiſe führt den Verſtand, und leitet das Herz; der Thor ſucht beide zu unterdrücken.

Wiſſenſchaften und Künſte waren alſo nie ſchädlich, wie ſie in der Natur aus der Hand des Schöpfers als Mittel zur Menſchenbildung kamen; der Mißbrauch ſetzte ihre Würde herab; denn da erſt der Menſch ſein Intereſſe zum Zweck der Wiſſenſchaft, ſein Selbſt zum Zweck der Künſte macht, wurde die Ordnung verkehrt, die Harmonie geſtört.

O Menſchen! lernet doch den Zweck eurer Beſtimmung einſehen, mißbraucht die Geſchenke des Schöpfers nicht, die er zu eurem Wohle euern Händen anvertraute! — Lernt die Baſis eurer Glückſeligkeit, eurer Zufriedenheit, eures Vergnügens kennen! Sie liegt in euerm Geiſte, wenn dieſer aufmerkſam auf die Winke der Natur iſt; ſie liegt in euerm Herzen, wenn euer Herz dieſem Winke folgt.

Aber ſo leitet ein Blinder immer einen andern Blinden, die Unordnung will der Ordnung Geſetze vorſchreiben; — die Leidenſchaften wollen Leidenſchaften in Schranken ſetzen.

Der Menſch iſt eine Idee — ein Gedanke Gottes — der ſchönſte Buchſtabe in der Schöpfung; er trägt den Charakter der Gottheit, ſein Inneres enthüllt die Züge des Worts, das die Einheit ausſprach.

Allein verunſtaltet iſt dieſer göttliche Buchſtabe durch falſche Züge der Sinnlichkeit, die ihm ſeine orginelle Würde raubten. — Verunſtaltet iſt die Idee, die ſo rein aus Gottes Munde kam; die Sinnlichkeit nahm ſie auf, und verdarb ſie durch Zuſätze ihres Selbſt.

Menſchenbeſtimmung iſt daher, daß er ſich von allen fremden Zuſätzen reinige, alle fremden Züge der Irrthümer auslöſche, um wieder reine Idee — reiner Buchſtab zu werden.

Durch Denken, Wollen und Schaffen ward der Menſch; — der Gedanke, das Wort, die Schrift, der Typus des Urweſens.

Durch Denken, Wollen und Handeln verunſtaltete der Menſch ſeinen Verſtand, ſeinen Willen, ſeine Handlung.

Er muß alſo wieder denken, wollen und handeln nach dem Geſetze der Einheit, die ihn dachte, ausſprach — und ſchrieb — und wenn ſein Denken, ſein Wollen und ſein Handeln wieder mit der Einheit vereint iſt, ſo wird er wieder reine Idee, reines Wort, reiner Buchſtabe der Gottheit und der Natur.

Darin beſteht Menſchenberuf und Beſtimmung; — dahin müſſen uns Kenntniſſe, Wiſſenſchaften und Künſte leiten, dann entſteht jene ſelige Ordnung, die unſern Kenntniſſen Regularität, das Gute unſerm Willen, Harmonie dem Wahren und unſern Handlungen die Proportion des Schönen gibt. — Dadurch wird Geiſt und Herz zu jener Höhe erhoben, die das höchſte Ziel aller menſchlichen Wünſche iſt.

Freilich kann dieß nicht auf einmal geſchehen: die Degradation der Menſchheit iſt zu groß, des Irrthums iſt zu viel; — allein ehe der Saame in die Erde geworfen wird, muß die Erde vom Unkraut gereinigt, aufgewühlt und empfänglich gemacht werden.

Zu dieſer geiſtigen Umackerung tragen Künſte und Wiſſenſchaften das meiſte bei; ſie veredeln unſere Empfindungen, bilden unſer Herz, machen uns empfänglich zu den Eindrücken des Guten, Wahren und Schönen, und führen uns ſtufenweiſe zur Verbeſſerung unſers ganzen Lebens.

Es iſt genug geſagt — genug für den, der Kraft hat, zu denken, und Willen, das Gute zu lieben; — für den, der weder Geiſt noch Herz hat, und nicht fühlt, für den hat die Natur keine Worte, der Geiſt keine Ueberredung, denn alles, was zur Ordnung führt, iſt Beleidigung für den, der ſeinen Willen zum Geſetz, und ſein Intereſſe zum Zweck machen will.

Einfalt geziemt der Wahrheit; ſie iſt am ſchönſten, wenn ſie in dieſem Kleide erſcheint. Ich habe ſie heut hingeſtellt in ihrer ganzen Natur — ohne redneriſchem Prunke; denn nicht der Prunk meiner Worte, nicht wiſſenſchaftliche Kunſtgriffe, aufs menſchliche Herz zu wirken, ſollen der Wahrheit, die ich heut ſage, Anhänger verſchaffen — ſie ſelbſt ſoll über Geiſt und Herz ſiegen, und vermag ſie es nicht, — was werden ſchwache Worte eines Sterblichen vermögen? —

Unendliche Gottheit, die du das Innerſte der Herzen ſiehſt, und weißt, wie inniglich nahe mir das Wohl aller Menſchen gehſt — der Strahl deines Lichtes erleuchte den Sinn, den ich in irdiſche Worte einhüllen mußte, damit ſie die Wahrheit denen, die mir zuhören, darſtelle, wie ſie iſt, und wie ſie rein von dir kömmt.

Laßt uns einſehen, daß Künſte und Wiſſenſchaften deine Geſchenke ſind — daß ſie Mittel ſind, uns zu dir zu erheben, uns mit dir zu vereinigen, und wenn das Tagwerk unſerer Beſtimmung vollendet iſt, ſo laß uns in den Hallen der Ewigkeit das Feſt wieder feiern, das wir heute dem Andenken der Stiftung einer guten Sache für Menſchenwohl gefeiert haben.

II. Ueber das erſte Weſensgeſetz in der Schöpfung.

> Par l'amour Dieu a peint en nous le Charactère de son unité, qui embrasse et chérit tous les êtres; car le vrai amour de nous même est l'amour de tous — l'amour de tous est amour absolu. — — —
>
> L'homme de désir

Ueberſicht des Ganzen.

Gott iſt die reinſte Liebe, die Quelle aller Liebe, die erſte Kraft.

Wirkung dieſer Allkraft iſt Schöpfen, unendliches Leben außer ſich verbreiten, und alles Belebte mit ſich wieder vereinigen.

Dasjenige, was dieſer Wirkung zum Grunde liegt, iſt Weſensgeſetz.

Gott betrachtet in ſich, iſt Urkraft — Urleben — Urliebe.

Gott betrachtet gegen die Geſchöpfe — Urkraft außer ſich — Urleben außer ſich, Urliebe außer ſich.

Da es ein Urweſen gibt, das außer ſich wirkt — ein Urleben, das außer ſich Leben hervorbringt; ſo gibt es das Erſchaffende, oder Schöpfende — das Erſchaffene oder Geſchöpfte — das Liebende und Geliebte.

Da es alſo ein Erſchaffendes gibt und ein Erſchaffenes —

ein Liebendes und ein Geliebtes, ſo gibt es ein Verhältniß zwiſchen dem Erſchaffenden und Erſchaffenen, — zwiſchen dem Liebenden und Geliebten; und dieſes Verhältniß, dieſer Rapport, dieſes Band iſt — Liebe des Schöpfers zu dem Erſchaffenen, und Gegenliebe des Erſchaffenen zu dem Schöpfer — Gottesliebe — Typus der Urliebe — Reaktion.

Da die Schöpfung ein Ganzes iſt, das aus verſchiedenen Theilen beſteht, ſo muß es wieder ein Band geben, das das Ganze erhält und aneinander kettet; dieſes Band iſt die dritte Nüance der Urliebe — Menſchenliebe, Nächſtenliebe.

Da Gott die Quelle der Liebe iſt, ſo iſt die ganze Schöpfung ein Werk ſeiner Liebe; daher das erſte Weſensgeſetz aller Dinge — Liebe.

Da die ganze Schöpfung aus der Urquelle der Liebe kömmt, ſo verkündigt alles die Urliebe; und da der Urliebe Zweck iſt, das Geliebte mit ſich zu vereinigen: ſo zielen alle Weſensgeſetze dahin, das Geliebte mit dem Liebenden zu vereinigen.

In der Schöpfung nehmen wir lebloſe Dinge gewahr, und Belebte — Lebloſe, die durch Kräfte außer ſich, und Belebte, die durch innere Kräfte geleitet werden.

Die ganze Natur, oder das Lebloſe, wird durch Kräfte außer ſich geleitet, die äußern Kräfte kommen aber unmittelbar von der Urkraft, die Liebe iſt; alle Verhältniſſe der Natur ſind alſo nach dem Endzweck der Allliebe geordnet, unmittelbar nach Gottes Abſichten.

Ueber den Lebenden bemerken wir Geſchöpfe, die ohne Vernunftfähigkeit ſind, und andere, die mit Vernunftfähigkeit begabt ſind.

Lebende, ohne Verſtand, erhalten ſich durch ihren Inſtinkt, oder ihre Selbſtliebe und ihren Erhaltungstrieb.

Die vernunftfähigen Geſchöpfe ſind von einer doppelten Weſenheit; ſie ſind Thier und Geiſt — Weſen, beſtimmt zur Fortſchreitung, zur Kultur. Als Thiere liegt daher der Trieb ihrer Erhaltung in ihnen; als Geiſt die Fähigkeit, dieſen Trieb der Selbſterhaltung nach den Geſetzen der Allliebe und ihrer Beſtimmung zu ordnen.

Selbſtliebe iſt der erſte Grundtrieb, der aus eigenem Gefühle uns für andere fühlen — aus eigener Liebe uns andere lieben lehrt.

Selbſtliebe iſt Fortſchreitungsfähigkeit; ſie darf daher nie Zweck werden, ſonſt höret ſie auf, Band zu ſeyn, das uns mit andern Weſen verbindet.

Zweck der Selbſtliebe muß Liebe zum Ganzen ſeyn.

Entfernung von dieſem Zwecke bringt Unordnung — Annäherung zu dieſem Zwecke Ordnung hervor — Aufſteigen zur Urquelle der Liebe.

Dieſe Selbſtliebe, betrachtet in ihrem wahren Verhältniſſe und in ihrer Ordnung, iſt die Quelle aller Tugend; ihre Richtſchnur — liebe Gott über alles; deinen Nächſten wie dich ſelbſt.

Dieſe Selbſtliebe, betrachtet außer ihrer Ordnung, iſt Egoismus, Eigenliebe — Weltliebe, die die große Kette des Univerſums zertrennt und alle Laſter hervorbringt.

Die Selbſtliebe, betrachtet in ihrem natürlichen Verhältniſſe, da ſie das Wohl des Ganzen zum Zweck hat, verhält ſich nach den verſchiedenen Lagen des Menſchen.

Im Menſchen, betrachtet als Thier,

Wird ſie Erhaltungstrieb — Fortpflanzungstrieb; im Menſchen, betrachtet als ein vernunftfähiges Weſen,

Wird ſie, in Rückſicht ſeines Verhältniſſes mit Menſchen, Menſchenliebe.

In Rückſicht des Verhältniſſes der Stände; in Rückſicht natürlicher Verbindungen

Vaterliebe, Sohnesliebe, Gattenliebe, Bürgerliebe;

In Rückſicht des Unterſchieds der Stände

Fürſtenliebe, Unterthansliebe.

In Rückſicht des Geſchlechts Liebe, oder Freundſchaft, eheliche Liebe;

In Rückſicht verſchiedener Gegenden

Vaterlandsliebe.

Alle dieſe Abtheilungen von Liebe verhalten ſich nach dem nämlichen Maaßſtabe der wohlgeordneten Selbſtliebe, und müſſen nur das Wohl des Ganzen zum Zwecke haben. Sie bringen Unordnung hervor, wenn ſie dieſen Zweck verlaſſen.

Alle dieſe Arten von Liebe müſſen nur ſeine Nüancen einer Liebe ſeyn — die in Allliebe überfließt; die Regeln ſind immer die nämlichen:

Was du nicht willſt, daß dir geſchehen ſoll, das thue auch andern nicht.

Was du aus dieſen Regeln deinem Nächſten nicht thun darfſt, das darfſt du auch deiner Familie nicht thun; was du deiner Familie nicht thun darfſt, das darfſt du auch deinem Vaterlande nicht thun; was du dem Vaterlande nicht thun darfſt, das darfſt du auch der ganzen Menſchheit und allen nicht thun, da alles ein großes Vaterland iſt, wir alle Gottes Kinder ſind; und ſo vice versa.

Liebe iſt eine innere Lebenskraft, die auf äußere Gegenſtände wirkt, und ſelbe mit ſich zu vereinigen ſucht.

Sie entwickelt ſich durch den Hang nach Glückſeligkeit und Gutem, durch Wohlgefallen am Schönen; und dieſe Entwicklungen, dieſes Wohlgefallen ſind das, was wir Begierden und Leidenſchaften nennen, oder die erweckenden Kräfte unſerer Selbſtliebe.

In Gott wird die Aeußerung dieſer Lebenskraft von ſich ſelbſt determinirt, und aus dieſem Grunde iſt er die Quelle der Liebe.

Im Menſchen wird ſie durch den Hang nach Schönheit und Guten entwickelt.

Die Aeußerungen dieſes Hanges werden Begierden und Leidenſchaften genennt.

Geordnete Selbſtliebe iſt der Grund aller Tugenden.

Tugend iſt Fertigkeit, die Handlungen nach den Verhältniſſen der Allliebe einzurichten; zu lieben wie Gott liebt, ihm durch Liebe ähnlich zu werden, und ſich durch die Liebe mit ihm zu vereinigen, iſt Menſchenzweck und der Grund der Religion.

Religion zielt dahin, unſere ſinnliche Natur mit der intellektuellen zu vereinigen.

Das Chriſtenthum iſt die einzige Religion, die uns dieſe Vereinigung lehrt.

Sie iſt die Religion der Allliebe — geheiligt durch die Liebe ſelbſt, die die Wege des Fleiſches ging, und uns die Mittel unſerer Vereinigung mit ihr zeigte, und die Quellen unſers Glückes wieder öffnete.

Die Liebe kann nur jenen Grad ihrer Thätigkeit erhalten, wenn die Menſchen ſich dem Centrum nahen, aus dem ſie ausſtrömt; dieſer Mittelpunkt iſt Religion, Chriſtenthum.

Das Chriſtenthum wirkt unmittelbar aufs Herz oder den Willen; da die heutige Philoſophie bloß auf den Verſtand wirkt, und die Kultur des Willens vernachläßigt.

Der Wille, ſagt man, richtet ſich nach der Erkenntniß; allein es gehört eine Fertigkeit hiezu, eine Uebung; der verdorbene Wille im Menſchen kann erkennen, und doch nicht ausüben; wie wir Beiſpiele genug haben.

Die Kultur des Herzens iſt das nothwendigſte; das Herz iſt der Acker und das Feld; die Wiſſenſchaft iſt der Saame; fällt dieſer Saame auf ein ungeackertes Feld, ſo bringt er Unkraut hervor; hievon haben wir Beiſpiele in unſerm Jahrhunderte, wo die Kultur des Geiſtes in verwilderte Herzen gerieth, und das Gute in Böſes veränderte.

Die Natur zeigt uns auch, daß es Körper gibt, die leuchten, aber nicht erwärmen.

Suchet vor allem das Himmelreich, ſagt Chriſtus; das heißt: ſuchet vor allem der Allliebe ähnlich zu werden.

Nehmt das Glück, nach dem ihr ſtrebet, nicht zum Zwecke; ſondern wiſſet, daß es eine Folge der Liebe oder des Guten iſt.

Alles, was die Liebe thut, iſt gut; und wird dieſes Gute als ein Gegenſtand des Verſtandes betrachtet; ſo iſt es wahr; daher ſind Wahrheit und Güte die Eigenſchaften Gottes, der Allliebe.

Liebe iſt alſo Kraft — ihre Wirkung Gutes, die Folge Glückſeligkeit; ihr ganzer Zweck, Gott mit Menſchen, Menſchen mit Menſchen, und Menſchen mit Gott zu vereinigen.

Wahrheit vereint mit Güte iſt Weisheit, und dieſe erlangt man durch Vereinigung der Erkenntniß mit dem Willen; ohne dieſe Vereinigung gibt es daher keine Weisheit.

Die Weisheit der Welt iſt Erkenntniß ohne Willen, und daher Thorheit in den Augen der Gottheit.

Die Religion lehrt uns lieben, — jede Wahrheit ſogleich in Ausübung zu bringen;

Die Schulweisheit unſers Jahrhunderts gab uns immer zu erkennen, und nichts in Ausübung zu bringen.

Daher hat ihre Wiſſenſchaft keine Baſis; die Baſis der Erkenntniß iſt das menſchliche Herz, oder der Wille, das erkannte Wahre in Ausübung zu bringen; die Baſis formirt eine Pyramide, die bis zur Einheit aufſteigt; ohne dieſe Baſis iſt die Pyramide umgekehrt, und ſteht, wie Sailer ſagt, auf der Spitze; ſie fällt um, und ſchlägt alles nieder, was um ſie her iſt, wie wir die Beweiſe an der heutigen Aufklärung haben.

Der Menſch iſt zum thätigen Leben geſchaffen; wir haben daher keine bloß theoretiſchen Philoſophen nöthig, ſondern praktiſche; und wahre praktiſche Philoſophie oder reine Erkenntniß in der Ausübung gibt nur die Religion, nur das Chriſtenthum.

Es iſt die größte Weisheitsſchule; — die Schule der Liebe, deren Stifter die Allliebe ſelbſt war.

Der Wille oder das Herz muß gleiche Vorſchritte mit dem Verſtande oder der Erkenntniß machen; alsdann wirkt das Herz Gutes, denn nur Gutes iſt wahr. Wir propfen den Verſtand der Jünglinge mit Wiſſenſchaften an, und vernachläßigen die Kultur ihres Herzens. Nun kömmt Vielwiſſerei in Kopf, und im Herzen ſind Leidenſchaften.

Viel wiſſen und ein unkultivirtes Herz haben, oder einen böſen Willen, muß nothwendig die Macht der Leidenſchaften ſtärken; und ſo artet der Saame der Erkenntniß in Unkraut aus; das böſe Herz modelt alles um nach ſeinen Leidenſchaften; konzentrirt alles auf eine unordentliche Selbſtliebe, und die Folge iſt Verwirrung und Unglück der Menſchheit.

Vielwiſſen ohne Kultur des Herzens entfernt von dem großen Zwecke der Liebe und konzentrirt alles auf ſich; daher die Rechthaberei der Gelehrten, ihr Eigenſinn in Meynungen, ihre Verfolgungsſucht, die übertriebene Selbſtſchätzung; daher die Spöttereien unſerer jungen Leute, die über alles lachen, nichts denken — alles das aus Vernachläßigung der Kultur des Willens oder Herzens; dieſe Vernachläßigung bringt Liebloſigkeit hervor; Liebloſigkeit trennt alle Bande der Geſellſchaft; Achtung für die Menſchen verſchwindet; es entſteht Verachtung, Verläumdung und Unfreundlichkeit. Menſchen trennen ſich; alles wird unzufrieden; das Intereſſe durchkreuzet ſich, man verfolgt, wirft die Geſetze ab. — Die Auflöſung menſchlicher Geſellſchaft und neue Barbarei ſind die Folgen davon.

Ich rede heute über einen Gegenſtand, meine Herren! der ihre Aufmerkſamkeit gänzlich verdient; — über einen Gegenſtand, der noch ſelten von dem rechten Geſichtspunkte behandelt worden iſt — ich rede von Liebe, als dem erſten Weſensgeſetze der Natur — von dem Bande, das Menſchen mit Menſchen, und Menſchen mit Gott vereint.

Ich konnte für einen ſo feſtlichen Tag, als der heutige iſt, keinen wichtigern Gegenſtand wählen, er iſt der, an dem unſer Herz den wärmſten Antheil nimmt, und können Feſttage herrlicher gefeiert werden, als durch Theilnahme unſerer Empfindungen? —

Ich weiß, daß ich in einer Geſellſchaft von Männern rede, die tiefer ins Innere der Natur dringen, und ſich nicht bloß mit der Außenhülle der Sache aufhalten — mit Männern, die nicht an die gewöhnlichen Begriffe, die der Pöbel von der Liebe hat, ſich anklammern werden, ſondern mit einem freien Schwunge eines edeln Geiſtes die Erhabenheit des Gegenſtandes einſehen werden, den ich behandle. Eine andere Vermuthung wäre Beleidigung für ſie.

Jede Unterſuchung, ſie mag die Kräfte der Körperwelt oder der Seele zum Gegenſtande haben, iſt ein würdiger Stoff akademiſcher Arbeiten; ſie verdient den Beifall der Edeln; dem Tadel kleiner Seelen, die mehr durch ihre Leidenſchaften als durch die Vernunft geleitet werden, kann man freilich nicht entgehen, wenn man öffentlich auftritt; allein alles dieſes, was von Tadlern hierwieder geſagt werden kann, ſoll bloß auf meine Rechnung kommen, denn nichts iſt ſo ſchlecht, was nicht auch ſein Gutes hat. Dieſes Gute ſoll das Werk der Akademie, das Schlechte aber nur mein Werk ſeyn.

Liebe iſt das große Geſetz der Schöpfung; ſie war, und die Allmacht, ihre Dienerin, gab Millionen Welten ihr Daſeyn.

Die Gottheit ſchöpfte unſere Seele aus dieſer unermeſſenen Feuerglut der Liebe, wo jeder glühende Funke ſich wieder im Ganzen verliert; es ſtrömen tauſend Strahlen aus der Sonne, Myriaden Funken aus dem Meere der Lichter, und alle dieſe Funken, alle dieſe Strahlen vereinigen ſich wieder, um nur ein Lichtmeer, um nur eine Sonne zu machen.

So ſtrömt Schöpfers Liebe in den Adern von tauſend Geſchöpfen, ſo glimmt der Funke der Liebe eingeſchloſſen im Menſchenherzen, und ſachet andere ähnliche Funken an, und zieht ſie mächtig hin zur Einswerdung.

Was reißt den fühlenden Jüngling mit unwiderſtehlicher Stärke zu den Füßen einer bezaubernden Schönheit? — Iſt es des Mädchens Auge, oder die Seele, die dieſes wonnevolle Auge belebt? Ach! was wäre das Aug ohne Seele! — ein lebloſes Ding. Der göttliche Lichtſtrahl, der es erhebt, ſchafft es um zum Dolmetſcher unendlicher Empfindungen.

Wo iſt eine Sprache, die der Sprache der Liebe gleicht? Ein Blick ſagt den Liebenden in einer Minute mehr, als ſich Sterbliche in Jahren durch Worte ſagen können. O wie arm iſt die Menſchenſprache gegen die Sprache des innern Gefühles, des Geiſtes! Wo iſt die Energie eines Wortes, die ein einziger Blick der Liebe gibt?

Warum ſtreckt ſich mein Arm nach meinem Freunde aus? Warum drück ich ihn ſo enge an mein Herz? Warum kleben meine Lippen ſo wonnevoll beim Wiederſehen an den ſeinen? Iſt's nicht das große Geſetz der Vereinigung ähnlicher Seelen? Iſt's nicht der Geiſt, der im Innern mächtig wirkt — um ſich mit dem Geiſte zu vereinigen?

Wer kann das erſte Weſensgeſetz der Natur, wer die Macht der Liebe läugnen? Sie iſt die Urheberin der Welten, auf ihr allein beruht die Glückſeligkeit der Geſchöpfe, auf ihr die große Menſchenbeſtimmung.

Annäherung zu ihr iſt Menſchenberuf; Entfernung von ihr iſt Geiſtes Tod; Vereinigung mit ihr iſt Seligkeit und Wonne.

Sterblicher! der du gebeugt im Staube kriechſt, erhebe deinen Blick, erſtaune über die Größe der Schöpfung! — Sag, kann es dein Geiſt wagen, in das Innere der Natur zu dringen, und den zu kennen, der dich ſchuf? Beſchränktes Weſen! beuge dich tief zur Erde, und bete an! Wag es nicht, den zu ergründen, vor dem der Seraph ſich beugt und ſein Nichts fühlt.

Stolzer Philoſoph! wo ſucheſt du deinen Gott auf? — Er iſt näher bei dir, als du glaubſt: er iſt in deinem Herzen: warum ſuchſt du ihn auſſer dir? Suche ihn nicht zu ergründen, ſondern bemühe dich, ihn zu fühlen in den Werken ſeiner Liebe; liebe wie er liebt, und dein Geiſt wird ſich erheben, er wird Gott näher ſeyn, dein Herz wird ihn fühlen, wie unendliche Geiſter ihn fühlen.

Wer die Liebe nicht kennt, der kennt auch ſeinen Gott nicht. Er iſt Liebe; Liebe führet zu ihm, durch Liebe kann der Menſch ihm ähnlich werden, durch Liebe ſich mit ihm vereinigen.

Hierin liegt die ganze Theorie von Menſchenglückſeligkeit, die ganze Theorie unſerer großen Beſtimmung. Hierauf gründet ſich alles in der Natur, die Glückſeligkeit des einzelnen Menſchen und des Geſellſchaftlichen.

Geiſter wollten Gott ergründen und ſie fielen. Des Menſchen Verſtand iſt beſchränkt, und er verirrte ſich im Labyrinth der Meinungen; aber ſeine Empfindungen ſind wahr, hätte er dieſe nie verläugnet, wäre er immer aufmerkſam auf ſein Herz geweſen, nie würde er ſich die Ketten ſeines Elendes geſchmiedet haben, die er trägt.

Lernet, Menſchen! Gott zuerſt in eurem Herzen fühlen, und dann werdet ihr ihn erkennen.

Betrachtet die Sonne in der Schöpfung, ſie gibt uns das ſchönſte Sinnbild der Liebe; ſie bringt hervor, ſie erwärmt, ſie ernähret, und iſt wohlthätig gegen die ganze Natur. Sie theilt jedem empfänglichen Geſchöpfe ihre gütige Strahlen mit, und ihr Licht dringt durch jeden Felſenritz, wo es durchdringen kann; ſie wirkt überall Gutes.

Blumen ſprießen hervor, die Wieſen kleiden ſich ins reizende Frühlingsgewand, ſie entlediget die Bäche der Feſſeln des Eiſes, und verwandelt die todte Gegend in eine lächelnde Flur.

Der Vogel fühlt ihre Gegenwart, und genießt die Wonne des Lebens. Von der Lerche an, die ihr Loblied zu den Sphären des Himmels bringt, bis zum Würmchen, das am Blatte der niedrigſten Pflanze kriecht, fühlt alles, was in der Schöpfung lebt, ihre Güte, die Mücke ſumſet ihren Lobgeſang, erſchaffen zur Freude, und des kleinſten Inſekts uns unhörbare Töne vereinen ſich mit den Lobgeſängen des Seraphs, und huldigen Gott im großen Tempel der Natur.

Liebe iſt das große Weſensgeſetz der Schöpfung; durch ſie allein lebt alles; alle Schönheiten der Natur ſind ihr Werk, alle Wonne des Lebens ihr Geſchenke.

Sterbliche! eure Glückſeligkeit habt ihr der Liebe zu verdanken; ſie allein kettet alles aneinander, Menſchen an Menſchen, und Menſchen an Gott. Sie iſt die große Kette der Dinge, die Stufenleiter des Emporſtrebens. Durch ſie ſteigen Geiſter zu Geiſtern auf, immer höher und höher, bis zur Anſchaulichkeit der Alliebe. Alles, was im Univerſo ſchön iſt, iſt ihr Werk, alles, was gut iſt, ihre Schöpfung. Wer kettet das Kind an die Mutter? wer lohnt ſie für alle die Sorgen, die ſie ertrug? wer vergütet ihr die ſchlafloſen Nächte? — Die Liebe. — Wer verherrlichet die Natur? Wer verwandelt öde Eilande in reizende Gegenden? Wer verſchönert Arabiens Sandwüſten? Wer trotzte dem Kampfe der Elemente? Wer ſpottete den Stürmen? Wer lachte der Wuth der Orkane? Wer wagte es, Meere zu überſchiffen und unbeſteigbare Felſen zu erklettern? — Die Liebe! — —

Wer iſt ſtark, wie ſie? Sie, die den Tod beſiegt, die alles wagt, keine Hinderniſſe kennt, die mächtig ihre Kraft fühlt, und der alles unterliegt. Sie iſt die Erfinderin aller veredelnden Künſte; ſie war es, die aus den Armen der Entfernung das Bild des Abweſenden riß und täuſchend in Farben feſſelte; ſie verwandelte den Marmor in reizende Menſchengeſtalten; ſie bildete aus dem zertheilten Intereſſe des Einzelnen das große Intereſſe des Ganzen; vereinte die Welt, vereinte Völker mit Völkern und entfernte alle feindſelige Neigungen.

Ja, dieſes alles that die Liebe; aber wie wenig Menſchen haben richtige Begriffe von ihr! wie wenige kennen ſie unter ihrer wahren Geſtalt! Es gibt nur eine Liebe, die Allliebe in der Schöpfung, alle andere Liebe beſteht nur aus unzähligen Nüancen dieſer Allliebe. Menſchenliebe, Vaterliebe, Kindesliebe, Liebe zum Fürſten und zu den Unterthanen — verſchiedene Namen, aber immer die nämliche Liebe, nur unter verſchiedenen Formen, unter verſchiedenen Geſichtspunkten.

So bricht ſich der Lichtſtrahl in mancherlei Farben, und macht doch nur einen Farbenbogen aus, der nur eine einzige Quelle eines urſprünglichen Lichts hat.

Wo ich meine Blicke hinwende und Gutes und Schönes ſehe, ſo ſehe ich es immer in dem Gebiete der großen Schöpferin des Menſchenglückes — der Liebe.

Hier leben tauſend glücklich, und danken ihr Glück der Liebe ihres Fürſten; dort genießt ein Fürſt die ſeligſte Wonne des Lebens und dankt dieſes Glück der Liebe ſeiner Unterthanen.

Thränen der Freude träufeln auf die Wangen des zitternden Greiſes, im hohen Alter genießt er noch die ſanfte Umarmung ſeiner Kinder, und dankt das Glück ſeines Alters ihrer Liebe.

Unbeſorgt ſpielen Jünglinge und Mädchen in ländlichen Gegenden und ihre Zufriedenheit iſt das Werk der Liebe ihrer Aeltern.

Hier verſöhnen ſich Feinde; dort wird die bedrängte Armuth unterſtützt; hier eilen tauſend Hände, um die Unſchuld zu retten; dort beſchäftigen ſich wieder tauſend, um ſich gegenſeitig glücklich zu machen. Und wer iſt die Urheberin von dieſem allen? — Die Liebe.

Liebe! du biſt alſo kein Ideal; du allein biſt das belebende Feuer, das alles um ſich her erwärmt und in Frühlingsgegenden verwandelt! Menſchenliebe, Vaterlandsliebe, Kindesliebe, Bruderliebe, Unterthansliebe — keine *Ideale*; alſo Wirklichkeiten, Nüancen einer ewigen Allliebe, wovon der Funke im Herzen eines jeden Menſchen glimmt und nur ſeine Entwicklung erwartet.

Wer könnte aber auch glauben, daß die Liebe ein Ideal wäre, da uns alles erinnert, daß ſie das erſte Weſensgeſetz der Schöpfung iſt. Menſchen vergehen, aber die Werke der Liebe bleiben; Welten ſinken und Sonnen verlöſchen, aber die Allliebe lebt ewig, und geſunkene Welten und verloſchene Sonnen erwarten von ihr eine wonnevolle Beſtimmung.

Liebe! du biſt die Baſis menſchlicher Glückſeligkeit; auf dir ruht das Wohl der Völker; auf deine Grundfeſte baute die Religion ihren Tempel, und die Gottheit ſucht ihren Aufenthalt in deinen Hallen. Thaten der Liebe ſind die wahren Monumente der Menſchenwürde. Wenn alle Monumente der Kunſt verſchwinden, ſo ſtehen dieſe noch da, ewig, wie die Liebe ſelbſt, im Herzen der Sterblichen; nichts zerſtört ſie, ſo lange Menſchen und Geiſter ſind. Darin beſteht das Vorrecht ihrer Verewigung; jedes Menſchenherz feiert dem Wohlthäter der Menſchheit ſeine Feſte.

So feiern wir zum vier und dreißigſtenmale das Feſt der Stiftung unſerer Akademie — zum vier und dreißigſtenmale den Tag der Erinnerung an Maximilians Liebe, an die Liebe eines guten Fürſten gegen ſeine Unterthanen, der für ihre Bildung, für ihre Glückſeligkeiten ſorgte.

Wir feiern auch das Feſt der fünfzigjährigen Regierung ſeines Nachfolgers, *Karl Theodors*, eines Fürſten, der nicht minder ſeine Unterthanen liebt.

Worte ſollen das nicht verkündigen, was er that; die Monumente ſeiner Liebe ſtehen ewig in dem Herzen jedes ſeiner Unterthanen.

Nie hat niedrige Schmeichelei meine Zunge entehrt, nie kriechende Politik ein unverdientes Lob meinen Lippen entlockt, aber nie verläugnete ich mein Gefühl für das Gute und Schöne.

Wenn ich Karl Theodors Namen nenne, dann ſpricht mein Herz, meine Seele — — meine Zunge nennt den Namen des Fürſten, und mein Herz fühlt bei ſeinem Andenken den Vater ſeiner Völker, der ohne Thron des Thrones werth, und ohne Fürſtenthum werth wäre, Fürſtenthümer zu beherſchen; deſſen Herz immer groß, immer gütig iſt, weil es die Menſchen zu lieben weiß, und in der Hütte ſie lieben würde, wie es ſie auf dem Throne liebt. Seine Größe macht nicht der Purpur, den er trägt, ſondern ſein Herz, das ſeinen Unterthanen wohl will.

Heilige Liebe! dich wähle ich heute zum Gegenſtande meiner Rede, dich Allliebe mit allen deinen Gradationen im Herzen der Geſchöpfe. — Reiner Funke der Gottheit! ewiges Band der Natur, ohne dem die Grundfeſten des Univerſums ſinken würden — o laß mich dich in deiner ganzen Reinheit fühlen, daß dein heiliges Feuer meine Adern durchglühe, und jeden Tropfen Blut, der mein Herz durchwallt, zum Feuerfunken umändere; daß jedes meiner Worte glühend in die Herzen meiner Zuhörer dringe, und in jeder Seele die Flamme der Liebe auflodere, und daß alle dieſe Flammen eine neue Weltſonne hervorbringen möchten, vor deren Anblick alle feindſelige Neigungen, aller Menſchenhaß, aller Empörungs-Geiſt auf ewig verſchwinden möchte, wie die Nacht vor der aufgehenden Morgenröthe verſchwindet, und das Eis von den Bergen thaut bei dem Hauche der Frühlingsſonne!

O Liebe! wo du biſt, da iſt alles; aber wie wenig kennet man dich, wie wenig wird dein heiliger Name verſtanden! Liebe! — dich wähl' ich zum Gegenſtande meiner Rede, o laß mich nicht den Verſtand meiner Zuhörer blenden, gib mir nicht Worte einer ſchöpferiſchen Phantaſie, ſondern Ausdrücke des Gefühls; rühre mein Herz zuerſt, und laß dann meine Empfindungen in die Seelen anderer übergehen!!!

Man ſprach in unſerm Jahrhunderte ſo viel von der Liebe, und liebte ſo wenig; worin mag wohl die Urſache liegen?

Die Liebe, meine Herren! iſt ein Gegenſtand, mit dem ſich das Herz, oder der Wille beſchäftigen muß, nicht der Verſtand.

Ein großer Theil unſerer Gelehrten hat die Liebe zum Gegenſtand des Verſtandes gemacht, nie zum Gegenſtande ihres Herzens. Daher wurde ſo ſchön von der Liebe geſchrieben, aber ſchlecht mit den Menſchen gehandelt.

Wenn die Liebe nur als ein Gegenſtand des Verſtandes betrachtet wird, ſo bleibt das Herz kalt, ſie iſt ein Gegenſtand des Willens; der muß handeln, und ſich durch ihr heiliges Feuer erwärmen laſſen.

Das Chriſtenthum hatte immer in den Augen des Weiſen einen ausnehmenden Vorzug, weil alle ſeine Grundſätze bloß auf das Herz gehen. Liebe iſt das Geſetz der Religion; handle, dadurch wirſt du Gott ähnlich, der die reinſte Liebe iſt; liebe, wie er liebt; darin liegt der ganze Umfang der Moral: und willſt du wiſſen, wie er liebt, ſo ſey aufmerkſam auf die Natur, ſie iſt deine Lehrmeiſterin.

Vor ihm, dem Schöpfer der Welten, iſt nichs groß und nichts klein; er ſorgt für die Ceder auf Libanons Höhen, wie für die Iſopſtaude, die im Thale blüht; er ernährt die Mücke, wie den Adler, und führt in der Schöpfung alles zu ſeinem großen Zwecke.

Seine Sonne glänzt über den Böſen wie über den Guten; ſie erwärmet die Völker, die am Ganges wohnen, wie die am Nil; und der Bewohner des Kaukaſus fühlt ihren wohlthätigen Einfluß, wie der Bürger des glücklichen Arabiens.

Der Thau erquickt die Giftſtaude, wie den balſamiſchen Strauch; unter den Stürmen verkündigt ſich Gottesliebe, und in der Tiefe des Abgrundes iſt ſeine Güte.

Entfernung und Annäherung — darin beſteht alles. Hier iſt Schatten, dort iſt Licht; hier iſt Kälte, und dort iſt Wärme.

Ewig ſind die Verhältniſſe der Natur, ewig nach dem Weſensgeſetze der Alliebe.

Alles überzeugt den Menſchen, daß die Liebe weſentlich da ſey: was aber die Liebe wirklich iſt, wiſſen die wenigſten. Man ſagt gewöhnlich: Ich liebe — ich werde geliebt, der König liebt ſein Volk, — der Unterthan den König — der Jüngling liebt das Mädchen — die Mutter die Kinder. — Man wendet ſelbſt dieſes Wort auf unbelebte Dinge an; man liebt eine Blume, man liebt das Spiel, den Wein. Alle dieſe verſchiedene Ausdrücke laſſen uns keinen Zweifel übrig, daß die Liebe nicht wirklich exiſtire; was aber die Natur der Liebe ſey? darin liegt die wichtige Frage; und wie wenige können ſie beantworten.

Man glaubt dieſer ſo wichtigen Frage genug gethan zu haben, wenn man ſagt, die Liebe iſt ein gewiſſes Gefühl, das der Menſch nicht auszudrücken vermag — eine Leidenſchaft der Seele, die urſprünglich von den Sinnen herrührt — ein gewiſſes Wohlgefallen, das wir an einer wahren oder eingebildeten Vollkommenheit einer Sache haben. Allein, was iſt denn dieſes gewiſſe Gefühl? worin beſteht dieſe Leidenſchaft? worin das gewiſſe Wohlgefallen? wie wenig befriedigend werden mir dieſe Fragen beantwortet.

Die Liebe iſt das erſte Weſensgeſetz aller lebenden Geſchöpfe; ſie iſt das, was das Leben ausmacht, ſie iſt eine Lebenskraft, die auf Gegenſtände außer ſich wirkt, und ſie mit ſich zu vereinigen ſucht; ſie iſt die Quelle des Lebens, nicht allein für den Körper, ſondern auch für den Geiſt, der die Seele aller Ideen des Menſchen iſt, der Grund aller ſeiner Begriffe, ſeiner Urtheile und Fähigkeiten.

Sie iſt die erſte Kraft in der Natur, unendlich in ihrer Ausdehnung — die Quelle alles Guten — Lebens-Kraft — Schöpfungsgeiſt. Der Menſch kann ſie nicht kennen lernen, wenn er nicht aufmerkſam auf die Winke der Natur iſt.

Zeigt uns nicht die ganze Schöpfung die Lebensmacht dieſes Gefühls? Ohne Liebe iſt kein Gegenſtand der Gedanken mehr, kein Beweggrund der Handlungen.

Wie mehr die Wärme dieſes innern Gefühles zunimmt, je mehr Thätigkeit — Lebenskraft und Schönheit; ſie erhält alles: wie mehr dieſe Wärme erliſcht, je ſchwächer wird der Gedanke, je kraftloſer der Ausdruck; die Impulſion verliert an Kraft, und die Thätigkeit erkaltet; aber alles erlangt neue Kräfte nach Maaß ihres Verhältniſſes. Die Dichtkunſt, die Malerei, die Redekunſt geben uns hievon die ſchönſten Beweiſe.

Es würde wunderlich paradox ſcheinen, wenn ich ſagte: man kann nicht wiſſen, was das Leben iſt, wenn man nicht weiß, was die Liebe iſt, und doch iſt es ſo: allein wir wollen uns mit ſpekulativen Betrachtungen nicht aufhalten, ſondern die große Lehrmeiſterin, die Natur, um Auflöſung dies Räthſels fragen.

Die Wirkungen der Sonnenwärme auf die Geſchöpfe dieſer untern Welt können uns einige Begriffe von der Liebe geben, und uns durch Beiſpiele überzeugen, wie ſie das Leben der Dinge iſt.

Man weiß, daß die Wärme der Anfang des Lebens aller Vegetabilien iſt, da die Sonne im Frühjahre erwärmend die Erde durchhauchet. So erwachen die Kräuter aus ihrem winterlichen Schlummer; von dem Zuſtande des Todes geht das ganze Pflanzenreich ins Leben über, die feinſten Fäſerchen der Blumen öffnen ſich, und des Lebens Geiſt ſchleicht durch die engſten Gefäße.

Tauſend Gräſer ſprießen hervor, um gleichſam dieſem alles belebenden Geſtirne Feſte zu feiern; die Bäume zieren ſich mit Laub, die Büſche mit Blüthe, und wo man ſeine Blicke hinwendet, iſt Thätigkeit, Kraft und Leben. Die Sonne entfernt ſich und mit ihr ihre wohlthätige Lebenswärme; der Baum [illegible] ſein Laub, die Blume welkt, die Flur entkleidet ſich von ihrem feſtlichen Gewande, und Traurigkeit erfüllt die Gegend, wo alles ſich der Freude öffnete.

Hierin liegt das wahre Sinnbild der Liebe; ſie iſt eine hervorbringende Kraft — Lebenswärme und Lebensfeuer ſind ihre Eigenſchaften.

Gott iſt das Leben, die erſte Urkraft aller Dinge, die Quelle des Lebens, und daher die Quelle der Liebe — Allliebe; alles, was iſt und denkt, vom Engel an bis zum Menſchen, hat weder Leben noch Liebe von ſich, ſondern jeder Lichtfunke ſtrömt aus dem Meere der Lichter; jeder Funke des Feuers aus der Sonne der Ewigkeit.

Die Sonne der Geiſter iſt Gott; ihr Licht iſt Weisheit, ihre Wärme iſt Liebe; jene hat Wahrheit, dieſe Güte zu ihrer Wirkung.

Wahrheit und Güte ſind die Säulen des Univerſums; — die Stützen des Thrones, worauf Weisheit und Liebe ruhen.

Die Liebe iſt alſo eine Kraft, die mittheilend aus der Quelle alle Kräfte, von Gott kömmt, um alles zu beleben, alles mit Güte zu erfüllen.

Wo Leben iſt, muß auch der Funke ſeyn, der ſich zum Leben entwickelt. Der Menſch, und jedes Weſen fühlt, daß dieſer Funke nicht ſein iſt — nur ein geborgter Funke einer geborgten Kraft.

Es exiſtirt alſo ein Vorbild von Leben, ein Vorbild von Kraft, von welcher alles, was lebt und Kräfte hat, Nachbild — Typus iſt.

Die Wirkungen des Nachbildes ſind alſo Nachahmungen, in Nachahmungen müſſen alſo Fähigkeiten liegen, das Mitgetheilte und Mittheilbare aufzunehmen, und es wie die Speiſe, durch die der Menſch lebt, in ſeine Natur zu verwandeln: Die Bildung alſo des Menſchengeſchlechts iſt zweifach, genetiſch und organiſch — genetiſch durch die Mittheilung, organiſch durch die Aufnahme und Anwendung des Mitgetheilten. Genetiſch liegt alſo mit dem Leben das, was zur Erhaltung des Lebens gehört, ſchon in uns; daher der Grund der Liebe unſers Selbſt, der ſich in den erſten Jahren entwickelt, und durch eigenes Gefühl uns fühlen, durch Liebe zu uns, uns andere lieben lehrt.

Die Leidenſchaften der Menſchen ſind die heftigern oder mindern Bewegungen der Selbſtliebe gegen die Gegenſtände, die der Menſch wirklich zu ſeinem Glücke hat, oder für nothwendig hält.

Alle Leidenſchaften konzentriren ſich dahin, ein Gut oder ein Vergnügen zu erlangen, oder ein gefürchtetes Uebel abzuwenden; ſie ſind nothwendig zu unſerer Erhaltung; nur müſſen ſie nach den Verhältniſſen unſerer Natur geordnet werden.

Dem Menſchen iſt nichts ſo natürlich, als Leidenſchaften und Begierden zu haben; ſie ſind Seelenattraktions- und Repulſionskräfte, und verhalten ſich nach den primitiven Geſetzen der Natur.

Finſtere Verehrer der Stoa, und düſtere Moraliſten, die weder Gott, noch die Natur kannten, ſahen die Leidenſchaften und Begierden für wahre Krankheiten der Seele an; ſie glaubten, man müßte ſie aus der Natur verbannen, und baueten darauf ein Gebäude von einer Sittenlehre, die in weit größere Irrthümer führte.

Die Leidenſchaften kann man ſo wenig für eine Krankheit der Seele anſehen, als man den Hunger zu den Krankheiten des Körpers zählen kann. Er iſt ein nothwendiger Reiz zur körperlichen Erhaltung; er erinnert uns an ein nothwendiges Bedürfniß unſerer Natur zu unſerer Erhaltung.

Die Leidenſchaften in ſich ſind weder gut noch böſe; ihre moraliſche Güte, oder ihr moraliſches Böſes, beſtimmt erſt die Anwendung.

Jeder Menſch wird mit Bedürfniſſen geboren; die Begierde, dieſe Bedürfniſſe zu befriedigen, gehöret zu ſeiner Weſenheit; empfänglich des Vergnügens und fühlbar des Schmerzens, liegt es in der Natur ſeines Weſens, daß er das Vergnügen aufſuche, und den Schmerzen fliehe.

So haften die Leidenſchaften und Begierden nothwendig im Menſchen, ſie hängen ſeiner Natur an, ſind unzertrennbar von ſeinem Weſen, nothwendig zu ſeiner Erhaltung.

Dieſe Begierden, durch die natürlichen Bedürfniſſe erregt, oder auch manchmal durch eingebildete, machen den Hang aus, den man allgemein unter eigenem Intereſſe, oder Selbſtliebe verſteht.

Es iſt alſo unzweifelbar, daß jedes Individuum nach dieſem Maaſtabe ſeine Handlungen einrichtet, denn es iſt meiſtentheils das Gewicht, das ſeinen Willen determinirt.

Dieſer Name, Selbſtliebe, eigenes Intereſſe, ſtellt dem wahren Denker nichts anders vor, als den Hang des Menſchen nach Glück, nach Vergnügen, das er zum wonniglichen Gefühle ſeiner Erhaltung zu finden glaubt.

Die Menſchen ſind nicht bös, weil ſie Selbſtliebe beſitzen; ſie ſind es nur darum, weil ſie die wahre Selbſtliebe nicht kennen, und ihr Intereſſe in Dingen ſuchen, woran das große Intereſſe der Menſchheit und ihrer Selbſt nicht hängt.

Die Einbildung, die Gewohnheit, die Konventionen, die Vorurtheile geben uns eine Menge eingebildeter und falſcher Bedürfniſſe; ſie entfernen uns von der Natur und dem erſten Weſensgeſetze — von der Liebe — ſowohl der Liebe unſer ſelbſt, als gegen andere denkende Geſchöpfe, die uns umringen.

So ſehr der Menſch alles aus ſich ſelbſt hervorzubringen wähnt, ſo ſehr hängt er doch in der Entwicklung ſeiner Fähigkeiten von andern ab; unſer praktiſcher Verſtand iſt allenthalben unter verſchiedenen Bedürfniſſen der Lebensweiſe erwachſen; allenthalben iſt er aber eine Blüthe des Genius der Völker, ein Sohn der Tradition und Gewohnheit.

So wurden die Triebe und Empfindungen auch allenthalben dem Zuſtande gemäß, worin ſie lebten; ſie verhielten ſich nach ihrem Klima, ihrer Organiſation, und wurden allenthalben von Meinungen und Gewohnheit, ſelten aber von der Wahrheit regiert.

Wahrheit iſt nur eine, Meinungen aber gibt es unzählige; — jene iſt das Werk der Natur, dieſe ſind das Werk der Menſchen. Der größte Theil der Erde wird durch ſie beherrſcht, Leidenſchaften ſind ihre Dienerinnen, und mißverſtandenes Intereſſe ſchmiedet die Ketten, die uns laſten.

Meinungen beherrſchen die Welt, und bauen ihrem Stolze Altäre, und fordern von dem Freunde der Wahrheit, daß er dieſem Götzen Weihrauch ſtreuen ſoll. Blut fließt, wenn er ſich weigert; Meinungen werden von Meinungen verdrängt, Vorurtheile von Vorurtheilen, Irrthümer werden von Irrthümern zerſtört, aber nirgens wird der Wahrheit gehuldigt.

Nur du, göttlicher Funke der Liebe! nur du entwickelſt unſer Gefühl zur Menſchenfreundlichkeit und zu geſelligen Neigungen.

Du machſt uns aufmerkſam auf uns, und lehreſt uns das große Geſetz: Behandle jedes Weſen, das um dich iſt, ſo wie du wünſcheſt, daß man dich behandeln möchte.

Fühlendes Weſen, empfänglich der Freude, das du wonnevoll die Arme ausſtreckſt, zum Genuß des Lebens! — das du ſchüchtern den Schmerzen fliehſt, dich an den Buſen eines Weſens ſchmiegſt, wie du biſt, um Schutz gegen Verfolgungen zu ſuchen — du, das du dir ein theilnehmendes Herz wünſcheſt, wenn Kummer deine Seele drückt — eine Hand, die mitleidvoll die Thräne von deinen Wangen trocknet, die der Kummer dir auspreßt — das du eine ſo innige Freude fühlſt, wenn ein lebendes Geſchöpf dich liebt — — denke dir Geſchöpfe, die dich umgeben, ſind Menſchen, wie du — ihr Herz iſt fühlbar wie das deine; ſie haben die nämlichen Wünſchen, die nämlichen Bedürfniſſe, und ſuchen die nämliche Befriedigung — Leiden kränkt ihr Herz wie das deine, — der Troſt iſt Balſam für ihre Seele, wie für deine.

In jeder Gegend der Welt würdeſt du dir wünſchen, gut behandelt zu werden, und jede Gegend wird von dir gleiche Behandlung fordern; der Chineſer, der Türke, der Tartar hat Anſprüche auf deine Hülfe, und erwartet von dir ein menſchliches Gefühl.

Lerne deine große Beſtimmung kennen, dein Glück in dem Glücke anderer zu ſuchen, dein Intereſſe in dem Intereſſe des Ganzen. Sey aufmerkſam auf die Natur, ordne deine Liebe nach der ihrigen — das Glück aller iſt ihr Glück, und das Gefühl der Seligkeit von allen, das Gefühl, das nur eines Gottes würdig iſt, und deſſen, der ſich zur Gottheit emporſchwingt.

So ſpricht unſer Herz, wenn es aufmerkſam auf die Stimme der Natur iſt; wenn es bemerkt, daß der große Plan der Gottheit, der in der Natur iſt, kein anderer ſeyn kann, als ein großes Ganzes, nur Glückſeligkeit zu fühlen. Darauf muß ſich die Kultur des Menſchen, darauf die Sittenlehre, darauf müſſen ſich alle Geſetze gründen — Menſchen immer näher mit Menſchen zu vereinigen, aus zertheilter Liebe nur eine Liebe, aus getrenntem Intereſſe nur ein Intereſſe zu bilden, das ſoll die Abſicht aller Geſetzgebung ſeyn.

Durch eigenes Gefühl bildet die Natur den Menſchen zum

Gefühle für andere; ſie legte Schmerz und Freude in ſeine Seele, um ihn durch das Gefühl von eigenem Schmerze, eigener Freude, das Gefühl fremden Schmerzens und fremder Freuden fühlen zu laſſen. Wie mütterlich gütig lohnt ſie nicht jede gute That mit einem Bewußtſeyn, dem nichts im weiten Raume der Schöpfung gleich kömmt! Wie ſanft fließt die Thräne der Theilnahme, und wie lohnend iſt eine Umarmung des Unglücklichen! — — —

Leuchtet nicht eine neue Sonne dem Herzen eines Empfindſamen, wenn es ihm vergönnt iſt, einem fühlbaren Weſen wohl zu thun! —

Beſuche den einſamen Bewohner einer Einöde! ſieh, wie er täglich die Wälder durchſtreicht, ſeine Broſamen ſpart, um den kleinen Vogel zu füttern, der ihm dankbar am Morgen ſein Lied ſingt. Wie ſeelenvoll wird ſein Auge, das ſich an der Freude dieſes Thierchens weidet! Wie erhaben ſein Gefühl bei der Theilnahme am Glücke eines lebendigen Geſchöpfes!

Begleite weiter ſeine Schritte, und unweit ſeiner Hütte ſteht eine Tanne, weit umher beſchattet ſie die Gegend, Kräuter grünen unter ihren ausgebreiteten Zweigen, und ſchützen die Blumen des Einſiedlers vor den ſengenden Strahlen der Sonne. Jähling wirft er den Blick in dieſe Gegend, und ein unſchuldiges Kind ſtreckt ſeine zarten Aermchen nach dem Greiſen aus; Menſchenempfindungen erwachen in ſeinem Herzen; o wie glücklich bin ich! ruft er aus: mir iſt es alſo vergönnt, einem fühlbaren Geſchöpfe Gutes zu thun; ich werde alſo nicht mehr einſam in dieſer Einöde wohnen; ein mir ähnliches Geſchöpf wird ſeine Arme nach mir ausſtrecken, und ſein holdes Lächeln wird mir die Sorge lohnen, die ich dafür trage.

Sein ſanftes Auge wird mit mir ſprechen; ſeine zarten Aermchen werden ſich um meinen Nacken ſchlingen; ſeine kleine Fingerchen mit meinen Haaren ſpielen, ich werde es an meine Bruſt drücken; ſein kleines Herz wird an meinem ſchlagen, ich werde ihm wohlthun und es wird mich lohnen; ich werde ſehen in ſeinem ſchmachtenden Auge, auf ſeiner roſigten Wange, auf ſeinen lächelnden Lippen, daß es fühlt, daß ich ihm wohlthue. O was gleicht dieſer Seligkeit! komm in meine Hütte; das Dach, das mich vor Stürmen deckt, ſoll auch dich decken; die Ziege, die mich mit ihrer Milch nähret, ſoll auch dich ernähren, und die Früchte, die dieſe Bäume mir geben, ſollen auch dein ſeyn.

Komm, ich will dich in meine Hütte tragen, ſauge die Milch meiner Ziege, ſie ſoll Mutterſtelle an dir vertreten — theilnehmend bietet ſie dir ihre Brüſte dar; — zärtlich leckt ſie dein holdes Geſicht. O welcher Auftritt für ein fühlbares Herz! welche Scene der Liebe! wie groß erhebt ſie nicht den Trieb, der in uns liegt, wenn unſere Selbſtliebe ihr Glück in der Liebe ſeiner Mitgeſchöpfe ſucht!

Darin liegt auch bloß der Grund der Menſchenkultur, unſere Selbſtliebe zu leiten zur Liebe des Ganzen, darin liegt das erſte Geſetz aller Weſen.

Was wäre die Sonne, wenn ſie ihr Licht nur für ſich hätte, ihre Wärme nur ſich ſelbſt mittheilte! Sie wird erſt dadurch Sonne, daß ſie alles um ſich her erleuchtet, alles um ſich her erwärmet.

Die Schöpfung hat keine iſolirte Weſen; ihr Zweck iſt, alles durch das Band der Liebe aneinander zu ketten und mit Gott, der Allliebe, zu vereinen.

Harte und unfühlbare Herzen, die ihr noch tief in Vorurtheilen verſenkt, eure Lippen nie dem Becher der Liebe genähert habt — die ihr nie die Wonne der Menſchenfreundlichkeit fühltet, nie das Glück des Wohlthuns genoßet, ſtrecket doch einmal eure Hand aus, um eine Menſchenthräne zu trocknen! — fühlt, und euer Gefühl wird aufthauen zu ſeligen Empfindungen. Lernet das große Geſetz der Natur kennen, daß es keine Glückſeligkeit gibt — keine Glückſeligkeit geben kann, als im Glücke des Ganzen.

Schwärmerei! werden mir Einige entgegen rufen, Gebäude von Idealen! Republiken von Platonen, die nie zu Stande kommen können. Die Verfaſſung gleichet einem Rade; heut iſt das oben, was morgen unten iſt; Monarchien vergrößern ſich und verfallen; Republiken entſtehen und Anarchien zerſtören ſie; — ſo iſt der Gang der Dinge.

O ihr Kurzſichtigen! wie entſcheidend iſt eure Sprache? Wer ſagte euch das? — Die Geſchichte! Iſt ſie nicht das Behältniß eurer Thorheiten und Mängel! Sie hat aufgezeichnet, was geſchah, aber euer Verſtand ſoll euch aus dem, was geſchehen iſt, lehren, was geſchehen ſoll.

Kein Staat kann ein größeres Glück genießen, als ſeine Tugend iſt, keine Verfaſſung wird ſich erhalten, wenn ſie ſich nicht den ewigen Verhältniſſen der Natur nahet und auf dieſe ihre Geſetze gründet, die nur Entwicklungen der ewigen Geſetze ſeyn müſſen. Worin beſtehen aber die Verhältniſſe? in der Liebe.

Das Reich der Menſchen-Organiſation iſt ein Reich geiſtiger Kräfte; Begierden und Leidenſchaften leiten dieſe Kräfte. Die Natur legte die Begierden und Leidenſchaften rein in unſer Herz; ſie fand ſie nothwendig zu unſerer Erhaltung, ſie bringen Tugend hervor, wenn ſie ſich nach dem erſten Weſensgeſetze der Dinge verhalten, und Laſter, wenn ſie von dieſem Geſetze abweichen.

So lang unſere Selbſtliebe Begierden und Leidenſchaften zur Erhaltung des Geſchöpfes und als Trieb zur Glückſeligkeit, die nur in der Glückſeligkeit des Ganzen beſteht, braucht, ſo werden alle geſellſchaftliche Tugenden hervorſprießen; trennet der Menſch ſeine Begierden und Leidenſchaften von dem allgemeinen Intereſſe der Menſchheit und konzentrirt ſelbe bloß auf ſich, ſo werden alle Laſter entſtehen, die die Menſchheit verwüſten.

Das Geſetz der Schöpfung iſt Uebergang von der Vielheit zur Einheit; alles arbeitet daran, Menſchen können Hinderniſſe entgegen ſetzen, die Folgen ihrer Thorheit fühlen; aber zerſtören können ſie die Weſensgeſetze des Univerſums nicht, die nur nach Einem großen Endzwecke wirken und der Gottheit Plan vollenden werden.

Alle Laſter entſtehen bloß aus einer übel geleiteten Selbſtliebe; Menſchen ſind Glieder eines Ganzen; ſie gehören zum Ganzen und müſſen zum Ganzen wirken.

Der Menſch iſt geſund, wenn alle ſeine Glieder geſund ſind; die Maſchine iſt gut, wenn alle Räder und Hebel nach einem Zwecke wirken: aber alle dieſe Hebel und Räder haben ihre Verhältniſſe; obwohl alles zum Ganzen gehört, ſo iſt doch eines dem andern untergeordnet; jedes hat ſeine Beſtimmung, eines iſt größer, eines kleiner, eines ſteht höher, eines niedriger; keines kann ſeinen Platz verändern, ohne die Ordnung des Ganzen zu ſtören, und die Wirkung zu verhindern, um derentwillen die Maſchine da iſt.

Alles hat ſeine Beſtimmung. Die Füße tragen das Gebäude des Körpers; die Hände ſind zum Arbeiten; der Kopf zum denken; die Lunge verarbeitet den Milchſaft zu Blut; das Herz theilt andern Gliedern daſſelbe mit; der Magen verdauet. Die Leber gibt die Galle und ſo werden die innern Theile die Werkſtätte der dem Körper nothwendigen Säfte; der ganze Körper die Werkſtätte der Lebenskräfte. Ein Glied iſt ſo nothwendig als das andere; jedes hat gleichen Werth in Rückſicht des Ganzen, obwohl eines dem andern untergeordnet iſt.

Wie ſchön gibt die Natur dem Denkenden Winke von ſeiner Beſtimmung und der menſchlichen Geſellſchaft! — Der Kopf kann die Hände nicht verachten, ſie ſind ihm nothwendig; er kann die Füße nicht entbehren, ſie tragen den ganzen Körper; wenn hingegen der Fuß ſagen wollte: ich will denken, und der Kopf ſoll gehen; die Hand: ich will die Stelle des Herzens vertreten und der Magen ſoll die meinige begleiten — welche Zerrüttung würde herauskommen! Die Unmöglichkeit liegt ſchon in der Sache ſelbſt, in ihrer Beſtimmung.

Hingegen kann auch kein Glied im menſchlichen Körper ſagen: Ich will alle Säfte allein haben! denn dadurch würde das Gleichgewicht geſtört werden, der Kopf würde anſchwellen, die Füße auszehren, und das unnatürliche Menſchengebäude zuſammenſtürzen.

Wenn der Menſch treu den Winken der Natur bliebe, immer das Wohl des Ganzen vor Augen hätte, ſo würden ſeine Leidenſchaften ihn nie in die Abgründe ſtürzen, die er ſich ſelbſt bauet.

Die Natur zeigt uns in der Harmonie den Plan unſerer Glückſeligkeit; ſie iſt der Typus der ewigen Ordnung, allein dauerhaft, ſie iſt das Symbol der Verhältniſſe der Staaten, das Kleine iſt in ihr ſo nothwendig als das Große, die Pauſe iſt ſo weſentlich, als das Aushalten einer Note.

Verſchiedene Noten, von dem tiefeſten Tone bis zum höchſten alle nach Geſetzen beſtimmt, alle wichtig.

Hier iſt die edle Freiheit; aber nach harmoniſchen Geſetzen; edle Gleichheit, aber nach verſchiedenen Standpunkten — jede Note Note — nothwendiger Ton; aber doch einer höher als der andere, jeder angewieſen an ſeinem Platze, den er nicht verändern kann, ohne die Harmonie zu zerſtören. Fürſten ſind die Direkteurs der Harmonie der menſchlichen Geſellſchaft; ihre Pflicht iſt, nach dem Plane zu dirigiren, den der Schöpfer der ewigen Ordnung ins Herz der Menſchen ſchrieb; — des Unterthans Pflicht iſt, die Note zu ſpielen, die ſein Stand ihm anwies. Wenn nun alle ſpielen wollten, wie es ihnen einfiel, wenn ſie ſagten: Wir ſind frei; wir ſpielen, wann wir wollen und was wir wollen; wir ſind alle gleich; wir ſpielen alle das nämliche Inſtrument. O welches Konzert! wie würde die edle Harmonie verhunzt werden! die Melodie eines Orpheus würde dem Lärmen der Bachanten unterliegen müſſen.

Ewige Gottheit! deine Regeln ſind ſo ſchön in die ganze Natur geſchrieben; warum öffnen denn ſo wenig ihre Augen, dieſe Schrift zu leſen?

Es gab Zeiten, und man wollte Gott mit dem Schwerte predigen, und in Ketten wollte man die Menſchen zum Altar ſeiner Anbetung reißen; es waren finſtere Zeiten, wo die Liebe aus dem Herzen der Menſchen floh, die ſich einen Gott bildeten, wie ihre Leidenſchaften waren.

Ein Blick des Lichts leuchtete in den Finſterniſſen, und man fing zu fühlen an, daß Gott die Liebe iſt, und Menſchenherzen, aber nicht ihre Leichen zu Opfern fodere. An die Stelle, wo ein raſender Prieſter ſtund, der Dolche zum Menſchenmord ſchliff, ſtunden ehrwürdige Geſalbte, die den Gott der Liebe predigten. Sanfte Hoffnung nährte den Weiſen, und ſeine Blicke wähnten in die Zukunft hellere Ausſichten; die Philoſophie nahete ſich dem Altar und bot der Religion die Hand zur Befeſtigung des Menſchenglückes. Engel freuten ſich darüber und ſammelten die Thränen der Freude, die der Weiſe hienieden weinte, in Gottes Schaale: — Gähling aber thürmte ſich eine Wolke auf; ein fürchterliches Geſchrei von leidenſchaftlichen Menſchen, die Freiheit und Gleichheit ſchrieen, trennten dieſe wünſchenswerthe Vereinigung; die Menſchenliebe floh vor dem Allahgeſchrei; der religiöſe Fanatismus, den die reine Religion bereits in die Abgründe der Hölle geſtürzt hatte, ſchwang ſich wieder empor, und da er in dem Tempel keinen Schutz fand, flüchtete er ſich in die Schulen eingebildeter Philoſophen.

Da änderte dieſes Geſpenſt der Hölle ſeine ſcheußliche Geſtalt; es zündete ſeine Fackel im Feuer der Leidenſchaften an, um ſie im Blute der Menſchen wieder auszulöſchen.

Freiheit und Gleichheit brüllte ſeine Stimme; ich will euch glücklich machen, rief es und ſchleppte Tauſende zum Schaffot; er riß den Vater aus den Armen ſeiner Kinder, den Gatten von den Lippen ſeines Weibes, und ſtieß den Dolch ins Herz des ſchuldloſen Jünglings.

Leichen deckten den Weg zum Altar der Freiheit; ein Meer von Blut erwartete den Nachen, in dem der Menſch zur Glückſeligkeit ſchiffen ſollte.

Wo die Sonne nicht iſt, da iſt dunkle Finſterniß; wo die Liebe nicht iſt, da iſt keine Bahn zum Glücke. Nur Liebe führt zur Menſchenglückſeligkeit: ſie iſt duldend und gut: ſie verfolgt nicht, ſie dringt ihre Meinung nicht auf, ſie verbeſſert das Herz und macht die Menſchen durch Verbeſſerung ihres Herzens der Wahrheit empfänglich. Nur da, wo ſie herrſchet, iſt wahre Freiheit; nur da, wo ſie iſt, iſt wahre Gleichheit — Gleichheit der Empfindungen, der moraliſchen Höhe unſers Weſens, Freiheit, zu handeln nach den ewigen Verhältniſſen der Alliebe. Nur Liebe erhebt den Menſchen zum Engel; unſere Begierden würdigen uns herab zum Satan.

Fort mit dem Namen der Philoſophie! Wer Menſchenmord predigt, der entheiligt ſie, wie man einſt den Namen der Religion entheiligte, denn Religion mordet nicht und Philoſophie dürſtet nicht nach Blut.

Wie kann der, der den Werth des Menſchen nicht kennt, ſeine Rechte fühlen? — Er will euch glücklich machen, — o glaubt der Lüge nicht, es iſt eine teufliſche Lüge! Kann der Menſch glücklich ſeyn, wenn ſeine Mitmenſchen leiden? Betrachtet die Natur! Sie wiederholt täglich ihre Wahrheiten; ſie bringt ſie keinem mit Gewalt auf, ſondern ſie ſucht ſie nur durch ihre Wohlthaten dem Menſchen ans Herz zu legen.

Wo Leidenſchaften ſind, dort iſt keine Wahrheit; die Leidenſchaft nimmt nur die Wahrheit zum Vorwande, um ſchwache Menſchen zu bethören.

O wer kann an dem Buſen der Menſchenliebe haſſen! Wer kann dieſe göttliche Schöne ſehen ohne menſchlichen Empfindungen? Wer kann die Menſchen lieben, ohne Friede und Verſöhnung mit der ganzen Natur zu wünſchen! O Liebe! nur du biſt meine Welt; o daß ich ewig und einzig hangen dürfte an den Lippen des Menſchenfreundes, mich weiden an ſeinem Auge, mich nähren mit ſeinem Blicke! — Hinweg mit aller Zauberkraft des Reizes! Die Liebe allein erhebt uns über alle Sterbliche, denn ſie iſt unſterblich, wie die Gottheit ſelbſt.

Liebe iſt der Grund aller geſellſchaftlichen Neigungen. Sie liefert der empfindſamen Seele die intereſſanteſten Gemälde der Natur. Hier zeigt ſie uns den Säugling an der Bruſt ſeiner Mutter; da die lächelnde Miene des Vaters, der den Sohn an ſeinen Buſen drückt. Dort malt ſie uns den Vogel, wie er ſein Neſt bauet, wie er Moos und Baumbart im zarten Schnäbelchen herbeiträgt und ſorgfältig für ſeine Jungen wacht. Der Löwe wird ſanft, der Tiger vergißt ſeine Wildheit und gehorcht dem großen Geſetze der Liebe. Alle Scenen der Natur, die ſie uns darbietet, führen uns zurück zur Erkenntniß einer Allliebe.

O unfühlbare Sterblichen! Die ihr euer Leben mit kalten und barbariſchen Vernunftſchlüſſen zubringet, um methodiſch dem Kinde das Daſeyn eines alliebenden Urweſens zu beweiſen, entfernt euch von mir mit euren eiskalten Syſtemen; gebet dem Urweſen der Natur unzählige Attributen, modelt es um nach euren Leidenſchaften; laßt es zürnen, beſänftiget es wieder mit Opfern nach euren Launen; verwirret die Erde durch Schreckbilder eurer Einbildung.

Ich will von allen euren Beweiſen nichts wiſſen; die ganze Natur, mein Herz ſagt mir, daß Gott iſt, und mein Glaube an ihn iſt für mich befriedigender, als alle eure Beweisthümer. — Meine Gefühle verkündigen ſeine Eigenſchaften; — weicht von mir, ihr eitle Schulgelehrte! ich habe keine Minute Zeit, euch anzuhören; jede Minute meines Lebens iſt zur Anbetung beſtimmt.

Ich fühle, daß er iſt; ich fühle, daß Gott iſt, daß er mich liebt; ich eile, ſeine Vorſchrift nachzuahmen, jede Gelegenheit aufzuſuchen, ihm ähnlich zu werden, gut zu werden wie er, und zu lieben, wie er liebt.

O kommt her, ihr Menſchenbrüder alle! laßt euch an mein Herz drücken, alle erſchaffen zur Seligkeit und zum Glücke; unſere Beſtimmung iſt, nur eine große Gemeinde auszumachen unter der Obhut der Alliebe.

Verderben über den Frevler, der es zuerſt wagte, den geheiligten Schleier zu zerreißen, unter den ſich die alliebende Gottheit dem Menſchen-Auge ſo reizend verhüllte! Verderben über ihn! — der es wagte, auf der weiten Bahn der Chimären zu irren, und ein Traumbild dort herzuſtellen, wo ein liebender Gott war! —

Der einfache Begriff eines gütigen Weſens verließ ſein gefühlloſes Herz, und Irrthümer, Leidenſchaften und Laſter bildeten ein Weſen, das Menſchen glich. Die Furcht, der Schrecken bemächtigten ſich ſeines Herzens — er baute Altäre und ſchlachtete Brüder.

Durch den vergifteten Hauch des Laſters welkte die Blüthe jeder Tugend von der Erde; Bedürfniſſe ohne Ende ſtiegen aus dem Schooße der Leidenſchaften hervor, der Menſch entriß dem Menſchen die Früchte der Erde, und das Fleiſch der Thiere.

Betrügeriſche Bonzen verkündigten neue Gottheiten; der Aberglaube ſtreckte ſeinen eiſernen Scepter aus, Götter kämpften gegen Götter, Altäre gegen Altäre; man raubte; man mordete.

Im Mittel dieſer Verwüſtungen ſtieg die Freundin der Menſchheit, die Offenbarung, vom Himmel herab, und ein vermenſchter Gott lehrte uns kennen, daß die Gottheit nur Liebe iſt.

Heilige Gefühle flößte ſie in unſer Herz, und lernte uns die Glieder der Kette kennen, die Menſchen mit Menſchen, und Menſchen mit Gott vereint. — Liebet mich und liebt euch! Darin beſtund ſein ganzes Geſetz, ſucht euer Glück in dem Glücke des Ganzen, weil ihr alle Kinder eines Vaters ſeyd.

Edles Gefühl der Liebe! wer legte dich näher ans Menſchenherz als die Liebe ſelbſt? Aber dieſe ſo einfachen Lehren empörten den ſtolzen Geiſt des Menſchen; er war nicht zufrieden, ſeine Glückſeligkeit auf einem ſo einfachen Wege zu ſuchen, er wagte es bald, das Heilige ſelbſt zu beſtreiten, und an die Stelle der Liebe einen fürchterlichen Egoismus zu ſetzen.

Das Reich der Leidenſchaften wurde das Reich der heutigen Philoſophie genannt; man ſchränkte alles auf Worte ein; und das Herz hatte an den Worten wenig oder gar keinen Antheil.

Da man die Religion verließ, die blos Liebe iſt, mußten nothwendig alle feindſelige Neigungen emporkeimen; die Kette zerbrach, die Menſchen mit Menſchen vereinigte, und man fand überall nur eigenſinnige Egoiſten.

Die Vorſtände vergaßen ihre Pflichten und dachten bloß auf ihr Privatintereſſe; die Untergebenen entzogen ſich dem allgemeinen Gehorſame; die Menſchheit verlor ihren Werth, und die Leidenſchaften regierten. So verderben ſich die Säfte des Körpers nach und nach, die Krankheit bricht aus, und Auflöſung und Tod iſt die Folge.

Kein Staat verfällt, keine Regierungsart kann ſich ändern, ſo lang das Innere der Verfaſſung aufrecht ſteht und den natürlichen Verhältniſſen getreu iſt.

In allem, was ſich zum Umſturze neigt, iſt eine innerliche Zerrüttung die Grundurſache.

Alles verhält ſich in der Natur nach unveränderlichen Geſetzen; — Ordnung und Unordnung, Annäherung und Entfernung — darin liegen die allgemeinen Geſetze des Univerſums.

Was ſich der Ordnung nähert, erhält ſich, was ſich von der Ordnung entfernt, zerfällt, früher oder ſpäter; nur Wahrheit allein behält die Oberhand.

Zur Einheit, zur Simplizität wird alles zurückkehren; darin liegt das große Geſetz des Univerſums. Die Natur, die Phyſik — ſelbſt die Religion lehrt uns dieſes. Wie vor der aufgehenden Sonne Nacht und Finſterniß weichen, ſo weichen nothwendig alle Vorurtheile bei dem Gefühle der Wahrheit; dieſes iſt ihr Weſensgeſetz.

Wenn ein Staat verfällt, ſo iſt es ein Zeichen, daß ſeine Regierungsform ſchon längſt im Innern verdorben war; kein Staat kann ſich länger erhalten, als ſich ſeine Tugend erhält. Dieſes iſt ein Axiom, das ſich in der Natur gründet; und die Tugend erhält ſich nicht länger, als ſich die Liebe erhält.

Von oben herab kommt das Uebel allezeit unter das Volk; es iſt kein anderer Weg des Verderbens; wenn die Haupttriebfeder einer Maſchine erſchlafft, ſo ſtockt der Gang des Ganzen. Die obere Ordnung gibt Ordnung dem Untern, denn alles in der Natur iſt eine Kette, alles ein Ganzes.

Der Hof iſt der Mittelpunkt eines Staats, aus dieſem Mittelpunkte ſollen alle Kräfte gleich den Cirkelſtrahlen zur Peripherie in gerader Linie ausſtrömen — er iſt die Quelle, aus dem alle Waſſer, alle Bäche ausfließen.

Wenn nun dieſe Quelle im Innern verdorben wird, wirkt das Verderben des Innern nicht zum Verfall des Aeuſſern?

Nur geſellſchaftliche Tugenden erhalten die Geſellſchaften; denn eben dieſe Tugenden ſind die Verhältniſſe, die Geſetze, ohne denen die Geſellſchaft nicht beſtehen kann, und ſie gründen ſich alle auf das große Weſensgeſetz, die Liebe.

Wenn nun der Staat ein großes Ganzes ausmacht, ſo muß alles zu dieſem großen Ganzen wirken, und wenn nun dieſe Wirkung aufhört, ſo entſteht Stockung, Verderben, Krankheit.

Kein Stand darf ſich von dem allgemeinen Beſten trennen und ſein Privatintereſſe an die Stelle des allgemeinen ſetzen, denn dadurch wird, wie in einem kränklichten Körper, der gleiche Umlauf der Säfte geſtört, und binnen der Zeit, daß einige Glieder anſchwellen, zehren die übrigen aus.

Nur das große Weſensgeſetz der Liebe kann allen dieſen Unordnungen vorbeugen; dieß leitet allein das Intereſſe der Menſchen nach dem wahren Zwecke, und verbindet das Wohl eines Jeden mit dem Wohle aller. Sie allein zeigt die wahre Größe des Menſchen, die darin beſteht, der Menſchheit wohlzuthun, dem Geringſten zu dienen und gütig zu ſeyn, wie es Gott und die Natur ſind.

Die Nachgiebigkeit, das ſtille, liebevolle Betragen, die zärtliche Theilnahme und die Achtung für den Unglücklichen, ſind jene Eigenſchaften, die allein die wahre Größe eines Mannes ausmachen.

Größe und Macht ohne Liebe zwingen, aber ſie beſiegen die Herzen nicht; die Natur rächet ſich an allen, die ſie drücken; Macht ohne Liebe iſt ohne Dauer — früher oder ſpäter ſtürzt ſie ſich in den Abgrund, den ſie ſich ſelbſt vorbereitete.

Ein Vater kann nur glücklich werden, wenn ſeine Familie glücklich iſt; ein Fürſt kann nur glücklich ſeyn, wenn ſeine Unterthanen glücklich werden, — eine Wahrheit, die, im Ganzen geſagt, nie genug wiederholt werden kann.

Kein Staat wird ſich erhalten; keine menſchliche Geſellſchaft wird fortblühen, wenn ſie nicht die ewigen Verhältniſſe der Ordnung kennt, die im Univerſo liegen, und dieſe Verhältniſſe befolgt.

Die Regierung der ewigen Liebe iſt das einzige und wahre Modell aller Regierungen; nur ſie allein iſt wahr, daher fortdauernd und ewig.

Alles zu einem großen Zwecke von Glückſeligkeit zu bringen, liegt im großen Plane der Gottheit; alle untergeordnete Kräfte arbeiten mit dieſer Allkraft, den Plan zu vollenden. Ueberall iſt Güte, überall Liebe, überall Winke zur Glückſeligkeit und zur Tugend, die zu ihr führt.

Blos die Folgen der Entfernung von den Wegen der Tugend machen die Strafen aus, ſie ſind blos darum da, um die Verirrten wieder auf den Pfad der Glückſeligkeit zurückzuführen, daher die Gerechtigkeit Gottes ſo unendlich als ſeine Erbarmung.

Wer kann aber die großen Plane dieſer Regierung entwerfen? Sie liegen ſchon da, und jedes denkende Weſen kann ſie in der Natur und in ſeinem Herzen finden.

Sie unterſcheiden ſich freilich weit von den kindiſchen Planen einer falſchen Politik, die nur Privat-Intereſſe, anſtatt des großen Intereſſe des Ganzen zum Zweck hat, oder die vorgibt, die Tugend wäre nur für den gemeinen Mann, und nicht auch für den Monarchen. Die liſtig Könige an den Ketten ihrer Leidenſchaften führt, ſie in Wollüſten einwiegt, um ſie im Schlummer zu erhalten, aus dem ſie zu ſpät ihr eigenes Verderben weckt.

O ihr alle, die ihr über Menſchen herrſcht, flieht die falſche Politik! Eure Würde beſteht in eurer Tugend; eure Größe in Erfüllung der ewigen Geſetze, eure Sicherheit in der Liebe. Nur Wahrheit hat Dauer, ſie iſt ewig: Irrthum und Falſchheit ſind der Zerſtörung unterworfen.

Folget den Geſetzen der Allliebe, unumſchränkt iſt ihre Macht über die Herzen; zertrennet alle Ketten der Menſchenfeindlichkeit und führet Menſchenherzen am Bande der Liebe zum großen Zwecke ihrer Beſtimmung. Verbeſſert die Sitten, lehrt den Menſchen ſeinen Werth, ſeine Größe fühlen, und ſeyd Schöpfer ſeines Glückes, wie Gott der Schöpfer des Glückes aller ſeiner Weſen iſt. Unterdrücket die Leidenſchaft des Eigennutzes in dem Herzen des Stärkern; die Raubſucht des Geizigen, und die Ausſchweifung der Lüſternheit: ſchützet den Armen, ſtrafet das Laſter, entfernt die Schmeichelei, belohnet die Tugend und das Talent, und ihr werdet mächtig und groß ſeyn.

Jeder Unterthan wird euren Namen mit Zärtlichkeit ausſprechen, jeder wird euch als Vater des Volkes, als Stützen der Menſchheit anſehen, und ihr werdet leben, wie glückliche Hausväter in dem Schooße einer großen Familie von Kindern; — Unſchuld und Tugend werden euch ſchützen, und euer Reich wird ewig, wie das Reich der Wahrheit ſeyn.

Der Irrthum iſt ohne Kraft; nur Wahrheit hat Kräfte; nahet euch dieſer Wahrheit, ihr ſeyd unüberwindlich, ſie iſt eure Stütze, euer Harniſch, eure Rüſtung; ſie iſt der Grund der königlichen Würde; der tugendhafteſte Monarch iſt der Monarch aller Monarchen.

Was vermögen die ſchwachen Pfeile eurer Feinde? Spottet ihrer und lachet. Die Feinde der Ordnung und der Geſetze zerſtören durch ihre Zügelloſigkeit ſich ſelbſt, denn ſie entfernen ſich von dem Geſetze der Liebe, und Unordnung und Verderben kann nur die Folge ihrer Verirrung ſeyn.

Kann wohl Glück ſeyn, wo nicht Liebe iſt, und kann da Liebe ſeyn, wo nur Leidenſchaften regieren?

Seht zurück in die Geſchichte; ſie liefert euch traurige Skizzen genug zu einem großen Gemälde der Anarchie. Da, wo bloß Leidenſchaften ſind, will alles regieren und niemand gehorchen; Stolz und Eigenſinn gehorchen nicht, nur Liebe gehorcht: und kann Liebe dort ſeyn, wo Menſchen ihre Quelle verlaſſen haben. Wer iſt denn dieſe Quelle? — Ich weiß wohl, die Philoſophen werden hierüber ſpotten; — ſie iſt die Religion, das Chriſtenthum. Die Religion allein beſchränkt die Leidenſchaften unter das Geſetz der Liebe; ſie befiehlt, daß die Leidenſchaften der Vernunft dienen ſollen; — und die Leidenſchaften wollen doch immer regieren, und wenden daher alles an, die Religion verächtlich zu machen.

Wie konnten daher ſtolze, vermeintliche Philoſophen von der Menſchenliebe reden, da ſie die Quelle der Liebe nicht kannten und die Menſchen von ihr entfernten? —

Religion iſt die Quelle der Liebe; ſie iſt das Verhältniß des Urweſens zu dem Erſchaffenen und des Erſchaffenen zu dem Urweſen — Liebe.

Irrthum hat uns von der Allliebe getrennt, nur Liebe kann uns wieder mit ihr vereinen; darin allein liegt Seligkeit, Menſchenglück und Beſtimmung.

O Menſchen! erkennet doch, daß euer Glück nur in der Liebe liegt und daß ihr euch vergebens bemüht, ohne ſie euer Glück zu finden.

Nur wenn ihr nützlich und gut ſeyd, habt ihr Anſprüche auf die Liebe eurer Mitmenſchen, und wer bildet euch zu nützlichern, zu beſſern Bürgern, als die Lehre der Allliebe ſelbſt?

Lernet doch euer eignes Intereſſe kennen; lernet euch ſelbſt lieben in der Liebe der andern; ſtreckt eure Hände gegen das Elend aus; küſſet die Thränen des Drangſals aus den Augen des Unglücklichen; liebt, um geliebt zu werden; liebt euren Nächſten, euren Vater, euren Fürſten, euren Mitmenſchen — liebt jeden, der die Züge der Gottheit an ſich trägt; dieſes iſt das einfache Geſetz, worauf ſich die ganze Moral gründet. Alle Uebel, alle Drangſale der Menſchheit gründen ſich bloß auf Nichtliebe.

Daraus entſteht Verfolgungsſucht, Geiz, Mord, Verläumdung — fürchterliche Gradationen eines Herzens, das ſich von der Liebe entfernt.

Gehorſam, Unterwürfigkeit, Wohlwollen, Eifer, Freundſchaft, Anhänglichkeit, Treue — edle Stufenleiter eines Herzens, das zur Allliebe aufſteigt.

Man darf es glauben, daß die Verachtung der Religion nicht wenig zu der Verwirrung unſerer Zeiten beiträgt. Wenige kennen die Religion in ihrer Reinheit, nicht weil ſie ſelbe nicht kennen können, ſondern weil ſie ſie nicht kennen wollen; es fehlt am Willen; es heißt nicht, man kann nicht lieben, ſondern, man will nicht lieben.

Sie allein lehret uns wahrhaft lieben; ihre Geſetze ſind Liebe, und der große Lehrmeiſter dieſer Geſetze iſt Gott, die Allliebe; wer kann beſſer lieben lehren, als die Liebe ſelbſt?

O Menſchen! wie könnten wir ſo glücklich ſeyn hienieden, und wir entfernten uns ſelbſt von unſerm Glücke! Alles ladet uns zu unſerm Glücke, zur Liebe ein, und wir bemühen uns ſo wenig, die Liebe kennen zu lernen — ſo wenig, zu lieben! Liebe muß unſere Herzen miteinander verbinden; ohne Band gibt es keine Liebe — ſie iſt ein Vereinigungsgeſetz: wer dieſes Band nicht kennt, der liebt nicht; er iſt bloß Egoiſt; unſere meiſte Freundſchaft iſt Egoismus; ſelbſt die Liebe zum andern Geſchlecht iſt meiſtentheils nur Egoismus.

Hieraus entſtehe das Kind der Falſchheit; ſchöne Worte, woran das Herz keinen Antheil hat — die ſeelenloſe Umarmung und der Kuß des Betruges. Wir hangen an dem Fürſten aus Ehrgeiz, am Vaterlande aus Eigennutz, an der Stelle, die wir begleiten, des Vortheils wegen; wir lieben den Freund, weil er uns nützt; das Mädchen, weil es ſchön iſt; wir verlaſſen den Freund, wenn ſich unſer Intereſſe ändert, das Mädchen nach der Befriedigung unſerer Sinnlichkeit.

Ach, das iſt nicht Liebe! Menſchen, entehrt dieſen göttlichen Funken, der in euch glimmt, nicht ſo; was ihr Liebe nennet, das iſt bloße ungeläuterte Selbſtliebe; das Herz iſt ohne Antheil, ohne Verbindung; wo Liebe iſt, muß ein Band ſeyn, das Herz mit Herzen, Seele mit Seele vereint, um nur ein Ganzes auszumachen. Gleiche Denkart, gleiche Gefühle machen gleiche Glückſeligkeit und gleichen Zweck; darin beſteht das Band, das die Herzen vereint: Da aber der Funke, der in uns glimmt, ein Lichtfunke der Gottheit iſt, ſo werden auch vereinigte Funken immer zertrennte Funken bleiben, wenn ſie ſich nicht mit der Sonne, aus der ſie ausſtrömten, vereinigen; — und darin liegt das große Weſensgeſetz der Schöpfung, das Geſetz der Alliebe: Gott über Alles, und alle Menſchen wie ſich ſelbſt zu lieben.

O du ewige Liebe, die meine Seele anbetet; der ich meine Weſenheit zu verdanken habe; — durch die ich lebe und bin; erwärme du mein Herz, du Quelle aller reinen Empfindungen, und vereinige mit meinen Gefühlen die Gefühle aller! Laß uns an dieſem feſtlichen Tage der Menſchheit das höchſte Gelübde thun, ſie nach deinen heiligen Abſichten zu lieben.

Verbanne allen Menſchenhaß aus unſern Herzen; alle feindſelige Neigungen, laß uns alle nach deiner Abſicht einander lieben und unſer gemeinſchaftliches Wohl durch Unterwürfigkeit und Gehorſam und der Erfüllung aller unſerer Pflichten befördern.

Daß dein ſanftes Licht uns einſehen laſſe, daß die Menſchen nur ſtufenweiſe zu ihrer Vollkommenheit ſchreiten; daß Zügelloſigkeit, Empörungsſucht nicht die Wege zum Glück, ſondern zum Untergange der Menſchheit ſind.

Laß uns einſehen, daß der Weg zum Menſchenglück nur der ſey, daß jeder ſein eigenes Herz zur Liebe bilde, und daß dann, wenn viele lieben — wenn alles ſich liebt, das Paradies auf die Erde wieder herabſteige.

Laß uns Freunde, Väter unſerer Familien, treue Bürger, gehorſame Unterthanen ſeyn, und mit Liebe, Liebe vergelten, die uns Karl Theodors Herz ſchenkte, überzeugen wir uns Bürger, daß in der Welt nichts vollkommen iſt: daß unſer Leben nur ein Ringen, ein Beſtreben nach Vollkommenheit iſt.

Ein jeder beſtrebe ſich, die Pflichten ſeines Standes nach der Abſicht der Alliebe zu erfüllen; möge ein jeder einſehen, daß die Zufriedenheit mit unſerm Stande die größte Glückſeligkeit des Weiſen iſt.

Ueberzeugen wir uns, daß es eine betrügeriſche Chimäre iſt, ein eingebildetes Scheinglück in entfernter Zukunft zu ſuchen, und uns und unſere Mitbrüder des gegenwärtigen zu berauben und unglücklich zu machen.

Ein Thor iſt der, der ſeine alte Wohnung, die er hatte, einreißen läßt, wenn er noch kein anderes Obdach hat.

Wenn Vorurtheile auch wie ein dicker Ausſatz die Menſchheit decken, ſo würde der Arzt immer ungeſchickt handeln, der dieſe Rinde mit Gewalt herabreißen wollte; Schmerz würde erfolgen, oder der Tod des Kranken; er verbeſſere das Geblüt, und der Ausſatz wird ſich von ſelbſt verlieren.

Nur dann, wenn der größte Theil der Menſchen gut iſt, wird Glückſeligkeit der Staaten aufkeimen; alle Menſchenſeligkeit gründet ſich aufs Herz; wo dieß nicht gut iſt, werden bald die ſchönſten Gründe umgemodelt und von dem Stärkern zur Unterdrückung des Schwächern gebraucht werden.

Leidenſchaftliche Menſchen ſtürzen nur Götzenbilder um, um fürchterlichere an ihre Stelle zu ſetzen; der Weiſe folgt der Natur, ſie wirkt in Güte und im Stillen.

Karl Theodor zeichnete ſich immer aus, als ein Freund der Menſchheit; Künſte und Wiſſenſchaften, die zur Bildung des Herzens beitragen, nahm er überall in ſeinen Schutz; Talente ſchätzte er an ſeinem Hofe, und verſagte keinem den Zutritt. Die Geſchichte der Nachwelt wird ihm Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Er iſt gut; — was kann man von einem Fürſten mehr ſagen? Güte iſt die Eigenſchaft der Gottheit; nur Güte erhebt uns zu Ihm. Ich freue mich, unter ſeiner Regierung gelebt zu haben, wie ſich mehrere meiner Mitbürger freuen werden.

Ich freue mich, den Tag erlebt zu haben, an dem ich im Namen aller meiner Mitbürger ſeine Regierungs-Epoche huldigen und im Namen aller ſagen kann:

Wir kennen dein Herz, es iſt gut — wir lieben dich!

Liebe macht die Glückſeligkeit der Menſchen; ſie iſt ein Weſensgeſetz — nimm die unſrige an; ſie iſt die Liebe deiner treueſten Unterthanen — ſie ſey deine Stütze — deine Beruhigung — dein Lohn — für alle deine Sorgen.

III. Ueber richterliche Beſchäftigung.

Am Tage, dem wir dem Beſten der Fürſten feiern, welchen Stoff ſoll ich wählen, der ich hie als Redner auftrete, um des Auftrages würdig zu ſeyn, an dieſem öffentlichen Orte zu ſprechen! Der König iſt gütig, und liebt die Menſchen, und nur, was Herzensgüte und Menſchenwohl zum Gegenſtand hat, kann ein würdiger Stoff des Redners ſeyn. Von der Wichtigkeit und der Pflicht des Richteramtes will ich ſprechen, und mein Wohlwollen für die Menſchheit ſoll den Mangel meiner Geiſteskräfte erſetzen.

So ſehr ich auch meine Schwäche fühle, und das kühne Unternehmen meine Kräfte weit überſteiget, flößet mir doch ſelbſt die Würde des großen Gegenſtandes und mein Eifer einiges Zutrauen auf mich ein, daß ich hoffen kann, ich werde meinen Zweck nicht ganz verfehlen; ja ich wünſchte ſogar, daß mich alle meine Mitbürger in dieſem Augenblicke hören könnten. Ich wollte zu ihnen ſagen: Hört mich, ihr Lieben! für euch, für euch allein, für euch alle will ich jetzt ſprechen, für euer Vermögen, für eure Freiheit, für euer Leben will ich ſprechen; könnte nun wohl auch einer nur in der Verſammlung ſeyn, dem mein Vortrag gleichgültig ſeyn ſollte? —

Wißt ihr wohl, heute lebt ihr noch in der Freiheit; heute genießt ihr noch die Früchte eures Schweißes, euer Vermögen in ungeſtörter Sicherheit; heute kränkt euch noch keine Gefahr eures Lebens; heute geht ihr noch ruhig und unbekümmert zu Bette; aber morgen — morgen vielleicht ſteht ihr vor Gericht, als Kläger oder Beklagte: vielleicht eben jetzt lauert ein feindſeliger Neider eures Glücks den unglücklichen Augenblick ab, euch in die Falle zu ziehen; vielleicht wird euch heute noch ein ſchwarzes ſchändliches Komplot der Juſtiz verdächtig machen, und euer Leben in Gefahr ſetzen: wer weiß es? — Vielleicht, die Vorſicht ſchütze euch! — vielleicht werdet ihr einſt, von der Laſt ſchmählicher Feſſeln zu Boden gedrückt, im Kerker mit Elend und Verzweiflung ringen — ohne Troſt, ohne Hilfe dem Himmel gegen die falſche Anklage eure Unſchuld ſchwören. O meine Mitbürger! höret mich, und faſſet Muth! Indem ich euch mit den Pflichten eines Richters bekannt mache, will ich euch die Mittel lehren, die euch gegen die drohenden Gefahren ſicher ſtellen; ich will euch durch Erzählung der Obliegenheiten, die ein Richter gegen euch zu erfüllen hat, das Wenige zeigen, was ihr zu fürchten habt.

Aber nun, da ich die heiligſte Gerechtigkeit für euer Beſtes auffodere, iſt es auch billig, daß ich auch meinerſeits von euch begehre, daß ihr mir Gerechtigkeit widerfahren laſſet. Der einzige Dank, den ich von euch hoffe, und deſſen ich mich ſchmeicheln zu können glaube, iſt bloß, das Geſtändniß aus euerm Munde zu hören, daß ich jene Pflichten liebe, die mich verbinden, euch ſelbſt zu lieben.

Mein Gegenſtand foderte zwar, um ihn nach ſeiner Wichtigkeit und Größe ausführlich genug zu behandeln, daß ich von allen Tugenden, allen Vorzügen und Eigenſchaften handelte, die die Würde des Richteramts auszeichnen; denn die peinliche faſſen ſie alle ohne Ausnahme in ſich; aber würden mir wohl dann Zeit und der Raum dieſer Blätter hinreichen? Ich will alſo nur die auffallendſten Wirkungen der Wachſamkeit in Vorbeugung und Verfolgung der Verbrechen; die Sorgfalt, mit der ein Richter ſein Urtheil einleiten, und die Billigkeit, mit der er es faſſen ſoll, beſchreiben.

Vor allem aber ſehe ich mich zu einer Frage gedrungen die in der Weſenheit meines abzuhandelnden Gegenſtandes liegt; die Frage nämlich: Woher denn die traurige Nothwendigkeit komme, die uns die Menſchen zu ſtrafen verbindet? — Woher es komme, daß die Menſchen nicht ohne peinliche Geſetze ſeyn können? — So, wie es ſcheint, ſollten ja gute bürgerliche Geſetze die peinlichen ganz unnütz machen: oder was iſt denn ein gutes bürgerliches Geſetz? —

Kein anders, als jenes, das, ganz mit der Natur übereinſtimmend, dem Bürger alles das befiehlt, was ſeinem Beſten zuträglich iſt, und ihm hingegen nichts verbietet, als was ſeinem Wohle ſchädlich ſeyn könnte; das Geſetz, das das Wohl des Einzelnen zum Wohl der ganzen Geſellſchaft macht, das auf alle Privat-Intereſſen bedacht iſt, um daraus ein allgemeines Intereſſe zu bilden. Nach dieſen Begriffen von der Güte eines bürgerlichen Geſetzes ſcheint es mir noch auffallender, wie ein Bürger ſolche Geſetze verletzen kann; wie er gegen ſein eigenes Wohl arbeiten, und gegen ſich ſelbſt zum Feinde werden kann; wie er, treulos gegen ſeine eingegangenen Verbindungen, mit denſelben alle Glückſeligkeit des bürgerlichen Zuſtandes aufgeben kann?

Allein, das menſchliche Herz ſelbſt enträthſelt mir dieſes unbegreifliche Betragen des Menſchen. Gute Geſetze verſchafſen uns zwar die Glückſeligkeit des geſellſchaftlichen Zuſtandes; aber ſie entziehen uns hingegen jene, die wir im Stande der Natur genießen könnten; ſie gebieten freilich nichts, als was unſer Wohl befördert; aber ſie verbieten hinwieder, was unſerm Vergnügen ſchmeichelt; und was ſie ſo auf einer Seite zu unſerer Ruhe beitragen, rauben ſie auf der andern den Leidenſchaften, und endlich empören gute Geſetze gleich Anfangs durch ihre Verbote den Geiſt des Menſchen: es iſt alſo ſehr hart zu entſcheiden, und das Geſchäft eines großen ſeltenen Geiſtes, den Schaden von dem Guten, was ſie ſtiften, abzuziehen.

Ueberdieß macht der Menſch, der auſſer ſich ſelbſt nichts ſieht, nichts liebt, und der Sklave des Eigennutzes iſt, immer geheime Entwürfe, wie er die Geſetze zu befolgen andern überlaſſen kann, ohne dem Einfluß derſelben auf ſeine Sicherheit Abbruch zu thun; wie er ſich zu ſeinem Vortheile den Geſetzen entziehen kann. Er möchte gerne ſeine Mitbürger feſt mit dem Bande umſchlingen, das er für ſich unklug wieder auflöſet.

Das ſind nun die Uebel, denen man zuvorkommen ſollte; das ſollte das Geſchäft der peinlichen Geſetze ſeyn, dieſen Zweck ſollten ſie erreichen. Die Strafe, die den Uebertreter der Geſetze trifft, iſt ein neuer Beweggrund, der ihnen Achtung und Gehorſam verſchafft. Es iſt das Meiſterſtück peinlicher Geſetze, die Gewichte der Strafen ſo zu richten, daß der Bürger, ſo oft die Leidenſchaften bei ihm das Uebergewicht erhalten, unfehlbar auf die Seite der Pflichten übergehe.

Ich hätte jetzt zwar Gelegenheit, tiefer in die Natur der peinlichen Geſetze einzudringen; aber, wie ich ſchon oben erwähnt habe, iſt das meine Abſicht nicht; ich wende alſo nur mein Hauptaugenmerk auf die Wichtigkeit ihrer Verwaltung; und die Nothwendigkeit der Wachſamkeit eines Richters iſt das erſte, was mir davon auffällt.

1. Die Wachſamkeit eines Richters iſt die beſtändige Aufmerkſamkeit auf die Handlungen ſeiner Bürger.

Wenn ich mir ein Gemälde nach den hohen Begriffen, die

die Würde des Richteramtes vorausſetzt, von einer Obrigkeit mache, ſo finde ich in ihr das Bild einer zärtlichen und weiſen Mutter. Sie läßt ihre Kinder nie aus dem Auge, verfolgt ihre Spiele und alle ihre kindiſchen Handlungen mit ſpähendem Blicke; wacht für ihr Wohl, wenn ſie ſchlafen, und verwahret ſie des Tages über in ihrem mütterlichen Schooße vor ſchmerzlichen Zufällen. Sie iſt mehr beſorgt, drohendes Unglück von ihnen abzuwenden, als jammernd ſie im Elende zu tröſten. Sie räumt alles bei Seite, was ihrem ſchwachen Körperbau, und der noch ſchwächern Seele, die ſo aller Eindrücke empfänglich iſt, ſchädlich ſeyn könnte, und läßt ihnen nur ſolche Spielwerke, die dem Körper Stärke, und dem Geiſte eine gerade Richtung geben, oder wenn ſie das nicht können, es wenigſtens nicht verhindern. Sie umgibt ſie mit lauter nützlichen Gegenſtänden. Sie arbeitet mit eigener Hand an dem Glücke ihrer Exiſtenz ſchon von ihrer Kindheit an. So ſtelle ich mir einen Richter unter ſeinen Mitbürgern vor; allgemeine, zärtliche Liebe, als wären ſie ſeine Kinder, muß ihn beleben, muß ihn wachend und thätig für ihr Wohl erhalten; was die Natur in der Mutter durch Zärtlichkeit wirkt, befiehlt dem Kinde, vom Danke und Gegenliebe durchdrungen, die Pflicht.

Welch' ſchöne erhabene Verrichtungen eines Richters! — Aber wo findet man ſo edle, große Seelen, die Muth und Stärke genug haben, dieſe hohen Pflichten in ihrem ganzem Umfange zu erfüllen? —

Ehe die Menſchen in eine Geſellſchaft zuſammentraten, ehe noch eine bürgerliche Verfaſſung entſtund, war der Menſch ſein eigen; lebte frei im Schooße der Natur, wie jedes Thier unbeſchränkt durch Geſetze; unbeherrſcht durch Obere; konnte ſagen: Was mein Arm erreicht und meine nervigte Fauſt erringt, iſt mein! ich ſtrecke meinen Arm nur für mich, für mein Wohl aus, und nicht für das Intereſſe eines andern. In dieſem Stande war das eigene Ich die einzige und erſte Triebfeder, das einzige Ziel ſeiner Wünſche und Handlungen. Alles, was er war, was er genoß, hatte er ſich ſelbſt zu verdanken; ſein Hab und Gut, Glück und Ruhe waren ſein Werk, und Niemand konnte ein Recht haben, darüber zu walten, weil noch kein Ganzes war, deſſen gemeinſchaftliche Thätigkeit ihm das verſchafft hätte; denn er ſelbſt machte das Ganze aus. Wenn ſich damals die Menſchen untereinander beleidigten, bekriegten und ſchlugen, waren es nur einige einzelne Horden, die gegeneinander kämpften; und nicht getrennte Haufen eines ganzen Staatskörpers. Aber ſeitdem der Menſch die Wälder, und mit ihnen die Wildheit verlaſſen; ſich ſeiner natürlichen Freiheit begeben, und Geſetzen gehuldiget hat; ſeitdem er einen Theil ſeiner angebornen natürlichen Rechte abgetreten hat, um den Ueberreſt in Sicherheit genießen zu können; ſeitdem er ſeinen Willen eingeſchränkt hat, um ſeinen Wirkungskreis zu erweitern; von der Zeit an, daß ſein Wohl mit dem allgemeinen unzertrennlich verbunden iſt, gewann die Menſchheit ein neues Anſehen; eine neue Ordnung; eine neue Vereinigung der einzelnen Theile in ein harmoniſches Ganzes entſtund, und der Menſch hörte dadurch nothwendig auf, ſein eigen zu ſeyn; er wurde ein gemeinſchaftliches Gut der ganzen Geſellſchaft, worüber ſein Eigenwille zu ſchalten das Recht verloren hatte.

Er kann nicht mehr, wohin ihn Privatinterreſſe und Eigenſinn hinreißen, folgen; ſondern er muß in dem Geleiſe, das ihm die Vernunft und Wohl des Ganzen vorzeichnen, bleiben. Im Stande der Natur konnte es keine Ungleichheit der Menſchen geben; unter dem Begriffe Menſch waren ſie alle gleich. Rang, Würde, Anſehen, Herr und Knecht war unbekannt; aber ſeitdem durch die Zuſammentretung ein förmlicher Körper entſtanden war, den man ſchon bei ſeiner erſten Exiſtenz einen Staat nennen konnte, ſeitdem mußte der Menſch unumgänglich nothwendig aus dem Mittel ſeiner Brüder einige, die mehr Geiſteskraft und Leibesſtärke hatten, für ſeine Obern erkennen, die den übrigen, welche ſich alle einander gleich blieben, durch Weisheit und Stärke, Leitung und Hilfe verſchaffen konnten. Das iſt die Epoche des Gehorſams, und Gehorſam ſchützte den Menſchen vor Gewaltthätigkeiten, die immer unter Zuſammenrottungen einzelner Partheien unvermeidlich ſind. So trat — um alles im Kurzen zuſammenzufaſſen — die Regierung an die Stelle des thieriſchen Jnſtinktes, und ſo iſt die Glückſeligkeit des Menſchen blos das Werk eines höhern Geiſtes von andern, denen er ſich unterworfen hat.

Aus der bürgerlichen Geſellſchaft alſo entſprießt die Glückſeligkeit des Menſchen; oder wenigſtens war ſie doch der Beweggrund, der die Vereinigung der einzelnen Glieder in einen ganzen Körper zu Stande brachte, um das Wohl des einzelnen Bürgers ſowohl, als des ganzen Staates, zu befördern, zu ſichern und zu erhalten.

Wenn aber auch nicht zu allen Zeiten dieſer glückliche Erfolg dem Wunſche der Menſchen entſpricht; wenn auch zu Zeiten dieſer Endzweck nicht ganz erreicht, oder wohl gar verfehlt wird, ſind wir nicht ſelbſt Schuld daran, die wir nur zu oft aus falſchen Begriffen von der Sache, aus Unwiſſenheit, aus Starrſinn und Leidenſchaft den köſtlichſten Heilungstrank uns ſelbſt in tödtliches Gift verwandeln, wo ſie ſonſt die heilſamſte Wirkung gegen die Uebel würde hervorgebracht haben, die in der Natur ſo vielfach, und ſo unvermeidlich nothwendig ſind.

Erſte der Sterblichen! welch ein großer weitumfaſſender Geiſt muß euch belebt haben, die ihr zuerſt es wagtet, über eures Gleichen zu herrſchen; die ihr die ungeheure Bürde auf eure Schultern ludet, alle glücklich zu machen! Die ihr euch der gewiſſen Undankbarkeit der Menſchen ausſetztet, um ihr Beſtes zu befördern; eurer eigenen Ruhe entſagtet, um die Ruhe des Volkes herzuſtellen! Jhr, die ihr euch, ſo zu ſagen, zwiſchen die Menſchheit und Vorſicht warft, um dieſer durch Weisheit und Mühe ein Glück zu verſchaffen, das jene dem Menſchen verſagt zu haben ſcheint! Große Sterbliche! der mächtige Umſchwung, den die Menſchheit durch euch gewann — die Geſellſchaft ſelbſt, das Reſultat unſers Geiſtes und eurer Stärke, iſt das ewige Monument eurer Größe, das untilgbar allen Zeiten trotzt! —

Sobald die Geſellſchaft zu Stande kam; ſobald die Häupter derſelben ſich unterſtunden, zu ihren übrigen Mitmenſchen zu ſagen: Brüder, wir wollen euch glücklich machen! Sobald ſie ſich um das Schickſal ihrer Mitbürger, um ihr Glück, ihr Hab und ſelbſt um ihre ganze Exiſtenz angenommen hatten, von dem Augenblicke an, ganz mit der ſchweren Sorge dieſes wichtigen Gegenſtandes beladen, konnten ſie ſich nicht mehr mit ihrem eigenen Wohle beſchäftigen. Freunde, Gattin, Kinder, Reichthum und alles, was dem Menſchen koſtbar und liebenswürdig iſt — die ſüßeſten Gegenſtände der Zärtlichkeit mußten ſie ihrem Auge entziehen, das beſtimmt war, für das Wohl des Ganzen zu wachen. Sie waren mit dem Vaterlande ſo enge verbunden, daß es gar keinen Zwiſchenraum zwiſchen ihnen und demſelben geben konnte, daß ſich weder Gattin noch Kind — nichts hineindrängen konnte; daß ihnen zur Beförderung ihres eigenen Beſten kaum eine Minute übrig blieb, wenn ſie all ihre unbegreiflich hohen Pflichten mit der Strenge und Genauigkeit erfüllen wollten, daß ſie den Abſichten ihres Urſprungs im ganzen Umfange entſprachen.

Freilich haben wir nun äuſſerſt ſeltene Beiſpiele einer ſo großmüthigen Aufopferung; ſelbſt in der grauen, dunkeln Ferne der Vorzeit, ſo weit nur unſer Auge reicht, finden wir kaum Spuren davon: aber hört darum die Pflicht auf, weil ſie nicht allgemein erfüllt wird? Kann man die Erfüllung dieſer hohen Pflichten, denen ſich die Häupter des Staats ſelbſt unterwarfen, mit minderm Rechte fodern, weil es Treuloſe, Kleingeiſtige und Schwächlinge gibt? Noch däucht es mich, als hörte ich immer noch die Stimme jenes edeln Bürgers, der zu ſeinen Mitbürgern, die ihn zum Richter und Geſetzverwalter erzogen hatten, ſagte: „O, meine lieben Mitbürger! ich habe mich um euer Wohl angenommen; nehmt nun ihr euch des meinen an, und ſorget für meine Kinder, weil ihr Vater nicht mehr für ſie ſorgen kann.“

Die Familiengeſchäfte des Vaters hören auf, ſobald er die des Richters angetreten hat.

Aber ich finde es gar nicht nöthig, ſolche Züge des Heroiſmus anzuführen, der uns an ein ewiges Anſtaunen feſſelt; der uns mit Verwunderung zeigt, was Menſchenliebe, Verehrung ſeiner Pflichten, und Durſt nach Ehre über ein erhabenes Herz vermögen. Zu weit hab' ich mich ſchon von meinem Gegenſtande entfernt, vom Enthuſiasmus in der Betrachtung des ſchönen Bildes eines würdigen Richters hingeriſſen; wir wollen unterdeſſen alle dieſe großen Tugenden verſchweigen, und einsweilen nur von der den Obrigkeiten ſo weſentlichen Wachſamkeit reden, ohne welcher es unmöglich iſt, die Sitten zu erhalten, Vermögen, Ruhe und Wohl der Bürger zu ſichern.

Man macht ſo viel Aufhebens von der Gerechtigkeit eines Richters, und ſie iſt gerade die geringſte ſeiner Tugenden; zum wenigſten ſollten ihr die andern alle vorgehen; denn ſie iſt das letzte Mittel, das der Richter ergreifen kann, wenn alle andere fehl geſchlagen, oder nicht zur Zeit angewendet werden. Nach dem Buchſtaben der Geſetze urtheilen; ſagen zu einem Uebelthäter: „Du mußt hängen, weil es ſo in meinem dicken Buche ſteht“ oder einem andern nach der buchſtäblichen Vorſchrift eines todten Geſetzes Glied für Glied abſtoßen laſſen, iſt ja doch keine große Kunſt, noch das Reſultat weiſer Bemühungen eines Richters: aber die Befolgung der Geſetze befördern; ſo viel möglich iſt zu verhüten, daß die Geſetze nicht verletzt oder vereitelt werden, das iſt die Kunſt einer Obrigkeit, ihre weiſeſte und nützlichſte Bemühung, die aber mit faſt unüberwindlichen Schwierigkeiten verbunden iſt.

Eure erſte Sorge ſey es alſo, ihr Richter! die Quellen der Verbrechen zu verſtopfen, zur Strafe iſt es dann noch immer Zeit genug.

Aber eh' ich mich weiter einlaſſe, von der Wachſamkeit eines Richters zu reden, dieſer Eigenſchaft, die die Stütze der öffentlichen Ruhe und Ordnung iſt, will ich noch deutlichere und ausgedehntere Begriffe von derſelben vorausſchicken. Sobald wir uns den Menſchen als eingeſchränkten ſchwachen Sterblichen vorſtellen, und nicht ein Ideal eines höhern Weſens aus ihm machen, werden wir leicht einſehen, in wie weit ſie einem Richter eigen ſeyn kann.

Ein Richter iſt eben nichts anders, nicht feiner und vollkommener organiſirt, hat nicht mehr Sinne, mehr Talente, als der Menſch, aus rauhem irdiſchen Stoffe gebildet, von der Natur erhalten hat: er hat ſeine Schwächen, Thorheiten, ſelbſt Hang zu Verbrechen, die er an andern ſtrafen muß; kurz, iſt Menſch! Die politiſche Verfaſſung kann alſo nicht aus der Natur ſelbſt entſprungen ſeyn, oder ſie müßte dem Manne, an deſſen Schultern das Wohl der ganzen Geſellſchaft ruht, feinere Sinne, weniger — oder vielmehr gar keine Hinfälligkeit zum Böſen, kein Wanken und Zweifeln, kein Sträuben und Kämpfen gegeben haben; er müßte eben ſo ſehr durch höhern Geiſt und edeln Charakter über ſeine Mitbürger hervorragen, als ihn die Würde ſeines Amtes über ſie erhebt. Aber wir ſehen, daß das nicht iſt, daß Geſetze und Geſetzverwalter eine künſtliche Erfindung des menſchlichen Geiſtes ſind; die Kunſt muß alſo auch die Lücken ausfüllen, die die Natur gelaſſen hat.

Der Richter iſt kein Argos, um ſelbſt über ſeinen ganzen Bezirk wachen zu können: er hat nicht tauſend Hände, um ſelbſt alle die Böswichter, die die Ruhe und Sicherheit ſeiner Gemeinde ſtören, ergreifen zu können; er kann nicht überall gegenwärtig ſeyn, nicht alles ſelbſt ſehen und wiſſen; aber ſind ihm nicht fremde Kräfte unterthan, mit denen er walten kann? Hat er nicht Augen und Hände zu ſeinem Befehle? Seine Sache iſt es daher, Eigenſchaften, die ihm mangeln, ſich zuzueignen; in ſein eigenes Selbſt zuſammen zu faſſen, und ſich durch ſeine thätige Subalternen über das Volk auszubreiten; in die Ferne zu ſehen, zu wirken, und überall durch ſeine Diener gegenwärtig zu ſeyn.

So iſt zwar kein Menſch im Stande, aus eigener Kraft ungeheure Zentner Laſten von der Erde zu heben; aber ein geſchickter Mechaniker weiß ſie, mittelſt einiger Hebel, mit ſchwacher Hand in die Höhe zu ziehen.

Ich glaube nicht, durch zu hohe Begriffe von der Sache, das Bild, das ich hier von einem wachſamen Richter entwarf, übertrieben zu haben; ich kann es im Gegentheile mit aller Zuverſicht meinen Mitbürgern aufſtellen, weil es vorzüglich einem Amte angehört, mit dem ich durch meine Berufsgeſchäfte aufs genaueſte verbunden bin, weil mir ſelbſt Umgang und Erfahrung die Züge dazu angaben, mit denen ich dieſes Gemälde eines Richters entwarf.

Oft können wir aber auch in einem Richter dieſe Vorzüge vermiſſen, da er ſie doch wirklich beſitzt; er ſcheint nichts zu thun, und thut alles, was Liebe und Pflicht gegen die Geſellſchaft fodern. Die Außenſeite täuſcht, und wird einem Manne, der unermüdet mit der Aufrechthaltung der öffentlichen Ruhe beſchäftigt iſt, oft den Schein einer trägen Unthätigkeit von Leuten zuziehen, die gern jedes Ding von Außen beurtheilen, ohne daß ſie ſich die Mühe geben wollen, in das Innere deſſelben einzudringen, oder vielleicht aus Geiſtesſchwäche nicht im Stande ſind, es zu thun; aber wie geſagt, wie mehr oft die Außenſeite in dem Richter einen unthätigen, bequemlichen Mann zu verrathen ſcheint, deſto thätiger iſt er in Geheim. Er will ſich kein eitles Anſehen geben, nicht mit einem lächerlichen Pompe ſpielen, der die geheimen Triebfedern, die in ſeinem Syſteme verborgen liegen, und deſto ſicherer wirken, wie tiefer ſie profanen Augen verhüllt ſind, allgemein entdecken, und ſo alle ſeine Bemühungen vereiteln würden.

Er will nicht wie ein Marktſchreier unter dem Zurufe ſeines Charlatan, ſeine Mitbürger herbeilocken, daß er dem ganzen Volke mit ſtolzer Miene ſagen könne: Seht! was ich alles für euch thue!

Nein, das ſind Marktſchreier und Betrüger des Volks, die ſich den Schein der lebhafteſten Thätigkeit geben wollen, da ſie doch in Geheim die trägeſten Taugenichts ſind, die alles zu thun ſcheinen, und nichts thun; die ihren betrogenen Mitbürgern vorſchwätzen, daß die Sorge fürs gemeine Beſte zentnerſchwer auf ihrem Herzen liege, und dabei, unbekümmert um das Wohl und Wehe des Staates, gemächlich von dem Fette der Bürger ihren dickgemäſteten Wanſt füllen, der imnur ein unläugbarer Beweis ihres leeren Kopfes und trägen Geiſtes iſt. Sie verſichern uns, daß ſie der Eiſer für das Beſte des Staats aufzehre, indeſſen ihre Alltagsherzen, darinnen kein Funke für Menſchenwohl glimmt, vom gleichgültigen Froſte ſtarren. Ganz anders verhält ſich der große Mann, der mit edelm Muthe ſein Wohl dem Wohle des Staates aufopfert; deſſen Herz nur für das Wohl ſeiner Brüder ſchlägt, welches er ſich mit ungeheuchelter Wärme eigen gemacht hat. Kein betrügeriſcher Schild, kein prahlender Lärmen verkündigt den geſchäftlichen Mann, und jeder glaubt, daß er ſelbſt der Erſte in der Geſellſchaft ſey, der die ſelige Ruhe genießt, die er durch ſeine weiſen Bemühungen ſeinen Mitbürgern zu verſchaffen wußte.

Und wenn er auch nie von der Stelle kömmt; eingeſchloſſen auf ſeinem Geſchäftszimmer, umrungen von Akten und Schriften, wird er doch alles beobachten, was in einem gewiſſen Theile der Geſellſchaft, worüber er zu wachen hat, vorgeht, alle Bewegungen des Volkes wird er erfahren; er wird die Stärke und Schwäche, ihr Steigen und Fallen abmeſſen; er wird den Gang verfolgen, den ſie nehmen, und oft, ſtatt mit Gewalt ſie aufzuhalten, wird er ſie mit Gelinde abzuleiten und zu ſtillen ſuchen. Da er jede ſeiner Handlungen erſt reif überlegt, ſie nach dem Bedürfniß und Umſtänden der Zeit abmißt, ſie ſorgfältig verbirgt, da er Schritt vor Schritt der Natur folgt, ſo muß er auch unfehlbar, wie dieſe, und glücklich ſeinen Zweck erreichen. Wie weniger er ſich um alles, was ſeine Mitbürger thun, zu bekümmern ſcheinet, deſto genauer iſt er davon unterrichtet; und wozu ſollte er auch ſelbſt nachforſchen, ſelbſt hingeben und ſehen, da ihm ohnehin bei einer weiſen Polizeiverfaſſung auch der geringſte Vorgang unter dem Volke bekannt werden muß.

Kleine Seelen geben ihren Unternehmungen gern einen falſchen Schimmer, um in dem Auge des Pöbels, das ſich ſo leicht verblenden läßt, groß zu ſcheinen; und nur jene, die aus Liebe zum Guten handeln, machen ſich das Nützliche zum Endzweck ihres Thuns, unbekümmert, ob man ſie bemerken oder vergeſſen; und wenn man ſie bemerkt, loben oder tadeln wird.

Die Wachſamkeit zeichnet ſich durch Stillſchweigen und Aufmerkſamkeit aus, und ſchwerlich wird der Richter mit ſeinen Geſchäften zurecht kommen, wenn er alle auf einmal angreifen will, oder mit unzeitiger Eile und Raſtloſigkeit darüber herfällt. Siehe und bemerke! ſind die erſten zwei Grundſätze in jeder öffentlichen Verwaltung. — Aber wenn das Wohl des Staates eine ungeſäumte Thätigkeit erfodert, dann muß auch der Richter alles für die gute Sache thun, nichts für ſich, nichts für Ehre und Nachruhm; er muß weiſe den eiteln Lärmen, den der Pöbel von ſeinen Handlungen macht, zu ſtillen ſuchen, um die Folge ſeiner Bemühungen deſto ſicherer zu machen; aber freilich kann das nur der Tugendhafte allein thun, deſſen edles Herz vom Eigennutz und Ruhmſucht ganz entfernt iſt, und der große Mann, von deſſen Glanze das Volk verblendet iſt, und ihn faſt zu ſeinem Gott macht, der große Mann kann oft das am wenigſten, weil gemeiniglich Ruhmſucht die Quelle ſeiner Größe iſt, weil er gewiß nichts für das allgemeine Wohl, für die Aufrechthaltung der Geſetze u. ſ. w. würde gethan haben, wenn nicht ſein Ehrgeiz wäre befriediget worden.

Wir können alſo gar nicht von der Geſchäftigkeit, von dem Vielthun eines Richters auf ſeine Wachſamkeit ſchließen, ſondern Ordnung und Genauigkeit in ſeinem Thun geben uns das beſte Zeugniß von der Wachſamkeit.

Das Wachen der Obrigkeiten beſteht ja nicht darin, daß er mit koloſſaliſcher Schwere die Strenge der Geſetze über das Haupt ſeiner Bürger wälze, und durch die Laſt ſie täglich zu erdrücken drohe; nein! ſo eine Wachſamkeit würde verderblicher ſeyn, als ein unthätiger, träger Schlaf.

Mit leichter, kunſtgewandter Hand ſoll er den Zaum der Geſetze führen, und faſt unfühlbar ſoll ſeine Leitung dem Bürger ſeyn; er ſoll, wie geſagt, mehr beobachten als handeln, und wie öftere Beobachtungen er anſtellt, deſto weniger wird er nöthig haben, zu handeln. Trauet daher ja jenen

Leuten nicht, die immer geſchäftig, immer unruhig und raſtlos ſind.

Kann man wohl dieſe Art Leute wachſam nennen? Alle ihre Geſchäftigkeit, ihre thörichte Unruhe verräth eine ſchwache furchtſame Seele, die Urſache, warum alle ihre Unternehmungen ohne beſtimmten, ſichern Blick in die Zukunft geſchehen; ihr trübes Auge kann kein richtiges und genaues Bild aus dem Wirrwarr von Gegenſtänden auffaſſen, die ſich ſelbem unordentlich und untereinander geworfen darſtellen. Sie werden in der Irre herumgetrieben, wie ein erblindetes Kind, und das gemeine Weſen fühlt durch Mittheilung die nämlichen Erſchütterungen, die ſie von allen Seiten her leiden. Noch einmal ſey es geſagt: Das iſt nicht Wachſamkeit, ſondern Unruhe.

Nichts verſchafft uns mehr Sicherheit, als ein gutes Auge, das wohl ſieht, was iſt, und wie es iſt; und es bleibt uns genug Muße übrig, wenn wir uns die Geſchäfte ſo zu ordnen wiſſen, daß alles Unnöthige wegfällt, und nur das Nützliche geſchieht.

Ein einziges Beiſpiel, gelegen und bei Zeiten unternommen, macht tauſend andere überflüßig, und das iſt das große Reſultat der Wachſamkeit.

Durch ſie wird der Richter auſſer der Verlegenheit geſetzt, den Strom aufzuhalten, weil ſie die Quellen zu verſtopfen weiß; ſie erſtickt das Laſter in ihrem Keime, und macht die Strafe ſeltener. Eben daher iſt, wie ſchon geſagt worden, die Gerechtigkeit beinahe überflüſſig, wo die Wachſamkeit vorausgehet.

Da iſt ein Bürger, der ſich weigert, der Geſellſchaft mit ſeinem nervigten Arme, oder mit den Kräften ſeines Geiſtes zu dienen — ein Müſſiggänger iſt ſchon ein aufkeimender Böſewicht, jenen Säften gleich, die, wenn ſie ohne Bewegung gelaſſen werden, abſterben, und bald das Gefäß ſelbſt angreifen, worin man ſie aufbehalten hat: man muß ſie alſo entweders unvorzüglich wegwerfen, oder von neuem gähren laſſen.

So wird auch eine wachſame Obrigkeit dem Müſſiggange nicht Zeit laſſen, ein Laſter zu werden: ſie wird von dem Bürger Rechenſchaft über ſeine Unthätigkeit abſodern, und ihm ſchon dadurch auf einmal den Weg zum Laſter abſchneiden. Sie wird dem müſſiggehenden Bürger begreiflich machen, daß er durch den Verdacht ſchon zur Hälfte Verbrecher wird; daß er in der Folge als ein unſchuldiges Opfer der Gerechtigkeit ſich ihrem wachſamen Blicke nie wird entziehen können. —

Nun ſagt mir doch, was ſoll der Müſſiggänger anfangen, wenn man ihn nicht nur auſſer Stand ſetzt, zu ſchaden, ſondern auch ſogar die Hoffnung nimmt, Böſes thun zu können? — Entweders muß ſich der von allen Seiten verfolgte Müſſiggänger beſſern, oder eine Erde verlaſſen, die nur ihre Bebauer nährt.

Im Falle, daß Bürger ſich entzweien, daß die Feindſchaft das Band zu zerreißen droht, das die Menſchen als Brüder vereinigt, ſoll nicht alſobald der wachſame Richter herbeieilen, um den Haß mit der Wurzel aus dem vergifteten Herzen der Bürger auszureißen? — Wie oft beſänftigt nicht eine geringe Genugthuung? — Was wirkt nicht oft eine Drohung? Mit einem einzigen Worte iſt oft das Ungeheuer der Rache in ſeiner Geburt erſtickt.

Vor allem, ihr Richter! vor allem laßt die Sitten den vorzüglichſten Gegenſtand eurer Aufmerkſamkeit ſeyn; denn ſie ſtehen für jede Tugend Bürge; ihrem mächtigen Einfluß hat man nicht blos die knechtiſche Beobachtung der Geſetze, ſondern auch Liebe für ſelbe zu danken; und kann wohl der Richter ſüßere Früchte ſeiner Sorge ernten, als wenn er in den Herzen der Bürger eine Liebe für die Geſetze erregt, die über ſich ſelbſt erhaben iſt? —

Wenn ihr dem Verderben der Sitten in einem Staate vorbeugt, wenn ihr ſie zu einem menſchenmöglichen Grade der Güte bringt, über die Erhaltung ihrer Vollkommenheit wachet, dann, Edelſte der Menſchen! ſeyd ihr die Erſten im Staate, denen die Menſchheit namenloſen Dank ſchuldig iſt; ihr habt die Quelle der einzigen höchſten Glückſeligkeit des Staates geöffnet, und euer Vaterland zum Stolz der Nationen gemacht. — Euch danken edle Väter die Wonne, daß kein Ungehorſam der Kinder ihre zärtliche Liebe beleidigt; der Mann den häuslichen Frieden in ſeiner Ehe, und die ſüßen, durch keinen feindſeligen Zwiſt unterbrochene Genüſſe der Liebe, jede ſelige Umarmung ſeiner liebenden Gattin, jede freundliche Stunde iſt die glückliche Folge der Erhaltung der Sitten: überall, wo die Menſchen Geſchäfte oder Erholung wegen zuſammentreten, wird der feinſte Wohlſtand herrſchen; man wird ſich mit Achtung einander begegnen; man wird im fröhlichen Scherze die Stunden der Erholung genießen, ohne daß man noch mit Furcht vor muthwilligen und ſchmutzigen Poſſen in Geſellſchaften tritt. Der Vater wird mit Vergnügen ſeinen Sohn in einen Zirkel führen, wo die heitere Freude, mit Würde und Anſtand begleitet, nicht mehr durch die Ausgelaſſenheit frecher Buben gefährlich wird; die Mütter werden ihre Töchter nicht mehr vor Geſellſchaften warnen dürfen, wo ihnen ein abgefeimter Stutzer durch ſeinen pöbelhaften Witz die Schamröthe ſo lang und ſo oft in das Geſicht jagt, bis ihnen die Gewohnheit das Erröthen zur beliebigen Kunſt macht; man wird ſich ſehen und ſprechen können, ohne ſich ſchämen zu müſſen. Des rechtſchaffenen Bürgers Biederſinn wird Treue und Glauben auf Manneswort an die Stelle des Eides ſetzen, der durch ſeinen mannigfaltigen und zu often Gebrauch nur zu viel ſchon an ſeiner Sicherheit verloren hat; man wird unbeſorgt vor feindlichen Nachſtellungen, vor neidiſchen Eingriffen in ſein Eigenthum ſeine Geſchäfte treiben können; man wird nicht mehr mit Furcht und Mißtrauen einen Kontrakt ſchließen, wo man bei aller angewandten Behutſamkeit, bei der ſtrengſten Genauigkeit, ſelbſt bei den Drohungen der Geſetze noch nicht für niedrigen Betrug geſichert iſt: nein! Menſchen werden Menſchen trauen dürfen; der Mann wird ſein gegebenes Wort nicht mehr unter liſtigen Diſtinktionen und Rechtsverdrehungen zurücknehmen, oder nur zum Nachtheil und Schaden ſeines hintergangenen Nebenmenſchen erfüllen.

Kurz, in der Erhaltung der guten Sitten liegt auch die Erhaltung aller der urſprünglichen Bande des Menſchenwohls, welche ſo leicht ſich in das Gewebe des geſellſchaftlichen Bandes verflechten.

Hier muß alſo der Magiſtrat, der die Beförderung des allgemeinen Wohls ſeiner Mitbürger auf ſich genommen hat, — hier bei den Sitten muß er anfangen, an der Glückſeligkeit der Menſchen zu arbeiten: aber bei dieſem ſchweren Geſchäfte muß Weisheit ſeine Schritte leiten, menſchenfreundliche Nachſicht ſich mit der richterlichen Strenge verbinden, und ſanftes ſchmeichelndes Wohlwollen die ernſte, drohende Miene des Richters verbergen; denn jedem von uns wird es eine Kleinigkeit ſeyn, nach hinlänglich gegebener Macht Gehorſam zu erzwingen; aber wer hat die ſeltene Kunſt, das Herz zu bereden? — Durch Befehle und Rechtsſprüche läßt ſich der Menſch nicht zum geſitteten guten Menſchen machen, man muß ihm das Schöne, das Edle zeigen, und die Begriffe vom Guten ins Herz ſchreiben; und ſo iſt die Erhaltung der guten Sitten das bewunderungswürdigſte Meiſterſtück der Obrigkeiten.

Erinnert euch doch immer, daß Worte ohne Beiſpiel Worte bleiben; daß ſie ihre Kraft nur durch den ungleich mächtigern Einfluß der Beiſpiele erhalten, nur durch ſie wirken; daher iſt es vergebene Mühe eines wachſamen Richters, die Fehler unter ſeinen Bürgern aufzudecken, wenn man ihm die nämlichen ſelbſt vorwerfen kann.

O wie ſo oft, wie ſo gerne ſchmeichle ich meinem Herzen, wenn es, von den kränkenden Bildern des Menſchenelends ermüdet, ausruht, mit den glücklichen Folgen, die aus dieſen weiſen Sorgen eines Richters in der bürgerlichen Geſellſchaft entſtehen müßten? —

In all ihre Glieder würde ſich das heitere, ſüße Bewußtſeyn einer ungeſtörten Sicherheit verbreiten, wie ſich Lebenswärme in einem geſunden und wohlgebauten Körper allenthalben ausbreitet; ſie würde all ihre Bewegungen beleben; der Mann, der ſein Gewerbe frei und ruhig beſtellen könnte, würde er nicht mit freudig klopfendem Herzen zu ſich ſelbſt ſagen: „Mein Vermögen, meine Familie, mein Leben iſt durch weiſe Geſetze und eine wachſame Obrigkeit geſchützt; beſtändig wachet ihr Auge für mein Wohl, um die Gefahren der Geſellſchaft, ja ſelbſt jene, die in der Natur uns drohen, von mir abzuwenden. Kaum bleibt mir noch die Sorge für mein eigen Wohl, und erhalte es, ganz wie es iſt, aus ihren Händen."

Froh und unbekümmert würde der Ackersmann den erſten Strahlen der Morgenröthe entgegen ſehen, und das Strohlager in ſeiner Hütte verlaſſen, um für uns ſein Feld zu bauen. Der Handelsmann würde, unbeſorgt, daß ein feindlicher Nachbar einen Eingriff in ſein Eigenthum wagt, oder ein niedriger Verführer die Treue und Unſchuld ſeiner Gattin raubt, oder ſeine Tochter verführt, jenſeits der Meere unſere Bedürfniſſe holen; die Gerechtigkeit würde an ihrer Thüre wachen, und ihr Haus würde in ihrer Abweſenheit ein der Ehre und dem Eigenthumsrechte heiliger Ort ſeyn, in das die Bosheit keinen Eingang fände.

Oder glaubt man vielleicht, daß der Böſewicht, wenn er immer die vielen Beiſpiele der Wachſamkeit des Richters vor ſich ſähe, ſich noch unterſtehen würde, ſeinen verderblichen Anſchlägen zu folgen? — Sieht er denn nicht auf allen Seiten, wohin er ſeinen ſchüchternen Blick wendet, Zeugen ſeiner Verbrechen, die jede Minute bereit ſind, ihn anzugeben? — Sieht er nicht den Mann aus dem Volke, der ſein eifrigſter Verfolger iſt? — Er zittert, erblaßt, verbirgt ſich vor ſeinem ſpähenden Blicke; er wünſcht, daß ihn die ſchwärzeſte Nacht verhüllte, und überall leuchtet ein gehäßiges Licht, das ihn und ſeine Verbrechen verräth: nur der Begriff von Verbrechen darf ſich ihm vorſtellen, ſo zwingt er ihn ſchon in den innerſten Winkel ſeines Herzens, und noch fürchtet er, das ſcharfe Auge des Richters möchte auch da hineindringen. —

Was bleibt ihm nun noch übrig? — Entweder muß er den Wohnplatz verlaſſen, der das Laſter nicht inner ſeinen Gränzen duldet, oder endlich ein guter Menſch werden, indem er ſogar die Hoffnung verliert, jemals ungeſtraft ein Böſewicht ſeyn zu können.

In dieſe ſchauderhafte Lage wird der Verbrecher in einem Staate geſetzt, wo das weitumſehende Auge des Richters über jede Handlung ſeiner Bürger wachet; aber kaum daß die Gerechtigkeit aufhören würde zu ſehen, würde alles ſeine vorige Geſtalt verlieren; ſo, wie die Wachſamkeit mehr oder minder einſchliefe, würde das Laſter aufwachen; das Schwert der Geſetze, von einer ſchlappen, erſchlaffenen Hand geführt, würde den Verbrecher nicht mehr ſchrecken; er würde kühn ſeine Höhle, wo er bisher verborgen lag, verlaſſen, und mit fürchterlicher Frechheit einhertreten, weil er ſich ohne Zeugen zu ſeyn glaubte; er würde wüthend über ſeine Mitbürger herfallen, und ihr Klagegeſchrei, ihr jammerndes Hilferufen würde zu ſpät den ſchlaftrunkenen Richter zu ihrer Rettung wecken, und nun, wenn der Bürger ſich über den Uebelthäter beklagt, trifft nicht auch zugleich ſeine Klage jenen, der den Verbrecher in ſeinem Gange nicht gehemmt hat? —

Wenn der Bürger ſeine Stimme zur Gerechtigkeit erhebt, und den Beleidiger der Geſetze verklagt, gibt er nicht auch zugleich den Richter als Mitſchuldigen an, deſſen Nachläſſigkeit der Urſtoff ſeiner Klage iſt? —

Was nützen ſonſt den Menſchen die Geſetze, wenn keine Richter ſind? — Was nützt es ihnen, ihre Kräfte in einen Wirkungskreis geſammelt zu haben, wenn der allgemeine Depoſitär keinen Gebrauch davon zu machen weiß? — Was hilft es ihnen gut zu ſeyn, wenn ſie der Raub einiger Böſewichter ſind? Ich kann mir nie dieſe traurige Lage des Staats denken, ohne mich jener edeln und billigen Rede einer Frau zu erinnern, die den Erſatz ihrer Heerde foderte, welche man ihr, während, daß ſie ſchlief, geraubt hatte. — „Aber ihr habt damals geſchlafen;“ gab ihr der Richter zur Antwort; „ja, widerſetzte ſie dreiſte, weil ich glaubte, daß ihr für mich wachen würdet.“ Sind nicht dieſe wenigen Worte die vortrefflichſte Lehre, wie unverletzlich einem Richter die Pflicht zu wachen ſeyn müſſe? —

Auch hat ſelbſt die Tugend ihre Gränzen, und ihre Uebertretung iſt — Laſter. Hütet euch ja, ihr Richter, daß ihr nicht die Wachſamkeit mit einer ſchimpflichen, der Ruhe und dem Wohle des Volkes gefährlichen Inquiſition vermengt, niedrige, feile Spionen halten, die die Gedanken und Meinungen der Menſchen ausforſchen, und über Handlungen lauern, die in ihrer Natur ganz unbedeutend ſind, heißt nicht wachſam ſeyn, ſondern das Volk tyranniſiren. Unterſcheidet ja von der Wachſamkeit jene ſchändlichen Anklagen feiger, niederträchtiger Feinde, die mit bübiſcher Schadenfreude Fehler der andern aufdecken, die ſie ſelbſt zu begehen nicht einmal Muth genug haben. Oft muß der Richter, der über die bürgerliche Ordnung wachet, von Sachen, die unnütz oder wohl gar gefährlich zu wiſſen ſind, keine Notiz nehmen; er muß nicht zu tief in die Geheimniſſe der Familien eindringen wollen, denen er durch ein unzeitig aufgedecktes Dunkel Glück und Ruhe rauben würde; er muß nicht durch ſeine drohende Gegenwart die unſchuldigen Vergnügungen ſeiner Bürger ſtören, da ſelbſt in ihrer geheimen Stille von der Ordnung und Einigkeit derſelben zeugen; es iſt ja ſeine Pflicht, die zärtlichen Bande der Geſellſchaft, ſo enge er kann, zu verknüpfen, und nicht durch ſchädliches Mißtrauen zu zerreißen. Der Freund ſoll immer ſeines Freundes ſicher ſeyn; der Gatte ſeiner Gattin trauen dürfen; der Bruder auf ſeinen Bruder rechnen können; der Vater auf die Liebe ſeiner Kinder ein unbezweifeltes Vertrauen ſetzen können, im Gegentheile würde die Obrigkeit die abſcheulichſte Grauſamkeit begehen, und die Natur gegen ſich ſelbſt zum Kampfe reizen. Bald würden elende Spionen die Stelle tugendhafter Bürger einnehmen, und der Magiſtrat, aus übertriebenem Eifer, Licht über alle Handlungen der Bürger auszubreiten, die Sitten in den elendeſten Zuſtand herabſetzen. Vielleicht iſt es der Ruhe und Sicherheit des Staates zuträglicher, wenn man immer den Richter im Nothfalle bereit zu finden gewiß iſt, als ihn wirklich überall gegenwärtig zu ſehen. Vorzüglich aber muß nicht immer Schrecken und Züchtigung ſeinen Schritten folgen, oder iſt es etwa für das fühlbare Herz eines guten Richters nicht ſchmeichelhafter, wenn ſeine freundliche Gegenwart überall

Frieden verbreitet und ſeine ruhige Miene Schutz und Vertheidigung verſpricht? — Die Gerechtigkeit ſieht nicht mit dem fürchterlichen Blicke eines Poliphems, der ſein Einaug nur öffnete, um unglückliche Schlachtopfer ſeiner Gefräſſigkeit zu finden.

So weſentlich die Wachſamkeit in der Verwaltung der peinlichen Rechtspflege iſt; ſo unzertrennlich iſt der Fleiß im Unterrichte mit ſelber verbunden, und man kann ſich nicht genug verwundern, nicht genug bedauern, daß eine ſo wichtige, dem Richter ſo heilige Pflicht, ſo oft, ſo unbekümmert von ſelben vergeſſen wird.

Jedes Verbrechen, was es auch immer für Namen haben mag, iſt allezeit dem Bürger im Kleinen, und der ganzen Geſellſchaft, von der er ein Glied iſt, im Großen ſchädlich. Der Richter hat die Beförderung dieſes doppelten Intereſſe auf ſich, und der Fleiß iſt ein Theil ſeiner Pflicht; denn aller Erfolg ſeiner Bemühungen entſprießt aus ſelben.

Im Stande der Natur hatte der Menſch das ungehinderte Recht, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben; Unbild mit Unbild zu rächen; jeder forderte Erſatz für ihm zugefügte Beleidigungen, je nachdem es ihm ſeine Kräfte und die Umſtände zuließen: aber war das nicht die größte Unanſtändigkeit im Stande der Natur, die die gräßlichſten Folgen nach ſich zog? — Wer der Stärkſte war, konnte ungeſtraft die größten Verbrechen begehen, konnte ſich auf die grauſamſte Art an ſeinem Beleidiger rächen.

Die Eigenliebe, die ſo leicht beleidigt wird, und der geringſten Beleidigung unverſöhnlichen Haß ſchwört, opfert, ohne Nachſicht, alles, was ihr in Weg kömmt, ihrer tollen Wuth auf, und ſo ein Menſch würde im Aufruhr ſeiner Leidenſchaft um eine Empfindung des Unwillens das Univerſum in Staub treten.

Nun aber hat die bürgerliche Verfaſſung alles wieder auf den Weg der Gerechtigkeit zurückgeführt; man hat aufgehört, in ſeiner eigenen Sache Richter zu ſeyn; gleiche Geſetze beſtimmen für alle den Erſatz des Schadens, und die Strafe des Verbrechens und die Magiſtrate ließen ſie ohne Leidenſchaft, ohne Nachſicht vollziehen. Ihnen ſind die Kräfte und das Recht, welches die Natur allen Menſchen verliehen hat, über ihre Erhaltung zu wachen, das Schädliche von ihnen abzuwenden, ja, ſelbſt es zu rächen, in allgemeinen Verwahrt gegeben worden. Ein jeder, der dadurch zum Bürger wurde, daß er ſich ſeiner natürlichen Rechte begab, hat ſelbe nur darum abgetreten, um ſich den Gebrauch davon ſicherer zu machen; er hat das Geſetz nur darum an die Stelle der Gewalt geſetzt, um eher zu ſeinem Zwecke zu gelangen; er hat nur darum ſich verbunden, von ſeinen Kräften keinen Gebrauch mehr für ſich zu machen, um jene des Publikums zu erhalten, und das iſt nun die Pflicht eines Magiſtrats im eigentlichſten Verſtande. Er muß Beleidigungen mit möglichſter Mäßigung ſtrafen, aber vielleicht ſchneller, als es der beleidigte Theil ſelbſt würde gethan haben, ſo, daß es ſcheint, der Richter müſſe dem Beleidigten an ſeiner Genugthuung das durch die Zeit erſetzen, was er durch die mindere Menge der Strafe verlor.

Jeder Bürger, der vor der Obrigkeit ein Verbrechen anklagt, ſcheint heimlich zum Richter zu ſagen: Ich bin beleidiget, und wäre vielleicht ſchon gerächt, wenn ihr mir nicht mit euren Geſetzen die Hände gebunden hättet, doch ich murre nicht dawider; denn ich hatte ja ſelbſt meine Einwilligung dazu gegeben; aber unter der Bedingniß, daß ihr euch an meine, des Beleidigten, Stelle ſetzet, und zu meiner Vertheidigung die ganze öffentliche Macht anwendet. Ich habe meine Pflicht erfüllet und nichts für mich gethan: nun thut aber auch ihr die eurige, und ſeyd thätig für mich. Jeder verlorne Augenblick iſt eine Verletzung eurer Schwüre, und ihr hättet abſcheulich an mir gehandelt, wenn ihr meine Kräfte, die ich im Stande der Natur hatte, genommen hättet, um mich kraft- und hülflos den Uebeln der bürgerlichen Verfaſſung blos zu geben.

So redet jeder Bürger vor ſeinem Richter; zum wenigſten liegt doch das Gefühl dieſer Worte in ihm, und mit welch einer Bitterkeit muß er während dem, daß er um die langmüthig erwartete Vergütung der zugefügten Beleidigungen anhaltet, und immer noch das Opfer eines kecken Verbrechers und gleichgültigen unbarmherzigen Richters iſt, mit welcher Bitterkeit muß er ſeine gegenwärtige Lage betrachten?

Aber ihr Richter! wenn euch der Schmerz des einzelnen Bürgers nicht rühren — nicht zur Erfüllung eurer Pflicht auffordern ſollte, wißt, auch das Publikum, das ganze Publikum kann Rechenſchaft über einen Verzug fordern, der nachtheilig iſt. Denn die ganze Geſellſchaft iſt in der Perſon eines ihrer Glieder beleidigt, und jedes Verbrechen iſt ein öffentlicher Angriff. Man hat es ja ſchon oft genug geſagt, daß die bürgerliche Verfaſſung der Menſchen nur in der Vereinigung ihrer Privatkräften beſtehen, daß es daher, ſo oft man ſie ſchwächen, oder nur eine davon nehmen wollte, nichts ſchlimmers wäre, als den gefährlichſten Streich auf das Herz des Staates führen; denn kein Glied kann leiden, ohne daß nicht der ganze Körper das Uebel davon fühlet.

Nun denket euch noch zu dieſem weſentlichen Intereſſe den geſellſchaftlichen Schwur, der jeden Bürger verbindet, die Vertheidigung eines ſeiner Mitbürger auf ſich zu nehmen; wie heilig muß dem Richter die Pflicht ſeyn, zur Beſtrafung des Laſters herbei zu eilen.

Aber noch ein wichtigerer Gegenſtand, der den Staat ungleich mehr intereſſirt, die Nothwendigkeit der Beiſpiele in der peinlichen Rechtspflege, reißt unſere Aufmerkſamkeit auf ſich. Sobald nur ein übelgeſinnter Bürger ein Beiſpiel des Verbrechens gegeben hat, muß augenblicklich ein Beiſpiel der Strafe hinterher folgen, oder der geringſte Aufſchub iſt von unerſetzlichem Verluſte; ja vielleicht warteten ſchon eine Menge bösartiger Bürger nur auf das erſte Flämmchen eines Beiſpiels, um Laſter, womit ihr Herz lange zuvor ſchon angeſteckt war, wie ein grimmig um ſich freſſendes Feuer auszubreiten. —

So werden die Sitten verdorben, ſo verliert ſich nach und nach die Achtung für die Geſetze, ſo werden ſie der Gegenſtand des Spottes, ſtatt Furcht und Liebe, ſo erſchlappet das enggeknüpfte geſellſchaftliche Band von ſeiner vormaligen Spannung, ſo iſt jeder Verbrecher durch die Gewaltthätigkeiten, die er zur Ausführung ſeiner ſchändlichen Abſichten anwendet, und durch das Verderben, das er unter ſeine Mitbürger einführt, ein öffentlicher Feind, und ſo muß man alſo zugleich an ihm eben ſo wohl das Böſe beſtrafen, das er gethan hat, als jenes, das durch das Beiſpiel ſeiner Verbrechen veranlaßt wird.

Das iſt der wahrhaft große Zweck der peinlichen Juſtiz: eher ein Beiſpiel für die Zukunft zu geben, als das Vergangene zu rächen. Rache iſt eine Leidenſchaft, und die Geſetze kennen dieſe Triebfeder menſchlicher Handlungen nicht; ſie beſtrafen das Laſter, ohne den Menſchen zu haſſen, ohne ihm gram zu ſeyn; ja es kränkt ſie ſogar, ſtrafen zu müſſen, und nur mit harter Mühe geben ſie den Verluſt eines Bürgers durch die Strafe zu, nachdem ſie erſt einen andern durch das Verbrechen verloren haben.

Man würde ſie nicht ſo viel Blut vergießen ſehen, wenn es nicht zuweilen die Erhaltung des Ganzen forderte, einige Menſchen verbluten zu laſſen, um die übrigen zu erhalten; man würde keines der Schlachtopfer der Gerechtigkeit auf das Schaffot hinſchleppen ſehen, wenn nicht oft der Tod eines einzigen Schuldigen tauſend andere zurückhielt, ihren Pflichten meineidig zu werden.

Daher iſt alle Strafe nur eine politiſche Handlung, und ihr vorzüglichſtes Augenmerk die Erhaltung der Sitten; aber nie wird der Richter dieſen wichtigen Gegenſtand erreichen, wenn die Strafe nicht unmittelbar und in möglichſter Eile auf das begangene Verbrechen folgt. Die beiden Begriffe von Verbrechen und Strafe müſſen ſo innigſt miteinander verbunden ſeyn, daß ſich gar kein Mittel zwiſchen beiden denken laſſen kann; daß der Gedanke von Verbrechen nicht eher in der Seele des Bürgers aufſteigen kann, als die Furcht der gewiſſen Strafe in ihr erwacht, und ſein ſträfliches Vorhaben im Keime erſtickt. Wenn ihr nun ſo in der Seele eurer Brüder die Begriffe in einander gekettet habt, dann könnt ihr euch erſt mit Rechte rühmen, ihre Führer und Herrn zu ſeyn.

Ein kleinköpfiger Deſpot wird wohl Sklaven bezwingen können, die ihren Nacken unter ſeinen eiſernen Zepter beugen müſſen und mit drückenden Ketten an ſein Joch gefeſſelt ſind; aber der wahre Staatsmann verbindet ſie viel ſtärker und dauerhafter durch die Kette ihrer eigenen Ideen; das heißt, er hält ſie an einen Plan, der auf Vernunftſchlüſſe gebauet iſt, damit er ſein Hauptabſehen erreichet.

Dieſes Band iſt um ſo feſter, da wir ſein Gewebe nicht genugſam einſehen und nicht glauben, daß es unſer Werk ſey. Ketten von Stahl und Eiſen zertrümmert entweder die wüthende Verzweiflung, oder werden nach und nach von dem gefräßigen Zahne der Zeit verzehrt, aber nie wird er die durch die Gewohnheit befeſtigte Vereinigung der Ideen trennen können; vielmehr werden ſie durch die Länge der Zeit immer enger miteinander verbunden: ja man weiß, daß die dauerhafteſten Reiche auf den ſchwachen Fibern des Gehirns einen unerſchütterlichen Grund gefaßt haben.

Nun dieſe Begriffe, — die Begriffe von Verbrechen und Strafe, in Verbindung zu bringen, müſſen ſie auch in den Gegenſtänden unzertrennlich ſeyn; kurz, der Bürger muß allzeit das Verbrechen, ſobald es nur begangen wird, auch beſtraft ſehen.

Hat euer Ohr nie das dumpfe Gemurmel gehört, habt ihr nie die unruhigen Bewegungen beobachtet, die auf dem Lande und in den Städten unter dem Volke entſtehen, wenn ſich die Nachricht von irgend einer ſchändlichen Handlung verbreitet? — Sehet einmal den rechtſchaffenen Bürger an, wenn ihm eine ſolche That zu Ohren gebracht wird, ob er nicht daſteht, erſtaunt, erſchüttert, ſprach- und ſinnlos, wie vom Donner getroffen; jedermann iſt vom Zorn und Schrecken durchdrungen; die erweckte Einbildungskraft malt ihnen die Gefahr auf das lebhafteſte vor; ihr Herz, vom Mitleiden bewegt, bedauert in andern die Verbrechen, derentwegen es ſelbſt noch in Gefahr zu ſtehen befürchtet. Könnte nun bei dieſer Lage des Volks ein glücklicherer Zeitpunkt ſeyn, das Verbrechen zu beſtrafen? — O laſſet ihn ja nicht vorübereilen! — Verſäumet keine Minute, den Verbrecher ſeiner begangenen That zu überzeugen und ihn zu verurtheilen! — Richtet Schaffote auf, zündet Scheiterhaufen an, ſchleppet die Uebelthäter auf öffentliche Plätze, verſammelt das Volk unter lautem Zurufen, und ihr werdet dann den lärmendſten Beifall hören, mit welchem das Volk den Verruf eurer Urtheile vernimmt; ein Jubelton wird in eure Ohren ſchallen, ſo wie zu Zeiten des wieder erhaltenen Friedens, oder der neu erlangten Freiheit. Ihr werdet das Volk in unbeſchreiblicher Menge zu dieſen ſchrecklichen Auftritten herbeilaufen ſehen, um den Triumph der Geſetze zu ſchauen. Statt der eiteln Bedauerniß jenes ſchwachen Mitleidens, welches ſonſt das Volk bei ſolchen Gelegenheiten äußert, werdet ihr auf den Geſichtern jene Freude glänzen, jene harte Unempfindlichkeit die weinerlichen Züge des Schmerzens auffällen ſehen, welche den Wunſch nach dem Frieden, und den Abſcheu gegen das Laſter einflößt. Niemand wird ſich unterſtehen, das Urtheil eine grauſame Rache zu nennen, weil jeder Bürger den Uebelthäter als ſeinen Feind anſieht; ſondern allzeit dem Richter danken, daß er die Geſetze gerechtfertiget hat, die jener beleidigte. Jeder Bürger wird die Stätte, wo die Gerechtigkeit den Geſetzen Genugthuung verſchaffte, voll dieſer ſchrecklichen Bilder und heilſamen Ideen, verlaſſen, womit dieſe Scene ſeine Seele erfüllte, und zu Hauſe ſeiner Familie das lebhafteſte Gemälde davon entwerfen. Da wird er alle die kleinſten Umſtände der Lebensgeſchichte des Verurtheilten erzählen, ſeine ſträfliche That und die darauf erfolgte Beſtrafung in jenem gräßlichen Lichte darſtellen, wie es das Schauderhafte der Begebenheit fordert. Seine Kinder, rings herum an ihm gedrängt, werden jedes Wort, das durch die Wärme des Erzählers den kräftigſten Nachdruck erhält, mit heißer Begierde verſchlingen und die Begriffe von Verbrechen und Strafe, Vaterlandsliebe und Liebe gegen die Geſetze, Achtung und Zutrauen gegen das heilige Richteramt in unvergänglichen Zügen ihrem jungen Gedächtniſſe einprägen.

Die Landleute, wenn ſie von dieſen ſchreckenden Beiſpielen in ihre ländlichen Hütten zurückkehren, werden ſie von Hütte zu Hütte verbreiten, und der Hang zur Tugend wird in dieſen rauhen Seelen Wurzel faſſen, indeſſen der Böſewicht, beſtürzt von der allgemeinen Freude, erſchrocken, ſo viele ſeiner Feinde zu ſehen, vielleicht ſeine ſchändlichen Anſchläge aufgibt, die eben ſo leicht gefaßt ſind, als ſie in der Folge für den Urheber verderblich werden.

Aber ſobald ihr das erſte Feuer, welches der Ruf von einem Verbrechen in den Herzen der Bürger anfachet, verglimmen laſſet, wenn ihr ſo lang mit der Strafe verweilet, bis ſogar das Andenken des gehörten Verbrechens erloſchen iſt, dann verliert die Strafe ihre Wirkung, all ihren heilſamen Einfluß auf die Herzen des Volkes.

Ihr werdet euch umſonſt bemühen, den Begriff einer lang geſchehenen That den Leuten in das Gedächtniß zurück zu führen; etliche Worte, von der Bühne herabgeſchrieen, ſind nicht hinlänglich, die erſten Eindrücke zu erneuern, die die Zeit ſchon längſt getilget hat. Das Volk, das durch die lange Vergeſſenheit unempfindlich gegen die Gefahr geworden iſt, wird nunmehr ganz Gefühl für den Uebelthäter ſeyn; ſein Mitleiden wird für ihn ſprechen, wenn es ihn endlich wieder, bleich, entſtellt und abgezehrt, aus einem langwierigen Gefängniſſe, das ihm ſelbſt ſchon als eine voreilige Strafe angerechnet wird, ans Licht treten ſieht, denn er hört in den Augen des Volkes auf, der gefürchtete, gehaßte Böſewicht zu ſeyn; ſein Anblick erregt nicht mehr Furcht und Verachtung, nicht mehr Gefühl des Haſſes, den ein Verbrecher bei dem erſten Anblicke erweckt, ſondern die ſanfteſten Gefühle von Schmerz und Mitleiden.

Die Gerechtigkeit allein wird dem ernſten Blicke ſeiner ſtummen Zuſchauer ausgeſetzt ſeyn, die in Geheim über ihre Strenge ſich beklagen, und aus ganzem Herzen wünſchen, das Opfer ihren Händen entreißen zu können.

Welch ein ſchreckliches Loos dieſer Unglücklichen, die eine ungewiſſe Anklage plötzlich den Augen des Volkes entreißt und ſie Jahre lang im Kerker der Geſellſchaft vorenthält, bis ſie endlich wieder aus ihren unterirdiſchen Höhlen, abgezehrt und entſtellt, ans Tageslicht kommen, um den Henkertod zu ſterben, der ihnen nicht unerwartet, nicht unwillkommen kömmt, weil er im Uebermaaße ihrer Leiden ihr einziger Wunſch — durch die ſchrecklichſten Martern dazu zubereitet, ihr täglicher Gefährte war. —

Sehet einmal jene fürchterlichen Gebäude an, deren dicke finſtere Mauern den freigebornen Menſchen mit Ketten belaſtet, der Geſellſchaft vorenthalten, wo auch bisweilen die Unſchuld mit dem Laſter gleiches Ungemach duldet, wo man den Unglücklichen vor ſeinem Endurtheile mit allen Martern quälet: nähert euch dieſem Aufenthalte des Jammers, und wenn euch nicht von weitem ſchon das fürchterliche Geraſſel der Ketten, die erſchreckliche Finſterniß, das ſtumme und ferne Seufzen der Unglücklichen, das allein ſchon im Stande iſt, das wallende Blut in den Adern wie Eis ſtocken zu machen, wenn euch das alles noch nicht vor Entſetzen ſtarren macht, kalten Schauer durch alle bebende Glieder treibt, ſo gehet hinein in die Wohnungen des Schmerzens, wo beſtändige Thränengüſſe die abgehärmten Geſichter dieſer Unglücklichen waſchen, wo Elend und Verzweiflung mit einander ringen; waget es einmal, auf einige Augenblicke mit zitternden Schritten in jene unterirdiſchen ſchwarzen Gefängniſſe hinabzuſteigen, wo noch nie ein Sonnenſtrahl die dicke Finſterniß durchbrach, und betrachtet dort eure Mitbrüder; Menſchen, denen das höchſte körperliche Leiden, der äußerſte Seelenſchmerz, alles menſchliche Anſehen genommen hat; Menſchen, von ihren ſchweren Feſſeln zu Boden gedrückt, kaum mehr zur Hälfte mit einigen verfaulten Lumpen bedeckt, ſchmachtend in einer ſtinkenden Luft, die niemals ausgefriſcht wird, die ſelbſt das tödtende Gift des Laſters einzuſaugen ſcheint, bei noch lebendigem Leibe von Inſekten zerfreſſen, die ſich in den Gräbern von den Todten nährten; kaum daß ſie noch ihr elendes Leben bis zum Vollzug ihrer Strafe mit einigen Brocken ſchwarzen und ſchimmlichen Brodes und einem Trunk faulen ſtinkenden Waſſers friſten; aber auch die ſchlechteſte Nahrung wird ihnen ſo ſparſam zugeworfen, daß ſie ſich nicht ſättigen, ſondern nur mühſam des Hungertodes erwehren können. Nie ſchließt ihr halberſtorbenes Auge der ſanfte Schlaf, der ſonſt Unglückliche manche ruhige Pauſe erquickt, und wenn Entkräftung und Schwäche der Nerven auch die Natur zur Ruhe zwänge, wenn manchmal ſich ein kurzer Schlummer ſich ihrer bemeiſtert, werden ſie doch wieder bald durch das klägliche Geſchrei eines ihrer unglücklichen Mitgefangenen aufgeſchreckt, ſtets ſind ſie von Seufzern und ängſtlichen Klagen umrungen, ſchreckliche Flüche und das erbärmlichſte Hülferufen betäubt ihr raſtloſes Ohr: Hier iſt kein Uebergang von Leiden zur Ruhe, vom Schmerz zur Freude, kein Wechſel, als der, von einer Qual zur andern, die durch ihre Größe und Mannigfaltigkeit neu und deſto empfindlicher wird. Ein unbarmherziger Kerkerknecht öffnet die eiſerne Thüre; das Raſſeln der Schlüſſel, das fürchterliche Knarren der Angel beſtürmen die Seele mit neuem Entſetzen. Kein Zug des menſchlichen Gefühls iſt in ſeiner drohenden Miene, ſeine ſchelmiſch verſteckten Augen, darüber die zottigten Augenbraunen herabhängen, öffnen ſich nie, das menſchliche Elend zu ſehen, nie fließt aus ſelben eine Thräne des Mitleidens, ſeine runzlichte Stirne drohet die unbarmherzigſte Härte, ſein hochaufgeworfener Mund öffnet ſich nie, um Troſt ſeinen elenden Mitmenſchen zuzuſprechen; wenn er lacht, ſo iſt es die bittere Lache des Spotts, der die gekränkte Seele bis ins Innerſte beleidigt; wilder Ungeſtümm und bübiſche Frechheit bezeichnen jede ſeiner Manieren; wenn er redet, ſo iſts fürchterlicher Ton in den abſcheulichſten Ausdrücken, die kaum ein Hundewärter gegen ſeine Hunde gebraucht; und bei jedem Worte droht ſein Henkerarm mit der Peitſche, und mit polterndem Getümmel verläßt er den Wohnſitz des Elendes, wenn kein Gefangener durch eine ausgeſtoßene Klage ſich zum Opfer ſeiner Wuth gemacht hat. Beſtändig martert ſie die Ankunft der verdienten Strafe: aber noch mehr foltert ſie die Erwartung deſſelben und die ſchreckliche Ungewißheit ihres Schickſals. O mit welch unbeſchreiblicher Sehnſucht müſſen ſie nicht in dieſem Orte, wo alle ihre Sinne auf das empfindlichſte gemartert werden, wo all ihr

Gefühl zur Empfänglichkeit zahlloſer Schmerzen aufgeboten wird, zu ihrer Erlöſung den Tod wünſchen, der ihnen unter was immer für einer Geſtalt tauſendmal lieber wäre, als ihr unglückliches Leben.

Auch wenn dieſe armen Menſchen ſchuldig ſind, wenn ſie die laſterhafteſten Verbrecher ſind, verdienen ſie noch unſer Mitleiden, und der Richter, der mit ihrer Verurtheilung zögert, iſt offenbar der ungerechteſte Mann gegen ſie; ſeine Saumſeligkeit iſt das abſcheulichſte Verbrechen gegen den Staat. Denn mancher Unſchuldige wird nicht nur der Geſellſchaft vorenthalten, durch dieſe Leiden ferner ſeiner Familie und der Welt zu nützen, außer Stand geſetzt, ſondern um die Hälfte, wo nicht eher, um ſein ganzes Leben gebracht; denn viele ſchon krochen aus dieſen unterirdiſchen Höhlen mit einem kahlen Zeugniß der Unſchuld wieder ans Tagslicht und — ſtarben.

Die Geſetze beſtimmen eine öffentliche Strafe, als eine Vergütung des Verbrechens und der Geſellſchaft ſchuldige Genugthuung; aber dieſe lange Marter eines grauſamen Gefängniſſes iſt eine neue Strafe, womit der Schuldige überladen wird, und die die Geſetze nicht verlangen: es iſt alſo Beleidigung derſelben, wenn man ihr Maaß überſchreitet, und dieſe Ausſchweifung um ſo verderblicher, weil ſie zugleich dem Schuldigen und dem Publikum zum Schaden gereicht; weil alle die Minuten, die der Verbrecher in dem Gefängniſſe zubringen muß, für das Beiſpiel der Sitten verloren ſind.

Aber, wenn dieſe Unglücklichen unſchuldig ſind? — Gott! — welch ein Jammer! Bei dieſem Gedanken ſtößt die Menſchheit aus: Ha! der Menſch, frei geboren und ſchuldlos, ſchmachtet unter der ſchmerzlichſten Kettenlaſt! Der Menſch, dem der gute Schöpfer ſeine Sonne und ſeinen reinen Aether ſchenkte, kann kaum in einer finſtern Grube Athem holen!

Der Vater ſeiner guten friedlichen Familie wird mit Gewalt den Armen ſeiner liebenden Gattin entriſſen; ein unbarmherziger Häſcher ſchleudert die unſchuldigen Kleinen hinweg, die ſich an ihren Vater jammernd mit den zarten Händen anklammern! Betrübniß, Verzweiflung und Hunger bemächtigen ſich nun ſeiner Hütte, wo ſtille, häusliche Ruhe den Beſitzer beglückte! Dieſe Arme, die eine zärtliche Gattin umſchlangen, den keimenden Nachkömmling in Ruhe wiegten, dieſe Arme, die der ganzen Familie Nahrung verſchafften, die ſäeten, pflügten und ernteten; dieſe dem Staate ſo wichtige Arme ſind in unwürdige Feſſeln geſchmiedet! — Ein reines, ſchuldloſes Herz jammert in einem Orte, der mit tauſenderlei Vorwürfen laſterhafter Verbrecher befleckt iſt; kurz, die Unſchuld iſt in dem Aufenthalte des Laſters. Könnte man ſich da wohl enthalten, aus gepreßtem Herzen über das Elend des menſchlichen Lebens zu ſeufzen! — Welch ein Unmenſch könnte bei dieſen Gedanken ungerührt bleiben! —

Wenn da der Unglückliche aus dem tiefſten Abgrunde ſeines Schmerzens zur Vorſehung aufblickt, muß er nicht mit äußerſter Bitterkeit, mit hinreißendem Erſtaunen aufſchreien: O Menſch! was iſt deine Beſtimmung! — Leiden und Sterben iſt die Achſe, um die ſich dein Leben dreht.

Welch eine Obrigkeit, wenn ſie nur ein wenig Gefühl gegen ihre Pflichten, gegen die bloße Menſchheit noch hat, könnte dieſe Begriffe ertragen? — Könnte wohl ein Richter in ſeinem einſamen Kabinette, der Ruhe und Bequemlichkeit überlaſſen, die Akten anſehen, jene unglückliche Dokumente des Verbrechens oder der Unſchuld, ohne vor Schrecken und Mitleid zu beben? Es däucht ihn, er höre das Seufzen der Unglücklichen aus dieſen Schriften beſtändig in ſein Ohr dringen; er höre, wie ſie ihn mit zum Himmel gehobenen Händen bitten, das Schickſal eines Bürgers, eines Gatten, eines Vaters einer ganzen Familie zu entſcheiden. — Könnte ein Richter, der nur einen einzigen Criminalprozeß zu bearbeiten hat, ſo wenig Menſch ſeyn, daß er mit kaltem Blute vor einem Gefängniſſe vorbeigehen könnte? — Müßte er nicht zu ſich ſelbſt ſagen: Ich Elender bin es, der ich in dieſem abſcheulichen Orte ein mir ähnliches Geſchöpf, vielleicht meines gleichen, meinen Mitbürger, wenigſtens doch einen Menſchen, aufhalte! ich feſſle ihn täglich! ich ſperre ihm täglich dieſe feindſeligen Thüren zu! Vielleicht hat jetzt die Verzweiflung ſchon ſeine Seele gefaßt! mit welchen ſchrecklichen Verwünſchungen wird er meinen Namen ausſtoßen, gen Himmel ſchreien und mich ganz gewiß bei dem Richter der Menſchen verklagen, der über uns wacht und einſt uns beide richten wird. — Die Geſetze rufen mir zu: Urtheile! das Publikum fordert von mir meine Entſcheidung; der unglückliche Verbrecher bittet mich darum; alles ruft mir zu: Urtheile! und ich kann noch zaudern! — der weichen Ruhe und dem Vergnügen fröhnen! Vielleicht gerade in dieſem Augenblicke ſchleicht ſich die Hoffnung, ungeſtraft durchzukommen, in das Herz des Böſewichts. Er erwartete vielleicht in der erſten Verwirrung die Strafe ſeines Mitſchuldigen; aber weil ſie nicht auf das Verbrechen erfolgte, weil noch viele Tage vergehen, bis ſie vollzogen wird, faßt er wieder Muth und gewinnt neuen Reiz zu ſeinem Vorhaben; vielleicht zückt er jetzt ſchon den tödtenden Stahl auf das Herz eines Bürgers. Halt, Böſewicht! die Gefängniſſe öffnen ſich; wenigſtens vor dem Verbrechen, kommt und ſeyd Zeugen ſeiner Strafe! — Nun, es ſtirbt ein Menſch. —

Die Geſetze und die Ehre des Richteramtes würden die höchſte Stufe erreichen, wenn man die Gefängniſſe unnütz machte. Was ſind jene prächtigen Statuen, jene koloſſaliſche Luſtgebäude anders, als eitel Denkmäler der Kunſt und der Verſchwendung, womit wir vor den Ausländern prahlen! — Welch' eine Ehre für uns würde es nicht ſeyn, wenn wir an deren Statt dem Fremden leere Gefängniſſe und Spitäler zeigen könnten; wenn wir zu unſern eiferſüchtigen Nachbarn ſagen könnten: Alle unſere Bürger leben im Wohlſtande und ſind tugendhaft. — Aber ſo viel, ſo hohes Glück läßt ſich nicht hoffen, und wenn die Menſchen die Geſetze niemals verletzten, hätten ſie keine nöthig. Weg mit der Chimäre, ein Volk zu lauter Weiſen zu bilden! es iſt Verdienſt genug um den Staat, wenn es nur gut regieret wird; und Niemand wird es in Abrede ſtellen können, daß der Fleiß in Beſtrafung des Verbrechens mit unter die wichtigſten Grundſätze einer guten Regierung gehöre. Mit einem Worte: Will man die allgemeine Ordnung, Ruhe und Sicherheit im Staate aufrecht halten, ſo muß der Böſewicht der Wachſamkeit nicht entgehen, ohne Unterlaß verfolgt und ohne Verzug verurtheilt werden.

Mein Augenmerk geht bei dieſem Gegenſtande vorzüglich nur auf die Beamten; denn von dieſen wird eifrigſter Fleiß gefordert. — Ich getraue michs frei zu ſagen, die Juſtiz, welche in ihrem Gange ſich immer gleich, in ihrer Macht unerſchütterlich ſeyn ſollte, ähnelt nur zu ſehr jenen Leuten, die ſich ihre Prieſter nennen: ſchwach in ihrer Geburt, ermattet ſie ſchon oft bei der erſten Stufe, oft ſtirbt ſie gar ſchon, ehe ſie noch den erſten Schritt gethan hat.

Welch eine Menge Mißbräuche ließen ſich nicht in jenen herrſchaftlichen Gerichten aufdecken, wo das Strafprotokoll nichts anders, als ein ökonomiſcher Kalkulus iſt, wo man, im Vergleiche des herrſchaftlichen Intereſſe, die Sicherheit der Unterthanen für nichts rechnet. — Nicht ſelten erfährt man, daß das Verbrechen ſich daſelbſt im Angeſichte der Gerechtigkeit niederläßt, oder höchſtens, wenn ſie noch die Obrigkeit einiges Gefühl von Scham hat und den Tadel der Welt fürchtet, glaubt ſie alles gethan zu haben, wenn ſie den Böſewicht aus ihrem Gerichte verweiſet; das heißt, ſie verpflanzt in das Feld ihres Nachbars eine giftige Pflanze, die ſie hätte mit der Wurzel ausreißen ſollen. Ihr Magiſtrate, die ihr am Eingange der Bahn wachet, welche die Gerechtigkeit durchlaufen muß, eure Pflicht iſt es, ſie wenigſtens eben zu machen. Eure Obern, eure Mitbürger beobachten euch, die Pflicht redet euch zu, und Achtung oder Tadel erwarten euch.

Ich weiß, wie viele Zeit richterliche Geſchäfte erfordern; wie viele Beſchwerniſſe damit verbunden ſind: ich weiß, daß der Richter die Zeugen vorrufen muß, Erfahrungen einholen und ſammeln muß, den Schuldigen verhören und eine ganze

Geſchichte des Verbrechens herſtellen muß, ehe er ihn verurtheilen kann: aber eben darum, ihr Richter, weil ihr ſo viel zu thun habt, eure Geſchäfte ſo mühſam ſind, muß ein ununterbrochener Fleiß eure Arbeiten beſchleunigen: wie mehr ihr zu thun habt, deſto eifriger ſollet ihr arbeiten; die Stunden, die ihr der faulen Muße entzieht, ſind die würdigſten Kinder des Fleißes.

Ich ſage es euch vor, das würdigſte Lob, das man euch geben kann; die herrlichſten Früchte, die ihr für eure Bemühungen einſammeln könnt, werden die Nachahmung eurer Obern ſeyn. Noch mehr! die ſchönſte Belohnung werdet ihr in euch ſelbſt finden: Ihr werdet am Abende, wenn ihr in häuslicher Stille für den kommenden Tag neue Kräfte ſammelt, euch ſelbſt das ſchmeichelhafte Geſtändniß ſagen können: „O wie wohl fühle ich mich! ich habe dem Staate Ruhe verſchafft; durch mich hat das Laſter ſeine Strafe gefunden; meinem Schutze verdankt die Unſchuld den ſichern Genuß ihrer Rechte; die Gefängniſſe ſind nun nichts mehr, als eine vorübergehende Verwahr, die unabläßig von den Hefen des Volks gereinigt wird; — wohl mir, daß ich thätig war! ich ſehe nun lauter rechtſchaffene Menſchen um mich; ich konnte das Laſter nicht auf der Erde dulden, die ich bewohne; ich habe es ausgerottet und verbannt; und ſollte auch hie und da ein Böſewicht übrig geblieben ſeyn, ſo macht ihn mein Name allein ſchon zittern, wie wenn er den Namen ſeines gefährlichſten Feindes hörte. — Wahr! es hat mich meine Ruhe, meine beſten Lebenstage gekoſtet, aber bin ich nicht genug dafür bezahlt? Hab' ich nicht Gutes gethan? Sind nicht alle meine Urtheile, die ich für Menſchen ſprach, eben ſo viel Momente der Tugend?“

Ha! welch ein ſeliges Genügen muß dieſer Gedanke einer Obrigkeit ſchaffen! Welche Wonne muß er in ein rechtſchaffenes Bürgerherz gießen! Mit welch einem wollüſtigen Feuer muß er eine gefühlvolle Seele durchſtrömen!!! —

Man rühmt den Fleiß der Obrigkeiten in Verwaltung der bürgerlichen Rechtspflege ſo ſehr, und wohl nicht mit Unrecht;

denn wer kann daran zweifeln, daß es nicht eine wichtige Tugend ſey? — Aber weiſen wir ihr erſt den Ort an, den ſie nach ihrer Wichtigkeit verdient: der Fleiß in der peinlichen Rechtspflege muß ihr weit vorgehen.

Was iſt denn endlich dieſe bürgerliche Juſtiz, die ſich mit Vertheilung einiger Hufen Landes beſchäftigt, die ſich um Güter annimmt, die dem Menſchen ſo fremde, für ihn ſo hinfällig ſind; — die ſich ſo oft gezwungen ſieht, dieſe Güter einem Meineidigen zu geben, wider ihren Willen dem arbeitſamen Bürger ſein Stück Land zu nehmen, um es dem Müſſiggänger zu geben; den häuslichen Mann zu plündern, um ſeine Sparpfennige in das Meer eines unerſättlichen Harpagons zu werfen; dieſe Gerechtigkeit, die in der That nichts anders iſt, als die Agentin einiger Millionärs, die allein alles beſitzen und ihren Mitmenſchen noch die Ueberreſte ſtreitig machen können? — Was ſoll dieſe Juſtiz neben der peinlichen Rechtspflege, die über Leben und Tod eines Bürgers, über ſeine Ehre oder Schande, ſein Seyn oder Nichtſeyn zu ſprechen hat? —

Ihr geldgierige und ſtreitſüchtige Menſchen, mit denen man keinen Umgang pflegen kann, ohne über euch in bittere Klagen ausbrechen, ohne euch als Verräther friedlicher Herzen haſſen zu müſſen; ihr, die ihr in die Herzen freundſchaftlicher Nachbarn den Samen der Zwietracht ſäet und mit Prozeſſen ganze Gemeinden, ſo wie der Ackersmann mit dem Keime der Früchten ſeine Felder ſchwängert, die nicht ſelten durch erregte Prozeſſe von der Gränzlinie verſchlungen werden, die ſie berührt, ihr laſſet euern Richtern keine Ruhe, ihr würdet über den geringſten Verzug Klage führen, ſelbſt die Zeit, die zur Unterſuchung erfordert wird, drückt euch; ihr ſparet keinen eurer Kniffe, laſſet alle eure Federn ſpringen, um die Obrigkeiten mit jenem Geiſte, jener Lebhaftigkeit anzufeuern, die in euren geringſten Bewegungen herrſcht; ihr laſſet ſie mit Freunden umringen, von den Bitten der Verwandten beſtürmen, verblendet ihre Augen mit Eigennutz; ihr bohret beſtändig an ihnen; ihr ziehet ſie mit aller Macht des menſchlichen Herzens an euch; aber während, daß ihr Prozeſſe führet und um etliche Thaler euch zanket, ſeyd ihr doch nicht in Ketten geſchlagen, lebet, genießet alle Vortheile der Geſellſchaft, würdet vielleicht auch glücklich ſeyn, wenn ihr euch mäßigen könntet, und bekümmert euch nicht, daß eure unglücklichen Brüder im Gefängniſſe mit Leben und Tod ringen, deren Unglück höchſt bedauernswürdig iſt, auch wenn ſie ſchuldig ſind; aber noch mehr, wenn ſie ſchuldlos dieſe Qualen leiden. Euch kränkt es nicht, daß die öffentliche Ordnung beleidigt wird, und daß der Staat entweder die Strafe eines feindlichen Verbrechers, oder die Freiheit eines unſchuldigen Bürgers fordert. —

Seyd doch einmal gerecht, laſſet doch einmal eure thörichten, unnützen Zänkereien und macht einem höhern Intereſſe Platz, oder wenn euch das Recht, euch beklagen zu können, zu Theil werden ſoll, werdet Bürger, vergeßt eure Sache und nehmt euch ganz um die Sache des gemeinen Weſens an; vertheidigt die Sache eines Beklagten, der durch den Verdacht eines Verbrechens an Ehre, Gut und Leben angegriffen wird, und wenn dann die Juſtiz euch nicht Gerechtigkeit widerfahren laſſen ſollte, könnt ihr euch mit allem Rechte darüber beklagen.

Vereiniget dieſe beiden Gegenſtände miteinander, und verſäumet eben ſo wenig für die Sicherheit der Perſonen, als des Eigenthums. Ihr ſeyd ſchuldig, all' eure Tage für ihr Beſtes zu verwenden, und wenn dieſe nicht hinreichen, ſo müßt ihr ihnen auch die Nächte ſchenken, die ihr durchwachet. Ihr Männer, die ihr für das gemeine Beſte arbeitet, ihr müßt eure Lampe ſchon lange vorher anzünden, als der Künſtler, der nur für ſich arbeitet; ihr, denen keine Zeit übrig bleibt, die Ruhe zu ſuchen und auf euch ſelbſt zu denken, die ihr euch ganz für das Wohl der Geſellſchaft hingegeben, als ihr feierlich geſchworen; hütet euch alſo, die erſten zu ſeyn, die dem Bürger das Beiſpiel des Meineids geben; bedenket vorzüglich, daß die ſchnelle Erfolgung des Urtheils nothwendig zur Gerechtigkeit gehöre; daß es höchſt ungerecht iſt, das

Urtheil zu ſpät erfolgen zu laſſen, und dann, wenn ihr das gethan habt, bleibt euch noch eine hohe Pflicht eures Amtes übrig: — Billigkeit! —

In jedem peinlichen Urtheile ſind zwei Dinge von gleicher Weſenheit; Anerkennung des Schuldigen und Strafe: man ſtellt den Thäter her und die Strafe, die ihm gebührt; erſteres iſt das Geſchäft des Richters: das letztere müſſen nur die Geſetze thun.

Die Wachſamkeit der Obrigkeiten ſucht das Verbrechen auf und ſtellt es ans Licht, und ihr Urtheil thut uns den Verbrecher kund. Vorausgeſetzt alſo, daß die That erwieſen iſt und nur die Entdeckung des Verbrechers noch erfordert wird, dann iſt der Richter in der kritiſchſten Lage ſeines Amtes, und ſeine Vernunft wird beinahe von der ungeheuern Bürde der Pflicht zu Boden gedrückt.

Täglich fragt man ſich unter den Leuten um den Thäter dieſes oder jenes Verbrechens, und im Augenblicke beantwortet man ſich dieſe und ähnliche Fragen, ohne nur im geringſten anzuſtehen: und doch — doch kann uns die tägliche Erfahrung unſerer Irrthümer das voreilige Zutrauen zu uns ſelbſt nicht benehmen. Laſſen wir den immer ungeduldigen und eiteln Geiſt des Menſchen ſeine unſinnigen Urtheile, wie ſie ihm der Zufall an die Hand gibt, über unbedeutende Sachen fällen, es liegt wenig daran; aber dann muß unſere ſchwache Vernunft mit ihren Machtſprüchen inne halten, wenn es Leben und Ehre eines Bürgers gilt, ſein Daſeyn und alles, was ihm ſeine Exiſtenz ſchätzbar macht, auf der Spitze eines kühn gefaßten Urtheils ſteht; dann ſoll unſere Vernunft ſorgfältig ihre Schwäche und Stärke zu Rathe ziehen, und die ungeheure Kluft meſſen, die ſie überſpringen will.

Was iſt wohl eine That? — Ein Etwas, das auſſer uns geſchieht, und wir — haben nur von Dingen Kenntniß, die in uns ſelbſt vorgehen. —

Eine weit entfernte Sache, die wir da ſehen müſſen, wo ſie nicht iſt, mit einem Werkzeuge unterſuchen müſſen, womit wir es niemal erreichen: wie können wir uns nun unterſtehen, die That zu behaupten und unſer Urtheil darüber abzugeben? Welche Einwürfe, welche ſich aus der Natur ſelbſt ergeben! welche Schwierigkeiten, die ſich der Pöbel niemals vorzuſtellen und der Weiſe niemals aufzulöſen weiß! — Sobald er in ſich ſelbſt geht und alle ſeine Begriffe in ſeiner Seele ſammelt, fährt er erſchrocken über die engen Gränzen ſeines Daſeyns zuſammen. Er ſieht nichts, das ganze Univerſum verſchwindet vor ſeinen Augen, und bald bleiben ihm von ſo vielen Gegenſtänden, die er ehevor ſo gut zu ſehen glaubte, nichts mehr, als Gott und der leere Raum übrig; und wenn er endlich, nachdem er Tage und Nächte lang ſeinem Weſen nachgedacht hat, den Grund ſeiner Seele durch den einzigen Sinn des Unermeßlichen erfährt; wenn er einſieht, daß ſeine beiden Arme die ſchwache Stütze ſind, auf welchen die Seele, indem ſie immer in dem unermeßlichen Raum herumgetrieben wird, der ſie von der körperlichen Welt abſondert, aufrecht gehalten wird; dann wird er, wenn er die Beſcheidenheit des Weiſen hat, ausrufen: Heilige, große Natur! ich wage es nicht, in deine Tiefen einzudringen, deine Geheimniſſe aufzudecken: du biſt — was brauch ich mehr! — Und doch wagt es der Menſch, mit einigen Werkzeugen von ſeiner Erfindung über gegenwärtige und vergangene Thaten herzufallen. — Schwaches und vergängliches Weſen! — lerne erſt dein eigenes Selbſt kennen, meſſe deine Arme, und ſieh zu, ob ſie an die Wolken reichen und in die Tiefen des Abgrundes langen; hoffe, vermuthe weniger, und beobachte deſto mehr; entferne dich nicht ſo weit von dir ſelbſt, und begnüge dich mit dem, was deine Schwäche erreichen kann.

Laßt uns all' unſere Sinne, all' unſere Seelenkräfte ſorgfältig anwenden, ſo daß eins durch das andere zu dem vorgeſteckten Ziele geführet wird; wenn ſie fehlen, ihre Irrthümer durch die Erfahrung verbeſſern und die Erfahrung ſelbſt durch die Vernunft beſtärken, und es iſt ſchon ſehr viel, wenn wir zu Zeiten ſagen können: Das iſt, und iſt wirklich ſe. Laſſen wir immer den gemeinen Pöbel das tolle Reſultat ſeiner Sinne blindlings annehmen, alles behaupten, was ihm ſeine Sinne darbieten und die Welt mit Chimären überſchwemmen.

So wenig es dem menſchlichen Verſtande Ehre bringt, ſo muß man doch allgemein geſtehen, daß wir in der Wiſſenſchaft von Thatſachen, die doch der Grund aller andern iſt, noch ſehr wenige Fortſchritte gethan haben.

Wann der Weiſe in ſich ſelbſt gehüllt die Wahrheit mitten unter ſeinen eigenen Begriffen verfolgt und nur wenig Aufmerkſamkeit und Muth ſeine Bemühung unterſtützen, ſo muß er, der Herr des ganzen Umraumes iſt, wo er die Wahrheit ſucht, ſie gewiß entdecken, allein: ſobald er ſie auſſer ſich ſelbſt finden ſoll, ſobald ſie frei in dem unermeßlichen Raume der Natur herumirrt, ſo wird man ihr kaum mit aller Anſtrengung der Sinne, allem möglichen Kunſtfleiße nur zu Zeiten auf die Spur kommen können.

So ſind auch die menſchlichen Kenntniſſe nichts anders, als ein Meer von Vernünfteleien, wo der Philoſoph auf einigen Realitäten, wie auf einzelnen Balken eines geſcheiterten Schiffes, herumſchwimmt, bis er endlich, nur zu oft, auf einem öden Eilande landet.

Dieſe Betrachtungen, ſo wenig der Anſchein für ſie ſpricht, und man ſie vielleicht als einen unnützen Abſprung von dem wahren Gegenſtande anſehen wird, haben doch mehr Beziehung auf die richterlichen Geſchäfte, als man denkt.

Es iſt oft ungleich ſchwerer, den Thäter eines Verbrechens zu entdecken, als ein Phänomen der Natur zu erklären, oder die Aechtheit eines hiſtoriſchen Faktums zu erweiſen.

Der Laſterhafte ſucht ſich auf das ſorgfältigſte den Augen der Gerechtigkeit zu entziehen, und die Kette, die ihn mit ſeinen begangenen Verbrechen verbindet und die allein nur ſeine Spur verräth, zu zerreißen und die genaue Verbindung mit ihm und dem Verbrechen, das er wie eine ſchwere Laſt an einer Kette hinter ſich her ſchleppt und das allein nur ſeine Spur verrathen kann, zu trennen.

Nun führet den Richter ſchon ſeine eigene Schwachheit ſo oft irre; wie mehr ſteht er alſo nicht in Gefahr, durch Beihülfe der Liſtigkeit eines Andern getäuſcht zu werden? — Verliert er nur einmal in dem ungeheuern Labyrinthe, wo er mit unſichern Tritten der Wahrheit nachgehen muß, den Faden, ſo wird er ihn gewiß nirgends anderswo mehr finden. Die That, die nun der Gegenſtand ſeines Studiums iſt, iſt ganz in ihrer Art einzig und läßt ſich nicht mit einer andern ihr ähnlichen eine Parallele ziehen.

Hingegen findet der Phyſiker die Natur, in der er eine Sache aufſucht, in ihren Wirkungen eben ſo fruchtbar, als einförmig in ihrer Zeugungsart; was im Großen ſeinen ſchwächern Kräften unerreichbar iſt, das findet er im Kleinen wieder; eins gibt ihm den Fingerzeig zu dem andern, das mit dem erſtern eine Aehnlichkeit hat, und auf dem Wege der Analogie wird er die entfernteſten Wahrheiten antreffen: nur muß er ihr dahin folgen, wo ſie iſt, und ſie wird gewiß nicht entfliehen, wenn er ſich ihr nähert; ſie wird ihm vielmehr ſelbſt entgegen kommen und der ſüße Lohn ſeines ſteten Forſchens werden. —

So ſind auch die hiſtoriſchen Data meiſtentheils öffentliche Handlungen, die ganze Nationen zu Zeugen hatten, an derer Erhaltung für die Nachwelt mehrere Geſchlechtsfolgen, die herrlichſten Denkmäler und die vorzüglichſten Schriftſteller arbeiteten; aber bei alle dem prüfe einer die Geſchichte, wie der Chemiker die Körper auf dem Feuer prüfet, laſſe er davon den Irrthum und die Lüge wegdünſten, und nach einer langen Deſtillation findet er ein wenig abgeſchmacktes Phlegma, und hin und wieder einige grobe Elemente von einem Körper, das heißt, einige Hauptdata, und dieſe ohne Zuſammenhang.

Die Naturgeſchichte gibt uns gar kein ähnliches, ſondern vielmehr ein ungeſtaltes Bildniß davon, und nur einem Philoſophen unſerer Zeit war es vorbehalten, ſie in ihrer wahren Geſtalt zu ſehen und von der angenehmen, einnehmenden Seite uns vorzuſtellen: endlich ſah man auf einmal ganze Lehrgebäude ſich durch die Zauberkraft des menſchlichen Geiſtes aus dem Nichts emporheben, und kaum kann dieſer auf ſeine Kenntniſſe einige Thatſachen von Wichtigkeit pflanzen, ſogleich geräth jeder Weiſe, der über ſich ſelbſt nachdenket, in Verſuchung, auf Zweifel zu verfallen, die ihm in den Augen jener einbilderiſchen Menſchen, die ſich ſelbſt niemals haben kennen und ſich in ihrer wahren Geſtalt haben ſehen wollen, faſt den Anſchein eines Unſinnigen geben.

Haben wir nicht täglich in den gemeinſten Vorfallenheiten des menſchlichen Lebens Gelegenheit, uns von unſern Irrthümern zu überzeugen? — Verlieren wir nicht oft Dinge, die im Angeſicht unſer geſchehen, aus den Augen? Entwiſchen uns nicht oft Thatſachen, die wir mit Händen greifen können? — Fragt nicht oft einer, der über der Geſchichte verfloſſener Jahrhunderte ſchwitzet, Leute von ſeiner Bekanntſchaft um die Vorfälle ſeines eigenen Hauſes? Belügt uns nicht das Wort der treueſten Zeugen? Betrügen uns nicht unſere Sinne? oder wenn ſie uns ja getreu ſind, iſt es auch unſer Gedächtniß? Verwirrt und verändert es nicht oft die Eindrücke, die die Sinne getreu behalten haben? Wie oft ſehen wir eine Sache für etwas ganz anders an, als ſie wirklich iſt? Wie oft haben wir gut geſehen und ſchlecht bemerkt?

Doch, ich will mich gar nicht bei dieſen weit hergeholten Beiſpielen aufhalten, da wir andere vor uns haben, die uns viel näher und mehr eigen ſind. Erinnert euch nur jener kläglichen Geſchichten, die ihr in manchem Behältniſſe werdet aufgezeichnet finden; erinnert euch der unglücklichen Irrthümer, die ſo oft die Unſchuld unter dem Scheine eines Verbrechens hingerichtet haben.

Unglückliche Richter! Fluch der Menſchheit verdient ihr nicht, aber Mitleiden, und ſogar noch Entſchuldigung; denn ein grauſames Ungefähr hatte ſein Spiel mit euch, das ſich eine Freude daraus machte, die Stirne, auf der Tugend und Unſchuld glänzten, mit allen Kennzeichen des Laſters zu brandmarken. Beweinungswürdiges Schickſal, das die Vernunft durch ſeine eigenen Regeln verwirrte, und oft die Hand der

Obrigkeit, wider alles Entgegenſtreben des Herzens, zur blutigen Ungerechtigkeit zwang! — O bleibet doch einen Augenblick bei dieſem Gedanken ſtehen; ſeyd Menſchen, und weinet über die Aſche dieſer Unglücklichen eine mitleidige Thräne! Vor allem höret die Stimme, die aus dem Innern ihrer Grabmäler emporſteigt: ſie ruft jedem Richter zu: Du! der du ſo oft über Menſchenleben ſchalteſt und das Daſeyn eines Menſchen, jenes bewunderungswürdigen Weſens, noch vernichten kannſt, das nur erſt vor kurzer Zeit erſchien! Du! der du deines Gleichen richteſt, laß dir meine Geſchichte erzählen, und zittre über den Schritt, den du wagen willſt! Traue weder deiner Erfahrung, noch den Beweiſen; denn dieſes Zutrauen hat deine Vorfahren irre geführt; laß deinen Verſtand immer einförmig ſeyn, die verſchiedenen Verbindungen aber der Umſtände ſich bis ins Unendliche verändern; meſſe erſt deine Vernunft, eh du mit ihr alles meſſen willſt, fühle deine Schwachheit und richte dann — wenn du dich getraueſt; wage es, nach ſo vielen ſchrecklichen Beiſpielen der verurtheilten Unſchuld, zu einem unglücklichen Beklagten zu ſagen: „Die That liegt am Tag, du biſt der Verbrecher, und du mußt ſterben.“

Unterdeſſen iſt es doch unumgänglich nöthig, und da es Menſchen gibt, die niederträchtig genug ſeyn können, um Beſtrafung zu verdienen, ſo muß es auch Obrigkeiten geben, die Muth genug haben, ſie zu verurtheilen; ja ich muß geſtehen, das Studium leitet den Denker in dieſem Gegenſtande auf Hinderniſſe, die die Praktik mit einer unglaublichen Leichtigkeit überſteigt.

Wunderbar iſt der Menſch in ſeiner Natur; es ſcheint, daß ſein Verſtand und ſein Fleiß ſich nach ſeinen Bedürfniſſen meſſen; Ehrfurcht oder Liebe zu ſeinen Pflichten geben jedem, indem ſie Kräfte und Talente entwickeln, die rechte Geſtalt, und weiſen ihm ſeinen gehörigen Platz an.

Ich habe junge Richter geſehen, die die Menſchen beurtheilten, ehe ſie ſie noch kannten; und ich habe alte geſehen, die ſie in ihrer Einſamkeit nicht vergeſſen hatten; indem ſie bald den Mangel der Erfahrung durch ihre Aufmerkſamkeit, bald dieſe durch ihren Scharfſinn erſetzen.

Kurz, es ſcheint eben ſo ſchwer zu ſeyn, ein gutes Urtheil über eine peinliche Anklage zu fällen, als es ſelten ſeyn würde, ſich auf ein ſchlimmes berufen zu können.

Allein ich hoffe nicht, daß meine ſtrengen Grundſätze über dieſe Punkte irgend einem Manne einen Abſcheu vor ſeinem Richteramt verurſachen ſollten, genug, wenn ſie uns jenes beſcheidne Mißtrauen auf uns ſelbſt einflößen, davon die Weisheit eine Tochter iſt.

Von der Schwere ſowohl, als von der Wichtigkeit ſeiner Pflicht überzeugt, wird jeder Richter alle Lichtſtrahlen ſeines Geiſtes ſammeln, alle guten Eigenſchaften ſeines Herzens zuſammennehmen, um, ſo zu ſagen, mit allen ſeinen Kräften ausgerüſtet, zur Entdeckung des Verbrechens zu ſchreiten.

Aber welchen Weg ſoll er nehmen? Ich kann und getrauete mich auch nicht, ihn ihm vorzuzeichnen. In dieſen Materien, wo alles bloße Wahrſcheinlichkeit iſt, iſt die menſchliche Vernunft zu ſchwach, ſich ſelbſt leiten zu können; ſie iſt eines Führers benöthiget, und findet faſt keinen andern, als die Erfahrung: aber wie wenig bleibt dieſer Führer ſich ſelbſt gleich! Ort, Zeit und die unterſchiedlichen Menſchen verändern ihn eben ſo oft, als dieſe ſich ſelbſt ändern. Man ſieht ſie oft alle eines und das nämliche Ziel auf verſchiedenen, ganz von einander abgeſonderten Wegen erreichen, ſo, wie ſich oft Reiſende gezwungen ſehen, in den großen Sandwüſten ſelbſt einen Weg zu bahnen: und in der That, was ſind die unendlich vielen Beweggründe von mehr oder minderer Erweislichkeit anders, als aufgehäufter Sand, auf welchem ſich die menſchliche Vernunft einen Weg vorzeichnen muß. — Zudem hat dieſe Kunſt keine Regeln, oder doch äußerſt wenige, und die noch ſo allgemein, daß ſie kaum in einem Falle Platz haben, wo nicht wieder eine Menge Partikularumſtände obwalten.

Daher laſſe jeder Richter ſeine vorzüglichſte Sorge ſeyn, das Verbrechen vollkommen zu kennen, über deſſen Anklage er richten will. Kein Umſtand darf dabei vergeſſen werden; Ort, Zeit, Perſon, und alle Merkmale, die mit Verbrechen verbunden ſind, müſſen betrachtet werden; er muß das Verbrechen von allen Seiten unterſuchen; denn wie oft geſchah es nicht, daß durch eine kleine, faſt unmerkliche Lücke plötzlich ein Strahl hervorbrach, der dem Richter helles Licht über die ganze Sache verbreitete.

Was wird nicht alles in dieſer Abſicht erfordert! In wie viele Kleinigkeiten zertheilt ſich nicht der ganze Gegenſtand, die doch weſentlich nothwendig in das Ganze gehören! — Die Auswahl der Menſchen, die man zur Bekräftigung des Delicts als Zeugen gebrauchet; die Behutſamkeit, ihnen nichts und nicht mehr zu glauben, als ſie wohl wiſſen können; die genaueſte Kenntniß des Orts und der Zeit, wo und wann das Verbrechen iſt begangen worden: Charakter und Intereſſe der Kläger, ſind nicht blos Beiträge, ſondern Weſenheiten des Urtheils.

O wie vielerlei vorläufige Urtheile muß der Richter vor ſeinem Endurtheile fällen! Wie vielerlei auf die mannigfaltigſte Art in einander geſchlungene Fäden muß er auseinander wickeln, um den Knoten einer einzigen Handlung löſen zu können! — Wehe dem Richter, der die Wichtigkeit dieſer Kleinigkeit nicht einſieht! —

In einem Gegenſtande, worin ein ſo hohes Intereſſe liegt, iſt nichts unbedeutend, und weil man, wenn ich ſo ſagen ſoll, das Verbrechen mit dem Beklagten konfrontiren muß, kann man weder eins noch das andere jemals zu viel ſtudiren, um ihre wechſelſeitigen Beziehungen zu erkennen und auseinander zu ſetzen; denn ſo wichtig es iſt, das Verbrechen durchaus zu kennen, ſo iſt es vielleicht noch ungleich wichtiger, von dem Beklagten die beſtimmteſte Kenntniß zu haben.

Es gibt Geſetze, die keine Nachforſchung über eine andere Handlung zulaſſen, als jene, welche der Gegenſtand der Klage iſt; allein dadurch ſchränken ſie ja vielmehr die Fortſchritte des Richters ein, als daß ſie ſeinen Meinungen die rechte Geſtalt geben ſollen. Wäre es nicht recht vermeſſen, oder wider die Wahrheit einer Anklage zu ſchreien, wenn der Richter nicht den geringſten Begriff von dem Charakter, den Sitten und dem Intereſſe des Beklagten hat? —

Aber wie! ſollte man nun, um über eine einzige Handlung, die auf das Publikum Einfluß hat, urtheilen zu können, die ganze geheime Lebensgeſchichte eines Menſchen durchgehen? —

Um über einen einzigen Augenblick Licht zu verbreiten, in der Vergangenheit verfloſſener Jahre nachforſchen? Freilich wäre es zu wünſchen, daß man die Fertigkeit der Juſtiz mit der Langſamkeit der Weisheit vereinigen könnte; aber leider hat alles hienieden ſeine Mängel, und in dem politiſchen Stande iſt es ſchon gar die allgemeinſte Regel der Obrigkeiten, kleine Uebel der größern Vortheile wegen zu überſehen.

Wie mehr man dieſer Materie nachdenkt, deſto mehr findet man, daß ein übernatürliches Weſen nöthig wäre, um die Menſchen gut zu regieren.

Aber man muß in einer Welt, in der alles, was geſchieht, nur eine bis ins Unendliche ſich verändernde Verbindung des Guten mit dem Böſen zu ſeyn ſcheint, auf dieſe ſchimäriſchen Vollkommenheiten Verzicht thun. Ja, gewiß iſt es, ſogar die Sittenlehre würde in der Ausübung nicht jene Untrüglichkeit beſitzen, die wir ihr noch nie, ſo lange auch ſchon die Sittenlehre in Schulen gelehrt, darüber diſputirt, und eine zahlloſe Menge von Büchern geſchrieben worden, in unſern Lehrſyſtemen geben können.

Indeſſen, wenn man die Sache nach der ſtrengſten Genauigkeit behandeln will, bleibt es doch immer wahr, daß man wohl ein Menſchenleben daran ſetzen dürfe, um endlich mit Sicherheit über das Leben eines andern ſprechen zu können. Aber was iſt unſere Weisheit, als die Kunſt, uns ſelbſt zu begränzen. Einige wohlgewählte Züge, einige ſcharf unterſuchte Zeitpunkte in dem Leben des Beklagten, werden dem Richter ein hinlängliches Bild von dem Intereſſe und den Sitten des Schuldigen darſtellen.

Es gibt wenig Handlungen, die in der Geſellſchaft für ſich allein ſtehen, und ganz ohne Beziehung ſind; die Erſchütterung, die ſie verurſachen, theilet ſich von Glied zu Glied, und überall, wo ſie anſchlägt, dem ganzen Körper mit; die roheſten Menſchen ſind oft die durchdringendſten Moraliſten, denen ihr perſönliches Intereſſe durch ein ſonderbares Gefühl alle Fehler an jenen aufdeckt, die ſie zu kennen nöthig haben.

Eine kluge Auswahl unter den vor ihm liegenden Zeugniſſen, eine richtige Auseinanderſetzung und Verbindung der eingeholten Erfahrungen, ſey das vorzüglichſte Talent des Richters; er ſoll nur zu wiſſen verlangen, und bald wird er von der Sache hinlänglich unterrichtet ſeyn.

Er wird leicht wiſſen, ob der, den man eines Todtſchlags beſchuldigt, ein wilder unbändiger Unmenſch, oder ein mäßiger, geſitteter Menſch, ob er raſchſüchtig ſey, und ob er einen Beweggrund, ſich rächen zu wollen, hatte. Die Vergangenheit wird ihm das Gegenwärtige aufklären, und wenn er das Verbrechen mit dem Beklagten vergleicht, wird er die Erweislichkeit auf das Genaueſte beſtimmen können, wovon das Endurtheil ohnehin nur als ein allgemeiner Kalkul kann angeſehen werden. Iſt es ein Menſch, deſſen ſanfte Gemüthsart bekannt iſt, und einer grauſamen Handlung beſchuldigt wird? Oder ein ſchwaches furchtſames Mädchen, der man ein verwegenes und ſchwer zu begehendes Verbrechen zumuthet? Oder ein Bürger, der von allen ſeinen Mitbürgern ſeiner Uneigennützigkeit und Rechtſchaffenheit wegen geliebt wurde, und dem eine ſchändliche und niedrige Handlung angedichtet wird? Wie? ſoll ſich nicht ſelbſt die Vernunft gegen eine Anklage empören, die ſchon die Wahrſcheinlichkeit ſelbſt wider ſich hat? — Muß nicht eine ſolche Anklage vor der bloßen Gegenwart des Beſchuldigten weichen? —

O ihr Menſchenrichter! hütet euch ja vor dem falſchen Grundſatze, daß alle Menſchen zu allem gleich fähig ſeyen; daß das menſchliche Herz von Geburt aus boshaft, ohne Anſtrengung Abentheuer hervorbringe, und daß es nur einen unglücklichen Augenblick brauche, um Unſchuld und Laſter zu vermengen. Entehret doch durch einen abſcheulichen Hang zu argwöhnen eure Natur nicht, habt immer Achtung für einen Bürger, der bisher ſein Leben unſchuldig und rein zugebracht hat. Zeiget euren Mitbürgern durch ein edles Zutrauen in die Tugend, daß ihr ſelbſt tugendhaft ſeyd. Ich will es mit Wenigem wiederholen: um über das Gegenwärtige ein geſundes Urtheil fällen zu können, muß man ſorgfältig die Vergangenheit zu Rathe ziehen.

Aber, welch eine herkuliſche Arbeit! — Wie ſehr iſt nicht zu fürchten, daß die Uebereilung das Bild von den geſammelten Gegenſtänden, welche der Richter ſo genau kennen muß, nicht ganz entſtellen werde! Was hindert nicht alles den Richter in ſeinen Einſichten! — Wie oft verdunkeln ihm die Leidenſchaften das Licht, womit er die Wahrheit ſehen ſollte! Ach! ſelbſt die Tugend führt ihn oft von ſeinem Ziele ab. Wie leicht zürnt nicht eine Seele — fühlbar und voll der ſtrengen Grundſätze von Tugend, — ſchon bei dem bloßen Anblicke des Verbrechens! die ſchwarzen Begriffe, die ſie ihm einflößt, verbreiten ſich wie eine düſtere, Donner drohende Wolke über den Beklagten, und der Richter verharrt um ſo ſteifer in dieſem gefährlichen Gefühle, da es in Geheim ſeiner Tugend ſchmeichelt. — Kein Irrthum iſt ſchädlicher, als der; ſelbſt von einem beſtochenen, durch Umſtände und Kunſtgriffe der Menſchen zur Ungerechtigkeit verleiteten Richter läßt ſich noch hoffen, daß ſein Gewiſſen, wenn es aufwacht, ihn durch die peinlichſten Vorwürfe zu ſeinen Pflichten zurückführt; aber ein Richter, den ſein eigen Herz verblendet hat, raubt uns alle Erwartung, er findet keinen Strahl mehr, der ihm den Weg zur Gerechtigkeit zeigen könnte, da er ſchon alles Licht verſchwendet hat, um ſich zu verblenden.

Vorurtheil und Haß haben in ſeinem Gehirne eine Gährung verurſacht, daß alle Umſtände, alle Beweiſe verfälſcht und verdorben worden ſind. Er ſieht die Gegenſtände nicht mehr, wie ſie ſind, und ſelbſt die Unſchuld verliert in ſeinen Augen die heitere freundliche Miene; er glaubt ſelbſt in ihr den verhaßten Anblick des Laſters zu finden. Wollet ihr alſo, ihr Richter und Obrigkeiten, dieſen ſo ſchädlichen Irrthümern zuvorkommen, ſo vergeſſet niemal, daß der Verbrecher und der Beklagte allzeit himmelweit von einander entfernt ſeyen; ſehet ihn immer mit einem duldenden und freundlichen Auge an, und wenn es je geſchieht, daß ſich noch, trotz eurem Gegenſtreben, zu feurige Gefühle in eure Seele einſchleichen ſollten, wenn ihr noch die erſten Aufwallungen des Zorns und Haſſes gegen den Beklagten in eurem Herzen fühlt, verweilet keinen Augenblick dabei, fliehet, haltet eine Pauſe, in der ihr Richter zu ſeyn aufhöret. Die Sache eures Mitbürgers wird nun die eure, ihr ſeyd nun auch ſelbſt Parthei, und euer Gewiſſen wird ſich dagegen ſträuben. Ha! das Gewiſſen! welch ein Wort! — Ein aufgeklärtes Gewiſſen iſt dem Richter ein göttliches Orakel; aber wenn es Vorurtheil und Aberglauben blind gemacht haben, iſt es auch der ſchädlichſte Betrüger des Menſchengeſchlechtes.

Heilige Religion! rein, die du biſt, wie deine Urquelle; du, die du alle Menſchen liebeſt, und wieder von allen Menſchen ſollteſt geliebt werden, welch ein menſchenfeindliches Fatum hat die Menſchen hingeriſſen, daß ſie in deinem Namen ganze Ströme von Blut ihrer Mitbrüder haben fließen laſſen? Du verabſcheueſt dieſe ſchrecklichen Opfer, und wirſt dieſe wüthenden Würger, die deine Geſetze mißbrauchen, weit ſchärfer beſtrafen, als jene unglücklichen unwiſſenden Menſchen, denen ſie nicht bekannt waren. Aus dieſer Quelle hat die ſchädliche Voreiligkeit ihren Urſprung.

Die ganze Gerechtigkeit des Richters fällt, wenn es ihm um die Religion des Beklagten zu thun iſt, wenn der Richter von den Lehrſätzen eines Menſchen auf ſeine Moral ſchließt; wenn er eher fragt: „Was glaubſt du?“ als er fragen ſollte: Was haſt du gethan?“

Ich ſagte, jeder edeldenkende Richter ſoll ſelbſt ſeinem Haſſe gegen das Laſter nicht trauen; aber kann wohl bei einem abergläubiſchen Manne gegen die Wuth des Fanatismus geſagt werden! — Nichts kann man thun! Die Menſchheit wird unter ſeinem mächtig verheerenden Tritte ſeufzen, nach Hilfe rufen; aber alle edeln Bemühungen der ſanften, duldenden Weisheit, alle ihre Rathgebungen werden ſeinen Verwüſtungen nicht Einhalt thun können.

Sehet ihr nur, wie der Wahnſinn alle ſeine Züge verunſtaltet hat: ſo wie Ruhe und Heiterkeit aus ſeinem Herzen entflohen ſind, Sanftmuth und Menſchenliebe der Grauſamkeit des Aberglaubens haben Platz machen müſſen, ſo findet ihr auch keinen Zug mehr davon in ſeiner Miene; ſeine Stirne runzelt ſich immer tiefer, und jeder Falte ſteckt der Gedanke des heiligen Mordes; ſein ganzes Geſicht iſt mit einer tiefen niedergeſchlagenen Traurigkeit überzogen; ſein Auge ſieht nicht mehr froh und helle; es iſt tief in den hohlen Winkeln verſteckt; das düſtere Feuer, das aus ſeinen Augen hervorſtrahlt, dient nur, das Dunkel, das über das Geſicht verbreitet iſt, dann und wann zu beleuchten, ſo wie der ſchlängelnde Blitz die Wetterſchwärze am Himmel durchkreuzet, nur um dem ſcheuen Blicke das Schreckliche des Verderbens zu zeigen. Sehet, wie er den Opferdolch in ſeiner Rechten, und das Geſetzbuch der Religion in der Linken, den ſtieren Blick gen Himmel wendet, und wüthend ſeinen Mitbrüdern zuruft: Elende Menſchen! — Glaubet und ſterbet!

So raſet er über Schutt und Graus gethürmter Leichen Jahrhunderte durch, und Jahrhunderte nach ihm läßt er noch die Spuren des vergoſſenen Blutes zurück. —

Zwar wirft ihm die Vernunft, nachdem er uns mehr, oder minder nahe iſt, Hinderniſſe in Weg, die ihn etwas in ſeinem Laufe aufhalten, da ſie, lange Jahre unter ſein eiſernes Joch gebeugt, ihr Haupt noch nicht emporheben kann, und es noch nicht wagen darf, ihm die Stirne zu bieten und öffentlich anzugreifen: aber da in ſeinem giftigen Herzen nicht bloß Wuth und Blutgier wohnen, ſondern auch die argliſtige Tücke verborgen liegt, ſtillt er eine Zeitlang ſeine Wuth, und verbirgt ſeine Mordſucht; ſcheint nachgebend und geduldig die Stöße auszuhalten, die ihm die Vernunft beifügt, ſcheint ganz zu entfliehen, aber deſto ſorgfältiger ſammelt er alle ſeine Kräften, und untergräbt die Vormauern, die die Philoſophie in dieſer kurzen Pauſe zu ihrem Schutze aufgeführt hat; und — leider ſehen wir es ſelbſt! — hebt auf einmal ſein Schlangenhaupt in einem Jahrhunderte wieder empor, wo die Weisheit überall ſchon ihre finſten Lehren verbreitet hatte, wo die Vernunft in ihre Rechte trat, und man ſich das glückliche Jahrhundert der Philoſophie verſprach, wo Aureliuſſe die Menſchen regieren und Sokraten die Kanzeln beſteigen würden, um die Menſchen zu bilden. Der Anblik dieſer traurigen Scenen iſt für fühlbare Seelen zu ſchmerzhaft, als daß man ihn länger ertragen könnte: laßt uns alſo einen Gedanken fliehen, der die Menſchheit ſo ſehr beleidigt, und verfolgen wir lieber noch einige Schritte weit den Richter in der Verwaltung der peinlichen Rechtspflege.

Endlich erſcheinet der kritiſche Zeitpunkt, wo der Beklagte vor ſeine Richter geführt wird: — erlaubt mir doch eine Frage, die ich nicht weiter verſchieben kann: Wie wollet ihr ihn empfangen? — Wolltet ihr ihn als Obrigkeit, oder als einen Feind empfangen? Hättet ihr im Sinne, ihn zu erſchrecken, oder euch von ihm zu unterrichten?

Was glaubt ihr, wie einem Menſchen zu Muthe iſt, der gähling aus ſeinem unterirdiſchen Gefängniſſe heraufgeſchleppt wird, den die Sonne, die er nun wieder einmal zum erſtenmale ſieht, verblendet hat, der auf einmal unter Leute gebracht wird, deren Miene es ihm ſchon ſagt, daß ſein Todesurtheil ihre Beſchaftigung iſt? — Er ſieht ſie, und zittert ſchon; kaum daß er es wagt, ſeinen ſchüchternen Blick gegen die Richter zu erheben, deren Willkühr ſein Schickſal überlaſſen iſt, und deren finſtere Blicke die ſeinigen zurückſcheuen. Wie ſehr muß ſeine ohnehin ſchon verwirrten Sinne der rauhe, drohende Ton erſchüttern! Muß ihn nicht auch noch das bischen Vernunft, die ihm noch übrig iſt, verlaſſen! — Alle ſeine Begriffe verlöſchen in ihm, und mit ſchwankender Stimme ſtottert er einige gebrochene Worte hervor. Um das Unglück des Elenden zu vollenden, ſchreiben vielleicht ſeine Richter einer innern Angſt und Betrübniß wegen des begangenen Verbrechens die Zerſtreuung zu, die bloß die Folge des Schreckens iſt, der ihn bei ihrem Anblick überfällt.

Wie! ihr könnt noch die Beſtürzung eines Inquiſiten mißkennen, ihr, die ihr euch kaum getrauen würdet, in einer Verſammlung Perſonen höhern Standes, nur ein Wort, mit männlicher Zuverſicht geſprochen, hervorzubringen? — O, ich bitte euch, heitert eure ernſten Amtsſtirnen auf, laßt den Armen in euerm ſanften Blicke jene zärtliche Beſorgniß leſen, die ihr für einen Menſchen fühlt, den ihr gerne unſchuldig finden möchtet! Gebt euren Worten, unbeſchadet des richterlichen Anſehens, jenen ſanften einnehmenden Ton, daß ihr mit dem Munde auch den Weg zu euren Herzen zu öffnen ſcheint: verberget den geheimen Schauder, den euch der Anblick der Ketten und das abſcheuliche Ausſehen des Elends verurſachen; vermengt ja mit dieſen ſo zweideutigen Anzeigen des Verbrechens nicht das Verbrechen ſelbſt, und denket, daß vielleicht unter dieſer traurigen Außenſeite der tugendhafteſte Menſch verborgen ſeyn könne. —

Ha! welch ein Beiſpiel für einen Richter! — Blicket aufwärts und ſehet über eurem Haupte Gottes Bild, der auch unſchuldig angeklagt wurde! — Ihr ſeyd Menſchen, handelt menſchlich; ihr ſeyd Richter, mäßiget euch; ihr ſeyd Chriſten, ſeyd liebreich! — Menſch, Richter, Chriſt, und wer du immer ſeyn magſt, habt Achtung für einen Unglücklichen, ſeyd ſanft und mitleidig mit einem Menſchen, der Thränen der Reue weint, oder der vielleicht nichts zu bereuen hat.

So viel von dem Betragen des Richters; nun aber komme ich auf eine Kunſt zu ſprechen, der ſich viele Richter ſo oft rühmen und ihren Nutzen anpreiſen, und die hingegen in ihren Wirkungen ſo unmenſchlich, ſo gefährlich iſt; ich ſage, die Kunſt, den Inquiſiten durch liſtige Fallfragen, ja ſelbſt durch falſche Vorausſetzungen zu verwirren, und endlich Trug und Lüge zur Entdeckung der Wahrheit zu gebrauchen. Wie leicht iſt nicht dieſer Kunſtgriff! — Oder ſoll es das Meiſterſtück eines großen Kopfes ſeyn, einem Unglücklichen durch hunderterlei Fragen, deren keine zur andern paßt, das Gehirn zu verrücken? — Man ſcheint nicht der Ordnung folgen zu wollen, wie die Handlungen aufeinander gehen; man raubt ihm den gewiſſen ſteten Geſichtspunkt, indem man ihn wie im taumelnden Kreiſe ſich um eine Menge verſchiedener Gegenſtände herumdrehen läßt, auf einmal inne hält, und ihm ein Geſtändniß zumuthet, das nie aus ſeinem Munde gekommen iſt, und endlich froh über den auf ihn gelungenen Streich ſagt: „Sieh, was du erſt einbekannt haſt! Du widerſprichſt dich, du lügſt, und biſt alſo verloren.“

Welch ein ſchändlicher Kniff! und was iſt endlich die Folge davon? — Der arme Menſch verſtummt, alle Reden ſeines Richters fallen wie ein unverſehener Donnerſtreich auf ihn; er erſtaunt, ſich durch ſich ſelbſt verrathen zu ſehen; Vernunft und Gedächtniß verlaſſen ihn; alles, was je in ſeinem Leben geſchehen iſt, erſcheint ihm nun untereinander geworfen und in ein Chaos vermenget, und verfällt, durch den ihm zugemutheten Widerſpruch beſtürzt und auſſer Faſſung gebracht, in einen wirklichen Widerſpruch.

Iſt das die Verfahrungsart der kunſtloſen nackten Gerechtigkeit? Und ſeit wann ſind die Handlungen der Gerechtigkeit ein Sophiſtenkrieg? — Es möchte vielleicht noch hingehen, mit einem künſtlich geſchlungenen Netze von Fragen und Querfragen einen Menſchen zu fangen, der eben ſo liſtig meinen Fragen auszuweichen, als ich dieſelben an ihn zu ſtellen weiß; es möchte hingehen, wenn der Beklagte (wie es bei einigen andern weiſen Völkern eingeführt iſt) einen Advokaten hätte, der ihn gegen die Anklage vertheidigen, an ſeiner Stelle vor dem Richter reden, und ſeinem ſchwächern Geiſte zu Hilfe kommen könnte; wenn ein Menſch dem Richter, der in behaglicher Gemüthsruhe da ſitzt, mit eben ſo ruhigem Geiſte, mit eben ſo kaltem Blute antworten könnte; wenn ein Pfiffkopf den andern fragte; kurz, wenn zwiſchen Angriff und Vertheidigung ein Gleichgewicht hergeſtellt wäre; aber ſo tritt ein rauher, mit den Geſetzen und Geſetzfinten unbekannter Menſch vor einen in all den Künſten des Rechts jahrelang geübten Magiſtrat, ein Menſch, von Furcht und Schrecken ergriffen, vor einen ruhigen, ſich immer ſelbſt gleichen Richter; — ein Menſch, der einzig zur Wahrheit ſeine Zuflucht nehmen kann, indem man ihn mit allen juridiſchen Kniffen beſtürmt; ja ſelbſt zur Lüge ſeine Zuflucht nimmt.

Nein, ihr Richter! dieſe Kunſt iſt eben ſo haſſenswerth, als ſie ungerecht iſt; beſchimpft damit euer ruhmvolles Amt nicht; nehmt keine Kunſt zu Hülfe, ſondern bleibt bei der Simplicität der Sache ſelbſt. Die Wahrheit müßt ihr nicht auf dem Wege des Trugs, ſondern durch die Wahrheit ſelbſt ſuchen; verfolgt den Inquiſiten in euren Fragen durch alle Thatſachen, die ihr von ihm in Händen habt: aber Schritt vor Schritt und ohne ihn zu übereilen; beobachtet, welchen Gang er nehmen will in ſeinen Antworten, aber ohne ihn irre zu führen, und wenn er fällt, ſo fall er durch das Uebergewicht der Wahrheit gedrückt, und nicht in euren Fallſtricken gefangen.

Und endlich, wenn alle die angewandten Kunſtgriffe nicht das Geſtändniß herauslocken, das der Richter wünſcht, dann, ha! welch eine ſchaudernde Scene öffnet ſich da auf einmal! Müde, mit Worten zu fragen, will er durch die grauſamſte Marter Wahrheit finden; er hat die Geduld zu weiterem Nachforſchen verloren, oder iſt vielleicht aufgebracht worden, weil er keinen Nutzen davon ſah. Nun hat er einen andern Weg gefunden; nun läßt er brennende Fackeln und Ketten und alle die fürchterlichen Werkzeuge bringen, die die Grauſamkeit zu des Menſchen Pein erfunden hat. Der Henker kömmt und wird Theilnehmer des Richteramtes, und macht dem Fragen, das der Richter erſt mit Güte und beibehaltener Freiheit des Beklagten angefangen hatte, durch die unmenſchlichſten Gewaltthätigkeiten ein Ende.

Freundliche Gefährtin der Menſchen, ſanfte Philoſophie! du, die du die Wahrheit nie anders, als mit aufmerkſam forſchendem Blicke und mit unerſchütterter Geduld ſucheſt, hätteſt du wohl je erwartet, daß man in einem Jahrhunderte, das man — freilich mit zu viel menſchlichem Stolze — das deine nennt, dergleichen Werkzeuge zur Entdeckung der Wahrheit gebrauchen würde?

Iſt es möglich, daß unſere Geſetze dieſe unbegreifliche Verfahrungsart genehmigen, ja ſogar ihren Gebrauch heiligen können? — Wie können wir noch den Alten aus der grauen

Vorzeit ihre Kämpfer und Fechter vorwerfen? — Unſern Vorfahren ihre Waſſer- und Feuerproben? Ha! wäre es nicht viel menſchlicher, wenn wir einen Beklagten ſich auf dem Kampfplatze mit Löwen und Tigern herumbalgen ließen, als daß wir ihn gebunden und ohnmächtig dem Henker zur Tortur geben? — Wenigſtens hätte er doch die Freiheit, ſich zu vertheidigen, die wir ihm rauben; fände noch einigen Strahl von Hoffnung in ſeinem nervigten Arme und ſeiner Geſchicklichkeit, wovon er, gebunden, auf der Folter keinen Gebrauch machen kann: — oder würfen ihn auch mitten in die über ihn aufſchlagenden Flammen; er könnte doch noch in der Erwartung eines glücklichen Zufalls, oder in der Flucht ſeine Rettung hoffen.

Menſchen! was ſeyd ihr für grauſame, ſinnloſe Ungeheuer! — Wünſcht ihr, das ſchmerzliche Seufzen zu hören, das die Marter auspreßt? — Aber ich weiß, was ihr mir antwortet: Sein boshaftes Läugnen nöthiget euch, ihn auf die peinliche Frage zu ſtellen, um die Wahrheit zu erfragen. — Aber wenn ihr die Wahrheit ſuchet, glaubt ihr denn, man finde ſie in der Betäubung des Schmerzens? —

Ach! wer aus euch hat nicht jemals in ſeinem Leben Schmerzen gelitten? Wer weiß nicht ſeinen ſchrecklichen Eindruck auf ein Weſen, das die reizbarſte Fühlbarkeit ſo ſchwach gemacht hat? Der Menſch im Leiden gleicht ſich nicht mehr: er ſeufzt wie ein Kind und wüthet wie ein Raſender; er ruft die ganze Natur ſich zu Hülfe; ſein ſchwacher Verſtand nimmt bald an der Zerrüttung der Sinne Theil, die die Einbildungskraft noch zu vermehren hilft. Die Seele zeigt ſich in ſeinem Geſichte. Alle Züge darin ſind verunſtaltet und zerſtört; alle ſeine Seelenkräfte ſind in ängſtlicher Unruhe und erliegen nach und nach; ſie wollen ſich gegen den Schmerz emporarbeiten, fallen aber gleich wieder in Ohnmacht zurück. In dieſer allgemeinen Konvulſion ſeines Weſens, wo jede Nerve bebt und jede Muskel leidet, iſt all ſein Denken, Wollen, Wünſchen, das heftige Verlangen, ſeiner Martern ein Ende zu ſehen. Glaubt mir, ihr Richter! werft einem Menſchen alle nur erdenkliche Verbrechen vor, und wenn er ſie euch nicht eingeſteht, laßt den Henker ſeinen Rücken zerfleiſchen, und er wird alle Schandthaten der Welt auf ſich liegen laſſen; der Schmerz wird ihm ſogar neue Verbrechen erfinden helfen, wenn er ſich dadurch von der Marter befreien kann. Nichts iſt der menſchlichen Natur mehr zuwider, als Leiden: der Schmerz ſelbſt iſt das größte Verbrechen; Sterben wäre dem Menſchen eine Kleinigkeit, wenn nicht der Schmerz dem Tod vorherging.

Ich weiß, was wir alten Gewohnheiten ſchuldig ſind, daß alle unſere Neuerungen in alten Gebräuchen ihren Grund haben, und ich würde gerne alles Gefühl erſticken, das ſich dagegen ſträubt; ich würde meinem unſichern Urtheile alles Zutrauen abſprechen, wenn ich nicht das Beiſpiel der vortrefflichſten Regierungen, der weiſeſten Völker vor mir hätte, die die peinliche Frage mit Abſcheu verworfen haben.

Die größten Männer, die aufgeklärteſten Köpfe unſerer Zeit haben die Vernunft aufgefodert, dieſes Ungeheuer aus dem menſchlichen Gebiete zu verweiſen, indem ſie ſchon vorläufig in ihren Schriften an ſeinem gänzlichen Sturze arbeiteten.

In der That! ich rechne es mir zur höchſten Ehre, meine Stimme mit dem allgemeinen Rufe dieſer großen Männer an die Menſchheit vereiniget zu haben und öffentlich dem ganzen Menſchengeſchlechte ein ſo günſtiges Zeugniß ablegen zu können. Zwar wird es gewiß nicht an Leuten fehlen, die, abergläubiſch an die Obſervanz gebunden, mich tadeln werden; aber dagegen habe ich den allgemeinen, lauten Beifall der Menſchheit, der mich für das heimliche Gemurmel des Vorurtheils genug ſchadlos hält.

Wenn nun der Richter ſich die genaueſte Kenntniß aller Umſtände des Verbrechens erworben hat, den Charakter des Beklagten einſieht, und beides, Umſtände und Charakter, auf das ſorgfältigſte miteinander verglichen und alle ihre Beziehungen entdeckt hat, ſo iſt zwar ſchon ſehr viel geſchehen, aber lange noch nicht alles; es bleibt ihm noch das Wichtigſte zu thun übrig; nämlich ein richtiges Urtheil über die Zeugſchaften zu fällen und den Werth derſelben zu beſtimmen. O wie traurig, daß das Leben eines freien Menſchen, der nur den Geſetzen unterworfen ſeyn ſoll, von den Leidenſchaften und Irrthümern ſeiner Mitbürger abhängt; daß der Richter ſo oft das Schwert der Gerechtigkeit auf das Wort einiger Zeugen zucken muß, die entweder ſchändliche Betrüger, oder vom Überglauben und Unwiſſenheit verblendete Menſchen ſind! —

Und doch, ſo zweifelhaft dieſes Mittel iſt, wer ſagt uns ein ſichereres? — Kann man einen Inquiſiten nicht einmal nach der bloßen Natur des ihm aufgebürdeten Verbrechens rechtfertigen, oder verurtheilen, um ſo weniger kann man es auf Charakter und Sitten: wir haben jene edlen Bürger nicht mehr, die ihre Ankläger blos durch Erinnerung an ihre Thaten zum Schweigen bringen konnten, ſo wie Scipio, der Afrikaner, zu den Römern ſagte: „Laßt uns ins Kapitolium gehen, um den Göttern für meine Siege zu danken.“ In dieſen wenigen Worten lag ſeine ganze Rechtfertigung; dieſe wenigen Worte ſagten genug, um ihn ſeinen Richtern als den Mann vorzuſtellen, der er war. Aber dieſe Zeit iſt nicht mehr, und dieſe erhabenen Seelen, ſelbſt über den Argwohn erhoben, finden wir nicht wieder.

Nun iſt es ſchon einmal ſo, daß das Schickſal gemeiner Menſchen wieder von andern abhängt und das Uebergewicht der Zeugniſſe den Ausſchlag gibt. Nur iſt die wichtige Frage, ob wir eine gewiſſe Richtſchnur, ein allgemeines Maaß haben, den Werth der Zeugniſſe zu beſtimmen? — Dieſe Frage verdoppelt unſere Verlegenheit, und indem wir die Nothwendigkeit unſerer Prozeduren bekennen, müſſen wir zugleich über die Kühnheit erſtaunen, mit der man dabei zu Werke geht.

Nur zu wahr iſt es, daß die Zeugniſſe nach keinem beſtimmten Maaße können geſchätzt werden; daß wir ohne ſichere Regel, die unſer Urtheil leiten ſollte, urtheilen müſſen. Wenn unſer Geiſt auf ſeine eigenen Begriffe wirkt, wenn wir nach unſern eigenen Empfindungen urtheilen, dann muß freilich die Wahrheit, die, ſo zu ſagen, durch eine unmittelbare Berührung auf unſere Seele drückt, eine Ueberzeugung hervorbringen, die faſt bei allen Menſchen gleich iſt; aber da uns die Evidenz unſerer Erkenntniß, die Gewißheit unſerer Sinne fehlt, da wir uns genöthiget ſehen, unſere Kenntniſſe von andern und nicht aus uns ſelbſt zu holen, unſere Urtheile aus den fremden Zeugniſſen anderer Menſchen zu ſammeln, nun läßt ſich nichts mehr gewiß und allgemein annehmen. Wer ſind die Menſchen, bei denen ich mich Raths erhole? Was haben ſie für ein Recht zur Glaubwürdigkeit? Was für einer Herrſchaft können ſich ihre Empfindungen über meine Sinne anmaßen? Was für ein Vorrecht hat ihr Verſtand über meine Vernunft? Wie bin ich verſichert, daß ſie all das wiſſen, was ſie ſagen, oder daß ſie mir zum wenigſten nicht mehr ſagen, als ſie wiſſen, daß ſie weder Schurken, noch Unwiſſende ſind? Kurz: was läßt mich Thatſache von den leeren Worten unterſcheiden, die ſie mir vorſagen? —

In dieſem Punkte kann uns nur allein die Erfahrung den Weg zu unſern Kenntniſſen bahnen; denn, um Menſchen glauben zu können, muß man das, was ſie ſagen, in Erfahrung gebracht, die Wahrheit ihrer Empfindungen durch die unſrigen, ihre Kenntniſſe durch unſere eigene Einſichten geprüft haben. Wir haben für die Erweislichkeit keinen andern Maaßſtab, als die Erfahrung; aber wie verſchieden iſt er nicht? wie viel, unzählbar vielen Nüancen unterworfen? haben alle Menſchen Erfahrung? und haben ſie ſie in einem hinlänglichen Grade? haben alle eine und die nämliche Erfahrung? — So wird zum Beiſpiel ein Hofmann, vertraut mit den Laſtern und Leidenſchaften, der tauſendmale iſt betrogen worden, oder ſelbſt ein Betrüger iſt; der durch eigene Uebung oder Erfahrung des Trugs ſich ein unheilbares Mißtrauen gegen alle Menſchen angewöhnt hat, ſchwerlich die geheiligten Züge der Wahrheit in den Mienen und Reden der Menſchen kennen; da doch ein unſchuldiger, ungekünſtelter Landmann, der beſtändig unter ſeinen eben ſo gerade denkenden Nachbarn gelebt hat, das unbedeutendſte Zeugniß der Wahrheit annehmen wird, ohne Arges dabei zu vermuthen.

Woher kömmt es denn, daß ſich ein Kind ſo leicht, ſo gerne von ihrer Amme und ihren erſten Lehrmeiſtern täuſchen läßt? Unſtreitig daher, weil der Irrthum was Verführendes für den menſchlichen Geiſt hat, der gewöhnt iſt, von den Beherrſchern ſeiner Kindheit ſein ganzes Beſtehen und ſeine erſten Bedürfniſſe zu erhalten; er hat ſie in ſeinen wichtigſten Angelegenheiten ohne Falſch gefunden; das Uebergewicht ihrer höhern Einſichten in verſchiedenen Fällen erfahren, und eben dieſe Erfahrung macht ihn in all andern Fällen für den Irrthum ſo leicht empfänglich, als er es für die Wahrheit war.

Laßt ſo viel Menſchen, als ihr wollt, zuſammen kommen und ſie über den Umfang eines und des nämlichen Zeugniſſes urtheilen, und wenn tauſend Menſchen ſind, ſo habt ihr tauſend verſchiedene Urtheile.

Was werden aber endlich das für Bedingniſſe ſeyn, ohne welche der Richter den Werth der Zeugniſſe und den Umraum, in wie weit ſie erweislich ſind, nicht mit Genauigkeit beſtimmen kann? Bedingniſſe, die wir nie erfüllen können! — Man müßte zu allen Zeiten und in allen Orten geweſen ſeyn; in die tiefeſten, verborgenſten Falten des menſchlichen Herzens dringen können, um die Leidenſchaften und Intereſſe der Menſchen gründlich zu kennen; ihre charakteriſtiſchen Merkmale wiſſen, und die Stärke der verſchiedenen Beweggründe, die den Menſchen vom Laſter zur Tugend, vom Irrthum zur Wahrheit treiben.

Man müßte in jedem Falle alle dieſe verſchiedenen Zwecke untereinander verglichen haben, um einen Mittel-Terminus heraus zu bringen, eine allgemeine Einheit zu finden, die zu dem unſerer Urtheile zum Maßſtab diente.

Aber warum ſoll ich mich bei Sachen aufhalten, die über unſere Natur ſind? — Laßt uns wieder von dieſer Ausſchweifung ins Gebiet der Ideale zum Menſchen zurückkehren und ihn über das belehren, was er im Stande iſt. —

Was ſoll man denen Obrigkeiten ſagen, die das Schickſal eines Inquiſiten nach dem Werth der Zeugniſſe beſtimmen ſollen? — Welchen Rath kann man ihnen dabei geben? —

Ich ſehe zween ſich ganz entgegengeſetzte Fälle eines Richters vor mir, die ſich nur zu oft ereignen. Einer, zu jung noch, um durch Erfahrung gegen die Menſchen mißtrauiſch ſeyn zu können, weil ſie noch nicht Zeit genug hatten, ihn zu betrügen, wird er nicht zu leichtgläubig ſeyn? Ein anderer, der im Richteramte grau geworden und beſtändig mit Akten verſchanzt iſt, die ihm ſeiner Tage den Menſchen nie anders, als unwiſſend und boshaft geſchildert haben, wird er nicht zu ſehr gegen alles Zutrauen auf menſchliche Zeugniſſe verhärtet ſeyn? —

Zwiſchen dieſen beiden äußerſten Fällen muß man die goldene Mittelſtraße wählen; ein Richter, der Menſchenkenntniß mit dem Geſetzſtudium vereinigt und ſo einen höhern Grad der Vollkommenheit erreicht hat, würde ihnen ſagen: Trauet eurem Urtheile nicht, wenn es nicht tief in der Erfahrung gegründet iſt; lernet die Menſchen kennen, und ihr werdet finden, daß ſie weder alle gut, noch alle bös ſind; daß es keinen Menſchen gibt, der ganz Böſewicht, noch einen, der ganz tugendhaft iſt; aber unterſcheidet die Fälle, wo die Leidenſchaften den Menſchen zum Guten oder zum Böſen hinreißen. Jedoch, um dahin zu gelangen, zergliedert ſorgfältig jedes Zeugniß, ſchätzet ſeinen Werth nach der Ehrlichkeit und dem Verſtande des Zeugen; dann wird euch erſt eine zweite Zergliederung dieſer vorzüglichſten Beſtandtheile eines Zeugen zur Beobachtung ſeiner Ehrlichkeit in ſeinem verſchiedenen Intereſſe, ſeiner Art und Weiſe zu handeln, ſeiner Leidenſchaften und ſeiner Sitten führen; meſſet ſeinen Verſtand nach ſeiner Profeſſion, ſeiner Erziehung, ſeinen Talenten und ſo vielen andern Umſtänden, die, ſo klein ſie im Einzelnen ſcheinen mögen, im Ganzen nicht minder weſentlich ſind.

Endlich vergleichet dieſe Zeugniſſe mit einander, unterſuchet, ob ſie alle übereinſtimmen, oder ſich widerſprechen. In der Unterſuchung wird vieles wegfallen; die Zeugniſſe werden ſehr viel von ihrer Ausdehnung und Wichtigkeit verlieren; denn Widerſprüche reiben einander ſelbſt auf; von alle dem nun behaltet die geläuterten Ueberreſte zu einem gewiſſen Endzwecke.

Haltet euch nicht bei dem erſten Eindrucke auf, den der Drang einer blinden Erfahrung in euch verurſacht, ſondert, wählet und ſchaltet klüglich mit euren Beweggründen; ſondert die Züge wohl von einander ab, die euch die Sache entſtellen, oder gar in einem verkehrten Lichte zeigen könnten, und grabet in eure Seele ein reines Bild, das euch die Beweiſe in ihrer wahren Ordnung, in ihrer ächten Ausdehnung darſtellt, eurer Vernunft Genugthuung und eurem Herzen Troſt verſchafft, wenn ihr das Unglück haben ſollt, einen Menſchen verurtheilen zu müſſen.

Wenn es Richter geben kann, die in ihrer behaglichen Amtsruhe meinen gegebenen Rath verachten, und bei ſich ſelbſt denken: Der Mann iſt ein theoretiſcher Schwärmer, der keine Praktik kennt; ſo viel Mühe und Aufmerkſamkeit auf alles würde meine richterliche Geſchäfte zu ſehr erſchweren: wenn ihre Seele die haſſenswürdige Meinung hegt: was ich ſagte, ſey nicht zu ihnen geredet: wenn es ſolche Obrigkeiten geben kann, dieſe bitte ich um der Menſchheit willen, mich ihres Gehörs zu würdigen: ſie können doch nicht einige Tage ihres Lebens in Rechnung bringen, wenn es um das ganze Leben eines Andern zu thun iſt. Ha! welch ein barbariſcher Richter müßte der wohl ſeyn, der es wagen könnte, um den theuerſten Preiß, um einen Meuchelmord, durch ein voreiliges Urtheil ſich einige Minuten ſeines Lebens erkaufen zu wollen, das nun nicht mehr ſein — ganz dem gemeinen Beſten gehört! —

Eine obrigkeitliche Perſon, die ſich ſehr vielen Ruhm erworben hatte, behauptete einſt, daß die Leute, die ſich dem Richteramte widmen, zu ſehr das Studium des Beweisthums vernachläßigten; und äußerte zugleich den Wunſch, daß doch einſt unter den Millionen Produkten unſers ſchreibſeligen Jahrhunderts eine Schrift erſcheinen möchte, die uns die Regeln der Wahrſcheinlichkeit zeigte. Gewiß würde ein ſolches Werk von weitumfaſſendem Nutzen ſeyn, beſonders, wenn man gleich in einer guten Auswahl fürs Herz geſammelter Beiſpiele ihre Anwendung jungen Leuten zeigte. Denn ein Richter würde beinahe nichts gethan haben, wenn er ſich immer in ſeine Studierſtube einſchlöße und über Theorien von Menſchenkenntniß ſchwitzte: man muß den Menſchen bei den Menſchen ſtudieren; und ich behaupte, daß ein Tag, mit Beobachtung der Menſchen in der Geſellſchaft zugebracht, mehr aufkläre, als wenn man ganze Monate im einſamen Zimmer die trefflichſten Abhandlungen über den Menſchen liest. Es gibt einige finſtere Rigoriſten, die dieſe Welt als das Ausland des Menſchen betrachten, das der Richter niemal betreten ſoll, wenn er nicht Gefahr laufen wollte, ſich zu weit von den öffentlichen Geſchäften zu entfernen; aber unterdeſſen bleibt es immer wahr, daß der Umgang mit Menſchen für den Richter eine reichhaltige Quelle werden kann, die ihm den nützlichſten Unterricht zur Kenntniß des menſchlichen Lebens darbeut. Da, in dem Gebiete der Leidenſchaften, lernt man ihren wahren Charakter kennen und unterſcheiden, die Auf- und Abnahme ihrer Stärke und die Art der Richtung, die ſie dem Menſchen geben, ſie mögen dann einander abſtoßen, oder nach einem gemeinſchaftlichen Zweck trachten.

Je öfter wir Menſchen ſehen, deſto geläufiger wird uns die Geberdenſprache, Geſinnungen ihres Herzens, und die Kunſt, dieſe in den Geſichtszügen zu leſen; je öfter wir ſie hören und ihre Reden mit ihren Handlungen vergleichen, deſto näher kommen wir endlich dem wahren Sinne der ſo zweideutigen Sprache des menſchlichen Intereſſe, das niemals ſagt, was es zu ſagen ſcheint.

So legen, Erfahrung und Aufmerkſamkeit miteinander verbunden, jenes deutliche Gefühl vom Wahren und Falſchen in die Seele, das uns das Studium nicht gibt, und ohne dem wir vom menſchlichen Zeugniſſe keinen Gebrauch machen könnten, ohne beſtändig der Gefahr ausgeſetzt zu ſeyn, in Beurtheilung ihres innern Gehalts zu irren. Ja, der Richter wird ſie mit der Zeit (ſo viel vermag die Gewohnheit über den Menſchen) eben ſo fertig als richtig beurtheilen können; dieſer zweifache Vortheil wird ihn mit der Zeit ſo weit bringen, daß er von ſeinen Kenntniſſen, die ihm gar keine Mühe gekoſtet haben, ganz Natur zu ſeyn ſcheinen, den wichtigſten Gebrauch machen kann.

Wenn hingegen ein Richter alles gethan zu haben glaubt, wenn ſein Gehirn mit all den poſitiven Geſetzen vollgeſtopft iſt, die die Menſchen willkührlich zuſammengeſtoppelt haben, ſo iſt er vielleicht ſo weit gekommen, daß er einige bürgerliche Prozeſſe ſchlichten kann: wenn aber überdas noch ſein Gedächtniß von einem großen Geiſte regiert wird, das heißt, wenn er von den auswendig gelernten Definitionen und Axiomaten keine Anwendung machen kann, dann werden ihn ſelbſt dieſe von einem Irrthum zu dem andern verleiten; ſein Kopf iſt dann nichts mehr, als eine Höhle, daraus er ein Geſetz nach dem andern hervorzieht, um ſie zum Opfer ſeiner Unwiſſenheit zu machen; ſowie der Rieſe in der Fabel die Gefährten des Ulyſſes, welche er in ſeiner Steinkluft verſperrt hielt, nur darum herausließ, um ſie aufzufreſſen.

Und wenn er auch von den bürgerlichen Geſetzen den glücklichſten Gebrauch zu machen weiß, ſo muß doch die peinliche Juſtiz ſeine erſte Sorge ſeyn. Denn wenn ein Verbrecher ſeinem Gerichte überliefert wird, kann er nicht mehr mechaniſch das deutliche Geſetz für oder gegen eine Thatſache anwenden, die frei eingeſtanden worden und ihm klar vor die Augen gelegt wird; ſondern nun iſt es um die Erweiſung einer That zu thun, von der man noch nicht einmal eine Gewißheit hat, die noch im geheimen Dunkel verborgen liegt, eine That, die das Schickſal eines Menſchen beſtimmen muß. Dieſe Pflicht liegt ihm allein zu erfüllen ob; was dient es alſo dem Richter, das ganze Gemenge der bürgerlichen Geſetze im Kopf zu haben? Lernt er dadurch die Menſchen kennen? — Lernt er alle Umſtände auseinander zu ſetzen, die ihre Handlungen auszeichnen? — Sich einen richtigen Begriff von dem Charakter und Intereſſe des Beklagten machen? Ihn und das ihm aufgebürdete Verbrechen gegen einander halten, ihn auf allen Seiten betrachten, ob ihm die That gleich ſieht, ob er derſelben wohl fähig iſt? — Lernt er den wahren Werth der Zeugniſſe beſtimmen, ſie zergliedern, ſie einander entgegen ſetzen, ſie wieder vereinigen, und ihnen in all den Fortſchritten, die ſie vom Zweifel zur Gewißheit machen, treulich folgen? — Wie könnte er das, da all ſein Wiſſen nichts iſt, als das Wiſſen trockner Geſetzformeln? —

Alle dieſe Beweggründe zum mehr oder minder erweiſen, all dieſe moraliſchen Größen werden ſich nach der Laune des Zufalls in ſeinem Geiſte ſammeln und da einen ungeſtalten Klotz aushecken, der nicht nach ſeinem weſentlichen Gewichte, ſondern nach der Lage der Seele, die dieſe Beweggründe empfängt, handeln wird.

Heut wird er, ſchwach und hinfällig, ſich von dem geringſten, unzulänglichſten Beweiſe hinreißen laſſen; ein andermal macht ihn ſein Starrſinn ſo unbeugſam, daß er ſelbſt der Evidenz nicht traut. So wird das Menſchenleben, wofür man oft weniger, als für das Leben eines Inſekts beſorgt iſt, das man nur zum Bedürfniß tödtet, das Spiel der Unwiſſenheit oder einer übeln Laune ſeyn.

Wenn der Richter aus Mangel an Erfahrung zu den Regeln der Wahrſcheinlichkeit ſeine Zuflucht nehmen will, wird er niemals Gebrauch davon machen können; er wird niemals in einem Gewirre von einzelnen Umſtänden — und Umſtänden, die ſich einander ſo wenig gleichen, die Hauptzüge, durch die ſich die allgemeinen Regeln auszeichnen, erkennen.

Aber er unterſteht ſich, davon Gebrauch zu machen; — und es iſt das ſchlimmſte, was er thun kann; es iſt viel gefährlicher, ſie zu mißbrauchen, als ſie gar nicht wiſſen. Ich will nur zum Beiſpiel den bekannten Grundſatz in der Criminaljuſtiz anführen: „Zween rechtsförmige Gezeugen ſind zur Conviction hinlänglich“. Iſt nicht dieſer Satz die Quelle der ſchrecklichſten Unfälle, der ſchauderndſten Geſetzmorde, wenn ein verwegener Thor ihn ungeſcheut benützt? Iſt er nicht in den Händen deſſen, der die Gränzen des Raums nicht kennt, der ſeinen Wirkungskreis einſchließt, eben ſo gefährlich, als der Dolch in den Händen eines Meuchelmörders? —

Aber vielleicht ändern ſich die Zeiten, vielleicht erlebt die Menſchheit noch den glücklichen Zeitpunkt, wo die Erfahrung dem Richter die Augen öffnen wird; wo das Klaggeſchrei der Unſchuld, die er verkannt und verurtheilt hatte, ſeine Seele in Verzweiflung ſtürzen und ihm das Leben verbittern wird; wo man ihn nicht mehr achten wird, als ihn die Gewiſſensbiſſe und ſein Unglück mitleidenswerth machen.

Er ſoll dann das aufwachende Gewiſſen erſticken, wenn er kann; er ſoll es wagen, in ſeiner Ehrlichkeit die kahle Entſchuldigung für ſeine Unwiſſenheit zu ſuchen; laßt ihm den elenden Troſt, daß ſein Herz nichts von der Grauſamkeit wußte, die ſeine Unwiſſenheit verübt hat; ſeine Ehre wird er doch nie mehr retten können. Das Publikum, der erſte Richter ſeiner Richter, das, ſobald es vor ihrem Richterſtuhl erſcheint, auch ſie vor den ſeinen fordert, — das Publikum hat ſchon den unwiderruflichen Ausſpruch über ſie gefällt. Dieſer Ausſpruch iſt allen Bürgern mit unverlöſchlichen Buchſtaben ins Gedächtniß geſchrieben, und jede Obrigkeit kann zu ſich ſelbſt ſagen: In dem Herzen meiner Bürger finde ich meine Ehre — oder Schande aufgezeichnet. —

Welcher Mann, deſſen Seele noch für Gefühle der Ehre empfänglich iſt, wird nicht bei dieſem Gedanken auffahren — und welch ein Troſt muß er für ihn ſeyn, wenn er ſich in ſeinem Herzen des Lohns gewiß iſt, daß ſein Andenken immer in dem Herzen ſeiner Bürger wird geſchätzt werden! Welch ein Glück für das Volk, wenn ſeine Obern von ihm geſchätzt zu ſeyn wünſchen, wenn ihm die Achtung ſeiner Beherrſcher das Anſehen wieder gibt, das es durch die Geſetze verloren hat!

Es iſt noch nicht ſo ſehr um den Richter geſchehen, wenn bloß Unwiſſenheit in den Geſetzen ſeine Schwäche iſt; es wird ihm ja ein Leichtes ſeyn, die Welt mit einem Dunſt von Gelehrtheit zu blenden, und doch eine Zeit lang, durch das richterliche Anſehen geborgen, ſeine Blöße bedecken zu können; denn ein ſo wichtiger und trockener Gegenſtand, als die Amtsgeſchäfte eines Richters ſind, wird niemals der Stoff fader und leerer Viſitengeſchwätze und die Unterhaltung in Aſſembleen werden, wo man ſpielt, oder vom Putze redet.

Aber nie wird er ſeine Ungeſchicklichkeit in Beurtheilung peinlicher Rechtsfälle der Welt verhehlen können; nie ſeine Leidenſchaften, deren Feuer ihn bei allen Gelegenheiten verräth; nie ſeine Leichtgläubigkeit oder ſeinen Starrſinn, ſeine Uebereilungen, ſeine Vorurtheile, ſeine Launen, ſeine Unwiſſenheit in den Sitten und dem Charakter der Menſchen — alles dieß läßt ſich den Augen der Welt nicht entziehen: ja! ſeine Familie, ſeine Hausgenoſſen, ſeine Freunde, ſeine Geſellſchafter wiſſen das lange vor ihm, ehe er ſelbſt ſeine Schwäche zu entdecken im Stande iſt, und haben vielleicht noch beſſere Kenntniß davon, als ihm je ſelbſt ſeine eigene Beobachtung verſchaffen kann.

Jeder Cirkel iſt ein Gericht, das deſto unnachſichtiger iſt, weil ſeine Urtheile unregelmäßig und keinen einſchränkenden Geſetzen unterworfen ſind. Alles wird da auf die Bahn gebracht und durchgedacht; man citirt und urtheilt die Leute, man führt Zeugniſſe an und beſtimmt willkührlich ihren Werth; man beruft ſich auf Charakter und Sitten, und nachdem endlich alle Umſtände ſind in Rechnung gebracht worden, wird förmlich entſchieden — verurtheilt oder losgeſprochen, und für die unbedeutendſten Kleinigkeiten behandelt man da mit eben ſo viel Scharfſinn, ja wohl gar faſt mit den nämlichen Formalitäten, als nur immer die wichtigſten Dinge.

Freilich ſind es nicht Richterausſprüche, nur Bürgermeinungen; aber ſie laſſen immer eine tiefe Spur zurück, und Leute, denen es daran liegt, den Mann zu kennen, der die Handlungen ſeiner Mitmenſchen wiegt, ſammeln dieſe Urtheile ſorgfältig auf, und wer weiß nicht, daß der Menſch immer gerne über das, was er ſieht, ſeine Meinung fällt, ohne zu wiſſen, wovon die Rede iſt, und ſo ſchließt man vom Menſchen auf den Richter: — Und ſollte es nicht ſo ſeyn? Iſt es nicht das Intereſſe eurer Mitbürger? Wann kömmt wohl je Einer über die Schwelle ſeines Richters, daß er nicht in der Stille zu ſich ſelbſt ſagt: „Wer iſt der, der über mein Hab, über mein Leben ſpricht? Ich will ihn kennen, will wiſſen, in weſſen Händen mein Schickſal liegt!“

Und nun! — welch ein demüthigender Anblick in den Augen des Weiſen, wenn er Unwiſſenheit und Kindesſchwäche in einem Menſchen ſehen muß, der mit allem männlichen Anſehen, das ſeinem Amte eigen iſt, über das Loos ſeiner Mitmenſchen entſcheidet! Welch ein ſchaudernder Gedanke für den wackern Bürger! — Muß er ihn nicht muthlos und zittern machen für ſeine Ruhe, wie den ſchuldigen Verbrecher! Ha! das iſt alſo der Schiedsmann meines Schickſals! wird er ausrufen; das iſt der Richter, an den ich mich zu wenden habe, wenn ein Niederträchtiger den Pfeil der Verläumdung gegen mich ſchärfſt; wenn er es wagt, bei ihm ſeine fälſchliche Anklage gegen mich vorzubringen! Gerechter Himmel! Du, Richter der Menſchenrichter, Gott! — Sieh herab auf mein trauriges Loos und hab Erbarmen! Schütze du mich vor der Verfolgung meiner Feinde, und entreiße mich der Wuth des Boshaften, der auf mich eindringt, denn ich habe keine Obrigkeit, die mich vertheidigte! — So würde der gekränkte Bürger ſprechen, und ſeine Worte würden von Mund zu Mund wiederholt werden; bald würde man den Magiſtrat, den dieſe Worte treffen, ſtatt in ihm den Beſchützer, den Sachwalter, den Vater des Volks zu verehren, als die Geiſel des Publikums anſehen. Man hört ihn nicht nennen, ohne nicht zugleich vor dem Begriffe, den er in dem Geiſte der Bürger hinterließ, und der Anzahl der Richter zurückzubeben. Man würde ſich alle Mühe geben, Glück, Leben und alles, was uns heilig iſt und wir ſeiner Sorge anvertraut haben, wieder — auf was immer für Wege — an uns zu bringen, ſo wie man einem Kinde, das alles zerbricht, oder zur Erde wirft, weil es noch von keinem Dinge den Werth kennt, alle koſtbare Sachen aus den Händen nehmen würde.

Wie ſchädlich iſt dieſe Muthloſigkeit der Bürger! Welche ſchreckliche Folgen, wenn ein Volk das Zutrauen zu ſeinen Beherrſchern verloren hat! wenn es ſie immer mit zweifelnden, argwöhnenden Augen anſieht! — Was ſollen Strafen fruchten, wenn man an dem gerechten Verhängniſſe derſelben zweifelt! wenn man zweifelt, ob ſie wohl die gerechte Folge eines Verbrechens ſind.

Das fürchterliche Schaffot wird ſeine Abſicht nicht mehr erreichen; es wird mit Grauſen und Entſetzen das Herz der Zuſchauer füllen, aber nicht anders, als wie bei jedem andern Morde; eure Hinrichtungen werden dem Volke nichts mehr — als eitel Schauſpiel ſeyn, und mitten unter einer ſolchen Blutſcene werden ſich Mißtrauen und Mitleiden der Herzen bemeiſtern, und im Stillen die traurige Frage aufwerfen: Iſt wohl dieſes Schlachtopfer des Todes ſchuldig? — oder iſt es ein unſchuldiger Zeuge richterlicher Grauſamkeit, juridiſchen Unſinns; oder der Partheilichkeit, oder der Unwiſſenheit ſeiner Richter? Werden nun wohl noch die Bürger jene Freude fühlen, die das Bewußtſeyn einflößt, unter dem Schutze der Gerechtigkeit zu ſtehen? —

Wird nicht hingegen jeder erſchrecken vor dem Wahne, von den Geſetzen verlaſſen und ein Raub ihrer unwiſſenden leidenſchaftlichen oder mechaniſchen Prieſter zu ſeyn! Wird er nicht allererſt, wenn er vor Gericht angeklagt wird, er mag ſich viel oder wenig, oder gar nicht ſchuldig befinden, am beſten daran zu ſeyn glauben, wenn er durch die Flucht ſich der Gefahr zu entreißen ſucht? Wird er nicht das nämliche ſeinem Freunde, auch aus Mitleiden einem Unbekannten — wohl gar ſeinem Feinde rathen? —

Welch eine Beſchimpfung für das Richteramt! — Welch eine Beleidigung ihrer Würde! wenn es ſo weit gekommen iſt, daß man einem Beklagten nichts beſſers, nichts ſicherers zu rathen weiß, daß es der erſte Gedanke iſt: Flieh' und rette dich! — wenn in den Herzen der Bürger der Wunſch entſteht, einen Beklagten der Gewalt des Richters zu entziehen — ja, ich getraue es mir zu ſagen, daß man ſich ſogar ein Verdienſt daraus macht, einen Menſchen den obrigkeitlichen Händen zu entreißen, als wie einen, der in Mörder- und Räuberhände gefallen iſt, der ſeinen Feinden zur Beute geworden iſt. So ſagte auch ein Philoſoph, der nach Sokrates Tode vor dem Richter angeklagt wurde, indem er mit der Flucht aus dem grauſamen Athen ſich rettete: „Ich will die Philoſophie von einer zweiten Mißhandlung retten.“

Nein! ſo weit ſoll es nicht kommen! Wir nähern uns immer mehr den glücklichen Zeiten, wo die Wahrheit mit der Fackel das geheimſte Dunkel der Vorurtheile, des Aberglaubens, des Fanatismus, der Unwiſſenheit und der Pedanterei durchdringen wird. Es wird Licht werden, daß die Menſchen ſehen. Die Philoſophie wird auch die runzlichte Stirne des pedantiſchen Geſetzverwalters aufheitern, wird ſein Herz zu ſanften Gefühlen der Menſchheit ſtimmen; ſie wird ihn die geheime Sprache des Herzens lehren, die nicht auf den Lippen ſchwebt und durch keine Buchſtaben gereihet wird; ſie wird ihn mit der Natur des Menſchen vertrauter machen, und ihn freundlich an ihrer Hand von ſeiner juridiſchen Werkſtatt in den Zirkel ſeiner Mitbrüder führen und ihm ſagen: Freund, ſchließe einige Augenblicke dein dickes Buch zu und wirf einen Blick auf die Menſchheit. Lerne erſt ſie kennen, die du richten willſt, und ſtudiere die Herzen, ehe du auf Worte baueſt. Es wird Licht werden in der Seele des Rechtsgelehrten und er wird ſehen — Wahrheit und Irrthum. —

Und Furcht und Mißtrauen wird die Herzen der Bürger verlaſſen, und Liebe und Zuverſicht auf die Obrigkeiten wird wieder in ſelben aufleben.

Mann, deſſen Seele rein iſt und dein Herz dir keine Laſterthat vorwirft, traue kühn auf deine Unſchuld und fliehe nicht, wenn du vor deinem Richter angeklagt wirſt! Du haſt Feinde; deine Feinde ſind Verläumder und klagen dich fälſchlich an; der Zufall iſt traurig für dich; aber unvermeidlich in der Geſellſchaft. Allein, zage nicht und ſtehe mit feſtem Muthe deinem Kläger unter das Geſicht. Du haſt Geſetze für dich, und an ihren Prieſtern Biedermänner, die nicht treulos dagegen handeln werden. Ja, wenn es ſelbſt die Geſtalt der Sache erheiſchen ſollte, zittre ſelbſt vor Kerker und Feſſeln nicht; nur den Schuldigen erniedrigen die Bande; nur in dem Buſen des Schuldigen erwecken ſie Furcht und Gräuſen; aber du wirſt ſiegen über deine Feinde, wirſt ſtolz aus deinem Kerker treten, um zu deiner Genugthuung Zeuge ihrer Strafe zu ſeyn. Traue ſicher deinen Richtern und ſei gewiß, daß ſie alle ihre Talente, die ihnen die Natur verlieh, alle ihre Einſichten, die ſie ſich durch Studium und Erfahrung erworben haben, alle ihre Kräfte Tag und Nacht für deine Sicherheit und deine Ruhe verwenden werden.

Wie ſehr erhebt die Zuverſicht eines Unſchuldigen die Würde des Richters! wie ſchmeichelhaft iſt ſie ſeinem Herzen! Achtung und Gutes, das ihm der Richter erzeiget, wird ihn ihm immer mehr nähern, und ſo vermehrt der Richter, der auf einmal die Wonne der Ehre und der Tugend ſchmeckt, ſeine Jahre mit denen, die er der beklagten Unſchuld gerettet hat.

Die Römer beſtimmten dem Kriegsmanne, der eines Bürgers Leben gerettet hat, eine Ehrenkrone (Corona Civica): die Zeit und die neue Geſtalt, die die Geſellſchaft durch ſelbe gewonnen hat, haben die Bürgerkronen zu den andern ehrwürdigen Zeugniſſen der alten Tugend hinterlegt und in Vergeſſenheit gebracht; wir haben keine Kronen mehr, die des gemeinen Mannes Tugend lohnten; aber laſſen wir die Krone den Römern, und ernten Ehre und ſtummen Herzensdank von unſern Mitbürgern ein, wenn wir das Leben und die Freiheit eines derſelben gerettet haben.

O heilige Gerechtigkeit! nie wollen wir dich verlaſſen: der Richter möge dich ſtets in ſeinem Herzen als ein Heiligthum aufbewahren und ſeine Befehle, ſeine Ausſprüche und Urtheile ſollen deinen Geiſt athmen: ja, wenn es nöthig iſt, wird er der Welt dein Bild mit ſeinem Blute zeichnen, um jederzeit ſeinen Mitbürgern ein Beiſpiel der Menſchen- und Vaterlandsliebe zu geben.

Aber wie ſchwer biſt du in Ausübung zu bringen! Wie ſchwer wird es dem Richter, deine Befehle zu vollziehen, wenn er auf dein Geheiß einen Beklagten, der, von dir überzeugt, des Urtheils ſchuldig geworden iſt, verurtheilen ſoll! wenn er für das Verbrechen qualvolle Strafen beſtimmen ſoll! wenn du Menſchen heißeſt, Menſchen zum Tode führen! — Das letzte Geſchäft, das dem Richter in einer peinlichen Sache übrig iſt; aber ſicher auch für einen Menſchen das traurigſte, deſſen gefühlvolles Herz mitfühlt bei Menſchenleiden, mitblutet, wo Brüderblut fließt. Niederſtürzen müßte den Mann vom Gefühl der Gedanke an dieſes Geſchäft; die Feder würde ſeiner Hand entſinken, ſo oft er ſie, das blutige Urtheil ſeines Mitbruders aufzuzeichnen, anſetzte; wenn ihn nicht dabei der Gedanke tröſtete, daß der Tod ſeines Mitbürgers nicht ſein Werk, ſondern das Werk der heiligen unveränderlichen Geſetze ſey, daß er in dieſem Falle weniger ſelbſtthätige Kraft, als vielmehr Maſchine ſey, durch die der Geiſt der Geſetze wirkt; wenn ihn nicht das Bewußtſeyn wieder aufrichtete, daß er in ſeinen traurigen Geſchäften nicht ſo faſt der Urheber der Verurtheilung eines Angeklagten, als vielmehr [illegible] Zeuge dieſer Handlung ſey. Unglücklicher! der du das Geſetz, für deſſen Aufrechthaltung die ganze Geſellſchaft — im Ganzen, wie im Einzelnen — bürget, durch deine Handlung beleidiget haſt, fluche dem Manne nicht, der das Urtheil über dich ausſpricht! Nicht er — das Geſetz verurtheilet dich — nicht in ihm, ſondern in dem Geſetze liegt dein Schickſal. Der Richter kann weiter nichts thun, als das Geſetz, das du verletzet haſt, und das dich nun ſelbſt zur Strafe verurtheilet, wider dich anführen. Er iſt nur Herold der Geſetze, und es bleibt ſogar noch immer zweifelhaft, ob er die Freiheit habe, es nach ſeinem Sinne auszulegen und nach ſeiner Auslegung anzuwenden.

Ja, ihr Richter! verwahrt euer Herz vor dem verwegenen Gedanken, daß eine Obrigkeit die unſelige Macht habe, willkührlich die Strafe über einen Schuldigen verhängen zu können. Nur in den Geſetzen allein liegt die Strafe; nur den Geſetzen allein iſt es vorbehalten, Strafen nach Maas des Verbrechens zu beſtimmen; nur das Geſetz allein iſt die Selbſtbeherrſcherin über die Bürger — über der Bürger Ehre und Schande, Freiheit und Leben, und nur als Geſetzgeber können ſich unſere Könige und Fürſten einer gegründeten Oberherrſchaft über uns anmaßen.

Kein Menſch hat von Natur ein Recht, über das Schickſal ſeines Mitmenſchen zu ſchalten, ſeine Fehler zu ſtrafen, dieſes Recht liegt nur im Geſetze, ihn ſeiner Freiheit verluſtig, oder des Todes ſchuldig zu erklären. Selbſt der Vater hat dieſes Recht nicht über ſeine Kinder, und es ſcheint ſogar, ſein Anſehen um die Zeit zu verlöſchen, wo die Vernunft dem Menſchen die Begriffe vom Guten und Böſen, Verbrechen und Strafe entwickelt, und ihn alſo, da er im Stande iſt, Verbrecher werden zu können, der Strafe empfänglich macht; ſo werden uns einige einwenden.

Die Römer, fahren ſie fort, die es in der Aufrechthaltung ihrer Sitten ſo weit gebracht hatten, daß ſie weniger Geſetze bedurften, und dieſen oft die Sitten ſo ſehr zuvor kamen, daß ihnen wenig mehr zu thun übrig blieb; die Römer ſage ich, denen ſo ſehr daran lag, das väterliche Anſehen und die Ehrfurcht der Kinder zu erhalten, glaubten doch, durch manche Fälle aufgefodert, nothwendig denſelben Schranken ſetzen zu müſſen; denn ſie dachten, leicht könnte das Lieblächeln des geliebten Sohnes die ernſte, ſtrenge Richtermiene verdrängen, die Falte ausglätten, die der Unwille über ein Vergehen zuſammenzog; kurz, der zärtliche Vater könnte ein unbilliger Richter werden, könnte bei dem zärtlichen Vatergefühle, bei dem ſüßen Namen Gatte den Richter vergeſſen — den Richter, vom Volke über alle Glieder des Staates geſetzt; und ſie fürchteten mehr von der Verirrung der Leidenſchaften, als ſie ſich immer von der geradeſten Aufrechtheit der Natur verſprechen konnten.

Aber wie, wenn die Natur keinem Menſchen ein ordentliches und in ihr ſelbſt gegründetes Vorrecht geſtattet, über das Schickſal und Leben ſeiner Mitmenſchen zu walten, kann ihn wohl je die Konvention dazu berechtigen? Gewiß nicht! Denn welcher Menſch würde ſo toll ſeyn, daß er ſeiner Freiheit, ſeinem Leben entſagte, alles, ja ſich ſelbſt aufopferte, um ſich ſchwachen, leidenſchaftlichen Menſchen, wie er ſelbſt iſt, preis zu geben. Menſchen, denen ſeine Erhaltung, ſein Wohl und ſein Sturz gleichgültig iſt — ja, denen es ſogar wohl manchmal daran liegen mag, ſeinen Untergang zu befördern; ja letzteres wohl gar zuweilen erwünſchlich iſt? Niemals wird wohl ein Bürger von einigen ſeiner Mitbürger nach ihrer Willkühr, oder auch von der ganzen Geſellſchaft gerichtet werden wollen.

Es iſt nur zu wahr, die Erfahrung lehrt es uns täglich, man nehme ſo viel Menſchen, als man wolle, zu Richtern, und der Erfolg iſt, daß man einige Menſchen verſammelt hat, die da ſind, wider einander zu ſprechen; wer verſichert dieſen nun, daß ſie ihm werden Gerechtigkeit wiederfahren laſſen; daß ſie ihn nach der Schwere ſeines Verbrechens und nicht nach dem Uebergewichte ihrer Leidenſchaften verurtheilen; nach der Lage der Sache und nicht nach dem mehr oder minder günſtigen Zeitpunkte, darin ſie ſich befinden? Wer bürgt für ihr Urtheil? die Vielheit der Richter, die Mehrheit der Stimmen? Aber, auch das ſagt uns die Erfahrung, unter vielen ſind viele, verſchiedene, ſich widerſprechende Meinungen, und nur ein kleines Häuflein kennt, liebt die Wahrheit. — Wurde nicht Ariſtid von dem ganzen athenienſiſchen Volke verurtheilt?

Oder wird uns ihre Tugend, ihre Einſichten ſichern? Aber darf ich dem Verſtande trauen — ſtets in Gefahr — das Spiel der Leidenſchaft zu werden! Sichert mich die Tugend, wo ich Privateigennutz ſehe, wie er alle Tugend verſcheuet und die Herzen meiſtert? Die Richter, die Sokraten verurtheilten, wurden entweder vom Anſcheine, Vorurtheil, Furcht, oder was immer für einem Irrlichte verführt, oder ſie wurden beſtochen. Der Menſch, der von der Natur nur einen Augenblick Daſeyn erhielt, hat ſein Sommerleben nicht ſo geringe achtend dem Sturm und den ſchroffen Felſenſpitzen zum Scheitern preis zu geben, und dieſer ſo lebhafte, feurige Trieb der Selbſterhaltung iſt ein geheimer Befehl der Gottheit, ſich niemal andern anzuvertrauen, wenn man ſich nicht ſelbſt wegwerfen will.

Welch eine abentheuerliche Paradoxe, daß ein Bürger nicht ohne ſeinem eigenen Geſtändniſſe könne verurtheilt, nicht geſetzmäßig beſtraft werden, wenn er ſich nicht ſelbſt ſeine Strafe gewählt hat! Die Natur des Geſetzes ſelbſt klärt uns dieſe offenbaren Widerſprüche auf. Das Geſetz iſt der Wille aller; die gemeinſame Stimme der Geſellſchaft, und wenn auch ein einzelner, den das Ganze zum Richter und Geſetzgeber gewählt hat, das Geſetz macht und verträgt, muß man es doch immer als das Reſultat und den Ausdruck aller einzelnen Stimmen anſehen. Nun zieht der Geſetzgeber einen Zirkel um ſeine ganze Gemeinde, weiſt ihr alle Intereſſen aus, leitet ſie auf den kürzeſten Wegen nach einem allgemeinen Mittelpunkte, und ſo errichtet er Geſetze, als das unfehlbare Zeichen jenes Endzwecks, nach dem jeder trachten muß.

Was iſt denn nun das Geſetz für den einzelnen Bürger? Nichts, als eine Handlung ſeines freien Willens, der ein günſtiger Augenblick das Daſeyn gab, wo die Weisheit über Vorurtheil und Leidenſchaft ſiegte; — nichts, als ſeine Vernunft durch das hellere Licht einer andern aufgeklärt; das, was er ſelbſt beſtimmt hätte, wenn ſeine Denkungsart rein wäre; was er ſelbſt gethan hätte, wenn ſein Geiſt richtige Begriffe vom Recht hätte; wenn recht handeln ſein Studium wäre. Es iſt ein Geſchäft, das ſich der Geſetzgeber durch den billigen Gehorſam der übrigen Glieder der Geſellſchaft zueignet; kurz, der Bürger, der die Geſetze befolgt, verſetzt ſeinen Geiſt in den des ganzen Publikums. Es iſt ein Geſchäft des Geſetzgebers, das er ſich nur durch den billigen Gehorſam des Bürgers zueignet; kurz, da der Bürger die Geſetze befolgt, gibt er ſeine eigene ſchwächere Vernunft gefangen und überläßt ſich dem allgemeinen Geiſte der Nation.

Wenn man die Sache nach ihrer Natur betrachtet, ſo ergibt ſich ganz klar, daß das peinliche Geſetz nichts anders iſt, als ein Bündniß, das der einzelne Bürger mit allen andern gemacht hat, ſich jenen Strafen in allen Fällen zu unterwerfen, wo er dergleichen Verbrechen begangen hat. Es iſt alſo ausgemacht, daß der Schuldige ſchon zum voraus ſich ſelbſt die Strafe ſeines Verbrechens feſtſetze, und die Obrigkeit, nachdem ſie ihn ſeiner Schuld überwieſen, kann ihm das Geſetz vorweiſen, und ſagen: ich bin nicht mehr dein Richter, ſondern das Geſetz, oder, vielmehr, du ſelbſt verurtheileſt dich durch das Geſetz, welches du ſtrafbar verkannt haſt.

Ein peinliches Geſetzbuch iſt alſo, von zweien Seiten betrachtet, die ſo weſentlich ſind, daß ſie ſeinen Werth entſcheiden, das Meiſterſtück in der Geſetzgebung. Es kann niemals ausführlich genug, niemals beſtimmt genug ſeyn, und doch ſoll keine überflüſſige Ausdehnung den Werth der Kürze in ſelbem vermiſſen laſſen. Beſtimmt können die Geſetze nie genug ſeyn, um die Gegenſtände deutlich voneinander abzuſondern; *ausführlich*, um jeden Gegenſtand davon ins Reine zu bringen; und die ſorgfältigſte Zergliederung in die kleinſten Theile, die in allen andern Geſetzen überflüſſig ſeyn würde, wird in einem peinlichen Geſetzbuche unnachſichtlich erfordert, weil es ungleich ſchwerer iſt, die Handlungen der Menſchen feſtzuſetzen, als die Geſetze, und weil man jene umſtändlich beſchreiben muß, da doch dieſe, nämlich die Geſetze, nur beſtimmt werden dürfen.

Es iſt noch nicht alles, ja ſogar nichts gethan, wenn man nur die Verbrechen und ihre Grade beſtimmt hat, ohne auch die geziemende Strafe darauf zu ſetzen. Ich will alles in dieſen wenigen Worten zuſammen faſſen: Das peinliche Geſetzbuch muß dem Richter einen ſo genauen und richtigen Abriß von Verbrechen und Strafen darſtellen, daß ihm nichts mehr übrig bleibt, als die Mittel, welche ihm die Geſetze vorſchreiben, je nachdem ſich ein Uebel in der Geſellſchaft vorfindet, leicht und ſicher wählen zu können.

Ich ſcheue mich nicht, es frei zu geſtehen, daß peinliche Geſetze in manchem Lande noch bei weitem dieſe Vollkommenheit nicht erreicht haben; denn anſtatt, daß ſie durch eine Stufenleiter, wo Strafe und Verbrechen richtig und verhältnißmäßig aufeinander folgen, eine zweifache Kette machten, wovon alle Glieder ordentlich ineinander paßten, um die ganze bürgerliche Geſellſchaft damit zu umringen, ſind ſie vielmehr zerſtreut, ohne Verbindung, durch ſo große unerſetzliche Leeren unterbrochen, daß ſich der geſchickteſte und ſorgfältigſte Richter aus Mangel des Zuſammenhanges leicht verirren kann. Manche Geſetze haben weder Verbrechen noch Strafe entſchieden; ſie haben keine Austheilung der Verbrechen nach ihrer Gattung, Art, Gegenſtand und Stufen gemacht; und doch, welch ein weſentlicher Unterſchied zerfällt die Verbrechen nicht dem Gegenſtande nach? —

Die einen beleidigen unmittelbar den einzelnen Bürger; andere das ganze Publikum; die einen den Fürſten, andere Gott ſelbſt.

Welch eine Verſchiedenheit der Verbrechen nach ihren Stufen! Welche Nüancen zu beobachten! Welch ein Unterſchied der Verbrechen von der Unehrerbietigkeit bis zum Gottesraub, von der Unzufriedenheit bis zum Todtſchlag, von der böſen Nachrede bis zur Entehrung, von Stellionat bis zur Robarie!

Wenn wir die Verbrechen in Rückſicht der Privatperſonen betrachten, die ſie beleidigen, muß man denn das Verbrechen eines Bürgers gegen einen andern Bürger mit dem eines Gatten gegen ſeine Gattin, des Vaters gegen ſeine Kinder, oder der Kinder gegen ihren Vater vermengen? Der Bürger verletzet nur den geſellſchaftlichen Contract; der Gatte nebſt dieſen einen andern, den er mit ſeiner Gattin eingegangen iſt; ein Vater, Kinder noch mehr. Sind nicht dieſe Verbrechen alle unendlich voneinander unterſchieden? — und doch haben die Menſchen ſie noch nicht alle auseinander geſetzt.

Unbegreiflich, wie ſich der Menſch ſo weit hat von Menſchen entfernen können! — Wir haben die vollſtändigſten Verzeichniſſe der Pflanzen und Thieren; die koſtſpieligſten Werke von Steinen und Muſcheln; und wir haben kein Blatt, darauf der Werth unſerer moraliſchen Handlungen gezeichnet wäre. Deutſchland iſt ſchon ſeit mehreren Jahrhunderten, und es ſcheint, als wenn man erſt geſtern angefangen hätte, auf die Moral zu denken. So kommen wir endlich von dem äußerſten Ziele der Wiſſenſchaften, das wir, nach Jahrelangem Rennen, von Neugier und Eitelkeit geſpornt, oft auf Koſten unſers Lebens und unſers Herzens erreicht haben, wieder zu uns ſelbſt zurück; gerade wie ein junger Herr von ſeinen Reiſen, der alles über der Gränze ſeines Vaterlandes geſehen hat, Weltbürger iſt, und in ſein eignes Haus als Fremdling eintritt.

Wenn wir aber auch hie und da eine Rangordnung unter den Verbrechen gemacht haben, ſo iſt ſie ſchädlicher, als eine gänzliche Verwirrung; denn man bringt die Sache leichter ins Reine, wo keine, als wo eine ſchlechte Ordnung iſt. Der

Beweis liegt am Tage. Wie ſollte eine vollkommene Ordnung, eine richtige Stufenfolge der Verbrechen gemacht werden können, da es uns ſo ſehr an Kenntniß fehlt? Kennen wir die wahren Gränzen der Gemeinverbrechen, und der Ausnahmen (Delits privilegies), der landesherrlichen und der gewöhnlichen Straffälle? Welche Fragen über dieſen Punkt? und wer hat ſie noch entſchieden?

Hat man nicht nur zu oft die bürgerlichen und religiöſen Verbrechen untereinander geworfen? Wie viele Vergehen werden in dieſem Leben beſtraft, die nur erſt in dem künftigen ſollten gerichtet werden? Hat man wohl immer das Gewiſſen in ſeinen Rechten gelaſſen, — jene heilige Freiſtätte, wo ein jeder ungeſtört ſich ſelbſt über die Vorwürfe ſeines Herzens richten kann? — Wo iſt der ſcharfe Blick in manchen Geſetzen, der das Ebenmaaß der Verbrechen beſtimmt? Man hat ganz den wahren Geſichtspunkt verloren, der das Gleichgewicht zwiſchen Verbrechen und Strafe herſtellen könnte, oder hätte man ſonſt den Kontreband eben ſo ſchwer beſtrafen können, als Verſchwörung, öffentliche Unterdrückung und Gewaltthätigkeiten? Wenn man die Vergehen der Eheleute, der Eltern, der Kinder nach der Ordnung auseinander geſetzt hätte, die Natur und Sittenlehre angegeben haben, wäre es wohl möglich, daß alles Naturgefühl im Menſchen, alle Reinigkeit der Sitten ſobald hätte erſtickt und verdorben werden können?

So ſehr es unſerer Geſetzverfaſſung an Beſtimmung und richtiger Folge der Verbrechen fehlt, eben ſo ſchlecht ſteht es auch mit Herſtellung Verbrechen gemäßer Strafen; und das als eine unmittelbare Folge des erſten.

Es iſt bereits eine alltägliche Erfahrung, daß das erſte Laſter ein zweites nach ſich zieht. Eine traurige Erfahrung! Schrecklich für die Menſchheit; aber noch ſchrecklicher, daß wir den Grund des Verbrechens in der Strafe finden.

Man hat es beinahe als eine Maxime in allen Gerichten Frankreichs angenommen, die Art der Strafen der Willkühr des Richters zu überlaſſen? Welche Schande für die Menſchheit! Wie gewaltig ſchlägt dieſe Maxime den Geiſt des Menſchen zu Boden! Iſt nicht die Entehrung mit Pranger und Schandpfahl die gemeinſte Strafe? und wir kennen nicht einmal den ganzen Umfang dieſer grauſamen Strafe, die ſo wichtig, ſo heickel in der Anwendung iſt, die ſtatt ſo vieler andern, meiſt fruchtloſen, könnte gebraucht werden, die bei einem Volk, das für die Ehre lebt und ſtirbt, mehr bewirken würde, als Folter und Schaffot; kurz, Entehrung iſt die wahre Strafe des Deutſchen.

Haben je die Geſetze die Dauer der Landesverweiſung nach dem größern oder mindern Verbrechen abgemeſſen? beſtimmt, wie weit und auf welche Vergehen ſich dieſe Strafe erſtrecke? Daher jene Geringſchätzung des Vaterlandes, ſo wenig Patriotismus und die große Auswanderungsluſt, weil man ſo gleichgültig den Bürger verweiſen kann.

Iſt nicht die Galeerenſtrafe (Schanzſtrafe) ganz der Laune des Richters überlaſſen? Sitzen nicht täglich die Richter zuſammen, um per majora zu finden, ob der unglückliche Verbrecher zeitlebens, oder nur einige Jahre das Ruder führen ſoll? Die Geſetze ſchweigen davon und die Menſchlichkeit oder Barbarei der Richter tritt an ihre Stelle. Unterdeſſen kümmert man ſich wenig, wie lange der Menſch leidet; ein Jahr mehr oder weniger Elend, iſt Männern eine Kleinigkeit, die beim Anblicke des menſchlichen Elendes grauſam geworden ſind, die täglich einige ihrer Brüder foltern oder hinrichten ſehen! Wie iſt ein Jahr des Leidens ſo unbedeutend für den Menſchen, dieſes ſo empfindliche Weſen, das ſo bald ausgelebt hat, das ſo wenig Tage der Freude zählt, daß unſere Geſetzverfaſſer über dieſe Stelle wegeilen konnten, um nicht ſelbſt die Dauer der Strafe zu beſtimmen?

Welch eine Verſchiedenheit der Verbrechen! welch eine unermeßliche Stufenreihe vom geringſten Vergehen, das die Aufmerkſamkeit des Richters auf ſich zieht, bis zur ſchwärzeſten Bosheit, die den Verbrecher aus dem Kreiſe ſeiner Mitmenſchen ausſchließt? Hat man nun auch die Strafe nach dem Verbrechen gemeſſen? Die gemeinſte Strafe iſt der Tod —

Tod und immer Tod, und faſt immer unter einerlei Geſtalt. Tauſend Verbrechen, die ihrer Größe nach Himmelweit voneinander abſtehen, werden alle ohne Unterſchied der Art mit dem Tod beſtraft. Der abſcheulichſte Meuchelmörder ſtirbt den Tod, den der Unglückliche leidet, der, von Elend und Hunger, von Jammer und Verzweiflung hingeriſſen, auf der Heerſtraße ſich und ſeinen Kindern das Brod raubt, das ihm harte Menſchen nicht gutwillig geben wollten.

Der Knecht, der ſeinem Herrn heimlich eine Kleinigkeit entwendet, die dieſer ſich geſchämt hätte, ihm anzubieten, muß an den nämlichen Galgen, wo jener ſault, der ſeinem Nebenmenſchen all ſein Hab und Gut geſtohlen hat.

Der Menſch, der mit unverſtimmtem Gefühl, mit unbefangenem Auge alle dieſe Ungerechtigkeiten, alle dieſe groben Fehler in den Geſetzgebungen ſieht, kann ſie unmöglich unbemerkt vorbei gehen; und ich weiß gewiß, daß Hunderte eben zu ſich ſelbſt ſchon geſagt haben, was ich hier laut und öffentlich zu ſagen wage.

Ich vermuthe den Einwurf, daß dieſe genaue Auseinanderſetzung von Verbrechen und Strafe die peinlichen Geſetze zu ſehr anhäuſen würde; aber ich weiß, der Mann von Gefühl, der arbeitsſame Richter macht mir dieſe Einwendung nicht; die Menge guter Geſetze ſchreckt ihn nicht; dem Manne, der mit Vorſicht und Schonung ſeine Geſchäfte beginnt, fällt die Wahl der Strafen zu ſchwer, als daß er nicht von ganzem Herzen dieſer Bürde entledigt zu ſeyn wünſchen ſollte; der empfindſame, der Menſchen liebende Richter wird am wenigſten dawider einzuwenden haben, ſein trauriges Geſchäft iſt ihm zur Qual; ſein Herz blutet mit dem unglücklichen Verbrecher, deſſen Blut auf der Richtſtatt raucht; er leidet mit dem Elenden, den Unrichtigkeit und Mangelhaftes der Geſetze verderben.

Geſetzt auch, die Geſetze würden dadurch ſo ſehr anwachſen, daß wir ihrer etliche Bände hätten, ſollte man es ungereimt finden? Laßt uns immer die Lücken ausfüllen, den Abgang nöthiger und nützlicher Geſetze erſetzen, ſo lang, bis wir genung haben. Man wird mir ſagen, wer kann ſo eine ungeheure Menge Geſetze im Kopfe behalten? Man müßte alſo ſeinem Gedächtniſſe weniger zutrauen, als ſeinem Verſtande, und ſagen, es iſt leichter, den Sinn eines Geſetzes auf ſo viel Fälle zu erklären, als für jeden Fall ein Geſetz auswendig zu lernen.

Ich weiß gewiß, ein Mann, der ſich von der peinlichen Rechtspflege richtige Begriffe gemacht hat, die wahren Grundſätze derſelben und die Schwere ihrer Ausübung kennt, wird nie die traurige und gefährliche Freiheit, nach Willkühr zu ſtrafen, zurück verlangen; gerne wird er den Buchſtaben der Geſetze befolgen, und erſchrecken, wenn er jemals wieder ſollte genöthigt werden, die Geſetze nach ſeinen Einſichten leiten zu müſſen. Unterdeſſen ſind unſere obrigkeitliche Perſonen doch dazu gezwungen; unſere dermalige Geſetzverfaſſung hat ſie in dieſe traurige Lage verſetzt, und die Regenten unſerer Staaten machten es ihnen zur Pflicht, in Ermanglung der Geſetze die Strafen zu beſtimmen, oder vielmehr nach dem Geiſt der Geſetze zu ſtrafen.

Wie undeutlicher die Geſetze ſind, deſto mehr muß ein Richter wiſſen; wie fehlerhafter ſie ſind, deſto weniger muß er es ſelbſt ſeyn; und es gehört beinahe eben ſo viel Geiſteskraft dazu, die Geſetze zu erklären, als ſie zu geben.

Wie viel verlangt man nicht von euch, ihr Richter! welche Pflichten! welche Seelengröße fordert die Verwaltung der peinlichen Rechtspflege, daß ihr nicht unter der ſchweren Bürde unterlieget! Aber noch trauriger iſt es in unſern Zeiten, daß der Richter weniger beſorgt ſeyn muß, dem ächten Geiſte guter Criminalgeſetze zu folgen, als ihm daran liegt, den Sinn der Geſetze zu errathen.

Ueberhaupt beſteht der Geiſt aller guten peinlichen Geſetze nur darin, daß ſie ſo viel möglich die geringſte Strafe mit dem gemeinen Beſten verbinden. Die leichteſte Ahndung und das Blut, das an den Altären der Gerechtigkeit raucht, müſſen beide zum Wohl des Ganzen beitragen.

Die Abſicht iſt unzertrennlich von der Strafe, und da, wo beide gleichſam als in einem Mittelpunkte zuſammen treffen, iſt der einzige Geſichtspunkt, den man beobachten muß. Gerader Menſchenſinn und ein empfindſames Herz werden ihn unfehlbar finden; aber — trauriges Schickſal! in manchen peinlichen Geſetzen findet ſich dieſer Geiſt nicht. Wer hätte je gedacht, daß kanoniſche Satzungen, religiöſe Vorſchriften und Begriffe, die aus einer Quelle entſprungen ſind, daraus die menſchliche Regierung nie hätte ſchöpfen ſollen, daß dieſe, ſage ich, einen großen Theil der Verfaſſung unſerer peinlichen Geſetze ausmachen, und uns immer von ihrem wahren Endzwecke ableiten? Und doch iſt es, leider! nur zu wahr. Wiederum haben Gewohnheiten, Sitten und Umſtände, ſelbſt Klima und Landesbeſchaffenheit ſich geändert, und die Geſetze blieben nichts deſtoweniger die nämlichen; die Geſetze, die einſt unter Juſtinian rohen Barbaren zur Vorſchrift dienten, ſollen auch heutzutage noch unſere Moralität beſtimmen; es iſt alſo offenbar, daß ſich ihr Geiſt unmöglich mehr mit unſerer gegenwärtigen Lage verträgt. Der Charakter jetziger Zeiten iſt dem der vorigen Jahrhunderte ganz entgegengeſetzt; die Bedürfniſſe des menſchlichen Lebens haben ſich vermehrt, folglich haben auch die Wiſſenſchaften einen großen Umſchwung genommen, und mit ihnen der Geiſt der Nation; die Denkungsart der Menſchen iſt heller, richtiger und freier geworden; die rauhe, beleidigende Seite des Laſters hat die Kunſt zugeſchliffen, und es glänzt nun wie Tugend; die Menſchen waren dort mehr wild, als boshaft; Zeit und Umſtände haben ſich verfeinert und den Böſewicht zum Schlaukopf gemacht. Die Regierung iſt das gar nicht mehr, was ſie vor etlich hundert Jahren war; ſie iſt ein ganz neues Geſchöpf der Zeit, und ſo ſehr von der alten unterſchieden, als es die jetzige Kleidertracht gegen der aus dem fünfzehnten Jahrhunderte iſt. Welche Veränderungen ſind ſeitdem in der Geſellſchaft vorgegangen? Welche Modifikationen in der Natur? Wie ſehr iſt der heutige Menſch von ſeinen Vorältern abgeartet! Und doch immer, ohne alle Rückſicht auf die Bedürfniſſe der Zeit, die nämlichen Geſetze, die nämliche Strafe, und eine andere Art von Verbrechen! Sie ſind alſo für unſere Zeiten meiſtentheils unbrauchbar geworden; aber auch für die damalige Zeit waren ſie nicht: denn ſie verrathen nur zu ſehr, daß ſie nicht aus der Natur der Sache genommen ſind; Mangel an Philoſophie, Menſchenkenntniß, Aberglauben und Vorurtheile in ſelbigen Zeiten beweiſen es: aber ſetzen wir auch, die Geſetze wären dem Charakter der Menſchen angemeſſen, wie ſie dortmals waren, ſo iſt es doch ausgemacht, daß die meiſten ungeſchickt ſind für Menſchen, wie wir jetzt ſind. Für Menſchen ſollen allezeit und allenthalben menſchliche Geſetze gemacht werden.

Manche Geſetze wiſſen nichts anders zu thun, als überall ohne Unterſchied mit dem Schwerte darein zu ſchlagen. Sie haben der Gerechtigkeit die Augen verbunden, und ſo tappt ſie im Finſtern herum, haut dem, der ihr am nächſten kömmt, den Kopf ab, und in ihrer Blindheit macht ſie keinen Unterſchied zwiſchen dem leidenſchaftlichen Menſchen und dem abgefeimteſten Böſewicht. Sie dringt nicht in die Natur der Verbrechen und den Unterſchied derſelben, der ſie oft faſt ins Unerreichbare von einander entfernt. Oft werden die geringſten Vergehen und die ſchwärzeſten Verbrecher mit einer und der nämlichen Strafe belegt. Es ſcheint wohl nicht anders, als wenn einige Geſetzgeber in der Eile alle Verbrechen in ein Bündel hätten zuſammen binden wollen, um ſie wie ein Büſchel Stäbe mit einmal übers Knie abzubrechen. Die Vernunft ſchaudert zurück vor dem mächtigen Unſinn der dickleibigen Rechtsgelehrten, und das Herz des Menſchen blutet beim Ueberblick der ſchrecklichen Urtheile.

Oft ſchon ſah ich einen verruchten Meuchelmörder das Blutgerüſt beſteigen, um für das Leben von hundert ein einziges hinzugeben; und ein Unglücklicher, den Noth und Verzweiflung zum Raube zwangen, folgte ihm, den nämlichen Tod zu ſterben: ſo gilt dem Räuber auf der Heerſtraße das Leben des Wanderers nicht mehr, als ſeine Börſe. Welch ein unkluges Verfahren der Geſetze, wodurch ſie den Bürger des Staats nöthigen, ſein Leben in Gefahr zu ſetzen, wenn er ſein Vermögen ſichern will; — wodurch ſie den Böſewicht zu zwei Verbrechen verleiten, da er nur eines zu begehen dachte! —

Der gewaltſame Diebſtahl wird mit dem Tode geſtraft; und darunter ſind ja wirklich ſchon alle Diebſtähle begriffen; denn ſeitdem das Mißtrauen unter den Menſchen ſogar die Herzen verſchloſſen hat, wo ſteht dem Verzweifelnden noch ein Zutritt offen? Auch haben manche Geſetze keinen Unterſchied gemacht zwiſchen dem erſten Diebſtahl und den folgenden; zwiſchen einem verführten Neuling im Laſter und dem ausgelernten, gewohnten Verbrecher — beide hängen an einem Galgen. Was ſoll ich erſt von der Strafe ſagen, die auf Hausdiebſtähle geſetzt iſt? Harte und filzige Herrſchaften zittern ſchon bei dem Gedanken, ob wohl ihr zuſammen geſcharrter Wucher geheim und ſicher verſchloſſen ſey, und fluchen die ſanfte, flehende Stimme der Bruderliebe, des Mitleidens, aus ihrem ausgedorrten, zuſammengeſchrumpften Herzen. Wie, ſchreit Harpagon, wie würde es um mein Hab und Gut ſtehen, wenn nicht die Furcht des Todes mein Haus vor einheimiſchen Dieben ſicherte? Man könnte wohl dagegen einwenden, daß das Vermögen, dem Einzelnen entwendet, für den Staat nicht verloren ſey, daß es nur einen andern Eigenthümer bekomme; aber hat ſich nicht der Staat verbunden, für die Sicherheit des Eigenthums ſeiner Bürger zu ſtehen? Aber iſt nicht der Staat auch für die Sicherheit der Perſonen Bürge? Was ſind Millionen reicher Leute gegen das Leben des niedrigſten ihrer Diener? Man erblaßt vor dieſem unmenſchlichen Austauſch des Lebens eines Bürgers gegen das geringſte Geldſtück.

Allein dieſes harte barbariſche Geſetz hat von ſelbſt die Strenge ſeiner Wirkung verloren. Jedermann ſcheut den fürchterlichen Anblick, vor ſeiner Thüre einen Galgen errichtet zu ſehen, wie es in manchem Lande gewöhnlich iſt, und die Furche, allgemein gehaßt, allgemein geſchändet und verflucht zu werden, ſteht mit der Erbitterung und Rachſucht der beſtohlenen Herren im Gleichgewichte und hält ihre Klagen zurück; ſie ſchweigen lieber, als der Vorwurf des Haſſes und Schimpfes zu werden, und ſo bleiben durch das Uebermaß der Strafe ſelbſt viele Diebſtähle verborgen und ungeahndet; da hingegen kein Zweifel übrig bleibt, daß ein ſanfteres menſchlicheres gewiß den Diebereien mehr Einhalt thun würde. Und doch, ungeachtet dieſer heimlichen Nachſicht und Vereitelung des Geſetzes, ſind wir mehr oder weniger ſicher? Werden mehr Diebſtähle begangen? Gewiß nicht. Man hat einen beſſern Weg gefunden, ſich mehr, als je die äußerſte Strenge tyranniſcher Geſetze thun kann, zu ſichern. Jede Herrſchaft ſorgt vorzüglich, eine gute Auswahl in ſeinen Domeſtiken zu treffen; ſichert ſich gegen ſelbe durch hinlängliche Bürgſchaften und Beweiſe über ihr gutes Verhalten und ihre Treue, und ihr wachſames Auge verfolgt jeden Tritt ihrer Dienerſchaft. Es ſcheint alſo wohl, daß das Geſetz, da es nur ſtraft und nicht vorbeugt, nur da iſt, um den Augenblick zu benützen, in dem die Wachſamkeit und Klugheit in Auswahl der Leute die Herrſchaft verläßt, oder Unfreundlichkeit, Kargheit und Härte des Herzens den Schwachen zum Diebſtahl verleitet — um dann blutgierig, wie ein reißendes Ungeheuer, den Unglücklichen, den Zeit und Umſtände verführten, zum Tode zu ſchleppen.

Menſchen! Grauſame, die ihr im Beſitze aller Güter der Geſellſchaft ſeyd, was thut ihr, um euch die Mühe zu ſparen, eure aufgehäuften Schätze zu ſichern? Ihr verdammt alle die Unglücklichen zum ſchmählichſten Tode, die es wagten, euch was anzurühren: gleichgültig und fühllos gegen eure Mitmenſchen, kauft ihr mit dem Leben eures Mitbürgers, was ihr mit Liebe und nur wenig Wachſamkeit erhalten könntet.

Kann man ſich mit Recht über ein Geſetz beklagen, das über den, der ſtiehlt, und den, der den Diebſtahl verhehlt, gleiche Strafe verhängt? Iſt kein Unterſchied zwiſchen dieſen beiden Handlungen?

Iſt es möglich, daß die Geſetze den, der einen Wechſel oder ſimple Obligation nachmacht, und den falſchen Zeugen, der durch einen entſetzlichen Meineid Leben und Ehre eines Unſchuldigen in Gefahr ſetzt, mit gleicher Härte der Strafe züchtigen können? — Werden wir denn immer die Sachen mit den Perſonen vermengen, und den Werth des Menſchen mit Gold aufwiegen wollen?

Welche Ungerechtigkeit, das Vorhaben eines Todtſchlags ſo wie die vollbrachte That ſelbſt zu beſtrafen! und warum ſperren denn unſere Geſetze dem Verbrecher den nächſten Weg zur Beſſerung — warum rauben ſie ihm das erſte, einzige Mittel, zur Tugend zurück zu kehren — die Reue? Wie ausſchweifend ſtrenge wird nicht in mancher Verfaſſung der Mädchenraub (rapt de seduction) geſtraft! Ein Verbrechen, das ſich ſchon ſchwer darthun und beſtimmen läßt, das nach ſeinen Quellen, Wirkungen und Umſtänden in unzählig mannigfaltigen Geſtalten erſcheint.

Welch ein Herz kann den entſetzlichen Anblick aushalten, ein Mädchen, jung, unerfahren, verführt, — die unglücklicherweiſe das Pfand einer entehrenden Liebe unter ihrem Herzen trägt — am ſchmählichen Galgen für Liebe und Ehre ſterben zu ſehen!

Aber wendet eure Augen von der Trauerſcene dieſer Unglücklichen weg, um eines noch ſchrecklichern Schauſpiels anderer Geſetze Europens Zeuge zu ſeyn. Seht da dieſen Elenden unter den gräßlichſten Zuckungen, unter den quetſchenden Stößen des Rades zu Gott um Erbarmung, um Hülfe jammern! Ha! wem fährt nicht jeder Schlag durch die Seele, der ihm ein Glied abſchlägt, ihn tödtet, und ins Leben zurückruft, um noch einmal, wieder — und dann endlich mit dem letzten Stoße zum letztenmal den Tod zu fühlen: die Menſchheit bebt und leidet mit ihm. Es iſt ein Anblick für Barbaren, für entmenſchte, blutgewohnte Tyrannen, nicht für Menſchen, für empfindſame Seelen! Aber er muß auch wohl eine gräuliche, himmelſchreiende That begangen haben, die ihn dieſes unmenſchlichen Todes würdig macht? Ha! der Böſewicht! Hat er Gottes Heiligthum geſchändet und den Tempel beraubt? Nein! oder hat er ſeinen Freund betrogen, verrathen; ihn meuchelmörderiſcher Weiſe gemordet? entſetzlich! Das nicht! Ich zittere; hat er wohl gar ſeinem alten, guten Vater die Kehle abgeſchnitten und ſeine Mutter erſchlagen? wie? Noch weniger! Oder war er ein fürchterlicher Straßenräuber, der Blut und Vermögen von ſeinen Mitmenſchen abſorbierte; der, im Laſter verwildert, die Hütte des ehrlichen Landmannes plünderte, ſein Weib mißhandelte und ſeine Tochter ſchändete; der wie ein reißendes Ungeheuer unter den Menſchen wüthete; ein Mordbrenner, auf dem der Fluch der ganzen Menſchheit liegt? Das alles nicht! Keines dieſer abſcheulichen Verbrechen ſchleppt ihn zum Tode. Er iſt nur hier Verbrecher, und über der Gränze, in der geſammten Menſchheit iſt ers nicht mehr. Unbegreiflich! Was war denn nun ſein Verbrechen? Er hat den Geiz einiger Millionärs beleidigt, die die Habſucht und Schwelgerei der Großen zu Vormündern der Nation gemacht hat. Auf den Schein mit Waffen ausgerüſtet, die ihm vielleicht nur die Furcht vor Mißhandlungen von lauernden Wächtern aufgedrungen, ſchwärzete er verbotene Waaren ins Land, und nun muß er auf dem Rade einige Gulden Gewinn büßen, die er durch ſeinen Schleichhandel der Kaſſe einiger Pächter entzogen, denen die Schätze des Volkes aus unverſiegbaren Quellen in großen Strömen zufließen; die im vollen Glücke, in Gemächlichkeit und Wohlleben nicht einmal daran denken, daß der Staat ihrem Geize ein ſo ſchreckliches Opfer bringt. Er läßt einen Armen abſchlachten, damit zehn Reiche ſicher und ruhig und in allen erdenklichen Wollüſten leben können.

Aber nun, man ſage mir doch, wenn wir die grauſamſten Züchtigungen über Verbrechen verhängen, für die ſelbſt noch Natur und Ehre ſprechen, was bleibt uns noch für ein Tod für ſolche Verbrechen übrig, die den Menſchen ſchänden und die Natur beleidigen? Wie wollen wir die ſchwarze, gräßliche That, den Meuchelmord, den Vatermord ſtrafen? Die Geſetze haben verſchwenderiſch für die verzeihungswürdigſten Vergehungen das Blut verſpritzt, und ſo mangelts ihnen daran für große Verbrechen.

Man mache mir immer den vergeblichen Einwurf: Man wird große Verbrecher eines grauſamern, fürchterlichern Todes ſterben laſſen, als andere: aber ſehe ich denn nicht den Straßenräuber durch das nämliche Rad hingerichtet, das die Knochen eines Ungeheuers zerquetſcht, das der Meuchelmörder ſeines Vaters war? was geſchieht ihm nun mehr, als dem andern? — daß man ihm die Hand abhaut, die dieſe unbegreifliche Miſſethat verübte — und damit iſts alles? Das iſt der ganze Unterſchied der Strafe, die die Schwere des Verbrechens auszeichnen ſollte?

Das nächſte Mittel, das manche Geſetze ergreifen: der erſte Schritt, den ſie thun, führt gerade zum Tode: was können ſie nun nach dem thun, wenn ſie gleich überall mit dem Schwerte darein hauen? Sie mögen immer neue Todesarten erfinden; dieſer Kunſtgriff bleibt unwirkſam.

Es liegt ſchon ſo in der Natur des menſchlichen Herzens; der Miſſethäter ſieht die Strafen in einer weiten, ſeinem getäuſchten Auge oft kaum erreichbaren Ferne; und da ſieht er nur den Tod, leicht, unabſchreckend, nicht von Schmerz und Schande begleitet; Galgen und Rad zeigt ihm das dunkle Bild der Zukunft unter einerlei Geſtalt; alles, was vor ſeiner Seele ſchwebt, iſt der einzige Gedanke: Tod!

Wozu nun ſo viel Strenge? Um fruchtlos das Blut eines Bürgers zu verſpritzen, der durch Schonung dem Vaterlande noch hätte nützlich werden können? um den Verfall der Sitten zu beſchleunigen, indem ſo die wahren Kenntniſſe über die Gerechtigkeit unſerer moraliſchen Handlungen unrichtig und verdorben werden? um ſchlechtgeſinnte Bürger zu reizen, daß ſie durch Liſt die Geſetze zu vereiteln ſich bemühen, wenn ſie ſich gegen ſelbe zu ohnmächtig fühlen, ſie mit Gewalt zu vertilgen? Die Strenge der Strafe gegen geringe Verbrechen ſchmeichelt ganz gewiß den größern, ungeſtraft durchzukommen. So machten es manche Geſetze, wie ein unkluger Arzt, der ſchnell eine leichte Wunde zuheilen will, und dadurch ein tödtliches Fieber verurſacht.

Welch ein Widerſpruch in unſern Sitten! Ich erſtaune, wenn ich mir uns Menſchen denke. Wir, die wir das Leben über alles ſchätzen, die wir alles Angenehme, Liebenswürdige an uns ziehen wollen, die wir die Süßigkeiten des Lebens ſo gerne genießen; die wir, mit Blumen bekränzt, lobſingend über erſiegte Gefilde wandeln; wir, die wir eine ſo empfindſame, weiche, allen Gefühlen offene Seele haben, einen Geiſt, der aller Ideen empfänglich iſt, — wir haben Geſetze angenommen, die im Stande ſind, eine eiſerne Stirn zu brechen und ein Herz von Erz zu ſpalten. Wir halten unſere öffentlichen Feierlichkeiten auf Würgeſtätten, wo noch das Blut der erſchlagenen Bürger raucht. Dieſe ſanfte, hüpfende Geſchöpfe lechzen nach Blut, wie der reißende Tiger; ſie, die keine Minute ihres Lebens für ſich ſelbſt beſtehen können, die, von der Natur zur Geſellſchaft angewieſen, nie des Umgangs mit ihren Mitmenſchen entſagen können, dieſe Geſchöpfe waffnet immer ein barbariſches Vorurtheil gegen ſich ſelbſt; den Dolch in der Hand, wüthen ſie in ihr eigen Eingeweide, und leben im blutigen Kampfe. Ihre öffentliche gerichtliche Züchtigungen ſind eben ſo menſchenfeindlich grauſam, als die mörderiſche Rache unter den Einzelnen; ſie wollen ihre Abſcheulichkeiten, ihre unnatürlichſten Morde mit der Macht der Leidenſchaften entſchuldigen; aber handelt ihre Vernunft ſo menſchlicher; iſt ſie nicht eben ſo unbarmherzig und unerbittlich, als ihr Herz rachſüchtig und böſe iſt? Woher mag nun wohl dieſer ungereimte Widerſpruch kommen? Ich glaube, man kann keine gründlichere Urſache davon angeben, als jene, daß unſere Vorurtheile alt ſind, und unſere Sittenlehre neu iſt; daß wir eben ſo ſehr für unſere Meinungen eingenommen, als wir auf unſere Begriffe unaufmerkſam ſind; daß uns die Begierde, mit der wir uns im Kreiſe nach dem goldnen Ringe des Vergnügens herumtummeln, aufhaltet, über unſere Bedürfniſſe nachdenken zu können — und uns mehr daran liegt, zu leben, als uns zu beherrſchen; kurz: unſere Begriffe ſind geſchmeidig, aber nicht gut; wir ſind verfeinert, aber wir ſind noch nicht einmal Menſchen.

Doch welch ein ängſtlicher Zweifel hält auf einmal den

Strom meiner Gedanken auf, mit dem mich ein zu wichtiger Gegenſtand hinriß! Ich fürchte ſehr, man wird mir meine Freiheit, mit der ich über dieſe Materie ſprach, zum Verbrechen machen, und mir Mangel an Ehrfurcht vorwerfen, die wir den Geſetzen ſchuldig ſind.

Allein, edle, weiſe Menſchen! von eurem freien, hellen Geiſte erwarte ich mein Urtheil; ſaget mir, habe ich die Geſetze geläſtert, wenn ich ſagte, daß ſie noch nicht den Grad der Vollkommenheit erreicht haben, auf den ich ſie — ſelbſt aus Achtung für ſelbe und Menſchenliebe — zu ſtehen wünſchte? Furchtſame, blödſinnige Menſchen, ſklaviſche Anbeter des Heiligthums alter Gewohnheiten und Verurtheile; und ihr, grauſame Wüthriche, die ihr das Geſicht der Gerechtigkeit mit einer finſtern, ſchwarzen Wolke umgebt, und nur ihre mordende Rechte den zitternden Bürger ſehen laſſet — alle, alle, hört! ich erkläre es hier feierlich, ſo lange noch die peinlichen Geſetze beſtehen, ſollen ſie mir immer heilig ſeyn; als Bürger des Staats, der ſie zur Richtſchnur unſerer Handlungen anerkannt und beſtätigt hat, werde ich immer Ehrfurcht dafür haben; noch mehr, es ſoll mir unverletzliche Pflicht ſeyn, auch meinen Mitbürgern Achtung für die Geſetze einzuflößen, aber als Menſchenfreund, dem die Rechte der Menſchheit eben ſo heilig ſeyn müſſen, als jene der Geſetze, werde ich immer mit ſehnlichſtem Verlangen einer glücklichen Umſtaltung, Verbeſſerung der Geſetze entgegen ſehen.

Dieß war immer der heißeſte Wunſch meines Herzens, und ich ſcheue mich nicht, ihn öffentlich zu geſtehen; denn ich halte ihn für gut und gerecht, und bin von der hellen Denkart meiner Mitbürger, von der Weisheit, dem Eifer und der thätigen Liebe für das allgemeine Beſte unſerer Obrigkeiten und Gewalthaber der Geſetze ſo ſehr verſichert, daß ich mich nie bereden könnte, das öffentliche Geſtändniß einer ſolchen Wahrheit für gefährlich zu halten, unter der Regierung unſers weiſen und gütigen Fürſten, dem nichts ſo ſehr am Herzen liegt, als das Wohl ſeiner Unterthanen, iſt es ſogar Pflicht, über einen ſo wichtigen Gegenſtand der geſellſchaftlichen Glückſeligkeit die Wahrheit zu ſagen; wenn aber im Gegentheile Tyrannei und Pöbelhaß meine Zunge gefangen hielten, ſo würde ich wohl meinen Wunſch in das Innerſte meiner Seele verſchließen, aber da würde er ſo lange leben, als ich ſelbſt, ſo lange noch ein Blutstropfen in meinen Adern wallt und mein Herz ſchlägt; würde ich weinen und zum Himmel um Rettung ſeufzen, wenn ich das Blut meines Mitbürgers vergießen ſähe.

Allein, wenn auch alle unſere Geſetze gut wären, ſollte es denn ein Verbrechen ſeyn, zu denken, ob es nicht noch vollkommenere geben könne? Sollte uns die Hoffnung, das Verlangen ſelbſt verboten ſeyn, ſie nachzuahmen? Wird man denn nie die Ausgelaſſenheit, die alles unter die Füße treten will, von der Liebe zum Guten unterſcheiden, die nur das Schädliche auf die Seite räumen will? Die Ausgelaſſenheit will das alte Gebäude nur einreißen, um auch das Gute, was noch daran war, in Schutt zu begraben, und an ſeine Stelle kein neues beſſeres mehr aufzuführen; aber die Liebe zum Guten erſetzt das Schlechte durch Gutes, oder das Gute durch was Beſſeres; die Ausgelaſſenheit zweckt nur nach Anarchie, die Liebe zum Guten nach Freiheit; die Ausgelaſſenheit verwirft alle Geſetze, und die Liebe zum Guten wünſcht nur beſſere.

Aber, ich weiß nicht, iſt es Schwachheit oder Bosheit der Menſchen, die beides, ſo ſehr eines dem andern widerſpricht, vermengt und unter einem Geſichtspunkt betrachtet. Jede Wahrheit, die das Gepräge eines kühnen und freien Geiſtes an ſich trägt, iſt für den Kleingeiſtigen ein Gegenſtand der Furcht, und für den Boshaften ein Vorwand zu Beſchuldigungen.

Dieſe Feigheit, dieſe falſche Ehrfurcht gegen alles, was ſich durch Zeit und Unwiſſenheit geheiligt hat, ließen die Welt in den Irrthümern ihrer Kindheit ergrauen. Wie oft würde eine einzige Wahrheit, die das Vorurtheil in dem Kopfe eines wichtigen Mannes gefangen hielt, daß ſie nicht bis ans Herz dringen konnten, der Menſchheit ihr Schickſal erleichtert und das Loos von Nationen verändert haben?

O, meine Mitmenſchen! fürchtet euch nicht, den Mund zu hoben, nützlichen Wahrheiten zu öffnen; aber fürchtet euch, zu ſchweigen, wo ihr um Erhaltung deſſen, was dem Menſchen das liebſte, das theuerſte iſt, reden ſollet; wir haben ſo viel für uns ſelbſt zu thun, unſere Erhaltung, Ruhe und Glückſeligkeit laſſen uns keinen Augenblick Muße, uns mit minder wichtigen Dingen abzugeben; laßt uns alſo beſtändig für unſer Beſtes arbeiten und unſern Geiſt nicht mit unbedeutenden Gegenſtänden beſchäftigen.

Doch — Dank dem Lichte unſers Jahrhunderts! — man ſpricht nicht erſt ſeit heute von einer Reform unſerer peinlichen Geſetze. Hat nicht unſer letzter Fürſt ſchon dieſes ruhmwürdige Unternehmen angefangen? — Das bürgerliche und peinliche Geſetzbuch, das auf ſein Gebot erſchien, wird immer in den Herzen ſeiner Unterthanen der redende Beweis ſeiner Volksliebe bleiben, — wird ewig die brennende Flamme des Dankes in aller Bürgerherzen ernähren; das ſind die wahren Eroberungen eines weiſen und gütigen Fürſten. Sich die Erhaltung ſeiner Länder verſichern, iſt mehr, als neue erobern; das Leben ſeiner Unterthanen in Sicherheit ſetzen, iſt mehr, als ein Heer von Tauſenden ſchlagen und Millionen zu Gefangenen machen.

Meſſen wir mit einem philoſophiſchen Blicke den Zeitraum von den finſtern Jahrhunderten der Barbarei und Unwiſſenheit bis auf unſere gegenwärtige Zeiten — von den Jahrhunderten, wo noch die Feuer- und Waſſerproben die Unſchuld darthun mußten, bis auf unſere gegenwärtige Geſetzgebung, und wir werden ſehen, daß die Wahrheit hundertmal größere Fortſchritte gethan hat, als ihr noch zu machen übrig ſind.

Doch dieſer glückliche Zeitpunkt kann nicht mehr ferne von uns ſeyn, alles kündigt uns ſeine Nähe an; alles verſpricht uns dieſen glücklichen Umſchwung der Geſetze. Noch in keinem Jahrhunderte wurde ſo viel über Sittenlehre und Tugend geſchrieben. Wir haben jetzt die vortrefflichſten Werke über dieſe der Menſchheit ſo einzig wichtige Gegenſtände aufzuweiſen, und, glückliche Zeiten! wir ſehen auch allenthalben den Saamen reifen, den die edeln Verfaſſer derſelben ausgeſtreut haben.

Weiſe haben die dicken Finſterniſſe, die ſeit Jahrhunderten die Wahrheit verhüllten, zerſtreut und ſchufen Licht über den Erdball; ſie verdrängten Unſinn und Vorurtheile und ſetzten die Vernunft und Menſchheit in ihre urſprüngliche Rechte ein. Fürſten ſehen nun, und ein philoſophiſcher Blick entwickelt ihnen die Verhältniſſe, die das Wohl der Staaten beſtimmen, und die ehevor das geblendete Auge, in ein Chaos, zuſammen geworfen, nicht auseinander ſetzen konnte.

Schon hat es der Vernunft um ein merkliches gelungen, jene Cruditäten des menſchlichen Verſtandes aufzulöſen, die die Unwiſſenheit der vorigen Jahrhunderte in ſonſt empfindſamen Seelen erzeugt hat; die Philoſophie, die nun aus dem Schutte der Barbarei und der dickeſten Unwiſſenheit, darin ſie ſeit mehr als einem halben Jahrtauſend begraben lag, wie vom Tode erſtanden iſt, warf ſchon einige Strahlenblicke der Wahrheit und Liebe auf die peinlichen Geſetze — zwar nur Blicke noch, und Hand durfte ſie noch nicht ans Werk legen; noch durfte ſie es nicht wagen, den Koloß fürchterlicher Rechtsſprüche zu zertrümmern und aus den Trümmern ein ſchöneres Bild, eine Gottheit zu formen; noch durfte ſie es nicht wagen, die Züge der Grauſamkeit verjährter Vorurtheile zu vertilgen, und der unerbittlichen blinden Strenge Liebe und Schonung an die Seite zu ſetzen; ihre Schritte ſind bedächtig und langſam, aber darum erreichen ſie ſicher und untrüglich den großen Zweck; ſo wie der Zeiger, der den Gang der Stunde bemerkt, wir bemerken ihre Fortſchritte nicht, aber wir ſehen ſie kommen.

Schon danken wir einigen Edeln und Weiſen unſers Vaterlandes die trefflichſten Werke über dieſen Gegenſtand, und die Zeit verſpricht uns noch vollkommnere, denn ein gutes Buch gleicht einer Fackel, die tauſend andern anzündet, und ſo ſein Licht vervielfältigt, ohne ſelbſt von ſeinem Feuer was zu verlieren. Vielleicht iſt die Welt nicht mehr weit von dem glücklichen Zeitpunkte, wo ſanftere und menſchlichere Geſetze — Geſetze, die aus dem Munde der Weisheit und Liebe fließen, die Wunden heilen werden, die jene fürchterlichen Machtſprüche des Despotismus aus jenen finſtern Zeiten der Menſchheit verſetzt haben.

Ha! wer weiß! wie weit ſich unſer Muth noch erheben kann? Vielleicht ahmen wir einſt noch Rußlands große Kaiſerin nach, die den Antritt ihrer Regierung durch Abſchaffung der Todesſtrafe zur unvergeßlichen Epoche machte; vielleicht wandert die Menſchheit vom Eismeere in unſere ſüdlichern Gegenden; vielleicht lernen wir erſt vom Grönländer und Kamtſchadalen, Menſchen zu ſeyn. Bleibt doch bei dieſem Gedanken ſtehen; er edelt, tröſtet das menſchliche Herz; wenigſtens verwerft ihn nicht mit jener kindiſchen Uebereilung, die man euch in Betreff ſo vieler nützlicher Wahrheiten zur Laſt legen kann; unterſuchet, forſchet, wäget erſt, ehe ihr euch dawider ſträubet, und ſpielt doch nicht immer das böſe Kind, das ſeine Amme ſchlägt, wenn es ſie von der Milch entwöhnen will.

Der Menſch urtheilet nur durch Vergleiche von Sachen, die ihm in die Sinne fallen; er ſetzt die Gegenſtände, die ſeine Betrachtung auf ſich ziehen, nebeneinander; ſieht, fühlt, prüft, vergleicht, wählt durch die Sinne, und das Reſultat ſeiner Vergleichungen iſt ſein Urtheil; es iſt ſo der natürliche Gang des menſchlichen Verſtandes; eine Strafe kann uns äußerſt ſtreng ſcheinen, indeſſen ſie doch gewiß viel gelinder, als alle andere iſt. Es iſt daher unſtreitig wahr, daß man die auffallende Schwere der Strafe mindern kann, wenn man die Grade ihres Abſtandes von einer andern richtiger beſtimmt; es iſt ausgemacht, daß ein weiſer Geſetzgeber die größten Verbrechen mit mäßigen und Menſchen angemeſſenen Strafen würde hinlänglich züchtigen können, wenn er, von der gelindeſten angefangen, nach einer Stufenfolge von Strafen, die jederzeit dem Verbrechen genau angemeſſen ſind, fortführe.

Oder wollen wir uns ſo tief unter den Menſchen herabwürdigen, daß wir uns gar nicht einer ſanftern Leitung fähig glauben? Wollen wir geſtehen, daß alle Gefühle von Ehre und

Schande, Tugend, Menſchengröße, Würde des Herzens im Menſchen verloſchen ſind, und daß der Menſch für menſchliche Geſetze zu verdorben iſt? Nein! ich kann mir kein Menſchenherz denken, das dieſer Gefühle ganz beraubt iſt; vorzüglich das Gefühl von Ehre iſt in jedem Buſen zu finden. Welchem Manne iſt die Ehre nicht das koſtbarſte, das heiligſte? Und wir, die wir Gut und Blut für die Ehre hinzugeben geneigt ſind, haben wir nöthig, für ein Verbrechen zu ſterben? Ha, Menſchen! laßt uns erſt darüber erröthen!

Unterdeſſen, wenn man aber doch befürchten ſollte, man möchte von dem höchſten Abſprung von Strenge auf Strafloſigkeit verfallen, indem man dem Uebermaß der Härte der Strafe Einhalt thun wollte; wenn man die Gemüther nach und nach auf den Weg zur Erfüllung der geſellſchaftlichen Pflichten zurückbringen wollte — nun ſo mag auch noch dieſe unerbittliche Todesſtrafe beſtehen, beſolde man immer noch Menſchen von der Würgarbeit ihrer Brüder, und laſſe Schaffot und Rabenſtein das Schreckenbild des Böſewichts bleiben; nur mäßige man zum wenigſten den Gebrauch dieſer barbariſchen Auftritte; man behalte ſie ſich als das letzte Zwangsmittel bevor, den Menſchen durch Furcht zu beſſern, wenn ihn nicht Abſcheu vor dem Laſter ſelbſt zurückhält; man verweiſe ſie auf die äußerſte Gränze der peinlichen Geſetze, um ihnen nur die unverzeihlichſten Greuelthaten der Menſchen zu überlaſſen und die Geſellſchaft von Böſewichtern zu reinigen, die nur ſelten und einzig in ihrer Art ſind, ſo, daß man ihrem Leben ohne Gefahr des Ganzen nicht ſchonen kann.

Wie würdig wäre dieſe Reform der Geſetze dem Menſchenfreunde! Welch ein erhabener Gedanke! Ein Fürſt, der Liebling ſeiner Nation, nahm das eiſerne Joch barbariſcher Geſetze von unſern wunden Schultern; unter ſeiner Regierung bekamen wir billigere und ſanftere Geſetze! Müſſen nicht bei dieſem Gedanken aller Augen von Thränen der zärtlichſten Liebe, der höchſten Verehrung für einen ſo großen Fürſten überfließen?

Ein Monarch, der ſelbſt jene Tugenden ſeiner würdig achtet, die auch den gemeinen Mann in der einſamen ſtillen Hütte liebenswürdig machen; ein Monarch, den jedes Kind ſich vom Himmel zum Vater, und jeder Bürger zum Freund erbitten würde; den jeder traulich lieben würde, wie ſeines Gleichen, und ihn verehren als ſeinen Herrſcher; der Monarch, der, fern ſeine Bürger unter ein tyranniſches Joch zu ſchmiegen und ſie mit Sklavenketten an ſeinen Willen zu binden — ſelbſt dem Gehorſame noch einen gewiſſen Werth von Freiheit beilegen würde; der durch das natürliche Wohlgefallen, das gute Bürger an Erfüllung ihrer Pflichten finden, beinahe in jedem Herzen das Geſetz, das zum Dienſte des Fürſten verbindet, würde vergeſſen machen. Der Monarch, der in jedem Falle als Menſch ſich zu zeigen anfangen würde, und Menſch bliebe, bis Würde und Wichtigkeit des Gegenſtandes ihn den Scepter ergreifen heißen — der müßte es ſeyn der Göttliche — Mark Aurel oder Antonin, von dem wir Hülfe und Abnahme aller der geſellſchaftlichen Uebel erwarten könnten, die, aus Vorurtheilen der Geſetzgebung, Mißbrauch der Religion, Verfall der Wiſſenſchaften in den finſtern, unphiloſophiſchen Zeiten entſproſſen, die geſellſchaftliche Glückſeligkeit vergiftet haben.

Welch ein herrlich Gemälde der menſchlichen Glückſeligkeit ſchwebt vor meiner Seele! Meine Phantaſie, ganz von der ſüßen Idee eines ſo glücklichen Umſchwunges der Sitten und Geſetze erfüllt, ſtellt ſich dieſe große Revolution unter dem Emblem eines erhabenen, unſterblichen Monuments vor, das ſich mitten unter den glücklichen Bürgern eines ſolchen Staates erhebt, und der laute Dank, das Jauchzen der Freude ſteiget aus jedem Herzen zum Himmel. Die Gerechtigkeit, die Religion, die Menſchenliebe, und das ganze Gefolge geſellſchaftlicher Tugenden umgeben und verherrlichen es, ein heiliges Schaudern der Ehrfurcht ergreift die Anweſenden bei ihrem Anblick; die ſeligſten Gefühle ſteigen in dem Herzen auf durch die himmliſche Miene ihres Antlitzes und ihrer rührenden Gebärden. Im Hintergrunde erſcheint das Laſter in Feſſeln, im Staub gebeugt, verzweifelnd, daß es ein Leben mit ſich herumſchleppt, das zum Schmerzen verurtheilt iſt und zu Vorwürfen des Gewiſſens, die noch grauſamer ſind, als Foltern und der ſchrecklichſte Tod. Es wagt es nicht, aufwärts zu blicken, und wendet ſeufzend ſein zerſtörtes Angeſicht von tugendhaften Bürgern weg, verflucht ſein Leben, und ruft den Tod, den ihr die Menſchheit verſagt. In den Zügen dieſer liebenswürdigen Tugend zeigt ſich ein reizendes Gemiſche von Freude, feierlichem Schauder und Sanftmuth; zu ihren Füßen wirft es die mörderiſchen Werkzeuge, die ehedem Ströme von Menſchenblut vergoſſen, und zeiget dem Laſter mit ernſter Miene die Werkzeuge nützlicher Arbeiten. Ueber dieſem Bilde erhebt ſich jenes eines weiſen und wohlthätigen Fürſten; mit ernſter Würde und einer liebevollen Miene, wie jene eines guten Vaters, der ſeine Kinder ohne Schwachheit, ohne grauſame Strenge ſtrafet, übergibt er der Unſterblichkeit ſeine peinlichen Geſetze.

Bei dieſem Gemälde will ich ſtehen bleiben, und begnüge mich, meine Abhandlung mit den ſüßen Ideen zu ſchließen, die ſie mir einflößte. —

Traurig verlaſſe ich eine Bahn, wo ich einen ſo großen Umraum noch unbetreten vor mir ſehe; wo ich nicht mehr thun konnte, als gerade quer durchlaufen, ohne den großen wichtigen Raum auszufüllen, den ich hinter mir laſſe; aber ich bin an den engen Gränzen der Zeit, und mehr noch — an den weit engern Gränzen meiner Kräfte; meine Fähigkeiten reichen nicht hin, alles zu faſſen, was dieſe Materie Großes und Nützliches darbeut. Das bischen Wahrheit, was ich ſagen konnte, habe ich aus dem innerſten Grunde eines reinen, unbefangenen Herzens genommen, habe es ohne Galle, ohne Bosheit geſagt. Man wird dieſe Erinnerung zu einer Zeit nicht überflüſſig finden, wo man ſeine Meinungen immer ſeiner Denkungsart muß an die Seite geſetzt wiſſen; wo man minder desjenigen wegen in Gefahr ſteht, als des Sinnes wegen, den man nach eines jeglichen bös- oder wohlmeinenden Auslegungsart heraus zu grübeln ſucht.

Ich bin mir ſelbſt Zeuge, daß ich immer, wenn ich einige Mißbräuche ſchildern wollte, der Vorſicht halber mich gedrungen ſah, die Beiſpiele fern von mir aus der Fremde herbei zu holen; und ich warf nie einen Blick auf die Magiſtrate, in deren Cirkel ich die Freiheit hatte, Gutes zu thun, als um das Nachahmungswürdige in ihnen zu entdecken.

Unzähligemal, während ich an dieſer unbedeutenden Schrift arbeitete, ſchätzte ich mich glücklich, in einem Lande geboren zu ſeyn, zu wohnen und zu leben, wo ich keine der ſchwarzen Thaten, nicht jene unheilbare Bosheit, jenes tiefe, unerſetzliche Verderben der Sitten, jene Vermeſſenheit und jenen Kunſtfleiß im böſen Handlungen entdeckte, davon man in andern Ländern die entſetzlichſten Beiſpiele findet.

In unſern Städten herrſchet Ordnung und Ruhe, und ich ſah auf dem Lande oft auch in der elendeſten Hütte Armuth und Tugend zuſammen; ich drang in das Innerſte der Familien, und ſo tief ich eindringen konnte, fand ich häuslichen Frieden, Eintracht der Herzen, und die Zwietracht wohnte nicht unter ihnen. Der Wanderer ſetzt unbekümmert und ſicher ſeinen Stab auf unſern Heerſtraßen fort, und der reichbegüterte Wagen des Handelsmannes reizt nicht die Habſucht zum mörderiſchen Raube. —

Ich bemerkte in den Sitten dieſer Gegenden mehr Liſtigkeit als Bösartigkeit, mehr einzelne Zänke als Gewaltthätigkeiten, mehr Fehler als Verbrechen; mit einem Worte, zu wenig Kenntniß des Guten, und folglich zu viel Gleichgültigkeit gegen die Tugend; aber nicht Fertigkeit in Ausübung des Böſen. Es ſchien mir, als folgten wir, in Rückſicht anderer Länder, viel langſamer dem unvermeidlichen Verfall der Sitten.

Sieh, ſagte ich zu mir ſelbſt, das ſind die unläugbaren Beweiſe einer weiſen und ſanften Regierung, und wenn wirklich noch nicht die Quellen des Verderbens ausgetrocknet ſind, ſo leitet und zwingt doch wenigſtens die Gerechtigkeit durch Ehrfurcht für die Geſetze diejenigen, die ſie zu lieben aufgehört haben.

Wir ſind alle Menſchen und Freunde! Die Feierlichkeit des heutigen Tages, die wir dem Beſten der Fürſten feiern, verſammelt uns — im Tempel der Eintracht und Menſchlichkeit; hier wollen wir den Bund erneuern, den Bund der Liebe, den wir unſern Mitmenſchen ſchuldig ſind — ſchwören wollen wir am Altare der Menſchheit, unſere Brüder zu lieben und der Menſchheit nützlich zu ſeyn!!

Karl von Eckartshauſen's

religiöſe Schriften

über

Klares und Dunkles.

Vierter Band.

Enthält:

Der Tiger von Bengalen. — Ueber Religion, Freidenkerei und Aufklärung.

Stuttgart:
J. Scheible's Buchhandlung.
1840.

Der

Tiger von Bengalen.

Ein Buch

mit vielen Wahrheiten.

Ueber

Religion, Freidenkerei

und

Aufklärung.

Von

Karl v. Eckartshausen.

Stuttgart:
J. Scheible's Buchhandlung.
1840.

So shudd'ring I turn from the dismal Scene
Of my own Home; too look for other men
And eager in the Search of Happiness
Of ev'ry Creature beg an alm of Bliss.
But oh! how lost! how sunk to misery
Each Creature will deny her Charity. —

So fliehe ich ſchaudernd vor den ſchrecklichen Scenen, ſuche Menſchen und bettele, begierig nach Glückſeligkeit, von jeder Kreatur ein Almoſen der Freude: — — aber wie verloren — wie verſunken in's Elend! — jede Kreatur verſagt's mir.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

Ak 2276-4

Der Tiger von Bengalen.

Ich ſah dich, fürchterliches Thier! — ich bewunderte deinen Bau, deine Stärke: ſah deine Klauen, hörte dein Gebrüll, und ſchauderte zurück über deinen gräßlichen Rachen. Kraft und Stärke legte die Natur in deine Nerven; fürchterlich flammt dein Auge und Schrecken verbreitet deine Miene — und doch biſt du ſchön — fürchterlich ſchön, und die Zierde von Bengalens ungeheuren Wüſten. Ich bedaure dich, gutes Thier! du ſchmachteſt nun in Ketten. Der Menſch, der Allen Alles entriß, nahm auch dir deine Freiheit. Was nützt dir nun deine Stärke? — Eingeſchloſſen im eiſernen Käfig, denkſt du vergebens zurück auf die Wildniſſe, die du durchirrteſt: zur Schau biſt du nun aufgeſtellt, und Weiſe, Affen und Narren ſehen dich an, und nennen dich Tiger, das heißt: ein grauſam wildes Thier, das andere zerreißt. So nennt man dich, und du — du ſcheinſt mir ſo ein gutes Thier zu ſeyn. Doch dieß iſt nicht die erſte Ungerechtigkeit, die du von Menſchen erfahren wirſt; wenn du länger unter ihnen biſt, wirſt du noch mehr zu gedulden haben. Ich nehme Antheil an deinem traurigen Schickſale, daß man dich aus Bengalens Wüſteneien riß und dich in Europens Gegenden verſetzte; ein Glück für dich, wenn du unter uns Tiger bleibſt; aber ich beſorge, du wirſt noch viel ein ſchlimmeres Thier. Auch wir ſind Thiere; die Vernunft ſollte uns zu Menſchen bilden, und der Mißbrauch dieſer Vernunft erniedrigte uns unter das Thier. Wenn du Menſchen zerreißeſt, ſo zerreißeſt du aus Inſtinkt und Bedürfniß; wir aber zerreißen aus Ueberlegung und zum Zeitvertreib. Deine ſcharfen Klauen tödten das Weſen bald, das du raubeſt; unſere Klauen ſind aber ſtumpf und tödten langſam. Dein Geſicht iſt wild und zeigt beim erſten Anblick ſchon, was du biſt; unſere Geſichter ſind verlarvt, wir lächeln, ſind freundlich, und tödten. Wenn du brüllſt, zittert die Gegend umher, und meinen Ohren iſt dein Gebrülle Harmonie: wenn du brüllſt, ſo weiß ich, daß ein Tiger brüllt: wenn aber Menſchen mit mir ſprechen, ſo kenne ich die Stimme des Thieres nicht, das mit mir redet; es gibt Fuchszungen unter uns und Hyänenherzen. Guter Tiger! bei dir will ich wohnen und will dir die Tage deiner Gefangenſchaft erträglich machen.

So träumte ich, daß ich mit dem Tiger ſprach, und dann däuchte michs wieder, als wenn der Tiger ebenfalls mit mir ſpräche; und ſo träumte ich die ganze Nacht über. Ich konnte des Träumens gar kein Ende finden; und da mir ſo viel Wunderliches vorkam, ſo ſchrieb ichs am folgenden Morgen nieder, und zeichnete es ſo in meine Schreibtafel.

Mir ward, als wenn mich der Tiger ſeiner Freundſchaft verſicherte; er zog die Klauen der Pfote ein und reichte ſie mir dar; ich nahm Anſtand, ſie anzunehmen, und ſah ihm immer ſo ins Auge. Ich ſehe, fing der Tiger an, du haſt eine Art von Mißtrauen in mich.

Ich. Ich kann es dir nicht bergen. So gut, als ich dir immer im Herzen bin, ſo muß ich dir doch geſtehen, daß deine langen Klauen und deine großen Zähne mich in etwas ſchüchtern machen.

Tiger. Was thun Klauen und Zähne zur Sache, wenn mein Wille dir Bürge iſt, daß ſie dir nicht ſchaden.

Ich. Du haſt recht: aber dieſe Schüchternheit, dieſes Mißtrauen iſt eine Folge unſerer Erfahrung.

Tiger. Wie das?

Ich. Wir erhalten im Menſchenleben oft die feurigſten

Verſicherungen der Freundſchaft, und erfahren bald darauf, daß dieſe Verſicherungen falſch ſind.

Tiger. Das iſt bei uns die Art nicht. Aber ſag mir, was machen ſich die Menſchen von uns für Begriffe?

Ich. Sie machen ſich den Begriff, daß der Tiger ein wildes und grauſames Thier ſey.

Tiger. Und warum das?

Ich. Weil er Menſchen zerreißt und auffrißt.

Tiger. Wir machen uns die nämlichen Begriffe von euch, denn ihr freſſet ja auch die Thiere auf, und manchmal euch ſelbſt untereinander, was doch bei uns nicht gewöhnlich iſt, und da wir nur aus Hunger eſſen, ihr aber aus Geſchmack, ſo räumt uns ja die Vernunft einen Vorzug über euch ein, und wir ſind minder grauſam, als ihr.

Als wir noch lange ſo ſprechen wollten, wurden wir jähling in unſerer Unterredung geſtört, denn eine Menge Menſchen kamen in die Hütte, um den Tiger zu ſehen, und da mußt' er mich nun auf einige Zeit lang verlaſſen.

Als der Tiger wieder zurück kam, erzählte er mir, daß ihm unter den vielen Menſchen, die ihn da beſahen, einer ausſerordentlich auffiel. Es war, ſagte er mir, ein wunderlicher Mann, der ein ſehr düſteres Geſicht hatte und ſo dreiſt von meinen Eigenſchaften ſprach, als wenn er mit mir aufgewachſen wäre. Ich konnte ſogleich nach der ganzen Beſchreibung urtheilen, daß es ein Gelehrter war.

Tiger. Ein Gelehrter? was iſt das für eine Art Menſchen?

Ich. Ein Gelehrter iſt ein Menſch, der ſich höhere Kenntniſſe geſammelt hat; ſeine Kenntniſſe durch Bücher oder auf eine andere Art den Menſchen mittheilt, um zu nützen.

Tiger. Das mag wohl ſeyn; aber was machte dieſen Menſchen ſo dreiſt, meine Eigenſchaften, meinen Wohnort, Aufenthalt und meine Lebensart ſo genau zu beſtimmen.

Ich. Er erhielt dieſe Kenntniß vermuthlich aus Büchern.

Tiger. Und die, die dieſe Bücher geſchrieben haben?

Ich. Wieder aus andern Büchern.

Tiger. Alſo erlangt einer die Kenntniſſe ſeiner Gelehrſamkeit von dem andern, und wenn der Erſte eine Lüge geſagt hat, ſo lügen ihm Alle nach — eine ſchöne Gelehrſamkeit, wenn man nur Begriffe von Begriffen ſammelt und keine eigene Anſchaulichkeit hat! — Und über das bemerkte ich einen gewiſſen Stolz bei euren Gelehrten, und ſah, daß ſie immer weiſer und klüger als andere Menſchen ſeyn wollten, die mir doch auch geſunden Menſchenverſtand zu haben ſchienen; und ich hörte einen Bauern, der neben ihm ſtund, viel beſſer von der Sache urtheilen.

Ich. Unterdeſſen bleibt der Gelehrte doch ein Gelehrter, und der Bauer ein Bauer.

Tiger. Und der Narr ein Narr, der ſeine Kappe trägt.

Ich. Wirklich ſo. Der Narr trägt ſeine Kappe, der Doktor ſeinen Aermel: dieſer geht ins Narrenhaus, und jener ſteigt auf das Katheder; dieſen wandelt der Enthuſiasmus an, und jenen der Paroxismus; dieſer ſchlägt Alles zuſammen, und jener ſchreibt Alles nieder; der Narr bildet ſich manchmal ein, die ganze Welt zu regieren, und ſo auch mancher Gelehrte.

Tiger. Und die Folge dieſes Unſinns — wie nennt man ſie?

Ich. Aufklärung.

Tiger. Was ſoll dieß Wort heißen?

Ich. Aufklären ſoll zwar heißen, der Vernunft des Menſchen hellere Begriffe vom Wahren und Guten beibringen, damit er glücklicher werde; aber wie man ſieht, ſo heißt Aufklärung ſo viel, als den Menſchenverſtand verwirren. Einige Menſchen ſtehen zuſammen und dringen ihre Begriffe andern auf, und wer nicht ihrer Meinung iſt, der iſt ein Narr oder ein Dummkopf.

Tiger. Und was entſteht daraus?

Ich. Eine Menge Schreibereien, worin immer einer den andern widerlegt, ohne zu beweiſen, und wovon die meiſten von Stolz ſtrotzen und voll Schmähſucht ſind. Unſere Empfindungen und Gefühle werden ſo hoch geſtimmt, daß die

Saiten unſrer Herzen oft abſpringen, und die Leidenſchaften kratzen abſcheuliche Disharmonien im Tempel der Aufklärung auf dem Inſtrumente unſrer Seele: auch ſtecken wir ſo viele Lichter auf, daß wir uns manchmal die Naſe daran verbrennen, und wir erblinden von der hellen Beleuchtung, und mancher, während er das Licht ſieht, fällt in Moraſt. Unſer Verſtand wird ſo verfeinert, daß manchmal gar keine Spur von ſelbem mehr ſichtbar iſt, und unſere Schriften und Bücher gleichen einem Reliquienbehältniß der verſtorbenen Tugend, die in der Welt gar nicht mehr zu finden iſt. Wir malen ſie ſo lebendig in Büchern, ſtellen ſie ſo rührend auf der Bühne dar, daß wir uns gar keine Mühe mehr geben, das Original aufzuſuchen.

Tiger. Und wer trägt zu dieſer Verwirrung am meiſten bei?

Ich. Die Gelehrten; das iſt: die Herren, die ſich Gelehrte nennen, nicht die Weiſen.

Tiger. Du haſt recht. Auf meiner Reiſe, die ich durch Europa machte, habe ich alſo viele Gelehrte, aber wenig Weiſe angetroffen.

Ich. Ohne Zweifel. Der Weiſe iſt ohne Stolz, aber nicht der Gelehrte; und wo Stolz iſt, iſt Leidenſchaft, wo Leidenſchaft iſt, dort ſind die Gränzen des Wahren und Guten.

Tiger. Deiner Beſchreibung nach haben mich ſchon viele Gelehrte angeſehen.

Ich. Ohne Zweifel.

Tiger. Und wenn ich mich nicht betrüge, ſah ich den Menſchen, der mich heut betrachtete, auch ſchon anderswo.

Ich. Das iſt wohl möglich; vielleicht iſt er ein reiſender Gelehrter.

Tiger. Reiſen denn auch eure Gelehrte? — Und aus welcher Abſicht?

Ich. Sie reiſen freilich; aber die Abſicht iſt verſchieden. Dem natürlichen Menſchenverſtande nach ſollte man vermuthen, ſie reiſten, um ſich Kenntniſſe zu ſammeln, um beſſere

Menſchen zu werden: ſo viel ich aber aus Erfahrung und genauer Beobachtung habe, ſo reiſen die meiſten, um ſich ſehen und bewundern zu laſſen; ſo z. B. wie man dich nun, guter Freund, als eine Seltenheit herumführt, ſo führen ſie ihr ſtolzes Ich in der halben Welt auf der Promenade herum, beſchnarchen und tadeln alles, und ſehen die meiſten Menſchen für Hottentotten an. Sie halten ſich an einem Orte zween oder drei Tage auf, und beurtheilen dann Regierung, Verfaſſung, Sitten, Nation, Charakter und Gewohnheiten aufs pünktlichſte. Wenn ſie zu Hauſe kommen, ſetzen ſie ſich ſogleich an's Pult, um eine Reiſebeſchreibung zu verfertigen; dieſe muß dann in die weite Welt hinaus. Sie wird verkauft und geleſen, und man bekommt dann ſo verworrene Begriffe von Ländern und Nationen, daß Zimmermann ganz recht thut, daß er den Menſchen Vergrößerungsgläſer an die Naſe ſetzt, womit einer des andern Fehler beſchaut.

Tiger. Es iſt doch was ſehr Wunderliches um eure Gelehrten.

Ich. Ja wirklich! Wenn du Menſch wärſt, lieber Freund Tiger! und unter ihnen wohnen müßteſt, ſo verſichere ich dich, daß du gern wieder nach Bengalen zurückkehrteſt; ſie ſind meiſtens unverträgliche Menſchen.

Tiger. Wie das?

Ich. Es iſt leicht zu begreifen. Der Stolz verleitet den Menſchen zu den größten Thorheiten, und dieſes geſchieht nun meiſtentheils bei den Gelehrten. Der größte Theil iſt eitel wie ein Weib, zänkiſch, rachſüchtig und neidiſch. Daher iſt ihr Zweck ſelten, das Wahre und Gute zu finden, ſondern nur, in der Welt ein Aufſehen zu machen und zu glänzen; daher will immer einer klüger ſeyn, als der andere; keiner will gefehlt haben, keiner ſich zurecht führen laſſen; nun urtheile, was die Folgen dieſes Starrſinnes ſeyn müſſen. Wenn du dich davon überzeugen willſt, ſo darfſt du nur in die Buchläden gehen; dort wirſt du von Broſchüren überſchwemmt, wovon die meiſten das Gepräge des höchſten Unſinnes tragen. Einer tadelt den andern, keiner läßt dem andern ſeine

Ehre; ſie hecheln ſich oft durch wie die Wäſcherweiber, und ihr Verſtand iſt oft ſo groß, daß Menſchenherz und Gefühl keinen Platz mehr in ihnen haben. — Denn ſie ringen alle nach Unſterblichkeit und Nachruhm, und bilden ſich ein, die halbe Welt wiſſe von ihnen; und ich glaube doch, bei euch in Bengalen werden unſere größten Gelehrten nicht viel bekannt ſeyn.

Tiger. Nicht im Geringſten.

Ich. Ganz natürlich! Man darf nicht ſo weit gehen. Viele hundert Menſchen, die nur einige Stunden weit von der Stadt leben, wiſſen keine Sylbe um die Männer, die ſich verewigt glauben.

Tiger. Da ſind wir in Bengalen in gewiſſer Rückſicht viel glücklicher; denn ſolche Menſchen müſſen ja eine halbe Welt verwirren.

Ich. Du ſchließeſt ganz recht; denn die Verwirrung unſers Jahrhunderts iſt die Folge der Verwirrung unſers Verſtandes.

Tiger. Sag mir doch, lieber Freund! arbeiten all' eure Gelehrte über den nämlichen Gegenſtand?

Ich. Der Hauptgegenſtand eines Gelehrten ſoll die Verbreitung des Wahren und Guten ſeyn, und in dieſer Rückſicht müſſen ſie folglich einerlei Zweck haben, obwohl ſie mehrere Wege hätten, die zu dieſem Zwecke führen; ſo aber theilen ſie ſich in verſchiedene Fächer ein, als: Theologen, Juriſten, Philoſophen, Belletriſten ꝛc., und alle zuſammen genommen verlieren meiſtentheils ihren Hauptzweck. Was dieſe Burſche all' in der Welt für Unheil angerichtet haben, davon kann uns die Geſchichte Beweiſe liefern.

Tiger. Weil du ſo aufrichtig gegen mich biſt, ſo muß ich dir nun auch erzählen, daß ich zur Zeit, da ich noch in Bengalen war, gewiß einer der ſchönſten meiner Brüder geweſen bin. Nun fügte ſich's eines Tages (ich weiß nicht, durch welchen Zufall), daß einer der Eurigen zu uns kam. Da wir genug Thierfleiſch zu eſſen hatten, ſo ſchonten wir ſeiner und ließen ihn unter uns fortkommen. Dieſer Menſch (ich weiß nicht, auf welche Art) machte ſich bald einen Anhang, denn er beredete uns, unſere Augen wären ſanft wie Taubenaugen, und unſere Klauen hätten gar keine Spitzen: wir wären auch gar keine Tiger, ſondern nur etwas größere Lämmer, als die in Europa ſind. Ich ſah wohl ein, daß dieſer Kerl uns zum Beſten hatte; da ich aber noch zu wenig mit Menſchen bekannt war, ſo wußte ich dieſe Art von Menſchen nicht zu benennen. Möchteſt du wohl ſo gütig ſeyn, mir ſeinen Namen zu ſagen.

Ich. Dieſer Burſche war ein Schmeichler.

Tiger. Was heißt das, ein Schmeichler?

Ich. Ein Schmeichler ſeyn, heißt: wenn man Jemanden unverdientes Lob gibt, oder Sachen gut heißt, die böſe ſind; Jedem das ſagt, was ihm gefällt.

Tiger. Du haſt recht; ſo ein Menſch war's. Er geſellte ſich ſogleich zu den Stärkern, machte ihnen Vorſchläge, daß ſie ſich anmaßen ſollten, über uns, die wir ſchwächer waren, zu herrſchen, und machte ihnen den Kopf voll Eitelkeit. Er ſagte: der ſtärkſte Tiger hätte von Natur aus das Recht, ſich den Titel einer alles zerreißenden Majeſtät beizulegen; daß er, und nicht der Löwe, der König der Thiere ſey. Dieſes bewies er den übrigen Thieren ſo haarklein, daß ihnen gar kein Zweifel mehr übrig war; denn er hatte eine große Parthei für ſich, die, um die Sache begreiflicher zu machen, die andern auffraß, die es nicht glauben wollten. Auch ſagte er, daß der Tiger die Erlaubniß von der Natur hätte, nicht nur aus Hunger Thiere zu zerreißen, ſondern er hätte auch dieſes Recht, Thierfleiſch aus Luſt und Geſchmack zu eſſen. Er ſagte: jedes Thier müß' es ſich zur Ehre rechnen, von einem Tiger aufgefreſſen zu werden. Und ſolches Zeugs behauptete er mehr. Hieraus entſtund eine ganze Gährung unter uns, ſo, daß wir ſelbſt uneinig wurden, und manchmal blutige Treffen lieferten.

Ich. Die Schmeichelei hat immer vieles Unheil in der Welt verurſacht und war die Quelle des Elendes.

Tiger. Dieſes Elend muß nun unter euch im höchſten Grade herrſchen.

Ich. Leider ja!

Tiger. Es muß doch unter euch ein wunderliches Leben ſeyn; ich möchte wohl eine genaue Kenntniß eurer Sitten und Gewohnheiten haben. Vermuthlich werden mich meine Brüder in Bengalen aus meiner Gefangenſchaft wieder loskaufen; ſie haben bereits 12000. Bärendecken zum Löſegeld angeboten, und dann, wenn ich wieder nach Bengalen zurückkomme, möchte ich doch auch erzählen können, was ich unter Menſchen ſah und hörte.

Ich. Ich will die Ehre haben, dir hierüber ein Buch zu dediciren; aber nur noch eine Frage: Welches Recht habt ihr denn, 12000 arme Bären zu fangen und ihnen den Pelz abzuziehen, um einen einzigen von euch loszukaufen?

Tiger. Dieſes Recht will ich dir gleich beweiſen. Es iſt das nämliche Recht, das Alexander hatte, kraft deß er etliche tauſend Macedonier ins Feld führte, um eine einzige ſeiner Capricen zu befriedigen. Wir opfern 12000 Bären für einen Tiger; ihr aber einige hunderttauſend Menſchen für einen; unſer Recht muß alſo nothwendig heiliger ſeyn, als das eurige.

Ich. Du redeſt ſo überzeugend, daß ſich gar nichts darauf einwenden läßt.

Hier erwachte ich, und da ich die andere Nacht wieder träumte, daß der Tiger wirklich um 12000 Bärenpelze ranzionirt worden iſt, und nun am Tigerhofe in Bengalen eine der erſten Stellen begleitet, ſo nahm ich mir die Freiheit, ihm nachfolgendes Werk zu dediciren.

P. T.

Wenn die anſehnliche Stelle, die Sie vielleicht nun in Bengalen begleiten, Ihr Herz und Sitte nicht verändert hat, ſo werden Sie ſich noch eines alten Freundes erinnern, der Sie manchmal in Ihrer Gefangenſchaft beſucht, und mit dem Sie ſich gewürtiget haben, manche Stunde lang ſich zu unterhalten.

Ich nehme mir die Freiheit, Eurer Wildheit ehrfurchtsvoll dieſe Blätter verſprochenermaßen zu weihen, und hoffe, Ihre Zufriedenheit hierüber durch ein gnädiges Zahnblöcken und günſtiges Zubrüllen zu erhalten.

Dieſe nachfolgende Blätter enthalten eine vollſtändige Kenntniß menſchlicher Sitten, und da ich gar nicht zweifle, daß Eure Wildheit über manche Stelle Ihr Haupt ſchütteln und Ihr Auge fürchterlich verkehren werden, und daß Sie die Luſt gar nicht anwandeln wird, Ihre Wüſteneien zu verlaſſen und in das kultivirte, ſittliche Europa auszuwandern, ſo habe ich nur gehorſamſt bitten wollen, mir Ihre hohe Tigerliche Protektion in jenem Falle gnädigſt zu ſchenken, wenn es vielleicht in Europa mit der Aufklärung und Verfeinerung unſerer Sitten ſo weit kommen ſollte, daß den ehrlichen Mann nothwendig die Luſt anwandeln müßte, einen ſichern Zufluchtsort unter Bengalens Klippen zu ſuchen, daß ich dort mich des Rechtes der Gaſtfreiheit erfreuen, und meine letzten Lebenstage ruhiger unter den Tigern, als unter den Menſchen zu verleben, mir die troſtvolle Hoffnung machen dürfte.

Der ich mit vollkommenſter Verehrung mich unter die Protektion Ihrer Klauen empfehle.

Gehorſamſte Anfrage und unterthänigſter Zweifel: ob wir in Europa die geſitteten Völker, oder etwa die Wilden ſind?

Vor allem, ehe ich über Europa's Sitten und Gewohnheiten rede, däucht es mich nothwendig, die Frage zu beantworten: ob wir in Europa wirklich die geſitteten Völker, oder etwa die Wilden ſind? Freilich iſt dieſes eine Frage, die bereits entſchieden zu ſeyn ſcheint; allein, da ich meiner Denkart nach ſo ganz ein ſonderlicher Menſch bin, der ſich mehr durch Selbſtüberzeugung, als durch das, was bereits ausgemacht iſt, leiten läßt, ſo wird man mir dieſen billigen Zweiſel nicht übel nehmen, da ich doch einige ſehr wahrſcheinliche Gründe auf meiner Seite habe.

Wenn etwa über kurz oder lang auch in Bengalen das Licht der Aufklärung die Finſterniſſe der dortigen Gegenden durchleuchten ſollte, ſo bitte ich nur, mit dieſem Lichte recht behutſam umzugehen, damit durch ſelbes nicht die fruchtbare Scheune der Natur angeſteckt und in Aſche verwandelt werden möchte, wie dieſes in mancher europäiſchen Gegend geſchehen iſt. Mit Feuer und Licht muß man ſehr vorſichtig ſeyn, beſonders, wenn die Jugend damit ſpielt, ſo wie es ſich meiſtentheils unter unſern jungen Gelehrten zuträgt, die nicht einmal ſchon dem tiefdenkenden Philoſophen ſeinen Bart weggebrannt haben, daß er nun wie ein Bube da ſteht und verlacht wird. Mancher Hain, wo Menſchen in ſtiller Zufriedenheit und Ruhe lebten, wurde von dieſen Aufklärern verwüſtet, denn ſie rannten unbehutſam mit ihren Fackeln bis unter die Strohdächer, und haben manchen ländlichen Tempel, der der Tugend und der Frömmigkeit gebaut war, durch ihre Unbehutſamkeit in Aſche gelegt. Freilich ſchreit man noch in großen Städten, wenn ſtarke Winde wehen, täglich aus: Gebt acht auf Feuer und Licht! allein die Herren der Literatur glauben, daß dieſes nur den gemeinen Mann angehe, und nur Küche- und Ofenfeuer hierunter verſtanden werden, obwohl es in sensu latiori auch auf ſie ſehr paſſend wäre.

Wenn ſich in Bengalen je, welches ich für die dortige Ruhe und Zufriedenheit der Völker wirklich nicht wünſche, die heutige Art von Aufklärung ans gerechten Verhängniſſen der Götter einſchleichen ſollte, ſo müßte ich vor allen den Vorſchlag einer Feuerkommiſſion machen, die von Zeit zu Zeit die Köpfe der Aufklärer beſichtigen und von ſelben alle leicht entzündbare Materien, als Stroh und Holz, zu entfernen gebieten möchten, damit die ohnehin erhitzten Genieen nicht in Brand geriethen und mit brennenden Köpfen herum rennten. In der That ſcheint mir ein ziemlich großer Theil derſelben den Irrlichtern zu gleichen, die den ſichern Wanderer von den Wegen der Tugend ableiten, durch Scheingründe von dem Pfade der Wahrheit entfernen und in Sümpfe führen, wo ſie ihn dann, wenn er bis über die Ohren drin ſteckt, fleißig ſitzen laſſen. Richtig iſt es, daß dieſe feurigen Männer der Literatur meiſtentheils an Moräſten entſtehen und faulenden Waſſern. Man kann von ihnen mehrere Geſchichten erzählen, als eine alte Amme von den Geſpenſtern, und ſie ſtellen ſehr vieles Unheil unter der Jugend an; dieſe führen ſie von den Wegen der Religion ab, dann ſetzten ſie ſich dem leichtſinnigen Jünglinge unter der Geſtalt einer neuen Philoſophie auf den Nacken und verfolgten ihn ſo erbärmlich, bis ſich ſeine Vernunft ganz in Wildniſſen verirrt und unter die Thiere geſetzt hat.

Einer der ſchlimmſten Geiſter iſt der literariſche Kobold; oder der Poltergeiſt der Gelehrten. Er reißt alles zuſammen und baut nicht wieder auf. Er iſt eine der ſchlimmſten Erſcheinungen; er gab manchmal der Vernunft eine ſolche Maulſchelle, daß ſie ſich nicht wieder vor ihm ſehen ließ: und was das ſchlimmſte iſt, ſo läßt er ſich heutzutage gar nicht mehr aus der Welt hinausſchwören. Er regiert meiſtentheils auf Univerſitäten und in Orten, wo viele Gelehrte ſind; hauptſächlich hält er ſich bei Rezenſenten auf.

Die gelehrte Drude, oder der literariſche Alp, iſt ein nicht weniger fürchterliches Geſpenſt. Dieſes legt Jedem ſeine Meinungen auf und drückt einen durch ſeine Demonſtrationen halb todt. Der Vampir der Gelehrſamkeit iſt eben ſo wohl zu ſcheuen; er ſaugt den Gelehrten alles Menſchengefühl aus dem Herzen; dann ſchwellen ihre Köpfe jämmerlich auf, ſo, daß alles am Manne nichts als Kopf iſt.

Köpfe ohne Herz ſind natürlicher Weiſe ſehr wunderliche Dinge. Nun urtheile man einmal, wie es ausſieht, wenn Köpfe die Sache der Herzen entſcheiden ſollen. In der Hauptſache frägt ſich immer, ob es beſſer in der Menſchheit iſt, mehr Verſtand, als mehr Herz zu haben. Ich bin für das letztere. Der Verſtand hat, ſo lange die Welt ſteht, immer ſehr viel Unheil angerichtet; wir verließen die ſimplen Wege der heiligen Natur, und ſuchten uns erkünſtelte. Auch ſehe ich immer, daß Menſchen von großem Geiſte auch große Narrheiten begangen haben, da der Menſch mit einfältig gutem Herzen durch ſeine Exiſtenz das Glück der Menſchen, ſeiner Brüder, war. Jeder Weiſe, den wahre Vernunft verehret, weiſet uns zurück auf die Wege der einfältigen Natur — der höchſte Beweis, daß ſich unſer Verſtand verirrt haben muß. — Es iſt auch wirklich wunderlich, daß wir uns anmaßen, uns den Namen geſitteter Völker, und andern den Namen Barbaren beizulegen, da doch zu keiner Zeit weniger Sitten in der Menſchheit herrſchten, als eben jetzt unter den Europäern. Mit dieſer Eitelkeit verhält es ſich eben ſo, wie mit allen Titeln, die uns der Stolz beigelegt hat. So nannte ſich der Menſch ein vernünftiges Thier, da er doch oft die dümmſten Streiche macht, und zeigt, daß er nur ein vernunftfähiges Thier iſt. So nennt ſich mancher grauſame Richter einen gnädigen Herrn, und mancher gute, ehrliche einen ſtrengen Herrn, der doch nie eine Mücke beleidigt hat. Jener nennt ſich Hochgeboren, wenn er gleich in einer armſeligen Hütte zur Welt kam; dieſer Wohlgeboren, wenn ihm ſchon die Natur von Geburt aus krumme Beine gab: wodurch ſich klar beweiſet, daß alle dieſe einfältigen Titel falſche Erdichtungen des Stolzes ſind, die in der Natur gar keinen Platz haben, denn um's Himmels willen, wie kann ich einen Mann, der zu ebener Erde geboren ward, Hochgeboren, und einen, der krumme Beine hat, Wohlgeboren nennen! — Es iſt ja eine abſcheuliche Lüge — ſo eine Lüge, als wenn der böſe, ſchlimme Herr „gnädig", und der gute, ehrliche Mann „geſtreng" genannt wird. Wo findet man doch je einen Wilden, den die Vernunft ſo weit verließ, daß er ſich „Eure Weisheit", oder gar „Seine Klugheit" nennen ließ? Bei den Europäern beſteht meiſtens alles in Titeln, und dieſe Titel ſind gewöhnlich Erdichtungen von Eigenſchaften, die wir gar nicht haben. Aus eben dieſem Vorurtheile der Einbildung haben wir uns auch angemaßet, uns eigenmächtig den Titel „geſittete Völker" beizulegen.

Niemand kann mir verargen, wenn mir manchmal hieraber ein großer Zweifel kömmt; denn wenn wir die geſitteten Völker ſind, ſo ſoll man vorzüglich die Sitten unter uns finden, ich finde ſie aber nirgends weniger, als in Europa. Wenn ich unſere Narrheiten und Thorheiten anſtaune, ſo finde ich wahrhaft, daß wir viel eher den Namen „Barbaren“, als die Naturmenſchen verdienen. Wenn ich berechne, was wir doch alles mit unſerer Vernunft angerichtet haben — — Rom und Athen, der Scythe und der Gallier, Nord, Oſt und Weſt, von Pol zu Pol — ihr mögt's nehmen, wie ihr wollt — ſo iſt alles voll Thorheit. Das große Griechenland ging uns mit großen Dummheiten vor, und das ſtolze Rom erniedrigte unter der Sklaverei ſeiner Leidenſchaften die leidende Menſchheit. Wir ſahen das für groß an, was klein iſt, und erbten Vorurtheile und Laſter der Nationen, und nicht die Tugend des Einzelnen. Ich fand, daß der Menſch immer der nämliche iſt, nur hat der Narr manchmal ſeine Kappe verändert und der Thor ſeine Mütze. Immer von Stolz und Selbſtliebe geleitet, verkennt der größte Theil ſeine wahre Beſtimmung und das Glück der Menſchheit. Jeder denkt nur auf ſich, Jeder glaubt ſich beſſer, gelehrter, als der Andere; Jeder will bekehren, Jeder zurechtweiſen, Jeder aufklären. Welcher ſchrecklichen Auftritte erinnert uns nicht die Geſchichte? Wie viele tauſend Menſchen haben wir nicht unſerer Bekehrungsſucht aufgeopfert! Wie grauſam und abſcheulich haben wir in Mexiko unſere Mitmenſchen behandelt! Wenn ich die Geſchichte der Hottentotten und O-Tahiten durchleſe, die Handlungen aller wilden Völker durchgehe, die wir Barbaren nennen, ſo finde ich unter ihnen jene Menge von Grauſamkeiten nicht, deren uns die Menſchheit mit Recht beſchuldigen kann. Was ſind endlich die Haupttugenden, auf die wir ſo ſtolz ſind? Und worin beſteht denn unſere Verfeinerung, durch die wir uns von den Barbaren auszeichnen? Sie beſtehen in der großen und kleinen Politik, in der Höflichkeit, in der Art, ſich in der galanten Welt zu präſentiren, in der Kunſt, unter den Menſchen zu leben zu wiſſen — dieſes iſt alſo unſer großes Weſen.

Wir wollen nun einmal ſehen, was denn dieſe Arten von Verfeinerungen aus dem Menſchen gemacht haben? ob er ſich dadurch zu einer höhern Würde geſchwungen, oder unter den Menſchen erniedriget habe? Wir wollen den Wilden mit dem Geſitteten in eine Parallele ſetzen.

Der Wilde

kennt wenig Bedürfniſſe, und die, die er kennt, kann er leicht befriedigen; er hat alſo einen gewiſſen Verzug am Glücke vor uns, denn wenig Bedürfniſſe haben, und diejenigen, die man hat, leicht befriedigen können, iſt wahres Glück, und alle Philoſophen halten es dafür.

Der Geſittete.

Wir haben viele Bedürfniſſe und können die wenigſten befriedigen; daher der erſte Grund unſerer Unzufriedenheit, unſeres Unglückes; daher unſer Neid, unſere Habſucht, und die Reihe der Laſter, die daraus folgen.

Der Wilde

hat unrichtige Begriffe von der Gottheit; er betet manchmal ein Thier, manchmal eine Pflanze an; und opfert am Altar durch falſche Begriffe Menſchen, ſeine Brüder.

Der Geſittete.

Unter uns Geſitteten hat der größte Theil eben ſo unrichtige Begriffe; wir haben einen großen Theil Böſewichter, die gar keinen Gott glauben; einen ſehr großen Theil Bigotten, die ſeine Größe nicht kennen; einen großen Theil Gleißner, die vorgeben, als kennten ſie ihn, und in ihrem Herzen dem Beelzebub opfern.

Der Wilde

opfert am Altar ſeiner Gottheit Menſchen.

Der Geſittete.

Die Geſchichte beweist, daß wir es eben ſo gemacht haben, daß wir noch grauſamer, als die Barbaren, mit unſern Mitmenſchen verfahren ſind. Noch heutzutage gehen wir in Tempel, und denken im Herzen auf den Sturz eines unſerer Brüder. Wir verleumden und beten; wir beſtehlen unſern Fürſten und beten; wir verrathen das Vaterland und beten;

wir ſprechen ungerechte Urtheile aus und beten; wir machen Kabalen und beten; wir vergelten dem Armen ſeinen Pfenning nicht und beten; verſchlimmern den Trank, den der Arme nach ſeiner harten Arbeit erkauft, und beten; und verringern das Brod, das die ganze Nahrung des Elenden iſt, und beten — und beten? — — plappern, müßt ihr ſagen; das iſt nicht beten. Gebet iſt die Erhebung ſeines Gemüths zu Gott; es iſt Kenntniß ſeines Weſens, das Liebe iſt, und deſſen Gebot Menſchenliebe empfiehlt.

Der Wilde

hat keine Geſetze; bei ihm entſcheidet die Gewalt, wie das Recht.

Der Geſittete.

Wir haben Geſetze und halten ſie nicht; hier untergräbt ſie die Macht, und dort die Gewalt; hier verdreht ſie die Politik; hier macht die Kunſt aus Recht Unrecht. Da ſteht Menſchenfurcht und Zittern vor den Großen, und der Feige verurtheilt den unſchuldigen Armen. Hier iſt Eigennutz, und Gold überwiegt auf der Wage der Gerechtigkeit die billige Sache der Menſchheit. Freche Buben entheiligen die Unſchuld, und verurtheilen, feſſeln Leben, Ehre, Vermögen, Religion und Gewiſſen; Schmeichler ſtürzen; Verleumder tödten; Heuchler rauben, und wo ſchützt Recht wider die Gewalt der verdorbenen Sitten? Durch's Recht verliert man oft die gerechte Sache, und dumme Meinungen von Richtern verurtheilen öfter, als kluge Geſetze.

Der Wilde

iſt roh, kennt keine Künſte, keine Wiſſenſchaften.

Der Geſittete

iſt fein, aber ſeine Feinheit iſt ſchlimmer, als Rohheit; er kennt die Kunſt, aber verwendet ſie nicht zum Wohl der Menſchheit, ſo auch ſeine Kenntniſſe, ſeine Wiſſenſchaften. Der Feinere ſucht den Feinen, der Klügere den Klugen zu betrügen. Man hat die Philoſophie zu einer Närrin, die Dichtkunſt zu einer Schmeichlerin und die Rhetorik zu einem Wäſcherweibe gemacht: ſelbſt die Theologie mußte zu einer

Hofdame werden. Alles hat ſeine Leitung verloren. Der menſchliche Verſtand hat ausgeartet, denn Leidenſchaften regieren ihn, nicht Tugend. Wie elend ſind unſre Künſtler! ſie ſind Bettler der Großen. Vom ſchöpferiſchen Pinſel an bis zum dichteriſchen Kiel iſt alles Sklave. Ich ſah Menſchenwürger malen, und der Maler kränzte ihre Schläfe mit Lorbeern, da man ihnen Epheu und Dorne hätte zumalen ſollen. Ich hörte Dichter ſingen, die Cyklopenknechte vergötterten und Viehdirnen zu Muſen machten. Was nützen Künſte und Wiſſenſchaften, wenn ſie uns nicht zu beſſeren Menſchen bilden? und in wie fern ſind wir denn beſſere Menſchen geworden? Was iſt denn unſere heutige Erziehung? Viel leſen und wenig denken, von allem ſchwätzen können und wenig handeln; eine Menge Titelblätter auswendig lernen; einen Vogel in fünferlei Sprachen zu nennen wiſſen; ſchön tanzen, zierlich fechten, hübſch lächeln können — — alles das iſt Sitte. Meine Meinung iſt, dieſe Erziehung mache noch keine Männer. Was nützt es der Menſchheit, wenn ich weiß, was dieſer und jener von der Tugend geſprochen hat, wenn ich die Tugend nur dem Namen nach kenne? Handeln lernen, und durch Beiſpiele lernen, das iſt Erziehen: ſo ſind wir nichts, als Buchſtabenmenſchen, und werden ſammt alledem, was wir gelernt haben, das werden, was Umſtände und Leidenſchaften aus uns machen.

Der Wilde

hat keine Mittel zur Selbſtbildung; keine Akademien, keine Univerſitäten, keine Erziehungshäuſer, keine Philantropine.

Der Geſittete

hat in Europa alles das, und wir ſind doch nichts, als verfeinerte Barbaren. Auf hohen Schulen herrſcht Ehrgeiz, Rechthaberei, Stolz, Verfolgungsſucht; dieſe verderben wieder alles das, was die ſanftern Künſte im Menſchenherzen gut machen ſollten. Einer beneidet den andern um ſeinen Witz, um ſeine Erfindungen; Jeder will die Wahrheit heller ſehen, und haucht den Spiegel an, aus welchem ſie ſich zeigt. — Heilige Vernunft! Welch ein unerklärbares Räthſel iſt mir der Menſch! — Vor deinen Richterſtuhl trete ich hin; ich bitte dich, entſcheide, ob wir die geſitteten Völker wirklich ſind, oder die Barbaren.

Die Stimme der Vernunft.

Menſch! wenn du dieſe Frage beantwortet haben willſt, ſo wiſſe zuvor, was Sitte genennt wird.

Im ganzen Menſchengeſchlechte liegt die Fähigkeit zur Vervollkommnung, das heißt: die Fähigkeit, dem Wahren und Guten näher zu kommen, und hierin liegt der Grund der Sittlichkeit.

Die Erkenntniß des Wahren und die Ausübung des Guten iſt Sittlichkeit.

Sitten hat das Volk, das das Wahre erkennt und das Gute ausübt.

Ihr Europäer ſeyd durch Bildung eures Verſtandes der Erkenntniß des Wahren näher gekommen, als die, die andere Welttheile bewohnen; allein, da ihr das erkannte Wahre nicht in Ausübung gebracht habt, ſo könnt ihr euch noch keiner Sittlichkeit rühmen.

Die Erkenntniß des Wahren iſt der Gegenſtand der Ausbildung des Verſtandes; die Ausübung des Guten der Gegenſtand der Ausbildung des Herzens.

Ein Menſch, der ſeinen Verſtand bildet, ohne ſein Herz zu bilden, artet aus, und wird ein ſchlimmeres Weſen, als ein Thier, denn nur die Vernunft erhebt den Menſchen über das Thier, und wenn dieſe Vernunft nicht das Herz bildet, ſo erniedrigt ſich der Menſch unter das Thier; er wird boshafter. Ein Thier, das ſtärker, als das andere iſt, iſt auch ſchlimmer; da nun der Menſch durch die Kräfte ſeines Verſtandes zum ſtärkſten Thier wird, ſo wird er auch das ſchlimmſte, wenn er nicht die Bildung ſeines Herzens mit der Bildung ſeines Verſtandes vereint: und dieſes geſchieht nun bei euch. Die meiſten Menſchen bilden ihren Verſtand, ohne ihr Herz zu bilden, und dadurch arten ſie aus und werden ſchlimme Weſen, die nur von Leidenſchaften geleitet werden.

Ihr, die ihr euch geſittet nennt, unterſcheidet euch alſo von den Barbaren dadurch, daß dieſe noch die originelle Anlage und urſprüngliche Güte zur Bildung haben; ihr aber die eurige bereits vollkommen verdorben, und eurem Weſen ganz eine andere Richtung gegeben habt.

Da nichts in der Natur ohne Wirkung und Folgen iſt, ſo habt ihr bereits euren Verſtand ſchon ſo verdunkelt, daß ihr nicht mehr zur Erkenntniß des Wahren und Ausübung des Guten gelangen werdet, bis nach dem Gange der Dinge und nothwendig daraus entſpringenden Revolutionen ihr einſehen werdet, daß die Erkenntniß des Wahren mit der Ausübung des Guten im menſchlichen Leben nothwendig vereint ſeyn müſſe, ohne welchem der Menſch ſonſt nur im Falſchen und Böſen wandelt. In dieſer Rückſicht könnt ihr euch zuverläßig prophezeihen, daß die nunmalig barbariſchen Gegenden in kurzem aufgeklärter, als ihr ſeyn werden, und eure Verfaſſungen nothwendig, weil ſie ohne innerliche Stütze, das heißt: ohne Tugend ſind, ſinken und ihren Untergang finden müſſen; aus welchem Chaos dann ſich das Gute wieder entwickeln und erkennt werden wird, nach welchem Maß der Erkenntniß ſich allezeit das Schickſal künftiger Staaten meſſen und ihre Dauer ſich beſtimmen laſſen wird.

Eine Frage.

Wäre denn kein Mittel, dieſe Folge zu verhindern?

Vernunft.

Dieſes Mittel liegt am nächſten bei euch, ihr erkennet es aber nicht. Es heißt: *Religion*, *Chriſtuslehre*.

Dieſer lehrte euch das Wahre erkennen und das Gute ausüben. Durch Befolgung dieſer heiligen Lehre würdet ihr euch allein erhalten: aber eure angenommenen Gewohnheiten widerſtreben dieſer Lehre der menſchlichen Glückſeligkeit, die nur mancher Edle im Stillen in ſeinem Herzen fühlt, der ihren Grundſätzen getreu war.

Nur Liebe kettet Menſchen an Menſchen; wo dieſe aufhört, wird der Menſch zum Henker des Menſchen.

Urſache des menſchlichen Unglücks und des Verfalls der Staaten.

Selbſtliebe; Privatintereſſe ſtürzt die Liebe zum Ganzen; das Intereſſe des Ganzen.

Folgen.

Habſucht, Betrug, Neid, Menſchenhaß, Verfolgung, Beleidigung, falſche Politik, Unverſöhnlichkeit, Zwietracht, Verleumdung.

Dieſe untergraben die Stützen der Staaten, als:

Liebe zum Vaterland, Liebe zum Fürſten, Treue, Anhänglichkeit, Verbrüderung, Aufrichtigkeit, Gerechtigkeit, Menſchenliebe.

Wirkungen.

Verwirrung, und die daraus entſtehenden Laſter.

Folgen.

Umſturz und Verfall.

Nur Tugend iſt's, die uns erhält,
Denn ohne ſie verfällt die Welt.
Nach kurzem Umlauf ein'ger Jahren
Sind wir die Wilden und Barbaren.

Ein Staat, beraubt von guten Sitten,
Der nähert ſich mit Rieſenſchritten
Dem Untergang und dem Verfall:
So gings von jeher allemal.

Beim höchſten Reichsgerichte der Thiere anhangende Streitſache der ehrſamen Gemeinde ſämmtlicher Gänſe wider das ganze Menſchengeſchlecht, wegen widerrechtlich ihnen von dieſem abgenommenen Federkielen, und daraus enſtandenen höchſten Unheil der Menſchheit.

Lange ſchon fühlte die ehrſame Gemeinde der Gänſe das Unrecht, das ihnen von den Menſchen zugefügt wurde, die ſich ohne der geringſten Anfrage ihrer Schwungfedern bedienten, und ſelbe zu Schreibkielen beſtimmten. Es iſt dieſes ein Tribut, ſagte eine der älteſten unter ihnen, den wir nicht länger mehr entrichten wollen, noch können. Es iſt daher unmittelbar nöthig, daß wir uns über dieſe Sache berathſchlagen, auf was und welche Art wir uns dieſer Abgabe und Zwangsrecht entledigen können. Sämmtliche Gänſe entſchloſſen ſich alſo, einen Landtag zu halten, zu welchem ſie auch die Schwanen und Enten, Kraniche, Raben und Indianen und alles, was dort und da eine Feder zur Schreiberei ablieferte, öffentlich konvozirten.

Der Tag zur Konſultation war beſtimmt. Es war eine ſchöne Wieſe, ringsumher mit Wald umrungen; ein Bach floß nahe vorbei, und jenſeits lag ein ſchönes Dorf. Dieſes war der Platz zur Verſammlung. Schon am frühen Morgen, als die Sonne aufging, ruderten zwanzig zu zwanzig in den Fluthen daher, und erhoben majeſtätiſch ihre langen Krägen zum Himmel. Einige kamen geflogen, andere wackelten zu Fuß einher: mit einem Worte: bis gegen 9 Uhr Morgens war ſchon alles verſammelt, und einer der älteſten Ganſerer, den man Gargs nannte, beſtieg einen etwas erhabenern Hügel, und fing ſo an:

Es wär' unnöthig, ihr Brüder! euch der Würde unſerer ehrſamen Gemeinde zu erinnern, und alle ehrwürdige Thaten unſerer Voreltern in euer Gedächtniß zurückzurufen, durch die wir uns um das ſämmtliche Menſchengeſchlecht unendlich verdient gemacht haben. Ihr wiſſet, was alles in den Annalen und Jahrbüchern von uns aufgezeichnet ſteht; noch gedenket ihr der Ehrenbezeugungen, die uns das ſtolze Rom ſelbſt erwies, da es unſrer Sorge die Rettung des Kapitols zu danken hatte. Ich will hier jene Pracht nicht mehr anführen, mit welchen wir von dem römiſchen Senate bewillkommt worden ſind, und will die Ehre verſchweigen, die man uns erwies, als uns Rom öffentlich in Sänften herum trug. Alles das iſt euch wohl bewußt. Nun erinnert euch, Brüder! an die Größe, von der ihr herabgeſunken ſeyd: einſt wurden wir von den Römern vergöttert und unſere Beinamen unter Roms Helden gezählt; 'nun — nennt man uns dumme Gänſe, als wenn unſer Geſchlecht je fähig wäre, ſeine Würde zu vergeſſen. Wir, die wir an den Tafeln Roms ſaßen, werden nun wie Sklaven in die Ställe der Bauern verſperrt, und unſere Leiber, die Rom einbalſamirte, mißhandelt, gerupft und beſchimpft und als Braten an Kirchweihfeſten aufgeſtellt. Man raubt unſern Schwingen die Kiele, und mißbraucht ſie zu verſchiedenen, der Menſchheit ſchädlichen Schreibereien. Es iſt ſo weit gekommen, daß man uns, die wir die unſchuldigen Theile ſind, ſchon als Mitſchuldige der abſcheulichſten Mißbräuche erkennt, die mit unſern Kielen getrieben werden. Schon fällt die Schande auf uns; es heißt: der führt einen dummen Kiel; jener einen groben, dieſer einen unfläthigen, und ſo fort. Unſere Ehre ſinkt, ihr Brüder, und unſere großen Thaten werden bald in den Jahrbüchern erlöſchen; aber noch iſt es Zeit, uns zu retten. Freilich werden manche von euch denken: es iſt ja unſerm Geſchlechte eine nicht geringe Ehre, daß die Menſchen unſere Federkiele, reſpektive uns in ihren allerwichtigſten Geſchäften beiziehen; daß wir Zutritt zu den Gerichtsſtellen, zu den Akademieen, und ſelbſt in die geheimen Kabinete der Könige haben, daß wir Mitarbeiter in alle dem ſind, was in dem Fache der Politik ſowohl, als der Gelehrſamkeit ausgemacht wird — ja, daß wir ſogar der Menſchheit unentbehrlich geworden: allein, meine Brüder! wenn man erwägt, wie viel Schmierereien im Fache der Gelehrſamkeit, wie viel ungerechte Urtheile in den Gerichtsſtellen, und wie viel der Menſchheit ſchädliche Plane an den Höfen ausgearbeitet werden, und daß wir auch als Theilnehmer an alle dem, was geſchmiert, gekritzelt und gekratzt wird, wahrhaften Antheil haben, ſo finde ich höchſt nöthig, uns gegen den widerrechtlichen Nothzwang zu empören, und uns, reſpektive unſere Federkiele, zu keinem Geſchäft mehr brauchen zu laſſen: weil wir aber vorſehen, daß uns, oder unſere Federkiele, welches gleichviel iſt, als nützliche Mitarbeiter die Menſchen aus ihren Dienſten zu laſſen, keineswegs zugeben werden, ſo wäre ich der Meinung, daß unſere ehrſame Gemeinde ſogleich den Weg Rechtens ergreifen, und vor dem höchſten Reichsgerichte der Thiere gegen die Menſchen Klage ſtellen ſollte.

Hier ſchwieg der Redner, und man holte die Vota der ehrſamen Gemeinde ein.

Eine einzige unter den Gänſen erhob ihre Stimme, und brachte einen Zweifel gegen den Redner vor. Ich finde, ſagte ſie, daß der Herr Redner ſeine Sache ſchön und vollſtändig erwieſen hat, nur kömmt mir der Zweifel, ob ſein Schluß nicht unrichtig ſey, da er die Weſenheit der Gänſekiele ſo weſentlich mit uns verknüpft. Wahr iſt es, daß die Menſchen ſich in Abnahme unſerer Kiele ein Vorrecht herausnehmen, welches wir in die Länge nicht mehr gedulden können; allein, daß man uns als Mitgehilfen ihrer Arbeiten anſehen könne, ſcheint mir etwas zu übertrieben.

Der Ganſerer erwiederte hierauf: klug iſt eure Einwendung, aber ich will ſie euch ſogleich wiederlegen. Ihr werdet euch erinnern, daß von den älteſten Zeiten her ſowohl Griechenland als Rom alles im Namen des Ganzen ausgefertigt hat, wenn es auch das Werk eines Theiles war; ſo z. B. hieß es: Cäſar hat in dieſer Schlacht gewonnen, wenn gleich ſeine Soldaten und nicht er den Sieg erfochten haben. Aus dem nämlichen Rechte können wir Gänſe ſagen: Wir haben dieſes oder jenes Werk geſchrieben, wenn es gleich nur einer unſrer Kiele geſchrieben hat, denn das Verhältniß des Verdienſtes eines Cäſars gegen die von ſeinen Soldaten gewonnene Schlacht iſt eben ſo, wie das Verhältniß des Verdienſtes der Gänſe gegen das, was mit ihren Kielen geſchrieben wird.

Hier ſchwieg alles, denn man ſah, daß Gargs die überzeugendſten Beweiſe und die gründlichſte Philoſophie hatte. Nun war es ausgemacht, unter Gargſens Vorſtande eine Deputation zum Reichsgericht der Thiere zu ſchicken.

Die Deputation wird abgeſandt.

Da es beſchloſſen war, daß die Deputation abgeſendet werden ſollte, wurde dem Gargs die Auswahl des Ausſchuſſes überlaſſen, und hierüber hielt er dieſe kurze Anrede:

Meine Brüder! ich zweifle im Geringſten nicht, daß eure Fähigkeiten und Einſichten und auch eure Verdienſte für unſere ehrſame Gemeinde von gleichen Vorzügen ſind, ſo daß es mir wirklich ſchwer wird, unter ſo vielen von gleichen Verdienſten eine Auswahl zu treffen; allein ihr werdet es mir nicht verargen, daß ich in dieſer Lage, da es um das Wohl unſerer Aller zu thun iſt, mehr die Politik, als mein Herz zu Rathe ziehe. Mein Herz würde jeden von euch wählen; allein die Politik befiehlt mir, jenen den Vorzug zu geben, die größere Köpfe und höhere Bäuche haben, denn ich beobachtete unter den Menſchen, daß große Köpfe und anſehnliche Bäuche zu Deputationen vorzüglich geſchickt ſind, und meiſtens eher, als ein magerer Gelehrter, gewählt werden. Was die Urſache ſeyn mag, kann ich als eine arme Gans freilich nicht beſtimmen; vermuthlich liegt der Grund darin, daß das Vorurtheil meint, derjenige, der zehnmal mehr verdaut, als ein anderer, müſſe auch zehnmal geſchickter ſeyn, und in einem großen Kopfe müſſe mehr Verſtand, als in einem kleinen Platz haben. Obwohl ich nun dagegen ſehr viel einzuwenden hätte, ſo iſt es doch rathſamer, bei dem alten Herkommen zu bleiben.

Nun wurden ſechs Gänſe zur Deputation gewählt; drei, die ſchon 17 Wochen bei einem Bräuer, der das ſchlechteſte Bier ſott, und drei, die 10 Wochen bei einem Bäcker, der das kleinſte Brod hatte, in der Maſt waren. Die wackelnde

Kompagnie inkaminirte den Prozeß, und vom Reichsgerichte der Thiere wurde dem beklagten Menſchen ein Anwalt ex officio aufgeſtellt. Es war der Fuchs Reineke — ein Mann der allgemein berühmt und an allen Höfen bekannt war. Man wunderte ſich ſehr unter den Thieren, wie man den Menſchen dieſen verſchlagenen Kopf zum Sachwalter hatte geben können, da man natürlicher Weiſe vermuthen konnte, daß er dem Ganſerer weit würde überlegen ſeyn, und man ohnehin wußte, daß eine kleine Antipathie zwiſchen ihnen beiden obwaltete; allein das höchſte Reichsgericht der Thiere wollte ſeine Unpartheilichkeit zeigen, da es dem verſchlagenſten ſeiner Köpfe die Sache der Menſchen zu vertheidigen gab.

Der Prozeß fängt an, und wird entſchieden.

Gargs übergab ſeine Klage. Fuchs Reineke begehrte vor allen cautionem de judicio sisti et judicatum solvi; und da die Gänſe ohne Geld waren, ſo begehrte er, die gemäſteten Deputirten ad depositum judiciale zu nehmen. Das geſchah. Der magere Gargs, der auch ein kniffiger Kerl war, ſah es vorher, und wählte daher die anſehnlichſten Brüder aus der Gemeinde; denn es iſt beſſer, ſagte er in jure, wenn ich den Prozeß verlieren ſollte, daß dieſe, als daß ich aufgefreſſen werde.

Die zweite Einwendung, die Fuchs Reineke machte, war, daß eine Gans nicht personam in judicio standi hätte, und dies wollte er von daher beweiſen, weil das Frauenzimmer insgemein unter den Menſchen in Gerichtshöfen zu erſcheinen ausgeſchloſſen wäre; dieſe aber mit den Gänſen ſehr viele Aehnlichkeit hätten. Allein Gargs widerlegte ihm dieſe Spitzfindigkeit aufs ſchönſte, indem er ihm das argumentum diſtinquirte, und ſagte: es wäre nur von Gänſen, aber nicht von Ganſerern zu verſtehen. Er führte bewährte Proben an, um zu beweiſen, daß er ſogar unter den Advokaten ſehr viele Ganſerer geſehen hätte; im Eifer aber betitelte er den Fuchs Reineke einen Winkelagenten. Dieſer aber bewies ihm ſogleich, daß ein Fuchs gar nicht Urſache hätte, ein Winkelagent zu ſeyn, und daß, wenn je einer ein Winkelagent wäre, er ſich bald zum wahren Rechtsanwalt hinaufſchwingen würde. Er bewies ihm, daß es Schulfüchſe und Rechtsfüchſe ohne den geringſten Widerſpruch gegeben habe, und noch immer geben werde.

Der Fuchs ſagte weiter: was die Hauptſache anbelange, ſo wäre das Rupfen ein jus perpetuum des Stärkern, folglich auch das Gänſerupfen unter den Menſchen, als den ſtärkeſten Thieren. Die Abnahme der Federkiele wäre eine Art von Scharwerk, und könnte ungefähr aus dem nämlichen Rechte bewieſen werden: auch ſey dieſe Abnahme gar kein Eingriff, ſondern vielmehr ein billiger Tribut, welchen die Gänſe, als Mitgenoſſen des gemeinſchaften Lebens, und wegen ihnen hieraus entſprießenden Vortheilen nach dem allgemeinen Völkerrecht zu geben ſchuldig wären.

Gargs ſagte entgegen: das jus perpetuum und Scharwerksrecht müſſe erſt erwieſen werden, und was den Tribut belange, ſo wüßte er weiter keine Vortheile, die die Gänſe unter den Menſchen im geſellſchaftlichen Leben ziehen, ausgenommen, daß man ſie die reine Luft ſchnaufen und Gras freſſen laſſe, wofür ſie aber des Jahrs zweimal gerupft, und endlich gar gebraten werden. Ich ſehe gar nicht, replizirte Reineke Fuchs, daß die Menſchen die Beſchuldigung verdienen, die ihnen Gargs macht; ich finde vielmehr, daß die Gänſe unter den Menſchen auf die nämliche Art, wie die Menſchen ſelbſt behandelt werden; was können ſie mehr fordern? Das Federausrupfen iſt eine Art von Abgabe; von dieſer iſt auch der Bauer und Bürger nicht befreit; was das Abwürgen betrifft, ſo werden ſie hiedurch den Helden gleich, die für die Ehre abgethan werden; nun genießen ſie gleiches Bürgerrecht, es iſt alſo gar kein Grund der Beſchwerde da.

Gargs ſtellte wieder entgegen vor, daß die Gänſe nur das Beſchwerliche in der menſchlichen Geſellſchaft, reſpektive das onerosum, keineswegs aber das utile zu genießen hätten.

Reineke refutirte dieſe Einwendung dadurch, daß er ſagte: dieß ſey nicht die Schuld der Menſchen, ſondern die Urſache liege vielmehr in der Dummheit der blöden Gänſe, die freilich, ſo lang ſie als Gänſe herumgehen, für Gänſe werden angeſehen und behandelt werden. Sie ſollen es auch, wie die Füchſe machen, ſagte er, die ſich in andere Kleider einzuhüllen gewußt, und nun den Zutritt in den anſehnlichſten Häuſern haben, auch manches Geſchäft incognito ſchlichten, und zum Vortheil der übrigen Füchſe, ihrer Brüder, bewerkſtelligen. Es ſey dumm, daß eine Gans als Gans Anſprüche auf Ehrenbezeugungen machen will; ſie ſoll nur ihre Federn verſtecken, und Gänsfüße, ein **Fichu**, oder eine **Angloise** anziehen, ſo werden ihr von allen Seiten Komplimente gemacht werden: ſey es aber ein Ganſerer, ſo hätte er eine Perrücke aufzuſetzen und ein anſehnliches Kleid anzuziehen. Was den Einfluß in Geſchäften belangt, ſo können Gänſe freilich nie zu wichtigen Dingen gebraucht werden, ſie ſollen ſich daher mit den Füchſen alliiren, und dieſen einige Gänſe zum Auffreſſen darbieten, ſo werden ſie ſicher durchſchlüpfen, und nach Geſtalt der Sache auch nach und nach in der Welt placirt werden können. Da nun dieſes wirklich ſo iſt, ſo haben die Gänſe gar keinen Grund ihrer geſtellten Klage.

Der arme Gargs wußte nicht, was er weiter hierauf ſagen ſollte, und das Reichsgericht der Thiere erkannte zu Recht, daß die Menſchen von der von den Gänſen wider ſie geſtellten Klage abſolvirt, und die Gänſe in alle Unkoſten condemnirt ſeyn ſollten. Zu welchem Ende denn Fuchs Reineke berechtigt ſeyn ſoll, zur Befriedigung ſeines **Deservits** die in **deposito** ſitzenden Deputirten aufzufreſſen; **pro sportulis** aber hätte die Gansſchaft 40 wohlgemäſtete Gänſe zum Reichsgericht der Thiere einzuſenden.

Unterredung des Sachwalters Gargs mit Reineke.

Als der Prozeß entſchieden war, machte der Anwalt der Gänſe bei Fuchs Reinecke ſeine Abſchiedsviſite. Fuchs Reinecke empfing ihn mit aller Hoflichkeit, und ſie hatten eine lange Unterredung miteinander, die ungefähr ſo lautete:

Reinecke. Nur herein! nur herein, Herr Gargs! Es freut mich recht, die Ehre zu haben, mit Ihnen Bekanntſchaft zu machen. Sie haben ihre causam trefflich vertheidigt.

Gargs. Sie belieben meiner zu ſpotten.

Reineke. Behüte der Himmel! eine üble Causa kann nicht beſſer defendirt werden.

Gargs. Wie das? Eine üble Causa? — Ich dächte doch, ſie wäre nicht ſo ungerecht geweſen.

Reineke. Sie ſind ein trefflicher Mann, Herr Gargs! aber Sie kennen die Welt nicht genug.

Gargs. Wie das?

Reineke. Ihre Causa war zwar intrinsece gut, aber nicht extrinsece.

Gargs. Was ſoll das heißen?

Reineke. Es heißt ſo viel, daß, wenn Sie auch je gewonnen hätten, ſo wär's ſo viel geweſen, als hätten Sie verloren.

Gargs. Und wie?

Reineke. Es hätte ja allezeit in executione gefehlt. Wenn Ihnen auch das Reichsgericht der Thiere den Sieg zugeſprochen hätte, ſo wär' es ja niemal im Stand geweſen, zu exequiren, denn was kann das Thierreich gegen die Menſchen?

Gargs. Sie haben wohl recht.

Reineke. Nicht wahr? Daher iſt es bei unſerm Gerichte auch ſchon zum Geſetze gemacht, daß die Thiere alle Prozeſſe wider die Menſchen verlieren.

Gargs. Aber warum das?

Reineke. Eben darum, weil wir keine Exekution haben; und was nützt ein Urtheilſpruch ohne Exekution?

Gargs. Aber warum ſtürzen Sie die Partheien in Unkoſten? Es wäre ja beſſer, Sie wieſen einen gleich ab.

Reineke. Das kann nicht ſeyn. Davon müſſen ſich die Gerichtsſtellen und beſonders wir Anwälte erhalten. Ich hab' es mir bereits zum Plan gemacht, die Prozeſſe ſo viel als möglich zu vervielfältigen. Sie müſſen auch denken, daß das Gericht der Thiere nicht wegen dem Wohl der Thiere, ſondern die Thiere wegen dem Wohl des Gerichts da ſind.

Gargs. Hätten Sie mir doch das eher geſagt!

Reineke. Ei, ei! ich hätte ja gegen meinen eigenen Vortheil geſprochen, und ſo wären die Deputirten nicht in die Falle gegangen.

Gargs. So, in die Falle —

Reineke. Ja, in die juridiſche Mausfalle. Der muß eine gute Naſe haben, der den Speck riecht, ehe er ſich fängt.

Gargs. Was Sie mir nicht alles ſagen! —

Reineke. Ich ſag' es Ihnen nur als ein Gerichts-Kollega. Es iſt nicht nothwendig, daß Sie es wieder erzählen; es ſind Geheimniſſe, die unter uns bleiben müſſen. Wenn das die Gänſe einſähen, würden Sie, Herr Gargs, als Gänſeadvokat bald überflüſſig ſeyn.

Gargs. Bei meinen Federn! ich ſage kein Wort.

Reineke. Leben Sie wohl. Wenn Sie die 40 Gänſe **pro expensis** überſchicken, will ich Ihrer auch nicht vergeſſen.

Wirkung der Politik auf den Ganſerer und die Gansſchaft.

Hier reiſte der Gargs ab, und als er zurückkam, wurde er gar nicht gut von den übrigen Gänſen empfangen. Ueber den verlornen Prozeß war alles höchſt mißvergnügt, und man reſolvirte, eine Deputation zum König der Thiere ſelbſt abzuſchicken. Zum Unglücke für die Gänſe war ein naher Freund des Fuchs Reineke Favorit des Löwens, und ſie waren ſchon abgewieſen, ehe die Deputation ankam, denn Reineke wußte es alſo zu ſchlichten, daß ihm die 40 Gänſe nicht mehr auskamen.

Es war reſolvirt, die Unkoſten zu bezahlen; nun entſtund die Frage: ob man die Gänſe durch's Loos beſtimmen, oder ſich ſelbſt ſollte wählen laſſen. Um die Sache zu vollenden, mußte man wieder Herrn Gargs angehen. Dieſer wußte es durch ſeine Beredtſamkeit dahin zu bringen, daß ſich ſtatt 40 Gänſen 80 erboten. Man wird ſich wundern, wenn man denkt, wie es Gargs anging; allein Gargs war ein Ganſerer, der die Herzen der Gänſe kannte und ihren Enthuſiasmus ins Feuer zu ſetzen wußte. Unſterblichkeit, ſchrie er, und ewiger Nachruhm erwartet diejenigen, die ſich einem ſo nützlichen, für's Wohl des Ganzen gewagten Unternehmen freiwillig für die Gansheit aufopfern. Eure Bilder werden ewig in Marmor aufgeſtellt, und eure Namen unter den Reihen der Helden verewigt werden. Man wird eure Bilder anſtaunen, und die alten Gänſe werden ihre jungen Gänſe zu euren Statuen hinführen und ausrufen: Seht, Kinder! das waren Gänſe! Gänſe, wie es unter uns nun keine mehr gibt.

Dieſe Anrede verurſachte unter dem ganzen Gansvolke einen ſolchen Enthuſiasmus fürs Gute, daß nicht allein Gänſe, ſondern auch Enten und Indianen herbei kamen, die ſich zum Wohl der Gansheit wollten auffreſſen laſſen. So zogen ſie in langen Reihen aus der Gansſtadt und eilten dem Reichsgerichte der Thiere zu. Als ſie dort ankamen, wurden ſie Herrn Reineke präſentirt, der nun natürlicher Weiſe mit dem Gänſeadvokaten Gärgs auf das beſte zufrieden war. Die Gänſe wurden unter die Vornehmen des Thiergerichts ausgetheilt und aufgefreſſen. Nun kam dem Löwen ein Skrupel, den Ueberreſt über die entſchiedene Summa aufzuzehren. Doktor Fuchs Reineke bat alſo darum. Es iſt die erſte Nothwendigkeit für einen Politiker, ſagte er, daß man ſich ein dictamen mache. Ich freſſe die übrigen Gänſe nicht darum auf, ſagte er, weil ſie das Gericht nicht kondemnirt hat, ſondern darum, daß ich ihnen den Vortheil der Verewigung nicht raube. Es wäre grauſam, ihnen ihre Bitte abzuſchlagen, die ſich doch auf einen ſo edeln Enthuſiasmus gründet: und hier fraß Fuchs Reineke und Kompagnie den Ueberreſt. Die zurückgebliebenen Gänſe arbeiteten einſtweilen, ihre Brüder zu verewigen. Sie machten marmorne und metallene Gänſe, und ſetzten ſie andern zum Beiſpiele auf.

Fuchs Reinekens erſtes Geſchäft war aber, an Herrn Gansadvokat Gargs zu ſchreiben und ſich für das Ueberſchickte zu bedanken. Der Brief hieß ſo:

Wertheſter und Würdigſter!

Ich ſehe, daß Sie in allen Stücken ein ausgemachter Mann ſind, der noch im Ganzen wichtige Dienſte leiſten wird. Sie wiſſen, als ein wahrer Politiker, ſich der Schwäche der Gänſe zu bedienen, und ihre Herzen durch Enthuſiasmus und Vorurtheile zu unſerm Beſten zu leiten. Solche Perſonagen ſind uns wichtig und nicht genug zu bezahlen. Sie dürfen daher auch auf die Erkenntlichkeit unſerer Thier-Generoſität rechnen. Jupiters höchſte Güte hat bereits Ihre Seele zu einer ganzen Fuchsſeele umgeſchaffen: auf meine Fürſprache würd' er ihnen auch unſre Fuchskleidung überſchickt haben; allein Sie werden als Ganſerer Ihre Rolle viel beſſer ſpielen, und doch Fuchs ſeyn können, und um ſo weniger bemerkt werden. Der Wolf war manchmal bemüßigt, einen Schafpelz zu Vollendung ſeiner Plane anzuziehen. Jupiter erhalte Sie lange zu unſrem Beſten. Zum Beweiſe meiner vollkommenſten Freundſchaft und Erkenntlichkeit habe ich die Ehre, Ihnen eine Kiſte voll Fuchswedel, als das Symbol der höchſten Klugheit und Politik, zu überſchicken, der ich verharre

Reineke Fuchs.

Dieſer Brief nebſt der Kiſte voll Fuchswedel wurde in dem Lande der Gänſe auf das heiligſte aufbehalten. Gargs war nun vollkommener Herr unter den Gänſen. Wenn Fuchs Reineke Luſt hatte, Gänſefleiſch zu eſſen, ſchickte ihm Gargs eine Deputation, und da denn die Gänſe nicht mehr zurückkamen, gab Gargs vor, Fuchs Reineke werde ſie vermuthlich in Geſchäften gebraucht haben: und die Gänſe konnten gar nicht begreifen, wie ſie auf einmal in ſo großen Kredit bei Fuchs Reineke gekommen waren, der alle Augenblicke, um ſich in wichtigen Angelegenheiten auszuhelfen, um eine Deputation Gänſe ſchrieb.

So lang die Welt ſteht, ſagte eine alte Gans, hatten wir nie ſo viel beim Reichsgerichte zu thun; ganz natürlich, erwiederte Gargs, die Welt wird alle Tags klüger.

Verſchiedene Bittſchriften, die von verſchiedenen Thieren dem Tiger aus Bengalen auf ſeiner Reiſe durch Europa ſind mitgegeben worden, um durch ſeine mächtige Empfehlung die darin ſtehenden Geſuche zu betreiben und zu unterſtützen.

Bittſchrift der Raben.

In Unterthänigkeit ſind wir gezwungen, dem ruhmvollen Menſchengeſchlechte unſere traurige Lage gehorſamſt vorzuſtellen, indem wir ſeit vielen Jahren her ſo außer Acht geſetzt worden, daß wir vollkommen außer Stande ſind, uns weiter fortzubringen, und ehrlich, wie es Raben gebührt, zu ernähren.

Ein ruhmvolles ſämmtliches Menſchengeſchlecht wird ſich gnädigſt unſerer guten Dienſte erinnern, die wir auf allen Schädelſtätten, Richtſtätten, Schnell- und andern Galgen durch baldiges Wegfreſſen der dort aufgehangenen Menſchen treu und redlich geleiſtet, alſo durch Reinigung der Luft uns ein nicht geringes Verdienſt erworben haben. Nun kann es uns nicht anders, als ſchwer fallen, daß man uns ſo unverantwortlich täglich unſere Nahrung ſchmälert und ſo viele Braten entzieht, die nach allen Rechten der Natur uns zur Speiſe beſtimmt waren. Wir hätten billig Urſache, uns wider manchen Todtengräber zu beklagen, der dem Element der Erde dasjenige anvertraut, was ſeiner trefflichen Eigenſchaften gemäß nothwendig in dem Element der Luft hätte verweſen ſollen. Da denn durch dieſe widerrechtlichen Eingriffe unſere Lebensumſtände täglich verſchlimmert werden, ſo ſind wir gedrungen, ein ruhmvolles Menſchengeſchlecht um gnädigſte Remedur anzuflehen, und ſelbes gehorſamſt zu bitten, uns wieder dort und da einen größern Brocken zukommen zu laſſen, und in gnädigſte Erwägung zu ziehen, daß wir ſeit vielen Jahren her nur mit magern Bauern, oder einem armſeligen, lumpigten Burſchen uns haben begnügen müſſen. Wir verlangen nur, was unſer iſt, nämlich das Fleiſch, und wollen gern alle Perrücken, bordirte Kleider, oder was uns ſonſt nicht zugehört und in den Augen der Menſchen einen Werth haben mag, reſtituiren, und uns mit dem Körper allein zufrieden geben.

Da nun Jedem das Seinige gebührt, ſo hoffen wir von der Billigkeit des ganzen Menſchengeſchlechts, daß es uns in Zukunft die größern Diebe nicht mehr durch die Todtengräber entziehen, ſondern durch unſern aufgeſtellten Lieferanten, den Henker, der Luſt gnädigſt zu überliefern keinen Anſtand mehr nehmen werde, die wir gehorſamſt verharren

Rabenſtein.

Sämmtliche Schwarzvögel allda.

Resolutio des Menſchengeſchlechts.

Die Raben ſind nach der dermaligen, in Europa allgemein angenommenen Gewohnheit ab- und dahin anzuweiſen, daß ſie ſich mit Verzehrung der kleinen Diebe gleichwohl begnügen laſſen ſollen, da ihr petitum wegen Aufhangen der größeren Diebe nicht Statt hat.

Bittſchrift der Haſen.

Dem ſichern Vernehmen nach ſollen ſich unter dem Menſchengeſchlechte eine Menge Haſenfüße und Haſenherzen befinden, die, wir wiſſen nicht auf welche Art, ſich unter die menſchliche Geſellſchaft begeben haben, und von uns meineidig entlaufen ſind. Nach den ſeit vielen Jahren unter uns Haſen und den Menſchen errichteten Verträgen glauben wir uns vollkommen berechtigt, all' dasjenige zu unſerm Haſengeſchlechte zurückzufordern, was billig als ein Haſenherz oder Haſenfuß kann angeſehen werden, und wir glauben im Geringſten nicht, daß ein ruhmvolles Menſchengeſchlecht einigen Anſtand daran nehmen wird, indem ein Haſenfuß und Haſenherz ohnehin ſehr wenig nützen und brauchbar ſeyn wird; die wir ꝛc. ꝛc.

Resolutio des Menſchengeſchlechts.

Den Haſen iſt zu bedeuten, daß die Haſenfüße und Haſenherzen ſchon ſeit lange naturaliſirt, und unter den Menſchen bereits mit dem Bürgerrechte begnadigt worden ſind.

Anlangen eines Windhunds.

Seit undenklichen Zeiten haben wir uns durch die Schnelligkeit unſerer Füße den ausgezeichneten Namen eines Windhunds erworben, und ſind darauf ſo ſtolz, daß wir dieſen Namen keinem andern Hunde je zukommen laſſen werden. Wir übertreffen an Geſchwindigkeit den flüchtigſten Haſen, denn wir allein ſind von der Natur aufgeſtellt, ihn zu fangen. Wir haben uns durch unſere Anhänglichkeit an das Menſchengeſchlecht angekettet, und ihnen bereits viele Ergötzlichkeiten auf Jagden und Spazierritten gemacht. Durch dieſe kleinen Verdienſte glauben wir der Fortſetzung der Gnade des Menſchengeſchlechts nicht unwerth zu ſeyn, und erkühnen uns, bei ſelbem gehorſamſt zu bitten, daß man uns in Zukunft als Laufer anſtellen möchte, und zwar aus nachſtehenden Motiven.

Erſtens: ſteht es einem Windhunde beſſer zu, als dem Menſchen, daß er vor den Pferden voranſpringt und vor den Karoſſen einher lauft, denn unſers mindeſten Erachtens glauben wir die Menſchheit hiedurch in etwas erniedriget zu ſehen.

Zweitens: weiß man, daß manche Herren ihre Läufer ſchon entſetzlich mißbraucht haben, ſo, daß nicht einmal ſchon mancher gute Menſch ſich todt laufen mußte; welches aber bei uns nicht zu fürchten iſt, weil uns die Natur vollkommen organiſirt hat, nicht aber die Menſchen, denen ſie eine andere Beſtimmung gegeben zu haben ſcheint.

Drittens: verſprechen wir, unſere Expeditionen zehnmal geſchwinder zu machen, und daher mehreres Concento zu verurſachen.

Begnügen uns auch viertens: mit einer guten Suppe und einem reichen Halsbande.

Resolutio des Menſchengeſchlechts.

Das Anlangen der Windhunde iſt der ſämmtlichen Lauferſchaft um die Erinnerung zuzuſchließen.

Erinnerung der ſämmtlichen Lauferſchaft.

Wir danken wirklich aus gefühlvollem Herzen den Windhunden für ihre gute und redliche Meinung, daß ſie uns durch Anerbieten ihrer Hilfe unſrer beſchwerlichen Dienſte entledigen wollen. Ihr Vorſchlag iſt um ſo edler, als ſelber ganz ohne Intereſſe iſt, indem ſie weder Monatgage, noch Livree fordern, ſondern ſich nur mit einem Halsbande und Suppe begnügen wollen: — allein ungeachtet alle dem müſſen wir einer ruhmvollen Menſchheit demüthigſt vorſtellen, daß Dürftigkeit und Hang zum Leben viele Dienſte dem armen Menſchen nothwendig machen, die freilich, wenn man ſie mit einem etwas philoſophiſchen Auge unterſuchte, die Menſchheit manchmal erniedrigen; aber wer kann die Verfaſſung auf einmal ändern, und wie viele Menſchen würden Hungers ſterben müſſen, wenn man ihnen die Nahrungsmittel auf einmal entreißen würde. Nach und nach, wenn die Menſchheit einmal höhern Werth haben wird, wird man alles das einſehen, bis dahin aber wollen wir die Sache bei dem Alten laſſen; denn, wenn die Windhunde Laufersdienſte vertreten wollten, ſo würden die Maulthiere auch um Seſſelträger-Bedienung, und die Packeſel um den Botendienſt manches Landjunkers anhalten, und ſo würde uns, ſtatt Gutes zu erweiſen, von den Thieren nur das Brod entzogen und alſo ein ſchlechter Dienſt geleiſtet werden. Wir bitten daher in der dermaligen Lage der Menſchheit, die Sache zu laſſen, wie ſie iſt, bis gleichwohl bei weiterer Aufklärung der Werth jedes Menſchen beſſer in die Augen leuchten, und ſich dieſe Mißbräuche alle von ſelbſt ändern werden.

Resolutio des Menſchengeſchlechts.

Bleibt beim Alten. Die Windhunde ſind abzuweiſen, die ſich nach einigen Jahrhunderten wieder zu melden hätten.

Beſchweren eines Katers wider andere Thiere, wegen Mausfangen.

Die Natur hatte die höchſte Gnade, mich mit dem Dienſte der Mausfängerei zu begaben, und hierauf mich ordentlich mit Klauen und Pfoten zu dekretiren. Ungeachtet ſich nun mit dieſer dem Staate ſo nützlichen Beſchäftigung eine Menge meiner Kollegen abgeben, ſo unterfangen ſich über das noch viele andere Thiere, in unſer Handwerk einzugreifen, als benanntlich: der Fuchs, der Igel, der Kauze, der Pommer, der Rabe ꝛc. ꝛc. — alles fängt Mäuſe und entzieht uns unſere Nahrung und unſer Brod. Wir können uns daher mit Mäuſefangen unmöglich mehr nähren, da ſogar die Menſchen ſelbſt in unſer Handwerk einpfuſchen und verſchiedene mathematiſche Mausfallen erfunden haben. Man kann es uns daher nicht verargen, wenn wir, von äußerſter Noth gedrungen, manchmal auf einen Vogel ausgehen, und dort und da eine Lerche, oder einen Spatzen zur höchſten Nothdurft verzehren. Wir bitten im Namen der ganzen Katzenſchaft um Abänderung dieſer Mißbräuche, und uns bei unſern Rechten zu manuteniren.

Resolutio des Menſchengeſchlechts.

Da die Advokaten durch die Winkelagenten, und die Handwerker durch die Pfuſcher auf gleiche Weiſe, wie die Katzen, beeinträchtigt werden, ſo haben die Katzen mit ihnen causam communem zu machen, worüber ſie denn weiters von der Menſchheit verb'ſcheidet werden ſollen.

Anlangen eines Eſels.

Da alles in der Welt auf angenommenen Vorurtheilen beruht, ſo werden auch wir von den Menſchen als das dümmſte Thier betrachtet, obwohl es manchmal noch weit dümmere Thiere gibt, als wir Eſel ſind. Allein, die Welt urtheilt gern nach dem Aeußerlichen, daher auch aus unſerm einfältigen Geſchrei: J — ha, und unſern langen Ohren uns der Name Eſel beigelegt worden iſt, welches ſo viel ſagen will, als: ein dummes Thier. Daß dieß ein wahres Vorurtheil ſey, läßt ſich zuverläßig beweiſen, denn es gibt Thiere, die weder lange Ohren tragen, noch J — ha ſchreien, und doch dieſen Namen oft beſſer, als wir verdienten; allein der Pöbel bleibt bei dem Herkommen, und unterſucht die Sache nicht. Wir machen alſo den unterthänigſten Vorſchlag, ob es uns nicht von der Menſchheit erlaubt wäre, unſere Ohren, wie die Pommer, ſtutzen zu laſſen, und ſtatt J — ha: ha — i zu ſchreien, denn wir haben die zuverläßige Erfahrung, daß manchmal die Aenderung eines Namens oder einer Sprache ſehr viel zur Veredlung eines Thieres beigetragen hat. Da aber die langen Ohren ewig ein Zeichen der Eſelſchaft ſeyn ſollen, ſo wollen wir dieſe fleißig in die Hände der Menſchheit einliefern, damit ſie dort durch geſchickte Chirurgen denjenigen angeheilt werden möchten, die ſie zu tragen verdienen. Wollte die Menſchheit dieſen Vorſchlag nicht eingehen, ſo könnte man eine Ohren-Collection halten, ſowie eine Naturalienſammlung, und wir ſtehen dafür, daß ein Naturkundiger auf auſſerordentliche Entdeckungen kommen und bald im Stande ſeyn würde, eine Eſelohren-Phyſiognomie drucken zu laſſen.

Resolutio.

Da es bereits unter den Menſchen viele Eſel gibt, die keine Ohren tragen, ſo ſey demjenigen, der große Ohren hat, unverwehrt, ſie beliebig ſtutzen zu laſſen. Was die Errichtung einer Eſelohren-Collection belangt, ſo iſt ſie kein Gegenſtand der Philoſophie, ſondern gehört vielmehr zu den genealogiſchen Antiquitäten jedes Geſchlechts, wo man ſie abſchnitt, und wo ſie auch ad perpetuam rei memoriam aufbehalten werden können. In Rückſicht der Sprachänderung findet man am rathſamſten, wenn die Eſel gar nicht ſprächen, denn Ha — i und J — ha verrathet doch immer etwas, das den Menſchen an die langen Ohren erinnern könnte; welches alſo ſorgfältig zu vermeiden ſeyn wird, denn man hat Beiſpiele, daß mancher, den ſeine Ohren nicht verriethen, durch ſeine Sprache entdeckt wurde.

Anlangen eines Hirſchen, wegen Abnahme der Hirſchgeweihe.

Wir ſind die Edelſten unter den Thieren; die Natur ſelbſt gibt uns dieſes Vorrecht. Die ſchönen, großen Geweihe, die wir tragen, ſind unſere Zierde. Nun hören wir allgemein, daß das, was die Zierde unter den Thieren iſt, die Schande der Menſchen wird, indem ſie uns abgenommen und den Männern auf die Stirne gepflanzt werden ſoll, die denn wegen den hohen Hirſchgeweihen allgemein verlacht werden. Wir können dieſes nun unmöglich gedulden, daß unſre Zierde ſo weit herabgeſetzt und reſpektive gebrandmarkt werden ſoll. Wir bitten alſo, das Aufpflanzen unſerer Geweihe auf die Stirne der Männer für jetzt und immer abzuſchaffen, und den Männern aufzutragen, die bereits aufhabenden Hirſchgeweihe uns zurückzuſenden, die wir ſchon hunderttauſend Niederlagen errichtet haben, um die von allen Orten der Welt einzuliefernden Hirſchgeweihe ſicher zu hinterlegen.

Resolutio.

Das ſeit Jahrhunderten unter den Weibern übliche Herkommen, den Männern Hirſchgeweihe auf die Stirne zu ſetzen, hat bereits die Sache zur Gewohnheit gemacht, und die Hirſche ſind nicht mehr berechtigt, ihre Geweihe zurückzufordern, indem dieſes Recht ſchon verjährt iſt; unterdeſſen aber will man jedem Hörnerträger auftragen, den Hirſchen ein Revers de non praejudicando auszuſtellen, daß ihnen dieß nicht zum Nachtheil der Ehre ihrer Hirſchgeweihe gereichen ſoll.

Ein Brief von Hirſchen aus dem N. N. Forſte.

Hochedler Herr!

Sie werden den Ausſpruch wohl wiſſen, der zwiſchen den Hirſchen und Hörnerträgern in puncto Hirſchgeweihe von der Menſchheit ergangen iſt. Da nun vermög dieſes Ausſpruchs jeder gehörnte Herr ſchuldig iſt, einen Revers de non praejudicando auszuſtellen, ſo haben wir uns unter andern an Euer Hochedeln wenden, Sie um Ausſtellung dieſes Reverſes bitten und zugleich erſuchen wollen, Ihre Herren Kollegen ebenfalls anzugehen, daß ſie demnächſt ebenfalls ihren Revers zu der Gemeinde der Hirſche einſenden möchten, indem wir bereits eine eigene Regiſtratur hiezu errichtet haben.

Im Forſt von N.

Die Hirſche.

Antwort.

Ich danke Euer Hochedeln für die gütige Zuſchrift, und würde nicht ermangeln, nebſt meinen Kollegen die anbegehrten Reverſe ſogleich einzuſenden, wenn wir nur zuverläßig verſichert wären, daß wir wirklich unter die Zahl der Hörnerträger gehörten; allein, da dieſe Hirſchgeweihe von einer ganz andern Art ſind, als die gemeinen, indem ſie manchmal auf unſrer Stirne unſichtbar und ſo fein gearbeitet ſind, daß ſie weder unter dem Hute, noch der Perrücke im geringſten geniren, auch die Männer ſelbſt von dieſer Zierde gewöhnlich nichts wiſſen, ſo erſuchen wir entgegen ſämmtliche Hirſche, ſich an unſere Weiber zu wenden, die die Sache beſſer wiſſen müſſen, ob wir Hörner tragen oder nicht, und von dieſen ein bewährtes Atteſtat unſrer Krönung beizubringen, wornach wir nicht anſtehen werden, den verlangten Revers ſogleich zur hirſchgeweihlichen Regiſtratur demüthigſt einzuſenden.

Ganz ergebener Ehemann.

Schreiben der Hirſche an die Frauen der Stadt N.

Aus beiliegendem Briefe werden Sie mit mehrerem ſehen, wie wir von deren Ehekonſorten ſelbſt an Sie, werthgeſchätzte Frauen! adreſſirt worden ſind. Da uns nun an Ausſtellung der Reverſe äußerſt daran liegt, und die Sache nur auf Verabfolgung glaubwürdiger Atteſtate von Ihrer Seite beruht, ſo haben wir bitten wollen, uns die Gefälligkeit nicht abzuſchlagen, und ſo bald möglich ein Atteſtat in forma solita auszuſtellen, in welchem Sie ausdrücklich darthun, daß Sie die hohe Gnade gehabt haben, Ihre Eheherren mit unſeren Hirſchgeweihen zu beſchenken.

Antwort der Frauen.

Wir finden erſtens ſehr impertinent, daß wir gar ein ſchriftliches Atteſtat über eine Sache ausſtellen ſollen, die doch ſchon jedermann ſelbſt beſtens bekannt iſt. Die Herren Hirſche brauchen eben ihre Geweihe auf den Stirnen der Männer nicht zu ſehen, ſie können's ja aus andern Umſtänden ermeſſen, wer gekrönt und nicht gekrönt iſt, ohne hierüber ein Atteſtat nöthig zu haben.

Unterdeſſen iſt es gar nicht galant, daß die Hirſche den Frauenzimmern dieſe kleine Galanterie entziehen wollen, oder ſich gar hierdurch beſchimpft zu ſeyn glauben, wodurch die Hirſche wirklich bezeugen, daß ſie ſehr wenig Lebensart beſitzen und den bon ton der Welt gar nicht verſtehen. Wenn es aber je einmal ſeyn muß, daß die Männer einen Revers ausſtellen ſollen, ſo mögen ihn die Hirſche von dem ſämmtlichen Mannsgeſchlechte durch einen Notarius errichten laſſen, ſo werden ſie pro praesenti, futuro et praeterito geſichert, und aller weiterer Mühe wegen Einholung fernerer Reverſe entübrigt bleiben, indem kein Mannskopf, welcher er immer ſeyn mag, eine Minute ſicher iſt, ob er nicht vielleicht durch dieſe Galanterie beſchwert werde. So viel gibt zur Nachricht

Das Frauenvolk allda:

Instrumentum publicum.

Demnach P. T. die ſämmtliche Hirſchgemeinde mich Endesunterſchriebenen Notarius vor den hiezu inſonderheit erbetenen und Endes eigenhändig unterſchriebenen Gezeugen geziemend requirirt, daß wir uns zu ſämmtlichen Ehemännern reſpektive ihren in nomine der ſämmtlichen Ehemänner aufgeſtellten, und mit einem special mandato verſehenen Anwalt begeben, von ſelben einen Revers de non praejudieando abſordern und über den wahren Befund der Sache ein authentiſches Testimonium ertheilen ſollen, ſo verfügte ich mich den...., das war am Samſtag des laufenden Jahres, Vormittags um 8 Uhr in das Vorgemach der Schlafkammer des Herrn Deputirten, und ließ mir in perſönlicher Gegenwart den mehrgedachten Herren Gezeugen nicht allein über alle und jede in dem Revers zu enthalten kommende Punkte in ordine ad asserta et rite probanda ad conferendum vorſtellen, ſondern begab mich noch überdas in die Zimmer mehrerer Herren Ehemänner, um den Augenſchein der Hirſchgeweihe perſönlich einzunehmen, ſofort über den wahren Befund der Sache mehrere Information einzuholen.

Da ich nun per ostensionem cornucervorum et Hörneriorum in Stand geſetzt worden bin, hierüber quoad passus concernentes zu atteſtiren, ſo atteſtire ich hiemit, daß ſich der Herr Deputirte in Beiſeyn obiger Gezeugen ordentlich und umſtändlich erklärt habe, daß die dem ſämmtlichen Mannsgeſchlechte von den Frauen aufgeſetzten Hirſchgeweihe in kurzer Zeit, weder de praesenti, nec praeterito, nec futuro zu einem Nachtheil oder Präjudiz der edlen Hirſchgemeinde gereichen ſollen; und wollen zur Urkunde deſſen gegenwärtiges legale testimonium etc. etc.

Anlangen eines Pudels.

Ich bin ein armer, aber grundehrlicher Pudel; hab' meinem Herrn treu und redlich gedienet, ſein Haus heilig bewachet, und mich öfters mit den Dieben herumgeſchlagen und ihnen ihre böſe Abſichten zerſtört. Ich verlangte von meinem Herrn weder Kleidung noch Geld, ſondern begnügte mich mit abgenagten Knochen, die er von ſeinem Tiſche warf, und ſonſt niemand mehr genießen konnte. Tag und Nacht war ich auf alles bedacht, was ihm lieb und angenehm ſeyn konnte, und begehrte von ihm nichts anders, als daß er mich als einen alten, redlich und treu gedienten Pudel fortkommen laſſen möchte. Ich brachte mich auch eine Zeit lang ſo ziemlich durch; aber nun wollte das Unglück, daß ein fremder Thierhändler in die Stadt kam, der unter andern auch Affen zu verhandeln hatte, und mein Herr kaufte ſich nun ſo einen Spaßmacher, der jetzt durch ſeine Luftſprünge und Poſſen ſein ganzes Herz eingenommen hat. Nun bin ich ehrlicher Pudel vergeſſen, und kann meine Knochen nicht einmal mehr ruhig abnagen, denn als mich neulich dieſer Poſſenreißer immer neckte, wurde meine Galle auch rege und ich ſchüttelte ihn wacker her. Da wurde mein Herr ſo zornig auf mich, daß er mich erbärmlich prügelte, als hätte ich in meinem Leben nichts für ihn gethan. Er nannte mich ein altes Vieh, und drohte, mich abſchlagen zu laſſen. Dieſe Behandlung iſt doch ſehr ungerecht, und bitte daher die ruhmwürdige Menſchheit, wenn es vielleicht ein Pudelſpital haben ſollte, mich auch in dieſes aufzunehmen.

Resolutio.

Nachdem bisher unter den Menſchen überhaupt ſehr wenig Anſtalten zu Verſorgung alter Diener und treuer Ehehalten gemacht worden ſind, ſo iſt um ſo weniger an Errichtung eines Pudelſpitals zu denken.

Jupiter und die Wölfe.

Wir danken dir, o Jupiter!
Für die erfochtnen Siege;
Sieh, wie der Lämmer ganzes Heer
Erwürget vor uns liege.
Wir preiſen dich für Mord und Blut;
Du gabſt uns deinen Segen:
Du gabſt uns Stärke, Macht und Muth,
Die Unſchuld zu erlegen.
Durch deine Gnade haben wir
Gemetzelt und zerriſſen,
Und manches arme, gute Thier
Erbärmlich todt gebiſſen.

Dank dir! du ſahſt uns gütig an,
  Erhielteſt uns geſunde!
Gabſt Stärke unſerm Würgezahn
  Und Blutdurſt unſerm Schlunde.
Durch deine Güte zeigt der Ort,
  Wie Leichen ihn bedecken;
Durch deine Gnade war hier Mord
  Und Tod der Lämmer Schrecken.
Wir danken dir, o Jupiter!
  Und fallen vor dir nieder.
Gib unſern Würgeklauen, Herr!
  Bald neue Opfer wieder.

* * *

Was! rief hier Jupiter, was könnt ihr euch erfrechen,
Ich bin ein Gott; mit mir muß man von Mord nicht ſprechen.
Ich ſehe, Wölf'! ihr ſeyd die dummſten aller Thier',
Ihr glaubet, Jupiter ſey auch ein Wolf, wie ihr.
Geht, Wölfe! lernet erſt der Götter Würde kennen,
Seyd keine Wölfe mehr, dann wagt es, ſie zu nennen:
So lang ihr aber noch den Würgethieren gleich,
Weiß Jupiter, glaubt's mir, kein Wörtchen nicht von euch.
Zu weit geht euer Stolz, ihr Wölfe, aus den Schranken:
Die Werke eurer Wuth, die wollt ihr mir verdanken? —
Bei Göttern wird allein das gute Thier geehrt,
Das Schlimme haſſen wir, das Gute iſt uns werth.
Geht, Frevler! wagt's nicht mehr; von euch mißbrauchte Stärke
Iſt Wildheit, Raſerei, und nie der Götter Werke.
Fluch eurer Würgeſucht für das vergoßne Blut!
Die Götter würgen nicht, denn Götter, die ſind gut.
Ein bloßes Vorurtheil und eines Kriegers Grille
Macht Straßenraub zum Recht, und Mord zu Götter Wille.
Wir wiſſen nichts davon, bei uns iſt höchſtes Recht;
Wir lieben alle gleich der Thiere ganz Geſchlecht,

Und unſer Wille iſt: das Glück ſey euch beſchieden,
Genießt der Schöpfung Luſt in Ruhe und in Frieden.
Doch wenn die Furie in eurer Seel' erwacht,
Und ſich dann jedes Thier zum Mörder andrer macht,
So baut den Furien, nicht Göttern mehr Altäre,
Und feiert euer Feſt dem Orkus ſelbſt zur Ehre:
Denn durch die Raſerei von Rauben, Würgen, Morden,
Iſt ſelbſt der edle Menſch ein Ungeheuer worden.

Auszug aus der Chronik des Vogelgeſchlechts, was im Jahr 2222 des Adlerjahrs, nach der Falkiſchen Zeitrechnung, für Elend und Jammer unter dem Vogelgeſchlechte entſtanden iſt, als es die Sitten und Gewohnheiten der Menſchen unter ſich einführte.

Der Jammer und das Elend iſt nicht zu beſchreiben, der in den Regionen der Luft und der Erde unter dem ganzen Vogelgeſchlechte herrſchte, und weit umher Verderben und Elend verbreitete, als im Jahr 2222 der Adlerjahre, nach der Falkiſchen Zeitrechnung, Aquila der XIV., aus dem Geſchlechte der grauen Adler, auf dem Throne war. Zu ſelber Zeit kamen ſechs Papageien aus fremden Landen zurück, die an den vornehmſten Höfen der Welt die Sprachen und Sitten der Menſchen vollkommen ſtudiert hatten. Einer war am perſiſchen Hofe bei Schah Pipan gegen zehn Jahre im Kabinet und daher ein ausgelernter Politiker. Der zweite war aber vierzehn Jahre in Hindoſtan unter den Braminen und vollkommen in den Myſterien und eleuſiniſchen Geheimniſſen eingeweiht. Der dritte war fünf Jahre bei einem Profeſſor auf einer berühmten Univerſität und wußte die Digeſten und Pandekten und das ganze corpus juris romani auswendig. Der vierte war neun Jahre bei einer Putzmacherin und folglich eine lebendige Encyclopädie aller Moden. Der fünfte lebte ſieben Jahre bei einem reichen Bankier und konnte alle Sorten von Geld nennen. Der ſechste endlich vegetirte acht Jahre in der Bibliothek eines Gelehrten und wußte alle Autoren in us und es, in folio und quarto zu nennen. Als nun dieſe ſechs Papageien ins Land der Vögel zurück kamen, wurden ſie auf das Beſte von allen Seiten empfangen, und alles ſperrte Schnäbel und Augen auf, wenn ſie von ihren Länderreiſen erzählten. Das alte Sprüchwort: Gleich und gleich geſellt ſich gern zuſammen, vereinigte die ſechs Papageien bald durch das engſte Band der Freundſchaft, und eines Tages, da ſie ganz traulich beiſammen ſaßen, fing einer ſo zu den andern an:

Erſter Papagei. Ich kann es ſagen, daß ich wirklich recht froh bin, daß ich wieder meine Freiheit habe; ſo gut es mir auch unter den Menſchen ging, ſo war ich doch immer ein Gefangener.

Zweiter. Ich denke wie du; nur iſt mir leid, daß ich jetzt im Stande der Natur die Bequemlichkeit vermiſſe, die ich unter den Menſchen genoß. Täglich ward mein Haus geſäubert, und ich durfte mich um Speis und Trank nicht kümmern.

Dritter. Das iſt wahr; in dieſer Rückſicht iſt unſer jetziges Schickſal viel beſchwerlicher. — Wir könnten uns aber das Leben ſo bequem machen, als wirs unter den Menſchen hatten.

Erſter. Wie das?

Dritter. Wenn wir ihre Sitten und Lebensart unter uns einführten.

Zweiter. Könnte dieß, glaubt ihr, wohl geſchehen?

Fünfter. Welche Frage! Ihr wißt ja, daß wir, die wir ſo lang unter den Menſchen waren, den Vögeln weit an Kenntniſſen überlegen ſind. Es iſt uns ja daher ein Leichtes, ihnen, weiß nicht was, Glauben zu machen, um ſo viel eher, da unſere Zungen ſehr geläufig ſind.

Sechster. Wir wollen den Vorſchlag hören.

Fünfter. Das Projekte beſteht kurz darin, daß wir ſechs

Papageien einig ſein müſſen, dann werden wir das ganze Vogelgeſchlecht zu unſerm Vortheil benutzen können.

Vierter. Einig wollen wir ſeyn, denn es liegt ja unſerm gemeinſchaftlichen Intereſſe daran.

Erſter. Laß weiter hören.

Dritter. Daß wir einig ſeyn können, ſo iſt nothwendig, daß wir Uneinigkeit unter das Vogelgeſchlecht bringen, denn es iſt ein altes Sprichwort, welches mein Herr Kollega, der ſo lange in der Bibliothek war, ſelbſt geleſen haben wird: Divide et impera. Der Hauptzweck muß alſo unſer Intereſſe ſeyn; dummodo nobis bene.

Sechster. Wie werden wir aber die Vögel dahin bringen?

Dritter. Sehr leicht. Du, der du ſo lange bei einer Putzhändlerin warſt, du mußt den Vorſchlag der Moden machen; du mußt ſagen, wie herrlich ein Indian im roſenfarbnen Domino ausſehen würde; wie ſchön eine weiße Gans in einem ſchwarztaffetnen Mantel wäre: dadurch wird die Eitelkeit der Vögel bald rege gemacht werden, und unſer Bruder, der Papagei, der bei dem reichen Wechsler war, macht den Vorſchlag, daß man unter den Vögeln auch eine Art von Geld einführen ſoll, denn ohne Geld kann die Mode nicht beſtehen. Wird nun dieſes Projekt genehmigt, ſo iſt die Sache gewonnen. Es entſteht Mein und Dein, und hierüber wird es bald zu Zänkereien kommen, und bei dieſer Gelegenheit will ich, weil ich auf der Univerſität war, das jus und die Rechte unter dem Vogelgeſchlechte feſtſetzen; auf dieſe Art werde ich dem politiſchen Papagei und dem aus der Kaſte von Hindoſtan Stoff zum Nachdenken geben, ihren Vortheil zu beſorgen, und bald werden wir unumſchränkte Herren über das ganze Vogelgeſchlecht ſeyn, und unſer Leben ſo bequem, als es nur immer möglich iſt, für uns einrichten können.

Erſter. Der Gedanke iſt herrlich; aber die Ausführung — —

Der politiſche Papagei. Die muß man mir überlaſſen. Erſtlich muß man das Intereſſe aller Raubvögel, als:

der Adler, Geier, Falken, Reiher ꝛc. ꝛc. rege machen, und dann die ſchönen Geſchlechter, als: die Pfauen, Faſanen ꝛc. ꝛc. auf unſere Seite ziehen, indem wir ihrer Eitelkeit Weihrauch ſtreuen. Das übrige dumme Vogelgeſchlecht wird dann mit den Indianen und Gänſen willig nachfolgen, und ſich einbilden, daß die Sache ſo ſeyn müſſe, wenn wir nur einmal die größere Parthei für uns haben.

Trefflich! Trefflich! ſchrie alles zuſammen; der Politiker ſoll den Anfang machen!

Er begab ſich daher zu Aquila, dem König, und perorirte, wie folgt: Sie ſind der König aller Vögel, und verdienen mit Recht dieſen Namen, denn Ihre Federn ſind ſchwarz wie die Nacht; Ihr Schnabel gleicht dem Agat, und Ihre Augen ſind zwo Sonnen. Die Macht Ihrer Schwingen, wodurch Sie ſich über alle andere Vögel erheben, hat Sie hiezu von Natur aus zu dieſer würdigſten Stelle beſtimmt: — allein mich wundert ſehr, daß Euer Hoheit kein unterſcheidendes Zeichen tragen, daran Sie doch unter mehrern Adlern gleich jeder Vogel erkennen könnte, daß Sie der König ſind. Bei Schah Pipan beobachtete ich, daß er ſich nicht nur durch Zeichen, ſondern auch durch ein zahlreiches Gefolge, das ihn immer umgab, auszeichnete. Mein mindeſter Vorſchlag wäre daher, daß Sie auch ein Hoflager errichteten. Sie haben Vögel genug, die ſich eine vorzügliche Gnade daraus machen, am Hofe des Königs Adler zu ſeyn. Die Pfauen könnten Sie zu Hofkavaliers, die Gold- und Silberfaſanen zu Pagen annehmen; die Nachtigallen, Grasmücken, Finken und andere wollt' ich bei der Hofmuſik anſtellen. Jeder Vogel, der ſchön und auffallend iſt, könnte zur äußerlichen Verſchönerung eine Stelle erhalten: hingegen Vögel, die witzig, verſchlagen, unternehmend und raſch in ihren Ausführungen ſind, als: Falken, Uhu, Sperber und Jochgeier — dieſen wollt' ich höhere Hofchargen, nach Verhältniß ihrer Einſichten und Verdienſte, geben. Sie würden ſehen, Ihr Reich würde bald ein anderes Anſehen, und vielleicht eine ſolche Würde erhalten, daß es ſelbſt dem Menſchengeſchlechte den Vorzug ſtreitig machen könnte. Nun erwägen Sie, König der Vögel, die weiteren Bequemlichkeiten, die mit Einführung dieſer Gewohnheit unmittelbar verbunden ſind. Denken Sie: jetzt müſſen Sie ſich ſelbſt von den hohen Lüften herablaſſen, um ſich ihre Nahrung zu ſuchen; bei veränderter Verfaſſung aber werden Sperber und Falken ſich eine Freude daraus machen, den König der Vögel zu füttern, und ihm die Speiſen herbeizubringen.

Aquila dachte hierüber nach, und begehrte denjenigen Papagei zu ſprechen, der in Hindoſtan bei der ehrwürdigen Kaſte der Braminen war, und holte über dieſen Vorſchlag ſeinen Rath ein. Auf dich, ſagte er, edler Papagei! ſetze ich mein ganzes Vertrauen. Du biſt in den heiligen Geheimniſſen der Braminen unterrichtet; du weißt den Wink der Götter; ſag' du mir, was ich thun ſoll, um das ganze Vogelgeſchlecht glücklich zu machen, zu deſſen König ich beſtimmt bin. Monarch der Vögel! erwiederte der Papagei der Braminen, erlaube, daß ich mein Haupt vor dir neige und die Klauen deines Fußes küſſe. Du biſt ein guter König, denn Du denkſt auf das Wohl deiner Nation. Glaub' mir, und folge meinem Rathe; ich bin wahrhaft Dein Freund und will Dir nicht böſe. In dem Heiligthume des Brama lernte ich Weisheit und Menſchenkenntniß, und weiß daher, was dem Geſchlechte der Lebenden gut oder böſe iſt. Verlaſſe nie die Gränzen, die die Natur Dir anwies, und ſuche aus Deinem Volke nicht mehr zu machen, als was es iſt. Vermehre die ſimpeln Bedürfniſſe der Natur nicht, denn nur dieſes Volk iſt glücklich, das wenig Bedürfniſſe hat. Die Natur hat die Vögel ſchon hinlänglich gebildet, ſie haben nicht nöthig, andere Kleidungen anzuziehen. Die Mode iſt die Urſache des Elendes unter der Menſchheit, denn ſie erzeugt die Unerſättlichkeit des Luxus und der Pracht. Du glaubſt nicht, edler König der Vögel! wie ſehr die Menſchen ihre Würde herabgeſetzt haben, und in welch nichtigen Dingen ſie ihre Größe ſuchen. Folge ihnen nicht nach, Du würdeſt unglücklich ſeyn, und Unglückliche machen. Deine Eigenſchaften, die die Natur Dir gab, erhoben Dich zum König der Vögel: warum ſollſt Du ein

Zeichen tragen, das Dich unterſcheidet, da deine Verdienſte Dich ſchon unterſcheiden? — Wenn das Diadem den König macht, und nicht mehr das Verdienſt, ſo werden ſich Deine Nachfolger um die Krone und nicht mehr um die Tugenden eines Königs bewerben. Bald wird der Stärkere dem Würdigen die Krone entziehen, und der leichtgläubige Pöbel wird den zum König ausrufen, der ſie trägt, ob er die Eigenſchaften hiezu hat, oder nicht. Die Erdgeſchöpfe verlaſſen gern das Wahre, und hangen an dem Eingebildeten. Glaub' mir, guter König! und gib den Betrügern kein Gehör, die nur für ſich, und nicht für das Wohl des Ganzen ſprechen.

So ſpricht der Papagei Bramine, und König Aquila machte ihn zum Vertrauteſten ſeiner Freunde. Als die andern fünf Papageien ſahen, daß er ihrem eigennützigen Projekte entgegenarbeite, ſo ſuchten ſie ihn zu entfernen, und hiezu wurde Papagei, der Politiker, gebraucht. Dieſer ging hin und entlehnte die Federn einer Taube, und beſteckte ſich ſo gut damit, daß er vollkommen wie eine Taube ausſah. Seine andern Kameraden mußten ſich als große Raubvögel vermummen, und ſich im Walde auf hohen Bäumen verſtecken. Papagei, der Bramine, begleitete einſt ſeinen guten König; der in eine Taube umgeſchaffene Papagei ſtellte ſich, als würde er von einem Geier gefreſſen; Papagei, der Bramine, eilte herbei, wollte mitleidig die Unglückliche retten, als er ſich ihm aber nahete, packte ihn der andere feſt, und die übrigen vermummten Papageien eilten herbei, und tödteten den redlichen Vogel des Königs Aquila. Der König eilte ſelbſt dem Verfolgten zu Hilfe, aber vergebens; die Vermummten flüchteten ſich, und Aquila konnte ſie nicht mehr einholen. Er bedauerte ſeinen Freund, und ließ ihn prächtig begraben, und dieſe Grabſchrift ſetzen, die ein Staar verfertigte, der viele Jahre auf dem Zimmer eines Dichters war. Sie hieß ſo:

Der Papagei, ein gutes Thier,
Der Freund des Adlers ruhet hier.
Er war ein Thier von ſeltnen Gaben,
Weil König' ſelten Freunde haben.

Seit dem Tode ſeines Freundes war Aquila immer traurig, denn die übrigen fünf Papageien ſetzten ihm nun mit aller Gewalt zu, die Sitten der Menſchen einzuführen. Sie erwarben ſich Anhänger, und hatten eine große Anzahl auf ihrer Seite. Vor allem, ſagte Papagei, der Politiker, müſſen wir die Gunſt des Adlers zu gewinnen ſuchen, und ich finde es nöthig, daß wir allen Verdacht von uns ablehnen, der vielleicht wegen dem Morde des Papagei, des Braminen, auf uns fallen könnte. Wir wollen uns alſo anſtellen, als wenn uns dieſer Tod ſelbſt ſehr ans Herz ging, und wollen fünf große Falken dieſes Mordes anklagen, und ſie in Gegenwart des Königs aufhängen laſſen.

Ein anderer Papagei. Der Gedanke gefällt wir wirklich: aber was werden die guten Falken dazu ſagen?

Papagei, der Politiker. Ich habe unter den Menſchen die Politik ſtudiert und genau gefunden, daß man ſelten fragt: Was wird der Unſchuldige dazu ſagen?

Ein anderer. Die Falken werden ſich aber verantworten.

Der Politiker. Die Politik lehrt uns alſo, ſolche Verfügungen zu treffen, daß ſie ſich nicht verantworten können; oder, daß ihre Verantwortung eben ſo viel, als keine iſt. Wir wollen ſelbſt Richter ſeyn.

Ein anderer. Wenn uns aber Aquila nicht hiezu ernennt — —

Der Politiker. So wollen wir ſo einen Vorſchlag machen, daß es doch eben ſo viel iſt, als wenn wir die Richter wären. Wir wollen einen Indian, oder einen Gimpel zum Richter aufwerfen, und ihn bedrohen, daß, wenn er nicht aus den Falken macht, was wir wollen, wir ihn rupfen werden, daß er nackt, wie eine junge Maus, ausſieht; — und es wird gehen. Das hab' ich unter den Menſchen gelernt: man nennt es die Kunſt, die Karten zu miſchen.

Der gelehrte Papagei. Ja, dieß nennt man die Karten miſchen.

Mode-Papagei. Doch ſcheint mir dieſes Miſchen nicht gar zu edel.

Der Politiker. Nicht edel, ſagſt du, und ich lernte dieſe Kunſt unter den Menſchen. Glaubſt du denn, die Menſchen würden es thun, wenn es nicht edel wäre?

Mode-Papagei. Die Menſchen thun viel närriſches Zeug, deſſen ſich oft der dümmſte Gimpel zu ſchämen Urſache hätte.

Der Politiker. Nun zum Werke! denn Plane müſſen bedächtlich entworfen, aber raſch ausgeführt werden.

Nun wurden fünf Falken in Verhaft genommen, als Mörder des erwürgten Papagei angegeben und per vota majora von zehn Indianen zum Galgen verurtheilt und aufgehangen. Vergebens ſchützten ſie ihre Unſchuld vor, man hörte ſie nicht, ſie mußten das Opfer der Gewalt ſeyn. Voll Geſchäftigkeit eilten dann die Papageien zu dem Könige der Vögel und erwarteten ſeinen Dank für den Eifer der Gerechtigkeit, den ſie bezeigten, den Günſtling des Königs gerächet zu haben. Ein einziger, guter Gimpel, der von der Sache unterrichtet war, ſchmähete über die Ungerechtigkeit und ſperrte ſeinen Schnabel weit wider die Papageien auf; allein er wurde bald als ein Verächter der Vögelgeſetze angeſehen und von den Papageien todtgebiſſen.

Binnen der Zeit, als der politiſche Papagei an verſchiedenen Staatsſachen arbeitete, flog der Papagei der Mode in fremde Länder, und brachte verſchiedene Baumblätter, Baſt und Spinnengewebe mit, und richtete damit ein Waarenlager auf. Die Papageien machten anfangs kleine Geſchenke damit an das Frauenzimmer, und bald erſchien ein Zeiſig mit einem kleinen Schleier von Spinnengewebe über den Kopf, und ein Stiglitz mit einem Saloppe von Feigenblättern. Der Kakadu trug eine Angloiſe von Baſt, und die Eule machte ihrem Herrn, dem Nachtkauze, ein Geſchenk mit einer Perrücke aus Baumbart. Sie ließen ſich auch nicht mehr Stiglitz, Zeiſig oder Eule nennen, ſondern ſie behaupteten, daß Mamſell Stiglitz, Madam Zeischen und Jungfer Eule viel ſchöner klinge. Kaum waren die Moden eingeführt, ſo wollte jeder Vogel von dieſen Waaren haben, und das konnte nun nicht ſeyn. Der Politiker machte alſo den Vorſchlag, eine Art von Geld einzuführen. Das iſt ganz leicht, ſagte er; wir wollen den Federn einen Werth beilegen, wie die Menſchen dem Metalle. Eine Schwungfeder ſoll den Werth einer Guinee haben; eine Flugfeder einen Thaler gelten; die kleinen Federn ſollen einen Gulden betragen, und die Flaumen ein Viergroſchenſtück ausmachen. Der Vorſchlag ward allgemein genehmigt, und nun rupften ſich die Vögel ihre Federn aus und kauften ſich Spinnengewebe und Baumbart für die Schönheiten der Natur. Dieſes nannte man die Handlung. Papagei, der Gelehrte, ſchrieb hierüber eine Diſſertation, daß ſie zum allgemeinen Nutzen des Vogelgeſchlechts wäre. Er ſelbſt war bereits alt, und da ihm ohnehin alle Federn ausfielen, ſo war er mit der Mode, ſich mit etwas anderem bedecken zu können, höchſt zufrieden; auch ſagte man, daß Papagei, der Modehändler, ihm für die Abhandlung eine Kiſte voll Pfauenfedern überſchickt habe. Der Papagei Modehändler raffinirte nun, immer neue Tändeleien unter das Vogelgeſchlecht zu bringen, und dieſes nannte er Induſtrie. Da nun die Eitelkeit der Vögel, alles Neue zu beſitzen, immer ſtärker wurde, ſo rupften ſie ſich die Federn ſo ſehr aus, daß ſie nicht mehr fliegen konnten. Dieſes iſt die gewönliche Folge des Luxus. Nun wurden eine Menge Vögel von Füchſen, Mardern und Iltiſſen gefangen und gefreſſen.

Es herrſchte äußerſtes Elend unter den Vögeln. Da ſie den Werth nur in Federn und nicht mehr in ihre Geſchicklichkeit ſetzten, verlernten ſie die Art, ſich nähren zu können. Der Habicht vergaß ſeine Geſchwindigkeit, der Falke ſeine Scharfſichtigkeit; der Adler ſelbſt, der ſo lange nicht mehr in die Sonne ſah, konnte ihr Antlitz nicht mehr ertragen. Mit einem Worte: es entſtund ſo ein Elend unter dem Vogelgeſchlechte, daß es nicht zu beſchreiben war. Die Jochgeier ſchmückten ſich mit Pfauenfedern und machten ſich aus den Flaumen des Goldfaſans eine Krone, und wähnten, mehr zu ſeyn, als der König der Vögel. Sie rotteten ſich zuſammen und vertrieben den guten König aus ſeinem Reiche; allein bald wurden die Jochgeier ſelbſt untereinander uneinig und kämpften um die erdichtete Krone. So verließen die Vögel ihre urſprüngliche Beſtimmung und waren unglücklich. Endlich erbarmte ſich Jupiter des armen Aquila und ſchmetterte mit ſeinen Donnerkeilen die Papageien in Staub, und ſetzte den guten König wieder in ſeine Würde ein. Dieſer huldigte wieder der Einfalt der Sitten, und keiner ſchwung ſich mehr auf den Thron des Adlers, der nicht die Eigenſchaften eines Adlers hatte. Da man jedem Vogel ſeine Federn wieder ließ, ſo war jeder wieder kennbar, und keiner konnte den andern mehr unter fremden Federn betrügen. Der urſprüngliche Werth der Tugend kam wieder empor, und Aquila ließ auf dem höchſten Berge in der Vogelſprache dieſe Inſchrift ſetzen:

> Vögel! erinnert euch ewig des Elendes, das unter euch war, als ihr den wahren Werth der Tugend verkanntet; als ihr eingebildete Größe an die Stelle der wahren Größe ſetztet. — Bleibt bei der Einfalt der Natur; bleibt gute Vögel, und verlangt euch nicht, mehreres zu werden. —

Aquila ſtarb im hohen Alter, von allen rechtſchaffenen Vögeln bedauert, und noch ſteht ſein Name zum ewigen Andenken in den Annalen des Vogelreichs.

Menſchen! denkt über euch nach. Auch dieſes traurige Schickſal droht euren mächtigen Staaten. Ihr habt die Tugend verlaſſen; ihr habt den Weiſen, der euch Einfalt der Natur und Tugend lehrte, verlacht; ihr habt eure urſprüngliche Beſtimmung vergeſſen; habt euch Kronen aus Faſanenfedern gemacht, und Kleider aus Spinnengeweben zuſammengeſtümpert, denen ihr einen unendlichen Werth beilegt. Ihr habt euch ſelbſt untereinander die Schwungfedern abgebiſſen; euch ſelbſt mit eigenen Schnäbeln verwundet. Wundert euch nicht, wenn ihr die Beute der Raubthiere ſeyn werdet. Dieſe Raubthiere ſind eure Leidenſchaften, durch dieſe wird der Menſch zum Wolf des Menſchen.

Leichenrede auf hohes Ableben eines Wolfes, der fünf Jahre lang in Bengalen ein anſehnliches Richteramt unter den Thieren rühmlichſt verwaltete; abgeleſen von einem Thierredner.

Niemal betrat ich noch dieſe Bühne mit ſo vieler Schwermuth, liebe Thiere! als eben heute, da mir mein Amt und Geſchäft aufträgt, euch an den Verluſt eines Richters zu erinnern, dem wir die ſeligſten Tage unſers Lebens zu danken haben, eines Richters, deſſen Andenken noch den nachkommenden Jahrhunderten im Thierreiche heilig ſeyn wird. — — Ihr wißt es, das Verhängniß wollte es ſo, daß der Wolf ſein gutes Auge ſchloß — dieſes Auge, das der Tempel des Verſtandes, der Wohnſitz der Güte und der Sammelplatz aller edeln Empfindungen war. Er ſtarb, und nun iſt er dahin — ewig für uns dahin. Unmöglich können wir ihn aus den Grüften des Todes wieder hervorrufen; ſeine Zunge ergötzet ſich nun nicht mehr an dem edeln Vergnügen des Geſchmacks des Lammfleiſches; ſeine Klaue hat die unſchuldige Freude nicht mehr, dort und da ſich mit unſern Eingeweiden zu unterhalten. Vergebens bieten wir ihm unterthänigſt unſere Herzen dar, er verſchmäht ſie; ſein Zahn bewegt ſich nicht mehr; ſeine Naſe iſt kalt und ſeine Pfote ſtarr. — — Ewig Schade, daß dieſes Wunder der Natur der Raub der Verweſung ſeyn mußte: aber wundert euch nicht, das war auch das Schickſal jedes großen Mannes — auch das Schickſal Alexanders, des einzigen Helden, der mit unſerem unvergeßlichen, verſtorbenen Wolf verglichen werden kann, weil er Länder verſchlingen und verdauen konnte. Ich will aber unſern Schmerz, ihr Thiere! nicht durch ein zu lebhaftes Bild ſeiner trefflichen Eigenſchaften erneuen, ich will die Gnaden verſchweigen, die ſein großmüthiger Zahn uns erwies, und der Ehre nicht erwähnen, die wir ſeiner hohen Klaue zu verdanken haben; nur da allein will ich euch aufhalten, wo es uns am intereſſanteſten wird, da, wo ihn das Verhängniß der Dinge zu der hohen Charge eines Richters erhob, die er bis an ſein Ende ruhmvoll bekleidete.

Noch werdet ihr euch des Tages zu entſinnen wiſſen, ihr Thiere! an welchem er ſich zum erſtenmale zu dieſem ruhmwürdigen Amte ſchwung; noch werdet ihr euch des Jubelgeſchrei's aller Wölfe erinnern, als die Fama durch das ganze Thierreich die freudige Nachricht brachte: der Wolf iſt Richter geworden; ihr werdet euch noch aller Aufwartungen entſinnen, die ihm abgelegt wurden, und aller Ehrengedichte, die auf ſeine glorreiche Wahl von allen Seiten erklangen. Noch däucht mich, ſeh' ich das ehrwürdige Chor des Rindviehes, wie es mit bedachten Schritten ſich ſeiner Güte empfahl: dort, däucht mich, höre ich noch die Stimme der Eſel; da das Freudengebrülle der Stiere und Ochſen; Lämmer und Ziegen, ſelbſt ehrwürdige Böcke mit ihren grauen Haaren und ihrem Silberbarte naheten ſich und empfahlen ſich unter ſeinen Schutz, unter ſeine Macht. Die Gänſe übergaben Sinngedichte, die Indianen hielten Freudenreden, die Affen hielten öffentliche Bälle; ſelbſt die Johanniskäferchen und Leuchtwürmer gaben die ſchönſten Illuminationen. Wer hätte es dort zu ſelber Zeit geglaubt, ihr Thiere, daß unſre Freude ſich in Leid, unſre Wonne in Wehmuth, und unſer Vergnügen in Gram verwandeln würde! daß wir nach ſo kurzen Tagen unſere Häupter ſenken und über den Tod dieſes ruhmvollen Thieres trauern ſollten! So iſt der Wechſel der Zeiten. Auch vor der Majeſtät des würgenden Wolfes ſchaudert die Stunde der Verweſung nicht zurück, und er, geboren zum Würgen und Freſſen, wird nun von elenden Würmern gewürgt und gefreſſen. Trauriges Schickſal der Vergänglichkeit, da ſelbſt die höchſten Eingeweide wieder zur Nahrung der niedrigſten Eingeweide verächtlicher Maden werden müſſen! War es denn nicht möglich, ewiges Schickſal, allfreſſende Thiere zu verewigen? Kann denn Stärke und Macht auch ſinken, und können die, die Tauſende tödten, denn auch der Raub des Todes ſeyn? — — Undankbares Schickſal! Abſcheulicher Tod! Haſt du denn alles vergeſſen, was dieſe große Raubthiere für dich thaten! Haben ſie nicht Millionen Thiere in deinen Schooß geliefert! Wie viel tauſend Pfeile haſt du erſpart, da ſie in hoher Perſon ſich die Mühe genommen haben, dasjenige mit eigenen Zähnen zu zerreißen, was du erſt mit deinen Pfeilen hätteſt tödten ſollen. Sieh umher — ſieh das Elend der Welt! — Da iſt Hunger — dort Kampf — hier Peſt — Die treuen Gefährten ihrer Unternehmungen, und du lohnſt ſie ſo! — — Das iſt ſchrecklicher Undank. Tritt auf, Tod, und rechtfertige dich über die Ungerechtigkeit, die du begangen haſt, da du dich an die Perſon dieſes Wolfes wagteſt. Aber, was hab' ich geſagt! — Nun öffnet ſich die Erde, ihr Thiere: ein abſcheuliches Gerippe ſteigt aus den Todtengrüften empor. Hör', ſterbliches Thier! fängt es an: höre meine Rechtfertigung! Sieh dort die Menſchen, dieſe ſind mir treuere Diener, als Wölfe und Tiger; ihrer Kriegsſucht hab' ich mehr Opfer zu verdanken, als allen Raubthieren der Welt. Durch ihren Ehrgeiz, ihre Ungerechtigkeit, ihren Haß, ihre Rachſucht ſinken mehr Geſchöpfe, als durch alle Gefräßigkeit der Panther, Krokodille und Löwen, und auch dieſen ſchone ich nicht; warum ſollte ich einen Wolf ſchonen? So ſprach der Tod, und ich finde Troſtgründe in ſeinem Tone; jetzt ſeh' ich erſt, ihr Thiere! wie groß, wie gütig unſer Wolf war.

Wahr iſt es, daß man ihn mancher grauſamen That beſchuldigt; aber wer wird nicht mancher Thaten beſchuldigt, an denen er doch unſchuldig iſt? — — Man ſagt, er hätte viele Lämmer ohne Urſache und unſchuldig zerriſſen: es mag ſeyn. Er wird vielleicht ſeine Urſachen gehabt haben: aber zürnet nicht über ihn, verurtheilet ihn nicht, ohne ſeine Rechtfertigung zu hören. Wo iſt ein Thier, das nicht ſeine Naturfehler hat? gehören wir nicht zu den Raubthieren? — Allein, wenn auch der Wolf raubte, ſo raubte er edel, ſo raubte er nie, ohne daß ihn hungerte. Seht dort die Menſchen, ſie rauben aus Luſt, würgen zum Vergnügen; das thut der ehrliche Wolf nicht. Wenn er mordete, ſo tödtete er gleich und ließ das Thier nicht lange leiden. Sieh dort die Menſchen, ſie tödten langſam, ſtürzen Weſen, die ihres Gleichen ſind, in das äußerſte Elend, entziehen ihnen alle

Mittel zur Nahrung, laſſen ſie langſam erhungern; dieſes that der ehrliche Wolf nicht. Wenn er Lämmer fraß, ſo fraß er mäßig; wenn er auch tödtete, ſo tödtete er kaum zwei oder drei; ſeht dort die Menſchen, ſie tödten Tauſende — Tauſende durch Kanonen, Tauſende durchs Recht, und abermal Tauſende durch Geiz und Geldſucht; dieſes that der ehrliche Wolf nicht. Wenn er alſo auch Fehler hatte, ſo waren ſeine Fehler Thierfehler, und er iſt ſelbſt noch in ſeinen Fehlern verehrungswerth. Aber laßt uns auch ſeine Tugenden erwägen.

Könnt ihr euch wohl erinnern, ihr Thiere, daß er euch je Gerechtigkeit entzog? Hatte der Stier oder der Paradegaul bei ihm mehr Gewicht, als der Eſel oder Hammel? Wenn er zerriß, zerriß er nicht ohne Unterſchied den Paradegaul wie das Zugpferd? und den Hirſchen wie den Eſel? — Geht hin, unter die Menſchen, ſeht, ob es dort ſo billig hergeht; höret ihre Klagen, wie der Reiche immer den Armen drückt, wie der Stärkere den Schwächern unterjocht; ſeht, was eitler Reſpekt, Furcht vor den Großen und niedrige Schmeichelei für Unheil in der Menſchheit verurſachen, hört, und klaget nun ſeine redliche Aſche an, wenn ihr könnt; aber nein, euer Herz ſagt euch's laut, ſo ungerecht war unſer guter Wolf nicht. Sagt, hat er je von euch gefordert, daß ihr euch mit den Tigern herumbalgen ſollt, wenn er ſich mit ihnen entzweite? Kämpfte er nicht ſelbſt? Seht dort das ſtolze Athen, das hochmüthige Rom mit ſeinen Helden; was ſind ſie? Schatten eitler Ehre. Sie kämpften oft um nichts, und opferten Millionen auf; nein, das that der tapfere Wolf nicht; und doch ſetzte man dieſen Helden Bildſäulen, bauete ihnen Altäre, verewigte ſie in der Geſchichte, und wir ſollen Anſtand nehmen, unſerm Wolfe Bildſäulen zu ſetzen, Altäre zu bauen, ihn zu verewigen? — Nein, ſo undankbar ſind wir Thiere nicht. Höre uns, du Schatten des Abgelebten, der du vielleicht unſichtbar über uns ſchwebeſt, höre den Dank, den wir dir aus gutem Herzen entrichten, laſſe deinen Geiſt das Herz jedes Wolfes beleben, der vielleicht in deine

Stelle treten wird. Freſſe, ſo lang du Luſt zu freſſen haſt, mit Vergnügen opfern wir uns auf; zerreiße uns ſchnell, aber führe die Gewohnheit der Menſchen nicht ein. Beſſer iſt's, unter Wolfsklauen zu ſterben, als unter den Klauen gefühlloſer Richter zu ſchmachten; beſſer iſt's, durch Wolfszähne gebiſſen zu werden, als zu bluten durch die Wunde, die der Höfling und der Schmeichler uns verſetzt. Erinnert euch ewig deſſen, ihr Thiere! — —

Aber es wäre Beleidigung für euch, wenn ich nur zweifeln könnte, daß ihr jemals undankbar gegen ſeine Aſche ſeyn würdet. Ich weiß, daß mancher Mißgünſtige ihn mit dem Namen eines grauſamen Wolfes brandmarken wird: aber, Freunde! wer nannte ihn grauſam? der, der noch grauſamer, als Wölfe iſt, der Menſch; der Menſch, der ſich nicht genug mit eigenen Händen mordet, der noch fremde Hände erborgt, um zu morden, und fremde Zähne, um zu zerreißen. Der Menſch, der die Erde durchwühlte, Eiſen ſchmiedete, um beſſer würgen zu können: der Menſch, der alle Elemente auffordert, um Weſen, die ſeines Gleichen ſind, zu zerſtören: — Dieſer Menſch nennt den guten Wolf grauſam; der Menſch, der unter ſeinen Kaiſern Neronen zählte, der Domitiane hatte und Caligula's; der Thiergefechte in Rom hielt, Menſchen zu Ehren der Götter verbrannte — dieſer unterfängt ſich, den Wolf grauſam zu nennen. Nein, ihr Menſchen! eure Beſchimpfungen entheiligen das Grab dieſes Helden nicht. Welches Verhältniß iſt zwiſchen euch und ihm? Himmel und Erde, Tag und Nacht, Licht und Finſterniß, Sonne und Erdkörper ſind nicht ſo verſchieden, wie der Wolf von dem Menſchen. Aber nein, ihr Thiere! meinen Worten ſollt ihr nicht glauben; überzeugt euch ſelbſt hievon. Gehet hin in die Städte, lernet dort die Menſchen ſelbſt kennen, und ihr werdet ſagen: nein, ſo handeln unſere guten Wölfe nicht. Dort ſeht ihr dickgemäſtete Menſchen auf Unkoſten der Schwächern leben; Verdauen iſt ihr ganzes Geſchäft. Sie eſſen nicht aus Hunger, wie der Wolf aß, ſondern aus Luſt. Glaubt ihr wohl, ſie begnügen ſich mit einem Lamme?

Nein! alle Thiere, die auf Erden, in der Luft und im Waſſer ſind, erklecken nicht, ihre Freßſucht zu befriedigen. Eckelvolle Schnecken, Schildkröten, ſcheußliche Krebſe, Fröſche, alles, woran unſrem Gaumen eckelt, iſt ein Gegenſtand ihrer Tafeln. Wir eſſen, damit wir leben, ſie aber ſcheinen zu leben, damit ſie freſſen. So unmäßig ſie immer im Eſſen ſind, ſind ſie auch im Trunke. Glaubt ihr wohl, ihr guten Thiere, ſie begnügen ſich, wie weiland unſer gute Wolf, mit dem Trunke aus einer reinen Quelle? O nein! alles, was Cypern, Frankreich und Indien trägt, alles, was ſich zum Tranke quetſchen und brennen läßt, iſt für ihren unerſättlichen Schlund. Tagelang ſitzen ſie zuſammen und ſaufen, ſaufen, bis ſie dumm werden, wie unſere Schweine, und bis ſie wackeln, wie unſere Maulwürfe. That das je unſer gute Wolf? Aber nicht genug! So gränzenlos ſie im Gelüſte ihres Schlundes ſind, eben ſo unerſättlich ſind ſie in allen andern Gelüſten. Selbſt in der ſanfteſten der Leidenſchaften, in der Liebe, arten ſie aus. Habt ihr wohl Beiſpiele, daß je unſer Wolf ſeine Wölfin verließ? Daß er ſeine Jungen verſtieß? O nein! aber geht hin, unter die Menſchen, da werdet ihr Beiſpiele genug finden. Unſer Wolf ſchämte ſich nie, ein Wolf zu ſeyn; er verſtieß nie ſeine Brüder; aber Menſchen ſchämen ſich, Menſchen zu ſeyn, und verſtoßen die, die Geſchöpfe wie ſie ſind.

Was würdet ihr wohl geſagt haben, wenn unſer Wolf ſich eine Perrücke aus Schafwolle gemacht hätte? Wenn er ſich in eine Löwendecke eingehüllt, oder in eine Bärenhaut eingenähet hätte? Ihr würdet ſeiner geſpottet haben. Nun ja; und es wären doch die Häute edler Thiere geweſen. Die Menſchen hüllen ſich nicht in ſo edle Thierhäute ein: aus dem Speichel eines Wurmes machen ſie ſich Kleider, und ſind ſtolz darauf, daß ſie den Werth ihrer Brüder nach der Art ihrer Kleider beſtimmen. Das that der Wolf nicht, und die Menſchen ſagen doch, der Wolf hätte keine Vernunft. Der Menſch hat Vernunft; ja, ſehet ſeine Beweiſe. Er beſitzt die Kenntniß von Recht und Unrecht; er weiß das Kurze zu verlängern; die Stimme der Natur durch das Geſchrei juridiſcher Plappereien zu erſticken: er weiß das Recht zu unterſuchen, und die Partheien ſterben binnen der Unterſuchung. Er weiß aus Worten Phraſen und aus Phraſen ewige Diſſertationen zu machen; dieſe Kenntniß hatte der Wolf nicht: aber der Wolf hatte auch keine Vernunft. Hingegen warteten keine beſtochenen Schreiber in ſeinem Vorzimmer; hingegen wurden keine Geldſäcke auf die Wage der Gerechtigkeit gelegt; keine Rekommandationen entſchieden ſtatt den heiligen Geſetzen, und keine Thierfurcht verurtheilte einen aus unſern Brüdern; aber unſer Richter war ja nur ein Wolf — — hättet ihr nicht lieber einen Menſchen zum Richter gehabt? — — Freilich würde er ſich mit euch, ihr Thiere! ſelten herumgebiſſen haben, er würde keinem von euch die Eingeweide herausgeriſſen, oder die Haut mit ſeinen Klauen über den Kopf gezogen haben — dieſes alles würde der Menſch nicht gethan haben, nein, wahrlich nicht! mit den Klauen des Wolfes nicht, aber mit den Klauen des Menſchen, denn auch Menſchen zerreißen, zerreißen Herzen weit grauſamer, als Wölfe. Der Wolf läßt einmal ſterben, der Menſch weiß ſeine Brüder zehnfach den Tod fühlen zu laſſen; der Wolf zürnet, wenn er zerreißt, der Menſch lächelt, er leckt dich, küßt dich, und tödtet: hingegen iſt der Menſch kein Wolf. — Hättet ihr nicht einen Menſchen zum Richter haben mögen? — —

Höret dort das Jammern der Elenden; ſie flehen, von Haus und Hof vertrieben, von grauſamen Gerichtsdienern; all ihr Hab iſt in den Händen der Gerechtigkeit. Die Kinder weinen vergebens, der zitternde Greis ſtreckt umſonſt ſeine Arme zum Himmel; ohne Nahrung, ohne Hülfe iſt Tod und Verderben ſein Antheil; der Richter will es, und Menſchen ſterben. Hat je ein Wolf eine Wölfin aus ſeiner Höhle vertrieben? Hat er ihre Jungen zum Opfer ſeiner Habſucht gemacht? Ich frage euch, ihr Thiere! Nein! aber euer Richter war ein Wolf; er hatte keine Vernunft, war ein grauſames Thier: hättet ihr nicht einen vernünftigen Menſchen zum Richter haben mögen?

Wenn ihr im harten Winter an ſeiner Höhle geheulet habt, hat er euch nicht in ſeine Höhle aufgenommen? Wenn euch der Hunger plagte, hat er nicht das Fleiſch des Pferdes mit euch getheilt, das er würgte? Sagt, warum ſchweigt ihr? Ihr hättet vielleicht einen Menſchen zum Richter haben mögen? Gut! Seht, wie der Arme ohne Kleidung vor den Thüren der Reichen zittert; wie er verhöhnt und verlacht wird. Man läßt ihn nicht hinein, und er iſt doch ein Menſch. Höret das Geklingel der Weingläſer in Paläſten; ſie trinken auf die Geſundheit des Königs, und an ihren Schwellen ſterben vor Hunger tauſend Menſchen, die den König zum König machen, und ohne die der König nicht König ſeyn würde. Das thut freilich der Wolf nicht; aber der Wolf hat ja auch keine Vernunft. — Wurde wohl je ein junger Wolf von der Bruſt der Wölfin geriſſen? und nothzüchtigte wohl je unſer Wolf einen andern, daß er ſich für ihn von dem Panther ſoll auffreſſen laſſen, wenn er ſich mit dem Panther entzweit hatte? Sagt, wenn der Wolf ſtreitet, hat er wohl je mit Liſt geſtritten? Hat er je eine Falle gemacht und den Panther hereingelockt, damit er ſich den Hals darin brechen ſoll? — Nein, er ſtritt mit eigenen Klauen, und Muth und Stärke entſchieden ihre Uneinigkeiten. Hingegen haben Wölfe freilich in ihren Chroniken nichts von Erfindungen des Pulvers und der Kunſt, Eiſen zu ſchmieden, aufzuweiſen. Die Art ihres Kampfes iſt natürliche Selbſtvertheidigung; aber bei Menſchen iſt ſie Kunſt — ja Kunſt — treffliche Kunſt, Menſchen zu tödten! Seht dort, gute Thiere! wie ein Vulkan von Feuer aus der Erde emporſteigt, Städte und Menſchen bis an die Wolken ſchleudert und unter dem Schutte Tauſender begräbt; es iſt eine unterirdiſche Mine, die man ſprengte. Ein einziger Menſch, mit einem kleinen Funken, weiß tauſend Menſchen zu tödten. Freilich eine große Kunſt! Wir armen, grauſamen Thiere können dieſes nicht, dieſes Vorrecht räumen wir dem vernünftigen Menſchen ein. Möchtet ihr keinen ſolchen Künſtler zum Richter haben?

Ich ſehe Thränen in euren Augen, ihr weint, ja freilich!

Der Menſch allein hat das Vorrecht, Thränen aus den Augen des Menſchen und der Thiere zu preſſen. Der Wolf hat einen Hirſch zerriſſen. Der grauſame Wolf! aber der gute Menſch hat einen zu Tode gejagt, und dann erſt, wenn er athemlos ſich an einen Baum ſtützte, und wenn die letzte Todesthräne in ſeinem Auge war, ohne Mitleid getödtet; nicht für ſich getödtet, nicht aus Hunger gewürgt, ſondern aus Luſt und zum Vergnügen ſeiner Hunde. Dieß thut der Wolf nie! — Hingegen iſt der Wolf kein Menſch. Der Wolf hat eine Katze zerriſſen; der grauſame Wolf! aber der gute Menſch hat eine Katze lebendig geſchunden; ein anderer lebendig gebraten; ein dritter auf Bretter genagelt und ſie mit Bolzen erſchoſſen; aber das that der Wolf nie. Hingegen iſt der Wolf auch kein Menſch, und der Menſch hat ja Vernunft und der Wolf war ein grauſames Thier; wie kann man ihn mit einem Menſchen in Vergleich ſtellen! — Den Wolf, der ſo ganz rauher Natur iſt, der nie in Städten war, um dort Falſchheit und Lüge zu lernen; der nie Univerſitäten beſuchte, um die Kunſt zu lernen, Unrecht zum Recht und Recht zum Unrecht zu machen; der nie an Höfe kam, um Schmeichelei und Verläumdung zu ſtudiren; den Wolf, der nie ein empfindſames Buch las und unempfindſam im menſchlichen Leben war; der nie eine Thräne im Theater vergoß, um des wahren Elendes in der Hütte lachen zu können — den Wolf, der noch nicht alle ſeine Thränen bei Romanen vertändelte, daß ihm keine einzige mehr für ſeine Brüder übrig blieb — — Dieſer Wolf kann mit dem Menſchen nicht in Vergleich geſetzt werden. Freilich nicht: glücklich für euch, ihr Wölfe! hingegen hat er auch nicht von euch, ihr Wölfe! gefordert, daß ihr Apologien für ſeine Würgezähne ſchreiben ſollt; er hat nicht gefordert, daß ihr ihm ſeine Klauen vergolden ſollt auf Unkoſten eurer Pelze, oder roſenroth ſeine Wangen mit eurem Blute färben.

Für ihn iſt's keine Beleidigung, wenn man ihm ſagt: Wolf iſt Wolf, Würgen iſt Würgen, Freſſen iſt Freſſen, Morden iſt Morden; aber beim Menſchen iſt's Beleidigung.

Dieſer fordert, daß man die grauſamen Klauen gütige Hände, den fürchterlichen Zahn den gnädigen Zahn nennen ſoll; dieſer fordert, daß man Würgen Staatskunſt, Freſſen Erhaltung, Morden Kriegen, und Erhungernlaſſen Klugheit nenne. Der Menſch will nie grauſam ſeyn; wenn er zerreißt, will er gnädig zerreißen, und was zerriſſen werden ſoll, muß unterthänig zerriſſen werden. Dieſes fordert der Wolf nicht; hingegen iſt der Wolf kein Menſch.

O, welchen Werth haſt du für uns, unſterblicher Schatten des Abgelebten! wie werden ſich alle Thiere ewig deiner erinnern. Du biſt hin, aber du lebſt noch in den Herzen der Thiere, ewig lebſt du, und kein Redner iſt im Stande, deine Eigenſchaften ſo zu erheben, wie ſie es verdienen. Nur ſchweigen kann die Zunge des Redners, und die Seufzer der Zuhörer ſind die Zeugen deiner Verewigung in ihren Herzen. Dixi.

Der Rath der Thiere.

Der Löwe verſammelte alle Thiere und hielt Rath. Wie kann ich meine Staaten glücklicher machen, als ſie ſind! — Das war ſeine Aufgabe, und die vornehmſten Thiere des Reichs ſollten ſie beantworten. Der Tiger, der Wolf, der Fuchs, der Affe und der Elephant waren ſchon verſammelt im Saale. Als der Tiger aufgerufen wurde, ſeine Meinung abzugeben, fing er ſo an:

Tiger. Wie kannſt du deine Staaten glücklicher machen, als es gegenwärtig ſind? dieſes iſt deine Aufgabe, König der Thiere! — Eine Aufgabe, die ſich leichter beantworten läßt, als du vielleicht glaubſt. Glücklicher, als ſie wirklich ſind, deine Staaten, waren ſie nie, und werden nie glücklicher ſeyn, denn ſie haben dich, großer Löwe, zum König. Rechne das, was ich ſage, nicht zur Schmeichelei; es iſt Gerechtigkeit, die der Geringſte dir wiederfahren laſſen muß. Dein Hof iſt groß; deine Städte ſind prachtvoll; deine Miliz iſt fürchterlich. Von uns Tigern ſtehen dir täglich 40,000 zu Dienſten, und von Luchſen und Wölfen kannſt du ſtündlich ein Heer von etlichen hunderttauſend herſtellen: was willſt du mehr? Das Ausland fürchtet dich, und von deinen Unterthanen wirſt du vergöttert. Lege alſo dieſe überflüſſige Sorge ab, und lebe im Frieden und Ruhe, und genieße die Freude deines Daſeyns.

Als der Tiger ſo ſprach, erhob langſam der Elephant ſeine Stimme.

Du haſt ausgeredet, ſagte er, eigennütziger Schmeichler, und du glaubſt, daß du das Herz deines Königs durch den Prunk deiner Worte beruhigteſt? — Pfui der Schande! Dich hat der König ſeines Zutrauens gewürdigt, deine erſte Meinung abgefodert, und du mißbrauchſt ſeine Güte und wirſt der erſte Lügner. Höre mich, großer König! ich bin kein Schmeichler, und wenn ich zu Dir rede, ſo rede ich Wahrheit, und keine kriechenden Worte. Du haſt die Frage aufgegeben, wie du deine Staaten glücklicher machen kannſt, als ſie ſind. Eine Frage, die deinem Herzen Ehre macht, großer König, die aber noch lange nicht, wie der Schmeichler Tiger Dir geſagt hat, aufgelöſt iſt. Auch dem beſten Könige mit dem beſten Herzen bleibt noch immer viel zu thun übrig. Die Pracht des Hofes, der Pomp deiner Städte und die Tauſende der Krieger, die zu deinen Befehlen ſtehen, die machen die Glückſeligkeit des Staates noch lange nicht aus. Iſt Tugend in deinem Staate? das iſt die Frage; denn ohne Tugend iſt und wird ein Staat nicht glücklich ſeyn.

Was ſagſt du entgegen? ſprach der Löwe zum Tiger.

Tiger. Mich däucht, Euer Majeſtät! daß die häufigen Staatsgeſchäfte und die Vielheit der Jahre den Elephanten zum Pedanten gemacht haben. Tugend, ſagt er, macht die Glückſeligkeit der Staaten. Ein ſchaler Name! er ſoll mir einmal ſagen, was Tugend iſt. Was in Indien Tugend heißt, nennt man bei uns Laſter, und was bei uns Laſter iſt, wird jenſeits des Ganges als Tugend verehrt. Es gibt alſo gar keine Tugend, ſondern alles beruht auf Meinungen.

Elephant. Abſcheuliche Denkart! aber würdig deines

Charakters. Hätteſt du Tugend, ſo könnteſt du das Amt nicht mißbrauchen, das dir der König der Thiere anvertraute; aber ſo mußt du auch das läugnen, was allgemeines Gefühl iſt. Die Fertigkeit, das Wahre zu erkennen und das Gute auszuüben, iſt Tugend; und was nicht wahr, was nicht gut iſt, bleibt immer Irrthum; es mag Europa es für Tugend halten oder Indien; das Falſche herrſcht jenſeits des Ganges, wie an den Ufern der Donau. Deine Philoſophie iſt Witzelei, denn du wandelſt im Irrthum und im Falſchen. Des Königs höchſte Pflicht iſt, ſeinen Völkern Wahrheit erkennen zu laſſen, und Gelegenheit zu ſchaffen, das Gute auszuüben.

Löwe. Wie kann das ſeyn?

Elephant. Durch die Ausübung weiſer Geſetze.

Löwe. Was nennſt du Geſetze?

Elephant. Die nothwendigen Verhältniſſe des Staates, ohne die der Staat nicht Staat ſeyn würde.

Löwe. Was ſind denn dieſe nothwendigen Verhältniſſe?

Elephant. Sie ſind leicht zu beſtimmen. Die Glückſeligkeit der Thiere. Das Thier trat in Geſellſchaft, um glücklicher zu ſeyn, als es im Zuſtande der Natur war. Es verwebte daher das Intereſſe des Einzelnen mit dem Intereſſe des Ganzen, und dadurch entſtunden die geſellſchaftlichen Tugenden, und in dieſen liegen die ewigen Geſetze des Staates. Der König muß das Thier den Werth des Thieres kennen lehren; er muß zeigen, daß kein Privatintereſſe, keine Selbſtliebe herrſchen kann, ohne die allgemeine Ordnung zu zerrütten; er muß zeigen, daß das Thier aus dem Intereſſe des Ganzen und aus Liebe zum Ganzen ſeine eigene Glückſeligkeit befördere. Daher muß der König der erſte Bürger ſeyn. Alles, was das Wohl eines Thieres betrifft, muß den höchſten Werth im Staate haben. Daher muß jede geſellſchaftliche Tugend ſeine Anlockungen; jeder Fehltritt, der von der Ausübung geſellſchaftlicher Tugenden ableitet, ſeine abſchreckenden Beweggründe haben. Alle Vorurtheile müſſen geſtürzt werden. Nicht der Stärkere, nicht der Mächtigere muß mehr Anſehen haben, ſondern nur der Edlere, der Tugendhaftere. Denn, wenn ein Thier das andere ſchätzt, wenn gemeinſchaftliches und nicht mehr Privatintereſſe entſcheidet; dann wird der Tiger nicht mehr zerreißen, das Lamm wird an der Seite des Wolfes ſicher ſeyn, und die Henne an der Seite des Fuchſes.

Löwe. Deine Gründe dünken mir gut; aber laß mich auch die Meinung der übrigen Thiere einholen. Was ſagſt du hiezu, Wolf?

Wolf. Ich verehre die Grundſätze des Elephanten und ſeine Weisheit; allein ſeine Erfahrung hat ihn alt gemacht und ſeine Jahre ſchwächlich. Es ſcheint, als hätte er einſt den weiſen Plato geleſen, von dem die Menſchen ſo viel Lärmens machen; als wollte er eine Verfaſſung einführen, die nirgends, als in ſeinem Gehirne exiſtirt. Die Natur, mächtiger König! gab nichts umſonſt. Das Recht des Stärkern liegt ſchon in der Weſenheit der Dinge. Was nützen unſere Klauen, wenn wir nicht mehr zerreißen dürfen? Was unſere Fangzähne, wenn Würgen kein Gegenſtand unſerer Stärke mehr iſt? — Er redet von der Tugend — ein Hirngeſpinnſt, das ſeine Melancholie ausbrütete, oder vielleicht eine Folge ſeines maſſiven, ſchwerfälligen Temperaments iſt. Das, was Menſchen Tugend nennen, iſt meiſtens das Antheil des Schwächern. Güte, Sanftmuth, Anhänglichkeit — was ſind ſie? Die Folgen ſchwächerer Nerven. Das Lamm iſt ſanftmüthig, aber ſeht, welch ein dummes Thier das Lamm iſt! — Der Ochs iſt gut; der Eſel ſchadet niemanden. — Gerechter Jupiter! euch, König der Thiere! euch wagt man, ſo weit zu erniedrigen! — Ihr, die ihr Aſiens Schrecken ſeyd, ihr ſollt eure Größe vergeſſen — ihr, von deſſen Gebrülle Hirkaniens Wälder erſchallen, ihr ſolltet gewiß nach der Meinung des Elephanten wie ein Haſe herumſchleichen — pfui der Schande! Das heißt den König der Thiere entehren. — Furcht um euch her verbreiten, wo ihr hinkommt, das macht eure Größe, euren Ruhm.

Elephant. Ja, Wolf! du haſt recht. Würgen und Zerreißen macht die Größe des Löwens; aber Güte macht die Größe des Königs der Thiere. Wenn der Löwe Löwe ſeyn will, ſo folge er deinen Grundſätzen; wenn er aber ein König der Thiere ſeyn will, ſo handle er nach den meinigen.

Fuchs. Erlauben Sie mir, König Löwe! daß ich meine mindeſte Meinung ſagen darf. Mich däucht, man könnte das, was der Tiger ſehr weislich ſagt, und der Elephant voll Klugheit erörtert hat, und der Wolf ganz gründlich bewies, mit einander vereinigen. Sie könnten, zum Beiſpiel, Grauſamkeit und Güte ſeyn; manchmal zerreißen, manchmal ſchonen, ſo wie es Ihrer hohen Laune am beſten dünken würde.

Elephant. O freilich, recht ſchön! Der Löwe ſoll Löwe ſeyn und nicht Löwe, König und nicht König — — geh, ſchmeichelndes Inſekt, der du keine eigene Meinung haſt, weil du der Meinung Aller biſt. Du biſt nicht gemacht, am Hofe des edeln Löwen zu ſeyn; dort, wo der Affe König iſt, dort magſt du deine Waare auskramen.

Der Löwe. Du allein, Elephant! ſollſt mein Vertrauter ſeyn; du redeſt Wahrheit, und Wahrheit ſchließt alle Falſchheit aus; und der Mann, der die Wahrheit liebt, liebt ſeinen König und kann's mit ihm nicht falſch meinen. Du, Tiger! biſt ein falſcher Politiker, und was du redeſt, redeſt du aus Intereſſe. Du, Wolf! biſt ein eigennütziger Höfling; du ſchmeichelteſt meinen gefährlichen Leidenſchaften, um einſt aus meinen Fehlern deinen Nutzen ziehen zu können. Und du, Fuchs! biſt ein niederträchtiger Schmeichler, der dem Winde gleicht, der bald von Oſten, bald von Weſten herſtrömt. Ich entlaſſe euch ſämmtlich meiner Dienſte. Ihr ſollt mir nun Rechenſchaft ablegen, und der weiſe Elephant ſoll hierüber entſcheiden.

Elephant. Dein Zutrauen, König! werde ich nie mißbrauchen; denn da ich dich liebe, ſo liebe ich deine Unterthanen, und da ich deine Unterthanen liebe, ſo liebe ich dich, denn Volk und König iſt ein Leib und eine Seele, und wehe dem Lande, wo falſche Politik die Seele von dem Leibe trennen will. Aber nun zur Rechnung. Du, Tiger! antworte mir, welches Amt haſt du bekleidet? Wie haſt du es verwaltet? —

Tiger. Der König der Thiere hat mir eine Oberſtelle anvertraut und ich beherrſchte eine große Gegend am Indus. Ich habe alles angewendet, um dem Löwen Ehre zu machen. Furcht verbreitete ſich, wo ich hintrat, und die Thiere warfen ſich vor mir zur Erde und ſchrieen: Hier kömmt der, den der König der Thiere über uns ſetzte. Ich lieferte dem Könige jährlich tauſend Thierköpfe ein.

Elephant. Der König der Thiere lebt nicht auf Unkoſten ſeiner Thiere. Du haſt Unrecht gethan; er hatte die eingeſendeten Thierköpfe nicht nöthig; denn wenn du dem Könige tauſende lieferteſt, ſo blieben gewiß zwei tauſende in deinen Klauen. Aber wie haſt du deine Unterämter ausgetheilt? — Die Klagen geben, daß des Königs ſchönſter Park von Hirſchen ganz entvölkert iſt. Wen haſt du zum Oberaufſeher beſtellt?

Tiger. Den Luchſen.

Elephant. Den Luchſen? — Ein würdiger Aufſeher! — Man ſagt auch, du hätteſt über die Lämmerheerden einen Wolf geſetzt?

Tiger. Ja.

Elephant. Man ſagt, du hätteſt zwei Füchſe zu Oberaufſehern des Faſanengartens ernannt.

Tiger. Ja.

Elephant. Und die ſchöne Kanarien-Menagerie hatteſt du von fünf Katzen verwalten laſſen?

Tiger. Ja.

Elephant. Es gibt der Ruf, du hätteſt den Schnecken zum Poſtmeiſter, und den Krebſen zum Sachwalter ernennet?

Tiger. Ja.

Elephant. Die Pretioſen des Königs, ſagt man, hätteſt du von einem Murmelthiere verwahren laſſen.

Tiger. Ja.

Elephant. Und einer Motte hätteſt du die Papiere des Staats, und einem Wurme die Akten anvertraut?

Tiger. Ja.

Elephant. Und machteſt du nicht auch den Bock zum Oberaufſeher der königlichen Gärten?

Tiger. Ja.

Elephant. Einer Kompagnie Spatzen hätteſt du die Oberaufſicht der Getreide überlaſſen?

Tiger. Ja.

Elephant. Und zu Aufſehern über Käſe und Milch hätteſt du die Mäuſe beſtimmt?

Tiger. Ja.

Elephant. Und warum alles das? rechtfertige dich über den Schaden, den du dem Könige der Thiere zufügteſt. Elender! ſieh, dieſes ſind die Folgen, weil du keine Tugend kannteſt. Um ſicher rauben zu können, haſt du auch Räuber an jede Stelle geſetzt. Du kannteſt kein Intereſſe, als das deine, nicht das Intereſſe des edlen Königs, nicht das Beſte des Ganzen. Wie konnte es aber auch ſeyn! — Ein Thier im geſellſchaftlichen Leben, das die heiligen Verhältniſſe nicht erfüllt, iſt und bleibt nur ein Raubthier. Die Ordnung des Staats gründet ſich allein auf Tugend — auf uneigennützige Tugend, und nur der iſt ein Freund des Königs der Thiere, der ein Freund jedes Thieres iſt. Geh und verkrieche dich in Libiens Wüſteneien, und kratze dort deine Schandthaten in Sand, um die ſchreckliche Wüſte noch ſchreckenvoller zu machen. So ſprach der Elephant, und dann redete er nochmals ſo zum König der Thiere:

Mächtiger König! die Annalen beſtätigen es, daß die Glückſeligkeit der Staaten ſich nach dem Maaßſtab ihrer innern Tugend mißt. Gehe die Geſchichten des Menſchengeſchlechts durch, und du wirſt beobachten, daß ſich jeder Staat ſo lang erhielt, als ſeine Tugend haltbar war; ſank dieſe, ſo ſank auch der Staat. Es iſt auch nothwendig. Der Staat iſt dem Gebäude einer Uhr gleich. Seine Beſtimmung iſt allgemeine Glückſeligkeit; das Haupttriebrad iſt der König; doch der König allein kann nichts thun, wenn nicht jedes Rad zweckmäßig ſeine Pflichten erfüllt und nach dem Plan des Ganzen arbeitet. Damit dieſes geſchehe, gehört Ordnung dazu, und dieſe Ordnung iſt die Tugend; unter den Menſchen iſt es Sittlichkeit. Wenn nun in der Maſchine nicht ein Rad auf das andere zweckmäßig wirkt, ſo wird ſie ſtocken. Gemeinſchaftliche Arbeit, — Arbeit zur Erhaltung des Ganzen iſt die Arbeit des Uhrwerkes: — gemeinſchaftliche Sittlichkeit — Sitten zur Erhaltung des Ganzen wird zum Ganzen der Staatsmaſchine erfordert. Alles fühlt die Nothwendigkeit der Sittlichkeit zum allgemeinen Wohl, und doch haben die wenigſten Menſchen Sitten — theils aus Mangel der Erkenntniß, theils aus Mangel der Ausübung. Man will ernten, ohne geſäet zu haben, und man fordert vom Baum Früchte, der keine Blüthe getragen hat. Jeder Menſch fühlt die Ungerechtigkeit anderer gegen ſich, und iſt wieder eben ſo ungerecht gegen andere. Alles konzentrirt ſich auf Ich, nichts auf Du, und die Geſellſchaft kann doch nicht beſtehen, wenn nicht Ich Du, und Du Ich wird. Wir fühlen die Folgen unſerer Handlungen, aber ſtatt uns anzuklagen, klagen wir lieber andere an; ſchmählen über Fürſten und Miniſter, über Vorſtände und Aufſeher, da wir vielmehr über uns ſelbſt ſchmählen ſollten. Was kann der beſte Künſtler aus faulem Holze ſchnitzeln? Was kann der beſte König aus Menſchen machen, die keine eigne Tugend haben? — Was nützt das thätigſte Triebrad in der Maſchine, wenn die andern Räder meiſt unnütz und zerbrochen ſind?

Menſchen, werdet klüger und ſeyd gerechter; klagt nicht die Könige der Erde, ſondern euch ſelbſt an. Die Unordnungen in Staaten ſind die Folgen eurer Handlungen. Der König allein im Staate kann nicht alles verwalten; auch nicht die Miniſter, denn auch dieſe müſſen wieder Menſchen haben, und wenn es denn viele gute Menſchen gibt, ſo wird die Sache ganz gut werden, und hiezu könnt ihr nur ſelbſt beitragen, wenn ihr euer Herz bildet, die Tugend liebt, die Menſchheit ehrt, das Vaterland ſchätzt und dem Fürſten anhanget. Aber ſo ſind eure Klagen ungerecht, wenn ihr den König anklaget, da ihr ſelbſt die Schöpfer eures Elendes ſeyd. Worin beſteht denn eure Klage? — Es iſt weder Treu' noch Glauben; es unterſtützt keiner den andern; jeder ſucht dem andern eine Falle zu graben; einer den andern zu betrügen, zu hintergehen; ſo ſchreit ihr, — je nun — iſt der König an alle dieſem Schuld? — Ihr Kurzſichtigen! eure Herzen ſind Schuld an eurem Elende, und eure Eigenliebe will euch die Augen nicht öffnen: es iſt euch leichter, andere anzuklagen, als euch ſelbſt. Der König hat nie befohlen, daß einer den andern betrügen ſoll; er hat nie befohlen, daß einer den andern hintergehen ſoll. Ihr habt eure Geſetze — warum haltet ihr euch nicht an dieſe? Ihr habt eure Religion — warum haltet ihr euch nicht an die Lehren derſelben? Ein jeder ſoll für ſich thun, was er kann, und die Sache wird bald gut werden. Das Uebel iſt die Folge des Böſen; handelt gut, und die Folgen werden gut ſeyn. Aus böſen Menſchen kann eine Gottheit keine gute machen; ſie ſelbſt müſſen ſich umbilden — — merkts! und dann wird die Welt ſich verändern.

Lobgedicht an einen Wolfszahn.

Ehre ſey dem Wolfszahn!
Munter greift er alles an;
Und zerreißt er je ein Kind,
So zerreißt er es geſchwind.
Kinder! ſeyd auf eurer Hut,
Menſchen beißen nicht ſo gut.
Mancher weinet eine Thräne,
Fühlt der Menſchen ſcharfe Zähne:
Er ſtirbt langſam an dem Biß,
Wie die Chronik oft bewies.

Durch der Schmähſucht ſcharfen Zahn
Leidet mancher Ehrenmann;
Denn eh' daß er es verſah,
Steht er ſchon gebiſſen an.
Menſchenzähne ſind gar fein,
Dringen tief ins Fleiſch hinein,

Und von einem Menſchenmunde
Heilt gar ſchwerlich eine Wunde;
Giftig muß die Zunge ſeyn,
Die Erfahrung trifft hier ein.

Geh doch ſelten in'n Pallaſt;
Wenn dich Neid und Schelſucht faßt,
Iſt dein Herz und dein Geſicht
Ganz erbärmlich zugericht.
Heuchelei, die beißet ſehr,
Ihre Wunden heilen ſchwer.
Zuverläßig will es heißen,
Daß ſo, wie die Heuchler beißen,
Beißen wirklich, wie man ſpricht,
Selbſt die größten Hunde nicht.

Schrecklich iſts, wenn man bedenkt,
Wie der Menſch den Menſchen kränkt.
Thöricht, wie ein toller Hund,
Beißt er ſich erbärmlich wund.
Sagt, ob wohl nicht Raſerei
In des Menſchen Seele ſey.
Manchen würd' es heilen können,
Wollt' man ihm die Stirne brennen:
Für der Menſchen tolle Wuth
Wär' dies Mittel trefflich gut.

Ehre ſey dem Wolfeszahn!
Munter greift er alles an,
Und zerreißt er je ein Kind,
So zerreißt er es geſchwind.
Kinder, ſeyd auf eurer Hut!
Menſchen beißen nicht ſo gut.
Aber vielleicht kann's noch werden,
Daß aus Menſchen Wölfe werden.

Liebe Kinder, tröſtet euch,
Halb ſind wir ſchon Wölfen gleich;
Längſt bis einem halben Jahr
Sind wir Wölfe ganz und gar.

Lobgedicht eines Schmeichlers, als der Luchs in Bengalen eine Ehrenſtelle erhielt.

Erlaub' mir, edler Luchs, daß ich dich darf beſingen,
Daß ich darf, großer Luchs! ein kleines Opfer bringen.
Ich weiß es zwar, wie keck mein Unternehmen iſt,
Doch auch, wie gut dein Aug, das dieſe Zeilen lieſt.
Die ſchönſten Tugenden ſind dir, Erhab'ner! eigen,
Du mußteſt alſo wohl zu großen Ehren ſteigen.
Der Tiger kannte dich, er kannte dein Geſchlecht,
Darum erhob er dich; der Tiger that auch recht.
Wen beſſer, ſagt, als dich, wen konnte er erwählen,
Als dich, erhab'ner Luchs! du Beiſpiel edler Seelen.
Wenn je ein gutes Thier aus ſanften Augen ſah,
So ſind's die deinigen; denn deine Blicke ja
Sind ſelbſt die Gütigkeit, und deine großen Zähne
Sind eine Perlenreih; und wenn ich ihrer wähne,
So ſchlägt mein Herz aus Freud; vor Wonne wallt mein Blut.
Ich ſeh dich an — und ſeh, du biſt ſo trefflich gut.
Mit einem Wort: Vernunft und Schönheit, Güte, Stärke,
Die ſind in dir vereint; du biſt der Götter Werke.
Sey glücklich! Jupiter erhalte dich geſund,
Gib Wonne deinem Zahn und Freuden deinem Schlund.
Zum Glück des Thiergeſchlechts: Was kann ich weiter ſagen?
Zerreiße lang dein Zahn; verdaue lang dein Magen,
Und niemal quäle dich mit Unverdaulichkeit
Und Indigeſtion der Götter Gütigkeit.
Sey glücklich; laſſe lang die gnadevollen Klauen
Zur Freude jedes Thiers uns ganz gehorſam ſchauen.

Anmerkung.

Verwünſcht! — So iſt denn die Poeſie auch in Bengalen eine Schmeichlerin. Ich wette, dieſer Dichter hat in Europa reimen gelernt, denn ich erinnere mich, viel ſolcher Gedichte geleſen zu haben.

Anlangen eines Zugpferdes.

Wir arbeiten ſeit einigen Jahrhunderten ganz uneigennützig für die Menſchheit. Die härteſte Arbeit iſt unſer Antheil, und dafür genießen wir nichts, als das magere Futter, welches zu unſrer Erhaltung höchſt nothwendig iſt: und auch dieſes würden uns die Menſchen vielleicht nicht geben, wenn ſie nicht die Nothwendigkeit unſrer Erhaltung dazu verpflichtete. Wir beklagen uns aber über dieſes Schickſal, ſo hart es immer iſt, nicht im geringſten, ſondern ertragen unſer Verhängniß gleichwohl mit Geduld; nur kömmt es uns hart an, daß man unſere ſo vielfältigen Verdienſte, die wir in Kriegs- und Friedenszeiten erworben haben, gar nicht anſieht, und keinen Unterſchied unter den arbeitenden und nicht arbeitenden Pferden macht, und daher manchen müßigen Paradegaul mit koſtbarem Haber futtert, da wir mit G'ſott und Heu uns begnügen müſſen. Dieſes finden wir wirklich unbillig, und glauben ein Recht zu haben, uns bei der Menſchheit zu beſchweren. Die Behandlung, die wir arme arbeitende Pferde oft von dieſen Paradegäulen auszuſtehen haben, iſt nicht zu beſchreiben, denn da ſie den ganzen Tag müßig ſind, und weiter keinen andern, als Rittdienſte geleiſtet haben, ſo haben ſie auch gar keinen Begriff von der beſchwerlichen Zugarbeit, und ſehen uns ſo verächtlich an, als wenn wir nicht auch Pferde wären, die für den nämlichen Herrn arbeiten. Auch bilden ſie ſich auf ihre ſilbernen und goldnen Decken und große Federbüſche ſo viel ein, daß ſie unſer einen, die wir nur Alletagspferdgeſchirr tragen, gar nicht anſehen. Neulich bat ein armer hungriger Poſtklepper ſo einen Paradegaul aufs dringendſte, ihm nur den Haber zukommen zu laſſen, den er aus dem Barn ſtreut; aber nein! eher zertrat er ihn mit Füßen, als daß er ihn dem alten Klepper gegeben hätte, der doch auch ein Pferd, wie er iſt. Er ſagte auch, er könnte nicht das geringſte hergeben, denn er müſſe ſich einen anſehlichen Bauch eſſen, damit er ſeinem Herrn Ehre mache. Was hat nun aber auch der Herr davon, wenn einige ſeiner Gäule dicke Bäuche haben, und wir arme Zugpferde verhungern, die wir doch die Erde pflügen und das Getreide in die Scheunen führen? — Auch wird es die Menſchheit ſchon erfahren, was ſie mit der Zeit für einen Nutzen aus ſo vielen Paradegäulen ziehen wird, die faſt zu gar nichts, als zum Spazierenreiten und Schlittenfahren gut ſind. Wenn es einmal die Noth erfordern ſoll, wird man ſchon ſehen, wozu man ſie brauchen kann: ſie werden weder eggen noch pflügen können. Es iſt auch keine Kleinigkeit, und man muß dazu erzogen ſeyn. Wir bitten daher im Namen ſämmtlicher Zugpferde, den Paradepferden aufzutragen, uns in Zukunft beſſer zu behandeln, und uns als Pferde anzuſehen, die der Menſchheit größern Nutzen, als ſie ſchaffen.

Was hierauf die Menſchheit reſolvirte, iſt nicht bewußt.

Seltene Erſcheinung, die der Einſiedler Heautontimorumenos in den letzten Tagen ſeines Lebens hatte.

In einer abgelegenen Wüſte wohnte Heautontimorumenos, und war bereits ſechzig volle Jahre von allen Menſchen entfernt. Eines Tages, als die Sonne ſchon unterging, pochte an ſeiner Hütte ein Fremdling und begehrte, von ihm die Nacht über aufgenommen zu werden. Der Einſiedler öffnete ſeine Hütte, und Tichiamenta trat hinein. Wie erſchrack aber Heautontimorumenos, als er ſah, daß der Fremde ſechs Augen hatte. Nebſt den zwei gewöhnlichen trug Tichiamenta eines an der Stirne, eines auf der Bruſt, und zwei rückwärts am Hintertheile des Hauptes. Tichiamenta merkte, daß der

Einſiedler ganz auſſer Faſſung kam; er ſprach daher ſo zu ihm: Erſchrecke nicht an meiner Seltenheit, ich bin einer der Inwohner eines euch unbekannten Planeten. Man nennt uns Tichiameuta, das nach unſerer Planetenſprache ſo viel ſagen will, als „Hellſehende“. Mit dem Auge an meiner Stirne ſehe ich den Gedanken des Menſchen; mit dem Auge an der Bruſt ſehe ich die Empfindungen ſeiner Seele, und mit meinen Augen rückwärts ſehe ich die Folgen der Handlungen. Verzeih' mir! ich konnte unter euch nicht leben, denn ich ſehe, daß der größte Theil der Erdenkinder im Falſchen und Böſen wandelt. Ich mußte mich daher von den Städten entfernen, weil ich glaubte, unter böſen Geiſtern zu wohnen; denn alle ſprachen anders, als ſie dachten. Heautontimorumenos machte eine tiefe Verbeugung. Bewohner des erlauchten Planeten! fing er an, weil du ſo ausnehmende Vorzüge beſitzeſt, ſo theile mir deine Geheimniſſe mit, die du ſaheſt. Ich will ſie aufzeichnen, und ſie werden vielleicht den Weiſen und Klugen zur Wahrheit führen können. Ich will es ſehr gerne, ſagte Tichiameuta, und da ſetzte ſich der Einſiedler und ſchrieb, was ihm Tichiameuta in die Feder gab.

Als ich auf dieſer Erde war, fing Tichiameuta an, ſo ging ich vor allem in die großen Städte, und mit meinem Auge an der Stirne ſah ich, daß die Gedanken der Großen ganz irrig waren. Ich ſah, daß die Könige der Erde ſich einbildeten, die Völker wären wegen ihnen, und nicht ſie wegen den Völkern da. Ich ſah, daß die Menſchen ihre Brüder wie Sachen behandelten, die ſie verkaufen und vertauſchen, zerſchlagen und zertrümmern konnten. Mit dem Auge an meiner Bruſt ſah ich ihr Herz. Es war ein weiches Ding, und die Leidenſchaften bildeten daraus, was ſie wollten. Mit den beiden Augen an der Scheitel ſah ich die Folgen der Dinge. Das war der Untergang der Staaten, der vielleicht näher iſt, als man glaubt. Ich ſah Falſchheit in den Herzen der Hofleute, Schmeichelei in der Seele derjenigen, die die Könige umgaben, und Betrug unter denen, die ſich Freunde des Vaterlandes nannten. Im Gehirne der Gelehrten ſah ich Verwirrung, und Lüge in ihren Herzen; Gleißnerei im Kopfe des Andächtigen, und Bigotterie im Herzen derjenigen, die ſich die Diener des Jupiters nannten. Aber was nützt dir dieſes alles, wenn ich dir die ganze Nacht über erzähle? Legen wir uns vielmehr zur Ruh': Morgen kannſt du mit mir kommen. Wir wollen einen Theil der Welt durchſtreichen, und dann kannſt du deine Zweifel anbringen über diejenigen Sachen, die dir beſonders auffallen, und ich will ſie dir erklären. Mit Ungeduld erwartete Heautontimorumenos den Tag, und als die Sonne über die Berge leuchtete, wandelte er ſchon an der Hand des Tichiamenta, und trat die Reiſe mit ihm durch dieſe ſublunariſche Welt an. Da ſie eine Weile gingen, ſahen ſie eine Menge Ackersleute; ſie pflügten, waren munter und ſangen. Dieſe Leute ſind doch die glücklichſten, ſagte der Einſiedler.

Tichiamenta. Ja, ſie ſind zufrieden; aber ihre Zufriedenheit, wie ich mit dem Auge an der Stirne ſehe, kommt daher, weil ſie ihr Elend nicht kennen. Sie ſind die würdigſten unter dem Menſchengeſchlechte, und werden meiſtentheils wie Sklaven und Laſtthiere der Großen behandelt. Sie gleichen einem Schwamme, der im offenen Felde liegt, und den die gütige Natur mit Thau anfüllt und der Müſſiggänger auspreßt: oder ſie gleichen einer Citrone, die man ausdrückt, ſo lang ſie Saft hat, und dann, wenn ſie ohne Saft iſt, wegwirft. Die Reichen ſehen die Leute für eine Waſſerquelle an, die nicht zu erſchöpfen iſt; allein ſie betrügen ſich ſehr; auch dieſe Quellen verſiegen, und wie ich mit meinen beiden hintern Augen ſehe, iſt dieſes Verſiegen die nothwendige Folge der Unerſättlichkeit der Größern. Der Stand des Landmannes wird zum Sklavenſtand erniedrigt; es liegt daher in der Natur des Menſchen, daß jeder einen Stand ſcheuet, der eine drückende Laſt iſt. Jeder flieht daher die ländliche Heimath, und lauft nach den Städten, um dort beſſere Tage zu genießen. So verliert der Ackerbau von Tag zu Tag, und die Zahl der Zehrenden übertrifft weit die Zahl derjenigen, die uns nähren müſſen. Glaub mir, Heautontimorumenos, daß der Tiger unter den Tigern und der Wolf unter den Wölfen einen größern Werth hat, als der Menſch unter den Menſchen. Er, das edelſte Geſchöpf unter den Geſchöpfen — erſchaffen nach dem Ebenbilde der Gottheit, er, der majeſtätiſch ſeine Stirne zum Himmel aufwärts trägt, der ſich durch Vernunft von den Tauſenden der Geſchöpfe unterſcheidet, die dieſen Weltraum beleben; — er, der Herr der Schöpfung, der Regent der Thiere; — er, für den die anmuthsvolle Wieſe blüht; für den die Roſe ſich im Gebüſche neigt, den das Veilchen im Thale ergötzet, und für den die hohe Ceder auf dem Libanon ſteht; dem die Lerche am frohen Morgen ihr Lied ſingt, den die Nachtigall am Abend mit ihren harmoniſchen Tönen einſchlummert; — er, dem der Löwe gehorcht, den der Elephant auf ſeinem Rücken trägt, und vor dem das ſtolze Kameel ſeine Kniee beugt, er, den die Natur mit ſo vielen Vortheilen ausgerüſtet; er, dem ſie Harmonie in ſeine Kehle legte, Fühlung in ſein Herz, und Geſchicklichkeit in ſeine Hände; er, dem alle Elemente gehorchen; der den ſtürmenden Fluthen ihre Gränzen anwies: der die Luft feſſelte und der Sonne ſelbſt ihren Umlauf beſtimmte; er, den das wüthende Meer ehrfurchtsvoll auf ſeinem ſchaumigten Rücken trägt; der ſich in die Wolken erhob, der den Donner nachahmte, und das zerſtörende Feuer in Maſchinen einkerkerte — er, das Kind der Gottheit — am Verſtande dem Engel gleich, der Menſch hat keinen Werth unter den Menſchen. In welchen Augen ſoll der Menſch einen Werth haben, wenn er ihn nicht in den Augen des Menſchen hat? Wer kann von ſeinen Eigenſchaften urtheilen, wenn er nicht ſelbſt davon urtheilt? Wer kann ſeinen Werth erwägen, wenn er ihn nicht ſelbſt erwäget? Er, dem die Gottheit Verſtand und Geiſt gab! — Soll der Löwe ihn loben, oder der Panther ihn anſtaunen? Soll der Adler ſeine Größe verkündigen, oder die Quelle, die über hohe Klippen herabrauſchet, ſeinen Werth murmeln? Der Menſch hat nur in den Augen einiger weniger Menſchen einen Werth; im Allgemeinen hat er keinen Werth unter den Menſchen. Der Tiger wird von den Tigern höher geſchätzt, der Wolf mehr geehrt von den Wölfen, als der Menſch von den Menſchen. Eine traurige aber wahre Erfahrung. War dieß das Schickſal der Menſchheit in den Zeiten der Barbarei, oder iſts noch wirklich in den Zeiten unſerer Aufklärung? — Es iſts noch wirklich. So lange der Menſch nur ſeinen Verſtand bildet, bekömmt die Menſchheit keinen Werth; um ihren Werth zu fühlen, muß man das Herz bilden, und dieſes geſchieht in unſerm Jahrhundert am allerwenigſten. Wo ich hinſehe, treffe ich Erfindungen des Geiſtes an; die Menſchen wollen immer höher und höher ſteigen, den Göttern ähnlich werden, aber Menſchen wollen ſie nicht ſeyn, und doch iſt Menſchheit die Sphäre, die uns die Gottheit angewieſen hat und in die uns die Vernunft einſchränken ſollte. Lerne Menſch ſeyn! Das ſoll unſere erſte Weisheit ausmachen; lerne den Werth deiner Brüder ſchätzen! dieß ſind deine hienieden angewieſene Gränzen. — — Lerne Menſch ſeyn! — welche ſchaudervolle Stimme, die die Vernunft uns zuruft! Lerne Menſch ſeyn! Wir wiſſen alſo alles, nur das nicht, was wir ſind. Wir arbeiten über alles, nur nicht über den Gedanken, uns glücklich zu machen. Kennt ihr wohl euer Elend? ihr Menſchen! Nein, ihr kennt es nicht. Zur Erde gebeugt, kriecht ihr wie Würmer im Staube, da ihr beſtimmt ſeyd, in holden Fluren zu wohnen. Eingekerkert unter Felſen wohnet ihr — erſchaffen zum Glücke, zum Genuß des Lebens. Ihr traget Feſſeln, die ihr zur Freiheit erſchaffen ſeyd, und bauet den Vorurtheilen Altäre, und würget euch ſelbſt zum Opfer gefühlloſer Götzen, die nicht die Natur, ſondern ihr euch ſelbſt geſchnitzelt habt. Sehet einmal umher, und betrachtet, was hat das Vorurtheil von falſcher Ehre, die unrichtigen Begriffe von Größe; was hat Aberglauben, falſcher Religionseifer, und das ganze Gefolge unedler Leidenſchaften aus euch gemacht! —

Aber ein ewiger Schleier ſoll die Thaten verhüllen, vor denen die Menſchheit zurückſchaudert. Nicht die gräßlichen Thaten, die die Geſchichte verfloßener Jahrhunderte uns liefert, will ich mehr erwähnen, ſondern ich will dich in die Hütte des Elendes führen und dir die Thränen auf den Wangen der Unglücklichen zeigen, in welchen ſich noch jeden Tag die Sonne ſpiegelt. — —

Da ſieh' dort die niedrige Hütte; ſieh' das Haupt des Ehrwürdigſten der Greiſe — das Haupt eines Mannes, deſſen Haare bei der härteſten Arbeit ergraueten. Er lebte im Cirkel ſeiner Familie zufrieden, hatte wenig Bedürfniſſe, begnügte ſich mit ſchlechtem Brod und ſtillte ſeinen Durſt mit Waſſer. Sein Lager war hart, wie ſein durch Arbeit abgehärteter Körper. Früh am Morgen war er auf, und ſpät am Abend ging er zu Bette. Er liebte ſeinen Fürſten, war treu ſeinem Vaterlande, liebte ſein gutes Weib und ſeinen redlichen Nachbar, und erzeugte rechtſchaffene Kinder. Was glaubſt du nun, daß der Gewinn dieſes Redlichen iſt? — Nichts bleibt ihm, als das innere Bewußtſeyn ſeiner Tugend. Mißhandelt ſteht er da vor dem Reichen, der ihn wie ſein Laſtthier anſieht, und ſich auf ſeinem Rücken zu ſeiner eingebildeten Größe ſchwinge. Alles, was einen Werth in den Augen des Redlichen hat, entreißt ihm die räuberiſche Klaue des Stärkern. Er verzehrt ſeine Frucht, würgt ſein Lamm, und tödtet ſein Kind — — nicht ſo, wie Mörder tödten, ſondern unter dem Vorwande von Recht: — denn, wenn er ihm alles entriſſen hat, wenn der Schweiß der Arbeit von Tauſenden in einem Ragout verzehrt wird; wenn die Thräne der Armuth und des Elendes in wenig gefüllten Bechern getrunken wird, wenn das Geheul der Geſchändeten und Entehrten von dem Schall der lärmenden Muſik übertäubt wird — dann ſoll der ausgezogene Bettler in ſeiner zerfallenen Strohhütte zum Himmel ſchreien: Gott ſegne den ſtolzen Reichen! — Ja, heilige Natur! verkehre deine Geſetze, zertritt den ehrlichen Wurm, und erhalte das giftige Inſekt, deſſen tödtender Stachel die Menſchheit verletzt; zerſtöre die Herzen, weil ſie empfinden, und erhalte die Bäuche, weil ſie verzehren! — So ſprach Tichiamenta, und Wolken zogen ſich am Himmel auf; der Donner brüllte, und die Oberfläche der Erde zitterte, denn ſie ſchauderte vor den Auſtritten der beleidigten Menſchheit zurück. Die Gräber der Todten öffneten ſich, und aus dem marmornen Grabe ſpie die Erde die Scheuſale aus, denen die Welt Monumente ſetzt.

Es gibt keine Größe, ſagte Tichiameuta, als die Tugend; das Wahre kennen, das Gute üben, das heißt groß ſeyn. Was iſt eure Größe? ihr Menſchen! tändelndes Nichts. Am Gängelbande der Leidenſchaften führen euch euere Kindswärterinnen herum, und dieſe ſind Eigenliebe und Privatintereſſe. Selbſt der kleine Theil der Menſchen kann kaum aufrecht ſtehen, wundert euch daher nicht, daß die meiſten, den Thieren ähnlich, auf allen Vieren kriechen. Euer Aug iſt blöde, daher könnt ihr den Anblick der Wahrheit nicht ertragen. Ein blendendes Nichts lockt gekrönte Kinder nach goldenen Spielwerken, und ſie bauen aus Kartenblättern Plane für die Zukunft, die oft der Hauch eines ſchwachen Sommerlüftchens einweht. Ueberſieh die Welt, Heautontimorumenos! und betrachte ſie wie eine gährende Maſſe. Dort ſchwingt ſich aus dem Schlamme ein Königreich empor, erhält ſich wie ein Luftbläschen einige Augenblicke, und verſchwindet wieder in der Gährung; dort wirft die treibende Gewalt des Sauertaiges Monarchieen in die Höhe, und ſie verſchwinden wieder, wie Griechenland und Rom verſchwanden. Ein treffliches Schattenſpiel iſt dieſes Leben des Menſchen! Sieh, wie deine Einbildungskraft alles vergrößert auf die geſpannten Tapeten deiner Empfindung wirft. Hier erſcheint ein König mit ſeiner Armee, Kinder zittern, Betrogne laufen nach; Geblendete halten es für Zauberei, und der Weiſe ſieht es für das, was es iſt — für vorübergehenden Schatten. Löſche die trügeriſche Lampe aus, und die Zauberpaläſte werden verſchwinden, und der Rieſe, der im Schatten ſo fürchterlich groß war, iſt auf dem Glaſe nun ein Zwerg.

O Heautontimorumenos! für eure Welt taugen die Augen nichts, mit denen man durch die Decke der Zukunft ſieht, ich ſehe für das Menſchengeſchlecht höchſt traurige Tage — nothwendig müſſen ſie kommen. Glücklich denn, der eine Einöde bewohnt, aber noch glücklicher der, der gelernt hat, in offnen Städten ein Einſiedler, und unter den Narren ein Weiſer zu ſeyn.

Der Einſiedler erwachte; denn das Geſang der Vögel weckte ihn zum Morgenlied auf, und Tichiamenta erſchien ihm nur im Traume.

Betrachtung auf dem Kirchhofe bei einem prächtigen Marmorgrabe.

Ich.

Was zeigt mir dieſes Grabmal an?
Ich will die Inſchrift leſen.
Wer iſt, ſo frage ich, der Mann,
Wer iſt er wohl geweſen?
Doch gut! im Marmor ſehe ich
Ja ſeine ſeltnen Gaben:
Ich leſe, er war adelich
Und reich, groß und erhaben.
Das war es? ja! das iſt recht ſchön:
Doch mich kann's nicht begnügen;
Ich will den Lobſpruch nicht verſtehn,
Denn Monumente lügen.
Mit Menſchen bin ich zu vertraut,
Ich kenne ihre Mode:
Für manchen wird in Stein gehaut
Die Tugend erſt im Tode.
Um theures Geld und gut bezahlt
Kann man ja alles haben:
Oft wo die Tugend abgemalt,
Liegt doch ein Schurk begraben.
Du edle Wahrheit! zeig mir an,
Bei welchem Grab ich weine?
Oft liegt der beſte Ehrenmann
Entblößt von Sarg und Steine.

Wahrheit.

Ein Laſtthier, das am Hofe war,
Und oft Intriguen theilte;
Ein ſtolzes Thier, ein eitler Narr,
Der mit den Wölfen heulte.
Der liegt hier; er trug ſtets die Laſt
Sich ſelbſt gemachter Ketten;
Auf ſeinem Nacken ſah man faſt
Den Fuß der Großen treten.
Er kroch im Staub, wie ein Inſekt;
Um Gnaden zu erbetteln
Sah man ihn oft zur Erd geſtreckt
Beim Reifrock eitler Vetteln.
Nichts war für ſeinen Geiſt zu klein,
Den Endzweck zu erreichen;
Er war entſchloſſen, Wurm zu ſeyn,
Um Aemter zu erſchleichen.

Ich.

Inſekt! das in dem Staube klebt,
Wie kurz ſind deine Tage!
Wie bald haſt du nicht ausgelebt!
Was nützt dir deine Plage?
Ein Hauch des Windes, eitler Wurm!
Den nur ein Narr vergöttert,
Der reibt dich auf, ſo wie der Sturm
Ein Blumenfeld entblättert.
Du vegetirteſt, lebteſt kaum;
Wie biſt du zu erbarmen!
Gibt dir die Grube größern Raum,
Sag, als dem frommen Armen?
Sieh, Staubgeſchöpf! das iſt dein End,
Und du glaubſt dich doch größer:
Was iſt der Stolz, dein Pergament,
Dein Geldſack, deine Fäſſer?
Du biſt nicht beſſer um ein Haar,

Als andre Menſchenbrüder;
  Und dennoch ließeſt du, du Narr,
Dich nie zum Menſchen nieder.
  Im Grabe werden Männer groß,
Die wahre Tugend kannten;
  Nicht die, die in des Glückes Schoos
Die Narren edel nannten.

Die Geſchichte der kleinen Maus.

Vertieft in Gedanken ſaß ich an meinem Schreibpulte; die Flamme loderte langſam in der Lampe und beleuchtete traurig meine Studirſtube. Still war Alles um mich her, denn die mitternächtliche Stunde war vorüber, die Glocke ſchlug halb Ein Uhr: da ſtund ich am Fenſter, die Sterne funkelten am Firmament, Alles war düſter auf der Gaſſe, und ich ſah außer der einſamen Schildwache keinen Menſchen. Stille herrſchte in den prächtigſten Gebäuden und Ruhe in den Stätten der Handwerker. Nur dort und da ſah ich den langen Schatten einer alten magern Kindswärterin, die das ſchreiende Kind in ihren Armen herumtrug und es einzuſchlummern bemüht war. Auf den Dächern ſchlich traurig mancher melancholiſche Kater und ſchrie ſeine klägliche Liebe in den ſchwarzen Schornſtein hinab. Ich verließ das Fenſter, und als ich wieder an mein Schreibpult ſaß, ſah ich ein kleines Mäuschen, das an meiner Nachtlampe war und das Oel aus derſelben leckte. Lange ſah ich ihm zu und ließ es ungeſtört zehren. Genieße, gutes Thierchen, ſagte ich, und ſey zufrieden. Da kehrte ſich das Mäuschen um, ſah mir ins Geſicht, und fing ſo zu reden an:

Mäuschen. Ich danke dir für die Nahrung, die du mir gabſt, und kann ich dir entgegen mit Rath und That in etwas nützen, ſo befehle mir nur.

Ich erſtaunte nicht wenig, da ich die Stimme der kleinen Maus hörte. Wie, du ſprichſt? ſagte ich, liebes Mäuschen!

Das Mäuschen. Ja! Mäuſe von meiner Art ſprechen ſo gut, als Menſchen; allein wir ſprechen mit ſehr wenigen; denn die Geheimniſſe, die wir wiſſen, dürfen wir nur denen offenbaren, welche noch zur Stunde der Mitternacht wach ſind und Wahrheit und Güte ſuchen. Ich bin ein kleines Thierchen, fuhr es fort, aber ich kann dir vielleicht großen Nutzen ſchaffen. Du wirſt oft gehört haben, daß ſich die Menſchen wünſchen, manchmal ein Mäuschen zu ſeyn, um viele Geheimniſſe zu entdecken: dieſen Wunſch kannſt du nun entbehren, denn zur Dankbarkeit, daß du mir das Oel deiner Nachtlampe vergönnteſt, will ich dir manches Geheimniß von den Menſchen erzählen, von welchem ich unbemerkt Augenzeuge war.

Ich bin im fünften Jahre meines Alters, und habe ſehr viel erfahren, und wenn ich dir meine Geſchichte erzähle, ſo wird ſie dir gewiß nicht unangenehm ſeyn. Da machte ich der kleinen Maus einen Sitz zurecht und bot ihr einen ſeidenen Handſchuh zum Sopha an; ſie ſetzte ſich darauf und erzählte:

Ich bin in einem Keller einer ſchlechten Bauernhütte geboren, wo meine Eltern und Voreltern ſchon Mäuſe waren. Als ich ungefähr ein Mäuschen von zwei Wochen war, verließ ich aus Hunger den Keller, denn wir hatten ſeit dreimal vier und zwanzig Stunden keinen Biſſen zu nagen. Ich ſchlich mich in die Stube und ſuchte Nahrung; da war aber alles ſo elend, ſo öde — — der Bauer ſaß kummervoll an der Ecke des Tiſches, ſtützte ſein Haupt auf ſeine Hand und weinte, und die Kinder baten ihn um Brod und er konnte ihnen keines geben. Wo ich meinen Blick hinwandte, war Elend und Jammer. Ich bin ein unglücklicher Mann, ſagte der Bauer. Der Schauer, der meine Felder ſchlug, ſtürzte mich vollkommen ins Elend. Ich kann meiner Herrſchaft die Abgaben nicht mehr entrichten, die ſie fordert, und bald wird ſie mich ſammt meinen Kindern von Haus und Hof jagen, und was ſoll ich alsdann anfangen? — Indeſſen der Bauer ſo klagte, trat ein rüſtiger, wilder Kerl in die Stube und fluchte erbärmlich. Geld her! ihr Lumpengeſindel! rief er, oder man ſteckt euch die Hütte über dem Kopf an. Die Kinder weinten, umarmten ſeine Kniee, aber er ſchleuderte ſie unbarmherzig hin in einen Winkel. Da zitterte ich aus Furcht und verſteckte mich unter einen Pack alter Kleidung, der in einer Ecke auf dem Boden lag, und freute mich zum erſten Male, daß ich eine Maus war. Ich war aber kaum einige Minuten unter dem Packe, als ich merkte, daß der Gerichtsdiener, denn ſo hieß der Bauer den wilden Mann, nach dieſem Pack griff und mich ſammt den Kleidungsſtücken forttrug. Ich hätte gern meinen Zufluchtsort wieder verlaſſen, aber ich konnte es nicht mehr, ohne von dem wilden Manne bemerkt zu werden, und daher hielt ich mich ruhig und erwartete mein Schickſal mit Geduld. Nach einer ziemlichen Weile merkte ich, daß alles ruhig war; ich wagte es daher, ein wenig aus meinen Lumpen hervorzugucken, und da war ich nun in des Verwalters Haus. Ei, ei! dachte ich, Gerichtsdiener und Amtleute müſſen wohl eine ganz andere Art von Menſchen ſeyn, denn da ſah alles viel, anders aus, als in der ſchlechten Hütte des armen Bauern. Wo ich nur hinſah, fand ich genug zu eſſen. Ich wäre recht vergnügt geweſen, nur ſchmerzte mich der Anblick einer dicken Katze, die bereits ſchon zehn Jahre lang bei dem Herrn des Hauſes in Gerichtspraxi ſtund, und die armen Mäuſe, wie ich hernach erfuhr, auf die nämliche Art, wie der Verwalter die Bauern behandelte, und ihnen ohne Barmherzigkeit die Haut über den Kopf abzog. Sie lag immer auf einem ſehr großen Buche, das einen gar wunderlichen Namen hatte, und woraus der Beamte bewies, daß alles, was er that, ſo ſeyn müßte. Todesſchweiß ſtund mir einſt an der Stirne, als ein anderer, großer, ſcheckigter Kater bei der Katze des Herrn Amtmanns ſeine Viſite ablegte: ich hörte ihre Unterredungen miteinander, und da ging es erbärmlich über die armen Mäuſe los.

Wir ſind aufgeſetzt, ſagte der erſte Kater, um unter der Republik der Mäuſe Ruhe und Ordnung herzuſtellen, und ich fühle auch täglich mehr die Wichtigkeit unſers Amtes, das uns die Natur übertrug.

Der zweite Kater. Sie haben wohl Recht, ſtrenger Herr Kater! und mein ganzes Beſtreben iſt, Ihnen ähnlich zu werden.

Der erſte. Morgen wollen wir einen Gerichtstag halten, denn im Speiſegewölbe unſers Herrn haben die Mäuſe wieder verſchiedene Unordnungen angeſtellt, und dieſes muß unterſucht werden.

Der zweite. Ja, ganz gewiß! Ich will alſo morgen zum Rath anſagen.

Das geſchah. Früh am Morgen verſammelten ſich mehr als zwanzig Katzen von allerlei Größe und Farben, und kamen alle durch eine zerbrochene Fenſterſcheibe in das Speisgewölbe des Beamten. Ich ſchlich ihnen von ferne nach und beobachtete alles genau. Ein magerer ſchwarzer Murner machte den Amtsknecht und brachte vor dem hohen Gerichte der Katzen ſeine Klage wider die Mäuſe vor.

Von Amtswegen, ſagte er, mach' ich die gehorſame Anzeige, daß die Mäuſe einem Faſan im Speisgewölbe zwanzig Federn ausgerupft haben. Welcher Frevel! ſchrie der große Kater; die Sache muß unterſucht werden. Den Faſan her, ſchrie ein anderer, denn dieſer iſt das **Corpus delicti**. Da ſah eine jede Katze den Faſan an. Einer davon, der vermuthlich ein Rechtsgelehrter war, erhob ſeine Stimme. Wie beſſer der Faſan iſt, deſto größer, ſagte er, iſt der Mäuſe ihr Verbrechen; wie größer das Verbrechen, deſto ſchärfer muß auch die Strafe ſeyn. Dieß läßt ſich nun vom Anſchauen nicht beſtimmen, man muß daher den Faſan koſten; und nun riß er ihm einen Schenkel vom Leib und fraß ihn. Herr Kollega! ſchrie ein anderer, das iſt nichts; denn wir ſind ja da, den Nutzen unſers Herrn zu befördern, und wenn nun jeder ein Stück vom Faſan koſtet, ſo bleibt ja dem Herrn nichts übrig, und wir ſind ärger, als die Mäuſe ſelbſt, die ſich nur an die Federn gewagt haben, da wir doch den ganzen Faſan auffreſſen. Das verſteht er nicht, ſagte ein anderer, mein Herr Kater! er mag wohl ein guter Mauſer ſeyn, aber in puncto juris iſt er nicht zu Hauſe. Glaubt er wohl, wir können unſer Gewiſſen ſo hineinflicken, ohne Unterſuchung? Die Strafe muß dem Verbrechen proportionirt ſeyn, und wie können wir dieſes wiſſen, wenn wir die Qualitäten des Faſans nicht kennen? Ein guter Faſan wird beſſer verkauft, als ein ſchlechter, daher iſt das Verbrechen der Mäuſe größer, wenn ſie einen guten angebiſſen haben, als wenn ſie ſich an einen ſchlechten gewagt hätten.

Die Katzen verſtanden ſich per unanimia mit dieſer Meinung, und nun war in einem Nu der Faſan aufgefreſſen, und alle fanden ihn trefflich gut. Enorme crimen! ſchrieen dann die Katzen zuſammen; attentatum horribile! die Mäuſe haben ſich an den beſten Faſan unſers Herrn gewagt; ſie müſſen für dieſen Frevel geſtraft werden.

Nun machte der Gerichtsmurner eine weitere Anzeige, und ſagte, daß ein ſechspfündiges Stück Butter in einer Ecke liege, und daß es ſchien, als hätten ſich die Mäuſe auch an dieſes gewagt. Scheinen, ſchrie ein alter Kater, iſt noch nicht Gewißheit; wenn es nur ſcheint, ſagte er, ſo iſt keine Unterſuchung nöthig.

Ein anderer. Was! das wäre hübſch! keine Unterſuchung in einer ſo wichtigen Sache! Wir müſſen uns ad locum begeben, um das visum repertum vorzunehmen.

Da begaben ſich nun vier Deputirte, den Augenſchein einzunehmen, und da ſie von dem Abbiß der Mäuſe keine Gewißheit hatten, ließen ſie die Sache in Dubio; allein zum Deputat ihrer Mühe fraß eine jede etwas von dem Butter. Nun wurden ſie aber mit einander uneins, denn zwei Katzen behaupteten, daß eine mehr gefreſſen hätte, als ihre Gebühr war. Die Sache kam zum Tribunal der übrigen, die, um derſelben gewiß zu ſeyn, gleichfalls ſich ad locum begaben, die qualitatem des Butters zu erproben, bis die ſechs Pfund gänzlich aufgezehrt waren. Nach Vollendung dieſes wichtigen Geſchäfts machte Murner noch eine weitere Anzeige. Es fand ſich auch ein großer Topf mit Milch, wovon er die

Mäuſe geſoffen zu haben beſchuldigte: denn zum wenigſten, ſagte er, fehlen zehn Tropfen an der Maas. Allegatum debet probari, ſagte das Chor der Katzen. Um dieſes herzuſtellen, wurde ein Milchkundiger von den Katzen abgeſchickt, der mit ſeiner Pfote die Quantität der Milch abmeſſen mußte. Er kam an, und da er ſeine Pfoten in den Milchtopf ſtecken wollte, warf er ihn unglücklicher Weiſe um, ſo daß die Milch bis an den Kaſten floß, darin das Zuckergebäcke war. Nun war periculum in mora, und ſämmtliche Katzen ſtunden zuſammen, um der Ueberſchwemmung Gränzen zu ſetzen, die Milch eiligſt aufzuſaufen, wornach ſie Bericht an ihren Herrn erſtatten wollten. Bei Erſtattung des Berichts wurden ſie circa terminum uneins; denn einige behaupteten, daß die Milch accidentaliter; andere, daß ſie causaliter verſchüttet worden ſey; wieder andere behaupteten, man hätte den Milchtopf ungehudelt laſſen ſollen. Darüber entſtund ſo ein Lärm, daß der Hausherr herbeikam und mit einem Prügel erbärmlich unter den Katzen herumſchlug. Ich will euch Gericht halten lernen, ſchrie er, ihr langſchweifigtes Geſindel, ihr! — Um mir einige Federn zu erſparen, freſſet ihr den ganzen Faſan, verzehrt ſechs Pfund Butter und verſchüttet drei Maaß Milch — daß euch der Geier hole! — Die Mäuſe machen mir keinen ſo großen Schaden, als die Katzen anrichten. Nun jagte er alle zum Tempel hinaus und ließ die zerbrochene Fenſterſcheibe wieder machen, durch die der hohe Katzenrath ins Speiſegewölbe hineinkam. Damit war ich ganz zufrieden; ich war jetzt reich und hatte alles, wornach mich immer gelüſtete, im Ueberfluß; ich aß aber von allem ſo mäßig, daß der Herr keine Urſache fand, wieder ein Katzengericht über das Speiſegewölbe aufzuſtellen.

Es iſt ein altes Sprichwort: man kann die guten Tage nicht ertragen, und ſo ging es auch mir armen Mäuschen. Die Neugierde reizte mich einmal, eine wunderliche Maſchine zu betrachten, die aus Haaren gemacht, auf einem hölzernen Kopfe im Speiſegewölbe ſaß, und woran ein ſchwarzer Sack hing. Ich ſpazierte eine Weile auf dieſem Haargebirge herum;

jähling öffnete man das Speiſegewölbe, ich floh, und konnte in Eile keine andere Retirade finden, als dieſen ſchwarzen Sack, den man, wie ich hernach in Erfahrung brachte, Haarbeutel nannte, denn dieſe wunderliche Maſchine war eine Perrücke. Die Urheberin dieſer Angſt, worin ich ſo unverſehens gerieth, war des Herrn Beamten Frau, die, weil eben ein Feiertag war, die Sonntagsperrücke holte, um ſie ihrem Herrn aufzuſetzen. Man kann ſich leicht denken, wie mir zu Muthe war, in dieſer verwünſchten Wohnung ſeyn zu müſſen. Ich getraute mich kaum zu ſchnaufen. Der Herr Beamte trug mich armes Mäuschen den halben Tag herum, und als er beim Wirthe (es war Kirchweihe) zu Mittag zu Tiſche ſaß, vergaß ich mich und rührte mich unglücklicher Weiſe. Der Beamte glaubte, ſein Nachbar hätte ihn gezupft, und fing zu murren an. Er diſputirte heftig mit ihm, und als die Sache ernſthaft wurde, guckte ich ein wenig zu der Oeffnung heraus, und da wurde mich die Frau Wirthin gewahr. Sie haben ein Mäuschen, ſchrie ſie, im Haarbeutel. Der Beamte, der nicht ſonderlich unſer Freund war, erſchrack und warf die Perrücke auf den Tiſch. Unterdeſſen flüchtete ich mich aus meinem Gefängniſſe und lief zur Thüre hinaus in das nächſte Mausloch. So kam ich aus des Beamten Haus in die Taverne.

Da blieb ich nun bis gegen Mitternacht in meiner Höhle, und als alles um mich ruhig war, ſchlich ich ſtill aus meinem Winkel hervor, kletterte die Treppe im Wirthshauſe hinauf, und fand da eine Thür offen. Ich kroch hinein, und ſah eine wunderſchöne junge Dame und ihr Kammermädchen, das ſich eben auskleidete. So viel ich aus ihren Reden wahrnehmen konnte, war ſie auf der Rückreiſe von einem Beſuche, den ſie ihrer Tante, der Inhaberin eines großen Ritterguts, ablegte. Ihre Miene gefiel mir ſehr wohl, und weil mich gewaltig hungerte, ſo wagte ich es und ſchlich mich in ihre Reiſetoilette, und koſtete ein Bischen von der Pomade, die ſie mit ſich führte: allein der Wohlgeruch von Kräutern und Ambra betäubte mich; ich ſank ohnmächtig in die Haarpuderſchachtel und blieb die ganze Nacht über darin liegen. Schon war es früh am Morgen, als die Dame ſich zur Abreiſe fertig machte. Des Kammermädchens Hand weckte mich von meinem Schlummer, da es nach dem Haarpuderquaſten langte. Ich erſchrack, wollte mich retten, entfliehen, aber vergebens. Die Dame wurde mich gewahr. Sieh! rief ſie, ein ſchönes weißes Mäuschen. Armes Thier! es ſoll dir nichts zu Leide geſchehen. Da hob ſie mich gelinde aus meinem Puderbette, ſteckte mich in ein kleines Schächtelchen und gab mir Zuckerbrod. Sie reiste ab, und ich mußte mit ihr nach der Hauptſtadt. Da bekam ich einen ſchönen ſilbernen Käfig, und war bedient wie die erſte Dame. Meine Wohnung war ein Speiſeſaal. Da hatte ich die Ehre, mit der hohen Nobleſſe bekannt zu werden. Ich durfte manchmal auf dem Tiſche herumſpazieren, auf die großen Torten und Paſteten hinaufklettern, und mich auch manchmal im Weine baden. Alles ſagte mir Höflichkeiten, alles liebkoſete mich. O das artige, ſchöne, weiße Mäuschen! das war die allgemeine Sprache; allein, ich war doch nicht am beſten damit zufrieden, denn ich ſah, daß dieſe Leute gewohnt waren, einander zu ſchmeicheln, und ſich doch auf den Tod haßten, daher freute ich mich oft, daß ich eine Maus war.

Eines Tages ſpeiste ein ſehr anſehnlicher Herr mit an der Tafel; man ſagte, er wär' einer der Erſten am Hofe: Alles beugte ſich tief vor ihm. Dieſer trug einen großen Muff, worauf ich mich luſtig machte. Ich beſah ihn inwendig und auswendig, und ſchlummerte endlich in ſelbem ein. Jähling wurde der Kavalier abgerufen; er nahm eilends Abſchied, griff nach ſeinem Muff, und ich hatte nicht mehr Zeit, mich zu retten; ich mußte mit ihm fort, und da kam ich in ſein Kabinet. Hier entdeckte ich, daß er noch eine Menge weiße Mäuſe meines Gleichen hatte. Ich geſellte mich zu ihnen und ward ſehr höflich aufgenommen und verlebte da ein ganzes volles Jahr. Da lernte ich den Hof und die Menſchen kennen, und freute mich täglich, daß ich eine Maus und kein Menſch war. Ich hätte mein Schickſal nicht mit dem Glücklichſten getheilt. Da ſah ich das Elend der großen Politiker, die weder Tag noch Nacht ruhen, immer Plane entwerfen, immer neue Entwürfe machen, um ſich zu vergrößern und ſich höher zu ſchwingen. Da ſah ich, wie ſich Menſchen umarmten, die ſich haßten; wie man ſich mit den Lippen küßte und im Herzen fluchte. Eines der auffallendſten Beiſpiele, das ich ſah, war der Entwurf eines Planes, den er zum Sturz eines ehrlichen Mannes machte. Er war dieſer:

Es lebte ein edler Mann in der Hauptſtadt, der einen guten und geraden Charakter hatte; der weder ſchmeicheln noch kriechen konnte. Er liebte aufrichtig ſeinen Fürſten, und war thätig und redlich, und eben darum arbeitete er oft den böſen Abſichten mancher falſchen Politiker entgegen. Dieſer redliche Mann war nun ein Dorn in den Augen des reichen Höflings. Anfangs wandte er alles an, ihn auf ſeine Seite zu bringen. Geſchenke, Verſprechungen — nichts ſparte er: aber vergebens; der Edle war von dem Wege der Tugend nicht abzuleiten; er mußte daher das Opfer ſeiner Redlichkeit werden. **Qui non est nobiscum, est contra nos**, ſagte der Politiker oft, und das ſoll, wie mir eine gelehrte Maus erklärte, die das Latein auf der hohen Schule ſtudirt hatte, ſo viel heißen, als: wer nicht mit uns hält, iſt wider uns. Ja, ſagte dieſer falſche Politiker, wider uns; entweder muß er mit uns halten, oder fallen. Er machte nun alle mögliche Plane zum Sturz des Edlen; er arbeitete allen ſeinen guten Abſichten entgegen; verläumdete ihn am Hofe, und brachte es endlich dahin, daß der Gute aus Gram ſich abhärmte und ſtarb. Ich, die ich alles dieſes hörte, wunderte mich groß, wie es nur möglich wäre, daß Menſchen, die vorgeben, ſie hätten Verſtand und Geiſt, ihren Verſtand und Geiſt ſo erniedrigen können. Ich bedauerte aus ganzem Herzensgrunde die Menſchen, und freute mich, daß ich eine Maus war.

Als das Mäuschen noch ſo mit mir ſprach, und noch manche Geheimniſſe erzählen wollte, hörte ich ein Geräuſche auf meiner Stube, und da ſah ich, daß ich das Fenſter zuzumachen vergeſſen hatte. Eine Katze kam in mein Zimmer;

in einem Nu fiel es mein weißes Mäuschen an, und fraß es auf. Ich ſchlug mit meinem Stocke nach der Katze, ſie machte aber ein paar fürchterliche Augen und ſetzte ſich gegen mich. Ich habe die Gnade, fing die Katze an, ſchon drei Jahre der erſte Murner in den Paläſten zu ſeyn, und genieße das hohe Privilegium, überall unumſchränkt Mäuſe zu fangen. Ich ſteige auf allen Dächern herum, beſuche die Weinkeller der Großen und die Speisgewölbe der Reichen.

Verwünſchtes Thier! ſagte ich, ſo bleibe bei den Weinkellern deiner Großen und bei den Speisgewölben der Reichen, und laß meine Studirſtube ungehudelt.

Hätteſt Du das Fenſter zugemacht, ſchrie die Katze erbärmlich, ſo hätte ich keinen Zutritt zu dir gehabt.

Da ſprang der Murner wieder zum Fenſter hinaus, und der Geiſt der abgeſtorbnen und gefreſſenen Maus erſchien mir und ſprach:

Lerne, Sterblicher! aus meiner Lebensgeſchichte und aus meinem Tode, daß der Menſch überall ſeine Feinde hat. Als Maus war ich das Symbol der Unſchuld, die die Bosheit der Menſchen nicht kannte, und ſie immer beſſer beurtheilte, als ſie ſind, und erſt durch Erfahrung ihre Kniffe kennen lernte. Die Unterredung, die ich mit dir hatte, iſt das Symbol des Nachdenkens, und bewies, daß Reflexion und Erfahrung zur Weisheit und Wahrheit führen: daß es aber höchſt nöthig ſey, mit ſeinem Herzen behutſam zu ſeyn, und unedlen Leidenſchaften nicht die geringſte Oeffnung zu laſſen. Das offen gelaſſene Fenſter iſt das Symbol der Unbehutſamkeit; der Kater das Symbol der Leidenſchaft, die ſich jeder Gelegenheit bedient, den Menſchen von der Wahrheit abzuleiten und in einem Augenblicke das in uns zu zerſtören, was Jahre lange Erfahrung aus dem Menſchen gemacht hat.

Lobgedicht an die Mäuſe.

Wie munter guckſt du, kleine Maus,
Aus deinem Mäuſeloch heraus
Und biſt vergnügt hienieden.
Du ſiehſt mit deinem Mausgeſicht
Das ſchlimmſte Thier, den Menſchen, nicht,
Darum biſt du zufrieden.

O, liebes Mäuschen, bleibe doch
Beſtändig in dem Mäuſeloch,
Und komm nicht auf die Erden:
Sobald dich nur der Menſch erblickt,
Sind dir ſchon Katzen nachgeſchickt,
Die dich verzehren werden.

Sieh dort! dort ſteht ein ſeltnes Ding;
Mit eiſern Spizen droht ein Ring,
Dich arme Maus zu fangen.
Es lockt dich zwar ein Zuckerbrod,
Doch trauſt du, Mäuschen, lieber Gott!
So biſt du aufgehangen.

Doch zürne, liebes Mäuschen! nicht;
Zu morden ſcheint dem Menſchen Pflicht;
Er macht ſichs ſelbſt nicht beſſer.
Der Mäuſefallen größte Zahl
Siehſt du bei Menſchen überall:
Sie wird noch täglich größer.

Sieh dich nur, liebes Mäuschen! um;
In Themis großem Heiligthum
Steht eine ſelt'nere Falle.
Nur magre Mäuſe fangen ſich,
Und Ratten (glaub mir ſicherlich)
Sind ſelber ſtets entgangen.

Dort zeiget dir ein Advokat
Noch eine andre gar aus Draht,
Und locket dich ganz leiſe.
Er pfeift dir gar verſchiednes vor,
Betäubt durchs Recht dir Herz und Ohr,
Und fängt ſo viele Mäuſe.

So zähl ich dir nach Läng' und Quer
Der Mäuſefallen hundert her,
Wodurch wir ſelbſt uns fangen.
Ein jeder lockt den andern keck;
Legt auf die Falle ihm den Speck,
Bis mancher eingegangen:

Bleib, Mäuschen! in dem Mäuſeloch
Und haſt du dort ein Plätzchen noch,
Komm, mit mir es zu theilen.
In einem Mausloch will ich gern,
Von Welt und böſen Menſchen fern,
Mein Leben durch verweilen.

Glück und Unglück der Mäuſe.

Glücklich iſt der Mäuſe Loos,
Denn die Mäuſe klein und groß,
Treten, ohne ſich zu melden,
Zu dem König, zu dem Helden,
Zu der Dam', zum Kavalier,
Und entbehren den Portier.

O wie glücklich würd' ich ſeyn,
Könnt' ich wie ein Mäuſelein
Mich oft in der Still' verſtecken:
Manche Dame wollt' ich necken,
Wenn ſie ſo im Kabinet
Stets vor ihrem Spiegel ſteht.

Schleichen wollt ich — aber nein!
Ich mag keine Maus nicht ſeyn:
Denn der Damen ſchönſte Wangen
Sind am Abend meiſt vergangen;
Schönheit, die der Morgen gab,
Legt die Abendſtunde ab.

Blaß und hager, wie der Tod,
Sind die Wangen ohne Roth;
Und nun nimmt die holde Schöne
Gar aus ihrem Mund die Zähne,
Und ſo ſteiget die Coquett'
Ohne Zahn und Bruſt zu Bett.

Nein, dieß hielt ich arme Maus
Nicht bei allen Göttern aus.
Lieber wollt ich gar nichts wiſſen,
Denn vernünftig kann ich ſchließen,
(Nein mein Auge iſt nicht blind)
Daß die Meiſten Masken ſind.

Mancher, der, von Wein berauſcht,
Ward von einer Maus belauſcht.
Er verrieth auf ſeinem Zimmer
Seiner Tugend eitlen Schimmer,
Weil er in ſich ſelbſt ein Narr
Und ſonſt gar nichts beſſers war.

Nicht viel wiſſen, das iſt gut;
Denn, wie wäre mir zu Muth,
Wenn ich manches Reichen Lüſte,
Manches Höflings Plane wüßte,
Die er Abends ausgeheckt,
Wenn er ſeine Glieder ſtreckt.

Mäuſe! hart iſt euer Loos;
Ihr hört oft bei Klein und Groß

In der Stille ſolche Sachen,
Die uns würden zittern machen;
Glücklich preiſ' ich mich im Sinn,
Daß ich nun kein Mäuschen bin.

Die Geſchichte des jungen Löwen, des Königs der Thiere.

In den Wäldern Hirziniens war es, wo der weiſeſte der Könige der Thiere auf dem Thron ſaß, der tugendhafteſte unter den Löwen. Er wurde in der Geſchichte **Leo Rex Animalium sapiens** genannt, oder der weiſeſte Beherrſcher der Thiere. Seine ganze Beſchäftigung war, die Thiere glücklich zu machen. Ewig Schade iſts, daß er ſeine weiſen Plane nicht ausführen konnte, denn er ſtarb in ſeinen beſten Jahren. Alle Thiere bedauerten den Tod des Edlen, und ewige Monumente wurden zum Andenken ſeines Daſeyns geſetzt. Er hinterließ einen Sohn, die Hoffnung Hirziniens; aber der edle König ſtarb zu früh für den Prinzen der Thiere. Der junge Löwe war gut; er hatte aber noch zu wenig Erfahrung und war ſich ſelbſt überlaſſen. Freilich vertraute ihn ſein Vater noch im Tode der Obſorge eines weiſen Elephanten an; allein wie wenig werden Verordnungen der Sterblichen erfüllt, wenn ſie aufhören zu ſeyn! —

Kaum waren die Tage der Trauer vorüber, als ſich alles um den jungen Löwen ſammelte, um ihm Glück zum Antritt ſeiner Regierung zu wünſchen. Alles bewarb ſich, ihm Vergnügen zu machen, und man ſtellte die herrlichſten Freudenfeſte an. Panther, Tiger, Wölfe — alles, was mächtig unter den Thieren war, ſammelten ſich um den jungen Löwen, überhäuften ihn mit Schmeicheleien, und entzogen ihn durch verſchiedene Unterhaltungen den ernſtern Geſchäften. Sie veranſtalteten ihm Freudenfeſte, hielten ihm Thierhetzen, öffentliche Tänze von Hühnern und Indianen, und entfernten ihn ganz von den Geſchäften ſeines Berufes. Der alte Elephant, der getreue Diener des abgelebten Löwen, ſah die Verwirrungen des jungen Thronfolgers mit Thränen im Auge. Er ſah, daß der junge Löwe zu wenig Kenntniß von den böſen Thieren hatte, die ihn umrangen, daß er zu kurzſichtig war, um ihre boshaften Plane einzuſehen.

Eines Tages, als der ganze Thierhof bei einem Freudenfeſte verſammelt war, trat der Elephant an die Seite des jungen Löwen und hielt folgende Anrede: Junger König der Thiere! erlaube, daß der treueſte deiner Unterthanen zu dir ſeine Stimme erhebe und dir im Namen aller Thiere als ihrem König huldige. Erwarte von mir zur Veredlung des Tages deiner Krönung keine eitlen Feſte; keine Glückwünſche, die nur Schmeichler auf ihren Zungen haben, ſondern hör' aus meinem Munde die Sprache eines Freundes, der Wahrheit liebt — Wahrheit, die die einzige Stütze deines Thrones iſt; bisher warſt du umrungen mit Lügen. Alles, was dir vom Panther und Tiger geſagt wurde, war eitler Schall; ſie fühlten es nicht im Herzen; ſie ſuchten deine Seele durch Schmeicheleien zu täuſchen und dein unerfahrnes Herz durch Sinnlichkeit auf Abwege zu leiten; ſie legten den Keim der Eitelkeit in deine Seele, die Begriffe von falſcher Größe — nicht, um dich, ſondern um ſich durch deine Schwäche groß zu machen. Durch eitles Vergnügen ſuchen ſie dich von ernſthaften Geſchäften zu entfernen, und ihr Plan iſt, deinen jungen Geiſt zu entkräften, daß er mit der Zeit die Laſt wichtiger Arbeiten nicht mehr ertragen kann. Du einziger und würdiger Erbe des Reichs der Thiere! erſchaffen, um ganze Gegenden glücklich zu machen; würdiger Sproſſe aus dem großen Geſchlechte der Löwen! erkenne deine Würde, wozu dich die Geburt berief, und lerne König ſeyn. Einige Bürde iſt das Amt, das du verwalteſt, daher gehört auch Löwenſtärke dazu, und dieſe Stärke legte die Natur in deine Nerven. Trage die Laſt mit Ruhm, die die Vorſicht dir auflegte, und entehre die Aſche deines Vaters nicht, der der weiſeſte der Löwen war. An Geiſt und Stärke mangelt es dir nicht, aber an Erfahrung, junger König! Hänge dich daher an dender es redlich mit dir meint, und auf ſeinen Lippen wirſt du das finden, was jahrelange Erfahrung dir geben kann. Lange diente ich deinem Vater redlich und treu, und dich, den edelſten ſeiner Schätze, dich, ſein Kind, vertraute er meiner Obſorge; dieß war die größte Belohnung, die er mir geben konnte. Ich geizte nicht nach Ehre, denn meine Ehre iſt die, ein guter Unterthan zu ſeyn; ich bewarb mich noch nie um Reichthum, denn das Bewußtſeyn der Tugend iſt mein Schatz; ich bat deinen Vater nie, mir große Ehrenſtellen zu geben; mein Herz ſagte mir, daß ich ſein Freund war, und dieſe iſt eine Ehrenſtelle, wozu uns das Herz allein, und kein König erheben kann. Ohne Band und Stern ſtund ich oft an der Seite deines Vaters, und lachte über den Höfling, der außer Band und Stern keine eigenen Verdienſte hatte, und bettelarm an innerer Tugend war. Freilich hatte ich nie viel Anſehen unter den Höflingen; aber der Höfling und der Weiſe vertragen ſich auch nicht gut, und der Gute ſpielt unter den Schalksnarren immer eine üble Rolle.

Da ich deinen Vater liebte, junger König! ſo muß ich nothwendig dich eben ſo lieben, denn die Liebe, die ich gegen deinen Vater hegte, gründete ſich auf ſeine inneren Verdienſte, nicht auf ſein Königreich. Ohne Thron und Scepter, ohne Land und Thiere, in der Sandwüſte Arabiens würde ich ſein Freund an ſeiner Seite geweſen ſeyn, wie in den prächtigen Wäldern Hirziniens; ich war des Löwen Freund, nicht der Freund des Königs der Thiere, die dich jetzt umringen, die Freunde deiner Wolluſt und deines Vergnügens ſind, die Freunde des jungen Königs der Thiere, aber nicht des jungen Löwen. Bald wirſt du ſehen, wie ſie ſich deiner Gutherzigkeit zu ihrem Vortheil bedienen, um ſich zu Rang und Anſehen zu ſchwingen. Durch Schmeicheleien werden ſie es dahin zu bringen ſuchen, daß du den Ton der Wahrheit nicht mehr ertragen kannſt. Durch den Genuß ſinnlicher Lüſte werden ſie dich zu entnerven ſuchen, dir deine Löwenſtärke nehmen, und Panther und Tiger werden unter deinem Namen Löwen ſeyn. Du biſt jung; es iſt nicht möglich, daß du die Schlauheit und Kniffe dieſer Thiere kenneſt, die dich umgeben; aber lerne ſie von mir kennen, denn mein Blick ſieht in ihr Innerſtes. Bisher haben ſie ſich beſchäftigt, dir Freudenfeſte zu geben. Es iſt einer der größten Kunſtgriffe der Politik, junge Könige im ewigen Taumel der Freuden zu berauſchen, damit ihre Seele nie Wahrheit und Stärke kennen lerne. Aber unterſuchen wir: was ſind die Freudenfeſte, die ſie dir gaben? — Du wohnteſt dem Tanze der Hühner bei, und lachteſt mit Wohlgefallen über ihre ſchnackiſchen Sprünge, und glaubteſt, ſie wären die Folge der Freude. Ich ſtund an deiner Seite und ärgerte mich über den Betrug; denn wiſſe, der Tanzplatz war mit heißen Eiſenplatten belegt, und der Schmerz, den die Hitze auf die Füße der Hühner wirkte, war die Urſache ihrer lächerlichen Sprünge. Sie tanzten nicht aus Freude, ſie ſprangen aus Schmerz, und der Lärm der Trompeten und Pauken überſcholl die jammernde Stimme der Leidenden, damit ſie nicht zu deinem Ohre kam. So, junger Löwe! wurdeſt du hintergangen. Aber ich begleite dich weiter. Dein Saal iſt mit prächtigen Tapeten der ſeltenſten Vogelfedern ausgeſchmückt; du hatteſt deine Freude darob, und lächelteſt dem Erfinder deinen Beifall zu; aber komm nun mit mir, und ich will dir einen ſeltnern Auftritt zeigen. Sieh dort die tauſend nackte Geſchöpfe, wie ſie im Staub wimmern, wie ſie ſich vergebens bemühen, ſich emporzuſchwingen, um Nahrung zu ſuchen; ſieh, wie ſie hinfallen und ſterben. Wer ſind ſie? dieß ſind die armen Thiere, denen der Fuchs die Federn ausrupfte, um deinen Pallaſt damit zu ſchmücken. Abſcheulich! ſagſt du; du ſchauderſt zurück, guter Löwe! ja, das war nicht dein Wille, aber der Plan des Fuchſen, der froh war, einen Vorwand zu finden. Gehe nun in den Park, wo dein Vater ſo oft unter den Bäumen beim Geſang der Nachtigallen ſchlummerte, du wirſt keinen Vogel mehr hören. Entfernt von Freude ſchleicht er ohne Federn in den Hecken herum und ſeufzet nach Tod und Erlöſung. Ich weiß, du zürneſt in deinem Herzen; du wirſt den Fuchſen verfluchen, der auf dieſen Einfall gerieth; du hätteſt auch geholfen, wenn ein einziger der Vögel bei dir Hilfe geſucht hätte; aber warum geſchah das nicht? — Erwäge; wie konnte der Bedrängte zu dir kommen, da er ſelbſt keine Schwungfedern mehr hatte, um zu den Fenſtern deines Pallaſtes zu fliegen. Wie viele haben es vielleicht doch gewagt, zu dir zu kommen, und ſind unterweges von Jltiſſen und Mardern gefreſſen worden? — Und ſag, würden wohl die ſchmeichelnden Katzen, mit denen man den Zutritt zu deinen Thüren beſetzte, den federloſen Vogel gemeldet haben? — —

Sieh, edler Löwe! ſo wirſt du von den mächtigern Thieren hintergangen; ſo ſucht man jene von dir zu entfernen, die die edelſten des Thierreiches ſind, und denen der König der Thiere ſelbſt ſeine Erhaltung zu danken hat. Das arbeitſame Pferd, das am Pfluge zieht, wird von Wölfen mißhandelt, und der treue Stier, der unermüdet arbeitet, von Panthern zerriſſen. Die Decke, auf der du ſchläfſt, wer gab ſie dir? — Jſt ſie aus Pantherhaaren oder aus Wolfspelzen gemacht? — O nein! das gutthätige Schaf gab dir ſeine Wolle dazu; und kennſt du es wohl? — Der Stier, das Pferd, das Schaf ſind dir unbekannte Thiere; die Raubthiere machen ſie dir verächtlich, und doch verdienen dieſe allein deine Achtung. Die unermüdete Biene, die fleißige Ameiſe, der Taglöhner Maulwurf, der ſparſame Jgel, der treue Hund, die aufrichtige Taube — dieſe ſind Thiere, deren Umgang du ſuchen mußt; durch dieſe allein wirſt du groß und bewunderungswerth: — nicht durch den müßigen Bären, der ewig ohne Thätigkeit auf ſeiner Bärendecke ruht, und ſich nie bewegt, als um mechaniſch zu erdrücken; nicht durch den Wolf, der ſeinen Bauch mit Lämmern füttert, die dir treu und demuthvoll ihre Wolle abgeben; nicht durch den Wolf, der dir den guten Stier zerreißt, der am Pfluge zieht. Nicht der Panther, nicht der Tiger, oder die fürchterliche Hyäne ſind deine Freunde; nein, dieſe Raubthiere ſind nur Mitbuhler deiner Größe; ſie ſuchen nur ſich unter dem Baume zu lagern, der dich umſchattet, um dem Thierreiche zu zeigen, als wenn ſie die Freunde des Löwen wären, und im Grunde ihrer Seele haſſen ſie dich.

Ihre Beſchäftigungen gehen nur dahin, dein wachſames Auge zu blenden, damit du das feine Spinnengewebe der Plane ihrer Unterdrückungen nicht ſehen mögeſt. Sie bemühen ſich, dich im Taumel der Sinnlichkeit zu erhalten, damit dein Geiſt nie aufwachen möchte, die Unordnungen zu entdecken, von welchen ſie die Triebfedern ſind. Lärmende Muſik wird in deinem Palaſte ertönen, damit du das Todesgeſchrei der unglücklichen Thiere nicht höreſt, die ſie würgen; ſie werden deinen Gaumen mit ſüßen Getränken kitzeln, während ſie mit Wermuth deine Untergebnen kränken. Fürchte dieſe Thiere, die dich umgeben, denn ſie kennen das Wohl des Thierreichs nicht, ſondern nur ihr Privatintereſſe, nur ihren Schlund, ihren Bauch. Unthätig ſtehen ſie da, und freſſen und ſchlafen, und glauben aus beſſerm Stoffe als andere Thiere zu ſeyn.

Zu den Raubthieren deines Reichs, die keine eigenen Verdienſte — nur die ihrer Geburt haben; das iſt: daß ſie Wölfe ſind, Klauen haben und zerreiſſen können, zu dieſen geſellet ſich die Klaſſe der Niederträchtigen: die ſchmeichelnde Katze, der Spaßmacher Affe, die kriechende Schlange, das ſchläfrige Murmelthier, das zu allem ja ſagt; dieſe befeſtigen die Tyrannei der Böſen, und was kann denn der Gutmeinende ausrichten? Hüte dich, Löwe, vor den Nachſtellungen der Böſen. Sobald man ſieht, daß du zürneſt, ſo wird man Katzen ſchicken, dich zu beſänftigen; willſt du ernſthaft über wichtige Sachen nachdenken, ſo wird der Affe mit ſeinen Sprüngen dich zu zerſtreuen ſuchen; willſt du des Böſen Fußtritte belauern, ſo wird die Schlange unter dem Schein der Schmeichelei deinen Schritten Einhalt thun; willſt du in zweifelhaften Sachen Wahrheit finden, ſo wird man dir das Murmelthier ſchicken, das mit dem Kopfe nickt und wieder einſchläft. Sieh, dieß ſind die Gefahren, die dir drohen, junger Löwe! Lerne die Eigenſchaften der Thiere kennen, und wähle die würdigern zu deinem Umgange. Bediene dich der Stärke des Panthers, der Scharfſichtigkeit des Luchſen, der Stärke des Wolfes; aber ſey du ihr Herr, und laſſe nicht durch ſie deinem Gebiete Schranken ſetzen. Du mußt die

Seele der Maſchine ſeyn; jedes Rad, das nicht zum Ganzen wirkt, iſt überflüſſig und beläſtiget das Triebwerk. Ich rede mit Offenherzigkeit, junger Löwe! ich bin es der Aſche deines Vaters ſchuldig. Ich ſehe, daß die Wölfe die Zähne nach mir blöcken; daß der Panther ſeine Klauen wetzt und der Bär über meine Freimüthigkeit brummt: aber er ſoll brummen, ich rede für das Wohl des Thierreichs, nicht für das Wohl des Bären und des Wolfes; dieſe mögen ihre Lobſprüche von den Schmeichlern erwarten, die ihnen fröhnen. Die Motte und der Wurm mögen den Raubthieren Apologien halten, denn ihnen liegt daran, ſie ziehen ihre Nahrung aus dem Verderben des Ganzen; der Elephant verachtet ihren Zorn, und bleibt doch Elephant. Wenn du ein Thier an deinem Hofe haſt, das nach Kamäleonsart ſich verändert: am Morgen Affe, zu Mittag Katze und am Abend eine Motte iſt, ſo verjage dieſes Thier, denn du kannſt nie auf ſelbes trauen. Als Affe wird es mit dir tändeln; als Katze wird es dich haken, und als Motte deine Eingeweide verzehren. Verjage dieſes Thier aus deinem Reiche.

Edler Löwe! groß iſt die Beſtimmung, die dich erwartet, ein Thierreich glücklich zu machen. Welche Herrlichkeit! Welche Wonne! ſich ſagen zu können: dieſe ſchöne Weiden dort, wo ſo viele Heerden fröhlich hüpfen, ſind mein Werk; die holden Fluren, wo die Lämmer freudig ſich herumtummeln, ſind Folgen meiner Vorſorge. Der Stier iſt ruhig an ſeinem Pfluge als Arbeiter geſchützt; das Zugpferd iſt geehrt; der treue Hund wird belohnt; die arbeitſame Biene iſt geſchützt und die ſorgfältige Ameiſe geehrt. Hier adelt nicht mehr die Geburt, ſondern das Verdienſt; weiſe Geſetze beſchränkten den Wolf, und das Uebergewicht der Tugend entwaffnet den Tiger. Seine Klaue iſt nicht mehr fürchterlich; die Vorſicht des Löwen hat ſeine Zähne gefeilet und ſeine ſcharfe Pfote ſtumpf gemacht. Der Löwe iſt im Zirkel guter Thiere, und alles verkündigt ſeine Größe; das will ſagen: ſeine Liebe gegen jene, über die ihn die Vorſicht zum König ſetzte. So ſprach der Elephant, und der junge Löwe folgte ſeinen Grundſätzen, und nie war ein Löwe auf dem Thron der Thiere, der dieſem Löwen an Größe ganz gleich war.

Das Feſt im Lande der Thiere.

Es fügte ſich, daß in dem Reiche der Thiere der Affe über eine Reiſebeſchreibung kam, die er in der Bibliothek des Löwen fand. Begierig durchlas er das Buch, und nun erwachte der Gedanke in ſeiner Seele, daß er in die weite Welt reiſen wollte. Er eröffnete ſeinen Einfall dem Bären und dem Hunde. Beide hatten ein auſſerordentliches Wohlgefallen daran, und in der Geſellſchaft des Affen verließen ſie das Reich der Thiere. Sechs ganzer Jahre wanderten ſie herum, durchkreuzten Frankreich und Italien, Deutſchland und Britannien, und kamen unerwartet zurück mit fremden Moden und Sitten. Der Affe trug ſich wie ein petit-maitre von Paris und machte die artigſten Sprünge; der Bär ging aufrecht und gravitätiſch wie ein Senator; und der Hund hatte in Paris ſeine Ohren und in London ſeinen Schweif zurückgelaſſen, und war ganz nach engliſchem Geſchmacke. Als ſie nun im Reiche der Thiere wieder anlangten, ſo war nichts mehr ſchön für ihr Auge; nichts mehr rührend für ihre Seele. O wie plump, ſagte immer der Affe, wie maſſiv iſt doch hier nicht alles gegen dem galanten Paris! — o wie ſteif, ſagte der Bär, gehen die andern Bären, die nicht gereist ſind! — und o wie eckelnd laſſen doch die großen Ohren und die langen Schweiſe! ſagte der Hund; und ſo fand jeder etwas in ſeinem Vaterlande zu tadeln. Der Affe wollte, daß alle Affen ſpringen ſollten, wie er; und die Hunde begehrten, daß alle andere Hunde ſich Ohren und Schweif ſollten abſchneiden laſſen.

Den erſten Tag ihrer Ankunft wurden ſie belacht, den zweiten bewundert, und am dritten Tage nachgeahmt. In kurzer Zeit wurde ein Schneider, ein Tanzmeiſter und ein Chirurgus verſchrieben, um die ausländiſchen Moden im Lande der Thiere feſtzuſetzen. Nun wurden alle dieſe Sachen als bildende Künſte angeſehen und zu ſeiner Erziehung gerechnet. Bald unterſchieden ſich die nobilitirten Affen von den gemeinen, und adeliche Bären von den Bären des Pöbels, und die Hunde der Paläſte von den gemeinen Hunden in den Bauershütten, die ihre Ohren hangen ließen und ihre langen Schweiſe traurig nachzogen.

Die Sache kam ſo weit, daß der Springaffe den andern Affen verächtlich anſah; der Tanzbär wollte mit den andern Bären gar keine Gemeinſchaft mehr haben, und der geſtutzte Pudel ſah den langohrigen Pudel gar nicht an. Nach einiger Zeit verjährte ſich der eingeführte Mißbrauch und wurde gar zur Nationaltugend der Thiere, und die Springaffen, Tanzbären und geſtutzten Hunde maßten ſich ein Vorrecht über die andern Thiere an und dünkten ſich edler und beſſer. Nun ſonderten ſie ſich ganz ab von den gemeinen Thieren und nobilitirten ſich untereinander. Es wurde für die Zukunft feſtgeſetzt, daß ein Affe, der in ihrer Geſellſchaft aufgenommen wurde, vier Großväter haben müßte, die in Paris waren und ſpringen konnten; die Bären forderten eben ſoviel Ahnen, die gut polniſch tanzen konnten, und alles dieſes mußte haarklein und authentiſch bewieſen werden. Nun ereignete ſichs aber bald, daß Stolz und Hochmuth den Verſtand der Nachkömmlinge verdunkelte, und kein Affe bewarb ſich mehr um die Sprünge, ſondern war zufrieden, weil ſeine Großahnen ſpringen konnten. Kein Bär lernte mehr tanzen, ſondern bildete ſich ein, er wäre von Natur aus ein Tanzbär, weil ſein Großvater tanzen konnte, und ſo wurde die edle Kunſt wieder herabgeſetzt. Die Hunde ſelbſt behielten ihre großen Ohren und zottigten Schweiſe wieder, und glaubten doch, ſie hätten keine Ohren und keine Schweiſe, weil ihre Vorältern keine hatten; ungeachtet dem machten ſie Anſprüche auf alle die Achtung, die ſich ihre Vorältern durch ihre Geſchicklichkeit erwarben, und forderten auch jene Bequemlichkeiten des Lebens, die ſich die andern durch ihre Kunſt verdienten.

Der Löwe, der König der Thiere, ſah den Mißbrauch dieſer Dinge ein, und, um das Thierreich zu überzeugen, wie eitel altes Herkommen ohne eigene Verdienſte iſt, ließ er ein großes Freudenfeſt ausſchreiben, das er zu Verewigung ſeines Namens unter den Thieren zu halten geſinnt war.

Als alle Thiere verſammelt waren, um dem Feſte des Löwen beizuwohnen, ſagte er: Ihr Edlen des Thierreichs! deren Voraltern ſich immer durch beſondere Geſchicklichkeiten ausgezeichnet haben, tretet hervor und zeiget den andern Thieren, wie weit es das Thier durch Uebung und Fleiß bringen kann. Da kamen die Affen, die Bären und die Hunde: aber vergebens war ihr Bemühen; ſie konnten weder ſpringen noch tanzen, und machten die lächerlichſten Figuren. Als nun alle andere Thiere darüber ſpotteten, ſagte der Löwe: Du treuer und würdigſter meiner Diener, weiſer Elephant! verherrliche du den Tag dieſer Feierlichkeit, und halte eine Anrede an die Thiere und beweiſe: wie lächerlich es iſt, auf fremde Verdienſte ſtolz zu ſeyn, wenn man keine eigene hat. Der Elephant trat an die Seite des Löwen und ſprach:

Ihr Edle des Thierreichs! ihr, die ihr euch durch Thaten für das Wohl des Thiergeſchlechts ausgezeichnet habt, zu euch ſpreche ich, und eure redenden Thaten fürs Wohl des Ganzen werden mehr überzeugende Beweiſe, als alle Kunſt des Redners ſeyn. — Wie thöricht iſts, auf fremde Verdienſte ſtolz zu ſeyn, wenn man keine eigene hat, und wie lächerlich ſind die Anſprüche auf die Tugenden unſrer tapfern Väter, wenn ihre Kinder geſchwächte Weichlinge ſind? Immer ſey der unedle Gedanke fern, ihr Thiere, der manchmal unter den Menſchen die Schande ihrer Jahrhunderte macht. Selbſt ſich Verdienſte ſammeln, ſelbſt edel ſeyn und edel handeln, das iſt eigener Werth, iſt eigene Größe. Der König der Thiere iſt groß, weil er die erhabenen Pflichten erfüllt, weil er großmüthig und edel iſt. Ihr werdet nicht ſehen, daß er darauf ſtolz iſt, daß ſeine Voraltern ſchon aus dem Geſchlechte der Löwen waren, ſondern jeder Tag zeichnet ſein Löwenherz durch Handlungen zum Wohl des Thierreichs aus. Ihr, die ihr nun dort beſchämt im Winkel ſteht, eitle Affen! tretet hervor und ſagt, wie ſehr habt ihr euch nicht unter die Thiere erniedrigt! — Wären eure Wangen je fähig, daß ſie Schamröthe decken könnte, ſo müßten ſie roth wie der Scharlach werden, der den Thron eures Königs bedeckt. Ihr ſeyd ſtolze, unerträgliche Thiere unter den andern, und ſehet mit Verachtung auf die herab, die Freunde des Königs ſind. Stolz auf die Luſtſprünger eurer Geſchlechter, habt ihr die wahre Tugend verdrängt, und Größe in Tändeleien geſucht, wo keine Größe iſt. Erzählet die Reihe eurer Vorältern! auf welche Art haben ſie ſich ums Thierreich verdient gemacht? Sagt, waren ſie dem Könige treuer, als der Elephant? waren ſie ihm anhänglicher, als die guten Thiere, die für ſeine Erhaltung wachten? — Sagt, haben ſie auch Blut und Leben für ihn geopfert? haben ſie die Erde gepflügt und verwüſtete Gegenden fruchtbar gemacht? — Nein! was waren denn ihre Verdienſte? — Sie trugen ſcheckigte Kleider und machten Luſtſprünge. Vernunftloſe Geſchöpfe! das Thier lebt vom geſchäftigen Thiere und nicht vom Luſtſprünger; und ihr dort mit euren ernſten Geſichtern, dickgemäßten Thiere! unedle Bären! wie konnte euch die Unvernunft ſo erniedrigen, daß ihr ſtolz auf die plumpe Kunſt eurer Väter wart, die ihre Glieder mechaniſch wenden konnten; darum wart ihr alſo müßig im Thierreiche, und überdas noch keck genug, euch anzumaßen, das arbeitſame Pferd, das den Pflug zog und des Löwen Länder fruchtbar bebauete, zu erdrücken und euch mit ſeinem Fleiſche zu nähren? Schämt euch, unthätige Geſchöpfe, die ihr auf eurer faulen Decke eure Jahre verſchlummert und mit Nichtsthun das Fett aus eurer Pfote zieht — das Feſt des heutigen Tages iſt nicht ein Feſt für die Faulheit und den Müßiggang, ſondern der König der Thiere will in ſeinem Reiche belohnen, die des Lohnes werth ſind.

Tretet hervor, magere Pferde! die ihr Jahrelang den Pflug gezogen und das Feld bebauet habt; ihr ſeyd dem Könige der Thiere werth, für euch feiert er das heutige Feſt — das Feſt des Lohns der Arbeitenden. — — Edler König! hier ſtehen ſie um dich, dieſe guten Thiere; ſchamhaft heften ſie ihr Auge zu Boden, und getrauen ſich kaum, ihren Blick auf deinen Thron zu werfen; demüthig beugen ſie ſich vor dir; ſo ſchamhaft iſt das wahre Verdienſt — ſo ſtolz das falſche iſt. —

Ermuntert euch! der König der Thiere iſt gut; er kennt euren Werth, glaubt mirs; verkennt ſeine Güte nicht; heut ſichert er euch ſeinen Schutz zu. Die faulen Bären ſollen euch nicht drücken, oder neidiſche Hunde nicht anbellen, und ſpaſſende Affen ſollen eurer Dehmuth nicht mehr ſpotten. Empfangt von ihm die Blumenkränze, die er euch flocht, und umzingelt eure Häupter mit den Roſen, die er euch darreicht. Höret, ihr übrigen Thiere, den Vorzug, den der Löwe dem wahren Verdienſte gibt, und lernet den Werth dieſer armen Pferde kennen, die die ländlichen Hütten bewohnen und denen die Welt alles zu danken hat. Ihr ſeyd zwar ganz ohne Anſehen, mager von der ſtarken Arbeit, niedergeſchlagen durch den Druck derjenigen, die euch verkennen, und doch habt ihr in den Augen des Löwen größern Werth, als die Pferde dort, die in einer Decke von Geld prangen und in marmornen Ställen wiehern. Erlaube mir, König der Thiere! daß ich der Verdienſte dieſer Edlen mit mehrerem erwähne. Noch iſt der Morgenſtern am Himmel, mein König! noch deckt der Reif die Gräſer, als der arbeitſame Landgaul ſchon am Pfluge ſchwitzet; er achtet die Kälte des Morgens nicht; nicht die Hitze des Mittags; er genießt ſelten die Freuden des Abends, denn raſtlos iſt er immer beſchäftigt, deine Felder zu bauen und die Fluren deines Reichs zu verſchönern. Alles, was die Stadt und Paläſte genießen, hat man den Arbeiten dieſer Pferde zu danken. Hier führen ſie brüderlich das Getreide in die Scheunen, um Tauſende damit zu nähren; dort die Früchte des Baumes, um den Gaumen der Reichen zu erquicken; hier führen ſie Steine zum Bau der Paläſte; hier Sand, um Berge aufzuthürmen, um dich in Veſtungen wider die Feinde zu ſchützen; dort ſind Tauſende bereit, für dich in Kampf zu ziehen; ſie ziehen die Kanonen, tragen deine Reiter; ſtehen im Felde für dich bereit zur Arbeit und zum Tode, wie es die Umſtände erfordern. Dieſe ländlichen Pferde alſo allein, mein König! machen dich zu dem, was du biſt. Durch ſie lebſt du, durch ſie kämpfeſt du, und durch ſie gewinnſt du deine Siege — du biſt alles in ihnen und ſie ſind alles in dir. Auf ihrem Schutze allein kannſt du trauen, denn was ſie für dich thun, iſt eine Folge der Liebe und nicht des Eigennutzes und des Stolzes. Sie haben gelernt, ſich mit Wenigem befriedigen, und kennen die unerſättlichen Bedürfniſſe der Reichen nicht, denen Tauſende nicht erklecken, und die immer wie Blutigel an ihrem Könige hangen, um an ihm ſich voll zu ſaugen. Die gute Pferde aber, mein König! begehrten von dir nichts als Liebe und Schutz. Wenn ſie leben wollen, ſo hat das Leben nur darum für ſie einen Werth, damit ſie länger deine gute Unterthanen ſeyn können — bereit, jede Stunde dieſes Leben für dich aufzuopfern, wenn es, o Löwe! dein Heil und deine Erhaltung erfordert. Sieh dort eine Menge junger Füllen, wie ſie heranwachſen, alle ſind beſtimmt zu deinem Dienſte; ſie werden nach der Denkart ihrer Väter erzogen; ſchon frühe ins Joch geſpannt, um der Arbeit gewohnt zu werden; früh abgerichtet, den Reiter zu tragen, der in feindlicher Rüſtung für dich den blutigen Kampf ſtreitet; — höre, Fluren und Wälder ertönen von ihrem wiehernden Geſchrei. Es iſt des Löwen Wohl, des Löwen Erhaltung, was ſie wiehern. Nun wende deinen Blick von dieſen Edlen ab, und ſieh die Paläſte der Thiere zurück; durchſuche die Höhlen der Bären, die ſich deine Freunde nennen. Sieh, weſſen waren die Knochen oder die Gebeine, die da liegen; es ſind die Gebeine deiner treuen Pferde. Der Bär wagte ſich an ſie; er zerriß ſie, und war noch ſtolz auf ſeine Beute. Sieh den tändelnden Affen; wozu iſt er gut? — Sag, kann er den Pflug ziehen, oder kann er deine Rüſtung für dich tragen? Tändeln iſt ſein Geſchäft; ſo laß ihn tändeln; aber des edlen Pferdes ſoll er nicht ſpotten, oder ſich nicht einbilden, daß er ſich mit ihm meſſen darf. So ſprach der Elephant, und der König der Thiere ließ die guten Pferde zu ſich kommen, und krönte ſie mit dem Kranze des Verdienſtes. Er ließ eine große Bildſäule ſetzen und mit goldnen Buchſtaben darauf zeichnen:

„Der allein, der arbeitet und wahre Verdienſte für das Thierreich aufzuweiſen hat, hat einen Werth in den Augen des Löwen, und kein andrer.“

Lob des Bauersmanns.

Dich, edler Bauer! will ich ſingen;
O hätt' ich eines Engels Schwingen,
Dein Lob trüg ich dann himmelan,
Denn du allein, du edler Mann!
Du biſt der, welcher uns ernährt,
Und ſich für ſeinen Fürſten wehrt.

Du wohneſt zwar in ſchlechten Hütten,
Doch rein und gut ſind deine Sitten,
Und edel ſelbſt iſt noch dein Scherz;
In dir ſchlägt noch ein gutes Herz:
Du kennſt den Namen Vaterland
Und gibſt dem Fürſten Herz und Hand.

Der Menſchheit nützen iſt dein Wille;
Du lebſt und nützeſt in der Stille.
Dein Herz, das zu dem Himmel fleht
Am Morgen, wenn die Sonn' aufgeht —
Dies Herz iſts, das dein Buſen trägt,
Das treu für ſeinen Fürſten ſchlägt.

Dich reizet nicht des Hofes Schimmer;
Du, Arbeitſamer! pflügeſt immer,
Und kehrſt du dann zurück vom Feld,
So biſt du edler, als ein Held,
Und ſiehſt mit Freuden deinen Sohn;
Er ſpricht des Fürſten Feinden Hohn.

Muth glüht in ſeiner jungen Seele,
Er rüſtet ſich auf alle Fälle,
Macht aus der Senſe ſich ein Schwert,
Und ſchützt den Fürſten, den er ehrt;
Er achtet weder Stahl noch Blei,
Ficht, kämpft und ſtirbt dem Fürſten treu.

Wie gut kann ſo ein Fürſt nicht ſchlafen;
Sein Unterthan, der wacht in Waffen.
Der Mann, der einſt die Waffen trug,
Iſt noch ein Held auch an dem Pflug,
Und denkt mit Wonne an den Streit,
Iſt ſtets zu ſterben auch bereit.

Ein jeder Edle will ſein Leben
Für ſeinen guten Fürſten geben;
So ſpricht ein jeder Unterthan:
Ich ſtell' dem König meinen Mann;
Kommt, Söhne, erbet unſern Muth,
Gebt eurem Fürſten Leib und Blut.

So ſpricht er und trägt Hitz' und Kälte,
Und Froſt, der ſeine Nerven ſtählte,
Und wird ein Mann, wie Rieſen ſind.
So zieht er auch ſein wackers Kind,
Und macht aus ſelbem einen Mann
Und einen edlen Unterthan.

Ihr, die ihr in den Städten lebet,
Und ſtets am warmen Ofen klebet,
Ihr ſeyd dem edlen Mann nicht gleich.
Wie Teig ſind eure Seelen weich,
Und eure Denkart iſt wie Koth;
Ihr fürchtet Schmerz, Gefahr und Tod.

Ihr Sklaven ihr, von euren Lüſten
Könnt euch in Gold und Silber brüſten,

Seyd muthig, wenn der Wein es macht,
Träumt bei dem Ofen von der Schlacht,
Und zittert wie ein Eſpenblatt
Beim Wort des Kampfes in der Stadt.

Und ihr, ihr wollet die verachten,
Die ihren Fürſten treu bewachten,
Ihm Helden geben und uns Brod,
Die Schmerzen dulden, Kampf und Tod,
Und ſtets bereit mit Hab und Kind,
Die Stützen ihrer Fürſten ſind.

Erkennet Städter eure Blöße,
Lernt von dem Bauersmann die Größe,
Von ihm lernt Unterthan zu ſeyn.
Bei Waſſer mehr, als bei dem Wein,
Glaubt mir, trifft man den Helden an:
In ſchlechten Hütten wohnt der Mann.

Der Fürſten Stolz, das Glück der Staaten
Liegt in dem Bauer und Soldaten;
Der erſte iſts, der uns ernährt,
Der zweite, der ſich für uns wehrt.
Gut! ſagt mir nun, in welchem Stand
Man denn die größten Helden fand?

Wer zeugt uns Kinder zu dem Kriege;
Sagt, wer erkämpfet denn die Siege,
Von welchem Stand fließt mehrer Blut,
Wem danken wir das Hab und Gut?
Nur dir allein, du Ackersmann,
Nicht dem, der nur verzehren kann.

Bei euren Grab- und Todesſtätten,
Dort darfſt du Stadtmenſch wohl erröthen.
Kein Grab iſt dieſem Grabe gleich,
Der Mann, ihr Brüder, nähret euch.

Sein Lob braucht keinen Marmorſtein,
Lob iſts genug, ein Bau'r zu ſeyn.

Zwar decket mit vergoldtem Flügel
Kein Marmorengel ſeinen Hügel;
Man ſcharrt des Redlichen Gebein
Ganz ohne Pracht und Aufwand ein,
Und ſchreibet ſeinen Lebenslauf
In Gold auf keinen Stein hinauf.

Sein Lob, das wird nicht übertrieben:
Mit einer Zeile ſteht geſchrieben:
Hier liegt der ehrliche Hans Veit,
Gott geb ihm Ruh in Ewigkeit! —
So recht! — der Tugend wahrer Ruhm
War nie ein Epitaphium.

Der Hügel, wo kein Kreuzchen ſtecket,
Iſt der, der meiſt den Edlen decket.
Der Bauer, der hat innern Werth,
Den ſtets der weiſe Mann verehrt:
Der Stadtmenſch aber — freilich ja!
Der braucht noch Epitaphia.

Die Spekulation.

Ein Kater ſaß auf einem Dach,
Und hing ganz dem Gedanken nach,
Was Neues auszuführen.
Vermuthlich traf es eine Maus.
Er war in eines Kaufmanns Haus,
Und lernte ſpekuliren.

Was hab ich, ſagt er wohl davon
Von meiner Spekulation?
Muß täglich kalkuliren.

Dürr iſt die Arbeit als wie Stroh,
Und fehl' ich einſt im Kalkule,
So iſts zum ruiniren.

Wie iſt die Welt doch eingericht,
Wie hart ſind heut zu Tage nicht
Die Spekulationen.
Denn zähl ich heut auf eine Maus
Und kommt mir meine Beute aus,
So iſt der G'winn entronnen.

Mir iſt bei meiner Sach nicht wohl;
O wüßt ich, was ich werden ſoll,
Ich ließ des Katers Stelle:
Denn gar nicht gut iſt unſre Lag,
Und Mäuſefangen heut zu Tag
Iſt hart, bei meiner Seele.

Einſt ſchrieb der Doktor ein Rezept.
Nimm, ſchrieb er, etwas Mäuſefett,
Bald iſt der Schmerz vergangen.
Denk ich auf dieſe Zeiten hin,
Dort, Bruder! gab es noch Gewinn;
Luſt war es, Mäuſ' zu fangen.

Weil ſo der Kater bei ſich denkt
Ward an den Fenſterſtock gehenkt
Die ſchönſte Nachtigalle;
Der Kater ſah vom Dach herab,
Und ſchlich ſich in der Still hinab
In großen Speiſeſaale.

Da raunzte er mit Schnauz und Bart,
Und fing auf eine andre Art
Schon an zu ſpekuliren.
Die Nachtigall hier, rief er aus,
Gilt zehnmal mehr als eine Maus,
So muß ich kalkuliren.

Nun denkt er nichts, als auf Gewinn,
Und ſchleicht ſich ſtill zum Käfig hin,
Die Nachtigall zu fangen.
Und da er ſeine Pfote ſtreckt,
War eine Falle ſchlau verſteckt,
Der arme Schelm blieb hangen.

So iſt es auch der Menſchen Brauch;
Wie Kater ſpekuliren ſie auch
Und gleichen ſchlauen Katzen.
Oft irrt die Kalkulation,
Dem Rechenmeiſter fällt zum Lohn
Die Falle auf die Pratzen.

Die Gaſtfreiheit unſrer Zeiten.

Neulich ſaß auf einem Hügel,
Unweit einem großen Wald,
Ein erfrorner, armer Igel;
Denn der Tag war ſchrecklich kalt.

Meiſter Fuchs kam hingegangen,
Dachte auf die Stacheln nicht;
Wollte dieſen Igel fangen,
Und zerſtach ſich ſein Geſicht.

Guter Vater! ſprach Reinecke:
Kommt mit mir, es friert euch ja;
Kommt mit mir nur eine Strecke,
Was macht ihr im Winde da?

Alles ſteht dir zu Befehle,
Was ich bin und was ich hab;
Steig mit mir in meine Höhle
Lieber, alter Freund! hinab.

Ich dank für die Höflichkeiten;
Fing der Vater Igel an:
Trau nicht leicht den Zärtlichkeiten,
Denn ich kenne meinen Mann.

Deine Abſicht, Fuchs! ich wette,
Stimmt nicht mit den Worten ein:
Wenn ich keine Stacheln hätte,
Würdeſt du ſo gütig ſeyn?

Willſt du, ſprach der Fuchs, es wagen,
So laß deine Stachel hier.
Sieh, ſelbſt gib ich meinen Magen,
Bruder! dir heut zum Quartier.

Rede des Elephanten an die Thiere über die Pflichten, die ſie dem Löwen, als dem Könige der Thiere, ſchuldig ſind.

Ich rede zu euch, ihr Thiere! — Die Pflichten, die ihr eurem Könige ſchuldig ſeyd, ſind mein Gegenſtand; wer von euch kann mich gleichgültig anhören? Ich höre unter euch immer die Stimme von Königs-Liebe, und wenn ich eure Herzen durchforſche, ſo entdeckte ich tückiſches Mißtrauen auf ſeine Güte und Unzufriedenheit mit ſeinen Befehlen. Laßt uns die Gründe durchſuchen, die eure Herzen von dem Beſten der Könige entfernen, und laßt uns unpartheiiſch unſre Handlungen prüfen, ob wir die Pflichten erfüllt haben, die wir dem Könige der Thiere ſchuldig ſind? —

Liebe zum Thierreich; Wunſch fürs allgemeine Beſte, Treue und Ergebenheit gegen den König ſind ſo allgemeine, ſo oft wiederholte Worte, und traurige Erfahrung beſtätiget es, daß alle dieſe Tugenden meiſtentheils Worte bleiben — ſchale Worte, die nie in thätige Handlungen übergehen. Wenn ich einen Blick auf euch, ihr Thiere! werfe, ſo kann ich es euch nicht verbergen, daß ich höchſt mißvergnügt über euch bin, denn einige unter euch kennen die Pflichten nicht, die ſie dem Könige ſchuldig ſind, aus Unwiſſenheit; andere erfüllen ſie nicht, aus böſen Herzen.

Betrachtet den König nicht immer von der Außenſeite; begleitet ihn, wenn er einſam mit ſich ſelbſt über das Wohl ſeiner Völker nachdenkt und Plane zu ihrem Glücke entwirft. Unbekannt mit den Bürden, die die Krone gibt und womit der Thron den König laſtet, ſo werden auch die Väter der Nationen auch mit dem beſten Herzen beurtheilt. Wo iſt der König, meine Brüder, der verordnen kann, ohne Unzufriedene zu machen? — Selbſt die Gnadenbezeugungen der Könige werden manchmal für Beleidigungen angeſehen. Wenn der König den Elephanten zum Freund erwählt, ſo hält ſich der Tiger beleidigt, und der ſtolze Wolf grämt ſich darüber und glaubt ſich erniedrigt. Wenn das zu ſehr gedrückte Pferd ſich zum Throne hindringt und Entledigung ſeiner Bürde begehrt, und ſie auch von dem Könige erhält, ſo murren alle Laſtthiere, und ſehen es für Beleidigungen an, daß man nicht auch ſie ihrer Bürde entledigt habe, und denken nicht daran, daß ſolches nicht in der Willkühr des Löwen, ſondern in dem Verhältniſſe der Billigkeit beſteht. So entſtehen immer Klagen und Klagen. Die Lämmer beſchweren ſich gegen die Wölfe; die Hühner gegen die Füchſe, die Mäuſe gegen die Katzen: und der Löwe entſcheidet. Er verbietet dem Wolfe, das Lamm zu zerreißen; dem Fuchſe gebietet er, die Hühner zu ſchonen, und Katzen ſollen keine Mäuſe mehr würgen. Er zeigt, wie ſehr er fürs Wohl des Ganzen denkt, und iſt das Thierreich wohl mit ihm zufrieden? — Jetzt ſchmält der Wolf; jetzt murrt der Fuchs; nun ſchreit die Katze; und will das Lamm und das Huhn ſeinen Lobgeſang ſingen, ſo heulen Wolf und Fuchs ihre Flüche darüber. So iſt das Loos der Könige, und worin liegt der Grund dieſes Verhängniſſes? — In der Ungerechtigkeit unſers Herzens, ihr Thiere! in unſrem Selbſtſtolz und unſrer Eigenliebe, die wir ſelten für das Wohl des Ganzen, ſondern nur für unſer Privatwohl denken. Betrachtet die Collision der verſchiedenen Intereſſe: es iſt nothwendig, daß ſie ſich durchkreuzen, denn ſie gehen nicht zum Mittelpunkt, welches das allgemeine Wohl des Thierreichs iſt. Wenn der Wolf dächte, daß das Lamm Mitthier iſt, wie ein andrer Wolf, ſo würde er ſich nicht beleidigt finden, wenn ihm der König der Thiere geböte, daß er das Lamm auch ſollte fortkommen laſſen. Wenn der Fuchs das Gefühl hätte, daß das Huhn auch Anſprüche auf den Schutz des Löwen hat, ſo würde der Fuchs nicht über Ungerechtigkeit klagen. Seht, ihr Thiere, euer Eigennutz, euer getheiltes Intereſſe, der Mangel an Wohlwollen fürs Ganze iſt die Urſache eurer Tadelſucht. Tadelt eure Herzen und lernt die Pflichten kennen, die ihr dem Löwen ſchuldig ſeyd, und eure Zungen werden dem Könige der Thiere Lob ſingen. So ſprach der Elephant. Die vernünftigen Thiere gaben ihm Recht; der größte Haufe aber der Dummen — denn bei den Thieren verhält es ſich wie bei den Menſchen — tadelten ihn und ſeinen König.

Das Räſonnement der Thiere.

Wie hart iſts nicht, ein Löw zu ſeyn
Und Thiere zu regieren:
Es bildet jedes Thier ſich ein,
Es dürf ihn kritiſiren.

Wenn ich, ſpricht Fuchs, der Löwe wär,
Wollt ich mich nicht vergeſſen;
Ich wollte dann, bei meiner Ehr!
Die beſten Hühner freſſen:

Du Dummkopf! fällt der Wolf ihm ein,
Was nützt das Hühnerbeißen:
Will man der Thiere König ſeyn,
So muß mans Lamm zerreißen.

Recht ſchön! erwiederte die Katz;
Ihr ſollt die Krone erben;
Wär ich der Löw, ſoll Maus und Spatz
Und jeder Vogel ſterben.

Der Eſel ſprach: grauſame Thier!
Der König darf nicht werden:
Wär ich der Löw, ich fräß für vier,
Bis ich wär fett geworden.

Du Vielfraß! fiel der Ochs ihm ein,
Wie biſt du ſo vermeſſen:
Könnt ich der Thiere Herrſcher ſeyn,
Nur-Haber wollt ich eſſen.

Zum König ſeyd ihr, glaubet mir,
Dem Schein nach nicht erſchaffen;
Wär ich der Löw als Murmelthier,
So müßte alles ſchlafen.

Das wär fürs Thierreich eine Straf,
Wenn du ſollſt König werden;
So ſprach hierauf ein alter Aff
Mit artigen Geberden.

Wär ich der König, fuhr er fort,
Vom Hof wollt ich euch ſchaffen,
Und ſehen ſollte man alldort
Kein ander Thier als Affen.

Gar ſchön! nein, glaub mir ſicherlich;
Erwiederte die Schnecke,
Wär ich der Löwe, baute ich
Die Reſidenz zur Hecke.

Zur Hecke, ſprach die Klapperſchlang,
O nein, bei meiner Seele;
Wenn ich mich je zum Scepter ſchwang,
Blieb ich in meiner Höhle.

Wie wunderlich iſt euer Sinn,
Ihr Thiere, mein Verlangen
Als König wär, ſo ſprach die Spinn,
Die Mücken aufzufangen.

Ihr dummen Thiere, welches Land,
Sagt, würdet ihr regieren;
So ſprach der weiſe Elephant,
Der klügſte, zu den Thieren.

Gehorchen, das iſt eure Pflicht
Und nicht zu kritiſiren,
Denn Brüder, ihr verſteht es nicht,
Das Thierreich zu regieren.

Des Löwen Unterthan zu ſeyn,
Sind eure erſten Pflichten;
Schränkt eure Kenntniß dahin ein,
Euch ſtets nach ihm zu richten.

Der politiſche Schuſter.

Franz Haudewags, der war ein Schuſterg'ſell
Und konnte trefflich ſpadoniren;
Er konnte auch bei meiner Seel
Als wie ein Redner peroriren:
Denn wenn er ſo beim Bierglas ſaß
Und manchmal eine Bratwurſt aß,
Dann war ſein Geiſt wie Thurm ſo groß,
Dann ging es über alles los.
Er war ein Zeitungslexikon,
Er ſprach von Truppen und Armeen,
Und ließ ſie auseinander gehen,
Und ſchlug ſie manchmal auch davon,
Wie's ſeine Laune war; beſonders war es trefflich ſchön,
Im Bierhaus von ihm anzuſehn,

Wenn er ſo wie ein Arzt agirte,
Und ganze Länder reformirte,
Und von der Staatskunſt diskurirte,
Und jedem gab, was ihm gebührte,
Mit einem Wort: wenn er das Land regierte.
Sein Hut ſtund immer nach der Quer,
Und dann erzählt er tauſend Sachen,
Zum Weinen manchmal und zum Lachen,
Als wie der Doktor Pangloß her.
Sein Aug drang tief ins Kabinet,
Er wußte alles, wie es ſteht,
Nur eines nicht: — was wird das ſeyn?
Ich ſag euchs ſtill ins Ohr hinein;
Nur eines nicht; es iſt zum Lachen:
Er konnte keinen Schuh nicht machen. . .

— — —

Ein jeder bleib bei ſeinem Stand;
Der Schuſter mache Schuh fürs Land;
Er denke, wie das Sprüchwort heißt:
Ein jeder bleib bei ſeinem Laiſt.

Wohlthat und Dank.

Ein armer Bauer war, hatte einen Stier;
Sein ganzer Reichthum war dieß Thier,
Denn dieſer Bau'r, — daß Gott erbarm! —
War bettelarm.
Schlecht war die Hütte, wo er wohnte;
Und daß es kaum der Arbeit lohnte,
So unbedeutend war ſein Feld,
Mit dem er Weib und Kind erhält.
Die Nahrung — glaubt mir ſicherlich —
Die Nahrung kaum erwarb er ſich.
Wie traurig fühlt ſich mein Gemüthe;
Und ſeh ich eines Bettlers Hütte,

So fühlt mit ihm den bittern Schmerz,
Gott! auch mein Herz.
Oft ſah ich, wie vom Regen naß,
Der Arme an der Hütte ſaß:
Die Augen — ja, der gute Mann!
Die Augen hob er himmelan,
Und bittre Thränen netzten ſie;
Doch der Gerechte murrte nie.
Geduldig, wie ein Lamm, trug er des Schickſals Härte,
Und klagte er je die Beſchwerde,
So klagte er dem Himmel ſie allein;
Was kann ſo edel ſeyn?
Arm war er zwar,
Doch noch zu reich, um ärmer nicht zu werden.
Es kam für ihn ein hartes Jahr;
Der Hagel ſchlug die Feldfrucht in die Erden.
Da ſtund er nun; umarmte ſeinen Stier.
Sieh, ſprach er, unſre Arbeit hier!
Sieh nun das Werk von unſerm Schweiße;
Wo nehmen meine Kinder Speiſe?
Da ſah der Stier den guten Mann
So mitleidvoll, ſo zärtlich an,
Als wollte er ihn tröſten.
Verzage nicht; noch haſt du mich zum Beſten,
(So ſprach er) Freund! verkaufe mich,
Und rette vor dem Hunger dich.
Freund! ſprach der Baur, wie, ſag, ſoll ich dich wohl nennen?
Verkaufen ſoll ich dich? nie werd ich dieſes können,
Gehülfe meiner Noth, der meine Bürde trug,
Wer, Freund, als du zog meinen Pflug?
Wer führte das Getreid in meine Scheunen,
Und wer erhielt, als du, die Meinen?
Oft, wenn der Arm mir ſank; wenn meine Hand mir ſtarr
Von vieler Arbeit war,
Auf weſſen Rücken fand ich Ruh;
Wer trug mich dann zu Haus — wer, ſag, als du?

Und ich ſoll in die Stadt jetzt laufen,
Und dich, du armes Thier, verkaufen?
Ich kanns nicht, nein! und ſollt' ich Hungers ſterben,
Nie ſoll dein Blut des Fleiſchers Stätte färben.
Du guter Mann! erwiederte der Stier;
Sieh, deine Kinder ſchrein um Brod,
Hilf ihnen aus der Noth.
Verkauf mich, Freund! dann nütz ich dir;
Jetzt bin ich dir zur Laſt. In beſſern Tagen
War ich dir nütz; — nun mußt du mich erſchlagen,
Mein Tod allein
Kann dir zur Rettung ſeyn.
Der Arme weinte und ließ ſeine Kinder kommen;
Was wurde wohl von ihnen unternommen?
Seht, Kinder! ſprach der alte Mann,
Soviel hat dieſes Thier für uns gethan;
Sagt nun, was wollt ihr euch bequemen?
Wollt ihr dem Vieh das Leben nehmen?
Nein! ſchrieen alle, Vater, nein!
So grauſam können wir nicht ſeyn.
Da liefen Franz und Schweſter Liſe
Hin auf die weite Blumenwieſe,
Und Kränze, die voll Blumen blühn,
Die hingen ſie an ſeine Hörner hin,
Und ſchrieen: Liebes, liebes Thier!
Stirb nicht, bleib ewig bei uns hier.
So ſprachen ſie: da kam ein Mann von mittlerm Alter,
(Man ſprach, es war des Orts Verwalter)
Es ſcheute dieſen jedermann;
Es liebte ihn kein Unterthan.
Zahl, ſprach er, ohne viel Erbarmen,
Gib Geld her, ſprach er zu dem Armen:
Woher das Geld? ich hab ja keines hier.
Verkauf, ſchrie er, verkauf den Stier.
Den Stier? ſprach er; dem bin ich zuviel ſchuldig,
Er war mir treu, und lang geduldig

Mit mir des Lebens harte Laſt.
Nein, Herr, ich hab mich feſt gefaßt.
Mein Häuschen könnet ihr mir nehmen,
Ich will mich keines Undanks ſchämen.
Da ſchrie man ihn für einen Narren aus,
Und nahm ihm Hof und Feld und Haus.
Er ging; mit Weib und Kind an ſeiner Hand,
Mit ſeinem Stier ins weite Land.
Der Abend graute ſchon; bei einem Baum
Da lagerten ſie ſich. Sie ruhten kaum:
Da brachte Lischen Gras und Heu
Für ihren guten Stier herbei,
Und er, der Stier, leckt' für die gute Gab
Des Kindes Hände treulich ab.
Da kam ein Mann; es war ein rauher Mann!
Mit Ernſt im Aug ſah er den Auftritt an:
Er nahm das Kind, ſetzt' es auf ſeinen Schoos,
Und da aus ſeinem Aug die Thräne floß,
Als Lischen dieſem Mann erzählte,
Wie hart man ihren Vater quälte,
So gab der Mann dem Mädchen einen Kuß.
Nicht wahr, ſagt Lischen, Herr! man muß
Das Gute, das man uns erwieſen,
Vergeſſen nie? — Dann zeigt' ſie auf den Stier; Herr! dieſen,
So fährt ſie fort, dem dankt mein Vater, daß er lebt,
Herr! ſeht ihn an; und wenn ihr mirs vergebt,
So bitt' ich euch, gebt ihm nur etwas Brod,
Er gabs uns auch: es war ein gutes Vieh:
Nein, was du für uns thatſt, vergiß ich nie.
Ihr Edlen! ſprach der Mann, wer wie ihr denkt,
Dem Thier ſelbſt dankbar iſt, und es nicht kränkt,
Der wird, ich kann es prophezeihn,
Auch Menſchen immer dankbar ſeyn.
Kommt, ihr ſollt glücklich ſeyn. Er nahm ſie all zu ſich
Auf ſeine Veſt; verſorgt ſie ritterlich.

— — —

Oft hat ein Menſch weit mehr, als dieſer Stier gethan,
Und ſeine Treu ſieht dennoch niemand an.
So iſt die Welt. Den Werth der Dankbarkeit
Verkennt die aufgeklärte Zeit.

Der Elephant unterhält den König der Thiere mit Erzählungen.

Der König der Thiere ruhte von den Geſchäften ſeiner Regierung aus, und ſein Freund, der weiſe Elephant, war an ſeiner Seite. Erzähle mir, mein Treuer! ſagte der Löwe, und laß uns die Stunden unſrer Erholung in Betrachtungen verſchwätzen, die wir über die Menſchen machen wollen. Ihr befehlet, mein König! erwiederte der Elephant, und wenn es euch nicht unlieb ſeyn wird, ſo will ich euch eine Geſchichte erzählen, von welcher ich Augenzeuge war.

Als ich mich noch in den Wäldern von Amerika aufhielt, ſchlugen ſich die Engländer mit den wilden Abenakis. Da ſah ich einſt, mein König, wie eine große Menge von Wilden einige Engländer überfiel. Die Abenakis waren weit ihren Feinden überlegen, und viele von den engliſchen Soldaten fielen als ein Opfer des Todes auf dem Kampfplatze. Ein junger engliſcher Offizier ſuchte ſich in den dicken Wäldern zu retten; aber vergebens. Zween Wilde verfolgten ihn, und ihr blendendes Beil war ſchon auf den Unglücklichen gezückt, um ihn zu tödten. Der Engländer ſah den nahen Tod; er ſah, daß er unterliegen würde, aber doch verlor er den Muth nicht, und kämpfte edel, wie ein Löwe. Ich war im Gebüſche und ſah dem Kampfe zu. Jähling kam ein alter Greis der Abenakis, ſpannte ſeinen Bogen und zielte auf den Jüngling: — aber bald nahm er den Pfeil wieder von dem Bogen, drang zwiſchen die Kämpfenden, die bei dem Anblicke dieſes Ehrwürdigen ſich zu Boden warfen, und rettete dem jungen Engländer das Leben. Der Alte nahm des Jünglings Hand, drückte ſie an ſeine Bruſt und gab ihm alle mögliche

Zeichen von Freundſchmaft und Liebe. Er führte den Jüngling mit ſich in ſeine Schülfhütte. Da war er ihm, was immer ein Vater ſeinem Sohme ſeyn könnte; er lehrte ihn die Sprache der Abenakis und die Nothkünſte dieſes Volkes. Der Jüngling war vergnügt; nur eine Sorge betrübte manchmal ſein Herz, denn er ſah dem redlichen Alten, wie er oft ſein Auge ſtarr auf ihn heftete, und wie dann eine Thräne aus ſeinem Auge floß. Die Urſache konnte der Jüngling nie ergründen. Mittlerweile trat der Frühling wieder ein, und die Abenakis rüſteten ſich ins Feld und zogen gegen die Engländer aus. Auch der ehrenvolle Greis trug die Waffen für die Freiheit ſeines Vaterlandes, umd der engländiſche Jüngling folgte ſeinen Schritten. Nach einem Marſche von zweihundert Stunden ſahen ſie das Heer der Engländer. Der Alte führte den Jüngling auf eine Amhöhe und beobachtete genau jede Bewegung, die in ſeinem Herzen vorging. Nach einer Weile fing er ſo zu ihm an (wie ich Ihnen, mein König! erzählen werde, denn ich war nahe an ſeiner Seite, und folgte mit einigen meiner Brüder dem Heer des Abenakis):

Jüngling! ſagte der Wilde, ſieh, dort ſtehen deine Brüder und erwarten uns im Kampfe. Höre mich! Du weißt, daß ich dir das Leben gerettet habe; ich lehrte dich Pfeile und Bogen machen, und das Beil führen. Wer warſt du, als du in meine Hütte kamſt? Deine Hände waren ſchwach, wie die Hände eines Kindes; ſie waren dir zu nichts nütze, und du konnteſt dich weder mit ſelben ſchützen, noch ernähren; deine Seele irrte im Dunkeln; du wußteſt nichts; erſt von mir haſt du alles gellernt — — ſag, wirſt du undankbar gegen mich ſeyn? Kannſt du wieder zu deinen Brüdern zurückkehren, und wirſt du je das Beil gegen die ſchwingen, von denen du Stärke und Kampf gelernt haſt? — Geh hin, wenn du ſo undankbar ſeyn kannſt, geh hin, du haſt deine Freiheit!

Da warf ſich der Jüngling zu den Füßen des Abenakis. Die Sonne, ſchrie er, ſoll nie über mich ſcheinen, wenn mein Herz je eines ſolchen Undanks fähig wäre.

Der Alte legte ſein Haupt in ſeine beiden Hände, und nachdem er einige Zeit in dieſer Stellung eines Denkenden war, ſah er den Jüngling wieder an, und mit einer Stimme, die Schmerz und Freude im Ausdrucke verrieth, fragte er ihn: Sag! haſt du noch einen Vater?

Ja, erwiederte der Jüngling; er lebte noch, als ich mein Vaterland verließ.

O, ſchrie der Greis auf, wie unglücklich wird er ſeyn! Auch ich war Vater, und bins nun nicht mehr. An meiner Seite ſank mein Sohn: ich ſah ihn — mit Wunden bedeckt — bluten — und ſterben. Aber ich hab ihn gerochen — ja gerochen. — — Dieſe letzten Worte ſprach er mit einer Stärke der Seele aus, daß ſein ganzer Körper zitterte. Seine Züge veränderten ſich; man ſah, daß ſeine Seele beklemmt war. Endlich ward er wieder ruhiger. Er wandte ſein Geſicht gen Aufgang der Sonne. Sieh! ſagte er zu dem Jünglinge, ſieh, wie ſchön die Sonne am Himmel ſteigt! Sag, haſt du Freude, dieſen Auftritt der Natur zu ſehen? — — Ja, erwiederte der Jüngling; ich ſehe mit Vergnügen dieſen ſchönen Himmel.

Der Greis.

Gut! dieſe Freude iſt für mein Herz nicht mehr. Gleichgültig geht die Sonne für mich auf, und freudenlos iſt mein Herz, wenn ſie untergeht.

Einige Augenblicke nachher zeigte der Abenakis dem jungen Engländer einen Mandelbaum, der in voller Blüthe war. Sieh, fuhr er fort, dieſen ſchönen Baum; — freut es dich, ihn zu ſehen?

Der Jüngling.

Ja! ich fühle Freude in meiner Seele.

Der Greis.

Und für mich iſt dieſe ſchöne Blüthe ohne Reiz. Geh, du haſt noch einen Vater, kehre zurück in dein Land, und gib ſeinem Herzen die Freude wieder, daß es die Luſt des Frühlings wieder fühle, und den Eindruck der ſanften Freude, wenn die Sonne wieder aufgeht. Geh, ohne dich ſind dieſe Freuden todt für ſein Herz!

Hier hörte der Elephant zu erzählen auf, und eine Thräne rollte von ſeinem Auge; und eine Thräne floß auf die Wange des Löwen.

Sie ſprachen dann noch lange von den Abenakis, und der Elephant vertheidigte dieſes Volk mit vieler Wärme des Herzens. Sie haben viele Vorzüge vor den Europäern, ſagte er, und ich habe noch viele Bemerkungen über ihre originelle Tugend gemacht. Unter andern, großer König! hab ich zum ewigen Denkmale ihrer rühmlichen Denkungsart ein Manuſcript aufbehalten, das ein alter Abenakis über die Furcht des Todes ſchrieb. Wenn Eure Majeſtät es befehlen, ſo will ichs Ihnen ſelbſt vorleſen.

Der Löw.

Du wirſt mir einen großen Gefallen thun. Es geht gen Mitternacht, und die iſt die bequemſte Stunde zu dieſer feierlichen Betrachtung.

Ueber den Tod. Eine Rede aus der Sprache der Abenakis in die Sprache der Thiere, und von der thieriſchen in die deutſche überſetzt.

Warum fürchtet ihr den Tod, ihr Menſchen? da er doch euer Freund iſt. Auffallend wird euch mein Satz ſeyn; aber nur darum auffallend, weil ihr wenig über dieſen Freund der Menſchen nachgedacht habt. Vorurtheile, die von Jugend auf eure Seele verführen, entwerfen euch ein Gemälde des Schreckens von ihm und empören eure Herzen durch Abſcheu. Seit Jahrhunderten fühlt auch er die Ungerechtigkeiten der Menſchen, und alles das Elend, das der Menſch ſich ſelbſt macht, wird dem beigelegt, der unſchuldig an den Thaten iſt, die man ihm fälſchlich aufbürdet.

Unter ſeinem Bilde ſtellt man ſich ein ſchreckliches Gerippe vor, das Eckel und Abſcheu erweckt; zu ſeinem Pallaſte weiſet man ihm fürchterliche Grüfte an, und ſein Thron wird aus Menſchenknochen gebaut, und Würmer und Schlangen umgeben ſeine Wohnung. O wie falſch iſt dieſes alles nicht! —

Nicht häßlich iſt die Geſtalt des Todes; ſie iſt freundlich und lächelnd, einem Schutzgeiſte gleich, den an Schönheit nichts übertrifft, und der ein Freund der Menſchheit iſt.

Glaubet es nicht meinen Worten, ihr Abenakis! aber meinen Beweiſen, wenn ich ſeiner Gutthaten erwähne. Laßt den vorurtheilvollen Europäer mit ſchwarzen Tüchern ſeine Wohnung umhangen; laßt ihn traurige Lichter um die Leiche ſeines Freundes ſetzen: wir wollen Roſen auf den werfen, der ſtarb, und im offnen Hain das Feſt des Tages feiern, der ihn hinüberführte in ſeligere Wohnungen. Sagt mir, ihr Freunde, was iſt unſer Leben? — Erſchaffen ſind wir, nicht um hier zu bleiben, unſere baufällige Hütte verkündigt es uns, daß unſer Daſeyn nur eine Wanderſchaft iſt. Wenn der Tag kömmt, an dem dieſe Hütte in Staub fällt und der allgemeine Freund uns ſeine Hand gibt, an der wir in ſeligere Gegenden hinübergleiten; — ſagt, iſt es nicht ungerecht, wenn unſer Herz vor dem zurückſchaudern wollte, der unſer Erretter iſt. Tretet her, ihr Abenakis, und eröffnet mir eure Klagen, die ihr wider den Tod habt, und ich will ihn rechtfertigen. Ich höre eure Stimme. Er hat mir meinen Freund, ruft ſie, durch eine Krankheit entriſſen. — Du trügſt dich, Freund! das hat er nicht gethan; mitleidig hat er ihn aus dem Kerker geführt, wo er elend ſchmachtete. Er hat ihn aus der Gegend des Schmerzes in die Gegend der Wonne verſetzt, wo kein Leiden mehr iſt: — ſag nun, ob er deine Vorwürfe verdient. Freilich, mein Freund, hat er dich einige Zeit der Freude beraubt, das Daſeyn deines Freundes zu genießen: — aber wenn du ein Herz haſt, wenn du wahrhaft liebteſt, ſo mußt du das Wohl deines Freundes deiner Eigenliebe vorziehen; jenſeits iſt es ihm ja nun beſſer. Sag mir, wenn alles das, was du liebſt, mit dir in einem Kerker ſchmachten müßte, und wenn dann ein Schutzgeiſt käme und das Geſchöpf deiner Liebe rettete; wenn du zwar noch im Kerker wäreſt, aber doch mit dem Bewußtſeyn, daß dem Gegenſtand deiner Liebe nun wohl wäre, ſag, würdeſt du keinen Dank deinem Retter, deinem Freunde wiſſen, würdeſt du die Laſt deiner Ketten nicht leichter bei dem Gedanken ertragen, daß ſie nun deine Geliebte nicht mehr laſten? Würde nicht jede traurige Stunde die Stunde einer innern Wonne ſeyn, wenn du dächteſt: auch dieſe Stunde durch hat ſie nicht mehr gelitten? Wenn der Schmerz eine Thräne aus deinem Auge lockte, und wenn ſie heiß auf deine Wangen fällt, ſo wird dir doch dein Herz ſagen können: ſo eine Thräne weint meine Freundin nun nicht mehr — o Dank dem, der ſie rettete! — Warum willſt du denn dem Tode nicht danken, der manchmal ſo gut als dein Freund iſt? — — Kummer, Sorge, Schmerz und Qualen — die Kinder des Elends des Lebens — alle die ſind nicht ſein Antheil. Brüderlich nimmt er dir die Kette ab, wenn ſie dich drückt, und vereint dich mit deinem Freunde, wenn er ſchon vor dir hinüber iſt in das Land der Abgeſchiedenen. Betrachte alles, was du thuſt, und frage dich dann bei jeder Sache: iſt der Tod grauſam, wenn er mir auch dieſes entreißt? Er iſt nicht die Urſache des Elendes, ſondern das Ende aller Qualen; falſch iſt deine Furcht — Abenakis, warum zitterſt du vor ihm? — Warum zitterſt du denn nicht vor der Stunde des hellen Mittags? Warum nicht vor der Stunde des Abends? Wenn der Tod ein Räuber iſt, ſo ſind dieſe weit grauſamere Räuber. Verſchwindet nicht die Wonne des Morgens in der ſchwülen Mittagsſtunde, und raubt nicht der angenehmſte Abend den vorübergehenden Tag? — Der Sommer raubt dir den Frühling: der Herbſt den Sommer; der Winter den Herbſt; und doch hat jede Jahrszeit ihre eigenthümliche Wonne; warum ſollte ſie die nicht haben, nach der keine Abwechslung mehr iſt? Ein Tag iſt der Räuber des andern; ein Jahr verdrängt das andere, und niemand zittert vor der Zukunft der aufgehenden Sonne. Hat nicht die Nacht ſelbſt ihre Freuden, und iſt die Nacht nicht die Todesſtunde des Tages? — Wer würde die Wonne der aufgehenden Sonne genießen, wenn ſie nicht unterging? — — Sieh, wie die Blume von der Hitze der Sonne welkt: die Nacht über lebt ſie wieder auf, um für einen andern Morgen zu blühen. So iſt dein Schickſal, Menſch! du hörſt auf für das Gegenwärtige zu leben, und lebſt für den Morgen der Zukunft. Die Nacht iſt nur eine Pauſe und Uebergang zum andern Morgen: ſo iſt der Tod die Pauſe des Lebens und Uebergang zum andern Leben. Du ſiehſt den Erblaßten und ſchauderſt zurück vor ſeinem Antlitze. O, ſchreiſt du auf, o wie hat ihn der Tod entſtaltet! — Falſche Beſchuldigungen! — Der Gram, der Schmerz, die Krankheit hat ihn entſtaltet, nicht der Tod. Dieſer ſetzte Grenzen ihrer Wuth, und entriß ihnen wohlthätig den Gegenſtand, an dem ſie ihre Grauſamkeit ausübten. — Im Frühlinge deiner Jugend gleiteſt du Mädchen ins Grab hin; grauſam nennſt du den Tod einen Räuber, der die Roſen ihrer Wangen bleichte. Schone ihn, er verdient deine Vorwürfe nicht. Sieh, wie die Roſe ſich im Sturm entblättert; wie die Nelke unter dem Hagel ihren Nacken ſenkt; wie der Herbſt die kahlen Gipfel der Bäume ſtreckte; noch war dein Mädchen Roſe, als ſie aufhörte zu ſeyn. Klage nicht, er entblätterte ſie nicht, er hat ſie nur gepflückt, um ſie dir jenſeits wieder als Roſe zu geben. Sag, was hat dir der Tod wohl je entriſſen, das dir die Zeit nicht entriß? Klage die Zeit an und nicht den Tod; dieſe iſt die Mutter der Veränderungen; ſie hat dir die Freuden deiner Jugend geraubt; ſie hat deine blonden Haare mit Silber bedeckt; ſie beugte deinen Rücken, verlöſchte das Feuer, das aus deinem Auge flammte, und vertrocknete die Blüthe deiner Wangen; ſie lehrte dich die Freuden des Lebens kennen, und ſie raubte ſie dir ſelbſt wieder. Sie machte dich elend, würde dich noch elender machen, wenn nicht der Tod ihrer Wuth Grenzen ſetzte und ihr zuriefe: Nur bis daher — —

Kind der Zeit! lerne ihre Nichtigkeit kennen. Sie führt das unerfahrne Kind zum giftigen Wurm, läßt es tändeln und lacht darüber, wenn das Gift in ſeinen Adern wüthet: da kömmt der freundſchaftliche Tod und ſchließt gütig ſein unſchuldiges Auge, und hemmt den wüthenden Schmerz. Sie, die Zeit, erzeugt den Gram; ſie unterhaltet den Schmerz, gibt Stunden, damit Thränen quellen können, und Tage, damit der Menſch Jahre lang leiden kann. Der Tod lächelt über ihre Grauſamkeit; er endet den Jahrelangen Schmerz in einer Minute; zerbricht die eiſernen Ketten; macht den Gefangenen von der Folterbank los und rettet die Menſchheit. Sieh deinen leidenden Freund, ſieh deine weinende Geliebte: ſanft ſchlummern ſie und träumen nun von Gegenden der Luſt — willſt du ſie zum Kummer wieder aufwecken? — O nein! wirſt du ſagen; ſelig iſt der Schlummer für den Leidenden. O ja! auch der Tod iſt ein Schlummer, nur mit dem Unterſchiede, daß wir hier nicht mehr aufwachen. Wenn ein Menſchenfreund deinen bedrängten Vater aus ſeiner Strohhütte führte und ihm einen Pallaſt zur Wohnung gäbe, würdeſt du wohl glauben, daß er dein Feind wäre? — So führt der Tod uns aus der Leimhütte unſers Körpers in die Wohnplätze der Seligen. Wenn dein Bräutigam, Mädchen, ſeinen Kittel um das Hochzeitskleid wegwirſt, wirſt du wohl trauern? Warum trauerſt du, wenn er ſeinen Körper wegwirſt, um im Brautgewande des Geiſtes zu erſcheinen? — Ich höre deine Klage; Trennung ſagſt du, Trennung! — — O nein! es iſt keine Trennung; bald biſt du wieder bei ihm. Sag, wenn dein Geliebter an deiner Seite ſchlummert, glaubſt du dich von ihm getrennt zu ſeyn? Nein, dieſer Gedanke kömmt nicht in deine Seele, und doch iſt er für dich todt. Sein Auge heftet ſich nicht auf deines, ſein Herz ſchlägt nicht an deinem, ſeine Lippen erwiedern den Kuß der Liebe nicht, und doch trauerſt du nicht: — warum trauerſt du denn, wenn er um einige Stunden länger ſchlummert? Sieh dort, dort erwartet dich auch eine Raſenbank, um einzuſchlummern; und wenn du dann auch wieder aufwacheſt, ſo werdet ihr in der Gegend ewiger Wonne nicht mehr einſchlummern, nicht mehr getrennt werden.

Fürchtet den Tod nicht, ihr Abenakis! aber lernt ſeiner Güte werth ſeyn. Er iſt der Tugend Freund, und Elend nur für das Laſter. Tyrannen ſahen ihn für das höchſte Uebel an, denn ſie beurtheilten ihn nach ihren Begriffen; jenſeits des Grabes iſt keine Tyrannei; im Land der Wahrheit iſt keine Lüge. Der, deſſen Geblüt von Leidenſchaften gepeitſcht wird, der ſchläft freilich nicht ruhig. Schwere Träume erwarten ihn, und wenn der, der die Finſterniß liebt, in der Gegend des Lichts aufwacht, ſo kann ſein Auge den Glanz der ewigen Sonne nicht ertragen; er wird Höhlen ſuchen, um ſich zu verſtecken, und Klüfte, um ſich zu verbergen. Der Wohlgeruch der ſittlichen Blumen wird Marter für das verdorbene Organ ſeines ſittlichen Gefühls ſeyn, und Harmonie der Ewigkeit Folter für die verſtimmte Seele. Der Tod, meine Abenakis, iſt reich und arm — reich für die, die Schätze der Ewigkeit ſuchen, und arm für den Menſchen, der nur das Zeitliche liebt. Reichthum gibt es jenſeits nicht und Größe; keine ſinnliche Wolluſt — Seelengefühl iſt dort der Lohn, und bettelarm iſt dort der, der arm an Tugenden iſt. Der Zeitmenſch kann den Tod ſcheuen, für ihn allein iſt ſeine Wohlthat Räuberei: nur der Geiſtmenſch ſchreitet über das Grab hinüber; der König, der Krieger, der Kaufmann bleibt hier. Ja, wer ſeine Seele an vergängliche Dinge feſſelt, der iſt ein Sklave der Zeit und kennt die Freiheit der Ewigkeit nicht. Sanft iſt der Schlummer des Todes, ihr Geliebten! Laßt uns die Wonne des Frühlingstages genießen, den uns Gott ſchenkte, ihm danken für den Genuß, und die Roſen des Menſchengefühls mit denen theilen, die Gott uns zu Brüdern gab. Laßt uns die Welt als einen Garten anſehen, in den der große Vater ſeine Kinder ſetzte; laßt uns Schätze für den Abend ſammeln und ſein Paradies nicht verwüſten. Laßt uns die Wonne des Menſchenlebens fühlen, eine Laube bauen, die unſere Brüder vor der Hitze des Mittags ſchützt, und dieſen Tag — denn unſer ganzes Leben iſt ja nur ein Tag — ſo zubringen, wie es unſre Beſtimmung fordert, und dann, wenn es Abend wird, wollen wir Arm in Arm einſchlummern, und ſchlummert auch einer früher, als der andre, ſo wollen wir doch denken, morgen erwachen wir Alle wieder.

Man macht dem Könige der Thiere verſchiedene Vorſchläge königlicher Unterhaltungen.

Von einem Projektenmacher — denn auch am Hofe des Löwen waren ſolche — erhielt der König der Thiere dieſen Vorſchlag:

Unmaßgebigſter Vorſchlag für den König der Thiere, an ſeinem Hofe die Hetze einzuführen.

Großer König der Thiere!

Eure Majeſtät werden mir erlauben, einen unterthänigſten Vorſchlag zu Dero königlichen Vergnügen in Unterthänigkeit zu entwerfen.

Es iſt bereits 10 volle Jahre, daß ich in verſchiedenen Ländern herumgereist bin und mir ſonderliche Kenntniſſe verſchiedener Wiſſenſchaften unter den Menſchen erworben habe. Unter andern hab ich mich in der Kunſt zu hetzen vorzüglichſt befliſſen, und war ſchon an verſchiedenen Hetzſtellen angeſtellt. Es iſt, wie ich in vielen Orten in Erfahrung gebracht habe, eines der ausgeſuchteſten Vergnügen der Menſchen, die armen Thiere auf die erbärmlichſte Weiſe mit Hunden herumzuhetzen. Da es nun bereits nach der Philoſophie der Menſchen eine ausgemachte Sache iſt, daß ſie, die Menſchen, uns arme Thiere an Vernunft weit übertreffen; ſo dächte ich, daß es ebenfalls nicht undienlich ſeyn könnte, wenn Eure Majeſtät eine Menſchenhetze an ihrem Hofe ſo einführten, wie an andern Menſchenhöfen die Thierhetzen eingeführt ſind. Die Beweggründe, Ihnen, großer König der Thiere, dieſen Vorſchlag zu machen, ſind folgende:

Erſtens: Wenn die Menſchen, die weit vernünftiger ſind, als wir, die Thiere hetzen dürfen, ſo dürfen wir Thiere auch die Menſchen hetzen.

Zweitens: Wenn es einem Menſchen Vergnügen ſeyn kann, ein armes Thier auf die erbärmlichſte Art ſo zerbeißen und zerreißen zu laſſen; ſo könnte es auch reciproce einem Thiere

Vergnügen ſeyn, einen Menſchen ex paritate rationis ebenfalls ſo zerbeißen und zerreißen zu laſſen.

Drittens: Da dergleichen Grauſamkeiten unter die feſtlichen Vergnügen der Menſchen gerechnet werden, ſo könnte man ſie gleichfalls unter die feſtlichen Vergnügen der Thiere einführen.

Damit aber Eure Majeſtät eine genauere Einſicht von dem Entwurfe bekommen möchte, auf welche Art dieſe Menſchenhetzen an Dero Hofſtaat eingeführt werden könnten, ſo hab ich einen kleinen Plan verfaßt, den ich hier unterthänigſt vorlege, und der vollſtändig nach dem Originalplane eines Hetzmeiſters, nur mutatis mutandis, nachgemacht iſt.

I. Hab ich beobachtet, daß bei den Menſchen die Thiere wieder von Thieren gehetzt werden. Die Folge iſt, daß wir alſo auch wieder die Menſchen müſſen von Menſchen hetzen laſſen.

II. Wird auf die Eigenſchaft des zu hetzenden Thieres bei den Menſchen nie Rückſicht genommen.

Die Folge iſt, daß alſo auch wir auf die Eigenſchaft des Menſchen, den wir hetzen wollen, nicht bedacht ſeyn müſſen.

III. Sind Tiger, Wölfe, Eſel, Stiere, Bären, Füchſe ꝛc. ꝛc. die Gegenſtände, die bei den Menſchen gehetzt werden: daher hab ich auch ſchon geſorgt, eine Menge Menſchen zu überkommen, die ebenfalls unter obige Gattungen gezählt oder ihnen in allen Eigenſchaften ganz gleich gehalten werden könnten, und alſo vorzüglich zu der Hetze dienlich wären.

IV. Wird bei der Thierhetze der Anfang mit kleinern Thieren gemacht; dann folgen größere: ſo müßte es ebenfalls bei einer Menſchenhetze zugehen. Zum Beiſpiel: Eure Majeſtät ließen vierzig Bauern von einem Vogte hetzen, und wenn die Parthie ungleich wird, laſſen Sie auch einen Büttel darüber los u. ſ. w. Aus allem dieſen werden Sie ſehen, großer König der Thiere, daß es ein wirkliches Amüſement für Sie ſeyn wird.

Der Elephant, dem dieſes Project vorgelegt wurde, ſignirte es ſo auf Befehl des Löwen.

Der König der Thiere vergißt auch die Pflichten nicht, die er dem Menſchen ſchuldig iſt, und hoffet, der Menſch werde entgegen auch die Pflichten nicht vergeſſen, die er als Menſch den Thieren ſchuldig iſt: ſcheint es aber gleich, daß ſie die Menſchen bisher vergeſſen haben mögen, ſo erwächſt hieraus noch kein Recht, daß der edle Löwe auch ſeine Pflichten vergeſſen ſoll. Dieſer Projektmacher iſt aus dem Lande der Thiere zu verweiſen, indem er es wagte, dem Könige der Thiere einen erniedrigenden Vorſchlag zu machen. Uebrigens findet der Löwe, daß die Menſchen mehr, als die Thiere zu bedauern ſind, indem ſie ſich ſelbſt manchmal ärger durch ihre Leidenſchaften, als die Thiere von ihren Hunden herumhetzen laſſen.

Der Gerichtstag des Löwen.

Der König der Thiere hielt Gericht; und es wurden ihm 20 Menſchen als Gefangene vorgeſtellt, über die er das Urtheil ſprechen ſollte. Sie wurden verſchiedener Verbrechen gegen die Menſchheit und die Natur angeklagt. Der Löwe ließ einen nach dem andern vor ſich kommen, und als der erſte in den Verhörſaal trat, ſo fragte der

Löwe. Was hat dieſer verbrochen?

Der Elephant. König der Thiere! er hat ſich des Undankes ſchuldig gemacht. Er hatte einen Pudel 15 ganzer Jahre lang, der ihm redlich und treu diente, und da der Pudel alt wurde, war er ihm läſtig und erſchlug ihn.

Löwe. Ich habe einen Menſchen gekannt, der ſeinen treueſten Diener, der ihm über 30 Jahre gedient hatte, in ſeinem Alter verließ und ihn aus dem Hauſe jagte, ſo daß der Verlaßne elend auf dem Stroh ſtarb. Wenn dieſes der Menſch gegen den Menſchen thut, was kann das Thier von ihm fordern? — — Führt dieſen Menſchen in die Schule. Seine That war Mangel des Gefühls. Nun trat der zweite auf.

Löwe. Was hat wohl dieſer verbrochen?

Elephant. Er hatte eine Kuh, die ihn und ſeine Kinder vier Jahre lang mit ihrer Milch nährte; und nun bekam dieſe Kuh ein Kalb; der Undankbare nahm dem Thier ſein Junges und erwürgte es.

Der Löwe. Ich ſah Menſchen, die ihre eignen Kinder erwürgten, ihre Söhne verkauften und ihre Töchter zur Schande vermietheten: dieſer Menſch that alſo nur gegen das Vieh, was andere gegen ſich ſelbſt thun. Kann das Thier wohl von dem Gefühl fordern, der die Pflichten gegen den Menſchen nicht kennt. — — Laßt mir den dritten kommen.

Der Elephant. König der Thiere! dieſer Mann war ein Jäger und brachte viele tauſend Thiere ums Leben.

Löwe. Warum thatſt du das?

Jäger. Es war mein Beruf. Ich mußte mich vom Jagen nähren.

Löwe. Nun das geht an. Es gibt unter euch Menſchen Jäger, die Tauſende tödten ohne Noth; es kann ja auch wohl einen geben, der Thiere tödtet, weil ihn hungert. Laßt ihn los und ruft den vierten vor.

Elephant. Der Mann, der vor euch ſteht, wird beſchuldigt, daß er Lämmer und Kälber getödtet habe.

Löwe. Warum thatſt du das?

Der Angeklagte. Es iſt meine Profeſſion.

Löwe. Gut! du erinnerſt mich. Ihr habt ja auch Menſchenmetzger unter euch; laßt die Thiermetzger leben. Verändere nur deine Profeſſion nicht.

Der Elephant. König! dieſer Mann, der vor euch ſteht, wird beſchuldigt, daß er mit Thierhäuten handelt, und alſo den Mord unterſtützt.

Löwe. Was ſagſt du?

Der Beſchuldigte. König! es iſt meine Profeſſion.

Löwe. Was doch bei euch nicht alles Profeſſion iſt! Weil ich dich als einen Menſchen beurtheilen muß, ſo kann ich dir dieſen Handel wohl hingehen laſſen: aber man ſagt, es gebe unter euch auch Leute, die eine Profeſſion daraus machen, mit Menſchenhäuten zu handeln; — das ſoll aber nicht angehen. Laßt ihn frei mit dem Auftrage: er ſoll ſeine Profeſſion nicht verändern.

Der Elephant. Hier iſt ein Verbrecher, der die Thiergebeine entheiligt, und aus Thierknochen Schwerthefte drehte.

Löwe. Du biſt ein ſonderlicher Künſtler; warum thaſt du das?

Der Beklagte. Um mich zu nähren.

Löwe. So nährt ſich doch immer einer auf Unkoſten des andern, aber ſag, warum nimmſt du denn nur Thierknochen; es gibt ja Menſchenknochen, die viel härter ſind und weit dienlicher zu Säbelheften wären. Verſuchs nur. Aber warum immer Säbelhefte drehen? du könnteſt ja wohl auch Geldſchalen drehen: nimm die Hirnſchale eines Reichen, 's iſt beſſer, als Wolfsgebein. Verſuchs, und komm wieder.

Elephant. König der Thiere! dieſer Menſch hier, der vor euch ſteht, iſt ein Garnſtricker. Er wird beſchuldigt, daß er mit den Jägern verſtanden iſt und den armen Thieren nach dem Leben trachtet.

Löwe. Das iſt freilich nicht gut. Nach den Thiergeſetzen wäre er des Todes ſchuldig: doch als Menſch muß ich ihn nach den Menſchengeſetzen beurtheilen, und nach dieſen hat er nichts verbrochen. Stricke nur immer deine Netze für die Thiere; aber mache keine Menſchennetze an Höfen, und Fallſtricke für die Palläſte, ſo mags noch hingehen. Vögel kannſt du wohl fangen, nur bring die Ehrlichkeit nicht ins Garn. Laßt ihn los, den Vogelfänger; die Menſchen bedürfen ſeiner. Er verkauft ja auch Vogelleim, und fängt Mücken in den Zimmern der Gelehrten. Er iſt ein ſehr wichtiger Mann, der Netzſtricker.

Elephant. Hier iſt ein Mausfallenkrämer; die Mäuſe haben ihn angeklagt.

Löwe. Der Mann iſt unſchuldig; es iſt ja der Mäuſe ihre eigene Schuld, wenn ſie in die Falle gehen, warum ſind ſie ſo leckerhaft. Für dieſen Mann hab ich Ehrfurcht; er iſt ein großer Politiker. Eure Mausfalle iſt ein herrliches Ding. Er kann heut zu Tage noch reich werden. Meine Empfehlung an die Menſchen, Herr Mausfallenkrämer!

Elephant. Hier iſt ein Koch, mein Löwe! der viele Thiere grauſam behandelte und zum Hachee haute.

Löwe. Armer Knabe du! Da ſiehſt du — jetzt biſt du ein armer Küchenjunge mit dem Hühner-Hachee; wärſt du ein Krieger geworden und hätteſt tauſend Menſchen in die Pfanne gehauen, ſo hätte dich die Welt einen Helden genannt. Seht doch, welcher Unterſchied unter den Hacheen iſt! — Laßt ihn los und gebt ihm den Curtius zu leſen, damit er lerne, wie man die halbe Welt zum Gehäke macht. S' kann noch was Großes aus ihm werden. Du kriegeriſcher Küchenjunge du! Leb wohl! und, weißt du einige Länder ins Ragout zu bringen, halbe Welttheile wie Schinken zu räuchern, und arme Menſchen wie Lerchen an Spießen zu braten, dann komm wieder.

Elephant. Monarch der Thiere! Hier dieſer Menſch wird verſchiedener Verbrechen gegen die Thiere angeklagt. Man behauptet, er verſtümmle die Pferde, da er ſie ihrer Schweife beraubt, und den Möpſen die Ohren ſchneidet.

Löwe. Haſt du das gethan?

Der Beklagte. Ja; ich ernähre mich mit dieſer Kunſt.

Löwe. Wie doch die Menſchen die Künſte entweihen, daß ſie gar das Ohrenſtutzen unter die Künſte rechnen. Da ich dich nach menſchlichen Geſetzen beurtheilen muß, ſo kann ich dich wieder für keinen Verbrecher halten, um ſo weniger, als es unter euch eine Menge Menſchen gibt, die ſich an die reinſte Vernunft wagen und ſie jämmerlich verſtümpern. Ich ſpreche dich los; kehre wieder zu den Menſchen zurück, und ſage, der Löwe hätte dir aufgetragen, du ſollſt ein beſſeres Handwerk lernen.

Elephant. Hier ſind noch mehrere, König, die ihr Urtheil von dir erwarten.

Löwe. Laß ſie hertreten. Wer biſt du und weſſen klagt man dich an?

Der Bekl. König der Thiere! der Fuchs hat mich angeklagt; denn ich bin ein Falleiſenmacher, und erſt kürzlich hatt' ihm ſo ein Eiſen die Pfoten eingeklemmt; nun lauerte er auf mich und ließ mich als einen Gefangenen zu dir führen.

Löwe. Ein Falleiſenmacher! Ihr habt doch wunderliche Handwerker. Wir ſind Thiere und haben all dieſe Künſte nicht nöthig. Wozu denn eine heimtückiſche Nachſtellung? Brennt den Fuchſen öffentlich auf den Pelz, wenn er ſich euren Hühnern nahet. Das Falleiſen iſt immer ein unedler Kunſtgriff. Gern, recht gern möcht ich dich deiner Tücke halber beſtrafen, aber, armer Schelm! was kannſt du dafür, daß du ein Menſch biſt? Es gibt noch größere Fallenmacher unter euch, als du immer ſeyn kannſt. In deinen Fallen fängt ſich nur ein Fuchs, aber ich ſah Eiſenfallen, worin ſich Menſchen fingen, und ſie waren ſo ſchlau angelegt, daß eine Fuchſennaſe das Köder nicht gewittert hätte. Weißt du was! verbeſſere dein Handwerk; geh nach der Stadt, und du wirſt deine Falleiſen beſſer anbringen. — — Doch wer biſt du dort, der du ſo eine Katzenmiene machſt?

Beklagte. Ich bin ein armer Schuhflicker; und die Kühe haben mich bei dir verklagt, daß ich Kalbsleder verarbeitete.

Löw. Das mußt du den Kühen nicht übel nehmen; die Natur verläugnet ſich nicht. Es würde dir auch nicht lieb ſeyn, wenn die Kuh ſich aus dem Leder deiner Kinder wollte Stiefeln machen laſſen. Aber ihr ſeyd doch wunderliche Geſchöpfe, ihr Menſchen ihr! Euer ganzer Anzug iſt ein vollſtändiges Kompendium des Thierreiches. Eure Hüte ſind aus Haſenbälgen, eure Binden aus Kameelhaaren; eure Kleider aus Schaafswolle; eure Hoſen aus Bockleder; eure Schuh aus Kalbfellen, und eure Strümpfe aus Würmerſpeichel zuſammengeſetzt. Alſo wenn wir arme, gute Thiere nicht wären, ſo wärt ihr nackt und arm wie eine Kirchenmaus: und der Kopf eurer Weibsleute iſt ja eine Encyklopädie von allen möglichen Vogelſedern. Flick du nur immer zu, mein guter Flicker du; doch ſetze nur immer deinen Fleck ans rechte Ort; und wenn du Heldenſtiefel zu flicken haſt, ſo nimm kein Haſenleder: die Abſätze des Frauenvolks könnteſt du aber wohl ein wenig kürzer machen.

Der Schuhflicker. Das darf ich nicht.

Löwe. Warum?

Der Schuhflicker. Die Weiber wollen immer über ihre Männer hinausſehen.

Löwe. Du haſt Recht. Mit hohen Abſätzen kann man leichter auf des Mannes Kopf langen. Geh und laß mir den guten Menſchen dort herkommen. Wer biſt denn du, mein Alter?

Der Beklagte. Ich bin ein Buchbinder. Die Thiere haben mich bei dir verklagt, weil ich ſo viel Thierleder verbrauche.

Löwe. Pfui! du biſt ja ein Mann von der Literatur; was haſt du mit Thierleder zu thun?

Der Buchbinder. Ich hefte die Werke des Geiſtes zuſammen und mache Bücher daraus, und daher muß ich Thierleder verarbeiten.

Der Löwe. Die Werke eines Cicero in Schweinleder; den Sokrat in Eſelhaut binden — pfui! das iſt Entheiligung des Alterthums. In Gold ſollſt du dieſe Männer faſſen, nicht in Leder. Das muß abgeſchafft werden. Ich will dir eine Norma geben. Man ſieht wohl, daß das Kleid den Mann nicht macht: aber gut! weißt du was? Befleiße dich immer, den Einband des Buches mit dem Werthe des Inhalts ins Verhältniß zu ſetzen, nur die Rezenſenten nimm aus, denn dieſe müßten ihrer Weſenheit nach gar oft in Schwein- und Bocksleder, und manchmal auch in Eſelhäuten erſcheinen; aber behüte Jupiter! es würde das ganze Geſchlecht dieſer drei Thiere ausgerottet werden; es gibt ja mehr Rezenſenten, als Werke. Binde alſo nur immer zu, es wird bei manchem Autor ſo weit nicht gefehlt ſeyn, in welchem Kleide er auch erſcheint, und wenn du auch dort und da ein Blatt verpäppeſt, ſo wirds nichts zur Sache thun; es werden viele Bücher in die Schränke geſtellt, ohne daß ſie geleſen werden. Geh und rufe mir den Kommenden. Guten Tag! Wie kommt ihr wohl daher?

Der Beklagte. Ich bin ein Federkielhändler, und die Thiere haben mich bei dir, großer König, verklagt.

Der Löwe. Ein Federkielhändler — — mit was für Kielen handelſt du?

Der Federkielhändler. Mit verſchiedenen, als Schwanen-, Gänſe- und Rabenkielen.

Der Löwe. Den beſten Abſatz wirſt du vermuthlich mit Gänſekielen haben?

Der Federkielhändler. Ja! Schwanenkiele werden nur zum Unterzeichnen und Rabenkiele zum Zeichnen gekauft.

Der Löwe. Das iſt nicht recht. Zu böſen Sachen ſollte kein Schwanenkiel gebraucht werden; und es werden doch mehr böſe, als gute Sachen in dieſer weiten Welt unterzeichnet. Es iſt doch wunderlich in der Welt. Die biſſigen Rezenſenten und die falſchen Aufklärer müßten mir mit Rabenkielen ſchreiben; dann würde ſich deine Handelſchaft bald verbeſſern. Handle alſo nur immer fort. Da die Gänſe nicht ſchreiben können, ſo mögen ſie leicht einige ihrer Kiele entbehren. Doch ſtille! ich könnte mich geirrt haben. Geh, Läufer, und erkundige dich, ob die Gänſe wirklich nicht ſchreiben, denn ich las ſo viele Sachen, daß ich darauf wetten wollte, es hätten ſie Gänſe geſchrieben: vielleicht aber auch nicht. Eile und komm wieder! — — Laß mir deinen Kameraden herkommen.

Dieſer. Großer König! die Fiſche haben mich bei dir angeklagt, weil ich ein Fiſchfänger bin.

Der Löwe. Das iſt bei euch eine Profeſſion. Wie fangſt du?

Fiſcher. Mit Angel und Netzen.

Der Löwe. Warum tödtet ihr denn alles, was in der Luft, im Waſſer und auf Erden iſt? — Ich kenne kein Thier, das ſo gefräßig als der Menſch iſt. Geh hin und hinterbringe den Fiſchen, der König der Thiere hätte dir geſagt: kein Thier fände vor den Verfolgungen der Menſchen einen Freiheitsort. Aber laß weiter ſehen, was noch zu thun iſt.

Ein Beklagter. König der Thiere! auch ich bin vorgerufen zu dem Verhör.

Der Löwe. Warum du?

Der Beklagte. Weil ich ein Kürſchner bin, der mit Thierpelzen handelt, und der Fuchs hat ſich hierüber beſchwert.

Der Löwe. Er hätte freilich einige Urſache zur Beſchwerde gehabt, denn niemand läßt ſich gern ſeinen Pelz abſtreifen: er hätte aber denken ſollen, daß die Menſchen ſich ſelbſt untereinander die Haut über den Kopf ziehen, ſo wär er klüger geweſen; allein der Fuchs beſchwerte ſich auch noch weiter, ſo viel ich mich erinnere, und ſieht es für Proſtitution an, daß ihr ſeinen Wedel an eure Schilde hängt. Iſts wahr?

Der Kürſchner. Ja, es iſt wahr; dies iſt das Zeichen der Pelzhändler.

Der Löwe. Das iſt gefehlt; hängt andere Pelze an eure Schilde, und kein ſo edles Ding, das ſo oft in Paläſten gebraucht wird. Dieſen Unfug müßt ihr abſtellen; ihr habt ſonſt eine Ehrenſache mit den Füchſen auszumachen, denn ich halte dafür, ſie hätten ein vollkommnes Recht, alle ihre Wedel wieder zu reklamiren.

Der Kürſchner. König der Thiere! dieſes Recht hat ſich verjährt.

Der Löwe. Nun, wenn es ſo iſt, ſo könnt ihr eure Füchſe in natura an eure Schilde hängen; es iſt eben ſoviel.

Vor dießmal endigte der Löwe die Sitzung, und beſtimmte die übrigen Gefangenen auf einen andern Tag.

Geheime Unterredung des Elephanten mit dem Könige der Thiere.

Der Löwe. Weiſer Freund, der du mir ſo manchen klugen und weiſen Anſchlag in meinem Reiche gegeben haſt, ſag mir doch deine Meinung, auf welche Art glaubſt du wohl, daß man das Thierreich am beſten und glücklichſten beherrſchen könnte?

Der Elephant. Großer König! um ein Reich glücklich zu beherrſchen, iſt es nothwendig, daß man das Wahre und Gute kennen lerne. Die Geſetze nach dieſen Verhältniſſen einzurichten und die Länder durch die Sitten zu regieren, dieſes iſt das einzige Mittel, wodurch die Glückſeligkeit der Staaten hergeſtellt wird; allein, großer König! noch ſind wir weit von dieſer Wohlthat entfernt.

Der Löwe. Glaubſt du das?

Der Elephant. Ich bin davon überzeugt. Wenden wir einen Blick auf die Regierungen der Menſchen, und betrachten wir, wie wenig der beſte König zum Wohl der Menſchheit beitragen kann; nun urtheilen wir denn unpartheiiſch über uns ſelbſt; was werden wir ſchwache Thiere vermögen?

Der Löwe. Worin beruht aber der Grund dieſer Schwierigkeit?

Elephant. Darin, mein König, weil die meiſten Thiere das Wahre und das Gute nicht kennen; weil ſie ſchon von ihrer erſten Jugend an auf Irrwege geleitet werden und an Vorurtheilen hangen.

Der Löwe. Ich gab mir aber ſo viele Mühe, alle Vorurtheile, was immer möglich war, aus dem Wege zu räumen; ſollt' ich denn im geringſten nicht meinen Endzweck erreicht haben?

Elephant. Es iſt wahr, Monarch der Thiere! ihr habt ſehr Vieles und Großes gethan; allein, mein König! was vermag der Blick der Sonne in Gegenden, wo Berge von Eis ſind? Wie unendlich lang geht es her, bis ſo eine Gegend gänzlich aufthauet! — Nach und nach kann es wohl werden; aber Stolz, Dummheit und Vorurtheil kneten noch vieles in Schlamm, was man bereits dem Schlamme entriſſen zu haben glaubt.

Löwe. Glaubſt du das? — Und ich habe doch ſo Vieles auf Aufklärung verwendet.

Der Elephant. Es iſt wahr, Monarch der Thiere! aber Aufklärer und Gelehrte bleiben auch Thiere, und ſind oft mehr für ſich, als fürs Ganze eingenommen. Wenn Eure Majeſtät wollten, ſo könnten wir unbemerkt die hohen Schulen und Univerſitäten durchreiſen und die Aufklärer und Gelehrten beſuchen, um zu ſehen, wie weit es denn gekommen iſt.

Ich will es, ſagte der Löwe, und er und der Elephant machten nun eine literariſche Reiſe. Sie kamen nach Bergenthal, und wohnten dort einer philoſophiſchen Diſputation bei.

Die Frage war: ob der Mond eine Perücke trage oder nicht?

Ueber dieſe Frage wurde ſchon vier Jahre lang diſputirt, und es entſtunden zwei Partheien, als die Parthei der Perückianer und der Antiperückianer, und die verfolgten einander ſo jämmerlich, daß es kaum mehr auszuhalten war. Man las Diſſertationen pro et contra, und kam endlich ſo weit, daß der beſte Kopf, der nicht ein Perückianer war, gar nicht einmal auf der Schule mehr fortkomme.

Der Löwe, der von dieſem Unfuge bald unterrichtet war, beklagte ſich hierüber bei ſeinem Freunde und geſtund, daß er es nie geglaubt hätte, daß der Geiſt der Thiere ſo weit ausarten könnte.

Eure Majeſtät müſſen, ſagte der Elephant, einer Diſputation beiwohnen, um ſich vollkommen zu überzeugen, wie hoch die Albernheit oft ſteigen kann, wenn ſie vom Stolz genährt und von Eigennutz unterſtützt wird. Mit einem Worte: wenn es einigen daran liegt, daß es Menſchen gibt, welche fähig ſind, ſich um die Perücke des Mondes zu zanken

Der Löwe ließ ſeine Ankunft erklären und kund thun, daß er ſelbſt bei der öffentlichen Diſputation erſcheinen wolle. Nun denke man ſich den Lärm, den es von jeder Seite gab.

Die Perückianer und Antiperückianer diſputirten ſich ſo herum, daß es ein Graus war, und ſo oft ſich die Diſputation endigte, wußte man eben ſoviel, als zuvor: unterdeſſen war es doch diſputirt. Die Parthei der Perückianer wurde größer, als die der Antiperückianer, denn die Parthei des Sonderheitlichen und der Narren iſt allemal größer, als die Parthei der geſunden Vernunft; ergo unterlagen die Antiperückianer.

Eine Narrheit führt zur andern. Die Frage, ob der Mond eine Perücke trage? erweckte bald die Genien der Gelehrten. Die Perückianer ſchrieben verſchiedene Abhandlungen, als:

Erſtens, ob es eine Allongeperücke oder eine runde Perücke ſey?

Zweitens, ob dieſe Perücke mit einem Haarzopfe oder Haarbeutel verſehen ſey?

Andere ſchrieben, ob ſie wohl Haarlocken habe und wie viele? — Eine andere Art Thoren behauptete zu wiſſen, wie oft ſie ausgekämmt und eingepudert werde, und ſ. f.; und ſo entſtund eine ganze Perückenphiloſophie. Einige behaupteten gar, ſie wüßten, wie oft ſie der Mond ablege, und von wem ſie aufbehalten werden müßte.

Nun war bald eine halbe Bibliothek voll von ſolchen Mondsperückendiſſertationen. Es erſchienen fünfzig Bände unter dem Titel: Systemata peruckiana lunatica; und alles ging des Abends mit Gläſern und Sehröhren, um neue Entdeckungen in der Mondsperücke zu machen. Man brachte es ſo weit, daß man durch Ferngläſer die Locken zählen und berechnen konnte, wie oft ſeit Erſchaffung der Welt ſich die Mode der Friſur in der Mondsperücke geändert hat. Manchmal fiel ein Obſervateur, während er ſo den Mond beguckte, erbärmlich auf die Naſe; ein anderer in eine Grube; auch gab ſichs manchmal, daß zwei ſo ſehr aneinanderſtießen, daß ſie böſe wurden und ſich mit ihren Sehröhren weidlich herumprügelten. Es entſtund ſo viel Unheil, als nur möglich war; allein man hielt noch immer das Syſtem von der Mondsperücke. Einige von den höhern Mondsphiloſophen wurden Viſionairs, und behaupteten, ſelbſt ſchon die Gnade gehabt zu haben, der Mondperücke eine Locke zu küſſen. Die Sache kam aufs höchſte; denn widerſprechen konnte man nun nicht mehr. Hätte es einer gewagt zu ſagen, daß es eine Lüge ſey, ſo hätte er natürlicher Weiſe die Herren Doktoren als Schwärmer deklarirt, und dadurch würden ſie ſich beleidigt gefunden haben, und der Haß der Gelehrten iſt ein abſcheulicher Haß. Der Löwe war ſehr beklemmt über dieſen literariſchen Unſinn. Er ſprach darüber mit dem Elephanten, ließ die ganze Akademie verſammeln, und in dieſer Verſammlung ſprach der Elephant folgende

Rede.

O wie ſchwach iſt doch euer Verſtand, ihr Thiere! ſo ſprach der Elephant, daß ihr auf die Irrthümer des Geiſtes noch ſtolz ſeyn könnt! Was iſt eure Wiſſenſchaft? Ein eitler Tand — gelehrter Unſinn, der nur Unheil ſtiftet und nichts zum Wohl des Ganzen nützet. Wie iſt es doch möglich, ſo weit auszuarten, die Philoſophie ſo zu entheiligen, daß ihr euer abgeſchmacktes Wortgehäuf zur Beſchäftigung eures Verſtandes erheben könntet! Lernet doch euren Unverſtand einſehen, ihr Thiere! und ſchwört den Vorurtheilen eures Geiſtes ab. Wer würde es wohl glauben, daß es je möglich wäre, daß eine Menge bedachter Männer ihre Stunden ſo vertändeln könnten! Lächerlich in ſeinem ganzen Umfange iſt der Gegenſtand eurer Beſchäftigung: wie kann man je auf den raſenden Einfall kommen, ein Studium über des Monds Perücke anzuſtellen, Diſſertationen darüber zu ſchreiben und eine ganze Sekte aus ſolchem Unſinn zu ſtiften! Niemand würde es glauben, und dennoch iſts ſo, ihr vergeſſet die vornehmſten und heiligſten Pflichten der Thiere; vergeſſet die Pflichten der Liebe, und opfert euren närriſchen Meinungen eure Brüder auf. Was trägt es zum Wohl der Thiere bei, ob der Mond eine Perücke trägt oder nicht? Ein gutes Thier ſeyn, dies ſey der Gegenſtand eures Studiums, nicht erdichteter Unſinn.

Indeſſen der Elephant ſo ſprach, erhob ſich ein ſchrecklicher Lärm unter den Thieren; alles murrte, alles war unzufrieden mit dem Miniſter und dem Könige. Sie nöthigten ihn, die Rednerſtelle zu verlaſſen, und verfolgten ihn mit Flüchen und Schimpfworten bis in den Palaſt des Löwen. Alle Thiere in der ganzen Gegend waren in Aufruhr. Was! ſchrien ſie, der Mond trägt keine Perücke? Welcher Frevel! Wer kann dieſes behaupten, ohne des Todes ſchuldig zu ſeyn?

Der Magiſter der perückianiſchen Thierphiloſophie benützte dieſe Gelegenheit, da das Volk der Thiere in Empörung war. Er betrat einen erhabnen Platz, ſammelte ſo viel Thiere um ſich, als möglich war, und ſchrie: Hört mich, ihr Thiere! mich, der euch liebt und euch der Sklaverei entreiſſen will, die euch drohet. Der Elephant wagte es, die Perücke des Mondes zu beſtreiten; ich hoffe — ich betrüge mich nicht an eurem guten Herzen — ihr werdet die Vertheidiger der Perücke ſeyn. Denket der Wohlthaten, die euch der gute Mond erwieſen hat, und noch täglich in mondhellen Nächten erweiſet; erwäget, wie ſanft er eure Höhlen beſcheinet; wie wohlthätig er über euch ſchimmert! und ihr könntet es zugeben, daß man ihm das Recht, eine Perücke zu tragen, abzanke? — Ruft euren Muth in eure Seele; denkt, es ſind bereits Jahrhunderte, daß wir behaupten, daß der Mond eine Perücke trägt, und es liegt unſre Ehre, unſer Wohl ſelbſt daran, daß, wenn er ſie auch nicht trüge, daß wir doch behaupten, er trage ſie. Erinnert euch der glorreichen Thaten der Perückianer — welch edler, wohlklingender Name! Wollt ihr von dieſer rühmlichen Sekte ausgeſchloſſen werden? O nein! denket, eure Väter hätten Blut und Leben für die Mondsperücke gewagt, und ihr ſolltet feige genug ſeyn, dieſe ehrenvolle Meinung zu verlaſſen? — Verlaſſet eher eure Häuſer; werdet eher eure Brüder; verändert eher dieſe Gegend in ein Mordgefild, als nur nagelbreit von der Meinung abzuweichen, daß der Mond eine Perücke trage. — —

So ſprach der lunatiſche Fanatiker, und die Thiere empörten ſich ſelbſt wider den beſten der Löwen, wider den weiſeſten Elephanten. Sie begehrten öffentlich, der Löwe ſoll ihnen den Elephanten zur Beſtrafung ausliefern. Zweihundert literariſche Wölfe waren bereit, ihn zu zerreißen, und vierhundert Hunde der Literatur waren ſchon aufgeſtellt, ihn zu Tod zu hetzen. Der Elephant iſt des Todes ſchuldig, ſchrien die Thiere, denn er behauptete, der Mond trüge keine Perücke. Der Löwe wandte alles Mögliche an, um die empörten Thiere zu beſänftigen; aber es war vergebens. Die Stimme des Vorurtheils übertäubte die Stimme der reinen Vernunft. Die Thiere geriethen ſelbſt untereinander in Kampf, und über 4000 blieben todt auf der Wahlſtatt; und dieſes geſchah alles wegen der Mondsperücke.

Der Löwe war traurig über die Niederlage, allein der weiſe Elephant näherte ſich ihm und ſprach:

Heitere dein Gemüth auf, edler König! und traure nicht. Es ſind Jahrhunderte vorüber, und der Eigenſinn der Meinungen hat mehr Menſchen und Thiere gewürgt, als Peſt und Sterben. Es ging unter den Menſchen nicht beſſer, als unter uns. Muhamed behauptete, daß er den Mond im Ermel trug, und wer ihm widerſprach, der mußte ſterben.

Der Löwe. Das weiß ich wohl, guter Elephant! die Menſchengeſchichte liefert uns aber dieſe Erzählung aus den Zeiten der Finſterniß des menſchlichen Geiſtes; heut zu Tag ſind die Menſchen aufgeklärter, und eben dieſes ſchmerzt mich, daß unſere Thiere, die doch ebenfalls an der Aufklärung Theil nehmen ſollten, noch ſolchen Unſinn verüben.

Elephant. Betrübe dich nicht darum, mein König. Der Geiſt des Fanatismus hat in den Zeiten der Aufklärung noch nicht aufgehört; er ändert nur ſeine Geſtalt bei den Menſchen. Es gibt ſo viel gelehrte Fanatiker, ſo viele Deſpoten der Literatur, die, wenn ſie ſich einmal feſt in Kopf geſetzt haben, der Mond trage eine Perrücke, ſo werden ſie jeden auf Leib und Leben verfolgen, der das Gegentheil behauptet. Leſen Sie nur, mein König! die Journalen der Menſchen, wie ſchimpflich ſie ſich darin durchhecheln und herabſetzen; wie ſie ſich verfolgen um der Aufklärung willen; wie ſie ſich neiden um jeden Gedanken; wie ſie weibiſch klein ſind — — und alles das geſchieht um der Mondsperrücke.

Löw. Jupiter ſey dafür! ſagte der Löwe, daß ich noch länger ſolche literariſche Tollköpfe in meinem Reiche leide! Ich will Friede und Ruhe haben, und die Literatur ſoll zum Wohl der Thiere, nicht zu ihrem Verderben beitragen.

Elephant. Ihr habt Recht, großer König! Bildet das Herz eurer Unterthanen mehr, als den Geiſt. Ein gutes Herz hat wenig Unheil angeſtellt; aber große Geiſter begehen große Thorheiten. Vergeſſet nie, was im Thierreiche der Mondsperrücke wegen geſchah. Unter den Menſchen, lieber König! bildet man in unſern Zeiten der Aufklärung nur den Geiſt der meiſten Jungens, und vernachläßigt dabei ihr Herz. Ich beſorge immer, es werden auch Perrückianer unter ihnen entſtehen, und zanken ſie ſich auch nicht um die Perrücke, ſo ſteht doch die Menſchheit in Gefahr, um die Naſe des Mondes Schaden zu leiden. Fanatiker ſind die Menſchen noch immer; nur hat ſich die Art des Fanatismus geändert. Es gab einſt Fanatiker; ſie konnten weder leſen, noch ſchreiben; heut zu Tag leſen und ſchreiben ſie und laſſen auch drucken; ſchreiben Recenſionen und Reiſebeſchreibungen, und weil ihnen die Macht fehlt, die Menſchen in natura aufzuhangen, ſo ſind ſie ſo gütig, es in ihren Schriften in effigie zu thun; alles um der Mondsperücke willen.

Man ſagt, Magiſter Mario
Glaubt an die Mondsperücke.
Die Leute alle ſagen ſo,
Und hätt's auch kein Geſchicke.

Er guckt, ſagt man, die halbe Nacht
Am Firmament mit Gläſern,
Und iſt umſchanzet und bewacht
Mit tauſend Ohrenbläſern.

Seht, ſpricht er, ihr discipuli!
Seht ihr des Monds Perücke?
'Wir ſehen ſie — ohne Flatterie,
Wir ſehen ſie — welch ein Glücke!

Ja, Herr Magiſter! wirklich ja,
Wir ſehen gar die Locken;
Sie ſind ſo ſchön und trefflich da;
Weiß, wie des Winters Flocken.

Ja, ſpricht Magiſter Fabrius,
Ich wollte ſie gar zählen.
Nun biſt du ein Philoſophus,
Nun kannſt du nicht mehr fehlen.

Denn, wer die Mondsperücke ſah,
Braucht länger nicht ſtudiren,
Bewährt ſind ſeine studia,
Und er kann keck graduiren.

Nun kömmt der Herr Philoſophus
Zur Menſchheit ungeheißen,
Und gibt ihr eine harte Nuß
Aus ſeinem Sack zu beißen.

Er nennt den hellen Tag die Nacht;
Die Sonn nennt er Laterne,
Und wenn die Nuß iſt aufgemacht,
Iſt alles ohne Kerne.

Nun hilf der Himmel dem, der ſchmäht
Auf dieſen jungen Lecker:
Wie weniger ſein Geiſt verſteht,
Je dreiſter er und kecker.

Er ſchreibt gleich was erbärmlich her,
Die Teufel auszutreiben,
Und läßts nach Länge und nach Quer
Journalen einverleiben.

Da zeigt er uns recht, wo es fehlt,
Und kritiſirt uns munter:
Verkauft die Schmähſchrift um ſchwer Geld,
Und trinkt dafür Burgunder.

Und wenn ihr ihn noch böſe macht,
Beginnt er eine Reiſe,
Die er in Zeit vier Wochen macht
Um Deutſchlands ganzen Kreiſe.

Bleibt eine Stunde in der Stadt,
Und fährt durch zehen Straßen,
Und ſchreibt dann ſchon ein volles Blatt,
Das er will drucken laſſen.

In gar nicht mehr als einer Stund
Weiß er all zu beſchnarchen,

Und ſchwätzt mit ungewaſchnem Mund
Auf Sitten und Monarchen.

So wie's dem guten Herrn gefällt,
Die Sache zu begucken,
So ſchickt er ſie dann in die Welt,
Und läßt den Plunder drucken.

Schreibt die Verfaſſer ſchändlich her
Und ſchmäht wie ein Philiſter,
Und tadelt, von Verſtand oft leer,
Geſetze und Miniſter.

Dann ſchwillt der Quark von Schimpf und Schmach
Auf Leipzigs großer Meſſe
In ſechszehn Bänden nach und nach,
Und zeigt des Autors Größe.

Iſt gleich das Buch recht bettelarm,
Iſts doch in tauſend Händen;
Denn dort iſt ja ein ganzer Schwarm
Beſoldter Recenſenten.

Ein Thaler hebt uns himmelan,
Um einige Dukaten
Wird Buch und Autor, Ehr und Mann
Geſalzen und gebraten.

Man ſchreibt trotz einem Wäſcherweib,
Schreit wider Ehr und Namen,
Und drückt des Autors Seel und Leib
Wie Butterbrod zuſammen.

Was ſie nicht ſind, iſt alles dumm,
Denn ſie, ſie recenſiren.
Venite ad judicium,
Und laßt euch kritiſiren.

So wie der Narr das Urtheil fällt,
So ſoll die Sach ſich enden;
Was macht doch Eigennutz und Geld
Nicht aus den Recenſenten.

Ein Menſch, dem es am Kopfe fehlt,
An gutem Herz und Stärke;
Der recenſiret nun die Welt
Und alle Geiſtes-Werke.

Voll Vorurtheil, unſittlich, grob,
Maſſiv, wie Holz von Eichen:
Und manchmal kriechend ſelbſt im Lob,
Wie Würmer, die nur ſchleichen.

Dort iſt, vor deſſen Richterſtuhl
Die Weisheit hin ſoll treten;
Und Recenſent ſtößt ſie in Pfuhl
Und ſchmiedet ſie in Ketten.

O heil'ge, aufgeklärte Zeit!
Du gibſt der Menſchheit Glücke:
O meine Brüder ſeyd bereit;
Glaubt an des Monds Perücke.

Die Thiere ahmen unglücklicher Weiſe in Rückſicht der Heirath und der Liebe den Menſchen nach. Ueble Folgen dieſer Nachahmung.

Komm, mein lieber Sohn! ſagte der alte Fuchs zu dem jungen. Es iſt Zeit, daß du dich verheiratheſt: allein du mußt mit Vernunft und Politik zu Werke gehen. Heut zu Tage heirathet kein Fuchs mehr ſo glatthin, wie vormals; die Zeiten ändern ſich. Ich hoffe, du wirſt den Rathſchlägen deines Vaters folgen.

Der junge Fuchs. O ja, Papa! denn ich weiß ja, daß Sie alles zu meinem Beſten meynen.

Der alte Fuchs. So horch' auf mich. Ich will dir einen Vorſchlag thun. Du kennſt wohl den alten Dachs; du weißt auch, daß er in Anſehen iſt und ein rühmliches Amt bei dem Löwen verwaltet. Er hat eine einzige Tochter; er hinterläßt ihr einmal eine ſchön eingerichtete Dachshöhle. Das wär eine Parthie für dich. —

Der junge Fuchs. O lieber Papa Fuchs, wie kommen Sie doch auf dieſen Einfall? Ich ſollte das Fräulein von Dachs heirathen? Ihr Herr Papa, der alte Dachs mag wohl ein Ehrenmann ſeyn, aber das Fräulein iſt wahrhaftig ein garſtiges Ding. Sehen Sie nur ihre runde dicke Taille, den kurzen Hals und ihre großen Zähne; — nein, Papa! die könnte ich nicht lieben.

Der Alte. Dummkopf! der du biſt, mein Sohn! Wenn man heirathen will, muß man denn lieben? — Man heirathet, um ſeine Familie zu vergrößern, um reicher zu werden, nicht um zu lieben; das ſind Schwärmereien. Die Mademoiſelle von Dachs bleibt immer eine gute Parthie für dich.

Der Junge. Aber — wenn Sie nur erwägen wollten — ſie hat ja krumme Beine.

Der Alte. Und wenn ſie auch krumme Augen hat, was thut das zur Sache? Mamſell Dachs bleibt immer eine gute Parthie.

Der Junge. Aber ihr dicker Kopf. — —

Der Alte. Bleibt immer eine gute Parthie.

Der Junge. Aber ihre ſteifen Haare. —

Der Alte. Immer eine gute Parthie.

Der Junge. Und ihr eckelhafter Geruch. —

Der Alte. Immer eine gute Parthie; — — oder haſt du Burſche gewiß andere Abſichten? Biſt du vielleicht ſchon verliebt?

Der Junge. Ja, wenn ich es ſagen darf. Ich liebe unſers Nachbars Reineckens Tochter, die ſchlanke Füchſin.

Der Alte. Da wird nichts daraus. Was iſt das?

Fuchs und Füchſin bleibt immer Fuchs. Man muß mit den Gedanken höher hinaus. Man muß ſich an andere Familien anketten. Jetzt ſchreiben wir uns immer Fuchs; aber deine Kinder können ſich einmal Dachsfuchs ſchreiben, und endlich werden auch dieſe weiſer werden und ſich wieder mit höhern Thieren vermählen, als mit einem Luchſen, und dann wird die Familie die Dachsfuchsluchsiſche, und die andere die Dachsfuchſiſche heißen. Welch wohlklingende Namen! Wer immer bei ſeinem Stande bleibt und ſich nicht höher wagt, iſt ein Töffel.

Der Junge. Aber lieber Papa! Sie mögen wohl ihrer hohen Einſicht nach Recht haben; aber ungeachtet ihrer Gründe däucht mich, ich würde mit meinem Füchſenmädchen glücklicher ſeyn, als mit dem Fräulein von Dachs.

Der Alte. Nichts! du mußt das Fräulein von Dachs heirathen; das iſt mein Wille.

Da ging nun der junge Fuchs hin, ward traurig und ſchrieb an die Reinecke dieſes Billet:

Liebe Jungfer Reinecke!

Ich habe meinem Vater Fuchs unſere Liebe entdeckt; er will aber nicht, daß wir uns lieben, ſondern er will mir die kurzhalſigte, krumme Dachſin zur Frau geben. Dieſe heirathe ich nun nicht und will eher ſterben; und wenn ich dich, ſchlankes Mädchen, nicht zum Weib bekomme, ſo will ich ins nächſte Bauerndorf gehen, Hühner ſtehlen, und mich erſchlagen laſſen: oder ich gehe auf die Taubenſulz und laß mich von den Jägern todtſchießen. Wenn man dir dann die Nachricht bringt, daß ich todt bin, ſo denke an mich und glaube, daß ich mich nur für dich habe erſchlagen laſſen. Sammle dann meine Gebeine und mache mir einen Grabhügel von Moos, und heule mir bei mondhellen Nächten ein ſchönes Todtenlied.

Dein ewig getreuer Liebhaber.

So ſchön ſchrieb der Fuchs: denn man muß wiſſen, daß die Thiere ſchon einige Zeit Romane leſen, und das läßt ſich nicht verläugnen. Die Mamſell Reinecke erbrach ſogleich das Billet. Es war auf ein Lattichblatt mit Brombeerſaft geſchrieben. Sie las und beantwortete es noch ſelben Abend. Auch mein Vater will nicht, daß ich dich heirathen ſoll, ſchrieb die Füchſin; er will, ich ſoll mich mit dem großen Schloßhunde vermählen, der bei einem benachbarten Baron in großen Gnaden ſteht. Durch dieſe Allianz, ſagt er, werden die Hunde und Füchſe gute Freunde werden; aber ich will dieſen Mohrenlakel nicht. Weißt du was? Ich leſe eben einen empfindſamen Roman; laßt uns den Helden dieſer Geſchichte nachahmen. Wir wollen miteinander auf die Taubenſulz gehen; dort iſt ein großes Falleiſen, das die Jäger aufgerichtet haben; da wollen wir uns erſchlagen laſſen.

Der Vorſchlag wurde zur That. Der junge Fuchs und ſeine Liebſte gingen des Nachts an den Ort; das Falleiſen fiel zu, und man fand ſie noch am andern Morgen in einer Stellung, als wenn ſie ſich noch das letzte Lebewohl der Liebe ſagten.

Die Geſchichte verbreitete ſich im ganzen Thierreiche. Sie kam auch zu den Ohren des Elephanten.

Bei allen Göttern! rief er auf; ſo müſſen denn die Sitten der Menſchen auch unſer Thierreich verderben! Welch ein verwünſchter Einfall, den Fuchſen mit einer Dachſin, und Füchſin mit einem Hunde verheirathen zu wollen! Wenn doch jedes Thier bei ſeinem Stande blieb! Wenn man doch den wahren Reichthum der Natur kennte, der in der Zufriedenheit mit Wenigem beſteht. — — Und dann auch noch Schwärmerei der Liebe. — — Wer Geier hat denn all dieſe empfindelnden Romane unter die Thiere gebracht? — Sie haben genug Menſchenköpfe verrückt, ſollten ſie auch noch unſere Thierköpfe verrücken? — Nun will ich alles mögliche Kommerz der Thiere mit den Menſchen vollkommen abſchneiden, denn ich ſehe wohl, daß eine einzige Menſchenſitte den ganzen Plan meiner Thiereinrichtungen wieder vollkommen verderben wird.

Ueber die Wahrheit.

Ein Traum des Elephanten.

Wahrheit allein iſt die Erzeugerin des Menſchenglückes. Wie mehr ſich ein Menſch der Wahrheit nahet, je glücklicher iſt er, denn Anſchaulichkeit iſt ſein Antheil. Die Menſchen ſind unglücklich, weil ſie ſich von der Wahrheit entfernen, denn ſie leben im Irrthum, und Irrthum führt zum Verderben. Meine Brüder! alles um euch her iſt Täuſchung, alles Betrug, alles Irrthum. Ihr wandelt dieſe Wege und entfernt euch von eurem Glücke. Von Jugend auf werdet ihr getäuſcht, Blendwerke und Lügen ſind eure erſten Spielereien, und wie ſollet ihr Wahrheit kennen? Welche Begriffe bringt man euch von Tugend, von Größe, von Ehre und Rechtſchaffenheit bei? — Welche Beiſpiele werden euch dargeſtellt? Dort ſchleichen tief gebeugte Menſchen in melancholiſchen Gängen; ihr traurig zur Erde geſchlagener Blick verkündigt, daß ſie menſchenſcheu unter den himmelhohen Mauern herumwandeln; abgezehrt wie ein Skelet gehen einſame Anachoreten unter Klippen und Bergen, und ſuchen Tugend unter dem Thiere und in Höhlen, wo Schlangen wohnen. Sie entſtalten die Schönheiten der Natur, treten die Blumen zu Boden, die für ſie blühen, und glauben der Gottheit ein gefälliges Opfer zu bringen, wenn ſie ihren Körper zerfleiſchen. Dort beugt falſche Andacht ihre Kniee vor dem Altar, bereitet den Scheiterhaufen für ihre Brüder und opfert Menſchenblut der Gottheit, der ihr erſtes Geſetz die Liebe iſt. Jenſeits des Ganges füttert man Krokodillen mit Menſchen, und diesſeits opfert man Tauſende der thörichſten Laune auf. Man redet von Ehre und verſteht darunter ein Phantom, das die Menſchheit zerſtört; hält es für Ehre, Menſchen zu würgen, Länder verwüſten, Städte in Abgrund zu ſenken; die heiligſten Bande der Natur zu zerreißen, den Bruder gegen den Bruder, den Vater gegen den Sohn zu entrüſten, und die Hände des Menſchen mit dem Mordſtahl gegen den Menſchen zu waffnen. Seht dort die krüppelhaften Maſchinen der Ehre, wie ſie im Tempel dieſer Göttin herumſtehen. Abgehauene Hände, verſtümmelte Füße, Menſchengeſichter mit halber Naſe, mit verlornen Augen — dieß ſind die Trophäen ihres Sieges. Seht ſie an, wie ſie herablächelt und die Thoren belacht, die ihr Weihrauch opfern. Ein gräßliches Ungeheuer, begleitet von dem unüberſehbaren Schwarme des Irrthums, rollt dort in goldnen Karroſſen einher; — es iſt die falſche Größe. An den Tafeln der Reichen und Mächtigen zu eſſen, in Kutſchen zu fahren, die halbe Menſchheit zu Sklaven zu machen, ſind ihre Thaten. Elende Affen ſtehen um ſie her und ſtaunen ſie an, erzeugen Kaufleute und Schneider, verachten den geſunden Menſchenverſtand, verſchneiden die Herzen und ſtümpfeln die elendſten Menſchenmaſchinen zuſammen. Das arme Kind der Natur ſieht dieſe Blendwerke, und das Irrlicht dieſer Phantomen führt es ab von dem Wege der Wahrheit und leitet es auf den Pfad des Verderbens. Mißvergnügt mit ſeinem Stande, erwacht in dem Menſchen der Gedanke, den Narren um ſeine Kappe zu beneiden; auch er will ein Narr ſeyn, und greift die ſchwachen Narren an, und Blut fließt um die Narrenkappe, um die ſie ſich zanken.

Ein Narr erſchlägt den andern, und ein dritter beſchuldigt den Würger des Mordes, und erſchlägt ihn wieder, ſtatt ihn zur Erkenntniß zu führen.

So iſt die Welt noch voll Irrthum, voll Lüge. Ein Narr leuchtet dem andern, und dieſes Leuchten nennt man Aufklären. Man verbaut die Fenſter, daß die Sonne der Wahrheit und der Natur nicht in den großen Narrenſaal dringen kann, und dann gibt man vor, die Pechfackel, die im Saale lodert, ſey von der Sonne angezündet worden. Nun iſt alles voll Rauch im Saale; die Fackelträger der Aufklärung behaupten, ihre Fackeln rauchen nicht; nun kömmt die Sache zum Widerſpruch, und endlich werden die Aufklärer handgemein und ſchlagen einander die Fackeln an die Köpfe: — dann kömmt ein Weiſer, und ſagt: Was macht ihr? ihr habt all dieſe Fackeln nicht nöthig. Es iſt nicht genug; verlaßt nur das Gebäude, worin euch die Vorurtheile vermauert haben, und ihr werdet die Sonne hell am Himmel leuchten ſehen. Der Weiſe ſpricht dreimal, aber das Geſchrei der Narren übertäubt ſeine Stimme. Merkt euch dieſe Parabel, ihr Thiere.

Das Etikette der wilden Völker.

Es iſt doch nothwendig, ſagte einſt der Löwe zum Elephanten, daß wir an unſerem Hofe die gewöhnlichen Gebräuche einführen, die von der Größe unſrer Macht die Untergebnen überzeugen. Ich will ein Etikett haben. Entwirf du mir eines.

Großer König der Thiere! erwiederte der Elephant, es ſteht bei Ihnen, eines zu wählen.

In Arrakan nennt ſich der Kaiſer der Beſitzer des weiſen Elephanten; der Inhaber der größten Ohrenlappen; der Erbe von Pegu und Brama; der Herr von Bengalen, und der Beſieger von zwölf Königen, die ihren Nacken unter ſeine Füße beugen.

Der Beherrſcher von Ava läßt ſich einen Gott nennen, und König aller Könige; Vetter des Himmels und der Erde; Bruder der Sonne und Enkel der Sterne; Beherrſcher des Sturms und der Fluthen, und Inhaber von vier und zwanzig Sonnenſchirmen.

Der König von Monomotapa ſchreibt ſich der König des Mondes und der Gebieter aller Elemente; der Erbe im Reiche der Sonne und der Beherrſcher der Luft. In Monomotapa beſteht die Leibwache des Königs aus zweihundert großen Hunden, und er verläßt nie ſeinen Pallaſt, ohne von einem Zuge von 3000 Thieren begleitet zu werden.

In den Inſeln von Ceylan darf der Unterthan in Gegenwart ſeines Königs ſich ſelbſt keinen Menſchen nennen. Wenn der König fragt: wer biſt du? ſo muß er antworten: ein Theil eines Hundes. Fragt der König: wie viel haſt du Kinder? ſo antwortet der Unterthan: die Familie meiner jungen Hunde beſteht in einem oder zween.

In Aetiopien iſt das Etikette, daß, wenn ſich der König in Finger ſchneidet, jeder am Hofe ſich auch in Finger ſchneiden muß; und wenn der König ein Aug verliert, ſo iſt es ein Geſetz, daß Alle, die am Hofe und in der Hauptſtadt ſind, ſich auch ein Aug müſſen ausſtechen laſſen.

Montanus erzählt, daß in der Inſel von Amboin die Unterthanen als Hunde angeſehen werden, und daß der König Alſurin um eine Bouteille Branntwein, womit ihn ein Fremder beſchenkt hatte, eine ſchreckliche Maſſakre unter ſeinen Unterthanen anrichten ließ, und dieſe wurde als das Zeichen eines Freudenfeſtes angeſehen. Der Fremde erſchrack darüber und bat den König, dieſe Menſchen zu ſchonen: er erwiederte aber: ſie ſind Hunde, und ich mache mir ein Vergnügen daraus, zwanzigtauſend aufzuopfern, um Ihnen für die Bouteille Branntwein meine Erkenntlichkeit zu bezeugen.

In Bonians iſt der Schweif einer Kuh das Vornehmſte im Lande. Eine Verſicherung: beim Kuhſchweif! iſt der heiligſte Schwur. Keiner darf ſich der Regierung nahen, der nicht zum Vertheidiger des Kuhſchweifs aufgenommen iſt. Man fragt dort nicht: Liebſt du die Menſchen? ſondern: liebſt du die Kühe?

Die Chiriguaner, ein mittäglich amerikaniſches Volk, gehen nackt und tragen eine Art von Hoſen unter dem Arme, wie wir die Hüte, und bekomplimentiren damit einander. Dieß iſt dort die Etikette.

Wie die Länder, wie die Regierungen, ſo ſind die Etiketten und Gewohnheiten verſchieden. Ich weiß nicht, ob Eure Majeſtät befehlen, daß ich Ihnen eine fernere Reihe von Etiketten aus den Reiſebeſchreibungen vorleſe.

Der Löwe. Schone mich! Es iſt Schande der Natur, Entweihung der Menſchheit, Unſinn, den man kaum begreifen kann.

Der Elephant. Ich getraute es mir nicht zu ſagen; aber ich dachte es ſelbſt. Der ſchönſte Titel eines Königs iſt, wenn er der Vater ſeiner Unterthanen heißt. Das beſte Etikette, wenn Rechtſchaffenheit und Tugend ſich allein dem

Throne nahen dürfen und Verdienſt den Menſchen erhebt. Wenn ich Ihnen rathen darf, mein König! ſo folgen Sie den Gewohnheiten der Beherrſcher, die am Fluſſe Sethos wohnen. Dort nennen die Völker ihren König Vater; er unterſcheidet ſich nur von den übrigen durch ein Schilfband, das er um ſeine Schläfe trägt. So oft der König eine gute und edle That ausübt, ſo wird ihm eine kleine Meermuſchel an ſein Band geheftet; und es fügte ſich, daß dieſe Völker ganze Garderoben von Königskleidern haben, die voll Meermuſcheln behängt ſind, als Beweiſe der edelſten Thaten. Wer keine Verdienſte hat, geht dort nackt und darf ſich dem Könige nicht nahen. Oeffentliche Feſte werden unter freiem Himmel gefeiert, als ein Zeichen, daß die Sonne über den Scheitel jedes Menſchen ſcheinet. Wer eine böſe That gethan hat, darf bei ſolchen Feſten nicht erſcheinen. Er muß ſich in Schatten ſetzen, bis er ſich mit der Menſchheit wieder ausgeſöhnt hat. Der Titel des Königs iſt dort: Der Erſte der Menſchen.

Wenn einer der Untergebnen zum König geht, ſo ſagt er: Ein Menſch und euer Bruder will euch ſprechen; und der König erwiedert: und der älteſte eurer Brüder will euch hören. Wenn die Sonne aufgeht und untergeht, ſo betet der König mit dem Volke zum Himmel. „Erſtes und höchſtes Weſen! das Güte und Liebe iſt, laß uns dir ähnlich werden durch Güte und Liebe.“ Dann umarmen ſie ſich, und einer ſagt zum andern: „Liebe mich, wie ich dich liebe.“

Löwe. Du haſt Recht, Elephant! dieſes Etikette iſt das beſte. Die Europäer, wie mich däucht, müſſen noch nie an die Ufer von Sethos gekommen ſeyn.

Elephant. Behüte der Himmel, daß ſie hinkommen möchten! Sie würden dieſe ſelige Gegend bald verwüſten wie das arme Mexiko. Alſo kein Etikette? —

Löwe. Kein anders, als was nur der Rang eines Königs mit ſich bringt, der der Vater ſeiner Untergebnen ſeyn will.

Elephant. Hieran erkenn' ich wieder die Größe des Löwen.

Das Kleid macht den Mann.

Meiſter Schmips, ein Schneidersmann,
Kam in einer Hauptſtadt an,
Auf dem Bock geritten.
Herzukommen in die Stadt,
Sagt man, daß der Magiſtrat
Ihn ließ höflich bitten.

In Paris war er ein Jahr,
Und ward dort ein voller Narr,
Denn die neuſte Mode,
Wie man ſchnitzelt, wie man ſtutzt,
Wie man bügelt, wie man putzt,
Lernt er mit Methode.

Stolz war er auf ſeine Kunſt,
Hatte aller Reichen Gunſt,
Welche zu ihm kamen:
Denn er flickte groß und klein,
(Wer kann wohl ſo künſtlich ſeyn?)
Trefflich gut zuſammen.

Er befand ſich herrlich wohl,
Sein Haus war von Arbeit voll,
Stets gabs was zu machen.
Wie er ſeine Kunſt verſteht,
Ehr' und Stolz auf Kleider näht,
Dieſes iſt zum Lachen.

Einſt kam mit vergnügtem Sinn
Madam Thorheit zu ihm hin,
Will den Meiſter dingen.
Sie gab ihm viel baares Geld;
Sagt, du mußt mir nun die Welt
All' ins Tollhaus bringen.

Freudig war der Meiſter nun,
Konnte kaum vor Freud' mehr ruh'n,
Dingte ſich Geſellen.
Kaufte Tuch und Seide ein,
Baumwollfaden, grob und fein,
Alles nach der Ellen.

Nun fing er zu ſchneidern an,
Schneidert manchen großen Mann,
Vor dem all's ſich bücket.
Ehr' und Tugend unſrer Welt
Hat er auch um wenig Geld
Manchmal ausgeflicket.

Niemand in der Stadt war klug,
Der von ihm kein Kleidchen trug;
Dieſer war verlachet;
Denn man weiß in unſrer Zeit,
Daß die Tugend ohne Kleid
Gar kein Anſehn machet.

Dumme Schöpſen gingen hin,
Doktorrocke anzuziehn,
Alles bückt ſich nieder.
Einſt trug Meiſter Schnips am Stock
Nichts als einen Doktorrock,
Und man bückt ſich wieder.

Seht doch, wer hätt's wohl gedacht,
Was ein ſchönes Kleid nicht macht,
Und ein Strumpf am Waden?
Vivant, ohne Schmeichelei,
Mit der edlen Schneiderei
Nadel, Tuch und Faden.

Nun nehm' ich mir Herz und Muth
Schneidermeiſter ſeyd ſo gut,

Ihr helſt zu Verſtande,
Näht nach meinem ſchwachen Sinn
Auch ein Bißchen Tugend hin
Zu der Herrn Gewande.

Nur drei Fleck von Redlichkeit;
Sufficit; und Ehrlichkeit,
Etwa **quantum satis**,
Näht's hinauf für manchen Herrn;
Zahlen will ich's herzlich gern,
Ich begehr's nicht **gratis**.

Thier-Schauſpiele.

Eine außerordentliche Feierlichkeit im Lande der Thiere verſetzte alles in Freude und Entzücken, und man ſchien faſt keine andre Sorge mehr zu haben, als neue Ergötzlichkeiten zu erfinden. Der König, der ſein Volk kannte, befürchtete, daß es ausſchweifen, und die Stärkern auf Unkoſten der Schwächern ihre Gelüſte ſtillen möchten. Er trug daher ſeinem treuen Freunde, dem weiſen Elephanten, auf, den Thieren anſtändige Ergötzlichkeiten zu verſchaffen. Dieſer glaubte, dieſen Endzweck nicht ſicherer zu erreichen, als durch Schauſpiele, worin er den Thieren die Sitten und Karaktere der Menſchen vorſtellen ließ. Hier folgt eine Probe ſeiner Erfindung; das Stück hat den Titel:

Arthello, oder der Hofnarr.

Erſter Auftritt.

Papillon, ein Höfling. **Tur**, ein alter Jäger.

Papillon. Daß doch alle Geier die verwünſchte Jagd hätten! Ich bin müde wie ein Hund und das Gewitter, das war noch nöthig! wir ſind alle zerſtreut, weiß der Himmel, wo der König iſt? — Wenn ich nur die Pferde wüßte, ich kann ja keinen ſo weiten Weg in die Stadt zurück zu Fuß machen.

Tur. Wer jagen will, der muß gewohnt ſeyn, zu laufen wie ein Windhund, und naß zu werden wie ein Pudel — ihr müßt nicht ſo erfroren thun, Herr Papillon!

Papillon. Ihr habt leicht zu reden, ihr, ihr habt eine Haut wie ein Pecker, und Hände wie ein Bär, euch friert nicht.

Tur. Ja ja, da ſieht wieder der Höfling heraus. Wir ſind gewiß von Eiſen, wir fühlen nichts, wir, weil wir keine Junker ſind, als wenn uns die Natur nicht auch Menſchengefühle gegeben hätte; he beim Element! es ſchadet euch nicht, wenn ihr ein wenig erfahrt, was es in der Welt iſt. Auf eurer Mutter Stube lernt ihr es nicht. —

Papillon. Halt er ſein Maul, und ſag' er mir da keine Grobheiten.

Tur. Wenn man die Wahrheit ſagt, ſo iſt man bei euch grob, und ihr könnt einem einen Bären und einen Pecker heißen, und ihr ſeyd nicht grob. Das hat mir der König nicht geſagt; ich leide es bei meiner Seele von euch auch nicht. Da ſagt er mir, ich hätte eine Pratze wie ein Bär.

Papillon. Nun ja, iſt es gewiß nicht ſo? —

Tur. Ein Menſch hat keine Pratze, er hat eine Hand, und wenn meine Hand rauh und hart iſt, ſo iſt ſie von der Arbeit rauh, und das iſt keine Schande. Es iſt beſſer und macht der Menſchheit mehr Ehre, eine durch Arbeit gehärtete Hand zu haben, als eine ſo weiche Mopspfote.

Papillon. Sieh man einmal den Grobian! meine Hand eine Mopspfote!

Tur. Wie der Ton in Wald geht, Herr Papillon! ſo geht er wieder heraus. Wenn meine Hand eine Bärenpratze iſt, ſo kann die ſeine wohl eine Mopspfote ſeyn.

Papillon. Ein großer Unterſchied.

Tur. Nicht im geringſten! — Ihr werdet ja wie Schooshündchen erzogen; habt fleißig eure Suppe; bringt eure meiſte Zeit im Bette zu, übrigens glaubt ihr euch alles erlaubt wie einem Mopſe, bellt alles an, was ihr nicht kennt, und wenn ein Menſch räuſpert, ſo verſteckt ihr euch wieder unter die Decke, und wenn ein ehrlicher Mann auf euer Zimmer kommt, ſo ſchnoppert ihr ja um ihn ſo wunderlich her, und es fehlt nichts, als daß ihr ihn noch anpißt. Ich hab' alſo nicht ſo weit gefehlt, da ich eure Hand mit einer Mopspfote verglich.

Papillon (für ſich). Der Klügere gibt nach, es iſt mit dieſem groben Kerl nichts zu thun, er könnte mich zuletzt noch beim Haar nehmen; ich muß andere Saiten aufziehen. (Laut) Nun, guter Tur, iſt unſer Diſput wieder gar.

Tur. O ja! Sie wiſſen ja, wie ich bin, ich betrübe keinen Menſchen, wenn man mich ungehudelt läßt, aber leiden kann ich's nicht, wenn ihr Reichen euch einbildet, daß ihr aus beſſerm Stoffe, als wir Alletagsmenſchen wäret.

Papillon. Laß gut ſeyn! — aber wenn ich nur eine Hütte hätte, wo ich dieſe Nacht über ausruhen könnte! — Wie weit glaubſt du denn, daß wir von der Stadt entfernt ſind?

Tur. Wenigſtens ſechs Stunden.

Papillon. Beim Himmel! da kommen wir vor Nacht nicht mehr hin. Es iſt Zeit; weißt du den Weg? —

Tur. Den Weg will ich wohl finden; aber wir müſſen ja doch den König ſuchen. —

Papillon. Was geht mich nun der König an? er hat Leute genug, die ihn ſuchen.

Tur. Da ſieht man wieder eure Anhänglichkeit. Wenn jeder ſo dächte, ſo könnte der gute König allein nach Haus laufen. Am Hof, da bückt ihr euch und macht Kratzfüße, da iſt alles voll Ergebenheit, voll Attachement, und wenn's nun auf Wirklichkeit ankömmt, da wäre der König ſchön aufgerichtet.

Papillon. Such' du ihn nur auf. Da ſeh' ich eine Hütte, da will ich über Nacht bleiben; ſuch' du nur, du biſt dafür bezahlt.

Tur. Was bezahlt? beim Himmel und Element, glaubt ihr, ich ſuche den König meines Soldes wegen? — Ich ſuche ihn auf, weil ich ihn liebe, und Liebe kann ein Fürſt nicht bezahlen. Seyd ihr nicht auch des Königs Diener, wie ich bin? habt ihr nicht gleiche Pflicht?

Papillon. Wir dienen aus Ehre.

Tur. Alſo weil ihr aus Ehre dient, ſo dürft ihr den König weniger lieben? — Der König hat den Geier von eurer Ehre. Glaubt nicht, Herr Papillon, daß ich ſo dumm bin, weiß wohl, warum ihr euch ſo nah um den König macht. Er gleicht einem Baum, und ihr nähert euch ſeines Schattens willen, und verdrängt die andern, damit ſie die Sonne auf die Köpfe brennt. Merkt's — merkts — Herr Papillon, adieu! ich ſuche den König.

Zweiter Auftritt.

Papillon, hernach Arthello.

Papillon (klopft an der Hütte). Aufgemacht! aufgemacht!

Arthello. Welch ein Lärm, ſchlagt mir doch die Hütte nicht über den Kopf ein. Wer ſeyd ihr?

Papillon. Ich bin von des Königs Gefolge.

Arthello. Von des Königs Gefolge?

Papillon. Ja.

Arthello. Gut, ſo ſucht den König und geht mit ihm nach Hauſe.

Papillon. Du Murrkopf du, ſo öffne doch die Thüre, ich hab' mit dir zu reden.

Arthello. Was habt ihr mit mir zu reden?

Papillon. Verkenne mich nicht, ich bin ein Hofjunker!

Arthello. Deſto ſchlimmer, denn ich hätte dich für was Beſſers angeſehen. (Schlägt die Thür wieder zu).

Papillon. So macht doch auf, ihr ſollt es mir nicht umſonſt thun.

Arthello. Ach! nun erkenn' ich dich, daß du aus der Stadt biſt, dort verkauft der Stadtmenſch das, was der Landmenſch umſonſt thut. Haſt du Geld?

Papillon. Recht vieles.

Arthello. Deſto ſchlimmer, du wirſt deſto weniger Herz haben.

Papillon. So laß mich doch hinein.

Arthello. Du haſt ja Geld.

Papillon. So nimms.

Arthello. Ich hab' keines nöthig.

Papillon. Laß mich doch hinein, ich bin müde.

Arthello. Du haſt ja Geld.

Papillon. Aber das Geld hilft mir ja nicht für Müdigkeit, und mich dürſtet auch.

Arthello. So trink, du haſt ja Geld.

Papillon. Wunderlicher Mann? ich werde ja meinen Beutel nicht verſchlucken.

Arthello. Alſo gibt es doch auch Umſtände, wo das Geld zu Nichts gut iſt? Erkennſt du das?

Papillon. Nu ja.

Arthello. So will ich dir aufmachen. (Er geht hinaus.)

Papillon. Was ſiehſt du mich denn von Fuß auf ſo an?

Arthello. Ich ſehe dich ſo an, um zu beſtimmen, welchen Werth du beiläufig in der Menſchheit haben möchteſt, wenn du keinen Geldbeutel bei dir haſt.

Papillon. Ja mein Freund, da würde ich wenig haben, denn in der Stadt beurtheilt man die Menſchen nach dem Gelde, und mein Vater ſagt, wer nicht 10,000 fl. Einkommen hat, iſt kein Ehrenmann.

Arthello. Habt ihr das ſchon?

Papillon. Nein, mein Vater zahlt mir nur jährlich 2000 fl.

Arthello. Alſo ſeyd ihr noch kein Vierteltheil eines Ehrenmannes, laßt euch doch 5000 fl. bezahlen, ſo ſeyd ihr eine Hälfte von Ehrlichkeit. Wie geht es aber mit denen, die 100,000 fl. Einkünfte haben? Dieſe ſind alſo zehnfache Ehrenmänner.

Papillon. Ganz natürlich.

Arthello. Nun wundert mich nicht, warum die Reichen ſo viel Böſes thun. Ein Mann von 100,000 fl. darf neunmal ein Schurk ſeyn, ſo bleibt ihm doch genug noch zum ehrlichen Mann übrig. Ich kalkulire ganz anders, 10mal Null iſt Null, und 100mal Null iſt Null, und wer weder Tugend noch Verdienſt hat, iſt Null.

Papillon. Ihr ſeyd doch ein rechter Narr.

Arthello. Ihr habt Recht, das wollte ich eben ſagen, ihr ſeyd doch ein rechter Narr.

Papillon. Wenn ihr von Jugend auf ſolche Einfälle gehabt hat, ſo müßt ihr ſehr klug geweſen ſeyn; aber Kinder, die in ihrer Jugend ſo früh klug ſind, werden meiſtentheils, wenn ſie erwachſen ſind, Dummköpfe.

Arthello. Da haben Sie wieder Recht, denn Sie wiſſen dieſes aus Erfahrung.

Papillon. Hier kommen Leute; es iſt der König.

Dritter Auftritt.

Der König mit Gefolge.

Papillon. Welches Glück! daß ſich Euer Majeſtät doch nicht verirrt haben, wir ſuchten Euer Majeſtät überall.

Tur. O die Lügner: was es doch um die Hofleute iſt!

König. Wer ſeyd ihr, eure Züge ſind mir bekannt.

Arthello. Ich bin ein Kind von 5 Jahren, mein König!

Papillon. Fünf Jahre biſt du alt, mit deinem grauen Schädel, du?

Arthello. Ja Herr! nicht mehr und nicht weniger, denn ich rechne meine Lebensjahre von der Zeit an, die ich lebe, und ich lebe dann erſt fünf Jahre, nämlich ſo lange, als ich vom Hofe entfernt bin.

König. Erkläre dich deutlicher.

Arthello. Wenn Leben nicht mehr ſagen will, als ſeyn wie dieſer Stein da, oder dieſe Pflanze, ſo könnt ihr wohl von meinen grauen Haaren auf den modernden Greiſen ſchließen: aber ich denke, Leben heißt doch mehr.

König. Du haſt Recht.

Arthello. Ich war am Hofe, mein König! und da lebte ich nicht, ſondern vegetirte nur, wie eine Pflanze im Treibhauſe. Ich erinnere mich wohl, daß ich aß und trank, am Morgen aufſtund und des Abends mich niederlegte; daß ich ſpielte und Thorheiten ſagte; aber das alles heißt ja nicht leben. Ich lebe folglich nur die Zeit über, daß ich hier bin und die unſchuldigen Freuden der Natur genieße.

König. Du warſt am Hofe?

Arthello. Ja Herr! ich war in dieſem großen Treibhauſe; ſah verſchiedene und ſeltne Gewächſe; Champignons von Menſchen, die über Nacht in Miſtbeeten aufkeimten und ſich ſo viel dünkten, als die Ananas, die die Königin der Früchte iſt. Ich ſah verſchiedene ausländiſche Gewächſe; nur die Tugend ſah ich dort nicht, denn der Gärtner ſagte mir, daß dieſe nur unter freier Luft aufkeime. Ich nenne mich Arthello, mein König, und war eures Vaters Hofnarr.

König. Du biſt Arthello? Deine Züge haben ſich ſehr verändert. Ich hätte dich kaum mehr erkannt.

Arthello. Es iſt ganz natürlich, Herr! daß eine Veränderung in uns vorgeht, wenn der Hofnarr zum Einſiedler wird.

König. Aber warum haſt du denn den Hof verlaſſen?

Arthello. Herr! Wenn der Tod die Krone vom Haupt des Königs ſchlägt, ſteht es wohl dem Narren zu, daß er ſeine Kappe aufbehalte? Der König zog ſeinen Purpur aus und ich mein Narrenkleid.

König. Das hätteſt du aber nicht thun ſollen.

Arthello. Habt ihr mich denn am Hofe gemangelt?

König. Ja, Arthello! du liebteſt meinen Vater, und warſt mir daher werth. Ich hab' lange Zeit um dich Nachfrage gehalten.

Arthello. Ihr wart doch recht gut, mein König! aber wenn ihr meine Gründe höret, ſo verdient auch meine Entfernung eure Entſchuldigung.

König. Laß hören!

Arthello. Ich ſah, mein König, daß mir eine Menge Menſchen in mein Handwerk einpfuſchten und mir meine arme Kappe ſtrittig machten. Der König, dachte ich, findet leicht einen Narren wieder; will er aber an ſeinen Arthello keinen Narren, ſondern einen treuen Diener haben, ſo wird er ihn vermuthlich aufſuchen, wenn er auch keine Narrenkappe mehr trägt.

König. Treu warſt du gewiß, mein Arthello, und daher ſchätzte ich dich, und hab' dich auch vermißt.

Arthello. Eine Höflichkeit, mein König, erfordert die andre; aber ich bin ſo wenig zu Komplimenten aufgelegt. Den König kann's wohl freuen, daß er ſeinen Narren wieder fand, aber den Narren freut's nicht, daß ihn der König fand.

König. Wie das? Liebſt du mich nicht?

Arthello. Ich liebe euch nur zu ſehr, und daher wünſchte ich, daß ihr mich nicht wieder gefunden hättet. Ihr ſeyd gut; euer Herz bedarf eines Freundes; aber ihr ſeyd König, und Könige haben ſelten Freunde.

König. Du redeſt wahr, Arthello! aber komm mit mir; du ſollſt mein Freund ſeyn.

Arthello. Thut das nicht, König! Was wollt ihr mit der Freundſchaft eines Narren machen?

König. Ich weiß wohl, Arthello, daß du kein Narr biſt.

Arthello. Eure Güte betrügt euch; ich bin wirklich ein Narr, denn ich liebe die Wahrheit, und Wahrheit wird Niemanden verziehen, als Kindern und Narren; alſo, mein guter König, laßt mich ein Narr bleiben.

König. Komm wieder an meinen Hof, Arthello, es ſoll dir nicht übel gehen.

Arthello. Warum wollt ihr denn, daß ich ſterbe? In Palläſten wohnt ja der Tod. Ich lebe nur, ſeitdem ich auf dem Lande bin und die Natur wieder ſehe. O wenn ihr nur nicht des Königs Sohn wäret!

König. Warum das?

Arthello. O dann würden euch die Menſchen als einen natürlichen Menſchen behandeln, ſo aber behandeln ſie euch als einen König; das heißt, ſie verſtellen ſich vor euch, ſie belügen euch und lieben eure Größe und nicht euch.

König. Laßt dieſe Ueberlegungen ſeyn, Arthello! kommt mit mir.

Arthello. Wohl! aber verſprecht mir, daß ihr mir das erſetzen wollet, was ich hier verlaſſe.

König. Ja, ich verſprech euch's.

Arthello. Ich verlaſſe hier Ruhe, Zufriedenheit, Unſchuld und Tugend — — könnt ihr mir dieſe Schätze am Hofe geben?

König. O Arthello! Du erinnerſt mich, wie ſchwer die Laſt der Krone iſt. Nein, dieſe Schätze kann ich dir wahrlich nicht geben.

Arthello. O wie bettelarm biſt du dann nicht, mein König! Doch komm, gekrönter Bettler du! komm in meine Hütte und lern' mit Wenigem ſo reich ſeyn, als ein König.

(Arthello nimmt den König bei der Hand und führt ihn in ſeine Hütte. Des Königs Gefolge will ihm nach.)

Arthello. Bleib zurück! meine Hütte iſt nur ſo groß, daß zween Menſchen in ſelber Platz haben. Auch iſt ſie nur über meine Kappe gebaut; die eurigen würden darin nicht Platz finden.

Vierter Auftritt.

Gefolge des Königs. Klender, ein Hofherr.

Klender. Der König fand den Arthello? Verwünſchter Streich! daß doch dieſer Narr noch leben muß! Verhüte der Himmel, daß er nach Hofe kommt, er würde uns böſe Streiche ſpielen.

Papillon. Ihr habt Recht, Graf! Seine Laune könnte manchen unſrer Anſchläge gefährlich ſeyn; wenn er ein Allagsnarr wäre, ſo gings wohl hin, aber ſo hat der Kerl Witz, und was noch ärger iſt, Herz.

Klender. Witz wollt ich ihm wohl verzeihen, aber Herz — as ſoll er nicht haben. Aber es wird wohl Mittel geben, em Könige den Gedanken aus dem Köpf zu bringen, ihn wieder an Hof zu nehmen.

Papillon. Ja! das können wir wahrhaftig nicht zugeben.

Tur, der Jäger. Der König wird euch wohl um Rath fragen, Herr Hofjunker! was er thun ſoll. Arthello iſt ein wackerer Mann, ein guter Menſch; hat uns armen Leuten bei dem verſtorbnen Könige viele Dienſte geleiſtet.

Klender. Ja, für Narren ſeines Gleichen war er geſchäftig genug; aber vielen Leuten von Stande hat er eine Naſe gedreht, manches Projekt zertrümmert, manchen Haſen verſprengt, den wir in unſere Küche gejagt hätten. Das ging uns wirklich ab, daß Arthello nach Hof käme.

Fünfter Auftritt.

Vorige. Arthello mit dem **Könige.**

Arthello. So iſts, mein König! unter dieſen Bedingniſſen.

König. Nun ja, ich erwarte dich. Auf baldiges Wiederſehen. (Der König geht ab mit dem Gefolge. Arthello bleibt; Klender, der Kämmerling, kehrt zurück).

Klender. Bſt! bſt! —

Arthello. Meint ihr mich, Hofjunker?

Klender. Ich glaube ja!

Arthello. Was man glaubt, kann man nicht wiſſen; alſo weil ihrs nur glaubt, ſo wißt ihrs nicht — lebt wohl.

Klender. Bleibt doch! ich meine euch ja.

Arthello. Mich? —

Klender. Nun ja, dich des Königs Hofnarren.

Arthello. Wenn ihr des Königs Hofnarren meint, ſo ſprecht ihr ja mit euch ſelbſt. Habt denn nicht ihr meine Stelle erhalten?

Klender. Spaſſet nicht und hört mich an.

Arthello. Nun, das will ich.

Klender. Der König ſagte dir ja, was nun das Geheimniß des Hofes iſt, nicht wahr?

Arthello. Ja, er ſagte mir, was man am Hofe macht.

Klender. Was macht man denn nun am Hofe? vertrau mir's auch.

Arthello. Die Köche machen Suppen und die Bäcker Paſteten.

Klender. Ich meyne, welchen Lärmen es nun am Hofe gibt?

Arthello. Ah, das iſt eine andere Sache. Ja, das hat mir der König vertraut.

Klender. Gut! ſo ſag's mir.

Arthello. Der meiſte Lärm am Hofe beſteht in dem Rollen der Karroſſen.

Klender. Doch ums Himmelswillen, Arthello! ich wollte ſagen, was es Neues dort gibt, oder vielmehr, was das Neueſte iſt?

Arthello. Warum habt ihr euch denn nicht gleich anfangs deutlicher darüber erklärt, ſo hätt' ich euch antworten können? Wißt ihr's denn nicht, was das Neueſte iſt? Iſts denn für euch ein Geheimniß?

Klender. Nun ja freilich.

Arthello. Hat es euch denn der König nicht geſagt?

Klender. Kein Menſch weiß ein Wort davon.

Arthello. Warum vermuthet ihr denn, daß er mir es ſoll entdeckt haben?

Klender. Weil ich weiß, daß er von jeher viel auf euch hielt und mit euch nun ſo vertraulich ſprach.

Arthello. Was glaubt ihr nun, daß das Neueſte wirklich iſt?

Klender. Das will ich eben von euch hören.

Arthello. Das neueſte ſind am Hofe die Champignons, die erſt heut Nacht über gewachſen ſind, denn außer dem Gärtner im Treibhauſe hat ſie noch Niemand geſehen.

Klender. Ihr ſeyd doch verwünſcht mit euren Einfällen. Sagt mir doch, was euch der König anvertraut hat?

Arthello. War es ein Geheimniß?

Klender. Vermuthlich.

Arthello. Nun, wenn es ein Geheimniß war, ſo kann ich euch's ja nicht ſagen, denn es würde aufhören, ein Geheimniß zu ſeyn.

Klender. Vernünftle nicht viel und ſage: Hier haſt du Geld.

Arthello. Wie viel mag wohl in dieſem Beutel ſeyn?

Klender. Es wird ungefähr 30 Dukaten betragen.

Arthello. Das kann ich nicht annehmen.

Klender. Warum nicht?

Arthello. Weil dieſe Summe eben ſoviel beträgt, daß ihr euch ein vollſtändiges Narrenkleid darum kaufen könnt, übrigens nimm ich überhaupt kein Geld an, und der König hat mir auch nicht aufgetragen, daß ich ſein Geheimniß verkaufen ſoll.

Klender. Arthello! Arthello! du mißbrauchſt meine Geduld.

Arthello. Hofjunker! die müßt ihr nicht mißbrauchen laſſen; es iſt eine ſchöne Tugend, und iſt euch am Hofe höchſt nothwendig.

Klender. Du reizeſt meinen Zorn, Arthello.

Arthello. Der Himmel behüte mich davor! Ich hab' immer gehört, daß der Zorn des Viehs ein ſchrecklicher Zorn ſey. Aber das Geheimniß, das ich euch ſagen wollte, erfordert ein ruhiges Gemüth.

Klender. War es eine Liebesſache?

Arthello. Ja, es war ſo was.

Klender. Liebt der König? und wen?

Arthello. Ja, er liebt.

Klender. Aber wen?

Arthello. Wenn ihr Vernunft hättet, ſo ſolltet ihr es ja errathen. Iſt der König gut?

Klender. Ja!

Arthello. Nun weil der König gut iſt, ſo liebt er ſeine Unterthanen.

Klender. Aber das iſt ja kein Geheimniß.

Arthello. Geheimniß iſt's nicht.

Klender. Aber ich wollte das Geheimniß wiſſen. Ich bitte dich, Arthello! vertrau es mir. Du wirſt es keinem Unwürdigen anvertrauen.

Arthello. Nun gut! Als mir der König das Geheimniß anvertraute, ſo hatte ich meinen Narrenſchalk an und meine Kappe auf; alſo vertraute er dieſes Geheimniß ſeinem Narren, und der Narr kann es keinem andern wieder anvertrauen, als der ebenfalls ein Narr iſt. Wollt ihr meine Kappe aufſetzen?

Klender. Nun ja!

Arthello. Wollt ihr auch meinen Schalk anlegen?

Klender. Ebenfalls!

Arthello. So geduldet euch nur einige Augenblicke. (Geht ab.)

Klender. Wart, du Schurke! Ich will dich ſammt deinem Witze in Verlegenheit ſetzen. Ich kann wohl die Narrenkappe aufſetzen und die Jacke anziehen, es ſieht mich ja Niemand; und das Geheimniß ſoll mein ſeyn.

Arthello (kömmt mit den Narrenkleidern). Hier iſt die Kappe, ſetz' ſie auf.

(Klender ſetzt die Kappe auf.)

Arthello. Sie ſteht euch trefflich an; es ſcheint, als wär' euer Kopf zur Narrenkappe geſchaffen. Aber nicht wahr, die Mode hat ſich viel geändert? Eure Kappen tragen keine Schellen mehr, und nun iſt die Zunge des Narren Schelle, die ihn verräth.

Klender. Nun zum Geheimniß!

Arthello. Ihr ſeyd erſt ein halber Narr; ihr müßt ein ganzer werden. Legt den Schalk an. (Klender zieht den Schalk an.)

Klender (für ſich). Man muß dem Narren nachgeben.

Arthello. Nun ſeyd ihr in voller Rüſtung. Es paßt alles ſo trefflich, als hätte es der Schneider eigens für eure Taille gemacht. Doch nur noch ein Wort. Löſet mir das Räthſel. Welcher Unterſchied iſt nun zwiſchen euch und mir?

Klender. Das iſt leicht zu beantworten. Ich trage ein Narrenkleid, und du keines.

Arthello. Nein, da betrügt ihr euch. Der Unterſchied iſt der, daß ihr ein Narr ſeyd, wenn ihr auch das Narrenkleid nicht traget, und das bin ich nicht, denn ſammt meiner Narrenkappe und meinem Schalke bleibt mir immer ſo viel Verſtand übrig, daß ich weiß, daß ein Geheimniß nie ſicherer iſt, als wenn man es in ſeinem Herzen behält, und daß man es nie auf die Zunge eines Höflings legen muß. Merkts wohl, und ſagt doch Niemanden was davon, ich bitte euch. Doch hier kommen Leute; ſie ſind vom Gefolge des Königs. Verbergt euch.

Klender. Wo ſoll ich nun hin in dieſer verwünſchten Kleidung. Ich hab nicht mehr Zeit, mich auszukleiden. Wenn ich mich nur verſtecken könnte.

Arthello. Da iſt eine große Hundshütte! ſchlüpft hinein; man vermuthet euch nicht darin.

Klender. Sie könnten mich aber doch ſuchen.

Arthello. Seyd ohne Sorge und ſchlaft nur. Man ſucht keinen Eſel in einer Hundshütte.

Sechster Auftritt.

Soldaten des Königs. Arthello.

Arthello. Wen ſucht denn ihr auf, daß ihr ſo in voller Rüſtung daher kommt?

Ein Soldat. Wir ſuchen auf Befehl des Miniſters den Arthello, der in dieſer Gegend da wohnen ſoll.

Arthello. Den Arthello? Kennt ihr ihn wohl?

Soldat. Wir kennen ihn eben nicht; aber der Beſchreibung nach wird er leicht zu erfragen ſeyn.

Arthello. Sagt mir, Freunde, hat wohl Arthello wichtige Sachen bei Hofe zu verrichten, daß ihr ihn ſo eilfertig aufſucht?

Soldat. Wir müſſen ihn ins Gefängniß bringen.

Arthello. So! Iſts auf Befehl des Königs?

Soldat. Das wiſſen wir eben nicht; uns befahls der Miniſter.

Arthello. Gut! Ich will euch den Arthello aufſuchen helfen.

Soldat. Kennſt du ihn?

Arthello. Ob ich ihn kenne? So gut als mich ſelbſt. Wir lebten ſeit 60 Jahren unzertrennlich beieinander, und ſind ſo Freunde, als je Freunde in der Welt waren. Er kann ohne mich und ich ohne ihn nicht ſeyn.

Soldat. So ſagt, wo iſt er?

Arthello. Ja, Freunde! das will ich wohl, aber wenn ihr ihn ins Gefängniß führt, ſo iſts ja doch nicht redlich gehandelt, daß ich ihn euch verrathe.

Soldat. Thut nichts zur Sache. Ihr erzeigt dadurch einem Großen eine Gefälligkeit.

Arthello. Du haſt Recht. Um einem Großen eine Gefälligkeit zu erzeigen, darf man wohl ſeinen Freund verrathen. Man ſieht wohl, daß ihr aus der Stadt kommt. Merkt auf! ich und Arthello ſind eins; führt alſo mich ins Gefängniß.

Soldat. Wir haben keinen Befehl, dich ins Gefängniß zu bringen.

Arthello. Wenn ihr keinen Befehl habt, ſo iſts nicht meine Schuld. Was macht ihr aber da?

Soldat. Wir ſuchen des Königs Hofnarren auf. Verzögere nicht länger und ſag, wo er iſt.

Arthello. Den will ich euch wohl ſagen, wo er iſt; aber verrathet mich nicht.

Soldat. Bei unſrer Ehre! nein.

Arthello. Wo glaubt ihr aber, daß er ſeyn wird?

Soldat. Wer wird dieſes wiſſen?

Arthello. Seht doch einmal herum; entdeckt ihr keinen Ort, der ſeiner würdig iſt?

Soldat. Wir ſehen keinen.

Arthello. So kommt her. Ich will euchs leiſe anvertrauen. Seht, ſeht! dort die große Hundshütte — dieſe iſt ſeine Wohnung, ſeht hinein, ihr werdet ihn finden.

(Die Soldaten wollen ſehen.)

Arthello. Doch haltet, nicht ſo eilfertig! Ich hab euch das Wichtigſte noch nicht anvertraut. Der Menſch dort in der Hundshütte iſt ein Philoſoph. Das könnt ihr euch leicht einfallen laſſen, ſonſt würde er nicht in einer Hundshütte wohnen, und mit einem Philoſophen werdet ihr es hart aufnehmen, weil ihr nicht diſtinquiren könnt; ich muß euch alſo ſchon Inſtruktion geben. Dieſer Mann dort wird ſich für einen Hofherrn ausgeben; aber glaubts nur beileibe nicht, denn ein Hofherr wohnt ja in keiner Hundshütte und trägt auch kein Narrenkleid; nehmet ihn nur mit, ihr ſeyd ſchon am rechten; nur laßt ihn ſeine Kleidung nicht ausziehen, denn ſonſt würde er ſich in eine ganz andre Perſon verwandeln. Thut, was ich euch ſage.

Soldat. Wir danken euch.

Arthello. Iſt nicht nöthig; ich danke euch.

Soldat. Wie das?

Arthello. Ich danke, daß ihr keine Philoſophen ſeyd, und daß ihr nicht diſtinquiren könnt, denn ſonſt hättet ihr natürlicher Weiſe ſchließen müſſen, daß, weil ich und Arthello eins bin, daß ich auch in der Hundshütte ſeyn müßte. Doch es wird ſich alles noch geben. Gott gib euch geſunde Augen. Lebt wohl!

Soldat. Laß ihn nicht gehen; wir wollen ihn anhalten; er könnte uns zum beſten gehabt haben.

Ein andrer (der unterdeſſen in die Hütte ſchaut). Laß ihn nur! er hat wahr geredet, denn ich ſehe den Narren ſchon in der Hütte. Heraus! heraus! Herr Arthello!

Siebenter Auftritt.

Vorige. Klender.

Klender. Ich bin nicht Arthello; ihr betrüget euch.

Ein Soldat. Ja, Herr! das wiſſen wir wohl beſſer; ihr werdet uns keine Blendwerke vormachen; heraus! (Sie ziehen ihn heraus.)

Klender. Ich ſchwöre es euch beim Himmel! daß ich nicht Arthello bin; ich bin der Hofjunker Klender.

Soldat. Klender? der Name iſt uns wohl bekannt: aber dieſe Kleider und die Hundshütte — das geht nicht zuſammen. Ihr lügt, ihr ſeyd Arthello.

Ein zweiter Soldat. Freilich iſts Arthello; zweifelt nicht lang, ihr wißt ja, was uns der Mann geſagt hat. Fort!

Klender. So laßt mich wenigſtens dieſe Narrenkleidung ausziehen.

Soldat. Seht nur, wie ſchlau er iſt; glaubt ihr, daß wir eure Zauberkünſte nicht wiſſen? Weigert euch nicht, oder wir brauchen Gewalt.

Klender. O verwünſcht ſey Arthello!

Soldat. Wir ſind ſchon am rechten Manne. Fort! (Ab.)

Achter Auftritt.

Arthello allein, ſieht ſich herum, ob **Klender** mit den **Soldaten** ſchon fort iſt.

Glück auf die Reiſe, mein guter Kämmerling! Ich trug lang genug dieſe Jacke; kannſt ſie auch einmal tragen. Sie ſteht dir trefflich an. Wie der König doch lachen wird, wenn er dieſen ſcheckigten Sperling ſieht. Sagt mir doch, ihr Menſchen! warum tragen unter euch ſo wenig mehr die Narrenkappe, und es gibt doch noch Narren genug unter euch! — Thorheit! mächtige Regentin! biſt denn du ſo arm geworden, daß du keine Liverei mehr geben kannſt? Doch laß es gut ſeyn; der König rief mich nach Hofe; es iſt Zeit.

Zweiter Aufzug.

Das Zimmer des Baron Liſper.

Erſter Auftritt.

Baron Liſper. Doktor Schwarz.

Liſper. Bravo! bravo! Doktor Schwarz! daß Sie ſo ihre Stunde halten; Sie ſind ſehr genau.

Schwarz. Nichts als meine Schuldigkeit, Eure hochfreiherrliche Erzellenz! meine Schuldigkeit. — Aber es iſt ſo kalt — ſo kalt; es wird bald ſchneien.

Liſper. Wo waren Sie denn ſchon ſo früh, daß Sie ſich ſo erkältet haben?

Schwarz. In der Kirche, Eure hochfreiherrliche Erzellenz! in der Kirche. Von oben kömmt der Segen herab. Ich hab für Euer hochfreiherrlichen Erzellenz hohes Wohlſeyn fleißig gebeten.

Liſper. Das iſt brav, Herr Doktor! ſolche Leute ſind mir lieb, die Religion haben.

Schwarz. Gott behüte! behüte uns vor allen denen, die nicht religiös ſind, denn ſie ſind böſe — böſe Leute.

Liſper. Ja, ja! das ſind ſie. Setzen Sie ſich, Herr Doktor! Nun ein Glas Wein. (Liſper klingelt; ein Bedienter tritt auf). Bringt dem Herrn Doktor ein Glas guten Wein.

Schwarz. Eure hochfreiherrliche Erzellenz ſind allzu gütig.

Liſper. Nun Herr Doktor! Wie ſtehts in re politica?

Schwarz. Ganz gut! Euer hochfreiherrliche Erzellenz! Mich däucht, das Plänchen wär genug ausgearbeitet.

Liſper. Laſſen Sie doch einmal hören.

Schwarz. Vor allem, ſed intra nos, däucht mich, daß Graf von Herzdorf von dem Hofe zu entfernen wäre, denn er iſt ein zu redlicher Mann und würde unſeren Abſichten entgegenarbeiten. Die Frage war: wie iſt das anzugehen? Es iſt vielleicht nicht ſo leicht, als Eure hochfreiherrliche Erzellenz vermuthen: es hat mich viele Mühe gekoſtet, bis ich endlich auf einen glücklichen Einfall gekommen bin. Ich bin ſchon wegen dieſem verwünſchten Projekt zwei ganzer Tage nicht in der Kirche geweſen, hab Predigt und Vesper verſäumt; verzeih mirs, Gott! doch — es läßt ſich wieder einbringen. Aber ſtill! — Es kömmt der Bediente. Vor ſolchen Leuten muß man nichts ſprechen. (Bedienter tritt auf mit Wein, ſchenkt ein und reicht das Glas dem Doktor.)

Doktor. Herrlich, herrlich! das iſt ein trefflicher Magenwein. Brav! nun Herr Jakob! wie gehts? was macht er denn? — Immer fleißig und andächtig

Jakob. Nicht zu viel, gnädiger Herr! wir haben nicht viel Zeit, in den Kirchen herumzulaufen.

Schwarz. Ei, ei, ei! das heißt nichts. Wer nicht gern betet, arbeitet nicht gern.

Bedienter. Es mag wohl ſeyn; indeſſen vertauſch ich doch meine Seele mit der Ihrigen nicht.

Schwarz. Wie das?

Bedienter. Weil Sie viel beten und wenig Gutes thun, und ich weniger bete und mehr Gutes thue.

Liſper. Schweigt! Welche Impertinenz!

Schwarz. Eure hochfreiherrl. Exzellenz! es iſt nur Spaß. (Bedienter ab.)

Liſper. Ich will nicht, daß meine Diener mit einem Manne ſpaſſen ſollen, wie Sie ſind.

Schwarz. Eure hochfreiherrl. Exzellenz nehmen ihm nicht übel; iſt ein guter braver. Menſch, nur Schade, Schade! — — Aber wo iſt der Menſch, der keinen Fehler hat? Ich möchte aber Niemanden ſchaden; behüte mich Gott.

Liſper. Wiſſen Sie vielleicht etwas über dieſen Burſchen?

Schwarz. Ich — weiß — eben nichts. Die Leute reden oft viel — — wenns wahr wäre — — ei, ei, ei! behüte Gott!

Liſper. Was redet man denn in der Stadt?

Schwarz. Eure hochfreiherrl. Exzellenz wiſſen wohl, wie die Leute ſind. Wenns wahr wäre, ſo könnten Sie ihn keine Stunde mehr in ihren Dienſten haben; aber ich will dem Menſchen nicht ſchaden.

Liſper. Ich weiß wohl, woran ich bin. Morgen ſoll er ſeinen Abſchied haben.

Schwarz. Eure hochfreiherrl. Exzellenz ſind Herr, zu thun, was Hochdieſelben wollen.

Liſper. Aber Herr Doktor, nun zu unſerm Plan!

Schwarz. Sogleich Eure hochfreiherrl. Exzellenz! aber silentium altum! verſteht ſich. Will ſehen, ob die Thüren gut verſchloſſen ſind, daß uns Niemand behorcht; die Welt iſt gar böſe. Eure hochfreiherrl. Exzellenz werden es auch nicht ungütig nehmen, wenn ich mich meiner Andachtsübungen und meines Medidationsbuches entledige; ſie beſchweren ein wenig meine Säcke. (Er legt zwei große Bücher, die er aus ſeinem Sacke nimmt, auf den Tiſch.) Nun, Eure Exzellenz, zum Werk! der hauptſächliche Plan geht dahin, den Graf Herzdorf bei dem König zu verläumden. Wir können es mit gutem Gewiſſen, denn unſre gute Abſicht entſchuldigt uns daran, und wenn ihm ein wenig zu viel geſchieht, ſo wollen wir ihn dafür in unſer Gebet einſchließen; auch geben wir ihm dadurch Gelegenheit, ſeine Geduld zu prüfen, und ſich dafür einen höhern Stafel im Himmel zu bauen. (Der Doktor ſitzt nun auf einmal ganz ernſthaft, ohne ein Wort weiter zu reden.

Liſper. Was thun Sie?

Schwarz. Still! ſtill!

Liſper. Iſt Ihnen nicht wohl?

Schwarz. St! St!

Liſper. Nun? —

Schwarz. Hören Sie denn nicht, daß die Stunde ſchlägt? Ich mußte meine Andacht verrichten; hab ſo meine gewiſſe Schlußgeberdchen, die ich von Jugend auf gewohnt bin. — — Aber — nun weiter. Freilich wird es beim König nicht ſogleich Eindruck machen — sed semper aliquid haeret. Wenn man einen mit Koth wirſt, ſo bleibt der Fleck doch immer. Dann hab ich ſchon etwas im Corp de reserve. Herzdorf hat einen Sohn, eine Tochter, eine Frau. Den Sohn den wollen wir debauchiren; die Tochter wollen wir entführen laſſen, und die Frau wollen wir zur Koquette machen; und, was Verläumdung nicht ausführen kann, muß der Verdruß vollenden. Längſt in einem Jahre ſoll Herzdorf unter der Erde ſeyn.

Liſper. Ihr Plan wär ſchon recht! aber die Sache ſieht ſo weitſchichtig aus, und Sie wiſſen, daß ich ſehr kommod bin. Ich liebe die Kabale nur in ſo weit, als ſie mir nicht viele Mühe macht.

Schwarz. Dafür laſſen Eure hochfreiherrl. Exzellenz nur mich ſorgen. Ich weiß, daß Herzdorf ein gutthätiger Mann iſt, und da will ich mich ſo elend, ſo armſelig bei ihm anſtellen, daß er mich zuletzt noch ſelbſt ins Haus nehmen wird. Dann iſt die Sache gewonnen. Ich bin der Spion von Euer hochfreiherrl. Exzellenz; will alles genau rapportiren, und dann will ich Vater und Kinder, Frau und Mann, Diener und Mägde ſo durcheinanderhetzen, daß es eine Luſt ſeyn ſoll. Doch Gott verzeih mir, und laß mir alles das Ding zu guter Stunde reden. Es geſchieht ja alles Eurer hochfreiherrl. Exzellenz zu lieb, und der Himmel ſieht ja das Herz an. Es pocht Jemand. (Macht auf.)

Bedienter. Der Junker Papillon möchte Eurer Exzellenz ſeine Aufwartung machen.

Liſper. Laßt ihn kommen.

Schwarz. Jetzt will ich mich entfernen. Hab auch noch Zeit, eine halbe Stunde in die Kirche zu gehen. (Sagt Liſpern ins Ohr) Ich hab mir dort Jemanden hinbeſtellt, den ich auch zu meinem Plänchen brauche. Nun zu Gnaden empfohlen, Eure hochfreiherrl. Exzellenz.

Liſper (zum Bedienten). Begleitet den Herrn Doktor.

Schwarz (zum Bedienten). Keine Mühe gemacht, Herr Jakob! Wir bleiben immer die alten guten Freunde. Hab auch erſt kurz des Herrn ſeine Parthie genommen und ihn beſtens rekommandirt. Leb er wohl! auf Wiederſehen! Will ihn auch ſchon in mein Gebet einſchließen. (Ab.)

Zweiter Auftritt.

Liſper allein.

Iſt doch ein trefflicher Mann der Doktor! Ja, wenn Herzdorf geſtürzt iſt, dann kann ich mich noch pouſſiren. Papillon muß meine Tochter heirathen und eine herrliche Stelle im Staat bekommen. Für Klender iſt meine Nichte beſtimmt — — es wird ſich alles geben.

Dritter Auftritt.

Liſper. Papillon.

Papillon. Das war eine verwünſchte Jagd, Eure Excellenz! erfroren ſind wir wie die Hunde; haben uns vollkommen verirrt, und — denken Sie — erſt um Mitternacht ſind wir nach Hauſe gekommen. Der König war auch gar nicht guter Laune.

Liſper. Hm! hm! bin froh, daß ich nicht mit war. Ein gut geheitztes Stübchen und eine Bouteille Wein auf meinem Zimmer iſt mir lieber, als alle Jagd.

Papillon. Bin auch dafür portirt; aber was will man machen? Doch EE. wiſſen Sie was Neues? Der König fand den Arthello, den geweſenen Hofnarren.

Liſper. Was Sie mir ſagen? — — Das iſt ein verwünſchter Streich.

Papillon. Hab ſchon vorgeſorgt, EE. Da können EE. meine Kapacität bewundern und meine Behendigkeit. Im Nachhauswege mußten wir durch ein Dorf; da traf ich einige Soldaten an; ich fragte ſie, ob ſie mich kennten? Natürlicher Weiſe, ſie ſagten nein. Da zeigt' ich ihnen ſogleich meinen Stern. Ich bin der Graf Papillon, ſagt ich, der künftige Schwiegerſohn des Baron von Liſper; er und ich machen nur eine Perſon. Was er ſagt, ſag ich, was ich ſage, ſagt er. Alſo befehl ich euch, ſogleich den Arthello in Arreſt zu nehmen. Ich beſchrieb ihn ihnen, wie er ausſieht, wo er ſich aufhält und ſagte, ſie ſollten ihn nach der Stadt ins Gefängniß bringen, ſich aber zuvor bei EE. melden. Ich überreichte ihnen einen Ring, welchen ſie EE. hätten präſentiren ſollen, nebſt meiner unterthänigen Empfehlung, daß ich das Mehrere mit EE. ſelbſt ſprechen würde.

Liſper. Das haben Sie gut gemacht. Aber es war noch Niemand da.

Papillon. Sie können nicht mehr lange ausbleiben. Von der Sache weiß noch Niemand; Sie können alſo den Arthello mit einer Manier aus dem Weg räumen, daß es kein Menſch weiß.

Liſper. Das geht nicht ſo gleich an, mein lieber Papillon! die Soldaten — —

Papilon. Ah was! die Soldaten, die ſperrt man per Kompagnie mit ein — ſind ja nur zween Menſchen! was iſt daran gelegen? Es gibt ja noch Soldaten genug.

Liſper. Es wäre alles recht; aber nur mit Klugheit — mit Klugheit. (Bedienter kommt.)

Bedienter. Euer Exzellenz! es ſind zween Soldaten mit einem Gefangenen da! die ſagten, ſie hätten Ordre, ſich an EE. zu wenden. Ich ſollte EE. dieſen Ring überreichen.

Papillon. Nun EE., hab ichs nicht gut gemacht?

Liſper. Man ſoll den Gefangenen herauf führen.

Papillon. Thun Sie das nicht EE., er würde uns ja kennen; laſſen Sie ihn gleich in ein tiefes Gefängniß werfen.

Liſper. Ich möchte ihn doch ſprechen. Vielleicht wär es möglich, ihn auf unſere Seite zu bringen, weil er nun ſieht, daß er in unſrer Gewalt iſt, und ſeine Exiſtenz könnte uns dann beſſere Dienſte thun.

Papillon. Auch wahr, ich hätte nicht daran gedacht. Aber zum wenigſten rath ich EE., daß Sie ihm, bevor wir der Sache gewiß ſind, die Augen verbinden laſſen.

Liſper. Nun ja! Werft dem Gefangenen einen Sack über den Kopf, und laßt ihn herauf kommen. (Bedienter ab.)

Papillon. Ich zweifle, ob EE. dieſen Menſchen werden auf ihre Seite bringen. Es iſt ein hartnäckiger, einbilderiſcher Kerl.

Liſper. O ich kenne ihn nur zu gut; ich weiß, was er bei dem verſtorbenen König war. Er galt viel, und hatte manchen Einfluß auf große Geſchäfte. Doch ſtill — Arthello.

Vierter Auftritt.

Vorige. Kilender (wird mit einem Sacke über den Kopf hereingeführt).

Papillon. Nun, Arthello? Wer war klüger von uns Beiden, ich oder du? Die Maus iſt doch in die Falle gegangen, nicht wahr?

Klender. Der Stimme nach ſeyd ihr Junker Papillon.

Papillon. Ja, der bin ich, und ich — ich hab euch arretiren laſſen.

Klender. Ihr habt mich arretiren laſſen? So verzeiht, wenn ich euch ſage, daß ihr ein Narr ſeyd. Das iſt wieder einer eurer gewöhnlichen Streiche. Ihr ſeyd zu nichts gut, als Tollheiten auszuüben.

Papillon. Arthello, denket, daß ihr in unſrer Macht ſeyd.

Klender. Was Arthello! Ich bin der Kammerjunker Klender, und weiß nicht, warum ich mich da von euch ſoll zum Beſten haben laſſen.

Liſper. Was, ihr ſeyd Klender?

Klender. Ja, das bin ich bei meiner Ehre. Nehmt mir nur dieſen verwünſchten Sack herab.

Papillon. Glauben Sie es doch nicht EE., es iſt gewiß Arthello. Der Kammerjunker würde gewiß dieſe Narrenjacke tragen? Es iſt nichts, als ein boshafter Kniff; laſſen Sie ihn auf meine Gefahr in Kerker werfen, und für die Impertinenzen, die er mir anthat, will ich ihn ſtriegeln laſſen.

Klender. Bei Himmel und Hölle, verwünſchter Papillon! Es muß der Geier in eurem Leibe ſeyn. Iſt es nicht genug, daß ihr mich wie einen Narren etwelche Meilen Wegs habt führen laſſen, nun wollt ihr mich auch noch mißhandeln? Aber ich ſchwöre es euch, ihr ſollt eures Lebens nicht mehr ſicher ſeyn.

Liſper. Die Sache wird ernſthaft. Es iſt Klenders Sprache. Löſet ihm den Sack vom Hals.

(Ein Diener löſet ihm den Sack ab.)

Papillon. Wirklich, bei meiner Seele! Es iſt Schwager Klender.

Klender. Ich möchte euch verwünſchen, euch, mit euren tollen Streichen. Wenn ihr je was unternehmt, ſo fangt es doch mit Vernunft an und bringt nicht ehrliche Leute ins Gedränge.

Liſper. Ha, ha, ha! Lieber Schwager Klender! Wie kommt denn ihr und dieſe Narrenjacke zuſammen? Der Vorfall iſt doch recht neckiſch.

Klender (der ſeine Jacke wegwirft). Da, Ritter Papillon! nehmt, was euer iſt, und kommt mir nicht mehr mit ſolchen Späſſen. Die Sache iſt noch nicht aus, wie ihr glaubt. Wir werden uns ſprechen. Kommen EE. mit mir aufs Kabinet; ich will Ihnen den Vorgang mit allen Umſtänden erzählen.

Papillon. Ah, ich wäre auch begierig, den ganzen Hergang zu wiſſen.

Klinder. Bleibt! wir haben ſo einen Affen, wie ihr ſeyd, nicht nöthig.

(Liſper und Klender ab.)

Fünfter Auftritt.

Papillon allein.

Nun, ums Himmelswillen! Jetzt hab ich die Sache gut gemacht. O ich armer, verlaßner, unglücklicher Papillon! Klinder iſt ganz raſend! ich kenne ihn; ohne Zweifel wird er ſich mit mir noch ſchlagen wollen, und ich — Gott weiß es, habe nicht um einen Heller werth Muth. Seine Exzellenz werden auf mich auch böſe ſeyn, und meine Parthie und mein Avancement wird auch zum Teufel gehen. O mich armen, unglücklichen, verlaſſenen Papillon. O Arthello! Arthello!

Sechster Auftritt.

Papillon. Arthello.

Arthello. Hier bin ich, weil ihr mich ruft.

Papillon (ganz erſchrocken). Wie beim Blitz! kommt denn ihr ſo eilfertig her?

Arthello. Ich komme zu Fuß, mein lieber Ritter! denn meinen Packeſel hab ich ſchon voraus geſchickt.

Papillon. Euren Packeſel?

Arthello. Ja, es war der Kammerjunker Klender, der ſo gütig war, meine Kappe und meine Jacke nach Hof zu tragen.

Papillon. Ha, ha, ha! Ihr ſeyd alſo der loſe Vogel, der ihm dieſen Streich geſpielt hat? Sagt ihms geſchwind, lieber Arthello! ich bitte euch! denn ſonſt koſtet mich euer Spaß Leib und Leben. Er iſt raſend wieder mich aufgebracht. Bei meiner Seele! ich müßte mich mit ihm ſchlagen, und ſieh, Arthello! ſieh, ich zittere ſchon am ganzen Leibe, wenn ich nur daran denke.

Arthello. Pfui! ihr ſpaſſet. Ihr ſolltet gewiß keinen Muth haben?

Papillon. Nein, lieber Arthello! ich ſchwör es dir, keinen Hellerwerths Muth. Bin übrigens ein braver Kerl: aber, guter Arthello! ich bitte dich, hilf mir nur dießmal aus dem Gedränge, ich will ewig dein Freund ſeyn.

Arthello. Mein Freund? Glaubt ihr, es iſt eine ſo geringe Sache, mein Freund zu werden?

Papillon. Sieh, Arthello! ich will dir gewiß einen großen Gefallen thun; nur nimm dieſe Sache alle auf dich, und mache, o mein guter Arthello, daß Klender wieder mein Freund werde.

Arthello. Wißt ihr was? Wenn Klender ſich mit euch ſchlagt, ſo will ich euch ſekundiren; das wird genug ſeyn.

Papillon. Ums Himmelswillen nicht! mir iſt mein Leben ſo lieb — ſo lieb — und denke nur, was würde meine Braut ſagen? ich bin ja Hochzeiter.

Arthello. Hochzeiter? Ja, das iſt eine andere Sache. Da muß euch freilich euer Leben theuer ſeyn. Ihr wollt gewiß eure Familie vermehren.

Papillon. O ja, freilich! Denke nur, ich bin der Einzige noch; wenn ich ſterbe, iſt das ganze Geſchlecht der Papillone ausgeſtorben.

Arthello. Auf dieſen Fall dürſt ihr euch keck ſchlagen; es gibt noch Papillons genug. Wenn ſie auch von eurer Branche nicht ſind, ſo gehören ſie doch gewiß in eure Ahnenreihe. Ihr wiſſet aber wohl, daß alle Papillons ehvor Raupen waren; daß ſie in Staub krochen, ſich einſpinnten und endlich zu Papillons wurden. Gehört ihr auch unter dieſe Familie?

Papillon. Ja, ja, nur helft mir, lieber Arthello!

Arthello. Aber ihr müßt noch nicht lange Papillon ſeyn?

Papillon. Wie das?

Arthello. Weil ihr noch ſo ganz Raupe ſeyd.

Papillon. Ihr ſpaſſet aber immer, und die Sache iſt ſo ernſthaft.

Arthello. Freilich ernſthaft! Ihr heirathet ja.

Papillon. Ah! das Heirathen — das iſt Spaß.

Arthello. Glaubt ihr das? Ich finde es ſehr ernſthaft, denn ihr werdet eine große Succeſſion bekommen.

Papillon. Glaubt ihr?

Arthello. Natürlich. Wißt ihr denn das Sprichwort nicht: Ein Narr macht zehne?

Papillon. Der Ausdruck iſt zwar ein wenig ſchimpflich: aber euch halt ich ihn doch zu gute, wenn ihr mich nur aus dem Gedränge reißt.

Arthello. Das will ich thun; aber ihr müßt meinem Rathe folgen.

Papillon. O ja!

Arthello. Wenn Klender euch herausfordert, ſo bedinget mit ihm, daß einer von euch auf dem Platze bleiben muß.

Papillon. Nein, nein, ich bedanke mich für dieſen Rath.

Arthello. So hört mir zu und laßt mich ausreden. Nach den Regeln der Ehre ſeyd ihr nicht mehr ſchuldig zu halten, als was ihr verſprochen habt. Nun, wenn Klender ſich mit euch ſchlagen will, ſo kommt ohne Furcht und ſagt: einer von uns muß auf dem Platze bleiben; an wem iſt nun die Reihe? Beide können wir nicht da ſeyn; ſteckt dann euren Degen wieder ein, und laßt den Junker auf dem Platze ſtehen; und ſo habt ihr euer Wort gehalten und ihr könnt ſicher erzählen, daß Klender auf dem Platze geblieben; es iſt keine Lüge, es wird euch noch obendrein Ehre machen.

Papillon. Was ihr doch für Einfälle habt; ihr ſeyd ein wirklicher Samſon, ihr.

Arthello. Ja, das bin ich; es fehlt mir nichts mehr hiezu, als daß ihr ſo gütig ſeyd, Hofjunker! mir euren Kinnbacken zu leihen, denn ihr wißt wohl, daß Samſon mit einem Eſelbein die Philiſter erſchlug. Aber laßt die Sache nicht auf euch gemeynt ſeyn.

Papillon. Jetzt geh ich nach Haus, Arthello! und verriegle mich, bis ihr wieder zu mir kommt, und meine Sache mit Klinder zu Ende iſt. Ich ſags euch, Arthello! ich war einſt euer Feind, euer groſſer Feind, wenn ihr aber meine Sache wieder gut macht, ſo will ich ganz euer Freund ſeyn.

Arthello. Hab euch Dank, mein Junker! ich kenne ganz den Werth eurer Freundſchaft. Ihr ſpringt von Feindſchaft auf Freundſchaft, und von dieſer zu jener wie die Kohlmaiſe von einem Aſte zum andern. (Papillon ab.)

Siebenter Auftritt.

Arthello allein.

Nun bin ich in Liſpers Haus; in dem Hauſe dieſes Staatsmanns, der ſo wenig zu Geſchäften geſchaffen iſt, als eine Maus zum Reitpferd. Auſſerdem, daß er einen ziemlich anſehnlichen Bauch hat, Auſtern verdaut und Burgunder trinkt, kenn ich weiter an ihm keine Verdienſte. Und dieſer phlegmatiſche Wanſt, kühn durch Dummheit und ſtolz durch Keckheit, glaubt ſich berechtigt, den redlichen Herzdorf zu ſtürzen, der des Königs einziger Freund iſt. Aber bei Gott! du ſollſt es nicht dahin bringen, ſo lang Arthello noch iſt. Was kann ich mehr für den König thun, als daß ich Herzdorf rette, den Freund des Vaterlands, den Redlichen des Königs. (Er ſieht die Schellenkappe und Jacke auf dem Boden liegen. Zieht ſie an.) Komm, werthes Kleid; ich will dich wieder anziehen; ich hab dich lang aus Liebe für meinen König getragen; um jede Stelle, um jeden Rang würde man mich beneiden; aber um dich, gute Narrenjacke — um dich beneidet mich Niemand. Es gibt alſo auch Augenblicke, wo es einen groſſen Werth hat, ein Narr zu ſeyn, und wenn man der Menſchheit Gutes thun kann, ſo iſt es ja beſſer, eine Kappe zu tragen und Gutes in der Kappe zu thun, als unter der Krone Böſes. Doch hier kömmt Liſper.

Achter Auftritt.

Arthello. Liſper. Klender.

Liſper (erſtaunt). Was macht ihr da?

Arthello. Ich hab Euer Exzellenz melden wollen, daß ich Arthello bin; und nachdem ich gehört habe, daß EE. ſich die Mühe geben wollten, mich in Kerker zu werfen, ſo hab ich mich beim König geſtellt und ihm geſagt, daß um EE. alle fernere Mühe der Nachforſchung zu erſparen, ich ſelbſt die Ehre haben werde, EE. gehorſamſt aufzuwarten.

Liſper. Ihr wart beim König?

Arthello. Ja, und er weiß es auch, daß ich bei Ihnen bin.

Liſper (bei Seite). Nun ſind alle meine Plane vergebens.

Arthello (zu Klender). Ich meine immer, ich ſollte die Ehre haben, Sie zu kennen.

Klender. O ja! ich glaubs auch.

Arthello. Die Menſchen kommen doch in der Welt wunderlich zuſammen.

Klender. O ja! (bei Seite) der Schurke! Wär er nur nicht des Königs Günſtling.

Arthello. Ich bin Ihnen unendlichen Dank ſchuldig.

Klender. Wofür?

Arthello. Für die Mühe, die Sie ſich gaben, meine Kleider nach Hof zu tragen.

Klender. O es hat leicht ſeyn können; iſt nichts davon zu reden. (bei Seite) Wenn dieſer Vorfall in der Stadt kund wird, ſo werde ich noch dazu überall zum Gelächter. (zu Liſper) Ich empfehle mich EE. Hoffe die Gnade zu haben, bei Hofe zu ſprechen.

Neunter Auftritt.

Liſper. Arthello.

Liſper. Ich weiß, Arthello, daß ihr des Königs Günſtling ſeyd und daß ihr viele Macht auf ſeinen Geiſt habt. Lernet das Sprüchwort: am Hofe muß man leben und leben laſſen. Miſcht euch alſo nicht in Staatsſachen, und arbeitet meinen Planen, die euch vielleicht bekannt ſeyn können, nicht entgegen. Ihr wißt, was ich ſagen will. Laßt uns gute Freunde ſeyn, Arthello! und rechnet dann in jedem Falle auf meine Erkenntlichkeit.

Arthello. Eure Exzellenz! ich rechne in jedem Falle auf ihren Schutz. Mein Amt iſt, Wahrheit zu ſagen, und Wahrheit braucht den Schutz des Mächtigen; aber die Urſache, warum ich heut zu Ihnen komme, iſt, Sie auf die Probe zu ſtellen, ob Sie mir wirklich gut ſind.

Liſper. Wie das?

Arthello. Ich habe verſchiedene Sachen zu ſollizitiren.

Liſper. Es ſoll euch nichts abgeſchlagen werden.

Arthello (überreicht ihm ein unbeſchriebenes Papier). Hier iſt mein Anlangen.

Liſper (ſieht es durch). Ein wunderliches Anlangen! Es ſteht ja nichts darin geſchrieben.

Arthello. O ja, recht Vieles. Leſen Sie nur.

Liſper. Was will ich leſen? Es enthält ja keine Sylbe.

Arthello. O es enthält nur zu viel. Wo nichts ſteht, da ſteht alles.

Liſper. Ihr redet ſehr räthſelhaft.

Arthello. Seht ihr denn die Buchſtaben nicht, die darauf ſind?

Liſper. Ich ſehe keine.

Arthello. Ja, es iſt Weiß auf Weiß, und ihr ſeyd gewohnt, Schwarz auf Weiß zu leſen, daher kennt ihr dieſe Schrift nicht.

Liſper. Was begehrt ihr denn in dieſem Anlangen?

Arthello. Ich begehre das, was darauf ſteht, das iſt:

nichts. Ich begehre, daß der König die Gnade haben möchte, mir mein Lebtag keine Gnade zu thun.

Liſper. Sonderlich! und warum das?

Arthello. Der Fürſten Gnade macht Neider. Den, der nichts hat, beneidet man um nichts. Aber hier hab ich noch ein zweites Memoriale in der Taſche, in welchem ich bitte, daß mir der König einen ordentlichen Gehalt auswerfen möchte.

Liſper. Es iſt billig. Wie viel begehrt ihr?

Arthello. O eine Kleinigkeit! Ich begehre jährlich für meine guten Dienſte hundert Prügel.

Liſper. Eine ſehr ſonderliche Beſoldung!

Arthello. O gewiß! Undank iſt der gewöhnliche Sold der Welt; warum ſoll ich alſo was anders begehren, als was gewöhnlich iſt? Unterdeſſen hab ich den Vortheil, daß mich um meinen Sold Niemand beneidet. Ich kann ruhig ohne Adjunkten ſterben und Niemand wird von mir ein Drittel Abzug begehren.

Liſper. Spaſſet nicht, Arthello! und begehrt wahrhaft, was ihr wollt, ihr ſollt es erhalten.

Arthello. O ich hätte zu viel zu begehren.

Liſper. Redet nur!

Arthello. Ich bitte euch, gebt mir euren großen Hund zum Hofmeiſter.

Liſper. Wie das?

Arthello. Damit ich von ihm bellen und beißen lerne, denn man ſagt, dieß ſey in der Stadt ſehr gewöhnlich. Könnt ihr aber euren Haushund nicht entbehren, ſo gebt mir euren Affen, damit ich von ihm lerne, wie man mit der Katzenpfote die Kaſtanien aus der heißen Aſche ſcharrt, denn man ſagt, daß dieſes an Höfen ſehr gewöhnlich ſey. Uebrigens wäre meine Bitte, ihr möchtet ein ehrlicher Mann ſeyn; ſchreibts aufs Papier; es iſt mit einem Worte geſchehen. Fiat!

Liſper. Ihr macht mich ungeduldig mit eurem Spaſſe; begehrt was Kluges.

Arthello. Tanzmeiſter möcht ich werden.

Liſper. Warum das?

Arthello. Um Tugend und Philoſophie nach der Geige tanzen zu lehren, auf der ihnen die Hofleute aufſpielen.

Liſper. Nun, ihr ſollt Tanzmeiſter werden.

Arthello. Wie ihr aber wieder ſo voreilig ſeyd! Seht ihr denn nicht, daß ich krumme Beine habe? Einen Laternanzünders-Dienſt müßt ihr mir geben, ſo kann ich doch was zur Aufklärung beitragen. Aber wißt ihr was? Ich habe ſchon eine Stelle; und der Menſch muß mit ſeinem Stande zufrieden ſeyn. Ich bin ein Narr; was wollt ihr Höhers aus mir machen? Ihr wißt ja, daß die höchſte Stufe des Ehrgeizes die Narrenkappe iſt. Wenn ihr die meinige braucht, ſo ſteht ſie euch zu Befehl.

Liſper. Zu was dieſe Reden?

Arthello. Zu was? Seyd ihr denn nicht im höchſten Grade ehrgeizig. und tragt ihr denn nicht alles bei, meine Kappe zu verdienen? Seht, Liſper! ihr könntet ſo vergnügt leben, wenn ihr nur wolltet. Ihr habt Vermögen, könntet Gutes thun und das Glück der Menſchheit genießen: aber nein! ſo macht ihr euch ſelbſt kummervolle Tage; denket Tage lang auf Kabalen und wollt euch auf Unkoſten anderer höher ſchwingen. Zu was alles das? Leben und das Leben genießen, das iſt wahre Philoſophie. Machts auch ſo.

Liſper. Arthello! du kennſt die Verhältniſſe nicht, die man an Höfen hat.

Arthello. Welche Verhältniſſe? Blendwerke ſinds; Einbildungen, die in der Natur der Dinge keinen Platz haben. Steigt der Menſch hoch, ſo fällt er wieder deſto tiefer; und wenn er auch nicht fällt, was iſt er? Ein Raket, das prächtig emporſteigt und verliſcht. Wenn ihr auch den höchſten Gipfel von Ehre erreicht habt, wenn ihr der erſte Miniſter ſeyd; wenn ihr Tag und Nacht fürs Wohl des Ganzen arbeitet, wer hat euch einen Dank? Ihr macht immer mehr Unzufriedene, als Zufriedene, wenn ihr auch das beſte Herz habt. So lang ihr lebt, dürft ihr nicht glauben, daß man euch wird Gerechtigkeit wiederfahren laſſen; aber wenn ihr endlich einmal todt ſeyd, ah! dann kanns heißen: das war ein braver Mann.

Liſper. Wohin ſoll dieſe Einleitung führen?

Arthello. Dahin, daß ich euch überzeugen will, daß Arthello euer Freund iſt. Ich war lange ein unbekannter Zuſchauer aller der Komödien, die ihr da in der Stadt ſpieltet, und ich bedauerte oft eure Rolle, mein guter Liſper! Ihr habt den Weg der wahren Ehre verlaſſen; ihr wollt euch auf die Ruinen des Hauſes der Grafen von Herzdorf zu den erſten Stellen des Staates ſchwingen, um euch ganz elend zu machen.

Liſper. Wie das?

Arthello. Herzdorf iſt ein Mann, der die Geſchäfte der Regierung verſteht und Tugend mit Ehrlichkeit verbindet. Neidet ihn nicht, Liſper! um dieſes Amt, und denket, daß eure Fähigkeiten nicht dazu hinreichen. Denket auf das Glück eurer Familie; ſchränkt euch nach der Sphäre ein, die euch der König anwies, und ſeyd glücklich.

Liſper. Ich ſehe, Arthello! ihr redet mit Vernunft; aber ihr wißt nicht, was es heißt, in großen Städten zu leben. Die Familie dringt in mich; man macht mir Vorwürfe, daß ich immer unthätig bin; man will, daß ich meine Kinder hoch verheirathe, zu Ehren emporhebe, dann läßt man ſich ein, thut manchen unvorſichtigen Schritt, und man kann nicht wieder zurück; man muß die Plane ausführen, wenn ſie einmal angefangen ſind.

Arthello. Ich verſtehe euch ganz, Liſper! Ich weiß die Verbindungen, die ihr mit der Familie der Klender habt, und die mit den Grafen von Papillon. Ich weiß, wie weit euch Schwarz, der Niederträchtigſte aller Menſchen, eingeführt hat, aber was thut das alles zur Sache? Ihr könnt noch zurück, wenn ihr nur wollt.

Liſper. Ich kann nicht, Arthello! meine Ehre iſt zu weit mit im Spiele.

Arthello. Glaubts nicht. Wollt ihr denn der eitlen Ehre wegen eure Kinder unglücklich machen? Wenn ihr dem Grafen Papillon eure Tochter zum Weib gebt, wie unglücklich habt ihr ſie nicht gemacht? und ſo auch eure Nichte mit Klendern. Sie ſind ja die elendeſten Burſche unter der Sonne. Feig, ſtolz und dumm. Wenn ihr ſie nun auch zu hohen Ehrenſtellen bringt, was nützts eurer Tochter? Der Affe bleibt immer Affe, wenn er gleich eine bordirte Jacke trägt.

Liſper. In der Hauptſache redet ihr wohl wahr, und ich wünſche mir auch manchmal, daß ich nie ſo ins Gedränge gekommen wäre; aber nun iſts zu weit gekommen, ich kann nicht mehr helfen.

Arthello. So will ich euch helfen, und will euch, ohne eure Ehre ins Spiel zu bringen, mit Ruhm aus all euren Verlegenheiten ziehen. Ihr ſollt die übrigen Tage eures Lebens in Ruh und Glücke zubringen, und nicht das Opfer eurer vorurtheilvollen Familie ſeyn. Bös ſeyd ihr im Grunde nicht; aber die Umſtände, die euch bereits ſo wunderlich verſtrickten, die würden euch noch mit der Zeit zum größten Böſewicht machen. Ich weiß, Liſper! daß ihr mein geſchworner Feind wart, weil ich bei dem verſtorbenen Könige war. Es hätte mich oft nur ein Wort gekoſtet, und ich hätte euch tief ſtürzen können. Ihr wißt, wie ſchlüpfrig der Weg auf den Parqueten der Höfe iſt. Nun preiſe ich mich glücklich, daß ich eine Gelegenheit fand, euch zu zeigen, daß mein Herz ohne Rache iſt.

Liſper. Ich weiß nicht, Arthello! was ich antworten muß. Eure Sprache, euer Gefühl und eure Kappe — das weiß ich nicht zuſammenzureimen.

Arthello. Ich glaubs wohl, lieber Liſper! denn ihr habt vergeſſen, daß das Kleid den Mann nicht macht. Aber nun lebt wohl auf Wiederſehen. (Ab).

Zehnter Auftritt.

Liſper allein.

Ein ſonderlicher Mann! Wahrheit iſts, was er ſagt, das iſt gewiß; aber kann man am Hofe wohl immer nach Wahrheit und nach Ueberzeugung handeln? Gewünſcht hab ich mir freilich oft, daß ich nicht in dieſes verwünſchte Gedränge gekommen wäre: aber wenn man einmal darin iſt, wie kann man ſich losmachen. Der Himmel gebe, daß die Sache beſſer ausgeht, als ich hoffe.

Dritter Aufzug.

Zimmer des Königs.

Erſter Auftritt.

Der König. Arthello.

(Der König ſitzt am Tiſche und durchſucht verſchiedene Bittſchriften.)

König. Immer Klagen und Bitten. Das iſt das gewöhnliche Loos der Menſchen. Ja, wenn ich nur allen helfen könnte! — wollte gern; aber ich bin Menſch, wenn ich gleich eine Krone trage.

Arthello. Ihr ſeyd traurig, mein König!

König. Ja, das bin ich von Herzen. Eine Krone iſt wirklich eine Bürde. Sieh da die unzähligen Bittſchriften. Hundert flehen um einen Dienſt, den ich nur einem einzigen geben kann; und wenn ich dieſen einzigen aus Hunderten glücklich mache, ſo hab' ich 99 Unzufriedne. Oft fordert meine Pflicht, da ich für den größten Theil meiner Unterthanen ſorgen muß, daß ich das Privatintereſſe eines einzigen beleidige, und dann kömmt Schmähſucht und Tadel über mich.

Arthello. So iſts, mein König; man vergißt leicht, daß Könige Menſchen ſind, und fordert von ihnen oft übernatürliche Kräfte. Das Gute, das ſie thun, vergißt man leicht, und das, was uns manchmal nicht gut ſcheint und doch im Ganzen gut iſt, wird auf die bitterſte Art ihrem Herzen zu Schulden gelegt.

König. Und was das härteſte iſt, Arthello! — daß wir wenig oder gar keine Freunde haben, und daß wir den, ders vielleicht iſt, unter der Menge von Schmeichlern nicht kennen können.

Arthello. Eine richtige Beobachtung, mein König! Freundſchaft fordert Gleichheit, und wo die Politik den Unterthan ſo weit unter den König ſetzt, dort kann es freilich keine Freunde geben: aber verzagt nicht; ſeyd König in euren Handlungen und in eurem Umgange Menſch, ſo werdet ihr doch Freunde finden.

König. Wollte Gott! Aber hier, Arthello! liegt wieder ein neuer Beweis, wie ſehr man der Fürſten Zutrauen mißbraucht.

Arthello. Wie das, mein König?

König. Man übergibt mir eine zuverläßige Anzeige verſchiedener böſer Thaten, die Herzdorf ausgeübt haben ſoll, dem ich alles anvertraute; den ich als meinen Freund anſah, mit dem ich mein Herz und meine Seele getheilt hätte. Wenn der betrügen kann, ſo iſt die ganze Welt nichts als Betrug.

Arthello. Verzeiht mir, mein König! - wer überreichte euch denn dieſe Anklage?

König. Es iſt eine anonymiſche Schrift, und der Verfaſſer hat ſich nicht unterſchrieben.

Arthello. O mein König! auf die Angabe eines Ungenannten könnt ihr einen Mann beargwohnen, der euch Jahre lang Beweiſe ſeiner Treue gab! Das iſt ungerecht, mein König! das gleicht eurem Herzen nicht.

König. Was iſt am Hofe nicht alles möglich? Und Liſper, der mich längſt ſchon gewarnt hatte, Liſper, däucht mich, hat wahr geredet.

Arthello. Liſper, mein König! Iſt Liſper Herzdorfs Freund?

König. Sie ſcheinen es zu ſeyn.

Arthello. Ja, Schein und Wirklichkeit ſind ſo weit von einander, als der Himmel von der Erde iſt. Am Hofe lächelt man oft in dem Augenblicke, wo man dem andern den Dolch ins Herz drückt; darauf iſt nicht zu gehen.

König. Du haſt wohl Recht: aber wie kann ich die Wahrheit finden? Liſper überreichte mir einſtweilen den Aufſatz, bis zur Unterſuchung den Grafen Herzdorf zu ſuſpendiren. Ich wills unterzeichnen. Bringt nur die Feder. (Arthello nimmt von einem Seitentiſche die Feder und ſtößt ſie ſtumpf.)

Arthello. Hier, mein König! (Der König will ſchreiben, wirft aber gleich dieſe ſtumpfe Feder von ſich.)

König. Sie geht nicht; bring mir eine andere. (Arthello macht es mit einer andern eben wie das erſtemal.)

Der König (wirft ſie ungeduldig weg). Auch dieſe geht nicht an.

Arthello. Zürnet nicht auf eure Federn, mein König! daß ſie ſich weigern, dieſe Schrift zu unterzeichnen; ſie ſind nicht gewohnt, des Königs Namen zu unbilligen Dingen zu ſetzen. Eure Majeſtät haben bisher nur das Gute unterzeichnet. Schicken Sie zum Grafen Liſper; ſeine Federn werden Ihnen beſſere Dienſte thun; ſie ſind ſchon gewohnt, üble Sachen zu unterſchreiben, denn auch Herzdorfs Sturz iſt in ſeinem Hauſe entworfen worden.

König. Was du ſagſt?

Arthello. Ich rede die Wahrheit.

König. Was iſt nun zu thun?

Arthello. Zerreißt dieſe verläumderiſche Schrift und ignorirt den Aufſatz, den euch Liſper überreichte: denn, wenn die Sache ernſthaft behandelt wird, ſo wird ſie euch in große Verlegenheit mit vielen Familien ſetzen, und die Folgen könnten vielleicht böſe ſeyn. Laßt mich die Sache auseinander ſetzen, und ſpielt dabei eine Rolle, als wenn ihr gar nichts wüßtet. Herzdorf iſt euch treu, und ich verſpreche euch, er wird Ruhe haben; Sachen zu vermitteln, iſt oft beſſer, als ſie zu unterſuchen.

König. Ich weiß, Arthello, daß du Einſicht und Vernunft haſt, und daß du es redlich mit mir meinſt. Auch bitte ich dich, an meinem Hof zu bleiben; die Welt ſoll es wiſſen, daß du mein Freund biſt; leg aber deine Jacke ab.

Arthello. Nein, mein König! ſobald ich aufhören werde, in den Augen der Welt ein Narr zu ſcheinen, ſo werd' ich euch nicht mehr nützen können. Als euren Freund, als euren Günſtling wird man mich haſſen: aber als euren Narren wird man mich nur verlachen, und das mag man wohl thun, wenn es nur der guten Sache willen iſt. Mein Zweck iſt, Gutes zu ſtiften, Euch nützlich zu ſeyn, und wenn ich dieſes unter der Narrenkappe beſſer kann, als unter dem Doktorhut, ſo ſey mir dieſe Kappe immer willkommen.

König. Redlicher Arthello!

Arthello. Geht auf euer Kabinet und laßt mich machen; ich will ſagen, daß ihr heut Niemanden ſprecht.

König. Ich verlaſſe mich auf dich, Arthello! aber vergib, wenn ich eine Thräne weine, wenn ich da meinen Purpur anſehe und dort deine Narrenjacke, worin des Königs Freund ſteckt. Welch ein Kontraſt! — O Welt! was biſt du!

Arthello. Sie iſt das, was ſie von jeher war; ein großes Haus von Thoren und Narren, worin der Weiſe eine einſame Rolle ſpielt.

König (nimmt ihn bei der Hand). Auf Wiederſehen, Arthello! — (Ab).

Zweiter Auftritt.

Arthello. Papillon. Klender.

(Arthello ſetzt ſich an Tiſch und putzt an ſeiner Schellenkappe.)

Papillon. Nun, Arthello! was macht ihr da?

Arthello. Ich putze die Flecken aus der Narrenkappe, die mir die Weisheit der Hofleute darein gebracht hat.

Papillon. So! ſo ſeyd ihr ſehr künſtlich.

Arthello. Natürlich! Ich bin ein erzellenter Fleckputzer und werde mich ganz auf dieſes Handwerk verlegen. Wenn ihr die ſchwarzen Flecken aus eurer Seele wollt putzen laſſen, ſo kommt nur zu mir.

Klender. Das iſt wieder ein exzellenter Einfall. Man ſieht doch gleich, wer Verſtand hat.

Arthello. Ihr müßt gute Augen haben, daß ihr das bei mir ohne Vergrößerungsglas entdeckt: ich dürfte euch unter ein Mikroſcop bringen, und ich würde keine Linie groß Verſtand an euch entdecken.

Klender. Es mag wohl wahr ſeyn, aber höflich iſts gewiß nicht.

Arthello. Auf die Höflichkeit dürft ihr bei mir nicht rechnen, und Narren reden nur die Wahrheit. — Aber ſagt doch, wie hat ſich denn euer Handel geendet? Habt ihr euch nicht geſchlagen?

Papillon. Wir haben uns verſöhnt.

Arthello. Das habt ihr gut gemacht. Denn es wäre nicht viel herausgekommen.

Klender. Glaubt ihr etwa, wir hätten nicht Muth gehabt, uns zu ſchlagen?

Arthello. O daran zweifle ich nicht. Aber mir wäre nur leid geweſen, wenn einer dem andern ein Loch in ſeine Haut geſtochen hätte.

Papillon. Du biſt doch recht gutherzig.

Arthello. Es war eben nicht Gutherzigkeit; es war mehr Eigennutz dahinter, denn ich machte mit dem Todtengräber ſchon den Akkord, daß er mir eure Haut zu einer Schreibtafel liefern möchte, und dann wär es mir unlieb geweſen, wenn ſie durchlöchert wäre.

Papillon. Meine Haut würde dir einen ſchlechten Dienſt in deiner Schreibtafel verſehen haben.

Arthello. Ich bitte um Vergebung; auf Eſelhäuten läßt ſich ſehr gut ſchreiben.

Papillon. Nimm deine eigene Haut und ſchreib darauf.

Arthello. Das iſt ja bei Hof nicht Mode, daß man ſeine eigene Haut abzieht, man kritzelt dort lieber auf die Häute anderer.

Papillon. Doch — wo iſt der König?

Arthello. Er iſt im Kabinete; er will heut Niemanden ſprechen.

Klender. Iſt er krank?

Arthello. Ja!

Papillon. Was fehlt ihm?

Arthello. Er hat Kopfweh.

Klender. Woher?

Arthello. Von dem Geſumſe der Hofleute.

Klender. Kann man ihn nicht ſprechen?

Arthello. Nein, er läßt heute keine Hummeln vor. Aber daß ichs euch recht ſage: er hat Magenweh.

Papillon. Magenweh?

Klender. Vielleicht eine Indigeſtion?

Arthello. Wirklich! Er konnte geſtern die Albernheiten nicht verdauen, die ihr an der Tafel geſprochen habt. Aber daß ich euch die Wahrheit ſage: es fehlt ihm nichts.

Klender. Warum will er denn Niemanden ſprechen?

Arthello. Fragt ihn ſelbſt um die Urſache. Ich will euch melden.

Klender. O nein!

Arthello. Warum ſeyd ihr denn ſo gedrängt? Hat die Sache Eil?

Klender. Wenn wir nur wüßten, welche Beſchaffenheit es mit unſerm Sollicitationsgeſchäft hätte.

Arthello. Um was haltet ihr denn an?

Klender. Als wenn ihr es nicht wüßtet.

Arthello. Ich erinnere mich. Ihr habt um einen Seſſeltrager-Dienſt angehalten.

Klender. Warum nicht gar?

Arthello. Ereifert euch nicht. Es iſt ja billig, daß man die kranke Vernunft in der Sänfte trägt. Es iſt ja beſſer, als wenn ſie ſich auf ihren Krücken herumſchleppt. Aber daß ich recht ſage, um eine Miſpelkrämerei habt ihr gebeten, nicht wahr?

Papillon. Welche Einfälle!

Arthello. Die Einfälle ſind nicht ſo übel. Ihr handelt ja ſchon lang mit fauler Waare; ihr könntet wohl ein Miſpelkrämer werden, oder — wollt ihr lieber einen Farbenhandel treiben? Das wär auch profitabel für euch, denn ihr wißt aus Schwarz Weiß, und Weiß ſchwarz zu machen, und wißt am Hofe der ſchlechteſten Sache eine Farbe zu geben, ſo daß man glauben ſoll, es wäre wirklich was daran. Wir wollen aber einmal ernſthaft reden. Kommt her! Ich will euch ſagen, daß der König eurer Bitte willfahren wird.

Klender. Was du uns ſagſt? Arthello!

Papillon (fällt dem Arthello um den Hals). O lieber, treuer Arthello! Wenn das gewiß iſt, ich will dich unſterblich machen.

Arthello. O ja, thut das, wenn es in eurer Gewalt ſteht; aber doch würde mir das ein ſchlechter Gefallen ſeyn; unſterblich werden, und unter Leuten wohnen müſſen, wie ihr ſeyd, das wär ja Strafe und kein Lohn.

Klender. Dießmal hat dich dein Witz verlaſſen, Arthello! Wenn dich Papillon unſterblich machen wollte, ſo wäre ja noch nicht die Folge, daß wirs auch wären. Das Alter würde dich alſo bald der Laſt entledigen, die dir unſer Umgang wäre.

Arthello. Das Alter? Sagt lieber — die Debauche würde mir dieſen Gefallen thun; allein wegen meiner dürft ihr nicht ſterben: es liegt in der Natur der Dinge, daß es auch Inſekten geben muß. Ob alles das, was wir da ſagen, nach der ſtrengſten Philoſophie richtig iſt, das iſt noch ein Zweifel; aber kein Zweifel iſts mehr, daß der König euch eure Bitte gewähren wird, wenn ihr —

Klender. Wenn wir? — —

Arthello. Wenn ihr ihm entgegen eine kleine Gefälligkeit erweiſen werdet.

Klender. Nichts als das! — Der König ſoll mit uns befehlen.

Arthello. Aber ich beſorge, ihr werdet es ihm abſchlagen.

Papillon. Dem König was abſchlagen — — welcher Gedanke!

Arthello. Wir wollens ſehen; ich will euch melden.

Klender. Nein! der König könnte böſe werden.

Arthello. O nein! es iſt ja jedem Narren eine Frage erlaubt; und ihr fragt euch ja nur an: er wird euch gewiß vorlaſſen. (Ab).

Klender. Was wird doch der König von uns für eine Gefälligkeit begehren?

Papillon. Ich beſinne mich ſchon lange und kann mir nichts beifallen laſſen.

Klender. Weißt du was? Es wird vermuthlich die Kondition ſeyn, daß du das Fräulein von Liſper und ich die Nichte werde heirathen müſſen.

Papillon. Ha, ha, ha! O das iſt exzellent. Haha! Es iſt doch was Schönes um die Hofkunſt, wenn man die Sache ſo zu wenden weiß, daß das, was wir ſelbſt wünſchen, der König von uns begehren muß. Wir müſſen uns aber zu Allem bereit halten.

Klender. Gewiß!

Dritter Auftritt.

Vorige, König, Arthello (trägt ein Kleid).

König. Graf! Sie überreichten eine Anlangen; — und Sie auch Klender? Sie ſollicitirten um die Stelle eines Kommerziendirektors; und Sie (zum Klender) als Aufſeher des Finanzweſen in meiner Provinz.

Klender. Ja, Eure Majeſtät!

König. Sie werden ſich vermuthlich, Klender! und Sie im Kommerzio gefaßt gemacht haben?

Klender. Auf alle Weiſe, Eure Majeſtät! Ich hab mir ſchon wirklich die vornehmſten Bücher beſchrieben, die in allen vier Theilen der Welt über das Finanzweſen handeln.

König. Und Sie, Graf Papillon! Sie haben gewiß auch ſchon ſchöne Reiſen gemacht?

Papillon. Eure Majeſtät! ich war in Paris.

König. Haben Sie ſich dort aufs Kommerz begeben?

Papillon. Ja, Eure Majeſtät! Ich habe alle Boutiken der Putzhändlerinnen ſelbſt beſucht. Sehen Euer Majeſtät, ich hab mich ſo eingefaßt, daß ich in instanti den Werth eines ganzen Frauenzimmerputzes beſtimmen will.

König. Das iſt wirklich ſehr viel. Waren Sie nicht in England, in Holland, um dort den Lauf der Kommerze zu beſichtigen?

Papillon. Nein, Euer Majeſtät! da war ich nicht; aber ich hab meinen Kammerdiener hingeſchickt, und der muß mir aus London einen Degen, und aus Amſterdam das feinſte Tuch zu einem Kleide bringen, und en passent hab ich ihm aufgetragen, auch auf das Kommerze einen Blick zu werfen.

König. Ihr Kammerdiener muß ein großer Mann ſeyn.

Papillon. Ohne ihm zu ſchmeicheln, Eure Majeſtät; er iſt ein wirkliches Kommerzialgenie, induſtriös, wie keiner in der Welt iſt; ganz zur Handlung geſchaffen. Sein Kommerz fing er mit Puder und Pomade an, dann ſtieg es immer höher, er verkaufte Filet, und endlich Blondſpitzen, und ſtieg jetzt gar bis zu meinem Kammerdiener empor. Ich hoffe, auch dieſen Menſchen mit Eurer Majeſtät Bewilligung noch weiter zu pouſſiren.

König. Klender! Welchen Begriff haben denn Sie vom Finanzweſen? Wollen Sie ſo gütig ſeyn — ſagen Sie mir doch, was will denn eigentlich das Wort „Finanz" heißen?

Klender. Ich will Euer Majeſtät ſogleich dienen. Finanz — das iſt ein franzöſiſches Wort — es will ſoviel ſagen — als — Finanz — als auf Latein — Finanz; auf italieniſch Finanza — mit einem Wort: Eure Majeſtät! — Finanz — das will ſagen — Finanz. Ganz richtig.

König. Sie erklären ſich nicht gut.

Klender. Euer Majeſtät verzeihen; ich will gleich nach Haus laufen; unter meinen Notaten iſt die Definition dieſes Worts ſchon bemerkt.

König. Das iſt ſehr gut; aber Graf Klender! Sie ſollten ihre Notaten immer fleißig bei ſich tragen; denn wenn Ihnen unglücklicher Weiſe eine Maus ihre Definition verzogen hätte, ſo wären Sie nun auf einmal um allen Begriff von dem Finanzweſen gekommen; doch ich hoffe nicht, daß dieſes Unglück geſchehen ſeyn wird. Nun meine Herren! ich will ihre Bitten bewilligen.

Klender. Wir danken, Euer Majeſtät!

König. Nicht ſo voreilig. Es iſt eine Kondition dabei, sine qua non. Sie müſſen mir eine ganz unbedeutende kleine Gefälligkeit erzeigen.

Papillon. Euer Majeſtät haben nur zu befehlen.

Klender. Ihre Befehle ſind Geſetze für uns.

König. Arthello, bring das Kleid her. (Arthello legt es auf den Tiſch.) Wie gefällt Ihnen dieſes Kleid? Iſt es nicht prächtig?

Klender. O ja, von unendlichem Werth.

Papillon. Eure Majeſtät dürfen verſichert ſeyn, in ganz Paris wird man nicht deßgleichen finden.

König. Finden Sie es wirklich ſchön?

Klender. So ſchön, als in der Welt nur was Schönes ſeyn kann.

König. Ich ſtelle nur eine Bitte an Sie, ich möchte gern dieſes Kleid geändert wiſſen; ſeyen Sie ſo gütig, und ändern mirs.

Klender. Euer Majeſtät belieben zu ſcherzen.

Papillon. Es iſt Spaß, Euer Majeſtät! Sie ſind heut heitrer Laune. Wir würden eine elende Arbeit machen.

Klender. Ja wahrlich! denn ich bin ein armſeliger Schneider, der alles verpfuſchen würde.

König. Es thut nichts zur Sache. Ich bitte Sie, ich verlang es als eine Gefälligkeit.

Klender. Ich ſchwör es Euer Majeſtät bei meiner Seele, daß ich nicht einmal die Nadel führen kann. Es wär Schade, Euer Majeſtät! für dieſes prächtige Kleid; wir würden es verderben.

König. Sie würden ſich alſo Vorwürfe machen, wenn Sie mir dieſes Kleid verdürben?

Klender. O gewiß! es wär ein unerſetzlicher Schade.

Papillon. Es wär nicht zu verantworten, Euer Majeſtät!

König. Sie würden ſich alſo Vorwürfe machen, wenn Sie mir dieſes Kleid verdürben; und Sie würden ſich keinen Vorwurf machen, mein ganzes Land zu verderben? Sie geſtehen frei ein, daß Sie keine Schneider ſind, und ſind keck genug, ſich einzubilden, daß Sie Staatsmänner wären? Ich bitte Sie, machen Sie mir dieſes Kleid; ich will Sie Beide als meine oberſte Leibſchneidermeiſter mit einem herrlichen Gehalt anſtellen; es iſt beſſer, Sie verpfuſchen mir alle meine Kleider, als mein Land. Sie verſtehen mich. (Ab.)

Vierter Auftritt.

Vorige.

(Klender und Papillon ſtehen ganz betroffen da.)

Arthello. Nun, was ſteht ihr denn jetzt ſo betroffen da? Hab ichs euch nicht vorgeſagt, der König wird eine kleine Gefälligkeit von euch begehren. Warum ſchlagt ihr ſie ihm ab? Das iſt recht unartig. Wißt ihr was? fangt zu ſchneidern an; ich will euch Nadel und Faden bringen, und wagt ihr euch nicht gleich an dieſes prächtige Kleid, ſo will ich euch meine Narrenjacke geben, darin könnt ihr wohl ein wenig herumpfuſchen; ihr werdet doch ſchon öfter eine Schelle an eine Kappe genäht haben.

Klender. Daß der Blitz nun alles zerſchmettere!

Papillon. Der Geier hat alle unſere Projekte geholt.

Klender. Und mit unſrer Heirath — —

Papillon. Ich laß Liſpers Tochter ſitzen.

Klender. Und ich ſeine Nichte.

Papillon. Das wär mir ein feiner Mann, der Baron Liſper. Nicht einmal ſo viel Gewalt zu haben, ſeine Sache pouſſiren zu können.

Arthello. Ah pfui! ihr werdet ja die Tochter und die Nichte nicht ſitzen laſſen?

Klender. Wir haben den Plunder von der Tochter und der Nichte, wenn wir nicht unſer Glück damit machen.

Arthello. Haha! Ihr heirathet alſo die Dienſte, und die Mädchen als eine Nebenſache obendrein. Wiſſet was! mit der Schneiderei iſts nichts. Ich will euch einen guten Rath geben; werdet Schuſter —

Papillon. Deine Spaſſe ſind uns noch nöthig.

Arthello. Das iſt kein Spaß; es iſt Ernſt, denn es iſt ja das Nothwendigſte, daß ihr euch Kourirſtiefel macht, denn ihr dürft per Poſto reiten, bis ihr alle die Eigenſchaften einholt, die euch zu Staatsgeſchäften nothwendig ſind.

Klender. Komm, Freund! laß uns dieſen Ort verlaſſen, wo man unſere Talente nicht kennt; dieſes barbariſche Land.

Papillon. Ja, dieſen Wohnſitz von Hottentotten.

Arthello. Glück auf die Reiſe! Der König braucht euch nicht, er hat Schafsköpfe genug auf ſeinen Schäfereien. Es iſt auch beſſer, ihr ſchmählt über den König und das Land, als wenn das Land über euch klagen müßte. Glück auf die Reiſe! (Papillen und Klender ab.)

Fünfter Auftritt.

Arthello. Liſper.

Liſper. Was will das ſagen! Arthello! Die zwei Grafen rannten da an der Treppe mir vorbei, als hätten ſie mich nie gekannt, und warfen einen Blick voll Zorn und Verachtung auf mich.

Arthello. Ja, der König hat ſie entſetzlich beleidigt, er wollte die Eſeln nicht zu Reitpferden nehmen; denn er knackte ihre Nüſſe auf, und fand, daß ſie wurmſtichig waren. Seyd froh; ihr ſeyd auf einmal des Ungeziefers entledigt. Nun ſeht einmal, was ihr für dumme Streiche begangen hättet? — An ſolche Narren hättet ihr eure Tochter und eure Nichte verheirathet.

Liſper. Aber meine Projekte! —

Arthello. Die waren keinen Plunder werth. Denket nur, wer ein Schurke ſeyn will, der muß ein Schurk im höchſten Grad ſeyn, denn ein mittelmäßiger Schurke iſt das elendeſte Ding auf Erden. Ihr ſeyd nahe an eurem Sturze geweſen, Liſper! denn da ihr Herzdorfen eine Grube habt bauen wollen, ſo wäret ihr bald ſelbſt in die Falle gegangen. Denkt nur die niedrigen Wege, die ihr eingeſchlagen habt, und den verwünſchten Schurken von einem Doktor, den ihr zu euren Kniffen gebraucht habt. Wie wäret ihr nun in den Augen der Welt dageſtanden. Ich weiß zwar, daß ihr im Grunde nicht böſe ſeyd; aber euer phlegmatiſches, unthätiges Weſen läßt aus euch machen, was man will. Ihr ſeyd weich, wie Wachs, und aus Wachs kann man wohl auch manchmal einen Teufel machen. Die Sache iſt aber nun ſo, wie ſie ſeyn ſoll. Ihr wart mein Feind, und habt manche Gelegenheit ergriffen, mir zu ſchaden; ich fand Gelegenheit, euch Gutes zu thun, und dankte dem Himmel dafür, denn das edelſte Vergnügen iſt, ſeinen Feinden Gutes für Böſes zu thun.

Liſper. O Arthello, welchen Dank bin ich euch ſchuldig!

Arthello. Seyd glücklich! verheirathet eure Mädchen an wackere Männer, und genießet Friede und Seligkeit; dieſes iſt der Dank, den ich von euch fordere.

Liſper. Ich will dir zeigen, Arthello, daß ich von dieſer Stunde an aufhöre, Herzdorfs Feind zu ſeyn; zu den Füßen des Königs will ich mein ſchwarzes Vorhaben entdecken und Herzdorf fußfällig um Vergebung bitten.

Arthello. Thut keines. Die Verläumdungen, die Schwarz übergab, ſind unterdrückt; der König wird euch nie davon ſprechen. Klagt euch nicht ſelbſt an, denn wenn ihr euch anklaget, ſo kann der König als König die Anklage nicht ununterſucht laſſen. Geht auch nicht zu Herzdorf; er ſoll nicht wiſſen, daß ihr je fähig geweſen ſeyd, gegen ihn niedrig zu denken. Niemand ſoll euch die Achtung entziehen, die ich wollte, daß euch Jedermann beweiſen ſoll. Das Vergnügen meiner That würde nur halb ſeyn.

Liſper. O edler Arthello! und ich konnte dein Feind ſeyn! —

Arthello. Macht euch keine Vorwürfe. Wir ſind alle

Menſchen, die fehlen können. Edler iſt oft der, der von ſeinen Fehlern wieder zurückkommt, als der, der niemals gefehlt hat. — — Ihr ſeyd ſchon beim König gemeldet; kommt nur hinein.

Sechster Auftritt.

Arthello allein.

Wahrheit, edle Wahrheit! Warum darfſt du denn nicht nackt an Hof? Warum mußt du dich ſo in eine Jacke einhüllen, wenn du ſicher vor den Streichen der Höflinge ſeyn willſt? Iſt es denn ein Verbrechen, des Königs Freund zu ſeyn? O ja! meiſtentheils ein ſehr großes. —

Siebenter Auftritt.

Arthello. Schwarz.

Schwarz (unter der Thüre lauſchend). Bſt! bſt!

Arthello. Was wollt ihr?

Schwarz. Eure hochfreiherrliche Exzellenz unterthänigſter Diener. Ich hätte nur ein Paar Worte unterthänigſt gehorſamſt vorzutragen.

Arthello. Gut! ſo tretet herein, wie ein Menſch, und macht keine ſolche Sprünge und Krümmungen wie ein Tanzaffe, und laßt eure verwünſchten Komplimente weg.

Schwarz. Wenn ich nur wüßte, mit wem ich die Gnade habe, zu ſprechen.

Arthello. Ich bin Arthello, des Königs Hofnarr.

Schwarz. Das iſt mir eine rechte Gnade, daß ich das Vergnügen habe, eure hochfreiherrl. Exzellenz Hr. von Arthello kennen zu lernen.

Arthello. Daß dich der Falk hole mit deinem hochfreiherrl. Exzellenz und deinem Herr von. Wer kann einen Narren Exzellenz heißen, als wer noch ein größerer iſt. Wer biſt du?

Schwarz. Ich bin jur. ut. Doctor, philosophiae baccalaureus et Magister, Doktor Schwarz.

Arthello. Du haſt eine große Familie. Es gibt mehr Doktors, die ſchwarz ſind, als weiß.

Schwarz. Sie belieben zu ſpaſſen.

Arthello. Nichts weniger, ich rede die Sprache der Natur. Es iſt mein Ernſt. Ich wette, du biſt ein niederträchtiger Kerl, denn du krümmſt und beugſt dich, daß man wohl ſieht, daß keine gerade Seele in dir wohnt. Ich wette, dein Herz iſt hart, wie die Schweinsborſten, aus denen deine Perücke gemacht iſt. Aber was machſt du denn da auf der Hofſchwelle?

Schwarz. Ich habe geſtern dem Könige eine Schrift überreicht; und möchte heut dem Könige die zweite überreichen; s'iſt lauter Wahrheit darin; etwas Großes zum Wohl des Vaterlandes.

Arthello. O ich kenne dich, Schurke; du biſt Herzdorfs Verläumder, ſey froh, daß du dem Galgen entronnen biſt, und laß dich vor den Augen des Königs nicht ſehen, wenn du dein Leben lieb haſt.

Schwarz. Iſt die Sache vielleicht entdeckt?

Arthello. Du kannſt fragen, Niederträchtiger!

Schwarz. O mich Verlaſſenen, Unglücklichen! Ich muß ſogleich eine Wallfahrt verſprechen; ich will ausgeſpannt gehen, und fünf Tage lang beten und mich kaſteien. — — Ich kann aber doch nicht begreifen, wie die Sache aufgekommen iſt, und hab doch ein Lobamt verſprochen, wenn die Verläumdung reuſſiren ſoll.

Arthello. Dem Satan magſt du deine Lobämter verſprechen, und nicht Gott; denn der weiß von Gaben nichts, die ihm Böſewichter geben.

Schwarz. Ich werde ja doch nicht auf der Stelle gehängt werden? — Ich bitte Sie, gnädiger Herr von Arthello! laſſen Sie mir wenigſt mein palmarium latinum holen.

Arthello. Du redeſt von Gebet, Teufel! und verläumdeſt? — Redeſt von Gott, und ſtürzeſt deinen redlichen Mitmenſchen. Geh! für dießmal will dich der König noch ſchonen; aber verlaſſe ſogleich die Stadt, das rath ich dir.

Schwarz. Dank! Dank! Gott lohne Ihre Güte. Will fleißig für Sie beten; aber nur noch eine einzige Bitte, dann will ich gern Stadt und Land meiden. Nur morgen laſſen Sie mich noch hier; denn morgen iſt Verſammlung in unſerer großen Brüderſchaft. (Ab.)

Achter Auftritt.

Arthello allein.

Schrecklicher Irrwahn von Menſchen! abſcheuliches Bild eines Bigotten! der gefährlichſte aller Charaktere, beſonders am Hofe. Sie ſehen die Religion gleich einer Wäſche an, die ihre ſchwarze Seelen immer wieder weiß macht, ſo oft ſie ſelbe beſchmutzen, und ſündigen keck auf die Güte der Gottheit. Ihnen iſt nichts heilig; denn zu was iſt der Bigott nicht aufgelegt? Dank dem Himmel! daß dieſes Tagwerk vollendet iſt, es iſt doch ein großes Vergnügen, am Abend ſich ſagen zu können, ich hab wohlgethan. Nun biſt du mir doppelt werth, meine Kappe, und du ſollſt mich täglich erinnern, daß aller Menſchen Weisheit in deinen Augen, Gütiger! nur Thorheit iſt. —

Ein Fragment des Elephanten.

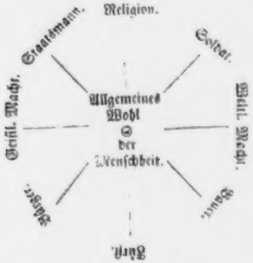
Was kann der gute Menſch Gutes thun in der Verfaſſung, in der nun die Welt ſteht.

Wie wenig kann der beſte Menſch Gutes thun in der Verfaſſung, in der die Welt nun iſt! — — Ueberall, wo er nun hinſieht, ſind Dämme aufgebaut, die ihn einſchränken.

Wer Gefühl und Empfindung hat, muß ein Märtirer ſeines Gefühls und ſeiner Empfindung ſeyn. Der größte Theil der Menſchen wird durch Privatintereſſe und Selbſtliebe geleitet; was kann nun der thun, der aus Liebe zum Ganzen und aus Intereſſe für die Menſchheit handelt? — — Nothwendiger Weiſe beleidigen ſeine Grundſätze die Hälfte der

Menſchen: denn wer fürs Intereſſe der Menſchheit arbeitet, arbeitet dem entgegen, der nur auf ſein eignes denkt. Die meiſten — ja alle Handlungen im Staate ſind nach dieſem Maßſtabe zu meſſen, und wer kann nun hoffen, daß es bald in der Menſchheit gut werden wird?

Es wird nicht gut werden, ſo lange die Menſchen nicht einſehen, was wahr und gut iſt; — ſo lang ſich nicht alle Bemühungen nach einem Mittelpunkte, welcher das allgemeine Wohl der Menſchheit iſt, concentriren. Ich entwerfe hier zwei Figuren, ſo wie die Staaten ſeyn ſollen, und ſo, wie ſie ſind. Man denke hierüber nach, und man wird Aufſchlüſſe zu großen Wahrheiten finden.



In dieſer regelmäßigen Figur widerſpricht ſich nichts; alles zielt zum Mittelpunkt; alles iſt regulär; kein Intereſſe durchkreuzet das andere. Nun will ich aber auch eine Figur aufzeichnen, wo die Linien nicht nach dem Mittelpunkt zielen.

Ich ſetze die Religion, wenn ſie von dem Mittelpunkte, dem allgemeinen Menſchenwohle, abgeleitet und in Aberglauben und Unglauben ausartet, ſo entſteht dieſe Figur

Religion

Menſchen ⊙ Wohl

Aberglauben
und Unglauben.

Ich ſetze das Oberhaupt des Staats, das ſeine Linie ebenfalls nicht nach dem allgemeinen Menſchenwohl, ſondern nach ſeinem Privatintereſſe, ſo kommt dieſe Figur heraus:

Das Haupt des Staates

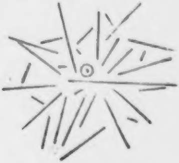
Privatintereſſe.

Religion

Menſchen ⊙ Wohl

Aberglauben
und Unglauben.

Nun ſetze ich eine geiſt- und weltliche Macht, wovon jede einen andern Standpunkt hat; weiters den Staatsmann, den Soldaten, den Bürger und Bauer — jeder hat ſeinen andern Standpunkt ſeines Privatintereſſe, nach welchem er trachtet, und nun muß ſich folgende Figur ergeben.



Da kreuzet ſich nun alles; eines iſt dem andern entgegen. Nun ſoll der ehrliche, gutgeſinnte Mann zum Mittelpunkt, zum Wohl der Menſchheit gelangen; — er, der den geraden Weg gehen ſoll, muß nun alles durchkreuzen, und jede Durchkreuzung iſt Beleidigung, und Niemand will ſich beleidigen laſſen: eine ganze Welt ſteht gegen den auf, der es ehrlich mit der Menſchheit meint.

Wer da?
Ein Menſch!

Was willſt du? Was iſt dein Geſchäft?

Mein Geſchäft iſt, zum allgemeinen Wohl der Menſchheit beizutragen.

Was führt dich daher?

Der gerade Weg, den Jedermann gehen ſoll.

Halt! Hier läßt man dich nicht durch, denn es iſt eine Plantage angelegt für die Reichen und Mächtigen. — Zurück!

Die arme Menſchheit geht wieder weiter, und man ſchreit ihr zu: zurück! — — Hier kämpfen Armeen; hier werden Schlachten geliefert, Feſtungen erobert; — und die arme Menſchheit geht wieder weiter.

Zurück! — Hier ſitzen Kaufleute und Wechsler; hier hat nur Geld und Waare einen Werth, und nicht der Menſch. — — Die arme Menſchheit geht wieder weiter.

Zurück! — Hier ſitzen Richter und Beamte; hier ſind Geldſtätten angelegt, und arme Bettler ſtehen am Pfluge. — — Die arme Menſchheit geht wieder weiter.

Arme Menſchheit! wohin willſt du gehen? — Du findeſt den Mittelpunkt nicht mehr, nach dem ſich deine Linie ziehen will; alles iſt von krummen Linien durchkreuzet.

Sey ruhig! — erwarte den Ausgang der Dinge; die Gährung iſt am höchſten; der Sauerteig wird bald vergährt haben; die Wahrheit behauptet immer ihre Rechte, und alles wird ſinken, was falſch iſt.

Der letzte Traum des Elephanten.

Dem Elephanten träumte in den letzten Tagen ſeines Lebens, er wär in eine fruchtbare Inſel gekommen, worauf aber nur kleine Zwerge wohnten. Alles war fruchtbar, alles ſchön auf dieſer Inſel.

Man fand Ueberfluß an Früchten und an keinen Quellen. Die Bäume trugen dickes Laub, ſo, daß ſie zu Wohnſtätten dienen konnten: aber die Zwerge waren unzufrieden mit ihrem Glücke, und ſagten: wir wollen uns glücklicher machen, als die karge Natur uns ſchuf. Nun kletterte einer auf einen hohen Baum hinauf, und ſchrie auf die andern hinab: ich bin größer als ihr.

Da kletterten ihm viele nach, und ſchrieen alle: wir ſind größer als ihr ſeyd. Ein jeder wollte nun größer als der andere werden, und alles kletterte auf den Baum, ſo, daß der Baum bald für die Menge der Zwergen zu enge wurde; daher wollte jeder einen höhern Platz einnehmen, und bemühte ſich hinaufzuklettern; da entſtunden Uneinigkeiten, ſie zankten ſich, und einer warf den andern vom Baume herab. Die andern Zwerge ſammelten ſich um den Baum herum, und waren traurig, und ſagten: o wie glücklich ſind die, die auf den Bäumen ſind! — Und da nahm der Stärkere den Schwächern, der Schlauere den Dümmern, und warf ihn zu Boden, und ſtieg auf ſeinem Rücken auf den Baum.

Nun wankte der Baum zu verſchiedenen Malen; aber die Baumzwerge merkten es nicht. Es gab auch weder Ruh noch Friede auf dem Baume. Einer ſuchte den andern von ſeinem Platze zu verdrängen, einer den andern vom Baume zu ſtürzen; aber alles war vergebens; ſie ſahen nicht ein, wie thöricht ſie waren. Seitwärts ſtunden auch große Bäume voll von Baumzwergen, die dreißigmal größer und ſtärker waren, und ſie wurden morſch, ſtürzten zuſammen, und zerſchmetterten mit den Aeſten ihre Bewohner; allein die Baumzwerge ließen es ſich nicht zur Warnung dienen. Da kam ein Mann, — man ſagte, daß er ein Weiſer war — der rief hinauf: Steigt herab, ihr Zwerge! von dem Baume, und bildet euch nicht ein, daß ihr größer ſeyd als andere Zwerge. Seht die ſchöne Natur; ihr ſeyd alle Brüder der Erde; genießet in Ruh und Friede! — Die Zwerge aber ſagten ihm Schimpf, und warfen auf ihn. Da fügte ſichs nun bald, daß die Zwerge, die auf den Apfelbäumen wohnten, die andern Zwerge verfolgten, die ſich auf Birnbäume gelagert hatten. Die Zwerge des Eichbaumes verfolgten die Zwerge des Tannenbaumes. Es erhob ſich ein Sturmwind und beugte die Bäume tief zu Boden, und als er wieder vorüber war, ſahen ſie die Gefahr doch nicht ein. Der Sturm hatte die kleinern Bäume zu Boden gedrückt; da ſagte einer zum andern: ſieh! dieſe kleinen Bäume dort ſind gefallen; unſere Bäume könnten auch ſtürzen. Es erhob ſich ein Zwerg und ſagte: Brüder! wißt ihr was? wir wollen den Baum unterſtützen. Man brachte ſogleich drei Stützen, eine von Gold, eine von Silber, und eine von Eiſen, und ſie klammerten dieſe drei Stützen an den Baum, und ſchrieen: Gold, Silber und Eiſen erhalten die Welt. Binnen der Zeit aber, als ſie ſich nun ſicher glaubten, ward der Grund hohl, auf welchem der Baum ſtund, und ſie dachten nicht daran, daß der hohle Grund die Laſt und die Schwere des Baumes in die Länge der Zeit nicht ertragen konnte: es ſammelten ſich aber auch immer mehr Zwerge um den Baum, die durch das Gold und Silber und das Eiſen, das den Baum unterſtützte, herbeigelockt wurden, und die Zwerge, die nun um den Baum ſtunden, wurden die Sklaven der Baumzwerge genannt, und waren darauf ſtolz. Sie machten ſich ſelbſt Aemter und Bedienſtungen.

Einige nannten ſich die Beſitzer der goldnen Stütze, die andern die Bewahrer der ſilbernen, und die übrigen die Inhaber der eiſernen; allein der Grund war hohl, und die Baumſtützen ſanken in Abgrund und zerſchmetterten eine Menge Sklaven, die an goldenen, ſilbernen und eiſernen Stützen des Baumes waren, und zog ſie in Abgrund.

Ein Mann, der auf der Ebne war, rief auf: längſt ſchon ſah ich euren Sturz vor; ihr habt es aber nicht eingeſehen, ſind gleich ſtarke Bäume vor den eurigen geſunken. Noch würde euer Baum ſtehen, noch würdet ihr ſeine Früchte koſten, wenn ihr gelernt hättet, unter ſeinem Schatten zu wohnen und in Ruhe die Früchte zu genießen, die er trug. Eure Beſtimmung war, unter dem Schatten des Baumes zu leben, nicht auf ſeinen Zweigen.

Dieſes Geſicht ſah der Elephant in den letzten Tagen ſeines Lebens; er gab es dem Könige der Thiere, dem Löwen, und ſtarb. Der Löwe ſchickte nach Indoſtan zu der Kaſte der heiligen Braminen, und erwartete die Auslegung.

Ueber
Religion, Freidenkerei
und
Aufklärung.

Da ruft, o möchte Gott es geben,
Auch mir vielleicht ein Jüngling zu:
Heil ſey dir, denn du haſt mein Leben,
Die Seele mir gerettet du!
O Gott! wie muß das Glück erfreun,
Der Retter einer Seele ſeyn!

Gellert.

Blos oft nur im Irrthum liegt die Urſache des Unglücks der Sterblichen. Verführt durch Blendwerke, geleitet auf Irrwegen das Herz der Menſchen, und Zwietracht zerreißt die brüderlichen Bande; Bürger ſtehen gegen Bürger auf; feindſeliger Haß glimmt im Herzen, und Menſchen *) werden ſelbſt die Feinde ihrer Ruh und die Störer ihres Vergnügens. Menſchlicher Stolz zerreißt die Ketten der Eintracht, wodurch die Religion die Menſchen an Gott und das Vaterland, den Unterthan an ſeinen Fürſten bindet. Gegenſeitiges Mißtrauen ſchleicht im Finſtern herum und vergiftet die Fluren, wo einſt die Freude Balſamgerüche athmete. Die Altäre, die einſt der Gottheit geheiligt waren, ſtehen verlaſſen, und die Roſen entblättern ſich am Geſträuche, mit denen man einſt Kränze zu bürgerlichen Feſten band. Mit Thränen im Auge ſieht der Menſchenfreund die kläglichen Folgen eines ſchrecklichen Mißverſtändniſſes. Hier verfolgt der Philoſoph den redlich glaubenden Bürger: dort der glaubende Bürger den Philoſophen; hier predigt der Kosmopolit allgemeine Menſchenliebe und vergißt die Liebe zum Vaterland; dort will man ſeinen Mitbürger lieben, und beleidigt die allgemeine Menſchheit. Welche Widerſprüche! Welche Abſcheulichkeit! — Und dieſes in der Zeit der Aufklärung! — Heißt das ſich dem Licht nähern, wenn Menſchen Thaten der Finſterniß ausüben? Heißt das die Nacht der Vorurtheile zerſtreuen, wenn Fanatiker von

---

*) Der Hr. Verfaſſer dieſer, überhaupt genommen, recht guten Schrift wird verzeihen, daß in einigen Stellen manches verändert oder weggelaſſen worden iſt.

anderer Art der Menſchheit die brennende Fackel der Aufklärung ins Geſicht ſtoßen — ſo ins Geſicht ſtoßen, daß halbe Jahrhunderte nicht im Stande ſeyn werden, die Brandmale zu verheilen, die die gelehrte Dummheit ihr verſetzte.

O Menſchen, wie wenig kennt ihr doch euer Herz! Dunkle Wolken decken noch euer Aug; durchleuchtet erſt mit der Fackel der Vernunft die Winkel eures Herzens, und verbannet ſchädliche Leidenſchaften aus eurer Seele, ehe ihr anfängt, Licht außerhalb euch auszubreiten. Man ſchreit immer in unſerem Jahrhundert von Aufklärung und Aufklärung, von Vorurtheilen und Vorurtheilen, und man ſetzt die Nacht auf den Sitz der Finſterniß, und Vorurtheile an die Stelle von Vorurtheilen.

Ich bin, ich ſag' es frei, mit der Art unſerer Aufklärung nicht zufrieden. Jeder ſucht andere zu verbeſſern, und vergißt auf ſich ſelbſt, da doch nur das einzige und beſte Mittel einer wahren Aufklärung darin beſteht, ſich ſelbſt zu verbeſſern, und durch den Genuß der Seligkeit der Tugend und eigener Selbſtverbeſſerung ſeinem Nebenbruder den Werth der Frömmigkeit zu zeigen. Wenn jedes einzelne Glied gut iſt, muß der ganze Körper nothwendig gut werden. Du, der du alſo Aufklärer ſeyn willſt, laſſe deine eigene Selbſtverbeſſerung deine erſte Beſchäftigung ſeyn. Die Sprache deiner Beiſpiele hat mehr Gewalt als dein Wort, und das Gepräge der Bruderliebe in deinen Handlungen verkündigt die Aechtheit deiner Abſichten. Wenn Menſchen von Verbeſſerungen der Menſchheit reden, die die Menſchheit täglich beleidigen; wenn Philoſophen andere Menſchen glücklich machen wollen, die ihr eigenes Glück zu befördern zu träge ſind, was iſt von ihren Grundſätzen zu halten? daß ſie böſe ſind — nein! Das will ich nicht ſagen, weil ich Böſes von keinem Menſchen urtheile; aber das will ich ſagen, daß auch der gute Saame vom Unkraut erſtickt wird, wenn ihn der Sämann auf Felder wirft, die die Egge noch nicht gereinigt hat. Der Menſch läßt ſich leicht von ſeinem Herzen zum Spiel haben. Eigennutz und Eigenliebe ſind unſere Triebfedern; ſie arten bald zum Böſen aus, wenn nicht Wachſamkeit über uns ſelbſt unpartheiiſch unſer Herz entfaltet, und uns ſelbſt zu ſtrengen Richtern unſrer Handlungen macht.

Die Ruhe der Leidenſchaften iſt die erſte Stufe zur Weisheit; der Sonne Bild ſpiegelt ſich nicht im Bache, der trübe iſt; die Quelle muß rein ſeyn; kein Sturm darf ſich bewegen, wenn ſich die Sonne in ihr beſehen will. Bedenkt Jünglinge! dieſe Grundſätze und urtheilt dann über euch ſelbſt. Der Menſchheit und eurem Beſten zu Liebe, will ich euch, ihr Theuren meines Vaterlandes! meine Grundſätze mittheilen. Ich ſammelte in der Natur, — aus Erfahrung, aus Menſchenkenntniß. Findet ihr, daß das, was ich euch ſage, nicht in der Natur der Sache iſt, ſo nennet mich einen Thoren, und verlacht mich als einen Narren: wenn ich euch aber Sachen ſage, die ſich in der Menſchenkenntniß, in reiner Philoſophie und in edler Abſicht für die ganze Menſchheit gründen, ſo bitte ich euch, ſeyd nicht taub zu meinen Worten! Denkt! der, der zu euch ſpricht, hat es gut mit euch gemeint; er iſt ſelbſt noch ein Mitgeſpann eurer Jahren; er iſt kein mürriſcher Alter, deſſen graue Haare euch die Sache verdächtig machen könnten. Noch wallt jugendliches Blut in ſeinen Adern, noch ſchlägt ſein Herz zu ſanften Gefühlen der Menſchenfreuden. Er ſchämt ſich nicht, wenn ſeine Wangen bei einem empfindſamen Buche eine Thräne netzt, oder eine Zähre beim rührenden Trauerſpiel in ſein Auge ſteigt. Er lebt mit euch in der Geſellſchaft, iſt Bürger, Gatte und Vater. Kennt die Gefühle der Freundſchaft und der Liebe: ſein Eigennutz iſt mit dem eurigen verwebt; ſeine Gründe ſind die, die er den theuerſten Geſchenken der Natur, ſeinen Kindern, beibringen möchte. Dieß zeigt euch die Redlichkeit meiner Abſichten, die darinnen beſtehen, Brüder mit Brüdern zu vereinigen, Jünglinge vor Irrwegen zu warnen, wohin ſie unrichtige Begriffe von Philoſophie und Aufklärung hinbringen. Ich will den Bruder wieder in die Arme des Bruders führen; den Sohn an das Herz ſeines Vaters. Ich will das Mißtrauen zwiſchen Bürgern und Bürgern auslöſchen; den Aeltern ihre Kinder ſchützen, daß ſie nicht Irrthum in Abgründe leitet; ich will dem Fürſten treue Unterthanen, der Religion wahre Verehrer wiedergeben, und wenn ihr dieſe Beweggründe, aus welchen ich heute zu euch ſpreche, tadeln könnt, ſo behandelt mich auf öffentlichen Platze wie einen Geſchändeten, zerreißt einmals, wenn ich nicht mehr bin, meine Grabſtätte, entheiligt meine Gebeine, pflanzet Dörner um meine Grube, und entehrt mein Andenken durch Flüche. Wenn ich euch aber Sachen ſage, wovon euch die Vernunft ſelbſt überzeugen ſoll, die auf Menſchenwohl, auf Brüderglück ſich gründen, ſo öffnet euer Herz der bekannten Stimme eures Freundes. Seht mir ins Geſicht: iſt eine Tücke in meinem Aug, iſt Falſchheit an meiner Stirne, fühlt meinen Puls, er ſchlägt ruhig; keine Leidenſchaft wallt in meinen Adern; ich will zu euch ſprechen, als wäre dieſes die letzte Rede in meinem Leben, als ſchlößen ſich meine Lippen auf ewig; ſo will ich ſprechen, wie ein Sterbender am Rand der Grube, der keinen Antheil an dieſer Welt mehr hat, und der für jedes Wort von dem Ewigen zur Rechenſchaft gezogen wird: und wenn eure Herzen undurchdringlich zu meiner Stimme ſeyn können, ſo müſſet ihr kein Gefühl und keine Seele mehr haben.

Wenn ich von Aufklärung ſprechen höre, ſo däucht mich, daß der Mann, der dieſes Wort im Munde führt, von dem Wohl der Menſchheit ſprechen will; mich deucht, daß Aufklärung ſo viel ſagen will, wir wollen die Menſchen ihren wahren Werth, ihre große Beſtimmung kennen lehren; wir wollen durchſuchen, was die Quellen ihres Elendes ſind, in was ſie ſich gründen, und wir wollen dieſe Quellen verſiegeln.

Alles, was den Menſchen von der Menſchenliebe entfernt, entfernt ihn von ſeinem Glücke: alles, was ihn der Menſchenliebe nähert, nähert ihn ſeinem Glücke. Bruderliebe unter die Sterblichen auszubreiten, muß allzeit der Beweggrund des Aufklärers ſeyn, und Bruderliebe ihre Folge.

Ich bilde alſo folgende Sätze:

Den Mitmenſchen aufklären, heißt: ihn dem Licht näher führen; ihn dem Licht näher führen heißt den Menſchen das

Wohl der Menſchheit gründlicher einſehen laſſen, und dieſe Einſicht beſteht in der Kenntniß der Bruderliebe.

Weitere Sätze.

Eigennutz und Eigenliebe ſind die Haupttriebfedern der Menſchen; wenn ſie gut geleitet werden, führen ſie zum Guten; wenn ſie nicht gut geleitet werden, führen ſie zum Böſen. Die Geſellſchaft der Menſchen iſt eine Vereinigung der Menſchen zum geſellſchaftlichen Wohl. Aus dieſer Vereinigung entſpringen Geſetze. Geſetze ſind nothwendige, aus der Natur der Sache entſtehende Verhältniſſe. Geſetze der Geſellſchaft ſind nothwendige, aus der Natur der Geſellſchaft entſtehende Verhältniſſe. Was dieſen Verhältniſſen gemäß iſt, iſt geſellſchaftlich gut, was dieſen Verhältniſſen nicht gemäß iſt, iſt geſellſchaftlich böſe.

Privateigennutz und Selbſtliebe trennten die Menſchen von einander, und waren die Quellen ihres Unglückes.

Gemeinſchaftlicher Eigennutz und Liebe zum Ganzen vereinten ſie, und waren der erſte Grund der geſellſchaftlichen Tugenden.

Wenn Privateigennutz und Selbſtliebe aus den Schranken treten, ſo leiden die geſellſchaftlichen Verhältniſſe; wenn Privateigennutz und Selbſtliebe mit dem Intereſſe und der Liebe der ganzen Menſchheit verknüpft ſind, ſo gewinnt die Geſellſchaft.

Folgerungen.

Was alſo den Privateigennutz und die Selbſtliebe mit dem Intereſſe und der Liebe der ganzen Menſchheit vereint, trägt bei zum Wohl der Geſellſchaft, und dieſes Beitragen iſt Näherung zum Menſchenglück, und alſo Näherung zum Licht und zur Aufklärung.

Was den Privateigennutz und die Selbſtliebe des Einzelnen von dem Intereſſe und der Liebe der ganzen Menſchheit trennt, iſt Entfernung vom Menſchenglück, und alſo Näherung zur Finſterniß.

Menſchenliebe vereinigt das Privatintereſſe und die Selbſtliebe des Einzelnen mit dem Intereſſe und der Liebe der ganzen Menſchheit.

Menſchenliebe iſt daher Näherung zum Menſchenglück und zur Aufklärung.

Weitere Folgerungen.

Was alſo zur allgemeinen Menſchenliebe führt, führt zur Aufklärung; was von der allgemeinen Menſchenliebe entfernt, entfernt von der Aufklärung; was das Privatintereſſe des Einzelnen mit dem Intereſſe der ganzen Menſchheit verknüpft, führt zur Aufklärung.

Was das Privatintereſſe von dem Intereſſe der ganzen Menſchheit ſcheidet, entfernt von der Aufklärung. Was die Selbſtliebe des Einzelnen wirkt, ohne Liebe zum Ganzen, iſt Finſterniß.

Was die Selbſtliebe des Einzelnen wirkt, mit der Liebe zum Ganzen, iſt Licht.

Das große Geheimniß der Aufklärung des Mitmenſchen beſteht daher in dem Satz: Suche das Privatintereſſe des einzelnen Menſchen und ſeine Selbſtliebe mit dem Intereſſe und der Liebe der ganzen Menſchheit zu vereinen.

Was den Menſchen zur Erfüllung dieſer Sätze leitet, leitet zur Aufklärung.

Der Menſchen Handlungen leiten ſich durch zwei Grundtriebe: durch Endzwecke und Mittel.

Endzwecke ſind die Gegenſtände, die erreicht werden wollen.

Mittel die Werkzeuge, wodurch man ſie erreicht. Endzweck der Aufklärung iſt Menſchenglück; Mittel: Philoſophie und Religion.

Die Philoſophie führt den Forſchgeiſt zur Kenntniß, und leitet den Verſtand. Religion erhebt das Erkenntniß, und leitet das Herz.

Philoſophie und Religion müſſen alſo bei der Aufklärung vereint ſeyn, denn Philoſophie ohne Religion lauft Gefahr, in Freidenkerei, und Religion ohne Philoſophie in Aberglauben auszuarten. Wahre Philoſophie und wahre Religion vertragen ſich; wahre Religion und falſche Philoſophie und Freidenkerei vertragen ſich nicht: Wahre Philoſophie und falſche Religion oder Aberglauben vertragen ſich auch nicht. Aus dieſem allen fließt, daß wahre Aufklärung in Vereinigung wahrer Religion mit wahrer Philoſophie beſtehen müſſe.

Ich ſetze dieſe Gründe voraus, ehe ich weiter gehe, und denke mit Schrecken auf ſo viele unrichtige Begriffe zurück, wodurch die meiſten Aufklärer in unſerm Jahrhundert die Jugend auf Irrwege verleiten. Unter dem Vorwand der Verbeſſerung greift man alles mit äußerſter Uebereilung an, reißt immer zuſammen, und ſetzt nichts in die Stelle des Zuſammengeriſſenen. Man vermiſcht Religion mit Aberglauben, Freidenkerei mit Philoſophie, beſtreitet den Irrthum, und verfolgt die Wahrheit. Binnen der Zeit, daß unſer Verſtand immer Licht ſucht, verirrt ſich unſer Herz in Finſterniſſen, wir werden das Spiel unſerer Leidenſchaften und das Opfer unſerer Begierden. Licht muß in unſerm Herzen ſeyn, wenn es Licht in der Welt werden ſoll. Wenn der Menſch ſein eigenes Herz vernachläßigt, die Oberherrſchaft ſeinen Sinnen läßt, ſo redet die Stimme der Wahrheit vergeblich in ſeiner Seele; er wird ſie nicht hören. Die Frage: was lockt, was ſchmeichelt meinen Sinnen? iſt immer die erſte, und verdrängt die Frage der Vernunft: was iſt wahr? was iſt falſch?

Es iſt nicht ſchwer zu unterſuchen, ob Wahrheit der Gegenſtand eines Aufklärers iſt, wenn nur der Menſch, der die Schriften des Aufklärers lieſt, in ſeiner Seele nicht krank iſt.

Wenn Liebe zur Wahrheit, Drang, ſich zum beſſern Menſchen zu bilden, die Bewegründe des Leſers ſind, ſo wird man leicht den wahren Aufklärer von dem falſchen unterſcheiden.

Der falſche Aufklärer verräth ſich nicht ſelten durch die Disputirhitze, durch Eigenſinn, durch Rechthaberei, durch Entſcheidungsluſt, durch Orakelſprüche ſeiner Anhänger, durch Hypotheſenſucht, durch Zuſammenſchmiederei, durch Schöngeiſterei, welche nur in äußerlichem Blendwerke beſteht; durch innere Zweifelſucht, durch blinden Anhang an Anderen; endlich durch die Verſunkenheit in Wollüſten und andern heftigen Leidenſchaften.

Der wahre Aufklärer iſt meiſtentheils ſanft; er hat Schonung gegen Jedermann; er greift Laſter an, und ſchonet den Menſchen. Er beobachtet ſein eigenes Herz, iſt ſtets wachſam auf ſeinen Geiſt, dringt ſeine Meinungen Niemanden auf, ſondern überläßt der Wahrheit ihre Siege. Er iſt nicht ſtolz auf ſeine Meinungen, nicht leidenſchaftlich in ſeiner Kritik. Seine Abſicht iſt, Menſchen zu ihrem Glücke zu führen, und ſein Beweis ſeine eigene Erfahrung, daß Weisheit in dem Sieg über unſere Leidenſchaften beſteht. Ja, Weisheit — denn zur Weisheit ſoll uns ja die Aufklärung führen. Ja — Weisheit iſt nur in dem Herzen, das von ſtürmiſchen Leidenſchaften befreit iſt. Sich der Weisheit nahen, heißt ſich von der Dienſtbarkeit der Leidenſchaften loswinden, und Licht ſeyn, heißt die Finſterniſſe unſrer Seele zerſtreuen, die uns hindern, Licht zu finden, wo Licht iſt.

Die Leidenſchaften ſind dem Licht der Aufklärung entgegen; denn die Leidenſchaft verrückt den Geſichtspunkt, der den Gegenſtand im rechten Licht zeiget; die Leidenſchaft verſchleiert das Aug, daß der Lichtſtrahl der Wahrheit nicht durchdringen kann; die Leidenſchaft erregt menſchenfeindliche Luſt, die Wahrheit zu beſtreiten, um Dinge anders ſehen zu wollen, als ſie ſind. Die Leidenſchaft kleidet den Irrthum in die glänzende Hülle der Wahrheit, erzeugt Gleichgültigkeit, tödtet das Gefühl; gebährt Wahrheitshaß und Verfolgungsſucht.

Den Beweis dieſer Sätze ſuche ein jeder Menſch in ſeinem Herzen. Sagt: ob nicht der Zorn die Beleidigung vergrößert, über die wir oft lachen müſſen, wenn wir wieder bei ruhigem Geblüte ſind. Zeigt nicht die Leidenſchaft der Liebe die Gegenſtände von ganz andrer Geſtalt, als ſie wirklich ſind? Sieht der Menſch nicht, wenn ihm die Binde vom Aug fällt, wie ſehr er ſich in ſeinem Taumel betrogen habe? Vergrößert Eigenliebe nicht unſere Verdienſte oft ſo, daß wir in den Augen eines andern lächerlich werden? Verbindet der Stolz nicht eine gewiſſe Schätzung mit Sachen, die wirklich Tändeleien und Kinderſpiele ſind?

Wenn nun dieſe Sätze ſich in der Natur gründen; wenn genaue Selbſtprüfung, Menſchenkenntniß und Erfahrung ſie bewährt, ſo muß der Vernünftige ſchließen, daß Wahrheit nicht ſeyn kann, wo Leidenſchaft iſt.

Dieſer Grundſatz iſt nun richtig. Wahrheit iſt gemeiniglich nicht, wo Leidenſchaft iſt: es iſt alſo auch richtig, daß Aufklärung nicht ſeyn kann, wo Leidenſchaft iſt; denn Aufklärung iſt Näherung zum Menſchenglück, und dieſe Näherung geſchieht durch Erkenntniß der Wahrheit.

Wenn ich nun in unſerm Zeitraume die Schriften unſerer Aufklärer beurtheile, ſo ſuche ich erſt, ob Wahrheit in dem Buche iſt, das ich leſe; denn wo Wahrheit nicht iſt, iſt nicht Aufklärung, und wo Leidenſchaft iſt, iſt ſelten Wahrheit. Ich ſtelle mir den Autor nicht gleich als einen Philoſophen vor, ſondern ich will erſt ſehen, ob er den Titel, den er ſich anmaßt, verdient. Ich ſetze ihn zurück unter die Naturmenſchen, gib ihm ſeine Leidenſchaften wieder, und ſehe, wie viel ſeine Eigenliebe, wie viel ſein Intereſſe Einfluß auf ſeine Schreiberei habe: dann beobachte ich genau, in wie weit ſich ſeine Erziehung, ſein Temperament in ſeiner Schreibart verräth, denn Schreiben iſt Phyſiognomik der Seele, und ein ſcharfes Aug kann wirkliches Gefühl vom Ausdruck wohl unterſcheiden.

Es gibt eine Sprache des Verſtandes, eine Sprache des Witzes, eine Sprache des Herzens. An der Sprache des Verſtandes hat zuweilen das Herz keinen Antheil: aber mit der Sprache des Herzens vereint ſich meiſtentheils der Verſtand. Die Sprache des Witzes iſt oft der Dollmetſch des böſen Herzens.

Wenn ich nun meinen Autor in alle dieſe Lagen geſetzt habe, ſo ziehe ich von ſeinem Werke ab, was Erziehung, was Temperament, was die Lage, in der er ſchrieb, und ſeine Umſtände hiezu beitragen; was übrig bleibt, wäge ich mit der Bleiwage der Wahrheit: was dieſe Prüfung aushält, iſt gut; was es nicht aushält, iſt böſe. *)

---

*) Wenn der Schriftſteller der Menſchheit nichts nützet, wenn Gewinnſucht oder menſchenfeindlicher Stolz ſeine Feder leitet, Beſchimpfungen ſeine Blätter füllen; dann

Wenn man von dieſem Geſichtspunkte Schriften beurtheilt, ſo fällt der Prunk der Schönſchreiberei weg, und manches ſcheußliche Skelet ſteht da in ſeiner ganzen Blöße.

Man ſieht, wie leicht Selbſtliebe den Menſchen zum Stolz führt; wie leicht die Leidenſchaft die ſchmeichelnde Maske der Aufklärung annimmt, und unſer Herz der Bande zu entledigen ſucht, mit denen uns die Religion an Menſchen und Gott kettet.

Jede Schrift der Aufklärung, die uns nicht zum beſſern Menſchen, zum treuern Unterthan, zum redlichern Bürger macht; jede Schrift, ſage ich, die nicht das Gepräge der reinen Sittlichkeit und ungeheuchelten Moralität bei ſich trägt, erkläre ich öffentlich als eine Geburt eines unphiloſophiſchen Kopfs, eines müſſigen Witzlings, der ſein eigenes Herz nicht kennt und ein Spielball ſeiner Leidenſchaft wird.

Es iſt leicht, in unſerm Jahrhunderte zu errathen, warum eine Menge der beſten Jünglinge ſo begierig alle die gefährlichen Bücher und Broſchüren verſchlingen, die ihre Seele zum Nachtheil des Staats und der Menſchheit vergiften. Man

---

legt der Mann mit Gefühl traurig das Buch zur Seite, und eine Thräne netzt mitleidig ſein Aug; ſein Herz wird gedrängt, und mit zum Himmel gewandten Blick ſeufzet er über die böſe Laune des Schriftſtellers.

Wenn ich mir einen Mann vorſtelle, dem die gütige Natur die Gabe zu ſchreiben gab, ſo ſtellt ſich dieſes Bild ſo edel in meiner Seele dar — ich glaube einen gütigen Führer der Menſchheit zu ſehen, — eine Gottheit in irdiſcher Hülle, die unter den Menſchen herumgleitet, um ihn auf die Wege der Wahrheit und der großen Beſtimmung der Sterblichen wohlthätig hinzuführen. — —

Mit dieſen Gedanken ergreiſe ich jedes Buch, das die Preſſe verläßt, und ſuche Nahrung für meinen Geiſt, und Leitung für meine Seele. Hier iſt wiederum ein Würdiger mehr — ſo denke ich — der uns wieder näher zum Licht der Aufklärung führt. Mit Würde wird er uns ſeine mühſam geſammelten Kenntniſſe mittheilen, mit Güte wird er uns zurechtweiſen, wo wir noch irrig ſind.

darf nur auf das menſchliche Herz zurückgehen. Jünglinge ſind ohne Erfahrung, ohne genaue Beobachtung ihres Herzens, ohne Welt- und Menſchenkenntniß: ihre Selbſtliebe verleitet ſie leicht zum Stolz; der Stolz zur Verachtung aller Sachen, die gemein ſind. Die Liebe zum Sonderlichen iſt das Kind des Stolzes. Man glaubt ſich klüger, man glaubt ſich weiſer zu ſeyn, wenn man nicht denkt, wie man allgemein denkt, nicht glaubt, wie man allgemein glaubt; und dieſes iſt die erſte Grundlage zur Freidenkerei. Ueberzeugung iſt nicht da; denn Ueberzeugung iſt nur bei der Wahrheit, und Wahrheit iſt nicht, wo Stolz iſt, und Stolz nicht, wo Vernunft iſt.

Stolzer Jüngling! der du die unſterblichen Werke der Alten geleſen haſt, der du weißt, was Helvez gedacht, was Mirabeau geträumt hat; der du Stärke des Geiſtes beſitzeſt, Schnellkraft im Denken, und Muth in der Ausführung! Du ein Engel am Verſtande, ein Schöpfer an Gedanken! wie! du ſollſt dich bis zum Pöbel erniedrigen, denken, wie ein Bürger denkt, handeln, wie ein Handwerksmann handelt! Welche Beſchimpfung für deinen Geiſt! Verachte die wimmelnden Inſekten, die ihre Einfalt an Religion, und ihre Ehrlichkeit an die Tugend bindet, erhebe dich zu höhern Gedanken, ſuche unumſchränkte Freiheit, haſſe alle Ketten der Moralität und der Vernunft, ſie ſetzen deinen Leidenſchaften Gränzen, herrſche ſelbſt, dein unumſchränkter Geiſt kennt kein Geſetz. So ſpricht der Hochmuth in der Seele des Jünglings, deſſen Herz zu früh das Leſen verſchiedner Schriften verdorben hat, die ſein Verſtand nicht verdauen konnte. Die Leichtigkeit, mit der er alles verachtet, gibt ihm täglich mehrere Achtung gegen ſich; ſeine eigene Denkart ſetzt ihn über alles hinaus; es iſt nichts weiſe, nichts klug, was er nicht ſelbſt iſt.

Es iſt auch leicht zu ſagen: Geſetze ſind Erfindungen von Tyrannen, Religion iſt Pfaffenbetrug, Tugend iſt Einbildung und das Werk ſchwacher Seelen; Laſter ſind die ſimpeln Folgen der Erziehung, Moralität iſt Träumerei, um den Pöbel zu täuſchen. Der Vernünftige ſetzt ſich über dieſes hinaus, und weiß die Umſtände zu ſeinem Glück, zu ſeiner Freiheit zu nützen. Dieſes alles nun iſt ſo leicht geſagt, in etlichen Worten findet der Jüngling die ganze Philoſophie, die der Weiſe mit reifem Nachdenken in vielen durchwachten Nächten nicht finden kann. Mit dieſen Sätzen harmonirt unſre thörichte Selbſtliebe ſo ſchön; ſie ſind ſo ſehr unſerm Stolz angemeſſen, ſind ſo brüderlich mit unſern Leidenſchaften verſchwiſtert, daß es ganz natürlich iſt, daß ſie ſchnellen Eingang in die Seele des Jünglings finden müſſen.

Wir haben bisher dargethan, daß das große Geheimniß der Aufklärung darin beſtehe, das Privat-Intereſſe und die Selbſtliebe des einzelnen Menſchen mit dem Intereſſe und der Liebe der ganzen Menſchheit zu vereinen.

Wir fragten weiters, was zu dieſem Geheimniſſe führt; und gaben Philoſophie und Religion als Mittel an.

Wir beſtimmten, daß Philoſophie ohne Religion vielfältig in Freigeiſterei ausarte, und daß Religion ohne Philoſophie meiſtentheils Aberglauben werde.

Zu dieſen Sätzen fügen wir weiters hinzu:
Freigeiſterei und Aberglauben ſind Vorurtheile;
Freigeiſterei Vorurtheile des verſtändigern Haufens.
Aberglauben Vorurtheile des dümmern Haufens.

Was Vorurtheile der Freigeiſterei und Vorurtheile des Aberglaubens für traurige Folgen für die Menſchheit haben können, wiſſen wir aus der Natur des menſchlichen Herzens und aus der Geſchichte.

Vorurtheile beſtehen in Meinungen, und wir wiſſen, was Meinungen unter den Menſchen für Unheil angeſtellt haben. Der Verfolgungsgeiſt der Menſchen hat mehr blutige Opfer den Meinungen als den Realitäten gebracht *). Vorurtheile

---

*) Wir wiſſen leider aus der Geſchichte die traurigen Auftritte, die die vorgegebene Reformation verurſachte, in welchen ſo viel tauſend Menſchen zum Opfer falſcher Meinungen wurden — allein wer kann mit Grund die Religion dieſer Barbareien anklagen — ſie ſind Werke des Ketzergeiſtes, nicht Werke der Religion, ſo wenig als die Verfolgungsſchriften, die heut zu Tag gegeneinander herauskommen, Werke der Philoſophie ſind.

der Freigeiſterei und Vorurtheile des Aberglaubens entfernen uns daher von der Wahrheit, und hindern die Aufklärung.

Jede Entfernung vom Licht iſt eine Hinderniß der Aufklärung. Was die Vorurtheile der Freigeiſterei, was die Vorurtheile des Aberglaubens trennt, trennt die Hinderniſſe der Aufklärung.

Aufklärung iſt Vereinigung wahrer Philoſophie mit wahrer Religion.

Aufklären heißt reine Philoſophie mit wahrer Religion vereinen. Ein Aufklärer iſt der, der reine Philoſophie mit wahrer Religion vereinigt, und ein Volk iſt aufgeklärt, wo reine Philoſophie mit wahrer Religion vereinigt iſt.

Folgerungen.

Was die reine Philoſophie hindert, ſich mit der Religion zu vereinigen, hindert die Aufklärung, was die wahre Religion hindert, ſich mit der reinen Philoſophie zu vereinigen, hindert die Aufklärung. Der Philoſoph, der die Religion haßt, iſt ein Feind der Aufklärung. Der Religiöſe, der die Philoſophie haßt, iſt ein Feind der Aufklärung.

Ich entdecke, da ich den Menſchen betrachte, daß die Selbſtliebe das Band iſt, welches uns in der Geſellſchaft vereint hat. Wenn ich mich nicht liebte, ſagt **Mablys**, wie wär ich fähig, andere zu lieben. Ich nehme wahr, mit welcher bewundernswürdigen Weisheit der Urheber unſers Daſeyns die verſchiedenen Bedürfniſſe, welchen er uns unterworfen, ausgetheilt hat, um uns einen dem andern nothwendig zu machen, und unſere Selbſtliebe zu einem allgemeinen Wohlwollen zuzubereiten. Allein ſie ſetzte mit dieſem noch nicht ihrer Güte Gränzen, ſie hat unſerer Seele noch über das verſchiedene geſellſchaftliche Tugenden eingepflanzt, welche nichts, als ſo viele Triebe ſind, welche allem unſerm Nachdenken zuvorkommen, und uns das Glück unſerer Mitgeſchöpfe theuer machen, und durch den Reiz des Vergnügens oder der Furcht des Schmerzens uns einladen, uns einander zu nähern, uns zu vereinen, uns zu lieben, uns zu dienen, und wechſelweiſe Aufopferungen zu machen.

Sobald der Menſch in die Geſellſchaft tritt, ſo erwachen die geſellſchaftlichen Geſetze: nämlich die nothwendigen Verhältniſſe, ohne welchen die Geſellſchaft nicht beſtehen kann.

Die Selbſtliebe, die im Stand der Natur ſich nur auf Erhaltung des einzelnen Menſchen bezieht, veredelt ſich im Stand der Geſellſchaft, und verknüpft das Privatintereſſe des Einzelnen mit dem Intereſſe des Ganzen.

Vermöge ſeiner unterſchiedlichen Sinnen fühlte der Menſch bald, daß er einer großen Mannigfaltigkeit von angenehmen Empfindungen fähig iſt, welche beſondere Zwecke oder Gegenſtände ausmachen, die die äußerlichen Zwecke ſind, nach denen wir ſtreben.

Alle dieſe Zwecke und äußerlichen Gegenſtände beziehen ſich wieder auf beſondere Begierden und Neigungen, welche das Herz anfeuern, nach ihnen zu trachten.

Sind die Zwecke erreicht, ſo beruhigt ſich das Herz eine Zeitlang; aber bald erwachen wieder neue Triebe und neues Verlangen nach Befriedigung.

Durch den Eintritt in das geſellſchaftliche Leben lernte der Menſch eine Menge Güter kennen, die er vormals im rohen Zuſtand der Natur nicht kannte.

Einige haben blos nur auf ſeine Sinne Bezug, und ſtehen auf der Gradation oder Leiter von Gütern auf der unterſten Stufe.

Einige haben mehreren Bezug auf die geſellſchaftliche Verknüpfungen, und einige den ächten Bezug auf gemeinſchaftliches Wohl.

Die erſten ſind blos angenehme Empfindungen der Sinne; die zweiten ſind Güter des Verſtandes, als: Geſchmack, Erkenntniß, Gedächtniß, Beurtheilungskraft.

Die letztern beſtehen in der Regierung der vorgeſetzten Leidenſchaften durch Vernunft und Erfahrung, und in kluger Anwendung derſelben zum Wohl der Menſchheit.

Dieſe ſtufenweiſe Erfahrungen, die der Menſch beim Eintritt in das geſellſchaftliche Leben bekam, machten ihn bald aufmerkſamer, und der natürliche Trieb ſeiner Selbſtliebe führte ihn bald zur Entdeckung weiterer Güter.

In der Lage, in der er war, lernte er durch Vergleichung die körperlichen Güter zuerſt erkennen.

Die Krankheit lehrte ihn den Werth der Geſundheit; die Schwäche den Werth der Stärke: die Plumpheit den Werth der Hurtigkeit; die Unſauberlichkeit den Werth der Reinlichkeit kennen.

Durch die Verbindung, in der er mit ſeinen Mitmenſchen war, bekam er Begriffe von dem Werth des Ruhms, des bürgerlichen Anſehens, des Vermögens, der Gewalt.

Der natürliche Hang zum Glück feuerte ihn an, nach dieſen Gütern zu trachten, und da nun Selbſtliebe und Eigennutz des Einzelnen die Selbſtliebe und das Intereſſe der übrigen durchkreuzte, ſo entſtund der Zwiſt unter den Menſchen, und der Zuſtand des Krieges und der gegenſeitigen Verfolgung. Der Menſch war nicht mehr ſchüchtern, wie im Stand der Wildheit, denn er fühlte durch die Vereinigung ſeine Stärke.

Allein die Verwirrungen, die hieraus entſprangen, die den Menſchen vom Glück entfernten, ſtatt ſelben dem Glück zu nähern, machten ihn durch Erfahrung aufmerkſam, und entdeckten ihm das Geheimniß, daß Selbſtliebe des Einzelnen in der Geſellſchaft mit der Liebe des ganzen, und eigenes Intereſſe ſich mit dem Intereſſe des Ganzen verknüpfen müſſe.

Die Gottheit, die ſtufenweiſe den Menſchen zum Glücke leitet, öffnete dem Sterblichen bald die Wege zu ſeinem Glücke.

Sie lehrte ihn die geſellſchaftlichen Tugenden kennen, und zeigte ihm hierdurch den Weg zu ſeiner Glückſeligkeit.

Der Menſch eilte in den Tempel der Vernunft, und mit goldenen Buchſtaben las er die Schrift, die ſo auf den Altar gezeichnet war:

Menſch! du biſt in der Geſellſchaft von Menſchen. Deine Selbſtliebe, dein eigenes Intereſſe hat dich verkettet; die Erfahrung hat dich die Güter des Körpers kennen gelehrt; die Erfahrung ſoll dich die Güter des Verſtandes kennen lehren.

Sieh umher! du ſiehſt Vermögen, Macht, bürgerliche Gewalt. Sie ſind Güter, aber nur Verſtand kann dich dahin führen. Erkenntniß, Gedächtniß, Beurtheilungskraft, Geſchmack, Scharfſinnigkeit ſind die Wege.

Richtige Anwendung wird dir das Glück, das du ſuchſt, verſchaffen; unrichtige Anwendung deiner Kräften wird dich davon entfernen. Du ſiehſt alſo wohl ein, daß es noch höhere Geheimniſſe geben muß, daß du einen Führer auf dem Weg haben mußt, den ich dir zum Glück vorgezeichnet habe. Ich will dich dieſen Führer kennen lehren: er iſt dein Herz.

Aber dein Herz wird ein Verräther an dir werden, und wird mit deinem Verſtande in ein Bündniß treten, um dich zu verderben, wenn du auf deiner Reiſe nicht die Geſellſchafterinnen annimmſt, die ich dir vorſchlage. Ich nenne ſie dir. Beherrſchung der Begierden und Leidenſchaften, Klugheit und Vorſicht, Großmuth und Tapferkeit, Demuth, Liebe zur Tugend, Liebe zu Gott, Gelaſſenheit in Unglücksfällen: ſo heißen ſie die Freundinnen, die dich begleiten ſollen.

Du wirſt mich noch nicht verſtehen, aber meine dunkle Sprache wird dir klarer werden, wenn ich dir zeige, wohin ſie dich führen werden.

Der Menſchheit Glück iſt die große Beſtimmung; das Glück des Einzelnen beſteht im Glück des Ganzen.

Trete daher ins Heiligthum der Natur und leſe die Inſchrift: Menſch! handle gegen deinen Mitmenſchen, wie du wünſcheſt, daß dein Mitmenſch mit dir handle.

In der Geſellſchaft biſt du Herr oder Diener, Regent oder Unterthan, Vater oder Sohn, Bruder oder Schweſter, Gatte oder Gattin; dein Herz wird dir ſagen, was deine Pflichten ſind. Denn was deine Selbſtliebe von andern fordert, fordert die Selbſtliebe der andern von dir.

So ſprach die Gottheit einſt im Tempel der Natur, und die Vernunft verkündigte dem Menſchen ihre Stimme.

Der, dem ſie hörbar war, zeichnete ihre Worte tief ins Herz; und der, der dieſer Stimme getreu blieb, war der Prieſter der Natur, der erſte Philoſoph.

Allein der gewöhnliche Gang des menſchlichen Herzens machte die Menge taub zu dem Zuruf der Gottheit.

Die Selbſtliebe drängte die Menſchen untereinander. Der Eigennutz ſonderte die Privatvortheile ab von den Vortheilen der Menſchheit.

Die Leidenſchaft ſiegte über die Vernunft und übertäubte die reine Stimme der Philoſophie. Sie bewies, wie unzulänglich Philoſophie ohne Religion ſey, um das Herz der Menſchen zu lenken.

Die Pforte der Höllen öffnete ſich, Menſchenhaß und Verfolgung traten hervor und verwüſteten die Erde.

Vergebens bemühte ſich die Religion, ſich mit der Philoſophie zu vereinigen; vergebens bemühte ſich die Philoſophie Jahrhunderte durch, ſich mit der Religion zu vereinen.

Aberglauben ſtürzte die Philoſophie, und Freidenkerei die Religion.

So behandelten die Menſchen die Freundinnen der Menſchheit, ſo behandeln ſie ſelbige noch. Der Freidenker ſpricht, daß die Religion die Feindin der Philoſophie ſey, und dieſes ſein Behaupten iſt der traurigſte Trugſchluß.

Die Religion iſt keine Feindin der Philoſophie. Die Mißhandlungen, die die Philoſophie in den ältern Zeiten erdulden mußte, ſind Werke des Aberglaubens, nicht Werke der Religion.

So feindet auch wahre Philoſophie nie die Religion an; denn reine Philoſophie verträgt ſich mit wahrer Religion: nur Freigeiſterei verträgt ſich nicht, und Freigeiſterei iſt auch nicht Philoſophie.

Es wird hier nöthig ſeyn, daß wir unterſuchen, was denn Freidenkerei, und was denn Religion ſey? Erſt wollen wir überhaupt reden: dann wenn die Würdigkeit der Religion und ihr wohlthätiger Einfluß auf das Wohl der Menſchheit bewieſen iſt, dann wollen wir die Offenbarung allein zum Augenmerk nehmen, und unpartheiiſch über ihre weſentliche Güte urtheilen; der Verſtand ſoll überzeugen; Herz und Natur ſollen beweiſen.

Man nennt insgemein Freigeiſter jene Philoſophen, welche heut zu Tag unter uns ſo gemein ſind, welche die Exiſtenz eines höchſten Weſens oder die Vorſicht abläugnen, und glauben, daß alles Materie iſt. Sie ſagen, daß eine gewiſſe Eigenſchaft dieſer Materie, die des Menſchen Seele iſt, auch die Seele der Welt und aller Dinge ſey. Durch ſie rollen die ungeheuren Laſten der Weltkörper über uns hin, und die Pflanzen blühen durch ſie unter unſerm Fußtritt. Aus einer Schlußfolge dieſer Lehre behaupten ſie, daß ein blindes Schickſal alles regiere; dieſes blinde Schickſal, geben ſie vor, hätte die Ereigniſſe mit einer Kette gebunden, die nichts zerbrechen kann.

Der Menſch, der keine Freiheit hat, iſt nichts als ein leidendes Werkzeug, er will das, was das Verhängniß ihn wollen läßt; er wird durch die Gegenſtände, die einen Eindruck auf ihn machen, eben ſo in Bewegung geſetzt, als die Wolken durch die Winde. Er beſchließt keineswegs etwas, er glaubt nur, daß er es thue. Er beſtimmt ſich zu nichts; er iſt beſtimmt, und es gibt daher in Rückſicht ſeiner weder ein moraliſches Gut, noch ein moraliſches Uebel, weder Recht noch Unrecht; mit einem Wort, alles iſt ihm gleich; ausgenommen der Schmerz und das Vergnügen, welche ſeine Sinne entweder peinigen oder kitzeln. Eine andere Art dieſer Sekten verehrt zwar das höchſte Weſen, allein ſie will nicht, daß es ſich herab laſſe, ſeine Blicke bis auf die Erde zu ſenken. Wir verdienen nicht, ob wir gleich ein Werk der Gottheit ſind, daß ſie ſich mit uns beſchäftige. Uns kömmt es zu, ſagen ſie, unſer Leben ſo gut einzurichten, als wir können, und unſere Uebel zu vermindern. Wir haben nichts von Gott zu erwarten; unſere Seele iſt zum Tod verdammt, wie der Körper, ſobald die Organen, welche ſie in Bewegung geſetzt haben, durch die Zeit abgenutzt, oder durch Krankheiten zerſtört ſind.

Dieſes ſind die Grundſätze der Freigeiſterei. Das Syſtem davon iſt nicht ſchwer zu entwerfen. Der niedrigſte Menſch, der ſich ſeinen Leidenſchaften — ungeſtört überläßt, predigt es in ſeinen Handlungen, und ſeine Handlungen laſſen ſich leicht in Grundſätze auflöſen. Sie ſind ungefähr dieſe:

Suche dein Vergnügen; was dieſes befördert, iſt erlaubt und weiſe; was dich davon abhält, iſt Thorheit, Furchtſamkeit und Aberglauben.

Die Selbſtliebe iſt dein Geſetz; folge ihm, ſo lange dich keine offenbare Gewalt abhält, und fürchte nichts, als den Arm der Gewalt.

Nichts iſt für ſich gut, nichts böſe.

Die Gottheit achtet die niedrigen Handlungen der Menſchen nicht, und ſeine Natur befiehlt ihm, nach dem eingepflanzten Inſtinkte zu handeln.

Der iſt frei, der thun darf, was er wünſchet, und was er wünſchet, nur das iſt ſein Glück.

Vergnügen der Sinne und der Einbildungskraft, Freuden der Wolluſt, der Ehre und des Reichthums.

Dieſes Syſtem, ſagt Gellert, verdient keine Widerlegung; es erregt Abſcheu, ſobald man es in ſeinen Folgen denkt, und das nicht ganz verderbte Herz empört ſich mit ſeiner natürlichen Güte wider die Frechheit des Unglaubens.

Wie elend würde der Freigeiſt ſeyn, fährt er fort, wenn er eine Republik Menſchen zu ſolchen Philoſophen umbilden könnte, als er ſelbſt iſt, oder ſeyn will. Wie würde es mit ſeinem vergötterten Vergnügen, mit dem Beſitze der Güter und Perſonen, die er zu ſeinem Wunſche bedarf, mit ſeiner Sicherheit und ſeinem Leben ſtehen. Ich und alle ſind alsdann wie er geſinnt. Wir kennen auch keinen Unterſchied des Guten und Böſen. Unſer Gott iſt der Eigennutz, die Selbſtliebe, und das Vergnügen der Sinne.

Werden wir ihm nicht ſeine Freuden mit Liſt oder Gewalt entreißen, ſobald es unſer Vergnügen befiehlt? Was iſt mir an ſeiner Ruhe gelegen, wenn ich die meinige durch die Zerſtörung der ſeinigen befördern kann? Ich raube ſie ihm. Aber er wird ſich widerſetzen? So widerſetze ich mich auch. Er bietet Liſt und Tücke, Gift und Meuchelmord auf, zu ſeinem Ziele zu gelangen; ich auch. Ewiger Krieg des Eigennutzes und der Frechheit! Iſt kein gerechter Gott, keine Tugend, keine Unſterblichkeit der Seele, und alſo keine ewige Belohnung oder Strafe; was ſoll mich abhalten, ſo oft ich kann, der Stimme meiner erhitzten Leidenſchaften zu gehorchen:

Dann hätt' ich Luſt, ein Böſewicht zu ſeyn,
Und würde, wer kein Gott, auch keinen König ſcheun!

So iſt denn, nach dem Syſteme des Freidenkers, der ſchwärzeſte Undank, wenn er mein Vergnügen beſördert, kein Laſter? So darf ich meinen Nächſten heimlich plündern, wenn es meine Ruhe alſo verlangt, und den Nachbar mit Gift aus dem Wege räumen, wenn ich mich ſeiner Gattin nicht anders bemächtigen kann? So ſind Betrug, Verrätherei und Meineid erlaubt, ſobald ſie ein Mittel ſind, die Befehle meines Eigennutzes zu befriedigen? So ſind die Bande der Familie und Freundſchaft nichts als abergläubiſche Feſſel? So darf man mir meine Gattin, die ich wie mich liebe, rauben; meine Tochter, die Freude meines Hauſes, entehren, meinen Sohn, die Hoffnung meines Lebens, zum Ungehorſamen, zum Böſewichte, zum Läſterer Gottes machen? So hat der Obere kein Geſetz, als die Stillung ſeiner unmäßigen Begierden? — Und ich ſoll ihm gehorchen? So hat der Niedere kein Geſetz, als die Gewalt, wo er kann, von ſich abzuwenden, und das Leben des Obern ſeinem Eigennutze aufzuopfern? Und ich ſoll regieren? So iſt keine Treue, kein Band der Liebe, das die Menſchen verknüpft; und nur der Eigennutz iſt ihr höchſtes Geſetz? und in dieſe Geſellſchaft der Betrüger, der Undankbaren, der Meineidigen, der Räuber, der Mörder, der Blutſchänder, der Gottesläugner wollt ihr uns verſetzen, ihr Freigeiſter! O Feinde der Menſchen und Gottes! Iſt dieſes die Welt der Zufriedenheit, ſo ſey der Tag unſerer Geburt verflucht!

Der berühmte Herr Abbee von Mablys, der über die Grundſätze der Geſetze ſchrieb, und ſich ſowohl durch ſeinen einſichtsvollen Geiſt, als durch die Stärke ſeines Ausdrucks und unverfälſchter Herzensgüte vorzüglich auszeichnete, dieſer entwarf in ſeiner Abhandlung über die Geſetze ein Gemälde einer Republik von Freidenkern, und die Farben, mit welchen er dieſes Gemälde ſchildert; die Wahrheit, die ſich in ſelben findet, verdient die Aufmerkſamkeit jedes Vernünftigen, wenn man über Freidenkerei zu reden kömmt.

Ich weiß nicht, von welchem Kaiſer, fängt er an, — es kränkt mich, ſeinen Namen vergeſſen zu haben — man ſagt, daß er den platoniſchen Philoſophen eine Inſel habe ſchenken wollen, um zu erproben, ob ſie darauf eine Republik gründen könnten, nach dem Plan, welchen ihr Meiſter gezeichnet hat. — Was mich anbelangt, ich verwilligte, — wenn ich ein Fürſt wäre, gern allen Freidenkern, die es auf der Welt gibt, eine, um darauf die bewundernswürdige Republik eines Bayle zu errichten.

Meine Schenkungsurkunde würde bald ausgefertigt ſeyn, und ich will annehmen, ſie ſey ſchon bekannt gemacht; man kann ſichs wohl vorſtellen, wie ganz Europa von meinen Lobeserhebungen ertönen würde, denn unſere Philoſophen ſind ganz außerordentlich zur Schmeichelei aufgelegt, — und es iſt gar kein Zweifel, daß ich das größte Genie auf dem ganzen Erdenrund bin. — Unſere Freidenker — die viel zu eitel ſind, als daß ſie an dem guten Erfolge ihrer Geſetze und Regierung zweifelten, — werden ſich bald eifrig bemühen, Beſitz von ihren neuen Domainen zu nehmen. — Sehe man hier gleich die großen Philoſophen erſcheinen; einige munter und ſcherzhaft, die andern ernſte, welche alles geſehen, alles generaliſirt haben; — es iſt ihm nichts verborgen, und ſie ſchleppen eine große Menge kleiner Geiſter mit ſich, welche ſich erkühnen, eine oder die andere gemeine Ruchloſigkeit im Munde zu führen, und Aufſehen zu erregen, um ihrer Dunkelheit zu entwiſchen. — In ihrem Gefolge erblickt man einen Haufen galanter Frauenzimmer, mehr oder weniger zu Philoſophinen geſtempelt, nachdem ſie mehr oder weniger Liebhaber gehabt haben, oder noch haben. Hier einen Haufen junger Libertiner, welche, um nichts fürchten zu dürfen, gerne lernen möchten, nichts zu glauben. — Man ſieht, daß ſich alles zu einem ſchönen Anfang anläßt, und daß es der aufblühenden Republik weder an Obrigkeiten, noch an dem, was man ſonſt das Volk oder den Pöbel nennt, fehlen wird.

Man verſammelte ſich daher, um der Regierung eine Form zu geben, und da ich ein Menſch bin, der mit ſich handeln läßt, ſo nehme ich an, daß alle dieſe Weiſen, welche im Grund des Herzens einander haſſen und verachten — dem ungeachtet dem größten Verdienſt Gerechtigkeit widerfahren laſſen, und unter ſich eine gewiſſe Subordination ausmachen werden. — Sie haben den l'esprit des loix geleſen, alſo zweifle ich gar nicht, daß ihre politiſche Regierung bewunderungswürdig ſeyn wird. — Sie haben ſo oft geſagt, daß der Menſch ſeiner Natur nach ein laſterhaftes und boshaftes Thier iſt, daß man von ihnen erwarten muß, daß ſie die weiſeſten Maßregeln nehmen werden, um die Böſewichter zu ſchrecken, und die Bürger aufzumuntern, daß ſie Handlungen verrichten, welche nützlich für die Geſellſchaft ſind.

Dieſe Philoſophen ſind ſo ſehr überzeugt, daß die Philoſophie und die Politik in der Verachtung des Aberglaubens beſtehe, und haben es ſo oft wiederholt, daß alle Religion nichts als ein eitler und barbariſcher Aberglauben iſt, der unſere Vernunft dumm macht; — daß ſie wohl nicht unterlaſſen werden, einen Katechismus abzufaſſen, welcher Licht in die Seele ihrer Kinder trägt, und ſie wider einen Irrthum verwahrt, welcher ihr natürlich iſt. — Anders handeln würde eine Thorheit oder Gleichgültigkeit für das allgemeine Beſte ſeyn, deren man ſie, ohne ungerecht zu ſeyn, gar nicht fähig halten kann. — Iſt es nicht gleich bei der erſten Verſammlung der Nation, ſo wird es doch wenigſtens bei der zweiten ſeyn, daß ihr Senat ſelbiger mit vielem Aufwand von Beredſamkeit vorſtellen wird, daß die kaum gebildete Republik mit einem nahen Verfall gedrohet werde, wenn man nicht bei guter Zeit den Irrthümern, welche die menſchliche Vernunft umnebeln, eine unüberſteigliche Mauer entgegenſetzt. — Unſere politiſchen Geſetze — würde der Konſul oder der Tribun des Volkes ſagen — leiſten uns kein Genüge; — laßt uns Geſinnungen annehmen, welche unſrer würdig ſind; — indem wir unſer Jahrhundert aufklären, laßt uns das Glück künftiger Geſchlechter bereiten. — Um dieſes große Werk zu Stande zu bringen, müſſen wir uns eine Nachkommenſchaft aufſparen, welche unſrer würdig iſt, und welche uns ſelbſt noch übertrifft, wenn es möglich iſt. — Die abergläubiſchen Völker führen gleich Anfangs die Geſetze ihrer

Religion ein; — und auf dieſe Weiſe — da ſie den Geiſt ihrer Kinder hintergehen — iſt es mit ihnen ſo weit gediehen, daß ſie der Unwiſſenheit und dem Irrthum eine unumſchränkte Herrſchaft eingeräumt haben, ja daß ſelbſt die Philoſophie ſich ſo in die Enge getrieben ſieht, daß ſie ſich nicht getraut, ſich zu zeigen, indem ſie ſie gezwungen haben, gleich zu widerrufen, wenn ſie einige ihrer Strahlen hat durchbrechen laſſen. Ihrem Beiſpiele zu Folge und zum Triumphe der Wahrheit, laßt uns das thun, was ſie zu Gunſten der Vorurtheile gethan haben. —

Die Zeiten — würde er fortfahren — ſind vorhanden, wo die Philoſophie ſich in ihrem vollen Glanze zeigen kann, alle Schleier, welche die Natur verhüllen, müſſen auf einmal wegfallen. Laßt uns jene gefährliche Schonung und Duldung ablegen, welche wir, um unſere Lehre zu maskiren, annehmen mußten, da wir noch unter einem blinden Pöbel lebten, der intolerant und nicht im Stande war, ſich bis zu uns emporzuſchwingen. — Laßt uns keine Geheimniſſe mehr haben, laßt uns alle unſere Reichthümer verſchwenden, laßt uns zeigen, daß wir zärtliche Väter ſind, und unſere Kinder der Beſchwerlichkeit überheben, welche uns das Aufſuchen der Wahrheit verurſacht hat. — Laßt uns ihnen ein Erbe laſſen, welches ihnen nichts koſten wird. —

Man kann die Herzen nicht früh genug mit unſern Grundſätzen bekannt machen; — wir müſſen unſern Kindern lehren, wie wir geſchloſſen haben, ehe ſie im Stande ſind, von ſelbſt unſere Folgerungen einzuſehen. — Durch dieſe weiſe Erziehung werden auch die allerroheſten Menſchen die tiefgedachteſten und die ſchwereſten unſerer Schriften ohne Mühe verſtehen.

Nach Anhörung eines ſo ſchönen Diſcurs, wird die Nationalverſammlung ohne Zweifel ein Geſetz geben, um den Vätern anzubefehlen, ihre Kinder zu lehren, daß es keinen Gott gibt, und daß Unwiſſende mit dieſem ſchreckhaften Namen eine gewiſſe Harmonie, eine gewiſſe Bewegung, ein gewiſſes Verhältniß belegt haben, vermög deſſen alle Theile des Ganzen auf einen gemeinſchaftlichen Endzweck abzielen, ſich wechſelweis vertheidigen und zerſtören, um ſich wieder hervorzubringen; — ſo daß die Welt — ein im gewiſſen Betracht bewundernswürdiges Meiſterſtück — dem ohngeachtet ſo voller Fehler und Unvollkommenheit iſt, daß ſie durch ein allverſtändiges, allweiſes und allmächtiges Weſen nicht erſchaffen ſeyn kann. — Um dieſe Grundwahrheit zu erproben, wird man mühſam jene lange Kette von Elenden und Unfällen durchgehen, welche das menſchliche Geſchlecht verfolgen. — Die Vorſicht iſt daher nichts als ein unverſtändiges Wort, welches Thoren wider alle Vernunft ausgedacht haben, um ein Hirngeſpinnſt auszudrücken, welches nicht exiſtirt, d. i. die Wirkung, durch welche ein höchſtes Weſen die ganze Welt erhalten und regieren ſoll. — Nach dieſer erſten Lektion wird einem jeden Vater befohlen, hinzuzuſetzen, daß die Welt ewig iſt und durch ſich ſelbſt beſtehet; dieweil die Schöpfung — welches eine Wirkung iſt, eine Sache aus nichts hervorzubringen — unmöglich iſt. — Aber wenn man lieber will, daß die Ordnung, welche wir in der ganzen Welt ſehen, auf einen chaotiſchen Zuſtand gefolgt ſey, und daß ſie einen Anfang gehabt hätte, ſo wird es erlaubt ſeyn, zu ſagen, daß ſie ein Werk des Zufalls und die Frucht einer ohngefähren Vereinigung der Elemente iſt. —

Nachdem man auf eine ſo klare und genugthuende Weiſe auseinander geſetzt haben wird, was die Seele der Welt iſt, wird man zur Erklärung der unſrigen ſchreiten. —

Die Subſtanz, welche in uns denkt, wird man ein Kind fragen — iſt ſie ihrer Natur nach von der Materie wohl unterſchieden, aus welcher unſer Körper beſteht? — Und das Geſetz wird verordnen, daß man ehe auf dieſe Frage zu antworten ſich angewöhnen ſoll, ein lautes Gelächter aufzuſchlagen, oder ein verächtliches Lächeln ſich gleichſam entwiſchen zu laſſen: das gefällt dem Kind ſelbſt. Es wird darauf ſagen, daß die Spiritualität der Seele eine von jenen angenehmen Träumereien iſt, welche in das Land der Sylphen und Gnomen verwieſen werden müſſen; — daß der Gedanke eine Eigenſchaft der Materie iſt, daß ſie einen Menſchen, einen Affen, einen Hund, ein Pferd u. dgl. bildet, und daß die Materie — je nachdem ſie geordnet iſt, mehr oder weniger gleich und ſchnell auf einander wirkende Organen zu bilden — mehr oder weniger geſchickt iſt, zu denken. —

Wird man einen kleinen Freidenker von 8 oder 10 Jahren fragen, was der Tod ſey? ſo wird er behend antworten, daß dieſes der Stillſtand der Bewegung ſeye, welche nothwendig iſt, um die Art von Organiſation zu erhalten, die macht, daß man denkt, trinkt, ißt, ſieht, geht, hört, fühlt u. dgl. Wenn er ein gutes Gedächtniß hat, und man eine beſondere Sorgfalt auf ſeine Erziehung verwandt hat, wird er einigen beißenden Spott ſagen über die Fabeln, mit welchen man ſo thöricht iſt, uns zu quälen und von einem andern Leben vorzuſchwätzen. — Er wird bisweilen den Ton ſeines Lehrers annehmen, und nicht unterlaſſen, ſich Glück zu wünſchen, daß er von Geburt an die lautere Milch der Piloſophie geſogen, und daß er auf immer jenes paniſchen Schreckens überhoben iſt, welche Menſchen peinigen, die durch Unwahrheiten und Vorurtheile verblendet ſind, und welche — da ſie ſich nicht getrauen, die Reize des Lebens ohne Furcht und Unruhe zu genießen — ſich wahrhaftig unglücklich machen, indem ſie ihre Hoffnung mit einem eingebildeten Glück täuſchen. Kaum wird er unterrichtet ſeyn, daß es keinen Gott gibt, und daß auf dieſes Leben weder eine Belohnung, noch eine Strafe folgt, ſo wird es Zeit ſeyn, ihn zu lehren, daß der Menſch keineswegs frei iſt, und daß er jenem inneren Gefühl, welches ihn überreden möchte, daß er der Herr ſeiner Handlungen iſt, nicht trauen darf.

Man muß dieſem Kind oftmals ſagen und wiederholen, daß die ganze Weisheit des Menſchen darin beſtehe, den Schmerz zu vermeiden und das Vergnügen aufzufinden; — daß jene natürlichen Geſetze — davon die Thoren und Pedanten ſo viel Lärmen machen, indem ſie die Rechte der Vernunft wieder hervorrufen wollen — nichts ſind, als jene Liebe unſer ſelbſt, nach welcher ein jedes Individuum ſich anſieht, und anſehen muß, als den Mittelpunkt, das Ziel und den Endzweck von allem; — daß die Herrſchaft der Welt unſern Leidenſchaften überlaſſen iſt; — und daß unſere Vernunft dazu beſtimmt, ſelbigen zu dienen, weil ſie weniger Stärke als ſie beſitzt — ihnen bloßerdings die Mittel an Hand geben muß, um ſich den Genuß des Vergnügens zu erleichtern.

Wir ſind noch nicht am Ende jenes hohen Unterrichtes, welchen eine Republik von Gottesläugnern ihren jungen Zöglingen ertheilen muß.

Nachdem man ihnen wohl eingeprägt hat, daß es weder Recht noch Unrecht, weder Tugend noch Laſter gibt, und ſie ſo weit gekommen ſind, daß ſie ſelbſten in einigen ihrer bewunderungswürdigen Werken den Beweis dieſer Wahrheiten leſen können, ſo werden die Erzieher durch das Geſetz angewieſen ſeyn, ja nichts zu verſäumen, um ſie wider die Vorurtheile der Unwiſſenheit und des Aberglaubens zu verwahren, um ſie an eine ſtarke und kräftige Logik zu gewöhnen, welche ſich keineswegs durch einige, zuweilen empörende Folgen erſchrecken läßt.

Um die Kräften eines Kindes auf die Probe zu ſtellen, wird der Freidenker ihm verſchiedene Zweifelfragen aufzulöſen geben, z. B. man wird es fragen, ob es eine Perſon, welche ihm einiges Spielzeug zum Geſchenke macht, und ſeinen neidiſchen Kameraden, welcher ihm daſſelbe aus Mißgunſt zerbricht oder nimmt, mit dem nämlichen Auge anſehe. — Wenn er mit ſeiner Antwort verzieht und ſeine Erkenntlichkeit und ſeine Verachtung, ihm in etwas den großen Grundſatz, daß alle Handlungen gleich ſind, vergeſſen laſſen, ſo iſt es nothwendig, ihn wegen ſeiner Verlegenheit zu beſchämen. — Man wird einem Kind kaum 20 Fragen von eben dem Schlag, wie ich ſo eben ein Beiſpiel anführte, vorgelegt haben, ſo wird es eine Abneigung für gewiſſe Gefühle bekommen, welche die Natur in unſer Herz eingegraben hat; es wird ſich an jene nachſichtsvolle Menſchlichkeit gewöhnen, welche alles entſchuldigt, und jene Hoheit im Denken erlangen, welche über nichts erſchrickt. — Mit 15 Jahren wird ein junger Freidenker ſchon hinlänglich ausgebildet ſeyn, um nicht in Erſtaunen zu gerathen, wenn er hört, daß ſeine Meiſter keinen Unterſchied zwiſchen einem Cato und einem Catilina annehmen, und ſelbige gleich ſchätzen.

Da ſieht man die verderbliche Lehre, mit welcher die Freidenkerei nothwendig die Gemüther anſteckt: — da ſieht man, was aus der Moral wird, nachdem man aufgehört hat, das Daſeyn eines Gottes zu erkennen; — und ich frage meinerſeits, ob eine Republik — welche die Narrheit ſo weit triebe, daß ſie, um ſich gute Bürger bilden zu wollen, den Samen des Laſters in alle Seelen ausſäete — wohl beſtehen könnte?

Ich frage, ob dieſe großen Philoſophen, welche die Menſchen, unter denen ſie leben, nur ihrer Außenſeite nach kennen, ihr Geſetze geben und ihre Jugend unterrichten könnten, ohne ihre ausſchweifende Ungerechtigkeit gewahr zu werden? Werden ſie alle wohl verwegen genug ſeyn, um nicht zu zittern, wenn ſie ſehen, daß ſie ihre liebſten Intereſſen, ihre Ruhe, ihr Glück und ihr Leben einem Geſchmeiß anvertrauen, wegen welchen ſie beſtändig in Furcht ſtehen müſſen? — Wer unter ihnen ſollte endlich die Nothwendigkeit eines Gottes, einer Vorſicht und einer Moral nicht fühlen, nicht einſehen, daß die Rechtſchaffenheit unſerer Nebenmenſchen uns unentbehrlich iſt, um ruhig ſchlafen zu können.

Wenn die Wahrheit allezeit nützlich, ſo kann die Freidenkerei daher nicht Wahrheit ſeyn, weil ſie den Menſchen immer viel ſchädlicher iſt als Krieg, Theurung und Peſt. —

Meine Herren! — würde ich mir die Freiheit nehmen, zu der allgemeinen Verſammlung der Republik eines Bayle zu ſagen — Meine Herren! ich bewundere die außerordentliche Geſchicklichkeit, mit welcher ſie gleichſam Vorſichten auf Vorſichten gehäuft haben, für ehrliche Leute zu gelten; — aber warum bemerken ſie nicht, daß ſie mit ein wenig Tugend eine viel einfachere, viel leichtere und ſichere Weiſe die Wirkungen hervorbringen würden, welche ſie vergebens von ihren Geſetzen erwarten? — Die Philoſophen ſind Freunde einer gewiſſen Einfalt in ihren Unternehmungen, warum iſt dennoch ihr Geſetzbuch ſo verworren? — Warum haben ſie ſo viel Geſetze? — Ich fürchte faſt, daß ein boshafter Spötter nicht auftrete und ſage, ſie trauten weder ihrer Philoſophie, noch ihren Bürgern. — Wollen ſie unbeſtechliche, wachſame, muthige und gerechte Obrigkeiten, ſo ſcheint es mir, es ſey erforderlich, daß ſie der Tugend einigen Werth beilegten. — Warum erziehen ſie daher ihre Kinder in einer Lehre, welche ihnen einprägt, daß die Menſchen das ſind, was einem blinden Ohngefähr gefällt, und nicht das, was ſie verlangen zu ſeyn; und daß die Rechtſchaffenheit, die Wachſamkeit, der Muth und die Gerechtigkeit nur eitle Namen ſind, und im Grunde nichts mehr gelten, als der Betrug, die Nachläßigkeit, die Zaghaftigkeit und Ungerechtigkeit? — Wenn die Tugend nichts als ein unnützes Vorurtheil iſt, ſo ſuchen ſie ſich ſelber ganz zu entſchlagen; — wenn ſie aber ein wahrhaftes Gut iſt, ſo ſeyn ſie ſo klug und bereiten ſie das Herz ihrer Kinder dazu vor. — Sie werden vergebens ſich bemühen, wenn ſie auch noch ſo viele Mühe auf ihre Einrichtungen verwenden, denn ich fürchte immer, daß ihre Geſetze niemals ſtreng genug ſeyn werden, um Menſchen in Zaum zu halten, welche in ihren großmuthsvollen Grundſätzen unterrichtet ſind. — Wenn ſie — eingedenk ihrer Lehre von der Verdorbenheit des menſchlichen Herzens — darauf verfallen, die Anzahl ihrer Obrigkeiten zu verdoppeln, ſo werde ich mir die Freiheit nehmen, ihnen vorzuſtellen, daß dieſes Hülfsmittel von keinem Erfolg ſeyn wird, — und daß zwei Obrigkeiten, aus ſchlechten und niederträchtigen Bürgern gewählt, der Societät nichts mehr nützen als eine. —

In der That, man muß nicht glauben, daß die Bürger der Republik eines Bayle in ihrer Aufführung dieſe Freidenker nachahmten, welche heut zu Tag in ganz Europa zerſtreut ſind. — Wenn dieſe noch nicht den höchſten Grad des Laſters erreicht haben; — wenn ſie zuweilen den Grundſätzen ihrer Philoſophie zuwider handeln; — wenn unfreiwillige Regungen und Gefühle der Tugend ihren Reflexionen, wenn es zur Ausübung kömmt, zuvorkommen, haben ſie ſolches der menſchlichen Auferziehung zu danken, welche ſie erhalten haben. — Als ſie angefangen haben, zu philoſophiren, haben ſie ſchon in ihrem Herzen Grundſätze gehabt, welche darin allzutief eingegraben waren, als daß ſie hätten können völlig vertilgt werden; — ſie hatten ſchon einige Gewohnheit darin erlangt; — und ihr Charakter, der ſchon gebildet war, konnte ſich zwar abändern, aber eine gänzliche Umformung deſſelben konnten ihre Spekulationen nicht bewirken. — Heut zu Tag, da unſere Freidenker unter minder gelehrten Leuten leben, als ſie ſind, und es mit ſolchen zu thun haben, die einfältig genug ſind, dem Laſter und der Tugend zu trauen; ſind ſie durch ihr eigenes Intereſſe — indem ſie fürchten müſſen, die allgemeine Verachtung und den Haß des Volks ſich aufzubürden — eingeladen, die Ausübung ihrer Grundſätze ſich zu unterſagen; ſie ſpielen noch die Rolle der Tugend, und das blos aus Herablaſſung zu uns, und weil ſie noch einigermaßen die Meinung des Publikums hochachten. Aber werden nicht alle dieſe Hinderniſſe in einer Republik von Freidenkern wegfallen? —

Meine Herren! — würde ich ferner zu ihnen ſprechen — ſie rühmen ſich alle Myſterien und Geheimniſſe, jenes Etwas, das ſie die große Seele des Weltalls nennen, zu kennen; — aber, um eine Societät zu bilden, hätten ſie nicht klüglich gethan, wenn ſie mit dem Studium des menſchlichen Herzens den Anfang gemacht hätten? — Sollten ſie nicht wiſſen, daß die Tugenden und Laſter — welche die Blüthe oder den Umſturz der Staaten bewirken — ſelten oder gemein ſind, je nachdem der Geſetzgeber ſich viel oder wenig Mühe gibt, die guten Sitten zu pflanzen? — Warum ſollte es ihnen unbekannt ſeyn, daß dieſe Geſetze viel von ihrer Gewalt verlieren, wenn uns die Erziehung nicht löbliche Gewohnheiten beibringt, ſelbſt früher, als unſere Vernunft im Stande iſt, alles das Uebel einzuſehen, welches die Laſter über die Menſchen bringen? — Wir haben nöthig, daß man uns lehrt, ehe wir ſelbſt den Werth der Tugend noch kennen, daß wir ein Gewiſſen und innere Unruhen haben? — Um ihrer Ehre willen, ſeyn ſie nicht mehr in Widerſpruch mit ſich ſelbſt; — ſagen ſie nicht mehr, daß weiſe Politiker einen Gott, eine Vorſehung, die Unſterbkeit der Seele, die Strafen und Belohnungen eines zweiten Lebens erdacht haben; — oder wenn ſie die Nützlichkeit dieſer Lehre ſelbſt bekennen, ſo ſeyn ſie nicht ſo ungelehrig, daraus keinen Vortheil ziehen zu wollen. — Sie haben ohne Zweifel in ſich ſelbſt zuweilen Gefühle der Gerechtigkeit, der Menſchlichkeit und der Wohlthätigkeit gefunden; — wenn die Natur uns ſelbige zu unſerm gemeinſamen Nutzen verliehen, warum bemühen. Sie ſich, ich bitte Sie, ſelbige zu erſticken. Wenn ſie das Werk der Kunſt und Erziehung ſind, warum wollen Sie, daß ihre Erziehung uns zu Laſterhaften mache, indeß es ſo leicht iſt, uns in gute Geſchöpfe umzuformen? Hat ihr geläuterter Verſtand, ich frage Sie, ihnen deßwegen keine Vorwürfe zu machen? — Das Gefühl der Schande, welches wir ſpüren, wenn wir beſtraft werden, iſt eines der köſtlichſten Geſchenke, welches uns die Natur hat machen können. Um Verzeihung, meine Herren! warum bedienen Sie ſich ſelbiges nicht, um uns von Handlungen abzuwenden, welche für die Geſellſchaft ſchädlich ſind? — Wenn ihre Strafen, welche ſie den Schuldigen auflegen, nur den Körper treffen; — wenn ſie nicht die Seele rühren, ſie nicht mit Schande überhäufen, ſo würde ich, an ihrer Stelle, nicht hoffen, daß die allerhärteſten Lebensſtrafen im Stande wären, ihre unerſchrockenen Bürger in Furcht zu ſetzen oder zu bewegen; — ſie werden wohl verwahrt wider die Geſetze ſeyn, wenn ſie es einmal ſo weit gebracht haben, der Schande zu trotzen. —

Sobald man ohne Moral iſt, bedarf es weiter keinen auſſerordentlichen Muth, um ſich anzugewöhnen, das Rad und die noch grauſamern Torturen als einen heftigen Anfall des Podagra oder der Kolik anzuſehen. — Sie werden den Verdruß haben, ſehr viele Spitzbuben zu erblicken, die ſtark genug und Philoſophen genug ſind, um ſich zu überreden, daß das eben weiter kein ſo großes Unglück iſt, unter der Hand des Henkers zu ſterben. —

Sie werden ſich zum Verbrechen aufmuntern, indem ſie bei ſich ſelbſt denken werden, daß, wenn ihr Ende auch gleich ſchmerzhaft, es doch kurz iſt. — Vielleicht werden ſie ſich ſogar Glück wünſchen, daß ſie nicht ausgeſetzt ſind, bis in ein trauriges Alter elenderweiſe ſich fortzuſchleppen, um auf einem Bett — gequält von heftigen Schmerzen, oder von der noch unerträglichern Kraftloſigkeit, zu ſterben. Wenn die Strafen unnütz ſind, das Uebel abzuwenden, ſo ſeyn Sie verſichert, daß ihre Bürger ſich über die Belohnungen aufhalten werden, welche ſie ihnen anbieten, um ſie zum Guten aufzumuntern; — ſie würden ſich für ihre Narren anſehen, wenn ſie ſich Mühe geben, ſelbige zu verdienen. In der That, die Belohnungen ſind nichts, wenn ſie nicht durch Leute ausgetheilt werden, welche fähig ſind, unſere Handlungen nach ihrem wahren Werth zu ſchätzen. — Welche Tugend kann man ſchätzen, wenn man ſeinen Grundſätzen nach kein Laſter verachten kann?

Geſetzt auch, daß, wenn vermittelſt der Galgen und der Räder die Republik des Bayle es ſo weit brächte, ſie alle große Verbrechen verhinderte; ſo könnte ſie doch niemals jene Wohlanſtändigkeit der Sitten hervorbringen, welche die Menſchen genau und gewiſſenhaft macht, ich will nicht ſagen in ihrer öffentlichen Aufführung, aber in ihren Gedanken und in der geheimen Prüfung, die ſie mit ſich ſelbſt vornehmen. — Gott behüt uns, daß die Freidenker niemals jenen Zauberring des Gyges wieder finden. Wie wird man dem Lauf jener heimlichen Spitzbübereien, über welche die Geſetze, ſo zu ſagen, keine Erkenntniß haben, Einhalt thun können? — Wie wird man es anfangen, um jene Betrügereien, jene in Geheim ausgedachte und künſtlich ausgeſprengte Verläumdungen, deren Urheber und Anſtifter nur allein Gott weiß, zu ſtrafen? — Läßt ſichs doch ein Böſewicht, der weder Gott noch Gewiſſen fürchtet, ganz wohl ſeyn in der Laſterpfütze, in der er ſich herumwälzt. Er wird uns noch trotzen, indem er eine falſche Einfalt annimmt. — Er wird ungeſtraft der Wachſamkeit der Obrigkeit ſpotten; — ob man gleich immer einen Argwohn auf ihn hat, wird man doch nichts als nur halbe Beweiſe ſeiner Verbrechen haben.

Dieſes Gemälde der Freidenkerei muß nothwendig die Verehrung der Tugend ſtärken und die Würde der Religion erheben. Man verlaſſe nur die Wege der Pflicht, der leitenden Offenbarung, und bald werden ſich die verderbten Neigungen des Herzens zur Führerin aufwerfen; ſie werden uns reizen, noch einen Schritt weiter zu gehen, bis man endlich über alle Gränzen der Pflicht hinaus iſt.

Saurin, der gelehrte Saurin, behauptete überhaupt, wie Gellert anführt, daß er keinen Freigeiſt, — keinen ohne Ausnahme gekannt habe, der nicht auf ſeinem Todbette ſein Syſtem wiederrufen und verabſcheuet hätte. Und dergleichen lehrreiche Beiſpiele ſind in den Werken des däniſchen Biſchofs Pontoppidans in ſeinem Werke: Kraft, den Unglaubigen zu beſiegen, aufgeſtellt.

Die reine Abſicht, mit der die Religion die Tugend heiligt, iſt ſchon das Gepräge ihrer Würde. Der Schimmer des Lichts in der Philoſophie, ſagt Gellert, iſt in der Religion ein heller Mittag. Alles fließt in den Mittelpunkt zuſammen, alles in Gott. Die göttlichen Eigenſchaften ſelbſt ſind in der Religion Beweggründe zur Tugend und Abhaltungen vom Laſter, und natürliche Religion und Philoſophie iſt nicht im Stand, ohne Offenbarung die Eigenſchaften der Tugend in hellem Lichte zu erkennen.

Die Liebe zu Gott, fährt er fort, die aus dem Glauben erzeugt wird, daß wir ungeachtet aller unſrer Strafwürdigkeit durch das Verdienſt eines göttlichen Erlöſers unendlich glücklich gemacht worden ſind, beſeelt das Herz mit einer göttlichen Kraft, die böſen Neigungen zu überwinden; ſie breitet Wohlwollen und Liebe gegen alle Menſchen aus.

Die großen Beiſpiele der Tugend, die uns die Religion in dem Bild des Erlöſers vorſtellet, ihre Kraft, wodurch ſie unſer Herz und unſern Verſtand zur Tugend leitet; alle ihre Wirkungen auch auf die roheſten Herzen ſind die Beweiſe ihrer Vortrefflichkeit, und die Beweiſe, daß Menſchenglück mit ihren Grundſätzen verbunden iſt.

Es iſt gewiß, daß jene Freiheit, mit welcher man heut zu

Tag ſo unverſchämt die Religion angreift, welche man nicht kennt, eines der größten Unglücke Europens iſt. Ich bin keinesweges ein Theolog; aber ich ſage nur das: Wenn auch die Religion nicht ſo heilig wäre, als wir ſie bewieſen haben, wann ſie nicht alle ihre Wirkungen zum Menſchenglück, die wir angeführt haben, hervorbrächte. — Setzen wir auch, unſere Religion wäre eine bloße Erfindung, wie die Religion der Alten, ſo muß doch jeder bekennen, daß ſie in der gegenwärtigen Lage der Dinge die einzige Richtſchnur der Moral ſey, welche der meiſte Theil der Menſchen hat, welcher ohne ſelber keinen andern Zaum ſeiner Leidenſchaften mehr kennte. Was ſind daher alle jene unverſchämte Rhapſodien, alle jene elende Schmierereien, welche man für Lehren der Aufklärung und einer klugen Philoſophie angibt? Was ſind ſie mehr, als Werke der Dummheit, und Zeugniſſe der Verdorbenheit des Herzens?

Da es nun in unſern Tagen ſchier keinen Freidenker gibt, welcher ſich nicht zum wenigſten in ſeiner Einbildung mit dem Sokrates vergleicht, ſo wünſchte ich doch, daß dieſe Herren ihm auch gleichen möchten.

Die Geſchichte ſagt uns von dieſem Weiſen, daß er von dem höchſten Weſen mit aller Würde und Größe ſprach, die von dem menſchlichen Geiſt nur zu erwarten iſt, obwohl er mitten unter dem Aberglauben lebte. Sieht man ihn wohl der öffentlichen Religion ſpotten? Reizte er die Athenienſer an, ihre Tempeln zuzuſchließen und ihre Altäre niederzureißen? Geſchah es wohl durch ſeinen Rath, daß Alizibiades die Statue des Merkurs verſtümmelte? Kam ihm wohl je der thörichte Einfall, ſich für einen Feind Jupiters oder der Minerva zu erklären? — Er deklamirte nie wider die Götter der Athenienſer, er begnügte ſich, die Wahrheit zu zeigen, indem er von der Weisheit und allen andern Eigenſchaften des höchſten Weſens ſprach. Er wünſchte, daß die Griechen vorher den Gott kennen und verehren möchten, welchen die ganze Welt anbeten muß, ehe ſie den Dienſt eines Saturns, eines Jupiters abſcheuten, und den Fabeln entſagten, welche die ſchöpferiſche Einbildungskraft der Poeten erſchaffen hat. Daß ichs mit einem Wort ſage: er liebte, er pflegte in ſeinen Bürgern das Gefühl von Gottesfurcht, welches ſie an ihre abergläubiſche Gebräuche feſt band, und er hoffte davon Gebrauch zu machen, um ſie ohne Aergerniß, ohne Unruhe, ohne Gefahr der Sitten eine vernünftigere Religion annehmen zu laſſen.

Da nun die, die ſich als Schüler des Sokrates ausgeben, weder ſeine Grundſätze kennen, noch ſeinen Handlungen folgen, ſo iſt es nothwendig, daß man ſie für Träumer anſehen muß, deren Lehre keiner Menſchengeſellſchaft zuträglich iſt.

Ich überlaſſe die Sorge, ſagt Mablys, ſolche Menſchen zu heilen, dem Geſetz; aber die Geſetzgeber ſollen denken, ſetzt er hinzu, ſollen denken, daß es beſſer iſt, ſolchen Menſchen Nießwurz zu verordnen, als ihnen Schierling nehmen zu laſſen.

Es iſt auch wirklich des Tollhauſes würdig, die Lehre der Religion aus der Menſchheit tilgen zu wollen, die doch die einzige iſt, die den Menſchen zum Glück führt, um in ihre Stelle ein Lehrſyſtem zu ſetzen, das die Welt mit Böſewichtern anfüllen würde.

Es ſoll aber noch nicht genug ſeyn, daß wir die Schädlichkeit der Freidenkerei durch ihre Aufdeckung, durch ihre Folgen, und durch Gemälde, die die trefflichſten Menſchen von ihr entworfen, bewieſen haben; es ſoll auch nicht genug ſeyn, daß wir die Würde der geoffenbarten Religion durch ihre Lehren, durch Beiſpiele, durch Autorität erkläret haben; wir wollen ſie noch umſtändlicher durch die natürliche Vernunft erklären.

Sätze.

Eigennutz und Selbſtliebe ſind die Grundtriebe der Menſchen in ihren Handlungen. Durch ihren mächtigen Inſtinkt entſtehen die Leidenſchaften. Der Menſch athmet nach ihrer Befriedigung, und ſucht in dieſer Befriedigung ſein Glück.

Der Menſch ohne Erziehung iſt den Wilden gleich; er hat nur ſinnliche Gefühle, und mißt ſeine Glückſeligkeit nach dem mehrern oder wenigern Genuß.

Erſt als der Menſch in Geſellſchaft trat, lernte er höhere

Güter kennen, und fühlte die Nothwendigkeit, die Güter ſinnlicher Gefühle den Gütern des Verſtandes nachzuſetzen.

Erfahrung lehrte ihn die Kenntniſſe der Güter des Körpers; er fühlte durch die Folge eines unmäßigen Genuſſes ihre Schwäche, und dieſe ſeine Erkenntniß machte ihn aufmerkſamer, und er fing an, wirkliche Güter von Scheingütern zu unterſcheiden.

Der Menſch handelt nach der Art ſeiner Erkenntniß; die Erkenntniß richtet ſich nach ſeinen Begriffen, und wird daher irrig oder wahr, wie die Begriffe ſind.

Der Menſch handelt nie ohne Beweggrund; dieſer Beweggrund iſt meiſtentheils Eigennutz und Selbſtliebe; und da Eigennutz und Selbſtliebe immer unſere werthe Perſon unſern Nebenmenſchen vorſetzt, ſo iſt dieſes die Urſache aller feindſeligen Neigungen, und des Streits des Intereſſe, aus welchem alle geſellſchaftlichen Laſter entſpringen.

Der Menſch wählt nie das Böſe als böſe, ſondern immer als gut; und Täuſchung der Sinne und Leidenſchaft iſt die Urſache, daß er oft das Scheingut von dem wahren Gut nicht unterſcheidet.

Die Bedürfniſſe, die dem Menſchen die geſellſchaftliche Vereinigung zur Nothwendigkeit machten, ließen ihn bald einſehen, daß Eigennutz und Privatintereſſe mit dem Intereſſe und der Liebe des Ganzen harmoniren müſſen.

Die Harmonie brachte geſellſchaftliche Tugenden hervor; die Disharmonie geſellſchafliche Laſter. Die erſten führten den Menſchen zum Glück; die letztere entfernten ihn.

Die Beobachter ſeiner ſelbſt ſammelten aus Erfahrung der Reſultaten; und aus dieſer Sammlung lernte man die nothwendigen Verhältniſſe der Geſellſchaft kennen, welche nothwendige Verhältniſſe die Menſchen Geſetze nannten.

Was dieſen Verhältniſſen, wie wir bereits geſagt haben, gemäß iſt, iſt geſellſchaftlich gut; was dieſen Verhältniſſen nicht gemäß iſt, geſellſchaftlich böſe.

Da nun dieſes Gute und dieſes Böſe in der Beſchaffenheit oder Natur der Sache liegt, ſo ſind wir überzeugt, was natürlich gut und was natürlich böſe iſt.

Der Menſch beſitzet natürliche Kräften ſeines Weſens; die Aeußerung der innern Kräfte, ohne Rückſicht auf ein Mitgeſchöpf, heißt vegetiren, heißt leben.

Mit Rückſicht auf ein Mitgeſchöpf heißt betragen. Menſchen betragen ſich alſo gegen einander durch Aeußerung ihrer innerlichen Kräfte.

Dieſes Betragen kann nun gut, bös oder gleichgültig ſeyn.

Gut iſt es, wenn es mit den natürlichen Verhältniſſen übereinkömmt; bös, wenn es nicht übereinkömmt;

Gleichgültig, wenn es zwar mit den natürlichen Verhältniſſen nicht übereinkömmt, aber ſelben auch nicht widerſpricht.

Hieraus können wir folgern, was natürlich gut, was natürlich böſe iſt.

Was mit den Verhältniſſen der Natur übereinkömmt, iſt natürlich gut; was mit den Verhältniſſen der Geſellſchaft übereinkömmt, geſellſchaftlich gut; was mit den Verhältniſſen der Philoſophie übereinkömmt, philoſophiſch gut; was mit den Verhältniſſen der Religion übereinkömmt, hat religiöſe Güte; was mit der geoffenbarten göttlichen Religion übereinkömmt, hat die höchſte Güte.

Die Güte meſſet ſich nach dem Grad der Erfüllungen der Verhältniſſe.

Der höchſte Grad der Erfüllung iſt die höchſte Güte.

Mit dem Böſen iſt es das entgegengeſetzte.

Handlungen kann es mehrere geben.

Eine Handlung, die mit den geſellſchaftlichen Verhältniſſen übereinkömmt, iſt eine gute That;

Eine Reihe guter Thaten iſt Tugend;

Eine Reihe böſer Thaten iſt Laſter.

Die Tugend theilt ſich wieder nach dem Grad der Erfüllungen der nothwendigen Verhältniſſe.

Mehrere Handlungen, die die natürlichen Verhältniſſe im höchſten Grad erfüllen, iſt natürliche Tugend;

Mehrere Handlungen, welche die nothwendigen Verhältniſſe der Geſellſchaft im höchſten Grad erfüllen, geſellſchaftliche Tugend;

Mehrere Handlungen, welche die nothwendigen Verhältniſſe der Philoſophie in Erfüllung bringen, philoſophiſche Tugend;

Mehrere Handlungen endlich, welche die nothwendigen Verhältniſſe der Religion in Erfüllung bringen, Tugend der Religion.

Die Würde der Tugend meſſet ſich nach der Gradation.

Wie mehrere nothwendige Verhältniſſe am vollkommenſten erfüllt werden; je vollkommener iſt die Tugend.

Die natürliche Tugend ſteht auf der unterſten Stufe; dann kömmt die geſellſchaftliche; dann die philoſophiſche; dann auf der höchſten Stufe die Tugend der Religion: denn die Tugend der Religion beſteht in Erfüllung der nothwendigen Verhältniſſe der Natur, der Geſellſchaft, der Philoſophie, der Offenbarung, woraus die Schlußfolge fließt, daß die Tugend der Religion die höchſte Tugend ſey.

Die Aeußerung des Betragens des Menſchen durch eine Reihe guter Handlungen iſt Sittlichkeit;

Die Aeußerung durch eine Reihe böſer Handlungen iſt Unſittlichkeit.

Die Folgen der Handlungen heißen Sitten;

Die Mittel, die den Menſchen zur Ausübung dieſer Handlungen führen, iſt Sittenlehre; und die Gewohnheit, dieſe Handlungen auszuführen, Sittlichkeit.

Aus dem Vorgeſetzten ſehen wir, daß es im geſellſchaftlichen Leben nothwendige Verhältniſſe wirklich gibt;

Daß das, was dieſe Verhältniſſe befördert, gut iſt;

Daß das, was dieſe Verhältniſſe hindert, bös iſt.

Das Gute befördert des Menſchen Glück; das Böſe hindert des Menſchen Glück;

Daß alſo dieſe Hinderniß nicht erfolge, muß zur Aufrechthaltung der nothwendigen Verhältniſſe eine ununterbrochene Reihe von guten Handlungen da ſeyn.

Dieſe ununterbrochene Reihe, wie wir bewieſen haben, iſt Tugend;

Es iſt alſo auch der Beweis der Tugend gemacht.

Das Glück der Menſchen meſſet ſich nach der mehr oder wenigern Erfüllung mehrerer nothwendigen Verhältniſſe.

Wie mehrere nothwendige Verhältniſſe erfüllt werden, je größer iſt das Glück der Menſchheit.

Die philoſophiſche Tugend hat alſo einen höhern Werth vor der natürlichen, weil ſie mehr zum Wohl der Menſchheit beiträgt, und die Tugend der geoffenbarten Religion muß alſo den höchſten Werth haben, weil ſie in Einſchluß der höchſten Erfüllungen aller nothwendigen Verhältniſſe der Natur, der Geſellſchaft, der Philoſophie und Religion beſteht, folglich im höchſten Glück der Menſchen.

Aus dieſem allen ſehen wir, daß Natur, Geſellſchaft, Philoſophie und Religion den Menſchen zum Glücke führen; Offenbarung aber, als die höchſte Religion, ſein Glück vollendet und befeſtiget.

Religion ohne Offenbarung iſt nichts als Philoſophie; die Offenbarung iſt mehr als Philoſophie, und der Beweis, daß ſie mehr ſeye, beſteht in dem verſchiedenen Beweis ihrer Lehrſätze.

Die Philoſophie beweiſet blos durch die Natur; die Religion beweiſet und erſetzet die Lücken, die die Philoſophie übrig läßt, durch die Gottheit ſelbſt; was dunkel in der Natur iſt, wird durch die Religion licht, da die Offenbarung das Siegel der Unfehlbarkeit, der Rechte der Tugend auf ſie drückt, und ſie zum Kind der Gottheit erhebt.

Dieſe Offenbarung beweiſet den Abſtand der Philoſophie von der Religion;

Oder den Abſtand der natürlichen Religion von der geoffenbarten.

Der Philoſoph, der Naturaliſt, hat keine andere Gründe, als die immer zweifelnde Vernunft;

Die Religion hat die Beſtätigung der Wahrheit durch Gott.

Durch dieſe Beſtätigung entſteht die Richtſchnur der Handlungen nach unwiderſprechlichen Sätzen der erkannten Wahrheit, und dieſe Richtſchnur iſt der Glaube.

Glauben iſt das Dafürhalten des Menſchen von der Wahrheit einer Sache, von der er ſich zwar ſelbſt nicht überzeugt hat, ſondern die von andern als wahr angegeben wird.

Man weiß, wenn man von einer Sache deutliche Begriffe und Erkenntniß hat;

Man glaubt, wenn man von einer Sache nicht ſelbſt deutliche Begriffe und Erkenntniſſe hat, wohl aber andern würdigen Menſchen deutliche Erkenntniſſe und Begriffe zumuthet.

Daß die Offenbarung zum Wohl der Menſchheit beiträgt, kann man nicht glauben, denn dieſes weiß man und kann ſich davon überzeugen;

Die Geheimniſſe der Religion aber kann man nicht wiſſen; ſondern die glaubt man, weil die Geheimniſſe unſerer Erkenntnißkraft verborgen ſind.

Um an dem Geheimniß einer Sache mit Vernunft zweifeln zu können, muß man entweder Beweiſe der Unmöglichkeit einer Sache haben, oder Beweiſe des Verdachts gegen den, der das Geheimniß vorträgt.

Beides können wir in der geoffenbarten Religion nicht haben.

Die Unmöglichkeit eines Geheimniſſes können wir nicht beſtimmen, weil die Beſtimmung der Unmöglichkeit einer Sache die deutlichſte Kenntniß aller möglichen Sachen vorausſetzt, und wenn kann ſich ein Menſch dieſer Kühnheit anmaßen?

Beweiſe des Verdachts gegen den, der die Geheimniſſe offenbarte, können wir auch nicht haben, denn Chriſtus und die Apoſteln waren ganz Menſchenliebe, ganz Menſchenfreunde, ganz reine Philoſophen.

Ihre Lehre vertrug ſich mit der Natur, mit der Geſellſchaft, mit dem Glücke der Menſchheit.

Ihr Wandel beſtätigte ihre Lehre, und das Glück der Menſchen ihre Heiligkeit.

Dieſe nebſt noch anderen verſchiedenen überzeugenden Gründen der Glaubwürdigkeit laſſen alſo gar keinen philoſophiſchen Grund übrig, warum ein vernünftiger Menſch ſeinen Verſtand nicht den Geheimniſſen der Religion unterwerfen ſoll; er müßte nur alle Glaubwürdigkeit in der Welt verwerfen.

Ueberdas, um uns den Werth der Glaubensgeheimniſſe noch überzeugender, noch begreiflicher zu machen, ſo wollen wir ihren Bezug auf innerliche Güte, auf die Moralität des Menſchen betrachten.

Es kann in einer Lehre viel Unbegreifliches ſeyn, ohne daß ſie deßwegen aufhört, eine nothwendige und nützliche Wahrheit zu bleiben. Dieſes iſt ein Grundſatz, den man den Menſchen beſtändig einſchärfen ſoll. Die Natur hat ihre Geheimniſſe ſowohl, als die Religion; die ſcharfſinnigſten Geiſter verſchwenden ihre Mühe vergebens, ſie zu erklären: Sollten wir die Wirkungen des Magnets oder der elektriſchen Kräfte läugnen, weil es noch keinem Naturkündiger gelungen iſt, uns mit der Art und Weiſe, wie ſie wirken, bekannt zu machen? zugeſchweigen, daß vieles nur unbegreiflich iſt, weil man noch nicht den Grad von Erkenntniß beſitzt, der zur völligern Einſicht als die Stufe erfordert wird, auf welcher man dazu emporſteigen kann.

Es iſt nöthig, nach Deutlichkeit und Gewißheit in ſeiner Erkenntniß zu ſtreben, beſonders in allen Fällen, wo wir handeln ſollen, weil unſere Glückſeligkeit mehr noch eine Folge von unſern Handlungen, als von unſerer Wiſſenſchaft iſt. Irrthümer, die in unſere Thaten wirken, ſind die gefährlichſten; denn wie weit breiten ſich nicht ihre Folgen aus? Hier iſt es löblich, und zugleich eine Pflicht, in der Unterſuchung und Ueberlegung ſo weit zu gehen, als wir können, und uns nicht ſo leicht von einem ſchwachen Schimmer leiten zu laſſen. Und doch können wir auch nicht allezeit ſo viel Deutlichkeit und Gewißheit erhalten, als wir wünſchen, und der Weg, den wir gehen ſollen, liegt im Dunkeln, nur von einigen nicht ſehr hellen Strahlen erleuchtet. Gleichwohl würde es ſehr oft mehr als Thorheit ſeyn, wenn wir dieſem dämmernden Lichte nicht folgen wollten. Der Menſch lebt hier im Stande der Prüfung, und es gehört zur Prüfung, wenn von ihm verlangt wird, auch den kleinſten Grad von Erkenntniß nützlich und pflichtmäßig zu gebrauchen. Der Menſch darf alſo nur unterſuchen, ob die Geheimniſſe der Religion moraliſch gut ſind: wird er davon überzeugt, ſo muß er dieſelben annehmen, wie unbegreiflich ſie auch auf gewiſſen Seiten ſeyn mögen. Ehe ich aber mit ihm auf die moraliſche Güte der Geheimniſſe in der Religion komme, ſo will ich ihn theils mit dem Grunde ihrer Unbegreiflichkeit und Dunkelheit, wie auch aller für uns daraus entſpringenden Schwierigkeiten, theils mit der Abſicht ihrer Entdeckung und Offenbarung bekannt machen.

Es gibt einen doppelten Grund von der Unbegreiflichkeit gewiſſer Wahrheiten, ſowohl der natürlichen als der geoffenbarten Religion. Einer liegt in Gott ſelbſt; der andere in der Natur des menſchlichen Verſtandes und ſeiner Art, von Gott zu denken.

Gott muß nothwendig ein geheimnißvolles Weſen ſeyn, weil wir ein unendliches Weſen in ihm anbeten. Er iſt in allen ſeinen Eigenſchaften und Handlungen der Höchſte. Kein Menſch aber kann ſich den höchſten Grad eines Dinges oder einer Eigenſchaft mit vollkommener Deutlichkeit vorſtellen.

Könnte er dieſes, ſo würde er aufhören, eingeſchränkt zu ſeyn, er würde ſelbſt unendlich werden. Es muß alſo Gott ſeinen Geſchöpfen viel entdecken können, das ihnen nicht ganz begreiflich iſt, vielleicht auch niemals ganz begreiflich wird. Es iſt eben deßwegen wahrſcheinlich, daß, wenn es ihm gefällt, den Menſchen eine beſondere Offenbarung zu geben, Geheimniſſe darinnen ſeyn werden, die unſere Vorſtellung überſteigen. Nothwendig iſt es nicht, weil eine Offenbarung ſolcher Wahrheiten, die wir wohl durch Nachdenken entdecken können, doch ſehr nützlich ſeyn kann, weil der Weg des Nachdenkens ſchwer iſt, auch von allen Menſchen nicht betreten wird. Allein es bleibt doch wahrſcheinlich, und es folgt daraus, daß eine Offenbarung Gottes würdig ſey, welche uns nützliche Geheimniſſe bekannt macht. Sie ſtimmt mit der Hoheit und Größe ſeiner Natur überein, und wir ſind derſelben eben deßwegen mehr Ehrerbietung und ſelbſt mehr Dankbarkeit ſchuldig, weil durch die Entdeckung ſolcher Wahrheiten, die mit einiger Unbegreiflichkeit verhüllt ſind, immer die Gränzen unſerer Erkenntniß erweitert werden; denn auch die Dämmerung iſt beſſer, als eine völlige Finſterniß.

Ein anderer Grund ihrer Unbegreiflichkeit liegt in der Natur des Menſchen und ſeiner Vorſtellung von Gott, von ſeinen Eigenſchaften und Handlungen. Unſere Erkenntniß, die wir von ihm haben können, iſt keine unmittelbare, keine anſchauende Erkenntniß, und ſie kann es in unſerm jetzigen Zuſtande nicht ſeyn, wenn nicht unſere natürliche Fähigkeit bis auf einen übernatürlichen Grad verändert und erweitert wird, wie nach dem Zeugniſſe der Offenbarung in einem künftigen Leben geſchehen wird. Alle Vorſtellungen, die wir von ihm haben, ſind ſo beſchaffen, daß ſie nicht unmittelbar dasjenige begreifen, was in Gott iſt, wie es iſt. Wir erkennen von uns ſelbſt und andern Gegenſtänden, die uns durch ein unmittelbares Anſchauen und Bewußtſeyn bekannt werden, gewiſſe Eigenſchaften und Wirkungen, die wir brauchen, gewiſſe Vollkommenheiten und Handlungen Gottes damit zu bezeichnen, die aber in Gott nicht eben das ſind, was ſie bei uns ſind; wir bezeichnen ſie aber damit, weil wirklich zwiſchen beiden eine wahre Aehnlichkeit ſtatt findet. So bemerken wir Weisheit in dem Menſchen und Weisheit in Gott. Die Weisheit in Gott iſt nicht das, was ſie bei uns iſt: wir drücken aber dieſelbe dadurch aus, weil in der ganzen Natur nichts gefunden werden kann, die mit dieſer Eigenſchaft der Gottheit mehr wirkliche Aehnlichkeit hat, als die Weisheit des Menſchen. Die göttliche Weisheit bleibt uns eine unbegreifliche Eigenſchaft, wenn wir auf die eigentliche Natur derſelben ſehen: wir haben doch aber immer einige Erkenntniß davon und wir können nicht irren, ſo lange wir von dieſem Begriffe alles Menſchliche und Unvollkommene abſondern. Es laſſen ſich unterſchiedene Urſachen angeben, warum wir auf keinem andern Wege zu gründlichen und nützlichen Vorſtellungen von Gott, von ſeinem Weſen, von ſeinen Eigenſchaften und Handlungen gelangen können, als auf dem Wege der Analogie. Unmittelbare Ideen haben wir nur von Gegenſtänden, die wir entweder durch die Sinne, oder durch unſere innere Empfindung kennen lernen. Die Eigenſchaften und Wirkungen eines Weſens, das blos ein Geiſt iſt, müſſen nothwendig von einer andern Art ſeyn, als die Beſchaffenheiten und Thätigkeiten eines Weſens, das Geiſt und Leib zugleich iſt. Ueberdies iſt es eine gewiſſe Wahrheit, daß die Vorzüge Gottes nicht allein dem Grade, ſondern auch dem Weſen nach von den unſrigen verſchieden ſind. Wir können ſie alſo blos durch die Hülfe der Aehnlichkeit erkennen, die ſie mit den unſrigen haben. Alles dieſes muß man dem Menſchen begreiflich machen, und wenn er ſich deſſen nur bewußt bleiben will, ſo wird er allen Einwürfen leicht begegnen können, die aus den Geheimniſſen der Religion zur Beſtreitung derſelben hergenommen zu werden pflegen.

Ich will aber hiebei nicht ſtehen bleiben; ich will ihm die Abſicht zeigen, warum es Gott gefallen hat, uns gewiſſe Geheimniſſe oder nicht ganz begreifliche Wahrheiten in ſeiner Offenbarung zu entdecken. Der Glaube, den er von uns verlangt, ſoll nicht blos eine Handlung des Verſtandes, ſie ſoll zugleich eine Handlung unſeres freien Willens, ſie ſoll eine Tugend ſeyn. Zum Weſen der Tugend aber gehört, daß man die Handlung, die befohlen wird, vermöge ſeiner Freiheit unterlaſſen könne. Wer kann es aber unterlaſſen, Wahrheiten zu glauben, die er mit völliger Gewißheit und Deutlichkeit einſieht? Er kann zwar vorgeben, daß er ſie nicht glaube; aber ſie wirklich nicht zu glauben, dieſes iſt ſo unmöglich, als es unmöglich iſt, nicht zu glauben, daß die Sonne im Mittag leuchte, wenn wir ſie mit Augen ſehen. Zu einem ſolchen Glauben ſind wir gezwungen, und hier können wir unſere Freiheit nicht gebrauchen. Wenn wir aber Lehren annehmen, denen zur höchſten Deutlichkeit und Gewißheit die Begreiflichkeit fehlt, ſo wird der Glaube Tugend, weil wir an denſelben blos darum nicht zweifeln, weil ſie ſich auf ein göttliches Zeugniß gründen. Eben darinnen beſteht die Unterwerfung des Verſtandes, die wir Gott ſo ſehr ſchuldig ſind, als die Unterwerfung unſeres Willens.

Nichts iſt billiger, als eine ſolche Unterwerfung, und um ſo viel billiger, je moraliſcher die Geheimniſſe des Evangelii in ihren Folgen und Wirkungen ſind, wenn wir ſie nicht durch einen boshaften Widerſtand verhindern. Hierbei will ich mich am weitläuftigſten aufhalten. Ich will den Menſchen zu überführen ſuchen, daß alle noch ſo unbegreifliche Lehren des Glaubens uns entweder beſſer, oder glückſeliger machen ſollen. Man findet in denſelben die erhabenſten und ſtärkſten Bewegungsgründe und Aufmunterungen zur Erfüllung unſrer Pflichten. Wer kann ſich weigern, die feurigſte Dankbarkeit und Liebe gegen Gott zu empfinden, wenn er erwägt, wie beſchäftigt die Gottheit zu unſerm Heile von Ewigkeit her geweſen iſt? Oder wer wird ſich nicht beſtreben, der wahren und urſprünglichen Beſtimmung unſrer Natur gemäß zu handeln, wenn er überlegt, zu welch einer Würde ſie dadurch erhoben worden iſt, daß ſie der Sohn Gottes mit ſeiner unendlich höhern Natur vereinigt hat? Oder weſſen Herz wird nicht durch die Betrachtung ſolcher Lehren mit überſchwenglicher Freude erfüllet und begeiſtert werden?

Sobald der Menſch von dieſen Wahrheiten überführt iſt, ſo wird er ohne Mühe einſehen, daß er nur zwei Abwege zu vermeiden habe, um in ſeiner Religion feſt und unbeweglich zu werden. Einer iſt die Begierde nach einer größern Deutlichkeit und Gewißheit, als wir erlangen können und begehren dürfen. Der andere iſt das Laſter und die Befriedigung unordentlicher Leidenſchaften. Auf dem einen wird das Herz durch den Verſtand, auf dem andern der Verſtand durch das Herz verdorben. Die Erfahrung hat es allezeit bewieſen, daß Niemand ein Feind der geoffenbarten Religion geworden iſt, er habe denn weiſer als Gott ſeyn, oder auf einem andern Wege zur Glückſeligkeit gelangen wollen, als auf dem zwar im Anfange beſchwerlichen, aber allein ſichern und gewiſſen Wege der Gottſeligkeit und Tugend.

Nachdem ich nun bewieſen habe, daß die Religion zum geſellſchaftlichen Glück führet, daß Offenbarung nothwendig ſich in der Natur der Sache gründet, daß Glaubensgeheimniſſe moraliſche Güte haben, und daß der Philoſoph keine vernünftige Urſache finden kann, an der Wahrheit und Heiligkeit der Religion zu zweifeln, ſo bleibt nichts mehr übrig, als einige Scheingründe des Unglaubens zu widerlegen, mit welchen meiſtentheils der Freidenker unſere heilige Religion zu beſtreiten ſich anmaßt.

Ich finde, daß es unter den Freigeiſtern noch ſehr wenige von jener ruchloſeſten Art von Menſchen gibt, die wider die allgemeine Stimme der Natur und der Vernunft den Werth der Tugend vollkommen verläugnen.

Die Spöttereien der meiſten betreffen die Offenbarung, die Glaubensgeheimniſſe oder einige Mißbräuche, die nicht zu dem Weſen der Religion gehören.

Was die Glaubensgeheimniſſe anbelangt, ſo iſt bereits genug geſagt worden, da wir ihre moraliſche Güte bewieſen haben und ihre Glaubwürdigkeit. Die Gottheit iſt Güte, und alle ihre Geſetze ſind Liebe.

Glück des Geliebten liegt in den Geheimniſſen der Natur; warum ſoll Glück der Sterblichen nicht in Geheimniſſen des Glaubens liegen?

Was die Mißbräuche der Religion anbetrifft, über welche die Spötter ſo kühn losziehen, ſo ſind ja Mißbräuche nicht die Werke der Religion; ſie ſind Werke des Menſchen, der ſich von dem Licht der wahren Religion entfernt hat; ſie ſind Kinder des Fanatismus; Söhne des Aberglaubens.

Iſt die Religion weniger heilig, weil ſie in den alten Zeiten Fanatismus und Aberglauben verdunkelt haben? Iſt die Sonne weniger Sonne, wenn eine Wolke ihr Antlitz deckt, und ihren wohlthätigen Lichtſtrahl den Sterblichen entzieht? Wahrheit iſt immer Wahrheit, und Irrthum bleibt immer Irrthum.

Rollte die Erde nicht vor Jahrhunderten ſchon um die Sonne, ehe Kopernik das alte Syſtem widerlegte.

O Menſchen! warum vermiſcht ihr denn Wahrheit mit der Lüge, und Licht mit Finſterniß. Wo Licht iſt, kann nicht Finſterniß ſeyn, und wo Finſterniß iſt, iſt nicht Licht.

Die Natur läßt dieſe gegengeſetzte Dinge nicht vermiſchen; wo Licht iſt, iſt Abweſenheit der Finſterniß, und wo Finſterniß iſt, iſt Abweſenheit des Lichts.

Gib alſo, ſchwacher Sterblicher, die Eigenſchaften der Finſterniß nicht als Mängel des Lichts an. Das Licht bleibt Licht, auch in der Dämmerung, nur leuchtet es der Menſchheit näher oder entferner.

Beſchuldige alſo die Religion nicht der ſchwarzen Thaten des Aberglaubens; ſie hat keinen Antheil daran.

Ihre wohlthätigen Wirkungen auf das Herz der Menſchen ſind die Beweiſe ihrer Unſchuld; — und die Beweiſe, daß ſie ſich von der Philoſophie wie das Licht vom Schatten unterſcheide. Ihr thätiger Einfluß auf Menſchenglück, und die unläugbare Wahrheit ihrer Sätze iſt der Beweis ihrer Göttlichkeit.

Wie edel iſt nicht der Menſch, der ihre Pflichten erfüllt! wie erhaben in ſeinen Gefühlen, wie göttlich in ſeinen Handlungen. Alle Leidenſchaften ſind in ſeinem Herzen gemäßigt; alle geſellſchaftliche Tugenden blühen in ſeiner Seele:

Demuth ohne Niederträchtigkeit; Würde ohne Stolz; Güte ohne Schwachheit; Gefühl ohne Empfindelei; Andacht ohne Schwärmerei adeln das Herz des Chriſten, und vereinen ſein Herz mit der Gottheit und dem Menſchen.

Ruhig liegt mein Glück in den Händen des Chriſten. Bin ich ermüdet, ſo kann ich ſorglos unter ſeinem Obdach ſchlafen. Sein Glaube an Gott, der mein und ſein Vater iſt, beruhigt meine Seele. Hier, wo der Chriſt iſt, ſind die Rechte der Majeſtät geſchützet; die Perſonen der Regenten ſind heilig, und in der elendeſten Hütte ihres dürftigſten Unterthans ſo ſicher, als unter ihrer Leibwache.

Der Glaube an die Vorſehung, der Glaube an die Allgegenwart Gottes — welche mächtige Antriebe ſind ſie nicht zum Guten! —

O ihr, die ihr den Namen der Philoſophie entheiligt, die ihr die Vernunft beleidigt und die Menſchheit ſchändet, bedauernswerthe Menſchen! die ihr die Offenbarung verfolgt, ohne ſie zu kennen, die ihr es wagt, die edelſten Bande zu zerreißen, die den Menſchen mit Menſchen, und den Menſchen mit der Gottheit vereinen.

Bedauernswerthe Geſchöpfe! Wohin führen euch eure Lehrſätze! Sagt, iſt in euren Händen mein Eigenthum ſo heilig, als in den Händen des Chriſten? — Wer ſchützt mich wider eure Gewalt, wenn ihr ungeſtraft Böſewichter ſeyn könnt.

In feindlicher Nacht, wenn Finſterniß die Erde deckt, wenn dunkler Schatten eure Schandthaten hüllt, wenn euch das Aug des Staats nicht beobachtet, was hält euch zurück, Böſewichter zu ſeyn? Eure Selbſtliebe iſt ja euer höchſtes Geſetz, die Leidenſchaft ſtürmt in euren Herzen, und entblättert wie der Sturmwind jede aufblühende Blume der Tugend.

Taub zu der Stimme der Gottheit, taub zu der Stimme eures Gewiſſens müßt ihr nothwendig dem Laſter folgen; wie der Stein ſeiner Schwere nach nothwendig zum Mittelpunkt ſinkt, ſo ſinkt das Herz des Freigeiſtes durch die Leidenſchaft ohne Religion nothwendig ins Verderben.

Iſt das Bild eurer Zöglinge nicht der Beweis dieſer Sätze. Dort iſt das Bild eines Unglaubigen; hier das Bild eines Chriſten. Betrachtet die Verſchiedenheit der Züge: hier thront Güte an der Stirne; dort gleißneriſche Tücke; hier ſchwebt Wohlwollen auf den Lippen; dort Hohn und Spötterei. Welches Verhältniß! — Das Verhältniß einer Gottheit zu einem Satyr. Malet zu dem noch die Ausgelaſſenheit der Sitten, die Unbeſcheidenheit im Ausdruck, den Hochmuth in den Geberden, den Stolz in entſcheidenden Ausſprüchen. Die Hartnäckigkeit in Meinungen; die Intolleranz in Handlungen; malet alle — alle die charakteriſtiſchen Züge des Unglaubens, und was fehlt eurem Gemälde noch? Iſt es nicht das Bild eines Satans.

Jünglinge! am Rande der Grube, wenn wir losgeriſſen vom Vergnügen ſind, wenn kein Taumel der Leidenſchaft unſere getäuſchte Sinne mehr in Schlummer wiegt, wenn keine Zerſtreuungen in Geſellſchaften ausſchweifender Menſchen die Wahrheit verdunkeln; am Rand der Grube ſoll unſer Selbſtgefühl einſt entſcheiden, wer Recht oder Unrecht hat. Dann wenn die Leidenſchaften ſchweigen, wird unſer Ohr deutlicher die Stimme der Wahrheit hören — — hören, ja — aber dann erſt hören, wenn Reue zu ſpät iſt, und wenn kein Cherub mehr unſere Tage verlängern kann.

O Jünglinge meines Vaterlandes! Euer Wohl geht meinem Herzen nahe; wie Mehlthau die Pflanzen vergiftet, vergiftet

Irrlehre eure Seelen. Ihr ſinkt dahin, wie die Blume unter der Senſe; ich bitte euch, höret noch meine Stimme; es iſt die Stimme eines Freundes, der zu euch ſpricht; — es iſt die Stimme eines Mannes, der ein Weltbürger iſt, der ſein Vaterland liebt, der der Religion ſeiner Väter getreu iſt, und ſichs nicht zur Schande rechnet, ſich öffentlich zu einer Lehre zu bekennen, die ſeinen Vätern durch Jahrhunderte heilig war.

Glaubt mir, es iſt Zeit, das Unkraut aus der Wurzel zu reißen, das der Feind in eure Herzen geſäet hat.

Verlaſſet nur die Religion, und die geſellſchaftlichen Tugenden werden euch verlaſſen. Vergebens wird der eisgraue Vater ſein thränenvolles Aug zu ſeinem ungläubigen Sohne wenden und um Erbarmung für ſeine Armuth flehen; der Spötter wird ſich ſeiner ſchämen und ihn verachten; vergebens wird der Freund ſeinen Freund ſuchen; Verrätherei hat die Freundſchaft vertrieben.

So werden die Laſter die Menſchheit verwüſten, und auf den Stellen wird man Schandthaten heiligen, von denen der Freigeiſt die Religion geſtürzt hat. Bluten möchte mein Herz bei dem Gedanken — bluten bei den Verwirrungen, die der Unglauben in der Menſchheit anrichten wird. Ich möchte die Tage dieſes Elends nicht erleben, nicht erleben die Tage der Schande, in denen ſich der Menſch ins Heiligthum der Gottheit wagte, um die ganze Schöpfung zu ſchänden.

Heilige Aſche unſerer gottſeligen Väter! die Thränen der Rechtſchaffenen werden dich netzen. Eure Grabſtätte wird der Tugendhafte umfangen, und Rettung bei den Todten ſuchen, die er bei den Lebendigen nicht mehr finden kann. Aber der Unglaubige wird ihn als einen Tollſinnigen verſpotten. Aber was nützt mein Gewinſel? — Weiber mögen winſeln; Männer müſſen beweiſen. Das hab ich gethan, das will ich noch thun. Ich hab bewieſen, daß das Glück der Menſchen in der Tugend beſtehe; ich hab bewieſen, was Tugend, was Sittlichkeit, was Glauben iſt. Ich bewies, daß Unglauben ſich mit der Moralität und dem Glück der Menſchen nicht vertragen kann; ich bewies, daß Vereinigung der Philoſophie mit der Religion Aufklärung ſey; ich bewies, daß Aufklären Glück der Menſchheit ſey, und dieſes Glück der Menſchheit in der geoffenbarten Religion beſtehe.

Ich frage alſo nicht mehr, was iſt Tugend? ich habs ſchon oben erklärt: ich frage nicht mehr, iſt Tugend zum Menſchenglück nöthig? das iſt bereits erwieſen, ſondern ich frage nur noch, was ſind die Mittel, zur Tugend zu gelangen und ſie zu vermehren, und die Antwort ſoll entſcheiden, daß alle dieſe Mittel, die die Philoſophie, die die Natur zur Tugend zu gelangen vorſchreibt, die Religion durch die Offenbarung beſtätigt, und dem Menſchen noch weit mehr an das Herz legt, und alles das an Beförderung unſeres Glückes erſetzet, zu was bloße Vernunft und Natur unzulänglich iſt. Unter den Mitteln, zur Tugend zu gelangen und ſie zu vermehren, ſetzte die Philoſophie folgende:

1) Bemühe dich, eine deutliche, gründliche und vollſtändige Erkenntniß deiner Pflichten zu erlangen.

Die Offenbarung ſagt das nämliche, und zeichnet uns dieſe Pflichten vor, und beſtätigt ihre Wahrheit durch den Lebenswandel des Stifters unſrer Religion.

2) Setze die Bemühung, deine Pflichten zu erkennen, ſorgfältig fort, und bewahre die erlangte Erkenntniß vor Irrthümern.

Dieſe Grundſätze ſind verherrlicht durch die Offenbarung, durch den Glauben an die Vorſicht, an die Allgegenwart Gottes, durch das Gebet, das Allmoſen, das Faſten.

3) Wende die Erkenntniß deiner Pflichten beſtändig auf dein Herz und Leben an; bereite dich zu jedem Tag weislich vor, und prüfe dich am Ende deſſelben ſorgfältig.

Die Religion empfiehlt das nämliche, und erhöhet ihre Empfehlung durch das Anrathen des Gebrauchs der h. Sakramente [*]).

---

[*]) Es wird heut zu Tage nichts ſo ſehr angefochten als die Ohrenbeicht, und es iſt doch wunderlich, ihren wohlthätigen Einfluß auf die Moralität verkennen zu können, wenn man auch nur philoſophiſch die Sache betrachtet.

Es gibt keinen Philoſophen, der nicht unter die Mittel, zur Tugend zu gelangen, die genaue Selbſtprüfung ſeines

Was endlich die übrigen Regeln ſind, als:

4) Suche immerzu ein lebhaftes und würdiges Bild von den Vollkommenheiten Gottes in deiner Seele zu entwerfen, dir daſſelbe gegenwärtig zu erhalten, und es nie ohne Ehrfurcht zu betrachten; auch verbinde täglich dieſes Mittel mit dem Gebete.

5) Bemühe dich früh von deinen erſten Jahren an, die Welt, die Menſchen, und dich ſelbſt kennen zu lernen.

6) Wehre den Eindrücken der Sinne, den Blendwerken der Einbildungskraft, mäßige deine Neigungen, wenn ſie an und für ſich erlaubt ſind, halte die unerlaubten zurück, und begegne den unrichtigen Vorſtellungen, die den Affekten das Leben geben, durch Verſtand.

7) Dich in der Ueberzeugung von der Vortrefflichkeit der Tugend zu ſtärken, und dein Vermögen zur Tugend zu vermehren, gehe den ſichern Weg der innerlichen Erfahrung und der fortgeſetzten Ausübung deiner Pflichten.

8) Suche den Umgang mit guten und rechtſchaffenen Menſchen; fliehe die Geſellſchaft der Laſterhaften.

9) Lerne Weisheit aus dem Unterricht der Verſtändigen und aus dem Leſen nützlicher Bücher für den Verſtand und das Herz.

Alle dieſe Grundſätze, zur Tugend und zur Glückſeligkeit zu gelangen, gründen ſich auch in der Religion, ja, werden von ihr dem Menſchen vorgeſchrieben, und durch die Offenbarung dem Herzen überzeugend gemacht, die zugleich den Mangel erſetzet, und ohne welcher das, was Vernunft und

---

Herzens, und die Kenntniß ſeiner herrſchenden Leidenſchaft vor allem voranſetzet.

Wie iſt es nun möglich, daß der gemeine Mann ſich dieſer Vollkommenheit nähern kann? Der Beichtvater iſt der Führer des Beichtenden, er wird ſein Herz erforſchen, ihm Mittel an die Hand geben, ſeine herrſchende Leidenſchaft, die er leicht aus der Beicht erkennen kann, zu beſiegen. Welche Kraft wird hiedurch der Beichtende erlangen, wie ſicher wird er auf dem Weg der Tugend geleitet werden!

Natur ſagt, noch lang unzulänglich zu unſerm Glücke wäre. Die Schrift, die h. Väter, und alle die, die über Weg und Mittel zur Glückſeligkeit und zur Tugend zu gelangen ſchrieben, haben dieſes alles weit herrlicher, weit trefflicher als alle Philoſophen geſagt.

Was kann nun bei allen dieſen überzeugenden Wahrheiten den Menſchen noch abhalten, die Heiligkeit der Religion und ihre Wirkung auf das Menſchenglück einzuſehen.

Ich ſchließe, und laſſe jedem meine Sätze zu überdenken über; ich bin kein Theolog, kein Schriftkündiger. Ich beweiſe durch Vernunft, durch Erfahrung. Wenn Menſchen kühn genug ſind, die Ausſprüche der Schrift, die Ausſprüche vernünftiger Theologen zu verwerfen, ſo werden ſie doch der Vernunft und der Erfahrung nicht widerſprechen können. Die Wahrheit behauptet immer ihre Rechte, und wenn die Lüge Sandgebirge auf ſie gehäuft und Felſenſtücke über ſie gewälzt hätte.

Ihr Lieben meines Vaterlandes! vergeſſet nicht eure Würde, und ihr werdet ſie nicht vergeſſen, wenn ihr das behalten werdet, was ich euch ſagte.

Solltet ihr aber wider die Ueberzeugung eures Herzens der erkannten Wahrheit widerſtreben können, ſo will ich an die ehrwürdige Grabſtätte eurer Väter hintreten, mit meinen Händen die Erde aufſcharren, und mit gräßlicher Stimme ins dumpfe Gewölb hinab rufen: Stehet auf, ihr Redlichen, und erinnert eure Söhne eurer Gottesfurcht, eurer Ergebenheit für die Religion, eurer Liebe fürs Vaterland, eurer Treue für den Fürſten! Zeiget ihnen eure gefalteten Hände vor den Altären der Gottheit, eure ſchuldloſe Herzen in den Hallen des Heiligthums. Beſchwöret ſie durch eure grauen Haare, die die Tugend rühmlich weiß werden ſah; durch die Wunden, die fürs Vaterland bluteten, daß ſie die Wege der Tugend und ihres Glückes nicht verlaſſen ſollen, und wenn eure redliche altdeutſche Miene, ehrwürdiges Anſehen die verdorbenen Herzen nicht wieder zurückführt, ſo ſoll der Marmor, der eure Gebeine verſchließt, über mich zuſammenſtürzen und meine Aſche zu der eurigen ſammeln, und der Sturmwind ſoll die ausgeartete Zöglinge in alle Welttheile verwehen, die nicht würdig ſind, eine Erde zu betreten, worauf einſt Baiern ſtunden, die Männer waren.

Ueber die litterariſche Intoleranz unſeres Jahrhunderts.

Eine akademiſche Rede, abgeleſen in einer öffentlichen Verſammlung von Karl von Eckartshauſen, in München den 5. April 1785.

> L'ignorance n'a jamais fait de mal, l'erreur seule est funeste, et on ne s'egare point parce qu'on ne ſait pas; mais parce qu'on croit savoir.
>
> *J. J. Rousseau.*

Hier in dieſem prächtigen Hörſaale, den die Güte unſers Fürſten den Wiſſenſchaften gebauet hat, — hier in den bewunderungswürdigen Behältniſſen der Werke des menſchlichen Geiſtes, in Beiſeyn der Gelehrten unſers Vaterlandes, und in eurer Gegenwart, ihr abgeſchiedene Gelehrte, deren ſterbliche Schriften zur Verewigung in dieſem Bücherſaale herumſtehen, in eurer Gegenwart, ſage ich, ihr! die ihr befreit von der Hülle des Körpers in reinerm Lichte die Werke der Gottheit betrachtet, und deren verklärter Geiſt unſichtbar über uns ſchwebet, um dieſer feierlichen Handlung der Stiftungsfeier unſerer Akademie beizuwohnen, in eurer aller Beiſeyn will ich es wagen, über die litterariſche Intoleranz unſers Jahrhunderts zu ſprechen.

Ich weiß es, welcher Kritik ich mich freigebe, und welchem unverſöhnlichen Haſſe von manchen Journalenſchreibern und Kritikern ich mich ausſetze, die bisher die Litteratur beſchimpft, die die Wiſſenſchaften entehrt, und die Vernunft geſchändet haben. Allein was kümmert das mich: der rechtſchaffene Mann ſucht den Beifall ſeines Unternehmens in den Herzen der wenigen Gutdenkenden, und den Lohn ſeiner Handlungen in der Zufriedenheit ſeiner eignen Seele auf.

Sie mögen mit Schimpfwörtern mich in ihren Journalen brandmarken, und wie Henkersknechte mit der Geiſel ihrer Kritik in ihren gelehrten Zeitungen durchpeitſchen, ich werde mich hierüber nicht grämen, denn die Wahrheit meiner Sätze wird ſich nur deſto mehr beſtärken, und ihr beleidigter Stolz wird ihre Unerträglichkeit deſto auffallender beweiſen.

Ich rede für die Sache der Menſchheit, und dieſes wird in jedem Falle meine Vertheidigung ſeyn: denn was ſind Werke des Geiſtes, wenn ſie die Vernunft entehren? —

Wie gut ließ es ſich hienieden unter uns leben, wenn das äußerliche Betragen immer der Abdruck der Seele wäre, wenn Sittlichkeit Tugend, und Tugend die Richtſchnur unſerer Grundſätze blieb! Aber ſo iſt die Philoſophie von dem Titel des Philoſophen getrennt, und Weisheit von dem Namen des Gelehrten. Die Vernunft iſt ein geſchäftig verwirrendes Ding, das lauter Zweifel hegt, tiefe Geheimniſſe erkünſtelt, und auflößt.

Jeder ſchwerfällige Thor will mit der Zauberſalbe ſich die Kraft geben, zu fliegen und die Gränzen des unendlichen All durchdringen; da ſitzt der Mann oft in unnützen Unterſuchungen vertieft, vergißt auf ſich ſelbſt und ſeine Pflichten, macht aus dem Mittel einen Endzweck, indem er immer denkt, aber niemals handelt; ewig Grundſätze ſammelt, ohne ſie in Ausübung zu bringen.

Er hört auf, dienſtfertiger Freund, häuslicher Gemahl, erziehender Vater, geſchäftiger Bürger, und ſelbſt Menſch zu ſeyn, um ganz, wie er ſich einbildet, ein Gelehrter zu werden.

So lügt ſich der Menſch einen Beruf, den unſere Natur nicht kennt, und macht ſich zum Taglöhner der Wiſſenſchaften. Er mißt ſeinen Verſtand mit der ſkolaſtiſchen Elle. Ein Pergament, Hypochondrie, ein ſteifer Leib und eine unbeugſame Seele ſind die Beweiſe ſeiner akademiſchen Würden; aber auch zugleich die Proben ſeiner unempfindlichen Allwiſſenheit.

Es gibt niedrige Geiſter, die zu nichts gemacht zu ſeyn ſcheinen, als um ein Behältniß, Regiſter oder Magazin von dem abzugeben, was andere erfunden haben. Sie ſind Plagiatores, Ueberſetzer, Zuſammenſchmieder; ſie denken nicht, ſondern ſagen nur, was andere Verfaſſer gedacht haben, und da die Wahl der Gedanken ſelbſt eine Erfindung iſt: ſo iſt die ihrige ſchlecht, unrichtig, und macht, daß ſie lieber viele, als vortreffliche Sachen ſchreiben *). Sie haben nichts, das ein Urbild wäre und ihnen eigen zugehörte, als den Stolz; und dieſe Menſchen werden oft von Großen und von dem Pöbel unter die Gelehrten erhoben, die doch der Vernünftige kaum unter die niedrigſte Klaſſe der Menſchen zählen würde **).

Wie wahr, o Pope! iſt dein Ausſpruch, als du ausrufeſt: O ihr Blindere, als Blinde, wie tappt ihr mit Unſinn herum auf ungebahnten Wegen, und träumet von Licht in zehnfacher Finſterniß. Ja es iſt unſtreitig: prahlt wie ihr wollt, ihr tapptet geſtern und tappet noch heute. Die Vernunft iſt bei uns ſo dumm als bei den Griechen, wir haben unſere Pyrrhos, unſere Diogeneſe, unſere Platos, obgleich ſtumpfer als Griechenland, auch unſere Epicurs haben wir. Was Rom und Griechenland irrte, wähnte, dachte, das haben wir alles, nur keinen Sokrates mehr.

Es iſt wahr, es kann kein größeres und würdigeres Schauſpiel geben, als den Menſchen zu ſehen, wie er durch eigene Kräfte aus dem Nichts hervorgeht, wie er die Finſterniſſe, mit welchen er von Natur umgeben, durch das Licht der Vernunft zertheilet, ſich gleichſam über ſich ſelbſt erhebt, mit ſeinem Geiſt in den Regionen des Himmels herumirrt, und gleich der Sonne mit Rieſenſchritten den unermeßlichen Raum des Weltalles durchwandelt; doch noch weit größer und wichtiger iſt der Anblick des Menſchen, wenn man ihn ſieht, wie er in ſich ſelbſt zurückkehrt, um den Menſchen, ſeine Natur, ſeine Pflichten und ſeine Beſtimmung aus ſich ſelbſt zu erforſchen.

Aber eben ſo traurig iſt der Gedanke, wenn wir ſehen, wie theoretiſche und praktiſche Irrthümer den Menſchen irreleiten und in Abgründe führen.

---

*) De la Bruyere.

**) Mit den Talenten eines Engels kann ein Menſch ein Thor, und noch mehr — ein Böſewicht werden.

Hier fließen Mängel des Geiſtes und des Verſtandes in die Regungen der Seele, — hier gewöhnt er ſich eine verführeriſche Rührung an, Gegenſtände zu finden, die nicht ſind. Da umfaßt er chimäriſche Geburten eigener und fremder Einbildung als wahre Güter, und Blendwerke als ſichere Erwartungen. Der irregeleitete Geiſt reißet den unbeſtimmten Geſchmack dahin; — das Abgeſchmackte eignet ſich die Reize des Angenehmen zu, und das Schöne verkleidet ſich in die Maske des Häßlichen; ungereimte Nebenbegriffe rauben dem Vortrefflichen ſeine Würde, und legen dem Nichtswürdigen einen Werth bei; — Unordnung und Ausgelaſſenheit ſchlagen tiefe Wurzel und breiten ſich täglich mächtiger aus, immer verweben ſie ſich tiefer in das Innerſte der Seele, und befeſtigen darin die Uebermacht ausſchweifender und verderblicher Neigungen.

Daher kommt es, daß die Wiſſenſchaften, deren Quelle ſo rein und deren Endzweck ſo löblich iſt, ſo viele Gottloſigkeiten, ſo viele Irrthümer, ſo viele alberne Lehrgebäude, ſo viele Widerſprüche erzeugen: daher kommt es, warum man bei manchen ihrer Verehrer ſo viel Stolz, ſo viel Geiz, ſo viel Bosheit, ſo viel Tücke, ſo viel Neid, ſo viele Lügen, ſo viele ſchlechte Thaten, ſo viele Verläumdungen, ſo viele niedrige und ſchändliche Schmeichelei findet. Erfahrung iſt der Beweis dieſer Sätze, und ich rufe zur Schande der Menſchheit und der Aufklärung das Jahrhundert auf, in dem wir leben.

So lang wir noch von dem Kriege werden reden hören, ſagt Iſelin, ſo werden wir immer laut ſagen dürfen, daß die Welt noch ſehr barbariſch iſt; und ſo lang, ſetze ich hinzu, wir noch von menſchenfeindlichen Streitſachen, von niedrigen Schreibereien und ſchimpflichen Herabſetzungen im Reiche der Litteratur werden ſprechen hören, ſo werden wir immer laut ſagen dürfen, daß die Welt noch ſehr unaufgeklärt iſt.

Seitdem durch die Zuſammentretung in bürgerliche Geſellſchaften die einzelnen Menſchen und die Familien der offenbaren Barbarei gegen einander entſagt haben, haben doch immer die Staaten und ihre Beherrſcher ſich dieſelbe als ein koſtbares Vorrecht vorbehalten, und das Recht des Stärkern als ein göttliches Recht angeſehen, fährt Iſelin fort; und ich füge hinzu, ſeitdem durch die Zuſammentretung der Gelehrten in Geſellſchaften und Akademien die einzelnen Menſchen der offenbaren Dummheit gegen einander entſagt haben, ſo haben doch immer die Deſpoten der Litteratur ſich ſelbe als ein Vorrecht vorbehalten, und das Recht ihres Witzes als ein göttliches Recht zur Herabſetzung ihrer Mitmenſchen angeſehen.

Es iſt ein fürchterlicher Gedanke, der den Mann mit Gefühl zurückſcheuet, wenn er die Menge der Broſchüren durchlieſet, die ſeit einigen Zeiten die Welt überſchwemmen, die weder Werke des Geiſtes noch des Gefühles ſind, die voll von pöbelhaften Ausdrücken, voll der künſtlichen Verläumdung und abſcheulicher Menſchenfeindlichkeit ſind; die ihre Stärke in Witz und ſatyriſchen Ausdruck ſetzen, und ſtatt die Menſchheit emporzuheben, dieſelbe auf das ſchimpflichſte erniedrigen. Solche Schriften ſind ſchwammartige Auswüchſe des Herzens, ſie ſind Vorboten krebsartiger Verhärtungen, die unheilbare Uebel verurſachen.

O Duldung! Duldung! du biſt ein ſo herrliches Wort, wirſt ſo oft hingeſchrieben, und ſo wenig in unſerm Jahrhunderte gefühlt. Denket wie wir! ſchreien jetzt unſere falſche Philoſophen, oder wir brandmarken euch in unſern Schriften, und peitſchen euch die halbe Welt durch. So ſchreien die Henker der Litteratur, und ſchlagen ungeſcheut den Namen des ehrlichſten Mannes an den Galgen ihrer Journale.

Der Mann, der einen Menſchen verfolgen kann, der Stände haſſet und aus Hang zu gelehrten Vorurtheilen verfolget, der kann es mit der Menſchheit nicht gut meynen.

Du! wer du immer biſt, der du mit leidendem Herzen die Unordnungen ſiehſt, die die Menſchen bekränken, und der du ſie gern gut machen möchteſt, ſchreibe über Vorurtheile, bekämpfe das Laſter, aber beleidige den Menſchen nie. — Ein Mann, der Menſchen beleidigt, iſt ein Ungeheuer in meinen Augen.

Einſt werden unſere menſchenfreundlichern Nachkömmlinge jene abſcheuliche Ueberbleibſel unſers Witzes anſtaunen, unſerer litterariſchen Barbarei fluchen und ausrufen: Ach! wie war es doch möglich, daß Menſchen ſich ſo verfolgten und durch Verfolgung beſſern wollten.

Sey ſanftmüthig! ſprechen viele unſerer Aufklärer, oder ich würge dich ab. — Liebe deinen Nebenbruder! oder ich ſchlage dir die Knochen entzwei: oder was eben ſo viel iſt, ich ſchreibe einen Phantaſtenalmanach, und ſetze dich mit Namen und Zunamen öffentlich in's Narrenhaus. — Aber glaub mir es, ich meine es gut; ich beſchimpfe dich zum Wohl der Menſchheit, und beleidige dich aus Trieb zur Aufklärung.

O heilige Vernunft! man beleidigt dich wie eine Geſchändete.

Vernunft! zu deinem Richterſtuhl will ich hintreten, ich will dich fragen, ob Menſchen die Broſchuren geſchrieben ben, die in der Zeit unſerer Aufklärung ſo vieles Aufſehen gemacht? — Haſt du Antheil gehabt an jenen ſchimpflichen Schmähſchriften, in denen man Brüder und Mitmenſchen bis zum Wurm erniedrigte, und ſie wie Inſekten zertheilte, als wenn ſie nicht mehr wie wir in die Menſchheit gehörten?

Haſt du einen Antheil gehabt an jenen gallſüchtigen Paragraphen, in welchen man die Prediger der Religion auf das ſchimpflichſte mißhandelte, ſie lehren wollte, die Wahrheit der Religion würdig vorzutragen, und ſie wie Gaſſenjungen beſchimpfte? —

Aber du wendeſt deine Blicke weg: dein ſanftes Aug verkündigt mir, daß der Verfolgungsgeiſt an deinem Throne nicht ſtehet; du haſt keinen Antheil an Beleidigungen. — Wohl! ſo hört mich, ihr Philoſophen, die ihr immer das Chriſtenthum verbeſſert, und euch immer mehr von dem Chriſtenthume, das Liebe lehret, entfernet, höret mich! ſagt mir, wann war der Aberglaube ſo unſinnig, als eure Philoſophie? Wann hat jener eine ſo ausſchweifende Proſelytenſucht bewieſen? Wann hat der Aberglaube die Welt mit ſo vielen unſinnigen, widerſprechenden, raſenden Schriften überſchwemmt? Wann hat er die Welt mit ſo vielen Verfälſchungen, Diktionnairs, Geſchichten, Verſen und Anekdoten gegen die ihm nicht zugethanen Sekten einzunehmen und zu hintergehen geſucht? — Und zu was Ende alle dieſe fanatiſche Bemühungen? — Iſt es patriotiſche Liebe für die öffentliche Ruhe? ſo ſagt, warum beſchimpft ihr, wenn ihr lehren wollt? Iſt es Trieb einer allgemeinen Menſchenliebe? — warum dieſen bittern Ton in euren Schriften? — warum dieſen Geiſt der Verfolgung? — warum jenen entſcheidenden Ausdruck, den der intoleranteſte Aberglauben nur immer annehmen mag, um jedem euer Syſtem aufzudringen? —

Glaubt mir! weder Wahrheit noch Wohlwollen iſt in euren Syſtemen. Leidenſchaftlicher Stolz iſt eure Puppe. Ihr ſucht euch auf Unkoſten der Vernunft und der menſchlichen Ruhe hervorzuthun. Ihr wollt Recht haben; ihr ſuchet keinen Unterricht: der Stärkere legt den Schwächeren das Stillſchweigen auf, der Streit endet ſich gemeiniglich mit Schimpfworten, und die Verfolgung war jedesmal ſeine Begleiterin.

Gütiges Weſen! das du die Herzen der Menſchen lenkeſt, erlöſe uns von dieſer Art der Aufklärung, und von dem philoſophiſchen Fanatismus unſerer Gelehrten! gib uns wieder jene Unwiſſenheit, jene Unſchuld, jene Armuth zurück, wodurch wir allein glücklich ſind! Mit pochendem Herzen überdenke ich, wie Irrthümer durch eine lange Kette von Jahrhunderten in Anſehen ſtunden und die Erde in ihrer tyranniſchen Botmäßigkeit hielten, und endlich verſanken, durch eigene Laſt zu Boden gedrückt, um andern Irrthümern Platz zu machen.

Die jetzigen Jahrhunderte, von dem Schickſal der vorhergehenden unterrichtet, durchſchneiden voll kühner Zuverſicht ein Meer, das noch von den traurigen Trümmern von jenen bedeckt iſt, und auf verſchiedene Wege zerſchellen ſie endlich gegen einerlei Klippen ohne Nutzen für die zukünftigen Jahrhunderte. Ein unſeliger Schwarm von Irrthümern umgibt dieſe Weltkugel. Voll Zuverſicht geht der Menſch mitten durch Finſterniſſe, und vertieft ſich darin je länger je mehr. Statt umzukehren und jenes göttliche Licht wieder zu finden, das er fern hinter ſich gelaſſen hat; ſtatt alle die fremden Begriffe aus ſeinem Geiſt zu verbannen, welche die Empfindungen der Natur erſticken, ſucht er neue zu erlangen, und entfernt ſich durch Stolz von dem Wege der Natur. — Des Menſchen alles umfaſſender Geiſt erhebt ſich bis in die Vorgebäude des Himmels, und ſchreibt mit Hochmuth der Gottheit Schranken vor, nach welchen der Ewige wirken ſoll. Schwacher Menſch! du erkühnſt dich, bis zur Gottheit zu dringen, und kennſt nicht einmal dich ſelbſt. Haſt du die Stimme der Natur vergeſſen, als ſie dir einſt zurief: Geh! nimm von der Kreatur den Unterricht, lerne von den Vögeln, was der Buſch für Nahrung gibt, lerne von dem Vieh die heilſamen Kräuter der Waide; laß dich von der Biene die Baukunſt lehren, vom Maulwurfe Pflügen, von dem Wurme Weben, vom kleinen Nautilus Segeln, die dünne Ruder führen und treibende Lüfte fangen. So ſprach die Natur, und verwies dich zum Thiere, — dich, der du dich nun mit Hochmuth bis zur Gottheit erhebeſt, und Sätze beſtimmſt, als wäreſt du mit ihr im Rath der Schöpfung geſeſſen.

Suche bei dem Herrn nicht Vorzug, noch auch bei dem Könige auf dem Stuhl der Ehren, ſondern hemme die ſtolzen Wogen deiner Begierde, die beſtändig übereinander hinaufklimmen. Gebeut deinem unruhigen Herzen ſtill zu ſeyn, und ſprich zu deinem Stolz: bis hierher ſollſt du gehen, und nicht weiter! — und wenn deine Leidenſchaften dem Tumult des Oceans gleichen, ſo vergiß nicht, daß die Natur den Wogen des Meeres auch ihre Gränzen geſetzt hat. Allein dieſe Sprache iſt unbekannt für den, der nicht weiß, was Wiſſen iſt, und verkennt, wie wenig wir wiſſen können. Nach der gewöhnlichen Art unſeres Jahrhunderts gelehrt ſeyn heißt, die rohere Art des böſen Menſchen verlaſſen, ſeinen Verſtand verfeinern, um ein ſchlimmerer Böſewicht zu werden. — Du raubſt nicht mit deinen Händen, aber du biſt ein Räuber mit den Werken deines Verſtandes. Du vertheidigſt die Wolluſt, und bringſt ſchädliches Gift in die Seele der Jugend; du bemüheſt dich, die Religion zu ſtürzen, und entziehſt dem Staat ſeine Grundfeſte und die Ruhe ſo vieler Tauſenden. Du biſt ganz Leidenſchaft; verläumdeſt in öffentlichen Schriften den rechtſchaffenſten Mann, oder entdeckſt unbekannte Fehler von ihm, unter dem Titel der Publicität.

O! wenn dieſes gelehrt ſeyn heißt, ſo laßt uns die Vernunft im Tollhauſe ſuchen, und die Weisheit auf den Lippen des Wahnſinnigen! — O laßt uns die Zeiten der Dummheit wieder zurückwünſchen! wir werden glücklicher ſeyn. Man predigt immer Toleranz in unſerm Jahrhunderte, und Niemand iſt unverträglicher als die Gelehrten, die ſie predigen. Die geringſte Beleidigung rächen ſie mit öffentlichen Pasquillen. —

Wie ungerecht ſehr viele Journaliſten unſeres Jahrhunderts ſind, iſt bekannt. Sie nehmen von jedem, wer er immer iſt, unter unbekannten Namen eingeſendete Data an, und ſetzen geſchehen ſeyn ſollende Thathandlungen in öffentlichen Druck mit Namen und Zunamen derjenigen, die ſie ausgeübt haben ſollen, und dieſes unter dem Titel der Publicität. Wie ſehr die Menſchheit unter dieſem Irrthum leidet, hat mancher erfahren, deſſen Ruf und ehrlicher Name in ſolchen Journalen für Jahrhunderte gebrandmarkt worden iſt. Es iſt äußerſt ungerecht, und es iſt die höchſte Beleidigung der Menſchheit, auch Schwachheiten von Menſchen zu entdecken; ich will nicht ſagen, Laſter: und dieſes noch dazu unter der äußerſten Ungewißheit. Jeder heimtückiſchverläumderiſche Böſewicht wagt es, dem ehrlichen Manne Thathandlungen anzudichten, die ſein böſes Herz erfunden hat, und dann ſteht der ehrliche Mann auf dem Pranger der Welt. Wenn er öffentlich ſchon vorgeſtellt iſt, dann erlauben ihm die Herren Journaliſten, daß er ſich vertheidigen darf. Das heißt einem den Proceß machen, wenn man ihm den Kopf vom Rumpf gehauen hat. Eine Verläumdung in einem Zirkel von ſechs Freunden geſagt, entehrt: aber in fünftauſend Abdrücken der ganzen Welt mitgetheilt — entehrt nicht. Wenn ich einem Tagwerker, ſagt Sailer, ein Viergroſchenſtück, das er ſich im Schweiß ſeines Angeſichts erworben hat, heimlich entfremde, ſo iſt es eine himmelſchreiende Sünde; — wenn ich aber einem Manne, den ich nicht kenne, der mich mit keiner Sylbe, mit keiner

Miene beleidigt hat, durch eine ſchiefe und verbrämte Nachricht die Ehre raube, — da macht ſich der Menſchenfreund nichts daraus, ſondern zählt ſich noch überdas unter die Aufklärer. Die Liebe deckt die Fehler zu; die Journaliſterei reißt die Decke von den geheimſten Gebrechen; — und ſoll dieſes Weisheit ſeyn? —

Wenn Jemanden aus Verſehen unrecht geſchieht, mag ſich der Mißhandelte ſelbſt vertheidigen; wir ſind ſo billig, auch die Selbſtvertheidigung einzurücken. —

So ſprechen die meiſten der Journaliſten — — ſo billig! — o welche Billigkeit! — — Entehrt dieſen heiligen Namen nicht. Wenn das billig iſt, ſo will ich den Räuber billig nennen, der mir mein Gut raubt, und ſo billig iſt, mir zu erlauben, daß ich an fremden Thüren betteln darf. Wenn das Billigkeit iſt, ſo iſt der Mörder auch billig, der mir den Dolch in die Bruſt ſtößt, und mir dann erlaubt, daß ich den Stahl aus meinem wunden Herzen ziehen darf. Sagt! in welcher Schule der Menſchheit habt ihr gelernt, ſo billig zu ſeyn? — Die Wiſſenſchaften ſind ſanft, und ihre Anhänger verfolgen. Die Weisheit iſt Güte, und man entehrt in ihrem Tempel die Menſchheit. — Welche Widerſprüche! Vernunft und Unvernunft! — Güte und Haß! — Liebe und Verfolgung! — Licht und Finſterniß! — Welches Chaos! — Wo iſt die Gottheit, die es entwickelt? — Beleidigt und beſchimpft biſt du da, armer Mitmenſch! und vergebens zeichnet die Hand die Vertheidigung deiner Unſchuld. Die Tauſende, die deine Verläumdung geleſen haben, leſen deine Rechtfertigung nicht. Dir bleibt kein Troſt, als das Bewußtſeyn der Unſchuld. Hätte dich ein Wilder verwundet, ſo hätteſt du noch Thränen, um ſeine Wildheit zu erweichen; aber — da dich Menſchen mit feinern Sitten verfolgen, was bleibt dir zu deiner Rettung übrig? — Nichts. Die Stimme des Gefühls verdrängt der Lärm der Gelehrten in den Zeiten des Fauſtrechts unſerer Litteratur.

Der nervigte ungezogene Junge, der ſeine Stärke im Arm hat, ruft auf: — ich will ihn peitſchen; und ihr, die ihr eure Stärke in eurer Feder habt, ihr ruft auf: — wir wollen ihn herſchreiben. So weit iſt es mit eurer Bildung gekommen. Ihr ſeyd noch ungezogene Jungen, leidenſchaftlich wie Thiere. Nichts unterſcheidet euch vom kühnen Buben, als daß die Kräften verſchieden ſind, mit denen ihr der Menſchheit zu ſchaden ſuchet. Aber wie iſt es auch anders möglich? Der die Ruhe in Staaten ſtört, der die Eintracht der Mitbürger verdrängt, der die Stützen der menſchlichen Glückſeligkeit untergräbt, der die Ehrfurcht gegen den Fürſten aus den Herzen der Bürger reißt, der die Liebe zur Religion verdrängt, der weder Freund, weder Vater, weder Bürger noch Menſch iſt; ein ungezogener bartloſer Bube, dem die Natur nichts als gerade Finger gab, die Feder zu halten; deſſen ſchwache Verſtandskräften nicht einmal fähig ſind, einen geſunden Menſchengedanken auszukochen, der darf es wagen, ſeine gefühlloſe Gedanken hinzuſchreiben und der Welt bekannt zu machen? — er darf ſich zum Aufklärer aufwerfen? Um Geld erkauft er gemiethete Recenſenten, und behandelt die Natur in ihren alten Tagen wie ein Tanzmeiſter ſeine Eleven, und die Pſychologie wie einen Pudel, zu dem man nur ſprechen darf: Wart auf. So ein Bube darf es heut zu Tage wagen, Sätze, die Männer dachten, zu beſchnarchen, die Wahrheit eine Lüge zu nennen, und die Größe eine Kleinigkeit?

Seine Papageienkunſt iſt von manchem Buchhändler willkommen, wenn ſein Geſchwätze nur neu iſt und Geld trägt. So entehren jene ſchändliche, deſpotiſche, eigennützige Druckkrämer in unſerm Jahrhunderte die Menſchheit; ſo mäſten ſich einige auf Unkoſten des menſchlichen Geiſtes. Jedes aufkeimende Genie wird durch ſie auf Irrwege geführt, und im Frohndienſt laſſen ſie ſich Werke von armen Autoren ſchmieden, zum Nachtheil der Tugend. Das, was den verderbteſten Geſchmack des Pöbels kitzelt, wenn es auch die größten Thorheiten und Ungereimtheiten ſind, ſind in ihren Buden zu finden, genug für ſie, die elenden Monopoliſten! wenn es nur Geld trägt. Hättet ihr wohl geglaubt, ihr unſterbliche Werke der Alten! daß man euch einſt ſo in einer öffentlichen Taverne, wie die meiſten unſerer Buchläden ſind, einen Platz anweiſen ſollte?

O laßt mich dieſe Abſcheulichkeit vergeſſen! Die Vernunft iſt eine öffentliche Metze geworden, die ſich den Meiſtbietenden feil gibt, und den Baſtarden der menſchlichen Unvernunft bietet mancher Buchhändler ſeine armſelige Hebammendienſte, und zählt ſich dann mit unter die Männer der Aufklärung.

So iſt, leider! das Bild der Zeiten unſerer Aufklärung beſchaffen, und ſolche Ueberbleibſel der Barbarei verunſtalten noch die Gegenden, wo die Wiſſenſchaften wohnen.

Der Gelehrte, den ſein erhabener Beruf aufforderte, die geheiligte Rechte der Menſchheit unverletzt zu erhalten, und die erhabenen Grundſätze des Guten und Wahren in der reinſten Lauterkeit unter den Menſchen, ſeinen Brüdern, auszubreiten, verläßt die edlen Wege der Vernunft, und wird zum litterariſchen Verfolger.

Es iſt wahr, unſere glückliche Zeiten beſitzen viele tugendhafte, wahrhaft erleuchtete Menſchenfreunde, allein wie gering iſt nicht ihre Anzahl gegen den ungeheuren Schwarm derjenigen, welche ſich unwürdig des Namens eines Gelehrten und Philoſophen anmaßen? — Welche Finſterniſſe bedecken nicht noch den Geſichtskreis? — Wie wenig haben nicht die meiſten zur Beförderung des Lichts und der Menſchlichkeit beigetragen? — Welche elende Grundſätze flößt man der Jugend nicht ein, welche beſtimmt iſt, einſt das menſchliche Geſchlecht zu beherrſchen und zu erleuchten? — Wie ſehr wird ihr Geiſt nicht verfinſtert, wie ſehr ihre Herzen auf Irrwege geführt, und doch iſt die Erziehung die Hauptpuppe unſers Jahrhunderts. Ich glaube, das allgemeine Gefühl unſerer Schwäche kann durch nichts ſo augenſcheinlich bewieſen werden, als durch die Wuth, zu erziehen und zu verbeſſern. Wir ſehen ein, daß die Pflanze nichts taugt, und wollen die Verbeſſerung im Keim anfangen. Neunjährige Politiker, zehnjährige Dichter, zwölfjährige fingerlange Philoſophen ſind die Produkten unſerer magiſchen Erziehung. Wir wollen den Herbſt nicht abwarten, ſondern Blüthen und Früchten zugleich haben. Alles ſoll Mann im Kinde ſeyn, und alles wird im Manne Kind. Wir erhalten daher erzwungene grüne Früchte aus dem Treibhauſe, welche Zeit ihres Lebens den Miſtbettengeſchmack nie ganz verlieren, daß dem Gaumen des Geſunden vor dieſer Speiſe ekeln möchte.

Unſere Jugend ſoll alles ſpielend lernen, und eben daher haben wir ſchon ſo viele junge Leute, die ihr ganzes Leben durch nichts als ſpielen wollen, und jede ernſte und anſtrengende Beſchäftigung für Barbarei ausſchreien werden. Die edelſten Kräfte junger Seelen werden durch Leſung einer Mehge unzeitiger Bücher wie durch ein narkotiſches Opium eingeſchläfert und zur thätlichen Unthätigkeit herabgewürdiget, die unſere Nachkommen in wenig Jahrhunderten zu phyſiſchen und moraliſchen Pigmäen machen wird. Der erſte Schritt zur Barbarei iſt gethan. Der feindliche Dämon, der mit Unglück ſchwangeren Fittigen über uns brütet, hätte ſeine Sachen nicht beſſer anfangen können. Er griff uns bei den edelſten Theilen, bei Kopf und Herz an. In keinem Jahrhundert wurde ſo viel von Kraft und Freiheit geſchwätzt, und in keinem waren wir kraftloſer. — Wie ekelt mir, wenn ich mir das Bild eines Jünglings darſtelle, der die Erziehungsſtube verläßt, und ſich nun ſchon unter die ſchönen Geiſter ſeines Vaterlandes zählt. Welche unnatürliche Ausſprache, welche abgeſchmackte Stellung, welche abenteuerliche Spöttereien, welches einfältige Geſchwätz von Voltaire, von Helvez, von Mirabeau, von Montesquieu, und von allen jenen Autoren, an denen er ſich eine todesgefährliche Indigeſtion ſeines Geiſtes geleſen hat.

Er hat keinen einzigen freien Gedanken, alles iſt aus Büchern entlehnt; ſein Geiſt iſt ſcheckigt wie eine Narrenkappe, und ſeine Seele niedrig, wie ein Schwamm, der alle Unreinigkeit in ſich ſaugt.

Zu dieſem abenteuerlichen Verderbniß des Geiſtes kommt noch das Verderbniß des Herzens. Empfindelei ſtatt Empfindung, Unglauben ſtatt Religion; dann darf nur noch die Autorkrankheit gleich einem bösartigen Fieber die ſchon entnervte Seele erſchüttern, und Verderben der Menſchheit fließt aus der ergriffenen Feder.

Jünglinge meines Vaterlandes! hütet euch vor dem Mißbrauch der Gelehrtheit um ſo mehr, je natürlicher er dem jugendlichen Herzen iſt. Die ſchöne Litteratur ſoll euch den Geſchmack an dem Nützlichen und Ernſthaften nicht benehmen, ſondern euch vielmehr ſtärken und zur Ausübung der Religion geſchickt machen, euren guten Geſchmack, eure feine Beurtheilungskraft auch hier zum Wohl der Menſchheit zu zeigen. Glaubt mir, nicht der iſt weiſe, der viel geleſen hat, ſondern der, der viel gedacht und das Gute in Ausübung gebracht hat. Wendet euren Blick, ich bitte euch, auf das Gemälde, das ich euch von der litterariſchen Intoleranz unſers Jahrhunderts gemacht habe, und ſagt, ob es nicht auffallend iſt, Männer, die Stärke des Geiſtes haben ſollten, ſolchen erniedrigenden Schwachheiten durch den Verfolgungsgeiſt ausgeſetzt zu ſehen.

Die wahre Weisheit eines Menſchen beſteht darin, Gott, ſeine heilige Werke, den Menſchen, ſich ſelbſt und die Pflichten der heiligen Religion kennen zu lernen, und dieſe Kenntniſſe zum Wohl der Menſchheit in Ausübung zu bringen. Dieſes iſt der einzige Gegenſtand der Gelehrtheit; es gibt keinen andern; alles übrige iſt Thorheit, eitler Stolz, — vergoldete Kartenhäuſer, mit denen gelehrte Kinder ſpielen, und die der Hauch des Ewigen umblaſet.

Die Welt braucht gute, wohlthätige Bürger, keine ſtolze Gelehrte, die der Menſchheit von jeher mehr geſchadet als genützet haben. Alles, was hartnäckige Zänkereien und den Verfolgungsgeiſt verräth, iſt nicht göttlich. Die Weisheit iſt ſanft und nachgebend; ſie iſt ein Kind der Gottheit, und die Furcht des Ewigen iſt ihr verſchwiſtert! Wohlwollen für die Menſchen begleitet ſie. — Sie iſt demüthig und wandelt oft mehr in einſamen Hütten, als auf ſtolzen Kathedern. Sie erkennt, wie ſchwach der Geiſt des Menſchen iſt, und wagt ſich nie durch ſtolze Gedanken in die Geheimniſſe der Ewigkeit. Ihr Bemühen iſt, ſich zum guten Menſchen, zum treuen Unterthan, zum redlichen Bürger zu bilden.

Prahlet nicht mehr mit eurer Wiſſenſchaft; ihr ſtolze Gelehrte! ſie iſt Thorheit. Legt euren Hochmuth ab, der euch entehrt, und die Göttliche von euren Studierſtuben verſcheuchet. Schreibt mit gerührtem Herzen, wenn ihr bewegen wollt, und überzeugt mit Thaten, daß ihr es mit der Menſchheit gut meynt. Folget dem Ausſpruche des Weiſen, ihr Menſchen! Tugend allein iſt Weisheit: dieſe iſt der einzige Punkt, wo die menſchliche Glückſeligkeit feſt ſteht, und das Gute fühlet, ohne Fall zum Böſen; wo allein das Verdienſt ſeinen Lohn empfängt, glücklich in allem, was ſie gibt, und was ſie nimmt, ſeliger als alles, wenn ſie ihren Zweck erreicht, und fehlt es ihr, nicht betrübt, immer ſelig, ohne Ueberdruß, am meiſten vergnügt, wenn das Leiden drückt.

Ach! das lauteſte Gelächter fühlloſer Thorheit iſt lang nicht ſo angenehm, als die Thräne der Tugend; ſie ärndtet; niemals erhaben auf fremden Fall, niemals betrübt bei fremdem Glück.

Das iſt Weisheit; — das iſt Glück der Menſchen, das die Gottheit nur denen gibt, die ſie fürchten; aber nur der begreift, der es kennt, nur der genießt, der es fühlt, und das der Böſe, arm im Ueberfluſſe, blind im Schooße der Wiſſenſchaften, vermißt. Wer Tugend beſitzt, iſt keiner Sekte Sklave: er geht keinen beſondern Pfad, ſondern ſicht durch die Natur auf Gott, folgt der Kette ſeines unüberſehlichen Planes mit Demuth, und erfüllt ſeine Pflichten.

Es iſt ein alter Spruch: man fangt an gelehrt zu werden, wenn man anfangt einzuſehen, daß man nichts weiß; allein es ſcheint, daß dieſe Wahrheit wieder vergeſſen worden iſt: man will heut zu Tage alles wiſſen. Die Begierde nach Ruhm iſt unbegränzt, und man bemüht ſich mehr, gerühmt zu werden, als ruhmwürdig zu ſeyn.

Der Stolz iſt die einzige Urſache unſerer litterariſchen Intoleranz. Jeder will das Beſſere geſagt haben, jeder will ſich über den andern erheben, und ſo raubt der Stolz die vortrefflichſten Gaben des Genies, und den edelſten Eigenſchaften unſers Herzens ihre wahre Hoheit.

Werke des Geiſtes, wenn ſie nutzen ſollen, ſind Blumen, die nur unter dem milden und erfriſchenden Schatten einer wahren Beſcheidenheit und Demuth aufblühen, und verwelken und ſterben in der mittägigen Hitze des Stolzes. Wirkliche Vorzüge können vielleicht einen Hochmüthigen vor unſerer Verachtung, aber niemals vor dem geheimen Haſſe des menſchlichen Herzen ſchützen: denn welches Herz hat nicht einen verborgenen Hang zum Stolz, der zwar durch Tugend beherrſcht, aber niemals ganz ausgerottet werden kann. Wird nicht dieſer Hang erwachen, wenn er durch die Ungerechtigkeit des Stolzes eines andern beleidigt und gekränkt wird? Nur Demuth und Beſcheidenheit ſind die Beſiegerinnen der Herzen. Keine Seele, wenn nicht ein niederträchtiger und boshafter Neid ihre herrſchende Leidenſchaft iſt, wird dem Eindrucke der Beſcheidenheit widerſtehen, ſobald ſie ſich unſere Hochachtung nicht aufdringt, wenn ſie uns vielmehr das Verdienſt läßt, zu glauben, daß wir gerecht gegen ſie ſind, ohne daß ſie uns nöthigt, gerecht zu ſeyn, wenn ſie uns die Macht nicht nehmen will, ſie eben ſo ſehr zu lieben, als wir ſie bewundern.

Aber dieſes iſt nicht die Wirkung des Stolzes, der die Schriften unſers Jahrhunderts ſo entehrt und die Gelehrten mit der Sucht der Rechthaberei anſteckt. Der entehrte Namen der Publicität ſchändet die Menſchheit in unſittlichen Schriften; euer Tadel wird nicht beſſern, denn ihr tadelt mit Unglimpf, und ihr beleidigt unbeſcheiden und vorſetzlich. Durch eure öffentliche Schmähungen ſchändet ihr nicht den Mann, dem ihr entgegentretet, ſondern euch ſelbſt. Euer Tadel ſoll ein Zeugniß eurer Unzufriedenheit gegen ihn ablegen; ihr ſeyd aber heftig und bitter, und die Welt, die euch hört, wird nicht unzufrieden mit ihm, ſondern mit euch. Tadel, wenn er edel ſeyn ſoll, muß zu ſeiner Abſicht die Beſſerung desjenigen haben, auf den er gerichtet wird: iſt dieſes nicht euer Beweggrund, ſo iſt euer Herz verderbt und Bosheit in der Seele.

Ihr gebt zu erkennen, daß die Fehler eurer Nebenmenſchen überall willkommen ſind, damit ihr nur eure Galle und eure Tücke über ſie ausgießen könnt. Nie werdet ihr aber dieſe Abſicht der Beſſerung an Tadelswürdigen erreichen, wenn ihr ſo durch unanſtändige Beleidigung ſein Herz wider euch empört. Wäre er auch wahrhaft tadelnswerth, ſo wird er durch eure Schmähung nur erbittert, hält ſich blos an dieſelben, glaubt, daß er ſie keineswegs verdient habe, und denkt nicht darauf, daß er ſeinen begangenen Fehler nicht wieder begehe, ſondern daß er eure ihm zugefügten Beleidigungen in einem noch höhern Grad euch erwiedere. Heißt das aber wohl zum Beſten der menſchlichen Geſellſchaft beitragen? und iſt dieß nicht der Zweck, welchen ihr bei allen euren Handlungen als gute Weltbürger vor Augen haben ſollet?

Es wird euch freilich nicht fehlen, daß ihr durch ungeſitteten Tadel den Mann, welchen ihr damit trefft, hie und da einigen lächerlich, und hie und da andern verächtlich macht. Ein Menſch mag reden, was er will, und ſo ſchlecht er will, er findet immer ſeine Leute, welche ihn gern hören, und ihm bald nachlallen. Es warten auch wohl unedeldenkende Menſchen ſchon ſehnlich darauf, irgend einen ihrer Mitbürger zum Gegenſtande ihres Spottes und ihrer Verachtung machen zu können. Laſſet ihr nun euren hämiſchen Tadel über ihn aus, ſo ergreifen jene mit beiden Armen dieſe längſt gewünſchte Gelegenheit, und ihr beſtärket ſie dadurch in der ſchändlichſten Leidenſchaft der Menſchheit — in der Schadenfreude.

Schämt ihr euch nicht, ihr Gelehrte, euch ſo ſehr zu erniedrigen; andere um euch her durch eure Schmähſchriften im Böſen zu ſtärken, da ihr ſie in Stand ſetzet, Unrecht in ſeinem ganzen Umfange auszuüben?

Alles ungeſtüme Poltern, alle bittere Vorwürfe und grobe Behandlungen dienen weiter zu nichts, als ſeinen Nächſten zu erbittern, den Tadler als einen Feind und Beleidiger öffentlich zu erklären, und den Getadelten gegen alle Annahme einer beſſern Ueberzeugung zu verhärten.

Ein Kritiker muß Beſcheidenheit haben und eine edle Freiheit: Sanftmuth muß in ſeinen Worten herrſchen, und Freundlichkeit in ſeinem äußerlichen Betragen ihn empfehlen. Der Ernſt darf nur ſo weit ſich in ſeinen Schriften äußern, als es die Aufrichtigkeit und die Liebe zu der Wohlthat des Nächſten fordert. Es iſt ein Hauptaugenmerk, das man bei allen Zurechtweiſungen ſeines Nächſten zu nehmen hat, daß man durchaus alle beleidigende Kränkungen ſeiner Ehrliebe um ſo mehr verhüte, als ſelbſt die bloße Bemerkung der fehlerhaften Seite an ſich für ihn ſchon demüthigend iſt. Wenn Grobheit und Ungeſtüm die Sprache des Tadlers iſt, ſo verliert der Getadelte den ganzen ächten Geſichtspunkt auf einmal; er ſieht alsdann nicht mehr auf ſeinen Fehler, den er begangen hat, ſondern auf die gegenwärtige Beleidigung und Kränkung ſeiner Ehre. Er ſieht an dem Kritiker nichts mehr, als ſeinen Feind, und die Grobheit, mit der er ihn behandelt, und ſeine Vorſtellung von der Schande, die man ihm bei andern macht, läßt ihn weiter gar nicht an ſeinen begangenen Fehler mehr denken, ſondern wiegelt ſein Herz zur Widerſetzlichkeit und Rachbegierde auf. Jedes Wort, das man weiter gegen ihn hervorbringt, iſt lauter Beleidigung. Er fühlt nun nichts mehr: denn er erwartet von ſeinem Feinde nichts Gutes, ſondern lauter Abſicht, ihm zu ſchaden. Hingegen wenn der Kritiker der zärtlichen Empfindungen, die er für die Ehre ſeines Nächſten hat, auf alle mögliche Weiſe ſchonet, wenn Sanftmuth die Worte begleitet, die den Fehler rügen, wenn keine ſtolze Erhebung über ſeine Perſon, kein Trieb zu tadeln und Flecken an ihm zu finden, keine Rachſucht, ihn kränken und beleidigen zu wollen, oder ſonſt irgend eine unedle Leidenſchaft unſere Feder begleitet, wenn wahre, aufrichtige Liebe zu ſeiner Wohlfahrt die Triebfeder unſerer Zurechtweiſung iſt, alsdann können wir ſicher ſeyn, daß kein Menſch ſein eigenes Glück ſo ſehr haßt, daß er ſein Herz nicht unſerer Zurechtweiſung öffnen würde. Der roheſte Menſch wird gerührt ſeyn, wenn er ſieht, daß ich ihn nicht haſſe, daß ich aus Liebe zu ihm ſpreche, und daß ſein Wohl der Beweggrund meines Tadels iſt.

Allein zu ſolchen Kritikern gehören wohlwollende Menſchen, keine Miethlinge von Buchhändlern, die dieſes oder jenes Werk nur aus Neid oder Habſucht herabſetzen, weil es einen andern Mitbürger zum Verleger hat. Es gehören Männer hiezu, die wider Stolz und Leidenſchaft gekämpft haben, keine Witzlinge, die über Nacht ſich zu gelehrten Zeitungsſchreibern gradiren, und unverſchämte Menſchen im Sold haben, die ihnen in der Weinſchenke Rezenſionen ſchmieden, ohne Bücher zu leſen.

Ewig will ich den ſeligen Traum nicht vergeſſen, der mich einſt täuſchte. Mit begierigen Händen ergriff ich ehmals jede Rezenſion, und glaubte Nahrung für meinen Geiſt und Wahrheit zu finden: wie erſchrecklich aber war mein Erſtaunen beim Erwachen von dieſem Traume, als ein gutthätiger Menſchenfreund mich aus dem Schlummer meines Wahnes zurückzog, und mir die Hieroglyphen erklärte, die ich bisher nicht verſtund.

Wie mußte ich über die Ausartung des menſchlichen Verſtandes mich wundern, wie erſtaunen über die Barbarei derjenigen, die die Herolde der Wiſſenſchaften ſeyn ſollen. Da lernte ich, daß unedler Ehrgeiz und Neid die Herzen der ſtolzen Gelehrten erniedrigte; da ſah ich, wie eine falſche Maske den Aufklärer deckte, wodurch er nur der Welt glauben machen wollte, daß er ein Freund und Eiferer für das Gute ſey. Da ſah ich manchen Jüngling, der voll edlen Wohlwollens eilte, die Summe des geſtifteten Guten zu vermehren, und ich ſah, wie ihn die Gelehrten verſtießen, die ihn für ihren Feind anſahen, und zu ſeiner Unterdrückung alles anwendeten. Vergebens rief die Stimme der Menſchheit: Brüder! ſeyd Segenſtifter für mich; aber gönnt auch noch tauſend andern die Freiheit, welche es auch für mich ſeyn wollen. — Vergebens rief die Menſchheit: Ermuntert dieſe durch euer Lob; feuert jene an durch euern Beifall, unterſtützt dieſe durch eure Anführung und durch euren Beiſtand, und freuet euch mit mir, wenn alle Menſchen um euch her dahin gebracht werden könnten, daß ſie wahres Lob verdienten.

Aber ungehört gleitete dieſe Stimme über das Herz der Studierenden, und der ſanfte Geiſt der Menſchheit drang nicht durch die Bollwerke ihrer Folianten in ihre Seelen. Traurig entfernte ſich die Weisheit vom Katheder und ſuchte Wohnung in der Hütte des einſamen Weiſen. Dort zeichnete ſie bei der nächtlichen Lampe dem Menſchenfreund die Wahrheit dieſer Worte ins Herz: Wenn ich mit Menſchen- und Engelszungen reden könnte; hätte Kräfte, den Horeb auf den Karmel zu tragen, und hätte die Liebe nicht, ſo wäre ich nichts!

Nichts! ja vollkommen Nichts! — denn was iſt der Stolz des Menſchen? Was ſeine Gelehrtheit? Denn geſetzt auch, einem Sterblichen gelänge es, alle die Höhen des Lobes emporzuklimmen, deren Anblick ſeine Leidenſchaften entflammt, in welche enge Gränzen wäre doch ſein Ruhm nicht eingeſchloſſen? Man hat nicht nöthig, ihn mit Scipio dem Afrikaner in Cicero's Traum auf den kleinen Umfang der Erde zu führen, und ſeinem Ehrgeiz den weitern Umfang, die Unermeßlichkeit der höhern Himmelsgegenden zu zeigen, und ihm vorzuhalten, daß ſein Ruhm nicht bis an Ganges, noch über die Klippen des Kaucaſus ſich erſtrecke.

Wahnſinniger, wo ſuchſt du Ruhm? — In deinem Vaterlande? In deiner Stadt? Bei deiner Nation? Wie weit, ſage, wird dein Name genennt, wenn du von der Zahl deiner Lobredner alle diejenigen abrechneſt, die entweder neidiſch, oder ſich ſelbſt zu wichtig ſind, als daß ſie ſich um dich bekümmern ſollten, wie ſehr auch deine Verdienſte glänzen möchten. Erwäge, daß der Ruhm eine Blume iſt, die von jedem rauhen Winde leicht verwelket, oder nicht mehr geachtet wird, ſobald andere ſolche Blumen aufblühen, welche das ermüdete Aug der Zuſchauer durch den Reiz der Neuheit an ſich ziehen. Setze aber den Fall, du könnteſt dich auch durch Jahrhunderte zur Bewunderung verewigen, ſo wirf einen einzigen deiner Blicke auf den unermeßlichen Raum hin, wo Millionen von Welten glänzen; betrachte unter Millionen von Weltkörpern den Sandpunkt, auf dem du lebſt, und berechne die Millionen und Millionen der Geſchöpfe, und dann — ſey ſtolz auf deine Größe.

Nie kömmt der Herbſt und entblättert durch den rauhen Nordwind die Bäume, ohne daß nicht dieſes traurige Bild mich auf die Nichtigkeit des menſchlichen Stolzes führt. Oft ſaß ich bei einer blätterreichen Linde, und betrachtete das abfallende Laub. Wie viele tauſende der Blätter, dachte ich, hat nicht die Natur an die Zweige geheftet: jährlich fallen ſie ab, und jährlich kommen neue; und nach einem Umraum von einem halben Jahrhundert — wie viele Tauſende ſind nicht da geweſen? — und unter dieſen Tauſenden bin ich eines; — blühte, war, und bin nicht mehr! — Wie führt dieſer Gedanke den Menſchen zur Gottheit zurück! wie demüthigt er uns, wenn wir auf unſere Stärke zählen wollen! Schreibe, Stolzer! deine Größe in Sand an das Ufer des Meers für die Nachwelt, und wenn die Fluth deine Schrift nicht bis am Abend verwäſcht, und der Sturmwind deine Buchſtaben bis am Morgen zerſtreut, ſo komm wieder, und ich will dich groß nennen.

Erfülle deine Beſtimmung, das iſt dein Beruf; — ſey thätig und liebe die Menſchen.

O Tugend! einzige wahre Wiſſenſchaft edler Seelen! Warum koſtet es ſo viele Mühe, dich kennen zu lernen! — Sind nicht deine Grundſätze jedem Herzen eingeprägt? und iſt es nicht genug, um dich zu lieben, wenn man in ſich ſelbſt zurückkehrt, und bei der Ruhe der Leidenſchaften den innern Richter anhört. — Dieſes iſt die wahre Philoſophie, — und dieſe iſt vom Stolze befreit und vom Geiſte der Verfolgung.

Glückliche Zeiten! — wann werdet ihr kommen, in welchen der Menſch, am Bande der Liebe geführt, Tugend im Herzen, und Weisheit in der Seele ſuchen wird?

Ihr Jünglinge meines Vaterlandes! Ein Wort noch an euch! Ich bitte euch durch alles, was euren Herzen heilig ſeyn kann: durch die Ruhe eurer Seele, durch euer eigenes Glück bitte ich euch, laßt euch durch die Aftergelehrtheit unſers Jahrhunderts nicht blenden, vertauſcht die ſtillen Freuden der Religion nicht um Grundſätze einer böſen Philoſophie, die euch nie die geraubten Schätze des Glaubens wieder erſetzen wird.

Verdunkelt den Verſtand nicht, der euch Gott gab, und macht euch nicht ſelbſt zum Werkzeuge eures Verderbens. Es wird in der Welt nichts Beſſers, nichts Schöners, nichts für die Menſchheit Nützlichers geſagt, was nicht die Schrift ſchon geſagt hat. Nur Stolz und Leidenſchaft ſind des Glaubens Feinde; der Redliche iſt ihm zugethan.

Verzeiht meiner Lehre! ſie gehört auch zu den Feierlichkeiten des heutigen Tages. Es iſt billig, daß wir der Gottheit Weihrauch ſtreuen, und Anhänger für den zu werben ſuchen, der die Quelle aller Weisheit iſt.

Der

Prinz und ſein Freund

ein Buch

für

Fürſtenkinder.

Von

Karl v. Eckartshausen.

Stuttgart:
J. Scheible's Buchhandlung.
1840.

Karl von Eckartshauſen's

religiöſe Schriften

über

Klares und Dunkles.

Fünfter Band.

Enthält:

Der Prinz und ſein Freund.

Stuttgart:
J. Scheible's Buchhandlung.
1840.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

Ak 2276 - 5

Ueberſicht und Syſtem dieſes Buches.

Erſtens bemüht ſich der Freund, ſeinen Prinzen die Menſchen kennen zu lernen, wie ſie ſind, er läßt den Prinzen ſeine eigene Bemerkungen über ſelbe machen, hauptſächlich aber über die Leidenſchaften, die man an Höfen findet, als
über die Eitelkeit,
die Ziererei,
die Neckerei,
den Neid,
den Eigennutz.

Dann ſagt der Prinz ſeine Beobachtungen, die er in Rückſicht der Menſchen machte,
über Freundſchaft,
Weltkenntniß,
Neuigkeitskrämerei und Anekdotenforſcherei, die ſo gewöhnlich an Höfen iſt,
über Verläumdung,
Prahlerei,
ſpöttiſche und ſatyriſche Menſchen,
Frauenzimmer,
die, ſo andere nachahmen,
Verſtand,
und Geiſteswerke.

Nachdem der Prinz über alle dieſe Gegenſtände ſehr richtige Bemerkungen gemacht hat, führt der Freund ſeinen Prinzen von der allgemeinen Kenntniß der Menſchen zur Kenntniß der Hofleute zurück — er erklärt ihm folgende Grundſätze.

1.

Der Prinz ſoll ſich ſelbſt kennen lernen und wiſſen, daß er ein ſchwacher Menſch wie ein anderer ſey.

2.

Die Stärke eines Fürſten beſtehe darin, Wahrheit zu ſuchen, und Wahrheit ertragen zu können.

3.

Ein Regent muß Tugendhafte und Weiſe zum Umgang wählen.

4.

Nicht Macht und Gewalt machen des Fürſten Größe und die Stärke ſeines Staats, ſondern Macht, Größe und Glück liegen in den Herzen der Unterthanen.

5.

Ein Fürſt muß Achtung gegen ſeine Unterthanen haben, der Freund lehret den Prinzen — den Adel — die Hofleute und den Bauern kennen.

6.

Liefert der Freund dem Prinzen ein Taſchenbuch, worin die vornehmſten Pflichten eines Regenten enthalten ſind, und die Hauptgrundſätze einer guten Regierung.

7.

Stellt der Freund dem Prinzen zum Muſter ſeiner Herzensbildung den großen Kaiſer Marc. Aurel vor, und lehret ihm ſeine Grundſätze kennen.

8.

Gibt er ihm Regeln, wie ſich der Prinz in Rückſicht der Künſten und Wiſſenſchaften zu verhalten.

9.

Liefert der Freund dem fürſtlichen Zöglinge ein Denkblatt zur Geſetzgebung, in welchem er ihm die Grundverhältniſſe der Geſetze kennen lehret.

10.

Hierauf folgen moraliſche geſammelte Fragmente aus den trefflichſten Schriftſtellern, zur Bildung eines Prinzen gehörig, wodurch er richtige Begriffe von Ehre, wahrer Größe, vom Hofe, von den Günſtlingen und ſo andern bekommt, hier werden der vortreffliche Verfaſſer des Beliſars, der Präſident Montesquieu, la Bruyere — und der große Staatsmann Herr von Juſti — in Auszügen angeführt.

Der Prinz und ſein Freund.

Der Freund. Wer ſind Sie, mein Prinz?

Der Prinz. Ein Menſch.

Fr. Was will das ſagen?

Pr. Daß ich ein Geſchöpf bin, wie andere Geſchöpfe, die mir ähnlich ſind.

Fr. Sind alle Menſchen einander gleich?

Pr. Ja, ohne Unterſchied; der reiche und der arme, der ſchöne und der häßliche, der ſchwarze und der weiße — alles, was Menſch iſt.

Fr. Warum das?

Pr. Weil wir alle Kinder eines Gottes ſind, der uns alle gleich liebt und zu gleicher Seligkeit erſchaffen hat.

Fr. Wer hat Sie auf die Welt geſetzt? Wer hat Sie erſchaffen?

Pr. Gott!

Fr. Wer iſt Gott?

Pr. Ein Weſen, das ich nicht begreifen kann, welches aber ſehr gut iſt und große Macht hat. Ein Weſen, das dieſe ſchöne Welt ſchuf, das dieſe ſchönen Bäume, Wieſen und Felder machte, und die Vögel mit bunten Federn ſchmückte und ihrer Kehle den angenehmen Geſang gab. — Das mich erſchaffen hat, und mir auch das Leben erhält.

Fr. Lieben Sie Gott?

Pr. Ja!

Fr. Warum?

Pr. Weil er ſo gut iſt!

Fr. Wiſſen Sie, daß Sie Gott lieben?

Pr. Weil ich eine Regung in meinem Herzen zu ihm fühle, wie zu meinem Vater.

Fr. Wiſſen Sie wohl auch, warum Sie Gott auf die Welt geſetzt hat?

Pr. Ja, um mich glücklich zu machen.

Fr. Haben Sie Gott ſchon geſehen?

Pr. Nein! aber ſeine Güte ſehe ich täglich in der aufgehenden Sonne, im Wurme und in der Blume.

Fr. Wie können Sie auf dieſer Welt wahrhaft glücklich ſeyn?

Pr. Wenn ich Gott wahrhaft liebe.

Fr. Was heißt denn das, Gott wahrhaft lieben?

Pr. Das heißt, ihm folgen und ſeine Gebote halten.

Fr. Welches ſind denn ſeine erſten Gebote?

Pr. Dieſe: Liebe Gott über alles, und deinen Nächſten wie dich ſelbſt.

Fr. Warum hat Gott dieſes geboten?

Pr. Weil von dieſen Geboten die Glückſeligkeit der Welt abhängt.

Fr. Wie das?

Pr. Weil des Menſchen Glück in Gottes- und Nächſtenliebe beſteht; und weil ohne Gottes- und Nächſtenliebe die Welt nicht glücklich ſeyn kann.

Fr. Erklären Sie mir dieſes durch ein Beiſpiel.

Pr. Der Menſch, der Gott nicht liebt, der wird auch ſeinen Nächſten nicht lieben! denn wie wird der ſeinen Nächſten lieben, von dem er nichts Gutes empfangen, wenn er den nicht liebt, von dem er ſo viel Gutes erhalten hat, als von Gott. Wenn alſo der Menſch Gott nicht liebt, ſo liebt er auch ſeinen Nächſten nicht, und lieben ſich die Menſchen nicht einander, ſo thun ſie ſich Böſes und verfolgen und kränken ſich, und machen ſich ſelbſt einander unglücklich; und dieſes will Gott nicht, weil ſein Wille nur iſt, uns glücklich zu machen.

Fr. Worin beſteht alſo des Menſchen Glück, und worin ſein Unglück?

Pr. Des Menſchen Glück beſteht in der Liebe, und der Menſchheit Unglück in Nichtliebe.

Fr. Erklären Sie mir das.

Pr. Wenn ich meinen Nächſten liebe, ſo thue ich ihm das, was ich wünſche, daß er mir thun möchte; iſt er arm, ſo ſuche ich ihn zu unterſtützen; iſt er hungrig, ſo gib ich ihm Speiſen; iſt er nackt, ſo kleide ich ihn; iſt er durſtig, ſo gib ich ihm zu trinken; iſt er krank, ſo ſuch ich ihn zu heilen. Wenn nun alle Menſchen ſo gegeneinander denken, ſo wird es kein Elend in der Welt geben, denken aber die Menſchen nicht ſo, ſo kommt das Elend in die Welt und das Unglück.

Fr. Liegt alſo Elend und Unglück nicht in der Natur?

Pr. Nein, es liegt im Menſchen, der die Befehle der Gottheit, die Liebe ſind, nicht befolgt.

Fr. Was iſt das Gute? Was das Böſe?

Pr. Das Gute iſt das, was zur Liebe führt, und das Böſe, was uns von der Liebe entfernt.

Fr. Kann der Menſch wiſſen, was gut und böſe iſt?

Pr. Ja! die Gottheit hat es ihm ins Herz geſchrieben.

Fr. Wie heißt dieſe Schrift?

Pr. Thue andern, was du willſt daß man dir thue, und unterlaſſe gegen andere das, was du wünſcheſt, daß ſie gegen dich unterlaſſen ſollen.

Fr. Was iſt der Menſchen Beſtimmung?

Pr. Seligkeit.

Fr. In was beſteht dieſe Seligkeit?

Pr. In beſtändiger Fortſchreitung zu höherer Vollkommenheit.

Fr. Was will das ſagen?

Pr. Das will ſagen, daß wir immer mehr im Guten, das iſt: in der Liebe zunehmen, und alſo Gott ähnlicher werden, der ganz die reinſte, vollkommenſte Liebe iſt.

Fr. Fürchten Sie Gott, mein Prinz?

Pr. Warum ſollt' ich ihn fürchten, indem er Güte und Liebe iſt? — Nur ihn zu beleidigen fürchte ich: nur der, der ihn nicht erkennet, zittert vor ihm; der, der ihn kennt, der liebt ihn.

Fr. Wenn Sie aber Böſes thun, ſo haben Sie Urſache, vor ihm zu zittern?

Pr. Nur der Sklave zittert, weil er die Strafe fürchtet; der ungehorſame Sohn geht mit Vertrauen in die Arme ſeines Vaters, und ſucht durch Beſſerung ſeine Vergebung.

Fr. Straft Gott das Böſe und belohnt das Gute?

Pr. Da Gott die Menſchen unendlich liebt, und ſie alle glücklich zu machen zu ſeinem Endzwecke hat, und daher Liebe ſein Gebot iſt, und die Liebe den Menſchen Gott ähnlicher macht, ſo iſt nothwendig die Fortſchreitung zu höherer Vollkommenheit der höchſte Lohn des Geſchöpfes. Böſes thun heißt, ſich von der Gottheit entfernen, heißt unvollkommener werden, alſo folgt die Strafe dem Verbrechen ſchon auf dem Fuße nach.

Fr. Was iſt des Menſchen Beſtimmung, mein Prinz?

Pr. Daß er Gott erkenne und ihn liebe, und alſo glücklich werde.

Fr. Sind denn alle Menſchen auf dieſer Welt glücklich?

Pr. Leider nicht! alle ſind zum Glücke beſtimmt, aber ſehr wenige ſind glücklich.

Fr. Woher kommt das?

Pr. Weil die Menſchen ihr wahres Glück nicht kennen.

Fr. Gibt es alſo mehrerlei Arten von Glücke?

Pr. Ja, wahres und falſches Glück.

Fr. Welches iſt das wahre Glück?

Pr. Daß wir in der Ruhe unſre Seele finden, wenn wir Gott anhangen und ſeine Gebote erfüllen.

Fr. Und das falſche?

Pr. Iſt das Vergnügen, das wir in einem unrichtigen Kitzel unſerer Sinnlichkeit aufſuchen, und wodurch wir den Geboten des Herrn entgegen handeln.

Fr. Wie theilt ſich das Glück noch ferner ein?

Pr. In körperliches und Seelenglück.

Fr. Was iſt das körperliche Glück?

Pr. Schönheit, Reichthum, Anſehen, Macht, Geſundheit — mit einem Wort: alles dasjenige, was uns in Rückſicht des Körpers in einen angenehmen Zuſtand ſetzt.

Fr. Was iſt Seelenglück?

Pr. Einzig die Tugend und ihr Bewußtſeyn.

Fr. Was iſt die Tugend?

Pr. Eine Fertigkeit, nach den Geboten des Herrn zu handeln.

Fr. Was iſt das Laſter?

Pr. Eine Fertigkeit, dieſen Geboten entgegen zu handeln.

Fr. Was iſt Sünde?

Pr. Den Geboten des Herrn entgegen handeln.

Fr. Wie unterſcheidet ſich die Sünde von dem Laſter?

Pr. Daß das Laſter mehrere Handlungen gegen die Gebote des Herrn, und eine Fertigkeit, denſelben entgegen zu handeln, vorausſetzt.

Fr. Was iſt ein gutes Werk oder eine gute That?

Pr. Eine Handlung, wodurch ich das Gebot des Herrn erfülle.

Fr. Wie unterſcheidet ſich ein gutes Werk von der Tugend?

Pr. Daß die Tugend eine Reihe von guten Werken, und eine Fertigkeit, Gutes zu thun, vorausſetzt.

Fr. Gibt es mehrerlei Arten von Tugenden?

Pr. Ja! Sie theilen ſich ein in natürliche, philoſophiſche, und die Tugend der Religion.

Fr. Welches iſt die natürliche?

Pr. Wenn ich meiner Natur nach eine Anlage zu guten Handlungen beſitze, und dieſer Anlage gemäß die Gebote des Herrn erfülle.

Fr. Welches iſt die philopbiſche?

Pr. Wenn ich aus Ueberzeugung, daß die Welt nur durch Tugend glücklich iſt, mir die Fertigkeit im Guten eigen mache.

Fr. Welches iſt die Tugend der Religion?

Pr. Wenn ich darum die Gebote des Herrn erfülle, weil es ſein Wille iſt, ſeine heilige Abſicht, wegen ihm, nur um mich ihm ähnlicher zu machen, um die Beſtimmung meines Daſeyns ganz zu erfüllen.

Fr. Was iſt der Menſch, mein Prinz?

Pr. Er iſt an der Kette der Erdorganiſation das erſte Glied, und das letzte an der Kette der Geiſterwelt.

Fr. Gibt es alſo noch mehrere Welten?

Pr. Unendlich viele. Alle dieſe ſchönen Sterne, die über uns glänzen, und die ſo majeſtätiſch am Himmel hangen, ſind Welten.

Fr. Was verſtehen Sie denn durch die Geiſterwelt?

Pr. Ich verſtehe darunter die Geſchöpfe einer höhern Stufenfolge, die immer der Gottheit ähnlicher ſind.

Fr. Geht der Menſch wohl je zur Geiſterwelt über?

Pr. Ja, dies iſt ſeine Beſtimmung.

Fr. Wie geſchieht dieſes?

Pr. Durch den Tod. Denn wie der Menſch durch die Geburt mit Annahme eines Körpers zum Menſchen wird, ſo geht er durch Ablegung dieſes Körpers zur Geiſterwelt über.

Fr. Des Menſchen Leben hört alſo durch den Tod nicht auf?

Pr. Nein, denn des Menſchen Seele iſt nach dem Bilde Gottes, das will ſagen: ihm ähnlich, unſterblich.

Fr. Haben Sie weitere Beweiſe für dieſen Satz?

Pr. Ja, die Güte der Gottheit, die uns in der Natur ſchon den Wink gab, daß alles zu höherer Vollkommenheit immer fortſchreitet. Des Menſchen Beruf iſt unendliche Seligkeit, ein endliches Weſen würde dieſe Seligkeit nicht erreichen. Wir fühlen, daß unendliche Geiſteskraft in uns verborgen liegt, und fühlen die Stärke der Tugend, die uns erhebt; — und wir ſollen aufhören zu ſeyn?

Fr. Haben Sie noch weitere Beweiſe der Unſterblichkeit?

Pr. Ja, die Natur, die Analogie — Sinnbilder der Ewigkeit — das Aufleben des Sommervogels, den Saamen, der in der Erde ſich zur Blume entwickelt.

Fr. Was führt den Menſchen zur Weisheit und zu ſeinem Glück?

Pr. Die Kenntniß ſeiner Selbſt.

Fr. Wo gelangt der Menſch zu dieſer Kenntniß?

Pr. Durch die Aufmerkſamkeit auf ſein Herz, das ſich nicht durch Selbſtliebe verleiten läßt.

Fr. Haben Sie hierüber Beobachtungen angeſtellt?

Pr. Ja, mein Freund, ich hab beobachtet und aufgezeichnet, hier ſind meine Bemerkungen — verglichen mit den Grundſätzen der Alten.

Eitelkeit.

1.

Niemand ſieht ſich ſelbſt für das an, wofür ihn andere nehmen; aber nur der Stolz, nicht unſere Demuth ſtellt uns unſer Ich in einem falſchen Lichte dar.

2. Jeder Menſch hält ſich ganz natürlich für beſſer als er iſt; — ja die Eigenliebe bringt es bei uns ſogar dahin, daß wir uns von dem, was wir wirklich ſind und ſcheinen, gerade das Gegentheil zu ſeyn glauben.

Beiſpiel.

So werden alle, die Klimenen kennen, ſogleich mit ihrem Namen den Begriff eines eitlen und intrikanten Weibes verbinden, aber Klimene glaubt nichts weniger als das. Sie hält ſich für demüthig, für die beſcheidenſte Perſon, die ſich von der Welt entfernt, und ſich in gar nichts einmiſcht. Wer irrt ſich nun an ihr oder an dem Publikum? Vielleicht hat man es auf beiden Seiten übertrieben; aber ich glaube eher, daß Klimene von ſich zu gut ſpricht.

3. Die Prahlereien unſerer Eitelkeit ſind in Rückſicht unſer immer größer, als die der Bosheit des Publikums.

Man nennet Kriton nicht überläſtig, weil man ihm nicht gut will; ſondern weil Kriton wirklich durch ſeine Zudringlichkeiten, ſein albernes Geſchwätze, durch ſein unſchickliches Betragen jedermann beſchwerlich fällt; und nur aus Mangel an Selbſtkenntniß glaubt ſich Kriton überall willkommen, wo man ihn flieht; glaubt, man lobe ihn, wenn man ſeiner ſpottet. Er iſt ſchon einmal von Jugend gewohnt, zu ſich ſelbſt zu ſagen: Ei, ich bin doch ein wichtiger Mann! Sein Ohr von den Lobſprüchen wiederhallend, die er ſich gefällig ſelbſt zulegt, iſt gewohnt, nichts anders mehr zu hören als Schmeicheleien.

4. Die Wahrheit bringt es nicht ſo weit, daß wir ſie hören, wenn ſie was Böſes von uns ſagt; aber gerne leihen wir der Eitelkeit unſer Ohr, um was Gutes von uns ſelbſt zu hören.

5. Nichts beleidigt mehr, als wenn man einen Menſchen ſich ſelbſt loben hört, und es gibt nicht leicht Jemanden, der nicht in dieſen Fehler verfällt. Jedermann will ſich in Geſellſchaften von Seiten ſeiner Rechtſchaffenheit, ſeiner Aufführung ſeiner Freunde oder anderer Vorzüge ein Anſehen geben, und man thut dieſes mit Beſcheidenheit, wenn nicht einer ganz zum Prahler ausſchweift; aber man darf einem Manne, wenn er auch der beſcheidenſte Menſch zu ſeyn ſcheint, nur widerſprechen, wenn man ſeine Schwäche aufdecken, und in ihm den eitlen, übertriebenen Prahler ſehen will.

6. Wir glauben uns berechtigt, uns ſelbſt zu loben, wenn uns andere verachten.

7. Wenn ein Menſch im Stillen ſich ſelbſt Lobſprüche beilegt, ſo thut er es gewiß ſo viel er kann; um ſo viel fremder und beleidigender fällt ihm dann der Tadel von andern auf.

Beiſpiel.

Cleobul wird nicht fertig, ſich ſelbſt zu loben, vom Morgen bis an Abend; vielleicht würde er einſt ein Stündchen Muſe finden, wo er nicht mit ſeinem Eigenlobe beſchäftiget wäre, wenn wer anderer die Gefälligkeit für ihn hätte, ihn zu loben.

8. Man wird keine Gelegenheit vorbeigehen, von ſich ſelbſt immer ſo viel Gutes zu rühmen, als man gewiß iſt, daß uns andere dieſer Sorge überheben.

9. Die Beſcheidenheit iſt im Grunde nichts anders, als die ſchmeichelhafte Zuverſicht, wodurch man ſich auf die Lobſprüche anderer ſtützt.

Beiſpiel.

Man lobte an einem gewiſſen Feldherrn, daß er nie in Gegenwart derjenigen von ſeinen Siegen ſprach, die Zeugen davon waren; verdiente er nicht mehr Lob, wenn er auch mit denen nicht von ſeinen Thaten ſpräche, denen ſie nicht bekannt ſind?

Der Marſchall D** ging nach jedem Feldzuge zu den Karthäuſern, um ihnen ſeine Bravouren zu erzählen.

10. So beſcheiden auch immer ein Menſch iſt, ſo hat er doch gerne einen Freund an der Seite, bei dem er ſich über den unerträglichen Zwang ſchadlos halten kann, nicht von ſich ſelbſt reden zu dürfen. Bei den Großen kömmt ſo ein Freund durch dieſe Gefälligkeit nicht zu Gnaden, denn Reiche und Betitelte tröſten ſich hinlänglich über dieſen Zwang, da ſie des Tags zwei und drei Stunden lang oft die Schmeicheleien ihrer Untergebenen hören.

11. So wie ſich alle Menſchen in Rückſicht der guten Meinung, die jeder von ſich ſelbſten hegt, einander gleichen, ſo ſind ſie auch in Rückſicht der Begierde, von ſich ſelbſt zu reden, einander ähnlich, und nur die Art, mit welcher man es thut, unterſcheidet die Menſchen.

So lobt ſich Cleobul gleich zu Anfang der Geſellſchaft, und Narziß erſt, wenn man auseinander geht.

12. Ein geduldiger Zuhörer iſt dem Eitlen ein Schatz, und gewiß iſt uns aus allen unſeren Freunden der der angenehmſte, der das Talent beſitzt, von ſich zu ſchweigen, und uns immer, von uns ſelbſt zu ſprechen, Gelegenheit gibt. Dieſes Talent verbindet uns ihm mehr als ſeine Wohlthaten.

13. Man erröthet zuweilen über Freundſchafts-Dienſte, die zu unſern Umſtänden aufhelfen, aber man erröthet nicht über jene, die unſre Eitelkeit befördern.

14. Nichts iſt mir unbegreiflicher, als wenn ich Leute ſehe, von denen ich weiß, daß ſie ſich durch Dinge ein Anſehen geben wollen, die offenbar falſch ſind.

Die ganze Stadt weiß es, daß Lindors Großvater ein Gewürzkrämer war; aber er hat ſich einmal den Adel in Kopf geſetzt, und ſpricht nun von nichts als den wichtigen Dienſten, die ſeine Ahnen dem Staate geleiſtet haben. In ſeinem Speiſeſaale hängt das Portrait eines ehemaligen Kanzlers von Sueden und des Pabſten**, und er gibt ſie beide für Zweige ſeiner Familie aus. Der ganze Saal würde nicht hinreichen, die Portraits all der Hofleute zu faſſen, die er für ſeine Verwandten ausgibt.

B°° iſt ein ſo ſchlechter Redner, daß niemal noch hundert Zuhörer um ſeine Kanzel ſtunden, die er erbettelt hat; aber doch ſpricht B°° immer von der zahlloſen Menge ſeiner Zuhörer. Will man vielleicht durch dergleichen Prahlereien die Leute dahin bringen, daß ſie einen nicht für den halten, der er wirklich iſt? Nein! man ſchämt ſich, für den angeſehen zu werden, der man iſt, und will alſo die Schande vermindern, allzu bekannt zu ſeyn: denn wenn ein Menſch an einem Orte noch unbekannt iſt, ſo wird er ſich für alles andere eher ausgeben, als was er wirklich iſt; vergebens erwartet man, daß er ſich jemals wird zu erkennen geben.

Ich traf einmal auf dem Lande einen Menſchen an, der, weil er glaubte, es kenne ihn niemand, ſich dreiſt für einen Verwandten des Grafen und Miniſters N. ausgab, und ſogar öfters Briefe von ihm aufwieß. Nach der Hand erfuhr ich, daß er ein Domeſtike des nämlichen Grafen ſey, deſſen Verwandtſchaft er ſich rühmte, und daß er alle die Briefe ſelbſt geſchrieben, die er von ihm erhalten zu haben vorgab.

Wie viele Leute wollen ſich nicht dadurch ein Anſehen geben, daß ſie bei ihren Bekannten und andern Neuigkeiten anbringen, die man ihnen von Hofe geſchrieben haben ſoll; man weißt den Brief von einem Küchen-Offizianten auf, ſagt: dieſer Brief iſt von guter Hand, und von einer Perſon, die die nächſte am Fürſten iſt.

Die Eitelkeit beſteht nicht ohne Verſtellung und Lüge; niemand iſt minder aufrichtig, als der Eitle. Der letzte Schreiber, der in den Dienſten eines Pächters ſteht, gibt ſich für einen Verwandten deßjenigen aus, der ihn untergebracht hat; hie und da gibt es auch Religioſen, die gern zu verſtehen geben, daß ſie einmal in der Welt große Herrn geweſen ſind.

Man ſollte denken, daß der Kunſtgriff, ſich durch eitle Prahlereien ein Gewicht zu geben, das unſicherſte Mittel ſey, ſich in Anſehen zu ſetzen; daß vielmehr ein ſtilles und beſcheidenes Betragen mehr Aufmerkſamkeit und Hochachtung verſchaffen ſoll; indeſſen lehrt uns doch die Erfahrung das Widerſpiel, und ich ſelbſt habe in meinem Leben ſchon viele

Perſonen gekannt, von denen man nichts Gutes ſprach, als was ſie ſelbſt von ſich geſagt hatten.

Wenn ein Menſch dreiſt unter die Leute tritt und ſagt: dieſe Verdienſte habe ich; von dieſem Stande bin ich, ſo glauben ihm Tauſende auf ſein Wort, bis nur Hundert daran zweifeln.

Ich kannte einen Advokaten, der in der ganzen Gegend für den gründlichſten Juriſten galt, weil er in jedem Orte und bei jeder Gelegenheit zehnmal in einem Athem verſicherte, daß in ganz Deutſchland kein Advokat ſey, der ſein Jus ſo gut verſtünde, wie er.

Manche Menſchen ſind unausſtehliche Prahler. Sie ſprechen nur immer von ihrem Stande, ihrem Genie, ihren Talenten und Tugenden, und gewiß haben ſie gerade dieſe Eigenſchaften am wenigſten, derer ſie ſich unaufhörlich rühmen, und durch die ſie ſich wollen geltend machen.

Der Menſch findet in der Eitelkeit eine gewiſſe Art von Schadloshaltung für Unglück oder ſeine Fehler, und will ſeine ſchwache oder böſe Seite durch den Anſtrich von Gutem, den er ſich zu geben bemüht, verhüllen. Criton hatte in ſeinem Leben nie eine Anlage zur Dichtkunſt; ſein Geiſt, ſtumpf und träge, war immer unfähig, auch die auffallendſten Schönheiten eines Dichters zu fühlen; aber Criton, der ein Univerſal-Genie ſeyn wollte, wurde einſt in einer Geſellſchaft, wo man ihm dieſes Talent gänzlich abſprach, aufgefodert, und von dieſer Stunde an reimt Criton Tag und Nacht; plagt Freunde und Feinde mit ſeinen Verſen; ſelbſt Vorübergehende auf den Straßen ſind nicht ſicher vor ihm; er rezitirt Stellen aus dem Horaz und Homer, die er beide nicht verſteht.

Neran iſt ein armſeliger Redner, und doch hat er die erſte Kanzel erſchlichen.

Nannchen iſt nun eine fünfzigjährige Jungfer, um die nie einer freite, und doch ſpricht ſie immer von den vortheilhaften Heirathen, die ſie ſpröde ausgeſchlagen hat, und wenn man dem Abt — — glauben will, ſo iſt nie eine Präbende vergeben worden, die man nicht ihm vorerſt angetragen hat.

Es iſt Blindheit am Seelenauge, ſich durch Vorzüge, die man nicht hat, einen Werth geben zu wollen; aber noch thörichter iſt es, mit Eigenſchaften zu prahlen, die man nicht haben ſollte.

Damon iſt Soldat; er hat Muth, und mit Ehren gedient, aber er hat auch einige tauſend Gulden verwendet, um Muſik zu lernen; und Fremor verließ lieber ſeine reiche Pfarre, als daß er ſeine lange Bocksperrücke abgelegt hätte. So hat der Eitle immer eine bloße Seite, wo er das Lächerliche ſeiner Eitelkeit verräth.

Ziererei (Affectation.)

Ein großer Mann ſagte einſt: jeder Menſch iſt ein wenig Gleißner, und er ſagte dieß wirklich nicht mit Ungrund, wenn der ein Gleißner heißt, der was anders ſcheint, als er iſt; kein Menſch zeigt ſich jemals in ſeinem eigentlichen Weſen, immer ſucht man etwas von ſeinem Ich zu verbergen, und eben ſowohl will man etwas an ſich finden laſſen, das man nicht hat. Die Welt nennt dieſe Art von Gleißnerei Klugheit und Anſtand, wenn ſie nur dazu dient, um ſich in einen guten Ruf zu ſetzen, oder ſein Glück zu machen.

Kein Menſch hat ſoviel, ſo hohe Tugend, daß man ihm gar keine Affectation vorwerfen könnte.

Man tadelt ſo oft die Außenſeite eines Menſchen, und doch wird man meiſtentheils davon hingeriſſen.

Man kann nicht ſicher ſchließen, wer mehr Tugend hat, der, der ſie zu haben ſcheint, oder der, der nicht mit ihrem Glanze prahlt.

Die Affectation bleibt immer eine Gleißnerei: aber ſie erhält dann den höchſten Grad der Verfeinerung, wenn ſie auch ſogar den geringſten Anſchein von Affectation verliert.

Einſt war in einer Geſellſchaft die Rede von den wenigen Frauen von Welt, denen man keine Galanterie vorwerfen kann. Frau von ***, die auch von der Geſellſchaft war, betheuerte immer, daß ſie Gott Dank geſagt, nicht einmal wiſſe, was das ſey. Jemand aus der Verſammlung, mit dem ich hinausging, ſagte zu mir: Herr! nach dem zu ſchließen, wie dieſe Frau eben ſprach, ſchwöre ich auf Leib und Seele, daß ſie eine Kokette iſt. Wirklich hatte ſie auch ihre zweite Heirath bloß dem Rufe zu danken, den ihr ihre vorgebliche Keuſchheit verſchaffte.

Es iſt viel ſicherer, um ſich bei der Welt in den Ruf eines Tugendhaften zu ſetzen, daß man die Tugend affectirt, als wenn man wirklich tugendhaft iſt, und es nicht ſcheint.

Jedermann wird ſagen, man ſoll Leuten nicht trauen, die rechtſchaffen zu ſeyn ſcheinen; das iſt die allgemeine Sprache; aber wenn es auf Thatſache ankömmt, ſo traut man doch jenen mehr als andern.

Die Affectation ſcheint, um uns des Zutrauens anderer gegen uns zu verſichern, ſo nothwendig, daß wir ſelbſt allererſt von jenen Verſtellung fodern, denen wir uns anvertrauen. Fodern wir nicht die heiligſten Verſicherungen ihrer Treue? ſagen wir nicht immer: Verſichere mich davon! Verſprich es mir! Schwöre es mir! Und was ſind dieſe Verſicherungen, dieſe Verſprechen, dieſe Schwüre im Grunde anders, als Schein von Treue?

Kein Menſch iſt im Stande, immer das Gegentheil von dem zu ſcheinen, was man wirklich iſt: Jahrelange Uebung und die feinſte Verſtellungskunſt iſt oft nicht im Stande, Blößen zu decken, die zu Zeiten und in gewiſſen Lagen des Menſchen aller Augen offen ſtehen. Es gibt ſehr wenig Menſchen, bei denen ſich nicht der natürliche Charakter verräth, und deren Schwächen nicht dann und wann aus der Hülle einer angenommenen Scheintugend hervorblinken, ſo behutſam und hinterhaltend ſie auch in ihrem ganzen Betragen ſeyn mögen: aber eben ſo gewiß wird jeder Menſch durch eine angenommene Tugend das Laſter erſetzen wollen, das er nicht immer Kunſt genug hat, zu verbergen.

Es gibt wirklich Leute, die Schwärmer und Thoren genug ſind, daß ſie zu Zeiten fehlerhafter ſcheinen wollen als ſie ſind:

aber nicht leicht wird ein ſolcher wollen, daß man ihn auch für den Sünder anſehe, der er ſcheinen will — es iſt Heuchelei einer beſondern Demuth, die man ſehr gewöhnlich in den erbaulichen Legenden der Heiligen findet.

Es gibt Tugenden und Laſter, die beſtändig alle Welt heuchelt. Dahin gehören Muth, Geradheit, Freigebigkeit und Galanterie. Jeder Menſch thut groß mit ſeinem Muthe, der filzigſte Harpax will nicht, daß man ihn für einen Geizhals halte, und das edelſte Wichtchen, das kaum bei einer Grasnymphe ſein Glück machen kann, will nicht für einen verunglückten Liebhaber gelten.

Allbekannt zieht man die Gasconier auf, als Leute, die ſich ſehr viel auf ihre Einbildung zu Gute thun; aber man findet Gasconier unter jedem Himmelsſtriche, in jedem Lande. Das Klima macht den Gasconier nicht, ſondern der Begriff von Tugend und Laſter. Man braucht mehr nicht, um ein Gasconier zu ſeyn, als zur Armee zu gehen, oder eine Liebſchaft zu haben. Ja, man darf ſich nur etwas in Kopf ſetzen, und jeder iſt Gasconier in ſeiner Art.

Einige geſtehen treuherzig, daß ſie dieſe oder jene Tugend nicht haben, damit man deſto ſicherer glauben ſoll, daß ihnen dieſe Tugend eigen ſey, die ſie an ſich wollen ſchimmern laſſen: und dieſe übertrifft immer an Größe alle andern, die ſie nicht zu haben geſtehen. So läßt man ſich gern einen kleinen Fehler zu Schulden kommen, um ſich eine größere Tugend zuzueignen; man ſtreitet ſich ſogar noch über jene Tugend, auf die man nicht verſeſſen zu ſeyn eingeſtand.

Wenn das Beſtreben, etwas anders zu ſcheinen, als man iſt, zu etwas dient, ſo ſieht man doch einen Grund davon; aber es gibt tauſend für einen, die alles heucheln, ohne im geringſten zu wiſſen, warum ſie es thun.

Es ſcheint ſehr natürlich, daß man affektirt, um andere durch den angenommenen Schein zu hintergehen: aber das iſt ſonderbar, daß man ſogar ſich ſelbſt durch Affectation zu täuſchen ſucht. Ein Menſch zum Beiſpiel, der ſeine niedrige Denkungsart kennt, glaubt wirklich, daß er ſich in ſeinem

Herzen weniger darüber ſchämen darf, wenn er öffentlich ſagt, daß er edel und großmüthig ſey. Er würde doch beſſer thun, wenn er ſich ſeinen Charakter zu veredlen beſtrebte, als daß er ihn zu verſtellen ſucht.

Man könnte eben ſo wohl, wie man von großen Lügnern ſagt, daß ſie vor lauter Lügen endlich nicht mehr lügen, von Leuten ſagen, die immer anders ſcheinen wollen als ſie ſind, daß ſie ſich zuletzt ſelbſt für das halten, was ſie ſind.

Neckerei.

Es iſt unſtreitig wahr, daß es weit mehr Leute gibt, die Talent zu necken haben, als Leute, die das Talent haben, Scherz zu verſtehen; ſo iſt auch der Schluß ſicher, daß es immer einige Spötter in der Welt gibt, die den Scherz zu weit treiben.

Ich habe noch keinen Menſchen gefunden, der in gleichem Grade das Talent, zu ſcherzen und Scherz zu verſtehen, gehabt hätte; man ſieht vielmehr täglich das Gegentheil davon, man ſieht Leute, von deren Lippen der feinſte Spott ſtrömt, die aber die elendeſte Figur machen, wenn ſich anderer Witz an ihnen reibt.

Der Spötter dankt weniger ſeinem Geiſte die Freiheit, über andere zu ſcherzen, als ſeinem Stande, der ihn über andere erhebt, und der Weisheit ſeiner Zuhörer.

Das iſt ein unvernünftiger unbilliger Spötter, der über alles ſpotten zu dürfen glaubt: aber jene ſind es noch mehr, die aufgebracht werden, wenn man ſie neckt, weil ſie ein Vorrecht zu haben glauben, daß niemand mit ihnen ſcherzen darf.

Ein jeder, der eine Thorheit begeht, iſt auf Ehre ſchuldig, daß er Scherz annimmt.

Nur Ton und Materie entſchuldigen den Spott; aber niemand kann mir ſagen: in dieſem Tone darf man ſcherzen; und noch weniger iſt man wegen der Materie einig, über die man frei ſcherzen darf.

Heut hört einer vielleicht gern über etwas witzeln, das ihn morgen böſe macht. Bevor man mit ſeinen Neckereien ausrückt, ſoll man vernünftigerweiſe den Humor beobachten, den jene gerade zu der Zeit haben, wenn man ſpaſſen will.

Es iſt eine alltägliche Beobachtung, die ich in den meiſten Geſellſchaften gemacht habe, daß die, die reden, zu wenig ernſthaft, und die zuhören, ſind es zu viel. Es iſt beinahe keine Verſammlung, wo es keinen Scherz gibt, aber gewiß wird ſich in jeder ein Empfindlicher finden, der den Scherz in Ernſt aufnimmt.

Es gibt Gegenſtände, worüber man allgemein einſtimmig iſt, daß man nicht darüber ſcherzen darf.

Es iſt falſch, wenn man glaubt, daß es auch Gegenſtände gäbe, über welche ſpotten zu dürfen, jedermann verſtanden iſt. In aller Augen fällt eine große, mit vielen Auswüchſen verunſtaltete Naſe auf, und alles glaubt darüber frei ſcherzen zu dürfen: aber Perſon, Zeit und Umſtände machen ſo einen Scherz oft ſehr gefährlich.

Es gibt Dinge, über welche die Menſchen, was ſie auch immer für eine Miene dazu machen, niemals Spaß verſtehen werden. Darunter gehören Geburt, Verſtand, Ruf und Galanterie.

Das iſt ein eitler Vorwand, der den Spötter gar nicht rechtfertigt, wenn er ſagt: ein Mann verſteht Spaß; wenn der Scherz von Folgen iſt. So kannte ich welche, die man frei über die Schurkenſtreiche aufziehen darf, die ſie in ihren Aemtern begehen; ſie werden niemals ungehalten darüber. Aber ich denke, wer ſich ungeahndet im Scherze einen Schurken nennen läßt, iſt noch ein größerer Narr, als der, der ihn necket.

Es iſt ein Unterſchied, zwiſchen Scherz verſtehen und Scherz annehmen. Der Weiſe duldet den Spott, und verzeiht ihn großmüthig, ſo beißend er auch ſeyn mag, weil ſeine Denkungsart zu erhaben iſt, die Schwachheit eines kleingeiſtigen Menſchen zu beſtrafen; weil ſein Charakter ſanfte Güte, nicht Rachgier iſt, aber deswegen kann man doch nicht ſagen, daß er ſich darauf verſteht. Was man gewöhnlich Spaß verſtehen nennt, heißt, ſelbſt dazu helfen, und den ſpottenden Witzling durch ſeinen Beifall anfriſchen, und das thut der Weiſe nicht. In dieſem Verſtande genommen, kann man wohl ſagen, daß niemand weniger Spaß verſteht, als der, der ihn duldet und verzeiht, denn gerade das iſt das ſicherſte Mittel, den Spötter zu beſchämen und ihn zu entwaffnen.

Necken iſt ein Vorzugsrecht, das alle Große unausſchließlich mit ihrem Range und ihrer Macht verbunden zu ſeyn glauben. Sie glauben, es gehöre auch unter die Dienſte, die ſie von ihren Untergebenen, die ſie in Sold genommen haben, zu fodern berechtigt ſind, daß ſie ſich nach Gefallen über ſie luſtig machen können. Daß meiſtentheils die Diener ihren Herrn zum Gegenſtande kränkender Witzeleien und des beißendſten Spottes dienen müſſen, iſt ein trauriger Dienſt, der niemals bezahlt wird, und doch aus allen andern der beſchwerlichſte iſt. Welch ein Herr neckt nicht ſeinen Diener, und das iſt doch das beſchwerlichſte der Knechtſchaft, daß ein Menſch, nebſt dem, daß das traurige Loos zu dienen ihn drückt, auch die Neckereien ſeines Herrn dulden muß, ohne wieder hinausgeben zu dürfen.

Es gibt eine gewiſſe Gattung Menſchen, die man in großen Häuſern gerne ſieht, und die da ſogar erwartet werden. Sie eſſen an den Tafeln der Großen, ſind ihre Geſellſchafter und Theilnehmer aller ihrer Vergnügen; aber ſie ſind es nur darum, weil jeder die Bolze ſeines Witzes nach ihnen abſchießt. Allein der, den nur die Narrenkappe bei den Großen einführt, wird ſie niemals lieben, ſo wenig als er von ihnen geliebt wird.

Ein Fürſt ſoll ſichs zum vorzüglichen Augenmerk machen, niemanden zu necken, denn er kann es nicht leicht, ohne den Gegenſtand ſeines Witzes empfindlichſt zu beleidigen. Eine Witzelei aus dem Munde eines Unbedeutenden wird verziehen; aus dem Munde eines Höhern iſt ſie kränkend, und tödtend iſt der Spott, der von des Fürſten Lippen fließt. Wenn je ein König geweſen wäre, der niemals Scherz getrieben hätte, ſo würde ich ihn ſchon bloß darum, weil er ſo viel Geiſtesſtärke und Herzensgüte hatte, keinen ſeiner Mitmenſchen zu necken, den Großen nennen.

Es gibt Menſchen, in deren Augen der Scherz keinen Beifall zu verdienen ſcheint, wenn er nicht beißend iſt, und ſind ſtolz auf ihre luſtigen Einfälle, die im Grunde nichts anders ſind, als kränkende Injurien. Ein Spötter, der ſeinem Nebenmenſchen mit einem Bon-mot Ehre und guten Namen raubt, verdient doch wohl nicht mehr Beifall als der, der ihn mit einem Piſtolenſchuß zu Boden ſtreckt. Ich weiß nicht, warum denn eben diejenigen, die vor einem Menſchen zurückſchaudern würden, der ihnen als ein geſchickter Mörder bekannt iſt, einem Dichter Beifall geben, in deſſen giftigen Jamben meuchelmörderiſche Worte ſind, und ſich mit tödtenden Reimen endigen.

Wie feiner der Scherz iſt, deſto beißender iſt er; die gröbſten Unbilden können einen Menſchen nicht ſchwerer beleidigen als feiner Spott.

Es ſcheint, die Gerechtigkeit, die da iſt, um Unbilden zu beſtrafen, halte ſich nur an trockne Worte. Die Geſetze ſtrafen jenen, der einen andern einen Schurken heißt; ſie erſtrecken ſich aber nicht auch über jenen, der das nämliche mit einer ſubtilern Phraſe ſagt.

Ich finde keinen Unterſchied zwiſchen einem Höckerweib und einer Dame, die gerne läſtert und ſpottet, als daß dieſe beſſer zu reden weiß: übrigens denkt eine ſo pöbelhaft als die andere.

Es iſt eine alltägliche Beobachtung, die ich in den anſehlichſten Geſellſchaften gemacht habe. Wenn auch Leute beiſammen ſind, die außerordentlich viel Geiſt und gute Lebensart haben, ſo laufen ſie immer Gefahr, ſobald ſie einander zu necken anfangen, im Karrenſchiebertone zu enden, und nichts beweiſet ſicherer, daß ſie ſchon anfangs mit dieſen gleich dachten, als wenn man ſie zuletzt ihre Sprache führen hört.

Es gibt Leute, die fertig hinauszugeben wiſſen und mit ſehr viel Witz antworten, ohne ſich darauf vorbereitet zu haben, wenn nun dergleichen Gegenſticheleien beleidigend ſind, ſo verdienen ſie nur darum Nachſicht, weil man vermuthet, daß ſie ohne Vorbedacht in der erſten Hitze entwiſcht ſind; wenn ſie aber gar noch mit einem gewiſſen Selbſtvergnügen, mit beifalllächelndem Stolze wiederholt werden, ſo ſind ſie auch des beſcheidenſten Mannes Ahndung würdig.

Derjenige, der ſich auf den Fall, wenn er aufgezogen würde, mit einer witzigen Gegenantwort bereit hält, hat unſtreitig mehr Geiſt, als der, der ſeinen Scherz mühſam ausgebrütet hat.

Die meiſten Gegenantworten kommen zu ſpät, aber jedermann bildet ſich ein, und will, daß es auch andere glauben ſollen, daß ſie zu rechter Zeit gekommen ſeyen. Daher jenes eitle, lächerliche Selbſtvergnügen, mit welchem viele ihre gehabten Händel erzählen, um witzige Einfälle anbringen zu können, die ſie dort nicht hatten, als ihr Witz von einem andern in der Klemme war.

Die Geduld, mit der man anderer Neckereien aufnimmt, iſt oft nur die unmittelbare Folge der Ueberraſchung und des Mangels an Lebhaftigkeit. Ich glaube nicht, daß es auch nur zween Menſchen auf der Welt gäbe, die ſich ihrer ſelbſt ſo mächtig ſind, daß ſie ihrem Witze in einem Wortzwiſte nicht freien Zügel laſſen ſollten.

Alle, die ſich damit groß machen, mit einer Gegenantwort beſcheiden zurückgeblieben zu ſeyn, ſind gewiß zu ſpät auf eine verfallen.

Oft ſetzt ein Menſch ſein Herz durch eben das herab, womit er ſeinen Kopf geltend machte. Man lacht mit dem Spötter, aber man liebt ihn nie, und über lang oder kurz kommt ihm ſein Scherz theuer zu ſtehen. Wir haben Beiſpiele, daß ein Scherzwort einen blutigen Krieg verurſacht hatte, und wenn man alle die geheimen Triebfedern der Höfe kännte, würde man eine Menge trauriger Geſchichten ſammeln können, die aus einem beißenden Bon-mot entſtanden.

Das Talent zu ſpotten iſt in der That ein ſehr unfruchtbares Talent. Wer die Gabe zu witzeln hat, darf weder auf Freunde zählen, noch daß er damit ſein Glück machen werde.

Der Neid.

Der Neid dient nicht ſo faſt dem würdigen Manne, um das Verdienſt, das er hat, zu vergrößern, als er dem Thoren hilft, ſich den Namen eines Verdienſtes zu geben, das er nicht hat.

Nur der Thor kann im widrigen Schickſale zum Neid ſeine Zuflucht nehmen, und darin Troſt finden, daß er andere beneidet.

Der Neid, glaube ich — jene allgemeine Schwäche im menſchlichen Herzen — iſt der Erfinder des thörichten Troſtſpruches: **Juvat Socios habuisse dolorum**, denn es ſchmerzt wirklich, andere glücklich zu ſehen, und ſchmeichelt, Gleichunglückliche, oder noch ſehr Unglücklichere, als man ſelbſt iſt, um ſich zu ſehen.

Ein Thor iſt bemüht, weil er nicht mit dem verdienſtvollen Manne in gleichem Werthe ſteht, ſich wenigſtens ſo unglücklich zu ſcheinen als dieſer iſt. Das Unglück gibt nicht ſelten dem großen Manne eine höhere Würde; man bewundert ſeine Geiſtesſtärke, und liebt ſein edles Herz, und darum ſind Thoren, die ſogar andere um ihr Unglück beneiden, und ſich daher wenigſtens von dieſer Seite mit den Würdigen in eine Parallele geſetzt zu ſehen wünſchen.

Der Thor im Unglücke findet darin den Beweis eines Verdienſtes, das ein Glücklicherer ſeines Gleichen nicht hat.

Wer in der Welt keinen Beifall findet, will doch die Leute überreden, er habe Feinde. So hat ſchon mancher Schriftſteller, deſſen Werke außer der hungrigen Motte kein Weſen würde bemerkt haben, bezahlt, damit man wider ihn geſchrieben hat.

Das iſt wirklich die letzte Blöße des Verdienſtes, wenn man ſich Neider kaufen muß, die man ja allenthalben ohnentgeldlich findet.

Dem Neide iſt kein Gegenſtand zu klein, keiner zu groß; er nagt an dem Throne der Könige und an den Lumpen des Bettlers. Man beneidet die Großen, aber ſelbſt dieſe beneiden nicht minder die Geringen.

Warum beneidet der Höhere den Geringern? — Wenn jemand in ſeinem Herzen überzeugt wäre, daß er ſeine Erhebung nur ſeinen Verdienſten zu danken hat, würde er auf jene nicht eiferſüchtig ſeyn, die unter ihm ſtehen: aber da ihm ſein eigen Herz das Zeugniß gibt, daß er nicht ohne Beihülfe der Gunſt oder der Kabale zu dieſer Höhe geſtiegen iſt, iſt die Urſache, warum er auch ſogar auf den Letzten unter ihm eiferſüchtig iſt, er fürchtet, andere möchten die nämliche Bahn antreffen, auf der er vorgerückt iſt. Man macht ſich auch nicht ſo leicht Verdienſte, als Kabalen.

Was auch der Menſch immer für einen Grad der Höhe mag erreicht haben, wird doch allzeit noch was ober ihm finden, das ſeinen Neid reizen kann, iſt es nichts wirkliches, ſo iſt es wenigſtens der Schatten einer eingebildeten Größe. Alexander hatte den Gipfel des Ruhms erreicht, und beneidete den tapfern Parmenio um ſeinen Lorbeer; aber wen beneiden die Großen nicht — alles iſt ihnen beneidenswürdig, ſelbſt auf das Gute, das ſie thun, ſind ſie neidiſch.

Selten ſind ſie aus Geiz oder Politik ſparſam mit ihrer Gnadenſpendung, aber öfters aus Neid, denn ſie allein wollen glücklich, ſie allein wollen angeſehen ſeyn, und was alſo das Glück oder Anſehen anderer machen könnte — ſo nichtig es auch ſeyn mag, was ſie geben, iſt ein Opfer, das ſie mit Unwillen darbringen.

Es liegt ein geheimer Grund des Neides in unſerm Herzen, ohne daß wir ſelbſt wiſſen, was es iſt; denn die wenigſten Menſchen — auch oft gebildete Leute — Menſchenfreunde und Philoſophen nicht — können ohne verborgenem Mißvergnügen die Lobſprüche hören, die man in ihrer Gegenwart andern beilegt; ja ſelbſt beneiden oft Menſchen das Verdienſt anderer, das ein Bedürfniß ihrer Selbſt iſt. Was hat ein ruhmdürſtiger Fürſt, der in den Jahrbüchern der Nachwelt als ein Eroberer verewigt ſeyn will, nöthiger, als tapfere Soldaten und kluge Feldherrn bei ſeiner Armee, und doch lieſt man von Karl V, daß er die Bravouren ſeiner Soldaten und Offiziers mit Mißvergnügen hörte?

Es iſt ein ſicherer Beweis von dem Verdienſte eines Fürſten, wenn er das Verdienſt anderer zu ſchätzen weiß, wenn er ſelbſt bemüht iſt, es aus ſeiner Dunkelheit hervorzuſuchen, es belohnt und befördert. Große von mittelmäßigem Geiſte und eben ſo wenig erhabenem Herzen verſchwenden ihre Gunſt auch wieder nur an Leute ihrer Art, und bedienſten mit den wichtigſten Aemtern des Staats unbedeutende Alltagsmenſchen. Alexander beförderte ungemein den edlen Parmenio, aber wenn nahm je Friedrich Anſtand, einem Ziethen, einem Winterfeld Beweiſe ſeiner Achtung und ſeines Dankes zu geben?

Keine Leidenſchaft bemüht ſich der Menſch ſorgfältiger zu verbergen, als den Neid, aber gewiß läßt ſich keine weniger verſchleiern als dieſe.

Man ſchwört auf Leben und Tod, vom Neide frei zu ſeyn, wenn Augen und Stirne mit ſichtbarem Grame verrathen, wie tief der Wurm im Herzen nagt. Man braucht eben kein großer Menſchenkenner zu ſeyn, um die Verwirrung in dem Geſichte einer ſchönen Frau zu bemerken, wenn man in ihrer Gegenwart die Schönheit einer andern lobt. In der That, alles und das einzige, was man thun kann, iſt höchſtens, daß man den Neid ſo in ſich ſelbſt verſchließt, daß er ſich nur durch Blicke verräth. Menſchen, die ſich nicht enthalten können, wider jene zu läſtern, die ſie beneiden, glauben ihre Leidenſchaft aufs Beſte verborgen zu haben, wenn ſie unter tauſend Schwüren und Verſicherungen erklären, daß ſie gewiß nichts aus Neid nachreden. Beſonders trifft dieſe Bemerkung bei dem ſchönen Geſchlechte ein.

Wer keinen Neid im Herzen trägt, hat auch die Vorſicht nicht, die Leute überreden zu wollen, daß er niemand beneide. Warum redet man nicht von Leuten, die man verachtet? Und würde man wohl ſo gerne von dieſen oder jenen Vergehungen eines Menſchen reden, allen ſeinen geheimen Fehltritten nachſpüren, wenn er nicht auch eben ſo viel Verdienſt hätte, das unſern Neid erregt.

Eben ſo richtig iſt auch dieſe Bemerkung, daß man den Neid viel leichter eigenen Augen verbirgt als fremden. In jedem Menſchen wird man eine gewiſſe Art heimlichen Neides gegen ſeinen Nebenmenſchen entdecken; und doch wird faſt ein jeder, wenn man dieſe Zumuthung gegen ihn äußern ſollte, bei ſeiner Seele ſchwören, daß er gewiß niemanden beneide, denn das Schwache und Niedrige dieſer Leidenſchaft beleidigt ihre Selbſtliebe zu ſehr, als daß ſie ſich dazu geſtehen ſollten. Man gewöhnt ſich ſelbſt daran, ſich dieſes Gefühl abzuläugen, und ſchiebt alles auf Rechnung anderer Leidenſchaften, wovon der Neid die Grundurſache iſt; ja ſelbſt die Tugend wird oft als die Triebfeder von Handlungen angegeben, die blos der Neid erzeugte.

Es iſt hart, eine Leidenſchaft in ſeinem Herzen zu entdecken, die täglich eine andere Geſtalt annimmt, und um ſo viel weniger iſt man im Stande, ſie daraus zu verbannen, wenn man ſie nicht kennt.

Selbſt im gemeinen Leben fehlt Thätigkeit, und aller Eifer erliſcht, wenn ihn nicht der Neid immer anfachet. Die täglichen Reformen und Einrichtungen der Menſchen werden der Liebe und dem Eifer fürs Wohl der Menſchheit zugeſchrieben, und wenn man oft die geheimen Triebfedern der Menſchenthaten kännte, würde man klar ſehen, daß ſie nur Wirkungen des Neides ſind. Niemals werden ſich zwei Perſonen finden, die ſich ſo unbegränzt lieben, daß keine gegen die andere neidiſch ſeyn ſollte, und keiner wird wahrhaft — im Herzen wollen, daß der andere mehr Verdienſt habe als er: daher kann die innigſte Freundſchaft unter zwei Perſonen beſtehen, wovon eine ungleich mehr und die andere weniger Verdienſte hat, aber gewiß wird jede von beiden diejenige ſeyn wollen, die am meiſten Verdienſte hat.

So eng auch die Freundſchaft Menſchen aneinander kettet, ſo ſtreuet doch immer der Neid, deſſen kein Herz frei iſt, den Samen der Zwietracht unter ſie; ſchon eine gewiſſe Unluſt, die ſich mit der Zeit und dem täglichen Umgang einfindet, und die dem Menſchen natürliche Veränderlichkeit, machen die Freundſchaft erkalten, aber der Neid zerſtöret vollends das heilige Feuer der Freundſchaft.

Wir haben eine Menge moraliſche Vorſchriften und Uebungen, um die Menſchen von andern Leidenſchaften zu heilen, aber noch keine, um den Neid aus dem Herzen zu bannen; dies wär in der That ein ſchöner Gegenſtand für Prediger und Volkslehrer; es verdiente ein beſonderes Buch darüber geſchrieben zu werden; aber es würde wenig Abgang finden, wenn nur die es kaufen ſollten, die ſichs ſelbſt geſtehen, daß ſie neidiſch ſind. In dem erſten Theile dieſes ſonderbaren Buches müßte man die Leute zu bereden ſuchen, daß alle Menſchen neidiſch ſind: aber würde man ſie auch deſſen überführen können? — Vielleicht darum nicht, weil man noch nicht daran gedacht hat, den Menſchen Mittel gegen den Neid vorzuſchlagen, und weil man der Verwirrung unter den Menſchen nicht abhelfen kann: aber ich behaupte, daß es gar keine Ausſchweifungen unter den Menſchen geben kann, von denen ſie nicht abzubringen wären, könnte man nur erſt die Eiterbeule in ihrem Herzen heilen, wo der Neid naget.

Alle Menſchen haben Neid, weil alle ihre Eigenliebe haben. Die nämliche Leidenſchaft, die uns den eitlen Wahn in Kopf ſetzt, wir ſind beſſer als andere, macht auch, daß wir nicht gerne ſehen, daß andere beſſer ſeyn ſollen als wir: aller unſer Streben zweckt daher dahin, unſern Nächſten unter unſere Füße zu beugen, denn wir glauben das Mittel, wodurch wir ihn ſtürzen, ſey auch das wahre, uns zu erheben, eben darum hören wir auch mit ſo viel Vergnügen von anderen ſprechen, und daher der Hang der üblen Nachrede und Verläumdung.

Jeder, den das Glück oder ſein eigen Verdienſt über andere erhebt, iſt ein allgemeiner Gegenſtand des Neides, und aller Augen ſind geſchärft, um nur etwas Nachtheiliges wider ihn zu ſehen; die ganze Aufmerkſamkeit ſeiner Mitmenſchen geht dahin, den Augenblick zu benützen, wo ſie ihn ſtürzen können. Ja ſo weit geht der Eigenſinn der Menſchen, daß ſie nicht dagegen ſind, und ſelbſt beitragen, ein mittelmäßiges Verdienſt zu erheben, wenn es ihnen nur dient, ein großes herabzuwürdigen.

Es wundert mich gar nicht, wenn ein Menſch auf den andern eiferſüchtig iſt, der etwas beſitzt, nach dem der andere ſelbſt trachtet; aber das iſt ſeltſam, daß der Menſch oft den Menſchen um etwas beneidet, um deſſen Beſitz es ihm doch gar nicht zu thun iſt. Aber alles, was den Namen Vorzug hat, iſt ein Gegenſtand unſres Neides. Wir wollen nicht nur, daß andere Menſchen nicht in dem Grade glücklich ſeyn ſollen, als wir es ſind, ſondern nach allem, wie ſich die Menſchen unter einander betragen, ſcheint es, als wollten wir, daß es andere gar nicht ſeyn ſollten. So gibt es Leute, denen man keine verdrießlichere Neuigkeit bringen kann, als wenn man ihnen ſagt: dieſer oder jener iſt recht glücklich mit ſeiner Familie; dieſe ſind recht gute Freunde. Solche Leute, und deren gibt es recht viele, haben nichts Wichtigeres zu thun, als Uneinigkeit in Haushaltungen anzuzetteln, Freunde zu entzweien, und die Bande der Liebe zu trennen. Sie machen ſich ein beſonderes Geſchäfte daraus, überall ſich einzudringen, um mit der ganzen Stadt bekannt zu werden, damit ſie jedes Glücklichen Freude ſtören, und vor jedem Hauſe die Friedenspalme niederreißen können.

Wenn nur immer das Gute des Menſchen Neid reizen könnte, ſo würde der Neid eine der edelſten Leidenſchaften werden, er würde aufhören Neid zu heißen; man würde ſie Nacheiferung nennen; aber ſo iſt er eine ſchädliche Leidenſchaft, weil man immer nach dem ſtrebt, was am wenigſten gut iſt.

Neid und Eiferſucht ſind ſehr verſchieden. Der Neid iſt ein Verdruß, daß man nicht ein Gut hat, das andere beſitzen; und die Eiferſucht iſt — entweder der Verdruß, wenn man ſieht, daß andere eben das haben, was wir beſitzen, oder ſogar die Furcht, andere möchten auch zu dem Beſitz deſſen gelangen, was wir haben.

Die Ehen, wo am meiſten Eiferſucht herrſcht, ſind gemeiniglich die, wo die Liebe den größten Antheil hat. Was einen Liebhaber glücklich macht, macht ihn auch eiferſüchtig. Die Beweiſe der Liebe, die man ihm gibt, erregen in ihm den Argwohn, daß ſie auch andern könnten gegeben werden. Wer ein Frauenzimmer gegen ſich ſchwach fand, der wird ſich leicht bereden, daß es auch andern nicht ſtärkern Widerſtand thun wird.

Der Beſitz löſcht nicht immer das Feuer der Liebe, aber er beunruhigt den Beſitzer und ſetzt ihn immer in Sorgen.

Die Eiferſucht eines Ehemannes oder Liebhabers iſt nicht ſo ſehr Liebe als Mißtrauen in ſeine Geliebte oder Gattin; ja ſie beweist vielmehr, daß er ſich ſelbſt mehr liebt als ſie, und ihr ſo wenig zutraut als ſich ſelbſt.

Eiferſüchtig ſeyn, heißt zwei Perſonen beleidigen und einer ein Compliment machen; man beleidigt nämlich ſich ſelbſt und ſeine Geliebte, und macht ſeinem Nebenbuhler Ehre dadurch.

Eben ſo verhält es ſich auch mit der Freundſchaft. Sie iſt nicht weniger ein Gegenſtand der Eiferſucht als der Liebe. Wie unzweideutiger die Freundſchaft zu ſeyn ſcheint, deſto mehr glaubt man ein ausſchließliches Recht darauf zu haben. Keine Frau und keine Gebieterin iſt ſo eiferſüchtig auf ihren Mann oder Liebhaber, als es manchmal eine Devote auf ihren Gewiſſensrath iſt.

Wenn man mich fragen würde, worin denn die Eiferſucht einer Devoten beſtehe, ſo antworte ich: darin, was die Natur aller Eiferſucht iſt. Aus dem nämlichen Grunde, warum Chloris nicht will, daß Lykas Daphnen ſehen ſoll, will auch die alte Frau von °° nicht, daß ihr Gewiſſensrath die Frau von °° und die von °° ꝛc. beſuche. Aller Unterſchied iſt vielleicht der, daß Chloris Eiferſucht heftiger iſt, als die der Frau von °°.

Die Leidenſchaften ſind am heftigſten, wenn ſie ſich von ihrer Schaale losgeriſſen haben, die nun die Verwüſtung zeigt, die ſie innerlich angerichtet haben, und man überläßt ſich ihnen am eheſten, wenn man ihrer ganz frei zu ſeyn glaubt.

Eigennutz.

Schon ſo lange, als die menſchliche Geſellſchaft beſteht, dauert der Satz: nichts iſt über den Eigennutz. Er iſt das erſte Band, das Freunde zuſammenkettet, und der erſte Beweggrund, der die Thätigkeit der Menſchen rege macht; alles muß dem Eigennutze nachgeben: und ſo lange es noch Menſchen geben wird, wird man das ſagen können.

Es iſt ſonderbar, daß noch keines Menſchen Betragen und Grundſätze in keinem Jahrhunderte es vermocht haben, das Reich des Eigennutzes zu ſtiften, und daß es keinen Menſchen gibt, der ſich nicht ſchämt, eigennützig zu ſcheinen.

Wenn wir die Art, wie wir von der Sache zu urtheilen pflegen, genau unterſuchten, würden wir es nicht gar zu böſe finden, daß ein Menſch eigennützig iſt. Wir ſagen immer, es iſt abſcheulich, wenn ein Menſch dem andern blos um des Vortheilswillen, den er daraus ziehen kann, gut iſt, und doch iſt das das einzige, warum wir einander nicht gar auffreſſen.

Wir ſagen immer, man muß nur das Verdienſt im Menſchen ſuchen, und wir ſehen nur in jenen ein Verdienſt, die uns nützen können. Wir ſprechen von Rechtſchaffenheit, von Gerechtigkeit, von Geradheit; aber wenn ein Menſch alle dieſe Tugenden vereint beſitzet, ſo ſind ſie nicht vermögend, unſere Zuneigung gegen ihn zu erhalten, wenn uns nicht der Eigennutz an ihn kettet. Ich getraue mir zu behaupten, ohne daß man es wird übertrieben nennen können, daß jeder Menſch, ſo uneigennützig er auch ſeyn mag, ſo ſehr er ein Verehrer der wahren Tugend iſt, daß doch ſeine Uneigennützigkeit und ſeine Tugendliebe bei Gelegenheit werden zurückſtehen müſſen.

Daß die Menſchen eigennützig ſind, iſt ſehr natürlich, aber warum wollen ſie denn nicht auch dafür angeſehen werden? Warum ſind ſie ſo ſehr entgegen, daß man nicht ſagen ſoll, ſie werden vom Eigennutz beherrſcht?

Man muß nothwendig ein Vermögen haben, weil man ohne deſſen nicht leben könnte; es iſt ſelbſt darum nothwendig, um ſeiner Tugend einen Werth zu geben, die ſonſt all im Dunkel der Armuth verkannt liegen würde. Es gehören auch manchmal Pferd und Wagen zu unſern Bedürfniſſen, weil man nicht immer zu Fuße gehen kann; aber warum kommt es denn ſo ſchwer an, zu geſtehen, daß man jene höher ſchätzt, die reich ſind und Pferd und Wagen halten, und jene minder, die arm ſind und zu Fuß gehen müſſen?

Aber ich weiß wohl, warum man ſich ſchämt, den Eigennutz zu geſtehen; man iſt überzeugt, daß man ihn niemals in den gehörigen Gränzen erhalten kann.

Man will es darum nicht ſcheinen laſſen, daß man die Reichen liebt, weil man die Beſchuldigung befürchtet, als ob man ſie nur ihrer Reichthümer wegen liebe.

Es iſt ganz gewiß, daß ein Menſch ſo erhaben über die gewöhnlichen Menſchen ſeyn kann, daß er die Reichthümer nicht in ſeiner eigenen Perſon liebt, aber ſelten wird der Menſch groß genug denken, daß er den Reichthum nicht in ſeinen Freunden ſchätzt. Ich weiß Philoſophen, die ſich wie Diogen, aller irdiſchen Güter begeben haben; die fern von Eitelkeit und Stolz ſich mit einem ſchlechten Rocke bekleiden, der abgetragen und verriſſen iſt, und genau ihrem Entſchluſſe folgen, arm zu leben; aber doch ſehe ich ſie gerne mit Großen umgehen, bei ihnen ſchmarotzen, und die ſchönen Sommertage auf den beſten Landgütern der Reichen zubringen.

Die verzeihlichſte Liſt, der ſich der Eigennutz zur Schminke bedient, iſt noch dieſe, daß man nie für ſich, ſondern immer zum Beſten anderer eigennützig ſcheinen will. Das iſt ein allbekannter Jeſuiten-Kniff, und ihn ahmten die übrigen Mönche nach. So wird Pater Claudian in die Welt geſchickt, um zur Stiftung ſeines Ordens zu ſammeln. Er ſelbſt hat nichts, iſt das erbärmlichſte Bild der Armuth; indeſſen hat doch er die Kirche ausbauen und dem Kloſter einen neuen Weinkeller herſtellen laſſen. Der ganze Orden ſegnet den Mann dafür, und die Welt ſagt: das iſt der uneigennützigſte Mann unter der Sonne. Aber iſt das nicht einerlei, wenn ein Vater überall, wo was zu bekommen iſt, für ſeine Kinder zuſammenrafft, und wer wird ihn uneigennützig nennen?

Kein Menſch auf der Welt leihet oder gibt dem andern ohne Abſicht, und gemeiniglich gibt man darum, um dafür geprieſen zu werden. Nicht die Dürftigkeit mancher, denen wir geben, bewegt uns zur Milde, ſondern weil man weiß, ſie bringen unſere Mildthätigkeit auf eine geſchickte Art in Ruf. Ich weiß einen Cavalier, der einſt einem Manne hundert Thaler ſchenkte, weil er viel ſchwätzen konnte; aber einem Dürftigen, der nicht die Fama ſeiner Milde iſt, nicht zehn Groſchen gibt.

Alle die Großen und Reichen ſind verſchwenderiſch des Nachruhms wegen, und berechnen filzig jede Ausgabe, die keinen Lärmen unter dem Pöbel macht. Sie wollen ſich alle einen Strahlenglanz um ihr Haupt kaufen, und zahlen oft ein Machwerk von Flittergold um theures Geld.

Oft liegt in der Verſchwendung großer Summen mehr Eigennutz, als in dem Erſparniſſe kleiner Auslagen, und ich kenne keinen ſchmutzigern Eigennutz, als den mancher Cavaliere, die ihrem Bäcker und Metzger die Bezahlung vorenthalten. Nach den Pachten ſind die Spiele am erſten, wo am meiſten Eigennutz herrſcht. Das Spiel iſt die einzige Gelegenheit, wo die mit dem Eigennutze verbundenen Laſter hart und thieriſch ſind; aber man ſchmält immer über die Rohheit und Brutalität ſo mancher Spiellaſter, und duldet und verzeihet ſie ſelbſt im Spiele. Da wird einer zornig, ſpringt, zerreißt die Karten, ſchilt ſeinen Gegner einen Betrüger, zankt, und nichts iſt im Stande, ihn eines Beſſern zu überzeugen, und doch iſt das immer im Spiele ein unbedeutender Zank. Welchem Menſchen würde nicht eher der Kopf zerſpringen, als er ein Spiel aushielt, daraus man Profeſſion macht, wenn ihn nicht der Eigennutz an den Spieltiſch hinſchmiedete.

Ein Menſch, der nur an Glücksſpielen Gefallen hat, ſagt ganz leiſe, daß ſeine Seele nirgends als in ſeinem Eigennutze Vergnügen findet.

Ich weiß, daß hie und da ein Menſch geiziger iſt als der andere, denn der Geiz iſt auch zu Zeiten eine natürliche Leidenſchaft, daran der Kopf kein Theil hat; aber ich vermuthe nicht, daß es mehr oder minder eigennützige Menſchen gibt; ich glaube, alle Menſchen, einer ſo viel als der andere, würden eigennützig handeln, wenn ſie ſich in gleichen Umſtänden befänden. Jeder Menſch fühlt gleich ſtark die Freude zu beſitzen, und die Furcht, Mangel leiden zu müſſen. Nicht der Unterſchied der Denkungsart, ſondern die verſchiedene Lage iſt Urſache, daß man von einigen Menſchen ſagen kann, ſie ſind weniger eigennützig als andere.

Wenn man fraget: welches iſt das größte Gut aller Menſchen? wird jedes Menſchenherz glauben, daß es das Geld iſt, und ich wundere mich nur, daß es nicht auch die allgemeine Sprache iſt.

Die Großen und Reichen haben ein ſicheres Mittel, das Ziel all ihrer Begierden zu erreichen; ſie können ſich Anſehen, Titel, Nachruhm, die Befriedigung aller Gelüſte kaufen, aber nur eines verſchafft ihnen ihr Geld nicht — das Herz ihrer Freunde. Um das Vergnügen der Freundſchaft zu fühlen, darf man weder reich noch betitelt ſeyn. Man fühlt nie wahre Zuneigung gegen die Perſon eines Menſchen, an den uns nur das Intereſſe bindet, und keine Vorſicht kann es verhindern, daß nicht Stand und Macht der Großen mehr Eindruck auf uns machen, als ihr Verdienſt. Der Stand erhält immer die erſten Beweiſe der Ehrfurcht, und das Verdienſt die zweiten. Unſer Calcul im Umgange mit den Großen iſt immer der: Erſt muß ich ſehen, was du für mich thun kannſt, dann will ich überlegen, in wie ferne du meine Thätigkeit zu deinem Vortheil verdienſt.

Das ſicherſte Mittel, ſich bei einem Großen, der ein wenig Delikateſſe hat, beliebt zu machen, iſt ſicher dies, daß man ihn zu überzeugen ſuche, daß man ihn nicht ſeines hohen Standes wegen liebt. So erſtaunte vor ein paar Jahrhunderten faſt halb Europa über den Schritt, den ein gewiſſer Herzog aus Savoyen machte, und doch liegt Wunderbares darin. Er hatte an ſeinem Hofe einen Zirkel der ſchönſten Damen, und doch zog er allen ein Mädchen vor, die ganz und gar nicht die Schönſte von allen war. Sie erwarb ſich das Herz dieſes Prinzen durch eine kluge Rede. Fürſt! ſagte ſie, ich wünſchte, daß Sie nur ein gemeiner Cavalier und nicht Herzog wären, daß ich Sie lieben dürfte. Ihre Denkungsart gefiel ihm, denn er war ein Mann von feinem Gefühle, und

Laura (ſo hieß die Schöne) theilte gleich darauf den Herzogsthron mit ihm. Indeſſen zweifle ich ſehr, ob auch das Herz der Dame ſo dachte. Es iſt nichts leichter, als zu wünſchen, daß ein Prinz, den man liebt, ein gemeiner Edelmann ſeyn möchte, weil man ſicher weiß, daß er doch immer ein großer Herr bleiben wird: wenn aber wirklich ein Fürſt, den man der Liebe wegen zum gemeinen Edelmanne herabgewürdigt ſehen möchte, zum gemeinen Mann würde, würde man auch bald, wieder wünſchen, daß er den Fürſtenthron wieder beſteigen möchte, und dieſer letzte Wunſch iſt gewiß aufrichtiger als der erſte.

Alle Menſchen wollen in Rückſicht ihrer Verdienſte und ihrer Perſon angeſehen ſeyn; aber man darf nur das Betragen der Menſchen unterſuchen, um mit allem Grunde behaupten zu können, daß ſie ſich nur durch Titel und Geburt die Achtung der übrigen verſchaffen wollen. Alle Tage gibt es Rangſtreit und Proceſſe, weil man unſerem Stande die ſchuldige Ehrfurcht nicht zu erweiſen glaubt. Was iſt denn die gewöhnliche Sprache der Großen, wenn ſie mit Jemanden unzufrieden ſind? „Ha! ich will ihn lehren, was er einem Manne von meinem Stande ſchuldig iſt!“ Warum, könnte man ihnen zur Antwort geben, wollet ihr denn, daß man nur euer Selbſt achten ſoll, daß ihr immer von eurem Stande ſprechet? Ich kannte einen Adelichen, der gewaltig auf einen ſeiner Freunde zürnte, weil dieſer einſt zu ihm ſagte, daß er ihn nicht aus Eigennutz liebe. Wie! rief dieſer zornig, glaubt er, daß er meiner nicht nöthig hat, oder daß ich nicht Macht genug habe, ihm wie ich will, zu ſchaden und zu nützen? — —

Jeder Menſch hat ſeine Launen; aber die Reichen und Mächtigen haben die meiſten und unerträglichſten.

So oft mich Geſchäfte oder Zufall in die Vorzimmer der Reichen und Großen führte, mußte ich über die ſklaviſche Ehrfurcht lachen, mit welcher ſich vor ihnen die Kniee beugten; und nie konnte ich weggehen, ohne einer traurigen Betrachtung über die Knechtſchaft der Menſchen, die dieſen Gottheiten des Vorurtheils und der Barbarei den Hof machten.

Oft ſagte ich zu mir ſelbſt: da iſt nun unter all den kriechenden Bücklingen nicht eine Seele, die den Menſchen ſchätzt, der in dem goldenen Kleide ſteckt; alles verehrt Sr. Erzellenz, den Prinzipalminiſter, den Finanzkontroleur, den Marſchall, den Kammerherrn ꝛc. Kaum daß man oft den Namen desjenigen weiß, deſſen Sternen und Bändern man zu Füßen fällt; wie ſoll man denn ſeine Verdienſte kennen, da man kaum weiß, wie er heißt.

Nie habe ich mich mehr über mein Nichts beruhigt, als wenn ich die Rereverenzen ſah, die im Staate Figur machen. Wenn ein Menſch nichts wäre als Menſch, und könnte nie was anders werden, und dieſer würde allgemein geſchätzt und geliebt — welch eine Wonne für ihn, die noch kein Menſch gefühlt hat, denn Niemand iſt ganz und gar Nichts.

Im Grunde iſt das Begehren, daß man ſeine Perſon verehren ſoll, noch eitler, als jenes, das Achtung des Standes fordert: unterdeſſen möchte ich aber jene doch nicht niedrig nennen, die nach der Ehre geizen, die man ihrem Stande ſchuldig iſt. Tauſend Proceſſe entſtehen allein aus dem wichtigen Grunde: Ich muß das meines Amtes aufrecht halten. Ich kannte einen Cavalier, der immer Proceſſe gegen den benachbarten Adel hatte und ſagte immer: meinetwegen geſchicht kein Federzug, aber die gekränkte Würde, als — — fordert mich zur Vertheidigung auf; aber wer zweifelt wohl, daß nicht auch ſein eignes Selbſt damit verknüpft war?

Nach der Ehre geizen, die dem Stande eines Menſchen gebührt, und nach der Ehre, auf die ſeine eigene Perſon Anſpruch zu haben glaubt, iſt im Grunde einerlei. Man behauptet die Rechte ſeines Standes, weil man deſſelben würdig zu ſeyn glaubt.

Man unterſcheidet nur darum den Stand von der Perſon, um die Sprache der Eitelkeit mit mehr Anſtand führen zu können. Die Eitelkeit des Menſchen würde ſich ſehr unartig ausdrücken, wenn man ſagte: Ich will geehrt werden; ſondern die Sprache iſt viel feiner, wenn man ſagt: Ich fordere euren Weihrauch nicht, aber die Würde will ich geehrt wiſſen womit es dem Fürſten gefallen hat, mich zu bekleiden.

Von Freunden.

Ich kenne mehr als zwanzig Perſonen, die ſich aller Welt Freunde nennen, und auch jeden zum Freunde haben; aber nur einen weiß ich, der, als ihm einſt der Medikus anrieth, er ſollte zur Zerſtreuung ſeine Freunde beſuchen gehen, zum Doktor ſagte: Meine Freunde, Herr! ich habe keine.

Man macht ſehr oft die Rechnung ohne den Wirth, wenn man ſich jemandens Freund nennt. Wir rechnen oft einen Menſchen unter unſere Freunde, der ſich doch ſelbſt nur unter unſere Bekanntſchaften zählt. Die wenigſten Leute erwägen den Unterſchied zwiſchen Bekanntſchaft und Freundſchaft, und es iſt doch noch eine groſſe Lücke dazwiſchen.

Daß man mit Grunde ſich für Freunde halten kann, muß ſich jeder dafür erklären. Sie ſind mein Freund, ſagte Cleon zu mir: aber guter Cleon! warte doch wenigſtens, bis ich dich davon verſichere. Es gibt Leute, die ſo eilig ſchließen, man müſſe ihr Freund ſeyn, daß man ihnen nicht anders den Irrthum benehmen kann, als man ſagt ihnen geradezu, daß es nicht ſo iſt. Aber wenig Menſchen ſind ſo freimüthig; ſie laſſen andere lieber in dieſem Irrthume, beſonders in Gelegenheiten, wo er ihnen vortheilhaft ſeyn kann. Man kann ſich nicht beklagen: mein Freund erfüllt die Pflichten der Freundſchaft nicht; ehevor man nicht verſichert iſt, daß wir ihn wirklich zum Freunde haben: oder vielleicht geſchah es gar wider ſeinen Willen, als wir ihn zu unſern Freunden zählten. Ich habe die öftere Erfahrung gemacht und bin nun verſichert, daß wenn jemand ſich über die Treuloſigkeit ſeiner Freunde beklagt, ſo wußte gewiß die Hälfte davon nicht, daß der gute Mann in der Meinung ſtund, ſie wären ſeine Freunde.

Ich traf einſt auf der Reiſe einen Menſchen von ſehr gu-

Oft ſagte ich zu mir ſelbſt: da iſt nun unter all den kriechenden Bücklingen nicht eine Seele, die den Menſchen ſchätzt, der in dem goldenen Kleide ſteckt; alles verehrt Sr. Exzellenz, den Prinzipalminiſter, den Finanzkontroleur, den Marſchall, den Kammerherrn ꝛc. Kaum daß man oft den Namen desjenigen weiß, deſſen Sternen und Bändern man zu Füßen fällt; wie ſoll man denn ſeine Verdienſte kennen, da man kaum weiß, wie er heißt.

Nie habe ich mich mehr über mein Nichts beruhigt, als wenn ich die Rereverenzen ſah, die im Staate Figur machen. Wenn ein Menſch nichts wäre als Menſch, und könnte nie was anders werden, und dieſer würde allgemein geſchätzt und geliebt — welch eine Wonne für ihn, die noch kein Menſch gefühlt hat, denn Niemand iſt ganz und gar Nichts.

Im Grunde iſt das Begehren, daß man ſeine Perſon verehren ſoll, noch eitler, als jenes, das Achtung des Standes fordert: unterdeſſen möchte ich aber jene doch nicht niedrig nennen, die nach der Ehre geizen, die man ihrem Stande ſchuldig iſt. Tauſend Proceſſe entſtehen allein aus dem wichtigen Grunde: Ich muß das meines Amtes aufrecht halten. Ich kannte einen Cavalier, der immer Proceſſe gegen den benachbarten Adel hatte und ſagte immer: meinetwegen geſchicht kein Federzug, aber die gekränkte Würde, als — — fordert mich zur Vertheidigung auf; aber wer zweifelt wohl, daß nicht auch ſein eignes Selbſt damit verknüpft war?

Nach der Ehre geizen, die dem Stande eines Menſchen gebührt, und nach der Ehre, auf die ſeine eigene Perſon Anſpruch zu haben glaubt, iſt im Grunde einerlei. Man behauptet die Rechte ſeines Standes, weil man deſſelben würdig zu ſeyn glaubt.

Man unterſcheidet nur darum den Stand von der Perſon, um die Sprache der Eitelkeit mit mehr Anſtand führen zu können, Die Eitelkeit des Menſchen würde ſich ſehr unartig ausdrücken, wenn man ſagte: Ich will geehrt werden; ſondern die Sprache iſt viel feiner, wenn man ſagt: Ich fordere euren Weihrauch nicht, aber die Würde will ich geehrt wiſſen womit es dem Fürſten gefallen hat, mich zu bekleiden.

Von Freunden.

Ich kenne mehr als zwanzig Perſonen, die ſich aller Welt Freunde nennen, und auch jeden zum Freunde haben; aber nur einen weiß ich, der, als ihm einſt der Medikus anrieth, er ſollte zur Zerſtreuung ſeine Freunde beſuchen gehen, zum Doktor ſagte: Meine Freunde, Herr! ich habe keine.

Man macht ſehr oft die Rechnung ohne den Wirth, wenn man ſich jemandens Freund nennt. Wir rechnen oft einen Menſchen unter unſere Freunde, der ſich doch ſelbſt nur unter unſere Bekanntſchaften zählt. Die wenigſten Leute erwägen den Unterſchied zwiſchen Bekanntſchaft und Freundſchaft, und es iſt doch noch eine große Lücke dazwiſchen.

Daß man mit Grunde ſich für Freunde halten kann, muß ſich jeder dafür erklären. Sie ſind mein Freund, ſagte Cleon zu mir: aber guter Cleon! warte doch wenigſtens, bis ich dich davon verſichere. Es gibt Leute, die ſo eilig ſchließen, man müſſe ihr Freund ſeyn, daß man ihnen nicht anders den Irrthum benehmen kann, als man ſagt ihnen geradezu, daß es nicht ſo iſt. Aber wenig Menſchen ſind ſo freimüthig; ſie laſſen andere lieber in dieſem Irrthume, beſonders in Gelegenheiten, wo er ihnen vortheilhaft ſeyn kann. Man kann ſich nicht beklagen: mein Freund erfüllt die Pflichten der Freundſchaft nicht; ehevor man nicht verſichert iſt, daß wir ihn wirklich zum Freunde haben: oder vielleicht geſchah es gar wider ſeinen Willen, als wir ihn zu unſern Freunden zählten. Ich habe die öftere Erfahrung gemacht und bin nun verſichert, daß wenn jemand ſich über die Treuloſigkeit ſeiner Freunde beklagt, ſo wußte gewiß die Hälfte davon nicht, daß der gute Mann in der Meinung ſtund, ſie wären ſeine Freunde.

Ich traf einſt auf der Reiſe einen Menſchen von ſehr guter Geſellſchaft an und mit dem ich mich ganz angenehm unterhielt. Wir ſchieden von einander, und ſahen uns einige Jahre nicht mehr. Nach dieſer Zeit kam er einmal hieher, fragte ſogleich nach mir, und beſuchte mich täglich. Kaum kannte ich ihn mehr, und er nannte mich ſeinen beſten Freund. Aber ich erſtaunte noch mehr, da er mir gleich anfangs eine Rechtsſache empfahl, und in wenigen Tagen von mir Geld lehnen wollte. Freundſchaftlichſt lud er mir all ſeine Geſchäfte und Sorgen auf, und wo er hinging, in allen Geſellſchaften ſprach er von mir als ſeinem vertrauteſten Freunde, und ich wußte doch nicht einmal ſeinen Namen noch. Ich konnte in die Länge die Läſtigkeit ſeiner Beſuche nicht bergen, und mußte ihm ſeine geforderten Freundſchaftsdienſte geradezu abſchlagen. Kann ich nun dafür, wenn er mich einen Treuloſen genannt hat?

So erinnere ich mich auch noch eines jungen Menſchen, den ich auf dem Lande kennen gelernt hatte, und nach einiger Zeit in ſehr elenden Umſtänden antraf. Ich fragte ihn, wie er ſo tief herabgeſunken wäre? er ſeufzte und antwortete mir: O mein Herr! die Undankbarkeit eines Freundes hat mich unglücklich gemacht! — Dieſer Freund war der Beamte, der ſeine Stelle aus gegründeten Urſachen mit einem andern beſetzt hatte.

Nun muß es einen nicht wundern, wenn ein Menſch, den man ſo voreilig zum Freunde gemacht hat, eben ſo ſchnell aufhört, es zu ſeyn.

Einfältige und dumme unerfahrene Leute finden ſich gleich bereit zur Freundſchaft, und eben ſo unvorſichtig in der Wahl der Menſchen, die ſie zu ihren Freunden machen, als ſie blindlings geneigt ſind, jedermanns Freunde zu werden; ſie bedürfen gar keines Grundes, auf dem ihre Freundſchaft beruhen ſoll; aber vernünftige Menſchen werden nicht Freunde, ohne zu wiſſen warum. Der Vernünftige wird, wie ich oben ſchon geſagt habe, nie Freundſchaft mit Bekanntſchaft vermengen. Gute Bekannte trifft man in der Welt eine Menge an, aber ſehr wenig Freunde. Vorzüglich berechtigen Dienſtleiſtungen und Wohlthaten zu dem Namen Freundſchaft; außerdem hat man aber auch genugſamen Grund zu glauben, daß einer unſer Freund iſt, nachdem er ſich als derſelbe gegen uns erklärt hat, und wir von der Geradheit ſeines Herzens überzeugt ſind.

Sobald der Mann ſagt: Ich bin dein Freund; von dem Augenblicke an iſt er auch ſchuldig, alle Pflichten der Freundſchaft zu erfüllen, und nichts kann ihn mehr davon losſprechen. Wenn nun das Wort des Mannes heilig und Freundſchaft kein leerer Name iſt; wer die Pflichten der Freundſchaft kennt, und rechtſchaffen genug denkt, ſie genau erfüllen zu wollen, der wird auch mit Bedacht Freundſchaft ſtiften. Leute, die ſo voreilig ihre Freundſchaft anbieten, bereuen es auch bald wieder, aber nach gegebenem Worte iſt es zu ſpät; ohne Schande kann man ſich nicht mehr zurückziehen; man kann nicht aufhören Freund zu ſeyn, ohne ein Schurke zu heißen, wenn man einmal dieſen großen Namen angenommen hat.

Der Menſch im Glücke zählt Freunde genug; jeder eilet ihm mit offenen Armen entgegen und bietet ihm ſeine Freundſchaft an. Nur erſt im Unglücke ſieht man die Voreiligkeit ein.

In glänzenden Umſtänden findet man das Geräuſche und den Pomp der Freundſchaft: Aber das Vergnügen der — Freundſchaft, das man nur im Unglücke fühlt, genießt man da nicht, denn nur das Unglück lehrt uns wahre Freunde kennen und ihren Werth ſchätzen.

Das Vergnügen, im Elende von einem treuen Freunde begleitet und durch ſeinen Troſt geſtärkt zu werden, iſt gewiß herrlicher als alle Freude, die wir daran haben, wenn wir unſer Glück mit einem Freunde theilen.

Es gehört nur ein unverdorbenes, aber noch kein edles Herz dazu, daß ſich einer mit uns im Glücke freuet; ſeine Freude wird ihm bezahlt; aber der Edle, der mit uns im Unglücke weint, ſchenkt uns ſeine Thränen, und ſie ſind Balſam in die Wunde des Leidenden.

Unter denen, die die Freundſchaft brechen, nachläßig und ungetreu ihren Pflichten ſind, habe ich Leute gefunden, die ohne Umſtände zu machen, ihre Freunde verlaſſen; ſie werden treulos, ohne daß ſie ſich auch nur die Mühe geben, ihre Treuloſigkeit unter was immer für einen Vorwand zu verſtecken. Man darf nur muthmaßen: dieſer oder jener iſt bei Hof in Ungnade gefallen, ſo werden ihm den Augenblick drei Theile ſeiner Freunde den Rücken kehren, und ſo unvorbereitet, daß der Unglückliche gar keine Gelegenheit hat, ihre Treuloſigkeit voraus zu ſehen. Die Uebrigen, die noch nicht ſchlüſſig ſind, ob ſie auch den Schurkenſchritt machen wollen, werden ſich nicht ſo offenbar gegen ihn erklären; ſie haben ihn noch eine Zeitlang zum Beſten, machen ihm noch das Vergnügen, ihn zuweilen zu beſuchen — aber das ganz in der Stille, und zitternd treten ſie über ſeine Schwelle. Endlich aber, nach einigen Wochen, wenn der gute Mann nicht wieder begnadigt wird, ſtimmen ſie alle auf einen Ton; ſie fliehen ihn, als wenn er die Peſt hätte, und läugnen ſogar ſeine Bekanntſchaft weg, wo ſie können. So hat der Gefallene Freunde gehabt, und keine mehr.

Wenn doch einmal Menſchenfurcht, Eigennutz und Wetterwendigkeit das ſchwache Herz zur Treuloſigkeit verleiten, ſo will ich noch lieber, daß ſich einer gleich anfangs geradezu erklärt, daß er nicht mehr Freund ſeyn will — kann — darf; als wenn er immer es zu ſeyn ſcheinen will.

Man hält es eher mit jenen, die ſich geſchwinde erklären, denn der, der ſeine Untreue zu ſpät entdeckt, gleicht einem grauſamen Mörder, dem es nicht genügt, mit einem Stoße zu tödten.

Aber ich kenne noch eine Art treuloſer Freunde, die weit abſcheulicher ſind als die, von denen eben die Rede war. Einige ſchämen ſich, ihre Freunde im Unglücke zu verlaſſen, und um ſich vor den Augen der Welt zu rechtfertigen, verläumden ſie ihre unglücklichen Freunde, und ſuchen die Welt zu bereden, daß ihr Unglück eine Folge ihrer ſtrafwürdigen Aufführung ſey. Sie glauben dann, dieſer Vorwand vermindere die Schande ihrer Niederträchtigkeit, da es doch ganz die Schwärze ihrer Seele verräth. Wahrlich! das iſt alles das höchſte Maas der Undankbarkeit und Treuloſigkeit, ſeinen Freund zu beſchuldigen, damit man einen Scheingrund findet, ihn verlaſſen zu können. Wenn ein Menſch ausdrücklich ſagte: Ich kann dieſes Menſchen Freund nicht mehr ſeyn, weil er unglücklich iſt, ſo iſt er doch minder Schurke als der, der die Strafbarkeit ſeines Freundes vorſchützt. Wenn ein Menſch ſich nicht den Staat zum Feinde gemacht, und die öffentliche Sicherheit geſtört hat, ſo berechtigt ſeine Aufführung, ſo tadelnswerth ſie auch immer ſeyn mag, nicht, den Freund zu verlaſſen.

Gewöhnlich verdienen, die am meiſten die ſchlechte Aufführung eines Freundes, den ſie verlaſſen haben, tadeln, die nämlichen Vorwürfe wegen ihrer eigenen Handlungen.

Das Beiſpiel davon kann man in Städten alle Tage ſehen. Ein Menſch, der ſich etwa durch die Bekanntſchaft eines Freudenmädchens in den Ruf eines Ausſchweifenden geſetzt hat, den verlaſſen die Koketten, wenn einige ſeine Freundinnen waren, hingegen würdige Frauenzimmer werden nicht aufhören, ſeine Freundinnen zu ſeyn. So iſt es auch mit den Mannsleuten: Ich habe manches junge Herrchen mit aller Unanſtändigkeit — oft ganz im Bordeltone — über dieſes oder jenes Frauenzimmer ſchmälen gehört, und gerade wars ein Wohllüſtling von der gröbſten Art, der allen Grasnymphen und Nachtdirnen nachlief.

Wer einen Freund verläßt, weil dieſer ſchwach, fehlerhaft, ſtrafbar iſt, beweißt die eigne Hinfälligkeit ſeines Herzens. Das muß eine ſchwache Tugend ſeyn, die von einer verdächtigen angeſteckt zu werden befürchtet. Deſſen Herz wahre Tugend beſitzt; deſſen Ehre, durch keine niedrige Handlung befleckt, unerſchüttert allen Zeugen Trotz bieten kann, der hat weder für ſeine Ehre noch für ſeine Tugend was zu befürchten, wenn er der Freund eines Menſchen bleibt, deſſen Aufführung die Welt tadelt. Man hat niemals Recht, einen Freund zu verlaſſen, der für ſtrafbar gehalten wird, wenn man entweders Anſehen genug hat, ihn zu rechtfertigen, oder Tugend genug, ihn zu beſſern.

Was ſoll man von einem Menſchen denken, der mit ſeinem Freunde bricht, weil dieſer das Unglück hat, von Läſterzungen angegriffen zu werden? Die Menſchenliebe verpflichtet ihn, dem Gefallenen treu zu bleiben, um mit der Zeit Gelegenheit zu finden, die Ehre ſeines Freundes in ihre erſte Würde einzuſetzen; wenn er unſchuldig iſt, oder ihn auf beſſere Wege zu führen, wenn er ſchuldig iſt.

Das Volk macht ſeine Gloſſen über dieſe Untreue, oder begleitet ſie mit Verachtung und Haß, und der Vernünftige urtheilt, daß die Aengſtlichkeit über die Reputation nur eine ſchändliche Ausflucht der Untreue iſt. Ein Menſch, der in dergleichen Umſtänden ſeinen Freund aufopfert, opfert ihn nur Heuchlern und Thoren auf.

Ich führe hier, um gewiſſen Einwürfen zu begegnen, Cäſars Beiſpiel an. Er hat ganz Recht, wenn er ſagte: es iſt nicht genug, daß meine Frau tugendhaft iſt, ſondern das Volk muß es ihr auch nachſagen; allein ſo kann man nur bei der Wahl ſeiner Freunde reden, wenn aber dieſe ſchon geſchehen iſt, ſo iſt der Grund, der Cäſarn berechtigte, ſeine Gemahlin zu verſtoßen, nicht mehr hinreichend, auch den Freund zu verlaſſen.

Niemals reicht die Tugend und das Anſehen des Mannes hin, die Frau in guten Ruf zu bringen; hingegen des Freundes Tugend und Anſehen kann oft dem Freunde die Achtung der Leute verſchaffen.

Iſt es nicht edler gedacht, nicht des großen Mannes würdiger, wenn er durch ſeine Ehre die Ehre ſeines Freundes aufrecht zu erhalten hofft, als wenn er fürchtet, der Verluſt der Ehre ſeines Freundes könnte auch den Verluſt der ſeinigen nach ſich ziehen?

Mit einem Freunde brechen, deſſen guter Ruf angegriffen wird, heißt auf ſeine Reputation zu ſtolz ſeyn, oder ſelbſt zu wenig Zutrauen darauf zu haben.

Das Grundgeſetz, das man in der Wahl der Freunde beobachten ſoll, nur Leute von unbeſcholtenem Rufe zu Freunden zu haben, iſt ſehr gut; aber das Gebot der Menſchheit, an der Aufrechthaltung oder Wiederherſtellung des guten Rufes ſeiner Freunde zu arbeiten, iſt gewiß noch beſſer.

Die Verbrechen oder ſchlechte Handlungen eines Freundes bekannt zu machen, damit man Gelegenheit bekommt, mit ihm zu brechen, iſt ſelbſt eine größere Niederträchtigkeit, als der andere je begangen hat. Ich kann den nicht verdenken, der ſeinen Freund verläßt, wenn dieſer ein Böſewicht und Schurke iſt: er thut Recht, aber bekannt machen muß er es nicht.

Man ſchreit oft nur darum ſo laut über die Schurkereien eines Freundes, weil man ſich ſelbſt im Herzen der Treuloſigkeit beſchuldigen muß.

Jeder Freund wird von dem andern fordern, daß er ihm ergeben ſey; aber wenige gibt es, die für ihre Freunde ſo viel Ergebenheit haben, als gefordert wird.

Niemand iſt mit ſeinen Freunden vollkommen zufrieden; ſie ſind immer Menſchen, und man muß ihnen daher immer was nachſehen und verzeihen.

Nichts beweiſet mehr die Unzufriedenheit mit der Freundſchaft ſeiner Freunde, als die Mühe, die man ſich gibt, ſie zu prüfen. Iſt es denn nicht genug, jemanden für unſern guten Freund zu halten, wenn er uns noch nie getäuſcht hat? muß man ſich denn auch noch überzeugen, ob er auch fähig iſt, uns zu hintergehen.

Unbegreiflich iſt mir die Art, wie manche mit ihren Freunden in Rückſicht der Dienſtleiſtungen umgehen, die ſie von ihnen fordern; es iſt ein Eigenſinn, wovon man keinen vernünftigen Grund angeben kann. Man erröthet oft, wenn man von ihnen die billigſten Dienſte begehren ſoll, und fodert mit ſchamloſer Dreuſtigkeit Sachen, die höchſt ungerecht ſind. Hat man nicht alles Recht, von einem Freunde Geld zu lehnen wenn man deſſen bedarf? und iſt es nicht höchſt unrecht, ſich deſſen bei einer Zänkerei oder im Duelle zu bedienen? Und doch fürchtet man, den andern durch das Anſuchen eines Darlehens in Verlegenheit zu ſetzen, und glaubt ihm eine Ehre zu erweiſen, wenn man ihn zum Sekundanten nimmt.

Es gibt zweierlei Art Menſchen, die beide in gleichem

Grade die Freundſchaft mißbrauchen. Einige, die immer von ihren Freunden fodern, und andere, die nicht wollen, daß man von ihnen Freundſchaftsdienſte fodere. Erſtere ſind eigennützige oder leichtſinnige Menſchen; und die andern karge, undienſtliche und feindſelige Menſchen — blinde Egoiſten, die die Noth ihrer Mitmenſchen nicht ſehen. Es gibt aber noch eine dritte Art Menſchen, die ſelbſt immer ungenügſam fodern, für andere aber nichts thun wollen; gehören dieſe noch zur menſchlichen Geſellſchaft? — —

Eine Menge Leute haben die thörichte Eitelkeit, viele Freunde zu zählen; aber mir ſcheint, wer ſagt: jeder ſey ſein Freund, der ſage auch zugleich, er liebe niemanden und werde auch nicht geliebt. Ein Frauenzimmer von Stande rühmte ſich einſt in Geſellſchaft, das Geheimniß gefunden zu haben, täglich an einem Nachmittag ihren Freunden zwanzig Viſiten abſtatten zu können, und die Antwort, die ihr ein anderes Frauenzimmer darauf gab, gefiel mir ſehr wohl. Sie ſagte: das heißt, Sie haben das Geheimniß gefunden, an einem Nachmittag zwanzig Perſonen zu desobligiren.

Man muß niemals von ſeinem Freunde mehr Zutrauen fodern, als er uns ſelbſt ſchenkt, denn das abgedrungene Zutrauen kann nicht mehr für einen Beweis der Freundſchaft angeſehen werden.

Das Grundgeſetz der allgemeinen Menſchenliebe iſt auch die Richtſchnur, nach der ſich Freunde einander begegnen müſſen.

Fodert nie von euren Freunden, als was ihr ſelbſt wollet, daß ſie von euch fodern können, und erweiſet ihnen alle jene Dienſte, die ihr von ihnen erwartet.

Weltkenntniß.

Es gibt ſo fade, unerträgliche Menſchen, deren Miene, Gang, Stellung und Reden geiſtlos ſind, und an denen alles übertrieben iſt. Sie können mit keinem Frauenzimmer ſprechen, ohne ihm nicht eine Sottiſe zu ſagen; ſie lachen immer, und man weiß nicht warum. Sie wollen in allen Dingen Stoff zu ſpotten finden, um ihren bleiernen Witz auszugießen. Wenn ſie irgendwo zu Gaſte eſſen, ſetzen ſie ſich zuerſt an die Tafel; wen ſie grüßen, den küſſen ſie und klopfen ihm vertraulich auf die Schulter. Man weiß nicht, wo ſie die Miene gefunden haben, die ſie ſich geben, und ſo ſehr ſie der Gegenſtand der Verachtung ſind und von Vernünftigen bedauert werden, ſo ſtehen ſie doch immer im Wahne, daß niemand beſſere Art zu leben hat, als ſie, und niemand mehr Weltkenntniß beſitzt, als ſie. Ihr ungeſittetes Betragen nennen ſie Ungezwungenheit, und ihr überläſtig zudringliches Weſen Freimüthigkeit.

Die meiſten Leute, denen es an aller Weltkenntniß und Geiſteskraft fehlt, ſich dieſe eigen zu machen, betragen ſich ſo; ſie bilden ſich ein, zu leben wiſſen heiße, ſich niemals Zwang anzuthun, und doch iſt die Weltkenntniß unter allen Wiſſenſchaften, wo ein Zwang erfordert wird, die einzige, die die größte Zurückhaltungskunſt heiſchet.

Zu leben wiſſen und Weltkenntniß haben, heißt nichts anders, als in allen Fällen mit überlegter Geiſtesgegenwart den Wohlſtand zu erhalten wiſſen.

Es gibt eine allgemeine Weltklugheit, die jedem Stande eigen iſt, und eine beſondere, die nur gewiſſen Klaſſen von Menſchen zuſteht. So kann ein Geiſtlicher, ein Ordensmann gemäß ſeinem Stande Weltklugheit genug haben; aber ſeine Feinheit des Betragens kömmt mit der eines Cavaliers nicht im Vergleich.

Wenn die Weltkenntniß nur im Wohlſtande beſteht, ſo könnte man ſchließen, daß ein Mönch Weltkenntniß genug habe, wenn er ſich nicht viel in Geſellſchaft ſehen läßt: denn jede Geſellſchaft ſtört der Mönchsrock durch ſeine Gegenwart.

Man darf ſein ganzes Leben daran wenden, um Weltkenntniß zu erlangen, und am Ende, wenn man auch das Greiſenalter erreicht, ſieht man doch, daß man nur ein Neuling iſt.

Man beobachtet den Wohlſtand leichter im Umgange mit den Großen als den Bürgerlichen und Kleinſtädtern; und die Vertraulichkeit, mit dem gehörigen Grade von Ehrfurcht verbunden, iſt Leuten von Verſtande viel angenehmer, als blöde Schüchternheit.

Es iſt nicht genug, daß man nur die Gewohnheiten und Gebräuche eines Landes weiß, um nie wider den Wohlſtand zu fehlen, ſondern man muß auch den Geiſt und die Sitten derjenigen kennen, mit welchen man umgeht.. Es verräth ganz gewiß Mangel an Lebensklugheit, wenn man vor Unwiſſenden von Wiſſenſchaften ſpricht, oder vor Leuten, die viel auf gut Eſſen und Trinken halten, die Mäßigkeit lobt. Dergleichen Ausfälle können nur gelten, wenn man aus Eifer und Liebe fürs Menſchenwohl ſpricht; aber der Eifer und die zum Beſten erreichen viel ſicherer ihren Zweck, wenn ſie den Wohlſtand ſchonen.

Der Hof iſt die Schule, wo man Weltklugheit lernt, und die Leute ſind mehr oder minder verfeinert, je nachdem ſie näher oder entfernter vom Hofe ſind.

Freilich gibt es Menſchen, die ihre ganze Lebenszeit auf der Univerſität verſchwelgten, ohne etwas gelernt zu haben, und ſo gibt es auch viele, die ihr Lebtag am Hofe ſind, und doch keine Weltkenntniß haben.

Zur Weltkenntniß gehört eben ſo viel Urgeiſt (Genie) als zu jeder andern Wiſſenſchaft.

Den eigentlichen Urgeiſt, der zu dieſer Wiſſenſchaft erfordert wird, trifft man eher unter dem ſchönen Geſchlechte, als den Männern an.

Obwohl nun der Hof die einzige Schule iſt, wo man Weltkenntniß lernt, ſo trifft man doch überall und unter allen Ständen Leute an, die einem über die Weltklugheit Unterricht geben wollen, ohne daß ſie doch jemals am Hofe waren; das kömmt mir aber gerade ſo vor, als wenn uns ein Franzos deutſch lehren wollte.

Am Hofe lernt man Weltkenntniß, und von da bringen ſie die Hofleute auf das Land; aber der Unterricht, den man in kleinen Städten empfangt, gleicht dem Unterrichte in den

Landſchulen; beiderſeits lernt man nur die erſten und allgemeinſten Grundſätze.

Manchmal gibt es Leute, die einſt am Hofe waren und nun aufs Land zurück kamen. Dieſe werden höchſt unerträglich. Sie ſehen mit lächerlichem Pfauenſtolze auf den geraden natürlichen Landeinwohner herab, und in ihren Augen iſt er nicht viel beſſer, als das liebe Vieh. Sie verachten alles, was ſie auf dem Lande genießen, und reden immer von dem Glanze des Hofes. Ein Weltmann von dieſer Art zeigt gerade am wenigſten Weltkenntniß, weil er ſich bis zur Unerträglichkeit beſtrebt, ſeine eingebildete Lebensklugheit brilliren zu laſſen. Bei jedem dritten Worte und bei jeder Handlung rufen ſie auf: Ah! wer einmal am Hofe geweſen iſt und ein bischen zu leben weiß, der präſentirt ſich überall mit Anſtand und iſt nirgends läſtig; aber gerade dieſe Leute fallen immer mit ihrer Unartigkeit zur Laſt. Ihre Geſchenke ſind allzeit ſchlecht und dem Empfänger beſchwerlich, weil ſie durchaus die Hofmanier, jemand zu bedienen, nachahmen wollen. Ich aß einſt bei ſo einem Hofmanne zu Gaſte, und ich hätte an ſeinem Tiſche vor Hunger ſterben mögen. Hingegen fand ich bei einem Bürger, der niemals an Hof kam, eine ſehr niedliche Mahlzeit und die angenehmſte Unterhaltung.

Die ganz natürliche Rohheit eines Menſchen iſt lange nicht ſo drückend als halbe Feinheit.

Ich wollte die Kunſt, leben zu wiſſen, ſo difiniren: Sie iſt die Kunſt, ſich in gewiſſe angenommene Schranken zu ſetzen, ohne dabei andern Zwang anzuthun.

Ein Menſch, der ſich nie Zwang anthut, begeht immer Fehler, und verurſacht Fehler, wenn er andere zwingt.

Es gehört viel Kunſt und Geiſt dazu, ſich zu zwingen, und doch der Freiheit anderer nicht Zwang anzuthun, denn man fällt immer auch jenen beſchwerlich, mit denen man beläſtigt iſt. Dies iſt die Urſache, warum ſo wenig Leute zu leben wiſſen.

Neuigkeitskrämer, Anekdotenforſcher.

Ich kannte vor einiger Zeit einen Menſchen, den ich nie auf mein Zimmer kommen ſah, daß mir nicht das Herz ängſtlich pochte, denn er hatte immer einen Schubſack voll Neuigkeiten und Stadtmährchen bei ſich, die er vor mir ausgoß, wie man ein Gefäß voll Unſauberkeiten leert. Bald kam er mit dieſer, bald mit jener Nachricht, und niemals war eine von Wichtigkeit, daß mir ſie zu wiſſen daran gelegen ſeyn konnte, aber er flüſterte mir ſie ſo geheimnißvoll ins Ohr und machte ſie ſo wichtig, als wenn mein und aller Beſtes daran läge. Die Güte, mit der ich ihm von jeher begegnete, machte mir ihn zu meinem Freunde, und in der Folge hätte ihn ſeine Freundſchaft bald gar zu meinem Schulmeiſter gemacht. Er glaubte, daß ich ihm für eine Sorge, die ich ihm nie zugemuthet hatte, die höchſte Verbindlichkeit ſchuldig ſeyn müßte.

Ich wüßte es nicht gewiß zu ſagen, wer mehr wider die Pflicht der Freundſchaft fehlt: der Freund, der uns alles hinterbringt, was man von uns redet; oder der uns nichts ſagt?

Selten bleibt eine Nachricht in ſeiner natürlichen Wahrheit; der Hinterbringer und der ſie höret, vergrößern ſie immer.

Wenn der Hinterbringer ſeine Nachrichten wirklich nicht aus Bosheit vergrößert, ſo thut ers doch ganz natürlich aus Furcht, daß er nicht ſcheine, eine unbedeutende Kleinigkeit zu erzählen, denn wenn jemand etwas hinterbringt, ſo will er auch, daß man glaube, die Sache lohne der Mühe, hinterbracht und gehört zu werden.

Es iſt immer heikel, von Leuten in ihrer Abweſenheit zu reden, ſo behutſam man auch mit den Worten ſeyn mag, ſo kann man doch leicht einem müßigen Schwätzer Stoff zu Erzählungen geben; wenn man alſo nicht will, daß das, was man geſagt hat, nicht wieder hinterbracht werde, ſo rathe, von abweſenden Perſonen ganz zu ſchweigen. Dieſer, von dem man redete, würde das lieber ſelbſt gehört haben, was ihm ein anderer zugetragen hat, denn die Sache verändert ſich auf dem Wege in allerlei Geſtalten.

Man nimmt oft lachend auf, was man uns ſelbſt ins Geſicht ſagt, und ſieht die Sache viel ernſthafter an, wenn ſie uns ein Dritter hinterbringt.

Man kann nicht wiſſen, ob man in dieſem oder jenem Falle jemanden einen willkommenen Dienſt erweiſet, wenn man ihm etwas hinterbringt; aber das iſt gewiß, daß man ihm jederzeit damit Verdruß macht.

Wer gerne hört, was die Leute von ihm ſagen, und den Hinterbringer verſichert, daß ihn nichts verdrieße, der betrügt ſich, aber der, der durch ſein Zutragen zu gefallen glaubt, betrügt ſich noch mehr.

Wollen, daß man euch hinterbringe, was man von euch ſagt, heißt eine Herzensfreude daran haben, daß man Feinde hat, und der erſte Feind, den euch die Nachrichten machen, iſt allzeit der Hinterbringer ſelbſt.

Es kann ſeyn, daß der, dem man was in die Ohren ſticht, Vortheil davon ziehen kann; aber der Neuigkeitsträger ſelbſt gewinnt nie dabei; man bedient ſich manchmal ſeiner, verachtet ihn aber allzeit.

Beſonders mögen ſich dieſes Leute, die bei Herrſchaften dienen, zur Warnung geſagt ſeyn laſſen. Oft iſt ſchon ſo ein Hausſchwätzer, der viele um Dienſt und Ehre gebracht hat, endlich ſelbſt mit Schanden fortgejagt worden. Es gilt auch von dienenden höhern Charakters. Ich kenne wirklich ſolche, deren einziges Tagediebsgeſchäft iſt, Anekdoten nachzujagen, Stadtneuigkeiten aufzuſammeln; Familiengeſchichten aufzuſpüren, und ſie in die Häuſer der Großen zu tragen, wo dieſe feilen Knechte die demüthigen Fußlecker ſind. Sie beförderten durch eine aufgefiſchte Anekdote den Sturz manches rechtſchaffenen Mannes, und bedachten nicht, wie nahe ſie dem ihrigen waren. Ich ſah, wie ſehr man ſie ſelbſt zur Zeit ſchon verachtet, da man ſich ihrer noch niedrigen Cabalen bediente, und ſobald man ihrer nicht mehr bedurfte, wurden ſie mit Abſchen weggeworfen, wie ein Wurm, dem man das Gift ausgepreßt hat.

Wer nun, die Leute kennen zu lernen, ſich auf hinterbrachte Nachrichten verläßt, hat keine Menſchenkenntniß, und der, der nach dem Geſchwätze, das ihm hinterbracht wird, in ſeinem Hauſe regiert, iſt ein ſchlechter Gebieter.

Sage man mir ja nicht: ich weiß wohl, was wahr und falſch iſt zu unterſcheiden, was ich glauben darf, und nicht glauben; man betrügt ſich: Man glaubt immer das Schlimmſte und Betrüglichſte.

Die wahrſcheinlichſten Nachrichten ſind gemeiniglich die fälſcheſten.

Es iſt leicht zu machen, daß einer natürlich ſpricht, wenn man ihn will reden laſſen.

Mir ſollte es nicht ſchwer werden, wenn ich jemanden ausholen wollte, daß er mir ganz ohne Zurückhaltung mit der Wahrheit herausplatzen müßte.

Wenn man dem, dem man etwas hinterbringt, und den, von dem man die Sache erzählt, nur ein wenig kennt, ſo kann man beide alles glauben machen, was man ihnen vorſchwätzen will.

Es ſcheint ganz paradox zu ſeyn, und iſt doch eine richtige Bemerkung: Die Lüge, die in einer hinterbrachten Nachricht ſteckt, beleidigt nicht ſo ſehr, als oft die Wahrheit beleidigt.

Gewiſſe Leute würden es ſehr übel aufnehmen, wenn man ihnen das als Gerede von andern Leuten hinterbrächte, was ſie doch oft von ſich ſelbſt zu ſagen pflegen.

Wer gerne erzählen hört, was man von ihm ſagt, der eilt einer Sache voraus, die immer von ſelbſt früh genug kömmt. Man mag es noch ſo ſehr verhüten wollen, daß man das nicht innen werden ſoll, was die Welt von uns ſagt oder denkt, ſo bleibt es uns doch nicht lange unbekannt.

Einige Menſchen zweifeln gar nicht, daß man ſo, oder ſo von ihnen reden wird, aber ſie wollen nicht, daß mans ihnen ſage. Manches Mädchen weiß ſehr wohl, daß man allenthalben von ihren Liebeshändeln ſpricht; aber ich möchte es keinem ihrer Liebhaber gerathen haben, den Ruf der Welt zu wiederholen, er würde ſicher den Abſchied von ihr bekommen.

Nichts beweiſet mehr, wie wenig man bereit iſt, ſeine eigenen Fehler abzulegen, als die Art, mit der man gewöhnlich die Anekdoten von andern erzählt. Man beſteht hartnäckig darauf, nichts zu ändern, was zu weitern Erzählungen Stoff geben könnte; man vertheidigt die Fehler, deren man ſich am meiſten ſelbſt ſchuldig findet, und oft iſt es ſchon genug, daß wir eine Thorheit nicht ablegen, weil wir davon reden gehört haben. Wenn man einem Frauenzimmer ſagt, ſie ſey ſo frei im Umgange mit dem männlichen Geſchlechte, ſo wird ſie es gewiß noch mehr werden; ſie würde vielleicht ſich mehr eingeſchränkt haben, wenn man ihr nicht geſagt hätte, die Welt rede das von ihr. Die Urſache liegt im Stolze des menſchlichen Herzens, der den Eigenſinn erzeugt, ſich nicht in das Geleiſe ſchmiegen zu wollen, das uns andere vorzeichnen.

Aber woher kommt es, daß man mit mehr Hartnäckigkeit auf die Seite des Laſters, als die der Tugend tritt, wenn man uns über dieſes oder jenes Vorwürfe macht? — Eine Kokette wird noch eifriger und liſtiger ihre Netze auswerfen, wenn man ihr Vorwürfe über ihre Koketterie macht; aber kein Frauenzimmer wird auf ihre Tugend und Sittſamkeit eigenſinnig ſeyn, wenn man ſie damit aufzieht.

Noch gibt es viele, die ſelbſt ſagen, man rede dieß oder jenes von ihnen, weil ſie urtheilen, man könne es von ihnen ſagen: dieſe verdienten auf der Stelle geſtraft zu werden, und zwar damit, daß man ihnen gar nicht widerſprechen, und ihre ſelbſt erdichteten Nachreden für wahr annehmen ſoll.

Sagen zu einem Menſchen: du haſt ſo von mir geſprochen; heißt ihm wirklich Gelegenheit geben, das von uns zu ſagen.

Es iſt öfters ein Beweis, daß man für ſich weniger Achtung hat, als für andere, wenn man fürchtet, dieſer oder jener Menſch möchte mir übel nachreden.

Die Furcht der üblen Nachrede iſt öfters ein Beweis, daß man für ſich ſelbſt weniger Achtung hat, als gegen einen andern; denn man fürchtet nur darum, er möchte Böſes von uns geredet haben, weil man ihm Stoff dazu gab. Indeſſen möchte ich aber dieſe Regel nicht für allgemein ausgeben. Es gibt Leute, deren verdorbnes Herz ſie fähig macht, alles Nachtheilige von ihrem Nebenmenſchen zu ſagen. Wenn man ſie billiger gegen die Menſchen machen will, muß mans ihnen merken laſſen, daß man ihre Niederträchtigkeit kennt.

Ein Menſch mag noch ſo ſehr als Lügner bekannt ſeyn, ſo wird er bald nicht mehr als der angeſehen werden, wenn er von anderer Leute Thun und Laſſen ſpricht, denn, wenn es auf Stadtgeſchichten ankömmt, glaubt man Lügnern ſo gerne als andern.

Alle Leute beklagen ſich über das Unheil, das ſo manche Klatſchereien müßiger Schwätzer verurſachen, und doch hört ihnen alles gerne zu, und es ſind oft ſo viele unter den Zuhörern, die ſelbſt vor Begierde zittern, ihren eigenen Wiſchwaſch auszukramen.

Es iſt eben ſo ſchwer, von anderer Menſchen Handlungen zu ſchweigen, als es ſchwer iſt von ſeinem Nächſten zu reden. Der Hang, von Abweſenden zu ſprechen, und ihnen hinwieder Stoff zum Reden zu geben, iſt gleich ſtark.

Germanikus, der ſich verſteckte, um zu hören, was man von ihm ſagte, iſt nicht allzeit nachzuahmen; denn Germanikus gab uns auch ein Beiſpiel von einer beſondern Mäßigung und Tugend, die noch wenig Menſchen gezeigt haben; ich finde es daher nicht rathſam, ſich auf das Beiſpiel des Germanikus zu berufen und ein gleiches zu thun.

Wenn man nicht vorbereitet iſt, Böſes von ſich reden zu hören, muß man nie ſolche Leute behorchen, die von uns reden.

Ich traf einſt ein Frauenzimmer, das ich ſehr wohl kannte, an der Thüre horchend an. St! rief ſie mir entgegen, da horche ich eben, weil ich von mir reden höre. Und eben darum, anwortete ich ihr, ſollten Sie nicht horchen.

Man ſagt, es ſey gut, einen dienſtfertigen Freund zu haben, der uns alles hinterbringt, was man von uns ſagt, um ſo ſeine wahren Freunde kennen zu lernen und den Falſchen nicht mehr zu trauen; aber niemand iſt ein fälſcherer Freund, der weniger unſer Vertrauen verdient, als derjenige, der ſich die undankbare Mühe gibt, uns anderer Leute Reden zu hinterbringen.

Es iſt untreu gegen jene, die in ſeiner Gegenwart geſprochen haben, wenn er uns ihr Geſage wieder erzählt; wie ſollte man alſo einem Menſchen trauen können, der nur durch Untreue unſern Wünſchen Genüge thut? — Wer ſich einmal das Geſchäft eines Zuträgers aufgeladen hat, der eben ſo leichtzüngig andern wieder erzählen, was ihr von ihnen geſagt habt, und hin- und herſchwätzen, wie es die Leute gerne hören. Wer von der Schwätzerei Profeſſion macht, der will in aller Art Kramläden ſeine Waare ausbieten.

Man verlangt nicht darum zu wiſſen, was andere von uns ſagen, um uns zu beſſern, ſondern vielmehr um uns nicht zu beſſern. Eine Kokette fragt immer: was ſagt die Stadt von mir? Ich werde wohl recht durchgehechelt? Spricht man nicht von dieſer oder jener Geſchichte? ꝛc. Wenn ſie wollte, daß die Leute nicht mehr Stoff haben ſollten, von ihr Böſes zu reden, würde ſie ſich nicht ſo viel Mühe geben, zu erfahren, was man von ihr ſpricht.

Es iſt immer ein Beweis von nicht gar zu gutem Betragen, wenn man ſeinen Nächſten kennen lernen will, um ſich nicht in ihm zu betrügen. Wer ſich nichts vorzuwerfen hat, der gibt ſich keine Mühe, zu wiſſen, was andere Leute von ihm reden.

Alle die, die in einer Stadt in einen Zirkel zuſammentreten und eine Geſellſchaft ausmachen, ſagen, daß man bei ihnen weder Verläumdung, noch Hausklatſchereien antreffe, und das, ſagen ſie, macht das Angenehme unſerer Geſellſchaft; aber bei alledem, wenn einen die Luſt in ſo einen Zirkel führt, findet man die Läſterung und Anekdotenſucht ſo gut, wie anderswo.

Verläumdung.

Ich kenne einen Mann, von dem das ganze Publikum laut ſprach, er wäre in einen Handel verwickelt geweſen, der ihm nicht viel Ehre gemacht hätte, ohne daß man doch mit der Natur dieſes Handels hatte einſtimmig werden können. Der Ruf dauerte eine geraume Zeit, und erſt nach und nach hörte die Verläumdung von ſelbſt auf, und der gute Menſch fand ſeine Ehre wieder, wie man endlich nach langer Zeit und vielem vergeblichem Jammer einen Schmuck wieder findet, der entfremdet worden iſt.

Die Geſchichte iſt zu intereſſant, daß ich ſie nicht ganz ausführen ſollte, und ſie gibt ein warnendes Beiſpiel, wie gefährlich oft eine Unbehutſamkeit werden kann, die in ſich ſelbſt nicht von der geringſten Bedeutung iſt.

Er gab ſelbſt durch einen unvorſichtigen aber ſehr unſchuldigen Scherz zu dieſer Verläumdung Gelegenheit. Er wollte einſt einen Freund beſuchen, der auf dem Lande wohnte, und da er ihn nicht zu Hauſe fand, hielt er ſich unterdeſſen im Gaſthofe auf, um ihn da zu erwarten. Hier traf er einige Frauenzimmer von ſeiner Bekanntſchaft an; er ſcherzte über den Zufall, der ſie da zuſammengeführt hatte, lachte darüber und ſagte: ſie müßten ganz gewiß hergekommen ſeyn, um ihn da zu ſuchen. Die Frau vom Hauſe hörte dieß, und nahm die Sache im Ernſte, und ſagte ihm ganz trocken, daß ihr Haus kein gelegener Ort zu Beſtellungen wäre. Durch die Ernſthaftigkeit der Wirthin bekam nun der Spaß erſt neuen Schwung; man konnte des Lachens nicht fertig werden. Unterdeſſen gerieth die Wirthin in vollen Eifer, und ſagte im Weggehen: das mag mir ein rechter H** kerl ſeyn, den die Frauenzimmer gar hier aufſuchen. Das kam ihm wieder zu Ohren, als er in dem Hauſe ſeines Freundes war; aber er wurde gar nicht böſe darüber, und führte den angefangenen Spaß noch immer fort. Die ganze Geſellſchaft ſcherzte mit, und noch war er nicht 3 oder 4

Tage bei ſeinem Freunde, ſo nannte man ihn in allen Zirkeln den Glücksritter. Er kam in die Hauptſtadt zurück, und erhielt 2 Tage darauf vom Hofe Befehl, nach ** zu reiſen, wo man ſeiner in Staatsgeſchäften nöthig hatte. Darüber ſtoppelte man alſo gleich eine Geſchichte zuſammen, fügte hinzu, daß ihn Frauenzimmer bei ſeiner eiligen Abreiſe beſucht hätten, und fing das Mährchen damit an, daß man ſich in aller Ohren ſagte, er wäre mit einer Dame vom erſten Range in einem nicht gar zu anſtändigen Tete-a-Tete überraſcht worden, und der Fürſt hätte ihn nun exilirt oder auf eine Veſtung geſchickt. Binnen ſechs Wochen verwandelte ſich die Geſchichte mehr als hundertmal, und da jeder ſich berechtigt glaubte, Randgloſſen dazu zu machen, erzählte man die Sache immer anders. In ** hörte er endlich, was man von ihm ſprach, und da die Verläumdung ſo weit ging, daß ſie ſelbſt die vorzüglichen Standesperſonen, für die er wirklich Hochachtung hatte, mit in dieſen vorgeblichen Rendezvous einflocht, ſo eilte er in voller Haſt nach der Hauptſtadt, um durch ſeine Gegenwart das Publikum aus dieſem ſo nachtheiligen Irrthume zu reißen. Aber das war vergebene Mühe; vergebens grämte er ſich faſt zu Tode über dieſen Streich der Läſterſucht; jetzt half aller Ernſt, den er ſich gab, nicht mehr, er durfte es ſo klar als das Sonnenlicht iſt, beweiſen, daß dieſe Geſchichte keinen andern Grund habe, und daß nichts daran wahr ſey, als die unvermuthete Zuſammenkunft einiger Frauenzimmer im Gaſthofe, und was da weiter vorging. Noch ging ein Jahr vorüber, ehe es die Leute aus dem Kopfe brachten, und man würde nie aufgehört haben dieſe Fabel zu glauben, aber die Zeit und andere Vorfälle löſchten endlich ihr Andenken aus.

Das Aergſte, was die Verläumdung macht, iſt, daß man den Streichen, die ſie führt, nicht ausweichen, und die Wunden, die ſie ſchlägt, nicht heilen kann. Das iſt die einzige Ungerechtigkeit, wider die man meiſtens vergebens Klage führt, und wenn man gewinnt, ſeinen Prozeß nie ohne großen Verluſt gewinnen kann. Vergebens wird man ſeine Ehre in vi-juris ſuchen; die Verläumdung lacht aller Formalitäten, tritt die Geſetze ſelbſt und die Befehle des Fürſten mit Füßen, und wetzt ſeinen giftigen Zahn an ihnen.

Was ſoll man thun, wenn ein ehrenſchänderiſcher Bube an unſerm Namen kratzt; ihn tilgen oder verfälſchen will? Soll man ſich dagegen vertheidigen, oder ſchweigen? — Das letztere iſt freilich das Schwerſte für einen Mann, der auf Ehre hält; aber es iſt auch das weiſeſte und ſicherſte Mittel. Alle Bewegungen, die man macht, um ſich zu rechtfertigen, dienen nur dazu, daß ſie die Staubwolke verdicken, wenn die Luft einmal ſchon aus dem Gleichgewichte gebracht iſt; alles, was man in Bewegung ſetzt, macht neue Gährung, man muß Geduld haben, bis der Wirbel ſich von ſelbſten legt, und ſich wohl in Acht nehmen, die Luft noch mehr zu trüben.

Eure Rechtſchaffenheit, eure That mögen die Welt noch ſo klar von eurer Unſchuld überzeugen; wenn einmal von euch die Rede war, ſo bleibt immer mehr Hang zurück, euch für ſchuldig zu halten, als menſchenfreundlich: Bereitwilligkeit, euch zu vertheidigen. Zum Beiſpiel: eine Perſon, deren verläumderiſche Zunge wohl bekannt iſt, ſagt uns: dies oder jenes Mädchen — Sie kennen es gut — hat allerlei Liebeshändel gehabt; nun heirathet ſie — o der arme Mann! — — Geſetzt nun, wir haben alle mögliche Gründe, das Gegentheil zu glauben; wir getrauten uns, ſelbſt der ganzen Welt die Verläumdung zu beweiſen; aber uns ſelbſt können wir nicht davon überzeugen. Auf den Lippen der Verläumdung liegt mehr Suada, als alle Beredſamkeit und Vernunft nicht hat.

Jeder Menſch trägt ſelbſt in ſeinem Herzen eine gewiſſe Portion Bosheit, oder doch den Hang zum Böſen, das die Verläumdung andern andichtet, und daher gewinnt ſie ſoviel Leichtgläubigkeit bei den Menſchen. Wenn es ja einen Erdebürger geben könnte, der nie was Böſes gethan, auch nie die Luſt zum Böſen gefühlt hätte — der dieſes tödtende Gift des Menſchenglückes gar nicht kännte — bei dem würde ſich die Verläumdung fruchtloſe Mühe geben; ſo aber ſind ihr die Menſchen ſelbſt behülflich. Ein jeder, der gern das Böſe glaubt, was man von andern ſagt, gibt Gelegenheit, daß man es auch von ihm glaubt und von ihm ſagt.

Es gibt nur ein einziges Mittel, daß man keiner Verläumdung Glauben beimißt: — ſie nicht anhören. Man betrügt ſich, wenn man glaubt, man wird das Geſchwätze der Läſterzungen ſtillen, wenn man ſich einſchränkt, in ſeinem Betragen behutſamer wird und ſich beſſert; aber der betrügt ſich ungleich mehr, der dadurch die Läſtermäuler zu ſtopfen hofft, wenn er toll und halsſtärrig gerade das Gegentheil treibt: nein, die Läſterzungen haben das beſondere, daß ſie nie müde werden. Sicherer iſt es, ſich ſtill und einſam zu halten, und wenn es ſich thun läßt, auf einige Zeit ſich von dem Orte zu entfernen, und dann nach und nach ganz unbemerkt wieder zu erſcheinen, ſo wird man vergeſſen, und die Läſterſucht, damit ſie nicht müßig iſt, ſucht unterdeſſen andere Gegenſtände hervor.

Nicht die Billigkeit, die wir von unſerm Nächſten erwarten, verpflichtet uns, uns zu beſſern, ſondern die Billigkeit, die er von uns erwartet: es iſt daher eben ſo ungerecht, wenn wir unſerm Nächſten Stoff zur Nachrede geben, als es von ihm ungerecht iſt, wenn er uns ohne Grund nachredet.

Ein untadelhafter Lebenswandel iſt keine ſichere Schutzwehre gegen die Verläumdung; aber er gibt uns Stärke, ſie zu entwaffnen.

Oefters iſt Kleingeiſtigkeit die Mutter der Verläumdung, als ein böſes Herz, und die Anzahl der Marionettenſeelen, die nicht Verſtand genug haben, die Sache von der wahren Geſtalt zu beurtheilen; iſt ungleich größer, als der nicht gar unbedeutende Haufe Böſewichter, die aus Neid, Mißgunſt, niederträchtiger Nachluſt, oder ſelbſt aus Verläumdungsluſt verläumden.

Von drei Seiten würde weniger Verläumdung in der Welt ſeyn, wenn alle Menſchen, einer wie der andere, gleichviel Verſtand hätten.

Eine ganz gleichgültige, unſchuldige Rede in dem Munde des Vernünftigen wird Thorheit oder Verbrecher, wenn ſie ein Narr hört.

Nichts iſt dem Thoren unbegreiflicher als die Sprache des Vernünftigen; und eben darum iſt ſie ihm oft unleidlich und beleidigend. Die Art, wie man von einer Sache ſpricht, gibt daher oft mehr Anlaß zur Verläumdung, als die Handlungsweiſe der Menſchen; wenn ſich alſo die Menſchen eben ſo ſehr im Reden in Acht nehmen, als ſie in ihren Handlungen vorſichtig ſind, würde es nicht ſo viele Verläumdung geben.

Gewiſſe Leute glauben den feinſten Kniff gefunden zu haben, um der Verläumdung zu entgehen. Weil ſie beſorgt ſind, man möchte von etwas reden, das ſie angeht, ſo fangen ſie zuerſt ſelbſt davon an; aber wie ſehr betrügen ſie ſich nicht, wenn ſie glauben, damit den Läſterzungen Einhalt zu thun? — Die Verläumdung wird nichts deſto weniger von ihnen reden, und ihnen bleibt nur die Ehre, daß ſie die Urheber davon ſind.

Man ſagt zwar, wenn bisweilen ein Menſch von ſich ſelbſt etwas anbringt, das ihm nachtheilig iſt: Ja, wenn es wahr wäre, würde er es nicht ſelbſt ſagen; aber man denkt dabei nicht, daß die Verläumdung das Falſche wie das Wahre nachſchwätzt.

Es iſt immer unvernünftig, von einer Sache zu reden, die zur Verläumdung Stoff geben kann. Iſt es wahr, ſo ſoll man es ohnehin nicht ſagen; iſt es nicht wahr, ſo muß man nicht Urſache ſeyn, daß es andere ſagen.

Man beklagt ſich über die Verläumder, daß ſie uns Böſes nachreden, aber können uns nicht dieſe entgegen den Einwurf machen, warum gebt ihr uns Stoff zur Nachrede? — Warum ſollen ſie Schonung für eure Fehler haben, da ihr immer ihre Bösartigkeit reizet? Eure ſchlechte Aufführung vermehrt ihre Bösartigkeit, und von dieſer geleitet, verbreiten ſie den Nachklang eures unanſtändigen Betragens. So bezahlt eins das andere mit gleicher Münze.

Es iſt wahr, die Verläumder ſchonen keinen Menſchen; hingegen ſchont auch niemand die Verläumder. Entweder iſt es Stolz oder Leichtſinn, daß man ihnen nicht ausweicht.

So lange die Menſchen nicht anders werden, wie ſie ſind, ſo lange einer den andern haßt, verfolgt, beneidet, mißverſteht, verachtet, betrügt, beſtiehlt ꝛc. ſo lange wird es auch Verläumder geben. Ob es aber auch dennoch Läſterzungen gäbe, wenn die Menſchen beſſer würden, das müßte erſt die Erfahrung geben.

Oft geht eine Rede im Schwunge, wovon der Urheber unbekannt iſt, und nach meinem Urtheile ſollten dann alle die, die den Ruf verbreiten, für die Urheber deſſelben angeſehen und beſtraft werden, weil jeder von den Ausbreitern was dazu macht, vergrößert oder verkleinert, je nach dem es ihm gefällt.

Es kann oft einer ſo boshaft ſeyn, daß er eine Verläumdung aus eigenem Kopfe zuſammendichtet, aber er würde ſelten ſeinen Zweck erreichen, wenn nicht andere die Bosheit hätten, ſeine Erdichtung zu verbreiten. Es iſt falſch, wenn man ſich berechtigt glaubt, das nachzuſagen, was andere zuerſt geſagt haben. Es iſt eben ſo wenig erlaubt, eine Verläumdung nachzuſagen, als Oel ins Feuer zu gießen, das meines Nachbars Haus angegriffen hat. Iſt nicht derjenige eben ſo — ja mehr ſtrafbar, der dem Feuer Nahrung gibt, als der, der es anzündete.

Vom Zuſammenleben der Menſchen.

Es iſt eine ſehr gewöhnliche Erfahrung, daß zwei Menſchen, wenn ſie Jahre lang die beſten Freunde waren, einander täglich ſahen und immer mit Vergnügen begegneten, und über nichts unzufrieden waren, als daß ſie nicht beiſammen wohnen konnten; wenn dieſe nun ein Zimmer, eine Wohnung mit einander bezogen, ſo konnten ſie es oft kaum ein Jahr aushalten. Einer wurde des andern läſtig, unausſtehlich und ſelbſt oft feinde.

Es iſt nicht leicht möglich, daß man immer einander gefallen kann, wenn man ſich täglich und zu allen Stunden ſieht. Eine Perſon, die man immer um ſich hat, verliert die Reize des Angenehmen und Neuen; es geht wie mit einer Sache, in derer ungeſtörten Beſitz man immer iſt, man begehrt ſie nimmer, weil man ſie immer hat. Man iſt hie und da überflüſſig, hinderlich, und der Freund entdeckt in dieſer allzuvielen Nähe Bößen und Mängel, die er ſonſt nicht würde geſehen haben. Die Gegenwart entzweiet vielmehr, ſtatt daß ſie vereinigt; ein wenig Entfernung erhält daher die Achtung und die Freundſchaft in ihrem Anſehen.

Sobald man eine Perſon von Verdienſten zum erſtenmal ſieht, ſo regt ſich auch gleich das Verlangen in der Seele, dieſe Perſon immer ſehen zu können, und ſie zu kennen; aber das iſt gerade das Mittel, nicht mehr ſo viel Verdienſt darin zu finden, als man anfangs entdeckte.

Nur zu ſehr verſchwindet die Größe des Menſchen in der Nähe; man muß ihn immer von Ferne ſehen, und die Vertraulichkeit gleicht einem konvex geſchliffenen Glaſe, wodurch man das Verdienſt nicht ſieht.

In den kleinen Städten und den Vierteln großer Städte, in Gemeinden und Haushaltungen lieben ſich die Leute ſelten, weil ſie einander zu oft ſehen.

Die Fehler, die man untereinander entdeckt, ſind nicht ſo faſt der gewöhnliche Grund, warum die Freundſchaft abnimmt und die Verbindung unter Zuſammenlebenden getrennt wird, ſondern vielmehr die ungleiche Denkart und der Humor; wenn die Menſchen alle gleiche Denkungsart und Launen hätten, würde man einander alle Fehler nachſehen, ja zuweilen ſind ſogar die Fehler, die wir an unſerm Nächſten entdecken, das Band, das uns an ihn kettet.

Ich kenne ein Frauenzimmer, das die unzertrennlichſte Freundin einer andern iſt. Sie hat unendlich viel Verſtand, und die andere — unendlich wenig. Welch ein Räthſel! — Wie, ein Frauenzimmer von Verſtand kann eine andere, der es ſo ſehr daran fehlt, zur Freundin machen? — Ja, eben das gefällt ihr daran.

Der Fall iſt ſehr ſelten, daß zwei Menſchen von gleichem Verdienſte und einerlei Beruf Freunde ſind.

Man muß mehr ſein Verdienſt als ſeine Fehler zu verbergen ſuchen, wenn man mit den Leuten gut auskommen will; dieſer Grundſatz, ſo widerſinnig er ſcheint, ſo wichtig iſt er doch und ausgemacht; beſonders iſt uns die Beobachtung deſſelben bei den Großen nothwendig, um ſich bei ihnen zu erhalten. Ein großes Verdienſt macht ſie oft mehr verlegen, als es ihnen gefällt.

Am meiſten iſt der Hang, ſich überall einzumiſchen, an den Zwiſtigkeiten und der Trennung der Zuſammenlebenden ſchuld. Jedermann hat ſeine eigene Geſchäfte und Händel zu ſchlichten; aber niemand weiß ſeine Geſchäftigkeit auf ſich ſelbſt einzuſchränken. Vorzüglich findet man dieſen Fehler unter müßigen, geſchäftloſen Leuten; ſie beſchäftigen ſich um ihres Nachbars Haus, weil ſie in ihrem eigenen nichts zu thun finden.

Ich habe nichts lächerlichers geſehen, als einſt ein Frauenzimmer, das doch eine Devote war, und eine genaue Liſte hielt, was für Beſuche zu einem andern Frauenzimmer aus- und eingingen. Es geſchah nicht aus Eiferſucht, denn beide kannten ſich nicht einmal, und keines hatte mit dem andern etwas gemein; aber das war einmal ihre Sache.

Nichts iſt wohlfeiler als die Stelle eines Spions; es gibt eine Menge, die nicht bezahlt werden.

Sich über tauſend Sachen, Vorurtheile, Meinungen, ſcheinbare eingebildete Beleidigungen ꝛc. hinauszuſetzen wiſſen, iſt das ſicherſte Geheimniß, ruhig leben zu können. Die meiſten Leute ſagen, ſie kennen und thun es gar leicht; aber wenn es darauf ankommt, macht ſie ihre Eitelkeit, ihre Geiſtesſchwäche zu Lügnern.

Manche haben Stärke genug, ſich gegen das nicht zu äußern, was ſie beleidigt; aber keiner iſt, der eine erlittene Kränkung nicht fühlt, und ſich derſelben bei Gelegenheit erinnert.

Wenn man gut mit einander leben wollte, müßte eins dem andern gerne verzeihen, aber die Menſchen verzeihen einander nichts.

Zweierlei Arten von Menſchen gibt es, die gleichviel Schuld haben, daß unter Zuſammenlebenden ſo wenig Einigkeit ſtatt findet. Die, die immer glauben, ſie haben es an dem ermangeln laſſen, was ſie andern ſchuldig ſind; und jene, die immer glauben, man laſſe es an dem ermangeln, was ihnen gebührt. Dieſe beiden Fehler ſind ſehr oft beiſammen, und mit ſolchen Leuten, die dieſe zwei Ungereimtheiten beiſammen haben, iſt unmöglich auszukommen. Man heißt ſie Zankgeiſter.

Eine faſt eben ſo unerträgliche Art Leute ſind ſie, die immer im Klageton ausbrechen. Bald ſchmälen ſie auf das Hofglück, bald über ihre Freunde; bald klagen ſie über die böſen Zeiten und das herrſchende Sittenverderbniß. Wer kann ein Vergnügen finden, deſſen Jammern man immer anhören, oder ſelbſt mit ihm anſtimmen muß?

Nur die Menſchenliebe kann uns fühlbar für unglückliche Freunde machen, und nur darum können wir ſie lieb gewinnen.

Die unangenehmſten Menſchen ſind aber gewiß dieſe, denen nichts zu Dank gemacht wird. Sie finden nichts, wie es ſeyn ſoll; ſind unzufrieden bei Tiſche, im Hauſe und in all ihren Geſchäften und Handlungen. Ihre Freunde, die mit ihnen leben müſſen, ſind eben ſo geplagt, als ihre Domeſtiken, die ſie zu bedienen haben; am meiſten bedaure ich die Gattin eines ſo widerwärtigen Murrkopfes, oder den Mann ſo einer zänkiſchen Frau.

Man findet aber auch gerade das Gegentheil von dieſen. Sie ſind zu allem gleichgültig, und alles iſt ihnen recht. Ich hätte eben ſo wenig Luſt, mit dieſen als mit den vorigen zu leben, denn ſie ſind mir gar zu bequem.

Ich denke, man ſollte entweder gar nie nachgeben, oder immer, wenn man mit andern gut auskommen will.

Leute, denen man's immer aus den Augen leſen ſoll, was ſie wollen und was ihr Vergnügen iſt, taugen ebenfalls nicht zu einem freundſchaftlichen Zuſammenleben.

Man iſt mit ihnen immer in Gefahr, zu mißfallen, wenn man ihnen nur durch ein glückliches Errathen gefallen kann.

Es iſt gewiß ein ſehr heikles Unternehmen, jemanden zu begnügen wollen, der nie ſagt, was er will.

Eine vorzügliche Grundurſache, die die Einigkeit unter Zuſammenlebenden hindert, iſt noch die, daß jeder Menſch die unbillige Forderung macht, alle andere ſollen ſich in das Joch ſeiner Meinungen und Launen ſchmiegen, ohne daß man ſich nach andern richten will. So iſt mancher Menſch der gefälligſte und beſte im Umgange; aber wie er lebt, muß man auch leben, und was er gewohnt iſt, auch gewohnt ſeyn; widerſprechen darf man ihm aber nicht.

Ich höre es recht gerne, wenn mir einer ſagt, er kenne zwei Freunde, die zuſammen leben, und ſich nie entzweiet haben; aber das kann nicht anders ſeyn, als einer von beiden muß dem andern nachzugeben wiſſen.

Faule Muße und Mangel an Verdienſt ſind die beiden Hauptquellen, aus denen die Uneinigkeit in Gemeinden entſpringt. Leute, die arbeiten und moraliſchen Werth haben, müſſen nothwendig, ungeachtet aller Vorſicht, an Thoren und Unwiſſende anſtoßen, die ſich ihnen ſtets im Wege ſtellen.

Mit dem Grundſatze der Gleichheit der Menſchen, den man in Klöſtern zur herrſchenden Maxime gemacht hat, hat man auch gewiſſermaßen die nicht minder herrſchende Maxime von Unabhängigkeit und Stolz eingeführt, die der Abſicht der Stifter und der Aufrechthaltung der Ruhe in dergleichen Gemeinden gerade entgegenläuft, denn jeder dünkt ſich ſo gut als ſein Mitbruder. Man kann ihm hart nachgeben, wenn man in Klöſtern den Grundſatz einführen könnte: ein jeder iſt geringer als der andere, aber dieſe Maxime kann nur die Demuth allein feſtſetzen.

Wenn man machen wollte, daß der Mann von Verdienſt für einen Thoren gälte, ſo dürfte man es nur dahin bringen, daß er mit ihnen leben müßte; dieß wär das unfehlbarſte Mittel. Man ſchließt allgemein von dem Charakter der Bekanntſchaften auf den Charakter desjenigen, der dazu gezählt wird.

Sich für was ausgeben.

Eines Tages kam ein Mann zu mir, der in dem Rufe ſtund, daß er für alle Krankheiten helfen könne. Viele meiner Bekannten wußten es, daß er kommen würde; von dieſen erfuhren es wieder andere Leute, und ſo kam alles zu mir gelaufen, alles wollte den Wundermann ſehen, und ſchon hatte jedes ſeine Krankheit, worüber er Rath geben ſollte, und tauſenderlei Fragen wurden an ihn geſtellt.

Daraus ſah ich, wie gefährlich es ſey, ſich für etwas auszugeben; denn unter dem Vorwande, daß er mehr wiſſen wollte, als die Aerzte, forderte man auch, daß er von allem, was nur im Geringſten den Anſchein oder Namen einer Krankheit hatte, Rechenſchaft geben ſollte. Noch ſchlimmer wäre es für ihn geweſen, wenn er alle die vorgelegten Fragen hätte beantworten wollen. Leute von dieſer Art thun es ſonſt gerne; ſie glauben, man müſſe alles wiſſen, wenn man ſich für einen Kenner in dieſer oder jener Wiſſenſchaft ausgibt.

Es iſt nicht möglich, daß ein Menſch, der für einen Allwiſſer gelten will, nicht hie und da ſeine Unwiſſenheit verrathe. Indeſſen iſt die Welt voll dieſer Menſchen.

Ein Mann von Ehre gibt ſich für nichts aus; er wartet mit Beſcheidenheit und kömmt der Gelegenheit nicht zuvor, wo er zeigen kann, was er iſt und was er weiß; auch nicht einmal jede Gelegenheit iſt ihm dazu willkommen: Er antwortet, wenn man ihn um was fragt, und ſchämt ſich nicht zu geſtehen, daß er dies oder jenes nicht weiß, und ſagt nie mehr, als was er wiſſen kann.

Zwei Extremitäten müſſen Leute von Talent ſorgfältig vermeiden: die Begierde, ſich zu zeigen, und eine gezwungene Beſcheidenheit, ſich zu verbergen.

Wer ſich für was ausgibt, iſt immer ungerecht gegen ſich; noch weniger läßt ihm aber das Publikum Gerechtigkeit widerfahren; er legt ſich Eigenſchaften zu, die er nicht hat, und die Welt verkennt auch dieſe an ihm, die er wirklich hat.

Oft, wenn man ſich für etwas ausgibt, das man nicht iſt, verliert man das Verdienſt und die Früchte davon.

Seyd tugendhaft, aber ſo, daß man nicht glaubt, ihr ſucht den Ruf eurer Tugend.

Es iſt eine große Ungerechtigkeit in der Welt, daß man von Prieſtern und Mönchen, wenn auch ihr Charakter der untadelhafteſte iſt, ſo gerne Böſes urtheilt. Vielleicht iſt das die Urſache, daß die Weltleute ſo urtheilen, weil die das Ordenskleid für eine Profeſſion anſehen, die man treibt, um ſich für etwas auszugeben.

Ich wünſchte recht ſehr — wenn es ſich thun ließe — daß man alles Gute, was immer in unſerer Macht ſteht, thun möchte, aber ehe die Welt erfährt, daß wir es thun wollen.

Laßt mich nicht wiſſen, daß ihr an meine Beſſerung denket, und ich werde mich beſſern.

Bedarfs der Tugend eines anders Antriebs, als der Tugend ſelbſt? — Tugend und Eifer entwickeln ſich von ſelbſt; ſie brauchen nicht Trompetenruf, ſie der Welt anzukündigen; und keine Maſchine, ſie in Bewegung zu bringen.

Oft erzweckt man in ſeiner Sendung wenig Nutzen — bloß durch den zu großen Eifer, den man dabei hat.

Ich tadle ſie nicht, die ſich zu Miſſionen gebrauchen laſſen, oder in Einſamkeit leben, oder die auf heilige Erfindungen denken, um Früchte zu erzielen in den Seelen der Menſchen; ich ſehe es vielmehr für das Berufsgeſchäft und die Pflicht eines apoſtoliſchen Mannes an: allein — die Apoſtel gaben ſich für nichts aus.

Erfindet alles, bildet tauſend Geſchöpfe aus eurer Imagination, aber gebt euch für nichts aus.

Die Apoſtel bekehrten nicht durch das Geräuſche ihrer Einſamkeit und Miſſionen, ſondern durch ſanfte Güte, Menſchenfreundlichkeit, durch Demuth, und — wenn ich mich ſo ausdrücken darf — durch die Einfalt und Treuherzigkeit ihres Eifers.

Die Eitelkeit deren, die ſich für was ausgeben, bringt noch eine andere ſchädliche Wirkung hervor. Sie verrathen dadurch, daß ſie nur die Außenſeite und die Schale von dem haben, deſſen ſie ſich rühmen.

Mancher junge Menſch, der wirklich viel Talente und Anlage zu den Wiſſenſchaften hat, würde ein nützlicher Gelehrter werden, wenn er ſichs nicht ſchon in der Schule einbildete es zu ſeyn.

Dieſer Art gibt es Tauſende in allen Ständen und Geſchäften. Sie tragen das glänzende Kleid einer Tugend, auf die ſie ſtolz ſind.

Daher läßt ſich ganz richtig behaupten, daß es keine Heuchler geben würde, wenn ſichs niemand einbildete, tugendhaft und devot zu ſeyn.

Ich wünſchte nichts mehr — da doch alles Mode iſt — jemand möchte doch auch einmal die Mode aufbringen, den Wirrwar von Empfindungen, Trieben, Keimen des Guten und Böſen im Herzen in Ordnung zu bringen: nichts würde die Einführung dieſer Mode an Nützlichkeit übertreffen.

Allein das würde ſchwer halten; leichter war es, die Andacht zur Mode zu machen; aber dadurch lehrte man die Menſchen meiſtentheils, ſich mit einem geborgten Strahlenglanze der Andacht zu ſchmücken. Es gefiel den Menſchen um ſo mehr, da ſie immer mehr ſcheinen wollen, was ſie nicht ſind, als was ſie ſind.

Es geht mit dieſer Mode, wie mit allen andern. Sie hat die nämlichen Folgen. Die Mode, ſich reich zu kleiden und einen übermäßigen Aufwand zu machen, ſtürzt in Armuth.

Spötter und ſatiriſirende Menſchen.

Es gibt Leute — und beſonders iſt ihre Zahl in unſern Tagen ſehr groß — die glauben, recht viel Geiſt zu zeigen, wenn ſie alles mit witzelndem Spotte verwerfen und lächerlich machen. Erſt vor kurzem führte mich einer meiner Freunde in eine Geſellſchaft, wo ich ein Frauenzimmer antraf, die man durchgehends für eine Frau von großem Geiſte hielt. Ich ſah ſie, und in dieſem kurzen Beſuche von nicht gar einer Stunde machte ſie ſich über ihre Nachbarn, ihre Eltern und Verwandte, über den Hof, ihre beſten Freunde, über den Krieg, über das ganze Menſchengeſchlecht luſtig, und endlich kam dann auch die Reihe an mich ſelbſt. Ich habe meiner Tage keinen ſeltſamern Auftritt geſehen; mein Freund bewunderte ſie, und ich hatte Mühe genug, meinen Unwillen zu bergen. Ich kann mit Wahrheit ſagen, daß mich noch kein Frauenzimmer mit den Ausbrüchen ihres Witzes ſo ſehr ermüdet hat, als dieſes. O ich weiß gewiß, ſagte mir mein Freund im Fortgehen: wenn Sie die Dame über andere Gegenſtände zur Rede gebracht hätten, ſo würde ſie ganz anders brillirt haben. Mein Freund ſagte dieß gerade aus dem Herzen, und war vollkommen überzeugt, man müſſe, um böſe zu ſeyn, viel Verſtand haben. Aber er iſt nicht der einzige; Tauſende glauben es, und ſo müſſen mittelmäßige Genies verderbt werden und ins Böſe ausarten.

Man braucht zum Böſen weniger Verſtand als zum Guten. Den Böſen verſieht ſein eignes Herz mit ſo viel Stoff zur Bosheit, daß ihm kaum ſo viel Erfindungsgeiſt nöthig iſt, Worte zu ſchöpfen, die ſeine Bosheit ausdrücken. Ein mittelmäßiger Geiſt glänzet, wenn ihn ein böſes Herz unterſtützt; aber dem, der ein gutes Herz hat, wird es gewiß ſchwer, und es gehört viel Geiſt dazu, daß er nicht langweilig wird. Ich habe noch keinen geſehen, dem es ſo wenig an Geiſtesſtärke gebrach, daß er allzeit gefiel, wenn er Gutes von den Leuten redte; obwohl nicht ganz unmöglich iſt: aber man will ſich die Mühe des Verſuches nicht geben, ob man auch ſo gefallen könnte.

Ich habe Frauenzimmer gekannt, die all ihre Spötteleien und Zweideutigkeit, womit ſie aus Bosheit über die Menſchen herfielen, mit ſo viel Feinheit ſagten, daß ich gewiß war, daß ſie mit nicht weniger Geiſt ſprechen würden, wenn ſie gut ſeyn wollten; aber es iſt reine Bosheit, die ſie daran hindert und zum Böſen anſpornt.

Man ſtellt uns oft gewiſſe Menſchen als Vorbilder des Geiſtes vor, bei denen man nicht die geringſte Spur von Geiſteskraft finden würde, wenn man Satire, Verläumdung und Witzelei wegrechnen wollte. Sie werden bewundert, weil ſie überall etwas Lächerliches oder Böſes aufzudecken wiſſen: aber das Lächerliche und Fehlerhafte einer Sache aufzuſpüren iſt viel leichter, als das Gute zu finden. Es gehört eben nicht viel Geiſt dazu, das Böſe in den Menſchen zu ſehen, denn des Guten iſt, leider! nur allzuwenig; man darf nur die Augen aufthun, ſo ſieht man auf einmal tauſend lächerliche Seiten und auffallende Fehler; aber die gute Seite an dem Menſchen zu ſehen, die viel ſeltner und ſchwerer zu finden iſt, dazu gehört ungleich mehr Geiſt.

Man würde keinem Menſchen, der ein boshafter Spötter iſt, Geiſteskraft zuſchreiben, wenn nicht die meiſten Leute, von eigenem Hange zum Böſen hingeriſſen, zu gleicher Denkungsart geneigt wären, und ihnen daher glauben. Nicht der Scharfſinn und die Delikateſſe (Feinheit) ſeines Witzes, ſondern die Bösartigkeit der Zuhörer iſt Urſache, daß man ihm einen hohen Geiſt zuſchreibt. Man hilft oft ſelbſt durch das Böſe, das man ſeinerſeits denket, einem hingeworfenen Gedanken auf, und will, daß ein — vielleicht nicht abſichtlich böſes — Wort, das nur jähling entſchlüpft, unendlich viel bedeuten ſoll; ſo alſo trägt auch der Geiſt der Zuhörenden eben ſo viel bei, jemanden in den Ruf eines Mannes von Geiſt zu ſetzen, als ſein eigener. Nun aber — kann man den für einen Mann von Geiſt halten, der zu dieſer Ehre des Geiſtes anderer bedarf? — Eben ſo wenig, als man den freigebig oder reich nennen kann, der das Vermögen anderer verſchwendet. Ueber das ſteht ein böſer Menſch nicht darum im Rufe eines tüchtigen Kopfes, weil er neue, noch nicht gedachte Sachen ſagt, ſondern weil er nichts anders vorbringt, als was andere ſchon gedacht haben; — ſoll das der Beweis eines großen Verſtandes ſeyn? —

Aber warum finden denn boshafte, ſatiriſirende Spötter ſo viel Beifall? — Vielleicht unſer ſelbſtwillen. Sie verſchaffen uns Gelegenheit, uns auf Koſten eines andern luſtig zu machen, ohne daß wir mit ins Spiel gezogen werden; wir haben ihnen vielen Dank, daß ſie uns all das Vergnügen verſchaffen, das darin liegt, über ſeinen Nächſten lachen zu können, und ſie alle Gefahr und die daraus entſpringende Folgen auf ſich nehmen.

Darin, daß man das Böſe von ſeinem Nächſten ſagt, liegt noch kein erhabner Geiſt, aber wenn man ſein Böſes aufdeckt, das er unter das Gute verhüllt, womit er groß thut: allein wenn ein Menſch nur dieſe und keine andere Abſicht hätte, ſo würde er weder boshaft noch ſatiriſch ſeyn; er würde niemand beleidigen, und alle unterrichten.

In einem Werke, wo der Verfaſſer die Abſicht hat, die Thorheiten und Fehler der Menſchen zu ſchildern, wird jeder ſein Bild darin zu finden glauben; es iſt unmöglich, von dem Menſchen zu ſchreiben, ohne nicht auch hie und da ein ähnlendes Portrait aufzuſtellen: aber darum darf man nicht immer glauben, der Verfaſſer habe gerade den Herrn N. oder N. ſchildern wollen. Man ſollte ſich bei dergleichen Schriften ſo verhalten, wie man ſich täglich im geſellſchaftlichen Umgange beträgt. So vorſichtig man auch im Reden ſeyn will, ſo entwiſcht einem doch manches, das den Nächſten beleidigen würde, wenn man es ohne verdeckten Namen der Perſon und des Orts ſagte; Leute alſo, die zu leben wiſſen, wenn ſie auch etwas Böſes von andern erzählen, decken doch den Vorhang nicht auf, der die Perſonen verhüllt. In einer Geſellſchaft herrſcht unter allen Gliedern eine gewiſſe Ehrlichkeit, auf die ſich ein jeder verläßt, daß man ſeine gute Meinung nicht übel deuten wird, und nur Leute, vom Zankgeiſte beſeſſen, Wortfänger nehmen alles nach dem Buchſtaben. Darunter gehören alle die, die gleich, ſobald ein moraliſches oder kritiſches Werk erſcheint, errathen wollen, wen der Verfaſſer unter dieſem oder jenem Bilde verſtanden, in dieſer oder jener Stelle angegriffen haben ſoll, und die ihm alles das in Mund legen, was ſie ſich einbilden, daß er habe ſagen wollen. Menſchen haben kein Recht, über Geſinnungen zu urtheilen — dieß Recht iſt dem Seher der Herzen vorbehalten.

Umgang mit dem Frauenzimmer.

Vor einiger Zeit traf ich in einer Geſellſchaft zwei Frauenzimmer an. Man ſprach da von einem Manne, der ſehr viel Verdienſte haben und bei den Frauen ſehr beliebt ſeyn ſollte.

Es iſt lächerlich von einem Frauenzimmer, wenn es, ſtolz auf ihre ſchwache Tugend, mit einer Stärke prahlt, die ihm nicht eigen iſt; wenn es ſich einer Schwachheit unfähig glaubt, die mit ihm zur Welt kömmt, und die von Eigenliebe und Muße von Jugend auf genährt wird.

Es gibt kein Frauenzimmer, das nicht geliebt werden will; und darum gibt es auch keines, das nicht ſeine Anbeter hat.

Ein Frauenzimmer liebt eben nicht allzeit ihre Anbeter; aber ſie haſſet ſie auch nie ſo ſehr, als ſie ſich von ihnen geliebt dünkt. Alle Entſchloſſenheit eines Frauenzimmers hält gegen die Standhaftigkeit eines feurigen Liebhabers nicht aus. Wen ſie mit einer Hand von ſich ſtoßen, ziehen ſie mit der andern wieder zurück. Alle Schönen thun ſpröde, und ſcheinen grauſam zu ſeyn, aber ſie ſind zu ihrem eigenen Unglücke nie ſo ſehr, als ſie es ſeyn ſollten.

Wenn ein Frauenzimmer nicht das Temperament tugendhaft erhält, ſo bleibt ihm nichts übrig, als die Gelegenheit zu fliehen; im Kampfe wird es — faſt allemal — erliegen.

Das Temperament iſt eine ſehr ſchwache Stütze der Tugend — ein treuloſer Keuſchheitswächter; man muß ihm niemal zu viel trauen. Die Gefälligkeit (complaisance) gibt oft das leichtſinnig hin, was das Temperament dem Ungeſtümen verſagt, und es wird auch nicht lange dem Bittenden verweigern, was ihm die Gefälligkeit zugeſagt hat, — ſo oft beſiegt, wird endlich das Temperament verwechſelt.

Wer einmal in dieſem Punkte ſein Temperament vertauſcht hat, der geht viel weiter, als der, der ſein natürliches Temperament leitet: ein ſtreitig gemachter Sieg iſt viel vollkommner und dauerhafter, als der, den man durch eine freiwillige Uebergabe erhält.

Die Eitelkeit iſt an mehr Galanterien Urſache, als Ausſchweifung und Wolluſt; man würde niemanden lieben, wenn man ſich nicht ſelbſt liebte.

Manche Frauenzimmer ſind künſtlich genug, daß ſie oft auf einmal durch eine zweifache Galanterie ihre Eitelkeit und ihre Liebe zum Vergnügen befriedigen, aber wenn es auf die Wahl ankäme, würde das vorgezogen werden, was der Eitelkeit Genüge thut; hierin haben die Frauenzimmer ungleich mehr Stärke als die Männer.

Die Eitelkeit bleibt immer die herrſchende Leidenſchaft des ſchönen Geſchlechts, aber nicht allzeit des männlichen.

Verdienſt und Anſehen müſſen bei einem verliebten Frauenzimmer öfters nachſehen, und ein Liebhaber, der weder eines noch das andere hat, macht ſein Glück dabei. Indeſſen, wenn man auch jene, die der Eitelkeit der Frauenzimmer nicht ſo ſehr Genüge thun, nicht ſo lange ſchmachten läßt, ſo ſtehen ſie auch eher in Gefahr, einem andern aufgeopfert zu werden; denn jedes Frauenzimmer, ſo ausſchweifend es auch iſt, wird die Tugendhafte ſpielen, wenn es um ihr Intereſſe oder ihren Stolz zu thun iſt.

Ein Frauenzimmer, das auf Ehre hält, vergißt nichts weniger als die Gunſtbezeugungen, die man von ihr erhalten hat; und ein galantes Frauenzimmer vergißt nichts leichter als dieſe.

Alles, was der Eitelkeit ſchmeichelt, gefällt einem galanten Frauenzimmer; ſie hält die ſchändlichſte Ausſchweifung für ruhmvoll, wenn nur etwas Auszeichnendes darin iſt — ein falſcher Schimmer von Anſehen, Größe, Verdienſt, der über dem ſchwarzen Fleck der Schande glänzt.

So getreu ein ehrbares Frauenzimmer ihrem Liebhaber iſt, ſo treulos iſt eine galante Frau.

Bei einem galanten Frauenzimmer darf man ſich nicht mehr Vorzugs ſchmeicheln, als bei einem Kaufmann. So heilig auch dieſer verſpricht, die Waare aufzubehalten, die man ſich ausgeſucht hat, ſo wird er ſie doch mit Vergnügen dem Nächſtbeſten geben, der ihm mehr bietet.

Untreue iſt auf beiden Seiten — dem männlichen und weiblichen Geſchlechte; nur ſind die Männer oft ſo ungerecht, daß ſie über die geringſte Galanterie ihrer Gebieterinnen Rache ſchreien, ſie ſelbſt aber ungeſtraft ausſchweifen zu dürfen glauben. Ein Mann, der täglich ſeiner Geliebten treulos wird, klagt über ihre Untreue, zürnt, rast, und ſpricht von nichts als Gift und Dolch. Er, der niemal getreu blieb, will eine Untreue mit dem Tode rächen.

Das iſt die gewöhnliche Ungerechtigkeit der Liebhaber und Ehemänner. Sie bilden ſich ein, ein ausſchließendes Recht zur Treuloſigkeit zu haben, und mißhandlen oft ihre Gattinnen oder Geliebte auf das grauſamſte wegen einem Verbrechen, wovon ſie ihnen ein tägliches Beiſpiel geben.

Erniedrigendes Mißtrauen und Eiferſucht machen eine Frau nicht tugendhaft; ſie dienen nur dazu, daß ſie ihre Liebeshändel ſorgfältiger geheim hält. Das einzige Mittel des Mannes, die Tugend ſeiner Gattin zu erhalten, iſt ſeine eigene Tugend, und ein großmüthiges Zutrauen.

Die erſte Sorge der Liebhaber iſt, ihre Geliebten zu hintergehen, und zu verhüten, daß ſie nicht von ihnen betrogen werden.

Gegenſeitige Hochachtung iſt das einzige Band, das die Eintracht unter Liebenden und Verheiratheten erhält; die Liebe ſelbſt — ſtiftet oft Zwietracht unter ihnen. Die Liebe hat ihren gewiſſen Zeitpunkt, aber die Hochachtung dauert immer fort.

Zu viele — ungeſtüme — Liebe, die man gegen Frauenzimmer äußert, iſt mehr ungelegen als angenehm: Das Uebermaß der Liebe iſt nicht immer ein ſicheres Mittel, ſich Gegenliebe zu erwerben; man zeigt oft mehr Liebe, wenn man weniger fühlt.

Criton, ein Jüngling voll edlen Geiſtes und großen Eigenſchaften, iſt ſterblich in Cleonen verliebt, und doch wird er von ihr nicht geliebt; was iſt die Urſache? — Er liebt zu aufrichtig, ſein Herz iſt zu voll und ſein Geſtändniß zu ungeſchminkt; er würde mit weniger Beſtreben glücklicher ſeyn, wenn er auch ſo falſch ſeyn könnte, als ſie iſt.

Wer nur Liebe zeigt, aber keine im Herzen fühlt, legt ſeine Netze viel ſicherer aus, und die Beute iſt ihm gewiſſer: denn gefallen iſt eine Kunſt, dazu Kaltblütigkeit und Vernunft gehört, wenn man ans Ziel gelangen will, und die Leidenſchaft raubt uns beides; ſie macht uns unfähig, die Regeln dieſer ſchweren Kunſt zu lernen und ſie glücklich in Ausübung zu bringen.

Die Kunſt zu gefallen, würde ganz überflüßig ſeyn; man würde ſich nicht beſtreben dürfen, der artige Affe aller Frauenzimmerthorheiten, und der unglückliche Sklave ihrer kindiſchen Launen zu ſeyn, wenn man immer nur honnette Frauenzimmer liebte, oder allzeit Gegenliebe erhielt.

Ein Gelehrter behauptete einſt, daß der Verſtand in der Liebe ſehr dienlich ſey; aber ein Stutzer erwies ihm entgegen, daß er da mehr ſchade als nütze, und die Wahl unſrer Schönen ſcheint mir wirklich dieſen Gegenſatz zu beſt[illegible]n.

Sie lieben nicht Verſtand und Tugend, ein gutes Herz und Weisheit. Nein! ſie ſehen nur auf Geld und Jugend, auf Affenwitz und Papageienkunſt. Nur das Verdienſt verſchafft uns ihre Gunſt, an Thorheit ihnen gleich zu ſeyn.

Man kann nie zuverläſſig wiſſen, ob man geliebt wird oder nicht; alle die Beweiſe der Liebe, ſo ſtark, ſo unläugbar ſie auch ſeyn mögen, geben dem mißtrauiſchen Herzen des Liebenden keine vollkommene Verſicherung von Gegenliebe.

Welch ein wunderlicher Eigenſinn der Liebenden! — Sie wollen geliebt werden, fordern alle nur erdenkliche Beweiſe der Liebe; ſie ſind nie ſo ganz zufrieden, daß ihnen nicht etwas zu wünſchen übrig wäre, und wenn ſie am Ziele all ihrer Wünſche ſind, ſind ſie noch weniger zufrieden.

Die Freuden der Liebe gehen nicht im Zirkel herum; wenn man ihre Bahn durchlaufen hat, am Ziele ſteht, erwartet öfter den raſchen Läufer Unluſt, Mißvergnügen, Schmerz und Reue, die verfloſſenen Augenblicke der ſeligſten Liebeswonne kehren nicht mehr zurück, man ſieht ſich traurig am Ende, und kann nicht mehr da anfangen, wo man es gelaſſen hat.

Die Liebe reibt ſich ſelbſt auf; man ſchmeckt nicht mehr ihre Seligkeiten, wenn man ſchon im Beſitze aller ſeiner Wünſche iſt. Die Flamme lodert nur ſo lange, als ſie Nahrung hat, und verliſcht von ſelbſt unter der Aſche der Körper, die ſie zerſtört hat.

So lange das Herz noch wünſcht und ſehnet; die raſende Begierde das Blut in den Adern jagt, flammt auch die Liebe aus dem lüſternen Auge, und röthet die Wange mit Morgenglut der Sonne; doch wenn das Maß der Freuden überrinnt, das Herz überſättigt iſt, und das Schweigen der Begierden die Stimme der Vernunft hören läßt, wenn der Sturm der Leidenſchaft ſich gelegt hat, und das brauſende Blut ruhiger fließt, dann treten Ueberlegung und Kalculation aus ihren

Winkeln hervor; man fängt an mit eigenem Auge zu ſehen, und bewundert nicht mehr durch das Verſchönerungsglas der Einbildungskraft idealiſche Reize — der Zauber verſchwindet, man erwacht und ſchaudert vor der Blöße der Wahrheit zurück.

Durch das allzugroße, unabläßige Beſtreben, jemanden von der Stärke ſeiner Liebe zu überzeugen, macht man ſich mehr überläſtig als beliebt, und zuletzt gar verächtlich; man ſchätzt den Werth der Liebe nicht mehr, wenn man nicht mehr daran zweifeln darf. Die Erfahrung beſtätigt es nur zu oft, daß mancher Liebhaber weniger artig iſt gegen ſein Mädchen, als gegen andere, wenn er ſich vollkommen von ihr geliebt weiß.

Man kann dem Vergnügen zu lieben widerſtehen; aber nicht dem, geliebt zu werden.

Die Liebe des Gegentheils führt uns ein groß Stück Weg weiter, als die Liebe, die man ſelbſt dafür hat.

Es iſt ein allgemeiner Irrwahn — allgemein unter den Schülern der Welt, die noch zu wenig Menſchen- und Lebenskenntniß haben — daß Gegenliebe der Beweis des Verdienſtes ſey: o wie falſch iſt dieſer Wahn! — Wenn man alle die, die im Beſitze ihrer eroberten Herzen ſind, auf die Wage legte, ſo würde die Schale der Thoren weit über die leichtere der Vernünftigen überſchlagen.

Eine ſchöne Perſon gefällt oft weniger, als eine andere, weil ſie ſich von ihrer Eitelkeit hat bereden laſſen, ſie müſſe gefallen.

Nachahmung.

Einige ahmen alles nach, was ſie andere thun ſehen; und wieder einige verachten alles, was andere thun. Sie bedürfen keines beſſern Grundes, etwas nicht zu thun, als den, daß es ein anderer ſchon vor ihnen gethan hat. Beide ſind Thoren, aber doch ſind mir die erſten, die Nachahmer, für das geſellſchaftliche Leben lieber, als die letzten, die nichts nachahmen wollen.

Die Mode iſt eine allgemein berechtigte Nachahmung; es ſcheint daher, daß der, der ſich nicht nach der herrſchenden Mode bequemen will, ſich ein beſonderes Anſehen über alle andere zu geben ſucht.

Es gibt Manieren und Mienen, die niemand nachahmen will, und man ahmt ſie doch nach wider Wiſſen und Willen. Es gibt aber auch ſolche, die alles nachahmen will, und doch nimmt ſie niemand an. Den Beweis davon haben wir tauſendfältig. Man nimmt ſich oft eine gezwungene Ausſprache an, worüber man andere belacht, aber doch iſt man Nachahmer; vielleicht weil man ſie von einem Fremden gehört, oder ſie ein paar Herrchen von ihren Reiſen mitgebracht haben. Erſcheint irgend ein großer Mann, der ſich durch ſein Eigenes ganz von andern auszeichnet, ſo will ihn alles nachahmen; aber die Kopien gerathen meiſtens ſehr ſchlecht.

Man nimmt gewöhnlich die Fehler und das Schöne derjenigen an, die man nachahmen will, das iſt ſchon eine alte, bekannte Wahrheit. Aber warum dies? — Ahmt man vielleicht darum eher die Fehler als die Tugenden anderer nach, weil die Tugend ſchwerer nachzuahmen iſt? Ich denke, nein. Nicht die Schwierigkeit der Tugend, ſondern meiſtens der ſchlechte Geſchmack der Nachahmenden iſt Schuld daran.

Warum findet der Mann von ſeltenen Verdienſten ſo wenig getreue Nachahmer? — Weil ſo wenig Menſchen im Stande ſind, ſeine Verdienſte zu kennen, und ſie nach ihrem Werthe zu ſchätzen.

Man muß ſchon ſelbſt Verdienſt haben, um das Verdienſt zu kennen; aber wie viel mehr gehört nicht dazu, um es nachzuahmen?

Sobald jemand in der Welt für einen Mann von Verdienſt gilt, ſo regt ſich auch in aller Herzen der geheime Nacheifer, ihn nachzuahmen; aber jeder ahmt nur das von dem Verdienſte eines andern nach, was ihm begreiflich iſt. Jene, die die Art nachahmten, wie Alexander den Kopf trug — und ſie ließ ihm ſehr übel — blieben dabei ſtehen, weil ihr Geiſt nicht weiter reichte.

Wenn man Jemanden nachahmen will, nimmt man ihn gemeiniglich von der Seite, der man am nächſten iſt, wo man ihn am eheſten nachahmen kann. So wie die Außenſeite zuerſt in die Augen fällt, ſo ahmt man ſie auch zuerſt nach, und immer nur die, und oft iſt ſie alles, was man an einem Menſchen nachahmt. Man glaubt oft das ganze Verdienſt eines Menſchen ſich eigen gemacht zu haben, wenn man ſo gehet oder ſo redet, wie er. Einige machens ihm in Kleidung, andere im Gange, und andere den Ton ſeiner Stimme nach; wenige gehen weiter hinaus.

Was immer Leute vom Stande für ein Air haben, gut oder ſchlecht, ſo wird es ihnen von gemeinen Leuten nachgeahmt, und die Airs der Gelehrten ſind der Nachahmungsgegenſtand all der faſelnden Witzlinge, die für ſchöne Geiſter wollen gehalten werden.

Wie lächerlich, wenn ein Krämer oder Kleinbürger die Airs eines Mannes vom Stande affektirt! Aber noch lächerlicher iſt es, wenn ſich ein Menſch, der der Welt abgeſagt hat, damit ziert. Sie fallen ſchon im Bürger unangenehm auf; aber im Mönche erregen ſie vollends die Galle.

Die Thorheit, ſeinen Stand zu vergeſſen, iſt ungleich lächerlicher, als wenn man die Natur über ihre Kräften anſtrengen will.

Jeder Stand und jedes Naturell hat Eigenſchaften, die nur ihm gehören; man kann dieſe alſo niemals ablegen, ohne ſeiner Pflicht oder dem Wohlſtande zu nahe zu treten.

Man muß ſein Naturell verfeinern und beſſern, aber es nicht zwingen: man muß das Fehlerhafte ablegen, aber das Natürliche beibehalten. Ich will lieber einen Naturfehler an einem Menſchen ſehen, als eine gute Eigenſchaft, die er affektirt.

Laſter und Verbrechen nehme ich aus; ſonſt aber iſt alles gut, was man von der Natur hat, ſo lang es natürlich bleibt.

Man kann die Tugend, die Herzhaftigkeit nachahmen, aber nicht das Naturell.

Man kann Original werden, wenn man bei ſeiner Natur bleibt, aber wenn man dieſe verläßt, wird immer eine ſchlechte Kopie daraus.

Im allem, was natürlich iſt, liegt eine gewiſſe, ihm eigene Art von Vollkommenheit; aber um dieſe zu erlangen, muß man ſich ſelbſt ſtudiren und kennen; allein alle Menſchen beſchäftigen ſich mit dem Studium ihrer Nebenmenſchen, und darum gelingt es ſo Wenigen, ſich zu dieſer Vollkommenheit zu ſchwingen.

Jede Gemeinde hat eine Art von Modell, nach dem ſie ſich richtet. Die Weltprieſter haben eine andere Art zu predigen, als die Kapuziner, dieſe wieder eine andere als die Dominikaner, und anders als dieſe tragen die Jeſuiten ihre Reden vor, alle dieſe, die einerlei Beruf haben, erkennen einander im Predigtvortrage und ähnlen einander.

Schwerlich wird das, was unter ſo verſchiedenen Leuten das Nemliche iſt, allen natürlich ſeyn.

Eben das kann man auch von jeder Familie und von jeder Provinz ſagen.

Nichts beweiſet die Schwäche des Menſchen deutlicher, als ſein Hang zur Nachahmung.

Tabak und Kaffe ſind heut zu Tag allgewöhnlich, ungeachtet man auf beide in Rückſicht der Nützlichkeit nicht viel hält; man kann ſagen, daß ihre Wirkung, zu der ſie am meiſten beitragen, keine andere iſt, als uns zur Nachahmung zu reizen; nur dazu taugen ſie.

Einige Leute werden böſe, wenn ſie von andern thun ſehen, was ſie nicht thun, und einige zürnen hingegen, wenn andere es ihnen gleich machen.

Wenn man etwas thut, das Ehre macht, ſo wird man böſe, wenn andere das nemliche thun; und thut man etwas, das keine Ehre bringt, oder worüber man gar erröthen muß, ſo wird man böſe, wenn andere das Nemliche nicht thun wollen.

Dieſer Eigenſinn rührt nicht blos von dem eigenthümlichen Charakter der Seele ab.

Es iſt Eitelkeit — eben die nemliche, die einige reizt, alles nachzuahmen, und andere von aller Nachahmung zurückhält.

Die ſteifen Alten mit großen Perücken, breiten Aufſchlägen und aufgerollten Strümpfen, die die übergebliebenen Stutzer eines verfloſſenen Jahrhunderts ſind, geben uns den überzeugendſten Beweis. Man betrügt ſich oft, wenn man glaubt, ſie verachten aus Kargheit die Moden; — es iſt meiſtentheils ihre Eitelkeit.

Die Eitelkeit, die einen Menſchen zum Sonderling macht, iſt viel unverträglicher als jene, die ihn zum Affen macht. Im erſten herrſcht verachtender Stolz, da im andern nur Eitelkeit liegt.

Oft ahmt man andern nur darum nach, um ſich ſelbſt von dieſen auszuzeichnen, die man nachgeahmt hat.

Man glaubt, es mache mehr Ehre, ſich von andern durch Nachahmung auszuzeichnen, als wenn man ſie nicht nachahmt; denn ſo beſiegt man ſie mit ihren eigenen Waffen. Vielleicht iſt das auch die Urſache, daß es mehr Nachahmer, als Verächter der Nachahmung gibt.

Etwas mit Geſchmack und guter Wahl nachzuahmen, gehört nicht weniger Verſtand dazu, als zur Erfindung.

Wer vollſtändige Kenntniß der Sache hat, die er nachahmt, iſt auch im Stande, zur Erfindung eines andern von der ſeinigen hinzuzuthun und ſie zu verbeſſern, und ſo eine Nachahmung bringt oft eben ſo viel oder mehr Ehre, als die Erfindung ſelbſt.

Wer nicht immer als Kind ſich am Gängelbande ſchleppen läßt; wer ſelbſt denken gelernet und einen originellen Geiſt hat, wird weniger nachahmen, wenn er ſich etwas, von ſeinem Gefühle fürs Schöne und Wahre überredet, zum Vorbild nimmt, wird es mit einer ihm eigenen Freiheit nachahmen; ſeine Nachahmung wird ſelbſt wieder Erfindung.

Eine gezwungene, ängſtliche Nachahmung verräth einen ſchwachen knechtiſchen Geiſt; daher die zahlloſe Menge elender Kopien.

Originalität iſt nicht jedem eigen; ſie iſt ſo ein ſeltenes Talent, als die Gabe zu gefallen, und beinahe ein ſicheres Kennzeichen der werdenden Größe. Aus jedem Fache findet man unzählige Stümper unter den Nachahmern; ſelten — oder gar nicht — bleibt ein origineller Kopf auf der unterſten Stufe ſtehen.

In allem Unterrichte — was immer für einer Kunſt oder Wiſſenſchaft — weiſet man den Schüler zur Nachahmung an; aber oft läßt man ihn von da nicht weiter gehen, und dann — bleibt er ewig Nachahmer. Die Bequemlichkeitsliebe des Menſchen hilft ſelbſt ſchon dazu; es erfordert viel weniger Mühe, ſich tragen oder führen zu laſſen, als ſelbſt zu gehen; wie wenn nun Gewohnheit dazu kommt, paniſche Furcht, man möchte fallen, wenn man über das Geleiſe hinausträte — dann kann nie was beſſers daraus werden, als ein mittelmäßiger Stümper. Es kommt mir gerade ſo vor, als wenn man ein Kind immer am Fährbande weiſen wollte — noch als Knabe — Jüngling weiſen wollte — und endlich würde der Mann auch noch am Bande geſchleppt daherwackeln: Er würde nicht aufhören, Kind zu ſeyn.

Kann man den Nachahmungsſüchtigen wohl was Empfindlichers ſagen, als was Horaz von ihnen in ſeiner Dichtkunſt ſagt? — Sein **Servile imitatorum pecus** ſollte jedes junge Talent bewegen, aus dem Gängelwagen zu ſteigen, um frei den Weg zur Größe anzutreten.

Verſtand.

Der Schwarm ſumſender Kleingeiſterchen iſt eben ſo groß, als das Mückenvolk, aber wo iſt der, der glaubt, daß er auch dazu gehöre? —

Sie ſchlüpfen hervor, dieſe Alltagsgeſchöpfe, wie der Schmetterling aus ſeiner Larve, flattern den wonnigten Somm-tag ihres Lebens herum, bewundern ihre Schönheit, und am Abend ſind ſie nicht mehr. Ihr Verſchwinden iſt aber auch eben ſo unbedeutend als ihr Entſtehen, und ihr Daſeyn das Vergnügen Weniger, die Luſt daran haben, ihre Wände damit zu zieren.

Auch dieſe dienen zu nichts, als glänzende Meubles in philoſophiſchen Hörſälen zu ſeyn, die Vorzimmer der Großen zu füllen, und die Toilette der Damen und Fräuleins zu zieren.

Die erſte Schmeichelei, die der Menſch ſich ſagt, ſobald er ſein Selbſt fühlen anfängt, iſt, daß er ſich beredet, Verſtand zu haben, und dieſe Schmeichelei iſt auch die erſte, die uns unſere Freunde vorſagen.

Nichts iſt ſchwerer, als entſcheiden, daß ein Menſch keinen Verſtand habe. Jeder Menſch, wenns ihm auch noch ſo ſehr am Geiſte fehlt, ſcheint bisweilen welchen zu haben. Der geringſte Flimmer von Verſtand läßt vermuthen, daß der verborgene Grund gut ſey.

Es iſt Schade um einen ſchönen Kopf, darin kein Hirn iſt; er hat oft alles: Augen, die ſprechen, Lippen, die ſprechen, eine ſehr geſchwätzige Papageyenzunge, und alles, was ſpricht — ſagt: es fehlt mir am Verſtande.

Wer keinen Verſtand hat und doch nicht will, daß es die Welt wiſſen ſoll, den will ich ein untrügliches Geheimniß lehren. Er darf nur ſchweigen, und alles wird glauben, daß er Verſtand hat, denn gewöhnlich urtheilt man vom Stillſchweigen viel beſſer als vom vielen Reden.

Wer viel redet, muß viel Verſtand haben, wenn in allen ſeinen Reden Verſtand ſeyn ſoll; wer aber nicht viel redet, braucht nur mittelmäßigen Verſtand, und er wird immer hinlänglich ſeyn.

Ein Frauenzimmer von der großen Welt wird überall als eine Perſon von ſehr viel Verſtand erſcheinen, wenn man von ihrer Redensart auf ihren Geiſt ſchließen will; aber es iſt nur zu oft das Blendwerk einer gewiſſen Rutine im Reden, die ſie von der großen Welt übrig hat.

Es iſt nicht genug, daß man Verſtand hat, um gut zu reden; es iſt auch nicht genug, gut zu reden, um zu beweiſen, daß man Verſtand hat. Man lernt die Sprache der großen Welt und den Hofton, wie man ein Mährchen oder ein Lied auswendig lernt.

Ein Menſch, der wirklich erſtaunenswürdig viel Geiſtes-Anlage, aber keinen Umgang mit der großen Welt hätte, wird in einer Geſellſchaft ſeine Faſſung verlieren, wo ein Thor glänzen wird.

Der Geiſt fordet nicht weniger Uebung als der Körper, um ſich zu entwickeln. Man kennt einen Landbewohner, der nie aus ſeinem Dorfe kam, ſchon gleich an der Art, ſich zu präſentiren oder ſeine Aufwartung zu machen; und ein unkultivirter Geiſt hat eine eben ſo plumpe Art, die gleich in die Augen fällt: indeſſen muß man aber von der unpolirten Miene eines Menſchen nicht gleich auf den üblen Bau ſeines ganzen Körpers ſchließen, und eben ſo falſch wäre auch der Schluß, wenn man ſagen wollte: der Menſch hat keinen Verſtand, weil er ihn nicht zu äußern weiß.

Man könnte leicht entſcheiden: der hat Verſtand, der keinen, wenn alle Menſchen darüber einſtimmig wären, was man unter den Worten: der Menſch hat Verſtand, verſtehen ſoll; aber ſo urtheilt jeder nach ſeinem Geſchmack und ſeiner Denkkraft. Bei manchem Frauenzimmer gilt ein Menſch, der faden Witz und elende Späße anbringt, für einen Mann von Geiſt, und alles Natürliche heißt an ihrem Nachttiſche Kleingeiſterei.

Obwohl alles Verſtand zu haben glaubt, verräth man ſich doch oft, und gibt durch die Art, wie man ſich mit Leuten von Verſtande in Verbindungen einläßt, deutlich zu erkennen, daß man ſelbſt nicht genug Verſtand habe, um ſich allein zu erhalten.

Die meiſten unſerer Schöngeiſter bringen kaum ein Werkchen von etwelchen Bogen zum Vorſchein, wo nicht die berühmteſten Schriftſteller älterer und neuerer Zeiten zitirt ſind. Thun ſie es nun, um dieſen großen Männern eine Ehre zu erweiſen? — Ganz und gar nicht; es geſchieht ihrer eigenen Ehre wegen. Man glaubt, das heiße ſchon ſelbſt viel Verſtand haben, wenn man Männer von großem Geiſte kennet und ſie lobt; aber leider lobt man ſie oft, und iſt nicht im Stande, gründlich davon zu urtheilen, und vielleicht weiß mancher, der den Voltair, oder Shaftesbury zitirt, nur ſo viel, daß Voltair Voltair geheißen hat; daß dieſer ein Franzos, jener ein Engländer war.

Einen ganz entgegengeſetzten Charakter haben die Kritiker

— die Gegenfüßler der erſtern. Sie glauben, man lege die beſte Probe ſeines Verſtandes ab, wenn man Leute von Verſtand tadelt. Ich möchte nicht entſcheiden, wer mehr Verſtand hat, der alles tadelt, oder der alles lobt; aber das iſt richtig, daß einer wie der andere zu wenig zu haben glaubt, um ſich durch ſein Selbſt einen Werth zu verſchaffen. Die erſten ſcheinen mir jenen ſchwachen, furchtſamen Menſchen zu gleichen, die ſich an den Günſtling halten, um ſich emporzuſchwingen, und die andern jenen, die Kabalen dagegen ſchmieden. Sich entweder zum Sklaven, oder zum Feinde des Glücks eines andern machen zu wollen, bleibt immer ein deutlicher Beweis, daß man mit ſeinem Glücke nicht zufrieden iſt.

Das Lächerliche, das Moliere in ſeiner Republik der gelehrten Frauen gezeigt hat, davon das erſte Geſetz war, daß niemand Verſtand haben ſoll, als ſie und ihre Freunde, dieſes Lächerliche findet ſich allenthalben. In allen kleinen Städtchen gibt es einen Zirkel von Leuten, die wollen, daß aller Verſtand nur in dem engen Kreiſe ihrer kleinen Geſellſchaft eingefangen ſey. Alle andere, die nicht von ihren Spielparthien, Schmauſereien ſind, die keinen Umgang mit ihnen haben, ſind in ihren Augen ſchwache Geiſter. Ja, in einigen Orten gibt es wohl vier und fünf ſolcher Geſellſchaften zugleich, wovon jede ſteif glaubt, daß der Verſtand vom ganzen Städtchen nur ihnen gehört und in ihrem Zirkel geſucht werden müſſe. Ein Fremder hat gleich die Ehre, für einen Dummkopf gehalten zu werden, wenn er nicht an die gelehrte Bank des Orts addreſſirt iſt; wenn mehrere Zirkel ſind, und er wählt vorzüglich einen, ſo macht er ſich die andern zu Feinden, und geht er gar nirgends hin, ſo wird er der Gegenſtand des allgemeinen Geſpöttes.

Es gibt wenig Leute, die nicht gleich dieſes Lächerliche an ſich verrathen, wenn man ſie nur ein wenig kennt; vorzüglich zeichnen ſich ein großer Theil Autoren damit aus: manchen rüſtigen Schreiberling über die beſten Schriften ſchmälen, und ſeine litterariſchen Taglöhner-Arbeiten anpreißen. Aber wer verdient dieſen Vorwurf wohl gründlicher als die

Recenſenten? — Dieſe, die bei einem Glaſe Wein über ein Werk urtheilen, worüber der Verfaſſer Jahre lang gedacht hat, ſprechen jeder Schrift ihren Werth und dem Verfaſſer Geiſt ab, wenn ſie ihn nicht verſtehen, oder wenn ſie fürs Gegentheil bezahlt ſind.

Es iſt mir immer der ſchätzbarſte Beweis von der edlen Denkungsart eines Menſchen, wenn ſein Herz ſo gerecht iſt, daß er auch ſeinem Feinde den Verſtand nicht abſpricht, wenn er ihn da findet.

Man erlangt nicht ſo bald den Ruf eines großen Geiſtes, als den eines Schöngeiſtes; ein Epigram, ein Lied, verſchaffen bald die ſehr unbedeutende Ehre dieſes Namens; aber zur Würde eines Mannes von Geiſt gehört viel mehr; man muß ein geſetztes Betragen und tiefe Einſicht zeigen.

Es gibt daher viele ſchöne Geiſter, denen es am Geiſte fehlt, und ſie ſind uns der warnende Beweis, wie ſehr die Schöngeiſterei dem Verſtande ſchadet. Man verläßt allzugern das Solide, wenn man ſich mit Kleinigkeiten begnüget.

Es gibt Leute, in deren Umgange man immer Geiſt hat; und andere, wo's einem immer daran fehlt.

Man lernt den Geiſt wie alles andere. Eine Geſellſchaft, wenn ſie ſonſt nicht im beſten Anſehen ſtund, wird geiſtvoll, wenn ein Mann von großem Geiſte dabei präſidirt.

Einſamkeit ermüdet einen großen Geiſt, und einen mittelmäßigen erſtickt ſie vollends.

Der nicht alles im Stande iſt, was er anfängt aufzuführen, verdient nicht, ein großer Geiſt zu heißen.

Es gibt Geiſter, die in einem gewiſſen, ihnen eigenen Fache eminiren, und in einem andern kriechen, das liegt in der Beſchränktheit des menſchlichen Geiſtes; es iſt daher thöricht, als Menſch nach der Ehre ringen, ein Univerſalgeiſt zu ſeyn. Die Leiter des Wiſſens geht himmelan, und ehe der Menſch die höchſte Stufe erreicht, iſt er nicht mehr. Man kann zwar zu allem eine glückliche Anlage haben, aber der, deſſen Geiſt zu allem fähig iſt, wird ſich zu beſchränken wiſſen.

Man wird ſelten einen Menſchen finden, der die Schuld ſeinem Mangel an Geiſteskraft beimißt, wenn ihm etwas nicht gelingt; man wendet eher ſeine Nachläßigkeit oder den Drang der Geſchäfte vor. Wie oft hörte ich nicht Leute, die noch nicht einmal ihr Deutſch gelernt hatten, ſich beklagen, daß ſie von ihren Eltern nicht zu den Studien ſind verwendet worden. Es iſt ewig Schade um meine Talente, hörte ich manchen ſagen, ich würde einer der erſten Gelehrten geworden ſeyn; — und er hat es doch noch nicht einmal zum vernünftigen Menſchen gebracht.

Wenn man die Erfahrung gemacht hat, und durch ſie überzeugt iſt, daß man in einer Sache nicht durchdringen kann, ſo nimmt man ſeine Zuflucht zu einer Erfahrung, die man nie machen wird, um die Welt zu bereden, man würde in einer andern Sache beſſer fortkommen.

So ſchwer es auch hält, daß der Menſch dem Menſchen die Ehre des Verſtandes zugeſteht, ſo gibt es doch überall Leute, von denen der Ruf ſagt, ſie haben mehr Verſtand als andere. Wie ſie ſich aber in dieſen Ruf haben ſetzen können, bleibt beinahe ein Räthſel, denn bis ihnen einer dieſe Ehre abtritt, ſind dreißig da, die ſie ihnen ſtreitig machen.

Geiſteswerke.

Es iſt nicht genug für einen Schriftſteller, daß er Geiſt habe, wenn ſeine Werke ihren Zweck erreichen ſollen; dazu wird auch Erziehung erfordert und ein weiſer Führer, der frühzeitig den Geiſt leitet, denn ſo gut er auch ſeyn mag, ſo iſt er doch vor Ausſchweifung und Irrwegen nicht ſicher, wenn er ſich ſelbſt ohne Zurechtweiſung überlaſſen iſt. Oft erhalten die Arbeiten des Jünglings den Beifall aller ſeiner Mitſchüler, ſelbſt des Lehrers; ſo wird er ſtolz, ſelbſtgenügſam, und bleibt da auf der niedrigen Stufe ſtehen, wo ihn die Eitelkeit aufhält, wenn nicht ein Mann von tieferen Kenntniſſen Mitleiden mit ihm hat, und ihm die Fehler gerade in denjenigen Arbeiten zeigt, die ihm den Beifall erworben haben.

Daß ſo viele Kathedermänner und Stubenphiloſophen nicht für den Umgang im geſellſchaftlichen Leben gemacht ſind; daß manchmal all ihre Gelehrſamkeit nur Schulprunk iſt und der Menſchheit wenig Nutzen ſchafft, iſt nicht die Folge von Geiſtesmangel; es fehlt ihren Schriften nicht an Stärke der Beredſamkeit, aber es fehlt ihnen an Erziehung. Sie ſehen die Welt durch die enge Spalte ihres Dachfenſterchens, und ſtudiren das menſchliche Herz aus Büchern, nicht aus Erfahrung. Sie täuſchen ſich daher in vielen Sachen, und ſind oft weniger Menſchenkenner, als der Unſtudirte, der aus Erfahrung den Menſchen kennen lernt. Aber dieſe Erziehung, dieſe Bildung des Gelehrten zum Menſchen erhält man nicht überall und nicht zu allen Zeiten. Wenn einmal ein gewiſſes Alter vorbei, wo der Menſch, der Eindrücke empfänglich, ſich noch beſſern läßt, hört alle Hoffnung zur Beſſerung auf; man beharrt eigenſinnig auf ſeinen Irrthümern, iſt ſelbſt ſtolz darauf, wenn man über die Pflegejahre des Herzens hinaus iſt; man iſt der Beſſerung eben ſo wenig mehr fähig, als ein vernachläßigter Baum nie mehr geradſtämmig werden wird.

Die meiſten Leute ſchreiben ſchlecht, weil ſie zu gut ſchreiben wollen; die Natur hat uns Reichthum der Gedanken gegeben, und die Sprache iſt reich an natürlichen Ausdrücken, es kommt alſo nur darauf an, die Ausdrücke zu kennen, die in der Sprache ſind, und mit treffendem Geiſtesblicke die Gedankenreihe der Seele überſehen zu können; aber die meiſten Leute, die ſchreiben, wiſſen nicht einmal, wie die Sprache denkt, noch wie ſie ſich ausdrückt. Sie verwerfen oft einen Gedanken, weil er natürlich, und einen Ausdruck, weil er einfach iſt — gerade aus dem einzigen Beweggrund, warum ſie ihn wählen ſollten. Virgil gefällt mir weit beſſer, wie er ein kleines, ſchalkhaftes Mädchen beſchreibt, die mit Aepfeln wirft, damit ſie bemerkt wird, als Taſſo, wie er ſeinen Tankred ſchildert, der zu Clorindens Füßen verzweifeln will.

Eine Kleinigkeit im leichten Kleide der Natur gefällt mir beſſer, als ein gezwungenes übertriebenes Wunder.

Daher verfehlt mancher Redner ſeinen Zweck; eine Stelle, wo er ſeinen Zuhörern Thränen ablocken wird, bewegt ſie oft zum lauten Lachen. Ich habe ſchon mehrere Trauerſpiele geſehen, wo ich mich des Lachens nicht enthalten konnte, und Luſtſpiele, die allen Scherz von mir wegſcheuchten.

Gewiß würde jeder gut reden und ſchreiben, wenn er nur allzeit wüßte, was er denn mit ſeinen Worten ſagen will, was ſeine Schrift für einen Endzweck haben ſoll. Eine verwirrte unverſtändliche Schreibart kommt nur von einem unordentlichen und unrichtigen Ideengange her. Der geadelte Bürger im Moliere, ſo roh als er war, wußte alles gut vorzubringen, ſobald man ihn nur anwies, das zu ſagen, was er dachte. Frauenzimmer gerathen ſehr gewöhnlich in dieſe Verlegenheit. Ein Frauenzimmer, das ſonſt ſehr viel geſunden Verſtand und natürlichen Witz zeigte, wies mir einſt einen Brief von ihr ſo voll Galimathias, daß er ſo unverſtändlich war, als wär er mit Ziffern geſchrieben geweſen. Nachdem ich ihn geleſen und nicht verſtanden hatte, fragte ich ſie, was ſie denn damit ſagen wolle. Der Inhalt iſt kurz dieſer, antwortete ſie: Ich ſtatte dem Fürſten, der meinen Bruder in Rückſicht ſeiner Verdienſte zum * * * erhoben hat, meinen Dank ab, und empfehle ihm meinen Sohn. Je nun! erwiederte ich, ſagen Sie das, und der Brief kann nicht beſſer geſchrieben ſeyn. Sie folgte mir und ſchrieb einen ſehr artigen Brief. So gewöhnlich dieſer Fehler einigen Frauenzimmern und Leuten iſt, denen es am Unterricht und Beleſenheit fehlt, ſo verzeihlich iſt er auch; aber höchſt ärgerlich iſt er an Gelehrten, die die Früchte ihrer Studien in einen dicken Nebel einhüllen; an Advokaten, die ſo einen unſinnigen Wirrwar zuſammenkritzeln, daß man weniger Mühe und Beurtheilungskraft braucht, den Knoten der Streitſache zu löſen, als das hirnloſe, verworrene Gewäſche des Advokaten zu verſtehen. Eben ſo ſehen oft manche Berichte, Rathsreſolutionen und andere Aufſätze aus; ja ſelbſt die Rechtsmeinungen und Parere von Univerſitäten ſind ſo wenig zu verſtehen, als des Kaligula Geſetze zu leſen waren.

Es gehört gewiß viel Kunſt dazu, daß man gut ſchreibt;

aber man lernt dieſe Kunſt bald, wenn man nur Kopf hat und nie vom Natürlichen weicht; ſobald man aber dieſes verläßt, wird man dieſe Kunſt nie lernen.

Die gut reden und ſchreiben wollen, ſollen vorzüglich die Natur ſtudiren, das iſt das erſte und wichtigſte Studium; dann muß man ſeine Sprache, in der man ſchreibt, kennen lernen, den Geiſt und den Geſchmack der Zeiten, worin man lebt. Schwerlich wird ein Menſch von Talenten, wenn er dieſe drei Dinge weiß, ſchlecht ſchreiben; aber niemals wird er was Erträgliches auf die Welt bringen, wenn ihm eines von den Dreien mangelt. Es iſt wahr, einige haben mehr Geiſteskraft als andere, und können alſo mit gleichviel Kenntniß dieſer drei Regeln nicht gleich gut ſchreiben; aber auch mit weniger Anlage wird man niemal ganz ſchlecht ſchreiben, wenn man die Natur, Sprache, und den Geiſt und Geſchmack ſeines Jahrhunderts kennt.

Ein Brief kann unkorrekt geſchrieben und doch ein ſchöner Brief ſeyn; im Gegentheile kann auch ein Brief vollkommen korrekt und doch höchſt elend geſchrieben ſeyn.

Ueberſetzungen und Schreibfehler benehmen dem ſchön geſchriebenen Brief eines Frauenzimmers ſeinen Werth nicht; man iſt dieſer kleinen Unvollkommenheit gewohnt; aber in dem Briefe eines Mannes fallen ſie äußerſt widerwärtig auf.

Der Adel und das ſchöne Geſchlecht haben dieſen Fehler faſt immer gemein, daß ſie nebſt einer ſchlechten Schrift äußerſt unkorrekt ſchreiben, und oft einige Frauenzimmer oder Cavaliers, die regelmäßig zu ſchreiben wußten, thun ſich was Rechtes darauf zu Gute, daß ſie fehlerhaft ſchreiben. Das iſt freilich ſehr unklug; aber noch lächerlicher ſind mir jene Pedanten, die durchaus von allen Frauenzimmern und Adelichen fordern, daß ſie korrekt ſchreiben ſollen.

Es gibt viele, bei denen ein glückliches Gedächtniß die Stelle des Geiſtes einnimmt, und ein ſolcher Schriftſteller iſt im Stande, die Welt mit fünfzig dicken Bänden in Folio heimzuſuchen, ohne daß nur aus einer Seite ein Fünkchen geſunden Geiſtes hervorleuchtet. Wir haben viele Bücher, die das Regiſter anderer ſind; daher die Folge, daß ein Kathederunſinn ein ganzes Jahrhundert durchgeſagt, geſchrieben und geleſen wird.

Gelehrte, die am meiſten Geiſt beſitzen, ſind gerade diejenigen, die der Welt am wenigſten von ihnen zu leſen geben. Ein wahrer Gelehrter von tiefen Kenntniſſen und hellem Geiſte iſt auch ſtreng im Urtheile gegen ſein Werk. Er hält nicht ſo leicht für gut, und um ſo weniger wird er es ans Tageslicht bringen, wenn es ihm nicht ganz gefällt.

Menſchen von außerordentlichen Geiſtesfähigkeiten werden meiſtentheils für faul gehalten; aber es iſt falſch. Nicht Nachläßigkeit, ſondern tiefe Einſicht und die Strenge, mit der ſie ihre Werke beurtheilen, hält ſie zurück, die Autor-Bahn zu betreten. Sie lieben die Muſe nicht mehr als andere Leute; aber ihr Geſchmack iſt feiner und ihr Urtheil ſchärfer, und daher halten ſie auch mehr mit ihren Produkten zurück. Es iſt ein ſicherer Grundſatz: man wird wenig zu Stande bringen, wenn man alles anfängt, und nirgends wird es glücken; ja es iſt faſt ein unläugbarer Beweis von dem mittelmäßigen Geiſte eines Gelehrten, wenn er die Welt alle Meſſen mit einem neuen Werke heimſucht; ſo einer ſchreibt ſein Buch in Folio, wie der Maurer ein Haus bauet, es arbeitet einer wie der andere nach dem Tagwerke.

Nichts iſt dem Geiſte verderblicher als die Lectüre ſchlechter Schriften. Die ſchauderliche Menge kleiner Broſchüren, Romänchen ꝛc. ſchadet nicht nur der Reinigkeit der Grundſätze und der Sitten, ſie ſtecken auch das Gehirn an. All dieſer litterariſche Wuſt ſchadet dem Geiſte ungleich mehr, als dem Herzen.

Am meiſten verderben ſolche Schriften die Jugend. Es iſt ewig ſchade für manchen Jüngling, der ſo viel Geiſtesanlage hat, der die hoffnungsvollſten Talente beſitzt, und ſeine ſchönſten Tage in Romanen verſchleudert. Seine Bibliothek iſt die Auswahl der gangbarſten Modeſchriften; die neueſten Broſchüren kauft er ſich an, und in kurzer Zeit iſt ſein Geſchmack verwöhnt, ſein Geiſt verhudelt. Er lieſt nichts als Sinngedichte und empfindſame Tändeleien, ſein Geiſt gleicht einem verzärtelten Krüppel, der ſich nur am Spielwerke ermüdet; zum Soliden iſt er nicht mehr fähig. Ein Werk, das Denkkraft und Studium fordert, iſt ihm ſo ungenießbar, wie einem durch Ragout und Confekt verdorbenen Magen die rohe Koſt des Landmanns. Er findet keinen Gefallen mehr an guten, nützlichen Schriften, weil er ſchon zu viel ſchlechte geleſen hat.

Ein junger Menſch der noch nicht lange von der hohen Schule zu Hauſe kam und allenthalben für einen ſchönen Geiſt galt, ſagte mir einſt ganz gerade ins Geſicht, als die Rede auf die heilige Schrift kam, daß er gar nichts Großes und Erhabenes darin finden könne. Er machte Augen, als ſäh er den Mann aus dem Monde vor ſich ſtehen, wie ich ihm ſagte, daß man in dieſem Buche mehr Größe, mehr Schönheit antreffe, als in allen profanen Schriftſtellern, ſowohl in Rückſicht der Beredſamkeit als Dichtkunſt, als auch in der Geſchichte und Sittenlehre. Er that, was die meiſten ſeines gleichen zu thun pflegen; er lachte über mich, und ich wollte ihn nicht eines beſſern belehren; es iſt gewöhnlich vergebliche Arbeit, denn wer das Erhabene dieſes Buches nicht kennt, hat noch nicht einmal die erſten Grundſätze inne — iſt noch nicht bis zur Schwelle des Vortempels der Weisheit gekommen. Man kann die Schönheit, das Göttliche dieſes Buches nur fühlen, und wer ſie nicht fühlt, dem kann man ſie auch nicht einpredigen.

Ein faſt ähnlicher Fall begegnete einem gewiſſen Prinzen, der die Werke der alten klaſſiſchen Schriftſteller kannte und ſie zu ſchätzen wußte. Vorzüglich war ihm Cicero lieb, und er behauptete, er finde in ſeinen Reden Stellen, die man ohne Rührung nicht leſen könnte. Er ließ ſich vor den Ligarius bringen, und las den Anweſenden eine Stelle daraus vor. Er ſah, daß keiner davon die Schönheit dieſer Stelle fühlte; aufgebracht, ſchloß er das Buch, und ſprach ſeit der Zeit kein Wort mehr von Cicero.

Man verſchafft ſich den Ruf eines großen Geiſtes nicht leichter, als in Geſchäften. Z. B. einer findet Mittel und

Wege, binnen zehn Jahren ein reicher Mann zu werden, ſo ſagt alles: Ha, der hat Kopf! Indeſſen kann man dazu mit wenig Verſtand, und ein bischen Geſchicklichkeit und Schurkerei eben ſowohl oder gar noch leichter gelangen, als mit großen Talenten und vieler Ehrlichkeit. Die Leute, die vom Reichwerden Profeſſion machen, könnten uns zur Genüge erweiſen, daß ein bleierner Hintern und ein eichenes Herz mehr ausrichten, als der Geiſt aller Philoſophen.

Große Geiſter ſind zu großen Unternehmungen nicht immer die geſchickteſten. Wenn man mit einem einzigen Blicke den ganzen Plan und alle darauf gezeichneten Wege überſieht, die nach einerlei Endzweck führen, ſo iſt man nur zu oft verlegen, was man für einen von dieſen Wegen antreten ſoll.

Verlegenheit der Wahl iſt das Zeichen eines großen Geiſtes; aber ſchnell und richtig wählen können, zeuget ganz gewiß von noch ſtärkerer Geiſteskraft. Unterdeſſen geſchieht es doch manchmal, daß der, eben darum, weil ſeine Geiſteskräfte beſchränkter ſind, ſich leichter entſchließt, als ein anderer, der weiter um ſich blickt.

Der Menſch im Glücksſtande gibt ſich leicht das Anſehen eines großen Geiſtes, wenn er nur Ehrgeiz und Macht hat. Die Menſchen ſind in einem Staate das, was die Scheiben und Räder einer Maſchine ſind. Ein Kind kann das größte Maſchinenwerk in Bewegung bringen, wenn jedes Glied davon an ſeinem rechten Platze ſteht; und ſo kann auch ein nur mittelmäßiger Geiſt über Menſchen herrſchen, wenn Furcht und Hoffnung jeden an ſeinem Platze zu bleiben zwingen.

Ich las einſt irgendwo, der Kardinal Ximenes hätte nur einen ſehr mittelmäßigen Geiſt gehabt. Ganz gewiß war der Autor gegen ihn eingenommen, denn zur Einrichtung einer Maſchine gehört doch unläugbar mehr Geiſtesgröße, als ſie in Bewegung zu bringen. Ich halte auch den Kardinal Ximenes nicht ſo ſehr darum für einen großen Geiſt, weil er ſo lange Zeit die Federn ſeiner Maſchine dirigirte, als weil er ſie ſo anzubringen, in eine ſolche Verbindung zu ſetzen wußte, daß ſie ſich faſt von ſelbſt bewegen konnten.

Im Kriege und in Staatsgeſchäften dient die Erfahrung mehr als der Geiſt: für den Beweis dieſes Satzes haben wir das Beiſpiel der berühmteſten Generale und Miniſter. Man ſtudirt noch Colberts Finanzſyſteme und Neckers, obwohl man ihn von dieſem Platze verdrängt hat, auf welchen er jedoch jetzt wieder erhoben worden; und noch in den jetzigen Kriegen ſucht man Rath in Eugens Operationen.

Könige haben oft all ihr Verdienſt, ihre ganze Unſterblichkeit den Umſtänden und dem Zeitpunkte zu danken, mit dem ſie ihre Regierung anfangen; und ich zweifle daher, ob Alexander das geweſen wäre, was Cäſar war, wenn er ſich in den nämlichen Umſtänden wie dieſer befunden hätte; oder ob ſich Karl der Große bei der Nachwelt dieſes glänzende Beiwort erworben hätte, wenn ſein Jahrhundert das unſrige geweſen wäre.

Der Freund.

Ihre Bemerkungen, die Sie ſich ſammelten, mein Prinz! ſind gut, und ſie beweiſen, daß Sie die Charakter der Menſchen beobachteten; das Nothwendigſte für einen jungen Fürſten iſt die Kenntniß der Menſchen, und niemand kennt die Menſchen oft weniger als die Fürſten — am Hofe, wo ſie leben, iſt eine beſtändige Maskerade — niemand erſcheint vor ſeinem Herrn, ſo wie er iſt — die meiſten möchten gerne das ſcheinen, was ſie nicht ſind.

Am Hofe iſt jeder Patriot, jeder dem Fürſten zugethan, jeder bereit zu ſeinem Wink; aber glauben Sie es nicht, edler Prinz — oft ſind es die am wenigſten, die es am meiſten ſcheinen. Oeftere Erfahrung von Betrug macht dann die Fürſten mißtrauiſch — und die, die einſt allen trauten, trauen endlich keinem Menſchen mehr.

Dieſes iſt eine nothwendige Folge, mein Prinz — und ihr Grund beruhet darin, daß das Studium der Menſchenkenntniß bei der Erziehung der meiſten Fürſten vernachläßiget wird.

Sie haben bisher genaue Beobachtungen über den Menſchen gemacht, vernachläßigen Sie dieſe Beobachtungen nie. — Niemand hat beſſere Gelegenheit, Menſchen zu ſtudieren, als Fürſten. — Allein bei dem Studio der Kenntniß anderer vernachläßigen Sie die Kenntniß Ihres eigenen Herzens nicht — und denken Sie immer — weil Sie Fürſt ſind, ſo hören Sie nie auf Menſch zu ſeyn; und Fürſtenherzen ſind auch der Schwachheit unterworfen wie jedes andere.

Bilden Sie ſich durch eigene Tugend zum Menſchen, und nehmen ſie meinen guten Rath als Freund an, und Sie werden ſich zum Regenten bilden. Sie haben mir nun Ihre Beobachtungen über den Menſchen erzählt, ich will Ihnen meine Grundſätze mittheilen, die Ihr Herz zum Fürſtenherz bilden ſollen. —

Erſter Grundſatz.

Die erſte Kenntniß eines Prinzen muß die Kenntniß ſeiner ſelbſt ſeyn, er muß wiſſen, daß er ein ſchwacher Menſch, wie ein anderer iſt.

Fürſten hören ſelten die Wahrheit, daher haben ſie ſelten Freunde, denn nur der iſt fähig, ein wahrer Freund zu ſeyn, der Wahrheit im Herzen und auf der Zunge hat.

Die Großen und Reichen werden meiſtentheils dadurch verdorben, weil man ihnen ſchon von Jugend auf ſchmeichelt — die Amme, die Kindswärterin, der erſte Hofmeiſter vielleicht, alles ſchmeichelt, alles vergöttert ſchon, und macht das weiche Herz noch weicher, und eigen Leben und Sinnlichkeit bilden dann ein wunderliches Ding daraus. —

Man redet meiſtentheils den jungen Prinzen von ihrer Größe vor — ihnen, die noch keine Begriffe von Größe haben, und macht ſie daher eitel und ſtolz — man widerſpricht ihnen ſelten, und man ſoll ihnen doch oft widerſprechen — denn nur das Herz iſt groß, das einen klugen Widerſpruch ertragen kann.

Frühe werden ſie mit falſcher Größe bekannt, der junge Graf, der junge Baron ſind ſeine Spielgeſellen, das Bürgerkind und den Bauren kennt er nicht — ſein ſchwaches Herz wird alſo ſchon frühe an falſchen Adel gekettet — und ſein Herz klammert ſich ſchon frühe an die, die nur entlehnte und keine eigene Verdienſte haben. Dieſes ſind die erſten Fehler der Erziehung, mein Prinz! und glauben Sie nicht, mein Theurer, daß dieſes nicht alles oft mit Abſicht geſchieht — denen, die kein Verdienſt haben, liegt daran, daß das Auge der Prinzen frühe geblendet werde, um faſche Verdienſte zu ſchätzen — denn darauf gründet ſich das Glück des Reichen, der oft der elendeſte unter den Sterblichen ohne ſeine Ahnen und ſeinen Adelsbrief wäre —

Wer Ihnen alſo von Jugend auf geſagt hat — mein Prinz! Sie werden einſt ein mächtiger großer Herr werden — Sehen Sie, alles, was Sie umgibt, iſt zu Ihrem Befehl, wenn Sie einmal erwachſen und groß ſind — Vergeſſen Sie mich nicht — wer Ihnen ſo ſagte, der war Ihr Schmeichler.

Prinz! Sie ſind nicht mehr als ein anderes Kind — ein Menſch, der Schwachheit unterworfen und der Sterblichkeit — Sie werden nackt zur Welt geboren, wie das Kind eines Bauren, Sie hungern und dürſten und fühlen gleiche Bedürfniſſe mit ihm — Sie fühlen Kälte und Hitze, wie er — die Sonne ſcheint über ihre Scheitel wie über die ſeine — der Regen netzt Sie, mein Prinz! wie den Bauren; und wenn der Sturm einen Stein vom Dach wälzt — ſo iſt der Königskopf — ſo zerbrechlich wie der ſeines Sklaven — dieſes lehrt uns, daß die Menſchen der Natur nach alle gleich ſind — und daß Könige und Kaiſer erſt Menſchen ſind — und dann erſt Könige und Kaiſer. —

Weil Sie alſo Menſch ſind, mein Prinz! ſo vergeſſen Sie den Grundſatz nie, daß Sie als Menſch allen Schwachheiten unterworfen ſind, deren die Menſchheit fähig iſt. —

Viele Könige und Fürſten ſind unglücklich geworden, weil ſie ſich mehr als Menſchen glaubten. —

Alſo mein Prinz! — ſind Sie in Ihrer erſten Jugend nichts mehrers als ein Fürſtenkind — dieß will ſagen: ein Kind, das einen Fürſten zum Vater hat — das vom Volk — nicht wegen ſeiner eigenen Verdienſte — ſondern in Rückſicht ſeiner edlen Eltern und Voreltern geehret wird; das einem rohen Edelſteine gleicht, das mit der Zeit zum koſtbarſten Kleinod der Menſchheit werden kann, das aber bisher noch ohne Politur iſt — und durch Erziehung erſt das werden muß, was es ſeyn ſoll.

Der Fürſt, lieber Prinz! muß alſo in ſeinem Herzen überzeugt ſeyn, daß er auch nichts mehr als jeder andere Menſch in den Augen der Gottheit und der Natur iſt; er muß denken, daß er fühlt, leidet und ſtirbt. Nur aus Beobachtung eigenen Gefühls wird der Menſch fühlbar zu eigenem Gefühl, und dieſes iſt das noch nothwendigſte für einen Fürſten. Wenn er nicht weiß, was Leiden iſt, wie ſoll er Erbarmen mit Leidenden haben? — und doch wimmelt die Welt von Elenden. Sie ſind aus Knochen und Fleiſch zuſammengeſetzt, mein Prinz! wie jeder andere Menſch — gebrechlich und ſchwach. Ziehen Sie im Purpur vor Tauſenden einher; ſtürzen Sie Feſtungen mit Kanonen ein, und erobern Sie wie Alexander die Hälfte der Welt; — Sie ſind doch nicht mehr geworden, als Sie vorher waren, das iſt — ein Menſch. Ein giftiges Inſekt, das Sie ſticht, kann Ihre Lebenstage enden.

Aus eigenem Gefühle, daß Sie Menſch ſind, lernen Sie den Werth der Menſchen kennen, denn obwohl Sie ein Zufall zum Fürſten gemacht hat, ſo höret doch der Bettler nicht auf, ihr Bruder zu ſeyn.

Eigenes Gefühl muß Sie überzeugen, was dem Menſchen wohl und wehe thut, und nach dieſem müſſen Sie Ihre Brüder behandeln — wie ihre Brüder als Menſch; als Fürſt ihre Kinder. Der Fürſt iſt wegen den Unterthanen da, nicht die Unterthanen wegen dem Fürſten. Das Wohl der Menſchheit fordert Oberhäupter und Vorgeſetzte, und das Geſetz, das Fürſten bindet, iſt Menſchenwohl.

Wenn ein kühner Machiavel es wagt, einem Fürſten zu ſagen, daß keine Geſetze für ihn ſind, ſo iſt er ein Ungeheuer, das die Natur auswarf; eine ſchmeichelnde Schlange. Auch für Könige ſind Geſetze. Ihr Rang, ihre Weſenheit legt ſie in ihr Herz. Die Verhältniſſe, die den Fürſten nothwendig machen, ſind die Geſetze des Fürſten, und Könige, die ſich über dieſe hinaus ſetzten, hörten auf, Könige zu ſeyn — ſie waren Tyrannen der Menſchheit, Despoten ihrer Unterthanen.

Gegenſeitig iſt das Band, das den Fürſten mit den Unterthanen, und den Unterthanen mit dem Fürſten verbindet. Wohl der Menſchheit iſt die Folge der Regierung guter Könige, und Wohl des Königs die Folge des Wohls des Unterthans.

Wer Ihnen anders redet, mein Prinz! dem ſehen Sie ins Geſicht; er iſt ein Schmeichler, der ſeinen Gewinn ſucht; der Sie einſchläfern will, damit er in dem Augenblicke das Böſe wirke, in welchem der Fürſt die geblendeten Augen ſchließt. Fürſten hören nie auf, ſchwache Menſchen zu ſeyn, dieſes ſey ihr erſter Grundſatz.

Zweiter Grundſatz.

Fürſten müſſen Wahrheit ertragen können.

Aber nicht genug, mein Prinz! daß Sie wiſſen, daß Sie ein Menſch wie andere ſind, und daß Sie in den Augen Gottes und der Natur nichts unterſcheidet: Sie müſſen auch die große Kunſt lernen, Wahrheit zu ertragen. Keine Kunſt iſt härter für Fürſtenkinder zu erlernen als dieſe, denn ſie werden in den Werkſtätten der Lügen erzogen, das iſt: am Hofe. Man leſe, ſagt Montesquieu, was die Geſchichtſchreiber von allen Zeiten her von dem elenden Charakter der Hofleute geſprochen haben. Es ſind nicht erſonnene, ſondern durch eine traurige Erfahrung bekannte Wahrheiten. Ehrgeiz bei dem Müßiggange, Niederträchtigkeit bei dem Stolz, Verlangen, ohne Arbeit reich zu werden, Abſcheu vor der Wahrheit, Schmeichelei, Verrätherei, Treuloſigkeit, Hintanſetzung aller Verbindlichkeiten, Verachtung der bürgerlichen Pflichten, Furcht vor der Tugend der Fürſten, Hoffnung auf deſſelben Schwachheiten, und — was über dieſes alles geht — das Bemühen, die Tugend immer lächerlich zu machen.

Dieſes iſt der Charakter der meiſten Hofleute. Denken Sie nach, mein Prinz! und Sie werden alles ſo finden.

Man kann einem Menſchen, ſagt la Bruyère, keine größere

Lobeserhebung geben, als wenn man ihm ſagt, daß er keinen Hofmann vorſtellen könne. Unter dieſer Beſchuldigung verſteht man alle Gattung von Tugenden, deren nur ein Menſch fähig iſt.

Ein Menſch, der ein Hofmann iſt, mein Prinz! herrſcht über ſeine Geberden, Augen und Mienen. Er iſt verſchlagen und unergründlich; er thut, als wenn er von den Streichen, die ihm andere machen, gar nichts wüßte; er lächelt ſelbſt gegen ſeine Feinde, er thut ſich ſelbſt Zwang an, er verbirgt ſeine Leidenſchaften, verläugnet die Regungen ſeines Herzens, und handelt und redet gegen ſeine eigene Meinungen.

Dieſe ſind die erſten Menſchen, mein Prinz! die Sie umringen, und wehe dem Lande, wo der Erzieher des Prinzen ſelbſt ein Höfling iſt.

In den meiſten Gegenden ſucht man die jungen Seelen der Fürſten einzuſchläfern, daß ſie ihr Leben durch in einer Art von ſinnlichem Schlummer liegen.

Dieſes, mein Prinz! iſt die Politik der Reichen und Großen, die äußerlich den Fürſten zur Pracht dienen, im Herzen aber meiſtentheils die Mitbuhler ihrer Größe ſind, und gern ihre Macht als ſtille Mitregenten theilen möchten. Daher iſt manchmal ſchon der ganze Erziehungsplan ſo eingerichtet, daß der junge Prinz nie die Menſchen kennen lernt, wie ſie ſind, ſondern ſo, wie ſie ihm von ſeinen Hofleuten geſchildert werden.

Wenn der Prinz lacht, lacht der Hofmann; wenn er lächelt, ſo lächelt er auch. Der Wind weht von Oſt; aber der Prinz ſagt, er weht von Weſt, dann iſt die Hofſprache: der Wind weht von Weſt. Der Prinz iſt kurzſichtig, ſieht den Knopf eines Kirchthurms für einen Falken an, und der Höfling findet, daß der Knopf wirklich ein Falk iſt. Eine ſchwarze Wolke zieht ſich am Himmel auf; der Prinz ſagt: mich däucht, dieſe Wolke hat ſehr viele Aehnlichkeit mit einer Amſel. Sie haben recht, mein Prinz! erwiedert der Höfling; ich ſah nie was ähnlicheres. Fahren Sie fort, Prinz! — — Mich däucht, ſagen Sie dann weiter, die Schwärze dieſer Wolke hat viele Aehnlichkeit mit der Schwärze deiner Seele. Da wird der

Höfling ſtutzen. Ich weiß nicht, Prinz! was Sie ſagen wollen; Sie belieben zu ſcherzen — — ich glaube — — Ich glaube, daß du ein Schmeichler biſt, der mich abſcheulich beleidigt, da er mich ſo weit herabſetzt. —

So ſprechen Sie, mein Prinz! wenn Sie von gefälligen Ohrenbläſern beläſtiget werden. Scheuen Sie den Mann, mein Prinz! der ganz Lüge iſt, denn wie kann die Lüge ſich mit der Wahrheit vertragen? und ganz Wahrheit muß ein Regent ſeyn. Das will ſagen: Sie haben nicht der Lüge nöthig, ihre Größe zu befeſtigen; wenn Sie ihre Würde, ihren Beruf kennen, ſo ſind Sie groß, und nichts gleicht Ihnen an Herrlichkeit.

Was nützt Ihnen ein Schmeichler? denn ein Schmeichler iſt ganz Lüge. Der Mann, der Wahrheit redet, ſey Ihnen werth, denn dieſer iſt allein fähig, des Fürſten Freund zu ſeyn.

Schmeichelei und Niederträchtigkeit waren immer an Höfen, nur verhielten ſie ſich nach Verſchiedenheit der Zeit; — heute mehr, morgen minder. Ein Fürſt, der Schmeichler haſſet und Wahrheit liebt, wird ein großer Regent ſeyn.

Heut zu Tag, mein Prinz! iſt es leider ſo weit gekommen, daß manchmal der redlichſte Mann zur furchtſamen Memme wird. Zu ſchwach, die Wahrheit gegen die Lüge zu unterſtützen, zuckt er die Achſel, entfernt ſich vom Hofe und ſchweigt.

Sie wählen heut einen Günſtling, und alles wird ſich vor ihm beugen; Sie entziehen morgen einem andern Ihre Gnade, und alles wird vor ihm fliehen. Was heißt das? — Das heißt, daß Höflinge elende Herzen haben. Schmeichelei iſt die Feindin der Fürſten; wer ſich gegen Sie, Prinz! auszeichnen will, daß er Ihr Freund ſey, der höre auf, ein Schmeichler zu ſeyn.

Ich will Ihnen die Urſache ſagen, mein Prinz! warum Ihnen die Hofleute von Jugend auf den Mann verdächtig machen, der die Wahrheit liebt.

Die Größe und das Anſehen der Hofleute beruht auf der Lüge, das will ſagen, auf falſchem Grunde. Iſt der Fürſt gewohnt, Wahrheit zu hören, ſo wird bald das Gewinſel der Elenden zu ihm kommen, die ſklaviſch von der falſchen Größe unterjocht ſind. Sie ſcheuen den Mann, der Wahrheit liebt; denn der Mann, der Wahrheit liebt, wird Ihnen ſagen: mein Prinz! dieſer und jener ſtolze Graf taugt nicht zu dieſem und jenem Geſchäfte; er war von Jugend auf ein adelicher Müßiggänger; jener dort iſt ein Tyrann ſeiner Unterthanen; er verſchwelgte ſein Geld, und preßt ſeine Untergebene bis aufs Blut. Dieſer iſt ein harter, geiziger Mann; er verkauft das Recht der Unſchuld, und ſpricht dem Laſter den Sieg zu.

Alles dieſes ſagt die Wahrheit; aber das Laſter will, daß der Fürſt dieſes alles nicht wiſſe; daher wird die Wahrheit von den Höfen vertrieben und der Lüge gefröhnt; denn was iſt mancher große Mann am Hofe als eine leibhafte, lebendige, fortdauernde Lüge?

Dieſer Mann iſt groß; es iſt eine Lüge, er iſt klein, denn ſein Herz iſt ohne Tugend. Er iſt aus einem hohen, adelichen Geſchlecht; — eine Lüge! ſeine Voreltern waren Müßiggänger, Menſchen, die ihre Unterthanen wie das Vieh behandelten. Er iſt ein Mann von Anſehen; — eine Lüge! in den Augen der Wahrheit iſt er ein giftiges Inſekt. Er bekleidet mit Ehren die große Stelle; — eine Lüge! er brandmarkt das Amt, das ihm der Fürſt gab, und entheiligt ſein Zutrauen. So, Wahrheit! müßteſt du manchmal ſprechen. O Prinz! verſchließen Sie nie ihr Ohr dieſer Stimme.

Es gab Zeiten, mein Prinz! die zwar rauher als unſre Zeiten waren, aber die mehr redliche und gute, offenherzige Charakter zählten. Ich wünſchte edlen Männern, die ſich getrauten mit Anſtand ihrem Fürſten die Wahrheit zu ſagen, ewige Denkmäler zu ſetzen.

In dem ſechzehnten Jahrhunderte lebten ſolche in meinem Vaterlande. Ein Zufall gab mir ein Ueberbleibſel ihrer geraden, rühmlichen Denkart in die Hände. Es war unter Herzog Albrechts des V. Regierung, für welchen Fürſten ich unendliche Hochachtung von darum habe, weil er Wahrheit hören und ertragen konnte, und mit Recht verdiente edelmüthig genennet zu werden, — daß einige mißliche Umſtände, in welche er kam, eine Verbeſſerung ſeines Finanzweſens erforderten: einige Männer wurden aufgeſtellt, die ihr Gutachten über die Sache dem Fürſten abgeben ſollten. Die Freiheit, mit welcher dieſe Männer ſprachen und die Redlichkeit ihrer Abſichten kann niemanden gleichgültig ſeyn, der ihre Stimme hört.

Ich will Ihnen, mein Prinz! einige Stellen aus dem Bericht vorleſen, den ſie erſtatteten. Sie werden ein herrliches Beiſpiel von gerader Denkart und redlicher Geſinnung gegen das Ganze finden. Erwarten Sie keine furchtſamen Ausdrücke; keine unmaßgeblichſten Vorſchläge, ſondern kahle Wahrheit und biedere Redlichkeit. Denken Sie ſich in den Geiſt dieſes Jahrhunderts hinein, und Sie werden unter einem rauhen, undeutlichen Ausdrucke Wahrheit und Größe finden, die unſer jetziges Jahrhundert vermißt. Ich leſe:

Bedenuckhen. Wellichergeſtallt. unnſer Genediger Furſt unnd Herr. mit Hilff ·deß Allmechtigen, zu ainer peſſernn ordentlichernn Hof. und Hauſhaltung kommen, Dardurch weittere ſchuld. ſchaden und verderben. Auch yetziger obligender ſchuldenlaſt, gemilltert. und mit der zeit. gar abgeſtellt werden möcht. Das Steet ungefärlich. auf. dreien Haubtpuncten,

1. Erſtlich an ſeiner furſtlichen gnaden. ſelbs aigner perſoñ. thun und Weſen.
2. Zum Annderun. an Ringerung. deß. Ausgebens.
3. Zum Dritten. an Merung deß. Einnemens. und Chamer Guets,

Den Erſten puncten. betreffend. daſ Wol. der erſt. und Hauptpunct, darann alle ſeiner furſtlichen Genaden Wollfarth. gelegen, Dann wo derſelb. das iſt. ſeiner furſtlichen Genaden. ſelbs thun und weſſen, in guetter. Chriſtlicher. und furſtlicher ordnung. Kann daraus anderſt nichts. Dann alles Guets, Nemlich ain löbliche. Chriſtliche. und furſtliche Regierung. auch guette Hauſwirttſchafft eruolgen, und aller ſach guetter Rath. gefunden werden, Wo nit. unnd diß orts der manngl. ſo ſeind die andernn. puncten. unnd alle andere Ratſchleg. mittl. weg. unnd Hilff. ganntz. vergebens. unnd umbſunſt, Dann es alles. am Haubt gelegen, nach demſelben. Richten ſich alle Geliber, unnd der ganntz leib,

Bey dem Erſten und furnembſten puncten werden etliche nothwendige mittl. zu abſtellung. der Onordnungen bedacht,

Erſtlich Nachdem alles das wir haben, und deſſelben. Gedeyen von Gott. dem Allmechtigen komt. Auch alle wichtige. ſachen. und Handlungen mit Got, anzufahen. wiewol die Reth. ſich untterthenigLich verſehen. unnſer Gnediger Furſt. und Herr, Seye deſſen ſo hernach uolgt, one das alls ainn Chriſtlicher. hochverſteundiger Furſt. Im Geprauch, Nichts weniger. zu merer erInnerung. unnd anraitzung. wirt unnttertheniq. und guethertziglich bedacht, das ſeinm furſtlich gnad. vor allen Dingen, Got vor augen haben, Furchten. lieben, und deren vilfelltigen groſſen, und vor vilen Tauſent menſchen: in ſonderhait. verlichnenn Gnaden. und Gaben. alltzeit danckhpar ſein, Auch Embſig pitten ſoll, umb ware erkanntnus ſeines gottlichen. worts und willens, darzue, umb merere gnad und beiſtannd. die mitgethailte gnaden und gaben, zu ſeinem göttlichen lob. zu chriſtlicher. furſtlicher Regierung. beſchutzung. lannd und leut und ernſtlich. und empſiglich. zu geprauchen. und anzulegen, Dann ye höher die perſon, auch die gnad und gaben Gottes. Ye gröſſer. unnd beſchwerlicher wirdet. die verantwortung ſein, Unnd diſes ſtuckh (welliches die Recht. Grundt Veſt, darauf alles. annd. gepaut. mueß. werden, Ye der Recht. prunn, daraus das. annder alles. Quellet,) ettwas. leutterer. und unnterſchidlichs auſzeſiernn, wirdet notwenndig bedacht, Das unnſer. Gnediger Herr, (Souern ſolliches biſheer nit beſchehen) ſich mit Dero furſtlichen weſen, und thun, Nachuolgennder geſtallt gehallten. und dahin gewenet hette, Nemlich. das ſein furſtlich gnad. all Ir thun. und laſſen, Yedes tags. mit Gott. dem Herrnn, anfahen, und beſchlieſſen, unnd demſelben. nit allain. ſich ſelbs. Sonnder auch. deren geliebten. Gemachel. und furſtliche Kinnder andechtigelich beuelchen,

Zum Anndernn, das ſein furſtlich gnad zu ſeiner Zeit, wie von allter löblich herkomen. und ſein furſtlich gnaden. Yetzt one das Im Gebrauch haben, das wort Gottes mit vleiß und andacht höre. Derhalben ainen Erbern? geſchickhten Caplan. neben ainem Hofprediger hallte. wellicher uber lannd. Jnn abweſen deß. Andernn ſeiner furſtlichen gnaden, und dem Hofgeſind, nit allain Jm wandl. ain guet exempl. vortragen, Sonnder auch das wort Gottes. verkhunden Kund, Dann es iſt ye beſchwerlich. und erperlich. zu zeitten. zwo. drey. oder vier wochen. auf dem Lannd der Predig. der offnen peicht, und abſolutionn, bey dem Hofgeſind, ſo merers tails junge. und one das. ungotsforchtig leut, darzue auch Jm fall der not. ſein f. gnaden oder dero Hofgeſind. yehts beſchwerlichs. zueſtuende. Chriſtlichen Troſts. und untterweiſung beraubt zeſein, Unnd will ſich nach geſtallt yetziger leuff und Zeit, allain mit der Meß. ſonnderlich. da der prieſter darzue ungelert. und aines ſtrefflichen wanndls. nimmer ausrichten laſſen, Darneben wirt bedacht, das die hohen Subtillen. Diſputationes. und Scolaſtereyen. ſo nit auf die Canntzl. ſonnder in die ſchuelen gehören. Auch von gar wenig perſonen. verſtannden werden. bey ſeiner f. gnaden vil weniger. dem anndernn gemainen Geſind, etwas erpauen, Sonnder das die predig vil mer zur ler unnd untterweiſung. zu ſtraff. der laſter. und entgegen zuermanung der Dugent, zu troſt. und ſterckhung der Zweifligen und Klainmuatigen gewiſſen und Clarer. verſtenntlicher. und ainfelltiger weis. ſollen. gericht. ſein. Unnd da ye ſein f. gnaden in der heiligen ſchrifft. merer gehaim. und höhere Subtilitet ergrunden wollte. wellichs mit nichten zu ſchellten, ſonnder vil mer zu loben, unnd dann ſein f. gnaden des Lateins wol. verſtenndig, möchten ſy jr priuatim, etwas aus der heiligen ſchrift. zu verordnter zeit. leſen, und Auslegen laſſen, Darmit das ubrig Hofgeſind. jung. unnd allt, an der Canntzl nit verſaumt wurd, wie dann der Reth untterthenig bedenckhen, one das. dahin iſt, das ſein furſtlich gnad, nit allain zu ſeiner zeit predig hören. ſonnder auch fur ſich ſelbs. zu glegner Zeit. Sonderlich. den Heiligen thegen, und feßten, die Heilig ſchrifft, und Catholiſche lerer. (Souern das biſherr nit beſchehen.) mit vleiß. und andacht. leſen ſoll. Alls dann. die allten löblichen Furſten, ſeiner f. gnaden vorfarnn.

unnd annder, Auch gethan. die heiligen tåg. und Zeit. von den Anndernn. nit allain. mit auſwenndiger Zier. und khlaidung Sonnder mit Innwendiger Andacht. und auch euſſerlichen erzaigt, Allſo. das ſy Gaſtungen. GeJhaid. Spiel. und dergleichen Kurtzweil. zum gueten thail eingeſtellt. dem gots. dienſt mit Vaſten. petten, leſen, unnd hören deß. wort gottes. vleiſſig. Auſgewartt, und ainer. yeden Zeit Ihre Recht gethan. Daraus auch eruolgt, das ſy den ſegen. und benedeiung. von got gehabt, Chriſtlich löblich, und furſtlich Regiert. Ihnen alles wol erſproſſen und

Furs dritt, das ſein furſtlich gnad, unbeſchwert. were. wie vermeldet. durch ain erbernn exemplariſchen prieſter. vor und nach eſſen, ain völlig. Benedicite. und gratias allemal ſprechen zelaſſen mit dem teglichen gepeth, das unns Chriſtus ſelbs. gelernt. und dem Engliſchen grueß. das were umb ain gar kurtze zeit zethun. Da man ſunſt gewonlich zwo ſtund. und bis- weilen. von ſchlechter urſach wegen, dreue ſtund ze Diſch ſitzt. Unnd ob ſölliches gleichwoll. wie obſteet. ſeiner f. gnaden yetzt anfanngs. etwas wollt beſchwerlich ſein. Sollen ſy gewiſlich darfur hallten, das es allain umb den Anfang. und gar ain kurze zeit zethun, Darjnn werden es ſein f. gnaden mit der gnad gottes. in ain ſöllichen geprauch. und gewohnheit. pringen. das es ſeiner furſtlichen gnaden. darnach gar ſueß. und angenem. Ja allſo ſein wirdet, das ſy daran nit werden leben kunden oder wellen, **Quia Jugum domini Suave est** und Sonnderlich. So ſein furſtlich gnad. die daraus volgennd Benedeyung gottes. ſcheinpar, und greifflich Spurnn. ain frölich. frey Ruewigs. unbekömerts gemueth. auch zu allem furſtlichen thuen, ain merernn luſt und willen. gewinnen. und nimmermer khlagen werden, das jr die weil zelanng. oder ainichr zeit zu ſchwer. wie bisheer etwo möcht beſchehen, ſein f. gnaden dardurch zutzeitten in Melanncoley. und Klainmuetigkhait komen ſein. welliche ſich bey mueſſigen leutten, und mit den Jarnn. nur merenn Darumben wann ſein f. gnaden mit got dem Allmechtigen, Recht und wol ſtannden. Daraus kan annderſt nichts. dann rechte Frölickhait eruolgen, Dargegen kain anfechtung. oder widerwertigkait wie groß die ſey. jchts. ſchaffen mag. wellichs unnſer. gnediger Herr. deſto mer zu beherzigen. alls ſein f. gnaden wie zu beſorgen. zu Melanncoley. oder khlainmuetigkait. von natur. etwas genaigt ſein möcht, Aus dieſem allem. wurd auch eruolgen, wie es dann bey diſen letſten. geferlichen Zeiten, und groſſen Spalltungen. die höchſt notturfft. das ſein f. gnaden dero Furſtenthumb Lannd. unnd leut. zeitliche und ewige wollfarth. deſſter mer betrachten, Unnd ſonderlich in krafft. obligenden furſtlichen Ambts. Dieweil bey den Geiſtlichen obernn Heupternn, dißfalls der wiſſentlich mangl. unnd nachleſſigkait. verhannden, auf ain Erbarr. Chriſſtliche Viſitation, Reformation. und kirchenordnung, in Jhrem Furſtenthumb bedacht. ſein wurd, dieſelb bey jren geiſtlichen. deren ſy mechtig. ins werckh zerichten, unnd ſtrackhs dareb zehallten, dann was man ſich auf das kunftig Coloquium oder auch nachuolgende. Reichsverſamlungen. derohalben zugetröſten, das geben vorige Colloquia. und. Reichstäg wol zuerkennen, unnd were. dannoch. auch nit unratſam. Yetzt Alſ pald. auf ſolliche wichtige Hanndlung auch taugliche. perſonen. hierzue zugeprauchen. bedacht zu ſein, mit dem annhanng. da ſollichs werckh. der Viſitation. Reformation, und kirchenordnung. mit erſter. gelegenhait geſtellt, das es vor der publication. unnd allem anndernn. an die geiſtlich obrigkait, wie pillich gelanngt, jr bedenckhen. darůber gehört, wo muglich mit jnen. verglichen werden ſollt, Wo ſich aber ain ſölliche. Chriſſtliche. erbere vergleichung. wie zubeſorgen. bißheer etwo beſchehen ſein möcht, an dem Geitz. Hoffart. oder aigennutz ſteſſen wollt, Alsdann nichts weniger. durch unnſernn gnedigen Herrnn, mit guettem zeittigem Rath. furfarnn, und darjnn niemand angeſehen, noch verſchont. wurd. Dardurch. vil tauſend Menſchen. noch in dem allten waren und Catholiſchen glauben erhallten. verrer Spalltung, Jrthumb, und ketzereien. verhuet. ettlichen Anſtoſſernn. verhoffenlich urſach. gegeben werden möcht, dergleichen. auch furzunemen, das achten die Reth. ſoll. unnſernn gnedigen furſten. und herrnn. zum höchſten angelegen ſein, das auch ſein f. gnaden das zethun ſchuldig, darumb. von got dem Allmechtigen. ainen ſöllichen groſſen. Furſtenthumb. furgeſetzt, mit ſollichen hohen verſtannd. und gnaden begabt, das ſy Lannd und leut, erſtlich. in dem Rechten. Catholiſchen glauben. Chriſtliche Zucht. und weſen, nachmalen in guetter Juſticia zum dritten in frid. und Rue. an und auſſer aller unzimlicher beſchwerung. Regierun. Unnd ſich yederzeit. gegen den armen, gnedig. mille. und Barmhertzig. erzaigen ſoll. welliches dann. one allen Zweifel. daraus flieſſen, und ſeiner f. gnaden erſt ain Rechter. jnprinſtiger Eyfer. zu der waren. Catholiſchen Religion. und jrer unnttterthanen. ſeelen Hail. erwachſen wurd, das gebe got. Amen,

Fur das Annder Mittl, unnſers gnedigen Herrnn. perſon betreffend. wirt bedacht, das ſein f. gnaden nach. (vor allen Dingen) verrichtem Gotsdienſt. unnd Andacht. wie obgemellt. die ubrige Zeit. Jedes tags und wochen, und Allſo das ganntz Jar hinumb. in ain ordentlich thun. und weſen. Auſtailen. dan wo kain ordnung. da iſt Confusion. Und Nemlich. das ſein f. gnaden alle morgen. nach dem gotsdienſt. zu Rath gienngen, weren priuat. oder gehaim ſachen. verhannden, Alls. Reichs. kraiß. Bunds. Landſchafft oder annder dergleichen hanndlungen ſo in gemainen Hof. oder Chamer Rath. ſunſt nit gehörig und ſonnderlich. was yetzund. die Religion betrifft, das auf anſagen. jrer f. gnaden Marſchalckhs. die darzue verordnete Rethe. zu ſeiner f. gnaden beſchiden. jnn jrem beiſein, die ſachen beratſchlagt. und verricht wurd. Souerr Aber dergleichen. ſachen nitt verhannden, ſein f. gnaden Alſdann. wo nit teglich. doch ettlich gewiſſe. und benennte täg. in jren Hof. und Chamer Rath. abgewechſlt giengen, auf welliche täg. die wichtigiſten. und furnembſten ſachen, und verhörnn. verſchoben. Dardurch wurden ſein f. gnaden zwar. wie die Juſtitia Allenthalben. in dem ganntzen Furſtenthumb. Adminiſtriert. Darneben bey ſeiner f. gnaden Ambten gehauſt, mit ſeiner f. gnaden armen untterthanen auch dem Chamerguet. umbgegangen. Daraus wurd ſein f. gnaden ain groſſen Rhuem. Authoritet. und Reputation bey menigelich erlangen, und ſonderlich bey dero unnterthanen. ain ſondere. Lieb. und Affection. Diß wurd nit allain am Hof. ſonnder auch. bey allen. anndernn. Regimenten. und Ambten. threue. vleiſſige. und erbere. Diener machen, darmit unzalparer vil beſchwerungen. der Armen. Item der Diener untreue. Aigennutzigkait. und hinleſſigkait abgeſtellt, die Reth in jren Rathſchlegen, dergleichen anndere. Diener in jrem thun, deſto paß erkennt. umb ſouil vleiſſiger. und williger zu allem dem ſein f. gnaden jnen Auflegen, es wurd auch darmit vil Zeit, So ſunſt mit dem Referiernn. verzert. erſpart, Alle. ſachen deſto ſtattlicher verricht, und die Leut ſchleuniger, abgefertigt, vilueltige unnotturfftige, und ubermeſſige Ausgaben, abgeſchnitten. Dann durch vleiſſige Beſuechung deß Chamer Raths. wurden ſein f. gnaden teglich erjnnert. das ſollich guet und gellt, ſo daſelb Ausgeben. ſeiner f. gnaden aigen wer, darfur es bisherr. ſchier nit gehallten wellen werden, unnd wurd ſein furſtlich gnaden gewiſlich an die Hannd preunen, jr zu Herzen gen, wann ſy den teglichen laſt, und uberlauff darneben ſehen. und hörten, wie ſaur. und beſchwerlich es den gemainen paurſman ankhumt. bis er die jerlich. gullt und Steur. one annder obliegende peſchwernus, mit ſeiner hertten Arbait zuſamen kratzt, wie beſchwerlich auch das gellt, auf und zuſamen zepringen, das man vilmalen. ſo liederlich acht und ausgibt, Darmit wurden auch ſein f. gnaden von yetzigem mueſſig geenden. thun und weſen. damitt ſein f. gnaden ſouil edler Zeit. und beſſte jugent. ain gueten thails. vergebens hinbringen, abgezogen. Inn kurtz. in ain ſölliche Furſtliche. ordenliche lobliche. gewonheit. und arbait gepracht, welliche ſein f. g. hernach. für alles annders. lieben. und gefallen wurd. Sonderlich. da ſein f. gnaden das gwis aufnehmen und gedeyen. an aller wolfart. darbey. Augenſcheinlich ſpurnn. und greiffen wurden, dann es ain heiligs und warhaftigs. ſprichwort. deß herren Aug macht. glatte pferd. Darneben wollten die Reth. ſeiner f. gnaden jr furſtliche. Eerliche kurtzweil. freid und ergetzlichkeit. mit allem waidwerckh. viſchereyen, mit Muſic mit Spaciernn. und Ladſchafften, mit nichten. wider Rathen, Sonnder hallten darfür. Da ſein f. gnaden ſich der Yedes. zu ſeiner Rechten. ordenlichen Zeit geprauchen, werde ſeiner f. gnaden vil luſſtiger. lieblicher. Auch zur geſundhait dienſtlicher ſein. Dann diſer geſtallt. alle. tag. Ja alle ſtund Nam Voluptatem Comendat rarior usus. Und bedenckhen die Reth. Sonderlich. daß ſein f. gnaden ſich mit der. teglichen Muſic beim Ambt. an beſuechung deß. Rats. und verrichtung annderer obligender geſchefft mit nichten. ſoll. verhindternn laſſen, Dann zu dem ſollich tegliche Muſic bey anndernn potentaten. Chur. und furſten. Auch bey ſeiner f. gnaden vorfarnn ungepreuchig, So tragen ſy nit khlaine fürſorg. es möcht Zutzeiten mer luſts, dann gepet. oder Andacht darpey ſein, Demnach ſollt ſich ſein f. gnaden wol benuegen laſſen, die Canntorey zun feirtegen. und feſſten, nach altem löblichem gepranch. doch nach verrichtem andechtigen. priuatgepet. und hörung deß wort gottes in der kirchen. und auch ſunſt. bey der. Tafel. es weren dann ſunſt. frembde Eerliche geſſt verhannden und zugebrauchen, Dardurch zugleich den Singernn. Die Arbait. und ſeiner f. gnaden der Unkhoſt geRingert, dann das ſein f. gnaden dergeſtallt, wie ain Zeit heer frue und Spat. ſich zu den ſingernn ſetze. ſonnſt ſchier mit nichte mehr bekhmere. dann mit den ſingernn. Die Capell tegliche zumernn, jnen vil auftzeſaſſen, zu jnen zugeſellen, darzue in die Neue Veſſt. und gar in die Chamer zu ſich neme, Unnd in Summa das ſein f. gnaden ungeacht. diſer yetzigen geſchwinden, und geferlichen leuff. in allen dingen allain Rhue. kurzweil und Luſt ſueche. die Arbait und geſchefft, ye lennger ye mehr fliehe, wie es ſich gar Nahent anſehen leſt, und zu beſorgen, ſeiner f. gnaden ſchweren leibs gelegenhait zuſammt den Jarnn one das mit ſich ſelbs pringen werden, deſſen haben die Reth. mit ſeiner fürſtlichen gnaden ain untterthenigs. hertzlichs. hochanligends. mitleiden. und beſchwernuß. dann es nit allain ſeiner f. gnaden und dero loblichen Haus. verkhlainerlich. ſonnder auch ſchedlich. verderblich. und an aller glücklichen wollfarth. zum höchſten hintterlich. Sein furſtlich gnad. welle jrem hohen verſtand nach. die allte. und Neue Haidniſche.

und Chriſtliche exempl. deren ſy vil wiſſen. und geleſen haben, für augen nemen, ſo werden ſy ſich deß ends. und Auſganngs. dergleichen lebens und weſens bald erjnnernn. Nemlich das daraus annderſt nie, und nichts gewiſers eruolgt, Alls entlichs verderben Spot, unnd ſchandt, der ſeelen darunter zu geſchweigen. Aber daß ſein f. gnaden in ſonndrer bedenckhung. dero naiglichhait zur Muſic. ain eingezogne. fürſtliche Capellnn haben. von gueten wol beſtimbten perſonen. es ſey dann von Ober oder Niderlenndernn, Dieſelb. Furnemlich. zu der Eer und lob gottes. unnd dann Zutzeitten. zu ergetzlichkait und kurtzweil gepranchen kan, und wird Niemands dabinn, noch jren f. gnaden wider Raten, doch das ſein f. gnaden ſy wie die finger. und ſich jren ſtand gepurt. hallten, und unnterhallten, Sich diſe ſo wenig. alls allen anndernn wolluſt mit nichten. ubergeen, noch von anndernn. notwendigernn ſachen abwenden laſſen,

Fur das dritt Mittl. bey diſem Erſten Hauptpuncten unnſs. gnedigen herrnn ſelbs perſon betreffend. wirt bedacht, das ſein f. gnaden ſich allenthalben, ſtattlicher, Eerlicher, fromer Diener. vom höchſten bis zum Niedriſten. Item teglicher. Eerlichs geſellſchafft. befleiſſen ſoll, dann wie ſunſt ain Yeglicher bey ſeiner geſellſchafft. Allſo wirdet ain Yeder herr bey ſeinen Dienernn erkennt, nach dennſelben. von menigelich geacht und gehallten, Darumb unnſer gnediger herr, pillich. dahin bedacht. ſoll ſein, das Erſtlich ſeiner f. gnaden Regiment. und hohe Aemter. Stattlich beſetzt werden, wie gleichwohl die Reth wiſſens. Allhie beim Hof. und Chamer Rath. kain mangl. dergleichen auch zu Straubing. und Burckhauſen, aber zu Lanndshuet. möcht dannoch. etwa beſſernn. einſehens von nöten ſein, darmit mer. geſchickhter. erfarner. und dapfrer leut. Dahin. geſetzt. darpey etlich der Jungen lernen. und auferzogen werden möchten. Item es wirdet bedacht. das unnſer gnedig herr. ob allen Ambten zu hof. Sounderlich den obriſten officiernn. Alls Marſchalckh. Hofmaiſter, und kuchenmaiſter, Ernſtlich hallten, ain Yeden bey ſeinem beuelch laſſen, die anndernn diener an ſy umb beſchaid. weiſen ſoll, darmitt ain

Yeder ſein beuelch verrichten, kainer dem anndern eingreiffen. ſich auf den anndernn verlaſſen, oder entſchuldigen möcht, Daraus die merung. unſers gnedigen herrnn. Reputation und Chamerguets. auch ain ordenlichere Hofhalltung. durchaus gewiſlich zu verhoffen,

Zum Dritten. wirdet bedacht. das Andere. Ambter im Lannd auch nit nach gunſt oder beruemung der furdrer, ſonnder nach geſchicklichait. erberkhait. und verdienſt. mit Edlnn. Redlichen und wol geruſſten Leutten, Auch Rath ſeiner f. gnaden Chamer Räth beſetzt, dann daran will nit allain. unſerm gnedigen herrn, zu hanndhabung. ſeiner f. gnaden gerechtigkait. und Chamerguets. ſonnder auch dem gantzen Lannd. und fürnemlich den armen Untterthanen, hoch. gelegen ſein, Wann auch die Ambter wol beſetzt. haben die Regiment. deſto weniger Beſchwernus. und anlauffs, und möcht. durch diſen weg der prouiſoner unkhoſt. mit der Zeit zum thail auch abgeſchnitten werden,

Zum Vierten ſollten ſein f. gnaden umb und bey ſich am Hof: ſouil jmmer muglich. dapfere anſehliche. und ſtattliche vom Adel haben, unnd ſich deren ſonnderlich befleiſſen, die Eerlichen gueten herkommens. jrnn pfenning. ſelbs zuzeren. Jhro guete. pferd. und Ruſtung. ſeiner f. gnaden zu Eern. wo man hinaus khumbt hallten, die zur notturfft. zeſchickhen. und zugeprauchen ſich auch im fall der not bey jrnn herrn. und freunden. jnner. und auſſer Lannds. ſeiner f. gnaden zu guetem. bewerben. khundten, ſich gegen denſelben gnedigelich erzaigen, herfurziehen, befürderun. dann ſölliche Eerliche leutt, thun umb ain gnedig wort und Zueſprechen, ettwo mer. alls anndere ſchlechte. geringe. von guet. und gellts wegen, Alſo haben die allten. Löblichen Furſten von Bayrnn. auch andere wol Regierende. Chur und furſten. Allzeit ſtattliche. Hofhalltungen, von vilen wolgeruſſten Grauen herrnn. Ritternn. vom Adl. und erfarnen Ainſpenigen. knechten gehabt, Zumthail ettliche. wie ſeiner f. gnaden wol bewiſt. haben noch auf diſe ſtund. mer dann ain hundert. wol geruſſter pferd. fur und fur am hof. zum thail ab. und zue Reitten, deren beſolldung.

und Maiſter unkhoſt iſt, fuetter und mal. deſſen nie kain herr, der ſunſt erdentlich und wol hauſt. verdorben, Aber es will nimmer ſein, man findt dergleichen vom Adl. wenig mehr zu hof. Sy gelten auch wenig, Allſo das die mit der Zeit. auch vertrieben. und anndere nit urſach. haben. daher zetrachten. dieweil aber mit den Jungen. unerfarnen leutten. So zum thail. auch geringen herkomens und vermögens weder zu Schimpf noch ernſt. nit vil. auszerichten, ſonnder ainen herrnn. zu ſambt der verkhlainerung. nur vil keſſten, So ſoll unnſer gnediger Herr ye lennger ye mer. nach ſöllichen leutten trachten, die ſeiner f. gnaden Erlich. und nutzlich ſein mögen, Dergleichen auch die Edlnnknaben Souil muglich von Stattlichen. und anſechlichen Geſchlechten. annemen, Dieſelben. durch. ſonndernn beuelch. und mit. Ernſt. zu guetter zucht hallten, unnd allſo auſziehen laſſen, darmitt. ſy nachmalen. auch. Rechtgeſchaffne. Diener. und Ambtleut geben, dann die Allſo. von Jugent. Auſzogen ſeind, Ir lebtag. gegen ſeiner f. gnaden. und dero nachkomen, mer Affectionirt. Alls anndere und frembde herkomne leut,

Zum Funften, Darmit unnſers.- gnedigen herrnn Chamer. wellliche yetzt gannz. weit ſchwaiff. und offen, in merer. gehaim gehallten und eingezogen, wirt bedacht. daß ſein f. gnaden ettlich. wenig. wo nit Edle. doch dapfere. anſechliche innlenndiſche Chamerdiener. darzue. ain dapfernn vleiſſigen Turhietter haben ſoll. Dann zu was nachred. und verkhlainerung. ſeiner f. gnaden diſe yetzige weitleuſſigkhait. jrer Chamer. khome. Unnd ſonnderlich da ſy ain Zeit her, ettliche geringe. unachtpare. Auch frembde. unbekannte. herkomne perſonen, alspald in ſeiner f. gnaden Chamer. genommen, Auf dieſelben. zumthail. mit Choſtlicher khlaidung. und ſunſt ſouil gewendt. und noch tegliches, das mueſſen Sy die Reth. von frembden. offtermals mitleidig anhören, Unnd ſelbs mer vor augen ſehen, dann jnen lieb iſt, Sein f. gnaden wellen vernunftigclich bedenckhen, was hertzen und gemuets, ſölliche anndernn allten und treuen Dienernn gegen ſeiner f. gnaden machen ſoll. Da jre dienſt etwo ſchlecht bedacht. Aber anndere liederliche.

frembde. unnd unverdiente. in ſolliche gnaden genommen, darvor ſich die alten, und bekannten treue diener zezeitten ſchmiegen und allerlay beſorgen mueſſen, Was dann fur groſſer gehaimnus bey ſollichen weſen, in jrer f. gnaden Chamer erhallten, und ob nit mancher ain ſcheuch haben ſollt Jrer f. gnaden vil gehaimer ſachen, bey ſöllichen Chammerdienernn. und da auch ſunſt. ſchier Yedermann aus. und einlauft. zuezeſchreiben. das wellen ſein f. gnaden bey ſich ſelbs. vernunftigelich ermeſſen, und zeitlich einſehung thun, damitt es nit. wie an etlichen höfen. zu dem groſſen Miſsprauch kome. das weder in dero. Chamer. noch Canntzleien. jchts. gehaims mög erhallten werden. wellichs bey ſeiner f. gnaden vorfordernn. biſheer nit geweſen, gott well es noch abwenden, Sein f. gnaden welle doch. Jrem hohen verſtand nach bedenkhen, wann ſölliche geringe herkomne leut, von ſeiner f. gnaden zuzeitten. ſo Stumpf. und ſunſt mit unwillen komen, was ſy Alsdann in der frembd. von ſeiner f. gnaden thun und weſen, zuzeitten. an hohen ortten, und auſſer. Lannds. bey anndernn Nationen, nit zu geringer. verkhlainerung. ſeiner f. gnaden Reden, unnd alle ding nur zum ergſten. Auslegen,

Das volgt nun aus dem. das ſein f. gnaden zuzeitten. ſölliche liederliche herkomne leut. zu ſich ziehen, frue. und ſpat. umb und bey ſich haben, die maiſte Zeit. und thun mit jnen. verzernn. Jnen gehör. und gehenng. geben, Sy gen kuchen. unnd keller, inn die Schneiderey. und ſunſt. jres gefallens. anſchaffen laſſen, die nur zu unkheſſten. und allem verderben offt von jres. aigennutz wegen. Raten, wenig darnach. fragen, wo mans nem. oder wie man haus. Sy ſein heut da. morgen Annderſtwo. Zu dem ſy ſein furſtlich gnad. trefflich vil khoſſten, wellichs alles. durch dapfere. gethreue Chamerdiener. auch darmit. furkhomen wurd, da unnſer gnediger herr, ſich in ain ordenlichs. weſen. und thun begeben, Jro Räth. wie obſteet. vleiſſig. beſuechen, und auf das jtzig peſſer acht haben, wurd, jn mancher. nit in ſeinen Ein Nemen durffen, das er yetzt one alle ſcheuch. an ſein f. gnaden pringt, mit hilff. und zueſtimmung ſeiner geſellen (die in ain modl. zu jrem nutz und vortl goſſen.) hinausdruckt. zu dem wurde auch vaſt. dienſtlich ſein, da den ſchmaichlernn. und zuetittlernn, die ſein f. gnaden mit wortten, gar gros mechtig. und Reich machen, dahin bereden, ſein f. gnaden hab jrs geleichen nitt, kunden bey. ſöllichen. groſſen lennden. und leutten. nit verderben. ꝛc. ꝛc. darmit vil unnotturfftige unkhoſſtenns verurſachten. Item denen. ſo anndere. diener haimlich verſchwetzen, vil ungereimpter. procurreien privatim. anpringen. deſto weniger gehör oder glauben gegeben wurd, Dann zu beſorgen, ſein f. gnaden werden unntterweilen darmitt. hoch verfiert. die unſchuldigen zu ungnaden pringen, Darumb ſein f. gnaden kainen Zueſager. weitter. dann bis auf deß. verſagten, verantwortung. glauben geben, Sollten. wie pillich dennſelben hörnn, und ſich eher zu ungnad. oder ſtraff. nit bewegen laſſen, Darmit wurden ſein f. gnaden auch vil anlauffs. unluſts, und vergebner bekumernus vertragen. Wie nun oben vermeldet. So gehört. Zu erhalltung der rechten furſtlichen Reputation furſtliche Zucht und Erberkait. ain Eerliche zuchtige geſellſchafft. ſonſt allenthalben und ſonnderlich zu Diſch. da frembd leut entgegen, dann ſtattliche dapfere leut. ſagen von dapfernn. Eerlichen. und nuzlichen ſachen. die zu Eer. zu guetter Regierung. und haushalltung. auch ſunſt allenthalben zu guetnn. dienen. und erſpanken, Aber ungeſchampere. trunckhne. und ſonſt liederliche leut, die ſyngen. allein jr lied. merers thails. unnutz geſchwetz. deß man gleichwol zu lachen, Aber dannocht. dauon. mueß Rechnung geben, Wieuil unzuchtiger, unſchamhaffter. wort. werden. darneben. vor Frauven und Junkhfrauven. Auch die jugent getriben. Wievil unzuchtiger, trunckhuer. grober. unſletiger. poſſen und zu groſſen ergernuß. deß. freuvenzimers. und der umbſteenden. jugent. Item. wieuil Erlicher leut. werden zu zeitten durch ſölliche ſchwetzerey. vitſche vetſcherey. gen hof. pracht. da ſicht. und hört man offt, Aber diß ſeind nun an vilen orten. die beſſten. und angenembſten, jſt vor noch wenig jarnn nit allſo. geweſen. das man. Yederman. dergeſtallt zu hof. ja gar in das frauvenzimer ein und auslauffen. freyen zuegang. gelaſſen, oder das man die furſtlich daſelnn. dergeſtallt. wie yetzt zu zeitten beſchiecht, beſetzt, unnſer gnediger herr. waiſ ſelbs wol. hats von den Ellternn. mermals gehört, und anfangs jrer Regierung. ſelbs ennger. und eingezogner. gehallten. Gott well. ſein f. gnaden ſolliche Licentia. und weitleuffigkait. yelennger, ye mer. wider abſtellen, jr in mangl. Furſtmeſſiger, oder dergleichen. gepornner perſonen dero allter furnemer Reth. geſellſchafft. mer lieben. und gefallen laſſen, wie ettlich anndere. wol hauſend herrnn thund. die jre maiſte kurzwail. thun und vertrauen. mit jren furnemen Rethen haben, dabey zutzeitten, auch etlich nit geringe handlungen, auſſer Rats verrichten, dieſelben wiſſen ſich gegen. jrer f. gnaden yederzeit aller gepur. und Reuerentz. zehallten, Aber die anndernn machen ſich gar zu gmain. und geſellgelich. wie man wohl ſieht: und ſeiner f. gnaden Sonnderlich vor frembden, nit zu geringer verkhlainerung Raicht. die kurtzweilre. ſein darumb ſeiner f. gnaden nit abgeſchlagen, zu ſeiner zeit zehaben. und jrem thun gemeß. zehallten, Diſes zaigen. die Reth. ſeiner f. gnaden an. inn der warhait. Niemands. zelieb. oder zelaid. Sonnder allain zuerhalltung ſeiner f. gnaden rechten. Reputation. welliche mit dem auch nit wenig, Jres erachtens gemert. und die ſachen zu peſſerer hauſwirtſchafft möcht gericht werden, da ſein f. gnaden wie yetzt ain zeitherr. gotlob. ſich hinfuran. ye lennger. ye mer. deß ubermäſſigen Zuetrinckhens enthielten. Dann. zu dem es ain groſſe ſund gegen got. der vernunft, gedechtnuß und dem gantzen leib ſchedlich. ain abpruch deß. lebens und. So gibt. die ubrig beweinung urſach. zu offenwarung viler gehaimnuſſ. Item zu unzeitlichem. ſchedlichen. auch unzuchtigen Reden. Sonnderlich an ortten und vor leitten, es ſich nit gezimt und Sunſt. wol. vermitten belib. Item auch zu vilen. vergebnen. unnotturfftigen Ausgaben. und inn Suma zu allem verderben, Enntgegen werden ſein f. gnaden ungezweifelt. die khlain zeit herr. ſcheinparlich. vermerkht haben, wiewol ſeinen f. gnaden. die Abſtinenntz oder meſſigkhait bekhomen, unnd yelennger ye mer beſchehen, zu dem ſöllichs nit allain. an ſeiner f. gnaden hof. ſonnder auch in ganntzem Lannd. bey menigelich. ain guet. exempl. unnd nachuolgt. geben wurd. Darneben wirt ſonnderlich. offt und guetherzig. darongeredt. das ſein f. gnaden zuuil abertus. und ſonnderlich zutzeitten. gegen frembden. unerkannten. unnd unuertrauten. leutten. ſich zuuil aufthun, jr hertz. und naigungen eröffnen möchten, Dieweil. und es aber diſer zeit allſo mißlich allenthalben ſteet. die wellt. ſo verkert. und betrogen. ſo ſollen. ſein f. gnaden deſto behuetſamer. und gehaimer ſein. furnemlich bey den frembden. ſich nit mit Yederman gemain. und geſelelich machen, Furnemlich auch mit jrem ſchreiben. aigner hand. welliche zuzeitten Rhuems halben hin und wider gezaigt, und gar verlornn, daraus verkhlainerung. und ſchaden zugewartten, dann die brief. Reden. wie man ſagt. allezeit. Jnn dem allem ſellen ſein f. gnaden wie gemellt. zu erhalltung jrer Reputation. behuetſam. und fürſichtig ſein und jr ettlich exempl. furpilden, da bey wenig jarnn. ettlicher. potentaten. und annderer anſechlicher. Chur. und Furſſten. gehaime brief. durch ſeltzame mittl an tag. und gar inn druckh khomen, zu deren groſſen. verkhlainerung. auch. ſchaden. Lannd und leut und So iſt hieuor mermals. bedacht, und ſeiner furſtlichen gnaden unnterthenigelich. gerathen worden (wie dann hiemitt nochmalen beſchicht.) dz ſein f. gnaden die Truggſeſſen. Edlleut. und vilmer. die ſinnger. Laggeien und dergleichen. geſind. nit in der Neuen Veſſt, oder annders ſeiner f. gnaden Loſamenten. legen ſoll, zuuerhiettung. deß teglichen aus. und einlauffens. der knecht. pueben. unnd annderrn hailoſen. unbekannten. geſinds. Auch Zuuerſchonung der furſtlichen gemech. peſſerer. verwarung. und beſchlieſſung der Neuen Veſſt. welliche diſer geſtallt. fur und fur. frue und ſpat. offen ſteen mueß. Sonnderlich. dieweil ſein f. gnaden erſt noch mer geſind. in dem Neuwen paur. dem graben. gethan, wellichs ſein f. gnaden eher mit vil gellt. heraus kauffen ſollt Aus vilen. urſachen, So kurtze. halben. hie umbganngen, und ſein f. gnaden in kurtzer zeit, gott well. one ſchaden. und Spot. erfarnn möchten,

Weiter und zum Sechſten, wirdet bedacht, dz unnſer genediger herr. zu erhalltung. furſtlicher hochait. und Reputation.

zuuerhuettung. teglichs. beſchwerlichen. anlauffs. und allerlay petlerey. und procureien, mit Yederman. ain ſöllichen freyen Zueganng. uberanntwortung. der zettlun. und ſupplicationen und geſtatten. Sonnder nach. gelegenhait an ſeiner f. gnaden hof. oder Chamer Räth. oder auch an die oberun officier abweiſen ſoll. darneben mocht ſein f. gnaden der frembden brief. und potten halben. einſehen thun, Darmit. die. nit durch ain Yeden angenomen, Und ſein f. gnaden die eröffnte. verleſne brief. yederzeit. dem Chamer Secretarj oder det Rath ainem. ſo zugegen, und nit dem nechſten zueſtelleten, dardurch wurden. die brief. in peſſer gehaim behallten, die poten deſto eher abgefertigt, die zuzeitten nit wiſſen. wem ſy die brief. geben, wo. und bey wem ſy umb beſchaid anhallten, derhalben ſollen ſein f. gnaden alltem löblichen brauch nach. ain dapfernn vleiſſigen Thurhietter haben, oder bey dem yetzigen darob ſein, darmitt er der. Thur. und ſeinem Ambt pas. dann biſheer auſwartte unangeſagt niemand in ſeiner f. gnaden Zimer laſſe. auch. fur ſich ſelbs. ungefordert. nit hineinganng. und ſeiner f. gnaden neben anndernn gemainen geſind. teglichs. uber den Hals Stee. vil weniger das er ſich ainicher procurey: unnterſahe. dergleichen ſein f. gnaden anndernn auch nitt geſtatten, ſonnder mit allen procureyen. ernſtlich abweiſen ſoll. ain yeden an ſein ordenlich ort ꝛc. ꝛc. dauon ſain f. gnaden gueten bericht und Rath. gehaben mögen, Sonſt werden. ſein f. gnaden wie zu beſorgen, zu jren ſelbs. ſchaden und anderleut. beſchwernuß. vilmalen. uberRedt. und verfierdt. dz gibt die teglich erfarung,

Und alls die Reth. unnſernn gnedigen herrn. Alle furſtliche kurtzweil. mit der Muſic. Ladſchafften. waidwerckh. und annderer zu ſeiner Zeit. wie oben angezaigt. nit widerRathen. Souil weniger. wollten ſy auch. ſeiner f. gnaden ordnung. oder maß. geben. zwiſchen den boiden malen, und nach dem nachteſſen. mit ſpil. und in annder zimlich weg. Jr furſtliche. kurtzweil. zu ſuechen, dahin ſollen es aber ſein f. gnaden nimermer komen laſſen, dz ſy allſo gar mueſſig. und werckhlos. die laungweil khlagen, und nichts zethun wiſſen, Sonndern ſein f. gnaden. ſollen. ain yede Zeit. dermaſſen ordenlich auftailen. auch in ain ſöllichen löblichen prauch pringen. das ſy nimermer gar zu feyrnn. dann aus dem Mueſſiggang. kumbt nichts. guets, darum wann ſunſt nichts nötigers zethun, möchten. ſein f. gnaden ettlich wahrhaffte. Hiſtorien. und Chronic. ſonnderlich. von Teutſchen und Bairiſchen. geſchichten. fur ſich nemen. mit vleiß leſen. wurd. ſeiner f. gnaden nit allain mit der zeit vaſt. lieben, ſonnder auch in mer weg. nutzlich. und erſprießlich ſein, Alls von wegen meiner erfarung, anraitzung zu aller tugent unnterweiſung. guets. Regiments. und hauſwirtſchafft, dann was ſeiner f. gnaden alls einem noch jungen herrn. an. erfarung möcht abgeen, dz khundt ſein f. gnaden durch ſölliche Mittl. erlangen, zu dem es ſeiner furſtlichen gnaden hoch Ruemlich. ſeiner f. gnaden hochlöblichen vorelternn. und annderer lobwirdigen herrlichen thaten. ain wiſſen zehaben, Daruon. vor frembden zereden, Darzue dann der Allmechtig. ſeiner f. gnaden ain treffenliche gedechtnuß. wolredenhait. und erfarung der Lateiniſchen. ſprach. mitgethailt. welliche gaben ſein f. gnaden jr und Iren nachkomen. gehörter geſtallt. pillich. nutz machen, unnd dißvalls vil annderer. treffenlicher potentaten. exempl. fur augen ſtellen ſoll. Dann ſunſt dem Spil, eſſen. Drinckhen. unnd annderer kurzweil. allain. aufzewartten jmmer. von ainen zum anndernn. vom Morgen an bis in Die nacht. iſt nit fürſtlich. göttlich. noch löblich. kann und mag. inn die lenng. nit beſteen, Sonndern mueß ſich mit verderben. und ſpot ennden. Darvor. wirt ſich unnſer gnediger herr. auf ſo getreue. guethertzige warnungen. zuuerhietten wiſſen, jn jren hohen verſtand gen, und dem Recht gebrauchen, Es iſt hiebey auch warlich zu beſorgen, dz ſein f. gnaden mit dem dz ſy ſich. ſo gar. unnd ganntz. auf dz. Gutſche farnn jnner unnd auſſer Lannds, Auch zu zeitten. mit liederlicher geſellſchafft begeben, ſich bey den. verſtenndigen unnd frembden. leutten. nit wenig. verkhlainernn. Zudem ſeinen furſtlichen gnaden. bey diſen geſchwinden leuffen nit ain khlaine gefar darauf. ſteet. Furnemlich. da ſy. von jren luſtheuſernn. zu zeitten. gar ainig, oder mit aim ainigen

Jeger. ein meil wegs. zwo. auf die weld. unnd vörſt ziehen. Dann wie leichtlich. ſein f. gnaden. von ettlich wenig verſtekhten pferden, oder auch. fueſsgeend. ernieder. geworffen, durch unnd aus dem Land gefuert. eher man deſſen Recht gewar wurd. hat. ſein furſtlich genad ſelbs. zubedenkhen, zudem ein Gutſchin. uber die annder. darzue. vil unngeriſch fuerknecht beſtellt. Allſo dz dar Jnn gar kain maß. mer. gebraucht kain unnkheſten. geſpart. und ſöllichen ſchlechten. unbekhannten leuten. ſchier. zuuil. verthraut wirdet Darneben wiſſen ſein f. gnaden. das der armen. uber lannd. etwan wenig geacht wirt. derhalben. von nöten. dz ſein f. gnaden ainem officier. ſo umb. unnd mit ſeiner f. gnaden gewondlich uber lannd zeucht. deßhalben beuelch. gegeben hetten, und Stem. ob gleichwol ſein f. gnaden ettlichen Ritter ſpilen, Jres leibs gelegenhait halben. nit wol mer nachkomen: khunden, wirdt doch. bedacht. dz ſein f. gnaden von wegen allten. furſtlichen hochloblichen. gebrauchs. unnd deß. jungen. Hofgeſinds. ſölliche nit gar ſollten abgeen, Sonnder zu ſeiner Zeit. und bevorab in Vaſnachten, auch wann. frembde herrſchafften. verhannden. widerumb. inn ain zimliche. Yebung und gebrauch. bringen laſſen,

Unnd dieß. mit der kurtz. vom Erſten Hauptpuncten. Davon gleichwol. vil mer. zeſchreiben, Aber daſſelb. ſoll pillich unnſerm gnedigen furſten. und herrun, nach der ſelben hohen verſtand. in jr Diſcretion geſtellt werden, Dann was hieoben. getreuer Mainung vermeldet. iſt auch nit darumben beſchehen, ſein furſtlich. gnad. damitt. erſt wider gen ſchuel zefuerun. zelernen. dero ordnung. oder maß zegeben. die ſein f. gnaden nit wiſſten, oder nit peſſers. dann jre Reth. ſelbs wol. verſtienden, Allain aus beuelch. Jrer. f. gnaden auch zu ainer. khlainen anmanung. und anraitzung. deren alle menſchen. ſy ſeien. ſo hochs. verſtannds. alls ſy wellen. dannocht. zuzeitten. bedörffen, ꝛc. ꝛc.

Aus dieſer ungeheuchelten Vorſtellung können Sie einigermaßen über den Charakter der Alten urtheilen. Da iſt ganz nackte Wahrheit, ganz Wohlwollen fürs Ganze; keine eitle

Abſicht auf Eigennutz; keine kriechende Schmeichelei und unedle Menſchenfurcht verdrängt hier die wahre Offenherzigkeit. Männer, die ſo frei als Männer ſprechen konnten, waren auch fähig, als Männer zu handeln.

Freilich verändern ſich die Zeiten, und man kann in dem jetzigen Jahrhundert nicht ſprechen, wie in dem vergangenen: allein ein Mann von Verſtand weiß die Wahrheit mit Anſtand vorzubringen, und vergißt nie die Ehrfurcht, die er ſeinem Fürſten ſchuldig iſt. Es gibt rauhe und tolle Köpfe in Staaten, die durch Rohheit ihres Ausdruckes und Mangel feiner Lebensart vieles verderben; allein man muß die Leute nehmen, wie ſie ſind.

Lernen Sie, mein Prinz! ungeheuchelte Wahrheit immer verehren; denn nur das Wahre führt zum Guten. Ich erinnere mich geleſen zu haben, daß einſt ein Fürſt war, der eine dem Lande ſchädliche Verordnung unterzeichnen wollte. Niemand getraute ſich, Vorſtellung dagegen zu machen, als ein einziger edler Miniſter. Dieſer verdarb alle Federn des Königs, daß er mit keiner ſchreiben konnte, und legte ſie alle ſo in ſein Schreibpult. Als der König die Verordnung unterzeichnen wollte, konnte er mit keiner ſeinen Namen ſchreiben, ward ungeduldig, und warf ſie weg. Das iſt undankbar, ſagte der Miniſter, Eure Majeſtät! daß Sie die Schreibfedern, die ſo viel Gutes unterzeichnet haben, nur darum unwillig verſtoßen, weil ſie den Namen eines guten Königs nicht zu einer entehrenden Verordnung ſetzen wollen. Verzeihen Sie ihren Federn; ſie ſind nicht gewohnt, des Königs Namen zum Nachtheil ſeiner Unterthanen niederzuſchreiben. Laſſen Sie eine Feder, Sire! aus dem Kabinette des Miniſters holen, der Ihnen dieſes Projekt vorlegte; dieſe haben noch ſelten eine gute Sache unterſchrieben, und werden Ihnen daher willig dienen. Der König ward aufmerkſam, zerriß die Verordnung und umarmte den guten Miniſter.

Seyen Sie verſichert, mein Prinz! daß, wenn man weiß, daß Sie die Wahrheit lieben, die Lüge bald vom Hofe fliehen wird: — Doch iſt es nothwendig, mein Prinz! daß Sie den

Wahrheitliebenden vorzüglich aufſuchen. Dieß geſchicht durch Entfernung der Schmeichler und Lügner.

Der Mann, der Wahrheit liebt, kriecht nicht, bückt und krümmt ſich nicht, und weiß die Kunſt nicht, die Zeit in Vorzimmern zu verantiſchambern; jede Minute iſt ihm koſtbar; er ſucht ſie zu benützen. Wenn man ihn ruft, ſo ſpricht er mit Freimüthigkeit; Stärke begleitet ſeine Worte; er iſt edel; unwandelbar wie die Wahrheit ſelbſt. Sieht er, daß man ihn nicht hört, daß ſeine Worte vergebens ſind, ſo iſt er nicht zudringlich. Er gleicht der Sonne; ſie erwärmt die Gegend, wo der Himmel heiter iſt, wo keine Dünſte den Einfluß ihrer Strahlen verhindern.

Dritter Grundſatz.

Der Regent muß ſich den Tugendhaften und Weiſen zum Freund ſuchen.

Fürſten haben ſelten wahre Freunde; aber die meiſten wollen ſie auch nicht haben; denn ein Freund ſpricht freimüthig und haſſet jede niedrige Schmeichelei. Nicht der, mein Prinz! der zu allem ja ſagt, der jedem ihrer aufkeimenden Wünſche zuvorkommt, der jede ihrer Phantaſien zu befriedigen ſucht, iſt ihr Freund; ſondern der, der ihr wahres Wohl erwägt; die Würde ihres Standes kennt, und den Umfang ihrer Pflichten: — der iſt ihr Freund, der, wenn ihre Größe ſinkt, ſie wieder erhebt; wenn die natürliche Schwachheit Sie auf Irrwege führt, Sie wieder auf die Straße der Tugend zurückleitet.

Unter dem großen Schwarme von Höflingen aber findet der Fürſt ſelten Freunde. Dort in heitern Gegenden, wo die Hofluſt die Menſchen nicht vergiftet, keimen edlere Herzen als in den Treibhäuſern der Paläſte auf, wo nur Schwammſeelen aus der Erde hervorſteigen.

Ein Menſch iſt der Freundſchaft nicht fähig, der nicht fähig iſt, ein edler Mann zu ſeyn; und iſt wohl die Menge edel, die am Hofe lebt? —

Ich will nicht ſagen, daß es unter der Menge der Hofleute nicht edle Menſchen gibt, aber ſehr ſelten ſind ſie's, das beweiſet jedes Jahrhundert.

Exeat ex aula, qui cupit esse pius

ſagte Ovid.

Die Sache iſt ganz natürlich, und man kann die Urſachen in der Natur des Menſchen finden. Falſche Begriffe von Größe und Anſehen ketten die Menſchen an die Höfe, und der natürliche Stolz, der das Menſchenherz ſo leicht verdirbt, verderbt auch die Herzen der Hofleute. Sie glauben andere Menſchen zu ſeyn, und ſehen mit Verachtung auf die herab, die unter ihnen ſind. Dieſer ihr Stolz gründet ſich auf falſche Begriffe von Größe, als: auf den Werth von Geld, Kleidern, auf den Werth ihres alten Herkommens und Adels. Weil ihre Einbildung ſie alſo von Jugend auf verführt, ſo lernen ſie den wahren Werth der Menſchheit nie kennen, ſuchen alſo keine eigene Verdienſte, noch eigne Tugend; ſie leben in einer Art von ewiger Berauſchung, reflektiren nie über ſich ſelbſt; ſind immer im Taumel des Vergnügens; ſcheuen die Einſamkeit, weil ſie keine Stütze in ihrem eignen leeren Herzen finden, und ſind daher ihr ganzes Leben durch Kinder, die ihre Größe in Tändeleien ſuchen.

Ein Verſtand, der von kindiſchen Begriffen geleitet wird, ſchließt alle Männlichkeit und Größe des Herzens aus. Daher entſteht der übertriebene Stolz des Adels.

Dieſer gleicht einem rohen, von ſich ſelbſt eingenommenen, ſtolzen Menſchen, der außer ſeinem Ich nichts kennt, außer ſeinem Ich nichts fühlt.

Die meiſten bilden ſich ein, daß, weil ihre Voreltern Geld hinterließen, von ihnen auch Tugend und Verſtand ererbt zu haben.

Daher hält ſich ihr Stolz zu allem fähig, daher glauben ſie, daß ihnen ihre Geburt ſchon ein Recht gibt, die erſten Aemter des Staats zu verwalten. Sie meſſen die Kräfte nicht, die dazu gehören; beſtreben ſich um die Einſichten nicht, die die Aemter erfordern. Daraus entſteht der erſte Grund der Unordnungen in Staaten.

Ungebildete Herzen, angepfropft von Stolz und angefüllt von falſchen Begriffen, werden bald das Spiel ihres Privatintereſſe und ihrer Eigenliebe: daher concentrirt ſich alles auf ihr Sich. Die Verhältniſſe der Staaten bekommen eine ganz andere Richtung.

Da Staatsverwaltung große Einſicht, unumſchränkte Menſchenliebe, Uneigennützigkeit, und beſtändige Beobachtung und Erfahrung vorausſetzt, ſo können Sie leicht denken, mein Prinz! daß man dieſe Eigenſchaften nicht wie ein altes Ritterſchloß erben kann, ſondern daß ſich der Mann hiezu ſelbſt bilden muß.

Wenn er nun nicht gebildet iſt, nicht alle die Fähigkeiten beſitzt, ſo nöthigt ihn die Lage der Sachen, wieder Subalterne zu ſuchen, die bald ſeine Schwäche kennen, ſeiner Leidenſchaft ſchmeicheln und die Sache in Unordnung bringen, um im Trüben fiſchen zu können. So iſts, mein Prinz! beobachten Sie, und Sie können den Würdigen kennen lernen, wie den, der Ihrer Achtung nicht würdig iſt.

Zeigen Sie, mein Prinz! daß Sie die Tugend achten, daß nur der Mann Zutritt bei Ihnen hat, der wahre Tugend kennt, und bald werden Sie von guten, edlen Menſchen umrungen ſeyn.

Sie müſſen aber falſche Größe zerſtören; alle die Masken verbannen, unter welchen ſich das Laſter, und mit ſelbem das Verderben des Landes am Hofe einſchleicht.

Sehen Sie mit einer gewiſſen Verachtung auf alle die elende Tändeleien herab, die von alten Vorurtheilen in den Rang der Größe geſetzt worden ſind. Sagen Sie ihren Höflingen: unter den ſämmtlichen Menſchen will ich nicht mehr ſeyn, als ein Menſch, und in meinem Lande der erſte, das will ſagen: dem die übrigen ihr Wohl in ſeine Hände gaben, und deſſen erſte und heiligſte Pflicht iſt, dieſes Zutrauen zu verdienen. Sagen Sie: bisher bin ich noch nicht Regent; aber beſtimmt zum Regenten: ich werde es werden nach den Verhältniſſen meiner Regierung.

Ihre Geburt hat Sie zum Prinzen gemacht, zum Regenten muß Sie ihre Tugend machen.

Ich erinnere mich einer wunderlichen Geſchichte, die eben hieher ſehr paſſend iſt, mein Prinz. Es war am Hofe eines Fürſten, daß eben die Rede von einer Totalfinſterniß war. Da ſagte ein Cavalier: Es war ſo finſter, daß man am hellen Tage die Sterne ſah. Da ſeufzte der König, und als man ihn um die Urſache fragte, gab er zur Anwort: Ich ſeufze über die Finſterniß, die in meinem Lande iſt, denn ich ſehe am hellen Tage die Sterne an der Seite meiner Höflinge: es muß alſo leider eine Totalfinſterniß ſeyn.

Wenn Sie werden merken laſſen, mein Prinz! daß Sie auf die äußerlichen Zeichen von Größe wenig halten, ſo werden ſich die Menſchen bald durch wahre Größe auszuzeichnen ſuchen.

Es war von jeher in dem Menſchen, daß ſich die Höflinge nach der Denkart der Fürſten bilden, wenn er ſich nur zu erkennen gibt. Im Lande der Feen ward ein Prinz geboren, der eine lange Naſe hatte, und alle Mütter und Ahnen zogen ihren Kindern die Naſe, denn es war nun Mode, eine lange Naſe zu haben, weil ſie der Prinz hatte.

Glücklich das Land, wenn der Prinz eigne Tugend hat, und wenn es auch unter den Hofleuten Mode wird, Tugend zu haben! — — Allein der Name, Tugend, mein Prinz! wird ſo oft genennt, und ſo wenig verſtanden — viele nennen die Tugend, und wiſſen nicht, was ſie iſt.

Die Tugend, mein Prinz! iſt die Fertigkeit, das Wahre zu erkennen, und aus Erkenntniß des Wahren das Gute zu üben.

Dieſe Tugend, mein Prinz! iſt nothwendig in den Staaten, und ohne ſie erhält ſich nichts, denn ſie iſt die Befolgerin der Geſetze, und Geſetze des Staats ſind nothwendige Verhältniſſe, ohne denen der Staat nicht Staat ſeyn kann.

Dieſe Geſetze ſind ewig; ſie liegen in der geſellſchaftlichen Vereinigung, und des Fürſten Obliegenheit iſt, ihren Werth geltend zu machen.

Die Rechte der Könige gründen ſich auf die Pflicht des Völkerwohls: dieſes iſt der Maßſtab, nach welchem Fürſten ihre Handlungen einrichten ſollen.

Laſſen Sie ſich, mein Prinz! durch die Ehrenbezeugungen nicht einnehmen, die Ihnen von Ihrer erſten Kindheit an das Volk bezeigt; täuſchen Sie ihr eignes Herz nicht, und halten Sie Sich in ſo lange nicht groß, bis Verdienſte für die Menſchheit und Tugend für den Staat Sie groß macht.

Wie troſtvoll muß es Ihnen nicht ſeyn, wenn Sie auf die Menge der Menſchen herabblicken, die Sie von der Höhe Ihres Thrones überſehen: — alle dieſe Menſchen, können Sie ſich ſagen, kann ich glücklich machen, wenn ich ſie lehre, was Tugend iſt. Ihnen iſt es vergönnt, Prinz! für ihre Kinder zu wachen; Sie kennen Vergnügen unter das Strohdach und Zufriedenheit in die Hütte führen. Hören Sie die Stimme des Mannes, der am Pfluge ein Lied ſingt; er ſingt Ihre Lobſprüche. Hören Sie das Jubelgeſang der Ernte und Weinleſe; der erſte Name jeder ländlichen Freude wird Ihr Name ſeyn. Kinderzungen werden ihn ſtammlen, und alte, gebückte Greiſe werden bei dem letzten Abendroth ihre durch Arbeit entkräftete Hände für Ihr Wohl zum Himmel falten. Der Staar, die Amſel, die der Schäfer für ſein Mädchen ſchwätzen lernt, wird den Namen des guten Prinzen nennen.

Dieſes iſt die Freude, die Sie erwartet; die Belohnung Ihrer Handlungen, und wenn Sie nun, mein Prinz! dieſes Glück nicht verdienten, wenn Sie ſchwach genug wären, ſich von der Eitelkeit des Hofes blenden zu laſſen, wenn Sie ſich einbilden könnten, alle dieſe Tauſende der Menſchen wären nur da, um die Lüſte eines Einzigen zu befriedigen — welchen Freuden würden Sie den Eingang in Ihr Herz verſperren, und welchem Seelenelende würden Sie die Thüre öffnen!!!

Wahres Glück, mein Prinz! beſteht nur in dem Bewußtſeyn der Erkenntniß des Wahren und der Ausübung des Guten; alles andere macht nicht glücklich. Laſſen Sie Ihre Tafeln mit tauſend Speiſen beſetzen, Sie werden nicht mehr eſſen können, als Ihr Magen verträgt; laſſen Sie Quellen von Wein ſtrömen, und bald werden Sie Ihnen zum Eckel ſeyn; ſtrecken Sie ihre Glieder auf Flaumpolſter von Atlas, und der Schlaf wird doch Ihre Augen fliehen, der balſamiſch den Bettler erquickt, der ſanft auf Stroh ſchlummert.

Reichthümer geben nicht Glück, ſondern Bedürfniſſe; mehr und mehr unterliegt unſer Körper unter der Laſt des Genuſſes, und wir erkennen zu ſpät den Verluſt des ſanften Genuſſes irdiſcher Dinge, den die Mäßigkeit uns gönnt.

Wie elend, Prinz! werden Sie ſeyn, wenn Sie ihr Herz an dieſe ſinnliche vergängliche Dinge ketteten; wenn Sie der Tyrann Ihrer Unterthanen würden, um ſich ſelbſt elend zu machen, und wenn Sie vergeſſen könnten, daß Sie nichts als ein Menſch ſind, wenn Sie nicht Ihre Thaten und Ihr Herz zum Fürſten macht.

Sie ſind allen Zufällen unterworfen, wie ein anderer Menſch; vergeſſen Sie daher nie, daß Elend, Armuth und Krankheit auch den Zutritt in Paläſte haben; oder vielmehr will ich ſagen, daß ſie dort meiſtentheils wohnen und erzeugt werden.

Gehen Sie in die Geſchichte zurück, und Sie werden ſehen, was Wohllüſte aus Staaten und aus Königen gemacht haben. Entnervt, wurden ſie das Opfer ihrer Sinnlichkeit, der Raub der Krankheiten, und der Spott auswärtiger Nationen, der Abſcheu ihrer Unterthanen, der Gegenſtand der Verachtung nachkommender Jahrhunderte. Setzen Sie ſich, mein Prinz! nie in die Reihe dieſer Elenden.

Aus allem dieſem, mein Prinz! ſehen Sie, daß Ihnen der Umgang mit edlen Menſchen nothwendig iſt. Fürſten können nicht alle Geſchäfte ſelbſt verwalten, ſie müßten Götter und keine Menſchen ſeyn; daher müſſen ſie Mitarbeiter im großen Plane des Länderglücks haben; ſie müſſen gute und edle Miniſter, treue und redliche Diener haben, und dieſe findet man nur unter denen, die ein Herz der Tugend fähig haben.

Das Herz allein adelt den guten Menſchen, nicht der Verſtand ohne dem Herzen, mein Prinz! Ein Menſch, der Verſtand hat und kein Herz, iſt ein ſehr böſes Ding in der Geſellſchaft; er richtet vieles Uebel an: ziehen Sie alſo immer den vor, mein Prinz! der ein gutes Herz hat, denn er wird nie dem Wohle des Ganzen entgegen ſeyn: und denken Sie dann ferner den

Vierten Grundſatz.

Nicht Macht und Gewalt verſchaffen dem Fürſten Sicherheit und Größe, und befeſtigen die Seligkeit ſeines Staates: ſondern das Glück des Staates und des Fürſten liegt in den Herzen ſeiner Unterthanen.

Vergebens werden Sie ſich bemühen, mein Prinz! ihr eignes Glück und das Glück ihrer Staaten zu beſördern, wenn Sie nicht auf die Güte des Herzens ihrer Bürger, ihrer Untergebnen bringen. Nur der Fürſt iſt groß und glücklich, der viel gute Bürger hat, denn er findet alles in ihrem Herzen. — Thätigkeit fürs Gute, Aufrichtigkeit, Wohlwollen, Beſtändigkeit und Treue.

Was nützt dem König ſeine Größe, was dem Fürſten ſeine Gewalt, wenn nicht jedes Herz fürs Ganze denkt. Gewalt und Macht erzeugen Sklaven, aber keine Unterthanen; und und der Sklave und der Unterthan ſind doch ſo weſentlich verſchieden! — — dieſen feſſelt Liebe, und jenen Furcht; der iſt thätig, ſo lang er die Feſſeln trägt, und ſucht jede Minute ſie zu zerbrechen; jener iſt ſich immer gleich, keine Zeit verändert ſein Herz, keine Umſtände ſeine Denkart; in ſeinem Schooße ruht der Fürſt ſanft, denn tauſend Augen wachen zu ſeiner Erhaltung, tauſend Arme ſind bereit zu ſeinem Schutze.

Dort, mein Prinz! wo das Herz die Menſchen leitet, iſt Thätigkeit und Muth, und was gleicht der Stärke der Tugend und der Liebe.

Stellen Sie ſich, mein Prinz! zwei Nationen vor, die gegeneinander kriegen; die eine fechten für Freiheit, fürs Vaterland; die zweite aus Eroberungsſucht; jene hat die Macht über die Herzen; jene die Gewalt über die Schwächern. Betrachten Sie die Verſchiedenheit der Gemüther, den Unterſchied des Muths: da, wo das Herz und die Seele mitkämpft, und dort, wo zitternden Seelen die Gewalt den Stahl in die Hand gibt.

Nicht die Menge der Räder macht den Werth der Maſchine, ſondern die gleich vertheilte innere Kraft zur Wirkung im Ganzen. Glauben Sie gewiß, mein Prinz! daß ungeachtet der ungeheuren Armeen, die zur Erhaltung des Gleichgewichts der Staaten, wie ſie ſagen, errichtet ſind, doch die mächtigen Staaten Europas ſinken werden — bald ſinken werden, wenn nicht aufkeimende Tugend von innenher ihre kränklichen Seelen zum Staatsleben wieder ſtärket.

Leſen Sie die Geſchichte, und betrachten Sie, wie das ſtolze Rom unter dem Schwerte des Weſtgothen fiel, und wie barbariſche Völker die Obermacht über die erhielten, die durch innere Laſter geſchwächt waren.

Mein Prinz! kein Staat erhält ſich ohne Tugend; nur ſinkt einer eher, der andere ſpäter. Die Urſache, warum viele Staaten nicht ſchon wirklich geſunken ſind, iſt, weil ihre Säulen noch auf einer Art von ſandigem Grunde ruhen, der ſie einige Zeit erhält, aber in die Länge ſie nicht erhalten kann. Dieſer Sandgrund ſind falſche Vorurtheile, die faſt in allen Staaten angenommen ſind, und die Tugend erſetzen ſollten: aber ſie gleichen morſchen Säulen, die oft nur einen Windſtoß erfordern, um in durchfreſſenen Abgrund zu ſtürzen, und die eingebildete Größe unter ihren Ruinen zu begraben.

Denken Sie, was einſt Tapferkeit und Muth bei den Alten war; was iſt ſie heut zu Tage? — Dort waffnete ſich die Hand aus Liebe fürs Ganze, Selbſterhaltung ſchmiedete den Stahl; und Liebe für Weib und Kind, für Heimath und Vaterland regierte den mächtigen Arm des Kämpfenden: — wenden Sie nun ihren Blick auf unſere Armeen; ſehen Sie, da feſſelt einen großen Theil Eigennutz, den größten die Gewalt. Was iſt von dem Menſchen zu hoffen, den Noth und Elend, oder Gewalt zwingt? Der ſein Leben dem Könige verkaufte? — Kann der König Liebe von dem hoffen, der ſo wenig Selbſtliebe hat? Kann Tugend in einem Herzen ſeyn, das maſchinenmäßig ſtreitet? — Vergebens, ihr Kriegserfahrne! bewerſt ihr euch auf eure Taktik; vergebens ſucht ihr aus Kriegsheeren regelmäßige Hebel der Gewalt zu machen. Ich ſetze wirklich, Soldaten ſeyen nichts als mechaniſche Federn der Kriegsmaſchine, die nach der Taktik gezwungen ſind, zu handeln und ohne innere Kraft, ſo werdet ihr mir doch erlauben zu ſagen, daß jede Feder ihrer eignen Spannkraft bedarf, und dieſe Spannkraft gibt die Seele, und all eure Kriegskunſt kann ſie nicht geben.

Ich führe Ihnen dieſes nur an, mein Prinz! um Ihnen zu zeigen, daß die überwiegende Macht der kriegeriſchen Menſchenmaſchinen nicht im Stande ſeyn werde, die Staaten zu erhalten, die einem morſchen Baume gleichen, und wenig mehr von außenher bedürfen, um gänzlich einzuſtürzen.

Wo das Herz nicht die Triebfeder unſrer Handlungen iſt, da verſchwendet der König vergebens ſeine Geſetze; ſie werden nur aus Furcht oder aus Eigennutz befolgt, und der, der ſie auch nicht gänzlich verlacht, thut doch alles, um ſie zu ſchwächen.

Denken Sie ſich, mein Prinz! daß Sie als ein Menſch regieren, denn ein Menſch bleiben Sie immer, und Fürſtenkindern kann man nicht genug wiederholen, daß ſie Menſchen ſind. — Denken Sie, daß Sie als Menſch nie fähig ſind, den weiten Umraum ihrer Länder zu überſehen, und daß Sie nothwendig Staatsbediente haben müſſen. Wenn nun Sie, mein Prinz! das Gute wollen, und wenn es Ihre Staatsbedienten nicht wollen; wenn dieſe im Stillen Ihrem Plane für die Glückſeligkeit der Völker entgegenarbeiten; wenn Sie genöthigt ſind, ihrem Miniſter eine wichtige Angelegenheit zu vertrauen, wer verſichert Ihnen die glückliche Ausführung? Wer den Erfolg? — Wer? — — Das gute Herz allein, mein Prinz! denn ſind Sie verſichert, daß Ihr Wille allzeit heilig wird erfüllt werden, wenn Sie ſich ſagen können: der, dem ich mein Geſchäft anvertraute, iſt ehrlich; ich bin überzeugt, daß ſein Herz und nicht ſein Eigennutz oder Stolz das Triebrad ſeiner Handlungen iſt, und ich kann mich vollkommen auf ihn verlaſſen, denn er hat Ehrlichkeit und Tugend.

Wollen Sie aber, mein Prinz! daß Ihr Untergebener ſo edel denke, ſo zeigen Sie täglich, welchen Werth Sie der Tugend beimeſſen. Die Sitten der Fürſten, ſagt der treffliche Montesquieu, tragen eben ſoviel zur Bildung der Herzen bei, als die Geſetze, denn auch ſie können aus Menſchen Beſtien, und aus Beſtien Menſchen machen.

Wenn der Fürſt freie Seelen liebt, ſo wird er Unterthanen haben; liebt er niederträchtige Seelen, ſo wird er Sklaven beherrſchen; will er die große Kunſt zu regieren wiſſen, ſo beſtrebe er ſich, Ehre und Tugend nahe um ſich zu haben; er berufe perſönliche Verdienſte zu ſich. Er kann auch manchmal die Augen auf die natürlichen Gaben werfen; er fürchte ſich nicht vor denjenigen Nebeneiferern, welche man die Leute von Verdienſte zu nennen pflegt: er iſt ihnen gleich, ſobald er ſie liebt.

Suchen Sie immer, mein Prinz! die Herzen zu gewinnen, aber nie zu feſſeln. Machen Sie ſich den Unterthan gefällig, die Liebe eines ihrer geringſten Unterthanen muß Ihnen ein ſchmeichelndes Vergnügen ſeyn. Die Unterthanen verlangen ſo wenig Achtung von dem Fürſten, daß es billig iſt, ihnen ihr Verlangen zu gewähren. Laſſen Sie ſich durch das Flehen ihrer Unterthanen erbitten; aber von unbilligen Forderungen nie bewegen. Verweigerungen und Gnadenbezeigungen der Fürſten müſſen immer mit dem Wohl des Ganzen verknüpft ſeyn. Hiezu, mein Prinz! gehört der weitere Grundſatz:

Fünfter Grundſatz.

Ein Fürſt muß Achtung gegen ſeine Unterthanen haben.

Beſchimpfen Sie nie ihre Unterthanen, mein Prinz! Sie ſind geſetzt, zu vergeben, zu beſtrafen, aber nie zu beleidigen.

Scherzen Sie auch nicht mit ihren Unterthanen, ein beißender Scherz iſt Beleidigung, und Scherz, der nicht beleidigt, führt bald zur unanſtändigen Vertraulichkeit.

Lernen Sie den Werth ihrer Untergebnen kennen, und meſſen Sie dieſen Werth nach dem wahren Verdienſte des Menſchen.

Nur der, mein Prinz! hat Verdienſt, der ein rechtſchaffner Mann und ein edler Bürger iſt.

Vorzüglich lernen Sie den Werth des Landmanns kennen, und würdigen Sie ſelben mit ihrer vorzüglichen Achtung; denn dieſer iſt der Mann, mein Prinz! der Sie zum Fürſten macht, und ohne den Sie nicht Fürſt ſeyn würden.

Stellen Sie ſich das Schickſal dieſer armen Leute oft und lebhaft vor, und beſuchen Sie manchmal ihre Hütten, damit Sie wiſſen, was der Bauer iſt.

Betrachten Sie den Mann auf dem Felde, wenn er pflügt; ſehen Sie ihn in der Ernte, und in ſeiner Scheune, und erwägen Sie ſeine Arbeit.

Denken Sie, mein Prinz! daß er ein Menſch iſt, wie Sie; daß er Gefühle und Empfindungen hat, wie Sie; daß ſeine Zunge den Durſt, und ſein Magen den Hunger fühlt; daß ſeine Hände entkräftet von Arbeit ſinken, daß ſein Scheitel von der heißen Sonne gebraunt wird, und daß ſeine Glieder von der Kälte ſtarren: — und wenn Sie dann dieſes fühlen, ſo beſuchen Sie die Hütte des Elenden, koſten Sie ſein ſchwarzes Brod, betrachten Sie ſein hartes Lager, und erwägen Sie, wie viele Bequemlichkeit des Lebens dieſer Arme entbehrt, damit undankbare Reiche das Brod verzehren, das er erwarb.

Ueberdenken Sie die Bürden, die ihn drücken, und das Sklavenjoch, unter dem er manchmal ſchmachtet. Entfernen Sie ſeine Unterdrücker, und zerſchmettern Sie die Ketten, die ihn laſten. Er iſt Ihr Unterthan, Ihr Kind; Sie ſind ſein Vater; ſein Fürſt — Sie ſinds ſchuldig.

Am Hofe, mein Prinz! lernt man die Sklaverei des Bauernſtandes ſelten kennen. Der mit eiſernen Nägeln beſchlagene Schuh des Taglöhners darf nicht die Parquetböden der Höfe betreten; er würde ſie ja verderben, und die Höflinge ſind beſchäftigt, ihn ſorgfältig zu entfernen. Es liegt ihnen daran, daß der Fürſt den nie kenne, der doch alles für ihn iſt. Die Reichen verlieren immer, wenn Fürſten die Freunde der Armen ſind. Sie müſſen ſich ſchämen, wenn ſie ſich in goldnen Kleidern brüſten, von dem Gelde ihrer Unterthanen erkauft, die in Lumpen gehen. Einſt ſagte ein Fürſt zu einem Cavalier: Graf! Sie ſollten immer in der Trauer gehen. „Warum das, gnädigſter Fürſt?“ — Um zu zeigen, daß Sie doch um die Ehrlichen zum wenigſten nach dem Aeußerlichen trauern, die Sie durch Ihre Erpreſſungen ins Grab geſtürzt haben:

— — aber gut! ſie ſollen nicht ungerochen geſtorben ſeyn, denn der Vater weiß den Tod ſeiner Kinder zu rächen, und dieſer Vater will ich ſeyn.

Es iſt außerordentlich, mein Prinz! und manchmal unbegreiflich, auf welche grauſame Art die Bauern von den Beſitzern der Rittergüter gepreßt und mißhandelt werden. Hiezu mag ein angenommenes Vorurtheil viel beitragen, da jeder Inhaber einer Hofmarkt ſich einbildet, ſeine Bauern wären ſeine Unterthanen, und Unterthanen ſehen ſie an, wie eine Sache, die man als ſein Eigenthum behandeln darf, wie man will.

Zeigen Sie immer, mein Prinz! daß alle Menſchen in Ihrem Staate Ihre Unterthanen ſind. Die Beſitzer der Güter können Grundholden, aber keine Unterthanen haben. Sie ſind ſelbſt Unterthanen des Fürſten, und in dieſer Rückſicht ſteht der Bauer mit ihnen in gleichem Verhältniſſe.

Zeigen Sie auch vorzüglich, daß der arme ehrliche Bauer Ihrer Achtung am würdigſten iſt, und Ihr Beiſpiel wird auch Einfluß auf die Herzen der gewöhnlichen Unterdrücker der Menſchen haben; denn der Mann, den der Fürſt achtet, dieſem bezeigt auch der Adel ſeine Achtung: ob es aus Grimaſſe oder aus Ueberzeugung geſchieht, iſt immer eins, wenn nur der Endzweck erreicht wird.

Es iſt traurig, mein Fürſt! wenn man mit denkender Seele die Menge der Unglücklichen überſieht, die in den Hütten wohnen, und meiſtentheils ſo behandelt werden, als wenn ſie nicht unſere Mitbrüder und gleiche Söhne des Fürſten wären.

Es ſcheint, als hätte die Natur nur dieſe Weſen erſchaffen, daß ſie leben, arbeiten, hungern, leiden, und ſterben. — Es ſcheint, als wären ſie geboren, um Ungeheuer zu füttern, die ihre Gutthäter grauſam zerreißen. Mein Prinz! man muß das Elend des Bauersmanns kennen, wenn man Mitlieden mit ihm haben will: aber um Mitleiden zu haben, muß man wiſſen, was Leiden iſt. Wer nie die Kälte gefühlt hat, wer nie hungerte, wer nie dürſtete, wer nie in einer Strohhütte ſchlief, wenn der Sturm wüthete, und der Platzregen ſeine

Kleider durchweichte, der weiß nicht, was Armuth und Elend iſt.

Ihnen mein Prinz! mangelt nichts; wenn Sie hungert, ſo eſſen Sie; wenn Sie dürſtet, ſo trinken Sie; Sie haben Kleider, um zu wechſeln; ein herrlich Ruhebette, um zu ſchlafen: — wie kann man nun von Ihnen fordern, daß Sie fühlen ſollen, was Leiden iſt, wenn Sie nie ſelbſt gelitten haben? — Wie kann man begehren, daß Sie wiſſen ſollen, was Wermuthtrank iſt, da Sie nichts als Nektar gekoſtet haben. Erfahrung lehrt den Menſchen; man kann ſich unmöglich ins Elend des andern hineindenken, wenn man nicht ſelbſt gefühlt hat. Daher kommt es, mein Prinz! daß manche Reiche ſo unempfindlich gegen die Klagen des Elends ſind; nicht darum, daß ſie harte Herzen hätten, ſondern darum, weil ſie nicht wiſſen, was Elend iſt.

Man erzählte mir von einem jungen Prinzen, der die herrlichſte Anlage zu dem gütevolleſten Herzen hatte, der oft ſtundenlang ſich mit einem armen Menſchen unterhielt, und, wenn ſein Hofmeiſter ihn fragte: haben Sie dieſem Armen nichts geſchenkt? — ſo ſchien er betroffen, und ſagte: mein Gott! ich dachte nicht daran, daß ihn hungern könnte.

Eine arme Wittwe kam einſt zu einem Fürſten und bat ihn, er möchte ihr doch ein Reiſegeld ſchenken, damit ſie zu einem ihrer Verwandten in Paris, der zehn Tage weit von dem Orte entfernt war, wo ſie wohnte, reiſen könnte. Der Fürſt gab ihr zwei Dukaten. Liebe Frau! ſagte er, wenn ſie Extrapoſt nehmen will, kann ſie bis in vier Tagen dort ſeyn. Der Fürſt mag es wohl ſehr gut gemeynt haben; allein Mangel an Erfahrung ließ ihn nicht einſehen, daß man mit zwei Dukaten nicht nach Paris mit Extrapoſt fahren könne. Die Frau erinnerte ihn daran. Es iſt wahr, ſagte der Fürſt, ich habe die Sache nicht ſo überdacht; und gab ihr den Ueberreſt.

Wenn Sie meinem Rathe folgen wollen, mein Prinz! ſo ſetzen Sie ſich manchmal in die Lage ſelbſtgemachter Bedürfniſſe. Wir wollen z. B. auf die Jagd gehen, nicht fahren;

wollen uns von Regen und Schnee ein wenig durchweichen laſſen; — dann, wenn wir recht naß ſind und Eiszapfen an unſern Haaren hängen; wenn wir vor Froſt wie die Gänſe ſchnattern, dann wollen wir nach Haus — — nicht in einen Palaſt — nein! in eine Hütte gehen, die der Wind durchſauſet, wo kein anders Lager als ſchlechtes Stroh iſt. Dann, mein Prinz! werden Sie ſagen: ich möchte gern Kleider wechſeln, und ich werde Ihnen antworten: Ja, mein Prinz! wenn wir einige hätten: doch tröſten Sie ſich, das kann morgen geſchehen. Erſt morgen! werden Sie mir ſagen. Nun ja! was will denn dieſe kleine Unbequemlichkeit zu bedeuten haben — bis morgen? — Sehen Sie, dieſe armen Leute da ſind ſo naß wie wir; aber ſie können mergen ihre Kleider nicht wechſeln, auch nicht übermorgen, und nicht über und über morgen, denn ſie haben keine andere. O die armen Leute! werden Sie ausrufen, mein Prinz! wirklich ja, die armen Leute! — und ſehen Sie nun, mein Prinz! dieſe armen Leute da, die keine andere Kleidung, die oft kein Holz in ihrer Hütte haben, um ſich zu trocknen — dieß ſind die nämlichen Leute, die, um Ihnen ein Vergnügen zu machen, mein Prinz! die Haſen und Füchſe aus dem naſſen Gebüſche herausgejagt, und damit ihre elenden Kleider noch mehr zerſetzt und zerriſſen haben. Können Sie ſich noch erinnern, mein Prinz! als ſich ein Fuchs ins dicke Gebüſch verſteckt hatte, und ein armer Bauer nicht hineinſchlüpfen wollte, wie ihn der Jäger gleich ſchlug. Du fauler Burſche! rief er, ich will dich lehren. Nun, wars Faulheit? — mein Prinz! nein, der arme Mann wollte ſein bischen Kleidung ſchonen, weil er zu Hauſe keine andere mehr hatte. Verdiente er Schläge oder Mitleiden? — Mein Prinz! alles dieſes wird Ihnen entwiſchen, wenn ſie nicht ſelbſt die Hütte des Elendes beſuchen. Gut! noch ſind wir unter dem Strohdache des armen Taglöhners. Es hungert uns. Gebt uns doch was, guter Mann! — Hier bringt er uns Brod — ſchlechters als Ihre Jagdhunde, mein Prinz! eſſen. Was iſt das? Werden Sie ſagen. — Die gewöhnliche Koſt, mein Prinz! dieſes Armen.

Ich will ihnen nun nicht rathen, daß Sie's eſſen, es könnte Ihnen wirklich nicht gut bekommen; wir wollen ins nächſte Dorf ſchicken, und uns beſſer Brod kaufen. Aber, lieber Prinz! ich habe meinen Geldbeutel vergeſſen; Sie auch vielleicht? — nun ja! — das iſt trefflich. Aber der arme Taglöhner ſoll uns Geld geben. Guter Mann! lehnt uns zwölf Kreuzer, und holt in dem nächſten Orte beſſers Brod dafür. Mein Gott und Herr! wo ſoll ich zwölf Kreuzer hernehmen? Ihr könnt mein ganzes Haus ausſuchen, und Ihr werdet keinen Heller finden. Er weint, und nun weinen Sie auch. Edel iſt die Thräne, die aus Ihrem Auge fließt. Ach! ſehen Sie nur das Elend des armen Mannes — — und dieſer Elende iſt doch der, der uns ernährt. Nicht genug, daß er aller Bequemlichkeit des Lebens beraubt iſt, den nicht nur Härte des Schickſals drückt, es drückt ihn auch Härte der Menſchen. Der geringſte Fehltritt, den er macht, wird an ihm beſtraft, grauſam beſtraft: wenn äußerſtes Elend ihn verleitet, daß er, um ſein Weib, um ſein Kind dem Hungertode zu entreißen, das Eigenthum eines andern angreift, weniges Geld zu ſeiner Rettung ſtiehlt, ſo wird er in Kerker geſchleppt und getödtet. Grauſam! rufen Sie auf. Wirklich grauſam: denn, mein Prinz! oft ſprechen große Diebe das Todesurtheil über den geringern, und die, die Räuber von Tauſenden ſind, morden den, den die äußerſte Noth zum Räuber einiger Gulden machte.

Nun, mein Prinz! dieſer elende, gedrückte Menſch, den die Stadt verachtet, der Reiche von ſeinen Thüren ſtoßt, dieſer iſt doch der einzige, auf deſſen Treue Sie wahrhaft bauen können. Er hat zwar nur eine Hütte, aber dieſe Hütte wird er mit Ihnen theilen; er hat zwar nur ſchwarzes Brod; aber auch dieſes Brod ſteht zu Ihrem Befehle; den letzten Trunk Waſſer, den er in ſeiner hohlen Hand hat, wird er ſeinem Fürſten darreichen, und zufrieden ſeyn, wenn er ihn nur anlächelt.

Vergleichen Sie dieſe Menſchen, mein Prinz! mit denen, die Sie umringen — — hier iſt Ehrlichkeit, und da Tücke und Falſchheit. Auf der Stirne des Landmanns liegt ungeheucheltes Weſen, und Schalkheit in den Zügen des Höflings.

Der Reiche und der Adeliche ſind meiſtentheils Mitbuhler um die Größe der Fürſten. Ihr Anſehen, ihre Macht, ihre Gewalt zu theilen, dieſes ſind meiſtentheils ihre Plane. Was können Sie auch von ſolchen Leuten anders erwarten, die eingepfropft von Vorurtheilen ſind? — wovon ſich die meiſten einbilden, Sie ſeyen wahrhaft groß, weil der dumme Pöbel ſie für groß hält, deſſen Auge ſie von Jugend auf blenden. Wie werden die meiſten Reichen und Adelichen erzogen? — Von Kindsbeinen an ſchmeichelt ihnen ſchon ihre Amme. O der liebe ſchöne Fritz! heißt es, oder der liebe gute Karl! wie groß, wie reich wird er nicht werden! Nicht wahr, lieber Fritz! lieber Karl! wenn du dann alle dieſe Rittergüter haſt, dann wirſt du auch deine alte Amme nicht vergeſſen. Nun zürnt der gute Fritz, und der liebe Karl befiehlt; man darf ihnen aber nicht widerſprechen, ſie könnten krank werden und ſterben, und die Familie würde ihren Fideicomißerben verlieren. Aus den Händen der Amme kommen ſie in die Hände eines Hofmeiſters, der meiſtentheils an Feigheit und Schwäche der Amme nichts nachgibt. Sein Hauptbeweggrund, aus dem er Hofmeiſter wurde, iſt die Hoffnung, verſorgt zu werden; ein gutes Beneficium, oder eine einträgliche Pfarr zu erhalten. Dieſes Eigeninterreſſe ſchläfert daher das wahre Intereſſe für die Erziehung eines Adelichen ein. Man erzieht ihn nach dem Aeußerlichen, das heißt: er muß alles ſcheinen. Wenn er von Büchern wie ein Papagey ſchwätzt, wie ein Staar ſeine Sprachen plappert, etwas von Geographie und ein Stück von der Geſchichte weiß, dann bewundert ihn ſchon alles. Man ruft auf: welch ein Meiſterſtück der Erziehung! — Er iſt ſechszehn Jahre alt, reist auf Univerſitäten, ſpielt Ball und Billard, hält ſich ein Mädchen und verderbt den Ueberreſt ſeiner wenigen Seele gar. Dann ſchickt man ihn in die Länder; er kommt zurück, bringt neue Kleider mit und Verachtung gegen das Vaterland — und ſo iſt der Cavalier gebildet. Er kennt nichts von der innern Verfaſſung ſeines

Vaterlandes; er ſieht alles für dumm an, kritiſirt alles, ſpottet über Tugend und Religion, und dringt ſich immer durch Empfehlungen in Aemter ein, und verwaltet Staatsgeſchäfte. Umrungen von niederträchtigen Schmeichlern, wählt er die zu Freunde, die die Sklaven ſeiner Leidenſchaften ſind. Er gleicht einem Töpferklotze, aus dem man bildet, was man will. Er ſcheuet den ehrlichen Mann, weil ſich Ehrlichkeit mit ihm nicht verträgt. So iſt die Erziehung des Reichen und Adelichen überhaupt. Ich ſage nicht, daß es keine Ausnahmen gibt. Ich kenne rechtſchaffene, vernünftige und redliche Cavaliere; aber eben dieſe rufe ich auf. Sie müſſen mir mit der ganzen Welt das Zeugniß geben, daß der große Haufe verdorben iſt, und doch dünkt ſich dieſer große Haufe berechtigt, jedes Amt zu begleiten, und ſieht es für Beleidigung an, wenn der Fürſt ihn zurückſetzt.

Wenn Sie ſich ein Thürſchloß machen laſſen, ſo nehmen Sie einen Schloſſer; wenn ſie einen Schrank haben wollen, einen Schreiner; wenn Sie eine Flotte ausrüſten, ſo müſſen Sie einen Seekundigen haben; — warum ſollen Sie nicht auch einen Staatskundigen zu ihren Staatsgeſchäften nehmen? — — Es war ein Fürſt, der einen würdigen Staatsminiſter verlor, und der Adel drang ſehr in ihn, daß er einem jungen Cavalier dieſe Stelle geben ſollte. Eines Tages, als der junge Graf mit mehrern von Adel bei dem Fürſten auf ſeinem Luſtſchloſſe war, ſagte der Fürſt: Ich hätte eine Bitte an Sie, lieber Graf! — aber Sie werden mir ſie doch nicht abſchlagen? — Eure Durchlaucht, erwiederte der Graf, Ihre Wünſche ſind für mich Befehle.

Nun gut, ich möchte gern dieſes Kleid geändert haben; ſeyen Sie ſo gütig und ändern Sie mirs.

Eure Durchlaucht belieben zu ſcherzen, ſagte der Graf; ich würde eine elende Arbeit machen, denn ich wäre ein armſeliger Schneider, der alles verpfuſchen würde.

Der Fürſt. Thut nichts zur Sache! Ich bitte Sie.

Graf. Ich ſchwöre Eure Durchlaucht bei meiner Seele, daß ich nicht einmal die Nadel zu führen weiß. Es wäre

Schade für das prächtige Kleid; ich würde es Eurer Durchlaucht verderben.

Fürſt. Sie würden ſich alſo Vorwürfe machen, mein Graf! wenn Sie mir dieſes Kleid verdürben; und Sie würden ſich keinen Vorwurf machen, mein ganzes Land zu verderben? — Sie geſtehen frei, daß ſie kein Schneider ſind, und Sie ſind doch keck genug, ſich einzubilden, ein Staatsmann zu ſeyn. Ich bitte Sie, machen Sie mir dieſes Kleid; ich will Ihnen als meinem oberſten Leibſchneider einen herrlichen Gehalt geben: es iſt beſſer, Sie verpfuſchen mir alle meine Kleider, als mein Land.

So fertigte der Fürſt den Grafen ab, und ſtellte einen würdigen erfahrnen Mann zum Staatsruder.

Es iſt keine kleine Sache um die Erziehung der Adelichen. Umſtände und Erfahrung, heißt es immer, bilden den Menſchen, und die jungen Herrn werden von Umſtänden und Erfahrung immer entfernt. Das Bewußtſeyn: ich kann leben, macht ihren Geiſt ſtumpf, ſich auf Kenntniſſe zu begeben, die im Menſchenleben nützlich ſind; und der ſtolze Gedanke: ich bin von Geburt aus groß, verdrängt in ihrer Seele den Wunſch nach wahrer Größe.

Wer weiß nicht, welchen Werth die Erziehung hat, und wie frühe man das Herz des Menſchen zur Gottesfurcht und Tugend bilden ſollte?

Wir reden immer von unſerm aufgeklärten Jahrhunderte, und iſt unſere Erziehung wohl beſſer, als die der älteren Zeiten? — O nein! es iſt nur Außenwerk. Wir gleichen vergoldeten Statuen, die innen aus Thon ſind, und nur außenher ſcheinen, als wären ſie maſſives Gold.

Die Sorgfalt, die Herzog Wilhelm aus Baiern für die Erziehung ſeines Prinzen hatte, verdient ein ewiges Denkmal ſeines edlen, fürſtlichen Herzens. Seine Bemühung war, die geheimſten Neigungen ſeiner Kinder zu bemerken; aus dieſen erſt Menſchen, dann Chriſten, und endlich gute Regenten zu bilden. Die beſten Grundſätze von wahrer Erziehung liegen in ſeiner Inſtruktion, die er dem Hofmeiſter ſeines Prinzen mittheilte. Sind gleich dieſe Wahrheiten nicht in dem blühenden Style unſerer Zeiten geſchrieben, ſo bleibt doch wahre Schönheit, auch in der Hülle der Schreibart dortmaliger Zeiten, noch antike Schönheit. Hören Sie, mein Prinz! es wird Ihnen nicht mißfallen.

Ich will Ihnen, mein Prinz! einen kurzen Auszug von dem Unterrichte liefern, den dieſer vortreffliche Herzog zu der Erziehung ſeiner Prinzen entwarf.

1. Es iſt die Pflicht eines Fürſten, ſeine Kinder zu Fürſten zu bilden.

2. Sie müſſen daher erſt zu Menſchen, dann zu Regenten gebildet werden.

3. Sie müſſen einſehen, daß ihre Pflicht darin beſteht, ihre Unterthanen glücklich zu machen.

4. Sie müſſen ſich alſo die Haupttugenden eines Regenten zu erwerben ſuchen, als: Frömmigkeit, Mäßigkeit und Wachſamkeit.

5. Dieſe erlangen ſie durch die Kenntniß Gottes und ihrer ſelbſt.

6. Der Hofmeiſter ſoll ſie alſo Gott kennen lehren, und ſoll ſie in den wichtigen Punkten der Religion unterrichten.

7. Sie ſollen beten lernen, und hauptſächlich die Wahrheiten der Religion in ihrem ganzen Umfange betrachten.

8. Sie ſollen gute und auferbauliche Bücher leſen, und den Umgang mit Tugendhaften ſuchen.

9. Sie ſollen Demuth und Erniedrigung ihrer ſelbſt lernen, damit Hoffart und Stolz ſie nie zu Tyrannen der Menſchheit mache.

Mit einem Wort, mein Prinz! die herrlichſten Pflichten der Menſchheit ſind kurz in dieſer Anweiſung begriffen, die dieſer treffliche Fürſt den Hofmeiſtern ſeiner Prinzen austheilen ließ. Man ſieht, welche hohen Begriffe die Alten von der Erziehung eines Fürſten hatten, und wie ſehr ſie die hohen Pflichten des Regentenamts in Erwägung zogen.

Wirklich iſt auch das Amt groß, mein Prinz! das der Fürſt über ſich hat. Denken Sie nur, wie viel tauſend Menſchen unter ihm ſtehen, deren Wohl in ſeinen Händen iſt.

Tugend zu haben, iſt die wichtigſte Pflicht eines Fürſten; vernachläßigen Sie dieſen Grundſatz nie; ſehen Sie Ihre Länder nicht wie ihr Eigenthum an, ſondern als ein Darlehn der Gottheit, welche ſo viel Menſchen ihrer Obſorge anvertrauten, und von welchen Sie einſt Rechenſchaft werden geben müſſen.

Ich habe mir Mühe gegeben, mein Prinz! die wichtigſten Ihrer Pflichten in Reime kurz zu faſſen. Sie können dieſe wenigen Verſe als ihr Taſchenbuch gebrauchen, und es wird Ihnen keine übeln Dienſte leiſten. Ueberleſen Sie es öfter, mein Prinz! und in den Stunden, wo Sie das ſanfteſte Glück der Menſchheit genießen, ſo denken Sie an den, der es gewiß redlich mit Ihnen meinte — an ihren Freund.

Taſchenbuch für den Prinzen.

Prinz! fürchtet einen Gott, der ober euch regiert,
Dies iſt der erſte Schritt, der zu der Weisheit führt.
Liebt die Religion; ſeyd ſtets der Tugend Retter;
Entfernt von eurem Hof des Glaubens eitle Spötter.
Wer Gottesfurcht vergißt, der kennt auch keine Pflicht,
Wer ſeinen Gott nicht liebt, liebt auch den Fürſten nicht.
Der Freigeiſt iſt ein Menſch, der auf ſich ſelbſt vermeſſen,
Den Glaube gar nicht kennt, der ſeinen Gott vergeſſen:
Der ohne Tugend iſt, und ohne innrer Kraft,
Ein Sklave und ein Knecht von jeder Leidenſchaft.
Der heut euch Treue ſchwört, und morgen ſie nicht haltet,
Den Nebenmenſchen drückt, und ſchlecht ſein Amt verwaltet,
Der alles keck entweiht, was man noch heilig nennt,
Dem beſten Freund den Stahl in ſeinen Buſen rennt,
Wenn er zu tödten wünſcht: der ohne Grundſatz handelt,
Und jedes Laſter wagt, wenn ihn die Luſt anwandelt.
Sagt, wenn ein Ungeheuer, das ſo nach Laſtern ſtrebt,
An eurer Seite, Prinz! an eurem Hofe lebt,
Welch Elend droht euch ſelbſt, und euren ganzen Staaten!
Wer keinen Gott nicht ſcheut, wagt Fürſten zu verrathen.

Nur der, mein theurer Prinz! der wahre Tugend hat,
Nur der iſt, glaubet mir, ein guter Mann im Staat.
Er kennt die Frömmigkeit, und folgt den Pflichten treulich;
Ihm iſt der Fürſt ſtets werth, ſein Vaterland ſtets heilig.
Er kennet dieſen Mann an ſeiner Billigkeit,
Frei von der Heuchelei in biedrer Redlichkeit.
Wer über Tugend, Prinz! an eurem Hofe ſpottet,
Glaubt, daß er böſe iſt, und ſich zum Böſen rettet.
Nie ſchämt ein guter Mann der Tugend ſich zu weihn,
Nie ſchämt er ſich, mein Prinz! ein guter Chriſt zu ſeyn.
Es war von jeher, Prinz! der Kunſtgriff mancher Großen,
Was Glaubensſachen ſind, zu nennen eitle Poſſen.
Die Urſach fällt leicht auf, der Glaube ſchränkt uns ein,
Und Bosheit wünſchet ſich ganz unumſchränkt zu ſeyn.
Laut iſt der Widerſpruch, an einen Gott zu glauben,
Und doch dabei zugleich nach Willkühr Länder rauben.
Nicht wie ein Henker bringt der Chriſt den Nächſten um;
Er kennt der Menſchheit Werth, ſein Evangelium.
Mit Demuth folget er den heiligen Geſetzen,
Und er wird nie die Pflicht der Menſchenlieb verletzen;
Er folgt der reinen Lieb. In dieſem heil'gen Buch
Steht nichts von Räuberei, von Menſchentrug und Fluch.
Und dennoch möchte man ſtets morden, rauben, drücken;
Daher muß man ſich ſelbſt gleichwohl ſein Gläubchen flicken:
Und flickt es ſich nicht gut, ſo tritt man toll und kühn-
Zu Boden das Geſetz mit Unverſchämtheit hin,
Folgt nur der Leidenſchaft, dem Kitzel ſeiner Lüſte,
Als wenn von Gott das Herz gar keine Silbe wüßte.
Der Glaube, heißt es, Prinz! iſt nur fürs Volk gemacht,
Von Großen wurd er ſtets im Herzen ausgelacht.
Man muß dem Aeußern nach fürs Volk wohl etwas ſcheinen:
Im Innern kann ein Fürſt dann glauben oder meinen,
Was er wohl ſelbſten will. Die Niederträchtigen!
So elend möchten ſie oft ihre Fürſten ſehn!
Die Urſach iſt ſehr leicht, mein Prinz! hier zu ergründen;
Das Laſter kann nur Schutz bei Laſterhaften finden.

Der Böſe weiſt es wohl: ſind Fürſten tugendhaft,
So wird das Laſter bald von ihrem Hof geſchafft.
Verachtet die, mein Prinz! die ſich des Glaubens ſchämen,
Denn ſie ſind aufgelegt zu allem Unternehmen.
Wer ſich des Glaubens ſchämt, der ſchämt ſich ſeiner Pflicht:
Wer keine Gottheit ſcheut, der ſcheut auch Fürſten nicht.
Doch hütet euch, mein Prinz! nicht jedem gleich zu fluchen,
Den man euch Freigeiſt nennt, ihr müßt erſt unterſuchen.
Verläumdung brandmarkt oft mit heuchleriſcher Liſt
Als Freigeiſt einen Mann, der gar kein Freigeiſt iſt.
Einſt ſchrieb ein böſer Mann auf falſch erdichte Liſten
Viel Ehrliche des Staats, als wären ſie Nichtchriſten.
Was ſoll ich? ſprach der Fürſt, und ſah die Bosheit ein;
Schreib lieber, fuhr er fort, dich ſelbſt als Böswicht ein:
Denn müßt ich dieſe Leut von meinem Hofe ſchaffen,
So müßte ich im Schooß von böſen Heuchlern ſchlafen.
Sag denn, wo fände ich denn wieder Fried und Ruh,
Bei Menſchen, die ſo arg und boshaft ſind, wie du?
Am Hofe findet ihr, mein Prinz! bei andern Rotten
Von Niederträchtigen auch eine der Bigotten,
Die noch weit ſchlimmer ſind, als je ein Freigeiſt war,
Weil Heuchelei ſie deckt; man ſieht nicht die Gefahr,
Weil ſie ſo meiſtentheils in die verborgne Schlingen
Den Redlichſten des Staats durch die Verläumdung bringen.
Sie ſprechen ſtets von Gott, ſtets von Religion,
Und ihr ganz ſchwarzes Herz weiß doch kein Wort davon.
Sie bücken ſich; ihr Glaub beſteht nur in Grimaſſen,
Und niemand in der Welt kann ſo wie dieſe haſſen,
Die Schlange ſelbſt, mein Prinz! hat kein ſo tödtend Gift,
Und ſo viel Böſes hat noch nie ein Menſch geſtift.
Sie wollen euer Herz am Gängelbande führen,
Und euren Kopf, mein Prinz! durch Schwärmerei verwirren,
Zu ſchwächen euer Herz: denn iſt das Herz einſt ſchwach,
So haben ſie geſiegt, ihr gebt dem Eindruck nach.
Denn heucheln ſie aus euch das, was ſie heucheln wollen,
Und wenn die Menſchheit ſelbſt und Länder fallen ſollen.

Ihr Kunſtgriff gründet ſich auf eure Schüchternheit,
Sie täuſchen euer Herz mit falſcher Frömmigkeit.
Nichts übler iſt, mein Prinz! als Irrthum im Gewiſſen:
Man fällt ſo leicht darein, und wird ſo hart entriſſen.
Man eilt dem Böſen nach, verblendet von dem Schein,
Und glaubt im Laſter ſelbſt noch tugendhaft zu ſeyn.
Man folgt der Leidenſchaft, und läßt oft Menſchen tödten,
Und bildet ſich dann ein, man darf nur wieder beten.
Der Todesſchweiß, der noch von Menſchenſtirnen träuft,
Wird wieder gut gemacht, wenn man in Tempel läuft.
Prinz! Laſter, die man kaum den Büchern anvertraute,
Die wurden oft verübt von dem, der Kirchen baute.
Seht die Geſchichte nach, oft baute ein Barbar,
Der ganzen Menſchheit Fluch, den prächtigſten Altar,
Und glaubte ſich mit Gott für die erpreßten Thränen
Der Menſchheit wiederum im Todbett auszuſöhnen.
Flieht den Bigotten, Prinz! duld't keinen um euch her;
Denn hört ihr ihn, o Prinz! — o dann regiert ſchon er.
In eurem Namen wird er morden und zertreten,
Und auf den Leichen dann für die Erwürgten beten.
Hält dieſen Satz, mein Prinz! der Hall der Monarchie
Iſt die Freigeiſterei und die Bigotterie.
Seyd fromm, mein edler Prinz! weiht eure erſte Jugend
Der Menſchenliebe, denn ſie iſt die ſchönſte Tugend.
Ein frommer König iſt ein Gott auf ſeinem Thron,
Der Menſchenglück ſein Wunſch, ihr' Seligkeit ſein Lohn.
Mit Anſtand müßt ihr, Prinz! in'n heil'gen Tempel treten,
Nicht plappern, wie ein Weib; mit Anſtand müßt ihr beten:
Denn Bücher und Geſang — ich ſag euchs ohne Scheu —
Macht nicht die Andacht aus, iſt oft nur Heuchelei.
Die Seele ſpricht zu Gott, ihr Flehn dringt zu den Sternen,
Mein Prinz! doch muß der Mund ſich nie vom Herz entfernen.
Die Wahrheit ſey euch lieb, mein Prinz! nur ſie allein
Erhebet Könige, und kann ihr Schutzwehr ſeyn.
Was ihr verſprecht, mein Prinz! das ſey euch Pflicht zu halten:
Die Heiligkeit des Worts, das war der Stolz der Alten.

Erfüllung eures Worts iſt, Prinz! ſtets eure Pflicht;
Allein gebt euer Wort doch unbedachtſam nicht.
Seyd gütig, freundlich, Prinz! Es leſ' in eurem Blicke
Der Unterthan ſein Wohl, ſein Heil, ſein ganzes Glücke.
Wie ſelig iſt der Wunſch, und wie das Glück ſo rein,
Der Vater ſeines Volks und ſein Regent zu ſeyn! —
Preßt nie den armen Mann, vermehrt nie die Beſchwerde,
Und denkt, er iſt wie ihr gemacht aus Staub und Erde.
Erinnert euch nur ſtets, auch ihr ſeyd Adams Sohn,
Erſchaffen wie der Bau'r aus einem ſchwachen Thon.
Am Opferheerd des Grabs ſinkt jeder Menſch einſt nieder,
Und wie ein Bettler fault, ſo faulen Königsglieder.
Erwägt des Armen Laſt, die ſeine Schultern drückt,
Und habt ihr ihn befreit, ſo nennt euch dann beglückt.
Gebt jedem ſeinen Lohn; hart iſt er zu gewinnen
Durch Arbeit und durch Fleiß: doch das heißt ihn verdienen,
Den, der die Arbeit ſcheut, und doch belohnt will ſein,
Den ſperrt ins Narrenhaus zu ſeines gleichen ein.
Das Geld, das ihr bekommt, das ſollt ihr nicht verſchwenden;
Der Unterthan, mein Prinz! vertrauts nur euren Händen.
Verwalten müßt ihr es, verſchwenden dürft ihrs nicht,
Denn Häuslichkeit, mein Prinz! iſt auch der Fürſten Pflicht.
Seht dort die Menſchen an, die halb vor Armuth ſterben,
Und lernt, wie hart es iſt, ſein Geld ſich zu erwerben.
Wie kann man Tauſende verſchwelgen und verthun,
Den armen Bauer ſehn, und unempfindlich ruhn.
Seht, welch ein ſchwarzes Brod der arme Mann verdauet,
Der ſeine Pfennige in euren Händen ſchauet.
Seht ſeine Kinder an; — mein Herz zerbricht — o Gott!
Sie ſchreien nun um Hilf, und betteln nun um Brod.
Seht ihre Lumpen an, beſuchet ihre Hütte —
Ich weiß, ja Prinz! ihr hört der Unterthanen Bitte.
Ich ſeh in eurem Aug, wo eine Thräne ſteht,
Daß euch die Armuth rührt, die um Erbarmen fleht.
Seyd Vater, ſeyd Gemahl, ſeyd Fürſt, in euren Händen
Liegt ganzer Länder Wohl. Laßt euch doch nicht verblenden.

Glaubt nicht, daß euch der Thron der Fürſten glücklich macht,
Wenn euer ſtolzes Herz der Armuth Drang veracht.
Hier nur im Herzen, Prinz! liegt wahres Glück im Leben;
Geburt kann einen Thron, das Herz nur Glücke geben.
Behandelt jeden gut als euren Unterthan,
Und ſeht, — ihr ſeyd ein Menſch — ihn auch als Menſchen an.
Laßt ſelbſt den Bettler vor, und laßt ihn mit euch ſprechen,
Und wenn ihr ſtraft, mein Prinz! ſo ſtrafet das Verbrechen,
Und ſchont den Menſchen ſtets, gebt ſeinen Fehlern nach;
Denkt: Fürſten fehlen auch, und Fürſten ſind auch ſchwach.
Ihr Herz vertheidige ſtets des Verbrechers Sache,
Und wenn ihr ſtrafen müßt, ſo ſtrafet ohne Rache.
Denkt, ſtets ein Vorurtheil macht Menſchen groß und klein;
Man ehrt den großen Dieb, und ſperrt den kleinen ein.
Oft, wenn ein Mörder ſtirbt, ſind die, die tauſend morden,
Vom Vorurtheil belohnt mit Bändern und mit Orden.
Doch ohne Strafe, Prinz! kann kein Verbrechen ſeyn,
Nur ſtimme die Vernunft ſtets mit der Strafe ein.
Laßt ihr den kleinen Dieb in euren Landen henken,
Mit welchem Recht könnt ihr dem großen Freiheit ſchenken?
Die Straf trifft jeden gleich; für jeden gleiches Recht;
Da adelt nicht der Stand, und rettet kein Geſchlecht.
Prinz! gebet eure Macht nie in des Reichen Hände,
Und daß doch euer Herz der Adel niemal blende!
Er beugt ſich krumm vor euch; nennt ſich Sklav, Unterthan,
Und, überſeht ihr es, ſo wird er zum Tyrann.
Im Stillen neidet er, euch Prinz! um Rang und Größe,
Er ſucht ſtets euren Fall, und lauſcht auf jede Blöße.
Prinz! ſeyd, ich bitte euch, mit ihm nie zu vertraut:
Der Zufall, der euch ſchwächt, iſt der, auf den er baut.
Seht die Geſchichte nach. So iſt es ſtets geweſen,
Die Wahrheit könnt ihr noch in mancher Chronik leſen,
Des Adels Größe wächſet, wenn die des Fürſten fällt;
So ging es, lieber Prinz! von jeher in der Welt.
Dort, wo der Stärkſte herrſcht, dort ſind die ſtarken Knechte,
Doch nie vergibt ihr Herz die ſich gemachten Rechte.

Nützt die Gelegenheit, und wenn es ihm dann glückt,
So iſt er der Tyrann, der Länder unterdrückt.
Denn gibt der Fürſt ſein Recht aus ſeinen eignen Händen,
So wird der, dem ers gibt, zum ſtillen Mitregenten.
Prinz! achtet Größe nie, verehret nur den Mann,
Und haltet nur für groß den guten Unterthan,
Auf den ihr trauen dürft, der euch entgegen eilet,
Sein Herz mit eurem Wohl und euren Bürgern theilet.
Nicht der auf Pergament zehntauſend Ahnen zählt,
Wenn ſeinem Herzen Treu und wahre Tugend fehlt.
Der ſtolz auf die Geburt, auf ſeinen Rang vermeſſen,
Nichts weiß und nichts verſteht, als arme Menſchen preſſen:
So ſprecht, und glaubt mir, Prinz! iſt dieſes eure Sprach,
So ſpricht euch bald am Hof der Höfling ſelbſten nach.
Bei alledem, mein Prinz! vergeſſet nie die Treue,
Und was auch das Verdienſt der wahren Größe ſeye.
Erinnert euch mit Dank, was jeder Mann im Staat
Für euch, für Land und Leut, und für das Ganze that.
Und denket, Könige mit ihren Millionen,
Die ſind doch nie im Stand, den Ehrenmann zu lohnen.
Wenn nicht das Herz uns lohnt, die Tugend, unſre Pflicht,
So lohnen Könige mit Millionen nicht.
Sucht ſtets den Edlen auf, entfernt vom Hof den Narren,
Und Schmeichler, die ihm gleich in böſer Schalkheit waren.
Hört nie Verläumdungen, und wenn man Böſes ſpricht,
Hört den Beklagten an, verurtheilt eher nicht.
Wenn ihr ermüdet ſeyd von euren Staatsgeſchäften,
So weihet euch der Luſt und ſchöpfet neue Kräften.
Jagt, ſpielt, thut was ihr wollt, vergeßt nur Tugend nicht,
Und beim Vergnügen ſelbſt denkt noch auf Fürſtenpflicht.
Zur Unterhaltung, Prinz! könnt ihr wohl manchmal jagen,
Doch ſollt ihr nie, mein Prinz! kühn euer Leben wagen.
Pflicht iſt es euch, daß ihr für euer Leben wacht;
Wie oft hat nicht ein Sturz ſchon Fürſten umgebracht.
Sucht das Vergnügen ſelbſt nach der Vernunft zu richten,
Und denkt, der gute Menſch hat gegen Thier auch Pflichten.

Nie darf die Grauſamkeit ein edles Herz entweihn;
Auch gegen Thiere ſelbſt muß man noch menſchlich ſeyn.
Die Jagd, die diene euch, mein Prinz! nur zum Ergötzen,
Doch ſollt ihr ſie nicht mehr als eure Pflichten ſchätzen:
Nie ſey ſie Leidenſchaft; wenn Hirſch und wildes Schwein
Für euch ſchon alles ſind, was ſoll der Bauer ſeyn?
Wählt nie ein ſolch Geſchäft zu Luſtbarkeit und Freuden,
Bei welchem, lieber Prinz! die Unterthanen leiden.
Sagt, ob ein gutes Herz den Tag zur Freude zählt,
Wenn ſich ein armer Mann dabei zu Tode quält?
Der Menſchheit edlen Werth, den ſollt ihr nie verkennen;
Im Becher wahrer Luſt ſind keine Menſchenthränen.
Genießt das Glück, mein Prinz! das euer Herz euch gibt,
Wenn jeder Unterthan euch bis zum Bettler liebt.
Laßt Ruh und Friede ſtets in euren Landen wohnen,
Und lernt die große Kunſt, die Menſchheit ſtets zu ſchonen.
Schont euren Unterthan; beſchützt ſein Hab und Gut:
Iſt euch die Menſchheit theur, ſo ſchont der Menſchen Blut.
Weh dem, Prinz! der es wagt, aus Habſucht zu verſpritzen,
Und wann es nicht geſchieht, um Land und Leut zu ſchützen:
Um Vaterland, um euch gibt jeder gern im Staat
Sein Leben, Blut und Hab, denn jeder iſt Soldat.
Ein jeder, glaubt mir, Prinz! wird gern für euch ſein Leben,
Und alles, was er hat, fürs Wohl des Ganzen geben.
Wenn ihr Verträge, Prinz! mit fremden Fürſten macht,
So gründet ſie aufs Wort, und nicht auf Zeit und Macht.
Bedenkt die Sach zuvor, und feſt ſey euer Wille:
Dem Böſen iſt allein ſein Ehrenwort zum Spiele.
Nur er allein verſchmäht der Worte Heiligkeit;
Und ſtrafbar iſt der Mann, der ſie aus Macht entweiht.
Wo kann man Billigkeit, wo Recht, wo Ordnung finden,
Wenn Fürſten ſelbſt ſich nicht an ihre Worte binden?
Die Heiligkeit des Worts gewährt der Völkerrecht,
Und der, der es entweiht, der handelt immer ſchlecht.
Hält man das Heiligſte für bloße Tändeleien,
So iſt es eine Folg' der größern Tyranneien:

Wo, wenn die Zeit es will, der Mann ſchwört und verſpricht,
Und eine Stund hinnach die heil'gen Eide bricht.
So handeln Männer nicht. Durchleſet die Geſchichten;
Ein Bube brach ſein Wort, der Mann hielt ſeine Pflichten.
Hat man euch, edler Prinz! in etwas eingeführt,
Das Menſchen ſchädlich iſt, ſo ſagt: ich hab geirrt.
Ihr bleibt ein Menſch, mein Prinz! das Irren iſt nicht Schande;
Des Irrthums Opfer ſey'n doch niemals eure Lande.
Sagt, wo iſt wohl der Menſch, der nicht betrogen wird?
Sieht man den Fehler ein, hat man nur halb geirrt.
Doch, Prinz! wars je ein Mann, auf den ihr konntet bauen,
Und hinterging er euch mit Bosheit im Vertrauen,
So ſtraft ihn, und laßt ihn der Lüge Opfer ſeyn;
Das größte Laſter heißt: Vertrauen zu entweihn.
Ich bin euch Bürge, Prinz! ſelbſt würdet ihr es ſehen;
Man wagt es nicht ſo leicht, euch mehr zu hintergehen.
Oft wird es nur gewagt; und wenn ihr Schwäche zeigt,
Der Sache Unrecht fühlt, halb ahnet und halb ſchweigt,
Dann wagt der Frevler es, in eurem heil'gen Namen,
Auf eure Nachſicht kühn, die Unſchuld zu verdammen;
Und wenn dann das Geſchrei zu euren Ohren dringt,
Und ſich der Unſchuld Ruf bis zu dem Throne ſchwingt,
Dann ſchweigt der böſe Wurm und lächelt in der Stille,
Und ſagt, wenn ihr ihn fragt: Prinz! es war euer Wille.
Mein Wille? ſprechet dann mit drohendem Geſicht,
Mein Wille, Ungeheuer! mein Wille war es nicht.
Ich traute nur auf dich; und hab ich mich betrogen,
So fehlte nie mein Herz, und ward ich nur belogen.
Und du, der mich betrog und meinen Hof entehrt',
Du biſt ein Böſewicht und meiner Strafe werth.
Die Laſt der Krone, Prinz! die ſoll euch nicht verwirren;
Es iſt nicht allzeit hart, die Menſchen zu regieren,
Wenn man das Gute will. Verliert nie euren Muth;
Prinz! ſeyd der Tugend Freund, und ſchon regiert ihr gut.
Beſetzet jederzeit im Land die erſten Stellen
Mit Tugendhaften, Prinz! dann wird es euch nie fehlen.

Hört jede Klage an, hält keine je für klein;
Die kleinſte kann auch werth der Unterſuchung ſeyn.
Sobald man dieſes weiß, ſo wird ſich jeder ſcheuen,
Geſetze und das Recht der Menſchheit zu entweihen.
Die Fürſten hintergehen, war ſtets der Böſen Liſt;
Durch Schwäche wurden ſie mit ihrer That verg'wißt.
Wie oft hat ein Befehl die Tugend aufgerieben,
Den oft der beſte Fürſt unwiſſend unterſchrieben.
Das Laſter heuchelt ſtets, wenn es das Böſe ſtift,
Und ſchützt ſich vor dem Recht mit Fürſtenunterſchrift.
Wars euer Wille nicht, ſo ſprecht: bei böſen Sachen
Stund nie mein Namen noch. Dies wird euch Ehre machen:
Und wenn ich Böſes auch betrogen unterſchrieb,
So rechnet mirs nicht an, da ich ein Menſch noch blieb.
Doch der, der es gewagt, die Sachen zu erſchleichen,
Der ſoll von meinem Hof, aus meinen Ländern weichen.
Nur der Regent iſt groß, der ſtets im Gleichgewicht
Die Leidenſchaften hält und kennet Recht und Pflicht.
Der nie den Laſtern gibt in ſeiner Schwachheit Blöße,
Der Eitelkeit verlacht und Tugend ehrt als Größe.
Der ſtets die Wahrheit liebt; der nie der Feigheit Knecht,
Und Bettlern in dem Staat ſpricht wie den Reichen Recht.
Der keinen Beifall ſucht, als den von großen Seelen,
Nicht von den Höflingen, die immer ſich verſtellen;
Die denken wie man denkt; die ohne eignen Sinn,
Ein Diener bald regiert, bald eine Buhlerin.
Die immer tief gebeugt, nie edel widerſprechen,
Und loben, was man lobt — auch Laſter und Verbrechen.
Die Nacht der Schmeichelei, die Fürſten ſtets umgibt,
Erlaubt dem beſten kaum zu wiſſen, wer ihn liebt.
Und kann die Gleichheit nur den Bau der Freundſchaft gründen,
Wie wird er einen Freund, ſtatt einen Heuchler finden?
Glaubt mir, mein guter Prinz! den Freund macht nicht der Eid,
Nur Knechten gibt er Treu, und ſelten Zärtlichkeit.
Der, den das Herze neigt, an eure Tugend kettet,
Der iſt es, der euch liebt, der euch von Laſtern rettet.

Nicht der, der ſchmeichleriſch euch ſaget, was ihr liebt,
Und der nach jedem Wunſch, nur was ihr wollt, euch gibt.
Der kriechend wie ein Wurm, mit tief gebeugter Stirne,
Liebäugelt jedem Knecht und lächelt jeder Dirne.
Glaubt, Prinz! nie leuchtet dem der Wahrheit reines Licht,
Dem alles ſich verſtellt und niemand widerſpricht.
Der majeſtätiſch irrt, und was ihm nicht entfliehet,
Nur bei der Dämmerung des ſchwachen Scheines ſiehet.
Leicht iſt es, daß ein Fürſt ſich an dem Freund betrügt,
Weil alles an dem Hof verſtellte Tugend lügt.
Lernt, Prinz! wie ich geſagt, die Wahrheit zu ertragen,
Und ſchämt euch nie, den Mann von Tugend zu befragen;
Denn wer weiß alles wohl? Denkt, daß man immer lernt,
Und daß ein eitler Stolz die Weisheit ſtets entfernt.
Der Mann, mein Prinz! iſt groß, der nicht ſtolz auf ſich bauet,
Der denkt und überlegt, und prüfet, ob er trauet.
Der, wenn er alles hört, das Klügſte immer wählt,
Der Mann, mein Prinz! iſt groß, weil er nur ſelten fehlt.
Der in der Hütte wohnt — o dürft' ers allzeit wagen! —
Der hätte manchmal, Prinz! dem Fürſten viel zu ſagen.
Beſucht ihn oft als Freund; ſprecht mit dem armen Mann,
Und höret, was er ſagt, mit Ueberlegung an.
Der Wahrheit Tempel ſteht im Schatten holder Buchen;
Da iſt ihr Wohnſitz, Prinz! ſelbſt muß der Fürſt ſie ſuchen.
Nach Hofe kommt ſie nicht; dort an dem goldnen Thor,
Wenn ſie auch dahin kommt, läßt man ſie ſelten vor.
Nur wohnt ſie meiſtentheils in den verlaſſnen Hütten,
Und fliehet vom Palaſt und den verdorbnen Sitten.
Folgt mir, mein Prinz! laßt euch zum Unterthan herab,
Denn ihr entehrt euch nicht, der Gottheit ſchönſte Gab
Das iſt ein gutes Herz; die Gottheit ſelbſt iſt Güte,
Und fleht der Wurm zu ihr, ſo hört ſie ſeine Bitte.
Hört ſtets den Armen an, und ſeyd wie Eduard,
Und wie auf Valois Thron der vierte Heinrich ward.
Die ſuchten Glück und Ruhm auf königlichen Wegen,
In Menſchenfreundlichkeit und ihrer Länder Segen.

Prinz! ſeyd der Sonne gleich; im Reiche der Natur
Reizt ihre milde Kraft, nicht ihre Höhe nur.
Gleicht ihr an Gütigkeit; durch ihre holden Blicke
Wärmt ſie den Cederbaum und gibt dem Veilchen Glücke.
Sie ſcheinet ſo im Thal, wie ſie auf Bergen glimmt,
Und ihre Wonne iſt auch für den Wurm beſtimmt.
Der Fürſten höchſtes Glück auf dieſer weiten Erden
Iſt lieben, wie man ſoll, um ſo geliebt zu werden.
Nennt nie die Würgeſucht des Krieges Heldenmuth!
Nie Unterdrückung Ernſt, nie Macht der Großen Gut.
Selbſt in dem Ueberfluß lernt mäßig zu entbehren,
Und fühlt die wahre Luſt vergoß'ner Freudenzähren.
Verherrlichet das Feld und heiliget den Hain.
Mit einem Wort, mein Prinz! lernt ein Regent zu ſeyn.
Nie ſollen Stolz und Neid der Güte Licht verbauen;
Vergönnt der Tugend Ruh, der Weisheit das Vertrauen.
Glück, wo der Landmann lebt, entfernet vom Betrug,
Vergnügt beim ſchwarzen Brod und bei dem irdnen Krug.
Im Schatten eines Baums verdanken tauſend Herzen
Dem Fürſten Wohl und Glück in unſchuldvollen Scherzen.
Wie troſtreich iſt es, Fürſt, ſich ganz der Menſchheit weihn,
Der Schöpfer ihres Glücks und ihres Heils zu ſeyn.
Die Ruhe des Gemüths, das größte Glück des Lebens,
Sucht auch der größte Fürſt auf ſeinem Thron vergebens.
Im Herzen nur allein, verblend't durch keinen Wahn,
Dort trifft der gute Menſch die Engelswonne an.
Dort, wo nur Thorheit iſt, verheeren wilde Lüſte
Die Früchte unſres Glücks und machen alles wüſte.
Prinz! wo die Tugend wohnt, grünt auch der dürre Sand,
Und Roſen düften da, wo man einſt Dörner fand.
Wenn auch kein Säulengang zu ſtolzen Zimmern leitet,
Wo Gold an Wänden ſtrahlt, der Fuß auf Marmor gleitet;
Kein üppig weiches Bett mit Purpurdecken prangt,
So habt ihr alles dort, was euer Herz verlangt.
Im Schooſe der Natur, Prinz! ſind die wahren Freuden;
Der Weiſe koſtet ſie und iſt dabei beſcheiden.

Denkt euch, mein lieber Prinz! die ſchönſte holde Flur,
Wo neue Schönheit lacht im Antlitz der Natur.
Seht euren Unterthan, für euch pflückt er die Roſen,
Die ganze Gegend ſcheint euch dankbar liebzukoſen.
Sagt, wenn nun jeder Menſch beglücket um euch lacht,
Kann der unglücklich ſeyn, der andre glücklich macht?
Der Fürſten wahres Glück hat nie ein Thron entſchieden;
Prinz! nur das Gute thun macht überall zufrieden.
Wenn man euch Vater nennt, fühlt dann dereinſt die Luſt,
Die Quelle wahres Glücks, ſie quillt in eurer Bruſt.
Vergleicht die Wonne, die ein guter Fürſt genießet,
Mit jenem, welcher ſich im Kabinet verſchließet.
Der ſeinen Unterthan in Sklavenketten ſchaut,
Der keinen Menſchen liebt, der keinem Menſchen traut;
Selbſt noch bei dem Genuß gehäufter Leckerbiſſen
Vermiſſet er die Ruh und fühlet ſein Gewiſſen.
Wenn Gram und Elend ſich auf jeder Stirne malt,
Wenn kein vergnügter Blick aus einem Auge ſtrahlt!
Wenn alles von ihm flieht; wenn Armuth, wenn die Schande,
Die ſtets der Armuth folgt, bis zu des Grabes Rande,
Den Dürftigen verfolgt und ſeinen Staub noch drückt;
Wenn alles elend iſt; ſagt, iſt ein Fürſt beglückt?
Er zähle Tonnen Golds, beſiege Ländereien,
Und nehme in Beſitz, was nur ein Herz mag freuen:
Sein Tiſch erwarte ihn, mit Silber überdeckt,
Mit allem angefüllt, was Leckerzungen ſchmeckt:
Das weite Vorgemach ertöne von dem Haufen
Der Unterthänigen, die ſich an ihn verkaufen.
Vergebens künſtelt er an ſeinem Angeſicht;
Von ſeiner Stirne weicht der finſtre Gram doch nicht.
Vergebens mögen ihn die Höfling' benedeien,
Es dringt doch in ſein Ohr der Unterthanen Schreien.
Wenn er ein Freſſer iſt, genießt er wohl der Ruh?
Oft ſchmilzt ein ganzes Land im einzigen Ragout.
Wenn er ein Säufer iſt, und um ſich voll zu ſaufen,
Sich unterfängt, um Wein die Menſchheit zu verkaufen;

Wenn er als Wollüſtling des Armen Hab verzehrt,
Ihm ſeine Tochter raubt und ihm ſein Weib entehrt;
Wenn er ein Krieger iſt und nie der Ruh genießet,
Bis Menſchenblut für ihn als wie das Waſſer fließet.
Erwäget, theurer Prinz! und ſagt mir, glaubt ihr wohl,
Daß je ein ſolcher Fürſt das Glück genießen ſoll?
Hingegen ſeht das Bild des Fürſten, deſſen Wille
Fürs Glück der Menſchheit wacht, ſeht, eine heitre Stille
Deckt ſeine weiſe Stirn, die nie ein Vorwurf trübt,
Weil alles ihm es ſagt, daß er den Menſchen liebt.
Er wandelt in der Flur und brauchet keine Wache;
Sein Schutzwehr iſt ſein Herz, und unter jedem Dache
Wohnt ja ein Unterthan mit Liebe und mit Muth,
Und opfert froh für ihn den letzten Tropfen Blut.
In Roſen ſchläft er ein; mit anmuthsvollen Bildern
Wird ihm ſein eignes Herz das Glück der Völker ſchildern.
So iſts, mein guter Prinz! der, den die Tugend rührt,
Der nur beglücken will, der väterlich regiert,
Und der ſein gutes Herz mit ſeinen Bürgern theilet,
Den Armen unterſtützt und ihn zu retten eilet;
Das Recht zur Wohlfahrt macht, Geſetze gibt und hält,
Nur der verdient, mein Prinz! die Krone einer Welt.
Sollt weit umher der Ruhm die ſtolzen Sieger ehren,
So glaubt noch nicht, mein Prinz! daß ſie ſchon glücklich wären.
Wenn nicht ihr Land ſie liebt, denkt, kein Vergnügen rührt;
Sogar die Liebe nicht, wenn ſie der Zwang gebührt.
Frei muß des Bürgers Herz ſich an den Fürſten ſchließen,
Nur dieſe Kette wird durch keine Zeit zerriſſen.
Der Unterthanen Lieb, die ſey ihr Wunſch allein,
Denn ohne der, mein Prinz! was würden Fürſten ſeyn?
Denkt, Prinz! ich bitte euch, auf das, was ich euch ſage,
Erinnert euch daran an manchem trüben Tage:
Denn auch der Thron iſt nicht von Trübſal immer frei,
Und auch im Purpur ſteckt Gram und Melancholei.
Fühlt ihr in eurer Bruſt wohl je des Unglücks Wunde,
Wenn alles von euch flieht in jener ſchweren Stunde,

Wo man der Fürſten Glanz und Größe ganz vergißt,
Da Krankheit es beweißt, daß er ein Menſch nur iſt;
Denn wenn das Auge ſieht die Eitelkeit der Größe,
Und ſelbſt den Purpur bleicht die nahe Todtenbläſſe,
Dann, Prinz! erinnert euch noch gütig an mein Wort,
Sterbt ruhig, und der Gott der Güte lohnt euch dort!

Aus dieſem kurzen Inbegriffe ſehen Sie, mein Prinz! die weſentlichen Pflichten eines Regenten; leſen Sie dieſe oft, und denken Sie auch das Beiſpiel manches edlen und großen Fürſten in der Geſchichte. Vor allen haben Sie das Bild des vortrefflichen Mark Aurels vor ihren Augen. Er war der beſte der Fürſten, und verdient Nachahmung und Bewunderung.

Ich liefere Ihnen einen kleinen Auszug ſeiner Sinnſprüche.

Von meinem Großvater Verus, ſagte er, hab ich Güte und Gefälligkeit gelernt.

Der Ruhm meines Vaters, den er hinterließ, und das Andenken an ſeine Tugend lehrten mich, männlich ohne hart, und eingezogen, ohne weibiſch zu ſeyn.

Meine Mutter erzog mich zur Frömmigkeit; ſie lernte mich freigebig ſeyn, und keinen Menſchen je beleidigen; — ja ſelbſt hatte ich nie den Gedanken, einen Menſchen zu kränken; ſie lehrte mich auch den Werth der Nüchternheit, und die Verachtung der Pracht und Verſchwendung.

Mein Urgroßvater ließ mich nie in die öffentlichen Schulen, ſondern gab mir weiſe und tugendhafte Lehrmeiſter, und ſchonte keinen Aufwand zu meiner Bildung.

Meinem Hofmeiſter danke ich mein geſundes Urtheil, und die Unpartheilichkeit meiner Denkart. Er härtete mich ab zu der Arbeit, lehrte mich, ſich mit wenigem begnügen, mit meinen Händen arbeiten, mich nie in fremde Sachen miſchen, und keinen Verläumder anhören.

Dem Diogenetus dank ich die Lehre, daß man ſich nicht mit eitlen und nichtigen Dingen abgeben ſolle. Er lehrte mich, den Schalknarren und den Schmeichler verachten. Er lehrte mich die Kniffe der Zauberer, und erklärte mir, daß ſie in den Kräften der Natur, und nicht in den Werken eines Dämons ſich gründen. Er lehrte mich die Nichtigkeit abergläubiſcher Sachen der Römer. Von ihm lernte ich auch die Kunſt, Wahrheit zu ertragen, und mich ganz der reinen Philoſophie zu weihen. Ihm hab ich die beſten Meiſter zu verdanken, die mich unterrichteten, als den Barchius, Tandaſis und Mecianus. Er lehrte mich, täglich meine eigne Handlungen durchforſchen, und mit einer Liegerſtätte von Holz mich begnügen, worüber nur eine Thierhaut gedeckt war. Er lehrte mich auch den Werth der griechiſchen Philoſophen.

Ruſticus ließ mich einſehen, daß es immer nothwendig wäre, meine Sitten zu verbeſſern. Er ſagte mir, daß ich die Hoffahrt der Sophiſten fliehen ſollte und den eitlen Stolz der Gelehrten. Er lehrte mich, daß ich die Poeſie nie zur Wolluſt, und die Philoſophie nie zur Täuſchung des Volks brauchen ſollte.

Unter andern lehrte er mich die große Tugend, jenen zu verzeihen, die mich beleidiget haben. Er lehrte mich, ſie immer mit offnen Armen, immer gegen ſie öffnen, und ſie ſo zu empfangen, als wollten ſie in den Schooß der Freundſchaft zurückkehren.

Er lehrte mich auch gründlich ſtudiren, und nicht nur die Oberfläche der Sachen zu kennen. Er entlarvte mir die Eitelkeit der Großſprecher; und ihm danke ich, daß ich die edlen Grundſätze des Epiktets kennen lernte.

Apollonius lehrte mich eine offne Denkart, eine edle Freiheit, und einen feſten Entſchluß. Er lehrte mich, daß man auch in dem geringſten Vorhaben der Vernunft folgen müſſe, und gleichgültig in Schmerz, Krankheit und allen Widerwärtigkeiten — ſelbſt im Tode noch ſtark ſeyn. Er ließ mich einſehen, daß der Vernünftige weder dem Verdruſſe, noch dem Zorne nachgeben müſſe, und lehrte mich, daß die Wiſſenſchaft die geringſte der Tugenden ſey, und die Gabe, ſie andern mitzutheilen. Er lehrte mich auch, wie man Wohlthaten von Freunden ohne Undankbarkeit und ohne Niederträchtigkeit empfangen ſoll.

Sextus lehrte mich Sanftmuth und Güte; er lehrte, wie ich ein guter Hausvater ſeyn und Anſehen haben könne, ohne die Einfalt der Natur zu verlaſſen. Er unterrichtete mich in der Kunſt, einſtimmig mit der Natur zu leben, den Wünſchen meines Freundes zuvorzukommen; die unwiſſenden und ſtolzen Menſchen im Umgange zu ertragen; mit einem Wort: er lehrte mich die Kunſt, liebreich mit jedem Menſchen umzugehen. Er ſelbſt war das Muſter der Tugend. Man ſah ihn nie in einem Zuſtande einer unedlen Leidenſchaft. Er ertrug das Lob, ohne eitel zu werden, und beſaß Kenntniſſe, ohne darauf ſtolz zu ſeyn.

Alexander, der Grammatiker, lehrte mich die Kunſt des klugen Widerſpruchs. Er ſagte mir, daß man nie mit Worten zanken, oder unvernünftig auf ſeine Meinung verſeſſen ſeyn müſſe: man müſſe, wenn jemand unrichtig ſpricht, ſeine Fehler nicht beſchnarchen, ſondern die Sache ſo vortragen, wie ſie ſeyn ſoll, um den andern mit Sanftmuth und Delikateſſe auf den ächten Ausdruck zu helfen. Er lehrte mich, daß man ſeine Meinung nie hartnäckig behaupten, die Meinungen anderer auf eine edle Art geltend machen, und die Wahrheit der Dinge ſuchen müſſe, ohne ſich viel um die Worte zu bekümmern.

Fronton ließ mich einſehen, daß der Thron von Neidern, laſterhaften und gleißneriſchen Menſchen umgeben ſey; er lehrte mich, daß die, die man die Adelichen nennt, ſich ſelten wahrhaft an den Fürſten hängen.

Alexander, der Platoniker, lehrte mich, daß man niemanden ſagen oder ſchreiben ſolle, man habe keine Zeit, dieſes oder jenes zu thun; man ſoll auch die Wichtigkeit ſeiner Geſchäfte nicht vorſchützen, um ſich von den Pflichten des geſellſchaftlichen Lebens loszumachen.

Catullus lehrte mich, daß man nie die Klagen ſeiner Freunde außer Acht laſſen ſoll, und wenn ihre Beſchwerden gegen uns auch ganz ungerecht wären; ſondern daß es Pflicht iſt, ihr ganzes Zutrauen wieder zu gewinnen, um ihnen den Ungrund ihrer Vermuthungen zu zeigen.

Der Lehre meines Bruders Severus bin ich die Liebe gegen meine Eltern, die Liebe zur Wahrheit und Gerechtigkeit ſchuldig. Er lehrte mich Thraſea, Heladius, Cato Dion, und den Brutus kennen; und ihm hab ichs zu verdanken, daß ich meine Staaten immer mit gleichen Geſetzen regierte, ohne meinen Unterthanen ihre natürliche Freiheit zu nehmen. Von ihm ward ich unterrichtet, eine ewige und treue Anhänglichkeit für die Philoſophie zu haben, ohne die man weder gutthätig noch freigebig ſeyn kann. Von ihm lernte ich die Aufrichtigkeit gegen meine Freunde, gegen die ich mich niemal verſtellte, und die immer wußten, was mir angenehm und unangenehm war. — Er lehrte mich ganz Natur, Einfalt und Aufrichtigkeit ſeyn.

Maximus unterwies mich und lehrte mich einſehen, daß man Herr über ſich ſeyn müſſe; daß man ſich nie von Leidenſchaften hinreißen laſſen und ihr Sklav ſeyn ſoll. Von ihm lernte ich Muth in Krankheiten, und Stärke in widrigen Zufällen des Lebens. Er lehrte mich auch ungezwungene Sitte, Milde und Güte, wie ſie mit Anſtand verbunden ſeyn müſſen. Er zeigte mir, wie man ſeine Geſchäfte leicht ohne Schwierigkeit verrichten müſſe.

Maximus war ein Mann von bewährter Frömmigkeit; er war aufrichtig und ohne Tücke. Er bewunderte nichts, er erſtaunte über keine Sache. Wenn er handelte, ſo handelte er ohne Uebereilung und ohne Langſamkeit. Auf ſeiner Stirne malte ſich nie Unentſchloſſenheit, Gram, Verzweiflung oder Mißtrauen. Seine Freude war, Gutes thun und verzeihen. Er haßte die Lüge, und ſeine Gemüthsanlage war ſo glücklich und ſeine Geiſt ſo erhaben, ſo gerecht, daß man wohl ſah, daß ſeine Herzensgüte vielmehr ein Geſchenk der Natur, als die Folge der Kunſt war. Nie gab er Anlaß, daß man von ihm vermuthen konnte, daß er jemanden verachte, oder daß er ſich mehr als andere ſchätzte. Wenn er ſcherzte, war ſein Scherz nie niedrig oder beleidigend.

Das Leben meines Vaters war übrigens eine beſtändige Lehre von Güte und Entſchloſſenheit für mich. Er überlegte jede Sache reif, und war dann unerſchütterlch. Die eitle Ehre machte keinen Eindruck auf ſeine Seele; er liebte vor allem die Arbeit. Immer war er bereit, denjenigen anzuhören, der etwas Nützliches für den Staat entwarf. Er ehrte nur das Verdienſt, und nie die Außenſeite eines Mannes, und ſchätzte ihn auch nur nach dem Werthe ſeines Herzens. Er wußte Strenge mit Nachſicht zu verbinden. Frühzeitig verließ er die Leidenſchaft der Liebe, und nie hatte ſie Einfluß auf ſeine Seele. Er war eingezogen und ehrlich. Seine Freunde ſpeiſten mit ihm über Tiſch; er zwang ſie aber nie. Wenn er verreiſte, ſo war er nach ſeiner Rückkunft wieder der, der er war, ehe er abreiſte. Wenn er im Rath ſaß, ſo war ſeine Sorge, mit vieler Genauigkeit und Geduld das Beſte zu ſuchen und zu wählen, und nie begnügte er ſich, mit dem erſten beſten Gedanken, oder fehlte aus Uebereilung. Gegen ſeine Freunde war er immer der nämliche.

Sein Herz war gegen ſeine Freunde immer das nämliche; er wurde ihrer nie müde, machte aber auch keinen davon zum Günſtling. Er war immer zufrieden, in was immer für einer Lage er ſeyn mochte, und kein Zufall konnte ihm ſeine natürliche Munterkeit rauben. Sein Forſcherblick drang in die ferne Zukunft; er ſah ſehr oft auch die kleinſten Begebenheiten vor, und in den unbedeutendſten Dingen gab er auch die gehörigen Befehle, ohne nur das geringſte Aufſehen zu machen. Am allerwenigſten konnte er den lärmenden Zuruf des Volkes und alle dergleichen Schmeicheleien leiden; daher ſuchte er es auf alle mögliche Art zu vermeiden. Nicht minder war er ein kluger Hausvater, der ſeine Einkünfte — die Sehnen des Reiches — ſorgfältig ſparte, und ſchränkte die gewöhnliche Ausgaben nach Möglichkeit ein, aber doch ſo, daß man ihn keinen Geizhals ſchelten, und die Arbeitenden über keinen Mangel an Verdienſt klagen konnten — nein, es war die einem Fürſten rühmliche Häuslichkeit. Er fürchtete die Götter, aber war nicht abergläubiſch, nicht zagend, und beſtrebte ſich nie, die Gunſt des Volkes durch Geſchenke, ſchmeichelhafte Verſprechungen und Erniedrigungen ſeiner Würde zu erkaufen; in allem war er gelaſſen, unerſchütterlich, ſtets ſich ſelbſt gleich, und ſo ein anhänglicher Freund alles Wohlanſtändigen, als er ein erklärter Feind jeder Neuerung war.

Die Bequemlichkeiten des Lebens, die ein großes Glück in Fülle verſchafft, genoß er mit ſehr viel Freiheit und ohne Prunk: aber eben die Einfalt, mit der er ſie genoß, lehrte ihn auch ſie leicht entbehren. Er betrug ſich immer ſo, daß man von ihm nicht ſagen konnte, er war ein Sophiſt, ein reicher Schwätzer witziger Einfälle, oder ein finſterer Pedant, der noch den Schulſtaub von der Stirne wiſcht, ſondern er galt allenthalben für einen weiſen Mann, gemacht für wichtige Geſchäfte, der ganz frei von Niedrigkeit und Schmeichelei iſt, und deſſen großes Talent nicht nur darin beſtund, ſich ſelbſt zu leiten, ſondern auch andern die Bahn vorzuzeichnen. Er verehrte die wahren Philoſophen und duldete die, die es nicht waren. Sein Umgang war ungezwungen und angenehm; ſeine Geſellſchaft aufgeweckt, gefällig, und ermüdete nie. Da er eben nicht, wie Menſchen weniger Geiſtesgröße, mit weibiſcher Zagheit am Leben hing, ſo hatte er weiter wenig Acht auf ſeine Perſon, ohne die Gunſt ſeiner Leute zu ſuchen und ohne ſie zu verachten. Seine vorzüglichſte Abſicht in Rückſicht ſeiner Perſon war, ſeine Geſundheit immer in einem ſolchen Stande zu erhalten, daß er der Aerzte und ihrer Medizinen ſehr ſelten bedurfte. Er war nicht ſtolz auf ſein Wiſſen, und wich jedem gerne zurück, der ihm an Beredſamkeit, Geſchichtkunde, Moral und Geſetzen, oder was immer für einer andern Wiſſenſchaft, überlegen war, und nahm ſie in ſeinen Schutz, daß ſie es den Ruhm einerndten konnten, den ſie immer von ihren Wiſſenſchaften erwarten durften. In allen Sachen ging er genau der Gewohnheit unſrer Väter nach, und affektirte doch keine lächerliche Nachahmungsſucht des Alten. Er war weder ungeduldig noch unruhig, und wurde nicht müde, immer an einem und dem nämlichen Ort zu ſeyn, oder lange Zeit an einerlei Geſchäft zu arbeiten. Er hatte oft heftige Anfälle von Kopfſchmerzen, und nur dieſe allein konnten ſeinen Geſchäftengang auf eine Zeit unterbrechen; aber ſobald dieſes Uebel nachließ, fing er alſogleich mit neuem Feuer ſeine gewöhnlichen Arbeiten wieder an. Er hatte ſehr wenige Geheimniſſe, und dieſe wenigen betrafen nur den Staat. In den öffentlichen Schauſpielen, die er gab, ließ er ſehr viel Mäßigung und Klugheit blicken; eben ſo in ſeinen öffentlichen Werken und Geſchenken, die er dem Volke machte — ja in allen ſeinen Handlungen nahm er immer mehr Rückſicht auf ſeine Pflichten, als die Ehre, die ihm daraus entſpringen konnte. Von koſtſpieligen Gebäuden war er kein ſonderlicher Liebhaber. In ſeinen Speiſen war er nicht heikel, und in ſeinen Kleidungen ſah er weder auf Koſtbarkeit noch auf Menge. Er pflegte ſich ſehr einfach zu tragen; und all ſeine Kleidung beſtund aus inländiſchen Produkten, und wurde im Lande gemacht. — Das war ſeine Lebensart. Nicht rauh, nicht unanſtändig, aber auch nicht gezwungen; er hatte gar nichts an ihm, was die Gränzen der weiſeſten Mäßigung überſchritt. Alles, was er that, war von ſo viel Folge, ſo viel Ordnung, ſo viel Feſtigkeit, und alle ſeine Handlungen waren ſo gut in einander verwebt, daß es immer ſchien, als hätte er Zeit genug, ſich auf alles vorzubereiten.

In der That, man könnte das, was man vom Sokrates ſagt, recht glücklich auf ihn anwenden: er wußte eben ſo gut alle die Sachen, die der größte Theil der Menſchen ohne Schwachheit nicht entbehren, und ohne Uebermaß nicht genießen kann, zu entbehren, als zu genießen: aber der größte Beweis eines ſtarken, unerſchütterlichen Geiſtes iſt gewiß die Kunſt, ſich in jedem dieſer beiden Zuſtände ſelbſt mächtig zu ſeyn.

Wie ſoll ſich ein Fürſt betragen.

Merken Sie ſich dieſe zwei Grundſätze wohl, und laſſen ſie ſie immer die Richtſchnur ihrer Fürſtenhandlungen ſeyn. Der eine heißt:

Thue alles für das Wohl der Menſchheit, was der Stand des Geſetzgebers und Königes erheiſchet. Der andere:

Sey geneigt, allzeit deinen Entſchluß zu ändern, ſo oft dir redliche und geſchickte Leute beſſer rathen. Aber dieſe Aenderung deiner Entſchlüſſe muß nur Gerechtigkeitsliebe und das allgemeine Beſte zum Beweggrund haben, nie aber ſoll ſie aus Eigendünkel, Eigennutz oder Stolz geſchehen.

Bedenken Sie wohl, mein Prinz! daß es Ihnen immer frei ſteht, wenn ſie ihre Geſinnung ändern und dem Rathe deſſen folgen wollen, der Sie zurechtweiſet. Dieſe Handlung hängt ganz von Ihnen ab; ſie beruht ganz auf ihrer Wahl, ihrem Urtheile, ihrer Einſicht.

Der Weiſe ſucht die Zeit für ſich zu gewinnen, und ſpäht nicht nach, was ſein Nächſter redet, thut oder denkt; ſondern er iſt mit Selbſtbeobachtung beſchäftigt, damit er gerechter und beſſer werde.

Dieſes Gebot machte Agathon:

Sieh nicht auf die verdorbnen Sitten deines Nebenmenſchen, ſondern geh immer deinen Weg gerade fort, und bleib in deinem Geleiſe, ohne dich je davon zu entfernen.

Demokrit ſagte: Thue wenig, wenn du ruhig ſeyn willſt. Aber ich glaube, er hätte weiſer geſprochen, wenn er geſagt hätte:

Unterlaſſe nichts Wichtiges, und thue alles, was die Vernunft von einem Menſchen heiſcht, der für das Wohl der Geſellſchaft da: aber alles, was du thuſt, ſey ſo, wie es dieſes Wohl erfordert.

Hierin, glaube ich, iſt alles begriffen, ſowohl jene ſelige Gemüthsruhe, die aus Wohlthun entſpringt, als auch jene, wenn man ſich nicht mit unnöthigen und verdrüßlichen Dingen abgibt. Denn in der That! würde es uns nie an Zeit fehlen, und ungleich weniger hätten wir Verdruß, wenn wir alle unnütze Reden und Handlungen in unſerm Leben vermeiden. Daher ſoll man ſich bei jeder Sache fragen: Gehört dieß etwa nicht unter die unnöthigen Dinge? Aber auch nicht nur unnütze Handlungen, ſondern auch eitle Gedanken ſoll man weglaſſen: denn ſobald man nur immer auf das Nothwendige und Nützliche denkt, und hingegen andere Gedanken beiſeit läßt, werden ſich unnütze und überflüſſige Handlungen von ſelbſt verlieren.

Von den Wiſſenſchaften.

Bilden Sie ſich, mein Prinz! nach dem edlen Vorbilde dieſes großen Kaiſers Mark Aurels, und ihr erſtes Studium ſey die Kenntniß der Tugend. Lieben Sie die Wiſſenſchaften, denn ſie dienen zur Aufklärung, und wahre Aufklärung führt zur Beſſerung des Menſchengeſchlechts: allein die Wiſſenſchaften ſeyen in ihren Ländern nie die Dienerinnen der Wolluſt oder unedler Leidenſchaften. Ihre Beſchäftigung ſoll ſeyn, das Menſchengeſchlecht glücklich zu machen, nicht es zu entſtalten. Ihr Grundſatz beſtehe darin, daß die Wiſſenſchaften zur Erkenntniß des Wahren und zur Ausübung des Guten führen; ſie ſollen den Verſtand der Menſchen leiten, und das Gefühl der Seele veredlen.

Verehren Sie den Gelehrten, wenn er Herzensgüte mit ſeinem Verſtande verbindet; wenn Wohlwollen für's Ganze in ſeinen Schriften liegt; mit einem Worte: wenn er ſich auszeichnet als ein Menſch von edlerer Bildung. Laſſen Sie aber den Stolzen ihre Verachtung fühlen, der nicht zum Wohl der Menſchheit da iſt, ſondern nur für ſich ſelbſt, der alles angreifet, alles umſtürzet, und nicht in die Stelle ſetzt, wo er umgeſtürzt und geraubt hat. Laſſen Sie den Gelehrten fühlen, daß der Verſtand keinen Werth hat, wenn er mißbraucht wird, und verachten Sie die Despoten der Literatur, und die gelehrten Sultane, die jedes aufkeimende Genie durch ihren Koloſſenverſtand niederdrücken, und keinen andern Zweck in ihren Wiſſenſchaften als ihr Ich kennen: die ſchwach genug ſind, nur Anbeter ihrer Werke zu ſuchen, und jeden verfolgen, der nicht ihren Produkten Weihrauch ſtreut. Solche Menſchen würdigen Sie Ihres Umganges nicht; ſie ſind der Menſchheit ſchädlicher, als wenn ſie keinen Verſtand hätten; ſie ſind Narren von einer andern Art, als die in Tollhäuſern raſen, aber eben ſo ſchädlich, der Menſchheit eben ſo nachtheilig.

Laſſen Sie in Ihren Landen, mein Prinz! eine vernünftige Kritik herrſchen; ſie iſt die Würze der Wiſſenſchaften, aber ſchreiben Sie Ihren Kritikern vor, daß Wahrheit und nicht Leidenſchaft ſie regiere; laſſen Sie Vorurtheile bekämpfen, aber immer den Menſchen ſchonen, und nie ſoll Verfolgungsgeiſt die Literatur Ihres Landes entehren. Die Wiſſenſchaft ſoll der Frühlingsſonne gleich ſeyn; ſanft ſoll ſie erwärmen, und das Eis des Irrthums und der Unwiſſenheit aufthauen.

Verehren Sie die bildenden Künſte wie die Wiſſenſchaften, aber vergeſſen Sie nie, daß nur Simplicität und Natur ihnen den Werth gibt; denn die Werke der Kunſt ſind die Abdrücke der Natur.

Laſſen Sie keinen Künſtler darben; er braucht wenig, aber er braucht zu leben. Die Sorge um Nahrung, und der Gram der Armuth entkräften den Geiſt, und rauben der Seele ihre ſchöpferiſche Anlage.

Kunſt und Wiſſenſchaften ſind die Herolde der Natur. Es iſt kein unnützer Aufwand, was man der Kunſt gibt. Die Natur erzeugt nicht ſo viel Künſtler, daß ſie der Menſchheit zur Laſt werden könnten.

Zählen Sie aber zur Kunſt nur das, was wirklich Kunſt iſt, nicht das, was die Kunſt entehrt und die Menſchheit herabſetzt. Auch der Gaukler rechnet ſich zu den Künſtlern, und der Charletan unter die Weiſen; auch der Seiltänzer bildet ſich ein, er arbeite, und läßt ſich Spielwerke bezahlen, die die Natur entehren und zu nichts dienen,

Wiſſenſchaft und Kunſt ſeyen in Ihren Ländern nach dem allgemeinen Plane der menſchlichen Glückſeligkeit angelegt. Die Poeſie erhebe das Gemüth Ihrer Unterthanen zu den edlen Tugenden; die Redekunſt gebrauche ihre Macht in dem heiligen Tempel, und ihr Feuer erwärme die Herzen der Zuhörer; die Philoſophie verbreite geſunde Denkart; die Phyſik erleichtere den Genuß des Lebens; die bildenden Künſte ſtellen an jedem die Majeſtät und die Größe der Tugend vor — alles ſey Harmonie, alles Zweck zum Ganzen — zur Glückſeligkeit.

Wie viele Menſchen, mein Prinz! werden Sie glücklich machen! wie viele Tage der Wonne werden Sie der Menſchheit machen, und welche Gefühle von Seligkeit werden Ihr Herz für die Geſchenken lohnen! — —

Die Wiſſenſchaft erhält den Werth,
Wenn ſie uns Menſchen werden lehrt;
Den Geiſt zu großen Thaten hebt,
Den Menſchen lehrt, warum er lebt,
Ihm Seligkeit und Wonne gibt,
Ihm zeigt, wie man den Menſchen liebt,
Und wie der Seele innre Kraft,
Entfernt von aller Leidenſchaft,
Der Gottheit, derer Geiſt uns führt,
Von Tag zu Tage ähnlich wird.

⁂

Natur, du Freuden-Schöpferin!
Dich hat die Kunſt zur Dienerin;
Und gehſt du mit ihr Hand in Hand,
Wie glücklich iſt alsdann das Land!
Und Kunſt wird Wohlthat für die Welt,
Wenn Tugend ſich zu ihr geſellt.
Das Herze bilden iſt der Werth,
Den Kunſt und Wiſſenſchaft beſchert;
Denn ohne Bildung, — welche Kraft
Hat Kunſt und eitle Wiſſenſchaft?
Mit Recht wird ſie allein verlacht,
Wenn ſie nicht beſſre Menſchen macht:
Und was heißt Kunſt, wenn ſie entehrt?
Was Wiſſenſchaft, wenn ſie nicht lehrt?
Vereint mit Tugend nur allein,
Kann Wiſſenſchaft uns nützlich ſeyn.

Von den Geſetzen.

Ein Denkblatt an den Prinzen.

Wenn Sie Geſetze, Prinz! für Ihre Staaten machen,
So denken Sie, mein Prinz! im Grunde aller Sachen
Liegt ein Verhältniß ſchon von Ewigkeiten her,
Und dieſes heißt Geſetz. Es gibt kein anders mehr

Sobald die Menſchen, Prinz! in die Geſellſchaft traten,
War das Verhältniß da von bürgerlichen Staaten,
Und das Geſetz, das lag in ihrem erſten Grund,
Nur hörte es das Volk aus ſeines Herrſchers Mund.
Der Forſcher der Natur, der ging auf ihren Wegen,
Entdeckte ihre Spur und gab den Ländern Segen.
Ihr Menſchen, rief er auf, wir haben uns vereint,
Und nöthig iſt es nun, ſo gut es jeder meynt
Mit ſich, daß er es ſo auch mit den andern meyne,
Und fremdes Glücke ſucht, ſo wie er ſucht das ſeine!
In dieſem Grunde liegt der Staaten erſtes Glück,
Und führt den Menſchen ſtets zur Menſchheit ſelbſt zurück.
Verhältniß ewiges! du Urſprung von Geſetzen!
Wer dich mißbrauchen kann, der kann dich auch verletzen.
Von jeher liegſt du ſchon verwebt in der Natur;
Und wenn ein Staat entſteht, entwickelſt du dich nur.
Nur der, der dich ſtudirt, der ſich von dir läßt führen,
Der weiß mit Seligkeit die Staaten zu regieren.
Du gibſt dem Unterthan, dem Fürſten ſeine Pflicht,
Und, wer Natur! dich kennt, o der betrügt ſich nicht.
Du gibſt der Menſchheit Glück, und Segen jedem Lande,
Und Fürſt und Unterthan führſt du im gleichen Bande;
Mit Wahrheit zeigeſt du, worauf der Staat ſich ſtützt,
Und das Verhältniß ruht, das jeden Menſchen ſchützt.
Was gut, was Wahrheit iſt, ſind deines Füllhorns Schätze,
Und werden in dem Mund der Fürſten zum Geſetze.
Im Schooße der Natur fand nur der Philoſoph,
Wenn er regieren will, zu dem Geſetz den Stoff.
Wer der Natur nicht folgt, fällt in des Irrthums Schlinge,
Denn die Geſetze ſind Verhältniſſe der Dinge:
Nothwendig, unverfälſcht, einfältig, klar und rein,
Und ohne ſie hört auf die Sache Sach zu ſeyn.
Wird treu der Philoſoph nach ihrer Kenntniß ſpüren,
So wird er zum Geſetz nur Wahrheit publiciren.
Im Codex der Natur ſtehn Glück und Menſchenruh;
Der Weiſe lieſt ihn ſtets, der Thor der ſchlägt ihn zu,

Und gründet ſein Geſetz auf ſich und auf ſein Wiſſen,
Umhüllt bald den Verſtand mit dicken Finſterniſſen.
Der Menſchen Glück und Wohl, ſeitdem die Erde ſteht,
Die lagen im Geſetz. Wie näher dieſes geht
Der Wahrheit der Natur; wie glücklicher auf Erden
Nothwendig Stadt und Land und Unterthanen werden.
Und ſo unglücklicher, wie jeder leicht erlernt,
Wenn ſich von der Natur je das Geſetz entfernt.
Denn wird das Band getrennt, das Menſchen ſoll vereinen,
Dann trennt des Fürſten Wohl des Landes Wohl vom ſeinen.
Er ſieht ſein Volk und ſich mit andern Augen an,
Und Elend drücket bald den armen Unterthan.
Man leſe die Geſchicht und jene Albernheiten,
Die Schande der Vernunft in lichtberaubten Zeiten,
Wo dummer Stolz, verführt von Irrthum und Betrug,
Vernunft in Feſſeln warf und mit dem Schwert erſchlug.
Die Folterbank erfand und Scheiterhaufen baute,
Und die Geſetze ſelbſt mit Menſchenmord vertraute;
Wo man die Unſchuld oft mit Henkerſtricken band,
Und jeden neuen Tag auch neue Martern fand,
Und Wahrheit in dem Schmerz, wo ſich die Menſchheit klagte,
Und vollends unterlag, noch aufzuſuchen wagte.
Die Mörder der Juſtiz, die ſtraften kleins Vergehn,
Und waren dreiſt genug, den großen nachzuſehn.
Die Stärkern ſchrieen all: erfüllet eure Pflichten!
Und ſie, ſie thaten all's, die ihren zu zernichten.
Und der, der manchem Dieb das Todesurtheil ſpricht,
Beſtiehlt den Fürſten ſelbſt, entheiligt Recht und Pflicht.
Und die, die Mörder oft zu Tod und Rad verdammen,
Sind Mörder andrer Art, und ändern nur den Namen.
Vor'n Pöbel ſchützen ſie, nicht vor den Mächtigen,
Die ſtolz mit ihrem Fuß auf unſern Schädeln ſtehn.
Es wird durch ihre Macht die halbe Erde wüſte,
Die Menſchheit ſinket hin als Opfer ihrer Lüſte.
Den armen Waiſen drückt die Armuth und die Schmach,
Vergebens ſucht er Hülf, weil Mävius ſo ſprach.

Verberge dich Natur; dort wo Karpzove träumen,
Muß Menſchheit und Gefühl die Richterſtühle räumen.
Beſchimpft ſteht oft ein Greis durch Frevelthaten da;
Doch Stryk der ſieht es nicht; wer ſieht, was Stryk nicht ſah,
Und kann ein Brunnemann wohl je zum Buben werden,
Iſt keine Rettung mehr auf dieſer weiten Erden?
Die Forme des Prozeß, bleich, mager wie der Neid,
Verzehret die Parthei vor dem erwünſchten B'ſcheid,
Verſchlinget nach und nach dein Geld, dein Haus, dein Habe,
Und gibt dir den Sentenz ſehr freundlich mit ins Grabe.
So thut dir oft das Recht, o armer Biedermann!
Mehr Schimpf, mehr Schändung ſelbſt, als alles Unrecht an.
Wenn gleich dein armes Weib in deiner Hütte jammert,
Mit ihrer magern Hand ſich an die Pfeiler klammert;
Wenn ihr nichts übrig bleibt, als Hungerbrod und Stroh,
So danke es dem Recht, und ſtirb dann gern und froh.
Nimm den papiernen B'ſcheid und küſſe ihn im Sterben,
Und laſſe dieſen Schatz zur Noth verdammten Erben.
Rieb dich der Hunger auf, ward Erde gleich dein Sitz,
So ſtirb doch nur vergnügt, du ſtirbſt durch die Juſtiz.
Verrätheriſches Gold das blendet Richter Augen,
Die wie die Igel Blut aus den Partheien ſaugen.
Ein Schurke, welcher ſich zum Advokaten lügt,
Von Menſchenunglück lebt, und praßt, wenn er betrügt,
Der aus der ſchwarzen Bruſt hat Treu und Ehr verſchworen,
Zeigt dir in Folio, du haſt mit Recht verloren.
Der Knecht des Goldes, der die Tugend frech entweiht,
Der klagt die Unſchuld an, wenn ſie zum Himmel ſchreit.
Und ſie, die Schurken, die die Tugend ſelbſt verbannten,
Die finden oft noch Schutz in ſtaubigten Quartanten,
Beweiſe hell und klar; und alles ſteht nun da,
So wie's die Bosheit will, daß es durchs Recht geſchah.
Mein Prinz! ich bitte euch, lernt die Geſetze kennen;
Einfalt, Simplicität, die müſſen ſelbe krönen.
Dort, wo das Recht nur iſt für Reichthum und für Pracht,
Und für die Armuth nicht, dort herrſcht noch dunkle Nacht.

Dort wo der Streitende erſchöpft wird durch die Köſten,
Dort, wo von der Parthei ſich dicke Richter mäſten,
Dort, Prinz! dort wohnt kein Recht; nein, nur verdrehter Sinn,
Und die Gerechtigkeit iſt ſelbſt die Räuberin.
Sie iſt nur ein Geweb von feinſten Schurkenkniffen;
Ihr Schwert iſt nur zum Mord, zur Rettung nie geſchliffen.
Prinz! die Gerechtigkeit, die ſey für jedermann,
Denn jeder iſt, mein Prinz! des Fürſten Unterthan.
Und kann ein Richter nur bei der Entſcheidung zagen,
Wenn Unterdrückte je den Unterdrücker klagen:
Dann iſt Geſetz und Recht in niederm Sklavenſold,
Und dann entſcheiden nur Empfehlung, Weib und Gold.
Verachtet, Prinz! den Mann, der achſelzückt und ſchweiget,
Der, wenn ein Reicher ſpricht, ſich tief zur Erde beuget,
Glaubt mir, er iſt ein Schurk. Gebt ihm Gelegenheit,
Der nicht die Armuth ſchützt, der kennt die Heiligkeit
Selbſt ſeines Fürſten nicht: denn wird es ihm behagen,
So wird er wider ihn auch Schelmenſtreiche wagen.
Bei allem bitt ich euch, um was ein Menſch nur fleht,
Verlaſſet manchen Tag, mein Prinz! das Kabinet;
Beſucht den Niedrigen, der in dem Kerker ſchmachtet,
Und zeigt, daß euer Herz die Menſchheit immer achtet.
Wer keinen Kerker ſah, mein Prinz! der weiß es nicht,
Was Menſchenelend iſt, er hälts nur für Gedicht.
Seht den Gefangenen, beſichtigt ſeine Ketten,
Die ſeine Rechte trägt, und ſuchet ihn zu retten;
Steigt, es entehrt euch nicht, in dieſes finſtre Grab,
Das Lebende verſchließt, in Kerker ſteigt hinab.
Hört dort den Jammer an, und ſeht zu euren Füßen
Die Menſchheit ganz entehrt; ſeht ihre Thränen fließen.
Beraubt des hellen Tags, entfernt von allem Licht,
Seht, wie ein ſchwacher Schein nur durch die Klüfte bricht,
Wie Ungemach und Gram den Leidenden beſchweren,
Und Angſt und Kümmerniß ſein armes Herz verzehren.
Betrachtet ſeine Speiſ', fühlt die verdorbne Luft,
Die Kette die ihn drückt, die Gräßlichkeit der Gruft.

Seht, was den Mann umgibt, die Leute, die ihm dienen,
Und leſet Grauſamkeit in ihren harten Mienen.
Bedenket dann, mein Prinz! bedenket, wer der iſt,
Der da in Ketten ſeufzt, den dieſer Ort verſchließt.
Ein Menſch — o der vielleicht die Eltern früh verloren,
Dem Elend anvertraut, ſobald er war geboren,
Und der ein Menſch wie ihr, nur mit dem Unterſcheid:
Ihr kanntet Freuden nur, er kannte nichts als Leid.
Ward ohne Grundſatz reif, er lernte nichts von Tugend,
Der Leidenſchaften Preis war ſeine erſte Jugend.
Sagt, guter Prinz! wenn man ſich nun mit ihm vergleicht,
In ſeinen Stand ſich ſetzt, was wären wir vielleicht?
Sagt, welches Recht, mein Prinz! beſtraft den rohen Wilden,
Und was ſind Menſchen denn, wenn Sitten ſie nicht bilden?
Der Staat, mein guter Prinz! dem noch ſo viel gebricht,
Der uns das Leben gibt, gibt noch die Bildung nicht.
Nein! nie vergeſſe ich die fürchterliche Scene,
Die ſtets mein Herz noch rührt, ſo oft ich ihrer wähne.
Ich war vor einer Zeit in einer großen Stadt,
Verbrechen ſtrafte dort der hohe Magiſtrat.
Ich ſah die Kerker an, und trat mit Furcht und Grauen
In das Gefängniß ein, das Elend zu beſchauen.
Verbrecher lagen dort aufs fleißigſte bewacht,
Entfernt von Tag und Licht, in einer ew'gen Nacht.
Der Richter, wie mir ſelbſt die Büttel lachend ſagten,
Beſucht oft Jahre lang hier nicht mehr den Beklagten.
Verzweiflungsvoll ſaß da, an einem eichnen Block,
Oft der Gefangene mit halbzerfaultem Rock.
Er mag, ſo oft er will, den Kommiſſär begehren;
Wenn's ſelbem nicht beliebt, ſo wird er ihn nicht hören.
Der ſchmauſet ſtets herum und kümmert ſich nicht viel,
Es mag der arme Menſch verzweifeln wie er will.
Gott! wie doch nicht mein Herz, als ich die Nachricht hörte,
Im Buſen aufwärts drang und ſich mit Recht empörte.
Noch deucht mich, ſtehe ich, ſo ganz betroffen da,
So wie ich ſtund, als ich den bleiern Richter ſah.

Ihn rührt die Menſchheit nicht, ihn rührt kein Flehn, kein Bitten,
Er war, als wär er ganz aus Eichenholz geſchnitten.
Er ſchmauchte ſtets Taback, und ſaß in Dampf und Rauch
Beſtändig bei dem Bier, und war ſo gänzlich Bauch.
O hätt' die Menſchheit doch auch wieder ihre Rechte,
Und daß ein Menſchengeiſt den Block beſeelen möchte!
Der oft fünf ganzer Jahr die Menſchen ſchmachten läßt,
Und dennoch luſtig trinkt bei jedem Freudenfeſt.
Prinz! daß doch euer Herz von Menſchenmord nichts wüßte!
Verſcheucht, ich bitte euch, die blutigen Gerüſte.
Die Menſchenbeſſerung ſey eurem Herzen werth,
Und wenn die fruchtlos iſt, ſo greifet nach dem Schwert.
Nur dann, wenn euer Herz ſich nichts hat vorzuwerfen,
Daß ihr's verſäumet habt, dann könnt ihr ſelbes ſchärfen.
Doch ſo, mein guter Prinz! wenn ihr das Leben nehmt,
Wie traurig muß es ſeyn, wenn der Gedanke kommt:
Vielleicht wär dieſer Menſch ein guter Menſch geworden,
Und ich verhindert' es, und ließ denſelben morden.
Ich ſtrafte und vergaß des Richters erſte Pflicht,
Ich tödtete, und ich verbeſſerte ihn nicht.
Daß der Gedanke nie mit ſeiner Folgenreihe
Von eurem Auge, Prinz! die ſanfte Ruh verſcheue,
Wenn ſchlaflos euer Geiſt die langen Stunden zählt,
Und der Entleibte ſich vor eure Augen ſtellt,
Euch zuruft: ſeht mich an, ſeht, wie das Schwert noch röthet!
Beſpritzt mit meinem Blut, Prinz! ihr habt mich getödtet.
Sagt, war ich was für euch? habt ihr für mich gewacht,
Habt ihr für mich geſorgt? ihr habt mich umgebracht.
Ich war ein Kind, wie ihr, und meine ſanfte Seele
Zur Bildung auch bereit. Lang ſtund ich an der Quelle
Des Laſters, und ſagt, wer, wer reichte mir die Hand?
Wo war ein Menſchenfreund, den meine Seele fand?
Nur ſtufenweiſe ſtürzt die Menſchheit ins Verbrechen,
Ich ſtrauchelte, wer half, wer wollte mit mir ſprechen?

Wer warnen? Niemand wars, nur wenn ich tief ſchon war,
Schon ohne Rettung ſank, dann ſah ich die Gefahr.
In Bande warf man mich, entfernt von Luſt und Wonne,
Entzog man mir den Tag und raubte mir die Sonne.
Ein harter Büttel ſchlug mich dann erbärmlich her,
Lernt tugendhafter ſeyn; das war dann ſeine Lehr.
Bei jedem harten Streich, den er mir wiederholte,
Da ſagte mir ein Mann, daß ich nicht ſtehlen ſollte.
Ein Mann, ich ſah ihn nie; nur wußt ich manchen Fall,
Von Bauern mir erzählt, daß er auch ſie beſtahl.
Sagt, lernet man wohl ſo der Tugend Größe kennen,
Lernt man auf dieſe Art ſich Gutes angewöhnen?
Die Armuth iſt ja ſtets von jedermann verſcheut,
Und hart iſt ſtets das Loos der nackten Dürftigkeit.
Die Mutter die gebar mich auf den offnen Straßen,
Und fand noch keinen Ort, wo man ſie eingelaſſen.
Ich lernte nichts. Warum? ich hatte ja kein Geld,
Und meiner Mutter hat die Nahrung ſelbſt gefehlt.
Wir bettelten von Haus, von einem Dorf zum andern,
Und meine Jugendzeit beſtund herumzuwandern.
Die Mutter ſchickte mich zwar in die Kinderlehr;
Ich hörte fleißig zu, auch ſprach mit mir der Herr:
Doch ich verſtund nicht viel, hab alles gleich vergeſſen,
Und weil mich hungerte, ſo dacht ich mehr aufs Eſſen.
Die Mutter ſagte: daß der Arme, der nichts gibt,
Der ſey vom Pfarrherrn auch nicht allzuſehr geliebt.
So war mein Schickſal. Sagt, verdien' ich eure Thräne?
Und ſagt, wie endete ſich meines Lebens Scene?
Ihr, den die Gottheit mir zu einem Vater gab,
Mein Helfer und mein Fürſt, ihr ſtürzet mich ins Grab!
Vergebens ſchrie ich Hülf; wer ſuchte mich zu retten?
Der, der mir helfen ſoll, der warf mich ſelbſt in Ketten.
Seht, jetzt ſteh ich vor euch; ich bin euch gleich als Geiſt,
Nun frag ich, Fürſt! ob das die Pflicht erfüllen heißt?
Pflicht iſt es, Vater ſeyn; das Elend zu vermindern,
Und handeln Väter wohl auf dieſe Art mit Kindern.

Ich bitte Sie, mein Prinz! ſeyn Sie zu dieſer Sprach
Nicht taub, noch iſt es Zeit, Prinz! denken Sie wohl nach.
Ein guter Arzt, der ſucht das kranke Glied zu heilen,
Zur Amputation kann jeder Pfuſcher eilen.

Moraliſche Fragmente für den Prinzen.

Von der Ehre.

Die Ehre iſt das Geräuſch des guten Namens. Die Achtung iſt ein ruhiges und perſönliches Urtheil; die Bewunderung eine ſchnelle und zuweilen augenblickliche Bewegung; der Ruhm oder das Berühmtſeyn ein ausgebreiteter guter Name; die Ehre aber ein rauſchender guter Name; eine einmüthige Uebereinſtimmung, welche von einer allgemeinen Bewunderung unterſtützet wird.

Der Grund der Achtung iſt die Rechtſchaffenheit; der Bewunderung, das Seltene und Große in dem moraliſchen oder phyſiſchen Guten; des Ruhms, das Außerordentliche, das Erſtaunenswürdige in Anſehung des großen Haufens; der Ehre, das Wunderbare.

Wir nennen dasjenige wunderbar, was ſich über die Kräfte der Natur erhebet, oder zu erheben ſcheinet. Bei der menſchlichen Ehre, von welcher wir hier allein reden, kommt alſo vieles auf die Meinung an, und ſie iſt entweder wahr oder falſch, wie dieſe.

Es gibt zwei Arten der falſchen Ehre; die eine gründet ſich auf ein falſches Wunderbare, die andere auf ein zwar wirkliches, aber dabei trauriges Wunderbare. Es ſcheinet, daß es auch zwei Arten der wahren Ehre gebe, deren eine auf ein angenehmes, die andere aber auf ein der Welt nützliches Wunderbare gegründet iſt; allein beide Gegenſtände machen in der That nur einen aus.

Die auf ein falſches Wunderbare gegründete Ehre hat nur das Reich der Verblendung, und verſchwindet mit ihr; dergleichen iſt die Ehre des Glücks. Das Glück hat keine Ehre, welche demſelben zukäme; es maßet ſich nur die Ehre der

Talente und Tugenden an, indem man es für ihre Begleiterin hält; es wird aber derſelben gar bald beraubet, ſobald man nur merket, daß es nur ein Raub iſt; eine Widerwärtigkeit iſt hinreichend, daſſelbe davon zu überzeugen; eripitur persona, manet res. Man betete das Glück in ſeinem Günſtlinge an; er iſt in Ungnade; man verachtet ihn. Allein dieſes findet nur bei dem Pöbel ſtatt; in den Augen deßjenigen, der die Menſchen ſo ſiehet, wie ſie wirklich ſind, beweiſet das Glück nichts; die Widerwärtigkeit kann daher auch nichts vernichten.

Wenn ein für die Vergeſſenheit geborner Menſch ſich durch ſeinen geſchmeidigen Geiſt und kriechende Seele bis auf den Gipfel des Glücks erhebt: wenn er die höchſte nur mögliche Gunſt erlanget, ſo iſt ſolches eine Erſcheinung, welche der Pöbel mit keinem ſtandhaften Auge zu betrachten ſich waget; er bewundert ihn, er wirft ſich vor ihm nieder; allein der Weiſe wird dadurch nicht verblendet; er entdecket die Flecken dieſes dem Scheine nach glänzenden Körpers, und ſiehet, daß dasjenige, welches man ſein Licht nennet, ein zurückgeworfener Glanz iſt, der nur ſeine Oberfläche berühret, und bald vorüber gehet.

Die auf ein trauriges Wunderbare gegründete Ehre macht einen dauerhaften Eindruck, und braucht zur Schande der Menſchen Jahrhunderte, um ſie zu verdunkeln; von der Art iſt die Ehre großer Talente, wenn ſolche zum Unglück der Welt angewendet werden.

Die traurigſte Art des Wunderbaren, welche aber den ſtärkſten Eindruck macht, iſt allemal der Glanz der Eroberungen geweſen. Dieſe ſoll uns zum Beiſpiel dienen, den Menſchen zu zeigen, wie thöricht es iſt, die Ehre mit den wirkenden Urſachen ihres Unglücks zu verbinden.

Zwanzigtauſend Mann folgen, aus Hoffnung zur Beute, einem Einzigen zum Blutbade. Sogleich erwecket ein einziger Menſch an der Spitze von zwanzigtauſend ſtandhaften und gelehrigen, unerſchrocknen und unterwürfigen Menſchen das Erſtaunen des Pöbels. Dieſe zwanzigtauſend haben eine noch größere Anzahl erwürget, in die Flucht geſchlagen oder unter das Joch gebracht. Ihr Anführer hat die Frechheit zu ſagen: ich habe geſchlagen, ich habe geſieget; ſogleich wiederholet es die Welt: er hat geſchlagen, er hat geſieget; daher rühret denn das Wunderbare und die Ehre der Eroberungen.

Wiſſet ihr auch, was ihr thut? könnte man diejenigen fragen, welche die Eroberer preiſen. Ihr erhebet Klopffechter, welche ſich mitten unter euch üben, und ſich um den Preis ſtreiten, welchen ihr demjenigen vorbehaltet, der euch die gewiſſeſten und ſchrecklichſten Wunden verſetzet. Verdoppelt immer euren Beifall und eure Lobeserhebungen. Heute ſind es die blutigen Leichname eurer Nachbarn, welche den Kampfplatz bedecken; morgen wird die Reihe an euch auch kommen.

So viel Gewalt hat das Wunderbare über die Gemüther des Pöbels. Die hervorbringenden und ſchaffenden Arbeiten ſind großentheils langſam und ruhig; ſie ſetzen uns nicht in Verwunderung. Aber die zerſtörenden Unternehmungen ſind ſchnell und brauſend; wir ſetzen ſie unter die Stelle der Wunder. Ein Monat iſt hinlänglich, eine ganze Provinz zu verwüſten; aber es werden zehn Jahre erfordert, ſie fruchtbar zu machen. Man bewundert den, der ſie verwüſtet hat, und würdiget den, der ſie fruchtbar gemacht hat, kaum des Andenkens. Iſt es daher wohl zu verwundern, wenn ſo viele große Uebel geſtiftet, aber ſo wenig große gute Thaten verrichtet werden?

Werden denn die Völker niemals Muth oder Verſtand genug bekommen, um ſich wider denjenigen zu vereinigen, der ſie ſeiner ungezähmten Ehrſucht aufopfert, und auf der einen Seite mit Cäſars Soldaten zu ihm zu ſagen:

> Liceat discedere, Caesar,
> A rabie scelerum. Quaeris terraque marique
> His ferrum iugulis. Animas effundere viles
> Quolibet hoste paras.
>
> LUCAN.

und auf der andern Seite ihn, wie der Scythe den Alexander, zu fragen: „Was haben wir mit dir zu ſchaffen? Nie-

„mals haben wir einen Fuß in dein Land geſetzet. Iſt es „denn denjenigen, welche in Wäldern wohnen, nicht erlaubt, „nicht zu wiſſen, wer du biſt, und woher du kommſt?“

Wird denn nicht wenigſtens eine Klaſſe von Menſchen weit genug über den Pöbel erhaben, weiſe, muthig und beredt genug ſeyn, die Welt wider ihre Peiniger zu empören, und ihr eine barbariſche Ehre verhaßt zu machen?

Die Lieblinge der Wiſſenſchaften beſtimmen die herrſchende Meinung von einem Jahrhundert zum andern; durch ſie wird ſelbige bleibend gemacht und fortgepflanzet. Sie können hierin Schiedsrichter der Ehre, und folglich entweder die nützlichſten oder die ſchädlichſten unter den Menſchen werden.

> Vixere fortes ante *Agamemnona*
> Multi; sed omnes illacrymabiles
> Urgentur, ignotique longa
> Nocte, carent quia vate sacro.
>
> HORAT.

Wenn die Wahrheit dem Pöbel überlaſſen wird, ſo wird ſie durch die Ueberlieferung verfälſcht und verdunkelt, und verlieret ſich in einer Sündfluth von Fabeln. Der Heldenmuth wird abgeſchmackt, wenn er aus einem Munde in den andern gehet. Anfänglich bewundert man ihn als ein Wunderwerk; aber gar bald verachtet man ihn als ein verjährtes Mährchen, und endlich wird er gar vergeſſen. Die klügere Nachwelt glaubet von entferntern Jahrhunderten nicht mehr, als was berühmten Schriftſtellern ihr aufzubehalten gefallen hat.

Ludwig der Zwölfte ſagte: „Die Griechen haben wenig gethan; aber ſie haben dieſes Wenige durch ihre erhabene Beredſamkeit geadelt. Die Franken haben viele und große Thaten verrichtet; allein ſie haben die Kunſt nicht verſtanden, „ſelbige aufzuſchreiben. Nur allein die Römer haben den „doppelten Vortheil gehabt, große Thaten zu verrichten, und „ſolche würdig zu verewigen.“ Ein König geſtehet es hier zu, daß ſich die Ehre der Nation in den Händen der Gelehrten befindet.

Aber, und man kann es nicht läugnen, dieſe haben die Würde ihres Standes nur zu oft vergeſſen, und ihre an glückliche Verbrechen verſchwendete Lobeserhebungen haben viel Unglück auf Erden angerichtet.

Man frage den Virgil, was für ein Recht die Römer über den übrigen Theil des menſchlichen Geſchlechts hatten, ſo wird er ohne Bedenken antworten:

Parcere subjectis, et debellare superbos.

Man frage den Solis, was man von dem Cortez und Montezuma, von den Mexicanern und Spaniern denken ſolle? Er wird antworten: Cortez war ein Held, und Montezuma ein Tyrann, die Mexicaner waren Barbaren, und die Spanier rechtſchaffene Männer.

Wenn man ſchreibet nimmt man nur allzuoft eine Perſon, ein Vaterland an, und es ſcheinet, als wenn es ſonſt nichts mehr auf der Welt gebe, oder als wenn alles für ſie allein gemacht ſey. Das Vaterland eines Weiſen iſt die Erde, und das ganze menſchliche Geſchlecht iſt ſein Held.

Wenn der Hofmann ein Schmeichler iſt, ſo wird er gewiſſermaßen durch ſeinen Stand entſchuldiget, und minder gefährlich gemacht. Man muß in ſein Zeugniß ein Mißtrauen ſetzen, denn er iſt nicht frei. Allein, was zwinget den Schriftſteller, ſich und ſeines gleichen, die Natur und die Wahrheit zu verrathen?

Es iſt nicht ſowohl Furcht, Eigennutz und Niederträchtigkeit, als Verblendung und Enthuſiasmus, was die Lieblinge der Wiſſenſchaften bewegen hat, die Ehre an glänzende Verbrechen zu knüpfen. Man wird von derjenigen Stärke des Geiſtes oder der Seele gerühret, welche in großen Verbrechen eben ſowohl Bewunderung erwecket, als in großen Tugenden. Eine lebhafte Einbildungskraft ſiehet in dem Gebrauche derſelben nichts anders, als eine wunderbare Entwicklung der Triebfedern der Natur, als ein Gemälde, welches vortrefflich zu ſchildern iſt. Indem man die wirkenden Urſachen bewundert, lobet man die Wirkungen, und ſo ſind die Tyrannen der Erde zu Helden geworden.

Männer, welche für die Ehre geboren waren, haben ſie in ſolchen Thaten geſucht, an welche die allgemeine Meinung ſie geknüpft hatte. Alexander hatte ohne Unterlaß die Fabel von dem Achil, und Carl der Zwölfte die Geſchichte Alexanders vor Augen, und daher rührte denn die traurige Nachahmung, welche aus zweien Königen voller Tapferkeit und Talente zwei unbiegſame Krieger machte. Der Roman des Curtius iſt vielleicht Schwedens Unglück, und Homers Gedicht vielleicht Indiens Verderben geweſen. Möchte doch die Geſchichte Carls des Zwölften nur allein ſeine Tugenden verewigen.

Nur allein der Weiſe iſt ein guter Dichter, ſagten die Stoiker. Sie hatten Recht; ohne Redlichkeit und ohne einer reinen Seele iſt die Einbildungskraft nichts weiter, als eine Circe, und die Harmonie nichts anders, als eine Sirene.

Mit dem Geſchichtſchreiber und Redner verhält es ſich, wie mit dem Dichter. Sind ſie aufgeklärt und tugendhaft, ſo werden ſie Werkzeuge der Gerechtigkeit, Fackeln der Wahrheit; haben ſie Leidenſchaften, ſind ſie beſtochen, ſo ſind ſie weiter nichts, als Buhler des Glücks, feile Anbeter des Verbrechens.

Die Weltweiſen haben ſich ihrer Gerechtſamen bedienet, und von der Ehre als unabhängige Schiedsrichter geurtheilet.

„Weißt du auch, ſagte Plinius zum Trajan, wo die wahre,
„die unſterbliche Ehre eines Fürſten wohnet? Die Ehrenbogen,
„die Bildſäulen, ſelbſt die Tempel und Altäre werden
„von der Zeit zerſtöret, und die Vergeſſenheit wiſchet ſie von
„der Ehre weg. Aber die Ehre eines Helden, welcher über
„ſeine unumſchränkte Macht erhaben iſt, ſie zu bändigen und
„zu zähmen weiß, dieſe unvergängliche Ehre blühet, ſelbſt
„wenn ſie alt wird.“

„Worin glich doch jener unſinnige Jüngling dem Herkules,
„deſſen Fußſtapfen zu folgen, er doch vergab? ſagte Seneca
„von dem Alexander; er, der die Ehre ſuchte, und weder ihre
„Beſchaffenheit noch Gränzen kannte, und deſſen ganze Tugend
„in einer glücklichen Verwegenheit beſtand? Herkules ſiegte
„niemals für ſich ſelbſt; er durchſtrich die Welt, ſie zu rächen,
„nicht aber ſie anzufallen. Was für Eroberungen hatte

„dieſer Held, dieſer Feind der Laſterhaften, dieſer Rächer der „Tugend, dieſer Friedensſtifter der Erde und der Meere nöthig? Aber Alexander, der von der Kindheit an zum Raube „geneigt war, war ein Verwüſter ganzer Nationen, eine Geißel, ſowohl ſeiner Freunde, als ſeiner Feinde. Er ſetzte das „höchſte Gut darin, ſich allen Menſchen furchtbar zu machen; „er vergaß, daß er dieſen Vortheil nicht allein mit den wildeſten, ſondern auch mit den feigeſten und verächtlichſten „Thieren gemein hatte, welche ſich durch ihren Gift furchtbar „machen.“

So ſollten Menſchen, welche dazu geboren ſind, andere Menſchen zu unterrichten und zu beurtheilen, ihnen ohne Unterlaß den ſchöpferiſchen und fruchtbaren Muth im Gegenſatze gegen die zerſtörende Tapferkeit ſchildern, und ſie die Liebe von der Furcht unterſcheiden lehren, welche ſie nur zu oft mit einander verwechſeln.

Es iſt, wird man ſagen, dem Ehrſüchtigen genug, wenn er nur gefürchtet wird; die Furcht vertritt bei ihm die Stelle der Liebe; er herſchet, und dadurch ſiehet er ſeine Wünſche erfüllet. Aber ſiehet man denn nicht, daß die Furcht verſchwindet, ſobald die Verblendung aufhöret. Der Ehrſüchtige iſt, wenn er ſich ſelbſt überlaſſen wird, nichts weiter als ein furchtſamer und ſchwacher Menſch. Man überzeuge diejenigen, welche ihm dienen, daß ſie ſich ſelbſt verderben, indem ſie ihm dienen, daß ihre Feinde ihre Brüder ſind, und daß er ihrer aller Henker iſt; man mache ihn ſelbſt denjenigen verhaßt, welche ihn furchtbar machen; was wird alsdann aus dieſem wunderbaren Manne werden, vor welchem alles zittern ſoll? Tamerlan, der Schrecken Aſiens, wird nichts weiter als ein Mährchen ſeyn, vier Menſchen werden hinreichen, ihn als einen Wüthenden zu binden, und als ein Kind zu züchtigen. Dieß wird aus der Macht und Ehre der Eroberer werden, wenn man dem Volke die Binde des Vorurtheils und die Feſſeln der Furcht abnehmen wird.

Einige haben ſich für ſehr weiſe gehalten, wenn ſie zur Beſtimmung der Ehre eines Ueberwinders dasjenige, was er dem

Ungefähr und ſeinen Truppen zuzuſchreiben hatte, in die eine, und dasjenige, was er nur ſich ſelbſt zu verdanken hatte, in die andere Schaale legten. Allein es iſt hier noch nicht genug, daß man die Ehre theile. Man muß Schande über ſie verbreiten, man muß Schrecken vor ihr erregen. Derjenige, welcher die Erde in Furcht ſetzet, iſt für ſie ein hölliſcher oder himmliſcher Gott; man wird ihn anbeten, wenn man ihn nicht verabſcheuet; der Aberglaube kennet keine Mittelſtraße.

Er iſt es ja nicht, welcher geſieget hat, wird man von einem Eroberer ſagen. Unkräftiges Mittel, ihn auf ſeinen wahren Werth herunter zu ſetzen! er iſt es nicht, welcher geſieget hat; aber er iſt es doch, der den Sieg veranlaſſet hat. Iſt es denn nichts, einer Menge Menſchen den Entſchluß einzuflößen, unter ſeinen Fahnen zu fechten und zu ſterben? Dieſe Gewalt über die Gemüther wird ihm allein zu ſeiner Ehre hinreichend ſeyn. Man ſuche alſo nicht das Wunderbare in den Eroberungen zu vernichten; man gebe ſich vielmehr Mühe, es ſo abſcheulich vorzuſtellen, als es traurig iſt; dadurch muß es erniedriget werden.

Laſſet die Stärke und Erhabenheit einer wohlthätigen und großmüthigen Seele, die zum Glück der Welt angewandte Geſchäftigkeit eines großen Geiſtes die Gegenſtände eurer Lobſprüche, eurer Verehrung ſeyn; ſchleppet mit eben der Hand, welche der Uneigennützigkeit, der Güte, der Menſchenliebe, der Gnade Altäre errichtet, den Stolz, die Ehrſucht, die Rache, die Habſucht und die Wuth bei den Haaren vor den fürchterlichen Richterſtuhl der unbeſtechlichen Zukunft: ſo werdet ihr die Nemeſis eines Jahrhunderts, die Rhadamanten eurer Zeitgenoſſen werden.

Wenn euch gleich die Lebenden ſchüchtern machen, ſo habt ihr doch nichts von den Todten zu befürchten. Ihr ſeyd ihnen nichts als das Lob des Guten ſchuldig; den Tadel des Böſen ſeyd ihr der Erde ſchuldig; die ihrem Namen angehängte Schande wird auf ihre Nachahmer zurückfallen. Dieſe werden zittern, wenn ſie ſich einmal eben demſelben Urtheil unterworfen ſehen, welches ihre Muſter beſchimpfet; ſie werden ſich in der Zukunft erblicken und vor ihrem Andenken erſchrecken.

Allein was für eine Parthei hat der Mann von Wiſſenſchaften, ſelbſt in Anſehung der noch lebenden, bei dem Anblick eines ungerechten Glücks und glücklicher Verbrechen zu ergreifen? — Sich zu widerſetzen, wenn er Freiheit und Muth dazu hat, und zu ſchweigen, wenn er jenes nicht kann, oder mehr zu thun ſich nicht getrauet.

Dieſes allgemeine Stillſchweigen der Gelehrten würde ſchon an und für ſich ſelbſt ein ſchreckliches Urtheil ſeyn, wenn man gewohnt wäre, ſie insgeſammt vereiniget zu ſehen, um wirklich rühmlichen Handlungen ein glänzendes Zeugniß zu geben. Man ſetze dieſe allgemeine Einmüthigkeit voraus, ſo wie ſie ſeyn ſollte; man nehme an, daß alle Dichter, Geſchichtſchreiber und Redner an allen Enden der Welt mit einander einſtimmig ſind, und dem Ruhm eines guten Königes, eines wohlthätigen Helden, eines friedfertigen Siegers ihre beredten und erhabenen Stimmen leihen, ſeinen Namen und ſeine Ehre in der ganzen Welt zu verbreiten; daß jedermann, der ſich durch Talente und Tugenden um ſein Vaterland und das menſchliche Geſchlecht verdient gemacht, in den Schriften ſeiner Zeitgenoſſen gleichſam im Triumph aufgeführet werde; und laſſe alsdann einen ungerechten, gewaltthätigen und ehrſüchtigen Mann auftreten, ſo mächtig und glücklich er auch ſeyn mag: ſo werden die Werkzeuge ſeines Ruhms ſtumm ſeyn; die Erde wird dieſes Stillſchweigen gewahr werden; der Tyrann ſelbſt wird es bemerken und ſich ſchämen. Ich bin verurtheilet, wird er ſagen, und man wartet nur noch auf meinen Fall, meine Schande in Erz zu graben.

Welche Ehrfurcht würden nicht der Pinſel der Dichtkunſt, der Griffel der Geſchichte, der Donner der Beredſamkeit einflößen, wenn ſie ſich in billigen und reinen Händen befänden? Die ſchwache, aber kühne Kreide eines Aretin machte ſelbſt Kaiſer zittern.

Die falſche Ehre der Eroberer iſt nicht die einzige, welche in Schande verwandelt werden müßte; allein die Grundſätze, welche dieſelbe verurtheilen, laſſen ſich ganz natürlich auf alles, was ihr ähnlich iſt, anwenden.

Die wahre Ehre hat das Nützliche, das Anſtändige, das Gerechte zum Gegenſtande, und ſie allein kann den Anblick der Wahrheit ertragen. Das Wunderbare, welches ſie an ſich hat, beſtehet in der Stärke des Talents oder der Tugend, welche zum Glück der Menſchen angewendet wird.

Wir haben bemerket, wie es ſcheinet, daß es eine Art von Ehre gebe, welche dem angenehmen Wunderbaren ertheilet wird, allein dieſe Ehre beſtehet in einer bloßen Theilnehmung an dem nützlichen Wunderbaren; und von der Art iſt die Ehre der ſchönen Künſte.

Die ſchönen Künſte haben ihr Wunderbares, und dieſes iſt der Grund ihrer Ehre. Die Gewalt der Beredſamkeit, die Bezauberung der Dichtkunſt, der Reiz der Tonkunſt, die angenehme Verblendung der Malerkunſt u. ſ. f. haben müſſen für Wunder angeſehen werden, vornehmlich in denjenigen Zeiten, da die Beredſamkeit noch die Geſtalt der Staaten veränderte, da die Ton- und Dichtkunſt die Menſchen geſitteter machten, da die Maler- und Bildhauerkunſt der Erde Ehrfurcht und Anbetung einflößten.

Dieſe wunderbaren Wirkungen der Künſte wurden mit unter dasjenige gerechnet, was die Menſchen nur Nützliches und Großes hervorgebracht haben, und der glänzende Ruhm, den ſie ſich erworben, hat eine von denjenigen Arten gebildet, welche unter dem allgemeinen Namen der Ehre mit begriffen ſind; die Menſchen mögen nun ihr Vergnügen mit unter die Zahl der größten Güter, und die Künſte, welche daſſelbe verurſachen, mit unter die koſtbarſten Geſchenke, die der Himmel der Erde nur machen können, gerechnet, oder ſie mögen auch geglaubet haben, dasjenige niemals genug ehren zu können, was zu ihrer Befreiung von der Barbarei etwas beigetragen hat, da man denn die Künſte für Gefährten der Tugend, und für würdig gehalten, an ihrem Triumph Theil zu nehmen, nachdem ſie ihre Bemühungen unterſtützet.

Nur allein in dieſer Betrachtung ſcheinen uns die Künſte berechtigt zu ſeyn, mit den Tugenden in die Geſellſchaft der Ehre zu treten, und dieſe Geſellſchaft wird deſto genauer, je unmittelbarer ſie zu eben dem Entzwecke mitwirken. Dieſer Endzweck iſt das Glück der Welt; es ſollten alſo diejenigen Talente, welche zur menſchlichen Wohlfahrt das meiſte beitragen, auch natürlicher Weiſe den meiſten Antheil an der Ehre haben. Allein dieſer den Talenten ertheilte Werth muß ferner nach Maßgebung ihrer Seltenheit und Nutzens beſtimmet werden. Was nur allein ſchwer iſt, verdienet nicht die geringſte Aufmerkſamkeit; was leicht iſt, wenn es gleich nützlich iſt, erwartet nur einen mäßigen Sold, ein gemeines Talent zu üben. Was aber von großer Wichtigkeit und zugleicher Zeit außerordentlich ſchwer iſt, erfordert Aufmunterungen, welche den dazu nöthigen Fähigkeiten gemäß ſind. Das Verdienſt eines glücklichen Ausgangs wird nach dem Nutzen der Unternehmung und nach der Seltenheit der Mittel beſtimmt.

Dieſer Regel zu Folge läßt man den Talenten, welche auf die ſchönen Künſte angewandt worden, nicht den erſten Antheil an der Ehre, wenn ſie gleich vielleicht die bewunderswürdigſten ſind. Ein Staatsminiſter, ein Geſetzgeber werden über den Tacitus und Corneille geſetzt werden, wenn ſie gleich nicht ſo viel Genie beſitzen, als dieſe.

Auch ſind, eben dieſer Regel zu Folge, einerlei Talente nicht immer gleich ſchätzbar, und ihre Beſitzer müſſen, um die nützlichſten aufzumuntern, die Beſchaffenheit der Gemüther und den Zuſtand der Sachen unterſuchen, ſie müſſen zum Beiſpiel die Dichtkunſt in den Zeiten der Barbarei und Wildheit, die Beredſamkeit in den Zeiten der Muthloſigkeit und der Verwüſtung, und die Weltweisheit in den Zeiten des Aberglaubens und der Schwärmerei unterſtützen. Die erſtere wird die Sitten ſanft und die Seelen biegſam machen; die zweite wird den Muth des Volkes erheben, und ihm herzhafte Entſchließungen einflößen, welche über die Widerwärtigkeiten ſiegen; die letztere endlich wird die Geſpenſter des Irrthums und der Furcht verſcheuchen, und den Menſchen den Abgrund zeigen, an welchen ſie ſich mit gefeſſelten Händen und verbundenen Augen führen laſſen.

Allein da dieſe Wirkung andere nicht ausſchließen; da die Talente, welche ſolche hervorbringen, mitgetheilet und mit einander vermiſchet werden können; da die Weltweisheit die Dichtkunſt aufkläret, von welcher ſie verſchönert wird, da die Beredſamkeit beide belebet, und ſich mit ihren Schätzen bereichert: ſo wird es am vortheilhafteſten ſeyn, ſie insgeſammt zu nähren und zu üben, um ſie wechſelsweiſe oder gemeinſchaftlich, nach Maßgebung der Menſchen, Oerter und Zeiten wirken zu laſſen. Dieß ſind ſehr mächtige, aber dem ungeachtet ſehr vernachläßigte Mittel, die Völker zu leiten und zu regieren. Die Weisheit der alten Republiken ſtrahlte vornehmlich in der Anwendung und Unterſtützung derjenigen Talente, welche überreden und rühren können.

Nichts iſt hingegen ein ſtärkerer Beweis des Verderbens und der Trunkenheit der Gemüther, als wenn unnützen Künſten ausſchweifende Ehre bewilliget wird. Rom iſt nur noch ein Gegenſtand des Mitleidens, wenn es ſich um der Pantomimen willen in Factionen zertheilet, wenn die Verbannung dieſer Nichtswürdigen ein allgemeines Elend, und ihre Rückkunſt ein Triumph iſt.

Die Ehre muß, wie wir geſagt haben, den Werkzeugen der öffentlichen Wohlfahrt aufbehalten werden; und nur allein in dieſer Abſicht haben nicht allein die Talente, ſondern auch ſelbſt die Tugenden das Recht, darnach zu ſtreben.

Wenn Virginius ſeine Tochter opfert: ſo iſt ſolches eine eben ſo ſtarke und noch reinere That, als wenn Brutus ſeinen Sohn verurtheilet; indeſſen iſt die letzte Handlung rühmlich, die erſte aber nicht. Warum? Virginius rettete allein die Ehre der Seinigen, Brutus rettete die Ehre der Geſetze und des Vaterlandes. Vielleicht miſchte ſich in des Brutus Handlung viel Stolz mit ein; vielleicht war ſie nichts als Stolz; des Virginius Handlung war nichts als Rechtſchaffenheit und Muth; allein dieſer that alles zum Beſten ſeiner Familie, jener aber that alles zum Beſten Roms, oder ſchien wenigſtens dieſe Abſicht zu haben; und Rom, welches die Handlung des Virginius bloß als die Handlung eines rechtſchaffenen Mannes und guten

Vaters betrachtete, verehrte die Handlung des Brutus als eine Heldenthat; nichts iſt gerechter, als dieſe Art des Urtheils. Große Aufopferungen des perſönlichen Nutzens zum Beſten des Staats erfordern Kräfte, welche den Menſchen über ſich ſelbſt erheben, und die Ehre iſt der einzige Preis, welcher werth wäre, mit denſelben verknüpft zu werden. Was verläugnet derjenige, der wie Decius ſein Leben, wie Fabius ſeine Ehre, wie Camillus ſeine Rache, wie Brutus und Marlius ſeine Kinder aufopfert? Diejenige Tugend, welche ſich allein ſelbſt genug iſt, iſt eine mehr als menſchliche Tugend; es iſt alſo weder weiſe noch gerecht, wenn man verlanget, daß ſich die Tugend allein ſelbſt genug ſeyn ſolle. Ihre Belohnung muß dem Guten, welches ſie wirket, dem Opfer, welches es ihr koſtet, den perſönlichen Talenten, von welchen ſie unterſtützet wird, oder wenn ihr perſönliche Talente fehlen, der Wahl fremder Talente, welche ſie zu Hülfe nimmt, gemäß ſeyn; denn dieſe Wahl macht bei einem Staatsmanne alle Talente ihm ſelbſt eigen.

Ein Staatsmann, der alles ſelbſt thun wollte, würde ſehr wenig thun. Das Lob, welches Horaz dem Auguſt gibt: Cum tot sustineas, et tanta negotia solus, bedeutet weiter nichts, als daß alles in ſeinem Namen und unter ſeinen Augen geſchahe. Die Gabe, mit Ruhm zu regieren, erfordert nur ein einziges Talent und eine einzige Tugend; dieſe vertreten die Stelle aller übrigen, und brauchen keine weitere Ergänzung. Dieſe Tugend iſt die Menſchenliebe, dieſes Talent iſt die Fähigkeit, ſie gehörig zu brauchen wiſſen. Wenn ein König das Gute muthig will, wenn er ſich der untrüglichſten Mittel mit Beurtheilungskraft bedienet: ſo gehöret dasjenige, was er durch Eingebung verrichtet, ihm eben ſowohl zu, und die Ehre, welche er davon hat, ſteiget nur zu ihrer Quelle hinauf.

Man muß nicht glauben, daß ſich die erhabenen Talente und Tugenden einen Sammelplatz beſtimmen, um ſich nur allein in einem gewiſſen Lande einzuſtellen; man muß einen Magnet annehmen, der ſie an ſich ziehet, einen Hauch, der ſie entwickelt, einen Geiſt, der ſie belebet, einen Mittelpunkt der Wirkſamkeit, der ſie um ſich her feſſelt. Man leget alſo einem Könige, der die Kunſt zu regieren verſtanden, mit Recht die ganze Ehre ſeiner Regierung bei; was auf ſeine Eingebung geſchehen, iſt von ihm geſchehen, und ihm gebühret dafür der Ruhm.

Man ſehe einen König an, der durch die Bande des Vertrauens und der Liebe alle Theile ſeines Staats mit einander verbindet und einen einzigen Körper daraus macht, von welchem er die Seele iſt, der die Bevölkerung und den Fleiß aufmuntert, den Ackerbau und die Handlung blühend macht, die Künſte anfeuert, die Talente wirkſam, und die Tugenden fruchtbar macht; dieſer König wird, ohne daß es ſeinen Unterthanen eine Thräne und der Erde einen Tropfen Bluts koſte, im Schooße der Ruhe einen unendlichen Schatz von Ehre ſammeln, und die Ernte wird derjenigen Hand zugehören, welche ſie geſäet hat.

Aber die Ehre theilet ſich ſo mit, wie das Licht, ohne ſich zu ſchwächen; die Ehre des Fürſten verbreitet ſich über die Nation, und jeder derjenigen großen Männer, durch deren Arbeiten ſelbige gegründet wird, glänzet insbeſondere von dem Strahl, der von ihr ausgehet. Man ſagte, der große Conde, der große Colbert, der große Corneille, ſo wie man ſagte: der große Ludwig. Derjenige unter den Unterthanen, der zur Ehre einer glücklichen Regierung das meiſte beiträgt, und daher auch den größten Antheil daran nimmt, das iſt ein aufgeklärter, arbeitſamer und zugänglicher Miniſter, der dem Staate ſo ſehr ergeben iſt, als dem Fürſten, der ſich ſelbſt vergißt, und nur allein auf das Beſte ſiehet; aber auch die Ehre dieſes bewundernswürdigen Mannes ſteigt bis zu dem König hinauf, der ihn an ſich feſſelt. Wenn das Nützliche und Wunderbare die Ehre ausmachen, ſo kann auch für einen Fürſten nichts rühmlicher ſeyn, als die Entdeckung und die Wahl eines würdigen Freundes.

In die Wagſchale der Ehre müſſen, nebſt dem Guten, welches man geſtiftet hat, auch die Schwierigkeiten, welche man zu überſteigen gehabt hat, gelegt werden. Dieſen Vortheil haben die Stifter neuer Staaten gehabt, dergleichen Lykurg und der Czaar Peter waren; allein man muß von dem Verdienſte des guten Erfolgs auch alles dasjenige abziehen, was durch Gewalt bewerkſtelliget werden. Die einzige ruhmwürdige Herrſchaft iſt diejenige, welche die Menſchen entweder aus Ueberlegung oder aus Liebe vorziehen. Imperatoriam majestatem armis decoratam, legibus oportet armatam.

Unter allen denjenigen, welche die Erde verwüſtet haben, iſt kein einziger, der, wenn man ihm glauben darf, nicht ihr Glück machen wollen. Setze ein Mißtrauen in einen jeden, der die Menſchen glücklicher zu machen vorgibt, als ſie ſelbſt ſeyn wollen; dieß iſt das Hirngeſpenſt der Eroberer und der Vorwand der Tyrannen. Derjenige, welcher ein Reich für ſich ſelbſt ſtiftet, ſchneidet in das Volk hinein, wie in einen Stein, ohne ſich um die abgehenden Stücke zu bekümmern; derjenige aber, welcher ein Reich für das Volk ſtiftet, welches daſſelbe ausmacht, macht dieſes Volk anfänglich biegſam und bildet es, ohne es zu zerbrechen. Ueberhaupt iſt die Eigenliebe in öffentlichen Angelegenheiten ein Verbrechen der beleidigten Menſchlichkeit; derjenige Menſch, welcher die Ruhe, das Glück andrer Menſchen ſich allein aufopfert, iſt das grauſamſte und wildeſte Thier unter allen; alles muß ſich vereinigen, daſſelbe auszurotten.

Dieſem Grundſatze zu Folge, haben wir uns wider die Urheber eines jeden ungerechten Krieges erkläret; wir haben die Bewahrer und Werkzeuge der Ehre eingeladen, das Glück ehrſüchtiger Eroberer mit Schande zu belegen; allein wir ſind weit entfernt, dem Handwerke der Waffen denjenigen Antheil ſtreitig zu machen, den es an der Ehre des Staats haben muß, deſſen Schild und deſſen Thrones Schutzwehr es iſt.

Derjenige, welcher ſeinem Fürſten oder ſeinem Vaterlande dienet, mag um einer guten oder böſen Sache willen bewaffnet ſeyn, er mag das Schwerdt aus den Händen der Gerechtigkeit oder aus den Händen der Ehrſucht erhalten, ſo iſt er doch weder Richter noch Bürge der Entwürfe, welche er ausführet; iſt ſeine perſönliche Ehre ohne Flecken, ſo muß ſie den Bemühungen, welche ſie ihm gekoſtet hat, gemäß ſeyn. Die ſtrenge Kriegszucht, der er ſich unterwirft, die harten Arbeiten, welche er ſich aufleget, die fürchterlichen Gefahren, in welche er ſich ſtürzet, mit einem Worte, die vielfache Aufopferung ſeiner Freiheit, ſeiner Ruhe und ſeines Lebens, können nur allein durch die Ehre würdig bezahlt werden. Zu dieſer Ehre, welche die großmüthige und reine Tapferkeit begleitet, kömmt noch die Ehre der Talente, welche die Tapferkeit eines großen Feldherrn aufkläret, unterſtützet und krönet.

Aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet, gibt es keine Ehre, welche mit der Ehre der Helden zu vergleichen wäre; denn ſelbſt die Ehre der Geſetzgeber erfordert vielleicht mehr Talente, aber bei weitem nicht ſo viele Aufopferungen; ihre Arbeiten ſind anhaltend und mühſam, aber nicht gefährlich. Wenn man alſo den Krieg als ein für das menſchliche Geſchlecht unvermeidliches Uebel vorausſetzet: ſo muß das Handwerk der Waffen das rühmlichſte ſeyn, weil es das gefährlichſte iſt. Beſonders würde es gefährlich ſeyn, demſelben, beſonders in ſolchen Staaten, welche wegen ihrer Lage der Eiferſucht und den Gewaltthätigkeiten ihrer Nachbarn ausgeſetzet ſind, einen Nebenbuhler an die Seite zu ſetzen. Es iſt nicht genug, das Verdienſt, welches befiehlet, zu ehren; man muß auch die Tapferkeit ehren, welche gehorchet. Es muß ſich daſelbſt eine Maſſe der Ehre für denjenigen Haufen befinden, welcher ſich hervorthut; denn wenn gleich die Ehre nicht ein Gegenſtand für jeden Soldaten insbeſondere iſt, ſo iſt ſie doch ein Gegenſtand des ganzen vereinigten Haufens. Ein einzelner Soldat einer Legion denkt als ein Menſch, aber eine Legion denket als ein Held, und dasjenige, was man den Geiſt eines ganzen Haufens nennet, kann keine andere Nahrung, keine andere Triebfeder haben, als die Ehre.

Man beklaget ſich, daß die franzöſiſche Geſchichte in Vergleichung mit der griechiſchen und römiſchen froſtig und mager iſt. Der Grund davon iſt leicht zu errathen; die alte Geſchichte iſt eine Geſchichte der Menſchen, die neuere iſt blos eine Geſchichte zweier oder dreier Menſchen, eines Königes, eines Miniſters und eines Feldherrn.

Bei dem Regiment Champagne verlangt ein Offiċier zu einem kühnen Streich zwölf Freiwillige; der ganze Haufen bleibt unbeweglich, und niemand antwortet. Er wiederholet ſeinen Antrag dreimal, aber das Stillſchweigen bleibt immer einerlei. — Ei, wie? ruft der Officier aus, höret mich denn niemand? — Man höret dich wohl, antwortete eine Stimme; allein was nenneſt du zwölf Freiwillige? Wir ſind es alle; du darfſt nur wählen.

Die Laufgräben von Philippsburg waren unter Waſſer geſetzt, und der Soldat ging über den halben Leib im Waſſer. Ein ſehr junger Officier, der wegen ſeiner Jugend nicht auf gleiche Art in demſelben gehen konnte, ließ ſich auf den Händen forttragen. Ein Grenadier reichte ihn einem andern, damit er ihn auf die Arme nehmen möchte: ſetze ihn mir auf den Rücken, antwortete dieſer, und wenn ein Schuß kommen ſollte, ſo kann ich ihm ſolchen erſparen.

Die Geſchichte des franzöſiſchen Kriegswesens hat tauſend ſchöne Züge, welche Plutarch und Tacitus mit vielem Fleiße geſammelt haben würden *). Wir verweiſen ſie in die beſondern Nachrichten, weil man ſie der Majeſtät der Geſchichte für unanſtändig hält. Man muß hoffen, daß ſich ein philoſophiſcher Geſchichtſchreiber einmal von dieſem Vorurtheile befreien werde.

Alle Verrichtungen, welche Seelen erfordern, die zu großen Aufopferungen des perſönlichen Nutzens entſchloſſen ſind, müſſen wenigſtens eine entfernte Ausſicht in eine perſönliche Ehre zur Aufmunterung haben. Man weiß zwar wohl, daß die Weltweiſen, um die Tugend unbeweglich zu machen, ſie ſo vorbereitet haben, daß ſie aller Dinge entbehren können; von

---

*) Nachdem ich dieſes geſchrieben, iſt einem Gelehrten, der als ein Bürger denket und als ein Staatsmann ſiehet, von dem Miniſterio aufgetragen worden, dergleichen reizende aber bisher vernachläßigte Umſtände für unſere Kriegsſchule zu ſammeln. Eine ſolche Sammlung iſt gewiß das beſte Buch, welches man jungen Kriegern nur in die Hand geben kann.

vis esse justus sine gloria; at, me hercule, saepe justus esse debobis cum infamia. Allein die Tugend ſelbſt bietet nur einer kurzen Schande Trotz, und auch dieſer nur in der Hoffnung einer künftigen Ehre. Fabius läßt ſich einen ganzen Feldzug hindurch in Hannibals Lager verſpotten und in Rom entehren; würde er ſich aber wohl entſchloſſen haben, in Schande zu ſterben, und ſich auf immer in dem Andenken der Menſchen entehren zu laſſen? Laſſet uns dergleichen Aufopferungen von der Schwäche unſrer Natur nicht erwarten; die Religion allein iſt ihrer fähig; allein ihre Aufopferungen ſind nichts weniger, als uneigennützig. Selbſt die demüthigſten Menſchen entſagen einer vergänglichen Ehre blos um einer unvergänglichen willen. Die Hoffnung dieſer Unſterblichkeit unterſtützte den Socrates und Cato. Wie kannſt du verlangen, ſprach ein alter Weltweiſer, daß ich gegen die Schande empfindlich ſeyn ſoll, wenn ich nicht gegen das Lob empfindlich ſeyn ſoll?

Die Sittenlehre muß, nach dem Beiſpiel der Religion, die Tugend wider den Undank und wider die Verachtung der Menſchen in Sicherheit ſtellen, und ihr daher glücklichere Zeiten und eine gerechtere Welt ſchildern.

„Die Ehre begleitet die Tugend, wie der Schatten den
„Körper, ſagt Seneca; allein, ſo wie der Schatten bald vor
„dem Körper hergehet, bald aber auch demſelben ſolget: ſo
„gehet auch die Ehre bald vor der Tugend her, und zeiget
„ſich zuerſt, bald ſolget ſie ihr, wenn ſich der Neid ent-
„fernet hat; und alsdann iſt ſie um ſo viel größer, je ſpäter
„ſie ſich zeiget.“

Es iſt alſo eine ſo gefährliche aber unnütze Weltweisheit, welche in den Menſchen die Ahnung der Zukunft und das Verlangen, ſich zu überleben, beſtreiten will. Dieſe Weltweisheit hat einige erhabene Seelen gefunden, welche Gutes gethan haben, in der einzigen Abſicht, ihre Beſtimmung zu erfüllen. Allein man darf ſich auf Gemüther dieſer Art niemals Rechnung machen. Man muß dem Menſchen, welcher Gutes thut, erlauben, die Ehre zu lieben; ja man muß ihm ſogar ſelbige jenſeit des Grabes zeigen, damit das Grab nicht eine Klippe für ſeinen Muth und ſeine Standhaftigkeit werden möge.

Derjenige, welcher ſeine Ehre auf den kurzen Raum ſeines Lebens einſchränket, iſt ein Sklave der Meinung und der Achtung eines Augenblicks. Er wird abgeſchreckt, wenn ſein Jahrhundert ungerecht iſt, muthlos, wenn es undankbar iſt; ungeduldig zu genießen, will er auch dasjenige einärnten, was er ſäet; er ziehet daher eine frühzeitige und vergängliche Ehre einer ſpäten und dauerhaften vor; er wird alſo nichts Großes unternehmen.

Derjenige, welcher ſich in die Zukunft verſetzet und ſein Andenken zum voraus genießet, wird für alle Jahrhunderte arbeiten, als wenn er unſterblich wäre. Verſagen ſeine Zeitgenoſſen ihm die Ehre, welche er verdienet, ſo werden ihre Enkel ihn entſchädigen, denn ſeine Einbildungskraft macht ihn der Nachwelt gegenwärtig.

Das iſt ein ſchöner Traum! wird man ſagen. Gut; aber genießet man denn ſeine Ehre anders, als im Traum? Nicht die kleine Anzahl Zuſchauer, welche uns umgibt, macht die Stimme des Ruhms aus. Der Ruf von uns iſt nur alsdann rühmlich, wenn wir uns da vervielfältigen, wo wir nicht ſind, oder wohin wir niemals kommen werden. Warum ſollte es denn unvernünftiger ſeyn, ſein Daſeyn in Gedanken auf künftige Jahrhunderte zu verlängern, als daſſelbe in entfernte Zonen auszubreiten? Der wirkliche Raum iſt für uns nur ein Punkt, ſo wie die wirkliche Dauer. Schränken wir uns in einem von beiden ein, ſo wird unſere Seele in demſelben, wie in einem engen Kerker, muthlos ſchmachten. Das Verlangen, ſeinen Namen zu verewigen, iſt ein Enthuſiasmus, der uns vergrößert, der uns über uns ſelbſt und über unſer Jahrhundert erhebet; und wer darüber grübelt, iſt nicht werth, ihn zu empfinden. „Die Ehre verachten, ſagt Tacitus, heißt die Tugenden verachten, welche zu ihr führen;“ contemta fama, virtutes contemnuntur.

Von den Großen.

Ueberhaupt leget man den Namen der Großen denjenigen bei, welche die erſte Stellen im Staate bekleiden, es mag nun ſolches in der Regierung, oder um die Perſon des Fürſten ſeyn.

Man kann die Großen entweder in Anſehung der geſellſchaftlichen Sitten, oder in Beziehung auf die bürgerliche Verfaſſung betrachten. Wir ſehen die Großen hier aus dem letztern Geſichtspunkte an.

In der reinen Demokratie gibt es keine andere Großen, als die obrigkeitlichen Perſonen; oder vielmehr, es iſt nichts Großes in derſelben, als das Volk. Die obrigkeitlichen Perſonen ſind nur allein durch das Volk und für das Volk Große, deſſen Gewalt, deſſen Würden, deſſen Majeſtät iſt es, die es ihnen anvertrauet. Daher kömmt es, daß man es ehedem in wohl eingerichteten Republiken für ein Verbrechen hielt, wenn man nach einer perſönlichen Gewalt ſtrebte. Die Feldherren waren nur an der Spitze der Kriegsheere Große; die Kriegszucht machte ihre Gewalt aus, und ſie legten ſolche nieder, ſobald der Soldat ſein Gewehr ablegte, und der Friede machte ſie ihm gleich.

In der Demokratie iſt es weſentlich, daß die Großen durch die Wahl beſtimmet werden, und niemand, ſeines Standes wegen, davon ausgeſchloſſen ſey. Sobald eine einzige Klaſſe von Bürgern zur Knechtſchaft verurtheilet iſt, ohne einige Hoffnung zum Befehlen zu haben, ſobald iſt auch eine Regierung ariſtokratiſch. Die erträglichſte Ariſtokratie iſt diejenige, in welcher die Gewalt der Großen am wenigſten empfunden wird; die fehlerhafteſte aber iſt diejenige, in welcher die Großen Despoten ſind, und das Volk ein Sklave iſt. Wenn der Adel aus Tyrannen beſtehet, ſo iſt das Uebel unheilbar. Ein Senat ſtirbet niemals.

Wenn die Ariſtokratie militäriſch iſt, ſo wird ſich die Gewalt der Großen gar bald in die Gewalt eines einzigen verſammeln, die Regierung neiget ſich zur Monarchie oder zum Despotismus. Wenn die Ariſtokratie nur allein den Schild der Geſetze hat, ſo muß ſie unter allen Regierungsarten die gerechteſte und gemäßigſte ſeyn, wenn ſie ſich behaupten will. Wenn das Volk die ausſchließende Gewalt der Großen ertragen ſoll, ſo muß es ſo glücklich ſeyn, wie in Venedig, oder ſo unterdrückt, wie in Polen.

Welche Weisheit, welche Mäßigung hat nicht der venetianiſche Adel vonnöthen, der Unterwürfigkeit des Volks zu ſchonen! Welcher Mittel bedienet er ſich nicht, es wegen der Ungleichheit ſchadlos zu halten! Die Buhlerinnen und das Carneval ſind zu Venedig aus Staatsabſichten eingeführet worden. Durch das erſte dieſer Mittel fließen die Reichthümer der Großen, ohne Pracht und ohne Aufſehen, dem Volke wieder zu; durch das andere wird das Volk ſechs Monate im Jahre den Großen gleich, und vergißt mit ihnen, unter der Larve, ſeine Abhängigkeit und ihre Herrſchaft.

Die römiſche Freiheit hatte die Gewalt der Könige geliebt, aber ſie konnte die Macht der Großen nicht ertragen. Die republikaniſche Denkungsart wurde über einen demüthigenden Unterſchied aufgebracht. Das Volk wollte ſich zwar von den erſten Würden ſelbſt ausſchließen, aber es wollte nicht von andern davon ausgeſchloſſen werden; und ein Beweis, daß es nach denſelben zu ſtreben verdienete, iſt dieſes, daß es ſo weiſe und tugendhaft war, ſich derſelben zu begeben.

Mit einem Worte, eine Republik iſt nur allein in dem Falle eines allgemeinen Rechts auf die erſten Würden eine Republik. Ein jeder erblicher Vorzug vernichtet die Gleichheit, zerreißet die politiſche Kette, und theilet die Bürger.

Die Gefahr der Freiheit beſtehet alſo nicht darin, daß das Volk ſeine obrigkeitlichen Perſonen und Richter ohne Ausnahme unter den Bürgern erwählen wolle, ſondern wenn es ſie nach der Wahl verkennet. So ſind die Römer von der Freiheit zur Zügelloſigkeit, und von dieſer zur Knechtſchaft übergegangen.

In einer republikaniſchen Regierung üben die Großen, wenn ſie mit Gewalt verſehen ſind, ſolche in ihrem ganzen Umfange nach aus. In der monarchiſchen Regierung üben ſie ſolche zuweilen, beſitzen ſelbige aber niemals, ſie gehet durch ſie, wohnet aber niemals in ihnen, ſie ſind gleichſam die Kanäle derſelben, aber der Fürſt öffnet und verſtopfet ihre Quelle, vertheilet ſie in Bäche, miſſet ſie ab, und beobachtet und leitet ihren Lauf.

Wenn die Großen mit Ehre überhäufet und von Gewalt entblößet ſind, ſo ſtellen ſie den Monarchen bei dem Volke, und das Volk bei dem Monarchen vor. Wenn der Grund der Regierung in den Großen verfälſchet iſt, ſo iſt viele Tugend, ſowohl bei dem Fürſten, als auch bei dem Volke nöthig, die beſchützende Gewalt des einen und die rechtmäßige Freiheit des andern in dem gehörigen Gleichgewicht zu erhalten; allein, wenn dieſer Stand aus getreuen Bürgern und rechtſchaffenen Patrioten beſtehet, ſo wird er die vornehmſte Stütze des Staats, das Band des Gehorſams und der Gewalt ſeyn.

In der monarchiſchen Regierung iſt es eben ſo weſentlich, als in der republikaniſchen, daß die Theile, aus welchen derſelbe beſtehet, ein feſtes und genau verbundenes Ganze ausmachen. Dieſe große Maſchine, ſo einfach ſie auch iſt, kann nur durch eine vollkommene Verbindung aller ihrer Theile fortdauern, und wenn die Bewegungen unterbrochen werden, oder einander entgegen geſetzet ſind, ſo wird ſelbſt der Grund der Wirkſamkeit der Grund ihrer Zerſtörung.

Nun aber iſt das Daſeyn der Großen in einem monarchiſchen Staate überaus dienlich, dieſe Eintracht und dieſes Band zu knüpfen und zu erhalten, aus welchem die regelmäßige Fortdauer der allgemeinen Bewegung entſpringet.

Aber in einer vermiſchten Regierung, wo die Gewalt zwiſchen dem Fürſten und der Nation getheilet, und zwiſchen beiden im Gleichgewicht erhalten wird, verhält es ſich nicht alſo. Wenn der Fürſt Gunſtbezeugungen austheilet, ſo werden die Großen Söldner des Fürſten ſeyn, und den Staat beſtechen; unter die Zahl der dem Volke aufgelegten Steuern wird auch ſtillſchweigender Weiſe die jährliche Bezahlung der Stimmen mit begriffen ſeyn, das iſt, desjenigen, was es dem

Fürſten koſtet, den Großen die Freiheit des Volks zu bezahlen. Der Fürſt wird die Taxe der Stimmen haben, und man wird in ſeinem Rathe ausrechnen, wie viel es ihn koſten kann, dieſe oder jene Tugend zu beſtechen.

Allein in einem wohleingerichteten monarchiſchen Staate, wo die Fülle der Gewalt in einem einzigen, ohne Eiferſucht und ohne Theilnehmung wohnet, wo folglich die ganze Macht eines Fürſten in dem Reichthum, dem Glücke und der Treue ſeiner Unterthanen beſtehet, hat der Fürſt keine Urſache, das Volk zu hintergehen; das Volk hat alsdann keine Urſache, Mißtrauen in den Fürſten zu ſetzen; die Großen können einander weder dienen noch verrathen; es würde ſogar eine abgeſchmackte Wuth an ihnen ſeyn, wenn ſie den Fürſten zur Tyrannei, oder das Volk zur Empörung reizen wollten. Sie ſind die erſten Unterthanen, die erſten Bürger, folglich auch Sklaven, wenn der Staat despotiſch wird; ſie fallen wieder unter den Pöbel zurück, wenn der Staat republikaniſch wird; ihre Ueberlegenheit über das Volk verbindet ſie alſo mit dem Fürſten; ihre Abhängigkeit von dem Fürſten, und alles was ſie mit dem Volke gemein haben, Freiheit, Sicherheit, Eigenthum u. ſ. f. heftet ſie an das Volk. Die Großen ſind alſo aus Eigennutz und Pflicht zwei unauflösliche Bande, wenn ſie in einander geſchlungen ſind, an die monarchiſche Regierung gebunden.

Indeſſen ſcheinet es doch, daß der Ehrgeiz der Großen der Ariſtokratie geneigt ſeyn müſſe. Allein, wenn ſich auch das Volk dahin würde leiten laſſen, ſo würde ſich doch der niedere Adel widerſetzen, man müßte ihn denn an der Gewalt mit Theil nehmen laſſen; eine Bedingung, welche den Vornehmſten im Staate, anſtatt eines einzigen Herrn, tauſend ihres Gleichen an die Seite ſetzen müßte, wozu ſie ſich alſo niemals entſchließen werden; denn der Stolz zu herrſchen, welcher allein große Staatsveränderungen hervorbringet, erträget die Herrſchaft eines einzigen mit weniger Ungeduld, als die Gleichheit einer großen Anzahl.

Die ſchrecklichſte Unordnung in einer Monarchie iſt dieſenige, wenn ſich die Großen der ihnen anvertrauten Gewalt bemächtigen, und die Kräfte des durch Partheien zerriſſenen Staats wider den Fürſten und den Staat ſelbſt richten. So war Frankreich beſchaffen, als der Cardinal Richelieu, dieſes kühne und große Genie, die Großen wieder unter den Gehorſam des Fürſten, und das Volk unter den Schutz des Geſetzes brachte. Man wirft ihm vor, daß er zu weit gegangen iſt; allein, vielleicht hatte er kein anderes Mittel, die Monarchie zu befeſtigen, dieſen großen, durch Stürme gebogenen Baum wieder in ſeinen natürlichen Stand zu ſetzen, als ihn auf die entgegenſtehende Seite zu biegen.

Frankreich machte ehedem ein ſehr ſchlecht verbundenes conföderirtes Reich aus, welches ohne Aufhören mit ſich ſelbſt in Krieg verwickelt war. Seit Ludwig XI. waren alle Mitſtände in einen einzigen Körper vereiniget worden; allein die großen Vaſallen behielten auf ihren Gütern noch immer diejenige Gewalt, welche ſie unter ihren erſten Fürſten gehabt hatten, und die Statthalter, welche die Stelle dieſer Fürſten eingenommen hatten, maßeten ſich auch ihrer Gewalt an. Dieſe beide Partheien ſetzten der Gewalt des Monarchen Hinderniſſe entgegen, welche man überwinden mußte. Das gelindeſte und folglich auch weiſeſte Mittel war, diejenigen an den Hof zu ziehen, welche ſich in der Entfernung von demſelben, und mitten unter Völkern, welche gewohnt waren, ihnen zu gehorchen, ſo furchtbar gemacht hatten. Der Fürſt ließ Vorzüge und Gunſtbezeugungen glänzen; die Großen eileten haufenweiſe herbei; die Statthalter wurden gefangen, ihre perſönliche Gewalt verſchwand in ihrer Abweſenheit; ihre erblichen Statthaltereien wurden beweglich, und man verſicherte ſich ihrer Nachfolger; die Herren vergaßen ihre Vaſallen, und wurden von ihnen vergeſſen; ihre Herrſchaften wurden nach und nach getheilet, veräußert und herunter geſetzet, und es blieb von dem Feudalregimente nichts weiter als Wappen und wüſte Schlöſſer übrig.

Der Titel eines Großen iſt alſo am Hofe nichts mehr, als ein ſchwaches Bild von den ehemaligen Großen des Reichs.

Einige haben dieſen Vorzug ihrer Geburt zu verdanken; die mehreſten aber der Willkühr des Fürſten; denn dieſe macht die Großen, ſo wie den Adel, und macht die Größe nach ſeinem Gefallen entweder perſönlich oder erblich. Ich ſage perſönlich oder erblich, um dem Titel eines Großen allen denjenigen Umfang zu geben, den er nur haben kann; allein man muß ihn, der Schärfe nach, nur allein von der erblichen Größe verſtehen, dergleichen in Frankreich die Prinzen von Geblüt wegen ihrer Geburt, und die Herzoge und Pairs von dem Gutbefinden unſrer Könige beſitzen. Die Würden in der Kirche und in den Gerichtshöfen, die Bedienungen bei den Kriegsheeren, die Ehrenſtellen im Miniſterio, die Bedienungen in dem königlichen Hauſe werden die vornehmſten und erſten Stellen im Staate genannt; allein der Titel der Großen kommt in der eingeſchränkteſten Bedeutung nur allein den Pairs des Reichs zu.

Dieſe Einſchränkung der lehenspflichtigen Regierungsart auf eine Größe, welche nur ein Schatten der vorigen iſt, mußte dem Staate theuer zu ſtehen kommen; allein um welchen Preis man auch die Einheit der Gewalt und des Gehorſams, den Vortheil der blinden und tyranniſchen Willkühr einer anvertrauten Gewalt nicht mehr unterworfen zu ſeyn, das Glück unter dem unverletzlichen Schutze der Geſetze zu leben, welche immer in Bereitſchaft ſtehen, ſich wider die Gewaltthätigkeit und Bedrückungen zu bewaffnen, erkaufet haben mag, ſo iſt doch gewiß, daß dergleichen Güter niemals zu theuer bezahlet werden können.

Es ſcheinet uns alſo bei dem gegenwärtigen Zuſtande der Sachen, daß die Großen in der franzöſiſchen Monarchie dasjenige ſind, was ſie in allen Monarchien der Welt natürlicher Weiſe ſeyn ſollen. Die Nation verehret ſie, ohne ſich vor ihnen zu fürchten; der Monarch bindet ſie an ſich, ohne ſie zu feſſeln, und hält ſie im Zaume, ohne ſie zu erniedrigen. Zum Guten iſt ihre Gewalt ſehr groß; allein ſie haben deren keine zum Böſen, und ſelbſt ihre Vorrechte ſind dem Staate neue Bürgen des Eiſers und der Ergebenheit, deren Belohnungen ſie ſind.

In einer deſpotiſchen Regierung, ſo wie ſie in Aſien geduldet wird, ſind die Großen Sklaven des Tyrannen, und die Tyrannen ſind Sklaven; ſie zittern und bewegen andere zum Zittern. So barbariſch in ihrer Herrſchaft, als feige in ihrer Abhängigkeit, erkaufen ſie durch ihre Knechtſchaft gegen ihren Herrn ihre Gewalt über die Unterthanen; ſie ſind eben ſo bereit, den Staat dem Fürſten, als den Fürſten dem Staate zu verkaufen; ſie ſind Häupter des Volks, ſobald es ſich empöret, und deſſen Henker, ſo lange es unterwürfig iſt.

Wenn der Fürſt tugendhaft iſt, wenn er gerecht ſeyn und ſich belehren laſſen kann, ſo ſind ſie verloren; ſie wachen alſo Tag und Nacht an dem Walle, den ſie zwiſchen dem Throne und der Wahrheit aufgeführet haben; unaufhörlich ſagen ſie zu dem Fürſten: du vermagſt alles, damit er ihnen erlaube, alles zu wagen; ſie rufen ihm zu: dein Volk iſt glücklich, ſelbſt in demjenigen Augenblicke, da ſie demſelben die letzten Tropfen ſeines Schweißes und ſeines Blutes auspreſſen, und wenn ſie zuweilen deſſen Kräfte um Rath fragen, ſo ſcheinen ſie nur zu berechnen, wie viele Augenblicke es die Bedrückung noch aushalten könne, ohne den Geiſt aufzugeben.

Zum Unglück für diejenigen Staaten, wo dergleichen Ungeheuer regieren, haben die Geſetze in denſelben keinen Richterſtuhl und die Ohnmacht keine Zuflucht; der Fürſt allein behält ſich das Recht der öffentlichen Rache bevor, und die Gewaltthätigkeiten bleiben ſo lange ungeſtraft, als ſie ihm unbekannt ſind.

So ſiehet eine ſolche beweinenswürdige Regierung aus, wo nicht allein der Fürſt, ſondern auch jeder von den Großen in dem ihm anvertraueten Theile die Stelle des Geſetzes ververtritt. Wenn die Gerechtigkeit in derſelben herrſchen ſoll, ſo müſſen nicht nur ein Menſch, ſondern eine große Menge Menſchen untrüglich, frei von Irrthümern und Leidenſchaften, von ſich ſelbſt abgeſondert, allen zugänglich, und wie das Geſetz, allen gleich ſeyn; das heißt, in einem deſpotiſchen Staate müſſen die Großen Götter ſeyn. Es hat alſo nur allein die göttliche Regierung das Recht, despotiſch zu ſeyn; bei den Menſchen aber iſt es die höchſte Verblendung, darnach zu ſtreben, oder darein zu willigen.

Von der Größe.

In der Naturlehre und Geometrie iſt der Ausdruck Größe (Grandeur) oft abſolut, und ſetzet nicht die geringſte Vergleichung voraus; er bedeutet daſelbſt eben ſo viel als Quantität, Umfang. In der Sittenlehre iſt er relativ, und führet den Begriff der Ueberlegenheit bei ſich. Wenn man ihn alſo auf die Eigenſchaften des Geiſtes oder der Seele, oder auch auf die ganze Perſon anwendet, ſo drückt er einen hohen Grad der Erhabenheit über den großen Haufen aus.

Allein dieſe Erhabenheit kann entweder natürlich oder gemacht ſeyn; und daher rühret dasjenige, was die wirkliche Größe von der eingeführten Größe unterſcheidet. Wir wollen beide zu beſtimmen ſuchen.

Die Größe der Seele, das heißt die Standhaftigkeit, die Rechtſchaffenheit, erhabne Geſinnungen, alles dieſes macht den ſchönſten Theil der perſönlichen Größe aus. Man ſetze noch einen großen, einſichtsvollen, tiefſinnigen Geiſt hinzu, ſo wird man einen großen Mann haben.

In dem zuſammengenommenen und allgemeinen Begriff eines großen Mannes ſollte man, wie es ſcheinet, die ſchönſten Verhältniſſe des Körpers mit begreifen; das Volk verfehlet ſolche niemals. Man lieſet mit Verwunderung, daß Alexander klein war, und man hält den Achill für weit größer, wenn man in der Iliade ſiehet, daß keiner von ſeinen Gefährten ſeine Lanze habe bewegen können. Dieſe Neigung, welche uns allen gemein iſt, in dem Begriffe der Größe, das Phyſiſche mit in das Moraliſche zu mengen, kommt 1) von der Einbildungskraft her, welche ein ſinnliches Maaß verlanget; 2) aus der gewöhnlichen Probe, welche wir in Anſehung der Vereinigung des Leibes und der Seele, ihrer gegenſeitigen Abhänglichkeit und ihrer Wirkungen, und der Folgen, welche aus der Verbindung ihrer Fähigkeiten entſpringen, anzuſtellen pflegen. In denjenigen Zeiten, da die Ueberlegenheit unter den Menſchen durch die Stärke des Arms entſchieden wurde, war es vornehmlich nothwendig, daß die körperlichen Vorzüge mit unter die heroiſchen Fähigkeiten geſetzt wurden. In den minder barbariſchen Jahrhunderten hat man diejenigen Fähigkeiten in ihre Klaſſen aufgenommen, welche uns mit Thieren gemein ſind, und welche die Thiere vor uns voraus haben. Ein großer Mann durfte nicht mehr ſchön, nervigt und ſtark ſeyn.

Allein in der allgemeinen Meinung des großen Haufens iſt der Begriff der perſönliche Größe noch lange nicht auf ſeine philoſophiſche Reinigkeit eingeſchränket worden. Die Vernunft iſt eine Sklavin der Einbildungskraft, und dieſe iſt wieder den Sinnen unterworfen. Sie miſſet die moraliſchen Urſachen nach der phyſiſchen Größe der Wirkungen ab, welche ſie hervorgebracht haben, und ſchätzet ſie nach der Ruthe.

Es iſt wahrſcheinlich, daß derjenige unter den Königen Egyptens, welcher die höchſte Pyramide errichten laſſen, ſich auch für den größten König hielt; faſt auf eben dieſe Art beurtheilet man gemeiniglich dasjenige, was man einen großen Mann zu nennen pflegt.

Die Zahl der Streiter, welche ſie bewaffnet oder überwunden haben, der Umfang der Länder, welche ſie verwüſtet oder erobert haben, das Gewicht, welches ihr Glück in der Wagſchaale der Welt gehabt, ſind die Materialien zu dem Begriff der Größe, den man mit ihrer Perſon verbunden hat. Die Antwort, welche der Seeräuber dem Alexander gab, quia tu magna classe, Imperator, drückt unſere Art, die menſchliche Größe zu berechnen und zu wägen, ſo nachdrücklich als richtig aus.

Ein König, welcher ſein Leben damit zugebracht, den Ueberfluß, die Eintracht und den Frieden in ſeinen Staaten zu unterhalten, wird nur einen kleinen Platz in der Geſchichte einnehmen. Man wird ganz kaltſinnig von ihm ſagen: er war gut; niemals aber wird man ſagen: er war groß. „Ludwig der Neunte würde ohne die betrübten Kreuzzüge vergeſſen ſeyn.

Hat man jemals von der Größe der Republik Sparta reden hören, welche in ihren Sitten unbeſtechlich, in ihren Geſetzen unbeweglich, und wegen ihrer weiſen und harten Kriegszucht unüberwindlich war? Wenn man ſich an die Größe Roms erinnert, denket man da wohl an das tugendhafte und freie Rom? Der Begriff, welchen man damit verknüpfet, iſt aus allen Urſachen ſeines Verfalls zuſammengeſetzet. Man nennet dasjenige ſeine Größe, was ſeinen Untergang nach ſich zog; den Glanz der Triumphe, das Geräuſch der Eroberungen, die thörichten Unternehmungen, ein nicht zu behauptendes Glück, beſtechende Reichthümer, den Schwulſt der Gewalt, und jene ungeheure Herrſchaft, deren Umfang ihre Schwäche ausmachte, und welche unter ihrer eigenen Laſt zu Boden zu ſinken im Begriff war.

Diejenigen, deren Beurtheilungskraft richtig genug iſt, daß ſie den moraliſchen Begriff der Größe durch dieſen ganzen phyſiſchen Zuſatz nicht verfälſchen, haben geglaubt, ſolche wenigſtens auf einige derjenigen Eigenſchaften einſchränken zu können, welche ſie begreifet. Denn wo wollen wir wohl einen großen Mann finden, wenn man dieſen Ausdruck nach aller ſeiner Schärfe nimmt?

Alexander beſaß einen großen Geiſt und eine ſtarke Seele. Allein ſiehet man unter allen ſeinen Entwürfen wohl denjenigen Plan der Gerechtigkeit und Weisheit, welcher eine erhabene Seele und einſichtsvolles Genie verkündiget? Dieſen Plan, welcher das Zukünftige erwäget und ordnet, wo jeder glückliche Erfolg ſeine Vortheile hat, wo alle unvermeidliche Uebel durch größere Güter erſetzet werden? Dedecto sine terrarum, per suum rediturus orbem, tristis est; ſagt Seneca. Cäſars Abſichten waren ſchöner und weiſer. Allein man muß ihn zuvörderſt von dem Verbrechen des Verraths reinigen, und den Bürger in dem Kaiſer entweder vergeſſen oder anerkennen, um den großen Mann in ihm zu finden. Faſt eben ſo verhält es ſich mit allen Fürſten, denen die Schmeichelei oder Bewunderung den Namen der Großen beigeleget. Sie waren es in einigen Theilen, in der Geſetzgebung, in der Staatskunſt, in der Kriegskunſt, in der Wahl derjenigen Menſchen, deren ſie ſich bedienet haben; und anſtatt zu ſagen: Er hatte dieſe oder jene große Eigenſchaft an ſich, ſagt man von dem Krieger, dem Staatsmanne, dem Geſetzgeber: Er iſt ein großer Mann! Huc et illut accedat, ut perfecta virtus sit, aequalitas ac tenor vitae per omnia constans sibi. Seneca.

Es gibt eine gemachte oder eingeführte Größe, welche mit der perſönlichen nichts gemein hat. Man muß Große in einem Staate haben, man hat aber nicht allemal große Männer. Man iſt alſo auf den Einfall gerathen, diejenigen, welche man nicht vergrößern konnte, ſo weit als nöthig war, zu erheben; und dieſe künſtliche Erhebung hat gleichfalls den Namen der Größe bekommen. Dieſer Ausdruck iſt alſo in der einfachen Zahl einer gedoppelten Bedeutung fähig, und die Großen haben ſich dieſer Zweideutigkeit gar bald zu Nutzen zu machen gewußt. Allein in der mehrern Zahl (die Größen) bedeutet dieſer Ausdruck nichts Perſönliches mehr; er iſt das Abſtractum von Groß in ſeiner politiſchen Bedeutung; ſo, daß ein großer Mann aller Unterſcheidungsmerkmale der Großen beraubet ſeyn, und ein Großer keine von denjenigen Eigenſchaften haben kann, welche den großen Mann ausmachen.

Allein ein Großer vertritt in dem Staate die Stelle eines großen Mannes; er hat das Gewicht deſſelben, ob es ſich gleich oft zuträgt, daß er deſſen Gründlichkeit nicht hat. Nichts iſt ſchöner, als das Verdienſt mit der Würde vereiniget zu ſehen; ſie ſind es zuweilen in vielerlei Abſichten, und unſer Jahrhundert hat Beiſpiele davon; allein, ohne auf irgend eine Zeit oder auf irgend ein Land eine Satire zu ſchreiben, wollen wir nur ein Wort von der Beſchaffenheit und den Sitten derjenigen Großen ſagen, deren es überall gibt, wobei wir uns doch zum voraus wider alle perſönliche Anſpielung und Anwendung verwahret haben wollen.

Ein Großer muß bei dem Volke ein Hofmann, und am Hofe ein Freund des Volkes ſeyn. Beide Verrichtungen erfordern entweder ein vorzügliches Verdienſt, oder an deſſen Statt ein äußeres Gewicht. Das Verdienſt kann nicht mitgetheilet, allein das Aeußere kann wohl vorgeſchrieben werden; man ſtudieret es; man ſetzet es zuſammen; es iſt eine fremde angenommene Perſon. Anſtand und Würde ſollten das Aeußere eines Großen ſeyn. Der Anſtand iſt eine verneinende Würde, welche darin beſtehet, daß man ſich nichts erlaube, was ſeinen Zuſtand erniedrigen oder entehren, und denſelben lächerlich oder verächtlich machen könnte. Das Aeußere der Größe muß nach dem Geſchmacke, der Denkungsart und den Sitten der Nationen beſtimmet werden. Eine ſtillſchweigende Ernſthaftigkeit iſt in Frankreich lächerlich; zu Athen würde ſie es auch geweſen ſeyn. Eine leichtſinnige Artigkeit wäre zu Lacedämon lächerlich geweſen; in Spanien würde ſie es noch ſeyn. Die herablaſſende Geſprächigkeit der Pairs in England würde einen Nobile von Venedig ſehr ſchlecht kleiden. Dieß lehren uns das Beiſpiel und der Gebrauch ohne Nachdenken. Es ſcheinet alſo etwas Leichtes, ein Großer mit Anſtand zu ſeyn.

Allein die poſitive Würde an einem Großen beſtehet in einer vollkommenen Uebereinſtimmung ſeiner Handlungen, ſeiner Sprache, kurz ſeiner Aufführung, mit der Stelle, welche er bekleidet. Allein dieſe Würde ſetzet ein Verdienſt voraus, und zwar ein Verdienſt, welches der Stelle, die man bekleidet, gleichkommt. Dieß iſt dasjenige, was man in Frankreich mit ſeiner Perſon bezahlen nennet. Es ſollten alſo die vornehmſten Perſonen in einem Staate auch die größten Dinge verrichten; eine Bedingung, welche immer mühſam und oft unmöglich zu erfüllen iſt.

Man hat alſo die Würde durch die Verzierung erſetzen müſſen, und dieſer Schritt hat ſeine Wirkung gethan; der große Haufen hat das Blendwerk für etwas Wirkliches gehalten, und die Perſon mit der Stelle, welche ſie bekleidet, verwechſelt. Es iſt dieſes ein Irrthum, den man ihm laſſen muß; denn die Verblendung iſt das Steuerruder des Pöbels.

Allein, es ſey uns erlaubt, es zu ſagen, die Großen ſind zuweilen die erſten, welche dieſes Blendwerk durch einen unverſtändigen Stolz zerſtreuen.

Derjenige, welcher bei der Größe nichts weiter thut, als ſolche vorſtellen, ſollte wiſſen, daß er nicht jedermann verblendet, und wenigſtens ſeiner Vertrauten ſchonen, um ſie dadurch zum Stillſchweigen zu bewegen. Wenn ein Mann, der die Sachen ſo ſiehet, wie ſie ſind, der den Vorurtheilen Achtung wiederfahren läßt, ſelbſt aber deren keine beſitzet, ſich mit ſeiner beſcheidenen Einfalt in dem Audienzſaal eines Großen zeiget; wenn ihn dieſer mit jener überlegenen Miene empfängt, welche beſchützet und demüthiget: ſo wird ſich der Weiſe darüber weder kränken noch verwundern; es iſt ſolches ein Schauſpiel für den Pöbel. Allein, wenn ſich dieſer verlaufen hat, und der Große ſeine froſtige und harte Ernſthaftigkeit noch immer beibehält, wenn ſeine Stellung und Sprache ſich nicht die Mühe nehmen, gefälliger zu werden; ſo gehet der ungekünſtelte, der redliche Mann lächelnd weg, und ſagt von dem ſtolzen Manne, was man von dem Schauſpieler Baro ſagt: Er ſpielet noch außer der Schaubühne.

Er ſagt es ganz leiſe, und ſagt es nur bei ſich ſelbſt; denn der Weiſe iſt ein guter Bürger. Er weiß, daß die Größe, wenn ſie gleich erdichtet iſt, Achtung verdienet; er wird in demjenigen, der ſie mißbraucht, die Ahnen ehren, die ſolche auf ihn fortgepflanzet haben, oder die Wahl des Fürſten, der ihn damit gezieret hat, oder die Verfaſſung des Staats, wie ſolche auch beſchaffen ſeyn mag, welche verlanget, daß die Großen ſowohl am Hofe, als auch unter dem Volke in Ehren ſeyn ſollen.

Allein, nicht alle diejenigen, welche die Scharfſinnigkeit des Weiſen beſitzen, beſitzen auch deſſen Mäßigung. Paucis imponit leuiter extrinsecus induta facies. — Tenue est mendacium: perlucet, si diligenter inspexeris. Seneca. In der geſitteten Welt hat vornehmlich die gekränkte Eitelkeit der Kleinen Luchsaugen, die ſtolze Kleinigkeit der Großen zu durchſchauen, und derjenige, der, wenn er andern das Gewicht ſeiner Größe fühlen läßt, auch zu gleicher Zeit das Leere in derſelben entdecken läßt, kann verſichert ſeyn, daß er unter allen Menſchen am härteſten beurtheilet wird.

Wenn ein Mann von Verdienſt zur Größe erhoben wird, ſucht er den Neid zu tröſten und der Bosheit zu entgehen. Allein, zum Unglücke fordert derjenige, der am wenigſten zu fordern hat, allemal das meiſte. Je weniger er ſeine Größe durch ſich ſelbſt zu behaupten im Stande iſt, deſto mehr ſtützet er ſie auf andere. Er verleibet ſich ſeine Güter, ſein Gefolge, ſeine Ahnen und ſeine Bedienten ein, und unter dieſem Gepränge hält er ſich für einen Koloß. Erinnert ihn, ſeine Hülle abzulegen, ſich deſſen zu entladen, was nicht ihm zugehöret; unterſcheidet ihn von ſeiner Herkunft und von ſeinem Range: ſo entreißet ihr ihm den ſchönſten Theil ſeines Daſeyns; wenn er auf ſich allein zurückgeführet wird, iſt er nichts mehr. Erſtaunt, ſich ſo erhaben zu ſehen, will er auch die Ehrfurcht einflößen, die er ſich ſelbſt einflößet; er gewöhnet ſich bei ſeinen Bedienten, freie Menſchen zu demüthigen, und jedermann iſt in ſeinen Augen Pöbel.

Asperius nihil est humili, qui surgit in altum.

Claud.

So wird der größte Theil der Großen an ſich zu Verräthern, und benimmt uns unſern Irrthum. Denn ein einziger Mißvergnügter, der um ihr Geheimniß weiß, wird hinlänglich ſeyn, es auszubreiten, und ſobald ihre Verblendung aufgehöret hat, iſt ihre Larve nichts weiter als lächerlich.

Wenn ſich ein Großer, welcher nöthig hat, den Pöbel zu verblenden, ſich mit ſolchen Perſonen beobachtet, welche denken können, und dasjenige zu ſich ſelbſt ſaget, was diejenigen zu ihm ſagen würden, denen er mit Hochmuth oder Verachtung begegnet iſt, ſo würde er ſagen: „Wer biſt denn du, „daß du die Menſchen verachteſt, und was erhebet dich über „ſie? Deine Verdienſte oder deine Tugenden? Allein, wie „viele unbekannte Menſchen gibt es nicht, welche tugendhaf„ter, arbeitſamer und nützlicher ſind, als du? Oder iſt es „etwa deine Geburt? Man verehret ſie; man grüßet in dir

„den Schatten deiner Vorfahren; aber darf wohl der Schat„ten auf die Ehrerbietung ſtolz thun, welche man dem Körper „erweiſet? Du würdeſt Urſache haben, dich zu rühmen, wenn „man deinen Namen deinen Ahnen gäbe, ſo wie man dem „Vater des Kato den Namen dieſes ſeines Sohnes, das Licht „Roms, beilegte. Allein, was für einen Stolz kann dir ein „Name einflößen, der dir nichts zu verdanken hat, und den „du blos von dem Ungefähr empfangen haſt? Die Geburt „erwecket in großen Seelen Nacheiferung, in kleinen aber Stolz. „Höre ſolche Männer, welche edel dachten und die Menſchen „zu ſchätzen wußten. Keine Könige, welche nur Sklaven zu „Ahnen hatten; keine Sklaven, deren Ahnen Könige waren. „Plato. Niemand iſt um unſerer Ehre willen geboren; was „vor uns war, gehöret uns nicht zu. Seneca. Befrage dich, „kehre in dich ſelbſt zurücke. **Nudum inspice animum, in„tuere, qualis quantusque sit, alieno an suo magnus.** „Eben derſelbe.“

Nur allein die wahre Größe, wird man ſagen, kann dieſe Probe aushalten; die gemachte Größe macht nur durch ihr Aeußeres Eindruck. Laß ſie ein ſchwülſtiges Gefolge und einfache Sitten haben; was ſie Ueberwiegendes hat, rühret von dem Staate und nicht von der Perſon her. Aber ein Großer, deſſen Seele ſchwülſtig iſt, wird jedem von uns beleidigend ſeyn. Er iſt der Menſch, der zu andern Menſchen ſaget: Du kriecheſt weit unter mir; nicht von der Höhe ſeines Ranges, ſondern von der Höhe ſeines Stolzes blicket er auf uns nieder und verachtet uns.

Allein, iſt nicht ein überlegenes Verdienſt nöthig, einfache Sitten in einem erhabenen Range beizubehalten? Vielleicht; vielleicht aber iſt ſolches auch ein Beweis, daß es ſehr ſchwer iſt, die Größe mit Anſtand zu bekleiden, ohne ſie auszufüllen, und nicht überall, wo man außer ſeiner wahren Stelle iſt, lächerlich zu werden.

Wenn ein Großer zugleich ein großer Mann iſt, ſo nimmt er ſeine Zuflucht weder zu jenem demüthigenden Stolze, welcher der Affe der Würde iſt, noch der überwiegenden Pracht, welche das Geſpenſt der Ehre iſt, und den hohen Adel durch die Peſt des Beiſpiels und durch die Nacheiferung der Eitelkeit zu Grunde richtet.

In den Augen des Pöbels, in den Augen des Weiſen, ſelbſt in den Augen des Neides, darf er ſich nur zeigen, wie er iſt. Die Hochachtung kömmt ihm zuvor, die Ehrfurcht umgibt ihn; ſeine Tugend bedecket ihn völlig; ſie iſt ſein Gefolge und ſeine Pracht. Vergebens verſammlet ſich ſeine Größe in ihm ſelbſt, vergebens entziehet ſie ſich unſrer Ehrerbietung; unſere Ehrerbietung ſuchet ihn auf*). Allein, wie ſehr iſt nicht eine edle und reine Empfindung von der wahren Größe nöthig, wenn man nicht befürchten darf, ſie zu erniedrigen, wenn man ſie gleich alles deſſen beraubet, was ihr nicht eigenthümlich gehöret! Welcher unter den Großen unſers Jahrhunderts würde ſich wohl bei der Zurichtung ſeines Gemüſes, ſo wie Fabricius von den Geſandten des Pyrrhus, überraſchen laſſen?

Von dem Hofe.

Man kann einem Menſchen faſt keinen rühmlichern Verweis geben, als wenn man von ihm ſagt, daß er keinen Hofmann vorſtellen könne. Es iſt faſt keine Gattung der Tugenden, die man ihm nicht durch dieſes einzige Wort beileget.

Ein Menſch, der ein Hofmann iſt, herrſchet über ſeine Gebärden, Augen und Mienen. Er iſt verſchlagen und unergründlich. Er thut, als ob er von den Streichen, die ihm andere machen, nicht das geringſte wüßte, er lächelt gegen ſeine Feinde; er thut ſich ſelbſt Zwang an, er verbirgt ſeine Leidenſchaften, verläugnet die Regungen ſeines Herzens, und redet und handelt gegen ſeine eigne Meinungen. Dieſe große Verſchlagenheit iſt aber nichts anders als das Laſter, das man, deutlich zu reden, die Falſchheit nennet, und iſt dem Höfling zu ſeinem Glück eben ſo wenig nütze, als die Freimüthigkeit, die Aufrichtigkeit und die Tugend.

---

*) Siehe la Bruyere von dem perſönlichen Verdienſte.

Wer kann wohl den veränderlichen Farben, die nach dem verſchiedenen Geſichtspunkt, aus dem man ſie betrachtet, ſelbſt verſchieden ſind, ihren rechten Namen geben? Wer kann alſo wohl den Hof beſchreiben?

Sich dem Hofe einen Augenblick lang entziehen, das heißt ſo viel, als demſelben entſagen. Der Hofmann, der ihn des Morgens geſehen hat, ſiehet ihn auch des Abends, um ihn den andern Tag wieder anſchauen zu können; oder damit er ſelbſt bemerkt werde.

Man iſt bei Hof klein, und ſo eitel, als man auch ſeyn mag, ſo iſt man doch daſelbſt davon überzeugt; aber man iſt es nicht allein, man hat gar zu viel ſeines gleichen; ſelbſt die Großen machen bei Hof eine kleine Figur.

Die Provinz iſt die Gegend, wo der Hof, gleichſam von ſeinem rechten Geſichtspunkt aus, fürtrefflich zu ſeyn ſcheinet; nähert man ſich aber demſelben, ſo verringern ſich ſeine Annehmlichkeiten, wie bei perſpektiviſch zuſammengeſetzten Dingen, wenn man ſie allzu nahe ſieht.

Es iſt ſchwer, ſich an ein Leben zu gewöhnen, das man in dem Vorzimmer, in den Vorhöfen, oder auf der Treppe zubringen muß.

Der Hof macht uns nicht vergnügt, er verhindert uns nur, anderswo vergnügt zu ſeyn.

Ein rechtſchaffener Mann muß ſich ein wenig mit dem Hofe bekannt machen. Er entdecket bei dem Eintritt in denſelben gleichſam eine neue Welt, die ihm bisher unbekannt geweſen iſt, wo er das Laſter und die gute Lebensart in gleichem Maaß herrſchen ſieht, und wo ihm ſowohl das Gute als das Böſe nützlich ſeyn kann.

Der Hof iſt wie ein Gebäude von Marmor, ich will ſo viel ſagen, daß er aus harten, aber ſehr polirten Leuten beſtehet.

Man geht manchmal an den Hof, um davon wieder zurück zu kommen, und ſich dadurch bei dem Adel ſeiner Provinz oder bei der Geiſtlichkeit derſelben einiges Anſehen zu machen.

Der Goldſticker und der Zuckerbäcker würden lauter unnütze Waaren machen, wenn man beſcheiden und mäßig lebte. Die Höfe würden wüſte werden, und die Könige würden faſt in der Einſamkeit leben müſſen, wenn man ſich der Eitelkeit und des Eigennutzes entledigte. Die Menſchen wollen einigermaßen Sklaven ſeyn, um dadurch anderwärts ihre Herrſchſucht befriedigen zu können. Es ſcheint, als ob man den Vornehmſten bei Hof die hohe, ſtolze und befehlshaberiſche Mienen im Großen lieferte, um ſie in den Provinzen ins Kleine wieder an den Mann zu bringen; ſie machen es daſelbſt gerade ſo, wie man es ihnen macht. Sie ſind wahrhafte Affen der Könige.

Nichts verſtellet die Höflinge mehr, als die Gegenwart des Fürſten. Kaum kann ich ſie noch an ihren Geſichtern kennen; ihre Züge ſind in völliger Unordnung, und ihre Unerſchrockenheit iſt ziemlich gemindert. Die übermüthigſten und ſtolzeſten Leute werden am meiſten gedemüthiget, denn ſie verlieren am meiſten von dem ihrigen. Wer ehrlich und beſcheiden iſt, der kömmt am beſten dabei durch; er hat nichts an ſich, das einer Veränderung bedarf.

Die Hofluft iſt anſteckend. Man ſchöpft ſie zu Verſailles, ſo wie man die Normänniſche Ausſprache zu Rouen, oder zu Falaiſe ſich angewöhnet. Man bemerket ſie ſchon bei den Hoffouriers, bei kleinen Einnehmern, bei den Aufſehern über das Obſt; man kann daſelbſt mit einem ſehr mittelmäßigen Verſtand ziemlich weit kommen. Ein Mann von erhabenen Eigenſchaften und von gegründeten Verdienſten hält dieſe Art des Talents für nicht ſo wichtig, daß er eine Hauptabſicht haben könnte, ſich es eigen zu machen. Er erwirbt es, ohne daß er darauf bedacht geweſen iſt, und es fällt ihm nicht ein, ſich es wieder abzugewöhnen.

N** macht bei ſeiner Ankunft ein großes Geräuſch; er dringet durch den Haufen, er läßt ſich Platz machen, er ſcharret, faſt klopft er an, er ſagt ſeinen Namen: Man erholt ſich wieder, er wird nur mit dem großen Haufen hineingelaſſen.

Es gibt manchmal an den Höfen gewiſſe Erſcheinungen abenteuerlicher und kühner Leute, die von freiem und gemeinthuendem Weſen ſind, die ſich ſelbſt aufführen, die verſichern, daß ſie in ihrer Kunſt alle die Geſchicklichkeit beſitzen, welche andern mangelt, und denen man auf ihr Wort glaubt. Indeſſen machen ſie ſich den öffentlichen Irrthum und die Neubegierde der Leute zu Nutzen. Sie drängen ſich durch den Haufen, und gelangen bis zu dem Ohr des Fürſten, mit welchem ſie der Höfling ſprechen ſieht, da er ſich indeſſen glücklich ſchätzt, daß er nur von ihm geſehen wird. Dieſes iſt dabei das bequemſte für die Großen, daß man ſie ohne viele Folgen um ſich leiden, und gleichergeſtalt ihnen auch den Abſchied geben kann. Alsdann verſchwinden ſie, und ſind zugleich in Mißkredit; und die Leute, die ſie betrogen haben, ſind bereit, ſich noch von mehreren betrügen zu laſſen.

Ihr ſehet Leute hereintreten, die euch nur nachläßig grüßen, die euch kaum über die Achſel anſehen, die ſich brüſten wie eine Weibsperſon. Sie fragen euch, ohne euch anzuſehen, ſie reden mit lauter Stimme, welche anzeigen ſoll, wie ſehr ſie über die Anweſende erhaben zu ſeyn glauben. Sie ſtehen ſtill, und man ſammelt ſich um ſie herum; ſie führen das Wort, ſie nehmen ſich ein Vorrecht über die Geſellſchaft heraus, und beharren in dieſer lächerlichen und nachgeäfften Höhe, bis ein Großer dazu kömmt, der ſie auf einmal durch ſeine Gegenwart ſtürzet, und ſie zu ihrer natürlichen Aufführung wieder zu kehren zwinget, die ihnen in der That weit beſſer anſteht.

Die Höfe können nicht ohne eine gewiſſe Art von Höflingen ſeyn, die gegen das Frauenzimmer ſchmeichleriſch, gefällig, und ihm ganz ergeben ſind. Sie ſorgen für die Beluſtigungen deſſelben, ſie erforſchen ſeine Schwachheiten, ſie ſchmeicheln ſeinen Leidenſchaften; ſie blaſen ihnen unflätige Zoten ins Ohr, ſie reden von ihren Männern und Liebhabern ſo, wie es ſich ſchickt, ſie errathen ihren Verdruß, ihre Krankheiten, und beſtimmen die Zeit ihrer Niederkunft. Sie erdenken neue Moden, ſie ſinnen auf die Pracht und die Verſchwendung, und lehren dieſem Geſchlecht die geſchwindeſten Mittel, ſein Vermögen in Kleidern, in Hausrath und prächtigem Aufzug zu verthun. Sie ſelbſt ſind mit Kleidern verſehen, auf deren Reichthum und Erfindung einander den Rang ſtreitig machen, und ſie bewohnen keinen alten Palaſt, ohne ihn vorher ausgebeſſert und verſchönert zu haben. Sie eſſen köſtlich, und ſuchen alle Künſte hervor, um ihren Geſchmack zu reizen. Da muß keine Art der Wolluſt erdacht werden können, darin ſie nicht einen Verſuch machen, und von der ſie nicht viel erzählen ſollten. Sie ſind niemand als ſich ſelbſt ihr Glück ſchuldig, und ſie ſuchen es mit eben der Geſchicklichkeit, mit der ſie es gemacht haben, zu erhalten. Verächtlich und voller Hochmuth reden ſie nicht mehr Leute, die ihres gleichen waren, an, ſie grüßen ſie nicht mehr, ſie reden, wenn alle andere ſchweigen. Sie gehen an gewiſſe Oerter, und zwar zu einer ſolchen Zeit, wo die Großen nicht das Herz haben, ſich ſehen zu laſſen. Ungeachtet der langwierigen Dienſte, der erhaltenen Wunden, der ſchönen Ehrenſtellen, und der großen Titel können dieſe doch kein ſo unerſchrockenes Geſicht, noch ein ſo freies Weſen zeigen. Jene finden bei den größten Fürſten Gehör, ſie nehmen an allen ihren Ergötzlichkeiten und an allen ihren Feſtins Antheil. Sie kommen faſt niemals aus dem Louvre, oder aus dem Schloß, ſie leben und thun daſelbſt, als ob ſie zu Haus unter ihrer Familie wären, es iſt, als wenn ſie ſich an tauſend Oertern vervielfältigten, ſie ſind die erſten Geſichter, welche den zum erſtenmal nach Hof kommenden Fremden in die Augen fallen. Sie umfangen andere, man fällt ihnen wieder um den Hals, ſie lachen, ſie ſchreien, ſie ſind luſtig, ſie erzählen, ſie laſſen ſich zu allerhand gebrauchen, ſie ſind reich, ſie leihen Geld aus, und ſie bedeuten übrigens nicht viel.

Sollte man nicht von Cimon und Clitander glauben, daß ſie allein mit allen Staatsgeſchäften beladen ſeyn und allein dafür ſtehen müſſen? Wenigſtens hat der eine die Sachen zu Land, und der andere das Seeweſen auf ſich. Man müßte, wenn man ſie vorſtellen wollte, die Geſchäftigkeit, die Unruhe, die Neugierigkeit, die Arbeitſamkeit und ſelbſt die Bewegung malen können. Niemals hat man ſie ſitzend, ſchlüſſig, und zu etwas beſtimmt geſehen; wer kann wohl ſagen, daß er ſie habe gehen ſehen? Man ſieht ſie laufen, faſt im Sprung mit andern reden, und um etwas fragen, ohne auf die Antwort zu warten. Sie kommen nirgendswo her, und gehen nirgendswo hin, ſie gehen und kommen wieder zurück; haltet ſie ja nicht in ihrem eilfertigen Laufen auf, ihr würdet ihre Maſchine aus dem Gange bringen, fraget ſie doch um nichts, oder gebt ihnen wenigſtens die Zeit, auszuſchnaufen und ſich zu erinnern, daß ſie nichts zu thun haben, daß ſie bei euch lange bleiben, und euch ſogar dahin folgen können, wohin ihr ſie mitnehmen wollet. Sie ſind keine Trabanten des Jupiters, das iſt, ſie drängen und umgeben den Fürſten nicht, aber ſie verkündigen ihn, und laufen vor ihm her, ſie werfen ſich ungeſtümmer Weiſe in den Haufen der Hofleute, alles, was ihnen in den Weg kömmt, iſt in Gefahr; ihre Profeſſion beſteht darin, daß ſie ſich ſehen laſſen, und oft wieder zum Vorſchein kommen, und ſie legen ſich nicht zu Bette, ohne ihr ſo ernſthaftes und dem Staat ſo nützliches Amt verrichtet zu haben. Sie haben übrigens von allen wichtigen Neuigkeiten gründliche Nachricht. Sie haben bei Hofe von allem dem genaue Wiſſenſchaft, worin man daſelbſt unwiſſend ſeyn darf; es fehlet ihnen an keiner Eigenſchaft zu einer mittelmäßigen Beförderung. Indeſſen ſind ſie zu allem dem aufgeweckt und unverdroſſen, was ſie ſich wohlanſtändig zu ſeyn glauben; ſie ſind einigermaßen zu Unternehmungen beherzt, leichtſinnig und voreilig; ſie laſſen übrigens die Sachen gehen, wie ſie wollen; ſie ſuchen ſich dem Glücke in die Schooß zu ſetzen, ſie ſind aber viel zu weit zurück, als daß ſie dahin gelangen könnten.

Ein Hofmann, der keinen allzu ſchönen Namen hat, muß ihn unter einem beſſern verbergen *). Aber hat er nun einen gefunden, den er führen kann, ſo muß er alsdann zu verſtehen geben, daß derſelbe der fürnehmſte von allen Namen iſt, gleichwie ſein Haus vor allen andern das älteſte iſt. Er muß hierin den Lothringiſchen Prinzen, den Rohans, den Chatillons,

---

*) Vielleicht zielet hier der Verfaſſer auf das Haus Bouillon. Bouillon aber heißt auf franzöſiſch ſo viel als eine Brühe oder Suppe.

den Montmorencis, und wo möglich, ſogar den Prinzen vom Geblüte den Vorzug ſtreitig machen. Er muß von nichts als von Herzogen, von Cardinälen und Miniſtern ſprechen; in alle Unterredungen ſeine väterliche und mütterliche Ahnen einmiſchen, und die Reichsfahne, nebſt den Kreuzzügen dabei anzubringen wiſſen. Er muß Säle haben, die mit ſeinen Stammbäumen, mit Schildern von ſechszehn Feldern und mit den Gemälden ſeiner Ahnen und ſeiner Anverwandten ausgezieret ſind. Er muß ſich auf ſein Schloß mit alten Thürmen, Zinnen und Bruſtwehren etwas zu gut zu thun wiſſen. Er muß bei jeder Gelegenheit ſprechen: Mein Haus, meine Linie, mein Name und mein Wappen. Er muß von jenem ſagen, er iſt nicht von Stand, von jener, daß ſie kein Fräulein iſt, oder wenn man ihm erzählet, daß Hyacinth glücklich geweſen iſt, fragen, ob er vom Adel iſt. Manche werden über dieſe unzeitige Reden lachen, aber er wird ſie lachen laſſen. Andere werden luſtige Erzählungen davon machen, aber er wird ihnen nicht wehren, zu erzählen. Er wird beſtändig ſagen, daß er unmittelbar den Rang nach dem königlichen Hauſe habe, und er wird es ſo oft ſagen, daß man es ihm endlich glauben wird.

Es iſt eine große Einfalt, nach Hof das geringſte bürgerliche zu bringen, und keinen Edelmann daſelbſt vorzuſtellen.

Mit dem Eigennutze legt man ſich bei Hof zu Bette, und ſteht damit wieder auf. Damit hat man Frühe und Abends, Tag und Nacht zu thun. Das iſt die Urſache, daß man denkt, daß man redet, daß man ſchweiget, daß man ſich beſchäftiget. In dieſer Abſicht redet man die einen an, und läßt die andern ſtehen, deswegen ſteigt man auf und ab. Nach dieſer Richtſchnur pflegt man ſeine Bemühungen, ſeine Gefälligkeiten, ſeine Hochachtung, ſeine Gleichgültigkeit und ſeine Verachtung abzumeſſen. Wenn gleich manche aus der Liebe zur Tugend ſich der Weisheit und Mäßigung nähern wollen, ſo reißet ſie doch der Strom des Ehrgeizes, als ihres erſten Beweggrundes, mit den Geizigen in ihren Begierden am ungeſtümmſten und ehrgeizigſten fort; wie iſt es möglich, unbeweglich zu bleiben, wo alles geht und in Bewegung iſt, und nicht zu laufen, wenn andere laufen. Man glaubt ſogar, daß man ſeine Erhebung und ſein Glück ſich ſelbſt zu danken habe; hat einer bei Hofe ſein Glück nicht gemacht, ſo meynt man, daß er nicht dazu beſtimmt geweſen ſey, und es hat keine Appellation davon ſtatt. Wird man ſich indeſſen vom Hofe entfernen, ohne vorher den geringſten Vortheil davon erhalten zu haben? Wird man den Entſchluß nehmen, daſelbſt zu bleiben, ohne Gnadenbezeugungen und Belohnungen zu empfangen? Das ſind in der That ſo gefährliche, ſo verwirrte, ſo ſchwer zu entſcheidende Fragen, daß eine unendliche Zahl von Hofleuten über das Ja und Nein derſelben alt wird, und in der Ungewißheit ſtirbt.

Nichts iſt bei Hofe verächtlicher und unwürdiger, als ein Menſch, der nichts zu unſerm Glücke beitragen kann. Ich wundere mich, daß er ſich noch mag ſehen laſſen.

Wenn derjenige, welcher einen Menſchen ſeines Standes und Alters, in deſſen Geſellſchaft er das erſtemal nach Hof gekommen iſt, weit hinter ſich zurückgelaſſen hat, eine gründliche Urſache, von ſeinen Verdienſten eingenommen zu ſeyn, und ſich mehr zu dünken, als jener andere, zu haben glaubet, ſo erinnert er ſich vielleicht nicht mehr, was er vor ſeinem Glücke von ſich ſelbſt, und von denen, die ihm zuvorgekommen ſind, geurtheilet hat.

Das iſt ſchon ein großer Vortheil, den wir von unſerm Freund erhalten, wenn wir von ihm, nachdem er ſich in großes Anſehen geſetzt hat, ſagen dürfen, daß er mit uns in Bekanntſchaft ſtehe.

Wenn der Günſtling ſich die Gnade, in der er ſtehet, zu Nutzen macht, wenn er ſich des guten Windes, der ihm in ſeiner Fahrt günſtig iſt, bedienet; wenn er auf alles, was offen ſteht, auf Ehrenſtellen und Abteien ſeine Augen richtet, um darum zu bitten und ſie zu erhalten; wenn er mit Gnadengeldern, mit Dekreten, mit Anwartſchaften verſehen iſt, ſo tadelt ihr ſeine Unerſättlichkeit und ſeinen Ehrgeiz; ihr ſaget, daß ihn alles in Verſuchung führe, daß ſich alles für ihn, für die ſeinigen und für ſeine Kreaturen ſchicke, und daß er allein, wegen der Anzahl und der Verſchiedenheit der Gnadenbezeigungen, mehr als ein Glück gemacht habe. Was hat er aber anderſt thun ſollen? Wenn ich nicht ſowohl nach euren Reden, als nach der Parthie, die ihr ſelbſt würdet genommen haben, urtheilen ſollte, ſo würde ich ſagen, daß er gerade das gethan hat, was ihr gethan hättet.

Man tadelt die Leute, welche ein großes Glück gemacht haben, ſo lange als ſie noch im Glück ſind, aber gewiß aus keinem andern Grunde, als weil man wegen der Mittelmäßigkeit ſeines eigenen Glücks aller Hoffnung entſaget, jemals in ihre Umſtände zu kommen, und ſich den Verweis, den man ihnen gibt, zuziehen zu können. Wäre man fähig, in ihren Platz einzutreten, ſo würde man bald fühlen, daß ſie nicht ſo unrecht haben, und man würde mehr an ſich halten, aus Furcht, ſich zum voraus zu verurtheilen.

Man muß nichts vergrößern, noch von den Höfen wider die Wahrheit übel ſprechen. Man unternimmt daſelbſt wider den wahren Verdienſt nichts weiter, als daß man ihn manchmal unbelohnt läßt. Man verachtet ihn daſelbſt nicht allezeit, wenn man nur einmal fähig geweſen iſt, ihn zu entdecken; man vergißt ihn nur, und da iſt eben der Ort, wo man entweder nichts, oder ſehr wenig für Leute thut, für welche man viele Hochachtung hat.

Es iſt ſchwer, daß bei Hofe unter ſo vielen Steinen, die man zu dem Gebäude ſeines Glückes braucht, nicht einer und der andere morſch ſeyn ſollte. Einer meiner Freunde hat verſprochen, für mich zu reden, und er redet nicht; der andere ſpricht mit ſchlechtem Nachdruck; dem dritten entwiſchen Reden, die wider meinen Vortheil und ſeine eigne Abſichten laufen. Jenem fehlt es am guten Willen, dieſem an Geſchicklichkeit und Klugheit; und alle zuſammen haben viel zu wenig ernſtliches Verlangen, mich glücklich zu ſehen, als daß ſie alle ihre Kräfte anwenden ſollten, mir dazu zu helfen. Ein jeder erinnert ſich zwar alles deſſen, was es ihn gekoſtet hat, ſich in die Höhe zu bringen, er vergißt nicht die Beihülfe andrer, die ihm den Weg dazu gebahnt haben; ja man würde geneigt ſeyn, die Dienſte, die man von andern erhalten hat, durch ähnliche Bemühungen für andere zu rechtfertigen. Allein ſo iſt leider, nach gemachtem Glücke, die erſte und einzige Sorge, blos an ſich ſelbſt zu denken.

Die Hofleute wenden das, was ſie an Verſtand, an Geſchicklichkeit und Verſchlagenheit beſitzen, nicht dazu an, daß ſie Mittel finden könnten, ihre Freunde, die ſie um Hülfe anflehen, ſich verbindlich zu machen; ſie bedienen ſich deſſen nur, um ſcheinbare Urſachen, gültige Vorwände, und die von ihnen ſogenannte Unmöglichkeit, etwas zu thun, ausfindig zu machen, und ſie glauben hierdurch ihrer Seits, ſich von allen Pflichten der Freundſchaft und Erkenntlichkeit loszuwickeln.

Niemand will bei Hofe eine Sache einleiten, man erbietet ſich nur, ſie zu unterſtützen; denn man urtheilet von andern nach ſich ſelbſt, und hoffet, daß ſie niemand einleiten werde, mithin man auch ſie nicht unterſtützen dürfe. Das iſt eine angenehme und höfliche Art, ſein Anſehen, ſeine Dienſte und ſeine Vermittelung Leuten abzuſchlagen, die ihrer benöthiget ſind.

Wie viele überhäufen euch nicht mit Liebkoſungen, wenn ſie allein bei euch ſind, wie viele lieben und ehren euch nicht, und gerathen doch in Verwirrung, wenn ſie euch an öffentlichen Oertern ſehen, oder wenden bei dem Aufſtehen des Königs, oder in der Meſſe die Augen von euch ab. Die Anzahl ſolcher Hofleute iſt klein, welche entweder aus Großmuth, oder aus dem beſondern Vertrauen, daß ſie auf ſich ſelbſt ſetzen, ſich erkühnen, dem Verdienſt, der einſam und von großen Ehrenſtellen entblößet iſt, vor der ganzen Welt ſeine Achtung zu bezeugen.

Ich ſehe einen Mann mit einem großen Gefolge, aber er ſtehet in einem wichtigen Poſten. Ich ſehe einen andern, dem jedermann ſeine Ehrerbietung bezeiget, aber er ſtehet in der Gnade. Jenen umarmet man, man ſchmeichelt ihm, ſelbſt Große thun es; aber er iſt reich; dieſen betrachtet jedermann neugierig, man zeigt mit Fingern auf ihn; aber er iſt gelehrt und beredt. Ich entdecke einen, den niemand vergißt zu grüßen, aber er iſt boshaft. Ich wünſche mir einen Mann, der ſonſt nichts als ein gutes Herz hat, und um den man ſich doch Mühe gibt.

Kaum wird einer in einen neuen Poſten geſetzt, ſo ergießen ſich die Lobeserhebungen, und überſchwemmen den Hof und die Kapelle, ſie dringen auf die Treppe, auf die Säle, in die Gallerien, in das ganze Zimmer; man überſchreitet die Wahrheit, man weiß ſich gar nicht zu mäßigen. Nicht zwei Stimmen ſind über ſo eine Perſon uneinig; der Neid und die Eiferſucht, beide führen die Sprache der Schmeichelei. Alle laſſen ſich von dem Strome fortreißen. Ungeſtümm nimmt er ſie mit ſich und zwinget ſie, ſowohl von einem Menſchen zu reden, was ſie von ihm denken, oder nicht denken, als einen zu loben, den ſie nicht kennen. Ein Mann, welcher Verſtand, Verdienſte oder Herz hat, wird auf einmal ein Geiſt der erſten Größe, ein Held, ein Halbgott. Man übertreibt die Schmeichelei ſo ſehr in den Schilderungen, die man von ihm macht, daß er neben ſeiner Schilderei ganz ungeſtalt zu ſeyn ſcheinet. Es iſt unmöglich, daß er jemals dahin gelangen könnte, wohin ihn die Niederträchtigkeit und die Schmeichelei ſetzet; er erröthet über ſeinen eignen Ruhm. Fängt er aber an in dem Poſten, zu dem er gelangt war, zu wanken, ſo fängt auch jedermann an, andere Gedanken zu hegen; und iſt ſein gänzlicher Sturz erfolgt, ſo ſind die Maſchinen, welche ihn durch Beifall und Lobſprüche ſo hoch erhoben, ſchon bereit, ihn in die äußerſte Verachtung zu ſtürzen. Ich will ſo viel ſagen, daß ihn niemand mehr verunglimpfet, daß niemand mehr auf ihn losziehet, daß niemand übler von ihm ſpricht, als die, welche gleichſam von der Wuth, Gutes von ihm zu ſprechen, beſeſſen waren.

Man kann von einem hohen und gefährlichen Poſten wohl ſagen, daß es leichter ſey, ſich in denſelben zu ſchwingen, als ſich darin zu erhalten.

Man ſieht, daß manche von ihrem hohen Glücke durch eben die Fehler geſtürzt werden, durch die ſie zu demſelben geſtiegen ſind.

Man hat bei Hofe zwei Arten, ſich, wie man ſpricht, von Leuten loszumachen, oder ihnen den Abſchied zu geben. Entweder muß man gegen ſie verdrüßlich thun, oder man muß ihnen ſo zu begegnen wiſſen, daß ſie ſelbſt über euch verdrüßlich werden und eurer ſatt bekommen müſſen.

Zwei Urſachen ſind es, wegen welcher man bei Hofe von jemand Gutes ſpricht; einmal, daß es ihnen zu Ohren kommen möge, wie viel Gutes wir von ihnen ſprechen, und ſodann, daß ſie ſelbſt von uns vortheilhaft ſprechen mögen.

So gefährlich als es bei Hofe iſt, zuerſt ſeine Dienſte anzubieten, ſo verwirrend iſt es, ſie nicht anzubieten.

Es gibt Leute, die blos daher, daß ihnen ein Geſicht oder ein Namen unbekannt iſt, Gelegenheit nehmen, darüber zu lachen und ihre Verachtung zu bezeigen. Sie fragen, wer dieſer oder jener Menſch ſeyn mag. Es iſt weder Rouſſeau, noch Fabri, noch la Couture. Es iſt nicht möglich, daß ſie ihn verkennen ſollten.

Man ſagt mir von dieſem Menſchen ſo viel Böſes, und ich ſehe doch deſſen ſo wenig an ihm, daß ich auf den Argwohn komme, ob er nicht ungeſtümme Verdienſte haben möchte, die anderer ihre verdunkeln.

Ihr ſeyd ein ehrlicher Mann, ihr ſuchet den Günſtlingen weder zu gefallen noch zu mißfallen, ihr ſeyd blos eurem Herrn und eurer Pflicht zugethan; ihr ſeyd verloren.

Die Unverſchämtheit kommt nicht von eigner Wahl, ſondern von dem Temperament her. Es iſt ein Laſter, aber es iſt natürlich. Derjenige, welchem es nicht angeboren iſt, iſt beſcheiden, und geht nicht ſo leicht von dieſem äußerſten zum andern über. Es wäre eine ſehr unnützliche Lehre, wenn man ihm ſagen wollte: Seyn ſie doch unverſchämt, und es wird ihnen gelingen; eine ſchlechte Nachahmung würde ihm ſehr wenig Vortheil ſchaffen, und ſeine Abſichten würden dadurch ſcheitern. Es wird nichts geringeres, als eine wahrhafte und ungezwungene Unverſchämtheit erfordert, wenn man bei Hofe fortkommen will.

Man ſuchet, man gibt ſich alle Mühe, man macht allerhand Anwerbungen, man quälet ſich, man ſucht an und wird abgewieſen; man ſucht noch einmal an, und erhält es, aber wie man ſpricht, ohne darum nachgeſucht zu haben, und zu einer Zeit, wo man nicht daran dachte, ja wo man auf ganz was anderes dachte. Veraltete Redensarten! unſchuldige Lügen! die niemand hinter das Licht führen.

Man kehrt allerhand Mittel vor, um zu einem groſſen Poſten zu gelangen, man hält alle ſeine Maſchinen fertig, alle Maasregeln ſind gut genommen, und man hoffet, daß alles nach Wunſch gehen werde. Die einen ſollen die Sachen einleiten und die andern ſollen ſie unterſtützen. Der Köder iſt ſchon gelegt, und die Mine iſt bereit, zu ſpringen. Alsdann entfernet man ſich von Hofe. Wer würde von Artemon glauben können, daß er zu der Zeit, da man ihn von ſeinen Gütern, oder von ſeiner Statthalterei abrufet, um ihn in einen ſo ſchönen Poſten zu ſetzen, wer würde glauben, daß er ſich die geringſte Gedanken darauf gemacht habe? Das ſind ſo ſchlechte Künſte und ſo verbrauchte Streiche, daß ich, um die Leute hinter das Licht zu führen, und vor ihnen meinen Ehrgeiz zu verbergen, lieber unter den Augen des Fürſten ſeyn wollte, damit ich die Gnade, um die ich am begierigſten nachgeſuchet hätte, von ſeinen eignen Händen erhalten möchte.

Die Menſchen wollen nicht, daß man die Abſichten, die ſie in Anſehung ihres Glückes haben, entdecke, noch daß man ihre Gedanken, die ſie auf dieſe oder jene Bedienung richten, errathe. Denn wenn ſie ſelbige nicht erhalten, ſo glauben ſie, daß es eine Schande ſey, abgewieſen zu werden; gelangen ſie aber dazu, ſo denken ſie, es ſey ihnen viel rühmlicher, von dem, der ſie ihnen gibt, derſelben würdig geachtet zu werden, als ſich ſelbſt durch ihre Kunſtgriffe und Kabalen dieſen Werth beizulegen. Sie finden ſich alſo ſowohl durch die Ehrenſtelle, als durch ihre Beſcheidenheit gezieret.

Was iſt wohl ſchändlicher, eine Stelle, die man verdienet, ſich abgeſchlagen zu ſehen, oder ſie zu bekleiden, ohne genug Verdienſte dazu zu beſitzen?

So ſchwer als es auch iſt, ſich bei Hofe feſtzuſetzen, ſo iſt es doch weit ſchwerer und mühſamer, ſich einer Stelle würdig zu machen.

Es koſtet nicht ſo viel, es dahin zu bringen, daß die Leute fragen: Warum hat er dieſen Poſten erhalten? als daß ſie fragen müſſen: Warum iſt ihm dieſer Poſten nicht zu Theil worden?

Man ſuchet um Bedienungen in der Stadt an, man ſtrebet nach einer Stelle in der franzöſiſchen Akademie, man verlangt das Konſulat: Könnte man wohl weniger Gründe haben, ſich von den erſten Lebensjahren an zu erhabenen Stellen geſchickt zu machen, und alsdann ohne Geheimniß und ohne Kabalen, ſondern mit Vertrauen und Freimüthigkeit ſeinem Vaterlande, ſeinem Fürſten, und dem Staate zu dienen verlangen?

Ich kenne keinen Hofmann, dem der Fürſt eine einträgliche Statthalterſchaft, einen erhabnen Poſten, oder ein anſehnliches Gnadengeld zugeſtanden hat, welcher nicht entweder aus Eitelkeit, oder aus angenommener Uneigennützigkeit verſichern ſollte, daß er nicht ſowohl über die Gnade ſelbſt, als über die Art, mit der ſie ihm erwieſen worden iſt, vergnügt ſey. Das ſicherſte und unzweifelhafteſte dabei iſt dieſes, daß er es ſagt.

Es läßt bäuriſch, wenn man etwas mit verdrüßlichen Geberden gibt. Das Geben iſt eigentlich das, was den meiſten Zwang macht; koſtet es aber ſo viel, eine freundliche Miene dabei zu machen?

Indeſſen kann man nicht läugnen, daß es Leute gegeben habe, die mit weit mehrerer Anſtändigkeit etwas abſchlagen konnten, als andere zu geben wußten. Manche laſſen ſich ſo lang bitten, ſie geben ſo trocken, und vergällen eine Gnade, zu der man ſie gleichſam hat zwingen müſſen, mit ſo unangenehmen Bedingungen, daß die größte Gnade geweſen wäre, wenn man ſie ſich nicht von ihnen hätte ausbitten dürfen.

Man bemerkt bei Hofe unerſättliche Leute; Leute, die alle Stände annehmen, um aller Vortheile derſelben zugleich theilhaftig zu werden. Statthalterſchaften, Hofſtellen, Präbenden, alles ſteht ihnen an. Sie haben eine ſo gute Tracht zu wählen gewußt, daß ſie vermöge ihres Standes verſchiedener Gnadenbezeigungen fähig ſind. Sie ſind wie die Thiere, die bald im Waſſer, bald auf dem Trockenen leben. Sie bekommen ihren Unterhalt von der Kirche und von dem Degen, und ſie möchten wohl gar das Geheimniß haben, die Magiſtratswürde damit zu verknüpfen. Ihr fraget, was dieſe Leute am Hofe thun? Sie bekommen immer etwas, und beneiden andere, denen man etwas gibt.

Tauſend Leute bringen ihr Leben bei Hofe damit zu, daß ſie alle die, welche etwas erhalten, umarmen, ſchmeicheln und ihnen Glück wünſchen, bis ſie endlich ſterben, ohne ſelbſt das geringſte bekommen zu haben.

Menophilus entlehnet ſeine Sitten von der einen Profeſſion, und ſein Kleid von der andern. Er iſt das ganze Jahr über vermummt, obgleich mit entblößtem Geſicht. Er erſcheinet in der Stadt und am Hofe; anderswo aber immer unter einem gewiſſen Namen, und einmal wie das anderemal verkleidet. Man verkennet ihn doch nicht, und man weiß an ſeinem Geſicht, wer er iſt.

Es gibt einen ſogenannten großen Weg, oder die Landſtraße, um zu großen Ehrenſtellen zu gelangen. Es gibt auch einen Nebenweg, der quer über geht, und der kürzeſte iſt.

Man ſammelt ſich um die Unglückſelige herum, um ſie zu Geſicht zu bekommen; man ſtellt ſich in Reihen; oder man legt ſich an die Fenſter, um die Züge und die Standhaftigkeit eines Menſchen zu beobachten, der verurtheilet iſt, und weiß, daß er zu ſeinem Tode gehen muß. Welch eine eitle, boshafte und unmenſchliche Neubegierde! Wenn die Menſchen vernünftig wären, ſo würde der öffentliche Platz leer ſeyn, und man würde feſtſetzen, daß nur einem ſolchen Schauſpiel zuzuſehen ins künftige für ſchändlich geachtet werden ſollte. Seyd ihr von der Neubegierde ſo ſehr eingenommen, ſo ſuchet ſie wenigſtens an einem edlen Gegenſtande zu befriedigen. Betrachtet einen Glückſeligen, beobachtet ihn an dem Tage ſelbſt, an dem er zu einem neuen Poſten ernennet worden iſt, und an dem er die Glückwünſche darüber annimmt. Leſet in ſeinen Augen, und ſelbſt in ſeiner gekünſtelten Gemüthsruhe und verſtellten Beſcheidenheit, wie ſehr er mit ſich ſelbſt zufrieden und von ſich eingenommen iſt; ſehet, welche Heiterkeit dieſe Erfüllung ſeiner Wünſche in ſeinem Herzen und in ſeinem Angeſicht verbreitet; wie er auf nichts denkt, als lang zu leben und geſund zu ſeyn; wie ſodann die Freude ihm entwiſchet, und ſich nicht mehr will verbergen laſſen; wie er unter der Laſt ſeines Glückes erliegt; wie kaltſinnig und ernſthaft er ſich gegen diejenige bezeiget, die nicht mehr ſeines gleichen ſind: er antwortet ihnen nicht, er ſieht ſie kaum. Die Umarmungen und die Schmeicheleien der Großen, die er nicht mehr in ſo weiter Entfernung vor ſich ſieht, vollenden endlich ſeine Thorheit; er weiß ſich nicht mehr zu faſſen, er fängt an unbeſonnen zu thun. Ihr wollt glücklich ſeyn, ihr wollt Gnadenbezeigungen erhalten; wie viele Dinge habt ihr zu vermeiden.

Kaum iſt ein Menſch bedienſtet worden, ſo wendet er ſeine Vernunft und ſeinen Verſtand nicht mehr an, um ſeine Aufführung und äußerliches Bezeigen in Anſehung anderer gehörig einzurichten. Er entlehnet die Richtſchnur ſeines Thuns von ſeinem Poſten und Stand. Daher entſteht die Vergeſſenheit, der Hochmuth, der Stolz, die Härtigkeit, die Undankbarkeit.

Theonas, ein Abt ſeit dreißig Jahren, wurde endlich müde, es noch länger zu ſeyn. Man iſt nicht ſo begierig und ungeduldig, ſich in Purpur gekleidet zu ſehen, als er ſich nach dem goldenen Kreuze auf der Bruſt ſehnet, und weil die großen Feſte immer vorbei gingen, ohne daß ſich ſein Glück geändert hätte, ſo murrte er wider die gegenwärtige Zeit, er glaubte, daß der Staat ſchlecht regieret würde, und er prophezeiete ihm lauter Unglück. In ſeinem Herzen überzeugt, daß die Verdienſte bei Hofe gefährlich ſind, wenn man befördert werden will, hatte er endlich ſeinen Entſchluß gefaßt, und dem Prälatenſtande entſagt, indem daß eben jemand gelaufen kömmt und ihm die Nachricht von ſeiner Ernennung zu einem Bisthum überbringt. Voller Freude und Vergnügen über eine ſo unerwartete Neuigkeit, ſpricht er ſodann: Ihr werdet ſehen, daß es nicht dabei bleiben wird, ſie werden mich noch zum Erzbiſchof machen.

Es müſſen an Höfen die Großen und die Miniſter ſelbſt, die ehrlichſten unter ihnen mit Betrügern verſehen ſeyn; aber der Gebrauch davon iſt gefährlich, und man muß wiſſen, ſich ihrer zu bedienen. Es gibt Zeiten und Gelegenheiten, wo andere ihre Stelle nicht vertreten können. Ehre, Tugend, Gewiſſen ſind allezeit ehrwürdige Eigenſchaften, aber öfters nutzen ſie nichts. Was kann man manchmal mit einem ehrlichen Manne ausrichten?

Ein alter Schriftſteller, deſſen eigentliche Worte ich hieher ſetzen will, um die Stärke ſeiner Gedanken durch meine Ausbeſſerung nicht zu ſchwächen, drückt ſich ſo aus [*]: „Sich „der geringen entäußern, ja ſogar von ſeines gleichen, und „dieſen ſchnöd und verächtlich begegnen; es den Großen und „Mächtigen in allen Stücken gleich thun, und dieſem zu Folge, „an allen ihren Ergötzlichkeiten, Mummereien und Narrens„poſſen Theil nehmen; unverſchämt ſeyn, und ohne Bedenken „Banquerot machen; von jedermann Stichel- und Spottreden „verdauen, das macht, daß man weiter kömmt, das bringt „Glück und Beförderung zuwegen.“

Der Fürſt iſt jung; wie viele können ſich nicht ſchmeicheln, ihr Glück zu machen!

Timant iſt immer einerlei, und ohne was von dem Verdienſt, der ihm das erſtemal Ehre und Belohnungen erworben hatte, verloren zu haben, entartete er doch in den Gedanken der Hofleute. Sie waren müde, ihn hoch zu ſchätzen, ſie grüßten ihn kaltſinnig, ſie lächelten nicht mehr gegen ihn, ſie fingen an, ſich nicht mehr an ihn zu hängen, ſie umarmten ihn nicht mehr, ſie rieſen ihn nicht mehr beiſeits, um mit ihm von einer gleichgültigen Sache geheimnißvoll zu ſprechen, ja ſie hatten ihm gar nichts mehr zu ſagen. Es fehlte ihm nichts als jene

---

[*] Dieſe Stelle iſt faſt ganz altfranzöſiſch, und man ſieht leicht, daß es nicht möglich, die alten Redenkarten auch alt ins Deutſche zu überſetzen.

Penſion, oder jene neue Stelle, um ſeine in ihrem Gedächtniß halberloſchene Tugenden wieder merkbar zu machen, und die Vorſtellung derſelben zu erneuern. Sie machen es jetzt wieder mit ihm, wie ehemals, und zwar noch beſſer.

Wie viele Freunde, wie viel Anverwandte werden nicht dem neuen Staatsminiſter in einer Nacht geboren! Die einen führen ihre alte Bekanntſchaft an, ihre Kameradſchaft auf Schulen, ihre Nachbarſchaft; die andern blättern ihr Stammregiſter durch, ſteigen bis zum Urältervater hinauf, und ſuchen alles von väterlicher und mütterlicher Seite zuſammen; man ſoll und muß mit dieſem Manne, es ſey, woher es wolle, verwandt ſeyn, und man ſagt es mehr als einmal des Tages, man würde es, wenn es ſich ſchickte, drucken laſſen. Er iſt mein Freund, ſpricht man, ich freue mich über ſeine Erhebung, ich muß daran Theil nehmen, er iſt mein naher Verwandter! Eitle und das Glück anbetende Menſchen! abgeſchmackte Höflinge! Sprachet ihr ſo vor acht Tagen? Iſt er ſeit dieſer Zeit mehr ein ehrlicher Mann geworden, hat er ſich ſeitdem der Wahl des Fürſten, die ihn getroffen hat, würdiger gemacht? Oder erwartetet ihr dieſen Umſtand, um ihn beſſer kennen zu lernen?

Nichts unterſtützet mich mehr, nichts macht mich gegen die kleine verächtliche Manieren, die ich manchmal von Großen und Leuten meines gleiches leiden muß, ſtandhafter, als wenn ich zu mir ſelbſt ſpreche: Dieſe Leute machen ſich vielleicht nur an mein Glück, und ſie haben Recht, es iſt ziemlich klein. Ohne Zweifel würden ſie mich anbeten, wenn ich ein Miniſter wäre.

Soll ich vielleicht bald befördert werden? Weiß es vielleicht jener, hat er vielleicht eine Ahnung davon? Er kömmt mir zuvor, er grüßet mich.

Derjenige, welcher ſpricht: Ich ſpeiſete geſtern zu Meudon; und heute ſpeiſe ich da zu Abend, welcher es wiederholet, welcher den Namen Plankus *) zehnmal in die geringſte Unter-

---

*) Der Marquis de Lauvois, ein bekannter Miniſter von Ludwig XIV.

redungen einſlicket, welcher ſagt: Plankus fragte mich, ich ſagte zu Plankus ..... Dieſer ſelbſt erfährt in eben dem Augenblicke, daß ſein Held durch einen außerordentlichen Tod der Welt entriſſen worden ſey. Er macht ſich den Augenbilck auf, verſammelt das Volk auf den Plätzen, oder unter den bedeckten Gängen, klaget den Verſtorbenen an, ſchilt auf ſeine Aufführung, macht ſein Conſulat herunter, macht ihm ſogar die Kenntniß der geringſten Dinge, die den Staat betreffen, ſtreitig, unerachtet jedermann davon überzeugt war, läßt ihm nicht den Ruhm eines glücklichen Gedächtniſſes, verſagt ihm das Lob eines ernſthaften und arbeitſamen Mannes, und ſteht ihm die Ehre nicht zu, unter den Feinden des Reiches jemand für ſeinen Feind zu halten.

Ein Mann von Verdienſt ſtellt ſich meinen Gedanken nach ein artiges Schauſpiel vor, wenn er ſieht, daß eben der Platz in einer Verſammlung oder bei einem Schauſpiele, der ihm verweigert wird, einem Menſchen zu Theil wird, der weder Augen hat zu ſehen, noch Ohren zu hören, noch weniger aber Verſtand, um zu begreifen und zu urtheilen; der den Vorzug nur durch gewiſſe Livreen verdienet, die er nicht einmal mehr trägt.

Theodot hat unter ſeiner ſtrengen Kleidung ein ziemlich luſtiges Geſicht, das einem Menſchen ähnlich iſt, wenn er ſeine Rolle anfängt zu ſpielen. Seine Stimme, ſein Gang, ſeine Geberden begleiten ſein Geſicht. Er iſt verſchlagen, voller Cautelen, einſchmeichelnd und geheimnißvoll. Er nähert ſich euch und liſpelt euch ins Ohr: Iſt das nicht ein ſchönes Wetter? Es thauet recht ſchön auf. Hat er nicht die große Manieren, ſo hat er doch alle die kleinen, und ſelbſt ſolche, welche nur einer jungen affektirten Frauensperſon eigen ſind. Stellet euch die Mühe vor, mit der ein Kind ein Schloß von Kartenblättern aufzubauen, oder einen Sommervogel zu erhaſchen ſuchet; eben ſo arbeitet Theodot an Dingen, die nichts bedeuten, die nicht verdienen, ſich nur in Bewegung deswegen zu ſetzen, und er geht damit ganz ernſthaft um, als wenn es die wichtigſte Sache von der Welt wäre; er bemühet ſich, er erhitzt ſich, er bringt ſie endlich zu Stande; nun erholt er ſich wieder und ruhet aus: er thut auch wohl, es hat ihn viele Arbeit gekoſtet. Man ſieht Leute, die von dem Glücke in der Gnade zu ſtehen, ganz trunken, ganz bezaubert ſind. Daran denken ſie die Nacht über, darauf ſinnen ſie die Nacht durch. Sie gehen die Treppe eines Miniſters hinauf, und ſie gehen wieder herunter; ſie gehen aus dem Vorzimmer weg, und ſie kommen wieder hinein; ſie haben nichts mit ihm zu reden, und ſie reden mit ihm, ſie reden mit ihm das zweitemal, und nun ſind ſie zufrieden; ſie haben mit ihm geſprochen; bringet in ſie, preſſet ſie nur, ſie ſchwitzen nichts als Stolz, Hochmuth und Einbildung. Umſonſt redet ihr ſie an, ſie antworten euch nicht, ſie kennen euch nicht, ihre Augen verirren ſich, und ihre Gedanken ſind anderwärts. Ihre Verwandte ſollten billig für ſie ſorgen, und ſie einſperren laſſen, damit ihre Narrheit ſich nicht in Wuth verwandle und den Leuten gefährlich werde. Theodots Tollheit iſt weit angenehmer. Er iſt zwar in das, was man die Gunſt großer Herren nennet, ganz vernarret, aber ſeine Leidenſchaft macht nicht ſo viel Lärmen, er opfert ihr nur heimlich, er ehret ſie und dient ihr geheimnißvoll. Er wachet und ſucht zu entdecken, ob ſich nicht was neues in der Livree des Günſtlings zeiget. Haben ſie eine Forderung, ſo bietet er ſich ihnen an, er macht Kabalen, er opfert ihnen blindlings Verdienſte, Verwandtſchaft, Freundſchaft, Verbindungen, Erkenntlichkeit auf. Wenn die Stelle eines Caſſini ledig würde, und der Schweizer, oder der Vorreiter des Günſtlings ſich einfallen ließe, um ſie anzuſuchen, ſo würde er ſeine Bitte unterſtützen, er würde ihn für tauglich zu dieſer Stelle halten, er würde glauben, daß er fähig ſey zu kalkuliren und Obſervationen anzuſtellen, von Parelien und von Parallaxen zu ſprechen; wenn ihr fragen ſolltet, ob Theodot ein Schriftſteller, oder ein Ausſchreiber ſey, ob er ein Original oder einen Abſchreiber vorſtelle, ſo würde ich euch ſeine Werke geben, und ſprechen, leſet und urtheilet. Aber ob er ein Betbruder iſt, oder ein Hofmann, das läßt ſich aus der Schilderei, die ich von ihm gemacht habe, ſchwer entſcheiden. Ich würde hingegen über ſeine Conſtellation einen kühnern Ausſpruch thun; ja Theodot, ich habe das Zeichen, unter dem ihr geboren ſeyd, beobachtet, ihr werdet befördert werden, und das bald, nur müßt ihr nicht mehr wachen und nichts mehr drucken laſſen; das Publikum bittet um Verſchonung.

Verſprechet euch weder Offenherzigkeit, noch Billigkeit, noch Freimüthigkeit, noch Dienſte, noch Beihülfe, noch Gütigkeit, noch Großmuth, noch Standhaftigkeit von einem Menſchen, der ſich ſeit einiger Zeit dem Hofe gewidmet hat und insgemein an ſeinem Glücke arbeitet. Kennet ihr ihn noch an ſeinem Geſichte und an ſeinen Reden? Er nennet keine Sache mehr bei ihrem rechten Namen. Er weiß nichts mehr von Schelmen, von Betrügern, von Narren und von Abgeſchmackten. Wenn es ihm ja entwiſchen ſollte, von jemand zu ſagen, was er von ihm denkt, ſo würde es von dem ſeyn, der ihn in ſeinem Wege aufhalten wollte. Er denket von jedermann übel, aber er redet es von niemand. Er iſt niemand gut, und er will die Leute bereden, daß er jedermann gut ſey, damit ihm jedermann Gefälligkeiten erzeigen ſolle, oder damit wenigſtens ihm niemand zuwider ſey. Er iſt nicht zufrieden, ſelbſt nicht zu aufrichtig zu ſeyn, ſondern er will auch nicht leiden, daß andere aufrichtig ſind. Die Wahrheit beleidiget ſeine Ohren, er iſt bei den Anmerkungen, die man über den Hof und über die Hofleute macht, kaltſinnig und gleichgültig; und er glaubt durch bloßes Zuhören, Theil daran genommen zu haben, und ſie verantworten zu müſſen. Als ein Tyrann der Geſellſchaft und ein Märtyrer ſeines Ehrgeizes bezeigt er eine traurige Vorſichtigkeit in ſeiner Aufführung und in ſeinen Reden. Sein Scherz iſt unſchuldig, aber kalt und gezwungen, er zwingt ſich zum Lachen, ſeine Schmeicheleien ſind verſtellt, ſeine Unterredung unterbricht er öfters, und ſeine Gedanken ſchweifen immer anderwärts herum. Er hat einen Ueberfluß, ja ich ſage ſogar, einen Strom von Lobſprüchen, über alles das, was ein Menſch, der in einem hohen Poſten ſteht und in Gunſt iſt, gethan oder geſprochen hat, gegen alle andere aber thut er, als ob ſeine Lunge vertrocknet wäre. Beim Eintritte und beim Weggehen bedient er ſich beſonderer Complimentenformeln gegen die, welchen er Beſuch gibt, oder von welchen er Beſuch bekömmt, und alle die, welche ſich mit Mienen und Redensarten abſpeiſen laſſen, gehen mit ihm vollkommen zufrieden weg. Er ſuchet ſich ſowohl Gönner als Kreaturen zu machen. Er iſt ein Mittelsmann, ein Vertrauter, er will ſich in alles miſchen, er will regieren. Er ſuchet begierig alle kleine Gebräuche des Hofes nachzumachen; er weiß, wo man ſich hinſtellen muß, um geſehen zu werden; er weiß euch zu umarmen; an eurer Freude Theil zu nehmen, ein über das anderemal begierig nach eurer Geſundheit und nach euren Umſtänden zu fragen, und indem, daß ihr ihm antwortet, ſo verlieret er ſeine Neubegierde, er fällt euch in die Rede, fängt von etwas anders an; oder wenn jemand dazu kömmt, dem er ein ganz anderes Compliment machen muß, ſo kann er, ſobald als er mit ſeinem Glückwunſch gegen euch fertig iſt, dem andern ein Condolenzcompliment machen. Er weinet mit einem Auge, und lachet mit dem andern. Er ſuchet es manchmal den Miniſtern, oder dem Günſtlinge nachzumachen, und er ſpricht in Geſellſchaften von nichtswürdigen Dingen, vom Winde, vom kalten Wetter: Er ſchweiget hingegen, oder thut geheimnißvoll in Anſehung der wichtigſten Dinge, die ihm bekannt ſind, und noch lieber bei Dingen, die er nicht weiß.

Es gibt ein Land, wo die Freude ſichtbar, aber verſtellt iſt, wo man wirkliches Mißvergnügen hat, aber im verborgenen. Wer ſollte glauben, daß der Zufall zu den Schauſpielen, daß das Gelächter und der Beifall auf den Schauplätzen des Moliere und des Harlequin, die Mahlzeiten, die Jagd, die Tänze und die Carrouſſels, daß ſie alle ſo viele Sorgen, Unruhe und verſchiedene Abſichten verdecken ſollten? ſo viele Furcht und Hoffnung, ſo lebhafte Leidenſchaften, ſo ernſthafte Geſchäfte?

Das Hofleben iſt ein ernſthaftes, mühſames und trauriges Spiel. Man muß die Steine und alles Zugehör ordnen, eine Abſicht feſtſetzen, ſich an die Ausführung derſelben machen, die Abſichten ſeines Gegners ins Stocken bringen, manchmal etwas wagen und ſpielen, wie es uns einfällt; und nach allem Nachſinnen, und mit allen ſeinen Maßregeln wird man überwunden, oder wohl gar ſchachmatt. Oefters kömmt man mit den geringen Steinen, wenn man ſie zu ſchonen weiß, zu der Dame, und man gewinnt das Spiel. Der Geſchickteſte trägt den Sieg davon, oder vielmehr der, welcher am meiſten Glück hat.

Die Räder, die Triebſedern, die Bewegungen ſind verborgen; man ſieht an der Uhr nichts als ihren Zeiger, der unmerkbar fortgeht und ſeinen Umlauf vollendet. Ein wahrhaftes Bild eines Hofmannes, und um deſto vollkommener, weil er öfters nach einem langen Wege endlich auf eben die Stelle wieder kömmt, von welcher er die Reiſe angetreten hat.

Zwei Drittheile meines Lebens ſind verlaufen; warum ſollte ich mich ſo ſehr wegen der mir noch übrigen Zeit beunruhigen? Das ſchimmerndeſte Glück verdienet weder die Qual, die ich mir mache, noch die Niederträchtigkeiten, worüber ich mich erwiſche, noch die Demüthigungen, noch die Beſchämungen, die ich ertrage. Dreißig Jahre werden dieſe Rieſen an Macht und Anſehen, die man kaum mit den Augen erreichen konnte, ohne den Kopf in die Höhe zu richten, dreißig Jahre werden ſie vernichten. Wir werden verſchwinden, ich, der ich ſo wenig bedeute, und jene, die ich ſo begierig betrachtete, und von denen ich alle meine Größe hoffte. Das beſte unter allen Gütern, wenn ja ein wahrhaftes Gut in der Welt iſt, das iſt die Ruhe, die Entfernung von dem Geräuſche der Welt und ein Ort, der mein eigen iſt. N... hat eben ſo zur Zeit ſeines Unglückes gedacht, in ſeinem Glücke hat er es vergeſſen.

Ein Edelmann, wenn er zu Hauſe in ſeiner Provinz bleibt, ſo lebt er frei, aber ohne Stütze. Lebt er am Hofe, ſo wird er beſchützt, aber er iſt ein Sklav. Das läßt ſich gegen einander aufheben.

Dem Xantippus träumte es einſtens in ſeiner Provinz, unter einem alten Dach und in einem ſchlechten Bette, als ob er den Fürſten ſähe, mit ihm ſpräche, und darüber höchſt vergnügt wäre. Nachdem er aufgewacht war, befiel ihn eine

Traurigkeit; er erzählte ſeinen Traum, er ſagte: Wie manches Hirngeſpenſt ſtellet ſich nicht der Menſch im Schlafe vor. Xantippus lebte noch länger, er kam nach Hofe, ſah den Fürſten, ſprach mit ihm, und er kam noch weiter, als ihm ehemals träumte; er iſt jetzt der Günſtling.

Wer iſt ſklaviſcher, als ein Hofmann, der ſeine Aufwartung fleißig macht? Er müßte denn einer ſeyn, der es ſich noch mehr angelegen ſeyn läßt.

Der Sklave hat nur einen Herrn. Der Ehrgeizige hat deren ſo viel, als er Leute kennet, die ihm zu ſeinem Glücke behülflich ſeyn können.

Tauſend Leute, die man kaum kennet, laufen haufenweiſe zu, wenn der Fürſt aufſieht, damit er ſie ſehen möge, und doch kann er nicht tauſend zugleich ſehen. Und ſieht er heute keine andere, als welche er geſtern ſah, und morgen wieder ſehen wird, ſo iſt die Zahl der Unglückſeligen unendlich.

Es gibt gewiſſe Familien, die vermöge der Geſetze der großen Welt, oder des ſogenannten Wohlſtandes, unverſöhnlich ſeyn müſſen. Nun ſind ſie auf einmal miteinander ausgeſöhnet und wo die Religion zu kurz kam, als ſie es unternehmen wollte, da thut es der Eigennutz ſpielend und ohne Mühe.

Man redet von einer Gegend*), wo die Alten galant, artig und höflich, hingegen junge Leute rauh, unbändig, und ohne Sitten und ohne Wohlſtand ſind. In dem Alter, wo man gemeiniglich die Neigung für das Frauenzimmer anfängt zu fühlen, ſind ſie davon frei; ſie ziehen ihre Mahlzeiten, köſtliche Speiſen und lächerliche Liebesverſtändniſſe vor. Derjenige iſt bei ihnen nüchtern und mäßig, welcher ſich nur im Wein betrinket. Der allzu ſtarke Gebrauch, den ſie davon gemacht haben, hat ihn ihnen ganz unſchmackhaft gemacht. Sie ſuchen ihren erſtorbenen Geſchmack durch Branntwein und alle Arten der ſtärkſten Liqueurs wieder zu erwecken. Nichts geht ihren Schlemmereien ab, als daß ſie noch kein Scheidwaſſer trinken. Die Weibsleute in dieſem Lande befördern die Abnahme ihrer Schönheit durch Künſte, die ſie ihrer Meinung nach ſchön machen ſollen. Sie ſind gewohnt, ihre Lippen, ihre Wangen, ihre Augenbraunen, ihre Schultern zu bemalen, die ſie nebſt ihren Brüſten, Armen und Ohren zur Schau auslegen, gleichſam als ob ſie fürchteten, die Glieder, durch die ſie gefallen können, zu verbergen, oder zu wenig von ihrem Körper zu zeigen. Die Einwohner dieſer Gegend haben eine Geſichtsbildung, die nicht ſchön iſt, ſondern unordentlich, und durch die Menge fremder Haare, die ſie ihren eigenen vorziehen, und damit, als mit einem langen Gewebe, ihren Kopf verhüllen, ganz verwirrt ausſieht. Sie hängen über die Hälfte des Leibes herunter, verändern die Züge des Geſichts, und machen, daß man die Leute nicht mehr an ihrem Geſichte kennet. Dieſe Leute haben ſonſt einen Gott und einen König. Die Großen des Hofes verſammeln ſich alle Tage zu gewiſſer Stunde in einem Tempel, den ſie die Kirche nennen; an dem einen Ende deſſelben ſteht ein Altar, der ihrem Gott gewidmet iſt, wo ein Prieſter Geheimniſſe verrichtet[*], die ſie heilige, ehrwürdige und fürchterliche Geheimniſſe nennen. Die Großen machen einen weiten Kreis an dem Fuße dieſes Altars, und ſtehen aufrecht, ſo daß ſie den Rücken den Prieſtern und den heiligen Geheimniſſen zukehren, ihr Geſicht aber gegen ihren König wenden, der auf einem erhabenen Stand auf den Knien liegt, und auf den ſie alle ihre Gedanken und ihr ganzes Herz zu richten ſcheinen. Man bemerket in dieſem Gebrauche allerdings eine Art der Nachordnung, denn dieſes Volk ſcheinet den Fürſten anzubeten, und dieſer betet wieder Gott an. Die Einwohner des Landes nennen ihn [**]. Er iſt ungefähr acht und vierzig Grade von der Polushöhe, und mehr denn eilfhundert Meilen von dem Meere der Irokeſen und der Huronen entfernet.

---

*) Verſailles, oder der Hof.

Wenn man betrachtet, wie das Antlitz des Fürſten die ganze Glückſeligkeit des Hofmannes ausmachet, wie er ſich ſein ganzes Leben durch blos mit Sehen und Wiederſehen beſchäftiget, ſo wird man ſich einen kleinen Begriff machen können, wie das ganze Glück und die Herrlichkeit der Heiligen in dem Anſchauen Gottes beſtehen könne.

Die Großen ſind voll von Hochachtung gegen die Fürſten; das iſt auch eine Sache für ſie, ſie haben wieder Geringere unter ſich. Die kleinen Höflinge entledigen ſich dieſer Pflichten, ſie thun gemein, und leben wie Leute, die niemand ein Beiſpiel zu geben haben.

Was fehlet wohl in unſern Tagen der Jugend? Sie weiß alles, ſie kann alles, oder wenigſtens wenn ſie ſo viel wüßte, als ſie vermag, ſo würde ſie nicht entſcheidender ſeyn können.

Schwache Menſchen! Ein Großer ſpricht von Timagen, einem Freunde, daß er ein Narr ſey, und er betrügt ſich. Ich verlange nicht, daß ihr ihm in das Geſicht dagegen ſagen ſollet, er habe Verſtand; es iſt genug, wenn ihr ſo kühn ſeyd, ihn in euren Gedanken für keinen Narren zu halten.

Eben ſo ſpricht der vornehme Herr von Iphicrates, daß es ihm an Herz fehle, und ihr habt ihn doch eine ſchöne That verrichten ſehen. Seyd nur beherzt! Ich will euch mit der Erzählung dieſer That verſchonen, wenn ihr nur bei den Reden, die ihr habt anhören müſſen, euch noch erinnert, daß ihr ihn die That ſelbſt habt vollbringen ſehen.

Mit dem Könige zu reden wiſſen, das iſt vielleicht die Gränze aller Klugheit und Biegſamkeit des Höflings. Ein Wort entwiſchet ihm, und es fällt von dem Ohre des Fürſten tief in ſein Gedächtniß, manchmal auch in ſein Herz, man kann es nicht mehr zurück nehmen. Die Mühe, die man ſich gibt, und alle Vorſicht, mit der man es ſucht zu erklären, oder es zu mildern, dienet nur, es tiefer einzuprägen und merkbarer zu machen. Wenn wir nur gegen uns ſelbſt geſprochen haben, ſo iſt nicht nur dieſes Verſehen ſehr ſelten, ſondern es iſt auch als ein Mittel anzuſehen, uns durch unſere eigene Fehler zu beſſern, wenn wir die Strafe unſerer Leichtſinnigkeit ertragen müſſen. Haben wir aber von einem andern geſprochen, welche Beſtürzung, welche Reue ziehet dieſes nicht nach ſich! Kann man wohl gegen ein ſo gefährliches Verſehen beſſer auf ſeiner Hut ſeyn, als wenn man mit dem

Fürſten von andern, von ihren Perſonen, Werken, Handlungen, Sitten und Aufführung, wenigſtens mit eben der Aufmerkſamkeit, Vorſicht und Maßregeln ſpricht, mit denen man von ſich ſelbſt redet.

Der Charakter eines Spaßvogels in einer der ſchlechteſten. Ich würde es noch einmal ſagen, wenn es nicht ſchon genug geſagt worden wäre. Diejenigen, welche lieber die Ehre eines andern angreifen, oder ſein Glück in Gefahr bringen, ehe ſie eine Scherzrede, die ihnen einfällt, zurückhalten ſollten, verdienen eine unehrliche Strafe. Dieſes hat noch niemand geſagt, und ich erkühne mich, es zu ſagen.

Es gibt viele Redensarten, die ſchon ganz fertig ſind, die man gleichſam aus dem Magazin nehmen kann, und deren man ſich bedienet, um einander bei gewiſſen Begebenheiten Glück zu wünſchen. Ob ſie ſchon öfters ohne die mindeſte Neigung ausgeſprochen, und ohne Erkenntlichkeit aufgenommen werden, ſo darf man ſie doch nicht weglaſſen; denn wenigſtens ſind ſie das Bild von dem, was auf der Welt am beſten iſt, nämlich von der Freundſchaft, und da die Menſchen ſich von der Wirklichkeit derſelben gegen einander keine Rechnung machen können, ſo ſcheinen ſie mit einander übereingekommen zu ſeyn, ſich mit dem Schatten zu befriedigen.

Mit fünf oder ſechs Kunſtwörtern gibt man ſich für einen Kenner von der Muſik, von Gemälden, von Gebäuden und vom Wohlleben aus. Man glaubt mit mehr Vergnügen als andere, zu hören, zu ſehen und zu eſſen. Man macht es andern Leuten weis, und betrügt ſich ſelbſt.

Der Hof iſt niemals ohne eine gewiſſe Anzahl Leute, bei denen der Weltgebrauch, die Höflichkeit, oder das Glück die Stelle des Verſtandes vertreten und den Verdienſt erſetzen muß. Sie wiſſen, wie man kommen und weggehen muß, ſie ſetzen die Unterredung fort, ohne ſich darein zu mengen, ſie ſcherzen, ohne zu ſprechen, ſie machen ſich wichtig durch ein langes Stillſchweigen, oder höchſtens durch ein paar Silben. Sie antworten mit Mienen, mit Veränderung der Stimme, mit Geberden und mit Lächeln. Sie ſind, wenn ich ſo reden darf, kaum zwei Zoll tief, wenn man tiefer nachgräbt, ſo kömmt man auf den Plunder.

Es gibt Leute, die gleichſam von ungefähr zu Günſtlingen werden. Sie kommen am erſten darüber auſſer ſich, ſie ſind daſelbſt beſtürzt. Endlich kennen ſie ſich, und ſie glauben ihres Glückes werth zu ſeyn; ja ſie glauben Verſtand zu haben, gleichſam als ob Dummheit und Glück ſich nicht mit einander vertrügen, und als ob es unmöglich wäre, zugleich ein Narr und glücklich zu ſeyn. Sie wagen es, ja was ſage ich, ſie haben das Zutrauen zu ſich, bei allen Gelegenheiten zu reden über jede Materie, die vorkommen kann, und ohne im geringſten die Perſonen, mit denen ſie ſprechen, zu unterſcheiden. Soll ich es noch hinzuſetzen, daß ſie durch ihr abgeſchmacktes und ungehirntes Zeug jedermann abſchrecken, oder doch äußerſt verdrüßlich machen? Wenigſtens iſt dieſes gewiß, daß ſie alle die aufs äußerſte verunehren, welche einigen Theil an ihrer von ungefähr erfolgten Erhebung genommen haben.

Wie ſoll ich die Leute nennen, welche nur bei Narren ihre Verſchlagenheit beweiſen? Dieſes weiß ich wenigſtens, daß verſtändige Leute ſie mit den Betrügern vermiſchen.

Man iſt in der Argliſtigkeit ſchon ziemlich weit gekommen, wenn man den Leuten die Gedanken beibringt, daß man nur mittelmäßig argliſtig iſt.

Die Verſchlagenheit iſt weder eine von den beſten, noch eine von den ſchlechteſten Eigenſchaften. Sie ſchwimmet zwiſchen der Tugend und dem Laſter. Es iſt keine Vorfallenheit, wo ſie nicht könnte, oder vielleicht, wo ſie nicht müßte von der Klugheit erſetzet werden.

Die Verſchlagenheit iſt die nächſte Gelegenheit zur Schelmerei. Der Weg von der einen zur andern iſt ſchlüpferig; nur allein die Lüge macht den Unterſchied aus; wenn man dieſe der Verſchlagenheit beifüget, ſo iſt es Schelmerei.

Mit Leuten, die aus Verſchlagenheit alles anhören, und wenig ſprechen, muß man noch weniger als ſie ſprechen; oder redet man viel, ſo muß man wenig wichtige Dinge ſagen.

Ihr hänget in einer gerechten und wichtigen Sache von zwei Perſonen ab. Die eine ſagt euch: ich bin es zufrieden, wenn nur jener darein williget, und dieſer williget darein, und verlanget nichts, als von den Abſichten des andern verſichert zu ſeyn. Indeſſen wird doch die Sache nicht befördert; Monate und ganze Jahre verſtreichen unfruchtbar. Ich weiß nicht, ſprecht ihr, was ich daraus machen ſoll, ich begreife nichts von dem ganzen Handel, es iſt nur darum zu thun, daß ſie ſich mündlich beſprechen, daß ſie mit einander ſich unterreden. Und ich, ich ſage euch, daß ich den ganzen Handel deutlich einſehe, daß ich alles wohl verſtehe; ſie haben ſchon mit einander geſprochen.

Es ſcheinet, als ob der, welcher vor einen andern eine gerichtliche Sache betreibet, die Unerſchrockenheit eines Menſchen habe, der nichts als Gerechtigkeit verlanget; muß man hingegen für ſich ſelbſt reden oder handeln, ſo fühlet man alle Verwirrung und Blödigkeit deſſen, der um eine Gnade bittet.

Wenn man bei Hofe nicht alle Vorſicht gegen die Netze anwendet, die daſelbſt ohne Unterlaß bereit ſind, die Leute in das Lächerliche zu verwickeln, ſo wird man öfters in Erſtaunen geſetzt, daß man mit allem ſeinem Verſtande ſich von viel Dümmern eine Naſe habe drehen laſſen.

Es gibt manche Gelegenheiten in dem Leben, wo Wahrheit und Einfalt das beſte Betragen von der Welt ausmachen.

Seyd ihr der Günſtling, ſo iſt alles, was ihr vornehmet, gut, ihr könnet keine Fehler machen, alle Wege führen euch zum Ziel. In andern Umſtänden heißt alles ein Fehler, nichts iſt tauglich, da iſt kein Pfad, auf dem ihr euch nicht verirren müſſet.

Ein Menſch, welcher einige Zeit mit geheimen Verbindungen und Kabalen zu thun gehabt, kann nicht mehr ohne ſie leben. Jede andere Lebensart kömmt ihm traurig vor.

Man muß Verſtand haben, wenn man Kabalen machen will. Indeſſen kann man ſo viel haben, daß man über alle heimliche Anſchläge und Kabalen weit erhaben iſt, und ſich ihnen unmöglich unterwerfen kann. Man gelangt alsdann auf ganz andern Wegen zu einem großen Glück, oder zum Ruhm.

Bei einem hohen Verſtande, einer allgemeinen Kenntniß, einer Ehrlichkeit, die in allem die Probe hält, und bei einem ſo vollkommenen Verdienſt darfſt du, o Ariſtides, nicht beſorgt ſeyn, am Hofe zu fallen, oder die Gunſt der Großen zu verlieren, ſo lang als ſie deiner nöthig haben werden.

Ein Hofmann mag genau auf ſich Acht geben, denn wenn er mich nicht mehr ſo lang wie ſonſten in ſeinem Vorzimmer warten läßt, wenn er mir ein beſſeres Geſicht macht, wenn er die Stirne nicht mehr ſo ſehr runzelt, wenn er mir geneigteres Gehör gibt, wenn er mich ein wenig weiter begleitet, ſo werde ich auf die Gedanken kommen, daß er anfange zu fallen, und ich werde mich nicht betrügen.

Der Menſch iſt wenig im Stande, ſich ſelbſt zu helfen; denn er muß in Ungnade fallen, oder ſonſt eine Demüthigung ausſtehen, wenn er leutſeliger, freundlicher, zahmer und ehrlicher werden ſoll.

Man betrachtet manche Leute bei Hofe, und man merket wohl aus ihren Reden und aus ihrem ganzen Betragen, daß ſie weder an ihre Großältern, noch an ihre Enkeln denken. Nur das Gegenwärtige gehöret für ſie; ſie genießen deſſen nicht, ſie mißbrauchen es.

Straton *) iſt unter einem doppelten Zeichen geboren; er iſt in gleichem Grade glücklich und unglücklich. Sein Leben iſt ein Roman; nein, es fehlet ihm ſogar das Wahrſcheinliche. Er hat keine Begebenheiten gehabt; er hat ſchöne und böſe Träume gehabt. Was ſage ich? Man träumet nicht einmal ſo, wie er gelebt hat, niemand hat ſich ſo wie er ſeines Schickſales bedienet; das Aeußerſte und Mittelmäßige kennet er; er iſt in einem glänzenden Glücke geſtanden, er hat vieles ausgeſtanden, er hat ein gemeines Leben geführt, er hat von allem die Probe gemacht? Durch Tugenden, die er ſich im Ernſte ſelbſt beilegte, hat er ſich in Anſehen geſetzt.

---

*) Dieſe Schilderei bezieht ſich wahrſcheinlicher Weiſe auf den Graf von Lauzun, deſſen Geſchichte mit der Mademoiſelle von Montpenſier, einer Tochter Gaſtonis von Orleans, bekannt genug iſt.

Er ſagte von ſich: Ich habe Verſtand, ich habe Herz, und jedermann ſagte ſodann von ihm: Er hat Verſtand, er hat Herz. Er hat ſowohl in ſeinen guten als ſchlechten Umſtänden den Witz der Hofleute beſchäftiget, die vielleicht mehr Gutes und mehr Böſes von ihm ſagten, als er wirklich an ſich hatte. Das Artige, das Liebenswürdige, das Seltene, das Wunderbare, das Heldenmäßige, alles wurde zu ſeinem Lobe verſchwendet; und das Gegentheil wurde hinwieder aufgeboten, um ihn hernach recht klein zu machen. Ein zweideutiger, vermiſchter und verwickelter Charakter! Ein Räthſel, eine faſt nicht entſcheidende Frage!

Die Gunſt ſetzet einen Menſchen über ſeines gleichen; und ſein Fall ſtürzet ihn unter ſie herunter.

Derjenige, welcher zu rechter Zeit einem großen Namen, einem großen Anſehen, oder einem großen Glücke mit feſtem Entſchluß entſagen kann, befreiet ſich in einem Augenblicke von vielen Sorgen, von vieler Arbeit, und manchmal von vielen Verbrechen.

Nach hundert Jahren wird die Welt noch ſo ſeyn, wie ſie jetzt iſt. Da wird eben der Schauplatz ſeyn, eben die Auszierungen, aber nicht eben die Acteurs. Alle, die ſich jetzt über eine empfangene Gnade freuen, oder die über ihre Abweiſung ſich härmen und verzweifeln wollen, alle werden von dem Theater verſchwunden ſeyn. Schon kommen auf daſſelbe andere Menſchen zum Vorſchein, die im Begriffe ſind, in einem ähnlichen Stück ähnliche Rollen zu ſpielen. Sie werden, wenn die Reihe an ſie kömmt, auch verſchwinden, und die, welche noch nicht vorhanden ſind, werden dereinſt nicht mehr da ſeyn; andere Acteurs haben ihren Platz eingenommen. Kann man ſich wohl auf eine Perſon auf dem Schauplatze Rechnung machen?

Wer den Hof geſehen hat, der hat von der Welt das Schönſte, das Prächtigſte und das Zierlichſte geſehen. Wer den Hof verachtet, nachdem er ihn geſehen hat, der verachtet die Welt.

Die Stadt macht uns einen Eckel vor der Provinz; der

Hof öffnet uns die Augen in Anſehung der Stadt, und bringt uns von dem Verlangen nach ihm ſelbſt zurecht.

Einem vernünftigen Manne kann der Hof das Verlangen nach der Einſamkeit und Abſonderung von der Welt beibringen.

Von den Großen und Mächtigen in der Welt.

Der Pöbel hat vor die Großen eine ſo blinde Ehrerbietung, und er iſt durchgehends für ihre Geberden, ihr Geſicht, den Ton ihrer Stimme, und ihr ganzes Bezeigen ſo ſehr eingenommen, daß man, wenn ſie ſich entſchließen könnten, nichts als Gutes zu thun, gar Abgötter aus ihnen machen würde.

Sind Sie von Natur laſterhaft, o Theagen, ſo beklage ich Sie, ſind Sie es aber aus Schwachheit für diejenige, die ihren Vortheil dabei ſuchen, die ſich zuſammen verſchworen haben, Sie zu verführen, und ſich bereits der Hoffnung eines guten Fortganges rühmen, ſo erlauben Sie, daß ich Ihnen ſage, daß Sie nichts als Verachtung verdienen. Sind Sie aber tugendhaft, mäßig, beſcheiden, höflich, großmüthig, arbeitſam, und ſtehen Sie übrigens in einem Range, und ſind Sie von einer ſo vornehmen Geburt, daß Sie eher Beiſpiele und Regeln geben, als von andern nehmen können, ſo verſprechen Sie dieſer Gattung von Leuten, ihre Unordnungen, Laſter und Thorheiten nachzumachen, wenn Sie ſelbſt vorher, vermöge der Ehrerbietung, die Sie von ihnen verlangen können, alle die Tugenden, die Ihnen eigen ſind, werden ausgeübt haben. Das würde eine ſtarke, aber nützliche Ironie ſeyn, ſie würde Ihre Sitten in Sicherheit ſetzen, jener ihre Anſchläge auf einmal zu nicht machen, und ſie dahin bringen können, daß ſie bleiben müßten, was ſie ſind, und Sie ſelbſt ſo laſſen müßten, wie Sie jetzt ſind.

Der Vorzug der Großen vor andern Menſchen iſt auf einer Seite ſehr groß. Ich verlange nichts von ihren köſtlichen Speiſen, von ihrem koſtbaren Hausrath, von ihren Hunden, von ihren Pferden, von ihren Affen, von ihren Zwergen, von ihren Narren und von ihren Schmeichlern; aber ich beneide ſie wegen des Glückes, Leute in ihren Dienſten zu haben, die ihnen an Empfindungen und an Verſtand beikommen, oder ſie wohl manchmal übertreffen.

Die Groſſen machen ſich eine Ehre daraus, daß ſie Alleen durch ein Holz hauen laſſen, den Boden mit langen Mauern unterſtützen, die Decken der Zimmer vergolden, das Waſſer fünf Zoll hoch treiben, eine Orangerie anrichten: Aber ein Herz in Zufriedenheit zu ſetzen, eine Seele mit Freude zu erfüllen, der äußerſten Noth beizuſpringen, oder ihr gar abzuhelfen, ſo weit geht ihre Neubegierde nicht.

Es iſt die Frage, ob man im Verhältniß der verſchiedenen Ständen der Menſchen, ihrer Plagen und Vortheile gegen einander, ob man nicht darin eine Vermiſchung oder eine Art von Gleichgewicht des Guten und Böſen antreffe, das eine Gleichheit unter ihnen machen, oder wenigſtens eine Urſache abgeben könnte, keinen Stand mehr als den andern ſich zu wünſchen? Nur derjenige, welcher mächtig und reich iſt und an nichts Mangel leidet, kann dieſe Frage aufwerfen; aber nur der Arme muß ſie entſcheiden.

Bei jedem Stande iſt allezeit ein gewiſſer Reiz anzutreffen, der ihm ſo lang eigen iſt, bis ihm das Elend ſelbigen raubet. So gefallen ſich alſo die Großen, wenn ſie alles aufs äußerſte treiben, und die Geringere lieben die Mäßigung. Jene finden ihren Geſchmack am Herrſchen und Befehlen, und dieſe haben ihr Vergnügen, und ſuchen ſogar ihren Ruhm im Dienen und Gehorchen. Man drängt ſich zu den Großen, man macht ihnen Komplimenten, man bezeigt ihnen Ehrerbietung, die Kleinen drängen ſich zu ihnen, verehren ſie, werfen ſich vor ihnen nieder, und alle ſind zufrieden.

Es koſtet die Großen ſo wenig, nichts als Worte zu geben, und ihr Stand ſetzt ſie ſo weit über die Erfüllung aller der ſchönen Verſprechungen, die ſie euch machen, hinaus, daß man es noch Beſcheidenheit nennen kann, wenn ſie nicht noch viel freigebiger in Zuſagen ſind.

Er iſt alt und unbrauchbar, ſpricht ein Großer, er iſt mir faſt zu todt nachgelaufen; was ſoll ich mit ihm machen? Ein anderer, der weit jünger iſt, bekömmt das, was jener hoffte, er erhält die Stelle, die man jenem Unglückſeligen nur um deßwillen abſchlug, weil er ſie allzu ſehr verdienet hatte.

Ich weiß nicht, ſagt ihr mit einer kaltſinnigen und verächtlichen Miene, Philante hat Verdienſte, Verſtand, Annehmlichkeiten, er nimmt ſeine Schuldigkeit genau in Obacht, er iſt ſeinem Herrn getreu und vollkommen zugethan, und doch wird er von ihm nur mittelmäßig geachtet, er gefällt nicht, man findet keinen Geſchmack an ihm; erklärt euch, ob ihr den Philant oder den vornehmen Herrn, dem er dienet, verdammet?

Es iſt öfters beſſer, ſich von den Großen abzuſondern, als ſich über ſie zu beklagen.

Wer kann die Urſache ſagen, warum einige ſo viel Glück haben, oder bei den Großen in Gnade ſtehen?

Große Herrn ſind ſo glücklich, daß ſie in ihrem ganzen Leben nicht einmal den Verdruß haben, den Verluſt ihrer beſten Diener oder der trefflichſten Perſonen in ihrer Gattung, und von denen ſie ihr meiſtes Vergnügen und den größten Nutzen geſchöpfet haben, zu empfinden. Das erſte, was die Schmeichelei nach dem Tode dieſer in ihrer Art einzigen und unerſetzlichen Männer thun kann, das beſteht darin, daß ſie ihnen gewiſſe Schwächen andichtet, von denen ihrem Vorgeben nach ihre Nachfolger frei ſind. Sie verſichert, daß der eine bei aller der Fähigkeit und bei allen den Einſichten, die der andere, deſſen Stelle er einnimmt, beſaß, dennoch ſeine Fehler nicht habe; und dieſe Art zu ſprechen tröſtet den Fürſten über den Verluſt des Großen und Erhabenen durch das Mittelmäßige.

Die Großen machen ſich nichts aus witzigen Köpfen, die nichts als Witz beſitzen, und die witzige Köpfe verachten die Großen, die nichts als Größe haben. Ein Tugendhafter beklaget die einen ſowohl als die andern, wenn ſie entweder großes Anſehen haben, oder Witz beſitzen, ohne die mindeſte Tugend.

Wenn ich auf der einen Seite jene luſtige, geſchäftige, abenteuerliche Leute, jene gefährliche und ſchädliche Geiſter, bei großen Herren an ihrer Tafel, manchmal auch in einer freien Bekanntſchaft mit ihnen ſehe; und auf der andern Seite betrachte, wie viel Mühe es Leuten von Verdienſt koſtet, ſich ihnen zu nahen, ſo kann ich nicht allezeit glauben, daß man boshafte Leute nur aus Eigennutz um ſich haben mag, ehrliche Leute aber als unbrauchbar anſieht, ſondern ich finde mich eher berechtiget, mich in der Meinung zu beſtärken, daß der hohe Stand und das Vermögen, zu beurtheilen und zu unterſcheiden, zwei verſchiedene Dinge ſind, und daß die Liebe zur Tugend und zu den Tugendhaften wieder etwas anderes iſt.

Lucil will lieber ſein Leben damit zubringen, daß er von den Großen gelitten werde, als gezwungen ſeyn, mit Leuten ſeines gleichen einen freien Umgang zu haben.

Die Maxime, vermöge deren man mit Leuten, die vornehmer als wir ſind, umgehen ſoll, muß in etwas eingeſchränket werden. Man muß manchmal beſondere Talente haben, um ſie in Ausübung zu bringen.

Was hat Theophilus für eine unheilbare Krankheit? Sie dauert ſchon länger als dreißig Jahre; er wollte, er will, und wird noch ins künftige große Herren regieren wollen. Nur allein der Tod wird ihn von ſeinem dürſtenden Verlangen nach Herrſchaft und Gewalt über die Gemüther befreien. Iſt es der Eifer für ſeinen Nächſten? Iſt es die Gewohnheit, oder iſt es die allzu gute Meinung von ſich ſelbſt? Da iſt kein Palaſt, wo er ſich nicht ſucht beliebt zu machen. Er bleibt nicht mitten in dem Zimmer ſtehen, er ſieht, wie er zu einer Umarmung kommen kann, er geht bis ins Kabinet. Man wartet lang und begierig, bis er ausgeredet hat, damit man auch möge vorgelaſſen oder geſehen werden. Er dringt in die Geheimniſſe der Familien ein, er ſtellet bei allen ihren traurigen oder fröhlichen Begebenheiten etwas gewiſſes vor. Er kömmt zuvor, er bietet ſich an, er ladet ſich ſelbſt zu Gaſt, und man muß ihn zulaſſen. Zehn tauſend Seelen, für welche er vor Gott, wie für ſeine eigene haften muß, ſind ihm noch zu wenig, ſeine Zeit anzuwenden und ſeinen Ehrgeiz zu erſättigen. Er weiß Seelen von höherm Stande und Anſehen, für welche er nichts zu verantworten hat, und er macht ſich freiwillig mit ihnen zu ſchaffen. Er höret zu, er iſt auf alles das aufmerkſam, was ſeinen Begierden, die auf lauter heimliche Anſchläge, Vermittelung unter allerhand Handthierung gehen, zur Nahrung dienen kann. Kaum iſt ein vornehmer Herr ans Land getreten, ſo erwiſcht er ihn und hält ihn feſt. Theophilus erzählte ſchon, daß er ihn regiere, ehe als man noch kaum argwohnen konnte, daß er die geringſte Gedanken dazu hätte.

Eine Kaltſinnigkeit, oder eine Unhöflichkeit, die uns von Leuten, die weit über uns ſind, erwieſen wird, macht, daß wir ſie haſſen. Ein Gruß oder eine lächelnde Miene ſöhnet ſie wieder mit uns aus.

Manche Hochmüthige werden durch die Erhebung ihrer Mitbuhler gedemüthiget und leutſeliger gemacht. Dieſer verdrießliche Zufall bringet ſie ſo weit, daß ſie ſich bedanken, wenn man ſie grüßet. Aber die Zeit, welche alles mildert, verſetzt ſie endlich wieder in ihr natürliches Betragen.

Die Verachtung, welche die Großen gegen das gemeine Volk hegen, macht ihnen die Schmeicheleien und die Lobſprüche, die ſie von ihm erhalten, gleichgültig, und mäßiget ihre Eitelkeit. So würden auch die Fürſten, die ohne Maß und Ziel von ihren Höflingen, oder den Großen gelobet werden, viel eitler darüber werden, wenn ſie mehrere Hochachtung für die Lobredner hätten.

Die Großen glauben ganz allein vollkommen zu ſeyn, kaum laſſen ſie andern Leuten den geſunden Verſtand, die Geſchicklichkeit und den feinen Witz, und ſie bemächtigen ſich dieſer ergiebigen Eigenſchaften, gleichſam als ob es Dinge wären, die ihrer Geburt anklebten. Indeſſen iſt es ein grober Irrthum, wenn ſie ſich mit ſo falſchen Vorurtheilen ſchmeicheln. Was jemals am beſten gedacht, geſagt und geſchrieben, ja vielleicht am feinſten ausgeführet worden iſt, das iſt uns nicht alles von den Großen zugekommen. Sie haben weitläuftige Güter, und eine lange Reihe von Ahnen, das kann ihnen nicht ſtreitig gemacht werden.

Haben ſie Verſtand, Großmuth, Geſchicklichkeit, Geſchmack, Beurtheilungskraft? Soll ich dem Vorurtheile und der Schmeichelei, welche kühner Weiſe ihren Verdienſt ausbreiten, ſoll ich ihnen glauben? Aber das ſind mir verdächtige Zeugen und ich verwerſe ſie. Soll ich mich durch das Anſehen der Fähigkeit und der Großmuth, daß ſie ſich zu geben wiſſen, und wodurch ſie ſich über alles, was man thun, ſagen und ſchreiben kann, erheben, ſoll ich mich dadurch blenden laſſen, weil es ſie zu Lobſprüchen trocken macht, weil es verhindert, von ihnen jemals den geringſten Schein eines Beifalles zu erzwingen? Ich folgere daraus weit natürlicher, daß ſie in Gunſt und Anſehen ſtehen, daß ſie große Reichthümer beſitzen. Auf was für Art kann man von ihnen eine richtige Beſchreibung machen? Telephon! Man kann ſich ihnen nicht anderſt, als wie dem Feuer nähern, nur in einer gewiſſen Entfernung, und man müßte ſie doch entwickeln, man müßte ſich öfters mit ihnen zu thun machen und ſie gegen Leute ihres Standes halten, um ein geſundes und taugliches Urtheil über Sie zu fällen: Ihr Vertrauter, mit dem ſie ſich ziemlich gemein machen, von dem ſie Rathſchläge annehmen, welchem zu gefallen ſie den Socrates und den Ariſtides verlaſſen, mit dem ſie lachen, der noch lauter als ſie lachen kann, mit einem Worte, Davus iſt mir ſehr wohl bekannt, ſollte dieſes hinreichend ſeyn, ſie ſelbſt zu kennen?

Es gibt welche, die ſich über ihren eingebildeten Vorzug ſchämen würden, wenn ſie im Stande wären, ihre Nachgeordnete und ſich ſelbſt zu kennen.

Wenn es wenig vortreffliche Redner gibt, gibt es wohl viele Leute, die ſie verſtehen können? Wenn man nicht viel gute Schriftſteller hat, wo ſind indeſſen die, welche ſie leſen können? Gleicher Geſtalt hat man ſich immer über die kleine Anzahl ſolcher Perſonen beklagt, die fähig ſind, den Königen Rathſchläge zu geben, und ihnen die Verwaltung ihrer Geſchäfte zu erleichtern. Wenn aber endlich dieſe fähige und weitſehende Geiſter auf die Welt kommen, wenn ſie nach ihren Vorſtellungen und Einſichten handeln, werden ſie alsdann geliebt, werden ſie ſo, wie ſie es verdienen, hochgeachtet? Werden ſie wegen deſſen, was ſie zum Beſten des Vaterlandes denken und thun, gelobet? Sie ſind einmal da, das iſt genug, man tadelt ſie, wenn ihre Entwürfe zerſcheitern, und man beneidet ſie, wenn ſie von ſtatten gehen. Laßt uns den Pöbel tadeln, wo es lächerlich ſeyn würde, ihn zu entſchuldigen. Sein Verdruß und ſeine Eiferſucht wird von den Großen als unvermeidlich angeſehen, und hat ſie endlich dahin gebracht, daß ſie ſeine Stimmen in allen ihren Unternehmungen für nichts rechnen, und nicht in die geringſte Betrachtung ziehen, ja daß ſie ſich hieraus ſogar eine Staatsmaxime machen.

Geringe Leute haſſen einander, wenn ſie ſich wechſelweiſe Schaden zufügen. Die Großen ſind den Geringern verhaßt, ſowohl wegen des Böſen, das ſie ihnen zufügen, als wegen alles des Guten, das ſie ihnen nicht erweiſen. Die Großen haben jener ihre Niedrigkeit, ihre Armuth und ihr Unglück zu verantworten. Wenigſtens glauben es die letztern.

Das iſt faſt ſchon zu viel, daß man mit dem Pöbel einerlei Religion und einerlei Gott haben muß; wie ſollte man ſich noch Peter, Johann, Jakob nennen laſſen, da der Kaufmann oder der Bauer ſo heißt? Ja, es iſt billig, daß wir alles vermeiden, was der Pöbel mit uns gemein haben könnte, und wir müſſen uns durch alles mögliche von ihm zu unterſcheiden ſuchen. Er mag ſich die zwölf Apoſtel, ihre Jünger, die erſten Märtyrer (welche Leute, welche Patronen!) die mag er ſich zueignen. Er mag alle Jahre dieſem beſondern Tage entgegen ſehen, den ein jeder als einen Feſttag begeht. Wir vornehme Herren, wir müſſen uns weltliche Namen geben, wir müſſen uns unter dem Namen eines Cäſars, eines Pompejus und eines Hannibals taufen laſſen, das waren große Leute! oder unter dem Namen der Lucretia, das war eine berühmte Römerin, oder des Renatus, Rogerius, Olivier und Tancredus, lauter unüberwindliche Ritter, lauter Leute, die wunderbarer ſind, als alle Romanenhelden: oder eines Hectors, Achilles und Hercules, lauter Halbgötter; ſelbſt unter dem Namen des Phoebus und der Diana: und wer wird uns wehren können, uns gar Jupiter oder Merkurius, Venus oder Adonis nennen zu laſſen?

Indeſſen, daß die Großen alle Kenntniſſe vernachläßigen, ich will nicht ſagen, der Staatsvortheile der Fürſten und der öffentlichen Angelegenheit, ſondern ſelbſt ihrer eigenen Geſchäfte; daß ihnen die Wiſſenſchaft und Einrichtung eines Hausvaters unbekannt iſt, und daß ſie ſich ſelbſt mit dieſer Unwiſſenheit breit machen; daß ſie ſich von ihren Aufſehern und Verwaltern in Armuth ſtürzen und meiſtern laſſen; daß ſie zufrieden ſind, wenn ſie den Wein verſtehen, wenn ſie zu der Thais oder Phryne gehen können, wenn ſie von ihren Kuppelhunden zu reden, oder zu ſagen wiſſen, wie viel Poſten von Paris nach Beſançon oder nach Philippsburg ſind: Indeſſen unterrichten ſich Bürger in dem innern und äußern Zuſtande des Königreichs, ſuchen ſich die Kunſt, zu regieren, bekannt zu machen, werden kluge und ſtaatsverſtändige Leute, verſtehen die Stärke und Schwäche eines ganzen Staats, ſuchen Bedienungen zu bekommen, und erhalten ſie, ſchwingen ſich in die Höhe, werden mächtig, erleichtern dem Fürſten einen Theil ſeiner Sorgen für die öffentliche Wohlfahrt. Die Großen, die ihn ehemals verächtlich hielten, verehren ihn jetzt, und ſchätzen ſich glücklich, wenn ſie ſeine Eidame werden können.

Ich vergleiche mit einander die zwei ſich am meiſten entgegengeſetzte Stände der Menſchen, nämlich die Großen mit dem gemeinen Volke, und ich finde, daß dieſes mit dem Nothwendigen ſich begnüget, jene hingegen bei allem ihrem Ueberfluſſe unruhig und arm ſind. Ein gemeiner Mann kann nicht viel Schaden thun; ein Großer aber will niemand Gutes thun, und iſt im Stande, viel Böſes zu verüben: Der eine macht ſich in nichts geſchickt und geübt, als in nützlichen Dingen; der andere verknüpfet auch ſchädliche Dinge damit: Bei jenem zeigen ſich Grobheit und Freimüthigkeit ohne Scheu; bei dieſem iſt eine böſe und verdorbene Säure unter der Schale des Wohlſtandes verborgen. Der Pöbel hat wenig Witz, und die Großen haben keine Seele; jener hat einen guten Grund, aber ohne äußerlichen Zierrath; bei dieſen iſt nichts als das äußerliche, und eine bloße Oberfläche. Soll ich wählen? Ich mag mich nicht lang beſinnen; ich will Pöbel ſeyn.

So unergründlich als auch die Großen bei Hofe ſeyn können, ſo viele Kunſt ſie beſitzen mögen, für das angeſehen zu werden, was ſie nicht ſind, und für das nicht gehalten zu werden, was ſie ſind, ſo können ſie doch weder ihren äußerſten Muthwillen, noch die Neigung verbergen, vermöge welcher ſie gern auf anderer Unkoſten lachen, und öfters etwas lächerlich machen wollen, das ſich gar nicht mit dem Lächerlichen verträgt. Dieſe ſchöne Talente entdecken ſich an ihnen, ſobald man ihrer nur anſichtig wird, und ſie ſchicken ſich vollkommen, einen dummen Teufel verwirrt, oder denjenigen zum Narren zu machen, der ſchon einer iſt; aber ſie ſind noch geſchickter, ſie alles des Vergnügens zu berauben, das ihnen ein verſtändiger und witziger Kopf machen könnte, der ſich in tauſend angenehme und beluſtigende Geſtalten verwandeln könnte, wenn ihn nicht der gefährliche Charakter des Höflings ſehr behutſam an ſich zu halten zwänge; er ſetzet ihm einen ernſthaften Charakter entgegen, hinter dem er ſich verſchanzet; und er weiß ſeine Sachen ſo gut zu machen, daß die Spötter bei allen ihren boshaften Abſichten keine Gelegenheit finden können, ſich über ihn luſtig zu machen.

Die Gemächlichkeiten des Lebens, der Ueberfluß, eine immerwährende Glückſeligkeit, alles dieſes macht, daß die Fürſten noch etwas Freude übrig haben, um über einen Zwerg, Affen, übelgewachſenen Menſchen, oder über ein einfältiges Mährchen zu lachen. Leute, die nicht ſo glücklich ſind, lachen nur, wo es ſich ſchicket.

Ein Großer hat Champagnergewächs am liebſten, er hat aber einen Abſcheu von dem, was aus der Brühe kömmt. Er beſäuft ſich in beſſerm Wein, als der Pöbel. Das iſt der einzige Unterſchied des Rauſches zweier weit von einander abſtehenden Stände, des Herrn und Laquaien.

Dem erſten Anſehen nach ſind die Ergötzlichkeiten der Fürſten mit dem Vergnügen vergeſellſchaftet, andern beſchwerlich zu fallen; aber nein, die Fürſten ſind den Menſchen ähnlich,

ſorgen nur für ſich ſelbſt, ſie folgen ihrem Geſchmacke,
en Leidenſchaften, ihrer Bequemlichkeit, das iſt ganz natürlich.

Es ſcheinet, daß die erſte Regel der Collegien, der Leute,
in Bedienungen ſtehen, oder der Mächtigen, darin beſtehe,
en, welche von ihnen abhängen, in Anſehung aller ihrer
gelegenheiten ſolche Hinderniſſe zu legen, die ſie ſelbſt von
en befürchten können.

Wenn ein Großer einige Grade des Glückes über andere
oben iſt, und ich kann mir keinen andern einfallen laſſen,
daß er vielleicht öfters Vermögen und Gelegenheit hat,
ern ein Vergnügen zu machen; wenn alſo ſolche Umſtände
ſtehen, ſo ſcheinet es, daß er ſich derſelben bedienen müſſe.
es zum Vortheil eines ehrlichen Mannes, ſo muß er fürch-
, daß ihm dieſe Gelegenheit entwiſchen könne; da es aber
h eine gerechte Sache ſeyn muß, ſo iſt er verbunden, der
te vorzukommen, und ſich nicht ſehen zu laſſen, um die
nkſagung dafür zu erhalten; iſt ſie noch überdieß von kei-
Schwierigkeit, ſo darf er ſie nicht für wichtig ausgeben;
heilet er aber abſchlägige Antwort, ſo beklage ich ſie alle beide.

Es gibt Leute, die gleichſam von Natur ſchon ſo beſchaffen
, daß ſie nicht leicht jemand vor ſich kommen laſſen, und
ſind gerade diejenige, deren andere benöthiget ſind, von
en andere abhängen. Sie ſtehen immer nur auf einem
ße, beweglich wie das Queckſilber, machen ſich lauter Pi-
etten, ſie tändeln, ſie ſchreien, ſie erhitzen ſich; ähnlich den
uren von Pappdeckel, die man bei öffentlichen Freudens-
eigungen ſieht, werfen ſie Feuer und Flammen um ſich,
nern und blitzen; man nähert ſich ihnen nicht, als bis ſie
angen zu erlöſchen und zu fallen, und durch ihren Fall
zwar berühren laſſen, aber nicht mehr zu brauchen ſind.

Der Schweizer, der Kammerdiener, der Bediente in der
ree, alle ſolche Leute, wenn ſie nicht mehr Verſtand haben,
ihre Umſtände mit ſich bringen, urtheilen nicht mehr von
ſelbſt nach ihrer vormaligen Niedrigkeit, ſondern nach der
ebung und dem Glücke derer, welchen ſie dienen, und ſie
en alle die, welche zu ihrer Thüre eingehen und ihre Treppe

hinaufſteigen, ohne Unterſchied tief unter ihre Herrn herunter. So gewiß iſt es, daß man beſtimmt iſt von Großen, und von dem, was ihnen zugehört, manches ertragen zu müſſen.

Ein Mann, der in einem Poſten ſteht, muß ſeinen Fürſten, ſeine Frau, ſeine Kinder, und nach ihnen Leute von Verſtand lieben. Dieſe muß er an Kindesſtatt annehmen, er muß ſich einen ziemlichen Vorrath derſelben verſchaffen, und es darf ihm niemals daran fehlen. Er kann ihnen für alle die Hülfe und Dienſte, die er ſelbſt unwiſſend von ihnen erhält, niemals, ich will nicht ſagen zu viel, Gnadengehalte geben und Wohlthaten erzeigen, ſondern mit zu vieler Leutſeligkeit und Schmeicheleien belohnen. Wie viel kleine Gerüchte vernichten ſie nicht? Wie viele Erzählungen machen ſie nicht zu Fabeln und Erdichtungen? Können ſie nicht den übeln Ausſchlag durch die gute Abſichten rechtfertigen? Die Größe eines Entwurfs und die Richtigkeit der dabei genommenen Maßregeln durch die glückliche Ausführung beweiſen? Sich gegen die Bosheit und den Neid aufwerfen, um guten Unternehmungen die beſten Bewegungsgründe zuzuſchreiben, dem böſen Scheine günſtige Auslegungen geben; kleine Fehler verbergen, und nur die Tugenden aufzeigen und ſie in ihr Licht ſetzen; bei tauſend Gelegenheiten vortheilhafte Begebenheiten und Beſchreibungen einſtreuen, und diejenige dem Gelächter und der Verſpottung ausſetzen, welche ſich erkühnten, daran zu zweifeln oder das Gegentheil zu behaupten? Ich weiß zwar, daß die Großen gewohnt ſind, die Leute reden zu laſſen, und dennoch in ihren Unternehmungen fortzufahren; aber ich weiß auch dieſes, daß ſie öfters in ihren Unternehmungen gehindert werden, eben deswegen, weil ſie die Leute reden laſſen.

Den Verdienſt bemerken, und ihn, wenn man ihn einmal erkannt hat, hochhalten, das ſind zwei große Unternehmungen, deren eine auf die andere ſogleich folgen muß; Unternehmungen, deren die Großen ziemlich unfähig ſind.

Du biſt groß, du biſt mächtig, das iſt nicht genug; mache, daß ich dich auch hochachten kann, damit ich traurig werden möge, wenn du in Ungnade fällſt, oder dich nicht in Gnade ſetzen kannſt.

Ihr ſprechet von einem Großen, oder von einem Menſchen, der in einem Poſten ſteht, daß er einnehmend, dienſtfertig iſt und jedermann Vergnügen zu machen ſuchet, und ihr bekräftiget es durch eine lange Beſchreibung von dem, was er in einer Sache that, von der er wußte, daß ihr daran Theil nahmet; ich verſtehe euch, man kömmt eurem Anſuchen zuvor, ihr ſtehet in Anſehen, ihr ſtehet mit dem Miniſter in Bekanntſchaft, und ihr habt die Gunſt der Mächtigen; könnet ihr mir mehr ſagen?

Es ſagt jemand zu euch: Ich habe mich über einen gewiſſen zu beklagen, er thut ſtolz ſeit ſeiner Erhebung, er hält mich verächtlich, er thut ganz fremd gegen mich; meines Theils, antwortet ihr ihm, habe ich keine Urſache über ihn zu klagen, im Gegentheil muß ich ihn ſehr loben, es dünkt mich, daß er ſehr höflich ſey. Ich glaube euch, wieder zu verſtehen, ihr wollet bekannt machen, daß ein vornehmer Mann einige Achtung gegen euch bezeiget, und daß er euch in dem Vorzimmer aus tauſend Leuten bemerket, und von den übrigen die Augen ablenket, aus Furcht, ihnen danken, oder gegen ſie lächeln zu müſſen.

Mit jemand zufrieden ſeyn, mit einem Großen zufrieden ſeyn, das iſt ihrem Urſprung nach eine feine Redensart, und bedeutet ohne Zweifel ſo viel, als mit ſich ſelbſt zufrieden ſeyn, wenn man von einem Großen alle Wohlthaten, die er uns erwieſen hat, oder die er nicht gedacht hat, uns zu erweiſen, rühmet.

Man lobet die Großen, um zu zeigen, daß man ihnen nahe kommen darf, ſelten geſchicht es aber aus Hochachtung oder aus Dankbarkeit. Oefters kennet man diejenige nicht, welche man lobet. Die Eitelkeit oder der Leichtſinn überwinden manchmal die Empfindlichkeit. Man iſt übel mit ihnen zufrieden, und man lobet ſie.

Iſt es gefährlich ſich in eine verdächtige Sache zu miſchen, ſo iſt es noch weit gefährlicher, einen Großen darin zum Mitgeſellen zu haben. Er ziehet ſeinen Kopf aus der Schlinge, und ihr müſſet das Gelag doppelt bezahlen, für ihn und für euch.

Einem Fürſten iſt ſein ganzes Glück nicht hinreichend, um die niederträchtige Gefälligkeit zu belohnen, wenn man anderſt darüber nach allem dem urtheilen ſoll, was es den, welcher belohnet werden ſoll, gekoſtet hat; es iſt aber auch die ganze Gewalt eines Fürſten nicht hinlänglich, um jemand zu beſtrafen, wenn er ſeine Rache nach der Beleidigung, die ihm zugefüget worden iſt, abmeſſen ſollte.

Der Adel ſetzet ſein Leben für die Wohlfahrt des Staats und für die Ehre ſeines Fürſten in Gefahr. Der Richter entlediget den Fürſten eines Theils der Mühe, den Völkern Recht zu ſprechen. Welche erhabene Verrichtungen auf beiden Seiten! Wie viel unendlicher Nutzen fließet nicht daraus! Sind die Menſchen größerer Unternehmungen fähig? Und doch weiß ich nicht, woher der Kriegs- und der Civilſtand Anlaß genommen hat, ſich wechſelsweiſe zu verachten.

Wenn es an dem iſt, daß ein Großer, der ſein Leben, das nur zum Lachen, zu Vergnügen und zum Ueberfluß beſtimmt iſt, waget, vielmehr in die Schanze ſchlägt, als ein gemeiner Mann, der nur ein elendes Leben daran ſetzet, ſo muß man auch bekennen, daß er eine ganz andere Schadloshaltung erhält, nämlich Ehre und großen Ruhm. Der Musketier wird nicht berühmt, er ſtirbt unbekannt und unter dem großen Haufen; zwar lebte er eben ſo, aber er lebte doch, und dies iſt vielleicht in dem Stande der Niedrigkeit und der Dienſtbarkeit eine Hauptquelle des Mangels der Tapferkeit. Diejenige hingegen, welche ihre Geburt über den Pöbel erhebt, und den Augen der Menſchen, ihrem Tadel und ihrem Lob ausſetzt, ſind ſogar fähig, ſich durch Zwang ihres Temperaments zu entledigen, wenn es ſie nicht zur Tugend antriebe, und dieſe Beſchaffenheit des Herzens und des Gemüths, welche ſich von den Ahnen auf die Väter, und von dieſen auf die Nachkommen fortpflanzet, das iſt die Tapferkeit, welche Leuten von Stande ſo gemein iſt, vielleicht iſt ſie der Adel ſelbſt.

Stecket mich unter die Völker als einen gemeinen Soldaten, ſo bin ich ein Therſites; ſtellet mich aber an die Spitze einer Armee, die ich für ganz Europa verantworten muß, ſo bin ich ein Achilles.

Die Fürſten haben ohne einige Wiſſenſchaft oder Regeln einen Geſchmack, eine Einſicht in das Verhältniß der Dinge. Sie ſind gleichſam im Mittelpunkt der beſten Dinge erzogen, und damit vergleichen ſie alles, was ſie leſen, ſehen und hören. Alles, was von Lully, von Racine, von Le Brun zu weit abſteht, das wird verworfen.

Es iſt eine übertriebene Vorſicht, wenn man jungen Prinzen nur die Sorgfalt für ihren Rang einpräget, da doch ein ganzer Hof ſeine Schuldigkeit und einen Theil ſeiner Artigkeit in der Bezeigung der Ehrerbietung für die Fürſten ſetzet, und dieſe nicht ſowohl in Gefahr ſtehen, in dem mindeſten von dem, was man ihrem Stande ſchuldig iſt, unwiſſend zu bleiben, als vielmehr die Leute zu vermengen, und ihnen mit Gleichgültigkeit und ohne Unterſchied der Stände und Titel, zu begegnen. Sie haben einen natürlichen Stolz, den ſie bei allen Gelegenheiten hervorſuchen können; man muß ihnen keine Lehre geben, als der guten Ordnung wegen, als um ihnen die Gutherzigkeit, die Ehrlichkeit und das Vermögen, einen Unterſchied zu machen, einzuflößen.

Bei einem Menſchen von gewiſſem Stande iſt es eine bloße Heuchelei, wenn er nicht alſo gleich den Rang nimmt, der ihm gebührt, und den ihm jedermann einräumet. Es koſtet ihn ſehr wenig, auf ſolche Art beſcheiden zu ſeyn, ſich unter Haufen zu mengen, der ſich trennet, um ihm Platz zu machen, oder in einer Geſellſchaft die unterſte Stelle zu nehmen, damit ihn jedermann daſelbſt erblicken und ſich bemühen möge, ihn davon wegzubringen. Die Ausübung der Beſcheidenheit iſt für Leute vom gemeinern Stande viel bitterer; werfen ſie ſich unter den Haufen, ſo erdrückt man ſie, wählen ſie ſich einen unbequemen Poſten, ſo bleibt er ihnen.

Ariſtarch begibt ſich mit einem Herold und einem Trompeter auf den Markt. Dieſer fängt an zu blaſen, und die Menge läuft herbei und ſammelt ſich um ihn herum. Höret zu, ruft der Herold, ſeyd aufmerkſam und ſtille! Ariſtarch, den ihr hier ſehet, wird morgen eine ſchöne That verrichten. Ich will einfältiger und unverblümter ſagen, er hält ſich wohl; will er es beſſer machen? Ich mag es nicht zum voraus wiſſen, oder ihn wenigſtens im Verdacht haben, daß er mir ſelbſt Nachricht davon gegeben habe.

Die beſten Handlungen werden durch die Art, mit der man ſie verrichtet, verändert und geſchwächet, ja ſelbſt die Abſichten derſelben werden dadurch zweifelhaft. Derjenige, welcher die Tugend blos der Tugend wegen beſchützet oder lobet, welcher das Laſter um des Laſters willen tadelt, thut es einfältig, natürlich, ohne Umſchweiſe, ohne Abſonderung ohne Hochmuth und ohne Zwang. Er bedient ſich keiner nachdrücklichen und redneriſchen Antworten, noch weniger aber beiſſender und ſatiriſcher Reden. Er ſpielet niemals ſeine Rolle dem Publikum zu gefallen, ſondern er will ein gutes Beiſpiel geben, er will ſeiner Pflicht ein Genüge leiſten. Er arbeitet nicht für die Beſuche des Frauenzimmers, noch für die Geſellſchaften, noch für die Zeitungsſchreiber, er gibt dem witzigen Kopfe keinen Stoff zu einer artigen Erzählung: Die gute Handlung, die er verrichtet, iſt zwar in der That nicht ſo ſehr bekannt, aber er hat ſie vernichtet, iſt ihm dieſes nicht genug?

Die Großen können ſich der erſten Zeiten nicht wohl mit Vergnügen erinnern, ſie ſind ihnen nicht günſtig. Es iſt traurig für ſie, zu ſehen, daß wir alle von Brüdern und Schweſtern abſtammen. Die Menſchen machen alle ein Geſchlecht aus; die Grade der Verwandtſchaft ſind nur durch das Weitere, oder das Nähere unterſchieden.

Theognis iſt in ſeiner Kleidung ſehr ſorgfältig, und geht wie ein Frauenzimmer geputzt aus. Ehe er noch aus ſeiner Wohnung tritt, ſo hat er ſchon ſeine Augen und ſein Geſicht zurecht gelegt, daß alles ſchon fertig ſeyn möge, wenn er unter die Leute kömmt, daß alles in Bereitſchaft ſey, daß die Vorbeigehenden ihn ſchon gnädig und lächelnd finden, und ihm niemand entwiſchen möge. Geht er in die Säle, ſo wendet er ſich links und rechts herum, wo Leute, und wo keine ſtehen, und er grüßet die, welche nicht zugegen ſind. Er umarmet den erſten den beſten, der ihm in den Weg kömmt, er drücket ihm den Kopf an ſeine Bruſt, und er fraget ſodann, wer derjenige iſt, den er umarmet hat? Ein anderer iſt ſeiner Hülfe in einer leichten Sache benöthiget, er geht zu ihm und trägt ihm ſeine Bitte vor; Theegnis hört ihn geneigt an, er iſt froh, daß er ihm zu etwas behülflich ſeyn kann, er beſchwöret ihn, daß er ihm Gelegenheit geben ſoll, ſeine Dienſtfertigkeit zeigen zu können, und da nun jener auf ſeiner Bitte beharret, ſo ſagt er ihm, daß er ſie nicht zuſtehen könne, er bittet ihn, ſich in ſeine Stelle zu ſetzen und darüber zu urtheilen. Der Client geht weg, wird begleitet, geſchmeichelt, iſt beſchämt, und faſt über die abſchlägige Antwort vergnügt.

Das heißt eine ſehr üble Meinung von den Menſchen hegen, und ſie doch ſehr gut kennen, wenn man glaubt, daß man in einem hohen Poſten ſie durch gekünſtelte Schmeicheleien, durch lange und nichts bedeutende Umarmungen betrügen könne.

Pamphilus unterhält ſich nicht mit den Leuten, die er in den Sälen oder in den Alleen antrifft. Wenn man nach ſeiner ernſthaften Miene und Stimme urtheilen ſoll, ſo empfängt er ſie nur, gibt ihnen Audienz und beurlaubet ſie. Er hat Redensarten, die höflich und ſtolz zugleich ſind; er hat eine befehlshaberiſche Leutſeligkeit, deren er ſich ohne Unterſchied bedienet. Er hat eine falſche Größe, welche alle ſeine Freunde, die ihn nicht verachten wollen, ſehr erniedriget und verwirret.

Ein Pamphilus iſt von ſich ſelbſt eingenommen und verlieret ſich niemals aus dem Geſicht. Niemals verläßt ihn der Gedanke von ſeiner Größe, von ſeiner Verwandtſchaft, von ſeiner Ehrenſtelle, von ſeiner Würde. Er ſammelt, ſo zu reden, alles, was ihn ausmacht, und wickelt ſich darein, um ſich in Anſehen zu ſetzen. Mein Orden, ſpricht er, mein blaues Band. Bald breitet er es aus, bald verbirgt er es, um ſich groß zu machen. Ein Pamphilus will mit einem Worte groß ſeyn, er glaubt, er ſey es, er iſt es aber wirklich nicht, er ſucht es nur großen Leuten nachzumachen. Wenn er manchmal gegen einen Menſchen von der geringſten Sorte, gegen einen witzigen Kopf lächelt, ſo weiß er die Zeit ſo gut in Acht zu nehmen, daß er niemals über der That ertappet wird. Es würde ihm auch eine Schamröthe in das Geſicht ſteigen, wenn er unglücklicher Weiſe in der Gemeinſchaft mit einem Menſchen angetroffen würde, der weder reich, noch mächtig, noch ein Freund des Miniſters, noch ſein Verwandter, noch in ſeinen Dienſten wäre. Er iſt gegen jeden ſtreng und unerbittlich, der ſein Glück noch nicht gemacht hat. Er bemerket euch eines Tages in der Gallerie, und er folget euch, und findet er euch den folgenden Tag an einem nicht ſo öffentlichen Orte, oder wenn es ein öffentlicher Ort iſt, in der Geſellſchaft eines vornehmen Herrn, ſo bekömmt er Herz, und ſpricht, ſie thaten geſtern nicht, als wenn ſie mich ſähen. Bald verläßt er euch unverſehens, um einen vornehmen Herrn, oder einen Oberaufſeher anzureden; bald, wenn er dergleichen in eurer Geſellſchaft antrifft, ſo ſchneidet er euch von ihnen ab, er raubt ſie euch. Ein andersmal redet ihr ihn an, und er hält ſich nicht auf, er läßt euch nachlaufen, und er ſpricht ſo laut mit euch, daß es eine ordentliche Komödie für die Vorbeigehenden iſt; aber die Pamphili thun ohnedies beſtändig, als wenn ſie auf dem Theater wären. Sie ſtecken im Unwahren bis über die Ohren, nichts iſt ihnen verhaßter als das Natürliche, ſie ſind wahrhafte Perſonen vom Schauplatze, leibhaſtige Floridors und Mondoris.

Kann man ſich wohl über die Pamphilos erſchöpfen? Bei Fürſten und ihren Miniſtern ſind ſie niederträchtig und furchtſam, aber voller Stolz und Uebermuth bei Leuten, die nichts als Tugend beſitzen; ſtumm und verwirrt bei Gelehrten, lebhaft, kühn und entſcheidend bei Unwiſſenden. Mit der Magiſtratsperſon ſprechen ſie vom Krieg, und mit dem Rentirer von der Staatskunſt. Beim Frauenzimmer verſtehen ſie die Geſchichte; in Geſellſchaft eines Doktors ſind ſie Dichter, und beim Dichter ſind ſie Mathematiker. Mit Maximen ſchleppen ſie ſich nicht, noch weniger mit Gründen, ſie leben auf Gerathewohl, ſie laſſen ſich von dem Winde der Gunſt und von der anziehenden Kraſt der Reichthümer umtreiben und fortreißen. Sie hegen keine Meinung, die ihnen zugehörte, die ihr eigen wäre, ſie entlehnen alles, was ſie nöthig haben, und derjenige, an den ſie ſich deswegen wenden, iſt gar nicht ein weiſer, geſchickter und kluger Mann, ſondern ein Mann nach der Mode.

Wir hegen gegen Große, oder gegen Leute, die in einem erhabenen Poſten ſtehen, eine unfruchtbare Eiferſucht, einen ohnmächtigen Haß, wodurch wir uns nicht ihres Glanzes und Größe wegen rächen, ſondern nur unſer eigenes Elend mit der unerträglichen Laſt eines fremden Glückes verdoppeln. Was für Mittel kann man wohl gegen eine ſo eingewurzelte und anſteckende Krankheit des Gemüthes anwenden? Laſſet uns mit Wenigem begnügen, ja mit dem Geringſten, wenn es möglich iſt; laſſet uns in rechter Zeit etwas verlieren, die Erſetzung dieſes Verluſts iſt unausbleiblich, und ich wollte, daß man die Probe davon machte. Ich überhebe mich dadurch der Mühe, einen Schweizer, oder einen Aufſeher mir günſtig zu machen, ich werde mich nicht durch die unzählbare Menge der Clienten, oder der Höflinge, womit das Haus eines Miniſters mehr als einmal des Tages voll wird, von der Thüre zurückſtoßen laſſen müſſen; ich werde nicht nöthig haben, in ſeinem Audienzſaale ſehnlich zu warten, ihm zitternd und ſtammelnd eine gerechte Sache vorzutragen, ſeine Ernſthaftigkeit, ſein bitteres Lächeln und ſeine Laconismos zu ertragen. Alsdann werde ich ihn nicht mehr haſſen, ich werde ihn nicht mehr beneiden. Er wird keine Bitte an mich zu thun haben, und ich auch nicht an ihn; wir werden einander gleich ſeyn, außer daß ich ruhig ſeyn werde, er aber nicht.

Wenn die Großen gleich Gelegenheit haben, uns Wohlthaten zu erzeigen, ſo haben ſie doch ſelten einige Neigung, es zu thun; und wenn ſie uns Schaden thun wollen, ſo finden ſie nicht allezeit die Gelegenheit dazu. Man kann ſich alſo in der Art der Ehrerbietung, die man ihnen erweiſet, betrügen, wenn ſie ſich nur auf die Hoffnung oder auf die Furcht gründet, und man beſchließt manchmal ein langes Leben, ohne daß man im geringſten von ihnen abgehangen iſt, oder ihnen ſeine gute oder ſeine böſe Umſtände hat verdanken müſſen. Wir ſind ſchuldig, ihnen Ehre zu erweiſen, weil ſie groß ſind, weil wir klein ſind, und weil es noch Geringere gibt, die uns Ehre erweiſen.

An dem Hofe und in der Stadt trifft man einerlei Schwachheiten an, einerlei Kleinheiten, einerlei Unbeſonnenheiten, einerlei Zwiſtigkeiten unter den Familien und unter den nächſten Anverwandten, einerlei Beneidungen, einerlei Widrigkeiten; überall findet man Schwiegertöchter und Schwiegermütter, Ehemänner und Eheweiber, Eheſcheidungen, Feindſchaften und unſtandhafte Ausſöhnungen; überall wunderliche Köpfe, Entrüſtungen, Partheilichkeiten, Zuträger und abgeſchmackte Unterhaltungen. Mit ſcharfſichtigen Augen kann man ohne Mühe ſehen, wie die pöbelhafte Stadt, die Sankt Deniſer Gaſſe nach Verſailles oder Fontainebleau gleichſam verſetzt iſt. Hier glaubt man einander nur mit mehrerem Stolz und vielleicht mit beſſerer Anſtändigkeit zu haſſen; man ſchadet ſich wechſelsweiſe mit mehrerer Geſchicklichkeit und Verſchlagenheit; der Zorn iſt da viel beredter, man ſchimpfet einander viel höflicher und in beſſern Ausdrücken; man verſtößt ſich daſelbſt nicht gegen die Reinigkeit der Sprache, man beleidiget nur die Menſchen oder ihre Ehre. Die äußerliche Geſtalt aller Laſter iſt daſelbſt von mehrerem Anſehen, aber ich ſage es noch einmal, der Grund derſelben iſt gerade ſo, wie bei den verworfenſten Ständen des Pöbels; alles Niederträchtige, alles Schwache, alles Unwürdige iſt dabei anzutreffen. Dieſe Leute, die entweder durch ihre Geburt, oder durch die Gunſt, in der ſie ſtehen, oder durch die Würden, die ſie begleiten, ſo groß ſind; dieſe ſtarke und geübte Geiſter, dieſe artige und witzige Damen, alle verachten den Pöbel, und ſie ſind ſelbſt Pöbel.

Wer vom Pöbel ſpricht, der begreift vielerlei Dinge unter einem Worte. Es iſt ein vielbedeutender Ausdruck, und man würde ſich wundern, wenn man wüßte, wie viel er in ſich begreift und wie weit er ſich erſtrecket. Es gibt einen Pöbel, der den Großen entgegengeſetzt wird, und da bedeutet er das gemeine Volk, oder die Menge. Es gibt einen Pöbel, der den Weiſen, Verſtändigen und Tugendhaften entgegengeſetzt wird, und dahin gehören die Großen wie die Geringen.

Die Großen regieren ſich nur durch Empfindungen; ſie ſind mäßige Seelen, bei denen alles ſogleich einen Eindruck machet. Es trägt ſich etwas zu, ſie ſprechen davon zu viel, bald darauf reden ſie weniger davon, und endlich ſchweigen ſie gar davon ſtill. Handlung, Ausführung, Bemühung, Ausgang, alles wird vergeſſen. Verlanget von ihnen keine Beſſerung, keine Vorſicht, keine Ueberlegung, keine Erkenntlichkeit und keine Belohnung.

Man ſchreitet öfters zu äußerſt entgegengeſetzten Handlungen in Anſehung gewiſſer Perſonen. Indeſſen, daß nach ihrem Tode die Gewölbe der Tempel von ihren Lobeserhebungen erſchallen, ſo iſt die Satire über ſie unter dem Volke geſchäftig. Manchmal verdienen ſie weder Libelle noch Lobreden, manchmal ſind ſie beider werth.

Von Mächtigen muß man gar nicht ſprechen. Wenn man ſie lobet, ſo läuft faſt allezeit Schmeichelei mit unter. Spricht man übel von ihnen, wenn ſie noch leben, ſo läuft man in Gefahr, ſind ſie aber todt, ſo iſt es eine große Schwachheit.

Von dem Fürſten oder vom Staate.

Wenn man, ohne Vorurtheil für ſein Vaterland, die verſchiedenen Regierungsformen durchgeht, ſo weiß man nicht, woran man ſich halten ſoll. Bei allen trifft man viel Gutes und viel Unbequemes an. Am vernünftigſten und ſicherſten iſt es, diejenige vorzuziehen, unter welcher man geboren iſt, ſie für die beſte unter allen zu halten und ſich ihr zu unterwerfen.

Es gehöret weder Kunſt noch Wiſſenſchaft zu Ausübung der Tyrannei, und die Staatskunſt, welche nur in Vergießung des Blutes beſteht, iſt ſehr begränzt und von ſchlechter Klugheit. Sie flößet die Ermordung aller derer ein, welcher Leben eine Hinderniß unſers Ehrgeizes iſt. Ein Menſch, der von Natur grauſam iſt, thut dieſes, ohne ſich Zwang anzuthun. Das iſt die abſcheulichſte und unmenſchlichſte Art, ſich zu erhalten, oder zu vergrößern.

Es iſt eine ſichere und alte Staatsregel in den Republiken, daß man das Volk mit Feſtins, mit Schauſpielen, in dem Wohlleben, in der Pracht, in den Ergötzlichkeiten, in der Eitelkeit und in der Weichlichkeit ſich einſchläfern, ſich mit nichts beſchäftigen, und mit Kleinigkeiten beluſtigen laſſen müſſe. Welche große Schritte macht man nicht durch dieſe Nachſicht zur unumſchränkten Herrſchaft?

Unter der unumſchränkten Herrſchaft weiß man nichts vom Vaterlande. Andere Dinge erſetzen es, der Vortheil, die Ehre und der Dienſt des Fürſten.

Wenn man in einem Staate Aenderungen und Neuerungen einführen will, ſo betrachtet man nicht ſowohl die Sachen ſelbſt, als die Zeit. Es gibt Umſtände, wo man leicht einſieht, daß man niemals zuviel gegen das Volk vornehmen kann; und es gibt andere, wo es ganz begreiflich iſt, daß man nicht allzubehutſam mit dem Volke umgehen kann. Heute könnet ihr einer Stadt ihre Freiheiten, ihre Rechte, ihre Privilegien nehmen, aber morgen laſſet euch nicht einfallen, die geringſte Veränderung in ihren Aemtern zu machen.

Wenn das Volk in Bewegung iſt, ſo begreift man nicht, wie die Ruhe wieder könne hergeſtellet werden; und wenn es ruhig iſt, ſo ſieht man nicht, wie es möglich ſey, daß es in Bewegung komme.

Manches Uebel wird in einem Staate geduldet, weil dadurch ein größeres Uebel verhindert wird. Es gibt andere Gebrechen, die es nur durch ihren Anfang ſind, und welche, da ſie aus einem Mißbrauche oder aus einer übeln Gewohnheit entſtehen, in ihren Folgen und in ihrer Ausübung nicht ſo ſchädlich ſind, als ein gerechteres Geſetz, oder eine löblichere Gewohnheit ſeyn würde. Man bemerket auch eine Art vom Uebel, das man nur durch die Veränderung oder durch die Neuerung, die aber an ſich ſelbſt ſchon ein Uebel und ſehr gefährlich iſt, austreten kann. Es gibt noch andere Gebrechen, die faſt wie der Unrath der Kloacken verborgen und eingeſunken ſind, ſolche nämlich, die unter der Schande, im Verborgenen, und in der Dunkelheit begraben liegen; man kann ſie nicht bewegen und umſtühren, ohne daß ſie nicht Gift und garſtigen Geruch ausdämpfen ſollten. Die Vernünftigen zweifeln manchmal, ob es beſſer ſey, dergleichen Unrath in Erfahrung zu bringen, als gar nichts davon zu wiſſen. Man duldet manchmal in einem Staate ein ziemlich großes Uebel, welches aber einer Million kleiner Gebrechen oder Unordnung vorbeugt, die alle unvermeidlich und unheblich ſeyn würden. Es gibt Uebel, worüber alle von dem Volke ſeufzen, und ſie dienen doch zur Wohlfahrt des Publikums, obgleich das Publikum nichts anders als das ganze Volk iſt. Es gibt ein perſönliches Uebel, welches zur Wohlfahrt und zum Vortheil jeder Familie etwas beiträgt. Es gibt auch ein ſolches, wodurch ganze Familien mitgenommen, in das Verderben geſtürzet und entehret werden, hingegen aber das Wohl und die Erhaltung der Staatseinrichtung und der Regierung befördert wird. Andere Uebel ſtürzen ganze Staaten um, auf deren Trümmern ſich neue erheben. Endlich hat man auch ſolche geſehen, welche die Grundgebäude großer Reiche umwühlet und ſie völlig zernichtet haben, um die Geſtalt der Welt zu verändern und zu erneuern.

Was liegt dem Staate daran, daß Ergaſt reich iſt, daß er Hunde hat, die gut anpacken können, daß er neue Moden in ſeinem Aufzuge und in ſeinen Kleidern erſchafft, daß er an allem Ueberfluß hat? Wo es auf die Wohlfahrt und auf die Bequemlichkeit des gemeinen Weſens ankömmt, wird da eine Privatperſon allein in Betrachtung gezogen? Der Troſt der Völker bei Dingen, die ihnen etwas zur Laſt fallen, beſteht darin, daß ſie wiſſen, daß es dem Fürſten Leichterung verſchafft, oder daß ſie nur ihn bereichern; ſie glauben nicht, dem Ergaſt wegen des Glückes ihres Fürſten verbindlich zu ſeyn.

Der Krieg hat das Alterthum für ſich, man hat zu allen Zeiten Krieg geführet; er hat die Welt beſtändig mit Wittwen und Waiſen angefüllet, die Familien von Erben entblößet, und Brüder in einer Schlacht um das Leben gebracht. Junger Soyecour, ich beklage deine Tugend, deine Schamhaftigkeit, deinen ſchon reifen, durchdringenden, erhabenen und geſelligen Geiſt. Ich bedaure deinen frühen Tod, der dich deinem unerſchrockenen Bruder zugeſellet, der dich einem Hofe raubet, an dem du dich kaum zu zeigen anfingeſt. Beweinenswürdiges aber gemeines Unglück! Zu allen Zeiten ſind die Menſchen wegen eines Stückchens Landes mehr oder weniger mit einander übereingekommen, ſich zu berauben, zu brennen, zu ermorden, zu erwürgen, und damit ſie es deſto künſtlicher und ſicherer thun können, ſo haben ſie ſchöne Regeln erfunden, die man die Kriegskunſt nennet. Mit der Ausübung dieſer Regeln haben ſie die Ehre und den dauerhafteſten Ruhm verknüpfet, und von einem Jahrhunderte zum andern die Kunſt, ſich wechſelsweiſe aufzureiben, erweitert. Der Krieg entſtund aus der Ungerechtigkeit der erſten Menſchen, als aus ſeiner einzigen Quelle; ſo wie die Nothwendigkeit daher entſtund, ſich Beherrſcher zu geben, die ihre Rechte und Forderungen feſtſetzen möchten. Wenn man mit dem Seinigen zufrieden, ſich hätte der Güter ſeiner Nachbarn enthalten können, ſo würde auf ewig Friede und Freiheit die Menſchen beglückt haben.

Das Volk, welches in ſeinen Wohnungen ruhig, mitten unter den Seinigen, und in einer großen Stadt lebt, wo man weder ſeines Vermögens, noch ſeines Lebens halber beſorgt ſeyn darf, das ſchnaubet nach Blut und Flammen, beſchäftiget ſich mit Kriegen, mit Zerſtörungen, mit Sengen und Brennen, und mit Raub und Mord; es iſt ganz ungeduldig, daß die Armeen, die wider einander zu Feld ſind, ſich nicht aufſuchen, oder wenn ſie einander im Geſichte ſtehen, daß ſie nicht zum Schlagen kommen, oder wenn es zum Handgemeng kömmt, daß nicht viel Blut vergoſſen wird, und keine zehntauſend Mann auf dem Platze bleiben. Man geht wohl gar ſo weit, daß man ſeine eigene und liebſte Vortheile, ſeine Ruhe und ſeine Sicherheit vergißt, bloß aus Liebe zur Veränderung, aus Geſchmack an Neuigkeiten, oder außerordentlichen Sachen.

Manche würden ſogar die Feinde gern noch einmal vor den Thoren von Dijon, oder von Corbie ſtehen, oder die Straßen der Hauptſtadt mit Ketten verſperren und mit Verſchanzungen durchſchneiden ſehen, blos des Vergnügens wegen, dieſe Neuigkeit erzählen, oder hören zu können.

Zu meiner Rechten thut Demophilus kläglich, und rufet: Alles iſt verloren, der Staat iſt hin, wenigſtens ſteht er an dem Rande ſeines Verderbens. Wie kann man einer ſo fürchterlichen und allgemeinen Verſchwörung widerſtehen? Wie iſt es möglich, ich will nicht ſagen, die Oberhand über ſo viele und ſo mächtige Feinde zu behalten, ſondern ihnen nur Widerſtand zu thun? Dergleichen hat die Monarchie noch nicht erlebt. Ein Held, ein Achilles würde unter dieſer Laſt erliegen. Man hat, fügt er hinzu, grobe Fehler gemacht; ich weiß wohl, was ich ſage, ich verſtehe das Handwerk, ich habe manchen Feldzug mitgemacht, und die Geſchichte hat mich von vielen andern unterrichtet. Er ſpricht darauf mit Bewunderung von Olivier le Daim, von Jakob Coeur; das waren Leute, ſagt er, das waren Miniſters. Er trägt Neuigkeiten vor, die man nicht trauriger und gefährlicher erdenken kann; bald iſt ein Theil der unſrigen in einen Hinterhalt gelockt und in Stücken gehauen worden; bald ſind einige Truppen, die in einer Feſtung eingeſchloſſen waren, gezwungen worden, ſich auf Gnade und Ungnade zu ergeben, und man hat ſie insgeſammt über die Klinge ſpringen laſſen, und wenn ihr ihm entgegen ſetzet, daß dieſe Zeitung falſch iſt und nicht bekräftiget wird, ſo hört er euch nicht an, und er ſetzt noch gar hinzu, daß ein gewiſſer General dabei das Leben eingebüßt habe; und ob es ſchon wahr iſt, daß er nur eine leichte Wunde bekommen hat, und ihr ihn deſſen verſichert, ſo bedauert er doch ſeinen Verluſt, er beklaget ſeine Frau, ſeine Kinder, den Staat, er beklaget ſich ſelbſt, er hat an ihm, ſagt er, einen guten Freund, eine große Stütze verloren. Er gibt die deutſche Reiterei für unüberwindlich aus; er erblaſſet bei dem bloßen Namen der kaiſerlichen Küraßreiter. Greifet man dieſen Platz an, fährt er fort, ſo wird der Feind die Belagerung aufſchlagen. Entweder wird man ſich blos defenſiv verhalten, ohne eine Schlacht zu liefern, oder wenn man eine liefert, ſo wird man ſie verlieren, und verliert man ſie, ſo wird der Feind alſobald auf der Gränze ſeyn; und da Demophilus ihnen Flügel macht, ſo ſind ſie ſchon in dem Herzen des Königreiches; er höret ſchon die Sturmglocke läuten und Lärmen rufen. Er iſt bereits für ſeine Güter und Ländereien beſorgt; wo wird er ſein Geld, ſeinen Hausrath und ſeine Familie hinbringen? Soll er ſich in die Schweiz oder nach Venedig flüchten?

Aber zu meiner Linken ſtellt Baſil auf einmal ein Heer von dreimalhunderttauſend Mann ins Feld, er würde keine einzige Brigade davon abgehen laſſen. Er hat die Liſte der Schwadronen und Bataillonen, der Generals und der Officiers, er vergißt auch weder die Artillerie, noch den Troß. Er ſchaltet unumſchränkt mit dieſen Völkern; er ſchicket deren ſo und ſo viel nach Deutſchland, und ſo viel nach den Niederlanden; er behält davon eine gewiſſe Anzahl für die piemonteſiſche Alpen, und etwas weniger für die pyrenäiſche Gebirge zurück, und den Ueberreſt ſchicket er über das Meer. Er weiß die Marſche dieſer Armeen, er weiß, was ſie unternehmen und nicht unternehmen werden, ihr ſolltet faſt ſagen, daß er ein Vertrauter des Fürſten ſey und die Geheimniſſe des Miniſters wiſſe. Wenn die Feinde ein Treffen verlieren, worin etwa neun oder zehntauſend Mann der Ihrigen geblieben ſind, ſo zählet er derſelben völlige dreißigtauſend, weder mehr noch weniger, denn ſeine Zahlen ſind allezeit gewiß und beſtimmt, weil er allezeit ſichere Nachrichten hat. Wenn er des Morgens erfährt, daß wir einen unhaltbaren Ort verloren haben, ſo läßt er ſich nicht nur bei ſeinen Freunden entſchuldigen, daß er ſie zur Mittagstafel eingeladen habe, ſondern er ſpeiſet dieſen Tag gar nicht zu Mittag, und ißt er zu Abends, ſo hat er keinen Appetit. Wenn die Unſrigen einen ſtarken und regelmäßig befeſtigten Platz angreifen, der mit Lebensmitteln und Kriegsvorrath verſehen iſt, und eine zahlreiche Beſatzung, nebſt einem herzhaften Commandanten hat, ſo ſagt er, die Stadt ſey an manchen Orten ſchwach und übel befeſtiget, es mangle ihr das Pulver, der Commandant habe nicht genug Erfahrung, und ſie werde in den erſten acht Tagen nach Eröffnung der Laufgräben übergeben werden. Ein andermal kömmt er ganz aus dem Athem gelaufen daher, und nachdem er ein wenig ausgeſchnaufet: Sehet, ruft er, was ich euch für eine Zeitung bringe, ſie ſind aufs Haupt geſchlagen worden, ihr General, ihre vornehmſten Officiers, wenigſtens ein guter Theil derſelben, alles iſt auf dem Platze geblieben, alles iſt niedergemacht worden. Iſt das nicht eine große Niederlage? Man muß bekennen, daß wir ſehr glücklich ſind; nun ſetzt er ſich nieder und ſchnaufet, nachdem er ſeine Zeitung angebracht hat. Es fehlt ihr aber nur ein einziger Umſtand, daß es nämlich gewiß iſt, daß keine Schlacht vorgefallen iſt. Sonſt verſichert er, daß ein gewiſſer Fürſt der Lique entſaget und ſeine Bundsgenoſſen verlaſſen habe; daß ein anderer im Begriffe ſtehe, eben dieſe Parthei zu ergreifen. Er iſt nebſt dem Pöbel überzeugt, daß ein Dritter geſtorben ſey, er nennet den Ort, wo er iſt begraben worden, und wenn man ſchon in den Hallen oder den Vorſtädten von dem Gegentheile überführet iſt, ſo behauptet er es doch noch. Er weiß von guter Hand, daß Tökeli dem Kaiſer ſehr zu Leibe geht, daß der Großtürk ſich mächtig rüſtet, nichts vom Frieden hören will, und der Großvezier das zweitemal vor den Thoren von Wien erſcheinen ſoll. Er klatſchet mit den Händen, er erſchüttert vor Freude über dieſe Begebenheit, daran er gar nicht zweifelt. Die Tripelallianz ſieht er als den dreiköpfichten Hund an, und die Feinde für eben ſo viel zu erlegende Ungeheuer. Er redet von nichts als von Lorbeeren, von Palmen, von Triumphen, von Siegeszeichen. Im gemeinen Diſcurs ſagt er: Unſer Durchlauchtiger Held, unſer großer Potentat, unſer unüberwindlicher Monarch. Saget ihm, er ſoll blos ſprechen: Der König hat viele Feinde, ſie ſind mächtig, ſie ſind einig, ſie ſind ſehr aufgebracht, er hat ſie bereits überwunden, ich hoffe, daß er ſie noch wird überwinden können; dieſe Ausdrücke, die für den Demophilus zu ſtark und zu entſcheidend ſind, ſcheinen dem Baſil weder prächtig noch übertrieben genug zu ſeyn; er hat noch viel andere Ausdrücke im Kopfe. Er arbeitet an Ueberſchriften auf Triumphbögen und Pyramiden, welche die Hauptſtadt am Tage des Einzuges ausſchmücken ſollen; und ſobald er nur höret, daß die Armeen einander im Geſichte ſtehen, oder daß ein Platz berennet iſt, ſo läßt er ſein langes Kleid aus den Falten legen und an die Luft hängen, damit alles zu den Feierlichkeiten in der Hauptkirche bereit ſeyn möge.

Der Hauptpunkt einer Sache, die zur Verſammlung der Bevollmächtigten oder der Abgeordneten der Kronen oder der Freiſtaaten in einer Stadt Anlaß gibt, muß lange und außerordentliche Schwierigkeiten haben, wenn er, ich will nicht ſagen, mehr Zeit koſtet, als die bloße Einrichtung des Ranges, des Vorſitzes und anderer Formalitäten.

Der Miniſter, oder der Bevollmächtigte iſt ein Kameleon, ein Protheus, manchmal iſt er auch einem geſchickten Spieler ähnlich; er äußert weder Eigenſinn, noch Temperament; entweder um zu keinen Vermuthungen Anlaß zu geben, oder ſich nicht ausforchen zu laſſen; vielleicht auch ſein Geheimniß durch ſeine Leidenſchaften oder Schwachheiten nicht zu verrathen. Manchmal kann er einen Charakter annehmen, der ſeinen Abſichten, oder den Umſtänden, in denen er ſich befindet, am gemäßeſten iſt; er kann ſich in das verſtellen, wofür ihn ſeinen Abſichten gemäß andere wirklich halten ſollen. So iſt er alſo bei einer großen Macht oder bei einer großen Schwäche, die er verhehlen will, ſtandhaft und unbeweglich, damit er die Begierde, viel zu erhalten, dem andern Theile benehmen möge; oder er macht nicht viel Schwierigkeiten, um den andern Gelegenheit zu Forderungen zu geben, und ſich ſelbſt eben dieſe Freiheit zu verſchaffen. Ein andermal iſt er unergründlich, und er weiß an ſich zu halten, um eine Wahrheit zu verkleiſtern, indem er ſie verkündiget, weil ihm viel daran liegt, daß er ſie geſagt habe, und daß man ſie nicht glaube; oder er iſt freimüthig und offenherzig, damit, wenn er das verhehlet, was man nicht wiſſen ſoll, man nichts deſtoweniger glaube, alles das erfahren zu haben, was man wiſſen will, und daß man ſich berede, als hätte er alles geſagt. Ingleichem iſt er entweder lebhaft und geſchwätzig, um andern die Zunge zu löſen, um zu verhindern, daß man nicht von Dingen ſpreche, die er nicht hören mag oder die er nicht wiſſen ſoll, um verſchiedene gleichgültige Sachen zu ſagen, deren eine die andere einſchränkt, oder die ſich einander aufheben, oder die in den Gemüthern Furcht und Vertrauen erwecken; um das Nachtheil, das ihm aus einer Eröffnung, die ihm entwiſcht iſt, zuwachſen könnte, durch eine andere, die er dagegen thut, von ſich abzuwenden: oder er iſt kaltſinnig und ſtillſchweigend, um andere zum Reden zu bringen, um lang zuzuhören, um angehöret zu werden, wenn er ſelbſt ſpricht, um mit Anſehen und Nachdruck zu ſprechen, um Verſprechungen oder Drohungen zu thun, die etwas ausrichten und erſchüttern mögen. Er erkläret ſich, und ſpricht zuerſt, um durch Entdeckung der Widerſetzlichkeit, der Einwendungen, der Anſchläge und der Kabalen fremder Miniſter, in Anſehung der geſchehenen Vorſchläge, ſeine Maßregeln nehmen und antworten zu können; und bei einer andern Gelegenheit redet er zuletzt, um nicht umſonſt zu reden; um kurz zu ſeyn, um die Sachen, auf die er ſich verlaſſen darf, vollkommen einzuſehen, oder in Anſehung ſeiner Bundesgenoſſen, um zu erfahren, was er fordern und was er erhalten kann. Er weiß mit klaren und förmlichen Ausdrücken zu reden, er verſteht noch beſſer, wie man zweideutig und dunkel ſprechen muß, er weiß ſich gewiſſer Wendungen und zweideutiger Worte zu bedienen, die er bald geltend machen, bald, nachdem es die Gelegenheit oder ſein Vortheil mit ſich bringet, ſchwächen kann. Er verlangt wenig, wenn er nicht viel zuſtehen will, um wenig zu erhalten, und es deſto ſicherer zu bekommen. Zuerſt fordert er nur kleine Sachen, die man für nichts anſehen ſoll, und die ihn nicht hindern, eine wichtigere Forderung zu thun; hingegen fängt er ſeine Unterhandlung gewiß mit keinem wichtigen Punkte an, wenn dieſer ihn von Erhaltung mehrerer andern ausſchließet, die zwar von nicht ſo großer Wichtigkeit ſind, aber zuſammengenommen, den erſtern überwiegen. Er verlangt zu viel, damit er abſchlägige Antwort erhalten möge, aber in der Abſicht, der Billigkeit oder des Wohlſtandes wegen, gleichfalls das abzuſchlagen, was man an ihm begehren könnte, er aber nicht zuſtehen kann. Alsdann iſt er eben ſo erfindſam, die Unmäßigkeit der Forderungen zu vergrößern, und ſeine Urſachen, warum er nichts eingehen kann, begreiflich zu machen, als die Gründe zu. ſchwächen, wegen welcher man ihm das nicht zuſtellen will, was er inſtändig verlanget. So geſchickt als er iſt, aus einem hohen Tone zu reden, und die geringe Sachen, wozu er ſich verſtehen will, andern vergrößert vorzuſtellen, eben ſo gut kann er die geringe Anerbietungen, die man ihm macht, öffentlich verkleinern. Er thut falſche, aber außerordentliche Vorſchläge, die Mißtrauen erwecken, die den Gegentheil nöthigen, das auszuſchlagen, was er ohne einigen Vortheil annehmen würde, die ihm indeſſen die Gelegenheit verſchaffen, übertriebene Forderungen zu machen, und die auf diejenige, welche ſie ihm abſchlagen, alle Schuld werfen können. Er ſteht mehr zu, als man von ihm verlanget, damit er mehr erhalten möge, als er ſelbſt geben muß. Er läßt ſich wegen einer mittelmäßigen Sache lange bitten, flehen und beſtürmen, um den andern alle Hoffnung und Gedanken von Erhaltung wichtigerer Punkte zu benehmen; oder wenn er ſich bewegen läßt, gar davon abzuſtehen, ſo geſchieht es allezeit mit Bedingungen, wodurch er den Gewinnſt und den Vortheil mit denen theilet, welche ihn erhalten. Er nimmt ſich bald mittelbar, bald unmittelbar eines Bundesgenoſſen an, wenn er dabei ſeinen eigenen Nutzen und ſeine Anforderungen auf beſſern Fuß ſetzen kann. Er ſpricht von nichts, als von Frieden, von Bündniſſen, von öffentlicher Ruhe, von gemeinem Nutzen, und in der That iſt er nur auf ſeinen Vortheil bedacht, nämlich auf den Vortheil ſeines Herrn oder ſeiner Republik. Bald vereiniget er einige, die einander zuwider waren, bald trennet er andere, die mit einander verbunden waren. Mächtigen jagt er Furcht ein, Schwächern aber macht er Muth. Zuerſt vereiniget er etliche Schwächere gegen einen Mächtigern, um ihm das Gleichgewicht zu halten; ſodann tritt er auf jener ihre Seite, um das

Gleichgewicht völlig aufzuheben, und er verkauft ihnen ſeine Schutz und ſein Bündniß ziemlich theuer. Er weiß, wie man denjenigen, mit welchem man in Unterhandlung ſteht, Nachtheil verurſachen ſoll, und er kann durch eine geſchickte Art, durch verſchmitzte und ſeine Abwege ihnen begreiflich machen, an welche Vortheile und Ehre ſie durch eine gewiſſe Unſchwierigkeit, die weder ihrer Inſtruktion noch den Abſichten ihres Herrn zuwiderläuft, ſich Hoffnung machen können; er zeiget auch auf ſeiner Seite, daß er zu erobern iſt, er thut ganz unempfindlich in Anſehung ſeines Glückes; und er locket dadurch dem Gegentheile Vorſchläge ab, die ihm die geheimſten Abſichten deſſelben, die verborgenſte Entwürfe und ſeine letzten Hülfsmittel verrathen, und er macht ſich alles zu Nutzen. Wenn ihm manchmal gewiſſe Punkte, die feſtgeſetzt ſind, nachtheilig ſcheinen, ſo macht er großen Lärmen, iſt es aber das Widerſpiel, ſo lärmt er noch mehr, und bringt die, welche verlieren, dahin, daß ſie ſich rechtfertigen und vertheidigen. Sein ganzes Betragen wird ihm von dem Hofe vorgeſchrieben, alle ſeine Tritte ſind abgemeſſen, die geringſten Vorſchläge, die er thun ſoll, ſind ihm vorgezeichnet; und dennoch handelt er in den ſchwerſten Punkten, und in den Artikeln, worüber am meiſten geſtritten wird, als wenn er von ſelbſt und aus eigener Bewegung zum Frieden auf der Stelle nachgäbe. Er unterſteht ſich nicht, der Verſammlung zu verſprechen, daß ſein Herr ſeinen Vorſchlag genehm halten werde. Er läßt ein falſches Gerücht von den Sachen, die ihm aufgetragen ſind, ausbreiten, da er indeſſen mit beſondern Vollmachten verſehen iſt, die er nur, wenn die Sachen aufs äußerſte gekommen ſind, vorzeiget, oder in dem Augenblicke, wo es ihm ſchädlich ſeyn würde, ſich derſelben nicht zu bedienen. Ueberhaupt trachtet er durch alle ſeine Anſchläge nur nach dem Wirklichen und Weſentlichen, und er iſt allezeit bereit, Kleinigkeiten und eingebildete Ehrverletzungen dagegen aufzuopfern. Er kann phlegmatiſch thun, er waffnet ſich mit Standhaftigkeit und Gedult, er ermüdet nicht, er weiß andere müde zu machen, und ſie ſogar in Furcht zu jagen; Langſamkeit, Aufſchub, Vorwürfe, Argwohn, Mißtrauen, Schwierigkeiten, Hinderniſſe, gegen alles iſt er vorſichtig und ſtandhaft, und er glaubt, daß blos die Zeit und die Umſtände die Sachen hervorbringen, und die Gemüther dahin leiten, wohin man will. Er geht ſo weit, daß er ſich ſtellet, als wenn er einen heimlichen Vortheil durch Abbrechung der Unterhandlungen zu erhalten ſuchte, da er doch die Fortſetzung derſelben eifrigſt wünſchet; hingegen wenn er gemeſſene Befehle hat, ſich alle mögliche Mühe zu Aufhebung derſelben zu geben, ſo dringet er, um zum Zweck zu kommen, auf ihre Fortſetzung und Endigung. Wenn eine große Begebenheit dazwiſchen kömmt, ſo thut er entweder ſtolz, oder er gibt nach, nachdem ſie ihm vortheilhaft oder ſchädlich iſt, und wenn er klug genug iſt, ſie voraus zu ſehen, ſo bringet er oder verzögert die Sachen, nachdem der Staat, dem er dienet, in Furcht oder in Hoffnung ſtehen muß, denn nach deſſen Bedürfniß richtet er ſeine Bedingungen ein. Zeit, Ort, Gelegenheit, ſeine Schwäche oder ſeine Macht, die Gemüthsbeſchaffenheit der Nationen, mit welchen er zu thun hat, das Temperament und der Charakter der Perſonen, mit welchen er in Unterhandlung ſteht, alles dieſes muß ihm Mittel und Wege darbieten. Alle ſeine Abſichten, Maximen und politiſche Streiche haben nur zum Entzweck, von andern nicht betrogen zu werden, und andere zu betrügen.

Der Charakter der Franzoſen erfordert Ernſthaftigkeit bei ihrem Oberherrn.

Es iſt manchmal ein Unglück für einen Fürſten, wenn er allzu geheimnißvoll iſt, weil es ihm gefährlich ſcheinet, ſeine Geheimniſſe zu offenbaren. Glücklich iſt er, wenn er eine ſichere Perſon antrifft, die ihn dieſer Mühe überheben kann.

Nichts fehlet einem Könige, als die Annehmlichkeiten eines Privatlebens; dieſer große Verluſt kann ihm nur durch die Freundſchaft und durch die Treue ſeiner Freunde erſetzet werden.

Ein König, der es zu ſeyn verdienet, findet manchmal ſein Vergnügen, ſich der Majeſtät auf einige Zeit zu entäußern, ſich von dem Schauplatze zu entfernen, die Maske und die Cothurnen abzulegen, und mit vertrauten Perſonen eine freundſchaftlichere Rolle zu ſpielen.

Nichts macht einem Fürſten mehr Ehre, als die Beſcheidenheit ſeines Günſtlings.

Der Günſtling hat kein Gefolg; er läßt ſich in nichts ein, er ſteht in keiner Verknüpfung; er kann zwar von Anverwandten und Kreaturen umgeben ſeyn, aber er läßt ſich dadurch in Nichts binden; er macht ſich von allem los, er ſondert ſich ab und ſteht gleichſam allein da.

Ich zweifle nicht, daß ein Günſtling, wenn er nur einigermaßen ſtark und erhaben denkt, öfters über die Niederträchtigkeiten, Schmeicheleien, überflüßige Sorgfalt und unnütze Achtſamkeit derer, welche ihm nachlaufen, folgen, und ſich als niedrige Geſchöpfe an ihn hängen, ich zweifle nicht, daß er darüber öfters beſchämt und verwirrt werden muß; daß er ſich insgeheim durch Lachen und Spöttereien wegen einer ſo großen Dienſtbarkeit Schadens erholet.

Leute, die ihr in großen Poſten ſtehet, Miniſters, Günſtlinge! darf ich es wohl ſagen? Verlaſſet euch nicht auf eure Nachkommen, in Anſehung der Erhaltung eures Gedächtniſſes und der Dauer eures Namens; die Titel vergehen, die Gunſt verſchwendet, die Ehrenſtellen gehen verloren, der Reichthum wird zerſtreuet und die Verdienſte arten aus. Es iſt wahr, ihr habt Kinder, die eurer würdig ſind, ja ich ſetze noch hinzu, die im Stande ſind, euer ganzes Glück zu erhalten, aber wer kann euch ſoviel von euren Enkeln verſprechen? Ihr ſollt mir nicht blos auf mein Wort glauben; betrachtet nur dieſesmal gewiſſe Leute, die ihr ſonſt niemals des Anſehens würdiget, die ihr verachtet; ſie haben Großältern, welchen ihr, ſo groß als ihr auch ſeyn möget, nur nachgefolgt ſeyd. Seyd tugendhaft und menſchlich, und wenn ihr mich fraget, was werden wir voraus haben? ſo werde ich antworten, Menſchlichkeit und Tugend. Alsdann ſeyd ihr Meiſter der Zukunft und unabhängig von der Nachwelt; ihr ſeyd ſicher, ſo lang zu dauern, als die Nachwelt ſelbſt; und wenn man nur noch die Ruinen eurer Schlöſſer, oder vielleicht den bloßen Platz, auf dem ſie geſtanden ſind, zeigen kann, ſo werden eure löbliche Handlungen in den Gemüthern der Völker annoch in friſchem Andenken ſeyn, ſie werden eure Bildniſſe und Medaillen begierig betrachten, ſie werden ſagen, dieſer Mann, deſſen Bild ihr ſehet, hat mit ſeinem Herrn beherzt und freimüthig geſprochen, er fürchtete ſich mehr, ihm zu ſchaden, als ihm zu mißfallen, er erlaubte ihm gütig und wohlthätig zu ſeyn, von ſeinen Städten zu ſagen, meine gute Stadt, und von ſeinem Volke, mein Volk *). Jener andere **), deſſen Abſchilderung ihr ſehet und an dem ihr eine ernſthafte, ſtrenge und majeſtätiſche Geſichtsmiene wahrnehmet, dieſer wird von Jahren zu Jahren berühmter; die größten Staatsmänner ſehen es nicht ungern, wenn man ſie mit ihm vergleichet; ſein Hauptendzweck war, durch die Erniedrigkeit der Großen die Gewalt des Fürſten zu befeſtigen und den Völkern Sicherheit zu verſchaffen; weder Partheien, noch Verſchwörungen, noch Nachſtellungen, noch die Gefahr des Todes, noch ſeine Schwachheiten waren vermögend, ihn davon abzuhalten. Er hat noch Zeit übrig gehabt, zu einer Unternehmung den Weg zu bahnen, die einer unſerer größten und beſten Könige ausgeführet hat, ich meyne die Ausrottung der Ketzerei ***).

Der gefährlichſte und vornehmſte Fallſtrick, der den Großen durch ihre Rechnungsbediente und den Königen von ihren Miniſtern gelegt wird, iſt die Maxime, die ſie ihnen einprägen, ſich von Schulden zu befreien und zu bereichern. Ein trefflicher Rath! Ein vortheilhafter und nützlicher Anſchlag, eine Goldmine, ein Peru, wenigſtens für die, welche ihn bisher ihren Herren haben einflößen können.

Glücklicher kann ein Volk nicht ſeyn, als wenn der Fürſt nur ſolche Leute zu ſeinen Vertrauten wählet und zu Miniſtern machet, die es ihm ſelbſt würde gegeben haben, wenn es in ſeiner Gewalt geſtanden hätte.

---

*) Dieſer Charakter ſcheint den Kardinal von Amboiſe, Miniſter Ludwig XII. zu bezeichnen.

**) Der Kardinal von Richelieu.

***) Der Verfaſſer redet hier die Sprache der Schmeichelei. Allein wir glauben, daß er viel zu menſchlich war, als in Ernſt ſo geſprochen zu haben.

Eine Kenntniß, die in die kleinſten Umſtände eindringet, oder eine mühſame Aufmerkſamkeit auf die geringſten Bedürfniſſe des Staats iſt unſtreitig ein weſentliches Stück einer guten Regierung; in der That iſt ſie zwar in den letztern Zeiten von den Königen oder von ihren Miniſtern vernachläßiget worden, aber man kann ſie bei einem Fürſten, der ſie nicht hat, niemals zuſehr wünſchen, noch bei einem, der ſie beſitzet, genug hochſchätzen. Was trägt es denn viel zu der Wohlfahrt der Völker und zu der Ruhe ihrer Tage bei, wenn der Fürſt die Gränzen ſeiner Herrſchaft noch über die Länder ſeiner Feinde hinausſetzet, wenn er aus ihren ſouvrainen Fürſtenthümern Provinzen ſeines Königreiches macht; wenn er ihnen ſowohl in Belagerungen als in Schlachten überlegen iſt, und wenn ſie ſo wenig hinter den ſtärkſten Feſtungswerken, als im flachen Felde ſicher ſind; wenn die Völkerſchaften einander zu Hülfe rufen und ſich mit einander verbinden, um ſich gegen ihn zu vertheidigen und ſeinen Eroberungen Einhalt zu thun; wenn ſie mit ihren Bündniſſen nichts ausrichten, wenn er immer weiter ſchreitet, und immer ſieget; wenn ihre letzte Hoffnung zu Waſſer wird, weil die Geſundheit des Monarchen wieder vollkommen hergeſtellt wird, und ihm das Vergnügen verſpricht, mit eigenen Augen zu ſehen, wie ſeine Enkeln ſein Geſchick unterſtützen, oder gar erweitern, in das Feld gehen, ſich fürchterlicher Feſtungen bemächtigen, neue Staaten erobern, alte und verſuchte Generale commandiren, nicht blos wegen ihrer Geburt, oder ihres Ranges, ſondern wegen ihrer Einſicht und Klugheit; wie ſie in die glorwürdige Fußſtapfen ihres ſiegreichen Vaters treten, und ſeine Gütigkeit, ſeine Begierde, immer mehr zu lernen, ſeine Billigkeit, ſeine Wachſamkeit und ſeine Unerſchrockenheit nachzuahmen ſuchen? Mit einem Worte, was würde es mich, ſo wie dem ganzen Volke helfen, wenn der Fürſt glücklich wäre, wenn er durch ſich und durch die Seinigen mit Ruhm und Ehre geſchmückt würde, wenn mein Vaterland fürchterlich und mächtig wäre, da ich indeſſen traurig und unruhig in der Unterdrückung oder in der größten Armuth leben müßte? Wenn ich, vor den Streifereien des Feindes ſicher, mitten auf den Plätzen oder Straßen einer Stadt dem Stahl des Mörders ausgeſetzt wäre, und nicht ſo ſehr fürchten müßte in ſchreckensvollen Nächten, in dichten Wäldern, als auf den Kreuzplätzen dieſer Stadt geplündert oder ermordet zu werden; wenn nicht die Sicherheit, Ordnung und Reinlichkeit den Aufenthalt in den Städten ſo angenehm machte, und nebſt dem Ueberfluſſe die Annehmlichkeiten des geſelligen Lebens dahin brächte; wenn ich als zu ſchwach und der einzige von meiner Seite, in meinem Vorwerk die beſchwerliche Nachbarſchaft eines Großen fühlen müßte, und wenn man nicht Vorſehung gethan hätte, mir gegen ſeine Eingriffe Recht zu verſchaffen; wenn ich nicht ſo viele, ſo vortreffliche Meiſter fände, um meine Kinder in Wiſſenſchaften oder in Künſten zu unterrichten, die ihnen dereinſt ihren Unterhalt verſchaffen können; wenn ich nicht durch den Flor des Handels im Stande wäre, mich in guten Zeug zu kleiden, geſunde Speiſen zu eſſen und alles wohlfeil zu kaufen; wenn ich endlich durch die Sorgfalt des Monarchen mit meinem Glücke nicht eben ſo zufrieden wäre, als er ſelbſt vermöge ſeiner Tugenden mit dem ſeinigen ſeyn muß?

Acht oder zehntauſend Menſchen ſind für einen Fürſten gleichſam eine Münze, womit er einen Platz oder einen Sieg bezahlet; wenn er macht, daß es ihn weniger koſtet, wenn er die Menſchen ſchonet, ſo iſt er dem ähnlich, welcher lange handelt, und beſſer als ein anderer den Werth des Geldes kennet.

Alles geht in einer Monarchie glücklich von ſtatten, wo der Nutzen des Staates und der Vortheil des Fürſten einerlei iſt.

Einen König den Vater des Volkes zu nennen, das heißt nicht ſowohl ihm Lobſprüche zu ertheilen, als ihn bei ſeinem Namen zu nennen, oder eine Erklärung von ſeinem Amte zu machen.

Der Fürſt iſt ſeinen Unterthanen gewiſſe Pflichten ſchuldig, und dieſe hinwiederum ihrem Fürſten, und beide laſſen ſich nicht von einander trennen. Welche unter beiden den meiſten Zwang verurſachen und am mühſamſten ſind, das will ich nicht entſcheiden; man muß auf der einen Seite die genaue Verbindlichkeit zur Ehrerbietung, zur Beihülfe, zu Dienſten, zum Gehorſam und zur Unterwürfigkeit erwägen, auf der andern aber die unumgängliche Pflichten der Gütigkeit, der Gerechtigkeit, der Sorgfalt, der Vertheidigung, des Schutzes in Betrachtung ziehen. Sprechen, daß ein Fürſt ein Herr über Leben und Tod der Unterthanen ſey, das heißt nur ſoviel, daß die Menſchen durch ihre Verbrechen natürlicher Weiſe den Geſetzen und der Gerechtigkeit, welche dem Fürſten anvertrauet iſt, unterworfen werden; aber hinzuſetzen, daß er ein unumſchränktes Eigenthum über alle Güter ſeiner Unterthanen habe, ohne die mindeſte Achtung haben, Rechenſchaft zu geben, oder ſich einigem Urtheile unterwerfen zu müſſen, das iſt die Sprache der Schmeichelei, das iſt die Meinung eines Günſtlings, der in ſeiner letzten Stunde widerrufen wird.

Wenn ihr manchmal eine zahlreiche Heerde Schafe ſehet, welche am Abend eines ſchönen Tages auf einem Hügel zerſtreuet Thymian und Quendel ruhig abweidet, oder auf einer Wieſe das kleine und zarte Gras, das der Senſe des Mäders entgangen iſt, abfrißt; der ſorgfältige und aufmerkſame Schäfer ſteht bei ſeinen Schafen, er verliert ſie nicht aus dem Geſichte, er folgt ihnen, er leitet ſie, er verändert die Waide; wenn ſie ſich zerſtreuen, ſo bringt er ſie wieder zuſammen; wenn ein begieriger Wolf erſcheinet, ſo hetzt er ſeinen Hund an, der ihn in die Flucht jaget, er ernähret und ſchützet ſie; die Morgenröthe findet ihn ſchon auf dem Felde; welches er nur mit dem Untergange der Sonne verläßt; welche Sorgfalt, welche Wachſamkeit! welche Dienſtbarkeit! welcher Zuſtand ſcheinet euch glückſeliger und freier zu ſeyn, des Schäfers oder der Schafe? Die Heerde, iſt ſie für den Schäfer gemacht, oder iſt der Schäfer für die Heerde da? Ein ungezwungenes Bildniß der Völker und des Fürſten, der ſie beherrſche, wenn es anderſt ein gütiger Fürſt iſt!

Der Pracht und die Verſchwendung bei einem Fürſten, das iſt der Schäfer mit Gold und Edelſteinen behänget, mit einem goldenen Stabe in der Hand; ſein Hund hat ein goldenes

Halsband, er führt ihn an einer Schnur von Gold und Seiden. Was hilft alles dieſes Gold ſeiner Heerde, oder was nützt es gegen die Wölfe?

Wie glückſelig iſt man nicht, wenn man in einem Poſten ſteht, wo man alle Augenblicke Gelegenheit hat, ſo vielen auſend Menſchen Gutes zu thun: Wie gefährlich iſt nicht ein Poſten, in dem ein Menſch alle Augenblicke beſorgen muß, eine Million Menſchen unglücklich zu machen!

Wenn die Menſchen auf der Welt keiner natürlichern, ſchmeichelhaftern und empfindlichern Freude fähig ſind, als ſich geliebt zu wiſſen, und wenn die Könige Menſchen ſind, können ſie wohl jemals das Herz ihrer Völker zu theuer kaufen?

Es gibt wenig allgemeine Geſetze und gewiſſe Maßregeln, gut zu regieren; man folget der Zeit und den Umſtänden, und das kömmt auf die Klugheit und Einſicht derer an, welche am Ruder ſitzen. Daher iſt auch eine vollkommene Regierung das Meiſterſtück des Verſtandes. Vielleicht würde ſie gar eine unmögliche Sache ſeyn, wenn nicht das Volk durch ſeine Verhärtung in der Abhängigkeit und Unterthänigkeit die Hälfte des Werkes vollbrächte.

Unter einem Könige, der ein großer Geiſt iſt, haben diejenige, welche die vornehmſten Stellen bekleiden, lauter leichte Pflichten, die man ohne große Mühe erfüllet. Alles kömmt hier aus der Quelle ſelbſt. Das Anſehen und die Einſicht des Fürſten bahnet ihnen die Wege, überhebet ſie der Schwierigkeiten, und machet, daß alles glücklicher von ſtatten geht, als ſie hoffen konnten. Sie haben nur den Verdienſt eines Werkzeuges.

Wenn es ſchon genug iſt, mit der Sorge für eine einzige Familie beladen zu ſeyn, oder von ſich allein Rechenſchaft zu geben, welche drückende Laſt muß nicht ein ganzes Königreich ſeyn? Kann wohl ein König für ſeine Bemühungen, durch das Vergnügen, welches die unumſchränkte Gewalt und alle die Demüthigungen der Höflinge zu geben ſcheinen, bezahlet werden? Ich bedenke die mühſame, zweifelhafte und gefährliche Wege, die er öfters der öffentlichen Ruhe wegen betreten muß; ich betrachte die äußerſte aber nothwendige Mittel, deren er ſich manchmal zu einem guten Endzwecke bedienet; ich weiß, daß er Gott ſelbſt von der Glückſeligkeit ſeines Volkes Rechnung thun muß, daß das Gute und Böſe unter ſeinen Händen iſt, und daß ihn nicht alle Unwiſſenheit entſchuldiget; und ich ſag zu mir ſelbſt: Sollte ich wohl wünſchen, zu regieren? Ein Menſch, wenn er nur einigermaßen in einem Privatſtande glücklich iſt, ſollte er wohl demſelben einer Monarchie wegen entſagen? Iſt das nicht viel, wenn der, welcher durch das Erbrecht auf dem Throne ſitzet, gelaſſen erträgt, daß er zum König geboren iſt?

Wie viele Gaben des Himmels werden nicht erfordert, um gut regieren zu können? Eine hohe Geburt, eine anſehnliche und königliche Geſtalt, und Geſichtszüge, die die Neugierde der Völker, welche ſich drängen, ihren Fürſten zu ſehen, befriedigen und die Hochachtung bei dem Höflinge erhalten können. Ein beſtändig gleicher Sinn, eine ſtarke Entäußerung anzüglicher Spöttereien, oder hinlängliche Vernunft, ſich dieſelben zu verwehren; niemals weder Drohungen ausſtoßen, noch Verweiſe geben, noch dem Zorne Raum laſſen, und ſich doch Gehorſam verſchaffen. Ein lenkſames und einſchmeichelndes Gemüth, ein offenes und aufrichtiges Herz, deſſen innerſtes man zu ſehen glaubet, und welches alſo ſehr geſchickt iſt, ſich Freunde, Kreaturen und Bundsgenoſſen zu machen; bei allem dem muß man ſeine Geheimniſſe zu bewahren wiſſen, man muß tief und unergründlich in allen ſeinen Bewegungsgründen und Entwürfen ſeyn. Es gehöret dahin Ernſthaftigkeit in Gegenwart der Leute, und Kürze, die mit Richtigkeit und Nachdruck verknüpft iſt, ſowohl in den Antworten, die man fremden Geſandten ertheilet, als in den Berathſchlagungen; eine Art Gnaden auszutheilen, die gleichſam eine zweite Wohlthat vorſtellen kann; die Wahl der Perſonen, die man begnadiget; die Unterſcheidung der Gemüther, der Eigenſchaften und der Temperamente, in Austheilung der Ehrenſtellen und Bedienungen; die Wahl der Miniſter und der Generale. Eine entſcheidende, gründliche und tüchtige Beurtheilungskraft in den

Geſchäften, wodurch man ſogleich die beſte und billigſte Partʼhei zu ergreifen im Stande iſt. Ein zur Billigkeit geneigtes Gemüth, dem man ſogleich folge, und ſogar gegen ſich ſelbſt für das Volk, für die Bundesgenoſſen und für die Feinde ſpreche; ein glückliches Gedächtniß, das ſich ſogleich der Bedürfniſſe der Unterthanen, ihrer Geſichtsbildung, ihrer Namen, ihrer Bittſchriften erinnert. Eine weitläuftige Fähigkeit, welche ſich nicht nur auf die auswärtige Angelegenheiten, auf die Handlung, auf die Staatsmaximen, auf die Staatsabſichten, auf die Erweiterung der Gränzen, durch Eroberung neuer Provinzen, und auf ihre Sicherheit, durch eine große Anzahl unüberwindlicher Feſtungen erſtrecket, ſondern welche ſich auch auf das innere und gleichſam auf die beſondern Umſtände eines ganzen Königreiches einſchränket, aus demſelben den darin befindlichen falſchen, verdächtigen, und der unumſchränkten Herrſchaft zuwiderlaufenden Gottesdienſt verbannet, grauſame und gottloſe Gebräuche, wenn ſie darin herrſchen, unterdrücket, Geſetze und Gewohnheiten, wenn ſie mit Mißbräuchen vermiſcht ſind, davon reiniget; den Städten durch Erneuerung einer genauen Polizei mehrere Sicherheit und Bequemlichkeit, und durch prächtige Gebäude mehrern Pracht und Majeſtät verſchaffet. Aergerliche Laſter hart beſtrafen, durch ſein eigenes Anſehen und Beiſpiel die Frömmigkeit und die Tugend in Aufnahme bringen; die Kirche, ihre Diener, ihre Rechte und ihre Freiheit beſchützen; ſeine Unterthanen wie Kinder ſchonen, ſich beſtändig mit den Gedanken beſchäftigen, wie ihnen Erleichterung verſchafft, wie die Auflagen gemindert, und ſo erhoben werden mögen, daß ſie nicht darüber verarmen. Große Talente zum Krieg, wachſam, arbeitſam, unermüdet ſeyn; zahlreiche Armeen halten, ſie in Perſon anführen; in der Gefahr kaltſinnig ſeyn, ſein Leben für das Wohl des Staates nicht ſchonen, das Wohl des Staates und ſeine Ehre höher als ſein Leben achten. Eine unumſchränkte Gewalt, die alle Gelegenheit zu Anſchlägen, heimlichen Verbindungen und Kabalen abſchneidet, die jene unendliche Ungleichheit, welche manchmal zwiſchen den Großen und den Geringern iſt, aufhebet, die ſie näher zuſammenbringt, und unter welche jene wie dieſe ſich demüthigen. Eine weitläuftige Kenntniß, wodurch der Fürſt im Stande iſt, alles mit ſeinen Augen zu ſehen, und unmittelbar durch ſich ſelbſt alles zu unternehmen; welche macht, daß die Feldherren, unerachtet ſie von ihm entfernet ſind, dennoch nur ſeine Nachgeordneten vorſtellen, und ſeine Miniſter bloße Miniſter. Eine tiefſinnige Klugheit, welche weiß, wenn man eine Kriegserklärung thun, wie man überwinden und ſich des Sieges bedienen ſoll; welche weiß Frieden zu ſchließen, ihn zu brechen, welche manchmal die Feinde zwinget, ihn anzunehmen; welche einem großen Ehrgeize Schranken ſetzet, und weiß, wie weit man ſeine Eroberungen fortſetzen muß. Mitten unter heimlichen oder öffentlichen Feinden ſich zu Spielen, zu Ergötzlichkeiten, zu Schauſpielen die Zeit nehmen; Künſte und Wiſſenſchaften in Aufnahme bringen; bewundernswürdige Gebäude aufführen. Mit einem Worte, ein erhabener und ſtarker Geiſt, der bei den Seinigen Liebe und Ehrfurcht erwecket, Fremden aber ſich furchtbar machet, welcher aus einem Hofe, ja ſogar aus einem ganzen Königreiche eine einzige Familie errichtet, die unter einem Haupte vollkommen vereint iſt, und durch dieſe Einigkeit und das gute Verſtändniß der ganzen Welt fürchterlich iſt. Alle dieſe bewundernswürdige Tugenden ſcheinen mir in dem Begriffe eines Königes zu liegen. Es iſt wahr, daß man ſie ſelten in einer Perſon beiſammen antrifft; allzuviele Eigenſchaften werden dazu zugleich erfordert; der Verſtand, das Herz, das Aeußerliche, die Gemüthsneigung, und es dünket mich, daß ein Monarch, in deſſen Perſon ſie beieinander anzutreffen ſind, gar wohl den Namen des Großen verdienet.

Maximen für den Prinzen, in einſamen Stunden zu überlegen.

Der natürliche Zuſtand beſteht darinnen, daß man die Erde bauet und von ihren Früchten lebet. Der ruhige Bewohner des Feldes hat nichts weiter nöthig, als ſein Glück zu erkennen und es zu empfinden. Alles wahre Vergnügen iſt für den Menſchen gemacht; er hat keine Verdrießlichkeiten als ſolche, welche von der Menſchheit unzertrennlich ſind; als ſolche, welche derjenige, welcher ſich davon zu befreien ſucht, nur mit andern noch ſchmerzlichern vertauſcht.

Wenn der Menſch aus ſeiner erſten Einfalt heraustritt, ſo wird er ſo dumm, daß er nicht einmal zu verlangen im Stande iſt. Wenn ſeine Wünſche erhöret würden, ſo würden ſie ihn alle zum Glücke, niemals aber zur Glückſeligkeit führen.

Der Landbau iſt die einzige nöthige und die nützlichſte Beſchäftigung. Nie verurſacht ſie einen unglücklichen Zuſtand, als wenn andere durch ihre Gewaltthaten über ihn tyranniſiren, oder diejenigen, welche ſich darauf legen, durch ihre Beiſpiele verführen. In dem Landbaue beſteht die wahre Glückſeligkeit eines Landes, die Stärke und Größe eines Volkes, welche ein Volk aus ſich ſelbſt ziehet, die von keiner andern Nation abhangen, die niemals zum Angriffe zwingen, um ſich ſelbſt erhalten zu können, und die ſicherſte Mittel zur Vertheidigung an die Hand geben. Wenn es darauf ankömmt, die Macht eines Staates einzuſehen, ſo beſucht der ſchöne Geiſt die Paläſte des Fürſten, ſeine Seehäfen, ſeine Truppen, ſeine Zeughäuſer, ſeine Städte; der wahre Politiker durchgeht die Ländereien, und beſucht die Hütte des Landmanns. Der erſte ſieht, was man gethan hat, der andere, was man thun könnte.

Bei denjenigen, welche zu befehlen haben, iſt es eine gute Maxime, wenn ſie die Veränderungen des Standes nicht begünſtigen, ſondern ſo viel als ſie können, dazu beitragen, daß jeder in dem Seinigen glücklich ſey. Vor allen Dingen muß man zu verhindern ſuchen, daß der glücklichſte von allen, nämlich der Bauernſtand, in einem freien Staate niemals aus Begünſtigung der andern allzuſehr geſchwächt werde.

Die Natur ſcheint in der That die Talente unter den Menſchen ſo ausgetheilet zu haben, daß ſie einem jeden ſeine Stelle anweiſet, ohne auf den Stand zu ſehen, in welchem ſie geboren worden ſind. Allein man muß noch vor den Talenten zwei andere Dinge betrachten, nämlich die Sitten und die Glückſeligkeit. Der Menſch iſt ein allzuedles Geſchöpfe, als daß er andern nur zu einem bloßen Werkzeuge dienen ſollte, und man muß ihn nicht blos zu demjenigen gebrauchen, was für andere nützlich iſt, ſondern man muß auch betrachten, was ihm ſelbſt nützet. Denn die Menſchen ſind nicht für die Bedienungen gemacht, ſondern die Bedienungen für die Menſchen. Man muß bei Austheilung derſelben nicht ſowohl darauf ſehen, zu welchem Amte ein Menſch geſchickt iſt, ſondern welches ſich am beſten für jeden ſchicket, um ihn, ſo viel es möglich iſt, gut und glücklich zu machen. Es iſt niemals erlaubt, zum Vortheile anderer eine menſchliche Seele in ſchlimmere Umſtände zu verſetzen, oder einen Laſterhaften zum Dienſte ehrlicher Leute zu erziehen.

Wenn man ſeinem Talente folgen will, ſo muß man es kennen. Es iſt keine leichte Sache, die Talente der Menſchen wohl zu unterſcheiden, und in demjenigen Alter, wo man einen Entſchluß faſſet, hat man viele Mühe, die Talente der Kinder, wenn man ſolche auch noch ſo wohl beobachtet hat, zu erkennen, um wie viel mehr muß ſolches bei denjenigen geſchehen, welche man vernachläßiget hat. Nichts iſt zweideutiger, als die Zeichen einer Neigung, welche man von Kindheit an blicken läßt. Der Nachahmungsgeiſt hat öfters mehr Theil daran, als das Talent. Sie hangen vielmehr von einer zufälligen Begegnung, als von einer entſchiedenen Neigung ab, und auch dieſe Neigung ſelbſt zeiget nicht allezeit auch die dazu gehörige Geſchicklichkeit an.

Die wahren Talente, das wahre Genie, zeigen eine gewiſſe Einfalt, welche ſie weniger unruhig, weniger beweglich, weniger ſchnell ſich zu zeigen, macht, als ſcheinbare und falſche Talente, welche man für wahr hält, und welche nichts, als eine eitle Begierde, ſich einen Glanz zu erwerben ſind, ohne die Mittel zu beſitzen, ſolches bewerkſtelligen zu können. Einer hört eine Trommel, und will General ſeyn, ein anderer ſieht bauen, und hält ſich für einen Architekt.

Man beſitzet Talente, blos ſich zu erheben, niemand beſitzet dergleichen, um ſich erniedrigen zu können. Sollte dieſes wohl die Anwendung der Natur ſeyn?

Wenn ein jeder ſeine Talente kennete und ſolchen folgen wollte, wie viele würden es thun können? Wie viele würden die ungerechte Hinderniſſe, welche man ihnen in den Weg legt, überſteigen können? Wie viele würden ihre unwürdige Mitbuhler überwinden können? Derjenige, welcher ſeine Schwäche fühlet, rufet geheime Streiche und Unterhandlungen zu Hülfe, welche der andere, der ſich auf ſich ſelbſt verläßt, verachtet.

So viele Anſtalten zur Aufnahme der Künſte ſchaden ihnen. Indem man unbedachtſamer Weiſe die Künſtler vermehret, ſo vermiſcht man ſolche, das wahre Verdienſt wird unter der Menge erſtickt, und die dem Geſchickteſten ſchuldige Ehre fällt gänzlich dem Verſchlagenſten zu Theil.

Wenn eine Geſellſchaft wäre, wo Aemter und Rang genau nach den Talenten und dem perſönlichen Verdienſte abgemeſſen würden, ſo könnte ein jeder nach derjenigen Stelle trachten, welche er am beſten zu verſehen im Stande iſt; aber man muß ſich nach gewiſſen Regeln richten, und dem Werthe der Talenten entſagen, wenn das ſchlechteſte von allen allein dasjenige iſt, welches zum Glücke führt.

Es ſcheint ſogar nicht nützlich zu ſeyn, daß ſo viele unterſchiedliche Talente entwickelt werden. Um dieſes zu thun, müßte die Zahl derjenigen, welche ſie beſitzen, genau nach den Bedürfniſſen der Geſellſchaft abgemeſſen ſeyn, und wenn man nur diejenigen zur Bearbeitung der Erde laſſen wollte, welche entweder vorzüglich vor andern ein Talent zum Feldbau beſitzen, oder von dieſer Arbeit diejenigen wegnehme, welche ſich beſſer zu einer andern ſchicken, ſo würden nicht genug Arbeiter übrig bleiben, um das Feld zu bauen und uns Lebensunterhalt zu verſchaffen.

Die Talente der Menſchen ſind wie die Kräfte der Arzneien, welche uns die Natur verſchafft, unſere Krankheiten zu heilen, obgleich ihre Abſicht nicht iſt, daß wir derſelben nöthig haben ſollen. Es gibt giftige Pflanzen, reißende Thiere, und Talente, welche uns ſchädlich ſind. Wenn man allezeit ein jedes Ding nach ſeinen vornehmſten Eigenſchaften anwenden wollte, ſo würde man den Menſchen mehr Böſes als Gutes erzeigen.

Gute und einfältige Völker haben nicht ſoviele Talente nöthig. Sie erhalten ſich beſſer durch ihre Einfalt, als die andere durch allen ihren Fleiß. Allein nach Maſſe, daß ſie verderbt werden, entwickeln ſie ihre Talente, gleich als wenn ſie zur Zugabe der Tugenden dienen, und die Laſterhaften zwingen ſollten, auch zu ihrem eigenen Verdruß nützlich zu werden.

Der größte Theil der Bettler beſteht aus Vagabunden, allein man muß die Mühſeligkeiten des Lebens ein wenig kennen, wenn man nicht weiß, durch wie vielerlei Unglücksfälle ein ehrlicher Mann dieſes Schickſal über ſich ergehen zu laſſen genöthiget werden kann. Wie kann ich alſo wiſſen, ob der Unbekannte, welcher mich um Gotteswillen um meinen Beiſtand anflehet, nicht vielleicht eben dieſer ehrliche Mann iſt, welcher im Begriffe ſtehet, aus Elend zu Grunde zu gehen, und durch meine abſchlägige Antwort zur Verzweiflung gebracht werden wird.

Derjenige, welcher ſagt: Gott helfe euch, ſollte daran gedenken, daß die Gaben Gottes in der Hand des Menſchen ſind, und daß es keine andere Kornböden in der Welt gibt, als die Magazine der Reichen.

Iſt man gleich dem Bettler, welcher eine Gabe fordert, nichts ſchuldig, ſo iſt man doch wenigſtens gegen ſich ſelbſt verpflichtet, der Menſchheit, oder ſeinem eigenen Ebenbilde Ehre zu machen, und bei dem Anblicke ſeines Elendes ſein Herz nicht zu verhärten.

Eine gute Mutter beluſtiget ſich, um ihre Kinder zu beluſtigen, wie eine Taube, welche in ihrem Magen die Körner verdauet, mit welchen ſie ihre Jungen ernähren will.

Die Kunſt, ſich zu vergnügen, beſtehet vornämlich in der Kunſt der Enthaltung. Nicht in der mühſamen und ſchmerzlichen Enthaltung, welche die Natur beleidiget, und deren Urheber den unſinnigen Gebrauch derſelben verachtet, ſondern in der kurzen und gemäßigten Enthaltung, welche der Vernunft ihre Herrſchaft erhält; und indem ſie das Vergnügen würzet, dem Eckel und Mißbrauch vorbauet.

Alles, was blos für die Sinnen, und nicht nothwendig für unſer Leben iſt, verändert ſeine Beſchaffenheit ſogleich, ſobald es zur Gewohnheit wird. Es höret auf, ein Vergnügen zu ſeyn, wenn es zur Nothwendigkeit wird. Es iſt zu gleicher Zeit eine Kette, welche man ſich anlegt, und ein Vergnügen, deſſen man ſich beraubt. Seine Begierden allezeit vorkommen, iſt nicht die Kunſt, ſie zu befriedigen, ſondern ſie auszulöſchen.

Das beſte Mittel, auch den geringſten Dingen einen Werth beizulegen, beſtehet darinnen, daß man ſich ſolche zwanzigmal verſagt, ehe man ihrer einmal genießet. Auf dieſe Art erhält eine aufrichtige Seele ihre erſte Kraft; ihr Geſchmack wird nicht abgenutzt, ſie hat niemals nöthig, ihn durch Ausſchweifungen wieder zu beleben, und öfters ſchmecket ſie mit Entzücken ein kindiſches Vergnügen, welches jedem andern abgeſchmackt vorkommen würde.

Auf eben dieſem Wege gelangt man zu einem noch edlern Ziele; man bleibt Meiſter über ſich ſelbſt, man gewöhnet ſeine Leidenſchaften zum Gehorſam, und lenket ſeine Begierden nach der Vorſchrift. Dies iſt ein neues Mittel, glücklich zu werden, denn nur desjenigen genießet man ohne Unruhe, was man ohne Verdruß verlieren kann; und wenn die wahre Glückſeligkeit dem Weiſen zugehöret, ſo geſchiehet ſolches deswegen, weil er unter allen Sterblichen derjenige iſt, dem das Glück am wenigſten nehmen kann.

Das Leben iſt kurz; dieß iſt eine Urſache, ſich deſſen bis ans Ende zu gebrauchen, und ſeine Dauer nach der Kunſt auszutheilen, um ſich ſolches ſo gut als möglich zu Nutze zu machen. Wenn ein einziger Tag, an dem wir geſättiget ſind, uns ein ganzes Jahr vom Genuſſe raubet, ſo iſt es eine ſehr ſchlimme Philoſophie, allezeit zu gehen, wohin uns die Begierden rufen, ohne zu betrachten, ob wir nicht eher das Ende unſerer Kräfte, als das Ziel unſeres Lebens erreichen werden, und ob unſer erſchöpftes Herz nicht noch vor uns ſterben werde.

Die gemeine Epikurer verlieren alle Gelegenheiten, weil ſie keine einzige verlieren wollen; allezeit, auch im Schooße des Vergnügens verdrießlich, ſind ſie nicht im Stande, eines zu finden. Sie verſchwenden die Zeit, welche ſie nach ihren Gedanken zu rath halten wollen, und richten ſich, wie die Geizigen, zu Grunde, weil ſie nicht zu gelegener Zeit etwas aufzuopfern wiſſen.

Der Ueberdruß, beſtändig nach ſeiner Bequemlichkeit leben zu können, wird endlich der ſchlimmſte von allen. Die Kunſt, die Ergötzlichkeiten zu würzen, beſtehet darinnen, daß man ſparſam damit iſt.

Das weibliche Geſchlecht beſitzt von Natur die Gabe, die Begriffe und Meinungen des männlichen zuweilen zu verändern, wozu weiter nichts nöthig iſt, als eine andere Kleidung, ein Kopfputz von einer andern Geſtalt, ein Rock von einer andern Farbe, und die Herrſchaft des Geſchmackes über die Herzen auszuüben, indem man aus Nichts Etwas macht.

Der Pracht beſtehet nicht ſowohl in der Koſtbarkeit gewiſſer Dinge, als vielmehr in einer ſchönen Ordnung des Ganzen, welche die Uebereinſtimmung der Theile und die Einförmigkeit des Vorſatzes desjenigen, der ſie gemacht hat, anzeiget. Oder, wenn man lieber will, der wahre Pracht iſt die im Großen fühlbar gemachte Ordnung. Daher kömmt es, daß unter allen prächtigen Schauſpielen das Schauſpiel der Natur am prächtigſten iſt.

Den äußerlichen Glanz und die Verſchwendung zu verachten, hat man weniger Mäßigung, als Geſchmack nöthig. Die Uebereinſtimmung und Ordnung gefällt allen Augen. Das Bild der Wohlfahrt und der Glückſeligkeit rühret ein darnach begieriges Herz; aber was kann eine eitle Zurüſtung, welche ſich weder auf Ordnung, noch Glückſeligkeit beziehet, und zu ihrem Gegenſtande nichts hat, als daß ſie in die Augen fallen ſoll, in dem Verſtande der Zuſchauer für vortheilhafte Begriffe von demjenigen, der ſie auskramet, erwecken? Den Begriff von ſeinem Geſchmacke? Zeigt ſich der Geſchmack nicht hundertmal beſſer in einfachen Dingen, als in denjenigen, welche von Koſtbarkeiten verdeckt ſind? Den Begriff von ſeiner Bequemlichkeit? Gibt es etwas Unbequemeres, als den Hochmuth? Den Begriff von ſeine Größe? Gerade das Gegentheil. Der, welcher einen hohen Thurm bauen wollte, that wohl daran, daß er ſich vorſetzte, ſolchen bis an den Himmel aufzuführen; ſonſt hätte er immer bauen mögen, jeder Punkt, wo er aufgehört hätte, würde nur dazu gedient haben, auch in der Ferne einen Beweis von ſeiner Ohnmacht abzulegen. O kleiner und eitler Menſch! zeige mir deine Macht, ſo will ich dir dein Elend zeigen.

Einem vernünftigen Mann würde es unmöglich ſeyn, eine ganze Stunde lang den Palaſt eines Fürſten, und den Uebermuth, der in demſelben herrſchet, zu betrachten, ohne in eine Melancholie zu verfallen und das Schickſal der Menſchen zu beweinen. Hingegen ſtellet eine Ordnung der Dinge, wo nichts einer angenommenen Meinung überlaſſen iſt, wo alles einen wirklichen Nutzen bringt, und die ſich auf die Nothwendigkeiten der Natur einſchränkt, nicht allein ein durch die Vernunft gebilligtes Schauſpiel dar, ſondern ſie vergnügt auch ſowohl die Augen als das Herz, weil ſich der Menſch in derſelben nur unter lauter angenehmen Beziehungen erblickt, als wenn er für ſich ſelbſt genug wäre, weil ſich nirgends ein Bild ſeiner Schwachheiten zeigt, und weil dieſes lachende Gemälde nie einen niederſchlagenden Gedanken erreget.

Die Wirkung eines jeden Dinges in dem Plane einer Oekonomie entſtehet nicht ſowohl aus der Beſchaffenheit deſſelben, als von dem Gebrauche, welchen man davon macht, und von ſeiner Uebereinſtimmung mit den übrigen; ſo daß man aus Theilen von geringem Werthe ein koſtbares Ganzes zuſammenſetzen kann. Es gefällt dem Geſchmacke, wenn er etwas neues ſchaffen, und den Werth der Dinge allein beſtimmen kann. So ſehr das Geſetz der Mode unbeſtändig und ſchädlich iſt, ſo ſparſam und dauerhaft iſt das ſeinige. Was der gute Geſchmack einmal billiget, iſt allezeit gut; iſt es gleich ſelten nach der Mode, ſo iſt es hingegen auch niemals lächerlich; und in ſeiner ſitſamen Einfalt ziehet es unveränderliche und ſichere

Regeln aus der Uebereinkunft der Dinge, welche fortdauern, wenn die Moden nicht mehr ſind.

Der Ueberfluß deſſen, was allein nothwendig iſt, kann niemals in einen Mißbrauch ausarten, weil das Nothwendige ſeine natürliche Maße hat, und wirkliche Nothwendigkeiten niemals ihre Gränzen überſchreiten können. Man kann machen, daß ein Kleid ſoviel koſtet, als zwanzig andere; und man kann bei einer Mahlzeit die Einkünfte eines ganzen Jahres verſchwenden, aber man kann nicht zu gleicher Zeit zwei Kleider tragen, oder zweimal in einem Tage zu Mittag ſpeiſen. Auf dieſe Art iſt die gemeine Meinung ohne Gränzen, da uns hingegen die Natur von allen Seiten Schranken ſetzt; und derjenige, welcher in einem mittlern Stande ſich auf dasjenige einſchränkt, was zu ſeinem Wohlſeyn dienet, lauft keine Gefahr, zu Grunde zu gehen.

Anfangs koſtet es Mühe, zu begreifen, wie man einen Genuß von demjenigen haben könne, was man erſparet; und man muß Zeit haben einzuſehen, daß die ſumptuariſche Geſetze Bequemlichkeit und Vergnügen verſchaffen. Wenn man darüber nachdenkt, ſo vermehret ſich das Vergnügen, weil man ſiehet, daß die Quelle derſelben unerſchöpflich iſt; und die Kunſt, des Glücks, des Lebens zu genießen, auch dazu dienet, es zu verlängern. Wie ſollte man eines Zuſtandes müde werden können, der auf das genaueſte mit der Natur übereinſtimmt? Wie ſollte man ſein Erbgut verlieren können, wenn man ſolches täglich verbeſſert? Wie ſollte man ſein Glück zu Grunde richten können, wenn man blos ſeine Einkünfte verzehret? Wenn man jedes Jahr für das künftige geſichert iſt, wer kann die Ruhe des gegenwärtigen ſtören? Die Frucht der vergangenen Arbeit unterſtützt den gegenwärtigen Ueberfluß, und der Nutzen der gegenwärtigen Arbeit verkündiget den künftigen. Man genießt zu gleicher Zeit dasjenige, das man ausgibt, und dasjenige, das man ſammelt; und verſchiedene Zeitbegriffe vereinigen ſich, um die Sicherheit des gegenwärtigen zu bekräftigen.

Wenn die Einkünfte und das Amt beſtändig durch die

Beſchaffenheit der Dinge aufgewogen werden, ſo kann das Gleichgewicht nicht gebrochen werden, und es iſt unmöglich, in Unordnung zu gerathen.

Wenn uns die Fortdauer unſeres Zuſtandes gefällt, ſo iſt es ein ſicheres Zeichen, daß wir in demſelben glücklich ſind. Ein jeder, der ſich in dieſer Situation befindet, iſt mit dem überlebten Tage vergnügt, und verlangt keine andere für den morgenden Tag. Jeden Morgen flehet er den Himmel um einen ſolchen Tag an, wie der vergangene geweſen war. Er verrichtet immer die nämlichen Geſchäfte, weil ſie gut ſind, und weil er nichts beſſers zu thun findet. Dies heißt ohne Zweifel aller Glückſeligkeit genießen, welcher die Menſchen fähig ſind.

Anſtatt eines Hauſes von Müßiggängern, welchen man eine gute Geſellſchaft nennet, wäre es beſſer, gewiſſe Perſonen zu verſammeln, welche das Herz an irgend einem vortheilhaften Orte intereſſiren, und einige lächerliche Dinge, welche ſie an ſich haben, durch tauſend Tugenden wieder erſetzen.

Für erhabene Seelen hat auch der Umgang mit Bauern etwas Reizendes. Man findet bei der ländlichen Einfalt viel ausgezeichnetere Charaktere, viele mehrere durch ſich ſelbſt denkende Menſchen, als unter der einförmigen Maske der Bewohner der Städte; wo ein jeder ſich ſo zeiget, wie andere ſind, und nicht, wie er an ſich ſelbſt beſchaffen iſt. Man findet ebenfalls unter den Landleuten Herzen, welche bei den geringſten Schmeicheleien empfindlich ſind, und ſich glücklich ſchätzen, wenn man einigen Antheil an ihrem Glücke nimmt. Weder ihr Herz, noch ihr Verſtand ſind durch Kunſt zugeſtutzt; ſie ſind nicht unterrichtet worden, ſich nach unſerem Muſter zu bilden, und man darf nicht beſorgen, bei ihnen den Menſchen nach dem Menſchen, anſtatt den Menſchen nach der Natur zu finden.

Drei merkwürdige Kapitel für den Prinzen.

1.

Von den Kundſchaftern in der Monarchie.

Muß eine Monarchie wohl Ausſpäher haben? Tugendhafte Fürſten brauchen ſelbige ordentlicher Weiſe nicht. Wenn ein Menſch den Geſetzen treu iſt, ſo hat er dasjenige erfüllt, was er dem Fürſten ſchuldig iſt. Seine Wohnung wenigſtens muß ihm eine Freiſtatt, und ſeine übrige Aufführung in Sicherheit bleiben, das Auskundſchaften würde vielleicht noch erträglicher ſeyn, wenn es von ehrbaren Leuten könnte ausgeübt werden: es läßt ſich aber leicht von der nothwendigen Ehrloſigkeit der Perſon auf die Schändlichkeit der Sache ſchließen. Ein Fürſt muß mit ſeinen Unterthanen aufrichtig, ungezwungen, vertraulich umgehen. Derjenige, welcher in ſo großer Unruh, Verdacht und Furcht iſt, gleicht einem Schauſpieler, der auf den Schauplatz getreten, und, in ſeiner Rolle, die er ſpielen ſoll, irre geworden iſt. Wenn er ſieht, daß überhaupt die Geſetze in ihrer Stärke ſind, und daß ſie in Ehren gehalten werden, ſo kann er ſich ſicher ſchätzen. Das allgemeine Verhalten verſichert ihm wegen des Verhaltens aller einzeln Perſonen.

Er fürchte nur nichts, ſo ſey er gewiß, daß man ihn mehr zu lieben geneigt ſeyn wird, als er glauben ſollte. Und warum ſollte man ihn nicht lieben? er iſt ja die Quelle faſt von alle dem Guten, welches geſchieht, und alle Beſtrafungen geſchehen gleichſam auf Verantwortung der Geſetze. Er zeigt ſich dem Volke niemals, als mit einem heitern Geſichte; ſein Ruhm ſelbſten theilet ſich uns mit und ſeine Macht ſchützt uns. Eine Probe, daß man ihn liebet, iſt, weil man ſoviel Vertrauen in ihn ſetzt, und ſich allezeit einbildet, wenn ein Staatsbedienter etwas abſchlägt, der Fürſt würde es bewilliget haben. Auch in den öffentlichen Trübſeligkeiten mißt man die Schuld ſeiner Perſon gar nicht bei; man beklagt ſich darüber, daß er nichts davon weiß, oder daß er von verderbten Leuten eingenommen iſt: Wenn es der Fürſt wüßte, ſprechen die Unterthanen. Dieſe Reden ſind eine Art von Anrufung und eine Probe des Vertrauens, das man zu ihm hat.

2.

Von den Briefen ohne Namen ihres Verfaſſers.

Die Tartaren ſind gehalten, ihren Namen auf ihre Pfeile zu ſetzen, damit man die Hand erkennet, woraus ſie kommen. Als Philipp von Macedonien bei der Belagerung einer Stadt verwundet worden, ſo fand man auf dem Wurfſpieße die Worte: Aſter hat dieſen tödtlichen Streich dem Philippus beigebracht. Wenn diejenigen Leute, welche jemanden anklagen, ſolches in Abſicht auf das gemeine Beſte thäten, ſo würden ſie ihre Anklage wider ſelbigen nicht vor dem Fürſten anbringen, welcher leicht einzunehmen iſt, ſondern vor den Obrigkeiten, welche Regeln haben, die nur den Verläumdern fürchterlich ſind. Wenn ſie die Geſetze nicht zwiſchen ſich und dem Beklagten laſſen wollen, ſo iſt es eine Probe, daß ſie Urſache haben, ſich vor ſelbigen zu fürchten: und die geringſte Strafe, die man ihnen auferlegen kann, iſt, daß man ihnen gar nicht glaubt. Nur in den Fällen verdient eine ſolche Anklage Aufmerkſamkeit, wo die Langſamkeit des gewöhnlichen gerichtlichen Verfahrens nicht ſtatt findet, und wo es auf die Wohlfahrt des Fürſten ankömmt. Hier kann man glauben, daß derjenige, welcher jemanden anklagt, ſich ſelbſt Gewalt gethan habe, um ſeine Zunge zu löſen und ſie reden zu laſſen. Allein in andern Fällen muß man mit dem Kaiſer Conſtans ſagen: Wir können keinen Verdacht auf denjenigen haben, wider den ſich kein Ankläger zeigt, weil es ihm doch nicht würde an einem Feinde gefehlt haben.

Von den Verhältniſſen, welche die Auflage der Steuern und die Größe der öffentlichen Einkünfte mit der Freiheit haben.

1.

Von den Einkünften des Staats.

Die Einkünfte des Staats ſind ein Theil, welchen jeder Bürger von ſeinem Vermögen gibt, um den andern Theil deſſelben in Sicherheit zu haben und ihn in Friede und Ruhe zu genießen.

Um dieſe Einkünfte wohl zu beſtimmen, muß man ſowohl auf dasjenige ſehen, was der Staat zu ſeiner Nothdurft braucht, als auf das, was der Bürger zu ſeiner nothwendigen Unterhaltung haben muß. Man muß den Unterthanen ihre wirklichen Bedürfniſſe nicht entziehen, um dem Staate eingebildete Bedürfniſſe zu verſchaffen.

Die eingebildeten Bedürfniſſe ſind ſolche, welche den Leidenſchaften und Schwachheiten derjenigen, welche regieren, die Reizung eines außerordentlichen Anſchlags, die eitle Ruhmſucht und eine gewiſſe Ohnmacht des Geiſtes bei ausſchweifenden Einfällen erfordern. Oefters haben diejenigen, welche unter dem Fürſten mit einem unruhigen Geiſte am Staatsruder ſaßen, die Bedürfniſſe ihrer niederträchtigen Seelen für Bedürfniſſe des Staates gehalten.

Nichts erfordert mehr Weisheit und Klugheit, als denjenigen Theil zu beſtimmen, welchen man den Unterthanen nehmen und welchen man ihnen laſſen ſoll.

Man muß die öffentlichen Einkünfte nicht nach demjenigen abmeſſen, was das Volk geben kann, ſondern nach dem, was es zu geben ſchuldig iſt: und wenn man ſie nach demjenigen abmißt, was es geben kann, ſo muß es wenigſtens das ſeyn, was es allezeit geben kann.

Eine Frage an den Prinzen, die er täglich überlegen ſoll.

4.

Welches iſt dem Fürſten und dem Volke dienlicher: Wenn man die Abgaben des Landes verpachtet, oder wenn ſie die Verwaltung ſelbſt darüber haben.

Ein Fürſt oder ein Volk, welche die Einkünfte nicht verpachten, ſondern ſelbſt verwalten, handeln als ein guter Hausvater, welcher mit gehöriger Sorgfalt und Ordnung ſeine Einkünfte ſelbſten zieht.

Wenn der Fürſt die Einkünfte ſeines Landes nicht verpachtet hat, ſo kann er die Unterthanen zu Erlegung der Steuern antreiben, oder kann ihnen Nachſicht darinnen geben: nachdem es ſein Bedürfniß, oder die Bedürfniſſe der Unterthanen erfordern. Wenn er die Einkünfte ſelbſten zieht, ſo erſpart er dem Staate den unermeßlichen Profit, welchen die Pachter ziehen, die ihn auf unzählige Arten erſchöpfen. Wenn er die Einkünfte ſelbſten verwaltet, ſo verſchont er das Volk mit einem Anblicke, welcher demſelben ſo viel Schmerzen verurſacht, mit dem Anblicke ſolcher Leute, die aus elenden Umſtänden plötzlich zu großem Reichthum gelangen. Wenn er die Einkünfte für ſich behält, ſo geht das Geld, welches die Unterthanen entrichten, durch wenig Hände; es langt unmittelbar an den Fürſten, und kömmt folglich weit geſchwinder wieder an die Unterthanen. Wenn der Fürſt ſeine Einkünfte nicht verpachtet, ſo verſchont er die Unterthanen mit einer unzähligen Menge ſchlimmer Geſetze, welche der unverſchämte Geiz der Pachter von ihm verlangt, der ſtets einen gegenwärtigen Vortheil von Verordnungen zeigt, deren künftige Wirkungen Elend ſeyn werden.

Da derjenige, welcher Geld hat, allezeit Herr über den andern iſt, ſo macht ſich der Pachter über den Fürſten ſelbſt zum Deſpoten. Er iſt zwar nicht Geſetzgeber: aber er nöthigt den Fürſten, Geſetze zu geben.

Monteſquieu.

Von den Geſetzen.

Ungerechte Könige erregten das Verlangen nach gerechten Geſetzen. Die Geſetze bleiben beſtändig für jedermann einerlei, ſie ſind weder der Verführung noch dem Eigenſinn unterworfen.

Kluge und tugendhafte Könige opferten bisweilen einen Theil ihrer Macht dem allgemeinen Beſten auf, feſſelten ſich ſelbſt mit den Banden der Billigkeit, und wurden Geſetzgeber.

Vorher, ehe noch ein beſtimmtes Geſetz vorhanden war, war derjenige, welcher einen andern ums Leben brachte, ein des Todes würdiger Böſewicht, das Naturgeſetz verurtheilte ihn, weil es ihm verbot, niemand ſeines Gleichens am Leben anzugreifen, da er ſelbſt wollte, daß man das ſeinige ſchonen ſollte.

Ehe noch die Geſellſchaft gebildet war, ehe man wegen des Eigenthums, welches die vereinigte Geſellſchaft nothwendig machte, übereingekommen war, beging derjenige, welcher ſich von der Frucht des erſten beſten Baums, den er antraf, nährete, keinen Fehler, ſondern befriedigte nur blos die Bedürfniß der Natur.

Nachdem aber die Geſellſchaft einmal errichtet iſt, und ſelbige als eine nothwendige Folge ihrer Verfaſſung allen ihren Mitgliedern ihre eigenen Beſitzungen anweiſen mußte, ſo iſt derjenige, welcher ſich an dergleichen Eigenthum eines andern vergreifet, ſträflich. Er verdienet auf eine ſolche Art geſtrafet zu werden, wie es die Geſellſchaft am beſten befindet, um die Ordnung als ihren weſentlichſten Theil zu unterhalten und zu behaupten.

Die Geſetze der Zuträglichkeit, ſonſt die bürgerlichen Geſetze genannt, ſind ſolche Verordnungen, welche die Regierung ergehen läßt, und darinnen den Bürgern vorſchreibet, was ſie thun, und verbietet, was ſie unterlaſſen ſollen.

Es iſt nicht nöthig, daß ein Geſetz, um ſeine völlige Kraft zu erhalten, von allen Bürgern gebilliget und gut geſprochen werde. Es iſt ſchon genug, wenn ſolches von denjenigen Perſonen abgeſchloſſen werden, an welchen das Volk das Recht der geſetzgebenden Gewalt erkennet.

Wenn ein Geſetz dem allgemeinen Wohl nützlich iſt, ſo iſt es gut, und ſollten auch einige Privat-Perſonen dadurch beleidiget werden, wenn anders das Gute, ſo das Geſetz zuwege bringen ſolle, nicht anders als durch dieſe beſondere Verletzung bewerkſtelliget werden kann.

Das wäre ein verdammungswürdiges Geſetz, welches einige einzelne Perſonen verletzete und doch der Geſellſchaft keinen Nutzen verſchaffte.

Was ſollte man aber von einem Geſetzgeber ſagen, welcher den ganzen geſellſchaftlichen Körper beleidigte, blos aus der Urſache, um dadurch einigen Mitgliedern einen Vortheil zu verſchaffen? Würde er nicht einem Menſchen gleichen, der mit dem Grund ſeines Hauſes ſein Dach auszieren wollte?

Wenn ſich aber die Regierung betrüget, ſo kann ſie öfters erſt nach einer langen Erfahrung dieſen Betrug merken.

Ein Geſetz, welches zwar der allgemein vereinigten Geſellſchaft vortheilhaft iſt, wobei aber doch irgend eine einzelne Perſon leiden muß, wird jederzeit von dieſer einzelnen Perſon und ihren Anhängern verdammet, ob es ihr ſchon ſelbſt auch zugleich eben deswegen nützlich ſeyn muß, weil es dem ganzen Staatskörper nützlich iſt.

Wer ſich in ſeinen Begierden durch ein Geſetz eingeſchränket befindet, beklaget ſich über dieſes Geſetz. Er würde ſich aber noch weit mehr beklagen, wenn man den ausgelaſſenen Begierden ſeiner Mitbürger freien Lauf ließe.

Ein Geſetz, welches eine nothwendige Verbeſſerung anbefiehlt, wird von demjenigen niemals gebilliget werden, deſſen Wohlſtand durch dieſe Verbeſſerung leidet.

Welches Geſetz nicht von der Gerechtigkeit angegeben iſt und nicht auf den Vortheil der ganzen Geſellſchaft abzielet, ſondern nur von der Macht vorgeſchrieben iſt, das iſt kein wahres Geſetz, ſondern nur eine eigenſinnige oder tyranniſche Handlung.

Ihr Bürger! wenn die Geſellſchaft, in welcher ihr lebet, ſich lange Zeit mit einer gewiſſen geſetzgebenden Form aufrecht erhalten hat, ſo glaubet ſicher, daß dieſe Form euch zuträglich iſt. Verachtet ja deswegen euer Vaterland nicht, weil ihr die geſetzliche Verfaſſung deſſelben tadeln höret und tiefſinnige Träumer eine Veränderung derſelben anrathen.

Die Zeit einer Reformation iſt ein äußerſt kritiſcher und bedenklicher Zeitpunkt, und eine jede Criſis oder Bedenklichkeit, von welcher der Ausſchlag abhängt, iſt gefährlich, weil man nicht weiß, wie der Ausſchlag ausfällt. Durch eine Veränderung der Regierung leidet der Staatskörper; anſtatt daß man ſeine Stärke vermehren will, laufet man Gefahr ihm den letzten Stoß zu geben. Ein jedes altes Geſetz iſt heilig; man darf ſolches nicht anders als mit zitternder Hand berühren. Es kann mangelhaft und doch zugleich der Verfaſſung des Körpers, der ſolches angenommen hat, gemäß ſeyn.

Ein geſunder Menſch muß ſich an ſeine gewöhnliche Lebensordnung halten, und eine blühende Geſellſchaft muß ihre Geſetze immer beibehalten. Nur in Krankheiten gebraucht man Hülfsmittel, weil ein jedes Hülfsmittel ein Uebel iſt.

Wir wollen uns einen Baumeiſter vorſtellen, der mit der Bauart von Paris oder London nicht zufrieden wäre und den Vorſchlag machte, dieſe Städte niederzureißen. Hier haben wir den richtigſten Begriff von einer Menge von Schriften, worin die Verbeſſerung der Geſellſchaft abgehandelt wird. Und was das allerſchlimmſte iſt, ſo ſuchen die mehreſten dieſer Schriftſteller Paläſte niederzureißen, um an deren Stelle Strohhütten zu erbauen.

Sie ſollen einmal hören, was Montagne an ſie geſchrieben zu haben ſcheinet. Vielleicht werden ſie ihn für nichts weiters, als einen mit kleinen Vorurtheilen eingenommenen Menſchen anſehen.

Nichts iſt leichter, ſagt er, als eine Polizei der Unvollkommenheit beſchuldigen, da alle menſchliche Dinge voller Unvollkommenheit ſind. Noch viel leichter kann man einem Volk eine Verachtung wider ihre alten herkömmlichen Gebräuche und Gewohnheiten einflößen .... Allein einen beſſern Zuſtand an die Stelle deſſen, den man zu Grunde gerichtet hat, herzuſtellen, dieſes iſt der Punkt, wobei die mehreſten, ſo es unternommen haben, geſcheitert ſind .... Ich folge gern und willig dem allgemeinen Weltlauf und der öffentlichen Ordnung. Glücklich iſt das Volk, welches das, was man ihm befiehlt, beſſer als ſeine Gebieter befolget, ohne ſich um die Urſachen zu bekümmern und ſich ohne Widerſtand ſo lange fortwälzen läßt, bis es zu dem Himmel zugerollet wird.

Weiſer Montagne, jetzt weiß man viel mehr, als dir bekannt geweſen. Einige verlangen nichts, als eitel Landleute zum Ackerbau zu haben; andere wollen den Feldbau gar verbieten, weil das Pflügen auf dem Feld der Anfang des menſchlichen Verderbens geweſen; wiederum andere geben den Rath, die Bevölkerung zu ſchwächen, um den Feinden mit beſſerm Nachdruck widerſtehen zu können. Glücklicher Montagne, warum hat man deine Unwiſſenheit nicht beibehalten?

Vom Ton der Natur.

Eine Vorleſung für den Prinzen auf einem Spaziergang.

Vergnügen iſt der allgemeine Ton der Natur. Freude iſt der letzte Wunſch aller empfindenden Weſen; ſie iſt dem Menſchen, was Luſt und Sonnenſchein den Pflanzen iſt. Durch ſüßes Lächeln kündigt ſie die erſten Entwicklungen der Menſchheit im Säugling an, und ihr Abſchied iſt der Vorbote der Auflöſung unſers Weſens. Liebe und gegenſeitiges Wohlwollen ſind ihre reicheſten und lauterſten Quellen, Unſchuld des Herzens und der Sitten die ſanften Ufer, in welchen ſie dahinfließen. Dieſe Aehnlichkeit der Grundzüge, die die Gottheit über jede Zone des Himmels verbreitet; dieſer allgemeine Ton der Natur, den ſie bei allen Nationen vom Anfang der Zeiten unverändert erhalten hat, iſt der unleugbarſte Beweis des Unendlichgütigen, der jedes Fäſerchen des wundervollen Gewebes unſers Gehirns und Herzens, unſers ganzen Weſens zu Werkzeugen des Vergnügens gemacht, das uns die Natur aus Himmel und Erde und allen Elementen, aus allen ihren Modifikationen darbietet. So wie ſich alles Böſe, das wider das reine Geſetz der Natur iſt, in Schmerz auflöſet, ſo löſet ſich alles Gute in Vergnügen auf. Dieß iſt die große Harmonie der Natur, in welcher ſogar der Schmerz vom Uebel entfernt, in welcher es zum Vergnügen vorbereitet und ſchärft, in welcher er das iſt, was der Schatten in einer ſchönen ſonnichten Landſchaft, oder was die Diſſonanz in einer Symphonie. So ſagt Cyrus im erſten Buche des Xenophon, ſo ſagt Xenophon nach dem Socrates, ſo ſagt Pſammis nach dem Xenophon: „Die Verſüßung der Natur entſpringt aus der Arbeit. Ohne Arbeit iſt keine Geſundheit der Seele noch des Leibes, ohne dieſe keine Glückſeligkeit möglich.“ Die Natur belohnt uns für den Gehorſam, den wir ihr erweiſen, mit dem Genuß ihrer größten Gaben. Sie führt uns von der Arbeit zum Vergnügen, ſie leitet uns vom Vergnügen zur Ruhe, ſie bereitet aus der Ruhe wieder unſern Geſchmack zur Arbeit. Die Arbeit ſelbſt, die unſerm Vermögen angemeſſen und nicht die Auflage der Tyrannei, ſondern das Beförderungsmittel des freien Wohlſtandes iſt, verbreitet über unſer ganzes Weſen eine Art von ſanfter Wolluſt, die unſer Vermögen, unſere Kräfte, unſere Empfindungen und jedes damit verbundene Vergnügen bis an die Gränze des Lebens vermehret.

Den Ton der Natur nicht hören, nicht kennen, heißt ſein eigen Herz nicht kennen wollen, ſein Glück mißkennen und gegen jede Stimme des Vergnügens taub und fühllos ſeyn. So oft uns die Natur mit den ſeligſten ihrer Empfindungen erfreut, ſo oft die tauſendartigen Sympathien der Liebe in unſer Herz übergehen, und ſollte es ein Herz, ein einziges Herz auf dem Erdboden geben, in welches ſie nicht übergangen wären? ſo oft ruft ſie uns laut und unwiderſtehlich zu Freude und Vergnügen auf. Kein Redner hat ihre Sprache eindringender, kein Dichter hat ſie rührender geſungen, kein Zeuxis treffender und reizvoller geſchildert, als ihre leiſe Stimme in jedem Herzen des Fühlenden, in jedem Auge der Unſchuld mit allmächtigem Tone ſpricht: „Breite deine Liebe über die ganze Natur aus, liebe alles, was ihr allgemeinſtes Geſchenk, das Daſeyn mit dir theilet! Liebe jeden, in welchem du die ehrwürdigen Kennzeichen der Menſchheit erblickeſt, ſollten es auch nur ihre Ruinen ſeyn! Freue dich mit jedem, der ſich freuet; trockne die Thränen der Reue von den Wangen der beſtraften Thorheit und küſſe aus den Augen der Unſchuld die Thränen des Mitleidens mit ſich ſelbſt! Vervielfache dein Weſen und gewöhne dich, in jedem Menſchen das Bild deiner eigenen Natur und in jedem guten Menſchen dein andres Selbſt zu lieben. Empfinde, ſo oft du kannſt, das reinſte und größte aller Vergnügen auf Erden und im Himmel, das Vergnügen, andre glücklich zu machen!“

Dieſes iſt der Becher des Vergnügens, wovon etliche Tropfen genug ſind, uns aller Mühſeligkeiten des Lebens vergeſſen zu machen. Sie leitet uns nie fehl, die ſüße Stimme der Natur: nur unſere Gierigkeit im Genießen, unſere Unachtſamkeit auf ihre Warnungen, unſere Ungeduld leitet uns von der Bahn des Vergnügens ab. Denn iſt ſie es nicht, die Natur, die uns von einem Grade der Entwicklung zum andern fortführt, die durch die Bedürfniſſe unſre Einbildungskraft und durch die Einbildungskräft unſre Leidenſchaften ins Spiel ſetzt, die die vermehrte Geſelligkeit, das verfeinerte Gefühl, die Erhöhung unſrer empfindenden und thätigen Kräfte hervorbringt, wodurch der Kreis unſrer Vergnügungen erweitert und die Fähigkeit, unſres Deſeyns froh zu werden, mit unſern Begierden zugleich vermehrt wird? Da, wo die Stimme der Natur nicht mehr gehört wird, wo ihr Ton von dem Ton des Deſpotismus überſtimmt wird, da hört die Freude und jedes Vergnügen auf: da macht eine allgemeine Muthloſigkeit alle Triebräder der Vervollkommung ſtille ſtehen. Das Genie wird im Keime erſtickt, der Fleiß abgeſchreckt und die Stelle der Leidenſchaften, durch deren beſeelenden Hauch die Natur den Menſchen entwickelt und zum Werkzeug ihrer großen Abſichten macht, nimmt freſſender Gram und betäubende Verzweiflung ein; da geht alles Gefühl der Würdigkeit der Natur, des Edlen, des Schönen, alles Bewußtſeyn der angebornen Rechte verloren. Die Spanier rühmen ſich, daß die Sonne in ihren Reichen niemals auf- und untergehe, ſie ſollten vielmehr ſagen, daß die Sonne niemals über ihre Verbrechen untergehe. Sie haben die Stimme der Natur in allen Schlachtopfern ihrer Grauſamkeit und ihres Stolzes, bis auf die Möglichkeit, wieder aufzuleben, erſtickt. Sie laſſen in den glücklichen Gefilden des merikaniſchen Ueberfluſſes, in den blühendſten Auen des unerſchöpflichen Siciliens, in Ländern, über welche die Natur ihr ganzes Füllhorn ausgegoſſen hat, die traurigen Zeugen ihrer Unmenſchlichkeit verhungern, in eben dem Lande verhungern, wo ſonſt luculliſche Verſchwendung und der äußerſte Grad der Ueppigkeit herrſchte.

Heilige Freiheit! deine Segnungen allein ſind Segnungen der Seele! Unſer Theil ſey noch ſo geringe, mit dir iſt es das Loos des Vergnügens; ohne dich werden die reichſten Gaben der Natur zum Fluche. Ruhe und Traurigkeit komme über die, die ſie dazu gemacht haben; die freie Menſchen wie einen Haufen Maſchinen behandeln, die ſo, wie die übrigen Thiere, von der Natur hervorgetrieben werden, für ſie zu arbeiten, die keinen Anſpruch an Ruhe, Gemächlichkeit und Vergnügen zu machen haben!

Welcher Gegenſatz zwiſchen Sicilien, die ehemals die Kornkammer des ganzen römiſchen Reichs war, und zwiſchen der Schweiz, die mehr ein Auswuchs von Europa, als ein bewohnbarer Aufenthalt zu ſeyn ſcheint!

In dem ſicilianiſchen Enna, wo ſonſt alle Zaubereien der verſchwenderiſchen Natur vereinigt waren, wo noch der Reichthum ihrer offenen und verborgnen Schätze unerſchöpflich iſt; in eben dieſen maleriſchen Dichtergegenden ſeufzen die unglücklichſten, elendeſten und ärmſten Sklaven; in eben dem Lande bewaffnet die äußerſte Armuth die Hand der Verzweiflung mit dem Dolch der Wuth; und in dem ewigen Eis der bergigten Schweiz, wo die Natur alle ihre Kälte ausgegoſſen hat; in dem von ihr vergeſſenen Lande, das voller Seen, Moräſte und Wälder iſt, das mit ungeheuren Felſen und ewigen Eisbergen umgeben iſt, da hat ſie die glücklichen Einwohner mit den unerſteiglichen Bollwerken der Freiheit umgeben.

Blos die Freiheit wirket dieſe Wunder. Unter ihren ſchöpfriſchen Händen werden die rauheſten Felſen zu fruchtreichen Waiden, die ödeſten Wälder zu ſchönen ebenen Gefilden, die Seen und Flüſſe zu Quellen des Vergnügens, und die unwirthbarſten Haiden zu ſegenvollen Erndtefeldern. Doch was bedarf die Mäßigkeit der freien Kinder der Natur, des Reichthums und des Ueberfluſſes? In ihren ſorgloſen Hütten herrſcht die Zufriedenheit und die Tochter der Natur, die Freiheit, ſchon längſt aus geſitteten Ländern verbannt. Der fröhliche Fleiß erſetzt ihre leichten Bedürfniſſe, und die roſenfarbige Geſundheit ſitzt im Arme der Unſchuld am kleinen ländlichen Tiſch und haucht Fröhlichkeit in jedes Herz.

Den Ton der Natur verlaſſen, führet auf jedem Abwege zum Verderben: im Phyſiſchen zu Krankheit und Schmerz, im Politiſchen zur Sklaverei und im Moraliſchen zum Unſinn. Die Vernunft kennt keine größere Wahrheiten, als die, von Gott, der Quelle der Vernunft und der Wahrheit ableiten. Von ihm fließt das Licht über alle Theile der Wiſſenſchaften, die wir zu erkennen fähig ſind. Von ihm kömmt alles Gute, welches nur das in Handlung gebrachte Wahre iſt. Wer ihn mißkennt, verliert zugleich die Richtſchnur des Guten und Wahren. Beide ſind Gegenſtände der Philoſophie und können nur von dem geſagt werden, der bis zur Quelle des Ewigguten und Wahren hinaufzuſteigen und daraus zu ſchöpfen fähig iſt.

Wie konnte ein Mann, der in den traurigen Finſterniſſen der Epikuräer keinen Sonnenſtrahl der Wahrheit ſahe, ſein ſtolzes Gewebe von Dialektik das Syſtem der Natur nennen? Wie konnte er es wagen, die erſten Gründe aller Kenntniſſe wegzunehmen und ein Luftgebäude aufzuführen, das weder Grund noch Stützen, weder Licht noch Schein, weder Wahrheit noch Nutzen hat? Wäre auch kein Retter der ſo oft verkannten Wahrheit, wäre auch kein Boudier de Villemaire aufgeſtanden, der das mirabeauiſche Schandſyſtem zerſtöret hätte, nie würde das Auge der Wahrheit und der Natur allen Auswüchſen der vermeſſenen Aberweisheit, weder voltairiſchen noch helvetiſchen Irrlichtern gefolgt ſeyn. Keiner hätte den Ton der Natur.

Sobald wir den Ton der Natur verfehlen, dann kehrt unſere geblendete Vernunft in eine Mirabeauiſche Welt zurück, wo ſie ungeſtraft ihr Daſeyn in nichts auflöſen kann, wo ſie des elenden Troſtes der Böſen genießet, überall Mitgenoſſen ihres Elendes zu ſehen. Wie viel wiſſen wir nicht, wie froh können wir alles übrigen entbehren, wenn wir gelernt haben glücklich zu ſeyn! Und wie leicht hat die Natur jedem ihrer Kinder dieſe Kenntniſſe gemacht! Jede harmoniſche Bewegung unſers Körpers, jede ſanfte Empfindung der Freude, der Liebe, der zärtlichen Sympathie verſchönert uns; jede allzu heftige oder unordentliche Bewegung, jede ungeſtüme Leidenſchaft, jede neidiſche und übelthätige Geſinnung verzerrt unſre Geſichtszüge, vergiftet unſern Blick und würdigt die ſchöne menſchliche Geſtalt zur ſichtbaren Aehnlichkeit mit irgend einer Art von Vieh herab. So lange Güte des Herzens und Fröhlichkeit der Ton unſers Ausdrucks und die Seele unſrer Handlungen bleiben, ſind wir immer glücklich. Freude, Liebe und Unſchuld ſtimmen den Menſchen in Harmonie mit ſich ſelbſt und mit der ganzen Natur, die das Ohr an kunſtloſe aber ſeelvolle Melodien gewöhnen, aus welchen ſchöne Gefühle athmen, die das Herz in ſanfte Bebungen ſetzen, oder die einſchlummernde Seele in ſüße Träume wiegen.

Der höchſte Grad des Vergnügens, deſſen der Menſch fähig iſt, ſagt der Philoſoph Tlantlaquacapatli, iſt mit den Empfindungen unaufhörlich verbunden, welche den großen Endzweck unſres Daſeyns befördern. „Glaube ich am Ende einer feurigen Beſtrebung meines Geiſtes durch die krummen Irrgänge der Einbildung eine ſchon lange vor mir fliehende Wahrheit erhaſcht zu haben, oder unterhalte ich mich mit Anſchauung eines tugendhaften Charakters; oder mein beſſeres Selbſt hat einen Sieg über das unedlere erhalten, oder ich habe dem ſüßen Zug der Menſchlichkeit gefolgt und mit ſanfter mitleidiger Hand die Thränen des Unglücklichen abgewiſcht, die Freude ins bleiche Angeſicht des Bekümmerten zurückgerufen. In allen dieſen und ähnlichen Fällen fühle ich in dem entſcheidenden Augenblick dieſe göttliche Flamme ſich mit einer unausſprechlichen geiſtigen Wolluſt durch mein ganzes Weſen ergießen. Habe ich nicht, o Montezumba! den Becher der Freude rein ausgetrunken und den letzten Tropfen von meinem Nagel abgeſchlürft? Aber ich behaupte dir und ſchwöre, daß die Wolluſt, eine gute That zu thun, die größte aller Wollüſte auf Erden iſt. — Prinz! eure Unterthanen ſind Menſchen, keine Sklaven. —

Vom Gefallenden.

Der Stolz des Prinzen ſey —
Durch Tugend zu gefallen.

Der Wunſch, zu gefallen iſt allen Ständen gemäß; denn er kann nur ſolche Mittel brauchen, die die Vernunft billigt und die dem Herzen Ehre machen. Die Coquetterie, die allezeit aus einem Mangel an Einſichten, Zerſtreuung, angenommenes Weſen, Mangel des Wohlſtandes, an die Stelle der einfachen, allezeit gefallenden Natur ſetzen will, verunſtaltet mehr, als ſie Beifall erhält. Sobald der erſte Morgenglanz, der alles Erborgte in ein angenehmes Licht ſetzt, vorüber iſt, ſo iſt die Eitelkeit der einzige Trieb aller Handlungen, die von ſchmeichelnden Träumen kurze Zeit erhalten und ſtets vom Gelächter und Verachtung bekleidet werden.

Wenn hingegen die Vernunft, unſerm Wunſch, unſerm Trieb zu gefallen, die Richtung gibt, wie viel Mittel gibt er uns dann, uns liebenswürdig zu machen; wie beſeelt er dann jedes glückliche Talent; in welches angenehme Licht ſetzt er dann jeden Zug unſers Charakters; wie verſchönert er jede Bildung der Natur, die Erziehung und guter Ton verfeinert haben! Wenn in unſrer Rede und in unſrer Handlung, in unſerm Ausdruck und Mienen eine vollkommene Uebereinſtimmung iſt, ſo gibt dieß eine allgemein gefallende Idee. Man nimmt dieſes bei keiner Gelegenheit leichter wahr, als auf dem Theater. Man unterſcheidet durch nichts ſo leicht den feinen, geübten und aufgeklärten Weltmann von dem, der es nur zu ſeyn glaubt. Man ſieht oft Perſonen, bei denen blos die

Stellung, die Miene, der Blick, der Ton den unbedeutendſten Unterhaltungen ſo viel Intereſſantes gibt, daß man ihnen unmöglich die Aufmerkſamkeit entziehen kann; daß man ſogar Witz, Gelehrſamkeit und Scharfſinn vorausſetzt. Es iſt an dem, daß dieſer erſte Eindruck bald verlöſcht, wenn der innere Werth der Seele fehlt: aber das Verlangen und die Bemühungen, zu gefallen, die ſich in der Achtung, in der Aufmerkſamkeit, in der allgemeinen Höflichkeit äußern, ſind allezeit liebenswürdig und überall gefallend.

Es gibt Perſonen, die eine Anlage haben, alles, was unſern Vorſtellungen ſchmeichelt, in ein reizendes Licht zu ſetzen; alles, was die Empfindlichkeit des Herzens rühren oder den Werth eines Vergnügens erhöhen kann, bald auszufinden, die in allen ihren Mienen und Worten ausgedrückt iſt; die Freude, die ſie auf jeden in der Geſellſchaft verbreiten, ſcheinet ein Schatz zu ſeyn, der zum Vergnügen allen Theilnehmenden beſtimmt iſt. Sobald aber ähnliche Charaktere nicht von dem Wunſch, zu gefallen, ſondern blos von dem, zu glänzen, angetrieben werden, ſo hören ſie auf, intereſſant, gefallend und liebenswürdig zu ſeyn.

Es gibt eine Periode in unſerm Leben, wo wir faſt allezeit gefallen, aber ſie iſt die kürzeſte aller unſrer Illuſionen. Wenn wir zum erſtenmal auf das weite Theater der großen Welt treten, es ſey, daß wir aus Schulen oder Klöſtern, oder aus der Einſamkeit der Privaterziehung kommen, ſo iſt alles unſern Augen neu, alles reizt die Empfindlichkeit unſres Herzens, alles gibt uns den Ton der Naivität. Der erſte Zauber der Sinne, der erſte Eindruck des Ungeſehenen, die erſte Entzückung des Ungefühlten, der erſte Roman, der bei ſeinem Ausgange das Herz aus dem Lande der Ideen, in dem wir waren, in das Alltägliche zurückſetzt; die erſte Täuſchung unſrer brennenden Imagination ſcheinet ſich in allen, die mit uns verbunden ſind, zu erneuern: wir gefallen, ohne es zu wiſſen, wir wernicht bewundert, aber bedauert und geliebt. Die Situation, in welcher wir dann ſtehen, der erſte Erfolg unſres Auftritts, die Verbindungen, in denen wir alsdann ſind, entſcheiden oft auf das ganze Leben die Miene unſres Charakters, die Biegſamkeit oder Unbiegſamkeit unſrer Seele, die Geſelligkeit oder die Ungeſelligkeit, das Einnehmende oder Beleidigende.

Iſt der Erfolg unſres erſten Auftritts glänzend, ſo iſt der Neid unzertrennlicher von uns, als unſer Schatten. Nur der Wunſch zu gefallen, kann uns dann beſcheiden im Glück, warnend vor das unmäßige Zutrauen, achtſam auf den Vorzug, den wir verbergen müſſen, und zuvorkommend gegen Geringere machen. Die Ehrenſtellen, die uns keinen weſentlichen Vorzug geben, wenn ſie von unſren Ahnen, vom Vermögen, von gewiſſen Verbindungen u. dergl. abhängen, ſcheinen uns gleichwohl durch die Unterdrückung des Stolzes und durch die Bemühung, auch dann noch zu gefallen, wenn wir es nicht mehr brauchen, einen eigenthümlichen Vorzug zu geben.

Die Achtung gegen diejenigen, über welche uns Wohlthaten oder Dienſtleiſtungen eine Superiorität gegeben haben, iſt dann eine der nothwendigſten Pflichten, die uns der Wunſch zu gefallen empfehlen kann. Ohne ſie iſt die Unerkenntlichkeit und oft der Ausbruch der Feindſchaft die Folge unſrer fruchtloſen Großmuth. Es iſt leicht, unſre Unachtſamkeit, unſre Vertraulichkeit für eine Aeußerung des Stolzes oder des Uebergewichts, das wir uns gleichſam ſelbſt bezahlend zu geben ſcheinen, anzuſehen. Sollte es uns nicht zum Vorwurf gereichen, das Vergnügen, das wir in einem, den wir glücklich gemacht haben, aufkeimen ſahen, durch unſre Gleichgültigkeit wieder auszutilgen? Der Wunſch zu gefallen, auch dann, wenn wir unſern Zweck erreicht haben, erwirbt uns allgemeine Achtung, Beifall von Fremden, Liebe von Freunden und Ehrfurcht ſelbſt von Feinden.

Eine noch weſentlichere Eigenſchaft, uns allgemein gefällig zu machen, iſt die Nachſicht gegen Fehler, die Duldung kleiner Schwachheiten, die Vorſicht bei nachtheiligen Urtheilen, die Entſchuldigung, wenn es auf unſre Meinung ankömmt. Dieſe Mäßigung iſt eine Eigenſchaft, die eben ſo liebenswürdig als ſelten iſt; ſie zeugt von eben ſo viel Klugheit als Güte des Herzens. Die Zeit vernichtet gemeiniglich die liebloſen Urtheile, die Spöttereien der Witzlinge und den Tadel der Boshaften, und dann iſt das beredtere Schweigen, oder die Entſchuldigung eine Urſache mehr, die uns gefallend machen kann.

Nachläßigkeiten ſind am leichteſten fähig, Mißfallen zu erwecken. Gleichgültigkeit iſt das kränkendſte, was einem Mann von Verdienſten im Unglück begegnen kann; wie erfreuend iſt es ihm gegentheils, nichts von der Achtung edelgeſinnter Perſonen verloren zu haben! wir entſchädigen den Gefühlvollen blos dadurch für alles, was ihm das Glück entzog. Wir empfinden ein eignes Vergnügen in dem, das wir ihm verſchaffen. In ſo fern iſt die Geſellſchaft der wahre Balſam des Lebens.

Es gibt Perſonen, die mit einem gewiſſen, unwiderſtehlichen Hange zum Stolz in die Welt treten, oder die ſich darum nicht davon losmachen, weil ſie keine Urſache wichtig genug finden, ihn abzulegen. Der Wunſch zu gefallen, den ihnen dann die Zärtlichkeit abnöthigt, gibt ſie dann der Geſellſchaft wieder; eine Demüthigung, die ſie nicht erwarteten, macht ihren Charakter oft allein biegſam und gefallend.

Bei gewiſſen Perſonen ſcheint der Wunſch, zu gefallen, ihrer Seele allein das Leben zu geben. Sie ſind zu der Zeit, da ſie ſich das Lob der Geſellſchaft erwerben wollen, ſo blendend, ſo einnehmend, ſo feurig, ſo witzig und liebenswürdig, daß man ihnen gern zu der Zeit, wenn ſie ſich nicht zu gefallen bemühen, zwei Seelen zuſchreiben möchte. Nichts iſt für die Freundſchaft ſchädlicher, als ein ſolcher Charakter. Ihre Unähnlichkeit mit ſich ſelbſt kann durch nichts gehoben werden, als wenn man ihnen den Wunſch, gefallen zu wollen, lebhaft zu machen weiß. Nur die Neuheit der Gegenſtände, nur die Begierde, einen Nebenbuhler zu verdunkeln, kann ihrer Seele wieder die Energie, das Feuer der Imagination, das Spiel des Witzes, die Lebhaftigkeit der Ideen geben.

Unter den Annehmlichkeiten des Umgangs iſt die Aufmerkſamkeit, mit welcher wir zuhören, ein vorzüglich gefallender Reiz der Geſellſchaft. Er unterſcheidet jeden Grad der Lebhaftigkeit, und gibt ohne eine fade Bewunderung, oder Beifall für jeden, jedem Verdienſte ſeine Achtung, und jeder Erhöbung ſchöner Gedanken ein zurückſtrahlendes Licht. Ohne weiſer ſcheinen zu wollen, ohne die Gedanken errathen und das beantworten zu wollen, was noch nicht geſagt iſt; ohne zu unterbrechen und witziger in der Antwort zu ſeyn, gibt uns die bloße Aufmerkſamkeit, frei von dieſen Fehlern des Umgangs, das Vorrecht zu gefallen, ohne zu reden. Der Wunſch zu gefallen, heilt oft die größten Fehler im Umgange, die Gleichgültigkeit und die Zerſtreuung der Gedanken.

Die Gefälligkeit und Herablaſſung im Umgange hat überall gleiche Annehmlichkeiten, es ſey, daß wir unſre Biegſamkeit zu jedem Charakter, oder die Theilnehmung an jedem aus der Geſellſchaft, die Aufſuchung alles deſſen, was intereſſiren kann, oder die Verbergung unſrer eigenen Vorzüge, die Verſchwiegenheit über das, was uns nur ſelbſt angeht, die Enthaltung, glänzen zu wollen, oder den Widerſpruch zu unterdrücken, zu zeigen uns bemühen. Die Vermeidung dieſer Fehler, die ſo oft in allen Geſellſchaften herrſchen, machet allein einen ſehr gefallenden Vorzug bei Perſonen von gutem Ton. Die Vertraulichkeit, ſo wie die Entdeckung beſondrer Meinungen, ſollte blos auf den Umgang philoſophiſcher Freundſchaften eingeſchränkt bleiben.

Die Feinheit der Empfindung verliert ſich durch den Beifall der Geſellſchaft oft ſo weit, daß wir nicht bemerken, daß der Ton, den wir allein angeben, ohne andern ſich zu zeigen Gelegenheit zu geben, nothwendig mißfallen muß: deswegen, ſagt Montagne, ſind die großen Redner, deren Gedächtniß unerſchöpflich iſt, meiſtens in Geſellſchaften überläſtig. La Bruyere ſchränket die Annehmlichkeiten des Umgangs auf das Spiel des Witzes und auf den glücklichen Gebrauch des Gedächtniſſes ein. Die methodiſchen Köpfe ſind meiſtens in guten Geſellſchaften ungern geſehen, denn ſie können keinen Gegenſtand verlaſſen, ohne ihn ganz durchdacht und von allen ſeinen Seiten beſehen zu haben. Auch gefallen Leute von mäßigen Kenntniſſen mehr, als Gelehrte in Geſellſchaften.

Einer der beſonderſten Vorzüge des Umgangs iſt auch dieſer, daß er die Langeweile auf die angenehmſte Art ausfüllt, und jeder, der ſie in ſeiner Geſellſchaft zu überwinden weiß, wo ſie ſich einmal eingedrungen hat, iſt ſicher, zu gefallen.

Die Gelehrten verſtehen ſich am wenigſten darauf. Sie bringen ſie oft ſelbſt mit ſich, und nur Leute von gutem Ton, von langer Uebung im Umgang, von feinerm Gefühl, verſtehen die Kunſt, in der Erfindung, in der Zuſammenhaltung verſchiedener Charaktere, in der Vergleichung, Abſonderung, Verſchmelzung, in dem Uebergang und Verbindung der verſchiedenſten Ideen das Vergnügen der Geſellſchaft und das allgemein Gefallende in jeder Situation und zu jeder Zeit zu verſchaffen.

Dieſe Kenntniſſe erlangt man nur in der großen Welt und nichts kann dazu dienlicher ſeyn, als eine genaue Unterſuchung der allgemein beliebten Charaktere. Eine unſrer liebenswürdigſten Zeitgenoſſinnen malt ihren Charakter und ihr Bild in ihren allgemein beliebten Werken, wie wir ihn hier abzeichnen. Meine Geſichtsbildung trägt den Ausdruck der Aufrichtigkeit meines Herzens; meine Handlungen haben ſie noch nie widerlegt. Rede ich mit einer Perſon, die ich liebe, ſo bin ich lebhaft und luſtig, kalt gegen Fremde und hart gegen die, die ich verachte; ich habe mit Unbekannten nichts zu reden und ich ſcheine blödſinnig, ſobald ich mich ennuyire. Ein einförmiges Leben verſchafft mir eine beſtändige Geſundheit, die weder Verdruß noch eine traurige und lange Unterwürfigkeit hat zerſtören können. Mein Humor iſt ſehr ungleich, er hängt von der Stellung meiner Seele ab: alle meine Empfindungen bilden ſich auf meinem Geſicht ab. Bei dem erſten Anblick lieſt man in meinen Augen, ob die Luſtigkeit oder der Ernſt meine Unterhaltung beſeelen wird. Ich habe einige, aber wenige Freunde; wenn es möglich wäre, viel zu haben, ſo würde ich gleichwohl nur wenige lieben können. Der Witz entzückt mich, ohne mich zu verführen, die Güte des Herzens reizt, gefällt und feſſelt mich ſtets. Ich halte mich mit dem Geſchmack an Mäßigkeit für reich genug, denn ich habe nicht die gränzenloſe Begierde, und folglich auch nicht die Bedürfniſſe der Reichen.

S. Oeuvres de M. Riccoboni.

Vom moraliſchen Großen.

Die Geſchichte iſt es, die uns den Urſprung alles Großen und Vollkommenen lehret. Sie bildet den Verſtand zu Beurtheilung der wahren und der Scheingröße: ſie gibt dem Herzen durch ihr Licht die Fähigkeit, das Große zu empfinden. Sie führt die großen Männer aller Jahrhunderte vor unſre Augen, ſie zeigt uns alles Edle und Erhabne, das in ihnen den Glanz der Nationen beſtimmte, ſie begeiſtert uns mit dem Enthuſiasmus der Tugend. Sie ſtellt uns mitten unter die Trophäen aller großen Seelen. Wir hören ſie reden, wir ſehen ſie handeln, wir genießen ihren Umgang, wir reiſen, wir leben, wir ſtreiten und ſiegen mit ihnen. Wir verehren und bewundern ſie. Ihre Geſinnungen gehen in unſre Seele über, ihre Denkungsart wird die unſrige.

Wenn wir in die königlichen Gallerien der Homere, der Polybe, der Xenophons, der Plutarche, der Livius, der Fenelon, Marmontels und Schrökhs treten, müſſen wir nicht mit Thränen im Auge wie Cäſar vor der Statue des Alexanders ausrufen: Wie groß waret ihr! In meinem Alter hattet ihr ſchon die halbe Welt beſiegt, und ich habe noch nichts zu meinem Ruhme gethan! Ewig wird Peter der erſte den Namen des Großen verdienen: Großer Mann! ſagte er, da er die Statue des Richelieu ſah und umarmte, wäreſt du noch am Leben, die Hälfte meines Reichs gäbe ich dir, damit du mich lehrteſt, die andre zu regieren! Rocheſaucault behauptet mit Recht, daß Handlungen, die für groß angeſehen werden, mehr die Wirkungen der Leidenſchaften, als die Folgen großer Abſichten ſind.

Es iſt gewiß, daß die Welt weit mehr große Männer haben würde, wenn der Name der Großen nicht ſo oft Tyrannen, Eroberern, Ruhmſüchtigen, Verwegnen, bloßen Kinder des Glücks gegeben, und hingegen ſo oft den Erfindern, den Lehrern, den Martyrern der ſtillen Tugend und des beſcheidenen Verdienſtes wäre entzogen worden. Nur das Wichtige, das Allgemeinnützliche, nur das, was die Aufklärung und Ausbildung vieler Menſchen betrifft, was ſie weiſer, tugendhafter und glücklicher macht, was zu ihrer Ruhe und Sicherheit gehört, nur das iſt der Gegenſtand des großen Mannes.

Groß iſt der Mann, den die Natur mit außerordentlichen Fähigkeiten, mit einem Geiſte, der mit einer reichen Vorſtellungskraft, mit einem glücklichen Gedächtniß die Allgemeinheit nützlicher Kenntniſſe umfaſſet, auf die Welt bringt, den ſie in einem hohen Grade die Geſchwindigkeit des Begriffs, eine Lebhaftigkeit und Begierde, ſich zu unterrichten, einen Schwung gegeben hat, der ſich über die Gränzen der erlangten Kenntniſſe aufhebet, den ſie zeitig mit allen Schätzen aller Wiſſenſchaften, aller Jahrhunderte, aller Nationen bereichert, deſſen Herz in einer ſo allgemeinen Sympathie, mit allem was gut iſt, mit allen Tugenden ſtehet, als es frei von Leidenſchaften und allen Hinderniſſen der Vollkommenheit zu ſeyn ſtrebet. Groß iſt der Mann, der blos tugendhafte Geſinnungen für das Beſte vieler Menſchen, für das Wohl der ganzen Welt hat, der dieſe Geſinnungen aus freien Entſchließungen, aus reinen Bewegungsgründen, in einem hohen Grade der Ueberzeugung und des Eiſers hat; ſie nur durch Anwendung edler Mittel äußert; ſie unter allen Umſtänden und Hinderniſſen unbeweglich erhält; den Verluſt ſeiner eigenen Güter, die Gefahren der Verfolgung, die Widerwärtigkeiten, die der Tugend unausbleiblich bevorſtehen, den Tod ſelbſt verachtet und alles dieſes ſtandhaft erträgt; der bei einer lebhaften Empfindlichkeit jede Aufwallung des Zorns erſtickt; der ſich ohne Ruhmſucht blos zum Wohlthun und zur Großmuth anfeuert. Kein Gedanke, kein Schein der Beleidigung, ſondern unwandelbare Bereitwilligkeit, Fehler der Uebereilung zu verbeſſern und den erſten Schritt zur Ausſöhnung zu thun; wohlthätiges Bezeigen, auch gegen die bitterſten Feinde, keine Begierde nach dem Eigenthum andrer, auch wo es durch ſcheinbare Rechte zu erlangen wäre, ſondern ein feuriger Wille, jeden in dem Beſitz des Seinigen zu befeſtigen und ihn mit Blut und Leben zu beſchützen; keine Nachſicht gegen ungerechte Angriffe, ſondern Abrathen und muthiger Widerſtand; keine Kaltſinnigkeit gegen empfangene Dienſtleiſtungen, ſondern lebhafter Eifer zur Vergeltung, Treue, Eifer, Liebe, Freundſchaft, allgemeines Wohlwollen; dieß ſind die Grundzüge einer großen Seele.

Groß iſt der Mann, der auf der glänzenden Stufe des Glückthrons vielen Menſchen ihre Sicherheit zu erhalten, oder wieder herzuſtellen fähig iſt; der, um ſie und ihre Nachkommen in dem Beſitz des Friedens zu befeſtigen, ſeine Bequemlichkeit aufopfert, gern ſeine Ergötzungen und Ruhe verliert; gern ſein ganzes Vermögen daran wendet, um einem ganzen Lande weiſe Geſetze und Einrichtungen zu geben, um vielen Armen Erhaltung, vielen Kranken Erquickung, vielen Vertriebenen Aufenthalt, vielen Unmündigen Erziehung, vielen Unwiſſenden Unterricht, vielen Tugend und Glück zu verſchaffen; groß iſt der Mann, dem unter dem Schweiß ſo edler Geſchäfte ſein langes Leben allmählig verſchwendet.

Das Adlerauge eines großen Geiſtes faſſet mit einem Blick, was den Alltagsgeſichtern aus Schwäche oder Mangel der Beurtheilungskraft unüberſehlich iſt. Die Ausdehnung und die Klarheit ſeiner Begriffe, der unermüdliche Fleiß, die Leichtigkeit und Geſchwendigkeit, vieles auf einmal zu faſſen und zu behalten; die frühzeitige Reife der Talente, die Fertigkeit des Geiſtes, das Anhalten in der Aufmerkſamkeit und Ueberlegung, die richtige und geſchwinde Beurtheilungskraft, die Fertigkeit derſelben durch ihren vielfältigen Gebrauch, die Wichtigkeit ſeiner Beſchäftigungen, die Erfindſamkeit, die mit der Originalität das Erbtheil der Natur und des Glücks iſt, die Gegenwart des Geiſtes, die ſich in der Unerſchrockenheit und Furchtloſigkeit äußert, die in den dringendſten Gefahren alle Fälle in einer unveränderlichen Klarheit überſieht, dieſe Eigenſchaft, die bei einem Conde in einem ſo außerordentlichen Grade hervorleuchtete, dieſes Gepräge ſtarker Seelen, das weder Kunſt noch Beiſpiel, blos die Natur geben kann; dieſe Hochheit der Seele, wodurch ſie ſich über die Kräfte der menſchlichen Natur zu erheben ſcheint, die ſich bei den fürchterlichſten Zufällen furchtlos, ruhig, entſchloſſen, mit einer eben ſo richtigen innerlichen Faſſung als äußerlichen Kaltblütigkeit zu verhalten und alle Mittel zu den beſten Zwecken anzuwenden weiß; — dieß ſind die Originalzüge aus dem Charakter großer Seelen.

Alle Zeiten, alle Länder, alle Stände haben Sterne dieſer erſten Größe aufzuweiſen. Die Natur iſt zu keiner Zeit ſparſamer oder reicher geweſen. Nur die Ermunterungen haben oft gefehlt; die Gelegenheiten zur Entwicklung großer Talente, die Hervorziehung verborgener, unterdrückter Verdienſte haben gemangelt, die Genies nie. Die Stellen im Staate haben nie an Licurgen und Richelieus, an Alberonis und Sullys, an Colberts und Cromwells; die Rednerſtühle nie an Demoſthenen und Iſocraten, an Ciceronen und Flechiers, an Boſſuets und Beaurais; die Armeen nie an Aemilen und Turennen, an Scipionen und Regulus; aber die erſten Stellen, die nicht von der Wahl der Beſten abhingen, haben immer an Regenten, wie Mark Aurel, Titus und Trajan, wie Heinrich der vierte und Peter der erſte; an Anführern wie Cäſar, Victor Amadeus und Stanislaus gemangelt. Die Welt hat zehn Alexanders und Carls gegen einen Cäſar, zehn Zerſtörer gegen einen Stifter eines Reichs gehabt. Sollte es Wunder ſeyn, wenn bei despotiſchen Regierungen, bei den Vorurtheilen des Aberglaubens, wo die Galliläis verfolgt wurden, ſo ſelten große Geiſter emporſteigen konnten? Allezeit ſind in freien Republiken die Genies hervorgezogen worden; allezeit hatten die Athenienſer, die Römer, die Engländer, die Schweizer die größten Belohnungen und die meiſten Ermunterungen für große Genies.

In keinem, als in dem Stande der Monarchen erſcheint die Seele leichter in ihrem wahren Lichte. Alles verblendet alsdann kleine Seelen, alles bezaubert ſie und übergibt ſie einem unaufhörlichen Taumel. Sie werden von dem Rauch der Schmeichelei und der Eigenliebe trunken, ſie ſcheinen ſich ſelbſt groß. Sie ſetzen alle Zufälligkeiten des Glücks auf ihre Rechnung; was andre für ſie gethan haben, glauben ſie ſelbſt gethan zu haben. Ihre ganze Seele ſchwimmt gleichſam in einem Meere von Vollkommenheiten; ihr Herz wird von

Uebermuth, von Stolz, von Verachtung, oft von Härte und Ungerechtigkeit beherrſcht. Sie haben das gewöhnliche Loos kleiner Seelen im Glück. Nicht das, ſagt Longin, kann groß ſeyn, deſſen Verachtung etwas Großes iſt. Bei dem Gebrauche und bei der Verachtung des Reichthums, der Macht und der Herrſchaft erkennt man erſt den großen Mann. Cato war ſchon in ſeiner Jugend unüberwindlich gegen die Reizungen des Reichthums; Fabricius ſchlug ihn von der Hand eines Königs aus und ertrug ſtandhaft die Armuth; Plinius verwendete ihn zu lauter Werken der Wohlthätigkeit. Numa übernahm nur gezwungen die Herrſchaft, und verwaltete ſie mit Weisheit: Cincinat legte ſie mit Freude nieder, ob ſie ihm gleich Hochachtung und Bewunderung erworben hatte. Carl der fünfte und Chriſtina von Schweden begaben ſich freiwillig der Regierung, in welcher ſie alle Hochheit des Ruhms und des Glücks erreicht hatten.

Timoleon erhielt nicht den Namen des Großen, ob er gleich einem ganzen Volke Ruhe, Ordnung und Wohlſtand gab. Hiero, der das halbe glückliche Sicilien beherrſchte, der der Vater ſeiner Unterthanen und der Lehrer der Nachkommen war, der dem Handel Ordnung und Sicherheit verſchaffte, der den Ackerbau und den Frieden des Staates mehr als die glänzenden Eroberungen liebte, die er ſich leicht in Afrika hätte verſchaffen können; der ſeine Reichthümer nicht in Pracht und Wolluſt verſchwendete, ſondern ſie zur Hülfe der unglücklichen Rhodier, die durch Erdbeben waren verwüſtet worden, anwendete, der der römiſchen Armee Lebensmittel und Kleider blos aus Großmuth ſchenkte, ward nie der Große genannt.

Wenn die Leidenſchaften die Triebräder bei allen großen Handlungen, die den Verſtand beſeelen und das Herz zu kühnen Unternehmungen anfeuern; wenn ſie die Winde, die die Inactivität der Natur in Bewegung ſetzen, genannt zu werden verdienen, ſo iſt gewiß der Nachruhm die einzige Leidenſchaft, für welche große Seelen empfindlich ſind. Der Nachruhm des Decius ward gleichſam aus eben dem Athem geboren, mit welchem er ſein Leben endigte. Das feierliche Gericht, das ehemals in Aegypten bei dem See Möris gehalten wurde, wo nie eine Grabſtätte bewilliget wurde, ehe vor dem verſammelten Volke das Gericht der Vierziger darüber entſchieden hatte, war eine der größten Aufmunterung zu rühmlichen Thaten. Und wenn die Erwartung des Nachruhms zu wichtigen Unternehmungen ermuntert, wenn ſie zur Tugend beleben hilft, wenn ſie Mühe und Gefahren überwindet, wenn ſie die Erquickung und Aufmunterung des Lebens iſt, wenn ſie ſchon ein gegenwärtiger Genuß der Zukunft iſt, ſollte ſie dann nicht von entſchiedenem Werthe ſeyn? Immer wird das Nützliche, das Erhabene, das Vortreffliche den ſtillen Wunſch, den Beifall der Guten, den Dank der Natur und das Lob der Welt und Nachwelt zu erlangen in jedem erhabenen Herzen begleiten. Immer wird der leuchtende Strahl aus dem Tempel der Unſterblichkeit die über dem vermoderten Staube großer Namen wandelnde Nachwelt mit dem edlen Feuer des Nachruhms zu ſchönen Thaten befeuern und erwärmen.

Wie die Prinzen erzogen werden.

Prinz! ich leſe euch dieſes Kapitel darum vor, damit ihr ſehet, daß ich es redlicher mit euch meyne als eure Höflinge.

Eine der wichtigſten Urſachen des Verderbens in der Monarchie iſt ohne Zweifel die ſchlechte Erziehung der Prinzen. Faſt allenthalben läßt man ſie in einer rechten Trunkenheit von ihrer Hochheit aufwachſen. Alles ſchmeichelt ihnen und ſchmiegt ſich vor ſie; da man ihnen doch, wenn man ſie vernünftig erziehen wollte, kaum ſollte wiſſen laſſen, wer ſie wären. Die Folgen hiervon für die armen Völker ſind ſehr traurig. Erſtlich lernen die Prinzen nichts. Karneades beim Plutarch ſagt: „Die einzige Sache, welche die Kinder großer Herren vollkommen lernen, iſt, mit Pferden wohl umzugehen; denn bei allen andern Uebungen ſchmiegt ſich jeder vor ihnen und gibt ihnen gewonnen; allein ein Pferd iſt kein Schmeichler oder gefälliger Hofmann, und wirft den königlichen Prinzen ſo gut herunter als den Sohn eines Laſtträgers.“ Alles, was ſie lernen, das ſind Sprachen, weil man ihnen weiß machet, daß ſie dieſelben unumgänglich nöthig haben, um mit fremden Abgeſandten zu reden; und nichts hat in der That ein König weniger nöthig, als Sprachen. Carl der zwölfte, der kein Franzöſiſch lernen wollte, hatte vollkommen Recht, wenn er ſagte, er verlangte, daß ein franzöſiſcher Abgeſandter, der nach Schweden käme, ſchwediſch ſprechen könnte, ſo wie er allemal einen nach Frankreich ſchicken würde, der franzöſiſch redete. So erfordert es auch die Natur der Sache und es iſt eine unanſtändige Erniedrigung faſt aller europäiſchen Höfe, daß ſie alle Unterhandlungen in franzöſiſcher Sprache pflegen. Sachen, Sachen ſind es, die ein königlicher Prinz erlernen muß. Ich halte es für die allerlächerlichſte Sache, daß ſich jemand herausnehmen will, Völker zu regieren, der die Natur und das Weſen der Dinge nicht verſteht, der keine Grundſätze von den Angelegenheiten und Geſchäften hat, denen er vorſtehen ſoll, und der keine Kenntniß von den anzuwendenden Mitteln beſitzet. Ein ungelehrter Fürſt, ein ungelehrter Miniſter, das iſt ein viel lächerlicheres Ding, als ein geborner Edelmann, der ein geborner Rath ſeines Vaterlandes ſeyn ſoll, er mag ein Dummkopf ſeyn, er mag ſeines Vaters Sohn ſeyn oder nicht, worüber Swift ſeinen Horway ſo aus vollem Halſe lachen läßt. Der gewöhnlichſte Erfolg, wenn ein Fürſt ungelehrt iſt, iſt dieſer, daß ſich die Monarchen ſehr wenig um die innern Angelegenheiten ihres Reichs bekümmern, die doch in einer weiſen Regierung allemal das Hauptwerk ausmachen ſollen, und ſich dagegen deſto mehr der auswärtigen Geſchäfte annehmen. Allein weil auch hierzu eine große Erkenntniß, richtige Grundſätze und eine vollkommene Kenntniß ſowohl ihres eigenen Reichs, als der übrigen europäiſchen Staaten erfordert wird, wenn dieſe Geſchäfte mit Weisheit und zur wahren Wohlfahrt ihres Reichs geführet werden ſollen, Wiſſenſchaften, die ſie gleichwohl nicht beſitzen; ſo verfallen ſie auf ſogenannte Staatsſtreiche, politiſche Betrügereien und Kabalen und andre dergleichen elende kleine

Künſte, die allemal ihnen und ihren Staaten am meiſten verderblich ſind. Hierin ſuchen ſie die Weisheit zu herrſchen, und nichts iſt elender und thörichter als dieſes, weil daraus niemals etwas anders entſtehet, als eine allgemeine Zerrüttung und Verwüſtung und das Verderben ihrer eignen Staaten und Reiche, ſo wie uns Deutſchland heutiges Tages das traurige Bild davon vor Augen ſtellet. Es iſt eine allgemeine Anmerkung, die man mit tauſend Beiſpielen beſtätigen kann, daß, je ungelehrter und unwiſſender die Regenten und die Miniſter ſind, deſto mehr Händel und Unruhen fangen ſie an; und die Sache iſt ganz natürlich; denn wenn ſie eine gründliche Einſicht und Erkenntniß hätten, ſo könnten ſie nur auf wahre, weſentliche, wirkſame und dauerhafte Mittel zur Glückſeligkeit der Staaten verfallen. Da ſie aber dieſe Einſicht nicht haben und doch ihre Staatsklugheit wirken laſſen wollen, ſo ſind nur dieſe kleine, elenden, ſpitzfindigen Künſteleien in ihrer Gewalt, die wenig wahre Weisheit und Erkenntniß erfordern. Die zweite traurige Folge für die monarchiſchen Völker aus der ſchlechten Erziehung der Prinzen iſt, daß, da ſie mit nichts als Gedanken von ihrer Hochheit erfüllt ſind, ſie dereinſt als Regenten glauben, daß ſie alles ihrer Hochheit, ihrer Ehre und ihrem Anſehen aufopfern müſſen. Da entſtehen dann ſolche ſchöne Grundſätze, daß man vorhin erzähltermaßen mit Ludwig dem vierzehnten lieber ſeine Unterthanen der äußerſten Gefahr ausſetzen, als eine vermeynte Drohung leiden will, daß man ſeine Unterthanen lieber allen erſchrecklichen Folgen des Krieges überlaſſen und ſie durch unermeßliche Abgaben mehr als der Feind ruinieren will, ehe man die ſeiner Hochheit vermeyntlich unanſtändige Erklärung, noch eine Zeit lang Friede zu halten, thun will. Eine dritte eben ſo betrübte Folge iſt es, daß die Prinzen, da bei deren Erziehung ſich alles vor ihnen bieget und ſchmieget, niemals ihrem Willen Einhalt zu thun lernen. Nichts aber iſt ſo nothwendig, als daß auch der allerunumſchränkteſte Monarch ſeinen Willen beugen und beſtändig unter dem Gehorſam der Vernunft erhalten lernet. Eine Privatperſon kann eher ihren beſondern Willen und Eigenſinn haben; wenigſtens ſchadet ſie dadurch allein ſich ſelbſt. Allein ein Monarch ſchadet nicht allein dadurch ſich ſelbſt, ſondern ziehet auch ſeinem geſammten Reiche und Unterthanen das Verderben zu und ſetzet mithin gröblich ſeine Pflicht außer Augen. Er kann eigentlich gar keinen beſondern Willen haben. Er muß nur einen allgemeinen Willen haben. Dieſer allgemeine Wille beſtehet in dem feſtgeſetzten Plan der Regierung, in den angenommenen Regierungsgrundregeln und in den weislich gemachten Einrichtungen und Ordnungen und hiervon darf er durch ſeinen perſönlichen Willen nicht abgehen. Außerdem wird er allemal den Weg zu der Unordnung und dem Verderben eröffnen. Inſonderheit, wenn er ſein Reich von dem Verderben bewahren will, ſo kömmt alles darauf an, daß er die oben angenommenen Grundregeln als ſeinen unverbrüchlichen Willen anſicht. Wenn er die Freiheit und das Eigenthum der Unterthanen verletzet, ſo wird er der Bevölkerung ſchaden, er wird die Arbeitſamkeit und den Fleiß der Unterthanen niederſchlagen, und ſein Reich wird mithin ſchwach werden und ſich dem Verderben nähern. Wenn der Monarch oder ſeine Miniſter die Hände in den Lauf der Juſtiz ſchlagen, ſo wird er den Ungerechtigkeiten Thür und Thor öffnen; und die Geſchichte belehret uns, daß dieſes allemal der Anfang des Verderbens in den Reichen und Staaten geweſen iſt. Wenn er von dem Grundſatz abweicht: die Abgaben ſeiner Unterthanen nicht zu erhöhen, ſo werden ſich alle Augenblicke eingebildete Bedürfniſſe des Staats finden; es werden ſich Leute finden, die Bedürfniſſe erregen und nothwendig machen, wo keine waren, und ſo wird man die Unterthanen nach und nach ausſaugen, ſie matt und kraftlos machen, und durch ihr Verderben zugleich das damit nothwendig verbundene Verderben des Staats verurſachen. Wenn man unnöthige Kriege führet; ſo wird man die Kräfte des Staats vergeblich erſchöpfen; man wird den Manufacturen und Commercien des Staats das äußerſte Nachtheil zuziehen, man wird den Staat entvölkern; und was kann wohl anders die Folge davon ſeyn, als deſſen Verderben? Allein, wenn der Monarch nicht als Prinz gelernet hat, ſeinen Willen zu beugen: ſo wird man von ihm vergeblich erwarten, daß er dieſe Grundregeln als eine unverbrüchliche Richtſchnur ſeines Willens anſehen ſoll. In der Erziehung der Prinzen alſo ſtecket die hauptſächlichſte Wurzel des Verderbens für die Monarchien. Eine gute Erziehung wird allemal ihre Wirkung haben. Alexander war der großmüthigſte, gerechteſte, weiſeſte und beſcheidenſte Monarch, ſo wie er der allerheldenmüthigſte und tapferſte war. Mitten in dem erſtaunlichen Laufe ſeiner Siege ſchrieb er noch immer an den Ariſtoteles und bat ſich ſeinen Rath zu Beſſerung ſeines Geiſtes und ſeiner Sitten aus. Wenn endlich das Verderben ſich ſeiner bemächtigte, ſo muß man bedenken, daß gewiß kein Menſch in der Welt auf eben der erſtaunlichen Höhe geſtanden haben würde, den der Schwindelgeiſt nicht angekommen ſeyn würde. Der Herzog von Burgund, der als Dauphin von Frankreich ſtarb, hatte gewiß alle diejenigen weiſen, edlen und gerechten Grundſätze, die erfordert werden, um die Unterthanen glücklich zu machen und die ein Prinz haben konnte, der von dem Verfaſſer des Telemachs unterrichtet war. Frankreich würde unter ſeiner Regierung das allerglücklichſte Reich geworden ſeyn, und Europa den vollkommenſten Frieden genoſſen haben, wenn es Gott gefällig geweſen wäre, dieſen unvergleichlichen Prinzen der Welt zu laſſen. Die Perſer übergaben den Prinzen, der zur Thronfolge beſtimmt war, den vier allervortrefflichſten und berühmteſten Männern in der ganzen Nation, nämlich dem weiſeſten, dem gerechteſten, dem mäßigſten und dem tapferſten zum Unterricht. Ich kenne einen alles vermögenden Miniſter, ſagt Juſti, der den Nachfolger herzlich gern von den vier allerſchlechteſten Männern in der ganzen Nation unterrichten ließe, wenn es nur möglich wäre, ohne ſeine Abſicht allzu deutlich zu errathen.

Juſti.

Von den Günſtlingen eines Regenten.

Ein Kapitel aus Herrn v. Juſti — welches dem Prinzen oft vorzuleſen.

Prinz! erwäget wohl, was Juſti — ein Mann von Verdienſt — von Günſtlingen redet und überzeugt euch, daß dasjenige, was ich euch ſage, nicht ein Werk meiner Phantaſie, ſondern Wahrheit ſey, ſehet dieſe Vorleſung als eine Beſtätigung an.

Ein guter und weiſer Regent, weil er Neigungen und Leidenſchaften hat, kann auch jemand ſeine beſondere Gunſt zuwenden, das iſt, Günſtlinge haben; allein er muß dieſen Günſtlingen nur niemals den geringſten Einfluß in die Geſchäfte und Angelegenheiten ſeines Staats geſtatten. Er kann ihnen die Hofbedienungen von Hofmarſchällen, Ober- und andern Kammerherrn und dergleichen geben und ihnen darinnen ſo viel Gutes erzeigen, als es ohne merkliches Nachtheil ſeiner Unterthanen geſchehen kann; allein von den Geſchäften ſoll er ſie vielmehr recht gefliſſentlich entfernen. Wenn wir auf uns ſelbſt Acht haben, was in unſrer Seele vorgeht, wenn wir jemand günſtig ſind und wenn wir jemand hochſchätzen, ſo werden wir finden, daß wir ſehr weit unterſchiedene Beweggründe dazu haben. Günſtig ſind wir jemand wegen der Annehmlichkeiten ſeines Körpers, oder ſeines Geiſtes; allein zur Hochſchätzung kann uns nichts, als große Fähigkeiten, Geſchicklichkeiten, vortreffliche Eigenſchaften und Tugenden, kurz wahrhaftige Verdienſte bewegen. Unterdeſſen iſt die Gunſt, die wir auf jemand geworfen haben, ſehr blendend und verführeriſch; und wenn wir nicht wohl auf uns ſelbſt Acht haben, ſo ſind wir gar ſehr geneigt, uns auch von demjenigen große Eigenſchaften und Verdienſte einzubilden, dem wir einmal günſtig ſind. Meines Erachtens iſt es alſo eine unverletzliche Regel für einen guten und weiſen Regenten, ſeine Günſtlinge niemals zu den Geſchäften zu gebrauchen; und ich glaube auch ſogar, daß die Günſtlinge bei dieſer Regel viel beſſer fahren, als wenn ſie ſich in die Geſchäfte einmiſchen.

Bei den Geſchäften finden ſich tauſend Steine des Anſtoßes, an welchen ſie die Gunſt ihres Herrn verlieren können, und unzählige Günſtlinge ſind an dieſen Klippen geſcheitert. Wenn demnach ein Günſtling dieſe Klippen vermeidet, ſo kann er der Gunſt ſeines Fürſten viel dauerhaftiger verſichert ſeyn. So werden auch allemal beſcheidene und vernünftige Günſtlinge denken. Es wird dem Graf Vitzthum von Eckſtädt allemal in der Geſchichte zur Ehre gereichen, daß er, ungeachtet er der größte Liebling Friedrich Auguſts war und vermöge der beſondern Gunſt, worinnen er ſtund, alles zu erhalten ſich verſprechen konnte, dennoch allemal ſtandhaft verweigert hat, ſich in irgend einige Geſchäfte und Angelegenheiten einzulaſſen. Nichts als ſeine Beſcheidenheit und gute Vernunft konnte ihn davon zurückhalten. Denn außerdem hatte er unzählige Beiſpiele von Hofleuten vor ſich, die mit keiner andern Fähigkeit und Geſchicklichkeit von den Hofdienſten in die Geſchäfte eingetreten waren, als mit einem unmäßigen Vertrauen zu ſich ſelbſt. Hierinnen liegt aber eben die Urſache, warum die meiſten Günſtlinge zu dem Unglück, ja zu einer wahren Peſt der Staaten werden. Je größer die Unwiſſenheit iſt, deſto größer iſt gemeiniglich die Kühnheit und die Einbildung von ſich ſelbſt: und der Mangel der Beſcheidenheit zeiget faſt allemal eine ſehr üble Gemüthsbeſchaffenheit an. Solche Günſtlinge überlaſſen ſich gänzlich ihrem Ehrgeize, indem ſie glauben, daß ſie die Gunſt ihres Herrn ſo hoch nutzen müſſen, als es nur immer möglich iſt; und bei aller ihrer Ungeſchicklichkeit halten ſie ſich zu allem fähig. Wahrhaftig, wenn ein ſchlechter Edelmann, wie Luines, der ſich durch weiter nichts in Gunſt ſetzet, als durch die große Kunſt, Lerchen als Stößer abzurichten, um damit Sperlinge zu fangen, ſich für fähig halten kann, **Premier Ministre** und **Connetable** von Frankreich zu ſeyn, ſo möchte man aus vollem Halſe lachen, und es ſcheint, daß die Vorſehung das unausſprechliche Nichts unſrer wichtigſten Handlungen eben dadurch recht begreiflich machen will. Allein das iſt alsdann eben eine unausſprechliche große Quelle von Unglück und Elend für die Unterthanen, davon wir bald in mehrern handeln wollen.

Es gibt zweierlei Arten von Günſtlingen; ſolche, die dafür öffentlich erkläret ſind, und Günſtlinge, die zwar nur in ordentlichen und gewöhnlichen Staats- und Hofbedienungen ſtehen, die aber deshalb nicht weniger Günſtlinge ſind, weil in der Regierung des ganzen Staats alles auf ſie ankömmt. Wenn man irgendwo einen Staats- oder Hofbedienten ſieht, welcher der Kanal iſt, durch welchen alle Würden, Bedienungen, Ehrenſtellen und Gnadenbezeigungen vergeben werden, zu welchem ſich alles dränget, und deſſen Vorzimmer mit Leuten vollgepfropfet iſt, da hingegen die Vorzimmer der ordentlichen Staatsbedienten, welche die Geſchäfte eigentlich verwalten ſollten, ganz einſam und leer ſtehen, der zwar nicht in dem geheimden Kabinet, oder in dem geheimden Staatsrath ſitzet, der aber allein noch ein oberes geheimes Kabinet, oder geheimes Staatsrathscollegium ausmacht, weil der Regent keine Sache als nach ſeinem Gutdünken und in ſeiner Gegenwart beſchließet; und, ich will noch hinzuſetzen, der unermeßliche Güter und Reichthümer zuſammen häufet; wenn man, ſage ich, einen ſolchen Hof- oder Staatsbedienten ſieht, ſo kann man überzeugend verſichert ſeyn, daß der ein Günſtling iſt, ungeachtet er den eitlen Namen nicht verlanget, weil er vielleicht blos auf das Gründliche ſieht. An ſich ſelbſt aber iſt eine Art ſo ſchädlich für den Staat als die andre; und wenn ich offenherzig meine Gedanken ſagen ſoll, ſo glaube ich, daß der Günſtling, der dafür nicht öffentlich erkläret iſt, in gewiſſer Maaße dem Staate noch mehr zum Nachtheil gereichet, als derjenige, welcher dafür ordentlich erkläret iſt. Ein öffentlich declarirter Günſtling kann die Angelegenheiten und Geſchäfte in ungleich beſſerer Ordnung erhalten, weil alle Staatsbedienten und Collegia einmal deſſen Anſehen erkennen müſſen. Allein ein unerklärter Günſtling bekümmert ſich um die Unordnungen und Mängel der Staatsbedienten und Collegiorum nur in ſo fern, als es ſeinem Nutzen und Abſichten gemäß iſt. Da er an ſich ſelbſt kein Recht hat, den Collegiis zu befehlen, ſo muß er, wenn er ſich dergleichen herausnimmt, allemal in ſeinen Schreiben an die Staatsbedienten und Collegia hinzuſetzen, daß der Fürſt dieſes befohlen habe; und das iſt ſchon eine groſſe Unordnung in einem Staate, weil der Fürſt in einer weislich eingerichteten Regierung ſeinen Willen an die Collegia auf keine andere Art, als durch das höchſte Collegium, nämlich durch das Kabinet oder höchſten Staatsrath zu erkennen geben ſoll. Denn ſonſt könnte der Hofſchreiber, oder der Hofküchenſchreiber, wie es wohl eher geſchehen iſt, ſich herausnehmen, an die Collegia ſchriftliche Befehle zu ſtellen, unter dem Vorwande, daß es ihm der Regent mündlich befohlen habe.

Dieſe beiden Arten von Günſtlingen, ſowohl als alle andre Arten von Günſtlingen, die ſich in die Geſchäfte des Staats einmiſchen, ſind es nun eben, die faſt allemal eine der allergrößten Hauptquellen ausmachen, aus welcher die Fehler und Gebrechen der Regierungen und das Elend und Unglück der Völker ſich in ganzen Strömen ergießen. Laſſet uns zuförderſt die Fehler und das Unglück betrachten, welche daraus in Anſehung der auswärtigen Angelegenheiten entſtehen. Da die meiſten Günſtlinge gemeiniglich unwiſſend und ungeſchickt ſind, und nicht die geringſte Kenntniß weder von dem wahren Intereſſe ihres eignen Staats, noch von dem wahren und ſcheinbaren Intereſſe andrer Mächte haben, mit welchen ſie unterhandeln, ſo fallen ſie faſt allemal, wenn ſie ſich den auswärtigen Geſchäften unterziehen, auf kleine elende Spitzfindigkeiten und liſtigen Streiche, indem hierinnen nach ihren ſchlechten Begriffen allein die Stärke und Vortrefflichkeit der Staatskunſt beſteht. Allein ſie gewinnen dadurch nichts, als daß ſie hiedurch Europa in Unruhe, Krieg und Blutvergießen ſtürzen, und den Unterthanen ihres Herrn das äußerſte Verderben zuziehen. Sind ſie wirklich geſchickt, ſo werden dadurch die Unterthanen nicht glücklicher. Alsdann wollen ſie ſich durch Eroberungen und groſſe Unternehmungen Ruhm erwerben, und ſich bei ihrem Herrn nothwendig und verdienſtlich machen. Man weiß heute zu Tage genugſam, daß eines von den liſtig ſten Mitteln war, wodurch ſich der Cardinal Richelieu bei Ludwig dem Dreizehnten in dem Poſten eines Günſtlings erhielt, ungeachtet er von ihm gar nicht geliebet wurde, daß er niemals die auswärtigen Kriege endigte, ſondern den Staat vielmehr immer in neue Händel und Verwirrungen ſtürzte; weil er glaubte, daß ihn der König nicht entrathen könnte, ſo lange er in ſo viele Unruhen und Händel verwickelt wäre. Andre ſtürzen den Staat in auswärtige Kriege, oder verabſäumen deſſen wahre Wohlfahrt blos ihres Eigennutzes wegen. Sie verkaufen ſich entweder an auswärtige Mächte und bereden ihren Fürſten, entweder Krieg zu führen, oder ſtill zu ſitzen, nach der Maße, wie es der auswärtige Staat, dem ſie ſich verkauft haben, verlanget; oder ſie führen Krieg, blos um deſto mehr Unterſchleif zu machen und ſich zu bereichern, weil im Kriege die Ausgaben des Staats, die durch ihre Hände gehen, nicht ſo leicht zu überſehen ſind, als im Frieden. Man weiß, daß der Cardinal Mazarin hauptſächlich dieſen niederträchtigen Bewegungsgrund bei allen auswärtigen Händeln hatte, in welche er den Staat verwickelte. Oefters iſt es auch ihr ungemeſſener Ehrgeiz, weßhalb ſie den Staat in verderbliche Kriege ſtürzen, oder das Elend des Krieges verlängerten. Selten, daß ſich nicht ein Günſtling in Kopf ſetzt, ſelbſt ein kleiner Souverain zu werden, oder Fürſtenthümer u. dergl. zu erlangen. Eine ſolche Abſicht iſt nun im Frieden ſchwerlich zu erlangen. Dergleichen große Fiſche ertappt man nur im Trüben. Man muß alſo das Waſſer brav trübe machen, den Staat in Krieg verwickeln und ganz Europa in Blut und Flammen ſetzen, wenn auch dadurch auf die armen Unterthanen das äußerſte Elend fallen ſollte. Es ſind ſelten erledigte Herzogthümer vorhanden, wie Kurland, wornach Biron die Hand ausſtreckte, die ohne Krieg zu erlangen wären. Nein! der Krieg, der Krieg allein iſt es, in welchem es möglich iſt, Souverainitäten und Fürſtenthümer zu erſchnappen. Er muß alſo angefangen, oder zum äußerſten Schaden des Staats verlängert werden. Man weiß, daß Mazarin in Italien Unruhen anfing, um ſich den Weg zu erleichtern. ein italieniſches Fürſtenthum an ſeine

Familie zu bringen; und die große Günſtlingin in Spanien, die Prinzeſſin von Urſini, wollte ihren Hof in den Utrechter Frieden nicht eher einwilligen laſſen, bis man ihr eine Souverainität in den ſpaniſchen Niederlanden verſprochen hatte. Ja es gibt wohl närriſchere und verächtlichere Leidenſchaften der Günſtlinge, welche den armen unglücklichen Völkern das Elend des Krieges über den Hals ziehen. Der Herzog von Bukingham, der Günſtling und Liebling Carl des Erſten in England, der endlich, wiewohl zum Unglück ſeines Königs, viel zu ſpät ermordet wurde, hatte ſich eine närriſche Liebe gegen die Königin von Frankreich in Kopf geſetzet, und weil man ihn dabei, wie billig, verächtlich hielt, ſo mußte eine engliſche Flotte gegen Frankreich ausgerüſtet werden, die dieſer thörichte Günſtling anführete, um ſich entweder zu rächen, oder ſich der Königin durch ſeine Schonung gefällig zu machen.

Damit aber die Günſtlinge ihren Fürſten deſto ungeſtrafter hintergehen und ihre Leidenſchaften und Nebenabſichten, ihre unermeßliche Herrſchſucht, Ehrgeiz und Bereicherungsbegierde auf ſeine und ſeiner armen Unterthanen Koſten deſto beſſer vergnügen können, ſo halten ſie ihren Fürſten faſt allemal in einer unſichtbaren Art von Gefangenſchaft. Sie entfernen nämlich alle diejenigen vom Hofe, die ſie in Verdacht haben, daß ſie etwa dem verblendeten Monarchen die Augen eröffnen möchten, und umgeben ihn mit nichts als ihren Kreaturen und Speichelleckern, die allen denjenigen den Zutritt zu verwehren wiſſen, von welchen nur einige Vermuthung vorhanden iſt, daß ſie nicht nach des Lieblings Abſichten reden möchten. Der unglückliche Monarch, der durch ſeine eigne Gunſt und Gnadenbezeigungen gegen einen unwürdigen Liebling eben ſo gefangen iſt, wie ein armes Vögelchen auf der Leimruthe, ſieht und höret demnach nichts, als was ihm einen edlen und großen Begriff von ſeinem Lieblinge beibringen kann; indem die unwürdigen Speichellecker, die um des Fürſten Perſon ſind, ihn auf die allerfeinſte Art mit nichts als mit den großen Eigenſchaften und Verdienſten des Günſtlings unterhalten und ſeinen Fleiß und Eifer zum Nutzen des Fürſten und zur Wohlfahrt des Staats rühmen. Zu einer Zeit alſo, da alle einſichtige und rechtſchaffene Leute das Unglück des Staates beſeufzen, da freuet ſich der arme verblendete Fürſt über deſſen Wohlſtand, und ſchätzet ſich glücklich, an ſeinem Lieblinge eine ſo weiſe Wahl getroffen zu haben. Wahrhaftig! ſolche Fürſten ſelbſt ſind mehr zu beklagen, als zu tadeln. Mitten in der beſten Abſicht von der Welt und in der zärtlichſten Liebe gegen ihre Unterthanen befördern ſie deren Unglück. Allein die Kunſtgriffe, die man anwendet und die Schlingen, die man ihnen leget, ſind ſo künſtlich, daß gewiß zwei Drittheile von allen Menſchen an ihrer Stelle ſeyn und eben alſo betrogen werden würden. Allein eben dieſe unwürdigen Lieblinge ſind es, welche dadurch deſto verdammlicher und verabſcheuungswürdiger werden. Sie können zu der liſtigen Gefangenſchaft, worinnen ſie den Fürſten halten, nicht den allergeringſten Vorwand haben. Sind alle ihre Abſichten und Unternehmungen gerecht und redlich, ſo müſſen ſie ſich allemal gegen ihre Neider und Feinde vollkommen zu rechtfertigen im Stande ſeyn. Entweder ſind ſie demnach nicht alſo beſchaffen, daß ihre Thaten die Probe und die Unterſuchung aushalten können, oder ſie müſſen ihren Fürſten für ſo einfältig und blödſinnig halten, daß er ſich ohne allen Grund und Unterſuchung wider ſie einnehmen laſſen wird; und dieſes iſt alsdann der Dank, den ſie ihm für ſeine Gunſt und Wohlthaten zurückgeben. Wollte man aber ſagen, daß ſie ſich vor den Bemühungen der auswärtigen Mächte in Acht zu nehmen hätten, die öfters alles anwendeten, einen Miniſter, der nicht in ihre Abſichten eintreten wollte, zu ſtürzen, ſo iſt auch dieſes ein leerer Vorwand. Wenn ein Miniſter wahrhaftig die Wohlfahrt des Staats zum Augenmerke hat, und ſolcher zuwider ſich in keine Abſicht einziehen laſſen will, ſo wird er allemal die Bemühungen auswärtiger Mächte, ihn zu ſtürzen, vereiteln können, weil er ſich allemal leicht zu rechtfertigen und die Abſichten ſolcher Mächte klar zu zeigen im Stande iſt. Allein im Grunde hat ein Günſtling von den auswärtigen Mächten allemal am allerwenigſten etwas zu befürchten. Diejenigen Mächte, von denen er ſich hat erkaufen laſſen und in deren Abſichten er eintritt, werden natürlicher Weiſe niemals etwas gegen ihn unternehmen; und die Feinde des Staats kennen den Nachtheil und die Schwäche, die ein Günſtling dem Staate verurſachet, allzu wohl, als daß ſie den Staat, dem ſie nicht wohl wollen, von einer ſolchen Quelle des Verderbens befreien ſollten. Gott gebe doch dieſem Lieblinge ein langes Leben, werden ſie bei ſich ſelbſt ſagen; ſo lange er das Ruder in Händen hat, ſo werden wir uns vor dieſem Staate zu fürchten nicht ſehr Urſache haben.

In Anſehung der innern Landesangelegenheiten iſt es zuförderſt eines der wichtigſten Gebrechen, daß die Günſtlinge bei Vergebung der Ehrenſtellen, Würden und Bedienungen faſt niemals auf Fähigkeiten, Geſchicklichkeiten und wahre Verdienſte um den Staat, ſondern auf Beförderung ihres Eigennutzes und ihrer Nebenabſichten, auf die Ergebenheit und Anhänglichkeit an ihre Perſon, und in wie ferne jemand ihrem Ehrgeize, Herrſchſucht und beſonderen Intereſſe beförderlich ſeyn kann, den Betracht nehmen. Sie geben die Bedienungen und Würden entweder ihren Schmeichlern und Speichelleckern, oder ſie ſuchen ſich dadurch Anhänger und Kreaturen zu erwerben, oder ſie bekleiden nur diejenigen damit, die ihrem Geize und Eigennutz zureichende Opfer zu bringen wiſſen; und die Belohnung der Verdienſte, oder die Wohlfahrt des Staats ſind Betrachtungen, die ihnen dabei niemals einfallen. Sie hätten Urſache, bei einer jeden großen Promotion mit dem Herzoge von Orleans, Regenten von Frankreich, zu ſagen, der genugſame Einſicht hatte, um das Böſe an ſeinen eignen Regierungsmaßregeln wahrzunehmen und darüber zu ſpotten, daß bei dieſer Promotion die Gnade alles und die Verdienſte nichts erhalten hätten. Die Folgen aus dieſem Verfahren der Günſtlinge ſind überaus nachtheilig für den Staat. Die Geſchäfte und Angelegenheiten deſſelben kommen nicht allein Leuten in die Hände, die deſſen Wohlfahrt zu befördern unfähig ſind, ſondern was noch tauſendmal ſchlimmer iſt, da die Tugenden und Verdienſte ſich keiner Belohnung zu verſprechen haben, ſo wird die Nacheiferung und die Triebfeder dazu erſtickt und ein Staat von dieſer Beſchaffenheit befindet ſich in einem ſehr großen Verderben. Niemand befleißiget ſich auf Tugenden, Verdienſte und rechtſchaffenes Weſen, denn das iſt unter einer ſolchen Regierung verlegene Waare, die keinen Werth hat, ſondern auf Schmeicheleien, Niederträchtigkeiten und kleine und elende Künſte, um ſich dem Günſtlinge gefällig zu machen, oder ein jeder ſuchet durch die ungerechteſten Wege Reichthümer zuſammenzuhäufen, um ſich durch den goldenen Schlüſſel die Thüren zu höhern Beförderungen eröffnen zu können. Leute von wahren Verdienſten und rechtſchaffenen Weſen, die unter einer ſo üblen Regierung keine Bedienung verlangen, leben für ſich in der Einſamkeit und beklagen ingeheim den höchſt verderbten Zuſtand ihres Vaterlandes. Bei allen Promotionen erblicken ſie neue elende, kleine und verächtliche Triebfedern; und ſie bereiten ſich ſchon vor, nach und nach alle Commis und Schmeichler des Günſtlings in Excellenzien verwandelt zu ſehen.

Die unerſättliche Bereicherungsbegierde der Günſtlinge iſt ein andres Uebel für den Staat, das eben ſo groß iſt, als das vorhergehende. Die beſten Kräfte des Staats, die zu Beförderung deſſen Wohlfahrt angewendet werden könnten, werden von dieſem unergründlichen Strudel, von der Bereicherungsbegierde der Günſtlinge an ſich geriſſen. Es ſind gar nicht etwa Kleinigkeiten, die der Staat leicht verſchmerzen könnte und mit Freuden in ihren Händen ſehen würde, wenn ſie ſich nur ſonſt die Beförderung deſſen Wohlfahrt rechtſchaffen angelegen ſeyn ließen; nein! der nie zu erfüllende Rachen dieſer Geld- und Güterbegierde will ſich nicht anders als mit Millionen erſättigen. Man nehme nur einen einzigen Staat, z. E. Frankreich für ſich, und mache nur einen mäßigen Ueberſchlag, was ſeit etwa 140 Jahren die Günſtlinge aus demſelben gezogen haben. Man rechne einmal, was Luynes, Richelieu, Mazarin, Louvois, Chamillard, dû Bois und Fleuri für unermeßliche Reichthümer hinterlaſſen haben, die alle vorher wenig oder nichts hatten, und davon die meiſten ihre Familien in den herzoglichen Stand mit allen Einkünften, die dazu nur immer erfordert werden konnten, verſetzt haben; man mache, ſage ich, nur eine mäßige Berechnung davon, ſo wird man finden, daß dieſe Günſtlinge, der übrigen Miniſter zu geſchweigen, zum wenigſten hundert Millionen Reichsthaler verſchluckt haben. Man gehe mit dieſer Berechnung von Frankreich zu andern Höfen, und man wird die Summen nicht weniger erſtaunlich finden. Ich habe von einem ſehr mäßigen Staate ſeit hundert Jahren eine ſolche Berechnung gemacht und ich habe nach dem allerbilligſten Ueberſchlage gefunden, daß ihm die Günſtlinge ſeit hundert Jahren wenigſtens fünfzig Millionen Reichsthaler gekoſtet haben. Ja, was wollen wir ſagen, die Günſtlinge haben gemeiniglich wieder ihre Günſtlinge; und ſind nicht genug Beiſpiele vorhanden, daß ein ſolcher kleiner untergearteter Günſtling binnen kurzer Zeit Tonnen Goldes reich geworden iſt. In der That, wenn ja einmal Günſtlinge ſeyn, ſeyn ſollten, ſo würde es für den Staat allemal beſſer ſeyn, wenn dieſe Stellen in einer gewiſſen Familie erblich gemacht würden, als daß immer ſo viele neue hungrige Familien dazu gelangen. Die Franken in Neuſtrien, die das Amt eines Günſtlings oder **Major domus** in einer Familie erblich machten, waren gewiß keine Narren. Eine einzige Familie wird doch endlich zu erſättigen ſeyn; und da dieſe Familie ein erbliches Recht zu der Regierung hat, ſo muß ihr natürlicher Weiſe die Wohlfahrt der Unterthanen mehr zu Herzen gehen, als ſolchen Günſtlingen, die nur Miethlinge bei der Heerde ſind, und die mehr darauf denken, den Schafen die Wolle auszurupfen, als ſie wohl zu waiden. Die Folge davon würde freilich ſeyn, daß der erbliche Günſtling endlich, endlich wie Pipinus, den Thron ſelbſt einnehme und ſeinen Herrn ins Kloſter ſtecke. Allein eben durch dergleichen Beiſpiele würden die Monarchen von der Schädlichkeit dieſer Bedienung deſto deutlicher überzeuget werden, da der Nachtheil ihrer Unterthanen ſelten genugſamen Eindruck macht. Bei dieſer Bereicherung der Günſtlinge an Herrſchaften, Gütern, Paläſten und baaren Geldſummen, welche im Lande bekannt werden, laſſen es noch die wenigſten Günſtlinge bewenden. Da ſie, was ihre eignen Angelegenheiten betrifft, ungemein vorſichtig ſind und auf alle mögliche Fälle im voraus Bedacht nehmen, ſo ſtellen ſie ſich den möglichen Fall vor, daß ſie in Ungnade fallen und ihre Güter conſiscirt werden könnten. Vielleicht glaubt ein Leſer, daß dieſes eine ſehr gute Vorſtellung für das Land iſt, weil ſie ſich dadurch wahrſcheinlich abhalten laſſen werden, etwas Unrechtes zu thun, damit ſie ein ſolches Schickſal nicht zu befürchten haben. Allein mein guter ehrlicher Leſer! deine Gedanken ſind höchſt irrig. Die Vorſtellung dieſes möglichen Falles, die ſich ein Günſtling macht, iſt gerade eine Urſache und Quelle, daß das Land unter ſeiner Bereicherungsbegierde deſto mehr leiden muß. Denn nun ſammelt er noch einen großen geheimen Schatz, von dem nur ſein allervertrauteſter Günſtling etwas weiß und den er in auswärtige Banken ſchicket, damit er auf einen ſolchen ſich begebenden Fall einen ſichern Hinterhalt daran haben möge. Das Land hat alſo von ſeiner Vorſicht gedoppelten Nachtheil. Es wird deſto ſtärker ausgeſogen, und zugleich wird eine große Summe Geldes der Circulation entriſſen, wodurch der Nahrungsſtand ſehr leidet.

Aber wie iſt es möglich, wird dieſer gute ehrliche Leſer fortfahren, daß die Günſtlinge und Lieblinge zu ſo unermeßlichen Reichthümern gelangen können? Schenken ihnen etwa ihre Monarchen ſo viel? Sehr ſelten, antworte ich ihm, und niemals den zwanzigſten Theil der Reichthümer, die ſie beſitzen. Ludwig der Dreizehnte war ſo geizig, daß er ſich zehnmal bedachte, ehe er dreißig Livres ausgab, und er hat in ſeinem Leben dem Cardinal Richelieu nicht tauſend Livres geſchenket. Dennoch hinterließ dieſer Cardinal, wenn man die Güter ſeines Hauſes und das, was er ſeinen weltlichen Anverwandten gegeben hat, nur mäßig berechtet, über fünfzig Millionen Livres. Ein König würde auch niemals einem Miniſter ſo viel ſchenken können, ohne auf das allergröblichſte wider ſeine Pflicht zu handeln. Haben ſie denn etwa ſo überaus große Beſoldungen, höre ich, deucht mich, dieſen guten Leſer ferner fragen, daß ſie ſoviel Reichthümer erſparen können?

Selten mehr, antworte ich ihm, als was der Staat, den ſie führen müſſen, erfordert, und bei den wenigſten reicht nicht einmal ihre Beſoldung zu dieſem Endzwecke. Ich weiß, daß ein in dieſem Jahrhunderte verſtorbner erſter Miniſter einer jeden von ſeinen zahlreichen Töchtern zwei Tonnen Geldes zum Brautſchatz mitgab, ohne was er ihnen bei ſeinem Abſterben hinterließ, demjenigen aber von ſeinen Erben, der ſeinen Namen fortführete, vermachte er Güter, die über anderthalb Millionen Thaler werth waren. Kurz, er hat erweislich mehr als drei Millionen Thaler hinterlaſſen. Dieſer Miniſter war bekanntlich ein armer Edelmann geweſen; und alle ſeine Beſoldungen, die er ſeine ganze Lebenszeit hindurch gezogen hat, haben keine vier Tonnen Geldes betragen. So reich würde er alſo haben ſeyn können, wenn er ſeine ganze Lebenszeit über vom Winde gelebet hätte. Nun glaube ich zu ſehen, daß mein ehrlicher Leſer ein paar groſſe Augen macht und endlich in dieſe Worte ausbricht: Können dieſe Leute etwa Gold machen? Nicht im Laboratorio, antworte ich ihm, da laſſen ſie vielmehr zuweilen beträchtliche Summe im Rauch aufſliegen: Allein, ſie verſtehen auf tauſenderlei andre Art Gold zu machen, die aber dem Regenten, dem Staate und den Unterthanen eben nicht zum Vortheil gereichen. Nun ſehe ich, daß ein gerechter Unwille meinen ehrlichen Biedermann einnimmt.

Wie? fragt er, haben dieſe Leute gar keine Empfindung von Ehrlichkeit und rechtſchaffenem Weſen? oder wenigſtens wiſſen ſie nichts von Schamröthe? Was haben ſie für eine Stirne? Denken ſie denn nicht, daß das Publikum die Sache überlegen und nachdenken wird, wo ſie ihre erſtaunlichen Reichthümer her haben? Eben die Stirne, erwiedere ich hierauf, die ſie haben müſſen, die iſt mir auch unbegreiflich. Aber ich will dir ſagen, mein ehrlicher Freund, woran die Sache liegt. Die Zeiten und Menſchen ſind einmal ſo verderbt, daß man den Reichthum hochſchätzet, ohne zu fragen, ob er auf gerechte oder ungerechte Art erworben iſt. Wenn man diejenigen von ganzem Herzen verachtete, die gar keine Scheu vor ſich haben, daß ſie ihre Reichthümer auf gerecht-

und ehrliche Art erworben haben können, und ſo erfordern es ohne Zweifel die Begriffe und Grundſätze der Ehrlichkeit; wenn man ſogar die Nachkommen derjenigen, die auf ungerechte Art große Reichthümer zuſammengehäufet haben, als ſehr verächtliche Geſchöpfe anſähe, ſobald ſie ſich auf den Beſitz dieſer Reichthümer etwas einbildeten und nicht den allerwürdigſten Gebrauch davon machten, welcher einer edlen Denkungsart und der Menſchenliebe gemäß iſt, ſo verſichere ich dich, ehrlicher Biedermann: daß die Empfindungen der Ehrlichkeit und die Schamröthe ſich bei jedem zeigen würden, der im Begriff wäre, auf ungerechte Art Reichthümer zuſammenzuhäufen.

Es hat ſogar zuweilen Günſtlinge gegeben, deren unermeßliche Reichthümer noch die allergeringſten Koſten geweſen ſind, die ſie dem Staate verurſachet haben. Ihre Pracht und Verſchwendung iſt ſo groß geweſen, daß dasjenige, was ſie aufgewendet haben, ihre zuſammengehäuften Reichthümer ſehr weit überſtiegen hat. Die engliſche Geſchichte hat verſchiedene dergleichen Beiſpiele. Man weiß die erſtaunliche Pracht, die der Cardinal Wolſey unter Heinrich dem Achten führte, die ſelbſt allen Staat des Königs übertraf, ungeachtet Heinrich VIII. mehr zur Verſchwendung, als zur guten Wirthſchaft geneigt war. Ein andres Beiſpiel dieſer Art iſt der ſchon oben angeführte Herzog von Buckingham unter Karl I., der ganz außerordentliche Proben von ſeiner Pracht und Verſchwendung gegeben hat. Ich habe hier gar nicht nöthig, Betrachtungen anzuſtellen und meinen Leſern die Schädlichkeit dieſer Sache zu zeigen. Ich habe ſchon geſagt, daß die Verſchwendung eines Königs dem Staate und den Unterthanen ſehr nachtheilig ſey. Wenn nun alſo dieſe Verſchwendung verdoppelt wird; wenn gleichſam zwei verſchwenderiſche Könige im Staate ſind, ſo kann man von ſelbſt leicht den Schluß machen, was der Staat und die Unterthanen dabei zu leiden haben.

Juſti.

Prinz! die Geburt gibt euch den Thron,
Durch ſie ſeyd ihr ein Fürſtenſohn;
Ja — aber noch kein Herrſcher nicht,
Noch kein Regent, wie Preußens Friedrich ſpricht.
Wer Menſchen kennt, und ſie weiß klug zu führen,
Wer weiſe iſt — nur der weiß zu regieren.
Die Pracht der Königen iſt Dunſt,
Die wahre Größe iſt Regierungskunſt;
Der für die Völker ſorgt — fürs Wohl der Menſchheit wacht,
Der, ſchläft er auch auf Stroh — iſt für den Thron gemacht

Gebet des Prinzen.

Großer Gott! der du mich beſtimmt haſt, Menſchen zu regieren, gib mir deine Gnade, daß ich erkenne, was regieren heißt — alle Menſchen ſind deine Kinder — du vertrauteſt alſo dem Bruder ſeine Brüder — Liebe muß daher meine erſte Sorge, meine erſte Pflicht ſeyn. — Verleih mir Weisheit und Güte — die Zierden deines Thrones, und laß mich dir durch Liebe ähnlich werden, da ich meine Völker glücklich mache — ſende, Unendlicher! den Strahl deines Lichts in mein Herz und erfülle es mit Klarheit, damit ich ſehe und erkenne, was in deinen Augen angenehm iſt — laß mich täglich den Gedanken denken — daß meine Unterthanen meine Brüder und deine Kinder ſind, die du, Vater aller Menſchen, meiner Obſorge anvertrauet haſt — meine Seele ſoll ſich nie vom Stolz der Welt blenden laſſen — nie ſich einbilden, daß ein Fürſt in deinen Augen einen Werth hat — wenn er nicht Vater ſeiner Unterthanen iſt. —

[illegible] mich lebhaft fühlen, welchen Werth der Menſch hat, damit mein Herz die Menſchheit nie beleidige — gib mir Klugheit, den Tugendhaften zu erkennen und ihn zu ſchätzen — Gerechtigkeit gegen den Unterdrücker — und ſanfte Schonung gegen den Verbrecher, der nie aufhöret, Menſch und Bruder zu ſeyn.

Laß mich denken, wenn ich ſtrafe, daß Strafen nur de

Endzweck der Menſchenbeſſerung haben kann, laß mich denken, daß Könige ſtrafen, aber ſich nicht rächen ſollen.

Behüte mich vom Stolz, damit ich mir nie einbilde, ich ſey ein beſſerer Menſch als ein anderer, bewahre mein Herz, daß es keine Gelüſte ſchänden, und gib mir Stärke, daß ich dem Volk mit guten Beiſpielen vorgehe.

Gib mir ein Herz nach deinem Willen, mein Gott, und laß mich meine Größe darin finden, viele Menſchen glücklich zu machen und groß in meiner Seele zu ſeyn.

Gib meinem Auge Sanftmuth, damit es ſich zu dem Elend der Hütte herablaſſe und gütig den Bedrängten anſehe, mache mein Ohr bereit zu dem Flehen der Armen, und taub zu den Schmeicheleien der Höflingen, meine Hände ſollen jeden liebreich empfangen, der Hülfe bei mir ſucht, und mein Herz jedem Menſchen offen ſeyn, wenn er meine Hülfe nöthig hat.

Laß mich die Wahrheit ſchützen, die Vorurtheile bekämpfen, die Irrthümer zerſtören, laß mich Wohl und Segen verbreiten auf dieſer Erde, und dann, wenn ich mein Tagwerk vollendet habe, ſo laß mich auch Erbarmen bei dir in der Stunde meines Todes finden. Amen.

Religion,

als

die Grundlinie aller Wahrheit und Weisheit

betrachtet.

Originalbriefe unglücklicher Menſchen,

als

Beiträge zur Geſchichte des menſchlichen Elends.

Von

Karl v. Eckartshausen.

Stuttgart:
J. Scheible's Buchhandlung.
11.

Karl von Eckartshauſen's

religiöſe Schriften

über

Klares und Dunkles.

Sechster Band.

Enthält:

Religion als Grundlinie. — Originalbriefe unglücklicher Menſchen.

Stuttgart:
J. Scheible's Buchhandlung.
1841.

Ex
Bibliotheca Regia
Berolinensi.

Vorrede.

Die Menſchen glücklich zu machen, war meine Abſicht, ſo lang ich ſchreibe; ſie zu unterhalten, ihnen die Wahrheiten, die ſie zu ihrem Glücke führen, unter verſchiedenen Geſtalten liebenswürdig vorzuſtellen, mein ganzes Bemühen.

Bald kleidete ich die Wahrheit in Erzählungen, bald in ernſthaftern Ton mit moraliſchen Geſprächen; bald in Säze, bald in Theaterſtücke, bald in Thiergeſpräche nach den Umſtänden der Zeit, nach den Launen des Publikums. Ich ſtudirte die Natur und den Menſchen, beobachtete und benüzte alles, ſelbſt meine eigene Fehler und Schwachheiten, und lernte die Leidenſchaften und das Herz der Menſchen aus den meinigen kennen. Da, wo ich ſtrauchelte, warnte ich andere brüderlich; da, wo ich fiel, warnte ich andere vor dem Falle, und ſchämte mich nie ein Menſch zu ſeyn.

Offenherzig war meine Seele immer; ich getraute mir zum Wohl der Menſchheit Wahrheiten zu ſagen, und achtete die Gefahr nicht, die dem von böſen Menſchen droht, der der Wahrheit huldigt. Der Gedanke, ich kann manchem nüzen, ich hab manchem wirklich genüzt, hielt mich ſchadlos für die Schmähungen der Unvernunft und die Läſterungen der Bosheit.

Nie geizte ich um das Lob und den Beifall von allen, ſondern um den Beifall der Wenigen und Edeln. Woher aber Gedanken und Zeit zu allen den Schreibereien? Eine Frage, die die Neugier der Menſchen oft aufwirft, und die leicht zu beantworten iſt. Es gibt ein großes Buch in der Natur, worin alle Gedanken, die ſind, waren und ſeyn werden, geſchrieben ſtehen; und es gibt eine Kunſt, auch mit der Zeit zu wuchern, ſo, daß eine Stunde zehn gibt, und dieſe große Kunſt beſteht darin: nütze jeden Augenblick, und denke über alles nach, denn wir leben im Reiche der Gedanken, wo einer tauſend andere erzeugt, wenn man richtig zu zählen weiß. Auch ſah ich den Ackersmann am Pfluge; dieſer arbeitet bei Regen und Sturm, und die Hoffnung der Ernte iſt ſeine Stärke. Der Sämann ſäet, und fällt auch ein großer Theil ſeines Saamens auf Steine, ſo fällt doch auch dort und da ein Körnchen auf guten Boden, und dieſes Körnchen, das aufkeimt, bringt zehnfache Frucht. Lerne, ſagte eine innere Stimme zu mir, die wahre Stärke des Geiſtes, arbeite fort, und kümmere dich nicht, was die Menſchen über dich ſagen; der tadelt, dieſer ſchmäht, jener verläumdet. Laß ſie reden, und arbeite, ſuch den Lohn in deinem Herzen, und nicht auf den Lippen der Menſchen.

So dachte ich auch, als ich dieſe Grundſätze über Religion der Welt lieferte — Grundſätze, die ich den Umſtänden der Zeit vollkommen angemeſſen fand.

Wir leben ein Zeitalter, in dem unächte Philoſophie alles zuſammen zu werfen ſucht, was das Gepräge von Religion und Chriſtenthum an ſich trägt, die doch allein die Grundlinie aller Wahrheit und Weisheit iſt. Man verachtet in unſern Zeiten die Religion, weil man ihren Werth nicht mehr kennt; es gibt einen großen Theil Menſchen, die gar keine Religion haben, aber noch einen größern, die eine falſche Religion haben, und dieſe letztern ſind gefährlicher als die erſtern, denn all ihre Tugend iſt auf ihren Lippen, und ihr Herz weiß nichts von Gott. Man ſpricht immer von Philoſophie und Menſchenliebe, und verachtet die Religion, die doch die reinſte und höchſte Philoſophie iſt, und die praktiſche Ausübung der Menſchenliebe: aber woher kommt dieſes? weil es leichter iſt, fromm zu ſchwärmen, als fromm zu handeln. Die Philoſophie räth die Tugend nur an, das Chriſtenthum befiehlt ſie; darin beſteht die wahre Urſache der Abneigung der Menſchen, denn man mag ſich nicht gern befehlen laſſen, was unſerer Selbſtliebe entgegen ſteht, und ſie mißbilligt. Einſchränkung unſerer Leidenſchaften, Beherrſchung unſerer Begierden, Unterdrückung der Sinnlichkeit — das will die Religion; unſer verdorbener Wille begehrt aber das Gegentheil, und ſucht daher Beruhigung ſeiner Handlungen in Unglauben, oder in der Täuſchung ſeines Gewiſſens. Freilich verträgt ſich das Chriſtenthum nicht mit den egoiſtiſchen Grundſätzen unſerer Zeit; es verträgt ſich nicht mit den falſchen Politikern und Machiavelliſten an Höfen, die nur ihrer Selbſtliebe Altäre bauen, und Gottes- und Nächſtenliebe unter die Füße treten; nicht mit den Höflingen, Schmeichlern, ungerechten Richtern, feinen Verläumdern, Hypokriten, die in allen Dingen nur ihr zeitliches Glück und auf unrechten Wegen ſuchen, in Wolluſt leben, und einzig ihren Gelüſten fröhnen. Das Chriſtenthum ſagt dem Niedrigſten wie dem Höchſten: Dieſes darfſt du nicht thun; ſie ſagt zum Bauern in der Hütte, wie zum Fürſten auf dem Thron; halte die Gebote; dieſes oder jenes iſt dir nicht erlaubt: und daher muß ſie nothwendig unſere Selbſtliebe beleidigen. In unſerer Sinnlichkeit liegt der Grund der Verachtung der höchſten und göttlichen Wahrheiten; wir erkennen ſie, und widerſtreben doch; wir wünſchen, daß alle Menſchen, wenn ſie gegen uns handeln, nach religiöſen Grundſätzen handeln ſollten; wir aber möchten gegen alle ſo handeln, wie es unſere Leidenſchaften gebieten.

Betrachten wir doch einmal den Mann, der den Grundſätzen des Chriſtenthums wahrhaft getreu lebt; offen iſt ſeine Stirne, edel ſein Herz, auf ſeinen Lippen iſt Wahrheit, in ſeiner Seele Gefühl; ſein Arm ſtreckt ſich aus zur Unterſtützung des Elenden, ſein Aug weint mit dem Troſtloſen, ſein Herz nimmt Antheil an allem, was die Menſchen, ſeine Brüder, angeht. Er iſt ſeinem Fürſten getreu, anhänglich ſeinem Vaterlande, und liebevoll gegen ſeine Mitbürger; redlich und gerecht gegen alle Menſchen.

Ganz anders verhält ſich der feine, leidenſchaftliche Weltkluge; er iſt kalt für alles, was die Menſchheit angeht; ſeine Miene lächelt immer heimtückiſch; ſeine Worte ſind ohne Wahrheit; ſeine Höflichkeit iſt Lüge; er thut nichts fürs Gute, weil es gut iſt, ſondern alles aus Intereſſe, nach den Umſtänden der Zeit, nach den Wendungen ſeiner Launen, oder nach dem, was er gern in der Welt ſcheinen will. Daher liebt er niemanden als ſich ſelbſt, trennt ſich von der allgemeinen Kette der Liebe, womit die Religion Gott mit dem Menſchen, und die Menſchen mit Gott verbindet.

Ordnung allein erhält alles; und Ordnung liegt nur in der Religion, weil ſie die Grundlinie aller Wahrheit und Weisheit iſt; weil ſie von Gott, als dem Mittelpunkte der Ordnung kommt. Wer von der Ordnung weicht, der fällt in Unordnung; wo Unordnung iſt, da herrſcht keine Liebe; nur wo Ordnung iſt, iſt Liebe, denn Gott iſt die Liebe, und wo Gott nicht iſt, iſt keine Liebe, ſondern dort herrſchen nur Leidenſchaften, und wo Leidenſchaften herrſchen, iſt Unglück der Menſchen.

Wo die Liebe herrſcht, ſind gute, redliche, theilnehmende Menſchen; wo die Leidenſchaften herrſchen, ſind ehrgeizige, ſchlaue, heimtückiſche, eigennützige Menſchen, die nur das Gute zum Schein nehmen, um ihre Plane durchzuſetzen. Da verfolgt einer den andern; da kettet ſich ein Laſter an das andere; da ſtürzt eine Cabale die andere; jeder dürſtet nach Reichthum oder Ehrgeiz, und achtet wenig die Mittel, wenn er nur den Zweck erreicht. Ein jeder handelt nur nach ſeinen Abſichten, keiner nach Grundſätzen der Tugend. Aus dieſer Unordnung der Leidenſchaften entſteht endlich das große Babylon der Verwirrung, ihre Baſis iſt Narrheit, und die Steine dieſes Gebäudes ſind die Leidenſchaften und Laſter der Menſchen, die den Verfall der Staaten über kurz oder lang nach ſich ziehen. Wenn ſich die Sonne entfernt, und vor der Erde verbirgt, ſo fällt das Laub vom Baume, die ſchönen Wieſen verderben, die Blumen hören auf zu ſeyn, kahle Wipfel und öde Gegenden ſind da, wo ſchattigte Bäume und blumenvolle Matten waren. Wenn ſich die göttliche Sonne zurückzieht, ſo verſchwindet die Frühlingsgegend menſchlicher Tugenden; die Blumen der Unſchuld verwelken, die Früchte der Gerechtigkeit fallen vom Baume, alles, was Leben und Freude gab, iſt verſchwunden, und das Herz der Menſchen iſt mit dickem Eiſe bedeckt, das die Menſchenliebe vergebens zu erwärmen ſucht.

Dieſes iſt Wahrheit — eine Wahrheit, die ſo alt als die Zeit iſt, weil die Wahrheit ewig iſt, und vor der Zeit war. Der Redlich geſinnte wird mir Dank wiſſen, daß ich es wage in unſern Zeiten meine Stimme für Religion und Chriſtenthum zu erheben; und auch nur von dieſem erwarte ich Dank; was ſollte ich von dem übrigen Haufen von Menſchen, die ſo bettelarm an Tugenden ſind, daß ihnen nicht einmal ein guter Wille zu danken übrig bleibt erwarten?

Was ſollt' ich auch Gutes von ihrem Herzen ſodern können, da es angepfropft vom Böſen iſt? Von euch erwarte ich, was das Antheil jeder gutgemeinten Schrift iſt — Schimpf und Schmähung. Unterdeſſen hab ich immer ein kleines Licht in eine finſtere Halle gebracht, woran jeder ſeine Lampe anzünden kann, und wenn jeder ſeine Lampe anzündete, würde es wohl helle werden; kommt aber je ein Bub, und bläßt auch dieſes kleine Flämmchen aus, das ich anzündete, ſo iſts nicht meine Schuld, der Vater der Lichter, der dort oben wohnt, und die Herzen der Menſchen kennt, wird wiſſen, warum er dieſes geſchehen ließ.

I.

Religion,

als die

Grundlinie aller Warheit und Weisheit

betrachtet.

Religion.

Die Weiſen eines jeden Zeitalters haben die Unzulänglichkeit der Vernunft eingeſehen. Plato ſagt, daß der Menſch nicht weiß, was Gott angenehm iſt, und daß es am ſicherſten ſei, zu erwarten, daß er Erbarmen mit uns habe, und einen Lehrer ſende, der uns unterrichtet. Sokrates äußerte den nämlichen Wunſch: dieß iſt die Stimme der Vernunft in den Augenblicken der Erleuchtung, die um den Beiſtand der Offenbarung zum Himmel flehet.

Welch ein elendes Ding iſt der Menſch, ſagt Montagne, wenn er ſich nicht durch himmliſche Mittel aufrichten läßt; die monſtröſen Irrthümer, die ihn zu aller Zeit erniedrigt hatten, beweiſen es genugſam.

Die Vernunft, ſagt Bayle ſelbſt (Art. Mannich.) iſt ein Prinzip der Zerſtörung, nicht der Aufbauung; ſie iſt nur geſchickt, Zweifel zu erregen — — dem Menſchen die Nothwendigkeit einer andern Offenbarung einleuchtend zu machen. Ein Geſtändniß, das keinen Verdacht erwecken kann.

Die Religion iſt vom Himmel geſtiegen, um die Vernunft zu reinigen, und das zu erſetzen, was ihr an reinem Lichte fehlte. Die noch nicht verdorbene Vernunft fühlt dieſes Bedürfniß, erkennt dieſe göttliche Führerin und unterwirft ſich ihr; ſie findet in dieſer Ergänzung alle Sicherheit, die ihr ſonſt fehlte. Denn alſo, wenn der Menſch von dem Urheber der Vernunft ſelbſt geleitet wird, hat er nichts mehr von ſeinen Verirrungen zu befürchten.

Wie ſoll man aber unter allen den falſchen Religionen, womit die Erde überſchwemmt wurde, und die noch einen Theil derſelben einnehmen, die wahre unterſcheiden? Man muß ſie an ihrer Dauer, ihrer Reinheit, an der Erhabenheit ihrer Lehre erkennen. Das jüdiſche Geſetz hat allein alle dieſe Kennzeichen, und führt den von Vorliebe freien Menſchen zu dem Geſetze des Meſſias.

Die Philoſophie ſieht in dem Menſchen nichts als Elend und Widerſpruch; die Religion ſcheidet dieſes Chaos, und ſöhnt den Menſchen mit Gott, mit ſich ſelbſt und der ganzen Natur aus.

Wäre nur eine einzige Religion auf der Erde, ſo wäre ſie unfehlbar die wahre. Wir können die Gottheit nicht fragen, warum ſie es zugibt, daß ſo viel unlautere Sekten herrſchen; wir ſind aber gewiß, daß nicht alles gleich falſch iſt.

Wenn kein Kultus von denen, die auf der Erde eingeführt ſind, gut iſt, wenn nirgends Wahrheit angetroffen wird, ſo iſt Gott nichts als ein ungerechter Gebieter, der ſchwache Geſchöpfe erſchafft, blos um ſie alle der Lüge und dem Irrthume preis zu geben.

Man erweiſet Gott eine Unbild, ſagen unſere Deiſten, daß wir ihn in den engen Zwinger eines Tempels einſperren; das Univerſum iſt ſein Tempel, unſere Herzen müſſen ſeine Opferheerde ſein. Stolzer Sophiſm! dadurch ſetzen ſie voraus, der Menſch ſei ein Engel, und, wie Paſcal ſagt, wer einen Engel machen will, dem geräth — ein Vieh.

Was liegt daran, ſagt der ſtarke Geiſt, unter welcher Geſtalt, und unter welchem Namen man Gott anbete? Zweifels ohne iſt das Opfer des Herzens das einzige, woran er Gefallen finden kann; aber die chriſtliche Religion iſt die einzige, die es vorſchreibt, und die meiſten andern entehren den Namen Gottes, da ſie ihn durch Verbrechen preiſen wollen.

Geſetzt auch, alle und jede Gottesverehrungen wären gut, ſo ſiegt doch noch die chriſtliche Religion, denn ſie muß wenigſtens bei der allgemeinen Gutheißung mitverſtanden werden; wie kann ihr nun der Menſch, der den heiligen Charakter davon empfangen hat, entſagen, da ſie doch immer in allem Falle die ſicherſte Parthie iſt, die er ergreifen kann.

Die Menſchen fühlten es jederzeit, daß noch eine Macht über ihnen iſt; allein, den Sinnen überlaſſen, haben ſie dieſer Macht auch alle ihre Gedanken und Schwächen zugeeignet. In Athen war es ein Verbrechen von geiſtigen Dingen zu reden.

Was war wohl jener gottloſe Kultus des alten Griechenlands und Roms, was waren jene Feſte, die dem Bacchus, dem Adonis, der Cybele gefeiert wurden, was waren jene Menſchenopfer! Geſchah dieß alles zur Ehre des wahren Gottes? — Wenn es zur Ehre gewiſſer Genüſſe geſchah, ſo waren es doch keine gute.

Woher dieſer Hang, den die Menſchen immer zur Idolatrie hatten? — Er liegt in dem Bedürfniſſe, das der Menſch hat, ein ſichtbares Zeugniß zu haben, das ſeine Verbindung mit der Gottheit beſtätigen ſoll. Daher rühren die Opfer, die Reinigungen, die Heiligungen, alles dieſes machte ſich der Aberglaube zu Nutzen; allein ſelbſt dieſe Exceſſe beweiſen noch das Bedürfniß einer äußern Stütze des Menſchen.

Was iſt dieſes allgemeine Geſetz, das unſere Philoſophen als das einzig hinlängliche reklamiren? Gewiß iſt's doch nicht jene faſt bei allen Menſchen verdunkelte, und in den Schleier der Vorurtheile eingewickelte Vernunft. Wurde dieſes Geſetz bei den alten Völkern anerkannt, die ihre Weiber ſchändeten und ihres Gleichen opferten? — Kennen es Aſiens Völker, wo die Serails mit ſchönen Sklavinnen und Männern angefüllt ſind, die man zu ihrer Bewachung auf das ſchändlichſte erniedrigt? — Herrſcht es unter den wilden Nationen, die ihre Feinde braten und aufzehren, die ihre ergrauten Väter todiſchlagen, und ihre Kinder ausſetzen, daß ſie die Beute der Thiere werden; oder die wie die Hottentoten zum erſten Probſtück ihrer Mannheit ihre Mutter mißhandeln? Und dieſes iſt da angenommene Gewohnheit, authentiſirte Volksſitte, nicht ſtrafbare Ausſchweifung, wie unter uns.

Wo iſt ſie denn eingeführt dieſe natürliche Religion, von der man unabläſſig ſpricht? — Auf der ganzen Erde nirgends; ſie ſitzt nur in dem Gehirne unſerer Philoſophen, und in jedem Kopfe iſt ſie wieder eine andere. Schwerlich werden ſie jemals ein unveränderliches Symbol zu Stande bringen, das zur Glaubensrichtſchnur dienen könnte.

Die, faſt allenthalben verkannte, natürliche Religion findet man in ihrer Integrität in unſerer Schrift. Gott lieben, ſein ganzes Weſen ihm widmen, mit entſchloſſener Reſignation das Gute, das Böſe, und ſelbſt den Tod annehmen, ſeine Brüder lieben, ihnen von allen Tugenden ein Beiſpiel geben, und von den irdiſchen Gütern einen ſolchen Gebrauch machen, daß man damit dauerhaftere verdient — wo findet man dieſes anders als in der Chriſtus Religion?

Dieſes Geſetz, das dem Menſchen bei ſeiner Schöpfung gegeben, und bald von ſeinen Nachkömmlingen vergeſſen wurde, hat ſich nur in der wahren Religion erhalten. Nachdem dieſes Geſetz in einer auserkohrnen Menſchenklaſſe ununterbrochen fortdauerte, iſt Chriſtus gekommen, damit er es zu ſeiner Vollkommenheit brachte, und unſerer Schwäche den Beiſtand an Handen gab, der uns zur treuen Beobachtung deſſelben ſo nöthig iſt.

Die Religion des erſten Menſchen iſt heut zu Tag noch die unſrige. Sie hatte ihre verſchiedenen Alter, aber immer den nämlichen Grund, worauf ſie ruhet. In ihrer Kindheit war's eine Haustradition, die ſich in den patriarchaliſchen Familien erhielt: nachdem die Menſchen, die ſich ſeitdem ſehr vermehrt hatten, dieſe Unwahrheiten aus dem Geſicht ließen, kohr ſich Gott ein Volk aus, dem er durch Moſen eine Religion gab, die auch einen Theil der politiſchen Verfaſſung mit inbegriff; dieſe verkündigte die dritte Epoche. Endlich hat Chriſtus, der in allen dieſen Altern verheißene, ſein Geſetz verkündigt, das allgemein iſt, und die ganze Welt aufklären muß.

Die wahre Religion muß einig und zu allen Zeiten ſeyn; ſie hat mit der Welt anfangen müſſen, und mit dieſer nur darf ſie ſich endigen. Das Chriſtenthum, das durch die Zeugniſſe des alten Geſetzes erhalten wurde, vereinigt alle Jahrhunderte. Chriſtus, der Erwartete, der Gekommene und Erkannte, iſt immer das Oberhaupt und der Gegenſtand der einzigen Religion geweſen, die ſeit der Geburt der Welt den wahren Gott anbetet.

Die Verbreitung der chriſtlichen Religion hat dem Klima nichts zu danken, wie einige in den neuern Zeiten dafür hielten; ſchon von dem erſten Jahrhunderte an hat ſie ſich im Norden, in Süden, und den entgegengeſetzteſten Himmelsſtrichen verbreitet. Die göttlichen Wirkungen ſind nicht phyſiſchen Urſachen untergeben; ſie befehlen dieſen.

Ein Wunder, das allgemein auffallen muß, iſt dieſes, daß das Chriſtenthum, das eine übernatürliche Vollkommenheit predigt, von Nationen zu einer Zeit angenommen wurde, wo ihr Verderben das volle Maaß erreicht hatte. Die erſten Kirchen ſind in Städten gegründet worden, die ſich dem zügelloſeſten Luxus überlaſſen hatten. Seine Einführung iſt das erſte Mirakel: das Evangelium hat eine neue Schöpfung hervorgebracht.

Der Chriſtianiſmus, von allen Läppereien gereinigt, die das Volk darein gemiſcht hat, iſt in den Augen einer gereinigten Vernunft das prächtigſte Werk Gottes; er ſetzt die Seele in größere Verwunderung, als die Schöpfung ſelbſt.

Wenn Chriſtus Religion falſch iſt, ſo ſage man uns, welche die wahre iſt; und wenn man antwortet, daß es gar keine wahre gebe, oder, was aufs nämliche hinausläuft, daß dieſe verdunkelte und allenthalben entſtaltete Vernunft an die Stelle derſelben treten müſſe — — ſo unterſuche man die Folgen dieſer Behauptung wohl; das heißt alle Verſehung läugnen, das iſt eine Art Atheiſmus.

Wenn meine Religion falſch iſt, ſagt la Bruyere, ſo iſt es der feinſte Fallſtrick, der je gelegt werden konnte, denn er war unvermeidlich.

Die Erde zeigt uns drei große gottverehrende Geſellſchaften, die einen Gott, als ihren Schöpfer anbeten.

Die Juden erwarten einen Meſſias, ihren Befreier, den die Chriſten in Jeſu Chriſto erkennen. Die Muſelmänner ſtimmen damit überein, daß Chriſtus ein Geſandter Gottes iſt; doch behaupten ſie, er müſſe ihrem Propheten nachſtehen. So gäbe nun der größte Theil der Erde von Chriſtus Zeugniß, ſelbſt indem man ihn beſtreitet.

Alle Völker haben geglaubt, die Gottheit ſei auf die Erde herabgeſtiegen, um dem Menſchen Geſetze zu geben; unter allen Nationen iſt die Tradition gemein, daß ihre Götter mit ihnen Umgang ſollen gepflogen haben, um ſie aufzuklären. Dieſe Traditionen kann man als eine köſtliche Spur jener Verheißungen anſehen, die dem Menſchengeſchlechte von ſeiner Geburt an gemacht wurden.

Warum hat Gott zugegeben, daß der Mahometismus einen großen Theil der Erde einnimmt? Wiſſen wir auch, ob nicht alle dieſe Völker, einer groben Abgötterei entriſſen, einſt ſo wie die Juden, die unter ihnen zerſtreut leben, zu dem Erbe Chriſti berufen ſind, den der falſche Prophet indirekt verkündigt hat?

Wenn man auf die Univerſalität der Menſchen einen Blick wirft, ſo bemerkt man unter dem Gewühle von Meinungen, durch die ſie getheilt ſind, ein kleines Häufchen, das in einem beſtändigen und ſtets beibehaltenen Glauben wandelt. Der Weiſe beſtrebt ſich aus allen ſeinen Kräften, ſich mit dieſer ſtillen, friedfertigen Geſellſchaft, die über die Region der Stürme erhaben iſt, zu vereinigen.

Die Religion iſt keine Sache, die man nur zum Zeitvertreibe durchſuchen darf; ſondern man muß ſie als die einzig wichtige durchforſchen; es liegt mehr als das Leben daran.

Wie ſchwach ſind nicht die Mittel, die wir zur Verehrung der Gottheit haben! — Wenn ſich nicht die unerſchaffene Weisheit an die Spitze der Menſchheit geſtellt hätte, ſo würde ſie niemals dieſe Schuld haben abtragen können.

Die Liebthätigkeit, jenes heilige Feuer, welches anzuzünden Chriſtus auf die Erde gekommen iſt, iſt beſonders die Flamme, die in dem Herzen des Chriſten lodert; ſie iſt die vortrefflichſte Tugend, die Menſchen — Engel und Gott ſelbſt vereinigt.

Dieſe hohe Tugend, die ſchon bei der Geburt der Kirche in ihrem ganzen Glanze erſchien, ſetzte die Heiden in Erſtaunen. Lucian gibt ein ruhmvolles Zeugniß von den erſten Chriſten; und der Kaiſer Julian, ihr erklärter Feind, macht die Heiden erröthen, da er ihnen die Zärtlichkeit jener gottloſer Galiläer (wie er ſie nannte) für ihre Armen, und ſelbſt für die Armen unter den Heiden vorwarf.

Die Religion iſolirt die Menſchen nicht, wie es ihr ihre Feinde vorwarfen. Mit dem einſamen Leben verhält es ſich wie mit der Jungfräulichkeit; eine ſehr kleine Zahl iſt dazu berufen. Der Chriſt iſt Künſtler, Soldat, Handelsmann, Obrigkeit; allein mit allen dieſen Berufsarten verwebt er ſeine Integrität, die ihn als Chriſten auszeichnet.

Alle Handlungen des Chriſten werden durch die Religion veredelt. Kaum hat ſich ſeine Vernunft entwickelt, ſo heißt ihn die Religion jene Verbindlichkeiten unterzeichnen, die bei ſeiner Geburt in ſeinem Namen ſind eingegangen worden, und weihet ihn von neuem ein. Wenn er ſich eine Geſellſchaft wählt, ſo haben feierliche Wünſche dieſe Einigung geheiliget; ſie bietet ſeiner Gebrechlichkeit in ſeinem Falle eine Hilfsquelle an, ſich wieder mit Gott, mit ſich ſelbſt auszuſöhnen: und endlich findet er in ihr auf dem Sterbebette einen Troſt, der weit über den Zuſpruch einer Welt erhaben iſt, die er unter ſich einſtürzen fühlt.

Jene, die die Maſſe politiſcher Geſellſchaften, auf die die Religion nur wenig Einfluß hat, im Großen nur ſehen, fragen was ſie gewirkt habe? ſie hat aber in den Individuen große Veränderungen bewirkt; ſie redet zu dem Herzen jedes Menſchen. Chriſtus iſt gekommen, aus der Geſellſchaft ſeine Auserkohrnen zu wählen, und nicht die ganze Geſellſchaft, die allzeit mehr für die Welt, als für ihn iſt.

Die Religion hat nicht die ganze Welt von ihrem Verderbniſſe geheilt; ſie hat ihr aber den erbauenden Anblick von Tugenden gegeben, die der Welt vor ihr noch unbekannt waren; ihr danket es der Menſch, daß die Sklavenfeſſeln von ſeinen Gliedern fielen; ſie hat den Dürftigen und Greiſen ſichere Zufluchtsorte eröffnet; ſelbſt den Verbrechern eilt ſie noch zu Hülfe; ſie ſteigt in die finſtern Kerker hinab, tritt auf die Blutbühne, und eilet bis an das äußerſte Ende der Welt.

Unſere Philoſophen thun immer mit den Tugenden der Heiden groß, mit der Gaſtfreundſchaft der Unglaubigen, mit der Aufrichtigkeit und Uneigennützigkeit der wilden Nationen; der Menſchlichkeit ihrer Weiſen ꝛc. Was ſetzen ſie dieſem allem entgegen? — Falſche Andacht, Heucheley einiger Chriſten, Geiz und Ausſchweifungen einiger Diener der Religion, die Dummheit und den Aberglauben einiger ſchwacher Geiſter. Kein Mißbrauch iſt ſo klein, den ſie nicht auf das Höchſte übertreiben. Alles, was die Religion mißbilligt, wird ihr aufgebürdet, und der wahre Chriſt, den ſie nie gekannt haben, ja von dem ſie nicht einmal den wahren Begriff haben, wird in ihren ungerechten Verdammungs-Urtheilen unter die Hefe von Menſchen geworfen.

Das einzige Gebot, Gott von ganzer Seele zu lieben, kündigt eine göttliche Lehre an. Anderswo empfiehlt man allenthalben Achtung und Furcht; nur die wahre Religion ſpricht uns von Liebe, und gibt uns auch die Beweggründe dazu an die Hand.

Wenn uns befohlen wird, wir ſollen Gott mehr als uns ſelbſt lieben — ein Gebot, davon die andern alle herſtammen, — ſo müſſen wir nicht denken, Gott bedürfe unſerer Liebe, ſondern dieſes Gebot iſt uns darum gegeben worden, weil das Geſchöpf nicht glücklich ſeyn kann, wenn es ſich nicht in der Ordnung erhält; dieſe Ordnung aber fordert, daß es in allem zu Gott ſeinem Schöpfer, kehre; ſich hiezu weigern, es nicht thun wollen, heißt das unveränderliche und ewige Geſetz verletzen. Wenn die Religion dem Menſchen befiehlt, Gott zu lieben, ſo ſagt ſie damit nichts anders, als ich will, daß du höchſt glücklich ſeyn ſollſt.

Der Stolz kettet uns an uns ſelbſt; darin liegt der Grund all unſerer Uebertretungen des Geſetzes; er iſt das einzige Verbrechen des Geiſtes, und dem Ziele, zu dem wir ſind erſchaffen worden, am meiſten widerlich. Er iſt's, der dadurch, daß er den Menſchen beredet, er könne ſich durch ſeine eigene Kräfte zu Gott emporſchwingen, ihm den Plan einer willkührlichen Religion vorzeichnet, wo jeder ſeine Pflichten nach ſeinem Willen beſtimmt.

Was iſt wohl der Menſch um Gott zu ehren? Mit der Sünde ſeiner Väter und ſeiner eigenen befleckt — konnte nur durch ein Wunder der göttlichen Güte zwiſchen ihm und der Gottheit der Bund geſchloſſen werden. Ja ſie, die göttliche Güte, hat dieſes Wunder durch einen Akt bewirkt, wodurch unſere Opfer den höchſten Werth erhalten.

Chriſtus Religion iſt die einzige, die Gott ſo verherrlicht, wie er verherrlicht ſeyn will, weil ſie ihm nichts als ſeine Geſchenke anbietet. Jeſus iſt alles in der Kirche; der Chriſt, innigſt überzeugt von ſeinem Nichts, hoffet nur auf ihn und ſammelt ſich durch ihn Verdienſte. Der Menſch iſt an ſeinem Platze, und die Größe Gottes hat ſich in dieſer göttlichen Haushaltung geoffenbaret.

Die Demuth, die unſere Philoſophen für Niederträchtigkeit halten, iſt ein in ſich richtiges Gefühl, denn der Menſch hat aus ſich ſelbſt nichts. Chriſtus, die erhabenſte Seele, die jemals geweſen iſt, war demüthig, wie er es ſelbſt ſaget, denn er ſah, daß ſeine Erhebung ganz ein Geſchenk der Gnade war. Die Heiligen waren demüthig; der Himmel iſt der Aufenthalt der Demuth. Soli Deo honor.

Nicht Vorurtheil und nicht der Zufall der Geburt haben mich zum Chriſten gemacht. Wenn meine Seele in der Kindheit, da ſie ganz leidend war, den Charakter des Chriſten ohne Unterſuchung angenommen hat, ſo hat ſie doch ſeither ihr Urtheil mit Einſicht gut geheißen. In was immer für einer Religion ich wäre geboren worden, ſo würde ich das Chriſtenthum, wenn ich heute den erſten Unterricht darüber erhielt, mit Entzücken annehmen.

Der Menſch berechnet den Lauf der Geſtirne, legt die Elemente in Feſſel, hat eine Phyſik, eine Geſchichte, eine Geſetzgebung — alles dieſes hat er von der Gottheit; — ſollte ſie ihm nur das einzige Geſchenke, das dieſem lange vorgehen muß, verweigert haben — das einzige, um deſſentwillen die andern geordnet ſind — die Religion?

Man nehme die Religion von der Erde weg, ſo iſt die Welt ein Chaos von Begebenheiten ohne allen Plan. Der Menſch wird hienieden unter die Thiere geworfen, und weiß nicht mehr, weder welchen Rang er unter den Weſen einnimmt, noch welchen Gebrauch er davon machen muß; unregelmäßig kreiſelt er in einem ſchlangenförmigen Labyrinthe herum, wo kein anderer Ruhepunkt iſt als der Tod.

Wenn es einen Schatten Glücks auf dieſer Erde gibt, ſo gehört es dem Menſchen, der Religion hat. Da er immer unter den Augen eines Vaters wandelt, der ihn liebt, ſo ſieht er in ſeines Gleichen nichts als ſeine Brüder und Freunde, in den Thieren Diener, in den Pflanzen eine Mannigfaltigkeit von Nahrung und Hülfsmitteln, in der Natur und Geſellſchaft einen Herrn, der allzeit auf ſeine Bedürfniſſe aufmerkſam iſt; wo der begierliche Menſch nichts als Urſache zu murren findet, ſieht er Gelegenheit, ſeinen Dank vor dem Schöpfer auszugießen.

Wer das Glück hat, an die Religion zu glauben und von jenem Geiſte der Liebthätigkeit beſeelt iſt, den ſie einflößt, genießt an einem Tage mehr wahres Vergnügen, als der wollüſtigſte Weltmenſch in ſeinem ganzen Leben. Wie rein und köſtlich iſt nicht die Empfindung einer ſchönen Seele, wenn ſie aus Liebe zu Gott eine wohlthätige Handlung thut! — Es iſt ein beifalllächelnder Blick des Gottes, der in uns wohnt, ſo wie der Gewiſſensbiß ein fürchterlicher Blick des Zornes iſt, der die ſtrafbare Seele durchbohrt.

Glaube.

Wenn ein Gott, Schöpfer Himmels und der Erde exiſtirt, ſo muß er auch eine Herrſchaft über das Geſchöpf haben, die gewiſſe Pflichten von Seiten deſſelben feſtſetzt. Es gibt daher ein Geſetz, das Gott ſelbſt für den Menſchen gemacht hat. Ueberall alſo, wo Gott und der Menſch, das Unendliche und das Endliche auf einander Bezug haben, muß das Myſterium erſcheinen.

Auch ohne Myſterien, ſagt der Ungläubige, würde man an eine Religion glauben; — es iſt gerade das Widerſpiel. In einer Religion ohne Myſterien findet ſich Gott nicht ein, denn er ſelbſt iſt das größte aller Myſterien, und alles, was von ihm kommt, muß, den Charakter davon an ſich haben.

Die Dunkelheit der Glaubensſätze iſt alſo von der göttlichen Religion untrennbar; alle göttliche Handlungen, ſelbſt die, die uns in die Sinne fallen, als die Schöpfung, der Gang dieſer Welt ſind über unſer geringes Räſonnement.

Wenn wir Beweiſe haben, daß eine Revelation von oben kömmt, daß Gott geredet hat, müſſen wir uns noch darüber wundern, daß wir Gedanken darin finden, die uns verwirrt machen? Meine Vernunft erſchrickt vor den Myſterien, wenn ich aber an die Größe Gottes denke, ſo hält mich nichts mehr zurück; ich erſtaune nicht mehr darüber, daß in ihm eine einzige Weſenheit, dreifach in Perſonen, ſeyn ſoll, daß er alles vorſehen kann, ohne mir darum die Freiheit zu rauben; ich erſtaune nicht mehr, daß ſeine Gerechtigkeit eine Erſtattung gefordert habe, die ſeiner Größe angemeſſen iſt, daß ſeine Güte dieſen Erſatz gemacht hat, daß er aus dem Schooße ſeiner Barmherzigkeit das Myſterium der Fleiſchwerdung geſchöpft hat — ein Myſterium, außer dem nichts Erhabners kann gedacht werden, weil es uns die Religion nur als die höchſte Güte eines unbegreiflichen Gottes darbietet.

Die Religion müßte uns entweder nichts von Gott ſagen, oder es müſſen unausſprechliche Dinge ſeyn, die ſie uns von ihm ſagt, wenn ſie uns auch nichts als ein Bächlein aus dem großen Ocean ſeiner Vollkommenheiten entdeckt. So was kann wohl unſere ſchwachen Einſichten verſchlingen.

In der Majeſtät des Chriſtianismus muß man die göttlichen Züge ſuchen, die die Wahrheit deſſelben darthun. Man muß die ganze Oekonomie davon in Betracht ziehen, und den Zweck eines jeden ſeiner Lehrſätze, um in dem Gebäude der Religion das Werk des Ewigen zu erkennen.

Unſere Philoſophen mögen uns immer in die Ohren ſchreien, daß hienieden alles gut ſey; das Gefühl ſagt uns ganz das Gegentheil. Die Uebel, die dieſe Welt, phyſiſche wie moraliſche, verheeren, und deren Ende der Tod iſt, konnten nicht in dem urſprünglichen Plane eines guten Gottes begriffen ſeyn. Sie verrathen ſichtbar die Herabwürdigung unſerer Natur, das moraliſche Uebel entſprang aus dem Gewiſſen des verſchlimmerten Menſchen; das phyſiſche kam aus dem moraliſchen Uebel; Mühſeligkeiten, Leiden, Krankheiten und der Tod waren die traurige Begleitung des Irrthums und des Verbrechens.

Die Erbſünde, die der Gottloſe als eine Fabel verwirft, bezeugt der Zuſtand des menſchlichen Geſchlechtes, der uns ohne ihr unerklärbar iſt. Die meiſten Nationen haben ihre Sagen, die darauf anſpielen. Cicero ſagt, es ſcheine, der Menſch werde hienieden für Verbrechen beſtraft, die er in einem vormaligen Leben begangen hat, und Plato ſagte ſchon vor ihm, es ſcheine, die Natur und Fähigkeiten des Menſchen ſeien in ſeinem Stammvater verderben worden. Die Offenbarung thut alſo nichts, als daß ſie das bekräftigt, was die menſchliche Vernunft wähnte.

Das Chriſtenthum iſt die einzige Religion, die den Menſchen verſichert, daß er ſchwach und abgewürdigt iſt, daß er einen übernatürlichen Beiſtand nothwendig hat; ſie allein macht zwiſchen ihm und Gott eine genugthuende Verbindung. Die Idee eines Vaters, der ſich ſeinen Kindern mittheilt, und ihnen den Weg weiſet, an dem ſie ſich halten ſollen, iſt meinem Herzen immer werth.

Der Glaube lehrt mich, daß das göttliche Licht, das Alles erſchaffen hat, und das den Menſchen ſchon von der Geburt an erleuchtet, ihn auch noch nach ſeinem Falle wieder zur verlornen Würde erheben will; daß es, um ihn wieder auf den rechten Weg zurück zu bringen, mit ihm unter dem Schleier der heiligen Menſchheit Jeſus Umgang geflogen habe. Dieſer Glaube verſichert mich, daß die, die an ihn und durch ihn glauben, Kinder und Freunde Gottes werden. Dieſer göttliche Gebieter hat die glänzendſten Zeugniſſe für ſich. Ich ſehe, daß rund um mich her alle jene, die ihm folgen, wirklich neue Menſchen geworden ſind, indeſſen andere in dem Wuſte des Laſters herumwühlen. Vor Freude entzückt reihe ich mich an die erſtern, und erkenne in Chriſtus den Weg, die Wahrheit und das Leben.

Der Glaube befürchtet nichts von der Durchforſchung eines tugendhaften Philoſophen; wie mehr man Verſtand und Gerechtigkeitsliebe beſitzt, je mehr fühlt man ſeine Schönheit: Das einzige, was ſich ſeinen Vorſchritten in Weg ſtellt, iſt die Unredlichkeit des falſchen Schöngeiſtes, oder verdorbenen Sophiſten.

Der Glaube beſteht nicht darin, daß man Wunder glaubet, ohne Beweiſe dafür zu haben, ſondern auf unverdächtige Zeugniſſe ſich Wahrheiten zu unterwerfen, die die Vernunft zwar nicht begreift, die ſie aber genehmigt.

Es iſt eine Beleidigung des Glaubens, wenn man glaubt, daß er die Vernunft zum Opfer begehre; die Vernunft iſt die Baſis des Glaubens. Er, der Glaube wird ſich im Himmel verlieren, aber die Vernunft bleibt ewig.

Die Vernunft ſieht es, daß ein höchſtverſtändiges Weſen die Welt erſchaffen hat; daß Gott dem Menſchen einen Geiſt gegeben hat, der den Körper überlebt; daß er ſich ihm hat offenbaren müſſen. . . . Der Glaube hat dieſe Wahrheiten beſtätigt, und macht aus Zweifeln Gewißheit.

Was immer für ein Studium ſich der Menſch aus der Religion macht, ſo kann ſie ihn zum Glauben gefaßt machen, aber ihm den Glauben nicht geben. Der Glaube iſt ein übernatürliches Geſchenke, das Gott nur der Reinigkeit und Unterwürfigkeit des Herzens verleihet.

Der Glaube herrſcht über die Vernunft, die Gnade über die Natur, und die Liebthätigkeit über die Liebe zu ſich ſelbſt. Alles, was von Gott kömmt, iſt gut; da aber der Menſch von allem Mißbrauch macht, fällt die Natur, und die Gnade erhebt ſie wieder, die Vernunft wanket, der Glaube unterſtützt ſie, die Selbſtliebe macht ihn blind, die Liebthätigkeit öffnet ihm die Augen und leitet ihn; ohne den Beiſtand des Herrn werden uns ſeine Geſchenke zu ſchädlichen Werkzeugen unſers Verderbens.

Die erſte Pflicht unſerer Vernunft iſt ihre Grenzen zu kennen; ſo bald ſie ſich über die körperliche Natur erheben will, fehlt'es ihr an Begriffen; um dieſer Vernunft wegen hat die Gottheit ſich gewürdigt unſere Organe zu entlehnen, damit ſie zu unſern Sinnen reden konnte.

Fides ex auditu, ſagt die Schrift; und damit iſt das Wort Gottes hergeſtellt. Die Grundlage des Glaubens, die Vernunft allein kann ſich zu den großen Wahrheiten nicht emporſchwingen, die zu Gott führen; allein ſie kann dieſelbe anerkennen, wenn ſie ihr verkündigt worden ſind.

Ohne den Glauben werden die meiſten phyſiſchen und ſelbſt moraliſchen Wahrheiten wanken; das Daſeyn Gottes, ſeine Vorſehung, das Daſeyn der Seele, ſelbſt die Exiſtenz der Körper — alles iſt beſtritten worden; der Glaube hat allein das, was die Vernunft nur undeutlich ſah, gründlich befeſtiget.

Nachdem ſich die göttliche Natur gewürdigt hat, ſich dem Menſchen mitzutheilen, ſo iſt's eine nothwendige Folge, daß der Glaube ſeiner Natur hat zu Hülf kommen müſſen: Vernunft und Glaube haben einen und den nämlichen Urſprung; aber der Glaube muß mit uns dort anfangen, wo die Vernunft uns verläßt.

Unſer Glaube iſt in der Schrift und in der Tradition enthalten: Darin liegt die wahre Theologie; denn was die Scholaſtik betrifft, ſo ſagt man freilich, ſie ſey die Schutzwehr des Glaubens; aber das heißt einen Felſen in Stroh verwahren.

Von Chriſtus an bis auf uns war eine Reihe heiliger Schriftgelehrter, deren Schriften, die ſo authentiſch ſind als die Bibel, die ſie erklären, aller Neuerungsſucht eine unüberſteigliche Bruſtwehr entgegenſtellen.

Nichts im Univerſo kann Zeugniſſe aufweiſen, die mit jenen in Vergleich kommen, auf die ſich unſer Glaube ſtützet. Sein Urſprung geht zurück bis auf den Urſprung der Welt, und iſt von Jahrhundert zu Jahrhundert verkündiget worden. Chriſtus hat alles bewahrheitet, und gründete ein Geſetz, das durch eine Reihe von Zeugen iſt bewährt worden, die den gegenwärtigen Augenblick an die Schöpfung anketten. Man ſuche in der Geſchichte der Welt eine Kette, die ſo ununterbrochen fortläuft, und wo jedes Glied ſo gut in das andere paßt.

Wenn man den Text des alten Teſtaments ſelbſt nur als Menſchenwerk anſieht, ſo iſt er das ſchätzbarſte Monument, das uns die Vorſehung aufbewahrt hat; wir haben nichts, das ſeinem Alterthume gleich kömmt; weder der Vedam der Indier, noch die viel ältern Bücher der Chineſen, ſteigen nicht auf 1500 Jahre vor unſerer Zeitrechnung. Wenn die Entfernung der Orte, der Zeiten, wenn das Genie der hebräiſchen Sprache und die Ueberſetzungen einige Dunkelheit darüber verbreitet haben, ſo muß dieß nicht der Gegenſtand einer Kritik ſeyn, die Muckenfängerin iſt, ſondern man muß den Geiſt darin faſſen.

Juſtinus macht den Abraham zum König von Damas, gibt ihm Iſrael zu ſeinem Sohne, und läßt dieſen 10 Kinder erzeugen. Er erzählt die ganze Geſchichte des Joſeph, und macht Moſes zu ſeinem Sohne. Er ſagt, daß die

Egyptier das hebräiſche Volk wegen ſeinem Ausſatz verjagt hätten; daß dieſes Volk, da es unter der Anführung Moſis davon zog, die Götter der Egyptier mit ſich nahm, und von dieſen ſey verfolgt worden; daß aber die Egyptier durch ein Donnerwetter ſeyen umgekommen, daß Moſes ſein Volk in die Wüſte geführet habe, und am ſiebenten Tage, den er als den Tag der Ruhe heiligte, auf dem Berg Sinai angekommen ſey. Dieſe Erzählung, obwohl ſie verſtümmelt iſt, dient unſerer Schrift zum unverdächtigen Beweisthum.

Die Ungläubigen triumphiren, daß ſie die Unbedeutenheit des jüdiſchen Volkes dem Glanze großer Nationen gegenüberſtellen; allein alle dieſe Reiche, die in ſo großem Rufe ſtehen, zeigen uns nur was Menſchliches; ſie gleichen großen Strömen, wovon keine Spur übrig bleibt.

Das jüdiſche Volk hat unauslöſchliche Kennzeichen und beſteht noch. Städte und Königreiche ſterben, wie ihre gebrechlichen Stifter; aber das Geſetz, das den Hebräern gegeben wurde, ſchwamm auf dem alles verſchlingenden Ocean der Zeiten.

Die Erhaltung des jüdiſchen Volkes, ſo wie es noch ſeit achtzehn Jahrhunderten beſteht, iſt ein Wunder, das wir ſtets vor Augen haben. Dieſes Volk iſt das einzige, das in allen Zeiten den wahren Gott erkannt und angebetet hat: Es iſt der Verwahrer ſeiner Orakel, aus ihm ſtrahlte das Licht hervor. Sein Verbrechen iſt, daß es dieſes Licht verkannt hat, und dieſes Verbrechen wurde mit ſeinem Sturze beſtraft. Alle Anſtrengungen zu ſeiner Wiederherſtellung waren vergebens; aber auch alle Gewaltthätigkeiten, die man gegen daſſelbe ausübte, die ſchrecklichſten Metzeleien, die es unter mehrern Nationen erfuhr, haben es nicht aufreiben können.

Das Original des neuen Teſtaments und die Ueberſetzung der 70 Dollmetſcher iſt in einem rauhen, barbariſchen Griechiſch geſchrieben, das das Volk zu ſelber Zeit ſprach. Dieß beweiſt, daß das Wort Gottes keines Sprachſchmuckes bedarf. Die Schriften der berühmteſten Philoſophen ſind weit unter dieſem groben Griechiſch, wenn man auf die Beredſamkeit Rückſicht nehmen will, mit der die Sachen darin vorgetragen werden.

Die Weiſen aller Zeiten haben nur geſtammelt, wenn ſie von der Gottheit und der Beſtimmung des Menſchen reden wollten. In den letztern Zeiten haben jene, die, wie Plato, wegen der Gründlichkeit ihrer Lehren die göttlichen genannt wurden, bei den überall verbreiteten Juden geſchöpft; Pythagoras war ſelbſt beſchnitten. Unſere modernen Philoſophen ſind ſelbſt der Offenbarung, auf die ſie losgehen, Dank ſchuldig.

Man findet in den Schriften der Weiſen einige Wahrheiten: aber nur in unſerer Schrift findet man ſie in einer ordentlichen Reihe geſammelt. Rouſſeau ſagt, daß die Erhabenheit der Evangelien allein, auch ohne Wunder, jeden Geiſt würde bezwungen haben.

Unſere Schöngeiſter leſen, und können ſich nicht ſatt leſen an einem Plato, Seneka, Cicero: einige zerſtreute Lichtfunken ſetzen ſie in eine Verwunderung, die an Enthuſiasmus grenzt; und Ströme des helleſten Lichts in den Reden Chriſti rühren ſie kaum. Woher kann wohl dieſer unbillige Vorzug kommen? — Er liegt darin, daß die Philoſophen nur anrathen, was Chriſtus befiehlt.

Eiteln Menſchen ſcheint die heilige Schrift dunkel und voll Widerſprüche zu ſeyn. Falſche Kritik und ein Geiſt der Spitzfindigkeit ſtoßen ſich an jeder Seite, indeſſen gerade Herzen das darin verborgene Manna finden.

Das Evangelium iſt ein Unterricht der Reinheit und Vollkommenheit, die über alle eitle Betrachtungen dieſer Welt ſo erhaben iſt, daß man wohl fühlt, daß nur Gott ſeinen Menſchen ſolche Wege vorzeichnen könne, und dieſes gründet den Glauben des einfältigen Gläubigers, der nicht fähig iſt, die Beweiſe zu ergründen.

Der Lehrſatz von der Fleiſchwerdung, die Grundlage unſers Glaubens, iſt Zweifels ohne unendlich über unſere

Vernunft erhaben, und ſie konnte es nie wagen ihn vorzuſehen; er iſt aber nicht dawider. Wahr iſt es, er würde wider die Vernunft laufen, wenn wir ſagten, daß in Chriſtus die göttliche Natur ſich mit der unſrigen vermengt habe; daß ſie gelitten habe, daß Chriſtus als Gott der Gottheit genug gethan habe; allein unſer Glaube ſagt, daß die beiden Naturen von einander unterſchieden waren, daß die menſchliche Natur allein gelitten und Gott genug gethan habe.

Die Feinde des Glaubens ſchreiben ihm gerne Ungereimtheiten zu; ſie verläumden uns, wie es vormals die Heiden machten, weil ſie unſere Lehrſätze nicht kennen. Möchten ſie doch wiſſen, daß wir, ſelbſt in Jeſus Chriſtus, nur einen Gott anbeten, und daß Chriſtus durch die Menſchheit unſer Bruder iſt.

Es iſt ungereimt, ſagt der heilige Hieronymus, daß man denke, die Gottheit, die alles erfüllt, könne innerhalb dem engen Raume eines menſchlichen Körpers eingeſchloſſen geweſen ſeyn; das Wort war ganz in dem Sohn des Menſchen, weil ſich die göttliche Natur nicht zertheilet; aber der Sohn Gottes war zu gleicher Zeit in dem Schooße ſeines Vaters und bei den Engeln.

In dieſem großen Geheimniſſe iſt der Menſch durch die Annahme ſeiner Natur erhöhet worden, ohne daß das Wort einige Veränderung erlitten hätte; und während Chriſtus als Menſch in einer kleinen Gegend der Erde ſein Amt vollbrachte, erfüllte er als das Wort Erde und Himmeln mit ſeiner Majeſtät.

Die nemliche Güte, die Gott vermochte den Menſchen zu erſchaffen, hat ihn auch bewogen, ihn nach ſeinem Falle wieder aufzuheben: Dieſe zweite Wohlthat nimmt ſeiner Größe ſo wenig als die erſte.

Hat ſich Gott dadurch herabgeſetzt, daß er dieſe Welt ſchuf, daß er mit ſeiner Hand die verſchiedenen Geſtalten ſo vieler Thiere zeichnete, daß er den Menſchen an die Spitze dieſer ganzen Haushaltung ſtellte, und ihm eine Freiheit gab, die ihn faſt zum Theilnehmer ſeiner Rathſchlüſſe zu machen ſcheint? Warum ſoll er ſich erniedrigt haben, da er ſich mit dem geheiligten Menſchen vereinigte, den er als das Haupt und das Vorbild aller hat aufſtellen wollen?

Alle Einwürfe wider die Menſchwerdung kommen von den falſchen Begriffen her, die wir hienieden von der Ehre haben, wo ein König ſich nicht mit ſeinem Knechte vereinigt: anders verhält es ſich aber mit Gott, der ſich nur mit ſeinen Dienern vereinigen kann.

Die Menſchen haben nur einen falſchen Begriff von Größe; ſo wie alle mathematiſche Größe in dem Unendlichen Nichts iſt, ſo verſchwindet auch all unſere moraliſche Größe vor der unerſchaffenen Weisheit. Nur Gott allein iſt wahre Größe, und die Geſchöpfe entlehnen nur einige Züge derſelben von ihm. In der Menſchheit iſt nichts wahrhaft groß als Chriſtus, keine wahre Wiſſenſchaft als die ſeinige.

Unfehlbar würdigte ſich Gott darum, mit dem Menſchen Eins zu werden, weil das vortrefflichſte in unſerer Natur liegt. Alſo weder Macht, noch Menſchenruhm (Dinge, die immer ſehr geringfügig ſind) ſondern die Tugend iſt es, und zwar der höchſte Grad von Tugend, die Salomon in dem Gerechten ſchildert, den die Gottloſen verabſcheuen und einem ſchimpflichen Tode überlaſſen. Die Heiden ſelbſt haben eine Idee von dieſer Erhabenheit der verfolgten Tugend gehabt; ſie iſt das ſchönſte Schauſpiel, das die Erde dem Himmel geben kann, ſagte einer der Alten; Plato redet von dem Gerechten, der von ſeinen Mitbürgern, die er mit Wohlthaten überhäuft hatte, ans Kreuz geheftet wurde; alles dieſes iſt noch weit unter Chriſtus.

Eitle Menſchen verkennen Chriſtum unter dem Strohdache; — ich — würde ihn unter dem Purpur verkennen; ſie verkennen ihn in dem Gefolge von zwölf Armen; ich würde ihn an der Spitze zahlreicher Armeen verkennen. Die Schmach des Kreuzes entfernt ſie nun vollends von ihm, und gerade dieſe Schmach malet den letzten Charakterzug zu ſeiner Größe.

Alle Geſetzgeber ſind nichts als Menſchen geweſen: Moſes, Elias und alle Propheten haben ſich Diener Gottes genennt. Mahomet, ſo ganz keck er war, hat nur dieſen Titel angenommen. Keinen gab es in der Weltgeſchichte als Chriſtum allein, der ſich den Sohn Gottes genennt hat, gleich ſeinem Vater, und der auch ſolche Werke verrichtet hat, ohne dafür einen andern Lohn als den Tod zu erwarten.

Wenn ein ſo ſehr wider alle menſchliche Begriffe ſtreitendes Dogma, als dieſes der Gottheit Chriſti hätte umgeſtürzt werden können, ſo hätte es zu einer Zeit geſchehen müſſen, die ſo nahe an ſeinem ſterblichen Leben wer, nämlich damals, als der Arrianiſmus die Kirche in die betrübteſte Lage ſetzte. Doch hat dieſer Lehrſatz triumphirt, hat über die Macht der Kaiſer und über die Wuth der Arrianer geſiegt.

Gewiß iſt es, daß die Patriarchen und die geiſtigen Juden an einen göttlichen Meſſias und den Urheber der Gerechtigkeit glaubten. **Daturum se nobis**, ſagt Zacharias. Der Talmud redet von einem leidenden Meſſias. Wirklich, welchen Antheil kann ein vernünftiger Menſch an einem Eroberer nehmen, der in mehrern Jahrhunderten verheißen wird. Nur die rohen Juden konnten einen ſolchen erwarten; ſo wie unſere ſchlechte Chriſten gerne einen hätten, der ihrem Stolz das Siegel aufdrückte.

Die Erwartung eines Meſſias, des Befreiers, war zu Chriſtus Zeiten ſo allgemein, daß Tacitus davon als von einer Tradition redet, die im ganzen Orient verbreitet war; die Schmeichelei machte ſeitdem die Anwendung davon auf Veſpaſian. Man war weit entfernt, den Erlöſer des Menſchengeſchlechts in einem Städtchen von Judäa zu ſuchen.

Chriſtus kömmt in dieſer Zeit unter einer Außenhülle an, die ſeiner würdiger war als die Hoheit eines Königs. Vor der Vollendung ſeines Opfers ſagte er die Einführung ſeiner Religion und den Sturz der Juden vor. Zwölf gemeine Menſchen verkundigen Nationen, die dem Luxus und einer ſtolzen Philoſophie ergeben waren, einen hingerichteten

Juden als Gott. Alles trifft ſo ein, wie es Chriſtus vorhergeſagt hatte; ſeine Nation fällt, der Tempel wird zerſtört; die Nationen nehmen das Evangelium an: das Inſtrument der ſchimpflichſten Todesſtrafe wird im Reiche verehrt, und letztlich, das ſtolze Rom wird die Hauptſtadt der chriſtlichen Welt.

Welch ein Name kann dem Namen Chriſti verglichen werden? Zu welcher Herrlichkeit hat Gott nicht den Menſchen in ihm erhoben? Alle Macht, wie er ſelbſt ſagt, iſt ihm auf Erden und in dem Himmel gegeben. Die himmliſchen Geiſter ſind ihm unterthan; er iſt der Mittelpunkt und das Band der ganzen Schöpfung.

Alle Revolutionen des Reichs ſind nur Auftritte des Augenblicks; nur ein ſolcher Moment iſt dauernd, und für den iſt alles angeordnet: Der Moment Chriſti.

Als ſich das göttliche Wort in unſer Fleiſch hüllte, hat es ein Bündniß mit der ganzen Menſchheit gemacht; die Auserwählung Chriſti iſt auch unſere, die Menſchen geſtalten, durch die Liebthätigkeit vereinigt, eine geheimnißvolle Kette, wovon ein einziges Glied mit der Gottheit vereinigt zu Gott erhebt, und alle dahin führt, die ſich feſt daran halten.

Als Chriſtus gegen Himmel ſtieg, hat er die Erde nicht verlaſſen; er iſt noch unter uns gegenwärtig, wie er es in Judäa war. Was würde es auf jene, die ſeine Gegenwart auf unſern Altären, ſein erkanntes Prieſterthum, ſein immer lebendiges Wort nicht rührt, für einen Eindruck gemacht haben, wenn ſie ihn der Schande und dem Kreuzestode hätten überlaſſen geſehen?

Ohne Opferungen gibt es keine Religion; ſie ſind ſo alt als die Welt. Das Opfer des neuen Geſetzes iſt nur eine Wiederholung der Menſchwerdung: Die Handlungen Gottes haben ein Ende. Sein Wort, das nicht vergeht, iſt von fortdauernder Wirkſamkeit. Es iſt jenes Wort, das noch zu den Thieren ſpricht: vermehrt euch; zu den

Pflanzen, wachſet; und dieſes Wort, macht die Gegenwart Chriſti auf unſern Altären wirklich.

Alles ſtimmt in Chriſtus mit ſeiner Lehre überein, die nur Demuth und Selbſtverläugnung predigt. Von armen Eltern geboren, obwohl aus königlichem Geblüte, verbirgt er ſich die erſten dreißig Jahre ſeines Lebens; die letztern drei waren die Jahre der Thätigkeit, während welchen er ſeine ganze Allmacht ſehen ließ; auf einmal thut er darauf Verzicht, und überläßt ſich der Wuth ſeiner Feinde. Er that nichts für die Zeit; ſeine Glorie kam erſt nach ſeinem Tode.

Wenn Chriſtus nicht vom Tode iſt erweckt werden, ſo iſt unſer Glaube vergeblich, ſagte der heilige Paulus, ſelbſt zur Zeit dieſes großen Ereigniſſes; aber auch Gott würde uns betrogen haben, wenn er gewollt hätte, daß das erhabenſte Geſetz, der vollkommenſte Cultus, das Werk eines Betrügers ſeyn ſollte, der ſich freiwillig aufopfert, und auch andere beredet, dieſes zu thun.

Man durchforſche die Schriften und den Gang der Jünger Chriſti mit einem bedachtſamen Auge; alles athmet darin Liebe zum Wahren und Gerechten. In ſeinem Namen und ſeine Auferſtehung zu bezeugen haben ſie Wunder gewirket, die die Feinde der Religion und Julian ſelbſt nicht in Abrede ſtellen konnten. Müßte man ſie nicht für Atheiſten und Unſinnige halten, wenn man behaupten wollte, ſie hätten die Welt täuſchen wollen, da ſie noch auf dem Blutgerüſte die Auferſtehung eines Verbrechers bezeugten, deſſen Leichnam ſie geſtohlen hätten.

Warum hat aber Chriſtus ſeine glorreiche Auferſtehung nicht den Augen der ganzen Nation kund gethan? — Aber die folgende Generation hätte auch immer die vorgegangenen Lügen ſtrafen können. Er hätte ſich alſo jederzeit und an allen Orten ſehen laſſen müſſen. Er that es auch wirklich, aber auf eine Art, die in dem Herzen der Gläubigen ſeiner viel würdiger war.

Chriſtus Lehre hat mit allem dem, was in den menſchlichen Geiſt Eingang findet, nichts gemein. In ihr herrſcht unmittelbar ein neuer Geiſt, der von allem Irdiſchen befreit iſt. Nur dieſer Chriſtus nemlich, und jene, die darnach redeten, haben mit dieſem Lichte geglänzet.

Selig ſind die Weinenden — — Wehe den Reichen — — Eine Moral, die ſich der menſchliche Geiſt nicht beifallen läßt; die kein Menſch das Herz hatte zu wagen; aber die Wahrheit ſelbſt wußte zu gut, daß es dem Menſchen nützlich iſt, daß er geprüft werde: der Chriſt kann leiden müſſen, aber niemals unglücklich ſein?

Feige Seelen empört dieſe göttliche Lehre; aber ſtarke Seelen, als Juſtinus, Laktantius, und die erſten Weiſen, die das Chriſtenthum angenommen haben, wurden vor Verwunderung hingeriſſen.

In welch zärtlichen, holden Zügen entwarf uns nicht Chriſtus das Bild der Gottheit! Wer kann, ohne bis zu Thränen gerührt zu werden, jene erhabne Bitte leſen, die er in dem Augenblicke ſeiner Aufopferung an ſeinen Vater that! es iſt ſo zu ſagen, ſein letzter Wille, den er ſterbend den Menſchen kund machte; darin enthüllt ſich der große Zweck, warum er ſich zu Sterblichen verabließ; er fordert darum zu wiederholten malen, daß wir nur Eins mit ihm ausmachen ſollen, ſo wie er Eines mit ſeinem Vater iſt, und beruft uns alle zu jener unausſprechlichen Einigkeit, die der Zweck der ganzen Religion iſt.

Der Menſch, der in Chriſtus glaubt, darf ſich nicht mehr über ſeine Schwäche beklagen; er hat einen Meiſter, der ihm den Weg vorzeichnet, und ihm leuchtet: ſeine Gnade iſt der Seele das, was das Licht dem Auge iſt; aber — das Auge kann ſich ſchließen, daß es das Licht nicht ſieht.

Kirche.

Die Kirche iſt jene heilige Stadt, die Gott Chriſto übergeben, und ihn zum ewigen Oberprieſter derſelben eingeweihet hat; hienieden befindet ſie ſich in der Zeit der Prüfung, und iſt den Widerſprüchen unterworfen; allein er iſt allzeit mitten in ihr, und hat auch verheißen, daß er ſie bis ans Ende und Scheidung der beiden Städte aufrecht halten wolle.

Die Verſammlung der Auserwählten im Himmel und die der Gläubigen auf der Erde machen eine und dieſelbe Kirche aus, wo alles, Gebet, Geiſt und Verdienſte gemeinſchaftlich ſein müſſen. Wer alſo zu dieſer Kirche gehören will, muß ſich mit ſeinen Neigungen dahin wenden, wo ihrer eine ewige Dauer wartet.

Was iſt wohl hienieden eines Gottes würdiger, als jene zahlreiche und heilige Geſellſchaft, die mit dem Oberhaupte, das ſie gegründet hat, vereinigt, die Wege geht, die er ihr vorzeichnet? Die Kirche, die in allen Gegenden des Erdbodens verbreitet iſt, iſt das Volk, das zur Verherrlichung Gottes iſt auserwählt worden, in deſſen Schooße einſt ſeine großen Schickſale ſich enden müſſen. Man vergleiche damit jene Fantome menſchlicher Größe, die in dem Augenblicke ihres Entſtehens wieder verſchwinden.

Von den vier großen Monarchien, die Daniel geweißagt hat, iſt Rom jene, die, da ſie die ganze Erde unter eine Herrſchaft und Sprache vereinigt hat, das meiſte zur Verkündung des Evangeliums beitrug. Das nemliche Rom, das 11 Jahrhunderte hindurch die Hauptſtadt der heidniſchen Welt war, iſt heut zu Tag die Hauptſtadt der chriſtlichen Welt, und zählt als dieſe mehr als die Hälfte Zeit ihrer Dauer; ſie allein iſt dem allgemeinen Schiffbruche entkommen.

Die Kirche hat den Glauben und die Moral in Verwahr, deren Reinheit nichts verderben kann. Wenn auch alle Hirten von einem allgemeinen Verderben hingeriſſen würden, ſo würde ihr Ausſpruch über dieſen Hauptpunkt nichts deſtoweniger unfehlbar ſein.

Nichts beweist die Nothwendigkeit eines Depot mehr, als die Streitigkeiten mit den Ketzern. Man findet nicht einen Punkt der Lehre mehr, der nicht angegriffen worden iſt.

Der Katholicismus iſt der einzige unerſchütterliche Mittelpunkt aller evangeliſchen Wahrheiten. Die Verirrungen deren, die ſich davon getrennt haben, beweiſen es genugſam. Sie arten ſtufenweiſe aus; erſt in Socinianer, dann in Deiſten, und letztlich in Iſten, die gar nichts mehr ſind. Wird der Glaube nur in einem Punkte erſchüttert, ſo wird alles hinfällig.

Die Dinge haben ſeit Chriſtus bis auf uns eine ganz andere Geſtalt bekommen; es hat ſich alles ſehr verändert; ſo ſprechen mit den Reformirten die Halbchriſten; aber beſteht denn nicht noch das nemliche Evangelium, das nemliche Glaubensbekenntniß, der nemliche Glaube an die Dreieinigkeit, an die Menſchwerdung, ſind nicht noch die nemlichen Sakramente; das Dogma iſt noch unzertheilt wie die Sittenlehre. Was liegt an dem Uebrigen? Es greift den Grund und die Reinheit der Religion nicht im Geringſten an.

Wenn man im heiligen Juſtin und einigen andern Vätern, die faſt Zeitgenoſſen der Apoſtel waren, das Detail der Verſammlungen lieſt, die wegen dem Meßopfer gehalten wurden, wie kann man es noch wagen, die Kirche erlittener Abänderungen zu beſchuldigen? Man findet darin die Vorbereitung zum Meßopfer durch das Leſen der Schrift, den Unterricht des Hirten, die Aufopferung, den Beitritt des Volks, die Austheilung des Abendmahlbrods, das für den Körper und Blut Chriſti erklärt wurde. — Dieſe alte Liturgie iſt noch heut zu Tag die der römiſchen Kirche.

Die Kirche, die in Glaubensſachen die höchſte Gewalt hat, hat keine zeitlichen Rechte; ihr göttliches Oberhaupt hat dieſes ſehr ausdrücklich ausgemacht. Es hat ihr zur

Ausſteuer nichts gelaſſen, als was ihr die Gläubigen freiwillig anbieten, und einige aufgeklärte Hirten haben ſelbſt der frommen Freigebigkeit Schranken geſetzt. Jede Reform, die nichts anders als eine weiſe Vertheilung dieſer Güter zur Abſicht hat, wird allzeit vortheilhaft ſein.

Die Frömmigkeit der Gläubigen hat die Diener des Altars bereichert, und dieſer Reichthum iſt die Quelle der Aergerniſſe, die man in dem Prieſterſtande beweinet; allein, wenn dieſe Mißbräuche vermögend wären, dieſen Stand verwerflich zu machen, ſo iſt wahrlich nichts in der Welt, das der Verweiſung entgeht. Gott hat es nicht verheißen, daß er allzeit Engel an die Spitze ſeiner Heerde ſtellen wolle; gewiß jeder aufgeklärte Katholik wird über manche Punkte etwas einzuwenden haben.

Das Prieſterthum promulgirt das Geſetz Gottes, und erhält es von Jahrhundert zu Jahrhundert; man wird keinen armen Bauern finden, der nicht heut zu Tag von den Pflichten des Menſchen beſſeren Bericht zu geben weiß, als einſt die Weiſen des Alterthums.

Mag man ſich doch in der Welt immer über die Einfalt der Landprieſter luſtig machen! Es gibt nichts ehrwürdigers als dieſes Corp von Hirten, wovon jeder eine kleine Heerde unter ſich hat, mit welcher er das nüchterne und arbeitſame Leben theilt; ſie unterrichten den Landmann in den ewigen Wahrheiten des Evangeliums, und predigen ihm Gehorſam gegen die Geſetze.

Sie unterrichten das Volk, in ſeinen Pflichten gegen Gott, den Fürſten und ſich ſelbſt. Eine Million Menſchen würde ohne den Unterricht dieſer Diener der Religion mehr eine fürchterliche Heerde reiſſender Thiere ſein, als eine Nation. Welch ein Amt kann einem ſo weſentlichen, ſo edeln Geſchäfte gleich geſchätzt werden?

Die Verachtung, die man den Dienern des Altars erweiſet, iſt immer eine Folge von der Geringſchätzung der Religion. Der Menſch, der ihr Joch abgeworfen hat, wird ihrer Diener überdrüſſig, er zieht dem, der ihn warnet und helfen will, das niedrigſte Inſtrument ſeiner Vergnügungen vor.

Wozu ſo viele Klöſter, ſagt man? — Es kann ſein, daß wir zu viel haben, und man könnte ihre Zahl vermindern; aber es gibt Klöſter in den großen und Hauptſtädten, die die Zierde derſelben ſind, wo man ordentlich milde Spenden hält, wo man der Jugend Unterricht gibt, und zum Kirchendienſte beihilft, und die ungleich weniger Aufwand machen, als mancher reichbeſoldete Müſſiggänger.

Man verläumdet die Kirche, wenn man ihr die abergläubiſchen Handlungen und Gebräuche zumuthet, die mit der Zeit den Gottesdienſt verunſtaltet haben. Man hat zu allen Zeiten die Leichtgläubigkeit des Volkes mißbraucht, und von dem Stocke des Romulus bis zu den Zuckungen gab es Schelmereien genug. In Hinſicht auf Wunder muß man ſich an den Geſchmack des Volkes halten, und dieſe Irrthümer ſind von geringer Folge, und haben nichts zu bedeuten, ſo lang ſie nicht das Dogma oder die Sitten angreifen.

Die Kirche weiß nichts von den Grauſamkeiten, die für die Sache der Religion, und zuweilen auch unter ihrem Namen verübt wurden; denn ſie gebietet den Menſchen, daß ſie ſich einander lieben, und nicht würgen ſollen. Die Aufmetzelung ſo vieler Juden, die Verbannung und Ausrottung der Albigenſer, der Tempelherrn, die ſchreckliche Metzge der heiligen Bartolomäusnacht, die Scheiterhaufen der Inquiſition, alle dieſe Schrecken ſind Gräuelthaten des Fanatismus und der Politik.

Die Strafe, womit die Kirche ſeufzend die Ketzer belegt, beſteht nur in der Ausſchließung von ihrer Gemeinde; allein die weltliche Macht, die die Stöße fühlte, die eine Rivalität der Gottesdienſte dem Staate gibt, hat dem großen Ungewitter zuvorkommen wollen. Wo der Gläubige nur einen verirrten Bruder ſieht, dort ſieht der Staat einen aufrühriſchen Unterthan.

Die Disciplin bedurfte zu Luthers Zeit eine Reform, und dieſe wär ihr auch heut zu Tage noch nothwendig; allein dieſer vorgebliche Reformator, der eine Trennung wünſchte, hat die Lehre wider den Glauben der erſten Jahrhunderte und die Worte Chriſti verſtümmelt, er hat, wie die Schrift ſagt, den Stoff zerriſſen, indem er die Verzierungen davon herabriß, er wollte ein Gebäude ausbeſſern, und ſtürzte es vollends ein.

Nach der Trennung ſah Luther den Calvin, den Stork, Carloſtat, Münzer ꝛc. ſich mit ihm gegen die Kirche auflehnen, und in der Folge wider ihn ſelbſt; jeder Schüler wollte ſelbſt Meiſter ſein; ein jeder wollte ſich zum Oberhaupte ſchwingen. Sobald die Einigkeit gebrochen iſt, hat einer ſo viel Recht als der andere, und zuletzt gäb es ſoviel Religionen als Menſchen ſind, ja ſelbſt in dem Kopfe jedes einzelnen Menſchen würde ſie nach ſeiner jedesmaligen Verfaſſung eine andere Geſtalt annehmen.

Luther heirathet öffentlich eine Kloſterfrau; Calvin läßt den Servet verbrennen: ihre Schüler liefern ihrem Souverain ſiebzehn Bataillen, und laſſen in Deutſchland eine Million Menſchen aufwürgen. Die Tempel wurden verbrannt, die Klöſter geſchändet; Feuer und Schwert waren die Vorläufer dieſer neuen Apoſtel. Die erſten Chriſten hielten ihren Glauben auf eine würdigere Art aufrecht: ſie mordeten nicht, ſie ließen ſich auf die Schlachtbank führen.

Gott läßt es zu, daß ſeine Religion in einer Gegend aufhört die Herrſchende zu ſein; allein ſie befinde ſich auf dem Gipfel ihrer Größe, oder in der Erniedrigung, ſo iſt ſie in beiden Fällen heiligmachend. Erniedrigung und Verfolgung ſind ſelbſt die Epoche ihres herrlichſten Triumphes. Sie erhält ihren Glanz nicht von außen, ſondern von dem Oberhaupte, das ſie innerlich beherrſcht.

Chriſtus iſt der einzige Gegenſtand des Kultus der Kirche; ſie weihet den Verfolg des Jahres der Feierung der Handlungen und Begebenheiten des ſterblichen Lebens Chriſti. Wenn ſie in den meiſten dieſer Feierlichkeiten der heiligen Jungfrau, der Apoſtel und der Heiligen gedenke, ſo geſchieht es alles um Jeſus Chriſtus willen, des Urhebers ihrer Verdienſte und ihrer Glorie.

Das äußere Zeremoniel trachtet nur dahin, das innere zu leiten und den Geiſt zu erheben. Wie erhaben ſind nicht jene göttliche Geſänge (Cantica) die die Kirche in ihren Feſten angenommen hat! Wie rührend ſind ihre Gebete! Wie ganz anders wirkt der Gott, dem wir dienen, auf die Seele, als die kalte und unwillige Gottheit unſerer Philoſophen.

Eine Reform, die alles Aeußere, und ſelbſt die fühlbaren Zeichen unterdrückt, mit welchen Chriſtus ſeine Gnaden hat verbunden wiſſen wollen, zeigt uns nichts als einen lebloſen Leichnam, woraus täglich neue Sekten wachſen, die in ihre Irrthümer verliebt ſind.

Was iſt wohl aus dem Arianismus geworden, der die ganze Erde angeſteckt hat? Was aus dem Pelagianismus, und ſo viel andern Sekten? — Sie ſind alle verſchwunden. Auch der vergeblichen Reforme wird es ſo ergehen. Schon iſt ſie in mehr als vier und zwanzig Sekten getheilt, wovon der Anabaptismus allein mehr als vierzehn hervorgebracht hat. Dieſe Sekten anathematiſiren einander, und ſind nur in ſo weit einig, als ſie insgeſammt wider die Wahrheit ſtreiten. Der Irrthum wird geboren, verbreitet ſich, und beſteht einige Zeit; allein der wahre Glaube hat immer geſiegt — geſiegt über Ketzer und Fürſten, die ſich gegen ihn bewaffnet haben.

Außer der Kirche iſt kein Heil; — Eine Maxime, die die Ungläubigen empört, die aber ſehr gerecht iſt. Die Kirche ſchließt all jene aus dem Reiche Chriſti aus, die nicht an ihn glauben. Welche nicht an Kindesſtelle angenommen worden, haben auch kein Recht zur Erbſchaft. — Was wird alſo aus ihnen? Eine Frage, die für einen Chriſten ſehr unbeſcheiden iſt; ihm ſteht nur zu, daß er ſich der Verheißungen würdig mache, die ihm gegeben worden ſind, und daß er glaube, eine gütige Gottheit werde nicht die Unſchuld ſtrafen, und ſtets Mittel haben, die ganz auſſer unſern Syſtemen ſind, den Gerechten aufzuklären und zu bekrönen, in welchem Jahrhunderte und an welchem Orte er auch immer leben mag.

Die Kirchengeſchichte macht auf den Geiſt nicht immer den nämlichen, ſondern einen ganz verſchiedenen Eindruck, je nachdem er ſich nämlich in einer Verfaſſung befindet. Kaum hatten ſich die Verfolgungen der drei erſten Jahrhunderte geendet, ſo wurde ihr erſter Sitz ſchon der Raub der Intrique. Trennungen und Ketzereien verſetzten ſie in den traurigſten Zuſtand; die Concilien vermehren ſich, Päpſte anathematiſiren einander, Luxus, Geiz, und Ehrſucht ſtecken die Prieſterſchaft gleich einer ſchnell um ſich greifenden Peſt an. Alle dieſe Unordnungen machen dem unaufgeklärten Menſchen den Glauben verdächtig; allein der Scharfſinnigere, der kein Urtheil ſpricht, das nicht ſeine völlige Reife erlangt hat, urtheilt ganz anders davon; er ſagt, eine Kirche, die weder durch die Einfälle der Barbarn, noch durch die Spitzfindigkeiten eines Photius, noch durch die Gegenconcilien der Kaiſer, noch durch die Verſchlimmerung der Päpſte, noch auch durch die Unwiſſenheit und das allgemeine Verderbniß der Prieſter geſtürzt werden konnte, mußte nothwendig durch den Arm des Allmächtigen beſtändig aufrecht gehalten werden.

Schon vor mehr als dreihundert Jahren machten unſere Väter den Neuerern den Vorwurf, daß ſie von einem ganz neuen Urſprunge wären, und folglich nicht die wahre Kirche ſeyn könnten, derer unterſcheidender Karakter die lange Fortdauer iſt. So viele Jahrhunderte, die ſeitdem verfloſſen ſind, geben dieſem Beweiſe gegen die heutigen Neuerer eine unüberwindliche Stärke.

Ungläubige.

Nach dem Geſtändniſſe unſerer Philoſophen dürfte man, wenn eine Geſellſchaft exiſtirte, die wider die Religion, wider alles, was den Menſchen an Menſchen, und den Menſchen an Gott kettet, eine Verſchwörung gemacht hätte, nicht genug eilen, dieſe Geſellſchaft zu zernichten. Aber eine ſolche Geſellſchaft exiſtirt nicht, ſagen ſie, und kann nicht exiſtiren. Aber was iſt denn dieſer Hauſe Schriftſteller, die ſichs, unter verſchiedenen Geſtalten, zum Geſchäft machen, an die Stelle des göttlichen Geſetzes, eine Vernunft unterzuſchieben, deren Schwäche alle Jahrhunderte bezeugen?

Nichts muß ſo frei ſeyn als das Glauben; niemand kann mich zu glauben zwingen. — Das iſt wahr, ſolang, als Zweifel in ſeinem Innern Platz haben, muß man den Menſchen nur bedauern; allein welche Wuth verleitet einen Menſchen, der weder Himmel, noch Hölle glaubt, eine vergiftete Lehre auszubreiten, die das menſchliche Geſchlecht ſeiner ganzen Verkehrtheit überläßt?

Der Wille des Menſchen hat auf ſeinen Glauben mehr Einfluß, als man etwa denkt. Jede Wahrheit, welche ſie immer ſey, hat ihre Seite, die den Einwürfen offen ſteht, und an dieſe hält man ſich nur allzugerne, wenn ſie eine Wahrheit angreifen, die dem Menſchen nicht gefällt.

Ein verfänglicher Geiſt, wie Bayle, faßt eine Frage immer an ihrer dunkeln Seite an, hüllt ſich in die Finſterniſſe des menſchlichen Geiſtes ein, und gründet auf ſeine Beſchränktheit den Satz; man müſſe an allem zweifeln. Dieſes iſt die Methode all' unſerer Sophiſten, die Baylen zu ihrem Führer gewählt haben; das Räſonnement dient ihnen zu nichts, als Zweifel auszugrübeln.

Alles ohne Unterſuchung glauben iſt das Eigenthümliche eines ſchwachen und abergläubiſchen Geiſtes; aber noch verderblicher iſt es, gar nichts zu glauben. Keine Religion haben, weil es falſche Religionengiebt; die Prophezeihungen und Wunder läugnen, weil manchmal der Betrug dieſe glänzenden Züge der göttlichen Macht nachgeäfft hat; will hiſtoriſche Denkmäler verwerfen, weil ſich auch manchmal das Fabelhafte mit eingeſchlichen hat, heißt auf alle Einſicht, auf alle Erleuchtung Verzicht thun, ſich einer freiwilligen Blindheit ergeben.

Damit man ſich zum Richter über die Wahrheit der Religion machen könne, muß man in keinem Stücke an dem hangen, was ſie aus ihrem Mittel verbannt, denn ſonſt wird man unzuläſſig zum Richteramte, man wird Gegenparthei.

Vergebens bringt der Geiſt der Lüge eine Menge Schriften wider den Glauben hervor; er wird der Religion höchſtens nur ſolche Menſchen rauben, und an ſich reißen, die ohnehin ſchon wenig Glauben hatten; dieſe Broſchüren werden nicht mehr über ſie vermögen, als ſonſt die Schmähungen der Heiden, die die erſten Chriſten als dumme und eſelhafte Menſchen behandelten.

Unſere Schöngeiſter wiſſen ſich recht viel darauf, wenn ſie den Konſtantin herabſetzen, und den Julian erheben; dieſer hatte vielleicht einige gute Eigenſchaften, der andere ſeine Fehler — ja es ſollen ihm auch Verbrechen und Laſter ankleben — was thut das der Religion? — Aber was ſoll man von Julian, ihrem Orakel und Vorbilde denken? Er, der wie unſere Philoſophen im Chriſtenthume erzogen, und in den großen Wahrheiten deſſelben unterrichtet wurde, er zieht dieſen Wahrheiten den Unſinn der Aſtrologie und des Heidenthumes vor, wagt den Verſuch, durch eine raffinirte Verfolgung Götter wieder herzuſtellen, an die er nicht glaubte. Handelt ſo ein Weiſer, den der vielverſprechende Mantel der Weltweisheit umgibt?

Mit der Freiheit zu denken hat es die nämliche Beſchaffenheit, wie mit der politiſchen. Sie hat ihre Grenzen, außer denen nichts als Verwirrung und Anarchie herrſchen.

Der Menſch, der immer geneigt iſt darüber hinauszugehen, bedarf wohl in einem richtigen Mittelpunkt zurückgehalten zu werden, der gleichweit von einer ſtupiden Unter[illegible]ung, und einer abſoluten Unabhängigkeit entfernt iſt.

Die Feinde der Religion ſind auch die Feinde des Throns: ſie ſehen auf einer Seite nichts als Aberglaube, und auf der andern nichts als Unterdrückung; dieß iſt jener Geiſt der Empörung, der alle ihre Schriften auszeichnet. Der Stolz will keinen Herrn über ſich erkennen, und nagt an dem Zügel, der ihm läſtigen Einhalt thut.

Eine flüchtige Kenntniß in der Philoſophie, ſagt Baco, führt zum Atheismus; das iſt in der That wahr, der Halbgelehrte fühlt weder ſeine Schwäche, noch die Erhabenheit der Wahrheiten, die man ihm vorträgt; da er nicht im Stande iſt, ein wenig entferntere Verhältniſſe zu faſſen, ſo verwirft er ſie; — das iſt wahrlich ein blödes Geſicht! —

Es gibt keine Ungereimtheit, ruft Cicero auß, die nicht von einem unſerer Philoſophen wäre auf die Bahn gebracht worden. Das nämliche könnten wir wohl jetzt in unſern Zeiten ſagen. Sie wurden als ein Zuwachs des Verderbniſſes aus Rom gejagt; die unſern ſind auch heut zu Tag die Lobredner des perſönlichen Intereſſens, des Luxus und aller Ausſchweifungen.

Iſt es nicht empörend, wenn man ſieht, wie ein kleines, ſchwaches Geſchöpf als der Menſch iſt, ein kleiner Lichtſtrahl, der kaum aus den groben Organen hervorleuchtet, mit Gott vernünftelt, von ſeinen Entſcheidungen appellirt, und Lehrſätze verwirft, die nicht auf den Maaßſtab ſeiner geringen Begriffe paſſen. Geh, verwandle dich in dein voriges Nichts, Staub! wie kannſt du es wagen zu behaupten, daß der Punkt, der dein Weſen mißt, auch den Ewigen meſſen ſoll?

Myſterien empören den Unglaubigen; und die Natur führt ihn jeden Schritt auf unerforſchliche Geheimniſſe. Dieſe Millionen Welten im großen Schöpfungsraume, dieſe Sonnen, die in der Milchſtraße aufgehäuft ſind, Kometen, Planeten ꝛc. und der Zweck von allem dem — kennen wir ihn wohl? Noch mehr — laßt uns die kleine Welt, uns ſelbſt betrachten; kennen wir die Verbindung der drei Flüſſigkeiten, wodurch der Körper belebt wird, den Nervenſaft, der unſere Organe in Bewegung ſetzt, den Grund der Empfindung in den Thieren, die thieriſche und Pflanzenerzeugung? — — Welche Geheimniſſe um uns herum! — Wenn uns nun die erſchaffene Natur ſoviel Myſterien vorlegt, kann es uns noch unbegreiflich ſeyn, wenn wir in der Religion Geheimniſſe finden, die, da ſie geradezu Gott zum Gegenſtande haben, nothwendig von einem unendlich höhern Range ſeyn müſſen?

Was doch unſere Gegner für ſonderbare Menſchen ſind! Geiſter des Widerſpruchs, Wunderthiere der Leichtgläubigkeit und des Unglaubens: ſie können die Myſterien der Religion nicht verdauen, und verdauen doch die Myſterien des Atheismus. Sie begreifen nicht, wie ein ewiger Gott ſeyn könne, und ſie begreifen doch eine ewige Welt; ſie wollen keine geiſtige Weſenheit zulaſſen, und geben ein thieriſches Weſen zu; das denkt, das vernünftelt: ſie wollen nicht, daß die Bekehrung der heidniſchen Welt die Wirkung der Wunder ſey, die die Prediger des Evangeliums gewirkt haben, und ſie wollen, daß ganze Völker ihren Göttern, ihren Gebräuchen, ihren Ausſchweifungen ohne Wunder ſollen entſagt haben.

Die Wunder beweiſen nichts. Konnte denn Gott nicht zu meiner Vernunft reden, und ſie überzeugen, ohne die Ordnung der Natur zu ſtören, ſagt der Ungläubige? Aber Gott redet mit ihm durch vielfältige Zeugniſſe, die für die Religion ſind; er redet mit ihm durch die Reinheit und Erhabenheit ſeiner Lehren, und ſetzt noch überdieß den Glanz ſeiner Wunder hinzu; wenn ſich alſo der Ungläubige noch nicht ergibt, ſo liegt die Schuld nicht in Gott, weil er nicht mit ihm geredet hat, ſondern in ihm ſelbſt, weil er Gott nicht hört.

Alle Wunder läugnen, weil es auch untergeſchobene gibt, heißt Gott eine Unbild anthun, und ſeine höchſte Freiheit mißkennen. Dieſen Weg hat er ſich auserſehen, um ſich den Menſchen anzukünden, um ſein Geſetz in einer und der andern Verbindung bekannt zu machen. Es ſtreitet nicht im geringſten mit ſeiner Unveränderlichkeit, denn da er der Natur Geſetze gab, hat er auch die Fälle vorausgeſehen, wo es für ihn glorreicher war, Abänderungen zu treffen.

Nach der neuen Philoſophie vermindert ſich die Zahl der Götter, nach dem Maße, in dem die Welt aufgeklärt iſt. Die Vielgötterei iſt die älteſte und allgemeinſte Religion; der Manichäismus hat dieſe Götter bis auf zween zuſammengeſchmolzen; in der Folge hat der Deismus nur einen Gott mehr erkennt, und endlich hat ein noch größeres Licht die Welt erleuchtet, auch dieſer Gott verſchwand, und man erkannte nichts mehr als die Natur. — Gewiß ein ſehr nettes und gar nicht weitſchichtiges Glaubensbekenntniß! —

Was kann man Vernünftiges mit Leuten reden, die das Daſein eines Gottes und die Geiſtigkeit der Seele läugnen? — Eine wunderbare Erfindung, ſagen ſie, um den Menſchen von ſeiner Geburt an bis zu ſeinem Tode durch die Furcht vor einer unſichtbaren Macht zu quälen. Mißkennt man einmal dieſe beiden Wahrheiten, ſo gibt es weder Religion, noch Moral, ja nicht einmal eine Vernunft mehr.

In dem neuen Syſtem muß die Philoſophie die Stelle der Gottheit auf Erden einnehmen. Sie iſt die Tochter der Natur, die Ausſpenderin ihrer Wohlthaten, ſie kläret die Menſchen auf und tröſtet ſie, ohne von ihnen einen Cultus zu fordern; ſie haßt ſonſt nichts als Tyrannei und Betrug, das heißt, den Altar und den Thron. Kann man ohne Herzensärger der Welt eine ſolche Gottheit vortragen hören?

Was iſt die Abſicht von allen dieſen Deklamationen? Gab es je auf der Erde nur ein einziges Volk, eine einzige Stadt, ja nur eine Familie von Philoſophen? Findet man nur zween, die in allem einig ſind? Dies iſt die Urſache, warum ſie nichts als Federkriege erregt haben.

Dieſe Anbeter einer blinden Natur haben endlich die Larve abgezogen. Bis jetzt waren ſie mit der Vollkommenheit der chriſtlichen Moral verſtanden; nun aber geben ſie klar zu erkennen, daß dieſe Moral es war, die ſie wider das Chriſtenthum aufbrachte; ſie, ſagt einer ihrer Doktoren, ſie iſt eine barbariſche Sittenlehre, weil ſie Vergnügen in die Reihe der Verbrechen ſetzt; ſie iſt unſinnig, weil ſie die Schwachheiten der Liebe als die ſchwärzeſten Thaten beſtraft; ſie iſt niedrig, weil ſie uns aufträgt, die Erniedrigung zu lieben — — —. Wer ſieht es nicht von weitem ſchon, daß Stolz und Hang zur Wolluſt dem Autor alle dieſe kecken Behauptungen in die Feder diktirt haben?

Will man gutgeſinnten Herzen einen Abſcheu vor der philoſophiſchen Cabale einflößen, ſo braucht es nicht mehr, als einige ihrer Sätze aufzuſtellen. Der Eine behauptet, daß der Glaube an die Exiſtenz eines Gottes eines der giftigſten Vorurtheile ſey; daß der Atheismus das einzige Syſtem ſei, das den Menſchen frei und glücklich macht. (Sieh Syſtem der Natur). Der andere ſagt, Seele und Geiſt ſind nichts als von der Eigenliebe erdichtete Worte; man müſſe vorerſt für den Körper beſorgt ſeyn, ehe man an eine Seele denken könne; man müſſe die Seele nur darum pflegen, damit man dem Körper mehr Bequemlichkeiten verſchaffen könne. (Abhandlung über das glückliche Leben). Nach dem Buche, die Sitten, hat ein Sohn gegen ſeinen Vater gar keine Pflicht, wenn dieſer bei ſeiner Erzeugung ſonſt an nichts als an ſein Vergnügen gedacht hat. Das Buch, von dem Geiſte, ſagt, es ſei beſſer, man zerreiße unter den Menſchen alle Bande der Blutfreundſchaft; daß man das Laſter lieben müſſe, wenn es uns glücklich macht; daß die wahre Philoſophie nur eine zeitliche Glückſeligkeit zulaſſe. Anderswo (Piron, von den Weiſen) wird behauptet, das ſcheußlichſte Laſter werde lobenswerth, wenn man es nur ungeſtraft thun kann.

Dieſe ſind die Grundſätze jener Menſchen, die ſich zu Schulmeiſtern der Welt aufwerfen; dieſes iſt ihre hölliſche Lehre, die ſie zur Reformation der Welt annehmen wollen. Gereicht es nicht der Religion zur größten Ehre, daß ſie nur ſolche Gegner hat?

Wo iſt der Blödſinnige, wo der Geiſtloſe, der, wenn er dieſe Grundſätze mit den Lehrern der Religion vergleichet, um die Wahl verlegen iſt, und nicht ſonnenklar ſieht, daß ein Menſch, der im Stande iſt eine ſo monſtröſe Moral auf die Welt zu bringen, des Lichts von oben zu ſeiner Leitung bedarf? —

Alle dieſe Syſteme der Gottloſigkeit, die man uns heut zu Tag vorträgt, ſind von den Alten entlehnt, und ſchon vor undenklichen Zeiten widerlegt worden. So verhält es ſich auch mit den Einwürfen gegen die Religion. Unſere Ungläubigen bringen nichts Neues mehr auf die Bahn; ſie ſind Plagiarii, die ſich alle Gewalt anthun, die Läſterungen zu erneuern, worüber die Religion vor Jahrhunderten ſchon geſiegt hat.

Die falſche Philoſophie in unſern Tagen iſt kein Syſtem; ſie lehret nicht; ſie macht den Verſtand verlegen; ſie gehet nicht, ſie wackelt; ſie handelt nicht, ſie erwartet. Die Religion klärt auf, und errichtet das herrlichſte Gebäude; der Unglaube verdunkelt und zerſtört; er duldet nichts um ſich als Schutt und Zerſtörung.

Ein unrichtiger Verſtand, zieht, wenn er die Weltgeſchichte durchgeht, bei dem Anblicke unreiner Gottesdienſte, womit die Erde angeſteckt war; bei dem Anblicke ſchändlicher Tyrannen, die die Menſchheit unterdrückt haben, die ungereimte Folgerung, dieſe Welt ſey ganz dem Raube und der Betrügerei preisgegeben, und es finde ſich im geringſten keine Vorſicht darin. Der Aufgeklärte aber begreift um ſo mehr die Nothwendigkeit einer Offenbarung, die die Menſchen von einer wie von der andern Geiſel rettet.

Die Unglaubigen behandeln den Glauben als Fanatismus, und geben ihrer Apoſtaſie durch den ſchönen Namen

Weisheit einen gefälligen Anſtrich. Allein der Fanatismus, den die Religion verdammt, hat den Menſchen weniger geſchadet, als eine falſche Weisheit, die nichts anders zur Abſicht hat, als ſie durch einen verderblichen Egoismus zu iſoliren.

Der Betrüger Mahomet, der mit gewaffneter Hand einige Horden irrender und abgöttiſcher Araber zur Erkenntniß eines einzigen Gottes, ihres Schöpfers führte, war noch ein Wohlthäter der Welt, wenn wir ihn mit jenen Miſſionären der Irreligion vergleichen, die alles einreißen, und nichts aufbauen.

Ein ſehr ſiegreicher Beweis für den Glauben iſt der Zuſtand der Blindheit, worein die Abtrünnigen verfallen. Man folge ihnen aufmerkſam, und man wird finden, daß ſie die Schöpfung, die Vorſicht, die Unſterblichkeit verwerfen. Gott iſt ihnen nichts als ein Räthſel, die Sittenlehre ein Problem, alles ſtürzet ſie in die tiefeſte Nacht.

Wäre es möglich, daß das, was in ſich ſelbſt gut iſt, bös wäre, ſo würde man den Menſchen dadurch, daß man ihnen liebenswürdige Vorurtheile benähme, um ihnen an deren Stelle traurige und niederſchlagende Wahrheiten aufzubringen, einen ſchlechten Dienſt erweiſen. Nun welch ein Verbrechen muß das ſeyn, wenn man ihnen ein Geſetz zu entreiſſen ſucht, das allein im Stande iſt ſie glücklich zu machen, an deſſen Stelle ſie verhaßte Lügen annehmen ſollen! —

Man leſe die Schriften der alten Weiſen, man wird nichts Tröſtliches darin finden, und die heutigen haben vollends gar nichts, als was den gebeugten Menſchen ganz in Verzweiflung ſtürzt. Welch ein Unterſchied zwiſchen ihnen, und den Gefühlen, die die Religion einflößt! — Die heilige Schrift zeigt uns nur darum unſere Armſeligkeit, um auch zugleich das Hülfsmittel dagegen zu gebrauchen.

Unſere Philoſophen vergleichen Chriſtus mit Zoroaſter, Confucius, Sokrates, ſelbſt mit Mahomet ꝛc. Eine ſchmähliche Parallele! Wer immer das Evangelium mit Ueberlegung lieſt, der fühlt mit dem Genfer Philoſophen, daß, wenn dieſe Männer von einigen Lichtſtrahlen der Wahrheit erleuchtet waren, Chriſtus das Licht ſelbſt iſt.

Was man auch immer für Beweiſe von der Menſchwerdung Gottes den Ungläubigen vorlegen mag, ſo verwerfen ſie ſie alle, und der Gedanke, daß Gott ſich mit einem Geſchöpfe, als der Menſch iſt, ſoll vereinigt haben, ſteht ihrem Glauben immer im Wege. Sie urtheilen von dieſem Bunde nach der Verfaſſung ihres Herzens; man muß es freilich damit auf einen gewiſſen Grad der Reinheit gebracht haben, um ein ſolches Bündniß wünſchen zu wollen, und ſeine Möglichkeit zu glauben.

Der Menſch, der von ſeiner Beſtimmung keine Gewißheit hat, erfährt, daß die Macht, die ihn ſchuf, alle Herrlichkeit ihrer Gaben über einen auserkohrnen, von Ewigkeit ſchon voraus beſtimmten Menſchen, von dem ſie die Schickſale der Welt abhängig gemacht hat, verbreiten wollte. Alle Denkmäler bezeugen ſeine Ankunft, ſeine Auferſtehung und ſeine Glorie, zu Mitgenoſſen derſelben er auch jene zu machen verſprochen hat, die an ihn glauben. Welche Niederträchtigkeit kann nun den Menſchen verleiten, einen ſo glorreichen Beruf von ſich zu ſtoßen?

Der Ungläubige muß doch immer das Alterthum des jüdiſchen Volkes und der Verheißungen zugeſtehen, wovon es noch den Erfolg erwartet. Er muß nach dem Zeugniſſe aller Geſchichtſchreiber zugeben, daß Jeſus Chriſtus gekommen iſt, daß er ſeine Lehre ausgebreitet hat, daß er aufgeopfert iſt worden, daß 39 Jahre nachher der Tempel zerſtört, und das Volk zerſtreut worden iſt, ſo wie es Chriſtus vorhergeſagt hatte: daß das Evangelium über die größten Hinderniſſe und über Rom ſelbſt geſiegt hat, und daß achtzehn Jahrhunderte es nicht erſchüttern konnten. Wenn er dieſe Kette von Thatſachen, die alle auf einen und den nämlichen Zweck hinaus laufen, als ein Spiel des Zufalls anſehen ſollte, ſo gehört er in die Klaſſe jener Unſinnigen, die alles der zufälligen Zuſammenſetzung der Atomen zuſchreiben.

Der Stolz, ſagt der Ungläubige, hat den Menſchen zu allen Zeiten bewogen, ſich ſeine Götter nach ſeinem Ebenbilde zu ſchaffen; und dieſe Verwegenheit ſchreibt er der Religion zu. Eine gehäßige und unredliche Einwendung! Das Chriſtenthum macht keinen Gott, der mit dem Menſchen Aehnlichkeit hat, von deſſen Bösartigkeit und Nichtigkeit es allenthalben redet. Der Menſch iſt nach dem Ebenbilde Gottes erſchaffen worden, und dieſes entſtaltete Bild wieder herzuſtellen, iſt ſein Zweck, ſein Beſtreben.

Der Menſch iſt in keiner andern Abſicht erſchaffen worden, als in der, daß er in eine Art von Verbindung mit Gott treten ſoll; und zu dieſem Ende geſchah's, daß er mit Fähigkeiten begabt worden iſt, die Gott allein vollenden kann. Der Ungläubige ſoll uns nun ſagen, auf welche Art er dieſes Bündniß errichtet wiſſen wollte: konnte wohl eine Verbindung zu Stande kommen, die unſerm Zuſtande angemeſſener geweſen wäre, als jene Art, auf die ſich die göttliche Weisheit in der Perſon Chriſti offenbarte?

Die Religion fällt und verliert ihren Kredit, ſagen die Feinde derſelben. Ja, ſie fällt bei dem Haufen falſcher Chriſten, die ihr abtrünnig werden, oder ſie durch ihre Sitten entehren; allein ſo groß ihre Anzahl auch immer iſt, ſo wird ſie niemals jene göttlichen Ausſprüche, die ihr ihre Dauer zuſichern, überwältigen; die Heerde kann ſich vermindern aber niemal gänzlich aufreiben.

Der größte Theil der Weltleute erklärt ſich zwar nicht offenbar für die falſche Philoſophie unſerer Tage; aber ſie neigen ſich in der Stille auf ihre Seite, und verlaſſen ſich auf die Anzahl ihrer Anhänger, um in einem Zweifel, der ſie beruhigt, die Autorität der Mehrheit für ſich zu haben.

Unſere Philoſophen predigen die Duldung, und ziehen auf die ausgelaſſenſte Art wieder die wahre Religion los; ſie wollen, man ſoll alle Kultus begünſtigen, und ſie verfolgen mit höchſter Erbitterung den katholiſchen Glauben. Dieſer ſo große Haß iſt ein Beweis mehr von der Wahrheit derſelben. Der Geiſt der Lüge hat keinen andern Feind als ſie.

Unſere Weiſen wollten ſich für ihren Theil eine beſondere Religion machen, die verſchieden wäre von der Religion des Volkes. Iſt's ihnen alſo unwiſſend, daß das Volk Alles iſt auf der Erde? Die Religion muß wie das Sonnenlicht alle Menſchen ohne Unterſchied erleuchten. Eine Religion, die nur für die Weiſen iſt, kann nicht vom gemeinſchaftlichen Vater kommen.

Der Gerechte, ſagt man heut zu Tage, iſt Gott immer angenehm, welchem Kultus er auch ergeben ſeyn mag, allein — was verſtehen ſie unter dem Gerechten? Der Gerechte iſt demüthig, keuſch, nüchtern, wandelt unter den Augen eines Gottes, den er liebt — — — Ein ſolcher Menſch, weit entfernt, ein niederträchtiger, Abtrünniger des Evangeliums zu ſeyn, wird, wenn er es nur zum erſtenmal geleſen hat, ein Chriſt.

Unſere Schöngeiſter ſcheinen der Vernunft einen Thron errichten zu wollen; aber es geſchieht beinahe auf die Art, wie ſie einen dem ſchönen Geſchlechte aufrichten, um es herabzuwürdigen.

Wenn ſie alle ſo aufrichtig wären, als ſich einer von ihnen durch die Herausgabe ſeiner Bekenntniſſe gezeigt hat, ſo würde man bei allen deutlich ſehen, daß eine und die nämliche Reihe von Verirrungen ſie zu den nämlichen Irrthümern verleitet hat.

Der Glaube iſt eine Gabe Gottes, die mir fehlet, ſagt der Ungläubige, der demuthsvoll darum bittet; der ſich von dem irrdiſchen Lehm, der ihn beſchwert, losmacht, und ſich auf den Flügeln der Religion zu einem Gott emporhebt, der ihn zu ſich ruft und erleuchten will.

Jeder Beweis der Unſterblichkeit, den der Menſch auffindet, iſt ein Lichtfunke, der ihn entzücken muß; und das Band, das er zwiſchen dieſem Dogma und der Religion wahrnimmt, muß die ſeligſte Wonne in ſein Herz flößen.

Hingegen der Gottloſe betrübt ſich darüber, und legt ſeinen Verſtand auf die Folter, um dieſes Licht auszulöſchen oder wenigſtens zu ſchwächen.

Alle dieſe gottloſe Syſteme verwirren die Begriffe, verderben das Herz, und überzeugen Niemanden, ſelbſt ihre Urheber nicht. Es ſind eitle Verſuche verwegener Köpfe, die alle Kräfte anſtrengen, böſer zu werden, als ſie können; allein in den letzten Augenblicken des Lebens entlarven ſie ſich alle; und Bayle, der am meiſten unter ihnen verſtund, hat bei Annäherung dieſes kritiſchen Zeitpunktes eine Gegenerklärung gethan, die ihm endlich die Stärke der Wahrheit abrang.

Zur Zeit, als ein gottloſes Heidenthum den größten Theil des Erdbodens bedeckte, hat wohl die Philoſophie einige Weiſen dahin vermögen können, ſich von der Anſteckung abzuſondern, und ſelbſt den Wunſch zu hegen, daß ein Gott den Menſchen unterrichten möchte: allein heut zu Tage, da ihre Wünſche erfüllt ſind, und das Chriſtenthum das reinſte Licht verbreitet, darf der Philoſoph ſich vor dem Volke durch nichts als einen gereinigtern Glauben auszeichnen; und nur dem Verderbniſſe der Menſchheit müſſen wir es zuſchreiben, wenn ſie aus Eigenſinn in noch viel gefährlichere Ungereimtheiten, als das Heidenthum ſelbſt iſt, zurückfällt.

Gott.

Gott hat ſich ſelbſt genennet, der, der iſt. Dieſe hohe Benennung erklärt in ihm die Nothwendigkeit der Exiſtenz, und das Allumfaſſende ſeines Weſens.

Das unendliche Weſen kann von keinem der Geſchaffenen begriffen werden, weder vom Engel, noch vom Menſchen: aber Gott kann ſich ſeinem Herzen fühlbar machen. Der Menſch iſt da ihn zu lieben, und nicht, um ihn zu begreifen.

Bei dem Namen Gottes allein muß des Menſchen

Herz vor Freude pochen. Von allen Weſen, womit die Hand Gottes dieſen Erdkörper beſetzt hat, iſt er das einzige, das ſeinen Schöpfer kennt, und dieſer Unterſchied macht ſeine Superiorität aus.

Wer Gott verkennt, ſteigt von ſeiner Höhe zur Klaſſe blos ſinnlicher Weſen herab; er macht ſich den Thieren gleich, die ihn umgeben.

Alle Geſchöpfe rufen dem Menſchen zu: Wir ſind wie du aus der Hand Gottes hervorgetreten, der uns gemacht hat, dir zu dienen, dich zu unterrichten und zu zwingen, daß du ihn liebſt.

Der Name Gottes iſt in ſehr lesbaren Zügen auf dem Flügel einer Mücke geſchrieben: überall iſt er wiederholt, unter unſern Fußtritten, wie am Himmel.

Wenn es auch niemals einen wahrhaften Atheiſten gegeben hat, wie viel Menſchen ſind doch nicht, die Gott nur als etwas ich weiß nicht was Dunkles und Fernes kennen, womit ſie ſich gar nicht abgeben. Dieſes iſt ein praktiſcher, ſehr gemeiner Atheismus.

Welchen Begriff haben ſich die Weiſen aller Zeiten von Gott gemacht? — Eine knechtiſche Furcht vor einer unbekannten Macht; eine ſchwankende Idee von einem Gott, der der Nothwendigkeit, dem blinden Fatum unterworfen iſt — dieß waren ihre Einſichten von Gott — und noch hat eine kleine Zahl Menſchen keine beſſere.

Das heißt noch nicht an Gott glauben, wenn man unter dieſem Namen eine gewiſſe Macht, welche ſie auch ſey, zugibt, die, nachdem ſie den Menſchen mit einem Inſtinkt begnadet hat, dem ſie ihn überläßt, einen gleichen Blick auf das Laſter wie auf die Tugend wirft. Und doch — dieſe blinde Gottheit iſt's, die ſich noch die Menſchen der heutigen Welt machen.

Der Ungerechte kann nichts anders als wünſchen, daß Gott nicht ſey. Dieß iſt der Grund jenes Herzensatheismus, der, indem er den Namen Gottes beſtehen läßt, ſeine Attributen zu vernichten ſucht.

An Gott glauben, heißt einen höchſten Herrn erkennen, der alles durch ſeine Weisheit regiert, ſeine Geſchöpfe liebt, und Gegenliebe von ihnen fordert, der ſtrafet und belohnet, und jedem zutheilt, was ihm nach ſeinen Werken gebührt.

Der Gerechte glaubt nicht an Gott — er ſieht ihn in der Natur, in der Geſellſchaft, in ſich ſelbſt; er erkennt durchaus in den Mittelurſachen ſeine Hand, die allein wahrhaft thätig iſt.

Weſen der Weſen! die Welt will kaum deinen Namen ausſprechen hören; ſie ſpottet deſſen, der dein Lob ſinget — und doch iſt der Verſtand dem Menſchen nur zu dieſem Ende gegeben worden. Wehe dem Menſchen, der durch ein ſtrafbares Stillſchweigen ſich weigert, zu dieſem rühmlichen Dienſte ſich gebrauchen zu laſſen! —

Gott iſt ein Geiſt, der Glaube ſagt es uns; aber ein Geiſt, der kein Verhältniß zu geſchaffenen Geiſtern hat. Seine Art zu ſeyn, ſeine Vollkommenheiten ſind auſſer unſerm Faſſungsvermögen; und es gibt deren eine ſo unendliche Menge, daß wir nicht einmal die Exiſtenz derſelben wähnen.

Wir haben keine andere, als ſolche Ausdrücke, die wir vom Körperlichen entlehnen, wenn wir von Gott reden wollen: ſo ſind die Benennung der Perſonen in Gott, ſein Arm, ſeine Barmherzigkeit, ſein Zorn ꝛc. lauter Redensarten aus unſerer Natur hergenommen, deren ſich Chriſtus ſelbſt bedient hat. Gott iſt unendlich über dieſe Bilder erhaben; allein die körperliche Natur, obwohl ſie uns ſeine Größe kund thut, breitet zwiſchen ihm und uns einen Schleier aus, der erſt nach dem Tode zerriſſen wird.

So wunderbar auch die Fruchtbarkeit der göttlichen Natur von außen iſt, werden wir doch auch durch den Glauben belehrt, daß ſie in ihrer Weſenheit noch viel höhere Wunder hervorbringe.

Die Dreifaltigkeit, jenes unausſprechliche Geheimniß, das in Gott, ohne die Einheit zu brechen, drei Subſiſtenzen unterſcheidet, macht doch die Unbegreiflichkeit ſeiner

Natur um nichts ſchwerer. Wir können von Gott nichts wiſſen, als was ihm ſelbſt gefällig iſt uns davon zu offenbaren.

Gott iſt heilig, denn er geht nicht aus ſeinem Selbſt heraus, und alles, was er thut, thut er für ſich: Universa propter semet ipsum. Die geſchaffenen Geiſter können nicht anders zur Heiligung gelangen, als durch Annäherung zu dieſem Mittelpunkte aller Realität. Das erſchaffene Weſen, das ſich in ſich ſelbſt verſchließt, kann in ſich nichts als Nichtigkeit und Elend antreffen.

Raum und Zeit meſſen Gott nicht aus, und können ſeiner Natur nicht anſtehen, ſo wenig als Bewegung. Alles dieſes iſt nur der Materie eigenthümlich, und hat mit dem Unendlichen nichts gemein.

Die göttliche Natur iſt die Welt der Geiſter. Einfache Weſen haben keine Theile, die ſich mit jenen des Raums vertragen: Gott iſt der Mittelpunkt, das Element von allem was denkt; und die menſchliche Seele, obwohl ſie mit dem Körper in Verbindung ſteht, hat kein anders Ort: In ipso vivimus.

Aber was iſt ſo ein Weſen, das keinen Platz einnimmt, das einzig von aller Ewigkeit her beſteht — ein ewig ruhendes Weſen? Warum hat es die Welt erſchaffen? Warum ſo viele Uebel? — Lauter unverſchämte Fragen, die die Menſchen ſchon von jeher aufgeworfen haben, da ſie Gott zu ihrer ſo eben anfangenden Exiſtenz, zu ihrem Wiegenalter, herabwürdigten.

Warum immer Menſchen zwiſchen Gott und Ich? Wozu eine Schrift? Hat Gott keine andere Mittel, uns ſeinen Willen kund zu thun? — Schrift und Rede ſind die Mittel, die er zur Verbindung der Menſchen angenommen hat, und folglich auch zur Bekanntmachung ſeines Geſetzes. Bete ihn an, Würmchen! höre ihn in deinem Herzen, und vernimm ſeinen Willen auf den Wegen, die dir ſeine Güte anzeigt.

Nein! Stolz iſt es nicht, der den Menſchen den Begriff einer Vorſehung und der Sorge, die Gott für ihn trägt, einflößte. Die Wirkung Gottes auf ſeine Geſchöpfe iſt unzertrennlich mit dem Begriffe von Gott verbunden — ſie iſt eine ſeiner weſentlichſten Attribute.

Da in Gott keine Fortſchreitung ſtatt hat, ſo iſt der Augenblick der Schöpfung ſeinen Augen noch gegenwärtig. Sein Wille, ſeine Wirkung ſind unveränderlich wie ſein Weſen, und dauern in der Erhaltung deſſen, was er hervorbringt, fort.

Gott, ſagt man, läßt die causas secundarias handeln: Unſinniger! keine davon kann mit Erfolg wirken, wenn ſie nicht durch ihn wirket; alles iſt todt ohne ſeinem Arme, der allem, was iſt, zu jeder Zeit und allenthalben, Leben und Bewegung gibt. Er erfüllt und durchdringt alles, und iſt inniger in uns, als wir in uns ſelbſt ſind.

Gott iſt zu groß, und der Menſch zu klein, als daß er ſich damit abgeben ſollte. Welch ein thörichtes Vorbringen des oberflächlichen Menſchen! Das ſchlechteſte Inſekt kann ſich ohne ſeine Mitwirkung nicht von der Stelle bewegen.

Die Haare auf eurem Haupte ſind gezählt, ſagt Chriſtus; alles iſt durch göttliche Anordnung eingeleitet, der Fall eines Kindes wie der Fall eines Reiches.

Der Menſch pflanzet, aber Gott bethauet: alles kömmt von ihm, und unſere Arbeit iſt nur eine aufgelegte Bedingniß zum Gedeihen, die uns aber nie den Herrn des Weinberges verkennen laſſen darf.

Gott macht aber alles mit uns. Die Vernunft ſagt uns, daß das Geſchöpf niemals unabhängig ſeyn kann; ſie ſagt uns auch anderer Seits, daß wir eine eigene Wirkung haben. Dieſe Wahrheiten ſcheinen ſich nur darum zu widerſprechen, weil wir weder wiſſen wie Gott wirket, noch unſere, uns eigenthümliche Wirkung kennen.

Der Wille Gottes bedarf zu ſeiner Erfüllung unſere Beiſtimmung nicht; aber er fordert unſern Beitritt, damit wir uns dadurch einen Anſpruch auf ſeine Belohnung erwerben.

Alles, was endet, iſt in den Rathſchlüſſen Gottes nichts als ein Mittel, das er zu einem dauerhaften Zwecke geordnet hat. Das abwechſelnde Gemälde dieſer Welt, dieſe Folge von Scenen, die ſich unaufhörlich erneuern, alles dieſes wäre eitel und ſeiner Weisheit unwürdig, wenn dieſe Mittel nicht auf einen Zweck abzielten, der ſeinen unendlichen Vollkommenheiten entſpricht.

Wir ſind verſichert, daß uns Gott liebt; es gehört zu ſeiner Weſenheit. Dieſes Gefühl, tief unſerm Herzen eingegraben, wird uns in allen Ständen des Lebens freudig erhalten.

Der wonnigte Begriff von der Gegenwart Gottes muß uns allenthalben folgen, wenn wir gute Menſchen ſeyn wollen. Er iſt die Schutzwache aller Tugenden, und kann allein alle Augenblicke unſers Lebens verſchönern.

Wer Gott liebt, findet auch Gefallen daran, ſich mit ſeinen Vollkommenheiten zu unterhalten; er gleicht einem Sohne, der die großen Beſitzungen eines reichen Vaters durchläuft.

Gott zu lieben iſt nicht nur ein Rath, ſondern die natürlichſte, die unumgänglichſte, die liebenswürdigſte aller Verbindlichkeiten. Es iſt jene Liebe, die allein das Glück eines geiſtigen Weſens machen kann.

In der Zerſtreuung, in der ſich der Menſch freiwillig in Hinſicht auf Gott verweilt, beſteht ſein ganzes Verbrechen; denn wer wohl darüber nachdenkt, was das Weſen iſt, das mit einem Hauche tauſend Welten aus ihrem Nichts hervorzieht, wird nicht mehr die thörichte Keckheit haben, einem ſolchen Gebieter zu trotzen.

Allem trotzen, wenn man ſich an Gott hält, iſt Heldenmuth; Gott trotzen, iſt Niedrigkeit, Undankbarkeit. Der Ruhm des Menſchen liegt in ſeiner vollkommenen Unterwürfigkeit.

Nur eine Macht, nur eine Vaterwürde iſt, von der die andern alle abgeleitet werden; Gott iſt's, den wir in unſern Vätern, unſern Gebietern, unſern Königen ſehen müſſen.

Alles führt uns in Gott zur Anbetung; aber ſeine Güte nöthiget uns ihn zu lieben; ſie iſt in Rückſicht auf den Menſchen ſein herrlichſtes Attribut, ſo wie es auch das vortrefflichſte Attribut des Menſchen iſt, der aufhört ein Ebenbild Gottes zu ſeyn, wenn er nicht gut iſt.

Deus meus et omnia: Gott iſt alles; es iſt kein Verluſt dabei, wenn man alles für ihn verläßt, weil man alles in ihm im höchſten Grade der Vollkommenheit wieder findet.

Sich fähig gemacht haben, Gott zu lieben, dieß iſt des Menſchen Anſpruch auf Ruhm und Glück, und man thut darauf Verzicht, wenn man ſich von dem Geber alles Glücks entferne.

Wozu ſo viele Schriften, die zum Beweiſe des Daſeyns Gottes geſchrieben ſind? — Wirklich geſchieht dem Menſchen damit eine Unbild, wenn man ihm eine Wahrheit beweiſen will, die wirklich ſchon zum gemeinen Menſchenſinne gehört. Das große Buch der Natur predigt dieſe Wahrheit ſo laut, daß der Gottloſe, der ſie läugnet, ſich ſelbſt ins Geſicht lügt.

Nicht darauf wetten, daß Gott iſt, hieße wetten, daß er nicht iſt. Dieſe Worte Paskals laufen auf die Rede Chriſtus hinaus: Wer nicht für mich iſt, iſt wider mich. Die Neutralität hierin iſt das größte Verbrechen.

Man muß Gott fürchten, aber ſo, wie ein gehorſames Kind in die Ungnade ſeines guten Vaters zu fallen fürchtet, nicht wie ein kriechender, böſer Knecht den Zorn ſeines harten Gebieters fürchtet.

Welch' eine erhabene Beſchäftigung iſt es um das Gebet! Mit Gott ſind wir nicht ſo daran, wie mit den Großen der Erde. Einen Großen bitten, heißt ſich an ein eben ſo ſchwaches und dürftiges Weſen wenden als man ſelbſt iſt. Zur Gottheit flehen; heißt zur Quelle alles

Reichthums gehen, mit der Gewißheit, auch das zu erhalten, was man vernünftig ſucht.

Wie iſt doch der Menſch zu bedauern, wenn er an das nicht denkt, was doch das einzige iſt, das den Genüſſen ſeines Lebens einigen Werth geben kann. Der Glanz des Himmels, der Schmelz der Fluren, der prächtige Staat der Natur, das ſo vielſeitige Gemälde der Geſellſchaft, die Freundſchaft, die Liebe ſelbſt, alle Annehmlichkeiten dieſes Lebens erhalten einen größern Werth, wenn man ſie aus der Hand Gottes empfängt, und wenn ſie nicht den ganzen Raum des Herzens ausfüllen, ſo iſt nichts anders Urſache, als weil der Wohlthäter ſich ſelbſt noch hergeben will.

Ein ſicheres Mittel ſich zu verirren iſt gewiß dieſes, wenn man im Phyſiſchen, im Moraliſchen, ſelbſt im Politiſchen von Gott abgeht. Nothwendig ſind zwiſchen dem Schöpfer und den Geſchöpfen Verhältniſſe, die die Urſache von dem Daſeyn der Geſchöpfe ſind. Der Menſch wird ihrer nicht allzeit gewahr, aber nichts deſtoweniger exiſtiren ſie darum doch, und weil man ſie nicht kennt, entſtehen ſo viel armſelige Räſonnement über den Gang dieſer Welt.

Unſterblichkeit.

Gibt es nach dieſem Seyn noch eine andere Art von Exiſtenz? — In der That, die wichtigſte Frage, die die armen Sterblichen beſchäftigen kann. Auch dann, wenn die Negative gründlich erwieſen wäre, wär es noch niederträchtig ſich dem Geize, der Schwelgerei und allen den Leidenſchaften zu überlaſſen, die den Menſchen erniedrigen. Wenn es aber nur zweifelhaft iſt, ſo iſt es thöricht gehandelt, um einen Augenblick viehiſchen Vergnügens eine Ewigkeit von Elend auf's Spiel zu ſetzen: — wie aber, wenn ſogar die Affirmative ſicher dargethan iſt? — —

Ehe man weiß, von welcher, was immer für einer, Religion man ſey, muß man erſt unterſuchen, ob man feſt an die Unſterblichkeit glaube, denn außerdem iſt man nicht einmal ein Heide.

Alles, was anfing, muß auch enden — eine ungereimte Folgerung! Gott erſchafft alſo Weſen, damit er ſie einen Augenblick nachher wieder zerſtören kann? Was durch einen Actus ſeines göttlichen Willens angefangen hat, kann nur durch einen gegentheiligen Actus ſich enden.

Aus Gott den Urheber des Nichts machen, heißt ihn von ſeinem Throne ſtürzen. Von allem, was er erſchaffen hat, kehrt keines in ſein voriges Nichts zurück; ein zerſtörender Wille ſtreitet gegen ſeine Attribute.

Wenn ja ein Weſen vernichtet werden ſollte, ſo iſt es der Böſe, der Verworfene, der verkehrte Engel; allein Gott urtheilt ganz anders davon. Es liegt nicht in ſeinem Plane etwas, das er ſeyn hieß, zu vernichten.

Gott ändert nach ſeinem Willen die Geſtalten in der Materie ſowohl, als die Neigungen in den Geiſtern, aber weder in der einen noch in der andern Natur wird etwas zerſtört; nicht ein Atom geht verloren, um ſo weniger ein denkendes Weſen.

Gott ſetzt ſeinen Erzeugungen keine Gränzen, weder der Dauer, noch der Zahl nach, und ſo ungeheuer groß dieſe auch werden kann, ſo iſt ſie doch noch weit unter ſeiner höchſten Thätigkeit.

Das Nichts, das die Böſen anrufen, iſt aus allen Chimären die thörichteſte. Gott hat dem Menſchen einen Charakter eingedrückt, den er ſich vergebens auszulöſchen bemüht: es iſt ein Inſtinkt, dem er unmittelbar nachgeben muß — — alle Nationen, die wildeſten Völker haben ein anderes Leben geglaubt, und glauben es noch. Man hat eher die Vorexiſtenz der Seelen als ihre Vernichtung geglaubt, und das ſcheußliche Syſtem, das den Menſchen ein thieriſches Ende, und den Thieren Menſchenleben verheißt, wurde niemals als nur von Einigen angenommen, die der Abſcheu der Menſchheit waren.

Die Quelle, woraus die Verbrechen der Menſchen ſtrömen, iſt das Vergeſſen der Unſterblichkeit. Wer ſich öfters mit dem Gedanken an die Zukunft beſchäftigt, wird, weit entfernt ſich durch ein Verbrechen über ſeine Mitmenſchen zu erheben, alle jene momentane Glücksgüter verachten, und nur ein einzig nothwendiges Ding ſehen; alles übrige iſt in ſeinen Augen ſchlecht und unwerth.

Unſterblichkeit iſt das Band, das den Knoten in der phyſiſchen, bürgerlichen und moraliſchen Welt ſchlingt; ſie antwortet uns auf alle Einwürfe, und rechtfertigt die Vorſehung über alle ſcheinbare Uebel dieſer Unterwelt.

Alle Uebel, die die Menſchheit verheeren, ſind nur unbedeutende Zufälle, die die Materie unſerer Körper modifiziren; die Seele, von dieſen Verwüſtungen ganz unabhängig, verläßt einen Körper, den ſie nur als ein Darlehen beſaß. Was liegt wohl daran, heute von dem geſchieden zu werden, was man doch morgen gewiß verlaſſen muß?

Wenn Gott unſer Seyn auf dieſen dunkeln Traum des Lebens eingeſchränkt hat, wenn der Menſch ſtirbt und vergeht wie die Thiere, ſo iſt er durch nichts mehr von ihnen unterſchieden als durch das Unglück. Dann iſt der Menſch ein Geſchöpf, das ſeinen Schöpfer entehrt; dieſer Geiſt, der ihn im raſchen Fluge hoch über alle Welten erhebt, dieſes Verlangen und dieſe Furcht, die die Genüſſe ſeines Lebens, ſeine Freiheit, ſein Gewiſſen beunruhigen — alles ſchreit in ihm wider einen Gott, der ihn ſchlechter als ſeine Heerden behandelt hat.

Was iſt dieſes Spiel und dieſe Fortſchreitung der Reiche, die übereinander ſtürzen, deren eines das andere ſtürzt, und auf den Trümmern des dritten ſich wieder erhebt, dieſe Generationen, die ohne Wiederkehr in den Abgrund der Zeit verſinken? Was ſoll dieſe momentane Parade der Weſen, wenn nichts bleibt, und das Nichts über die Univerſalität dieſer unnützen Erzeugungen triumphirt? Könnte man eine ſolche Welt der höchſten Weisheit zuſchreiben? —

Nein, ſie iſt ſelbſt weit unter dem Begriffe, den man von einem weiſen Menſchen hat.

Dem, der nicht über dieſes Leben hinaus ſieht, iſt der Gang dieſer Welt ein unauflöslich Räthſel; wenn man aber das Leben als eine ganz kurze Nacht betrachtet, auf die ein Tag folgen muß, der niemals vergehen wird, ſo erſtaunt man nicht mehr über dieſe ſcheinbare Unordnung.

Alles iſt gut, weil der Menſch unſterblich iſt, und die Zufälle, die in ſeinem Leben vorkommen, ſind in der unendlichen Linie ſeiner Schickſale nichts; allein wenn ſie hienieden ſich endeten, wär alles Uebel, und könnte keinem andern als einem böſen Princip zugerechnet werden.

Alles Vorübergehende iſt Nichts — — eine Gemeinrede, die aber nur der Menſch ganz verſteht, den der Gedanke der Ewigkeit ganz einnimmt.

Ein Räſonnement, das für die Unſterblichkeit den Schluß macht, iſt eine ſolche Wahrheit, ohne der alle andere fallen. Das Daſeyn Gottes, jede Art von Geſetz, Moral, Religion, alles ſtürzt mit ihr zuſammen; alles wird einem Weſen gleichgültig, das zum Nichts ſeine Zuflucht nimmt.

Wenn wir, mein Hund, meine Uhr und ich, drei Maſchinen ſind, gleich beſtimmt bald in den Schmelztiegel der Natur geworfen zu werden, ſo iſt perſönliches Intereſſe unſer höchſtes Geſetz; der Menſch muß ſich wie ſein Hund des Beißens enthalten, aus Furcht, abgethan zu werden.

Tapfere Vertheidiger des Vaterlandes, wo eilt ihr hin, euer Blut für ſelbes zu vergießen? Edle Bürger, wozu opfert ihr ſo viele Nächte für ſein Wohl auf? Was liegt euch am Vaterlande, an eurem König, an Gott ſelbſt, wenn alles ſtirbt?

Die ſchrecklichen Folgen eines ſolchen Syſtems zeigen die Falſchheit deſſelben; Wahrheit, Weisheit, Tugend, ſind darin eitle Namen. Die Vernunft hat keine Rechte mehr, wenn der Menſch für die Zukunft enterbt iſt, er ſieht nur unter der Herrſchaft der Sinne; dieß iſt aber auch der Gang der Anhänger dieſes Syſtems.

Der Himmel der Himmeln, wovon die Schrift redet, iſt jene heilige Stadt, wo ſich die Auserwählten aller Zeiten in Chriſto, dem Haupt und oberſten Prieſter dieſer glorreichen Geſellſchaft, mit allen Ordnungen himmliſcher Weſen vereinigt einfinden.

Mit dieſer materiellen Welt identifizirt ſind wir wenig aufgelegt, die großen Wahrheiten zu faſſen, die uns anderswohin rufen. Es gibt ſo hohe Wahrheiten, die auſſer unſerm engen Geſichtskreiſe liegen, daß Chriſtus, als er ſich einſt mit einem Schriftgelehrten über die Wiedergeburt des Geiſtes — eine ſo erhabene Wahrheit — beſprach, geſagt hat: Wenn ihr dieſe irdiſchen Dinge nicht begreifet: quomodo coelestia.

Nichts iſt ungereimter, als von dieſem Leben auf das andere ſchließen wollen. Wenn es mit dieſem irdiſchen Leben etwas gemein hätte, ſo hätte es davon das Eckelhafte, das mit der Ewigkeit unverträglich iſt.

Chriſtus iſt der erſte vom Todte erweckte unter den Menſchen. Die Auserwählten aller Jahrhunderte haben ihre Ueberbleibſel auf der Erde zurückgelaſſen, und dieſer Verluſt hat ihre Glückſeligkeit gar nicht geſtört. Gott fehlt es nicht an Mitteln das Glück ſeiner Geſchöpfe in allen Zuſtänden zu machen, die es ihm gefällt ſie durchwandern zu laſſen.

Hier iſt unſere Stadt nicht, ſie iſt viel höher. Unſere beſondere Verbindungen und Freundſchaften hienieden müſſen auf Reiſegefährten fallen. Wir mögen alſo wohl Acht haben, daß wir nicht jene unſere Freunde nennen, die uns von unſerm Wege ableiten können.

Die Geſellſchaft der Gerechten iſt durch die gegenſeitige Liebe, die ſie in einem und dem nemlichen Glauben, in einem und demſelben Verlangen, in gleicher Gnade und gleichem Zwecke vereinigt, ein Bild der Glückſeligkeit: die Geſellſchaft der Böſen iſt ein Vorbild der Hölle, Haß, Eiferſucht, Verrätherei, Betrug und Begierlichkeit hetzen ſie an, ſich einander zu martern.

Die Zeit iſt die Münze der Ewigkeit. Der Schöpfer theilt davon jedem ein gewiſſes Maaß zu; iſt dieſes Maaß erfüllt, ſo öffnet ſich die Pforte der Ewigkeit, und der Gebrauch, den man davon gemacht hat, entſcheidet unſer Schickſal; dieſe Zeit mißbrauchen, heißt den Keim eines Engels ausreuten.

Zwei Auserwählte, deren einer auf einem Throne, der andere auf faulem Stroh gelebt hat, können zweien Reichen verglichen werden, wovon einer um einen Pfenning mehr als der andere erhalten hat. Man frage nun noch, warum Gott ſo viele tugendhafte Leute in Dürftigkeit ſchmachten läßt. —

Wenn wir zeitliche Wohlfahrt für eine Sache von Werth halten, und die Vorſehung einer Ungerechtigkeit beſchuldigen, ſo vergeſſen wir, daß die Zeit eine Nulle iſt.

Unſere Natur iſt nicht nothwendig an Vergnügen und Schmerz gebunden, ſo, wie wir dieſe hienieden empfinden; der menſchliche Geiſt kann auf eine unendliche Weiſe und ſelbſt mit uns noch unbewußten Empfindungen affizirt werden.

Was kein Aug geſehen, kein Ohr gehört hat — ja dieſes iſt es, was den rohen Menſchen niederſchlägt, und den Aufgeklärten entflammt. Dieſer fühlt die Ungenügſamkeit der Freuden hienieden, der andere hängt ganz an ihnen.

Worin wird ſie aber beſtehen dieſe Glorie, die Belohnung der Gerechten? — Sie wird die Herrlichkeit Gottes ſelbſt ſeyn, die ſich auch über ſein Geſchöpf verbreitet, und die ihre Strahlen auf daſſelbe zurück wirft. Können wir uns von der Glückſeligkeit Gottes einen Begriff machen? — Und doch kommen alle dieſe ſchwachen Bilder von ihm, die wir hienieden von höchſter Glückſeligkeit haben.

Der Weiſe ſieht in den gegenwärtigen Gütern ein Unterpfand der künftigen; der Thörichte hängt mit der Unmäßigkeit eines Narren daran; die Erde iſt ſein Glückslos;

gleich dem Thiere ſieht ſein Auge immer abwärts, und iſt an dieſe Erde geheftet.

Damit man völlig an die Glückſeligkeit eines andern Lebens glaube, muß man ſchon in dieſer Welt durch eine glückliche Probezeit die Anfänge davon gekoſtet haben. Gott lieben, ſich über ihn mit der ganzen Natur unterhalten; die Menſchen lieben, und ihnen eine gleiche Glückſeligkeit wünſchen — iſt das Paradies hienieden, und faſt die Zuſicherung des andern.

Kein Menſch iſt ſo zerſtreut, daß er nicht in ſeinem Leben einige der glücklichen Augenblicke ſollte gehabt haben, wo die Gegenwart Gottes die Seele auf eine fühlbare Art berührt. Dieſe Augenblicke entſchlüpfen, und ſind ſelten, allein ſie ſind von einer ſolchen Art, daß, wenn ſie andauernd wären, alle Freuden der Erde ſo darüber verſchwänden, als die Nacht dem Lichte weicht.

Menſchen, die ſich mit der Unſterblichkeit ihrer Natur wenig befaßten, haben ſich dafür eine phantaſtiſche Unſterblichkeit erdacht, nemlich die Unſterblichkeit ihres Namens. Dieſe Narrheit hat Menſchen, die nicht einen Schritt zu ihrer wahren und ewigen Beſtimmung würden gethan haben, in den ſchwerſten Arbeiten andauernd erhalten.

Alle Spötteleien der Weltmenſchen halten das andere Leben nicht um einen Augenblick weiter entfernt; wir gränzen daran; was uns noch trennt, iſt ein Faden, den ein Hauch zerreißt.

Warum aber ewige Strafen von Gott, dem höchſt guten Weſen, wider ein ſo ſchwaches Geſchöpf als der Menſch iſt, verhängt? — O man muß vielmehr darüber erſtaunen, daß Gott den Menſchen um einen Augenblick, in dem er mit ſeiner Gnade mitwirkt, auf den höchſten Grad der Herrlichkeit hat erheben wollen.

Gott beſtraft weder das Unvermögen, noch die Unwiſſenheit. Der Menſch, der von ihm wich, hat ſich ſelbſt von ſeinem Glücke geſchieden. Er kann nicht anders als elend ſeyn, ohne einer andern Strafe zu gedenken.

Zu welcher von den beiden Ewigkeiten werden wir gehören? Eine ſchreckliche Frage, die Gott allein zu löſen weiß. Er weiß auch, was aus unſerm Leben, aus unſerm zeitlichen Glücke werden ſoll. Darum aber müſſen wir nicht weniger für das eine, wie für das andere Sorge tragen.

Der Schüler des Evangeliums hat viel vor dem Schüler des Naturgeſetzes voraus, wenn es auf die Frage von der Unſterblichkeit ankömmt. Er fußet ſich nicht auf metaphyſiſche Speculationen, ſondern auf einen Grundſatz der alle Schwierigkeiten hebt. Er gründet ſich auf den Willen des Schöpfers, der, weil er die Macht hatte unſere Seelen zu erſchaffen, auch ihr Weſen erhalten kann, ſie mögen denn ihrer Natur nach ſterblich oder unſterblich ſeyn. Er wähnt nicht wie Sokrates, Plato ꝛc. ein anderes Leben; er ſagt mit dem heiligen Paulus: Der äuſſere Menſch zerfällt, der innere wird erneuert.

Chriſtenthum.

Es iſt unſtreitig, daß die phyſiſche Welt, worin eine ſo ſchöne Ordnung herrſcht, unſer Augenmerk verdiene; allein ſie muß unſern Blick nicht einzig an ſie feſſeln. Die moraliſche Welt iſt ſo ſehr über die phyſiſche erhaben, als es der Geiſt über die Materie iſt, und in ihm, in dem Geiſte glänzt die Allmacht und Allgüte des höchſten Schiedsrichters über Geiſt und Körper vorzüglich hervor.

Das göttliche Wort, das im Anfange die materielle Welt für den Menſchen ſchuf und anordnete, hat in der Folge der Zeit ein noch viel größeres Wunder zu ſeinem Beſten gewirkt; — es iſt gekommen, die moraliſche Welt aus jenem chaotiſchen Zuſtande zu reiſſen, worein ſie durch die Bösartigkeit des Menſchen verſenkt wurde; — es iſt gekommen, um ſein faſt verlöſchtes Bild wieder im Menſchen herzuſtellen, und ein heiliges, eben ſo unveränderliches Bündniß, als ſein Wort und Gott ſelbſt iſt, zu ſchließen.

Jeſus Chriſtus in ſeinem Vater, der Menſch in Jeſus Chriſtus und durch ihn von dem Geiſte Gottes erfüllt, einzig von dieſem Geiſte lebend, alle Reichthümer der Gnade verſchwenderiſch über ihn ergoſſen — — dieſes iſt der große und tröſtliche Gegenſtand, den uns die Religion vorlegt. Die Aufnahme Jeſu iſt auch die unſrige; durch ihn iſt der Menſch Eins mit Gott, und gewiſſermaßen vergöttlichet; darin, o Menſchen, liegt die unausſprechliche Wirkung des neuen Bundes.

Wie klein und eitel ſind doch alle die Titel, mit denen die Welt ihre Günſtlinge ſchmückt, wenn wir ſie mit dem Titel eines Chriſten vergleichen. Wer ſeine ganze Größe fühlt, eifert um keinen andern Titel mehr als um dieſen, und hat vor allem einen Abſcheu, was ihn ihm benehmen könnte; ſein Herz denkt an nichts weniger als die Welt um jenen irdiſchen Tand zu beneiden, woran ſie ſo ſehr hängt, und fürchtet nichts, als was ihn zurückhalten, und von jenem herrlichen, glorreichen Zwecke, zu dem er einzig ſtrebt, ableiten könnte.

Das Chriſtenthum iſt ein Geſetz der Reinheit — weit über menſchliche Abſichten erhaben; alle dieſe Rückſichten auf Ehre, Größe und Eigennutz verſchwinden vor den großen Gegenſtänden, die das Chriſtenthum uns vor Augen legt. Dieſes, das Chriſtenthum will, man ſolle dem Kaiſer geben, was des Kaiſers iſt; aber es fordert von dem Herrſcher die nemliche Selbſtvernichtung, die es von dem letzten ſeiner Unterthanen fordert.

Das Bündniß Gottes mit dem Menſchen beruht auf unverbrüchlichen Bedingniſſen; wenn ſich Gott zum Menſchen herabläßt, ſo muß dieſer hingegen ſich zu Gott erheben laſſen, ſich an dieſe Erde feſthalten, heißt dem Bunde entſagen, heißt, eigenſinnig in dem tiefen Kerker bleiben wollen, wenn uns der Herr der Könige zu ihm nach Hof ruft, zu ſeiner Herrlichkeit einladet.

Was ſonſt für eine Religion als die chriſtliche geht bis auf den letzten Tag der Welt zurück, fing an mit der Zeit durch ein Bündniß, das ihr vorherging, das mehrere tauſend Menſchen bezeugten, die die Bewahrer ihrer Bücher waren, und ihre Apoſtel geworden ſind, da ſie doch ihre Feinde waren?

Die Religion mußte einigen Ehrſüchtigen zum Vorwande ihrer grauſamen und ſchändlichen Unternehmungen dienen, womit ſie Verwirrung und Unheil über die Erde verbreiteten. Dieſe Tollſinnigen haben ihre Heiligkeit geſchändet, da ſie unter ihrem Namen fochten, mit Waffen kämpften, die den Waffen der Religion, die nur Sanftmuth und Geduld ſind, ganz entgegen waren.

Alle falſche Religionen haben von der wahren Religion einige Wahrheiten entlehnt, die ſie mit Fabeln vermiſchten. Eben dieſe Vermengung gibt am beſten die ganz verſchiedene Geſtalt des Grundes zu erkennen.

Der Mahometismus iſt aus dem Juden- und Chriſtenthume zuſammengeſtückelt; ſein Urheber hat einige Lügen daran geflickt, die er für tauglich hielt, die Einbildungskraft ſeiner Araber zu erhitzen, und hat ſehr klug eine Leidenſchaft geſchont, die dieſes Volk beherrſchte, und ihn ſelbſt meiſterte.

Die Religion der Lamas, wozu ſich die Tartarn bekennen, und die viel älter iſt als der Mahometismus, hat mit dieſen gemeinſchaftlich die Herrſchaft in Aſien: ihr Gott Fo, ſagt man, iſt auf die Erde herabgeſtiegen, hat die Menſchen durch Parabeln unterrichtet, und einen Stellvertreter zurückgelaſſen, der verſchiedene Klaſſen der Lamas unter ſich hat. Iſt dies nicht eine handgreifliche Nachahmung unſerer Hierarchie?

Was iſt das nicht für eine verdammliche Politik, die den Völkern Ungereimtheiten predigen, und eine erhabnere Lehre für ſeine Führer zurückbehalten heißt! Dies war die Politik der Egyptier; iſt's noch heut zu Tage der Gelehrten in China, der Braminen der Inder, und alle Weiſen des Alterthums haben es eben ſo gemacht.

Plato, der einen Gott als Schöpfer erkannte, verbietet, vor dem Volke davon zu reden. Unſere Religion läßt keinen ſo ſchändlichen Vorbehalt zu; die Armen werden in den erhabnen Myſterien derſelben eingeweiht, wie die Herrſcher der Erde.

Welchen Dank ſind wir nicht bei dem Anblicke ſo vieler Völker, die in Finſterniß und Barbarei verſenkt ſind, der Gottheit ſchuldig, daß ſie uns auf einem glücklichen Boden, in einer Region des Lichts, im Schooße einer Religion geboren werden ließ, die den Menſchen auf den Wegen des Glückes und der Tugend zu der höchſten Beſtimmung führt! Den Werth eines ſo ganz aus Gnaden zugeſtandenen Vorzuges nicht kennen, iſt gewiß eine monſtröſe Gefühlloſigkeit: und aus dieſem Vorzuge einen Grund wider die Religion ziehen, iſt volles Maaß des ſchwärzeſten Undanks.

Was wird aus ſo vielen Nationen, die des Glaubens beraubt ſind? Steht es uns wohl zu, eine ſolche Frage aufzuwerfen? — Die Beſtimmung der Menſchen liegt im Buſen Gottes verborgen: unſere Beſtimmung kennen wir durch das Geſetz. Laßt uns vielmehr fragen, warum wir von dem Lichte, das wir erhalten haben, einen ſo ſchlechten Gebrauch machen?

Der Chriſt verdammt Niemanden; er fühlt den Werth des Glaubens; aber er urtheilt über ſeine Brüder nicht; er betet für ſie, und zittert für ſich ſelbſt.

Die Wahrheit — angenommen, oder verkannt — befolgt, oder von ſich geſtoßen — wird einſt das ewige Loos aller Sterblichen entſcheiden.

Die Blindheit der Juden iſt wie ihre Zerſtreuung eine ſichtbare Züchtigung. Von einer Seite ſehen ſie, daß dieſer, aus ihrer Nation entſproſſene und ſo unwürdig verkannte Jeſus von allen Völkern angebetet wird; und von der andern ſehen ſie ſich ſelbſt ohne Geſetze, ohne eigener geſellſchaftlicher Verfaſſung, ohne Tempel, alles ſo, wie es ihnen Chriſtus vorhergekündigt hat: ſollte ihnen nicht ſeine Herrlichkeit und ihre Schmach die Augen öffnen?

Die Prophezeihungen ſind ſo pünktlich, daß ſogar Porphir die Behauptung wagt, ſie wären erſt nach den Begebenheiten gemacht worden; und die Juden ſelbſt haben es ſo überzeugend gefühlt, daß die durch dieſe Prophezeihungen angedeutete Zeit verſtrichen iſt, daß ſie wieder alle, die die Jahre des Meſſias in Zweifel ziehen wollen, einen Bannfluch in ihren Kanon eingeſetzt haben.

Wie wenig iſt doch dieſer — nach unſern gewöhnlichen Begriffen — mächtige und herrliche Befreier der Juden im Vergleiche mit jenem Fürſten des Friedens, dem Urheber aller Gerechtigkeit! — Allein die menſchliche Begierlichkeit kennt keine andere als zeitliche Macht, und wird es niemals einſehen, daß eine einzige Tugend die Herrſchaft der Welt aufwiegt.

Iſt's nicht der Sohn dieſes Handwerksmanns, den man Joſeph nennt? ſagten die Juden, wenn ſie von Jeſus ſprachen. Dieß iſt heut zu Tage noch die Sprache des eiteln Menſchen; die Tugend im erniedrigten Zuſtande iſt in ſeinen Augen nichts: der ſiegende Mahomet kömmt ihm größer vor als der leidende Meſſias.

Das jüdiſche Volk hat alle dieſe großen Reiche, von denen es gezüchtigt wurde, ſelbſt jenes, das ſeinen Tempel und ſeine Staatsverfaſſung übern Hauſen warf, wie Schattenbilder vorübergehen geſehn. Dieſes kleine, ausgereutete, in Sclaverei verkaufte Volk hat alle dieſe Mächte überlebt, ohne ſich mit einer derſelben zu vermengen. Die Parſen, die man uns entgegenſetzt, ſind eine Handvoll alter Perſer, die in einem Winkel Aſiens, aus dem ſie nie herauskamen, arm und unbekannt leben.

Die jüdiſche Nation, die jetzt zahlreicher iſt als ſie jemals war, hat ſich allenthalben ausgebreitet, und trägt aller Orten ihre Bücher und ihre Hoffnungen mit ſich herum.

Unſern ſtarken Geiſtern ſind die Reichthümer Salomons ein Mährchen, und ſie glauben die Reichthümer des Cröſus, eines Königs von einem weit kleinerem Staate.

Chriſtus, vorhergeſagt, in Vorbildern dargeſtellt, und mit Anfang der Welt erwartet, iſt gekommen ſein Geſetz zu verkündigen; auferſtanden, glorreich und angebetet, wird er kommen die Menſchen nach dieſem Geſetze zu richten; ſeine zweite Ankunft iſt eben ſo gewiß und eine Folge der erſten; an dieſer Ankunft hängt das Schickſal der Welt, die von und für ihn gemacht iſt.

Das allgemeine Gericht iſt der große Tag, um deßwegen alle andere geſchaffen ſind; er iſt der Tag des Triumphs Jeſu Chriſti und ſeiner Auserwählten, wo ſich die Hoheit der Wege Gottes entfalten muß.

Die 40 Jahrhunderte, die vor der Ankunft des Meſſias verfloſſen waren, und alle, die noch bis auf den Tag ſeines Triumphes, der die Zeit beſchließen wird, noch folgen können, was ſind ſie, als ein Punkt? Die Zwiſchenzeiten, die uns ſo lange dünken, und zu ſo vielen Einwürfen Anlaß geben, ſind es nur in Bezug auf unſere kurze Dauer.

Alle dieſe große Gegenſtände fallen uns wenig auf, weil uns, konzentrirt in den engen Kreis unſers gegenwärtigen Seyns, alles, was außer demſelben liegt, Nichts ſcheint, und die Ewigkeit ſelbſt kann in unſern Begriffen dieſer unſichern Minute des Lebens nicht das Gleichgewicht halten.

Bis zur Erfüllung der Verheißungen iſt das Judenthum der wahre Kultus geweſen; es ſchließt ſich an das Chriſtenthum an, und iſt, wie dieſes, nur darum auf der ganzen Erde verbreitet, damit es von demſelben ein unverdächtiges und immer fortdauerndes Zeugniß gebe.

Die chriſtliche Religion iſt die einzige, die alle Gegenden der Erde ausgewandert iſt; noch iſt in Aſia und Afrika die Zahl der Chriſten merklich groß; Europa bekennt ſich faſt ganz zum Chriſtenthum, ſo wie jene Länder des nördlich- und ſüdlichen Amerika, die ſich jetzt in einem polizirten Zuſtande befinden: ſie iſt die einzige, die das Kennzeichen der Allgemeinheit an ſich hat, und es behält; was ſie auch immer verliert, ſo gewinnt ſie doch allzeit von einer Seite wieder, was ſie auf einer andern zu verlieren ſcheint: ohne an ein Klima gebunden zu ſeyn, muß ſie alle aufklären.

Die natürliche Religion führt zum Chriſtianismus; allein wer das Evangelium verläßt, um ſich dafür ans Naturgeſetz zu halten, handelt unredlich; er zieht dieſes dem Evangelium aus keiner andern Urſache vor, als weil er es ſo wankend und verunſtaltet es iſt, nach ſeinem Belieben, modifiziren kann; im Grunde genommen iſt er jedem Geſetze und jeder Autorität feind.

Welch ein elender Tauſch, da man an die Stelle unſers Glaubens jenen kalten Deismus ſetzt, der ſeine eben ſo undurchdringliche Myſterien, in ſeiner Reinheit ſeine eben ſo ſtrenge Geſetze, und keine Zuflucht hat! Kennt man wohl als Deiſt den Uebergang vom Nichts zum Seyn beſſer? iſt man beſſer unterrichtet, wie Gott durch ſeinen Willen allein erſchaffe? wie er ohne einen Raum einzunehmen allgegenwärtig ſeyn könne ꝛc.? Iſt man weniger gehalten, ſich ganz zu Gott zu kehren, keuſch, nüchtern, liebthätig zu ſeyn? — Allein — wo findet man dieſe wahren Deiſten?

Die chriſtliche Religion iſt nicht entſtanden, um das Joch des natürlichen Geſetzes zu erſchweren. Mein Joch iſt leicht, ſagt der Urheber derſelben, ſie iſt im Gegentheil darum eingeführt worden um das Gewicht der Pflichten zu erleichtern, die Natur und Vernunft dem Menſchen auflegen. Die die Religion iſt dem Menſchen das, was dem Vogel die Flügel ſind — ohne ihrem Beiſtande würde er ſchwerfällig auf der Erde kriechen.

Alle, ſagt Bayle, die in Irreligion leben, ſind nichts als Zweifler; ſo bald ſie ſich auf das Krankenlager geworfen ſehen, wo die Irreligion nicht mehr gebräuchlich iſt, ergreifen ſie die ſicherſte Parthei, jene nämlich, wo ſie nicht mehr Gefahr laufen, ſelbſt noch angenommen, daß ſie falſch wäre.

„Wenn ich ein Mirakel ſähe, wollte ich glauben“: Welche Täuſchung! Obwohl es auch unterſchobene gab, ſo leuchten doch dieſe Zeichen der göttlichen Allmacht von Zeit zu Zeit hervor, und — man glaubt nicht daran; immer hat man ſeine Gründe, aus denen man ſie für verdächtig hält; wären die Wunder vielfältiger, ſo würde man noch weniger daran glauben. Von der Schöpfung an, die das erſte Wunder iſt, bis auf uns, ſehen wir eine zahlreiche Folge von Wundern — und wem fallen ſie auf?

Der Scepticismus der Philoſophen iſt nur dann vernünftig und anwendbar, wenn es um Gegenſtände zu thun iſt, die, weil ſie für uns von keinem Gebrauche ſind, für uns auch wenig Anzügliches haben: aber auf einen allgemeinen Zweifel über Moral und Religion hartnäckig beſtehen, iſt höchſte Thorheit; man macht es jenem Fürſten nach, der aus Furcht vergiftet zu werden, Hungers ſtarb.

Der Zweifler betrügt ſich, wenn er ſich durch ſein Syſtem von aller Furcht zu befreien glaubt. Wenn für den Menſchen nicht gewiß iſt, ſo muß er die Erweislichkeit an die Stelle der Gewißheit annehmen; ſie muß dann eben ſo, als es die Gewißheit thun würde, über ſeine Handlungen entſcheiden. Nur geſchwächt iſt das Licht, aber nicht ausgelöſcht.

Man zweifelt an der Religion, und verletzet alle Geſetze derſelben; wenn man conſequent handeln wollte, ſo müßte die Unrichtigkeit der Religion vollkommen dargethan ſeyn: ſo lang man noch in Zweifel ſteht, kann man ſich vernünftiger Weiſe weder für dieſe, noch für jene Parthei erklären.

Unſere Philoſophen ſind unaufhörlich mit ſich ſelbſt in Widerſpruch. Einer unter ihnen, der noch am meiſten geſunden Menſchenverſtand äußerte, hält erſt dem Glauben die erhabenſte Lobrede, und läſtert ihn gleich darauf wieder. Voltäre ſagt, da er von dem moraliſchen Uebel redet, daß die Religion allein dieſen Knoten gelöſt habe, daß ſie die einzige Zuflucht des Menſchen in den Finſterniſſen ſey, worin er ungewiß und furchtſam herumtappet; und in der Folge läſtert er ſie auf das ſchändlichſte: wie ſoll man auf ſolche Räſonneurs bauen?

Der nämliche Geiſtesirrthum, der den unachtſamen Menſchen verleitet, bei einiger Aehnlichkeit, die er zwiſchen ihm und dem Thiere findet, ſogleich den Ausſpruch zu thun, daß er auch zu dieſem Geſchlechte gehöre, verführt ihn auch, von gewiſſen Zügen, die der wahren Religion ſo wie den falſchen Religionen gemein ſind, den Schluß zu faſſen, daß alles einerlei ſei.

Es gibt falſche Religionen: ſind ſie's alſo alle? — Prieſter, die Betrüger ſind; Orakel, die lügen: haben alſo auch die unſern die nämlichen Makeln an ſich? — erdichtete Offenbarungen, falſche Wunder; der Irrthum hat ſeine Martyrer, ſeine Büßer: gehört alſo alles in eine Klaſſe? — Alles dieſes verdient wohl reif überlegt und erforſcht zu werden; allein es iſt nicht ſo mühſam, wenn man ohne Bedenken alles verwirft.

Die Myſterien verwerfen, weil man ſie nicht begreift, heißt, die Menſchen verſichern, daß Gott kein Geheimniß habe, wovon nicht auch zugleich der Menſch unterrichtet iſt; daß es keine Wahrheit gibt, die der Vernunft verborgen ſeyn könnte; daß es widerſinnig ſey, daß das unendliche Weſen höhere Ausſichten haben könne als das Geſchaffene.

Niemals hätte der Menſch von ſich ſelbſt die Myſterien der Religion auch nur geahndet; unendlich iſt der Raum zwiſchen ihnen und ſeinen Begriffen. Wem wär es wohl jemals eingefallen, daß die Kenntniß, die das höchſte Weſen von ſich ſelbſt hat, eine zweite Perſon erzeuge, die unterſchieden und doch eins mit ihm iſt; daß aus ihrer wechſelſeitigen Liebe eine dritte Perſon entſprieße, die gleichfalls mit den beiden eines iſt; daß die erzeugte Perſon Fleiſch geworden iſt, um den Menſchen mit Gott zu vereinigen? — Ohne einer ausdrücklichen Offenbarung hätte der menſchliche Geiſt keinen dieſer Begriffe faſſen können.

Nur meiner Vernunft zu gehorchen geſchieht's, daß ich mich dem Glauben unterwerfe; wenn es einmal erwieſen iſt, daß Gott geredet hat, ſo iſt der Glaube keine Marter mehr für meine Vernunft, ſondern er beruhigt ſie.

Das Geheimniß des Kreuzes iſt in den Augen der Ungläubigen eine Narrheit; aber der heilige Paulus erkennt dieß für eine Thorheit in den Augen der Welt. Die Vergerniſſe, die man in der Kirche ſieht, empören die Ungläubigen, aber hat nicht Chriſtus ſelbſt erklärt, daß es Aergerniſſe geben muß? — Ihre Einwürfe ſind alle vorgeſehen worden, und wir können ſie für eben ſo viel Beweiſe anſehen.

Für wen können dieſe Bücher wohl geſchrieben ſeyn, die die Religion, die Vorſehung, die Unſterblichkeit angreifen? — Nur Laſterhaften zu Liebe können ſie verfaßt worden ſeyn; in dem ganzen Menſchengeſchlechte ſind ſie die einzigen, denen daran liegt, Wahrheiten verſtümmelt und zu Boden getreten zu ſehen, die aller, und der einzige Troſt guter Menſchen ſind.

Man hat alles aufgeboten, die letzten Kräfte angeſtrengt, kein Mittel unverſucht gelaſſen, um das Anſehen der Bücher Moſis zu ſchwächen: man hat in der Phyſik, in den Monumenten des Alterthums, in der Geſchichte nachgeforſcht, und etwas zu finden geſucht, das ihr Anſehen entkräften ſollte. Eitle Verſuche! Der Urſprung der Völker, ihre Traditionen, ſelbſt die Fabeln der Dichter deponiren dieſen Büchern zu Gutem.

Man hat es erwieſen, daß die chineſiſchen und indiſchen Alterthümer nicht bis auf Salomon zurückgehen; dieſe tauſende von Jahrhunderten, die man aus den alten Lavaſtücken, die in dem Innern der Erde gefunden wurden, ſchloß, heben ſich durch eben dergleichen Lavaſtücke auf, die man ober den Ruinen Herkulanums fand. Gleiche Beſchaffenheit hat es auch mit den andern Einwürfen: ſtatt eilf hundert Sternen hat das Teleſkop eine unendliche Menge entdeckt; man hat eingeſehen, daß das Licht ein von der Sonne unterſchiedener Körper ſey; ja es iſt ſogar bewieſen worden, daß die Arche Noahs alle Landthiere faſſen konnte. Alle dieſe Witzeleien, die den Grund der heiligen Geſchichte nicht angriffen, konnten ihr nicht einmal den geringſten Schaden thun.

Die Verſchiedenheit der Ueberſetzungen unſerer Schrift erſtreckt ſich nur auf einige Punkte der Zeitrechnung, und der Geſchichte, die für die Sitten wenig intereſſant ſind: was aber Dogma und Moral betrifft, findet man durchaus eine wunderbare Uebereinſtimmung.

Unſere Schöngeiſter ſpaßen über das Verbrechen unſerer Stammeltern; aber möchten ſie uns doch ſagen, auf welch eine andere Probe zwei Geſchöpfe hätten können geſtellt werden, die keine Nebenbuhler und keinen andern Reichthum hatten, als die Früchte der Erde? Sie halten dieſe Uebertretung für eine Kleinigkeit, ſo wie ſie auch ihre Uebertretungen für etwas ganz gleichgültiges anſehen.

Mag man immer grübeln und vernünfteln! eine unendliche Fortſchreitung von Menſchen iſt widerſprechend; man muß immer auf eine Schöpfung zurückkommen, und ſo bald man die Schöpfung annimmt, gibt ſich das Uebrige alles von ſelbſt. Die göttliche Weisheit, die ſich auf die Erde herabließ, um den Menſchen zu unterrichten, iſt nicht unglaublicher, als eben dieſelbe, die ſich zur Schöpfung des Menſchen herabließ.

Allein warum glänzt die Wahrheit nicht mit einem Schimmer, der alle denkende Weſen hinreißt? Das heißt gerade ſo viel, als wollte man fragen, warum ſich Gott nicht den Menſchen in ſeiner ganzen Herrlichkeit zeigt? Er kann es zwar, und wird es auch einſt thun, aber die Zeit iſt noch nicht gekommen; das Leben des Glaubens iſt ein Leben mit Licht und Dunkelheit vermiſcht.

Hienieden ſtehen wir in der Dämmerung, die uns bald den vollen Sonnenglanz eines ſchönen Tages verkündigt; in Erwartung, bis dieſer Tag anbricht, müſſen wir unterdeſſen bei dem Scheine der Fackel, mit der uns die Religion leuchtet, über die Gegenſtände urtheilen, die uns umgeben.

Die Wahrheiten, die den Menſchen leiten müſſen, liegen vor ihm, ſo, daß er ſich nach ſeinem freien Willen ihnen nähern, oder davon entfernen kann: alles iſt ſo eingerichtet worden, daß die Ausübung ſeiner Freiheit nicht gehindert wird. Wenn auch Gott allen Werken der Natur einige fühlbare Kennzeichen ſeiner Gegenwart hienieden eingedrückt hat, ſo faſſen ſie doch nur demjenigen auf, der gefaßt iſt ſie zu ſehen.

Unſere Philoſophen ſehen den Glauben für ein Vorurtheil an, aber eben der Glaube verdammt alle Vorurtheile: — Eigenliebe, eitlen Ruhm, Vorurtheil der Geburt, Duell, falſche Ehre — keines verſchont der Glaube.

Man ſah den Glauben für nichts anders als das Antheil eines ſchwachen Geiſtes an. Aber man darf nur die großen Männer von einer wie von der andern Seite zählen; die Religion hat eine große Anzahl derſelben aufzuweiſen, denen ihre Feinde nur einige, mehr glänzende als ſolide Köpfe entgegen ſtellen können.

Die Welt enthält eine größere Anzahl von Indifferentiſten als Ungläubigen. Dieſe beſtreiten zwar die Wahrheiten der Religion nicht, aber ſie hören die Geſchichte des Evangeliums ſo kalt und untheilnehmend als die des Tacitus, und keine der erhabnen Wahrheiten, die in dieſem Buche enthalten ſind, macht auf ſie Eindruck: dieſe Gefühlloſigkeit iſt ein viel elenderer Zuſtand als der Zweifel ſelbſt.

Eine ſtupide Blindheit herrſcht unter den Menſchen; denn wenn man recht ernſtlich darüber nachdächte, was der Menſch iſt, wie er hieher gekommen iſt, wie er ſein Leben hier verlebt, welcher der Zweck dieſer kurzen Erſcheinungen iſt, — gewiß, man würde ſich nicht ereifern, und ein leeres Wortgezänk darüber führen.

Die die Religion verwerfen, ſetzen nichts anders an ihre Stelle, und haben recht; denn, in der That iſt es unmöglich, ſie durch etwas vernünftiges zu erſetzen, ohne ſich nicht noch härtere Feſſel anzulegen.

Um die chriſtliche Religion zu verwerfen, müßte man zum Atheismus ſeine Zuflucht nehmen; und welch eine Zuflucht iſt dieſe! Oder, was das nämliche iſt, man müßte die Lehre Epikurs annehmen; denn wie könnte man eine Vorſehung anerkennen, und behaupten, daß ſie gewollt habe, daß die vollkommenſte Bahn, die erhabenſte Tugend, die herrlichſten Verheißungen — daß das göttliche Meiſterſtück das Werk des Betrugs ſey?

Die Religion zeigt uns einen Plan, wo alles auf das Vollkommenſte ineinander paßt, wo eins das andere hält; die Erbſünde, das moſaiſche Geſetz, die Gottheit Chriſti, ſeine Auferſtehung, die Gründung ſeiner Kirche: alle Lehrſätze ſtehen miteinander in Verbindung, und geſtalten mit der Moral einen Körper, wovon kein Theil abgeriſſen werden kann, ohne daß nicht das Ganze zu Grunde gerichtet wird. Man findet in dem Chriſtenthume wie in der Natur eine Einheit, die beiderſeits einen und denſelben Urheber entdeckt.

Der Geſchichtſchreiber Joſeph, ein Jude und Höfling, hat von Chriſtus nur im Vorbeigehen Meldung gethan, und war gezwungen, ihn zu bekennen, obwohl er weder an ihn, noch an die Propheten glaubte. Dieſe Stelle, wenn anders der Forſcher redlich zu Werke gehen will, muß ihm nicht weniger glaubwürdig ſeyn, als es den Feinden der Religion die beiden andern, wo er von dem Tode Johannis, genannt der Täufer, und dem Tode Jakobs, eines Bruders Chriſti redet.

Suetonius, Tacitus, Plinius, Lucian reden von den Chriſten, und beſtättigen das, was unſere Traditionen ſagen. Juſtinus, Laktantius, Origenes, Tertullian, und alle erſte Kirchenväter nehmen die Heiden zu Zeugen ihrer Behauptungen, und wir ſehen, daß ſie in keinem von allen den Werken, die wir noch davon übrig haben, widerſprochen worden ſind.

Chalcides und Macrobius reden, der erſte von dem Sterne, der den Weiſen aus Morgenland erſchienen iſt, der zweite von dem Blutbade, das Herodes bei der Nachricht von dieſem Zeichen anrichtete. Phlegon und Thallus erwähnen der Finſterniſſe, die bei dem Tode Jeſu die Erde bedeckten — eine Begebenheit, die in öffentlichen Archiven aufgezeichnet wurde.

Julian geſteht es ſelbſt in ſeinen Werken, daß er es unternommen habe, den Tempel wieder aufzubauen, und Ammian, gleichfalls ein Heide und ſein Liebling, hinterläßt uns eine ausführliche Erzählung von den ſchrecklichen Phänomenen, die ſich nach der Zerſtörung der Fundamente der Wiedererbauung widerſetzten; dieſes findet man von den Rabinern ſelbſt beſtättigt.

Celſus, Porphyrius und Julian ſelbſt geſtehen uns die Wunder Jeſu, die ſie phyſikaliſchen Kenntniſſen beilegen, die er ſich in Egypten eigen gemacht haben konnte, und ſtellen ſeinen Wundern jene des Apollonius von Thyana entgegen. Man merke wohl; die dieſes Zeugniß von Chriſto ablegen, ſind ſeine Jünger nicht, ſeine Feinde ſind es.

Der göttliche Urheber unſers Glaubens hat ſo vielfältige Zeugniſſe für ſich, daß man an ſeiner Sendung eben ſo wenig, als an ſeiner Exiſtenz und an ſeinem Tode unter Tiber zweifeln kann, und unter allen menſchlichen Kenntniſſen gibt es nichts, das feſter und triftiger erwieſen wäre.

Die Leiden des Gerechten, der ſich hingibt um ſeine Brüder zu retten, ſind unſern Begriffen widerlich: der Schuldige ſoll leiden, ſagt man; aber ſteht es uns zu, der göttlichen Gerechtigkeit eine Vorſchrift zu geben? Und kann Gott nicht, indem er die Selbſtaufopferung des Gerechten krönet, ſeine Verdienſte auch auf ſeine Nachfolger ausbreiten?

Kann wohl ein guter Gott Gefallen daran finden, wenn er ſeine Geſchöpfe leiden ſieht? — Ein eitler Einwurf! — Es liegt in der Ordnung der Dinge, daß ein verſtändiges und freies Geſchöpf durch ein Opfer die Wonne verdiene, mit der ſein Urheber es erfüllen will, und Chriſtus hat ſich ſelbſt dieſem Bedingniß unterworfen.

Die Leiden Jeſu, der Märtyrer, der Büſſenden, alles, was der Menſch hienieden leiden kann, hat mit der Herrlichkeit, mit der Gott einſt dieſe geringen Beſchwerlichkeiten vergüten wird, gar kein Verhältniß, ja man kann ſie ſogar als ein ganz freiwilliges Geſchenk anſehen.

Das Chriſtenthum, ſagen die Weltleute, erfüllt die Seele mit traurigen Ideen; o ich wollte vielmehr ſagen, daß es den Menſchen tröſtliche Gefühle, freudige Begriffe, erhabene Empfindungen einflößt. Kann es wohl eine traurigere Lage geben als die, in der ſich ein Menſch befindet, der durch einen ſchrecklichen Tod einer noch fürchterlichern Zukunft entgegen geht, und das mitten durch tauſend Leidenſchaften, die ihn zerfleiſchen, und die das erzwungene Lachen des irreligiöſen Menſchen nicht verbergen kann?

Der Menſch, der keine Religion hat, iſt mehr nicht als ein elendes, verächtliches Weſen; von ſich ſelbſt hat er keine andere als niedrige Geſinnungen, und alle ſeine Wünſche und Begierden ſind auf dieſe Erde eingeſchränkt, worauf er kriecht. Sobald einmal die Verkettung mit Gott unterbrochen iſt, ſo iſt der Menſch, wie der Waldmann, mehr nicht als eine Affenart, die vollkommener organiſirt iſt, und wirklich ſo weit ſetzt der heutige Epikuräismus den Menſchen zurück, dieß iſt's alles, was eine falſche Philoſophie aus ihm macht.

Wenn die Seele nicht unſterblich iſt, ſo ſind alle Religionen falſch, und wenn alle Religionen falſch ſind, ſo iſt der Menſch nichts als ein unglückliches Geſchöpf, mit dem Gott ſein Spiel treibt, und das er dem Irrthum, dem Elende und den Launen des Glücks preisgibt; und was hat dieſes Geſchöpf zu erwarten? — Vernichtung!

Zweierlei Gattungen Leute reden gern von Religion; jene nämlich, die ſie aus Anhänglichkeit lieben, und jene, die ſie fürchten, um ſich gegen ihre Drohungen zu verpanzern. Eine dritte Klaſſe von Menſchen redet niemals davon, und das ſind eben nicht die beſten; die Religion iſt für ſie ſo gut als nichts, weil ſie ſelbſt für alle andere Menſchen nichts ſind.

Wer nicht die Religion zu ſeinem erſten und vorzüglichſten Augenmerk macht, hat ſo viel als gar keine. Der größte Theil der Menſchen macht eine Sache des Wohlſtandes daraus; ſie wiſſen nicht, daß ſie das einzige Weſentliche, das einzig Wichtige iſt, worauf alles andere abzwecken muß.

Da Gott ſeiner Weſenheit nach die Wahrheit iſt, von der, als der einzigen Quelle alle bekannte Wahrheiten herfließen, und woher jede derſelben abſtammt, woran alle andere Wahrheiten hangen, ſo muß ſeine Religion nothwendig auf alles das, was der Menſch kennt, mehr oder weniger Bezug haben; Moral, Geſchichte, Rechtsgelehrſamkeit, ſelbſt Staatsklugheit nicht ausgenommen — über alles verbreitet die Religion Licht.

Sprachen, ſchöne Wiſſenſchaften, Geſchichte, ſelbſt die Fabel, alles iſt unter den Menſchen ein Gegenſtand des Studiums geworden, und der größte Theil weiß kaum, was er glaubt, oder glauben ſoll.

Die Religion will ſtudirt ſeyn; man liebt ſie nur darum nicht, weil man ſie nicht kennt, und man will ſie nicht kennen, weil man an Dingen hangt, die ſie mißbilligt.

Die Vernunft läßt uns nur wähnen, daß die Seele, abgeſondert vom Körper, ſeine Auflöſung überlebe; die Religion aber belehrt uns, daß die Seele, zu dieſer Vereinigung beſtimmt, nach einer Zeit mit dem Körper wieder vereinigt werden müſſe, um nimmermehr davon geſchieden zu werden. Der Körper, ſo wie uns Gott einen zu geben verſprochen hat, kann hienieden mit nichts verglichen werden, und wir haben keine andere als dieſe Weiſe zu urtheilen.

Dieſe Verheißungen ſind zu vielverſprechend, als daß man darauf glauben könnte, ſagt der ſtarke Geiſt; aber eben dieß bezeugt ihren Urſprung. Belohnungen eines Gottes müſſen freilich über allen Begriff eines Menſchen ſeyn.

Unſere Philoſophen ſind ſo gütig, die Materie auf einen ſo hohen Grad von Feinheit zu erheben, der, ſagen ſie, ihr das Denkensvermögen zu geben im Stande iſt. Wir wollen nicht ſo weit gehen, wir wollen glauben, daß Gott die Materie auf einen ſolchen Grad der Unveränderlichkeit bringen kann, die alles Verderbniß unmöglich macht.

Wozu ſollten uns Organe dienen, wenn ſie keinen Gegenſtand mehr haben? Wie iſt es möglich, die Elemente unſerer Körper zu ſammeln? Wo ſoll man alle Menſchen bei der Auferſtehung hinſtellen? Haben ſie auch Raum genug? — Lauter eitle, nichtige Einwürfe! Wir haben zur Herſtellung unſerer Körper nicht einer und derſelben Materie nöthig; denn ſonſt wären wir, in Rückſicht des Orts, nach 30 Jahren nicht mehr die nämlichen.

Der Lehrſatz, daß es in einem andern Leben Strafen gibt, die nur eine gewiſſe Zeit dauern, iſt für die Menſchen gewiß ſehr tröſtend: wie kann man es noch wagen, ihn zu beſtreiten? Der Zuſtand dieſer unſerer Brüder, für die wir beten, iſt weit über dem unſrigen; ſie ſind verſichert, ein Gut, das wir hienieden noch verlieren können, gewiß zu zu erhalten.

Gott iſt gut, ſagt der Gottloſe; er will mich nicht ewig unglücklich machen; allein ein guter Gott, ſo wie er ihn haben wollte, würde der Gönner des Laſters ſeyn: ein König, wenn er dieſem Gotte glich, wär ärger als ein Tyrann.

Es iſt eine Beleidigung, die man Gott zufügt, wenn man ihm eine Barmherzigkeit zueignet, die ſich auf alle Schuldige erſtreckt; ſeine Barmherzigkeit kann nicht darin beſtehen, daß ſie die Störer der Ordnung kröne, ſondern darin, daß ſie ihnen Mittel an Handen gibt, wieder auf die Wege der Ordnung zu kommen, von denen ſie ſich entfernt hatten. Das Gegentheil würde ihm ſeine Eigenſchaften abſprechen.

Die Klagen, die der Menſch bei dem Anblicke großer Ungerechtigkeiten führt, iſt die Stimme der Natur, und liegt nicht in der Willkühr des Menſchen; wenn nun in uns ein ſo unverkennbares Gefühl von Gerechtigkeit liegt, was muß die Gerechtigkeit eines Gottes ſeyn? — Wird er den Ehebruch, den Raub, den Todtſchlag mit ewiger Seligkeit lohnen? —

Wie ärgerlich ſind nicht alle dieſe Fragen, alle dieſe

Zänkereien über den Grad der Liebe, die wir Gott ſchuldig ſind! — Urtheilt die profane Liebe auch ſo? Dieſe kennt kein Maaß; — und nur für Gott, der uns alle unendlich liebet, will man einen Maaßſtab annehmen? Wenn der Menſch unbeſchränkte Fähigkeiten hätte, ſo wären ſie ein Opfer, das ganz Gott gewiedmet ſeyn müßte.

Der geliebte Gegenſtand muß faſt die einzige, und eine zur Gewohnheit gewordene Beſchäftigung ſeyn, man muß ſich mit Vergnügen damit unterhalten, lieben, was er liebt, ſich ihm gefällig zu machen ſuchen, in allem nach ſeinem Willen handeln, dieß ſind die Kennzeichen der Liebe, ſie mag dann den Schöpfer oder das Geſchöpf zum Gegenſtande haben. Dieſe Empfindungen ſind zwar unter den Menſchen nicht ſelten; allein — für wen? — immer für das Geſchöpf.

Ungezweifelt iſt es Pflicht, den Urheber und Erhalter ſeines Weſens zu lieben; allein der Menſch, mit lauter materiellen Gegenſtänden umgeben, iſt zu weit von Gott entfernt: ſeine Güte hat aber die unendliche Kluft dadurch ausgefüllt, daß er uns Jeſum Chriſtum gab.

Chriſtus iſt dem Menſchen Alles. Da er mit Gott von gleicher Weſenheit iſt, ſo beſitzt er auch die Vollkommenheiten, die von der Gottheit unzertrennbar ſind, und nur in ihm können wir dieſe Vollkommenheiten beſchauen: und da er auch mit dem Menſchen einerlei Weſenheit hat, ſo beſitzt er alle jene Vollkommenheiten, womit Gott ein Geſchöpf bereichern kann, im höchſten Grade; man mag ihn unter einem Geſichtspunkte betrachten, unter welchem man will, ſo bleibt ſeine Kenntniß immer die erhabenſte Wiſſenſchaft des Menſchen. Wehe dem Menſchen, der alles weiß, und Chriſtum nicht kennt.

Ich bin nicht von der Welt, ſie kennt mich, ſagt Chriſtus. So ſehr ſein Herz von dem heiligen Feuer der Liebthätigkeit entflammt war, ſo ganz Liebe er war, ſchloß er doch die Welt von den Gnaden aus, um die er ſeinen

Vater hat. Kann man ohne Schaudern eine ſolche Ausſchließung hören, wenn man an einer Welt hangt, über die die Wahrheit ſelbſt einen ſo förmlichen Bannfluch geſprochen hat?

Die Philoſophen beſchweren ſich darüber, daß eine göttliche Religion dem Menſchen nichts, als ſelbſt wieder einen Menſchen darbietet; einen Menſch gewordenen Gott, Menſchen zu Dienern ſeines Kultus, ein von Menſchen geſchriebenes Geſetz; — ſie möchten gerne den Arm Gottes unverhüllt ſehen. Gott weiß beſſer, was dem Menſchen geziemt; er hat ihn die Würde ſeiner Natur wollen erkennen laſſen, und hat, wenn er Engel zu ihm herabſendete, ſie mit einem Körper bekleidet.

Die Diener des Altars hätten Engel ſeyn ſollen, und ſind nichts als Menſchen geweſen. Schon vom Anfange der Kirche hat es ſchlechte Diener derſelben gegeben, aber ungeachtet des allgemeinen Verderbniſſes gibt es auch unter uns noch Diener des Altars, die der Apoſtelzeiten würdig ſind, und wenn man von dieſer Menſchenklaſſe jene wegnimmt, die nur das Kleid davon tragen, ſo bleibt dieſe Klaſſe von Menſchen immer noch die einzige, bei der man am meiſten Einſicht und Tugend antrifft.

Wer behauptet, die Kirche wäre nicht mehr von jenem Geiſte belebt, der zur Zeit der erſten Jahrhunderte in ihren Entſcheidungen herrſchte, oder hierin ſich nur auf eine zukünftige Verſammlung bewirſt, der läugnet ihre wirkliche Exiſtenz.

Es war unmittelbar nothwendig, daß die Kirche einen ſichtbaren, unmangelhaften Richterſtuhl bekam, einen höchſten Richter in Glaubensſachen. Die Unfehlbarkeit der Kirche in ihren Lehrſätzen, die die Sekten empört, iſt ein Hauptdogma, worüber Chriſtus ſelbſt geſprochen hat; ohne dieſes wanken die andern alle, und können ſich nicht mehr in der Reinheit erhalten, in der ſie ſeit 18 Jahrhunderten beſtanden.

Als Luther und Kalvin wider Rom aufſtunden, ſo

ar's weder die Hochſchätzung ihrer Perſon, noch die Feſtig-
kit ihrer Gründe, was die damaligen Fürſten bewog, ſie
z unterſtützen: das Intereſſe allein war die Gottheit, bei
er man ſich Raths erholte.

Oft hat der Fanatismus durch ein Gemiſche von Narr-
eit und Ausſchweifung die Heiligkeit der Religion geſchän-
et. Man ſah Odamiten nackt in ihren Tempeln beten;
nen Poſiel in Venedig ein Mädchen zur Schau herum-
ühren, das er für den Meſſias des weiblichen Geſchlechts
usgab; hier Mädchen mit Brandmalen, dort Weiber ans
Kreuz geheftet ꝛc. Alle dieſe Abſcheulichkeiten, die die Reli-
gion verflucht, ſind ein Beweis, mit welcher Unerſchütter-
ichkeit ſie alles, was ihre Reinigkeit verletzt, verbannet.

Johann Huß, Servet ꝛc. haben ſich lieber in die Flam-
men geſtürzt, als daß ſie von ihrer Meinung abgegangen
ären; die Schüler Pythagoras hielten fünf Jahre ein un-
erbrüchliches Stillſchweigen, und führten ein ſehr ſtrenges
eben; noch heut zu Tage unterwerfen ſich die Talapoinen,
ie Faquirs Bußarten, wovor der Natur ſchaudert; die
eligion allein macht wahre Märtyrer und wahre Büßer,
enn ſie allein hält den Menſchen von aller eiteln Ehre ab.

Es iſt Täuſchung, wenn man all ſeine Religion nur
n äußern Uebungen will beſtehen laſſen; ſie ſind nichts als
ie Rinde: und ſo wie der Baum, den man von ſeiner
inde entblößen will, verdirbt, ſo verdirbt und verlöſcht
uch die Religion in dem Herzen, weil es ihr an Nahrung
nd fühlbarer Stütze fehlt.

Glauben, daß Chriſtus unter uns gegenwärtig ſey, und
ch weigern, auf ſeinen Befehl ſich ihm zu nähern, iſt das
erbrechen eines Ausreißers: es geſchieht nicht aus Ehr-
rcht, ſondern aus Gleichgültigkeit.

Welch eine ſchöne Einrichtung ſind jene ordentliche Ver-
ammlungen in unſern Tempeln, wo der Hirt ſeine ihm
vertrauten Gläubigen über die Mittel unterrichtet, ihr
Weſen zu vervollkommnen, und ihrem gemeinſchaftlichen

Gebieter zu gefallen! Das heißt (wirklich, man kann es mit Wahrheit ſagen) Tugend ſäen.

Wenn die Freuden der Welt rein wären, ſo wären die Tage, die zur Feier der Religion geheiligt ſind, in der That Feſttage, wo ſich verſammelte Familien erbauen könnten: allein dieſe Tage ſind vielmehr einigen Leuten Trauertage, denn man verſagt ſich an ſolchen Tagen Vergnügungen, die man ſich niemals geſtatten ſollte.

Die Einfachheit und Klarheit der chriſtlichen Religion, wodurch ſie dem ärmſten Bauer faßlich und brauchbar wird, iſt genugſamer Beweis, daß ſie Gott darum uns gegeben hat, damit ſie das allgemeine Geſetz für das ganze menſchliche Geſchlecht ſeyn ſoll. Gott, der in der Natur wie in der Religion unbegreiflich iſt, handelt in der einen wie in der andern auf die allereinfachſte Art.

Man hat die Ungereimtheit ſo weit getrieben, daß man ſogar zu behaupten wagte eine Geſellſchaft von wahren Chriſten könne nicht beſtehen, unterdeſſen man doch wollte, daß eine Geſellſchaft von Atheiſten beſtehen könne. Wollte Gott, man ſehe noch viele ſolcher wahrer Chriſten, die der Stolz der aufkeimenden Kirche waren, auf Erden! — In einer ſolchen Geſellſchaft macht die Befehlhabersſtelle eben ſo wenig ſtolz, als der Gehorſam erniedrigt; es iſt ein Häuflein Brüder, deren einer der Obere, ein anderer Gärtner iſt, wo aber alle unter einer Regel und von gleichem Geiſte beſeelt leben.

König, Bürger, Vater, Richter, Soldat ꝛc. alle dieſe Verhältniſſe haben nur für den Menſchen, der Religion hat, einen feſten Grund: die Religion iſt die einzige Stütze der Rechtſchaffenheit, der Ehre und des wahren Muths.

Die Religion, die uns nur auf die ewige Glückſeligkeit Rückſicht nehmen heißt, macht auch hienieden in dieſem kurzen Leben unſer Glück; alle ihre Gebote haben keinen andern Endzweck, als jenen Frieden der Seele zu erhalten, der allein den Menſchen wahres Glück verſchaffen kann.

Bald wird es keine Zeit mehr geben, der große Vorang der Ewigkeit beginnt ſich zu öffnen; die Religion be-itet uns zu dieſem entſcheidenden Augenblicke vor — zu nem Augenblicke, der für ihre getreuen Anhänger der lücklichſte Zeitpunkt ſeyn wird.

Die dermalige Philoſophiſterei wird, wie alle unreine ecten, aufhören; anfangs ging ſie mit Klugheit und Scho-ung zu Werke, aber bald hat ſie ſich durch ihre Keckheit, ie von Zeit zu Zeit größer wurde, ſelbſt verrathen; der auſe Schriftſteller, die ſie hervorbrachte, hat ihre ver-aßten Grundſätze aufgedeckt, und das glänzende Kolorit, omit ſie dieſelben aufſtutzten, hat die Ungereimtheit die-ſer Grundſätze nicht ganz verhehlen können; ihre Wider-prüche dienten zur Aufklärung, und viele ihrer Schüler röthen bei dem Gedanken, daß ſie ſich täuſchen ließen, nd das Spielwerk dieſes Phanatismus waren.

O heilige Religion! nur um dich zu erkennen leuchtet ns die Fackel der Vernunft; aber möchte deine himmliſche larheit das ſchwache Licht derſelben erhöhen! — Es gibt nſt keine wahre Weisheit als die, die mit deinen Lehren inſtimmig, den Menſchen auf dem ſchlüpfrigen Wege, der n in ſein wahres Vaterland führt, aufrecht haltet.

Verfolg dieſer Materie
über
Religion und Chriſtenthum.

Wenn der Ungläubige daraus, daß es falſche Religionen gibt, den Schluß zieht, daß ſie alle falſch ſind, ſo fehlt er ja ſchon wieder das erſte Geſetz der Kunſt zu denken.

Falſchheit ſetzt immer Wahrheit voraus, der ſie widerſpricht, oder von der ſie eine fehlerhafte Nachahmung iſt. Darum eben, weil es eine wahre Tugend, wahre Größe gibt, gibt es auch falſche Tugend und falſche Größe. Gleiche Beſchaffenheit hat es auch mit der Religion; wenn ſie in Rückſicht der Menſchen nicht auch in der Reihe der Konvenienzen ſtünde, ſo gäb es weder eine wahre, noch eine falſche Religion, und man würde unter allen Religionen ſo wenig unterſcheidende Züge finden, als unter den Bibern.

Der Lehrſatz von der Unſterblichkeit iſt ſo eng mit dem Lehrſatze von dem Daſeyn Gottes verbunden, daß man den einen nicht läugnen kann, ohne nicht auf eine gewiſſe Art den andern zu läugnen. In der That, kann man in Gott glauben, und dabei denken, daß ſo viele große Männer, die lieber ſterben als ſein Geſetz verletzen wollten, die, von ſeiner Schönheit bezaubert, ſich ihm ganz ergeben, und auf alles Verzicht gethan haben, um ihm allein zu dienen; daß auch heut zu Tag noch ſo viel große Seelen, die ſich, von einer Welt, die ſie nicht kennt, abgeſondert, und ganz von ſeiner Liebe voll, der Ausübung aller Tugenden heiligen, ungeachtet ihres lebhaften Verlangens und der Hoffnung, ihn einſt ewig ſchauen und lieben zu können, von ihm dem Nichts überlaſſen ſeyn ſolle? Eine ſolche Gottheit verdiente eher gehaßt als geliebt zu werden; und die Gottheit mit ſolchen Farben ſchildern, heißt ſie auf die haßvollſte Art läſtern.

Die Religion ſetzt nicht nur die Gewißheit eines künftigen Zuſtandes feſt, und redet davon in ſolchen Ausdrücken, die dieſe Wahrheit auch dem einfältigſten Kopfe begreiflich machen, ſondern ſie ſtellt uns auch noch in der Perſon ihres Stifters eine Reihe demonſtrativer Thatſachen dar, die die Sinne, die Einbildung und die Eigenliebe intereſſiren.

Der ununterbrochene Gang der Religion, die ungeachtet des Widerſtandes des Menſchen kühn über Jahrhunderte wegſchritt, iſt unſerer Bewunderung wohl würdig. Nationen vereinigten ſich das Geſetz Gottes und ſein Volk zu zerſtören; ſie verſchwuren ſich dagegen, und richteten in allen Jahrhunderten das ſchrecklichſte Blutbad unter demſelben an. Es wurde gezüchtigt, dieſes Volk, aber zahlreicher als es jemals war, trägt es ſein Geſetz und ſeine Fluch auf dem ganzen Erdrunde herum. Vergebens haben Nationen ſich vereint, das Chriſtenthum zu zernichten, vergebens würden ſie ſich auch heut zu Tage noch deßhalb vereinigen; alle dieſe Nationen verſchwinden wie der Zeitpunkt ihres Seyns, aber das göttliche Geſetz dauert ewig, und ſeine wunderbare Erhaltung iſt der triftigſte Beweis davon.

Es iſt gewiß, daß Gott hienieden nur dem Menſchen ſichtbar iſt, der ihn ſuchet; wenn er zu uns herabſteigt, ſo geſchieht es unter der Geſtalt eines demüthigen und unterdrückten Menſchen, wodurch er dem eiteln Menſchen ganz unkennbar wird; redet er in unſerer Schrift, ſo geſchieht es durch Parabeln, die der Jude nicht verſteht; wenn ſeine Vorſicht handelt, ſo geſchieht es mittels der zweiten Urſachen, über welche die Welt niemals hinaus ſieht. Gott iſt allenthalben gegenwärtig, in der Natur und in der Religion, aber allzeit hinter einem Schleier, den der Glaube allein zu durchdringen vermag.

Die Welt iſt ein Vorbild, das vorübergeht, das alte Geſetz war ein Vorbild, das wir verſchwinden ſahen, ſelbſt das Reich des Meſſias iſt hienieden unvollkommen, und ein Bild in ſeiner Kirche. Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt ſagte Chriſtus. Es liegt in der Anordnung Gottes, das alles, was der Strom der Zeit mit ſich fortreißt, in einen undurchdringlichen Schleier verhüllt, und mit Dunkelheit vermengt ſei; nur einſt am großen Tage der Ewigkeit wird alles Bildliche aufhören, und die Wahrheit, die die menſchliche Schwäche nur manchmal durch eine kleine Spalte erblicken kann, ſich unſern Augen in ihrem vollen Glanze darſtellen.

Wenn ſich der Menſch über die geheimnißvolle Dunkelheit beklagt, worein ſich Gott verhüllt hat, ſo kann wahrlich keine andere Urſache zum Grunde liegen, als weil er ſeiner Seits ohne die geringſte Bemühung zur Herrlichkeit Gottes gelangen möchte. Allein eben dieſer Schleier, der unſern Augen die Gottheit verhüllt, iſt der Grund unſerer Verdienſte; es war nothwendig, und dem Zuſtande der Prüfung, in den uns Gott hienieden verſetzt hat, gemäß. Sobald dieſe Prüfung zu Ende iſt, wird der Schleier zerriſſen werden, der Menſch wird alsdann unwiderſtehlich an die höchſte Schönheit angezogen werden, und der Glaube wird einem klaren Sehen im hellſten Lichte Platz machen.

Etwas beſonders Merkwürdiges iſt, daß noch heut zu Tage keine andere als Abrahams Nachkommenſchaft auf Erden den wahren Gott anbetet. Nemlich die Juden, enterbte Kinder, die Muhamedaner, Kinder der Agar, und die Chriſten, die Söhne der Verheißung; die übrigen Nationen ſind Abgötterer geblieben. Sieht man daraus nicht die buchſtäbliche Erfüllung der Verheißungen, die Gott dem Vater der Gläubigen gab?

Wie hat Gott, da er den Menſchen mit einem Verſtande begabt, der alle Völker, ſelbſt die im gröbſten Heidenthume lebenden, ein künftiges Leben einſehen, und einen Geber dieſes Lebens erkennen ließ, zugeben können, daß dieſe Hauptwahrheiten mit ſo viel Fabeln verdunkelt und verunſtaltet werden konnten? Zweifels ohne bleibt uns dieſes Betragen Gottes gegen den Menſchen unbegreiflich; allein unmöglich iſt es, daß es nie auf dieſer Erde einen Weg zur Aufklärung zu gelangen, gegeben haben ſoll, daß kein Volk ſoll geweſen ſeyn, das im Beſitze eines Lichtes geweſen wäre, das er auch andern Völkerſchaften hätte mittheilen können.

Vergebens wendet man ein, daß es zu allen Zeiten Menſchen gegeben habe, die, ganz in das Studium der Weltweisheit verſenkt, den Aberglauben und Irrthum beſtritten haben. Was fruchteten ihre Bemühungen? Was haben ſie damit ausgerichtet? Was einer herſtellte, hat der andere wieder eingeriſſen; da ſie einander ſtets widerſprachen, haben ſie kein Volk aufgeklärt, und ihre Lehre, in einen kleinen Kreis eingeengt, konnte alſo auf die Maſſe des menſchlichen Geſchlechts keinen Einfluß haben.

Die Philoſophie hat nur ſchwankende und ungewiſſe Sätze, gleich dem Geiſte, der ſie hervorbringt. Das menſchliche Geſchlecht bedarf eines ſichern Führers. Nicht angenommener Wohlſtand, nicht Konvenienzen, nicht guten Rath allein bedarf der Menſch, alles dieß würde er immer zu entkräften und unwirkſam zu machen ſuchen, er muß unmittelbare Anordnungen, er muß eine Religion haben, die ihm befiehlt.

Unſere Philoſophen ſetzen an die Stelle der Schöpfung eine allmälige, nothwendige Entwicklung der Materie, anſtatt der Sündfluth nehmen ſie einen allgemeinen Brand des Erdkörpers an, und eine leuchtende, phosphoriſche Materie für die Bekanntmachung des moſaiſchen Geſetzes; die Ebbe und Fluth erklärt ihnen den Durchgang durchs rothe Meer; ſie wollen keine Wunder zugeben, und weder in der Natur, noch in dem Gange der verſchiedenen Weltereigniſſe den Finger Gottes ſehen: allein zu welch ungereimten Vorausſetzungen muß man nicht ſeine Zuflucht nehmen, wenn man ſich der Macht der Beweiſe entziehen will, die allenthalben den Finger Gottes darthun!

Es muß einen religiöſen Kultus geben; denn er iſt ein für jede Geſellſchaft nothwendiges Band. Eher könnte eine Stadt die Sonne entbehren, ſagt Plutarch, und wie ſoll man denken können, daß Gott dem Menſchen dieſes ſo nothwendige Band zu geben unterlaſſen haben ſollte?

Das falſche Räſonnement ihrer Widerſacher iſt kein geringer Beweis für die Religion, alles, was ſie ihr entgegen ſetzen und unterſchieben wollen, iſt ihrem Lichte ſo ſehr entgegen, daß man wirklich blind ſein muß, wenn man ſich dadurch bevortheilen läßt. Der Aufgeklärte, der ihre Schriften durchblättert, findet darinn Stärkung in ſeinem Glauben, und fühlt mehr als jemals die Nothwendigkeit deſſelben.

Wenn ein ganzes Korps von Beweiſen, die dem Menſchen hinreichen ſein Urtheil zu determiniren, die Stütze dieſer oder jener Wahrheit ſind, ſo kann die Unmöglichkeit einige Einwürfe zu heben, die Gewißheit dieſer Wahrheit um nichts mindern, denn ſonſt wäre gar nichts mehr gewiß. Wir ſehen nichts auf eine ſo vollkommene Art, daß wir im Stande wären, alle Verhältniſſe einer Sache auf einmal ins Geſicht zu faſſen, und alle Schwierigkeiten zu heben, beſonders, wenn es um metaphyſiſche Wahrheiten zu thun iſt, die uns die Religion vorträgt.

Ich bediene mich, um dieſen Satz deutlicher zu machen, eines aus der Natur hergeholten Gleichniſſes. So wie die Gegenſtände, die von unſerer Sonne beleuchtet werden, allzeit ihre Schattenſeite haben; ſo hat hienieden auch jede Wahrheit ihre dunkle Seite. Wider die unerſchütterlichſten, ausgemachteſten Wahrheiten, ſelbſt in der Religion, laſſen ſich noch Einwürfe anbringen, aber dem ungeachtet ſtrahlt dem Menſchen ſo viel Licht von oben herab, daß er nicht zu entſchuldigen iſt, wenn er ſich weigert dieſe Wahrheiten anzuerkennen. Nur im Himmel wird einſt dieſer Schatten verſchwinden, und die Wahrheit im hellen Lichte, in ihrer ganzen Schönheit glänzen.

Von allen Geſchichten, denen wir am meiſten Glauben beimeſſen, hat keine zu ihrem Beſten die Zeugniſſe unſerer Schrift aufzuweiſen. Die Traditionen des Orients, der Araber, der Armenier, der Copten beſtätigen die Wahrheit derſelben. Die Vorſicht hat allerorten Monumente aufbewahrt, die ihr als Stützen zu Hülfe kommen: wie mehr Kenntniſſe man ſich erwirbt, deſto mehr fühlt man die Stärke dieſer Beweiſe; nur die Unwiſſenheit wirft alles untereinander.

Sind die Myſterien dunkel, ſo ſind hingegen die Lehrſätze der Moral evident. Und doch — was macht man aus ihnen? Mit wie viel Spitzfindigkeiten ſucht man ihnen nicht auszuweichen? Man hat vor dem, was ſonnenklar vor Augen liegt, ſo wenig Ehrfurcht, wie vor dem, was dunkel iſt.

Ich durchgehe die Jahrbücher der Welt, und ſehe das menſchliche Geſchlecht während 4000 Jahren in dicke Finſterniſſe verſenkt. Alte Traditionen kündigen einen Befreier an, der der Erde eine andere Geſtalt geben wird. Chriſtus kömmt, und die Erde gewinnt ein ganz anderes Anſehen. Nach durchkämpften drei Jahrhunderten ſiegt ſein Geſetz über das Heidenthum, den Arrianismus, und über alle Welt, die ſich dagegen verſchworen hatte; ein Gott, Schöpfer, wird in allen großen Geſellſchaften des Erdrunds angebetet, und der Götzendienſt in einige wenig bekannte Gegenden eingezwängt; iſt nun die Erkenntniß des wahren Gottes noch das Werk des Betrugs? —

Eitel und ganz unſchädlich iſt der Einwurf, daß man bei Völkern, die wenig civiliſirt ſind, nichts als einen rohen und höchſt unvollkommenen Chriſtianismus finde. Dieſer Einwurf iſt von gar keiner Bedeutenheit; man würde dadurch die Macht der Gnade verkennen, die allein wahre Chriſten macht. — Giebt es ein unvollkommners Chriſtenthum, als das man in unſern verfeinerten und wollüſtigen Städten findet? — Allein in jedem Lande, bei allen Nationen, wie auch in unſern Städten wird der Gerechte, der Chriſtum kennt, ihn lieben, ihm folgen, und ſein Glaube bewahrt ihn vor den herrſchenden, akkreditirten und zur Gewohnheit gewordenen Laſtern.

Die Geſchichte Chriſti, die uns ſeine Jünger hinterlaſſen haben, kann keineswegs in Verdacht gezogen werden, denn ſie haben ſie Leuten gewidmet, die ihre Zeitgenoſſen waren; das Zeugniß, das ſie von Chriſtus ablegten, iſt von Schriftſtellern beſtätigt und aufbewahrt worden, die, da man ſich von Jahrhundert zu Jahrhundert auf ſie berief; alle Verfälſchung unmöglich machten; die Reden Chriſti, die ſie auf uns übertrugen, können unmöglich ihnen zugeeignet werden, denn man findet nichts, ſelbſt in den älteſten Schriften nichts, das damit in Vergleich kommen könnte.

Die Verkündigung des Evangeliums iſt nicht das Werk der Finſterniſſe geweſen, dem die Unwiſſenheit bei einem rohen und barbariſchen Volke Zutrauen und Anſehen lieh. Nein, Gott wollte, daß es in einem Jahrhunderte gepredigt werden ſollte, das durch ſeine Talente das glänzendſte, der Stolz und Ruhm der Welt iſt, damit gewiſſe große Begebenheiten, die es hervorzubringen beſtimmt war, noch auffallender und zuverläßiger wurden.

War wohl jemals nur ein Anſchein von Möglichkeit vorhanden, daß die Römer, berauſcht von ihrem Ruhme, voll Verachtung für eine Nation, wovon ſie einen großen Theil aufgemetzelt, und den Ueberreſt als Sklaven verkauft hatten, von eben dieſer unter ihre Füße getretenen Nation ein Geſetz annehmen würden? — War es glaublich, daß ſie bei dem Zurufe einiger, unter ihnen verſtreuten Juden, ihren Göttern entſagen würden, die ſie für die Stifter ihres Reiches hielten, um dafür — einen Juden anzubeten, den ſein eignes Volk verworfen hat? Und doch — iſt nicht die ganze Welt Zeuge von dieſer großen und ganz unglaublichen Revolution?

Wäre Chriſtus nichts als ein gewöhnlicher Menſch geweſen, wie es Tacitus ſagt, wie wäre es wohl jemals einem Menſchen beigefallen, ihn eben den Römern als Gott, den Schiedsrichter der Natur, der durch eigne Kraft wiedererſtanden iſt, verkündigen zu wollen? — Konnten ſich wohl die erſten Prediger des Evangeliums den ſchmeichelhaften Gedanken beigehen laſſen, daß ſie den Beherrſchern der Welt eine ſo höchſtwunderbare Wahrheit überzeugend einpredigen würden, eine Wahrheit, die dem Vorurtheile dieſer Nation ſo widerlich war, und die heut zu Tage noch unſere ſtolzen Köpfe dagegen empört?

Die myſteriöſen Zeichen, die Chriſtus eingeführt hat, ſeine Gegenwart zu beſtätigen und ſeine Verdienſte auf uns anzuwenden, haben ihre Wirkſamkeit von ſeiner Allmacht. Unter dieſen ſichtbaren Zeichen liegt die unſichtbare Hand Gottes verborgen. In allen Sakramenten der Religion iſt ein göttlicher Aktus verwebt, wodurch ſich Gott dem Menſchen mittheilt, für jedes derſelben beſondere Gnaden bereit hält, und über den Empfänger ausgießet.

Ich frage unſere ſtarke Geiſter, ob der Menſch, der ſich den Geſetzen Chriſti und ſeiner Kirche unterwirft, ihnen nachdenkt, ſie beobachtet, und auch unter den Seinigen auf ihre Befolgung hält; der Menſch, der wachet, betet, faſtet, demüthig ſeine Fehler bekennt, und ſich beſſert — der endlich, der als guter Gläubiger in der Erwartung künftiger Güter lebt, und ſeine Familie nach eben dieſen Grundſätzen auferzieht, ob ein ſolcher Menſch nicht ein ruhigers und glücklichers Leben führt, als ein anderer, deſſen Seele ſtets mit Eigennutz oder Vergnügen beſchäftigt iſt; denn dieſer lebt immer in ſchwankender Ungewißheit; fürchterlich iſt ihm der Gedanke an das Ende ſeines Lebens, und an das, was darauf erfolgen wird. Doch — ich will ihre Antwort nicht erwarten, ſie mögen's ſich ſelbſt geben.

Das Chriſtenthum erhöht den Menſchen auf eine Stufe, wo er unter dem Glauben zu einer unbegreiflichen Macht gelangt; es bietet ſeinem Anbeter einen Gott-Menſchen dar; dieſer Gott macht ſein Geſchöpf zum Mitgenoſſen ſeiner erhabenſten Operationen; der Menſch iſt es, der als Verkündiger ſeines Worts, dem Menſchen ſeine Sünden erläßt, der ein zweiter Schöpfer, das Himmelbrod zu ſeiner Nahrung ſchafft, der den Menſchen mit einem heiligen, ewig unverlöſchlichen Charakter bezeichnet ꝛc.; — ein

Amt, das nicht einmal den Engeln anvertraut wurde; es war aber der Natur der Sache angemeſſen, daß es dem Menſchen übertragen wurde, zu dem ſich ſein Gott herabzulaſſen würdigte.

Aus der Vorſehung und Allwiſſenheit Gottes hat man die Folge gezogen, daß Gott nicht ſolche Weſen hätte erſchaffen ſollen, von denen er zum voraus wußte, daß ſie unglücklich werden würden; daß es leichter ſey, dem Uebel zuvorzukommen, als das geſchehene Uebel zu vergüten — — welche elende Konſequenzen! Hat ſie nicht unſere Unwiſſenheit erzeugt? — — Einerſeits ſehen wir das Uebel in der Welt; von einer andern die unbezweifelte Gewißheit von der Allgüte Gottes. Wenn wir dieſe ſo hetrogene Wahrheiten nicht zuſammen reimen können, ſo ſind ſie doch darum nicht minder wahr, verlieren nicht das geringſte an ihrer Stärke; genug ſey es uns, daß wir wiſſen, daß der Menſch frei iſt, und daß ſelbſt der Mißbrauch, den er von ſeiner Freiheit macht, in den Rathſchlüſſen Gottes zum Guten und zu ſeiner Ehre gereicht.

Mit Grunde ſagt man; Gott iſt unbegreiflich; — und ſchließt daraus, daß er nicht der Gegenſtand unſers Denkens, unſerer Betrachtungen ſeyn müſſe: — ein verdammter Schluß! — Laßt uns unaufhörlich davon reden, ſeine Attribute entdecken ſich uns genug in der Natur und der Religion. Muß man denn ein Weſen begreifen, damit man ſich damit beſchäftigen könne? — Wenn das iſt, ſo dürfen wir von keinem reden, denn die Natur der Körper iſt uns ſo wenig bekannt, als ſelbſt die Natur der Gottheit.

Es iſt ſchon mit in den Plan der Schöpfung verwebt worden, und der veränderlichen Natur der Materie ganz angemeſſen, daß dieſe ſichtbare Welt nur eine Vorbereitung zu einer anderen Ordnung der Dinge ſey. Es liegt ſo wenig in der Natur dieſer Welt, daß ſie immer dieſe bleiben könne, die ſie iſt, als es in der Natur des Menſchen liegt, unveränderlich zu ſeyn; da ſie für den Menſchen gemacht iſt, ſo iſt ſie auch wie dieſer der Veränderung unterworfen.

Die wunderbare Oekonomie der Religion iſt das Hauptziel von jenem Theile der Schöpfung, die der Menſch kennt; alles richtet ſich darnach; ſie löſet davon den Knoten, der, wenn wir nicht die Religion zu Hülfe nehmen, dem Menſchen unauflöslich bleibt.

O altitudo! Nur darum, weil die Menſchen niemal dieſes Wort in ſeinem ganzen Umfange dachten, weil es niemal in ſeiner ganzen Stärke aus ihrem Munde kam, nur darum haben ſie ſich einen ſchwankenden Begriff von einem ihnen ähnlichen Gotte gemacht, der ſich nicht zu ſeinem Geſchöpfe herablaſſen könnte. Gott iſt mit ſich ſelbſt verſchwenderiſch, er ergießt ſich in die geiſtigen Weſen (Intelligenzen) und nur um dieſes ſanften Wohlwollens wegen hat er ſie erſchaffen.

Was immer die Religion vorträgt, ſo wunderbar es uns auch ſein mag, hat die Vernunft gefühlt, und gut befunden. Gott iſt ein Ocean von Größe und Reichthümern, der noch alles das, was uns der Glauben von ihm ſagt, weit übertrifft.

Die Religion lehrt uns, daß der Menſch, zur Glückſeligkeit geboren, nach einem in Unſchuld verlebten Probejahre umſtaltet werden müſſe, wie ſein Oberhaupt und Vorbild; der Gottloſe ſchreit uns von einer anderen Seite zu, der Menſch ſei nichts als ein elendes Weſen, das eine Zeitlang das Spielwerk ſeiner Begierden iſt, und hernach in ſein Nichts zurückkehrt, aus dem es nie hätte hervorgezogen werden ſollen: — welches nun von dieſen beiden Syſtemen ſtimmt am eheſten mit dem Begriffe überein, den uns die Vernunft vom Schöpfer giebt? —

Der ſtolze, für ſich eingenommene und einbilderiſche Philoſoph will, was Gott gethan hat, oder hätte thun können, ſeinem Urtheile unterwerfen, und hat, durch einen ſonderbaren Widerſpruch, von ſich ſelbſt einen ſo niedrigen Begriff, daß er auch durch die ſtärkſten Beweiſe nicht überzeugt werden kann, daß Gott ſich ihm habe mittheilen können.

Wenn man die ganze Natur überſchaut, ſie im Großen und einzeln betrachtet, ihre ganze Ordnung ins Aug faßt, und darin bemerkt, was Gott alles für den Menſchen gethan hat, ſo erſtaunt man nicht mehr darüber, daß Gott für ein Geſchöpf, für das er allenthalben ſo viele Liebe äußert, in der Ordnung der Gnade die größten Dinge gewirkt habe.

Aber die Religion, ſagt der Ungläubige, erfüllt den Geiſt des Menſchen mit Schrecken, ſtößt ihm eine Furcht ein, die ſein ganzes Erdenleben vergiftet. — O er betrügt ſich! Die kindliche Furcht des Gerechten foltert ſein Herz nicht, ſie iſt balſamiſcher Troſt für ihn in den Stürmen der Leidenſchaften; Schrecken iſt nur für den Menſchen, der ohne Führer auf einem unſichern Wege zu einem noch ungewiſſern Ziele ſchreitet.

Warum findet man die wahre Religion mit ſo vielerlei Arten falſchen Kultus vermengt? — Warum giebt es in ihr ſelbſt ſo viele Spaltungen, ſo viele Mißbräuche? Dieſe Fragen über die Wege Gottes ſind ſo wenig zu löſen, als dieſe uns unerklärbar ſind; allein ſie können über das, was uns ſonnenklar vor Augen liegt, kein Dunkel verbreiten. Die Religion iſt nicht vermengt, ſie hat nur unterſcheidende Charaktere, und der Menſch, der ſie einmal kennt, begeht ein unverzeihliches Verbrechen, wenn er ſie nicht liebt, und die Pflichten erfüllt, die ſie ihm vorſchreibt.

Die Ungläubigen geben es zu, daß die Religion nothwendig iſt, um das Volk im Zaum zu halten, und daß ſie von allen Stiftern menſchlicher Geſellſchaften eingeführt und gehandhabt worden iſt, um dem um ſich reißenden Strome der Leidenſchaften Einhalt zu thun; verrathen ſie ſich denn nicht durch dieſes Geſtändniß?

Wenn dieſer Zaum dem Menſchen nothwendig iſt, um ſeine Freiheit in den ihr anſtändigen Grenzen zu erhalten, kann man denn noch zweifeln, daß der Schöpfer der Menſchheit, und der urſprüngliche Stifter aller menſchlichen Geſellſchaften ſich nicht dieſes ſo kräftigen Mittels, dieſer ſo mächtigen Triebfeder ſoll bedient haben? — Alles verkündigt es uns, daß er es wirklich gethan hat, und alle dieſe verſchiedene Syſteme, die die Häupter der Nationen erdacht haben, ſind nichts, als verunſtaltete Kopien einer Religion, die dem Menſchen urſprünglich gegeben wurde.

Gott bedient ſich der Leidenſchaften und politiſchen Abſichten der Menſchen zu Erfüllung ſeiner Befehle, allein manchmal zeigt er ihnen durch Thaten, die ganz außer den Grenzen ihrer Macht ſind, offenbar ſeinen Arm, der ſie wirkte. Man muß nicht alle Wunder glauben, weil es in den falſchen Religionen und ſogar auch in der wahren viel unterſchobene giebt; allein wenn große Wirkungen, die alſobald darauf folgten, und die Wahrheit unterſtützen helfen, Zeugniß davon ablegen, ſo iſt es Verbrechen, wenn man ihnen nicht glauben beimißt.

Der vernünftige Katholik zweifelt allerdings an der Aechtheit eines Wunderwerks, wovon auf einmal der Pöbel ſpricht, und mißt ihm vollends gar keinen Glauben bei, wenn ſolche Umſtände dabei erzählt werden, die das Faktum lächerlich machen, und es ſo darſtellen, daß es der Würde der Gottheit nicht angemeſſen iſt; allein er glaubt doch dem gelehrten Auguſtin, der Zeuge der Heilung eines Blinden war, die auf die Annäherung des Leibes eines Märtyrers erfolgte — ein Wunder, das der Wuth der Kaiſerin Einhalt that.

Wer hätte wohl jemal nach der Schlacht bei Aktium, die den Auguſt zum Beherrſcher der Welt machte, geglaubt, daß dieſe große Begebenheit, und die ſobald darauf erfolgende Zerſtückelung dieſes Reichs in ſo genauer Verbindung mit dem Kinde eines armen Handwerksmanns aus einem Städtchen in Judäa ſtunden, und als minder wichtig, dieſer großen Begebenheit untergeordnet waren? Aber der Menſch, der Chriſtum recht ſtudirt hat, begreift ganz wohl, daß alles auf ihn abzielet, für und durch den alles gemacht iſt.

Alle falſche Religionen, die einſt waren, oder noch in der Welt herrſchen, ſind von Häuptern der Nationen eingeführt, durch ihre Macht erhalten, und durch Politik genährt worden. Das Chriſtenthum allein ſtützte ſich auf nichts als den Arm Gottes; ſein Stifter, der nicht eine Hufe Landes beſaß, der nicht ſo viel hatte, wo ſein Haupt ruhen konnte, hat ſich unter allen Nationen ein Volk auserſehen, und ſich zur Bildung deſſelben nur ſolcher Menſchen bedient, die ohne Anſehen, ohne Macht, Opfer der Wahrheit wie ihr Meiſter, der ganzen wider ſie verſchwornen Welt nichts als Dulden entgegengeſetzt haben.

Wer uns das Chriſtenthum als eine verächtliche Sekte ſchildert, die nur den Pöbel verführen konnte, und die Konſtantins Politik in Schutz nahm, wird zum ſchändlichen Verräther an der Wahrheit. Schon alleranfangs hat es ſich die erſten Männer des Staats, Prieſter, Senatoren ꝛc. unterwürfig gemacht. Die Paläſte waren mit Chriſten bevölkert, und die Armeen beſtunden größtentheils aus ihnen; als Konſtantin das Chriſtenthum annahm, konnte ſeine Bekehrung nichts anders mehr leiſten, als daß er mit dem Hofe eine Parthei ausmachte, worauf ſich dieſe neue Lehre fußen konnte.

Alle Nationen haben in ihren Göttern nichts als Gebieter geſehen; das alte Geſetz zeigt dem Volke einen Herrn, deſſen Name fürchterlich und heilig iſt: Chriſtus allein ſtell uns in Gott einen zärtlichen und barmherzigen Vater vor; dieſes war dem Geſetze der Gnade vorbehalten.

Was hat denn der Glaube für Früchte gebracht, ſag der Menſch, der ihn nicht hat? ſind die Menſchen durc den Glauben beſſer geworden? — Ja ganz gewiß! De Glaube, der an die Stelle jener ausſchweifenden ſchändliche Feſte des Heidenthums reinen Kultus ſetzte, hat den Menſchen auf die Wege der Ordnung zurückgeführt, und di Zahl der Gerechten vermehrt.

Die Feinde der Religion ſind wider ſie eingenommen, wei ſie ſehen, daß ſich Gott von der ganzen verderbten Maſſ des Menſchengeſchlechts nur einen kleinen Theil vorbehalten hat; allein das iſt eine Folge von der Freiheit, die Gott dem Menſchen gelaſſen hat. Chriſtus iſt nicht gekommen, die Menſchen mit Gewalt an ſich zu reißen, ſondern ſie einzuladen. Ja noch mehr, der Einwurf, den der Philoſoph dem Chriſtenthume wegen der kleinen Anzahl wahrer Chriſten macht, trifft ihn ſelbſt; da die Zahl der Philoſophen ohne Vergleich kleiner iſt als die Zahl der wahren Chriſten, ſo könnte man ja hinwieder auch fragen, warum Gott zulaſſe, daß ſo wenig Menſchen aufgeklärt ſind?

Man ſchlage den Alkoran auf, den Vedam der Indianer, die Bücher der Chineſen, und man wird manche moraliſche Wahrheiten darin finden, den koſtbaren Ueberreſt der alten Traditionen; aber alles findet man darin mit lächerlichen Fabeln vermiſcht, die von Beweiſen und Zeugniſſen entblößt ſind, auf die ſie ſich ſtützen ſollen; der Chriſtianism allein hat eine Reihe gründlicher Schriftſteller aufzuweiſen, die uns von der Gewißheit der Thatſachen verſichern, und ein ganzes Volk, das Zeugniß davon gibt.

Alle Einwürfe und Schwierigkeiten, die man gegen die Religion vorbringt, damit man der Folgeleiſtung derſelben ſich überheben möge, verrathen, daß ſich die Seele in der ſchlimmſten Lage befindet.

Das Geſetz Gottes iſt auch für ſich ſelbſt ohne aller Hinſicht auf Belohnung liebenswürdig: es befiehlt dem Menſchen glücklich zu ſeyn; wie nun — braucht man ſo viele Beweiſe und Gründe um ein ſolches Geſetz anzunehmen?

Gott lieben — — durch dieſes Wort allein verſteht man ſchon den höchſten Grad von Gerechtigkeit und Glücke, deſſen immer der Menſch fähig iſt; dem der Gott liebt, kann man nichts weiter mehr befehlen. Liebet Gott, und thut übrigens, was ihr wollt, ſagt der Doktor der Gnade.

Was will man mit all den Fragen, die man über die Uneigennützigkeit der Liebe aufwirft, die wir Gott ſchuldig ſind? — Gott iſt nothwendig und ſeiner Weſenheit nach das Gut, wornach alle geiſtige Weſen trachten müſſen; ſeine Liebe iſt alſo unzertrennlich von unſerm Glücke.

Allein, wie ſoll man etwas lieben, das man nicht kennt? Kennen wir Gott, ſagen die Weltleute? — Unachtſamer und undankbarer Menſch! — gibt ſich dir Gott nicht genug durch den Reichthum deiner Erndte, durch die Vermehrung deiner Heerde, durch alle die Geſchenke zu erkennen, womit er unaufhörlich dich und deine Familie überſchüttet? — Wir wiſſen nichts von ſeiner Natur, aber wiſſen wir mehr von der Natur der Gegenſtände, die wir um uns herum ſehen, kennen wir unſere eigene Natur beſſer?

Aus jenem Ausſpruche des Glaubens, daß außer Chriſtus kein Heil iſt, muß man eben nicht ſchließen, daß alle Menſchen, die ohne ihn zu kennen, gelebt haben, verworfen ſind: Chriſtus ſagt ja ſelbſt, daß es mehrere Wohnungen in dem Hauſe ſeines Vaters gibt. Wahr iſt es, wer nicht an Kindesſtatt iſt aufgenommen worden, hat kein Recht zur Erbſchaft, und kann nicht an Kindes Stelle treten; allein er kann doch belohnt werden, wie des Vaters Diener.

Der Menſch iſt zu beklagen und hülflos, der Chriſtum nicht gekannt hat; allein der, der das unſchätzbare Glück gehabt hat, ihn zu kennen, mit ihm vereinigt zu ſeyn, handelt als ein Verzweifelter, wenn er ſeinem Bunde entſagt. Es iſt unmöglich, daß einer ſolchen Handlung nicht viele Treuloſigkeiten vorausgegangen ſind, wovon dieſer ſchreckliche Meineid die Strafe iſt.

Es iſt nicht nur der Vernunft gemäß ſich dem Glauben zu unterwerfen, ſondern ſogar Bedürfniß des Menſchen; ohne dem Glauben würde der Menſch ewig in einer tiefen Nacht verſenkt bleiben, und dieſe Welt wäre dann für ihn mehr nicht als ein Myſterium, das er nicht viel weniger durchdringen würde als alle andere Geheimniſſe, die ihm die Religion zu glauben befiehlt.

Es iſt gleich thöricht, alles, und nichts glauben, alles, und nichts bewundern; aber das letztere kann nur eine ganz vernichtete Seele thun.

Gott wirkt durch die geringfügigſten Mittel die größten Dinge, und hat, wie Chriſtus ſagt, die Schwachen auserſehen, um die Starken zu überwerfen und zu beſchämen; was die Orakel des alten Heidenthums nicht vermochten, das thut auf ſein Geheiß ein armer und verachteter Miſſionär — er entreißt die Menſchen dem Irrthume und der Lüge.

O wie falſch und unrichtig iſt die Wage des Menſchen! Was er erhebt, verwirft und erniedrigt Gott. Der größte Theil jener Helden, die die Bewunderung der Welt ſind, der größte Theil jener Genieen, die in Künſten und Wiſſenſchaften glänzten, und als ein Phänomen der Größe des menſchlichen Geiſtes angeſtaunt wurden, ſind verächtlich und Nichts in ſeinen Augen, und der geringe, ungeachtete Stifter eines Zufluchtorts für verlaſſene hülfloſe Kinder — Geſchöpfe der menſchlichen Schwäche und Opfer des Vorurtheils und der Stiefmütterlichkeit des Staats — iſt groß vor dem Herrn, und das glückliche Werkzeug ſeiner Vorſehung, ſeiner Allliebe.

Wenn man zu der Erhabenheit der Lehrſätze und der Moral des Evangeliums auch noch den Umſtand hinzufügt, daß ſich ihr ſo viele große Männer unterworfen haben, daß dieſer Lehre, dieſer Moral ein Juſtinus, ein Laktantius, ein Tertullianus ꝛc. beigetreten ſind, von denen wir noch die Apologien beſitzen — wie, ſoll man ſich nicht auch hinreißen laſſen? Soll man einem ſo anziehenden Beiſpiele widerſtehen können? — Verſetzen wir uns in jene erſten Zeiten zurück, wo die Geſchichte Chriſti, ſein Leben, ſeine Wunder, ſeine heilige Lehre noch friſch im Gedächtniſſe waren, und läßt uns denn forſchen, ob ein anderer Beweggrund als die Wahrheit ſolche Leute vermögen konnte, dieſer Lehre die größten Opfer zu bringen?

Man muß den ganzen Plan der Religion ins Geſicht faſſen, wenn man vernünftig, und nicht einſeitig darüber urtheilen will. Ein ſchwacher, irriger Verſtand hält ſich bei einer Kleinigkeit auf, die in ſeinen Augen zur größten

Schwierigkeit erwächſt, und die, von der rechten Seite und an ihrem Orte beſehen, allgemeine Bewunderung erweckt.

Ganze Geſellſchaften von der ſchändlichſten Ausſchweifung zum Heroismus der Tugend übergehen zu ſehen, iſt eine Erſcheinung, die bei dem Entſtehen des Chriſtenthums nicht ſo ſelten war; dieſes Wunder iſt freilich heut zu Tage nicht mehr gemein; allein auch unter uns ſieht man von Zeit zu Zeit einzelne Menſchen ihr unordentliches Leben verlaſſen, und ein frommes, chriſtliches anfangen, ihre Laſter mit Tugenden und Sitten des wahren Chriſten vertauſchen. Die Welt ſchreibt dieſe Veränderung menſchlichen Beweggründen zu, aber in den Augen des Aufgeklärten iſt ſie ein eben ſo großes Wunder, als die Erweckung eines Todten.

Wie viele Revolutionen und Begebenheiten haben ſich nicht in der Nacht der Zeiten verloren — Revolutionen, Begebenheiten, die uns eben ſo unbekannt ſind, als jene, die ſich vor der Sündfluth ereigneten! Nach Moſes ſind die Griechen und Römer die einzigen, denen wir die noch wenigen hiſtoriſchen Denkmäler verdanken, die auf uns gekommen ſind; die griechiſch und lateiniſche ſind noch heut zu Tage unſere Kirchenſprachen, und in der einen wie in der andern haben wir eine zahlreiche Folge von Schriftſtellern, geiſtlich und weltlichen, die uns die Thaten bezeugen, die das Reich Chriſti vorbereitet haben, und auch nachher geſchahen.

Ein ſchätzbares Pfand, das dem allgemeinen Umſturze der Völker entkam, und von der Vorſicht beſonders erhalten ſcheint, um unſerm Glauben zur Stütze zu dienen.

Mehrere haben ſich für Inſpirirte ausgegeben. Sokrates, Numa Pompilius, Mahomet hatten dieſes einnehmende Vorurtheil für ſich; und was folgt daraus? — Muß man hieraus ſchließen, daß es niemals Inſpirirte gab, und nie hat geben können? — Eine ungereimte Folgerung! Die Thätigkeit Gottes erſtreckt ſich über die Geiſter ſowohl als über die Körper; er wirkt auf dieſe wie auf jene.

Wenn man die Ewigkeit in Erwägung zieht, die uns der Glaube vorausſagt; wenn man durch den Glauben belehrt wird, daß Gott den Menſchen aus keiner andern Abſicht, zu keinem andern Zwecke erſchaffen hat, als zu einer ewigen Vereinigung mit Gott; daß mit dieſer Vereinigung wirklich ſchon in der Perſon Chriſti der Anfang iſt gemacht worden, ſo muß man wahrlich nicht mehr über die Erhabenheit dieſer Wahrheiten, die ſo ganz der Güte der Gottheit würdig ſind, erſtaunen, nein, ſie ſetzen den menſchlichen Geiſt nicht mehr in Verwunderung; aber was ihn ganz zu Boden wirft, was ihn in ſtummes, ewiges Staunen verſenkt, das iſt die Undurchdringlichkeit der Rathſchlüſſe Gottes, der zugibt, daß ſich der größte Theil der Sterblichen, die entweder nichts von alle dem wiſſen, oder dieſe Wahrheiten verkennen, bloß thieriſchen Gelüſten überläßt.

Der Menſch, von den fortdauernden Wohlthaten des Schöpfers wohl überzeugt, ſeufzet, daß er ſo wenig im Stande iſt, ihn ſo zu ehren, wie es ſein Herz ihm ſagt; aber, was der Menſch nicht für ſich allein kann, das vermag die Kirche zu thun. Sein heißeſter Wunſch, ſein eifrigſtes Beſtreben ſey es alſo, ſich mit ihr zu vereinigen, um den gemeinſchaftlichen Wohlthäter zu preiſen, und er iſt ſicher, daß er ſo, in dieſer Vereinigung, Gott wohlgefällig ſeyn, und alles erhalten wird, was er in Chriſtus Namen von ihm erbittet.

Die Menſchheit Chriſti muß der Gegenſtand unſerer Neigungen ſeyn, zu ihm muß unſer Herz ſich erhöhen; ſie iſt das Band, das Himmel und Erde vereinigt, Zeit und Ewigkeit; ſie iſt die Quelle all unſerer Hoffnungen, und ſie bürgt uns für Erfüllung derſelben.

Was iſt wohl jene causa primaria einer irrigen Philoſophie, jenes kalte und taube Weſen, das nicht liebt und nicht geliebt werden will? Wie ſehr iſt der Gott, den uns das Evangelium verkündigt, davon unterſchieden! Er liebt mich, und verdient hinwieder alle Anhänglichkeit meines Herzens.

Gott iſt die Seele unſerer Seele. Sobald ſie ſich von ihm abwendet, iſt ſie ohne Leben und Licht; in ſeiner Gegenwart aber, von ihm erfüllt, findet ſie ſich im Stande, den Gipfel aller Größe hinanzuklimmen, ihre Wünſche veredeln ſich ihre Antriebe ſind erhaben, und ihre Kräfte vereinigen ſich zu den herrlichſten Thaten.

Das heißt noch nicht ein Chriſt ſeyn, wenn man obenhin und ohne Unterſuchung eine Glaubensformel unterſchreibt; ein Chriſt ſeyn, heißt Chriſtum ſich zum Vorbilde nehmen, ihn zur Richtſchnur ſeiner Denkungsart, ſeiner Begierden, und zu ſeiner Regungen.

Das chriſtliche Leben fordert von uns Opfer, aber ſie ſind leicht zu entrichten, und erwecken im Herzen ein unausſprechliches Gefühl von Seligkeit: alles, was dem geliebten Gegenſtande angehört, iſt unſerm Herzen werth; ich berufe mich hierüber auf den Ausſpruch aller, die jemals von dieſem edeln, großen Gefühle durchdrungen waren, das doch unter den Menſchen nicht ſogar ſelten iſt, das ſie aber meiſtens übel anwenden.

Wenn uns Chriſtus befiehlt ihm nachzufolgen, und ſein Kreuz zu tragen, ſo ſetzt er auch zugleich hinzu, daß ſein Joch ſüß iſt; darum, weil er dem, der es trägt, beihilft, und ihn unterſtützt. Aber — welch ein Unterſchied zwiſchen dieſem, und den Leiden der Welt! Weit davon, daß uns die Welt Beiſtand leiſtete, erſchwert ſie uns ihr Joch; ſie lächelt nur dem Glücklichen, ſie macht die Laſt, die ſie unſern Schultern auflegt, drückender, anſtatt uns zu erleichtern, und man erträgt ſie um ſo härter, da man kein Verdienſt dabei hat, keine Belohnung dafür erwarten darf.

Unſere heutige Weltmenſchen haben ſich ſelbſt ein Chriſtenthum gemacht, das allen ihren Neigungen anpaßt. Ein Gebot, das ihnen entgegen iſt, hört in ihren Augen auf ein Gebot zu ſeyn, und es iſt viel, wenn ſie ihm noch die Ehre laſſen, es für einen guten Rath, für einen frommen Wunſch anzuſehen, wovon man aber in der Geſellſchaft keinen Gebrauch machen kann, und den ſie folglich in's

Kloſter verweiſen. Man ſage ihnen ja nichts von einer Aufopferung; ihr ganz gemächliches Gläubchen ſchmiegt ſich allen ihren Gelüſten an, und verbietet ihnen nur ſolche Handlungen, die die Welt mit Schande und Schmach belegt. So ein zugeſchnittenes, mitigirtes Chriſtenthum verräth gewiß einen äußerſt ſchwachen Glauben.

Chriſtus iſt gekommen, ein Geſetz der Liebe einzuführen, damit wir freudig ſeine Gebote befolgen. Er hat dieſem Geſetze Räthe beigefügt, die, ſo hart ſie auch ſcheinen, uns das ſicherſte Mittel zu Erfüllung des Geſetzes an Handen geben, indem ſie alles auf die Seite ſchaffen, was uns zu Uebertretung deſſelben verleiten könnte.

Die Weltweiſen aller Jahrhunderte haben mit dem ſtattlichſten Wortgepränge von der Vereinigung der Seele mit dem allgemeinen Princip geredet: aber keine Religion hat dem Menſchen die Mittel angeboten, den Weg angezeigt, wie er zu dieſer ſo erwünſchlichen Vereinigung gelangen ſollte — keine, als die chriſtliche Religion geſteht dem Menſchen das Vorrecht zu, Einswerdung mit Gott zu wünſchen, zu erwarten; und keine wie die chriſtliche Religion öffnet dem Menſchen die Bahn zu dieſer Vereinigung.

In unſern Brüdern Gott dienen — dieß iſt das einzig wahre Vergnügen des Menſchen, das ſeiner würdig iſt, nicht der Stolz, mit dem der gleißende Wohlthäter auf ſeine Geſchöpfe herabſieht, von denen er Dank und Erwiederung fordert; die chriſtliche Liebe zürnt nicht auf Undankbare, ſie will ſich nicht Menſchen verbindlich machen, ſondern Gott, und der iſt ihre Belohnung.

Das Geſetz Gottes iſt allein die höchſte Macht, vor der ſich alle andere beugen müſſen, und die ſich keiner andern unterwirft; ſie iſt unveränderlich wie ihr Urheber, ſie bleibt ſich in allen Jahrhunderten und unter allen Himmelsſtrichen gleich. Politik, Staatsintereſſe — alles verſchwindet vor ihr.

Die Erforſchung unſerer Mängel und Schwächen, die uns die Religion vorzunehmen befiehlt, iſt ſehr geſchickt uns zu beſchämen, und über unſern Zuſtand beſtürzt zu machen: aber eben dieſe Beſchämung, eben dieſe Beſtürzung iſt das dienlichſte Heilmittel für unſere Schwächen. O was iſt das für ein Gebieter, der aus keiner andern Abſicht ein edelmüthiges, zutrauungsvolles Geſtändniß von uns fordert, als um uns zu verzeihen, um uns zu begnadigen! —

Nicht das Bekenntniß ſeiner Vergehungen, ſondern die Verheimlichung derſelben erniedrigt den Menſchen. Der Menſch, der davon befreit zu werden, der von den Uebeln, die ihm ankleben, getheilt zu werden wünſcht, hat einen großen Vorſchritt zu ſeinem Heile gethan, und bald wird er unter die Gerechten gezählt werden.

Eure Herzen zerreißt, nicht eure Kleider; faſtet, wachet und betet. Wenn die Religion dem Menſchen ſo wider ihn ſelbſt bewaffnet, ſo ſichert ſie dem Geiſte die Herrſchaft zu, die er über die Sinne haben ſoll; es iſt eine heilſame Gewaltthätigkeit, die den Menſchen zur Ordnung zurückbringt, ſeine Fehler gutmacht, und ihn von der Dienſtbarkeit des Körpers befreit.

Wie rührend ſind nicht die Gebete, die die Kirche zu ihrem Oberhaupte ſchicket! wie edel ſind ihre Anrufungen, wie gerecht ihre Bitten! Sie ſpricht darin niemals vom Zeitlichen als nur in Bezug auf das Geiſtige; man entdecket leicht den Geiſt, der ſie beſeelet.

Wie wichtig iſt der Augenblick, wo ſich uns der Vorhang der Ewigkeit öffnen wird, wo wir ihre Tiefen ergründen werden; warum bemüht ſich unſere Einbildung immer dieſen Augenblick zu verſchieben! —

Man erröthet vor den Menſchen über Chriſtum, und getraut ſich nicht, weil man ſich vor ihrem Urtheile und Spott fürchtet, ſein Geſetz zu erfüllen — dieß iſt eine Gattung von Apoſtaſie, die in der Welt ſehr gemein geworden iſt; das heißt der Gottloſigkeit den Triumph befördern helfen, indem man zum Anwachſe ihrer Parthey beiträgt. Was hätte der, der ſich nicht den Spötteleien einer verächtlichen

Welt zu trotzen getraut, in dem Falle gethan, wo er, wie die erſten Chriſten, einem tauſendfachen Tode hätte trotzen müſſen?

Eine Andacht ohne guter Werke iſt wahrer Fanatiſmus; die Religion iſt unzertrennlich mit der Sittenlehre verbunden, und alle Menſchen, die die Religion mit fehlerhaften Gewohnheiten, mit ihrer Sinnlichkeit, ihrer Selbſtliebe, ihrem Eigennutze ꝛc. verketten, entehren ſie. Der Menſch iſt ſchwach und hinfällig — er ſtrauchelt und fällt; allein man muß unter leichten Fehlern — Fehlern der Unbeſonnenheit und menſchlichen Schwäche, wovon ihn das beſchämende Bewußtſein alſobald zur Beſſerung führt, und jener habituellen Reihe ſchwerer Vergehungen, worüber er weder Schmerz empfindet, noch jemals Luſt bezeigt, ſich zu beſſern, wohl einen Unterſchied machen.

In Trübſal und Elend nehmen die Menſchen ihre Zuflucht zur Religion, und ſie haben Recht, ſie finden wahren, dauerhaften Troſt in derſelben; allein, in glücklichen Umſtänden, in ihrem Wohlergehen, ſind ſie derſelben noch mehr benöthigt, und man kann ſogar mit Recht ſagen, daß nur der Menſch, der Religion hat, ſein Glück zu genießen weiß. Der Mißbrauch, den die Menſchen gemeiniglich von ihrer Wohlfahrt machen, macht ihnen ihr Glück unſchmackhaft und gefährlich; denn es entwickelt in dem verkehrten Menſchen alle Leidenſchaften, die ihn beunruhigen; die Leichtigkeit, die ihm das Glück verſchafft, ſie zu befriedigen, ſtürzt ihn in ein Leben von Ausſchweifung und unerſättlichen Hange nach Wolluſt, die ſein Unglück ſind, und wofür ihn die Religion bewahrt hätte.

Die Glücklichen der Welt, die immer ſo begierig nach zeitlichen Gütern trachten, ſehen andere Menſchen, die dieſen die geiſtlichen Güter vorziehen, als Schwachköpfe, als arme Betrogene an; ſie gäben gerne alle Herrlichkeit des Himmels für einen Flitterſtahl der Herrlichkeit der Welt hin, und ſehen mitleidig diejenigen an, die ſtets bereit ſind, der Welt zu entſagen. — O ſie ſelbſt verdienen Mitleiden, ſie ſind zu bedauern! denn iſt das nicht der Handel eines Unſinnigen, der für einen vergänglichen Gegenſtand eine Ewigkeit darbietet?

Es mangelt mir die Gnade, ſagt der Weltmenſch; aber wo ſoll ſie ihn denn finden? Bei Luſtgelagen, beim Spiele, in den Armen der Wolluſt; iſt er denn nicht immerdar an ſolchen Orten, wo ſich die Gnade verliert?

Mag doch der Menſch ohne Religion immer in dem Gewühle der Welt, im Zirkel der Leidenſchaften herumtaumeln, und ſeinen Geiſt abſtumpfen, daß er unfähig zur Erkenntniß der Wahrheit wird; mag er ſich durch das Opiat der Sinnlichkeit einſchläfern, er erwacht doch zu einem Augenblick, der ihm ſein Elend in ſeiner ganzen Größe zeigt; alle Zeitperioden tragen dazu bei, ihn unglücklich zu machen; die Vergangenheit malt ihm mit fürchterlichen Zügen ſein unordentliches, ſchändliches Leben vor; die Gegenwart verſchafft ihm auf einen Augenblick Beſchäftigung ſeiner Sinne, die er aber immer zu wiederholen genöthigt wird, um nicht in den jämmerlichſten Zuſtand der Traurigkeit und Verlaſſenheit zu verfallen; er gleicht dem Kräuſel, den man, ſo bald er zu ſinken anfängt, wieder aufs neue herumtreiben muß; die Zukunft beunruhigt und martert ihn. Unterdeſſen ſieht der Chriſt in dem Vergangenen nichts als verziehene Vergehungen, Gnade und Verſöhnung, in der Gegenwart himmliſchen Beiſtand; der ihn unterſtützet und aufrecht hält; in der Zukunft verheißene Belohnungen; der Eine zittert bei dem geringſten Stoße, den Andern erſchüttert ſelbſt der Einſturz der Welten nicht.

Wenn ein Diener des Allerhöchſten uns im Namen deſſelben und an ſeiner Stelle Vorwürfe über unſere Vergehungen macht, und Verzeihung dafür anbietet, wenn er mit dem Evangelium in der Hand, uns einen Frieden verkündiget, der mit dem Blute eines Gottes geſiegelt wurde, kann noch die Perſon des Dieners der Gottheit und ſeine Weiſe zu reden ein Gegenſtand unſerer Kritik ſeyn? Soll nicht die einfältigſte Darſtellung ſo großer Dinge, die auf einer beſtändigen und ununterbrochenen Tradition beruht, unſere ganze Aufmerkſamkeit unwiderſtehlich an ſich reißen, und unſere Herzen entflammen?

Das Wort Gottes iſt das tägliche Brod, wovon wir uns Tag für Tag nähren müſſen, entweder durch eigenes Leſen, oder mittels des Vortrags unſerer Hirten; es iſt der Seele ſo weſentlich, als nothwendig der Körper materielle Nahrung bedarf, und der Abgang derſelben verurſacht eine Schwäche, die, wenn ſie andauert, ſelbſt tödtlich wird.

Wenn, um gerecht zu ſeyn, nicht mehr erfordert würde, als was die Welt ein ehrlicher Mann ſeyn nennt, ſo hätte uns Chriſtus betrogen, da er ſo eine geringe Zahl der Auserwählten machte; allein welch ein Unterſchied iſt zwiſchen dem Wege, den er uns vorzeichnet, und dem, den dieſe Leute von Ehre gehen! —

Was der Religion in der Welt einen übeln Ruf macht, iſt nicht etwas mangelhaftes in derſelben, nichts, das man ihr zur Laſt legen könnte, nur eine Anzahl Gleiſner iſt's, die ſich der Religion zur Maſke bedienen, und die aus einem phariſäiſchen Eifer unabläßig wider eine Welt deklamiren, die, ſo verdorben ſie auch immer iſt, doch niemals ſo böſe iſt, als ſie ſind.

Wir leben nicht mehr in den Zeiten eines Decius, eines Diokletians, wohl aber in den Zeiten eines Julians. Eine abtrünnige Welt liebkoſet uns, um uns zu Theilnehmern ihrer Irrthümer zu machen, wir haben nicht gegen die Schneide ihrer Schwerter, nicht gegen die Spitzen ihrer Dolche zu kämpfen, ſondern gegen ihre Witzeleien, ihre Scherze, ihre Spitzfindigkeiten, ihre Verführungskunſt, und die Verfolgung iſt um ſo gefährlicher, als ſie ſanft und fein iſt.

Die Bekehrung des Weltmenſchen iſt eine wahrhafte Abſchwörung der Welt; er muß einer Welt trotzen, die mit davon, daß ſie ſeine edelmüthige Rückkehr bewundern ſollte, nichts als eine Verrätherei, ein feiges Davonlaufen in dieſer Handlung ſieht, welches ſie beleidigt, und das ſie der Kleingeiſtigkeit zuſchreibt.

Stolz und der Geiſt der Unabhängigkeit — ja das iſt der Keim des Unglaubens. Dieſer Stolz, dieſer Geiſt der Unabhängigkeit, der nur den Pöbel zur Unterwürfigkeit geboren glaubt, dieſer verbreitet unter dem Namen Philoſophie ſo viele Läſterungen; er frägt die Gottheit, will ihre Rathſchlüſſe ergründen, und durch die ſcheinbare Unordnung dieſer Welt verkennt er eine Vorſehung, derer Weisheit nicht in ſeinem Geſichtskreiſe liegt.

Der Menſch, der alle ſeine Blicke, alle ſeine Ausſichten auf dieſes Erdenleben einſchränkt, raubt ſeinem Weſen die urſprüngliche Größe; er hat auf dieſes ſichtbare Univerſum keine andere als nur mehr momentane Beziehungen, und vollends keine mit ſeinem Urheber.

Sind die Vergnügen des Geiſtes ſchon ſo erhaben über alle körperliche Wollüſte, man urtheile, welche Superiorität über alle Freuden der Welt die Vergnügen haben müſſen, die uns die Religion verſchafft. Dieß iſt nicht ein Argument gegen das andere, das die Frömmigkeit der Welt entgegen ſetzt, ſondern Vergnügen gegen Vergnügen.

Die Religion iſt eine Feindin aller Intrigue, aller Kabale, aller Gewaltthätigkeit: Geduld und Liebthätigkeit ſind ihre einzigen Waffen, und wenn ihr manchmal die Böſen mit ihren Leidenſchaften gedient haben, ſo waren ihr dieſe Dienſte nicht gefällig; haben keinen Werth vor ihr, und ſie verachtet und verdammt die Urheber derſelben.

Man ſah in verſchiedenen Gegenden einige Sektirer ihre Kinder erdroſſeln, ſie in Brunnen werfen, damit ſie den Unterricht, den man ihnen geben wollte, nicht erhalten konnten. Der wahre Chriſt, der zur Zeit der Verfolgung lebt, muntert ſeine Kinder durch tröſtlichen Zuſpruch zum Tode auf, aber er wagt weder auf ihr Leben einen Angriff, noch auf das Leben der Tyrannen. Der Eifer iſt muthvoll, aber der Fanatismus iſt barbariſch und wüthend.

Man kann wirklich ohne Empörung des Herzens die

Geſchichte nicht leſen, die uns ſagt, wie man in manchen Ländern unſere Mitbrüder, die Juden, behandelt hat. Man findet in der Geſchichte Frankreichs, daß ſie an gewiſſen Feſttagen öffentlich Ohrfeigen aushalten mußten, und daß an einem Oſtertage ein Vikomte von Rochouard einem dieſer Unglücklichen einen ſo gewaltigen Backenſtreich gab, daß ihm die Augen aus dem Kopfe heraustraten, und der arme Menſch auf der Stelle ſeinen Geiſt aufgab. So eine Barbarei, die unter dem geheiligten Namen der Religion verübt wird, iſt die Schande der Menſchheit.

Was mußten ſich wohl jene ungläubige Völker Aſiens, von Afrika und Amerika denken, wenn ſie unſere Europäer, die ihnen eine Religion der Sanſtmuth und des Friedens predigten, Grauſamkeiten verüben ſahen, die ſelbſt den wildeſten Barbarn ſchaudern machen? — Was müſſen wir ſelbſt von dem chriſtlichen Europa denken, das ſich allen Laſtern überläßt? — Was müſſen wir von uns ſelbſt denken? — Nicht, daß die Religion falſch, ſondern, daß der Menſch böſe iſt, und daß der, der ſich öffentlich zu einer heiligen Religion bekennt, und dabei mit ihr ſein Spiel treibt, den höchſten Grad der ſchwärzeſten Bosheit erreicht hat.

Was Cicero von der Philoſophie ſagt, läßt ſich mit noch mehr Grunde von der Religion ſagen. In der Stadt und auf dem Lande, in der Einſamkeit und in Geſellſchaft, zu Haus und auf der Reiſe, allenthalben iſt ſie eine nützliche Gefährtin; ſie verſchönert unſere Jugend, gewähret uns im reifern Alter glückliche Früchte, hält uns feſt gegen die Stöße des Schickſals, und entflammt noch unſere Hoffnung, und mildert die Kälte im hohen Alter.

Vorliebe, Hartnäckigkeit, und Begierlichkeit verblenden den Menſchen ſo ſehr, daß man ſogar manche, die Verſtand haben, auf einen ſchlimmen Rechtshandel, der ſie ruinirt, eigenſinnig beharren ſieht; und eben ſo geht es auch mit den Ungläubigen, ſie verfallen in eine Blindheit, die für ſie noch trauriger iſt, ſie ſind auf abgeſchmackte und gottloſe

Syſteme erpicht, durch die ſie ſich zu Grunde richten, und ſchwören, wenn ihnen auch die unläugbarſten Beweiſe der Wahrheit vor Augen liegen, doch aus Hartnäckigkeit und Vorliebe zu ihren Meinungen, zur Fahne der Lüge.

Nein, Stolz iſt es nicht, der den Menſchen glauben heißt, daß Gott ſich zu ihm herablaſſen, und der Schöpfer mit dem Geſchöpfe ſich verkörpern konnte, indem dieſer Gott dem Menſchen die tiefeſte Demuth und eine gänzliche Vernichtung anbefiehlt; dies iſt nicht die Lehre des Stolzes.

Wenn der Menſch ein Ebenbild Gottes iſt, ſo iſt es der Chriſt auf eine noch eigenthümlichere Art. Wenn ſich Gott mit dem Menſchen vereiniget, wie ſehr hat der Menſch Urſache, für ſich ſelbſt Achtung zu hegen, wie ſehr muß er Sorge tragen, daß er ſeinen Werth nicht verkennt! — Worte, Blicke, jeder Schritt, den er thut, alles muß dahin zielen, ſein Urbild zu verherrlichen, und jeder Gebrauch ſeiner Fähigkeiten, der ihn von dieſem großen Zwecke ableitet, iſt Entheiligung.

Mit den einfachſten und gemeinſten Dingen hat Chriſtus die größten Wirkungen verbunden; eine Beſpritzung mit Waſſer verändert den Menſchen, und macht aus ihm einen neuen Menſchen; gemeines Brod vereinigt ihn mit ſeinem Gott, eine Salbung mit Oel gibt ihm eine übermenſchliche Stärke; alles dieß empört die Vernunft der Ungläubigen. Allein das nemliche Wort, das alle Weſen aus ihrem Nichts hervorgerufen hat, läßt ſie auch, wenn es ihm gefällig iſt, übernatürliche Wirkungen hervorbringen.

Wenn uns die Religion verſichert, daß der Menſch, der in einem Zuſtande der Unvollkommenheit ſtirbt, noch nicht ganz verloren iſt, und in einem andern Leben noch gereinigt werden kann — wie kann man ſich noch wider eine Wahrheit auflehnen, die ſo ſehr mit der Güte Gottes übereinkömmt? Die Mißbräuche, die ſich mit eingeſchlichen haben, können dieſer Wahrheit nichts von ihrer Stärke und Lauterkeit rauben. Welche Wonne für ein fühlbares Herz, wenn es ſich in Stand geſetzt ſieht, Brüder, die eine Zeitlang von ihm getrennt ſind, zu tröſten, und durch ſein Gebet um Gnade für ſie, ſich ſelbſt der Gnade des Allvaters würdig zu machen!

Vergeblich preiſet man die Gaſtfreiheit des Muſelmanns. Alle falſche Religionen, und ſelbſt die Philoſophie vermehren, indem ſie die Leidenſchaften, und beſonders die Wolluſt, die verderblichſte aus allen, in Schutz nehmen, die Bedürfniſſe des Reichen, und verhärten ihn. Die wahre Religion allein iſt ein verſtändiges Geſetz der Liebthätigkeit; daran, an dieſem Kennzeichen, wollte ſein Urheber, daß man es erkennen ſollte. Chriſtus Lehre, die Feindin aller Leidenſchaften, findet in dem, was ſie ihnen entzieht, einen zuverläſſigen Fond zur Unterſtützung und Beihülfe unglücklicher Brüder.

Wenn die Feinde des Chriſtenthums ſeine Fortſchritte der Verführung der Liebthätigkeit zuſchreiben, ſo iſt dieß der rühmlichſte Vorwurf, den ſie jemals dem Chriſtenthume machen können, und eben dieſer Vorwurf beweiſet ſeine Göttlichkeit. Hatten wohl die Philoſophen vor Einführung des Chriſtenthums ſo etwas gelehrt? Julian, ihr Coripheus, beweiſet ihnen dieß ſehr wohl durch das Beiſpiel der Chriſten, das er ihnen vorſtellt; und wenn unſere heutigen Philoſophen Menſchenliebe und Wohlthätigkeit predigen, ſo haben ſie es, wie ſo viele andere Wahrheiten, der Religion zu verdanken, von der ſie dieſelben, ſelbſt da ſie ſie verläumden, entlehnen.

Die Religion iſt kein dunkles, unverſtändliches Problem, das man leicht unaufgelöſt laſſen kann; da ſie dem Gange unſers Lebens zur Richtſchnur dienen muß, ſo wird vor allem erfordert, daß man ſich dadurch, daß man die Wolken zerſtreue, die die Leidenſchaften erheben, wohl davon überzeuge. Wehe dem, der nicht darin das Werk eines Gottes erkennt, der den Menſchen geſtaltete; der Tod wird ihn bald davon überzeugen.

Alle Geſchöpfe verkündigen dem Menſchen das Daſeyn eines Gottes, aber er erhält von ihnen nur einen abgezogenen Begriff von einem allmächtigen Weſen, das ſein Blick nie erreicht. In Chriſtus ſind uns alle ſeine liebenswürdigen Attribute fühlbar gemacht worden; durch dieſen allein alſo erlangen wir das Vermögen Gott in dieſem Leben zu erkennen, um uns mit ihm in einem andern zu vereinen.

Wir können uns zwar keinen Begriff machen von der ewigen Erzeugung des Worts im Schooſe ſeines Vaters, keinen von der ewigen Fortſchreitung ihrer Liebe; aber der Begriff, den uns die Philoſophen von der Gottheit gaben, iſt ohne Offenbarung ganz verworren und dunkel, und wir müßten eben ſo, wie es einſt die Athenienſer gemacht haben, einen Altar dem **Deo incognito** aufbauen.

Wenn die unerſchaffene Weisheit auf die Erde herabgeſtiegen iſt, um den Menſchen zu unterrichten, ſo hat ſie ihm auch über ſeinen künftigen Zuſtand Auskunft geben müſſen. Chriſtus hat die Menſchen nicht nur über dieſen Hauptpunkt unterrichtet, ſondern auch das, was er ihnen verkündigte, in eigener Perſon wirklich gemacht.

Ich bin die Auferſtehung und das Leben: — Worte, die der ſtolzeſte Sterbliche nie hervorzubringen wagte, und die der demuthvolleſte, der unterwürfigſte aller Menſchen im feſten Tone der ewigen Wahrheit geſagt hat: — ſein Triumph und die Anbetung des Menſchengeſchlechts haben dieſe Worte bewährt.

Wenn die ewige Wahrheit zu dem Menſchen gekommen iſt, ſo muß die Erhabenheit des Unterrichts, den ſie ihm gab, immer der unumſtößlichſte Beweis von dem Urſprunge ſeyn, woher der Menſch dieſen Unterricht erhielt. Sie hat dem Menſchen eine himmliſche Lehre, einen reinen Kultus, eine Vorſchrift zu beten, in die Sinne fallende Zeichen, die unſerer Natur ſo nothwendig ſind, kurz alle Hilfsmittel mitbringen müſſen, die die Gegenſtände ihrer Sendung und zur Vervollkommnung ihres Geſchöpfes tauglich waren.

Nichts beweiſt ſo augenſcheinlich, daß Chriſtus das wahre Licht iſt, als die dicken Finſterniſſe, worin das menſchliche Geſchlecht vor ſeiner Ankunft verhüllt war, und die niedrigen Begriffe, die ſich die Menſchen vom Schöpfer machten. Der Zuſtand, worin ſich noch diejenigen befinden, die ſein Licht nicht erhielten, oder es verkennen, iſt ein handgreiflicher Beweis davon.

Wie, man ſoll in Chriſtus nicht eine Größe anerkennen, die alles, was die Menſchen groß nennen, zurück läßt? Bezeugen nicht alle Ereigniſſe, die ſeine Ankunft vorbereiteten, alle Wunder, die dieſelbe begleiteten, alle große Veränderungen, die darauf erfolgt ſind, alle Jahrhunderte, jene ſowohl, die vor dem verfloſſen waren, als jene, die ſeitdem bis auf unſere Tage fortrollten — bezeugen ſie nicht den Geſandten eines Gottes?

Unter welcher Geſtalt ſollte denn der Meſſias erſchienen ſeyn? Hätte er, wie Cyrus, Reiche umſtürzen ſollen? Sollte es ein Engel geweſen ſeyn, der, mit dem Blitze in der Hand, die Menſchen unter das Joch ſeines Willens gebeugt hätte? Auſſer dem, daß dieſes der Freiheit des Menſchen entgegen geweſen wäre, ſo wären weder dieſe ſeine Siege, noch ſeine Wunder der nachkommenden Generation auffallend geweſen. Chriſtus hat mit einem, weniger auffallenden, ſanftern Glanze, mit Wundern ſeiner Güte, mit einer lichtvollen Moral, das Univerſum unterjocht, und ein weit dauerhafteres Reich geſtiftet, als je der mächtigſte Monarch der Welt errichtet hatte, noch je einer errichten wird.

Daß Gottes Güte der Menſchheit ein Oberhaupt geſchenkt habe, daß ſie aus einem dunkeln, verachteten Stande dieſes Oberhaupt gewählt habe; daß dieſes, nachdem es den Menſchen den erhabenſten Unterricht ertheilt hatte, iſt aufgeopfert, und dann verherrlichet worden, daß es jene, die ihm nachfolgen, zu Theilnehmern ſeiner Herrlichkeit mache. — Dieſes glaubten um die Zeit, als ſich dieſe Begebenheit zugetragen hatte, die größten Männer, und alle Denkmäler liefern uns Zeugniſſe davon; und dieſes hat ſich der Ungläubige in Kopf geſetzt für Fabel zu halten, nur allein darum Erdichtung zu nennen, weil es wider die Niedrigkeit ſeiner Begriffe ſtreitet.

Die Menſchheit Jeſu hat die Schuld der Menſchen abbezahlt, und ihre Verbrechen vergütet: unendlich war dieſe Schuld; aber durch ſeine Vereinigung mit dem Worte hat die Menſchheit in Jeſu ein Verdienſt erlangt, das im Stande war für tauſend Welten Genugthuung zu leiſten.

Ein allmächtiger Gott hat ſich mit der Menſchheit vereinigt, um einen Theil derſelben zu retten .... Dieſer Gedanke empört den Afterweiſen. Dieß hieße, nach ſeinem Sinne, zu einem geringfügigen Endzwecke die größten Mittel gebrauchen. Unſinniger! das Heil eines verſtändigen und freien Geſchöpfes iſt ein Gott würdigerer Zweck, als der vergängliche Schimmer aller Königreiche der Erde.

Aber daß ſich Chriſtus ſeinen Richtern, ja dem Kaiſer ſelbſt nicht in ſeiner ganzen Herrlichkeit gezeigt hat ... Dies iſt der Ausruf des eiteln Menſchen, dies iſt der Gang des menſchlichen Stolzes, aber nicht der Weg des Gottmenſchen. Warum zeigt er ſich nicht heut zu Tage noch den Feinden ſeines Glaubens? Er würde ſie in Staunen und Schrecken verſetzen, aber ihren Sinn, ihr Herz nicht umwenden. Er wird ſich einſt mitten unter Donner und Blitzen zeigen; zittern wird der Böſe — aber ſich nicht bekehren.

Wenn ſich heut zu Tage Gott in ſeiner ganzen Majeſtät uns zeigte, ſo könnten ja unſere Nachkommen noch an dieſer Begebenheit zweifeln, und nach einem Jahrtauſend die Welt ſie vollends läugnen. Dies iſt gerade der Fall, worin wir uns gegenwärtig in Rückſicht der Wunder befinden, die unſere Voreltern geſehen haben, wenn wir ſo vielfältigen Zeugniſſen, die für die Wunder ſind, keinen Glauben beimeſſen wollen.

Allenthalben finden wir in der Schrift die wiederholte Zuſicherung, daß der Meſſias Israel von ſeiner Schmach erlöſen, ſein Volk reinigen, und es in der Gerechtigkeit herſtellen wird. Und die Juden haben noch was anders verlangt? — Es verhielt ſich mit ihnen gerade ſo, wie mit unſern heutigen Chriſten, die ſich äußerſt wenig um einen König bekümmern würden, deſſen Sendung ſonſt nichts zum Gegenſtande hätte, als das Reich der Tugend zu errichten.

Die unzähligen Wunder, die Chriſtus in den drei Jahren ſeines Predigtamtes gewirket hat, ſind weder Zeichen am Himmel, wie ſie die Juden von ihm begehrten, noch Thaten des Stolzes und glänzende Züge der Ruhmſucht; — es ſind lauter Handlungen des väterlichen Wohlwollens, und zärtlicher Menſchenliebe. Chriſtus hat die Armen geſpeiſet, die Kranken geheilet, Todte erwecket, und ſie ihrer traurenden Familie wieder gegeben, die Sünden erlaſſen, und von allem hat er ſich ſelbſt nichts zugeeignet. Alles geſchah zur Verherrlichung deſſen, der ihn geſandt hatte, nichts zu ſeiner eignen Ehre; er und die Seinigen haben für ihre Mühe keine andere Früchte eingeärndet, als den Haß der Böſen, Verfolgung und Tod.

Hier liegt . . . . ſo heißt die gewöhnliche Aufſchrift aller Grabhügel, unter denen alle Menſchengröße erliſcht. Er iſt nicht mehr hier . . . . iſt die Aufſchrift auf dem Grabe Chriſti, des einzig Glorreichen, aus dem das Leben wieder hervortrat.

Alle Thatſachen, die ſowohl von geiſtlichen als weltlichen Schriftſtellern bezeugt worden ſind, alle Errichtungen der Kirchen, die Standhaftigkeit und Reinheit der erſten Chriſten, alles wird dem ein unauflöslich Räthſel, ein Gemiſche von Widerſprüchen, der die Auferſtehung läugnet; ſie iſt das Band, woran alles gekettet iſt; ſie allein gibt uns den Grund von allen dieſen moraliſchen Phänomen an.

Die Ankunft Chriſti auf die Erde, die Revolution, die darauf erfolgte, die römiſche Macht, die davon die Vorbereitung war — — — — alles dies ſtellt uns ein majeſtätiſches Gemälde dar, das einzig in der Weltgeſchichte iſt, ein Schauſpiel, das, wie die Schrift ſagt, Engeln und Menſchen gegeben wurde — ein Schauſpiel, das vollkommen gemacht war, jeden geſunden und vorurtheilsfreien Menſchenverſtand zu überzeugen.

Chriſtus iſt unter mehrern Brüdern der Erſtgeborne; wir müſſen auferſtehen, wie er, am letzten Tage der Zeit, und dieſer Zwiſchenraum iſt der Glückſeligkeit der Gerechten nicht im geringſten nachtheilig. Für eine Seele, die in Gott ruhet, gibt es weder Zeit, noch Aufſchub, ſie iſt im Genuſſe von allem.

Chriſtus hat über den Tod geſiegt, und durch ihn ſiegen auch jene, die ihm folgen; dem, den der Tod mit Chriſtus wieder vereinigt, iſt er willkommen und ſüß.

Mit Chriſtus ſeyn — mit ihm herrſchen! — Kann man ſich einen größern Begriff von der Glückſeligkeit des Gerechten machen? — Sie begreift alles in ſich, alles was Seligkeit iſt, alles was dazu gehört; ſo ein Reich iſt der vollſtändigſte Inbegriff aller menſchlichen Macht.

Wer kann mich eines Vergehens beſchuldigen? ſagte Chriſtus. Hätte er ſich nicht an einem andern Orte den Sohn Gottes genennt, ſo würde er es durch dieſe einzige Rede deutlich genug geſagt haben. Welcher Sterbliche konnte dies jemals von ſich ſagen, ohne nicht ſich ſelbſt gröblich ins Geſicht zu lügen?

Wie ſoll man nicht Chriſtum lieben; wenn man über ſeine Reden nachdenkt, über ſeine zärtliche Liebe zu den Menſchen, über die wiederholten Bitten, die er an ſeinen Vater ſtellte — über die Bitte, daß alles gemein ſey zwiſchen ihm und uns; über ſein ſanftes Mitleiden, und ſeine brennende Liebe, die ihn für uns entflammt? Die Urſache, daß die Welt ſo gleichgültig, ſo kalt dabei iſt, iſt gewiß keine andere, als weil man ſich niemals mit einer ernſten Betrachtung über dieſen göttlichen Meiſter beſchäftigt.

Welche heiße Liebe Chriſtus ſeinen Jüngern eingeflößt habe, findet man in den Briefen, die wir von ihnen beſitzen. Alles iſt verächtlich und Nichts in ihren Augen; ihr Blick hing nur an dem Meiſter; mit ihm ſterben iſt ihre größte Freude; alle erſten Chriſten brannten von dem nemlichen Feuer; hätten ſie ſich je ſo ganz vergeſſen, ſo ganz ihr Selbſt verläugnen können, wenn ſie nicht eine vollkommene Ueberzeugung dazu gebracht hätte?

Wie lichtvoll ſind die Parabeln, durch die die Wahrheit uns hat unterrichten wollen! welch ein tiefer Sinn liegt in dem Gleichniſſe vom Sämann, im verlornen Sohne in den Hochzeitgäſten!

Wie zärtlich und wie erhaben iſt das letzte Geſpräch, das Chriſtus noch kurz vor ſeinem Tode mit ſeinen Apoſteln hielt! Man kann es in dem Evangeliſten Johannes niemals leſen, ohne nicht eben ſo wie er von Liebe zu ſeinem Meiſter entflammt zu werden. Nicht mehr Diener, Freunde ſind's, die er zu Theilnehmern ſeines großen Geſchäfts macht; jeder Commentar über dieſe Worte würde das Große, das darin liegt, verringern, würde ihre Stärke ſchwächen.

Warum konnte ein Gott, der auf die Erde herabſtieg, nicht die ganze Menſchheit aufklären und heilig machen? Man kann mit eben ſo viel Grund fragen, warum läßt Gott zu, der den Menſchen mit einer Vernunft, um ihn zu leiten, begabt hat, daß dieſe Vernunft den Menſchen ſo oft irre führt? — Gott verſchafft dem Menſchen die Mittel, aber der Menſch hat die Freiheit ſich ihrer zu bedienen, oder ſie von ſich zu werfen.

Unſere heilige Schrift iſt ein Buch, das jedem denkenden Kopfe Genüge thut. Intereſſante Facta in der Geſchichte der Patriarchen und des Volks Gottes, eine erhabne Poeſie in den Pſalmen, hohe Philoſophie in den Büchern der Weisheit, Beredſamkeit, lebhafte und große Bilder in den Propheten, die Evangelien, die die Wahrheit ſelbſt angab, leuchten mit einem mehr als menſchlichem Lichte. Die Schriften der Apoſteln ſchildern uns die Geſchichte der aufkeimenden Kirche, und ihr liebvoller und lebendiger Unterricht, den ſie den erſten Gläubigen gab, hat eine Salbung an ſich, die den Geiſt aufkläret, und das Herz rührt; dieſes iſt das einzige unentbehrliche Buch eines Chriſten.

Wunder ſind die Sprache des Allerhöchſten, die allen

Menſchen des Erdbodens gleich verſtändlich iſt, und darum hat er ſie mit in ſeinen Plan verwebt; darum liegen ſie in der Ordnung ſeiner Vorſicht, damit ſie ihn in großen Begebenheiten kund thun.

Der Gang dieſer Welt iſt eine immerwährende Offenbarung; allein der Menſch, den dieſe Fortdauer von Wundern eingeſchläfert hat, bedarf eines auffallenden Zuges, der ihn aus dieſer Stumpfheit des Gefühls reißt.

Das Ende von achtzehn Jahrhunderten iſt nicht der Zeitpunkt, die Wunder zu beſtreiten, die ſeit der Einführung des Chriſtenthums gewirkt worden ſind; man hätte es bei den Zeitgenoſſen thun müſſen, damals, als ſich die Begebenheit zutrug, hätte man ſie für falſch erklären müſſen; allein da dieſes die größten Feinde des Chriſtenthums zu ſelber Zeit nicht im Stande waren, ſind wir von ihrer Wahrheit verſichert.

Bei dem, deſſen Glaube unerſchütterlich iſt, ſind die Wunder nicht mehr nöthig. Wer glaubt, bedarf keiner ſinnlichen Ueberzeugung; denn das Zeugniß der Sinne trägt nichts mehr zum wahren Glauben bei.

Wenn der Menſchen-Sohn kommen wird, die Welt zu richten, wird er Glauben unter den Kindern der Erde finden? — Die Wahrheit ſelbſt hat die Abnahme des Glaubens klar voraus geſagt. Gottloſigkeit, Irreligion, die in der Welt herrſchen, ſind alſo ein Beweis der für die Religion ſpricht, ſo, wie die Verſtockung der Juden.

Die Religion hat zweierlei Arten von Beweiſen für ſich, die ſich gegenſeitig einander unterſtützen; die einen ſind die Thatſachen, und alles trifft zuſammen, um ſie auf die ſieghafteſte Weiſe zu beſtätigen; und dann jene Beweiſe, die ſie aus ihrem eignen Grunde zieht, und die ganz dazu da ſind, jederzeit, und jedem ſchlichten Menſchenſinne beſonders aufzufallen.

Man erſtaunt über die Römer, die jeden Kultus duldeten; und nur wider das Chriſtenthum allein loszogen. Die Urſache davon konnte keine andere ſein, als weil es in ſeiner Ausbreitung Rieſenſchritte machte, weil die Tempel der Götter öde ſtunden, dieß brachte die Obrigkeiten auf, reitzte die Prieſter, und erbitterte das Volk; die beſten Kaiſer wurden zu Edikten, die man mit aller Strenge vollzog, bewogen, und zu Verfolgern gemacht; man ſchaudert, wenn man lieſt, welche Grauſamkeiten gegen die erſten Chriſten verübt wurden. Nero, Decius, Domitian erdachten Martern und Todesarten, bei deren Anblicke die Natur zurück ſchaudert; es ſchien, als wäre die Hölle los geworden, und hätte nichts unverſucht gelaſſen, die Altäre des Heidenthums zu erhalten; und doch — dieſe ſchrecklichen Tage — Tage der blutigſten Verfolgung ſind die ſchönſten Tage der Kirche geweſen.

Ein menſchlicher Kaiſer, der die Chriſten unaufhaltſam dem Märtyrertode in die Arme laufen ſah, rief aus: Unglückliche! habt ihr denn keine Stricke, ſeht ihr keine Felſenſpitzen, wenn ihr ſterben wollt? Er ſah dieſe allgemeine Hingebung für ſchwarzen Fanatismus an. Noch heut zu Tage denkt die Welt von dem Abbruche an irdiſchem Vergnügen, und den Opfern nicht beſſer, die eine eifrige Seele der Religion bringt.

Die Religion ſchreibt es dem Menſchen nicht als ein Geſetz vor, daß er ſein Hab und Gut, ſein Amt, ſein Haus, ſeine Familie ꝛc. verlaſſen ſoll; und wenn auch einige chriſtliche Helden, die ein Uebermaß von Liebe hinriß, Opfer brachten, die ihnen die Religion nicht auflegte, ſo muß man ſo was für beſondere außerordentliche Wege anſehen, die uns ermuntern und auffriſchen müſſen, wenigſtens das zu thun, was die Religion von uns fordert.

Marc-Aurel, da er einſt mit einem Günſtlinge von der Anhänglichkeit der Chriſten an ihre Religion ſprach, betrachtete ſie als Narren: ſie beten ſogar für ihre Henker, ſagte der Höfling; wenn das iſt, antwortete der Kaiſer, ſo habe ich unrecht; ihre Religion muß alſo ſehr heilig ſein.

Man bedenke, welche Hinderniſſe ſich dem aufkeimenden Chriſtenthume entgegen ſtellten, mit welchen Widerwärtigkeiten es ſchon aller Anfangs zu kämpfen hatte, und man wird geſtehen müſſen, daß ſeine Einführung und Fortpflanzung das größte Wunderwerk iſt. Die Römer, die damals Gebieter der Welt, und ganz von ihrer Größe. von ihrem Ruhme berauſcht waren, die ſo eben die jüdiſche Nation zu Grunde gerichtet hatten, dieſe Römer ſahen in den, aus dem Judenthume entſprungenen Chriſten, nichts als eine verächtliche Sekte, der ſie den ſchändlichſten Aberglauben aufbürdeten. Chriſtus war der Gegenſtand ihrer Spöttereien, die Myſterien wurden auf den Schaubühnen lächerlich gemacht, der Name Chriſt war allen Ohren verhaßt, der Pöbel dürſtete nach dem Blute der Chriſten, und das Kreuz war damals lange Zeit, was bei uns der Galgen iſt. Kaum ſchien dieſe Verfolgungswuth ausgetobt zu haben, und das Chriſtenthum anzufangen, etwas Ruhe zu genießen, als der Arrianismus ſich wider dasſelbe erhob, den die Kaiſer ſchützten, und er richtete ein größeres Blutbad an, als je das Heidenthum angerichtet hatte. Gott hat es aber ſo gewollt, daß ſeine Religion über die Bosheit, und das Widerſtreben aller Menſchen triumphiren mußte.

Hätte es Gott gewollt, ſo wäre ſeine Religion ohne Widerſpruch auf der ganzen Erde von allen Menſchen angenommen worden, allein es lag in ſeinen weiſeſten Rathſchlüſſen, daß der Gläubige ſich den nämlichen Prüfungen unterziehen ſollte, die ſein Meiſter aushielt, und daß er auf dem nämlichen Kampfplatze ſtreiten und ſiegen ſollte.

Es iſt ein auffallendes Wunder, daß ſich das Chriſtenthum auf den Ruinen des Heidenthums, das ſo ſehr den Leidenſchaften ſchmeichelte, empor hob, aber nicht weniger groß, nicht weniger auffallend iſt auch das Wunder, daß ſich das Chriſtenthum auch heut zu Tage noch mitten unter dem allgemeinen Verderbniſſe erhält. Die Weltmenſchen, die alle Gebote desſelben verletzen, behalten doch einen ſolchen Begriff von ſeiner Reinigkeit, daß ſie die erſten ſind, die dagegen eifern würden, wenn man die Sittenlehre des Chriſtenthums miltern wollte.

Der Menſch, das Kind des Schmerzens, kündigt ſeine Ankunft durch Aechzen und Weinen an, dieß ſind die erſten Anzeigen, die er von ſeinem Daſein giebt: ſein Leben iſt mit phyſiſch- und moraliſchen Mühſeligkeiten beſät, ſein Alter damit überhäuft, und der Tod erfüllt das Maaß derſelben. Wie ſchön iſt nicht dieſe Religion — wie wohl kömmt ſie nicht dem Menſchen zu ſtatten, die ihn leiden lehrt, und aus dieſen Leiden all ſeine Freude, Ehre und Glück ſchöpfen! — —

Der Weiſe, der in falſchen Religionen ſieht, daß ganze Völker einen Gott erkennen, und ihn, obwohl durch Ritus, die ſeiner unwürdig ſind, zu verehren ſuchen, bedauert ſie, und erkennt daraus mehr als jemals die Nothwendigkeit einer Offenbarung.

Ich weiß es nicht, und bin auch nicht ſo kühn, daß ich es zu unterſuchen wage, welche Verfügung Gott mit einem Indianer trifft, der ſich aus Andacht unter dem Wagen ſeines Idols zerknirſchen läßt; oder wie er den Talapoin anſieht, der ſich mit Ketten laſtet, und ſeinen Körper zerſchneidet; allein ich bin beſtens überzeugt, daß Gott dem Menſchen nichts Böſes zubereitet, der ihn allem vorzieht, und ſich ihn zum Vorbild der Liebe nimmt, welche der göttliche Stifter des Chriſtenthums ſeinem Vater bezeugte.

Eine gewiſſe, falſche Gelehrſamkeit hat mehrere unter unſern Gelehrten, wie die chineſiſchen, zu einem verfeinerten Atheismus verleitet, ſie drehen ſich auf verſchiedenen Umwegen um eine ewige Welt herum. Sie ſtoßen ſich an der Schöpfung der Materie, die Gott aus Nichts ſein hieß. Es bleibt uns kein Mittelweg offen; entweder müſſen wir dieſe Schöpfung zulaſſen, oder keine andere Gottheit als die Materie erkennen.

Nicht nur in Büchern, in der Vernunft ſelbſt muß der Menſch den Weg finden, den er gehen ſoll. Ich kann nicht leſen, ſagt der Ungläubige; aber er betrügt ſich. Der Menſch findet in ſich ſelbſt nichts als Irrthum und Unwiſſenheit; in die Geſellſchaft hat Gott den koſtbaren

Reichthum von Wahrheiten hinterlegt, die ihn leiten müſſen; Gott hat ein Miniſterium eingeſetzt, das von ihm den Auftrag hat, dieſe Wahrheiten zu verbreiten, und von dieſen Dienern der Gottheit muß der Menſch lernen, was Gott für ihn gethan hat, und was er ihm ſchuldig iſt.

Wenn unſere Philoſophen der Religion den Vorwurf machen, daß ſie das, was das Leben erträglich mache, in die Reihe der Verbrechen ſetze, ſo geben ſie ja die Niedrigkeit ihrer Denkungsart völlig blos, und ſagen es rein heraus, welcher der Grund ihrer Abneigung iſt. Was ſind das für Menſchen, die nur ſchändliche Vergnügungen werth halten, die zugleich von Religion und Vernunft verdammt ſind!

Was liegt an den Dogmen, wenn man nur der Sittenlehre des Chriſtenthums getreu iſt? — Eine heut zu Tag ſehr gewöhnliche Rede. Unſere Dogmen ſind nicht der bloßen Spekulation allein wegen da, ſie ſind eben ſowohl praktiſch, und die Grundpfeiler der Sittenlehre: Chriſtus, arm, gedemüthigt, leidend, iſt ein Beiſpiel, das er uns zur Nachfolge aufſtellte.

Ein Engländer hat behauptet, daß die Gewißheit der Thatſachen in dem Maaße abnehme, als ſich die Zeit ihrer Ereigniß immer mehr und mehr in die unermäßliche Ferne der Vergangenheit verliert. Bald ſind es ſchon zweitauſend Jahre, daß die Fakta, auf die ſich die Religion ſtützet, geſchehen ſind, ſagt man; — alſo — — Was muß daraus ſchließen? — — Chriſtus aber iſt unvergänglich; noch heut zu Tag haben wir ſeine Lehre und ſein Werk vor Augen; er ſelbſt wohnt noch unter uns; die Wahrheit dauert ewig, und wirft noch heut zu Tage den nemlichen Glanz von ſich, der der Welt die Augen öffnete.

Wir wiſſen nicht, was Gott für die Engel, noch für ſeine andere Geſchöpfe gethan hat; aber wir haben Beweiſe, daß der Menſch beſonders der Gegenſtand ſeines Wohlgefallens iſt. Alles, alles kann der Menſch von der Güte eines Herrſchers hoffen, der ſich gewürdigt hat, ein ſo enges Bündniß mit ihm zu ſchließen.

Die Vereinigung Gottes mit dem Menſchen, die durch Chriſtum zu Stande kam, wird uns durch vielfältige Zeugniſſe beſtätigt, und ſelbſt durch die Natur der Wahrheiten erwieſen, die der Gegenſtand ſeiner Sendung waren. Anſtatt nun, daß man bei dem wäre ſtehen geblieben, was er uns ſelbſt davon hat ſagen wollen, hat eine ſpitzfindige Schulphiloſophie Syſtemen zuſammengeſchmiedet, die die Menſchen trennten, Mißverſtändniſſe verurſachten, und die große Familie der Chriſten durch elende Schulzänkereien zerrütteten; der Eine wollte nur eine Natur, nur einen Willen, ꝛc. daraus entſtund Haß, Mord, flammende Verfolgung; dieſe Raſerei, die beſonders unter den Griechen herrſchte, hat ihren Thron den Barbarn in die Hände geſpielt.

Die allgemeine Verachtung, die auf die jüdiſche Nation fällt, iſt Zweifes ohne eine Strafe; aber der wahre Chriſt ſieht den Zuſtand dieſes Volkes mit einem ganz andern Auge an; er haßt nicht Brüder, über die ihn ſeines Vater Wahl erhoben hat, und von denen ihm das Licht kömmt, was ihn erleuchtet; — nein, er betet für ſie, und erwartet den Zeitpunkt, wo dieſe Nation, aus ihrer Blindheit geriſſen, dem ganzen Univerſum den Meſſias bekannt machen muß.

Wir bedienen uns unſerer Künſte, unſerer Poeſie, unſerer Muſik, wir nehmen unſere Reichthümer zu Hülfe, um dem Kultus, mit dem wir die Gottheit verehren, einen gewiſſen Glanz zu geben, ihn — wenigſt nach menſchlichen Begriffen — ſo viel uns möglich iſt, des höchſten Weſens würdig zu machen; allein wir wollen damit nichts weniger als behaupten, daß wir durch dieſe Armſeligkeiten, durch dieſe geringe Mittel die Ehre Gottes vermehren, ſondern wir verwenden nur einen Theil von dem, was uns Gott gibt, ihm unſere Bereitwilligkeit zu zeigen, ſeine höchſte Alleinherrſchaft anzuerkennen, und uns ſtets zur Ehrfurcht und Dankbarkeit aufzumuntern.

Schwache Geiſter werden wider die Religion eingenommen, wenn ſie ſehen, daß ihre erhabenſten Myſterien von unwürdigen Dienern gefeiert werden; allein ſie bedenken nicht, daß die Religion vom Menſchen ganz unabhängig iſt. Wer nicht glaubt, geht verloren, aber er ertheilt doch die nämlichen Gnaden, wie der, der alle Tugenden in ſich vereinigt.

Die Schrift iſt voll erhabner Wahrheiten, deren Umfang und Anwendung die Kirche beſtimmt; allein Fanatismus und Aberglaube ziehen irrige Folgen daraus, wodurch ſich der Ungläubige täuſchen und wider die Religion einnehmen läßt.

Welch ein reiches, koſtbares Geſchenke macht uns Chriſtus nicht in dem Abendmale! Er erfüllt hiemit buchſtäblich ſeine Verheißung, bei uns zu ſein, bis ans Ende der Zeiten. Der Ungläubige ſtößt ſich an der Gegenwart eines Gottes unter ſo wenig Anſchein, in einer ſo geringen Geſtalt: aber er würde ihn eben ſo wenig in der Außenhülle eines armen, verachteten, und von ſeinen Zeitgenoſſen verſchmähten Menſchen erkennt haben; nur der Glaube macht, daß wir ihn in dieſen beiden Zuſtänden erkennen.

Wer nicht ſchon bei der ſimpeln Erklärung der chriſtlichen Sittenlehre ſein Leben darnach einzurichten wünſcht, dem iſt es nicht mehr nöthig ihre Beweiſe zu ſtudieren, denn ſie können nur von einem Menſchen gefühlt werden, der eines guten Willens iſt; in den Augen deſſen, der ſchon viel Anlage zum Böſen und ein verdorbenes Herz hat, ſiegen die ſchwächſten Einwürfe über die ſtärkſten Beweiſe.

Die Reichthümer der Kirche beſtehen nicht in den zeitlichen Beſitzungen, um die man ſie beneidet, und die allen Unfällen der Zeit ausgeſetzt ſind. Die Kirchen in Aſien, die einſt ſo reich waren; ſind heut zu Tage arm, wie die afrikaniſchen. Ihre wahren Reichthümer beſtehen in den Verdienſten ihres Oberhaupts, und in den Werken aller Gerechten; dieſes iſt der unverletzliche, keinem Unfall der Zeit unterworfene Fond — ein allgemeines Gut, worauf jeder Gläubige Anſpruch machen, woran jeder Theil nehmen kann; allein um ſich dieſes Anſpruchs würdig zu machen, muß ein jeder ſelbſt durch gute Werke beitragen, und dieſen Fond erhöhen helfen.

Von jeher beſtund auf der Erde ein Häuflein von Auserwählten, unter denen ſich die Erkanntniß und der Kultus des wahren Gottes unverfälſcht erhalten hat. Dieſe Geſellſchaft, die ſich nun über den ganzen Erdboden ausgebreitet hat, ſcheint mit jenen, die den wahren Gott verkennen, vermengt worden zu ſein; demungeachtet beſteht ſie aber doch, und wird ſich mitten unter dieſer Maße von Ungläubigen rein erhalten.

Sechzehn Jahrhunderte nach der Schöpfung verſchlimmern ſich die Menſchen ſo ſehr, daß nur eine einzige Familie der Erhaltung würdig war. Ungeachtet dieſer ſchrecklichen Züchtigung, wovon wir noch die Spuren auf der ganzen Erde ſehen, kehrten die Menſchen ſchon wieder zu ihren Ausſchweifungen zurück, kaum daß noch die Erde neuerdings bevölkert war. Gott erkohr ſich ein Volk, dem er ein Geſetz gibt, das der Herold eines andern iſt. Dieſes Volk überläßt ſich der Abgötterei, wird zu widerholten malen dafür beſtraft, und, als der Erlöſer ankömmt, hat es ſchon den Geiſt dieſes Geſetzes verloren. Chriſtus kömmt, und bringt der Welt ſeine Gnade, er ſetzt ſeine Kirche ein, errichtet ein neues Reich — das Reich der Gerechtigkeit tritt in vollem Glanze auf, und die erſten Chriſten geben uns einen Anblick der erhabenſten Tugenden; allein von Jahrhundert zu Jahrhundert erkaltet der Eifer, die Heerde nimmt ab, und wird verfolgt, und das Laſter ſproßt allenthalben hervor: — hier haben wir in wenig Zeilen die traurige Geſchichte des menſchlichen Geſchlechts.

Der Menſch, der ganz ſeines Selbſts voll iſt, der die Demuth flieht, der eine Beſchimpfung für Niederträchtigkeit anſieht — kann dieſer Chriſtum, den armen, demuthvollen, verachteten lieben? — Weit entfernt, ihn zum Muſter zu nehmen, fürchtet er nichts ſo ſehr, als ihm zu gleichen.

Wie eitel die Ehre der Welt vor Gott ſei, iſt das, daß ſie ſo ſelten das Antheil ſeiner Freunde iſt, ein ſichtbarer Beweis. Sein auserwähltes Volk war, nach einer kurzen ſchimmernden Epoche unter Salomon, faſt immer im traurigſten Zuſtande der Unterdrückung: ſein Chriſtus, der Gegenſtand ſeines Wohlgefallens, wurde von ſeiner eigenen Nation verworfen und aufgeopfert: ſeine Kirche war immer das Spiel der Verfolgung und der Widerſprüche: ſeine liebſten Auserwählten ſind kaum unter den Menſchen bekannt, und herrſchen weder durch ihre Anzahl, noch durch ihre Macht auf der Erde, indeſſen die Böſen im Genuſſe von allem ſind, und die Erde mit ihrem Namen erfüllen.

Der Ungläubige, der wider den Mann von Religion loszieht, behandelt ihn als einen Fanatiker, denn in ſeinen Augen iſt auch die reinſte Religion Uberglauben, und die Treue ihrer Bekenner Fanatismus. Aber — o wie ſchön iſt dieſer Fanatismus der Liebthätigkeit und einer vollkommenen Ergebung; wie edel und groß iſt der Fanatismus eines Herzens, das ſich ganz einem Gebieter hingibt, mit dem wir nach wenigen Augenblicken uns auf ewig vereinigen werden! —

Alles, was des Menſchen Gefühl und Gedankenvermögen faſſen kann, alles was in dieſes Gebiet gehört, muß auf den Urheber des Gefühls und Denkens zurückgehen. Unſere Schrift iſt voll majeſtätiſcher Bilder, die von erſchaffenen Weſen entlehnt ſind, um uns mit dieſen Zügen ſeine göttlichen Vollkommenheiten zu malen. Seht, dieß iſt das einzig wahre Erhabene, das uns Gott näher bringt; alles übrige iſt eitel und leer.

Kein Menſch hat Gott geſehen, ſagt Chriſtus; aber durch die Fleiſchwerdung ſeines Worts hat er ſich uns ſichtbar gemacht. Wer mich ſieht, ſieht meinen Vater, ſagt der Gottmenſch, das vollkommne Ebenbild der Güte Gottes; ſie ſtrahlt in ihm ſo hell hervor, daß es unmöglich iſt, ſie zu verkennen. Alſo wird uns nicht Furcht, ſondern Liebe anbefohlen.

Man höre unſere gemeine Fiſcher, unſere Landleute reden und urtheilen; die Rohheit ihres Geiſtes empört:

und ſolcher Menſchen hat ſich Chriſtus bedient, die Welt zu erobern. Sie haben geleiſtet, was alle Weiſe nicht zu Stande bringen konnten, ſie haben die Vorurtheile zerſtört, die Menſchen in ihren Begriffen über Reichthum und Größe aufgeklärt, ſie haben die Altäre, die den Leidenſchaften erbaut waren, eingeriſſen, und das Univerſum den ſtrengen Geſetzen des Evangeliums unterworfen, und eine Hierarchie geſtiftet, die über alle Widerwärtigkeiten ſiegte, und ſo lange dauern wird als die Welt, indeſſen daß der göttliche Plato nicht eine Handvoll Menſchen unter die Geſetze ſeiner Republik brachte.

Wer einmal tief genug in die Wahrheiten der Religion gedrungen iſt, wer die Vorurtheile abgelegt, die Wolken zerſtäubt hat, die ihm die Evidenz derſelben verbargen, und ihm die Anſchaulichkeit raubten, der iſt aufgelegt, dieſes himmliſche Geſchenke zu empfangen, ohne dem alle Ueberzeugung fruchtlos iſt. Dann wird der Glaube, den der Ungläubige für Enthuſiasmus hält, die Finſterniſſe zerſtreuen, die ſeine Seele umgaben, und ſie mit Licht erfüllen; er allein iſts, wie die Schrift ſagt, der die Welt überwinden, und die Falſchheit und Täuſchung derſelben darthun kann.

Unſere Ungläubige ſind es meiſtens darum, weil ſie nicht unterſuchen. Ein Dichter — der erklärte Feind des Chriſtenthums — wagte es in unſern Zeiten Witzeleien und Abentheuer ſeiner Einbildungskraft für Beweiſe hinzugeben, und ſie haben ſie auch dafür angenommen. Dieß iſt der Gang des blinden und eiteln Menſchen.

Was iſt denn dies von der Religion verheißene Paradies, wo man unaufhörlich Hoſianna ſingt — — Immer bewundern kann nur ein Thor — — Dieſe Läſterung erlaubte ſich eben der nämliche Dichter, und — man nahm ſie für einen wichtigen Einwurf an. Wo iſt die Geiſtesgröße unſerer großen Geiſter? Stellt nicht dieſer Sophiſt Gott jenen Helden zur

Seite, die man hienieden beſingt, die unmächtige und gebrechliche Weſen ſind wie wir? — Er nimmt das Hoſianna Singen der Verklärten in einem ſo ſinnlichen Verſtande, als man ein Gaſſenlied ſingt, und ſtellt den Gegenſtand einer ewigen, unerſchöpflichen Bewunderung einem armſeligen Machwerk der Menſchen an die Seite, die es eine Zeitlang anſtaunen, weil es ihnen noch an höherem Sinne, an Receptivität geiſtigerer Gefühle fehlt.

Es gibt einen Beweis, den man den Weltleuten nicht beibringen kann — den Beweis durch das Gefühl. Möchten ſie ſich doch ſo weit herablaſſen, jene Kleingeiſter, die ſie Andächtler nennen, zu beſuchen, und alle würden ihnen einmüthig ſagen, daß ſie in der Andacht Troſt und Süßigkeit gefunden haben, die weit alle zeitliche Glückſeligkeit, die ihnen die Welt verſchaffen könnte, zurück laſſen.

Irreligion muß allzeit traurige Folgen nach ſich ziehen. Wenn ſie dem Menſchen alle Furcht benehmen könnte, ſo würde ſie ihm auch zugeich eines der ſchätzbarſten Güter — die Hoffnung rauben.

Wie ſoll der Menſch, der ſich den Thieren gleich hält, eine Religion glauben? — Der iſt gewiß weit entfernt zu glauben, daß Gott ſich mit dem Menſchen vereinigt, daß er ihn an Kindesſtatt angenommen und zum Erben einer ewigen Glückſeligkeit beſtimmt habe, der mit ſeinem Hunde oder einer Schnecke von gleicher Natur zu ſein glaubt.

Was würde man von einem Menſchen denken, der jenes reiche und polizirte Volk, unter dem er geboren wurde, auf einmal verleß, um mit wilden Völkern ein blos thieriſches Leben zuzubringen? Aber noch tiefer ſetzt ſich der Menſch herab, der den Glauben von ſich wirft, nachdem er ihn ſchon erannt hat.

Mit dem Wollüſtling von Freuden reden, die dem Menſchen die Vereinigung mit Gott gewährt, iſt gerade ſoviel; als wollte man mit einem rohen und beſoffenen Bauern von dem Vergnügen reden, das man in der höhern Mathematik findet.

Ehe man noch anfängt die Beweiſe für die Religion zu unterſuchen, ſtößt uns ſchon ein für ſie ſehr günſtiges Vorurtheil auf — das Leben ihrer Widerſacher.

Der Unglaube, ſagte einſt jemand, iſt manchmal der Fehler eines Thoren, und Leichtgläubigkeit die Schwäche des Verſtändigen. Die Urſache liegt darin, daß der letztere tief ins Reich der Möglichkeiten ſieht, und der andere nichts, als was ihm zu ſeinen Füßen liegt.

Aus Gottes Händen muß man die Güter der Natur und der Geſellſchaft erhalten, wenn man ſie rein genießen will.

Der Menſch, der ohne Gottesfurcht und Sitten dahinzieht, findet in der Natur nichts als Widerwärtigkeiten, die ihn unwillig machen; in der Geſellſchaft geheime, verkappte Feinde, von denen er alles befürchtet; ſelbſt in jenem Geſchlechte, das geſchaffen iſt, die Rauheit ſeines Charakters zu mildern, und ihn zum ſanften, gefälligen Geſellſchafter zu machen, ſelbſt in dieſem Geſchlechte ſieht er nichts als Gegenſtände eines vergänglichen Vergnügens, daran er es bald ſatt kriegt.

Man iſt in der Welt weit entfernt, ſich über das Böſe zu betrüben, man ſcherzt darüber, und macht es mit Freuden bekannt. Ein ärgerlicher Vorfall, eine ſchändliche Niederträchtigkeit, ein Bruch zwiſchen einem Ehepaar ſind die Tagsneuigkeiten, die man ſich im luſtigſten Tone erzählt.

O wie weit ſind wir noch von jenem Durſte nach Gerechtigkeit entfernt, der in uns das Verlangen erweckt, in der Ordnung zu ſein, und auch unſere Mitmenſchen die Wege der Ordnung gehen zu ſehn.

Ueber denn ſinnlichen Menſchen triumphirt der Tod; der geiſtige Menſch aber ſiegt über den Tod; da er nur über die Sinne Macht hat, ſo läßt ihm der Weiſe, der niemals ſeinen Sinnen geſchmeichelt hat, gern dieſe Beute. **O mors, utinam virtus te ſola daret!** — So hat ein Heide den Tod betrachtet, hat ihn für Belohnung angeſehen; was ſoll nun der Chriſt ſagen? —

Der Weiſe will im Beſitze ſeiner Seele ſeyn; der unſinnige Thor fürchtet ſich vor der ſeinigen; nur den Leib will er ſehen, und zittert vor dem Gedanken, daß er ihn überleben ſoll.

Der erſte Schritt zur Weisheit iſt gethan, wenn man den Thorheiten entſagt, die das Gängelband des großen Haufens ſind; man muß der Welt den Rücken kehren.

Die Zukunft, die den Gottloſen ſo ſehr erſchreckt, beunruhigt den Gerechten nicht im geringſten; denn — überlebt die Seele den Körper, ſo iſt der Sieg ſein; iſt ſie vergänglich wie dieſer, ſo hat er nichts zu fürchten, nichts dabei zu verlieren. Was für den Guten ein Gegenſtand ſeiner Wünſche iſt, iſt für den Böſen das Schlimmſte, was er erwarten kann.

Es iſt meine Freude unter den Menſchenkindern zu wohnen, ſagte die ewige Weisheit durch den Mund Salomons. Welch eine herrliche Geſellſchaft für den Menſchen! — Allein auch ſeiner Seits muß er ſichs zur höchſten Wonne machen, die Weisheit zur Gefährtin ſeines Lebens zu haben; gewiß — ſie weicht von ihm, wenn er ihr die Armſeligkeiten einer nichtigen Welt vorzieht.

Nicht vielfältiges Arbeiten und heftige Anſtrengung, nicht Opfer, die das Vermögen des Menſchen überſteigen, fordert die Religion von uns, ſie will nur, daß wir uns einander lieben ſollen, wie Gott uns liebt. — O wie ſüß iſt dieſes Gebot! wenn es gehalten würde, würde er nicht die Erde zum Paradies machen — müßte nicht dieſe Erde — jetzt das Thal der Zähren — ein Ort der Glückſeligkeit werden, die uns zu einer viel vollkommnern vorbereitete?

Menſchen, die die Mißbräuche, womit die Leidenſchaften der Menſchen die Religion verunſtaltet haben, zum Vorwand nehmen, um ſich dawider aufzulehnen, handeln nicht redlich. Dieſe Mißbräuche, die, obwohl ſie ſich auch von Jahrhundert zu Jahrhundert vermehrten, doch der

Würde und Stärke der Religion nichts rauben konnten, eweiſen genug, daß ſie nicht Menſchenwerk iſt.

Der Ungläubige pranget mit dem Namen, Deiſt, ber er iſt eines ſo wenig als das andere. Erkennt er inen Gott, ſo folgt unmittelbar daraus, daß er dieſen llem andern vorzuziehen gehalten iſt, daß er ſeine Brüder lle ohne Ausnahme lieben muß; es iſt ſeine Pflicht das Irdiſche zu verachten, und nach himmliſchen Dingen zu ſtreben; ſein Glaube an Gott verbindet ihn zur Keuſchheit, ur Mäßigkeit, zu allem, was Dem gefällig ſein kann, in ſſen Händen ſein Schickſal liegt. Findet er aber auch lles dieß in ihm ſelbſt? Der Chriſt findet dieſes in ſeinem Innern nur durch ſeine Vereinigung mit Chriſtus, als worin ſeine ganze und einzige Stärke liegt.

Die ewige Wahrheit, die im Himmel thront, iſt die endige Quelle, woraus alle geiſtige Weſen ihr Antheil n Licht ſchöpfen. Die Religion iſt jenes unſchätzbare Beältniß, wo uns alles das Licht, das ſich aus ihr ausließend über dieſe Erde verbreitet, aufbewahrt wird, und u ihr — zu dieſer Eigenthümerin des göttlichen Lichts uß der Weiſe ſowohl als der Unwiſſende ſich wenden, enn er über das, was er iſt und was er ſein ſoll, belehret werden will.

Allein — ſo wie der Gegenſtand unſerer Leidenſchafn um ſo mehr die Oberhand über uns gewinnt, wenn ir uns unaufhörlich damit abgeben, und er unſere tägliche Beſchäftigung wird, eben ſo verhält es ſich auch mit n Wahrheiten der Religion; durch oft wiederholte Betrachtung derſelben gewinnt man ſie lieb. Auf dieſe Art eimt im Menſchen dieſe edle Leidenſchaft, die Liebe zu immliſchen Dingen, auf, und die göttliche Gabe des Glaubens wird dieſes Werk in ſeiner Seele vollenden, und hm eine unerſchütterliche Dauer geben.

Aechte Philoſophie fühlt gar wohl, wie ſehr ſie dieſer Hülfe bedarf, und der traurige Zuſtand, in den ſich jene, denen ſie mangelt, verſetzt finden, beweiſet es zur Genüge.

Wahre Philoſophie iſt gleichweit von hartnäckiger Zweifelſucht und blinder Leichtgläubigkeit entfernt, und geht mit kühnem, feſtem Schritte zwiſchen dieſen beiden Klippen; ſie läßt nichts zu, wovon ſie nicht vorher die Beweiſe genau abgewogen hat; wenn aber zu den Einſichten, die ihr die Vernunft verſchaffte, der Glaube noch neu hinzufügt, ſo empfängt ſie ſelbe von ihm mit Entzücken. Vernunft und Glaube ſind ſich verſchwiſtert; ſie ſind von gleichem Urſprunge, eines leitet zum andern, und ſie widerſprechen nie einander. Nicht ſie — unſere Leidenſchaften und Vorurtheile widerſprechen unaufhörlich der Vernunft wie dem Glauben; heißen wir ſie ſtillſchweigen, damit wir uns ganz der Betrachtung der Wahrheit widmen können, die des Weiſen Nahrung und Wonne iſt. Die Vernunft wird uns von der Kenntniß Gottes und ſeiner Eigenſchaften zur Kenntniß unſerer Seele und ihrer Unſterblichkeit führen; daher entſpringen von ſich ſelbſt Pflichten und Religion: dieſe Begriffe haben einen ſolchen Verband unter ſich, der eine wahrhafte Demonſtration ausmacht.

Allererſt öffnet ſich uns das große Buch der Natur; es iſt eine natürliche Offenbarung, die auch mit dem Unachtſamſten in der verſtändlichſten Sprache redet. Dieſes majeſtätiſche Bild, darin alle Theile eine ſo wundervolle Uebereinſtimmung haben, reißt mit Gewalt den Geiſt zur Bewunderung hin, und das Herz zur Liebe; wie weiter man in der Phyſik kömmt, wie tiefer man in's Einzelne der Natur dringt, deſto mehr wird der Geiſt betroffen, er ſtaun voll heiliger Ehrfurcht, und im Herzen lodert die Flamme der heiligſten Liebe.

Weg dann mit einer finſtern Philoſophie, die in der Natur nichts als ein Spiel der Molekuln ſieht, die Leben und Bewegung haben! weg mit allen den traurigen Syſtemen, die zwar den Namen von Gott beibehalten, ihm aber die Attribute rauben, die ihn liebenswürdig machen! — Seine Thätigkeit iſt ewig wie ſein Weſen; auch nach der Schöpfung der Welt hat er ſeine Hand nicht von ihr abgezogen; dieſe gibt allen beſeelten Weſen, die er auf die Welt geſetzt hat, das Leben; ſeine Vorſicht verſchafft ihnen das Nöthige; ſeine Gegenwart verſchönert alles, was wir hienieden ſehen, und macht es ſchätzbar.

Wenn nun der Menſch von den Gegenſtänden der Natur zu ſich ſelbſt zurückkehrt, findet er da nicht noch deutlichere Züge von der Weisheit und Güte des Schöpfers? — Größer als das ganze Univerſum (denn durch ſein Denkensvermögen umfaßt er alle Orte und alle Zeiten) iſt er das einzige Weſen hienieden, das ſeinen Urheber kennt, das ſich zu ihm erheben, und ihm Liebe um Liebe geben kann; er, der Menſch, trifft in ſeinem Selbſt ein ſchwaches Bild der göttlichen Vollkommenheiten an, und dieſer Zuſammenhang, dieſes Verhältniß zwiſchen ihm und ſeinem Schöpfer macht den herrlichen Bund zwiſchen beiden; überſchüttet mit den Gaben Gottes fühlt er noch, daß ſein Herz nicht ausgefüllt iſt, wenn er nicht den Urheber aller dieſer Geſchenke ſelbſt beſitzt.

Es iſt wahr, der Menſch hat einen organiſirten Körper erhalten, wie der der Thiere iſt; allein die grobe Materie dieſer Außenhülle ſetzt ihn noch nicht in die Klaſſe der Thiere, Gott hat ihm ein ſo entſcheidendes Siegel aufgedrückt, daß nur die Niedrigkeit des tiefſten herabgewürdigten Menſchen dieſes Siegel verkennen kann und den Rang, den er vor allen übrigen Erdgeſchöpfen beſitzet.

So bald der Menſch ſeine Würde fühlt, ſo bald er die Geſchenke Gottes erkennt, die das koſtbare Unterpfand für ſeine Unſterblichkeit ſind, ſo vergrößert ſich ſeine Seele, ſeine Begierden veredeln ſich, ein unſterbliches Weſen darf keine andere als unſterbliche Plane entwerfen, wie es ſelbſt iſt; nicht die Erde allein, ſondern ſogar die majeſtätiſche Decke derſelben, das Univerſum, alles Endliche iſt ſeiner unwürdig.

Alsdann begreift der Menſch, daß er durch ſeinen Gehorſam und Treue zu ſeinem eigenen und dem Wohle ſeiner Nebenmenſchen mitwirken muß; alsdann fühlt er, daß die erſte ſeiner Pflichten Anbetung iſt, der Cultus, den er ſeinem Urheber erzeigt, und dieſer Cultus muß der Ordnung der Geſellſchaft, für die er geboren iſt, angemeſſen ſeyn.

Da Gott das höchſte Oberhaupt der geſellſchaftlichen Verfaſſung iſt, da die Religion auf gemeinſame Geſetze und Verhältniſſe gegründet iſt, ſo muß ſie allen Gliedern der Geſellſchaft die nämlichen Mittel an Handen geben, um in ſelbigen die Gefühle zu unterhalten, die ſie dem allgemeinen Wohlthäter ſchuldig ſind.

Man kann alſo, ohne nicht ein Thor zu heißen, nicht alle Religionen für Lügen anſehen, denen die Politik Glauben und Anſehen verſchaffte; die Altäre ſind ſo alt, als die Welt iſt, und ſchon in ihren Wiegejahren brachte ſie der Gottheit Opfer.

Was muß aber dieß für ein Cultus ſeyn, und welche Art von Anbetung fordert die Gottheit vom Menſchen? Hierüber wird der Menſch vergeblich ſeine Vernunft befragen, und eben ſo wenig Aufſchluß erhält er auch aus den Schriften der Weiſen aller Zeiten; das Widerſinnige und der Kampf ihrer Meinungen beweiſet ihm ſtets mehr, wie wenig Gewalt die Vernunft über dieſe wichtige Materie hat.

Man hört allenthalben von einem Naturgeſetze reden, das allgemein herrſchen und den Menſchen leiten ſoll; aber man findet es nirgends eingeführt. Hier plündern nomadiſche Raubvölker die Carravanen; da unterhält man ſo viel Beiſchläferinnen, als man ernähren kann; dort befördert man den Abortus und den Tod der Kinder; man ſetzt ſie Hunden und wilden Thieren zur Beute aus; andere verzehren das Fleiſch ihrer Feinde; bei den poliʒirteſten Völkern mordert man ſich der Ehre wegen ꝛc. — Es bleibt uns nur die Gewißheit übrig, daß dieſes Geſetz, deſſen Autorität alle Menſchen einhellig reklamiren, beſtanden hat, aber daß man es jetzt in allen Geſellſchaften verunſtaltet antrifft.

Wir können alſo nun nichts anders, als uns bei den Nationen und ihren Archiven Raths erholen, um zu erfahren, ob ſich Gott nicht bei einigen derſelben habe kund machen laſſen.

Alle Nationen behaupten den Cultus, zu dem ſie ſich öffentlich bekennen, vom Himmel erhalten zu haben, alle berufen ſich zur Stütze ihrer Behauptung auf Wunder, Orakel und Märtyrer ꝛc.; einige davon auf Schriften und Traditionen, von denen ihre Prieſter Auslegung und Sinn beſitzen; wenn ich aber die Lehre und den Ritus der meiſten dieſer Völker detaillire, ſo finde ich, daß der Name Gottes auf das Unſinnigſte darin entehrt iſt, und es ſcheint, daß die polizirteſten Völker am meiſten dieſen heiligen Namen mißbraucht haben.

In den erſten Zeiten haben die Egyptier die nichtswürdigſten Gegenſtände mit dieſem Namen geheiligt, und ihr hieroglyphiſcher Sinn, den eine geringe Zahl der Eingeweihten kannte, rettete die Nation keineswegs von der gröbſten Abgötterei. Babylon hatte einen Cultus der öffentlichen Schändung eingeführt, der hienach auf Tyrus, Sidon überging, und in allen den ſchönen Gegenden des Orients ſich ausbreitete.

Das blühende, weiſe Griechenland hat dieſen unreinen Cultus angenommen; die Künſte, die hier zu einem hohen Grade der Vollkommenheit geſtiegen waren, dienten der Abgötterei; die Dichtkunſt war die Schöpferin einer für die Sinne gemachten Mythologie, und einer Religion, die ganz in Feſtgelagen beſtund, und eine ſolche Liturgie gefiel dieſen Völkern ſowohl, daß man zu Athen einen, der von intellektuellen Dingen redete, wie einen Atheiſten beſtrafte.

Bei minder polizirten und weniger wollüſtigen Völkern gab es Ausſchweifungen einer andern Gattung. Die Gallier, die Teutonen, die Cartaginenſer brachten ihren Göttern Menſchen zum Opfer; die Väter verbrannten ihre Kinder.

als das angenehmſte Rauchwerk, womit ſie dieſe ſchreckliche Gottheiten beräuchern konnten. Dieſe Wuth war allen Völkern gemein. Was hätten ſie mehr thun können, wenn Teufeln die Gegenſtände ihrer Anbetung geweſen wären?

Rom, die Königin der Nationen, hat dieſe Ausſchweifungen noch höher getrieben. Die Unflättigkeiten des Theaters, die Kämpfe der Fechter machten einen Theil ihrer Religions-Feſte aus; die Feſte der Cybele waren Myſterien der Wolluſt. Dieſe Hauptſtadt der Welt wird, da ſie alle Götter der von ihr beſiegten Nationen naturaliſirt, die Hauptſtadt des Götzendienſtes; der einzige Gott der Juden hatte keinen Altar in Rom.

Wir wollen hier einen Augenblick ſtehen bleiben, um zu betrachten, wie ſehr die Wege der Welt und die Wege Gottes einander entgegen geſetzt ſind. Von den großen und mächtigen Reichen, die die Erde mit ihrem und dem Namen von Männern erfüllten, die ſich in allen Fächern den höchſten Ruhm erwarben, ſind alle dieſe berühmten Völker in die gröbſte Abgötterei verſunken. Ein kleiner Strich der Erde, der von allen Nationen verachtet und in der Weltgeſchichte vergeſſen wurde, genießt allein den unſchätzbaren Vortheil, daß er von dem wahren Gotte und ſeinem Cultus Kenntniß hat; in ſeinen Büchern findet man die wichtigſten Wahrheiten aufgezeichnet, und im Schooſe dieſes aufbewahrten und alleranfangs von andern abgeſonderten Volkes tritt der vorhergeſagte Chriſtus auf, er kömmt, um den Menſchen die erhabenſten Hoffnungen zu verkünden, die je ein menſchliches Herz faſſen konnte.

Welch eine wunderbare Veränderung bewirkt nicht nach 4000 Jahren, während welchen die dickeſte Finſterniß die Erde deckte, die Ankunft dieſes armen und aufgeopferten Meſſias! Die Wahrheit, die bis dahin in einem engen Winkel von Paläſtina eingeſchloſſenen war, wird den Nationen verkündigt, und der Augenblick, in dem ſie ihnen zu leuchten beginnt, iſt der Zeitpunkt, der den Fall des Volkes herbeibringt, das ſie verkannte. Das Heidenthum fällt mit dem glänzenden Prunke ſeiner Götter, und das zerſtreute Judenvolk wird der Herold der Beweiſe für das Chriſtenthum.

Sechs Jahrhunderte nach Einführung des Chriſtenthums entflammt der Prophet der Araber ſein ganzes Volk mit ſeinem Enthuſiasmus, und führt ſeine Religion ein, die er im Namen des Allmächtigen predigt. Durch das Glück der Waffen erhält er die größten Vortheile, und ſein Cultus ſetzt ſich in einem Lande feſt, wo die gröbſten Irrthümer herrſchten.

Ungeachtet des glücklichen Fortganges des Chriſtenthumes und des gewaltſamen Einfalls des Mahometismus gibt es doch noch heidniſche Völker; die wilden Nationen von Afrika und Amerika erkennen ein großes Oberhaupt, das ſie unter verſchiedenen Geſtalten verſinnlichen und verehren; allein dieſes Heidenthum iſt himmelweit von dem glänzenden und ſiegreichen Heidenthum der Griechen und Römer unterſchieden, das die Erde mit Ausgelaſſenheit und gottloſen Feſten überhäufte, nein es iſt ein roher, der Wildheit der Nation angemeſſener Cultus, worin man den Begriff vom Schöpfer in der Dunkelheit lächerlicher Fabeln verhüllt findet, die immer mehr die Nothwendigkeit einer Offenbarung erweiſen, damit der Menſch ſeine Begriffe über dieſen großen Gegenſtand fixiren kann.

Gäb es nur eine einzige Religion auf der Erde, ſo hätten wir keine Unterſuchung mehr nöthig; aber die Gottheit, die den Menſchen ſeinen eigenen Gedanken überließ, hat es anders geſchehen laſſen. Es ſteht uns nicht zu, Rechenſchaft von ihr zu fordern, warum ſie dieſes Uebel zuließ, unſere Pflicht iſt nur, unter all dieſen Religionen und Gottesverehrungen nachzuſuchen, ob ſie nicht einer derſelben ihr Siegel aufgedrückt hat.

Es iſt unmöglich, daß nicht unter allen den verſchiedenen Arten die Gottheit zu verehren eine ſeyn ſoll, die ihr angenehm iſt; wollte man daraus, daß es falſche Religionen auf der Erde gibt, ſchließen, daß ſie alle falſch ſind, ſo wäre es eben ſo ungereimt, als wenn man daher, weil Lüge und Laſter auf dem Erdboden herrſchen, ſchließen wollte, daß es weder Wahrheit noch Tugend gibt.

Dieſes nun vorausgeſetzt, ſo bleiben uns nur zwei Partheien zu ergreifen übrig; entweder ſind Gott alle Cultus gleich angenehm, oder es iſt einer darunter, der der Gottheit der würdigſte iſt, und ihren Beifall hat. Der erſte Satz ſtreitet wider den Begriff, den wir von der Wahrheit haben, und ſelbſt wenn wir es bei dieſer Vorausſetzung bewenden laſſen wollten, ſo trüge noch das Chriſtenthum den Sieg davon.

Was den zweiten Satz betrifft, den die Vernunft annimmt, ſo folgt, daß wenn unter all den angenommenen Gottesverehrungen eine iſt, eines göttlichen Urſprungs, daß ſie auch Merkmale an ſich haben muß, daran wir ihren göttlichen Urſprung erkennen; und ſie ſind dieſe:

Die wahre Religion muß immer geweſen ſeyn, und durch eine Kette ihrer Beweiſe bis zur Schöpfung aufſteigen, weil Gott dem Menſchen zu allen Zeiten die Bahn öffnen mußte, auf der er zu ihm gelangen kann.

Sie muß eine gewiſſe, ewig beſtehende Offenbarung haben, durch die die Gottheit dem Menſchen ihren Willen kund thut.

Sie muß nichts vorſchreiben, das dem Naturgeſetze dem erſten Geſchenke des Schöpfers, entgegen iſt.

Die wahre Religion muß den Menſchen lehren, wie er Gott im Geiſte und in der Wahrheit anbeten ſoll, und ihm zur Annäherung zur Gottheit Hilfe und Mittel an Handen geben.

Letztlich muß in der wahren Religion ein Depot ſeyn, wo die reine Lehre aufbewahrt wird, und das bis auf die erſten Verwahrer des Heiligthums zurückgeht.

Dieſe ſind kürzlich die hauptſächlichſten Merkmale, an denen man die wahre Religion mitten unter tauſend menſchlichen Erfindungen unfehlbar erkennen kann.

Man würde ſie alſo vergeblich unter jenen rohen Völkern ſuchen, die die erſten Traditionen des menſchlichen Geſchlechts gänzlich verunſtaltet haben.

Von drei großen Religionsverfaſſungen, die einen öffentlichen Cultus des wahren Gottes haben, und den größten Theil der Erde einnehmen, muß man den Mahometismus bei Seite ſetzen, der, da er ſich auf eine ſpätere Sendung als die Jeſu Chriſti beruft, den er doch anerkennt, kein Zeugniß für ſich hat.

Man muß alſo entweder auf das Chriſtenthum oder Judenthum verfallen, und in den Büchern des einen und des andern jene Offenbarung aufſuchen, die dem Menſchen da, wo ſeine Vernunft ſtille ſteht, zu Hilfe kömmt. Dieſe Bücher haben ein ſolches Anſehen, ſolche Glaubwürdigkeit, die ſie gegen alle Kritik ſichert, und geben dem Menſchen die erhabenſten Begriffe von Gott und ſeinen Attributen.

Alle Ungewißheit verſchwindet, ſo bald man berichtet iſt, daß ein Geſetz auf Erden exiſtirt, das in einem ſichtbaren Verwahrungsorte aufbehalten wurde, und dem ein anders voraus ging, das bis auf die Quelle der Zeiten zurückgeht, das von einem ganzen Volke bezeugt wird, und aus dem man erkennt, daß alle andere nichts als verunſtaltete Copien, oder fehlerhafte Umſchmelzungen dieſes göttlichen Urgeſetzes ſind. Man kann nun keinen Vergleich mehr anſtellen; ein ſolches Geſetz muß uns in die nämliche Lage ſetzen, als wenn nie mehr als eines auf der Erde geweſen wäre.

Man wird endlich ganz, und bis zur Evidenz überzeugt, wenn man erwägt, daß dieſes Geſetz der ganzen dawider verſchwornen Welt nichts als die ſchwache Stimme einiger Menſchen entgegen geſetzt hat, die in den Augen der Welt ohne Credit und Bedeutung waren, die, wie ihr Meiſter, das Opfer der Wuth ihrer Feinde wurden. Der Arm Gottes zeigt ſich allein, in der Einführung ſowohl als in der Erhaltung ſeiner Religion. Sechszehn Jahrhunderte von Widerwärtigkeiten, die Einfälle der Barbaren, die Zeiten der Unwiſſenheit, der Ketzereien und Spaltungen, die Verfolgungen der Kaiſer — nichts konnte es erſchüttern — ein Wunder, das in dem Laufe der Dinge ganz einzig iſt, und das ſich noch täglich unter unſern Augen erneuert.

War es nun der blinde Zufall, der dieſe Schrift, die die Größe des Meſſias und den Verfall des jüdiſchen Volkes verkündigte, den Juden in die Hände lieferte? Wars Zufall, der zur angegebenen Zeit dieſen anbetungswürdigen Menſchen, den Urheber eines mehr als menſchlichen Geſetzes, auftreten ließ? War's Zufall, der die Römer aufforderte, ſeinen Tod zu rächen, und dieſes Volk, den Feind Chriſti und Zeugen ſeiner Herrlichkeit, auf der ganzen Erde zu zerſtreuen? Hat der Zufall dem Kreuze über das allgemeine herrſchende Heidenthum den Sieg verſchafft, und den Glauben während ſo vielen Jahrhunderten mitten im Gewühle der Leidenſchaften und einer Welt, über die die Religion das Verdammungs-Urtheil ſprach, rein erhalten ꝛc.? Wenn das iſt, ſo kann der Zufall wohl auch jene wundervolle Harmonie hervorbringen, die wir im Univerſum anſtaunen.

Gott hat ſich in dem Baue ſeiner Religion den Menſchen eben ſo ſichtbar gemacht, als in dem Baue der Natur; wer ihn in einem verkennt, muß ihn auch im andern verkennen; man darf dreiſt behaupten, daß, ſobald man alle Religion verwirft, man weder Gott noch eine Vorſicht mehr anerkennen kann.

Die chriſtliche Religion, die durch die Zeugniſſe des Judenthums, ihres Vorgängers unterſtützt wird, vereinigt in ſich alle Merkmale, die einen göttlichen Urſprung verrathen können, und nur bei ihr findet man ſie. Thätliche Beweiſe, die ihre Feinde ſelbſt an Handen geben; Beweiſe aus dem Innern der Religion ſelbſt geſchöpft; Monumente, eine ununterbrochene Folge von Schriftſtellern, von den Zeiten Chriſtus bis auf uns — alles trägt zu ihrer Aufrechthaltung bei; es gibt nichts auf Erden ſo hell bewahrheitet, und man kann ſogar ſagen, daß nur die Religion, und was auf ſie Bezug hat, allein vollkommene Gewißheit iſt.

Wie mehr man ſich damit beſchäftigt, je mehr entdeckt man darin jene Erhabenheit göttlicher Gedanken, die ganz außer der Sphäre des Menſchen ſind; man erblickt darin die Hand des Allmächtigen, der, da er den Menſchen frei, und folglich dem Falle ausgeſetzt, ſchuf, gewollt hat, ihn, ohne ſeiner Freiheit etwas zu benehmen, durch ein Mittel von dem Falle wieder zu erheben, das für den Menſchen und ſeinen Urheber gleich glorwürdig iſt.

Mit Chriſtus ſind auch wir zu Kinder Gottes aufgenommen worden; dadurch wird Gott wahrhaft unſer Vater, durch ihn werden wir Gottes Kinder, berufen zu einer Glückſeligkeit, in deren Beſitz Chriſtus iſt, als der Erſtgeborene von mehreren Brüdern. Alles, will er, ſoll zwiſchen ihm und uns gemein ſeyn; wir ſollen Eins mit ihm ausmachen, ſo wie er mit ſeinem Vater Eins iſt. Dieſes göttliche Oberhaupt der Menſchheit, durch das heilige Band der Liebthätigkeit mit ſeinen Gliedern verkettet, verbreitet unter ihnen, ſelbſt hienieden, in ihrem Verbannungsorte, Leben, Licht und Glück.

Hat der menſchliche Geiſt jemals einen ſolchen Plan gedacht? — Wie ſehr iſt dies alles entfernt von ſeiner Art zu denken! Hätte ſich der Menſch wohl jemals einer ſolchen Erhöhung fähig geglaubt, wenn nicht Gott dem Univerſum das große Schauſpiel der Unterwürfigkeit und Herrlichkeit ſeines Sohnes gegeben hätte? Wie entzückend muß eine ſolche Wahl nicht ſeyn, die mit all dem Glanze, der die Verkündigung des Evangeliums begleitete, bekannt gemacht und angekündigt wurde! — Er hat ein neues Univerſum erſchaffen, neue Menſchen; und die Stufe der Verherrlichung, auf die ſich der Menſch erhoben ſah, iſt ſichtbar das Werk eines Gottes, deſſen Herrlichkeit weit außer der Grenzlinie all unſerer Begierden liegt. Der Verband der Menſchen untereinander, wenn man ihn wohl begreift, enträthſelt uns den Grund von den zwei großen Prinzipien des Chriſtenthums; kein Individuum der Menſchheit muß als ein von dem Ganzen abgeſondertes Weſen betrachtet werden; es herrſcht unter allen Menſchen eine gewiſſe Art von Solidität (wenn ich mich ſo ausdrücken darf) die die Harmonie ihrer Schöpfung ausmacht, und die Grundlage der geſellſchaftlichen Liebe iſt. Dieſer unmerkbare Bund iſt es, der, da er in dem erſten Menſchen alle andere zu Mitſchuldigen einer Uebertretung macht, mit welcher ſie noch andere begehen werden, der in dem Gott Menſchen alle, die ihm getreu anhangen, zu Theilnehmern ſeiner Verdienſte macht.

Die Menſchen machen alſo unter ſich eine myſteriöſe Kette, woron ein einziges Glied, das mit der Gottheit vereinigt iſt, jene zu ihr hinzieht, die mit Herz und Sinn mit Gott vereinigt bleiben.

O möge der, der das Glück hat zu dieſer Kette zu gehören, woron der erſte Ring im Himmel iſt, ganz den Werth dieſer Gnade fühlen; möge er ſich feſt daran halten, und ruhig den ganzen Sophiſten-Schwarm, der ihn gern durch täuſchende Vorſpieglungen davon losreißen möchte, um ihn herumſumſen laſſen. Fragen ſie ihn, warum ſein Gott nur einer ſo geringen Anzahl Menſchen dieſe Gnade erwieſen habe, und von ſo vielerlei Aberglauben, und falſchen Cultus ſeinen Namen entehren laſſe, ſo mag er ihnen zur Antwort geben, es geſchieht aus dem nämlichen Grunde, warum Gott die Erde von ſo viel Greuelthaten ſchänden laſſe.

Die Religion beantwortet nicht alle unſere unbeſcheibene Fragen; ſie belehrt uns nur über das, was uns in Rückſicht der Abſichten Gottes auf uns zu wiſſen nothwendig iſt, eine Wiſſenſchaft, ohne der uns die phyſiſche und moraliſche Welt gleich unerklärbar iſt. Ohne einer ſichern Offenbarung weiß der Menſch weder wohin, noch woher er kommt; er irrt ohne Kompaß auf dem weiten finſtern Ocean ſo lange herum, bis ſein gebrechlicher Nachen an eine Felſenſpitze ſtößt, woran er ſcheitern muß.

Laßt uns alſo die Gottheit nicht über die Irrthümer und Uebel befragen, die das menſchliche Geſchlecht in dieſen traurigen Zuſtand verſetzen; ſondern laßt uns, da wir den Arm Gottes in der Natur, und ſeine Gnade in dem Geſetze des Evangeliums unwiderſtehlich erkennen müſſen, laßt uns den Menſchen beklagen, der ſo unglücklich iſt ſich zu verirren, und gehen aber ſelbſt den Weg, den Gott uns vorgezeichnet hat. In der Schule Chriſti, in dieſer heiligen Hierarchie, die die Bewahrerin ſeiner Orakel iſt, wird das Licht gefunden; wenn es uns nicht auffällt, ſo ſind die Gegenſtände unſerer Begierden ſchuld daran, die zwiſchen ihm und uns ſo dicke Wolken erheben, die uns ſeinen Glanz rauben. Wenige Augenblicke — und dieſe eitle Gegenſtände werden verſchwinden, der Menſch wird ſehen, wird erkennen, aber zu ſpät, daß keine andere als dieſe reelle Güter waren, die ihm die Religion zuſichert.

Laßt uns von dieſer Welt Gebrauch machen; aber Gott ſei unſere Freude; laßt uns die Blumen leſen, womit ſeine Güte unſere Bahn beſäte, aber ohne je das glückliche Ziel aus den Augen zu verlieren, das er uns ausgeſteckt hat; ſein Geſetz iſt ſo gerecht, ſo eng mit unſerm Wohle verbunden, daß man unmöglich ſich damit befaſſen kann ohne es nicht zu lieben. Möge es unſer ganzes Vergnügen ſeyn, und beſonders wollen wir uns von jener unſinnigen Menge entfernen, deren Tugenden ſelbſt durch die ſtrafbarſte Gleichgültigkeit gegen den Verleiher derſelben ihren Werth verlieren.

Dies iſt das Unheil unſeres Jahrhunderts; das Harren auf ein künftiges Seyn, die Sehnſucht nach der Zukunft, die doch dem Menſchen ſo natürlich iſt, ſcheint erloſchen zu ſeyn; nichts Geiſtiges rührt ihn mehr. — Könnte ich mir einen glücklichern Erfolg von dieſem Werkchen verſprechen, als wenn es nur Einen von der Menge aus dieſem Todenſchlafe des Geiſtes wecken könnte!! —

II.

Original-Briefe

unglücklicher

Menſchen,

Beiträge zur Geſchichte des menſchlichen Elendes.

Hier ſind Briefe — Originalbriefe unglücklicher Menſchen. Ich ließ ſie abdrucken, wie ſie geſchrieben waren; denn wo iſt die Kunſt, die das Elend ſo ſchildert, wie der Schmerz ſelbſt? — Ich hätte aus manchem dieſer Briefe eine rührende Geſchichte ſchreiben können; allein ich wollte die ſimple Wahrheit nicht in Romanſtiel einkleiden, ich wollte der Welt einmal einen originellen Abdruck des Menſchenelends liefern.

Freilich gehöret eine höhere Stimmung des Herzens dazu, die Sprache des Elends zu fühlen — eine höhere Stimmung; denn Nichtgefühle werden hier nicht durch die Macht des Stiels aufgekizelt.

Hier in dieſem Buche iſt nichts Erfindung; alles iſt Natur: die Skizze des menſchlichen Elendes liegt hier in freien Zügen entworfen. Hier iſt nichts Ueberſpannung, nichts verzärteltes Mitleiden;

es iſt der unverfälſchte Abdruck des Jammers, die originellen Züge des Kummers. Für den, der fühlt und denkt, iſt es ein herrliches Buch; aber langweilig wird es dem ſeyn, der nicht fühlt und nicht denkt.

Die Bemerkungen, die ich hie und da beiſetzte, ſind nur Winke. Dank dem Himmel, und Heil der Menſchheit, wenn ein gutes Herz dieſer Winke nicht bedarf! — —

Blut und Leben gibt mancher für ſein Vaterland, und für ſeinen König; und ſeine Kinder werden nach ſeinem Tode vergeſſen.

Vergeben Sie, daß ich ſo geradezu ohne Titel ſchreibe: ich kenne nur jene Titel, die aus dem Adel des Herzens fließen, nicht Titel, die die Aemter geben, und Schurken mit rechtſchaffenen Männern tragen. Doch, vergeben Sie, edler Mann! mir auch meine Kühnheit, daß ich an Sie ſchreibe. Bei Gott! ich würde es nicht gethan haben, wenn ich ſie nicht als einen rechtſchaffenen, gefühlvollen Mann kennte, als einen Mann, der nicht allein fühlt, ſondern ſein Gefühl durch thätige Handlungen äußert. Und könnte dann ſo viel Edles, ſo viel Gutes, ſo viel Theilnehmendes an dem Unglücke ſeines Nebenmenſchen, könnte dieß aus einem gefühlloſen, unedlen, verſtellten Herzen quellen? Gewiß nicht. Eben dieß, guter, herrlicher Mann! eben diß iſt die Urſache, warum ich mich erkühne, ſelbſt an Dero Perſon zu ſchreiben, warum ein junger unglücklicher Menſch ſeine Zuflucht bei ihnen ſucht, und von ihnen in ſeiner gewiß unglücklichen Lage thätige Hülfe zu erlangen hofft. Durchleſen Sie vorher meinen Brief, aber, ich bitte, nur nicht kalt, und ſetzen Sie ſich dann in meine Lage; überdenken Sie mein Schickſal, und dann werden Sie ſelbſt bekennen, daß ich unglücklich bin. Nur bitte ich regen ſie ſelbſt ihr Gefühl auf; ich bin nicht im Stande mehr, Gefühl zu erregen. Das Unglück hat mich ſo gebeugt, ſo ſehr meine Seele zerriſſen, daß ſie nicht fähig iſt, was Zuſammenhängendes mehr zu denken: wie ich nun rede, ſo redet mein Herz, das tief ſein Unglück fühlt.

Ich bin ein junger Menſch, hab alle untere Schulen ſtudirt mit dem Fortgange allzeit unter den Erſten, hab ſchon vor einem Jahre die Philoſophie abſolvirt, und ward unter die erſten Fünfe gezählt; und nun — ſtehe ich — — Ich habe in meine Seele geſehen, und ſie vom Grunde erforſcht, zu welchem Stande ſie fähig, welcher ihr Beruf wäre? und ſie wies mich auf die bürgerlichen Rechte. Da ich gar kein Vermögen habe, und ich doch meinem Gefühle nachgehen wollte, ſo hielt ich um ein Stipendium an. Ich zeigte meinen Fleiß vor, meinen Fortgang, meine Sitten; und der genaueſte Mann wußte nichts auszuſtellen: demungeachtet wurde ich nicht aufgenommen. Was fehlte? Hohe Gönner, Freunde. Nun ſtehe ich, und warte zwei volle Jahre auf den Ruf des Vaterlandes, und — es ruft mich nicht; mein Vaterland, das ich ſo ſehr liebe, dem ich mit Freuden mein ganzes Leben widmen wollte, mein Vaterland ruft mich nicht: untröſtlicher Gedanke! N. harter Mann! oft war ich bei dir, ſtellte dir mein Anliegen vor; und du warſt taub gegen meine Klagen! hab dich oft rühmen gehört, oft geleſen als einen gelehrten, biederdeutſchen Mann; und bei mir ſchließt du die Ohren, gibſt mir oft dein Wort, ohne es zu halten, ſpielſt trefflich die Rolle eines Höflings! — So lange ich in Lyceo ſtudirte, ſagte man mir oft: „wer recht mit allem Fleiße, und mit dem beſten Fortgange ſtudirt, den wird man auf alle Art befördern,“ und ich ſah Leute über mich wegſpringen, auf die ich ſtets in Studiis weit zurücke geſehen habe. Und wenn ich keine Verdienſte habe, die freilich gering; und für jeden Jüngling Nothwendigkeiten ſein ſollten, ſo will ich die unbelohnten Verdienſte meines ſchon 13 Jahre ſeligen Vaters anführen. Er war ein guter, rechtſchaffener Mann, diente im Felde, brachte dort freiwillig als Patriot ſeine Jugend zu, opferte Geſundheit und Stärke ſeines Körpers. Er ward verwundet an der Seite ſeines Königs. Auch noch im Gedränge der Feinde, und nach geendigtem Kriege, machten ihn ſeine Wunden unfähig zu fernern militäriſchen Dienſten, und bekam zur Belohnung einen jährlichen Gehalt. Da er noch nicht dreißig Jahre hatte, und vieler europäiſchen Sprachen kundig war; da er Kenntniß

en ſchönen Künſten, und eine feine, aber natürliche
ſophie beſaß, ſonderbar in der Naturkunde viel voraus
und ihn alſo die Trägheit verdroß, als Penſionär
thätigkeit zu leben, da er ſich doch noch ſtark genug
, ſeinem Vaterlande mehr zu nützen: nahm er anfangs
aftliche Dienſte, wo er große Kenntniſſe in der Gärt-
ſenſchaft zeigte, kam endlich als Sekretär, bald ſelbſt
eilnehmer zu einer gelehrten in der Stille reiſenden
Geſellſchaft, wo er die Ehre hatte, mit Fürſten zu
n. Endlich ſtarb er, da er beinahe halb Europa
eiſet war, in M** unbekannt, nur beweint von mir,
ht aus Ahndung meines künftigen Elends, da ich
Jahre zählte, und mein ſeliger Vater den Plan
weitern künftigen Erziehung machen wollte. Der
ſelige Vater hinterließ mich alſo in einem Elende,
zwar dort nicht fühlte, aber jetzt Zentner ſchwer
einem Herzen liegt. Dort hatte ich gute Leute, die,
von erſter Jugend an Talente zeigte, mich ſtudiren
Nun ſind ſie vor 4 Jahren geſtorben; und ich
mich entſchließen, mich ſelbſt zu ernähren, und die
zu unterweiſen, mit der Hoffnung, mich einſtens
endigter Philoſophie auf die Gnade des Fürſten zu
ward aber überall, wie geſagt, nach vielen Ver-
gen zwei volle Jahre hindurch abgewieſen, und
in Verzweiflung geſetzt. Da ich alſo gar keine
habe, da mich die ganze Welt verläßt, und nicht
Freund habe, der mir, will nicht ſagen Hülfe nur
ſpreche; ſo erkühne ich mich, auf ihre Menſchen-
chkeit Anſprüche zu machen; ſo bitte ich Sie ſo, als
nſch bitten kann, weiſen Sie mir die Bahn, ehe ich
irre; zeigen Sie mir, was ich künftig zu thun
eiſen Sie mich bald, denn ich bin wie ein Klotz,
der Verzweiflung unterliege, und zeige, was Ver-
g Muth gibt, den zwar, ohne auf die Beweggründe
; ohne auf den Drang der Seele, die Luſt will,

Rückſicht zu haben, die Theologen verdammen, gute Seelen aber bedauern, und eine Thräne des Mitleids weinen; zeigen Sie, daß Sie ein Freund der Menſchheit ſind; zeigen Sie, daß das Unglück ihrer Nebenmenſchen hart auf Ihre Seele wirke: werden Sie mein Gönner, mein Fürſprecher. Zu Ihnen, zu ihren Füßen fliehe ich. Laſſen Sie mich nicht ohne thätige Hülfe von ſich, damit ich nicht der ganzen Menſchheit fluche, und zu bekennen gezwungen werde: „es gäbe keine Menſchen; ſie verunedeln das Ebenbild Gottes, das in ihre Stirne gegraben; ſie ſind ohne Gefühl, das doch das Beſte iſt; das uns die Gottheit gab; Guter Mann! nur das fühlen Sie, was ich nun fühle. Laſſen Sie meine Bitte nicht unangehört. Die größte Demüthigung, die ich denke, könnte dieſe ſein (der Gedanke ſchon macht mich kleinmüthig): ſprechen Sie für mich; und der Fürſpruch eines ſolchen Mannes muß mächtig ſein, wo es nöthig, damit ich doch künftigen Jahres etwas von meinem Vaterlande erhalte. Oder zeigen Sie mir andere Wege, die gangbar ſind; zeigen Sie mir auch, wie ich dieſes Jahr nützlich anwenden kann. Möchte gar gerne praktiziren, das das Beſte wäre; aber wie kann ich, da ich nicht ſo viel habe, daß ich mir Koſt, und übrige nöthige Kleidung verſchaffen könnte? Als Schreiber werd' ich nicht angenommen, da ich weder Recommendation, noch Praxis habe.

Können Sie mir nun vergeben? lieber Mann! — Sie mögen es nun ein Gewäſche nennen, oder was Sie wollen; genug, es iſt aus Drange meiner geängſtigten Seele geſtoſſen: und was kann ein Menſch Ordentliches denken, den das Gegenwärtige, und die Zukunft in der Seele martert! Hier hab ich auch meine Atteſtate, ſo viel ich noch hab finden können, beigelegt, damit Sie ſelbſt mein Verhalten beurtheilen, und meinen Namen ſehen können. Noch einmal: nur Sie, auf Sie allein iſt all mein Vertrauen geſetzt — das letzte Vertrauen geſetzt, nur Sie verlaſſen mich nicht.

Glücklich der, der in der Lage iſt, jedem Unglücklichen wohl zu thun, der ihn um Hülfe fleht! Aber wie wenig ſteht oft in der Macht des Wohlwollenden — und was nützen Empfehlungen bei Größern, wenn ſie oft Herzen ohne Gefühl haben? —

Den Schurken adeln nicht aller Hovarde Blut, und floß es auch von Lucrezen zu Lucrezen.

Gebeugt vom Kummer für fünf unverſorgte Kinder, und durchdrungen von den gerechteſten Klagen einer rechtſchaffenen Gattin, ſtaune ich in meiner Kammer über das elende Ding, welches man Menſchen-Herz nennt; und da ich, von Unmuth hingeriſſen, mit dem Athenienſer Timon der ganzen Menſchheit Fluch ſprechen will, flüſtert mir die Stimme eines guten Engels die Worte in mein betäubtes Ohr: „Warum Fluch der Menſchheit? wäre nicht ihre Ehre mit dem einzigen Herzen eines Edelmüthigen ſchon mehr als genug gedeckt?“ — Ermuntert durch dieſes holde Geſicht, will ich nun meinen Gram in den unverſchloßnen Buſen eines Menſchenfreundes hinſchütten. Mag mir dadurch nicht ganz geholfen ſein, ſo fühlet doch ein entleertes Herz die Biſſe der Abhärmung mit minderer Empfindung.

Die verſchiedene Wendungen meines Schickſals führten mich vor etlichen Jahren in eine Stadt, wo ich die Buchhalterei eines beträchtlichen Wein- und Getreidehandels, meine Gattin aber die damit verbundene Wirthſchaft zu beſorgen hatte. Unter andern kömmt dann einſt eine Lehnkutſche vor das Haus, aus welcher eine Mannsperſon, nebſt einer ſchwangern Frau, und einem Kinde von etwa 5 Jahren herausſteigen, und ſich in das Zimmer begeben welches aber bald wieder unter dem Vorwande verlaſſen, daß ſie ihr Quartier in einem Brauhaus ſuchen wollten, weil ein Weingaſthof ihren Umſtänden nicht angemeſſen wäre. Wir entließen ſie daher auch freundſchaftlich, wohl ſehend, daß ihr Vorgeben mit ihrer Equipage ganz übereinſtimmend ſei.

Was geſchieht aber? In einer Zeit von einigen Wochen ſagt man ſich, daß dieſe Leute mit Bewilligung des Stadtmagiſtrats bei einem Taglöhner in die Herberg gezogen; daß ſie ärmer ſeien, als arm; daß der Mann Schuhe und Beinkleider, die Frau aber ihren einzigen Rock habe verkaufen müſſen, um die Taufkoſten für ihr gebornes Kind bezahlen zu können; und daß ſie in dieſer ihrer Wochenzeit von dem Brod zuſammenlebten, welches ihnen arme Kinder zutrugen.

Wiewohl ich nun ſeit den Studierjahren her die meiſten Tage meines Lebens unter Praktikern, und auf Gerichtsbänken durchgeſeſſen habe, ſo machte doch der Eindruck von den Lehren meines beſten Vaters, deſſen Aſche ſanft ruhe, daß mein Herz durch malefiziſche Strenge nie verhärtet wurde. Ich war alſo der erſte, der die Blöße dieſer Unglücklichen deckte. Ich reichte ihnen Beiſteuer nach meinem Vermögen; ich hob Kollekten für ſie ein; ich gab ihnen gewiſſen Koſttag, und brachte es ſo weit, daß ſie durch die übrigen 6 Tage der Woche von andern Gutdenkenden gleiche Wohlthat zu genießen hatten. Ich beſuchte ſie auch.

Wie groß war aber mein Erſtaunen, da mir der vermeinte Bettler eröffnete, daß er von Geburt ein Kavalier ſei, welcher nach vollendeten Jugendjahren eine Lieutenantsſtelle unter einem Füſilierregiment vom König erhalten, davon aber deſertirt, in ſchwediſche gemeine Dienſte getreten, hieraus wieder ranzionirt, begnadigt, an den vorigen Ehrenpoſten geſtellt, ſolchen aber wegen einer ohne Regiments-Vorwiſſen und Konſens getroffenen ſtandeswidrigen Heirath wieder verlaſſen, und ſich nun als das Scheuſal der Menſchen, und der Familie, zu betrachten habe. Gott! dachte ich, welch eine Reihe des Jammers! Ich ließ mich aber dadurch noch nicht abſchrecken, ſondern nahm die Feder zu Hülfe, und arbeitete ſo lange, bis ſich dieſer Unglückliche in den Beſitz ſeiner Rittergüter wieder geſezt ſah.

Ich glaubte nun wirklich, mein Freund würde vom Gefühle der Dankbarkeit durchdrungen ſein. Er überredete mich, Verwalter ſeiner Güter zu werden. — Ich folgte dem Triebe meines Herzens, und glaubte, Glück und Wonne im Schooße eines Freundes zu finden; allein, er lockte mir mein Geld ab, und ſtieß mich dann von ſich, und gab mich, der ich ſein Erretter war, mit Weib und Kindern dem Elende preis. Nun bin ich ohne Brod — ꝛc.

Schule aller Schurken, Böſewicht! gegen den der Straßenräuber ſelbſt noch ehrlich iſt, ſieh dein Gemälde gezeichnet vom Pinſel deſſen, den du ins Verderben trachteſt. Iſt deine Seele je noch fühlbar, und kennſt du noch deine Züge, ſo ändere dich nun, und kehre zur Menſchheit zurück!

Es gibt Menſchen, die ärmer ſind als Bettler — würdige, arme Menſchen, die Arbeit ſuchen, und ſie nicht finden.

Erlauben Sie gütigſt, Hochzuverehrender Herr! daß es ein unbekannter Unglücklicher wage, Ihnen ſeine fatale Geſchichte mit der Aufrichtigkeit eines ehrlichen Mannes in möglichſt gedrängter Kürze zu ſchildern, und Sie auf ſeine erbärmliche Lage aufmerkſam zu machen. Ich verſpreche mir zum voraus ſchon Ihre gänzliche Theilnehmung, und menſchenfreundliches Mitleiden.

Ich diente verſchiedene Jahre als Offizier bis zur Stelle eines Oberlieutenants unter einem Ingenieurkorps. Eine gewiſſe Freimüthigkeit im Denken und Handeln, die mir nach und nach wichtige Feinde, und daraus entſtehende Schikanen, und anhaltende Verfolgungen zuzog; und eine fatale Liebe für ein Mädchen, das ich nicht verlaſſen wollte noch konnte, und doch nicht heirathen durfte, ſezten mich in die traurige Nothwendigkeit, mein Vaterland heimlich zu verlaſſen, und in ein Land zu fliehen, wo man, unter einem toleranten und philoſophiſchen Beherrſcher, Menſch und Chriſt ohne Zwang ſein konnte. Ich wählte P**. Um aber mit einer gewiſſen Protektion dahin zu kommen, begab ich mich unter Wegs zu einem Werboffizier, ſtellte ihm meine Lage mit einer Aufrichtigkeit vor, der nur ein ehrlicher Mann fähig iſt, und erbat mir ſeinen Rath und Beiſtand. Er ſchien zwar dem Aeußerlichen nach den größten Antheil an meinem Schickſale zu nehmen, verſprach mir durch ſein Anſehen und Empfehlung es in B** dahinzubringen, daß ich wieder als Offizier bei der Artillerie angeſtellt würde, und ließ mich auf der Stelle mit meiner gegenwärtigen Frau trauen. Ich wünſchte mir heimlich Glück einen ſo menſchenfreundlichen Mann angetroffen zu haben. Aber dieſes eingebildete Glück war von keiner langen Dauer. Mein neuer anſcheinlich großmüthiger Freund hielt (nach der löblichen Art der Werber) nicht Wort; er überließ mich auf einmal meinem Schickſale, und ſetzte mich dadurch in die ſchreckliche Nothwendigkeit, mich bis zum gemeinen Fuſilier herabzuwürdigen. Ich wurde mit mehr als hundert Rekruten, einem Haufen zuſammengeraffter meiſtens liederlicher Burſche von verſchiedenen Nationen, nach S** zum Regiment transportirt. Mein Staunen und mein Schmerz war unausſprechlich, und gränzten Anfangs nahe an Verzweiflung. Tauſendmal fuhr mir der ſchreckliche Gedanke durch den betäubten Kopf, mich ſelbſt zu entleiben, um mich von aller Qual auf einmal los zu machen; doch die mächtigere Stimme der Vernunft und der Religion hielt mich immer von dieſem gewaltſamen Beginnen zurück; ich gab nach und nach immer mehr und mehr der Ueberlegung Platz. Ich beugte mich unter der ſchweren Hand des Unglücks; ich ertrug alle Erniedrigungen und Beſchwerlichkeiten, die mit dieſem Stande unzertrennlich verbunden ſind, mit einer Selbſtverläugnung und Standhaftigkeit, die mir die Achtung und ein menſchliches Betragen meiner Vorgeſetzten, die Bewunderung meiner dortmaligen Kameraden, und endlich nach einer dreijährigen ſtandhaften Ausdauerung den günſtigen Augenblick verſchafften, dem Prinzen, Chef des Regiments, worunter ich ſtand, durch einen rührenden Brief mein Schickſal, und die Art, wodurch ich in ſelbes gerathen, vorzuſtellen. Dieſer wurde dadurch ſo beweget, daß er auf der Stelle den gemeßnen Befehl ertheilte, mich ohne weiters los zu geben. Ich blieb nach erhaltner Freiheit noch faſt zwei Jahre in P°°; nährte mich und meine unglückliche Familie mit Unterricht, den ich Offiziers und jungen Leuten in der Mathematik gab. In dieſer Zwiſchenzeit rieth man mir, ich ſollte trachten, daß ich beim Militär- oder Civilſtande angeſtellt würde. Ich that es, ſchrieb an den heutigen König, und erhielt auch ſogleich eine von ihm eigenhändig unterſchriebene Reſolution, worin er mir zwar nicht gerade eine abſchlägige Antwort ertheilte, ſondern nur mich zur Geduld und der Fortſetzung meines Unterrichts einſtweilen verwies. Ich und meine Freunde merkten wohl den verſteckten Sinn dieſes höchſten Handſchreiben. Mir fehlte nur, um in meinem Geſuch glücklich zu ſein, ein förmliches Dimmiſſionspatent aus meinem Vaterlande. Ich wendete mich deßwegen an unſern Reſidenten zu B°°; bat ihn, ſich für mich am Hofe zu verwenden. Er that es mit vieler Bereitwilligkeit und Nachdruck, war aber doch nicht im Stande etwas auszurichten. Eine Abweſenheit von 5 Jahren konnte meine Verfolger noch nicht ausſöhnen. Ich beſchloß alſo in Perſon auf die Gränzen von meinem Vaterlande zurück zu reiſen, in der Hoffnung, in der Nähe eher meinen Zweck zu erreichen. Und in der That, dieß war das erſtemal, daß mich meine Hoffnung nicht betrog. Der Fürſt bewilligte mir nicht nur allein eine förmliche Dienſtentlaſſung, ſondern auch die Freiheit ungehindert ins Vaterland zurück zu kommen. Ich eilte ſogleich nach M°°; hoffte nun mich eben ſo leicht mit meinen Verfolgern auszuſöhnen: aber weit entfernt, daß die großmüthige Handlung unſers Fürſten ihren alten Widerwillen hätte mäßigen, und ſie durch dieß erhabne Beiſpiel zu einer Nachahmung auffordern ſollen, fuhren ſie vielmehr da fort, wo ſie es vor 5 Jahren gelaſſen haben.

Sie werfen mir unüberſteigliche Hinderniſſe in den Weg. Sie wähnen, ich wäre niedrig genug mir ihre Gunſt von Hauſe zu Hauſe zu erbetteln, Schmeichler genug, ihrem Stolz, und ihrer Eitelkeit Weihrauch zu ſtreuen. Bei Gott! noch iſt es ſo weit noch nicht mit mir gekommen. Alle Erniedrigungen, alle unglückliche Zufälle haben mein Gefühl nicht erſticken können, daß ich Menſch bin. Nun ſitze ich da, als ein quittirter Offizier ohne Schutz, ohne Brod. Mein bischen Habſchaft ſetzte ich theils in einer Zeit von 5 Jahren, theils auf jener großen Reiſe hieher zu. Ich wäre längſt wieder nach P*** zurückgekehrt, wenn ich im Stande wäre; die Reiſekoſten zu beſtreiten, wenn nicht die beſchwerliche Jahrszeit des Winters mit großen Schritten ſich näherte. Ich habe wohl beim Militäretat ein paar wichtige Freunde, aber ſie haben vielleicht nicht Muth genug ſich ganz für mich zu verwenden. Wahrhaftig meine Lage iſt die ſchrecklichſte von der Welt. Der geringe Verdienſt, der mir von ein paar jungen Leuten, denen ich Unterricht gebe, zufließet, iſt bei weitem nicht hinreichend mich und meine unglückliche Familie ehrlich zu nähren, noch die unvermeidlichſten Ausgaben der Miethe und des bei herannahendem Winter unentbehrlichen Brennholzes zu beſtreiten.

Ueberlegen Sie, beherzigen Sie die wahrhaft zu bemitleidende Lage eines Menſchen, der Ihrer Aufmerkſamkeit weit würdiger iſt, als ein Bettler auf der Straße, welcher ſich nicht ſchämen darf, ſeinen Hunger und Durſt durch Almoſen zu befriedigen. Ich bin ſo ein pauvre honteux, von welchem Yorik mit ſo vieler Empfindſamkeit ſpricht. Wiſſen Sie kein Aushülfsmittel, keinen Weg, wodurch mir einigermaſſen aufzuhelfen, oder meine Nahrungsſorgen erleichtert werden könnten? Ich ſuche bei Ihnen Hülfe. Ich weiß wohl, daß es der Dürftigen zu viele gibt, als daß ein einzelner Mann mit dem beſten bereitwilligſten Herzen allen und jeden helfen könnte. Ich weiß wohl, daß man oft in die traurige Nothwendigkeit verſetzt iſt, ſein leidendes Herz mit dem einzigen Troſt und Wunſch einigermaſſen zu beruhigen, daß man gerne alle Menſchen um ſich her glücklich machen wollte, wenn man es im Stande wäre. Ich haſſe nichts ſo ſehr, als eine ſchändliche Unthätigkeit; auch möchte ich gerne von meinem eignen Pfunde mich nähren, um niemand in der Welt zur Laſt zu fallen, wenn ich nur Arbeit hätte, die meinem Genie und Kräften angemeſſen wäre. Ich wollte gerne mit Standhaftigkeit einen günſtigern Augenblick abwarten, wenn ich nur indeſſen wüßte, wovon ich mich und meine Familie vor Hunger und Kälte ſchützen ſollte. Ich weiß es, daß der Subjekten zu viele ſind, als daß man ihnen allen Bedienungen geben könnte; ich weiß aber auch, daß viele darunter ſind, die ohne alle Vorbereitung, ohne alle Vaterlandsliebe ſich in Bedienungen einzudringen ſuchen, und meiſtens auch, weil ſie die zudringlichſten ſind, ihre Abſichten erreichen. — Wäre es denn gar nicht möglich mir zu helfen?

Ich habe Ihnen nun mit der aufrichtigſten Offenherzigkeit meine Nahrungsſorgen vorgeſtellet; aber, ach! der nnerliche Kummer meiner Seele iſt noch weit ſchrecklicher. Mit einem Worte: ich bin in allem Betracht der unglücklichſte Mann.

Ihr, die ihr im Ueberfluß lebt, täglich euere Bequemlichkeiten habt, ihr könnt euch nicht in die Lage eines ſolchen Unglücklichen hineindenken. Man muß Elende geſehen haben, um zu wiſſen, was Elend iſt.

Liebe Väter! zwingt doch euere Kinder nicht ins Kloſter. Lernet aus dieſer Geſchichte, wie gränzenlos elend ſie werden. In welchem falſchen Licht ſtellt ſich nicht alles vor, wenn man mißvergnügt iſt! Unglücklicher als die Tage des Sklaven müſſen die Tage der Unzufriedenen ſein. Um der Menſchheit willen, thut euern Kindern keinen Zwang an!

Ich habe nun bald 23 Jahre verlebt, und die Epoche meiner Jugend iſt zugleich die Epoche meines Leidens. Das Unglück traf mich ſchon faſt eher, als ich ihrer Streiche mit Gefühl empfänglich war. Ich war kaum vier Jahre alt, als mir das harte Schickſal die Stütze meiner Kindheit — meine Mutter raubte. Dieſen Fall konnte ich erſt dann verhältnißmäßig empfinden, als ich den Verluſt zu ſchätzen fähig ward, und als ich aber die Uebel fühlte, welche eine ſo unglückliche Folge davon waren. Das Geſchick ließ ſich nicht durch meine, und meiner vier Geſchwiſtern Unſchuld rühren. Ich war eben krank, als ſich der Todesfall meiner Mutter zutrug. Sie allein war meine Wärterin, und ſie verband meine ſiechen Glieder mit aller Liebe einer Mutter, auch dort, wo ſie wegen ihrer Krankheit faſt ſelbſt kein Glied mehr bewegen konnte. Nun ward ſie hingerafft. Meine Geſchwiſter, von denen das älteſte nur 8 Jahre alt war, weinten den ganzen Tag um ihre todte Mutter, und ich weinte auch, weil ich meine Geſchwiſter weinen ſah, die ich liebte; ich wußte aber nicht, warum ſie weinten. Ich wartete den ganzen Tag auf meine Mutter, daß ſie kommen möchte, mich wieder zu verbinden; und als ſie nicht kommen wollte, ſo bat ich meine Wärterin, daß ſie mich doch einmal zu meiner Mutter bringen möchte; aber ich erhielt nichts. Den andern Tag, als ich meine Mutter eben ſo wenig zu ſehen bekam, als den vorigen, konnte ichs nimmer aushalten. Ich ſchlich mich heimlich in ihr Zimmer, um ſie wieder um ihre Gnade zu bitten. Sobald ich das Zimmer erreichte, ſprang ich voll Begierde zum Bette hin, wo ſie todt, und ſchon zum Grab weiß gekleidet lag. Ich bemühte mich zu ihr hinaufzukommen; und als ich ſie umhalſen konnte, ſo küßte ich ſie; liebſte Mutter! warum ſchlafen Sie ſo lang? ſtehen Sie doch einmal auf, mich wieder zu verbinden. So ſagte ich, und wandte alle meine Liebkoſungen an, ihr zu ſchmeicheln; aber ſie blieb unbeweglich, und ſo brachte ich lange Zeit vergebens mit ihr zu, bis mich endlich meine Wärterin, die mich irrging, bei meiner todten Mutter in dieſer Stellung antraf, dadurch ſie ſo gerührt wurde, daß ſie mich unter vielen Thränen davon wegſchleppte. Dort ſah ich meine Mutter zum Letztermale. Von dieſem ganzen Hergange habe ich noch eine dunkle Idee, welche aber durch die Außſage derjenigen, welche dabei waren, unterſtützet wird. Doch ſagt mir ſelbſt der Schmerz, den ich bei der Erinnerung dieſer Geſchichte fühle, daß ſie ſich wirklich mit mir zugetragen habe.

Eben dieſe Wärterin wurde nach 7 Jahren meine Stiefmutter. Sie mußte in der That etwas Bezauberndes an ſich haben, womit ſie das Herz meines Vaters verblendete; aber dieß war weder ihre Schönheit, noch viel minder das, was die Schönheit erſt liebenswürdig macht, ein gutes Herz. Es lieſen auch bei dieſer Heirath ein und andere Umſtände mit ein, welche man entweder als Urſachen, oder als Folgen davon betrachten muß, und welche uns überaus ſchwer fielen. Oder wie ſoll ich Ihnen den Schmerz beſchreiben, den uns das Verfahren unſers Vaters verurſachen mußte? Er verließ uns unter dem Vorwande, ſeinen Vater zu beſuchen. Aber kaum war er vor dem Thore, als er links um machte, und N** zufuhr, wo er ſich mit dieſem Weibsbilde trauen ließ. Wir wußten lange nichts von ihm, als er auf einmal wieder erſchien, und ſein neues Weib Tags darauf bei anbrechender Nacht von einem fremden Mönche ins Haus bringen ließ. Eben um dieſe Zeit war es, wo ich mein eigner Prophet war, und alles das Uebel vorher ſagte, das mich jetzt drückt. Ein guter Freund von uns war einſt beſchäftigt, mir Troſt einzuflößen. Seine Mühe war nicht vergebens, und ich dankte ihm für ſeine Liebe, indem ich nur dieſes noch hinzuſetzte: noch ein Punkt, Freund! liegt auf meinem Herzen, den Sie mir noch nicht gehoben haben, und dem ich gewiß unterliegen muß. Was mir den meiſten Kummer macht, iſt meine Verſorgung. Sie kennen meinen Vater; es iſt nichts von ihm zu erhalten, er wird noch zweimal härter werden, beſonders wenn er noch mehr Kinder ernähren muß, welches von dieſem Weibe, die noch nicht 24 Jahre alt war, nicht anders zu vermuthen iſt. Wir werden gezwungen ſeyn, die Mönchskutte anzuziehen, denn man wird uns nicht ſo lange im Hauſe gedulden, bis unſere Knochen ſtark genug werden die Musquette zu tragen, und dann Freund! es ahndet mir, dann werde ich ewig unglücklich ſeyn. — Die Regierung dieſes neuen Planeten verurſachte zwar eine große Veränderung in unſerem Familien-Syſtem; doch war ſie nicht unerwartet für uns. Das ſchlimmſte war, daß ſie uns unſere Sonne verdunkelte, von der wir allein Leben und Wärme erwarten mußten. Kurz, wir wurden als überflüſſige Geſchöpfe betrachtet, und wenn wir doch leben wollten, ſo mußten wir alle Kunſtgriffe gebrauchen, das Nothwendige zu erhalten, welche der Lappländer anwenden müßte, wenn er unter ſeinem Eiſe Nelken und Roſen ziehen wollte. Nun konnte ich's nicht länger mehr aushalten. Mein ganzes Gefühl von Ehrlichkeit widerſetzte ſich einer ſolchen Haltung, und ich ſann Tag und Nacht auf Mittel, wie ich den Menſchen eine Laſt abnehmen konnte, denen ich ihnen war. Was mich noch etwas aufrichtete, war, daß ich doch zum guten Glücke einmal die niedern Klaſſen zurückgelegt hatte; doch hatte ich noch keine gewiſſe Ausſicht, indem mir meine Jugend, da ich nur 14 Jahre zählte, überall im Wege ſtand. Die Philoſophie fortzuhören war mir nicht allein darum bedenklich, weil ich noch 2 ganze Jahre ein verhaßtes Geſchöpf ſeyn müßte, vornemlich aber, weil dadurch meine Sache um Nichts beſſer würde geworden ſeyn, und ich nur umſonſt ſo eine Länge elend zu ſeyn gezwungen geweſen wäre. Denn wie konnte ich nur daran denken, daß ich auf eine Univerſität geſchickt würde. Ich ſah die Probe an meinem ältern Bruder. Die natürliche Ordnung würde es gefordert haben, daß ihn mein Vater nach der Philoſophie nach J*** ſollte geſchickt haben, weil er nicht geiſtlich werden wollte. Allein er durfte es kaum wagen, dieſes zu begehren, Er mußte zu Hauſe bleiben. Man gab ihm einen alten Juriſten in die Hand, dieſen mußte er ſtudiren; und wenn mein Vater, der ohnedem mit Geſchäften allezeit überhäuft war, eine Zeit finden würde, ſo wollte er ihm denſelben vorerklären. Nebſt dieſer Nebenſache ward auf ihn als auf einen Hausknecht gezählt; kurz, er mußte alles ſeyn, zu was man ihn im Hauſe machen wollte. Zwei Jahre hielt er es aus, bis ſich endlich eine gewiſſe Frau Gräfin von B** ſeiner angenommen, welche ihn nach W** rekomandirte. Nun hatte es von neuem Hitze, bis man nur ſo viel von meinem Vater herauspreßte, daß er ihm etwas Reiſegeld und Equipage mitgab; und es würde wohl alles Andringen vergebens geweſen ſeyn, wenn es nicht das Mittel geweſen wäre ſeiner los zu werden, und wenn ſich nicht mein Bruder feierlich erklärt hätte, daß er ſich alles auf die Rechnung ſeines mütterlichen Antheils wolle ſchreiben laſſen, und alles empfangene ordentlich quittirt hätte. So zog er hin, und blieb 4 Jahre in W**, wo er ſich mit Informiren kümmerlich durchbrachte. Wahrend dieſer 4 Jahre erhielt er von meinem Vater außer einem oder zwei Kleidern, und einem Wechſel von 50 fl. eben ſo viel zur Rückreiſe, weil eine lange Krankheit meinem Bruder alles aufzehrte. Mein Vater war bei dieſem Fall ſo ungerührt, daß er ſich nicht ſcheute, mir ſelbſt in's Geſicht zu ſagen, daß ihm kein Brief freudiger ſeyn könnte, als welcher ihm den Tod dieſer Canaille verkündigte. Das Herz brach mir bei dieſer Rede; aber wenn ich nicht ſelbſt ein gleiches Compliment erfahren wollte, ſo durfte ich's nicht einmal wagen, meinen Schmerz merken zu laſſen, viel weniger dagegen zu reden. Nun kam er wieder zurück. Jeʒt ſollte er graduiren; aber davon durfte er nicht einmal reden. Er mußte es ſich zum Glücke achten, daß er im Hauſe geduldet wurde; und man würde ihm auch dieſes verſagt haben, wenn er nicht die kleinen Kinder zu Hauſe hätte inſtruiren wollen. Nun dauerte er wieder beinahe ein Jahr aus. Endlich da mein Vater nicht zu bewegen war, entſchloß er ſich wieder fortzugehen. Er begehrte ein Reiſegeld, und erhielt 100 fl. unter der ſchönen Bedingniß, daß er nimmer in's Haus zu kommen, noch viel weniger etwas von ſeinem Mütterlichen zu begehren ſich unterfangen ſoll. Er iſt fort, und ich weiß jeʒt ſelbſt nicht, wo er in der Irre herumzieht. Dieſe Geſchichte trug ſich zu, theils da ich noch weltlich war, zum Theil auch in den erſten Jahren meines Kloſterlebens. Eben dieſes Schickſal hatten meine zwei Schweſtern; die älteſte mußte ſchon einige ſehr gute Gelegenheiten verlaſſen, weil mein Vater nicht dazu gebracht werden konnte, ſie ehrlich auszuſteuern. Nun muß ſie alt werden, daß ſie beinahe täglich weniger Hoffnung hat, verſorgt zu werden. Auf die jüngere wartet eben das Schickſal. Alles dieſes mußte nothwendig erzählt werden, weil ſie gleichſam die Prämiſſen ſind, aus denen meine unglückliche Wahl als der Schlußſaʒ nothwendig folgen mußte. Ich ſah, daß ich ſo wenig eine Verſorgung zu hoffen hätte, als meine Geſchwiſtern; ich mußte mich alſo ſelbſt verſorgen. Dieß konnte ich nicht anders, als wenn ich mich entſchlöße, in's Kloſter zu gehen; ich mußte mich dann dazu entſchließen, und darum that ich's. Nun war die erſte Frage, wo ich die größte Hoffnung hätte, am bäldeſten aufgenommen zu werden?

Mein Vater war ſchon lange in der nächſt N** gelegenen Benediktiner Abtei ſehr gut bekannt. Er war wohl ſelbſt in dieſem Kloſter aufgenommen; aber er verließ es wieder nach einer halbjährigen Probe. Zu dem war auch der ſeelige Abt ein naher Anverwandter zu uns. Ich kam alſo öfters mit meinem Vater in dieſes Kloſter; allein ich war um das Kloſterleben ſo unbekümmert, daß ich niemals den vernünftigen Gedanken hegte, ihre innere Einrichtung kennen zu lernen; ich wußte nicht mehr, als daß ſie täglich den gedeckten Tiſch im Speiſeſaal ſicher finden, und daß, wenn auch nicht alles niedlich, oder viel genug iſt, jeden Geſchmack zu befriedigen, und jeden Magen zu ſtopfen, doch ein jeder ſeinen Hinterhalt weiß, ſich gegen die Filzigkeit der Vorſteher ſchadlos zu halten; daß nirgends Leute anzutreffen ſind, welche ein beſſeres Ausſehen hätten, als die Mönche, und daß ſie weiter nichts anderes zu thun hätten, als daß ſie zu gewiſſen Stunden im Chore erſcheinen. Dieſes alles ſchien mir nicht ſo gar übel zu ſeyn; ich hoffte mir wohl auch mit den andern mitmachen zu können, und verſprach mir ein ſo gutes Ausſehen, wie die andern. Nun ſchritt ich zur Sache, und erſchien das erſtemal im Kloſter als Kandidat. Ich drang ausdrücklich auf das, daß ich gleich nach geendigtem Schuljahre der Rhetorik möchte aufgenommen werden. Man gab ſich das Anſehen, als wenn man mein Geſuch aufſchieben wollte; aber es war kaum die Schulfeier angegangen, ſo ließ uns der Herr Abt eigens abholen, wo ich mit meinem Vater und Stiefmutter in's Kloſter fuhr. Hier wurde es mir gleichſam geſtochen, daß es zur Aufnahme nichts mehr erfordere, als daß ich mich noch einmal erkläre. Ich war vor Freuden außer mir, als ich mich auf einmal meiner Erlöſung ſo nahe ſah. Ich that alles, was man mir rieth, und dieß mit der größten Zudringlichkeit; und ich war den 4. oder 5. Tag nach meiner Ankunft aufgenommen, als ich eben das 15. Jahr vollends erreicht hatte. Das übrige wurde mit meinem Vater ausgemacht, der ſich verbinden mußte, nicht nur das Koſtgeld im Noviziat, welches in einem fremden Kloſter gehalten wird, zu bezahlen, ſondern auch mich noch zwei Jahre auf ſeine Koſten ſtudiren zu laſſen. Ich eilte ſogleich nach Hauſe, raffte meine Sachen zuſammen, und den 6. Tag verließ ich das väterliche Haus, von niemand als meinem Bruder begleitet, wo ich zuvor nach R** ging bis heil. Firmung zu empfangen, von dort aus ich ſogleich dem Kloſter zufuhr mich einkleiden zu laſſen.

Bevor ich meine Kloſtergeſchichte zu erzählen anfange, ſo muß ich Sie mit meinem Abte bekannt machen. Sie müſſen den Charakter dieſes Mannes kennen, weil er nach mir die Hauptrolle in meiner Tragödie ſpielt. Ich kann darum nicht getadelt werden, weil es mir erlaubt ſeyn muß, meine Geſchichte ganz zu erzählen. Ich werde mich aber hüten, mehr als die nothwendigen Züge zu entwerfen. Sein Aeußerliches iſt ſehr heilig, ſeine Geſpräche ſind meiſt Bußpredigten, oder alte Geſchichten der Heiligen, oder auch weltlicher Perſonen, welche aber wenigſt in einem Kloſterhabit geſtorben ſind. Er ſcheint voll Liebe und Freundlichkeit gegen Fremde zu ſeyn, und er wird oft aus lauter Eifer überläſtig. Seine äußerliche Pracht könnte nicht ſchlechter ſeyn; und er hat dadurch den Ruhm eines demüthigen Mannes ſich erworben. Er kennt das Vergnügen nicht, andere glucklich zu machen, und er iſt gegen niemand ſo froſtig, als gegen ſeine untergebenen Religioſen, die er aus beſonderer Verbindlichkeit glücklich machen ſollte; darum wird er auch von keinem geliebt, einige niederträchtige Schmeichler ausgenommen, welche ſich durch erbettelte Kloſteroffizien von der Kloſterdiſciplin loszumachen ſuchen. Kurz, er iſt nichts als ein Aſcet, und er wäre fähig, alles das zu thun, was nur immer der falſche Eifer in allen Jahrhunderten angeſtiftet hat. Was ſoll ich von ſeiner Aufklarung ſagen? Er nahm mir Gellerts moraliſche Vorleſungen weg; und alle meine Bitten konnten ihn nicht vermögen, mir ſie wieder zurückzuſtellen. Er hat ſchon eine große Menge Bücher gekauft, und kauft noch täglich; allein die Bibliothek iſt uns ſo verſchloſſen, wie der Himmel dem Lutheraner und Heiden. Sie ſind nur da, um die Gäſte zu unterhalten, eine vortreffliche Unterhaltung, beſonders für das Frauenzimmer, einen Saal voll lauter Folianten anzuſehen. Nun zu dieſem Manne führte mich das Geſchick. Den erſten Monat meines Probierjahres hatte ich ſo wenig eine Idee von etwas, als ich im Mutterleibe hatte. Die Erlernung von tauſend Zeremonien, und heiligen Gebräuchen nahm meinen ganzen Kopf ſo ein, daß ich alles aus Zeremonie that, und eine lautere Zeremonie ward. Ich wurde endlich nach S** in's Kommunnoviziat geſchickt. Ich laſſe es der Vernunft zu beurtheilen übrig, wie gemäß es ihr wohl ſeyn mag, das Probierjahr in einem andern Kloſter zu halten, und doch ein Gelübde zu thun, ewig in einem Kloſter zu verbleiben, das man niemals, weder ihre Bewohner kennen gelernt hat: denn die Satansbeſchwörer dürfen in ihrem Kranze kein ſo ſtrenges Stillſchweigen beobachten, als der Noviz; und er kann kein größeres Verbrechen begehen, als wenn er mit einem andern Geiſtlichen auch nur ein Wort redet, weil er allzeit Gefahr laufen würde, von ihm angeſteckt, und verführt zu werden. Hier wachte ich bald von meinem Taumel auf. Nun wurde ich denkend: ich ſah, daß ich ein Möch war, und wußte nicht, warum ich's bin. Ich erwartete immer etwas Neues und Reizendes in dieſer Lebensart anzutreffen, aber ich wurde betrogen. Ich fand endlich, daß das Mönchsleben nicht mehr und nicht weniger beträgt, als daß der Mönch täglich 7 oder 8mal im Chore ſingt, zweimal richtig zum Tiſche geht, einmal meditirt, und, wenn er ſehr gewiſſenhaft ſeyn will, eine Stunde einen Asceten lieſt; und bei allem dem wußte ich erſt nicht, warum dieſes alles, und warum ſo, und ſo geſchehen müſſe. Am erſten, und meiſten unter allem ermüdete mich die ewige Einförmigkeit; wie man heut im Kloſter lebt, ſo hat man vor einem Jahrhundert gelebt, und nach einem Jahrtauſend würde man auch noch ſo leben müſſen. Dieſen Gedanken konnte ich nicht aushalten, und bei dieſem Zeitpunkte war ich das leztemal fröhlich, denn ich gerieth auf den Gedanken, das Kloſter wieder zu verlaſſen.

Hier trat ein fürchterliches Heer von Feinden wider mich auf. Am erſten empörte ſich meine Asceß: ich glaubte kein größeres Verbrechen zu begehen, als wenn ich herausging. Ich dunkte mich ſchon von den Teufeln umgeben zu ſeyn, und ſchon den Platz in der Hölle zu ſehen, wo ich ewig braten müßte. Nach dieſem ſtellte ich mir meinen Vater vor, wie er mit einer wohl geladenen Piſtole bis vor die Thüre entgegen kömmt; ich mußte alſo ſein Haus fliehen, wenn ich nicht geſchwind meinen Platz in der Hölle einnehmen wollte. Aber wohin fliehen? ohne Geld, ohne Freund, ohne Rath, ein Jung von 15 Jahren. Hier ward ich faſt todt; ich getraute mir nicht einmal an meine Befreiung mehr zu denken. Einmal überwand ich mich doch, und faßte den Muth, dem Novizmeiſter mein höchſtes Elend zu eröffnen, das nicht in dieſem Stande geheilet werden konnte. Nun fragte er nach der Urſache; aber hier ward ich ſtumm: denn ich konnte nur ſagen, daß ich mißvergnügt wäre, aber die Urſache konnte ich nicht erklären. Es war alſo gleich reſolvirt, weil ich keine Urſachen hätte, ſo konnte ich nicht entlaſſen werden. Ich ſollte es nur länger prüfen; es würde bald anderſt um mich werden. Hierauf gab er mir ein Buch, worin ich erſchreckliche Geſchichten las, welche ſich mit den ausgetretenen Novizen begeben hatten. Auf dieſes wurde endlich meine ganze Einbildungskraft wild: ich dachte nimmer wie ein Menſch, ich fühlte nimmer wie ein Menſch, kurz ich ward ein Ens ohne Namen. So elend durchlebte ich die Zeit bis zu meiner Profeß; ich ſah nun keine Rettung mehr. Mein Vater beſuchte mich, ehe ich Profeß that, und machte mir den Antrag, daß ich jetzt noch fortgehen könnte, wenn ich wollte; er wollte mir aber ernſtlich gerathen haben, daß ich's nicht thue. Es brach nun der Tag an, den ich als meinen Sterbetag betrachtete. Hier erſchien auch mein Vater; er ſtutzte, wie er mich faſt halb todt, und unbeweglich ſah; ich hatte vonnöthen, daß man mir Muth zuſprach, wie denen, die zum Richtplatz geführt werden. Endlich kam ich auf das Plätzchen hin. Hier ſollte ich meine Profeſſion laut abſagen; aber ich konnte nicht: die Stimme brach mir bei jedem Worte. Endlich brach ich in ein helles Weinen aus. Man ſchleppte mich wieder vom Altar, und ich war dieſen ganzen Tag ohne alle Empfindung, wie im Traume. Ich erwachte wieder; aber weh mir, daß ich wieder erwachte! Hier fühlte ich erſt die ganze Laſt meines Unglückes, und ich wünſchte mir nichts als den Tod; er würde mir nicht lange ausgeblieben ſeyn, wenn mir nicht die philoſophiſchen Studien, welche ich bald darauf anfangen mußte, einige Ruhe verſchafft hätten, denn ich vergaß wenigſtens, wann ich ſtudirte, daß ich unglücklich wäre. Aber ich hatte lange genug zu thun, bis ich meine irregewordene Phantaſie wieder in's Geleiſe brachte, und mich von jener Zerrüttung wieder erholte, welche meine Standesveränderung, und das Noviziat in meinem Gehirne erregten. Aber eben hier war der Punkt, wo ich zum erſtenmal die Gnade meines Prälaten verlor. Mein Vater ſollte mich jetzt auf meine Speſen ſtudiren laſſen. Hier wollte er von dem alten Vertrag nichts mehr wiſſen, und er diſputirte es dem Prälaten zu ſeinem größten Verdruſſe weg. Ich blieb alſo im Kloſter zu Hauſe; allein es mußte endlich auch mein Körper dem langen innerlichen Grame unterliegen. Ich mußte eine harte Krankheit ausſtehen: es war eine Art auszehrenden Fiebers. Ich genas in etwas wieder, worauf ich, um eine Luftveränderung zu machen, nach Kloſter R** verſchickt wurde, wo ich zugleich dieß Jahr die Theologie und einiges von der Mathes ſtudiren ſollte. Aber dieß Jahr war mehr ein Noviziat als ein Studirjahr; ich konnte faſt gar nichts in der Mathes lernen, weil es mir an einem tüchtigen Profeſſor gemangelt hat. Ich war ſo unverſichtig, mich deßwegen gegen einen und den andern zu beklagen, und dieß war die ganze Urſache, daß man meiner zu R** ſollte müde geworden ſeyn. Nach vollendetem Schuljahre wurde ich in's Kloſter wieder zurückgebracht. Hier ſah ich alles verändert: ich ſah nichts als Mißtrauen gegen mich, man machte keine Anſtalt mehr, mich ferner ſtudiren zu laſſen; mich überfielen neue Krankheiten; eine völlige Bruſtſchwäche machte mich zum Chordienſte untauglich; es war leicht zu vermuthen, daß meine jugendlichen Kräfte einer Anſtrengung unterliegen mußten, welcher nur grobe Bierſtimmen gewachſen ſind. Nun ward ich auf einmal unerträglich: alles ſchimpfte auf mich, und man ließ mich wie einen Hund liegen; und ſobald ich nicht liegen mußte, ſo zwang man mich, mich wieder anzuſtrengen, bis ich auf ein neues fieberhaft wurde. Ich brachte oft bis Abends keine Speiſe in meinen Magen, und ich war von allen ſo verlaſſen, daß ich meiſtentheils beim Fenſter warten mußte, bis ich jemand bewog, daß er mir das Nöthige brachte. Die beſtändige Einſamkeit, und die Verlaſſung, in der ich mich befand, legten den Keim zu einer neuen Krankheit, welche mich vielleicht nimmer verlaſſen wird. Ich empfand heftige Anfälle der Hypochondrie, und dieß in einem Alter von 18 Jahren, und bald wurden ſie anhaltend. Nun war mein Unglück auf's Höchſte geſtiegen: auf keiner Seite eine Hülfe, kein Mittel, keine Ausſicht, auf allen Seiten verfolgt, geflohen, verlaſſen. In dieſem Zuſtande brachte ich beinahe zwei Jahre zu, als ich den Antrag annahm, daß ich päbſtliche Dispenſation begehren ſollte: denn man flüſterte mir dieß längſt in's Ohr, und man wollte mich bereden, daß ich dazu ſchlechterdings verbunden wäre, weil ich durchaus unbrauchbar bin. Als mein Vater dieß erfuhr, ſchrieb er mir einen Brief, worin er mir verbot, mich jemals mehr vor ſeinen Augen ſehen zu laſſen, ihm weder zu ſchreiben, noch ihn mehr Vater zu nennen. Hier fiel mir faſt aller Muth, und um mich wieder aufzurichten, verſprach mir der Prälat, daß er mich in Anſehung der Studien, die mir noch übrig waren, unterſtützen wolle, doch mit der Verſicherung einer Wiedererſtattung. Mit dieſem war ich zufrieden, und that alles, was man mir ſagte. Vor meinem Vater durfte ich mich nicht blicken laſſen; es blieben mir alſo nur meine Anverwandte übrig, deren ich einige in M*** hatte. Ich entſchloß mich alſo dahin abzugehen. Ich eröffnete mein Vorhaben dem Abte; aber hier hätten Sie einen Beweis ſeiner Sanftmuth und Gelaſſenheit ſehen können. Was ich mich unterſtünde, an ſo etwas zu denken, er würde es in Ewigkeit nicht zugeben, er könnte mich in Ewigkeit an einen ſo verderbten Ort nicht ziehen, noch weniger von dannen laſſen. Mit dieſem Beſcheide mußte ich mich zufrieden geben, als mir der Prälat den Antrag machen ließ: er wolle mich aus Gnade in ein anderes Kloſter verſchicken. Und ich mußte mich damit befriedigen laſſen, und ich war auch zufrieden, in der Hoffnung, ich würde vielleicht in der Fremde empfindſame Menſchen antreffen, die mich retten könnten, und wollten. Denn als ich einmal das Kloſterſyſtem vollends kennen, und nun immer reifer, und ſelbſt denken lernte, ſo habe ich's in meinem Herzen unabänderlich feſtgeſetzt, auf eine vollkommene Diſpenſation zu dringen.

Nun hatte ich wieder ein halbes Jahr umſonſt gearbeitet, und gelitten. Von allen verachtet, verlaſſen, einſam wie ein Gefangener ſchmachtete ich des Lebens überdrüſſig, und müde des Leidens. Man hatte mir den kleinen Vorrath von Büchern, und alle meine Schriften, und Briefe, welche ihnen für ihre Abſichten taugten, während meiner Abweſenheit geraubt. Ich fand meine Zelle ſo leer, wie eine Kirche. Der Prälat ließ mir aus beſonderer Gnade außer meinem Brevir nur dieſe Bücher zu: die Theologie des P. Schrams, das Jus canonicum des P. Engels, die Katechetik des P. Bouget, und ein Werk des Kabaſſut. Mit dieſem Unterhalte mußte ich mich den ganzen langen Tag beſchäftigen. Ja der Prälat verbot allen Geiſtlichen, mir ein Buch zu lehnen; und man befolgte dieſen Befehl ſo gewiſſenhaft, daß mir einer einen Theil von P. Gazanigas Theologie wieder aus den Händen riß, den er mir vor einer halben Stunde gab, wo er von dieſem Befehle noch nichts wußte. Endlich erinnerte ich mich, daß ein guter Freund, den Young von mir zum leſen habe. Ich begehrte ihn alſo wieder zurück; und dieß Buch war nun mein einziger Troſt in meinem Leiden. Aber meine Befreiung? Hier ſah alles düſter aus: ein einziger Weg ſtund mir dazu noch offen, und ich entſchloß mich, ihn einzuſchlagen. Ich erſuchte den P. Präſes Congregationis meine Supplik nach Rom zu ſchicken. Er that es, und begleitete ſie mit einer Beilage, von der ich bald reden werde. Die Sache wurde an einen gewiſſen Biſchoff in Rom adreſſirt. Nach drei Monaten kam ein Brief von ihm, daß er ſich der ſo gehäſſigen Sache nicht annehmen wolle. Ich faßte mich bei dieſem Streiche mehr, als ich glauben konnte: ich ließ beinahe alle Gedanken fahren, die Sache durchzuſehen, weil ich der Meinung war, die Supplik wäre nicht einmal angenommen worden. Da ich aber vernahm, daß ſie noch in Rom lag, und da ich die Begegnungen meines Prälaten nimmer ertragen konnte; ſo ſchrieb ich wieder an den Präſes, daß er die Schrift an den Pabſt möchte gelangen laſſen, wie es nur immer möglich wäre: und ich bekam die Verſicherung, daß es geſchehen ſey.

Nun harrte ich fünf ganze Monate, und ich hörte keine Silbe von meinen Sachen; da ſie doch längſtens in drei Monaten hätten zurück kommen können. Endlich ſchrieb ich ſelbſt an den Präſes, und bat ihn um alles, was ihm theuer iſt, er möchte ſich doch meiner annehmen: ich könnte unmöglich länger mehr ausharren: ich müßte gewiß der Verzweiflung noch unterliegen, und mein Leben ſei beinahe in Gefahr. Dieſem Schreiben ließ ich nach einem Monate ein anders folgen, das noch rührender war. Endlich erhielt ich einen Brief von ihm; hier iſt er en abregé: „Er habe die Sache nicht allein eingeben laſſen, ſondern „ſelbſt eigens durch eine Schrift beim Pabſte angehalten „um die Erlaubniß, daß man mich als ein faules Glied „hinausſtoßen dürfe; und mein Prälat habe das nämliche „begehret. Die Sache könne ohne einigen Aufwand nicht „betrieben werden; aber dazu ſey er nicht geneigt. Wollte „ich aber bis dahin nicht warten, und unterdeſſen verzwei„feln, ſo würde er zwar mit allen gottliebenden Seelen „meine unſterbliche Seele beweinen, übrigens aber Gott „danken, daß er die Welt von einer ſolchen Plage befreiet „hat.“ Erſchrecklich! o Gott, erſchrecklich! Wie? der darf ſich rühmen Gott zu lieben, der ſeinen Bruder mit kaltem Blute zu Grunde gehen ſieht? der Gott dafür danket? Dieß könnte nur der Teufel für ſeine Beute thun; und dieſer Dank würde Gott noch beleidigen. Ich werde als ein faules Glied angeſehen, und man will mich herausſtoßen — warum? weil ich ſelbſt herausbegehrt habe. So ſind denn meine Urſachen auszutreten, auch Urſachen für ſie mich herauszuthun? Oder habe ich andere Verbrechen? wer kann mich nur eines einzigen beſchuldigen? Ich habe Fehler an mir, und mehr als ein anderer Menſch; man hat ſie hier, und wo ich nur war, fleißig geſammelt, in das abſcheulichſte Licht geſetzt, und man hat kein Gewiſſen mich deßwegen als einen Böſewicht auszuſchreien. Das kleinſte Verſehen, eine Rede, welche die Probe ihrer Bluttheologie nicht genau aushält, wächſt zu einer Frevelthat. Ich laſſe hier, in R** und O** alle Rechtſchaffene auftreten: ſie müſſen meiner Unſchuld das Wort reden. Sie werden zwar Fehler an mir entdeckt haben, ich war aber allzeit bereit, ſie um ihre Geduld zu bitten; aber ſie müſſen mir das Zeugniß geben, daß meine Aufführung immer rechtſchaffen war. Hätte ich's in der Natur, eine Maſchine zu machen, welche ſich nach den Regeln, und dem Hauche des Monachismus, und ſeiner Trabanten bewegt, ich würde bald heilig ſeyn; aber ſo bin ich zu böſe, (zu aufgeklärt, und zu freigeiſteriſch, wie ſich ihre Liebe auszudrücken beliebet) daß ſie mir ihre heilige Geſellſchaft verſagen müſſen.

Aus dieſem allem konnte ich nichts anders ſchließen, als daß der Herr Präſes, dem ich doch jederzeit mehr Menſchengefühl und Gottesfurcht zutraute, mit meinem Abte in eine Pfeife blies, und andere, die mir noch ein Plätzchen in ihren Herzen weihen, betrachteten dieſe Sprünge nur als eine abgedroſchene Sache, wo alles nur dahin abzielet, in mir die unglückliche Geſchichte ſo mancher Elenden zu erneuern. Seit 6 Monaten, wo meine Supplik in Rom nach ihrem Ausgeben war, keine Antwort zu erhalten, das heißt zu ungeſchickt hinters Licht führen; es kann Niemand ſo klug ſeyn, das Räthſel aufzulöſen, das ſich in der Begegnung gegen mich befindet. Man legt mir alle Hinderniſſe, die nur möglich ſind, in den Weg, um meines Elendes los zu werden; und auf der andern Seite ergreift man alle Gelegenheit daſſelbe täglich zu vergrößern. Die eigenſinnigſte Laune einer Betſchweſter könnte nicht ſcharfſichtiger fremde Handlungen beſchnarchen, als man bei dem geringſten Anlaß alles an mir tadelt, verwirft und ſtraft, das doch bei keinem andern geſchieht. Es iſt nicht genug, wenn ſie mich zum Freidenker machen, ich muß noch oben darauf ein Freimaurer ſeyn, und ich weiß doch nicht einmal, was ein Freimaurer iſt. Ich kann nicht mehr recht reden, nicht mehr recht ſingen, und nicht einmal mehr leſen. Damit ich meinem Kummer auf eine Minute entgehen könnte, ſo iſt mir aller Umgang mit den andern unter der Strafe der Entziehung der gewöhnlichen Nahrung verboten, zwei einzige ausgenommen, die aber nur beſtellt ſind, meine Reden wieder zu hinterbringen; und damit man gar nichts vergißt, ſo iſt's an dem, daß ich hinfür der Letzte im Kloſter werde ſeyn müſſen.

Gütiger Gott! deine Hand iſt zu küſſen, auch wenn ſie ſchlägt, und du machſt die Wunden wieder heil, wenigſtens durch die Hoffnung einer Erlöſung; aber auch dieſer Troſt iſt nicht für mich: keine menſchliche Seele will ſich meiner erbarmen, will ſich meiner annehmen, nur einige leiden noch mit mir, unfähig mir zu helfen. Mein Vater lebt nur zwei Stunden von mir, ohne daß er denkt, daß er einen elenden Sohn habe: ſelbſt der Kloſterbote ärgerte ſich, daß in einer Zeit von anderthalb Jahren in unſerm Hauſe nicht einmal eine Nachfrage nach mir geſchehen iſt, vielweniger durfte ich's wagen, ſelbſt an meinen Vater zu ſchreiben. Was that ich alſo? Nachdem ich hin und her ſann; erinnerte ich mich, daß ein gewiſſer Herr von B*** ein ſehr guter Bekannter von meinem Vater allzeit war; ich wandte mich alſo an ihn, und erſuchte ihn auf eine Art, die ihn bewegen mußte, und auch bewog, daß er einen Mittler für mich bei meinem Vater machen wollte. Ich machte alle Vorſtellungen, die ſich meine kranke Seele denken konnte, die er meinem Vater vorlegen ſollte, um ihn zu bewegen, daß er mir nur in ſo weit helfen möchte, zum Weltprieſterſtand übergehen zu dürfen: ich will ſonſt nichts von ihm, nicht einen Kreuzer verlangen; ich will mich eher zu Tode arbeiten, als ihm durch meinen Unterhalt beſchwerlich fallen; ja ich will nicht einmal ſein Haus betreten, ich will mich nicht in R** blicken laſſen — kurz ich wandte alles an, ſeine Vaterliebe wieder rege zu machen. Der Herr von B*** ließ den Brief meinen Vater leſen, und beide kamen, und zwar mein Vater in Geſchäften des Kloſters, in 8 Tagen, als geſtern den 1. Mai nach E**. Ich durfte es nicht wagen, ungerufen vor meinem Vater zu erſcheinen. Denn die Welt muß noch wenig ſolche ſcheusliche Auftritte geſehen haben, als ich vor anderthalb Jahren mit ihm hier hatte, da ich eben von R** zurück kam; er wollte mich durchaus nicht vor's Geſicht laſſen. Doch mein Abt ließ mich demungeachtet berufen, ob er ſchon alles Unheil, das daraus entſtehen mußte, gewiß vorherſah. Als ich in's Zimmer trat, wo noch mehrere Fremde, und einige Bediente anweſend waren, da mich mein Vater nur erblickte, eilte er mit dem größten Ungeſtüm zur Thüre hinaus. Ich ward wie ſteinern, aber ich beſann mich nicht lange, und eilte ihm ſogleich nach, ſeine Knie zu umfaſſen, und ihn zu beſänftigen. Ich traf ihn in einem andern Zimmer an; aber ſobald ich bei der einen Thüre hineintrat, eilte er zur andern wieder hinaus. Ich folgte ihm auf dem Fuße in das erſte Zimmer nach. Hier konnte er nimmer hinaus: hier wollte ich reden; aber er ließ mich kein Wort anbringen; er würdigte mich keines Anblickes; mit zugewandtem Rücken donnerte er auf mich alle Flüche und Verwünſchungen, welche auch in fremden Ohren fürchterlich tönen mußten. Schmerz und Schande banden mir die Zunge, daß ich nichts vorbringen konnte, als daß ich unglücklich, und zweimal elend bin, an ihm das Werkzeug meines Unglückes erfahren zu müſſen, da ich ihn doch jederzeit als das Werkzeug meines Glückes betrachtete; und mit dieſen Worten verließ ich das Zimmer. — Um dieſe Scene nicht zweimal zu ſpielen, blieb ich in meiner Zelle, bis der Herr von B*** mich Abends ganz allein beſuchte. Nach einigen Complimenten, und Verſicherungen des wärmſten Antheils an meinem Geſchicke, lernte ich gar bald den Vogel aus dem Geſange kennen. Weil ich entſchloſſen wäre, Weltprieſter zu werden, ſo würde dieſes am beſten erreicht werden können, wenn ich ein Kloſterprieſter würde, und erſt dann heraus begehrte. Ich ſagte: ich würde dabei nichts gewinnen: ich würde auch in dieſem Falle allezeit eine Diſpenſation, und um dieſe zu erhalten, einen Titulum mensae vonnöthen haben; vielmehr würde es jetzt weniger brauchen, als wenn ich's noch länger anſtehen laſſen wollte. Ueberdies könnte ich mir gar keine Hoffnung machen, daß mir mein Prälat die Ordines werde geben laſſen, das er bisher immer verweigert hat, wiewohl ſogar Fremde und Einheimiſche ihn darum angegangen haben. Er redete mir weiter von Profeſſuren, Kloſteroffizien, wenn ich im Kloſter bleiben wollte; und wollte ich alsdann fortgehen, ſo erblickte er in mir ſchon einen vornehmen Pfarrer, oder geiſtlichen Rath, einen Kanonikum, einen Hofkaplan: nur mußte ich jetzt einige Jahre noch einen Politikum machen (ſo drückte er ſich aus) und mich nur hübſch ſtellen, als wenn mir voller Ernſt wäre. Meine Antwort war: außerdem, daß nichts mehr meinem Charakter zuwider iſt, als die Verſtellung, ſo würde ein ſolches Beginnen, wenn ich es auch ergreifen wollte, gegen mein bisheriges Betragen zu ſehr abſtechen. Ich kann nicht anders reden, und anders denken; und da ich in meinen Geſinnungen weder Vorurtheil noch Unrichtigkeit bemerken kann, ſo würde ich zum Verräther der Wahrheit werden, wenn ich's fähig wäre, dieſelbe einer Menſchenfurcht aufzuopfern.

Auf dieſes verließen wir uns einander, und bald darauf wurde ich zu meinem Vater berufen. Ich erſchien, und bewillkommte ihn auf eine Art, als es mir nur die kindliche Liebe eingeben konnte. Allein der Empfang war ſehr froſtig, und das erſte Gegencompliment war gerichtet, mich vor den Anweſenden zu Schanden zu machen; und ich mußte wohl zufrieden ſeyn, daß es doch ſo gut ablief. Uebrigens konnte ich dieſen ganzen Abend weder einen Blick, weder ein Wort mehr von meinem Vater erhaſchen, und ſo gingen wir ganz in Frieden zu Bette. Den andern Tag, nachdem ich mit mir ſelbſt zuvor Rath gehalten, war mein erſter Gang zu meinem Abte. Ich wollte ihn erforſchen, ob er denn wirklich geſinnt wäre, mich beſſer zu halten, und bleiben zu laſſen; aber daran war niemals ein Gedanke bei ihm geweſen: er läßt ſich von ſeinem Syſtem nicht abbringen, ich wollte darum nicht lange Zeit, und Worte verlieren. Ich konnte den ganzen Vormittag kein Wort mit meinem Vater reden. Nach dem Mittageſſen gab ich dem Herrn von B*** zu verſtehen, daß er ſich wohl ſehr geirret hätte, wenn er auf Diſcretion meines Abtes gezählt hätte. — Als beide ſchon zur Rückreiſe fertig waren, nahm der Herr von B** meinen Abt bei Seite, und mein Vater war auch dazu, ſich wegen meiner zu beſprechen. Weil ich ſelbſt noch vielen andern in dem nämlichen Zimmer zugegen war, ſo konnte ich vieles vernehmen. Der Abt behauptete, daß ich im Kloſter nicht könne ad Ordines promovirt werden, außer ſie wären verſichert, daß ich niemals herausgehen wolle. Da ſie nun dieſes keineswegs ſeyn konnten, ſo könnte auch meinem Begehren nicht willfahret werden. Das einzige Mittel wäre alſo Diſpenſation zum Weltprieſterſtande zu erhalten, weil keine Hoffnung iſt, eine Diſpenſation zur völligen Sekulariſirung zu bewirken. Von dieſem nun wollte mein Vater nichts hören, und beide machten ſchon Miene, Abſchied zu nehmen. Als ich dieſes ſah, nahm ich mir die Freiheit, und trat ſelbſt zu ihnen. Der Abt wollte mich durchaus nicht gehalten, aber ich fing ſo zu reden an: „Liebſter Vater! ich kann glauben, daß Sie mir zu Liebe dieſe Reiſe unternahmen, ich erwarte ihre Entſchließung; denn mein Unglück würde ohne Ihre Hülfe ganz ohne Rettung ſeyn.“ Hier durfte ich nimmer weiter reden, alle drei fielen über mich, mein Vater brauſte auf, wie das Meer von ſtürmenden Winden aufbrauſet: es ſei unerhört, daß ein Menſch nach 8 Jahren erſt aus dem Kloſter will: ich würde wohl nach den 8 Monaten fortgegangen ſeyn, wenn es bei mir geſtanden wäre. Ich müſſe nothwendig ein Böſewicht ſeyn, weil es mir im Kloſter nicht gefallen wollte. Kurz, er wolle von mir nichts mehr wiſſen, und hören; und er werde auch nicht zu zwingen ſeyn mich wieder zu füttern, da er doch glaubte, ich wäre verſorgt. Hier gab er ſich nun ganz blos. Alle Bedenken, welche ich in dem Briefe an den Herrn von B*** gehoben habe, brachte er auf die Bahn, und ich konnte ſehen, daß er ihn unempfindlich geleſen habe, welches ich niemals hätte glauben können.

Wenn ich als Mönchsprieſter herausgehen wollte, ſo würde ers geſchehen laſſen, weil ich denn ſogleich anſtehen konnte Dienſte zu machen. Jetzt aber, weil ich noch einiger Hülfe bedürfe, iſt mein Beginnen teufliſch, und ohne Beiſpiele. Mit dieſem Beſcheide ſetzten ſie ſich in den Wagen, und verließen mich ohne Troſt, ohne Hülfe, ohne Rettung. Ohne Rettung? ja ich bin verloren, ich habe bisher alle gewöhnlichen Wege durchgelaufen, und ich konnte keine andere Wirkung meiner Bemühungen als eine tödtende Abmattung aller meiner Kräfte empfinden. Nun bleibt mir nichts als eine fremde Hülfe noch übrig; aber bei wem finde ich ſie? ich habe nichts für mich, als daß ich ein Menſch, und höchſt elend bin. Wen werden dieſe Rückſichten bewegen, ſich meiner anzunehmen? Verzweiflungsvoll ſaß ich heute auf meinem Zimmer, und dachte von nichts als Gift und Dolch. Ich würde unterlegen haben, wenn ſich nicht noch ein tröſtender Gedanke in meine Seele, wie ein erfriſchender Thau geſenkt hätte.

Ich bin das Opfer der Hartherzigkeit, und eines ſchändlichen Geizes, der ſich aber unter dem Schleier des Eifers für die Religion, und Heiligkeit der Ordensſtände verhüllet. Wenn die Ordensſtände Geſellſchaften von Engeln wären, ſo könnten auch dann noch Urſachen ſeyn, dieſe Geſellſchaften zu verlaſſen, wenn ſie es für einzelne Individuen nicht wären. Ich habe bei Gott keine böſen, oder niederträchtigen Abſichten; mein Geſuch hat allein ſeinen Grund in dem Triebe der Selbſterhaltung. Wirklich fängt ſelbſt mein Körper an unter der Laſt zu ſinken. Meine Hypochondrie, welche durch eine ſolche Reihe von empfindlichen Schlägen täglich wächſt, wie ſie daraus entſprungen iſt, läßt mich täglich den Wermuth der Krankheit fühlen. Ich werde nicht lange mehr im Stande ſeyn, den Chor, und die übrigen ſehr abmattenden Verrichtungen zu verſehen, und wenn ich auch liegerhaft werde, dann wird ein kranker Stand noch ein beſſeres Schickſal haben. Würde nicht vielleicht in M** ein wohlthätiger Winkel für mich anzutreffen ſeyn, wo ich indeſſen von meinem langen Elende ausruhen, und zu mir ſelbſt kommen könnte, ich würde mit ſchwarzem Brode, und kaltem Waſſer mich begnügen?

> Wer ins Kloſter geht, muß bedenken, daß er den Weltmenſchen auszieht; er muß denken, daß er keinen eigenen Willen, ſondern nur den Willen der Vorgeſetzten habe: er muß denken, daß höchſte Selbſtverläugnung, um in den heiligen Mauern glücklich zu ſeyn, nothwendig iſt. Wer dieſes nicht kann, der bleibe in der großen Welt, denn die kleine iſt oft nicht viel von der großen unterſchieden.

Verheurathet euere Töchter nicht, wenn ihr ſie nicht wahrhaft verſorgen könnet; denn wie traurig iſt nicht das Loos der Armuth? — Gute Mädchen! möchte doch dieſes Beiſpiel euch behutſam machen, wenn ihr einen Mann zu wählen habt!

Blos meinem äußerſten Elende, und ihrem Herzen haben Sie die Schuld zu geben, daß ich es wage an Sie zu ſchreiben, denn ich glaube, ihrem Herzen werde auch entferntes Unglück nahe gehen.

Ich bin in einer ſo ſchrecklichen Lage, welche faſt nicht zu beſchreiben iſt. Mutter von acht Kindern zu ſeyn, welchen ich kaum im Stande bin, trocknes Bred genug für den Hunger zu geben — Sie können ſich's leicht vorſtellen, wie ſchwer mir das fallen muß, und doch wollte ich's gerne ertragen, wenn ich nicht über dieſes alles immer in der größten Angſt ſeyn müßte, ſtündlich von meinen Schuldnern überlaufen zu ſeyn. — Sobald ich von meinem kummervollen Schlaf erwache, ſo iſt der erſte Gedanke: o we hab ich heute für meine arme Kinder was zu eſſen! der zweite: wie werde ich meine Schuldner genug bitten können, mir nur ſo viel zu laſſen, um mit meinen armen Kindern eine warme Suppe eſſen zu können? An Kleidung darf ich ſchon gar nicht denken, ob ich wohl nur bis auf ein leinenes Kleidchen, welches mich auch im Winter bedecken muß, ausgezogen bin. Doch ich überlate Sie mit Klagen, und Sie wiſſen den Urſprung all meines Elendes nicht, warum ich in der Hauptſtadt meines Vaterlandes, wo ich nun gänzlich 26jähriges Elend ausſtehe, ſo wenig Hülfe finde; Ich muß alſo, um es Ihnen ganz zu erklären, die Sache ſehr weit herholen. Es wird zwar etwas lange dauern, doch als Menſchenfreund werden Sie auch mit einer Unglücklichen Mitleid haben.

Ich bin auf dem Lande geboren und erzogen worden. Mein Vater war Beamter in fürſtlichen Dienſten: wir hatten ſo viel, daß wir ehrlich leben konnten; doch glaubten die Leute immer, wir hätten ſehr große Mittel. Das war alſo vielleicht Urſache, warum ich in meinem 20ſten Jahre von zwei Männer die Wahl hatte. Mein Schickſal wollte, daß ich einen nehmen mußte. Meine und meiner Eltern Wahl traf einen Sohn von dem geheimen Rath v. A**. Sie werden ihn ohne Zweifel dem Namen nach gekannt haben. Wir ſtellten uns alle goldene Berge vor; großer Gott! und jetzt erliege ich faſt unter meiner Laſt, und mein und meiner Eltern Ehrgeiz wurde ſchrecklich beſtraft. Damals, als ich meinen Mann heurathete, war mein ſeliger Schwiegervater Rentmeiſter, und mein Mann auch auf derſelbigen Stelle. Die Beſoldung war freilich wenig, weil aber mein Schwiegervater die völlige Gnade des Fürſten hatte, und uns verſprach, in kurzer Zeit mehrere Beſoldung zuwegen zu bringen, ſo willigten meine Eltern in die Heurath ein. In der ſchönſten Hoffnung verfloß alſo ein Jahr. Mein Vater, welcher daſſelbe Jahr noch ſtarb, bat auf ſeinem Todbette mit gefalteten Händen meinen Schwiegervater noch, uns nicht zu verlaſſen; ja ſein letztes Wort war noch zu mir: armes Kind! ich fürchte, du biſt unglücklich, und wirſt noch in das größte Elend kommen. O die Worte der Eltern treffen nur zu gut ein, das habe ich leider ſelbſt empfunden. Es vergingen 8 Jahre, ehe wir nur um einen Heller mehr Beſoldung bekamen. Das Wenige, was ich hatte, mußte ich hergeben, ja ſogar vor meiner Hochzeit mußte ich 160 Gulden Schulden bezahlen, ſo mein Mann mit ſeiner erſten Frau gemacht hatte; das übrige mußte ich nach und nach (wollte ich anders ein gutes Wort von meinem Mann haben) auch hergeben. Endlich nach 17 Jahren wurde mein Mann Hofkammerrath, und wir bekamen die ſo lang gewünſchte ganze Beſoldung. So lange ich noch etwas hatte, hatte ich auch Freunde. Jetzt bin ich aber von allen verlaſſen, ja ſogar verachtet;

man ſcheuet mein Haus, als wäre es von der Peſt angeſteckt. Wenn ich auf alles denke, ſo möchte ich oft blutige Thränen weinen. O werden Sie mein Freund! Sie ſind ja ohnehin ein ſo warmer, thätiger Freund der Unglücklichen; ſo kann ich doch ſagen, daß ich auf Gottes Erdboden einen Menſchen gefunden habe, der Mitleid mit mir Armen hat. — Vergeben Sie den Ausbruch meines Schmerzens, welcher mich jetzt gehindert hat, in meiner Erzählung fortzufahren. Ich hatte alſo nichts mehr; die Kinder wurden groß, mithin auch die Noth: das harte Betragen von meinem Manne nahm auch immer zu, und jetzt iſt es auf das Höchſte geſtiegen; er möchte immer gern groß ſeyn, mithin müſſen, ſo zu ſagen, wir allein leiden. Er gibt des Tags einen Gulden her, und von dieſem muß alles geſchafft werden, von dieſem ſoll ich das ganze Hausweſen beſtreiten, für 12 Perſonen zu eſſen hergeben, Holz, Licht, Wäſche, alles in Allem ſoll und muß von dieſem Gulden angeſchafft werden. Es war niemals möglich mit dem, was ich in das Hausweſen hatte, auszukommen. Ich war alſo immer gezwungen, ohne ſein Wiſſen, ſogar alle meine Kleider zu verſetzen, oder zu borgen. Jetzt habe ich nichts mehr, als ein kummervolles Herz. — Ich weiß zwar wohl, daß es einem Weibe nicht zur Ehre gereicht, die Fehler ihres Mannes aufzudecken; doch ich bin gezwungen, es bei Ihnen zu thun, weil eben dieſes Schweigen hier mein größtes Unglück iſt, weil immer der Schein ſonſt wider mich iſt: alſo muß ich es wagen, Ihnen alle ſeine Fehler zu entdecken. Im Grunde hat er zwar ein gutes Herz, doch wenn er ſollte in etwas einen Abgang haben, ehe müßten ich und die Kinder alle zu Grunde gehen, bevor er nicht vor den Leuten groß thun könnte. Das macht's alſo, daß man mir meine Noth nicht glaubt; kommt ein Schuldner von mir zu ihm, oder erfährt er, daß ich etwas verſetzt habe, ſo heißt's, ich bin ein liederliches Weib, und könnte mit dem, was er mir gibt, ſchon beſtehen, er bezahle keinen Heller. Dieſes iſt auch eine Urſache, warum mich die Leute gar ſo plagen, und gar keine Geduld mehr mit mir haben. Zum letztverfloſſenen neuen Jahre gab uns der Landesherr mehrmals 100 fl. Zulage, ſo daß wir jetzt jährlich 500 fl. haben. Seit dieſem habe ich erſt alle Tage einen Gulden, früher hatte ich nur 40 kr., und bei dieſen ſoll ich keine Schulden machen: jetzt zwar borgt mir ſo kein Menſch einen Biſſen Brod, und wann gleich ich und die Kinder verhungern müßten, ſo muß ich doch immer alle Monate das halbe faſt hergeben, von dem, was ich habe, um meine ungeſtümſten Schuldner nur einigermaßen zu befriedigen; auch muß ich zwei Mägde halten, weil er immer eine zu ſeiner Bedienung braucht, obwohl meine zwei größten Mädchen groß genug wären, alles thun zu können, was er braucht, und es ihnen gewiß auch nicht an Willen fehlt, doch darf ich nichts ſagen, und nutzt keine vernünftige Vorſtellung etwas. Zu allem Ueberfluß muß ich auch immer die üble Nachrede von den Leuten anhören, daß ich ſelbſt zwei Mädchen habe, und doch wieder zwei Dienſtmägde halte. Ich muß Ihnen doch auch eine Beſchreibung von meinen Kindern machen.

Die älteſte Tochter iſt 21 Jahre alt, dieſe iſt die einzige, welche ich recht brauchen kann. Das zweite iſt ein Sohn von 19 Jahren, welcher zum kaiſerl. Militär gehen will. Er wäre auch in Wien angenommen worden, weil er im Zeichnen (auf welches er ſich jetzt verlegt) ganz geſchickt iſt, jedoch verlangen ſie monatlich 7 Gulden Zulage, und dieſes kann man ihm ja unmöglich geben; mithin kann er auch nicht vom Hauſe wegkommen, ſo gern er auch wollte, bis ihm Gott nicht eine andere Unterſtützung ſchickt. Hernach kommt ein Mädchen mit 17, und ein Sohn mit 15 Jahren, welcher in die ſechste Schule kommt; die vier letzten ſind alle Mädchen mit 10, die andere mit 8, die dritte mit 6 und die letzte mit 5 Jahren. Dieſe gehen zu den Urſulinerinnen in die Schule. Jetzt denken Sie ſich in meine Lage, alle dieſe Armen um mich her zu ſehen; jedes wollte gerne vom Hauſe weg, und alle — alle müſſen mir mein Elend tragen helfen, ohne daß es hätte dadurch eins dem andern tragen helfen können. Die Mädchen will auch Niemand hier haben, weil ſie nicht alles erforderliche können. Zum lernen laſſen fehlts an Mitteln. Was ich ſie ſelbſt hab lehren können, habe ich gethan: allein das iſt lange nicht hinlänglich; und nun weiß ich mir gar nicht mehr zu helfen. So lange mein ſel. Schwiegervater noch lebte, bezahlte er doch den Hauszins für uns, jetzt hat das auch ein Ende. Nach ſeinem Tode hofften wir uns ein wenig durch die Erbſchaft aufzuhelfen, aber leider Gott! keinen Heller, alles iſt hin; es müſſen ſogar ſehr viele Schuldner verlieren.

Ich wendete mich vor einiger Zeit, auch ohne Wiſſen meines Mannes, an Herrn N. N., und bat ihn um Hülfe; derſelbe verſprach mir auch gleich anfangs; alle Monate einen Gulden Beihülfe zu geben. Doch ich weiß nicht, hat ihn vielleicht auch der Schein geblendet, oder warum. Er zog, ohne mir eine Urſache wiſſen zu laſſen, ſein Wort wieder zurück. Meine Mutter und Schweſter, welche ich noch habe, können mir auch nicht helfen, weil ſie ſelbſt durch uns um das Ihrige gekommen ſind, ſo zwar, daß ſie ſelbſt nicht mehr im Stande ſind, ihren Hauszins zu beſtreiten, und aus eben der Urſache bei uns wohnen, welches auch die Veranlaſſung iſt, warum wir eine ſo große Wohnung haben müſſen, welches uns auch ſehr viele Feinde macht, weil ſie glauben, es geſchehe aus Uebermuth und nicht aus Nothwendigkeit. Vergangenes Jahr zahlte der Landesherr den Hauszins für uns alle; wie es inskünftig gehen wird, das wird Gott wiſſen. — Ich bin alſo in halber Verzweiflung, gezwungen das letzte Mittel zu ergreifen, und in andern Ländern die Hülfe zu ſuchen, die mir mein Vaterland verſagt. —

Laſſen Sie mich Ihnen alle meine Wünſche entdecken, ſie ſind groß — für mich recht ſehr groß: doch wie viele Menſchen wären im Stande, ohne ſich dadurch einen Schaden zuzuziehen, ſie zu erfüllen, und mich und meine Kinder aus dem äußerſten Elende zu reißen. Sie beſtehen in dem, daß meine Schulden, welche ſich nach genauer Zuſammenrechnung auf 100 und 10, bis 12 Gulden belaufen, bezahlt würden; und wie mancher Reicher würde dieſe 100 Gulden nicht empfinden, ob er ſie hätte, oder nicht. Wie gerne wollte ich dann mit dem Wenigen, was ich habe, zufrieden ſeyn, wenn ich ſchon, wie jetzt, nur eine Suppe zu eſſen hätte: denn mehr dürften wir doch nicht haben, wenn ich nicht wieder neue Schulden machen wollte, und dafür bewahre mich Gott. Eher wollten ich und meine Kinder den größten Hunger leiden, ehe ich das noch einmal thun würde. Sie müſſen wiſſen, daß mein Mann zwar mit uns an einem Tiſche iſt, aber ganz beſonders; er hat zwar auch keine gute Koſt, aber doch eine ehrliche; ich und die Kinder aber eſſen nichts als alle Tage zweimal eine Suppe, und bei der würde es auch bleiben, wenn ich nur von der grauſamen Angſt der Schuldner befreit wäre. Das Herz ſchlägt mir und meinen Kindern, ſobald wir nur eine Thüre hören: denn ſobald Jemand zu meinem Mann kommt, der an mich etwas zu fordern hat, ſo bin ich den übelſten Begegnungen ausgeſetzt. Wäre ich aber Schulden frei, und dürfte von den 30 Gulden, ſo ich habe, nichts weggeben, ſo könnten ich und meine Kinder doch leben, und ich wäre von aller Sorge, von aller Angſt befreit, da ich hingegen jetzt ſchon gar oft vom Hauſe bei der Nacht weggehen wollte. Doch dauern mich immer meine armen kleine Kinder noch; auch weiß ich, daß ich den erſten Tag werde betteln gehen müſſen: doch wenn mein Unglück gar kein Ende nimmt, ſo muß ich's thun, denn in die Länge iſt's ſo nicht mehr auszuhalten. Gott wird ſich dann doch wohl über mich und meine armen Kinder erbarmen.

> Auch der tapferſte Mann, der für's Vaterland ſocht, der keine feindliche Kanone fürchtete, zittert vor dem Anblicke des Elendes. — O ich bitte euch, wackere Männer! heurathet nicht, wenn ihr nur von eurem Solde leben müſſet. Er iſt wenig, und die Tage des Kummers ſind ſchwer. Glaubt mir, es iſt leichter, wenn eine Wunde im Felde blutet, als wenn unſer Herz beim Anblick einer unglücklichen Gattin, und brodloſer Kinder bluten muß. — O Fürſten! laßt doch die Kinder des Mannes nicht verhungern, der für euch ſein Leben wagte.

In dem ehrfurchtvollſten Zutrauen, und mit zitternder Hand von Schwermuth niedergebeugt, und allen nur erdenklich anſpannenden Kräften wage ich's daher meinen namenloſen Kummer, mein ganzes Schickſal und künftiges Verhängniß Ihnen zu klagen.

Von Ihnen hängt mein zu hoffendes Wohl ab, ich vertraue ganz auf ihre Güte, und eben dieſe flößet mir Muth genug ein, zu glauben, Sie werden mich aus meiner elenden Lage zu retten ſuchen, da mein herbes Schickſal von derjenigen Art iſt, welche gleichſam in dem Lebensfaden mit einverwebet ſind.

Ich habe 25 Jahre Dienſte zu Felde und Garniſonen hinterleget, und wenn ich mir den Verdienſt zuſchreibe, daß ich als ein treuer und rechtſchaffener Offizier keinem jemals das Uebergewicht weder an Conduite, noch Wiſſenſchaft gelaſſen, ſo glaube ich, daß ich mir in keinem Falle geſchmeichelt habe.

Aus ſehr wichtigen Beweggründen quittirte ich, und obſchon ich hierdurch meine Umſtände nicht verbeſſert habe, ſo würde doch meine Lage auch auſſer deſſen noch immer die nämliche ſeyn.

Es ſind nun beinahe 4 ganze Jahre, daß mich das allerhärteſte Schickſal von allen Seiten drückt.

Ich ſchonte der Zeit her keiner Mühe, und da ich noch ein Mann von den beſten Jahren bin, ſo bot ich alle meine Kräften auf, eine andere civil- oder militäriſche Stelle zu erhalten; — aber das grauſame Unglück, welches mich bei jeder Unternehmung begleitet, zernichtet die beſten Vorſchläge, und jeder Zeitpunkt, der für mich ſchon manchmal mehr als erwünſcht geweſen, blieb unbenützt. Hätte ich nur die Bürde meines Körpers allein zu beſorgen, ich würde das äußerſte wagen, aber mein armes hochſchwangeres Weib, und 3 unverſorgt noch unmündige Kinder dringen mir zu Herzen; und wenn mich der Gedanke quält, daß ſie oft viele Tage, ſo wie ich, ohne Nahrung ſchmachten, aller erforderlichen Kleider beraubt, auf Strohſacken ihre Ruhe genießen müſſen, ſo bricht meine ganze Stärke, und fühle nur mit zu vielem Kummer, wie ſehr es ſchmerzt, Menſch zu ſeyn, und dennoch von ſeinen Mitmenſchen ganz hülflos gelaſſen zu werden. Man muß ſelbſt Vater ſeyn, um ſich in dieſe Lage zu verſetzen, und zu empfinden, was ich, und jeder andere bei ſolchen gewiß bedaurungswürdigen Umſtänden empfindet.

Von Ihnen hängt es nun ganz allein ab, nach allen fruchtlos gemachten Verſuchen, das Schickſal eines ehrlichen Mannes zu erleichtern, welcher außer deſſen dem bitterſten Verhängniſſe entgegen ſieht, und unfehlbar ſammt ſeiner Familie zu Grunde gehen muß.

In dem ehrfurchtvolleſten Zutrauen, und von dem namenloſen Kummer niedergebeugt, wage ich's daher, Sie fußfällig ſammt meiner Familie zu bitten, mir als thatiger Menſchenfreund mit Rath an Handen zu geben, wie mir doch auf künftige Hauszinszeit geholfen werden kann, da ich 30 fl. erlegen muß, und meiner armen hochſchwangern Gattin, die Jahr und Tag nicht mehr aus dem Hauſe nebſt ihren Kindern gekommen iſt, wenige Wäſche und Kleidung verſchaffen möge.

Sollten Sie mir aber auch ihr edles Herz verſchließen, und taub bei meinem Anflehen ſeyn, da ich doch um Barmherzigkeit willen bei Ihren Füßen Erbarmen ſuche, ſo bin ich verloren.

Ich ſuche alſo Hülfe, ſuche Unterſtützung in Ihren Armen: verlaſſen Sie mich nicht, ſind Sie doch mein wahrer Freund, da ich unglücklich und elend bin.

Schaam, Kummer und Schwermuth ſolgern mein verlaſſenes Herz; man bedenke, daß ich einer der ärmſten Menſchen mit 6 Perſonen bin, und ſelbſt nicht einmal zum betteln meine Zuflucht nehmen kann.

Eltern! hat euer Sohn nicht ausnehmende Talente, ſo macht keinen Studenten aus ihm, er wird unglücklich. Ein wackerer Bürger, ein Handwerker macht eher ſein Glück in der Welt, und ein redlicher, arbeitſamer Bauer wird eher zu leben finden.

Hier ſehen Sie einen bedrängten Jüngling, welcher, von Ihrem Herzen entſchuldiget, die kurze Erzahlung ſeines Schickſales wagt. Ich bin der einzige Sohn eines armen, aber ehrenvollen Bürgers und Schuhmachers in dem kleinen Städtchen N**. Meine ausnehmende Freude und Fähigkeit zum lernen machten einen Muſenſohn aus mir. Armuth und Dürſtigkeit drückten freilich da centnerſchwer meinen Fleiß; aber dafür krönte mich der allgemeine Ruhm eines guten Studenten. So gleiteten die Schuljahre dahin bis zur Gottesgelahrtheit. — Hier lag ein Scheideweg vor mir. — Der Trieb, den Gott in uns erſchuf, iſt der natürliche Beruf, dacht ich mit Gellert, und ging den dornichten Weg der eiteln Welt. Aufgemuntert von verſprochener Unterſtützung, und dem ſchmeichelnden Beiſtandsantrage einzelner Gönner beſuchte ich zwei Jahr die hohe Schule, und hörte die Rechte. Aber Gott! wie kümmerlich mußte ich mich durchſchlagen. Meine Freunde vergaßen ziemlich ihr Verſprechen. Voll Unmuth über die Härte der Menſchen verlegte ich mich auf's Inſtruiren. Die magere Simplicität meines Tiſches, die weiten Lucken meiner engen Bibliothek, die niederdrückende Schaam über meine nakte Garderobe trugen nicht wenig zur Muthloſigkeit, und Herabſtimmung meines Fleißes bei. Abgehärmt und unpäßlich nahm mich die niedere Wohnung meiner Eltern auf. Gütlich theilten ſie die Früchte ihres Schweißes mit mir, und Thränen der Zärtlichkeit linderten uns den Schmerz über den Gedanken: wir können uns einander nicht helfen. Mit dem Frühling dieſes Jahres kam auch die erſeufzte Geſundheit zurücke. Länger wollte ich nicht von meiner Eltern Dürftigkeit zehren; es wäre auch Grauſamkeit von mir geweſen. Keine Ausſicht, jemals umſonſt bei einem Gerichte praktiziren zu können, zu ſtolz einen Buben abzugeben wagte ich's, die Güte meiner Bekannten um eine Reiſezehrung anzuſprechen. Mit dieſem wenigen Vorrathe nahm ich von meinen theuren Eltern Abſchied, und wanderte unter tauſend Segenswünſchen des kummervollen Vaters, und der zärtlichſten Mutter begleitet nach M**. Der Mann, auf den ich alle Hoffnung baute, hatte zu wenig Gefühl für fremdes Elend. Mein 3 Monat langer Aufenthalt hier hat mir das bischen Geld mit aller genaueſten Sparſamkeit verzehrt. Ach mich werden wohl niemals die offnen Arme des Mitleids aufnehmen. — —

Auch im Kloſter herrſchen Leidenſchaften, und der Menſch iſt überall Menſch. — Unglücklich und betrogen iſt der, der dort Engel zu finden glaubet, wo er ſchwache leidenſchaftliche Herzen antrifft.

In einem kleinen Dörfchen nächſt W** wurde ich von armen Eltern geboren. Im eilften Jahre meines Alters ſtarb mein Vater, und hinterließ mir nichts, als eine kummervolle Mutter. Ein Geiſtlicher, dem ich wohl gefiel, nahm mich alle Tage zwei Stunde zu ſich, und inſtruirte mich in der Muſik. Mutter Natur hatte mich mit einer ſchönen Stimme verſehen, und durch meinen Fleiß brachte ich's dahin, daß ich als Singknabe angenommen wurde, und ſtudiren konnte. So verfloſſen 4 Jahre; meine Mutter ſtarb auch, und mir ſagte man, daß ich nun die Redekunſt ſtudirt hätte, und alſo da nicht mehr ſtudiren könnte. — Ich wußte nicht, was ich aus allem dem machen ſollte; ich wußte doch ſelbſt, daß ich nichts als ein bischen Latein verſtand. Da ich es aber in der Muſik weit gebracht hatte, machte ich mir wenig daraus, und ging nach A**. — Da ich kein Geld hatte, ſo mußte ichs mir gefallen laſſen, Lehrlinge in der Muſik anzunehmen, derer ich genug bekam. — — Da war ich nun — ganz unerfahren, ganz ohne Freund, ohne Aeltern, ohne Grundſätze: ein Jahr war ich ziemlich glücklich. — Siebenzehn Jahre gingen vorüber, als allgemach ein Trieb in mir rege wurde, den ich mir gar nicht zu erklären wußte, aber der ſich nicht lange mehr verbergen ließ. — — Oefters rief man mich zu Muſiken. Nun traf es ſich einmal zu Nachts, daß ich auf der Flaute und auf dem Clarinet Concert gab; alles lobte mich, und unter andern auch ein Mädchen, das unweit von meiner Behauſung wohnte, und ſchön war, wie der Tag: ſie bat mich, ſie öfters zu beſuchen, und das um ſo mehr, weil ſie einen Bruder habe, der ſtudire, und auch Muſik lerne. Ich thats, und glaubte beineben, mein Herz wäre ganz von Liebe frei; aber die Gleichgültigkeit, die ich gegen andere Mädchen fühlte, und die Freude, die ich an der Gegenwart dieſes Kindes empfand, überzeugten mich bald des Gegentheils. Ein halbes Jahr verfloß, da wir rein, unſchuldig, tugendhaft und gewiß zärtlich uns liebten; noch dachten wir an keine Gefahr, als ſchon das Ungewitter ausbrach. Sie wurde von ihren Aeltern gezwungen, einen Müller zu heirathen. Noch ſehe ich ſie, das liebreichſte, zärtlichſte Geſchöpf, wie es eines Tages zu mir kam, ihre Lilienarme um mich ſchlang, und unter tauſend Ach mich an das pochende Herz drückte. — Ich konnte nichts, als meine Thränen mit den ihrigen vermiſchen. Ihr Vermögen belief ſich auf 200 Gulden. Mich hätte man als Stadtmuſikus angenommen, und wir wären glücklich geweſen; allein ſie mußte heirathen.

Jetzt deliberirte ich mit einem ***, der mich endlich beredete, in einem Kloſter meine Verſorgung zu ſuchen. Von dieſer Zeit an war nichts mehr hinreichend, mir Vergnügen zu machen. Ich floh jedermann; ſogar die Muſik, die ſonſt meine ganze Seele einnahm, war nicht mehr reizend für mich. Ich machte eine Vakanzreiſe, ging hieher, und ward — aufgenommen. Da brachte ich nun beinahe zwei Jahre mit Studiren und Chorſingen zu, welches letztere mir freilich bald eckelhaft wurde, da ich ſah, daß es meiſtens Worte ohne Sinn ſind, und daß der Chor ſchläfrig, leichtſinnig, kaltblütig, kurz, recht maſchinenmäßig geſchrieen wird. Endlich rückte der ewig unvergeßliche Tag heran, an dem wir Novizen die Gelübde ablegen mußten: zuvor hatte ich noch nie daran gedacht, aber nun ward mir allgemach bange. Drei ganze Nächte ſeufzte ich traurig auf dem ſchlafloſen Lager. Warum denn ſchwören, dachte ich immer, kann ich denn nicht keuſch leben, wenn ich nicht ſchwöre? Auf die andern Gelübde hielt ich ohnehin nichts, weil ich wohl ſah, daß ſie in Klöſtern nur dem Namen nach bekannt ſind. Die Glocke rief uns in die Kirche; jedem gab man einen Zettel in die Hand; ich zitterte, bebte, las, und hätte ich den Inhalt nicht vorher gewußt, ſo könnte ich dieſen Augenblick noch nicht ſagen, was ich da geſchworen hätte. Das ganze Noviziat durch durften wir mit niemand reden, mit niemand uns bekannt machen; aber jetzt, da wir dazu geſchworen hatten, wurde uns erlaubt, unſere Mitbrüder kennen zu lernen. Etwelche Wochen waren hinlänglich, mich ganz zu überzeugen, wie ſehr ich mich geirrt hatte, wie abſcheulich ich getäuſcht, wie fürchterlich ich betrogen worden ſei: denn bald ſah ich, daß ſtatt Bruderliebe, von der man uns ſo vieles vorgeplaudert hatte, Haß, Rachſucht, Verläumdung alle Handlungen begleiten; daß Stolz, Ehrgeiz und gemächliches Leben die Haupttriebfedern ſind. — Gewaltig ſtaunte ich über dieſe Dinge; aber bald wäre ich ganz außer Faſſung gekommen, als ich eine Epoche erleben mußte, die nur mich anging.

Ich hatte das Unglück, durch das Chorſingen eine Ruptur zu bekommen; da ging erſt mein Elend recht an. Ich offenbarte es unter tauſend Thränen, und glaubte bemitleidet zu werden; aber wie ſtaunte ich, als ich ſehen mußte, daß mich einige verſpotteten, andere kaltblütig davon gingen, und noch andere in die gräulichſten Läſterworte ausbrachen: ſo, hieß es, ſo, auch wieder ein Krüppel, auch wieder einen, den wir umſonſt ernähren können. Wie mir da ums Herz war, kann ich nicht beſchreiben; Kummer war meine Speiſe, und Thränen mein Trank. Ein Chirurgus aus der Nachbarſchaft, der mich gut kannte, und bemitleidete, brachte es ſo weit, daß ich mittels eines Bandes, das ich tragen mußte, wieder tauglich wurde, alles, wie zuvor, verrichten zu können; nur Hoboe und Clarinet wurden mir unterſagt. Ich dankte Gott für dieſes Glück, und lebte wieder beſſere Tage; aber nicht lange dauerte es, ſo ward ich von einer heftigen Colik überfallen eine neue Gelegenheit, meine Mitbrüder kennen zu lernen. Ich lag drei Wochen zu Bette, und außer einem einzigen Frater ſah ich keinen Menſchen in meinem Zimmer, als einen ſtumpfen Aufwärter. Endlich genas ich wieder. Dieſer Frater war in meinem Alter, und zwei Jahre früher im Kloſter; er war ſeiner Leſebegierde wegen von vielen gehaßt, und machte alſo mit mir Freundſchaft. Wer war nun glücklicher als wir? Unausſprechlich liebten wir uns; manche halbe Nacht waren wir beiſammen, und klagten einander unſer Leiden; aber nicht lange blieb unſere Freundſchaft den neidiſchen Augen unſerer Mitbrüder verborgen. Man beobachtete uns in der Stille, und wie erſchracken wir nicht, als ein ſteifer, bigotter Pater zu uns ins Zimmer trat, und ſo anfing: Was? ihr zween junge Fratzen, ihr getraut euch zu einander ins Zimmer zu gehen, Complotten zu machen, andere auszurichten, und — fragte er, da er ein Buch auf dem Tiſch ſah: was habt ihr da? Er beſah das Titelblatt. Was, ihr gottloſen Kerls, Gellerts Moral leſen? ihr? wißt ihr, wie viel Gellert in dieſem Buch Ketzereien hat? — ſo ſeid ihr Purſche? — Mit grimmigem Blicke verließ er uns. Wir umarmten einander, und gingen zu Bette. Von dieſer Zeit wurden wir noch mehr verfolgt; und damit unſer Unglück auch recht vollkommen würde, ſchickte man meinen Freund nach ***, um dort zwei Jahre durch zu bleiben, und franzöſiſch zu lernen, weil er ohnehin ſchon die Theologie abſolvirt hätte. Wenn Sie je einen Freund hatten, der Ihnen alles war, den Sie mehr als alles in der Welt liebten, dann mögen Sie ſich denken können, wie es uns zu Muthe war, als wir uns trennen mußten. — —

Nun war ich wieder allein, und hatte Zeit und Gelegenheit genug, über mein Schickſal nachzudenken. Ich las, ſtudirte, und ſuchte mich durch Muſik zu zerſtreuen; aber alles half nichts, ich floh jedermann. Jede Zeit, jeder Ort, ja jeder Gedanke an Menſchen machte mir unangenehme Empfindungen. Mittlerweile war mein gnädiger Herr wieder von niedern Feinden gegen mich aufgehetzt. Einſt kam er mit dem P. Suprior auf mein Zimmer, durchſchaute meine Bücher, und fand Zollikofers Gebetbuch. Er nahms, und ich hatte die Ehre, von andern als Freidenker und Ketzer betrachtet zu werden. Zu allem dem kam noch folgendes: Es entſtunden innerlich Unruhen; einige wollten den Günſtling des Prälaten ſtürzen, warben Parthien, klagten bei dem Generalviſitator; aber alles blieb beim alten, nur wurden dadurch die Herzen noch mehr getrennt, noch mehr erbittert; und daher kömmts auch, daß unſer Kloſter ſo ſehr, ſeit kurzer Zeit, im ſchlechten Rufe ſteht. In Rückſicht auf mich verhält ſich die ganze Sache nun ſo: Verachtet wegen meinen kränklichen Umſtänden; gehaßt wegen einer etwas minder klöſterlichen Denkart; umgeben von Feinden, niedern Menſchen, derer ein Theil aus Dummheit, und ein Theil aus Bosheit andere nur recht unglücklich zu machen ſuchen; umrungen von Menſchen, die ſichs zum Lieblingsgeſchäfte machen, einander zu verfolgen, bei andern in Miskredit zu bringen, und wenns ihnen gelungen iſt, ins Fäuſtchen lachen; im Zirkel einer Geſellſchaft, derer mehreſte Theil diejenigen Phariſäer ſind, von denen Chriſtus ſagte: Wehe euch, weil ihr die wichtigſten Stücke des Geſetzes, nämlich Gerechtigkeit, Barmherzigkeit und Glauben nicht habt — — in ſolch einem Zirkel, theuerſter Mann! lebe ich ein Leben, das mir oft zur größten Laſt wird. Zu dem kommt noch der Gedanke, daß ich einſt Seelſorger werden ſoll, und ſehe doch zum voraus, daß ich nicht den geringſten Nutzen ſchaffen kann, weil wir wegen den Uneinigkeiten, die immer hier herrſchen, zu ſehr verrufen ſind, und weil unſere Leibeignen zu ſtark geplagt werden. Jeder Bauer rümpft in der Kirche die Naſe, wenn von der Liebe geprediget wird, und ſagt: ja ihr — ſchwätzt was ihr wollt, es muß alles nicht ſo böß ſein, ſonſt würdets ihr nicht ſelbſt thun. Beamte ſind zwar auch da, aber ein Wörtchen, das den Geiſtlichen nicht gefiel, machte den Mann mit Frau und Kindern unglücklich. O! kurz in einem Orte bin ich, wo ich nimmer glücklich ſein kann ꝛc. Urtheilen Sie nun über mich.

Erziehung! — nur du bildeſt Menſchen, und ſo iſt das Schickſal der Erzieher. Laßt uns Thränen über die Menſchen weinen — Thränen über die Zukunft.

Auszug meiner Geſchichte als Schullehrer.

Ich trat meinen Schuldienſt zu eben der Zeit an, wo die neue Schulverbeſſerung in ihrem Entſtehen war; und von den Verfolgungen, die dieſe ſo nützlich als nothwendig und gute Sache auszuſtehen hatte, können jene vortreffliche Männer Zeugniß geben, welche ſich aus wahrem patriotiſchen Eifer dieſer Arbeit widmeten.

In meiner Schule fand ich alles gerade ſo, wie es nicht ſein ſollte. Ich fing nach der gnädigſten Anbefehlung zu arbeiten an; verbeſſerte das Mangelhafte, und wollte, ſtatt der alten mechaniſchen Lehrart, die Kinder auf eine vernünftigere Weiſe unterrichten, und durch Selbſtdenkenlernen ihren Geiſt rege machen. Kaum bemerkte man dieſe Abänderung, da wurde auf einmal Lärmen; denn es war gar nicht zu faſſen, wie ein armer, unbedeutender Mann, der ehevor Taglöhnersdienſte verrichtete, und ſechs Jahre durch als Holzhacker ſein kümmerlich Brod ſuchte, den nur die drückendſten Umſtände in die Schule geworfen hatten, etwas beſſer machen könnte, als es ehevor war. Man wußte nicht, daß ich ſeit mehrern Jahren her durch die beſte Lectüre, die meinen Landsleuten in meiner Gegend damals noch meiſtens unbekannt war, mich zu bilden bemühte, und nach durchgearbeitetem Tage mich halbe Nächte an ein Buch hinſetzte.

Geiſtliche und weltliche Obrigkeiten, geweihter und ungeweihter Pöbel, alles war wider mich: ich wurde verketzert, verwünſcht, verſchmäht, und meine Arbeiten verflucht. Ich, der ich meiner guten Sache gewiß war, hatte keine Macht, keine Gewalt dem Schwarm entgegen zu ſetzen. Unter den drückendſten Verfolgungen, einzig auf das Bewußtſein meiner erfüllten Pflicht ſtolz, arbeitete ich dem Strom entgegen. Meinen Verfolgern mit Liebe und Sanftmuth zu begegnen, und ſtillſchweigend die Laſten fortzutragen, das war alles, was ich thun konnte. Der gute Fortgang meiner Schüler im Lernen machte mir noch einzig Troſt und Ermunterung. Meine guten Freunde ſchickten mir aus der Entfernung die beſten Schul- und Erziehungsſchriften, und manche halbe Nacht brachte ich bei der mit Leinöl gefüllten Lampe zu (denn Kerzen oder Baumöl war für meine Umſtände zu theuer) und wählte das Brauchbare für meine Abſicht. Ich verſuchte und verbeſſerte ſo lange, bis ichs wagen durfte, dem unparteiiſchen Mann, der Kopf und Herz für ſo eine Arbeit hat, dieſelbe ſehen zu laſſen.

Auf vieles Bitten und Anlangen brachte ichs bei der Obrigkeit zu einer Schulprüfung. Durch augenſcheinliche

Proben überzeugt, gewann ich dieſen mächtigen Theil für die Schule. Ich ſetzte meine Arbeiten mit neuem Eifer fort: es wurden öffentliche Prüfungen gehalten; Männer von Einſicht gaben mir ihren Beifall, und die Bürgerſchaft legte die Vorurtheile ab. So brachte ich meine Schule zu einem Standpunkte, der die Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Tauſend Beſchwerniſſe, drückende Verfolgungen und hartnäckige Hinderniſſe waren beſiegt; und der Wuſt ven Vorurtheilen weggeraumt. Benachbarte Städte; Märkte und Dörfer, ſchickten ihre Schullehrer, um meinen Unterricht einzuſehen, und richteten ihre Schulen nach der meinigen ein, die auch bereits ſchon die herrlichſten Proben in öffentlichen Prufungen abgelegt hatte. Dieß ſind meine Arbeiten, die ich der Religion, dem Vaterlande, und der Menſchheit mit beſtem Herzen widmete. Nun

Meine Belohnung.

Acht ganze Jahre aß ich das Brod des Hungers und des Jammers. Ohne Beſoldung ſetzte ich das noch bei, was von dem Heirathgut meines Weibs übrig war, und genoß von der Wohlthat meiner Verwandten barmherzige Hülfe. Auch erhielten meine Kinder von mitleidigen Nachbarn um ihren Hunger zu ſtillen ein Stück Brod, und mir gab ein gutherziger Bürger Koſttäge. Nicht ſelten wartete ich mit meinen Kindern, bis das Weib mit der größern Tochter ein Pfund Wolle abgeſponnen hatte, auf die verdiente vier Kreuzer zu einer Suppe. Dieß war durch acht Jahre mein Schickſal bei meinem Schuldienſte, welches mir in Anſehung meiner Kinder manche ſaure Thräne erpreßte, und mich zugleich in eine Laſt von Schulden hineinſtürzte, aus der ich mich ſo leicht nicht herauszuwinden vermag.

Es iſt bitter, ſehr bitter, für ein ehrlich denkendes Gemüth, ſeine Ehre nicht retten zu können. Der Mann iſt uberall ſchuldig, er zahlt Niemand — dieß iſt hinreichend genug dem Unglücklichen alles andere Verdienſt abzuſprechen, ſeine Bemühungen und Arbeiten zu verdunkeln, und ihn dem Betrüger gleich zu ſtellen. Man macht ihn zum Verſchwender, wenn gleich das ganze Betragen das Gegentheil beweiſet. Er zahlt Niemand! dieß iſt der Machtſpruch, das Endurtheil über ſeinen guten Namen: ob er es kann, ob es ihm möglich iſt, daran wird niemal gedacht. Ich könnte noch viele häusliche Umſtände anführen, die mir meine Tage mit Jammer würzten, ich verſchweige ſie. Es ward mir ſchwer geworden, das zu ſagen; allein ich muß eine Wunde zeigen, um einen Samaritten zu finden. Es iſt kein leeres Gewinſel um ein Mitleid zu erbetteln, daß ich dadurch bequeme und gute Tage genießen könnte; es iſt nothgedrungene Vorſtellung, es iſt gegründete Wahrheit, die jeder ehrliche Mann, der mich naher kennt, beſtätigen wird.

Trauriges Schickſal eines Schullehrers! wenn er durch unermüdete Arbeiten manchmal die Geſundheit und ſein Leben aufgeopfert hat, ſieht er zur Belohnung, am Rande des Grabes, ſein kleines Vermögen unter dem Fluch der Schuldner getheilt, das Weib und die Kinder aber der Barmherzigkeit Gottes, und dem Allmoſen wohlthätiger Menſchen überlaſſen.

Die Zeit her, als ich einen kleinen Gehalt erhalten habe, kann ich mich mit meinen Kindern an einer bürgerlichen Koſt ſatt eſſen, und ich würde mich dem Verdachte einer Ungenügſamkeit ausſetzen, wenn ich noch einigen Beitrag fodern wollte. Nein! das werde ich nicht, ich habe einmal gelernt mit Wenigem zufrieden zu ſein: aber als Vater liegt mir die Pflicht ob, auf die Verſorgung meiner Kinder zu denken, mich ſelbſt aber vor dem drohenden Mangel im Alter zu ſchützen.

Die menſchlichen Kräfte haben ſo, wie jedes Werk der Natur, ihren Ruhepunkt, wo wir das allgemeine Machtwort fühlen: bis hieher und nicht weiter. Schon beinahe arbeite ich mit möglichſter Anſtrengung an dem Schul- und Erziehungsgeſchäfte, ertrage die Unruhen und die dem jugendlichen Alter angeborne Zerſtreuung mit ſtandhafter

Geduld, bemühe mich aus allen Kräften den Kindern das Nothwendige und Nützliche in den Kopf und in das Herz zu reden. Liebe, Sanftmuth, Geduld, und unermüdeten Eifer fodert die rohe Jugend von ihrem Lehrer, um den Grund zu ihrer nothwendigen Bildung zu legen. Nie muß Jähzorn oder eine parteiiſche Leidenſchaft über ihn herrſchen; durch eigenes Beiſpiel muß er zeigen, daß er würdig iſt. ein Führer der Jugend zu ſein. Er muß nicht müde werden dieſen ſchwachen Geſchöpfen die Lehren zu wiederholen, der Zerſtreuung vorzubeugen, und die Aufmerkſamkeit zu erhalten, auch den Gedanken nie verlieren, daß er Kinder vor ſich hat, die von ihm die Führung erwarten, um Menſchen werden zu können. Das höhere Alter wird mir zwar dieſen guten Willen, meine Arbeiten fortzuſetzen, nie rauben, aber das Abnehmende Feuer wird den Vortrag froſtig machen.

Geweihte Schullehrer, wenn ſie einen Theil ihrer Kräfte ausgeſchrieen, erhalten, wie ganz billig, Pfarreien und Beneficien, wo ſie im Alter verſorgt ſind. Wenn ich aber meine Kräfte erſchöpft habe, welche Ausſicht bleibt mir? Von meinem dermaligen Einkommen fünf Kinder zu ernähren, Schulden zu bezahlen, und die jetzt gewiß ſehr theuren Zeiten — da iſt an keinen Sparpfenning zu denken. Wenn ich mich alſo alt und kraftlos vorſtelle, und mir einfällt, von der Wohlthat anderer Menſchen, die ich mich herauszubetteln ſchämen würde, leben zu müſſen, oder von einem ſparſamen Almoſengeld unterſtützt zu werden, da machts mich ganz traurig, weil ich mich außer Stand finde, oder mich ſelbſt zu verſorgen, oder meinen Kindern zu einer Verſorgung behülflich zu ſein.

Dieß ſind die gegründeten Urſachen, die mich zwingen für die Zukunft beſorgt zu ſein, und gute Menſchen zu ſuchen, die ſichs zur Pflicht machen, den redlichen Mann zu retten.

Ihr ſchwelget in den Städten, und ſo gränzenlos elend iſt der, der Euch ernährt.

Ich vermag, da mir Rethorik und Logik fehlen, die Geſchichte freilich nicht ſchulgerecht anzugeben; ſondern ich muß ſie nur ſo nach meiner ungeübten Habilität niederſchreiben, mit der unterthänigen Bitte, das Nöthige von ſelbſt herauszuheben, wenn Euer Gnaden dieſen Gegenſtand anders zur Bearbeitung hinlänglich finden, wo nicht ſelbſt dieſem Elenden, doch einem minder Unglücklichen durch eine moraliſche Schrift Troſt und Heilung zu verſchaffen; nam — — — juvat Socios habuisse doloris.

Geſtern den 21. dieß kam Johann D** mit zweien lahmen Kindern in der Frühe hier durch, um Hülfe und Arznei zum Einſidel nach E***, welcher durch das blinde Vertrauen des Pöbels großen Zulauf, und durch das Ohngefähr eine gewiſſe Excellenz ſeiner hypochondriſchen Unlaune entriſſen zu haben, zum mediziniren wirklich die Erlaubniß erhalten haben ſollte.

Jetzt ein Privilegium für Mörder, und vielleicht auch eines noch einſt für Straßenräuber! —

Vom Einſidel weg trug der Söldner ſein 7jähriges Töchterlein Katharina, ſo am heuerigen Veitstage beim Gänſehüten an beiden Füſſen lahm auf dem Felde gefunden wurde; ſein Schwager hat das 6jährige Söhnlein Johann, der bereits ein ganzes Jahr ſchon durch eine Klemmung auch an Füßen lahm war, über den benachbarten hohen lockern Steg getragen, wo er, weil derſelbe in der Mitte keine Lehne hatte, im Schwindel ſammt dem Kinde in das große tiefe Waſſer hinunter gefallen, wo alſo in Angeſicht ſeines Vaters der liebe, ſchöne, muntere Knabe von feurig.

ſchwarzen Augen ertrunken; der Schwager aber mit äußerſter Gefahr endlich wieder ans Geſtad gekommen iſt.

Der Unglückliche kam mit ſeinem todten Sohne, und ſeiner lahmen Tochter auf dem Karren ſeines Schwagers geſtern über Nacht wieder hier zurück an.

Dem Mann lags centnerſchwer auf dem Herzen, er beſah wild und ſtumm immer nur ſein todtes Kind; ein einzigesmal wähnte er: „Wie ähnlich es ſeiner Mutter wäre;“ — indeſſen erzählte uns ſein Schwager, daß das Weib durch einen Fehltritt ſchon vor vier Jahren lahm geworden, woran ſie auch erſt vor 13 Tagen, als den 9. dieß geſtorben ſei, daß ſie neben all dieſem auch zuvor noch gänzlich ausgeraubet, und alſo hiedurch auch arm gemacht worden; und daß noch ſechs lebende Kinder vorhanden ſind, wovon noch keines verſorgt iſt.

Dieſer iſt nun beinahe der leibhafte Job. Ich verſuchte es voll warmen Antheiles, ſeinen Jammer durch Religions- und natürliche Gründe zu mildern; aber der Wunden waren zu viele, und dabei noch zu neu. Endlich über ſeine Ausplünderung ſagte ich: daß ſich ſolches durch geſegnete Häuslichkeit allerdings wieder erſetzen ließe. Ja, ſeufzte er, ja! wenn Scharwerch und Frohndienſte nicht wären. — Wahrlich: una salus miseris, nullam sperare salutem.

Wie mag aber auch all dieſes Unding von Scharwerch, Kleindienſt, Blutzehend, Leibeigenſchaft, Leibrecht, und andere tauſendfache Beſchränkung des Unterthans als barbariſche Ueberbleibſel von der römiſchen Sklaverei zu uns Teutſche, als einem freien Volke herüber gekommen ſeyn, und wie heut zu Tage bei ſo vieler Aufklärung noch beſtehen?

O Menſch! wie vieles haſt du noch tief gebeugt zu leiden, bis es helle, und dir geholfen wird! — —

Elend und Armuth — ihr ſeid die erſten Vertrauten manches edlen Jünglings.

Oft ſchon, wenn mirs zu ſchwer aufs Herz fiel, wenn zu ſchmerzender Hunger aufs Bett mich warf, wenn Thränen ſtockten, und ich etliche Minuten tief ächzte, da ſtund er vor mir der Gedanke: Ermann dich! es gibt noch Menſchenfreunde; ſuche, und du wirſt Hülfe finden. Aber da raſſelte mir wieder ein banger Schauer durch die Glieder. Furchtſamkeit, und der Gedanke: Aber wenn du hülflos bleibſt? hielten mich wieder zurück, und hießen mich harren. Gellerts und Klopſtocks edle Lieder goſſen mir wieder Muth ins Herz; aber endlich wuchs er zur vollen Reiſe der lange ſchon keimende Gedanke. Du mußt auf, ſprach was in mir, mußt Hülfe ſuchen; dieß dein Leben zu erhalten iſt deine Pflicht. Da ſiegte er endlich, und ich ergriff die Feder, und wagte es, obwohl zitternd, um Hülfe zu flehen, denn mündlich (Gott weiß es) würden mich Thränen und Zittern nicht zur Sprache haben kommen laſſen.

Ich bin ein junger Menſch von 21 Jahren, von armen, ſehr armen Aeltern geboren; mußte alſo im Anfange meiner Studirjahre mich von Gutthaten mitleidiger Seelen, und in höhern Schulen mit Kinderunterricht ernähren. Da mußte ich nun auch Vieles verſäumen, ſo daß ich jetzt erſt einige Theile der Philoſophie, beſonders Phyſik mit einigen guten Freunden privat ſtudiren muß.

Es hungert einen doch wohl alle 24 Stunden einmal recht empfindlich: wenn ich dann erſt auch meine Aeltern in ihrem hohen Alter ſo darben muß ſehen, und kann ihnen ſo wenig alle Nachtwachen und Sorgen vergelten, muß ſehen, wie ſie bei jeder elenden Gabe faſt ihre Leiden doppelt fühlen; o was iſt das für den, der das Herz am rechten Orte hat! —

Da kam dann noch ein ſehr widriger Streich dazu. Ich lehrte die Kinder einer Backenmeiſterin, wo ich (Gott mag ihrs erſetzen, und mir ſo viel geben, meinen Dank werkthätig zeigen zu können) ſehr viel Gutes genoß. Allein nach und nach ward ihr meine Lehrart nicht recht; ich brachte den Kindern mit Beihilfe des Buchs: Religion der Unmündigen betitelt, Kenntniß unſers Körpers bei, machte ſie doch wenigſtens auf ſich ſelbſt aufmerkſam, da ich aus Mangel an Gelegenheit nicht im Stande war, ſie mit der ganzen Natur bekannt zu machen. Gab ihnen dann nach Campe die Regeln, Leib und Seele geſund zu erhalten; las dahin paſſende Geſchichten vor, und ließ ſie dieſe wieder erzählen, und ſtellte ihnen zum Muſter das Leben Jeſu dar; ſuchte einmal ſelbſt die wichtigſten Wahrheiten zuſammen, und die Herren Verfaſſer der Kinderakademie hielten es für gut, ſie dem 4ten Stücke der vorjährigen Kinderakademie beizurücken. Aber das gefiel der kurzſichtigen Frau alles nicht: ich ließ zu wenig ſchreiben, und katechiſirte zu wenig. Ich ſeh nicht ein, zu was das gut iſt, ſprach ſie, meine Kinder werden keine Doktors Frauen. Ich mußte es alſo ändern, und bei Klagen über ſchwere Zeiten entzog ſie mir ſehr vieles. Nun erwach ich wieder viele Morgen hungernd, dulde ſchweigend; denn ſollt' ich durch Klagen den Kummer meiner Aeltern mehren? So ſtreck ich denn auch Abends die verdorrenden Knochen wieder matter auf's Lager hin, den Schmerz und Kummer mitgerechnet, den meine Seele bei ſolchen Auftritten des Lebens fühlt. Eine ſchmerzliche Krankheit hinterließ mir viele Narben am Leibe; und eine damit verbundene fünf Wochen andauernde Erblindung beider Augen ſchwächte mein Geſicht ſo ſehr, daß es nun auch einer nur geringen Anſtrengung unterliegt. Meine Kleidung ſchwindet zuſammen, und mit der verliert ſich auch der Werth und der Kredit eines Menſchen, und Verachtung iſt dann das Loos des Armen. ꝛc.

O Erziehung! welchen Werth haſt du in den Augen der Groſen! —

Ich bin ein Schullehrer, aber ein armer. Ich ſuchte zu verſchiedenenmalen durch unterthänige gegründete bittliche Einlangen Hilfe; es erfolgte aber jedesmal das Widrige, und muß mich leider immer abgewieſen ſehen. Mit einem jährlichen Einkommen von etwa 80 oder 90 fl. muß ich Weib und 6 eheleibliche Kinder verſorgen und ernähren: und überdas noch bei meinem geringen Beſitzthum vorhandene fürſtl., und andere in der Gemeinde vorfallenden Abgaben jährlich davon präſtiren. Das Fixum beſteht jährlich in 42 fl. Das Accidens in Aemtern und Todtesfällen von etwa 20 fl. Die Schule vom Herbſte anfangend, und den Winter hindurch, überhaupt 8 oder 9 fl., und endlich die von mir beſeſſene Lehrerſöldnersgerechtigkeit, worauf kümmerlich 1 Kuh unterhalten werden kann, iſt gänzlich jährlicher Nutzen hievon höchſtens 16 oder 17 fl. Thut nun die Summe in obigen jährlichen Einkommen von etwa 80 Gulden. Nun geruhen Sie zu überdenken, wie kümmerlich ich, mit ſolch geringem Sold, nebſt Weib und Kindern leben muß: — und ſchon ganzer 19 Jahre muß ich mich ſo armſelig fortfretten,*) und behelfen. — So elend, — ſo verlaſſen! — und doch ein Mann, mit Weib und Kindern ehrlich! — Möchte doch der Himmel mich einſt zu einem wahren Menſchenfreund leiten, dem das Wohl einer armen ehrlichen Familie am Herzen läge. Wie dankbar, und wie mit unvergeßlichem Gebete würde ich gegen einen ſo ausnehmenden Gutthäter meines Aufkommens lebenslänglich mich verbinden! —

*) So viel als fortkommen.

Gott im Himmel! wie wenig Menſchen wiſſen, was Armuth iſt. —

Ich will ihnen kurz etwas von meinem Elende erzählen. Neun Jahre lebe ich ſchon mit meinen drei Waiſen ohne Vater, und ich unterrichtete ſie in allem; und da ich faſt von Niemanden unterſtützt war, ſo nahm ich von einer Perſon Geld auf, bezahlte aber daran 14 fl., und jetzt bin ich noch 38 fl. ſchuldig, und dieß ſchon ſeit 6 Jahren. Dieſe Perſon quält mich ungemein hart, ſie droht mir all meine Hab zu nehmen, und will mich jedermann zur Schande preis geben. Geſtern ſollte ich ſie ſchon bezahlt haben, aber vor dem Auguſt kann es noch nicht ſeyn; und da es ſo ſchon viele Jahre iſt, ſo kann ſie freilich dieß fordern. Ich gieng nun zu 13 Perſonen, zu Reichen und Bekannten, Freunden, und zu andern; ich bat ſie, ſie möchten mir bis auf den Auguſt dieß Geld vorſtrecken. Ein rechtſchaffener Herr ſtund mir Bürge, und ſie waren grauſam genug, da es ihnen durch dieſen allein verſichert war, mir dieſe Bitte abzuſchlagen. Sie achteten nicht meiner Thränen; einige ſprachen, wenn ich ſterben müßte, ſo gäben ſie mir nichts, und ließen mich ſo in der Noth ſchmachten ꝛc. —

Sterben — — — Ja! — denn noch, bevor ich dieſen Brief erhielt, ſtarb ſie wirklich.

So weit kann der ehrlichſte Mann im Staate ſinken. So nützlich iſt mancher — und wo iſt Hilfe, wo Rettung? Könnte dieſe originelle Zeichnung wahrer Armuth doch manchen Reichen zum Mitleid bewegen!! —

Mein dankbares Gefühl fordert mich auf, Ihnen eine genaue und aufrichtige Rechenſchaft von meinen häuslichen

Umſtänden vorzulegen, um Sie dadurch zu überzeugen, daß Sie eines Theils ihre Freundſchaft an keinen Unwürdigen verſchwendet haben; andern Theils aber, daß mein anhaltendes Unglück mir es ſchlechterdings unmöglich machte, die bewußte Summe weder friſtenweiſe, noch vielweniger auf einmal (ſo ſehnlich ich es auch zum Frommen meiner eigenen Rechtſchaffenheit wünſchte) zurückzubezahlen.

Um Ihnen aber dieſe Wahrheiten deſto auffallender und einleuchtender zu machen — um mich in ihren Augen vollkommen zu rechtfertigen, erlauben Sie, daß ich Ihnen die ganze Geſchichte meines dermaligen Hierſeins, und die mit ſelber verbundene verſchiedene Schickſale, und anhaltende Widerwärtigkeiten, mit der wahren Aufrichtigkeit eines rechtſchaffenen Mannes erzähle.

Die Verſchiedenheit der Umſtände erforderte, daß ich in dieſer Erzählung etwas weitläufiger werden, und mich manchmal ziemlich bieder ausdrücken mußte. Ich ſchreibe aber an einen Menſchenkenner, an einen Menſchenfreund, der meine wahrhafte Erzählung nach Muße durchleſen, mit Nachſicht prüfen, und mit edler Theilnehmung ſich ganz in meine Lage hinein denken wird.

Sobald ich im Monat März vorigen Jahres mein Dimmiſſionspatent erhielt, reiſete ich mit meiner Familie ſogleich hieher, nicht in der Abſicht, mich wieder niederzulaſſen, und eine Bedienung zu erhalten (denn ich konnte ſchon voraus ſehen, daß meine Feinde alles anwenden würden, mir alle Wege hiezu unzugänglich zu machen) oder meinen Verwandten oder ſonſt jemanden zur Laſt zu fallen, ſondern mich ſogleich durch meine perſönliche Stellung in den Beſitz der höchſten Gnade zu ſetzen, (kraft welcher ich als ein quittirter Offizier wieder frei und ungehindert in mein Vaterland zurück kommen konnte) und dann mich nach A** zu begeben, weil ein gewiſſer Herr von N*, der vormals fürſtlich N—iſcher Hofrath war, mir ſowohl bei meiner Durchreiſe daſelbſt, als auch einige Wochen hernach, als er ſich ein paar Tage mit ſeiner Gemahlin hier befand, mir ſein Wort gab, daß er mir bei einem gewiſſen Herrn von N** in W** eine geometriſche Arbeit, nemlich durch Ausmeſſung ſeiner Güter, vorigen Sommer ſicher verſchaffen, hernach aber durch ſein Anſehen und Anempfehlung es bei dem M** dahin bringen wollte, daß ich als wirklicher Geometer mit einem ſtehenden hinlänglichen Gehalte angeſtellet würde. Es kam auch ſchon ſo weit, daß ich ihm einen Anſchlag überſchicken mußte, wie viel ich für Ausmeſſung eines jeden Morgen Landes begehrte. Ich bin außer deſſen ſchon dieſem Manne und ſeiner braven Gattin viele Verbindlichkeit ſchuldig, deßwegen kann ich heute noch nicht begreifen, warum er ſein theuer gegebenes Wort nicht hielt. Ich machte ihm wiederholt die dringendſten Vorſtellungen, und konnte doch nicht eine Zeile von ihm erhalten. Wie kann ich alſo anders denken, als daß dieſer ehrliche Mann durch einen meiner Feinde auf die unverantwortlichſte und unerſetzlichſte Art hintergangen, und gegen mich eingenommen worden; denn ich hatte die Unvorſichtigkeit, meine gute Ausſicht in der unſchuldigſten Abſicht überall zu erzählen, damit man nicht glauben ſollte, ich wäre nur nach M** gekommen, um entweder meinen Verwandten oder jemanden anderem zur Laſt zu fallen, oder den Fürſten mit Bitten zu überlaufen. Ich erfahre aber jetzt zu ſpät, wie ſehr ich meine gutherzige Vertraulichkeit zu bereuen habe. Ich lernte endlich gewiſſe Heuchler kennen, die mir in's Angeſicht alles Gute gönnten, mich bedauerten, und dann ihr tückiſch, ſchadenfrohes, neidiſches Herz hinterm Rücken gegen mich ausgoßen.

Ich wohnte in der erſten Zeit meines Hierſeins bei meiner Tante mit meiner Familie, und meine Schweſter zahlte derſelben für uns das Koſtgeld. Weil ſich aber eines Theils meine Frau mit meinen Verwandten nicht recht vertragen, andern Theils auch ich ſelbſt mit Weib und Kindern denſelben nicht länger mehr zur Laſt fallen, und überdieß von Niemanden ſo unterſtützt werden konnte, um von hier wieder abreiſen zu können, ging meine Frau auf ein paar

Monate zu ihren Aeltern nach J**, ich aber blieb noch hier, um zu ſehen, ob ich nicht doch noch auf eine oder die andere Art unterkommen könnte, fand aber überall die unüberſteiglichſten Hinderniſſe.

Ich ſuchte nemlich durch Protektion des Herrn Grafen *** bei dem Hof — als *** indeſſen auch nur ohne Sold angeſtellt zu werden, woraus mir wenigſtens der Vortheil zugefloſſen wäre, daß ich wieder in einer gewiſſen Bedienung durch Commiſſionen einiges Geld hätte verdienen können. Aber dieſer Graf äußerte hundert Schwierigkeiten, ohnerachtet ſeine Frau Schwiegertochter mich ihm beſtens empfahl; und ich erfuhr hernach, als ich von dieſem Beginnen auch wieder abſtund, daß derſelbe nebſt noch einigen Räthen, die mir zu dieſer Bedienung hätten behilflich ſeyn können, durch einen Menſchen gegen mich eingenommen worden, der mich ihnen mit tückiſchſtiller Schadenfreude als ein Subjekt ſchilderte, das zu dieſem Metier gar nicht taugte. Der Verräther, der ſelbſt nichts als den bloßen empiriſchen Mechanismus dieſer Wiſſenſchaft verſteht, und allenfalls Nichtkenner durch Ausmalung eines Plans einnehmen kann — dem ich in meinen beſſern Tagen viele Freundſchaft erwieß, benahm mir durch ſeine niederträchtige Verläumdung auch wieder eine meiner gehofften Ausſichten.

Indeſſen glaubte ich doch noch einen Hinterhalt zu haben, der mich wenigſtens einige Zeit in Stand ſetzen ſollte, von eigenem Verdienſte mich zu unterhalten, ohne jemanden zur Laſt fallen zu müſſen. Als ich nemlich gerade vor einem Jahre bei meinem Bruder war, machte ich mit einem gewiſſen Journaliſten Herrn v. ** Bekanntſchaft. Ich hatte in meinem fünfmonatlichen Aufenthalte daſelbſt einige von mir nach und nach verfaßte Aufſätze über zwei mathematiſche Gegenſtände zuſammengetragen, und daraus ein Ganzes verfertigt. Aber noch vor der gänzlichen Ausführung der Sache erheiſchte das erhaltene Dimiſſionspatent meine Gegenwart in M***. Ich überließ alſo bei meiner Abreiſe meine beide Manuſcripte dem Herrn Journaliſten zurück.

Doch kaum war ich ein paar Monate hier, als ich die fatale Nachricht erhielt, daß derſelbe wegen einer anzüglichen Broſchüre, die er wider den Magiſtrat der Stadt N*** verfertigt haben ſoll, perſönlich arretirt, und ſeine Papiere obſigniret worden ſeyen. Dieſer auch für mich ſo nachtheilige Proceß begann ſich ſo ſehr in die Länge zu ziehen, daß er heute noch nicht geendiget iſt, wie mich das letzte Schreiben unſers Verlegers des Herrn *** verſichert. Nun weiß ich ſeit Jahr und Tag nichts von dem Schickſale dieſer Manuſcripte; vermuthlich ſind ſie auch mit den übrigen Schriften des Herrn Journaliſten obſignirt. Ich ſchrieb verſchiedenemale an denſelben ſowohl, als an meinen Bruder, erhielt aber bisher nicht eine Zeile. Meine Werke liegen alſo da zu meinem unwiederbringlichen Schaden unbenützt, wie ein Kapital, wovon die Intereſſen nicht bezahlt werden. Das Honorarium würde mir wenigſtens ſo viel eingetragen haben, daß ich davon beinahe ein Jahr hätte leben, und einem günſtigern Zeitpunkte abwarten können, ohne in der traurigen Nothwendigkeit geweſen zu ſeyn, jemanden in der Welt zur Laſt zu fallen; wenn ich auch die Reputation, die ich durch die Herausgabe dieſer Werke ſowohl im Aus- als Inlande würde erneuert haben, nicht in Rechnung bringen will. Wer iſt im Stande, mir einmal wieder den Schaden, der mir hiedurch zufließt, zu erſetzen? Würde ich alle die häusliche Sorgen, all den marternden Kummer zu ertragen gehabt haben? würde ich in die fatale Nothwendigkeit geſetzt geweſen ſeyn, in manchen Fällen die erniedrigendſte Demüthigungen ertragen zu müſſen? wäre mir nicht vielleicht der Weg zu meinem weitern Fortkommen gebahnet worden, wenn mein feindliches Schickſal nicht auch von dieſer Seite mir einen ſo unerſetzlichen Streich verſetzt hätte?

Endlich um meine Widerwärtigkeiten auf den höchſten Grad der Unerträglichkeit zu bringen, kam meine Gattin mit ihrem Kinde auch wieder den 2ten Julius verfloſſenen Jahres aus J** von ihren Aeltern zurück, die ſie nicht länger mehr behalten wollten, ſondern für gut fanden, ſie mir wieder zuzuſchicken. Ich war alſo gezwungen, meine eigene Oekonomie anzufangen, um meine Verwandten nicht wieder den unangenehmſten Verdrüßlichkeiten auszuſetzen, hauptſächlich aber denſelben mit meiner Familie nicht länger beſchwerlich zu ſeyn. Meine ganze Baarſchaft war damals 36 kr. Ich hatte weder Bette, noch ſonſt das Mindeſte vom unentbehrlichſter Hausrathe: was war alſo zu thun? — Ich mußte alles miethen, und bekam mit harter Mühe ein Zimmer nebſt einiger Einrichtung für 3 fl. monatlich — ein Mittageſſen für 3 Perſonen zu 6 fl., wobei wir doch noch hungern mußten. Meine Schweſter verſprach mir von dieſer Zeit an bis Ende Aprils gegenwärtigen Jahres monatlich 1 fl. 30 kr., und hielt auch richtig ihr Wort.

A. Den 10ten Julius fing endlich der mathematiſche Unterricht bei dem jüngern N° zu monatlichen 6 fl. an. Ich wurde erſt mit Ende des Monats mit 4 fl. bezahlt, weil die erſten Tage abgezogen wurden. Wie war es alſo möglich, mit meiner Baarſchaft von 36 kr., und den von der Schweſter mir beſtimmten kleinen Thaler zuſammen mit 2 fl. 6 kr. den ganzen Monat zu leben? —

B. Den erſten Auguſt war alſo meine Einnahme obige 4 fl., und 1 fl. 30 kr., zuſammen 5 fl. 30 kr.; davon mußten 3 fl. für Miethe, 6 fl. für Koſt bezahlt, und wieder den ganzen Monat die übrigen Bedürfniſſe angeſchafft werden.

C. Den 1ſten September empfing ich das erſtemal die 6 fl. für den Unterricht des B. v. °°, dann den mehrerwähnten ſchweſterlichen Thaler, zuſammen 7 fl. 30 kr. In eben dieſem Monate fing ich die 2 Kinder eines Herrn Sekretärs zu unterrichten an, monatlich nur zu 1 fl. 30 kr., welches ich aus Diſcretion that, weil ich ihm auch ein und andere Erkenntlichkeiten ſchuldig war, welches Geld ich aber auch erſt einnahm.

D. Den 1ſten Oktober, wo ich alſo nebſt den 6 fl. und ſchweſterlichen Thaler 9 fl. erhielt.

E. Den 1ſten November war, wie im vorigen Monate, die Einnahme 9 fl. In eben demſelben fing der Unterricht bei dem Sohne des Herrn A°, und bei den drei Kindern des Herrn L° an, wo bei erſtern nur für wöchentliche 4 Stunden 2 fl. 24 kr., bei letztern aber für wöchentliche 6 Stunden, und noch obendrein für 3 Kinder nur 3 fl. monatlich accordirt wurden.

F. Den 1ſten December ſtieg alſo mein ſaurer Verdienſt auf 14 fl. 24 kr. In eben dieſem Monate fing auch der Herr N° ſelbſt Unterricht auf Billeten zu nehmen an. Alſo

G. den 1ſten Januar die ſtärkſte Einnahme von obigen Scholaren zuſammen 17 fl. 24 kr.

H. Den 1ſten Hornung wurden mir wegen der Krankheit des jüngern Baron v. °° die gewöhnlichen 6 fl. nicht bezahlt, war alſo meine Einnahme nur wieder 11 fl. 24 kr.

Für die verfertigte Extraarbeit nahm ich im Januar ein 15 fl., welches mich in Stand ſetzte, meine Koſt aufzukünden, ein und andere Kleinigkeiten an unentbehrlichem Geſchirre anzukaufen, um ſelbſt menagiren zu können. *) Nun wünſchte ich mir ſchon zu einer beſſern Zukunft heimlich Glück; aber auf einmal war meine Freude wieder dahin. Nebſt dem, daß ich das gewöhnliche Salarium von Baron v. °° nicht erhielt, und wahrſcheinlicher Weiſe auch für dieſen Monat nicht erhalten werde, ſo wurden wegen gegenwärtigen neuen Einrichtungen auch meine Arbeiten bei Hrn. N° wieder eingeſtellt. Mein mich ununterbrochen

---

*) Ich würde gleich anfangs keine Koſt genommen haben, ſondern hätte ſelbſt kochen laſſen, wenn ich nur die mindeſte Einrichtung und ein paar Thaler in Vorrath gehabt hätte. Um alſo nicht gleich den erſten Monat verhungern zu müſſen, mußte ich dieſe Koſt auf monatliche Bezahlung nehmen. Als ich nun am Ende des erſten Monats bezahlte, hatte ich wieder keinen Heller; und ſo giengs mir von einem Monate zum andern.

verfolgendes Schickſal fing alſo da wieder an, wo mich es gelaſſen hatte.

Ich war im Anfange der kalten Witterung nicht im Stande auf einmal auch nur das kleinſte Fuder Holz anzuſchaffen; ich mußte es alſo kreuzerweiſe von eigennützigen Mäklern, und für ein Bund von etlichen kleinen Stücken ſamt Tragerlohn 7 kr. bezahlen. Bei ſehr kalten Tagen reichten mir kaum 2 Gebünde zu 14 kr. täglich hin, um uns nur nach dem größten Bedürfniſſe ein wenig für Kälte zu ſchützen. Seit dem Ende Septembers bis in Januar verkaufte ich von dieſem Bettlerholz für mehr als 10 fl. Die R*** Arbeit ſetzte mich endlich im Januar einigermaßen in Stand, eine kleine Fuhre auf einmal zu kaufen.

Vom Monate Julius an, bis Ende Septembers, mußte ich wegen zugeſtoßener Unpäßlichkeit faſt täglich Medicin nehmen, mithin auch wieder dem Apotheker und Arzt etliche Gulden bezahlen.

Nun rechne man noch, was ich für das nöthige Brod auf die Nacht, für das Frühſtück meines Kindes (wenn ich auch täglich für letztes nur einen Kreuzer rechne) manchmal für etwas Bier, um die Kräften nicht ganz zu verlieren, für Licht, und andere auch in dem ärmſten, kleinſten Hausweſen unentbehrliche Bedürfniſſe: für Schuſter, Schneider, Zwirn, Wolle zum nähen und ſtricken, dann endlich einer Menge anderer Kleinigkeiten auszugeben habe; und man wird aus dem, was ich bisher Erweisliches geſagt, und was beiliegende kurze Ueberſicht all meiner Einnahmen und Ausgaben auszeiget, leicht die Möglichkeit einſehen, und begreifen, daß die immer abwechſelnde und unſichere Einnahmen bei weitem nicht zureichen können.

Hätte ich gleich anfangs, als ich ſelbſt zu menagiren anfangen mußte, einen Menſchenfreund gefunden, der mich mit einem großmüthigen Beitrage auf einmal unterſtützt hätte, ſo hätte ich mir davon gleich ſelbſt ein ſchlechtes Bette, und einen geringen Hausrath anſchaffen, und eine kleine Wohnung auf halbjährige Aufkündigung miethen, und meine Frau ſelbſt können kochen laſſen. Aber ſo mußte ich ſeither allen Profit, in dem einen ſowohl, als dem andern, fremden eigennützigen Leuten überlaſſen.

Meine Tante hätte mir zwar wohl mit einem Bette, und andern nöthigen Geräthſchaften ſo lange aushelfen können, bis ſich meine Umſtände verbeſſert hätten; aber ſie läßt lieber alles unbenützt da liegen, als daß ſie den Sohn ihrer verſtorbenen Schweſter (die in ihren jüngern Tagen ſehr vieles für ſie gethan hat) damit unterſtützen ſollte, und (wie natürlich) ſein Aufkommen befördern. Ja ſie war ſo eigennützig, daß ſie auch von dem Koſtgelde, welches meine Schweſter die erſten Monate meines Hierſeins für mich bezahlte, einen nicht geringen Profit ſich zueignete.

Meine Schweſter hat zwar ſehr vieles an mir gethan, für welches ich ihr auch ewig dankbar ſeyn werde, aber weil ſie mir dieſe Wohlthaten nur von Zeit zu Zeit zufließen ließ, welche dennoch ſeit einem Jahre auf eine beträchtliche Summe hinauslaufen (indem ſie vom Anfang meiner hieſigen Ankunft 5 Wochen meiner Tante für mich und meine Familie, dann vom Monate Mai bis 2. Julius für mich allein das Koſtgeld bezahlte, meiner Frau aber, die 2 Monate, als ſie in J** war, für das Kind jeden Monat 1 fl. 30 kr. ſchickte, und welches Geld ſie mir hernach, wie oben ſchon erwähnt, auch bis Ende Aprils zufließen läßt) ſo erleichterte ſie mir zwar in der größten Noth in etwas mein Schickſal; hätte ſie mir aber im Gegentheil durch eine mäßigere Summe, die ſie mir auf einmal gegeben, oder wenn ſie nicht konnte, für ſelbige gut geſtanden wäre, ausgeholfen, würde ſie mir unvergleichlich mehr Vortheil verſchafft, und mich in Stand geſetzt haben, mein Hausweſen ſogleich auf einen ordentlichen Fuß zu ſetzen, und mich obendrein noch all der Leiden, Verachtung und Demüthigungen überhoben haben, die ich ſeither ſo häufig auszuſtehen hatte.

Die Aeltern meiner Frau, welche zwar ſchon ſehr alt ſind, und ſelbſt nicht viel zum Beſten haben, hätten doch ein übriges Bett, womit ſie ihrer Tochter aushelfen könnten; ſie ſind aber auch weder hiezu, noch zur Unterſtützung mit einem andern kleinen Hausgeräthe zu überreden.

Aus erwähnten erweislichen Umſtänden wird es leicht begreiflich ſeyn, daß es bisher unmöglich war, mich, auch nur im geringſten, auf eine erträglichere Lage empor zu ſchwingen. Aus dem aufrichtigen Detail all meiner bisherigen Einnahmen und Ausgaben aber erhellet klar, daß ich die erſten Monate faſt gar nichts erhielt, und doch Miethe, Koſt und andere Nothwendigkeiten beſtreiten ſollte, ich war alſo gezwungen einige meiner beſten Habſeligkeiten gegen verderbliches Intereſſe in der äußerſten Noth zu verſetzen, auf der andern Seite auch Menſchen zu ſuchen, die mir etwas vorſtreckten, um es wieder abzuverdienen. Wie z. B. Herr N°°° lieh mir nach und nach 8 fl., welche ich mich anheiſchig machte, mit eben dem 1 fl. 30 kr. wieder zurück zu zahlen, welchen ich monatlich für meinen Unterricht erhielt. Ich nahm alſo ſeit dem Monate September keinen Heller an dieſem Poſten ein, und auf dieſe Art mußte ich es hernach bei den übrigen Scholaren auch machen, ſo, daß ich im Monat Januar, wo meine ſtärkſte Einnahme war, kaum 4 fl. baar erhielt. Nun ſetzte mich erſt die Krankheit des jüngern B. v. N° ſeit 3 Monaten in die ſchrecklichſte Verlegenheit, nachdem er ſowohl als ſein Vater hart genug ſeyn können (unerachtet ich ſie ſowohl ſchriftlich als mündlich wiederholt dringendſt bat) mir die monatliche 6 fl. für meinen ohne mein Verſchulden unterbrochenen Unterricht nun ſchon im 3ten Monate vorzuenthalten, und der Jüngere lieber ſein Geld, wie ich öfters ſelbſt Augenzeuge war, wenn ich ihn beſuchte, zu 10 — 15 fl. verſpielt, als daß er einem Unglücklichen, wo nicht aus Pflicht, wenigſtens aus Mitleiden und Menſchenliebe mit dieſer monatlichen Kleinigkeit aushelfen ſollte. Vor etlichen Tagen iſt er nun gar auf einige Wochen nach N° gereiſet, und benimmt mir hiedurch auch für dieſen Monat meinen gehofften Verdienſt. Dieſer Umſtand ſchlägt nun meine häusliche Ausſichten vollends nieder. Ich wünſchte immer nichts ſo ſehr, als durch Arbeit und Thätigkeit mein Hausweſen wenigſtens auf einen nur zur Hälfte erträglichen Fuß zu ſetzen. Wenn aber immer durch unerwartete Zufälle alle meine Ausſichten durchkreuzet und vernichtet werden, wie iſt es menſchenmöglich, mich nur im geringſten zu erholen? denn gerade, als ich dieſes ſchreibe, liegt wieder einer von meinen Scholaren an den Kindspocken krank danieder, und muß alſo wieder den ganzen Monat in der bangen Erwartung harren, ob ich am Ende dieß mein Monatgeld erhalte. Nun ſetzen wir auch noch zu dieſen Fatalitäten, daß mir meine Frau die mir auf dem Hals liegende Bürde der Nahrung nicht im mindeſten durch Handarbeit erleichtern kann.

Dies iſt die wahrhaft traurig- und erbärmliche Lage eines Menſchen, der gewiß ein beſſers Schickſal verdiente, der gerne thätig, arbeitſam und unermüdet wäre, wenn er nur Gelegenheit genug hätte, ſich ſo viel zu verdienen, daß er ſich und ſeine Familie ehrlich nähren könnte. So aber habe ich oft nicht einmal einen Kreuzer, daß ich mir den zum unabänderlichen Bedürfniſſe gewordnen Tabak kaufen könnte.

Kurze Ueberſicht

aller Einnahmen und Ausgaben ſeit dem 1. Julius vorigen Jahres bis Ende Hornungs 1788.

Einnahmen.

A. Im Julius	. . . .	2 fl.	6 kr.	
B. — Auguſt	. . . .	5 —	30 —	
C. — September	. . . .	7 —	30 —	
D. — Oktober	. . . .	9 —	— —	
E. — November	. . . .	9 —	— —	
F. — December	. . . .	14 —	24 —	
	Latus	47 fl.	30 kr.	

G. — Jänner	17 — 24 —
H. — Hornung	11 — 24 —
NB. Für die Arbeit	15 — — —
Eine großmüthige Unterſtützung .	20 — — —
Summa dieſer	111 fl. 18 kr.

Ausgaben.

Koſtgeld für 7 Monate zu 6 fl. .	42 fl. — kr.
Trägerlohn zu 30 kr. . . .	3 — 30 —
Miethe für Zimmer, Bette und Einrichtung auf 8 Monate zu 3 fl.	24 — — —
Wäſche für 8 Monate zu 25 kr. .	6 — — —
Täglich nur für 4 kr. Brod . .	16 — — —
Täglich 1 Maaß Bier zu 3 kr. .	12 — — —
An Schuſter	8 — — —
Brennholz	14 — 54 —
Licht täglich nur 1 kr. . .	4 — — —
Barbier	3 — — —
Apotheker	4 — — —
Chirurgus	3 — — —
Frühſtück für das Kind täglich nur 1 kr.	4 — — —
Auf hundert andere, auch in der kleinſten Wirthſchaft ohnentbehrlichſte Bedürfniſſe	8 — — —
An Schneider	3 — — —
Summa dieſer	157 fl. 24 kr.

Wenn nun die Einnahmen von den Ausgaben abgezogen werden.

Summa der Ausgaben . .	157 fl. 24 kr.
— — Einnahmen . .	111 — 18 kr.
Reſt	46 fl. 6 kr.

So ergiebt ſich, daß ich, ohnerachtet ich ſeit dem erſten Hornung die Koſt aufgekündet, mithin faſt den ganzen Monat gehungert, und nur ſelten etwas gegeſſen, daß ich um 46 fl. 6 kr. zu wenig eingenommen, mithin eben ſo viel noch ſchuldig bin.

War ein guter Jüngling, hätte einen beſſern Vater verdient.

Geſtern kam ich heim, und aus des Vaters Brief werden ſie leicht auf den Willkomm ſchließen. Ich traf ihn nicht an, als ich in die Stube trat; die Mutter ſaß da in Kummer, und ausgezehrt bis auf die Knochen; Mariane meine Schweſter, die ihrer pflegt, ſtand an einer Ecke des Tiſches; wir alle waren ſtill, und voll ängſtlicher Erwartung. Ich wollte ſie einſtweilen tröſten, und war mir ſelbſt zu kram. Wir gingen Abends ſpät zu Bette, und lagen aber keine halbe Stunde, als der Vater kam. Ich war von der Reiſe und dem ſo ſchlimmen Wege müde, und ſchlummerte ſchon. Des Vaters Grimm weckte mich mit einemale; ich mußte auf, Beinkleider und Schuhe hatte ich angezogen, und entlief ſeiner Wuth, er verfolgte mich mit der Peitſche, verlor mich aber in der Nacht, und ich wurde bei einem gaſtfreiern und mitleidigern Nachbar gütlich aufgenommen. Am Morgen kam mir die Erlaubniß heimzugehen. „Zween Tage kannſt du dich von deiner Reiſe erholen, und fort. Du haſt mir verſprochen geiſtlich zu „werden — und dann war mein Wille unter die Soldaten „mit dir; nie haſt du gethan, was ich wollte. Den Brief „da mag dir wer geſchrieben haben, um mich nochmal zu „hintergehen — — —“ Daß ſich Gott erbarme, verlaſſen Sie mich nicht! Wer würde mir ſonſt auf weiter Gottes Erde meine Rechte, die Gott mir gab, die die Natur mir zuſagte, wiedergeben? Und wer kann meinen Verluſt ſo ganz wie Sie und ich kennen, oder wem wollte ich mein Schickſal wohl noch klagen? Beſchimpft, mißhandelt, verlaſſen, und fremd wie ein Geächteter bin ich in meinem Vaterlande — — — O meine Lieben! Danken will ich euch, und wenn ich auf einem euerer Hügel ſterben kann.

Gewiß, Sie ſollen ſich einſt freuen, ſich meiner angenommen zu haben.

Dieſer war ſein lezter Brief. nun hat er ausgelebt — ausgelebt die Tage des Elendes. Was iſt doch der Menſch? Ruhe in Frieden!! —

Zwei Tage darauf, als der Brief an Sie fort war, begegnete mir mein jüngſter Bruder; er ſagte mir, daß der Vater nicht lange nach meiner Abreiſe einen Brief von Ihnen erhalten hätte. Ich verlangte deſſen Inhalt, und geſtern kam mir mit dem Ihrigen einer. Ich mag Ihnen nicht ſagen, was er ſchreibt; genug! ich bin von ihm verlaſſen. Hat er jemal ſeinen Sohn gekannt, ſo iſt es himmelſchreiende Sünde, wie er mit mir umgeht! Ich will nicht zagen und weinen, wie ein Kind, vor keinem Menſchen hat mich mein Schickſal noch Thränen gekoſtet, aber daß ich an Ihrer Bruſt all mein Elend ausweinen könnte! Sie ſollen mich ſehen, einſam und verlaſſen, kein ganzes Hemd auf dem Leibe, ohne Schuhe, ohne Rock, zerriſſen, blaß, hager und verwüſtet, Troſt und Freude verloren. Sie, Sie ſind meine Hoffnung noch, o! verlaſſen Sie mich nicht. — Die Bitte in meinem letzten Briefe an Sie iſt kühn, aber es iſt auch die äußerſte Noth. Der Jüngling, ſeiner Rechte, die ihm Gott gab, die die Natur ihm zuſagte, entſetzt, beſchimpft, beleidigt, mißhandelt, o! wenn er ein fühlbares Herz hat, ſeinen Verluſt kennt, er kann keinen Unglücklichern über ihm denken! Mariane, meine Mutter, ſie mit dem beſten Herzen dauert mich unausſprechlich, ſie ſind unſchuldig, und was ſie meinetwegen leiden! Richter, Richter, was hab' ich, was ſie dir gethan! daß du ihn zum vorgeſetzten Mörder ſeines Sohns, zum Treuloſen an ſeinem Weibe machſt? Mit weinenden Augen klagte ſie mirs, wie er oft in Faßnächten über eine Nacht den Sold des ganzen Mondes mit einer buhleriſchen Dirne in der Schenke verſchwelgt; ſein ehrlich angetrautes Weib mißhandelt er, und ſeine Kinder kann er im Elende wiſſen.

Gott, dir ſei es geklagt! verzeih ihm und gib mir bald den ſeligen Morgen, wo ich mich meines Daſeyns wieder freue, und meine Mutter tröſten kann.

Er wagte Leib und Leben für ſein Vaterland, und äußerſte Armuth war der Lohn ſeiner letzten Tage. —

Vierzig ganzer Jahre ſtand ich unausgeſetzt in Militärdienſten, und habe zehn Feldzügen mit aller Ehre eines tapfern Soldaten beigewohnt. Ich habe 12 Jahre ſowohl in Kriegs- als Friedenszeiten die Adjutantencharge begleitet: habe mir endlich wegen im Feld empfangenen feindlichen Bleſſuren, beſonders aber durch die in der letzten ſchleſſiſchen Wintercampagne als Adjutant ausgeſtandene ſtrenge Kälte, meine Geſundheit ruiniret, und mir hierdurch die langwierigſten Krankheiten zugezogen.

Damit aber mein Elend vollkommen wurde, mußte ich wegen der 1771 und 72 obwaltenden unerhörten Theurung mit meinen nur 5 angehörigen meiſt krankliegenden Perſonen Geld aufnehmen: mußte übertriebenen Juden Zins zahlen; wodurch ich unausweichlich in einen ſolchen Schuldenlaſt gerieth, aus dem ich mir nicht mehr heraushelfen konnte.

Ich ward alſo nothgedrungen mit gnädigſter Genehmigung meine Oberlieutenantsſtelle zu verkaufen, um meine Gläubiger zu befriedigen, und von dem wenigen Ueberreſt mit den Meinigen ſo genau als kümmerlich leben zu können.

Allein auch dies ſo wenige war in Bälde hin. Meine Ehegattin, die über 3 Jahre an einem unheilbaren Schaden krank lag, ſtarb; meine Tochter, die mir durch ihre unermüdete Handarbeit den Unterhalt erleichterte, ſtarb auch.

Ich bat um einige wenige Penſion, oder in eine Spitalsverpflegung aufgenommen zu werden, konnte aber nie auch nur die geringſte Hülfe erhalten.

Nun hat mein Elend den höchſten Grad erreicht: immerzu kränklich, von Jedermann verlaſſen, und in meinem 69ſten Jahre ärmer als der ärmſte Gaſſenbettler, hab und weiß ich keine Zuflucht ꝛc.

Iſt es möglich, daß wir noch in den Zeiten der Aufklärung Tage erleben, in welchen gute Handlungen unbelohnt bleiben? —

Sie wiſſen, daß Belohnung ſchöner Handlungen in der Welt, wenn ſie ſo allgemein wäre, wie Beſtrafung der Böſen, unendlich viel Gutes hervorbringen könnte; daß die Thätigkeit der Menſchen hierdurch belebt, und manche ſchöne That erſcheinen würde, welche nun oft, weil keine Achtung dafür iſt, unterbleibt. Mit dieſem gemeinſchaftlichen Glauben im Herzen habe ich mir den Muth genommen, Ihnen hier eine Bitte vorzutragen.

Den 13. Februar brach in der Stube meines Nachbars Feuer aus, da beinahe die halbe Gemeinde in der Kirche war. Der Wind, welcher an dieſem Tage raſete, drohte dem ganzen Dorfe den nahen Untergang um ſo gewiſſer, weil faſt alle Häuſer hier mit Stroh gedeckt ſind. Meine Kapläne waren die erſten, denen man die Rettung zu verdanken hat. Kaplan R* drang in die Stube, zog die im Rauch hingeſunkenen Kinder nicht ohne eigne Gefahr heraus, und Kaplan W** traf indeſſen von außen kluge, und gedeihliche Anſtalten.

Sie haben ihre Schuldigkeit gethan, ſagt der Mann, der die Sache geradezu betrachtet.

Da, wo die Polizei Augen hat, werden aber auch die belohnt, welche ihre Schuldigkeit thun.

Ich wünſche nun, daß ſich dieſer Segen über die braven Prieſter zur Aufmunterung der Thätigkeit unter andern verbreitete. Sie ſind Männer von guten Herzen, die ihr Amt redlich und treu verrichten, aber leider zu einer weitern Verſorgung gar keine Ausſichten haben, denn ſie ſind

Titulanten armer Gemeinden. Der eine lauft ſchon im [illegible], der andere im 13ten Jahre in Cura herum, und wenn er noch ſo lange lauft, ſo iſt er ein alter Kaplan ohne Heimath.

Nun ſagt uns aber unſer Herz, wir ſollen keine Gelegenheit vorbei gehen laſſen, in welcher wir das Glück unſerer Brüder ſtiften können. Dieſe Rettung könnte dazu beitragen, wenn die guten Männer einen Freund hätten, der ihre Sachen betreiben möchte.

Ich habe nun gedacht, die Regierung darum anzugehen; aber ich hoffe wenig, wenn nicht ein Präſident die Sache empfiehlt, noch weniger, wenn die Sache auf meinen Namen gehen ſoll ꝛc.

Selten iſt wahre, reine Liebe; aber doch findet ſie ſich noch im Herzen einzelner guter Menſchen.

Wo willſt du dich nun hinwenden um Hülfe? um Rath? da alle deine Entwürfe und Ausſichten zerplatzt, und niedergeſchlagen ſind. Ach, guter Vater im Himmel! höre meine Klagen, und erbarme dich des ſchönen Werks deiner Hände, das ich liebe. Ich würde meinen Mund nicht aufthun, und keinen Seufzer dich hören laſſen, wäre nur ich unglücklich; da es aber dieſes gute, edle, und jedem Menſchen wohlwollende Mädchen iſt, die leidet. O! ſo laſſe meine flehende Stimme, Allgütiger! die immer zu dir aufruft, Gnade und Erhörung erlangen; ziehe die Bedrängte von ihren Qualen heraus, und mache ſie zum Wunder deiner Güte, und deine Gerechtigkeit kann dann über mich mit all ihren Schrecken hereinbrechen, mich anſtatt ihrer züchtigen, mich verfolgen, und mich empfinden laſſen, wie groß und heilig, und wie ſehr zu fürchten ſie ſeye. Nur laſſe mich nicht unterliegen; ſtärke mich, und dann laſſe mich wiederum leiden, bis das Maaß meiner, und meiner Lieben Strafen (wenn dieſelbe auch vielleicht einer ſchuldig iſt) getilget ſind; und dann weiß ich wohl ohnehin, daß, wenn deiner Gerechtigkeit Genugthuung geſchehen iſt, ſo kommt darauf deine Güte in unzählbaren Strömen der Glückſeligkeit über deine Geprüfte herein.

So dachte ich, ſo betete ich, als mir der Gedanke (faſt gewiß wohl als ein Vorbot der nahen Rettung aus dem Elende) in die Seele kam, um Hülfe anzuſuchen.

Hören Sie alſo meine Wünſche, und wenn Sie mir nicht helfen können, ſo ſchicken Sie mir doch ihr Urtheil über mein Unternehmen zur Antwort. Da ich zu Ihnen ſchreibe, ſo iſt mir ganz anders, als wenn ich andern ſchreiben müßte; es däucht mich, ich rede das erſtemal zu einem Menſchen, ihm kann ich meine ganze Seele ungeſcheut öffnen, und alle Falten meines Herzens, wie meinem Gewiſſens-Vater aufdecken, denn ich glaube, daß Sie meiner Offenheit nicht ſpotten, ſondern vielmehr alles mitfühlen werden. Nun hören Sie —

Ich liebe ein Mädchen, und Gott weiß es, daß mich weder Reichthum noch Schönheit dazu verleitete: denn erſteres beſitzt ſie gar nicht, und letzteres nicht ausnehmend, doch iſt ſie mir vor allen die ſchönſte; und eben darum, weil es dieſe Vorzüge nicht ſind, die mich einnahmen, ſo iſt meine Liebe feſter, ſicherer und dauerhafter, ſie gründet ſich auf das gute Herz dieſes Mädchens (wahrlich der größte Schatz, den keine Motten verzehren, oder ein Dieb ſtehlen kann!) ich nahm ihre edle Geſinnungen wahr, und dieſe ſind die Glut meiner Liebe.

Nun ſind wir beide unter einer Herrſchaft, und beide leiden wir unter derſelben Härte; ich meinestheils will nicht das Geringſte erwähnen, was mir widrig iſt, wenn nur meinem lieben Mädchen geholfen wird. Sie iſt Kindswärterin, und ohne Nachtheil ihrer Geſundheit kann ſie das ſtarke Schlafbrechen, die raſtloſen Arbeiten, und beſonders bei allen dem die unbegreifliche Strenge und Unart ihrer Frau nicht lange mehr aushalten. Sie muß alſo aus dieſen Umſtänden fort von dieſem Orte, wenn es ihr auch noch ſo wehe thut, mich zu verlaſſen. Denn nach ihren Ausdrücken liebt ſie mich nicht weniger, als ich ſie. Schrecklicher Gedanke für mich, von meiner Liebe getrennt zu werden! aber noch ſchrecklicherer Gedanke! daß ſie den Schlingen der großen Schurkenwelt preis gegeben, und tauſend Gefahren, tauſend Feinden der Unſchuld ausgeſetzt wäre. In ihrer Heimath läßt ſie ihre Stiefmutter, obwohl ſie es könnte, nicht ruhen; anderswo kennt man ſie nicht; und meiſtentheils, was immer gute Orte ſind, werden durch Empfehlungen beſetzt; und wohin nun? —

Auszug eines Briefs an den Grafen v. ***. Woher habt ihr das Recht euere Brüder ſo zu mißhandeln? Gott! was iſt der Arme, wenn er ärmer als arm iſt? der Elende, wenn er elender als elend iſt?

Euer hochfreiherrl. Exzellens ruhmvollſter Gerechtigkeits-Eifer, mit dem Hochdieſelben auch die Niedrigſten zu beglücken die ganz außerordentliche Gnade haben, hat auch mir Muth gemacht, nach einer beinahe dreijährig angedauerten — allen Rechten zuwiderlaufenden Mißhandlung meine Zufluchtſtadt bei Hochdenſelben demuthsvoll zu erflehen, und um hinreichende Satisfactions-Verſchaffung wehmuthsvollſt supplisanto anzuflehen.

Es mögen allbereits 3 Jahre ſeyn, als ein lediger Burſche in St** vorgegeben, daß ihm nächtlicher Weile etwelche Gulden entwendet worden wären, und wie wahrſcheinlich muß derſelbe hierüber bei einem wohllöbl. Landvogtamt ** auch die Anzeige gemacht haben. Es hat eben der ledige Burſche nach Ausſage ſeiner leibl. Schweſter die angeblich entwendet ſeyn ſollende etwelche Gulden in F** einen Tag zuvor verſpielet, und nur den Vorwand der Entwendung von daher genommen, weil er beſorgt, daß ſeine vorhabliche Verheirathung durch die Ruchbarkeit ſeiner Spielſucht in das Stocken gerathen möchte. Gleichwie alſo dem Landvogtamt ** de corpore delicti feu surti perpetrati nicht rechtlichen constiren konnte, um ſo viel minder konnte daſſelbe in Ermangelung der Gewißheit des Verbrechens zu einer Special-Unterſuchung ſchreiten. Es geſchah aber dennoch: und der Folge nach mußte ich als Thäter angeſchuldigt worden ſeyn, und, ob ich gleich ein zu St** hausgeſeſſener Mann bin, von dem man ſo ſchlechterdings eben nichts zu beſorgen gehabt hätte, daß ich wegen einer ſolchen Anſchuldigung der Juſtiz den Rücken kehren möchte, ſo wurde doch, ohne dieſer Rückſicht zur Captur mit mir geſchritten. Die Umſtände, Weiſe und Art, mit der es geſchehen, verdient ganz beſonders angemerket zu werden. Nächſtkommenden Afra Tag wird es 3 Jahre, als ich mich Nachmittags im Wirthshauſe zu St** nebſt vielen andern Gäſten befand. Abends um 7 Uhr kam ganz unerwarteter Dinge der Amtsknecht, die Reitpeitſche in der Hand haltend, eben in das Wirthshaus zu St**, und haute mir mit gedachter Reitpeitſche kreuzweis dergeſtalt um das Geſicht herum, daß mir das Blut häufig aus der Naſe, und dem ganzen Geſicht heraus geſchoſſen; hieß mich hierauf an einen andern Tiſch ſitzen, und dann nahm er mich in das Stüblein hinein, und verſetzte mir darin 6 oder 8 Streiche mit ſeinem ſilbernen Schlagring mit ſolchem Grimme in das Angeſicht, daß mir ganze Fetzen Fleiſch an der Naſe und dem Mund heruntergehangen. Hierauf ſchloß er mir den eiſernen Daumenſtock mit einer ſolchen barbariſchen Wuth an, daß mir das Blut in das Geſicht ſpritzte.

Die Wirthin und der Wirth zu St** konnten dieſe Grauſamkeiten nicht mitanſeben, ſondern verkrochen ſich ſogar in den Keller. Hingegen der alte Fiſcher, der ſogenannte junge W***, der alte K*****, und der junge B*** Bauer; dann des K*** Sohn B*** mit Namen müſſen nicht nur allein vorgeſchrieben — an mir verübte Grauſamkeiten eidlich erhärten, ſondern zugleich bekräftigen, daß ich mich nicht einmal mit einem Worte widerſetzt habe. Dieſe ſämmtliche Zeugen ſind alle aus St**.

Endlich wurde ich aus dem Wirthshaus, und bei meinem Hauſe vorbeigeführt, wo ich meinem Eheweib, als einer dreiwöchentlichen Kindbetterin, im Vorbeigehen den einzigen Gulden, den ich bei mir hatte, noch gab; hingegen verſetzte ihr der Amtknecht mit ſeiner Reitpeitſche mit allem Grimme und Wuth einen Streich über den Kopf. Hierauf lag ich 17 volle Wochen in H*** dergeſtalten geſchloſſen, daß ich auch nicht einmal einen Fuß über die Pritſche herunter thun konnte. Von da aus kam ich in's Zuchthaus nach N***, wo ich nur 5 Wochen weniger als ein Jahr verwahret wurde. Unterdeſſen trieb der Amtknecht zu H*** bei meinem Eheweib die nämlichen Gewaltthätigkeiten. Bald drang er zu Nacht um 10 Uhr, bald frühe um 2 Uhr mit größter Furie und Läſterungen in das Haus hinein. Mache auf, du Galgenwaar! du Spitzbubenwaar! war ſein Gruß: ſchaffe Geld her! nämlich zu Abtragung derer erloſſenen Unkoſten. Endlich wurde ich der Zuchthausſtrafe erlediget. Kaum aber war ich 3 Wochen in der Freiheit, wo ich noch Mattigkeit halber das Gehen nicht vermochte, und weil ich nichts verdienen konnte, auch kein Geld hatte, als man mich an aller Heiligen Abend wiederum durch den Amtsknecht vor Amt ſchaffte. Und als ich an aller Seelen Tag zum Amtsknecht ins Haus kam, war die erſte Anrede des Amtsknechts: Da ſetz dich hin, verfluchter Spitzbub, und zieh deinen Rock aus, oder ich ſchlag dich ins Geſicht. Gleich darauf wurde ich kreuzweis geſchloſſen, und ſolcher Geſtalten ſiebenzehn volle Wochen daſelbſt enge verwahrt gehalten, daß ich nicht einmal einen Fuß auf die Bank herablaſſen konnte. Endlich wurde ich nach N*** geliefert, und bei dem dortigen Amtsknecht 5 Wochen, jedoch aber um viel leidentlicher, als in H*** tractirt und aufbehalten. Endlich am 1. April wurde ich von dort aus auf ein Jahr lang zur Zuchthausſtrafe condemnirt, woran mir auch kein Tag geſchenkt worden.

Seit dieſer Herumſchleppung und Verfolgung ſind auf mein Haus 87 fl. Schulden gemacht, und hieran an Koſten 34 fl. 42 kr. zum Landvogtamt nach H*** bezahlt worden. Meinem Eheweib, bevor dieſe 34 fl. 42 kr. bezahlt waren, ſind alle Kleidungsſtücke ad Sequestrum judiciale genommen, und beibehalten worden, ſo, daß ſie 17 volle Wochen keinem Gottesdienſte mehr beiwohnen könnte, ja ſammt den Ihrigen ſchier vor Hunger verſchmachten mußte. Nun bin ich wiederum 8 Wochen auf freiem Fuße, Gewerb- und Nahrungslos, und mit vorgeſchriebenem Schulds-Quanto, und über dieſes mit einem durch ſo langes Herumſchleppen kränklichten Körper erſchweret.

Meine dermalige Freiheit iſt der Beweis, daß ich unſchuldig bin, ſofort der vermeintliche Inquiſitions-Proceß gegen mich unſchicklich und rechtswidrig verführt worden ſey, und daß eben darum die inverso juris ordine procedirende Richter, beſonders aber der mich ſo grauſam mißhandelnde Amtsknecht mir nicht nur allein den Erſatz alles erlittenen Schadens, Koſten und Verſäumniſſe, ſondern auch lebenslänglich und zureichende Satisfaction um da mehrere zu machen ſchuldig ſeyen, wie untüchtiger ich eines Theils durch derlei Mißhandlungen geworden, mich und die Meinigen in Zukunft zu nähren; und je auffallender anderer Seits die unheilbaren Nullitäten ſind, von denen die über mich gemachten Proceduren und gerichtliche Verhandlungen trotzen müſſen.

Eurer Hochfreiherrl. Erzellenz werfe ich mich alſo demüthigſt zu Füßen, mit beweglichſter Bitte, ſich meiner als Vater anzunehmen, und da ich aus Abgang des Vermögens mich in einen Proceß nicht einlaſſen kann, mir zu hinreichender Genugthuung gerechteſt zu verhelfen. —

Harte Menſchen! ſeht ihr euch denn nie in die Lage eines andern?

Ich bin von armen Aeltern geboren, und diene bereits als Hausknecht bei dem v. N° dreizehn volle Jahre. — Der ganze Lohn meiner Arbeit iſt des Tages 15 kr. Ich war mit dieſem zufrieden, dankte Gott, und führte mich ehrlich auf, weil ich hoffte, meine Herrſchaft wird mich in meinen alten Tagen verſorgen, und ſich eines alten redlichen Dieners annehmen. Nun erkrankte ich vor kurzem; und da ließ mich die Herrſchaft in das Krankenhaus tragen. Ich war 3 ganze Wochen lang krank, und kann mich noch auf dieſe Stunde nicht recht erholen. — Als ich zurück kam, konnte ich der harten Arbeit aus Schwachheit nicht verſtehen, und mußte daher bitten, mir einige Zeit zur Erholung zu laſſen. — Nach 14 Tagen meldete ich mich wieder bei meiner Herrſchaft: allein wie erſchrack ich, als man mir täglich, ſo lang ich krank war, für einen andern Hausknecht einen Fünfzehner anrechnete, und auch gar das Tragerlohn in's Spital von mir begehrte, und alſo die Bezahlung eines Conto von 15 fl. an mich forderte.

Da ich meine elende Umſtände vorſchützte, und bat, mir gnädig dieſe Summe nachzuſehen, bis ich ſelbige gleichwohl nach und nach verabdienen würde, ſo jagte man mich aus dem Hauſe, nahm mir alles mein bischen Kleidung, und machte ſich damit bezahlt. Ich bat und weinte; aber alles war vergebens. — Nun wohin mit mir? Ach! wäre ich doch im Spital geſtorben!! —

Ja wirklich, das macht der hohen Nobleſſe wenig Ehre!! —

Mein Vater war Rath, und diente 30 Jahre lang treu und redlich. Da er ehrlich war, konnte er nicht reich werden. Er ſtarb, als ich 15 Jahre alt war, und meine Mutter ſtarb bald nach ihm. Als eine vaterloſe Waiſe mußte ich fort zu fremden Leuten in Dienſte. — Jetzt diene ich 3 Jahre als Kammerjungfer bei der Gräfin v. N., und die Mißhandlungen, die ich dort als ein armes Mädchen dulde, ſind nicht zu beſchreiben. —

Es iſt nicht genug, daß ich alle üble Launen der Gräfin ertragen muß, ſondern ſie erniedrigt mich noch zu den verachtungswürdigſten Aufträgen ihrer geheimen Liebes-Intriken. Gott im Himmel! es iſt nicht zu beſchreiben, was manches ehrliche Mädchen leiden muß, um nur Dienſt und Brod zu haben. Nun iſt dieſes die dritte Frau, bei der ich diene; und ich finde eine wie die andere. Was ſoll ich thun? Aus dem Dienſte gehen — und wo dann Brod und Nahrung finden, da alles mit Menſchen überſetzt iſt, und man ohnehin ſo hart unterkömmt? — O beſter Herr! wenn ſie doch auch einmal etwas über dieſen Gegenſtand ſchrieben! — Die Damen könnten meinetwegen thun, was ſie wollten, wenn ſie nur ihre Kammermädchen nicht zu Gehilfinnen ihrer Ausſchweifungen machten, und ſie zu ihren Intriken nothzüchtigten. Um Vergebung! das iſt doch recht ſchlecht, und macht der hohen Nobleſſe wenig Ehre. —

Ihre Dienerin.

Wahrlich! die Hure hat mehr Sittlichkeit, als der Herr Vogt!! —

Ich bin ein Mädchen, das durch Armuth und vernachläßigte Erziehung in ein ſehr liederliches Leben kam. Ich entſchuldige mich gar im Geringſten nicht; aber ſo weit ich immer herabgeſunken bin, ſo bleibt mir doch noch ein Gefühl von Ehre, wenn man die Sache gar zu bunt macht. — — An Sie, mein Herr! will ich appeliren, und Sie ſollen entſcheiden, ob ich als eine herabgewürdigte nichtsnützige Dirne, oder die Obrigkeit zu N — — noch mehr Ehre und Sittlichkeit habe.

Vor kurzem kam ich wegen meinem liederlichen Leben in Arreſt. Als man mich entließ, ſagte das Schergenweib, daß ich wohl mein Glück machen könnte, wenn ich ihrem Rathe folgen wollte. — Ich ſollte, ſagte ſie, reiche Ehemänner angehen, und ſie zu verführen ſuchen, und in mein Haus locken. Dieſe würde man ausſpioniren, und der Herr Vogt werde ſie dann — wacker um's Geld abſtrafen, und ich würde auch ſchon meinen Theil bekommen; und dann würde man mir im andern Weg wohl etwas durch die Finger ſehen. —

Welche Abſcheulichkeit! Nein, bei Gott! das thue ich nicht! Ich bin aus Armuth eine Hure geworden, hab für mich gehurt; aber ich will nicht für den Beutel der Obrigkeit huren. Heute gehe ich noch von hier fort. — Adieu. —

Ein novus modus acquirendi eines Advokaten.

Daß es unter den Rechtsanwälden Schurken gäbe, das wußte ich wohl; aber dieſe Gattung von Schurken, wie ich die Ehre haben werde, Ihnen hier eine Abzeichnung davon zu liefern, — dieſe war mir noch unbekannt.

Ich hatte eine reiche Muhme, die ihr Rechtsanwald um eine Schuld zu bezahlen, überredete, ein ſchön eingerichtetes Luſtſchloß, daß zehnmal mehr im Werth betrug, als die Schuld, zu verkaufen. Alle ihre Freunde mißriethen ihr den Verkauf: doch Doktor Luchs wußte durch Verläumdungen alle Freunde von meiner armen Muhme zu entfernen.

Das Schloß wurde verkauft; der Rechtsfreund nahm die Gelder zu ſich, und wickelte in der Stille einige andere Gläubiger meiner Muhme auf, den Arreſt auf dieſe Gelder zu ſchlagen. Es geſchah; und nun war Doktor Luchs im Beſitz eines anſehnlichen Kapitals, das er für ſich verwendete. Meine Muhme berichtigte ihre Schulden, und nun wollte ſie ihr Geld; allein Doktor Luchs hatte keinen Heller mehr, und die gute Frau mußte nun mit ihrem Rechtsfreunde proceſſiren. Sie wählte einen andern Doktor: dieſer war Doktor Fuchs. Da aber Doktor Fuchs den Doktor Luchs nicht gebiſſen hat, ſo halfen dieſe zwei zuſammen, und fraßen das Vermögen meiner armen Muhme halb auf. Sie ſchrieb mir die Geſchichte. Ich kam, und jagte den Doktor Fuchs und Doktor Luchs zum Teufel; und brenne ihnen eine Kugel fur den Kopf, wenn mir die Schurken nochmals in's Haus kommen. Ich überſende Ihnen dieſe Nachricht als einen novum modum acquirendi. —

Hauptmann — —

Liebe! läßt uns dieſem Redlichen folgen, wir wollen uns mit ihm
in den Wäldern verbergen.

Sie werden nicht glauben, daß die Handlung möglich iſt, die ich Ihnen hier ſchreibe; und doch iſt ſie nur zu wahr; ich hab ſie ſelbſt erfahren. Ich liefere ſie Ihnen als einen Beitrag der entheiligten Rechte der Menſchheit. Traurig iſt der Gedanke, daß es ſolche Menſchen gibt! und es gibt ſie doch. Hören Sie mich an, und bedauern Sie mich. —

Ich bin ein Prieſter, ich bin ein Menſch, der ſeinen Stand liebt, der aber nicht an den Vorurtheilen hängt, die oft dieſen Stand begleiten. Ich lebte ſo, wie es einem redlichen Mann zuſtünde, der in einem geſitteten Staate zu leben hat. Von Jugend auf war ich ein Feind der rauſchenden Freuden: ich war lieber einſam auf meinem Zimmer, als in der großen Welt, und unterhielt mich auch lieber mit einem Buche, als mit Menſchen, die ich von Jugend auf ſtudirte. Ich bin keinem Menſchen feind, ich liebe das Menſchengeſchlecht im Ganzen, und wünſchte viel Gutes unter ihnen thun zu können; aber den einzelnen Menſchen ſcheue ich aus trauriger Erfahrung. — Mit dieſen Grundſätzen lebte ich einſam — als mich einſtmals ein Mann ſelbſt aufſuchte, und Hilfe von mir begehrte. Gut und aufrichtig war ſein Geſicht, und ſeine Seele ſchien mir ſo redlich als ſeine Miene. Er ſchilderte mir ſeine mißliche Lage, in die ihn ein Zufall verſetzte, und begehrte von mir Geld. Ich lieh ihm alle meine Baarſchaft: ſie beſtund in 100 fl., lieh ſie ihm ohne Eigennutz, ohne Intereſſe. Er beſuchte mich ſeit dieſer Zeit öfters, und ich kam auch oft in ſein Haus. — Was geſchah nun? Dieſer Mann hatte ein niederträchtiges Mädchen zum Kebsweibe; dieſe ward von ihm ſchwanger; er ſtiftete ſie an, daß ſie mich als Vater angeben ſollte; und ſein Plan war, hiedurch die 100 fl., die ich ihm darlieh, als ſein Eigenthum zu erhalten. Welche teufliſche Bosheit! er kam auf mein Zimmer, begehrte ſeine Obligation zurück, und drohte mir, daß, wenn ich ſie ihm nicht zurück gäbe, daß er mich öffentlich beſchimpfen und erniedrigen wollte. Alle meine Vorſtellungen waren vergebens — alles, was ein Freund ſeinem Freunde ſagen konnte. Er ging hin, und ſprengte die Lüge in der ganzen Stadt aus. — Man zeigte mit Fingern auf mich. Freilich deckte ſich nach und nach die Verläumdung auf, und meine Unſchuld kam an Tag: allein zehn wußten vielleicht, daß ich unſchuldig war, und hunderte nicht. Seit dieſer Zeit flieh ich vollkommen die Menſchen, und befinde mich nun in einem kleinen Dorfe auf dem Lande, wo ich meine Freude mit der ungekünſtelten Denkart des redlichen Bauers habe. Hier hoffe ich auszuleben. Nehmen Sie Theil an dem, was ich litt; und können Sie von dieſer Geſchichte Gebrauch machen, ſo thun Sie es der Menſchheit willen, um den Redlichen zu warnen.

Die Unſchuld war verführt; was kümmert ſich der Staat darum? ſie ſtarb; man muß ſie begraben.

(Die Geſchichte ereignete ſich im kalten Winter. Eis deckte die Herzen der Richter, und Menſchengefühl war eingefroren. Guter Pfarrer! mache mir eine Wohnung in deinem Hundeſtalle zurecht!! —)

Ich bin ein armes, aber verführtes Mädchen. Fluchen Sie mir nicht, ſondern bedauern Sie mich; ich will Ihnen erzählen, wie ich ſtufenweis in mein Unglück kam; und wiſſen Sie noch ein Mittel mich zu retten, ſo thun ſie es um der Menſchheit willen.

Mein Vater iſt ein Bürger in einem kleinen Städtchen, und bringt ſich, weil er 9 Kinder zu ernähren hat, kümmerlich fort. Mich als die älteſte Tochter ſchickte er zum Dienen in die Stadt. Ich kam an; allein alles war überſetzt, und ungeachtet meines Bemühens blieb ich gegen ein Vierteljahr ohne Dienſt. Mein bischen Geld gieng zuſammen — ich war bei einer Frau auf der Kammer, die ſich mit Mädchenvermiethen fortbringt, man nennt ſie Hindingerinn oder Miethfrau. So lang ich ein wenig Geld hatte, war dieſes Weib ſehr gut mit mir; allein da meine Baarſchaft zuſammenſchmolz, ſo ſah ſie mich mit ganz andern Augen an. Ich hatte noch einen Gulden, dieſes war alles mein Geld. — Das Weib überredete mich, dieſen

Gulden in die Lotterie zu ſetzen; und machte mir, ich weiß nicht was, für vortheilhafte Ausſichten vor. — Ich wußte nicht, was Lotterie ſagen wollte, und machte mir die glänzendſte Hoffnungen; allein ich gewann nichts, und nun war mein letzter Kreuzer hin. — Ich weinte am Abende bitterlich; allein die Frau tröſtete mich, als ſie ſah, daß ich noch ein hübſches Gewand in meiner Truhe hatte. Sie verſprach mir zu borgen, bis ich einmal in einen Dienſt käm, und ſie nach und nach bezahlen könnte. Ich traute auf ihr Verſprechen; und obwohl ich des Tages nur einmal eine Waſſerſuppe aß, ſo war ich doch immer ſehr beſorgt, was meine Koſtfrau mir anrechnen möchte. Nach 14 Tagen ereignete ſich, daß ich einen Dienſt haben konnte, und nun gab mir meine Koſtfrau meine Kleidung nicht. Ich bat ſie auf den Knieen, aber vergebens; ſie wollte bezahlt ſeyn. Ich ſtellte ihr vor, daß ich ſie nicht werde bezahlen können, wenn ich nicht einen Dienſt hätte; und daß ich den Dienſt wieder nothwendig werde verlieren müſſen, wenn ich keine Kleidung hätte; allein alles war vergebens, und ſie drohte mir das Gewand zu verkaufen. — Ich wußte meines Elendes kein Ende — meine Schuld bei meiner Koſtfrau wurde immer höher, und nun ſagte ſie: ich hätte auch ſchon mein Gewand verfreſſen. Nun denken Sie, wie mir zu Muthe war. — — Du kannſt dir leicht helfen, ſagte die Miethfrau eines Tages zu mir, wenn du nur willſt. Du biſt ein hübſches junges Mädchen; und da in deinen Jahren läßt ſich ſchon noch etwas verdienen. — Ich verſtund ſie Anfangs nicht, allein ihr Zuſpruch war mir viel deutlicher, als ſie mir einen jungen Menſchen auf's Zimmer führte, und mich mit ſelbem allein ließ. — Die Sprache des Wollüſtlings wurde bald deutlicher. — Gott im Himmel! welchen Gefahren iſt ein junges Mädchen nicht ausgeſetzt! — —

Was willſt du machen? ſagte der Wollüſtling; du biſt arm. — Niemand gibt etwas unſonſt. — Mit der Arbeit ohne Dienſt kannſt du dich nicht fortbringen, es gibt zu viele Leute. Es iſt beſſer Huren als Stehlen, du kannſt dir nach und nach was erſparen. Mit der Ehrlichkeit kömmt man heut zu Tage gar nicht fort. Was fangſt du an? — Wenn du dieneſt, welchen Vortheil haſt du? — Was zahlt man dir Lohn? — 20 fl. O das iſt ſchon viel — Und wenn du krank biſt — glaubſt du wohl eine Herrſchaft nimmt ſich deiner an? — Und wenn du alt wirſt — ſorgt der Staat für dich? — Alſo wohl gewagt! genieße das Leben. Es iſt immer das Alte, und wenn du die Sache ſo vernünftig anzugehen weißt, ſo kannſt du dich über böſe Folgen von Krankheiten wohl hinausſetzen. — Was die Ehre anbelangt, ſo iſt dieſes ein bloßes Vorurtheil; du wirſt ſehen, alles hurt. — Und dein Gewiſſen, — was heißt das? — Das iſt heut zu Tag ein Wort um den Dummen damit einzuſchläfern. Folge meinem Rath, und ſey klug. — So ſagte mir der böſe Menſch — und er verführte mich. —

Ein Schritt zum Laſter führt zum andern. Bald ſank ich in die Tiefe, und lernte die Folgen dieſes Lebens kennen. — O Gott! welchen Mißhandlungen war ich da nicht ausgeſetzt! — Das böſe Weib trieb mit mir bald ein Gewerbe. — Kavalier, Bürger, Geiſtliche, Juden, und alle mögliche Debauchanten kuppelte ſie mir zu. Was ſie mir bezahlten, davon mußte ich die Hälfte mit ihr theilen. Nun ſind es noch nicht volle acht Tage, daß ich in dieſem Leben bin, und Reue martert mein Herz; ich habe weder Tag noch Nacht eine Ruhe — und denke immer an meinen armen Vater. Haben Sie Mitleiden mit mir — ich bin noch kein im Grund verdorbenes Mädchen. Eine einzige Bitte habe ich an Sie, daß Sie an meinen Vater ſchreiben möchten, damit er mich doch wieder zu ſich nehme; ich will gerne im Gänſeſtall ſchlafen, und nichts als Brod und Waſſer zur Koſt haben. Damit Sie ſehen, daß es mir wahrhaft Ernſt iſt, ſo ſage ich Ihnen, daß ich heute noch dieſe Kupplerin verlaſſe, und ſo hart als nun die Winterszeit iſt, aus der Stadt fliehe, und ſollte ich auch unter einem Baum ſterben. Hier iſt die Adreſſe an meinen Vater. In einigen Tagen hole ich die Antwort bei Ihnen ab.

Maria — S —

Weiterer Brief.

P. P.

Heute Nachts um 12 Uhr brachte man mir ein halb erfrornes Mädchen ins Haus, das mein Knecht im Walde ganz erſtarrt antraf. Als man es in Pfarrhof brachte, fühlte ſie ſich tödtlich krank — und alle Mühe war vergebens, die wir zu ihrer Erhaltung angewendet haben. Sie ſtarb gegen 1 Uhr Nachts, nachdem ſie gebeichtet hatte. Vor ihrem Tode erſuchte ſie mich, an Sie, mein Herr, zu ſchreiben, und Ihnen zu ſagen, daß ſie die unglückliche Maria S* ſey, daß ſich Gott ihrer erbarmt, und ſie aus dieſer böſen Welt geführt habe. Ihr letztes Wort war: Gott! du biſt Zeuge, daß ich verführt ward, und daß mein Herz, ſo tief ich herabſank, doch nicht von dir gewichen iſt. Sie ruhe im Frieden! —

M. N* Pfarrer in T—

Dieſer Brief ſoll jeden jungen Menſchen bei der Wahl ſeiner Freunde behutſam machen.

Ich ſehe aus ihrem Schreiben, mein Herr, daß Sie ſehr viele Menſchenkenntniß beſitzen. Als einen Beitrag der Schilderung menſchlicher Charaktere liefere ich Ihnen dieſe auffallende wahre Geſchichte.

Ich hab einen nahen Anverwandten, der nach Abſterben eines ſehr reichen Onkels ein anſehnliches Vermögen ererbte. Ob es Glück oder Unglück für ihn war, muß die Zeit erſt entſcheiden; ſo viel iſt gewiß, daß ich meinem Vetter gewünſcht hätte, daß ſein Onkel ihm zu dem Geld und Rittergütern auch Verſtand und Menſchenkenntniß hätte vermachen können. Des Onkels reicher Erb war nun ein junger Laffe; und zu jungen Laffen geſellen ſich bald junge Schurken. So ging es meinem armen Vetter. Ein ausgeſchämter Bube wußte ſich ſeines Zutrauens zu bemächtigen, und war, wie man ſich auszudrücken pflegt, ſein Fac totum. Mit der eigennützigſten Seele verband dieſes Inſekt den niederträchtigſten Charakter. Nicht genug, daß er meinen armen Vetter zu verſchiedenen, ihm ſehr nachtheiligen Handlungen zu verleiten wußte, und in verſchiedene ſehr koſtbare Prozeſſe durch ſeine Dummheit ſtürzte, ſo unterhielten ſie lange Zeit mit einander das nämliche Mädchen. Könnte wohl die Freundſchaft höher ſteigen? — Hauptſächlich war aber dieſes Mädchen nicht die wahre Liebſte meines Vetters, ſondern vielmehr die Geliebte ſeines Buſenfreundes, der es nach und nach dahin zu bringen wußte, daß ihm mein armer Vetter dieſes Mädchen gegen Hinausbezahlung einer anſehnlichen Summe von etlichen Tauſenden abhandelte, und ſie zur Frau nahm. Nun denken Sie ſich doch, ob es möglich iſt, die Unverſchämtheit höher zu treiben? — Ich wünſchte, daß dieſe Geſchichte, die ich Ihnen zu ihren Sammlungen liefere, jeden jungen Menſchen bei der Wahl ſeiner Freunde behutſam machen möchte. — — Da ich weder meinen Namen noch den Namen meines Vetters beiſetze; ſo können ſie von dieſer Handlung zum Wohl der Menſchheit vollkommenen Gebrauch machen. — Ich ſage nicht, ob ſie ſich im Orient oder Occident zutrug. — So viel iſt gewiß, daß ſie wahr iſt. —

Auf meiner Reiſe — —

von Süderditmarſchen. —

N. N.

Elende Wucherer! wie weit könnt ihr den ehrlichſten Mann bringen!! —

Unter all den tauſend kummervollen Gedanken, die mein Gemüth Tage und Nächte durchmarterten, kam endlich einer in meine Seele, als eben die Natur, vom Denken ermüdet, dem Schlaf ſich ergab. Ich fuhr zuſammen; denn es war, als wenn mir durch ein geiſtiges Weſen folgendes in die Ohren geflüſtert würde:

Du mußt dich einem ehrlichen Manne anvertrauen, und ganz offenherzig, ſo wie dich dein Gott kennet, ihm darſtellen; nur dieſer wird dir wiederum aufhelfen. Auf dieſes wage ich es nun, mit größtem Zutrauen an Sie zu ſchreiben, da ich mit Ihnen, vermöge meiner wirklichen Krankheit, die Ehre perſönlich zu ſprechen nicht haben kann. Vor allem aber muß ich die urſachlichen Umſtände, die mich in die dermalig traurige Lage verſetzten, darzeigen.

Drei Jahre ſind es, daß mir von einem ehrlich geglaubten Kerl ein Vermögen von 260 fl. entwendet wurde. Unter dieſem war auch eine Maſchine, die mir ein Fremder zum Verkauf überlaſſen hat. Als dieſer nun Nachricht von der Entwendung ſeiner Maſchine erhalten hatte, ſo begehrte ſolcher eine Zahlung von 100 fl.; ließ aber den N. N* (ſo nannte ſich der Betrüger) in das Zeitungsblatt ſetzen, deßhalb mußte ich mich auch beim löbl. Stadtgericht meines Verluſts, und des N° Ausſehen halber eidlich vernehmen laſſen.

Bei dieſem harten Verluſt welchen ich erlitten hatte, iſt noch in Betracht zu nehmen, daß ich nur 180 fl. jährliche Beſoldung habe, und auch auf öfteres Anlangen nichts erhalten konnte. Sie hatten ſelbſt einmal die Liebe, mir eine Bittſchrift zu verfertigen, die aber auch fruchtlos blieb.

Endlich kam noch das Aergſte, und das gleich, als ich meiner Habſchaft, des einzigen, worauf ich mich ehrlich verlaſſen konnte, beraubt ward. Mein Weib überfiel eine langwierige ſchwere Krankheit, und dieſe zwang mich, daß ich Schulden machen mußte. Jetzt fand ich erſt keinen Freund, der mir auf eine Zeit lang hätte helfen können, oder wollen, als nur einen Wucherer, wie es hier zum Gebrauche geworden, die nur auf drei, längſtens aber auf ſechs Monate auf Wechſel mit unverantwortlichen Zinſen darleihen. Sie nehmen monatlich vom Gulden 2 und 3 kr.; bei dieſem muß man noch, weil man mit dergleichen Geldausleiher nicht ſelbſt bekannt iſt, einen Geldaufbringer oder Aufbringerinn haben, die vom Gulden 2 kr. gleich bei Empfang des Gelds, wie der Darleiher ſein Intereſſe, in Abzug nehmen.

So ſank ich hinein, daß ich von 80 auf 100 fl., von dieſen auf 230 fl. kam, und dieſe ſind auch mit Ende dieſes Monats verfallen. Was aber bei all dieſem das verderblichſte und ſchändlichſte iſt, daß man von ſeiner Noth und Lage das mindeſte nicht darf merken laſſen. Man muß ſich noch reich lügen, und ſein ganzes Gewiſſen zuſammenquetſchen; auch hat man vom Anfang des Gelds keine Ruhe mehr: denn jeden folgenden Tag denkt man ſchon wiederum auf neue Ränke, um dieſe zu befriedigen, einem andern wieder was Blaues vor die Augen zu machen. Jetzt erſt finde und fühle ich es, daß auf dieſe Art der ehrlichſte Mann zum Böſewicht ausarten kann. O Geld! warum mußteſt du auf Gottes Erdboden als eine unentbehrliche Nothwendigkeit eingepflanzet werden! du Quelle ſo vieler Laſter! O Gott! wie weit warfſt du mich dieſes Metalls wegen unter dem Schutte der Nichtswürdigen! O Herr, genehmige nur dießmal die Reue über mein Vergehen!

Sie verzeihen aber auch, daß ich erſt jetzt in der größten Noth zu Ihnen meine Zuflucht nehme; aber auch jetzt erſt ſehe ich meinen gänzlichen Untergang, mein Verderben ein, wenn mir nicht durch einen abſonderlich guten Freund geholfen wird: denn die oben angezeigte Summe, und die nahe Verfallzeit, wo ohne Nachſicht der Wucherer bezahlt ſein will, oder mich meiner noch habenden Hauseinrichtung mit ausgeſetzter Schande beraubt ſehen muß, iſt noch nicht alles, was mich am Herzen drückt. Meinem trauten Weibe, obwohl ſie weiß, daß wir ſchuldig ſind, darf ich von der gefahrvollen Lage, in der wir ſtecken, nichts wiſſen laſſen: denn das Schreien und Weinen hätte kein Ende, da ſie ohnehin bei ſo wenigem Einkommen, und der dermaligen Theurung täglich acht Perſonen, ohne dem weiter Benöthigten, nur mit Nahrung zu verſehen, ſchon in vollem Kummer und Sorgen lebt.

Denn durch die Entwendung der obgeſagten Maſchine hinterblieben uns beiden Tage, die wir jetzt bitter fühlen müſſen. Da ich dem Guthaber ſtatt 100 fl. eine Obligation von 80 fl. ausſtellen mußte, dem ich auch ſo gut, als mir möglich war, die Hälfte daran bezahlte; allein weil ich nicht mehr, wie ers verlangte, zuhalten konnte, ſo verklagte er mich; und ſeines Anſehens wegen wurde ich nicht nur zur Zahlung der noch ausſtändigen Hälfte verwieſen, ſondern die Gerichtskoſten, ſeinen gedienten Advokaten, und die geforderten Reiſekoſten pr. 12 fl. wurden mir bei all meinen gründlich gemachten Einwendungen, nämlich die ganze Maſchine mit 23 fl. Verdienſt und Aufwand alles gerechnet, herzuſtellen, ganz ohne Empfindung aufgedrungen, und zum Abzug des Drittels vom Monatgeld verurtheilt, welcher ſich erſt in 4 Monaten enden wird. Zu dieſem ſind meine Uhren, Tabatiere und ſilberne Schnallen in dem Leihhauſe; auch iſt mir ſchon bang, wenn ich auf des Herrn Medikus Verdienſt gedenke, der mich ſchon ſechs Wochen ſehr fleißig beſuchet, und welcher, allem Anſchein nach, ſich auch ſo bald nicht enden wird.

Sie konnen zwar jetzt denken: dieſer hat mir freilich aufrichtig bekennet; allein ſtünde es in meiner Macht, ſo wollte ich ihn auch vollkommen abſolviren. Meine demüthigſte Bitte zielet dahin, daß, da Sie mit mehrern wohlhabenden Perſonen bekannt ſein werden, die wahre Nächſtenliebe in ihrem Herzen fühlen, und ſie werkthätig ausüben, wenn Sie mir doch einen ſo edlen Freund ausfindig machen möchten, der mir in dieſer meiner elendeſten Lage 300 fl. mit leidlichen Intereſſen auf Friſten darlieh. Dadurch würde ich auf einmal all meinem Elende entriſſen: denn ich dürfte nicht mehr unter der erdrückenden Laſt meines Kummers ſchmachten, und unter den räuberiſchen Klauen gieriger Wucherer und Geldaufſchwärzer bluten ꝛc.

Der Menſch iſt überall Menſch; und wer in ein Kloſter gehen will, der muß den Menſchen vollkommen ausziehen, dann wird er zufrieden ſein: ſo ſagte mir einſt ein würdiger Mann. Induet novum hominem.

Bis in mein ein und zwanzigſtes Jahr kam ich nie eine Stunde in die Schule. Leidlich Leſen und Schreiben hatte ich in meiner Jugend von mir ſelbſt gelernt, wo mir mein Vater, der ein Tagwerker iſt, hie und da aus den erſten Zweifeln geholfen; und vom zwölften Jahre an, bis in das zwanzigſte mußte ich meinen Unterhalt, theils mit Baurendienſten, theils mit Gipsbrennen verdienen. Erſteres trieb ich 5, letzteres 3 Jahre. Nun riethen mir einige Freunde, weil ſie viele Anlage zur Poeſie und Matheſe in mir fanden, da ich mich ſchon als Baurenjung, ohne einen Anweiſer zu haben, an Feiertagen, ſtatt andern Vergnügungen, mit algebraiſchen Problemen und poetiſchen Aufſätzen abgab, die Gipsſchaufel wegzulegen, und mein Glück in den Wiſſenſchaften zu ſuchen. Herr B°, mit deſſen gelehrten und hoffnungsvollen Söhnen ich zuerſt bekannt zu werden die Ehre hatte, drang am meiſten in mich. Ich gehorchte, ging 8 Monate zu ſeinem Hofmeiſter, der mir alle Tage eine Stunde durch Unterricht gab, wurde darauf von einer Akademie geprüfet, und erhielt vermöge eines Atteſtats die Erlaubniß mit dieſem großen Fortgang in die erſte Rhetorik zu treten. Im Jahr — alſo bezog ich die öffentlichen Schulen, wo ich mich bis 17— aufhielt.

In der erſten Rhetorik bekam ich unter den Beſten den ſiebenten; in der zweiten den vierten, allemal mit Prämien aus Poetik und Matheſe, und in der Logik aus der Mathematik den erſten Ort.

Nun warben die Klöſter um mich, und ich hatte das Unglück N° zu wählen. Vergangenen Herbſt wurde ich daſelbſt eingekleidet, und glaubte auch wirklich da meine Stunden in Zufriedenheit vorüber leben zu können: allein ich betrog mich. Kaum waren einige Monate vorbei, ſo kam ich ſchon mit einer Ode in die Inquiſition. Man fing mich an einen Freigeiſt, einen Indiferentiſten zu ſchelten. Ein Geiſtlicher nahm die verdienſtvolle Mühe auf ſich, mit mir im Noviziate eine Korreſpondenz zu unterhalten; das heißt: er warf immer eine Menge Fragen auf, die ich ſchriftlich beantworten mußte, um mich zu bekehren. Wenn ich ein Quartblatt voll ſchrieb, hatte ich mir ſicher allezeit eine Wiederlegung auf 5 bis 6 Bögen von ſeiner Hochwürden zu verſprechen; wo dann auch meiſt Drohungen mit untergefloſſen waren, mich, woferne ich nicht die Meditanten und Aſceten allen andern Büchern unendlich weit vorziehen wollte, aus dem Kloſter zu ſtoßen. Unter andern ſchwur er, mir Zeit meines Lebens keines meiner Bücher, deren ich mehrere hunderte hineinbrachte, zuzulaſſen; vielleicht weil keines in Schweinleder, ſondern blau gebunden waren, die ſie allemal lutheriſche Piecen nannten. Genug, die Menge der Pedantereien, die hier ihre Freiſtätte aufgeſchlagen zu haben ſcheinen, vertrieb mich aus ſelbem, ſo viel ich mir auch Gewalt anthat, nicht darauf Acht haben zu wollen. Nun bin ich ein Menſch ohne Ausſicht, ohne alle Ausſicht: und ich wünſchte mich beinahe in den vorigen Stand wieder zurücke. Meine einſtigen Gönner kennen mich nicht mehr, weil ich, wie ſie ſich auszudrücken pflegen, aus dem Kloſter geſprungen bin. Abgeſchmacktes Vorurtheil! wie lange wirſt du wohl noch eine fruchtbare Mutter unzufriedner Religioſen bleiben? Man liebt einen Zögling der Wiſſenſchaften nur ſo lange: als er die Geſinnung äußert, unter den Klerus treten zu wollen; und ſogleich wandelt ſich Liebe in Haß, und Wohlthun in Verfolgung um, wenn man die Larve des Heuchlers ablegt, und frei herausredet, wie es einem das Herz diktiret, man habe keine Neigung zur ungeſellſchaftlichen Lebensart ꝛc.

Liebe, Liebe, — Du haſt viel Böſes geſtiftet. — Aber nein, du nicht; die Verfaſſung war's. —

Ueberzeugt von dem Gefühle, daß in ihrer edlen Seele für jeden Unglücklichen liegt, wage ich es, dieſes menſchenfreundliche Gefühl in Ihnen für mich rege zu machen. — Hören Sie meine Geſchichte, und Sie werden ſie nicht ohne Rührung hören. — Ich bin ein Mann, der von ſeiner erlernten Muſik, wie tauſend andere, das Unglück hat, nicht leben zu können: daher mußte ich natürlich das Mittel ergreifen, gleich Vater Adam von meiner Hände Arbeit, und im Schweiße meines Angeſichts mein Brod zu verdienen. — Allein, da ich, wie Sie wiſſen, ein Kloviermacher bin, ſo brauchte ich Inſtrumente, und Materialien. — Was war nun übrig? — Ich wandte mich an ein Mädchen, das mir mit ihrem wenigen Vermögen, welches ſich ungefähr auf 300 fl. belief, für beides aushelfen konnte. — Gleichwie nun dergleichen Bekanntſchaften vom Gefühle der Dankbarkeit — meiſtens in Liebe, und dann — Sie verſtehen mich! — Ich verſprach ihr die Ehe, und ſie iſt nun nächſt daran Mutter zu werden.

Sie können ſich ſelbſt vorſtellen, wie dem ehrlichen Manne in ſo einem Falle zu Muthe iſt, den Ehre und Rechtſchaffenheit immer auf ſeinem Lebenspfade geleitet haben ꝛc.

Ich alſo, ein geſchwächtes, armes Mädchen, und ein baldiger entweders glücklich, oder unglücklicher Mitmenſch bitten Sie um Rath. Wir ſind in einer fürchterlichen Lage. Schande und Verachtung folgen uns allenthalben; und wir haben keine andere Ausſicht unſre Ehre zu erhalten, als die Heirath. Aber Gott! wie ferne von uns iſt dieſe Ausſicht! — Wenn nicht hohe Gönner ſich unſer annehmen, ſo werden wir wohl nie dazu gelangen: denn nichts wird dem Menſchen in der bürgerlichen Geſellſchaft ſo ſehr erſchwert, als die Ehe ꝛc.

Könnte nicht manchem Vater der Gedanke kommen, daß es beſſer wäre, er hätte keine Kinder?

Es iſt doch wirklich ein rechtes Elend ums Menſchenleben! Ihnen, Herr! der Sie mit Unglücklichen vertraut ſind, Ihnen nur kann ich es ſagen. Schon bin ich getröſtet, wenn es nur eine Seele in der Welt weiß, daß ich unglücklich bin — eine Seele, die eine ſtille Theilnehmerin meiner Leiden iſt.

Ich bin der Vater zweier Töchter, für die ich allein lebte. Ich hab alles für ſie gethan; manchen Biſſen von meinem Munde erſpart, um ihn ihnen zu geben. Ich ließ nichts an ihrer Erziehung verſäumen; bürgerlich erzog ich ſie. Sie können kochen, nähen, ſtricken, ſpinnen — alle häusliche Arbeiten. Ach! ich freute mich oft, wenn ich dieſe Kinder anſah, und dachte: nun Martin! haſt du doch auch noch eine Stütze in deinem Alter. Mein Weib ſtarb. Ich bin ein Mann von 70 Jahren; fühle alle Beſchwerden des Alters. Nun nahm ich die Zuflucht zu meinen Töchtern. Sie dienten; ich bat ſie zu mir zu kommen, um mich in meinen letzten Tagen zu pflegen. Sie kamen auch — aber Gott! wie waren ihre Herzen verändert! — Den ganzen Tag über kein gutes Wort; tagelang laſſen ſie mich oft liegen, ohne Trunk, ohne Brod. Wenn ich ſie mit aufgehobnen Händen bitte, mit mir Mitleiden zu haben, ſo ſpotten ſie meiner, heißen mich einen alten Hund; wär nicht Schade, wenn er krepirte. — Gott! wie iſt es möglich, daß ſich Menſchen ſo verändern können! Ich bin ganz ohne Freund, werde bald ſterben; — freue mich auch auf den Tod; hoffe, es ſoll dort beſſer gehen. Wenn Sie je wieder etwas über das menſchliche Elend ſchreiben, ſo erinnern Sie ſich auch des unglücklichen, armen Martins. ꝛc.

Wirklich beſſer, man hätte keine, als ſolche Kinder!!!

P. T.

Ich überſende Ihnen hier eine wahrhafte Geſchichte aus den geheimen Papieren eines meiner vertrauteſten Freunde. Bei Gelegenheit können Sie ſelbe dem Publikum mittheilen. Mich dünkt, daß ſie in aller Rückſicht intereſſant iſt.

Vom Grafen von T.

In einem abgelegenen Winkel Deutſchlands, in einer kleinen Stadt, wo man, wie es überhaupt in dergleichen Orten gewöhnlich iſt, die Verdienſte eines Mannes nach dem Gewicht und der Peripherie ſeines Geldbeutels beſtimmt, lebte ein Gelehrter, der von ſeinem anſehnlichen Vermögen den edelſten Gebrauch machte, und deſſen vorzüglichſte Beſchäftigung die Erziehung ſeiner beiden Söhne Ludwig und Karl war. Wie glücklich würde dieſer zärtliche Vater geweſen ſein, wenn Ludwig ſein einziger Sohn geweſen wäre! allein ſeine Mutter ſtarb, indem ſie ihn zur Welt brachte. Sein Vater beging die Thorheit, ſich zum zweitenmal zu verheirathen; und in dieſer zweiten Ehe wurde der jüngere Sohn geboren. So früh der ältere jede Erwartung übertraf, eben ſo bald verrieth Karl eine ſolche Seele, die Gott zum Fluch entſtehen heißt. Schon als Knabe war er ein Böſewicht. Kein Wunder, daß er als Jüngling der Mörder ſeines Vaters war.

Ludwig (denn es iſt Zeit, daß ich von ihm rede) war im Begriffe, ſeine akademiſchen Studien zu endigen, als eines Tages ein alter Bedienter ſeines Vaters in ſeine Stube trat, und ihm die Nachricht brachte, daß er eiligſt nach Hauſe reiſen möchte. Aber ich fürchte, mein lieber junger Herr! Sie werden zu ſpät kommen, denn ich ſah es wohl, daß er ſchon mit dem Tode rang, als er mir befahl, zu Ihnen zu reiten. — Wer? wer? rief Ludwig. Ihr Herr Vater! ſagte der Bediente. Niemand mag den Schmerz beſchreiben, welchen Ludwig nothwendig empfinden mußte. Erſtaunen, kindliches Gefühl, Furcht und Hoffnung bemächtigten ſich ſeiner, und wechſelten auf ſeinem Geſichte. Er nahm Poſtpferde, jagte Tag und Nacht fort; und ſchon hatte er ſeine Vaterſtadt beinahe erreicht, als er mit dem Pferde ſtürzte, das rechte Bein brach, und eine große Wunde am Kopfe bekam. Der alte Bediente und der Poſtillion brachten ihn in die armſelige Schenke eines nahe gelegenen Dorfes. Man konnte keinen Wundarzt erfragen, bis endlich die Wirthin ihren Bruder brachte, der ein alter Kuhhirt war. Der Bediente wollte ſchlechterdings nicht verſtatten, daß dieſe ſchmutzige Figur ſeinen Herrn anrühre. Der ehrliche Hirt, anſtatt darüber zu zürnen, gab dem Bedienten die beſten Worte, und ſtellte ihm mit einer offenherzig deutſchen Beredſamkeit die Gefahr ſeines Herrn vor, und näherte ſich halb mit Ueberredung, halb mit Gewalt dem elenden Lager des jungen Herrn, dem das viele verlorne Blut eine ſtarke Ohnmacht zugezogen hatte. Er unterſuchte die Wunde, und fand ſie blos der Verblutung wegen gefährlich. Er verband ſie, und brachte Arzneien; und binnen drei Tagen erklärte er, daß Ludwig ohne Gefahr nach der Stadt getragen werden könne, (denn das Fahren wollte er nicht verſtatten) erbot ſich auch, ihn zu begleiten, um vollends für ſeine Heilung zu ſorgen. Ludwig, der alles Vertrauen zu ſeinem Arzte gefaßt hatte, nahm dieſes Erbieten mit Freude und Dank an. Als er in ſeinem väterlichen Hauſe anlangte, wurde er von ſeiner Stiefmutter, und ſeinem Bruder mit vieler verſtellter Freundlichkeit empfangen. Beide ſchienen über den Tod ſeines Vaters und über ſeinen Unfall untröſtlich. Er wollte zu dem Sarge ſeines ihm ſo theuern und geliebten Vaters getragen ſein: es wurde ihm aber unter dem Vorwande, als hätte ſich die Leiche wegen des warmen Wetters ſehr verändert, verſagt. Er hatte auch dieſen traurigen Troſt nicht einmal.

Der ehrliche Hirt ſtellte ihn in kurzer Zeit wieder her, und was noch mehr zu bewundern iſt, weigerte ſich ſtandhaft die geringſte Belohnung dafür anzunehmen. Ludwig bat ihn, ſein Leben bei ihm zu beſchließen; allein auch dieſes ſchlug der Greis aus, verſprach aber von freien Stücken ihn alle Monate zu beſuchen, und ſeine Hülfe, ſo oft er derſelben benöthigt ſein könnte. Ich bin alt, ſagte er, und will in der Hütte, in welcher ich geboren bin, ſterben. Alle, die ein Empfindung fähiges Herz haben, wird der Edelmuth des alten Mannes rühren So oft der Greis in der Folge zu ihm kam, empfing er ihn allezeit mit der Zärtlichkeit eines Sohnes.

Nach dem Tode ſeines Vaters folgte bei Ludwig ein Unglück dem andern. Er verlor durch einen Prozeß den größten Theil ſeines Vermögens. Die Treuloſigkeit ſeines Bruders war daran ſchuld; er hatte die Gegenpartei Ludwigs aufgewiegelt, machte in Geheim mit ihr gemeinſchaftliche Sache, und beſaß die Geſchicklichkeit, Ludwigen gewiſſe wichtige Dokumente zu entwenden, die ihm unentbehrlich waren, die Gerechtigkeit ſeiner Sache zu vertheidigen, und zu beweiſen. Ludwig wurde durch den Verluſt dieſes Rechtshandels in betrübte Umſtände verſetzt. Es blieb ihm kaum ſo viel übrig, um kümmerlich leben zu können. Sein Verſtand, ſeine Gelehrſamkeit und Fleiß halfen ihm fort. Nie entwiſchte ihm eine Klage, ſein Geſicht ſchien immer heiter, ſo ſehr auch ſein Herz blutete; nur zuweilen ſchüttete er ſeinen Kummer in ſeines Freundes Schooß. Sechs volle Jahre hindurch duldete er alles, was nur immer ein Menſch erdulden kann. Jeden Tag bezeichnete ein neuer Unfall, und mit jedem Tage wuchs ſeine Standhaftigkeit. Endlich wurde ſie auf Proben geſetzt, wo ſie ſcheiterte. Und dieß iſt die Begebenheit, welche ich meinen Leſern mittheilen will.

Mein Freund, ſo erzählt ſein Biograph, ſah Julien, und ſeine Seele flog ihr entgegen. So lange die Geſellſchaft verſammelt war, in der er ſie zum erſtenmal erblickte, blieben ſeine Blicke feſt an ihr geheftet. Zwanzigmal öffnete er den Mund, um ſie anzureden; ein, ich weiß nicht was, das vermuthlich die meiſten meiner Leſer zu ſeiner Zeit werden empfunden haben, band ſeine Zunge. Niemals hatte mein Freund eine ſo lächerliche Rolle geſpielt. Richtete Julie von ohngefähr ihr Aug auf ihn, ſo glühte ſein Geſicht; ſchlug ſie ſelbes nieder, ſo erblaßte er. Kurz, alle Zeichen eines von Liebe ganz hingeriſſenen Mannes wechſelten auf ſeinem Geſicht. Er kam am folgenden Tage zu mir. Seine Miene war ſo ſchwermüthig, und ſeine Zerſtreuung ſo ſichtbar, daß ſie unmöglich meiner Aufmerkſamkeit entgehen konnte. Unſre Vertraulichkeit gab mir das Recht, ihn um die Urſache ſeiner Unordnung zu fragen. Seine Antwort war eine Lobrede auf Julien, wie man ſie von einem Liebhaber erwarten kann. Doch ſagte er nicht viel: denn man kann zu Juliens Lobe nicht genug ſagen.

Denken Sie ſich, liebe Leſer und Leſerinnen! eine aufblühende Schönheit, von ſiebenzehn Jahren, die von den Händen der Liebe geſchaffen zu ſeyn ſcheint, mit blonden Haaren, großen blauen Augen, die unwiſſend Liebe blicken; ein himmliſches Mädchen, noch unbekannt mit allen den Ränken und Gefahren der Liebe. So war Julie. In dieſem entzückenden Körper wohnte die Seele eines Engels. Ich unterbrach ſeine Lobrede, mit der Verſicherung, daß ich in Anſehung dieſes Mädchens vollkommen ſeiner Meinung wäre. Ich erzählte ihm, daß ich Julien von ihrer Kindheit an gekannt habe, und daß Juliens Vater ehemals ſehr vertraut mit mir umgegangen. Allein ſeit einiger Zeit habe eine kleine Uneinigkeit unſern Umgang unterbrochen. Aber gerne, ſetzt' ich hinzu, will ich etwas von meinem Rechte fahren laſſen, wenn ich dadurch im Stande bin, Ihnen nützlich zu ſeyn.

Es iſt unmöglich zu beſchreiben, mit welcher Entzückung mein Freund in meine Arme flog. Er bat, er beſchwor mich, ihn zu Julien zu führen. Laſſen Sie uns, ſagt' ich ihm, nicht zu eilig ſeyn, denn Juliens Mutter würde Sie haſſen, wenn Sie an Ihnen die geringſte Liebe zu ihrer Tochter muthmaßete. Sie iſt eine Frau, wie man heutigs Tags ſehr viele antrifft, die ungeachtet ihrer Runzeln noch reizend ſeyn will. Ihr einziger Verdruß iſt, daß ſie eine erwachſene Tochter hat, deren Anblick ſie Lügen ſtraft, wenn ſie ſo unverſchämt iſt, ſich für acht und zwanzig jährig auszugeben. Der Vater iſt ein braver Mann, aber mißtrauiſch. Juliens Bruder iſt der ärgſte Böſewicht. Nun kennen Sie ungefähr das ganze Haus. Die Abſicht, warum dieſe Familie hieher gekommen, iſt dieſe: Juliens Vater hatte einen Bruder, der hier Handelsmann war. Dieſer iſt vor einigen Wochen geſtorben, ohne andere Erben nachzulaſſen, als den Vater ihrer Geliebten, welcher ſeit acht Tagen hier iſt, die mäßige Verlaſſenſchaft in Beſitz zu nehmen. In wenigen Tagen will ich gewiß Gelegenheit finden, Sie in ſeine Bekanntſchaft zu bringen.

Ich hielt mein Verſprechen. Ludwig war zu liebenswürdig, als daß Julie lange hätte ungerührt bleiben können. Das einzige Hinderniß war auf beiden Seiten der Mangel des Vermögens. Der alte Herr B**, Juliens Vater, liebte meinen Freund ſo zärtlich, daß er ihm ſeine Tochter mit Freuden würde gegeben haben. Madame B** ſchätzte ihn, ſo lange ſie glaubte, er ſei in ihre verjährten Reize verliebt; allein eben ſo herzlich haßte ſie ihn, als ſie deſſen Neigung zu ihrer Tochter bemerkte. Julie, die ſchon lange ihrer ſeltenen Vorzüge wegen ihrer unnatürlichen Mutter verhaßt war, lebte nunmehr ſchlimmer, als in der Hölle. Sie ertrug allen Unſinn ihrer raſenden Mutter mit Geduld, und tröſtete ſich mit der Zärtlichkeit ihres geliebten Ludwigs. Karl, den wir ſchon als einen Böſewicht angekündigt haben, merkte die Neigung ſeines Bruders gegen Julien nicht ſo bald, als ſein teufliſches Herz den

Anſchlag ausbrütete, das Glück eines Bruders, den er verabſcheute, zu untergraben, und ihm das Herz ſeiner Geliebten zu entführen.

Nun eröffnet ſich nach und nach ein Schauplatz voll abſcheulicher Begebenheiten, die ich meinen Leſern, wenn ſie Thränen übrig haben, erzählen will.

Juliens Bruder und Karl waren ſeit dem erſten Augenblicke ihrer Bekanntſchaft unzertrennlich. Gleiche Lebensart, gleiche Ausſchweifungen und Laſter machten einen dem andern unentbehrlich. Sie waren Tag und Nacht zuſammen, ſchmiedeten gemeinſchaftliche Anſchläge, und dienten einander wechſelweiſe in ihren Ränken. Es iſt gewiß, daß gleiche Laſter, wenigſtens auf eine Zeit lang, eben ſo feſt verbinden, als gleiche Tugenden.

Der junge B°° haßte Ludwigen eben ſo heftig, als Karl. Sie fürchteten ihn, wie allemal der Böſewicht den Rechtſchaffenen fürchtet. *) Lange beſchäftigten ſie ſich mit fruchtloſen Anſchlägen, welche auf die Trennung dieſer beiden Liebenden abzielten. Die vorzügliche Hochachtung, welche der alte Herr B°° gegen Ludwig hegte, und die genaue Kenntniß, die er von dem vortrefflichen Charakter dieſes liebenswürdigen jungen Mannes hatte, vernichtete alles. Der alte Herr wandte alles an, dieſe beiden Herzen glücklich zu machen. Ludwig war einem Miniſter empfohlen.

---

*) Wenn man einmal anfängt laſterhaft zu werden, ſo folgt ein Fall auf den andern. Die Ehre iſt einer ſteilen und mit keinen Ufern verſehenen Inſel gleich; man kömmt nicht wieder hinein, wenn man einmal heraus iſt. Deſpraux iſt der Philoſoph der geſ. Vernunft. Von Marquis d'Argent, Leipzig 1768.

Wenn der Boshafte unter den Menſchen ein anderer Menſch ſein könnte, als er wirklich iſt, ſo würde er ein ehrlicher Mann ſein wollen. Rouſſeau.

Die ächte Tugend (ſagt Plato) hat ſolche Reize, daß, wenn man ſie mit Augen ſehen könnte, alle Welt in ſie ſterblich verliebt werden würde. Joh. Pet. Miller hiſt. moral. Schilderungen. Leipzig bei Weigand, 1781.

der ihm zu einer anſehnlichen Bedienung Hoffnung machte, und ihm deßfalls die ſtärkſte Verſicherung gab. Herr B**, der dieß als den einzigen möglichen Weg betrachtete, den Geliebten ſeiner Julie zu verſorgen, ließ keine Woche verſtreichen, ohne dem Miniſter ſeine Aufwartung zu machen, und ihm das Glück meines Freundes beſtens zu empfehlen.

Und es hatte das Anſehen, als wenn dieſe und viele andere Bemühungen die Gewogenheit, die der ehrliche alte Mann auf meinen Freund geworfen hatte, immer vermehrten. Der junge B** ſah alſo, daß von dieſer Seite nichts auszurichten ſein würde. Er ging daher mit Karl zu Rathe. Dieſer war Meiſter in Bosheiten, und kannte Julien und ſeinen Bruder beſſer. Sie dachten in kurzer Zeit einen Plan aus, der ihnen unfehlbar ſchien. Karl war geübt in der Verſtellungskunſt, und der ausgelernſte Heuchler. Er hatte keine Schwierigkeiten gefunden, die Achtung des alten Herrn B** zu erwerben, und ſogar einen Theil ſeines Vertrauens, weil er ihm von einigen Ausſchweiſungen ſeines Sohnes, von welchen er vorher ſah, daß ſie unmöglich länger verborgen bleiben konnten, die erſte Nachricht gab, und in Gegenwart des alten Herrn den Sohn zur Beſſerung vermahnte. Er beſeufzte die rohe und ungeſchliffene Aufführung der jungen Leute, klagte über Verführung ꝛc. kurz, er wußte ſeiner Rolle ſo viel Ehre zu machen, daß man ihn im Hauſe des Herrn B** für einen Menſchen von den beſten Sitten hielt. Er fand ſogar Mittel, ſeinen Bruder zu hintergehen, daß auch dieſer nach und nach anfing, eine beſſere Meinung von ihm zu faſſen. Bei Julien war Karl, als der Bruder ihres Geliebten, ſehr wohl gelitten; ſeine Geſellſchaft war ihr ſogar angenehm, weil er, wenn er wollte, die größte Politeſſe mit dem feinſten Verſtande verband, ſich in den Charakter eines jeden zu ſchicken wußte, viel geleſen hatte, voll von muntern und unerwarteten Einfällen, und für jeden, der ſein Herz nicht kannte, der liebenswürdigſte Geſellſchafter war. Ueberdieß war er groß von Perſon, ſchlank gewachſen, und von einer nicht unangenehmen Geſichtsbildung. Seine Mutter ſetzte ihn in den Stand, einen beträchtlichen Aufwand machen zu können; und nach ihrem Tode war er der einzige Erbe ihres nicht geringen Vermögens.

Sobald er mit dem jungen B** ſeinen ganzen Anſchlag abgekartet hatte, beſuchte er Julien täglich, und ſparte nichts, ſich in ihrer Gewogenheit feſtzuſetzen. Er gewann ihre Freundſchaft; allein ungeachtet aller angewandten Künſte war es ihm unmöglich, die Liebe dieſes himmliſchen Mädchens gegen ſeinen Stiefbruder wankend, noch weniger für ſich den geringſten Eindruck auf ihr Herz zu machen. Verſchiedene Monate gab er ſich alle erdenkliche Mühe, ohne andern Nutzen davon zu haben, als daß er zuletzt — ernſtlich in Julien verliebt ward.

„Die Schönheit (ſagt einer unſerer Philoſophen, Hr. Wezel, in der Lebensgeſchichte Tobias Knauts) iſt die „kräftigſte Lehrerin des Laſters und der Tugend, der „Thorheit und der Vernunft; und trotz dem Menſchenherze, „das ihr widerſtehen will! — Unter den Händen der Schön„heit ſind wir männliche Geſchöpfe, wenn wir auch mit „einer zolldicken Rinde von Weisheit übertüncht wären, ein „geſchmeidiger Thon.“

Doch wir wollen wieder zur Geſchichte gehen. Karl ſah, daß er mit allen künſtlichen Verſuchen, Julien ſeines Bruders unwürdig zu machen, doch nichts ausrichten würde. Nun zog er die Larve ab, und wagte offenbare Anfälle auf ihre Tugend. Ich würde wider meinen Willen Gefahr laufen, bei manchem meiner Leſer ein Lehrer des Laſters zu werden, wenn ich ſie erzählen wollte. Lieber übergeh' ich ſie mit Stillſchweigen.

Verachtete Liebe bringt oft ſogar das ſanfteſte und beſte Herz aus dem Gleichgewichte. Kein Wunder, daß Karl durch Juliens Widerſtand, durch den heftigen Widerwillen, den ſie gegen ihn gefaßt hatte, in eine ſolche Wuth geſtürzt wurde, daß ſeine Liebe ſich in den raſendſten Haß und Nachbegier verwandelte. Ich komme jetzt zu einem abſcheulichen Zuge, den man ſchwerlich einem Herzen zutrauen wird, zu deſſen Bildung keine Sorgfalt geſparet war.

Julie war zu ſchwach, die traurige Lage, in der ſie lebte, zu ertragen. Sie verfiel in eine Krankheit, die in wenigen Tagen gefährlich wurde. Ludwig verließ keinen Augenblick ihr Bett. Karl beſuchte ſie täglich öfters, aber ſein Anblick vermehrte allezeit ihre Krankheit. Eines Tages, als ſie eben eine Arznei aus der Hand ihres Geliebten genommen hatte, fiel ſie in die heftigſten Verzuckungen. Der herbeigerufene Arzt verſicherte, daß dieſer Zufall keine Folge der Krankheit wäre, ſondern von Gift, welches die Kranke müßte bekommen haben; ob er gleich nicht wüßte, wie ſie könne vergiftet worden ſein. Die Geſchwindigkeit ſeines Beiſtandes rettete ſie. Ludwig umarmte die zitternden Knice des alten Doktors, und ſchwur tauſendmal, daß er ihn für ſeinen Retter, ſeinen Vater, ſeinen Schutzgott halten würde. Das iſt ganz gut, mein lieber Herr! ſagte der Arzt, aber ihre Freude kömmt ein wenig zu früh. Vermuthlich wird die Krankheit thun, was ich dem Gifte gewehret habe. Gott verzeih' es dem Böſewichte, der es ihr beigebracht hat. Dieſe Worte zerſtörten alle Freude Ludwigs, und hemmten den Strom ſeiner Dankſagungen. Er drang auf die ſchärfſte Unterſuchung. Julie, die unter allen am richtigſten den Urheber dieſes Zufalls muthmaßte, bat und flehte bei ihrem Vater und ihrem Geliebten keine Unterſuchung anzuſtellen. Um meinetwillen, ſagte ſie, muß und ſoll Niemand unglücklich werden. Indeſſen verſchlimmerte ſich ihre Krankheit ungemein. Das heftige Erbrechen, welches die Wirkung des Gegengiftes war, zerſtörte völlig die Kräfte; Julie ſchien ſich ihrem letzten Augenblicke mit ſchnellen Schritten zu nähren. O welch eine Scene! Ludwig in Verzweiflung, vor dem Bette ſeiner Geliebten knieend, wie er ihre kalte Hand feſt an ſeinen Mund drückte; und dann der ehrliche Greis, welcher von einer Stelle zur andern lief, die Hände rang, ſich ſeine grauen Haare ausraufte, und mit heißen Thränen das Leben ſeiner Tochter vom Himmel forderte. Auf der andern Seite Karl ihr Mörder, welcher ſich äußerſt betrübt ſtellte. Ihre Mutter und ihr Bruder unvermögend ihre Freude zu verbergen, und dann Julie, welche ihr brechendes Auge bald auf ihren Geliebten, dann auf ihren Vater, dann wieder auf Ludwigen richtete. Meine Feder iſt zu ſchwach den Zuſtand meines unglücklichen Freundes zu ſchildern. Liebe, Schmerz, Hoffnung bemächtigten ſich ſeiner Seele, und wechſelten in ſeinen Gebäherden. Bald rannte er wie ein Unſinniger in dem Zimmer auf und ab, dann kehrte er wieder zu dem Lager ſeiner Geliebten hin, kußte und drückte ihre Hände. Dieſer Zuſtand währte ſo lange, bis Julie in einen Schlummer ſank, der ſo anhaltend war, daß man glaubte, ſie würde nie wieder erwachen. Sie erwachte endlich, und fand ſich erleichtert. Wer nur einen Funken Gefühl hat, kann ſich die Freude Ludwigs vorſtellen, als der Arzt ihm einige Hoffnung zu ihrer Geneſung gab; er erſtickte ihn faſt mit Umarmungen. Nach einigen Tagen war ſie außer Gefahr, doch dauerte es lange, ehe Julie wieder zu Kräften kam. Sie machte öfters gelinde Bewegungen auf Anrathen des Arztes. Gemeiniglich pflegte ſie in Begleitung ihres Vaters, und ihres Geliebten nach einem kleinen, einſamen und romantiſch gelegenen Gärtchen, das Eigenthum ihres Vaters, zu fahren. Eines Tages, als Ludwig zu dem Miniſter gerufen war, der ihn noch immer mit den ſchönſten Verheiſſungen täuſchte, weil er ihn zu gewiſſen Abſichten brauchte, fuhr Julie mit ihrem Vater allein. Ludwig verſprach ſobald als möglich nachzukommen. Der Miniſter hielt ihn länger auf, als er vermuthete, und es dämmerte ſchon, als er aus der Stadt ritt. Anſtatt Juliens Wagen zu begegnen, traf er den alten Herrn B** zu Fuße an. Dieſer erzählte ihm, drei verlarvte Kerl zu Pferde hätten den Wagen angehalten, die Stränge abgeſchnitten, Julien fortgeführt, und ihn ſelbſt, da er ſich widerſetzen wollte, ſehr mißhandelt; er habe aber den Miethkutſcher gebeten, den Räubern in der Entfernung nachzufolgen. Er konnte vor Thränen nicht reden. Um Gottes Willen! rief er ſchluchzend aus, retten Sie ihre Julie! retten Sie — meine Tochter! Ludwig erkundigte ſich nach dem Wege, den die Räuber genommen; allein der alte Herr B** konnte ihm keine Nachricht geben. Sie mußten alſo auf die Zurückkunft des Kutſchers warten. Er blieb nicht lange aus, und ſagte: er hätte Julien beſtändig im Geſichte behalten, und wäre ihr biß an ein gewiſſes Landhaus gefolgt, in welches man ſie ſchleppte. Er nannte das Haus; und, o ſtellt euch das Entſetzen Ludwigs vor, als er das Landhaus ſeiner Stiefmutter nennen hörte. Er warf ſich auf ſein Pferd, und jagte dahin. Er kam an; das erſte, was ihm in die Augen fiel, war der junge B**, der ihn mit einer trotz'gen Miene fragte: was er hier zu ſuchen hätte? Ihre Schweſter! verſetzte Ludwig. Statt der Antwort zog B** eine Taſchenpiſtole heraus. Ludwig kam ihm zuvor, bemächtigte ſich derſelben, warf ihn ziemlich unſanft zu Boden, und befahl ihn der Aufſicht des Kutſchers, eilte dann die Treppe hinauf. Er fand einen verlarvten Kerl an der Thür des Saals, der ihm den Eingang ſtreitig machen wollte. Allein Ludwig durch die Stimme Juliens in die größte Wuth verſetzt, zwang ihn mit der aufgezogenen Piſtole ihm die Thür zu öffnen. Karl, gegen den Julie nur noch mühſam rang, hörte kaum die Stimme ſeines Bruders, als er Julien los ließ, ſeinen Degen ergriff, und Ludwigen, der eben in das Zimmer trat, entgegen eilte. Er verwundete ihn in der That. Dieſer, den der Anblick ſeiner Julie mit blutigem Geſicht, zerſtreuten Haaren, entblößtem Buſen, und zerriſſenen Kleidern, aller menſchlichen Empfindungen beraubte, kam einem zweiten Stoße zuvor, indem er Karln eine Kugel durch die Bruſt jagte.

Der Böſewicht ſtürzte zu den Füßen ſeines Bruders hin. Sein Fall gab Ludwigen alles erſtickte Gefühl zurück. Es iſt mir unmöglich, ſeinen Zuſtand in dieſem abſcheulichen

Augenblicke zu beſchreiben. An der einen Seite ſein Bruder tödtlich verwundet, er ſein Mörder, und ſelbſt verwundet; auf der andern ſeine Geliebte in Ohnmacht: was für Empfindungen! was für eine Hölle mußte nicht in ſeinem Buſen ſein! — Das erſte, was er that, als er anfing, ſich wieder zu fühlen, war, Julien zu Hülfe zu kommen. Er trug ſie in einen Seſſel, und war im Begriffe, ſie durch Waſſer wieder zu erwecken, als Karl ihn winſelnd um Beiſtand anflehte. Er lief herunter, und fand den Kutſcher noch da, der den jungen B** mit der Peitſche im Reſpekt hielt. Komm herauf, Böſewicht! rief er ihm zu, und ſieh, was deine Bubenſtücke für Früchte gebracht haben! Den Kutſcher bat er, eilends nach der Stadt zu reiten, und ſeinem Freunde den ganzen Verlauf der Sache zu erzählen. Dieſer verfügte ſich in Begleitung eines Wundarztes, und des alten Herrn B** nach dem Landhauſe. Julie hatte ſich indeſſen völlig erholet. Ludwig hatte ihren Bruder gezwungen, heraufzugehen, und Zeuge des ſchrecklichen Anblicks zu ſein. Mit ſeiner Hülfe hatte er Karls Wunde verbunden, der nur zu leben ſchien um in unſerer Gegenwart ein ſchreckliches Bekenntniß ſeiner Miſſethaten abzulegen. Der Wundarzt unterſuchte ſeine Wunde, und erklärte, daß ihm nur wenig Stunden zum Leben übrig wären, und ermahnte ihn, ſich als ein Chriſt zum Tode zu bereiten. Gott iſt gnädig und barmherzig, ſagte er; werfen Sie ſich in ſeine Arme — —

Was Gott! was Gnade! was Barmherzigkeit! rief dieſes menſchliche Ungeheuer aus; ich kenne ihn nicht, und will ihn nicht kennen. Es iſt mir lieb; daß ihr alle hier ſeid; ich will in meinen letzten Augenblicken noch die Freude haben, euch zu martern. Du, ſagte er, und wendete ſich gegen ſeinen Bruder, Du, den ich immer verflucht habe, weil ich dein verdammtes Hirngeſpinnſt von Tugend nicht leiden konnte, Dich will ich vorzüglich quälen. Vernimm erſtlich, daß ich es bin, der unſern Vater mit Gift hingerichtet hat, weil der alte Hund, der eben ſo ein Narr war, wie Du, dich mir vorzog. Deine mütterliche Verwandte hab' ich allein angeſtiftet, daß ſie den Prozeß wider Dich anfingen, der Dich zum Bettler gemacht hat, indem ich ihnen die Gewißheit des Erfolgs zeigte. Ich bin es, der dir die Dokumente entwendete. Ich bin es, der das Pulver, welches Du Julien reichteſt, vertauſchte, weil ich ſie nicht verführen konnte; und ich bereue nichts mehr, als daß es mir fehlſchlug, Dich zu ihrem Mörder zu machen. Ich bin es, der Juliens Mutter zur Untreue verleitet hat; der ihren Bruder aus einem Böſewichte in einen Teufel verwandelt hat. — Hier folgte ein Regiſter von Verbrechen und Schandthaten, bei deſſen Durchleſung mir die Haare zu Berge ſtunden.

Karl fuhr fort zu reden. Julie! ſagte er, ich wollte dieſen Tod noch einmal ſterben, wenn ich die Freude mit in das Grab nehmen könnte, Dich verführet zu haben. Du mußt mir das Zeugniß geben, daß ich nichts unverſucht ließ. Endlich ward ich ermüdet, und faßte den Entſchluß Dich zu entführen, und die äußerſte Gewalt anzuwenden, um über deine Tugend zu triumphiren. Ich brachte Dich hieher, weil ich nicht befürchtete, daß man Dich hier ſuchen würde; und noch begreife ich nicht, welcher Teufel euch auf meine Spur gebracht haben mag. Deinem Vater hätte ich gern das Leben genommen, als ich dich aus ſeinen Armen riß; aber ich wollte ihn grauſamer ſtrafen; ich wollte, daß er leben ſollte, um deine Schande mit dir zu theilen. Dieß iſt das einzige Werk, das ich unvollendet gelaſſen habe. Einen Augenblick ſpäter, und Julie wär ein Opfer. Ha! mit welcher Wolluſt würde ich ihre Thränen haben fließen ſehen! ich würde ſie gezählet haben! jede hätte meinem Herzen ein Balſam ſein ſollen! jedes Schluchzen! jeder Seufzer wäre mir ein Triumphlied geweſen! — Hier brach er in die ſchrecklichſten Flüche wider den Himmel aus, die Augen funkelten, der Mund ſchäumte, und in ſeinem Geſichte drückte ſich die ganze Bosheit der Hölle aus. — Hölle, fuhr er fort, du biſt! du biſt! ich empfinde es tief in meiner Seele — dich ſelbſt empfinde ich! — aber Julien nicht vernichtet haben, das iſt mehr als Hölle! — Haſt du Qualen? ich verlache ſie! weder Menſch noch Gott hat jemals in mir den geringſten ſchwachen Gedanken hervorgebracht; ich habe alles überlegt gethan; — Gott! du magſt mächtig ſein! mich ſollſt Du nicht zur Reue zwingen. Haſt du Donner? Haſt du Strafen? Hier, hier ſchütte ſie aus; ich habe deiner geſpottet, ſo lange ich ſpotten konnte — auch künftig will ich mehr Teufel ſein, als alle Teufel!

In dieſem Tone raſete er, ſo lange ſeine Kräfte es geſtatteten. Er unterbrach ſich oft ſelbſt durch ein Brüllen, das ihm der Schmerz ſeiner Wunde abzwang. Jedesmal, wenn er ſeine wilden Blicke auf Julien heftete, rief er: Noch einen Augenblick, und Julie wäre auf Lebenslang vernichtet, und deine grauen Haare, du Alter da! wären mit Schande bedeckt — mit doppelter Schande, denn dein Weib habe ich verführet. Zwar ihr fehlte kein Laſter, nur war ſie dir noch treu. Und du, hier wendete er ſich gegen ſeinen Bruder, Mörder! (Ludwig erblaßte bei dieſem entſetzlichen Worte; jede Muskel arbeitete; haben Sie jemals, meine lieben Leſer! einen Menſchen geſehen in dem Augenblicke, da ihm das Todesurtheil vorgeleſen wird, ſo können Sie ſich einen Begriff von Ludwigen machen) und du Mörder! ſo elend du biſt, Du würdeſt noch weit elender ſein. Alles um ihn her ermahnte ihn, bat, flehte; aber umſonſt! — Ich verfluche euch alle, ſchrie er, vom Herzensgrunde verfluche ich euch alle! Könnte ich euch nur alle verdammen! —

Aber zu lange verweile ich mich bei der Geſchichte des ehrloſen, verworfenſten, und des geheiligten Namens eines Menſchen unwürdigen Mannes. Er raſete noch eine Stunde ſpie Läſterungen und Verwünſchungen aus, wie ſie nur ein Teufel erdenken kann, und ſein letztes geſammeltes Wort war der entſetzlichſte Fluch. Wenige Tage nach Karls Tode verſchwand der junge B**, ohne daß man jemals die geringſte Nachricht von ſeinem Aufenthalte bekommen hätte.

Juliens ſanftes Herz litt unausſprechlich bei allen dieſen Vorfällen, und bei der Schande ihrer Mutter; und Ludwig war in die tödtlichſte Schwermuth geſtürzt. An einem Morgen ward mein Freund zu dem Miniſter gerufen, auf den er ſich noch immer große Rechnung machte. Als er im Begriff war ſich anzukleiden um hinzugehen, trat ein Unteroffizier begleitet von etlichen Soldaten auf ſein Zimmer, und nahm ihn ohne Komplimente in Verhaft. Er bat, daß man ihm wenigſtens erlauben möchte, ſich vollends anzukleiden, aber umſonſt; man nöthigte ihn, wie er war, im Schlafrocke, mit einem Schuh und einem Pantoffel fortzugehen; jedoch wurden ſeine übrigen Kleidungsſtücke aus einer beſondern Gefälligkeit des Unteroffiziers nachgetragen.

Es ward auf das Schärfſte verboten, keinen Menſchen zu ihm zu laſſen; auch verſagte man ihm die Erlaubniß zu ſchreiben. Seinen Freunden konnte die Urſache ſeines Verhafts ſo wenig unbekannt ſein, als ihm ſelbſt, oder meinen Leſern. In der Stadt hingegen war alles voll Neugier und Muthmaßungen, und mancher Hochedler, Vielgeſtrenger und Hochgnädiger fand hier ſein politiſches Hirn ſo dumm, die wahre Urſache aufzuſpekulieren, warum ein Mann, der ſelbſt bei ſeinen Feinden in dem Ruhm der ſtrengſten Rechtſchaffenheit ſtand, ſo unvermuthet eingezogen wurde. Sonderlich ſtrengten die Matronen des Orts ihre Köpfe an; aber umſonſt. Am vierten Tage war endlich alles deutlich, als Ludwig vor Gericht geführt wurde. Seine Stiefmutter war es, die ihn eines an ſeinem Bruder verübten Meuchelmordes beſchuldigte, und förmlich angeklagt hatte. Sie war, ſo wie die Stadt überredet worden, ihr Sohn ſei mit dem Pferde in einen Graben geſtürzt, und habe auf der Stelle das Leben verloren. Dieß Vorgeben war um ſo viel wahrſcheinlicher, da Karl am letzten Tage ſeines Lebens ein ſehr wildes Pferd geritten hatte, und wenn er ausritt, ſelten unberauſcht nach Hauſe kam. Sie würde ewig in dieſer Unwiſſenheit geblieben ſein, wenn nicht der entwichene junge B**, um abweſend noch Unheil zu ſtiften, an ſie geſchrieben, ihr gemeldet hätte, ſein Gewiſſen zwinge ihn ihr zu berichten, daß Ludwig ſeinen Bruder ermordet hätte. Dieſe Frau, die an Bosheit den Teufel übertraf, flehte in dem erſten Sturm ihrer Wuth die Hülfe der Obrigkeit an, welche einer Mutter, die den Tod des Sohnes an dem Stiefſohn ahnden wollte, ihren Beiſtand nicht verſagen zu dürfen glaubte.

Ludwig war alſo verhört, wie ich ſchon geſagt habe. Er vertheidigte ſich mit der edlen Freimüthigkeit und Unerſchrockenheit eines Mannes, der ſich ſeiner Unſchuld bewußt iſt. Er geſtand ohne Umſchweife, daß er ſeinen Bruder erſchoſſen; zugleich aber ſtellte er den ganzen Vorfall in ſein wahres Licht. Er fing mit einer hinreißenden Beredſamkeit zu reden an; und man ſagt, daß die Richter ihn zum Theil mit naſſen Augen angehört haben ſollen. Ludwigen konnte es nicht ſchwer fallen, ſeine Unſchuld zu beweiſen; allein die Gerechtigkeit iſt in vielen deutſchen Ländern keine ſonderliche Liebhaberin der Kürze. Die Prieſter derſelben gehen Schritt vor Schritt: nicht aus Beſorgniß, ſich zu übereilen, noch aus Furcht, auf die Naſe zu fallen; ſondern, ſondern — doch was weiß ich, aus welchen Urſachen. Kurz, wenn ſie befriedigt iſt, ſo iſt's der Magen ihrer Diener noch nicht. So ausgemacht Ludwigs Unſchuld, und ſo ſehr jedermann von derſelben überzeugt war, ſo hatte er doch volle ſechs Wochen Zeit, in dem Gefängniſſe Kalender zu machen, oder des Zirkels Viereck zu ſuchen, ehe er auf freien Fuß geſtellt wurde. Und doch kam er nicht anders aus dem Verhafte, als auf Vermittlung und Bürgſchaft des Miniſters. Nun wurden Zeugenverhöre angeſtellt; und es wurden von, Gott weiß, wie vieler Juriſtenfakultäten Reſponſa eingeholet, weil man Schwierigkeiten entdeckte, wo keine waren. Kurz, der Prozeß dauerte neun Monate, der vielleicht in einer preußiſchen Provinz in eben ſo viel Tagen würde entſchieden worden ſein.

Jetzt fing Ludwig an, ernſtlicher in den Miniſter wegen ſeiner Beförderung zu dringen. Dieſer, der damals den Vorſatz gehabt hatte, ſein Glück zu befördern, zog endlich die Larve mit vielem Achſelzücken und Hofwendungen ab, und benahm ihm alle Hoffnung. Ludwig begegnete ihm mit einem Theil der Verachtung, die er ganz verdiente. Julie liebte ihn noch immer mit eben der Zärtlichkeit, und ſein Unglück machte ihn ehrwürdig in ihren Augen. Mit Freuden würde ſie jedes Schickſal mit ihm getheilt haben; aber ihr Vater dachte leider anders. Er hatte ſich die Hoffnung gemacht, daß Ludwig ſich durch ſeine Verdienſte und durch den Miniſter empor ſchwingen würde. Mit dieſer fehlgeſchlagenen Rechnung verlor ſeine Freundſchaft ihre Wärme. Auch Ludwig dachte anders. Der Gedanke, daß Julie ſeine Armuth mit ihm theilen ſollte, war ihm unausſtehlich. — Und gleichwohl Julien zu entſagen, Julien, die er ſo unausſprechlich liebte; die ganz für ihn geſchaffen war; die um ſeinetwillen ſo viel, um derentwillen noch mehr erlitten hatte, ihr ganz und auf ewig zu entſagen! Welch ein Opfer! welch ein Entſchluß!

Er entſchloß ſich zu einem leichtern. Ich war (ſo meldet ſein Biograph) bei Julien, als mir folgender Brief gebracht wurde:

Mein Freund!

„Alles iſt für mich verloren, oder todt; nur Sie nicht. Zu lange hat mich das Glück zum Ball gebraucht; es iſt Zeit zu beweiſen, daß ich ſeinem Eigenſinne Grenzen ſetzen kann. Ich ward, Sie wiſſen es, ich ward verfolgt, zum Bettler gemacht, an meiner Ehre gekränkt, verachtet; von allen, ſelbſt von denen, die mir Dankbarkeit ſchuldig waren, verlaſſen. Dankbarkeit in einer Welt, wie dieſe? Wer hat mehr gelitten, als ich? und wer hat weniger geklagt?...... Ich duldete alles. Ich habe Blut vergoſſen; ich habe Ketten getragen; man ſprach mich los. Ich duldete alles. Der Himmel, der Gebirge von Leiden auf meine Seele gethürmt hat, ſah oft eine ſtumme Thräne; aber niemals hat ihn mein Herz durch Murren beleidigt. Auch jetzt, da ich dem Schickſale, das mich unter dem Fuß der — verächtlichſten Geſchöpfe, würde ich ſagen, wenn der Menſch dem Menſchen verächtlich ſein dürfte, geworfen hat, ausweiche, thue ich's ohne Murren. Auf ewig verliere ich Julien. Ich weiß es, mein einziger Freund! Sie werden es in ſeiner ganzen Stärke empfinden, was dieſe Worte ſagen — aber, da ich ſie verliere, find ich mein Gefühl wieder. Freund! ein Mörder iſt Juliens nicht würdig! — Kann ich ihr eine Hand geben, die vom Bruderblute raucht? — und den Bettelſtab hält? — Kann ich das? — Aber kann ich ohne ſie leben? und, mit oder ohne ſie die fürchterliche, quälende Blutſtimme hören? Ich bitte Sie, eilen Sie zu mir, aber fluchen Sie mir nicht. Julie! theure, ewig theure Julie! fluchen Sie einſt meiner Aſche nicht! Kommen Sie bald, und bringen Sie Ihr ganzes Herz mit! Ihre ganze Freundſchaft bringen Sie mit.“

Ludwig.

Ich bebte, wie ich dieſen Brief las. Ich kannte meinen Freund zu gut, als daß mir die Worte „fluchen Sie mir nicht! bringen Sie Ihr ganzes Herz, Ihre ganze Freundſchaft mit!“ hätten dunkel ſein können. Ich eilte zu ihm; klopfte an; keine Antwort. Die Thür war verſchloſſen, aber der Schlüſſel ſteckte im Schloſſe. Ich öffnete das Zimmer, und fand meinen bedaurungswürdigen Freund in ſeinem Blute, auf dem Boden, die Piſtole noch in der Hand haltend. Er lebte noch, und ich ſparte nichts, ſein Leben zu verlängern. Umſonſt! er ſtarb nach einigen Stunden in meinen Armen. Youngs Nachtgedanken lagen auf dem Pulte aufgeſchlagen. Er hatte noch, ehe er ſeinen ſchwarzen Entſchluß ausgeführt, einen Brief an Julien geſchrieben.

Anbetungswürdigſte Julie!

„Ich muß mich von Ihnen trennen, denn ein Leben ohne Sie wäre mir kein Leben mehr, ſondern eine Hölle. O Julie! wenn ich an jene Tage zurück denke, als der Gewitterſturm von allen Seiten auf mich brauſte, konnte ich von meinem Freunde zu Ihnen fliehen, und geſtärkt durch Ihren Blick, mich in die Umarmung meines Freundes werfen! Dieſe Tage ſind nicht mehr! Julie! meine Julie! denken Sie ſich künftig von der ganzen Zeit unſrer Liebe nur den einzigen Tag, an dem Sie mir zum erſtenmal ſtammelten: ich liebe Sie! nur dieſen Tag! er war ſchön; alle andere vergeſſen Sie. So oft er zurückkehrt, beſuchen Sie mein Grab, und eine Thräne laſſen Sie auf die Stelle fallen, welche meine Aſche bedeckt. Mit dieſer Thräne heiligen Sie meinen Reſt. Aber nur Eine, mehr nicht, meine Julie! Mein Herz, das wiſſen Sie, verdient dieſelbe. — Die Stunde meines Todes rückt heran! — Sein Sie ruhig, Julie! — Wir werden uns wieder ſehen! — es ſchlägt! — Ach Julie! vergeſſen Sie Ihren Ludwig nicht, und beten Sie für ſeine Seele! — Julie! Julie! leben Sie wohl!“

Die unglückliche Julie lebte noch einige Zeit, wenn der Zuſtand verdient Leben genannt zu werden. Der Schmerz hat ihre Seele völlig in Unordnung gebracht, und ihr Ludwig iſt das einzige, was ſie denken konnte. Ich beſuchte ſie einſt; ſie war nicht die entzückende Julie mehr, ſondern der würdigſte Gegenſtand, den je ein gefühlvolles Herz für ſeine Thränen finden konnte. Sie hatte, wie ich bei ihr war, Blumen vor ſich auf ihrem Bette, welche ſie bald in dieſe, bald in eine andere Ordnung legte. „Was wollen Sie mit dieſen Blumen? theure Julie!“ Ich will das Grab unſers Freundes damit beſtreuen, antwortete ſie mir. Dieſe Worte und der Ton, womit ſie es ausgeſprochen, durchdrangen mich. Ich nahm eine von den Blumen, und eilte fort, um ohne Zeugen auf dem Grabe meines Freundes weinen zu können.

* * *

Dieß iſt die Geſchichte, wie ſie ſein vertrauteſter Freund aufgezeichnet hat. Wem lockte ſie nicht oft eine Thräne des Mitleidens über die mißkannte Tugend Ludwigs aus den Augen! — Tugend! ruft ein philoſophiſcher Leſer, wie kann ſich Tugend und Selbſtmord vereinigen? — O daß die Menſchen ſo eilfertig mit ihrem Urtheile ſind, ohne oft die Urſache der Handlungen zu erforſchen! Fragen Sie ihr Herz, fragen Sie ihr Herz, mein lieber Herr Philoſoph! was es in Ludwigs Lage gethan hätte? Sagt es Ihnen, es würde ſtandhaft geblieben ſein: nun ſo gehen Sie hin, und lehren Sie alle Mißvergnügte und Melancholiſche ihre Kunſt, dann werden Sie ein Erretter der Menſchen, und die ganze Menſchheit wird Ihnen Dank wiſſen, weil Sie manchen braven Bürger dem Staat zurückgegeben. Zweifelt es aber noch, ſo übereilen Sie ſich mit ihrem Urtheile nicht, und warten Sie auf eine entſcheidende Antwort. Doch wir wollen uns nicht über Recht oder Unrecht dieſer Handlung zanken, denn ſonſt würden wir uns unter die Klaſſe des Pöbels mengen, welcher oft die Aſche eines Selbſtmörders eher mit Verwünſchungen anſtatt Thränen noch beunruhigt, als daß er einem Wütherich, der vielleicht unter der Larve der Tugend und Religion gleich einem Torquemada hundert ſeiner Mitmenſchen ſeiner Blutdurſt aufopfert, mit der Freimüthigkeit eines Mäceus Einhalt thäte. Dieſer, als er Auguſten mit kaltem Blute ein Todesurtheil nach dem andern unterſchreiben ſah, rief ihm zu: Höre doch einmal auf, Mörder! —

Wir wollen ihm nicht fluchen, ſondern weinen auf ſeinem Grabe, bedauern ſein unglückliches Schickſal, und ihm vergnügtere Tage wünſchen. O! wenn ich mir ihn ſo denke an der Seite ſeiner Geliebten in einer von den Welten, welche uns am Abend leuchten, in ſeliger Zufriedenheit dahin wandelnd, dann wird mir ganz warm um's Herz, und ich wünſchte nebenhergehen, und dieſe Glückſeligkeit mit ihm genießen zu können. Wie mannigfaltig ſind nicht die Schickſale der Menſchen! Sie ſind der Ebbe und Fluth gleich: bedient man ſich der Fluth, ſo führt ſie zum Glücke; verſäumt man ſie, ſo endigt ſich die ganze Fahrt unſers Lebens in Sandbänken und Schiffbruch.

Umſtände machen Menſchen. Ein Saz, der ſeine Ueberlegung verdient.

Vor 12 Jahren, als ich das 15te erreichte, und in der Realklaſſe war, ſtarb meine Mutter im Chriſtmonate; hinterließ mir noch 3 lebendige Geſchwiſter, die aber minderjährig, als ich, waren. Mein Vater, ein Burger in St.**, beſtimmte folgendes Jahr darauf, vor ſeiner zweiten Hochzeit in der Faßnacht, jedem von uns 500 fl. zum mütterlichen Erbtheile, mit dieſen Bedingniſſen: daß, wer ein Handwerk lernen, oder ſtudiren wollte, u. a. vom 18. Jahre an ſeinen Aufwand von ſeinem Erbtheile beſtreiten müſſe. Ein Knabe von 12 oder 15 Jahren wird doch gewiß ſchon tauglich zu einem Handwerke ſein; und nach 3 Jahren kann er ſich ja mit ſeiner Kunſt ſein Brod ſelbſt verdienen. Die einſichtsvollen Männer aber, mein Vater, und ſein Bruder, die beide weder leſen noch ſchreiben konnten; meine Tauf- und Firmungspathen, jener ein Kräutler, dieſer ein Kaufmann, nun ein Rathsherr, der einige Schulen durchging; und noch über das ein Rechtsgelehrter, die dieſen Vertrag machten, glaubten gleichwohl, die verdienſtvollen Lehrer könnten nach 3 Jahren aus einem Schüler bei der neuen Schuleinrichtung eben ſo gut einen Gelehrten wie z. B. das ehrſame Handwerk der Schuſter, Schuhknechte machen; und was noch ärgerlicher, bekam dieſer ſchriftlich abgefaßte, mir nachtheiligſte Vertrag durch die Billigung und das Anſehen des Magiſtrats ſeine Gültigkeit. Nach einigen Jahren vertrieb mich die zu übertriebene Härte meines Vaters aus meinem Vaterlande, da er wegen größeren Köſten den Entſchluß faßte, mich erſt im 20. Jahre, ungeachtet meines untadelhaften Wandels und Fortganges, zu einem Handwerker zu machen. Vier Jahre hindurch ſuchte ich mir in E** bei gutthätigen Menſchenfreunden meinen kümmerlichen Unterhalt, und hatte ich theils für Schulbücher, Kleidung, Hauszins u. dgl. ein bischen Geld höchſt nöthig. Gott! wie viele Mühe und Flehen koſtete es, ſelbes von meinem Mütterlichen zu erhalten. Nach geendigter Philoſophie wollte ich mich auf die Rechtsgelehrtheit begeben; allein aus Abgang des Unterhalts mußte ich bald wieder die Univerſität verlaſſen. Ich wandte mich zu meinem Magiſtrat, um wenigſtens das auswirken zu können, daß ich durch meinen Erbtheil in der neu betretenen Laufbahn zu meinem Glücke fortſchreiten könnte. Was ſehr oft Schwächern geſchieht, begegnete auch mir in dieſem Falle, ich mußte aus zwei Uebeln eines erwählen: entweder mit Ehren leer abgewieſen werden, oder mich gleichwohl zur Theologie bequemen. Der Geſtrenge Herr Bürgermeiſter, und Stadtſyndikus von E**, auf deſſen Ausſpruch ſich der ganze Rath feſthält, rieth mir meinen Plan zu ändern, da er mir die harten Schickſale ſo vieler Rechtsgelehrten als Gegengründe beibrachte, den Titulum Mensae für gewiß verſprach, und meiner äußerlichen Einfalt zu Liebe dieſe chriſtkatholiſche Ermahnung gab: daß ich doch deßwegen geiſtlich werden ſolle, „weil ich meiner Mutter ſeel. mit meinem Meßopfer Troſt und Hülfe verſchaffen könnte.“ Kurz, ich mußte mich ergeben; und mein Vater wurde durch einen gerichtlichen Ausſpruch gezwungen, mir alles Nöthige von meinem Mütterlichen ſammt dem Intereſſe hierher ausfolgen zu laſſen. Ich blieb nun gleichwohl hier gegen zwei Jahre aus Zwang Theolog; wollte endlich Verſicherung des verſprochenen Titels wegen, da ich mich ſchon zur Weihe bereit machte: und mittler Weile benahm man meiner Vaterſtadt die Freiheit, den Titulum Mensae auch nicht einmal Bürgersſöhnen zu geben, weil der zu gütige Stadtrath ihn ſchon zu vielen Auswärtigen ohne Bedenken verlieh. Dieſen zu gewaltigen Streich konnte ich mit meiner ſchwachen Gegenrüſtung nicht mehr aushalten; ſank ohnmächtig, aber mit unbeſchreiblicher Frohlockung meiner Eltern und Freunde, in eine Gruft lebender Todten hin: ward ein Benediktinermönch, und mit Aufwande beträchtlicher Koſten ſah ich mich ſchon im 4. Monate auch der noch einzigen übergebliebenen Güter, meiner Geſundheit, und ganzer Gemüthsruhe verluſtig. Ich verließ alſo die Mönche im 7. Monate wieder, um nicht ganz der Unglücklichſte zu ſein; und dieſer gewagte Schritt zog mir die traurigſten Folgen nach. Ich bin nun gleichſam als ein Verwieſener hier im Elende; ganz in ſelbem verſenkt; beinahe auf der Kreuzſtraße von der Tugend zum Laſter; denn auf gemeldete Weiſe zwangen mich meine Eltern, und die Obrigkeit, mir mein ganzes Erbgut, und einen großen Theil meines Lebens umſonſt abrechnen zu laſſen. Mein ganzes Vermögen beläuft ſich monatlich auf 1 fl. 12 kr. für eine Inſtruktion, und auf 3 freie Koſttäge in der Woche; meine Kleidung beſteht nebſt einigen Wäſcheſtücken, in einem Aufzuge, der mir bald in den Augen vieler, die nach dem Aeußerlichen urtheilen, das Zutrauen eines ordentlichen, ehrlichen Menſchen rauben muß. Wie hätte ich mir mein Leben mit dieſem ſo geringen Einkommen nur 2 Monate lang erhalten können, wenn mir nicht gerührte Menſchen Geld vorgeſtreckt hätten, welchen ich ſeit 1½ Jahren her, wo ich aus dem Kloſter ging, 40 fl. ſchuldig wurde? Ich bin auf allen Seiten verlaſſen; ärmer, als jeder öffentliche Bettler; und was bleibt mir anders übrig, als daß ich bei meinen Gläubigern zuerſt ein Betrüger werde, dann vor Hunger ſterben muß, wenn ich unter der Hand des Henkers nicht erblaſſen will? So müſſen Menſchen, die keine gute und nützliche Bürger werden durften, und konnten, zuletzt Böſewichter ſein! Die Bürger und Klöſter theilen ihr Almoſen meiſtentheils unter die Studenten niederer Klaſſen aus; denn in höhern, ſagen ſie, können ſie ſich mit Inſtruiren ihren Unterhalt ſchon ſelbſt verſchaffen, und auch da kann ich aus eigener Erfahrung reden, daß die Eltern, und (ich hätte beinahe geſagt) manche öffentliche Lehrer, in Beſtellung und Aufnahme der Privatlehrer, mehr auf die modiſche

Tracht, und heuchleriſche, kriechende Politeſſe, als auf den Verſtand, und das biedere Betragen eines Menſchen Acht haben. Dieß iſt die wahre Schilderung meines grauſamen Schickſales. ꝛc.

Was iſt doch die Welt, und wie wenig ſteht es oft in unſerer eigenen Macht, uns hienieden glücklich zu machen! —

Mein Vater war bei einer Reichsverſammlung zu R*** 34 Jahre lang als Bevollmächtigter von verſchiedenen Reichsſtädten geſtanden, und hat (ſich ohne Ruhm) durch Verrichtung vieler wichtig, auch vielfältigen Geſchäfte dem Staate großen Nutzen verſchafft.

Die Menge ſeiner Kinder verſtattete ihm nicht, ſich ein großes Vermögen zu erwerben. Der älteſte meiner Brüder erhielt im Lande eine Regierungs-Sekretärs-Stelle zu St***, die Mutter dienet in Ch**** Dienſten ſchon 18 Jahre. Vor ungefähr 8 Jahren überkam er eine Offiziersſtelle. Ich nunmehr als der jüngſte der zweibändigen Geſchwiſtrigen erhielt nach zurückgelegter Logik den Befehl von meinem Vater entweders Mönch oder Soldat zu werden. — Die Vorſtellung, ſo er mir wegen Mangel des Geldes machte, zernichtete meine Abſicht und Freude auf die hohe Schulen geſchickt zu werden: unterdeſſen fügte es ſich, daß der Präſident beim Reichstage eine anhängige Streitſache hatte, die mein Vater als der einzige katholiſche Deputirte vom Reichsſtädtiſchen Collegio zur größten Befriedigung ermeldeten Hrn. Grafens ausgeführt. Zu einem Recompense bewirkte dieſer Präſident mir die gnädigſte Aufnahme in das militäriſche Erziehungs-Inſtitut zu N**. Ich erfüllte mit weinendem Auge den Befehl meines beſten Vaters; aber an meinem Bruder ſah ich leider ein trauriges Beiſpiel von militäriſcher Beförderung bei Friedenszeit. — Zum Unglücke hatten die Geſchäfte meines Vaters mit dem Hauſe N° keine Verbindung, ſo auch keine Verdienſte hierin, folglich auch ſchmale Anſprüche, und leere Hoffnungen.

Nach zurückgelegten zwei Jahren in beſagtem Erziehungshauſe reiſte mein beſter Vater nach M**, in der Abſicht, ſein Aeußerſtes zu thun, um mir eine Offiziersſtelle zu erwirken; aber wie erſchrack ich nicht! als er den nämlichen Tag ſeiner Ankunft plötzlich erkrankte, und an einem Bruſtgeſchwür, das lange beſorgt wurde, nach einem 32 Wochen langen Krankenlager im Dezember ſtarb. Mit ihm ſtarb mein Brod, mein ferneres Unterkommen, Hülfe, Anſehen, und alles; durch ſeinen Tod wurden alle meine Hoffnungen, jemals glücklich zu ſein, zur Erde geſtreckt. Die viele und große Liſten der Arzneien, die unverantwortliche Summen der unerbittlichen Doktoren, die taxmäßigen Bedienungen, die unglaubige Zeche einer aprehenſiven Gaſtwirthin, und die nach Standesgebühr und Würde geſtiegene Leichenköſten zehrten den noch übrigen Geldreſt vollends und gar auf. Ich erhielt meinen Abſchied, und weil die zwei erträglichſten Städte, als N* und N* die Verdienſte meines Vaters nicht anderſt zu belohnen wußten, als daß ſie meinem Bruder als zugeſicherten Amtsfolger ab, und auf Rekommendation des Hrn. Konkommiſſärs nunmehr verlebten Hrn. Grafen N** einem Tertio ihre Stimme zugegeben, erhielt mein nun auch ſel. Bruder nicht mehr als 8 Reichsſtädte, wovon er, weil er doch großen Staat machen mußte, kümmerlich beſtand.

Nun war kein anders Mittel übrig, als mein Glück in K. K. Kriegsdienſten zu verſuchen; aber auch hierin erreichte ich aus Mangel des Berufs, und Leibeskräften meine Abſicht nicht. Die Krankheiten griffen mich wechſelweiſe an, und nach 72 Monaten nahm ich meine ausbedungene Entlaſſung. Nun bin ich ältern- und brodlos, beſitze keine Fähigkeit, mich dadurch zu erſchwingen; ich bin mir ſelbſt überlaſſen, aber Gott zum Dank, geſund, und dieſerwegen noch glücklich genug. Acht Monate befinde ich mich hier fremd in M**, und jeder Verſuch, den ich machte, verſorgt oder unterſtützt zu werden, iſt vergebens. Die Frau von ** iſt mir nahe anverwandt, aber ſie kennt mich nicht, noch hilft ſie mir, weil ich arm bin. — Mir fehlt etwas an Mitteln um etwas zu erwirken, die Verfaſſung iſt heut zu Tage zu kritiſch, die mehrſten meiner Freunde zu unvermögend. Alles (wiewohl mein väterlicher und mütterlicher Antheil zuſammen nicht 100 fl. ausmachen) habe ich ſchon zugeſetzt; ja wenn ich nicht hin und her durch Abſchreiben (wollte Gott, ich hätte mehrere Arbeit!) mich kümmerlich ernährt hätte, ſchon weit eher, als jetzt mich auf dem äußerſten Rand der Mühſeligkeit befunden hätte. Zum Ueberfluß iſt alles häufig überſetzt, und bevölkert. Meine Glückſeligkeit beſteht nur darin, daß ich redlich bin. Unumgänglich bin ich jetzt der unzuverläßigen Gnade fremder Leute ausgeſetzt. Von keiner Seite her kann ich Hülfe hoffen; alles iſt zu meinem Unglücke taub und ſtumm. Kurz ich bin ärger daran, als ein Bettler. In einem Alter von 30 Jahren durch eine ſchwere, und nach Genüge erfahrne Musquette mein Glück zu ſuchen, und in einer noch elenderen Lage die ſchweren Ketten einer ewigen Gefangenſchaft nach mir ſchleppen, dawider ſpricht Natur und Menſchheit. Aus Verzweiflung und Liebe zum Wohlleben in einem Kloſter Gott und die Welt täuſchen, dawider ſchaudert meine Seele. Anſprüche, Geſuche und Forderung auf Ehrenſtellen ohne Verdienſte, ohne Urſache, und ohne Fähigkeit machen, iſt vor der ganzen Welt lächerlich. Mein Glück beſchränkt ein mäßiger Tiſch, und macht mich zufrieden bei mittleren Würden und Ehren: Beſchäftigung die nicht über meinen Verſtand hinausgeht, iſt meine Freude: in mäßiger Glückſeligkeit wünſche ich Beförderung, ohne ehrſüchtig zu ſein; aber an mitleidigen Freunden, an wahren Gönnern fehlt es mir. Menſchen mangeln mir, die ſich nicht von böſen Urtheilen hinreißen, ſondern durch Gefühl und angebornes Mitleiden bewegen laſſen; die nicht aus dem Ueberfluſſe ererbter Güter und Reichthümer, nicht aus ihrer großen Glückſeligkeit eine Schuldigkeit machen, ſondern die durch Verdienſte glücklich ſind. ꝛc.

Ich heiße Peter Harmer; man nennt mich ſonſt den Falter Peterl. Müßt mich wohl kennen, weil ihr mit dem Grafen zu Maiſenſtein wart, hab euch oft den Falter aufgemacht; habt mir auch manchmal einen Groſchen geſchenkt, vergelt euch's Gott. Denkt nur an den rothhaarigten Buben mit der Krücke, der ſo ein weites Maul hat, der bin ich, der Falter Peterl. — —

Jetzt bin ich halt recht elend, und habe meine Zuflucht zu euch. Wißt wohl, daß ich auf einem Fuß nicht ſtehen kann. Da hätte ich bei meinem Schwager dreſchen ſollen, es war mir aber nicht möglich; da fiel ich aber zuſamm, und im Zorn ſchlug er mir mit dem Dreſchflegel den andern Fuß auch ab. Nicht wahr, das iſt doch recht grob? — Bitte euch gar ſchön, ſagts ihm doch, daß er mit dem Falter Peterl nicht mehr ſo grob ſein möchte. Bin ja ohnehin nicht zu neiden. Will gern Hunger leiden, wenn er mir nur keine Haxe mehr abſchlägt. Wenn ihr mir den Gefallen thätet, und ſagtet's ihm recht in Bart n'ein, ſo würd' ers aufs nächſt bleiben laſſen. Gott grüß euch! — — Aber noch was! Müßt mich nicht vergeſſen; ſchreibt ihm nur ein Paar Worte, daß ihr auf den Falter Peterl was haltet, dann traut er ſich nicht mehr über mich. Lebt wohl! —

O es iſt gewiß ein großes Vergnügen, zum Wohl auch nur eines einzigen Menſchen beizutragen! Allein der Gedanke iſt traurig, daß es ſo Wenige gibt, die zur Linderung des gemeinen Elendes beitragen wollen, und daß diejenigen, die helfen wollten, oft zu ſchwach ſind, die Unglücklichen zu unterſtützen.

Unglücklicher war ich nie. — Man drohet mir mit dem Gefängniſſe. — Ich bin mit dem Elende vertraut, aber ich kann Ihnen nicht ſagen, was das Schreckliches für mich hat. Ich hatte in der Phyſik, wie ich Ihnen ſchon mündlich ſagte, mit den zehn Gulden für das Zimmer auf meinen Vater Rechnung gemacht; er zahlte nun nicht; und man fordert es von mir. — Aber auch ſo ganz kann er mich verlaſſen! Sein Sold iſt freilich nur neun Gulden; mit ſeiner zufälligen Einnahme kömmt er aber doch alle Monate auf ſeine dreizehn. Nun lebten in der Theurung unſer achte davon, und jetzt ſind ihrer drei; es war aber auch Friede und Segen Gottes unter uns. Der Richter, ein harter Mann, dem er ſich in allem zutraut, brachte ihn wider mich auf. Wild kam er einmal auf uns alle von ihm heim, fluchte entſetzlich meiner, gab mir einen Gulden, und morgen ſoll ich reiſen. — Es war der letzte Oſtermondes. — Ehe die Sonne über die Berge kam, ging ich ſchon längſt (meine gute Mutter mag noch, wie ich ſie verlaſſen, die welken Hände gerungen, und um Heil für ihren Erſtgebornen gebetet haben) einem namenloſen Schmerz überlaſſen, durch das Thal; an deſſen Ausgange ſchaute ich die Gegend meiner Unſchuld noch, und grüßte und ſegnete ſie und ihre glücklichern Menſchen. Bald hernach wurde ich krank. Ich lag oft halbe Tage unter einem Baume, und erſt den dritten Erndtemondes kam ich in meine Vaterſtadt wieder. Ich weiß nur ein einziges Mittel meiner Rettung, und das kann ich Ihnen nur vorſchlagen. Wenige Gulden machten mich glücklich. Ich könnte die Matheſis ſtudiren, und binnen einem Jahre würde ich hier zum Waldamte angekommen ſein. Mit Vergnügen würden ſie Edlere über Ihren Vorſchlag in eine Sammlung legen. O Gott müſſe ihn dreimal ſegnen, und dreimal der Himmel das Feſt ſeiner Wohlthat feiern, der mir ſo den Genuß meines Daſeins wiedergäbe; wie Gottes Sohne meine Erlöſung würd' ich ihm ſie danken die edle Handlung frei von Kummer danken, und ſobald ich's vermögen ſoll, ſollen Sie mit dem kindlichſten Danke wieder erhalten. O erbarmen Sie ſich meiner! außer Ihnen bin ich verloren. So wäre dann mein Unterhalt, meine Ruhe, Hoffnung in die Zukunft, und alles, was ich ſo widerrechtlich verloren, wieder hergeſtellt. Mein Leben würde mir wieder theurer, völler die Schöpfung, meine Brüder mir lieber, Freunde willkommener, und offen meine Bruſt dem Vergnügen ſein. O! wenn mich dann kein Bild des Elends mehr aus dem Schlafe ſchreckt, am Morgen keine Sorge mit mir aufwacht, wenn neben mir ganze, reinliche Kleidung liegt, wie will ich's Gott, wie dem Wohlthäter danken! Armer Jüngling! noch ſiehſt du auf dein Verderben hin, wie in vollem Maaße es deiner wartet, hülf- und heimathlos, einſam und verlaſſen wandelſt du einher, die ſchöne, volle Schöpfung liegt öd, dir wüſt und brach, dein leidend vom Kummer eingefreſſenes Herz geht ſie, jeder Freude verſchloſſen, vorüber. O tröſten Sie mich bald! ich kann es nicht länger mehr aushalten.

So iſt es in der Welt, beträngter Biedermann!
So thut uns oft das Recht das größte Unrecht an.

Nicht an Ihre Perſon, ſondern an Ihr Herz will ich meine Klage ausſchütten. Vernehmen Sie mich alſo mit Nachſicht und Güte:

Herr von — den meiner Ehefrauen mütterlicher Großvater über ſie als Vormunder ernannt hatte, ſollte An. 17— das Pupillarvermögen ſammt der Rechnung aushändigen. Er verzögerte ſolches unter dem Vorwande überhaufter Arbeit bis an ſeinen 17— erfolgten Tod.

Ich bat die Juſtiz, unter welche er gehörte, bei der Inventur die vormundſchaftliche Schriften zu verſichern, und denen Erben die Aushändigung des Vermögens aufzutragen.

Man beſcheidete mich, daß vermöge des Rathſchluſſes die Erben unter ſich inventiren dürften. Ich wandte mich dahin, und an H**, von dem der Befehl erging, daß der

Richter ſich der Sache unterziehen, und von erſter Inſtanz wegen ſprechen ſolle.

Kaum machte ich allda meine Sache anhängig, ſo lehnte der Gegentheil dieſes Forum ab, und wieß mich nach A°, weil R°°° das väterliche Vermögen vorſtellt, und dorthin gehöre. Ich proteſtirte dagegen beim Richter, wurde aber ab- und dahin gewieſen. Auch dieſes von dem Gegentheil ſelbſt geſuchte Forum war ihm wieder nicht anſtändig, ſondern gab vor, um mich von einem Richter zum andern vergeblich herum zu treiben, es gehört an Reichstag, weil der Pupillenvater, v. —, Geſandter war. Ich mußte mich abermal darüber beſchweren, und A° wurde als das eigentliche Forum beſtätiget.

Dort blieb die Sache von 17— bis 17— anhängig, und der Schriftenwechſel lief bis auf die Tripplic.

Statt des verhofften Endbeſcheides erhielt ich Befehl, a novo anzufangen, indem der bisher unförmlich geführt ſein ſollende Prozeß in den Rechtsweg einzuleiten wäre. Mein Anwalt und andere Rechtsgelehrten hielten die Cauſa ad Sententiam reif genug, und mich ſehr gravirt. Deßwegen ich an H°°, und auf erfolgte Abweiſung weiter ad R°°** appellirte. Endlich übergab ich dem König durch einen hohen Patron eine Bittſchrift dahin, daß dieſe Cauſa nicht länger verzögert, ſondern extra turnum vorgenommen, die endliche Erkenntniß ertheilt, oder im Falle ſie nicht genug inſtruirt ſein ſollte, ſolche dem Juſtizrath ad judicandum in prima instantia aufgetragen werden möchte. Die gnädigſt und gerechte Reſulution erfolgte dahin:

> „Die Juſtizſtelle hat dieſem ganz billigen Begehren in ein ſo andern ſtatt zu thun, ſohin zu verfügen, daß die zumal in causa privilegiata et pupillari auf eine nicht erhörte Weiſe verzögerte Juſtiz hinfür beſſer und ſchleuniger als bisher adminiſtrirt werde.“

Nun war ich ganz getroſt, und hoffte, es werde kein Jahr vergehen, daß nicht meine Angelegenheit geendet ſein würde. Allein wie weit ſchritt man hirin vor ſeit dieſen 7 Jahren? — Daß es damit jetzt noch iſt, wie es Anfangs war, und nicht einmal ſo weit, daß man auf meine übergebene neue Klagſchrift den Gegentheil nicht einmal nur dahin gebracht hat, excipiendo zu verfahren.

Mein und meines Anwalts Ermahnen hilft nichts. Faſt ſcheint es, als wollte man mir Juſtiz angedeihen zu laſſen, ganz verſagen, und mich müde machen, meine Forderung weiter zu betreiben, welches ich zwar von einem hohen Dicasterio zu glauben weit entfernt bin.

Indeſſen andere das Vermögen meiner Ehefrauen benutzen, gleichwie des Vormunds Tochter, die Frau v. ** keinen Scheu getragen hat, die von ihrem Vater ſelbſt der Pupillin ausgewieſene Kapitalien ſich heimzahlen zu laſſen, und an ſich zu ziehen.

Muß dieſe Verzögerung, und der mir verurſachte Schaden nicht jedermann in Erſtaunen ſetzen? Was betragen ſchon die aufgewendete Koſten bei denen zur Einleitung des Prozeſſes unternommenen eigenen Reiſen, dann die Haltung der Advokaten an all dieſen Orten, und die entrichtete Kanzleitaxen?

Nun bin ich vollkommen arm, kann die Sache aus Mangel des Geldes nicht mehr betreiben — und — Gott im Himmel — was iſt die Gerechtigkeit der Menſchen? — —

Auch ohne ſein Verſchulden kann der ehrlichſte Mann in's Verderben kommen.

Wenn je das Schickſal mit ihrem feindlichen Anhange wider einen Sterblichen grauſam hergefahren, ſo bin ich's, der all ihre Wuth am erſten und heftigſten hat ſpüren müſſen. Ich ward auf Ableben meines Herrn Vaters bereits vor 4 Jahren als Verwalter aufgeſtellt, und verſah die Dienſte bis ad annum 17— ohne Anſtand. Dieſes

Jahr mußte ich, wie gewöhnlich, nach N°* reiſen, und an herrſchaftlichem Intereſſe Titl. Hrn. Grafen v. — 560 fl. bezahlen.

Während der Zeit, als ich in N°° war, und dieſes Herrngeſchaft vollzog, wurde mir zu Hauſe in meinem Schlafzimmer mittels Oeffnung des Kreuzſtocks eingebrochen, und an Baarſchaft und Meubeln ein Schaden von 700 fl. verurſacht. Das Wenigere an Baarſchaft, außer den Meubeln, war mein Eigenthum; der Ueberreſt beſtand aber theils an Steuergeldern, und Stiften.

Die Stiftgelder wurden mir, zwar ohnehin Beſchädigten, von meiner gnädigen Herrſchaft nachgelaſſen, an Steuern aber erhielt ich keinen Kreuzer Nachlaß, ſondern wurde täglich mehr gekränket, und alſo mit Execution überhauft, daß ich juramentaliter betheuern könnte, an Executionskoſten 395 fl. beſtritten zu haben, da die Hauptſumme doch nur 209 fl. war. Bei dieſem Auftritte und Verfahren wurde ich alſo gezwungen, mich von der Verwaltung hinweg zu begeben, indem ich an Ehre, Geld und Kleidung gänzlich beraubt war, und nirgends eine Hülfe fand. Nun bin ich ohne Gränzen elend. So kömmt der ehrlichſte Mann ohne ſein Verſchulden ins Verderben. —

Frage und Antwort.

Wer gibt eine Beiſteuer für dieſen Unglücklichen?
Hab ſchon meine Leute. — —

Die traurige Lage, und die finſtere Zukunft, die mir entgegen droht, habe ich bereits die Ehre gehabt, Ihnen (ſo viel mir's mündlich möglich war) zu erklären; und ich bin überzeugt, daß ich's dem Herzen ſagte, das Antheil nahm; ich bin überzeugt, daß ich bei Ihnen Mittel zur Hülfe fand, wenn ſie von Ihnen abhingen. Sie haben dieſe nicht; und jene, die ſie hätten, haben Ihr Herz nicht.

Ich könnte daher Sie immer mit meinen Klagebeſuchen quälen, Sie würden meinen Kummer mitfühlen, würden mir die leidige Ueberzeugung nicht entdecken, daß Hülfe noch weit entfernt wäre, und ich würde mein Elend immer ungeheurer anwachſen ſehen.

Alſo einen Entſchluß, ſo hart er auch ſein mag, muß ich faſſen; denn Herz und Pflicht gebieten mir, meine Frau und ihre Familie wenigſtens der Schande zu entreißen, die da droht.

Daß Sie mir bei dieſem Entſchluſſe Ihren Rath, und Ihre Unterſtützung nicht verſagen werden, ſchmeichle ich mir nach meiner Kenntniß von ihrem Herzen ſicher.

Mein Vorhaben (ich hab es überdacht, und für das beſte befunden) iſt dieſes: — Ich begebe mich, wenn ſchon nicht ferne, doch indeß aus meinem Vaterlande, worin ich außer Kummer und Elend nichts zu gewarten habe. Ich reiſe unterdeſſen nach S**; einige Adreſſen von anſehnlichen Freunden werden mir (wenn auch nicht plötzliche Anſtellung) doch gewiß fernere Empfehlungen bewirken. Unerkannt allda bin ich bereit, jeden Poſten, ſo gering, ſo klein (wenn nur anſtändig) er ſein mag, anzutreten, damit ich nur den allerunentbehrlichſten Unterhalt habe, nur die nöthigſten Mittel meiner Gattin abgeben, ſie von Entehrung, vor Noth, vom äußerſten Elende retten kann.

Dieß zu bewerkſtelligen, iſt nun ein Vorſchuß nöthig, wenn ich nicht am Anfange betteln ſoll. Mein unglückliches Loos zwingt mich auch da um ihre Unterſtützung zu bitten, aber ferne ſei die Niederträchtigkeit von mir, auf Ihre Kaſſe zu zielen. Hier würde Ihre Fürſprache für einen äußerſt Unglücklichen immer manches Herz bewegen, nicht ganz für Mitgefühl taub ſein, ſondern einigen Zuſchuß zu geben; und Beitrag von mehrern würde eine hinlängliche Maſſe zum Anfange ausmachen.

So weit kann ein Menſch kommen, der ſich keines vorſetzlichen Laſters ſchuldig weiß. So elend macht mich ein Schritt, den ich aus Schwachheit, aus Liebe trat, den mancher Böſewicht zum Zeitvertreib vielfach unternimmt, und er kennt kein Unglück, vielleicht nicht einmal ein unruhiges Gewiſſen! —

O ihr Väter! kennt ihr denn den Werth nicht, einen Sohn zu haben, der euch in euerm Alter unterſtützet? — Warum wollt ihr euch dieſe Stütze entziehen, und ſie inner vier Mauern einſperren? — —

Werden ſie, guter Mann! nicht böſe über mich. Wahrheit entſchwebt meiner Lippe, und in meinem Herzen, das lächelnde Hoffnung und feindlichzitternde Furcht durchwallen, ſchlägt echte Deutſchheit. Elend bin ich, und oft bei ſtiller Gedankenfeier — die Folge des Elendes — ſehr untröſtlich. Schwer athme ich alsdann, und kann ihn nicht wegwälzen den Felſen, der in ſeiner ganzen Schwere auf meiner Bruſt unbeweglich ruht. Die Wunden der Schwermuth in meiner Seele tilgt kein empfindender Freund; kein beileidendes Menſchenherz gießt mit wohlthätiger Hand in dieſelbe den lindernden Balſam des Troſtes; und Niemanden ſage ich: Freund! hier thuts mir weh! — Nur meinem guten Gott, und dem mit mir wallenden Schutzgeiſte ſeufze ich meine bangen Klagen vor: daher eine Zwiſchenfreude in meiner Seele, die nur zu bald wieder der umwölkende Trübſinn zurückſcheut. Das, was noch kein Menſchenohr aus meinem Munde hörte, das eröffne ich Ihnen Theuerſter! Vor Ihnen enthülle ich die ganze Geſinnung des Herzens mit traulichem Flehen um Gnade.

Die angeborne Freiheit nicht zu verlieren, iſt der edelſte Wunſch eines Jünglings. Ihr Beſitz thaut ſorgloſe Ruhe, und innern Frieden in den Staubbewohner, wenn ſie nicht ſchändlich mißbraucht wird. Unruhe hingegen, und ewige Selbſtqual ſind das Erbe desjenigen, der im feurigen Jugendtaumel geblendet ſeine Freiheit dem heuchelnden Zelotiſm', der älternden deſpotiſchen Pedantenmine, und der frommen Andächtelei zum Opfer aufſchlachtet, ſich an Feſſeln hinſchmiegt, die nur der Tod löſt. Und ſehen Sie es, Theuerſter! der dämmernden Vernunft des ſiebenzehnjährigen Jünglings nach, wenn ſie irret. Begegnet das nicht den meiſten Studenten heut zu Tage, die das Ordenskleid anziehen, und ſich entſchließen, einen einſamen Sperling im Ruhelager zu machen?

Vom Allgemeinen zu dem, was nähern Bezug auf mich hat!

Ich bin der Sohn eines Landmannes, und widmete mich ſchon im achten Jahre den Studien zu N°. Ferne vom prahlenden Selbſtruhme kann ich's Ihnen verſichern, daß mein guter Fortgang in denſelben meinen guten liebenden Eltern ſchweißbelohnende Freude einflößte. Sie lieben mich innigſt, ich ſie nicht minder. Sie ſind nicht arm, und auch nicht reich: doch näher dem Mangel, als dem Ueberfluſſe.

Dieß Vorurtheil iſt dem Landmanne angeboren, daß nur der Student ein wohlgerathner Sohn ſei, der ein Prieſter wird; hingegen Fluch auf denjenigen, und ewig brandmarkende Verſtoßung, der den Entſchluß äußert, ſich einſt in den Tagen der Zukunft dem Staate zu weihen. Dieß Vorurtheil klebt dann auch meinen Eltern an, nicht als wenn ich Ihnen deßwegen ein böſes Herz anſchulden könnte; es iſt Mangel der nöthigen Aufklärung, und Fehler der Erziehung. Siebenzig Erndten reiften meinem Vater ſchon, Oft drückt er mir die Hände, und ſagt voll ſegnender Liebe: Sohn! ſieh, du biſt die Freude meines Alters. Genug hätte ich mir gelebt, und gerne wollte ich im modernden Grabe der Auferſtehung entgegen reiſen, wenn es mir noch zuvor vergönnt wäre, dich im Ordenskleide zu ſehen. Und wie der liebende Vater, ſo die zärtliche Mutter. Denken Sie nun, guter Mann! wie mir da um's Herz ſein muß, wenn ich dieſes anhöre. — Traurig bin ich, und ſchweige, und ſage ſie nicht die Geſinnung der Seele. Dem Dringen der Eltern folgſam bat ich im vorigen Schuljahre im Kloſter endlich, ohne Einſtimmung des Herzens, um die Aufnahme, und exkandidatire jetzt wirklich ohne Wiſſen meiner Eltern, welche aufs künftige Schuljahr mir den nöthigen Unterhalt nicht mehr geben wollen und können, wenn ich nicht in einem Kloſter, oder anderswo meine Verſorgung werde geſucht haben.

Für's klöſterliche Leben fühle ich mich nicht aufgelegt, und andere Ausſichten fehlen mir. Und geſetzt auch, ſie fehlten mir nicht, ſo wäre es meinen Eltern die bängſte Betrübung. Elend bin ich, daß ich der Sohn eines unbegüterten Landmanns bin, noch elender, daß mir Gott ein gefühlvolles Herz gab. Warm ſchlägt es für meine Eltern; und der Gedanke, ſie einſt betrüben zu müſſen, quält mich mit Höllenangſt. — Doch ſoll ich mich für die ganze Zukunft unglücklich machen? — — Ehe ich mich zu dem entſchließe, wage ich das Aeußerſte. ꝛc.

Die Güte vieler Menſchen iſt nicht Herzensgüte, ſondern oft Schwachheit; manchmal auch niedriges Intereſſe, Mißbrauch, Entheiligung der Armuth.

Es ſind bald zwei Jahre, daß ich mich auf Anrathen eines Mannes ſammt meiner Familie hieher begab, um mich durch die Arbeiten, welche er mir zukommen ließ, deſto leichter zu nähren; und gewiß! es mangelte mir dieſe Zeit durch an Lebensunterhalt nicht. — Welchen Dank bin ich dieſem Menſchenfreunde nicht ſchuldig! — Hiemit noch nicht zufrieden, brachte er mir auch den Titel als L*** zuwegen, und es ſchmerzte ihn nur, daß er mir nicht auch zu einer Beſoldung helfen konnte. — Noch mehr! er machte, daß ich 100 fl. auf Wechſel bekam, und ſtund für mich Bürge — eine mir unumgänglich nothwendige Baarſchaft, um mich und die Meinige ſtandmäßig kleiden, und vor der Welt ehrlich erſcheinen zu können.

Der Anfang dieſer Geſchichte verräth viel Menſchenfreundliches, viel Edelmüthiges. — Allein, wie oft iſt das ſüße Wort Freundſchaft ein Schall ohne Bedeutung, der blos gegen Nebenabſichten, oder Privatintereſſe abgewogen wird. — Eine Frauensperſon kam zu mir, ſie in Koſt und Quartier zu nehmen. — Ich dachte nicht lange nach. Ein Mann ohne Beſoldung, ein mittelloſer, ein verheiratheter Mann ſucht ſich ſeine mißlichen Umſtände auf alle mögliche Weiſe zu erleichtern. Ich nahm ſie zu mir. — Jetzt fing der Knoten an ſich zu entwickeln. Es bezeugte ſich bald, daß dieſes Weibsbild die Maitreſſe meines Freundes war. Ich wurde darüber mißvergnügt, weil ich von Perſonen vom Stande darüber Vorwürfe auszuſtehen hatte, und weil dabei mein Charakter, und mein guter Name litten. So, wie meine Hausleute mürriſch, und meine Ehegattin gegen dieſes Weibsbild verdroſſen und kaltſinnig wurde, in eben dem Maaße verlor ich die Gunſt meines Freundes. — Sie vermindert ſich von Tag zu Tag, ich merke es aus ſeinem Betragen, aus jedem ſeiner Blicke. — Sieben Tage ſind noch hin, bis ich den Wechſel zahlen muß, für den er mir Bürge geſtanden. — Nicht nur Geld, auch keine Hoffnung iſt da, daß ich in dieſer Zeit die Schuld werde abtragen können. Meine Ehegattin hat bis zu ihrer Niederkunft, ſo zu ſagen, keine Stunde vor ihr. Das wenige Geld, das ich erwarb, iſt kaum hinreichend zu meinem und meiner Familie Unterhalt, weil ich ſchon einen guten Theil davon verzehren, und ältere gutherzige Gläubiger befriedigen mußte, die mir in meiner äußerſten Dürftigkeit unter die Arme griffen.

Beſter Mann! — was iſt in dieſer Sache zu thun? wohin ſoll ich mich wenden? welche Mittel ergreifen, ohne meinen Freund zu beleidigen, ohne ihm und mir ſelbſt zu ſchaden? Das Mädchen iſt bereits aus meiner Koſt, und wird es nächſtens aus dem Quartier auch ſein. Sohin können Sie ſich leicht vorſtellen, daß es um die Gewogenheit meines Freundes auch gethan ſein wird. Sie iſt auch ſchon dahin, weil er mir den Wechſel zu bezahlen wirklich verſagte, ungeachtet ich ihm doch einige Zahlungsmittel vorſchlug; und in der Folge wird er mich, wie leicht einzuſehen, vollends verlaſſen, und mir meine wenige Geräthſchaft, an der ich noch zur Zeit des Monats zehn Gulden abzahle, durch meinen Wechſelgläubiger entziehen laſſen. —

Eine Bitte

an großmüthige und menſchenfreundliche Seelen.

Es iſt hier in N* ein junger Menſch, drei und zwanzig Jahre alt, in die zwei und zwanzig vaterlos, von N* gebürtig, wo er die erſten Grundſätze der lateiniſchen Sprache erlernte: dann die erſte Grammatik, Syntaxe, und Dicht- und Redekunſt daſelbſt ſtudirte; und, ſo wie er mit Eifer die Wiſſenſchaften anfing, ſelbe mit dem nämlichen, laut ſchriftlich- und mündlichen Zeugniſſen, in folgenden Orten betrieb, als: zu N*** die zweite Grammatik; zu P** die Logik und Methaphiſik; zu M** eine Zeit lang Phyſik und Naturgeſchichte; zu B** noch einmal die Redekunſt; zu H*** Wolfs Natur- und Völkerrecht, nebſt Juſtis Inſtitutionen über den Heineccius; und zu J** noch einmal Inſtitutionen ꝛc., etwas vom Kriminal- und geiſtlichen Rechte.

Nie wäre er von dieſer ihm ſonſt erwünſchten Laufbahn gewichen, hätte ihm nicht das böſe Weib Fortuna eine Felſenkette von Hinderniſſen, durch die äußerſte Armuth, und Mangel an Beiſtand und Ausſicht, in Weg gelegt.

Von Seite der Kunſt ſcheint es weniger unverſöhnlich und neidiſch. Es ließ ihm das von Mutter Natur gemachte, unſchätzbare Geſchenk, die vortheilhafte Tenorſingſtimme, bis hieher ganz und unverſehrt; ja wirklich geſtattet es ihm, ſowohl im Geſange, als in der italiäniſchen Sprache, Herrn N** einen Mann zum Lehrmeiſter, der, beſonders des Erſten wegen, ſeit vielen Jahren, als ſein Liebling, in einer halben Welt bekannt und geehrt iſt; um ihn aber dennoch noch fühlen zu laſſen, daß das Glück ſeine Deſpotin iſt, läßt es ihm nicht das geringſte von dem, was Lebensmittel heißt, zu Theile werden.

Wäre dieſer Stein des Hinderniſſes nicht, oder er würde ihm aus dem Wege, oder, eigentlicher zu reden einmal vom Herzen geſchafft, ſo glaubt er, alsdann alle andere zu überſpringen, ſelbſt Muth und Kraft zu haben. —

Ihr wenigen Edeln! die ihr auf Großmuth und Menſchenliebe billigen Anſpruch machen dürfet, ſehet hier einen Stoff, einem Menſchen, durch einen monatlichen Beitrag, der nur etlichemale wiederholt werden dürfte, zu ſeinem lebenslänglichen Glücke zu verhelfen, welches ihm ſein Lehrmeiſter, ſeines Talents und ſeiner Stimme wegen, nach einer kurzdauernden Lehre hoffen läßt; und, wenn je Dank und Erkenntlichkeit die Belohnung edler Handlungen geweſen iſt, ſoll jeder mit dieſer Münze dreifach bezahlt werden; zu welchem Ende er ſich unterthänigſt eine beliebige Unterzeichnung erbittet.

1.

Hab ſelbſt ſchon meine Armen.
N.

2.

Kommen immer ſolche Betteleien.
N. N.

3.

Soll in drei Wochen wieder kommen.
N.

4.

Wir geben in die Armen-Büchſe.

5.

Haben Inländer genug.
N.

6.

Sind nichts als Schwänke. —
N.

7.

Ein armes Stubenmädchen trägt monatlich bei 12 kr.

8.

Ein Bedienter 6 kr.

9.

Ein Stallknecht monatlich 6 kr.

10.

Der Herr Baron aber — nichts.

An das Inſtitut der Menſchenfreunde in P**.

Ich wage es, Ihrem herrlichen Inſtitute, welches nach der dermaligen Einrichtung nur dahin abzielet, manchem Elenden werkthätig zu helfen, eine Gelegenheit an die Hand zu geben, daß Sie einem würdigen und edlen Mitmenſchen thätig helfen können.

Ein junger Menſch (der Sohn des verſtorbenen N. N.) von wahrem guten Willen, edlem Herzen, aber arm, hatte das Glück, die Freundſchaft des berühmten Fechtmeiſters P. F* in N* zu gewinnen, der ſich erbot, ihn unentgeltlich in der Fechtkunſt zu unterweiſen.

Es beſitzt der Supplikant ſolche Talente, daß es ſich hoffen läßt, daß er in kurzem ſelbſt Lektion geben, und ſich mit dieſer erlernten Kunſt in der Welt wird fortbringen können. Nun befindet ſich aber dieſer junge Mann in ſo mißlichen Umſtänden, daß er manchen Tag nicht weiß, wo er eine Mittagſuppe zu eſſen ſuchen ſoll. Könnte er alſo nur einige Monate lang von dem menſchenfreundlichen Inſtitute einen kleinen Unterhalt erlangen, damit er ſich ſeiner Kunſt gänzlich widmen, und darin vervollkommnen könnte, ſo wäre das gänzliche Glück eines Menſchen gemacht; dann wäre er im Stande, ſich in der Welt ſelbſt fortzubringen, und zu ernähren. Dieſe Gnade würde an keinen Undankbaren verſchwendet werden; er iſt ein Menſch von guter Denkungsart — ja er würde ſelbſt frühe oder ſpät dieſe Gnade als ein Darlehn anſehen, das er bei beſſern Umſtänden wieder zurück geben würde, damit es aus den Händen dieſes edlen Inſtituts wieder einem andern Dürftigen zufließen könnte.

Ich nehme mir daher die Freiheit, alles, was man für einen rechtſchaffenen, aber unglücklichen Mitmenſchen ſchon ſagen kann, bei dem löblichen Inſtitut dringendſt vorzuſtellen, und um ſeine Unterſtützung zu bitten. ꝛc.

Reſolutio.

Dieſe Bitte iſt der Verfaſſung des Inſtituts nicht gemäß; Supplikant ſohin abzuweiſen.

Gott im Himmel! welches Schickſal erwartet manches gute Kind! — —

Meiner Schuldforderung halber; die ich bei der Frau von *** an entwendetem Gelde und ausſtändigen Jahrslohn gut hatte, und zuſammen 96 Gulden beträgt, habe ich Sie in zwei Briefen, und auch mündlich gebeten, ſich um ein armes Mädchen anzunehmen, das nur Billigkeit fordert.

Ich bin von ihrem Herzen verſichert, daß es an ihrer Verwendung nicht fehlte. Aber nun hören Sie auch die edle, ſchöne That der Frau ***.

Geſtern um halb eilf Uhr Mittags reiſte die Frau von *** hier durch, hielt mit ihrem Wagen an der Straße, und ließ mich rufen. Ich kam, und mein Vater ging auch mit. Da fragte ſie, was ich mache? ob ich geneſe? und ſo weiter; und ſagte kein Wort von meinem Lohn, und von meinem mir entwendeten Gelde, bis ich ſie daran erinnerte. Und da hieß es: „Ich bin Ihnen ja keinen Heller mehr ſchuldig: ich habe Ihnen alles bezahlt.“

Um des Himmels willen, erwiederte ich, wie können Ihro Gnaden dieß behaupten? — Verſprachen Sie mir nicht, daß Sie, wenn Wechſelbriefe kommen, mich gänzlich befriedigen werden? — Sie Herr Graf (er ſaß bei ihr im Wagen) haben es ſelbſt gehört, ſo wie ihre Frau Tochter; Sie müſſen es behaupten. Allein der Graf ſprach kein Wort; bewies alſo nicht den Mann von Rechtſchaffenheit, weil er die Wahrheit nicht unterſtützte. Ich ſah, daß nichts verhalf; es entfiel mir eine Thräne; dann fuhr die Frau von *** fort, und ſagte, ſie wolle mir durch den Graſen *** ſchon etwas ſchicken. Er kam, und gab mir ſtatt meiner ganzen Forderung zwei Karolin. Nun muß ich 74 Gulden verlieren. Mit dem iſt die edle Handlung beſchloſſen. Der hart verdiente Liedlohn, mein entwendetes Geld, meine unermüdete Arbeit, meine bewieſene Treue, und meine verlorene Geſundheit iſt nun ſchön belohnt worden.

Zudem bin ich noch unmenſchlich behandelt worden, und kann Beweiſe bringen, daß mir die Frau von *** mehr als viermal auf's Leben ging, und mir mit geladenen Piſtolen und mit Meſſern nachlief. Nun können Sie ſelbſt denken, was ich bei ſo niedrigen Begegnungen empfand.

Ich bin ein armes, aber ehrliches Mädchen; wir ſind unſerer neun Geſchwiſtrige; mein Vater hat kein erſpartes Geld, weil er immer ehrlich und rechtſchaffen handelte. Wir haben zum Heirathguth nur eine gute Erziehung, und ſonſt nichts. Können Sie mir nun rathen, auf welche Art ich noch etwas bekommen könnte, ſo würden Sie mir eine ewig unvergeßliche Gnade erweiſen. Meine Krankheit hat mich 60 bis 70 Gulden gekoſtet. Mein Vater hat mir und meiner Schweſter ſeel. 100 Gulden per Wechſel nach N° geſchickt, damit wir doch haben ehrlich daher gehen können. Ich bin ſchon zwölf Jahre zu Haus auf Koſten meiner Eltern; und jetzt, da mir die Frau von *** meinen hart verdienten Lohn abläugnete, wie werde ich jetzt Doktor, Baader und Apotheke bezahlen können? — Meine Eltern haben kein Geld, müſſen alſo meinetwegen dieſes Geld aufnehmen. ꝛc.

Menſchengefühle liegen im Herzen, nicht im Kleide.

Dank! tauſend Dank, edler Freund, für ihren letzten Brief! Er war Balſam für mein gekränktes Herz, und enthielt genug des Troſtes für meine leidende Seele. Nie hätte er mich glücklicher überraſchen können, als damals;

auch hatte ich des Troſtes nie nöthiger, als eben jetzt: denn angefallen von einer ſo ſchmerzhaft, als gefährlichen Colik, und verlaſſen von meinen Mitbrüdern, auch von einigen ſogar gehaßt, lag ich bereits vier Wochen im Bette. Schon fühlte ich des Todes kalten Arm um meinen Nacken ſich ſchlingen; doch nie durchbebte Schauder meine Glieder beim Gedanken des Sterbens. Gerne wäre ich hinüber geleitet in ſeeligere Gegenden; da es aber des mächtigen Schöpfers Wille nicht war, und er mich durch die Hand des Arztes wieder geneſen läßt, ſo danke ich ihm, dem Gütigen dafür.

Ein anderer ſtarb vor etwelchen Wochen, und gibt mir Gelegenheit, Ihnen ein paar Züge von verſchiedenen Menſchenſinn und Menſchenherzen aufzuweiſen. Beinahe drei Tage lag dieſer, ſeines Daſeins unbewußt. Alles, was nicht verſchloſſen war, ward ein Raub ſeiner Mitbrüder; jeder nahm, wo was zu erhaſchen war. Am dritten Abend endlich um halb 10 Uhr flog ſie hinüber ſeine Seele, zum Ort der Vergeltung. Nun gings erſt an. Ihrer fünfe waren beiſammen; alle Kleider wurden unter Lachen und Spotten durchſucht; der Alkove geſchloſſen; in die Mitte des Zimmers wurde der Tiſch mit Wein beſetzt geſtellt. Wir würden nicht umſonſt gewacht haben, war der Anfang ihres Geſpräches, und Schmähungen über den Verſtorbenen das Ende deſſelben. Gegen Morgen um 3 Uhr war das Feſt zu Ende, da alle toll und voll in ihre Zellen wackelten. Den andern Tag wurde er eben ſo maſchinenmäßig zur Grube getragen, und alles, was ich hören konnte, war: gut, daß er geſtorben iſt! er wäre uns ſo durch ſeine Krankheit unbrauchbar geworden. — Nicht wahr, das iſt herrlich?

Vorige Woche beſuchte mich mein Bruder. Man erlaubte mir eine kleine Luftveränderung zu machen; ich fuhr alſo mit ihm. Unterwegs erzählte er mir von ſeinem Vergnügtſein, und beſonders von der Freude, die er an mir hätte, weil ich geiſtlich wäre. Seine zärtliche, liebevolle

Gattin bewillkommte uns mit einem kleinen Kinde auf dem linken Arme, und einem größern an der rechten Hand. Kurz darnach ſchlug ich einen Spaziergang vor. Wir gingen dem eine Viertelſtunde entlegenen Gottesacker zu, um das Grab unſerer Eltern zu beſuchen. Wir waren noch eine ziemliche Strecke davon, als wir kläglich jammern hörten. Ach! ſagte mein Bruder, wie die armen Hirten einander lieben! Die N*** Buben kommen alle Sommer ſchaarenweis, um in dieſer Gegend Pferde zu hüten. Der unſerige hat geſtern das Unglück gehabt, von einem Pferde todt geſchlagen zu werden; heute hat man ihn alſo begraben. Hier gingen wir hinein, und — Gott! Gott! welche rührende Scene! — Sieben Jungen, ungefähr 17 bis 20 Jahre alt, knieten um das Grab herum, ſchluchzten, weinten, rangen die Hände gegen den Himmel, und baten Gott, daß er die Seele ihres verſtorbenen jungen Landsmannes doch in Himmel nehmen möchte. —

„Was fehlt Ihnen? Herr Bruder! ich glaube gar, Sie weinen?“ — Ich drehte mich um, wiſchte die Thräne vom Auge, und ging. — Was ich dabei fühlte, dachte, ſprach und wünſchte, mögen Sie leichter errathen, und eher empfinden, als ich es beſchreiben kann.

Sie ſchreiben immer von Menſchenliebe und Güte. O ja! es wäre wirklich Seligkeit hienieden, wenn alle Menſchen gut wären. Aber ſo — welche elende Rolle ſpielt hier der Gute! — Lebt man denn unter Menſchen? — O nein! der größte Theil iſt wilden Beſtien gleich, die, wenn man ſie als Menſchen behandelt, eben die, von denen ſie als Menſchen angeſehen werden, zu Beſtien machen. Es iſt abſcheulich. Sehen Sie, Herr! bei meiner Ehre! ich machte mir's zum Geſetz, die Menſchen zu lieben. Ich war gut gegen meine Dienerſchaft, und niemand in der Welt iſt ſchlechter bedient worden als ich, und eben darum weil ich gut bin. Der betrügt mich, jener beſtiehlt mich, und das alles auf Rechnung meiner Menſchenliebe. Es iſt doch verwünſcht! — Den zog ich aus einer Grube, und er ſchlägt mich hinein; dem leihe ich Geld, und wenn ich eines brauche, wirft man mich die Treppe hinunter. Herr! in die Länge kann ich's nicht mehr aushalten. Ich bin Soldat; war voll Enthuſiasmus für's Gute; ließ mir ein Bein für meinen König entzwei ſchlagen, und hinke nun als ein Krüppel in der Welt herum, und dürfte nun betteln, wenn nicht meine Tante mich zu ihrem Erben gemacht hätte. Mein beſter Freund iſt todt; er ſtarb am Hofe durch die Cabale. Er ſagte, was er dachte; liebte ſeinen Fürſten, und ward das Opfer ſeiner Liebe; und der Fürſt geht nun auf die Jagd wie zuvor. Ich ärgere mich noch über das Lumpengeſindel der Menſchen zu Tode; es wird auch ſobald nicht beſſer. Wenn nur der Geier alles zertrümmerte! wäre gar nicht Schade um die Welt; ſie wird um kein Haar beſſer, wenn ſie nicht in einen ganz neuen Model gegoſſen wird. Sie, mein Herr! Sie ſind ſo wenig glücklich in der Welt, als ich. Wer hier glücklich ſein will, der muß weder denken noch fühlen: **Adieu.** Unter uns geſagt. Mancher Gute iſt nicht von uns unter den Schwarm gerechnet; und wenn ich ferner Gutes thue, ſo ſei es nur deinetwegen, mein Gott! **Adieu.** Ich möchte fluchen. Es wird ſich gewiß noch das Wetter verändern, denn mein gebrochenes Bein ſchmerzt mich abſcheulich. O — leben Sie glücklich! — —

Sie haben über Duldung und Menſchenliebe geſchrieben, und das Vorurtheil bekämpft, das manche Chriſten gegen Juden haben; ihre Abſicht war gut, löblich und menſchenfreundlich. Nun bin ich in einer wirklich großen Angelegenheit; Sie kennen mich als einen ehrlichen Mann. Ein unmenſchlicher Gläubiger will mich wegen 2000 Gulden auf die Gant treiben. Sie kennen meinen Vermögensſtand; ich kann hinlängliche Auszeige machen, aber er will nicht zuwarten. Nun kann ich nirgends ein Darlehen auffinden. Man wieß mich an einen Juden an, der aber zwanzig Prozente für dieß Kapital auf ein halbes Jahr begehrt, und die Zinſen vorhinein abziehen will. Seien Sie ſo gütig, guter Mann! und ſchreiben Sie an ihn; oder ſehen Sie, ob Sie nicht dieſes Geld auf ihren Namen für mich aufbringen können. Sie werden eine unglückliche Familie retten, und der Himmel wird Sie ſegnen. — —

An den Juden N.

Sie kennen mich, mein Herr! daß ich in aller Rückſicht ohne Vorurtheil bin: Sie wiſſen auch, daß ich den unglücklichen Juden N. nach allen Kräften unterſtützt habe, und daß ich ihm von einigen meiner Freunde ein Reiſegeld von 50 Gulden zuwege brachte. Ein Menſch muß dem andern helfen: ich komme nun eben zu Ihnen um Hülfe. Es betrifft eine unglückliche Familie: ich ſtehe Bürge für die Rechtſchaffenen, und bitte Sie nur, mein Herr, daß Sie den guten Mann mit dem Intereſſe nicht übernehmen. Verſagen Sie dieſer Familie, ich bitte Sie, dieſes Darlehen nicht; ſie wird Ihnen ſelbſt noch ein Fauſtpfand einhändigen; und nehmen Sie meine Bürgſchaft an, ſo will ich auch Bürge ſein. Ich bitte Sie nochmal im Namen der Menſchheit. —

Sie haben an den Juden geſchrieben, mein Freund! aber wie haben Sie ſich, mein Guter, betrogen! — Was iſt der Name Menſchheit, die vom Wucher leben? — Es iſt vergebens. Er bleibt auf ſeinen zwanzig Prozenten, und noch überdas will er mir die Hälfte Waare geben. Geſtern erhielt ich dieſen Brief von ihm; ich ſchließe ihn hier bei. Ich will von dem Juden gar nichts mehr wiſſen. Seien Sie ſo gütig, und geben Sie mir ihr Vorwort bei Herrn N*. Sie kennen ihn, er iſt der reichſte Mann in N*.; er kann dieſe Summe leicht entbehren; und ich glaube kaum, daß er Ihnen ihre Bitte abſchlagen wird. Thun Sie ja Ihr möglichſtes, ſonſt ſind wir verloren.

Brief des Juden N.

Hab den Brief von der Herr Hofrath erhalten, weymär, weymär, und glabt der gute her ſollte nemen nur 5 Procent ein handelsmann wie ich, weymär, weymär könnt das geld keren zehnmal um, der her hofrat kaan nit Begern mein Schaden. Daß er geholfa hat än armä Jüde was geht das mich an, is gar än braver her, kaan aber nit begern mein Untergang. Iſt die Zeit ſo theur; mir iſt ſehr läd, daß ich nit Dienä kaan dem hern. Wenn wollen habn die goldne Uhr, und den Ring von Brillianten, ſo will ich gebn drauf 600 Gulda, iſt weymär ehrle ghändelt, wo nit, ſo kaan ich's ak nit anders machn.

Brief an den reichen B. in N.

Ich kenne ihre Rechtſchaffenheit, ihre Güte; wollen Sie ſich die Freude machen, eine unglückliche Familie zu retten? — Sie ſind's im Stande, denn Sie ſind reich; mit einem Darlehn von 2000 Gulden iſt dieſer Familie wieder aufgeholfen. Sicherheit wird Ihnen ſo viel geſtellt, als Sie begehren; und in einem Zeitraum von einem Jahre wird Ihnen ihr Kapitel mit den landsgewöhnlichen Zinſen wieder zurück bezahlt. Man kann Ihnen, wenn Sie wollen, auch noch einen anſehnlichen Bürgen und Selbſtzahler ſtellen. Ich bitte Sie im Namen der Menſchheit, unterſtützen Sie dieſe Familie. ꝛc.

Brief von einem Unbekannten.

Ich war eben in N., als der reiche B. ihren Brief erhielt. Ich muß Ihnen doch erzählen, was er für eine Wirkunz auf ihn gemacht hat. Ich aß bei ihm zu Mittag. Hahaha! ſchrie er auf, da erhalte ich eben ſo einen empfindſamen Wiſch. Soll für eine arme Familie ein Geld herleihen — ja, das wäre meine Sache. Was geht mich die arme Familie an? Ich gieb keinen Kreuzer her. Könnts wohl geben, wenn ich wollte; aber ich mag mir die Müh nicht nehmen; Obligationen aufrichten, das iſt meine Sache nicht, und — — Da leſen Sie nur: „im Namen der Menſchheit“ — was will das ſagen? Was geht die Familie die Menſchheit an? Was kümmert mich die Menſchheit? Ich bin ſelbſt meine Menſchheit. He, Bartl! da, nimm den Wiſch (das war ihr Brief) und trag'n — du weißt ſchon wohin. — So ſprach der Unempfindliche. Verzeihen Sie, wenn Ihnen mein Brief eine unangenehme Stunde macht; ich fürchte es, aber ich konnts Ihnen doch nicht bergen. Suchen Sie doch nie bei Leuten ſolcher Art für Unglückliche Hülfe, denn ſie ſind ganz Holz.

Wirklich! ſie ſind ganz Holz.

Mein Freund!

Ich lebe mein Leben ſo fort, und ſtrebe nach Erkenntniß und Befolgung des Wahren, ſo weit ſich beides unter dieſer dünſtigen Atmoſphäre will bewirken laſſen. Ich bin überzeugt, daß es ein weit höheres Daſein für den Menſchen, ſelbſt in dieſer Verbindung der Dinge gibt; aber das Menſchengeſchlecht iſt noch unerzogen und ungebildet, und leidet hie und da ſchon an verzehrenden Krankheiten. Laſſen Sie uns für unſern Theil das Beſte thun, was wir vermögen. Wahre Erkenntniß iſt ſelten ohne wirkſame Folgen.

Wenn die Erziehung einen Werth im Lande hat, ſo ſoll man die Erzieher nicht ſo darben laſſen.

Die bitterſte Noth zwingt mich edle Menſchenfreunde um Hülfe anzuflehen. Ich bin ein armer Inſtrukter mit zwei unmündigen Kindern, und zu meinem größten Elende hab ich noch überdas vergangenen Winter das Unglück gehabt, mir einen Arm auszufallen. Die Forderung des Baaders für die angewendete Kur und die Apotheke zwangen mich alles, was ich hatte, zu verkaufen und zu verſetzen, denn all meine Baarſchaft, als mir dieſes Unglück widerfuhr, belief ſich nicht über einen Gulden. Aber nun bin ich auch auf's äußerſte gebracht. Es blieb mir nichts mehr übrig, als der Strohſack, worauf wir liegen, und ein einziger Rock, mit dem ich mich bald nicht mehr unter den Leuten darf ſehen laſſen.

Dieſer unglückliche Fall brachte mich um meine Inſtruktionen, bis auf eine, von der ich jetzt leben ſoll; aber iſt es möglich von 1 fl. 30 kr. einen ganzen Monat zu leben? — Ich hab auch keine Hoffnung mehrere zu erlangen, weil jedermann wegen meiner ſchlechten Kleidung Anſtand nimmt, mich für einen Inſtruktor aufzunehmen.

Gott! wie elend, wie verlaſſen bin ich! Ich weiß mir nicht zu rathen, nicht zu helfen. Ich ſehe mich in den ſchrecklichſten Zuſtand verſetzt; denn bald — werd ich nach dem Bettelſtabe greifen müſſen. O ſag mir nur ein Menſch, was ich thun ſoll! — ich nehme alle Arbeit an, will mir alles gefallen laſſen, um mich ehrlich fortzubringen. ꝛc.

Edler!

Du biſt Menſchenfreund! — da lies die ſchöne That, die der Menſchheit ſo viel Ehre macht; und eine Thräne von Dir iſt meiner Mühe Lohns genug. —

In der Gegend am Lech befand ſich eine unglückliche Familie: denn wahrlich Unglück genug für Mann und Weib, zehn unerzogene Kinder um ſich herum heulen zu hören, und kein Brod — kein Brod für ſie zu haben; am Rand des Verderbens zu ſtehen, und alle Augenblicke vor Furcht der Schuldner Gefahr zu laufen, von Haus und Hof gejagt zu werden. So, und noch trauriger ſah es um dieſe Familie aus. Ihre Herrſchaftsſchuld allein (die übrigen nicht mitgerechnet) belief ſich auf 3000 Gulden, und zu 2200 Gulden ward der ganze Hof angeſchlagen. „Gant, Gant!“ rief man alſo von Seite der Herrſchaft — und der ſchreckliche Tag dazu ward beſtimmt. „Gütiger Himmel!“ bat voll Mitleids der Hofmarksherr (unter deſſen Gerichtsbarkeit erwähnte Familie nicht ſtand, ob ſie gleich in ſeiner Hofmark wohnte), der ſich nicht ſchämt, der gekränkten Menſchheit unter die Arme zu greifen, der zweimal Edelmann iſt, durch Geburt, und ein gefühlvolles Herz, „iſt denn kein Erbarmen? — kein Erbarmen für das Weib des Kummers, deſſen Ausſicht Verzweiflung iſt? — für den Säugling, der an der Bruſt der Mutter Blut ziehen muß? — für den Krüppel, der zum hölzernen Fuß verdammt, ohne ein Wort zu reden, Mitleid ſtöhnt? — für die mehr erwachſene Mädchen, die der Verführung, und der Entehrung bloß geſtellt ſind? — für die Knaben, denen Lumpen ihre Ausſteuer, und ihre Heirath der Wald iſt? — kein Erbarmen für zehn — zehn Kinder??“ — Umſonſt! die Göttin Menſchenliebe mußte für dießmal ſich zurückziehen, und Madame Gerechtigkeit machte ihr einen tiefen

Bückling. Der Tag des Schreckens rückt an; der Beamte, zwei Zeugen des Orts, und der Amtsdiener müſſen die fürchterliche Commiſſion vollziehen. Der Mann, dem ſeelezerreißenden Kummer auszuweichen, ſchleicht ſich heimlich davon, und das Weib im Zirkel gaukelnder Kinder ſitzt bei ländlicher Arbeit am Tiſche, den Säugling am Arme. — Die Thür wird geöffnet — „Jeſus Maria!“ ſchreit das Weib, läßt den Säugling auf den Tiſch fallen, ſtammelt noch etliche undeutliche Worte, und ſinkt in Ohnmacht. — „Jeſus Maria!“ ſchreien die Kinder, einige auf die Mutter hinfallend, die andern um den Beamten ſich ſchlingend. — Hier möchte ich deine Schmerzen nicht ausgehalten haben, redlicher Beamter, Mann des Mitleids! — Aber du ließt eine Thräne fallen (o Indiens Berge! können ſie dir nicht würdig bezahlen) und befahlſt den Umſtehenden redlichen Männern für das Weib zu ſorgen; dann gingſt du (ich ſah dich) mit ſchwankenden Füßen gerührt hinweg, und erzählteſt der Herrſchaft des Orts mit gebrochener Stimme den traurigen Hergang. — Alles ſchwieg, nur Thränen glänzten im Auge eines jeden; aber auf einmal riß ſich die gekränkte Menſchheit ihrer Bande los. „Da muß geholfen werden,“ war eine, und aller Stimme. Man ſetzte ſich hin, raffte noch einmal alle nur möglichen Gründe der Menſchheit zuſammen, und machte daraus der Herrſchaft ſo eine dringende Vorſtellung, daß ſie gerührt, nicht mehr den von Schauer und Mißwachs meiſt verunglückten Unterthan — nur den leidenden Menſchen mit 10 Kindern betrachtete.

Herrſchaften! habt ihr verarmte Unterthanen, o ſo laßt euch dieſe edlen Männer (denn es iſt ein anſehnliches hochadeliches Stift von mehrern Gliedern) zum Geſetz ſein, und ſtaunet die große That an. Sie ſchenkten die ganze Schuld von 3000 bis auf 900 Gulden großmüthig her, davon 300 Gulden nur baar, und 600 in jährlichen Friſten zu 30 Gulden ſollten erlegt werden. Die jährliche Gilt von 20 Scheffeln Getreidts ſetzten ſie für immer auf 12 Scheffel herunter — und der Chef davon (Mann des Verdienſtes! dich würdig zu rühmen, bin ich zu ſchwach) gab ſogleich 40 Gulden zum Beitrag aus eigner Börſe her. Nun war dem armen Manne auf einmal geholfen, aber dennoch nicht ganz; und ganz mußte ihm geholfen ſein, ſo wollte es der edle Hofmarksherr, der wahre Menſchenfreund: denn, wie ſollten die übrigen Schulden (und derer waren nicht wenig) getilgt? — wie die 300 Gulden vom Mann ohne Credit bezahlt werden?

Zuerſt ſtrich ein proteſtantiſcher Edler ſeine Forderung von 75 Gulden aus, und gab ihm noch, da er dankte, eine Reiszehrung nach Hauſe. Dann ſchlich das Verdienſt auch aus Bauernhütten hervor. Städter! lies hier Beweiſe davon, und ſchäme dich, einmal den Landmann verachtet zu haben! Ein wackerer Bauersmann von 5 Kindern hatte ſchon von der ſchrecklichen theuern Zeit her 104 Gulden zu fordern; er gab ihm die biedere Hand, und ſprach: es iſt dir geſchenkt. — Eine ehrliche Wittwe von 7 Kindern wiſchte den Reſt von 65 Gulden meiſtens geliehenen Saamenkorn hinweg. — Ein ſelbſt darbender Mann ſchenkte ihm das den ſchrecklichen Winter über geliehene Holz. — Einem armen Dienſtboten kam von einer gütigen unbekannten Hand ſeine Forderung zu 15 Gulden zu; — und wieder ein anderer Biedermann nahm einen Knaben zu ſich. Für den Krüppel, und noch etwa ein paar Mädchen ſorget die wahrhaft gnädige Herrſchaft, und nun — nun ſammelt der edle unnennbare Hofmarksherr an den noch reſtirenden 300 Gulden, wovon er ſchon von edlen gefühlvollen Seelen das meiſte zuſammengebracht, und ein paar Edelmänner ausgefunden hat, die ſich erboten, das übrige hinzu zu thun, um die Summe vollzählig zu machen. —

Da komm mir nur einer her, und ſage mir noch einmal: der Menſch iſt nicht zu ſchönen Thaten fähig, weil ſich ſeine Natur zu ſehr zum Böſen neiget. — Nur du biſt es, Menſch! — der du die ſchönen Triebe der Natur in ihrem Keim erſtickeſt. — Laß ſie auflodern in dir, und du wirſt Früchte ſammeln.

Dank dir hier, Edler v. D***! Du triebſt die ganze Maſchine, aus der ſo ein himmliſches Produkt hervortrat. — Dank euch, edle Frau, und Schwägerin des edlen Mannes! liebenswerthe Schweſtern! — ſtatt daß andere eures Geſchlechtes ihre harmoniſch empfindſamen Seelen durch das alberne Geſchwätz verliebter Knaben verſtimmen laſſen, machet ihr vielmehr die eurigen zu ſchönen Thaten nur noch mehr fühlbar! — Ganz zum Wohlthun ſeid ihr geſchaffen, und deßwegen wurdet ihr auch hier Advokaten der Menſchheit, die ſtärkſten nach eigner Geſtändniß einiger Glieder des ganzen herrſchaftlichen Körpers. Aus dieſer Triebfeder geleitet, gabt ihr die erſten, und ſtärkſten milden Beiträge aus eigner Chatoul her! — — Auch dir Dankwürdiger Beamter des armen Unterthans! durch deine Vorſchläge ward er gerettet! Loben will ich dich nicht, Edler! denn das Verdienſt verliert beim Lobe, — aber nennen möchte ich dich, damit mancher Gerührte dir einen warmen Kuß dafür auf deine Lippen drücken könnte. — Dank wieder dir, Hofmarksbeamter! die letzte Vorſtellung drang durch, und dieß war die deine! – Dank allen — allen für das mildthätige Opfer, das ſie hier der gekränkten Noth gemacht haben!!! —

Sieh! nun iſt die Familie gerettet! Die Menſchheit freut ſich darüber, und du — und ich — und jeder, der gut denkt, mit ihr!

O du, der Menſchheit Freund!
Liebend wie deine Hand
Trocknet vom Bruderaug
Des Grames heiße Thränen,

Und der Glückſeligkeit
Näher den Bruder bringt,
Näher zu Chriſtus ihn
Am Band der Liebe leitet —

So liebend und ſo ſanft
Drücke des Todes Hand
Einſt Dir dein Auge zu,
Und bringe Dich hinüber

In jene beſſre Welt,
Wo Dir die Krone winkt,
So wie die Garbe dem
Mit Schweiß beträuften Sämann;

Und wo im kühlen Grab
Schlummern die Hülle wird,
Die Du einſt heiligteſt —
Da weile, Freund und Pilger!

Und ſegnend wein' er da
Thränen des Dankes hin,
Rufe: o ruhe Du
Im Friede, unſer Bruder!

Mein Herr!

Ich liefre Ihnen hier meine Geſchichte als einen Beitrag zu ihren Schriften. Ich bin ein alter Beneficiat, der 80 Jahre zählt. Ich war in meinen jungen Jahren Hofmeiſter und erhielt durch Rekommendation der Herrſchaft, der ich diente, mein Beneficium. Ich wußte, ſo viel mir die gnädige Frau erzählte, daß ſie einiges Geld hatte daran wenden müſſen, um den andern Beneficiaten hinauszubezahlen, und mir dieſen Vortheil zu verſchaffen. Nun kam mir in meinen alten Tagen die Gewiſſensangſt, ob etwa die Erhaltung meines Beneficiums nicht eine Simonie wäre. Ich wandte mich an einen guten Freund, der auch ein Geiſtlicher war. Dieſer ſagte mir, er wolle die Sache ſo richten, daß ich ruhig darüber ſterben könnte, und übernahm das ganze Geſchäft. Die Sache ging aus: ich verlor mein Beneficium, und mein Freund erhielt es. —

Wie gefällt Ihnen das? — Ich lebe nun elend und arm, nur von den Gutthaten einiger Wenigen, und werde bald am Ende meines Lebens ſein; und jenſeits will ich dann zum Richter der Menſchen ſagen: Herr! wenn ich mich einer Simonie ſchuldig machte, welchen Namen verdient dann das Verfahren meines Freundes? —

P. P.

Ich hatte einen Freund, den ich mehr als mein Leben liebte. Dieſem eröffnete ich, daß ich eine Ausſicht auf eine Bedienung hätte, die mir wenigſtens jährlich 600 Gulden eintrüge. Ich fragte ihn um Rath. Ich will mich erkundigen, erwiederte er mir, und kam den andern Morgen wieder. Ey, ey, Lieber! fing er an, nimm dieſen Dienſt nicht er trägt kaum 200 Gulden, und der Ort iſt moraſtig und ſumpfigt, wo du hin ſollteſt, du würdeſt es nicht aushalten. Schreib ab. — Ich that es; und es verfloſſen zwei Monate, daß ich meinen Freund nicht mehr ſah. Ich glaubte, er wär krank, und hielt darum Nachfrage. Wiſſen Sie denn nicht, ſagte man mir, daß er den Dienſt zu N. erhielt? — Dieß war der nämliche Dienſt, von dem er mir abgerathen hatte, um ihn deſto ſicherer zu bekommen.

Wenn Sie je was von der Freundſchaft der jetzigen Welt ſchreiben, ſo rücken Sie auch dieſe Geſchichte ein.

Mein Herr!

Geſtern war ich in einem Judenhauſe — in dem Hauſe eines abſcheulichen Wucherers, der ganz vom Untergang anderer Menſchen lebt.

Ich muß Ihnen nur als einen Beitrag zu Geſchichten der beleidigten Rechte der Menſchheit die Scene ſchildern, die ich ſah.

Wenn man vor ihre Thüren kömmt, ſo werden dieſe meiſtentheils von Kerls geöffnet, die ausſehen wie die Räuber. Sie ſehen den Mann von Fuß auf an, um zu beſtimmen, was er ungefähr werth ſein könnte.

„Wollen Sie den Herrn ſprechen, ſagen ſie, ſo will ich Sie melden?“ — Binnen der Zeit ſtehen Sie im Vorgange in Erwartung, und das manchmal ziemlich lange. Wenn Sie der Thüre ein wenig nahe ſind, ſo können Sie wohl hören, was man ſagt. „Der will gewiß wieder Geld; nun ja, wenn er Verſätze hat, ſo will man ſehen; laß ihn hereinkommen.“ — Dann empfängt der Jauner die Leute gewöhnlich in der Schlafmütze, die er nach Geſtalt ein wenig rückt: auch iſt er meiſtentheils in Hemd-Ermeln. Sobald man von Geld ſpricht, ſo ſetzt er ſeine Mütze gleich wieder auf. „Geld? — Ja, Geld iſt jetzt rar; — wenn der Herr einen Verſatz hat? — —

Nun ja; ich habe einen Verſatz.

Was denn?

Einen Ring.

Will ihn ſehen. Was Wollen Sie darauf haben.

Zweihundert Gulden; er wird auf tauſend geſchätzt.

Fünfzig Gulden, wenn Sie wollen auf zween Monate, und das Uebrige geb ich Ihnen in Waaren. Hier iſt eine Tabacksdoſe dazu.

Und die Zinſen?

Zehn Procent — iſt Handelsgewinn.

Mein Herr — —

Nicht anders.

Während dem kömmt nun auch die Frau dazu. J. mein lieber Mann! iſt der Herr Lieutenant draußen, dem du neulich hundert Gulden geben haſt.

Kann warten; — will gewiß wieder was. So kömmt ein lumpigter Tropf nach dem andern. Adieu! Das letzte Wort — fünfzig Gulden! — — —

Es iſt doch gewiß äußerſt auffallend, wenn man ſich ſo einen redlichen Mann vorſtellt, der treu ſeinem Vaterlande gedient hat, und der nun durch mißliche Umſtände, oder Krankheit in die Lage verſetzt worden iſt, vor der Thüre eines Wucherers Hülfe ſuchen zu müſſen. Wenn man das narbenvolle Geſicht betrachtet, und den Wanſt des Müßiggängers; ſein höniſches Lächeln, ſein betrugvolles Auge, das ſchon den ganzen Gewinn überrechnet, den der Wucherer aus den dürftigen Umſtänden des Armen ziehen will; — wenn man denkt, daß Menſchen ſich vom Betruge nähren, und dieſes Handwerk des Betrugs, Gewerb oder Handlung nennen; ſtolz auf ihre Härte ſind, und keck auf ihre Unmenſchlichkeit, die Armuth unter ihre Füße treten, und noch überdas mit Unglimpf den behandeln, den ſie behandeln, den ſie betrügen. — Es iſt äußerſt impertinent, und ſo ein Betragen iſt das einzige in ſeiner Art.

Ich bitte Sie, dieß bei Gelegenheit ihren Schriften einzurücken, und die Juden zu erſuchen, ſie möchten doch ſo gütig ſein, auch ein wenig Toleranz gegen die Chriſten zu haben.

* * *

Ich bitte die Herrn Juden recht ſehr, ſie möchten doch auch mit den Chriſten ein wenig tolerant ſein. Dieſe Forderung iſt von mir ganz billig, denn ich habe die Chriſten auch gebeten, ein bischen Toleranz für die Juden zu haben: alſo, meine Herrn! das Reciprocum.

Mein Herr!

Ich bin ein Unglücklicher, und bin arm. Die Anſprüche auf Unterſtützung meiner Mitmenſchen, die ich habe, ſind die Anſprüche des Elendes. Wer kann aber beſſer die Menſchen kennen lernen, als der, der wirklich arm iſt? Der fühlt die Härte des Reichen, und die Bosheit des Unterdrückers.

Ich kam in eine große Stadt, und wohnte bei einem Bräuer. Da kam ein Mann zu mir, der mir ſeine Dienſte anbot, und mir alle mögliche Unterſtützung verſprach. Er ſagte mir, daß er mich bei einem Herrn von Anſehen in Dienſte bringen wollte, wenn ich nur ſo viel bekommen würde, mir hinlängliche Kleidung zu verſchaffen, daß ich anſtändig und ehrbar mich vor den Leuten ſehen laſſen könnte. Ich fand Freunde, die mich kleideten, und niemand war nun glücklicher als ich. Ich flog in die Arme meines vermeinten Gutthäters, und erinnerte ihn an ſein Verſprechen. Er aber war kalt, ſtieß mich von ſich; und ich war belehrt, daß ſein Verſprechen eine Lüge war. So gibt es Menſchen, die nicht gut ſind, aber doch gern gut ſcheinen möchten. Dieß iſt wirklich ein ſchändlicher Zug eines Menſchencharakters. Aber nicht genug, daß er mich belog, und meinem Unglücke mit falſchen Hoffnungen ſpottete; er ſuchte mir noch weiter zu ſchaden, wollte mich hie und da verdächtig machen, und brachte verſchiedenen Perſonen, deren Freundſchaft ich ſuchte, eine ſchiefe Meinung von mir bei. Das arme Kleid war an all dem Schuld. Gott im Himmel! ſo gibt es Menſchen, die noch mit dem Elend ſelbſt ihr Spiel treiben. Der, der einen Unglücklichen von ſich ſtößt, iſt weniger grauſam, als der, der ihn mit betrügeriſchen Hoffnungen täuſchet. Ich gehe aus dieſer Stadt, und ſuche beſſere Menſchen im Gebirge. Leben Sie wohl!

Geh ins Gebirg, wo unter Klippen
Die Menſchenfreundlichkeit noch wohnt,
Wo ſie nicht auf den eitlen Lippen,
Nein, in dem Herzen ſelber thront.

Ruh auf rauen Felſenſteinen,
Wo Dich kein harter Unmenſch drückt:
Dort kannſt Du ungeſtört doch weinen,
Weil Dich kein Ungeheuer ſchreckt.

Dort iſt die Armuth kein Verbrecher,
Dort täuſcht Dich nicht der Freundſchaft Schein.
Mit wilden Thieren wirſt Du ſprechen,
Und glücklich in der Wüſte ſein.

Sie wiſſen, daß ich bei dem Baron von N. Hofmeiſter bin. Nun kann ich es aber nicht länger aushalten. Ich wollte den Jungen Sitten lehren, aber man war unzufrieden, und ſagte: Sitten ſind für den Pöbel, der Adel hat keine nöthig. Ich brachte ihm Grundſätze von Religion bei; allein die Grundſätze, die ich ihm auf ſeinem Zimmer beibrachte, wurden bei der Tafel wieder verſchwätzt, denn da ſpottet man über alles. Nun erwuchs der Junge wie ein Thier; und wenn ſeine Leidenſchaften einmal ſtärker werden, wird er ein leibhaftes Vieh. Er ſpottet über alles, lacht über alles. Ums Himmels willen! was wird aus dieſem Jungen werden? — Ich kann nicht ausdauern; künftigen Monat will ich fort. Schaffen Sie mir doch Rath, oder eine andere Stelle.

Antwort.

Ich bin von verſchiedenen Herrſchaften erſucht worden, Hofmeiſter für ihre Jungen ausfindig zu machen. Hier lege ich Ihnen bei, was man für Eigenſchaften fordert. Mich däucht, mein Freund! es paßt keine davon für ihren Charakter. Gehen Sie aufs Land, und erziehen Sie die Bauern als ein Kaplan; und Sie werden der Menſchheit mehr nützen, als hier, wo alles verdorben iſt. Die guten Stellen, wo es Menſchen gibt, ſind ſchon beſetzt, und mit Narren iſt nichts zu machen.

Beilage.

B. N. ſucht einen Hofmeiſter, fordert von ihm hauptſächlich, daß er ein wenig in der Chymie bewandt ſey, den der B. laborirt.

Herr von *** ſucht einen Hofmeiſter; es wär ihm lieb, wenn er zu gleicher Zeit auch friſiren könnte.

Graf N. ſucht einen Hofmeiſter; muß aber nothwendig ein Geiſtlicher ſein, denn außer dem Benefiz hat er keinen Gehalt.

N. ſucht einen Hofmeiſter; man fordert aber von ihm auch Kenntniß von der Oekonomie, denn man wird ihm den Weinkeller anvertrauen.

Es wird ein Hofmeiſter geſucht, muß aber ein ésprit fort ſein, denn der Graf will aus ſeinem Jungen einen entſetzlichen großen Mann machen.

Mein Herr!

Ein junger Kaufmann gerieth in Verfall; und Noth und Verderben war vor der Thüre. Da war nun Hülfe nöthig; aber niemand half, denn wer hilft, wenn man elend iſt? — — Worte findeſt du wohl, Unglücklicher, aber keine thätige Freunde. So gings auch da. Die Reichen entſchuldigten ſich alle; halfen nicht, obwohl ſie durch Vorſtreckung eines Kapitals auf mäßige Zinſen die ganze Familie hätten retten können, aber es geſchah doch nicht.

Nun kams darauf an, daß Haus und Hof die Beute der Gläubiger werden ſollten. Die Kinder weinten, die Mutter jammerte; aber die Reichen ſtunden gefühllos da, und ſahen Thränen fließen, ohne davon gerührt zu werden.

Die Noth ſtieg aufs höchſte; da kam ein alter Mann, es war ein Drechsler. Seine Hand war hart wie das Holz durch Arbeit, aber ſein Herz war weich; ſein Kleid war ſchlecht, aber ſchön ſeine Seele; ſeine Miene ungekünſtelt, aber herrlich ſein Gemüth. Der kam. „Ich kann die Kinder nicht zu Grunde gehen ſehen. Seht, ſagt er, da ſind 1000 Gulden, die ich mir hart erſparte; es iſt mein ganzes Vermögen. Nehmts aufs Haus, bezahlt euere Schulden, und laßt den Kindern das Eigenthum; nach und nach, hoffe ich, werden ſie mich bezahlen."

Da ſtunden ſie da, die edlen Herren in Perüken und Mänteln, und ſperrten das Maul auf, und gafften den Mann an, und konnten dieſe Sprache nicht verſtehen. Der Mann aber ging ruhig fort, und erlegte bei Obrigkeit das Geld, und rettete die Familie von dem Verderben.

Es war ein ganz gemeiner Mann, der dieſes that, der aber edler und größer iſt in der Menſchheit, als alle Hochwohlgeborne, von und zu. — — Du alter Drechsler du! du biſt mein Edelmann.

Wunderliche Geſchöpfe ſind doch die Großen und Reichen. Wenn man ihnen Gefälligkeiten erweiſet, und ſie gegen jemanden eine Verbindlichkeit haben, ſo haſſen ſie ihn zuletzt, damit ſie des Dankes überhoben ſind. Es ſcheint ordentlich, als wäre unſere Exiſtenz Beleidigung für ſie, weil es Fälle geben könnte, daß ſie ſich manchmal der Gefälligkeiten erinnern müßten, die ſie uns ſchuldig ſind. Schafft mir doch den Menſchen aus der Welt, denken ſie, damit er mir nicht mehr begegnet, denn ich erinnere mich, wenn ich ihn ſehe, daß ich ihm Dank ſchuldig bin, und das iſt mir läſtig. Thut mir alſo den Gefallen, und ſchlagt ihn bei guter Gelegenheit todt.

Dieß mein Herr! iſt die Denkart mancher Großen. Wenn Sie Gutes thun, iſts meiſtentheils Laune, Humor, Eitelkeit: daher verſprechen ſie viel, und halten wenig. Ich bin ein armer Teufel, und kam nach N***. Da wies mich ein gutthätiges Frauenzimmer an einen reichen Herrn, und empfahl mich. Sie führte mich ſelbſt dabei auf. Der reiche Herr wollte aus Gefälligkeit gegen das Frauenzimmer gut ſcheinen, und empfing mich ſo höflich, verſprach mir ſo viel, daß es wirklich eine Freude war. Nun kams aufs

Halten an; und damit er ſeiner glänzenden Worte los wurde, ließ er mich in der Stille avertiren, daß, wenn ich nicht aus der Stadt ging, ich Gefahr liefe, eingeſperrt zu werden. Ich verließ auch die Stadt. — Das war die Politik. Fürs erſte verband er ſich das Frauenzimmer; fürs zweite wurd er ſeines Verſprechens los ohne viele Mühe. Es iſt doch was herrliches um die Politik! —

O ja gewiß, es iſt was recht ſchönes um die Politik!

Freund meiner Seele!

Was iſt es doch um dieſes Leben hienieden! — Elend iſt das allgemeine Loos der Menſchen. Glücklich der, der die Zeit ſeiner Wanderſchaft vollendet hat! — glücklich die, die jenſeits des Grabes ſind. Meine Schwermuth, lieber Freund! wurde durch meine Reiſe nicht gemindert. Ich ſah ſchöne, herrliche Gegenden der Natur; ſie erfreuten mein Auge; aber der größte Theil der Menſchen war überall böſe.

Armuth und Gram herrſcht in den meiſten Gegenden der Welt, in dieſem Thränenthale der Sterblichkeit. Murre nicht über die Stimmung meines Herzens. — Dieſen Brief erhältſt Du von einer Seegegend, wo ich mich nun ſeit acht Tagen aufhalte. Geſtern ging ich ſpazieren, und hing meinen Betrachtungen nach. Die Zeit war eben nicht zu günſtig, denn ein rauher Wind wehte über die Fläche der See den Hain durch. Da ſetzte ich mich eine Weile auf einen Sandhügel, und betrachtete die Gegend. Endlich wurd es mir zu kalt; ich entſchloß mich wieder nach Haus zu kehren. Ich ging einige Schritte fort, und fand ein ſchönes Mädchen hingeſtreckt auf einem Sandhügel. Blaß war ihr Antlitz, und einer Sterbenden ähnlich. Ich eilte ihr beizuſtehen; da erholte es ſich, ſah umher, drückte mir die Hand, und weinte. Nach einer Weile, als ich ſo bei ihr ſaß, und ungeduldig nach der See blickte, ob nicht vielleicht ein Fiſcherkahn landen wollte, dieſe Unglückliche fortzubringen, ſammelte die Kranke die letzten Kräfte der Natur. Ich fühle, ſprach ſie, daß ich hier ſterben werde: Dank dir! daß du mir den letzten Dienſt der Menſchheit erwieſen haſt. Ich ſterbe — elend, aber getroſt, denn mein Herz iſt ohne Vorwurf. — —

Die Arme ſchloß ihre Augen, und öffnete ſie nicht mehr. Ewig will ich dieſen Auftritt denken. Da lag ſie hingeſtreckt auf einem Sandhügel; ein magerer Pudel ſaß neben ihr, und der Wind, der von der See herſtrich, ſträubte ſeine zerrütteten Haare empor. Ein kahler Baum ſtreckte ſeinen dürren Wipfel zum Himmel, und ein einſamer Raab ächzte das ſchauderliche Todenlied auf die Sterbende herab. Der Hund verließ das Mädchen nicht; er blieb bei ihr, und als man den Leichnam zur Begräbniß abholte, lag der Hund auch todt an des Mädchens Seite.

Dieſes Mädchen war die Tochter eines fürſtlichen Beamten, der ſeinem Fürſten treu diente, und daher arm ſtarb. Sie war ſchön, und trat zu einem Cavalier in Dienſte. Dieſer wollte die Unſchuld verführen; und da ſie ihm mit aller Macht der beleidigten Tugend widerſtund, beſchuldigte er ſie eines Diebſtahls, und wollte ſie in Verhaft ſetzen laſſen. Sie entfloh. Niemand begleitete ſie, als ein armer Hund, dem ſie manchmal eine Suppe reichte. Gram, Hunger und Elend lieferten ſie in die Arme des Todes.

Es entdeckte ſich die Unſchuld. Ich ſprach ſelbſt mit dem Barbar von Menſchen, der ſie ſo mißhandelte; aber keine Thräne trübte ſein Auge. Man trug ſie zur Erde, und nur wenige weinten auf ihrem Grabe. Gott im Himmel! wo iſt der Winkel, wo ich mich verbergen, und vor der Bosheit der Menſchen ſchützen kann? Lebe wohl! Wir werden doch noch ſo einen einſamen Ort finden; dann will ich dich aufſuchen, und wir wollen dann leben, wie der Einſiedler. Leb wohl, treuer Freund meines Herzens! — —